Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wolff, Oskar Ludwig Bernhard, 1799-1851

Hausschatz deutscher Prosa Theorie des deutschen prosaischen Styls, verbunden mit einer vollständigen Auswahl von Musterstücken jeder Gattung der Schreibart, aus den Werken der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller, in chronologischer Ordung ; ein Buch für Schule und Haus

Leipzig 1853

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.1510
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091232-8

Kreisbibliothek Regensburg
Staatl. Bibliothek
Regensburg
8° Germ.
1510
Wolff

~~Dr. Carl [illegible]~~

# Hausschatz deutscher Prosa.

## Theorie des deutschen prosaischen Styls,

verbunden

mit einer vollständigen Auswahl

von

**Musterstücken jeder Gattung der Schreibart,**

aus den Werken

**der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller**

in chronologischer Ordnung.

**Ein Buch für Schule und Haus.**

Von

**O. L. B. Wolff.**

**Siebente Auflage.**

Kreisbibliothek Regensburg

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1853.

# Hausschatz
# deutscher Prosa.

Beispiele
des deutschen prosaischen Stils

Musterstücken jeder Gattung der Sprachkunst,

der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller

Ein Buch für Schule und Haus.

Von

O. L. B. Wolff.

Siebente Auflage.

Kreisbibliothek Regensburg

Verlag von Otto Wigand.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

# Vorwort.

Jedes Buch, besonders aber ein Lehrbuch, muß für sich selbst sprechen, und so wäre es hier auch eigentlich überflüssig, der vorliegenden Sammlung einige, sie begleitende Worte mitzugeben, wenn der Verfasser es nicht für Pflicht hielt, zu leichterer Anwendung und besserem Verständniß des Planes, dem er bei dieser Arbeit folgte, nachstehendes zu bemerken. Wie er bei dem poetischen Hausschatz vorzüglich darauf bedacht sein mußte, neben der historischen Uebersichtlichkeit das Schöne im Auge zu behalten, und bei der Auswahl auf dieses vor Allem Rücksicht zu nehmen, so hatte er hier ein anderes Ziel zu erreichen, und vorzüglich den Gesichtspunkt directester practischer Nützlichkeit nicht aus den Blicken zu verlieren. Da nämlich, wo der poetische Hausschatz in Schulen und öffentlichen Bildungsanstalten eingeführt worden, soll er als ein Mittel allgemeiner Bildung, durch die Kenntniß des vorhandenen Guten und Schönen, auf dem Gebiete vaterländischer Dichtung benutzt werden, und zugleich zu der näheren Bekanntschaft der äußeren, und zum Theil auch der inneren Formen der Poesie, jedoch mehr durch Beispiele als durch Lehre führen; Poesie selbst, oder richtiger Poetisiren, vermittelst desselben lehren zu wollen, wird aber keinem vernünftigen Pädagogen in den Sinn kommen, weil sich Poesie in ihrem eigensten Wesen eben nicht lehren läßt. Anders ist es dagegen mit einem Hausschatz deutscher Prosa. Die mehr oder minder angeborene Fähigkeit, den richtigen und zweckmäßigen Ausdruck in der eigenen Sprache für seine Gedanken zu finden, muß Jeder üben, denn das wird von Jedem verlangt, und ist und bleibt einer der nothwendigsten und ersten Unterrichts-gegenstände unserer sämmtlichen Schulen, der freilich in den unteren für den Bürger bestimmten Anstalten oft mit weit mehr Vorliebe und weit besser behandelt wird, als in den höheren, denn die Klage, daß sehr viele Gymnasien Schüler entlassen, welche sich in den alten Sprachen weit fertiger, gewandter und richtiger auszudrücken wissen

als in der Muttersprache, ist leider noch immer eine gerechte und herrschende. Der Verfasser hat daher hauptsächlich dafür zu sorgen gestrebt, daß die vorliegende Sammlung ganz besonders als ein Lehr- und Handbuch des prosaischen Styls in seinem ganzen Umfange benutzt werden könne, und dieser Aufgabe alles Uebrige untergeordnet, ohne es jedoch zu sehr in den Hintergrund treten zu lassen; bei der Auswahl ist demgemäß Schönheit, Eleganz und Uebersichtlichkeit historischer Entwickelung und Fortbildung ebenfalls aufmerksam beachtet worden, aber für die erste Abtheilung herrschte immer das Streben nach möglichster Erreichtung des nächsten Zweckes vor, welches darin vorzüglich bestand, die geeignetsten und correctesten Beispiele in möglichst reicher Auswahl der Theorie hinzuzufügen. Bei der zweiten Abtheilung der poetischen Prosa, welche bisher noch in keinem derartigen Hand- und Lehrbuche behandelt wurde, konnte das ästhetische Interesse mehr vorwalten, während auf das ethische überhaupt durchgängig die strengste und pflichtgetreueste Rücksicht genommen wurde, um so mehr, als die Bestimmung dieses Buches sein soll, unter der deutschen Jugend, wie überhaupt unter allen sich Bildenden, in möglichst weiten Kreisen verbreitet zu werden.

Wie sehr der Verleger durch treffliche Ausstattung und den überaus billigen Preis dazu beigetragen habe, diesen vaterländischen Zweck zu unterstützen, darauf braucht wohl kaum aufmerksam gemacht zu werden, denn es liegt zu sichtbar vor.

**Der Verfasser.**

# Einleitung.

1.

Jedes Mittel, dessen sich die Menschen bedienen können, um einander ihre Gedanken mitzutheilen, wird mit der allgemeinen Benennung **Sprache** bezeichnet. Diese Mittel bestehen entweder in **sichtbaren** oder in **hörbaren** äußeren Zeichen; zu den sichtbaren sind **Blicke, Geberden, Bewegungen**, zu den hörbaren **Töne** zu rechnen. Sobald diese, einfachen oder zusammengesetzten, Töne eine bestimmte Geltung haben, welche von einer großen Menschenmenge (einem Volke) angenommen und festgestellt worden, heißen sie **Worte** und bilden zusammen eine Wortsprache oder Sprache im engeren Sinne, welche allein den Menschen eigenthümlich ist.

**Anmerkung.** Man unterscheidet **Ursprachen**, deren Ursprung bis in die entferntesten Zeiten hinaufreicht, und die man als durch ein Volk und in demselben ursprünglich entstanden betrachten muß; **Muttersprachen**, aus denen sich andere Sprachen entwickelt, **Töchtersprachen**, die sich aus einer früher vorhandenen Sprache herausgebildet haben; **todte Sprachen**, welche nicht mehr von einem Volke im Verkehr des täglichen Lebens, und **lebende Sprachen**, welche noch von ganzen Nationen gesprochen werden. Der bekannt gewordenen Sprachen, die Mundarten mit eingerechnet, giebt es in Asien 937, in Europa 587, in Afrika 225 und in Amerika und Australien 1264. Eine Uebersicht derselben findet sich in Balbi, Atlas ethnographique du monde.

Vgl. **Jochmann**, Ueber die Sprache. Heidelb. 1818.

**Bernhardi**, Anfangsgründe d. Sprachwissenschaft Berlin 1805.

2.

Die Sprache, als das äußere Mittel für die Mittheilung unserer Gedanken, unterliegt daher naturgemäß in ihrer Gestaltung und Anwendung Gesetzen, welche denen ähnlich und verwandt sind, durch die die Wahrnehmungen unseres Bewußtseyns überhaupt bestimmt werden. Das Hauptgesetz ist die innere Verbindung der Gedanken; sie erfordert Verbindung des Ausdrucks derselben. Die Sprache in diesem inneren und äußeren Zusammenhange behält nicht mehr diese Benennung, sondern wird zu genauerer Bestimmung des Begriffes mit dem Worte **Rede** (im weiteren Sinne) bezeichnet.

3.

Die Gesetze, welchen die **Rede** unterliegt, gehören in das Gebiet dreier verschiedener Wissenschaften, der **Logik**, der **Grammatik** und der **Rhetorik**. Die Logik entwickelt und bestimmt die Bedingungen des richtigen, folgerechten und zusammenhängenden **Denkens**, welches nothwendig jeder richtigen und allgemein verständlichen sprachlichen Aeußerung zu Grunde liegen muß; die **Grammatik** oder Sprachlehre setzt die Bedeutung, die Anwendung, die Gestaltung und die Verbindung der Worte als der Sprachtheile fest; die **Rhetorik** oder Redelehre (Redekunst) im Allgemeinen giebt die nothwendigen auf der Logik und der Grammatik begründeten Vorschriften für den genauen inneren und äußeren Zusammenhang der Gedanken und ihrer Darstellung durch Worte. — Die angeborene oder angeeignete Fähigkeit, stets für seine Gedanken den richtigsten und besten Ausdruck zu finden und auf die passendste Weise zur Erscheinung zu bringen, wird **Beredsamkeit** genannt.

**Anmerkung.** Unter **Redekunst** im weiteren Sinne versteht man die Lehre der Darstellung durch Worte, die **Theorie des Styls** (besonders des prosaischen); im engeren Sinne ist dagegen die Redekunst, die Lehre von der Verfertigung und dem Vortrage der öffent-

lichen Reden, also die Lehre von der Bildung eines Redners in ihrem ganzen Umfange.

Vgl. Ernesti, Prol. de artis bene cogitandi et bene dicendi conjunctione, in dessen Opusc. Orat. p. 134.

Campbell, Philosophy of Rhetoric B. I. Ch. IV. of the Relation which Eloquence bears to Logic and Grammar.

Nachträge zu Sulzer's Theorie der schönen Künste Bd. V. S. 229.

4.

Die Redekunst in ihrem ganzen Umfange zerfällt demgemäß in a) die Lehre von dem Ausdrucke der Gedanken in der Sprache des täglichen Lebens, wenn gleich in ihrer edelsten und reinsten Form, die Theorie des Styls und vorzüglich des prosaischen Styls; b) die Lehre vom Ausdrucke der Gedanken in der Form der Poesie, die Poetik und c) die Lehre vom Ausdrucke der Gedanken für den rednerischen Vortrag, die Rhetorik. — Die Poetik bildet eine für sich abgeschlossene Wissenschaft, welche nur in ihren ersten Elementen denselben Gesetzen wie die Theorie des Styls überhaupt unterworfen ist, aber einen anderen Zweck als diese verfolgt; die Rhetorik dagegen ist nur ein Theil der Theorie des prosaischen Styls überhaupt und steht mit dieser in genauem Zusammenhange, obwohl sie um ihres besonderen Zweckes willen noch eine Reihe von Bestimmungen in ihren Kreis zieht, welche die Theorie des prosaischen Styls im Allgemeinen weiter nicht berühren.

5.

Die Form des gewöhnlichen Ausdruckes der Gedanken, oder die, wenn gleich veredelte, Sprache des täglichen Lebens, wird mit dem allgemeinen Namen Prosa bezeichnet; ihr Gegensatz ist die Sprache der Poesie, welche hinsichtlich ihrer Form bestimmten Gesetzen der Metrik unterliegt, während diese bei der Prosa durchaus nicht obwalten und auch nicht obwalten dürfen, da die Natürlichkeit, deren wahrster Abdruck sie seyn soll, keinen derartigen Zwang gestattet, und die Prosa nur den allgemeinen Forderungen des Wohllautes überhaupt zu gehorchen hat. Innerhalb dieser Natürlichkeit kann sie sich jedoch, wenn es der Inhalt und äußere hinzutretende Umstände bedingen, bis zum höchsten und edelsten Ausdrucke steigern und dadurch in eine nahe Verwandtschaft zu der idealisirten Sprache der Poesie treten, doch muß sie immer unabhängig von regelmäßiger metrischer Gestaltung bleiben, und wird fehlerhaft, wo dies nicht der Fall ist. Diese Gattung der Prosa, welche eine Art des Ueberganges von der Prosa überhaupt zur Poesie bildet, heißt die poetische Prosa.

Vgl. Klopstock's kleine Schriften. Th. II. S. 36 ff.

In den Memoirs of the literary and philosophical society of Manchester. London 1785. Bd. II.:

die Abhandlung von Barnes: On the nature and essential character of *poetry* as distinguished from prose.

6.

Die Theorie des prosaischen Styls umfaßt das ganze Gebiet prosaischer Darstellung und entwickelt sowohl die allgemeinen Gesetze für die prosaische Schreibart überhaupt, als sie auch die besonderen Regeln für die einzelnen Gattungen derselben feststellt. —

Die prosaische Schreibart an und für sich zerfällt nach ihrem Character in die niedere, die mittlere und die höhere. (Vgl. §. 2. der folgenden Abtheilung).

Die Gattungen erleiden dagegen nach ihren Formen, welche von den sie bestimmenden Zwecken bedingt werden, folgende Eintheilung: a) in die Gattung der Briefe; b) der geschäftlichen und amtlichen Mittheilungen; c) der Gespräche; d) der belehrenden Abhandlungen; e) der geschichtlichen Darstellungen; f) der Reden; und g) der poetischen Prosa.

# Erste Abtheilung.

## Von der Schreibart m Allgemeinen.

1.

Schreibart oder Styl nennt man den prachlichen Ausdruck der Gedanken in ihrem äußeren wie in ihrem inneren Zusammenhange, bedingt durch die Gesetze der Logik und Grammatik, durch das Streben nach möglichster Vollendung der Form und Uebereinstimmung dersel-

ben mit dem Inhalte, durch den, der ganzen sprachlichen Darstellung im Allgemeinen und dieser einzelnen Aeußerung im Besonderen zu Grunde liegenden Zweck und durch den Character des Individuums, das seine Gedanken in sprachlicher Form und bestimmter Absicht zur Erscheinung bringt. Von dem Inhalte, dem Stoff, hängt daher die Grundbestimmung des Styls ab, der um desto vollkommener wird, je mehr der Inhalt und die Form übereinstimmen. Da jedoch dieser Stoff sich verschiedenartig auffassen und darstellen läßt, so kann auch der ihmzu gebende Ausdruck vielfach und verschiedenartig seyn, je nach der Auffassung selbst, der Denk- und Sprachweise und dem Character des Darstellers und dem Zweck, den er dadurch zu erreichen strebt. Geistige Bildung, innige Durchdringung des Stoffes, richtiges Gefühl und ein reiner Geschmack sind daher die besten Führer bei der Wahl der Schreibart.

Vgl. Adelung, Ueber den deutschen Styl 3. A. Leipzig 1789.
Moritz, Vorlesungen über den Styl, fortgesetzt von Jenisch. Berlin 1793; 2 Bde. in 8.
Snell, Lehrbuch der deutschen Schreibart 2. A. Frankfurt 1801.
Pölitz, Lehrbuch der prosaischen und rednerischen Schreibart. Halle 1827.
Derselbe, das Gesammtgebiet der deutschen Sprache nach Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit. Halle 1825. 4 Bde.
Sulzer, Theorie der schönen Künste. Bd. IV. S. 364. Art. Schreibart.
Bouterwek, Aesthetik, Bd. II. S. 258.
Meiners, Grundriß der Theorie und Geschichte der schönen Wissenschaften Kap. 24 und 25.
Versuch einer Geschichte des Styls. Wien 1781.
Jean Paul, Vorschule der Aesthetik, Th. II. Progr. 13. Th. III. Vorl. 1.

2.

Jeder sprachlichen Mittheilung liegt einer der folgenden drei Zwecke zu Grunde: entweder einfache Benachrichtigung oder Belehrung oder endlich Wirkung auf das Gemüth, je nachdem die Absicht des Mittheilenden ist, entweder bloß auf den Verstand, oder auf Verstand und Vernunft zugleich, oder endlich auf Verstand, Vernunft und Herz gemeinschaftlich einzuwirken. Diese drei Zwecke nur bestimmen die drei Hauptgattungen des Styls, die niedere, die mittlere und die höhere.*) Neben und innerhalb derselben giebt es noch verschiedene Arten des Styls, wie z. B. den naiven, den sentimentalen, den declamatorischen u. s. w. Doch bleiben diese stets jenen Gattungen untergeordnet und hängen mehr von äußeren Umständen und besonderen Verhältnissen ab.

Vgl. Schott, Theorie der Beredsamkeit, Th. III. Abth. 2. Abschn. 1. S. 17.
Reinbeck, Handbuch der Sprachwissenschaft, Bd. II. Abth. 1. S. 111 ff.

3.

Klarheit der Gedanken, Deutlichkeit des Ausdrucks, Bestimmtheit in der Darstellung, grammatische Correctheit und Uebereinstimmung zwischen Stoff und Form, so wie möglichster Wohllaut der Rede, sind unerläßliche, allgemeine Bedingungen für sämmtliche drei Gattungen.

Vgl. Morgenstern, Ueber edle Simplicität der Schreibart in Eberhard's Philos. Archiv Bd. I. S. 1. und auch besonders erschienen. Halle 1792 in 8.

4.

Da, wie bereits §. 2. bemerkt wurde, der Zweck der niederen Schreibart der einfacher Benachrichtigung ist, und sie allein durch ihn bedingt wird, so bleibt das Haupterforderniß derselben die größte Einfachheit, und die ruhige, genau zusammenhängende, streng logische Durchführung bis zum Schluß. Alle überflüssige rednerische Ausschmückung muß demgemäß durchaus vermieden werden. Da jene nur auf den Verstand allein wirken will, so darf sie auch nur die Mittel anwenden, welche dazu erforderlich sind. Die niedere Schreibart wird endlich nur für Anzeigen, Berichte und Geschäftsbriefe angewendet.

5.

Die mittlere Schreibart dagegen, die zugleich auf Verstand und Vernunft einwirken will, darf sich — abgesehen davon, daß sie zugleich alle jene Eigenschaften besitzen muß, welche sämmtlichen drei Gattungen durchaus nothwendig sind — reicherer Mittel bedienen, welche ihr behülflich sind, ihren Zweck zu erreichen. Dazu gehören vorzüglich ein stärkerer, lebhafterer und geschmückterer Ausdruck als ihn die niedere

*) Το ἰσχνὸν, ἀνθηρὸν, ἁδρόν, genus dicendi tenue, mediore, sublime. Cicer. Orat. c. 23—28. Quinctil. Institut. XII. 10.

Schreibart verlangt; doch muß auch hier vollkommene Uebereinstimmung des Stoffs und der Form und große Mäßigkeit bei der Wahl dieser Mittel vorherrschen, indem jede Uebertreibung die Erreichung des Zweckes hindern würde. Die mittlere Schreibart wird bei inhaltreichen Briefen, didactischen Abhandlungen und historischen Darstellungen angewendet.

6

Die höhere Schreibart hat die Aufgabe zu lösen, auf Verstand, Vernunft und Herz gleich mächtig einzuwirken, denn sie will nicht bloß benachrichtigen oder belehren, sondern überzeugen, und in Folge dessen einen tieferen Eindruck hinterlassen, durch welchen sie zu Handlungen anregt. Ihr sind daher alle ihr zu Gebote stehenden passenden Mittel anzuwenden gestattet, vorausgesetzt, daß dadurch kein Misverhältniß zwischen Inhalt und Darstellung hervorgebracht werde. Adel, Tiefe und Schärfe der Gedanken, edle Würde und Kraft des Ausdruckes, reicher Schmuck und edle Anmuth der Darstellung gehören zu ihren hervorstechendsten Eigenschaften, deren höchste Steigerung sie erlaubt. Sie wird meist nur bei Reden im eigentlichen Sinne gebraucht.

7.

Eine andere Eintheilung der Gattungen des Styls ist diejenige, welche auf den drei Formen des geistigen Lebens beruht, durch welche der Gedanke sprachlich zur Erscheinung kommt. Diese drei Gattungen des Styls sind daher: 1) der prosaische, 2) der dichterische, 3) der rednerische Styl. Der erstere entspricht dem Zustande des ruhigen Anschauens und Denkens, der zweite dem des lebendigen Fühlens, der dritte dem des innigen Bestrebens. —Diese Eintheilung bezieht sich aber auf das ganze Gebiet sprachlicher Darstellung im Allgemeinen, bedarf zu richtiger Feststellung noch vieler Nebenbestimmungen und Unterabtheilungen und überschreitet das Gebiet prosaischer Darstellung.

Vgl. Schott, Theorie der Beredsamkeit, III. Th. 2. Abth. 1. Abschn. S. 17.

Reinbeck, Handb. d. Sprachwissenschaft Bd. II. Abth. 1. S. 111 ff.

8.

Die Art des Styls wird durch die vorherrschenden Eigenschaften desselben bestimmt, da diese ihm den eigenthümlichen Ton verleihen; so viele solcher vorwaltenden Eigenschaften es daher geben kann, so viele Arten des Styls können demgemäß auch vorhanden seyn. Die vorzüglichsten sind: der naive, der sentimentale, der humoristische, der malerische, der declamatorische und der rhetorische Styl. Der naive Styl zeichnet sich durch das Vorherrschen des unschuldigen, unbefangenen, rein kindlichen Tons im Gegensatze zu dem Tone berechneter, conventioneller Zurückhaltung aus; das Eigenthümliche des sentimentalen Styls ist der Ausdruck vorwaltender sanfter Empfindung und Rührung; das Characteristische des humoristischen Styls beruht auf dem raschen Wechsel der Empfindungen und den plötzlichen Uebergängen vom Ernste zum Scherz, hervorgebracht durch das Gefühl der Unvollkommenheit menschlichen Daseins im Verhältniß zum Unendlichen, welches bald sich mitleidend, bald sich darüber erhebend und sie verspottend äußert. Der malerische, declamatorische und rhetorische Styl werden dagegen mehr durch die Ausdrucksweise als Form, als durch die derselben zu Grunde liegende subjective Weltanschauung bestimmt; der malerische Styl stellt sich die Nachahmung und möglichste Versinnlichung seines Inhaltes durch Worte, sogar bis zur Klangnachbildung zur Aufgabe; der declamatorische Styl sucht besonders den mündlichen Vortrag, der ihn als nächster Zweck bestimmt, zu heben und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu unterstützen; der rhetorische Styl endlich entspricht den Forderungen der Rhetorik im engeren Sinne.

Vgl. Mendelssohn, Ueber das Erhabene und Naive im 2. Stück seiner philos. Schriften S. 121.

Schiller, Ueber das Naive; in den Horen, Jahrgang I. St. 11. Sämmtl. Werke in 1 Bde. S. 1230.

Jean Paul, Vorschule der Aesthetik. Th I.

9.

Das erste Erforderniß des Styls im Allgemeinen ist Deutlichkeit. Man bezeichnet mit diesem Ausdruck die vollkommene Verständlichkeit der Gedanken, unterstützt und getragen durch die ihnen gegebene Form des Ausdrucks. Um die Deutlichkeit zu erreichen, bedarf es zuerst der Klarheit der Gedanken, dann der Reinheit, Bestimmtheit und Schärfe des Ausdruckes und endlich grammatischer Correctheit. Fehler gegen dieselbe sind Dunkelheit, Zweideutigkeit und Unverständlichkeit. Unklarheit der Gedanken, falsche Stellung und unrichtiger Gebrauch der Wörter, so wie unrichtige grammatische Construction, zu große Künstelei in der Satzbildung oder auch gesuchte und unvollständige Kürze und

endlich falsche oder unbekannte Anwendung von Kunstausdrücken veranlassen die Dunkelheit des Styls. Zweideutigkeit wird dagegen verschuldet, wenn der Rede mehr als ein Sinn untergelegt werden kann, was durch eine unpassende Wahl von Wörtern, die mehr als eine Bedeutung haben, leicht zu geschehen pflegt und bei ernsten stylistischen Darstellungen streng vermieden werden muß; bei komischen oder humoristischen Aufsätzen ist dagegen die Zweideutigkeit, im eigentlichen Sinne des Wortes, wohl erlaubt, gehört aber stets nur zu den untergeordneten Spielen des Verstandes und entbehrt leicht der Würde. — An der Unverständlichkeit des Styls endlich sind entweder Verworrenheit oder logische Unvollkommenheit, gekünstelte Darstellung oder auch ein Misverhältniß zwischen Inhalt und Darstellung Schuld, wenn nicht geistige Armuth und Formlosigkeit des Verfassers.

Vgl. Kolbe, Ueber Wortmengerei. Leipzig 1812. 2. Aufl.
Adelung a. a. O. S. 125.
Campbell, Philos. of Rhetoric Vol. II. B. II. Ch. V—VII.

### 10.

Der Uebereinstimmung zwischen Inhalt, Form und Zweck der sprachlichen Darstellung entspringt die Angemessenheit des Styls. Diese erfordert Beobachtung des Ueblichen, namentlich des Sprachgebrauchs, des Anstandes und der Natürlichkeit. Die Vermeidung alles Unanständigen und Unsittlichen, so wie die Aufrechthaltung des natürlichen Verhältnisses, in welchem der Verfasser und seine Leser zu einander stehen, geben dem Styl die nöthige Würde. Lebhaftigkeit erhält er durch die richtige Wahl äußerer Mittel, welche die Uebereinstimmung zwischen Inhalt und Darstellung noch inniger machen; diese sind vorzüglich gute Wahl, richtige Anwendung und anmuthiger Klang des Ausdrucks in richtiger Beziehung zum Stoffe.

### 11.

Die Form des Ausdruckes der Gedanken kann eine doppelte seyn: die eigentliche und die uneigentliche (wirkliche und figürliche). Die eigentliche stellt den Gedanken durch diejenigen Wörter dar, welche ihn bestimmt und einfach in seiner Wirklichkeit wiedergeben; die uneigentliche dagegen bringt ihn bildlich zur sprachlichen Erscheinung, indem sie ihn durch andere Wörter oder eine eigenthümliche Gestaltung der Rede so wiedergiebt, daß er nicht in seiner nackten Wirklichkeit, sondern unter der Hülle eines Bildes gleichsam hervortritt und das Verhältniß des Concreten zum Abstracten erst aufgesucht werden muß, ehe man ihn sich bis zur Durchdringung aneignen kann. Diese Umhüllung des Gedankens heißt in der Redekunst eine Figur; sie entsprang aus dem Gefallen an Versinnlichung und aus der Armuth der Sprache, wurde aber später als Reichthum derselben bei größerer Entwickelung beibehalten und als Schmuck der Rede betrachtet und gebildet. Unter dem Worte Figur (rhetorische, poetische Figur) versteht man also in der Redekunst jeden uneigentlichen aber absichtlich gewählten Ausdruck, der entweder den Gedanken in einem entsprechenden Bilde wiedergiebt oder seine Bedeutung durch eine besondere Gestaltung der Rede möglichst hervorzuheben sucht. Die rednerischen Figuren beziehen sich daher entweder auf den Gedanken selbst oder auf dessen äußere Gestaltung. Ihr Zweck ist die Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Rede zu steigern. Sie zerfallen in die Figuren des Ausdrucks und die Figuren der Ordnung; die ersteren umhüllen den wirklichen Gedanken, die letzteren suchen ihn nur zu heben und zu verstärken; diese werden daher auch Figuren im engeren Sinne, jene dagegen Tropen genannt. Ihre richtige Anwendung läßt sich nicht durch Regeln lehren; wissenschaftliche Bildung, richtiges Gefühl, Tact und Geschmack geben allein die Anleitung zur Gestaltung und zu dem passenden Gebrauche derselben. — Man muß bei ihrer Anwendung sehr vorsichtig seyn, denn bedient man sich ihrer am unrechten Orte oder auf irrige Weise, so wird der Styl verworren und undeutlich, so wie überladen und ermüdend, wenn man sie zu häufig gebraucht. Nie darf man vergessen, daß sie wohl der Erscheinung des Gedankens, keineswegs aber dem Gedanken selbst Kraft und Glanz verleihen.

Vgl. (Aldi) Rhetores Graeci. Ven. 1508. V. 580—588.
Quinctiliani Instit. IX, 2, 65.
Rutilius Lupus, de figuris sententiarum, ed. Ruhnken. Lugd. Bat. 1786.
Du Marsais, des Tropes ou des différens sens dans lesquels on peut prendre un même mot dans une même langue. Paris 1757.
Campbell Philos. of Rhetoric B. III. Ch. 1. Sect. 2.
Adelung, Ueber den deutschen Styl. Bd I. S. 281—521.
Maaß, Grundriß der Rhetorik. §. 45.
Eberhard, Handbuch der Aesthetik. Bd. II. S. 69—88
Reinbeck, Handbuch der Sprachwissenschaft. I, 2.

Schott, Theorie der Beredsamkeit. III, 2, S. 96 ff.
J. Steiner, Abhandlung über die wichtigsten Redefiguren. Münster 1802.
Rumy, Tropologia et Schematologia practica seu exemplaris. Prag 1819.
Herder, Abhandlung über den Ursprung der Sprache. Berlin 1772. u. i. s. W. — Fülleborn, Rhetorik, 4. A. v. Menzel, Breslau o. J. S. 54 ff.

## 12.

Verzeichniß der wichtigsten Figuren und Tropen nebst erläuternden Beispielen. —

### 1) Figuren für die Aufmerksamkeit.

Die Alliteration. Beisp. Wo Liebe labt und lebt, ist lieb das Leben. — Schlegel.
Die Annomination. Aber die Stille ward stiller. Klopstock.
Die Anapher. Du liebst ihn, weil er schön, liebst ihn, weil er groß, liebst ihn, weil er edel ist.
Die Epizeuris. Ich habe Niemand, — Niemand Auf dieser weiten, großen Erde, Niemand u. s. w. Schiller.
Die Epiphora. Ich liebte dich, du hast mich nicht verstanden,
Hast mich mishandelt, und ich liebte dich,
Hast mich verstoßen, und ich liebte dich.
Die Inversion. Den möcht' ich lieben, der der Größte ist.
Die Gradation (Klimar). Er handelte unbesonnen, leichtsinnig, unverantwortlich, frevelhaft an mir.
Die Frage. Er verzieh seinem Feinde. Konnte ein Mensch edler handeln?
Die Epanorthose. — Er handelte weise — nicht doch — göttlich.
Die Aposiopese. Du bist ein Undankbarer — warte — ich will dich —
Die Concession. — Es war ein Fehler — aber ich gebe es zu — nur ein Fehler des Verstandes, nicht des Herzens.
Die Congruenz. Das Säuseln der Blätter, die im Winde flistern.
Die Harmonie. Es schlossen sich
Des Orkus Pforten fernabdonnernd zu. Goethe.
Die Periphrase. Der Rebe perlendes Blut f. Wein.
Das Gleichniß. Ungebeugt stand er da, wie die Rieseneiche im Sturm.
Die Allusion. Lieber Freund, jeder Mensch hat seine Idus des Märzes.

### 2) Figuren für die Gemüthsbewegung.

Die Exclamation. — Weh mir! ich bin verloren.
Die Hyperbel. Wilhelm, dieser Chimborasso von Fett lag auf mir.
Die Litotis. Maus, du willst den Löwen retten! Du, Kind! den gefangenen Helden befreien?
Die Distribution (Cumulation). Gott, Allmächtiger, Ewiger, Vater der Welt, Herr der Heere, vernimm mein Flehen!
Die Ellipse. Du hast gesündigt — du wirst sterben.
Das Asyndeton. Ich kam, sah, siegte.
Das Polysyndeton. Er sah mich, er umarmte mich, er ließ mich lange an seinem Herzen ruhn.
Die Ironie. Er irrte sich zwar oft in seinen Reden, und die Sachen sind nicht ganz so, wie er sie schildert, der Wahrheit liebende Mann; er lügt eigentlich nie, er wird nur misverstanden.
Der Sarkasmus. Stirb! fahr in die Hölle und grüß deinen Vetter, den Satan!
Der Diasyrmus. — Sie wollen mich nicht betrügen? Sie sind unendlich gütig. —
Die Mimesis. — A. Ich liebe dich. — B. — Ich liebe dich? wie sentimental, warum nicht, ich bete dich an? Das wäre noch schwärmerischer.
Der Kontrast. — Du Achilleus, ich Thersites, und doch bist du mir zugethan!
Die Antithese. Süßer Schmerz, geliebtes Leid!
Die Prosdokie. Sie sah mich an und — nieste.
Das Paradoxon. Leben ist nur ein Moment, Sterben auch nur einer.

### 3) Tropen.

Die Metonymie. Die Seufzer des Todes (für: der Sterbenden) stiegen empor.
Die Synekdoche. Ich gestatte dir frohe Tänze; (für: Feste.)
Tausende verfluchten ihn; (für: sehr Viele.)
Die Metapher. Deiner Jugend Blüthe, du Lilie des Feldes!
Die Prosopopöe. Rachsucht! fülle mich mit deiner Wildheit!
Baum! der du des Schöpfers Größe kündest.
Die Allegorie. S. Schillers Mädchen aus der Fremde.
Die Apostrophe. — Ebert, mich senkt ein trüber Gedanke beim blinkenden Weine Tief in die Melancholei! Klopstock.
Die Vision. S. Schillers Wallenstein. — Es giebt im Menschenleben Augenblicke 2c.

oder dessen Jungfrau von Orleans.
Und einstmals als ich eine lange Nacht 2c.
Vgl. Heinsius Teut, Bd. III Abschn. 3. Kap. 2 ff

13.

Eleganz wird dem Styl durch die gute und gefällige Anordnung der Wörter ohne Verletzung der grammatischen nothwendigen Wortfolge und durch die gewandte Verbindung der einzelnen Sätze zu einem übereinstimmenden Ganzen, verliehen. Hinsichtlich dieser letzteren unterscheidet man den aphoristischen oder zerschnittenen und den periodischen oder wohlgegliederten Styl. Jener besteht aus lauter kurzen, einzelnen, für sich bestehenden unabhängigen Sätzen, durch welche dem Ganzen der Ausdruck und die Lebhaftigkeit rascher, der mündlichen sehr nahe kommender Mittheilung gegeben wird, und den man daher passend anwendet, sobald der Inhalt dieser Form vollkommen entspricht und durch die Länge derselben keine Ermüdung des Lesers oder Zuhörers zu befürchten ist. Der periodische Styl dagegen hat seinen Namen von der Periode, was in der Redekunst einen aus mehreren mit einander verknüpften und durch ihre innere Beziehung wie durch die äußere Form von einander abhängigen Sätzen zu einem harmonischen Ganzen gebildeten längeren Redesatz bezeichnet, durch den ein logisches Urtheil ganz und vollkommen ausgesprochen wird. Die einzelnen von einander abhängenden Sätze der Periode werden Glieder oder je nach der von der innern geistigen Nothwendigkeit ihnen gegebenen Folge, Vordersatz, Protasis, und Nachsatz, Apodosis, genannt. Jener (es dürfen ihrer auch mehrere durch geistigen Zusammenhang verbundene seyn,) enthält die Gründe des logischen Urtheils; dieser den aus den Gründen gezogenen logischen Schluß. Die Verbindung zwischen den Vordersätzen und dem Nachsatz wird durch Partikeln vermittelt. Einzelne nicht streng damit zusammenhängende, aber für das bessere Verständniß nothwendige Sätze, können an passender Stelle, jedoch nicht zu oft, in die Periode eingeschoben werden, doch muß man sie durch äußere Zeichen andeuten. Sie werden Parenthesen genannt. Der periodische Styl besteht aus solchen, möglichst vollkommenen, geistig zusammenhängenden, streng logisch geordneten Perioden, die, wenn Alles in edlem und richtigem Verhältniß zu einander sich befindet, ihm den rednerischen Wohlklang verleihen; er ist am Geeignetsten für die sprachliche Darstellung wissenschaftlicher Untersuchungen, Entwickelungen und Schilderungen, so wie für die eigentliche Rede.

Vgl. a) Ueber Wesen und Bau der Perioden:
- Aristot. Rhetoric. III, 9.
- Ciceron. Orator c. 64.
- Quinctil. Institut. IX, c. 4.
- J Sturm, de periodis liber. Argent. 1550.
- Graf, Abhandlung der Lehre von den Perioden. Augsburg 1765.
- Gräffe, Anweisung zum Periodenbau. Hannover 1807.
- Herling, Grundregeln des deutschen Styls, oder der Periodenbau der deutschen Sprache. Frankfurt a. M. 1823.
- Campbell, Phil. of Rhet. III, 3.
- Adelung a. a. O. I, 253.
- Schott a. a. O. III, 2. S. 188.

b) Ueber den rednerischen Wohlklang:
- Cicer. Orator. c. 55 sq.
- Quinctil. Instit. IX, 4.
- Vossii Instit. IV, 4.
- Campbell. l. c. III, 1. Sect. III.
- Adelung a. a. O. B. I. S. 252.

# Zweite Abtheilung.

## A.

## Die Schreibart gewöhnlicher Mittheilung in den Verhältnissen des täglichen Lebens.

### I.

### Der Briefstyl.

1

Der Brief vertritt im Allgemeinen die Stelle mündlicher Unterhaltung Da diese mit einem Abwesenden nur auf schriftlichem Wege zu führen ist, so bleibt eine der Hauptforderungen bei der Abfassung desselben, daß alle jene Regeln genau beobachtet werden, welche der Anstand und

die Sitte bei der mündlichen Unterhaltung vorschreiben. Dahin gehören vorzüglich: Leichtigkeit und Klarheit in der Mittheilung und strenge Beachtung des Verhältnisses zwischen dem Verfasser und dem Empfänger. Aus diesem letzteren Punkte nun entwickelt sich als vorwaltende Regel, daß man an Jeden so schreiben solle, wie man zu ihm reden würde, wenn er anwesend wäre, nur daß man die Formeln, welche der Gebrauch für die äußere Abfassung der Briefe festgestellt hat, noch hinzufügt. Jeder Brief, selbst der vertrauteste, muß ein Beweis für die Bildung seines Verfassers seyn.

Anmerkung. Obwohl man hin und wieder versucht hat, in Deutschland die observanzmäßigen Formeln der Anrede und Adresse bei Briefen zu kürzen und zu beseitigen, weil sie einer längst hinter uns liegenden Zeit angehören, so ist man doch bis jetzt keineswegs damit durchgedrungen und für das bürgerliche und geschäftliche Leben die Kenntniß derselben durchaus nothwendig, indem sie einmal noch vorhanden sind. Sie gehören jedoch nicht in eine Theorie des Styls, um so weniger als jeder deutsche Staat für die Anreden in geschäftlicher Beziehung besondere Bestimmungen hat, sondern in einen sogenannten Briefsteller. Wem also daran liegt, sich genauer darüber zu unterrichten, den verweisen wir auf die dem folgenden Abschnitte (II. §. 4.) angeschlossenen literarischen Notizen.

2.

Da die schriftliche Mittheilung im Vergleich zu der mündlichen immer eine beschränkte bleibt, indem der Mittheilende das Verständniß seiner Worte nicht durch den lebendigen Vortrag unterstützen und befördern kann, so ist die größte Klarheit, Bestimmtheit und Deutlichkeit für den Brief besonders nothwendig. Jeder Doppelsinn so wie jede stylistische Nachlässigkeit müssen deshalb genau vermieden werden; der erstere wegen der möglichen nachtheiligen Folgen, die letztere, weil sie leicht bei dem Empfänger den Argwohn absichtlicher Geringschätzung von Seiten des Schreibers veranlassen und dadurch von vornherein die beabsichtigte Wirkung des Briefes schwächen oder gänzlich lähmen kann.

3.

Durch die Abwesenheit dessen, an den der Brief gerichtet ist, wirken die geistigen Kräfte des Verfassers bei diesem selbst um so lebhafter, als er sich die Person, der er die briefliche Mittheilung macht, so vollkommen wie möglich zu vergegenwärtigen hat, damit er ja den richtigen, gegen dieselbe zu beobachtenden Ton treffe. Dies findet auch da Statt, wo der Empfänger ihm nicht persönlich bekannt ist und sein Verhältniß zu ihm, nach dem was er bereits schon von ihm weiß oder nach den allgemeinen Gesetzen der Sitte und des Anstandes feststellen muß. Eben dadurch aber wird der Brief veredelt und kann sich, wenn Form und Inhalt in die rechte Uebereinstimmung treten, bis zu der Höhe eines stylistischen Kunstwerkes aufschwingen.

4.

Der äußeren Form nach zerfällt der Brief in a) das Billet; b) den eigentlichen Brief; c) das Sendschreiben; d) die Epistel. — Das Billet bezeichnet die kürzere, raschere Mittheilung auf schriftlichem Wege. Es setzt — und nur in diesem Falle ist es gestattet — ein vertraulicheres persönliches Verhältniß zwischen dem Schreiber und dem Empfänger voraus, selbst wenn ihre gesellschaftliche Stellung sie von einander entfernt, und verlangt daher nicht die strengen Formeln der Convenienz, die der Brief nothwendig erfordert, doch darf man auch in der Nichtbeachtung derselben nicht zu weit gehen; feiner Tact und gesellschaftliche Bildung müssen hier die Anleitung geben, die richtige Mitte zu treffen. — Das Sendschreiben dagegen ist ein langer ausführlicher Brief, in welchem das Verhältniß zwischen dem Schreiber und dem Empfänger mit genauester Förmlichkeit beobachtet wird. — Unter Epistel versteht man, mit wenigen Ausnahmen, einen Brief in poetischer Form, also ein der Poesie angehörendes Kunstwerk.

5.

Ihrem inneren Wesen nach theilt man die Briefe am Besten in solche, welche entweder bloße Mittheilungen des Verstandes benachrichtigenden oder belehrenden Inhaltes, und in solche, welche Mittheilungen des Verstandes und des Gemüthes zugleich sind. Zu der ersteren Gattung gehören a) die Geschäftsbriefe; b) die wissenschaftlichen und moralischen Briefe; zu der zweiten dagegen die Liebesbriefe, die vertraulichen und die freundschaftlichen Briefe, doch lassen sich die beiden Gattungen nicht scharf trennen und erscheinen oft gemischt. Für das bürgerliche Leben unterscheidet man daher auch den Geschäftsbrief, den Convenienzbrief und den vertraulichen Brief.

Der Briefstyl ist in Deutschland erst seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit Erfolg angebaut worden, bis dahin herrschte

geschmacklose Steifheit und Unbeholfenheit bei demselben vor. So vorzügliche Briefe wir auch besitzen, besonders seitdem es Mode geworden ist, den brieflichen Nachlaß bedeutender Männer und Frauen gleich nach ihrem Tode zu veröffentlichen, so stehen wir doch in Hinsicht auf die Leichtigkeit, Gewandtheit und Feinheit brieflicher Mittheilung anderen Nationen, vorzüglich aber den Franzosen nach.

Vgl. Blairs Lectures XXXVII. Ed. in 4. II. 297.

Gellert, Abhandlung vom guten Geschmack in Briefen, vor seinen Briefen Leipzig 1751.

Moritz, Anleitung zum Briefschreiben. Berlin 1783.

Ersch und Gruber, Encyclopädie. Art. Brief. —

---

# Briefe.

## Ein Hochzeitbrief Dr. Martin Luthers.

An drei Freunde in Mansfeld.

Gnad und Friede in Christo! Welch' ein Zetergeschrei, liebe Herrn, hab' ich angerichtet mit dem Büchlein wider die Bauern. Da ist alles vergessen, was Gott der Welt durch mich gethan hat. Nu sind Herrn, Pfaffen, Bauern, alles wider mich, und dräuen mir den Tod. Wohlan, weil sie denn toll und thöricht sind, will ich mich auch schicken, daß ich für meinem Ende im Stande, von Gott erschaffen, erfunden, und nichts meines vorigen papistischen Lebens an mir behalten werde, so viel ich kann, und sie noch toller und thörichter machen, und das alles zur Letzte und Ade. Denn es mir selbst ahnet, Gott werde mir nun einmal zu seiner Gnade helfen.

So hab' ich nun auf Begehren meines lieben Vaters mich verehelicht, und um böser Mäuler willen, das nicht verhindert würde, mit Eile betrieben, bin willens auf Dienstag über acht Tage eine kleine Freude und Heimfahrt zu machen. Solches habe ich euch, als guten Freunden und Herrn, nicht wollen bergen, und bitten, daß ihr den Segen helft darüber sprechen. Und weil die Läufte also stehen und gehen jetzt in den Landen, hab' ich nicht durft' euch dazu bitten, und fordern zu erscheinen. Wo ihr aber von guten Willen selbst wolltet oder könntet; sammt meinem lieben Vater und Mutter, kommen, möget ihr wohl selbst ermessen, daß mirs eine besondere Freude wäre, und was ihr mitbrächtet von guten Freunden zu meiner Armuth, wäre mir lieb, ohn' daß ich bitte, mich solches bei diesem Boten zu verständigen. — Ich hätte auch meinem gnädigen Herrn Graf Gebharden davon geschrieben, hab' aber nichts dürfen wagen, weil ihr Gnaden anders, denn mit mir zu thun haben. Ist aber vonnöthen, was drinnen zu thun, und euch gut dünkt, bitte ich euer Bedenken mir zu eröffnen Hiermit Gott befohlen. Amen!

Zu Wittenberg, am Donnerstag nach Trinitatis Anno 1525.

Martinus Luther.

---

## Ein scherzhafter Brief Luthers an seine Gattin, worin er ihre zu ängstliche Besorgniß für seine Gesundheit rügt, mit der Aufschrift:

Der heiligen sorgfältigen Frauen, Catharina Lutherin. D. Zulsdorferin zu Wittenberg, meiner gnädigen lieben Hausfrauen.

Gnad und Fried in Christo, allerheiligste Frau Doktorin, wir bedanken uns gar freundlich für eure große Sorge, dafür ihr nicht schlafen könnt; denn seit der Zeit ihr für uns gesorgt habt, wollt uns das Feuer verzehrt haben in unser Herberg, hart vor meiner Stubenthür, und gestern, ohne Zweifel aus Kraft eurer Sorge, hat uns schier ein Stein auf den Kopf gefallen, und zerquetscht, wie in einer Mausfallen. Denn es in unserm heimlichen Gemach wohl zween Tage über unseren Kopf rieselt Kalk und Leimen, bis wir Leute dazu nahmen, die den Stein anrührten mit zwei Fingern, da fiel er herab, so groß als ein lang Eisen, und einer großen Hand breit, der hatte im Sinn, euer heiligen Sorge zu danken, wo die lieben heiligen Engel nicht gehütet hätten. Ich sorge, wo du nicht aufhörst zu sorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verschlingen, und alle Element verfolgen. Lehrest du also den Catechismum und den Glauben? Bete du, und laß Gott sorgen. Es heißt: Wirf dein Anliegen auf den Herrn, der sorget für dich, Psalm 55 und viel mehr Orten.

Wir sind gottlob frisch und gesund, ohne daß uns die Sachen Unlust machen, und Doctor Jonas wollte gern einen bösen Schenkel haben, daß er sich an einen Laden ungefähr gestoßen, so groß ist der Neid in Leuten, daß er mir nicht wollt gönnen, allein einen bösen Schenkel zu haben.

Hiemit Gott befohlen. Wir wollen nun fort gerne los seyn, und heimfahren, wenns Gott wollte. Amen, Amen, Amen. Am Tag Scholastica (d. i. den 10ten Februar) 1546

### Joseph der Zweite an den Fürsten von Kaunitz.

Ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, Ihnen diese Tabatiere zu übersenden, die ich so eben aus Brüssel erhalten habe, und die von der seligen Kaiserin dem Prinz Karl gegeben worden. Ob sie gleich weder schön noch bequem ist, so hat es mir doch gedäucht, sie sei einzig dazu gemacht, um auf Ihrem Tische zu stehen und Ihnen manchmal die Gesichtszüge der Personen ins Gedächtniß zu bringen, welche alle insgesammt, und Jede besonders, Ihnen viele Erkenntlichkeit schuldig sind, um der wesentlichen Dienste willen, die Sie Denselben erwiesen haben. Ich bin zwar nur Einer aus ihnen, aber ich trage kein Bedenken, für sie das Wort zu führen, überzeugt, daß sie alle wie ich gesinnet sind. Leben Sie wohl, und verzeihen Sie diesen Einfall der Freundschaft, die Sie in mir unverbrüchlich für Sie wissen.

Joseph.

### Antwort des Fürsten an den Kaiser.

Durch die Ausdrücke des eigenhändigen Billets, womit Euer Majestät die mir gnädigst überschickte Dose zu begleiten geruhet haben, welche die kostbare Sammlung der Portraite der ganzen kaiserlichen Familie enthält, belohnen Dieselben auf die angenehmste Weise die Dienste, die ich das Glück gehabt haben kann, Ihrem Durchlauchtigsten Hause seit vierzig Jahren zu leisten. Es blieb mir kein Wunsch mehr übrig, als sie mit jenen Gesinnungen beehrt zu sehen, die Euer Majestät ihnen zuzugestehen gefällig ist. Hiemit mangelt nun nichts mehr meiner vollkommenen Zufriedenheit, die um so lebhafter ist, weil Züge von dieser Art nothwendig Euer Majestät Namen der Nachkommenschaft in eben der Bedeutung, als die Namen eines Trajan, Marc Aurel und Heinrichs des Vierten überliefern müssen, deren Andenken man noch heut zu Tage segnet, und die man mit eben so viel Verehrung und Rührung nennt. Ich kann Euer Majestät nicht anders meine Erkenntlichkeit bezeigen, als indem ich den Eifer für Ihren Dienst und die Ergebenheit für Ihre höchste Person immer fortsetze, und wenn es möglich ist, verdopple. Es liegt mir an Selber gewiß mehr, als an mir selbst, und weil ich denke, es könnte sich nie eine schicklichere Gelegenheit fügen, um von Euer Majestät einen solchen Begriff zu geben, wie ich wünsche, daß die ganze Welt von Höchstdenselben haben möge, als der Inhalt von Ihrem huldreichen Billet darbeut, so kann ich Euer Majestät nicht bergen, wie sehr ich wünsche, daß Höchstdieselben erlauben möchten, daß es nicht unbekannt bliebe. Indessen werde ich doch nichts hiemit vornehmen, ehe ich nicht Ihre höchste Genehmigung dazu erhalte, außer daß ich diese Dose sowohl, als das verehrungswürdige Handbillet zum Fideicommiß in meiner Familie mache. Ich bitte Euer Majestät indessen die ehrfurchtsvolle Versicherung der lebhaftesten Erkenntlichkeit und der unbegrenzten Ergebenheit für Höchstderselben Person in Gnaden aufzunehmen, welche nur mit mir aufhören wird.

Kaunitz.

### Der kais. königl. und des Heil. Röm. Reichs Feldmarschall Herzog Ludwig von Braunschweig-Lüneburg an den Stadtmagistrat von Aachen*).

Meine Herren!

Es ist Ihnen bekannt, daß ich mich mit der Angelegenheit der seit einiger Zeit wegen der bekannten Verschwörung eingezogener Personen, deren Proceß bei Ihrem Tribunal anhängig ist, im mindesten nicht abgegeben habe. Ich hätte mich auch ferner noch entübriget, mit Ihnen von dieser Sache zu sprechen, wenn mich Mitleid und Menschenliebe nicht nöthigte, dieses Stillschweigen zu unterbrechen. Da ich so eben vernehme, daß Sie im Begriffe stehen, das Urtheil über die Eingezogenen zu fällen, mir auch Ihre Billigkeit, Gerechtigkeit und pünktliche Vollziehung der Gesetze, so wie Ihr Bestreben, den Fremden, welche diese Stadt besuchen und auf Ihren Schutz Anspruch zu machen berechtiget sind, denselben angedeihen zu lassen, bekannt ist, so habe

*) Es hatte sich nämlich ein Complot gebildet, dem Herzog Ludwig von Braunschweig-Lüneburg zu Aachen seine Schriften zu entwenden, aus welcher Ursache, ist ein Geheimniß geblieben. Die Verschwörung wurde entdeckt, die Beschuldigten eingezogen und der Stadtmagistrat war bereit, sie nach der Strenge der Gesetze zu bestrafen, als der beleidigte Herzog gegenwärtigen Brief an denselben erließ.

ich meines Orts nicht den mindesten Zweifel, daß die Schuldigen nach aller Strenge der Gesetze werden verurtheilt werden. Dieses hat mich bewogen, Sie zu ersuchen, daß Sie in diesem Falle die Milde der Gerechtigkeit vorziehen möchten, um so mehr, da ich die eingezogenen Personen nur als nichtswürdige untergeordnete Werkzeuge betrachte, welche sich durch die ihnen vorgemachten, verführerischen Reizungen und Versprechungen haben verblenden und verleiten lassen. Seyn Sie überzeugt, daß ich mich jederzeit bestreben werde, alle Gelegenheit wahrzunehmen, wo ich Ihnen nützlich seyn und Sie von der vollkommensten Hochachtung überführen kann, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn

Ludwig,
Herzog von Braunschweig-Lüneburg.

---

## Bodmer an Gleim.

Zürich, im December 1747.

Ich habe angefangen, dem Glücke Verstand und Augen zuzuschreiben, nachdem es geschafft hat, daß nicht länger „Gleim unbefördert lebt, der tausend Gönner hat"; Herr von Kleist hat dieß dem Herrn D. Hirzel berichtet. Ich fand diesen eines Mittags, als ich eben vom Rathhause kam, wo wir an einem Morgen Bürgermeister, Statthalter und zwölf Rathsherren „bei gelehrten Eiden" gewählt hatten, in meinem Hause; die Freude lachte ihm in den Augen, redete auf den Lippen, schüttelte sich in den Gliedmaßen, und sprang in den Füßen. Er sagte kein Wort, sondern überreichte mir den Brief. Ich ward davon plötzlich mit den Convulsionen des Doctors überfallen, und hatte alle Mühe zu verhüten, daß ich nicht eine unanständige Ausschweifung beginge. Meine erste Empfindung hieß mich mit einer jungen Frau, die gegenwärtig war, eine Menuet tanzen; ich hätte es gethan, wenn nicht ein Blick auf die gravitätische Rathskleidung, die ich noch nicht abgelegt hatte, mir zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen wäre, daß ich meinen Ernst behalten können. Die zweite Empfindung war mit ein wenig Bosheit begleitet; ich wollte gleich hingehen und ein Freudenfeuer zurichten, welches man, weil mein Haus auf dem Zürichberge, gerade über der Stadt empor steht, in dem ganzen Thalgelände gesehen hätte.

Das Bayleische Wörterbuch in Folio *)
War dem papiernen Bau zum Grund bestimmt,
Den Gipfel sollt' ein kleiner Cato spitzen!

Dieses schöne Vorhaben ward durch ein anderes zerstört, welches wieder einem andern Platz machte, und so schlug eins das andre danieder, wie ehemals die Seges clypeata virorum. Ich vollführte nicht eins, und befand mich zuletzt in einem gemäßigten Vergnügen. Es kam mir nämlich der Gedanke in den Sinn, daß Kleist noch stets dem Lärmen der Waffen ausgesetzt wäre, und dem Spotte seiner ungelehrten Freunde. Ich bin dem Glücke, sagt' ich, keine solche freudige Ausschweifung schuldig, so lange Kleist die Landlust mit solchen unwitzigen Arbeiten theilen muß.

In dem Getümmel des Kriegs und unter drohenden Waffen,
Singt Kleist dem Schöpfer sein göttliches Lied.
Er singt's, Gott höret sein Lied, und seine muthige Muse
Erschrickt nicht vor dem Getümmel des Kriegs;
Sie schützt sein heiliges Haupt; mit ehrerbietiger Sorgfalt
Entfernet sie die Gefahren von ihm.
Sein Schwerdt würgt siegbaft ein Heer, doch seine menschliche Seele
Beweint mit heimlichen Zähren den Sieg!
Hörst du nicht seinen Gesang, o Friedrich? Wenn du ihn hörest,
Warum entziehst du dem Schöpfer sein Lied?
Schenk ihn den Musen, laß ihn den Schöpfer ruhig besingen;
Dann, dann verdienst du zum Herold ihn selbst!

Diesen Zeilen fehlt nichts, als daß ich sie nicht selbst gemacht, sondern Herrn Giesecke nur nachgeschrieben habe.

Sulzer bekümmert sich über Ihre Entfernung, wie über ein wahres Unglück. Er sagt, er habe an dem Tage seiner Einführung, an welchem Sie abgereist sind, utramque fortunam erfahren.

Kleist ist der einzige, welcher mit seiner Arbeit zu langsam zufrieden wird. Doch nein, Ramler hat diesen delikaten Fehler auch. Sie sollten diesem nicht zulassen, daß er so wenig schreibt; es ist zwar recht, aber er muß nicht weniger denn wenig schreiben. Herr Lange sündigt in einem andern Extreme.

Ich suche eine Gelegenheit, dem Herrn General von Stille meine Hochachtung, als einem Gönner der Musen, zu bezeugen. Vielleicht kommt er noch in Umstände, da er den Wissenschaften gute Dienste thun kann. Es ist gar zu selten, daß ein deutscher General sich mit dem Horaz abgiebt. Herrn Langemacks Polizei ist eine Satyre auf die magere Gründlichkeit der strengen Schullehrer.

Man hat in Hamburg und Leipzig vermeinen wollen, der neue Adam sollte aus Vorwitz, wie die Eva, gesündigt haben. Ich meine, der erste Adam habe nicht aus Vorwitz, sondern aus Gefälligkeit und aus Furcht, seine Eva zu verlieren, gefehlt. Die Personen, die Charaktere,

*) Von Gottsched übersetzt

die Umstände sind in der prosaischen und der gereimten Erzählung dieselben; warum denn werden sie nicht mit denselben Affekten und Gesinnungen in beiden vorgestellt?

Auf Ostern sollen Sie eine Probe aus den Minnesingern sehen. Auch die Frauenspersonen sollen sie mittelst einer kleinen Mühe verstehen können, ohne daß wir sie übersetzen, welches sie allzu übel verstellen würde. Herrn Gözens Warnung an einen schönen Knaben zeigt, daß er delikat schreiben kann. Ihre angenehmen anakreontischen Stücke haben mich verführt, daß ich etwas Gleichmäßiges versuchen dürfen; aber es sind leider nur Uebersetzungen von Originalen des Marchese de Lemene. Wenn ich mehr kritische Briefe herausgebe, wie ich Willens bin, so will ich Ihnen diesen und andere italienische Poeten bekannt machen. Ich dächte, daß Sie ein gutes Werk thun könnten, wenn Sie Deutschland mit Liedern in dem Petrarchisch-Platonischen System begabten. Soll ich Ihnen zu dem Ende mit einem Petrarch aufwarten?

Als ich schließen wollte, brachte mir Herr Hirzel Ihr Schreiben an ihn. Die Domherren haben die erste öffentliche Probe von ihrem Witz, die sie durch Ihre Beförderung abgelegt, so gut gemacht, daß wir's in andern Fällen so genau mit ihnen nicht nehmen wollen. Es kann aber kaum anders seyn, wenn Gleim mit ihnen scherzt und lacht, ißt und trinkt, daß sie nicht von seinem Witze angesteckt werden sollten; denn Witz gebiert Witz, wie Liebe, Liebe; Krätze, Krätze. Verzeihen Sie mir dieß widrige Gleichniß, wegen seiner Richtigkeit; oder ist Witz nicht etwas Juckendes? Sie sind ungefähr der andere Poet, der weder von Königen gebettelt, noch ihren Ministern geschmeichelt hat. Pope war der erste. Wenn sonst ein Mann von großem Gemüth es thut, so halt' ich's dann für Ironie!

Ich will das Wort, das Sie dem Herrn von Bielefeld gegeben haben, nicht auf die Erde gefallen seyn lassen. Sie haben mich dadurch geehrt, daß Sie ihm die Dunrias mit einem Compliment von mir übergeben haben. Ich kann nicht anders, als dabei gewinnen, wenn Sie fortfahren wollen, bei solchen Gelegenheiten Ihre guten Gesinnungen für meine, Ihre Höflichkeiten für meine auszulegen. Wollten Sie sogar Ihre Arbeiten für meine losschlagen, so fürchten Sie nicht, wofern Ihnen dieses vortheilhaft ist, daß ich Ihr Wort desavouiren werde. Ich bin auf den Phantasten, der nöthig gefunden, sich für einen Schweizer auszugeben, damit er sich bei Ihnen einführte, nicht so sehr böse. Dieser Einfall schmeichelt uns Schweizern auf eine eigene Art.

Herr Waser*) ist von Herrn von Kleist's Landlust in Entzückung gerathen. Bald lobt er seine geschickt angebrachten kleinen Moralitäten, bald die Beschreibungen, und wenn eins von diesen dem andern Platz machte, so rief er jedesmal: „O warum fährt er nicht fort! Da abzubrechen ist Schade!" Einmal sagte er auch: „Warum redet er lieber mit Popens Worten, als mit seinen eigenen? Jener ist alt, dieser wäre neu, und er könnte es so gut, als ein Anderer." — Ich bin von ganzem Herzen.

---

## Boysen an Gleim.

Magdeburg, am 4. August 1752.

Ob ich gleich kein Dichter bin, so hat mir doch in diesen Tagen ein Dichter aus Ihrer Nachbarschaft die Ehre erwiesen, mich zu fragen, was Klopstock mit der Strophe wolle:

> Wenn die Rosse der Schlacht gezähmter wüthen,
> Als der schwillende Held nach Lorbeern wiehert.
> Stirb! so tief sie auch wuchsen,
> Fand sie des Donnerers Auge doch auf.

Und ich armer prosaischer Laie habe Folgendes geantwortet:

Stirb! muß aus dem Vorhergehenden und besonders aus dem Wunsche Heil Dir! erklärt werden: Der Dichter hat unmittelbar vorher das Bild eines würdigen Helden gezeichnet. Entzückt von diesem Charakter ruft er dem liebenswürdigen Helden Heil Dir! zu, und entwirft in der Begeisterung, die ihn ergriffen hat, das Gegentheil seines Helden, den schnaubenden Eroberer, der alles, und auch das Blut der Menschen seiner unbändigen Ehrsucht aufopfert. Dies Ungeheuer sieht er in dem Blute der Sterbenden gehn, die zur Versöhnung seines wüthigen Stolzes erwürgt werden: er sieht ihn weit unbändiger nach Siegen verlangen und laufen, als die Rosse in der Schlacht toben, wenn sie durch den Lärm und Getöse, durch den Knall des Geschützes, durch ihre eigenen Wunden, theils wüthig gemacht, theils verschüchtert werden. Diese Ueberwindungssucht des Wütherichs schildert der Dichter in den Worten:

> Als der schwillende Held nach Lorbeern wiehert.

Es wird nämlich die rasende Begierde des Helden mit der Brunst eines geilen Hengstes verglichen, weil jene eben so unvernünftig, eben so ungestüm, eben so unbändig, als diese ist. Der Ausdruck schwillender Held bezeich-

---

*) Diaconus zu Winterthur, der Uebersetzer von Lucian, Swift und Buttler.

net theils die unaufhaltsame Hitze seines Siegsdurstes, die ihm die Adern aufschwellt, theils den zügellosen Hochmuth und unbiegsamen Stolz. Schwillend ist also hier, nach einer mit Geschmack und Einsicht gewählten Metapher, entweder hitzig, oder stolz, oder beides zugleich. Denn es ist dem Dichter erlaubt, verschiedene Bedeutungen mit einem Ausdrucke zu gleicher Zeit zu verbinden; und nach einer Anmerkung des Hermogenes entspringt eben hieraus das μεγεθος, als welches in nichts anders, als in der Menge und dem Umfange der Gedanken bestehen kann, die mit einem Ausdrucke verbunden werden. Das Bild des grausamen Helden erfüllt den Dichter mit Abscheu; er wünscht ihn weg aus der menschlichen Gesellschaft, und was kann natürlicher seyn, als der Fluch wider ihn: Stirb! Heil Dir, o du menschlicher Held, der Du zum Glücke der Menschen siegen willst: Du aber, Schrecklicher, der Du nur zum Verderben des menschlichen Geschlechts Held seyn willst, stirb. Der Affekt, in welchem der Dichter spricht, ist zu heftig, als daß er sich um die grammatische Verbindung der Worte, und um die logische Verbindung der Ideen bekümmern sollte, und es würde unrecht seyn, wenn man ihn darnach beurtheilte. Der Dichter aber fühlt bey dem Fluche, den er über den barbarischen Menschenmörder ausspricht, eine starke Hoffnung, daß dieser Fluch in die Erfüllung gehen werde. Denn er fügt den Grund hinzu:

— — so tief sie auch wuchsen,<br>
Fand sie des Donnerers Auge doch auf.

Was denn? Unstreitig die Lorbeeren. So tief die Lorbeeren des unsinnigen und blutgierigen Helden auch Wurzel schlugen, so tief auch diese Wurzeln lagen, so fand sie des Donnerers Auge doch auf. Daß Klopstock durch die Wurzeln der Lorbeeren sowohl die Bewegungsgründe der Siegsbegierde des Eroberers, als auch die Mittel, deren er sich zu seinen Siegen bedient, verstehe, und daß er sagen wolle: So tief versteckt auch die Triebfedern der Ueberwindungssucht lagen, und so ganz verborgen die Mittel waren, durch welche der Menschenfeind seine Siege erzwang, so fand sie doch des Donnerers Auge auf: Gott entdeckte sie doch, und Gott strafte sie, — fällt deutlich in die Augen.

Der Donnerer ist Gott in einer Nachahmung der Griechen und Römer, welche dem Jupiter diesen Namen beylegten, und Gott wird unter demselben als Richter vorgestellt. Nicht nur dringt das Auge Gottes in die verschlossensten Geheimnisse der Bosheit ein, und findet sie gerade so, wie sie sind: er hebt auch seine Hand auf, und straft sie. Der wüthige Held verhülle seine tückischen Absichten gegen jedes Auge; der, der alles sieht, sieht doch die verdeckten Absichten des grimmigen Nero in dem hellesten Lichte, und alle die Mittel, die er anwendet, seine verderbenden Absichten und Anschläge zur Wirklichkeit zu bringen. Und nicht nur sieht er sie, er straft sie auch, er donnert sie nieder, die verwüstenden Siege, auf welche der Eroberer stolz ist, und den hoffärtigen Eroberer selbst.

Sie sehen, mein Freund, daß ich mich kaum über den Verstand dieser schönen poetischen Stelle, die ein wirkliches Meisterstück ist, habe erklären können. An eine kunstmäßige Entdeckung ihrer Schönheiten ließ mich mein Unvermögen gar nicht denken. Und ich danke es noch Ihrem Geschmacke und Ihrer Redlichkeit, daß Sie mir eine Ode, die ich als Student in Halle an den König gemacht hatte, ganz ausstrichen. Streichen Sie mich nur nicht aus dem Verzeichnisse Ihrer Freunde weg. Doch das können Sie nicht, so lange in Ihrer Seele die edlen Principien bleiben, die von jeher in ihr geherrscht haben.

## Briefe von Gellert.

### An den Grafen M** von B*.

Leipzig, den 20. Dec. 1751.

Mein lieber Graf,

Um Sie für Ihren letzten, mitten unter dem Ungestüme Ihrer Freunde und doch so schön geschriebenen Brief, so gut ich kann, zu belohnen: so schicke ich Ihnen etliche Bogen von den Cramerischen Psalmen, und will Ihnen zugleich eine kleine Geschichte erzählen, die Ihrem guten Herzen nicht gleichgültig seyn kann. Ein junger Preußischer Officier*** hat hier von seiner verstorbnen Tante eine Erbschaft von fünf- oder sechstausend Thalern gethan. Ich habe ihn, weil er mich zu kennen verlanget, zweimal bei dem Advocaten T** gesprochen, und einmal mit ihm nebst diesem Manne gespeiset. Am Sonntage treffe ich ihn Abends wieder da an. Ehe wir noch aßen, waren wir einen Augenblick allein. Ach, fieng er mit einer schamhaften Offenherzigkeit an, Sie wissen es nicht, ich bin Ihr Schuldner, Ihr großer Schuldner, und ich bitte Sie inständig,

nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an, und danken Sie mir nicht dafür. Zu gleicher Zeit drückte er mir ein Papier mit Gelde in die Hand. — Sie mein Schuldner, mein Herr, der ich Sie in meinem Leben nicht gesehen, und Ihnen nie den geringsten Dienst erwiesen? — Nun ich ruhe nicht, Sie müssen es annehmen. Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebessert; und gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht. Itzt kömmt Ihr Freund, lassen Sie mich nicht vergebens bitten. Er soll kein Zeuge meiner Schuldigkeit seyn. — Ich nahm es, und wußte vor freudiger Bestürzung nichts zu antworten. Als ich zu Hause das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louidore. Nun erschrack ich zum zweytenmale. Dieses freudige Schrecken that eine mächtige Wirkung auf mein Herz. Nicht das Geld (nein das Geld konnte es nicht seyn; dieß dringt nie in das Innerste der Seele), bloßes Geld kann diese Freude nicht erregen, die ich fühlte. Nein, lieber Graf, ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich scheute ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott gedachte; ein Gedanke, daß ich nicht unnütze wäre, eine nicht ganz unvernehmliche Einsprache, daß ich getrost seyn, daß ich aus diesem Vorfalle Muth schöpfen und nicht immer in Kummer versinken sollte; ein solcher Gedanke war es. Also bist du noch empfindlich? sagte ich bey mir selber. Also rührt dich doch noch etwas? Das Geld wolltest du gern wieder einem ehrlichen Manne geben, wenn du nur den Eindruck dieser Begebenheit immer behalten könntest. Nichts, dachte ich zitternd, nichts ist so klein, das nicht unter der göttlichen Regierung steht. Solltest du nicht glauben, daß er diese Begebenheit zu deiner Freude zugelassen hat? Zu deiner Freude? O, wer wärest du! Wie glücklich! Ein Herz gebessert! Ich trat näher zum Fenster und sah gen Himmel. — Allein gewisse Empfindungen kann und darf man auch seinen besten Freunden nicht sagen. So bald man sie ausdrückt, so giebt vielleicht der Ehrgeiz heimlich die Farben dazu her. Genug, mein lieber Graf, es war ein glücklicher Abend für mich, für den ich Gott nicht genug danken kann. Mein gütiger Freund bat mich, seine Freundschaft zu verschweigen. Niemand soll sie auch wissen, als Sie und meine Schwester. Er hat sich bloß durch das Lesen guter Bücher aus den Vorurtheilen wider die Religion, womit ihn sein Stand angestecket hatte, herausgerissen. Er ist ein gelassener, bescheidener und wirklich weiser Soldat; doch hat seine Miene noch einen Rest von einer vormaligen Traurigkeit, worunter sie aber nicht leidet. Er will als Soldat sterben, weil er einmal gelernt hat, was zu diesem Stande gehört. Er schreibet gut, und will dieß der Abhandlung vor meinen Briefen zu danken haben. Aber der gute Mann, sein Herz und nicht meine Abhandlung ist die Mutter seiner Schreibart. Ich habe ihm noch eine kleine Bibliothek aufgesetzet. — — —

Nun, das ist ein langer Brief, guter Graf. Meine ganze Brust thut mir weh, so lange habe ich gesessen. Leben Sie wohl; so glücklich, als ich mir zu seyn wünsche, und bleiben Sie es bis an den letzten Ihrer Tage! Dieß wäre also der letzte Brief in dem 1754. Jahre. Und in dem künftigen, wie wird es da seyn? Gut! Nun das gebe Gott! G.

---

Liebster Baron,

Ich, der ich Sie so sehr geliebt und hochgeschätzt, und mir und der Welt so viel Gutes und Großes von Ihnen versprochen habe, bin seit geraumer Zeit mit Ihrem ganzen Betragen nicht mehr zufrieden. Dieses, lieber Baron, muß ich Ihnen, aus Pflicht und Freundschaft, schriftlich sagen. Denken Sie nicht, daß ich bloß über Ihre einsiedlerische und ungesellige Lebensart, über die Vernachlässigung Ihrer öffentlichen Lectionen, und über Ihre tumultuarische Art zu studiren unruhig bin! Nein, daran ließe sich bey einem Jünglinge von Ihren Jahren noch Vieles entschuldigen, und Vieles sogar loben. Aber ich sehe mehr auf die Quellen, aus denen dieses Ihr Betragen fließt, ohne daß Sie es wissen und denken, und vielleicht auch, ohne daß Sie es gern wissen wollen; denn nichts verbergen wir uns lieber und leichter, als unsre Fehler. Sie wissen es nicht, wie sehr Sie sich von Eigensinn, Eigenwillen, Vertrauen zu sich selbst und Ihren eignen Kräften, und von der gelehrten Ruhmbegierde leiten und regieren lassen. Dieses sind die geheimen Triebfedern Ihres Verhaltens. Daher nehmen Sie so ungern Rath und Vorschrift an, oder folgen ihr doch nicht; daher studiren Sie, obgleich mit großem Fleiße, dennoch nur nach Ihrem Geschmacke und den Eingebungen Ihrer Ehrbegierde; daher sehen Sie an Ihren Docenten nur Mängel und Fehler, und setzen sich mit Ihrer Einsicht über sie hinweg, und werden des Vortrags derselben in den ersten Wochen schon satt; daher vernachlässigen Sie das Aeußerliche und die Pflichten der Wohlanständigkeit, weil Sie sich keinen Zwang anthun, weil Sie sich nach den eingeführten Meinungen nicht richten mögen, weil Sie Andre durch das Außerordentliche übertreffen wollen, weil Sie Andre gering schätzen, weil Sie sich mehr Einsicht zutrauen, als andern Leuten; daher scheuen Sie allen Umgang und

alle Gesellschaft, weil Sie entweder Ihre gelehrte Wißbegierde nicht darinne befriedigen können, oder weil Sie merken, daß Andre Sie an den äußerlichen Manieren übertreffen, oder weil Sie sich nach Jemanden richten müßten.

Diese Quellen, lieber Baron, werden sich künftig in Ihren ganzen Charakter ergießen und einen Einfluß in Ihr ganzes Leben haben; und eben dieses ist es, was mich am meisten beunruhiget, und woran ich Sie, um Ihrer Wohlfahrt willen, als Freund und Lehrer, am meisten erinnern muß. Sie haben an Michaelis einen Plan Ihres Studirens entworfen, und haben ihn, ungeachtet Ihres Vorsatzes und Versprechens, bald wieder aufgegeben. Diese Hitze und Unbeständigkeit, wenn Sie solche nicht itzt unterdrücken, wird Ihnen in Ihr ganzes Leben folgen. — Ihre Ungeselligkeit und Sorglosigkeit in Ansehung des Aeußerlichen wird Ihnen, bey allen Ihren Talenten, dennoch die Geringschätzung und den Spott der Höhern und Niedern zuziehen; und man spottet schon, ungeachtet meiner Vertheidigung, sehr über Sie. — Indem Sie weiser seyn wollen, als alle Andre, werden Sie immer mehr auf das Sonderbare und das paradoxe Verdienst fallen. — Ich habe mit allen meinen Bitten und liebreichen, auch ernsthaften Vorstellungen nicht erhalten können, daß Sie der Frau von ** einen Besuch gegeben hätten; und wer wird denn etwas auf diese Weise von Ihnen wider Ihre Neigung erhalten können, wenn Sie mirs, den Sie gewiß für Ihren wahren und verständigen Freund halten, nicht gewähren? Sie wollen, daß ich diese meine Klage Ihrem Herrn Vater nicht überschreiben soll? Gut! Aber, wollen Sie denn, daß ich wider mein Gewissen und wider Ihr Bestes handeln soll? Wenn ich der Einzige wäre, der an Ihnen so viel zu erinnern fände: so würde ich glauben, daß ich Ihnen zu viel thäte, und aus Hypochondrie zu strenge urtheilte. Aber, lieber guter Baron, ich weiß, dieß kann ich Ihnen betheuern, keinen verständigen Menschen, der nicht Ihr Verfahren und Ihre Sitten mißbilligte; und das thun die am meisten, die sonst Ihre Vorzüge sehr geschätzet haben. Ich, der ich ein kranker und kraftloser Mann bin, werde Sie durch meine Beredsamkeit gewiß nicht umbilden, aber es war meine Pflicht, Ihnen alles dieses zu sagen, nicht aus Tadelsucht, sondern aus Gewissen und aus Religion — und ich werde es Ihnen nie mehr sagen, wenn Sie sichs auch nicht selbst sagen. G.

---

Liebster Häseler,

Als ich heute, am grünen Donnerstage, in den Gedanken der feyerlichsten Handlung der Religion, die ich eben verrichtet hatte, nach Großbosens Garten ging, kam mir vor demselben ein Briefträger mit dem Briefe an den seligen Schmehr entgegen. Ich erbrach ihn mitten auf dem Wege, las, erschrack, las ihn noch einmal, sah gen Himmel, und konnte weder beten noch weinen. Aber ich ging zurück in mein Haus; und nun habe ich das erste, und ich denke, auch das andre gethan. Also stehen Sie, mein theuerster Freund, nahe an den Pforten der Ewigkeit? Gott, der barmherzige Gott, stärke Ihre fromme Seele im Glauben zum ewigen Leben, und lasse die Tage, oder Stunden, die er Ihnen noch auf der Erde bestimmet, zu Stunden der Standhaftigkeit im Leiden, zu Stunden des Trostes und der Freude in Gott, Ihrem Heilande, und für die, die um Sie sind, zu lehrreichen Stunden werden! O wie glücklich, wie überglücklich sind Sie, bester Freund, daß Sie freudig und selig zu sterben durch die Religion gelernet haben! Ihr Brief, den ich itzt vor mir habe, Ihr Brief voll Christenthum und Ergebung in den göttlichen Willen, ist Ihre größte und rühmlichste That auf Erden, und er soll nicht von mir kommen. Sie thun noch, indem Sie sterben, einem Manne Gutes, der schon vor Ihnen zu Gott gegangen ist, und da für seine Wohlthäter betet. Sagen Sie ihm in der Ewigkeit dereinst, daß Ihre letzte Wohlthat, die ihn nicht mehr gefunden, durch meine Hände andre Arme erquicket hätte. Ach, liebster Häseler, ich weine und umarme Sie im Geiste, und segne Sie mit Wünschen der Liebe, und erbaue mich aus Ihrem Briefe, aus Ihrer Gelassenheit und Ihrem Glauben. Ja, es gehört zu den Wohlthaten des heutigen Tages, daß ich Ihren Brief erhalten. Ich soll an meinen Tod denken, indem ich den Ihrigen fühle; ich soll für Sie beten, und mich zum Beweise der Liebe der Religion, über Ihre Seligkeit erfreuen, an dem Gedächtnißtage der Leiden des Sohnes Gottes erfreuen, der die Auferstehung und das Leben, der ewig unsre Gerechtigkeit, und im Tode allein unser Trost und unsre Stärke ist. Vor wenig Tagen las ich in einem gedruckten Schreiben des D. Young eine Nachricht von dem Tode des großen Addison, die mich ganz entzückt und zugleich gedemüthigt hat. Als er auf seinem letzten Lager die Aerzte aufgegeben, und sich allein zu Gott seinem Erlöser gewandt, befahl er, daß man einen seiner jungen Anverwandten rufen sollte. Er kam, Addison lag ruhig und schwieg. Ich komme, sagte der Jüngling, Ihre letzten Befehle zu hören, die ich heilig erfüllen werde. Was haben Sie mir zu befehlen? Nichts, versetzte Addison, Sie sollen sehen, in welchem Frieden ein Christ sterben kann. — —

Und bald darauf starb er. Ihr Ende, wenn es Gott beschlossen hat, gleiche dem Ende dieses frommen Mannes, und meines sey selig in Christo, wie das Ihrige!

Hat Gott uns seinen Sohn geschenkt,
(So laß mich noch im Tode denken)
Wie sollt' uns der, der ihn geschenkt,
Mit ihm nicht alles schenken!

O was hätte ich an meinem Communiontage besseres thun können, als an meinen sterbenden Häseler schreiben! Aber ich bin sehr bewegt, ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll; ich möchte Sie wohl in dieser Welt noch sehen! In der seligen sehe ich Sie; das hoffe ich zur Gnade Gottes. Diese sey mit Ihnen und mir! Also leben Sie wohl, und also sterben Sie, wenn Ihre Stunde kömmt, christlich groß. Ich bin ewig Ihr Freund,

1760. G.

---

Theuerste Freundin,

Ich bin in Bonau, und wenn ich Ihnen auch nicht versprochen haben sollte, von hier aus zu schreiben: so fühle ich doch, daß es auch ohne Versprechung meine Pflicht ist. Ich mache den Anfang meines Briefs mit einer kleinen Reisebeschreibung.

Den 10. Mai gieng ich mit Quasi-Postpferden, nachdem ich von halb fünf Uhr bis um sieben auf sie gewartet hatte, in der Gesellschaft meines Famulus und noch eines Studenten, herzlich unzufrieden nach Rippach ab. Der Himmel war sehr neblicht, aber mein Kopf war es noch mehr. Ohne Pelz fror ich, und im Pelze wollte ich verschmachten. Meine drey Pferde, ein weißes, schwarzes und braunes, schliefen im Gehen, und der Postillion versicherte mich, daß er krank, noch viel müder als seine Pferde, und auf meine Reise gar nicht wohl zu sprechen sey. Ich trug alles dieses mit einer mürrischen Geduld, aß vor Unzufriedenheit eine halbe Semmel, die mir sehr bitter schmeckte, und kam endlich in Markranstädt an, wo die Pferde getränket, und ein Schmidt und ein Wagner herbeygerufen wurden, um eine Besichtigung an meinem Wagen, der dem Grafen H** gehörte, anzustellen. Der Postillion behauptete, der Wagen würde nicht bis Rippach halten, wenn er nicht gemacht würde. Vermuthlich wollte er Zeit zur Erholung für sich und seine Pferde gewinnen; und der Schmidt sagte, wenn er nicht drey bis vier neue Schrauben von seiner Arbeit an diesen Wagen ansetzte, so würde er auf immer unbrauchbar bleiben. Mit dem Wagner ließ ich mich gar nicht ein, denn er sagte, der Mann, der diesen Wagen gebaut, müßte gar keinen Menschenverstand, und der ihn gekauft hätte, viel Geld übrig und nicht viel Verstand mehr als der Meister gehabt haben; kurz, ich war in der Gewalt des Schmidts, der eine Schraube nach der andern abriß und neue machte, und sie ansetzte, und mich einmal über das andre anfuhr, daß ich mit einer solchen-Chaise zu fahren mir kein Gewissen machte. Indem ich also hielt,, kam die Frau von *** mit ihrer Familie, sieben Personen in Einem Wagen. Ich mußte nothwendig aus dem meinigen aussteigen und sie becomplimentiren. — Wo wollen Sie denn hin, Herr Professor? — Nach Bonau, gnädige Frau. — Wo liegt das Bonau? — Bei Weißenfels, Naumburg und Zeitz. — Es kann doch nicht bey allen drey Orten liegen? — Ach ja; es liegt bey allen Dreyen: ich kann es nicht ändern. — Was wollen Sie denn in Bonau? — Nichts, auf der Welt nichts, gnädige Frau. — Ich schickte gestern in Leipzig nach Ihnen, Herr Professor: da ließ man mir sagen, Sie wären in ** bey **. Sie reisen ja recht herum. — Leider! und Sie sind nicht sicher, daß ich nicht zu Ihnen komme, wenn der Krieg noch länger dauert. — Herr Professor, fieng eine von den Fräulein an, Sie stehen ja mit Damen in Briefwechsel? — Ich? mit Damen? — Ja sehen Sie — ein allerliebster Brief. — Ich mochte gerne nicht sehen noch wissen, was sie für einen Brief meynte, oder wie sie dazu gekommen wäre: genug, dieß Compliment und das Hämmern des Schmidts brachten mich vollends um alle meine Gelassenheit. Ich konnte auch der gnädigen Frau auf alle Fragen nichts weiter antworten, als Ja und Nein, und Nein und Ja. Dieses hatte die Wirkung, daß sie den Postillion fortfahren und mich glücklich nachkommen hieß. Ich erreichte Rippach um zwölf Uhr. Aber zu meinem Schrecken erblickte ich mich hier unter lauter Freyhusaren und Freybeutern. Ich bat den Postmeister inständig, daß er mich bald fortschaffen und mir eine Stube allein geben sollte. Kommen Sie, sagte er, in meine Schlafkammer, sonst ist kein Winkel mehr leer. Ich ging hinein, beseufzte mein Schicksal, daß ich nichts zu essen bekommen und doch auch keine Pferde haben konnte. Hier saß ich also, und nun traten sechs Officiere unangemeldet in mein Zimmer. Ich stehe auf und bücke mich. — Lassen Sie sich nicht stören, Herr Professor, fieng der erste an. Dieß hier ist der Rittmeister K**, ein großer Verehrer Ihrer Schriften, und ich bin der General S***. Wo gedenken Sie hin? — Nach Bonau, Herr General; komme ich Ihnen etwa verdächtig vor? — Nichts weniger. Sie mögen wohl oft in Bonau seyn? Um Vergebung, wie hat Ihnen das bekannt werden

können? Eben so, Herr Professor, wie mirs bekannt ist, daß Sie oft in ** sind, und oft Besuche von solchen Leuten haben, wie der Rittmeister K** ist. — Nunmehr trat der Rittmeister näher auf mich zu, mit einem sehr freundlichen Gesichte, und sagte mir, daß er mich sehr lieb habe, und mich gern läse. — Herr Professor, fuhr der General fort, ich bitte Sie, daß Sie diesen Mittag mit mir speisen; alsdann will ich Sie ruhig nach Bonau reisen lassen. — Nun dachte ich, das wird eine schöne Mahlzeit werden. Aber was hilfts? — Gehe mit, ehe man Gewalt braucht. Ich speiste also mit diesen Herren im Garten. Das Essen war sehr gut, und der Rittmeister und der General begegneten mir mit vieler Freundschaft; ich aber konnte nicht essen und nicht trinken, so sehr sie mir auch zuredeten. Immer dachte ich, ich würde die ganze Nacht hier residiren müssen, und diese Furcht gab mir, wie ich vermuthe, ein so mürrisches Ansehen, daß sie sich wohl sehr über den menschenfreundlichen Professor wundern mochten: denn sie sahen mich immer einer um den andern aufmerksam an. Zu meinem Glück blies in der Hälfte der Mahlzeit ein Postillion. Halten Sie mirs zu Gnaden, Herr General, fing ich an, der Postillion ruft mich; und sogleich stund ich auf, und zitterte heimlich vor der Arretirung. Aber nein, theuerste Freundinn; der General ließ mich sehr gütig von sich, und ich muß es rühmen, daß ich an seiner Tafel kein unanständiges Wort gehört habe. Ich lief geschwind durch den Garten, sprang in den Wagen, und sagte zum Postillion: Fahrt zu, ich gebe euch doppeltes Trinkgeld. Alle Vorposten wollten mich aufhalten. — Wo kommen Sie her? — Wo werde ich herkommen? Von der Tafel des Generals. — Sind Sie der Herr Professor Gellert? — Ja wohl. — Nun so fahren Sie ruhig, wir haben Ordre, Sie nicht aufzuhalten. Fahrt zu, Postillion! fahrt zu, rief ich aufs neue, indem ich voll Dank meinen Hut gegen die guten Husaren abzog. Der Postillion fuhr, was er konnte, und hörte gar nicht mehr, die Vorposten mochten rufen, wie sie wollten. Ich kam also wie im Trunke nach Bonau. Hier fand ich die gnädige Frau krank, und zwar krank über das Schrecken, das ihr den 8. Mai zwey Husaren von demselben Corps gemacht hatten. Einer hatte sie erschießen, der andere erstechen wollen, und sie selbst war von allen ihren Leuten, die von den Husaren durch Prügel waren verscheucht worden, verlassen, die Kammerjungfer ausgenommen. Ich erzählte dieser armen Dame meine in Rippach gemachten Bekanntschaften, und sie sah meine Ankunft für ein Glück an. Kurz, ich nützte mein Ansehen und schrieb (an wen dächten Sie?) an den Rittmeister K**, und bat, daß er keine solche tyrannischen Husaren mehr nach Bonau schicken sollte, wenn er mich anders lieb hätte. Ich hoffe von diesem Briefe gute Wirkung. Vielleicht kann auch einmal ein demüthiger und friedfertiger Autor eine Dame beschützen, die alle Landstände vor solchen Anfällen nicht würden schützen können. Sie hat sich, da sie nicht mehr in Furcht ist, größtentheils erholt, und mir selbst befohlen, es Ihnen zu melden, in welcher Gefahr sie zeither beynahe seit vier Wochen gewesen. Dieß habe ich nun, deucht mich, sehr treulich gethan. — Itzt will ich also spazieren gehen, und wünschen, daß keine Husaren wieder kommen, — Leben Sie wohl.

Bonau, den 12. Mai 1760. G.

---

### An Ebendieselbe.

Um Leipzig zu entfliehn, gehe ich nach **, und um ** zu entfliehn, den andern Tag wieder nach Leipzig; das ist sonderbar und zugleich traurig für mich. Hier sitze ich nun, trage meine eigene Last, die nicht klein ist, und die Last der Besuche, die mir fast unerträglich wird. O Ruhm, was bist du für ein Uebel! Die dich nicht haben, grämen sich, und die dich haben, beseufzen dich. Ein Brief über den andern wünschet mir Glück zu der Gnade des Königs. Ja, liebste Freundinn, es ist nicht zu glauben, und doch wahr, ich komme tausend Leuten erst ehrwürdig vor, seit dem der König mit mir gesprochen und mich gelobt hat; und ist denn sein Lob vor dem Richterstuhle der Vernunft und des Gewissens wirklich mehr, als der Beifall eines andern Menschen? — So viel den 30. Dec. 1760.

Den 31. Dec. Der letzte Tag im Jahre, und also auch der letzte Brief dieses Jahres, den ich an Sie schreibe! Und diese dreyhundert und fünf und sechzig Tage, merkwürdige Tage für Sie, und noch mehr für mich, sind also vorbey?

Ja wiederum ein ganzes Jahr vollbracht!
O schau mein Geist in dieses Jahr zurücke,
Denk an dein tausendfaches Glücke,
An jeden frohen Tag, an jede sanfte Nacht;
Und danke du, bey jedem Blicke
Auf dein und deiner Freunde Glücke,
Dem Gott, der deines Glücks gedacht!
Dann schau auf deine bösen Tage,
Und zähle sie und freue dich;
Sie sind vorbey. O sieh, wie manche Plage,
Die dich so lange drückte, wich,
Und die noch blieb, verminderte doch sich!
Und jedes Kreuz, war dieß nicht Glück für dich?
So danke Gott auch für die bösen Tage!
Für die Geduld, die dich das Leid gelehrt,
Für das Vertraun, in dem es dich bewährt,
Für das Gebet, für jede fromme Klage,
Die Schmerz und Elend dich gelehrt,

So denk und tritt auf deines Lebens Pfade
Ins neue Jahr mit Dank und Muth,
Empfiehl dich Gott und seiner Gnade,
Was er verhängt, ist alles gut.
Aus Liebe hat er dir verborgen,
Was künftig ist, Glück oder Leid.
Drum sorg nicht für den andern Morgen.
Sey fromm und froh! Dieß sind die ganzen Sorgen
Des Lebens und der Seligkeit.

Diese Verse, liebste Freundinn, die ersten und letzten im Jahre 1760, mögen die Stelle eines Briefs vertreten; wenigstens sind sie die natürlichsten Gedanken bey dem Schlusse eines Jahres. Sie werden sich freuen, ich weiß es, daß meine Gedanken die Ihrigen sind, und es ist kein besser Mittel, das neue Jahr froh anzufangen, als wenn man das alte ernsthaft beschließt. In der That ist mein Herz so unartig, daß es heute lieber klagen, als danken möchte; aber so gut, oder vielmehr so schlimm, soll es ihm nicht werden. Es ist wahr, dieses Jahr ist eines der traurigsten meines Lebens gewesen; ja ich kann noch mehr sagen, seine Last ist mir größer gewesen, als die ganze Last aller der vierzig Jahre, die ich unter mancherlei Unfällen durchlebt habe. Aber genug, dieses Jahr ist überstanden, und wer hat es mir überstehen helfen? Könnte ich alles übersehen, so würde ich vielleicht wahrnehmen, daß eben dieses bittre Jahr die größte Wohlthat sey, für die ich Gott am meisten zu danken hätte. Wir kennen uns so wenig, und was uns wahrhaftig gut ist, auch so wenig, daß wir oft unser Glück für Unglück ansehn, weil wir nur an den gegenwärtigen Schmerz und nicht zugleich an das Vergnügen denken, das aus diesem Schmerze für uns geboren wird. Dank und Preis sey also Gott auch für dieses traurige und schmerzhafte Jahr, und für alle Demüthigungen seiner Hand, und für allen Trost in den bösen Stunden! Um froh zu sterben, will ich leben; gesetzt, daß ich auch nicht ganz froh leben kann, genug, wenn ich ohne Ungeduld und mit Hoffnung leben kann. Ich will Ihnen die Wünsche, die ich für Sie und Ihr ganzes Haus thue, nicht namentlich hersetzen. Ich will diese Pflicht im Stillen ausüben, und mich im voraus freuen, daß es Ihnen nicht nur auf dieses Jahr, sondern auf viele lange Jahre und immerdar wohlgehen wird. Dieses gebe Gott; und so leben Sie denn wohl, voll Muth und Hoffnung, denn Sie sind allemal glücklich!

G.

---

Gnädige Frau,

„Also ist der ganze Plan Ihres künftigen Lebens, der auf Ruhe und Einsamkeit gieng, zernichtet? und ich kann mir alle die widrigen Zufälle, Verdrießlichkeiten und Zerstreuungen unmöglich vorstellen, die Ihnen seit dem Anfange des nunmehr verfloßnen Jahres begegnet sind?" Ein schweres Schicksal für Sie, und eine traurige Nachricht für mich, der ich Sie so gern ruhig und nach Ihrem Wunsche glücklich sähe. Aber ich weiß auch, daß ein Herz, wie das Ihrige, sich selbst in denen Schickungen, die wider unser wahres Beste zu seyn scheinen, der Vorsehung gern unterwirft. Auch da, wenn es menschlich klagt; auch mitten unter den traurigen Empfindungen, die selbst in der gelassensten Seele nicht aussterben, beruhiget es sich dennoch mit den Betrachtungen der Weisheit und Macht, der Güte und Gerechtigkeit des Herrn, der alle unsre Schicksale, gute und traurige, kennt, verhängt, zuläßt und zu unserm und Andrer Glücke im Verborgnen lenket, und stets nach unsern Kräften abmißt. Getrost also, meine theuerste Freundinn, wenn Sie künftig Ihre Tugend darinnen beweisen und üben sollen, daß Sie den entworfenen Plan Ihres künftigen Lebens, den Plan der Ruhe und der Einsamkeit, mit dem Plane eines geschäftigen und in die Augen leuchtenden schweren Lebens vertauschen müssen. Wer mehr Kräfte empfangen hat, empfängt auch größre und in das Beste der Welt stärker einfließende Pflichten. Wie viele und wichtige Gelegenheiten, Gutes zu thun, und das Licht Ihrer Weisheit und Tugend vor der großen Welt, der vielleicht ein solches Beispiel nothwendig war, leuchten zu lassen; wie viele solche Gelegenheiten werden Sie nicht in diesem neuen unruhvollen Leben antreffen, und endlich in der Unruhe selbst, und in der Art, sie zu tragen und anzuwenden, nur mehr Ruhe des Herzens, und mehr Hoffnung und Trost des künftigen vollkommnern Lebens finden! Doch vielleicht sind auch Ihre itzigen Umstände nur eine kurze eingeschaltete Begebenheit, die das Ganze Ihres Plans nicht stören, sondern sich bald mit demselben vortheilhaft wieder vereinigen soll. Ja, theuerste Freundinn, Geduld und Demuth sind unstreitig die schwersten Pflichten bey anhaltenden Widerwärtigkeiten, das hat mich eine traurige Erfahrung von vielen Jahren gelehret; aber wir können oft ohne langwierige Unfälle der Tugenden, zu denen wir berufen sind, gar nicht fähig werden, und wir haben ja stets einen mächtigen Beistand und mit demselben das wahre Glück, das Glück unserer Seele, das uns auch im Tode bleibt; dieß muß unser höchster Trost seyn.

Vor einigen Jahren war der Wunsch und der Plan meines Lebens, wie der Ihrige, Ruhe, und nützliche Einsamkeit. Nichts schien mir erlaubter, und nichts schicklicher für meine

guten Absichten und meine ganzen Umstände, als dieser Wunsch. Du willst dich, dachte ich oft bei mir selbst, in die Stille auf das Land, in eine gute Familie begeben, daselbst die Pflichten des Privatlebens mit Gott genau beobachten; für dich und die Ruhe deiner Seele studiren und angelegentlich sorgen; nützliche Schriften, die etwa nach deinem Tode herauskommen mögen, aufsetzen; von Zeit zu Zeit einen fähigen Knaben zu dir nehmen, und ihm sein Herz weise und christlich zu bilden suchen, und so, ja so willst du dein Leben ohne Geräusche, sanft und stille bis an sein Ende führen. Aber ach, gnädige Frau, wie viel unglücklicher würde ich itzt sein, wenn dieser Wunsch wäre erfüllt worden! Unfähig, wie ich itzt bin, die Stille und Ruhe des Landes zu genießen, die Stunden der Einsamkeit durch selbst erwählte Geschäfte auszufüllen und nutzbar zu verwenden; ungeschickt, Bücher zu schreiben, und die Herzen der Kinder zu bilden; zu krank, um an den erlaubten Freuden eines genauen Umgangs Theil zu nehmen, oder mich mit dem Lesen guter Bücher lange zu unterhalten; was würde ich in diesen Umständen (versetzt in den ehedem gemachten Plan meines Lebens) für eine höchst traurige Rolle spielen; da die vorigen Wünsche gar nicht mehr meine Wünsche sind, und bei meinem itzigen Schicksale es gar nicht sein können. — Möchte doch das neue Jahr, das wir bald antreten, eines der zufriedensten und besten Ihres ganzen Lebens sein!

Dieses wünsche ich aufrichtigst, und bin zeitlebens

1762. G.

---

## Geßner an Kleist.

Zürich, den 28. März 1758.

Sind Sie noch immer in Leipzig, und immer gesund? Wie angenehm muß es Ihnen sein, wenn Sie von Ihren Geschäften bei Gellert und anderen rechtschaffenen Leuten ausruhen können? Herr Hotze von hier*), der in Leipzig die Heilkunde studirt hat, und vor einigen Tagen hier angekommen ist, hat mir einen Gruß von Gellert mitgebracht. Ich kann meinen Dank an Herrn Gellert in keine bessern Hände legen, als in die Ihrigen.

Sie werden durch Herrn Reich den Tod Abels erhalten. Ich wünsche, daß ich Ihre und Ihrer Freunde Erwartung möge erreicht haben. Lassen Sie mich ja über Ihr Urtheil nicht lange ungewiß. Ich hätte nie eine biblische Geschichte gewählt, da wir schon so viele gute Stücke in der Art haben, wenn mir nicht eben diese wäre übrig gelassen worden, die mir wegen Kains Charakter, und wegen der ganz besondern Situationen, eine der merkwürdigsten geschienen hat. Sie hat so viel Interessantes, als ein episches Gedicht haben soll; es sind die ersten Menschen, und der Erste, der stirbt. Schade, daß nicht ein fähigerer Kopf die Ausarbeitung derselben übernommen hat. Ein solcher hätte mehr Mannigfaltigkeit hineingebracht, mehr Situationen und Schönheiten darin entdeckt, über die ich weggestolpert bin. Indeß war eine meiner Absichten, sowohl im Plan als in der Ausbildung simpel zu sein, und gehäuften Blumen und gekünstelten Metaphern auszuweichen. Wie schön haben die meisten Alten diesen bunten Schmuck zu vermeiden gewußt, und doch sind sie in der größesten Simplicität pathetisch und erhaben! Das ist das Vorrecht der Genieen vom ersten Rang; das ist das wahre Große und Schöne! Das bedarf nicht mit gehäuften Zierrathen geschmückt zu sein. Die Grazien schmücken sich nur mit wenigen Rosen, wenn andere sich künstlicher schmücken, um Fehler zuzudecken. Doch die Wahl, die Alten nachahmen zu wollen, macht schon Ehre, wenn man auch weit zurückbleibt. Dieß tröstet mich auch, wenn ich den Theokrit lese, und immer mehr empfinde, wie weit ich zurück bin.

Doctor Hirzel, sein Bruder und Hesse schmausten gestern bei mir; wir saßen eben im Zimmer zerstreut, träg' und müde von allem Lachen, als man Hirzeln Ihr Paket brachte. Ich weiß nicht, was uns hätte begegnen können, das uns alle mit so lebhafter Freude hätte erfüllen können. Der Doctor fing an, dermaßen Sprünge zu machen, daß jede Scheibe der Fenster erschüttert wurde, und ich mußte durchaus einen Deutschen mit ihm tanzen. Dann fing er an, mit seiner lieblichen Stimme Ihre Lieder zu singen. Da wir ausgerast hatten, setzten wir uns in Einen Kreis, und lasen Ihre Briefe und Lieder. Was für ein vortrefflicher Dichter sind Sie? Wie sind Ihre Lieder delicat, und wie wird die Sprache unter Ihren Händen so sanft! Wie wunderbar und grotesk ist Ihr Lied an die Flasche! Ich werd' es auswendig lernen, und dann die verliebte Rolle spielen. Ihre Idyllen (ich bin Ihnen sehr verbunden für die Ehre, die Sie mir darin erweisen), sind vortrefflich; es ist nur ein schlechtes Compliment; wenn ich Ihnen sage, daß ich's mir selbst gestehen muß, daß ich übertroffen sei. — Ihr Seneca hat keinen geringern Werth. Warum haben Sie sich so unnöthig in einer Vorrede entschuldigt? Etwa,

*) Der von Richterschwyl am Zürichsee gebürtige, geschickte, zu Ende des vorigen Jahrhunderts verstorbene Arzt; ein Bruder des in östreichischen Diensten verstorbenen Generals Hotze; ein vertrauter Freund des Leibarztes Zimmermann und Lavaters.

weil er nicht fünf Acte hat? — Wie pathetisch sind die Reden, wie groß und edel die Gesinnungen! Man sieht, daß Sie die Seele Ihrer Helden erfüllen; sie sind nicht loci communes, die der Dichter hineingezwungen hat, ein Fehler, den man sonst nicht selten begeht. Sie haben mit der größten Simplicität im Plan die größesten Absichten erreicht. Der Leser wird hingerissen; die Character sind entwickelt, und der Affect wird auf's Höchste getrieben.

Das schrieb ich Ihnen, mein Freund! in meiner ersten Entzückung! Sie hätten sonst Ursache, über mein Urtheil zu lachen, das nur so unbestimmte Ausrufungen enthält. Durch öfteres Lesen werd' ich die Schönheiten genauer sehn, und neue entdecken; heute etwas tadeln, und morgen wieder damit ausgesöhnt sein; und was mir dann von Zweifeln übrig bleibt, das werd' ich Ihnen aufrichtig schreiben. — Freunde, die Dichter sind, müssen einer für des andern Ruhm besorgt, und einander die strengsten Richter sein. Zu solch einem freundschaftlichen Urtheil will ich Ihnen mein Gedicht empfohlen haben.

Ich bin, so lang' ich lebe, mit der zärtlichsten Freundschaft u. s. f.

---

## Cyneas an Cleone.

### Von J. J. Dusch.*)

Ungeduldig riß ich den oft geküßten Brief auf, dessen Siegel mir sagte, daß er von meiner Cleone kam. Meine Begierde verschlang den traurigen Inhalt; mein Herz beantwortete Seufzer mit Seufzern, und mein Auge vergalt Thränen mit Thränen. — Welch ein Gemälde! Welch ein Abriß des Jammers! Ach unschuldige Unglückliche! Du leidest, und ich war der Sträfliche.

Nein, verschweige mir nichts; schreibe mir Alles, laß mich die geringsten Deiner Sorgen empfinden, laß mich eine traurige Gemeinschaft an Deinem ganzen Kummer haben; gieß alle Deine Klagen, alle Deine Thränen aus: mein Herz ist geöffnet: es fordert mehr als seinen Theil; es wollte lieber Alles für Dich leiden. —

Aber wie konntest Du glauben, daß ich so boshaft sei, Dich zu verlassen, oder so leichtsinnig, Dich nicht mehr zu lieben? O, Du Einzige, in der alle meine besten Wünsche ihr Ende finden, in der alle meine Hoffnungen einer Glückseligkeit ihr Ziel haben, in der mein unruhiges Verlangen seine Ruhe findet, jeder meiner Seufzer, den an Deiner Brust nicht die Liebe, jede Thräne, die nicht Zärtlichkeit erzwang, sei von den Unsterblichen, die unsichtbar uns bewachten, mir zum Fluch angeschrieben!

Wie unglücklich ist Dein Zustand, arme, bedauerte, theure Cleone! Aber wie viel unglücklicher machst Du ihn durch den widrigen Gedanken, daß ich ein Treuloser sein könnte. Ich fühle die ganze Verzweiflung, mit der Du in diesen unglücklichen Augenblicken kämpfst. Ich sehe Dich leiden, weinen, Deine Hände ringen, höre Deine Klagen, höre Deine Seufzer alle, und lasse nicht einen unbeantwortet. Vielleicht seufzest Du über mich, den Urheber Deines Unglücks — ein schrecklicher Seufzer, wenn ich ihn verdiente! Vielleicht klagst Du mich bei der göttlichen Gerechtigkeit an, die das Flehen der Unschuldigen immer erhört; ja vielleicht — o, kann ich daran denken, ohne zu zittern? — vielleicht entwischt Deiner Ungeduld ein Fluch! Weh mir, wenn ich nicht unschuldig wäre! Aber der, der die Welt richtet, erhöre ihn, wenn ich Dich jemals verlasse!

Dich verlassen? — Wie kannst Du so denken? Seitdem ich von Dir schied, bin ich der Freude unbekannt geworden. Mein Herz hebt sich mühsam unter einer drückenden Last. Gram und Sorge verbannen die Heiterkeit aus meinem Gesichte, wie die Ruhe aus meiner Seele. Ich quäle mich unaufhörlich mit den nagenden Vorwürfen, Dich unglücklich gemacht zu haben; und nichts kann mich beruhigen, als der feste Entschluß, Dein Unglück zu endigen, oder es mit Dir zu theilen.

Ach, erinnerst Du Dich nicht mehr an die Proben, die ich Dir vormals von meiner Liebe gab? Hast Du vergessen, wie demüthig ich mich Deinem stolzen Vetter zu Füßen warf, wie ich die Zwistigkeiten und die Eifersucht unsrer beiden Familien vergaß, und meiner Liebe und Dir alle die Achtung aufopferte, die die Ehre meines Hauses von mir fordern konnte? Mein eigner Stolz lehnte sich wider diese Demuth auf; meine Schaam bestritt meine Erniedrigung: aber meine Liebe überwand alles. Ich umfaßte dem die Kniee, den ich verachtete, und bat mit Thränen einen Hochmüthigen um seine Einwilligung, den ich haßte. — Weißt Du noch, wie schwer sein stolzes, sein hartes Herz mir diesen Sieg machte? Weißt Du noch, mit welcher Geduld ich mich zu allen Erniedrigungen herabließ, wodurch er mich führte, um seinen Hochmuth ganz an mir zu sättigen? Ich duldete seine Verachtung und überwältigte alle meine widerspenstigen Leidenschaften: denn Du warst der Preis für diese Demuth. Erinnere Dich doch an die Stunde, wo ich endlich seine Einwilligung theuer genug erkauft hatte! Wie dankte ich Deinem Vetter,

*) Aus dessen moralischen Briefen. Leipzig 1759—72.

wie inbrünstig schloß ich Dich an meine Brust, wie strömten mein Herz und meine Augen vor Freude und Zärtlichkeit über! Erinnere Dich daran, meine Cleone, und glaube, daß diese Hindernisse, die uns jetzt trennen, mein Verlangen, Dich zu besitzen, nur gestärkt haben.

Nein, meine Geliebte, die Tochter darf nicht an die Mutter erinnern; ich liebe die Tochter nur in der Mutter. Ihr Bild ist immer vor meinen Augen, sie lebt in meinem Herzen, sie lebt in jedem meiner Gedanken. Die Bande des Bluts sind mir nicht heiliger, als die Bande der Liebe. Du bist die Meinige, und keine Macht, keine Zeit, keine Leiden sollen mich Dir entreißen.

Warum wolltest Du denn die Liebe bereuen, die Du mir bezeugt hast? Warum erröthest Du, wenn Du an den Tag zurückdenkst, der mein glücklichster war? Wenn eine Liebe, die sich auf Zärtlichkeit des Herzens, auf harmonische Empfindungen gleichgestimmter Seelen gründet; eine Liebe ohne alle Nebenabsichten, die nichts von Eigennutz, nichts von elender Weltklugheit, nichts von Stolz wußte; eine Liebe unter Herzen, die sich für einander geschaffen fühlen, so rein und unschuldig, wie sie der Schöpfer eingepflanzt hat, so gesetzlich, daß unsere Vorgesetzten sie billigten; wenn eine solche Liebe die unsrige war: so haben wir nichts zu bereuen. Unglücklich kann sie sein; aber wer sie sträflich nennt, beleidigt die Unschuld.

Wenn auch die Welt erst unsre Empfindungen billigen, wenn der Beifall der Verwandten erst die Liebe heiligen und das Ceremoniell ihre Banden erst schließen muß, ehe wir uns frei derselben überlassen können; das Ceremoniell, das oft verkaufte Hände in eiserne Ketten zusammen fesselt, und Herzen trennt, die sich lieben, Herzen verbindet, die sich hassen: wer ist auch alsdann ungerecht genug, unsre Liebe zu verwerfen? Du bist längst die Meinige durch den Beifall derer, die über unsern Willen gebieten wollen Längst haben unsre Väter den Segen über unsre Liebe gesprochen. Schon in der Kindheit waren wir für einander bestimmt. Mit inniger Freude sahen sie uns zusammen erwachsen, und vereinigten zwei unmündige Seelen, die dereinst eine der andern Glück machen sollten. Unser Bund war in der Welt und im Himmel schon unterschrieben. Du warst meine Braut, und der Augenblick, der uns unzertrennlich verbinden sollte, rückte heran. Einige Tage — wie hatten wir nach dieser Zeit geseufzt! — sollten nur noch unsre vollkommene Glückseligkeit verschieben. Sie schienen uns Jahrhunderte; und ich eilte, mich in den Besitz meinrr irdischen Glückseligkeit zu setzen. Verzeihe mir, daß ich Dich an den Tag erinnere, der der Ursprung alles Deines Leidens und meiner Qual ist. — Habe ich da Dich und den Himmel beleidigt, so geschah es aus einer Unwissenheit dessen, was der Vorhang der Zukunft vor uns verdeckte.

Gütiger Himmel! Wie viel verbirgt eine Stunde vor den Augen der Menschen! Wie viel hängt von einem Augenblicke ab! Morgen sollte ich am Altare Deine Hand empfangen Dein Herz hatte ich längst; und zu Deinem Unglücke war schon der Grund gelegt, unvermeidlich gelegt, Du warst schon die Mutter eines künftigen Zeugen unsrer Liebe, als das Schicksal die volle Schaale seiner härtesten Prüfung über uns ausgoß. Welch ein Tag war der, der vor dem Tage herging, woran wir so glücklich zu werden hofften; o Cleone, welch ein Tag. In Deinen Armen in Entzückungen berauscht, sah ich die Sonne über mir aufgehen, und Thränen des Kummers flossen, als sie unterging. Mein zärtlicher Vater! wie hart war der Streich, der Dich von meiner Seite riß! So lange mein mühsames Leben dauert, werde ich auf Deinem Grabe weinen! Er starb! Ströme von Thränen sind zu wenig für diesen Verlust. In ihm fiel unsere Hoffnung, unser Schutz, unsre Glückseligkeit! — Umsonst ging die folgende Sonne für uns auf, umsonst hatten wir endlich diesen Tag hergeseufzt; er forderte andre Thränen, als die wir gehofft hatten; er sollte uns trennen, nicht verbinden. Der Tod stürzte den Altar um, an dem wir vereinigt werden sollten. Ach, Cleone, welch eine Veränderung! Unsre Liebe sah nun wieder ein Jahrhundert zwischen unsre Glückseligkeit gelegt! Erst trennte uns der Wohlstand auf Monate, hernach der Zwist unsrer Familien auf ewig! — Auf ewig? Nein, bei der heiligen Asche unsrer Väter, ewig soll er uns nicht trennen!

Glaube nicht, Cleone, daß menschliche Hände diese heiligen Bande wieder zerreißen sollten, die schon vor dem Auge Gottes fest geschlossen sind. Keine Gewalt soll sie zerreißen, keine als — Gottes! — Ach, wie oft habe ich zu Dir hingeseufzt! wie oft war ich entschlossen, alle andre Vortheile zu verachten, und bei Dir mein ganzes Glück zu suchen! Aber — soll ich Dir noch Dein hartes Schicksal unerträglicher machen? Soll ich sagen, wie unglücklich Du mit mir sein wirst? Mein Herz blutet, wenn ich mich der schrecklichen Betrachtung überlasse, daß ich so gar unglücklich bin, mich bei Dir nicht entschuldigen zu dürfen! Nein, Cleone, mit der Entschuldigung müßte ich Dein Herz durchbohren, Dein Herz, das schon zu viel gequält wird. Wüßtest Du, wie grausam mein Schicksal ist! Aber laß mich diese Erzählung für eine bessere Stunde aufbehalten, wo meine Standhaftigkeit alle diese

Hindernisse überwunden hat, und wo ich meine Cleone in meine Arme, an mein Herz schließe!

Der Zorn meiner Mutter ist unversöhnlich und unerbittlich; die Thränen ihres Sohnes fließen alle umsonst. Vergebens bemühe ich mich, die Feindschaft beizulegen; alle Vorstellungen sind umsonst; sie schätzt die Eide, die ihr in der Hitze des Zornes entfuhren, viel zu heilig, um unsere Verbindung zu erlauben, und umsonst stelle ich ihr die Eide vor, die mich mit Dir verbinden. — Welche Eide sind heiliger, o Himmel! Eide der Feindschaften oder der Liebe? Sie droht mir den Fluch! Der Fluch einer Mutter ist schrecklich: aber kann er den treffen, der tugendhaft handelt?

Sieh, Cleone, das ist das Schicksal Deines unglücklichen Eyneas! Von solchem Kampfe wird mein Herz gefoltert! Soll ich mich von allem Gehorsam gegen eine Mutter losreißen? Wirst Du leiden, daß sie über mich seufze! — Zwar ungerechte Seufzer; aber doch Seufzer einer Mutter! Ach, flehe mit mir den Himmel an, liebste Cleone, der uns nur prüft, daß er die Prüfung endige! und laß mich arbeiten, daß ich die Feindschaft endlich beilege. Dann kann ich Dich mit ruhigerem Gewissen besitzen; dann kann auch kein Engel unsere Verbindung sträflich finden.

Doch ich weiß, sie ist unsträflich; sie ist mehr als unsträflich, sie ist gerecht; und sträflich würde es sein, sie zu trennen. Ich weiß auch, selbst der Fluch einer Mutter, dieser im Zorne entwischte Fluch, den sie vielleicht bereut und doch für unverletzlich hält, müßte kraftlos sein, und der Himmel würde ihn nicht achten; aber soll ich des Vergnügens beraubt sein, Dich durch meine Verbindung glücklich zu machen? Soll ich unsre Vereinigung mit Sorge für die Zukunft anfangen, und Dich vielleicht — denn wer sieht alle Zufälle voraus — in Kurzem an dem Nöthigen Mangel leiden sehen? Mangel und Armuth sind schreckliche Feinde der menschlichen Glückseligkeit! Je mehr wir uns lieben, je stärker würden wir uns drücken. Zwar auch nicht die Armuth selbst sollte mich abhalten, redlich zu handeln; und es wäre eine elende Entschuldigung, wenn ich diese anführen wollte, um unsre Vereinigung auf ewig aufzuheben. Ein redliches Herz hat keine andere Entschuldigung, sich von seinem Versprechen loszumachen, als eine unwidertreibliche Unmöglichkeit. Es verlangt keine Entschuldigung, und verwirft alle Vorschläge des Eigennutzes oder Ehrgeizes mit Verachtung; aber wenn es hoffen kann, durch einen kurzen Aufschub der Erfüllung seines Versprechens, sich in den Stand zu setzen, sein Wort vollkommen erfüllen zu können und demjenigen, den dieser Aufschub Thränen gekostet hat, diese Thränen durch überwiegende Glückseligkeit zu vergüten: so sage: was darf er wählen? — Schreibe es keinem Mangel an Liebe zu, daß ich so weit sehe: ich weiß es, meine Geliebte, Liebe, heftige Liebe ist kurzsichtig; sie reißt sich von den Fesseln der Vernunft los, und wenn sie durch einen Abgrund müßte, so fliegt sie ihrem Gegenstande zu. Allein glaube nicht, daß ich nicht zu kämpfen hätte: was ich thue, das thue ich mit Gewalt, dem Wunsche und Entschlusse meines Herzens entgegen. Tadle es jetzt, daß meine Liebe meiner Vernunft so viele Gewalt erlaubt; ich hoffe, sie soll ihr die Strenge vergeben, wenn sie dieselbe mit Ruhe und desto größerer Glückseligkeit vergüten wird. Heftige Liebe, die sich blos ihren Wünschen überläßt, mag brünstiger sein: Liebe, der Grundsätze und Vernunft zu Hülfe kommen, ist dauerhafter. Sie vermeidet die Sorgen, und beugt dem harten Schicksal vor, das Uebereilung und Unvorsichtigkeit gern zu bestrafen pflegt; sie legt einen festen Grund zu einer dauerhaften Zufriedenheit, und entfernt von den Tagen der Zukunft den Verdruß und die Sorge, welche auch die glücklichste Vereinigung und die zärtlichste Liebe stören und schwächen können. Sieh, meine Cleone, also ist diese Vernunft, der ich jetzo eine Gewalt über mein Verlangen einräume, nicht weniger Liebe für Dich: und Liebe und Vernunft müssen endlich alles überwinden.

Was könnte uns vor einem unglücklichen Leben schützen, wenn ich mich jetzo blos dem Wunsche meiner Liebe überlassen wollte? Meine Mutter hat geschworen, mich zu enterben, wenn ich ihrem Willen zuwider lebe. Sie muß durch Güte gewonnen werden, wenn ihr Schwur unkräftig werden soll. Folge ich meiner Neigung, ach Cleone, so ist nichts gewisser, als daß ich sie erzürne, und ihr Zorn, nur ihr Zorn ist schrecklich. — Ich werde sie endlich durch Güte gewinnen, wenigstens wird mein Gehorsam sie rühren. Ich merke schon, daß ihr Eigensinn nachläßt. Vormals drang sie mit größerer Heftigkeit in mich, und forderte von mir — — darf ich es sagen? — einen Schwur, Dich zu vergessen! Aber wenn ich jemals vergessen habe, daß sie meine Mutter war, wahrhaftig, so war es in diesem Augenblicke! da war ich meiner Liebe nicht mächtig, und goß frei mein ganzes Herz vor ihr aus. War sie beleidigt, so muß mich ihr Antrag entschuldigen. Man kann nicht ohne alle Beleidigung reden, wenn man uns ein Laster zumuthet.

Vielleicht wurde sie gerührt: denn seit der Zeit hat sie sich gescheut, eine Untreue von mir zu begehren. Sie verlangt keinen Eid mehr,

und meine Bitten werden endlich noch ihren Eigensinn überwinden. Aber wie lange werde ich noch nach Dir seufzen? Wie lange, meine Cleone, wirst Du mir entgegen hoffen? — Ach, daß ich diese Frage zu Deiner und meiner Beruhigung nicht beantworten kann. — Vielleicht werde ich selbst diesen grausamen Zwang nicht lange mehr ertragen können. Jeder Tag vermehrt meine Liebe und meine Ungeduld! Ich bin wie ein Gefangener; jeder merkt auf meine Handlungen, jeder sucht meine Entschlüsse auszuforschen und verfolgt mich auf allen Tritten. Ich habe keinen Freund um mich: alles ist Verräther. Könnte ich noch frei mein Herz ausgießen und alle meine Empfindungen und Gedanken schreiben, so würde mir dieses noch ein Trost, und Dir eine Erleichterung sein. Aber wem soll ich meine Geheimnisse vertrauen? Durch wen soll ich meiner Cleone meine Seufzer übersenden? — Aber laß uns die Prüfung des Himmels erdulden; es wird gewiß eine desto größere Glückseligkeit darauf erfolgen. O, wie entzückt mich der Gedanke, wenn ich mir das Vergnügen vorstelle, das uns unsre Verbindung unerschöpflich geben wird! Wie werde ich meiner Cleone entgegeneilen und ihr getreues Herz an mein Herz drücken! Wie wird sie mir mit Freudenthränen im Auge und mit offenen Armen entgegenfliegen. Und wie wird eine der ersten Stunden, wann wir uns wiederfinden, Jahre voll Kummer und Sorgen bezahlt machen!

Kann indeß dieses noch eine Beruhigung für Dich sein, meine Geliebte, daß unsre Trennung nicht lange mehr dauern soll; so höre doch meinen letzten Entschluß und beurtheile daraus meine Liebe. Wenn ich sehe, daß meine Bitten das Herz meiner Mutter nicht rühren und daß sie vielleicht sich zu lange meiner gehemmten Forderung widersetzen würde, so will ich Gelegenheit suchen, mich auf einige Tage, unter einem unverdächtigen Vorwande, zu entfernen; und dieser Tage einer soll unsre Liebe durch heilige Bande unzertrennlich machen. Nur um Dich zu beruhigen und Dir allen Zweifel zu nehmen, Cleone, habe ich diesen Entschluß fest gefaßt. Ich kehre indeß zu meiner Mutter zurück und unsere Verbindung bleibt bis auf den glücklichen Augenblick verschwiegen, wo ich endlich ihren Eigensinn überwinden werde. Erwarte bald entweder diese Stunde, oder die Nachricht, daß wir ganz glückselig sind.

## Rabener an Gellert

Liebster Gellert!

Aus meinem Briefe an den Herrn Commissionsrath, den ich Herrn W... vor etlichen Tagen zugestellt, werden Sie einige Nachricht von meinem traurigen Schicksale ersehen haben. Erlauben Sie mir, daß ich mich auch mit Ihnen davon unterhalte; denn ich finde eine große Beruhigung darin, wenn ich einem so lieben Freunde, wie Sie sind, mein Unglück klagen kann. Was die Umstände dieser Belagerung überhaupt betrifft, so werde ich mich dabei wenig aufhalten, und mich auf ein Tagebuch beziehen, welches unter der Autorität unsers Gouverneurs heute herausgekommen, und sehr zuverlässig ist; nur von meinen eigenen Zufällen will ich etwas melden. Am 14. Juli mit Anbruch des Tages fing die Kanonade und das Einwerfen der Haubitzgranaten auf die schrecklichste Art an. Früh um acht Uhr kam eine solche Granate in mein Zimmer (sie mochte mehr als dreißig Pfund wiegen), zerschmetterte die Stube meines Bedienten und zündete. Wir löschten den Brand und machten alle mögliche Anstalten. Weil es aber Granaten und zwölfpfündige Kugeln auf mein Haus und die benachbarte Gegend regnete, welches die Absicht haben mochte, das zwanzig Schritte von meiner Wohnung befindliche Pulvermagazin in die Luft zu sprengen, so packte ich meine Sachen, so viel es ohne Gefahr, erschossen zu werden, anging, zusammen, schaffte sie theils in den Keller, theils in ein Gewölbe, und flüchtete Abends um acht Uhr nach der Neustadt zu D... Aber auch hier fing am 15. die Angst an, und in kurzer Zeit fuhren einige zwölfpfündige Kugeln ins Haus, nahe bei mir vorbei. In dieser Lebensgefahr brachten wir bis Sonnabends zu, wo die Daunische Armee die Seite von der Neustadt befreite, welches die größte Gnade war, die uns Gott in der Beängstigung erzeigen konnte. Denn eben diesen Tag, besonders um zwölf Uhr Mittags, ging das unglückliche Bombardement der Residenz an. Mehr als hundert Bomben fielen in einer Zeit von drei Stunden auf die Kreuzgasse und Kirche; um zwei Uhr brannte mein Haus, und um vier Uhr wußte ich mein Schicksal. Die Bomben hatten das Gewölbe, wohin wir alle unsere Sachen geschafft hatten, zerschmettert und Alles verbrannt; der Keller aber war von den Soldaten, die löschen sollten, rein ausgeplündert worden. Mein Bedienter, der treueste Mensch von der Welt, hatte sich so lange im Hause aufgehalten, bis es anfing, einzustürzen, und hatte ein Dutzend solcher Schurken hinausgeprügelt; endlich aber ward er übermannt, und flüchtete zu mir nach Neustadt. Vor Vergnügen, den ehrlichen Kerl, den ich schon für erschossen oder verbrannt hielt, wieder zu sehen, fühlte ich den Schmerz nur halb, den mir die Nachricht von meinem Verluste natürlicher Weise verursachen

mußte. Sollte es nicht weh thun, liebster Gellert, zu erfahren, daß alle meine Betten, Kleider, Wäsche, Bücher, Papiere, Schränke und Stühle zu Asche verbrannt waren? und Sie wissen, wie reichlich mich der Himmel mit all' diesem gesegnet hat. Gott zum Preise muß ich gestehen, daß ich mich über diesen großen Verlust nicht einen Augenblick betrübe. Es war weder Reflexion, noch Philosophie, die mich so wunderbar beruhigte; Gottes Gnade allein war es. Nichts von Allem habe ich gerettet, als einen abgetragenen Zeugrock und ein Paar alte Oberhemden, die ich auf die Seite gelegt hatte, um sie meinem Bedienten zu geben. Sonntag früh fing man an, auch für die Neustadt besorgt zu seyn, und viel tausend Menschen gingen zum Thor hinaus, auf das offene Feld, und in die Weinberge. Ich folgte mit, und mein Bedienter mußte mein Bündelchen unter den Arm nehmen, mein ganzer Reichthum. Vor dem Schlage fand ich einen zerbrochenen Weinpfahl, auf den stützte ich mich, und watete bei einer brennenden Hitze durch den Sand eine Meile Wegs weit zu meinem Freunde, auf seinen Weinberg, wo ich nothdürftiges Essen und gutes Wasser fand. Seit dem 13. Abends war ich in kein Bett gekommen, und auch hier lag ich bis Mittwoch auf der Erde. Ich ritt endlich selbigen Tages nach Hohenstein, vier Meilen von Dresden, und weil mein Bedienter ganz kraftlos war, so ließ ich ihn zwei Meilen reiten und den übrigen Weg ging er zu Fuße. In Hohenstein fand ich gute Freunde, die auch abgebrannt waren, und wir lebten ruhig, bequem und sehr vergnügt. Sonnabends nach dem Bußtage gingen wir zurück, und ich befinde mich seitdem gesund, doch, wie Sie wohl glauben können, gar nicht in meiner Ordnung. Ich bin noch vor vielen tausend Menschen glücklich; denn kein einziger von meinen Freunden und Bekannten ist verbrannt oder erschossen worden, ich bin gesund geblieben, und habe noch baar Geld gerettet. Etwas von altem Tisch- und Bettzeuge ist bei einem Bekannten unvermuthet gerettet worden, und so wenig ich es vordem achtete, so lieb ist es mir nunmehr. Der Mangel an Kleidern und Wäsche ist der empfindlichste, weil man hier nichts bekommen kann, und nicht weiß, wie lange uns Gott Ruhe schenkt. — Meine Bücher, die dauern mich; alle Aufsätze und Manuscripte, die nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind mit verbrannt. Ein großes Glück für die Narren künftiger Zeit! Alle Briefe von Ihnen und meinen übrigen Freunden, nebst einer Sammlung von witzigen Briefen verschiedener Art, sind leider auch fort. Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden aufs Beste. Kann ich heute noch an unsern Weiße schreiben, so will ich es thun. Außerdem bitte ich Sie, ihn diesen Brief lesen zu lassen, so wie den ehrlichen Dyk, welcher, so bald als Gott Ruhe und Frieden giebt, es gewiß empfinden soll, daß alle meine Bücher verbrannt sind, denn ich will ihn hernach in Contribution setzen, mir den Fuß zu einer neuen Bibliothek zu schenken. Zwar wird er nicht daran wollen, wenn er hört, daß meine witzigen Manuscripte, und also seines Sohnes künftiger Verlag, mit verbrannt sind; aber ich will ihn schon kriegen, und wenn er mich wild macht, so schreibe ich wider seine eigne kleine Person einen Band Satyren in Duodez zwei Hände stark, welches ziemlich das Format von seinem Körper seyn wird. — An das Haus St... bitte meinen unterthänigsten Respekt zu vermelden. Wie wohl haben die gnädige Frau Kammerherrin gethan, daß sie sich nicht mit der göttlichen Fügung übereilt haben. Nunmehr hungerte mich mit meiner Frau, da ich das Glück habe, allein zu hungern. Aber sagen Sie, ich ließe unterthänigst bitten, dahin zu sehen, daß meine künftige Frau drei tausend Thaler mehr hätte, als außer diesem Unglücke würde nöthig gewesen seyn, so hoch schätze ich meinen Verlust. Nur ein eigenes Haus soll sie nicht haben. Denn ich kann mir nichts Schrecklicheres vorstellen, als die Umstände eines Mannes, der nur des Hauses wegen eine Frau nimmt, das Haus aber durchs Feuer verliert, ohne daß seine werthe Hälfte zugleich mit verbrennt. — Leben Sie wohl, mein bester Freund. Ich bin in Feuers- und Wassernoth

Ihr

Dresden, am 9. August 1760.

redlicher **Rabener.**

---

### Moses Mendelssohn an Abbt.

Berlin den 17. März 1762.

Momus fand einst auf dem Schreibpulte der Minerva ein Quartblatt, auf welchem Vater Jupiter den Plan der besten Welt entworfen hatte. Er drehete das Blatt rechts und links, und konnte nicht klug daraus werden. „Was „für verwirrtes Zeug! sprach er; gelbe Flecken, „feuerrothe Punkte, geschlängelte Striche, alles „läuft durch einander, als wenn das Ohngefähr „mit der Reißfeder gespielt hätte. Und die alt-„kluge Tochter Jupiters kann sich an solchem „Geschmiere ergötzen!“ O Sohn des Schlafs und der Nacht! antwortete Minerva, deine Unwissenheit macht dich unverschämt! Wenn Neptun einen Ochsen, Vulkan einen Menschen, und ich ein Haus mache, so spotte was du kannst. Aber den Plan meines Vaters lerne erst verstehen, und alsdann bebe! Wisse, diese gelben Flecke sind

Myriaden Firsterne; die feuerrothen Punkte, brennende Kometen; die geschlängelten Striche, Lichtströme und Welten bewegende Wirbel. Sie scheinen dir wild durcheinander zu laufen? Hier ist die Gleichung für ihre Curvatur: xy + kz — y + yx — z — — Halt ein! rief Momus. Du weißt, ich bin ein Belesprit; was schiert mich die Algebra? Doch dächte ich, man könnte alles dieses mit ein wenig Witz viel leichter und besser ausführen. — Gut! sprach sie. Mache dein witziges Meisterstück. Hier ist ein Vergrößerungsglas. Siehst du da den kleinen unansehnlichen schwarzen Punkt? „Was stellt der vor?" fragte Momus. Eine Universität in der Gegend der Weser, Rinteln genannt. Allda wohnt mein Sohn Abbt, und er möchte lieber zu Athen wohnen. Strenge deinen Witz an, mache Rinteln zu Athen. Was sinnest du nach? He! Das ist noch lange keine Welt erschaffen! — Der hagere Momus stand wie steinern da, schlug die Augen nieder, und damals soll sich die erste Schamröthe auf seinen bleichen Wangen gezeigt haben.

Was däucht Ihnenvon dieser tollen Fabel? Sie fiel mir gleichwohl dabei ein, als ich Ihren Plan zu den Gegenbeherzigungen beurtheilen sollte. Du bist ein Verfasser der Literaturbriefe, dachte ich, du hast manchen Ochsen, manches Haus mit einigem Glücke getadelt; warum nicht auch Plane zu Gegenbeherzigungen? Jedoch ich habe mich betrogen. Ich bin das Land der Politik in meinem Leben so wenig durchreiset, daß mir alle Gegenstände in demselben noch fremd sind. Wie kann ich also ihre Landcharte beurtheilen? Wenn W—n Sokratische Gespräche macht, da ist schon besser tadeln!

Scherz bei Seite! Ich verstehe in Ihrem Entwurfe nicht alles, aber was ich verstehe, hat meinen völligen Beifall. Die Hauptidee ist unverbesserlich. Philosophie und Beredsamkeit können sich hier in ihrem stärksten Glanze zeigen, und Ihre Belesenheit in der Geschichte kann Ihnen wichtige Dienste leisten. H. v. M. ist kein Philosoph, und seine Belesenheit schränkt sich, wie es scheinet, auf einige Neuere ein, die ihm den Kopf warm gemacht, aber nicht erleuchtet haben. Es gefällt mir ungemein, daß Sie Ihre Gegenbeherzigungen mit den Betrachtungen über die Würde des Menschen anfangen wollen. Der V. der Beherzigungen scheinet sich ein andächtiges Vergnügen daraus gemacht zu haben, den Menschen mit Pascal von der hypochondrischen Seite zu betrachten. Ich denke immer, wer den Menschen so sehr verkleinert, der muß, wenn er kein verdorbenes Herz hat, wenigstens eine verdorbene Milz haben. Noch verzeihet man dem Pascal, daß er seine unmuthige Gedanken treuherzig niedergeschrieben; aber seine Grillen als Wahrheiten zum Grunde eines Systems zu legen, ist in der That nicht zu verzeihen.

Die politische Freiheit, sagen Sie, sei eine der Würde des Menschenbürgers gemäße u. s. w. Warum nicht lieber der Vernunft gemäße? Doch wenn Sie erklären, was die Würde des Menschenbürgers sei, tum me consentientem habes. Aber diese Bestimmungen der wirklichen Handlungen zur politischen Hauptabsicht sind ja Gesetze, und die bestimmenden Personen Gesetzgeber? Nicht? Und das Wort Gesetz führt den Nebenbegriff mit sich, quod sit determinatio rationi conformis, und also — doch ich vergesse meinen Momus. Nichts mehr von Ihrem Entwurfe.

Herr N. wird Ihnen die Abschrift dreier Privatschreiben von Abelardus Virbius, nebst Vulberts Antwort auf das eine überschicken. Wenn Sie die hebräischen Worte nicht verstehen, so lassen Sie es immer gut seyn. Sie und Herr H** werden vermuthlich auch deutsche Stellen in diesem Briefe nicht verstehen.

Ihre kritische Verbesserung ist eine Seltenheit für unsere Briefe. Da können doch die Herren Z. und Konsorten sehen, was wir für gelehrte Leute sind. Ich wünschte nur, daß wir Herrn Ramler ins Garn ziehen könnten, damit wir Schande halber zuweilen auch ein Gedichtchen einrücken könnten, unsere poetische Blöße zu bedecken; denn ich schäme mich öfters, wenn ich daran denke, daß alle Verfasser der Briefe zusammen genommen, kein Sinngedicht zur Welt bringen können.

Ich lege ein frisches Blatt an, und hier will ich bloß abschreiben. Eine philosophische Stelle aus einem alten und durchgehends verworfenen Buche, über die ich erstaunt bin. Lesen Sie, und sagen Sie mir, ob unsere heutigen Schönschreiber geschmückter, oder unsere Philosophen gründlicher schreiben können? Einige Philosophen disputiren über Verhängniß, Freiheit und Vorsehung. Endlich vereinigen sie sich über folgende Punkte:

„Das göttliche Verhängniß sei zwar der erste „Bewegungsgrund aller Dinge; Gott sehe alle „unser Thun unveränderlich vorher, und hätte „es gesehen, als die Natur sein Kind und Nichts „zu Etwas worden. Allein dieses alles habe „keinen Zwang in sich, bürde dem Menschen „keine Nothwendigkeit, dieses Gute oder jenes „Böse zu thun, auf; sondern es behielte unser „Wille seine vollkommene Freiheit. Denn Gott „habe nur deshalb unser Glück und Unglück so „gewiß vorhergesehen, weil ihm zugleich, oder „vorher schon unter seine Augen geleuchtet hat, „was wir von der Geburt bis in den Tod Böses

„oder Gutes beschließen würden. Unsere heutige „oder die von der Nachwelt Gott bestimmte Ankunft sei ihm so wenig neu als dies, was uns „oder unsern Nachkommen begegnen soll. Jene „siehet das Verhängniß als die Ursache, dieses „als die verdiente Wirkung vorher. Daher es „die gröbste Unvernunft wäre, wenn die ruchlose „Verzweifelung es für einerlei halten wollte, ob „man boshaft oder tugendhaft sei? Und wenn „sie ihr Thun einem geräumten Nothzwange des „Himmels unterwirft. Sehen nicht die Sternseher auf tausend Jahre die Sonnen- und „Mondfinsternisse, und zwar unveränderlich, vorher? Gleichwohl aber haben sie nichtsweniger „als einen Zwang über die Gestirne. Wir sehen „von den Leuchtthürmen den Schiffbruch eines „auf Steinfelsen getriebenen Schiffes vor Augen. „Wer wollte aber diesen insgemein mitleidenden „Zuschauern den Zwang solches Unglücks beimessen? Der weise Zeno hat dem Diebe, welcher mit der Vorsehung sein Laster zu entschuldigen vermeinet, gar vernünftig geantwortet, „daß er auch zu der Strafe versehen wäre.“

Und wenn Sie diese Stelle schön finden, so kann ich Ihnen aus eben demselben Schriftsteller mit einigen vortrefflichen Reden, mit erhabenen Gleichnissen und recht in dem Geschmacke Ihres Tacitus gemachten Betrachtungen, aufwarten. Noch nenne ich Ihnen den Mann nicht, damit ich Ihnen noch andere Stellen ausschreiben könne. — Doch so viel! der Verfasser ist ein Schlesier und lebte im Jahr 1650.

---

### Abbt's Antwort.

Rinteln den 28. April 1762.

Mache Rinteln zu Athen, spricht Minerva zum Momus, und darauf lassen Sie den guten Momus lange nachsinnen, nach Art eines wahren Dialogisten, der allezeit eine seiner Personen dumm macht, um die andere desto klüger zu machen. Aber mit Ihrer Erlaubniß, diesmal will ich dem Momus zu Hülfe kommen. Bitte du, müßte mein Momus antworten, deinen Vater, daß er den Abbt lieber bei den Haaren ergreife (ob er gleich kein Prophet ist) und von Rinteln nach Athen führe. Das ist Mahomets Wunder mit dem Berge! Der Berg soll zu mir kommen, er kömmt nicht; denn sehet anstatt eines physischen ein moralisches Wunder! ich Mahomet, der Knecht Gottes, demüthige mich, und gehe zum Berge hin, da er sich weigert zu mir zu kommen. Welches Wunder war leichter? Aber freilich, wie Sie die Anlage machen, konnte Momus lange nachsinnen. Rinteln zu Athen! Die listige Minerva, nicht einmal ihre Eule hätte sie, glaube ich, dem guten Momus dazu geliehen, wenn er wirklich hätte Hand ans Werk legen wollen. Dies habe ich gegen Ihre Fabel einzuwenden, die mir sonst ungemein gefallen hat, und wie Sie leicht denken können, nicht am wenigsten wegen des Kompliments Sohn der Minerva. So sehr ich mich auch hierüber gefreuet habe, so sehr wurde meine Freude durch die Beschreibung, die Sie von mir geben, gemäßiget: „B. ist ein Satrape im despotistischen Reiche des Apoll.“ Bald möchte ich sagen: Sie lassen doch allenthalben einen heimlichen Groll gegen mich blicken, und heißen mich Professor. Ich habe Ihre Anmerkung über mein Gespräch mit P** noch nicht vergessen: „Warum heißt er den Mann niemals Herr Kollege?“

Daß ich über meinen Plan, den ich Ihnen überschickt habe, wirklich brüten sollte, hätte ich anfangs gewiß nicht gedacht. Daran hat unser N. Schuld, der mir das Ey listiger Weise im Meßcatalogus unterlegt. Vor der Hand ist es mir lieb, daß Sie die Hauptidee billigen, und ich hoffe, daß ich die verschiedenen Kapitel so ziemlich in Verbindung bringen werde. Aus einem Gesichtspunkte betrachtet, wünschte ich, daß ich mit der Ausführung glücklich wäre, um zu zeigen, daß die belobte Methode der neueren Franzosen für die Deutschen eben kein Geheimniß sei. Denn Moser, der auch nach Absätzen schreibt, hat diese Methode gar nicht in seiner Gewalt. Wenn ich aufrichtig seyn soll, so muß ich bekennen, daß ich diese Methode für die beste in Schriften halte, die nicht Kompendien seyn sollen. Denn definiren kann man sicher auch darin, und wenn ich bestimmt rede, und meine Begriffe aus einander folgen lasse, gesetzt auch, daß ich die Bedingungsstellen verkleistere, was verlangt man mehr? Den Begriff der Würde des Menschen habe ich mit Fleiß in die Erklärung der Freiheit gebracht, um mich denen Herren zu nähern, die jenen Begriff so häufig brauchen. Unterdessen können Sie versichert seyn, daß der Begriff soll aus einander gewickelt werden. Schon längst habe ich Ihre Methode, mein lieber Freund, den Begriffen im Angesichte des Lesers nach und nach die Bestimmungen zuzusetzen studirt: ob ich sie werde erreicht haben, muß sich wohl zeigen.

Ich habe wohl kaum nöthig, die Bitte hinzu zu setzen, daß, käme ich mit der Schrift zu Stande, keine Seite ohne die Aufsicht des Mannes mit der scharfen Hippe gedruckt werden möchte.

Da ich Gottlob von Prahlerei und Charlatanerie, am allermeisten gegen meine Freunde, ganz frei bin; so muß ich Ihre Meinung von meiner historischen Belesenheit berichtigen. Sie ist nicht stark, mein lieber Freund! In meiner Jugend habe ich manche zusammenhängende Geschichte

gelesen. Nachher fängt sich, wie Sie wissen, aus manchen Büchern ein Geschichtchen auf. Dieses am rechten Orte angebracht, thut Wunder.

Ihren Briefwechsel habe ich durchstudirt, denn H** Briefe schlechtweg zu lesen, muß man wohl bleiben lassen. Ihr Einfall, daß er Dienste nehmen soll, ist vortrefflich, und kann noch besser werden, wenn wir folgendes beobachten. In einem Briefe von H** liegen Ideen zu wenigstens zehn Briefen. Wenn er also nur alle Vierteljahre einen schickt; so können wir ihn zerlegen, und mit gehöriger Oekonomie zehnmal traktiren. Läugnen kann ich es nicht; wenn ich gewiß wäre, daß sich die Verbindung der Ideen durch die Anatomie entdecken ließe, so möchte ich H** Gehirn noch lieber sehen, als Maupertuis eines Lappländers. Wenn Sie es für kein Wortspiel halten wollen; so hätte ich Lust es mit dem Archipelagus zu vergleichen, wo alles Nachbar ist, aber nur durch Schiffe zusammen kommen kann.

Ich möchte wohl wissen, wer das Billet-doux an ihn geschrieben. Er scheint darüber aufgebracht zu seyn. Dies können Sie Sich auch merken, um das Kunststück Ihrer Politik vollständig zu machen. Fast däucht mir, daß Herr H**, um in der Allegorie zu bleiben, nicht leiden kann, daß ein Mardochai vor ihm nicht aufsteht. Doch ich thue ihm vielleicht Unrecht, und will ihn gerne im Voraus um Verzeihung bitten.

Dies ist der zweite lange Brief, der unmittelbar auf einen noch längern folgt, den ich Ihnen erst vor acht Tagen geschrieben habe. Wenn ich dadurch mit Ihnen aufs gleiche komme, so ist meine Arbeit geschehen.

Um einen folgenden Brief von Ihnen wenigstens lehrreich zu machen, da ich die meinigen nicht dazu machen kann, will ich die Frage am Ende aufwerfen: Was ist der Unterschied zwischen der poetischen Prose und prosaischen Prose?

Ich falle deswegen darauf, weil mir in der schweizerischen Kritik ist vorgeworfen worden, daß mein T. v. d. V. in jener geschrieben sey. Ich erinnere mich, daß Sie mir einst gesagt haben, in der Prose muß kein Bild, keine Schilderei, kein Gleichniß, keine Figur angebracht werden, die bloß zum Schmuck dasteht, sondern sie müssen erläutern. Wenn dieses alles ist, so ist meine Frage ziemlich aufgelößt.

Wie steht es mit dem Shaftesbury? Ich wollte, daß N. diesen lieber anstatt der Gegenbeherzigungen angekündigt hätte.

Leben Sie wohl für diesmal, lieber Freund! Ich wünsche Ihnen zu Ihrer bevorstehenden Verheiratung vieles Glück. Wünschen Sie mir dagegen, daß ich Sie wieder in Berlin einmal umarmen könne.

Für die Stelle aus dem alten Schlesier danke ich Ihnen. Schade, daß sie Withoff nicht gekannt hat. Er würde sonst gesagt haben: Wir sind Wolfen, Wolf Leibnitzen, Leibnitz dem Shaftesbury, Shaftesbury dem Schlesier, der Schlesier den Alten alles schuldig.

---

## Winkelmann an Stosch.

Neapel, d. 30sten Oct. 1764.

Mein edler Freund!

Ich bin bereits über einen Monat in Neapel, und da alle meine Briefe in Rom auf mich warten, so war ich nicht gewillet, als nach meiner Rückkunft zu schreiben. Die Verlängerung meines Aufenthaltes aber, welcher vermuthlich noch zwei Wochen währen könnte, treibet mich endlich zu schreiben. Die Ursache meiner aufgeschobenen Rückreise ist die Wuth des Vesuvius, welcher verursachet, daß meine Bekannten, die mich auf den Fahrten außer Neapel begleiten, dorthin gehen; und es bleibet auch das herkulanische Museum, worauf meine vornehmste Absicht gehet, eben deswegen jetzt verschlossen.

Von dem schrecklichen Auswurfe dieses Berges, welcher verwichenen Montag nach Mitternacht den Anfang nahm, werden alle Zeitungen berichten; und ich begnüge mich also nur zu sagen, daß man sich in diesem Jahrhunderte dergleichen nicht erinnert. Ich befand mich zu Caserta, wohin ich mit dem königlichen Baumeister Vanvitelli den Montag früh gegangen war; es krachete aber alles in unserm Hause, da der Auswurf geschah, und das ganze Land war mit Asche bedecket, welche ein Steingries, und dem schwarzen Streusande ähnlich ist. Den Mittwoch früh gieng ich zurück nach Neapel, und zu meinem Glücke; denn Mylady Orford, die von Portici geflüchtet war, und im Begriff stand, bis nach Gaeta zu gehen, wohin sie mich mit sich zu führen gedacht hatte, da sie gehöret, daß ich nach Caserta gegangen, war gefolget, und die Nacht vor meiner Abreise in des Tanucci Hause neben uns angekommen, in der Meinung mich zu treffen, welches mich genöthigt hätte bei ihr zu bleiben, wodurch ich des Vergnügens, dieses seltne Phänomen zu sehen, beraubet gewesen seyn würde.

Den Mittwoch gegen Abend gieng ich nach Portici, in Begleitung des ehemaligen sogenannten Baron de Han, bei welchem ich wohne und esse, und des Baron Riedesels, nebst drei Bedienten mit Fackeln und einem Führer, und dieses geschahe zu Fuße, weil wir, um bis zur Mündung zu kommen, über schreckliche Berge von

alter Lava zu klettern hatten, bis wir an die neue Lava gelangten, die wir unter der obern verhärteten Rinde laufen sahen. Endlich aber nach dem allerbeschwerlichsten Wege von zwei Stunden, den ich als ein guter Fußgänger in meinem Leben gemacht habe, mußten wir, um zur Mündung zu kommen, die brennend heiße Lava übersteigen, welches unser Führer sich weigerte zu thun, und da kein Mittel war, ihn zu bewegen, nöthigte ihn der Stock, und de Han (oder Hancarville, welches sein rechter Name ist,) gieng mit einer Fackel voran, und wir folgten mit zerplatzten Schuhen, so daß uns auch die Sohlen unter den Füßen verbrannten. Da wir an die Mündung kamen, fanden wir dieselbe mit der glühenden Lava vermischt, so daß die Oeffnung nicht kenntlich war. Hier war ich der erste, welcher sich auszog, um meine Hemde zu trocknen, und meine Begleiter thaten desgleichen. Während dieser Zeit leerten wir ein paar Flaschen Rossolis aus, und da wir trocken waren, suchten wir den Rückweg, welcher aber gefährlicher war, als der Hingang. Endlich, um es kurz zu machen, kamen wir gegen Mitternacht zu unsern Calessini, tranken etliche Flaschen Lacrymä zu Resina, und fuhren nach Neapel zurück. Der Ausbruch hat den Montag Nachmittag aus drei Oeffnungen angefangen, und die feurigen Ströme sind dermaßen schrecklich, daß, wenn sie sich nicht getheilet hätten, und ein tiefes Thal angefüllet, es um Portici und um das Museum geschehen gewesen wäre.

Den folgenden Tag, nämlich den Donnerstag, fieng der Berg von Morgen bis Nachmittag dergestalt an zu wüthen, daß ich davon keinen deutlichern Begriff geben kann, als von der Beschießung einer Vestung mit dem allergröbsten Geschütze, und es regnete über Neapel kleinen Bimsstein so dick, als Schneeflocken, so daß die Sonne verfinstert war. Gestern war der Berg ruhig, aber heute fällt unaufhörlich ganz feiner Bimsstein, und wir befinden uns wie in einem dicken Nebel; doch so, daß man an dem dicken Rauche, welcher von den Oeffnungen aufsteigt, sehen kann, wo die feurige Lava herunterfließt. Gedachtes Thal ist in der Höhe eines Palastes angefüllt.

Mein Vorsatz allhier ist, meine Geschichte der Kunst durch hiesige Denkmale vollständiger zu machen, und eine ganz neue und vollständige Nachricht der Herkulanischen Entdeckungen zu geben, und zwar beides in französischer Sprache. Ich muß aber in meinen Bemerkungen sehr behutsam seyn: denn da ich wider Verhoffen den freien Zutritt zu dem Museum erlangt habe, muß ich mich stellen, als wenn ich nichts mit sehr großer Aufmerksamkeit ansähe, welches aber dennoch geschiehet. Es kostet aber mehr Zeit; indem ich nach Portici gehe, unter dem Vorwand, mir Bewegung zu machen, und meine dortigen Bekannten zu besuchen, spreche ich alsdann wie im Vorbeigehen im Museo an. Es scheinet, man werde mir die Fortsetzung des Herkulanischen Werks nicht geben, ungeachtet ich dem Tanucci mein Buch prächtig gebunden überschicket habe: wenn dieses aber nicht geschiehet, so habe ich freiere Hand, über das Museum zu schreiben.

Mit meiner Geschichte der Kunst gehet es so, daß ich gezwungen werde, dieselbe selbst aus dem gröbsten zu übersetzen, und ich werde diese Arbeit nachher von mehr als einer Person durchsehen lassen. Diese Arbeit aber wird mich nöthigen, meine Reise nach Deutschland zu verschieben, so traurig mir auch immer dieser Gedanke seyn mag.

Ich habe für Sie die Opera Lucio Vero von Antonio Sachini für 11 Ducati di Napoli erstanden; ein Ducato ist weniger als ein Scudo; ich werde es Ihnen aber auf römische Münze setzen. Ich habe auch einige Seifenkugeln von den verlangten genommen. Besagte Opera ist von Mylady und andern Personen beliebt worden; denn es soll die erste Opera seyn, wo das Theater in Neapel stille gewesen. Das schönste in derselben ist ein Duetto, welches die Gabrielli gesungen, welche hier, und Maitresse des französischen Gesandten Choiseul ist.

Mylady läßt Ihnen ihr Kompliment machen. Sie hat ihren in der Einbildung beständig kranken Bereiter aus Florenz noch bei sich. Der englische Minister Hamilton ist diejenige Person, die ich öfters besuche. Die großen Anstalten, die hier sowohl als in Rom gemacht wurden, sind durch den Tod der bestimmt gewesenen Königin unterbrochen. Unserem theuren und geliebten Schlabbrendorf Gruß und Kuß. Ich werde ihm nach meiner Rückkunft schreiben. Voller Verlangen auf Nachrichten von Ihnen, die ich in Rom zu finden hoffe

Ihr
eigener und ewiger
W.

---

## Lessing an Moses Mendelssohn.

Liebster Freund!

Ich bin krank gewesen, und befinde mich noch nicht recht wohl; sonst würde ich Ihnen schon längst wieder geschrieben haben. Ich will nicht wünschen, daß Sie eine gleiche Entschuldigung haben mögen.

Meine Uebersetzung des bewußten englischen Buchs ist größtentheils fertig, noch ist aber

nichts davon gedruckt. So wie ein Bogen abgedruckt ist, werde ich ihn Ihnen zuschicken. Und alsdann schreiben Sie mir fein alles, was Sie davon oder dabei gedacht haben. Es kommen, wie Sie finden werden, sehr schöne Anmerkungen darin vor; allein das ganze Gebäude taugt nichts. Der Verfasser sagt: alle unsere Leidenschaften theilten sich in zwei Hauptäste: in Leidenschaften, welche die Selbsterhaltung beträfen, und in Leidenschaften, die auf das gesellschaftliche Leben zielten. Die erstern, weil ihre Gegenstände nur Schmerz und Gefahr wären, würden zur Quelle des Erhabenen; und die andern, die sich auf Liebe gründeten, zur Quelle des Schönen. Was sagen Sie zu diesem System? Daß der Verfasser einen sehr seltsamen Begriff von der Seele haben müsse. Den hat er auch. Die Leidenschaften sind ihm etwas, das Gott so in unsere Seele gelegt habe; etwas, das nicht aus dem Wesen der Seele, aus einer gewissen Gattung von Vorstellungen entspringt; sondern etwas, was Gott dem Wesen der Seele oben drein gegeben habe. Eine Menge Empfindungen, sagt er, entstehen blos aus der mechanischen Struktur des Körpers, aus der natürlichen Bildung und Beschaffenheit der Seele, und gar nicht aus Folgen von Vorstellungen und Schlüssen derselben. So besitzt z. B. unsere Seele etwas, das er Sympathie nennt, und aus dieser Sympathie sind die Wirkungen herzuleiten, die das Unglück anderer, es mag wirklich oder nachgeahmt seyn, auf uns hat. — Das heißt ohne Zweifel sehr kommode philosophiren! Doch wenn schon des Verfassers Grundsätze nicht viel taugen, so ist sein Buch doch als eine Sammlung aller Ereignungen und Wahrnehmungen, die der Philosoph bei dergleichen Untersuchungen als unstreitig annehmen muß, ungemein brauchbar. Er hat alle Materialien zu einem guten System gesammelt, die niemand besser zu brauchen wissen wird, als Sie.

Ich bin sehr begierig, Ihre mit dem Herrn Nicolai gemeinschaftliche Kritik des Codrus und des Freigeists zu sehen. Der Verfasser des letztern hat jetzt einen Brutus gemacht, in Versen ohne Reime, der seinem ersten Versuche nicht ähnlich siehet. Bei der Correctur des Codrus habe ich mich meines ersten Entwurfs zu einem Trauerspiele über diesen Helden größtentheils wieder erinnert. Ich würde die ganze Begebenheit in dem Dorischen Lager vorgehen lassen. Das Orakel müßte auf beiden Theilen bekannt seyn; und die Dorier müßten, dieses Orakels wegen, bereits seit einiger Zeit alle Schlachten sorgfältig vermieden haben. Aus Furcht, den Codrus unbekannter Weise zu ermorden, müßten sie in den kleinern Gefechten die Athenienser nur zu greifen, und keinen zu tödten suchen Diese würden hierdurch natürlicher Weise eine große Ueberlegenheit gewinnen, und diese Ueberlegenheit könnte so weit gehen, daß die Dorier den ganzen Krieg aufzuheben und Attica zu verlassen gezwungen würden. Und von diesem Zeitpunkte würde sich mein Trauerspiel anfangen. Codrus, würde ich nun weiter dichten, habe es erfahren, daß die Dorier sich zurückziehen wollten, und fest entschlossen, sich die Gelegenheit, für sein Vaterland zu sterben, nicht so aus den Händen reißen zu lassen, habe er sich verkleidet in das Lager der Dorier begeben. Hier giebt er sich für einen Megarenser und heimlichen Feind von Athen aus, und findet Gelegenheit den Feldherrn der Dorier zu überreden, daß die Athenienser das Orakel bestochen hätten, um ihnen eine so sonderbare Antwort zu ertheilen, durch die sie ihre Feinde zu schonen sich gemüßigt fänden. Der Dorische Feldherr, der schon seinem Charakter nach eben so ungläubig ist, als sein Heer abergläubig, beschließt hierauf, alle gefangene Athenienser auf einen Tag umbringen zu lassen, und den Krieg fortzusetzen. Umsonst widersetzt sich ihm der Priester, der das Orakel geholt, und zeigt ihm die Mittelstraße, die er zwischen der übermäßigen Furcht des Pöbels und der gänzlichen Verachtung des Götterspruchs halten solle. Er beharrt auf seinem Entschlusse, in welchem ihn der verkleidete Codrus zu bestärken weiß. Der beleidigte Priester schlägt sich also auf die Seite derer, die lieber zu viel als zu wenig glauben, und bringt den gemeinen Soldaten auf, der den Rathgeber, den verkleideten Codrus, in der ersten Hitze des Aufruhrs ermordet. Und indem es nun bekannt wird, daß ihre Wuth das Orakel erfüllet, haben die Atheniensischen Gefangenen, deren nach meiner Anlage eine große Anzahl seyn können, sich in Freiheit gesetzt, und richten unter den Doriern eine so schreckliche Niederlage an, daß sie die Flucht ergreifen müssen. — Was sagen Sie von diesen ersten Zügen? Man müßte sehr unfruchtbar seyn, wenn man nicht ohne alle Episoden fünf Aufzüge darnach vollmachen könnte. Die meiste Kunst würde darin bestehen, daß die Person des Codrus immer die vornehmste bliebe, und daß die verstellte Rolle, die er spielt, seinem Charakter und seinem edeln Vorsatze nicht nachtheilig würde Wenn Sie und Herr Nicolai etwas Gutes in diesem Entwurfe finden, so will ich ihn, besser und weiter ausgeführt, seiner Kritik an einem bequemen Orte mit einrücken. So scheint er noch ein wenig kahl.

Wegen des Herrn von Cronegk sagen Sie nur Herrn Nicolai, daß es hier eine längst bekannte Sache sey, daß niemand als dieser junge

Baron der Verfasser des Codrus sey. Es befinden sich hier eine ziemliche Anzahl von seinen Freunden, auf die er sich kühnlich deswegen berufen kann.

Wie wird es mit dem Portrait zu dem dritten Bande werden? An das Portrait des Herrn v. Kleist ist gar nicht zu denken.

Leben Sie wohl, liebster Freund, und schreiben Sie mir doch ja fein bald, und fein viel, damit unser Briefwechsel wieder in sein altes Gleis komme. Nun wird er zwar am längsten gedauert haben.

An Hrn. Nicolai will ich nächstens umständlich schreiben. Ich bin

Leipzig, d. 18. Febr. 1758.

ganz der Ihrige
Lessing.

---

## Sulzer an einen Freund des Kochischen Theaters.

Berlin, den 2. Dec. 1771.

Sie empfangen hiebei die Briefe über die Kochische Schauspielergesellschaft mit verbindlichem Dank wieder zurück. Mit meiner gewöhnlichen Freimüthigkeit muß ich Ihnen gestehen, daß mir die Bekanntmachung dieser Briefe durch den Druck nicht so sehr mißfällt, als Ihnen. Nicht darum, daß ich das kleine Werk eben für wichtig halte, oder darin meine eigenen Meinungen und Urtheile gefunden hätte; denn in der That bin ich über viele, nicht unwichtige Punkte ganz anderer Meinung, als der Verfasser dieser Briefe. Aber es ist mir angenehm, daß man durch dergleichen Schriften, wenn sie auch noch schlechter wären, als diese, das Publikum auf unsere deutsche Bühne aufmerksam macht, und ihm angewöhnt, dem Schauspiele nicht als einem bloßen Spektakel oder Zusammenlauf von Menschen beizuwohnen, sondern es als eine Veranstaltung anzusehen, bei der man seinen Geschmack üben, und sein Urtheil über menschliche Charakter, über allerhand Zufälle des Lebens, über gute und böse Handlungen, ausbilden könne. Sie wissen, daß ich eine Nationalschaubühne für ein so großes Publikum, als das Berlinische ist, für etwas ganz Wichtiges halte. Wenn ich mir vorstellte, daß die Comödie keinen andern Nutzen hätte, als die pöbelhaften Schauspiele der Seiltänzer, oder der neulich sogenannten Affen- und Hunde-Comödie, aus denen man nichts als eine dumme Bewunderung seltsamer oder doch mühsamer Künste, und das Andenken des Lachens oder der Furcht herausbringt, so würde ich mit größter Gleichgültigkeit dem Schicksale jeder Schauspieler-Gesellschaft zusehen. Aber ich erwarte wichtigere Früchte von der deutschen Schaubühne, und nehme deßwegen großen Antheil an dem Schicksale einer Truppe, von der ich vortheilhafter denke, als der Verfasser dieser Briefe. So wie sie jetzt zusammengesetzt ist, mit ihren guten und schlechten Leuten, glaube ich, daß sie nach und nach, wenn nur das Publikum selbst dazu helfen wollte, zu einer Truppe werden würde, die unserm Berlin Ehre machen, und dem Publikum wichtige Dienste thun würde. Wie ich mit Vergnügen sehe, daß auch der gemeinste Mann die Zeitungen lieset, und einige Neubegierde zeigt, zu wissen, was in der ganzen weiten Welt vorgeht, so wünschte ich dazu, daß auch diese Klasse der Menschen, anstatt der Tabagie, die Comödie besuchte, um in derselben mit eigenen Augen zu sehen, wie Menschen von allerlei Stand und Charakter, Weise und Narren, sich betragen; über letztere, sie seien vornehm oder gemein, zu lachen, Schurken zu hassen, und rechtschaffene Menschen hochzuschätzen.

Halten Sie es für etwas Geringes, mein Freund, die Gelegenheit zu haben, sich so zu beschäftigen? Sehen Sie nicht vielmehr ein, daß Jedermann vergnügt darüber sein sollte, die Gelegenheit zu einem so nützlichen Zeitvertreib zu haben. Was sind Piknike, Spaziergänge, und andere oft kostbare Lustbarkeiten gegen diese? Gewiß wenn sich nicht von selbst eine Schauspielergesellschaft in Berlin eingefunden hätte, so hätte man auf öffentliche Unkosten eine herbeirufen sollen.

Darum wünsch' ich ernstlich, daß diese Gesellschaft die nöthige Aufmunterung hier finden möge, und ärgere mich nicht wenig, wenn ich etwa bisweilen überall leere Logen und ein nur halb besetztes Parterre antreffe. Ich möchte allemal denen, die sonst Liebhaber der Comödie sind, aber etwa darum nicht kommen, weil ihnen ein Stück nicht gut genug ist, ins Ohr sagen: daß es bloß an ihnen liege, bessere Sachen zu sehen. Man ermuntere durch volle Logen und wohlbesetzte Bänke, und durch eine geziemende Achtung, die man allemal Personen von Talente schuldig ist, eine, wenn man will, noch mittelmäßige Gesellschaft, die doch in Wahrheit die Anlage hat, gut zu werden. Hat man diese Ermunterung eine Zeitlang fortgesetzt, so wird man gewiß finden, daß sich alles, was zum Schauspiele gehört, der Vollkommenheit nähern werde. So sind auch einige unserer deutschen Schriftsteller, die für die Schaubühne arbeiten, freilich der Vollkommenheit weniger nahe, als die Schauspieler, aber doch so, daß sie immer besser werden würden, wenn man ihnen Muth einflößte, und ihnen durch eine freundschaftliche, aus recht

honnetem Herzen kommende, dabei gründliche, Kritik empor hülfe.

Sie sehen, mein Freund, daß ich der Kritik, die auf die Verbesserung der Schauspiele abzielt, gar nicht abgeneigt bin; ich wünsche sogar lieber eine schlechte Kritik, als gar keine. Denn auch die schlechte macht doch das Publikum und die Akteurs aufmerksamer, als sie sonst würden gewesen sein. Darum habe ich die herausgekommene Schrift nicht ohne Vergnügen aufgenommen.

Auch darin nehme ich mir die Freiheit, von Ihrer Meinung abzugehen, daß nur Kenner über solche Sachen urtheilen sollten. Sagen Sie mir doch, ich bitte Sie, was verstehen Sie unter einem Kenner des Schauspiels? Gehört denn zu dieser Kenntniß mehr, als gesunder Menschenverstand, den ein jeder sonst vernünftiger und beobachtender Mensch hat, er sei ein gelehrter oder ungelehrter, ein vornehmer oder gemeiner Mann? Was stellt uns denn das Schauspiel anders vor, als Menschen, die thöricht, oder weise, sittlich oder unsittlich handeln, die liebenswürdige oder hassenswürdige Eigenschaften, edle oder niederträchtige Gesinnungen haben? Was für eine Art der Kunst meinen Sie, sollte dazu gehören, diese Menschen zu beurtheilen? Aber vielleicht glauben Sie, es gehöre Kunst dazu, die Einrichtung des Stücks, die Regelmäßigkeit desselben, u. dgl. zu beurtheilen? Fort mit den Regeln! Durch Beobachtung der mechanischen Regeln wird ein schlechtes Stück nie gut, und durch deren Uebertretung ein gutes Stück nie schlecht; und dann, welcher Mensch von einigem Nachdenken wird nicht, wenn er nur vergißt, daß man dem Theater Regeln vorgeschrieben hat, sogleich sehen, ob die Sachen so auseinander folgen, daß man alles, was geschieht, für wahr hält? Ich gestehe Ihnen, daß ich nicht einsehen kann, was für Kunst hiezu gehört.

Doch, ob die Schauspieler es gut machen, dazu, möchten Sie meinen, gehört Kenntniß oder Kunst. Auch nicht; denn hier ist nur Eines zu beurtheilen, wozu schlechterdings keine Kunst gehört: Ob die Sachen natürlich seien, oder nicht; weiteres darf man nichts wissen. Nun frage ich Sie: nach welchen Regeln der Kunst Sie, wenn Sie etwa aus Ihrem Fenster sehen, urtheilen, daß von den Vorbeigehenden dieser ein ehrlicher Bauer, der ein ordentlicher Handwerksmann, jener ein Bettler, und so fort, sey? Nicht wahr, Sie urtheilen so; weil diese Leute gerad so aussehen, so gehen, stehen und reden, wie Sie es von Bauern, Handwerksleuten u. s. w. gewohnt sind? Kunst ist also bei Ihrem Urtheile nicht, aber Erfahrung. Lassen Sie uns dieses auf die Schauspieler anwenden.

Wenn die Handlung außer dem Kreis meiner Erfahrung liegt; wenn man mir Leute vorstellet von einer Gattung, die ich noch nie gesehen habe, z. B. unlängst Zigeuner, so kann ich freilich nicht urtheilen, ob jeder Schauspieler seinen Zigeuner gut vorgestellt hat; denn solche Kerls habe ich nie gesehen. Aber ob es doch Menschen sind, die nach allgemeinen menschlichen Gesetzen gehen, stehen, und das übrige, was sie mir vormachen, verrichten, das kann ich doch sehen. Ob diese Leute übrigens lustige Kauze, oder schwermüthige Sünder seien; ob es Leute von einer Gattung seien, die mir Hochachtung oder Verachtung erwecken, das fühle ich, ohne einen Kunstrichter, der mir Anweisung gebe, dazu nöthig zu haben. Was ich aber fühle, wenn ich nur selbst nicht ein unachtsamer schielender Mensch bin, werde ich doch wohl sagen dürfen? Ein besonderer Fall: Herr Koch hat vor einiger Zeit den **Codrus** vorstellen lassen; da mögen freilich sehr wenige Zuschauer gewesen sein, die wissen mochten, ob die Acteurs wahre Griechen vorstellen, oder nicht. Aber das konnte doch jeder sonst vernünftige Mensch beurtheilen, ob diese Griechen in ihrem Wesen etwas Abgeschmacktes oder Merkwürdiges haben; ob es Menschen seien, deren Manier, Kleidung, Sitten uns besser oder schlechter gefallen, als die unsrigen u. dgl. Sieht man da etwas, was jedem Menschen übel stehet, oder thut der Schauspieler etwas, was kein Mensch in der weiten Welt nie hat thun können oder wollen, so sage man, er habe schlecht gespielt: wie ich von einem Portrait urtheile, es gleiche leibhaftig (nicht der Person die es vorstellet, denn ich kenne sie nicht, sondern) einem Menschen, so wie Menschen sind — oder, es hat etwas Barbarisches, und nichts von der wahren Natur des Menschen: Eben so kann ich auch von einem Schauspieler urtheilen, der eine Person vorstellt, dergleichen ich nie gesehen habe. Ich werde doch wohl einen Menschen von einem Affen zu unterscheiden wissen?

Dürfte ich nun von Dingen urtheilen, die ich vorher nicht gekannt hatte, warum nicht um so viel mehr von solchen, die mir wohl bekannt sind? Lassen Sie uns doch sehen, wie oft Sachen vorkommen, die nicht dem größesten Theile der Zuschauer nothwendig bekannt sein müssen. Kömmt es nicht fast jedesmal auf Sachen an, die mit den täglich vorkommenden Geschäften des Lebens, und den Verrichtungen der Menschen, eine ganz genaue Uebereinstimmung haben? Kommen nicht überall Menschen vor, von der Gattung, die wir zu sehen gewohnt sind? Was gehört denn nun für großes Kopfbrechen dazu, zu sagen, und mit Recht zu behaupten, **Brückner**, oder **Schubert**, oder wer Sie wollen, redete

und ging, und hielt sich, und gestikulirte, und sah sich um, wie solche Leute in solchen Umständen zu thun pflegen.

Sehen Sie, mein Herr, wie wenig Kunst dazu gehört, richtig über Schauspiele und Schauspieler zu urtheilen? Doch in einem Stück hat der erfahrne und verständige Kunstrichter einen Vortheil über den unwissenden, und in der Kunst unerfahrnen. Dieser letzte darf sich weiter nicht wagen, als daß er urtheilt: das ist gut oder schlecht; jener aber kann die Grade bestimmen, und Vergleichungen anstellen. Er sagt, Brückner, oder wie er denn heißt, hat es gut gemacht, aber er hätte es besser machen können; natürlich aber nicht edel, oder nicht nachdrücklich genug, oder zu heftig. Für feinere Kenner gehört immer feinere Waare. Nur muß der Kenner, der das feinste Tuch aus dem ganzen Laden auszusuchen weiß, nicht so unverständig sein, zu sagen, alle übrigen im Laden liegenden Tücher taugen nichts. Jedes ist in seiner Art gut; nur das, was fleckig ist, oder Löcher hat, nur das ist absolut schlecht, und das sieht doch wohl ein jeder, der Augen hat. Und so auch sieht ein jeder, was an einem Comödianten absolut schlecht ist, dieser Richter habe studirt, oder nicht.

Auch dieses würde ich nicht zugeben, daß der Kritikus darüber sollte befragt werden, wie weit die Comödie sich in das niedrig-komische einlassen soll? Bei mir gilt nur eine Maxime = Natur, aber wahre Natur, sie sei aus dem höchsten oder niedrigsten Stande des Menschen; nicht eine abgeschmackte Nachahmung solcher Menschen, die man nirgend, weder in großen noch in kleinen Städten antrifft. Auch die niedrigste Natur vergnüget. So geht es mir, wenn ich den Dorfbarbier sehe, wo Löve einen liederlichen Menschen von der niedrigsten Art, der alles verflucht und doch vergnügt ist, so trefflich vorstellt. Dergleichen Leute giebt es wirklich, und da es solche giebt, so sollte es mir leid thun, wenn ich nicht einige von dieser Art, wenigstens durch Hülfe des Theaters hätte kennen gelernt. Denn diese gräuliche Leichtsinnigkeit ist gewiß keine geringe Erscheinung in der sittlichen Natur. Ich, meinerseits, gestehe Ihnen, daß ich eben so gern dem Schiffsvolke zusehe, wenn es auf seinen hölzernen Tellern Speck und Erbsen ißt, als einer vornehmen Mahlzeit; und wenn ich im Sommer in den Thiergarten gehe, so macht mir die Beobachtung des gemeinen Mannes, der bei den Zelten um die langen Tische herumsitzt, mehr Vergnügen, als der glänzende Schwarm der Vornehmen, die dort im Kreis herum spazieren. Doch jedes zu seiner Zeit; ich sage mit jenem ehrlichen Griechen beim Terenz: humani nil a me alienum puto. Was Menschen betrifft, sie seien Hofleute oder Zigeuner, das interessirt mich. Ich halte sie alle für meines Gleichen, und mag gerne sehen, was unter ihnen vorfällt, was sie vergnügt oder traurig macht. Weisheit und Thorheit, Gutherzigkeit und Schelmerei sind Sachen die meine Aufmerksamkeit an sich ziehen, es sey, daß ich sie bei Hofe, oder auf den Bierbänken sehe. Darum lasse ich mich in meinem Vergnügen von keinem Kunstrichter stören, der mir beweisen will, dieses oder jenes sey zu niedrig. So wie ich das Vornehme für mich nie zu vornehm halte, so ist mir das Niedrige nie zu niedrig; nur abgeschmackt muß es nicht sein, und weder der Poet, der das Stück gemacht hat, noch der Acteur, der es vorstellt, muß ein Dummkopf sein, oder mir Dinge vormachen, die nur in seinem ungesunden Kopf existiren.

Wir wollen uns also von den sogenannten Kennern nichts lassen weiß machen. Ich kenne solche, die sich ein ungemeines Ansehen einer geheimen Kunst geben, und oft sehr bedenklich Nichts sagen — weil sie uns gar höflich durch Mienen zu verstehen geben, wir würden es doch nicht begreifen, weil wir nicht selbst Artisten, wie sie es nennen, oder Arcanisten sind. Wenn ich mich etwa, wie schon geschehen ist, in dem Fall befände, von einem solchen Arcanisten mitleidig mit Stillschweigen abgewiesen zu werden, wenn ich gutherzig über die Comödie mit ihm schwatzen will, so glaube ich durch seinen dummen Stolz berechtigt zu sein, meinem Nachbar, der etwa noch mehr an die Arcana criticorum glaubt, als ihm, ganz sachte in's Ohr zu sagen: der Herr Criticus ist nicht gescheut.

Doch ist ein Fall, wo weder der gemeine Zuschauer noch der Criticus urtheilen soll, und wo man dem Schauspieler auf sein Wort glauben muß, nämlich über das, was practicabel ist, oder nicht. Wir glauben oft, eine Sache hätte so und so sein sollen, und tadeln den Schauspieler, daß sie nicht so gewesen ist, und sagen, er sei ungeschickt gewesen. Er aber sagt; freilich hätte es so sein sollen, aber weiset mir den, der es so machen kann.

Jetzt sehe ich mich um, mein Freund, von wannen ich ausgegangen bin, um bis auf diese Betrachtungen zu kommen. „Ja, es war um zu sagen, daß ich jeden verständigen Menschen wenigstens in Ansehung vieler Stücke für einen competenten Richter sowohl des Dichters der Bühne, als des Schauspielers halte. Ist dieses, so wünschte ich, daß mehrere ihr Urtheil wirklich von sich gäben; aber auf diesen Fall wünschte ich auch jedem Leser der Kritik so viel Zutrauen auf sich selbst einzuflößen, daß er nicht etwa einen blindern, als er selbst ist, zum Führer wähle. Man lese die Kritik, aber bloß darum, damit

man ein andermal selbst Achtung gebe, und selbst kritisire, nicht um dem Kritikus nachzubeten. Wer ist so einfältig einen Wegweiser anzunehmen, wo er den Weg selbst weiß? Ich glaube aber Ihnen gezeigt zu haben, daß wir Alle den Weg wissen. Nur die haben Vorgänger in der Kritik nöthig, die zu schwachgläubig sind, ihrem Urtheil etwas zuzutrauen. Dergleichen sind nur gar zu viel. Eine Kritik, die nützen soll, muß in dem Ton der höchsten Redlichkeit geschrieben sein.

Ließen es Zeit und Umstände mir zu, so getraue ich mir, durch Kritik etwas auszurichten, und das Meinige zur Besserung des Kochischen Theaters beizutragen. Ich bin allen und jedem bei dieser Truppe gut, nicht weil ich sie alle für gut halte, sondern weil ich glaube, sie können alle gut werden, und weil ich sehe, daß sie die meisten Male Fleiß anwenden, und Verstand genug haben das noch zu lernen, was ihnen fehlen möchte. Ich würde das Werk der Verbesserung also angreifen:

Zuerst würde ich suchen, mit jedem Mitgliede dieser Truppe Bekanntschaft zu machen. Da sollte es mir nicht schwer werden, jeden zu überzeugen, daß ich gegen die ganze Gesellschaft, und besonders auch gegen ihn gut gesinnt sei. Dann würde ich mir die Freiheit nehmen, jeden bisweilen zu besuchen, oder mir die Ehre ausbitten, so oft es ihnen gelegen wäre, mit mir vorlieb zu nehmen; und da würde ich ihnen, als ein wahrer Freund, meine Bemerkungen mittheilen.

Machten es Mehrere so, so würden wir bald vollkommnere Schauspieler haben, denn noch ein Mal, diese Gesellschaft verdient es, daß man ihr seine Bemerkungen freundschaftlich mittheile, und inzwischen, bis man sie auf vorbeschriebene Weise vollkommner gemacht hat, mit ihr vorlieb nähme und sie fleißig besuchte.

So freundschaftlich und so verständig ist nun freilich der Verfasser dieser Briefe mit diesen guten Leuten nicht umgegangen, darum könnte ich ihm auch wenig Hoffnung machen, daß er nutzen werde. Sonst hätte er nutzen können, denn in der That sind hier und da ganz richtige Kritiken, und ich glaube, daß er noch mehr gute Sachen würde gesagt haben, wenn er blos nach seiner natürlichen Empfindung, und nach unstudirter Ueberlegung geurtheilt hätte.

Wie dem immer sei, so denke ich bei Gelegenheit dieser Briefe, wie jener ehrliche Ehemann, der nach dem Tode einer etwas mürrischen Frau eine dumme geheirathet hatte, die ihm bald so zur Last wurde, daß man ihn oft vor dem Portrait der seligen Dame ausrufen hörte: Zum wenigsten tadelte sie mich bisweilen! Denn nichts ist einem runden und geradezu gehenden Menschen unerträglicher, als eine träge oder dumme Gleichgültigkeit.

---

## Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 22. Aug. 1779.

Endlich, mein liebster Freund, hat mich das traurige Schicksal wirklich getroffen, das mir schon so lange drohte. Ich habe sie verloren, die treue Gefährtin, durch einen so beträchtlichen und den besten Theil meines Lebens! Ehegestern, den 19ten dieses, hat sie mir der Tod entrissen. Aber doch ein sanfter, sanfter Tod, ein bloßer Schlummer ohne Aufwachen — ein Tod, so wie sie sich ihn gewünscht, so wie sie ihn seit vielen Wochen, seit ganzen Monaten immer sehnlicher gewünscht, und mit frohem Muthe erwartet hat; denn sie hatte schon lange alle Hoffnung zur Wiedergenesung aufgegeben, und bemerkte mit sicherm Gefühle gleichsam jeden Schritt, der sie dem Ende ihrer Leiden näher brachte. Und welche Leiden! wie mannichfaltig, wie anhaltend, wie tiefschmerzend! Gott, was wäre der Mensch in solchen Umständen, wenn er nicht die Hoffnung eines bessern Lebens hätte! Aber die hatte sie; die gab ihr Kraft, zu dulden und auszuharren, die mischte viele heitere Augenblicke in ihre trüben Stunden. Nun genießt sie der Ruhe, die sie hier nicht mehr finden konnte. Gott sei für ihre Auflösung gepriesen! Mit heißen Thränen haben wir ihn oft um Verkürzung ihrer Leiden gebeten, und er hat sie verkürzt; denn nach der Meinung des Arztes hätte sie noch mehrere Wochen leiden sollen. Ihr Auge hat uns in dieser Absicht alle getäuscht, denn das blieb immer voll Munterkeit und Feuer bis an den letzten Schlummer.

Aber wie einsam finde ich mich nun, bester Freund! Auf Zureden meiner Freunde habe ich das Landhaus in Gohlis, wo sie gestorben ist, unmittelbar nach ihrer Beerdigung, die gestern Abend um sechs Uhr geschah, verlassen. Nun bin ich in meiner großen leeren Stadtwohnung, wo ich zu ihrer Bequemlichkeit diesen Sommer aus der großen Stube zwei kleinere bauen, und Alles zu ihrer Aufnahme so hübsch als möglich einrichten ließ, und wo ich nun aus einem Zimmer in das andere gehe, und nirgends weder sie, noch die Ruhe finde.

Sie tadeln mich doch nicht, Freund, daß ich das Alles so empfinde, und daß ich jetzt, indem ich es Ihnen sage, meinen Thränen freien Lauf lasse? Ich murre nicht gegen die Vorsehung, ich bete ihre Schickungen als Schickungen des weisesten, gütigsten Vaters an; ich danke selbst diesem

liebreichen Vater, daß er meine Gattin in einen bessern Zustand versetzt hat. Aber für mich ist sie doch nicht mehr! Und ihr ermunternder Umgang, ihr weiser Rath, ihre wachsame Fürsorge, ihr fröhliches Herz, ihr feiner Geschmack, ihre aufrichtige Liebe — die habe oder genieße ich nicht mehr! Alle Augenblicke, dünkt mich, hätte ich ihr etwas zu sagen, sie um Rath zu fragen, mich nach etwas zu erkundigen; selbst alle Feierlichkeiten des Leichenbegängnisses, alle Trauerbesuche und Trauergespräche, dachte ich, müßte ich ihr hinterbringen und ihre Gedanken darüber wissen. Wie schwer, das nicht mehr zu thun, was man über einundzwanzig Jahre gethan, und so gerne gethan hat? Wie ganz anders war es vor zwei Jahren, da wir auf der Reise waren, da sie mehr schwebte, als ging, und lauter Lust und Freude um sich her verbreitete! Wie gut, daß man die Zukunft nicht vorher sieht! So nimmt sie doch das Andenken vieler reiner Vergnügungen mit sich, und ich behalte die Befriedigung, ihr dieselben verschafft und mit ihr genossen zu haben. Nach und nach wird auch wieder Stille und Ruhe in mein Herz kommen, und mein Geist, den ihre Leiden fast erschöpft hatten, wird sich wieder aufrichten. Die Freundschaft vermag viel über mich. Schon jetzt finde ich mich nach einem sehr traurigen Tage wieder ruhiger, weil ich ihn im vertrauten Gespräche mit Ihnen schließe, und mir dabei den Antheil, den Sie und Ihre beste, liebste Mutter an diesem Allen nehmen, lebhaft vorstelle. Gewiß, Sie werden ihr Andenken mit freundschaftlichen Thränen beehren, und wenn Sie hier wären, wie viel Trost würde ich nicht an Ihrer Seite finden. Ich umarme Sie Beide mit der innigsten Liebe. Möge Sie doch Gott vor allen ähnlichen Leiden bewahren, und Sie Ihre Lebensbahn bis zum Ziele ebener und leichter finden lassen, als sie meiner lieben seligen Freundin in den letzten Jahren geworden ist! Lieben Sie stets, wie bisher, Ihren u. s. w.

---

## Christian Garve an eine Freundin.

Ungeachtet ich anfangs über die neue Einrichtung, die es Ihnen mit meinem Posttage vorzunehmen beliebte, ein bischen murrete, so muß ich Ihnen doch jetzt sagen, daß Sie es recht gut gemacht haben. Sie kennen die Natur des Vergnügens. Sie wissen, wie nothwendig es sey, seine Vergnügungen zu sparen, um sie recht zu genießen. Durch Ihre gegenwärtige Einrichtung haben Sie zwischen dem Vergnügen, von Ihnen Briefe zu bekommen, und dem beinahe eben so großen, Briefe an Sie zu schreiben, fast gleiche Zwischenräume gesetzt, da sie sich vorher unmittelbar auf einander drängten. Auf diese Art wird mir die Zeit von einem Freitage zum andern kürzer, und zwischen beiden Unterredungen, die ich mit Ihnen die Woche halte, bei deren einer ich Sprecher und bei der andern Hörer bin, ist doch auch Raum genug, um das Verlangen nach einer neuen wieder recht lebhaft zu machen.

Wissen Sie, was mir das Aergste bei dieser Art von Umgang zu seyn scheint? Dieses, daß ein Brief, den man (wenn unsere Freunde sehr gütig sind) acht Tage erwartet hat, in eben so viel Minuten zu Ende gelesen ist, und nach Verlauf dieser glücklichen acht Minuten, in denen man den Brief lieset, schon wieder die neuen acht Tage angehen, in denen man auf den folgenden wartet. Bei alle dem bin ich noch immer sehr glücklich, daß Sie so gütig sind, und meinem Vergnügen alle Wochen einen Theil Ihrer Zeit schenken. Ihre Briefe geben mir wieder in meinen Augen einen gewissen Werth. Und dieses ist sehr nöthig, da ich mir hier zuweilen in gewissen Gesellschaften recht einfältig vorkomme.

Ich habe mir vorgenommen, Ihnen heute viel von mir selbst vorzuschwatzen. Nicht eben, daß ich mich für einen sehr guten Gegenstand des Gesprächs hielte; aber ich habe heute nun einmal keinen bessern, oder wenn ich ihn hätte, so wäre ich nicht aufgelegt, ihn zu nutzen. Ich muß mich also schon mit mir selbst begnügen. Ueberdieß sind Sie selbst daran schuld, daß Sie mir die Eitelkeit in den Kopf gesetzt haben, als wenn Alles, was mich anginge, sehr wichtige Sachen für Sie sein müßten. Diese Einbildung mache ich mir also zum Vortheile meiner Trägheit zu Nutze, und mache getrost meine Briefe zu einem guten, ehrlichen Zeitungsblatte von mir selbst. Heute sollen Sie also erfahren, wie ich meine Tage hier gewöhnlicher Weise zubringe; obgleich der Ausnahmen eben so viele sind, als der Fälle, die unter die Regel gehören.

So wissen Sie denn, daß ich nicht blos gewöhnlich, sondern beständig sehr spät aufstehe. Dieses Spät aber müssen Sie weder früher, noch später annehmen, als acht Uhr des Morgens nach Breslauischer Uhr. Ich habe schon lange die Ursachen dieser Begebenheit, die mit meinen Entwürfen und Vorsätzen so wenig übereinstimmt, aufgesucht, ich bin aber noch nicht weiter, als bis auf die Dunkelheit der Schlafkammer gekommen, in der ich liege, und die der Sonne vor Mittag den Besuch nicht erlaubt Dieses ist ein sehr gutes Mittel, die fernere Untersuchung wenigstens aufzuschieben, die sich vermuthlich damit endigen würde, daß ich ein wenig faul wäre.

Der erste Gedanke, wenn ich erwache, ist, nach einem kurzen Dank für das Geschenk eines

neuen Tages, der Gedanke an meine Freunde. Wie glücklich, denke ich alsdann, bin ich, daß ich wieder in einer Welt erwache, in der so manches edle, vortreffliche Herz an meinem Leben und an meiner Wohlfahrt Theil nimmt! Ich erzähle alsdann mit aller der Begierde, mit der ein reicher Geiziger am frühen Morgen seine Summen wieder überzählt, die Anzahl dieser Freunde. Ich bin nicht mißvergnügt, daß ich sie so klein finde. Dieser stille Genuß der Glückseligkeit, Freunde zu haben, bereitet mich zu einer andern vor — zu der, ihnen Gutes zu wünschen. Wie rührt und wie erhebt mich in diesem Augenblicke ein Gedanke an den Herrn und den Vater, den ich mit allen meinen Freunden gemein habe! Er ist bei ihnen, so wie bei mir gegenwärtig; er regiert ihr Leben, so wie das meinige; er sorgt für ihre Glückseligkeit mit alle dem Eifer, mit dem ich dafür sorgen würde, wenn ich die Macht dazu hätte. Durch diese Erinnerung scheinen sich die weitesten Entfernungen zu verengern. Ich vereinige mich mit meinen Freunden. Bürger einer und derselben großen Republik, in einerlei gemeinschaftlichen Plan von allgemeiner Glückseligkeit verflochten, von einerlei Gesetzen regiert, und von gleichen Hoffnungen belebt, sind unsere Geister unter einem beständigen, gemeinschaftlichen Einfluß eben derselben Güte! —

Ich muß mich mit Gewalt von diesen Betrachtungen losreißen. Das Vergnügen macht geschwätzig. Und doch sind Worte so wenig fähig, Vergnügung von der Art zu beschreiben, daß man nothwendig einem Herzen, das sie niemals empfunden hat, verdrießlich, oder einem solchen, das sie kennt, matt und kraftlos vorkommen muß. Auf diese geheime Ergötzung folgt eine andere, an der meine liebe Mutter und meine Base, die beständig bei ihr ist, Theil nimmt. Wir trinken gemeinschaftlich auf einem kleinen Altan, den wir haben, und der mit Grünem besetzt ist, unseren Thee. Sie wissen schon, was ich Ihnen sonst von dem Vergnügen der Theestunde vorgeschwatzt habe! und in der That bleibt es noch immer eine der schönsten Stunden des ganzen Tages. Sie können es auch daraus schließen, daß wir sie fast niemals vor zehn Uhr endigen. Ich habe mich hier zum Vorleser meiner ganzen Familie aufgeworfen, und man hört mich noch so ziemlich gern. Ich lese also, diesem Amte zufolge, auch manchmal beim Thee ein Stück vor. Das Gewöhnlichste aber ist, daß wir blos sprechen; sehr oft von Leipzig, noch weit öfter von Ihnen, das können Sie denken. Um zehn Uhr gehe ich herunter, und diese beiden Stunden bis zu Mittag lasse ich mir ungern rauben. Mein Geist wird ohne eine tägliche Nahrung trocken und leer. Er ist keine immer brennende Flamme, die durch ihre eigene Kraft in die Höhe steigt. Er ist wie das in Stein eingeschlossene Feuer, das nur von Zeit zu Zeit Funken giebt, und auch diese müssen erst herausgeschlagen werden. Ich lese also in diesen zwei Stunden, oder ich schreibe. Das, was ich lese und was ich davon denke, das sollen Sie Alles nach und nach erfahren. —

Aber diese zwei kostbaren Stunden sind eben jetzt vorbei; ich habe sie dazu angewendet, an Sie zu schreiben; und das ist gewiß der beste Gebrauch, den ich die ganze Woche davon mache. Dessen ungeachtet verzweifle ich noch nicht, ehe man mich zu Tische ruft, zu Ende zu kommen. Das Nächste also, was jetzt kommt, ist, daß ich esse. Die Gesellschaft eben dieselbe, die es beim Thee war. Die Gerichte sehr mäßig, aber sehr wohlschmeckend. Und hier kann ich nicht unterlassen, eine kleine Lobrede für die Schlesischen Köche und Köchinnen einzuschalten. Wenn ein Land durch gute Suppen, durch ein fettes und derbes Rindfleisch, durch vortreffliches und wohlzugerichtetes Kräuterwerk glücklich würde, so wäre in der Welt nichts ungerechter, als die Klagen, von denen meine Ohren hier gar nicht ausruhen. Denn alles das, und noch weit mehr, als ein solcher Idiot in der jetzigen Lieblingswissenschaft der Welt, wie ich bin, sagen kann, das besitzt Schlesien. O warum kann ich nicht hier Ihren Geschmack aufbieten, mir Recht zu sprechen! Warum kann ich Sie nicht einmal mit dem Manne, ohne welchen alle Schlesische Gerichte umsonst vor Ihnen ständen, an unserm Tische sitzen sehen! —

Wenigstens will ich den Einfall in meinen Gedanken verfolgen. Ich werde den Augenblick gerufen. Wie wäre es, wenn Sie, ohne ein Wort zu sagen, nach Breslau gekommen wären, wenn Sie mich heute überraschen wollten, wenn ich Sie oben schon an unserm Tische sitzen, und auf mich schmälen sähe, daß ich Sie so lange habe warten lassen? Ich gehe, ich gehe — um meinen Traum zu vernichten. —

Ich komme eben vom Tische wieder, und ich habe nur noch einen Augenblick Zeit bis zur Post. Auf meiner Mutter Stirne saßen, als ich herauf kam, einige finstere Wolken. Einige verdrießliche Geschäfte, und noch mehr als das, die Unruhe eines Baues, der sie beinahe aus ihrem Zimmer vertreibt, hatten diese Wolken zusammengezogen. Ich schreibe mir heut die Ehre zu, sie zerstreut zu haben. Wenigstens habe ich meine Mutter heiterer verlassen, als ich sie fand. —

Um also meinen Tag vollends bis zum Abend zu bringen, so müssen Sie wissen, daß ich unmittelbar nach Tische eine kleine halbe Stunde den Flügel spiele. In meiner Mutter Stube steht ein

ziemlich guter, mit zwei Klavieren. Dann kommt der gesellschaftliche Kaffee. Sie können glauben, daß ich den niemals ohne meine Mutter und Base trinke, ausgenommen, wenn diese Frauenzimmer Besuch haben, den ich nicht kenne. Nichts ist ungewisser und unsicherer, als der übrige Rest des Nachmittags. Wir fahren zuweilen in Gesellschaft einiger Freunde spazieren. Ein andermal gehe ich ganz allein mit einem einzigen Bekannten. Ich besuche dann und wann die hiesigen öffentlichen Bibliotheken; ich mache zuweilen Staatsvisiten, die mich langweilen; und dann endlich bleibe ich ein Mal zu Hause, um recht viel, oder gar nichts zu thun.

Der Abend ist dem Mittag vollkommen ähnlich. Ordentlicher Weise ist mein Onkel bei uns, der rechtschaffenste Mann, aber fast immer kränklich, und dann und wann ein wenig argwöhnisch. Leben Sie wohl! Ich bin —

---

## J. G. Forster an seinen Vater.

Düsseldorf, den 24. Nov. 1778.

Nach einer sehr beschwerlichen Reise auf den heillosesten Wegen, durch ein sehr wenig angenehmes Land, kam ich endlich den 21. November hier an. Ich speiste noch zu Abend und ging sehr müde zu Bett. Mein Reisegefährte fand hier Briefe, so daß er schon heute früh nach Cöln mußte. Ich ging hernach zum Kammerrath und Director der Malerakademie, Hrn. Krahn, an den Hr. H. mir einen Brief mitgegeben hatte. Ein alter würdiger Mann, der Enthusiast für die Künste ist und mich ganz gut empfing. Er zeigte mir die Zimmer, wo junge Leute zeichneten und wo die Modelle stehen, auch wo Abgüsse von Antiken sind, aber nicht so schön wie in Sommersethouse. Diese Zimmer sind über den kurfürstlichen Ställen, und bedürfen gar sehr einer fernern großmüthigen Unterstützung und Aufnahme von Seiten des Landesherrn, die aber bei jetzigen Umständen noch vor der Zeit ausbleiben dürfte. Um zwei Uhr auf die Bildergallerie des Kurfürsten. Der Inspector war nach Mannheim gegangen, ein Bedienter schließt die Zimmer auf, der junge Krahn, ein vielversprechender Mensch, der bald nach Rom geht, um unter Mengs zu studiren, und der ganz Gefühl für die Malerei ist, kam auch dahin mit mir zu sprechen, weil ich, ohne recht zu wissen wie? vom alten Krahn für einen Kenner angesehen ward. Es hat freilich etwas geholfen, daß ich manches gute Bild schon vorher gesehen habe, und daß ich in K's. Zimmer sogleich die Meister von den vornehmsten Stücken nennen konnte, hat mich vermuthlich bei ihm in diese Reputation gebracht. Sein Sohn ist schon ein guter Zeichner und hat Anlage zu einem sanften angenehmen Maler. Ihm gefällt, wie mir, ein Guido viel besser als ein Rubens, ohne daß deswegen das feurige Genie, die Stärke des letztern verachtet würde. — Die Gallerie ist sehr schön. Sie zu beschreiben ist hier nicht möglich, ist nach einem flüchtigen Besuch von weniger als zwei Stunden, und mit so flüchtigen Kenntnissen von dem eigentlich Wissenschaftlichen der Kunst, als ich habe, nicht möglich. Ein Guido, die Himmelfahrt Mariä, ist schön über alles, was ich noch in der Kunst gesehen habe. Es läßt alles in der ganzen sonst auserlesenen Gallerie weit zurück, es ist gegen alles andere wie Himmlisches gegen Irdisches.

Abends von fünf bis acht Uhr wurden den jungen Leuten in der Akademie Kupferstiche nach den besten Meistern vorgezeigt. Dies geschieht zwei Abende in jeder Woche, sonst wird Abends nach lebendigen Modellen gezeichnet. Ich ward vom jungen K. hingebeten, und fand diesmal eine vollständige Sammlung von Nic. Poussin's Stücken aufgetischt. Der alte K. besaß die vollständigste Sammlung von 24,000 Kupferstichen und 8000 Handzeichnungen der größten italienischen Meister, diese hat er dem Kurfürsten zum Behuf der Akademie um ein Spottgeld, 26,000 Thlr., verkauft. Beim Herausgehen nahm ich vom jungen K. Abschied, er hatte meinen Namen von seinem Vater nicht gehört, zufälliger Weise sprach er von Forster, der die Reise um die Welt auch gemacht hätte, — „das bin ich ja selbst.“ — Die Verwunderung und Freude hätten Sie sehen und empfinden sollen! Er kam zur Tafel in mein Wirthshaus und brachte zwei sehr würdige und geschickte Leute mit, die mich durchaus sprechen wollten. Einer war der Kupferstecher, Herr Hesse, ein junger überaus geschickter und fertiger Künstler, der hier verschiedene der schönsten und hinreißendsten Stücke der Gallerie sticht, und bald auch die treffliche Himmelfahrt Mariä anfangen wird. Der andere ist Herr Heinse, von dem eine Uebersetzung des Tasso in Prosa heraus ist, und eine andere desgleichen von Ariost Ostern übers Jahr herauskommen soll; ein überaus witziger, satyrischer Kopf von weitem Umfange, und doch ohne Scheinbarkeit. Diese Leute freuten sich unaussprechlich, daß ich den andern Morgen, Sonntag früh, nicht wegkommen konnte, indem sie ihrem Freunde, Herrn Hofkammerrath Jacobi, mit meiner Bekanntschaft ein rechtes Fest machen wollten. Ich war auch kaum heute früh aus dem Bett, so war auch schon ein Briefchen von Jacobi da, worin er mich mit der größten, vertraulichsten und zugleich hochachtungsvollsten Art auf den ganzen Tag zu sich bat. Ich fand

einen überaus einnehmenden, scharfsehenden, einsichtsvollen Mann, voll Gefühl fürs Schöne in allen Fächern, ganz voll richtiger Begriffe über die meisten Gegenstände. Göthe's Busenfreund, auch Wieland's, Lessing's, Klopstock's, kurz, aller deutschen Genien Bekannter, Correspondent und Freund. Seinem Bruder, dem Kanonikus, scheint er gar nicht ähnlich, doch sagt man, daß von diesem seine Schriften gar keinen richtigen Begriff von seiner Wissenschaft und Stärke geben. Jacobi hat eine Frau und fünf Kinder, davon die ältesten, zwei Jungen, in Hamburg bei Claudius erzogen werden; auch zwei Schwestern, die gut, gebildet und gute Gesellschafterinnen sind. Es blieb auch bei uns den ganzen Tag ein Graf N., ein sehr wohlerzogener Herr, ohne allen Standesstolz, ganz voll Geschmack an allen schönen Künsten und in verschiedenen Wissenschaften nicht unbewandert, ein sanftes, gutartiges Geschöpf. — Dazu gesellte sich noch Herr Heinse. Ich ging mit ihnen noch einmal auf die Gallerie, um die Madonna des Guido noch einmal zu bewundern — anzubeten hätte ich bald gesagt. Und gewiß, wenn die Katholiken solche herrliche Bilder, so etwas Seelisches, über die menschliche Natur weit Erhabenes in ihren Kirchen sehen, kann man ihnen die Abgötterei leichter als sonst verzeihen. Daß ich hier wieder einen schönen Tag genoß, von allen auf den Händen getragen zu seyn, auf alle ersinnliche Art fetirt, mit allen neuen Büchern in dem Belles-lettres-Fach und den schönsten neuen Gedichten von Göthe unterhalten, mit köstlichem Champagner, Xeres- und Capwein getränkt zu werden. — O, wenn das innigste Gefühl meiner Unwürdigkeit nicht gewesen wäre, so hätte ich alles vergessen und mich auf eine Zeitlang ganz glücklich gefühlt. Selbst einen Blick nach Paddington brauchte es diesen Abend, um meine Seele aus dem Taumel der Freude und Fröhlichkeit zurückzurufen. Es wäre gefährlich, sich von diesen süßen, schmeichelnden Augenblicken berauschen zu lassen. Wehe dem, der sich so blenden läßt! Zu Abend kam noch ein Medicus dahin, Hofrath B., ein Freund von vielen Gelehrten, vorzüglich in Göttingen, auch von Achard in Berlin, dessen vorzüglichen Fleiß er rühmte und zugleich auch seine Privatumstände bedauerte. Er hat einen Brief neulich von Achard bekommen, worin er ihm meldete, daß er nunmehr, vermittelst fixer Luft, so weit gekommen wäre, daß er in kurzem hoffte, Eisen durch die Kunst hervorzubringen. Erit mihi magnus Apollo! — Die Erde, die zum Grunde läge, sei eine Thonerde. Er soll jetzt unter 16,000 Tiegeln vergraben sitzen und Erfahrungen über alle mögliche Erdarten, sowohl reine als metallische, machen, und verspricht sich, daß dabei schon etwas Merkwürdiges an den Tag kommen soll.

Den Brief kann ich nicht zu Ende schreiben. Ich sehne mich nach dem Ziel, und fürchte mich daran zu kommen. — Jetzt kann ich nicht länger Umschweife machen. Wie ist's zu Hause? — Darf ich der süßen Hoffnung Gehör geben, die mir auf einer Seite winkt und mir Trost und Geduld einspricht, oder muß ich die schrecklichen Träume glauben, die mich nächtlich quälen und ängstigen? O gewiß, die Wonne, die mich bei Tage umgiebt, muß ich Nachts doppelt büßen, und selbst wenn ich den guten Jacobi zwischen seinen beiden Schwestern sitzend, von beiden geliebt, und so ganz glücklich sehe, gehen mir die Augen über und ich möchte sogleich vergehen. Gott! ich saß ehedem auch so! zwar nicht zwischen g l ü c k l i c h e n Schwestern, aber doch bei ihnen, half ihren Kummer tragen, half Trost und Hoffnung einsprechen, die in meinem eignen Busen nicht wohnten, und jetzt? wo sind sie? was wird aus ihnen? wem haben sie ihr Herz auszuschütten, wie sie es ihrem Bruder zu thun pflegten? Lassen Sie mich, liebster, theuerster Vater, fragen, wie Alles geht; lassen Sie mich in Cassel wissen, wie Sie so gesund, voll Zuversicht, und von der Vorsehung nicht verlassen leben, so ruhig und still Alles um Sie ist, damit der Tumult in meiner Seele gestillt werde, und ich knieend meinem Gott danken möge. O, daß ich keine neuen Besorgnisse, keinen neuen Jammer erleben müsse! wie könnte ich ihn ertragen!

Was macht die beste Mutter? kann nichts auf der Welt, nicht einmal die Rechtschaffenheit und Tugend selbst uns vor Unglück sichern? oder ist sie wenigstens gesund? ich bete für sie; wenn's nur was hülfe! Ich kann in diesem Augenblick nichts thun als hoffen, denn jetzt wäre mir kein Mittelweg, Hoffnung oder Verzweiflung. Wenn Ihr Brief ankommt so will ich ruhiger seyn, Entschlossenheit, Geduld und Ergebung besitzen, um auf alle Fälle bereit zu seyn. Und nichts muß mir verborgen bleiben, und wär' es auch noch so schlimm.

Ich küsse Ihnen, liebster Vater, und Ihnen, liebste Mutter, die Hände. Euch, theure Geschwister, umarme ich und wünsche Euch Ruhe des Gemüths, wenn Ihr keinen andern Trost haben solltet, welches ich doch nicht glauben will. Sollten wir noch nicht bald ausgerungen haben! Ich muß durchaus in Cassel bei Dohm vor dem 5. December, oder in Braunschweig vor dem 20. Briefe von Hause finden.

## Heinse an F. Jacobi.

Venedig, d. 18. May 1781.

Bald werde ich wieder mit frohem, muthigem Herzen jugendlich über die Hügel und Berge wegschreiten, und mit entzücktem Sinn die Schönheiten neuer Natur und Kunst schauen. Fünfzehn Gesänge sind schon unter der Presse, und den berühmten Sechzehnten habe ich eben von den Todten auferweckt, verklärt und abgeschrieben; von den übrigen gedenke ich mir noch ein gut Stück diesen Monat vom Nacken zu laden, und die ersten Tage des künftigen mit allen vieren vollends fertig zu werden. — O Tasso, Tasso, dein befreites Jerusalem hat mir viel zu schaffen gemacht! Beinahe wäre ich, wie du, darüber zum Narren geworden! Allein am Abschreiben habe ich einen ganzen Monat vom Morgen bis zum Abend, wie auf die Galeere geschmiedet, zubringen müssen, von den süßen Blicken der adriatischen zarten Liebesgewächse umblitzt und umwetterleuchtet, mitten im Frühling unter seinen edelduftendsten Blumen und Blüthen voll lockender Nachtigallenschläge, und rundum von Kunstwerken umgeben, ohne mich darnach umzuschauen, als ob ich in einen schreibenden Stein verwandelt wäre.

Ich habe einen guten Theil vom vorigen Monat und den Anfang des jetzigen zu Padua, und in der Gegend um Padua zugebracht. In Padua bin ich mit einem Italiener, Namens Contin, aus einem der angesehensten Häuser zu Venedig, bekannt geworden, der ohnstreitig jetzt unter die besten und zugleich witzigsten Köpfe von Welschland gehört, und auch dafür erkannt wird. Er hat das berühmte Werk: „Contra bullam in coena domini," geschrieben, welches zu Rom den größten Lärm erregte, aber von dem hiesigen Senat in Schutz genommen ward, und nun auch ins Deutsche übersetzt ist; und macht in das venezianische gelehrte Journal die interessantesten Recensionen, mit einer Freiheit, die in keinem katholischen Lande in Deutschland geduldet werden würde. Als akademischer Lehrer liest er gerade über die Kirchengeschichte. In der Persiflage ist er in seiner Art schier eben so ein Meister, wie derjenige, der dem Linguet die Theorie des Paradoxen vorspielte. Er lebt in seinem Kloster unter seinen Mönchen, wie ein wahrer Freiherr, und hat eine abgesonderte Reihe Zimmer für sich, die gerade an den Garten stoßen, und die Aussicht auf das Feld haben. Er ist ein starker Schachspieler, und wir haben uns wie die Klopffechter eine nur zu kurze Woche lang mit einander herumgearbeitet, wobei ich mit allem meinem System doch die meisten Parthieen verlor; aber sein unvergleichlicher Teodo, und die andere auserlesene Collection von griechischen und welschen Weinen mag ihm manche Schlacht haben ersiegen helfen. Ich wäre gar zu gern länger bei ihm geblieben, und hätte noch viele Lust bei ihm genießen können, wenn mir der Tasso nicht immer, wie der Schatten des Anchises dem pius Aeneas bei der Dido, nachgeschlichen wäre.

Ich will hier noch das Vermählungsfest des Doge mit der adriatischen Thetis abwarten, wo zugleich die hiesige berühmte Messe ist, wobei schon die Buden aus einem prächtigen Amphitheater auf dem Markusplatz bestehen, das inwendig einen bedeckten Gang von wenigstens zweihundert römischen Säulen und Pilastern hat, und drei neue, ernsthafte Opern gegeben werden, alsdann sogleich nach Bologna abreisen. Zu Bologna bin ich ganz zuverlässig den 30. dieses. Den 20. Junius reise ich von dort ab, nach dem schönen Florenz, wo ich schon den 24. eingetroffen seyn werde. Hier bleibe ich den ganzen Julius. Alsdann geht's nach Pisa, Livorno und Siena, und von da nach Rom.

Schon vor ohngefähr vier Wochen ist ein starker Pack Musik über Schaffhausen an Sie abgegangen. Es sind wahre Batzenscenen und Arien. Aber hauptsächlich mache ich Sie mit einem Meister bekannt (ob er gleich schon bei Jahren ist, und viel gesetzt hat, so kannten wir ihn doch nicht), der ohnstreitig jetzt der größte unter den Welschen ist. Sie werden ihm vielleicht gern den Rang neben dem himmlischen Taretta und dem jungen heroischen Francesco Majo zuerkennen, wenn Sie seine Melodien und Harmonien voll Herz und Geist, auch in keinem entzückend ergreifenden Leben von Pacchiarotti mit süßen Tönen durch Ihr Wesen fühlen.

Ich habe Ihnen vier Scenen aus einer Oper von ihm geschickt; morgen geht aber noch eine Hauptscene aus derselben, zwei und dreißig Folioblätter stark, unmittelbar an Sie selbst ab, mit einigen Venezianer Liedern. Mit diesen letztern habe ich ein kleines Unglück gehabt; ich suchte ihrer acht aus der Sammlung eines Bekannten aus, und ließ sie abschreiben. Wie ich sie abholte, waren vier unrechte abgeschrieben. — Es sind darunter vier Barcarols oder Gondelfahrerlieder, worin viel von ihrem lustigen Humor und ihrer überschwänglichen Naivetät zu sehen ist, von denen ich aber wünschte, daß Sie sie hier hören könnten. Der venezianische Dialekt darin ist nicht so schwer, als in andern. — Meine fleißige Schülerin wird Ihnen einige davon mit Lust vorsingen; sie gehen alle nicht hoch hinauf. Die Gondelführer machen ihre Lieder fast alle selbst, Text und Melodie Das Erste von den abgeschriebenen:

„Gavé un diffetto solo," ist zum Contrast von einem jungen Venezianischen Edelmann an seine Donna, auch Melodie und Text; ein Meisterstück in seiner Art, wenn es recht gesungen wird. Solche Kleinigkeiten, so gering sie aussehen, enthalten die lebendigsten Nationalzüge, und sind deswegen unschätzbar.

Ich schicke Ihnen, was Opernmusik betrifft, nur die neuesten Sachen, von denen ich gewiß versichert bin, daß sie in Deutschland noch nicht sind; sonst hätte ich Ihnen nur vorzügliche Meisterstücke von den ältern Meistern schicken können. Es hat mir freilich oft weh im Herzen gethan, daß ich Sie und unsere Freundinnen dieser und jener unaussprechlichen Gefühle nicht theilhaftig machen sollte. Gar zu gern hätte ich eine Messe abschreiben lassen, von welcher Galuppi und Haße einstimmig gesagt haben, daß jede Note werth wäre, ein Brillant zu seyn; aber ich konnte ohne augenscheinliche Gefahr nichts mehr von meinem Gelde missen.

Noch will ich Ihnen, so kurz wie möglich, die Situationen aus der Oper von Sarti (denn so heißt der Meister, mit welchem ich Sie bekannt mache, er steht als Director bei dem Dom zu Mailand) herstellen, damit Sie die Scenen daraus besser verstehn.

Die Römischen Legionen waren mit dem Kaiser Vitellius, dem Vielfraß, nicht zufrieden, und riefen im Orient den Vespasian zum Kaiser aus. In Gallien warf sich unterdessen Julius Sabinus zum Herrscher auf, welcher sich von Julius Cäsar herleitete. Sein Anhang wurde von Vespasian überwunden. Er wollte sich nach Deutschland flüchten, konnte aber nicht weg von seiner jungen Gemahlin Epponina, mit welcher er sich erst jüngst vermählt hatte. Er verbrannte, um nicht entdeckt zu werden, sein Schloß Langres, und verbarg sich in eine unterirdische Höhle neben an. Seine Gemahlin ließ ihn von ihren Freunden für geblieben in der Schlacht ausrufen, und errichtete ihm ein Grabmal; und er zeugte mit ihr in seinem unterirdischen Aufenthalte, worin er acht Jahre bleiben mußte, zwei Kinder. — Darauf kam der junge Titus nach Gallien zur Armee, und wurde von dem Reiz und der blondhaarigen Epponina in's Netz der Liebe hineingezogen. Annius, der Liebling des Titus, verliebt sich gleichfalls in sie, und bringt es dahin, um sie in seine Gewalt zu bekommen, daß sie unter seiner Bedeckung nach Rom sollte geschickt, und dort vom Vespasian im Triumph aufgeführt werden. Sabin hat unterdessen mit seinen Freunden eine Verschwörung gegen den Titus zusammengebracht. Hier fängt die Handlung an.

Die erste Arie, die Sie erhalten: Trema il cor, singt Epponina, da der gewissenhafte Titus ihr zu verstehen giebt, daß er sie nicht von der Aufführung in Triumph zu Rom befreien könne. Die zweite herrliche, heroische: La tu vedrai chi sono, singt Sabin, da ihn Titus bei der Epponina überrascht, die ihn hernach für einen deutschen Freund ihres gebliebenen Gemahls ausgiebt, welchem Titus alsdann, wegen seines Heldenwesens, eine Stelle in der römischen Armee geben will.

Das Duett, welches alle Zuhörer hier, von der Pozzi und dem Pacchiarotti in allem seinem Leidenschaftlichen bis auf den kleinsten Zug vorgetragen, bis zu Thränen entzückt hat: „Come partir poss' io," singen beide, Sabin und Epponina, da Titus die Epponina nicht anders retten kann, als daß er ihr den Rath giebt, zu fliehen, und sich aus dem Bezirk von der Armee zu entfernen.

Die Verschwörung wird entdeckt, der Anhang Sabins, im Beginn der Ausführung, von den Römern zusammengehauen und gefangen genommen, und Sabin selbst kann sich kaum noch in seine unterirdische Höhle retten; er ward aber gesehen, und Titus und sein Gefolge geht ihm nach. Die tiefe wilde Grotte macht auf dem Theater einen prächtigen feierlichen Anblick, und nichts kann rührender seyn, als der unglückliche Sabin bei seinen Kindern so überrascht. Dieß ist die Scene, die morgen abgeht: — Ach, daß ich nicht, nur Einen Abend, mit Fausts Mantel zu Euch in Euer Paradies zu Pempelfort mich hinzaubern, und Euch das durchgreifende Gewühl von Leidenschaften wenigstens vorpipsen kann, da Ihr es doch nicht mehr in dem schauervollen Leben, mit der ganzen Magie der vollen Instrumente und des Theaters, genießen könnt, wie ich es in allen Sinnen empfunden habe. —

Sabin wird gefangen genommen, und ihm und der Epponina der Tod angesagt, und er dazu aufgeführt. Dies ist die letzte ganz göttliche Scene. — Es sind ihrer noch viel andere fürtreffliche, aber ich konnte die ganze Oper nicht abschreiben lassen.

Plutarch erzählt unter andern die Geschichte, und sagt dabei, daß er einen von Sabins Söhnen gekannt habe.

Die drei andern Arien, die ich noch beigelegt habe, sind reizende Kleinigkeiten. Die von Anfossi drückt den Charakter eines Spaniers vortrefflich aus. Dieser Meister schreibt zu viel, sonst hat er vielleicht unter allen welschen Tonkünstlern am mehrsten Phantasie. Er setzt des Jahrs gewöhnlich drei, vier Opern, und noch dabei viel Kirchenmusik. Ich habe Chöre von

ihm gehört im Leichten, Zärtlichen und Rührenden, und süße Engelharmonie, und so treffliche Nachahmungen im Komischen, die überschwänglich schön waren, und wie erquickende Frühlingslüfte um's Herz spielten. Wer ihn aus einer oder zwei Opern allein und nachtheilig beurtheilt, thut ihm groß Unrecht.

Meine Gedanken über den Charakter der ältern italienischen Musik (wo die Leute ganz andre Ohren gehabt zu haben scheinen, weswegen man nur die Sachen von dem berühmten und noch von Rousseau vergötterten Durante zu lesen braucht), der mittlern und neusten, die übrigens mein Herz und mein Verstand bei weitem nicht für naturvollkommen erkennt, von der sich aber mein guter jugendlicher Sinn williglich, wie von einer außerdem doch reizenden Zauberin, entzücken und hinreißen läßt, an einem andern Orte. Wehe dem, daß er geboren ist, dem auch die richtigsten Ideen von Vollkommenheit hienieden allen ohnedem kurzen Genuß vergällen, und der ärgerlich als ein Pedant oder Phantast, welcher blind nicht einsieht, daß die Welt aus Verschiedenheit besteht, durchaus lauter Clarissen haben will.

Sie haben mir aufgetragen, Ihnen ein Spiel in freier Luft zu melden, wenn ich eins anträfe, wobei man gute Bewegung hätte; ich will Ihnen ein solches hier beschreiben:

Es ist ein Spiel mit lauter Kugeln, und der Personen können seyn, von zweien an, so viel ihrer wollen; man könnt' es das à la guerre auf freiem Felde nennen. Von den Wällen und Spaziergängen zu Genf an, habe ich es durch ganz Dauphiné und Provence, und die ganze Lombardei spielen sehn. Der Platz dazu kann gerad' oder krumm, eben oder höckericht, mit Gras bewachsen, Bäumen besetzt, oder glatter Sandboden seyn; man kann sogar dabei spazieren gehn, und das Spiel einen Fleck vom andern spielen. Die eine Kugel ist klein, die andern sind größer und alle gleich. Wen das Loos trifft, der fängt an, und wirft die kleine Kugel eine Strecke voran, weit oder nicht weit, wie er will. Diese macht nun das Ziel aus. (Gewöhnlich hat jeder Spieler zwei Kugeln; er kann aber auch nur eine, oder ihrer mehrere haben). Alsdann wirft oder wälzt derselbe, der die kleine ausgesetzt hat, eine größere dieser kleinern nach, und sucht sie so nah an dieselbe zu bringen, als er kann. Dieß thut denn nun auch jeder andre Spieler, nach seiner Folge. Wenn die Reihe durch ist, so sucht der erste Spieler nun auch seine zweite Kugel der kleinern so nah als möglich zu bringen, und dieß thut wieder jeder andre nach der Reihe. Wenn sie alle geworfen oder gekugelt haben (denn es steht in Jedes Belieben, die Kugel durch die Luft zu werfen, oder auch auf dem Boden hinzuwalzen), so hat der, dessen Kugel die nächste an der kleinern ist, das Spiel gewonnen, und fängt von neuem an, und setzt die kleinere wieder aus. Das Lustige und Veränderliche dabei ist, daß jeder Spieler mit seiner Kugel entweder die kleinere (außer ihr am nächsten zu kommen suchen), sie noch aus ihrer Stelle treiben, und folglich das Ziel verrücken, oder die Kugel, die ihr am nächsten ist, von ihrem glücklichen Posten bringen kann.

Hier in Venedig spielt man es auf allen Plätzen meistens parthienweise, das ist, wessen Kugel sechs- oder achtmal (wegen der Nummer kommt man überein, nachdem der Personen viel oder wenig sind) am ersten der kleinern am nächsten war, der hat gewonnen, gerade wie bei den Parthien im Billard. Es setzt einen, der dieses Spiel nicht ausgeübt hat, in Verwunderung, was die Provensalen und Welschen für eine Fertigkeit darin haben. Da steht eine doppelte Reihe Zuschauer nur ein Paar Schritte von einander längs der kleinen Kugel, und die Spieler werfen ihre größern darnach mit einer Stärke und einem Schwung wie Bomben durch die Luft zwischen sie hinein, und Niemand fürchtet getroffen zu werden. Ich habe oft funfzig bis siebenzig Schritte weit, und weiter, die kleinere, im Bogen auf die Mitte getroffen, aus ihrer Stelle werfen sehen, und die Schleicher hatten hingegen ein solches Maaß von Kraft in ihrer Hand, und eine solche Richtigkeit im Fortwalzen, daß ihre Kugeln auf ein Haar neben der kleinern stille standen.

Man kann das Spiel auch spielen, nachdem viel Personen sind, daß die zwei, drei und vier nächsten, jeder nach seinem Abstand, einen verschiedenen Preis gewinnen, und da kann zum Exempel der letzte Wurf eine gräuliche Katastrophe anrichten, wenn er die kleinere wegtreibt, oder das Ziel verrückt.

Wenn Sie meine Beschreibung verstehen und es so spielen, wie es hier gespielt wird, so wird es Ihnen gewiß Vergnügen machen, und Sie haben, was Sie verlangen. Dieß Spiel hat gewiß Anlaß zur Erfindung des Billards gegeben.

Behaltet mich Alle lieb, so wie ich mit ewiger Liebe, deren Natur keine Zeit ändern kann, im Geiste um Euch schwebe!

## Graf von Stollberg *) an den Herrn Amtmann zu Eichstädt.

Ich biete Ihnen mit herzlichem Mitleide meine Hand, bejammernswürdiger Mann! und gebe Ihnen zum Troste die aufrichtige Versicherung, daß gegen Ihren armen, unglücklichen Sohn, unter dessen Hand mein geliebter, hoffnungsvoller Bruder gefallen ist, keine Empfindung des Grolls oder der Rache in meine Seele gekommen sey. Seyn Sie vielmehr von mir, als meinem Geschwister überzeugt, daß wir uns die sorgsamste Mühe gegeben haben, und noch geben werden, um sein Schicksal auf die möglichste Weise zu mildern. Und wenn auch das Urtheil, soviel ich auch von der Milde der Richter hoffen kann, dennoch nicht nach unserem Wunsche ausfiele, so werden wir uns auch in diesem Falle eifrig bestreben, von dem König eine Milderung zu erflehen, die Er uns gewiß nicht verweigern wird. Ihnen diese Worte des Trostes zu sagen, unglücklicher Vater! fand ich mich in meinem Herzen verbunden, und ich bitte Sie inständigst, das größte Vertrauen in meine Versicherungen zu setzen. Aber wie schwach wäre dieser Trost, wenn ich ihn nicht mit einem viel höhern, der voll Erquickung für Sie seyn muß, begleiten könnte. Beurtheilen Sie Ihren Sohn nicht mit der Strenge, zu der Sie der Erfolg einer Handlung verleiten könnte, deren Absicht gewiß von dem unglücklichen Ausfall weit entfernt war. Lassen Sie mir den Trost, Ihnen zu sagen, daß ich einen Brief von Ihnen gelesen habe, der aus keinem andern, als edlem Herzen fließen konnte, und der mir die bittersten Thränen des Mitleids erpreßt hat. Die Wege der göttlichen Vorsehung sind undurchschaubar, und führen, so labyrinthisch sie sich auch winden, gewiß dennoch alle zum Ziel, wie es unser ewiges Heil erfordert. Einst wird uns die Hülle von den Augen genommen werden, und alsdann werden wir vielleicht Gott preisen, daß er Ihren Sohn und meinen Bruder diese Wege habe wandeln lassen. Beide Jünglinge in der schönsten Blüthe ihres Lebens, beide allen Gefahren der Versuchungen ausgesetzt, von denen vielleicht den Einen nur ein früher Tod, und den Andern ein solches gewaltsames Einkehren in sich selbst befreien konnte. An die Möglichkeit des Todes haben sie Beide nicht gedacht; es war kein Keim der Feindseligkeit in ihr Herz gekommen, und das letzte Wort meines sterbenden Bruders war Verzeihung und Fürsorge für Ihren Sohn. Auch diese Vergebung unseres Bruders soll uns antreiben, uns mit dem größten Eifer für das Wohl Ihres Sohnes zu bekümmern, dessen Schicksal bereits itzt schon gelinder ist, als es in ähnlichen Fällen zu seyn pflegt. Gott tröste Sie mit seinem besten Segen, und gebe Ihnen die Gnade, daß Ihr Sohn, der Sie so tief niedergeschlagen hat, durch seine aufrichtige Besserung wieder trösten, und dieses schreckliche Andenken aus Ihrer Seele vertilgen möge.

Christ. Gr. zu Stollberg.

*) Die beiden würdigen Dichter, Christian und Leopold Grafen zu Stollberg, hatten noch einen dritten Bruder, welcher zu Kiel unglücklicher Weise von einem Studirenden in einem Zweikampf erstochen wurde. Dieser traurige Vorfall bewog den Grafen Christian im Namen seiner Familie aus Tremsbüttel im Holsteinischen an den Vater des Thäters, der Amtmann zu Eichstädt war, obigen Brief zu schreiben.

---

## Woldemar an Biderthal. *)

Von F. H. Jacobi.

Pappelwiesen, den 23. August.

Liebster Biderthal, ich mache mir bittere Vorwürfe darüber, daß ich beinahe drei Wochen Dich ohne Briefe von mir lassen konnte. Allwina und Henriette haben mich genug ermahnt; mein eigenes Herz noch mehr — aber ich konnte nicht! Eine Menge Blätter will ich Dir zeigen an Dich, worauf sehr deutlich zu lesen ist Monat und Tag; auch etliche mit einer halben Zeile wirklichen Briefs; — etliche sogar mit einer ganzen Zeile; — mit zweien, mit dreien. — Aber dann wollte es für die Welt nicht weiter!

Ich begreife nicht mehr, wie ich es ehemals anfing, daß ich an Leute, die mir das gar nicht waren, was Du mir bist, so lange Briefe schreiben mochte. Der halben Welt bin ich Antworten schuldig. Ich werde erinnert, geplagt, zum Mitleiden gereizt — weiß mir nicht zu helfen, und werde böse. Mir däucht, es müßte mein Feind seyn, der mir zumuthete, meine Empfindungen bis auf den Grad herunter zu bringen, in welchem sie sich schreiben lassen. Die edle unwiderbringliche Zeit auf diese Weise zu verlieren! Ich soll aufhören zu leben, damit ein Anderer zu lesen habe! Im ganzen Ernst, wenn ich mir so einen theuren Freund gedenke, der das will, und mit zärtlich verdrießlichem Gesicht da sitzt, und zwischen den Zähnen murmelt, weil ich das nicht will: — ich kann hämisch gegen ihn werden, vom Stuhl aufspringen und ihn nicht mehr ansehen mögen.

Freilich kommen hernach vernünftigere Augenblicke, worin ich fühle, daß ich Unrecht habe; daß

*) Aus F. H. Jacobi's „Woldemar." (Thl. II. S. 24 ff.)

ich sträflich bin; wo ich gegen mein Gewissen nicht aufkommen kann: — und das ist eben mein Unglück!

Aber nun, was soll dies Alles hier? — Vielleicht eine Entschuldigung gegen Dich? — Ja, wenn man einmal so tief im Unrecht sitzt, dann rede sich einer heraus!

. . . . . Lieber, ich habe eben Deine zwei letzten Briefe zur Hand genommen und sie wieder durchgelesen. Mir wurde doch ganz bange um's Herz dabei, und ich dankte Gott, daß wenigstens Allwina und Henriette an Deine Frau geschrieben hatten, und letztere eine ziemlich lange Epistel auch an Dich. — Du kennst mich; Du fühlst meine Lage: also verzeih! Nein — nicht verzeihen, Biderthal; danken sollst Du dem Himmel, der mich so glücklich machte, daß ich Dir's nicht sagen konnte und Dich versäumte! Ich weiß, ich kann das von Deinem edlen brüderlichen Herzen fordern: und dies Zutrauen — Lieber! ist es nicht mehr werth als tausend Briefe, und sagt es nicht Alles?

Seit gestern bin ich hier ganz allein. Die beiden Tanten mit Allwinen und Henrietten sind nach Schellenbrug, kommen aber diesen Abend zurück. Es war mir gar nicht zuwider, auf diese kurze Zeit in Einsamkeit versetzt zu werden; ich habe herrliche Stunden zugebracht. Noch war ich nicht Einmal zu einem solchen alleinigen ganz stillen Anschauen meiner Glückseligkeit gekommen; hatte mich eben auch nicht darnach gesehnt; aber mir geschah unaussprechlich wohl, da ich nun von ungefähr dazu gelangte. — Könnte ich Dir in etwa nur bedeuten, wie mir war, und wie mir ist!

Sobald meine Reisenden weg waren, Morgens um neun Uhr, lagerte ich mich, nicht weit unter der Krümmung des Bachs, in die wilde Laube unter den hohen Nußbäumen. Der eine Nußbaum diente mir, wie gewöhnlich, zur Lehne. Draußen ging ein starker Wind. Man hörte sein Anfallen an das dichte Gebüsch, wie er die Aeste bog und die Blätter drängte, — dann im Laube verwehte, — drinnen zum sanftesten Lüftchen wurde — und zwischen den jungen Eschen, Morellen, Pappelweiden, Quitten und Haseln in vieltönigem Gelispel sich verlor; — dann wieder majestätisch rauschte, höher und hinauf von Krone zu Krone, in den Zweigen der Nußbäume, — und beinahe Sturm war in ihren Gipfeln. — — In den mannigfaltigen Millionen Blätter, welch' unendliches Spiel! Welch' ein Wallen und Wühlen der Aeste! — Unter und über mir das luftige Laubmeer! — Ergriffen von seinen Wogen schwamm mein Auge hinweg in die schöne Fluth, und ließ sich von ihr verschlingen. — — Leise rieselte unterdessen der liebe Bach an meiner Seite; gaukelte kleine Wellen daher, Wirbel und Schlünde, — und die Fische hatten ihren Scherz mit Springen, Schnalzen und Klatschen. . . — Der mächtige Stamm, an den ich gestützt war, schwankte, fast unmerklich, hin und her — bald stärker, bald schwächer; wiegte meinen Rücken, und bewegte sanft schauerlich mein Haupt. — — — Nie war meine Seele so in allen meinen Sinnen! — Lauter Genuß mein ganzes Wesen! — Ewigkeit mein fliehendes Dasein!

Ich verließ nach einer Weile den Platz; aber die Empfindungen, die er mir gegeben, folgten mir nach. Wohin ich wandern mochte, fand ich denselben Zustand. Alles entzückte mich so wie es war. Ich freute mich ohne Aussicht, ohne Hoffnung, ganz und gleich erfüllt von der Wonne jedes Augenblicks, und wie von Allgenugsamkeit umgeben.

Der Wind hatte um Mittag sich gelegt, es war etwas schwül geworden, und gegen Abend regte sich kein Blatt. Ich gieng umher und ergötzte mich an den wunderbaren Beleuchtungen der Erde; — Bäume und Blumen, als ob sie in die Höhe schienen und die Dämmerung erhellten. Ich ließ mein Essen etwas früher unter die Laube vor dem großen Saal bringen, weil ich keine Kerze mochte und die Nacht wollte kommen sehen. Ich war bald fertig; saß stille da, und ließ mir träumen — von Dir; dachte — wie Du vielleicht eben jetzt an mich dächtest; — Deine Gespräche mit Luisen; Dein Sehnen nach uns zurück — Dein Kommen — Dein Eilen auf dem Wege, und mein Erwarten . . .

Es war mir nicht eingefallen, daß wir Vollmond hatten. Ganz hinten, bei den Eichen, sah ich ihn unversehens in die Castanienbäume scheinen. Er zog heran — wie mit später Dämmerung feierlich die Stille heranzieht; — lächelte zwischen dem dunkeln Laube; gleich einem Freunde, der sich zur Ueberraschung herbeischleicht, bebend von den Schlägen seines Herzens, das die Freude nicht halten kann . . . Ich regte mich nicht, mochte kaum aufschauen, als wäre es so in der That, und ich fürchtete ihm die Freude zu verderben. Da kam er endlich über die Gipfel der Eichen und trat vor mich hin. Ich flog auf! — Lieber, es war ein Augenblick voll Himmelslust!

Ich ging, und wandelte auf und ab in meinen Alleen von Pomeranzenbäumen, unter den Linden, und in der mit dem Monde blitzenden Buchenhalle. Es war eine Nachtstille — ein Schweigen um mich her, wie das Schweigen unaussprechlicher Liebe. So ging ich, bis der Mond in den Teich schien, und ich nicht weg konnte unter der Ulme am Canal. Man hörte nichts als den Gesang der Grillen, das Rieseln

durch den Teich, und dann und wann die Bewegung eines Fisches. — Hell und immer heller wurde das Wasser — und ich schwebte wie in der Mitte der Schöpfung, aufgelöst, und an mich ziehend aus dem feinsten Aether eine neue Bildung.

Lieber Biderthal — wie ist mir so anders! — — Du weißt, schon als Kind hatte ich die süße Verliebtheit in alles, was meinen Sinnen oder meinem Geiste in Schönheit entgegen kam; — war in beständigem Ringen; und so voll Lust und Muth — und so voll Trauer! — Wie wurde ich des Lebens so froh — ach! und so müde! — — Ich erfuhr, daß ich etwas im Busen trug, welches mich von allen Dingen schied, von mir selbst mich schied, weil es zu heftig mit allen Dingen sich zu vereinigen strebte. Jedermann liebte mich darum, daß ich alles so liebte; aber was mein Herz so liebend machte, so thöricht, so warm und so gut — das fand ich in Keinem. . . . — Von den meisten dachte ich deswegen nicht schlechter; — zuweilen, im Gentheil, nur desto besser; aber ich glaubte zu sehen, daß überhaupt die Menschen wenig, im Grunde, nach einander fragen; wenig nach dem Menschen im Menschen. — — Ich wurde duldsam und stille . . . Lieber, mir rollen die Thränen herunter, vom Andenken meiner einsamen Wehmuth! — Jede Lust machte mich betrübt, weil sie nur Staub war, vom Winde aufgeregt, dahin fuhr wie ein Lichtstrahl, mit dem Schall, mit dem Wallen des Blutes. Ich wollte Raum machen in meiner Seele, erretten wenigstens an meinem Theile — aber, ach! dann erwachte gewaltig mein Herz, und ich fühlte zehnfaches Leiden. Wie oft habe ich auf meinem Angesicht gelegen, vor der aufgehenden Sonne und vor der niedergehenden, unter dem Mond und den Sternen, voll Liebe und voll Verzweiflung, und habe geklagt, wie Pygmalion vor dem Bilde seiner Göttin . . .

Lieber, wie ist mir so anders!

Mein Herz, das einer Brust glich, worin der Lebenssaft zurückgetrieben wurde, weil den Säugling die Klemme dahin riß, und die nun der Krebs angefressen hat — es ist genesen! Ich lebe und liebe, und alles lebt und liebt um mich her. Wie dem Hiob hat mir der Herr alles zehnfach wieder gegeben und hat mich geheilt. Jeder Sonnenstrahl wird lebendig, wenn ich ihn Allwinens oder Henriettens Auge erhellen sehe; Mond und Sterne werden lebendig, wenn Allwina und Henriette in ihrem Scheine mich umarmen: so wird mir alle die Liebe wieder gegeben, die ich hoffnungslos ausgoß ins Unendliche: — Lebendiger Odem ist in den Erdenkloß gedrungen; er ist Mensch geworden! — Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein nun die ganze Schöpfung — geschlungen an meine Brust, und erwiedernd meine Küsse!

O, Lieber — wie ist mir so anders! . .

Und wie das begann? . . . Die Stimme vom Himmel, die mir rief? Der Engel, der mir den Weg zeigte? — Du warst es! Du, den ich zuerst, den ich am längsten, den ich ohne Wandel geliebet, — mein Freund und mein Bruder!

Wunderbar, wie ich an diesen Tag gekommen bin! — Ich werde nicht müde es zu überdenken; jeden kleinen Umstand meinem Gedächtnisse zu erneuern; alle die goldenen Ringe an einander zu ketten. . . . .

Ich kam nach B** durch Deine brüderliche Vorsorge und rechnete allein auf Dich — kam — und fand gleich in Dir noch mehr als ich gehofft hatte. Du warest mir um vieles näher; verstandest mich in tausend neuen Dingen; — hattest ein Weib lieb gewonnen und mit ihr ein Haus gegründet; — Du hingst nicht mehr an diesem und jenem, womit ich nichts zu schaffen haben konnte; — von allen Seiten erschienst Du mir liebenswürdiger und besser. — Dein Gewerbe; Deine Wirthschaft mit Dorenburgen; Euer ganzes Wesen — das mit andern Leuten, die Prunkgesellschaften und Gastmahle ausgenommen — ich sage, Euer ganzes Wesen untereinander, gefiel mir bis zum Entzücken. In Dorenburgen erhielt ich einen zweiten Bruder; und, was ich nie gehabt hatte, zwei Schwestern in Euern herzigen Frauen.

Du hattest mir Henrietten zur Gattin ausersehen; aber das sollte nicht sein. Sie war bestimmt, meinem Schicksale eine merkwürdigere Wendung zu geben. Das himmlische Mädchen deutete mir meinen alten Traum von Freundschaft; half ihm zur Erfüllung; machte mir ihn wahr. Kaum dachte ich zuweilen noch an diesen Traum, und nie anders, als wie man an ein Hirngespinst denkt. Ich hatte Freunde von allen Gattungen gehabt; hatte mit leidenschaftlicher Anstrengung die Menschen beobachtet, mich selbst zu erforschen gesucht — hatte gefunden: daß wir sammt und sonders zu viele und zu heftige Begierden in uns haben und nähren; zu gewaltsam von den Sorgen, Geschäften, Qualen und Freuden des Lebens herumgetrieben, hin und her gerissen, entzückt und gefoltert werden, als daß irgendwo, in diesen Zeiten, zwei Menschen so Eins werden und bleiben könnten, wie meine liebevolle Schwärmerei es mich hatte träumen lassen.

Das andere Geschlecht hatte ich flüchtiger angesehen, und war über seinen Charakter, der mir wenig Localfarben zu haben schien, früh mit

mir einig. Es kam mir vor, als wenn die Empfindungen und Gedanken bei diesen zarteren Geschöpfen sich unaufhörlich in einander verlören, und daher keine — von jenen zu einem gewissen Grade der Stärke — von diesen zu einem gewissen Grade der Deutlichkeit sich erheben könnten. Noch hatte ich keine weibliche Seele angetroffen, die in irgend etwas — nur einen festen eigenen Geschmack gehabt hätte; nicht einmal was Gestalt und Zierde, Putz und Geräthe anging. Dagegen aber fand ich in ihr Wesen die schönsten Triebe gelegt; eine wunderbare Anlage zur Selbstverleugnung; holdselige Lust, nur Andern zur Freude, zur Wohlfahrt zu leben; — und jene allgegenwärtige Schönheit, jenen unbesieglichen Zauber, der uns alle fesselt. Ich sagte zuweilen mit Lachen: An Treue, an Ergebenheit, an gefälligem Witz, überträfen sie uns Männer unendlich, und wichen kaum — dem besten Pudel. Das sagte ich mit Lachen; aber nach meinem inneren Gefühl gab ich damit ein sehr ernsthaftes Lob: wohl mit etwas Bitterkeit vermischt; aber nicht sowohl gegen die Weiber, als überhaupt gegen die Menschheit.

Ich sah Henrietten. Sie zog mich an; aber mit einer Empfindung, die nichts mit ihrem Geschlechte zu thun hatte, und die mir ganz neu war. Ich wunderte mich und betrachtete das Mädchen aufmerksamer. Jeder weibliche Reiz an ihm war mir sichtbar; sichtbarer, als allen andern: wie Henriette hatte noch kein Mädchen mir gefallen. Dennoch erregte sie nichts in mir von sogenannter, eigentlicher Liebe. — Die Eigenschaften, die ich an ihr entdeckte, konnte ich mit meinen allgemeinen Begriffen von ihrem Geschlecht nicht wohl vereinigen; konnte aber zugleich nicht in Abrede sein: daß sie ganz Mädchen war. Oefter hatte ich über die Mängel der Schönen mit ihr meinen Scherz. Ich behauptete, kein Frauenzimmer könnte sich überwinden, Einen Gedanken zweimal zu denken, noch weniger — im Handeln, auf Veranlassung, inne zu halten: Alles ginge bei ihnen so in einem fort. Wenn sie in schwierigen Fällen zur Ueberlegung schritten, so begnügten sie sich, den so oder anders gesponnenen und gezwirnten, gefärbten und gedrehten Faden ihrer Gedanken zehnmal hinter einander auf und ab zu haspeln, ihn auf Karten, in Knäuel und über die Finger zu wickeln, ohne sich je einfallen zu lassen, ihn an dem einen oder andern Ende auseinander zu drehen und zu untersuchen, ob sie auch den rechten Faden hätten. Auf nichts vermöchten sie mit stetem, scheidendem Blicke zu haften, wären keiner eigentlichen, entschlossenen, Geduld fähig, wären, außer sich und in sich, ewig zerstreut. — Wie mit ihrem Denken, wäre es, natürlich, auch mit ihrem Empfinden beschaffen; ja, aus Ursachen, mit diesem noch etwas schlechter u. s. w. — — Henriette widersprach nicht sonderlich: ich möchte wohl nicht so Unrecht haben, sagte sie; sie hätte über Denken und Empfinden nie sehr tiefe Betrachtungen anstellen können, überhaupt sich wenig den Kopf zerbrochen, sondern in jedem vorkommenden Falle das Nöthige überlegt, und, wie ungelehrte Leute pflegten, nach Gelegenheit und Umständen gehandelt.

Unterdessen sah ich häufig die Lose mich an Einsicht weit übertreffen, so, daß ich dumm vor ihr da stand; und nicht selten fühlte ich in meinem Herzen mich durch das ihrige beschämt.

Wir waren Freunde, ehe wir es dachten, und eh ich noch das Vorurtheil recht überwunden hatte, daß es mit dem weiblichen Verstande und mit der weiblichen Empfindung, über einen gewissen Grad hinaus, nichts als Betrug und Täuschung sei.

Nun aber stand mir das Gegentheil vor Augen; ich sah meinen Irrthum, und begriff ihn nur nicht: bis ich durch Henrietten von ungefähr zu Aufschlüssen gelangte.

Wir waren in Allwinens Garten, und untersuchten sehr scharf an den verschiedenen Kirschbäumen den verhältnißmäßigen Werth ihrer Früchte. Wo wir zweifelten oder verschiedener Meinung waren, da entschied Allwina; und sobald sie den Ausspruch gethan hatte, waren wir auch mit ihr eins. — „Wer ein paar Tage Hunger und Durst gelitten hätte," sagte unversehens Henriette, „und käme über diese Bäume!" — Himmel! rief ich, und sah ganz entzückt aus.

Henriette lächelte: Wie der Mann die Stillung einer heftigen Begierde neidet, sagte sie, und gleich alles Angenehme, Liebliche, Köstliche dafür hingäbe! — Oder glauben Sie, Woldemar, daß Sie, mit jenem grimmigen Hunger und Durst, den Geschmack dieser Früchte, ihre lieblichen Eigenschaften so wie jetzt empfunden hätten? Ihr Vergnügen wäre mehr die bloße Stillung eines Schmerzes gewesen, als eigentlicher Genuß, und kaum hätten Sie erkannt, was Sie hinunter geschlungen.

Ich gab das zu.

Also, hub sie an, waren die Freuden des Gaumens wohl im Grunde eben so wenig für den Heißhungrigen, als für den Uebersatten; und der mäßig Gereizte allein genösse sie wirklich und lauter?

Ich wußte nicht, was sie wollte, und gestand es abermals.

Sie fuhr fort: — Ich habe Sie Weine versuchen sehen; da warteten Sie nicht eine Stunde

des Durstes ab; auch reizten Sie nicht vorher durch scharfe Speisen Ihre Zunge, sondern Sie wollten mit frischem Munde, in einem begierdenlosen Zustande kosten. — Was meinen Sie, mein Freund; sollte man von hier aus nicht weiter gehen, und mit Sicherheit behaupten können, daß ein gewisser Mittelzustand, ein Zustand, worin die Kräfte des Menschen wie in nüchternem Erwachen, frei und unbefangen sind, für ihn auf alle Fälle, wie zur richtigen Wahl, so auch zum reineren, besseren Genuß die schicklichste Fassung sei?

Ich merke, wir fangen ein Platonisches Gespräch an, sagte ich lachend; und da Sie den Sokrates vorstellen, so warten Sie, daß ich meinen Bleistift nehme, um Ihre Reden aufzuschreiben.

Schreiben Sie nur, erwiederte Henriette, ich will sehen, daß ich fortrede, ohne Antwort von Ihnen zu bedürfen.

Hierauf fing sie an, und brachte, mittelst eines kurzen Ueberganges, mein System von den Mängeln des weiblichen Charakters auf die Bahn. Sie zeigte, daß diese Mängel zusammen am Ende nur auf Einen Hauptmangel, — an sinnlicher Begierlichkeit hinausliefen, und sie bewies, daß eben dieses Mangels wegen der weibliche Sinn weit reiner, schärfer, vollkommener wäre als der männliche, die wahren Eigenschaften der Dinge, ihren innerlichen und verhältnißmäßigen Werth zuverlässiger unterschiede; daß endlich, und eben dieses Mangels wegen, in einer weiblichen Seele jede schöne Bewegung leichter hervorkäme, ungehinderter und dauerhafter wirkte.

„Da alle wichtigen Geschäfte des Lebens in Euern Händen sind," fuhr sie fort, „so habt Ihr mehr Uebung, mehr Erfahrung (des sorgfältigen Unterrichts zu geschweigen, den Ihr von Kindesbeinen an genießt); — aber bei Gelegenheiten, wo Euch dies Alles verläßt, wo Ihr Euch mit uns in gleichem Fall befindet: wer von uns sieht da richtiger und weiter? wer ahnet tiefer und schneller? . . ."

„Neben Euren andern Sinnen habt Ihr auch ein Herz, und seid der edelsten Entschlüsse fähig. Ich will sogar Euch zugeben, wenn Ihr wollt, Euer Herz sei größer als das unsrige. Was hilft es, wenn seine Stimme durch den Tumult Eurer Begierden beständig unterdrückt wird? — Daß Ihr irgendwo in alleiniger Rücksicht des Edeln und Schönen handeln solltet, und Euren Leidenschaften entgegen, daran ist nicht zu denken; Leidenschaft muß überall Euch unterdrücken, — selbst in der Freundschaft. Wo Ihr nicht eifert, da seid Ihr kalt und todt!"

„Hingegen ein Weib. . . . . Aber das begreift Ihr nicht, seht Ihr nicht, — das lästert Ihr sogar, — lästert, weil Ihr selbst nur nach Lust dürstet, ohne die Brille der Begierde keine Schönheit wahrnehmen, ohne Zwang der Leidenschaft Euch an Niemand hingeben, in ihrem heftigsten Rausche nur Euch selbst außer Acht lassen könnt; — lästert, weil Ihr lieber mögt gelüstet als geliebt sein; lieber gepriesen als hochgeschätzt."

Sie schwieg. — Ihr Auge senkte sich, — öffnete darauf sich wieder: — — es verklärte sich ihre ganze Gestalt. — Dann hub sie an, in himmlischen Tönen, die Wonne einer schönen Seele zu beschreiben: ihre Stille, ihren Frieden, ihre Demuth und ihre Stärke. — Keine von den Musen hat so gesungen! Es floß durch alle meine Sinne, und ich fühlte göttliches Wesen in der That und Wahrheit.

Das Mädchen war mir heilig geworden in dieser Stunde. — — Unsre Geister näherten sich von Tag zu Tage mehr, und von Tag zu Tage wurde die Entzündung einer gemeinen Liebe unter uns unmöglicher. Der bloße Gedanke daran wäre zuletzt mir ein Gräuel gewesen, ein Gräuel wie Blutschande. — Jener Selbstbetrug, den wir Platonische Liebe zu nennen belieben, konnte eben so wenig mich anwandeln; ich war ihm nie ergeben, und Henriette, die Erzwidersacherin aller Schwärmerei, hätte diese keinen Augenblick an mir geduldet. Wir wurden Freunde, im erhabensten Sinne des Wortes; Freunde, wie Personen von einerlei Geschlecht es nie werden können, und Personen von verschiedenem es vielleicht vor uns nie waren.

Wir dachten an nichts: als Ihr, unter einander, eine Heirath zwischen uns, fast unwiderruflich, beschlossen hattet. Die Eröffnung dieses Anschlags beschleunigte meine Verbindung mit Allwinen, die sich längst ganz in der Stille bereitet hatte, und auch, ohne jene Veranlassung, durch Henrietten nun bald zur Wirklichkeit würde gebracht worden sein. — Henriette war für mich eben so wenig Mädchen als Mann; sie war mir Henriette, — die Eine Einzige Henriette; und es wäre gewesen, als hätte ich sie verloren, als hätte ich sie zu Grabe gebracht, wenn in Absicht ihrer in meiner Vorstellung irgend eine Verwandlung hätte vorgehen müssen, — in unserm Sein, in unserm Thun und Wesen irgend eine Veränderung. — Nicht so Allwina. Sie war mein Urbild von reinem weiblichen Charakter; ganz geschaffen zur Gattin und zur Mutter; der Ausbund ihres Geschlechts. — Ich nahm sie mit Freuden, sie mit Freuden mich; ich war, entschieden, für sie der einzige Mann; sie, entschieden, für mich das einzige Weib.

Was ich aber nicht vorausgesehen, auf keine Weise geahnet hatte, und doch so natürlich erfolgen mußte, war ein neuer Zuwachs von Freundschaft zwischen Henrietten und mir. Allwina, als ich um sie warb, hatte hundertmal ihre Freundin gefragt: „Aber würde hernach auch Woldemar noch eben das für Dich sein?" — Hatte mich hundertmal gefragt: „Aber Henriette — würde Henriette nicht dabei verlieren?" — Wir hatten beide die Frage auf sie zurückgewendet: Ob Sie vielleicht in ihrem Herzen fühlte, daß sie nachher weniger an ihrer Freundin hangen würde? — „Ach Himmel!" rief sie dann, „was für ein Gedanke!" — Dennoch behielt sie eine geraume Zeit ihre Sorge, und konnte nicht genug Versicherungen vom Gegentheil erhalten. Jeder Blick, den ich Henrietten gab, jede Zärtlichkeit, die ich ihr bewies, jede Liebkosung, die ich ihr machte, war eine Wohlthat für meine sorgliche Allwina; sie hüpfte dann vor Freude, fuhr mir an den Hals und wollte mich erdrücken. Wie mir dabei im Herzen geschah, was aus uns allen Dreien in einem solchen Umgange werden mußte, — kannst Du Dir vorstellen, und hast es, zum Theil, gesehen. — Wir wurden je länger je vertraulicher unter einander. Jene äußerliche Zurückhaltung, die Henrietten und mir, als zwei unverheiratheten Personen, die keine Blutsfreunde waren, gegen einander geziemt hatte, durfte nunmehr wegfallen, und das geschah bald; wir wurden Bruder und Schwester — ganz, und wie von Mutterleibe an. Allwina weinte oft vor Freude, und ich selbst fühlte mich kaum vor Wonne, wußte nicht, was mir widerfahren war. Aufgeregt war mein ganzes Wesen, und dabei meine Seele doch so still, mein Geist so heiter! . . . — Die frohe, freie, volle Liebe war es; die hatte dies Alles gethan! Sie hatte bis auf den Grund mich erschüttert und erweckt, an sich gezogen jedes ihr ähnliche Gefühl, wie tief es schlummern mochte; hatte so erneuet, vervielfacht alle meine besten Kräfte; unaussprechlich mein Dasein erhöhet; ein Leben, wie von Ewigkeit zu Ewigkeit, in meine Seele geboren. — — Glücklich, o, glücklich der Mann, dem endlich die Liebe seinen Lohn giebt, den sie zu sich erhöhet, den sie vollendet!

Bester, komm! — Auf einmal entsinkt die Feder meiner Hand — — komm! — — — Ich ringe Dich in meine Arme — drücke, presse Dich an mich, und mir ist, als senkte ich mein Herz in Deinen Busen. Woldemar.

---

## J. G. Jacobi an seinen Bruder, über den Tod des blinden Dichters Pfeffel.

An wen sollte ich in meiner Trauer um Pfeffel mich eher wenden, als an Dich, mein Lieber, mit dem ich seit den Kinderjahren so manchen gemeinschaftlichen Verlust beweinte, und der in meinem eigenen Leiden mir oft so tröstend die Hand bot? Du sahest ihn nie, den brüderlichen Freund unsers verewigten Schlosser, und den meinigen; aber Du liebst ihn, wie er Dich liebte, redest von ihm mit eben der Empfindung, mit welcher er über jeden kleinen, Dich betreffenden, Umstand mich befragte, und selbst seine ehrenvolle Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften, deren Vorsteher Du bist, war ihm als Erfüllung eines, zuerst von Dir öffentlich ausgesprochenen, Wunsches doppelt theuer. Wer also weiß besser, als Du, was ich verlor? Ach und seitdem Schlosser diese Gegend verließ, war er von meinen älteren Freunden der einzige, der in meiner Nähe lebte! In wenigen Stunden konnten wir am diesseitigen Rheinufer zusammentreffen, wo wir mit einander wechselweise nach Freiburg, oder nach Colmar abholten. Welch ein Augenblick dann, wenn vor dem Gasthofe der Wagen des früher angekommenen Freundes schon da stand, und die Deichsel, zu der meinigen hingekehrt, mich die ganze Seligkeit eines solchen freundlichen Begegnens auf dem Wege durchs Leben fühlen ließ? Und nun, wenn ich seinen Brudergruß hörte, in seinen Armen war! Nicht minder beglückten mich die folgenden Tage unseres Beisammenseyns; die Morgenstunden, in denen Pfeffel, mit einer Bescheidenheit, welche zwar gern mit großen Talenten sich vereinbart, aber doch, in dem Grade, selten ist, mir seine neuesten Gedichte mittheilte, meine Bemerkungen darüber und Vorschläge zu Verbesserungen forderte; die heiteren Mittagsmahle, stets ergiebig an ernsten und launigen Erzählungen; und die Abende, welchen ein vertrautes Gespräch zwischen uns beiden eine Art von Weihe gab, oder die, in einem auserlesenen Zirkel, unter dem gewinnreichsten Ideen-Tausche nur zu schnell vorüber eilten. Jede Minute wurde benutzt, bis auf die letzte, da wir bei dem Lebewohl zugleich einen künftigen Besuch verabredeten. So schieden wir voll Hoffnung von einander, und es blieb uns ein herrlicher Nachgenuß. — Alles das ist nun für mich dahin! Jedoch nicht auf lange; denn in meinem Alter hat man ja von dem Grabe des entschlafenen Freundes zum eigenen Grabe nicht weit. Darum waren die Thränen, die ich um meinen Pfeffel vergoß, Thränen der stillen Wehmuth, nicht des bittern Schmerzes; und darum schreibe ich auch Dir, lieber Bruder, keinen

Klagebrief, sondern nur Erinnerungen an den Trefflichen, der, weil ihm, wie dem blinden Homerischen Sänger, Gutes und Böses verliehen ward, das Gute freudig genoß, und gelassen das Böse duldete. In diesen Erinnerungen finde ich Trost, weil sie mir bezeugen, daß der von großen und mannichfaltigen Leiden gedrückte Mann eben so große und mannichfaltige Vergütungen hatte, daß sein Leben, so bedauernswerth es auch, aus der Ferne betrachtet, erschien, mit vielen seligen Stunden und Tagen durchwebt war. — Ehe ich Pfeffel näher kam, dachte ich niemals an ihn, ohne die innigste Betrübniß. Ich versetzte mich in die Lage des Unglücklichen, der, im jugendlichen Alter schon des Lichts beraubt, nie wieder, auch nur den schwächsten Schimmer eines Sonnenstrahls hoffen durfte; der im Finstern entschlief, und im Finstern erwachte; kein menschliches Antlitz mehr sah, kein Lächeln, keine Thräne mehr; für den, wenn der Frühling ihm seinen Blüthenduft zuwehte, über den Blüthen selbst ein nächtlicher Schleier lag, und dem jeder frohe Laut der Natur Entbehrungen ankündigte. Auf der mütterlichen Erde, welcher er nicht trauen konnte, ging er, auf seinen Stab und seinen Führer gestützt, ihren tausend und tausend Schönheiten so nah, und dennoch ausgeschlossen aus dem Paradiese der Schöpfung. Wenn es dem Blinden genug ist, Mensch zu seyn, um ein heiliges Recht an das allgemeine Mitleid zu haben; wie viel härter muß ein solches Schicksal uns dünken, wenn es den Mann von feineren Sinnen trifft, weil diesem die sichtbare Welt überall Quellen einer höheren Lust öffnet, die dem großen Haufen verborgen sind! Mit schwerem Herzen also machte ich dem guten Pfeffel meinen ersten Besuch, und bei dem ersten Drucke seiner Hand hätte ich weinen mögen. Aber die heitere Stirn über den erloschenen Augen, wo kein Wölkchen von Kummer sich zeigte, der muntere Ton, mit dem er mich willkommen hieß, und nicht bloße Zufriedenheit, sondern Fröhlichkeit, die über sein ganzes Wesen verbreitet war, beruhigten mich bald. Nach einem kurzen Gespräche mit ihm bestätigte sich, was andere vorausgesagt hatten, ich vergaß allmählich seinen Zustand, wie er selbst ihn zu vergessen schien. Kein Wunder, mein Lieber! Denn er drückte sich über sichtbare Gegenstände aus, wie ein Sehender, nahm eben denselben Antheil an ihnen, wußte sie mit eben der Genauigkeit und Lebhaftigkeit darzustellen. Je länger ich mit ihm umging, desto mehr überzeugte ich mich, daß er nicht allein als Dichter die in seiner Jugend aufgefaßten Farben und Gestalten in seine Phantasie zurückzauberte, sondern daß ihm dieselben immer gegenwärtig waren. Das einst Geschehene hatte sich so unvertilgbar in sein Gedächtniß geprägt, daß dem Greise noch manche von ihm, als Jüngling, durchreisete Landschaft mit allen ihren Theilen vorschwebte. Sonderbar überraschte mich's, als ich mit ihm durch eine solche Gegend fuhr, und er unweit einer Brücke — denn er pflegte sich dann und wann durch Fragen zu orientiren — mich auf ein vorzüglich schönes Thal aufmerksam machte. — Was die Bergkette da für ein Amphitheater bildet! sagte er, und siehest du dort — indem er mit dem Finger hinwies — ganz in der Ferne den Berg, der über die andern hervorragt, mit dem alten Castell? u. s. w. — So trug Pfeffel überall eine Welt, reich an Wundern, mit sich, an welcher sein inneres Auge sich weidete. Auch gab es in dieser Welt der neuen Erscheinungen genug, weil er, um mit den Sehenden fortzuleben, sich jeden, auf irgend eine Art interessanten Gegenstand, dessen man gegen ihn erwähnte, beschreiben ließ. Da wurde es denn einer Einbildungskraft, wie die seinige, nicht schwer, das oft nur Angedeutete sich auszumalen, und wieder Andern, die es nicht kannten, durch die Beschreibung desselben Freude zu machen. Ich hörte ihn mit der Kunst, die er besaß, alles zu versinnlichen und zu vergegenwärtigen, von den neuen Anlagen um Colmar, von neuen Münzen, Gemälden, Prachtausgaben; von Uniformen der Regimenter, sogar von ausgezeichneten Frauenzimmer-Moden sprechen, und zwar von den letztern mit einem ganz eigenen Wohlgefallen am Farbenhimmel. — Du begreifst, lieber Bruder, wie dieses schon unserm guten Pfeffel zu einiger Entschädigung gereichte. Hierzu kam seine Fertigkeit, Stimmen zu unterscheiden, und im Gedächtnisse zu behalten, so daß er nach Jahren noch Personen, mit denen er ein Paar Mal geredet hatte, gleich an der Stimme wieder erkannte. Das Organ der Sprechenden war für ihn, was für uns Physiognomie ist, in so fern nämlich diese oder jene Gesichtsbildung uns auf den ersten Blick anzieht oder zurückstößt. Eine wohlklingende Stimme lenkte sein Herz zu sich hin; so wie die kreischende ihm in einem hohen Grade weh that, und es ihm Ueberwindung kostete, sich in ein Gespräch mit ihr einzulassen. Er erzählte mir, daß einst, beim Eintritt in eine große Abendgesellschaft, eine Dame im Vorbeigehen ihn angeredet, und nichts weiter gesagt hätte, als: guten Abend, Herr Pfeffel, wie befinden Sie sich? Im Tone der Grüßenden aber wäre eine so liebliche Melodie gewesen, eine so zärtliche Theilnahme, daß es ihn bis zu Thränen gerührt, und er, leider umsonst, alles angewendet hätte, um die süßeste Stimme, die er jemals gehört, wieder aufzufinden. Indessen

bliebe sie ihm unvergeßlich. — Da es eine bekannte Streitfrage ist: Ob Blindheit oder Taubheit ein größeres Uebel sey, und man fast durchgängig den Blinden für den Unglücklichern hält, so war mir Pfeffels Meinung hierüber von Wichtigkeit. Diese Saite aber mußte auf das zarteste berührt, und die Veranlassung eines günstigen Augenblicks dazu erwartet werden. Lange hielt ich meine Frage zurück, bis endlich, an einem traulichen Morgen, eine Unterredung mit meinem Freunde über sein Schicksal sie ganz natürlich herbeiführte. — Was du mich fragst, gab er zur Antwort, ist mir ehemals öfter eingefallen, und die Entscheidung war immer eben dieselbe. Jetzt brauche ich mich keine Minute mehr zu besinnen: ich weiß es: viel lieber ohne Gesicht, als ohne Gehör! Der Taube ist ja wie verbannt aus der menschlichen Gesellschaft, da ich hingegen mit allen Menschen in Verbindung bleibe; von dem Bessern so manches köstliche Wort vernehme, und jedes gesellige Vergnügen genießen kann. Was hilft dem Tauben die Ansicht der Natur, bei der Todesstille, die ihn umgiebt? Wie viel heitere Stunden verdanke ich der Musik, wie viele dem Schauspiel! Ich entbehre weit weniger, als du glaubst, und bin wirklich an den Mangel des Gesichts dermaßen gewöhnt, daß, wenn ich die Wahl hätte, sehend zu werden oder meinen Gichtschmerz zu verlieren, ich das Letztere vorziehen würde. — Allerdings waren für den armen Pfeffel seine rheumatischen Zufälle, die Krämpfe des Kopfs und in den benachbarten Theilen, die er, wenn sie heftig wurden, gleich einem fest aufgedrückten glühenden Eisen empfand, eine schreckliche Qual? Dennoch unterbrach auch dieses Leiden seinen Frohsinn nur selten auf längere Zeit. Wie es mich jammerte, wenn er oft unter solchen Schmerzen an seine Frohnarbeit gehen, und als Secretaire interprète französische Verordnungen, Conscriptionslisten-Verfügungen wegen feierlicher Aufzüge u. dgl. m. verdeutschen mußte! Er schätzte, nachdem die Revolution sein Erziehungsinstitut zu Grunde gerichtet, und sein Vermögen verringert hatte, jene Anstellung für eine Wohlthat; denn das sauerste Geschäft wurde ihm leicht, das gemeinste veredelte sich, wenn er es als Opfer ansah, seiner Familie gebracht. — Pfeffels Biograph wird Dir, mein Lieber, die vielfachen harten Prüfungen erzählen, denen die Geduld des trefflichen Mannes ausgesetzt war; die blutigen Thränen, um so manchen seiner Lieblinge geweint; die bangen Erwartungen in der Schreckensperiode; nach ihr das sorgenvolle Ringen und Streben, mit den Ueberbleibseln seines kleinen Glücks sich wieder aufzuhelfen; alle die mühseligen Tage, die schlaflosen Nächte, und auf dem letzten Krankenlager die unaussprechlichen Schmerzen, unter denen er sein Leben endete. Wenn Du es liesest, so wirst Du gestehen, daß Pfeffel Recht hatte, die Beraubung des Augenlichts nicht für sein größtes Unglück zu achten. Du wirst voller Verwunderung vor dem Bilde desjenigen verweilen, der nicht allein im Gedränge so vieler Widerwärtigkeiten sich aufrecht hielt, sondern unter Gesang und Scherz auf dem bedornten Wege fortging, und die frohe Laune der Jugend mit in sein Alter hinüber nahm. Der Kummer hatte nicht seine Stirn gefurcht, nicht seinen Nacken gebeugt, und der oft wiederkehrende Schmerz nur den Wangen einige leichte Spuren eingedrückt. Freilich war jener Frohsinn, wie er selber es rühmt, ihm von der unsichtbaren Hand, „die Sonnen wie Goldstaub in den Raum gesäet," zur Erleichterung seines traurigen Looses in die Wiege gelegt worden. Auch gab ihm eben diese Hand, zu Gefährten auf seiner Wallfahrt durchs Leben, einen zärtlich für ihn sorgenden Bruder, eine treue Gattin, Kinder, deren liebkosender Laut ihm erfreulich tönte in seiner immerwährenden Nacht, und Freunde, an deren Arm er, mit geschlossenen Augen, ruhig und sicher wandelte. Wie Vieles, das den müden Pilger stärken, die rauheste Bahn ihm ebnen konnte! Noch ward ihm, als mächtige Trösterinn, eine der gefälligsten Musen zugesellt, die mit hohem Ernste sokratischen Witz vereinigte, ihm die Erde lieber machte, und wenn er hienieden sich fremd fühlte, seinen Geist hinschauen ließ in ein besseres Land. Der verzagt nicht, der die Muse zur Begleiterin hat. Leider zertheilen die Nebel, die unsere Tage trüben wollen, und vor dem Witze floh schon manches drohende Gespenst. Aber alle diese Geschenke des Himmels, diese verschwenderischen Gaben der Natur hätten meinem Freunde nicht die Ruhe, nicht die Heiterkeit, den bleibenden Muth zu erwecken vermocht, ohne das Herz, das in ihm wohnte, geübt im Ausharren und Verleugnen, der Wahrheit getreu, die ihm theurer war, als das Leben; ohne das Wohlwollen gegen Alles, was neben ihm athmete, und den unverrückten Glauben an einen Vater der menschlichen Schicksale, an eine künftige Heimath jenseit des Grabes. Mit einem solchen Herzen durfte ihm nicht grauen auf dem Boden, über dem Gottes Lüfte wehen. Mit solch einer Liebe, solch einem Frieden im Innern, vertraut man dem Menschen und der ganzen Schöpfung! Seines Genius konnte er sich freuen, weil er durch keinen Gesang ihn entehrt hatte, weil seine Begeisterung nur höheres heiliges Gefühl des Guten und Schönen war. So wie er in der Gesellschaft mit dem Tone des edlen Mannes und des feurigen Patrioten gegen

Tyrannei, Sklavensinn, Lüge und Trug eiferte, ohne Gallsucht und Schadenfreude, und so wie sein Scherz immer das Zeichen der Gutmüthigkeit an sich trug, eben so in seinen Strafgedichten, und in denen, wo er über die Thorheiten seiner Zeitgenossen spottete. Bei jeder Fabel und jedem Sinngedichte scheint er den Spruch Jean Pauls in Gedanken gehabt zu haben: „die Menschen soll keiner belachen, als einer, der sie recht herzlich liebt.“

Du, mein Bester, kennst die Würde des Berufs, ein Lehrer der Menschheit zu seyn; kennst die Seligkeit dessen, der auf seine Werke mit dem Bewußtseyn hinblickt, daß kein Ankläger gegen sie auftreten wird. Du stimmst mir bei, daß Pfeffel ein glücklicher Mann war. Und er war es bis an sein Ende. „Hätten Sie meinen Vater noch den Tag vor seinem Abschiede gesehen!“ schrieb seine jüngste Tochter an einen ihrer hiesigen Freunde. „Ich las ihm Aussichten in die Zukunft vor. Wie er die zitternden Hände faltete und in die Höhe hob! Sein ehrwürdiges Haupt umstrahlte himmlische Freude. Ich sah einen Heiligen in ihm; er gehörte schon dem Himmel an.“

J. G. Jacobi.

## Müller an Gleim.

Cassel, den 6. Febr. 1783.

Warum wir die Geschichte Friedrichs des Großen unbeschrieben lassen, will ich Ihnen alsobald sagen. . . . Wir müssen Collegien lesen; und was noch ärger, wir müssen Akten bearbeiten, wir haben General-Capitel ꝛc. ꝛc. Aber nicht allein Ludwig der Vierzehnte, sogar der Fünfzehnte, fand Geschichtschreiber, weil er sie wollte. Man muß den deutschen Gelehrten, bei der schlechten Aufmunterung, die sie genießen, den größten Ruhm ertheilen, durch sich einen Rang neben den Franzosen, die der König *) unterhält, und Britten, die in ihrem Reichthum des Königs nicht bedürfen, erworben zu haben. Aber Friedrich wird nicht ohne Geschichtschreiber bleiben; so wenig er den Grenadier berufen hat, ihn in die Herzen seines Heers zu singen, so wenig bedarf er eines bestallten Historiographen. Sein Geschichtschreiber wird sich selbst belohnen, denn welcher solche Thaten beschreibt, in dem Geist, in dem sie geschehen sind, wandelt mit seinem Helden zur Nachwelt hinunter. Das was ich am Ende meiner Vorlesungen sagen will, sollen Sie sogleich haben. Es ist aber wahr, daß mir diese unglaublich viele Zeit kosten; auch ist ein Plan vorhanden, mich davon frei zu machen. Ich möchte von Friedrichs Jahrhundert ein Précis schreiben; aber seine eigne Geschichte liegt noch verborgen. Welche Quellen hat man, die den Abgang dieses Lichtes ersetzen? überhaupt, welche Quellen? Ich kenne nur des Königs bekannte Schriften; die Mémoires des Generals Stille *), das Tagebuch des Generals Lloyd für 1756, Tielke, und einige wenige über Details.

Voltaire besaß die Art von Quellen, aus denen man durch kleine Züge Geist und Gemüth malen lernen kann. Ich mache keine übertriebene Forderungen, gern würde ich andere Arbeit ruhen lassen, wenn ich nur Mémoires hätte. — Wissen Sie was? Ein Viertheil meines zweiten Theils ist fertig; im Sommer erscheint er. Zugleich wird meine allgemeine Schilderung der Thaten des Königs gemacht seyn, die lassen wir drucken, wie die Sinngedichte, dreißig Exemplare für Freunde. Wenn dies einige bewegt, mich mit Schriften zu unterstützen, so gebe ich Ihnen mein Wort: auch der große Ludwig soll sich seines Geschichtschreibers gegen Friedrich nicht zu rühmen haben! Es ist viel gesagt, aber warum sage ich's? — Wer nicht nach dem Range unter den Geschichtschreibern strebet, welchen Er unter den Königen hat, ist nicht würdig, hiezu die Feder anzusetzen. Daß ich nicht in des Königs Dienst bin, ist gut. Wenn es gelingen soll, so gelingt es durch einige große Männer, die die Sache fühlen und kennen. Diese Männer aufzuspüren, diesen die Sache vorzutragen, ist unser erstes Geschäft. Wollen es dieselben, so soll es an Ausführung nicht fehlen.

In Absicht auf die Schreibart haben Sie auch Recht. Voltaire glänzt wie der Hof, den er schildert. Wer von Preußen schreiben will, sei groß in Einfalt, ohne Schmuck! Die Alten haben etwas, das auch Voltaire nicht hat: *το αρχαιολογον*, eine gewisse antike Sprache, sehr geziemend für die Historie. Thucidides bildete seine Schreibart nach Homer. Sallust schrieb altrömischer als man damals sprach; ja Moses, den ich in mancherlei Betracht ein vortreffliches Muster finde, schreibt Geschichte in einer anti-

*) Der König von Frankreich nämlich, die Franzosen Friedrichs bedeuten ja nichts.

*) „Journal du voyage et de la Campagne du roi depuis le 18 Janvier 1742, jusqu' au 12 Juillet de la même année, écrit en forme de lettres par un officier Prussien à un de ses amis à M. . . On y a joint des relations sur quelques évènemens remarquables de la guerre de 1744 et 1745 par le même officier.“ Ein sehr schönes noch nie gedrucktes Manuscript des berühmten Generals v. Stille, mit sehr genauen militärischen Planen, in dem noch herauszugebenden literarischen Nachlasse Gleims.

fern Sprache, als die Gesetze. Die Hauptquelle des Nachdrucks in der Schreibart ist im Herzen; wo ich bewegt war, wie von Erlach, wie von denen im Paß Morgarten, da schriebe ich gewiß am besten. Wer wollte nicht hingerissen werden, und hinreißen beim Anblicke dessen, was der Einzige that?

Meusel schreibt, er finde in meinen Schriften ein originales Gepräge. Wenn ich von mir selbst urtheilen kann, so hat er besser gesagt, als die mich mit Alten und Neuen vergleichen. Ob dieses Gepräge gut oder schlecht, ist eine andere Frage: ich bin schon zufrieden, daß ich eines habe.

Den Potpourri schickt man Ihnen? Er ist, wie alle periodischen Schriften, ungleich; wird Ihnen aber doch meist gefallen. Von mir sind: la Suisse, les Juifs, Génève, les Aristocraties, sonst nichts; von Bonstetten: Discours prononcé dans l'assemblée d'un peuple pasteur dans les Alpes.

---

## Dem Vater Gleim Johannes Müller S. D.

Aschaffenburg, den 9. Julius 1787.

Ein Monat ist verflossen, liebster verehrungswürdigster Freund, seit mir durch Heinsen die unschätzbaren Denkzeichen Ihrer Erinnerung worden sind. Mit welcher Empfindung ich sie empfangen, mit welcher Freude ich den unerschöpflichen Reichthum Ihres Geistes, Ihr hohes, edles Herz, und alle die auswendig zu lernenden Sprüche der Weisheit, in ihrem Scharfsinn und ihrer wohlklingenden Ründung, bewundert; alles dieses, theuerster Vater Gleim, würde ich Ihnen am liebsten in der Wallung der ersten Stunden dieses Genusses geschrieben haben, wenn ich sie nicht in Eltwyl, während der Coadjutorwahl, mit unserm alten Churfürsten zugebracht hätte, und nachher die politischen Geschäfte, in welche ich, gleichsam unbemerkt, hereingezogen worden, mir zu wenige Augenblicke frei gelassen hätten. Doch war dieses nicht der einzige noch vornehmste Grund: stolz, bei den Weisen und Edeln in Ihrem Tempel mich zu denken, hatte ich mein Portrait Ihnen zugleich senden wollen. Dieses erforderte ein Paar Tage Aufenthalt in Hanau, weil ich in diesen Gegenden keinen bessern Maler weiß, als den dortigen Tischbein. Bisher war dieses unmöglich, zumal in diesen Tagen, da der Staatsrath in den auswärtigen Geschäften von dem Churfürsten auf einige Zeit Urlaub bekommen, und in seiner Abwesenheit ich das Vorkommende expediren muß. Länger wollte ich doch nicht warten, konnte nicht mehr warten, an Sie zu schreiben, Ihnen zu sagen: — Die ganze Herrlichkeit, welche ich, mit Ihrem lieben Geschenk und mit der schönen Stelle darin über mich, habe; wie meine Bewunderung Ihrer Denkungsart und Kraft und Empfindung, durch die Erfahrung und Bekanntschaft Anderer, in mir allezeit gestiegen; wie unvergeßlich mir ist, was ich Ihnen zu danken habe; wie ich brenne vor Begierde, Sie wieder zu sehn — und daß ich es hoffe, obgleich ich den Monat freilich nicht sagen kann. Daß Sie das Buch vom Fürstenbunde nicht so früh als es hätte seyn sollen, erhalten, machte eben der Wirrwarr von Geschäften, der mir so wenig freie Augenblicke ließ, daß ich es auch Bonstetten erst vor sechs Tagen, Schlieffen aber gar nicht geschickt. Nun haben Sie es aber wohl sonst, und ich sende, niemandem früher als Ihnen, die zweite Ausgabe, die mich jetzt beschäftigt. Sofort, wenn diese vollendet ist, ende ich den dritten Theil der Schweizerhistorie, werde aber, wie vor mir Tacitus und Grotius, bei einer gewissen Epoche den, hin und wieder ohnehin immer noch zu rauhen, Ton ändern, und weil die Entfernung mir nicht erlaubt, über die neuern Jahrhunderte der Nation eben so vollständig zu seyn, zur einstweiligen Fortsetzung, in einer freiern Sprache, vielmehr Mémoires pour servir — liefern, deutsch versteht sich. Diese werden mehr politische Digressionen erlauben; durch diese hoff' ich die Republik zu bewegen, in diesen Zeiten zu thun, was ihr zukömmt, sich selbst zu stärken, und eine neue Stütze der allgemeinen Sicherheit und Freiheit zu werden. Das also sehen Sie, und werden in Nestors Alter allzeit sehen, daß die politischen Grundsätze, die Sie vor vielen Jahren an mir gebilligt, und welche die der Preußen sind, durch alle Studien und Lebenserfahrungen in mir nur befestigt worden. Der patriotische Grenadier Friedrichs kann solches nicht gleichgültig hören; er wird mich um so mehr lieben, und Pallas Minerva bitten, daß er mich bald wieder an seine muthvolle, zärtliche Brust drücken möge. Sie erhöre ihn, die uns beiden gnädige Göttin! —

Schreiben Sie mir doch, Liebster, Bester, bald umständlich, was Sie machen, lesen, genießen; mit wem Sie jetzt leben. Ach, krönen Sie heut' einen Becher, Vater Anakreon, und lassen Sie den auf meine Gesundheit umhergehen; dann schreiben Sie mir's. Ihre Worte erfreuen mich, über Wein, und Ihre Liebe entflammt meine Seele!

---

## Gleim an Müller.

Halberstadt, den 18. Mai 1791.

Seit wann, mein Theurer! dachten Sie nicht mehr an den alten Gleim? Seit ehegestern, glaube ich. — Sie hatten Reichstagsgeschäfte, schrieben gestern wegen der witzigen Franzosen, im Namen des deutschen Erzkanzlers, an den deutschen Kaiser, konnten also an den alten Gleim nicht denken.

In Ihrem letzten Schreiben machten Sie mir Hoffnung, daß ich Sie sehen würde. Gerüchte sagten nachher: Sie gingen nach Berlin rc. O, daß ihr Gerüchte die Wahrheit sagtet! — Nein, sagten Andre, große Fürsten werben um den deutschen Tacitus; sein einziges Leben wird er nun ganz den großen Fürsten leben! — Nein, sagte ich, das thut er nicht:

„Johannes Müller lebt, und große Fürsten geben
Ihm guter Worte viel, doch nur für sie zu leben,
Weil bei der Nachwelt man durch Ihn zu leben meint;
Er aber weigert sich, und lebt für seinen Freund!"

Große Fürsten aber, sagten Andre, haben ihn in höhern Stand hinaufgehoben, damit er die Niedrigen nicht achte. — Lästerung, sagte ich; unsere großen Fürsten wissen wohl, daß sie einen großen Maler nicht machen können; sie gaben unserm deutschen Tacitus nur einen Lorbeerzweig. Das hätten sie längst thun sollen, gleich nach der Herausgabe seines Buchs über den Fürstenbund! — So sprach ich, und las ohne weiters fort in Ihrer unvergleichbaren Schweizergeschichte. Was besonders beim Lesen des dritten Bandes für Gedanken aufstiegen in Ihrem alten Freunde, das, mein Theurer, läßt sich nicht wohl schreiben; es würde ein Briefbuch! Einer dieser Gedanken war: Sie hätten mit dem vierten Theile dieser Arbeit die Geschichte des Einzigen zu Stande gebracht!

O des Schicksals, das 1781 zu Berlin in goldne Fesseln Sie nicht legte! Nun bekommen wir keine Geschichte des Einzigen! Lassen Sie doch zum wenigsten Ihre herrliche Recension der Werke des Einzigen in der Allgemeinen Literaturzeitung besonders abdrucken; haben Sie die Zeit nicht, diesen Abdruck zu besorgen, so geben Sie mir nur den Auftrag; ein müßiger Freund soll seine Zeit sehr gut dazu verwenden.

Sie haben anonymisch noch Manches geschrieben, mein Theurer! Schicken Sie mir doch Alles, Alles! Es zu finden, wie der Hahn die Perle, ist nicht wohl möglich; ich scharre nicht viel, habe die Zeit nicht; sehe gar zu gern, daß mir Alten meine Freunde, deren Werke, nebst den Werken der Vorwelt, nur noch gelesen werden von mir, es mir commode machen! Ich gebe ein gutes Beispiel, sende Ihnen Alles, was ich drucken ließ, so schlecht es seyn mag, und so wenig zufrieden ich selbst mit Manchem bin; sende es meinem liebsten Müller, bei dessen Bilde in meinem kleinen Freundschaftstempel Männer und Weiber: Wer ist das? am meisten mich fragen.

Ach, mein Theurer, in diesen kleinen Tempel kam ich den 14. Oktober vorigen Jahres gesund zurück, und war den 22. September dicht an der Pforte des Himmels; hörte schon der vorangegangenen Freunde: Willkommen! — Wäre so gern zu ihnen hingegangen, hätte meinen Einzigen aufgesucht. —

Wie viel hätte ich mit Ihnen noch zu sprechen: Herz und Geist ist voll! Ich darf nicht anfangen, dieser Brief wurde, wie schon andere, disjectum membrum amici. Leben Sie wohl, mein Theurer, und sorgen Sie mit Ihrem Erzkanzler und seinem Helfer, daß der Russe, wie auf Ismail, nicht Sturm laufen dürfe auf die Menschheit; daß der Franzose, halb Tiger, halb Lamm, den gefangenen König nicht hängt, und daß die Polen so verständig als sie angefangen, endigen mögen! Sorgen Sie auch noch, daß Wilhelm Heinse seinen Wilhelm Gleim nicht ganz vergißt.

---

## Bonstetten an Johann von Müller.

Ich bin in Italien, mein Lieber, den Mai am Himmel und auf der Erde um mich her, den Schnee über den Wolken hinter mir; eine sanfte Luft, die Freude und Wohlbehagen einflößt, umweh't mich; Alles ist für mich verändert, Himmel, Erde, Menschen, und in der That, ich befinde mich wohl dabei; ich vermisse von diesen beeisten Felsen und fürchterlichem Klima, das ich verlassen habe, nichts als Sie; und — ich wag' es nicht, zu sagen — Sie wissen, wen. — Ich weiß nicht, welche Empfindung mich in diesem Klima durchdringt, aber ich fühle, daß sie mächtig auf meine Seele, und, ich glaube, auf meine Nerven wirkt; ich freue mich, zu seyn, herum zu gehen, auf einem Balkon zu sitzen, nichts zu denken; Alles zerstreut und beschäftigt mich, Alles ist neu für mich, Alles ist Harmonie für meine Seele, Alles ladet sie zu süßen Träumereien ein!

Ich habe eine herrliche Reise gehabt, keinen Augenblick lange Weile oder Ermüdung. Es ist mir jetzt, als wenn ich von einer Wolke herab unter meinen Füßen einen Theil der Erde sich herumdrehen, und Nationen und Klima's vor meinem Blick vorüberführen gesehen hätte. — —

Der Gotthardt, mein Freund, der Gotthardt — läßt die kühnsten Bilder der Dichtung hinter sich; kaum haben die glücklichsten Dichter

einige Züge des Erhabenen erreicht, wodurch der Gotthardt mit jedem Schritte zum Erstaunen zwingt. Man reis't, um die Ruinen von Rom zu sehen: Der Gotthardt zeigt in dieser Jahreszeit ein Schauspiel von Ruinen der Welt. In diesen ungeheuren Einöden hört man nichts, als das Brausen der Winde, der Wasser, der Ströme von Schnee, die die jähen Abgründe mit Krachen des Donners hinabrollen; man sieht Wasserfälle von Eis über diesen Abgründen hängen; Wassermassen, die auf den Felsen schäumen, und sich in den Tiefen der Reuß verlieren; die Erde unter den Füßen geöffnet, und durch Brücken vereinigt, die eine kühne Hand über diese dunkeln Schlünde warf; endlich bei Urseren eine einsame Ebene: die Reuß, die sich mit Gewalt durch den Schnee in ihren Krümmungen drängt; ein Paar einzelne Häuser und eine Kirche, die kaum aus dem Schnee, der sie bedeckt, herausblicken; Alles malt der Seele das Bild der Einsamkeit, der Verlassenheit und des Todes vor. Hier sagt Ihnen Ihr Führer: „Bei diesem schwarzen Kreuz ist ein Mann mit seiner Frau umgekommen; dort bei jenem Felsen habe ich Vater und Sohn gefunden, ihre Körper waren in Eis verwandelt, man las noch in ihren Mienen die Züge eines unruhigen und tiefen Schlafes." — Dieses Thal war vordem ein Wald und der Aufenthalt von wilden Thieren, die ihr Heulen mit dem Getös der Winde, und dem Lärm der Wasserfälle vermischten. Endlich auf dem Gipfel des Berges finden Sie zwei Kapuziner an einem guten Ofen und zwischen zwei Bouteillen sitzen. Sie sagen da ein Pater noster und ein Credo, trinken guten Wein von Lescio, und danken Gott und den Kapuzinern für die Güte des Himmels und des Gotthardts. — —

---

## Beschreibung eines Erdbebens in Messina *).

### (Vierzehnter Brief.)

Messina, im Oktober 1786.

Heute müssen Sie mir, mein Freund, eine Weile aus Ihrem frohen Zirkel hinweg zu Messina's Schutthaufen eilen, hier Menschen-Elend in seiner ganzen Größe entdecken, und alle Schrecken der empörten Natur hereinbrechen sehen, sehen, daß in einem Moment Ruhe und Glück in Zerstörung, Verwirrung und Elend, Zufriedenheit und Ueberfluß in bittre Verzweiflung und verzehrenden Mangel umgeschaffen wird. Das Erdbeben rollte unter der Erde fürchterlich daher, und Messina sank in Ruinen dahin!

Ich will versuchen, Ihnen ein schwaches Gemälde von den Verwüstungen, die das Erdbeben in Messina anrichtete, zu entwerfen. Unwillkürliche Thränen drangen aus meinen Augen beim Anblick des Schutthaufens hervor, und ich sah bei der neuen Erinnerung Eltern ihre Kinder, Weiber ihre Gatten, und Freunde ihre Freunde noch einmal beweinen. Einer meiner schätzbaren und dienstfertigen Freunde führte mich unter den Ruinen umher, und bei ihm merkte ich das allmälige Steigen des Schmerzgefühles bis zum endlichen heftigen Ausbruch desselben, wie ich's noch nie sah. Wenn es einem Künstler, wie Schröder, möglich gewesen wäre, bei dieser Szene ruhig zu bemerken, so hätte ich ihn an meiner Stelle gewünscht, um für die Kunst, allmälig steigende Affekte darzustellen, neue Bemerkungen aus der Natur zu schöpfen. Wir eilten über manchen Ruinenhaufen hin, und mein Führer machte mit inniger Theilnahme hie und da Bemerkungen über das Elend, das die Leute, die dort wohnten, erlitten hatten, blieb aber sonst noch munter und froh: allmälig nahm seine Theilnahme zu, und je weiter wir gingen, desto lebhafter ward seine Erzählung und desto heftiger seine Aktion, bis wir endlich auf einen Fleck kamen, wo eine Menge Bruchstücke vereinigt lagen. Beim Anblick derselben faßte er einen geborstenen Quaderstein an und rief mit wildem Blick verschiedentlich aus: „Ist das nicht ein trauriger Anblick!" Dann ergriff er plötzlich mit heftig emporströmenden Thränen meine Hand, und sagte: „(Caro mio amico, ecco la mia casa!) Hier stand einst mein Haus! Ich war reich, und bin jetzt arm, wie der Taglöhner! Nichts habe ich gerettet, und bin kaum selbst der epidemischen Seuche, die nach dem Erdbeben eindrang, entgangen." Die Bilder jener unglücklichen Nacht erwachten nun immer heftiger, er malte sie aus mit einem Feuer, daß ich für seine Gesundheit bange war, und es für meine Pflicht hielt, ihn von dem Fleck so bald wie möglich hinwegzuziehen. Wir eilten fort, und es folgte unmittelbar auf diese leidenschaftliche Aeußerung eine Stille in ihm, deren Grund sonst in seinem Charakter nicht lag, es schien mir beinah, als folgte nach der überspannten Empfindung eine Erschlaffung, und die Munterkeit, die er vorher hatte, kehrte den ganzen Tag nicht wieder zurück.

Alle Beschreibungen von Messina scheinen in der Schilderung des trefflichen Anblicks zu wetteifern, den die ohngefähr eine Millie längs dem Hafen hinlaufenden Gebäude verursachten, in denen edle Simplizität mit hoher Schönheit ver-

*) Aus: Briefe über Kalabrien und Sizilien, von Joh. Heinr. Bartels. Th. 2. Göttingen 1789.

einigt war. Meine Beschreibung macht hier eine Ausnahme; denn ich fand die Palästen-Reihe in Ruinen. Indeß konnte ich doch noch soviel davon entdecken, daß ich's zu behaupten wage, keine mir bekannte Schilderung ihrer ehemaligen Schönheit war übertrieben. Der Name Pallazzata kommt ihr mit Recht zu. Sie gehörte zu den vorzüglichsten Werken der neuen Kunst, und der Künstler bewies nicht weniger Scharfsinn bei ihrer Erfindung, als Kunst bei der Ausführung. Er scheint die stolze Idee gefaßt zu haben, daß mit dem Meisterstück der Natur — so kann man mit Recht den stolzen Hafen Messina's nennen, der vielleicht nirgends seines gleichen findet — seine Kunst einen Wettstreit beginnen sollte, ob es ihr nicht gelingen würde, das Auge des Bemerkers von jenem hinweg und auf sich zu ziehen. Aber die Solidität der Natur verstand er seinem Kunstwerke nicht zu geben, sie trug bei dem zerstörenden Unglück von 1783 den Preis davon. Obgleich das Erdbeben gleichsam über's Meer von Italien nach Sizilien herüber rollte, und von der Meerseite seinen ersten Angriff auf Messina wagte; so trotzte doch der Hafen den zerstörenden Wellen, und steht noch jetzt in seiner ganzen Schöne da: da hingegen die Meisterstücke der Kunst in einen Schutthaufen zusammen fielen. Man sagt, es sei auf's neue der Plan im Werke, die Pracht der alten Gebäude wieder herzustellen: aber, wer weiß wie viele Jahrzehende noch drüber hingehen? Jetzt wenigstens fällt noch täglich mehr ein, und jeder neue Einsturz, den man so leicht verhindern könnte, zerstört neue Theile des Ganzen.

Ganz dieser Unthätigkeit ähnlich fanden wir es im Innern der Stadt, noch war nichts für Hinwegräumung des Schutts geschehen. Kirchen, Paläste, öffentliche Gebäude und Häuser aller Art lagen noch eingestürzt über einander, die schönen, großen, parallel mit dem Hafen laufenden Straßen fanden wir gänzlich Menschenleer, und nur hie und da nach besänftigter Erde zwischen den Ruinen ein kleines Hüttchen zur armseligen Bewohnung erbaut; wie wenig allgemein dieß aber war, können Sie daraus schließen, daß in den besten Gassen der Stadt noch 1 Fuß hoch und drüber Staub, Sand und Schutt lag, der es beinah unmöglich machte, durch die Stadt hinzugehen. Noch wohnt alles in Baraken, die außer Messina auf der Höhe errichtet sind, aus denen die Einwohner, wie man mir sagte, ungern wieder heraus wollen, nachdem sie einmal gegen Näße und Kälte abgehärtet zu sein glauben.

Uebrigens schleifte die Verwüstung, die Messina im Februar und März 1783 erfuhr, die Stadt nicht so durchgängig, wie einige Städte in Kalabrien; sondern nur der niedrige Theil derselben ward ein Raub des Erdbebens, der höhere Theil hingegen blieb beinah ganz stehen, und ward nur heftig beschädigt. Aber auch selbst hier hat man noch wenig an Wiederaufbauung gedacht, und die Nachricht, die man von jedem angesehenen Manne hier erhält, daß schon 300 Häuser außer den königlichen Gebäuden und Kirchen wieder erbaut sein sollen, kann ich mit völliger Gewißheit für unrichtig erklären. Es ist, als ob sie dieß Gerücht absichtlich ausbreiteten, um die Aufmerksamkeit der Neapolitanischen Regierung von Messina abzuziehen.*)

Das Meer verkündigte in Messina zuerst die kommenden Schrecken, man bemerkte einige Tage vorher eine ungewöhnliche Unordnung in Ebbe und Fluth, die Natur schien gleichsam von ihren Gesetzen losgerissen, und ohne bestimmte Regeln tobte das Meer bald wüthend daher, und brauste plötzlich hoch auf, als wollte es den Damm übersteigen, und Messina verschlingen, bald legte es auf einmal und unerwartet seine Wuth. In dem bekannten Meerstrudel von Charibdis zeigten sich Wirbel, wie wir sie in unsern Tagen nicht mehr zu sehen gewohnt sind; es schien als würde das Zeitalter jener Dichter zurückkehren, die uns die Wuth derselben mit so schrecklichen Farben schildern. Boten von der großen Empörung im Innern des Meeres waren ferner ganze Schaaren Fische, die sich fast nie zu diesen Zeiten auf der Oberfläche des Wassers sehen lassen. Bei jedem hernach erfolgten Erdbebenstoße waren sie immer die ersten Vorboten der einbrechenden Verwüstung. Daher hörte man auch in der Stadt, so oft sich dieses Phänomen auf's neue zeigte, schreckliche Verwünschungen gegen sie ausstoßen, und sah einen jeden verzweiflungsvoll dem Unglück entgegen gehen. Bei dem Toben des Meeres verspürte man zugleich ein beständiges Getöse im Innern der Erde, dem Schall eines entfernten Donners zu vergleichen, und dieses rollte ganze Tage hindurch langsam und schwach fort, ward aber bei jedem Aufbrausen des Meeres stärker. Vom Anfang des Februars an bis zum fünften dauerten ohne Zerstörung zu bringen diese Verzeichen fort. Am 5ten Februar endlich fiel Messina gleich nach Mittag in einer Stunde mit so vielen Städten Kalabriens. Der Tag selbst war in der Stadt ein finstrer neblichter Tag, und

*) Dieß ist mir hernach noch wahrscheinlicher geworden, da ich selbst in Neapel von einigen der Vornehmsten hörte: Messina kann sich jetzt selbst helfen, so und so viel ist schon durch Hülfe der Regierung geschehen. Als ich dem widersprach, wiederholte man beständig die Versichrung, es sei gewiß so, und damit basta! Warum man so verfährt, das wird die Folge meiner Briefe zeigen.

durch die Nebel schien am hellen Mittage das Licht der Sonne schwach und blaß wie Mondschein. Es war eine Stille in der Natur, die etwas Schauervolles gehabt haben soll, man nannte sie mir, ein schreckliches, fürchterliches Warten, und wollte selbst bei Menschen an diesem Tage eine gewisse Trägheit, Erschlaffung und Unlust wahrgenommen haben. Endlich um Mittag hörte man ein Getöse von Kalabrien herüber ertönen; es schien allmälig näher zu kommen, und das Meer empörte sich immer mehr; so rollte das Erdbeben fürchterlich und langsam in der Tiefe des Meeres und auf den Wellen daher. Wie es endlich Messina's Ufer erreicht hatte, so war zuerst die schöne Palazzata seiner Wuth ausgesetzt, ein großer Theil derselben ward zerstört und dann nur noch hie und da im Innern der Stadt einige Gebäude niedergeworfen. Der eigentliche Schaden war damals noch sehr geringe: aber um desto größer und allgemeiner war der Schrecken, und um desto quälender die Furcht; denn vom Mittage an bis zum Abend hin war die Erde nur wenige Augenblicke ruhig. Wie es endlich finster war, schien die Empörung in der Natur vermehrt, das Getöse im Innern der Erde rollte heftiger, das Meer wüthete fürchterlicher und außer diesen Phänomenen vermehrte das Geächze und Geheule verunglückter, beschädigter, verzweifelnder und sterbender Menschen die Schreckensszene noch um vieles. Eine der schrecklichsten Nächte folgte jetzt, in ihr ward der größte und beste Theil der Stadt gänzlich zerstört. Freilich am 7ten, am 13ten Februar, am 28sten März und mehrere folgende Tage und Nächte wiederholte das Erdbeben seinen Angriff und stürzte das ein, was diese Nacht nur in seiner Grundfeste erschütterte, nicht umwarf; aber nie kehrte es so heftig wieder wie damals grade um Mitternacht, 12 Stunden nach dem ersten heftigen Stoße. Es wurde selbst die 12 Fuß dicke Mauer der Zitadelle, die man für unzerstörbar gehalten hatte, von oben bis unten gespalten, und diese Nacht raffte in Messina die meisten Menschen hinweg. Der Zustand der Einwohner war während der ganzen Erdrevolution sehr traurig. Gleich nach dem ersten zerstörenden Stoße flüchtete sich Alles aufs Freie, und mußte ohne Schutz und Dach mehrere Tage hindurch ununterbrochen heftige Platzregen, Hagelschauer und Stürme ertragen. Da man nicht Baumaterialien, weder Holz noch Ziegel genug hatte, um die Baraken mit Dächern zu versehen, so mußten selbst die Angesehenern der Stadt mehrere Nächte hindurch, nur einen Schirm über sich haltend auf einem Stuhl unter freiem Himmel schlafen, und mehrere Tage hindurch, wegen Mangel an Kleidung, ohne ihr genäßtes Zeug wechseln zu können, zubringen. Dieß war die traurige Ursache von so vielen nachmaligen Krankheiten, die mehr Menschen wie das Erdbeben hinwegrafften. Daß die Anzahl der durchs Erdbeben getödteten Menschen in Messina sich nicht über 1000 erstreckte, daran war einzig der nur wenig zerstörende Stoß vom 5ten Febr. des Mittags schuld, Alles war jetzt schon aus den Häusern geflüchtet, und so waren nur die, die vielleicht in der Absicht zu stehlen, oder um noch etwas von dem Ihrigen zu retten in den verlaßnen Häusern sich aufhielten, vielleicht auch einige die zu sicher gewesen, und weniger das noch ungewisse Erdbeben als den heftigen Platzregen scheuten, und in ihren Wohnungen geblieben waren, ein Raub der traurigen Erderschütterung.

Der Anblick der Verwüstung wurde noch weit fürchterlicher und der Schade der armen Einwohner noch weit größer durch die heftigen Feuersbrünste, die entstanden; 7 Tage wüthete das Feuer ununterbrochen und unaufhaltbar fort, griff die größten Magazine an, verzehrte beträchtliche Waarenläger verschiedener großer Kaufleute und raubte den armen Messinesen ihre letzten Hoffnungen. Der ganze Schaden, den Messina durch dieses vereinigte Unglück erlitt, belief sich auf 40 Millionen Lire, ohngefähr 5 Mill. Thaler, Mobilien, Edelsteine und andre Pretiosa nicht mitgerechnet.

Aber noch hatte Messina nicht die höchste Stufe ihres Unglücks erreicht. Da alle Magazine verbrannt, aller Privatvorrath von Getreide und andern Lebensmitteln verloren war; so entstand eine allgemeine Hungersnoth, die traurige Folgen gehabt haben würde, wenn nicht die Regierung diesen Leiden schnell abgeholfen hätte. Allgemein war auch die Klage über Mangel an süßem Wasser, und man sah gar nicht voraus, wie man diesen Mangel entfernen wollte. Größtentheils hatten sich die besten und ergiebigsten Quellen bei dem Erdbeben verstopft, und die Brunnen blieben völlig wasserleer: oder wenn noch andre Wasser gaben, so schien es beinah unmöglich, sich ihnen zu nähern, weil noch täglich große Bruchstücke von den zerstörten Gebäuden herabfielen, und ohne dieß lange Zeit, viele Beschwerden und eine Menge Arbeiter dazu gehörte, den Schutt hinwegzuräumen. So stieg mit jeder Minute das Gefühl des Mangels nothwendiger Bedürfnisse, und die Hoffnung von nachbarlicher Hülfe war nur sehr schwach.

Man suchte indeß soviel als möglich das Unglück zu lindern, der Marchese von Caraccioli, damaliger Vicekönig von Sizilien, zeigte hier, wie bei allen seinen Unternehmungen, seinen großen Kopf und seine menschenfreundlichen Gesinnungen. Er that alles, wozu er nur immer

die Mittel in den Händen hatte, und so wurde dem Mangel auf einige Zeit Einhalt gethan, einiger Vorrath, wenn gleich anfangs nur in geringer Menge herbeigeschafft, die Sklaven zur Reinigung der Brunnen gebraucht, und auch durch sie ein andres Geschäft bewirkt, das, wie ein jeder wohl einsah, wenn es unterlassen würde, die traurigsten Folgen nach sich ziehen mußte, woran aber keiner Hand anzulegen Herz genug hatte. Es schien, als hätte im Innern der Erde die Revolution auch den Platz getroffen, wo alle die Körper begraben lagen, die an der letzten Pest starben; schon hin und wieder waren tiefe Löcher eingefallen, und man hatte die gegründetsten Ursachen zu der Besorgniß, daß aus den emporsteigenden pestilenzialischen Dünsten eine neue Pest entstehen würde. Es kam zu ihrer Verhütung daher sehr darauf an, diesen Platz zu besetzen, jede eingefallene Grube auszufüllen, und überhaupt ihn mit Erde zu erhöhen; auch dafür sorgte sogleich die Regierung, und damit ihre bessern Bürger nicht dieser Gefahr ausgesetzt sein möchten, so bewirkte sie es durch Sklaven, und erreichte ihre heilsamen Zwecke.

Während der Zeit wurden Gesandte nach Neapel geschickt, um dem Regenten Nachricht von der Zerstörung Messina's zu bringen; der Marchese di Regalmici erhielt darauf die Stelle eines Vicario Generale in Messina, wie Pignatelli in Kalabrien, mit gleicher Autorität ausgerüstet, und mit thätiger Hülfe, das Unglück zu lindern, versehen. Eine Menge Lebensmittel, Arzeneien, Aerzte und Chirurgen, und überdieß noch 85,000 Lire wurden ihm zu seiner Disposition gegeben; er mußte die leidende Armuth aufsuchen und unentgeltlich ihre dringendsten Bedürfnisse befriedigen. Der König that alles, was er nur konnte, wie Sie auch schon aus meinen Briefen über Kalabrien werden gesehen haben; die Thränen, die er dem Unglück seiner Unterthanen weinte, der Muth, der ihn sogleich beseelte, und seine thätige Menschenliebe anfeuerte, und dann die Wahl der besten Mittel, um zu seinem Zweck zu kommen, geben von seinen trefflichen und menschenfreundlichen Gesinnungen den deutlichsten Beweis. Freilich war es unmöglich, die Wunden gleich ganz zu heilen, unmöglich, daß ein jeder befriedigt mit dem was die milde Hand des Monarchen ihm reichte, heimkehrte, und daher mußten, da vielleicht Viele in ihren großen Erwartungen getäuscht waren, manche Klagen über Mangel an Hülfe entstehen. Aber diese Klagen zeigen es deutlich, wie wenig die Menschen den ganzen Umfang des Elends kannten, wie sich jeder aus zu großer Eigenliebe für den hielt, auf dessen Rettung man am mehrsten denken sollte; zeigen es deutlich, wie jeder Privatmann zu viel von der Regierung forderte, und sind daher größtentheils ungerecht. Was konnte die Regierung mehr thun, als daß sie sogleich einen eignen Gerichtshof ernannte, um dem Unglücke der Menschen abzuhelfen, und Männer von Geistesfähigkeiten und erkannter Rechtschaffenheit bestimmte, um allen Unordnungen zuvorzukommen und sie zu stillen? was mehr, als sogleich alle Auflagen und Accise, die sonst für die ersten und unentbehrlichsten Bedürfnisse bezahlt werden mußten, aufzuheben? was mehr, um Messina so bald wie möglich zu ihrem vorigen blühenden Zustande zurückzuführen, als daß sie ihren Hafen zum Freihafen mit neuen Privilegien erklärte, und besonders um den Handel mit Seidenwaaren, den wichtigsten von Messina, zu beleben, alle Auflagen von schon verarbeiteten Seidenwaaren aufhob, und verschiedenen Privatleuten aus eigenem Antriebe beträchtliche Summen vorschoß, die sie ohne die geringste Interesse erst nach 3 Jahren wieder bezahlen durften? was mehr, um den Handel mit auswärtigen Nationen anzufeuern, als daß sie die Auflagen auf eingebrachte fremde Waaren zu 1 Procent herabsetzte, und die besten und thätigsten Unterstützungen zur Wiederaufbauung der Stadt und der Magazine hergab, ja gar selbst sogleich anfing, verschiedene öffentliche Gebäude und Kirchen auf königliche Kosten wieder erbauen zu lassen? Es ist daher Undank, die unterstützende Thätigkeit der Regierung bei dem Unglück der Messinesen verkennen zu wollen.

Aber das, worüber man mit Recht zu klagen Ursache hatte, und worüber auch eigentlich die vernünftigsten Einwohner klagten, waren die vielen Unterschleife, die bei Vertheilung der Geschenke des Königs von Seiten der Unterbedienten gemacht wurden. Diese sollen sich aus dem Unglück der Messinesen durch die größten Bedrückungen Schätze zusammen gesammelt, und die uneigennützige Gabe des Königs wohl gar den armen Bedrückten verkauft haben. Ursache zu klagen glaubt man ferner in der Nichterfüllung so mancher in dem ersten Gefühl des Mitleidens gegebnen Versprechungen zu finden; der Handel sollte noch mehr belebt, und Messina's Wohlstand noch mehr befördert werden, und doch ist's noch immer, als läge der Handel gefesselt, als arbeitete irgend eine verborgene Kraft dem Aufkommen der Stadt entgegen. In Messina will man diese verborgene Kraft in Palermo, dieser Nebenbuhlerin Messina's, und in dem großen Adel, der alle Vortheile des Handels allein zu genießen wünscht, finden. Man versprach, so klagt man ferner, Befreiung von drückenden Abgaben; aber heißt das Befreiung vom Druck, wenn man mit der einen Hand Balsam in die

Wunden gießt, und mit der andern neue Wunden schlägt? Ich theile Ihnen hier die allgemeinen Klagen der Nation mit; die allgemeine Volksstimme scheint die Wahrheit zu verbürgen. Es ist aber sehr traurig, daß ein so guter Regent, bei allem seinem Wunsche und Willen, seine Unterthanen glücklich zu sehen, doch ihm unbekannte und daher unvermeidliche Hindernisse findet, und dadurch, indem er glaubt, man eile hin um seinem Willen gemäß zu handeln, selbst Wege, neuen Druck einzuführen, veranlaßt. Nein, mein Freund, ein Land, wo das Interesse des Königs und seine Unterthanen so sehr mit dem der großen Baronen im Widerspruche steht, und diese mächtig genug sind ihre Pläne gegen den Willen des entfernten Regenten auszuführen, der keine andre Nachrichten aus seinen Ländern erhält, als die sie ihm bringen, das kann kein glückliches Land sein, und wäre es auch das Kanaan unserer Zeit.

Als Generalvikarius lag dem Marchese di Regalmici die Pflicht ob, so schleunig wie möglich Messina Hülfe zu verschaffen, damit der Schaden nicht weiter um sich fräße. Nachdem er diese seine Pflicht mit möglichster Treue erfüllt hatte, so ward er ferner zum Präsidenten einer neuen Giunta, oder eines neuen Gerichtshofes ernannt, der hauptsächlich auf Heilung des Schadens bedacht war. Dieser Gerichtshof bestand außer dem Präsidenten aus dem Prinzen von Calvaruso, dem Befehlshaber über das Militär, dem Erzbischof von Messina und dem Prinzen Persichelli. Dieser Gerichtshof steht nicht unter dem Vicekönige von Sizilien, sondern nach Actons Einrichtung unmittelbar unter Neapel, und alle Verordnungen und Einrichtungen zur Wiedererbauung der Stadt hängen von ihm ab. Läßt sich aber nach dem, was geschehen ist, seine Thätigkeit bestimmen, so möchte ich wenigstens nicht sein Panegyrist seyn.

Außer der Zerstörung Messina's richtete das Erdbeben in Sizilien wenigen Schaden an. Nur ein einziger kleiner Ort, Rometta, ward noch ganz verwüstet, und einige kleine Dörfer und Städte wurden mehr oder weniger beschädigt, so wie sie in größerer oder geringerer Entfernung von Messina lagen. Die Erderschütterung fühlte man aber im ganzen Vall Demona. In einem kleinen Ort, Castroreale, fand man nur wenige Spuren der Zerstörung, und so wurden auch Patti, Linguagrossa, S. Lucia, S. Martino, Melazzo, Condro, Calvaruso, Barcellonetta, S. Pietro di Monforte, Pozzo di Sotto, Valdina, Venetico, Randazzo und Rocca nur wenig beschädigt. Sonst richtete das Erdbeben keinen weitern Schaden an.

---

# Briefe von Göthe.

## An J. C. Lavater.

**Weimar, im November 1779.**

Ich kann nicht weiter gehn, ohne Dir über eine Idee zu schreiben, die mir sehr am Herzen liegt. Du weißt, wie wichtig in vielem Betracht diese Reise dem Herzog gewesen ist, und wie gewiß eine neue Epoche seines und unsres Lebens sich davon anfängt. Wenn wir nach Hause kommen, so lebt er wieder in seinen Gärten und Gebüschen fort. Dorthin, an einen schönen Platz, möchte ich ihm ein Monument dieser glücklich vollbrachten Reise setzen, das ihm in guten Augenblicken eine fröhliche Erinnerung wäre.

Es sind auch Nebenabsichten dabei. Ueberall spielt man jetzt mit Monumenten und Urnen, deren leere Hälse und Bäuche ihm immer fatal gewesen sind. In den kleinen Anlagen, die er gemacht hat, steht noch gar nichts dergleichen. Dieses wäre das erste und wahrhaftig wahre, denn wir haben unterwegs mancherlei Anlaß gehabt, dem guten Glück einen Stein der Dankbarkeit zu widmen, und das ex voto ist keine leere Phrase. Wir haben bei uns einen Bildhauer, einen Mann von leichtem Begriff und schneller Hand, der sich täglich durch das Studium der Natur und der Antiken bessert, dem es aber an Imagination fehlt, und der, wenn man ihm so was überläßt, wie Andere seines Gleichen, in den neuen leeren Decorations-Gusto verfällt.

Zu diesem Monument hab' ich in meinem Kopfe allerlei Gedanken und Bilder herumgetrieben, und mir etwas, was ich durch die Künstler, die um mich sind, könnte zusammenbosseln lassen, herbeigesucht; doch seh' ich zum Voraus, es wird eine Plackerei geben, und am Ende doch was Schwaches und Halbes herauskommen. Immer, seitdem mich der Gedanke beschäftigt, habe ich gewünscht, Du möchtest Füßli bereden, daß er aus seinem ungeheuren Reichthum etwas zu diesem guten Werke herübergäbe. Das ist der einzige Weg — wenn unser Bildhauer nicht ganz von Gott verlassen ist — daß wir etwas Außerordentliches und, will's Gott, Vollkommenes kriegen können.

Mein erster Gedanke war so. Ich wollte dem Monument eine viereckige Form geben, etwas höher, als breit, wie man in den alten

Ueberbleibseln dergleichen Steine mit einem eingekerbten Dach findet. Von drei Seiten sollte jede eine einzelne bedeutende Figur, und die vierte eine Inschrift haben.

Zuvörderst sollte das gute heilsame Glück stehen, durch das die Schlachten gewonnen und die Schiffe regiert werden, günstigen Wind im Nacken, die launische Freundin und Belohnerin kecker Unternehmungen mit Steuerruder und Kranz; im Felde hatte ich mir den Genius, den Antreiber, Wegmacher, Wegweiser, Fackelträger, muthigen Schrittes gedacht. In dem Felde zur Linken sollte Terminus, der ruhige Grenzbeschreiber, der bedächtige mäßige Rathgeber, stillstehend mit dem Schlangenstabe einen Grenzstein bezeichnen; jener lebend rührig vordringend, dieser ruhend sanft, in sich gekehrt, zwei Söhne einer Mutter — der ältere jener, der jüngere dieser. Das hintere Feld hatte die Inschrift:

FORTUNAE
DUCI REDUCI
NATISQUE
GENIO
ET
TERMINO
EX VOTO.

Du siehst, was ich für Ideen dadurch zusammenbinden wollte. Es sind keine Geheimnisse, noch tiefe Räthsel. Aber sowohl auf dieser Reise, als im ganzen Leben, sind wir diesen Gottheiten sehr zu Schuldnern geworden. Das erstemal, daß wir nach einer langen, nicht immer fröhlichen Zeit aus dem Loche in die freie Welt kommen, zusammen den ersten bedeutenden Schritt wagen, gleich mit dem schönsten Hauche des Glücks fortgetrieben zu werden, in der späten Jahreszeit, alles mit günstiger Sonne und Gestirnen. Den ganzen Weg, den wir machen, begleitet von einem guten Geiste, der überall die Fackel vorträgt, hierhin ladet, dorthin treibt, daß, wenn ich zurücksehe, wir zu so manchem, das unsere Reise ganz macht, nicht durch unsere Wege und Wollen geleitet worden sind, und dann am Ende, daß wir auch durch den schönen Glückssohn bedeutet wurden, wo wir aufhören, wo wir einen Grenzbogen beschreiben und wieder zurückkehren sollten, das wieder einen unglaublichen Einfluß auf unsere Zurückgelassenen hat und haben wird. Das alles zusammen giebt mir eine Empfindung, die ich nicht schöner zu ehren weiß, als womit alle Zeiten durch die Menschen Gott verehrt haben.

In Beivasen und Verzierungen dacht' ich manches anzubringen, was eine Schweizerreise, deren bester Theil zu Fuß gemacht worden, bezeichnete. Wanderstab, mit Eisen beschlagen, und mit Gemshorn zum Knopfe, Gott weiß, was weiter. Meine Gedanken wollt' ich einigen Künstlern mittheilen, sie hinüber, herüber mit ihnen durchtreiben, und sehen, ob ihnen einer vielleicht einen bessern Körper gäbe. Seitdem ich aber bei Dir Füßli's letzte Sachen gesehn habe, kann ich Dich nicht loslassen. Du mußt versuchen, ob Du ihn bewegen kannst, eine Zeichnung dazu zu machen. Den Gedanken und Endzweck weißt Du; den sag' ich ihm ganz rein und einfach, und da es ihm fatal sein muß, wenn ihm Jemand was vorerfinden oder angeben will, so geb' ich gern meine Form des Ganzen, meine einzelnen Figuren und die Inschrift dazu auf, wenn er sich des Dinges annehmen will. Er wird gewiß die Idee stärker, größer, treffender und neuer ausdrücken.

Du müßtest ihn bitten — er mag nun bei meinem Vorschlag bleiben oder nicht, -- daß er eine bestimmte Zeichnung von der Form des Ganzen mit den Maßen gäbe, auch so von den einzelnen Figuren, und sie auf eine Weise zeichnete, daß sich leicht ein Basrelief danach arbeiten ließe. Vielleicht sind ihm, der alles mit Geist und Feuer durch einander arbeitet, die einzelnen stehenden Figuren widrig. Er bringe sie zusammen auf eins, wenn er will, allenfalls nehme er statt des Vierecks eine runde Form; doch das würde freilich wieder bei der Ausführung in Stein manche Hindernisse geben.

Noch muß ich Dir dabei sagen, daß wir einen außerordentlich schönen lichtgrauen sanften Stein, der an den Marmor grenzt, und keiner Witterung weicht, zu dieser Arbeit haben. Du müßtest Füßli bitten, daß er selbst die Größe vom ganzen Monument nach seinen Gedanken angäbe, das man allenfalls, um es etwas aus dem Auge zu rücken, auf einen Rasen gegen ein Felsstück setzen könnte. Genug, er denke sich das, wie er wolle, so wird es gut sein, und wir haben so viel und mancherlei Steine vorräthig, daß wir zum Zusammensetzen des Ganzen nicht verlegen sein werden. Sieh, ob Du etwas über ihn vermagst, und ob Du der fröhlichen Zeiten, die wir wieder gelebt haben, immergegenwärtiges Siegel dadurch auf unsre Wohnung drücken kannst. Wenigstens hat er gewiß in seinem Leben manchen Strich gemacht, der nicht so anerkannt und so gedankt worden ist, als wie das, so ich durch Dich hoffe.

Welchen Preis er auf diese Arbeit setzen möge, ist völlig einerlei Nun ist aber noch ein Hauptpunkt, nämlich die Geschwindigkeit. Ich wünsche es diesen Winter fertig zu bringen, und auf das Frühjahr zum ersten Willkommen mit den Blüthen und Blättern aufzustellen. Versuche also, ich bitte Dich, deine Wunderkräfte, um mir zu

verschaffen, was nicht ein eitler Wunsch ist. Schaffe, daß er es macht und schnell macht, und kröne mir auch dies Jahr und sein Glück mit diesem letzten Zeichen.

## An J. C. Lavater.

Weimar, den 3. Juli 1780.

Mit Verlangen erwart' ich die Fortsetzung Deiner Briefe über Waser. Bis jetzt sind nur die zwei ersten angekommen. Es geht mit dieser Sache wie mit allen wichtigen Begebenheiten. Jedermann spricht davon und urtheilt darüber, und Niemand ist davon unterrichtet. —

Mochel's Urne hab' ich auch gelesen, oder vielmehr etliche Mal hin und her geblättert; denn durchzulesen war ich's nicht im Stande. Dein Lob ist übertrieben. Wie kannst Du sagen: Vortrefflich geschrieben? da der Verfasser weder Freiheit im Begriff noch im Styl hat. Es sind Seiten, wo die Perioden so in einander geknüttet sind, daß man sie etlichemal lesen muß, um zu rathen, was er will. Ich will nicht sagen, daß es schlecht geschrieben, aber es ist doch so eng, und an den Hauptpunkten sind ihm die Gedanken wie weggeschnitten. Die Armseligkeit sieht, wie einzelne Felschen aus einem großen See, hier aus der weitläufigen Märte von Stuben-Experimental-Psychologie heraus, daß man gar wohl schließen kann, auf was für einem Grund und Boden das Gewässer ruht. Kaufmann hätte man noch weit treffender schildern können, und was von Dir und seinen übrigen Freunden gesagt ist, läßt sich noch sehr halten. Ich wollte allenfalls den Spargel schon tiefer aus der Erde herausgehoben haben; dieser Ehrenmann ist billig genug, ihn nur, so weit er grün ist und hervorguckt, abzuschneiden.

Herder hat wieder einen Preis in Berlin gewonnen, wie Du wohl schon aus den Zeitungen wissen wirst. Ich habe die Abhandlung noch nicht gelesen. Es war zu gleicher Zeit in einem andern Fach einer aufgestellt, den er auch hätte gewinnen können, wenn er nur gewollt hätte. — Wieland ist gegen Dich sehr gut gesinnt. Er hat seine Launen, und bedenkt, sonderlich in Prosa, nicht immer, was er schreibt. Ich weiß es gar nicht, aber es ist möglich, daß Dir zu Ohren gekommen ist, er habe in einer und der andern Stelle Dich zu necken geschienen. Es ist aber gewiß nichts als höchstens eine Art von humoristischem Leichtsinn, der sich dieses und jenes ohne Consequenz erlaubt. Ich habe ihn geradezu selbst darüber gefragt, und er hat mich versichert, daß er sich keiner als guter Gesinnungen gegen Dich bewußt sei. — Sein Oberon wird, so lange Poesie Poesie, Gold Gold und Krystall Krystall bleiben wird, als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden.

Daß der alte Bodmer, der einen großen Theil des zurückgelegten achtzehnten Jahrhunderts durch gedichtet hat, ohne Dichter zu sein, über eine solche Erscheinung wie der Schuhu über eine Fackel sich entsetzt, will ich wohl glauben. Der arme Alte, der sich bei seinem ewigen Geschreibe nicht einmal durch den Beifall des Publikums hat anerkannt gesehen, was doch weit Geringeren, als ihm, passirt ist, muß freilich bei allen solchen Productionen einen unüberwindlichen Ekel empfinden. Ob Oberon Dir etwas sein wird, glaub' ich nicht; davon ist aber auch die Rede nicht. Von Hirzel hab' ich den zweiten Theil seines philosophischen Weltweisen nicht erhalten. Sag' ihm, daß ich darüber betrübt bin. Es ist aber eine Lüge, denn es ist mir scheuslich, was dieser Mensch von sich giebt.

Der Prophet, der euch den Untergang der Welt droht, heißt Ziehen, war Pfarrer zu Cellerfeld auf dem Harz. Er ist vor Kurzem gestorben. Die Erdbeben, die er vorausgesagt hat, sind eingetroffen. Was ich noch von ihm gesehen habe, daraus scheint mir ein tiefes Gefühl, aber eine kurzsinnige, durch ausgebreitete Belesenheit nicht aufgeheiterte Combinationsart hervorzuscheinen. Er hängt alles an einander, und citirt die Bibel, wie die Evangelisten das alte Testament.

Laß Dir Waser's Nachrichten angelegen sein, auch eine Silhouette von ihm. Knebel'n gönnst Du gewiß, was Du von Zeit entübrigen kannst. Wären wir nur um 100 Stunden näher. Schreibe mir oft, daß man sich lebendig bleibt. — Laß uns einander stärken im Edeln und enthalten im Licht, denn des Lumpigen und Dämmerigen ist gar zu viel in der Welt.

NB. Ich bin Freimaurer geworden. Was sagst Du dazu?

## An Fr. Schiller.

Frankfurt a. M., den 16. August 1797.

Ich bin auf einen Gedanken gekommen, den ich Ihnen, weil er für meine übrige Reise bedeutend werden kann, sogleich mittheilen will, um Ihre Meinung zu vernehmen, in wiefern er richtig sein möchte, und in wiefern ich wohl thue mich seiner Leitung zu überlassen. Ich habe, indem ich meinen ruhigen und kalten Weg des Beobachters, ja des bloßen Sehens ging, sehr bald bemerkt, daß die Rechenschaft, die ich mir von gewissen Gegenständen gab, eine Art von Sentimentalität hatte, die mir dergestalt auffiel,

daß ich dem Grunde nachzudenken sogleich gereizt wurde, und ich habe Folgendes gefunden. Das, was ich im Allgemeinen sehe und erfahre, schließt sich recht gut an alles Uebrige an, was mir sonst bekannt ist, und ist mir nicht unangenehm, weil es in der ganzen Masse meiner Kenntniß mitzählt und das Capital vermehren hilft. Dagegen wüßte ich noch nichts, was mir auf der ganzen Reise nur irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte. Ich bin heute so ruhig und unbewegt, als ich es jemals, bei den gewöhnlichsten Umständen und Vorfällen gewesen. Woher denn also diese scheinbare Sentimentalität, die mir um so auffallender ist, weil ich seit langer Zeit in meinem Wesen gar keine Spur außer der poetischen Stimmung empfunden habe. Möchte nicht also hier selbst poetische Stimmung sein, bei einem Gegenstande, der nicht ganz poetisch ist, wodurch ein gewisser Mittelzustand hervorgebracht wird?

Ich habe daher die Gegenstände, die einen solchen Effect hervorbringen, genau betrachtet, und zu meiner Verwunderung bemerkt, daß sie eigentlich symbolisch sind, das heißt, wie ich kaum zu sagen brauche: es sind eminente Fälle, die in einer characteristischen Mannigfaltigkeit als Repräsentanten von vielen anderen da stehen, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern, Aehnliches und Fremdes in meinem Geiste aufregen und so, von außen wie von innen, an eine gewisse Einheit und Allheit Anspruch machen. Sie sind also, was ein glückliches Sujet dem Dichter ist, glückliche Gegenstände für den Menschen, und weil man, indem man sie mit sich selbst recapitulirt, ihnen keine poetische Form geben kann, so muß man ihnen doch eine ideale geben, eine menschliche im höhern Sinn, was ich auch mit einem so sehr misbrauchten Ausdruck sentimental nannte. Und Sie werden also wohl nicht lachen, sondern nur lächeln, wenn ich Ihnen hiemit zu meiner eignen Verwunderung darlege, daß ich, wenn ich irgend von meinen Reisen etwas für Freunde oder für's Publikum aufzeichnen soll, wahrscheinlich noch in Gefahr komme, empfindsame Reisen zu schreiben. Doch ich würde, wie Sie mich wohl kennen, kein Wort, auch das verrufenste nicht fürchten, ja wenn ich so glücklich sein könnte, einem verrufenen Namen seine Würde wieder zu geben.

Ich berufe mich auf das, was Sie selbst so schön entwickelt haben, auf das, was zwischen uns Sprachgebrauch ist, und fahre fort: Wann ist eine sentimentale Erscheinung (die wir nicht verachten dürfen, wenn sie auch noch so lästig ist) unerträglich? Ich antworte: wenn das Ideale unmittelbar mit dem Gemeinen verbunden wird. Es kann dies nur durch eine leere, gehalt- und formlose Manier geschehen, denn beide werden dadurch vernichtet, die Idee und der Gegenstand: jene, die nur bedeutend sein, und sich nur mit dem Bedeutenden beschäftigen kann, und dieser, der recht wacker, brav und gut sein kann, ohne bedeutend zu sein. — Bis jetzt habe ich nur zwei solcher Gegenstände gefunden: den Platz, auf dem ich wohne, der in Absicht seiner Lage und alles dessen, was darauf vorgeht, in einem jeden Momente symbolisch ist, und den Raum meines großväterlichen Hauses, Hofes und Gartens, der aus dem beschränktesten patriarchalischen Zustande, in welchem ein alter Schultheiß von Frankfurt lebte, durch klug unternehmende Menschen zum nützlichsten Waaren- und Marktplatz verändert wurde. Die Anstalt ging durch sonderbare Zufälle bei dem Bombardement zu Grunde, und ist jetzt größtentheils als Schutthaufen noch immer das Doppelte dessen werth, was vor eilf Jahren von den gegenwärtigen Besitzern an die Meinigen bezahlt worden. Insofern sich nun denken läßt, daß das Ganze wieder von einem neuen Unternehmer gekauft und hergestellt werde, so sehen Sie leicht, daß es in mehr als Einem Sinne, als Symbol vieler tausend anderen Fälle in dieser gewerbreichen Stadt, besonders vor meinem Anschauen dastehen muß. Bei diesem Falle kommt dann freilich eine liebevolle Erinnerung dazu. Wenn man aber, durch diese Fälle aufmerksam gemacht, künftig bei weiteren Fortschritten der Reise nicht sowohl auf's Merkwürdige, sondern auf's Bedeutende seine Aufmerksamkeit richtete, so müßte man für sich und Andere doch zuletzt eine schöne Erndte gewinnen. Ich will es erst noch hier versuchen, was ich Symbolisches bemerken kann, besonders aber an fremden Orten, die ich zum erstenmal sehe, mich üben. Gelänge das, so müßte man, ohne die Erfahrung in die Breite verfolgen zu wollen, doch, wenn man auf jedem Platz, in jedem Moment, so weit es einem vergönnt wäre, in die Tiefe ginge, noch immer genug Beute aus bekannten Ländern und Gegenden davon tragen.

Sagen Sie mir Ihre Gedanken hierüber in guter Stunde, damit ich erweitert, befestigt, bestärkt und erfreut werde. Die Sache ist wichtig, denn sie hebt den Widerspruch, der zwischen meiner Natur und der unmittelbaren Erfahrung lag, den in früherer Zeit ich niemals lösen konnte, sogleich auf, und glücklich. Denn ich gestehe Ihnen, daß ich lieber gerade nach Hause zurückgekehrt wäre, um aus meinem Innersten Phantome jeder Art hervorzuarbeiten, als daß ich mich noch einmal wie sonst (da mir das Aufzählen eines Einzelnen nun einmal nicht gegeben ist) mit der millionfachen Hydra der Empirie herum-

geschlagen hätte: denn wer bei ihr nicht Lust und Vortheil zu suchen hat, der mag sich bei Zeiten zurückziehen. So viel für heute, ob ich gleich noch ein verwandtes Capitel abzuhandeln hätte, das ich nächstens vornehmen, und mir auch Ihre Gedanken darüber erbitten werde. —

---

An den Herzog Carl August von Sachsen-Weimar.

Tübingen, den 11. September 1797.

Vom 25. August an, da ich von Frankfurt abreiste, hab' ich langsam meinen Weg hieher genommen. Ich bin nur bei Tage gereist, und habe nun, vom schönen Wetter begünstigt, einen deutlichen Begriff von den Gegenden, die ich durchwandert, ihren Lagen, Verhältnissen, Ansichten und Fruchtbarkeit. Durch die Gelassenheit, womit ich meinen Weg machte, lerne ich, freilich etwas spät, noch reisen. Es giebt eine Methode, durch die man überhaupt in einer gewissen Zeit die Verhältnisse eines Orts und einer Gegend, und die Existenz einzelner vorzüglicher Menschen gewahr werden kann. Ich sage gewahr werden, weil der Reisende kaum mehr von sich fordern darf; es ist schon genug, wenn er einen saubern Umriß nach der Natur machen lernt, und allenfalls die großen Parthien von Licht und Schatten anzulegen weiß; an das Ausführen muß er nicht denken.

Der Genuß der schönen Stunden, die mich durch die Bergstraßen führten, ward durch die sehr ausgefahrnen Wege einigermaßen unterbrochen. Heidelberg und seine Gegend betrachtete ich in zwei völlig heiteren Tagen mit Verwunderung, und ich darf wohl sagen, mit Erstaunen. Die Ansichten nähern sich von mehreren Seiten dem Ideal, das der Landschaftsmaler aus mehreren glücklichen Naturlagen sich in seiner schaffenden Phantasie zusammenbildet. Der Weg von da nach Heilbronn ist theils für's Auge sehr reizend, theils durch den Anblick der Fruchtbarkeit vergnüglich. Heilbronn hat mich sehr interessirt, sowohl wegen seiner offnen, fruchtbaren wohlgebauten Lage, als auch wegen des Wohlstandes der Bürger und der guten Administration ihrer Vorgesetzten. Ich hätte gewünscht, diesen kleinen Kreis näher kennen zu lernen.

Von da nach Stuttgart wird man von der Einförmigkeit einer glücklichen Cultur beinahe trunken und ermüdet. In Ludwigsburg besah ich das einsame Schloß und bewunderte die herrlichen Alleenpflanzungen, die sich durch die Hauptstraßen des ganzen Orts erstrecken. In Stuttgart blieb ich neun Tage. Es liegt in seinem ernsthaften wohlgebauten Thal sehr anmuthig, und seine Umgebungen, sowohl nach den Höhen, als nach dem Neckar zu, sind auf mannigfaltige Weise characteristisch.

Es ist sehr interessant, zu beobachten, auf welchem Punkt die Künste gegenwärtig in Stuttgart stehen. Herzog Carl, dem man bei seinen Unternehmungen eine gewisse Großheit nicht absprechen kann, wirkte doch nur zur Befriedigung seiner augenblicklichen Leidenschaften und zur Realisirung abwechselnder Phantasien. Indem er aber auf Schein, Repräsentation, Effekt arbeitete, so bedurfte er besonders der Künstler, und indem er nur den niedern Zweck im Auge hatte, mußte er doch die höheren befördern.

In früherer Zeit begünstigte er das lyrische Schauspiel und die großen Feste; er suchte sich die Meister zu verschaffen, um diese Erscheinungen in größerer Vollkommenheit darzustellen. Diese Epoche ging vorbei, allein es blieb eine Anzahl von Liebhabern zurück, und zur Vollständigkeit seiner Academie gehörte auch der Unterricht in Musik, Gesang, Schauspiel und Tanzkunst. Das alles erhält sich noch, aber nicht als ein lebendiges, fortschreitendes, sondern als ein stillstehendes und abnehmendes Institut

Musik kann sich am längsten erhalten. Dieses Talent kann mit Glück bis in ein höheres Alter geübt werden; auch ist es, was einzelne Instrumente betrifft, allgemeiner, und von jungen Leuten erreichbar. Das Theater dagegen ist viel schnelleren Abwechselungen unterworfen, und es ist gewissermaßen ein Unglück, wenn das Personal einer besondern Bühne sich lange neben einander erhält; ein gewisser Ton und Schlendrian pflanzt sich leicht fort, so wie man z. B dem Stuttgarter Theater an einer gewissen Steifheit und Trockenheit seinen academischen Ursprung gar leicht abmerken kann. Wird, wie gesagt, ein Theater nicht oft genug durch neue Subjekte angefrischt, so muß es allen Reiz verlieren. Singstimmen dauern nur eine gewisse Zeit; die Jugend, die zu gewissen Rollen erforderlich ist, geht vorüber, und so hat ein Publikum nur eine Art kümmerlicher Freude durch Gewohnheit und hergebrachte Nachsicht. Dies ist gegenwärtig der Fall in Stuttgart, und wird es so lange bleiben, weil eine wunderliche Constitution der Theateraufsicht jede Verbesserung sehr schwierig macht.

Miholé ist abgegangen, und nun ist ein anderer Entrepreneur angestellt, der die Beiträge des Hofes und Publikums einnimmt und darüber, so wie über die Ausgaben, Rechnung ablegt. Sollte ein Schaden entstehen, so muß er ihn allein tragen; ein Vortheil hingegen darf nur bis zu einer bestimmten Summe steigen; was darüber gewonnen wird, muß er mit der

Herzoglichen Theaterdirection theilen. Man sieht, wie sehr durch eine solche Einrichtung alles, was zu einer Verbesserung des Theaters geschehen könnte, paralysirt wird. Ein Theil der älteren Acteurs darf nicht abgedankt werden.

Das Ballet verhält sich überhaupt ungefähr wie die Musik. Figuranten dauern lange, wie Instrumentalisten, und sind nicht schwer zu ersetzen. So können auch Tänzer und Tänzerinnen in einem hohen Alter noch reizend sein, unterdessen findet sich immer wieder ein junger Nachwuchs. Dies ist auch der Stuttgarter Fall. Das Ballet geht überhaupt seinen alten Gang, und sie haben eine junge sehr reizende Tänzerin, der nur eine gewisse Mannigfaltigkeit der Bewegungen und mehr Charakteristisches in ihrem Thun und Lassen fehlt, um sehr interessant zu sein. Ich habe nur einige Divertissements gesehen.

Unter den Particuliers hat sich viel Liebe zur Musik erhalten, und es ist manche Familie, die sich im Stillen mit Clavier und Gesang sehr gut unterhält. Alle sprechen mit Entzücken von jenen brillanten Zeiten, in denen sich ihr Geschmack zuerst gebildet, und verabscheuen deutsche Musik und Gesang.

Bidhauer und Maler schickte der Herzog, wenn sie gewissermaßen vorbereitet waren, nach Paris und Rom. Es haben sich vorzügliche Männer gebildet, die zum Theil hier sind, zum Theil sich noch auswärts befinden. Auch unter Liebhaber hat sich die Lust des Zeichnens, Malens und Bossirens verbreitet. Mehr oder weniger bedeutende Sammlungen von Gemälden und Kupferstichen sind entstanden, die ihren Besitzern eine angenehme Unterhaltung, so wie eine geistreiche Communication mit andern Freunden gewähren.

Sehr auffallend ist es, daß der Herzog gerade die Kunst, die er am meisten brauchte, die Baukunst, nicht auf eben die Weise in jungen Leuten beförderte und sich die nöthigen Organe bildete; denn es ist mir keiner bekannt, der auf Baukunst gereist wäre. Wahrscheinlich begnügte er sich mit Subjekten, die er hatte und gewohnt war, und mochte durch sie seine eignen Ideen gern mehr oder weniger ausgeführt sehen. Dafür kann man aber auch, bei allem was in Ludwigsburg, Stuttgart und Hohenheim geschehen ist, nur das Material, das Geld, die Zeit, so wie die verlorne Kraft und Gelegenheit, was Gutes zu machen, bedauern. Ein Saal, der jetzt in der Arbeit ist, verspricht endlich einmal, geschmackvoll verziert zu werden. Isopi, ein trefflicher Ornamentist, den der Herzog kurz vor seinem Tode von Rom verschrieb, führt die Arbeit nach Zeichnungen von Thouret aus. Dies ist ein junger lebhafter Maler, der sich aber mit viel Lust auf Architektur gelegt hat.

Das Kupferstechen steht wirklich hier auf einem hohen Punkte. Professor Müller ist einer der ersten Künstler in dieser Art, und hat eine ausgebreitete Schule, die, indem er nur große Arbeiten übernimmt, die geringeren buchhändlerischen Bedürfnisse, unter seiner Aufsicht, befriedigt. Professor Leybold, sein Schüler, arbeitete gleichfalls nur an größeren Platten, und würde an einem andern Orte, in Absicht der Wirkung auf eine Schule, das leisten, was Professor Müller hier thut.

Uebersieht man nun mit Einem Blicke alle diese erwähnten Zweige der Kunst, und andere, die sich noch weiter verbreiten, so überzeugt man sich leicht, daß nur bei einer so langen Regierung, durch eine eigene Richtung eines Fürsten, diese Erndte gepflanzt und ausgesät werden konnte; ja, man kann wohl sagen, daß die späteren und besseren Früchte jetzt erst zu reifen anfangen. Wie schade ist es daher, daß man gegenwärtig nicht einsieht, welch ein großes Capital man daran besitzt, mit wie mäßigen Kosten es zu erhalten und weit höher zu treiben sei. Aber es scheint Niemand einzusehen, welchen hohen Grad von Wirkung die Künste, in Verbindung mit den Wissenschaften, Handwerk und Gewerbe, in einem Staate hervorbringen. Die Einschränkungen, die der Augenblick gebietet, hat man von dieser Seite angefangen, und dadurch mehrere gute Leute mißmuthig und zum Auswandern geneigt gemacht. — Vielleicht nutzt man an andern Orten diese Epoche, und eignet sich, um einen leidlichen Preis, einen Theil Cultur zu, die hier durch Zeit, Umstände und große Kosten sich entwickelt hat. Eigentlich wissenschaftliche Richtung bemerkt man in Stuttgart wenig; sie scheint mit der Karlsacademie wo nicht verschwunden, doch sehr vereinzelt worden zu sein. —

Ich machte in guter Gesellschaft den Weg nach Cannstadt und Neckar-Remms, um das Lager von den ungefähr 25000 Mann Oesterreichern zu sehen, das zwischen Hochberg und Mühlhausen steht und den Neckar im Rücken hat. — Darauf sah ich auch Hohenheim mit Aufmerksamkeit, indem ich einen ganzen Tag dazu anwendete. Das mit seinen Seitengebäuden äußerst weitläufige Schloß und der mit unzähligen Ausgeburten einer unruhigen und kleinlichen Phantasie übersäete Garten gewähren selbst im Einzelnen wenig Befriedigendes; nur hie und da findet man etwas, das, besser behandelt, eine gute Wirkung hervorgebracht haben würde. —

Professor Dannecker ist, als Künstler und Mensch, eine herrliche Natur, und würde, in

einem reichern Kunstelemente, noch mehr leisten, als hier, wo er zu viel aus sich selbst nehmen muß.

So ging ich denn endlich von Stuttgart ab, durch eine zwar noch fruchtbare, doch um vieles rauhere Gegend, und bin nun am Fuße der höheren Berge angelangt, welche schon verkündigen, was weiterhin bevorsteht. Ich habe hier schon den größern Theil von Professoren kennen gelernt, und mich auch in der schönen Gegend umgesehen, die einen doppelten Charakter hat, da Tübingen auf einem Bergrücken, zwischen zwei Thälern, liegt, in deren einem der Neckar, in dem andern die Ammer fließt. — Wie auslöschlich die Züge der Gegenstände im Gedächtniß seien, bemerkte ich hier mit Verwunderung, indem mir doch auch keine Spur vom Bilde Tübingens geblieben ist, das wir doch auch, auf jener sonderbaren und angenehm ritterlichen Expedition, vor so viel Jahren berührten.

Die Academie ist hier sehr schwach, ob sie gleich verdienstvolle Leute besitzt, und ein ungeheures Geld auf die verschiedenen Anstalten verwendet wird. Allein die alte Form widerspricht jedem fortschreitenden Leben, die Wirkungen greifen nicht in einander, und über die Sorge, wie die verschiedenen Einrichtungen im alten Gleise zu erhalten seien, kann nichts zur Betrachtung kommen, was man ehemals dadurch bewirkte, und jetzt auf andere Weise bewirken könnte und sollte. Der Hauptsinn einer Verfassung, wie die Würtembergische, bleibt nur immer: die Mittel zum Zwecke recht fest und gewiß zu halten, und eben deswegen kann der Zweck, der selbst beweglich ist, nicht wohl erreicht werden.

## An Bettina Brentano.

Jena, den 7. Juli 1809.

In zwei Deiner Briefe hast Du ein reiches Füllhorn über mich ergossen, liebe Bettine. Ich muß mich mit Dir freuen und mit Dir betrüben, und kann des Genusses nimmer satt werden. So lasse Dir denn genügen, daß die Ferne Deinen Einfluß nicht mindert, da Du mit unwiderstehlicher Gewalt mich den mannigfachen Einwirkungen Deiner Gefühle unterwirfst, und daß ich Deine bösen wie Deine guten Träume mit träumen muß. Was Dich nun mit Recht so tief bewegt, über das verstehst Du auch allein Dich wieder zu erheben. Hierüber schweigt man denn wie billig, und fühlt sich beglückt, mit Dir in Befreundung zu stehen und Antheil an Deiner Treue und Güte zu haben; da man doch Dich lieben lernen müßte, selbst wenn man nicht wollte. Du scheinst denn auch Deine liebenswürdige despotische Macht an verschiedenen Trabanten zu üben, die Dich als ihren erwählten Planeten umtanzen. Der humoristische Freund, der mit Dir die Umgegend recognoscirt, scheint wohl nur durch die Atmosphäre der heißen Junitage dem Schlaf zu unterliegen, während er träumend das anmuthige Bild Deiner kleinen Person recognoscirt. Da mag es ihm denn freilich nicht beikommen, daß Du ihn unterdessen dahin versetzen möchtest, wo Dein heroischer Geist selber weilt.

Was Du mir von Jacobi erzählst, hat mich sehr ergötzt. Seine jugendlichen Eigenheiten spiegeln sich vollkommen darin. Es ist eine geraume Zeit her, daß ich mich nicht persönlich mit ihm berührt habe. Die artige Schilderung Deiner Erlebnisse mit ihm auf der Seefahrt, die Dein Muthwille ausheckte, haben mir ähnliche heitere Tage unseres Umgangs wieder zurückgerufen. Zu loben bist Du, daß Du keiner authentischen Gewalt bedarfst, um den Achtungswerthen ohne Vorurtheil zu huldigen. So ist gewiß Jacobi unter allen strebenden und philosophirenden Geistern der Zeit derjenige, der am wenigsten mit seiner Empfindung und ursprünglichen Natur in Widerspruch gerieth, und daher ein sittliches Gefühl unverletzt bewahrte, dem wir als Prädikat höherer Geister unsere Achtung nicht versagen möchten. Wolltest Du nun auf Deine vielfach erprobte anmuthige Weise ihm zu verstehen geben, wie wir einstimmen in die wahre Hochachtung, die Du unter Deinen liebenswürdigen Koboldstreichen verbirgst, so wäre dies ganz in meinem Sinne gehandelt.

Dein Eifer, mir die verlangten Gedichte zu verschaffen, verdient Anerkenntniß, obschon ich glauben muß, daß es Dir eben so darum zu thun ist, den Gefühlen Deines Generalissimus näher auf die Spur zu kommen, als auch meine Wünsche zu befriedigen. Glauben wir indessen das Beste von ihm bis auf Näheres; und da Du so entschieden die Divinität des schöpferischen Dichtervermögens erhebst, so glaube ich nicht unpassend beifolgendes kleine Gedicht vorläufig für Dich herausgehoben zu haben aus einer Reihe, die sich in guten Stunden allmälig vermehrt. Wenn sie Dir später einmal zu Gesicht kommen werden, so erkenne daran, daß, während Du glaubst, mein Gedächtniß für so schöne Vergangenheit wieder anfrischen zu müssen, ich unterdessen der süßesten Erinnerung in solchen unzulänglichen Reimen ein Denkmal zu errichten strebe, dessen eigenste Bestimmung es ist, den Wiederhall so zarter Neigung in allen Herzen zu erwecken. —

Wie mit innigstem Behagen,
Lied, gewahr' ich Deinen Sinn;
Liebevoll scheinst Du zu sagen,
Daß ich ihm zur Seite bin.

Daß er ewig mein gedenket,
Seiner Liebe Seligkeit
Immerdar der Fernen schenket
Die ein Leben ihm geweiht.

Ja, mein Herz, es ist der Spiegel
Freund, worin Du Dich erblickt
Diese Brust, wo Deine Siegel
Kuß auf Kuß hereingedrückt.

Süßes Dichten, lautre Wahrheit
Fesselt mich in Sympathie!
Rein verkörpert Liebesklarheit
Im Gewand der Poesie.

---

## An C. F. Zelter.

Weimar, den 23. Februar 1831.

Mein Sohn reiste, um zu genesen. Seine ersten Briefe von jenseits waren höchst tröstlich und erfreulich. Er hatte Mailand, die Lombardei, ihre fruchtreichen Felder, ihre bewundernswürdigen Seen, mit tüchtigem frohem Antheil besucht und beschaut, war ebnermaßen bis Venedig und nach Mailand wieder zurückgekommen. Sein ununterbrochenes Tagebuch zeugte von einem offenen, ungetrübten Blick für die Natur und Kunst. Er war behaglich bei Anwendung und Erweiterung seiner frühern mehrfachen Kenntnisse. Eben so setzte sich's fort bis Genua, wo er mit einem alten Freunde, Herrn Sterling, der mein Verhältniß zu Lord Byron vermittelt hatte, vergnüglich zusammentraf, und sich hierauf von seinem bisherigen Begleiter, dem Dr. Eckermann, welcher nach Deutschland zurückging, trennte.

Der Bruch des Schlüsselbein's, der zwischen gedachtem Orte und Spezzia sich leider ereignete, hielt ihn hier an vier Wochen fest; aber auch dieses Unheil, so wie eine sich dazu gesellende Hautkrankheit, beides in der großen Hitze sehr beschwerlich, ertrug er mit männlich gutem Humor; seine Tagebücher blieben vollständig, und er verließ gedachten Ort nicht eher, als bis er sich in der Umgegend vollkommen umgesehen, und sogar das Gebäude der Quarantaine besucht hatte. Einen kurzen Aufenthalt in Carrara, einen längern in Florenz, benutzte er musterhaft, durchaus mit folgerechter Aufmerksamkeit. Sein Tagebuch könnte einem ähnlich Gesinnten zum Wegweiser dienen. Hierauf war er, von Livorno mit dem Dampfschiffe abreisend, nach ausgestandenem bedenklichen Sturm, an einem Festtage in Neapel gelandet. Hier fand er den wackern Künstler Herrn Zahn, der bei seinem Aufenthalt in Deutschland zu uns das beste Verhältniß gefunden hatte, ihm freundlichst entgegen kam, und sich nun als erwünschtester Führer und Beistand vollkommen legitimirte.

Seine Briefe von dorther wollten mir jedoch, wie ich gestehen muß, nicht recht gefallen. Sie deuteten auf eine gewisse Hast, auf eine krankhafte Exaltation, wenn er sich auch in Absicht auf sorgfältiges Bemerken und Niederschreiben ziemlich gleich blieb. In Pompeji ward er einheimisch; seine Gefühle, Bemerkungen, Handlungen in jener Stadt sind heiter, ja lustig-lebendig. Eine Schnellfahrt nach Rom konnte die schon sehr aufgeregte Natur nicht besänftigen. Die ehren- und liebevolle Aufnahme der dortigen deutschen Männer und bedeutenden Künstler scheint er auch nur mit einer fieberhaften Hast genossen zu haben. Nach wenigen Tagen schlug er den Weg ein, um an der Pyramide des Cestius auszuruhen, an der Stelle, wohin sein Vater, vor seiner Geburt, sich dichterisch zu sehnen geneigt war. Vielleicht giebt es Gelegenheit in künftigen Tagen, aus seinen Reiseblättern das Gedächtniß dieses eignen jungen Mannes Freunden und Wohlwollenden aufzufrischen und zu empfehlen Und so, über Gräber, vorwärts!

---

## An W. v. Humboldt.

Weimar, den 17. März 1832.

Nach einer langen unwillkürlichen Pause beginne ich folgendermaßen und doch nur aus dem Stegreife. Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten. Ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren.

Zu jedem Thun, daher zu jedem Talent, wird ein Angeborenes gefordert, das von selbst wirkt und die nöthigen Anlagen unbewußt mit sich führt, deswegen auch so geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in sich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann. Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst giebt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er. Was er auch von außen empfangen, schadet seiner eingebornen Individualität nichts. Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag thue, vielmehr solches noch erst recht erhebe, und durchaus nach Möglichkeit befähige.

Hier treten nun die mannigfaltigen Bezüge ein zwischen dem Bewußten und Unbewußten. Denke man sich ein musikalisches Talent, das eine bedeutende Partitur aufstellen soll: Bewußtsein und Bewußtlosigkeit werden sich verhalten, wie Zettel und Einschlag, ein Gleichniß, das ich so gern brauche. Die Organe des Menschen durch Uebung, Lehre, Nachdenken, Gelingen, Mißlingen, Förderniß und Widerstand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtsein in einer freien Thätigkeit das Erworbene mit dem Angeborenen, so daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erstaunen setzt. Dieses Allgemeine diene zu schneller Beantwortung Ihrer Frage und zur Erläuterung des wieder zurückkehrenden Blättchens.

Es sind über sechzig Jahre, daß die Conception des Faust bei mir jugendlich, von vorn herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab' ich die Absicht immer sachte neben mir hergehen lassen, und nur die mir gerade interessantesten Stellen einzeln durchgearbeitet, so daß im zweiten Theil Lücken bleiben, durch ein gleichmäßiges Interesse mit dem Uebrigen zu verbinden. Hier trat nun freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen thätigen Natur allein zukommen sollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem so lange thätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich lasse mich keine Furcht angehen: man werde das Aeltere vom Neuern, das Spätere vom Frühern unterscheiden können; welches wir denn den künftigen Lesern zur geneigten Einsicht übergeben wollen.

Theilen Sie mir aber auch etwas von Ihren Arbeiten mit. Riemer ist, wie Sie wohl wissen, an die gleichen und ähnlichen Studien geheftet, und unsre Abendgespräche führen oft auf die Grenzen dieses Faches. Verzeihung diesem verspäteten Blatte! Ungeachtet meiner Abgeschlossenheit findet sich selten eine Stunde, wo man sich diese Geheimnisse des Lebens vergegenwärtigen mag.

---

## Brief von Schiller an Hofrath Reinwald.

Bauerbach. Früh in der Gartenhütte am 14. April.

In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund — und meinen Carlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche.

Ich stelle mir vor, — jede Dichtung ist nichts Anderes, als eine enthusiastische Freundschaft oder Platonische Liebe zu einem Geschöpf unsers Kopfes. Ich will mich erklären.

Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir unsre Empfindungen und unsre historische Kenntniß von fremden in andere Mischungen bringen, bei den Guten das Plus oder Licht — bei Schlimmern das Minus oder den Schatten vorwalten lassen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unsrer Seele alle Charaktere nach ihnen schlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisch- und augenblickliches Daseyn gewinnen. Alle Geburten unsrer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst. Aber was ist Freundschaft oder Platonische Liebe denn anders, als eine wollüstige Verwechselung der Wesen? oder die Anschauung unsrer selbst in einem andern Glase? — Liebe, mein Freund, das große unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung, ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. — Erschrecken, entglühen, zerschmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes Alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist. Ich nehme selbst Gott nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph so wenig als den Wurm, der ihn unwissend lobet. Er erblickt sich, sein großes unendliche Selbst, in der unendlichen Natur umhergestreut. — In der allgemeinen Summe der Kräfte berechnet er augenblicklich sich selbst, — sein Bild sieht er aus der ganzen Oekonomie des Erschaffenen vollständig, wie aus einem Spiegel, zurückgeworfen, und liebt sich in dem Abriß, das Bezeichnete in dem Zeichen. Wiederum findet er in jedem einzelnen Geschöpf (mehr oder weniger) Trümmer seines Wesens zerstreut. Dieses bildlich auszudrücken — So wie eine Leibnitzische Seele vielleicht eine Linie von der Gottheit hat, so hat die Seele der Mimosa nur einen einfachen Punkt, das Vermögen zu empfinden von ihr, und der höchste denkende Geist nach Gott — Doch Sie verstehen mich ja schon. Nach dieser Darstellung komme ich auf einen reinern Begriff der Liebe. Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existiren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewissen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, so kann keine denkende Seele sich in sich selbst zurückziehen und mit sich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Bestreben, zu diesem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Cirkel auszuführen,

hieße nichts anders, als die zerstreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzusammeln — das heißt mit andern Worten: der ewige innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen, der dasselbe in sich hinein zu schlingen, es an sich zu reißen, ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe — vom sanften Händedruck und Kusse bis zur innigsten Umarmung, — so viele Aeußerungen eines zur Vermischung strebenden Wesens?

Jetzt wär' ich auf dem Punkt, zu dem ich durch eine Krümmung gehen mußte. Wenn Freundschaft und Platonische Liebe nur eine Verwechslung eines fremden Wesens mit dem unsrigen, nur eine heftige Begehrung seiner Eigenschaft sind, so sind beide gewissermaßen nur eine Wirkung der Dichtungskraft — oder besser: das, was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unsrer Dichtung empfinden, ist eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf andern Flächen, wir sehen uns unter andern Farben, wir für uns unter andern Leibern. Können wir den Zustand eines Freundes feurig fühlen, so werden wir uns auch für unsern poetischen Helden erwärmen. Aber die Folgerung, daß die Fähigkeit zur Freundschaft und Platonischen Liebe sonach auch die Fähigkeit zur großen Dichtung nach sich ziehen müsse, würde sehr übereilt sein, — denn ich kann einen großen Charakter durchaus fühlen, ohne ihn schaffen zu können. Das aber wäre bewiesen wahr, daß ein großer Dichter wenigstens die Kraft zur höchsten Freundschaft besitzen muß, wenn er sich auch nicht immer geäußert hat. — Das ist unstreitig wahr, daß wir die Freunde unserer Helden sein müssen, wenn wir in ihnen zittern, aufwallen, weinen und verzweifeln sollen; daß wir sie als Menschen außer uns denken müssen, die uns ihre geheimsten Gefühle vertrauen, und ihre Leiden und Freuden in unsern Busen ausschütten. Unsere Empfindung ist also Refraction, keine ursprüngliche, sondern sympathetische Empfindung. Dann rühren und erschüttern und entflammen wir Dichter am meisten, wenn wir selbst Furcht und Mitleid für unsern Helden gefühlt haben. Ein großer Philosoph, der mir nicht gleich beifallen will, hat gesagt, daß die Sympathie am gewissesten und stärksten durch Sympathie erweckt werde. Jetzt denke ich diesen Satz in seiner ganzen Deutlichkeit. Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden — er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein. Der Antheil des Liebenden fängt tausend feine Nuancen mehr als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größeren Dosen, als welchen wir nicht so lieben und noch so gut kennen. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Lessings Aemilia, wenn gleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz war ihr Freund. Der Dichter muß, wenn er ein theatralischer ist, sein eignes Parterre und Publicum sein. — — Ich habe Ihnen hier vieles, und, wie ich beim Durchlesen finde, mit zu wenig Worten gesagt. Vielleicht führe ich solches ein andermal aus.

Nun eine kleine Anwendung auf meinen Carlos. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Carlos und Julius abmessen. — Nicht nach der Größe des Pinsels — sondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke auf dem Instrument — sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Carlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespear's Hamlet die Seele, — Blut und Nerven von Leisewitz Julius — und den Puls von mir. — Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiele zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition, die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Carlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich auslachen. — —

Ihr letzter Brief, mein Bester, hat Ihnen in meinem Herzen ein unvergeßliches Denkmal gesetzt. Sie sind der edle Mann, der mir so lange gefehlt hat, der es werth ist, daß er mich mit sammt allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden besitze, denn er wird jene dulden, und diese mit einer Thräne ehren. Theurer Freund! ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritte zu früh wider mich. Lieben und schätzen Sie mich wegen dem, was ich unter'n bessern Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Absicht in mir, die die Vorsicht in mir verfehlt hat. Aber bleiben Sie Mein. S.

---

## Briefe von Wieland an die Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar.

Weimar, den 13. Decbr. 1789.

Gnädigste Herzogin,

Wir nähern uns, Dank sei den Göttern! dem Ende eines Jahres, das durch die Entfernung von Ew. Durchlaucht das schwermüthigste meines ganzen Lebens gewesen seyn würde, wenn mein guter Dämon nicht dafür gesorgt hätte, auf der einen Seite meine häuslichen Freuden zu vermehren, und mich auf der andern mit Arbeiten so zu überladen, daß ich kaum recht zu mir selber kommen konnte. Mit froher Sehnsucht sehe ich nun das Jahr 1790 herankommen, welches, wofern mich die Hoffnung nicht mit goldnen Träumen aus der elfenbeinernen Pforte täuscht, unsre beste, verehrteste und geliebteste Fürstin wieder zu Ihren lieben Getreuen nach Weimar führen wird, — die, wie weit sie auch leider! in allen andern Stücken hinter den beneidenswerthen Lieblingskindern der Natur in Campanien und Calabrien zurückbleiben, doch gewiß den Vorzug dieser Fürstin, die mit so großem Recht der Gegenstand der Anbetung dieser glücklichen Ausländer ist, näher anzugehören, nicht mit allen Herrlichkeiten und Annehmlichkeiten des schönen Italiens vertauschen würden. Noch trennt uns ein langer nordischer Winter vom Ziel unserer eifrigsten Wünsche: aber der schlimmste Theil desselben ist beinahe vorbei, und der Rest wird durch die Vorstellung verkürzt, daß jede Woche den seligen Tag des Wiedersehens näher bringt, der uns in Einer Stunde, ja in Einem Augenblick für mehr als sechshundert trübe und bleyerne Tage entschädigen wird. Kommen Sie, gnädigste Herzogin, kommen Sie mit der wiederkehrenden Sonne zu uns zurück, um wie diese ewige Quelle aller Schönheit und Freude, uns wieder Licht und Wärme, Leben und Seele zu geben! Die gute thüringische Natur wird ihr Bestes, (wie wenig es auch ist) thun, um Ew. Durchlaucht in ihrem festlichen Schmuck zu empfangen; und unsere Nachtigallen (die einzigen Improvisatori oder Improvisatrici, deren wir uns rühmen können) werden sich beeifern, Ew. Durchl. die zärtlichen Abschiedsklagen der Nachtigallen von Tivoli und Frascati durch ihren jubilirenden Willkomm vergessen zu machen.

Bey allem dem ängstigt mich doch zuweilen der Gedanke, was wird Amalia, nachdem sie das Erhabenste und das Schönste der Natur, das Höchste und Vollkommenste der Kunst, die liebenswürdigsten Menschen, den schönsten Himmel, das reizendste Land, Alles was Auge und Ohr, Geist und Herz im höchsten Maaße befriedigt, kennen gelernt und genossen hat, was wird die Fürstin, deren schöne Seele für dies Alles einen so zarten und hohen Sinn hat, sich unter diesem Allem wie in Ihrem eigensten Element befand, was wird Sie unter uns finden, das auch nur für den kleinsten Theil dessen, was Sie verläßt, als Ersatz betrachtet werden könnte? Aber glücklicher Weise haben Ew. Durchl. in diesem auf eine so edle Art genossenen Theile Ihres Lebens einen Schatz von großen, interessanten und unvergeßlichen Gegenständen, Sonnen, Bildern und Idealen in Ihre Seele gesammelt, der für sich allein schon zureicht, nicht nur Ihr eignes künftiges Leben mit Erinnerungen, die eine Art von fortgesetztem Genuß sind, zu erheitern, sondern auch den armen lechzenden Seelen meinesgleichen zu Zeiten einige Tropfen aus Ihrem Ueberfluß zufließen zu lassen. Halten Ew. Durchl. mir diesen kleinen Seitenblick auf mich selbst zu Gnaden, der an einem Menschen, dessen Existenz durch das Schicksal in einen so engen Raum zusammengedrückt wurde, zumal da die Hilfsquellen in ihm selbst unvermerkt versiegen, nur gar zu natürlich ist. Goethe und Herder haben das Ihrige gethan, um meinen Geist für Mittheilungen dieser Art empfänglicher zu machen; und wiewohl mir die Musen seit Ew. Durchl. Entfernung vollends alle ihre Gunst entzogen haben, so haben sie mir doch noch so viel Einbildungskraft übrig gelassen, daß ich hoffen darf, Ew. Durchl. in jeder Scene, in welche Sie Sich Selbst wieder zu versetzen Lust haben werden, ohne Mühe folgen zu können, und also wenigstens nicht jenem Zuhörer des Flötenspielers Timotheus zu gleichen, der, als die Marktglocke alle andere wegrief, allein bei dem Virtuosen zurückblieb und andächtig zuhörte, weil er — so taub war, daß er die Glocke nicht gehört hatte.

Möge sich inzwischen alles vereinigen, gnädigste Herzogin, um Ew. Durchl. den noch übrigen Aufenthalt und die allmählige Rückreise aus dem Feenlande, worin Sie Sich befinden, so angenehm, beglückt und vergnüglich als nur immer möglich ist zu machen! Möge das Jahr 1790, indem es Ihre schönen Wanderungen in Italien beschließt, in Ihrem Lande, und unter Ihren Angehörigen, der Anfang der heitersten, ruhigsten und zufriedensten Periode Ihres schönen und ruhmvollen Lebens seyn! Mit diesen und allen guten Wünschen, wovon mein pflicht- und dankvolles Herz gegen die Beste der Fürstinnen erfüllt ist, lege ich mich, um die Fortdauer Ihres gnädigsten Schutzes bittend, Ew. Durchl. zu Füßen.

als Höchstdero
ewig verpflichteter, unterth. u. treuester Diener
Wieland.

Durchlauchtigste Herzogin,

Gnädigste Frau!

Zu meinem größten Bedauern verwehrt mir die anhaltende strenge Kälte das allzu lang entbehrte Glück, Ew. Durchlaucht mich in Person zu Füßen zu legen, und Ihnen mündlich für die huldvolle Fürsorge zu danken, womit Ew. Durchl. die einförmigen Beschäftigungen meines Oßmannstedtischen Winterlebens durch Mittheilung der Delphine zu unterbrechen geruheten. Da dieses Werk so große Sensation macht, so muß man es ja wohl lesen, um bei Gelegenheit auch ein Wort mitsprechen zu können. Indessen kann ich nicht bergen, daß es, ungeachtet der glänzenden, aber wahrlich übel angewandten Talente der Verfasserin, und bei aller ihrer Prätension und Anstrengung es dem unsterblichen Jean-Jacques an Energie und moralischem Schwulste wo möglich noch zuvor zu thun, für mich eine der penibelsten Lectüren gewesen ist, die ich seit 56 Jahren (d. i. seit dem ersten Roman den ich zu lesen bekam) gemacht, oder mit Mad. Stael zu reden, devorirt habe (denn dies ist eines von ihren Lieblingswörtern). Wahr ists, man wird von Zeit zu Zeit durch schöne Stellen, schimmernde Gedankenblitze und eben so glückliche als neue Bilder und Wendungen für die geistige Folter, worauf diese seltsame Dame ihre Leser zu spannen so viel Belieben findet, in etwas entschädigt, oder vielmehr wie durch herzstärkende Tropfen erquickt, um neue Peinigungen auszuhalten: aber im Ganzen (so weit sich aus den drei ersten Theilen urtheilen läßt) ist diese Delphine in jeder Rücksicht ein Werk, welches sicherlich von den schönsten Geistern des Siècle de Louis XIV. für eine Ausgeburt der wildesten Fantasie und des detestabelsten Ungeschmacks erklärt worden wäre. Denn selbst gegen den Stil der Dame Stael ist sehr viel einzuwenden und die Gedankenblitze, womit sie die Augen bis zum Wehthun blendet, sind nicht selten bloße Blitze von Bärenlappenpulver. Ich unterschreibe also überhaupt und besonders was den Helden und die Heldin betrifft, das von Ew. Durchl. mir mitgetheilte Urtheil mit Hand und Petschaft. Der Signor Leonce de Mondoville ist ein physisch-moralisches Ungeheuer, wie in der That noch keine menschliche Fantasie im höchsten Delirio des Autorfiebers ausgeheckt hat; wenn ein Bildhauer aus dem Apollo von Belvedere und Shakespears Caliban (im Tempest) ein neues Wesen zusammensetzen wollte, so müßte ungefähr so ein unselig Mittelding von Engel und von Vieh (wie Haller sagt) heraus kommen. Ebenso ist auch die Heldin dieses Romans ein wahres Monstrum von Vollkommenheiten, und meinem Gefühl nach ist es unmöglich, auf eine widerlichere Art verliebt, tugendhaft und religiös zu seyn, als diese Delphine, deren bloser Name schon ein unnatürliches Geschöpf ankündigt; denn der Delphin, an dessen häßlich groteske Bildung er den Leser unaufhörlich wider Willen erinnert, ist doch wahrlich nicht dazu gemacht, dem Bilde der liebenswürdigsten aller Frauen (wofür uns Delphine gegeben wird) associiret zu werden. Ueberhaupt kenne ich nichts Kälteres als das Feuer der Frau von Stael, nichts Insipideres als ihr ewiges Bestreben nach der höchsten Un-Natur, und kein Werk, worin der Autor sich so viel Mühe giebt, die Aufmerksamkeit unaufhörlich auf sich selbst zu ziehen, und den Leser, je gleichgültiger er gegen die Hauptpersonen des Stücks bleibt, desto mehr über die wundervollen Luftsprünge, Verdrehungen und unerhörten Kraftäußerungen des Verfassers in Erstaunen zu setzen.

Nach so vielem Bösen, so ich von diesem Roman gesagt habe, wird es Ew. Durchl. vielleicht befremden, daß ich demungeachtet um die übrigen Bände desselben bitte; denn, des wenigen Antheils, den ich an den Hauptpersonen nehmen kann, ungeachtet, ist doch meine Neugier einmal gereizt und ich wünsche zu sehen, durch was für neue Labyrinthe Mad. Stael ihre unglücklichen Leser noch durchpeitschen wird, und was von diesem allen zuletzt der Ausgang seyn kann. Hoffentlich sterben die beiden Verliebten endlich unter der Guillotine; denn, allen bereits gemachten Vorbereitungen nach, werden sie in den folgenden Theilen in die Revolution verwickelt, oder ich wüßte nicht wie Mad. Stael sonst Gelegenheit hätte bekommen können, sich selbst und ihrem Buch den Unwillen des dermalen regierenden französischen Jupiters zuzuziehen.

Ich höre so viel Großes und Außerordentliches von der Braut von Messina, daß ich vor Ungeduld brenne, ihre Bekanntschaft zu machen. Jemand hat es als etwas Sonderbares und Auffallendes bemerkt, daß unser dramatischer Herkules, von den Reizen des schönen Geschlechts bezwungen, gänzlich in die Dienste desselben zu treten scheint, und uns hinter einander mit einer Wittwe von Schottland, einer Jungfrau von Orleans und einer Braut von Messina beschenkt. Der Regierungs-Assessor Müller hat mir versprochen, mich zu benachrichtigen, wenn dieses Stück wieder vorgelesen werde, und ich komme dann in die Stadt, wenn die Luft auch um einen Reaumurschen Grad kälter wäre als der Roman der Frau von Stael.

Es macht mich sehr glücklich, gnädigste Herzogin, daß der Verkauf meines Gutes, wie ich höre, Ew. Durchl. gnädigsten Beifall hat. Ich konnte in jeder Rücksicht nichts Klügeres thun

und was ich auf einer Seite dadurch verliere, wird mir auf allen andern reichlich ersetzt. Das Erfreulichste für mich ist, daß ich die Hoffnung habe, durch Beziehung der ehemaligen Paulsenschen Wohnung bei dem Stadtsyndicus Stötzer einem gewissen Zaubergarten so nahe zu kommen, daß es nur die Vergünstigung eines Schlüssels bedürfen wird, um mit aller Bequemlichkeit, die ich nur wünschen kann, ins Himmelreich einzugehen. Denn das wird für mich immer jeder Ort seyn, wo sich die über alles verehrte und geliebte Fürstin aufhält, deren Huld und herablassende Güte so wohlthätige Sonnenblicke auf den späten Abend meines Lebens wirft.

In tiefer Ehrfurcht

Ew. Durchlauchten

unterthänigster treuverpflichtetster

Wieland.

Oßmannstedt, den 12. Februar 1803.

---

## Briefe von Herder an die regierende Frau Herzogin Louise von Sachsen-Weimar.

Rom, 28. Oct. 1788.

Durchlauchtigste Herzogin!

Vielleicht kommt dieser Brief Euer Durchlaucht wie die Stimme eines aus dem Reiche der Todten: denn da man sich das alte Rom nur als eine Gegend von Ueberbleibseln der Vorwelt denkt, so bin ich vielleicht von Euer Durchlaucht auch längst unter diesen Trümmern im Andenken begraben worden, und mein Stillschweigen hat ohne Zweifel dazu beigetragen. Ueber das letzte will ich kein Wort einer Entschuldigung verlieren. Denn wenn Euer Durchl. die Gnade haben, von meiner Frauen einmal eine Reihe von Umständen meiner Reise und der ersten Wochen, die ich in Rom gehabt habe, sich erzählen zu lassen (Ihnen darf sie nichts verschweigen), so hoffe ich entschuldigt genug zu seyn. Soviel ist gewiß, daß, wenn in jedem Augenblick, da ich an E. D. gedacht habe, indem Ihr edles Bild durch so mancherlei Gegenstände der alten Römerwelt geweckt, oft, sehr oft von selbst vor meine Seele trat, ein erinnerndes Lüftchen E. D. umschwebt hätte: so wären manche große und schöne Bilder Ihrer Seele vorübergegangen, die plötzlich und unerwartet die Römerin an Ihr Vaterland erinnert hätten. Aber leider ists auch so von der andern Seite; in Rom verlernt man das Schreiben. Die Gegenstände dringen zu gewaltig auf die Seele, ihre Zahl und Masse überhäuft und übertäubet, so daß ich noch immer aus jedem hohen Orte, den ich betreten hatte, wie ein Berauschter zurückkam, und mich oft müde und stumm zwischen Statuen oder Trümmern niedersetzen mußte. So ging es mir im Museum des Vatikans; so kam ich vom Capitol, vom Campo vaccino im alten Rom bis zum Colisеum hinab, vom Pantheon, und der Villa Borghese und Albani, aus der Sixtina und Raphaels Stanzen, von den Kaiserpalästen, dem Circus des Caracalla, nebst allem, was dahin liegt, den Bädern des Diokletians u. s. f. ja noch ehegestern aus Tivoli zurück, und habe noch keine Feder ansetzen können, um über das, was ich gesehen und betrachtet hatte, mir selbst einige Rechenschaft zu geben. Man ist, oder wenigstens ich bin in einem Meere, wo große, zuweilen etwas plumpe Wellen einen umbrausen, prächtig heben und dann unvermuthet an eine Klippe werfen, wo man nur sein Haupt sichern muß. Das älteste, alte, mittlere und neue Rom tritt nicht nur mit seinen Gegenständen in wilder, bunter, dissonanter, oft fataler Verwirrung vor die Seele; sondern indem es Ideen weckt, woher denn dies alles geworden? woher es gekommen? wohin und wozu es gewirkt habe? so erliegt mein armer Kopf ganz und gar, so daß ich Gefahr laufe, aus Rom unwissender zu gehen, als ich hineinkam. Wäre meine Reise nicht so unvermuthet gewesen, hätte ich mir vorläufige Notizen nehmen können, wie ich sie jedem andern würde angerathen, ja selbst von ihm würde gefordert haben, wäre ich endlich jünger und hätte mich nicht im Dienst des Staats, der Kirche und der gelehrten Republik so sehr verlebet, hätte ich endlich Geld und könnte wie ich wollte, ja so lang ich wollte reisen, mit der schönen Aussicht, zwanzig Jahre meines Lebens zurückzuhaben und sie anwenden zu können, wie ich wollte; so wäre etwas. Aber nun? — jetzt? — Doch ich mag keinen Calcul ziehen, und dränge mir das arme Wozu? so oft es mir vorkommen will, mit Gewalt weg aus der Seele. Ein sonderbares Schicksal hat mich hergeführt und ich lasse in mich schreiben, was mir das Schicksal vorzeigt. — Verzeihen E. D., daß ich so viel von mir rede; aber ich betrachte mich nur, indem ich dies schreibe, als Werkzeug, durch welches ein Partikel vom Weltgeist gewisse Sachen der Vor- und jetzigen Zeit siehet; man muß eine verzweifelt starke Ichheit haben, wenn man sie in diesem Strom der Dinge vorwiegend jeden Augenblick fühlen wollte. Was mich in der Seele dauert, ist, daß E. D. nach Ihrem Römergeist und Römerherzen, nach der Lectüre, die Sie in Römischen Schriftstellern gemacht, und den Kenntnissen, die Sie sich darinn erworben haben (so daß ich, ohne Compliment zu reden, dagegen ein Kind bin) nicht Einen, Einen

lebendigen Anblick dieser Gegenden haben können. An Genuß denke ich dabei gar nicht; der ist im jetzigen Rom weder zu suchen noch zu finden, aber nur Eine Ansicht wünschte ich E. D. und einen unsichtbaren Spaziergang durch diese Gegenstände. Mit Ihnen auf dem Capitol und seinem Thurme, auf dem palatinischen Berge, an der Ecke des Hauses Augusts zu stehen und umherzuschauen, oder im Friedenstempel des Titus, im Coliseum, im Cirkus, in den Thermen ꝛc. der Kaiser umherzuwandern; das wäre freilich was Großes! Ach, daß Rom so entfernt liegt, und doch ists gut, daß es da liegt; denn seit ich Italien kenne, bin ich sehr gern ein Deutscher.

Die Herzogin Mutter hat ihre Reise über alle meine Erwartung gesund vollbracht, und ist hier sehr fleißig und fröhlich. Sie macht ihren Curs beinah ununterbrochen und beschämt uns hierin am Fleiße: denn wir haben ihn, ohngefähr in der Hälfte, aufgegeben und ich sehe jetzt allein, so weit ich reiche. Nach dem Grunde, der gelegt ist, ist das auch gut: jeder kann nun nach seiner Muße sehen und betrachten. Ehegestern gab uns die Herzogin eine Beleuchtung des Museums im Vatikan mit der Fackel, welches Fest ich mir noch einmal vor meinem Abzuge, aber einsamer wünschte; es ist ein großer Anblick!

Die Nachrichten von der Gesundheit E. D., die mir meine Frau giebt, erfreuen mich sehr; und die andre Hoffnung, die ich durch einen andern Canal erfahren habe, bietet alle meine Wünsche des Herzens auf, daß sie zu E. D. völligsten Freude gedeihen möge. Gott weiß, wie ich E. D. verehre und immer verehren werde; auf dem engen, verworrenen Wege meines Lebens ist das Bild E. D. eine große, schöne Erscheinung gewesen, als daß es nicht mit unter die ewigen Gedanken und Empfindungen gehörte, die nur der letzte Strom, durch welchen wir müssen, aus mir tilgen könnte. Wie vieles ich E. D. schuldig bin, habe ich nie sagen können, vielweniger kann ichs schreiben.

Leben E. D. aufs Schönste wohl und gedenken zuweilen meiner in Güte. Auch bitte ich, die Gnade zu haben, mich bei dem Herzoge über mein Stillschweigen zu entschuldigen: in dem bisherigen Rumor meiner Seele war mir ein vernünftiges Schreiben unmöglich, und wie sehr mein Inneres Ihm für diese jetzige Muße danket, weiß ich, wird Ihm selbst sein Inneres sagen. Ich hatte sie verdient, ja vielleicht noch eine bessere, als wie sie mir das Schicksal bescheert hat; aber was das Schicksal giebt, ist immer das Beste. Ich küsse E. D. ehrerbietigst die Hände, und wünsche Ihnen und allen den Ihren das herzlichste Lebewohl, über den Kirchenstaat, die Apenninen und Alpen hinüber. In tiefster Ehrerbietung beharrend

Euer Herzogl. Durchlaucht
unterthänigster
Herder.

---

Rom, den 14. März 1789.

Ich kann nicht anders, gnädigste Herzogin, als Ihnen nochmals zu Ihrer bevorstehenden Niederkunft das beste, herzlichste Glück zu wünschen; es ist, als ob mich ein Geist dazu treibe. Vielleicht sind Sie schon, wenn dieser träge Brief ankommt, im mütterlichen, freudigen Besitz Ihres Wunsches, der unser aller Wunsch ist; oder, wenn Sie noch darauf warten, o so gebe Ihnen der Himmel eine glückliche Stunde, und Ihr in sich gescheuchter stiller Geist werde durch das Gefühl erquickt, daß der Himmel Sie liebe, und Ihnen dies Geschenk gebe, um Ihren guten Muth zu beleben und Ihre edle Brust zu erweitern.

Ich kann es Ihnen nicht ausdrücken, gnädigste Herzogin, wie sehr mir die Entfernung Ihr Bild erhoben und erleuchtet hat; in so manchem stillen und reinen Augenblick ists vor mir mit einer Innigkeit und Wahrheit erschienen, die sich wohl in kein Wort fassen läßt. Vielleicht ist keiner der Sterblichen gewesen, die Sie kennen, der mit so durchdrungener, inniger Theilnehmung, wie ich, Ihr innerstes Wesen geliebt, und im eigentlichsten Verstande verehrt hat; es waren Zeiten, da ich wirklich mehr in Ihnen, als in mir selbst lebte. Mit der Zeit schrieb ich Ihnen, warum soll ich es bergen, eine gewisse fürstliche Gleichgültigkeit zu, die mich zuerst traurig machte, dann in mich selbst zurückschreckte, weil ich mir nämlich sagte, daß wo der Unterschied des Standes und der Lebensart zu wenig gleichartige Verhältnisse zuläßt, jede nähere Theilnehmung doch immer Thorheit sei, und auf unnütze Weise das Gemüth des Theilnehmenden, der immer als Fremdling dasteht, unglücklich mache. Nie habe ich Ihnen, gnädigste Frau, von diesem allen persönlich eine Sylbe hervorbringen können; die Abwesenheit eines halben Jahres und die Entfernung in ein anderes Land, unter andere Menschen, hat meine Seele in mehr als Einem Betracht so aufgeräumt, daß, indem ich mich selbst und Andere klärer zu erkennen glaube, ich auch gar nicht schaamroth werde, Ihnen diese meine Schuld, die Folge einer vielleicht übermenschlichen Hochachtung, rein zu gestehen Mir ist dabei nicht anders im Gemüth geworden, als Einem, dem sich ein schönes, herrliches Bild entwölkt, das er für Rauch und Nebel lange nicht sehen konnte, und der sich selbst

mit Freude für einen Thoren achtet, daß er den Nebel dem Bilde selbst zuschrieb. Wenn meine Reise zu nichts gut ist, so wird sie's hoffentlich dazu seyn, daß sie meinen Geist entwölkt, mein Herz freier, und ich kann wohl sagen, auch froher und lauterer gemacht hat. Je mehr Menschen man kennen lernt, desto mehr lernt man Menschen unterscheiden, und wenn man, wie ich, so ganz unvermuthet und unvorbereitet, aus Verhältnissen, Sprache, Sitten und allem gesetzt wird, was Jahre lang uns zur Natur geworden war, so ists sehr natürlich, daß Auge, Herz und Geist klärer gewaschen werden. Mit welcher furchtsamen Freude ich also an die Zeit denke, da ich Euer Durchlaucht wiedersehen und nur zuweilen ein Wort mit Ihnen sprechen kann, möge Ihnen ein guter Geist, oder vielmehr Ihr holdes, reines, gütiges Herz selbst sagen.

Von meiner Reise kann ich wenig melden. In Neapel habe ich mich wie neugeboren und verjüngt gefühlt, so daß ich mich aus meinem Leben keiner ähnlichen Metamorphose erinnere; es ist aber auch ein einziges Land von solcher Art in Europa. Das alte Rom kommt mir wie ein Mausoleum vor, in dem ich meine Lection wiederhole, und nach Ostern mit Freude an den Ausflug denke. Es ist mir selbst unlieb, daß Ostern so spät kommt, und daß ich auf die Feierlichkeiten der heiligen Woche so lange warten muß; wäre diese mir nicht im Wege gewesen, so hätte ich mich schwerlich wieder hieher gewöhnet. Zu sehen und zu lernen ist indeß alle Tage, sobald es nur das Wetter zuläßt; diese Wochen indeß ists mindestens schlecht gewesen und vor einigen Tagen hatten wir wieder Schnee. Wie mags bei Ihnen in Deutschland aussehen, hinter den Thüringschen Bergen?

Meine Kinder geben mir zuweilen vom Prinzen, von Euer Durchlaucht giebt mir meine Frau öftere Nachricht; eine der schönsten wirds für mich seyn, wenn ich das lese, wovon der Anfang meines Briefes lautete. Haben Euer Durchlaucht die Gnade, mich dem Herzoge aufs beste zu empfehlen; ehe ich vom alten Rom scheide, nehme ich mir noch die Freiheit an Ihn zu schreiben. Die Herzogin Mutter ist wohl; sie will aber an ihre Rückreise nicht gern erinnert seyn, und sobald man Lust, Geld und Gesundheit hat, mags immer gut seyn, alle vier Jahreszeiten in Italien durchlebt zu haben. Ich für mich aber thue gern Verzicht auf diese Freude; in Rom und selbst in Neapel würde ich nicht bleiben; ich würde mich nach Sicilien hinsehnen, und dazu traue ich nicht meiner Gesundheit. Ich habe ihr indeß von meiner Rückreise noch nichts sagen mögen, ob sie gleich gnugsam merkt, wohin mein Geist fliegt Leben Sie wohl, gnädigste Herzogin, edelste der Frauen, leben Sie tausendmal wohl; der Himmel gebe, daß ich Sie gesund und vergnügt wie den Morgenstern wiedersehe. Ich verharre mit innigster, reinster Verehrung

Euer Durchlaucht

unterthänigster

Herder.

---

## Herder an den Herzog Karl August von Sachsen-Weimar.

Rom, den 29. Nov. 1788.

Euer Herzogl. Durchlaucht verzeihen gnädigst, daß ich erst nach einem Vierteljahre, seit ich in Italien bin, ein Zeichen des Lebens von mir gebe; es ist dies etwas später, als die Kinder im Mutterleibe zu thun pflegen; aber ich bin ein altes Kind, und hatte fürwahr längere Zeit nöthig. Meine Reise in Deutschland war sehr angenehm, alles ging mir auf derselben nach Wunsch und Hoffnung; nachher änderten sich manche Umstände; auch drängten sich so viele Gegenstände neu auf mich, daß ein Monat nach dem andern verging, ehe ich zur Sprache kommen konnte. Endlich glaube ich weit genug zu seyn, um Euer Durchlaucht mit einiger Reife schreiben zu können, wie es hier ist; denn ein leerer Brief voll Höflichkeiten wäre so wenig der Erwartung E. D., als des Postgeldes werth gewesen.

Auf unsrer Reise in Italien haben wir den Weg über Verona, Ancona, Loretto, Terni u. s. genommen. Es sind weniger Merkwürdigkeiten auf dieser Straße, als auf der andern; indessen sind das Amphitheater und Museum in Verona, das Ufer des Adriatischen Meeres, an welchem unser Weg lange fortging, die Handelsplätze des päpstlichen Gebiets Sinigaglia und Ancona, die reiche Toilette der h. Jungfrau zu Loretto, der prächtige und in seiner Art einzige Wasserfall zu Terni, einige Alterthümer und Gemälde dieser Gegenden ungerechnet, unter denen auch einige Raphaels waren, nebst dem ganzen schönen Thal vor Spoleto, den schönsten in den Apenninen, der Aufmerksamkeit wohl werth. Die andern Städte der Lombardei, Florenz und Bologna, sind mir auf meine Rückreise aufgespart, zu welcher die Götter mir gute Vögel senden wollen und wie ich hoffe, senden werden.

Nun waren wir also in der alten Hauptstadt der Welt, und wohl verdient sie diesen Namen mit allen Resten, die der Seele immer neue Fäden der Erinnerung knüpfen, zu deren Entwickelung lange Zeit gehöret. Der Anblick dessen, was die Stadt selbst war, wo sich der römische

Staat entspann, und wo jene Wölfin die beiden Fündlinge säugte; alle die Plätze, wo Schlachten geliefert, geredet, berathschlagt, geurtheilt, gewüthet, gemordet, gespielt, gebadet, und tausend anders tolles Zeug getrieben wurde, das denn insonderheit die Herren Kaiser auf die unverschämteste Weise trieben, geben der Seele wo nicht neue, so doch frische und wahrere Bilder über alles, was man von ihnen gelesen und gehört hat. Ich wollte, ich hätte Rom gesehen, ehe ich den 3ten Theil meiner Ideen *) schrieb; indessen auch jetzt ist von allen diesen Eindrücken und Rectificationen nichts, wie ich hoffe, für mich zu spät, und ich habe auf manchem Spatziergange von ein paar Stunden mehr gelernt, als ich durch das Lesen von Hundert Büchern je würde gelernt haben. Auch Tivoli (das alte Tibur), Fraskati, Velletri habe ich gesehen, und hoffe die ersten mit dem Anfange des Frühlings wieder sehen zu können, wodurch sich denn Horaz und manche andre Stellen der Römischen Geschichte erst recht verklären.

Den schönsten Anblick indessen, von dem, was das alte Rom zeigt, gewähren die Denkmale, die diese Räuber der Welt zusammengeschleppt hatten, so viel deren nämlich die alte Mutter Erde in ihrem Schoos verborgen und aufbewahrt hat: denn der größte Theil ist wohl zerstört oder liegt noch unter der Erde, oder im Schlamm der Tiber. Da muß ich denn nun E. D. bekennen, daß die Schätze der Kunstwerke im Clementino, auf dem Capitol, in der Villa Borghese, Albani, Giustiniani u. s. f. für mich gerade das Reizendste sind, was Rom hat, alle Zeichen und Wunder Raphaels selbst nicht ausgenommen. Die Seele bekommt unter diesen Denkmalen Formen der Wahrheit und Sicherheit, des Anstandes und der Bildung allgemeiner Begriffe, die sie vorher nicht hatte und sonst nirgends in der Welt erlangen kann. Verleihe mir die Muse auch einige derselben; sie aber in Worten wiederzugeben ist äußerst schwer, ja oft unmöglich.

Da ferner alle Bildung christlicher Institute und Formen, die fast 2000 Jahre hin Europa beherrscht haben, von Rom ausgegangen ist, so ist auch dies ein sehr reicher, obgleich nicht so angenehmer Gegenstand, der sich hier in tausend Erinnerungen darbeut. Hier stehen noch die ältesten christlichen Kirchen von Constantins Zeiten an, hier sieht man den Cultus in seiner alten Gestalt, wie ihn Rom allmählig ausdachte, da alle andre Länder ihn nur in verdorbnen Abdrücken zeigen; hundert Sachen der Kirchen- und Ketzergeschichte erklären sich von selbst, sobald man Rom und das Oberhaupt desselben, sammt seinen Mithelfern und dem Volk, auf welches sie am nächsten zu wirken hatten, kennet. Und da die Geschichte der neueren schönen Kunst durch Raphael, Michael-Angelo u. s. fast ganz von Rom ausgegangen, und diese Stadt so glücklich gewesen ist, die besten Werke fast aller großen Künstler entweder zu besitzen, oder sich doch viele Meister mit einem Theil ihrer Arbeiten zuzueignen, wenn jene ihr auch nicht gehörten; so wird die Seele von selbst dahin gezogen, hier und in Florenz die Wiege der neuern schönen Kunst zu finden, und zu untersuchen, woher dies Knäblein oder Mägdlein nicht zur Vollkommenheit und Schönheit ihrer alten unsterblichen Mutter gelangt ist. Zu dieser Untersuchung ist indessen auch Florenz, Bologna, Venedig, Parma, Mailand nöthig, und sie fordert mehr Kunstsinn, Muße und Bequemlichkeit, als ich habe oder in meinem Alter und unter meinen Umständen genießen kann. Mit der Geschichte vieler Wissenschaften, die aus Italien gekommen sind, ists ein Gleiches.

Endlich ist das Theater der Römischen Welt an sich schon auf eine Zeit das Sehenswürdigste, was sich denken läßt; es ist der Hof eines Klosters, in welches Fäden aus der ganzen christlichen Welt gehen und das sich noch auf dem Felsen dünkt, den die Pforten der Hölle nie überwältigen sollen. Jeder nähere Anblick dieser Maschine und ihrer Werkzeuge ist lehrend, und — was auch immer das Resultat sein mag — es ist gut, das Alles gesehen zu haben, ob ich gleich nicht darein verflochten zu sein wünschte. Selbst das Römische Theater mit seinen castrirten Donne gehört zu dieser Klosterzucht und wird deshalb in seiner Art einzig — auf eine Zeit.

Dies, gnädigster Herr, ist der Abgrund, in den ich mich, seit ich in Rom bin, gesenkt fühle; was für Resultate aus diesen Eindrücken erwachsen, weiß ich noch selbst nicht; genug, ich sehe und lerne kennen, wozu sich mir die Gelegenheit darbeut. Seit dem November, da die Villegiatur aufgehört hat, gehört auch die Römische große Welt dazu, in der ich gar, blos um der Kürze der Formel willen, für den Vescovo di Weimar gelte; E. D. können mir also künftig keinen geringern Titel geben, als den mir die Hauptstadt der christlichen Welt mit tausend Complimenten giebt: denn ich passire hier für einen sehr großen Gelehrten. Ich bescheide mich indessen gern, daß es nur ein erborgtes Licht ist, das mir blos die Gegenwart Ihrer Frau Mutter gegeben hat und giebt; ich bin also in meinem Leben nie demüthiger gewesen, als ich in Rom bin, und wünsche, daß ich schon in Neapel oder Florenz wäre

*) Zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

Ihro Durchlaucht die Herzogin-Mutter genießt hier alle ausgezeichnete und ich möchte sagen königliche Ehre. Sie ist vorigen Sonntag dem Pabst vorgestellt worden, und ist mit der Aufnahme sehr zufrieden; der Cardinal Bernis und der Cardinal Staatssecretair wetteifern, ihr den Aufenthalt theils anständig, theils so ruhig zu machen, als es der Zweck ihrer Reise fordert, und mit der nächsten Woche, hoffe ich, sollen manche beschwerliche Ceremonien zu Ende sein. Ihre Gesundheit ist sehr gut, und die Sachen in Rom siehet sie mit einem Interesse und einer Richtigkeit, wie ich's, die Wahrheit zu sagen, nicht geglaubt hätte. Geht alles so gut wie bisher, so wird sie sich ihrer Reise angenehm und mit Nutzen erinnern.

Und nun, gnädigster Herr, da eben das Papier zu Ende geht, möchte ich den Brief erst noch anfangen und E. D. nicht nur für die gnädige Erlaubniß zur Reise, sondern auch für Ihre innere Theilnehmung an derselben aufs Beste danken. Körperliches Vergnügen, weiche Bequemlichkeit und Anmuth hat bisher für mich diese Reise wenig oder nichts gehabt; vielmehr habe ich in meinem ganzen Leben nie unbequemer und unwohllüstiger gelebt, als ich hier lebe; selbst das geistige Vergnügen muß in Rom und in Italien mit mehr Mühe erkauft werden, als manches derselben werth ist. Noch weniger mag ich an meine Jahre, und an die Umstände denken, die mich dort wieder erwarten; ich bin indessen einmal darin und habe gefunden, daß sich aus Allem Gewinn ziehen läßt, wenn es auch nur der wäre, daß man den Kreis, zu dem man gehört, um so lieber gewinnen lernt, und nachdem man alle Herrlichkeiten der Welt gesehen hat, zufrieden in seine Hütte zurückkehret. Sehr oft denke ich unter diesen Empfindungen an E. D. zurück und küsse Sie in Gedanken. Leben Sie wohl und gesund, gn. H., und erhalten mir Ihr Wohlwollen und Ihre mir innigst schätzbare Gnade. Ihrer Frau Gemahlin wünsche ich ein Gleiches und empfehle mich unterthänigst, in treuer Liebe und Ehrerbietung beharrend

Euer Herzogl. Durchl.

unterthänigster

Herder.

---

## Briefe an Andres, von M. Claudius.

### Erster Brief.

Es geht mir eben so, Andres, wenn ich in der Bibel von einem Alten und Neuen Bunde, von einer Connexion und einem Verkehr zwischen dem HOECHSTEN Wesen und unserm Geschlecht lese; ich mache auch oft das Buch zu, und falte die Hände, daß die Menschen vor Gott so hoch geachtet und werth sind!

Es drückt einen das freilich nieder in den Staub; aber man kriegt zu gleicher Zeit Respekt für sich selbst, und wittert Morgenluft — und man kann und kann den Mittler zwischen beiden nicht genug ansehen und lieben, und möchte ihn für andre mit lieben, die es nicht besser wissen.

Der Mensch kann die Wahrheit verkennen, verachten und aufhalten; aber wie umwegs oder verkehrt er es auch treibe, so irrt er sich nur, und mitten in solchem Treiben suchet und meinet er sie. Er kann ihrer nicht entbehren; und es ist nicht möglich, wenn sie ihm erscheint, daß er sein Haupt nicht vor ihr beuge.

Irren ist menschlich, Andres! Aber die Wahrheit ist unschuldig. Sie ist immer bereit und werth, und wird auch wohl am Ende Recht behalten.

Aber es macht Dir graue Haare, schreibst Du, unsern Herrn Christus verkannt und verachtet zu sehen. — Du liebe, gerechte Seele, mag es doch; wer sie um ihn trägt, der trägt mit Ehren graues Haar.

Zwar seinetwegen brauchst Du Dir keine wachsen zu lassen. Er wird wohl bleiben, was er ist. So viele ihrer die Wahrheit nicht erkennen und nutzen, die haben des freilich Schaden; aber was kann es Dir schaden, ob sie erkannt oder genutzt wird, oder nicht? Sie bedarf keines, und es ist die Größe und Herrlichkeit ihrer Natur, daß sie immer bereit ist, von Undank nicht ermüdet wird, und wie die aufgehende Sonne mit den Wolken und Dünsten ringt, um sie zu reinigen und zu vergolden.

Laß sie denn ringen, Andres; und brich Dir auch um was Du nicht ändern kannst das Herz nicht.

Wer nicht an Christus glauben will, der muß sehen, wie er ohne ihn rathen kann. Ich und Du können es nicht. Wir brauchen jemand, der uns hebe und halte, weil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir sterben sollen; und das kann er überschwenglich, nach dem, was von ihm geschrieben steht, und wir wissen keinen, von dem wir's lieber hätten.

Keiner hat je so geliebt, und so etwas in sich Gutes und in sich Großes, als die Bibel von ihm saget und setzet, ist nie in eines Menschen Herz gekommen, und über all sein Verdienst und Würdigkeit. Es ist eine heilige Gestalt, die dem armen Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgehet; und sein innerstes Bedürfniß, sein geheimstes Ahnden und Wünschen erfüllt.

Wir wollen an ihn glauben, Andres, und wenn auch niemand mehr an ihn glaubte. Wer

nicht um der andern willen an ihn geglaubt hat, wie kann der um der andern willen auch aufhören, an ihn zu glauben?

Nur eine so zarte und überirdische Gestalt ist gar zu leicht verändert und verstellt, und sie kann von Menschenhänden nicht berührt werden, ohne zu verlieren. Deßwegen ist auch immer des Zankens und Streitens über ihn unter den Menschen kein Ende gewesen.

Von allen den Streiten sind die, welche die Bibel aufrecht halten und doch alles Uebernatürliche natürlich machen und mit ihrer Philosophie belegen und reimen wollen, unstreitig die schwächsten, denn sie haben weder Verstand noch Muth, und sind nicht Fisch noch Fleisch. Dazu sind sie immer in Noth und kommen nicht zum Ziel, denn es ist viel schwerer, die Vernunft gegen die Offenbarung als die Offenbarung gegen die Vernunft zu retten; und wenn sie nicht zum Ziel kommen, so haben sie nichts.

Wer menschliche Weisheit sein läßt, was sie ist, sich aber bescheidet, daß es eine größere gebe, und Gott Mittel und Wege haben könne, davon der Mensch nicht weiß, und daß es eine Offenbarung über unsre Einsichten sein müsse, und das Unbegreifliche an ihr kein Flecken, sondern, wenn sie sonst das Gepräge göttlicher Liebe trägt, grade ihr Wahrzeichen und ihre Schöne sei, der ist besser daran, und kann allen den Zänkereien unbekümmert zusehen, und indeß in seine Scheuern sammeln.

Alles muß allerdings zusammenhängen, und wird sich auch wohl reimen lassen, wenn die data bekannt sind. Die Spekulanten lassen es sich nicht träumen, daß das brillanteste Feld der Speculation hinter der Kirchmauer liege.

Doch, dem sei wie ihm wolle, Andres; wir glauben der Bibel auf's Wort, und halten uns schlecht und recht an das, was die Apostel von Christus sagen und setzen.

Die ihn selbst gesehen und gehört haben, und an seiner Brust gelegen sind, die sind ihm doch näher gewesen, als wir und die Glosse. Und was auch bisher unter den Gelehrten erfunden sein mag, und wie gut sie auch wissen und verstehen mögen, so scheint es doch, die Wahrheit zu sagen, daß die Apostel es besser wissen und verstehen mußten.

Lebe wohl, Andres, und schreibe bald wieder.

Dein ꝛc.

---

## Zweiter Brief.

Als die Leute in dem Markt der Samariter, bei denen unser Herr Christus Herberge bestellen ließ, ihn nicht annehmen wollten, sprachen seine Jünger Jacobus und Johannes: Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle und verzehre sie, wie Elias that.— Urd das nimmst Du so übel und kannst es den beiden Jüngern nicht vergeben und vergessen! — Du freust einen, Andres! Aber ich kann auf meinen Jakobus und Johannes nichts kommen lassen, und ich muß ihnen bei Dir das Wort reden und ihre Ehre retten.

Vorläufig darf man über das „Feuer vom Himmel fallen lassen" so ängstlich nicht sein, denn es hat damit gute Wege; und wer es kann fallen lassen, der wird schon wissen, was er zu thun und zu lassen hat. Ueber Handlungen höherer Ordnung können wir nicht urtheilen, und so müssen wir auch nicht darüber urtheilen wollen. Die Sache, wovon hier geredet wird, ist blos menschlich, und da will ich, wie gesagt, versuchen, die Donnerskinder mit Dir auszusöhnen.

Erstlich hatten sie das Exempel des Elias vor sich, den sie noch kürzlich in sehr glorreichen Umständen gesehen hatten; und dann suchten sie ihres Meisters Einwilligung, und natürlich auch seine Kraft. Doch, Du pflegst zu sagen: schweige von einem andern, oder setze dich an seine Stelle. Wir wollen uns dann hinsetzen. Es sitzt sich ohnedas an der Stelle so gut.

Christus war mit den Jüngern auf der Reise nach Jerusalem. Er reiste hier eigentlich in Angelegenheiten der Samariter, und that diese Reise, wie alle das andere, um sie und alle Menschen sanft zu betten, und ihnen ewige Herberge zu bereiten. Zwar das mochten die Jünger, ob er ihnen gleich verschiedentlich darüber gesprochen hatte, doch vielleicht noch so ganz nicht begriffen haben. Aber sie waren doch zwei, drei ganzer Jahre mit ihm herumgezogen, und hatten gesehen, daß er nicht seinetwegen umherzog, und nicht gekommen war, sich dienen zu lassen; daß er nichts als Gutes lehrte, und Gutes that, links und rechts, und ohne Ansehn der Person, und daß er sich nicht zweimal bitten ließ, und jedem der sein bedurfte, mit Liebe und Freundlichkeit zuvor kam. Dazu war es itzt das letztemal, daß er ihre Herberge brauchte, denn die Zeit war erfüllt, daß er sollte von hinnen genommen werden, und er ging hier der Schmach und dem Tode entgegen. — Und nun wird ihm das Nachtlager versagt, und seine Boten werden abgewiesen... Andres, kannst Du es den Jüngern übel nehmen, wenn sie da unwillig wurden? Der ist kein schlechter Mann, dem die Galle überläuft, wenn er so Gutes mit Undank belohnen, und Recht und Billigkeit mit Füßen treten sieht!

Und nimm nun noch dazu die Anhänglichkeit und Liebe, womit die Jünger ihrem Herrn und

Meister zugethan waren und anhingen. Wem alles gleichviel und einerlei ist, der hat gut sprechen. Aber, wem es an Etwas gelegen, und in der Brust nicht hohl ist, dem ist anders zu Muthe, als den Eiszapfen am Dache des Toleranz-Tempels. Das Herz hat auch seine Rechte, und läßt nicht mit sich spielen wie mit einem Vogel. Ueberhaupt ist es nicht Unrecht, Auge um Auge, Zahn um Zahn! Und schilt mir den Mann nicht, der für Recht und Billigkeit stehen bleibt, und die Hand an's Schwert legt. Etwas von den Drei-Männer-Trotz, der sich auf nichts in der Welt als auf sich selbst und seine gute Sache stützt, und doch vor der Gewalt und Menge nicht beugen will, ist nicht so übel. „Unser Gott,“ sagten sie, „kann uns wohl erretten; und wenn er es auch nicht thun will, so sollt ihr dennoch wissen, daß wir das goldne Kalb nicht anbeten wollen.“

Kurz, wie es an den drei Männern edel war, daß sie an Feuer nicht dachten, so war es an den beiden Jüngern nicht unedel, daß sie daran dachten.

Freilich, Christus bedräuete sie; und wer das „Feuer vom Himmel“ in seiner Hand, unter seinem durch und durch gewürkten Rock zurückhalten und verbergen, und sich vor Freund und Feind wie ein Verbrecher hinführen lassen konnte, damit der Wille des Vaters im Himmel geschehe, der konnte dräuen, und vor dem hatten die Jünger sich zu schämen, daß sie nicht wußten, wes Geistes Kinder sie waren. Aber ich will auch wissen, daß sie vor einem jeden andern Geist sich nicht zu schämen hatten, und daß der Geist des Christenthums nicht ohne Ursache ein Geist der Herrlichkeit genannt wird.

Gut ist ein ander Ding als edel; und Freiseyn ein ander Ding als an seiner Kette reißen und rütteln. Edle Menschen gibt es von Natur, aber gut ist Niemand, als der einige Gott, und wen der gut gemacht hat.

Dein ꝛc.

---

## Dritter Brief.

Ich soll Dir das weiter aus einander setzen.— Edel ist: Ahnung der Heimath; das Gute in Feindes Land; der König im Gefängniß. Wer Freude am Guten hat und gerne gut wäre, und mit sich kämpft und streitet, daß er's sey, der ist ein edler Mann.

Was soll ich Dir viel aus einander setzen? Du weißt ja, besser als ich, wie es geht. Man will gern immer — das Eitle nicht lieb haben, unparteiisch seyn, nicht böse werden, wenn man beleidigt wird, geistlich gesinnt seyn u. s. w.; aber man kann es nicht. Wenn auch auswendig, so geht es doch inwendig nicht rein ab. Und wenn auch das Feld behalten wird, so ist darum doch kein Friede. Der Feind bleibt im Lande, und man muß mit dem Gefangenen sich placken und plagen.

All Fehd ein Ende, und rein Haus machen, das ist die Weisheit Gottes, welche die Edeln gelüstet zu schauen, die Weisen wissen, und die Thoren verachten.

Edel ist also nicht gut; aber es ist darum edel und nichts gemeines, und ihm gebührt Ehre und Achtung von Jedermann, wo es sich sehen läßt.

Von den Mund-Edeln, die nämlich nur von Edel und Gut sprechen und schreiben, tiefgelehrt oder ungelehrt, ist hier die Rede nicht. Die werden gar nicht mitgezählt.

Ohne Kampf und Verläugnung gibt es keinen Adel und wahren Werth für den Menschen, und ohne Kampf kennet er die Kluft nicht, die in unserm Inwendigen zwischen Wollen und Seyn, zwischen Edel und Gut befestigt ist, und kann sie nicht kennen. „Die auf dem Meere fahren, die sagen von seiner Fährlichkeit. — Daselbst sind seltsame Wunder, mancherlei Thiere und Wallfische; durch dieselben schiffet man hin.“

Erfahrung machet den Meister. Und nur die, welche sich in den Defileen und Labyrinthen jener großen Kluft versucht, und mit den seltsamen Wundern und mancherlei Ungeheuern vor den Thoren des Friedens gekämpft und sich selbst daran gewagt haben, nur die können wissen, ob es dort Mühe und Fährlichkeit hat, und ob man dort eines heiligen Zweiges bedarf oder nicht. Und es wäre sehr lustig zu sehen, wenn ein Stubenzeichner einen solchen edeln Ritter und Veteran, der unter den Waffen an Ort und Stelle grau geworden ist, aus seinen Landkarten zurecht weisen und eines bessern belehren wollte.

Du siehst denn, welchen Leuten die Religion gleichgültig und entbehrlich bedünken kann, und welchen Leuten sie unentbehrlich und heilig ist; und daß diese, alle Complimente bei Seite gesetzt, sich ihrer Anhänglichkeit und Achtung nicht zu schämen brauchen.

Leb wohl, Andres

---

## Vierter Brief.

Du möchtest gern den Sinn der unterirdischen Unternehmungen in der Mythologie der alten Völker wissen, und warum doch die großen heroischen Menschen, die feurigen Sucher und Liebhaber der Wahrheit, in die Unterwelt herunter gestiegen sind. —

Ich denke, Andres, weil sie, was sie suchten, hier oben nicht haben finden können. Wer hier seine Gnüge findet, der muß mit unvollkomm-

ner, sichtbarer, veränderlicher und vergänglicher Natur genug haben. Wenn also eine vollkommne, unsichtbare, unveränderliche und unvergängliche Natur der Freund war, den ihre Seele liebte, so mußten sie ihn anderswo suchen gehen. Seine Fußtapfen fanden sie in dem sichtbaren und vergänglichen wohl, aber ihn fanden sie da nicht.

Doch, warum grade unter der Erde die Veredelung sein selbst suchen? —

Wird doch nichts in der Luft gesäet! Samen und Thierarten legen in der Erde die Schale ab, ehe sie ihre neue Gestalt und Existenz erhalten. Gehen doch auch die Menschen leiblich in die Erde, ihren Staub abzuschütteln und der Wahrheit näher zu kommen. Vielleicht, daß daher ein Bild genommen ist; oder weil das Weizenkorn, ehe es Frucht bringet, zuvor ersterben, und also einen Schritt rückwärts, herunter, thun muß; oder, weil die Weisen sich fügen wollten in die Ideen der Welt, die dort Schätze vermuthet und sucht; oder, weil der ihrige da gefunden wird, wo es Mühe kostet, hinzukommen, und wo nicht ein jeder von Hause aus hinsehen kann. Vielleicht ist's auch noch anders, Andres, ich weiß nicht; aber, mich dünkt, wenn wir hätten erfinden sollen, wir hätten auch, die Schwärmer in der Luft, und die wahren ernsthaften Liebhaber unter der Erde suchen lassen.

Offenbar muß man von Erde und Himmel und von allem, was sichtbar ist, die Augen wegwenden, wenn man das Unsichtbare finden will. Nicht, daß Himmel und Erde nicht schön und des Ansehens werth wären; sie sind wohl schön, und sind da, um angesehen zu werden. Sie sollen unsre Kräfte in Bewegung setzen, durch ihre Schöne an einen, der noch schöner ist, erinnern und uns das Herz nach ihm verwunden. Aber, wenn sie das gethan haben, dann haben sie das ihrige gethan, und weiter können sie uns nicht helfen.

Der Mensch ist reicher als sie, und hat, was sie nicht geben können. Alles, was er um sich her Leben haben sieht, stirbt; und er weiß von Unsterblichkeit. Er sieht in der sichtbaren Natur nichts als Zeitliches und Oertliches, und er weiß von einem Ewigen und Unendlichen. Er sieht nur Mannichfaltigkeit, lauter Zerstreutes und Zerstückeltes; und doch will er immer einen, unter Eins fassen, aus Einem herleiten u. s. w.

Wie und woher könnten ihm solche heterogene und bewundernswürdige Dinge kommen, wenn sie nicht aus ihm selbst kämen, und in ihm nicht etwas Heterogenes und Bewundernswürdiges wäre.

Selbst die Weisheit und Ordnung, die der Mensch in der sichtbaren Natur findet, legt er mehr in sie hinein, als er sie aus ihr heraus nimmt. Denn er könnte ihrer ja nicht gewahr werden, wenn er sie nicht auf etwas, das er in ihm hat, beziehen könnte, so wie man ohne Maaß nicht messen kann. Himmel und Erde sind für ihn nur eine Bestätigung von einem Wissen, des er sich in sich bewußt ist, und das ihm die Kühnheit und den Muth gibt, alles zu meistern und aus sich zu rectificiren. Und mitten in der Herrlichkeit der Schöpfung ist und fühlt er sich größer, als alles was ihn umgibt; und sehnt sich nach etwas anderm.

Andres, der Mensch trägt in seiner Brust den Keim der Vollkommenheit, und findet außer ihr keine Ruhe. Und darum jagt er ihren Bildern und Conterfey's in dem sichtbaren und unsichtbaren Spiegel so rastlos nach, und hängt sich so freudig und begierig an sie an, um durch sie zu genesen. Aber Bilder sind Bilder. Sie können, wenn sie getroffen sind, sehr angenehm überraschen und täuschen, aber nimmermehr befriedigen. Befriedigen kann nur das Wesen selbst, nur freies Licht und Leben — und das kann ihm Niemand geben, als der es hat.

Gott befohlen, Andres.

Dein ꝛc

---

## Fünfter Brief.

„Und es begab sich darnach, daß er in eine Stadt mit Namen Nain ging, und seiner Jünger gingen viel mit ihm, und viel Volks.

„Als er aber nahe an das Stadtthor kam, siehe, da trug man einen Todten heraus, der ein einiger Sohn war seiner Mutter; und sie war eine Wittwe, und viel Volks ging mit ihr.

„Und da sie der Herr sahe, jammerte ihn derselbigen, und sprach zu ihr: weine nicht!

„Und trat hinzu, und rührte den Sarg an; und die Träger stunden. Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, stehe auf!

„Und der Todte richtete sich auf, und fing an zu reden. Und er gab ihn seiner Mutter."

Man kann eine solche Geschichte nicht lesen, ohne die Mutter selig zu preisen, und den Todten und die Träger, und alle Menschen, die dabei waren! aber doch sonderlich die Mutter. Du weißt, Andres, wenn man ein Kind schwer krank hat, das man gerne behalten will, wie man da geht und die Hände ringt, und immer hofft, auch wenn man nicht mehr kann und sollte. Man hofft noch immer, und hört auch nicht auf, so lange die Kranke noch lebendig und im Bette ist. Wenn sie aber auf dem Brett liegt, wenn der Sarg kommt und die Träger, und die Todte hinaus getragen wird, dann muß man wohl

aufhören, und bleibt dann nichts übrig, als hinter den Sarg herzugehen und zu weinen.

Die Wittwe zu Nain scheint auch keinen andern Rath gewußt zu haben, und sie hoffte wohl auch nicht mehr, als sie, hinter der Leiche her, aus dem Stadthor ging. Und es würde ihr auch nicht anders, als uns andern ergangen seyn, ihr Kind wäre eingesenkt und mit Erde beschüttet worden, und sie hätte allein wieder zurück gehen müssen, wenn nicht unser lieber Herr Christus gerade des Weges hergekommen wäre, und sie ihm mit der Leiche begegnet wären.

Und darum ist es eben so groß und erfreulich, daß er einmal auf Erden gewesen ist, und Menschen das Glück haben konnten, ihm zu begegnen.

„Und als sie der Herr sahe, jammerte ihn derselbigen, und sprach zu ihr: weine nicht."

Es ist immer etwas über alle Maaßen Zartes und Großmüthiges in dem Benehmen Christi. Wer nicht helfen kann, hat gewöhnlich Mitleiden, und wer Mitleiden hat, kann gewöhnlich nicht helfen. Auch ist mancher mitleidig, weil die Reihe auch an ihn kommen kann; weil er den andern braucht, oder ihm Verbindlichkeit hat u. s. w. Hier ist das alles ganz anders. Auch, nach dem ersten Ansehen hatte die Wittwe Recht, Mitleiden von Christus zu erwarten und zu fordern; nach der Wahrheit aber war ein anderes Verhältniß zwischen ihm und ihr. Vor ihm war sie, was wir alle sind, undankbare Kinder, eine ungerathene Tochter, die ihres Vaters Haus muthwillig verlassen und sich selbst unglücklich gemacht hatte; und Christus war der Vater, der ihr nachgegangen war, um das verlorne Kind aufzusuchen, und der sie nun hier in einer elenden Hütte mitten unter den bittern Folgen ihrer Vergehung antraf. Sie mußte sich schämen, ihm vor die Augen zu kommen, und hatte nichts als Vorwürfe zu erwarten und verdient.

Aber, „als sie der Herr sahe, jammerte ihn derselbigen, und er sprach zu ihr: weine nicht!"

Und das war ihm noch nicht genug. Er wollte nicht allein vergeben und vergessen, sondern auch in der gegenwärtigen Lage und Verlegenheit Rath schaffen.

„Und er trat hinzu und rührte den Sarg an, und die Träger stunden."

Vermuthlich kannte die Wittwe den Herrn Christus nicht, und wird also in ihrem Schmerz nach dem Rabbi und seinem: weine nicht! wohl nicht sonderlich hingehört haben. Sie hat gewiß den Sarg mit keinem Auge verlassen, und von dem Rabbi nichts erwartet — noch nicht, als er hinzu trat, und den Sarg anrührte, und dem Jüngling aufzustehen gebot.

Als aber der Kopf aus dem Sarge empor kam, als der einzige Sohn sich aufrichtete und anfing, zu reden, und ihr wieder gegeben wurde . . . Andres, wie wird sie da den wunderbaren Rabbi angesehen, sich vor ihm auf die Erde hingeworfen, und ihm Hände und Füße geküßt haben!

Und was meinst Du von den Umstehenden? — Lucas sagt: „es kam sie alle eine Furcht an, und preiseten Gott rc.;" und das scheint mir sehr natürlich. Denn so rührend die Scene auch immer seyn mochte, so mußte doch das höhere Interesse die Oberhand gewinnen. Man verliert die Wittwe aus den Augen, und zittert, und preiset Gott, daß es also wahr ist, daß im Tode nur das Gehäuse und die Hülse zerfällt; daß der Geist des Menschen nach dem Tode übrig bleibt, und man wahrhaftig auf Wiedersehen rechnen kann.

Andres, die in den Gräbern sind, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören und herfür gehen. . .

---

Aber auch die Todten, die nicht in den Gräbern sind, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören und herfür gehen.

Sein Reich war nicht von dieser Welt. Ob er gleich Herr und Meister der sichtbaren Natur war, und seine Lehre über alles wohlthätig auch für dies Leben ist, und er selbst, im Leiblichen immer und bei aller Gelegenheit half und diente, so war doch dies eigentlich sein Feld und Gebiet nicht. Er war gesetzt über das Unsichtbare, und ein Pfleger der heiligen Güter. Und alle seine sichtbaren Werke und Wunder waren seine kleineren Nebenwerke, die er verrichtete und that, um die Menschen über die größeren zu belehren, und ihnen, durch das was sie sahen, die Augen zu öffnen über das, was sie nicht sahen.

Als er dort zu dem Gichtbrüchigen sprach: „Sey getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben;" so wird der Gichtbrüchige selbst zwar wohl inne worden seyn und gewußt haben, was das sey, wenn Christus einem Menschen seine Sünden vergibt; aber, die Schriftgelehrten, die umher standen, wußten es nicht, und hatten deswegen ihre Bedenklichkeiten. Und Christus sagte: „auf daß ihr wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, auf Erden die Sünden zu vergeben, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: „stehe auf, hebe dein Bette auf und gehe heim!" Und er stund auf und ging heim.

So auch hier. Die Auferweckung eines Todten ist freilich ein großes Werk; aber es gibt noch ein größeres. Wie Geist und Willkür größer und edler ist, als Leib und Mechanismus,

so ist auch die Auferweckung des geistlichen Jünglings zu Nain, oder die Herstellung unsers Geistes in seine ursprüngliche Herrlichkeit ein ander Werk. Aber dieß hohe und eigentliche Werk Christi ist unsichtbar. Damit wir aber wüßten, daß er der von der Welt her erwartete, und von allen guten Menschen begehrte, Held und Helfer sey, und Macht habe, den erstorbenen Geist des Menschen zu wecken, so weckte er leiblich-todte. Und die das hörten und um die Wahrheit bekümmert waren, die wußten, weil Niemand die Werke thun kann, daß er sey ein Lehrer von Gott kommen; und gingen zu ihm, um bei ihm Rath und Trost für ihre Seele zu finden.

Menschen können keinen geben, was sie auch sagen und versprechen. Sie können von der Leiche wohl reden, können sie kleiden und mit Blumen schmücken, ihr den Kopf und die Hände zurecht legen ꝛc.; aber todt ist todt, und sie bleibt stille und stumm im Sarge liegen. Wenn aber Christus den Sarg anrührt, so richtet der Todte sich auf, und fängt an zu reden.

Durch Worte und Floskeln wird aus dürrem Winterholz kein grünes; wohl aber durch ein gleichartiges Leben.

---

### Sechster Brief.

Es war einmal ein Edler, deß Freunde und Angehörige durch ihren Leichtsinn um ihre Freiheit gekommen, und im fremden Lande in eine harte Gefangenschaft gerathen waren. Er konnte sie in solcher Noth nicht wissen, und beschloß, sie zu befreien.

Das Gefängniß war fest verwahrt, und von inwendig verschlossen, und Niemand hatte den Schlüssel.

Als der Edle sich ihn, nach vieler Zeit und Mühe, zu verschaffen gewußt hatte, band er dem Kerkermeister Hände und Füße, und reichte den Gefangenen den Schlüssel durch's Gitter, daß sie aufschlössen und mit ihm heim kehrten. Die aber setzten sich hin, den Schlüssel zu besehen und darüber zu rathschlagen. Es ward ihnen gesagt, der Schlüssel sey zum Aufschließen, und die Zeit sey kurz. Sie aber blieben dabei, zu besehen und zu rathschlagen, und einige fingen an, an dem Schlüssel zu meistern, und daran ab- und zuzuthun.

Und als er nun so nicht mehr passen wollte; waren sie verlegen, und wußten nicht, wie sie ihm thun sollten. Die andern aber hatten's ihren Spott und sagten: der Schlüssel sey kein Schlüssel, und man brauche auch keinen.

---

### Siebenter Brief.

Es ist immer so, Andres, die Hauptpunkte einer Religion sind verhüllt und zugedeckt, und ist das heilige Abendmahl allerdings ein Geheimniß. Dafür haben es die Anhänger Christi von Anfang an genommen, und dafür nimmt es auch Luther. Auch pflegten die ersten Christen es gerne im Geheim zu halten, und noch in den Zeiten des öffentlichen christlichen Gottesdienstes mußte die übrige Versammlung abtreten.

Wie es nun überhaupt mit Geheimnissen ist; wer sie nicht weiß, der erklärt sie, und wer sie erklärt, der weiß sie nicht. Erzwingen und mit Gewalt nehmen lassen sie sich nicht; wer sie aber zu verdienen sucht, und sich dem Besitzer zum Freunde zu machen weiß, der erfährt sie bisweilen. Darum wollen wir ehrerbietig und demüthig vor der Thür dieses hochheiligen Geheimnisses stehen bleiben, und die Außen-Seite ansehen, schlecht und recht, und wie die Bibel sie gibt. Sie liegt Jedermann offen, und ist, so wie der ganze letzte Abend und Abschied, — als in dieser Welt nichts anders; wie denn auch ein solcher Abend und Abschied in dieser Welt nur Einmal gewesen ist.

Wie Christus selbst sagt, und die ganze Christenheit glaubt, bezieht das Alte Testament sich auf das Neue. So hohe geistige Ideen, als die, von himmlischen Gütern, von einer unsichtbaren Befleckung und einem geistlichen Fall, die geschehen waren, von unsichtbarer Reinigung und einem Wiederhersteller, der versprochen war und zu seiner Zeit kommen werde ꝛc., konnten unter den ersten Menschen, die den großen Begebenheiten näher waren, wohl von Mann zu Mann fortgepflanzt werden; sie würden aber mit der Zeit für die Welt erloschen und verloren gewesen seyn, wenn sie nicht von den alten Weisen und Propheten unter einer sinnlichen Hülle öffentlich vor die Augen gebracht und beständig gehalten worden wären. Moses war vor allen andern ein solcher Weise und Prophet, und er knüpfte diese Hüllen, um ihnen desto mehr Interesse zu geben, an die politische Geschichte seines Volks, damit es ihnen „ein Zeichen sey in ihrer Hand und ein Denkmal in ihren Augen, auf daß des Herrn Gesetz sey in ihrem Munde, daß der Herr sie mit mächtiger Hand aus Egypten geführt habe." — Und man kann den Mosaischen Gottesdienst, außer dem, was er in sich war, als die allervollkommenste Prophezeihung ansehen, die wir von Christus haben. Die Schrift sagt auch, daß hinfort kein Prophet aufgestanden sey wie Mose; und Moses redete noch auf dem Berge mit Christus über den Ausgang, welchen er sollte erfüllen zu Jerusalem.

Die heiligen Schriften des Neuen Testaments drücken sich sehr bestimmt darüber aus, daß der Leib und das Blut Christi das Reinigung- und Erlösungsmittel für den gefallenen Menschen sey.

„Opfer und Gaben hast du nicht gewollt, aber den Leib hast du mir zubereitet.“

„Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde.“

„Nun aber hat er euch versöhnet mit dem Leibe seines Fleisches durch den Tod.

„Und wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöset seyd von euerm eiteln Wandel, nach väterlicher Weise, sondern mit dem theuern Blut Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes.“

„Moses hat euch nicht Brod vom Himmel gegeben, sondern mein Vater giebt euch das rechte Brod vom Himmel.“

„Ich bin das lebendige Brod, vom Himmel kommen; wer von diesem Brod essen wird, der wird leben in Ewigkeit. Und das Brod, das ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt.“ —

„Werdet ihr nicht essen das Fleisch des Menschensohns, und trinken sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch.“

Wir mögen nun verstehen oder nicht verstehen, was der Leib und das Blut Christi sey, nach der Bibel muß der Mensch sie genießen und ihrer theilhaftig werden, wenn er genesen will. Und so hatte Moses ein Osterlamm angeordnet, das genossen werden mußte, und mit dessen Blut „beide Pfosten an der Thür und die Oberschwelle bestrichen wurden, daß der Würgengel vorüber gehe.“ So waren Opfer, und ein Hoherpriester, der am Versöhntage mit Blut in's Heilige ging, u. s. w.

Diese Hüllen und Schatten der himmlischen Güter bestanden noch zu Christi Zeiten, und nun war die große Stunde gekommen, wo sie ausgedient hatten, und das wesentliche Opfer, das durch jene bedeutet war, selbst geopfert werden sollte.

„Wir haben auch ein, Osterlamm, Christus für uns geopfert.“

„Am Ende der Welt ist Christus einmal erschienen, durch sein eigen Opfer die Sünde aufzuheben.“

„Christus ist kommen, daß er sey ein Hoherpriester der zukünftigen Güter, durch eine größere und vollkommnere Hütte, die nicht mit der Hand gemacht ist, das ist, die, die nicht also gebauet ist. Auch nicht durch der Böcke oder Kälber Blut, sondern er ist durch sein eigen Blut einmal — in den Himmel selbst — eingegangen, und hat eine ewige Erlösung gefunden.“

Entweder, oder! Wir müssen die Bibel zerreißen, oder festhalten an dem Bekenntniß: „Für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden;“ wie es auch bisher bei'm Genuß gesagt und geglaubt wird.

Daß die ganze Sache über unsre Einsicht ist, und wir sie nicht verstehen, ist nicht wider sie. Denn sie soll nicht Menschen-Witz und Werk seyn; und wird, in unserer und in den Traditionen aller Völker, wo davon dunkler oder heller geredet wird, als höheren Gehalts und Ursprungs gegeben. Und wenn in dieser Sache ein Wille erscheint, der mit unbegreiflicher Erbarmung will, so kann es nicht befremden, wenn sein Verstand ihm gewachsen ist.

Uebrigens genießen wir jeden Tag und Augenblick Wohlthaten, die wir nicht verstehen. Wir werden geboren und gesäuget, und holen Odem und verstehen nichts. Wir verstehen auch die leibliche Medicin nicht, die wir einnehmen, und doch hilft sie uns und rettet uns bisweilen das Leben. Der Kunstverständige versteht sie, und weiß sie zuzurichten. Und darum ist ein Unterschied zwischen einem Weisen und einem — Nicht-Weisen. Die Nicht-Weisen mögen unwahr und ohne Grund seyn; aber die Sache kommt von guter Hand.

Aber ich komme wieder zu dem letzten Abend, wo er seinen Vertrauten über das, was bevor stand, und über das neue Gesetz und Testament die nöthige Auskunft geben, und Abschied von ihnen nehmen wollte.

Andres, der Abschied des Socrates aus der Welt war sehr schön und rührend; auch als Socrates mit seinen Jüngern ausgeredet hatte und den Giftbecher nun ansetzte und trank, weinten sie und warfen sich an die Erde. Aber hier ist es mehr, als Socrates; hier ist die Herrlichkeit Gottes; und man will vergeben, so wie er, dem Tode geweiht und schon gesalbt zu seinen Begräbniß, in den großen gepflasterten Saal herein tritt, und sich neben dem Osterlamm hinsetzet.

Mich hat herzlich verlangt, sagte er zu den Zwölfen, dies Osterlamm mit euch zu essen, ehe denn ich leide.

Wie er hatte geliebt die Seinen, so liebte er sie an's Ende. Man kann sich nicht satt daran lesen, wenn er, der solch ein Werk zu vollbringen und solch einen Kelch zu trinken vor sich hatte, noch bei der letzten Mahlzeit den Johannes an seiner Brust zu Tische sitzen läßt, und den Jüngern Bissen eintaucht und giebt; wenn er so bekümmert von dem Jünger spricht, der ihn verrathen werde, den Verräther nicht nennen will, und nur ihn selbst fühlen läßt, daß er sein Geheimniß wisse; wenn er dem Petrus, der sich vermaß, von dem Hahn sagt, der nicht

zweimal krähen werde; wenn er hingehen will, den Jüngern die Stätte zu bereiten; wenn er seine Freunde nennt; wenn sie ihn wieder sehen sollen, und ihr Herz sich freuen und ihre Freude Niemand von ihnen nehmen soll ꝛc.

Doch in diesem heiligen Kreise war nicht bloß von einem Abschied von Freunden, sondern von größern Dingen die Rede. Und er unterrichtete seine Boten und die künftigen Lehrer der Welt noch einmal von dem Geheimniß des Reiches Gottes. — Eins mit dem Vater, das ist das Ziel; er sey der Weg, die Wahrheit und das Leben, und niemand komme zum Vater als durch ihn; wenn er nicht hingehe zum Vater, so komme der Tröster nicht zu ihnen; wenn er aber hingehe, wolle er ihn senden, den Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgehet und den die Welt nicht kennt und nicht empfahen kann; und der werde bei ihnen bleiben ewiglich, und in ihnen seyn, und sie würden dann alles wissen, und ihre Bitten würden geschehen.

Aber eine Lehre, die solche Verheißungen und Macht dem Menschen giebt, konnte mißverstanden werden. Damit aber die Jünger wüßten, was sie meine und wes Geistes Kind sie sey, stand der Herr und Meister, als „er wußte, daß ihm der Vater alles hatte in seine Hände gegeben und daß er von Gott kommen war und zu Gott ging," auf, legte seine Kleider ab, nahm einen Schurz und umgürtete sich, goß Wasser in ein Becken und wusch ihnen die Füße.

Wie wird Dir, Andres, wenn Du IHN Fuß waschen, mit dem Schurz und dem Becken in der Hand von einem Jünger zum andern gehen siehst?

Und wenn man dann an die und jene denkt, die sich nach seinem Namen nennen!

Aber sie sind auch nicht sein, und können sich nennen, nach wem sie wollen.

Keiner, und hätte er aller Sternen Lauf erfunden, und trüge Kron' und Scepter und wär' ein Herr der ganzen Welt, wenn er nicht das alles und sein eigen Leben für ihn vergessen kann, der ist sein nicht werth.

Seine Lehre war nicht für diese Welt, und ihre Hauptseiten sind darüber hinaus und unsichtbar. Weil sie aber doch in dieser Welt seyn sollte, so mußte sie eine sichtbare haben, und die Welt wissen, wes sie sich zu ihr zu versehen habe. Und der Stifter gab dies Beispiel der Demuth und Entäußerung, und setzte die Liebe als das Kenn- und Wahrzeichen seiner Jünger.

So groß und hehr nun auch alle diese Belehrungen und Eröffnungen waren, und so viel erfreuliches Licht auch daraus den Jüngern über das neue Gesetz und Testament aufgehen mußte, so blieb doch der Stein auf ihrem Herzen, und es fehlte noch ein Aufschluß.

Er hatte in der Schule zu Capernaum, als er von den Kräften seines Leibes und Blutes redete, den Genuß derselben ausschließlich als das Mittel des Lebens und einer ewigen Vereinigung mit ihm gesetzet; und nun wollte er hin gehen zum Vater, von ihnen weg und wo sie ihm nicht folgen konnten.

Natürlich war ihr Herz, wie die Schrift sagt, voll Trauerns worden, weil er solches zu ihnen geredet hatte. Und Du kannst denken, Andres, sie saßen um ihn und sahen ihn an, und sehnten sich nach seinem Leib und Blut.

Lege Deine Stirn auf die Erde.

Und „er nahm das Brod, dankete und brach's, und gab's den Jüngern, und sprach: nehmet, esset, das ist mein Leib."

„Und er nahm den Kelch, und dankete, gab ihnen den, und sprach: trinket alle daraus, das ist mein Blut des Neuen Testaments, welches vergossen wird für Viele, zur Vergebung der Sünden."

Das sagte er, und mehr hat es ihm nicht gefallen zu sagen.

Und darauf ging er hinaus, den Haß und die Verachtung der Welt zu verdienen und ihnen „das gute Werk zu erzeigen von seinem Vater, um welches sie ihn steinigen."

---

## Der Entenmann zu Nürnberg an seinen Gönner in Weimar.

Von Heinrich Meyer.

### Erster Brief.

Sie haben, mein Herr, vor vielen Jahren, als ich noch auf dem Brunnen des hiesigen Gemüsemarktes stand, mich mit besonderm Wohlgefallen betrachtet, auch seither sich bei mehreren Reisenden angelegentlichst nach mir erkundigt, und sollen, wie ich höre, betroffen, ja sogar ein wenig traurig gewesen seyn, mich, als Sie zwei Jahre nach unserer ersten Bekanntschaft mir wieder einen Besuch machen wollten, nicht mehr an meinem gewöhnlichen Platze zu finden. Wahrlich dergleichen lebhafte Zuneigung habe ich schon seit ein paar Jahrhunderten entbehren müssen, und da ich, obschon nur ein schlichter nürnbergischer Bauersmann, doch ein wenig ehrsüchtig bin, so war mir das Lob, welches Sie mir bei jeder Gelegenheit ertheilten, sehr angenehm, dergestalt, daß ich mich dadurch angereizt fühle, mein sonst immer streng beobachtetes Stillschweigen zu brechen und Ihnen, so gut ich als ungeübter Briefsteller es vermag, von meinem Her-

kommen, erdulteten Schicksalen, gegenwärtiger Noth und verborgenem Aufenthalt Nachricht zu geben.

Vor ungefähr dreihundert Jahren, oder mehr, hat mich armen Entenmann ein damaliger tüchtiger, ehrenfester Rothgießermeister, Namens Hans Wurzelbauer, verfertigt, breitgeschultert, keck auf den Füßen stehend mit Hut und Jacke, dazu zwei Enten unter den Armen tragend, gerade so wie ich noch bin. Seit derselben Zeit habe ich von meinem Brunnen herab gar mancherlei mit angesehen; das Elend des dreißigjährigen Krieges, auch ein wenig Pest, zweimal Hunger und den allmähligen unaufhaltbaren Verfall meiner guten Vaterstadt Nürnberg, bis dieselbe endlich gar unter fremde Herrschaft gerathen ist. Dieses Letztere hat mir, ungeachtet ich ein festes, gleichsam ehernes Herz habe, doch sehr leid gethan. Mir ahndet, es möchte dahin gekommen seyn, daß künftig meines Gleichen in Nürnberg keine mehr gegossen werden; ja ich will nicht einmal von neuentstehenden Werken reden, es wird sogar große Kunst und viel Glück erfordern, wenn nur ich und meine Verwandten (ich meine die Herren Apostel und Propheten am Sankt Sebaldus Grabmal) uns vor dem Schmelztiegel retten wollen. Glauben Sie, mein Herr, ja nicht, daß ich mir dießfalls Sorgen ohne Grund mache; was anderen begegnet ist, weiß ich nicht genau, ich aber für meine Person habe schon zweimal nicht geringe Gefahr gelaufen. Erstlich kam einst des Nachts ein frecher Dieb, der mich vom Fußgestelle hob und bald nach Fürth getragen hätte, wo ich von den Juden unfehlbar zu tausend und aber tausend Zahlpfennigen vermünzt worden wäre. Die Flucht zu nehmen war mir nicht möglich, denn ich bin etwas ungelenk, aber ich machte mich schwer und das half; denn der Dieb vermochte mich nicht zu halten und ich entfiel seinen Händen in den Wasserkasten des Brunnens mit so großem Geräusch, daß er im Schrecken darüber eiligst davon lief. Weil nun in Nürnberg eben damals die Polizei keine guten Augen hatte, so lag ich mehrere Jahre von Schlamm bedeckt unter Wasser, bis man endlich einmal den Brunnen abzapfte, mich wieder fand und an meine gewohnte Stelle setzte.

Die Zeit, wo ich unter Wasser gelegen, wird gerade mit jenen Tagen zusammentreffen, als mich Ew. Wohlgeboren gesucht und nicht gefunden hatten; einige Personen, welche Acht auf mich hatten geben sollen, hielten mich für verloren; viele Andere sahen sich auch schon vorher nie nach mir um, und so ist es geschehen, daß Ihnen damals Niemand nähere Nachricht von mir ertheilen konnte.

Das zweite Mal bin ich noch näher daran gewesen, ein schmähliches Ende zu nehmen. Kurz nachdem Nürnberg unterwürfig geworden, erschienen eine Anzahl tölpischer Gesellen, um aufzuräumen; diese hatten unter anderm auch das schöne messingene Gitter von Peter Vischer auf dem Rathhaus als geschmacklos und altväterisch dem Gießer verhandelt, und eines Tages schlich sogar ein solcher Hungerleider mit verdächtigen Gebärden um mich herum; er schien an den Fingern abzuzählen, wie viel ich wohl an Gewicht halten und folglich auf der Auktion gelten könnte. Da überlief mich's glühend heiß, mir war als stecke ich bereits im Tiegel und als bliesen schon die Bälge, um mich zu Knöpfen, Leuchtern, Biegeleisen und Kramergewichten umzugestalten. Wie ich die Gefahr überstanden und bis jetzt noch ganz geblieben bin, weiß ich nicht zu erzählen, der Schrecken raubte mir damals auf einige Zeit alle Besinnung.

Es wäre vermessen, wenn ich mich auch gegenwärtig für ganz sicher halten wollte; denn Metall ist, wie jedermann weiß, eine gesuchte Waare, und so könnte es leicht begegnen, daß man mich, meines hohen Alters ungeachtet, doch noch zwingen wollte, etwa als Haubitze einen oder ein Paar Feldzüge mitzumachen, welches mir, da ich ein friedliebender ehrlicher Bauersmann bin, gar nicht angenehm wäre. Meine beiden Enten sollen, so Gott will, auch künftighin, wie sie immer gethan, Wasser speien, nie aber Feuer; denn das ist Drachenart.

Die Noth nun, in der ich mich sonach befinde, hat mich zu ernstlichem Nachdenken und auf allerlei Einfälle gebracht. Erstlich erfordert meine Sicherheit, daß ich mich einstweilen verborgen halte, und also bin ich vom Gemüsemarkt weg an einen abgelegenen Ort der Stadt zu einem Töpfer gezogen, wo ich bei müßigen Stunden mich abgießen lasse, und wenn Ew. Wohlgeboren oder einer von Ihren kunstliebenden Freunden Ebenbilder von mir in Gyps oder in Thon zu haben wünschte, so wird Ihnen mein ehrbarer Meister Hauswirth gegen eine geringe Erkenntlichkeit mit dergleichen aufwarten. Ich meines Orts will nicht läugnen, daß ich auf diesem Wege etwas mehr bekannt und berühmt zu werden hoffe, als ich es bisher gewesen bin, damit meine Feinde künftig desto weniger wagen dürfen, sich an mir zu vergreifen. Unterdessen wollte ich bei Ew. Wohlgeboren doch unterthänigst anfragen und bitten, ob Sie durch Ihre Verhältnisse und mittelst der guten Meinung, die Sie von mir hegen, es nicht etwa dahin bringen könnten, mir in irgend einem Museum eine geringe Stelle auszumachen. Zu dieser Zeit, wo baares Geld bei uns eine wahre Seltenheit

ist, erstünde mich ein Liebhaber vielleicht um sehr mäßigen Preis. Raum nehme ich nicht viel ein und kann allenfalls ohne Obdach im Freien aushalten; mein Unterhalt wird also wenig Kosten verursachen; zwar ist nicht zu läugnen, daß vormals, als ich noch auf dem Brunnen stand, meine Aufseher oft etwas für Reinigen und Scheuern in Rechnung gebracht; allein ich schwöre heilig, es hat mich niemals eine Hand berührt, ausgenommen damals, als ich aus dem Schlamme hervorgezogen wurde.

Wollen Ew. Wohlgeboren mir auf dieses Schreiben gefälligst antworten, so thun Sie es durch sichere Gelegenheit; verschiedene Rücksichten bewegen mich zu solcher Bitte. Erstlich wüßte ich wahrlich nicht, wo ich armer Entenmann das theure Postgeld hernehmen sollte, ja wenn Sie auch großmüthigerweise den Brief an mich frankiren wollten, so würde doch der Briefträger wenigstens seinen Kreuzer begehren. Zweitens möchte ich nicht gerne bekannt werden lassen, wo ich mich jetzt aufhalte, und vornehmlich nicht, daß ich allenfalls auszuwandern Lust habe. Nun heißt es aber allgemein, das Postgeheimniß werde nicht immer gehörig respektirt, und darum wäre es wohl am Besten, wenn ich Ihre Meinung durch irgend einen vertrauten Freund erfahren könnte.

Sie erinnern sich doch meines kleinen hübschen Brüderchens, ich meine des Kindes von Erz auf dem Brunnen im Hofe des ehemaligen Rathhauses, ebenfalls wie ich von Hans Wurzelbauer gegossen. Nun das befindet sich auch noch am Leben und läßt Sie schönstens grüßen. Ich verbleibe

Ew. Wohlgeboren
treu ergebener
Entenmann zu Nürnberg.

---

Zweiter Brief.

Hochgeachteter Herr! Geehrtester Gönner!

Seit langem habe ich Ihnen nicht geschrieben; als es das Letztemal geschah, befand ich mich beim Töpfermeister um abgegossen zu werden, und war damals in doppelter Presse, einmal im Gipsmantel bis an mein Hütchen steckend und mehr noch beklemmt von der Furcht, an Trödler verkauft, eingeschmolzen, in Lampen, Leuchter, Schellen, Knöpfe und dergleichen verwandelt, oder gar zu Rechenpfennigen ausgeprägt zu werden. Nun, diese gefährliche Zeit ist vorüber; Gunst, Glück und mir bewiesene Achtung von fremden hohen Personen verhalfen mir endlich wieder zu meiner alten Stelle auf dem Brunnen des Gemüsemarktes, wo ich früher so lange gestanden und nun schon seit mehreren Jahren abermals stehe, ganz still und ruhig, wie ich immer gewesen bin, doch frisch ausgeputzt und angestrichen, damit das alte abgeriebene Messing an meinem Gewand und meinen Enten nicht weiter zum Vorschein kommen soll. Sie müssen aber darum nicht glauben, daß ich stolz oder hoffärtig mich meines alten Rockes geschämt; nein, ich hätte ihn lieber getragen, wie der ehrbare Meister Wurzelbauer mir denselben vor bald dreihundert Jahren zu machen für gut befunden; aber da meine alte Vaterstadt Nürnberg in der letztvergangenen Zeit eben auch galanter geworden und ihren ehemaligen räucherigen Ernst abgelegt, so mußte ich mir eine etwas schmuckere Tracht gefallen lassen; die Verschönerungs-Kommission, die hier ihr Wesen treibt, wollte es nicht anders; so bin ich herzlich froh, bloß mit neuem Anstreichen davon gekommen zu seyn und daß mein kleines Persönchen bei'm allgemeinen Aufräumen nicht gar weggeräumt worden.

Jüngling darf ich mich freilich nicht mehr nennen, trage jedoch mein eigenes Haar, ein Umstand, dessen wenige meines Alters sich rühmen können, bin auch eben noch nicht sonderlich grau; von Zipperlein, Gicht, Chiragra und dergleichen ganz frei; bediene mich überdem keiner Brille, obschon gegenwärtig manche jüngere Leute solches zu thun pflegen. Diese meine gute Gesundheit rührt aber einzig von der äußerst mäßigen Lebensweise her und weil ich schon geraume Zeit die homöopathischen Regeln streng beobachte, beständig im Freien mich aufhalte, gewöhnlich nur reines Regenwasser, bei trockenem warmen Wetter sogar nur Thautropfen trinke. Ich weiß überhaupt von keinem Uebel und leide durchaus nicht von Alterbeschwerden, nur daß, vom langen Stehen vielleicht, mein eines Bein (ich glaube das linke) etwas krumm worden ist und ich mich anlehnen muß; auch die Hände sind unbehülflich zum Schreiben, deßwegen will ich einstweilen abbrechen und gelegentlich diesen Brief weiter fortsetzen. —

Nach langem Rasten bin ich nun wieder zum Schreiben aufgelegt, greife in meinen Busen und finde den angefangenen Brief an Sie, geehrtester Gönner, welchen ich jetzt fortsetzen und, so mir's gelingt, zu Ende bringen will.

Schon ein Paar Jahre oder mehr noch sind verflossen, seit Sie eines Abends hier auf den Krautmarkt kamen, mir einen zwar kurzen, doch wohlgemeinten Besuch zu machen. Das war gütig von Ihnen, edel, wenn ich so sagen soll, und hat mein ehernes Herz erquickt! wie gerne hätte ich Sie willkommen geheißen, allein es konnte

Aufsehen erregen und mir armem Entenmann von der Polizei oder gar vom Konsistorium böse Händel zuziehen. Selbst die Hand konnte ich Ihnen nicht reichen, weil ich meine beiden Wasser speienden Enten beständig pflegen und halten muß; aber ich bemühete mich, recht freundlich auszusehen, und ich denke, Sie werden es bemerkt haben, indem Sie zweimal um mich und meinen Brunnen herumgingen, vergnüglichen Blickes zu mir emporsehend. Doch so angenehm Ihr Besuch mir auch war, lief derselbe gleichwohl nicht ohne eine kleine mir widerfahrne Kränkung ab. Sicher erinnern Sie sich noch des alten häßlichen Marktweibes, welches, als Sie betrachtend vor mir standen, zu Ihnen trat und unter vielem Geschnatter behaupten wollte: das Entenmännchen da habe sich selbst gegossen! Daß du an der abscheulichen Lüge ersticktwärest, altes Sibyllengesicht! Ich ehrlicher Entenmann sollte mich selbst gegossen haben? Wisse, garstige Hexe! das that in allen Ehren mein wackerer Meister Hans Wurzelbauer, welcher sich nie mit Teufelskünsten und schnödem Zauberwerk abgegeben, sondern ein frommer Nürnberger Bürger war, schlecht und recht, und zur löblichen Gesellschaft der Rußigen gehörte, deren Haupt der Biedermann Peter Vischer gewesen ist. Darum sollst du, böses Lästermaul, meinen und meines Meisters guten Namen unangetastet lassen.

Bald wäre ich in Eifer gerathen, welches mir sonst nicht oft begegnet; aber, es geht mitunter gar zu toll her in unserem renovirten Nürnberg, und man kann sich nicht immer gehörig mäßigen. Doch ich bin schreibensmüde, die Hand ist mir schon steif geworden; darum leben Sie wohl, werthester Gönner, und behalten bis auf Weiteres in geneigtem Andenken Ihren treu ergebenen

Entenmann.

---

## Brief von Johanna Schopenhauer.

Weimar, den 18. October 1806

Daß ich noch lebe, siehst Du wohl; zugleich will ich Dir nur versichern, daß wir Alle wohl sind, und Keinem in unserm Hause etwas zu Leide geschehen ist. Ich habe ehegestern, da ich kaum mich ein wenig gesammelt hatte, Dir ein Paar Zeilen geschrieben, um Dich zu beruhigen; denn ich fürchte, Du wirst meinetwegen sehr besorgt sein; aber ich weiß nicht, ob Du sie erhalten wirst. Die Posten gehen noch nicht; morgen, heißt es, geht die erste, und ich schreibe dies in Vorrath. Jene Zeilen hat ein französischer Officier durch einen preußischen gefangenen Officier unversiegelt befördert; der Preuße wurde weiter transportirt und hat versprochen, meinen Brief mit der ersten Gelegenheit auf die Post zu geben. Ich hoffe, er hat es gethan; aber es ist doch möglich, daß dieser Brief eher ankommt. Nun will ich Dir in der Kürze die Geschichte — —

Den 19. October.

Hier wurde ich gestern unterbrochen; wir leben noch in sehr unruhigen Tagen; ich werde auch diesen Brief nicht eher abschicken, bis ich gewiß weiß, daß er ankommt, denn ich möchte diese Geschichte nicht gern wieder zu erzählen haben. Ich schreibe Dir indeß mit jeder Gelegenheit ein paar unbedeutende Zeilen, in der Hoffnung, daß doch etwas davon ankommt; denn wirklich, Du mußt unsertwegen in Aengsten sein. Nun laß Dir erzählen; ich hole aber weit aus; auch ist mein Kopf noch gar nicht wieder recht beisammen; ich hoffe, das soll sich im Schreiben finden, Schreiben war von jeher ein calmant für mich. Wann ich Dir zuletzt schrieb, weiß ich nicht mehr; auch kann ich jetzt nicht zu meinem Schreibekasten kommen, um nachzusehen; ich weiß, daß damals Alles hier voll Preußen und Sachsen war und Niemand die Nähe dieser schrecklichen Katastrophe ahnte. Guter Gott! hätte ich gewußt, was uns bevorstand, zu Fuße wäre ich fortgelaufen und hätte sehr übel daran gethan, denn jetzt ist's überstanden und ich und die Meinigen sind gerettet. Mein Logis im Erbprinzen wurde durch die Menge Fürsten und Generäle die dort logirten, sehr unbequem, ich eilte, meinen eigenen Heerd zu haben, und bezog den 8. October meine Zimmer, die ganz nach meinem Geschmacke eingerichtet waren, und in welchen ich nur noch für die Gardinen und dergleichen zu sorgen hatte.

Den 28. September war ich angekommen, damals war die preußische Armee in der Nähe, aber noch nicht in der Stadt. Den 1. October zog sie hier durch nach Erfurt zu, wo man die Franzosen in der Nähe vermuthete, das dauerte bis zum 3. oder 4. etwa. Ich beschrieb Dir damals all den militairischen Pomp; Alles hoffte, Niemand konnte vermuthen, daß Thüringen der Schauplatz des Krieges bleiben würde. Den 3. October war eine eigene Bewegung in der Armee, Truppen, die unlängst durchgezogen waren, kamen zurück. In den folgenden Tagen kam Alles wieder von Erfurt; in und um unsere kleine Stadt war ein Heer von über 100,000 Mann Preußen und Sachsen. Die Soldaten waren mißmuthig über die unnützen, ermüdenden Märsche, die Landeseinwohner über die starke Einquartirung und daraus entspringende Theurung; man hoffte noch, aber ein düsterer Geist ging durch alle Gemüther; man hoffte und zit-

terte. Ich wollte fort, aber wo sollte ich hin? Alle riethen mir zu bleiben. Ich mußte wohl bleiben, denn es waren keine Pferde mehr zu haben, nicht einmal zu kaufen; auch machte Niemand Anstalt zu entfliehen. Den 9. oder 10. October traf der König mit der Königin, der Herzog von Braunschweig und viele Generäle hier ein; die Herzogin reiste ab. Ein Lager wurde von Erfurt bis zum Ettersberge, eine Meile von hier jenseits Weimar aufgeschlagen, welches sich bis dicht an unsern Park erstreckte. Man erfuhr mit Gewißheit, daß die Franzosen auf der Seite, wo man sie nicht vermuthete, hereingebrochen wären, daß sie Coburg und Saalfeld im Besitze hatten, man hörte von fern kanoniren, man wußte nicht, was man denken sollte; man glaubte, sie zögen auf Dresden und Leipzig, und der König, die Königin und der Herzog von Braunschweig waren ruhig hier, die Armee im Lager. Jedes Herz klopfte vor Ungeduld über alles dieses. Den 11. erfuhr ich, daß der General von Kalkreuth hier wäre. Ich schickte ihm meine Adresse. Er sprach selbst mit Duguet*) und sagte ihm, er würde den Abend zu mir kommen. Wir sahen nun flüchtige, verwundete Sachsen und Preußen zurückkommen, das entfernte Kanoniren hatte fast alle die Tage nicht aufgehört. Wir erfuhren, daß eine zu kleine Armee, angeführt vom Prinzen Louis, nach einem achtstündigen Gefechte gänzlich bei Rudolstadt geschlagen worden wäre; der Prinz, dessen schöne Gestalt wir noch vor wenigen Tagen bewundert hatten, war geblieben, er wollte sich nicht ergeben, er wollte dies nicht überleben. Der Anblick der Flüchtigen, noch mehr der Verwundeten, war gräßlich, es fielen herzzerreißende Scenen vor. Auf der Straße sah ich einen Officier geritten kommen, dieser fragte einen verwundeten Cürassier: „Wißt Ihr etwas vom Rittmeister Bär?" — „Der ist todt," war die Antwort, „ich sah ihn fallen"; und der Officier war sein Bruder. Ich war noch immer entschlossen, fortzugehen, allein ich hatte keine Pferde; auch sagte mir Jedermann, persönlich würde mir nichts geschehen, wenn ich in der Stadt bliebe, aber die Wege wären unsicher. Ich blieb, suchte immer im voraus nach Pferden, ließ einpacken und wollte erst Kalkreuth sprechen; er schrieb mir diesen Abend, er könne nicht kommen, er würde den folgenden Tag, den 12. kommen. — Man beruhigte sich. Den 12. besuchte mich erst Bertuch, der mich sehr beruhigte; man glaubte bestimmt, die Franzosen zögen nach Leipzig, Alles könne gut werden, wir wären nicht in Gefahr. Kurz darauf meldete man mir einen Unbekannten.

*) Ein französischer Bedienter der Verfasserin.

Ich trat ins Vorzimmer und sah einen hübschen ernsthaften Mann im schwarzen Kleide, der sich tief mit vielem Anstande bückte und mir sagte: „Erlauben Sie mir, Ihnen den Geheimen Rath Goethe vorzustellen. Ich sah im Zimmer umher, wo der Goethe im Bildniß wäre; denn nach der steifen Beschreibung, die man mir von ihm gemacht hatte, konnte ich in diesem Manne ihn nicht erkennen. Meine Freude und meine Bestürzung waren gleich groß und ich glaube, ich habe mich deshalb besser benommen, als wenn ich mich darauf vorbereitet hätte. Als ich mich wieder besann, waren meine beiden Hände in den seinigen, und wir auf dem Wege nach meinem Wohnzimmer. Er sagte mir, er hätte schon gestern kommen wollen; beruhigte mich über die Zukunft und versprach wieder zu kommen. Der Tag ging ruhig hin, Lager und Alles blieb wie es war. Den Abend kam der General von Kalkreuth; er hatte sich's ausgebeten, mich allein zu finden und ich war allein. Er war gegen mich wie sonst, übrigens rieth er mir auch, zu bleiben bis zum Nothfall, schien sehr unzufrieden mit dem Gange der Dinge, sagte mir, die Feinde seien in Naumburg und hätten dort das Magazin abgebrannt. „Bleiben wir morgen noch hier," sagte er, „so sind wir verloren. Ich glaube, Sie riskiren nichts, wenn Sie bleiben; wollen Sie aber fort, so gehen Sie nach Erfurt, von dort nach Magdeburg und wohin Sie weiter wollen. Er wollte mir viel von der Lage der Dinge sagen, indeß trat sein Adjutant herein und meldete ihm, daß man wieder eine starke Kanonade höre. Er konnte kaum Abschied nehmen und eilte zum König. Es war schon spät; aber ich bat noch Conta, der seit einigen Tagen bei mir und im Hause war, meinen Paß zum Herzoge von Braunschweig zu tragen, um ihn unterzeichnen zu lassen, was auch geschah. Pferde hoffte ich noch immer zu bekommen, obgleich auf der Post keine waren und die Bürger keine geben durften. Ich war noch nicht entschlossen zu gehen, aber ich wollte auf den Nothfall bereit sein. Riedel und mein Landsmann Falk*) kamen noch, Letzteren hatte ich versprochen mitzunehmen, um ihn vor dem Schicksale des Buchhändlers P. zu bewahren. Ich trug ihn auf, sich auch einen Paß zu verschaffen, nach Pferden zu suchen und jede Stunde bereit zu sein, er sowohl als Riedel**) hielten die Gefahr noch nicht für dringend. Wir lasen das Manifest, das ich erhalten hatte, und trennten uns recht ruhig. Montag den 13. Mor-

*) Der bekannte Satyriker.

**) Nachheriger Kammerdirector, Erzieher des jetzigen Großherzogs.

gens, ging ich mit Conta*) und Adelen ins Lager; das Wetter war alle diese Tage himmlisch schön; das Leben und Treiben im Lager, der schöne Park, der Sonnenschein erheiterten mich. Beim Nachhausegehen sahen wir alle Officiere vor des Königs Hause und den König am offenen Fenster. Mit Mühe drängten wir uns durch. Zu Hause hörte ich, Kalkreuth wäre dort gewesen; er hatte Sophien gesagt, er würde um zwei Uhr abreisen, er würde mich nicht mehr sehen können, er bäte, ich möchte ihm einige Zeilen zum Abschiede schreiben. Das that ich; ich bat ihn, mir zu sagen, ob ich fliehen sollte und wohin, und mir Pferde zu verschaffen, und vor zwölf Uhr. Ich ging also zur Hofdame der verwittweten Herzogin, Fräulein von Göchhausen, die in der Zeit meine Freundin geworden war, ins Schloß, um etwas Neues und Bestimmtes zu hören; ich traf sie gerade mit der Herzogin auf der Treppe. Ich ward sogleich der Herzogin auf der Treppe vorgestellt, die schon von mir gehört hatte, und beängstigt wie sie war, mich doch sehr freundlich aufnahm und mich mit in ihr Zimmer nahm. Hier kamen verschiedene Officiere, alle mit beunruhigenden Nachrichten. Man hörte wieder stark kanoniren. Das Lager, von welchem ich eben kam, wurde abgebrochen; Alles machte sich marschfertig. Wie sie fort waren, mußte ich mich zur Herzogin setzen; ich blieb eine gute halbe Stunde bei ihr; wir suchten auf der Charte den Weg, den Kalkreuth mir vorgeschlagen hatte. Die Königin war eben nach der andern Seite hin aufgebrochen. Die Herzogin sagte mir, sie ließe Alles einpacken zur Reise, und rieth mir ein Gleiches zu thun. Pferde konnte sie mir nicht geben, sie hatte kaum selbst welche, auch war sie nur reisefertig, nicht zur Reise entschlossen. Sie wollte mir wissen lassen, wann und wohin sie ginge; so schied ich von ihr. Zu Hause fand ich Kalkreuths Antwort. Er schrieb mir, wenn es ihm möglich wäre, würde er noch einen Augenblick zu mir kommen, übrigens hätte ich, wenn beide Herzoginnen hier blieben, als Privatperson nichts zu fürchten. Pferde hätte er nicht, übermorgen würden Postpferde zu haben sein, dann möchte ich über Erfurt, Langensalza nach Magdeburg oder Göttingen reisen, diese Route wäre sicher. Ich beruhigte mich also, weil ich mußte. Das Gewühl der abziehenden Truppen in der Stadt, die Abreise des Königs, alles das benahm mir allen Sinn für eigene Gefahr, die in der That Niemand so nahe glaubte. Gegen vier Uhr, da die Trommel seines Regiments schon zweimal gegangen war, kam Kalkreuth selbst. Er war sehr bewegt und zugleich voll der großen Ereignisse, die ihm bevorstanden. Er konnte mir nichts sagen, unser Abschied war wirklich erschütternd; da ging die Trommel zum dritten Male und er riß sich los. Mir that das Herz weh, den schönen alten Mann so hingehen zu sehen. Ich weiß noch nicht, was aus ihm geworden ist.

Dieser Abschied und der ganze Wirrwarr des Tages hatten meine Kräfte erschöpft; ich schickte Sophien*) mit Adelen in die Komödie, wo eben Fanchon gegeben wurde, um allein zu sein. Ich lag ganz still auf meinem Sopha, die Todtenstille nach dem Lärmen aller dieser Tage war entsetzlich.

Um 7 Uhr hörte ich wieder Fahren und Lärmen in den Straßen. Nun wurde es mir im Hause zu enge; ich ließ mich von Duguet zu Riedel's bringen, nur durch große Umwege konnte ich bis zu ihnen kommen; alle Straßen waren voll Pferde und Wagen; es war die Bagage, die der Armee folgte. Bei Riedel's sprachen wir uns wechselseitig Muth ein; die allgemeine Meinung war noch immer, die Franzosen wären bei Leipzig, unsere Armee ginge ihnen dorthin entgegen, wo wahrscheinlich eine Schlacht erfolgen würde. Ich ging zu Hause, Riedel begleitete mich; das Gewühl war geringer geworden, die meisten Wagen schon fort. Ich fand Sophien und Adelen ganz lustig aus der Komödie zu Hause. Wir gingen ohne Sorgen zu Bette. Ich wachte des Nachts oft auf, Alles war still wie das Grab, und mir schauderte bei dieser Ruhe nach all dem Lärmen, den wir bisher Tag und Nacht gehabt hatten. Ich stand erst halb 8 Uhr auf, die Schlacht hatte schon vor 6 Uhr bei Jena angefangen. Du kennst den Weg von Weimar nach Jena; Du weißt die Felsen, die mit Mauern versehen sind, damit die Wagen nicht in den steilen Abgrund fallen**), unten im Abgrunde liegt das Mühlthal, dort waren die Franzosen, der Kaiser unter ihnen. Der Nebel war so dick, daß man im Anfange nichts sah; der Kaiser — ich weiß es von Augenzeugen — stand vor einem Wachtfeuer und wärmte sich, und fragte immer, ob man die Preußen nicht sähe. Da sah man sie auf der Höhe blinken. Die wüthenden Franzosen klimmten die steilen Felsen hinan. Der Sieg blieb eine Weile unentschieden, aber alle Augenblicke stießen frische Truppen zur französischen Armee. Die Preußen kämpften wie Löwen, aber die Uebermacht war zu groß, sie wurden aus ihrer vortheilhaften Position, die auch wohl nicht genug benutzt wurde, vertrieben, und den Erfolg weißt Du. Ich erfuhr

*) Ein vieljähriger Freund der Verfasserin, jetzt Vicepräsident zu Weimar.

*) Duguet's Frau.

**) An der ehemaligen Landstraße, die Schnecke genannt.

erst gegen 9 Uhr von Demoiselle Conta, die bei uns im Hause ist, daß man kanoniren höre und eine nahe Schlacht vermuthe. Nun rief ich Sophien, mein Schmuck ward in mein Corsett genähet, das ich anzog; ich hatte mir Tags vorher von einem hiesigen Kaufmann 50 Louisd'or in Silber gegen einen Wechsel geben lassen, um mein Gold zu schonen, denn es war keins mehr in der Stadt zu haben. Ich hatte noch über 100 Louisd'or in Gold, die in eine Art Gürtel genäht waren, den Sophie auf den bloßen Leib band. Mein Silberzeug hatte ich schon eingepackt; dies, die Wäsche und was ich sonst der Mühe werth hielt und fortnehmen durfte, ohne das Haus ganz zu entblößen und Verdacht zu erregen, wurde in eine kleine Kammer neben meinem Boden gebracht und eine Menge Holz und Reisig darüber geworfen, so daß es wie eine Holzkammer aussehen mußte. Andere Dinge wurden im Keller vergraben und eine Menge Kartoffeln darüber geworfen; in weniger als anderthalb Stunden war Alles in Ordnung; Conta, sein jüngerer Bruder und ein Liebhaber einer unserer Mädchen, der zum Glück da war, halfen meinen Leuten redlich. Meine Wirthin, die Hofräthin Ludekus*), war zu mir gekommen, wir gaben einander die Hand darauf, Alles zusammen zu tragen und den Muth nicht zu verlieren, komme, was da wolle. Diese wirklich brave Frau hat uns Alle mit ihrer Entschlossenheit beseelt. Um 10 Uhr ließ mir die alte Herzogin sagen, sie reise in einer Stunde nach Erfurt, ich möchte mich an sie anschließen, wenn ich Pferde hätte. Ich hatte keine, und ergab mich mit Muth in mein Schicksal. Die gute Ludekus wollte mich mit Adelen zur Gräfin Bernstorf bringen, die als Dänin sicher zu sein glaubte, aber Sophien und Duguet konnte ich nicht mitnehmen. Wie konnte ich die treuen Menschen verlassen? Ich blieb, und wohl mir, daß ich es that! Wir setzten uns, Madame Ludekus, Mademoiselle Conta, ich, Adele und Conta, gelassen in mein Zimmer im ersten Stocke und machten Charpie, worum uns die Regierung hatte bitten lassen. Das waren schwüle Stunden, mein Freund; die Kanonen donnerten von fern, Alles war in der Stadt wie ausgestorben. Die Sonne schien auf die grünen Bäume vor meinem Fenster. Alles war Ruhe von Außen, und welcher Sturm, welche Angst des Erwartens in unseren Herzen! Doch sprachen wir gelassen und munterten einander auf. Die gelassene Ergebung der Ludekus war unbeschreiblich tröstend. Ich folgte ihr so gut ich konnte, nur durfte ich nicht auf meine Adele sehen, dann war's mit meinem Muthe aus. Adele selbst war ruhig, unbefangen, ein wahres Kind, und mir ein tröstender Engel. Nun kam eine gute Nachricht über die andere. Bertuch und viele Freunde versicherten uns, die Preußen siegten. Wir Armen hofften mit Angst, es war sehr quälend. Conta ging ins Schloß und brachte von dort die Nachricht, die Herzogin hätte einen Jäger auf's Schlachtfeld geschickt, der dieselbe Nachricht brächte. Es schlug 12 Uhr, wir hörten nicht mehr die Kanonade. Welche bange Stille! In der Zeit war Sophie nicht müßig. Wir ließen Brot und Fleisch aufkaufen, so viel wir bekommen konnten; Sophie ließ kochen und braten, Duguet mußte 50 Bouteillen Wein aus dem Keller holen. Man hatte uns diese Vorsicht gerathen, weil dies das Erste sei, wonach die Franzosen fragen, und man mich warnte, sie in den Keller zu lassen. Mad. Ludekus that dasselbe. Um 1 Uhr klopfte ein Freund ans Fenster und rief uns zu: „Sieg, vollkommener Sieg!" O, mein Gott! wir fielen einander in die Arme, wir wußten nicht wie uns war, aber auf mein Herz fiel eine unsägliche Angst, eine Ahnung von Unglück, wie ich sie einmal auch schon gehabt habe. Jetzt erst zitterte ich und schalt mich selbst darum. Wenig Minuten darauf entstand ein entsetzliches Geschrei auf den Straßen. „Die Franzosen kommen!" Hunderte von Menschen strömten nach dem nicht weit entfernten Markte. Wir machten erschrocken die Fenster auf, eine preußische Schildwache rief uns zu: „Es ist nichts, sie bringen Kriegsgefangene! Wirklich sahen wir einige Kriegsgefangene verwundet vorbeibringen. Ich sah einen über und über mit Blut bedeckten Chasseur, den ein braver sächsischer Kürassier gegen die Insulten des Pöbels vertheidigte. Der Anblick jagte mich vom Fenster. Ich mußte aber doch wieder hin. Nun kamen Reiter, Sachsen und Preußen, eine unzählige Menge Bagagewagen in wilder Unordnung, in voller Carrière gejagt. Nun war's mit dem Hoffen vorbei; wir gaben einander stumm die Hände, und gingen hinauf in die Zimmer der Hofräthin, die eine Treppe hoch und folglich etwas sicherer uns dünkte. Noch kamen Freunde, die uns sagten, die Bagage der 20,000 Mann, die noch frisch im Lager ständen, hätte nur retiriren müssen, weil jene vorgerückt wären, und diese nicht ohne Schutz zurück lassen könnten. Andere sagten, es stände freilich nicht so gut als vorhin, aber noch wäre nichts verloren. Ach! aber es waren leidige Tröster, nicht mehr die frohen Gesichter von vorhin. Nun donnerten die Kanonen wieder, und näher und näher, fürchterlich nah. Conta war nach dem Schlosse gegangen und brachte die Nachricht, es wäre vorüber, die Wachen wären vor dem Schlosse und an den Thoren schon abgelöst. Wir sahen die Sachsen wieder traurig vorbeireiten. O, mein

*) Als Schriftstellerin unter dem Namen „Amalie Berg" bekannt.

Arthur! die Erinnerung allein macht mich jetzt beben. Jetzt ras'ten die Kanonen, der Fußboden bebte, die Fenster klirrten. O Gott, wie nahe war uns der Tod! Wir hörten keinen einzelnen Knall mehr, aber das durchdringende Pfeifen und Zischen und Knattern der Kugeln und Haubitzen, die über unser Haus und funfzig Schritte davon in Häuser und in die Erde flogen, ohne Schaden zu thun, Gottes Engel schwebte über uns. In mein Herz kam plötzlich Ruhe und Freudigkeit, ich nahm meine Adele auf den Schooß und setzte mich mit ihr auf das Sopha, ich hoffte, eine Kugel sollte uns Beide tödten, wenigstens sollte Keine der Andern nachweinen. Nie war mir der Gedanke an den Tod gegenwärtiger, nie war er mir so wenig fürchterlich. Adele hatte sich den ganzen Tag, selbst in diesem schrecklichen Momente, nicht aus der Fassung bringen lassen. Keine Thräne sah man, noch hörte man Angstgeschrei von ihr; immer ging sie neben mir, und wenn's ihr zu viel ward, küßte sie mich und drückte mich an sich, und bat mich, nicht in Angst zu sein. Auch jetzt war sie ganz still; aber ich fühlte die zarten Glieder wie von Fieberfrost beben, und hörte wie ihre Zähne an einander schlugen. Ich küßte sie, bat sie, ruhig zu sein, wenn wir stürben, so stürben wir ja mit einander, und ihr Zittern legte sich und sie sah mir freundlich in die Augen. Ich war in der That damals weit ruhiger, als ich es jetzt bin, da ich Dir die Schreckensscene erzähle. Gott gab mir großen Muth, wie mir es Noth darum war; die Ludekus war ganz gelassen, die arme Conta folgte unserm Beispiele und verbarg wenigstens ihre Angst. So saßen wir; da schwiegen die Kanonen, aber nun hörten wir in den Straßen ein fürchterliches Musketenfeuer, einen dumpfen Lärm vom Markte her, und das Trappeln der fliehenden Preußen durch die Straßen. Jetzt wieder einige Minuten die fürchterliche Stille des Erwartens, da trat Conta's jüngerer Bruder mit der Nachricht herein, sie wären da, er hätte die Generäle vor dem Schlosse absteigen sehen, sie sähen gar prächtig aus, voll Gold und Silber. Auf dem Markte lägen viele todte Preußen und Franzosen, übrigens verkauften sie schon erbeutete Pferde auf dem Markte rc. Da kam Sophie mit der Nachricht, wir hätten fünf Husaren im Quartier; sie schienen ganz artig, einer darunter war Sophiens Landsmann. Ihre Forderungen waren Essen, Wein, Fourage. Sie waren freilich etwas ungestüm; doch Conta und Sophie beschwichtigten sie, und wir gaben her, was wir konnten. Die Einquartirung geht freilich nur den Hauswirth an, aber es wäre mir in dem Augenblicke unmöglich gewesen, das, was ich an Wein, Braten rc. hatte, nicht gern zu geben, um meiner mir sehr lieb gewordenen Ludekus zu helfen. Die Noth vertilgt jedes kleinliche Interesse und lehrt uns erst, wie nahe wir Alle einander verwandt sind. Jetzt athmeten wir wieder; wir glaubten, das Gräßlichste überstanden, ach! es sollte erst kommen. Es war beinahe acht Uhr; ich bestand darauf, daß wir uns ordentlich zu Tische setzten; einige Tassen Bouillon und einige Gläser Wein ausgenommen, hatte Keines von uns den ganzen Tag etwas genossen, und die verzehrende Angst dabei. Eben setzten wir uns zu Tische, da entstand ein Feuergeschrei, und hoch, wie der Montblanc, thürmte sich eine Feuersäule empor. Wir sahen wohl, daß es nicht ganz in unserer Nähe war, aber man rief: „Das Schloß brennt!" man rief: „Die Stadt wird an vier Ecken angezündet!" Lieber Arthur, thut Dir nicht das Herz um uns weh? O, mein Sohn, zu was für Schrecken bin ich geboren! Endlich erfuhren wir, es brenne weit von uns in der Vorstadt, wo viel kleine Häuser stehen, das Schloß wäre nicht in Gefahr. Es war still, kein Wind wehte, wir vertrauten auf Gott und wurden ruhiger. Umsonst, neues Schrecken war uns nahe. Heulend und zitternd stürzten zwei Frauenzimmer, begleitet vom jüngern Conta, zu uns herein, sie waren aus ihrem Hause den Soldaten entflohen, man hatte ihnen Bajonette auf die Brust gesetzt, man drang in die Häuser, man plünderte. Erst konnten wir es nicht glauben, doch fühlten wir, daß wir uns nicht aus der Fassung bringen lassen mußten. Ich und Madame Ludekus bedeuteten den Damen sehr ernstlich, daß sie, wenn wir sie da behalten sollten, ganz still in einer Ecke sitzen müßten, ohne auch nur durch Klagen und Schreien zu stören. Ich setzte die Tochter in einen Winkel, die Ludekus die Mutter in den andern, und die armen Seelen thaten, was wir wollten.

Unsere Husaren waren indeß von Sophien ganz gewonnen; die Gegenwart des Geistes, der Muth dieser Sophie ist unbeschreiblich; sie und Conta haben uns in dieser Schreckensnacht vor Uebeln gerettet, denen fast kein Anderer entgangen ist. Die Husaren ließen uns sagen, wir möchten kein Licht sehen lassen und die Thüren fest verschließen; eine Thür zu erbrechen, wäre bei Lebensstrafe verboten, obgleich die Soldaten, da sie keine Bagage mit sich führen durften, die Freiheit hatten, Essen und Trinken zu fordern. Aber in unserm armen Weimar war das Verbot aufgehoben, das wußten wir nicht. Kurz darauf drohte man, die Hausthür zu erbrechen. Sophie und Conta liefen hinunter und beredeten die wilden Menschen, Gott weiß wie, ans Fenster zu kommen. Sie forderten schnell Brot und Wein. Beides wurde ihnen zum Fenster hinausgereicht. Sie wurden lustig, sangen und tranken Sophiens Gesundheit, die ihnen Bescheid thun mußte, und

gingen weiter. So ging es verschiedene Male hinter einander. Wir hofften wieder, Alles wäre vorüber; mit einem Male rief einer unserer Leute, die Thür wäre erbrochen, sie wären im Hause. So war's nicht, bloß die äußere Gartenthür war erbrochen, sie donnerten an die Hausthür und verlangten Einlaß, wenn sie die Thür nicht einschlagen sollten, ein Herr aus dem Hause hätte ihnen Einlaß versprochen. So war's auch; der jüngere Conta hatte, da er die Frauenzimmer herbrachte, auf der Straße den kopflosen Einfall gehabt, um sie sich abzuwehren. Sophie und der ältere Conta gingen also hin; wir bereiteten uns darauf, sie ins Zimmer dringen zu sehen. Wir waren Alle in ein kleines Hinterstübchen zusammengedrängt, um kein Licht sehen zu lassen; Adelen hatte ich auf ein Bett gelegt, ich setzte mich darauf, meinen Beutel mit etlichen Thalern in der Hand. Nun hörten wir die wilden Stimmen unten: „Du pain, du vin, vite, nous montons!“ und Sophie und Conta hießen sie willkommen. Sophie sagte, sie hätte längst auf sie gewartet und für sie zugekocht, sie möchten nur still sein, damit der Officier, den wir im Hause hätten, sie nicht höre; dann fragte sie, ob sie im Zimmer essen wollten; sie hätte jedoch den Schlüssel nicht zur Hand, aber hier auf der Diele wäre ja die schönste Gelegenheit, Tisch und Alles, und damit tischte sie ihnen Brot, Wein und Braten auf. Conta, der für ihren Mann passirte, that das Seine; die Wilden wurden wieder zahm, aßen, tranken und waren ganz fidel. Denk' Dir dabei die gräßlichen Gesichter, die blutigen Säbel blank, die weißlichen mit Blut bespritzten Kittel, die sie bei solchen Gelegenheiten tragen, ihr wildes Gelächter und Gespräch, ihre Hände mit Blut gefärbt. Ich sah sie nur einen Augenblick von der Treppe, es waren zehn bis zwölf. Sophie mitten drunter, scherzte und lachte. Einer faßte sie um den Leib; sie drehte sich schnell um und schüttelte ihm die blutige Hand, damit er ihren Gürtel nicht fühlen sollte. Duguet hatte sie fast mit Gewalt eingeschlossen; als Franzose riskirte er nichts, aber sie fürchtete seinen Rausch, der, wie Du weißt, von der schlimmsten Art ist, und den er bei der Abspannung aller Kräfte, da er den ganzen Tag nicht gegessen und viel gearbeitet hatte, leicht beim Zutrinken hätte bekommen können. Die Herren gefielen sich so wohl, daß sie gar nicht Miene machten, zu gehen; da holte Sophie Adelen, die ganz niedlich mit ihnen sprach und sie bat, zu gehen, weil sie sehr schläfrig wäre, und die Unholde ließen sich von dem Kinde bereden und gingen; unsere beiden treuen Husaren waren mit dabei, die drei anderen schliefen im Vorderhause. Nun waren aber meine Kräfte so erschöpft, daß ich schlafen mußte, und wenn der Tod neben meinem Bette gestanden hätte. Zufällig war ich schon den Tag und den Tag vorher matt und nicht wohl gewesen. Unsere Thüren wurden wieder verrammelt; ich legte mich mit Adelen in den Kleidern auf's Bette; Sophie that ein Gleiches unten in ihrem Zimmer, dicht an meinem Zimmer schläft Conta. Dieser und alle die Uebrigen blieben wach; aber ich schlief sanft und ruhig vier Stunden lang. Das Feuer wüthete noch immer, kein Mensch durfte löschen. Wenige wagten aus ihren Häusern zu gehen; diejenigen, die es thaten, wurden von den Franzosen zurückgehalten. Die Herzogin hatte ihre Bedienten zum Feuer geschickt, man ließ sie nicht durch. Menschen wollten das arme Weimar verderben, Gott war barmherzig. Eine kleine Straße, dem herzoglichen Stallgebäude gegenüber, brannte unaufhaltsam; die Flamme schlug hoch in die Lüfte; nur etwas Wind, und das Schloß wäre in Brand gerathen, und mit ihm wahrscheinlich die ganze Stadt. Aber kein Lüftchen regte sich, das Feuer brannte still fort bis an ein Eckhaus, dann sank es von selbst zusammen. Es hat bis an den folgenden Mittag gebrannt, und doch sind nur fünf Häuser zu Grunde gerichtet. Alles war von dem Feuer erleuchtet; ich sah die helle Flamme und mußte doch schlafen. Eine ähnliche Müdigkeit habe ich nie gefühlt. Die Nacht ging uns ziemlich ruhig hin. Es wurde verschiedentlich gepocht; da man aber nicht aufmachte und kein Licht zu sehen war, so ging man wieder. In der Stadt war entsetzliches Elend und in den Vorstädten. Die Esplanade liegt zwar nahe, aber doch nicht im Mittelpunkte der Stadt; dies und Sophiens und Conta's Gegenwart des Geistes haben uns gerettet. Die Stadt ist förmlich der Plünderung preisgegeben; die Officiere und die Cavallerie blieben frei von den Gräueln, und thaten, was sie konnten, um zu schützen und zu helfen. Aber was konnten sie gegen 50,000 wüthende Menschen, die diese Nacht hier frei schalten und walten durften, da die ersten Anführer es, wenigstens negativ, erlaubten! Viele Häuser sind rein ausgeplündert; zuerst natürlich alle Laden; Wäsche, Silberzeug, Geld ward fortgebracht, die Möbeln, und was sich nicht transportiren ließ, verdorben; dazu der gräßliche Witz dieser Nation, ihre wilden Lieder: Mangeons, buvons, jouons, brûlons tous les maisons! hörte man an allen Ecken. Ueberall liefen sie mit brennenden Lichtern umher, die sie dann in den ersten besten Winkel schleuderten. Es ist unbegreiflich, daß nicht Feuer an allen Ecken ausgekommen ist. Auf dem Markte hatten sie große Wachtfeuer angebrannt, um welche sie schwärmten, und Hühner, Gänse, Ochsen brateten und kochten. Im obern Theile des Parks bis an Ober-Weimar und das Webicht hin war ihr Lager, das heißt

die nicht einquartirt waren, bivouacquirten ohne Zelte bei großen Feuern. Der Park ist sehr verwüstet, die schönsten Bäume zum Feuer umgehauen, alle Gebäude darin, bis auf die kleinen Behältnisse, wo das Gartengeräthe aufbewahrt wurde, sogar erbrochen und beschädigt worden. Die Wenigsten im Lager wußten, daß unten eine Stadt wäre; denn kamen die aus der Stadt mit Beute beladen ins Lager und erzählten, daß es unten eine ansehnliche Stadt gäbe, die ihnen preisgegeben wäre, so liefen fast Alle hinunter. Die Officiere waren außer sich darüber; aber sie durften sie nicht halten. Prinz Murat und viele Generale waren in der Stadt, der Kaiser kam erst den folgenden Morgen. Viele Einwohner flüchteten aus den Häusern in Wald und Feld und sind zum Theil noch nicht wieder da. Hunderte hatten sich in's Schloß gerettet; auch in diesem ist man in die Silber- und Wäschkammer gedrungen und hat Manches daraus geraubt. Auch des Herzogs Gewehrkammer ist geplündert worden. Die Herzogin hat unbegreiflich vielen Muth gezeigt und uns Alle gerettet. Auch hat der Kaiser fast zwei Stunden mit ihr gesprochen, was noch keiner Fürstin widerfahren sein soll. Sie allein ist geblieben, während alle die Ihrigen entflohen. Wäre sie auch fortgegangen, so stände Weimar nicht mehr. Alles, was ins Schloß geflüchtet war, nahm sie auf und theilte mit ihnen, dadurch kam es denn, daß sie und Alle einen ganzen Tag nur Kartoffeln zu essen hatten. Alle, die um sie waren, versichern mich, daß die großherzige Frau sich immer ganz gleich blieb, und in ihrem ganzen Wesen fast kein Unterschied gegen sonst zu bemerken war. Alle, die ihre Häuser verließen, haben fast Alles verloren. Einige sind so glücklich gewesen, gleich Officiere ins Quartier zu bekommen, die ihnen etwas Schutz, oft mit eigener Lebensgefahr, gewährten. Am besten kamen diejenigen weg, die, wie wir, Muth genug hatten, keine Angst zu zeigen, der Sprache und der französischen Sitte mächtig waren, darunter gehörte Goethe, der die ganze Nacht in seinem Hause die Rolle spielen mußte, die bei mir Sophie und Conta spielten. Falk hat sich auch gut durchgeholfen, obgleich er schlecht Französisch spricht, und so noch einige Andere. Dem Bergrath Kirsten, der bei uns im Vorderhause wohnt, haben wir durchgeholfen, denn bei ihm kann Niemand Französisch. Wieland hat, als Mitglied des National-Instituts, gleich vom General Denon eine Sauvegarde bekommen. Die Wittwe Herder*), deren Logis ich jetzt bewohne, mußte ins Schloß flüchten; bei ihr ist Alles zerstört, und, was unersetzlich ist, alle nachgelassene Manuscripte des großen Herder, die sie mitzunehmen vergaß, sind zerrissen und zerstreut. Riedel's haben nichts als die Möbeln behalten; Silberzeug, Gold, Wäsche, Kleider sind fort. Sie hatten auf meinen Rath die Sachen auf dem Boden versteckt. Wie das Feuer ausbrach, glaubten sie es sich sehr nahe, was es nicht war, und trugen sie in den Keller, der gleich zuerst erbrochen wurde. Die silberne Theemaschine haben sie behalten, weil man sie nicht für Silber hielt, und einen Leuchter, den ein Soldat aus Dankbarkeit für ein geschenktes Hemde dem Andern wieder abnahm. Kühn's ist es fürchterlich ergangen. Ihr Haus liegt, wie Du weißt, in der Vorstadt, — wohl mir, daß ich es nicht kaufte! — Dort haben die Barbaren am tollsten gewirthschaftet. Kühn reiste Montag nach Hamburg, mußte aber wieder umkehren. Dienstag machte er sich doch, trotz der ganz nahen Gefahr, davon, und was aus ihm ward, weiß ich nicht. Frau und Kinder versteckten sich, noch ehe die Feinde hereindrangen, im Garten, in einem Loche unter der Erde, der Hauslehrer, ein Franzose, Perrin, blieb im Hause, machte sich aber, wie die Plünderung anging, und ihm blanke Säbel und Bajonette drohten, davon, nun ward Alles geraubt und die Möbeln in Stücke zerschlagen. Gegen Morgen wurden die Unglücklichen in ihrem Zufluchtsorte entdeckt, man wollte hineinschießen; sie kauften sich mit Allem, was sie an Geld und Kostbarkeiten bei sich hatten, los. Gegen Mittag kamen wieder Andere, die ihnen den Tod drohten. Endlich gegen Abend, nachdem sie 24 Stunden Todesangst ausgestanden hatten, sind sie herausgegangen, und jetzt im Hause des Kaufmanns Desport am Markte. So höre ich noch alle Tage neue Gräuel erzählen. Professor Meyer*) wollte in seinem Hause bleiben, aber die fliehenden Preußen ließen drei Pulverwagen dicht vor seinem Hause stehen, wovon einer ganz zerbrochen war, daß das Pulver umher lag. Meyer konnte also nicht bleiben; er eilte zu seinen Schwiegereltern, die nicht weit von Kühn's wohnen. Auch hierher drangen die Unholde, raubten Alles, trieben zuletzt mit Gewalt die unglückliche Familie zum Hause hinaus, welche zusehen mußte, wie man ihre Habseligkeiten ordentlich auf Wagen lud und fortfuhr. Meyer's Schwiegervater ist ein alter kränklicher, hypochondrischer Mann, der eine Casse zu verwalten hat und ängstlich Ordnung liebt. Goethe sagte mir nachher, er hätte nie ein größeres Bild des

*) Wittwe des verstorbenen Leibarztes, Herder's Sohn.

*) Der bekannte Kunstkenner, Goethe's Freund.

Jammers gesehen, als diesen Mann im leeren Zimmer, rund um ihn alle Papiere zerrissen und zerstreut. Er selbst saß auf der Erde, kalt und wie versteinert. Goethe sagte, er sah aus, wie König Lear, nur daß Lear toll war, und hier war die Welt toll. Ich habe Meyern und einigen Anderen mit den Hemden und anderer Wäsche Deines Vaters ausgeholfen, bis sie sich wieder welche anschaffen können; auch mit unserm Weine habe ich schon manches traurige Herz erquickt. Den Verwundeten habe ich Erquickung ins Lazareth geschickt, die andern Einwohner der Stadt können noch nicht daran denken, weil sie zu viel verloren haben; aber ich kann es, denn mir ist Alles geblieben. Sterbende haben mich gesegnet, das giebt mir wieder Freudigkeit, und der Segen wird auf uns ruhen. Des Abends versammeln sich meine Bekannten um mich her; ich gebe ihnen nur Thee, aber mein heiterer Sinn ist mir geblieben, und Mancher, der traurig kam, geht erheitert fort; die gute Ludekus steht mir immer bei.

Alles dies geschah, während ich schlief. Gegen 6 Uhr wurde ich geweckt, weil die Feuersgefahr sich zu nähern schien; doch diese Besorgniß legte sich bald; ich sah auf der Straße einzelne mit Beute beladene Soldaten; ich glaubte, die Unordnung wäre vorüber, man sagte, die Truppen sollten weiter marschiren: da erhob sich das wüste Geschrei von Neuem. Unser ehrlicher Husar brachte eine gestern bei all dem Unglück entbundene junge Wöchnerin, ihren Mann, den Säugling und noch zwei Kinder und eine Magd, er bat um Gotteswillen, wir möchten die armen Leute aufnehmen; die Barbaren hatten sie ausgeplündert und auf die Straße geworfen. Die junge Frau hatte die Gelassenheit und das Gesicht eines Engels; still setzte sie sich hin und säugte ihr Kind; ohne Klagen sprach sie von ihrem Schicksale und voll Vertrauen auf Gott mit einer so anspruchslosen Art, es ging mir durchs Herz. Ich fiel ihr um den Hals und küßte sie so herzlich, wie ich nie eine Frau geküßt habe; ich hätte ihr die Hand küssen mögen, sie flößte mir so viel Ehrfurcht ein. „Sehen Sie," sagte sie, „ist das denn nicht schön, daß eine so gute Frau Theil an meinem Schicksale nimmt, und muß mich das nicht trösten?" Ich habe mich nachher nach den Leuten erkundigt, sie haben doch nicht Alles verloren; Gold und Silber hat man nicht gefunden; Mutter und Kind sind gesund geblieben; der Mann heißt Facius *), ist ein sehr geschickter Steinschneider, und hat für die ganze Gegend weit und breit zu thun, er wird sich also bald wieder aufhelfen. Nun war unser Zimmer ganz voll; diese Leute, die alte Madame Jagemann mit ihrer Tochter von gestern Abend, dazu die Forstmeisterin Wilhelmi, die aus der Gegend von Erfurt sich hierher geflüchtet und bei Riedel's logirt hatte. Riedel's waren eben des Feuers wegen, das noch immer ruhig brannte, ins Schloß geflüchtet, und sie erzählten uns, welche Gräuel dort geschehen wären, und wie diese noch immer fort währten. Nun hörten wir am Thorwege vom Vorderhause stark klopfen. Ich sah aus dem Fenster, sah das Thor in tausend Stücken brechen und zehn bis zwölf wüthende Menschen mit gefälltem Bajonette in den Hof stürzen. Guter Gott, welch ein Anblick! Doch faßte ich mich; wir rangirten uns im Zimmer, die Heulenden wurden zur Ruhe verwiesen; ich stellte mich vor Adelen, wieder den Geldbeutel in der Hand; Sophie und Conta eilten hinunter. Krach! fiel die Thür unten, die den Gang nach meinem Zimmer verschließt. Die Bajonette haben auf Conta's Brust gestanden, und doch gelang es ihm und Sophien, die Menschen mit Wein, Brot und freundlichen Worten hinauszubringen. Jetzt verlangte der Husar mich zu sprechen, er hatte mich noch nicht gesehen. Ich flog zu ihm, gab ihm die Hand. Er sagte, er wäre der Ehre nicht werth, er wäre nur ein Bauer; aber doch hätten seine Hände nie solche Gräuel besudelt, und so gab er mir die Hand. Ich bot ihm Geld an, er wollte es durchaus nicht nehmen; doch nahm er einen Speciesthaler am Ende. In der Hitze des Gesprächs zog ich meine goldene Dose heraus, er sah sie bedeutend an. „Si vous la demandez, il faut que je vous la donne," sagte ich. Das erschütterte den großen schnurrbärtigen Menschen fast bis zu Thränen; aber um eine Prise aus der schönen Dose bat er mich Nun rieth er mir, bei einem General um eine Sauvegarde anzuhalten, und sagte mir dabei, die Plünderung hätte nun ein Ende, die Infanterie, die einzige, die sich deren schuldig gemacht hätte, müßte nun fort; einen der Plünderer hätte eben ein Officier vor seinen Augen auf der Straße zusammengehauen, zwei würden eben im Lager füsilirt. Niemand von uns konnte zum General gehen; Conta mußte im Hause bleiben, also faßte ich meinen Husaren unter den Arm, Adelen an der Hand, und so hin aufs Schloß zum Prinzen Murat. Welch ein Gang! überall die Spuren der gestrigen Nacht; Todte, Verwundete auf der Straße; gefangene Preußen im Park vor dem Schloßplatze, wo sie noch vorgestern stolzirten; wilde, blutige Menschen, die ich nicht Soldaten nennen kann, in weißen, zerrissenen Kitteln, Mord und Tod im Gesicht, die alle Augenblicke meinen Husaren

*) Das damals geborne Kind ist die jetzt als Künstlerin rühmlich bekannte **Angelica Bellona Facius.**

als Cameraden anredeten, dazwischen die Musik, Pferde, Reiter; ein unendliches Gewühl! Beim Prinzen wurde ich nicht vorgelassen; er hatte sich eingeschlossen und ließ Niemanden vor. Ich ging zu Hause, schrieb ihm, wer ich wäre, forderte seine Menschlichkeit auf, schickte ihm meinen von Bourienne unterzeichneten Paß, bat, diesen zu unterzeichnen, mir zu sagen, wohin ich gehen könnte, und bat um eine Sauvegarde. Dies schickte ich gleich durch meinen Husaren hin; der Prinz sprach ihn selbst, unterzeichnete meinen Paß, pour se rendre en France, schrieb dabei einen Brief an alle Militair- und Civilbehörden, mich zu schützen, und ließ mir sagen, ich sollte ruhig sein, als Fremde brauche ich keine Sauvegarde, überdies hätten die Unordnungen ein Ende. Aber es war nicht so, es drangen aufs Neue Soldaten bei uns ein. Zum Glück kam im nämlichen Momente ein Dragoner-Officier, der zu essen verlangte; dieser vertrieb sie mit leichter Mühe. So wie ich davon hörte, ließ ich ihn in eines meiner Zimmer führen, und eilte zu ihm und bat ihn um Schutz. Es war ein freundlicher, nicht mehr junger Mann, meine Lage ging ihm zu Herzen. Er versicherte mich, daß alle Officiere über die Art, mit der Weimar behandelt worden wäre, empört wären; aber die Armee reiste ohne alles Gepäck, und wenn die Leute müde und hungrig, vollends nach einer Schlacht, ankämen, müßte man ihnen erlauben, Brot und Wein zu fordern. Was aber übrigens hier geschehen wäre, wäre freilich entsetzlich; jetzt hätte dies aber ein Ende. Indessen, indem wir so sprachen, mußte er doch noch uns und unsern Nachbar, dem eben die Fenster eingeworfen wurden, vertheidigen. Nach zwei Stunden wollte er fort, seine Ehre hing daran; er hatte bis morgen einen bestimmten Weg zu machen; aber ich strengte alle meine Beredsamkeit an, und so gelang es mir, ihn zu bewegen, daß er mir versprach, bis 2 Uhr des Morgens zu bleiben, wenn er keinen Officier fände, der seine Stelle ersetzte. Er ging ins Vorderhaus, danach auszusehen, und brachte mir glücklich einen Commissaire des Guerres des Generals Berthier. Nun waren wir aus der Noth. Oben war kein Platz, ich räumte ihm also gleich mein bestes Zimmer, das ich zum Staatszimmer bestimmt hatte, ein und übernahm es, die Officiere an meinen Tisch zu nehmen, was meine gute Ludekus, umringt von Allen, die zu ihr geflüchtet waren, nicht konnte. Der Dragoner ritt gleich nach Tische fort, Mr. Denier blieb. Einen artigeren, gebildeteren und dabei hübscheren Franzosen habe ich nicht leicht gesehen. Mein Tisch war alle diese Tage sehr schlecht bestellt; es war eben keine Theuerung, aber eine so große Seltenheit an Lebensmitteln, besonders Brot, entstanden, daß man allgemein Hungersnoth befürchtete. Der gute Denier nahm an unserm Unglück Theil, als ob es ihn selbst betroffen hätte. Mit feiner Schonung machte er es so, daß sein Freund beim General Berthier aß, er selbst aber blieb zu Hause; und wenn er ausging, bat er mich um Erlaubniß und sagte mir, wohin er ginge und wann er wiederkommen würde, seine Leute mußten dann Schildwache halten. Den ganzen Tag mußte er uns noch oft die Plünderer abwehren, dafür mußte ich mir gefallen lassen, daß mir den Abend wenigstens zehn Officiere vorgestellt wurden, die bei mir Thee tranken und himmlisch vergnügt waren, wieder einmal ein hübsches Zimmer, reine Tassen und ein französisches Haus zu sehen, denn dafür hielten sie mich wegen meiner Bedienung und Adelen, die wirklich jetzt nach all dem Schrecken ganz allerliebst war. Ich that indessen doch etwas Gutes, ich schrieb allen Officieren, die mir vorkamen, die Namen von Loder, Schütz, Froriep und Reichard in Halle auf und bat sie, diese Häuser, wenn sie hinkämen, zu schützen. Alle gaben mir ihr Ehrenwort darauf und versprachen freiwillig, auch ihren Freunden diese Namen zu geben. Halle ist seitdem mit Sturm genommen; man hatte die Thore geschlossen, um den Preußen die Flucht zu erleichtern; vielleicht hat meine Fürbitte etwas geholfen; diese Leute zu schützen, die mir so freundlich entgegen gekommen sind. Man hat in Halle gehaust wie hier; auch Jena ist fürchterlich behandelt worden. Funfzehn Häuser sind abgebrannt; Frommann's und Farrenkrüger sind indessen ziemlich gut davon gekommen. Dr. Stark wird gezwungen, da zu bleiben, um die Lazarethe zu besorgen. Die schönen Weiden in dem herrlichen Thale sind umgehauen, und sie wollten hernach nicht brennen, also umsonst. In welchen Zeiten leben wir! Ja wohl the times are out of flight. — Der folgende Tag, der 16. October, verging eben so. Wir wurden ruhiger, wenn das Ruhe heißen kann, wenn man es nicht wagt, sich des Abends auszukleiden; wenn man bei jedem Geräusch, jedem Pferde oder Wagen, der vorbeifährt, jeder lauten Stimme auf der Straße ängstlich zusammenschreckt, in dieser Stimmung sind wir auch lange geblieben, noch viele, viele Tage. Meine Gesundheit hat nicht merklich gelitten; ich bin aber so mager geworden, daß alle meine Kleider, die mir früher zu enge wurden, jetzt viel zu weit sind. Doch das Unglück ist nicht groß; Ruhe wird das Verlorene bald wieder ersetzen. — Den 17. October, des Morgens, verließ mich mein Beschützer Denier, nachdem er Vorkehrungen getroffen hatte, zu verhindern,

daß wir wieder mit Einquartirung belästigt würden. Wenige Zeit darauf marschirte das Regiment des Marschalls Augereau hier ein; gerade diese waren den 14ten und 15ten nebst Anderen unsere Peiniger gewesen. Dies bewog uns doch wieder, um einen Officier zu bitten. Wir bekamen zwei, einen aus der Picardie, den andern aus der Normandie. Sie mögen brave Leute gewesen sein; allein man sah ihnen ihr schreckliches Handwerk zu deutlich an. Diesen Tag mußte ich schon mit ihnen zubringen. Mir kam es bisweilen vor, als ob ich holländische Schiffer bei mir hätte; der Abstand zwischen der Cavallerie und Infanterie in der französischen Armee ist ungeheuer. Die ersteren tragen alle das Gepräge der Cultur bis auf den gemeinen Husaren herab, die letzteren sind ein wildes Volk, abgehärtet für Alles. Glücklicherweise ward ich diesen Abend ganz heiser, so daß ich zuletzt keinen hörbaren Laut hervorbringen konnte, dies entschuldigte mich den folgenden Tag, nicht zu erscheinen. Die Herren ließen sich's auch ohne mich wohl sein. Ich habe dieses Uebel schon vor sieben Jahren in Danzig gehabt, obgleich weniger heftig. Mein Schwager warnte mich damals, es zu vernachlässigen. Den 18ten war ich fast stumm, und nahm, da Hausmittel nicht halfen, meine Zuflucht zum Arzt, es war kein anderer da, als Dr. Huschke*); er hat mich aber innerhalb zwei Tagen ganz wieder hergestellt. Ich litt unbeschreiblich dabei, daß das Regiment alle Tage drei Mal vor unserm Hause versammelt, und jeder Soldat mit Namen einzeln aufgerufen wurde. Der Ordnung wegen war das recht gut; allein ich sah wieder die fürchterlichen Gesichter, die weiten, schmutzig weißen Mäntel, die sie über die Uniform werfen, und die die Spuren der Schlacht und aller verübten Gräuel an sich trugen; so waren sie auch in jener Schreckenszeit. — Den 18. October wurde der preußische General v. Schmettau hier feierlich mit allem militairischen Prunk begraben. Nach dem Begräbniß versammelte sich das Regiment wieder auf der Esplanade, die Musik spielte Opern-Arien, und die wilden Menschen tanzten und tobten lustig umher, bis sie ins Quartier mußten.

Endlich zogen sie den 19ten fort; wir behielten den General Denzel mit einem kleinen Corps zum Schutze. Er ist ein Deutscher, und hat sich seitdem sehr menschlich und brav gegen uns benommen. Seine genaue Kenntniß aller Wege, da er früher in Jena studirte, ist der Armee sehr zu Statten gekommen. Wie konnte er aber dazu helfen, das Paradies**) zu verwüsten, er, der doch gewiß seine schönsten Tage darin verlebte? — Der General v. Schmettau, der hier begraben wurde, war schwer verwundet hier eingebracht. Man kündigte ihm an, daß er in vier Tagen nach Paris transportirt würde. In einem einsamen Augenblicke stürzte er sich aus dem Fenster, und starb wenige Stunden darauf. Seitdem wurden wir wegen der Menge Verwundeter, die in Lazarethen, Gasthöfen, im Komödienhause auf einander gehäuft lagen, ohne Pflege, Ordnung und Reinlichkeit, und wegen der großen Anzahl unbegrabener Todten, die bis vor's Schloß herum lagen, aufs Neue in Angst gesetzt, man fürchtete ansteckende Krankheiten. Allmählig wird auch hierein Ordnung gebracht, die Todten werden in große, mit Kalk ausgefüllte Gruben, die von der Stadt entfernt liegen, begraben. Diejenigen, welche in der Schlacht fielen, sind Alle schon begraben. Die Todten aus den Lazarethen werden nun auch gleich fortgeschafft, und liegen nicht mehr, wie anfangs, hoch auf einander gethürmt, Tage lang auf der offenen Straße. Von diesen Gräueln des Kriegs hat man nur einen Begriff, wenn man sie, wie ich, in der Nähe sieht. Ich könnte Dir Dinge erzählen, wovor Dir das Haar empor sträuben würde; allein ich will es nicht thun, denn ich weiß ohnehin, wie gern Du über das Elend der Menschen brütest. Du kennst es noch nicht, mein Sohn; Alles, was wir zusammen sahen, ist nichts gegen diesen Abgrund des Jammers. — Was mich bei dem Anblick alles Entsetzlichen, was man sich denken kann, noch hier hielt, ist, daß ich half, wo ich konnte, um den Jammer zu lindern. Mein Landsmann Falk gab mir die Wege an, und so habe ich mich einer Stube im Alexanderhofe, in der an dreißig Verwundete, meistens Preußen, lagen, angenommen. Ich schickte ihnen Leinwand zum Verbinden, Wein, Thee, welcher letztere erst bei mir in einem großen Kessel gekocht wurde, Suppe, einige Bouteillen Madera, wovon jeder nur ein kleines Glas bekam, und doch über dieses Labsal in lauten Jubel ausbrach und mich segnete, Brot und was ich konnte; Sophie und Duguet vertheilten es selbst, denn dem harten Inspector konnte man nichts vertrauen. Es war im Ganzen wenig, und half doch viel, besonders da ich die Erste war; ich rettete die Armen vor dem Unglück, an Gott und Menschen zu verzweifeln. Goethe und Andere haben davon gehört, und sind meinem Beispiele gefolgt. Was mich am meisten freut, ist eine Quantität Aepfel, die ich wohlfeil kaufte, und dann unter eine Menge Verwundeter austheilte, welche ohne alle Erquickung vor dem Komödienhause lagen und nach etwas Kühlendem seufzten.

*) Leibarzt des Großherzogs.
**) Eine sehr schöne Wiese mit Alleen bei Jena.

Auch zu dieser guten Idee verhalf mir Falk. Unendlich freuten sich die Verwundeten über diese Erquickung. Die meisten meiner Pfleglinge sind jetzt todt; ihre Stellen werden schnell ersetzt; alle Abende kommen wenigstens 300 Verwundete aus Naumburg und andern Orten hier an; jeden Morgen schafft man eine noch größere Anzahl weiter nach Erfurt. Wie hartherzig m ıcht das Unglück! Ich freue mich jetzt, wenn i h höre, daß vier, fünf bis sechs mit ihren ganz zerschmetterten Gebeinen weiter gefahren werden, ich, die noch vor wenig Wochen den Jungen, der vor unserm Hause den Arm brach, um keinen Preis ohne Hülfe fortgelassen hätte! Wir hoffen, daß in wenig Wochen das ganze Lazareth fortgeschafft werden soll. Der Tod hilft uns fürchterlich. Falk ist als Dolmetscher beim jetzigen Commandanten angestellt; Denzel ist fort; der jetzige kann nicht Deutsch, zeigt aber fast noch mehr Eifer, der Stadt zu helfen. Er hat alle Soldaten, die noch hier im Quartier liegen, entwaffnet, und hält die strengste Mannszucht. Wie wunderbar spielt das Schicksal mit uns! Dieser Falk lebt jetzt mitten unter den Menschen, vor denen ich ihn vor vierzehn Tagen retten sollte und wollte, und dient ihnen. Für die Sicherheit der Stadt ist aufs Beste gesorgt. Der französische Commandant thut das Seine, und alle Nächte patrouilliren sechzig unserer Bürger, ohne Ansehen des Ranges und der Person, um für die Sicherheit der Stadt zu sorgen. Wir fürchten die Franzosen wenig mehr, aber wir fürchten die Einwohner der benachbarten Gegend, welche an den Bettelstab und zur Verzweiflung gebracht sind. Wir erwarten den Herzog, der, wie es heißt, bald zurückkommen wird, dann sind wir sicher, und die wohlthätige Zeit wird unsere Wunden heilen. Ohne die Herzogin, die standhaft da blieb, wären wir Alle verloren gewesen; das Schloß wäre verbrannt und die Stadt an allen Ecken angezündet worden, glühende Kugeln waren bereit; nur auf die Nachricht, daß sie noch da wäre, blieben wir verschont, das weiß man jetzt mit Gewißheit. Es ist unbegreiflich, wie man dem größten Unglück entgangen ist; Gottes Engel wachte über uns. Noch heute sagte mir Goethe, daß man in seinem Hause überall zerstreutes Pulver und gefüllte Patronen gefunden hat. In einem Hause ihm gegenüber ist förmlich Feuer angelegt und nur durch Zufall entdeckt und ausgelöscht worden. Ueberall lag Pulver und Patronen, überall standen Pulverwagen, überall lief man mit brennenden Lichtern umher, und Gott erhielt uns doch. Meine Existenz wird hier angenehm werden; man hat mich in zehn Tagen besser, als sonst vielleicht in zehn Jahren kennen gelernt. Goethe sagte heute, ich wäre durch die Feuertaufe zur Weimaranerin geworden. Wohl hat er recht. Er sagte mir, jetzt da der Winter trüber als sonst heranrücke, müssen wir auch zusammenrücken, um einander die trüben Tage wechselseitig zu erheitern. Was ich thun kann, um mich froh und muthig zu erhalten, thue ich. Alle Abende, so lange diese Tage des Trübsals währen, versammeln sich meine Bekannten um mich her, ich gebe ihnen Thee und Butterbrot im strengsten Verstande des Wortes. Es wird kein Licht mehr als gewöhnlich angezündet, und doch kommen sie immer wieder, und ihnen ist wohl bei mir; Meyer's, Fernow, Goethe bisweilen, sind darunter. Viele, die ich noch nicht kenne, wünschen bei mir eingeführt zu werden. Wieland hat mich heute um die Erlaubniß bitten lassen, mich dieser Tage auch besuchen zu dürfen. Alles, was ich sonst wünschte, findet sich so von selbst; und ich verdanke es bloß dem Glücke, daß meine Zimmer unversehrt blieben, und daß ich Gelegenheit fand, mich zu zeigen, wie ich bin, daß meine Heiterkeit ungetrübt blieb, weil ich von Tausenden die Einzige bin, die keinen herben Verlust zu beweinen hat, und nur das allgemeine Leiden, kein eigenes, mein Herz preßt. Ich fühle es wohl, wie egoistisch alles dieses klingt, und dieß ist eben die entsetzlichste Seite des allgemeinen Unglücks, daß es auch die Besseren unter uns zu diesem Egoismus herunterstimmen kann. — Lebe wohl, Bester, ich wünsche Dir Geduld, diesen unendlich langen Brief zu lesen; aber ich konnte mich nicht kürzer fassen, wenn ich Alles erzählen wollte, und das mußte ich doch. Theile ihn meinen Freundinnen, Madame Bregard und Madame Pistorius, mit, ich weiß, mein Schicksal interessirt sie, und es ist mir unmöglich, alles dies mehr als einmal zu schreiben. Sage Beiden, daß ich schreiben werde, sobald ich kann; ich habe aber noch viele höchst nöthige Briefe nach Danzig zu schreiben, und bin noch immer nicht in der rechten Fassung zu einer anhaltenden Beschäftigung. Auch dieses habe ich nur in abgerissenen Viertelstunden zusammengeschrieben, wie Du leicht sehen wirst. Erzähle Herrn Böhl, was ich Dir geschrieben habe, oder laß es ihm lesen, wenn er die Geduld dazu hat, woran ich zweifle, da meine Handschrift so klein und unleserlich ist, sage ihm, daß ich oft seiner und der Madame Böhl gedacht habe, und ihrer Freundschaft für mich; sie sind Beide meine ältesten Freunde in Hamburg; ich werde auch ihnen nächstens schreiben. Wenn Du mit dem Briefe fertig bist, so schicke ihn Julchen nach Danzig, denn auch dorthin kann ich dies Alles nicht noch einmal schreiben, und ich muß ohnehin über Hamburg nach Danzig

schreiben. Adieu! Sei meinetwegen unbesorgt, der Horizont wird täglich heller. Ich wünschte, Du könntest Tischbein meinen Gruß bringen und ihm sagen, daß ich noch lebe und für seine Empfehlung herzlich dankbar bin. — Goethe hat nichts verloren, Prof. Meyer Alles, auch seine Zeichnungen, nur nicht seine Schriften und seine gute Laune. Herder's nachgelassene Manuscripte sind unwiederbringlich verloren.

---

## Therese Huber an Karoline v. Woltmann.

**Augsburg, den 29. Juli 1825.**

Noch immer wird das Morgenblatt in Stuttgart gedruckt. Cotta geht mit seinen Unternehmungen immer mehr in's Große. Das Buchhändlerwesen ist, seit er die Dampfpresse hat, je mehr und mehr eine Goldmachemaschinerie, wobei seine Protektorschaft des deutschen Genius immer mehr zurücktritt. Da diese Presse 24 Setzer beschäftigt, ist das, was alle Maulaffen als Lektüre anzieht, das Lukrativste; denn sie verschafft es ihnen in unglaublicher Geschwindigkeit. Da ächzt oder zaubert sie nun Memoiren, so schlecht sie sind, dabei aber auch den permanenten Profit eines Schillers und dergleichen. Stellen Sie sich deshalb Cotta ja nicht als eigentlich gewinnsüchtig vor. Für ihn ist Geld nur Mittel zu neuem Treiben. Er spart nicht mehr und verthut nicht mehr, sondern hilft durch Arbeitbezahlen, hie und da durch Zahlen ohne Lohn, und durch Unterstützung manches Talentes.

Ihre Erzählung (der Ultra und der Liberale) hat viel Leben und Darstellung. Sie bewährt einen Grundsatz, den Jemand einmal aussprach, und den ich von großer praktischer Wahrheit fand — der Erzähler müsse das Local, wohin er seine Erzählung versetzt, erfunden oder wirklich so genau kennen, daß seine Personen überall darin zu Hause wären; sonst bewegten sich diese so ungeschickt, wie neue Schauspieler. Ich glaube, Sie werden diese Wahrheit schon längst erkannt haben; bei mir war sie Instinct, ehe ich sie erkannte. Die Localität meiner Geschwätze steht so lebendig vor mir, daß ich mich manchmal besinnen muß, ob ich denn nicht wirklich an den Orten war, ja die Dinge nicht mit ansah? — Mein erster Roman (1793), die Familie Seldorf, enthält einige Züge aus dem Vendeekrieg, denen mündliche Erzählungen eines damaligen Secretairs von Lestures zum Grunde liegen. — Sie machen mich noch irre, ob ich sie nicht erlebte, ob Clisson nicht also gebaut war. — An Erfindung und Charakter möchte dieser Roman besser seyn, als mancher andre gleichzeitige. Er ist in dem Schwall nicht bemerkt worden. Ich wollte, Sie überläsen ihn einmal. Ich war damals 29 Jahr und schrieb zum ersten Mal etwas Beabsichtigtes. Doch das sollte ich Ihnen neben Ihrer Erzählung nicht sagen, die sich, wie Alles, was Sie schreiben, durch Bestimmtheit der Umrisse auszeichnet. Sie hat uns sehr gespannt; wir glaubten, es könne nicht glücklich ausgehn, und trösteten uns an des Mädchens schönem, klarem Charakter, der das Härteste würdig ertragen würde. Ich schickte das Manuscript sogleich ein. — Sehen Sie das Morgenblatt, empfehle ich Ihnen Auszüge aus der Gräfin Rembisat, welche in der Mitte Juli anfangen; — diese Französin ist charaktervoller, als unsere deutschen Erzieherinnen.

Ihr Frauenbuch wird mit dem lebhaftesten Dank erwartet. Da Sie mit solcher Theilnahme davon sprechen, muß ich mich sehr darauf freuen. Ihr Leben und unsere Zeit gaben Ihnen einen würdigen Standpunkt. Die Seelenerscheinung, deren Sie in Bezug auf dessen Abfassung gedenken, kenne ich vollkommen. Mein Kopf ist, was die Fähigkeit betrifft, Gedanken an einander zu reihen, ein bloßer Sperlingskopf. Ich bin ein guter Feuerstein, der Funken sprühet, wenn der Stahl ihn anschlägt, aber nie unberührt Licht giebt; allein in meiner Geistesthätigkeit habe ich auch oft Momente gehabt, — wo die Ochsen am Berge standen; — ich plagte mich — vergeblich! Da lernte ich mich kennen. Ich legte die Arbeit weg, las etwas ganz Fremdartiges, nähete ein Hemd — noch Laster! — ich hörte eine schlechte Predigt, ließ mir schrecklich schlecht auf dem Klavier vorspielen. — Nach vier und zwanzig Stunden setzte ich mich wieder an den Schreibtisch, und die Schwierigkeit war überwunden. Ich nenne das: die Ideen mitonniren lassen. Ich sagte zu meinem Arzt: da schiebe ich sie hinten in den Kopf und lasse ganz fremde Fäserchen spielen; diese lösen die Stockung derer, welche mein Gedankengang braucht, auf, und letzterer schreitet fort. Das arme, reiche Räthsel so ein Menschenhirn!

Was Sie von meiner guten Pichler sagen, scheint mir sprechend wahr. Die liebe Alte! (viel jünger als ich) möchten ihr frohe letzte Jahre werden! O, nur diese wünsche ich den abgemüheten Menschen und den glücklichen, damit sie billig bleiben gegen das Leben — das wichtige Ding!

Friede und Gesundheit Ihnen!

Therese.

---

### Karoline v. Woltmann an Therese Huber.

Berlin 1827.

Wenn Sie das Kapitel über die Ehe in meinem Frauenbuche gelesen hätten, wie ich es schrieb, nicht wie der Censor es zuschnitt, Sie würden nicht sagen, daß ich die Ehe zu hoch stelle. Sie ist, wie die menschliche Natur, die Religion, dasselbe für Alle, und doch für Jeglichen etwas Anderes. Ich schätze sie überaus als eine der nothwendigsten Einrichtungen zur sittlichen Fortbildung der Menschheit; an sich, finde ich viel Rohes dabei, ganz wie es zu unserem gegenwärtigen Zustande paßt.

Einmal fordert der Trieb, an welchen die Natur die Fortdauer der Geschlechter knüpfte, eine Schranke, die ihn auf der Bahn zu dem Zwecke erhält, welchen sie durch ihn beabsichtigt. Dann braucht, wie Sie sagen und wie ich denselben Gedanken in meinem Frauenbuche, in dem Kapitel über das Haus, entwickelt habe, die Kindheit ein Asyl, in dessen Schutze sie sich zu würdiger Menschheit ausbilde. Das Eine und das Andere wird durch die Ehe erreicht; beides macht die eheliche Treue nothwendig, nothwendiger für die Frau, als für den Mann, weil sie die Kinder ihm und dem Hause gebiert, das er gründet und erhält, weil die Sorge im Hause vorzüglich ihre Sorge ist.

In so fern ist die Ehe für Alle dasselbe.

Nun aber stiftet der Grund, aus dem die Ehen geschlossen werden, abgesehen von dem, was die einzelnen Persönlichkeiten Verschiedenes aus diesem Verhältnisse machen, eine dreifache Verschiedenheit desselben.

Mann und Weib sind allen ihren geistigen Anlagen, den Eigenschaften ihrer Gemüther, den Richtungen ihrer Neigung, Bildung, Gewohnheit, ihrem Geschmack, dem Verhältniß ihrer Kräfte nach, so harmonisch organisirte Naturen, daß sie wie ein erhöhtes, verdoppeltes Wesen in zwei Individuen bilden, mit einem Worte, daß sie sich lieben. — Lasen Sie in Plato's Symposion, was Sokrates im Ernste, Aristophanes burlesk, so köstlich von der Liebe sagen? es ist ohngefähr dasselbe dem Wesen nach, was ich eben sagte — dann ist für sie die Ehe eine Nothwendigkeit, kein Gesetz. Sie können das, was das Leben aus ihnen machen soll, nicht ohne dies innigste, ausschließlich sie Einen dem Andern zusprechende, vom Gesetz geheiligte, geschirmte eheliche Leben werden. Dies scheint mir die wahre Ehe. Alle Pflichten dieses Verhältnisses gebieten sich dabei von selbst; — das Gesetz enthält Freiheit, denn es wird Naturnothwendigkeit, und keine andre Freiheit giebt es ja für das endliche, beschränkte, durch Regel und Schranke zum Wesen gewordene Wesen, als dessen unbehinderte Naturnothwendigkeit.

Diese Ehe stelle ich überaus hoch.

In Bezug auf sie scheint mir der Brauch der indischen Frauen beim Tode ihrer Männer keine Barbarei, wie ihm denn bei den Indiern auch der Gedanke zum Grunde liegen soll, durch gleichzeitigen, gemeinschaftlichen Tod zu verhüten, daß von zwei gleichgeschaffenen Seelen nicht die eine durch die Bedingungen einer neuen, höheren Existenz, Verschiedenheiten von der andern annehme, welche die Einheit beider aufheben, die in ihrer Gleichheit liegt.

Aber eine solche Ehe ist selten. Es kommen Annäherungen dazu vor — wann führt das Geschick zwei so geschaffene Wesen zusammen, unter Verhältnissen zusammen, die eine Ehe zwischen ihnen möglich machten?

Außerdem kann die Ehe aus Gründen, wie Sie sagen, geschlossen werden. Sie ist dann ehrwürdig, als ein Verhältniß wechselseitiger Behülflichkeit, als ein Verhältniß, das zu höherer sittlicher Entwickelung der Menschheit dient, indem es eine gesunde, kräftige, eine wohlgepflegte, unterrichtete, geleitete, künftige Generation sichert, indem ein materieller Trieb sich durch dasselbe freiwillig vernünftige, das heißt sittliche Schranken giebt.

Endlich wird die Ehe auch zum Mittel der Erreichung frivoler, momentaner Absichten gemacht: Wollust, Geiz, Eitelkeit gehen sie ein, ihrer Befriedigung wegen. — Dieser Handel scheint mir eine wahre Entwürdigung der Ehe; obgleich ich nicht in Abrede stellen will, daß die gute Natur des Verhältnisses in Verbindung mit sonstigen guten Eigenschaften Derjenigen, welche es auf diese Art schließen, selbst aus einer solchen Ehe noch etwas Würdiges machen kann.

Aus diesen Gesichtspunkten hatte ich die Ehe in meinem Frauenbuche betrachtet. Was ich von der Ehe sagte, sofern sie aus jenen letzteren Beweggründen geschlossen ward, hat der Censor ganz, was ich von ihr sagte, sofern sie aus den zweiten geschlossen ward, größtentheils gestrichen; — so ist fast nur stehen geblieben, was ich von der Ehe aus Liebe gesagt. Der Kopf meines Kapitels wurde auf dessen Kniee geflickt; der ganze Bau hat ein phantastisches Mißverhältniß angenommen, welches mich verdrießt.

Warum ich es zugab? — Das Buch wurde in Wien gedruckt. Ich sah es nicht vor der Vollendung des Druckes. Wallishaußer hatte das Manuscript gekauft, bezahlt, mir bei der sich immer wieder hinausschiebenden Vollendung so viel Güte und Geduld bewiesen, daß ich ihm nicht verdenken konnte, wenn er mich wegen

Censurverstümmelungen nicht weiter zu Rathe zog, sondern ein Ende haben wollte. Er wußte nicht, daß er sich und mir dadurch schadete, indem ich mich zu der Arbeit erst durch dieselbe heraufbildete. Hätte ich selbst dies vorhergesehen, würde ich sie nicht so voreilig verkauft haben. Es ist eigen — oft fühlt man in sich bestimmt die Fähigkeit zu einer Sache, besitzt sie auch wirklich und ist doch derselben noch nicht fähig, weil jene Fähigkeit sich noch nicht im Innern bis zu einem Grade entwickelte, der ihr gestattet, auch einen äußern Organismus zu gestalten. Dieser aber ist bei allen Kunstwerken (und ein philosophisches Buch muß ein Gedankenkunstwerk seyn), so gut als ein Gedicht, eine Statue, ein nach eigenen Gesetzen in sich selbst geregeltes, vollendetes Ganze, sonst ist es nichts werth, und er macht die Hauptsache aus. Das nonum prement in annum hat wohl hierauf Bezug, und hat, wie Recht! in dieser Beziehung.

Bei der Ehe, wie sie unter uns ist, finde ich Vieles herb und roh. Fürs Leben! — So etwas auf immer Festgestelltes für ein menschliches Verhältniß, bei dem wandelbaren Wesen der menschlichen Natur und der Dinge! Dann das gemeinschaftliche Existiren in denselben Räumen — die Verpflichtung, Kinder zu erzeugen. — Ich begreife nicht, wie die Mädchen nicht viel mehr Widerwillen gegen die Ehe haben, als die Männer. Man hat ihnen die rothen Beeren der bürgerlichen Bedeutsamkeit, des häuslichen Regimentes, der einzigen Möglichkeit, mit Ehren Mütter zu werden, nicht umsonst an die Schlinge gebunden.

Was das Muttersein betrifft, so glaube ich nicht, daß die Nothwendigkeit desselben für die Frau nur im Naturzustande existirt, wenn Sie diesen nicht in den Culturzustand herüber erstrecken wollen, was man eigentlich muß; denn bei unserer zwiefachen materiellen und geistigen Natur ist der Culturzustand nur eine Fortsetzung des Naturzustandes.

Das Muttergefühl ist, wie jene menschliche Natur, ein doppeltes, ein unzertrennlich doppeltes, wie sie. Die Frau, die es nicht physisch empfand, kann es auch geistig nicht nach seiner Kraft und Eigenthümlichkeit empfinden. Sein geistiges Gefühl kann Muttersorgfalt für fremde Kinder ersetzen. Sein physisches Gefühl bleibt unfruchtbar, wenn die Erziehung der Kinder nicht zu deren Erzeugung kommt. Eine Frau, die Kinder geboren hat, und sich ihrer dann nicht mit geistiger Aufopferung und geistigen freiwilligen Plagen und Freuden, gleich wie die Natur beide der physischen Geburt beigesellt, ihrer Kinder ferner annimmt, ist als Mutter nicht höher als das Thier, das Mutter wird, nicht einmal so hoch zu achten. Dies erfüllt ganz seine Bestimmung, sie die ihre halb. Aber das physische und das geistige Mutterseyn müssen zusammen kommen; damit das Weib die Entwickelung der Fähigkeiten ihres Wesens durch das Leben erlangt, wie sie ihr die Natur, und zwar hauptsächlich durch dieses Verhältniß bestimmt hat.

In eine solche Entwickelung setze ich den Zweck des Lebens. Sie tritt mir als solcher bei allen untergeordneten Organismen entgegen. Ich fühle sie als Zweck meines Daseyns in dem unbewußten wie bewußten, immer rastlosen Streben nach neuer Kunde, neuen Fähigkeiten, Fertigkeiten, nach immer höherer Ausbildung zu der Vollendung als das, was ich seyn kann, welches meine Lebendigkeit ausmacht. Ich muß sie als Zweck des Lebens der Creaturen annehmen, will ich das Leben überhaupt nicht als etwas Zweckloses betrachten, welches meiner Vernunft widersteht.

Es ist wahr, viele Frauen haben von Natur keine Kinder, ich auch; man bildet sich schon da ohne aus. Aber Alles, was Sie schön vom Akanthus, den der Zügel drückt, sagen, paßt auch für diesen Fall. Ich finde, Ihre Tochter hat Recht, und ich schwöre Ihnen, könnte ich das Wenige, was mir an geistiger Hervorbringung gelungen seyn mag, und das mir vielleicht um so mehr gelang, weil ich keine Kinder hatte, dafür hingeben, wie Sie, treffliche Kinder geboren und zu trefflichen Menschen heraufgebracht zu haben — ich schätzte das einen glückseligen Tausch. Ich würde eine Andre seyn und mich eine Andre fühlen. Das wissen Sie auch; und wenn Sie mich erheben und loben, wie ich es nicht verdiene, weil man immer den Andern nur nach dem eignen Gehalte schätzt (es ist aus dieser Ursache nicht nur das größte Glück, es ist auch die größte Lebensklugheit, mit Trefflichen umzugehen), so müssen Sie selbst fühlen, wie menschlich natürlich gediegener, als ich, Sie in der Kette der Wesen unserer Gattung, als Mutter, wie Sie dies sind, dastehen.

In meinem Fall hat die bürgerliche Ordnung keinen Theil an dem, was ich entbehre; ich war zwei Mal vermählt. Anomalien giebt es überall in der Natur; es läßt sich aus meinem Fall auch nicht herleiten, daß die Frau den natürlichen Gesetzen zufolge nicht brauchte Mutter zu seyn. Da aber die bürgerliche Gesellschaft da ist, die allgemeinen Zwecke des Daseyns fördern zu helfen, nicht deren Erreichung zu hindern; sollte sie das Mutterwerden der Frauen außer der Ehe nicht unbedingt, wie sie thut, verpönen.

Sie kann, indem sie jenes that, nur einer Sittenlosigkeit haben entgegen treten wollen, die freilich beim Weibe, gar beim Mädchen, noch

abscheulicher, als beim Manne widernatürlich ist. Sie kann nur daran gedacht haben, sich tüchtige, brave Mitglieder zu sichern, dadurch, daß sie denselben in der Kindheit Schutz, Pflege, Ausbildung sichert. Gesetzt aber, ein Mädchen bewiese durch ihr allgemeines Benehmen, daß sittlicher Ernst in ihr sei; sie besäße Vermögen oder Fähigkeiten, oder beides, um dadurch ihrem Kinde ein Asyl würdiger menschlicher Ausbildung in einem eigenen Hausstande zu verschaffen; sie thäte dies, erzöge jenes häuslich und würdig: sollte sie sich nicht mit Ehren zu ihm als Mutter bekennen dürfen? — Ich spreche nicht von andern Fällen, denn ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich keiner Sittenlosigkeit das Wort reden will.

Bis zum siebzehnten Jahrhundert, als die Zeiten roher waren, schämten Vater und Mutter sich nicht ihres Bastards, schämte die bürgerliche Gesellschaft sich seiner nicht; wenigstens nicht in den höheren Ständen, welche ihrer Lage nach befähigt waren, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen ich die Nachsicht der bürgerlichen Gesellschaft für das Mädchen, das ohne Ehe Mutter würde, und für ihr Kind in Anspruch nehme. Der Bürgerstand war strenger, die Zünfte nahmen keine Bastarde auf.

Die Zeiten sind versteckter, nicht sittlicher geworden. Die bürgerliche Gesellschaft drückt jetzt bei solchen Veranlassungen ein Auge zu. Das ehelose Kind wird in fremden Familien untergebracht, als Nichte, als Pflegekind erzogen; die Mutter verläßt es oder ist ihm Mutter sous cape. Das ist schlimmer.

Ich glaube, es wird auf bessere Weise wieder werden, wie es war. Je sittlicher die Zeiten werden, je weniger streng brauchen die Gesetze zu sein. Die Verhältnisse und der Sinn der Zeit machen die Ehen immer seltener; auch dies wird dienen, es dahin zu bringen. Ich glaube, es wird auf beiden Wegen dahin kommen, wie Sie sagen; die Verbesserungen in den bürgerlichen Zuständen machen sich immer so — deshalb paßt auch alles Halbe, Widersprechende, so gut in die Welt; deshalb geht es so vortrefflich, wenn es geht, wie mit der Redaction des Litteraturblattes vom Morgenblatte. Wie die bürgerliche Gesellschaft es dann mit ihrer Nachsicht wird einrichten wollen, ist die Sache der Zeit; man braucht nicht darüber zu sprechen, daß es so werden soll, wie es so werden soll — alles Nothwendige, Zeitgemäße, macht sich von selbst, und macht sich so aufs Passendste, wenn auch nicht aufs Beste.

Das Alter wird träg durch diese hundertfach wiederholte Erfahrung; sie hält es von lebhafter Thätigkeit zurück; man braucht sich nicht zu bemühen — und doch geschieht wieder nichts ohne unsere sich so nutzlos zeigende Bemühung. — Auch deswegen ist es gut, daß wir Alten fortkommen. Wir wollten gar nichts thun, oder das Alte — beides soll nicht sein. — Immer Leben, neugestaltetes Leben! — und damit es werde, der Jugend Wahn, es sei Eines und Alles mit dem, was sie thut, gethan; es sei Eines und Alles mit dem, was ihr mißglückt, verloren &c.

---

## Aus den Briefen eines Verstorbenen.

### Vom Fürsten Pückler von Muskau.

### Dritter Brief.

London, den 5. October 1826.

Ich habe eine sehr unglückliche Ueberfahrt gehabt. Eine Bouraske, die leidige Seekrankheit, 40 Stunden Dauer statt 20, und zu guter letzt noch das Festsitzen auf einer Sandbank in der Themse, wo wir 6 Stunden verweilen mußten, ehe uns die Fluth wieder flott machte, waren die unangenehmen Evénements dieser Reise.

Ich weiß nicht, ob ich früher (es sind 10 Jahre, seit ich England zum letztenmal verließ) Alles mit verschönernden Augen ansah, oder meine Einbildungskraft seitdem, mir unbewußt, das entfernte Bild sich mit reizenderen Farben ausmalte — ich fand diesmal alle Ansichten, die wir von beiden Ufern erhielten, weder so frisch noch pittoresk als sonst, obgleich zuweilen doch herrliche Baumgruppen und freundliche Landsitze sichtbar wurden. Auch hier verstellt, wie im nördlichen Deutschland, das Lauben der Bäume gar oft die Landschaft, nur daß ihre Menge in den vielfachen Hecken, die alle Felder umgeben, und die Rücksicht, daß man ihnen wenigstens die äußersten Kronen und Wipfel läßt, den Anblick weniger trostlos machen, wie z. B. in dem sonst so schönen Schlesien.

Unter den Passagieren befand sich ein Engländer, der erst kürzlich aus Herrnhut zurückkehrte und auch das Bad von M.... besucht hatte. Es divertirte mich sehr, ungekannt von ihm, seine Urtheile über die dortigen Anlagen zu hören. Wie der Geschmack verschieden ist und man daher bei nichts verzweifeln darf, kannst Du daraus abnehmen, daß dieser Mann jene düstern Gegenden ungemein bewunderte, blos wegen der Immensität ihrer „evergreen woods," womit er die endlosen monotonen Kieferwälder meinte, die uns so unerträglich vorkommen, in England aber, wo die Kiefern mühsam in den Parks angepflanzt werden, obgleich sie in der Regel schlecht gedeihen, eine sehr geschätzte

Seltenheit sind. Ein Amerikaner war sehr entrüstet, bei dieser elenden Ueberfahrt seekrank geworden zu sein, während er es von Amerika nach Rotterdam nie gewesen, und ein Plantagenbesitzer aus Demerary, der beständig fror, jammerte daneben noch mehr über die unpolitische Aufhebung des Sclavenhandels, der, wie er meinte, bald den gänzlichen Ruin der Kolonien herbeiführen müßte, denn, sagte er: Ein Sclave oder Inländer arbeitet nie, wenn er nicht muß, und um zu leben, braucht er nicht zu arbeiten, da das herrliche Land und Klima ihm von selbst Nahrung und Obdach liefert. Europäer aber können bei der Hitze nicht arbeiten, es bleibt also nichts übrig, als die Alternative: Kolonien mit Sclaven, oder keine Kolonien. Dies wisse man auch recht gut, habe aber ganz andere Zwecke bei der Sache, die sich blos hinter der Etalage von Menschenliebe (dies waren seine Worte) zu verstecken suchten. Die Sclaven, behauptete er übrigens, würden schon des eignen Vortheils der Herren wegen weit besser behandelt, als z. B. die irländischen Bauern, und er habe früher in Europa gar oft auch Dienstboten weit schlimmer traktiren gesehn. Eine Ausnahme hie und da möge vorkommen, sie käme aber beim Ganzen nicht in Betracht u. s. w. Ich suchte das Gespräch von dem für Menschenfreunde so schmerzlichen Gegenstand abzuleiten und ließ mir dagegen von ihm das Leben Guyanas und die Pracht seiner Urwälder beschreiben, eine weit interessantere Unterhaltung, die mich fast mit einer Art Heimweh nach jenen Naturwundern erfüllte, wo Alles herrlicher, nur der Mensch niedriger ist.

Das lächerliche Element unserer Fahrt war eine englische Dame, die mit seltener Volubilität und bei jeder Gelegenheit französische Conversationen anzuknüpfen suchte. Nicht mehr im blühendsten Alter, wußte sie diesem Fehler, selbst auf dem Schiffe, durch die sorgfältigste Toilette abzuhelfen, und einer der Passagiere behauptete sogar, sie habe „a crack" im Nacken, eine neu-erfundene Art Schraube, durch welche die Runzeln aufgewunden werden. Als wir spät am Morgen Alle mehr oder weniger elend auf dem Verdeck erschienen, war sie schon im eleganten Negligée dort etablirt, und erwiderte auf meine Klagen lustig in ihrem breiten Dialekt: „Comment, comment, vous n'avez pas pû dormir? moi parfaitement, très comfortable, j'étais très chaudement couché entre deux matelots, et je m'en porte à merveille," — „Madame," sagte ich, „on conçoit que vous ne craignez pas la mer."

Mitten in der zweiten Nacht ankerten wir an der Londoner Brücke, der fatalste Umstand, der Einem hier begegnen kann, weil man dann, wegen der Strenge der Duanen, vor der Visitation seiner Sachen nichts mit sich vom Schiffe nehmen darf, die Bureaus aber nicht vor 10 Uhr früh geöffnet werden. Da ich meine deutschen Diener nicht mit Wagen und Effecten allein lassen mochte, und eben so vernachlässigt hatte, mir Quartier zu bestellen, als mich durch den Gesandten von der Visitation zu befreien, so war ich genöthigt, fast wie ich ging und stand, die Nacht in einer elenden Matrosen-Taverne am Ufer zuzubringen, fand aber am Morgen, wo ich bei der Untersuchung meiner Sachen gegenwärtig war, auch hier den selten trügenden goldnen Schlüssel sehr wirksam, um mir langes Warten und Weitläufigkeiten zu ersparen. Selbst ein Paar Dutzend französische Handschuhe, die in aller Unschuld bei meiner Wäsche oben auf lagen, schienen durch meine Guinee unsichtbar geworden zu sein, denn Niemand bemerkte sie.

So schnell als möglich eilte ich aus der schmutzigen City mit ihrem Ameisengetümmel herauszukommen, mußte aber noch eine halbe Station weit mit Postpferden fahren, ehe ich in das westend of the town gelangte, wo ich in meiner frühern Wohnung im Clarendon Hotel abtrat. Mein alter Wirth, ein Schweizer, hatte zwar unterdeß England mit einem andern, bis jetzt noch unbekannten Lande vertauscht, der Sohn aber seine Stelle eingenommen, und dieser empfing mich mit aller der ehrerbietigen Sorgfalt, welche die englischen Gastwirthe, und überhaupt hier alle diejenigen, welche vom Gelde Anderer leben, auszeichnet. Auch erwies er mir sogleich einen wahren Dienst, denn, kaum eine Stunde ausgeruht, ward ich gewahr, daß ich im Trouble der Nacht einen Beutel mit 80 Sovereigns im Commodenfache meiner Schlafstube vergessen hatte. Monsieur Jaquier, der das englische Terrain zu gut kannte, zuckte die Achseln, sandte jedoch ohne Verzug einen Vertrauten zu Wasser ab, um wo möglich das Verlorne wiederzubringen. Die Unordnung, welche in jenem elenden Gasthofe der Vorstädte herrschte, kam mir zu statten. Unser Bote fand die Stube noch unaufgeräumt, und, zur vielleicht unangenehmen Ueberraschung der Hausleute, den Beutel unberührt an der bezeichneten Stelle.

London ist jetzt so todt an Eleganz und fashionablen Leuten, daß man kaum eine Equipage vorüberfahren sieht, und von aller beau monde nur einige Gesandten gegenwärtig sind. Dabei ist die ungeheure Stadt voller Schmutz und Nebel, und die macadamisirten Straßen einer ausgefahrenen Landstraße ähnlich, denn das alte Pflaster ist in diesen herausgerissen worden und durch Granitstückchen, mit Kies ausgefüllt, ersetzt, die zwar ein sanfteres Fahren gewähren und den Lärm dämpfen, im Winter aber auch

die Stadt in einen halben Sumpf verwandeln. Ohne die vortrefflichen Trottoirs müßte man, wie in den Landes bei Bordeaux, auf Stelzen gehen. Auch tragen die gemeinen Engländerinnen etwas Aehnliches von Eisen an ihren großen Füßen.

Durch die neue Regents-Straße Portland-Place und den Regents-Park hat die Stadt indeß sehr gewonnen. Sie sieht nun erst in diesem Theile einer Residenz ähnlich, nicht mehr wie sonst einer bloßen unermeßlichen Hauptstadt für shopkeepers, nach weiland Napoleons Ausdruck. Obgleich der arme Herr Nash (ein einflußreicher Architekt des Königs, von dem diese Meliorationen hauptsächlich herrühren) so übel von manchen Kunstkennern mitgenommen wird, und auch nicht zu läugnen ist, daß in seinen Gebäuden alle Style unter einander geworfen worden und das Gemengsel oft mehr barok als genial erscheint, so ist ihm doch meines Erachtens die Nation vielen Dank dafür schuldig, so riesenmäßige Pläne zur Verschönerung ihrer Hauptstadt gefaßt und durchgeführt zu haben. Das Meiste ist übrigens noch in petto, wird aber bei der allgemeinen Bauwuth und dem vielen Gelde der Engländer gewiß schnell in's Leben treten. In die Details muß man freilich nicht zu streng eingehen. So ist der Regentstret zum point de vüe dienende Thurm, der in einer Nagelspitze endet, und bei welchem Körper und Dach um Anfang und Ende zu streiten scheinen, eine seltsame architektonische Mißgeburt, und nichts ergötzlicher, als die darauf gemachte Carricatur, wo man Herrn Nash (ein sehr kleiner, verschrumpelt aussehender Mann) gestiefelt und gespornt, äußerst ähnlich abconterfeit und auf oben erwähnter Spitze reitend, angespießt sieht, mit der Unterschrift: National taste (wird ausgesprochen: Nashional).

Man könnte viele ähnliche Abnormitäten anführen. So sind unter andern an einem Balkon, der den größten Palast am Regents-Park ziert, vier plattgedrückte Gestalten an die Wand gequetscht, deren Bedeutung ein Räthsel bleibt. Ihr Costüme gleicht einer Art Schlafrock, woraus man wenigstens schließen kann, daß Menschen damit gemeint sind. Vielleicht sind es Embleme für ein Lazareth, denn diesen scheinbaren Palästen ist, wie denen in Potsdam, auch nur Einheit und Ansehen durch die Façaden gegeben, eigentlich bilden sie eine Menge schmaler Häuser, die zu allerlei Gewerbs- und andern Zwecken, wie hundert verschiedenen Eigenthümern zur Wohnung dienen.

Tadellos ist dagegen die, auch von Herrn Nash ausgehende ländliche Anlage in diesem Park, vorzüglich die Wasserparthie. Hier hat die Kunst das schwere Problem völlig gelöst, in scheinbar frei wirkender Natur nicht mehr bemerkt zu werden. Man glaubt einen breiten Fluß weit hin durch üppig bebuschte Ufer in die Ferne strömen und dort sich in mehrere Arme vertheilen zu sehen, während man doch nur ein mühsam ausgegrabenes, stehendes und beschränktes, aber klares Wasser vor sich hat. Eine so reizende Landschaft wie diese, mit hervorragenden Hügeln in der Ferne und umgeben von einem Meilen langen Circus prachtvoller Gebäude, ist gewiß eine der Hauptstadt der Welt würdige Anlage, und wird, wenn die jungen Bäume erst alte Riesen geworden sind, wohl kaum irgendwo ihres Gleichen finden. Viele alte Straßen wurden, um alles dieses zu schaffen, weggerissen, und seit 10 Jahren mehr als 60,000 neue Häuser in dieser Gegend der Stadt aufgebaut. Es ist, wie mich dünkt, eine besondere Schönheit der neuen Straßen, daß sie zwar breit sind, aber nicht durchaus in schnurgerader Linie gehen, sondern, wie die Wege in einem Park, zuweilen Biegungen machen, die ihre sonst nicht zu verhindernde Einförmigkeit unterbrechen. Erhält London noch Quais und wird die Paulskirche frei gemacht, wie der talentvolle Obrist Trench projectirt hat, so wird sich keine Stadt an Pracht mit ihr messen können, wie sie schon jetzt jede andere an Größe übertrifft.

Unter den neuen Brücken steht die Waterloobrücke oben an, bei der die Unternehmer jedoch 300,000 L. St. verloren haben sollen. 1,200 Fuß lang und mit einem gediegnen Geländer aus Granit versehen, dabei fast immer verhältnißmäßig einsam, bietet sie einen anmuthigen Spaziergang dar, mit den schönsten Flußaussichten auf ein stolzes Gemisch von Palästen, Brücken, Schiffen und Thürmen, insofern nämlich der Nebel solche zu sehen gestattet. Die Vorrichtung, welche hier stattfindet, die Einnehmer des Brückengeldes zu controliren, war mir neu. Der eiserne Dreher, durch den man gehen muß und der die gewöhnliche Kreuzesform hat, ist so eingerichtet, daß er nur ein Viertel des Cirkels jedesmal weicht, gerade so viel als nöthig ist, um eine Person hindurch zu lassen, und in demselben Augenblick, wo er in diese Viertelwendung einschlägt, fällt durch einen Mechanismus unter der Brücke eine Marke in einen verschlossenen Behälter. Eine ähnliche Vorrichtung findet sich daneben für die Wagen, und die Eigenthümer brauchen daher nur Abends die Marken nachzuzählen, um genau zu wissen, wie viel Fußgänger und Pferde täglich über die Brücke passirt sind. Man zahlt einen Penny für den Fußgänger und drei Pence für ein Pferd, wobei man auf 300 L. St. tägliche Einnahme gerechnet hatte; diese übersteigt jedoch selten 50.

Den 7. October.

Was Dich hier sehr ansprechen würde, ist die ausnehmende Reinlichkeit in allen Häusern, die große Bequemlichkeit der Meubeln, die Art und Artigkeit der dienenden Klassen. Es ist wahr, man bezahlt alles, was zum Luxus gehört (denn das blos Nothwendige ist im Grunde nicht viel theurer als bei uns) sechsfach höher, man findet aber auch sechsfach mehr comfort dabei. So ist auch in den Gasthöfen alles weit reichlicher und im Ueberflusse, als auf dem Continent. Das Bett z. B., welches aus drei übereinander gelegten Matratzen besteht, ist groß genug, um zwei bis drei Personen darauf Platz zu geben, und sind die Vorhänge des viereckigen Betthimmels, der auf starken Mahagonysäulen ruht, zugezogen, so befindest Du Dich wie in einem kleinen Cabinet, ein Raum, wo in Frankreich Jemand ganz bequem wohnen würde. Auf Deinem Waschtische findest Du nicht blos eine ärmliche Wasser-Bouteille mit einem einzigen Fajence oder silbernen Krug und Becken nebst einem langgedehnten Handtuche, wie Dir in deutschen und fränkischen Hotels und selbst in vielen Privathäusern geboten wird, sondern statt dessen wahre kleine Wannen von chinesischem Porcellain, in die man den halben Leib ohne Mühe tauchen könnte, darüber Robinets, die im Moment jede beliebige Wasserfluth liefern; ein halbes Dutzend breite Servietten, eine Menge große und kleine Krystallflaschen, einen hohen Stellspiegel, Fußbecken rc., ohne die andern anonymen Bequemlichkeiten der Toilette in eleganter Gestalt zu erwähnen. — Alles präsentirt sich so behaglich vor Dir, daß Dich sofort beim Erwachen eine wahre Badelust anwandelt. Braucht man sonst etwas, so erscheint auf den Ruf der Klingel entweder ein sehr nett gekleidetes Mädchen mit einem tiefen Knix, oder ein Kellner, der in der Tracht und mit dem Anstand eines gewandten Kammerdieners respectvoll Deine Befehle entgegen nimmt, statt eines ungekämmten Burschen in abgeschnittener Jacke und grüner Schürze, der mit dummdreister Zuthätigkeit Dich fragt: Was schaffen's, Ihr Gnoden? oder: Haben Sie hier jeklingelt? und dann schon wieder herausläuft, ehe er noch recht vernommen hat, was man eigentlich von ihm wollte. Gute Teppiche decken den Boden aller Zimmer, und im hellpolirten Stahlkamin brennt ein freudiges Feuer, statt der schmutzigen Bretter und des rauchenden oder übelriechenden Ofens in so vielen vaterländischen Gasthäusern. Gehst Du aus, so findest Du nie eine unsaubere Treppe, noch eine so spärlich erleuchtete, wo nur gerade die Dunkelheit sichtbar wird. Im ganzen Hause herrscht überdies Tag und Nacht die größte Ruhe und Decenz, und in vielen Hotels hat sogar jedes geräumige Logis seine eigene Treppe, so daß man mit Niemand Andern in Berührung kommt. Bei Tische gewährt man dem Gaste eine gleiche Profusion weißer Tischwäsche und glänzend geputzter Bestecke, nebst einer wohl furnirten plat de menage und einer Eleganz der Anrichtung, die billiger Weise nichts zu wünschen übrig läßt; die Dienerschaft ist stets da, wenn man sie braucht, und drängt sich doch nicht auf, der Wirth selbst aber erscheint gewöhnlich beim Anfang des Dinés, um sich zu erkundigen, ob man mit Allem zufrieden sei, kurz man vermißt in einem guten Gasthofe hier nichts, was der wohlhabende gereiste Privatmann in seinem eignen Hause besitzt, und wird vielleicht noch mit mehr Aufmerksamkeit bedient. Freilich ist die Rechnung dem angemessen, und auch die Waiters müssen ziemlich eben so hoch wie eigne Diener bezahlt werden. In den ersten Hotels ist ein Kellner, für seine Person allein, mit weniger als zwei Pfund Trinkgeld die Woche durchaus nicht zufrieden. Die Trinkgelder sind überhaupt in England mehr als irgendwo an der Tagesordnung, und werden mit seltner Unverschämtheit selbst in der Kirche eingefordert.

Ich besuchte heute einige Bazars, die seit den letzten Jahren immer mehr überhand nehmen und den Käufern viel Bequemlichkeit darbieten. Der sogenannte Pferde-Bazar ist im größten Maßstabe erbaut und versammelt täglich eine sehr bunte Menge. Er nimmt mehrere weitläufige Gebäude ein, wo in endlosen langen Gallerien und Sälen zuerst viele Hunderte von Wagen und Geschirren aller Art, neue und alte (aber auch die letztern wie neue aufgefrischt), fast zu allen Preisen ausgestellt sind. In andern Zimmern werden Porcellain-Waaren, Putz, Krystall, Spiegel, Quincaillerie, Spielsachen, sogar tropische Vögel und Schmetterlings-Sammlungen rc. feil geboten, bis man endlich in der Mitte des Etablissements in die Zimmer eines Kafferhauses gelangt, mit einer rund um einen freien Platz laufenden Glasgallerie. Hier sieht man, während man gemächlich (freilich in sehr gemischter Gesellschaft) frühstücken kann, eine Menge Pferde vorführen und verauctioniren, die in zahlreichen Ställen daneben stehen, wo sie sehr gut gewartet werden, und wo auch für eine voraus bestimmte Vergütung, Jeder, der verkaufen will, die seinigen hinsenden kann. Wenn ein solches Pferd vom Auctionator garantirt wird (warranted sound), so kann man es ziemlich sicher kaufen, da die Eigenthümer der Anstalt dafür einstehen müssen; das Beste findet man allerdings hier in der Regel nicht, aber gewiß das Wohlfeilste, und für Manchen hat dies auch sein Gutes, noch mehr vielleicht die große Bequemlichkeit, sich alles

Nöthige im Augenblick an demselben Orte verschaffen zu können. Dergleichen Bazars giebt es, wie gesagt, schon eine Menge, und sie sind wohl eine kleine Promenade werth. Ueberdies macht das bequeme Gehen auf den vortrefflichen Londoner Trottoirs, die bunten fortwährend wechselnden Bilder in den Straßen und die vielen reichen Läden, welche die meisten zieren, die Spaziergänge in der Stadt, besonders bei Abend, für den Fremden sehr angenehm.

Außer der glänzenden Gasbeleuchtung sind dann vor den vielen Apothekerläden große Glaskugeln von tiefrother, blauer und grüner Farbe aufgehangen, deren prachtvolles Licht Meilen weit gesehen wird und oft zum Leitstern, aber auch zuweilen zum Irrstern dient, wenn man unglücklicher Weise eines mit dem andern verwechselt.

Auch unter den Buden ziehen vor allen diejenigen die Augen auf sich, worin das schöne englische Krystall verkauft wird. Aechte Diamanten können fast nicht blendender glänzen, als die weithin strahlenden Sammlungen einiger dieser Fabrikanten. Ich sah dort auch einige Gegenstände in rosenrothem und andern farbigem Glase gearbeitet, doch wundert es mich, daß man die Formen noch immer so wenig verändert. So sind die Kronleuchter immer gleich monoton, und doch sollte ich denken, daß dergleichen, z. B. in Sonnengestalt mit ausgehenden Strahlen, oder als Blumenbouquets, statt der gewöhnlichen Kronenform, und eben so Wandleuchter in bunten Farben, wie Bijoux von farbigen Edelsteinen behandelt, bei übereinstimmender (vielleicht orientalischer Zimmerverzierung, noch bisher ganz ungesehene und überraschende Effecte hervorbringen müßten.

In andern Buden sieht man mit großem Interesse alle Instrumente neuer Agricultur und Mechanik, von gigantischen Säemaschinen und Rodeapparaten zum Ausreißen alter Bäume, bis zur kleinen Gartenscheere herab, in weiten Lokalen fertig aufgestellt, Alles mit einer gewissen Zierlichkeit arrangirt, die selbst bei den Fleischern, Fisch- und Kartoffelhändlern noch anzutreffen ist. Auch die Läden der Eisenmeubel- und Lampenverkäufer verdienen gar wohl eine Besichtigung, da sie Neues und Nützliches in Menge darbieten: was man nicht leicht auf dem übrigen Continent, weder in gleicher Fülle noch Zweckmäßigkeit, zu sehen bekommt. Der Reisende aber der sich immer blos auf die Salons und seines Gleichen beschränken, und auch nur, so zu sagen, vornehme Merkwürdigkeiten besehen will, bleibe besser zu Hause.

Ich beschloß den heutigen Tag mit einer Spazierfahrt nach Chelsea, dem Invalidenhause der Landtruppen, wo man sich innig freut, die alten Krieger wohl gepflegt einen Palast und sorgfältig gehaltenen Garten mit den schönsten kurz gemähten bowling greens und hohen Kastanienalleen bewohnen zu sehen, dessen ein kleiner Souverain sich nicht zu schämen hätte. Ich speiste dann um 8 Uhr beim O. Gesandten zu Mittag, ein Diné, das sich, außer der Liebenswürdigkeit des Hausherrn, noch durch ächten Metternich-Johannisberger auszeichnete, für welchen Nektar wenigstens auch der eingefleischteste Liberale dem großen Minister Gerechtigkeit widerfahren lassen muß. Ich fand dort Deinen Freund B., den vierzigjährigen Jüngling, der mir viele Empfehlungen an Dich auftrug. Er ist immer noch der Alte und unterhielt mich lange von seiner Toilette, wobei er versicherte, daß er hier vor Langerweile entsetzlich mager geworden sei, nur an einer Stelle finde ihn sein Schneider bedeutend stärker, nämlich da, wo er seit einem Monat falsche Waden trage.

Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, daß ich Dir über die hiesige Gesellschaft nicht viel sagen kann, bis ein längerer Aufenthalt und „die season" mich befähigt hat, etwas ausführlicher davon zu sprechen. So lange London, hinsichtlich der großen Welt, einem Palmyra an Einsamkeit gleicht, werde ich mich mit der Beschreibung der Lokalitäten begnügen, die mir zufällig, oder denen ich absichtlich in den Weg komme

---

Den 10. October.

Vor einigen Tagen benützte ich ein etwas helleres Wetter, um Chiswick, eine Villa des Herzogs von Devonshire, zu besuchen, die für die eleganteste Anlage dieser Art in England gilt, und die ich vor mehreren Jahren nur oberflächlich bei einem Feste, das der Herzog gab, gesehen hatte. Die Gemälde konnte ich auch diesmal nicht betrachten, weil ein Gast das Haus bewohnte. Im Garten fand ich viel verändert, aber kaum zum Vortheil, denn es herrscht jetzt eine Mischung von Regelmäßigem und Unregelmäßigem darin, die einen widrigen Effect hervorbringt. Ueberhaupt ist an mehreren Orten die häßliche Mode in England eingerissen, den pleasure ground fast überall nur mit einzelnen, fast reihenweise gestellten seltnen Bäumen zu bepflanzen, was den Rasenstücken das Ansehen von Baumschulen giebt. In den Strubs beschneidet man die Sträucher rund umher, damit sie ja den Nebenstrauch nicht berühren können, reinigt täglich die Erde darum sorgfältig und führt die Rasenkanten in steifen Linien, so daß man mehr schwarzen Boden als grünes Laub sieht und die freie Schönheit der Naturformen ganz verdrängt wird.

Nur Herr Nash geht bei seinen Anlagen von

einem ganz andern Princip aus, und die neuen Gärten des Königs bei Buckinghamhouse sind wahre Muster für den Pflanzer in dieser Hinsicht.

Was den Gärtner in England am meisten begünstigt, ist das milde Klima. Der Kirsch- und portugiesische Lorbeer, Azalien, Rhododendron erfrieren nie und geben Winter und Sommer den herrlichsten, üppig wachsenden Unterbusch, reiche Blüthen und Beeren.

Magnolien werden selten bedeckt und selbst Camelien überwintern an geschützten Stellen unter einer bloßen Bastdecke. Auch der Rasen behält den ganzen Winter hindurch eine schöne Frische, ja er ist in dieser Jahreszeit in der Regel weit schöner und dichter als im Sommer, wo ich mich erinnere, ihn bei dürrem Wetter oft noch schlechter als in der Mark gesehen zu haben, jetzt im Herbst ist aber die ganze Vegetation gerade in ihrer üppigsten Pracht.

Eine schöne Wirkung macht in Chiswick ein einzelner hoher Baum vor dem Hause, dessen Stamm man bis an die Krone glatt aufgeputzt hat und unter welchem man nun den ganzen Garten und einen Theil des Parks übersieht, ein guter Wink für Landschaftsgärtner, den ich Dir in M. zu benutzen rathe. Die hiesigen Cedernalleen (welcher Baum bei uns leider auch nicht im Freien gedeiht) sind berühmt und erreichen die Größe alter Tannen. Auch colossale Taxushecken befunden, wie lange dies Besitzthum schon gepflegt wurde, und die neuen Gewächs- und Treibhäuser empfehlen den guten Geschmack ihres jetzigen Besitzers besser als der pleasure ground. Sonderbar ist es, daß nirgends in England die Orangenbäume zu irgend einer bedeutenden Größe zu bringen sind. Auch hier ist dieser Theil der Gärtnerei nur sehr mesquin, dagegen die Blumengärten noch immer reich blühen Die Blumenbeete waren ebenfalls so sparsam bepflanzt, daß jede einzelne Staude frei sich ausbreiten konnte, ausgenommen diejenigen Beete, wo nur e i n e Blumensorte cultivirt wird. In diesem Falle sucht man das Ganze so voll als möglich zu erhalten, und diese letzteren sind daher auch bei weitem die schönsten. Ich sah in den Treibhäusern hier zum erstenmale die große Providence-Ananas, welche Exemplare bis zu 12 Pfund Gewicht liefert. Eine kleine Menagerie ist mit Chiswick verbunden, wo ein zahmer Elephant allerlei Kunststücke macht und sich auf einem weiten Rasenplatze sehr ruhig von jedem Neugierigen reiten läßt. Sein Nachbar ist ein Lama und weit unsanfterer Natur. Die Waffe desselben besteht in einem äußerst übelriechenden Speichel, mit dem es mehrere Ellen weit diejenigen, welche es necken, anspuckt, und dabei so richtig trifft und so schnell und plötzlich auf seinen Gegner losspringt, daß man nur mit vieler Mühe der zugedachten Ladung entgeht.

Leider hat Chiswick nur stehendes und schlammiges Wasser, was zuweilen so austrocknet, daß der Elephant bei starkem Durst den Rest aussaufen könnte.

Durch eine Reihe lieblicher Villen und Landhäuser aller Art, unter dem Getümmel von Reitern, Landkutschen, Reisewagen und Kohlenkarren mit Riesenpferden bespannt, dazwischen mit gelegentlichen schönen Aussichten auf die Themse, langte ich nach einer Stunde raschen Fahrens wieder bei Hydeparkcorner an und begrub mich von Neuem in das Labyrinth der unermeßlichen Stadt.

Den andern Tag besuchte ich die City mit meinem Lohnbedienten, einem Schweizer, der Aegypten, Syrien, Sibirien und Amerika bereist, ein russisches Postbuch herausgegeben, die erste Nachricht von der Einnahme Hamburgs durch Tettenborn, nebst einem Kosacken in natura, nach London gebracht, und zuletzt Napoleons Krönungsanzug in Paris erstanden und hier für 5 Schilling Eintrittsgeld gezeigt hat, dabei geläufig die meisten europäischen Sprachen spricht und also mit einer halben Guinee täglich nicht zu theuer bezahlt wird. Auch als Arzt ist er zu gebrauchen, denn er hat auf seinen Reisen so viel Arcana und Recepte gesammelt, daß er wundervolle Hausmittel für jedes Uebel, und überdem, wie er behauptet, noch tausend verschiedene Punschrecepte besitzt. Geführt von diesem Universalgenie, betrat ich zuerst die Börse, the Royal Exchange.

An andern Orten hat die Börse gewöhnlich nur ein kaufmännisches Ansehen, hier durchaus ein historisches. Die imposanten Statuen englischer Herrscher rund umher, unter denen sich Heinrich VIII. und Elisabeth besonders auszeichnen, wie die alterthümliche und würdige Bauart, erwecken poetische Gefühle, denen der Gedanke eines so unermeßlichen Welthandels, dessen Hauptplatz London ist, eine noch tiefere Bedeutung giebt. Die Menschen jedoch, die das Gemälde beleben, ziehen Einen bald wieder in das Reich des Alltäglichen hinab, denn hier leuchtet Eigennutz und Interesse zu lebhaft aus jedem Auge, so daß in dieser Hinsicht der Ort wie die ganze City einen fast unheimlichen Anblick darbietet, der dem rast- und trostlosen Gewühle verdammter Geister nicht ganz unähnlich erscheint.

Der große Hof der Börse wird von bedeckten Arcaden umgeben, wo Inschriften den Kaufleuten aller Nationen ihren Versammlungsort anweisen. In der Mitte des Hofes steht eine Statue Karls II., der den Palast erbaute. Sie drückt in Haltung und Geberde ganz den Mann aus, wie ihn die Geschichte beschreibt, nicht schön, aber doch nicht

ohne Grazie, und mit einem festgewurzelten Leichtsinn in den wie zum Spott halb gravitätischen Zügen, den nichts bessern kann, weil er aus Mittelmäßigkeit entspringt, und daher auch aus diesem König einen eben so liebenswürdigen und sorglosen Roué, als schlechten Regenten machte. In Nischen, die rund um den zweiten Stock angebracht sind, stehen die Büsten anderer Herrscher Englands. Ich habe schon die Heinrichs VIII. und der Königin Elisabeth genannt. Sie würden auch ohne die sich ihnen beimischende Erinnerung auffallen. Heinrich fett und behaglich und so zu sagen gemüthlich grausam aussehend, Elisabeth männlich großartig und doch auch weiblich boshaft. Die Büsten sind gewiß nach den besten Holbeinischen Gemälden gemacht. In diesem Stocke befindet sich das berühmte Lloyd's Coffeehouse, das schmutzigste Lokal dieser Art in London, dem man es nicht ansieht, daß hier täglich über Millionen verhandelt wird. Doch sind offenbar mehr Papier und Federn, als Erfrischungen sichtbar.

Nahe dabei ist das schöne und ungeheure Gebäude der Bank von England, mit einer Menge großer und kleiner Säle, die größtentheils von oben beleuchtet und zur Aufnahme der verschiedenen Comptoirs bestimmt sind. Hunderte von Clerks arbeiten hier neben einander und führen mechanisch die kolossalen Geschäfte, bei denen das nil admirari dem ohnedies gern bewundernden armen Deutschen oft schwer werden mag, besonders wenn er im Bullion office, wo die Lingots aufbewahrt werden, die Goldhaufen und Silberfässer anstaunt, die ihm die Schätze der Tausend und einen Nacht zu realisiren scheinen.

Von hier begab ich mich nach dem Rathhause, wo eben der Lord-Mayor, dermalen ein Buchhändler, der aber in seinem blauen Mantel mit goldner Kette gar nicht übel repräsentirte und einen ganz monarchischen Anstand anzunehmen wußte, Recht sprach. Ich glaube nicht, daß er sich dabei schlechter wie ein Justizbeamter aus der Affaire zog; denn seit Sancho Pansa's Zeiten ist es bekannt, daß der gesunde Menschenverstand das Rechte nicht selten richtiger erkennt, als die durch zu viele scharfgeschliffene Brillengläser übersichtig gewordene Wissenschaft, so wie ich auch, in Parenthese gesagt, das Kunsturtheil eines gebildeten natürlichen Sinnes in der Regel dem eines Antiquaren vorziehe, der durch den Namen, oder eines Selbstkünstlers, der durch die besiegten Schwierigkeiten am meisten bestochen wird.

Der Schauplatz hier war nur ein mittelmäßiges Zimmer, zur Hälfte mit dem niedrigsten Pöbel gefüllt. Es handelte sich um das häufigste Thema in England, einen Diebstahl, und da der Sünder, welcher eben so gelassen als ennuyirt schien, nach geringem Zögern gestand, so hatte das Drama schnell ein Ende.

Und weiter wandelten wir fort in der tumultuarischen City, wo man wie ein Atom verloren gehen kann, wenn man nicht gehörig rechts und links aufpaßt, um weder von einer dem Trottoir zu nahe kommenden Cabrioletgabel aufgespießt, noch von einem einbrechenden und umstürzenden Diligencengebäude erdrückt zu werden, und gelangten abermals zu einem höchst dunkeln und unansehnlichen Kaffeehause, Garroways Coffeehouse genannt, wo in einem elenden Lokale Landgüter und Paläste, oft Hunderttausende an Werth, täglich versteigert werden. Wir setzten uns ganz ernsthaft dazu hin, als wären wir sehr begierig, ähnliche Acquisitionen zu machen, und bewunderten die ungemeine Liebenswürdigkeit und fast unglaubliche Geschicklichkeit des Auctionators, die Kauflust bei seinem Auditorium zu erregen. Er zeigte sich in zierlicher schwarzer Kleidung und Perücke und stand wie ein Professor auf dem erhabenen Catheder. Ueber jedes Gut hielt er eine allerliebste Rede, die er nicht ermangelte mit vielfachen Späßen zu würzen und jeden Gegenstand dabei so unwiderstehlich anzupreisen, daß der Unbefangene darauf hätte schwören mögen, Alles ginge hier für das unverantwortlichste Spottgeld weg.

Mein Lohnlakay erzählte mir, daß dieser berühmte Auctionator vor einiger Zeit in einen unangenehmen Prozeß verwickelt worden sei. Er hatte nämlich ein Landgut ungemein wegen des romantischen hanging wood in seiner Nähe gepriesen, eine Holzart, die sehr beliebt in England ist und worunter gewöhnlich Trauerweiden, Trauerbirken, Hängeäschen, Fichten u. s. w. verstanden werden. Ein Käufer ließ sich hierdurch zur Erstehung verlocken; denn es ist eigenthümlich englisch, daß fast alle Käufe, die hier gemacht werden, ohne eigne Besichtigung des ausgebotenen Ortes stattfinden. Als er indeß auf seinem neu acquirirten Grundstücke ankam, fand er dasselbe fast ganz von Bäumen entblößt und kein andres hanging wood daselbst, als einen nahen — Galgen. Soviel für englische Humoristik und Gerechtigkeit.

Wie hätte ich aber die City verlassen können, ohne ihren wahren Lion (englischer Ausdruck für jedes Außerordentliche in seiner Art), ihren Beherrscher — mit einem Worte: Rothschild, besucht zu haben.

Auch er bewohnt hier nur ein unscheinbares Lokal (denn im westend of the town befindet sich sein Hotel), und in dem kleinen Hofe des Comptoirs wurde mir durch einen Frachtwagen, mit Silberbarren beladen, der Eingang zu diesem Hauptalliirten der heiligen Allianz ziemlich schwie-

rig gemacht. Ich fand den russischen Consul daselbst, der eben seine Cour machte. Es war ein feiner und gescheidter Mann, der seine Rolle perfect zu spielen und den schuldigen Respekt cum dignitate zu verbinden wußte. Dies wurde um desto schwerer, da der geniale Selbstbeherrscher der City eben nicht viel Umstände machte, denn nachdem er gegen mich, der ihm seinen Creditbrief überreicht hatte, ironisch geäußert: wir wären glückliche reiche Leute, daß wir so umherreisen und uns amüsiren könnten, während auf ihm armen Manne Weltlasten lägen, fuhr er damit fort, sich bitter zu beklagen, daß kein armer Teufel nach England käme, der nicht von ihm etwas haben wolle. So habe noch gestern wieder ein Russe bei ihm gebettelt, eine Episode, die dem Gesichte des Consuls einen bittersüßen Stempel aufdrückte, und, setzte er hinzu, die Deutschen lassen mir vollends gar keine Ruhe! Hier kam die Reihe an mich, gute Contenance zu halten. Als sich nachher das Gespräch auf politische Gegenstände richtete, gaben wir Beide gern zu, daß ohne ihn Europa nicht mehr bestehen könne; er lehnte es aber bescheiden ab und meinte lächelnd: „Ach nein, da machen Sie nur Spaß, ich bin nichts mehr als ein Bedienter, mit dem man zufrieden ist, weil er die Geschäfte gut macht, und dem man dann aus Erkenntlichkeit auch was zufließen läßt.“

Dies wurde in einer ganz eigenthümlichen Sprache, halb englisch, halb deutsch, das Englische aber ganz mit deutschem Accent, vorgetragen, jedoch Alles mit einer imponirenden Assurance, die dergleichen Kleinigkeiten unter ihrer Aufmerksamkeit zu finden scheint. Mir erschien gerade diese originelle Sprache sehr charakteristisch an einem Manne, dem man Genialität und sogar einen in seiner Art großen Charakter gar nicht absprechen kann.

Bei Royal Exchange, wo die Kaufleute zu sehen sind, hatte ich, für England sehr consequent, begonnen, mit Exeter Change, wo man die fremden Thiere gleichsam als Repräsentanten der Colonien zeigt, beschloß ich meine Tournee. Auch hier begegnete mir wieder ein Lion, diesmal aber ein wirklicher, mit Namen Nero, welcher außer seiner Zahmheit das in unserm Klima seltenere Verdienst hat, bereits sechs Generationen junger englischer National-Löwen geliefert zu haben. Er ist von ungeheurer Größe und ehrwürdigem Ansehn, ruht aber jetzt auf seinen Lorbeeren aus und schläft königlich fast den ganzen Tag. Erwacht er jedoch übler Laune, so macht noch sein Brüllen das alte Bretterhaus und die ihn umgebenden gemeinern Thiere erzittern. Diese bestehen aus Geschöpfen fast aller Arten, Elephanten, Tiger, Leoparden, Hyänen, Zebras, Affen, Strauße, Condors, Papageyen und Vögeln aller Zonen. Eigenthümlich ist es, daß sie nicht ebener Erde, sondern alle im zweiten und dritten Stocke wohnen, so daß man auf einem der gezähmten Elephanten, der immer gesattelt steht, oben umherreiten und eine recht hübsche Aussicht ins Weite dabei genießen kann. Den Kauflustigen lockt die große Auswahl und verhältnißmäßig sehr wohlfeile Preise. Der württembergische Gesandte des letzten hochselig verstorbenen Königs hatte, wie ich mich noch wohl erinnere, hier mehr zu thun als in St. James und Downingstreet, ja ich weiß, daß er einmal wegen einer krepirten, seltenen großen Schildkröte lange in großen Sorgen stand, seinen Posten zu verlieren.

Auf dem Rückwege zu meinem Hotel kamen wir bei einem Palais vorbei, von welchem mein weit gereister Cicerone, Herr Tournier, Gelegenheit nahm, mir folgende interessante Erzählung zu machen. Hat er brodirt, so bitte ich Dich, es ihm und nicht mir entgelten zu lassen.

Es war dieser Palast nämlich das Haus der Montague (die Shakspeare nach Verona versetzt), aus welchem vor geraumer Zeit der junge Erbe dieses Hauses als einjähriges Kind gestohlen und lange nichts weiter von ihm gehört ward. Nach acht Jahren vergeblicher Nachforschungen der trostlosen Mutter schickte einst der Schornsteinfeger des Stadtviertels einen kleinen Knaben zum Fegen des Kamins in das Schlafzimmer der Lady Montague, in welchem man durch einen glücklichen Zufall, vermöge eines Mals am Auge und den darauf gegründeten Nachforschungen, den verlornen Sohn erkannte; eine Anektode, die später zu einem bekannten französischen Vaudeville Anlaß gegeben hat. Aus Dankbarkeit für ein so unverhofftes Glück gab Lady Montague viele Jahre lang, und ich glaube noch jetzt geschieht etwas Aehnliches, in dem großen Garten, der an ihr Palais stößt, der ganzen Schornsteinfeger-Innung von London am Tage des Wiederfindens ein Fest, wo sie selbst mit aller ihrer Dienerschaft in Staatskleidung für die Bewirthung dieser Leute Sorge trug.

Der Knabe ward später ein sehr ausgezeichneter, aber auch eben so excentrischer und wilder Jüngling, der sein Hauptvergnügen in ungewöhnlichen Wagstücken suchte, wozu er bei fortwährenden Reisen in fremde und unbekannte Länder die beste Gelegenheit fand. Auf diesen begleitete ihn stets ein sehr geliebter Freund, ein gewisser M. Barnett.

So hatte er in mehreren Welttheilen die entferntesten Gegenden gesehen, als im Jahre 90 Tournier, seiner Aussage nach, ihn als Kammerdiener nach der Schweiz begleitete. In

Schaffhausen angelangt, faßte der Lord die unglückliche Idee, mit einem Boote den Rheinfall hinunterzufahren. Der erste Geistliche des Ortes, so wie viele andere Bekannte baten den jungen Brausekopf um des Himmels willen, ein so rasendes Unternehmen zu unterlassen, jedoch vergebens. Man wollte ihn sogar durch Aufbieten der Schaffhäuser Stadtsoldaten daran verhindern, es scheint aber, daß sie ihm nicht mehr Furcht als die weiland Leipziger den dortigen Studiosen einflößten, oder täuschte er ihre Wachsamkeit, kurz, nachdem er vorher einen leeren Kahn gleichsam zur Probe als avantcoureur vorausgeschickt hatte, der auch glücklich mit seinem hölzernen Leben davon kam, folgte er selbst in Gesellschaft seines Freundes. Mr. Barnett hatte zwar ebenfalls alles angewandt, dem entetirten Lord sein Vorhaben auszureden, als ihm dieser aber zurief: „Wie, Barnett, Du bist mit mir über den ganzen Erdball gezogen, hast jede Gefahr treulich mit bestanden und willst mich nun bei dieser Kinderei verlassen?" so gab er gezwungen nach und setzte sich, die Achseln zuckend, in den verhängnißvollen Kahn.

Sie schwammen erst sanft und langsam, dann mit immer reißenderer Schnelle dem Sturze zu, während Hunderte von Zuschauern zagend den Wagehälsen nachschauten.

Was indessen Jeder vorhergesagt, geschah. Die Kante der Felsen berührend, schlug der Kahn um, die beiden Männer erschienen nur noch einmal zwischen dem Gestein und der Donner der Wogen übertäubte ihr Hülfegeschrei, das nur undeutlich in Zwischenräumen vernommen ward. Bald waren sie gänzlich verschwunden, und obgleich man viele Monate lang, ohne Kosten zu scheuen, die Körper bis an den Ausfluß des Rheins in Holland suchen ließ und große Summen auf ihr Wiederfinden setzte, so hat man doch nie wieder etwas von ihnen vernommen. Sie schlummern unbekannt in der krystallenen Tiefe.

Sonderbar ist es, daß an demselben Tage, der ihnen den Tod brachte, das Stammschloß der Montague in Sussex bis auf den Grund abbrannte. Die unglückliche Mutter überlebte nur ein Jahr den Tod ihres zum zweitenmal und diesmal unwiederbringlich verlorenen Sohnes.

Wenn Grillparzer zu trauen ist, so muß hier wenigstens eine unversöhnliche Ahnfrau im Spiele gewesen sein, vielleicht noch von Romeo's Zeiten her.

---

Den 13. October.

Müde von der vorgestrigen Tour, brachte ich den andern Morgen in meinen vier Pfählen zu, besuchte aber Abends die englische Oper im Strand, nicht weit von dem Thierlokal, dessen Bewohner sie gleich zu ihrer Disposition hat. Das Haus ist weder elegant noch groß, aber die Acteurs gar nicht übel. Man gab indeß keine Oper, sondern hideuse Melodramen, zuerst Frankenstein, wo ein Mensch durch Zauberkünste, ohne Frauenhülfe, gemacht wird und daher auch sehr schlecht geräth, und dann den Vampyr, nach der bekannten Lord Byron fälschlich zugeschriebenen Erzählung. In beiden spielte Herr Cook die Hauptrolle, der sich durch ein schönes Aeußere, sehr gewandtes Spiel und einen höchst vornehmen und noblen Anstand auszeichnet. Auch war das Zusammenspiel durchgängig musterhaft, die Stücke jedoch so albern und unsinnig, daß man es unmöglich bis ans Ende aushalten konnte. Hitze, Ausdünstung und Publikum waren dabei ebenfalls nicht die erfreulichsten. Ueberdem dauert dieses Schauspiel von 7 bis $^1/_2$ 1 Uhr, was selbst bei dem vortrefflichsten zu lang wäre.

Den nächsten Tag fuhr ich nach Hamptoncourt, um das dortige Schloß, das Gestüt und meine alte Freundin Lady Lansdown zu besuchen.

Von allen drei Dingen fand ich das erste am unverändertsten vor, und den berühmten Weinstock im Garten wohl noch mit einem Hundert Trauben mehr beschwert. Er hatte jetzt im Ganzen weit über tausend Stück und bedeckte das ihm eingeräumte Treibhaus von 75 Fuß Länge und 25 Fuß Breite völlig. In einer Ecke stand, gleich dem dunkeln Ahnherrn eines stolzen Geschlechts, sein brauner Stamm, so verloren und unscheinbar, als wenn er gar nicht mehr zu dem prachtvollen Gewölbe von Blättern und Früchten gehöre, die ihm doch allein ihr Dasein verdanken.

Die meisten Zimmer im Schlosse sind noch ganz so meublirt, wie sie Wilhelm III. vor 120 Jahren verließ. Man conservirt absichtlich die zerrissenen Stühle und Tapeten. Viele interessante und vortreffliche Gemälde zieren diese Gebäude, vor allen die berühmten Cartons von Raphael, welche aber bald von hier nach dem neuen Palaste des Königs wandern sollen. Du hast das Alles aber so oft beschrieben gelesen, daß ich mich der Wiederholung enthalte. Nur zwei schöne Portraits, Wolsey's, des stolzen Erbauers dieses Palastes, und Heinrichs des VIII. seines verrätherischen Herrn, laß mich erwähnen. Beide sind vortrefflich und höchst charakteristisch. Du erinnerst Dich jenes dicken Advokaten, den wir nur mit so vieler Mühe los wurden, thierischen Ausdrucks, sinnlich, blutgierig so weit die heutige Zeit es erlaubt, gewandt, spitzfindig, voller Geist und Arglist, und bei unbegrenztem Hochmuthe doch mit überwiegender Tendenz zum Ge-

meinen, zuletzt aber noch auf eine wahrhaft naive Weise frei von allem Gewissen, — gieb dem Bilde einen grünen Frack mit Perlmutterknöpfen, und Du hast sein treuestes Portrait.

Immer wiederholt sich in anderer Nüance die Natur, aber die Stufen sind verschieden und mit ihnen die Ausbildung, wie das Schicksal der Menschen und der Welt.

In der Nacht wäre ich bald im Erstickungstode hinübergeschieden, da mein heimathlicher Jocrisse, wahrscheinlich von einem englischen Kameraden früher zu gut bewirthet, während ich schon schlief, Kohlen aus dem Kamin wegtragen wollte und sie auf einem lackirten Präsentirbrett daneben stehen ließ. Ein furchtbarer Dampf und infernaler Geruch weckte mich noch glücklicher Weise, als ich eben träumte, ein Hofmann Heinrichs des VIII. zu sein und im Camp d'or eine französische Schöne erobert zu haben — sonst hätte ich gewiß die Traumbraut nur im Himmel geküßt.

Ohngefähr wie dieser Himmel, eben so entfernt und eben so lieblich, erscheint mir der Ort, wo Du weilst, meine Traute, und so sende ich Dir den Friedenskuß übers Meer und schließe, Heil und Segen wünschend, hiermit die erste englische Epistel.

Dein herzlich ergebener

L.

---

## Goethe's Arbeitszimmer, geschildert in einem Briefe an eine Dame.

Von A. v. Sternberg.

Deine Phantasie, liebe Lucie, hat Dir einen lustigen Streich gespielt. Du schreibst mir, daß Du Dich öfters aus Deiner weiten Ferne hierher versetzest, daß Du nichts lieber thust, als auf den Flügeln der Einbildungskraft von Deinem hübschen Landgute, das die Wellen des Baltischen Meeres bespülen, hierher zu eilen, um einige Minuten auf dem Divan zu ruhen, der in Goethe's Arbeitszimmer steht. Es thut mir leid, Deiner erschöpften Phantasie dieses Ruheplätzchen zu rauben, aber die Wahrheit, die unerbittlich unsere schönsten Illusionen zerstört, befiehlt mir auch, Dir diesen Divan zu rauben, und Dir dafür einen schlichten, dünn gepolsterten Stuhl hinzuschieben.

Du siehst mich verwundert an? Wie, kein Divan? so doch ein Sopha, eine Bergere? ein gepolsterter Rollstuhl? Nichts von allem dem. Der Dichter, der um seinen Tasso eine so schöne Scenerie von Marmorgetäfel, seidenen Stoffen und Parquet-Böden geordnet, der seine Iphigenie aus dem schönsten griechischen Tempel hervortreten läßt, der in seinen Wahlverwandtschaften die Liebeleien Eduard's und Charlotten's hinter Draperieen von Atlas und Gaze belauscht — litt in seinem eigenen Arbeitszimmer nichts, was dem Luxus auch nur entfernt ähnlich sah. Er verachtete dieses Beiwerk gerade nicht, aber er mochte sein Auge nicht durch schmeichelnde Eindrücke so untergeordneter Art verführen lassen; er litt diesen Lakaiendienst der Sinnlichkeit nicht um sich her; er entfernte ein hübsches Möbel, wie man einen geputzten Diener aus seinem Zimmer weist, dessen stumme Gegenwart uns belästigt.

Um's Himmels willen laß Dir nur dabei nicht in den Sinn kommen, auch aus Deinem Zimmer den zierlichen Luxus, den Du so allerliebst zu ordnen verstehst, daß er täuschend die größte Einfachheit nachahmt, zu entfernen. Für uns, die wir nicht große schöpferische Dichter sind, haben dergleichen Erbärmlichkeiten einen unantastbaren Werth. Wir sind schon zu tief in die Verderbniß des schönen Schwunges einer Falte geraden, wir haben uns schon zu tief eingelassen mit Seide und Polstern; die Verführung der letztern ist uns so verderblich gewesen, daß es umsonst wäre, so viele Schwächen auf einmal abzustreifen. Fahre darum fort, die großen Werke unsers ersten Dichters auf dem hübschen Plätzchen zu lesen, das Du vor den Flügelthüren Deines Balkons angelegt hast und von dem man die Aussicht auf das Meer hat. Willst Du aber wissen, wie Goethe gewohnt hat, so höre mir zu.

Die Zimmer seines Hauses, in denen er Gesellschaft empfing, beschreibe ich Dir nicht, denn sie unterscheiden sich nur wenig von einer gewöhnlichen Einrichtung, wie man sie überall sehen kann. Folge mir dagegen einige Stufen abwärts durch eine düstere winkelige Wendung zu einem Ensemble von drei bis vier nach dem Garten gelegenen Piecen, das sein Arbeitszimmer, Schlafkabinet, kurz seinen täglichen Aufenthaltsort ausmachte. Oft Monate lang überschritt er im Winter die Grenze dieser Zimmer nicht, und in einem derselben ist er auch gestorben.

Diese Räume, in denen die Muse, wie in ihrem liebsten Tempel, ein halbes Jahrhundert lang unausgesetzt weilte, wo die Grazien und die Schönheit wie in ihrem Vaterhause ein- und ausgingen, wo die tiefsinnige Forschung fast bei jedem neuen Morgenlichte bewunderungswürdige Probleme löste, diese mit Ehrfurcht betretenen Räume sind das Schmuckloseste und Einfachste, was man sich nur denken kann. Zwei niedrige Fenster, ohne Vorhänge, spenden den Hauptstrahl ihres dürftigen Lichtes auf einen roh aus

Eichenholz gefertigten großen Arbeitstisch, der in der Mitte des kleinen Zimmers steht, das durch überallhin vertheilte Repositorien und Pulte noch kleiner erscheint. An diesen Tisch ist ein einfacher Stuhl herangerückt, dessen harter, strenger und zelotischer Bau jeder Bequemlichkeit Hohn spricht. Die Lehne dieses rigorösen Sessels ist auch nur zum vergeblichen Schmuck da, denn Goethe zog es vor, wenn er sich einige Bequemlichkeit gestattete, sich auf ein dünnes Polster zu lehnen, das vor ihm auf dem Tische hingebreitet lag.

Du kannst Dir denken, daß die eleganten Frauen seiner Umgebung, die sich noch nicht bis zur Höhe der Philosophie aufgeschwungen hatten, um über ein fehlendes Polster sich zu beruhigen, ihm Kissen und Unterlagen von allen Formen und Größen stickten und sticken ließen; aber sie sahen ihre Gaben zwar mit Dank angenommen, doch bei Seite gestellt. Man zeigte mir eine solche zurückgewiesene Fußbank, die allerdings das Zierlichste war, was man in dieser Art sehen konnte, und sie war von Händen ausgeschmückt worden, die hier zu den Füßen eines achtzigjährigen Greises die Blumen streuten, die ihnen Schönheit, Glanz und Jugend vergeblich zu entlocken getrachtet hatten.

An diesem Arbeitstische saß mit ihm sein Sekretär, zuweilen auch seine Schwiegertochter. Im Winter hielt er auch hier seine kleinen Mittagsmahle, zu denen er oftmals seinen intimen Umgang zog. Man kann sich denken, daß auf diese Weise gerade sehr köstliche Stunden hier genossen wurden. Selbst Carl August und der jetzige Großherzog verschmähten es nicht, Goethe'n in diesen engen Räumen zu besuchen. In der Regel war er in diesen Zimmern allein; wollte er Leute sehen, so veranstalteten die Damen seines Hauses in den Gesellschaftszimmern kleine Feste, als deren höchster Schmuck die gefeierte Gegenwart des großen Mannes auf eine oder zwei Stunden erschien.

Von allen den Leuten, deren exaltirte Bewunderung die Postpferde am Morgen nach Weimar brachten, um am Abend sie wieder hinwegzuführen, betrat keiner das Heiligthum des Arbeitszimmers. Der große Schwarm glitt mit seinen geputzten Phrasen durch die erleuchteten Stuben, und floß wieder ab, ohne daß Jemand auch nur die Existenz jener Zimmer ahndete. Man erzählt als eine auffallende Thatsache, daß es dem König von Baiern gelungen, sich dieses Heiligthum zu öffnen.

Die um den Schreibtisch rund herum vertheilten Repositorien enthalten Dinge, die nichts Auffallendes bieten. Es sind Bücher, Hefte, Rollen mit Diplomen, geschenkte Werke der geschätztesten Dichterfreunde. So Walter Scott's und Byron's Werke. In einem der Schubfächer liegt eine angefangene Wollenstickerei von Frau v. Goethe, die diese Arbeit während der letzten Lebensstunden ihres Schwiegervaters, an seinem Krankenbette wachend, unternahm und nicht beendete. Gerade eine Rose ist unvollendet geblieben. Es scheint als wenn der Tod, eifersüchtig auf die Fülle der Blumen, mit denen diese hingebende und liebevolle Tochter den Pfad ihres großen Vaters bestreut hatte, sie verhindert habe, auch diese letzte Rose ihm zu weihen.

Ein anderes Fach enthält Papierschnitzel, angefangene Briefe, Fragmente von Gedichten u. s. w., und ich muß Dir gestehen, daß ich mich versucht fühlte, für Dein Album einen kleinen Raub hier zu begehen; aber alle diese Aphorismen sind, da Goethe oft im Wagen schrieb, so unleserlich mit Bleistift hingehaucht, daß das Talent eines Oedip dazu gehört, diese kleinen interessanten Räthsel zu entwirren. Ein Gips-Medaillon mit Napoleon's Portrait ist merkwürdig, weil Goethe dazu bemerkt hat, daß es gerade am Tage der Schlacht von Leipzig ohne alle Veranlassung von der Wand sich löste und herabstürzend zum Theil zerbrach. Die Liebhaber mystischer Andeutungen mögen sich hieran ergötzen. Interessanter ist mir eine kleine Büste, ebenfalls von Napoleon, erschienen, die aus einer Art milchweißem Glase gemacht ist, aus welcher Mischung Goethe merkwürdige Beweise für die aufgestellten Thesen seiner Farbenlehre zog. Ein kleiner Eckschrank hatte die Bestimmung, Geldrollen aufzunehmen, die als Almosen auf die diskreteste und wirksamste Weise vertheilt wurden.

Aus diesem Arbeitszimmer öffnet sich eine kleine Tapetenthür in das Schlaf-Kabinet, das sehr eng und wiederum nichts weniger als bequem und wohnlich aussieht. Dennoch sehe ich dieses einfache Bett, aus rohem Holz gezimmert, lieber, als Voltaire's ekelhaftes Wolkenbett in Ferney. Dicht am Bette steht ein mit grünem Damaste bekleideter Polsterstuhl. An den Wänden sind Tabellen über die Tonlehre und Geologie aufgerollt. Das kleine Fenster läßt nur ein kleines Stück Himmel erblicken. Goethe's Augen suchten dieses Licht, als sie sich für immer schließen sollten.

Aus dem Arbeitszimmer führte eine Thür in die Bibliothek; dieser Eingang ist jetzt geschlossen und man muß durchs Vorzimmer, um in die Bibliothek zu gelangen. Diese enthält zum größten Theil ältere klassische Werke aus dem vorigen Jahrhundert, schon zu Goethe's Jugendzeit gesammelt, theils auch die literarischen Weihgeschenke neuerer Schriftsteller. Eine reiche Sammlung von Briefen, von denen noch nichts

dem Publikum mitgetheilt worden, thürmt sich in ganzen Ballen auf. Dabei Tagebuch-Hefte, die dicht bis an den Todestag gehen, und Notizen aus den Vorgängen des täglichen Lebens enthalten. Auch in diesen Mittheilungen herrscht die berechnetste Vorsicht, wie in allem, was Goethe in der letzten Zeit schrieb oder schreiben ließ. Jene Tagebücher vor seiner Reise nach Italien und alle seine damaligen Briefsammlungen hat er verbrannt; wahrscheinlich graute ihm selbst vor der feurigen rücksichtslosen Sprache seiner Jugend. Wir, die wir gerne gerade diese Sprache lesen, haben viel verloren.

Aus allen diesem, liebe Lucie, siehst Du den Sohn einer andern Zeit vor Dir. In unseres Dichters späteres Leben hat sich unverkennbar jene strenge förmliche Erziehung des Frankfurter Patrizier-Sohnes herübergeleitet. Wir sehen die ernsthaften und gravitätischen Personagen vor uns, die durch das achtzehnte Jahrhundert wandeln, völlig mit der Steifigkeit einer Gliederpuppe. Wir sehen sie ihre Lustbarkeiten, ihre Feste mit einer Ernsthaftigkeit begehen, als gingen sie zum Blutgerüste. An den Höfen herrschten elegantere Formen, aber bis in die Reichsstädte waren sie noch nicht gedrungen. Das graziöse Lächeln Ludwigs XV., über das der Herzog von St. Simon in Entzücken geräth und mit dessen Beschreibung er ein ganzes Kapitel seiner Memoiren füllt, hatte sich noch nicht bis auf das ehrliche Gesicht eines deutschen Reichsstädters verirrt. Eben so wenig hatte das häusliche Leben von seinen engen Formen noch irgend etwas verloren. Das Genie selbst konnte hierin nichts ändern, es mußte sich entweder fügen, oder an den unabänderlichen Schranken sich den Kopf einstoßen; so wie es der arme Lenz auch gethan hat.

Goethe adoptirte die Formen, die er eine kurze Zeit über ebenfalls bekämpft hatte, später auf die minutiöseste Weise. Diese Bemerkung lehrt uns auch sein Arbeitszimmer machen. So wie er selbst sich keiner Art von bequemer Ungenirtheit hingab, so wünschte er auch nicht, Andere in einem ihm mißfälligen Abandon zu erblicken. Dieß geschah auch nie. Unsere modernen Dichter werden dieses alles sehr wunderlich finden. Und je mehr dieses kleine Stückchen achtzehntes Jahrhundert, das in diesen engen Räumen eingeschlossen ist, von unsern Tagen weiter gerückt wird, desto wunderlicher müssen diese Zimmer erscheinen; bis die Zeit endlich so tief die Erscheinungen in den Hintergrund stellt, daß ein mythischer Nebel sie einhüllt und alles Zufällige und Kleinliche von ihnen abstreift.

Jetzt, liebe Lucie, habe ich mein Wort gelöst, Dir Goethe's Arbeitszimmer zu beschreiben. Ob Du nun wirklich ein deutliches Bild davon hast? Ich zweifle. Mit Worten, so sehr man auch strebt, sie in Farben und Linien zu verwandeln, wird doch kein ganz klares Bild hervorgezaubert. Deine Phantasie, die ich gleich am Anfange angerufen habe, muß das Beste thun; ich hoffe, sie wenigstens jetzt auf eine richtige Fährte geleitet zu haben.

---

## II.

## Der amtliche und der Geschäftsstyl.

### 1.

Unter dem Worte **Geschäft** versteht man überhaupt die Aeußerungen der Thätigkeit eines Individuums, in so fern dieselben mit dessen Berufe oder dessen gesellschaftlicher Stellung zusammenhängen. Beziehen sich die Verhältnisse desselben wiederum nur auf Individuen in freier Thätigkeit, so sind diese Aeußerungen **geschäftliche**, beziehen sich die Letzteren dagegen auf bleibende und bestimmte Verhältnisse zum Allgemeinen, so sind sie als **amtliche** zu betrachten und dadurch von jenen zu unterscheiden, obwohl man generell auch die amtliche Thätigkeit als geschäftliche im weiteren Sinne bezeichnen darf. Der **Geschäftsstyl** umfaßt daher alle Formen geschäftlicher Thätigkeit, in so weit dieselben durch sprachliche Aeußerung auf schriftlichem Wege zur Erscheinung kommen.

### 2.

Die allgemeinen Anforderungen des Geschäftsstyls sind: Klarheit, Bestimmtheit, Deutlichkeit und Kürze des Ausdrucks; streng logischer innerer Zusammenhang und eben solche äußere Anordnung der einzelnen Theile und vollendete Einheit in Durchführung der Form. Die besonderen Gestaltungen der äußeren Formen unterliegen bestimmten Vorschriften der Convenienz oder der Gesetze für die amtlichen und socialen Verhältnisse, welche sich nach den verschiedenen Staaten und deren besonderen Bestimmungen darüber unterscheiden. Man benennt gewöhnlich

diejenige Gattung des Styls, in welcher jene Vorschriften genau beobachtet werden, den Curialstyl. Derselbe ist bereits in mehreren deutschen Staaten als veraltet und den Begriffen nicht mehr angemessen abgeschafft oder doch sehr beschränkt, und, wie z. B. im Königreich Preußen durch die Cabinetsordre vom 27. October 1810, die gewöhnliche Ausdrucksweise anständiger Lebensverhältnisse statt seiner eingeführt worden.

3.

Man theilt den Geschäftsstyl in den höheren und den niederen ein. Der Erstere ist der sprachliche Ausdruck der Verhältnisse des Staates, sowohl nach innen wie nach außen, der Letztere dagegen der Ausdruck der Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, sowohl was das Einzelne als auch was das Allgemeine betrifft, wie z. B. der Verhältnisse bestimmter Stände und Gesellschaften unter sich oder zu einander. — Der höhere Geschäftsstyl zerfällt wieder in a) den Gerichtsstyl (Kanzleistyl), b) den Hofstyl (Curialstyl im engeren Sinne). Diesen theilt man in den Styl a) für die inneren und b) für die äußeren Angelegenheiten. Beide Arten unterliegen im Allgemeinen den für den Geschäftsstyl im vorhergehenden Paragraphen angegebenen Bedingungen, und im Besonderen gewissen von den einzelnen Staaten angeordneten Bestimmungen.

4.

Zu den Formen des Gerichtsstyls gehören alle Verhandlungen und Mittheilungen der Rechtspflege und der Polizei, wie z. B. Citationen, Protokolle, Klageschriften, Vertheidigungsschriften, richterliche Urtheile, amtliche Gutachten, Testamente, Consense, Contracte, Vollmachten, amtliche Zeugnisse, Pässe, Kundschaften, Steckbriefe, Proclame, Geburts-, Trau- und Todtenscheine u. s. w.

Unter die Formen des Hofstyls rechnet man: a) für die inneren Angelegenheiten: Proclamationen, Mandate und Decrete jeder Art, sobald sie von der höchsten Behörde ausgehn, Patente, Privilegien, Belobungsschreiben, so wie an diese Behörde gerichtete Bittschriften, Gesuche u. s. w.; b) für die auswärtigen Angelegenheiten: diplomatische Noten und Mittheilungen, Kriegserklärungen, Friedens- und Handelstractate u. s. w.

Zu den Formen des niederen Geschäftsstyls endlich zählt man: alle schriftlichen geschäftlichen Verhandlungen und Mittheilungen des bürgerlichen Lebens ohne Mitwirkung der obrigkeitlichen Behörden, also: Anweisungen, Obligationen, Wechsel, Reverse, Quittungen, Zeugnisse, Vollmachten, Contracte und geschäftliche Ankündigungen jeder Art; auch diese unterliegen gewissen durch Gesetz und Gebrauch festgestellten Formeln.

Vgl. J. D. F. Rumpf, Anleitung zum Geschäftsstyl in Amts- und Privatverträgen, mit besonderer Hinsicht auf den Kanzleistyl und Geschäftsgang in den Königl. Preußischen Staaten. Berlin. 3. Aufl. 1828.

J. D. F. Rumpf, Brief- und Geschäftsschule für alle Stände: Berlin 1832.

H. F. Rumpf, der Adjutant oder der Militairgeschäftsstyl in allen Dienstangelegenheiten. 2. Aufl. Berlin 1830.

Neues deutsches allgemeines Titulatur und Adreßbuch. Berlin 1830.

Anmerkung. Freie Schönheit und Vollendung des Geschäftsstyls, so daß derselbe zugleich und abgesehen von seinem Inhalte als Kunstwerk zur Erscheinung kommt, ist nur bei den edelsten Formen der höheren Gattung desselben möglich, weshalb auch nur aus diesen die hier sich anschließende Auswahl getroffen werden konnte.

---

## Anrede Friedrichs des Großen an die Generale und höhern Officiere, am 4. December 1757 vor der Schlacht bei Leuthen.

Ihnen, meine Herren, ist es bekannt, daß es dem Prinzen Carl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich zum Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle meine darin befindlich gewesenen Kriegsbedürfnisse sind dadurch verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden aufs Höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbedingtes Vertrauen in Ihren Muth, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese, dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunct rückt heran; ich würde glauben

nichts gethan zu haben, ließ ich die Oesterreicher im Besitze von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Carl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; **wir müssen den Feind schlagen, oder uns alle von seinen Batterien begraben lassen.** So denke ich, so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Officieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich für berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie gewiß dieses Vorzugs sich nicht unwürdig machen. Ist aber Einer oder der Andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden. (Wir folgen Euerer Majestät in den Tod! Gut und Blut für unsern König! riefen die versammelten Officiere, und der König bemerkte mit Freuden die Begeisterung, welche seinen Worten folgte; dann fuhr er fort:) Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue Hilfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun in das Lager und wiederholen Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben. Das Regiment Cavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonsregimente; das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stutzen anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; **in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder.**

---

## An mein Volk.

Von Carl Friedrich, Markgrafen zu Baden.

**1783.**

§. 1. Daß das Wohl des Regenten mit dem Wohle des Landes innig vereint sei, so daß beider Wohl- oder Uebelstand in Eins zusammenfließen, ist bei mir, seit ich meiner Bestimmung nachzudenken gewohnt bin, ein fester Satz gewesen. Ich kann also, wenn ich etwas zum Besten des Landes thun kann, dafür keinen Dank erwarten, noch annehmen. Was mich selbst vergnügt, mir Beruhigung gibt, mich der Erfüllung meiner Wünsche, ein freies, opulentes, gesittetes, christliches Volk zu regieren, nähert, dafür kann man mir nicht danken. Ich aber habe dem Höchsten zu danken, der mich die Erfüllung meiner Wünsche hoffen läßt.

§. 2. Ich glaube gegenwärtigen Anlaß benutzen zu können, um einige Reflexionen und Ermahnungen an die Herzen derer, die ihnen Eingang geben wollen, legen zu können. Wenn der Satz seine Richtigkeit hat, daß das Wohl des Fürsten mit dem Wohle des Landes innig vereint ist, so daß beider Wohl- oder Uebelstand nur Eines ausmacht, so ist er es aus der Ursache, weil ihr Interesse auf das Genaueste verbunden ist, oder mit andern Worten, weil der Fürst mit dem Lande in genauem, wechselseitigem Verhältniß steht.

§. 3. Nun steht aber jeder Bürger des Staates im Verhältniß mit seiner Familie, jede Familie mit ihrem Wohnort, jede Stadt oder Dorf mit dem District, der sie umgibt, — jedes von diesen mit dem Ganzen, das Ganze mit dem Landesfürsten, und dieser mit sammt seiner Familie mit denen, die mit ihm den Staat regieren, vertheidigen, erhalten helfen — mit Allen. Ein jeder Stand, ein jedes Amt, ein jeder Bürger sind in genauer Verbindung und haben nur Ein Hauptinteresse in dem Wohl des Ganzen. So wie nun auch ein jeder Landesfürst, der seine Pflichten, sein wahres Interesse kennt, und es also mit seinem Volke wohl meint, wünschen wird, ein freies, opulentes, gesittetes, christliches Volk zu regieren, so reicht es zur wahren Glückseligkeit eines jeden einzelnen Gliedes im Staate, zu der Erfüllung dieses Wunsches das Seinige beizutragen, und so viel in seinen Kräften ist, und so weit seine Verhältnisse reichen, mitzuwirken. Hier ist also nur Eine große Familie, deren Glieder zu einem gemeinsamen Zweck verbunden sind. Jedes einzelne Mitglied trägt zum Ganzen bei, und nimmt an den Vortheilen des Ganzen Theil.

**§. 4. Will jemand Antheil an der Freiheit haben, so muß er jeden andern im Genusse der**

seinigen lassen, weil die Freiheit in dem gesellschaftlichen Leben nichts anders ist, als der freie Genuß unseres Eigenthums unter dem Schutze der Gesetze. Es ist also keine Freiheit ohne Gesetze, welche den Boshaften einschränken, wenn er schaden und also der Freiheit seiner Mitbürger zu nahe treten will. Die Freiheit kann also nur für die guten Menschen sein, die Boshaften können sie nicht genießen, weil Böses thun nicht frei sein heißen kann. Wenn aber auch die Gesetze den Boshaften nicht erreichen könnten, so würde er doch, wenn er seine Vernunft gebrauchen wollte, einsehen, daß er sich selbst schadet, wenn er Zerrüttung in seinen Verhältnissen anstiftet. Ein jedes Laster, ein jedes Verbrechen ist Irrthum, ist Thorheit; eine jede Tugend ist Weisheit. Wer Gesetze, Ordnung, Tugend und Religion zur Richtschnur nimmt, der ist weise, der ist frei! Denn er wünscht nur, was ihm Niemand verbieten, hingegen was ihn und Andere glücklich machen kann. Nichts schränkt ihn ein, er fesselt seinen Nächsten mit den Banden der Liebe und des Vertrauens; er fühlt seinen Werth, seine Würde, als Mensch, als Patriot, als Christ.

§. 5. Der Geist der Freiheit, also verstanden, muß gewiß viel zum Reichthum eines Volkes beitragen, weil dadurch der Genuß des Eigenthums eines jeden versichert, und der Weg, seine Umstände zu verbessern, geöffnet wird. Die erste Quelle des Reichthums besteht in der Gewinnung der ersten, rohen Natur-Producte, durch den Acker-, Wiesen-, Wein-, Berg-Bau, Viehzucht, Holzcultur u. s. w. Ohne diese Producte fehlt es an den ersten Bedürfnissen des Lebens, die Handwerker haben keine erste rohe Materie zu verarbeiten, die Handlung kein Object des Handels. Alle Stände sind also dabei interessirt, daß der Natur-Producte recht viel erworben werden.

§. 6. Alsdann ist der Zustand des Landmannes blühend, der Handwerker, der Künstler, der Fabricant findet Verdienst, der Kaufmann findet Beschäftigung, indem er den rohen und verarbeiteten Producten durch den Handel einen guten Werth verschafft; der Staat ist reich und blühet, — und siehe da, abermals alle Interessen vereinigt in einem, vom Landesfürsten bis zum Hirten; Alle gewinnen durch die Vermehrung der Production. Niemand muß also einen Andern darinnen stören, jeder vielmehr den Andern unterstützen. Der reiche Landmann drücke seinen armen Mitbürger nicht, er sei nicht stolz gegen ihn; er behandle ihn mit Liebe; er gebe ihm Verdienst; suche ihm seinen Nahrungsstand zu verbessern, ihm aufzuhelfen. Der Arme beneide den Reichen nicht, er schäme sich der Arbeit nicht; redliche Armuth ist ehrbarer, als mit Unrecht erworbener Reichthum. Der ehrbare Arme schäme sich nicht, bei seinem wohlhabenden Mitbürger Verdienst anzunehmen, durch Treue und Fleiß wird er sich Vermögen erwerben. Hier ist Vereinigung der Kräfte zum gemeinen Zweck: Harmonie!

§. 7. Einwohner der Städte! begehret nicht, dem Landmann die, im Schweiße seines Angesichtes hervorgebrachten Producte um geringe Preise abzudringen; er kann seinen Acker nicht ohne Aufwand anbauen; ein Theil dieses Aufwandes ist Verdienst für euch: aber der größte Theil eures Verdienstes wird mit dem reinen Ertrag des Landes bezahlt, nämlich mit der Summe, welche dem Landmann übrig bleibt, wenn von dem ganzen Erwuchs der Culturaufwand abgezogen ist. Diese Summe ist der freizirkulirende Reichthum im Staate, wovon alle Stände leben, ein jeder nach dem Maaße des Antheils, welchen er mit Recht davon zu fordern hat, oder welchen er durch seine Arbeit erwirbt. Je größer diese Summe, um so größer der Wohlstand des Staates; um so blühender die Gewerbe, die Künste, der Handel. Begehret also nicht, daß der freie Handel der Productionen gehemmt werde: denn, so wie sich verhält der Kaufpreis der Productionen, so verhält sich auch der reine Ertrag. Ueberfluß und Unwerth ist nicht Reichthum; Mangel und Theuerung ist Elend. Ueberfluß und hoher Werth ist Wohlstand.

§. 8. Einwohner der Städte, oder vielmehr Alle, die ihr Gewerbe und Handel treibt, begehret nicht durch ausschließende Rechte die Gewerbe und den Handel eurer Mitbürger einzuschränken; ihr schadet euch selber, ihr schadet dem Staate. Die Freiheit ist den Gewerben, ist dem Handel unentbehrlich: wenn ihr sie Andern raubet, so beraubt ihr euch ihrer Hilfe, ihrer Unterstützung, ihres Fleißes. Weg mit allem Neid, mit der Selbstsucht, die Andern das versagen will, was sie für sich selbst für nützlich hält.

§. 9. Menschen aller Klassen im Staate, Freunde, Landsleute, Patrioten, freie deutsche Männer, ihr, die ihr einen der fruchtbarsten, gelindesten Himmelsstriche Deutschlands bewohnt, wo ihr schon vor 700 Jahren von Zähringern, aus deren Blut ich abstamme, von Generation zu Generation geführt wurdet, vereinigt eure Kräfte mit den meinigen, der ich nun gleich 37 Jahre die Gnade von Gott habe, unter seinem Segen, jedoch nicht ohne Leiden, Schmerz und Betrübniß, euch vorzustehen: vereinigt euch mit mir zum allgemeinen Wohle. Lasset mich den Trost in die Ewigkeit nehmen, daß ich ein an Wohlstand, Sittlichkeit und Tugend wachsendes

Volk zurück gelassen habe. Seid fleißig, seid tapfer, liebet euer Vaterland; seid sparsam ohne Geiz; gibt Euch Gott Reichthum, so verschwendet ihn nicht in Ueppigkeit, lasset den schon eingeschlichenen Luxus nicht weiter einreißen, er schadet noch mehr dadurch, daß er die Sitten verderbt, als dadurch, daß er der Habe wehe thut; seid lieber tugendhaft und arm, als lasterhaft und reich. Erziehet eure Kinder zur Tugend, lehret sie wahrhaft sein und Lügen hassen. Gehet ihnen mit guten Beispielen vor, es ist hohe Pflicht; Gott forderts von euch, ihr seid es ihnen, euch selbst, eurem Vaterlande schuldig; sie sind der Segen eures Hauses, die Stütze eures Alters, die Stärke des Staates, wenn sie Tugend, Religion und Ehre kennen.

§. 10. Eine Lehre des ersten, größten Sittenlehrers, der jemals gewesen ist und sein wird, die lasset uns zur Regel unserer Sittlichkeit, unseres Betragens, unserer Nachahmung dienen: Alles, was ihr wollet, das euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch; denn das ist das Gesetz und die Propheten. Ein würdiger Gottesgelehrter unserer Zeiten sagt darüber folgendes: Sie ist eure ganze Weisheit, die beste Staatskunst, Fürsten und Regenten! — die beste Erziehungskunst, Eltern! — die weiseste Lehrmethode, Lehrer! Nichts kann Bruderherzen an Brüderherzen, Freunde an Freunde, Ehegenossen an Ehegenossen fester knüpfen als diese Regel.

§. 11. Nun aber, meine Freunde, wollen wir dieses, können wir dieses durch unsere eigene Menschenkraft, oder vielmehr Schwachheiten vollbringen? Hier muß eine höhere Kraft uns zu Hilfe kommen, oder wir unterliegen. Wir müssen die Stärke der Religion zu Hilfe nehmen, die so gewaltig in den Herzen der Menschen wirkt, der die ganze Natur untergeordnet ist, weil sie von dem Urheber der Natur ausgehet.

§. 12. Diener des Wortes Gottes, Lehrer der Religion, euch rufe ich auf, die ihr berufen seid, aus Natur und Offenbarung den geoffenbarten Willen Gottes darzustellen. Seid ihr von der Wichtigkeit eures Amtes überzeugt, so gebrauchet seine ganze Stärke, um Segen zu stiften. Seid ihr von den Wahrheiten und Lehren der Religion überzeugt, durchdrungen, gerührt: so werdet ihr gewiß auch den Weg zu den Herzen eurer Lehrbefohlenen finden, und sie rühren. Sind die Herzen gerührt, so kann der Glaube an den erhabenen Stifter der Religion lebendig und der Wille, seinen Lehren und Beispielen zu folgen, thätig werden. Alsdann wird seine Kraft in den Schwachen mächtig werden und unsere Bestrebungen und unsere Arbeit wird mit Segen gekrönt sein Alsdann werden wir durch Tugend und Religion der wahren Ehre theilhaftig werden. Diese ist, wie ich glaube, nichts anderes, als das Zeugniß unseres Gewissens, daß wir edle Handlungen aus edlen Beweggründen vollbringen. Der Beifall des Publicums ist mir in so weit Ehre, als er mit dem Zeugniß unseres Gewissens übereinkommt. Da wir aber unsern Nebenmenschen so beurtheilen müssen, wie wir wünschen, von ihm beurtheilt zu werden, und uns die geheimen Triebe des Herzens nicht bekannt sind; so mache eine jede edle Handlung dem, der sie begeht, in unserm Urtheil Ehre, wenn wir nicht offenbar sehen, daß sein Herz dabei nicht edel dachte. Titel, Rang, Reichthum u. s. f. machen nur alsdann Ehre, wenn sie Folgen edler Handlungen sind. Gibt uns unser Gewissen das Zeugniß, daß wir edel denken und edel handeln, so fühlen wir unsere Menschenwürde so erhaben, daß wir lieber das Leben, als die Ehre verlieren wollten.

Möchte Tugend, Religion und Ehre uns zu einem freien, opulenten, gesitteten, christlichen Volk noch immer mehr heranwachsen machen, das ist mein Verlangen: dieß sind meine Wünsche!

---

**Kabinetsordre des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms III., vom 12. Jan. 1798. an den Minister v. Wöllner.**

(nachdem Wöllner den Consistorien, mit Zusendung einer königl. Ordre, das Religionsedict eigenmächtig eingeschärft hatte.)

Die Deutung, welche Ihr meiner Ordre vom 23. Nov. v. J. in Eurem unterm 5. Dec. an die Consistorien erlassenen Rescripte gegeben habt, ist sehr willkührlich, indem in jener Ordre auch nicht ein Wort vorhanden ist, welches, nach gesunder Logik, zur Einschärfung des Religionsedicts hätte Anlaß geben können.

Ihr seht hieraus, wie gut es sein wird, wenn Ihr bei Euren Verordnungen künftig nicht ohne vorherige Berathschlagungen mit den geschäftskundigen und wohlmeinenden Männern, an denen in Eurem Departement kein Mangel ist, zu Werke gehet, und darin dem Beispiele des verewigten Münchhausen folgt, der denn doch mehr, wie viele Andere, Ursache gehabt hätte, sich auf sein eigenes Urtheil zu verlassen. Zu seiner Zeit war kein Religionsedict, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei, als jetzt, und das geistliche Departement stand be Inländern und Ausländern in der größten Achtung

Ich selbst ehre die Religion, folge gern ihren beglückenden Vorstellungen, und möchte um Vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte. Aber ich weiß auch, daß sie die

Sache des Herzens, des Gefühls, und der eignen Ueberzeugung sein und bleiben muß, und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerke herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll.

Vernunft und Philosophie müssen ihre unzertrennlichsten Gefährten sein; dann wird sie durch sich selbst bestehen, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die es sich anmaßen wollen, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen, und es den Nachkommen vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit denken sollen.

Wenn Ihr bei Leitung Eures Departements nach echten lutherischen Grundsätzen verfahret, welche so ganz dem Geiste und der Lehre des Stifters unsrer Religion angemessen sind; wenn Ihr dafür sorget, daß Predigt- und Schulämter mit rechtschaffenen und geschickten Männern besetzt werden, die mit den Kenntnissen der Zeit und besonders der Exegese fortgeschritten sind, ohne sich an dogmatische Subtilität zu kehren; so werdet Ihr es bald einsehen können, daß weder Zwangsgesetze, noch Erinnerungen nöthig sind, um wahre Religion im Lande aufrecht zu erhalten, und ihren wohlthätigen Einfluß auf das Glück und die Moralität aller Volksklassen zu verbreiten.

Ich habe Euch diese meine Meinung auf Euren Bericht vom 10. Dec. nicht vorenthalten wollen.

---

### Zueignung seines „Handbuches der innern Staatsverwaltung" an den Kaiser Franz von Oestreich (im Jahre 1798.) von v. Sonnenfels.

Allergnädigster Monarch!

Ich huldige durch dieses Werk dem erhabenen Namen eines Fürsten, der, einfach in seinen Sitten und kunstlos in seinen Handlungen, den untrüglichsten Weg gefunden hat, sich der Treue und Verehrung seiner Völker zu versichern: er liebt sie. Auch haben sie die Probe ihrer unter allem Wechsel der Umstände ausharrenden Ergebenheit ehrenvoll bestanden. Es gelang dem feindlichen Heere, in das Herz der östreichischen Staaten, aber es konnte den Gesinnungen der Untreue nicht gelingen, in das Herz der östreichischen Unterthanen zu dringen. Wenn daher einst die Geschichte, trostlos, in diesem schrecklichen Zeitlaufe nur Verrath und Meuterei, und Völkeraufstand und Hinrichtung der Könige, und Vertreibung der Fürsten, und Zerstörung der Städte und Verheerung der blühendsten Provinzen, und überall Abfall, Wankelmuth und Selbstverlassenheit zu schildern, ermüdet die Feder aus der Hand legt; so wird sich ihr das herrliche Schauspiel einer Nation darbieten, die mit Treue und Ergebenheit in einem dichten Kreise um ihren Monarchen geschlossen, durch diese entschiedene Fassung den Sieger, dessen ungestümen Lauf die rhätischen und carnischen Alpen nicht verweilten, in den Thälern von Leoben stille zu stehen zwingt. Getrost wird sie dann die Feder wieder ergreifen, und zu den Königen sprechen: Sehet, wie Gerechtigkeit und Güte Throne sichert! und zu den Völkern: Sehet, wie Treue und Folgsamkeit Raub von eurer Habe, und Knechtschaft von eurem Nacken abwendet!

Diese Grundsätze von Gerechtigkeit und Güte, die Ew. Maj. sich zur beständigen Richtschnur Ihrer Handlungen vorschrieben, zu entwickeln, und in den Gesinnungen von Ergebenheit für Regenten und gesetzliche Ordnung, worin der östreichische Unterthan stets Glück und Ruhm gefunden hat, zu bestätigen, ist der Gegenstand, der Zweck dieses Werkes. Aber der Zweck desselben ist nicht weniger, freimüthig das Schreckbild der Gefahren zu entwerfen, in welche Anmaßung und Willkühr, in welche Zügellosigkeit und Widersetzung Fürsten und Völker zu stürzen fähig sind. Der Name Ew. Maj. an der Stirne dieses Werkes wird beiden, dem Unterrichte und der Warnung, Nachdruck geben, und die Ueberzeugung vollenden.

Diese traurige, aber an belehrenden Begebenheiten so fruchtbare, Epoche fordert den Schriftsteller von rechtlichen Gesinnungen auf, und berechtigt ihn, sich in der Bemühung, die endliche Wiederkehr der allgemeinen Ordnung zu bewirken, den guten Fürsten an die Seite zu stellen, und wenn diese, gleich Ew. Maj., durch das Glück ihrer Völker die Verläumdung, daß die Unterthanen der Monarchieen unterdrückte Sklaven sind, thatkräftig widerlegen; so wird es für jene heilige Bürgerpflicht, durch Berichtigung der Begriffe die Zerstörungsgrundsätze und Irrthümer zu bekämpfen, denen unbehutsam Gehör gegeben zu haben, so manches Volk bereits unter furchtbaren Zuckungen einer Ausbruch drohenden Verzweiflung beweinet. Würdigen Ew. Maj. das feierlichste Gelübde Ihrer huldreichen Aufnahme: daß ich die noch übrigen Tage meines Lebens, nach dem beschränkten Umfange meiner Kenntnisse, dieser Pflicht weihen, und in der Erfüllung derselben, so wie in der unwandelbarsten Treue und tiefsten Verehrung gegen Ew. Majestät ersterben werde.

---

**Kabinetsordre des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms III., an die ostpreußischen Stände, vom 1. Januar 1801.**

Feste, besonders liebe Getreue!

Die Treue der Preußen gegen ihre Könige, vom Ursprunge der Monarchie an bis herab auf die neuern Zeiten, ist in den Jahrbüchern der Geschichte ein unvergleichliches Beispiel von Nationaltugend, der Stolz ihrer Landesherren, und für Mich ein so angenehmes Bild ihres festen und geprüften Charakters, daß ich dabei mit innigem Vergnügen verweile, und glücklich in dem Berufe, ein solches Volk zu regieren, nur einen Wunsch habe, den — ein solches Volk glücklich zu machen. Urtheilt hiernach selbst, unter welchen Erinnerungen Ich am bevorstehenden Krönungsfeste Mich der reinsten Freude über die Vorzüge dieses edlen Volkes und die Euch von Euern Vorfahren angestammte Redlichkeit überlassen werde. Ich bin es überzeugt, daß auch Eure Theilnahme an der Feier dieses Festes groß, mit einem Worte, Eurer ganz würdig sein werde. Um aber dieselbe zu erhöhen, so komme ich Euren Wünschen entgegen, und widme der Nation die Statue Friedrichs I. zum immerwährenden Denkmale gegenseitiger Liebe und Treue. Ich habe daher den Staatsministern, Freiherrn von Heynitz und von Schrötter die nöthigen Befehle ertheilt, Ersterm ein zu diesem Monumente erforderliches Piedestal anfertigen zu lassen, und Letzterem den Transport von beiden von hier aus auf meine Kosten nach Königsberg zu bewirken, und sich über die Art und den Ort und die Zeit der Aufstellung mit Euch zu vereinigen, welches Ich Euch hierdurch zu erkennen gebe als Euer gnädiger König.

---

**Erklärung des deutschen Kaisers Franz II. bei der Niederlegung der deutschen Kaiserkrone.** *)

Nach dem Abschluß des Preßburger Vertrages haben Wir Unsre ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt darauf gewendet, alle Verpflichtungen, die Wir durch diesen Vertrag eingegangen waren, mit Unsrer gewöhnlichen Treue und strengen Pünktlichkeit zu erfüllen, Unsern Völkern die Segnungen des Friedens zu erhalten und die so glücklicher Weise wieder hergestellte Ruhe auf allen Seiten zu befestigen, und zwar in der Erwartung, daß die durch diesen Frieden im deutschen Reiche bewirkten wesentlichen Veränderungen es Uns noch erlauben würden, die Uns, als oberstem Reichsoberhaupte, durch die Wahlkapitulation aufgelegten mühseligen Pflichten zu erfüllen. Die Folgen, welche mehreren Artikeln des Preßburger Vertrags unmittelbar nach seiner Bekanntmachung und bisher gegeben wurden, und die allgemein bekannten Ereignisse, welche nachher im Reiche Statt hatten, gaben Uns die Ueberzeugung, daß es Uns unter den gegenwärtigen Umständen unmöglich sein würde, ferner die Obliegenheiten, die Wir durch den Kapitulationsvertrag übernommen haben, zu erfüllen; und wenn man auch noch hätte erwarten können, daß sich nach Beseitigung der durch die Kompilation der politischen Interessen eingetretenen Schwierigkeiten, in der Lage der Dinge eine Veränderung ergeben würde, dann hätte doch die unter dem 12. Juli zu Paris unterzeichnete Konvention *), welche nachher von den contrahirenden Theilen ratificirt wurde, und vermöge der sich mehrere der vorzüglichsten Stände vom Reiche trennen, um einen besondern Stand zu bilden, alle Hoffnung gänzlich zerstört.

In der vollkommensten Ueberzeugung, daß es Uns gänzlich unmöglich ist, die mit Unserm kaiserlichen Amte verbundenen Pflichten länger zu erfüllen, sind Wir es Unsern Grundsätzen und Unsrer Würde schuldig, auf eine Krone zu verzichten, die nur in so weit in Unsern Augen einen Werth haben konnte, als Wir im Stande waren, dem Vertrauen, das Uns die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches zeigten, zu entsprechen, und die übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Wir erklären demnach durch Gegenwärtiges, daß Wir das Band, das Uns bis jetzt mit dem deutschen Staatskörper vereinigt hat, als aufgelöst, und das Amt und die Würde eines Kaisers als erloschen betrachten; daß Wir Uns dadurch als allen Verbindlichkeiten gegen das deutsche Reich entledigt ansehen; daß Wir, wie Wir es durch Gegenwärtiges wirklich thun, die Kaiserkrone, welche Wir bis hieher getragen haben, niederlegen, und auf die Regierung, mit der Wir im Namen des Reiches beauftragt waren, verzichten.

Wir entbinden zu gleicher Zeit die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches, und alle Diejenigen, welche dazu gehören, besonders die Glieder der höchsten Reichsgerichte und die übrigen Diener des Reiches der Pflichten, welche die Verfassung ihnen gegen Uns, als oberstes Reichsoberhaupt, auferlegte.

*) Am 6. August 1806 von dem kaiserlichen Gesandten, Freiherrn v. Fahnenberg, im Namen seines Monarchen den übrigen Herren Gesandten zu Regensburg übergeben.

*) Die rheinische Bundesakte vom 12 Juli 1806.

Wir entbinden ebenfalls alle Unsre deutsche Provinzen und Länder Unsres Reiches der Verpflichtungen, die sie bisher gegen das deutsche Reich zu erfüllen hatten, unter welchem Titel es auch immer sein mag; und bei der Vereinigung derselben mit der Oesterreichischen Monarchie werden Wir Uns als Kaiser von Oesterreich bei dem Frieden, der zwischen Uns und den übrigen Mächten und benachbarten Staaten besteht, bemühen, sie auf jene Stufe von Glück und Wohlfahrt zu heben, die beständig der Gegenstand Unsrer Wünsche und der Zweck Unsrer Sorgfalt und Anstrengung sein wird.

Gegeben in Unsrer Hauptstadt und Residenz Wien, den 6. Aug. 1806, im 15. Jahre Unsrer Regierung.

Franz.

---

Oesterreichischer Heeresbefehl des Erzherzogs Karl Ludwig am 6. April 1809.

Der Schutz des Vaterlandes ruft uns zu neuen Thaten! So lange es möglich war, den Frieden durch Aufopferungen zu erhalten, und so lange diese Aufopferungen verträglich waren mit der Ehre des Thrones, mit der Sicherheit des Staates und mit der Wohlfahrt der Völker; so lange schwieg jede schmerzliche Empfindung in dem Herzen unsers gütigen Monarchen.

Aber wenn alle Versuche fruchtlos sind, unsere glückliche Selbstständigkeit gegen den unersättlichen Ehrgeiz eines fremden Eroberers zu bewahren; wenn Nationen um uns fallen, und rechtmäßige Regenten von dem Herzen ihrer Unterthanen losgerissen werden; wenn endlich die Gefahr der allgemeinen Unterjochung auch Oesterreichs gesegneten Staaten und ihren ruhigen, glücklichen Bewohnern droht: so fordert das Vaterland von uns seine Rettung, und wir stehen zu seinem Schutze bereit.

Auf Euch, meine theuern Waffengefährten, ruhen die Augen der Welt, und Aller, die noch Sinn für Nationalehre und Nationaleigenthum haben; Ihr sollt die Schmach nicht theilen, Werkzeuge der Unterjochung zu werden; Ihr sollt nicht unter entfernten Himmelsstrichen die endlosen Kriege eines zerstörenden Ehrgeizes führen; Ihr werdet nie für fremdes Interesse und fremde Habsucht bluten; Euch wird der Fluch nicht treffen, schuldlose Völker zu vernichten, und auf den Leichen erschlagener Vaterlandsvertheidiger den Weg zum geraubten Throne einem Fremdlinge zu bahnen. — Auf Euch wartet ein schöneres Loos. Die Freiheit Europa's hat sich unter Eure Fahnen geflüchtet, Eure Siege werden ihre Fesseln lösen, und Eure deutschen Brüder — jetzt noch in feindlichen Reihen — harren auf ihre Erlösung. — Ihr geht in rechtlichen Kampf; sonst stände ich nicht an Eurer Spitze. Wir werden auf den Feldern von Ulm (20. Oct. 1805) und Marengo (14. Juni 1800), an die uns der Feind so oft prahlend erinnert, die glorreichen Thaten von Würzburg (3. Sept. 1796) und Ostrach (21. März 1799), von Leptingen und Zürich (6. Juni 1799), von Verona (5. April 1799) und Novi (15. Aug. 1799) erinnern. Wir wollen unserm theuern Vaterlande einen dauerhaften Frieden erkämpfen; aber wir können das hohe Ziel nur durch große Tugenden erreichen. — Unbedingte Folgsamkeit, strenge Disciplin, ausharrender Muth und unerschütterliche Standhaftigkeit in der Gefahr, sind die Begleiter der wahren Tapferkeit; nur Einheit des Willens, Zusammenwirken des Ganzen führen zum Siege.

Bald werden fremde Truppen im innigen Vereine mit uns den gemeinschaftlichen Feind bekämpfen; dann, tapfere Waffengefährten, ehret und unterstützt sie als Eure Brüder. Nicht Ruhmredigkeit, sondern männliche Thaten ehren den Krieger. Durch Kühnheit vor dem Feinde müßt Ihr zeigen, daß Ihr die ersten Soldaten seid.

So führe ich Euch denn einst, begleitet von der Achtung der Feinde und von dem Dankgefühle fremder Nationen, nach erkämpftem rühmlichen Frieden in das Vaterland zurück, wo Euch die Zufriedenheit unsers Monarchen, der Beifall der Welt, die Belohnungen der Tapferkeit, die Segenswünsche Eurer Mitbürger und das Selbstgefühl verdienter Ruhe erwarten.

---

Armeebefehl des Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg. Gegeben am 17. Aug. 1813 im Hauptquartier zu Melnick.

Ein großer Tag ist gekommen! Wackre Krieger! Das Vaterland rechnet auf Euch. Noch jedesmal, so oft sein Ruf an Euch erging, habt Ihr sein Vertrauen gerechtfertigt. Alle Bemühungen unsers Kaisers, den lange entbehrten Frieden in Europa wieder herzustellen, die Ruhe und Wohlfahrt der Monarchen, von der Ruhe und Wohlfahrt unsrer Nachbarn unzertrennlich, auf einer dauerhaften Grundlage zu befestigen, waren umsonst. Weder ausharrende Geduld, noch versöhnende Vorstellungen, noch die vertrauungsvolle Hingebung der übrigen kriegführenden Mächte in des Kaisers Rathschläge und Maaßregeln, nichts konnte den Sinn der französischen Regierung zur Mäßigkeit und Billigkeit

neigen. An dem Tage, wo Oestreich sich laut für die Sache des Rechts und der Ordnung erklärte, übernahm es auch die Verbindlichkeit, für die größten aller Güter zu kämpfen. Wir unternahmen den Kampf nicht allein. Wir stehen in einer Reihe mit allem, was Europa dem mächtigen Widersacher seiner Freiheit und Ruhe Großes und Wirksames entgegen zu stellen hat. Oestreich, Rußland, Preußen, Schweden, England, Spanien — Alle richten ihre vereinten Anstrengungen auf einen gemeinschaftlichen Zweck, auf einen wohlgegründeten, dauerhaften Friedenszustand, eine billige Vertheilung der Kräfte unter den Staaten, die Unabhängigkeit jeder einzelnen Macht. Nicht gegen Frankreich, nur gegen französische Obergewalt außerhalb der Grenzen Frankreichs, erhebt sich dieser große Bund. Was Festigkeit und Ausdauer der Völker vermögen, haben Spanien und Rußland an den Tag gelegt; was die vereinte Kraft so vieler mächtigen Staaten auszurichten vermag, wird das Jahr 1813 beweisen. In einem so heiligen Kriege müssen wir mehr als jemals die Tugenden bewähren, durch welche unsere Armee in so manchen frühern Kriegen geglänzt hat. Unbedingte Bereitwilligkeit für Monarchen und Vaterland Alles aufzuopfern, hoher Gleichmuth in guten und bösen Tagen, Entschlossenheit und Ausdauer auf dem Schlachtfelde, Mäßigung und Schonung gegen Wehrlose, diese müssen allenthalben einheimisch unter Uns sein. Waffenbrüder! In Euren Reihen habe ich die Jahre verlebt, welche ich dem Dienste des Vaterlandes weihte: ich erkenne, ich ehre in Euch die Tapfern, die in rühmlichen Schlachten kämpften, und die, die ihnen nachstreben: ich vertraue Euch! — Mich wählte aus Eurer Mitte der Monarch; Seine Huld stellte mich an Eure Spitze; Sein Vertrauen mit dem Eurigen vereint sind meine Stärke. Wie jeder Einzelne dem Ganzen dienen soll, wird durch den ihm vorgeschriebenen Wirkungskreis bestimmt, aber in jeder Bestimmung, aus jedem Standpunkte, in jeder entscheidenden Stunde immer das Beste und Größte zu thun — das ist der Entschluß, der uns Alle verbinden, Uns Alle gleich machen, Uns Alle zu demselben glorreichen Ziele erheben muß. Der Kaiser bleibt unter Uns, denn Uns hat er das Höchste vertraut: die Ehre der Nation, den Schutz des Vaterlandes, die Sicherheit und Wohlfahrt der Nachkommen. Denkt, Krieger! daß Ihr vor Gott, der die gerechte Sache nicht verlassen wird, unter den Augen eines väterlich fühlenden Monarchen, unter den Augen Euerer dankbaren Mitbürger, im Angesichte von Europa, das große Thaten und großes Heil nach langen Leiden von Euch erwartet, in den Kampf geht! Denkt, daß Ihr siegen müsset, um diese Erwartungen zu rechtfertigen; kämpft, wie es Oestreichs Kriegern geziemt, und Ihr werdet siegen!

---

### Aufruf des Feldmarschalls, Fürsten von Schwarzenberg, vor der Schlacht bei Leipzig.

Die wichtigste Epoche des heiligen Krieges ist erschienen. Die entscheidende Stunde schlägt. Wackere Krieger, bereitet Euch zum Streite! Das Band, welches mächtige Nationen zu einem großen Zwecke vereint, wird auf dem Schlachtfelde fester und enger geknüpft. Russen, Preußen, Oestreicher, Ihr kämpft für Eure Sache; Ihr kämpft für die Freiheit Europa's, für die Unabhängigkeit Eueres Vaterlandes, für die Unsterblichkeit Euerer Namen.

Alle für Einen! Jeder für Alle! Mit diesem männlichen Rufe eröffnet den Kampf, den heiligen! Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist Euer!

---

### Aufruf des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms III. an sein Volk, am 17. März 1813.

So wenig für mein treues Volk, als für alle Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Sinne vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg; das Mark des Landes ward ausgesogen; der Ackerbau, so wie der Kunstfleiß der Städte, gelähmt, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt. Uebermuth und Treulosigkeit vereitelten meine besten Absichten, und nur zu deutlich sahen wir, daß Napoleons Verträge mehr noch, wie seine Kriege, uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was Euer trauriges Loos sein wird, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll endigen! — Große Opfer werden von Allen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Aber welche auch gefordert werden, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für welche wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. — Mit Zuversicht dürfen wir vertrauen, Gott und ein fester Wille werden un-

serer gerechten Sache den Sieg verleihen, und mit ihm die Wiederkehr einer glücklichern Zeit!

### Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III. an sein Volk nach Beendigung des Krieges.

Paris, 3. Juni 1814.

An mein Volk!

Beendigt ist der Kampf, zu dem Mein Volk mit Mir zu den Waffen griff! Glücklich beendigt, durch die Hilfe Gottes, durch Unserer Bundesgenossen treuen Beistand, durch die Kraft, den Muth, die Ausdauer, die Entbehrung, die jeder, der Preuße sich nennt, in diesem schweren Kampfe bewiesen hat. Nehmt Meinen Dank dafür! Groß sind Eure Anstrengungen, Eure Opfer gewesen! Ich kenne und erkenne sie; und auch Gott, der über Uns waltet, hat sie erkannt. Errungen haben Wir, was Wir erringen wollten. Mit Ruhm gekrönt steht Preußen vor Mit- und Nachwelt da; — selbstständig durch bewiesene Kraft, bewährt im Glück und Unglück. Allesammt Einer wie Alle, eiltet Ihr zu den Waffen; im ganzen Volke nur Ein Gefühl! So auch war der Kampf! Solchen Sinn, sprach ich damals, lohnet Gott. Er wird ihn jetzt lohnen, durch den Frieden, den Er uns gab! Eine bessere Zeit wird wiederkehren, durch diesen Frieden! Nicht für Fremde wird der Landmann mehr säen: er wird ernten für sich! Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft wird wieder aufleben, Wohlstand aller Klassen wird sich wieder gründen, und in einer neuen Ordnung werden die Wunden heilen, die langes Leiden Euch schlug.

### Schreiben des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar an den Minister von Göthe bei dessen Dienstjubiläum am 7. Nov. 1825.

Sehr werthgeschätzter Herr geheimer Rath und Staatsminister! Gewiß mit vollem Rechte betrachte ich den Tag, wo Sie, meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in meine Dienste, da Sie seit jenem Zeitpunkte nicht aufgehört haben, mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihres seltenen Talents zu geben. Die 50ste Wiederkehr dieses Tages erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienst-Jubelfest meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat; dessen umsichtigem Rathe, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälliger Dienstleistung ich den glücklichsten Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke, und den für immer gewonnen zu haben, ich als eine der höchsten Zierden meiner Regierung betrachte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gern benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken, bitte ich, der Unveränderlichkeit derselben sich versichert zu halten.

## B.

## Das Gespräch.

### 1.

Das Gespräch ist eine prosaische Nachahmung der mündlichen Unterhaltung zweier oder mehrerer Personen mit einander und muß daher derselben vollkommen gleichen, jedoch durch sorgfältige und angemessene Behandlung den Werth eines Kunstwerkes erhalten. Leichtigkeit, Natürlichkeit und Klarheit, Uebereinstimmung des Stoffes und des Ausdruckes und consequente Entwickelung und Durchführung des Inhaltes sind die Hauptbedingungen bei demselben. — Man bedient sich des Gespräches meist, um wichtige Wahrheiten des Lebens wie der Wissenschaft auf die einfachste, dem gewöhnlichen Gedankenaustausch verwandteste Weise, von allen Seiten zu beleuchten und in ihrer ganzen Geltung darzustellen. Indem hier die Entwickelung desselben Gegenstandes durch zwei verschiedene oder als verschieden gedachte Persönlichkeiten Statt findet, wird Alles, was darüber zu sagen ist, erschöpft und eben dadurch ein bleibendes Resultat gewonnen.

### 2.

Um einem Gespräche seine äußere Vollendung zu geben, ist es nothwendig, die in demselben sich über einen bestimmten Gegenstand unterredenden Charactere so verschieden von einander zu zeichnen, daß durch die abweichende Entwickelung und Darstellung der Gedanken jedes Einzelnen hinsichtlich derselben Sache das hellste

Licht über diese letztere verbreitet werde. Die größte Bestimmtheit und Schärfe in der Sonderung der geistigen Eigenschaften Beider ist daher hier eine unerläßliche Bedingung. Es steht indessen dem Verfasser frei, um sich die Lösung dieser Aufgabe zu erleichtern und zugleich lebhafter auf die Einbildung des Lesers oder Zuhörers zu wirken, irgend eine passende Situation zu erfinden, innerhalb welcher die Unterredung vor sich geht, und die den Verhältnissen der Redenden angemessen ist.

### 3.

Man unterscheidet zwei Arten des Gesprächs, nämlich a) diejenige, in welcher irgend eine wichtige Wahrheit des Lebens an den Aeußerungen bestimmter Charaktere nachgewiesen, und b) diejenige, in der eine Frage aus dem Gebiete der Wissenschaft abgehandelt, und eine gewonnene Wahrheit derselben entwickelt und festgestellt werden soll. Die erstere Art nennt man das dramatische, die zweite das didactische Gespräch. Nicht alle Gegenstände eignen sich für diese letztere, da Wahrheiten und Erfahrungen des sogenannten positiven Wissens, wie z. B. der Mathematik, Medizin u. s. w. sich nicht auf diese Weise entwickeln lassen, wohl aber Alles, was in das ganze Gebiet des speculativen Wissens gehört, weshalb es auch die Alten vorzüglich hier anzuwenden liebten. Für die Durchführung und Entwickelung des Gespräches bis zum gewonnenen Resultat lassen sich keine bestimmten Regeln geben, hier hängt Alles von dem Scharfsinne, der guten logischen Anordnung, dem Geschmacke und dem Darstellungstalent des Verfassers ab.

### 4.

In neuerer Zeit ist das prosaische Gespräch bei Weitem nicht so angebaut worden, als es bei den Griechen und Römern geschah, zu deren Lehrweise es in genauer Verwandtschaft stand, weshalb bei ihnen auch die besten Muster für dasselbe zu finden sind. Unter den Deutschen haben Lessing, Mendelssohn, Wieland, Engel, Herder, Jacobi, Meißner, Fries u. A. m. hier Vorzügliches geleistet, doch ward das Gespräch in der neuesten Zeit wieder vernächlässigt, und ist jetzt eine der am Wenigsten benutzten Formen des prosaischen Styls.

Vgl. Adelung, über den deutschen Styl. II. 330.
Maaß, Grundriß der Rhetorik §. 340.
A. W. v. Schlegel, Kritische Schriften. I. 363.
Sigonius, de Dialogis. Ven. 1562. Fol.

---

## Das Testament Johannis.

Von G. E. Lessing.

### Er und Ich.

Er. Sie waren sehr fix mit diesem Bogen*): aber man sieht es diesem Bogen auch an.

Ich. So?

Er. Sie pflegen sonst deutlicher zu schreiben.

Ich. Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit.

Er. Aber ich sehe, Sie lassen sich auch fortreißen. Sie fangen auch an zu glauben, nur immer auf Umstände anspielen, die unter hundert Lesern nicht einem bekannt sind; die Ihnen selbst vielleicht seit gestern oder ehegestern bekannt geworden —

Ich. Zum Exempel?

Er. Lasse gelehrt.

Ich. Zum Exempel?

Er. Ihr Räthsel, womit Sie schließen. — Ihr Testament Johannis. Ich habe meinen Grabius und Fabricius vergebens darnach durchgeblättert.

Ich. Muß denn auch Alles ein Buch seyn?

Er. Es ist kein Buch, dieses Testament Johannis? Nun, was ist es denn?

Ich. Der letzte Wille Johannis; — die letzten merkwürdigen, einmal über das andere wiederholten Worte des sterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Testament heißen? nicht?

Er. Können freilich. — Aber so bin ich schon weniger darauf neugierig. — Indeß doch: wie lauten sie denn? — Ich bin in dem Abdias oder wo sie sonst stehen mögen, nicht sehr belesen.

Ich. Bei einem minder verdächtigen Schriftsteller stehen sie nun doch. — Hieronymus hat sie uns aufbehalten in seinem Commentar über den Paulinischen Brief an die Galater. — Da schlagen Sie nur nach. — Ich denke kaum, daß sie Ihnen gefallen werden.

Er. Wer weiß? — Sagen Sie doch nur.

Ich. Aus dem Kopfe? Mit den Umständen, die mir jetzt erinnerlich sind, oder wahrscheinlich dünken?

Er. Warum nicht?

Ich. Johannes, der gute Johannes, der sich von seiner Gemeine, die er in Ephesus einmal gesammelt hatte, nie wieder trennen wollte; dem diese Eine Gemeine ein genugsamer großer Schauplatz seiner lehrreichen Wunder und wunderthätigen Lehre war; Johannes war nun alt, und so alt —

Er. Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie sterben.

---

*) Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.

Ich. Da ihn doch jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr sterben sah.

Er. Der Aberglaube traut den Sinnen bald zu viel, bald zu wenig. — Selbst da, als Johannes schon gestorben war, hielt noch der Aberglaube dafür, daß Johannes nicht sterben könne; daß er schlafe, nicht todt sei.

Ich. Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt.

Er. Erzählen Sie nur weiter. Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort sprechen hören.

Ich. So zaudernd eilig, als ein Freund sich aus den Armen eines Freundes windet, um in die Umarmung seiner Freundin zu eilen — trennte sich allmählich sichtbar Johannis reine Seele von dem eben so reinen als verfallenen Körper. — Bald konnten ihn seine Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr tragen. Und doch versäumte Johannes auch keine Kollekte gern; ließ keine Kollekte gern zu Ende gehen, ohne seine Anrede an die Gemeine, welche ihr tägliches Brod lieber entbehrt hätte, als diese Anrede.

Er. Die öfters nicht sehr studirt mag gewesen seyn.

Ich. Lieben Sie das Studirte?

Er. Nachdem es ist.

Ich. Ganz gewiß war Johannis Anrede das nie. Denn sie kam immer ganz aus dem Herzen. Denn sie war immer einfältig und kurz; und wurde immer von Tag zu Tag einfältiger und kürzer, bis er sie endlich gar auf die Worte einzog — —

Er. Auf welche?

Ich. Kinderchen, liebt euch!

Er. Wenig und gut.

Ich. Meinen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten, und auch des Besten, wenn es alltäglich zu seyn beginnt, so bald satt! — In der ersten Kollekte, in welcher Johannes nicht mehr sagen konnte, als Kinderchen, liebt euch! gefiel dieses Kinderchen, liebt euch! ungemein. Es gefiel auch noch in der zweiten, in der dritten, in der vierten Kollekte; denn es hieß: der alte schwache Mann kann nicht mehr sagen. Nur als der alte Mann auch dann und wann wieder gute heitere Tage bekam, und doch nichts mehr sagte, und doch nur die tägliche Kollekte mit weiter nichts, als einem: Kinderchen, liebt euch! beschloß; als man sah, daß der alte Mann nicht blos nur so wenig sagen konnte; als man sah, daß er vorsetzlich nicht mehr sagen wollte, ward das Kinderchen, liebt euch! so matt, so kahl, so nichtsbedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum ohne Ekel mehr anhören; und erdreisteten sich endlich den guten alten Mann zu fragen: Aber Meister, warum sagst du denn immer das nämliche?

Er. Und Johannes? —

Ich. Johannes antwortete: Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geschieht, genug, hinlänglich genug ist. —

Er. Also das? Das ist Ihr Testament Johannis?

Ich. Ja.

Er. Gut, daß Sie es apokryphisch genannt haben!

Ich. Im Gegensatz des kanonischen Evangelii Johannis. — Aber göttlich ist es mir denn doch.

Er. Etwa wie Sie auch wohl Ihre Schöne göttlich nennen würden.

Ich. Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt, und bin nicht gewohnt, dieses Wort so zu misbrauchen. — Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus: dignam Joanne sententiam.

Er. Ach Hieronymus!

Ich. Augustinus erzählt, daß ein gewisser Platoniker gesagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis: Im Anfang war das Wort u. s. w., verdiene in allen Kirchen, an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte, mit goldenen Buchstaben angeschrieben zu werden.

Er. Allerdings! Der Platoniker hatte sehr recht. — O die Platoniker, und ganz gewiß Plato selbst hätte nichts Erhabneres schreiben können, als dieser Anfang des Evangelii Johannis ist.

Ich. Mag wohl seyn. — Gleichwohl glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberei eines Philosophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrerm Rechte in allen unsern Kirchen, an dem sichtbarsten, in die Augen fallendsten Orte, mit goldenen Buchstaben angeschrieben zu werden verdiente — das Testament Johannis.

Er. Hm!

Ich. Kinderchen, liebt euch!

Er. Ja! Ja!

Ich. Dieses Testament Johannis war es, worauf ehemals ein gewisses Salz der Erde schwur. Jetzt schwört dieses Salz der Erde auf das Evangelium Johannis: und man sagt, es sei nach dieser Abänderung ein wenig dumpfig geworden.

Er. Auch ein Räthsel?

Ich. Wer Ohren hat zu hören, der höre.

Er. Ja, ja, ich merke nun wohl.

Ich. Was merken Sie?

Er. So ziehen immer gewisse Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug, daß sie die christliche Liebe beibehalten; mag doch aus der christlichen Religion werden, was da will.

Ich. Ob Sie mich mit zu diesen gewissen Leuten zählen?

Er. Ob ich recht daran thun würde, müssen Sie von Sich selbst erfragen.

Ich. Ich darf doch also ein Wort für diese gewissen Leute sprechen?

Er. Wenn Sie Sich fühlen?

Ich. Aber ich versteh Sie auch wohl nicht — So ist die christliche Liebe nicht die christliche Religion?

Er. Ja und nein.

Ich. Wie nein?

Er. Denn ein anders sind die Glaubenslehren der christlichen Religion, und ein anders das Praktische, welches sie auf die Glaubenslehren will gegründet wissen.

Ich. Und wie ja?

Er. In so fern nur das wahre christliche Liebe ist, die auf christliche Glaubenslehren gegründet wird.

Ich. Aber welches von beiden möchte wohl das Schwere seyn? — Die christlichen Glaubenslehren annehmen und bekennen? oder die christliche Liebe ausüben?

Er. Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, daß das Letztere bei weitem das Schwerere sei.

Ich. Was soll es mir denn helfen?

Er. Denn es ist um so lächerlicher, daß sich jene gewissen Leute den Weg zur Hölle so sauer machen.

Ich. Wie so?

Er. Wozu das Joch der christlichen Liebe auf sich nehmen, wenn es Ihnen durch die Glaubenslehren weder sanft noch verdienstlich wird?

Ich. Ja freilich: diese Gefahr müßten wir sie nun schon laufen lassen. Ich frage also nur: ist es von andern gewissen Leuten klug gehandelt, dieser Gefahr wegen, welche jene gewissen Leute mit ihrer unchristlichen christlichen Liebe laufen, ihnen den Namen der Christen abzusprechen?

Er. Cui non competit definitio, non competit definitum. Habe ich das erfunden?

Ich. Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter fassen könnten? Und das nach dem Ausspruche jenes guten Mannes: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns. — Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

Er. Recht wohl. Es ist eben der, der an einem Orte sagt: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.

Ich. Ja so! Allerdings; das bringt mich zum Stillschweigen. — O, Sie allein sind ein wahrer Christ! — Und belesen in der Schrift, wie der Teufel.

---

## Aus: Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele.

Von Moses Mendelssohn.

Echekrates, Phädon, Apollodorus, Sokrates, Cebes, Kriton, Simmias.

### Erstes Gespräch.

Echekrates.

Warst du selbst, mein Phädon, denselben Tag beim Sokrates, als er im Kerker das Gift zu sich nahm; oder hat es dir Jemand erzählt?

Phädon.

Ich selbst, Echekrates, war da.

Echekrates

Was waren denn des Mannes letzte Reden? Wie verschied er? Ich möchte dieses so gern erzählen hören. Keiner von unsern Phliasischen Bürgern reiset jetzt sehr oft nach Athen, und auch von daher hat uns schon lange Niemand besucht, der uns dergleichen Nachrichten hätte überbringen können. So viel haben wir vernommen: Sokrates hat Gift getrunken und ist gestorben; nicht den geringsten Umstand mehr.

Phädon.

Nichts von seiner Verurtheilung?

Echekrates.

O ja, das hat uns Jemand erzählt. Wir verwunderten uns noch, daß man ihn, nachdem er bereits verurtheilt gewesen, noch so lange hat leben lassen. Wie kam dieses, Phädon?

Phädon.

Ganz von ungefähr, Echekrates! Es traf sich eben, daß das Schiff, welches die Athenienser jährlich nach Delos zu schicken pflegen, den Tag vor seiner Verurtheilung bekränzt wurde.

Echekrates.

Und was ist das für ein Schiff?

Phädon.

Dasselbe, wie die Athenienser sagen, in welchem einst Theseus die sieben Paar Kinder nach Kreta geführt, die er allda, sowohl als sich selbst, beim Leben erhalten hat. Die Stadt soll, wie es heißt, dem Apollo damals das Gelübde gethan haben, wenn die jungen Leute leben bleiben würden, ihm jährlich in diesem Schiffe stattliche Geschenke nach Delos zu schicken; und seit der Zeit hat man dem Gotte noch immer Wort gehalten.

Wenn das heilige Schiff abgehen soll, so behänget der Priester des Apollo das Hintertheil desselben mit Kränzen, und sofort nimmt die Feier der Theorie ihren Anfang. Dieses Fest dauert so lange, bis das Schiff zu Delos angelangt und von da wieder zurück gekommen ist, binnen welcher Zeit die Stadt von allem Blutvergießen rein gehalten wird, und nach dem

Gesetze Niemand öffentlich hingerichtet werden darf. Wenn das Schiff von widrigen Winden aufgehalten wird, so können die Verurtheilten hierdurch lange Frist gewinnen.

Der Zufall nun fügte es, wie ich schon gesagt, daß die Bekränzung des Schiffes einen Tag vorher geschah, ehe Sokrates verurtheilt worden, und darum verstrich eine so geraume Zeit zwischen seiner Verurtheilung und seinem Tode.

Echekrates.

Aber den letzten Tag, Phädon, wie ging es da? Was hat er gesprochen? was hat er gethan? Welche Freunde waren in der Todesstunde bei ihm? oder wollten die Archonten Niemanden zu ihm lassen? und verschied er, ohne einen Freund um sich zu haben?

Phädon.

Keinesweges! es waren ihrer viele zugegen.

Echekrates.

Entschließe dich immer, lieber Phädon, uns alles umständlich zu erzählen, wenn dich keine Geschäfte abhälten.

Phädon.

Ich habe Muße, und werde euch suchen, Genüge zu leisten. Mir ist nichts angenehmer als meines Sokrates mich zu erinnern, von ihm zu reden oder reden zu hören.

Echekrates.

Und deine Zuhörer, Phädon, sind der nämlichen Gesinnung. Erzähle also alles, so genau, und so umständlich, als es dir möglich ist.

Phädon.

Ich war zugegen, Freund, aber mir war wunderbar zu Muthe. Ich fühlte kein Mitleid, kein solches Beklemmen, als wir zu empfinden pflegen, wenn ein Freund in unsern Armen erblaßt. Der Mann schien mir glückselig, beneidenswerth, Echekrates! So sanft, so ruhig war sein Betragen in der Todesstunde, so gelassen waren seine letzten Worte, sein Thun dünkte mich, nicht wie eines Menschen, der vor seiner Zeit zu den Schatten des Orkus hinunter wandelt, sondern wie eines Unsterblichen, der versichert ist, da, wo er hinkömmt, so glückselig zu sein, als je einer gewesen. Wie konnte ich also die bangen Empfindungen haben, mit welchen der Anblick eines gemeinen Sterbenden unser Gemüth zu verwunden pflegt? — Gleichwohl hatten die philosophischen Unterredungen unsers Lehrers damals die reine Wollust nicht, die wir von ihnen gewohnt waren. Wir empfanden eine seltsame, nie gefühlte Mischung von Lust und Bitterkeit; denn das Vergnügen ward beständig von der nagenden Empfindung unterbrochen: Bald werden wir ihn auf ewig verlieren!

Wir Anwesenden befanden uns alle in diesem sonderbaren Gemüthszustande, und die entgegengesetzten Wirkungen desselben zeigten sich gar bald eben so sonderbar auf unsern Gesichtern. Man sah uns jetzt lachen, jetzt Thränen vergießen, und öfters zugleich ein Lächeln um die Lippen und heiße Zähren in den Augen. Jedoch übertraf Apollodorus hierin uns alle. Du kennst ihn, und sein weichmüthiges Wesen.

Echekrates.

Wie sollte ich ihn nicht kennen?

Phädon.

Dieser machte die seltsamsten Bewegungen. Er empfand alles weit feuriger, war entzückt, wo wir lächelten, und wo uns die Augen wie bethauet waren, da schwamm er in Zähren. Wir wurden durch ihn fast mehr gerührt, als durch den Anblick unsers sterbenden Freundes.

Echekrates.

Wer waren denn die Anwesenden alle?

Phädon.

Von den hiesigen Stadtleuten: Apollodorus, Kritobulus und sein Vater Kriton, Hermogenes, Epigenes, Aeschines, Anthistenes, Ktesippus, Menexenus, und noch einige andere. Plato, glaube ich, war krank.

Echekrates.

Waren auch Fremde zugegen?

Phädon.

Ja! aus Theben: Simmias, Cebes und Phädondes; und aus Megara: Euklides und Terpsion.

Echekrates.

Wie? waren denn Aristippus und Kleombrotus nicht da?

Phädon.

Nein! diese sollen sich damals zu Aegina aufgehalten haben.

Echekrates.

Sonst war also niemand dabei?

Phädon.

Ich weiß mich auf keinen mehr zu besinnen.

Echekrates.

Nun, mein Lieber! was für Unterredungen sind dabei vorgefallen?

Phädon.

Ich werde dir Alles vom Anfange bis zum Ende erzählen.

Wir waren gewohnt, so lange Sokrates im Gefängnisse saß, ihn täglich zu besuchen. Wir pflegten zu diesem Ende in der Gerichtsstube zusammen zu kommen, in welcher das Urtheil über ihn gesprochen worden (denn diese ist sehr nahe am Gefängnisse), und da uns so lange mit Gesprächen zu unterhalten, bis die Kerkerthür aufgethan ward, welches denn gewöhnlich nicht sehr früh geschah. Sobald diese aufging, begaben wir uns zum Sokrates, und brachten

mehrentheils den ganzen Tag bei ihm zu. Den letzten Morgen fanden wir uns früher als gewöhnlich ein: denn wir erfuhren Abends vorher, als wir nach Hause gingen, daß das Schiff von Delos angekommen sei, und beschlossen, das letzte Mal uns so früh als möglich einzustellen.

Als wir zusammen waren, kam uns der Schließer, der die Kerkerthür zu öffnen pflegte, entgegen, bat uns, zu verziehen, und nicht hinein zu gehen, bis er rufen würde. Denn die Eilf Männer, sprach er, nehmen jetzt dem Sokrates die Fesseln ab, und melden ihm, daß er heute sterben müsse. Nicht lange hernach kam er, uns zu rufen. Als wir hinein gingen, fanden wir den so eben losgebundenen Sokrates auf dem Bette liegen; Xanthippe, du kennest sie, saß neben ihm in stiller Betrübniß, und hielt ihr Kind auf dem Schooße. Als sie uns erblickte, fing sie an, nach Weiberart, überlaut zu jammern. Ach! Sokrates! dich sehen heute deine Freunde, und du sie zum letzten Male! und ein Strom von Thränen folgte auf diese Worte. Sokrates wendete sich zum Kriton und sprach: Freund! laß sie nach Hause bringen. — Kritons Bediente führten sie hinweg: sie ging und heulte, und zerschlug sich jämmerlich die Brust.

Wir standen wie betäubt. Endlich richtete sich Sokrates im Bette auf, krümmete das Bein, das vorhin gefesselt war, und indem er dasselbe mit der Hand rieb, sprach er: O meine Freunde, welch' ein seltsames Ding scheinet das zu sein, was die Menschen Angenehm nennen! wie wunderbar! Dem ersten Anblick nach ist es dem Unangenehmen entgegen gesetzt, indem keine Sache dem Menschen zu gleicher Zeit angenehm und unangenehm sein kann: und dennoch kann Niemand eine von diesen Empfindungen durch die Sinne erlangen, ohne unmittelbar darauf die entgegengesetzte zu fühlen, als wenn sie an beiden Enden aneinander befestigt wären. Hätte Aesopus dieses bemerkt, fuhr er fort, so hätte er vielleicht folgende Fabel gedichtet. „Die Götter wollten die streitenden Empfindungen mit einander vereinigen; als aber dieses sich nicht thun ließ, knüpften sie dieselben an beiden Enden zusammen, und seit der Zeit folgen sie sich einander beständig auf dem Fuße nach.“ So ergeht es mir auch jetzt. Die Fesseln hatten mir Schmerzen verursacht, und jetzt, da sie hinweg sind, folgt die angenehme Empfindung nach.

Beim Jupiter, ergriff Cebes das Wort: Gut, daß du mich erinnerst, Sokrates! Du sollst, wie man sagt, hier im Gefängnisse einige Gedichte verfertigt, nämlich Aesopische Fabeln poetisch aufgeführt, und eine Hymne an den Apollo aufgesetzt haben. Nun fragen mich Viele, hauptsächlich der Dichter Evenus: was dich hier auf die Gedanken gebracht, Gedichte zu verfertigen, da du doch solches vorher niemals gethan? Soll ich dem Evenus Bescheid geben, wenn er mich wieder fragt (und fragen wird er gewiß): so sage mir, was ich ihm antworten soll.

Sage ihm, o Cebes! erwiderte Sokrates, nichts als die Wahrheit; daß ich diese Gedichte keineswegs in der Absicht verfertigt, ihm in der Dichtkunst den Rang abzulaufen; denn ich weiß, wie schwer dieses ist; sondern blos um eines Traumes willen, dem ich mir vorgenommen, in allen möglichen Bedeutungen nachzuleben und daher auch in dieser Art von Musik, in der Dichtkunst, meine Kräfte zu versuchen. Die Sache verhält sich aber folgendergestalt. Ich hatte in vergangenen Zeiten sehr oft einen Traum, der mir unter vielerlei Gestalt erschien, aber immer eben denselben Befehl gab: Sokrates, befleißige dich der Musik und übe sie aus! Bisher hielt ich diese Ermahnung blos für eine Aufmunterung und Anfrischung, wie man sie den Wettläufern nachzurufen pflegt Der Traum, dachte ich, will mir nichts Neues zu thun befehlen, denn die Weltweisheit ist ja die vortrefflichste Musik, und dieser habe ich mich stets beflissen; er will also blos meinen Eifer, meine Liebe zur Weisheit anfeuern, damit sie nicht erkalte. Nunmehr aber, nachdem das Urtheil über mich gesprochen worden, und das Fest des Apollo meinen Tod eine Zeitlang aufgeschoben, kam mir der Gedanke ein: ob mir nicht vielleicht befohlen würde, der gemeinen Musik obzuliegen, und ich hatte Muße genug, diesen Gedanken nicht fruchtlos verschwinden zu lassen. Ich machte den Anfang mit einem Lobgesange auf den Gott, dessen Fest damals gefeiert ward. Allein mir fiel nachher bei, daß, wer Poet sein will, Erdichtungen, und nicht Vernunftsätze behandeln müsse, daß aber ein Lobgesang keine Erdichtungen enthalte. Da ich nun selbst keine Gabe zu dichten besitze, so bediente ich mich der Erfindungen Anderer, und brachte einige Fabeln des Aesopus, die mir zuerst vor die Hand kamen, in Verse. — Dieses kannst du, mein Cebes, dem Evenus antworten. Entbiete ihm auch meinen Gruß, und wenn er weise ist, so mag er mir bald folgen. Ich werde, allem Ansehen nach, auf Befehl der Athenienser noch heute abreisen.

Und dieses wünschest du dem Evenus? fragte Simmias. Ich kenne diesen Mann sehr gut, und soviel ich von ihm urtheilen kann, dürfte er dir für diesen Wunsch schlechten Dank wissen. — Wie? versetzte jener: ist denn Evenus kein Weltweiser? Mich dünkt, ja, sprach Simmias.

Nun so wird er mir gewiß gerne folgen, erwiderte Sokrates; er, und Jedermann, der diesen Namen verdient. Er wird zwar nicht selbst Hand an sich legen; denn dieses ist unerlaubt, wie einem Jeden bekannt ist. — Indem er dieses sagte, ließ er beide Füße vom Bette auf die Erde herab, um in dieser Stellung die Unterredung fortzusetzen. Cebes fragte: Wie ist dieses zu verstehen, Sokrates? Es ist nicht erlaubt, sagst du, sich selbst zu entleiben; und dennoch soll jeder Weltweise einem Sterbenden gerne nachfolgen?

Wie? Cebes! sprach Sokrates: du und Simmias, Ihr habet beide den Weltweisen Philolaus gehört; hat er denn euch niemals hievon etwas gesagt?

Nichts Ausführliches, mein Sokrates!

Nun gut! Ich habe Verschiedenes von der Sache gehört, und will euch solches gerne mittheilen. Mich dünkt, wer reisen will, habe Ursache, sich nach der Beschaffenheit des Landes, wohin er zu kommen gedenkt, wohl zu erkundigen, um sich einen richtigen Begriff davon zu machen. Diese Unterredung ist also meinen jetzigen Umständen angemessen, und was könnte man auch den heutigen Tag bis Sonnenuntergang Wichtigeres vornehmen?

Wodurch beweist man, fragte Cebes, daß der Selbstmord unerlaubt sei? Philolaus und andere Lehrer haben mir zwar vielfältig eingeschärft, daß er verboten sei, aber mehr hat mir Niemand davon beigebracht.

Wohlan! laß uns versuchen, ob wir nicht ein mehreres davon herausbringen können. Was meinst du, Cebes? Ich behaupte, daß der Selbstmord schlechterdings in allen möglichen Umständen unerlaubt sei. Wir wissen, es giebt Leute, für welche es besser wäre, gestorben zu sein, als zu leben. Nun dürfte es dich befremden, daß die Heiligkeit der Sitten auch von diesen Unglücklichen fordern sollte, sich nicht selbst wohl zu thun, sondern eine andere wohlthätige Hand abzuwarten.

Das mag eine Stimme vom Jupiter erklären! antwortete Cebes lächelnd.

Und gleichwohl ist es so schwer nicht, diese anscheinende Ungereimtheit durch Gründe zu tilgen. Was man in den Geheimnissen zu sagen pflegt, daß wir Menschen hienieden wie die Schildwachen ausgestellt wären, und also unsere Posten nicht verlassen dürften, bis wir abgelöset würden, ist zwar nicht ohne Grund, dürfte aber so leicht nicht begriffen werden. Allein ich habe einige Vernunftgründe, die nicht schwer zu fassen sind. Ich glaube als ausgemacht voraussetzen zu können: die Götter (laßt mich jetzt sagen Gott; denn wen habe ich zu scheuen?) Gott ist unser Eigenthumsherr, wir sind sein Eigenthum, und seine Vorsehung besorgt unser Bestes. Sind diese Sätze nicht deutlich?

Sehr deutlich, sprach Cebes.

Ein Leibeigener, der unter der Vorsorge eines gütigen Herrn stehet, handelt sträflich, wenn er sich den Absichten desselben widersetzt. Nicht?

Allerdings!

Vielmehr, wenn ein Funke von Rechtschaffenheit in seinem Busen glimmt, muß es ihm eine wahre Freude sein, die Wünsche seines Gebieters durch sich erfüllt zu sehen; und um so mehr, wenn er von der Gesinnung seines Herrn überzeugt ist, daß sein eigenes Beste an diesen Wünschen Theil hat.

Unvergleichlich! mein Sokrates!

Aber wie, Cebes? Als der unerschaffene Werkmeister den künstlichen Bau des menschlichen Leibes wirkte, und ein vernünftiges Wesen hinein setzte, hatte er da böse oder gute Absichten?

Ohne Zweifel gute.

Denn er müßte sein Wesen, die selbstständige Güte verleugnen, wenn er mit seinem Thun und Lassen böse Absichten verknüpfen könnte; und was ist ein Gott, der sein Wesen verleugnen kann?

Ein Unding, Sokrates; ein fabelhafter Gott, dem das leichtgläubige Volk wandelbare Gestalten andichtet. Ich erinnere mich der Gründe gar wohl, mit welchen du bei einer andern Gelegenheit diesen lästerlichen Irrthum bestrittest.

Derselbe Gott, Cebes! der den Leib gebauet, hat ihn auch mit Kräften ausgerüstet, die ihn stärken, erhalten und vor allzufrühem Untergange bewahren. Wollen wir auch diesen Erhaltungskräften höchst gütige Absichten zum Ziele setzen?

Wie könnten wir anders?

Als treugesinnten Leibeigenen also muß es uns eine heilige Pflicht sein, die Absichten unsers Eigenthumsherrn zu ihrer Reife gedeihen zu lassen, sie nicht gewaltsamer Weise in ihrem Laufe zu hemmen, sondern vielmehr alle unsere freiwilligen Handlungen mit denselben auf das Vollkommenste übereinstimmen zu lassen.

Darum habe ich gesagt, mein lieber Cebes, daß die Weltweisheit die trefflichste Musik sei: denn sie lehrt uns, unsere Gedanken und Handlungen so einzurichten, daß sie, so viel uns möglich ist, mit den Absichten des allerhöchsten Eigenthumsherrn vollkommen übereinstimmen. Ist nun die Musik eine Wissenschaft, das Schwache mit dem Starken, das Rauhe mit dem Sanften, und das Unangenehme mit dem Angenehmen in

eine Harmonie zu bringen: so kann gewiß keine Musik herrlicher und vortrefflicher sein, als die Weltweisheit, die uns lehret, nicht nur unsere Gedanken und Handlungen unter sich, sondern auch die Handlungen des Endlichen mit den Absichten des Unendlichen, und die Gedanken des Erdbewohners mit den Gedanken des Allwissenden in eine große und wundervolle Harmonie zu stimmen. — O Cebes! und der verwegene Sterbliche sollte sich erdreisten, diese entzückende Harmonie zu zerstören?

Er würde den Abscheu der Götter und Menschen verdienen, mein geliebtester Sokrates!

Sage mir aber auch dieses, mein Trauter? Sind die Kräfte der Natur nicht Diener der Gottheit, die ihre Befehle vollstrecken?

Allerdings!

Sie sind also auch Wahrsager, die uns den Willen und die Absichten der Gottheit weit richtiger verkündigen, als die Eingeweide der Schlachtopfer; denn das ist unstreitig ein Rathschluß des Allerhöchsten, wohin die von ihm erschaffenen Kräfte abzielen. Nicht?

Wer kann dieses leugnen?

So lange uns also diese Wahrsager andeuten, daß die Erhaltung unsers Lebens zu den Absichten Gottes gehöre, sind wir verpflichtet, unsere freien Handlungen denselben gemäß einzurichten, und haben weder Fug noch Recht, den Erhaltungskräften unserer Natur Gewalt entgegenzusetzen, und die Diener der obersten Weisheit in ihrer Verrichtung zu stören. Diese Schuldigkeit liegt uns so lange ob, bis Gott uns durch eben dieselben Wahrsager den ausdrücklichen Befehl zuschickt, dieses Leben zu verlassen, so wie er ihn mir heute zugeschickt hat.

Ich bin völlig überzeugt, sprach Cebes. Allein nun begreife ich um viel weniger, mein lieber Sokrates, wie du vorhin hast sagen können, ein jeder Weltweiser müsse einem Sterbenden gerne folgen wollen. Ist dieses wahr, was du itzt behauptest, daß wir ein Eigenthum Gottes sind, und daß derselbe unser Bestes besorget, so scheint jener Satz ungereimt. Wie? soll ein vernünftiger Mann sich nicht betrüben, wenn er die Dienste eines Oberherrn verlassen muß, der sein bester und gütigster Versorger ist? Und wenn er auch hoffen könnte, durch den Tod frei, und sein eigener Herr zu werden: wie kann der unverständige Mündel sich schmeicheln, unter seiner eigenen Anführung besser zu stehen, als unter der Anführung des allerweisesten Vormundes? Ich sollte meinen, es sei vielmehr ein großer Unverstand, wenn man sich durchaus in Freiheit setzen, und auch den besten Oberherrn nicht über sich leiden will. Wer Vernunft besitzt, wird sich allezeit mit Vergnügen der Aufsicht eines Andern unterwerfen, dem er bessere Einsichten zutrauet als sich selbst. Ich würde also gerade das Gegentheil von deiner Meinung herausbringen. Der Weise, würde ich sagen, müsse sich betrüben, der Thor aber freuen, wenn er sterben soll.

Sokrates hörte ihm aufmerksam zu, und schien sich an seiner Scharfsinnigkeit zu ergötzen. Sodann kehrte er sich zu uns, und sprach: Cebes kann schon einem zu schaffen machen, der wider ihn etwas behaupten will. Er hat beständig Ausflüchte.

Allein diesesmal, sprach Simmias, scheinet Cebes nicht Unrecht zu haben, mein lieber Sokrates! In der That, wodurch kann ein Weiser bewogen werden, sich ohne Mißvergnügen der gütigen Vorsorge des allweisesten Aufsehers zu entziehen? — Und wo mir recht ist, Sokrates, so zielet Cebes mit seinen Einwürfen eigentlich wider deine itzige Aufführung, der du so gelassen, so willig, nicht nur uns alle verlässest, denen dein Tod so schmerzlich fällt, sondern dich auch der Aufsicht und Vorsorge eines solchen Beherrschers entäußerst, den du uns als das weiseste und gütigste Wesen zu verehren gelehrt hast.

So? sprach Sokrates: man hat mich angeklaget, wie ich höre? Ich werde mich also förmlich vertheidigen müssen?

Allerdings! sprach Simmias.

Gut! versetzte Sokrates: ich will mich bemühen, meine jetzige Schutzrede besser einzurichten, als die, welche ich vor meinen Richtern gehalten habe.

Höre, Simmias! und du, Cebes! hätte ich nicht Hoffnung, da, wo ich hinkomme, erstlich immer noch unter demselben gütigsten Versorger zu stehen, und zweitens die Seelen der Verstorbenen anzutreffen, deren Umgang aller Freundschaft hienieden vorzuziehen ist: so wäre es freilich eine Thorheit, den Tod so wenig zu achten, und ihm willig in die Arme zu rennen. So aber habe ich die allertröstlichsten Hoffnungen, daß mir beides nicht entgehen wird. Das letztere aber getraue ich mir nicht mit aller Gewißheit zu behaupten; aber daß die Vorsehung Gottes auch noch über mich walten werde, dieses, Freunde! behaupte ich so zuversichtlich, so gewiß, als ich in meinem Leben etwas behauptet habe. Darum betrübt es mich auch nicht, daß ich verscheiden soll; denn ich weiß, daß mit dem Tode noch nicht Alles für uns aus ist. Es folgt ein anderes Leben, und zwar ein solches, das, wie die alte Sage versichert, für Tugendhafte weit glückseliger sein wird als für Lasterhafte.

Wie das? sprach Simmias, mein lieber Sokrates! willst du diese heilsame Versicherung im Innersten deiner Seele verschlossen mitnehmen? oder auch uns eine Lehre gönnen, die so viel

Tröstliches hat? Es ist billig, seinen Freunden ein so herrliches Gut mitzutheilen, und wenn du von deiner Meinung überzeugst, so ist auch deine Schutzrede fertig.

Ich will es versuchen, versetzte er. Doch laßt uns erst den Kriton hören, der schon lange etwas sagen zu wollen scheint.

Ich? nichts, mein Lieber! erwiderte Kriton. Nur der Mann hier, der dir das Gift bringen soll, läßt mir keine Ruhe; ich soll dich bitten, nicht so viel zu reden. Man erhitzt sich so sehr, spricht er, und dann wirkt der Trank so gut nicht. Er hätte schon öfters einen zweiten oder dritten Gifttrank bereiten müssen, für Leute, die sich das Reden nicht hätten verwehren lassen.

Laß ihn, im Namen der Götter! sprach Sokrates, hingehen und sein Amt versehen. Er halte den zweiten Gifttrank bereit, oder den dritten, wenn er meint.

Diese Antwort hatte ich vermuthet, sprach Kriton; allein der Mensch will nicht ablassen.

O laß ihn! versetzte Sokrates. Ich habe hier meinen Richtern Rechenschaft zu geben, warum ein Mensch, der in der Liebe zur Weisheit grau geworden, in den letzten Stunden fröhlichen Muths sein müsse, indem er sich nach dem Tode die größte Seligkeit zu versprechen hat. Mit welchem Grunde, Simmias und Cebes, ich dieses behaupte, will ich zu erklären suchen. —

Das, meine Freunde, wissen vielleicht die Wenigsten, daß, wer sich der Liebe zur Weisheit wahrhaftig ergeben, seine ganze Lebenszeit dazu anwendet, mit dem Tode vertrauter zu werden, sterben zu lernen. Ist aber dieses: welch eine Ungereimtheit wäre es nicht, in seinem ganzen Leben, alle Wünsche, alle Bemühungen nach einem einzigen Ziele zu lenken, und sich doch zu betrüben, wenn das längst erwünschte Ziel endlich erreicht wird.

Simmias lachte. Bei'm Jupiter! sprach er, Sokrates, ich muß lachen, so wenig ich auch dazu aufgelegt bin. Was du hier sagst, dürfte das Volk nicht so leicht befremden, als du meinst. Das hiesige insbesondere könnte dir sagen, wie sie gar wohl wüßten, daß die Weltweisen sterben lernen wollten, daher sie ihnen auch das widerfahren ließen, was sie verdienten und wonach sie sich sehnten.

Ich würde ihnen alles einräumen, Simmias, nur das nicht, daß sie es einsehen. Sie wissen nicht, was der Tod ist, nach dem die Weltweisen sich sehnen, und in wie weit sie ihn verdienen. Doch was gehen uns jene an? Ich rede jetzt mit meinen Freunden.

Ist der Tod nicht etwas, das sich beschreiben und erklären läßt?

Freilich, versetzte Simmias.

Ist er aber etwas anders als eine Trennung des Leibes und der Seele? Sterben nämlich, heißt dies nicht, wenn die Seele den Leib und der Leib die Seele dergestalt verläßt, daß sie keine Gemeinschaft untereinander mehr haben, und jedes für sich bleibt? Oder weißt du deutlicher anzuzeigen, was der Tod sei?

Nein! mein Lieber!

Ueberlege einmal, Freund! ob es dir auch so vorkommt, wie mir. Was meinst du? Wird der wahre Liebhaber der Weisheit den sogenannten Wollüsten nachhangen und nach köstlichen Speisen und Getränken so sonderlich streben?

Nichts weniger, antwortete Simmias.

Wird er der Liebe ergeben sein?

Eben so wenig!

Und in Ansehung der übrigen Leibesbequemlichkeiten? Wird er z. B. in seinen Kleidern auf Pracht und Ueppigkeit sehen, oder wird er sich mit dem Nothwendigen begnügen, und das Ueberflüssige nicht achten?

Was man entbehren kann, sprach jener, macht dem Weisen keine Sorgen.

Wollen wir nicht überhaupt sagen, fuhr Sokrates fort, der Weltweise sucht sich aller unnöthigen Leibessorgen zu entschlagen, um mit mehrerer Achtsamkeit der Seele warten zu können.

Warum nicht?

Er unterscheidet sich also schon hierin von den übrigen Menschen, daß er sein Gemüth nicht ganz von den Leibesangelegenheiten fesseln läßt, sondern seine Seele zum Theil der Gemeinschaft des Leibes zu entwöhnen sucht.

Es scheint so.

Der größte Haufe der Menschen, o Simmias wird dir sagen, daß der nicht zu leben verdiene, wer die Annehmlichkeiten des Lebens nicht genießen will. Das nennen sie, sich nach dem Tode sehnen, wenn man dem sinnlichen Wohlleben absagt und sich aller fleischlichen Wollust enthält.

Dies ist die Wahrheit, Sokrates!

Ich gehe weiter. Hindert der Körper nicht öfters den Weisheitliebenden im Nachdenken, und wird er sich sonderlichen Fortgang in der Weisheit versprechen können, wenn er sich nicht von den sinnlichen Gegenständen zu erheben gelernt hat? — Ich erkläre mich. — Die Eindrücke des Gesichts und des Gehörs sind, so wie sie uns von den Gegenständen zugeschickt werden, blos einzelne Empfindungen, noch keine Wahrheiten; denn diese müssen erst mit dem Verstande aus ihnen gezogen werden. Nicht?

Allerdings!

Auch als einzelne Empfindungen ist ihnen nicht völlig zu trauen, und die Dichter singen mit Recht: die Sinne täuschen und begreifen nichts deutlich. Was wir hören und sehen, ist voller

Verwirrung und Dunkelheit. Können uns aber diese beiden Sinne keine deutlichen Einsichten gewähren, so wird der übrigen, weit undeutlicheren Sinne gar nicht zu gedenken sein.

Freilich nicht.

Wie muß es nun die Seele anfangen, wenn sie zur Wahrheit gelangen will? Wenn sie sich auf die Sinne verläßt, so ist sie betrogen.

Richtig!

Sie muß also nachdenken, urtheilen, schließen, erfinden; um durch diese Mittel, so viel möglich, in das wahre Wesen der Dinge einzudringen.

Ja!

Aber wann geht das Nachdenken am besten von statten? Mich dünkt, wenn wir uns gleichsam nicht fühlen, wenn weder Gesicht noch Gehör, weder angenehme noch unangenehme Empfindungen uns an uns selbst erinnern. Alsdann zieht die Seele ihre Aufmerksamkeit von dem Körper ab, verläßt, so viel sie kann, seine Gesellschaft, um, in sich gesammelt, nicht den Sinnenschein, sondern das Wesen, nicht die Eindrücke, wie sie uns zugeführt werden, sondern das, was sie Wahres enthalten, zu betrachten.

Abermals eine Gelegenheit, bei welcher die Seele des Weisen den Leib zu meiden, und sich, so viel sie kann, von ihm zu entfernen suchen muß.

Allem Ansehen nach!

Um die Sache noch deutlicher zu machen; Ist die allerhöchste Vollkommenheit ein bloßer Gedanke, ohne äußerlichen Gegenstand, oder bedeutet es ein wirkliches Wesen, das außer uns vorhanden ist?

Freilich ein wirkliches, außer uns vorhandenes, schrankenloses Wesen, dem das Dasein vorzugsweise zukommen muß, mein Sokrates!

Und die allerhöchste Güte, und die allerhöchste Weisheit? Sind diese auch etwas Wirkliches?

Bei'm Jupiter, ja! Es sind unzertrennliche Eigenschaften des allervollkommensten Wesens, ohne welches jenes nicht da sein kann.

Wer hat uns aber dieses Wesen kennen gelehrt? Mit den Augen des Leibes haben wir es doch nie gesehen?

Gewiß nicht!

Wir haben es auch nicht gehört, nicht gefühlt, kein äußerlicher Sinn hat uns je einen Begriff von Weisheit, von Güte, Vollkommenheit, Schönheit, Denkvermögen, u. s. w. zugeführt; und dennoch wissen wir, daß diese Dinge außer uns wirklich sind, in dem allerhöchsten Grade wirklich sind. Kann uns Niemand erklären, wie wir auf diese Begriffe gekommen sind?

Simmias sprach: die Stimme Jupiters, geliebter Sokrates: Ich werde mich abermals auf dieselbe berufen.

Wie? meine Freunde! wenn wir in jenem Zimmer eine vortreffliche Flötenstimme hörten, würden wir nicht hinlaufen, den Flötenspieler zu kennen, der unser Ohr so sehr zu entzücken weiß?

Vielleicht jetzo nicht, lächelte Simmias, da wir hier die vortrefflichste Musik hören.

Wenn wir ein Gemälde betrachten, fuhr Sokrates fort, so wünschen wir die Meisterhand zu kennen, die es verfertigt hat. Nun liegt in uns selbst das allervortrefflichste Bild, das Götteraugen und Menschenaugen jemals gesehen, das Bild der allerhöchsten Vollkommenheit, Güte, Weisheit, Schönheit u. s. f.; und wir haben uns noch nie nach dem Maler erkundigt, der diese Bilder hineingezeichnet?

Cebes erwiderte: Ich erinnere mich einst vom Philolaus eine Erklärung gehört zu haben, die der Sache vielleicht Genüge thut.

Will Cebes seine Freunde, versetzte Sokrates, nicht an der Hinterlassenschaft des glückseligen Philolaus Theil nehmen lassen?

Wenn diese, sprach Cebes, die Erklärung nicht lieber von einem Sokrates hören möchten. Doch es sei! — Alle Begriffe von unkörperlichen Dingen, sprach Philolaus, hat die Seele nicht von den äußern Sinnen, sondern durch sich selbst erlangt, indem sie ihre eigenen Wirkungen beobachtet und dadurch ihr eigenes Wesen und ihre Eigenschaften kennen lernt. Dieses deutlicher zu machen, habe ich ihn oft eine Erdichtung hinzusetzen hören: Laßt uns vom Homer, pflegte er zu sagen, die beiden Tonnen entlehnen, die in dem Vorsaale Jupiters liegen*), aber zugleich uns die Freiheit ausbitten, sie nicht mit Glück und Unglück, sondern die zur Rechten mit wahrem Wesen, und die zur Linken mit Mangel und Unwesen anzufüllen. So oft die Allmacht Jupiters einen Geist hervorbringen will, so schöpft er aus diesen beiden Tonnen, wirft einen Blick auf das ewige Schicksal, und bereitet, nach dessen Maßgebung, eine Mischung von Wesen und Mangel, welche die völlige Grundanlage des künftigen Geistes enthält. Daher findet sich zwischen allen Arten von geistigen Wesen eine bewundernswürdige Aehnlichkeit; denn sie sind alle aus eben den Tonnen geschöpft, und nur in der Mischung unterschieden. Wenn also unsere Seele, welche gleichfalls nichts anders ist, als eine Mischung von Wesen und Mangel, sich selbst beobachtet, so erlangt sie einen Begriff von dem Wesen der Geister und Unvermögen, Vollkommenheit und Unvollkommenheit, von Verstand, Weisheit, Kraft, Absicht, Schönheit, Gerechtigkeit und tausend andern unkörperlichen Dingen, über welche sie

*) Ilias XXIV. 527.

die äußern Sinne in der tiefsten Unwissenheit lassen würden.

Wie unvergleichlich! versetzte Sokrates. Siehe, Cebes! du besitzest einen solchen Schatz, und wolltest mich sterben lassen, ohne mir denselben einmal zu zeigen! — Doch laß sehen, wie wir ihn noch vor dem Tode genießen mögen. Philolaus sagt also: die Seele erkennet ihre Nebengeister, indem sie sich selbst beobachtet. Nicht?

Ja!

Und sie erlangt Begriffe von unkörperlichen Dingen, indem sie ihre eignen Fähigkeiten auseinander setzt, und jeder, um sie deutlicher unterscheiden zu können, einen besondern Namen giebt?

Allerdings.

Wenn sie aber ein höheres Wesen, als sie selbst ist, einen Dämon z. B., sich denken will, wer wird ihr die Begriffe dazu hergeben?

Cebes schwieg; und Sokrates fuhr fort: Habe ich die Meinung des Philolaus anders recht begriffen, so kann sich die Seele zwar niemals von einem höhern Wesen als sie selbst ist, oder nur von einer höhern Fähigkeit als sie selbst besitzt, einen der Sache gemäßen Begriff machen; allein sie kann gar wohl überhaupt die Möglichkeit eines Dinges begreifen, dem mehr Wesen und weniger Mangel zu Theil geworden als ihr selbst, das heißt, welches vollkommner ist als sie; oder hast du es vielleicht von Philolaus anders gehört?

Nein!

Und von dem allerhöchsten Wesen, von der allerhöchsten Vollkommenheit hat sie auch nicht mehr als diesen Schimmer einer Vorstellung. Sie kann das Wesen desselben nicht in seinem ganzen Umfange begreifen*); aber sie denkt ihr eigenes Wesen, das, was sie Wahres, Gutes und Vollkommenes hat, trennt es in Gedanken von dem Mangel und Unwesen, mit welchem es in ihr vermischt ist, und geräth dadurch auf den Begriff eines Dinges, das lauter Wesen, lauter Wahrheit, lauter Güte und Vollkommenheit ist. —

Apollodorus, der bisher alle Worte des Sokrates leise nachgesprochen hatte, gerieth hier in Entzückung, und wiederholte laut: das lauter Wesen, lauter Wahrheit, lauter Güte, lauter Vollkommenheit ist.

Und Sokrates fuhr fort: Seht ihr, meine Freunde, wie weit sich der Weisheitliebende von den Sinnen und ihren Gegenständen entfernen muß, wenn er das begreifen will, was zu begreifen wahre Glückseligkeit ist, das allerhöchste und allervollkommenste Wesen? In dieser Gedankenjagd muß er Augen und Ohren verschließen, Schmerz und Sinnenlust ferne von seiner Achtsamkeit sein lassen, und wenn es möglich wäre, seines Leibes völlig vergessen, um desto einsamer sich ganz auf sein Seelenvermögen und deren innere Wirksamkeit einzuschränken.

Der Leib ist seinem Verstande bei dieser Untersuchung nicht nur ein unnützlicher, sondern auch ein beschwerlicher Gesellschafter; denn jetzt sucht er weder Farbe noch Größe, weder Töne noch Bewegung, sondern ein Ding, das alle mögliche Farben, Größen, Töne und Bewegungen, und, was noch weit mehr ist, alle mögliche Geister, sich auf's deutlichste vorstellet, und in allen ersinnlichen Ordnungen hervorbringen kann. Welch ein unbehülflicher Gefährte der Körper auf dieser Reise!

Wie erhaben! rief Simmias, aber auch wie wahr!

---

*) Einige Weltweise wollen uns durch die Betrachtung demüthigen, daß wir von Gott nicht wissen, was er ist; sondern was er nicht ist; und stellen durch eine unmerkliche Verdrehung die Sache so vor, als wenn wir von Gott und seinen Eigenschaften gar nichts wüßten. Nun ist es nicht zu leugnen, daß wir von dem wahren Begriffe einer Sache noch weit entfernt sein können, wenn wir auch wissen, daß sie dieses oder jenes nicht sei. Allein, wie oft ist nicht schon mit Grunde angemerkt worden, daß wir dem vollkommensten Wesen nur Mängel und Einschränkungen absprechen, und diese Art von Verneinungen den Werth wahrer Bejahungen habe? Daß wir zuweilen für gut finden, die Eigenschaften Gottes verneinungsweise auszudrücken, ist eigentlich dem Ursprung unserer Begriffe von Gott zuzuschreiben, als welche die Verneinung unserer eigenen Mängel und Schwachheiten zum Grunde haben. Das Wort unveränderlich z. B. ist die Verneinung einer Unvollkommenheit, jedoch im Grunde ein positiver Begriff, nämlich: immer dasselbe; aber wir drücken diesen Begriff verneinungsweise aus, weil wir durch die Verneinung der uns beiwohnenden Veränderlichkeit darauf gekommen sind. In diesem Verstande ist also der angeführte Satz ungegründet; denn unsere Begriffe von Gott zeigen nicht an, was Gott nicht ist, sondern, was ihm nicht fehlt. Will man aber nur so viel sagen, daß wir von den positiven Eigenschaften Gottes keine Anschauung, keine selbstgefühlte Vorstellung haben, so wird dieses willig zugegeben, jedoch mit Verzicht auf die Folgen, die mancher aus diesem an sich unschuldigen Satze hat ziehen wollen. Das Wenige, was uns von den göttlichen Eigenschaften bekannt ist, verliert dadurch weder seine Wahrheit noch Gewißheit, weder Leben noch Ueberzeugung. Können wir gleich die Unendlichkeit der göttlichen Vollkommenheiten nie selbst fühlen, so haben wir doch durch die innere Anschauung unserer selbst die Grundlage zu diesen Vollkommenheiten kennen lernen; und diese anschauend erkannte Grundlage, mit der hinzugefügten symbolischen Absonderung der Mängel und Einschränkungen, geben einer Menge von Lehrsätzen und Folgen ihre ausgemachte Gewißheit. Saunderson hatte keine selbstgefühlte Vorstellung vom Lichte; aber die allgemeine Aehnlichkeit des Gesichts mit den übrigen Sinnen machte es möglich, ihm einige Merkmale der Lichtstrahlen durch Worte beizubringen, und die ganze Theorie der Optik, die er seinen Zuhörern aus diesen Grundbegriffen erklärte, war nichts desto weniger unumstößlich.

Die wahren Weltweisen, sprach Sokrates, die diese Gründe in Erwägung ziehen, können nicht anders als diese Meinung hegen, und einer zum andern sprechen: Siehe, hier ist ein Irrweg, der uns immer vom Ziele weiter wegführt und alle unsere Hoffnungen vereitelt. Wir sind versichert, daß die Erkenntniß der Wahrheit unser einziger Wunsch sei. Aber so lange wir uns hier auf Erden mit dem Leibe schleppen, so lange unsere Seele noch mit dieser irdischen Seuche behaftet ist; können wir uns unmöglich schmeicheln, diesen Wunsch ganz erfüllt zu sehen. Wir sollen die Wahrheit suchen. Leider läßt uns der Körper wenig Muße zu dieser wichtigen Unternehmung. Heute fordert sein Unterhalt unsere ganze Sorge; morgen fechten ihn Krankheiten an, die uns abermals stören; sodann folgen andere Leibesangelegenheiten, Liebe, Furcht, Begierden, Wünsche, Grillen und Thorheiten, die uns unaufhörlich zerstreuen, die unsere Sinne von einer Eitelkeit zur andern locken, und uns nach dem wahren Gegenstande unserer Wünsche, nach der Weisheit, vergebens schmachten lassen. Wer erregt Krieg, Aufruhr, Streit und Uneinigkeit unter den Menschen? wer anders als der Körper und seine unersättlichen Begierden? Denn die Habsucht ist die Mutter aller Unruhen, und unsere Seele würde niemals nach eigenthümlichen Besitzungen geizen, wenn sie nicht für die hungrigen Begierden ihres Leibes zu sorgen hätte. Solchergestalt sind wir die meiste Zeit beschäftigt, und haben selten Muße zur Weltweisheit. Endlich, erzielt man auch irgend eine müßige Stunde und macht sich bereit die Wahrheit zu umarmen: so steht uns abermals dieser Störer unserer Glückseligkeit, der Leib im Wege, und bietet uns seine Schatten statt der Wahrheit an. Die Sinne halten uns wider unsern Dank ihre Scheinbilder vor, und erfüllen die Seele mit Verwirrung, Dunkelheit, Trägheit und Aberwitz: und sie soll in diesem allgemeinen Aufruhr gründlich nachdenken und die Wahrheit erreichen? Unmöglich! Wir müssen also die seligen Augenblicke abwarten, in welchen Stille von Außen und Ruhe von Innen uns das Glück verschafft, den Leib völlig aus der Acht zu schlagen und mit den Augen des Geistes nach der Wahrheit hinzusehen. Aber wie selten und wie kurz sind auch diese seligen Augenblicke!

Wir sehen ja deutlich, daß wir das Ziel unserer Wünsche, die Weisheit, nicht eher erreichen werden, als nach unserm Tode; bei'm Leben ist keine Hoffnung dazu. Denn, kann anders die Seele, so lange sie im Leibe wohnt, die Wahrheit nicht deutlich erkennen, so müssen wir eines von beiden setzen: entweder, wir werden sie niemals erkennen; oder, wir werden sie nach unserm Tode erkennen, weil die Seele alsdann den Leib verläßt, und vermuthlich in dem Fortgange zur Weisheit weit weniger aufgehalten wird. Wollen wir uns aber in diesem Leben zu jener seligen Erkenntniß vorbereiten, so müssen wir unterdeß dem Leibe nicht mehr gewähren, als was die Nothwendigkeit erfordert; wir müssen uns seiner Begierden und Lüste enthalten, und uns, so oft als möglich, im Nachdenken üben, bis es dem Allerhöchsten gefallen wird, uns in Freiheit zu setzen. Alsdann können wir hoffen, von den Thorheiten des Leibes befreit, die Quelle der Wahrheit, das allerhöchste und vollkommenste Wesen mit lautern und heiligen Sinnen zu beschauen, indem wir vielleicht Andre neben uns eben dieselbe Glückseligkeit genießen sehen. — Diese Sprache, mein lieber Simmias, dürfen die wahren Wißbegierigen unter einander führen, wenn sie sich von ihren Angelegenheiten besprechen, und diese Meinung müssen sie auch hegen, wie ich glaube; oder dünkt es dich anders?

Nicht anders, mein Sokrates!

Wenn dem so ist, mein Lieber, hat denn ein solcher, der mir heute nachfolget, nicht große Hoffnung, da, wo wir hinkommen, besser als irgendwo, das zu erlangen, wonach wir im gegenwärtigen Leben so sehr gerungen?

Allerdings!

Ich kann also heute meine Reise mit guter Hoffnung antreten und jeder Wahrheitliebende eben so, wenn er bedenkt, daß ihm ohne Reinigung und Vorbereitung kein freier Zutritt zu den Geheimnissen der Weisheit gestattet wird.

Dieses kann nicht geleugnet werden, sprach Simmias.

Diese Reinigung aber ist nichts anders als die Entfernung der Seele von dem Sinnlichen und anhaltende Uebung über das Wesen und die Eigenschaften der Seele selbst Betrachtungen anzustellen, ohne sich darin etwas, das nicht die Seele ist, irren zu lassen, mit Einem Worte: die Bemühung, sowohl in diesem als in dem zukünftigen Leben die Seele von den Fesseln des Leibes zu befreien, damit sie ungehindert sich selbst betrachten, und dadurch zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen möge.

Allerdings!

Die Trennung des Leibes von der Seele nennt man den Tod.

Freilich.

Die wahren Liebhaber der Weisheit wenden also alle ersinnliche Mühe an, sich dem Tode, so viel sie können, zu nähern, sterben zu lernen. Nicht?

Es scheint so.

Wäre es nun nicht höchst ungereimt, wenn

ein Mensch, der in seinem ganzen Leben nichts gelernt als die Kunst zu sterben, wenn ein solcher, sage ich, zuletzt sich betrüben wollte, daß er den Tod sich nahen sieht; wäre es nicht lächerlich?

Unstreitig.

Also, Simmias, muß den wahren Weltweisen der Tod niemals schrecklich, sondern allezeit willkommen sein. Die Gesellschaft des Leibes ist ihnen bei allen Gelegenheiten beschwerlich; denn wofern sie den wahren Endzweck ihres Daseins erfüllen wollen, so müssen sie suchen die Seele vom Leibe zu trennen, und gleichsam in sich selbst zu versammeln. Der Tod ist diese Trennung, die längstgewünschte Befreiung von der Gesellschaft des Leibes. Welche Ungereimtheit also, bei Herannahung desselben zu zittern, sich zu betrüben! Getrost und fröhlich vielmehr müssen wir dahin reisen, wo wir Hoffnung haben, unsere Liebe zu umarmen, ich meine die Weisheit, und des überlästigen Gefährten los zu werden, der uns so vielen Kummer verursacht hat. Wie? gemeine und unwissende Leute, denen der Tod ihre Gebieterinnen, ihre Weiber oder ihre Kinder geraubt, wünschen in ihrer Betrübniß nichts sehnlicher, als die Oberwelt verlassen und zu dem Gegenstande ihrer Liebe oder ihrer Begierden hinabsteigen zu können; und diejenigen, welche gewisse Hoffnung haben, ihre Liebe nirgend in solchem Glanze zu erblicken als in jenem Leben, diese sind voller Angst? diese beben? und treten nicht vielmehr mit Freuden die Reise an? O nein! mein Lieber! nichts ist ungereimter, als ein Weltweiser, der den Tod fürchtet.

Bei'm Jupiter, ganz vortrefflich! rief Simmias.

Zittern und voller Angst sein, wenn der Tod winkt, kann dies nicht für ein untrügliches Kennzeichen genommen werden, daß man nicht die Weisheit, sondern den Leib, das Vermögen, die Ehre oder alle drei zusammen liebe?

Ganz untrüglich.

Wem geziemt die Tugend, die wir Mannhaftigkeit nennen, mehr als den Weltweisen?

Niemandem.

Und die Mäßigkeit, diese Tugend, die in der Fertigkeit besteht, seine Begierden zu bezähmen und in seinem Thun und Lassen eingezogen und sittsam zu sein: wird sie nicht vornehmlich bei dem zu suchen sein, der seinen Leib nicht achtet und blos in der Weltweisheit lebt und webt.

Nothwendig, sprach jener.

Aller übrigen Menschen Mannhaftigkeit und Mäßigkeit wird dir ungereimt scheinen, wenn du sie näher betrachtest.

Wie so? mein Sokrates!

Du weißt, versetzte er, daß die Meisten den Tod für ein sehr großes Uebel halten.

Richtig, sprach er.

Wenn also die sogenannten tapfern und mannhaften Menschen unerschrocken sterben, so geschieht es blos aus Furcht eines noch größern Uebels.

Nicht anders.

Also sind alle Mannhaften außer den Weltweisen blos aus Furcht unerschrocken. Ist aber eine Unerschrockenheit aus Furcht nicht höchst ungereimt?

Dieses ist nicht zu leugnen.

Mit der Mäßigkeit hat es dieselbe Beschaffenheit. Aus Unmäßigkeit leben sie mäßig und enthaltsam. Man sollte dies für unmöglich halten, und dennoch trifft es bei dieser unvernünftigen Mäßigkeit völlig ein. Sie enthalten sich gewisser Wollüste, um andere, nach welchen sie gieriger sind, desto ungestörter genießen zu können. Sie werden Herren über jene, weil sie Knechte dieser sind. Frage sie, sie werden dir freilich sagen: sich von seinen Begierden beherrschen zu lassen, sei Unmäßigkeit; sie selbst aber haben die Herrschaft über gewisse Begierden nicht anders erlangt, als durch die Sclaverei gegen Andere, die noch ausgelassener sind. Heißt man dies nicht gewissermaßen aus Unmäßigkeit enthaltsam sein?

Allem Ansehen nach.

O mein theurer Simmias! Wollust gegen Wollust, Schmerz gegen Schmerz und Furcht gegen Furcht vertauschen, gleichsam wie Münze, für ein großes Stück viele kleine einwechseln: dies ist nicht der rechte Weg zur wahren Tugend. Die einzige Münze, die gültig ist, und für welche man alles Andere hingeben muß, ist die Weisheit. Mit dieser schafft man sich alle übrige Tugend an: Tapferkeit. Mäßigkeit und Gerechtigkeit. Ueberhaupt bei der Weisheit ist wahre Tugend, wahre Herrschaft über die Begierden, über die Verabscheuungen und über alle Leidenschaften; ohne Weisheit aber erlangt man nichts als einen Tausch der Leidenschaften gegen eine leidige Schattentugend, die dem Laster Sclavendienste thun muß, und an sich selbst nichts Gesundes und Wahres mit sich führt. Die wahre Tugend ist eine Heiligung der Sitten, eine Reinigung des Herzens, kein Tausch der Begierden. Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Weisheit sind kein Tausch der Laster gegen einander. Unsere Vorfahren, welche die Teleten oder die vollkommnen Versöhnungsfeste gestiftet, müssen allem Ansehen nach sehr weise Männer gewesen sein, denn sie haben durch diese Räthsel zu verstehen geben wollen, daß, wer unversöhnt und ungeheiligt die Oberwelt verläßt, die härteste Strafe auszustehen habe, der Geläuterte

und Versöhnte aber nach seinem Tode unter den Göttern wohnen werde. Die mit diesen Versöhnungsgeheimnissen umgehen, pflegen zu sagen: Es giebt viele Thyrsusträger, aber wenig Begeisterte; und meines Erachtens versteht man unter den Begeisterten diejenigen, die sich der wahren Weisheit gewidmet. Ich habe in meinem Leben nichts gespart, sondern unabläßig gestrebt einer von diesen Begeisterten zu sein; ob mein Bemühen fruchtlos gewesen, oder in wie weit mir mein Vorhaben gelungen: werde ich da, wo ich hinkomme, am besten erfahren, und, so Gott will, in kurzer Zeit.

Dieses ist meine Vertheidigung, Simmias und Cebes, warum ich meine besten Freunde hienieden ohne Betrübniß verlasse und bei Herannahung der Todesstunde so wenig zittere. Ich glaube, allda nicht minder edle Freunde und noch ein schöneres Leben zu finden, als ich hier zurücklasse, so wenig auch dieses bei'm gemeinen Haufen sich Glauben erwerben wird.

Hat nun meine jetzige Schutzrede bessern Eingang gefunden als jene, die ich vor den Richtern der Stadt gehalten, so bin ich vollkommen vergnügt. —

Sokrates hatte ausgeredet, und Cebes ergriff das Wort: Es ist wahr, Sokrates, du hast dich vollkommen gerechtfertigt. Allein, was Du von der Seele behauptest, muß Vielen unglaublich scheinen; denn sie halten insgemein dafür, die Seele sei nirgend mehr anzutreffen, sobald sie den Körper verlassen, sondern werde gleich nach dem Tode des Menschen aufgelöst und vernichtet. Sie steige wie ein Hauch, wie ein feiner Dampf aus dem Körper in die obere Luft, allwo sie vergehe und völlig aufhöre zu sein. Könnte es ausgemacht werden, daß die Seele für sich bestehen kann, und nicht nothwendig mit diesem Leibe verbunden sein muß, so hätten die Hoffnungen, die du dir machtest, nicht geringe Wahrscheinlichkeit; denn sobald es mit uns nach dem Tode besser werden kann, so hat der Tugendhafte auch gegründete Hoffnungen, daß es mit ihm wirklich besser werden wird. Allein die Möglichkeit ist selbst schwer zu begreifen, daß die Seele nach dem Tode noch denken, daß sie noch Willen und Verstandeskräfte haben soll, dieses also, mein Sokrates, fordert noch einigen Beweis.

Du hast Recht, Cebes, versetzte Sokrates. Allein was ist zu thun? Wollen wir etwa überlegen, ob wir einen Beweis finden können, oder nicht.

Ich bin sehr begierig, sprach Cebes, deine Gedanken hierüber zu vernehmen.

Wenigstens kann derjenige, erwiderte Sokrates, der unsere Unterredung hört, und wenn es auch ein Komödienschreiber wäre, mir nicht vorwerfen, ich beschäftigte mich mit Grillen, die weder nützlich noch erheblich sind. Die Untersuchung, die wir jetzt vorhaben, ist vielmehr so wichtig, daß uns jeder Dichter gern erlauben wird, um den Beistand einer Gottheit zu flehen, bevor wir zum Werke schreiten. — Er schwieg, und saß eine Weile in Andacht vertieft; sodann sprach er: Doch, meine Freunde, mit lauterm Herzen die Wahrheit suchen, ist die würdige Anbetung der einzigen Gottheit, die uns Beistand leisten kann. Zur Sache also! Der Tod, o Cebes, ist eine natürliche Veränderung des menschlichen Zustandes; und wir wollen itzt untersuchen, was bei dieser Veränderung sowohl mit dem Leibe des Menschen, als mit seiner Seele vorgehet. Nicht?

Richtig!

Sollte es nicht rathsam sein, erst überhaupt zu erforschen, was eine natürliche Veränderung nicht nur in Ansehung der Menschen, sondern auch der Thiere, Pflanzen und lebenlosen Dinge, hervorzubringen pflegt? Mich dünkt, wir werden auf diese Weise näher zu unserm Endzweck kommen

Der Einfall scheint nicht unglücklich, versetzte Cebes; wir müssen also für's Erste eine Erklärung suchen, was Veränderung sei.

Mich dünkt, sprach Sokrates, wir sagen: ein Ding habe sich verändert, wenn unter zwei entgegengesetzten Bestimmungen, die ihm zukommen können, die eine aufhört, und die andere anfängt wirklich zu sein. Z. B. schön und häßlich, gerecht und ungerecht, gut und böse, Tag und Nacht, Schlafen und Wachen; sind dies nicht entgegengesetzte Bestimmungen, die bei einer und eben derselben Sache möglich sind.

Ja!

Wenn eine Rose welkt und ihre schöne Gestalt verliert: sagen wir alsdann nicht, sie habe sich verändert?

Allerdings.

Und wenn ein ungerechter Mann seine Lebensart verändern will, muß er nicht eine entgegengesetzte annehmen und gerecht werden?

Wie anders?

Auch umgekehrt; wenn durch eine Veränderung etwas entstehen soll, so muß das Widerspiel davon da gewesen sein. So wird es Tag, nachdem es vorhin Nacht gewesen; ein Ding wird schön, groß, schwer, ansehnlich u. s. w., nachdem es vorhin häßlich, klein, leicht, unansehnlich gewesen ist. Nicht?

Eine Veränderung heißt also überhaupt nichts anders, als die Abwechselung der entgegengesetzten Bestimmungen, die an einem Dinge möglich sind. Wollen wir es bei dieser Erklä-

rung bewenden lassen? Cebes scheint noch unentschlossen. —

Eine Kleinigkeit, mein lieber Sokrates! Das Wort entgegengesetzte machte mir einiges Bedenken. Ich sollte nicht glauben, daß schnurstracks entgegengesetzte Zustände unmittelbar auf einander folgen könnten.

Richtig! versetzte Sokrates. Wir sehen auch, daß die Natur in allen ihren Veränderungen einen Mittelstand zu finden weiß, der ihr gleichsam zum Uebergange dient, von einem Zustande auf den entgegengesetzten zu kommen. Die Nacht folgt z. B. auf den Tag, vermittelst der Abenddämmerung; so wie der Tag auf die Nacht, vermittelst der Morgendämmerung. Nicht?

Freilich!

Das Große wird in der Natur klein, vermittelst der allmähligen Abnahme, und das Kleine hinwiederum groß, vermittelst des Zuwachses.

Richtig.

Wenn wir auch in gewissen Fällen diesem Uebergange keinen besondern Namen gegeben, so ist doch nicht zu zweifeln, daß er wirklich vorhanden sein müsse, wenn ein Zustand natürlicher Weise mit seinem Widerspiel abwechseln soll; denn muß nicht eine Veränderung, die natürlich sein soll, durch die Kräfte, die in die Natur gelegt sind, hervorgebracht werden?

Wie könnte sie sonst natürlich heißen?

Diese ursprünglichen Kräfte aber sind stets wirksam, stets lebendig; denn wenn sie nur einen Augenblick entschliefen, so würde sie nichts als die Allmacht zur Thätigkeit aufwecken können. Was aber nur die Allmacht thun kann, wollen wir dieses natürlich nennen?

Wie könnten wir das? sprach Cebes.

Was die natürlichen Kräfte also itzt hervorbringen, mein Lieber! daran haben sie schon von jeher gearbeitet; denn sie waren niemals müssig, nur daß ihre Wirkung erst nach und nach sichtbar geworden. Die Kraft der Natur z. B., die die Tageszeiten verändert, arbeitet schon jetzt daran, nach einiger Zeit die Nacht auf den Horizont zu führen; aber sie nimmt ihren Weg durch Mittag und Abend, welches die Uebergänge sind von der Geburt des Tages bis auf seinen Tod.

Richtig.

Im Schlafe selbst arbeiten die Lebenskräfte schon an der künftigen Erwachung, so wie sie im wachenden Zustande den künftigen Schlaf vorbereiten.

Dieses ist nicht zu leugnen.

Und überhaupt, wenn ein Zustand natürlicher Weise auf sein Widerspiel erfolgen soll, wie solches bei allen natürlichen Veränderungen geschieht: so müssen die stets wirksamen Kräfte der Natur schon vorher an dieser Veränderung gearbeitet, und den vorhergehenden Zustand gleichsam mit dem zukünftigen geschwängert haben. Folgt nicht hieraus, daß die Natur alle mittleren Zustände mitnehmen muß, wenn sie einen Zustand mit seinem Widerspiel ablösen will?

Ganz unläugbar.

Ueberlege es wohl, mein Freund! damit hernach kein Zweifel entstehe, ob nicht Anfangs zuviel nachgegeben worden. Wir erfordern zu jeder natürlichen Veränderung dreierlei: einen vorhergehenden Zustand des Dinges, das verändert werden soll; einen darauf folgenden, der jenem entgegengesetzt ist; und einen Uebergang, oder die zwischen beiden liegenden Zustände, die der Natur von einem auf den andern gleichsam den Weg bahnen. Wird dieses zugegeben?

Ja, ja! rief Cebes. Ich sehe nicht ab, wie man an dieser Wahrheit sollte zweifeln können.

Laß sehen, erwiderte Sokrates, ob dir Folgendes eben so unläugbar scheinen wird. Mich dünkt, alles Veränderliche könne keinen Augenblick unverändert bleiben; sondern, indem die Zeit ohne zu ruhen forteilt, und das Künftige beständig zu dem Vergangenen zurücksendet, so verwandelt sie auch zugleich alles Veränderliche, und zeigt es jeden Augenblick unter einer neuen Gestalt. Bist du nicht auch dieser Meinung, Cebes?

Sie ist wenigstens wahrscheinlich.

Mir scheint sie unwidersprechlich. Denn alles Veränderliche, wenn es eine Wirklichkeit, und kein bloßer Begriff ist, muß eine Kraft haben, etwas zu thun, und ein Geschick, etwas zu leiden. Nun mag es thun oder leiden, so wird etwas an ihm anders, als es vorhin gewesen; und da die Kräfte der Natur niemals in Ruhe sind: was konnte den Strom der Vergänglichkeit nur einen Augenblick in seinem Laufe hemmen?

Itzt bin ich überzeugt.

Das thut der Wahrheit keinen Eintrag, daß uns gewisse Dinge oft eine Zeit lang unverändert scheinen; denn scheint uns doch auch eine Flamme eben dieselbe, und dennoch ist sie nichts anders, als ein Feuerstrom, der aus dem brennenden Körper ohne Unterlaß emporsteigt, und sichtbar wird. Die Farben kommen unsern Augen öfters wie unverändert vor, und gleichwohl wechselt beständig neues Sonnenlicht mit dem vorigen ab. Wenn wir aber die Wahrheit suchen, so müssen wir die Dinge nach der Wirklichkeit, nicht nach dem Sinnenscheine beurtheilen.

Beim Jupiter! versetzte Cebes, diese Wahrheit öffnet uns eine so neue als reizende Aussicht in die Natur der Dinge. Meine Freunde! fuhr er fort, indem er sich zu uns wandte: die An-

wendung von dieser Lehre auf die Natur unserer Seele scheint die wichtigsten Folgen zu versprechen.

Ich habe noch einen einzigen Satz voraus zu schicken, versetzte Sokrates, ehe ich auf diese Anwendung komme. Das Veränderliche, haben wir eingestanden, kann keinen Augenblick unverändert bleiben; sondern, so wie die vergangene Zeit älter wird, so wächst auch die aneinander hangende Reihe der Abänderungen, die da gewesen sind. Nun überlege, Cebes! folgen die Augenblicke der Zeit in einer getrennten, oder stetigen Reihe auf einander?

Ich begreife nicht, sprach Cebes, was du sagen willst.

Beispiele werden dir meine Gedanken deutlicher machen. Die Fläche des stillen Wassers scheint uns in einem fortzugehen, und jedes Wassertheilchen mit denen, die umher sind, gemeinschaftliche Grenzen zu haben; da hingegen ein Sandhügel aus vielen Körnlein besteht, deren jedes seine eigenen Grenzen hat. Nicht?

Dieses ist begreiflich.

Wenn ich das Wort **Cebes** ausspreche, folgen hier nicht zwei vernehmliche Sylben auf einander, zwischen welchen keine dritte anzutreffen ist.

Richtig!

Das Wort **Cebes** also geht nicht in einem fort; sondern die Sylben, aus welchen es besteht, folgen in einer **unstetigen** Verbindung auf einander, und jede hat ihre eigenen Grenzen.

Richtig!

Aber in dem Begriffe, den mein Geist mit diesem Worte verbindet: giebt es auch hier Theile, die ihre eigenen Grenzen haben?

Mich dünkt, nein!

Und mit Recht: denn alle Theile und Merkmale eines zusammengesetzten Begriffs fließen so in einander, daß sich keine Grenzen angeben lassen, wo dieses aufhört, jenes anfängt. Sie bilden also zusammen ein **stetiges** Ganze; da hingegen jede Sylbe ihre bestimmten Grenzen hat, und ihrer viele, die zusammenkommen und ein Wort ausmachen, in einer unstetigen Reihe auf einander folgen.

Dieses ist vollkommen deutlich.

Ich frage also von der Zeit: ist sie mit dem ausgesprochenen Wort, oder mit dem Begriffe zu vergleichen? Folgen ihre Augenblicke in einer stetigen oder unstetigen Ordnung aufeinander?

In einer stetigen, erwiderte Cebes.

Freilich, versetzte Simmias; denn durch die Folge unserer Begriffe erkennen wir ja die Zeit; wie ist es also möglich, daß die Natur der Folge in der Zeit und in den Begriffen nicht einerlei sein sollte?

Die Theile der Zeit, fuhr Sokrates fort, gehen also in einem fort und haben gemeinschaftliche Grenzen?

Richtig!

Das kleinste Zeittheilchen ist eine solche Folge von Augenblicken, läßt sich in noch kleinere Theile zerlegen, die immer noch alle Eigenschaften der Zeit behalten. Nicht?

Es scheint.

Also giebt es auch keine zwei Augenblicke, die sich einander die nächsten sind, das heißt, zwischen welchen sich nicht noch ein dritter gedenken ließe?

Dieß folgt aus dem Zugestandenen.

Gehen die Bewegungen, und überhaupt alle Veränderungen in der Natur nicht mit der Zeit in gleichen Schritten fort?

Ja!

Sie folgen also, wie die Zeit, in einer stetigen Verbindung auf einander?

Richtig!

Es wird daher auch nicht zwei Zustände geben, die sich einander die nächsten sind, das heißt, zwischen welchen noch ein dritter anzutreffen sei?

Es scheint also.

Unsern Sinnen kömmt es freilich so vor, als wenn die Veränderungen der Dinge ruckweise geschähen, indem sie solche nicht eher, als nach merklichen Zwischenzeiten wahrnehmen; allein die Natur geht nichts desto weniger ihren Weg, und verändert die Dinge allmälig, und in einer stetigen Folge auf einander. Der kleinste Theil dieser Folge ist selbst eine Folge von Veränderungen; und man mag zwei Zustände so dicht an einander setzen, als man will, so giebt es immer noch einen Uebergang dazwischen, der sie mit einander verbindet, der der Natur von einem auf den andern gleichsam den Weg zeigt.

Ich begreife dieses alles sehr wohl, sprach Cebes.

Meine Freunde! rief Sokrates, jetzt ist es Zeit, uns unserm Vorhaben zu nähern. Wir haben Gründe gesammelt, die für unsere Ewigkeit streiten sollen, und ich verspreche mir einen gewissen Sieg. Wollen wir aber nicht nach Gewohnheit der Feldherren, ehe wir zum Treffen kommen, unsere Macht noch einmal übersehen, um ihre Stärke und Schwäche desto genauer kennen zu lernen?

Apollodorus bat sehr um eine kurze Wiederholung.

Die Sätze, sprach Sokrates, deren Richtigkeit wir nicht mehr in Zweifel ziehen, sind diese:

1. Zu einer jeden natürlichen Veränderung wird dreierlei erfordert: 1) ein Zustand eines veränderlichen Dinges, der aufhören, 2) ein anderer, der seine Stelle vertreten soll, und 3) die mittlern Zustände, oder der Uebergang,

damit die Veränderung nicht plötzlich, sondern allmälig geschehe.

2. Was veränderlich ist, bleibt keinen Augenblick, ohne wirklich verändert zu werden.

3. Die Folge der Zeit geht in einem fort, und es giebt nicht zwei Augenblicke, die sich einander die nächsten sind.

4. Die Folge der Veränderungen kömmt mit der Folge der Zeit überein, und ist ebenfalls so stetig, so aneinanderhangend, daß man keine Zustände angeben kann, die sich einander die nächsten wären, oder zwischen welchen nicht ein Uebergang Statt finden sollte. — Sind wir nicht über diesen Punkt einig geworden?

Ja! sprach Cebes.

Leben und Tod, mein lieber Cebes, versetzte Sokrates, sind entgegengesetzte Zustände. Nicht?

Freilich!

Und das Streben ist der Uebergang vom Leben zum Tode?

Freilich!

Diese große Veränderung trifft vermuthlich die Seele sowohl als den Leib: denn beide Wesen standen in diesem Leben in der genauesten Verbindung.

Allem Ansehen nach.

Was mit dem Leibe nach dieser wichtigen Begebenheit vorgeht, kann uns die Beobachtung lehren, denn das Ausgedehnte bleibt unsern Sinnen gegenwärtig; aber wie, wo und was die Seele nach diesem Leben sein wird, muß blos durch die Vernunft ausgemacht werden, denn die Seele hat durch den Tod das Mittel verloren, den menschlichen Sinnen gegenwärtig zu sein.

Richtig!

Wollen wir nicht, mein Theuerster, erst das Sichtbare durch alle seine Veränderungen verfolgen, und hernach wo möglich das Unsichtbare mit dem Sichtbaren vergleichen?

Das scheint der beste Weg, den wir einschlagen können, erwiderte Cebes.

In jedem thierischen Leibe, Cebes, gehen beständig Trennungen und Zusammensetzungen vor, die zum Theil auf die Erhaltung, zum Theil aber auf den Untergang der thierischen Maschine abzielen. Tod und Leben fangen bei der Geburt des Thieres schon gleichsam an mit einander zu ringen.

Dieses zeigt die tägliche Erfahrung.

Wie nennen wir den Zustand, fragte Sokrates, in welchem alle Veränderungen, die in der lebendigen Maschine vorgehen, mehr auf das Wohlsein als auf den Untergang des Leibes abzielen? Nennen wir ihn nicht die Gesundheit?

Wie anders?

Hingegen werden die thierischen Veränderungen, welche die Auflösung der großen Maschine verursachen, durch Krankheiten vermehrt; oder durch das Alter, welches die natürlichste Krankheit genannt werden kann.

Richtig!

Das Verderben nimmt durch unmerkliche Grade allmälig zu. Endlich zerfällt das Gebäude, und löst sich in seine kleinsten Theile auf. Aber was geschieht? Hören diese Theile auf, verändert zu werden? Hören sie auf zu wirken und zu leiden? Gehen sie ganz verloren?

Es scheint nicht, versetzte Cebes.

Unmöglich, mein Werthester, erwiderte Sokrates, wenn das wahr ist, worüber wir einig geworden; denn es gibt wohl ein Mittel zwischen Sein und Nichtsein?

Keineswegs.

Sein und Nichtsein wären also zwei Zustände, die unmittelbar auf einander folgen, die sich einander die nächsten sein müßten; wir haben aber gesehen, daß die Natur keine solchen Veränderungen, die plötzlich und ohne Uebergang geschehen müssen, hervorbringen kann. Erinnerst du dich wohl noch dieses Satzes?

Sehr wohl, sprach Cebes.

Also kann die Natur weder ein Dasein, noch eine Zernichtung zuwege bringen?

Richtig!

Daher geht bei der Auflösung des thierischen Leibes nichts verloren. Die zerfallenen Theile fahren fort zu sein, zu wirken, zu leiden, zusammengesetzt und getrennt zu werden, bis sie sich durch unendliche Uebergänge in Theile eines andern Zusammengesetzten verwandeln. Manches wird Staub, manches wird zur Feuchtigkeit, dieses steigt in die Luft, jenes geht in eine Pflanze über, wandelt von der Pflanze in ein lebendiges Thier, und verläßt das Thier, um einem Wurme zur Nahrung zu dienen. Ist dieses nicht der Erfahrung gemäß?

Vollkommen, mein Sokrates, antworteten Cebes und Simmias zugleich.

Wir sehen also, meine Freunde, daß Tod und Leben, in so weit sie den Leib angehen, in der Natur nicht so getrennt sind, als sie in unsern Sinnen scheinen. Sie sind Glieder einer stetigen Reihe von Veränderungen, die durch stufenweise Uebergänge mit einander auf das genaueste verbunden sind. Es gibt keinen Augenblick, da man nach aller Strenge sagen könnte: Jetzt stirbt das Thier; so wenig man nach aller Strenge sagen kann: Jetzt ward es krank, oder jetzt ward es wieder gesund. Freilich müssen die Veränderungen unsern Sinnen wie getrennt scheinen, da sie uns nicht eher, als nach einer geraumen Zwischenzeit merkbar werden; aber genug, wir wissen, daß sie es in der That nicht sein können.

Ich besinne mich jetzt auf ein Beispiel, das diesen Satz erläutern wird. Unsere Augen, die auf einen gewissen Erdstrich eingeschränkt sind, unterscheiden gar deutlich Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht, und es ist uns, als wenn diese Zeitpunkte von den übrigen getrennt und abgesondert wären. Wer aber den ganzen Erdboden betrachtet, erkennt gar deutlich, daß die Umwälzungen von Tag und Nacht stetig an einander hangen, und also jeder Augenblick der Zeit Morgen und Abend, Mittag und Mitternacht zugleich sei.

Homer hat nur als Dichter die Freiheit, seiner Götter Verrichtungen nach den Tageszeiten einzutheilen; als ob Jemanden, der nicht in einen engen Bezirk auf dem Erdboden eingeschränkt ist, die Tageszeiten noch wirklich getrennte Epochen wären, und es nicht vielmehr zu jeder Zeit sowohl Morgen als Abend wäre. Es ist den Dichtern erlaubt, den Schein für die Wahrheit zu nehmen; allein der Wahrheit zu Folge müßte Aurora mit ihren Rosenfingern beständig die Thore des Himmels offen halten und ihrer gelben Mantel unaufhörlich von einem Orte zum andern schleppen, so wie die Götter, wenn sie nur des Nachts schlafen wollen, gar nicht oder beständig schlafen müssen.

So lassen sich auch, im Ganzen betrachtet, die Tage der Woche nicht unterscheiden; denn das Stetige und Aneinanderhangende läßt sich nur in der Einbildung und nach den Vorspiegelungen der Sinne in bestimmte und abgesonderte Theile zertrennen; der Verstand aber sieht gar wohl, daß man da nicht stehen bleiben muß, wo keine wirkliche Abtheilung ist. Ist dieses deutlich, meine Freunde?

Gar sehr, erwiderte Simmias.

Mit dem Leben und Tode der Thiere und Pflanzen verhält es sich gleichfalls nicht anders. In der Folge von Veränderungen, die dasselbe Ding erlitten, fängt sich nach dem Urtheile unserer Sinne da eine Epoche an, wo uns das Ding merklich als Pflanze oder als Thier in die Sinne fällt, und dieses nennen wir das Aufkeimen der Pflanze, und die Geburt des Thieres. Den zweiten Zeitpunkt, da wo sich die thierischen oder pflanzigen Bewegungen unsern Sinnen entziehen, nennen wir den Tod; und den dritten, wenn endlich die thierischen oder pflanzigen Formen verschwinden und unscheinbar werden, nennen wir den Untergang, die Verwesung des Thiers oder der Pflanze. In der Natur aber sind alle diese Veränderungen Glieder einer ununterbrochenen Kette allmählige Entwickelungen und Entwickelungen desselben Dinges, das sich in unzählige Gestalten einhüllt und einkleidet. Ist hieran noch irgend ein Zweifel?

Im geringsten nicht, versetzte Cebes.

Wenn wir sagen, fuhr Sokrates fort, die Seele stirbt, so müssen wir eines von beiden setzen: entweder alle ihre Kräfte oder Vermögen, ihre Wirkungen und Leiden hören plötzlich auf, sie verschwindet gleichsam in einem Nu; oder sie erleidet, wie der Leib, allmählige Verwandelungen, unzählige Umkleidungen, die in einer stetigen Reihe fortgehen: und in dieser Reihe gibt es eine Epoche, wo sie keine menschliche Seele mehr, sondern etwas anders geworden ist; so wie der Leib nach unzähligen Veränderungen aufhört, ein menschlicher Leib zu sein, und in Staub, Luft, Pflanze oder auch in Theile eines andern Thieres verwandelt wird. Gibt es einen dritten Fall, wie die Seele sterben kann, einen Fall mehr, als plötzlich oder allmählig?

Nein, erwiderte Cebes. Diese Eintheilung erschöpft die Möglichkeit ganz.

Gut, sprach Sokrates. Die also noch zweifeln, ob die Seele nicht sterblich sein könnte, mögen wählen, ob sie besorgen, sie möchte plötzlich verschwinden, oder nach und nach aufhören, dasjenige zu sein, was sie war. Will Cebes nicht ihre Stelle vertreten, und diese Wahl über sich nehmen?

Die Frage ist, ob jene die Wahl ihres Sachwalters würden gelten lassen. Mein Rath wäre, wir überlegten beide Fälle; denn wenn sie auf meine Wahl Verzicht thäten, und sich anders erklären sollten, so dürfte morgen niemand mehr da sein, der sie widerlegen kann.

Mein lieber Cebes, versetzte Sokrates: Griechenland ist ein weitläufiges Reich, und auch unter den Barbaren muß es viele geben, denen die Untersuchung am Herzen liegt. — Doch es sei, laß uns beide Fälle untersuchen! Der erste war: Vielleicht vergeht die Seele plötzlich, verschwindet in einem Nu. An und für sich ist diese Todesart möglich. Kann sie aber von der Natur hervorgebracht werden?

Keinesweges: wenn das wahr ist, was wir vorhin zugegeben, daß die Natur keine Vernichtung hervorbringen könne.

Und haben wir dieses nicht mit Recht zugegeben? fragte Sokrates. Zwischen Sein und Nichtsein ist eine entsetzliche Kluft, die von der allmälig wirkenden Natur der Dinge nicht übersprungen werden kann.

Ganz recht, versetzte Cebes. Wie aber, wenn sie von einer übernatürlichen Macht, von einer Gottheit vernichtet würde?

O mein Theuerster! rief Sokrates aus: wie glücklich, wie wohl versorgt sind wir, wenn wir nichts als die unmittelbare Hand des einzigen Wunderthäters zu fürchten haben! Was wir besorgten, war, ob die Natur unserer Seele

nicht an und für sich selbst sterblich sei; und diese Besorgniß suchten wir durch Gründe zu vereiteln. Ob aber Gott, der allgütige Schöpfer und Erhalter der Dinge, sie durch ein Wunderwerk vernichten werde? — nein, Cebes, laß uns lieber befürchten, die Sonne würde uns ins Eis verwandeln, ehe wir von der selbstständigen Güte eine grundböse Handlung, die Vernichtung durch ein Wunderwerk befürchten wollen.

Ich bedachte es nicht, sprach Cebes, daß mein Einwurf beinahe eine Lästerung sei.

Die eine Todesart, die plötzliche Vernichtung, schreckt uns also nicht mehr, fuhr Sokrates fort, denn sie ist der Natur unmöglich. Doch überlegt auch Folgendes, meine Freunde: Gesetzt, sie wäre nicht unmöglich, so ist die Frage: wann? zu welcher Zeit, soll unsere Seele verschwinden? Vermuthlich zu der Zeit, da der Körper ihrer nicht mehr bedarf, in dem Augenblicke des Todes?

Allem Ansehen nach.

Nun haben wir aber gesehen, daß es keinen bestimmten Augenblick gibt, da man sagen kann, jetzt stirbt das Thier. Die Auflösung der thierischen Maschine hat schon lange vorher ihren Anfang genommen, ehe noch ihre Wirkungen sichtbar geworden sind; denn es fehlt niemals an solchen thierischen Bewegungen, die der Erhaltung des Ganzen zuwider sind; nur daß sie nach und nach zunehmen, bis endlich alle Bewegungen der Theile nicht mehr zu einem einzigen Endzwecke harmoniren, sondern eine jede ihren besondern Endzweck angenommen hat: und alsdann ist die Maschine aufgelöst. Dieses geschieht so allmälig, in einer so stetigen Ordnung, daß jeder Zustand eine gemeinschaftliche Grenze des vorhergehenden und eine Ursache des nachfolgenden Zustandes zu nennen ist. Haben wir dieses nicht eingestanden?

Richtig!

Wenn also der Tod des Körpers auch der Tod der Seele sein soll: so muß es auch keinen Augenblick geben, da man sagen kann, jetzt verschwindet die Seele, sondern nach und nach, wie die Bewegungen in den Theilen der Maschine aufhören zu einem einzigen Endzwecke zu harmoniren, muß die Seele auch an Kraft und innerer Wirksamkeit abnehmen. Scheint es dir nicht also, mein Cebes?

Vollkommen!

Aber siehe! welche wunderbare Wendung unsere Untersuchung genommen hat! Sie scheint sich, wie ein Kunstwerk meines Eltervaters Dädalus, durch ein inneres Triebwerk von ihrer vorigen Stelle weggerollt zu haben.

Wie so?

Wir haben angenommen, unsere Gegner besorgten, die Seele würde plötzlich zernichtet werden, und wollten zusehen, ob diese Furcht gegründet sei oder nicht. Wir haben darauf untersucht, in welchem Augenblicke sie zernichtet werden möchte; und diese Untersuchung selbst brachte uns auf das Widerspiel der Voraussetzung, daß sie nämlich nicht plötzlich vernichtet werde, sondern allmälig an innerer Kraft und Wirksamkeit abnehme.

Desto besser, antwortete Cebes. So hat sich jene angenommene Meinung gleichsam selbst widerlegt.

Wir haben also nur noch dieses zu untersuchen, ob die innern Kräfte der Seele nicht so allmälig vergehen können, wie sich die Theile der Maschine trennen.

Richtig!

Lasset uns diese treuen Gefährten, Leib, Seele, die auch den Tod mit einander gemein haben sollen, auf ihrer Reise verfolgen, um zu sehen, wo sie zuletzt bleiben. So lange die mehrsten Bewegungen der Maschine auf die Erhaltung und das Wohlsein des Ganzen abzielen, die Werkzeuge der Empfindung noch ihre gehörige Beschaffenheit haben: so besitzt auch die Seele ihre völlige Kraft, empfindet, denkt, liebt, verabscheut, begreift und will. Nicht?

Unstreitig!

Der Leib wird krank. Es äußert sich eine sichtbare Mißhelligkeit zwischen den Bewegungen, die in der Maschine vorgehen, indem ihrer viele nicht mehr zur Erhaltung des Ganzen harmoniren, sondern ganz besondere streitende Endzwecke haben. Und die Seele?

Wie die Erfahrung lehrt, wird sie indeß schwächer, empfindet unordentlich, denkt falsch, und handelt öfters wider ihren Dank.

Gut! Ich fahre fort. Der Leib stirbt: das heißt, alle Bewegungen scheinen nun nicht mehr auf das Leben und die Erhaltung des Ganzen abzuzielen; aber innerlich mögen wohl noch einige schwache Lebensbewegungen vorgehen, die der Seele noch einige dunkle Vorstellungen verschaffen: auf diese muß sich also die Kraft der Seele so lange einschränken. Nicht?

Allerdings!

Die Verwesung folgt. Die Theile, die bisher einen gemeinschaftlichen Endzweck gehabt, eine einzige Maschine ausgemacht haben, bekommen jetzt ganz verschiedene Endzwecke, werden zu mannichfaltigen [illegible] ganz verschiedener Maschinen. Und die Seele? mein Cebes, wo wollen wir die lassen? Ihre Maschine ist verwest. Die Theile, die noch von derselben ubrig sind, sind nicht mehr ihre, und machen auch kein Ganzes aus, das beseelt werden könnte. Hier sind keine Gliedmaßen der Sinne, keine

Werkzeuge des Gefühls mehr, durch deren Vermittelung sie irgend zu einer Empfindung gelangen könnte. Soll also alles in ihr öde sein? Sollen alle ihre Empfindungen und Gedanken, ihre Einbildungen, ihre Begierden und Verabscheuungen, Neigungen und Leidenschaften verschwunden sein, und nicht die geringste Spur hinterlassen haben?

Unmöglich, sprach Cebes. Was wäre dieses anders, als eine völlige Vernichtung? Und keine Vernichtung, haben wir gesehen, steht in dem Vermögen der Natur.

Was ist also für Rath? meine Freunde! Untergehen kann die Seele in Ewigkeit nicht; denn der letzte Schritt, man mag ihn noch so weit hinaus schieben, wäre immer noch, vom Dasein zum Nichts, ein Sprung, der weder in dem Wesen eines einzelnen Dinges, noch in dem ganzen Zusammenhange gegründet sein kann. Sie wird also fortdauern, ewig vorhanden sein. Soll sie vorhanden sein, so muß sie wirken und leiden, so muß sie Begriffe haben; denn Erfinden, Denken und Wollen sind die einzigen Wirkungen und Leiden, die einem denkenden Wesen zukommen können. Die Begriffe nehmen allezeit ihren Anfang von einer sinnlichen Empfindung, und wo sollen wir sinnliche Empfindungen herbekommen, wenn keine Werkzeuge, keine Gliedmaßen der Sinne vorhanden sind?

Nichts scheint richtiger, sprach Cebes, als diese Folge von Schlüßen; und gleichwohl leitet sie zu einem offenbaren Widerspruch.

Eines von beiden, fuhr Sokrates fort: entweder die Seele muß vernichtet werden, oder sie muß nach der Verwesung des Leibes noch Begriffe haben. Man ist sehr geneigt, diese beiden Fälle für unmöglich zu halten, und gleichwohl muß einer davon wirklich sein. Laß sehen, ob wir aus diesem Labyrinthe keinen Ausgang finden können! Von der einen Seite kann unser Geist natürlicher Weise nicht vernichtet werden. Worauf gründet sich diese Unmöglichkeit? — Seid unverdrossen, Freunde! mir durch dornichte Gänge zu folgen: sie führen uns in eine der herrlichsten Gegenden, die das Gemüth des Menschen jemals ergötzt haben. Antwortet mir! Hat uns nicht ein richtiger Begriff von Kraft und natürlicher Veränderung auf die Folge geleitet, daß die Natur keine Vernichtung wirken könne?

Richtig!

Von dieser Seite ist also schlechterdings kein Ausgang zu hoffen, und wir müssen umkehren. Die Seele kann nicht vergehen, sie muß nach dem Tode fortdauern, wirken, leiden, Begriffe haben. Hier steht uns die Unmöglichkeit im Wege, daß unser Geist ohne sinnliche Eindrücke noch Begriffe haben soll; aber wer leistet für diese Unmöglichkeit die Gewähr? Ist es nicht blos die Erfahrung, daß wir hier in diesem Leben niemals ohne sinnliche Eindrücke haben denken können?

Nicht anders.

Was für Grund haben wir aber, diese Erfahrung über die Grenzen dieses Lebens auszudehnen, und der Natur schlechterdings die Möglichkeit abzusprechen, die Seele, ohne diesen gegliederten Leib, denken zu lassen? Was meinst du, Simmias? würden wir einen Menschen nicht lächerlich finden, der die Mauern von Athen niemals verlassen hätte, und aus seiner eigenen Erfahrung schließen wollte, daß in allen Theilen des Erdbodens Tag und Nacht, Sommer und Winter, nicht anders, als bei uns, abwechselten?

Nichts wäre ungereimter.

Wenn ein Kind im Mutterleibe denken könnte, würde es wohl zu bereden sein, daß es dereinst, von seiner Wurzel abgelöst, in freier Luft das erquickende Licht der Sonne genießen werde? Würde es nicht vielmehr aus seinen jetzigen Umständen die Unmöglichkeit eines solchen Zustandes beweisen zu können glauben?

Allem Ansehen nach.

Und wir Blödsinnigen, denken wir etwa vernünftiger, wenn wir, in dieses Leben eingekerkert, durch unsere Erfahrungen ausmachen wollen, was der Natur auch nach diesem Leben möglich sei? — Ein einziger Blick in die unerschöpfliche Mannichfaltigkeit der Natur kann uns von dem Ungrunde solcher Schlüsse überführen. Wie dürftig, wie schwach würde sie sein, wenn ihr Vermögen nicht weiter reichte, als unsere Erfahrung?

Freilich.

Wir können also mit gutem Grunde diese Erfahrung verwerfen, indem wir ihr die ausgemachte Unmöglichkeit entgegengesetzt, daß unser Geist untergehen sollte. Homer läßt seinen Helden mit Recht ausrufen: Fürwahr! auch in den Häusern des Orkus webt noch die Seele, wiewohl kein Leichnam dahin kommt*). Die Begriffe, die uns Homer von dem Orkus macht und von den Schatten, die hinunter wandeln, scheinen zwar nicht überall mit der Wahrheit übereinzukommen; aber dieses ist gewiß, meine Geliebten, unser Geist siegt über Tod und Verwesung, läßt den Leichnam zurück, um hienieden in tausend veränderten Gestalten die Absichten des Allerhöchsten zu er-

*) Plato hat diesen Vers des Homer anders verstanden, als einige neuere Ausleger, und führt ihn z. B. in seiner Republik als tadelhaft an. Man wird mir aber hoffentlich erlauben, an dieser Stelle die günstigere Auslegung gelten zu lassen.

füllen; er hingegen erhebt sich über den Staub, und fährt fort, nach andern natürlichen, aber überirdischen Gesetzen, die Werke des Schöpfers zu beschauen, und Gedanken von der Kraft des Unendlichen zu hegen. Erwägt jedoch dieses, meine Frrunde! Wenn unsere Seele nach dem Tode ihres Leibes noch lebt und denkt, wird sie nicht auch alsdann, sowie in diesem gegenwärtigen Zustande, nach der Glückseligkeit streben?

Wahrscheinlich dünkt mich's, sprach Simmias; allein ich traue meiner Vermuthung nicht mehr, und wünschte deine Gründe zu hören.

Meine Gründe sind diese, versetzte Sokrates: Wenn die Seele denkt, so müssen in ihr Begriffe mit Begriffen abwechseln, so muß sie diese Begriffe gerne, jene ungerne haben wollen, das heißt einen Willen haben; hat sie aber einen Willen, wohin kann dieser anders zielen, als nach dem höchsten Grade des Wohlseins, nach der Glückseligkeit?

Dieses war allen deutlich. — Aber wie? fuhr Sokrates fort: Das Wohlsein eines Geistes, der nicht mehr für die Bedürfnisse seines Lebens zu sorgen hat, worin besteht dieses? Speise und Trank, Liebe und Wollust kann ihm nicht mehr behagen; was in diesem Leben Gefühl, Gaumen, Augen und Ohren ergötzt, ist dort seiner Achtung unwürdig: kaum daß ihm noch eine schwache, vielleicht reuvolle Erinnerung von den Wollüsten bleibt, die er in Gesellschaft seines Leibes genossen. Wird er wohl nach diesen sonderlich streben?

So wenig als ein vernünftiger Mann nach den Tändeleien der Kindheit, sprach Simmias.

Wird etwa ein großes Vermögen das Ziel seiner Wünsche sein?

Wie könnte dies in einem Zustande möglich sein, wo, allem Ansehen nach, kein Eigenthum besessen, kein Vermögen genossen werden kann.

Die Ehrbegierde ist zwar eine Leidenschaft, die, dem Ansehen nach, dem abgeschiedenen Geiste noch bleiben kann: denn sie scheint wenig von den Leibesbedürfnissen abzuhangen; allein, worein kann der körperliche Geist den Vorzug setzen, der ihm Ehre bringen soll? Gewiß nicht in Macht, nicht in Reichthum, auch nicht in den Adel der Geburt: denn alle diese Thorheiten läßt er mit seinem Körper auf der Erde zurück.

Freilich!

Es bleibt ihm also nichts als Weisheit, Tugendliebe und Erkenntniß der Wahrheit, was ihm einen Vorzug geben und ihn über seine Nebengeschöpfe erheben könnte. Außer dieser edlen Ehrbegierde ergötzen ihn noch die geistigen angenehmen Empfindungen, die die Seele auch auf Erden ohne ihren Körper genießt: Schönheit, Ordnung, Ebenmaß, Vollkommenheit. Diese Empfindungen sind der Natur eines Geistes so anerschaffen, daß sie ihn niemals verlassen können. Wer also auf Erden für seine Seele Sorge getragen, wer in diesem Leben sich in Weisheit, Tugend und Empfindung der wahren Schönheit hat üben lassen, der hat die größten Hoffnungen, auch noch nach dem Tode in diesen Uebungen fortzufahren, und von Stufe zu Stufe sich dem erhabensten Urwesen zu nähern, welches die Quelle aller Weisheit, der Inbegriff aller Vollkommenheiten und vorzugsweise die Schönheit selbst ist. Erinnert euch, meine Freunde! jener entzückten Augenblicke, die ihr genossen, so oft eure Seele, von einer geistigen Schönheit hingerissen, den Leib sammt seinen Bedürfnissen vergaß, und sich ganz der himmlischen Empfindung überließ. Welcher Schauer! welche Begeisterung! Nichts als die nähere Gegenwart einer Gottheit kann diese erhabenen Entzückungen in uns erregen. Auch ist in der That jeder Begriff einer geistigen Schönheit, ein Blick in das Wesen der Gottheit; denn das Schöne, Ordnungsmäßige und Vollkommene, das wir wahrnehmen, ist ein schwacher Abdruck Dessen, der die selbstständige Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit ist.

Ich erinnere mich, diese Gedanken schon bei einer andern Gelegenheit deutlich genug auseinander gesetzt zu haben, und will gegenwärtig nur die Folge daraus herleiten: Wenn es wahr ist, daß nach diesem Leben Weisheit und Tugend unsern Ehrgeiz, und das Bestreben nach geistiger Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit unsere Begierden ausmachen: so wird unser fortdauerndes Dasein nichts als ein ununterbrochenes Anschauen der Gottheit sein, ein himmlisches Ergötzen, das, so wenig wir jetzo davon begreifen, den edlen Schweiß des Tugendhaften mit unendlichem Wucher belohnt. Was sind alle Mühseligkeiten dieses Lebens gegen eine solche Ewigkeit! Was ist Armuth, Verachtung und der schmählichste Tod, wenn wir uns dadurch zu einer solchen Glückseligkeit vorbereiten können! Nein, meine Freunde! wer sich eines rechtschaffenen Wandels bewußt ist, kann sich unmöglich betrüben, indem er die Reise zu dieser Seligkeit antritt. Nur, wer in seinem Leben Götter und Menschen beleidigt, wer sich in viehischer Wollust herumwälzt, wer der vergötterten Ehre Menschenopfer geschlachtet, und an Anderer Elend sein Ergötzen gefunden: der mag an der Schwelle des Todes zittern, indem er keinen Blick in das Vergangene ohne Reue, keinen in die Zukunft ohne Furcht thun kann. Da ich aber, Dank sei der Gottheit! mir keine von diesen Vorwürfen zu machen habe, da ich in

meinem ganzen Leben die Wahrheit mit Eifer gesucht, und die Tugend über Alles geliebt habe: so freue ich mich, die Stimme der Gottheit zu hören, die mich von hinnen ruft, um in jenem Licht zu genießen, wonach ich in dieser Finsterniß gestrebt habe. Ihr aber, meine Freunde! überlegt wohl die Gründe meiner Hoffnungen; und wenn sie euch überzeugen, so segnet meine Reise, und lebet so, daß euch der Tod dereinst abrufe, nicht mit Gewalt von hinnen schleppe! Vielleicht führt uns die Gottheit dereinst, in verklärter Freundschaft, einander in die Arme. O! mit welchem Entzücken würden wir uns alsdann des heutigen Tages erinnern!

---

## Zwei Göttergespräche

Von C. M. Wieland.

### I.

### Jupiter, Numa, hernach ein Unbekannter.

Jupiter. Wie kommt es, Numa, daß wir dich schon einige Tage nicht an der Göttertafel gesehen haben?

Numa. Die Nachrichten, die uns Merkur neulich von Rom brachte, ließen mir keine Ruhe, bis ich mit eigenen Augen gesehen hatte, wie die Sachen ständen.

Jupiter. Und wie hast du sie gefunden?

Numa. Ich sage es mit schwerem Herzen, Jupiter, aber vermuthlich sage ich dir nichts Neues damit: dein Ansehen bei den Sterblichen scheint unwiederbringlich verloren zu sein.

Jupiter. Hast du nicht gehört, was Apollo neulich über der Tafel sagte?

Numa. Er vertröstete dich weit hinaus, Jupiter, — und auch dieser Trost dreht sich am Ende doch nur um ein Wortspiel. Es ist gerade als wenn ein Chaldäischer Wahrsager den großen Alexander, da er zu Babylon mitten im Genusse seiner Eroberungen an einem armseligen Fieber sterben mußte, mit der Versicherung hätte trösten wollen, daß zwei tausend Jahre nach seinem Tode ein edler Enkel des großen Wittekind sein Bild in einem Ringe tragen werde. Ein solcher Gedanke mag, so lange man sich wohl befindet, ganz angenehm sein: aber für den Verlust des ersten Thrones der Welt ist es eine schwache Vergütung.

Jupiter. Ich hätte gedacht, Freund Numa, dein Aufenthalt im Olymp sollte deine Vorstellungen von solchen Dingen berichtigt haben!

Numa. Ich weiß sehr wohl, daß dich ein Decret des Senats zu Rom des Einflusses, den du auf die Unterwelt hast, nicht berauben kann: aber —

Jupiter (lächelnd). Sprich nur gerade heraus, was du denkst! — mein Ohr ist seit einiger Zeit sehr duldsam geworden. — Aber was?

Numa. Dieser Einfluß muß doch wohl von keiner sonderlichen Bedeutung sein, oder ich begreife nicht, wie du dich des göttlichen Ansehens und der hohen Vorrechte, die du so viele Jahrhunderte lang in der ganzen römischen Welt genossen hast, entsetzen lassen konntest, ohne auch nur einen Finger zu rühren.

Jupiter. Wenn mein Flamen so etwas nicht begreifen kann, das mag ihm hingehen! aber du, Numa? —

Numa. Aufrichtig zu reden, Jupiter, — wiewohl ich gewisser Maßen für den Stifter der altrömischen Religion gelten kann, so war es nie meine Meinung, dem Aberglauben der rohen Römer mehr Nahrung zu geben, als zu ihrer Policirung unumgänglich nöthig schien. Ich änderte zwar nichts Wesentliches am Dienste der Götter, die ein uralter Volksglaube vorlängst in den Besitz der öffentlichen Verehrung gesetzt hatte; indessen war doch mein Augenmerk dahin gerichtet, den Weg zu einer reinern Erkenntniß des höchsten Wesens, so zu sagen, offen zu erhalten, und wenigstens der gröbsten Art von Abgötterei dadurch vorzubeugen, daß ich nicht erlaubte, die Gottheit weder unter thierischer noch selbst unter menschlicher Gestalt abzubilden und in den Tempeln aufzustellen. Ich betrachtete schon damals die verschiedenen Personen und Namen, die der Glaube der Voreltern zu Göttern erhoben hatte, entweder als Symbole der unsichtbaren und unergründlichen Urkraft der Natur, oder als Menschen, welche die Dankbarkeit der Nachwelt für große Verdienste um das gesellige und bürgerliche Leben zu der Würde öffentlich verehrter Schutzgeister erhoben hatte. —

Jupiter. Und der Augenschein hat dich belehrt, daß du dich, in dieser letzten Vorstellung wenigstens, nicht sehr irrtest; wiewohl ich, was die Götterbilder betrifft, nicht deiner Meinung bin.

Numa. Hätt' es zu meiner Zeit Fidiasse und Allamenen im Lazium gegeben, vermuthlich würden diese Künstler auch mich auf andere Gedanken gebracht haben.

Jupiter. Wenn du uns also nie für etwas andres gehalten hast als was wir sind: woher die Verwunderung, daß wir es ganz wohl geschehen lassen können, wenn auch die Erdbewohner so weit kommen, uns für nichts mehr zu halten?

Numa. Es mag sein, daß die Gewohn-

heit unter euch zu leben, und euch von so langer Zeit her immer im Besitze der Anbetung der Menschen zu sehen, Schuld daran ist. Beides hat euch in ein wunderbares Helldunkel für mich gesetzt, und mir vielleicht unvermerkt eine zu hohe Meinung von eurer Natur und Erhabenheit gegeben. Kurz, ich gestehe, daß es mir Mühe kosten wird, Jupiter, mich an eine andere Vorstellungsart zu gewöhnen.

Jupiter. Beinahe hätt' ich Lust, aus dem Helldunkel hervor zu treten, und die Decke von dem Geheimnisse meiner Familie wegzuziehen, worüber sich so viele wackere Leute auf der Erde den Kopf ohne Noth zerbrochen haben.

Numa. Ich bin gewiß, daß du nichts dadurch verlieren wirst.

Jupiter. Man gewinnt immer bei der Wahrheit, Freund Numa! — Du weißt, daß keiner von uns Olympiern, wie lange wir auch schon da sind, und wie weit unsere Blicke reichen, einen Zeitpunkt angeben kann, da dieses unermeßliche Ganze zu sein angefangen hatte, dessen Dasein vielmehr der überzeugendste Beweis ist, daß es nie angefangen hat. Hingegen kann man mit eben so großer Gewißheit sagen, daß von allen sichtbaren Theilen desselben keines immer so gewesen sei, wie es ist. So hat z. B. die Erde, die wir einst bewohnten, schon vielerlei große Revolutionen ausgehalten, wovon sich, zum Theil, durch mündliche Ueberlieferung bei den ältesten Völkern einige Spuren erhalten haben. Von dieser Art ist die Sage unter den Nordländern, Indiern und Aegyptern: es habe eine Zeit gegeben, da die Erde von Göttern bewohnt worden sei. In der That waren die Bewohner der Erde in diesem ersten Zeitraume, wofern man sie anders Menschen nennen kann, eine Art von Menschen, die sich gegen die jetzigen ungefähr verhielt, wie der Olympische Jupiter des Fidias zu den Priapen von Feigenholz, die das Landvolk zu Hütern seiner Gärten aufgestellt; so weit ragten sie an Größe und Schönheit der Gestalt, an körperlicher Stärke und an Kräften des Geistes über die Menschen der spätern Perioden empor. Die Erde befand sich mit ihnen durch sie in einem Zustande von Vollkommenheit, der ihrer damaligen Bewohner würdig war; aber nach Jahrtausenden trugen sich große Veränderungen mit ihr zu. Ein Theil der Nachkommenschaft ihrer ersten Bewohner artete auf verschiedenen Erdstrichen aus, über welche ihr Anwachs sie genöthigt hatte sich auszubreiten. Ungewöhnliche Weltbegebenheiten, Erschütterungen, Vulkane, Ueberschwemmungen, veränderten die Gestalt dieses Planeten. Während ganze Länder vom Ocean verschlungen wurden, stiegen andere allmählig aus den Fluthen empor; aber der größte Theil der alten Erdbewohner ging unter diesen furchtbaren Umwälzungen der Dinge zu Grunde. Die wenigen übrig gebliebenen irrten betäubt, muthlos und einzeln unter den Trümmern der Natur umher. Der Zufall brachte zwar hier und da einen Deukalion mit einer Pyrrha zusammen; aber ihre Nachkommen sanken bald aus Mangel und Elend bis zu thierischer Wildheit herab. Inzwischen erholte sich die Erde allmählig wieder aus dem chaotischen Zustande, der die natürliche Folge jener schrecklichen Konvulsionen war, und wurde immer geschickter, ihren neuen Bewohnern Aufenthalt und Nahrung zu geben. Die neuen Stämme, womit sie sich wieder bevölkerte, nährten sich kärglich von Jagd und Fischerei, und, wo diese fehlten, von Eicheln und andern wilden Früchten; sie wohnten größtentheils in Wäldern und Höhlen, und die meisten waren so roh, daß sie nicht einmal den Gebrauch des Feuers kannten. Glücklicherweise hatte sich auf den Höhen des Imaus ein Stamm jener ersten vollkommenen Menschenrasse bei seinen ursprünglichen Vorzügen und im Genuß aller Vortheile der Künste und der Wissenschaften, die ihre Vorfahren erfunden hatten, erhalten. Durch ähnliche Katastrophen genöthiget, ihre angeerbten Wohnsitze zu verlassen, verbreiteten sie sich gegen Süden und Westen, und überall, wohin sie kamen, war ihre Ankunft der Erscheinung wohlthätiger Götter gleich. Denn sie brachten nebst einer gebildeten Sprache und milden Sitten alle die Künste mit, von welchen unter jenen verwilderten Thiermenschen keine Spur mehr anzutreffen war, und deren Mangel sie eben zu dieser unmenschlichen Thierheit herab gewürdiget hatte. Du begreifst, Freund Numa, daß sie von diesen armseligen Geschöpfen wie Götter aufgenommen wurden, und durch alles Gute, das sie ihnen mittheilten, durch die Künste des Ackerbaues, der Viehzucht und der Anpflanzung, wodurch sie die Schöpfer einer neuen Erde, durch die bürgerlichen Gesellschaften, deren Stifter, die Städte, deren Erbauer und Gesetzgeber sie wurden, durch die lieblichen Künste der Musen, wodurch sie mildere Sitten, feinere Freuden und süßern Lebensgenuß verbreiteten, — du begreifst, sage ich, daß sie durch alle diese Wohlthaten sich verdient genug um die Menschen gemacht hatten, um nach ihrem Tode (wovon ihr Aufsteigen in dieses reinere Element die natürliche Folge war), von einer dankbaren Nachwelt als Schutzgötter verehrt zu werden. Auch wirst du nicht weniger begreiflich finden, daß diejenigen, die sich einst so viele und große Verdienste um die Sterblichen erworben, auch nach ihrem Uebergang in eine höhere Art von Leben noch Freude daran finden mußten, der Menschen, die das, was sie zu den Men-

schen machte, von ihnen empfangen hatten, sich noch ferner anzunehmen, und überhaupt für die Erhaltung alles dessen zu wachen, wovon sie in gewissem Sinne die Schöpfer gewesen waren.

Numa. Nun wird mir auf einmal alles klar, Jupiter, was ich bisher nur wie in einem Nebel gesehen hatte. —

Jupiter. Und nun wird dir hoffentlich auch klar sein, warum ich sagte: ich könne es ganz wohl geschehen lassen, wenn die Menschen so weit in der Aufklärung kommen, daß sie uns für nichts weiter halten als was wir wirklich sind. Aberglauben und Pfaffenbetrug, von Dichtern, Künstlern und Mythologen kräftig unterstützt, hatten den Dienst, den man uns erwies, — und den wir uns blos wegen seines wohlthätigen Einflusses auf die Menschheit gefallen ließen, — nach und nach in eine thörichte Abgötterei verwandelt, die nicht dauern konnte noch sollte; die von der immer zunehmenden Kultur nothwendig untergraben wurde, und, wie alle menschlichen Dinge, endlich in sich selbst zusammen sinken mußte. Wie könnte ich verlangen, daß etwas nicht erfolgt, was nach den ewigen Gesetzen der Nothwendigkeit erfolgen muß?

Numa. Aber diese fanatischen Neuerer begnügen sich nicht, euern uralten und auf so große Wohlthaten gegründeten Dienst zu reinigen; — sie zerstören, sie vernichten ihn! Sie rauben euch sogar, was sie euch schlechterdings schuldig sind: und weit entfernt, die Begriffe der Völker von den Göttern ihrer Vorfahren zur Wahrheit herab zu stimmen, treiben sie den Unsinn ihrer frevelhaften Freiheit so weit, euch sogar für böse Dämonen und höllische Geister zu erklären und als solche zu behandeln.

Jupiter. Ereifere dich nicht, guter Numa! Mußte ich mir nicht auch, als meine Altäre noch rauchten, jedes platte und unanständige Mährchen gefallen lassen, womit die Poeten ihre klaffenden Zuhörer auf meine Unkosten belustigten? Was kümmert es mich, was man da unten von mir spricht oder glaubt, nachdem der Zeitpunkt nun einmal gekommen ist, da der Dienst Jupiters den Menschen wohlthätig zu sein aufgehört hat? Soll ich sie etwa mit Donnerkeilen zwingen, mehr Respekt vor mir zu haben? Was kann mir daran gelegen sein, ob sie mir den Olymp oder den Tartarus zur Wohnung anweisen? Bin ich hier nicht vor allen Wirkungen ihrer Meinung von mir gesichert? oder schenkt mir Ganymed deßwegen eine einzige Schale Nektar weniger ein?

Numa. Aber ihnen ist dran gelegen, Jupiter, sich nicht durch die Aufhebung aller Gemeinschaft zwischen dir und ihnen, wozu sie sich verführen lassen, der Vortheile zu berauben, welche die Welt bisher unter deiner Regierung genossen hat.

Jupiter. Ich danke dir für deine gute Meinung von meinem Regimente, Freund Pompilius! Es giebt Spitzköpfe da unten, die meinen Einfluß auf die menschlichen Dinge in keinen so hohen Anschlag bringen; und, Alles genau berechnet, dürften sie wohl so gar Unrecht nicht haben. Man kann nicht mehr für die Leute thun als sie empfänglich sind; mit Wunder thun hab' ich mich nie gern abgegeben, und so geht dann gewöhnlich Alles seinen natürlichen Gang, — toll genug, wie du siehst, aber im Ganzen doch so, daß man dabei bestehen kann. Dabei wird es, denke ich, auch für's Künftige sein Verbleiben haben. Was ich zum gemeinen Besten beitragen kann, ohne aus meiner Ruhe heraus zu gehen, werde ich immer mit Vergnügen thun: aber zu schwärmen und mich für Undankbare und Narren kreuzigen zu lassen, das ist Jupiters Sache nicht, mein guter Numa.

(Der Unbekannte erscheint.)

Numa. Wer mag wohl der Fremde sein, der dort auf uns zukommt? Oder kennest du ihn schon etwa, Jupiter?

Jupiter. Nicht daß ich mich erinnerte. Er hat etwas in seinem Ansehen, das keinen gewöhnlichen Menschen ankündigt.

Der Unbekannte. Ist es erlaubt an eurer Unterredung Theil zu nehmen? Ich gestehe, daß sie mich aus einer ziemlichen Entfernung hierher gezogen hat.

Jupiter (für sich). Eine neue Art von Magnetismus! — (Zum Unbekannten.) Du weißt also schon, wovon wir sprachen?

Der Unbek. Ich besitze die Gabe zu sein, wo ich will; und wo ihrer zwei Wahrheit suchen, da ermangele ich selten, sichtbar oder unsichtbar, der dritte zu sein,

Numa (den Kopf ein wenig schüttelnd). Ein sonderbarer Patron!

Jupiter (ohne auf Numa zu achten, zum Unbekannten). So bist du ein sehr guter Gesellschafter! Mich freut es deine Bekanntschaft zu machen.

Numa (zum Unbekannten). Darf man nach deinem Namen fragen, und woher du kommst?

Der Unbek. Beides thut nichts zur Sache, wovon die Rede unter euch war.

Jupiter. Wir sprachen blos von Thatsachen; und diese erscheinen, wie du wissen wirst, einem jeden Zuschauer, nach seinem Standpunkt und nach Beschaffenheit seiner Augen, anders als den Uebrigen.

Der Unbek. Und doch kann eine jede Sache nur aus Einem Gesichtspunkt richtig gesehen werden.

Numa. Und der ist? —

Der Unbek. Der Mittelpunkt des Ganzen.

Jupiter (leise zu Numa). Hinter dem ist entweder sehr viel — oder gar nichts. (Zum Unbekannten.) Du kennst also das Ganze?

Der Unbek. Ja.

Numa. Und was nennst du seinen Mittelpunkt?

Der Unbek. Die Vollkommenheit, von welcher alles gleich entfernt ist, und der sich alles nähert.

Numa. Und wie erscheint dir jede Sache aus diesem Gesichtspunkte?

Der Unbek. Nicht stückweise, nicht was sie in einzelnen Orten und Zeitpunkten ist, nicht wie sie sich gegen diese oder jene Dinge verhält, nicht was sie durch ihre Einsenkung in den Dunstkreis der menschlichen Meinungen und Leidenschaften verliert oder gewinnt, nicht wie sie durch Thorheit verfälscht oder durch Verdorbenheit des Herzens vergiftet wird: sondern wie sie sich in ihrem Anfang, Fortgang und Ausgang, in ihrem eigenen innerlichen Streben, in allen ihren Gestalten, Bewegungen, Wirkungen und Folgen, zum Ganzen verhält; das ist, wie viel sie zum ewigen Wachsthum seiner Vollkommenheit beiträgt.

Jupiter. Das läßt sich hören!

Numa. Und wie findest du aus diesem Gesichtspunkte den Gegenstand, wovon wir beide uns bei deiner Ankunft besprachen? die große Katastrophe, die in diesen Tagen alles, was dem Menschengeschlechte so viele Jahrhunderte lang das Ehrwürdigste und Heiligste war, ohne alle Rücksicht und Schonung umgestürzt hat?

Der Unbek. Sie erfolgte nothwendig, denn sie war lange vorbereitet, und es braucht, wie du weißt, zuletzt nur noch einen einzigen Windstoß, um ein altes, übel zusammengefügtes, durchaus morsches, und überdieß nur auf Sand gegründetes Gebäude vollends umzustürzen.

Numa. Aber es war doch ein so prächtiger Bau! so ehrwürdig durch sein Alterthum, so einfach bei der größten Mannigfaltigkeit, so wohlthätig durch den Schirm, den die Humanität, die Gesetze, die Sicherheit der Staaten unter seinen hohen Gewölben schon so lange gefunden hatten! War es nicht rathsamer es auszubessern, als zu zertrümmern? Unsre Filosophen zu Alexandrien hatten so schöne Entwürfe gemacht, ihm nicht nur sein ehemaliges Ansehen, sondern sogar einen viel größern Glanz, und vornehmlich eine Symmetrie, Schönheit und Bequemlichkeit zu geben, die es noch nie gehabt hatte! Es war ein Pantheon von so großem Umfang und von so künstlicher Bauart, daß alle Religionen in der Welt, — selbst diese neue, wenn sie nur verträglich sein wollte, — Raum genug darin gefunden haben würden.

Der Unbek. Schade, daß es, mit allen diesen scheinbaren Vorzügen, doch immer nur auf beweglichen Sand gebauet war! Und, was die Verträglichkeit betrifft, wie willst du, daß in einer Sache von so großer Wichtigkeit, Wahrheit und Täuschung sich vertragen sollen?

Numa. Das geht sehr gut an, wenn nur die Menschen sich unter einander vertragen; sie, die nie ärger getäuscht werden, als wenn sie sich ausschließlich im Besitze der Wahrheit glauben.

Der Unbek. Wenn getäuscht zu werden nicht ihre Bestimmung ist, — wie du doch wohl nicht behaupten willst? — so kann und wird es auch ihr Loos sein, ewig in Wahn und Verblendung, wie Schafe ohne Hirten, herum zu irren. Zwischen Finsterniß und Licht ist Dämmerung und Helldunkel allerdings besser als gänzliche Nacht, aber doch nur zum Uebergang von jener in das reine, alles erhellende Tageslicht. Der Tag ist nun aufgegangen, und du wolltest trauern, daß Nacht und Dämmerung vorüber sind?

Jupiter. Du liebest die Allegorie, wie ich höre, junger Mann; ich für meine Person spreche gern rund heraus. Vermuthlich willst du sagen, die Menschen würden durch diese neue Ordnung der Dinge glücklicher werden? Ich will es ihnen wünschen: aber noch sehe ich schlechte Anstalten dazu.

Der Unbek. Ganz unfehlbar wird es besser und unendlich besser mit den armen Sterblichen werden. Die Wahrheit wird sie in den Besitz der Freiheit setzen, die das unentbehrlichste Bedingniß der Glückseligkeit ist; denn Wahrheit allein macht frei. —

Jupiter. Bravo! Das hörte ich schon vor fünf hundert Jahren in der Stoa zu Athen bis zum Ueberdruß. Sätze dieser Art sind eben so unwidersprechlich und tragen eben so viel zum Heile der Welt bei, als die große Wahrheit, daß einmal eins — eins ist. Sobald du mir die Nachricht bringen wirst, daß die albernen Leute da unten, seitdem ein großer Theil von ihnen anders glaubt, als ihre Voraltern, bessere Menschen geworden sind, als ihre Voraltern, dann will ich dich für den Boten einer sehr guten Zeitung gelten lassen.

Der Unbek. Die Verderbniß der Menschen war zu groß, als daß selbst die außerordentlichsten Anstalten dem Uebel auf einmal hätten abhelfen können. Aber ganz gewiß werden sie besser werden, wenn die Wahrheit sie erst frei gemacht haben wird.

Jupiter. Das glaube ich auch: nur dünkt mich, sei damit nicht mehr gesagt, als wenn du

sagtest: sobald alle Menschen weise und gut sein werden, werden sie aufhören thöricht und verkehrt zu sein; oder wenn die goldne Zeit, da jedermann vollauf hat, gekommen sein wird, wird niemand mehr Hunger leiden.

Der Unbek. Ich sehe die Zeit wirklich kommen, da alle, die ihr Herz der Wahrheit nicht vorsätzlich verschließen, durch sie zu einer Vollkommenheit gelangen werden, wovon eure Weisen keine Ahnung hatten.

Jupiter. Bist du in die Mysterien zu Eleusis inizirt?

Der Unbek. Ich kenne sie so gut, als ob ich es wäre.

Jupiter. So wird dir bekannt sein, was der letzte Zweck dieser Mysterien ist.

Der Unbek. Froh zu leben und mit der Hoffnung eines bessern Lebens zu sterben. —

Jupiter. Du scheinst mir ein großer Menschenfreund zu sein: weißt du etwas Wohlthätigeres für die Sterblichen?

Der Unbek. Ja.

Jupiter. So laß hören, wenn ich bitten darf?

Der Unbek. Ihnen das wirklich zu geben, was die Mystagogen zu Eleusis versprachen.

Jupiter. Ich fürchte, das ist mehr, als du oder ich zu leisten vermöchten.

Der Unbek. Du hast es nie versucht, Jupiter.

Jupiter. Wer spricht gern von seinen Verdiensten? Indessen kannst du leicht ermessen, daß ich zu der Ehre, die mir von so vielen und wohl policirten Völkern seit einigen Jahrtausenden erwiesen wird, nicht gekommen sein kann, ohne etwas um sie verdient zu haben.

Der Unbek. Das mag schon lange sein! Wer zum Besten der Menschen nicht mehr thun mag, als er thun kann, ohne aus seiner Ruhe heraus zu gehen, wird freilich nicht viel Heilbringendes thun. Ich gestehe, daß es mir sauer geworden ist.

Jupiter. Du gefällst mir, junger Mann! In deinen Jahren ist diese liebenswürdige Schwärmerei, die sich selbst für Andere aufopfert, ein wahres Verdienst. Wer könnte sich für die Menschen aufopfern, ohne sie zu lieben? und wer könnte sie lieben, ohne besser von ihnen zu denken, als sie werth sind?

Der Unbek. Ich denke weder zu gut noch zu schlecht von ihnen. Ihr Elend jammert mich; ich sehe, daß ihnen zu helfen ist, und — es soll ihnen geholfen werden!

Jupiter. Das ist es eben was ich sage. Du bist voll Muths und guten Willens; aber du bist noch jung; die Thorheit des Erdenvolks hat dich noch nicht mürbe gemacht: in meinen Jahren wirst du ein ander Lied singen!

Der Unbek. Du sprichst, wie ich es von dir erwarten konnte.

Jupiter. Es kommt dir ärgerlich vor, mich so reden zu hören, nicht wahr? — Du hast einen großen und wohlthätigen Plan zum Besten der Sterblichen entworfen; du brennest vor Verlangen ihn auszuführen, du lebst und webst in ihm; dein weitsehender Blick zeigt dir alle deine Vortheile; dein Muth verschlingt alle Schwierigkeiten; du hast deine Existenz daran gesetzt: wie solltest du nicht glauben damit zu Stande zu kommen? Aber — du hast es mit Menschen zu thun, mein Trauter! Nimm mir's nicht übel, daß ich geradezu spreche, wie ich denke; es ist ein Vorrecht des Alters und der Erfahrung. Du kommst mir vor wie ein Tragödiendichter, der ein treffliches Stück durch lauter krüppelhafte, zwergige, hinkende und bucklige Schauspieler aufführen wollte. Noch einmal, Freund, du bist der erste nicht, der es versucht etwas Großes mit Menschen auszuführen; aber ich sage dir, so lange sie sind was sie sind, kommt aus allen solchen Versuchen nichts heraus.

Der Unbek. Eben darum müssen neue Menschen aus ihnen werden.

Jupiter. Neue Menschen? (Lachend.) Das läßt sich hören! Wenn du das kannst! — Doch ich glaube dich zu verstehen. Du willst sie umbilden, ihnen eine neue bessere Gestalt geben, das Modell dazu ist da, — du darfst sie nur nach dir selbst bilden. Aber damit ist die Sache noch nicht gethan. Den Lehm zu deiner neuen Schöpfung hat dir die Natur gegeben, und den wirst du schon nehmen müssen wie er ist. Denke an mich, mein Lieber! du wirst dir alle mögliche Mühe mit deiner Töpferarbeit gegeben haben, und wenn sie aus dem Ofen kommt, wirst du deine Schande an ihr sehen.

Der Unbek. Der Lehm, — um bei deinem Gleichnisse zu bleiben — ist an sich selbst nicht so schlecht, als du denkst; er kann gereinigt und so geschmeidig gemacht werden, als ich ihn nöthig habe, um neue und bessere Menschen daraus zu bilden.

Jupiter. Das soll mich freuen! Hast du die Probe schon gemacht?

Der Unbek. Allerdings.

Jupiter. Ich meine — im Großen. Denn daß unter tausend Stücken Eins gelingen kann, macht die Sache noch nicht aus.

Der Unbek. (nach einigem Stocken). Wenn die Probe im Großen noch nicht nach meinem Sinn ausgefallen ist, so weiß ich wenigstens, warum es nicht anders sein konnte. Es wird mit der Zeit schon besser gehen.

Jupiter. Mit der Zeit? — Nun ja! man hofft immer das Beste von der Zeit! wer wollte auch ohne diese Hoffnung etwas Großes unternehmen? Wir wollen sehen, wie die Zeit deinen Erwartungen zusagen wird. Für die nächsten tausend Jahre kann ich dir wenig Gutes versprechen.

Der Unbek. Du hast, wie ich sehe, einen kleinen Maßstab, alter König von Kreta! Was sind tausend Jahre gegen den Zeitraum, den die Vollendung des großen Werkes erfordert, aus dem ganzen Menschengeschlechte eine einzige Familie guter und glücklicher Geschöpfe zu machen?

Jupiter. Ach! da hast du Recht! Wie manches Jahrtausend arbeiten die Hermetischen Weisen bereits an ihrem Steine, ohne ihn zu Stande gebracht zu haben! Und was ist das Werk der weisen Meister gegen das deinige!

Der Unbek. Du scherzest zur Unzeit. Das Werk, das ich unternommen habe, ist eben so möglich, als daß das Samenkorn einer Ceder zu einem großen Baum erwachse; nur daß die Ceder freilich ihre Vollkommenheit nicht so schnell erreicht als eine Pappelweide.

Jupiter. Auch würde man dir gern zu Ausführung deines Werkes so viel Zeit lassen als du wolltest, wenn es nur darauf ankäme. Aber die gewissen und ungeheuern Uebel, womit die Menschen so viele Jahrhunderte lang die Hoffnung eines ungewissen Gutes erkaufen sollen, geben der Sache eine andere Gestalt. Was muß man von einem Plane denken, der dem Menschengeschlecht wohlthätig sein soll, und in der Ausführung so übel geräth, daß ein sehr großer Theil desselben, durch einen Zeitraum, dessen Ende unabsehlich ist, ohne alle Vergleichung unglücklicher, und — was noch ärger ist — an Kopf und Herz schlechter gemacht wird, als er jemals war? — Ich berufe mich auf den Augenschein; und doch ist alles, was wir seit der Ermordung des braven Enthusiasten Julian gesehen haben, nur ein kleines Vorspiel des unermeßlichen Unheils, das die neue Hierarchie über die armen Gimpel von Menschen bringen wird, die sich von jedem neuen Liedchen, das man ihnen vorpfeift, in die ungeahndete Schlinge locken lassen.

Der Unbek. Alle diese Uebel, über welche du im Namen der Menschheit wehklagst, — du, dem ihr Elend sonst so wenig zum Herzen ging! — sind weder Bedingungen noch Wirkungen des großen Plans, wovon die Rede ist: es sind die Hindernisse, die sich ihm von außen entgegen stellen, und womit das Licht nur allzulange zu kämpfen haben wird, bis es die Finsterniß gänzlich überwältigt hat. Ist es die Schuld des Weins, wenn er in einem schimmeligen Gefäße verdorben wird? — Da es nun einmal Natur der Sache ist, daß die Menschen nur durch unmerkliche Grade an Weisheit und Güte zunehmen können; da ihrer Verbesserung von innen und von außen so unendlich viele Feinde entgegen arbeiten; da die Schwierigkeiten sich mit jedem Siege vermehren, und selbst die zweckmäßigsten Mittel blos dadurch, daß sie durch Menschenköpfe gehen, in Menschenhände gestellt werden müssen, wieder zu neuen Hindernissen werden: — wie kann es dich befremden, daß es nicht in meiner Macht steht, meinen Brüdern die Glückseligkeit, die ich ihnen zugedacht habe, um einen geringern Preis zu verschaffen? Wie gern hätte ich ihnen all ihr Elend auf einmal abgenommen! Aber auch ich vermag nichts gegen die ewigen Gesetze der Nothwendigkeit: genug, daß die Zeit endlich kommen wird. —

Jupiter (ein wenig verdrießlich). Nun, so wollen wir sie denn kommen lassen, und die armen Tröpfe, mit denen du es so wohl meinst, mögen indessen sehen, wie sie sich behelfen! — Wie gesagt, meine Blicke reichen nicht weit genug, daß ich von einem so weitschichtigen und verwickelten Plane, wie der deinige, urtheilen könnte. Das Beste ist, daß wir unsterblich sind, und also die Hoffnung haben, die Entwickelung endlich doch noch zu erleben, wie viele Platonische Jahre sie auch auf sich warten lassen mag.

Der Unbek. Mein Plan, so groß er ist, ist im Grunde der einfachste von der Welt. Der Weg, auf welchem ich die allgemeine Glückseligkeit zu bewirken gewiß bin, ist eben derselbe, worauf ich jeden Menschen zur Glückseligkeit führe; und was für seine Sicherheit bürget, ist, — daß es keinen andern giebt. Uebrigens endige ich damit, womit ich anfing: Es ist unmöglich nicht getäuscht zu werden, so lange man die Dinge stückweise, und, wie sie im Besondern erscheinen, betrachtet. Sie sind nichts wirklich, als was sie im Ganzen sind, und die Vollkommenheit, die Alles zu Einem verbindet, wohin Alles strebt, und worin endlich Alles ruhen wird, ist der einzige Gesichtspunkt, woraus alle Dinge richtig gesehen werden. — Und hiemit gehabt euch wohl! (Er verschwindet.)

Numa (zu Jupiter). Was sagst du dieser Erscheinung, Jupiter?

Jupiter. Frage mich in funfzehn hundert Jahren wieder.

II.

Jupiter (halb sitzend, halb liegend, auf einem mit Rosen bestreueten Ruhebette). Juno (zu seinen Füßen sitzend).

Jupiter. Und dieß ist alles, liebe Juno, was du von mir zu begehren hast? Du hättest etwas Unmögliches fordern können, ich würde dir zu gefallen versucht haben, ob es nicht möglich zu machen sei.

Juno. Du bist sehr galant, Jupiter. — Ich werde dir nie etwas Unbilliges zumuthen.

Jupiter. Die Könige und der Adel haben ja immer zu deinem Departement gehört, und es ist das wenigste, was du von meiner Zärtlichkeit erwarten kannst, daß ich dich in deinem eigenen Kreise ungehindert wirken lasse.

Juno. Weiter gehen auch meine Wünsche nicht. Denn da ich deine dermaligen Grundsätze kenne, so wäre es wohl zu viel gefordert, wenn ich verlangen wollte, daß du dich selbst der Könige etwas lebhafter annehmen solltest.

Jupiter. Wie ich merke, meinst du, ich neige mich stark auf die Volksseite? Es mag etwas an der Sache sein; aber im Grunde geschieht es doch blos darum, weil es eine meiner ersten Regierungsmaximen ist, immer zu denen zu treten, die am Ende Recht behalten. Die dermalige Zeit ist den Völkerhirten nicht günstig: die Reihe ist nun an den Völkern, und ich besorge sehr, meine Liebe, nur wenig für dich und deine Klienten zu thun, wenn ich dir schwöre, daß ich den Maßregeln, die du zu ihrem Vortheil nehmen wirst, keine Hindernisse in den Weg legen will.

Juno. So weit ist es doch hoffentlich mit uns noch nicht gekommen, daß die Erdbewohner, um unabhängig von uns zu sein, sich nur einbilden dürften, wir hätten keine Gewalt mehr über sie!

Jupiter. Wie gesagt, du kannst es versuchen, ich lasse dir freie Hände; ich sehe nur voraus, daß du, so wie die Sachen stehen, wenig Freude daran haben wirst.

Juno. Ich wollte lieber, daß du das nicht voraus sähest Wenn ich argwöhnisch wäre. —

Jupiter. Das bist du immer ein wenig gewesen, Dame meines Herzens! aber dießmal würdest du mir Unrecht thun. Es ist mein völliger Ernst, dir mein Versprechen zu halten, und die gebietenden Herren da unten — deinem mächtigen Schutz und — ihrem Schicksale zu überlassen.

Juno. Ich gestehe dir, Jupiter, daß ich nicht recht begreife, wie der König der Götter und der Menschen bei der Sache der Könige so gleichgültig bleiben, und, ohne einen Finger zu rühren, zusehen kann, wie seine Subdelegirten unvermerkt in Theaterprinzen und Kartenkönige verwandelt werden.

Jupiter. Dahin soll es doch so leicht nicht kommen, meine Beste.

Juno. Dahin ist es zum Theil schon gekommen, und dahin wird es zuletzt überall kommen, wenn wir die Hände länger in den Schooß legen.

Jupiter. Wir werden wahrlich aus einem Kartenkönige keinen Mann machen, wie Heinrich der Vierte in Frankreich oder Friedrich der Einzige war; und wer einen Kartenkönig aus sich machen läßt, verdient nichts besseres zu sein.

Juno. Das ist eine bloße Ausflucht, Herr Gemahl. Du weißt sehr wohl, daß solche Könige, wie du da genannt hast, äußerst seltene Producte der Natur und der Umstände sind, und daß es nur desto besser ist. Die Könige sind im Grunde doch nur unsere Stellvertreter; und dazu sind die gewohnlichen immer gut genug, wenn wir sie nur nicht fallen lassen.

Jupiter. Das Kompliment, das du mir da zu machen geruhest, ist eben nicht sehr schmeichelhaft. Aber, basta! wir wollen uns darüber in keine Erörterung versteigen. Ich werde meine Stellvertreter, wie du sie nennest, nicht fallen lassen, so lange sie noch auf ihren eigenen Beinen stehen können. Mein Amt ist, niemand unterdrücken zu lassen, — wenn ich es verhindern kann. Nur, liebe Frau, laß uns der großen Wahrheit nicht vergessen: daß die Könige um der Völker, nicht die Völker um der Könige willen da sind.

Juno. Das ist mit deiner Erlaubniß, Herr Gemahl, ein alter Waidspruch, der, wie die meisten weisen Sprüche dieser Art, viel zu sagen scheint, und im Grunde sehr wenig sagt. Die Könige sind da, um die Völker zu regieren, und die Völker sollen sich von ihnen regieren lassen; — das ist die Sache, und so verstand es schon der alte Homer, da er den klugen Ulysses zu dem unverständigen Pöbel des griechischen Heeres sagen läßt:

„Vielherrscherei taugt nichts! nur Einer sei Herrscher, nur Einer König!"

Und damit sich niemand einbilde, als ob der Zepter von der Willkühr abhange, setzt er weislich hinzu: daß es Jupiter selbst sei, aus dessen Hand die Könige dieses Zeichen der höchsten Gewalt empfangen. Dieß ist Wahrheit, und ich kenne keine größere!

Jupiter. Ich bin dir und dem alten Homer sehr verbunden! Aber, wenn ich aufrichtig sprechen soll, was in jenen rohen Zeiten der ersten Jugend der Welt in gewissem Sinne für Wahr-

heit gelten konnte, ist es nicht mehr, sobald die Rede von einem Volke ist, das durch Erfahrung und Kultur endlich den Punkt erreicht hat, wo es seiner Vernunft mächtig, und stark genug geworden ist, das Joch alter Vorurtheile und Wahnbegriffe abzuschütteln. Völker haben endlich ihre Kindheit so gut wie einzelne Menschen; und so lange sie so unwissend, so schwach, und so unverständig wie Kinder sind, müssen sie auch wie Kinder behandelt, und durch blinden Gehorsam gegen eine Autorität, die ihnen keine Rechenschaft schuldig ist, regiert werden. Allein Völker bleiben so wenig als einzelne Menschen immer Kinder. Es ist ein Verbrechen gegen die Natur, sie durch Gewalt oder Betrug, oder (wie gewöhnlich) durch beides, in einer ewigen Kindheit erhalten zu wollen: aber es ist Unsinn und Verbrechen zugleich, sie noch immer als Kinder zu behandeln, wenn sie bereits zu Männern gereift sind.

Juno. Ich gebe dir gern zu, Jupiter, daß ein hoher Grad von Cultur eine andere Art zu regieren erfordert, als diejenige, die einem noch ganz rohen Volke, oder einem, das noch in den ersten Epochen seiner Bildung steht, die angemessenste ist. Aber alle Weisen des Erdbodens werden es nie so weit bringen, daß zehn Millionen Menschen, die zusammen ein Volk ausmachen, zwei Millionen Epaminondasse und Epikteten an ihrer Spitze haben sollten; und so wird immer wahr bleiben, was Ulysses sagt:

„Alle können wir nicht regieren, wir andern Achajer: Vielherrscherei taugt nichts! nur Einer sei Herrscher, nur Einer König!"

Jupiter. Liebe Frau, berühre diese Saite nicht mehr, wenn ich bitten darf! Ich weiß am besten, was an der Sache ist: aber wenn es auch so wäre, wie du sagst, so würde doch den Völkern schlecht damit geholfen sein, wenn die Könige niemand über sich hätten als mich. Ich müßte sie alle Augenblicke mit Blitz und Donner daran erinnern, oder sie würden gerade so regieren als ob kein Jupiter über ihnen wäre, und wenn sie mir auch alle Morgen in eigener Person und mit den größten Feierlichkeiten ganze Hekatomben opferten.

Juno. Auch will ich ja nicht, daß die Religion das Einzige sein soll, was sie respectiren müssen. —

Jupiter (etwas hitzig). Die schlechtesten Könige werden uns immer am meisten respectiren. Sie sind es eben, die den großen Ulyssischen Grundsatz, daß die Könige ihren Zepter von mir haben, zu einem der ersten Glaubensartikel erhoben haben, und die blinde Unterwerfung auf ihn gründen, die man dem Volke zur heiligsten aller Pflichten macht.

Juno. Ich sage ja, daß sie nach Gesetzen regieren sollen, deren Endzweck das gemeine Beste ist!

Jupiter. Das gemeine Beste! — Ein schönes Wort! — Und wer soll ihnen die Gesetze geben?

Juno. O, die hat ja Themis schon längst auf dem ganzen Erdboden publicirt! Wo ist ein Volk so barbarisch, daß ihm die allgemeinen Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit unbekannt wären?

Jupiter. Du stellst dich auch gar zu unschuldig, Kind! — Und wenn du nun die Könige und ihre Werkzeuge, oder umgekehrt, die hochgebietenden Höflinge und Diener, und ihre gehorsamen Werkzeuge, die Könige, der alten Themis und ihrer verwitterten Gesetze ungeachtet, dennoch blos nach Willkühr regieren, und — weil sie die Macht dazu haben und von niemand zur Rede gestellt werden dürfen, — so viel Böses thun oder geschehen lassen (was dem Volke gleich viel ist) als ihnen beliebt? wie dann?

Juno. Das ist eben, was wir verhindern müssen, Jupiter! oder wofür wären denn wir in der Welt?

Jupiter. Wir? — Nun ja, freilich, mein Schatz, da hast du Recht! Nur daß die Vernünftigen unter den Menschen die Sache von einer andern Seite ansehen. Wir Menschen, denken sie, sind doch am Ende die einzigen, die unter dem bisherigen Weltregimente gelitten haben; wir können uns selbst helfen, also wollen wir uns selbst helfen! Wer sich darauf verläßt, daß Andere für ihn thun werden, was er selbst thun kann, und woran niemanden mehr gelegen ist als ihm, der wird immer schlecht bedient werden.

Juno. Wie du sprichst! Wenn dich die Menschen da unten so reden hörten. —

Jupiter. Wir sprechen ja unter uns, mein Kind! Wenn wir nicht klar sehen sollten! — Indessen hätte ich auch nichts dagegen, wenn alle Menschen wüßten, daß ich für meine Person es immer mit dem halte, der seine Schuldigkeit thut Ich mag es ganz wohl leiden, daß die Leute gescheider werden. Es war eine Zeit, da sie mir die unverdiente Ehre erwiesen, alles Unglück, das der Wetterstrahl unter ihnen anrichtete, auf meine Rechnung zu setzen, und weiß der liebe Himmel, was ich mir oft für Sottisen sagen lassen mußte, wenn der Blitz in meinen eigenen Tempel fuhr, oder über eine Menge Schurken weglief, um irgend einen Unschuldigen zu treffen. Nun, seit der wackere Nordamerikaner Franklin die Blitzableiter erfunden hat, und seitdem die Leute wissen, daß Metalle, hohe Bäume, Thurmspitzen und dergleichen, natürliche Blitzleiter sind, werden meine Donnerkeile

immer weniger gefürchtet, ohne daß mir einfiele eifersüchtig darüber zu werden.

Juno. Wir kommen unvermerkt ins Moralisiren, lieber Jupiter. —

Jupiter. Und die Moral, denkst du, hat mit der Politik nichts zu schaffen?

Juno. Das nun eben nicht: ich denke nur, die Politik habe ihre eigene Moral, und was für die Unterthanen Regel des Rechts ist, sei es nicht immer für die Monarchen.

Jupiter. Ich weiß die Zeit, wo ich auch so dachte; es ist eine sehr gemächliche und angenehme Art zu denken für Könige: aber, die Zeiten ändern sich, meine Liebe. —

Juno. Wenn nur wir fest bleiben, so hat es wohl keine Noth.

Jupiter. Höre, Juno! Du weißt, daß ich das Vorrecht habe, etwas weiter vorwärts zu sehen als ihr übrigen. Dein zuversichtlicher Ton bringt mich dazu, dir mehr zu entdecken, als ich Anfangs Willens war.

Juno. Und was für ein Geheimniß kann das sein, daß du so bedenklich dazu aussiehest?

Jupiter. Alles ist dem ewigen Gesetze des Wechsels unterworfen, liebe Juno. Die Reihe ist nun an den Monarchien, und — (etwas leise) — die unsrige neigt sich zu ihrem Ende, so gut wie die übrigen. Der Schaden wird nicht groß sein; es war doch nur Stückwerk.

Juno. Du sprichst im Traume, Jupiter.

Jupiter. Erst regierten Uranus und Gäa; dann kam das Reich des Saturnus! dieses machte dem meinigen Platz — und nun —

Juno. Und nun? — Du wirst doch dein Reich nicht der Deputirten-Versammlung zu Paris abtreten wollen?

Jupiter (äußerst kalt). Und nun — ist das Reich der Nemesis herbei gekommen!

Juno. Das Reich der Nemesis?

Jupiter. Das Reich der Nemesis! So sagt mir ein uraltes, von Göttern und Menschen lange vergessenes Orakel, das Themis von sich gab, als sie noch im Besitz des Delfischen Bodens war, und dessen ich mich in diesen Tagen wieder erinnerte.

„Wenn, sagt das Orakel, nach einer langen Umwälzung von Jahrhunderten, ein Reich auf der Erde sein wird, worin die Tyrannei der Könige, der Uebermuth der Großen und die Unterdrückung des Volks mit der Kultur aller Fähigkeiten der Menschheit gleichen Schritt halten, und beide endlich ihrem höchsten Gipfel so nahe sein werden, daß in Einem Augenblicke aller Unterdrückten Augen sich öffnen und alle Arme zur Rache sich aufheben: dann wird die unerbittliche, aber immer gerechte Nemesis, ihren diamantnen Zaum in der einen, ihr haarscharf messendes Maaß in der andern Hand, auf den Thron des Olympus herab steigen, die Stolzen zu demüthigen, die Unterdrückten zu erheben, und ein strenges Vergeltungsrecht an jedem Frevler zu vollziehen, der die Rechte der Menschheit mit Füßen trat, und im Taumel seines Uebermuthes keine andere Gesetze kennen wollte, als die ausschweifenden Forderungen seiner Leidenschaften und Launen. Zufrieden, unter ihr zu regieren, wird dann Jupiter selbst nichts weiter als der Vollzieher der Gesetze sein, welche sie den Völkern des Erdbodens geben wird; eine goldnere Zeit als die Saturnische wird sich dann über die unzählbaren Geschlechter besserer Menschen verbreiten, allgemeine Harmonie wird eine einzige Familie aus ihnen machen, und die Sterblichkeit allein wird der Unterschied zwischen dem Glücke der Bewohner der Erde und des Olympus sein."

Juno (lachend). Das klingt ja herrlich, Jupiter! — Und du glaubst an diesen lieblichen Dichtertraum, und bist entschlossen, wie es scheint, mit den Händen im Schooße die Erfüllung desselben abzuwarten?

Jupiter (ernsthaft). Ich bin entschlossen, mich der einzigen Macht zu unterwerfen, die über mir ist; und wenn du guten Rath hören wolltest, so würdest du meinem Beispiele folgen, und ruhig kommen lassen, was doch kommen wird, wenn wir auch alle zusammen uns so sehr vergessen könnten, es verhindern zu wollen.

Juno. O gewiß werde ich kommen lassen, was ich nicht verhindern kann! Aber warum deswegen unthätig bleiben? Warum uns der Macht, die wir nun einmal haben, einem alten Orakel zu Liebe, vor der Zeit begeben, und nicht lieber alle unsere Kräfte aufbieten, dem Dämon der Empörung und der Wuth zu regieren, die in die Völker gefahren sind, Einhalt zu thun? Ich beharre auf meinem alten Homerischen Orakel: Vielherrscherei taugt nichts! Die Völker sollen die Vortheile der Freiheit unter einer väterlichen Regierung genießen: nichts kann billiger sein; aber sie sollen sich nicht selbst regieren; nicht das unentbehrliche Joch der Verhältnisse und Pflichten abwerfen und eine Gleichheit einführen wollen, die nicht in der Natur des Menschen, noch der Dinge ist, und die Betrogenen nur in einem Augenblicke der Trunkenheit glücklich machen kann, um sie beim Erwachen ihr Elend desto schrecklicher fühlen zu lassen.

Jupiter. Sei unbesorgt, meine Beste! Nemesis und Themis werden alles, was jetzt noch zu viel oder zu wenig, zu rasch oder

zu einseitig gethan wird, ins rechte Maaß zu setzen wissen.

**Juno.** Noch bin ich nicht gesonnen, meinen Antheil an der Weltregierung einer andern abzutreten; ich fühle noch Muth in mir, meinem Amte selber vorzustehen; und wenn du es immer mit denen hältst, die ihre Schuldigkeit thun, so verspreche ich mir deinen Beifall. Wenigstens habe ich dein Wort, daß du mir nicht entgegen arbeiten wollest?

**Jupiter.** Und ich schwöre dir beim diamantnen Zaum der Nemesis, daß ich es halten will, so lange du weise genug bleibst, dir selbst einen Zaum anzulegen. Thue was du für gut hältst, aber nöthige mich nicht meine Schuldigkeit zu thun, meine Liebe!

**Juno** (indem sie ihn umarmt). Laß dir den schönen Antinous deine große Schaale mit Nektar füllen, Jupiter, und pflege der Ruhe! Du sollst mit mir zufrieden sein.

---

## Tobias Witt.

Von Engel.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammlet hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammen gehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei, fing der alte Witt an und schmunzelte: wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde. — —

Je nun, wenn er das werden will; das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? Wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till, und muß es denn anders machen, wie die.

Als zum Exempel.

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus, ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem ins Gesicht sehen, das that er noch weniger; immer guckte er ganz finster in sich hinein. — Wie meint er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hui, dacht' ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr Veit muß mans nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hineinsehen, das taugt nicht: sieh du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui? Sprich du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till hatt' ich da Recht? —

Ei ja wohl, allerdings!

Aber ich weiß nicht, so ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein anderer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink: der guckte aller Welt ins Gesicht, und plauderte mit allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum; und den, Herr Till — wie meint er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf? —

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui, dacht' ich da wieder, das ist doch drolligt! Wie mußt du es denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz wie der Herr Flink. Erst siehest du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich ein, wie der andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht er, Herr Till, so habe ichs gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was? fing der alte Witt an, und schüttelte ihn; Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; er muß darnach aus sein.

Das bin ich ja lange; aber was hilfts? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig lege ich die Hände gar lieber in den Schoos und bleibe zu Hause. —

Ach nicht doch! Nicht doch, Herr Flau! Gehen muß er immer darnach, aber nur hübsch in Acht nehmen, wie ers Gesicht trägt.

Was? Wie ichs Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie ers Gesicht trägt. Ich will's ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren; und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trif, damals noch ein blutjunger Rathsherr, der rannte, mit von sich geworfenen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon.

Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau? —

Ei, die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.

Ja, sieht er! Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam auch ein Anderer gegangen, das war der Stadtpoete, Herr Schall, der mußte entweder Verse oder Haussorgen in seinem Kopfe haben, denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß. —

Sie meinen so hübsch in der Mitte. —

Ja freilich, daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft, so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht heraus kommen, das sehe ich vorher; aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meint er denn wohl, lieber Herr Wills, daß er brauchet? —

Ach, nicht viel! eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr ist, die will ich ihm geben! Recht gern! — Und damit er sieht, daß ich ihm gut bin, so will ich ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt, obendrein! —

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolligtes Männchen, Herr Grell mit Namen; der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre, die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein funfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell, Sie haben ja auch bei dem Bankerutte verloren? — Ach was, sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt! die einzige verdammte Redensart half ihm glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das er wollte?

Ich? — Ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht, mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar, das war der Kornhändler, Herr Tomm; der baute von einer Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt ihm dazu? —

Ei, ums Himmels willen, die möcht' ich wissen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach, viel Geld, fing er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach, sagte er wieder, ich habe viel Geld verloren, viel Geld, ganzer funfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt ihm am besten?

Ei, das versteht sich, die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch, viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt: und da sprach ich nur nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! Ich halts mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld, viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen wie der Herr Tomm, und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen wie der Herr Grell.

---

## Das Lustspiel.

### Unterredungen.

**Von Herder**

### I.

A. Ihre Blätter vom Trauerspiel habe ich gelesen; wo wollen Sie aber mit dieser Idee beim Lustspiele hinaus? Ist es nicht auch Drama? Und wo ist sein Ring des Schicksals?

B. In der Hand des Dichters, wie beim Trauerspiel; und zwar ist er im Lustspiel fast noch erkenntlicher als in diesem. Er heißt die Fabel der Komödie, ohne welche, sinnreich angelegt, verschlungen und entwickelt, kein Lustspiel taugt.

A. Und die Charakter-Komödien? die ächt-philosophische Gattung —

B. Sind hinkende Stücke, wie die ausgeputzten Charakter-Trauerspiele. Will ich Charaktere beschrieben lesen, so nehme ich Theophrast, la Bruyere, oder Aristotelis Rhetorik.

A. Hier sehen Sie sie aber dargestellt.

B. Ohne daß sie in eine Fabel greifen, und mit ihr innig verwebt sind, hindern sie das Lustspiel. Isolirt steht sodann der breit-angemeldete Charakter vor mir, geschildert, nicht handelnd. Angeputzt wird er und angezogen; rings um ihn werden Spiegel gestellt, daß man ihn ja von Seiten erblicke und wahrnehme; dann wird er entkleidet, man zeigt seine Höcker; wohl gar wird er lebendigen Leibes operirt, secirt — eine peinliche Kunst, von der schon der Name Lustspiel sich lossaget.

A. Und wir haben doch so treffliche Stücke dieser Gattung!

B. Die trefflichsten sind nie ohne Fabel; und je beßer es der Dichter verstand, desto sorgsamer ließ er den Charakter dem Gewebe der Fabel nur dienen. Oder vielmehr (denn was sollen die Schaarwerks-Namen Dienst und Herrschaft bei Künsten des Schönen?) Fabel und Charakter entsprangen in seinem Kopf zugleich: der Charakter ward ein Motiv der Fabel, die Fabel ein Abglanz des Charakters. Auf keine Seite ließ er die Waage schwanken, geschweige, daß er mit aller Gewalt sie auf Eine Seite herabgedrückt hätte.

A. Moliere! Des Touches, Regnard's Charakterstücke! Greßet und so viele andre.

B. Greßet's mechant ist ein mechanter, unerträglicher Charakter; er hat sich, wie mehrere von Des Touches, bald von der Bühne verloren. Manche Stücke nennt man Charakterstücke, da sie es doch nicht sind: denn die Spielsucht z. B. ist ein Fehler, ein Laster, aber kein Charakter. Sodann werden Charaktere ja nicht von der Bühne verwiesen; vielmehr sind sie ihr unentbehrlich, da die Fabel nur durch sie und mittelst ihrer handelt. Nur dürfen sie der Fabel nicht gebieten; als Werkzeuge stehen sie unter der Fabel, oder vielmehr beide spielen zu Einem.

A. Der Unterschied will mir nicht in den Sinn.

B. Denken Sie an die unangenehme Hätschelei, die Sie jedesmal empfanden, wenn Ihnen Charaktere anders als durch Handlung, d. i. in der Fabel des Stücks selbst exponirt werden sollten. Hier preisen junge Ehegatten sich einander so selig! „Seid's, rufen wir ihnen zu; zeiget, daß ihrs seid. Nur schwätzet nicht; ihr werdet unerträglich.“ So bei jeder Schilderung des Charakters ins Gesicht oder hinter dem Rükken, mit Fehlern und Lastern, die von ihm und vor ihm gesagt werden. Unsre Haut wird uns zu enge. „Jagt ihn vom Theater, wenn er nicht taugt, (rufen wir aus;) nur lasset uns mit ihm in Frieden. Gebt uns Handlung! wir sind im Lustspiel; nicht in der Charakter-Buchstabirschule.“

A. Da nehmen Sie dem Theater sein Lehrkatheder, so wie dem Schauspieler die Hälfte seiner Kunst; denn eben in Charakteren kann er sich ausnehmend zeigen.

B. In übertriebenen Charakteren, sie übertreibend! Den Wüthrich Herodes aus — herodisirend, den Polterer überpolternd — eben dies Uebertreiben ist Verderb der Kunst. An Grimassen der Art hängt zwar der Pöbel: „ach er hat herrlich gespielt! Neben und hinter sich verdunkelte er alle Mitspieler. Man sah nur ihn.“ Uebel genug, wenn er so spielte; schlimm genug, wenn es der Dichter darauf anlegte, daß dieser allein figurirte. In einer wohlgewandten Fabel ist uns der Geringste werth; deßhalb aber bleiben und bestehen immer Grade des Werthes.

A. Charakterstücke geben so schöne Verse, so treffliche Situationen.

B. Situationen gehören zur Fabel; eben dies beweiset. Laufen Sie im Andenken die besten Charakterstücke durch, die die Bühne der Neueren hat, den Geizigen, Tartuff u. s.; zuerst fallen Ihnen Situationen ein, in denen sich der Charakter zeigte. Ist die Fabel ganz aus solchen gewebt, ein Kranz glücklicher Situationen: so sind wir einig. Glänzt hie und da nur Eine Situation hervor; mit den schönsten Versen und Reden lahmt das Lustspiel. Dergleichen Verse konnte man beim Lehrdichter, und vielleicht besser lesen: dergleichen Reden vom Redner hören. Zu solchem Zweck kamen wir nicht ins Theater.

A. Wird aber eben hiedurch die dramatische Kunst nicht philosophisch? Sind dergleichen Charaktere nicht bleibende Physiognomieen der Menschennatur für alle Nationen, für alle Zeiten?

B. Nichts weniger. Eben das, was man auf der Bühne Charakter nennt, Sitten, Meinungen, Gewohnheiten, Eigenheiten sogar, verändern sich unaufhörlich mit Völkern und Zeiten. Bei Moliere's ausgearbeitetsten Charakterstücken stand schon vor dreißig Jahren das französische Theater leer; man lief zur Posse, zum Italienischen Theater. „Ach hieß es, solche Tartuffen giebt's nicht mehr; wenn Moliere aufstünde, müßte er sie jetzt anders kleiden. Es sind alte Späße." Dagegen an Moliere's Stücken, in denen die Fabel herrscht, fand man immer Freude; der Medicin malgré lui, sein letztes Stück, wird auch auf dem Theater sein letztes, das dauerndste bleiben. — Gehen Sie die englische Humour-Stücke durch, wie wenige der Alten von Ben-Johnson u. s. haben sich auf der Bühne erhalten! Einfälle, Scenen, Situationen nimmt man aus ihnen und kleidet sie neu ein; die Charaktere selbst müssen neugestützt oder umgeschaffen werden. Sie sind, sagt man, nicht mehr für unsre Zeiten. Und unsre älteren deutschen Charakterstücke, ob sie gleich so gar alt nicht sind —

A. Von denen wollen wir schweigen. Freilich haben sich in kurzer Zeit die Großvatersitten sehr geändert!

B. Was uns dagegen in alten und den ältesten Stücken bleibt, sind bei ächtem Witz treffende Charakterzüge, die der Situation entsprechen, kurz, die charakteristische Fabel.

---

## II.

A. Wie wird's aber mit dem Schicksal in der Komödie? Mich dünkt es in ihr ein komisches Schicksal.

B. So ernst, als es die Tragödie haben kann; es ist das Wesen und die Verknüpfung der Fabel. Glauben Sie, daß der Dichter des lustigsten Spiels lachen müsse, wenn er die Fabel aussinnt? Und thäte er's; sein Lachen muß der heitersten Vernunft zugehören. Sonst ist die Posse des Anschauens nicht werth. Die Vernunft muß den Kranz der Begebenheiten flechten; mithin muß sie zuerst wegwerfen, was zu ihm nicht gehöret.

A. Zum Beispiel, alles Niedrige, Häßliche, Abscheuliche, das man nirgend, geschweige auf dem Theater, zu sehen wünschet.

B. Zuvörderst also alle Laster.

A. Alle Laster? keinen lasterhaften Charakter soll die Komödie als häßlich darstellen dürfen?

B. Keinen; dies ist nicht ihr Amt. Für Kanzel und Katheder, oder gar für Gefängnisse, Richterstühle, Zuchthäuser gehört das Laster; nicht für das Lustspiel, das sich an Lastern weder erfreuen soll, noch sie zu bessern vermag. Haben Sie nie die Qual der Hölle empfunden, wenn ein Verruchter, komisch gehalten, durch alle fünf Akte, unsern innern Sinn für Pflicht und Recht quälet? Seine Familie hat er ins Unglück gestürzt, Weib und Kindern macht er Höllentage, den Freund hat er betrogen, das Mädchen verführt, den Herrn bestohlen, in Amt und Geschäft ist er von allen Seiten ein Schurke; und diesen Bösewicht, der in die Karre gehört, müssen wir fünf Akte lang vor uns sehen, allen Jammer, den er gestiftet hat und zu stiften fortfährt, mit Augen erblicken, ihn seufzend, weinend, zankend uns vortragen hören; zuletzt kommt ein edler Freund und rettet ihn, oder der gnäd'ge Herr erscheint und vergiebt ihm; er weint Bußthränen, um — es wahrscheinlich im sechsten Akt, wenn das Stück fortg'nge, noch ärger zu machen, als er es im ersten machte. Ein treffliches Lustspiel! in dem man vor Unlust und Ungeduld die ganze Wirthschaft nach Newgate wünschte. Aristoteles setzt es als ersten Begriff des Lustspiels, „daß es mit straffälligen Lastern nichts, wohl aber mit Fehlern, mit Auswüchsen der menschlichen Natur zu thun habe, die lächerlich, aber nicht schädlich sind. Was Verderben nach sich ziehet, (το φθαρτικον) sei kein Gegenstand des Lustspiels."

A. Welche Menge trauriger Lustspiele käme damit nach Newgate.

B. Sollen, dürfen wir über diese Bösewichter lachen? Verbietet uns dieses nicht die innere erste Regel des Rechts? Und warum dürfen wir über sie weinen? im Lustspiel weinen? Weshalb müßten wir die Folgen ihrer Eseleien fünf Akte durch mittragen? Die unzeitigste Philantropie, die der Gerechtigkeit den Maaßstab krümmt und jede wahre Theilnehmung mit dem würdigen Unglücklichen süßlich verschlemmt. Bei solchen Scenen laßt mir die weinenden Kinder, die heulenden Weiber weg vom Theater; und statt zu weinen, hänge sich der Bösewicht auf! Warum that ers nicht schon vor dem ersten Akt? so wäre das ganze Stück unterblieben.

A. Das Häßliche (αισχρον) gestattete Aristoteles indeß doch dem Lustspiel.

B. Das Unschädlich-Häßliche allerdings, insonderheit wenn es Lachen erreget; eben dies Lachen über die Ungestaltheit oder Unschicklichkeit zeigt, daß sie unschädlich sei.

A. Da räumen Sie dem Lachen, als einem untrüglichen Kennzeichen des Unterschieds zwischen *Fehler* und *Laster* viel ein.

B. Nicht mehr als ihm gebühret. Jeder lacht freilich auf seine Weise; auch dies ist in der Regel. Die Komödie soll uns aber nicht blos lachen machen, sondern lachen *lehren*.

A. Wie das?

B. Daß nichts lächerlich vorgestellt werde, als was lächerlich ist, daß es in dem Maaße lächerlich vorgestellt werde, als es des Lachens werth ist, oder —

A. Oder?

B. Der Dichter selbst und seine Helfershelfer werden — lächerlich, oder erbärmlich. Stellen sie falsches Maaß und Gewicht, geben sie die edelsten Dinge, Sachen, Charaktere, Geschäfte und Personen einem Zotengelächter Preis. —

A. Da treffen sie eben auf Das, was die Gegner *Shaftesburi's* gegen das Lachen als Prüfstein der Wahrheit, später darauf *J. J. Rousseau* und andre gegen die Komödie so stark eingewandt haben, nämlich: „*Alles* könne lächerlich gemacht werden, Alles nach den Sitten unsrer Zeit *werde* lächerlich gemacht." —

B. Von wem? Von Gecken, die dagegen das Lächerlichste nicht lächerlich und das Niedrigste *bethulich* finden. Glauben Sie gewiß, im *unbefangenen* Lachen (nicht im witzigen Hof- und Modegelächter, so wenig als in der groben *Baurenlache*) im *unbefangnen* Lachen äußert sich so ein sichres Kennzeichen der Natur, als in der unwillkührlich-, ja unwillig-fließenden Thräne. Niemand als der Bösewicht oder der Gauner, kann beiden entstehn; niemand als *sie* wollen sich beiden versagen. So wenig man in blos körperlicher Rücksicht dem Husten, Gähnen, Niesen sich entziehen kann und darf, obwohl man nicht eben laut gähnt, hustet und nieset; man unterdrückt sie eine Zeitlang, und wider Willen kommen sie wieder; eben so unvertilgbar ist der gaukelnde Gott, *Jokus*.

A. Lachern wohl; sonst sagt man, „Der Weise lache nicht; er lächle nur."

B. Mir ist gesagt: „daß man sich nicht besser befinde, als wenn man bei dem Lächerlichen lacht, nicht zürnet; wenn man leichte Dinge leicht ansieht, und in *Liliput* nie ein *Brobdingnak* erwartet; wenn man lacht, wo nicht anders als zu lachen, dagegen ernst ist, wo man ernst sein soll und (recht genommen,) nichts anders als ernst sein *kann*. —

A. Und dies lehrte uns die Komödie?

B. Einzig sie. Sie hat (nach dem gemeinen Ausdruck) den Sack, oder vielmehr die Waage des Lachens in der Hand, mit allen ihren Graden. Wem Alles gleichgültig, ist ein Sinnloser; wer über Alles lacht, ist ein Geck; wer uns im Lachen verführt, ein Verführer. Daß wir in diesen Dingen des *zartesten* Urtheils das *Richtmaaß* verloren haben, ist es ein Zeichen unsres *sichern* Geschmacks, unsres *reinprüfenden* Urtheils?

A. Gewiß nicht. Noch aber ist eine Grenze des *Häßlichen* und *Verführenden* der Komödie übrig, die ich kaum zu nennen getraue.

B. Zu Allem lassen sich Worte finden.

---

III.

A. Zu Allem lassen sich Worte finden. Sie wissen, was in unsrer Natur das Häßlichste werden kann, was die Natur daher selbst mit Schaam und Schweigen umhüllt hat; wie wenn man Dies, mithin das *Lüsterne* zum Gegenstande der Komödie machte? Man gäbe Ehre und Schande Preis, schlösse über sie ein geheimes Einverständniß des Nicht-Notiznehmens. —

B. Man gäbe Ehre und Schande Preis? Preis dem Theater? Nun, so mahle es auf seinen Vorhang. —

A. Was?

B. Den Urgott *Priapus*, oder galanter den *Lingam*. Wovon man in keiner ehrbaren Gesellschaft spricht, davon wird man doch auf der Bühne nicht sprechen, noch weniger es darstellen wollen? Das Lächerliche gehört der Komödie; nicht das Lüsterne, das Kitzelnde, das Wilde. Ein Lust- oder Trauerspiel, in dem sich *Beinkleid* und *Schürze* präsentiren, und zwar ein, sobald es sich präsentirt, *gebietendes* Beinkleid, dem alle Schürzen unvermeidlich gehorchen, und gegentheils eine eben so *mächtige* Schürze, die, nachdem man sie Einmal gesehen, Alles erlaubt macht, und der sogar Thränen gebühren — mit welchen niedrigen Namen sollten wir, Lichter tragend, dies *Lingamspiel* nennen?

A. Und doch wird geweinet.

B. Von wem? worüber? Jedem dieser Gegenstände hatten die Alten *seine* Weise bezirket, das Grobe dem Groben, das Anständige dem Anstandliebenden. Wir haben den Weg gefunden, im Anständigsten schaamlos zu sein. Die feinste Sentimentalität solcher Herren existirt im Priapus. Sie setzen die geheime Convenienz darüber voraus, bauen darauf keck und kühn; die Weiber schlagen die Augen nieder. —

A. Was ist zu thun?

B. Die Komödie führe ihr Amt sowohl im Parterre als auf der Bühne, Lächerliches dem Lachen, ein Schändlich-Lächerliches in der Komödie selbst (φαυλοτερον τι, το αισχρον), dem Hohngelächter Preis zu geben

A. Dem lauten Hohngelächter?

B. Lieber einem kleinen Instrument, das sich in der Tasche tragen läßt; ja die Lippe trägts in sich. Wissen Sie, was Persiflage heißt und ist?

A. Deutlich nicht.

B. Es bezeichnet einen feinen Begriff; noch mehr eine herrliche Uebung. Le persiflage, sagt ein französischer Schriftsteller*), est la décomposition des objets imposans réduits à leur juste valeur**). Ist bei allen imposanten Gegenständen das Pfeifchen zu gebrauchen; bei welchem pfiffe es von selbst eher als bei dem imposanten Gott Priapus? Sie lächlen? Bei ihm, wie bei jeder imposanten Narrheit ist's zu gebrauchen. Was der Dichter oder der Freund des Dichters hätte thun sollen und nicht that, das thut sein unbekannter Freund, das geistige Pfeifchen, le Persiflage. Verbieten oder entwenden kann es uns niemand. Wissen Sie, welche Stücke der neuern französischen Bühne ich für die feinsten halte? Die Parodieen.

A. Parodieen? Von denen so viel Uebels gesagt ist? über welche sich alle berühmten Autoren so laut und kläglich beschwert haben?

B. Ebenweil die sich beschwerten, waren jene schwer. Und je leichter sie flogen, desto schwerer. Das Meisterstück einer Parodie ist die feinste Kritik eines Stückes, zumal wenn es la décomposition d'un objet imposant ist, réduit à sa juste valeur. In unsern wohleingerichteten Staaten, wer wollte murren? Wer eifern, stampfen, Lippen und Nägel beißen? Ein Mittel statt und gegen dies Alles, ist —

A. Nach Ihrer Theorie, Onkel Toby Shandy's argumentum fistulatorium, das Pfeifchen.

B. Wissen Sie auch, was unsrer braven, gutmüthigen, verständigen, aber zu geduldigen Deutschen Nation bei vielen ihrer imposanten Gegenstände allein gebricht?

A. Das Pfeifchen! Lesen sie aber Franklin; „niemand kaufe das Pfeifchen theurer, als es werth ist."

## IV.

A. Das Schicksal der Komödie aber?

B. Es stehet fest: „Thorheit werde als Thorheit gezeiget; sie finde ihren Lohn als Thorheit. Nicht mehr und nicht minder." Sie denken doch nicht, daß bei Fehlern der Menschen es einzig auf unser Lachen von der Natur angelegt sei? Wir könnten nicht lachen, wenn diese Fehler als solche von uns nicht erkannt würden. Die Ordnung der Natur lehrte sie uns kennen als Fehler, thöricht-unverderblich, und dabei possierlich. Hätte nicht die Natur auch Mittel, sie mehr oder minder zurecht zu fügen? Da liegt das Schicksal der Komödie, die Fabel.

A. Und wie fügete die Natur sie zurecht?

B. Durch Folgen. Auch der unschädlichste Fehler — Einmal muß er vor dem Spiegel eigener oder fremder Vernunft erscheinen; Einmal muß die Thorheit sich an der Klugheit oder an den Thorheiten Andrer stoßen. Siehe da die einfache und die zusammengesetzte komische Fabel. Dem Licht der Vernunft allein dargestellt, wird die Fabel einfach; den Thorheiten Andrer entgegengesetzt, giebt es eine Intrigue, die, wohlgeleitet bis zur völligen Entwicklung oder Ahndung der Thorheit, ein lehrreiches Vergnügen gewähret. Alle Sprachen sind voll Sprüchwörter darüber, daß jede Thorheit an's Licht komme und ihre Gegnerin finde, daß sogar jeder Irrthum sich selbst strafe. Auf welche Weise und in welchem Maaß dies recht geschehe, soll die Komödie nicht lehren, sondern zeigen; demnach ist sie ein Schauspiel der Welt, eine Schule der Weisheit.

A. Würde damit nicht aber unsre Eigenliebe, unsre Frivolität genähret An Andern suchen wir Fehler auf, nicht an uns selbst; wir lachen über jene; damit werden wir überhaupt gewöhnt, über Fehler zu lachen und sie zu bemerken.

B. Fehler zu bemerken, ist kein Unglück. Die Weisheit des Lebens, sagt Horaz, fängt vom Erkennen und Wegthun der Fehler an. Wer sie an Andern, nicht an sich bemerkt, ist zu seinem eignen Schaden parteiisch; die Komödie ist daran nicht Schuld. Allgemein hält sie den Spiegel vor; sehe Jeder hinein und erkenne, den Nächsten sich, sodann Andre. Ueber Fehler, selbst seiner liebsten Freunde lachen zu können und zu dürfen, ist auch kein Unglück; vielmehr —

A. Doch wohl kein näheres Band der Vertraulichkeit und Freundschaft?

B. Das engste. Wem ich nicht seine Fehler sagen darf, der hat das Recht, auch mein Lob nur zweifelhaft anzuhören. Forderte er gar, daß ich keinen Fehler an ihm wahrnehmen und erkennen, sondern ihn als Abgott verehren soll, der sei mein Freund nicht!

A. Aber auch scherzen über seine Fehler?

B. Gewiß! Eben dieser Scherz ist die Würze der Freundschaft, das Salz des Umgangs, die Blume des gemeinschaftlichen Lebens. Keine Ge-

*) Mémoir. d'un honette homme: Discours preliminaire.

**) Zu Deutsch: „Eine Zerlegung der uns sich aufdringend-gebietenden Gegenstände, die man auf ihren rechten Werth zurücksetzt."

sellschaft ist vertraulicher, als wo man, nach dem bekannten Ausdruck, einander nichts übel nimmt; keine Tafel ist fröhlicher, als wo unbefangen der Scherz von Mund zu Mund, von Blick zu Blick hüpfet. Auch das Lachen ist und bleibt ein unentbehrlicher Genuß des Lebens. Ohne seine Fehler möchte ich meinen Freund nicht; ich liebe ihn in seinen Fehlern, wenn ich diese nicht eben auch an ihm liebe. Die zarteste Sprache des Umgangrs ist Scherz; ich wüßte nicht, wie man Jemand freundlicher behandeln könne, als wenn man in ihm mit dem Geist spricht, der ihn belebet.

A. Wie Sie den Scherz nehmen, so nimmt ihn nicht Jeder.

B. Er lerne ihn also nehmen, oder er ist dessen unwerth. Wir sprachen vom Lustspiel. Dies muß auch dem Scherz sein Maaß, seine Grenze bestimmen, nicht etwa blos darin, wie es selbst Scherze treibt, sondern am meisten dadurch, wiefern es uns über seine Vorstellungen Scherz erlaubet. Durch alle Grade sei die Komödie hierin Meisterin, vom Scherz zum Spott, vom freundlichsten Lachen bis zum — verspottenden Gelächter. Wer hierin nicht Waage und Maaß richtig anwendet, wird selbst ein Gaukler.

A. Deren es Manche mancher Art geben möchte. — Wir könnten Brand's Narrenschiff aus diesen Zünften trefflich ausrüsten.

B. Wohlan! die erste Zunft seien die Marktschreier, die Personalitäten aufführen oder spielen. Wer in einer Thorheit nur Eine Person erfassen und festhalten kann, ist ein komischer Pfuscher; wer einen vom Dichter allgemeingedachten komischen Charakter in die Nachäffung Einer Person zu zwingen vermag, ist Hanswurst, in welchen Kleidern er seine Rolle spiele. Der Dichter stellt Thorheiten dar; nicht Eines Menschen Thorheit; was kümmerte ihn dieser Eine? In Einem alle seine Brüder erkennen zu machen, dies ist sein Ehrenkranz; verhaßter ist ihm nichts als Deutung oder Verkleidung seines allgemeinen Charakters in Den und in Jene. Nennen Sie weiter!

A. Die zweite Gaukelei möchte wohl die sein, Stände auf's Theater zu bringen.

B. Warum nicht? Thorheiten aus und in allen Ständen. Stand ist etwas Allgemeines; keiner von uns in seinem Stande ist sein Stand. Jeder Stand hat Thorheiten und geliebte Fehler, der Eine mehr, der Andre minder. Sind sie unverderblich, geben sie dem Scherz und der Freude Platz; warum dürften sie nicht auf dem Theater erscheinen? Muß es sich seit Moliere der Arzt, der bürgerliche Edelmann, der Tartuff, der Greffier gefallen lassen, aufzutreten, warum nicht auch der Richter? der Theolog? der Recensent? der Dichter? Auf der Brittischen Bühne sind längst alle Stände. Eben daß alle erscheinen dürfen, mindert das Auffallende, daß Der und Jener erscheine. Und was schadet es dem Stande, daß Der und Jener, der zu ihm gehört, diese, jene Lächerlichkeit an sich habe? Kann ich Quacker nicht herzlich lieben und ehren, wenn ich gleich über die schuldlose Eigenheit dieses komischen Quackers lache, der sich mir zum Vergnügen darstellt? Die Komödie ist eine Schule, die uns die brüderliche Lehre lehrt: „in allen Ständen giebts Thorheit. Vertragt euch unter einander.“

A. So auch Nationen? Religionen?

B. Nichts anders. Auch dies sind allgemeine Namen. Stelle man ihre Thorheit dar, nur mehr, nur lebhaft.

A. Indem Sie aber Laster und Schande vom komischen Theater vertreiben, und die Charakterstücke der Fabel unterordnen, wird es dieser nicht bald an Sujets fehlen?

B. Glauben Sie, daß der menschlichen Thorheiten so wenige sind? oder daß sie je ausgehn werden? Mit jedem Zeitalter verjüngen sie sich; mit jedem blüht herrlich auf ein neues komisches Theater. Trauriges Geschwätz, daß die Charaktere alle schon benutzt seien! Dafür waren sie auch abgenutzt; bemerke, ordne neu, und du hast eine neue Fabel.

A. Eben diese macht den Dichtern Sorge. Der Fabelkreis ist so erschöpft, die Gänge des Komödienschicksals, die Intriguen, wiederholen sich so sehr —

B. Ein Grübelnder ists, der so im Schlaf redet. Wie Shakespear die Sujets aus in- und ausländischen Geschichten, Romanzen und Erzählungen nahm, wie die französische Bühne den Spaniern den Inhalt ihrer besten Stücke schuldig ist; welche Menge Stoff in der Geschichte, in Novellen, Romanzen, Erzählungen aller Nationen ist noch vorhanden! Es fehlt nur an Künstlern, die ihn bearbeiten. Und wir? leben wir nicht fortwährend im Limbus der Thorheit? Lassen Sie alte Thorheiten abkommen; wir kleiden uns sogleich in neue Moden.

---

## V.

A. Gern spräche ich noch von einer Mitte zwischen Trauer- und Lustspiel; mich dünkt, wir haben nur die beiden äußersten Ende betrachtet.

B. Vom bürgerlichen Trauerspiel, von der rührenden Komödie. Ein andermal, wenn uns die Zeit darauf führet.

A. Auch vom historischen und romantischen Trauerspiel, von dramatischen Gedichten, die weder Lust- noch Trauerspiele sind, von Ritterspielen, von Decorationsgedichten, den eigentlichen Schau- und Sehspielen.

B. Ein andermal, wenn uns die Zeit darauf führt.

A. Auch von den drei und anderthalb Einheiten, den Di-, und Tri- und Tetralogieen, den Sylbenmaaßen des Theaters. —

B. Wenn die Zeit darauf führet.

---

Gespräch. Aus F. M. Klingers „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände ꝛc.*).

Der Fürst.

Sie sind also der Mann, dem ich nichts recht machen kann? —

Der Philosoph.

Mir, Eure — mir macht man alles recht.

Der Fürst.

Der gleichwohl alles tadelt, über alles klagt.

Der Philosoph.

Das einzige, was uns übrig bleibt. Nur die Todten schweigen; die Lebenden, wenn sie fürchten müssen, für das Reden, jenen vor der natürlichen Zeit, Gesellschaft zu leisten.

Der Fürst.

Der alles besser weiß. —

Der Philosoph.

Der vieles besser wünscht, als er sieht.

Der Fürst.

Der sich einen Philosophen nennt und nennen läßt.

Der Philosoph.

Wenn das den Philosophen macht, über das zu denken, was um uns vorgeht, über die zu denken, die es bewirken und veranlassen, so bin ich freilich einer.

Der Fürst.

Und gar ein spekulativer. —

Der Philosoph.

Leider nur ein beobachtender. Denn wäre ich, was Eure — zu sagen belieben, so stände ich gewiß nicht vor Ihnen.

Der Fürst.

Warum nicht?

Der Philosoph

Weil der Herr des Weltalls von den ältesten Zeiten her den Philosophen den tollsten Unsinn, die wildesten Träume, ja selbst die kühnsten Lästerungen hingehen ließ, die sie über seine Schöpfung und Regierung zusammengetragen haben. Ganz anders betragen sich die Fürsten, welche sich als Herren der Erde von ihm uns vorgesetzt glauben, — gern überlassen sie uns Raum, Zeit, Unendlichkeit, — alle Höhen und Tiefen des menschlichen Forschens — ja Gott selbst, nur wage es keiner, das zu berühren, was auf sie Bezug hat, was sie regieren nennen.

Der Fürst.

Und davon will vermuthlich der Philosoph den Grund nicht einsehen, weil er gar zu natürlich ist? Was sind vor Gott der Unsinn und die Lästerungen der Philosophen der alten und neuen Zeit? Konnten sie den fest bestimmten, unerschütterlichen Gang seiner allmächtigen Herrschaft stören? Ganz anders ist es mit unsrer künstlich zusammengesetzten, abhängigen Herrschaft. Hier schadet die Vermessenheit — hier kann jeder kühne Angriff, jede scheinbare Vernünftelei, aufs Möglich bessere gegründet, die heilsame Eintracht stören. Und gesetzt auch, die Worte eines solchen Waghalses zerschellten an der fest gegründeten Macht, so kann sich doch leicht der Waghals das Haupt daran verwunden. Und darum können wir, denen aufgetragen ist, für Alle zu wachen und zu sorgen, selbst den Philosophen nicht aus der Acht lassen. Zwiefach ist er verbunden, sich nach dem Bedürfniß der Gesellschaft einzurichten, damit wir ihn ruhig darin können leben lassen. Und darum thut er ganz wohl daran, wenn er mit den Theologen glaubt, wir seien von Gott zu Herrschern auf Erden eingesetzt. So löst er mit einem Streich der verworrenen Knoten viele auf.

Der Philosoph.

Es ist nicht das einzige, vielleicht beiden Theilen schädliche Vorurtheil, welches die Theologen ersonnen haben, weil sie mehr Priester als Theologen waren. Man weiß, warum sie es thaten.

Der Fürst.

Vorurtheil!

Der Philosoph.

Wär' es etwa keines?

Der Fürst.

Ein den Menschen nützliches Vorurtheil entschuldigt sich durch die Vortheile, die es gewährt.

Der Philosoph.

Die es den Herren der Erde zu gewähren scheint, oder gewährt, so lange man daran glaubt, das sich dann wie jedes Vorurtheil dieser Art rächt, wenn es nicht mehr wirkt; ganz gewiß. Zu weit ausgesponnen, könnte oft gar als Lästerung erscheinen. Und wie — der Gedanke? Was soll der Mensch von der Vorsehung denken, die solche Herrscher bestellt, wie sie uns die Geschichte

---

*) Werke. Leipzig 1832. 11. Band, S. 265 flg.

überliefert, wie wir sie noch heute zu Zeiten sehen — und was von den Herrschern der Erde selbst, die von einem so hohen Ruf überzeugt, gleichwohl seit Menschengedenken so handeln, als käme ihr Ruf von einem ganz andern, viel niederern Orte her.

Der Fürst.

Sollte der Philosoph wohl gar da die Quelle des Uebels suchen?

Der Philosoph.

Es löst der verworrenen Knoten viele — Sie verwiesen auch mich an einen solchen Hauptschlag. Doch glaubte ich in der That nicht, daß mich Eure — um einer sogar wichtigen Sache willen, hätten auffordern lassen.

Der Fürst.

Eure — in dem Munde eines Philosophen?

Der Philosoph.

Warum nicht? Ein Wort für's andre. Es spricht sich bald wie das gewöhnlichste aus, wenn man es auch dem beilegt, der ihm so wenig entspricht, daß es wie Satyre auf ihn klingt.

Der Fürst.

Wäre dieß so auch mein Fall?

Der Philosoph.

O wahrlich nicht. Eben die — ist es, die sie uns recht fühlen lassen, und wenn ja einer daran zweifeln sollte, daß Sie nicht die ganze Kraft des Worts auffassen und durch Thaten ausdrücken, der komme — sehe — höre! Ich begreife es wohl, daß sich der Oberrichter des Landes in Schrecken hüllen muß, wenn er mehr gebieten, als richten will.

Der Fürst.

Gut! nur zu! Man hat mir nicht zu viel von Ihnen gesagt — aber eins hat man doch vergessen.

Der Philosoph.

Darf ich wagen?

Der Fürst.

Und dazu das Allerbeste.

Der Philosoph.

Das ist so der Fall der Hofleute — der Ankläger überhaupt wollt' ich sagen. Um so dringender wage ich zu bitten.

Der Fürst.

Sie vergaßen mir zu sagen, daß Sie, trotz Ihrer kühnen Aeußerungen, eine sehr gute Meinung von mir haben müssen, daß Sie es durch diese Vermessenheit aufs kräftigste beweisen. Würden Sie dieses wagen, wenn Sie mir nicht zutrauten, was Ihr Philosophen uns Fürsten so selten zutraut — Großmuth und Geduld?

Der Philosoph.

Es kann sein, und vermuthlich bin ich darum so rauh und ungestüm vor Sie gefordert worden, um mich in dieser Meinung zu bestärken.

Der Fürst

So rauh? Wie das?

Der Philosoph.

So rauh, daß ich auch nicht die geringste Spur von den Tugenden entdeckte, die ich so eben nennen hörte. Hätt' ich eine Verschwörung angezettelt — die Art wäre, nach dem Erweis, zweckmäßig genug gewesen.

Der Fürst.

Die Dolche der Zunge, Philosoph, verwunden oft tiefer, als der geschliffene Stahl. Indessen ist es mir leid, mein Wille war es nicht.

Der Philosoph.

Das denke ich, und weiß ja wohl, daß dieß der Balsam ist, womit die Fürsten die Wunden zu heilen pflegen, die uns ihre Diener schlagen. Bin ich doch nicht der erste, der dieß hier erfährt!

Der Fürst.

Gleichwohl ist es etwas, und ein Etwas, das man nicht jedem darreicht, nicht jedem darreichen darf. Sehen Sie, so rauh erscheinen wir unsern Dienern — solche Folgen hat ein Wort von uns —

Der Philosoph.

Um so behutsamer müßte Der das Wort aussprechen, der seine Folgen kennt.

Der Fürst.

Unser Lispeln wird zum Donner, wenn man es wiederholt — unser mißmuthiger Blick zum Blitz. —

Der Philosoph.

Träfe der Donner nur einmal den, der das Lispeln dazu macht — ich wette, der Ueberbringer Athem würde sanfter werden.

Der Fürst.

Giftig genug! Nur was wir selber thun und sprechen, davon sind wir des Maßes und des Tons gewiß. Und doch ist dieses nur eine der kleinsten Schwierigkeiten, die uns drücken, darum sollte der Philosoph behutsamer sein: denn wenn er auch den Herrn nicht fürchtet, so sollte er doch die Diener fürchten, die ihre Macht auf die Macht des Herrn gründen, in denen diese sogar furchtbarer erscheinen muß, als in ihm selbst, und das aus guten Gründen.

Der Philosoph.

Ich begreife Sie — wenn ich aber nun nichts fürchtete —

Der Fürst.

Freilich der Philosoph hat nicht viel zu verlieren — doch ist die Freiheit Etwas.

Der Philosoph.

Ja, wenn man frei ist

Der Fürst.

Besonders muß sie für den, der sie so braucht, wie Sie gethan haben, vielen Reiz haben. Hätte ich dem Wink gewisser Leute gefolgt, schon längst

würde wenigstens der Philosoph das Vergnügen des Mittheilens seiner Lehren und Meinungen verloren haben. Und darin liegt ja der Werth der Sache, wie man sagt.

Der Philosoph.

Freilich ist eine mitgetheilte Wahrheit nützlicher, als eine, die ich mir allein vorbehalte. Und wenn nun dieses geschehen wäre, was mir die guten Leute zudachten, — ein kleines Gefängniß für ein großes. — Warum nicht? So wäre ja die Wahrheit recht bekräftiget! recht erwiesen!

Der Fürst.

Eben dieses wollt' ich nicht. Von Ihnen selbst wollt' ich Ihre Vertheidigung hören. —

Der Philosoph.

Ich habe keine und bedarf keiner. So lange Sie nicht durch ein Manifest bekannt machen, daß Wahrheit ein Verbrechen ist, bin ich von allen Verbrechen rein.

Der Fürst.

Wahrheit, abermals Wahrheit! Erinnern Sie sich, daß sogar Philosophen sagten, es sei nicht gut, den Menschen jede Wahrheit zu sagen — daß sogar einer äußerte, wenn er alle Wahrheit in seiner Hand verschlossen hielte, so wollte er sie nicht öffnen.

Der Philosoph.

Ich wette beinah', dieses sagte der Staatsminister aus guten Gründen — und die Philosophen, die etwas Aehnliches sagten, beurtheilen die Menschen in diesem, nicht in meinem Sinn; vielleicht hatten sie auch sonstige Ursachen. Muß der Philosoph Wahrheiten verschweigen, so sind es gewiß nicht diejenigen, um derer Bekanntmachung ich das hohe Glück habe, hier vor Ihnen zu stehen. — Da nun gewiß nie ein solches Manifest erscheinen wird, so bin ich mir für immer meiner Unschuld und Sicherheit gewiß.

Der Fürst.

Warum sollte es nicht erscheinen können?—

Der Philosoph.

Natürlich; es sind wohl noch sonderbarere erschienen, beinah so sonderbare, als dieses da; aber dieses erscheint gewiß nicht, denn eine solche Staatsmaxime befolgt man nur im Stillen. Zu vertheidigen, zu entschuldigen wüßt' ich nun nichts; aber gern will ich mich eines Fehlers anklagen. Ich glaube, daß ich nicht um meinetwillen allein, in der Welt, in dem Staate, selbst in Ihrer beschränktern Residenz da bin.

Der Fürst.

Diesen Fehler theilen wir. — Wozu die Verbeugung? — Das zweifelnde Lächeln um den so ernsten Mund?

Der Philosoph.

Ich bemerke einen ganz kleinen Unterschied.

Der Fürst.

Gerade zu!

Der Philosoph.

Gern! So wenig ich glaube, ich sei um meinetwillen allein da, eben so wenig glaube ich, alle Andre seien um meinetwillen da — dieses Letzte aber soll von Alters her der Fürsten Glaube sein. —

Der Fürst.

Und mit Recht; da der Fürst in sich den Staat denkt, da sich in ihm dessen ganze Kraft und Macht sammeln.

Der Philosoph.

Ja wenn er sich als Fürst in diesen eiskalten Kreis gebannt dächte, und nicht als Mensch voller Lebenswärme. Der soll wenigstens noch geboren werden, der sich so weit von sich selbst entfernen könnte, daß er als ein politisches, metaphysisches Wesen in des Staates Mitte da säße, die Fäden der Regierung ohne Rücksicht auf sich in den Händen hielte, und sich nur an der Ordnung ergötzte, die von ihm ausgeht. Und wer kann dieß fordern? Welcher Mensch an den Menschen?

Der Fürst.

Der Philosoph, — der, welcher durch seine Aeußerungen, tagtäglich beweiset, daß er der Fürsten Handwerk für das leichteste auf Erden hält.

Der Philosoph.

Soll dieses mich treffen, so hat man mich gewiß verläumdet. Ich halte es im Gegentheil für so schwer, und undankbar, daß ich gar nicht begreife, wie Ew. — sich damit belasten mögen. Weil es aber doch geschieht, und immer geschah, und immer geschehen wird, so glaube ich, daß der Mensch mehr, als der Fürst den Staat in sich denkt, daß ihm diese Vereinigung so wohl gefällt, daß er sich gar nicht von sich selbst trennen mag, so nöthig es auch zu Zeiten wäre.

Der Fürst.

Ich nehme das Beste für die Angeklagten aus Ihren Worten, denn wider Willen macht hier der Philosoph den Fürsten eine Apologie. Freilich, da, wie Sie selbst sagen, der Mensch sich nicht von sich trennen kann, und keiner es an den andern fordern mag — fordern darf, setze ich hinzu — so ist es gerade, was es sein muß — Menschenwerk durch Menschengeist und Kraft getrieben — auf anderer Menschen Kraft und Geist berechnet — aus Noth und Bedürfniß, nach Noth und Bedürfniß berechnet. —

Der Philosoph.

O wär' es das — wer würde klagen? Ja dann, dann wären die Philosophen der Fürsten Lobredner, und ich der erste.

Der Fürst.

Was wär' es denn, wenn es dieses nicht ist?

Der Philosoph.

Gewöhnlich ein Spiel, ein abgekartetes, auswendig gelerntes, mechanisches Spiel.

Der Fürst.

Und wenn es nicht anders sein könnte?

Der Philosoph.

Ein Spiel, wobei Leidenschaft und Gewinnsucht die Karten mischen, manche unterschlagen, die den Spieler hindern, und gar die Farben zu Trumpf machen, womit der Zufall den Spieler vorzüglich versehen hat. Um bei dem einfältigen Gleichniß zu bleiben, so sollten doch die Spieler so billig sein, und den Zuschauern — oder denen, die den Einsatz dazu liefern, erlauben, ein Wörtchen über das Spiel zu reden. Erlaubt es doch der Gewinner dem trostlosen Verlierer, verweist ihn auf künftiges besseres Glück, zieht den Gewinn mit aller Schonung, oft mit Bedauern ein. Und ließen uns die großen Spieler nur dieses sehen! Wir sind so gute Geschöpfe, daß wir noch gar ihre Kunst bewunderten — obgleich unser ganzes Glück bei dem Spiel auf der Wage steht. Aber ernsthaft — weil Ihr jetzt strengerer Blick mir Ernst gebietet — wenn es nun etwas Anders als ein Spiel sein könnte! Wenn es gar zu gewissen seltnen Zeiten etwas Anders gewesen wäre, hin und wieder noch heute wäre.

Der Fürst.

Das glaube ich kaum — gespielt ward immer, wenn auch nicht von dem Herrn, doch von den Dienern. Und ich könnte am Ende gar erweisen, daß, wenn es nur ein Spiel ist, wir wahrlich nicht die Ursache davon sind, ob wir gleich das Spiel zu leiten scheinen. Daß, um bei Ihrem Gleichniß zu bleiben, nicht wir die Karten mischen — daß wir meistens nur das falsche Spiel erwiedern müssen, das gegen uns gespielt wird.

Der Philosoph.

Das könnten Sie!

Der Fürst.

Könnte erweisen, daß ich, den Sie so sehr verlästern, hier ins Angesicht verlästern, nun gerade nicht anders sein und wirken kann, als ich thue.

Der Philosoph.

Auch das?

Der Fürst.

Daß die Menschen, durch die ich wirke, auf die ich wirke, gerade eines solchen Spiels bedürfen, ja keines bessern werth sind.

Der Philosoph.

In der That!

Der Fürst.

Kurz, daß aller Tadel, den Ihren nicht ausgenommen, nicht auf uns, sondern auf die Menschen und ihr Zusammensein überhaupt, zurückfällt. Daß unser Wirken oder Spielen — warum nicht auch unser Dasein selbst? — die Satyre auf die Menschen machen, die Sie so gern auf uns anwenden möchten. Daß Leute Ihrer Art, diese Satyre nur recht bitter, nur recht dem Geist der andern faßlich machen.

Der Philosoph

Das könnten Sie!

Der Fürst.

Das könnte ich —

Der Philosoph.

Daß Fürsten viel vermögen, das weiß ich, das erfuhr ich — daß sie aber die Menschheit an sich selbst zur — Verbrecherin — warum soll ich das Wort nicht sagen? — machen könnten — dieß ist mir wenigstens neu. Schade nur, daß ich zu klein, zu ohnmächtig bin, Sie zu den Beweisen aufzufordern. Wären Sie ein unbedeutendes Ding von einem Philosophen, ich forderte Sie dazu auf.

Der Fürst.

Und sollten die Beweise so streng erhalten, als führte sie ein Philosoph. Zwar nicht nach der Form, doch nach der Kraft. —

Der Philosoph.

Wie sie immer lauten möchten.

Der Fürst.

Möchten Sie sie hören — die Satyre. —

Der Philosoph.

Auf das ganze, — ganze Menschengeschlecht — den abgethanen, entschiednen Proceß — über die, die unter Fürsten gelitten haben — und noch leiden — künftig leiden werden — über das, was Staub geworden ist — noch werden soll — der Gedanke, an der Stelle, wo ich stehe — vor dem Manne — vor dem ich stehe — ausgedacht — ist so schauderhaft, daß er schmerzlich meinen Kopf füllt.

Der Fürst.

So ergehts dem Philosophen, der das Spiel nach der Theorie beurtheilt — aber dem gar zu ernsten Manne möcht' ich den Beweis nicht führen. Lassen wir nur das ganze Menschengeschlecht — sammt den Todten immer ruhen — wir schränken uns in die Grenzen unsrer Herrschaft ein.

Der Philosoph.

Der Umfang ist beträchtlich genug — es ließe sich schon weiter schließen.

Der Fürst.

Wie kömmt es zum Beispiel, daß ich gegen einen Tadler Ihrer Art, hundert Lobredner, gedruckt und ungedruckt aufweisen kann? Meine

Handbibliothek enthält eine merkwürdige Sammlung dieser Art. —

Der Philosoph.

Also so etwas sammeln Fürsten auf?

Der Fürst.

Fürsten, die wie ich denken, warum nicht? Unser einer findet darin Stoff zu mancherlei Betrachtungen — und bei mir — in meiner Bibliothek schließen sich die Satyren an die Lobschriften — Ihre Werke — wenn Sie je welche schreiben, sollen auch da ihre Stelle finden.

Der Philosoph.

Ich schreibe keine Bücher. — Ist die Anzahl der Satyren stark?

Der Fürst.

Nicht sehr stark — doch hinreichend, den Werth beider, sammt ihrer Urheber zu bestimmen. Und gewiß dachten ihre Urheber nicht an die Wirkung, die sie auf einen Fürsten meiner Art machten.

Der Philosoph.

Ist dieses auch einer Ihrer Beweise?

Der Fürst.

Auch der kleinste ist von Gewicht, wenn es bei einem verwickelten Proceß aufs Urtheil ankömmt.

Der Philosoph.

Ich glaube es wohl — Ihre Verachtung gegen die Nichtlobredner, — und Ihre Großmuth gegen die Lobredner — und befinden sich die Lobredner nicht gut dabei? Geht nicht für sie alles herrlich! Was kümmert sie das übrige? Kenn' ich doch einen deutschen Poeten, der die Vorzüge der ärgsten Sclaverei auf Erden besang, — einer Sclaverei, wovon wir wenigstens in unserm lieben Vaterlande nichts wissen.

Der Fürst.

Sie verstärken meinen kleinen Beweis.

Der Philosoph.

Nur weil er Sie trifft, nur weil die Fürsten solche Lobredner belohnen. — Wenn die übrigen nicht fester halten —

Der Fürst.

So wird die Satyre nur um so bittrer — das wollen Sie doch sagen — Sie stehen betroffen. —

Der Philosoph.

Nein, dieser giftige Gedanke soll nicht zu meinen Herzen dringen — denn wahrlich die Wirkung der Gedanken, die sich an ihn ketten, würde keines Ihrer Gesetze — selbst Ihre unbegrenzte Macht nicht fesseln. — Erlauben Sie mir zu den Lobrednern zurück zu kehren. — Wen trifft der Vorwurf, wenn selbst das Edelste, das Beste des Menschen — die Wissenschaften, dem Geist nicht entfliehen können, der von dem Thron ausgeht?

Der Fürst.

Und beweist dieß nicht für die, die auf den Thronen sitzen, daß die Menschen das Edelste und Beste, wie Sie nennen, zum Gift, zum Spiel des Eigennutzes gemacht haben?

Der Philosoph.

Und warum den Beweis für Sie von den Elenden her nehmen, die es zum Spiel gemacht haben?

Der Fürst.

Wie sehen uns die andern an?

Der Philosoph.

Befehlen Sie?

Der Fürst.

Sie fürchten ja nichts.

Der Philosoph.

Als die Quelle aller politischen, moralischen Uebel, die uns drücken; als die Hindernisse der Erfüllung der schönen Träume, die wir zum Besten der Menschheit — schwärmen. — Und da sie wenigstens den Fürsten der Erde darin gleichen, daß sie die sie hindernden Individuen um des Ganzen willen aufzuopfern fähig wären, so möchten sie die Urheber aller dieser Uebel gern entbehren können.

Der Fürst.

Meine Kälte beweist Ihnen, daß Sie mir nichts Neues sagen — und wie sehr ich dergleichen Feinde fürchte, vermuthen Sie doch wohl? Die Mittel übrigens? — Und sind auch Sie dergleichen Philosophen einer?

Der Philosoph.

Die Schwärmer, die Thoren, die Vermessenen werfen wir zur Seite. — Auch ich kenne die Menschen, und wollte nur durch diesen rauhen Ausfall Ihre Großmuth auf die Probe stellen; Sie haben sie bestanden.

Der Fürst.

Es hielt nicht schwer, und ich rühme mich keiner solchen Siege.

Der Philosoph.

Es sei! Doch um Männer Ihrer Art ist es uns zu thun. Um derer willen tadeln, reden und schreiben wir — von ihnen wünschen wir gehört zu werden. Freilich wenn auch Sie solche Beweise führen können und führen wollen, so möchte der Ausfall doch noch mehr wahr als rauh sein Aber Sie können diese Beweise nicht führen wollen. —

Der Fürst.

Zweifeln Sie nicht daran.

Der Philosoph.

Und gegen mich!

Der Fürst.

Und will Ihrer ganzen Schule, allen meinen Tadlern in Ihnen, Rede stehen. Ich bin es müde, die schaalen, grundlosen Lästerungen

müßiger Träumer anzuhören. Machen Sie sich gefaßt.

Der Philosoph.

Bis zu mir wollten Sie Sich herablassen — hätten dazu Zeit?

Der Fürst.

Zum Philosophen erhebt man sich — nur er steigt herab, wenn er mit einem Ungeweihten sich einläßt, und wir thun ja des Thörichten, Unnützen gar zu viel, wie Sie uns täglich vorwerfen. Gut für Euch, wenn wir nichts Schlimmers thun; sagen Sie nicht so? — Ich möchte doch einmal hören, was ein Philosoph am Ende sagte, wenn ihm ein Fürst, der es weder an gutem Willen, noch an Thätigkeit fehlen läßt, seine Brust so öffnete, daß er klärer darin läse, als in den Werken seiner Brüder.

Der Philosoph.

Die Lockung ist süß — und die Schlinge glänzend.

Der Fürst.

Dieses muß es wenigstens sein, denn wie könnte auch ein Fürst aufrichtig und gerade verfahren. — Der Philosoph ist mir gleichwohl nicht wichtig genug, daß ich mich gegen ihn verstellen sollte.

Der Philosoph.

Sie nehmen meine Worte in einem ganz andern Sinne, als ich sie dachte. —

Der Fürst.

So geht es Ihnen oft bei unsern Thaten.

Der Philosoph.

Dieß soll ich ja erfahren. Ich wollte jetzt nicht mehr sagen, als daß für unser einen, der den Großen der Erde naht, das unschuldigst Scheinende in einem gewissen Sinne zur Schlinge wird. Und muß mir Ihr Vorsatz nicht so neu als sonderbar vorkommen?

Der Fürst.

Ich glaubte in Ihnen einen rauhen, steifen Pedanten zu finden, und den gedacht' ich abzuführen; als ich aber den festen, stattlichen Mann erblickte — und reden hörte, da lispelte mir meine Eitelkeit zu, meinen Lobredner aus ihm zu machen.

Der Philosoph.

Ein Fürst vermag viel, und ich wünschte, Sie vermöchten dieß — doch hängt es nicht von Ihnen ab?

Der Fürst.

Von mir? Von mir allein? dann wären Sie es schon längst; machen Sie mich indessen ein wenig mit Ihren Verhältnissen bekannt — mit Ihrer Denkungsart bin ich es so ziemlich; aber ich möchte von Ihnen hören, wie sie entsprungen ist.

Der Philosoph.

Das wollten Sie hören? Was hätte der Unabhängige — der Unbedeutende — von sich zu sagen?

Der Fürst.

Bedeutend haben Sie sich genug gemacht — Vergessen Sie nur nicht, daß Sie, so unabhängig Sie auch seien, vor mir als Ihrem Richter stehen, daß Leute draußen ungeduldig auf den Ausgang des Verhörs warten.

Der Philosoph.

Eben diese Leute beweisen mir, daß Ihnen meine Verhältnisse bekannt genug sind. Sollten Sie nicht Alles erforscht haben?

Der Fürst.

Vielleicht nur dieß nicht, was ich eigentlich wissen wollte — was mich reizen konnte, so mit Ihnen zu verfahren, wie ich gethan habe, und ferner thun will. Zum Beispiel: jene Leute sagten mir kein Wort davon, daß Sie ein Virtuos wären, und zwar einer der Virtuosen, um die wir uns gar nicht kümmern, für die wir gar nicht regieren, die ga. keiner Regierung bedürfen. Beim ersten Blick, beim ersten Laut erkannt' ich diese Virtuosität in Ihnen, ob ich Sie gleich seit meinem zehnten Jahre nicht mehr gesehen und bemerkt habe.

Der Philosoph.

Ich kenne an mir keine Virtuosität. —

Der Fürst.

Warum so ernst? — Ist die Tugend etwas anders?

Der Philosoph

Die Tugend? Von der Tugend reden Sie—?

Der Fürst.

Ich ein Fürst — zu einem Philosophen, der doch das Ding am besten kennen muß, weil er am meisten davon redet.

Der Philosoph.

Ja so — so reden Sie davon?

Der Fürst.

Nein nicht so — sondern so ernsthaft, als Plato selbst am Hofe des Dionys davon reden konnte. — Sie lächeln! — Natürlich. —

Der Philosoph.

Ich bin kein Plato — Sie wissen doch, wie es dem Philosophen da erging.

Der Fürst.

Ich bin kein Dionys — bin mit meinem Philosophen hier überhaupt aufs Lernen gar nicht gesteuert.

Der Philosoph.

Das denk' ich wohl — die Welt ist seitdem so umgekehrt, daß nicht mehr die Fürsten zu den Philosophen in die Schule gehen. —

Der Fürst.

Sondern daß die Philosophen zu den Fürsten in die Schule gehen sollten. Vielleicht wäre

dieses schon damals heilsamer gewesen — vielleicht thäten wir recht gut, das Ding nun einmal am andern Ende anzufassen.

Der Philosoph.

Das beste Mittel sicherlich allem Philosophiren dieser Art ein Ende zu machen.

Der Fürst.

So würde wenigstens Ruhe in der Geisterwelt. —

Der Philosoph.

Und die Ruhe in der Geisterwelt sicherte die Ruhe in der Körperwelt. — Aber um wieder auf die Tugend zu kommen, die Sie beliebten eine Virtuosität zu nennen.

Der Fürst.

Und zwar die Ihrige. —

Der Philosoph.

An die Sie dennoch glaubten?

Der Fürst.

Gerade wie an die Poesie.

Der Philosoph.

Wie an die Poesie? Wie soll ich das verstehen?

Der Fürst.

Ist die Tugend etwa in unserm Alltagsleben etwas anders? Hat sie nicht alle Eigenschaften der hohen Poesie? Idealischen Sinn? Erhabenheit und Stärke der Seele? Schwebt sie nicht hoch über der Erde und ihren niedrigen Verhältnissen? Beruht nicht sie, wie jene, auf der innern selbstständigen Kraft des Menschen? Ist sie nicht eine Trennung von allem Gemeinen — Prosaischen. —

Der Philosoph.

Dennoch theilen Sie die Menschen in Dichter und Prosaisten ein.

Der Fürst.

So meine ich, nur daß der ersten und guten Ursachen wenige sind und sein müssen, daß wir uns um diese gar nicht zu bekümmern haben, sie wegen ihrer Virtuosität weder glücklich noch unglücklich machen können. Was wären sie ohne uns? Sind wir es nicht, die ihre Virtuosität recht sichtbar machen, und ihren leichtgläubigen Bewunderern zur Schau ausstellen?

Der Philosoph.

Sonderbar!

Der Fürst.

Etwa, daß die Kraft, die diese Virtuosität in ihrer Spannung erhält, auf dem stolzen Bewußtsein eignen Werths beruht, und vielleicht an Stärke selbst das Gefühl der Herrschaft übertrifft, auf das sich unser Dasein gründet? Stolz ist eine feste Grundlage, und ich baue viel darauf. Eben darum nahen uns diese Virtuosen so selten, eben darum können wir sie so wenig in unserm Kreise vertragen — Sie wissen wohl, wie sich Leute benehmen, die sich einer Virtuosität bewußt sind — wie sie sich auszeichnen — durch Blick, Geberde und Worte — wie sie uns und jedem Höhern (nach irdischem Verhältniß) zu verstehen geben, unsre und aller Herrschaft scheitere an der ihrigen, sei gar nichts gegen die ihrige.

Der Philosoph.

Nur darum erscheinen solche Virtuosen nicht in der Fürsten Kreise?

Der Fürst.

Der Stolze bei dem Stolzen?! Der Mann, der auf seiner eignen Stärke und Kraft ruht, — bei dem, der keine Kraft ertragen kann, die er nicht leiten, zu seinen Absichten verwenden kann?! — Wär' ich kein Fürst, ich würde diese Rolle spielen. Alexander wußte, was er sagte.

Der Philosoph.

Rolle! Rolle! — Allerdings mit dieser Unterlage — mit dieser Folie — die Sie der Tugend — Ihrer Virtuosität da geben — was wäre es anders? Soll ich auch darauf antworten?

Der Fürst.

Warum nicht? Wenn Sie können

Der Philosoph.

Wenn Sie es nur hören wollen. So sage ich dann: Ich sehe wohl, daß ein Fürst von Ihrem Verstande, einen schönen, feinen und reichhaltigen Gedanken fassen kann; aber damit der schöne Gedanke die wahren Früchte trage, so müßte der, welcher ihn gedacht hat, wenigstens für einige Augenblicke, aufhören können, ein Fürst zu sein. Nun erlauben Sie gnädigst, daß ich mich entferne, denn jetzt möchte meine Virtuosität bald in Pedanterei ausarten.

Der Fürst.

Ehe ich Sie näher kenne?

Der Philosoph.

Ich kann Ihnen wohl nicht bekannter werden, Sie können wohl schwerlich bei der nächsten Bekanntschaft etwas gewinnen.

Der Fürst.

Aber Sie doch durch die meinige.

Der Philosoph.

Sie erlauben den Zweifel. Ich spiele keine Rolle — das, was ich bin, bin ich so ernsthaft, daß Sie mein Ernst empören würde. Auch ist der Unglaube, den Sie mir zeigten, und so bilderreich aufstellten, eben das, was ich an den Großen der Erde am meisten hasse, weil es die Quelle alles dessen ist, was wir Kleinen zu leiden haben und zu tadeln finden.

Der Fürst.

Wie; wenn ich nun mehr Grund zu meinem Unglauben hätte, als Sie zu Ihrem Glauben? Wie; wenn die Erfahrung mir streng bewiese — täglich aufdränge — daß Ihr Glaube zwar schöner klingt, aber weniger Stich hält?

Der Philosoph.

Ich beneide Sie nicht darum, und kann nur die bedauern, die dadurch leiden. Meine Erfahrung geht von mir aus — ich traue ihr — weil nichts Aeußeres den Menschen in mir verhüllt.

Der Fürst.

Ist dem Fürsten die seinige weniger werth? Sie sollen sie hören, und wenn der Philosoph nicht am Ende eingesteht, er würde an meiner Stelle eben so denken, und handeln, so soll der Philosoph mit allem Rechte sagen dürfen, was er bisher aus bloßer Menschenliebe meinen Unterthanen vorgetragen hat. Gefällt der Vertrag? ist er nicht neu?

Der Philosoph.

So daß er mir ein Spiel zu sein scheint, welches der Mächtige zur Abwechselung, zum Zeitvertreib, mit dem Philosophen zu spielen denkt. Wir haben in dieser Art noch sonderbarere Dinge. —

Der Fürst.

Ist das Leben etwas anders als ein Spiel, und sei es auch das Leben eines Philosophen? Spielt der Fürst mit Ihnen, was hindert Sie mit dem Fürsten zu spielen? Gar viele spielen mit uns, mit denen wir zu spielen glauben. Sie kennen doch Montaigne's Katze? Wir sind gar oft die Katze dieses launigen Philosophen, der der Wahrheit meistens näher kömmt, als unsre heutigen Philosophen. Ich werde Sie rufen lassen. Bringen Sie alle Ihre Vorwürfe wohlgeordnet mit. Ich will sie auf einmal hören und keinem ausweichen. Dafür fordere ich biedere Offenheit. Der Richter und Gesetzgeber des Geisterreichs soll als Richter des stolzen Herrschers eines irdischen bürgerlichen Volks da sitzen, alle Majestät verschwinden, und bloß der Mensch, in dieser Lage erscheinen. Jetzt gehe ich, meine Rolle im geheimen Rath zu spielen. Dort warten meiner ganz andere Schauspieler. — Und wie sind Sie jetzt mit mir zufrieden?

Der Philosoph.

Noch weniger als sonst. Vorher glaubt' ich, Ihre Thaten entsprängen nur aus denen, dem Menschen gewöhnlichen Leidenschaften — jetzt seh ich eine noch trübere, giftigere Quelle! Ein System, das die Vernunft aus den schwärzesten Farben aufgetragen hat, in das weder Glaube an Tugend, noch Menschenliebe einen Lichtstrahl werfen.

Der Fürst.

Leider kommt jeder Fürst, der denkt, endlich dahin.

Der Philosoph.

Der nur als Fürst denkt, wie gesagt. Ich kam glücklicher als ich gehe. —

Der Fürst.

Dieß ist nur der Rache Anfang. Kann man sich an den Philosophen ärger rächen, als wenn man ihm beweist, sein Lieblingsgedanke sei ein Hirngespinnst —?

Der Philosoph.

Nur das — wenn ich wiederkehren soll — wie heißt der Lieblingsgedanke?

Der Fürst.

Wir könnten oft anders, besser sein, als wir sind — und daß es geschehe, hängt nur von den Menschen ab; sie müssen anfangen anders und besser zu sein — aber wenn Sie sie kennten, wie ich sie kenne!

Der Philosoph.

Ich hoffe, Sie sprechen nur von denen, die um Sie sind. —

Der Fürst.

Und warum? Wirken wir nicht durch sie — mit ihnen? Kann es anders sein? Können wir sie anders, besser machen? Das ist ja der Philosophen, nicht der Fürsten Werk. Und hören Sie! noch ein Vertrag — und ein recht feierlicher dazu! Sie oder die Philosophen sind mit den meisten Fürsten unzufrieden, die meisten Fürsten sind es mit den Menschen. Die Fürsten nun gerade abzusetzen, wäre ein Wagestück, wobei wahrscheinlich die Menschen mehr gefährdet würden, als ihre Fürsten. Zum Belege verweise ich Sie auf die Geschichte der Empörungen alter und neuer Zeit. Wie wenn die Philosophen nun einmal sich recht verständen, und mit der Besserung des Menschenthiers anfingen, aus ihnen lauter solche weise, uninteressirte, leidenschaftlose, kurz tugendhafte Geschöpfe machten, wie sie selbst zu sein vorgeben? Fangen Sie und die übrigen Philosophen meines Landes dieses große, erhabene Werk an, und gelingt es Ihnen mit meinen Unterthanen, so steige ich von meinem Fürstensitz herab, und setze die Tugend darauf ein. Bis dahin bedürfen sie wahrlich meiner mehr, als ich ihrer bedarf.

---

## Scipio und Allucius.

Von A. G. Meißner.

Scene, Karthago in Spanien, Zimmer des Scipio.

A. (im Hereintreten) Glücklich sei die Vorbedeutung bei meinem Eintritt zu dir, erhabner Imperator. Du sandtest nach mir, und noch eh' ich dieß wußte, flog ich ungerufen schon nach Karthago her. Deine Boten trafen mich unterwegs und beschleunigten meine Eile.

S. (ihn genau betrachtend) Bist du Allucius vielleicht? Fürst der Celtiberier?

A. Ich bin Allucius, und einer von den

Führern meines Volks. Es ehrt in dir den glücklichen Sieger, den weisen Feldherrn, und — wie man sich bewundernd erzählt — selbst den milden Feind. Sei es künftig unser Loos mit oder unter dir zu fechten: in beiden Fällen ehrt ein solcher Kampf, und wird der Stolz unserer tapfern Jünglinge sein.

S. Meine Erwartung — sie trog mich nicht! Und das Gerücht hat diesmal nicht geschmeichelt.

A. (etwas betreten) Das Gerücht? Welches? — Verzeih. —

S. Das Gerücht deines Lobes! Sei mir willkommen, Allucius! Hat Hispanien viel solcher Jünglinge, solcher Männer, so ist der Friedensbruch, den Annibal eines solchen Landes halber beging, zwar nicht löblich, doch verzeihlich.

A. (bescheiden) Imperator — —

S. Vergiß meiner Würde, Prinz, wie ich der deinigen bisher vergaß. Sprich als Allucius zum Scipio; auch will ich nur als junger Mann zum jungen Manne, damit freier unsre Rede sei, williger unser Herz sich öffne. — Sieh, welchen glorreichen Gewinnst die Götter Romuls Volk verliehen haben, das weißt du, und das sagt der Ort dir schon, wo wir jetzt uns sprechen. Muthmaßlich traf manchen Gastfreund, manchen Verwandten von dir das Loos der Gefangenschaft. Nenne sie mir, und ich will thun, was ich kann und darf. Aber vor allen Dingen gesteh mir auch frei, kennst du nicht unter den Töchtern dieser Stadt ein junges, blondhaariges, reizendes Geschöpf? —

A. (rasch ihn unterbrechend) O halt ein, nur zu glücklicher Sieger, halt ein! bevor dein Mund noch ausgesprochen hat, seh' ich schon Ildegerdens Namen auf deinen Lippen schweben.

S. Nun! und wenn sie es denn wäre?

A. O sie ist meine Geliebte, meine Braut, und — leider jetzt deine Gefangene, deine Sklavin. — Gerechte Götter, war mir je Gut und Blut, und selbst mein Leben allzu theuer? Warum mußtet ihr mir dies einzige, womit ich kargte, rauben? — Scipio, du weißt nun, was mich hertrieb nach Karthago; was ich von dir zu flehen im Begriff stand. — O gieb sie mir zurück — sie, die bisher mein Stolz und meine Freude war!

S. (mit bedeutendem Tone) Und nicht ohne Ursach es war! Allucius, deine Bitte ist nicht geringe. Mancherlei Beute haben Roms Krieger in dieser reichen, schönen, großen Stadt sich erkämpft; eine schönere als Ildegerden nicht. Auch fühlten, auch sagten es die Soldaten, als sie die Jungfrau mir bewahrten, mir brachten, daß sie Karthagens Edelstein für mich aufgespart hätten; und deshalb —

A. Ha, Imperator ich merke, wie du enden wirst, da du so beginnst. Ich merke nun, daß du mich rufen ließest, damit dein Auge sich an meinen Schmerzen weide; damit ich ganz fühlen möge —

S. (sanft, ihn zu beruhigen) Allucius, wohin — (jener achtet nicht darauf).

A. Nein, Feldherr, nein, das Gerücht von deiner Milde ist nur ein Gerücht! so spricht ein edler Sieger nicht; so spottet er derer nicht, denen er oblag! Meine Braut ward deine Sklavin; kein Vorwurf deshalb, denn die Götter wollten es! Sie ward — was ich mir denken kann, denken muß, so sehr es mein Herz zerreißt; auch deshalb kein Vorwurf dir! denn du bist Mann, bist glühender Jüngling und Sieger. Doch daß du mich rufen ließest, um mich zu höhnen; mir das Geständniß meiner Liebe entlocktest, und mit der Nachricht es erwidertst: daß Ildegerde unschätzbar, unauslöslich sei; das ist hart, ist grausam sogar. — Römer, so prahlen bei uns am Iber, bei uns, die ihr Barbaren nennt, nur die Räuber mit ihrem Raube; prahlen selbst dann nur damit, wenn sie sich in Sicherheit wissen.

S. (mit gelaßner Hoheit) Du trägst, wie ich sehe, Allucius, die Hitze, die man im Gefecht an dir bewundert, auch auf deinen Umgang und auf dies Gespräch jetzt über. Ich würde zürnen, wenn ich deine Vorwürfe verdiente. Jetzt, da sie mich unschuldig treffen, vergeb' ich sie dir. — Kannst du nun hören?

A. Muß ich nicht?

S. Nur höre mich aus; und dann hoff' ich, sollst du glimpflicher deine Vergleichungen wählen; selbst römische Treue nicht mehr mit punischer verwechseln. Ja, Prinz, als ich das erstemal Ildegerden sah, da, ich leugn' es nicht, wandelte auch mich die Leidenschaft an, die jetzt in dir so heftig tobt. Da rief ich mit Entzücken: Wie schön ist sie! da —

A. (wieder einfallend) O daß sie es nie gewesen wäre! Aufgewachsen mit ihr von frühester Jugend an, hätt' ich ihre schönre Seele auch im unscheinbarsten Körper lieb gewonnen. Sie, die Glücklichere, hätte nie der Feinde gierigen Augen gefallen; nie deine Lüste gereizt.

S. (ihn bei der Hand fassend) Und hört dieser Aetna wirklich nimmer zu toben auf? — Jüngling, deine vom Zorn glühenden Wangen werd' ich doch vielleicht mit Schaamröthe noch stärker färben, wenn ich dir sage: deine Braut ist frei!

A. (erstaunt) Frei? — Götter! — Scipio! — Ildegerde ist frei?

S. Ist frei und sei dein!

A. Frei und mein! Scipio, du betäubst mich.

S. (lächelnd) Muß ich das nicht, um nur ruhiger sprechen zu können? Junger Mann, als man meine Gefangene mir darstellte, da ent-

züchte mich — ich wiederhol' es dir — ihr Reiz; da würd' ich, nicht als ein schwelgender Gebieter, als ein werbender Liebhaber vielmehr ihr Herz und Hand angeboten haben; hätt' ich nicht rasch einen Blick auf das Vaterland, das meiner noch ungetheilt bedarf, geworfen. Doch, indem ich noch wankte, indem ich schon auf Vereinigung von Bürgerpflicht und Männerliebe dachte, vernahm ich, daß sie bereits durch Werbung und Versprechen, durch Liebe und Gegengunst verbunden sei; und von dem Augenblick an ward mein Geist meines Herzens Meister! Von diesem Augenblick an hab' ich sie nur geschützt, geschützt für dich! nimm sie zurück, denn sie ist frei.

A. (noch halb außer sich) Götter, allgewaltige Götter, das tönt, als wenn es Wirklichkeit wäre, und wird am Ende nur als ein Traumbild zerfließen. Imperator über Karthager und Hispanier, über Gallier und Kantabrier, mit einem Wort, über Feinde kannst du siegen. Doch dieser Sieg über dich selbst —

S. (lächelnd) Getroffen, er war keiner von den leichtesten. Doch ich bin Römer und dieses Volks Vorzug ist es, von Jugend auf Beispiele mit anzusehen, die andere Völker nur durch Ueberlieferung kennen: — Glaubst du meinem Munde nicht, wenn ich deiner Geliebten Freiheit dir verkündige, laß sehn, ob du auch diesem Zeugen widersprechen kannst — Servius! Servius! (ein Sclave führt Ildegerden und ihre Mutter ins Gemach) Sieh sie hier deine blühende Schöne. Kein kriegerischer Muthwille hat sie berührt; keine Thräne, seit sie mir gehört, ihre Wange gebleicht. — Siehe hier ihre Mutter, von mir selbst ihr zur Gefährtin und zur Schützerin erkohren! Forsche nach, ob sie sicherer in deinem väterlichen Hause, als bei mir sein konnte. Selbst meine Gegenwart soll dich nicht hindern. (will gehn.)

A. (seine Hand ergreifend) O, wo — wo ist die Höhle, in welche sich schamroth mein Argwohn und mein Ungestüm verbergen kann? Imperator, ich beschwöre dich, bleib! — Meiner Freude fehlt noch Besinnung. Entzücken, Erstaunen, Beschämung, wie ich nie fühlte — (eine stumme Pause) Edler Römer, sagt dir mein Auge, meine zitternde Hand, und mein sinkendes Knie nicht, was ich empfinde? ha, ich Unglücklicher, wie soll ich es denn in Worte zwingen? — (zu ihr hineilend) Ildegerde, theures, einziges Mädchen, ist es möglich? Bist du mein? ganz mein? — Noch meiner werth? noch deiner selbst?

Ild. Dank es diesem vortrefflichen Manne, daß ich es noch bin!

Mutt. Er sah sie einmal nur im Kreis seiner Legaten und Centurionen. Die übrigen drei Tage hat sie unter meiner Obacht gelebt.

A. (wieder Scipios Rechte fassend) Scipio! Scipio! giebt es kein Meer, das ich für dich durchschwimmen, kein Ungeheuer, das ich dir bändigen, keinen Tod, den ich für dich erbeuten soll? Befiehl! Befiehl! und laß nur den kleinsten Theil meiner Schuld durch eine solche That mich dir bezahlen.

S. (ihn umarmend) Edler junger Mann, schon deine Freude bezahlt mich mit einem Wucher, der mir fast unbillig scheint.

Mutt. Und darf ich dieser Freude des Allucius noch einige Worte, erhabener Imperator, hinzufügen?

S. Sprich ohne Umschweif!

Mutt. Ehe mein Gemahl und seine Blutsfreunde deinen Edelmuth noch erfuhren, als sie nur wußten, daß Ildegerde noch lebe, da hatten sie schon, um ihren Liebling zu lösen, funfzig Talente zusammengebracht, und als sie gestern von mir deine sanfte Behandlung erfuhren, haben sie mit Freuden diese Summe verdoppelt, legen sie hier (Sklaven treten mit den Geldsäcken auf ein gegebenes Zeichen herein) zu deinen Füßen nieder, und beschwören dich durch meinen Mund: Verschmähe nicht, was nur ein schwaches Kennzeichen unsers Danks und nicht ein Lösegeld zu nennen ist.

S. Mit nichten, edle Frau! Mein und meiner Ahnen Sitte war es nie, von Freunden Geschenke zu nehmen; sie ihnen zu geben dünkte uns ein größeres Glück.

Mutt. Imperator, ich stehe nicht auf, bevor du mir diese Bitte gewährest. (kniet nieder)

Ild. (desgleichen) Ich muß deine Gefangene, selbst wider deinen Willen, bleiben, wenn du meiner Freunde Zoll allzugroßmüthig ausschlägst. Für mich sind diese hundert Talente zwar viel zu viel, doch für dich viel zu wenig.

A. (ein gleiches thuend) Nur vor Altären beugt ich zeither mein Knie; Feldherr, der du mir mehr als ein Halbgott scheinest, laß es mich jetzt vor dir nicht vergebens beugen. Deine Großmuth hat mich neubelebt; das Uebermaaß derselben droht mich zu tödten.

S. Steht auf, meine Freunde! Jedes allzulange Sträuben artet in Hartnäckigkeit aus. Ich will annehmen, was ihr mir darbietet. (zu den Sclaven) Legt es hieher! — Allucius, von meinen Händen empfange hier ein Mädchen, eben so werth, der Frauen Krone zu werden, als sie bisher der Schmuck der Jungfrauen war; und wenn meine Selbstbezwingung euch anders erfreut, so versprecht mir eines nur dafür zum Lohn.

Alle drei. Was? o was? gebeut!

S. Schwörst du mir Gewährung, Allucius?

A. Tausend Schwüre statt einen!

S. Wohlan, so sind außer Schönheit und Tugend, außer den Geschenken, die ihr Vater vielleicht dir schon zubereitet, jene hundert Talente — Ildegerdens Brautschatz.

Alle. Unmöglich! Nimmermehr!

A. Eh' mein Leben —

S. (ernst) Prinz, deine tausend Schwüre? Gedenk ihrer! sie binden! — Zwar hätt' ich noch einen Wunsch. Doch freiwillig mußt du ihn erfüllen. Ungebunden oder gar nicht!

A. (eifrig) O, fordre! rede! gebeut!

S. Findest du anders einen redlichen Mann in mir, so wisse: Mein Vater, mein Oheim, alle meine Vorfahren waren es nicht minder! So wisse noch mehr: Geschlechter, wie das meinige, giebt es zu Tausenden in Rom! — Allucius, sei von nun an dieser Römer Bundesgenosse! Sei es, und du wirst künftig gern gestehen: die Erde hat kein Volk, das man sich minder zum Feinde und stärker zum Freunde wünschen soll!

A. (hastig) Leb wohl!

S. (etwas erstaunt) Wohin?

A. Laß mich! Laß mich! Selbst an meinem Hochzeittage flieg' ich von dannen: lasse alle jene Habe, mit der du mich so mild beschenktest, laß Ildegerden selbst zurück; will die Fluren der Celtiberier durchstreifen: will überall laut rufen: „Mit mir! mit mir, meine Brüder! Zu den Fahnen eines Jünglings, den Göttern an Gestalt und Tugend ähnlich! Unüberwindlich in Waffen, doch unübertrefflicher noch an Milde und Edelmuth!" — So will ich rufen, und kehr ich nicht mit tausend Reitern wenigstens binnen drei Tagen zurück, so mache mich das Schicksal eben so zum Spotte meines Landes, als es zur Zierde und zum Retter des deinigen dich erschuf.*)

(Ab.)

---

## Die Schönheit der Seele.**)

### Philanthes und die Jünglinge.

Otto. Siehe, edler Greis, uns heute schon wieder um dich versammelt, mit der Bitte uns neue Belehrungen zu geben.

Philanthes. Auch ich habe euch erwartet an dem schönen Abend, nachdem wir unsere Geschäfte beendigt haben, denn wenn der Geist durch die Geschäfte des Tages angeregt worden, ist er um so empfänglicher stiller Betrachtung zu folgen. Laß uns hier an diesen Sitzen bleiben, wo wir den Blick in die heitere Ferne vor uns haben und die Blumenbeete nahe zur Seite. Wirf hier, Otto, einen Blick auf die reiche Fülle frischer Blüthen. Wie die weiße Narcisse zierlich den Blüthenkelch aus der Scheide emporhebt und den feinen purpurgesäumten Honigbehälter öffnet, daneben die Hyacinthe mit der Fülle duftender Glöckchen, dort die stolze purpurfarbene Anemone mit dem goldenen Staub im Blüthenkelch. Welche gefällt dir unter ihnen am meisten?

Otto. Was sollen sie streiten? Vereinigt finde ich sie am schönsten. Soll ich aber wählen, so scheint mir, ich müsse der Narcisse den Vorzug geben.

Philanthes. Warum eben dieser? Uebertrifft nicht die Hyacinthe sie an Annehmlichkeit des Duftes, die Anemone sie weit in der Pracht der Farbe?

Otto. Darum eben mag sie mir mehr gefallen, weil sie weder mit Duft noch mit Farbenpracht mich zu bestechen sucht und doch die feinste Gestaltung mit reiner anspruchloser Farbe zeigt.

Philanthes. Was ist es denn nun, das dir an ihr gefällt? Doch nicht, daß du zum Schmucke sie den Mädchen reichen kannst.

Otto. Das scheint mir verkehrt. Eben weil mir die Blume gefällt, weil ich sie schön finde, wähle ich sie zum Schmucke. Doch schmückte ich ein Mädchen vielleicht noch lieber mit der prächtigen Anemone oder mit der duftenden Hyacinthe.

Philanthes. Was ist es nun also, das dir an ihr gefällt?

Otto. Sie schmeichelt mir nicht mit Duft, nicht mit Farbe, sie will mir nicht dienen; aber in ihr selbst finde ich das frische Leben schön in der zierlichen Gestalt.

Philanthes. Ist es nicht ähnlich in diesem andern Falle? Ihr seht ja wohl oft wie freundliche Greise, (ich thue es selbst gern), sich gemüthlich des Spiels fröhlicher Kinder erfreuen, sich lange, es still betrachtend, ergötzen können? Oder lebt in diesen nur die Erinnerung der eignen Jugend wieder auf.

Otto. Diese Erinnerungen, meine ich, erfreuen wohl auch oft das Alter, aber sie machen es gesprächig, lassen es gern erzählen von der lang vorübergegangenen Zeit; hingegen das stille Entzücken, mit dem sie das Kinderleben betrachten, liegt wohl in der anspruchlosen Schönheit dieses Lebens selbst.

Philanthes. Du wirst es eben so finden in Verhältnissen, die dir näher liegen. Wenn ihr jugendlich begeistert von der ersten reinen Liebe bewegt werdet, der entzückte Blick an der schönen Freundin hängt, jeder Bewegung des Mädchens folgt, worin lebt da Euer Entzücken? Sorgt ihr für Euch, ists Euch um Genuß oder Besitz, oder wie ist Euer Wohlgefallen hier?

---

*) Er kehrte wirklich mit einem Trupp von 1400 Reitern wieder.

**) Aus: Julius und Evagoras oder die Schönheit der Seele. Ein philosophischer Roman von Jacob Friedrich Fries. Th. I. Heidelberg, 1822.

Otto. Wir finden uns getroffen von der reinen Schönheit eines fremden Lebens, die wir freudig bewundern. Jeder Wunsch ist erst später und der erste Wunsch ist der, könnte ich um dich leiden, dir Aufopferungen zeigen.

Philanthes. Wohl! So scheint mir es auch. Nun noch dieses. Als ich dich neulich in Entzückung vertieft vor dem Bilde der heiligen Cäcilie fand, wünschtest du da die Heilige an deine Seite herab, fürchtetest du da etwa von der Eifersucht einer Auserwählten überrascht zu werden, oder gleicht sie etwa dieser so nahe?

Otto. Ja die Vergleichung fehlt mir! Da müßtest du mir erst ein Mädchen zur Auswahl zuführen. Doch hätte ich auch eine Auserwählte, es würde keins von dem gelten. Ich bewunderte ja nur die Schönheit der Himmlischen.

Philanthes. Laß uns nun zurück sehen auf das, was wir in allen diesen Vergleichungen gefunden haben über das Wesen der Schönheit. In dem, wie dir die Blume gefällt, wie dem Greise das Kind, dem Jüngling die Jugend im fremden Auge, dem Dichtenden die überirdische Schönheit — bei alle dem nennen wir das Leben eines Wesens um sein selbst willen in ihm selbst schön. Die Schönheit ist nicht, daß ein Ding mir nütze, auf irgend eine Art mir oder einem Andern zu dienen komme, sondern mit ihr besitzt ein Wesen seinen Werth rein in sich selbst; hat seinen Werth nur, weil es da ist und so da ist, wie es ist.

Auf solche Art will ich nun jetzt vor euch behaupten, daß aller Werth, den ein Mensch wahrhaft und im tiefsten Grunde sucht, wie jeder Gebildete, der sich selbst hinlänglich versteht, zugeben muß, nur in der Schönheit unsers eignen geistigen Lebens bestehe, wie sehr auch oft die rohe Begierde und die Verbildung des irrenden Verstandes dieses richtige Gefühl der Werthschätzung verbergen mögen.

Will ich dafür nun Eure Gedanken so führen, daß ihr mir mit allseitiger Genugthuung recht gebet, so kann ich Euch zuerst auf das zurück weisen, was wir in unsrer letzten Unterhaltung als richtig befunden haben. Dem einzelnen Menschen kommt es auf Seelenruhe an, wer diese erlangte, dem ist sein Wille geworden.

Arthur. Wenn du darauf zurück kommst, so erlaube mir eine Bemerkung. Du sagtest: auf dieses Streben nach Seelenruhe sei alle Frage nach dem, was dem Menschen zu thun ist, zurück zu führen. Haben denn aber nicht manche der Alten hierauf ihre Lehre der Unthätigkeit und Gleichgültigkeit gegründet? Hat dann nicht der Gefühllose, Theilnahmlose, Träge am leichtesten dieses Ziel zu erreichen?

Philanthes. Du hast recht. Wenn du jemand unthätige Gefühllosigkeit für sein ganzes Leben sicherst, so schaffst du ihm auf die leichteste Art die Seelenruhe. Ein solcher Mensch hat, was er will, aber er hat daran nicht viel, weil er nicht viel will. Der Gefühllose lebt im Zustande der Befriedigung und der Zufriedenheit. Ich sage nur: einen andern Maaßstab für den Menschen in ihm selbst, ob ihm sein Wille geworden sei, als den der Zufriedenheit findest du nicht. Nach seinem eignen Urtheil steht dem Gefühllosen offenbar seine Sache gut. Allein ein anderes Ding ist die Beurtheilung durch den, der ihm zusieht. Dir gefällt dieser Mensch nicht, obgleich er sich selbst gefällt. Dir hilft auch sein guter Rath, zur Seelenruhe zu gelangen, nichts, weil du zur unthätigen Gefühllosigkeit nicht gelangen willst noch kannst. Also uns andern gefällt der Gefühllose nicht und sich selbst gefällt er nur durch Irrthum. Dieser Irrthum könnte ihm schwinden, damit wäre seine Seelenruhe verloren. Seelenruhe ist ihm also nicht sicher. Vielmehr, würde ihm sein Irrthum gehoben, so müßte er mit Ekel auf sein früheres Leben zurücksehen.

Arthur. Ich verstehe dich. Wahre Seelenruhe soll im Leben durch erleuchtete, nicht auf Irrthümer gegründete Selbstzufriedenheit gewonnen und gesichert werden. So käme es also auf eine Unterweisung an, wie jemand die Selbstzufriedenheit erlangen und die erlangte bewahren könne.

Da der Mensch, wie du neulich sagtest, die Seelenruhe nicht unmittelbar für sich in Besitz zu nehmen vermag, so muß der Gebildete einsehen lernen, wie sie ihm nur aus Selbstzufriedenheit sicher entspringen könne und daß also hier alles auf eine Unterweisung ankomme, wie man diese Selbstzufriedenheit erlangen und die erlangte bewahren könne.

Philanthes. Richtig! Und ich behaupte ferner: diese Unterweisung habe nur von den Idealen der Erhabenheit und Schönheit im Menschenleben zu sprechen; denn für die gebildete Ueberzeugung des Menschen gelte nur der innere Werth des geistigen Lebens sich selbst, nur in Vergleichung mit jenen Idealen könne der Mensch sich wahrhaft gefallen oder mißfallen. Nur diese Schönheit des zeitlichen sich gestaltenden Menschenlebens ist es, was die Pflicht gebietet, was der reinste Trieb unsers Herzens verlangt, was im tiefsten Grunde jeder Mensch will.

Es ist diese Schönheit des Lebens der einzige Zeuge unserer himmlischen Abkunft, aus der Idee der Welt des Lebens, der geistigen Selbstständigkeit entsprungen. Wie der Diamant noch roh unter dem Boden verborgen oder wieder in den Staub getreten unerkannt dasselbe innere Feuer birgt, mit dem er bearbeitet am Lichte strahlt, so

auch des Geistes innerer Werth. Gesund oder krank, arm oder reich, mächtig oder schwach, mit gebildetem oder ungebildetem Verstande zu leben, was ists anders als verschiedene Form dessen, wie der Mensch sich zeigen kann? Des Geistes inneres Wesen ist ein anderes, das nur in der Tugend erkannt wird. Und wie der Steinschleifer nur mit Diamant dem Diamant den Glanz abzuzwingen vermag, so gilt auch dem Geist nur der Geist, im geistigen innern freien Leben liegt ihm allein der Tugend Werth. Nur im verständigen Geist in sich selbst und sich gegenüber wird dem Menschen mit Ich und Du die höhere Idee des Guten klar und bedeutsam, die Idee der Tugend, deren erster Gedanke Selbstvertrauen, freie Selbstständigkeit des Geistes ist. So gelten als die ersten Forderungen der Pflicht Ehre und Gerechtigkeit; Ehre, daß der Mensch mit der Kraft des Selbstvertrauens gegen jeden Andern die eigne Würde behaupte; Gerechtigkeit, daß er im Andern die Würde des selbstständigen Geistes achte.

Den ersten hierbei fest zu haltenden Gedanken will ich Euch durch die Vergleichung zweier Charaktere deutlich zu machen suchen.

Nachdem schon längere Zeit her der Friede bei uns gesichert war, machte ich einmal in Geschäften meines Vaters eine Reise in die Hauptstadt eines mächtigen Reiches, wo unter einem Volke von verbildeten Sitten jene häßlichen Ausartungen der Lebensweise in Schmuz, Feigheit und knechtischer Unterwürfigkeit sich zusammendrängen, deren Aeußerstes unter unsern bessern Gesetzen und Sitten und bei unserm öffentlichen Leben nicht mehr bekannt ist. Dort lernte ich einen reichen Wuchrer kennen, der im Hause seines reichen Vaters für die Art dieses Volkes sorgfältig erzogen war. Auch er fing bald an nach jener Art einen Handel zu treiben, bei dem von Ehre nicht die Rede ist und der Kaufmann keinen Gewinn verschmäht, der ihm durch den Richter nicht vereitelt werden kann. So erlaubte er sich jede Art des heimlichen straffrei zu haltenden Betruges, seine Reichthümer nahmen schnell zu; es gelang ihm, sich des Lieferungswesens für den Staat zu bemächtigen, nun betrog er mit Sicherheit im Großen und setzte feige und betrügerisch dieses Werk mit glänzendem Erfolge bis an das Ende seines Lebens fort. Noch jung erhielt er die Sicherheit dieser Lage, niemand that es ihm im Glanze der Schlösser, der Rosse, anfangs der Freudenmädchen, dann nachdem er geheirathet hatte, im Glanz seines Hauses, in Wohlthätigkeit zuvor; auch Adel und Titel fehlten ihm nicht. Er war ein freundlicher Hausvater und erzog seine Kinder zu angesehenen Männern im Staate.

Nun dagegen der Andere. Mein Vater ließ mich in einer kleinen Landstadt einen Mann aufsuchen, den er in seiner Jugend gekannt hatte. Ich fand einen alten kränklichen Mann in einer ärmlichen Umgebung, fast ohne Hülfsmittel, selbst fast ohne ein Lager für die Nacht. Ich erinnerte ihn an meinen Vater. „Der war ein ehrliebender rechtlicher Jüngling," antwortete er ernst mit einem Ton, in dem ein Vorwurf lag. Ich erwiderte: und blieb es als Mann und ist es noch. Ich erzählte viel im Eifer, — aber er schüttelte den Kopf und antwortete nicht mehr. Dann sprach ich mit ihm von seiner jetzigen Lage. Er erzählte, daß er keinen Freund, keinen werthen Bekannten um sich habe, daß er einer der unglücklichsten Menschen sei. Als ich darauf aber mit einer Mitleidsbezeugung antwortete, sprang er eifrig auf, bückte sich mühsam aus seinem kleinen Fenster und zeigte mir, die Reize seiner Wohnung schildernd, seitwärts zwischen den Dächern seiner Nachbarn einen beschränkten Blick in's Grüne, versicherte auch, daß die Sonne am frühen Morgen und auch am Abend einige Strahlen in sein Zimmer werfe. Nun meinte ich, daß der Mann in einer religiösen Erhebung lebe und in deren höhern Erwartungen. Allein als ich dahin das Gespräch lenkte, antwortete er trocken: non liquet, ich weiß um göttliche Dinge keinen Bescheid. Der Mann dauerte mich und es schien mir so leicht, ihm einen freundlichen Abend seines Lebens zu bereiten. Nichts fesselte ihn an den Ort seines Aufenthaltes; ich wünschte ihn zu meinem Vater zu führen oder ihm durch meinen Vater zu helfen. Allein so leise ich meine Einleitung darauf machte, erriet er mich doch gleich und fuhr hitzig auf: „Du nimmst mich für einen Bettler! Noch kann ich arbeiten, um mich zu erhalten, dann werde ich sterben können." Ich ergriff gerührt seine Hände, aber er blieb kalt und unbeweglich.

Von ihm selbst war wenig über sein früheres Leben zu erfragen. Von andern Leuten erfuhr ich: er sei der Sohn reicher Eltern; sorgfältig erzogen zum kenntnißreichen Mann und bald in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gekommen. Allein seit früher Jugend hatte ihn bei großer Strenge des Charakters eine übertriebene Aengstlichkeit in allen Sachen der Ehre und des Rechtes befallen; dazu beherrschte bald ein schwärmerisches Ideal von Liebe und Freundschaft seine jugendliche Phantasie. Nirgends fand er Menschen rein genug, um sich recht an sie anzuschließen; sein Vermögen verflog ihm unter den Händen, denn immer trieb ihn die Aengstlichkeit da, wo er von Andern zu fordern hatte, zu der Furcht, diesen Unrecht zu thun. Kein bedeutendes Geschäft konnte er übernehmen, da ein jedes Verhältnisse mit sich brachte, in denen er seine Thätigkeit mit seinen Vourtheilen über Ehre und Rechtlichkeit nicht in Einklang zu bringen wußte

So drängte ihn das Schicksal bald in freudelose Einsamkeit zurück und selbst Dürftigkeit drohte ihm. Dazu verführte ihn das Mitleid noch, sich einer armen Witwe mit mehreren Kindern anzunehmen, die er heirathete. Aber mit dieser Frau konnte er zu keiner wärmeren Freundschaft gelangen; die Kinder zerstreueten sich in die Welt; die Eltern wurden immer dürftiger; die Frau trennte sich wieder von ihm; er blieb allein.

Seine Nachbarn nannten ihn den unklugen Alten; nur ein Handwerker, sein Hausherr, beurtheilte ihn anders. Als dieser sah, daß ich mich für den Alten interessire, sagte er mir: „sonst nannte ich ihn auch den Unklugen, als ich aber auf einer Reise eure Lehrer vor dem Volke von der Selbstständigkeit des Geistes reden hörte und davon, wie in Ehre und Rechtlichkeit der reine innere Werth des Menschen bestehe, — da wurde ich unwillkürlich an den Alten erinnert und bekam eine eigne Achtung vor ihm. Seit meiner Zurückkunft wohnt er bei mir. Er nimmt durchaus kein Geschenk an, indem ich ihm aber niedriger ansetze, was ich für ihn kaufe und höher, was er verdient, so kann ich ihm dürftigen Unterhalt verschaffen."

Als ich nach Hause kam und meinem Vater den Wunsch äußerte, des Mannes Lage zu ändern, antwortete mir mein Vater: Rühre ihn nicht an! Weißt du wohl, daß dieser Mann im Reiche Gottes leicht höher steht, als wir mit unsern Siegen und Gesetzen. — Damals verstand ich ihn nicht ganz; jetzt meine ich, er hatte Recht.

Nun frage ich euch: welcher von diesen beiden hättet ihr wohl sein mögen?

Arthur. In der Stelle keines von beiden hätte ich sein mögen. Ich meine dich in der Hauptsache zu verstehen. Du sagst: den Werth des Menschen müssen wir ganz innerlich in ihm selbst suchen und nicht in dem, was nur durch äußere Verhältnisse bestimmt wird. Solltest du aber nicht die Farben zu grell aufgetragen haben? Ich achte die unerschütterliche Entschlossenheit des Alten bei Ehre und Recht zu bleiben, aber er war kein guter Gatte und Vater; ich verachtete den Wucherer in seiner Feigheit, Widerrechtlichkeit und Betrügerei, aber er war wohlthätig und ein guter Vater.

Woldemar. Ich stimme dir, Arthur, nicht bei. Der Alte hätte ich wohl sein mögen. Doch, edler Greis, sprich du uns diesen Gedanken selbst deutlicher aus.

Philanthes. An der Stelle des Wucherers hätte ich wohl sein mögen, nicht gern an der des Alten; aber der Alte selbst möchte ich wohl sein und nimmermehr der Andere. Versteht mich recht! Wie Arthur sagt, beurtheilen wollen wir, was der Mensch selbst tauge, im Gegensatz gegen das, was ihm nur die äußeren Verhältnisse bringen oder nehmen. Die Stelle des Alten, das heißt sein äußeres Verhältniß, war sehr nachtheilig, aber das ist nicht seine Schuld; die Stelle des Andern war sehr vortheilhaft, aber das ist nicht sein Verdienst. Doch ich habe keine Namen genannt, den innersten Grund der Gesinnungen können wir von keinem Menschen ganz sicher angeben. Wir wollen daher die beiden Männer nur wie Gegenstände der Dichtung beurtheilen. Arthur wirft meinem Alten einen Theil seiner Fehler vor. Ich kann ihm darin nicht beistimmen. Die Fehler des Alten waren durch Mängel der Klugheit herbei geführt, aber diese Mängel der Einsicht und Klugheit waren nicht durch Fehler der Willenskraft oder der Gesinnung verursacht. Für die Gesinnungen allein kann aber der Mensch religiös verantwortlich gemacht werden. Die Fehler des Wucherers hingegen sind Fehler des Charakters, Fehler der Gesinnung. Machte nicht Feigheit ihn zum Wohlthäter; Feigheit und Falschheit zum anscheinend guten Gatten? Wohl auch feige Schlauheit zum guten Vater? So lobenswerth also auch die äußern Verhältnisse seines Lebens sein mochten, in sich selbst ist er ein verworfenes Wesen. Niemand wird aber im Ernst wünschen können ein Mensch zu sein, der in sich nichts taugt.

So elend dagegen die äußern Verhältnisse meines Alten sein mochten, in ihm lebte ein edler Geist.

Arthur. Gut! Jetzt finde ich mich zurecht. Zeige uns weiter, wie der innere Werth des Lebens sich gelten mache und besonders, wie jeder ihn eigentlich wolle, nach deinem ersten Ausdruck. Du wirst mir es wohl klar machen, aber jetzt begreife ich doch nicht. Wie kannst du sagen, daß jener glückliche Wuchrer eigentlich den innern Werth des sittlichen Lebens wollte? ich meine, Selbstzufriedenheit und mit ihr sein Wille wird ihm geworden sein. Uns mißfällt er, aber doch konnte er sich selbst gefallen. Wie behauptest du nun, daß er dabei doch eigentlich den sittlichen Werth des Lebens gewollt habe?

Philanthes. Du zeigst, guter Arthur, auf den schwierigsten Theil unsrer Betrachtung, über den wir uns erst später ganz verständigen können. Du wirst mir zugeben: wenn der Wucherer zur Selbstzufriedenheit gelangte, so geschah dies durch irgend einen Mangel in der Ausbildung seines Verstandes, denn in ihm selbst taugte er nichts. Die Fehler, die wir ihm vorwerfen, sind nicht erst durch diesen Mangel seiner Einsicht bewirkt, sondern Fehler seiner Willenskraft selbst. Er konnte allerdings zur Ruhe gelangt sein, aber die wahre Festigkeit der Seelenruhe hatte er nicht. Denn wenn es jemand gelungen wäre, nur die Einsicht seines Verstandes aufzu-

klären, so hätte er die Verworfenheit in sich selbst erkannt und seine Ruhe wäre verloren gewesen.

Es hat der menschliche Geist die ewigen Ideen von der Erhabenheit und Schönheit des Lebens in sich, aber diese können erst bei der Ausbildung des Geistes vor das klare Bewußtsein seines Verstandes treten. Dabei ist nun schwerer zu zeigen, wie dieses Werk der Ausbildung des Geistes beurtheilt werden müsse. Laßt uns also zuerst nur den Ideen der Schönheit des Lebens selbst nachgehen.

In dem einen werden wir uns jetzt schon besser verstehen. Wie es der ewigen Weisheit gefällt unser Schicksal zu leiten, zur glücklichen That oder zum dunkeln unerkannten, scheiternden Versuch — es liegt der Werth des Menschen nicht in dem, was Folge unsers Unternehmens ist, sondern nur in der tiefsten Kraft des Geistes selbst, die uns zum innersten Entschluß leitete. Wir fragen nicht nach dem, was der Mensch leidet, sondern nach dem, was er thut.

Ihr wißt, daß unsere Sittenlehre vor allem und für jedes Menschenleben gleich unbedingt die sittliche Willenskraft und deren Tugend lobt. Diese sittliche Willenskraft aber besteht in Kraft, Lebendigkeit und Reinheit der Seele. Es besteht nämlich die Gesundheit der Seele in jener lebendigen Seelenstärke, welche gegen Kleinmuth und Verzagtheit im Selbstvertrauen Ruhe und Geduld, innere Tapferkeit des Geistes und Mäßigung gebiert, des Menschen Leben nicht nur an fremden Gewöhnungen fortzieht, sondern mit eigner Lebendigkeit gestaltet. Dann aber sagen wir: die innere Hoheit des Charakters liege in der Reinheit der Seele, welche die lebendige Seelenstärke der eignen Ueberzeugung von der Idee des Guten unterwirft. Jene lebendige Seelenstärke, so lobenswerth sie in sich selbst gefunden wird, kann unter den Menschen verwildert erscheinen, indem sie sich in fremden Dienst begiebt, an niedrige Begierden wegwirft. Der heilige Ernst des sittlichen Lebens wird also erst darin gefunden, daß reine Kraft des Geistes sich unbedingt der Idee des Guten unterwirft. Wollen wir es mit einem Wort bezeichnen, welcher Mensch unbedingt zu loben sei, so werden wir sagen: der, der diese Reinheit der Seele besitzt.

Wollen wir fremdes Leben beurtheilen oder ihm Gebote nennen, so bleibt es unmöglich in streng geregelten Vorschriften des Thuns oder Lassens das Gesetz der Tugend auszusprechen; die Tugend gebietet nur dem innern Leben der Gesinnungen und so wird ihr Wesen frei anerkannt in einer dem Gefühl eigenen Beurtheilung. Wollen wir den wahren Werth im fremden Leben schätzen, so ist ja die Tugend nicht das Recht, nicht daß sie äußerlich gethan, sondern daß sie innerlich gewollt und geübt werde, ist die Sache. Wie es in der christlichen Lehre uns überliefert worden ist: nicht das Gesetz und das todte Werk, sondern allein der Glaube, in dem wir leben und handeln, macht selig. Wo wir das Leben anderer Menschen und nicht uns selbst beurtheilen, bleiben uns gute Werke nur der erschlagene Leib des sterblichen Engels, den ihr ruhig mit beliebigem Gepränge zur Erde bestatten mögt. Uns wird der Geist gefordert, der anerkannt sein will mit Kraft und frommem Sinn, der sein Gesetz nennt, Reinheit der Seele. Wer dieser theilhaft wurde mit lebendiger Kraft, der hat die Fülle des Lebens und wird um ihrer reinen Liebe willen sich allen Forderungen der Ehre, Gerechtigkeit und Frömmigkeit treu unterwerfen

Reines Herzens das sein! Es ist die letzte
Steilste Höhe von dem, was Weise ersannen,
Weisere thaten!

Und welches ist nun das innere Wesen dieser Reinheit des Herzens? Es ist wie die Schönheit des blühenden Gartens! Neben der Palme hoher Krone die kleine Blüthe im Gras, neben der Ceder, der Eiche mächtigem Stamm die schwache Ranke der Rebe, der Liane. Keine tadelt die andere, keine gilt wie sie der andern dient, sondern jede nur in der eignen innern Schönheit. So auch diese Reinheit der Seele! Neben der Gewalt der Heldengröße das sanfte Leben der Liebe; neben der stillen Aufopferung für Einsicht und Kunst die mächtigen Flammen der Andacht, der Vaterlandsliebe. Wie tausendfältig sich das Leben groß und klein gestalten mag, diese Reinheit der Seele will nicht dienen, nicht herrschen; in dem Eden des ewigen Lebens entfaltet in Reinheit des Herzens jede geistige Blüthe vor den Strahlen des höhern ewigen Lichtes die innere Schönheit oder Erhabenheit ihres Wuchses.

Otto. Klar hast du mir gemacht, daß was uns recht innerlich im Geist des Menschen gefallen kann, nur die Schönheit oder Erhabenheit dieses geistigen Lebens selbst sei. So gehört also unser Urtheil über sittlichen Werth des Menschen gleichsam einem sittlichen Geschmack, einem reinen Schönheitsgefühl. Dabei scheint mir nur bedenklich, daß wir in Sachen des Geschmackes nicht so bestimmt mit einander streiten können und am Ende jeden seinem Gefühl überlassen müssen. Wie ists nun da mit den strengen Anforderungen der Pflichten, bei Ehre und Recht zu bleiben?

Philanthes. Wenn du auf die Lehre, welche ich euch hier mittheile, recht achtest, so wirst du finden, daß sie eine Lehre der Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit für den Menschen sei. Die reine Lehre der Weisheit will nicht

dem Stolz dienen, daß ich als der Bessere mich über Andere erhebe, auch will sie nicht den Zank schlichten zwischen denen, welche streiten, wer der Bessere sei, sondern sie wendet sich einzig an denjenigen, der mit dem Entschlusse lebt, reines Herzens zu sein, und der nur für sich selbst fragt, wornach er streben solle.

Das ist hier das Entscheidende: fragt der Gutgesinnte, was ihm zu thun sei, so wird er klare Antwort empfangen; fragt er hingegen, wie der Werth eines Andern zu beurtheilen sei, so hüte er sich aus Eitelkeit und leerer Neugier die Antwort nicht mißzuverstehen.

Unser Urtheil über den sittlichen Werth des fremden Lebens ist allerdings ein solches sittliches Geschmacksurtheil, aber meine darum nicht, daß es sich nur nach unbestimmbaren Gefühlen entscheide. Gemeine freie Naturschönheit ist freilich unbestimmbaren Gefühlen überlassen, aber jede Schönheit, die ein Ideal anerkennt, vor allen die hohe Schönheit, die Schönheit der Seele, von der wir hier sprechen, hat ein festes Gesetz zu Grunde liegen, dem sie voraus huldigen muß, wenn sie soll gelobt werden können. Denke nur an die körperliche Gestalt des Menschen. Muß diese nicht den Bedingungen einer gewissen Regelmäßigkeit des Baues entsprechen, so daß wir ihre feinere Ausbildung nur unter deren Gesetz schön finden können. Eben so sind dem Ideal der geistigen Schönheit die Normen der Ehre und des Rechtes vorgeschrieben, denen jede Geisteskraft huldigen muß, die schön genannt werden darf. Aber die Art dieser Huldigung wird im Leben auf unendlich mannigfaltige Weise in freier Schönheit erscheinen.

So wird es sich dir im Leben zeigen. Ueber Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit eines Menschen magst du leicht urtheilen, aber darüber, wer gut oder bös sei, wirst du dir selten die strenge Entscheidung anmaßen. Denn damit fragen wir nur nach dem Innersten des Geistes, und wie schwer ist es, den Einfluß des mir fremden in äußern Umgebungen richtig abzuziehen, um das reine Innere zu errathen.

Den ordentlichen, zuverlässigen, brauchbaren Mann, den guten Gesellschafter, den Bescheidenen nennen Viele den Guten — aber kann nicht neben alle diesem Feigheit und Charakterlosigkeit bestehen? Es kann darin nicht unmittelbar der wahre Werth des Menschen liegen. Wenn dagegen ein Anderer sagt: „sehe sich ein Jeder vor wie ich; was mir widersteht, schlage ich zu Boden; was ich nicht mit Gewalt erhalten kann, suche ich durch List!“ so können dennoch in diesem Menschen Mord und Falschheit eine hohe Kraft des Geistes verdecken, welche sich nur in rohen Umgebungen nicht zu gestalten vermochte Dann wieder im Gegensatz gegen diesen; leicht können Sanftmuth und Friedfertigkeit dem Menschen fälschlich für Feigheit gelten. So zeigte sich mancher unter uns in kleineren Verhältnissen des täglichen Lebens nachgebend und duldsam, dem nicht der Muth fehlte, der nur dies Leben des Streites und der Bemühungen nicht werth achtete. Als aber der Ruf des Vaterlandes erklang, da sprang mit einem Mal kühn und frei die Kraft des Geistes vor, das gute Korn ward von der Spreu gesichtet. Nun wird nur Wenigen die große Probe zu Theil; wo diese fehlt, bleibt uns dann nur ein Urtheil über Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit des Menschen, darüber ob jemand die Mittel habe sich in der Gesellschaft geltend zu machen oder nicht — der innere Geist seines Thuns bleibt uns aber verborgen.

Kraft, Lebendigkeit und Reinheit der Seele ist also in jedem Menschen, der den Willen zum Guten hat und wahrhaft etwas taugt. Fragen wir aber weiter: wie wird sich ein solches Leben gestalten? — so können wir die Antwort im Allgemeinen erwarten. Hier scheidet sich unser Urtheil über fremdes Leben von den Anforderungen an das eigne. Denn hier hängt alles von der Ueberzeugung ab, welche erst durch Einsicht gebracht und geordnet werden kann. Bei der mangelhaftesten Einsicht wird im rohesten Leben oft die Ergebenheit in das, was ein Mensch für Pflicht hält, und die Aufopferung für diese unsere Bewunderung fesseln, so thöricht bei dem Aberglauben mancher positiven Religionen und den Vorurtheilen der verbildeten Sitte das gleich sein mag, was geschieht. Reiner wird sich freilich im gebildeten Geist Schönheit und Würde des sittlichen Lebens entfalten können.

So wäre also nur unsre fernere Frage für einen Jeden in sich, was sich der Gebildete mit reinem Herzen als das würdige Ziel seines Strebens zu nennen habe. Und nochmals müssen wir antworten: die persönliche Würde, der reine Werth des geistigen Lebens ists, was gilt und allein entscheidet.

Woldemar. Ich verstehe dich so: den Willen zum Guten zu haben ist die reine Schönheit des menschlichen Geistes. Fragen wir nun: was ist denn das Gute? so kann nur der gebildete Verstand richtig antworten. Diese Entscheidung ist nicht mehr Sache des Willens, sondern Sache der Einsicht, so daß darin auch der reinste und beste im Erdenleben fehlen und irren kann. Weiter, die gebildete Einsicht wird aber sagen: die reine Erscheinung des geistigen Lebens ist das Gute. An unsern Willen werden nämlich gar mannigfaltige Anforderungen gemacht; wir begehren aus sinnlichen Annehmlichkeiten

Genuß und Glück, wir müssen auf vielerlei Weise im Leben für Nützliches und Brauchbares sorgen, endlich spricht das Gewissen für die Idee des sittlich Guten. Nun behauptest du: in allen diesen Anforderungen werde eigentlich unserm Willen nur das reine geistige Leben selbst und seine zeitliche Entfaltung zum Ziel gesetzt. Nicht wahr, dies willst du uns jetzt noch zeigen?

Philanthes. Ich behaupte: die Ideen des sittlich Guten sprechen uns einzig den eignen Werth des geistigen Lebens aus; Geistes Selbstvertrauen, und Bewußtsein seiner inneren Würde sind die einzigen belebenden Gedanken der Tugend. Dieses Gut aber, welches die Tugend will, enthält die einzige selbstständige unmittelbare Anforderung an unsern Willen.

Um dies zu erläutern, können wir den Unterscheidungen folgen, welche uns Woldemar angegeben hat. Der Mensch begehrt zu genießen und glücklich zu sein. Wer aber der Glückliche sei oder der Unglückliche, nach welchen Graden diesem oder jenem Menschen das Glück oder Unglück zugetheilt sei, das wissen wir nicht und können wir nicht wissen. Laßt uns nur näher in das Leben hineinsehen; die äußeren Umgebungen allein entscheiden hier nicht, und je genauer wir vergleichen, desto mehr finden wir, daß alles Maaß desselben keine feste Bedeutung habe. Meinung und Traum, Wahn und Dichtung spielen mit dem Gedanken von Glück und Unglück und rauben jeder Messung den Maaßstab.

Fragt herum, wer dann der Glückliche sei, Einige werden antworten: der Reiche, Gesunde, Mächtige, dem unter dessen Händen alles um ihn her gedeiht. Aber wie meinen diese es mit ihrem Spruch? Faulheit, Dummheit, Ehrgeiz und Habsucht können dem so begünstigten alle diese Vortheile wieder rauben, ihn zu innerm Ekel und Unruhe verdammen. Dieser Spruch gilt nicht einem Menschen in sich selbst, sondern nur dem Andern, der ihm zusieht und ihm nun sagen kann: deines Unglücks Schuld trägst du selbst. Wie oft ist nicht der Arme, Kränkliche und Schwache heiterer und zufriedener als jener.

Andere werden sagen: so gilt es nicht! Der geistig Starke ist der Glückliche, der, dem es gelingt seines Geistes Kräfte gesund zu entfalten. Wohl! Aber auch hier vergleicht ihr fremdes Schicksal. Jeder der sich nur äußerlich beengt findet und noch mit Stolz in die eigene Brust blicken kann, findet in diesem Selbstgefühl volle Entschädigung. Der Mißvergnügte, dem der Stolz bleibt, er sei der Edle, nur in seinen Umgebungen liege die Verwerfung — schon ein Jeder, der sein Selbst nicht mit dem eines Andern vertauschen will, ist der Glückliche. Der völlig Geistesmatte aber wird nur selten, nur vorübergehend sich seiner eignen Ohnmacht bewußt.

Ich frage weiter: wer ist der Glückliche, der Freudige oder der Trauernde? Wie oft fehlt dem Freudigen die Besinnung, die den Augenblick in Besitz nimmt — dagegen, wie oft verliebt sich der Traurende in seine Trauer, daß eben die Trauer ihm erhabene Sehnsucht und so das Spiel seines Lebens wird. Endlich darf ich euch ja die Trösterin Gewohnheit nennen, die Alles ausgleichende. Sie nimmt dem Schmerz den Stachel, der Freude den Glanz, läßt das Ungewohnte tausendfach genießen, das Gewohnte leicht ertragen.

Was kann uns also der wohl lehren, der aus äußern Umgebungen uns das Glück will suchen lassen? Nur Mittel zum Zweck, von denen noch unentschieden ist, wie sie für den Zweck ausfallen werden. Suchen wir also eine Lehre der Weisheit, welche den unmittelbaren Zweck und Werth des Menschenlebens klar machen soll, so werden wir schon um des hier Gesagten willen nicht zu fragen haben, wie dem Glück nachzujagen sei. Und noch mehr: wird nicht in unsern heiligen Lehren angedeutet, daß weder Genuß und Glück, noch auch Vortheile und Nutzen irgend einer Art dasjenige seien, was der Gebildete das wahrhaft Gute nennen müsse, daß Genuß und Vortheil das nicht sind, was der Mensch im tiefsten Innern begehrt und will, sondern daß im tiefsten Innern des Geistes nur der innere Werth des eignen Lebens genannt wird. Denn, was den ersten wahren Werth hat, wird ja nicht wieder auf ein anderes hinweisen als seinen Herrn, dem es dienen soll, sondern es muß frei sich selbst gelten.

So laßt uns zuerst Genuß und Glück vergleichen. Wir sehen das Menschenleben dem Spiel wechselnder Begünstigungen und Hemmungen durch äußere Einflüsse der Natur ausgesetzt — und was ist der Wechsel von Vergnügen und Schmerz anders, als Gefühl dieser Abhängigkeit? Was ist Glück anders, als die sichre Lage des Bedürftigen, in welcher er der Mittel gewiß ist, seine Bedürfnisse befriedigen zu können? Genuß und Glück sind nur äußere Begünstigungen, die uns nicht um ihrer selbst willen gelten können, sondern nur, weil sie dem geistigen Leben des Menschen dienen. Wäre uns dies Leben selbst gleichgültig, was könnten uns dann die Mittel seiner sichern Anfrischung für eine Bedeutung haben?

Tiefer also als der Wunsch des Genusses liegt in unserm Geiste der Gedanke des Werthes, welchen das Leben selbst trägt. Daher können wir unsern Wunsch leicht über das ganze Spiel

von Freud' und Leid hinaus deuten. Das eben ist die Beengung des menschlichen Lebens, daß es nur zwischen äußern Hemmungen und Begünstigungen spielen kann; Schmerz und Vergnügen, Genuß und Leiden sind aber die Kinder dieses Spiels. Die Selbstständigkeit eines sich frei gestaltenden, bedürfnißlosen Lebens wäre mehr, höher als alles Glück in befriedigten Bedürfnissen. Ein solches selbstständiges freies Leben würde aber weder Vergnügen noch Schmerz kennen und doch wäre es wünschenswerther als beide.

Vergleicht nur den Gewinn der einfachern Sitten unter den Gebildeten bei uns mit den krankhaften modischen Verbildungen der Völker um uns her.

Es giebt keine höhere Bildung des sinnlichen Genusses und der passiven Lebensfreude als zur sichern und behenden Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse. Jedes künstliche Bedürfniß, welches nur für den Genuß ersonnen wäre, ist Thorheit und das Verlangen nach bloßer Mannigfaltigkeit des Genusses krankhaftes Erzeugniß der Langenweile. Gar einfach sind des Menschen natürliche Bedürfnisse für Nahrung, Wohnung und Familie, alles Andere ist künstliche, selbstgewählte Lust mit ihrem Bedürfniß. Wo nun dies Bedürfniß nur dafür ersonnen ist, um es nachher wieder zu befriedigen, da ist ja aller Aufwand dafür eine thörichte Bemühung um selbst geschaffene Noth, die man viel besser sich gar nicht erst bereitete. Nur dadurch können jene künstlichen Bedürfnisse Bedeutung gewinnen, daß sie in der stufenweisen Ausbildung des Geistes dem innern Werth des Lebens selbst zu dienen kommen. So gehören sie in dem gesunden Leben der Ausbildung der Einsicht, des Gemüthes und der geistigen Steigerung der That.

Vergleicht die Gediegenheit unsrer Lebensweise, die wir der Herrlichkeit unsers öffentlichen Lebens danken, mit der modischen Thorheit unsrer verbildeten Nachbarn. Unsre einfache Sitte verschmäht die Weichlichkeit ihrer häuslichen Einrichtungen; uns ekeln jene vielfach gemischten Speisen, die sie für Kostbarkeit halten; uns sind die bunten Kleider, die nicht nach Schönheit, sondern nur zur Abwechselung in der Form gewählt werden, größtentheils abgeschmackt, und ihre leere Prachtliebe verächtlich. Unser häusliches Leben dient in gesunder Einfachheit nicht der Pracht, sondern der Schönheit. Und eben um deswillen kann sich die Macht der Schönheit in unserm öffentlichen Leben zeigen, die ihnen fremd bleibt. Vergleicht die Größe unsrer Tempel, die Zierde unsrer öffentlichen Plätze, die herrschende tief eingreifende Macht unsrer einfachen Harmonien gegen die tändelnde Künstlichkeit fremder Musik, die nur weichlich süßer Unterhaltung dient und so das Aehnliche.

Also nur dem minder Gebildeten, der zu sehr in der sinnlichen Anregung seines Lebens befangen bleibt, können Genuß und Vergnügen um ihrer selbst willen zu gelten scheinen. Jeder hingegen, der sich selbst recht versteht, wird zugeben müssen, daß ihm nicht in Genuß und Glück die Zwecke seines Lebens liegen, sondern daß ein geheimerer Werth des Lebens selbst erst diesem seine Bedeutung mittheilen muß. Wie wollten Genuß und Freude des Menschenlebens innerer Werth sein, da jeder in der höchsten Erhebung des Gefühls, in frommer Ergebung sich über alles Spiel von Glück und Unglück gehoben findet. Wo durch Andacht und Vaterlandsliebe in Aufopferungen der Einzelne seine Ehre findet, da spricht des Geistes höhere Wahrheit und alle jene kleine Sorge wird verworfen.

Hiermit ist denn vollständig ausgesprochen, daß des Menschen Werth nicht in dem liegt, was er leidet, sondern in dem, was er thut. Von dem, was er thut, wird aber ferner nicht das den wahren Werth bestimmen können, worin sein Leben irgend einer Dienstbarkeit unterliegt, sondern nur das, worin es sich mit eigner Schönheit gestaltet. Denn daß im Nutzen und Vortheil nicht der letzte Zweck des Menschenlebens enthalten sei, versteht sich von selbst. Wie Geräthe und Werkzeug nur dafür gelobt werden mag, daß es einem ihm vorgeschriebenen Zweck diene, so ist es ja mit allem Vortheil und Nutzen; hier ist nie vom ersten Zweck, sondern nur von Mitteln die Rede.

Dies wäre leicht begriffen. Es hängt aber damit eine Lehre vom Eigennutz und der Selbstsucht zusammen, welche bei verbildeten Völkern, in denen eine nicht nur rohe, sondern niedrige Denkungsart zur öffentlichen Meinung geworden ist, vielen Beifall fand. Dort sagten die Lehrer der Weisheit, daß man mit Selbstsucht und Eigennutz nicht nur den Menschen am sichersten zu leiten vermöge, sondern sogar, daß Selbstsucht und Eigennutz die einzigen unmittelbaren Antriebe aller menschlichen Handlungen seien. Nun wollen wir diesen gern zugeben, daß, wie man den Stier nicht fein zu zügeln suchen wird, mit dem Zaum des edleren Rosses, eben so rohe Menschen und hinterlistige anders geleitet werden müssen als Männer von edler Denkungsart. Wenn aber jene Lehrer der Weisheit ihre thörichte Lehre so reichlich mit Beispielen aus ihren Umgebungen zu belegen wußten, so lag der Fehler nur daran, daß man dort nicht verstand, den Geist zu bilden und vorzüglich, durch das öffentliche Leben das Leben der Einzelnen zu regeln. Eben dadurch, daß dort die öffentliche Meinung

vorausſetzte, nur durch abgefeimte Pfiffigkeit ſei unter den Menſchen etwas auszurichten, verſchaffte man erſt der niedrigen Selbſtſucht den Sieg.

Otto. In dem, was du, edler Greis, hier lehrſt, iſt mir vieles ſehr klar. Ich ſehe leicht, daß im Nutzen und Vortheil der Menſch den Werth der Dinge nicht unmittelbar finden kann, da dieſe ſich ja nur als Mittel ankündigen. Ferner, wenn es gleich zur Bildung eines rohen Menſchen noch ſo nöthig iſt, ihn von Selbſtſucht und Eigennutz abzumahnen, ihm dagegen eine uneigennützige Schätzung der Dinge zu zeigen und lebendig zu machen; ſo ſehe ich doch nicht nur ein, was hiermit ſchon geſagt iſt, daß Selbſtſucht nicht der letzte Zweck im Leben des Gebildeten iſt, ſondern auch daß für eine richtigere Beurtheilung ſelbſt des roheſten Lebens ſie nicht als letzte Quelle der menſchlichen Intereſſen angegeben werden kann. Nur ein ſehr mangelhaftes Urtheil könnte ſich mit der Auskunft: Ich will eben mich ſelbſt begnügen, da ſich offenbar immer noch weiter fragen läßt, was will ich denn von mir ſelbſt? und worin gefalle ich mir?

Allein ſo gut ich dies im Allgemeinen einſehe, ſo bleibt mir darin eine Schwierigkeit, daß am Ende doch wieder Selbſtſucht und Vortheil alle Geſchäfte der Menſchen ordnen. Wo werde ich denn im regelmäßigen Verkehr anders als nach dieſem Maaßſtab Hülfe, Arbeit, das Werk eines Andern meſſen?

Philanthes. Auf deine Worte, tapfrer Jüngling, iſt mehrerlei zu erwidern. Die zuletzt ausgeſprochene Schwierigkeit haſt du dir durch deinen Begriff vom Geſchäft des Menſchen erſt ſelbſt gemacht. Du verſteheſt ja unter dieſem Geſchäft und Verkehr nur die Arbeit der Menſchen und den Austauſch auf dem Markt. Jeder bietet da dem Andern das Werk ſeines Fleißes zum Austauſch und fordert dafür die angemeſſene Vergeltung. Auf dem Markte muß der Eigennutz herrſchen, das iſt nicht Folge einer falſchen Selbſtſucht, ſondern Forderung der Gerechtigkeit. Jeder trägt da das Seinige zur allgemeinen Arbeit der Geſellſchaft bei, und nur unter dem Schutz gerechter Vergeltung kann und ſoll dieſer Verkehr beſtehen. Auf dem Markte ſoll der Eigennutz herrſchen; dieſes Kaufen und Verkaufen gehört zum geſunden Leben des Volkes. Aber dieſer Markt iſt ja nicht das ganze Menſchenleben, er gehört der Arbeit, zu der wir gezwungen ſind, die aber ſelbſt nur dem Leben dient. Was treibt den Handwerksmann zur harten Mühe und Laſt, wem wird willig der heißeſte Kampf, die bitterſte Aufopferung geweiht? Siehe doch ſelbſt nur ins rohere Leben der Menſchen! Sorge und Mühe der Mutter für ihr Kind, des Vaters für den Unterhalt der Familie ſind die Sclaven der Selbſtſucht? Und die Werke des Gemeingeiſtes, wo Vaterland und Ehre in den Kampf führen, wo der heilige Eifer für die Altäre eines Volkes herrſcht! Keiner unter Euch wird ſo ſtumpfen Gedankens ſein, dies aus Selbſtſucht und Eigennutz erklären zu wollen.

Otto. Sehr richtig, ich dachte nur an gemeine Arbeit und vergaß die Seele des Menſchenlebens, der ſelbſt alle Arbeit dient.

Philanthes. Doch können wir deine Bemerkung auch noch von einer andern Seite betrachten. Eben um der Arbeit willen ſind Eigennutz und Selbſtſucht das unentbehrliche Werkzeug aller menſchlichen Thätigkeit, denn nur durch Vermittlungen kann der Menſch ſeine Zwecke erreichen. Vermögen und Kräfte muß jeder Einzelne ſammeln, um ſich ſeine Stelle in der Geſellſchaft zu ſchaffen und ſie zu behaupten. Hier iſt ihm nur ſein Werk aufgegeben in der Scheidung von dem der Andern, dafür muß er ſelbſtſüchtig ſein. Aber alle dieſe Selbſtſucht, dieſer Eigennutz ſollen eben Werkzeug ſein für die höhern eigentlich geltenden Zwecke, und welche dieſe ſeien zu erforſchen, das iſt des höchſten Preiſes werth.

Wenn Einige es unwürdig finden, daß jeder nur für ſich ſelbſt, lobenswerth aber, daß jeder für alle Andern ſorge und dieſes zum Grundgedanken des wahren Werthes menſchlicher Handlungen machen wollen, ſo können wir ihnen ironiſch erwidern: was iſt denn für ein Gewinn dabei? Nach der einen Vertheilung wird jedem die Sorge für ſein Wohl durch eine theilweiſe aller andern gewährt, nach der andern einfachern Vertheilung bleibt jeder bei ſich ſelbſt, ſo daß in beiden Fällen jedem doch nur ſo viel zu Theil wird, als eines Mannes ganze Sorge beträgt. In der That nämlich iſt die Ermahnung gegen die Selbſtſucht gar keine reine Lehre der Weisheit, ſondern nur ein guter Rath der Klugheit, für den wir etwa an Dſchingiskahns Bündel Pfeile erinnern können; vereinigte Kraft wirkt mehr als getheilte. Damit ſoll bedeutet ſein: wer nur lauter und rein recht für ſich zu ſorgen weiß, nicht in dem, was ihm Natur und Menſchen zu geben haben, ſondern in dem, was ihm zu thun ſei, der thut daran das Beſte. Ich muß ſorgen, was ich thun ſoll — aber wo erfahre ich, was dies ſei? Darauf kommt es an. Wir haben mit der Rede für und wider den Eigennutz auf keinen Fall den rechten und tiefſten Grund unſrer Lehre gefunden. Dieſen finden wir nur, wenn wir einem Jeden ſcharf die Frage ſtellen, worin er ſich denn eigentlich ſelbſt gefallen könne? Und nun wird die Antwort nur in dem, wie er ſein Leben den Idealen geiſtiger Schönheit zu nähern wiſſe.

Fragt jemand freilich nur die Lebensklugheit, wie Menschen zu bestimmten Thaten zu leiten seien: so ist die Antwort, vermagst du sie nicht für deine Sache zu begeistern, so unterhandle mit ihrem Eigennutz. Wir aber fragen ja hier die Weisheit: welche That denn als die gute gefordert werde? da gilt die einzige Antwort: die That, die das Werk der Tugend ist.

Nun bliebe uns also zuletzt noch die Frage: welches ist denn das Werk der Tugend? Was wird die gebildete Einsicht der Tugend als Zweck und Ziel anweisen? Und wiederum ist die Antwort: Geistes Selbstvertrauen und Selbstständigkeit. Das geistige Leben soll rein in die Erscheinung treten, denn in ihm selbst trägt es den innern Werth als die Schönheit der Seele. Vergleichet nur alle Ideale der Sittenlehre, ob sie nicht auf denselben Gedanken zusammen stimmen.

Wir nennen Wahrheit, Schönheit und das Gute als die Grundgestalten des wahrhaft lobenswerthen Lebens, so aber, daß die Anforderung des Guten ihren eignen höchsten Spruch hat, dem jeder andere sich unterordnet. Und wie entspringen uns diese Ideen? Einzig aus der Aufgabe der schönen Gestaltung unsers geistigen Lebens.

Wahrheit ist das Gesetz der Erkenntniß. Erkenntniß aber ist die erste Grundlage des geistigen Menschenlebens. Die Idee der Wahrheit fordert, daß der Mensch innere Klarheit des Gedankens gewinne, sich die Einsicht selbst schaffe und dieser Ausbildung der Einsicht und jeder Art der Erkenntniß theilt sie einen unmittelbaren innern Werth zu, weil in ihr das Leben unsers Geistes sich selbst gestaltet.

Im Leben unsers Geistes ist nun neben der Erkenntniß Gemüth das zweite und die That das dritte. Wo aber das Gemüth sich unabhängiger von der That gestaltet, da ist das Reich der Ideen des Schönen. So offenkundig auch die Macht dieser Schönheit dem Gebildeten unter uns sein mag, so blieb das doch bei andern Völkern lang ganz anders. Wie reine Schönheit überall der Ankündigung der Ideen des göttlichen Lebens in uns diene, ja wie der Mensch einzig in ihr das Göttliche fasse, das ist wieder nur durch die Herrlichkeit unsers öffentlichen Lebens und die Einfachheit unsrer Religionslehre uns so viel leichter klar geworden und muß es noch mehr und allgemeiner werden, wenn sich die Einweihung unsrer Jugend aller falschen Bilder enthält.

Die Reinheit unsrer Dichtung in ihrer Schilderung der allgewaltigen Macht, der tiefen frommen Bedeutung aller Naturschönheit, in ihren einfachen Idealen der sittlichen Kraft der Liebe und Freundschaft; die einfache Größe unsrer Baukunst, die reine Form unsrer Bildhauerei und Mahlerei und die reine Erhabenheit unsrer Musik spricht uns in unserm öffentlichen Leben das Wesen der Begeisterung und den Geist, der zur Andacht führt, weit lebendiger und klarer aus, als in den Gebräuchen anderer Völker. Die rohe und freche Widerspenstigkeit der Gemüther gegen diese feinere Ausbildung des Schönheitsgefühls ist der schlimmste Widerhalt für die verbildete Sitte unsrer Nachbarn.

Die Ideen der Wahrheit und Schönheit haben also darin ihren Werth, daß sie der Entfaltung des geistigen Lebens selbst gehören. Allein die eigenste Kraft der Seele ist die der That. Daß diese durch Erkenntniß und Trieb des Gemüthes geführt werden muß, giebt der Wahrheit und Schönheit erst in Unterordnung unter die Ideen der That den wahren innern Werth. Einsicht und Geschmack, welche diesen Gesetzen der Wahrheit und Schönheit gehorchen, sind eine eigne Zierde des geistigen Lebens; doch sind die Ansprüche an das Leben der Menschen sehr verschieden, je nachdem dem Einzelnen seine Lage in der Gesellschaft geworden, je nachdem er seinen Beruf ergriffen hat. Die reinen Ideale der That hingegen sprechen jeden auf die gleiche Weise an, und diese machen in Ehre, Gerechtigkeit und Frömmigkeit in jeglichem ihrer Ideale nur den Gedanken des Selbstvertrauens und der geistigen Selbstständigkeit mit dem Bewußtsein der Würde des menschlichen Geistes geltend.

Für die Probe des feinsten Gefühls der Ehre nichts zu vergeben, dem Rechte des Andern nichts zu nehmen, in frommer Ergebung die höhere Bedeutung des Menschenlebens anzuerkennen — diese Anforderungen entspringen mit ihrer heiligen Nothwendigkeit ja einzig aus der innern Hoheit des Geistes, sind mit deren Bewußtsein ganz einerlei.

Und alle jene andern Zierden des sittlichen Lebens, die Lauterkeit der Gesinnung, alle jene durch Mäßigung zu erhaltende Reinlichkeit, Unschuld und Tüchtigkeit des Lebens, wir loben sie, weil sie der Selbstständigkeit des Geistes dienen; die Ideale der Liebe aber und der Freundschaft von den fernsten Berührungen der Theilnahme zur Familienliebe, zu den engsten Banden der Freundschaft, zur heiligen Gluth des Gemeingeistes — wir loben sie, weil in ihnen die Würde des Geistes im fremden Leben anerkannt, die Macht des Geistes im Menschenleben geltend gemacht wird.

So ist also der Gedanke der Würde des Geistes, der Gedanke des Selbstvertrauens der eine, welcher alle Ideale des sittlichen Lebens erzeugt. Und wie ist's nun mit diesem, wie gilt er dem Menschenleben? Wir werden jetzt einig sein für

das, was ich vor euch behauptet habe. Mit der Idee unserer inneren geistigen Würde sind uns die Anforderungen der Tugend so gegeben, daß jeder Gebildete sich sagen muß, wie oft auch Rohheit, Verbildung und Mangel an Kraft ihm seinen reinen Willen vereiteln mögen, so wünsche und wolle er doch im tiefsten Grund des Herzens selbst einzig, daß sein Leben diesen sittlichen Idealen entspreche, ihnen gemäß sich zur Erhabenheit und Schönheit der Seele gestalte.

Streng gebietend steht der Gedanke erhabener Anforderungen in Ehre, Gerechtigkeit und Frömmigkeit vor deiner Seele, aber es ist dieses Gebot ja nicht ein fremdes Gebot, unter das dich ein Anderer zwingt; es ist der reinste Gedanke deines eignen Geistes, dessen heilige Nothwendigkeit dir nur deinen eignen wahrsten Willen nennt! Lerne nur dich selbst verstehen und du findest, daß dein eigner Wille, Würde und Kraft deines eignen Wesens das hier allein Geforderte sind.

Arthur. Sehr klar, sehr leicht zu fassen ist die schöne Wahrheit deiner reinen Lehre. Wenn der Mensch sich recht besinnt, so muß er finden, Glück und Geschicklichkeit sind nie, was er im tiefsten Grunde und wahrhaft will. Beide sind nur Mittel für andere Zwecke, sind nur das dienende für unsern Willen. Fragen wir dann: wo zeigt sich die herrschende Gewalt des sich selbst geltenden Zweckes, des wahren innersten Willens? — so ist die einzige Antwort: in der innern Kraft des Geistes selbst und deren schöner Gestaltung.

---

## C.

## Der Lehrstyl.

### 1.

Alle Schriften, deren hauptsächlichster Zweck dahin gerichtet ist, vermittelst der durch die Sprache dargestellten Begriffe den Verstand zu belehren und das Urtheil desselben zu entwickeln, leiten und festzustellen, werden mit dem Gesammtnamen abhandelnde, lehrende, dogmatische oder didactische Schriften bezeichnet. Sie zerfallen in zwei Gattungen: Abhandlungen und Lehrbücher. Die ersteren beschäftigen sich mit einem einzelnen, geringeren oder bedeutenderen, Theile der Wissenschaft, um eine innerhalb desselben gewonnene Wahrheit zu entwickeln, begründen und festzustellen; die Lehrbücher dagegen umfassen entweder eine gesammte Wissenschaft, oder deren ein abgeschlossenes Ganze bildenden Haupttheile, und stellen dieselbe in ihrem inneren systematischen Zusammenhange mit möglichster Vollkommenheit dar. — Da nun diese Darstellung auf verschiedene Weise Statt finden kann, je nach ihrer Behandlung oder ihrem nächsten sie bestimmenden Zwecke, so pflegt man sie auch wohl in folgende Eintheilung zerfallen zu lassen und bezeichnet die verschiedenen Arten des didactischen Styles, als: a) der systematische Lehrstyl, welcher die Wissenschaft (sowohl das Ganze derselben wie ihre einzelnen Theile) in ihrem inneren Zusammenhange mit strengster logischer Ordnung und genauer, gleichmäßiger methodischer Durchführung darstellt; b) der erläuternde, erklärende oder commentirende Lehrstyl, der schon Gegebenes oder Vorhandenes weitläufiger und ausführlicher entwickelt und feststellt: c) der compendiarische Lehrstyl, der den zu behandelnden Gegenstand systematisch, aber in gedrängter Kürze, nur das Wichtigste entwickelnd, behandelt; d) der akademische Lehrstyl, dessen nächster Zweck die Entwickelung und Darstellung eines Gegenstandes durch mündlichen Vortrag ist; e) der populäre Lehrstyl (dem streng systematischen entgegengesetzt), welcher die Aufgabe zu lösen beabsichtigt, einen wissenschaftlichen Gegenstand den Begriffen und Fähigkeiten minder Gebildeter, vorzüglich aber des Volkes, angemessen darzustellen, und f) der dialectisch-kritisirende Lehrstyl, dessen Zweck darin besteht, bei der wissenschaftlichen Untersuchung eines vorliegenden Gegenstandes nicht allein diesen an und für sich selbst, sondern auch die ihm zu Theil gewordene äußere Darstellung zu prüfen und zu beurtheilen. Weil jedoch diese Gattungen insgemein sich nicht durch innere Nothwendigkeit, sondern durch äußere Veranlassung gestalten und bei der Behandlung eines und desselben Gegenstandes abwechselnd gebraucht werden können, ohne der Einheit des Ganzen hindernd entgegen zu treten, also sehr oft gemischt erscheinen, so läßt sich obige Eintheilung nirgends streng durchführen. Demgemäß unterscheidet man also die verschiedenen Arten des didactischen Styls angemessener nach den beiden äußeren Formen, in welchen derselbe zur Erscheinung kommt, nämlich der der Abhandlungen und der der Lehrbücher

und untersucht, welchen Bedingungen er bei jeder unterworfen sein muß, um sein Wesen danach zu bestimmen und fest zu stellen.

Vgl. Adelung a. a. O. II. S. 81.
Maaß a. a. O. §. 284.

2.

Im Allgemeinen erfordert der didactische Styl die größte Deutlichkeit des Ausdruckes, die klarste Bestimmtheit der Gedanken und die möglichste Einfachheit in der Darstellung. Da hier allein auf den Verstand gewirkt werden soll, so ist Alles, was Einfluß auf Phantasie und Gemüth ausübt, störend, indem es die alleinige und vollständige Thätigkeit des Verstandes unterbricht oder zurückdrängt. Nur wenn Belege und Beispiele aus dem Gebiete der Erfahrung oder dieser nachgeahmt, zur Bestätigung und Verdeutlichung des Entwikkelten gegeben werden, ist es nicht allein erlaubt, sondern mitunter auch sogar geeignet, die Art und Weise des Styls zu ändern, um die Einförmigkeit des didactischen Vortrages auf kurze Zeit zu unterbrechen und eben dadurch die Aufmerksamkeit auf den Hauptgegenstand von Neuem anzuregen. Eine gewisse Uebereinstimmung der Darstellung muß jedoch bei beiden angewandten Stylarten immer Statt finden, denn ein zu großer Unterschied zwischen denselben würde die Aufmerksamkeit zu sehr von dem Hauptgegenstande ablenken und dieselbe zu lebhaft, dem eigentlichen Zwecke des Gegenstandes nachtheilig, auf Nebendinge hingezogen werden.

3.

Da eine Abhandlung (s. §. 1 dieser Abtheilung) sich mit der Entwickelung eines wissenschaftlichen Gegenstandes allein beschäftigt, so unterliegt sie in dieser Hinsicht vorzüglich den Regeln der Logik im Allgemeinen und der Methodik der einzelnen Wissenschaften im Besonderen, und die Theorie des Styls hat sich nur mit der äußeren Darstellung bei derselben zu beschäftigen. Diese wird zum Theil durch den Inhalt, zum Theil durch den Zweck einer Abhandlung bestimmt. Eine Hauptwahrheit (zuweilen auch wohl mehrere, welche genau mit einander zusammenhängen) als das Resultat der ganzen Untersuchung und Darstellung bildet den Mittelpunkt und inneren Zweck der ganzen Abhandlung. Die Darstellung derselben geschieht in dem Hauptsatze, welcher sorgfältig, zunächst nach den in demselben liegenden Begriffen erklärt, entwickelt und in seinen Theilen bestimmt, und dann durch die nöthigen, entweder in der Sache selbst zu findenden, oder aus Vergleichung, Erfahrung u. s. w. herzunehmenden Beweise, als wahr und richtig dargestellt werden muß.

4.

Man unterscheidet allgemeine und besondere Hauptsätze. Jene sind solche, welche sich unbeschränkt auf die Wissenschaft, zu der sie gehören, in Anwendung bringen lassen; diese dagegen beziehen sich nur auf Einzelnes in derselben. Zu den ersteren gehören z. B. alle metaphysischen, mathematischen u. s. w. Hauptsätze, zu den letzteren dagegen die Resultate historischer, geographischer u. s. w. Abhandlungen. — Die älteren Rhetoriker unterschieden eben so die Beweise und theilten sie ein in a) solche, welche sich aus dem inneren Wesen des Hauptbegriffes selbst entwikkeln lassen und vorzüglich in den allgemeinen Sätzen zu finden sind (loci proprii); und b) in solche, welche bei besonderen Sätzen, vorzüglich aus äußern Erscheinungen, wie z. B. des Ortes, der Person u. s. w. hergeleitet werden. Diese Letzteren nannten sie loci communes und behandelten die Erfindung derselben systematisch in einer besonderen Wissenschaftslehre, welche sie mit dem Namen Topik bezeichneten, die aber von den Neueren selten oder gar nicht in Anwendung gebracht wird, da sie der freien geistigen Thätigkeit oft störend in den Weg tritt.

Vgl. Aristot. Rhetor. c. 2, 7, 9.
Quinctil. l. c. V. 10.
Vossii Instit. Rhetor. I. 2.
Ernesti Init. Rhetor. I. S. 1.
C. A. L. Kästner, Topik oder Erfindungswissenschaft, auf's Neue erläutert. Leipzig 1816.

5.

Da alle Theile einer Abhandlung, wenn dieselbe als vollständig und ihren Gegenstand erschöpfend genügen soll, im genauesten Verhältnisse zu und im innigsten äußeren wie inneren Zusammenhange mit einander sein müssen, so ist es stets gerathen, dieselbe nur nach einem genauen, vorher entworfenen Plane, der die einzelnen Theile scharf bestimmt und anordnet, auszuarbeiten. Im Allgemeinen läßt man jede Abhandlung aus drei Haupttheilen bestehen, nämlich: a) dem Eingange (oder der Einleitung), welcher Ursache und Zweck der Abhandlung entwickelt, also z. B. die Wichtigkeit des Gegenstandes oder die darüber herrschenden falschen oder richtigen Ansichten, oder auch die Veranlassung zu derselben behandelt, oder endlich die nothwendig voraus zu sendenden Begriffe entwickelt und erläutert; b) der eigentlich n Abhandlung, in

welcher nur der Hauptsatz selbst entwickelt, erläutert und bewiesen wird, und c) dem Schluß, in welchem man das Ganze nochmals übersichtlich zusammenfaßt und das gewonnene Resultat ausdrücklich hervorhebt. Diese Haupttheile sowohl, wie die Unterabtheilungen derselben, müssen nicht allein in genauem innerem Zusammenhange mit einander sein, sondern auch in eben solchem äußeren Zusammenhange durch die stylistische Darstellung erscheinen.

### 6.

Die **Lehrbücher** oder **Systeme** umfassen nicht wie die Abhandlungen einzelne Hauptwahrheiten einer Wissenschaft, sondern das Gesammtgebiet derselben (s. §. 1. d. Abth.) in strenger logischer Ordnung und eben solcher Entwickelung. Ihr Zweck ist, die genügende vollständige Darstellung einer Wissenschaft in allen ihren Theilen, so daß der derselben Beflissene sie daraus vollständig kennen lernen könne und erfahre, was ihm noch zu thun bleibt, um sie sich gänzlich anzueignen, kurz daß er eine übersichtliche und doch zugleich alle einzelnen Theile berührende Kenntniß derselben gewinne. **Vollständigkeit, Klarheit, Faßlichkeit, logische Ordnung, methodische consequente Eintheilung, Gründlichkeit** und **Kürze** sind daher die Hauptbedingungen eines Lehrbuchs. Hinsichtlich des Vortrags als Ausdruck des Denkens unterscheidet man die **analytische** und die **synthetische** Methode. Jene beginnt mit dem Besonderen und schreitet aus diesem entwickelnd zum Allgemeinen fort. Diese dagegen beginnt mit dem Allgemeinen und entwickelt aus demselben die Grundbedingungen des Besonderen. Für den Unterricht im Allgemeinen ist die letztere Methode die bessere, weil sie die faßlichere und kürzere ist.

### 7.

Muster des Lehrstyls bei den Deutschen findet man vorzüglich in Lessing's, Mendelssohn's, Möser's, Engel's, Garve's, Herder's, Schiller's, A. W. und F. v. Schlegel's, W. v. Humboldt's, Reinhold des Aelteren, Rosenkranz u. A. Schriften. Die Abhandlungen und Lehrbücher der neueren Philosophen von Fach sind dagegen in stylistischer Hinsicht nicht so zu empfehlen, da sie meist sich einer ihnen eigenthümlichen Ausdrucksweise bedienen, zu deren Verständniß ein besonderes Studium gehört, das der Allgemeinheit der Gebildeten zu fern liegt und diese daher entmuthigt und abschreckt.

---

## Warzu die Sprüchwörter dienstlich seind.*)

Von Johann Agricola.

Von anbegin der Welt haben die Weisen Leut alle Gesetz vnd Rechte in kurtze wort verfasset, auff das man sie leichtlich behalten kündte. Gott gabe den Jüden viel Gesetze, aber er fasset sie alle in ein kürtze, nemlich in zehen stück, darinn nichts vergessen ist alles des, das ein Mensch Gott vnd den Menschen schuldig ist zuthun. Die Heiden haben jr Natürlich recht in drey ding gefasset, Das erste, ist erbarlich leben, Das ander, niemand beschedigen, Das dritt, einem jeden geben vnd thun was jm von recht gebüret. Die Griechen haben gehabt nicht mehr denn zwölff Taffeln, darinnen all jre Recht gefast waren. Socrates, Pythagoras, haben wenig wort geredt, aber viel meinung. In verkauffen vnd kauffen, das doch weitleufftig ist, haben sie ein Regel gehalten, Inter bonos bene agier oportet, Es soll ein from Mann ehrlich mit dem andern handeln. Solon ward gefragt, warumb er kein Gesetz gemacht hatte, wie mans halten solt mit dem der seinen Vater erwürget hatte, sagt er, Er hette nicht gemeint, das jemand so boshafftig sein würde, vnd ein solche vbelthat begehen. Summa, Je mehr Gesetze, je mehr vntugend. Zu dem, Je frömmer die Leute gewesen sein, je weniger Gesetze sie bedurfft haben, haben auch gantz einfeltig geredt, vnd einfeldige schlechte wort gebraucht, Vnd noch heute bey tag findet sichs also, das fromme erbare leute wenig wort machen, Aber finantzer vnnd betrieger machen viel wort vnd meinens nicht. Der alte Cato hat zu Athen Lateinisch geredt mit guten kurtzen worten vnnd schlüssen. Da aber der Verdolmetscher Catonis wenig wort mit viel vmbstenden reden muste, wuchs ein Sprüchwort zu Athen, das den Römern die wort im hertzen, den Griechen aber allein im mund wüchsen. Also haben vnsere alte Deutschen einfeltig geredt, vnnd wenig wort gebraucht, auch wenig Gesetz gehabt. Aber wie Cornelius Tacitus von jnen schreibt, so hat bey den Deutschen trew vnd glauben mehr golten on viel Gesetze, denn bey den Römern, die viel Ordnung vnd mancherley Gesetz hatten. Golt ist klein, aber es gilt viel, klein gering müntz ist viel, aber sie gilt wenig, Also gelten auch wenig viel Gesetze vnd viel wort. Ein vass voller Weins klingt nicht sehr, aber es hat viel in sich. Herwiderumb ein leer vass klingt feindlich, vnd hat nichts in jm. Derhalben seind vnsere alte Deutschen Golt gewesen, denn sie haben ehrlich vnd

---

*) Aus: Johann Agricola, Sibenhundert vnd funfftzig Deutscher Sprüchwörter; Wittenberg, 1582

trewlich gehandelt, mit wenig worten vnd Gesetzen, Wir seind leider jetzt geringe Müntz worden, vnnd halten wenig mit viel worten vnd Gesetzen. Florus schreibt das vnsere alte Deutschen nach dem todt Drusi Germanici der Römer Hauptman, welcher sie hat wöllen mit Gesetzen vnd gerichtszwang regieren, mit allen den seinen ermordet haben, jnen die zungen ausgeschnitten, vnd gesagt, Sibila nunc vipera, Du schlang, zische nu mehr, Damit erweiset würde, das vnsere vorfahren schlecht vnd gerecht, vnd auffgericht mit allen dingen seind vmbgangen, Denn in kurtze schlüsse haben sie das leben der Menschen, als in kurtze Regeln verfasset. Wider die bauchsorge haben sie gesagt, Gott bescheret vber nacht. Item, Gott hat mehr denn er je vergab. Von der Trew vnd vntrew haben sie gesagt, Getrewe Hand geht durch alle land. Vntrewe hand gehet hin, kömpt aber nicht herwider. Von der messigkeit in allen Dingen zu halten, sagen sie, Schnell rath nie gut ward, Zuuiel zerreisst den sack, Mas ist zu allen dingen gut, Zuuiel ist vngesund, vnd also fort von allen guten vnd bösen dingen. Zum guten werden wir gereitzt, vnd für dem bösen gewarnet, wenn man sagt, Wer recht thut wirds finden, wer vnrecht thut wirds auch finden, Wie einer thut, so sagt man jm nach, Das werck lobet seinen meister, Recht findet sich, Es ward nie so klein gesponnen, es kam an die Sonnen, 2c.

### 1.

### Gott bescheret vber nacht.

Wiewol in Deutscher Sprach nicht viel wörter seind, damit man Gott nennet, denn das einig wort, Gott, Gut, daraus denn folget, das die Deutschen fast wenig von Gott gewüst haben, So erweiset doch dis Sprüchwort sampt andern dergleichen, das auch vnter vnsern vorfahren vnd alten Deutschen viel frommer Gottesfürchtiger leut etwan gewesen seind, die Gott alle Ding mit diesen worten haben heimgestellet, vnd jm die sorge jres leibs, lebens vnd narung allenthalben befohlen, Denn mit dem wort, Gott bescheret vber nacht, ist die Bauchsorge hindan gesetzt, vnd wird Gott lauter vertrawet, er werde vns das bescheren, das wir bedürffen zu vnser vnterhaltung, Nemlich futer vnd mahl, wie man sagt, Ja was wir nicht haben, das bescher vns unser HErrgott.

Bescheren aber heisset auch aus gnaden, vnd nicht aus pflicht einem etwas geben, oder schencken, on alle sein zuthun vnd verdienst, Wie denn die Mütter in Deutschen landen jre Kinder dazu gewehnet haben, wiewol sie selbs nicht gewüst, was es bedeutet hat, Da sie in des heiligen Christs vnd S Niclas nacht den Kindern gelt, obs, oder pfefferkuchen, vnd andere kinderspiel, ins bethe oder kleider der kinder gesteckt, vnd des morgens zu den kindern gesagt haben, Der heilige Christ, oder S. Niclas habe es jnen bescheret, vnd weil sie geschlaffen haben, für sie gesorgt. Auff diese weise sagt auch Christus Matthei am 6. Jr solt nicht sorgen noch sagen, Was wöllen wir essen, trincken vnd anziehen? Ewer Vater der im Himel ist, weis das jr das alles bedürffet, Allein heisst er seine Jünger, sie sollen jn bitts weise desselbigen erinnern, vnnd sprechen, Vater, unser teglich brot gib vns heut, das ist, Gib vns Leibs notturfft, hülle vnd fülle, umb vnd an, so viel als wir teglich bedörffen, 2c. Vnd Gott beweiset das auch mit der that, das er allein für vns sorget, in dem, das wir aller Creaturen, sie sey so edel als sie jmmer wölle, müde, satt vnd vberdrus werden, ausgeschlossen des, das wir als das nötigst zur vnterhaltung vnsers lebens haben müssen, nemlich des brots. Dis wort ist aus der erfarung herkommen, das man stets für augen gesehen hat, vnd noch teglich sihet, wie Gott so reichlich alle welt mit gütern, leibsnarung vnd aller notturfft versorget vnd gleich vberschüttet, das es auch offt daher kompt, daher es niemand gedacht hette, vnd geschicht zugleich guten vnd bösen, ja einem schalck viel eh denn einem frommen, wie das Sprüchwort lautet, Je erger schalck, je besser glück. Die Sonne scheinet, der Himel regnet, das Korn wechset, vnnd des nachts wenn wir schlaffen, so behütet Gott das alles vns zu nutz on vnser zuthun, das ist denn Gottes bescheren. Ich wil des ein Exempel setzen, dabey man greiffen möge, wie Gott die Welt nehret durch eitel miradel. Ein armer Taglöner oder Weinhacker hat vielleicht ein Weib vnd viel Kinder, sitzet zuhaus inne, verdienet ein woch mit seiner sawren arbeit 12. oder 14. groschen, kleidet sich dauon mit Weib vnd Kindern, gibt hauszins, vnd wenn der Sontag kompt, so verthut er fast so vil bey dem wein, bier vnd spiel, als er die gantzen wochen erworben hat, noch wird er ernehret. das, wenn man jn fragte, wie es zugienge, das er also kündte zukommen, müste er sagen, Ich weis nicht, Gott bescheret vber nacht. Die Heiden, Griechen vnd Römer seind aus diesen teglichen erfarungen bewegt worden, vnd geschlossen, es sein alle winckel vol Gottes, vnd sein eitel Gottes werck, alles was wir seind, gehn, stehn, leben, schlaffen, wachen, wircken. Es wöllen auch etliche sagen, vnd ich halt es für war, Es wachsen nicht so viel garben getreides auff dem Felde, als Menschen seind auff Erden, noch werden wir alle mit Brod also versorget, das wir stets vberig vnd im vorrath behalten. Es ist auch gewis, das der hunderste Mensch nicht den Acker bawet, Denn wo tausend Bawren seind

auff allen Dörffern, so seind jr zwentzig tausent in Stedten vnd mehr. Ich hab auch mit etlichen meiner herren vnnd guten freunden vberschlagen, wie viel müssigs volcks sey in der Geistlichkeit, wie mans nennet, Nonnen vnd Münche, in dem vmkreis den wir kennen, als in Hispanien, Franckreich, Welschland, Deutschland, Hungern, Dennemarck, Polen, Böhmen, Merhern, Lifland vnd andern Inseln, Cypern, Rodis, ꝛc. vnnd seind gefunden viertzehen hundert mal tausent Münch vnd Nonnen. Denn zu den zeiten Aenee Pij des Deutschen Bapst, hat der Barfusser öberster Minister dem Bapst wöllen zu dem Türckenzug dreissig tausent Brüder ins Feld rüsten, das doch gleichwol alle Klöster wol bestellet sollen sein, vnnd der keinen mangeln. Wo seind nu die Pfaffen, Thumbherren, Stadtpfarrer, Dorffpfarrer, Studenten in Vniuersiteten, Schüler, Jungvolck; Handtwercksleut allerley art, Kauffleute, Knappen in Silber, Eisen, Stahel, Zien, Bley vnnd kupffer Bergwerck, Jüden, Stulreuber, Weinhecker, Schiffleute, Kriegsvolck, Kinder, Weiber, Reuter, vnd die so die Fürsten vnd Herren als Hoffgesind brauchen, welche so man sie solt eigentlich rechnen, weit vnd breit, den hundersten Bawren vnd Acker Bawer in der zal vbertreffen.

Es berichten mich die Landkündigen, das Köln am Rein vber fünff tausent Geistlichen habe, vnd noch mehr. Dieweil denn nun so wenig Leute den Acker bawen, vnd für einen Menschen kaum ein einig garbe wechset, vnnd ein jglicher doch gleichwol aus zwey schock garben Korns frisset, denn ein schock garben geben nach gemeinen jaren gemeiner scheffel kaum drey, so mus eigentlich die tegliche erfahrung zeugnis geben, vnd sprechen, Gott bescheret vber nacht, Wir wissen nicht wie vns Gott nehret.

Keyser Friderich Ertzherzog zu Osterreich, Keyser Maximilianus vater, auff dem Reichstage zu Köln am Rein, hat das gros volck dazumal zu Köln aus allen Lendern, Insulen vnd Königreichen versamlet, zelen lassen, auch das Brod, damit man gegen abend das volck speisen wolte. Vnnd da man alle heupter der frembden vnd einheimischen gegen den Brodten, welche sie allenthalben in der Stadt gefunden, angeschlagen hatte, hat allezeit das vierdte vnd fünffte heupt auff ein pfennig brod getroffen. Des andern tags hat der Keyser wiederumb durch seine verordneten fragen lassen in allen örtern, ob des brods sey gnug gewesen, vnd hat sich befunden, das allenthalben noch brods gnug, vnd vbrig, auch auff den andern tag gewesen ist. Dieses ist mein wahrhafftiger zeug, Herr Thomas Eschius, ein man von 90. jaren, der artzney Doctor zu Wittenberg, ein Kölnisch man, der solchs die zeit zu Köln gesehen vnd gehört hat. Also bezeugen diese erfarung vnd Sprüchwort, Himel vnd Erde, Teuffel vnnd Menschen, visch vnd vögel, gute vnd böse leute, das es war sey, Gott bescheret vber nacht, noch wil die Welt verzweiffeln an Gott, er werde sie lassen hungers sterben, so wir doch für augen sehen, wie er in den Wald schafft vögel, hirsch, hinden, hasen, Rheh, In das Meer allerley visch, Auff erden bey den leuten, Schaf, geiss, tauben, gense, hüner, enten, ꝛc. schmückt wisen vnd awen im anfang des Lentzen, vnd macht das die thier mögen nisten, laichen, vnd mehren sich zur speisen der Menschen. Er zieret die bewme mit blettern vnd hübscher blüte, Er gibt darnach honig, milch, wolle, früchte allerley art, voll gutes geruchs, ꝛc. Wenn die auffhören, so kommen öpffel, byrn mancherley art. Item, nüsse vielerley art, vnd wenn die auffhören, so gibt er korn, weitzen, rocken, habern, gersten, dinkel mit aller fülle, das man gnug abzuschneiden vnd heimzufüren hat. Nach dem gibt er den Wein, vnd beschleusst den Sommer vnd Herbst. Von diesem allen füllet man die Küchen, Keller, boden, haus vnd hoff, vnd den seckel. Darnach schaffet er einen Winter, darinn wir des geniessen vnd brauchen mögen. auff das wir erkennen sollen, das er für den Winter, da weder Korn noch wein wechset, vnnd wir vnserthalben müsten hungers sterben, gesorget hat. Vnd wenn wir nun haben auffgezeret, vnnd keller vnd boden schier leer ist, so heisset er den Winter fürtraben, vnd schaffet von newes einen andern vorrath, heisset die Sonne wider auffsteigen, vnd die erde, so er durch regen, schnee vnd eyss den Winter lang gefeuchtet hat, widerumb früchte bringen, Das also alle Creaturen wider den vngleubigen Menschen am Jüngsten tage werden zeugnis geben seines vnglaubens, das er Gott weder vertrawet noch geglaubt hat. Denn alle Creaturen zeigen an Gottes güte, Ein apffel auff den bawm, das Korn auff dem Felde sagt vnnd erinnert einen jeglichen Menschen also, Sihe du Mensch, hie stehe ich aus Gottes geschöpff, welches er dir zu gut gemachet hat, ich sol dir dienen, vnd anzeigen, das du nit solt zweiffeln, Gott wil dich ernehren, vnd keinen mangel leiden lassen. Also auch dz Korn, Sihe zu Mensch, du wirffest ein körnlin in den Acker, vnd ich vberkomme von demselbigen zween oder drey stengel, vnd ein jeglicher stengel bringt dreyssig, sechtzig, ja offt hundert körner aus vnsers Schöpffers befelch, dir zur narung. Wo du nun Gott nicht trawest, so wil ich am endlichen Gerichts tag vber dich zeugen, ich habe dich solcher wolthat erinnert, Du aber bist fürüber gangen, vnd Gott weder getrawet noch glaubet,

darumb wil ich dein Richter sein, denn Gott bescheret vber nacht.

## 2.

### Gott hatt mehr denn er je vergab.

Dis Sprüchwort ist ein hübsche erfarung, dadurch man vnserm Herrngott hat zugesehen vnd erlernet, wie mechtig vnd reich sein schatz vnd gnadenkammer ist, Dieweil Gott bereit ist zu helffen, wo vnd wenn es noth ist, vnd behelt doch gleichwol allezeit gnug, vnd je mehr er gibt, je mehr er hat, Niemand kan seine güte ausgründen noch ausschöpffen. Also gibt dis wort Gott die gröste ehre, die jm auch von recht geburet. Seine hand zu helffen ist vnbeschlossen vnnd jmmer voll. Gott gibt alle Jar Gewechse, gras vnd blumen für das vihe, Vnd zum lieblichen Geruch also viel kreuter, Violen, Rosen, vnd andere, Dergleichen beum vnd holtz zum fewerwerck vnd allerley gebewe. Item, visch, vögel, thiere zam vnd wild zur speise der Menschen. Nehret alle Welt mit reichthumb, also, das auch die erde vns gold, silber vnnd viel ertz vnd metall herfür bringen, dadurch sich die leute entrichten, vnd mit einander hantieren vnd handeln mögen. Gibt auch allerley getreid, als korn, waitzen, habern, gersten, zur speis vnnd zum tranck dem Menschen vnd dem vihe, Wein, Obs, früchte, vnd dasselbige alle jar jerlichen, wieder 104. Psalm sagt, Du legest brunnen quellen in den gründen, das die wasser zwischen den bergen hingehen, das alle Thier auff dem felde trincken, vnd die Waldesel jren durst leschen. Du feuchtest die berge von oben herab, das land wird voll früchte deiner wercke. Du lest wachsen hew für das vihe, vnd saat durch arbeit der Menschen, das du brod aus der erden bringest, vnd das der Wein erfrewe des Menschen hertz, vnd seine gestalt gleisse von öl, vnnd das brod der Menschen Hertz stercke, 2c.

Das gantze jar vmb gibt Gott ein wolthat vber die ander on zal vnd mas, aus welcher sichtiger teglicher erfarung vnd Gotteskrafft, alle welt gezwungen wird zusagen vnd zubekennen, das Gott viel mehr hat, denn er je vergabe. D. Martinus Luther sagte auff eine zeit also, Von Adam her haben die Leute Gottes gaben genossen, gessen, getruncken, gekleidet, gebawet, vnser vorfaren, vnd so vor vns gewesen seind, haben auch alle also gethan, noch haben sie es noch nicht alles auffgeessen, noch ausgetruncken, vernützet zum baw vnd kleidung, sonder vns gnug gelassen. Also werden wir dieses alles auch gebrauchen, Vnd selig ist der dieser wol gebrauchet, vnd dennoch werden wir vnsern nachkommen allen auch gnug lassen, Denn Gott hat mehr, denn er je vergab.

---

### Ein wahrer Christ kan nirgend anerkandt werden, denn an der Liebe vnd täglichen Besserung seines Lebens, wie ein Baum an seinen Früchten*).

Von Johann Arndt.

Psalm. 92. Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum, Er wird wachsen wie eine Ceder auff dem Libano; Die gepflantzet sind in dem Hause des HERRN, werden in den Vorhöfen vnsers Gottes grünen, Vnd wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch bluhen, fruchtbar vnd frisch seyn, daß sie verkündigen, daß der HERR so fromm ist, mein Hort, vnd ist kein Vnrecht an jhm.

Nicht der Name, sondern ein Christlich Leben beweiset einen wahren Christen, vnd wer ein rechter Christ seyn wil, sol sich befleissigen, daß man Christum selbst in jhme sehe an seiner Liebe, Demuht vnd Freundlichkeit. Denn niemand kan ein Christ seyn, in welchem Christus nicht lebet. Ein solch Leben muß von innen aus dem Hertzen vnd Geist gehen, wie ein Apffel aus der innerlichen grünenden Krafft des Baums. Denn der Geist Christi muß das Leben regieren, vnd Christo gleichförmig machen, wie S. Paulus Röm. 8. spricht: Welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder, wer den Geist Gottes nicht hat, der ist nicht sein. Was nu für ein Geist den Menschen inwendig treibt vnd beweget, so lebet er außwendig, Darumb zu einem rechten Christlichen Leben der H. Geist hoch von nöten ist. Denn ein jeglich Leben gehet aus dem Geist, es sey gut oder böse: Darumb hat uns der HERR befohlen, vmb den H. Geist zu bitten, vnd er hat vns denselbigen verheissen, vnd er ist der Geist der newen Geburt, der vns in Christo lebendig machet zu einem newen, geistlichen, himlischen Leben. Aus demselbigen jmmer grünenden lebendigen Geist Gottes müssen hervor blüen die Christlichen Tugenden, daß der Gerechte grünet wie ein Palmbaum, vnd wächset wie ein Ceder auff dem Libano, die der HERR gepflantzet hat.

Darumb muß der Mensch erstlich inwendig ernewert werden in dem Geist seines Gemühts nach Gottes Bilde, vnd seine innerliche Begierden vnd Affecten müssen Christo gleichförmig werden, welches S. Paulus nennet, nach Gott gebildet werden, Ephes. 4. auff daß ein eusserlich Leben aus dem Grunde seines Hertzens gehe, vnd er von innen also sey, wie er von aussen vor den Menschen ist. Vnd billich sol inwendig im Menschen vielmehr seyn, denn außwendig gespüret wird, denn Gott sihet ins Verborgene, und prüfet Hertzen und Nieren, Psal. 7.

Vnd ob wir wol inwendig nicht so rein seyn

*) Aus: Johann Arndt, vier Bücher vom wahren Christenthumb, Lüneburg, 1648.

als die Engel, sollen wir doch darnach seufftzen, vnd diß gläubige Seufftzen nimpt Gott an vns zu reinigen, denn der H. Geist hilfft unserer Schwachheit, vnd vertritt vns bey Gott mit vnaussprechlichen Seufftzen, Röm. 8. Ja, das Blut Christi reiniget vns also durch den Glauben, daß kein Runtzel oder Flecken an vns ist, Eph. 5. Vnd das noch mehr ist, Vnser Reinigkeit, Heiligkeit, Gerechtigkeit, ist nicht eines Engels Reinigkeit, sondern sie ist Christi Gerechtigkeit, ja Christus selbst, 1. Corinth. 1.

Darumb wir vnser Heiligkeit weit über alle Engel Reinigkeit vnd Heiligkeit setzen sollen. Denn sie ist Christus selbst, Jerem. 33. Vnd diese empfangene, vnverdiente, aus Gnaden geschenckte Gerechtigkeit, Reinigkeit vnd Heiligung, sol billich Leib, Seele vnd Geist ernewern, vnd ein heilig Leben wircken. Darum müssen wir seyn in vnserm Christenthumb wie ein junges Palmbäumlein, das jmmer grünet, fort wächset vnd grösser wird: Also müssen wir wachsen vnd zunemen in Christo. So viel wächset aber ein Mensch in Christo, so viel er am Glauben vnd an Tugenden vnd Christlichem Leben zunimpt, vnd sich täglich bessert, vnd so viel Christus in jhm lebt, vnd das heisst grünen wie ein Palmbaum.

Ein Christ muß sich täglich ernewern vnd aufsprieffen wie ein Palmbaum, vnd jhme vorsetzen, seinem Namen gnug zu thun, als ob er heute erst wäre ein Christ worden, vnd sol täglich darnach seufftzen, daß er nit ein falscher Christ seyn möge. Wie ein jeglicher, der beruffen ist zu einem Ampt, sich befleissigen muß, seinem Beruff gnug zu thun; Also sind wir beruffen zu Christo mit einem heiligen Beruff. Vnd wo ein solcher heiliger Vorsatz nicht ist, da ist auch keine Besserung, vnd grünen vnd zunemen in Christo, ja der lebendigmachende Geist Christi ist nicht da. Denn ein solcher Vorsatz gutes zu thun kompt aus dem H. Geiste, und ist die vorlauffende Gnade Gottes, die alle Menschen locket, reitzet vnd treibet. Wol dem, der jhr statt vnd raum gibt, vnd die Stimme der Weißheit Gottes höret, die auff der Gassen ruffet. Alles was ein Mensch ansihet, ist eine Erinnerung seines Schöpfers, dadurch ruffet jhm Gott, vnd wil jhn zu sich ziehen.

Vnd so offt wir nun das merken, daß wir geruffen vnd gelocket werden, sollen wir bald anfahen gutes zu thun, denn das ist die rechte Zeit, da wir nicht verhindert werden: Es wird bald ein ander Zeit kommen, da wir verhindert werden, gutes zu gedencken, hören, reden vnd thun. Darumb sihet dasselbige die ewige Weißheit Gottes zuvor, vnd ruffet vns an allen Orten, daß wir die Zeit nicht versäumen.

Sihe einen Baum an, der stehet jmmer vnd wartet auff den Sonnenschein vnd gute Einflüsse des Himmels, vnd ist jmmer bereit dieselbe zu empfahen: Also scheinet die Gnade Gottes vnd himlische Einflüsse auff dich, würdestu nur nicht von der Welt verhindert, dieselbige zu empfahen.

Bedenke die kurtze Zeit deines Lebens, wie viel Vbungen Christlicher Tugenden du versäumet hast, die halbe Zeit deines Lebens hastu geschlaffen, die ander helffte hastu mit Essen vnd Trincken zugebracht, vnd wenn du nun sterben solt, hastu kaum angefangen recht zu leben, vnd gutes zu thun.

Wie ein Mensch zu sterben begert, so sol er auch leben. Du woltest ja nicht gerne sterben als ein Gottloser, ey so soltu auch nit leben als ein Gottloser, Wiltu sterben als ein Christ, so mustu leben als ein Christ. Der lebet aber als ein Christ, der also lebet, als wenn er heute sterben solte. Ein Knecht muß jmmer bereit seyn vor seinem Herrn zu erscheinen, wenn er jhm ruffet: Nun ruffet Gott einem jeglichen durch den Todt.

Selig ist der Knecht, den der HERR wachend findet, wenn er kompt, Er wird jhn über alle seine Güter setzen. Wer ist aber der da wachet? Der sich die Welt, vnd die nach der Welt leben, nicht lässt verführen. Die Ergernissen sind die böse Pfropffreiser, die offt einen guten Baum verderben, daß er nicht grünen vnd blühen kann, ꝛc.

---

Aus dem Programm: „Christian Thomasius. Eröffnet der Studierenden Jugend zu Leipzig in einem Discours, Welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle? Ein Collegium über des Gratians Grund-Reguln, Vernünftig, klug und artig zu leben."

Meine Herren!

Es ist kein Zweiffel, und schon von vielen angemercket worden, daß, wenn unsere Vorfahren die alten Deutschen anitzo auferstehen und in Deutschland kommen solten, ihnen im geringsten nicht düncken würde, daß sie in ihrem Vaterlande und bei ihren Landsleuten wären, sondern sie würden sich vielmehr einbilden, daß sie in einem fremden Lande bei unbekandten und gantz andern Menschen sich aufhielten; so große Enderungen sind, ich will nicht sagen, in tausend, sondern nur in etlichen hundert Jahren darinnen fürgegangen, unter welchen nicht die geringste ist, daß, da für diesem die Frantzosen

bei denen Deutschen in keine sonderliche Hochachtung kommen, heut zu Tage alles bei uns Frantzösisch sein muß, Frantzösische Kleider, Frantzösische Speisen, Frantzösischer Hausrath, Frantzösische Sprachen, Frantzösische Sitten, Frantzösische Sünden, ja gar Frantzösische Krankheiten sind durchgehends im Schwunge. Solten wir uns nun nicht billig schämen (so wir ja nichts anders bedencken wolten) daß, wenn unsere Vorfahren einen Blick in die itzige Welt thun solten, sie anstatt ihres gleichen in Deutschland anzutreffen dasselbe mit Deutschen Frantz-Männern besetzet finden würden, welche von denen uralten Gebräuchen so gar abgewichen sind, daß von selbigen fast nicht das geringste mehr, welches uns von den vorigen eine Anzeigung geben könnte, übrig blieben; ich meine ja, sie würden uns als unechte Kinder und Bastardte anspeien, und uns eher mit unsern Frantzösischen Bärtgen für feige und weibische Memmen, als ansehnliche wackere Männer achten, ich meine, sie würden uns entweder einen derben und nachdrücklichen Verweis geben; oder aber uns nicht einmal ihres Zorns würdig achtende mit einem bittern Gelächter von sich stoßen.

Auf diese Weise pflegt man öfters von unserer heutigen Lebens-Art und Wandel zu urtheilen; aber meines Bedünkens, wenn man keine andere Ursachen wider dieselbe fürbringen kan, möchte man wol mit diesen in Ruhe stehen, und die guten alten Deutschen in ihren Gräbern ebenfalls ruhen lassen. Es ist von Anfang der Welt in denen meisten Republiquen so hergegangen, daß die Sitten und Manieren zu leben sich hin und wieder verändert haben. Eines einzelnen Menschen Wille ist veränderlich, wie solten denn so viele Menschen, aus welchen das gemeine Wesen bestehet, stets während einerlei Lebens-Art behalten? Aenderungen sind wol insgemein gefährlich, aber deswegen nicht allemal zu verwerfen, weil man auch das gute selten ohne Gefahr erhalten kan. Dannenhero ist ungereimt, wenn man ein geändertes Leben bloß wegen der Aenderung tadeln will, ohne zu sehen, ob man das gute mit bösen, oder dieses mit jenem verwechselt habe. Die alten Deutschen waren wegen eines und andern billig zu loben; aber wer wolte läugnen, daß wir nicht auch in vielen Stücken einen merklichen Vortheil für ihnen aufzuweisen hätten? Solte nun ein Deutscher von der Gattung, wie sie uns Tacitus beschreibet, oder Dieterich von Berne der edle Held elende (wie ihn das so-genannte Helden-Buch zum öftern betittelt) uns unsere Gebräuche durchhecheln wollen; so halte ich gänzlich dafür, daß ihnen ängster werden solte, als dem alten Hildebrand gewesen, da ihn der Riese bei seinem Bart erwischte, und über die Achseln schleuderte. Meine Herren, wenn sie etwan Deutsche Bücher, so für ein paar hundert Jahren geschrieben worden, gelesen, und dabei die herrlichen Holzschnitte bemerket haben; so stellen sie sich nur vor, wenn einer, der auf dieselbe altväterische Art gekleidet wäre, und den damalen gebrauchlichen Deutschen Dialectum (z. E. Es war ein Jungmann, der was ein groß hoffierer der Maidt u. s. w.) redete, und sich mit denen zu seiner Zeit gewöhnlichen Complimenten und Reverentzen nichts geringes zu sein dünken ließe, und itzo reformieren wolte, oder wenn M. Ortuinus Gratius und M. Irus Perlirus die großen Fackeln jener Zeit eine Visitation auf unsern hohen Schulen anstellen wolte; wer würde wol so dann für der ganzen ehrbaren Welt Auslachens würdig sein? So halte ich auch gäntzlich dafür, daß die Nachahmung derer Frantzosen für sich selbst an uns ohne sonderbare Ursache gescholten werden könne. Eine Nachahmung ist allezeit lobenswürdig, wenn die Sache selbst nicht scheltwürdiges an sich hat, in Mitteldingen verdienet selbige weder Lob noch Tadel. Bei dieser Bewandnis nun gleichwie es mit denen Frantzösischen Sünden und Krankheiten seine geweisete Wege hat, und kein Mensch solche vertheidigen wird; auch beide nicht für uns, sondern jene für die Herren Theologos gehören, diese aber denen Herrn Medicis zu curieren gelassen werden müssen; also sind die Frantzösischen Kleider, Speisen, Hausrath, Sprachen und Sitten solche Dinge, welche, wenn Sie von Hoffart, Uppigkeit, Uberfluß, närrischer Affectation und andern Lastern entfernet sein, mit nichten als denen göttlichen Gesetze zuwider ausgeruffen werden können; zum wenigsten würde es mir und meines gleichen als ein unzeitiger Eifer ausgedeutet werden, wenn ich meine Herrn von dem Frantzösischen Sprachmeister an des Schottelii Deutsche Sprachen-Schul, von dem Tanzmeister auf die Kirchmessen, von unsern Mode-Schneidern an einen Dorfstörer, oder von denen Köchen, so die Speisen wol zuzurichten wissen, auf die altwäterischen Sudelköche, die einen guten Hirsenbrei mit Bire und dergleichen Leckerbißlein aus denen alten Kochbüchern anrichten können, verweisen wolte. Ein weiser Mann so in der Welt leben muß, muß nicht allein dasjenige, so nicht zu ändern ist, ohne murren mit Gedult ertragen, sondern auch vielmalen was gutes zu stiften und andere zu gewinnen allen allerlei werden, oder doch meistens auch dasjenige, was leichtlich misbraucht werden kan, sich wissen zu nutze zu machen, und zum besten zu kehren.

Derowegen sei es so, man ahme denen Frantzosen nach, denn sie sind doch heut zu Tage die geschicktesten Leute, und wissen allen Sachen

ein recht Leben zu geben. Sie verfertigen die Kleider wol und bequem, und ersinnen solche artige Moden, die nicht nur das Auge belustigen, sondern mit der Jahreszeit wol überein kommen. Sie wissen die Speisen so gut zu präparieren, daß sowol der Geschmack als der Magen vergnüget wird. Ihr Hausrath ist reinlich und propre, ihre Sprache anmutig und liebreitzend, und ihre ohn erzwungene ehrerbietige Freiheit ist geschickter sich in die Gemüter der Menschen einzuschleichen als eine affectierte bauerstoltze gravität. Nichts destoweniger ist auch nicht zu leugnen, daß, wenn man jemand, der hochgeachtet wird, nachahmen will, man sich in Kleinigkeiten, welche nichts zur Sache thun, nicht vertieffen muß, sondern das Hauptwerk ergründen, durch welches sich derjenige, so nachgeahmet wird, seine Hochachtung erworben. Männiglich lacht Bassianum aus, daß er mit aller Gewalt Alexander den Großen nachäffen wollen, so gar daß er den Kopf auf seine Seite zutragen sich angewehnet, und des ehrlichen Aristotelis Bücher mit großen Leidwesen derer Herren Peripateticorum verbrennen lassen, weil man ihn berichtet, ob wäre Aristoteles mit Ursache gewesen, daß der Alexander mit Gifft vergeben worden; da er doch im übrigen nicht die geringste qualität, kraft welcher Alexander sich den Namen des Großen verdienet, an sich gehabt. Ich weiß nicht, meine Herren, ob es uns nicht auch so gehe. Denn wie kommts doch, daß wann von uns Deutschen jemand in Frankreich reiset, ohnerachtet er propre gekleidet ist, und sehr geschickt von einem Frantzösischen Braten oder fricassee räsonieren kan, auch perfect parlieret und seinen Reverenz so gut als ein leibhafftiger Frantzos zumachen weiß, er dennoch gemeiniglich als ein einfältiges Schaaf ausgelachet wird, dahingegen die Frantzosen, so zu uns heraußer kommen, durchgehends Liebe und Verwunderung an sich ziehen? Es kan nicht fehlen, wir müssen mit unserer Nachahmung das rechte pflöckgen nicht getroffen haben, und ist dannenhero hoch nöthig, wenn wir ihnen hinter die Künste kommen wollen, wodurch sie alle Welt ihnen Ehrerbietung zu bezeigen anlocken, daß wir der Sachen ein wenig reiffer nachdenken, ob wir den wahren Hauptzweck erreichen können.

---

## Das höchste Gut und das höchste Uebel*).

Von C. von Wolff.

Weil die größte Vollkommenheit Gott eigenthümlich ist, und keiner Creatur mitgetheilt werden kan; so ist auch nicht möglich, daß ein Mensch, wenn er gleich täglich alle Kräfte anwendet, dieselbe jemals erreichen kan. Er kan demnach nicht mehr erhalten, als daß er von einer besonderen Vollkommenheit zu einer andern fortschreitet, und die Unvollkommenheiten immer mehr und mehr vermeidet. Und dieses ist das höchste Gut welches er erreichen kan, daß also das höchste Gut des Menschen oder seine Seeligkeit mit Recht durch einen ungehinderten Fortgang zu größeren Vollkommenheiten erklärt wird. Da nun der Mensch immer zu größeren Vollkommenheiten fortschreitet, wenn er sein Thun und Lassen nach dem Gesetze der Natur einrichtet; so wird durch Beobachtung des Gesetzes der Natur das höchste Gut oder die Seeligkeit deren man fähig ist erhalten, und ist dannenhero seine Erfüllung das Mittel, wodurch wir das höchste Gut oder unsere Seeligkeit deren wir auf Erden fähig sind erlangen. Je mehr also der Mensch von dem Gesetze der Natur abweichet, je mehr entfernet er sich von dem höchsten Gut oder von seiner Seeligkeit. Und also machet man sich durch die Uebertretung des Gesetzes der Natur derselben verlustig, und verfället in einen unseeligen Zustand. Ja, wenn man nicht fortfähret sein Thun und Lassen nach dem Gesetze der Natur einzurichten; so gehet die bereits erlangte Seeligkeit verloren: wie wir auch im Gegentheile aus dem unseeligen Zustande nicht anders können herausgezogen werden, als wenn wir das Gesetze der Natur anfangen zu halten. Ich rede hier als ein Welt-Weiser bloß von derjenigen Seeligkeit die der Mensch durch natürliche Kräfte erreichen kan, und eigne demnach keinesweges der Natur zu was unsere Gottes-Gelehrten der Gnade zuzuschreiben pflegen. Unterdessen da die Gnade die Natur nicht unterdrücket, sondern ihr aufhilft, ingleichen da sie ihr nicht zuwider ist, sondern mit ihr zusammen stimmet: denn wie könte wider einander sein was von einem Gott herkommet der vollkommen weise ist? so werden Verständige, welche ohne Vorurtheile und Bitterkeit dem nachdencken was ich von der irdischen Seeligkeit des Menschen gesaget habe, zur Gnüge sehen, wie wol die Weltweisheit mit den Lehrsätzen der Gottes-Gelehrtheit zusammen stimmet und durch meine Lehren der Unterschied der Natur und Gnade und der Vorzug der Gnade für der Natur, und was mehr hierher gehöret, am allerdeutlichsten und gründlichsten gezeiget werden kan. Vielleicht findet sich Gelegenheit, daß ich diesen Punct nach der von Gott mir verliehenen Einsicht selbst ausführlich abhandle. Jetz muß ich mich in den vorgesetzten Schranken der Welt-Weisheit halten. Aus dem, was von dem höchsten Gute des Menschen oder seiner Seeligkeit

*) Aus dessen „Vernünftigen Gedanken von der Menschen Thun und Lassen.“

gesaget worden ist zugleich klar, daß das höchste Uebel oder die Unseeligkeit der Menschen in einem steten Fortgange zu größeren Unvollkommenheiten bestehet, und daher die Uebertretung des natürlichen Gesetzes das Mittel ist sich darein zu stürtzen. Wer von einer Vollkommenheit zu der andern unverhindert fortschreitet und die Unvollkommenheit vermeidet, dabei aber auch darauf acht hat, der hat eine anschauende Erkäntnis der Vollkommenheit. Weil nun die anschauende Erkäntnis der Vollkommenheit Lust oder Vergnügen gebieret; so hat er ein beständiges Vergnügen. Und demnach ist das höchste Gut oder die Seeligkeit des Menschen mit einem beständigen Vergnügen verknüpfet. Man darf sich auch nicht fürchten, daß das Vergnügen so man einmal gehabt sich künftig in Trauren verkehren werde, und man also seine Lust mit einer größeren Unlust werde bezahlen müssen. Denn die Unlust entstehet aus einer anschauenden Erkäntnis der Unvollkommenheit. Wenn sich demnach die Lust in Unlust verkehren soll; so muß man als Unvollkommenheit erkennen, was man für Vollkommenheit gehalten. Wer nun die Vollkommenheit von der Unvollkommenheit richtig zu unterscheiden weiß, der kan unmöglich eine für die andere halten und dannenhero bleibet sein Vergnügen beständig. Wo man unverändert fortschreitet von einer Vollkommenheit zur andern und alle Unvollkommenheiten vermeidet, da erwächset ein beständiges Vergnügen, und darf man sich nicht fürchten, daß es in ein Misvergnügen ausschläget. Solcher gestalt behält das Vergnügen oder die Lust beständig die Oberhand, und ist demnach hier eine fortdauernde Freude. Also ist die Seeligkeit mit einer steten Freude verknüpfet. Der Zustand einer beständigen Freude machet die Glückseeligkeit aus. Da nun das höchste Gut oder die Seeligkeit mit einer beständigen Freude verknüpfet; so ist der Mensch der es besitzet in dem Zustande einer beständigen Freude. Und dannenhero ist das höchste Gut mit der Glückseeligkeit verbunden. Da nun das höchste Gut durch die Erfüllung des natürlichen Gesetzes erhalten wird; so ist auch die Beobachtung dieses Gesetzes das Mittel, wodurch man seine Glückseeligkeit erhält.

---

## Allgemeine Mittel zur Tugend zu gelangen und sie zu vermehren. *)

Von Gellert.

Je weniger wir diese Welt, uns selbst und andere Menschen kennen, desto mehr steht unser Verstand in Gefahr, mit Irrthümern und Vorurtheilen erfüllt zu werden, und desto mehr ist unser Herz den Neigungen und Leidenschaften unterworfen, die der Weisheit und Tugend sich widersetzen und uns unvermerkt auf die Bahn des Leichtsinns und des Lasters leiten. Daraus folgt die nothwendige Regel: Bemühe dich früh von deinen ersten Jahren an die Welt, die Menschen und dich selbst kennen und immer genauer kennen zu lernen. Viele verleben oft unter immerwährenden Zerstreuungen die Hälfte ihrer Jahre ohne mit Ernst daran zu denken, was die Welt ist, und warum sie auf der Welt sind. Aus den Handlungen der meisten, und noch nicht der schlimmsten, Menschen zu urtheilen, müßte man glauben, sie hielten sich deswegen von Gott auf die Erde gesetzt, um ihren Sinnen und ihrer Einbildung zu schmeicheln, oder die Kräfte ihres Geistes und Leibes so anzuwenden, damit sie Bequemlichkeit, Ueberfluß, Ehre, Aemter und Würden erbeuten möchten. Wir kommen selten oder doch spät dahin, daß wir diese Welt und die künftige mit unsern Gedanken als etwas verbundenes betrachten lernten; und wir sollten uns doch, wenn wir weise sein wollten, von Jugend auf gewöhnen also zu denken: „Diese Welt ist ein Ort der Vorbereitung, dieses Leben ein Stand der Prüfung, wo wir uns durch Gehorsam gegen unsern Schöpfer zu einer künftigen unendlich herrlichern Welt geschickt machen sollen. So unterschieden die Menschen hier an Gaben, Ständen, Verrichtungen und Glücksgütern sind: so haben sie doch alle ein Amt, eine Pflicht, nämlich nach dem ihnen zugefallenen Loose ihren Gehorsam und ihre Liebe gegen die Vorsehung zu üben. Dieses soll der hohe und niedrige, der reiche und arme, der weise und einfältige, der gelehrte und der Handwerksmann, der glückliche und der geplagte thun. In diesem Punkte versammeln sich alle Linien des Zirkels der Welt. Wer in der Pflicht, in die er gesetzt ist, treu ist und bei dieser Treue auf die Vorsehung zurück sieht, der hat ihren Beifall, ihren Schutz, und in der künftigen Welt die Belohnung seines Verhaltens zu genießen. Wer sich dieser Pflicht weigert und den Absichten Gottes widersteht, der widersteht seinem eignen gegenwärtigen Glücke, verachtet die göttliche Gnade und eilt ewigen Strafen entgegen."

Diese Vorstellung von der Welt, wenn wir sie von den ersten Jahren an tief in unsre Seele drückten und zur Grundfeste unsrer sittlichen Handlungen machten, würde unsre Tugend in allen Umständen unterstützen helfen. Sie würde uns im Glücke Mäßigung, im Unglücke Gelassenheit, in den höchsten Würden Demut, in dem nie-

*) Aus dessen: Moralische Vorlesungen

brigsten Stande Edelmut und überall Weisheit lehren, die Hindernisse der Tugend leichter zu überwinden, uns nicht bloß von den Sinnen leiten zu lassen und unser Glück mehr in uns selbst zu suchen. Wir lernen gemeiniglich bei unserm Eintritte in die große Welt die Menschen in einem sehr falschen Lichte kennen. Aus diesen Vorstellungen entspringen mannigfaltige Irrthümer und Blendwerke der Einbildung, welche den betrügerischen Begierden, die schon in uns da sind, gleichsam das Leben ertheilen, und uns zu einer thörichten Nachahmung anderer Menschen verführen. Wir unterscheiden selten das, was der Mensch wirklich ist, von dem, was er zu sein scheint und zu scheinen sich bemüht. Was ist der Mensch von Natur? Sein Verstand ist durch Unwissenheit und Einfalt verfinstert, sein Herz mit bösen Neigungen und einer unmäßigen Selbstliebe erfüllt, und sein Körper ist ein zerbrechliches, schwaches und ungesundes Wohnhaus für seine Seele. Und was ist der größte Theil der Menschen, auch wenn er durch Zucht und Kunst verbessert worden? Meistens eine Vermischung von Schwachheit und Stärke, von Weisheit und Thorheit, von Tugend und Laster, von Ruhe und Unruhe. Bald sieht der Mensch seine Mängel des Geistes und Körpers und verbirgt sie; bald will er sie nicht sehen und besser scheinen als er ist. Eigenliebe, Stolz und Eigennutz sind die gemeinsten Quellen seiner Handlungen, wenigstens in der sogenannten großen Welt. Aus ihnen entspringen sowol die Mittel, die er zu seinem Glücke wählt, als die Art, wie er sie anwendet, und der fehlerhafte Eifer, mit dem er bei dieser Anwendung verfähret. Der Mensch will besser, reicher, weiser, vornehmer als andere sein, weil er sich übermäßig liebt. Er will in andern Achtung und Bewunderung erwecken, weil er stolz ist, weil dieser Stolz seiner Einbildung schmeichelt, weil Achtung und Bewunderung ihm unterwürfige, dienstfertige und Sklaven seiner Leidenschaften verschaffen. Was diese Absichten befördert, hält er für Klugheit, und diese Klugheit ahmen wir blindlings nach. Wer weiß nicht, daß das Kleid, der Aufzug, das Gefolge, der Stand, das Geschlecht, die Miene, das Gespräch, die äußere Lebensart, nicht der Mensch, nicht das Selbst des Menschen, nicht seine wahre Würde, und also auch nicht sein wahres Glück ist? Und gleichwol wie oft lassen wir uns von diesem Scheine blenden! Wie oft nicht allein in unsern frühern Jahren, sondern auch wol noch in den spätern lassen wir unser Auge, unser Ohr von dem Werthe des Menschen und seines Glücks urtheilen, und täuschen uns mit Träumen der Einbildung und mit dem Wunsche unser Glück nach diesen Träumen einzurichten!

Wir treten in eine große Gesellschaft, in eine Gesellschaft der vornehmen, und was erblicken wir da? weise, ehrwürdige, tugendhafte, bewundernswürdige und glückliche Geschöpfe, die wir zu sein wünschen, deren Sitten wir nachahmen ohne sie erst zu untersuchen. Und was würden wir oft sehen, wenn wir nicht nach den Sinnen urtheilten? Damis dieser große spricht: alles hört ihn als ein Orakel an; er redt von den Geschäften des Staats mit einsichtsvoller Beredtsamkeit; wie angenehm und nachdrücklich ist sein Ton und wie beredt und edel seine Miene! Alles ist Anstand an ihm. Die Pracht seiner Kleidung erhebt sein Ansehn, und wo er hintritt, folgen ihm Aufwärter und Verehrer; man bewundert ihn überall; denn auch Kleinigkeiten erhalten einen Werth durch ihn. Dieser Mann beehrt mich mit einer günstigen Miene. Welch ein Glück! Er nähert sich mir, um mit mir zu sprechen, meine Antworten gefallen ihm: er klopft mir beifallsvoll auf die Schulter. Ich zittre vor Freuden. Er lobt meine Bescheidenheit öffentlich, er rühmt meine Wissenschaft, verspricht mir seine Gnade, in kurzem seine Freundschaft. O wie glücklich bin ich! und wie ehrwürdig ist dieser große! — Betrogener Jüngling!

> Wer ist der große der dich ehrt?
> sprich! kennt er der Verdienste Werth?
> setz ihn aus seinem hohen Stande,
> vielleicht wird dir sein Beifall klein,
> vielleicht hältst du ihm werth zu sein
> nunmehr für eine Schande.

Wie würdest du erschrecken, wenn du diesem Manne in das innerste seines Herzens folgen könntest! Trenne das von ihm was nicht sein ist. Folge ihm in sein Zimmer wo er sein Ordensband, sein blendendes Kleid, seine blitzenden Diamanten ablegt. Ist dieses noch der bewunderungswürdige Körper? vielleicht siehst du einen Leib durch Laster und Ausschweifungen entkräftet und geschändet; vielleicht schmückte er sich, um seine Gebrechen zu verbergen. Folge ihm in seine Seele nach; höre ihn reden und denken; ist er der weise, der glückliche, der er dir zu sein schien? Verschlossen in seinem Zimmer spricht er von denen, die er stürzen, und von denen, die er zu seiner Sicherheit erheben will. Seine Staatskunst ist eine arbeitsame List sich bei dem Regenten beliebt und sein eigenes Glück immer größer und fester zu machen.

> Was ist die Weisheit sonst, durch die sein Geist gestiegen?
> Nichts als die Wissenschaft den Fürsten zu vergnügen,
> durch Scenen stolzer Lust ihn glücklich zu zerstreun,
> und um sich groß zu sehn des Fürsten Knecht zu sein.

Ist dieses der weise und vergötterte Minister? — Was hättest du nach der Miene und den Reden dieses Mannes zu urtheilen von ihm gedacht,

daß er in seinem Kabinette am Ende des Tages vornehmen würde? Dieser Mann denkt nicht an sich, nicht an seinen Beruf, nicht an seine Pflicht, nicht an Gott: er thut das Gegentheil. Und wenn er also noch höher, wenn er der größte Monarch wäre, wer ist er? Ein Thor, ein lasterhafter, der sich durch Kunst in etwas verstellt, das er nicht ist. Elender Damis!

Der Sklave, der den Staub von deinen Füßen kehret
ist gegen dich ein Gott, wenn er die Tugend ehret.

In eben dieser Gesellschaft sieht der Jüngling eine Dame, der man den Ruhm der Anmut, der Tugend und der Lebensart ertheilet. Wie glänzt ihr Anzug, und mehr als alle ihre Juwelen ihr belebtes Auge! Alles ist Geschmack in ihrer Kleidung und in ihrem Betragen. Sie scherzt, und man bewundert sie. Man redt einige Augenblicke von ernsthaften Vorfällen, von der Erziehung eines jungen Fräuleins, und diese Dame redt Weisheit, spricht göttliche Sittensprüche und athmet Verstand. Sie tanzt, und ihre Person gefällt noch mehr: alles ist frei und groß. Sie spielt und thut es mit einem Anstande, der dem Spiele das Ansehen einer edlen Beschäftigung gibt. Welche liebenswürdige Person des schönen Geschlechts, denkt der Jüngling, und preist ihren Gemahl, den sie oft bescheiden anlächelt, glückseelig. Aber diese große Person auf dem Theater der Welt, wer ist sie, entfernt von dem Zwange der Gesellschaft, entkleidet von dem trügenden Schmucke, befreit von den Fesseln des Standes und der Begierde zu gefallen? wer ist sie in ihrem Zimmer, bei ihren Kindern, bei ihrem Gemahle, bei ihren Bedienten? Sie eilt nach Hause. O wie hat sie durch ihren Schmuck so viele Fehler und Gebrechen ihres Körpers zu bedecken und durch künstlichen Anstrich die bleiche kranke Farbe des Gesichts in eine frische gesunde zu verwandeln gewußt! Sie wollte also sein, was sie nicht war: sie hinterging das Auge aus Eitelkeit. Diese verständige Dame spricht mit ihrer Kammerfrau von einigen Fehlern, die ihr heutiger Anzug gehabt, sehr hitzig, und ich hätte geglaubt, sie würde sich itzt nach der Aufführung ihrer Kinder erkundigen. Sie überlegt mit ihr, welches Kleid sie morgen anlegen soll und fängt an auf den Antenor giftig zu schmähen (denn er hat ihr zehn Ducaten im Spiele abgewonnen), den Klitander hingegen zu bewundern und ihrem jungen Sohne sein Genie zu wünschen: denn er hat trefflich getanzt. Ist das die verständige, weise Lesbia? Dorimene, die zufallsweise die oberste Stelle in der Gesellschaft eingenommen, ist nunmehr in Lesbiens Munde eine Närrin, eine Buhlerin. Lesbia redt endlich spöttisch von ihrem Gemahle, der sie zu bürgerlich liebt; befiehlt, man soll sie morgen vor zehn Uhr nicht wecken und den Vormittag keines von ihren Kindern vor sie lassen, weil sie um ein Uhr angekleidet sein müßte. Mitten unter diesen Betrachtungen eilet sie zur Ruhe, und läßt sich von ihrer Kammerfrau ein Abendgebet vorlesen um dabei einschlafen zu können. Das ist also die würdige Lesbia, die in Gesellschaft ihrem Verstande eine gewisse feine Richtung, ihrem Herzen eine ihm fremde Güte und ihrer Gestalt eine eben so fremde Anmut zu ertheilen weiß? Eigentlich hat sie weder Verstand noch Tugend: sie pranget mit erborgten Sittensprüchen und mit Neigungen, die sie ihrem Herzen eben so wie die Kleider ihrem Körper anlegt.

Die Gesellschaft, von der wir gesprochen, ist in dem Hause eines vornehmen reichen, eines reichen von Geschmacke. Der Jüngling schließt aus seiner Pracht, aus dem Ueberflusse, aus dem Gefolge, aus der Achtung, die ihm andre bezeigen, auf sein Glück und faßt die Meinung, wer so leben könne, wie Lupin, sei glücklich. Ist ers wirklich oder scheint er es nur zu sein? Lasset uns seinen Zustand entwerfen und sein Bekenntniß hören.

Seht hier den glücklichen Lupin!
Er glänzt und alles glänzt in seinem Haus um ihn;
er führt mich selbst herum: mehr kann man nicht erblicken,
mehr Kunst und mehr Geschmack, ersonnen zum Entzücken.
Hier herrscht Bequemlichkeit vereint mit kluger Pracht;
was Künstlern witzig glückt, was Maler ewig macht,
was seine Wollust heischt, dies lachte mir entgegen,
und nichts gebrach an dem, was Menschen wünschen mögen.
Wie glücklich, fing ich an, wie glücklich sind Sie nicht!
und eine Röthe stieg Lupinen ins Gesicht.
Was kann man, fuhr ich fort, noch mehr als dies begehren?
Ich glücklich? sprach Lupin, und schon entwischten Zähren.
Mein Sohn ein Bösewicht, den ich nicht bessern kann,
mein Weib das mich nicht liebt. — Ich unglückseelger Mann!
Was hilft mir mein Palast? was helfen Millionen?
würd ich dies Elend los, in Hütten wollt ich wohnen.

Und gleichwol wie oft preisen wir nicht durch den äußern Glanz geblendet die Lupine glücklich und streben nach ihrem Glücke als nach der größten Zufriedenheit des Lebens! Wie schwer wird es uns die Tugend im Staube und das Verdienst in der Hütte zu erkennen und zu schätzen, wenn wir uns gewöhnt haben beides nur im äußerlichen Schimmer und in dem Ansehen des Standes und der Würden zu suchen! Wie schwer wird es uns zu glauben, daß man ohne Pracht und Reichthümer und ausgesuchte Bequemlichkeiten, ohne eine herrliche Tafel, ohne Würden, ohne Gefolge und Bewunderer, ohne Paläste, ohne die äußerlichen Merkmale der Verdienste ruhig und glücklich genug sein könne! Wie schwer wird uns die Ueberzeugung, daß der reiche oft arm bei

seinem Reichthume und der arme reich bei seiner Armut, daß ein guter Mut auch ohne die Tafeln des Ueberflusses ein tägliches Wolleben sei; daß der Weg der Tugend des Frommen Freude sei auch im Staube, und daß der Lasterhafte umringt mit allem Glücke der Hoheit dennoch elend und böse sei! Wie schwerlich kann man sich überreden, daß ein unbekanntes Leben viel natürlicher und bequemer sei als ein großer Ruhm; daß der, der sich in Aemter und Würden drängt und nach Gewalt bei dem Könige ringt, oft nur nach den Ketten der Sklaverei ringt; daß der Neid und die Eifersucht gegen die, die uns glücklich scheinen, eine doppelte Thorheit sei: Thorheit als eine Sünde, Thorheit als ein Irrthum, weil es gar keinen Neid auf Erden geben würde, wenn wir wüßten, wie wenig andre Menschen besitzen oder genießen! Wie schwerlich kann man sich überreden, daß die wahre Größe und Hoheit des Menschen nicht sichtbar, nicht sinnlich sei und ganz allein für das Auge des Verstandes gehöre; daß Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und Kenntniß derjenigen Wahrheit, die uns Gott, seine Vollkommenheiten, seine heiligen Absichten und Wege richtig kennen und verehren lehret, daß die Beförderung der wahren immerwährenden Wolfahrt vernünftiger Geschöpfe, die Errettung der Menschen von ihrem Verderben: daß dieses allein große und wahrhaftig erhabne Gegenstände und Güter der Seele seien, und daß alles Andre dagegen, aller äußerlicher Glanz klein und nichts sei, keine Hochachtung verdiene, keine wahre Hoheit geben könne!

---

## Von den Besoldungen *).

Von F. K. v. Moser.

Der Punkt von den Besoldungen verdient noch eine besondere Beleuchtung, weil er in das Glück einer Regierung einen wesentlichen Einfluß hat. Der erste Satz ist richtig: Was die Diener zuviel bekommen, behält der Herr um so weniger; und wann die Noth einmal an Mann geht, hat einer mit dem andern nichts. Hingegen ist es eben so schimpflich und unverantwortlich, wann ein Herr, der sonst an allem genug, ja Ueberfluß hat, an seiner Dienerschaft den Anfang mit Sparen machen will. Dann entweder braucht er sie, oder er braucht sie nicht; braucht er sie nicht, so schaffe er die unnöthigen ab und besolde die unentbehrlichen desto reichlicher und ordentlicher; hat er aber nur so viele, als ohnehin nöthig sind, so ist schmählig, wenn solche mit ihrer Besoldung sich und die ihrigen kaum gegen die Hungersnoth schützen können.

Es geht in den Civilbedienungen, wie bei dem Kriegsstand. Ein wohl besoldetes und unterhaltenes Corps wird allemal größere Thaten thun, als ein noch so zahlreiches Heer, so nur defensive gefüttert wird und wie das abnehmende Licht gekleidet ist. Ein ehrlicher Mann machte jüngst gegen mich in vollem patriotischen Eifer die Anmerkung: Die Preußen fressen dreimal so viel, sie fechten aber auch dreimal so gut.

Und gewiß hat bei einem Soldaten der Magen oft so viel Antheil an seiner Tapferkeit, als der Muth, so kann man an der trägen und gähnenden Regierung eines Landes den nicht leicht trügenden Schluß machen, daß die Dienerschaft bei Pferdearbeit mit Eselsfutter verköstiget werde.

Man kann zwar von keiner Besoldung irgend eines Postens absolut sagen: daß sie groß oder gering sei; es kommt auf die Theure oder Wohlfeile des Orts, auf die mehr oder minder kostbare Lebensart, auf den Aufwand und Staat, den man davor fordert und mehrere dergleichen Nebenumstände an. In ** bekommt ein Minister 12000 fl., und wenn das Jahr herum ist, so sind sie just drauf gegangen, die Mehrsten sind nicht einmal damit so weit gereicht, daß sie nicht noch Schulden dazu gemacht hätten. Die kostbare Haushaltung, Theure des Orts, zahlreiche Livree, prächtige Equipage, öfteres Tractiren, die Gala, die Spiele u. s. w. lassen nicht leicht an einen Sparpfennig denken. Zu ** hat ein Minister vielleicht 4000 Gulden, er geht aber, so oft es ihm beliebt, zu Fuß, er giebt niemand das ganze Jahr zu essen, als sich selbst, ein Kleid von Karl VII. Krönung thut noch bei großen Ausrichtungen eben die Dienste, er spielt mit niemand, als mit seinen lieben Enkelchen und lebt vergnügter, arbeitet mehr und behält vielleicht mehr oder doch eben so wenig übrig, als die Excellenz, so mit 6 Pferden fährt.

Ueberhaupt müssen die Besoldungen dergestalt hinreichend sein, daß ein ehrlicher und brauchbarer Mann mit einer seinem Amt und Verdiensten gemäßen Anständigkeit und Gemächlichkeit davon leben und bei einer ordentlichen Haushaltung auch noch einen Theil derselben zu Versorgung der Seinigen nach seinem Tode zurück legen kann.

Es erfordert dieses auf Seiten des Herrn die Dankbarkeit. Ein edles Herz macht sich solche selbst zur Pflicht, und ein undankbarer Herr verdient ohnehin nicht, daß ihm anders als tagelöhnermäßig gedient werde.

Ein Herr, welcher unfähig ist, durch solche hohe und reine Triebe geleitet zu werden, sollte

---

*) Aus F. K. v. Moser's „Herr und Diener."

sich wenigstens um seines eigenen Interesses willen dazu bewegen lassen. Ein altes Sprichwort sagt: Kupfern Geld, kupferne Seelenmessen; das ist, ich diene, wie man mir lohnt.

Die Erfahrung redet diesem Satz am stärksten das Wort. Es finden sich hie und da zwei aneinander gränzende und mit gleicher Proportion an Land, Leuten und Vermögen getheilte Häuser. Man betrachte ihren beiderseitigen Zustand nach hundert und mehreren Jahren. Das eine zeiget sich in einer wahren und erworbenen Größe, in Respect und Ansehen im Reich und in dem Senat der Völker, erweitert an Reichthum, Landen und Macht, beharrlich und glücklich in seinem System, voll gründlicher Hoffnung einer Dauer, welche die schönsten Perspectiven vor das künftige in sich schließt. Der andere Stamm ist nie aus seiner Mittelmäßigkeit herausgetreten, er hatte große und nahe Hoffnungen, gerechte Ansprüche, Möglichkeiten, sich geltend und kostbar zu machen, so gut wie jenes, ein ewiger Schlummer erstickte aber die kräftigsten Erinnerungen, der Sohn träumt seine Regierung hin, wie der Vater, die Bewegungen, so man sich giebt, in die Höhe zu kommen, sind denen gleich, wenn man im Schlaf auffährt, ohne Wirkung und Nachsatz, eine schmachtende Politik, ein verdorbenes Regiment, ein verachteter Hof. Geht man auf die Grundursachen eines so merklichen Unterschieds zurück, so hat jenes glückliche Haus seit unvordenklichen Zeiten große Männer an dem Ruder der Geschäfte gehabt, der Regent ist mit ihnen als mit seinen geheimsten und vertrautesten Freunden umgegangen, er hat unglückliche aber treue Dienste nicht unvergolten gelassen und glückliche großmüthig belohnt, er hat mit schwerem Aufwand und oft vieljährigem Nachforschen geschickte Leute aus dem Dienst eines undankbaren Herrn in den seinigen gebracht, er hat fähige Köpfe früh in die Geschäfte gestellt, und der Sohn fand eine Pflanzschule würdiger Diener, welche ihm der Vater angezogen hatte. Die Häupter der Collegien hatten reichlich und die übrigen Diener wohl zu leben, er versüßte den Ministern die Last der Arbeiten durch tausendfache Proben einer sorgfältigen Aufmerksamkeit um ihre Erhaltung und Gesundheit, er ließ sich in die kleinen Sorgen herunter, daß ihnen an der zur Auffrischung des Gemüthes nöthigen Abwechselung des Vergnügens mit der Arbeit nichts entginge, er stellte sie vor künftigem Kummer sicher, daß er den Unterhalt der ihrigen nach dem Tode des Mannes und Vaters feststellte und Vaterstelle an den Kindern übernahm. Die Welt ist Zeuge, mit welchem Eifer, Treue, Unverdrossenheit und Glück dieses Haus bedient und berathen worden. Sein Fall wird da anfangen, wann ein Nachfolger an den Dienern zu sparen anfangen wird.

Dieses verachtete Haus aber hat seine Diener mit Mangel und Kummer streiten lassen, es hat zu Zeiten große Männer und glückliche Genies gehabt, die aber mit ihren Untergebenen gerade so viel ausrichten können, als ein Feldherr mit einer ausgehungerten Armee. Die Besoldungen sind so gering, daß nur ein Schelm oder ein Harpar was übrig behalten kann; treue Dienste werden nicht belohnt, schlechte nicht geahndet, Betrügereien nicht gestraft; fähige Köpfe nicht ermuntert, vielmehr der redlichste Diensteifer jalousirt und unterdrückt, man behilft sich mit schlechten Leuten, weil sie wohlfeiler im Futter stehen, man zieht keine Fremde in Dienst, oder belebt sie nicht, daß sie Lust behalten zu bleiben, es ist dem Herrn einerlei, ob der Minister sich zu Tode arbeitet oder müßig geht, ob er Gott für seinen Fürsten dankt oder ihm den Tod wünscht. Die Räthe sind größtentheils nur Packpferde, die ihre Last tragen, weil sie ihnen aufgeladen ist. Man weiß hier nichts von denen Distinctionen, die einem Herrn so wenig kosten und ein ehrliebendes Gemüth munter und willig machen. Dem tüchtigsten Mann zerrinnt die Arbeit unter den Händen, weil in seinem von täglichem Kummer gebeugten Geist Wärme und Feuer erloschen ist; vergebens wird ihm die Vertheidigung wichtiger Hausgerechtsame aufgetragen, seine Kinder bedürfen das Geld zu Brod, das er zu denen bei einer solchen Arbeit nöthigen Büchern bestimmt hatte. Es wird kurzum bei diesem Haus in nichts gespart, als just da, wo um eines unendlich größern Gewinns willen die Ausgabe am vortheilhaftesten angelegt wäre.

Will jemand bei dieser Beschreibung den Einwurf machen, daß der Grund eines so merklichen Unterschiedes gleichwohl in den Einsichten und Eigenschaften der Regenten dieser beiden Häuser selbst zu suchen sein möchte, so habe ich auch nichts dagegen.

Es tritt aber hier noch ein der reifsten Betrachtung würdiger Grund dazu: die Bewahrung, die so nöthige Bewahrung vor Versuchungen. Nach dem Begriff, welchen ich von dem von Natur Grund verdorbenen und durch die Gnade Gottes noch nicht geheiligten menschlichen Herzen habe, kann ich es nicht anders als ungerecht halten, wann ein Regent Treue und Ehrlichkeit von Dienern fordern will, welche er nicht zureichend oder nicht richtig besoldet. Das Abschleppen und Stehlen des Hofgesindes nimmt man in einem Fall nicht nur als eine bekannte, sondern auch entschuldbare Sache an. Der Schaden in der Untreue bei Ministerial- und andern Landes-Bedienungen ist aber ungemein größer. Es kann

manches Faß Wein nebenher ausgetrunken werden, ohne daß das Haus und Land den Verlust empfinden. Aber da möchte man Blut weinen, wenn ein sonst ehrlicher Minister in der schweren Stunde der Versuchung unterliegen bleibt, die Ehre und das Interesse seines Herrn um einen Sack mit Geld, um ein Lehen, um eine Versorgung seiner Kinder aus Noth zu verhandeln; wenn ein Rath die Hausgeheimnisse verkauft, um seinen zehn Kindern Brod kaufen zu können, weil seine Besoldung nur für einen Mann ohne Kinder hinreichend ist; wenn sich's vom Chef bis zum Canzleidiener in Leben und Wandel zuruft: stiehl du auch, betrüg du auch. Man hängt die Minister und Räthe nicht, (wenn er nicht etwa ein Jude ist), sie fallen nur in Ungnade und ihre Kinder sind dann gleichwohl versorgt; wenn es aber gleichwohl zur Untersuchung käme, so würde mir einer der schwersten Fälle sein, nach Recht und Gewissen zu entscheiden: ob dem Herrn, der den Diener zu schlecht besoldet, oder diesem, der aus wahrer Noth zum Stehlen verleitet worden, am meisten zur Last zu legen sei? Dann die Beschuldigungen, die Besoldung ist andern vor ihm gut genug gewesen, warum hat er den Dienst angenommen? warum können andere auskommen? leiden vor dem Tribunal des Gewissens eines Regenten gar starke Widerreden. Es ist an dem, es muß es einer sehr arg treiben, bis er galgenmäßig wird; wie will aber ein Herr die unzählbaren kleinen Betrügereien und Unterschleife bestrafen, wann ihm selbst bewußt ist, daß solche einen Theil des Unterhaltes seiner Diener ausmachen? wie will er der Beugung der Justiz, dem Geschenke nehmen, den Verräthereien begegnen, wenn sich der Diener damit schützen kann: er habe in sieben Jahren keine Besoldung bekommen. Wie leicht sind die schwachen Schranken der bloß natürlichen Ehrlichkeit in solchem Fall überstiegen, ja auch eine männliche Tugend kann in einer anhaltenden Noth und zunehmendem Mangel von der Macht der Versuchungen überwältiget werden. Werden nicht die Strafen solcher Ungerechtigkeiten in dem göttlichen Gericht mit dem Regenten, so einen treuen Diener sündigen gemacht, getheilt werden: Ich fürchte allerdings.

Glaubten die Fürsten, daß die Seufzer der Diener den Herrn drücken, daß die Thränen eines sterbenden Vaters, der nach zwanzigjährigem Dienst seinen Kindern kein Vermögen, als Besoldungsrückstände verlassen kann, eine den göttlichen Segen wegbeitzende Kraft haben, glaubten sie, daß der fröhliche Dank, den ein Diener Gott für die Wohlthaten seines lieben gnädigsten Herrn abstattet, sich als ein fruchtbarer Thau über sein ganzes Leben und Haus verbreite, sie würden wenigstens eher an Hunden, Pferden, Gemälden und Häusern, als an diesen ihren angebornen Freunden sparen*).

Manche Regenten, welche von der Wahrheit dieser Sätze überzeugt sind, suchen sich damit zu helfen, daß sie zu wichtigen und der Versuchung am meisten ausgesetzten Bedienungen Leute suchen, die selbst Vermögen besitzen und daher wenigstens das Vorurtheil, unbestechlich zu sein, vor sich haben, welche sich dann um so eher mit der alten und geringen Besoldung begnügen könnten und würden. So wenig aber zu mißbilligen ist, daß ein Herr einem wohlhabenden und in gleichem Grad mit Andern brauchbaren Mann den Vorzug gönne, so gewiß ist es, daß manche Dienste diese Vorsicht erheischen, so möglich es ist, reich und ehrlich zugleich zu sein, so wenig kann jedoch diese Regel als allgemein angesehen werden.

Ein reicher Minister und so in seiner Maaß jeder andere wohlhabende Mann erleichtert den Herrn und die Kasse in manchen wesentlichen Stücken, er trägt zum Glanz des Hofs, zur Ehre des Dienstes und zum Vortheil der Unterthanen mehreres bei, er ist wirklich in vielen Stücken brauchbarer, als ein anderer, der wenig oder gar kein eigenes Vermögen hat. Nur folgt nicht allemal, daß, je reicher einer ist, desto uneigennütziger er sei, die Reichsten sind oft die Unersättlichsten; wohl aber folgt so viel, daß die Geschenke für den Reichen gedoppelt so schwer sein müssen, daß man ihm desto weniger beikommen kann, weil er den beständigen Vorwand des eigenen Vermögens hat, daß er sich eher Freunde mit dem ungerechten Mammon machen kann und ein Herr ihn in allen Stücken säuberlicher behandeln muß.

Zudem sind die Verdienste nicht allemal, ja nur oft am allerwenigsten von Glücksgütern begleitet, ein Mann hätte alle Fähigkeit, den Minister eines großen Fürsten abzugeben, sollte er deswegen ausgeschlossen sein, weil er die Ehre seines Postens mittelst eines Beitrags aus eigenem Vermögen nicht verherrlichen kann? Wie leicht kann ein Herr diesem abhelfen? Er darf ihn nur desto reichlicher besolden und ihm einige derer rechtmäßigen Vortheile gönnen, womit ein Herr Männer von Verdiensten favorisiren kann, ohne daß ihm oder dem Land darunter einige Belästigung zuwachse.

Vielleicht waltet auch bei mehr als einem Herrn der Gedanke ob: die nicht auskommen können, mögen sehen, wo sie das Uebrige dazu krie-

*) Rien n'est plus honteux à un Prince, que de voir ceux, qui ont vieilli en le servant, chargés d'années, de mérite et de pauvreté tout ensemble. Testam. polit. de *Richelieu* T. I. p. 279.

gen, große Besoldungen seien unnöthig, denn das Betrügen unterbleibe deswegen doch nicht, es sei genug, wenn's nur der Herr nicht geben darf. Die Ausübung dieser Maxime ist der praktische Commentarius über das alte Sprichwort: Große Herren wollen bedient sein. Ich mag mich bei diesem Umstande nicht aufhalten, weil ich jeden Herrn, der so denkt, verabscheue.

Zur Ehre unserer deutschen Höfe muß man bekennen, daß es viele derselben giebt, an welchen nicht nur ein zureichender, sondern überflüssiger Fond zu den Besoldungen vorhanden ist, auch die Zahlung so ziemlich richtig geleistet wird. Man bemerket aber zugleich einen andern wichtigen Fehler. Es sind der Leute zu viel, die Besoldungen sind also zu sehr vertheilt, bei den wichtigsten Aemtern nicht genug proportionirt, bei den mittleren kaum und bei den geringern nicht allemal hinreichend; anstatt daß bei einer eingeschränktern Anzahl die ansehnlichsten Bedienungen reichlich und die übrigen wohl versorgt werden könnten.

Die bekannte Rede: der Fürst hat nicht ihrer, wohl aber sie des Fürsten nöthig, ist ein Wort eines Herrn, das man mit Verehrung seiner Güte auf die Viertelstunde, da es gesprochen wird, keineswegs aber als eine Regierungsmaxime gelten lassen kann. Zum höchsten kann es bei der Hofdienerschaft stattfinden, wo mancher in wahrem Sinn von der Gnade des Fürsten lebt.

Gewisse Verfassungen und Einrichtungen können zwar ohne eine große Menge dazu gehöriger Leute nicht bestehen. In Frankreich bei den Verpachtungen, wo auf zwei Augen das dritte Achtung geben muß, und in Deutschland bei der erstaunlich geschwinden und pünktlichen Behandlung der Geschäfte im preußischen Dienst kann es nicht anders sein. Diese Modelle gehen aber über den gemeinen Maaßstab weit hinaus. Beleuchtet man die gewöhnlichen Ursachen einer zu stark übersetzten Dienerschaft, so bleiben sie zwischen dem Herrn und Diener getheilt.

Ein Herr ist gnädig und leutselig, er will gern vielen Leuten Gutes thun, der eine ist sein Landeskind und macht an den Fürsten die Ansprache seiner Versorgung, der andere ist ein brauchbarer fremder Mann, den der Minister an den Dienst verbinden möchte, der dritte ist der Sohn eines alten treuen Dieners, der vierte hat von langer Hand her schon das Versprechen auf einen Dienst; für diese vier Leute ist aber nur eine offene Stelle. Ein Jeder derselben ist ihrer nicht nur würdig, sondern auch tüchtig, sie allein vollkommen zu versehen. Weil man aber allen vieren eine Gnade erzeugen will, so wird das Amt oder die Besoldung unter sie vertheilt. Es ist wahr, der Herr bekommt dadurch vier Diener, er hat aber keinen ganz. Sie müssen sich auf vielfache andere Wege das zu ihrem Unterhalte Nothwendige zu ergänzen suchen, das lauft entweder auf Betrügereien oder Niederträchtigkeiten hinaus, oder wenn der Herr ihrer am nöthigsten hat, so ist der Diener nicht zu haben. Wo diese Umstände auch wegfallen, so ist doch dieses richtig, daß der Chef eines solchen Dieners, wann er bei aller übrigen Strenge nur noch einige menschenliebende Empfindungen hat, von ihm unmöglich diejenige Pünktlichkeit, Eifer, Neigung und Unverdrossenheit verlangen kann, welche man an ihn zu fordern berechtiget wäre, wenn er die übrigen drei Theile der Besoldung zugleich genösse. Ein Herr von dieser Gesinnung hat an einem andern Hof vier accreditirte Personen, der eine dient noch zwölf andern Herren, der zweite nährt sich mit Prozessen, der dritte handelt mit Servelatwürsten und seidenen Strümpfen, und der vierte macht im Tagelohn Zeitungen; vielleicht kommt der fünfte noch dazu, und giebt den Kutscher der vier andern ab. Sie haben alle etwas und dieses etwas macht so viel zusammen aus, daß dieser Herr einen Minister mit aller, seinem Rang und Verdiensten gemäßen Anständigkeit an diesem Hof davon unterhalten könnte, anstatt jene vier in einer beständigen Dämmerung zwischen Ehre und Verachtung leben.

Ein anderer Herr hat seine Freude daran, und mißt seine Größe und eingebildete Hoheit nach einer recht zahlreichen Dienerschaft. Er ist so freigebig mit seinen Diensten und Titeln, daß die Eingebornen nicht mehr hinreichen, man muß die Leute aus fremden Landen verschreiben, um den Reihen recht groß zu machen. Kommt man an einem Galatage an Hof, so ist eine Perspective von Generals, geheimen Räthen, Kammerherrn, General- und Flügel-Adjutanten, die für die größte Opera hinreichend wäre; man sieht wohl zehnerlei Uniformen an den Offizieren, rothe, blaue, gelbe Ordensbänder, es glänzt bis zum Blenden. Das soll bei Gästen und Fremden einen hohen Begriff von dem Reichthum des Herrn, und bei dem Lande eine desto tiefere Verehrung vor der Majestät ihres Regenten erwecken. Allein welch Spectacle zeiget sich, wann man diesen Jupiter mit seinen Trabanten mit einem gewaffneten Auge betrachtet. Der größte Theil dieser gnädigen Herrn lebt in Hoffnung besserer Zeiten, der halbe Hof ist concursmäßig, der unbezahlte Flitterstaat masquirt eine Brust voll Sorgen und Kummer, der kluge Fremde spottet der Uebertriebenheit, das Land seufzet unter den Verschwendungen eines eitlen und wollüstigen Fürsten, welcher erst die halbe Welt für Narren halten muß, wenn sie glauben soll, ein kleiner armer

Mann sei groß, wenn er von einer Menge noch ärmerer Leute umgeben wird.

Eine große Anzahl von Räthen bei manchen Collegien ist nicht selten ein naher und wahrer Beweis, daß die ganze Haushaltung eines Hofes nichts tauge. Es gilt dieses insbesondere von den Stellen, welche mit Verwalt- und Berechnung der Landeseinkünfte zu thun haben. Es ist ganz richtig und die Stimme der Erfahrung spricht dafür tausendmal das Wort, daß unsere alten Herren mit sammt ihren Unterthanen bei etlichen wenigen Kammerräthen und Rentmeistern besser bedient, und mehr bei Kräften, Geld und Credit gewesen, als bei dem Schwarm von Menschen, deren oft zehn der Kammer und keiner dem Land rathen soll und alle zusammen in ihrer Wissenschaft kein Bund Heu werth sind, das ein fleißiger Bauer unter seinen Wagen bindet.

Ich erstaunte in des Herrn Grafen Tessin Briefen*) zu lesen, daß das Staatscomptoir des Königsreichs Schweden, welches über alle Einkünfte und Ausgaben des Reichs die Aufsicht und Acht hat, davon Rede und Rechenschaft geben muß, mit dem König allezeit, ehe in Geldsachen ein Schluß gefaßt wird, conferirt und wo alle Papiere und Rechnungen des Reichs zusammen fließen, nur aus einem Präsidenten und zweien Staats-Commissarien, nebst der nöthigen Unterbedienung bestehet.

Dahingegen ist es in Wahrheit ein lustig betrübter Auftritt, an einen deutschen Hof zu kommen, (und wie viele sind nicht derselben von gleichem Schlag), wo man kaum aus einer Gasse in die andere treten kann, ohne entweder einem Creditor oder Kammerrath zu begegnen. Ein venerabler Senat von einem hochbetrübten Kammer-Präsidenten, nicht minder bekümmerten Kammer-Director, zwei von Gram und Vorwürfen gebeugten geheimen Kammerräthen, zehn bis zwölf Hofkammerräthen, vier Kammerbeisitzern, zwei Obereinnehmern, vier Cassirern, sechs Kammersecretarien, vier Registratoren, eben so viel Canzellisten, ohne die Kammerboten, Aufwärter, Kammerhusaren und dergleichen mit zu rechnen. Die Leute könnten sich doch noch manchen müßigen Tag machen, wenn sie auch ein Königreich zu regieren hätten, sie rechnen aber über einer oder einer halben Million Thaler jährlicher Einkünfte Jahr aus und ein und je länger sie rechnen, je mehr findet sich, daß ihr gnädigster Fürst und Herr damit unmöglich auskommen könne, sondern unumgänglich noch 200,000 Thlr. mehr Einkünfte haben, oder für so viel jährliche Schulden machen müsse. Man nimmt noch etliche neue Räthe an, die rathen dem Herrn, was die andern zu sagen sich geschämt hatten, und zuletzt kommt auch wohl ein Mensch, dem es eins ist, ob er auf dem Bett oder am Galgen stirbt, der sie alle miteinander für Ignoranten erklärt und dem Fürsten den nähern Weg weist, wie er ohne mühsame und an sich unmögliche Erhöhung der Einkünfte blos auf Kosten seiner Ehre und Credits durch gewisse Einrichtungen so viel erwerben könne, daß es mit Hülfe eines großen Grads von Ehrlosigkeit und Brutalität auf Seiten des Projectenmachers und mittelst festen Vorsatzes von Seiten des Fürsten, keinen Vorstellungen, Klagen, Bitten, Drohen und Gewissensbissen Raum bei sich zu geben, wenigstens so lange gut thue, bis einer von ihnen mit Tode abgehe.

Diese an manchen Höfen unglückselige und an manchen andern bedauernswürdige Sorte Menschen würde nicht in so große und wohlverdiente Schmach gesunken sein, wenn bei ihrer Wahl weniger auf die Menge, als auf ihre Fähigkeit, Fleiß und Ehrlichkeit gesehen und also geartete Männer für den gewiß sauren Dienst rechtschaffen belohnt würden.

Wo will man aber bei den elenden Besoldungen derer Kammerräthe an den mehrsten Höfen, Leute von besondern Verdiensten und bekannter Einsicht in den Kameral-Wissenschaften davor verlangen? Es ist wahr, man hat wohl weniger Exempel, daß diese Leute im Mangel, als daß sie wohlbehalten aus der Welt geschieden, und es scheint fast, die großen Herren verlassen sich darauf, daß diese Gattung Diener ihre Sache doch schon so zu machen wüßte und große Besoldungen bei denen übel angelegt seien, die das Geheimniß der Geldmacherei besäßen. Es ist aber eine in der That irrige und schädliche Maxime. Der Versuchung zum Betrug der Herrschaft und heimlichen Bedrückung der Unterthanen, zum Geschenknehmen, zu bösen Streichen bei Verpachtungen und Accorden u. s. w. wird dadurch Thür und Thor geöffnet, der Trieb bei denen, die Genie zu Finanzsachen, und Lust zu ökonomischen und physikalischen Versuchen haben, erstickt, weil es ihnen wenig gedankt und noch weniger belohnt wird.

Auf Seiten der Diener ist die unzählbare Menge Leute, welche Dienste suchen und einen Herrn und dessen Minister mit ihrem Bitten und Betteln so belagern, daß man endlich einem Jeden ein Stück Brod hinwirft, er mag sehen, wie er davon satt wird. Wenn man sich aber daran kehren wollte, so dürfte man sicher darauf rechnen, daß nach funfzig Jahren die Dienerschaft in den Collegien noch einmal so stark sein müßte. Dann die allermehrsten derer Kanzleipersonen würden sich sehr entehrt halten, ihre Kinder in

*) Im II. Theil S. 304.

die Handlung oder auf ein ehrliches Handwerk zu thun, der Wohlstand erlaubt es nicht anders, sie müssen studiren, und dadurch vermeint Vater und Sohn, schon ein erworbenes Recht auf eine dereinstige Bedienung vor sich zu haben. Man muß, heißt es, von unten anfangen, der Vater giebt her, so lange er hat; kaum ist eine noch schlechte Bedienung erledigt, so ist der Herr mit Memorialien, die Ministers mit Sollicitanten überlaufen, und der Candidat, der ein reicher Fabrikant, berühmter Künstler oder wohlbehaltener Handwerksmann hätte werden können, begnüget sich zu Ehren seines Standes mit einem Titel und Expectanz-Decret auf eine elende Besoldung, sobald die Reihe ihn treffen würde, weil schon immer ältere vorhanden sind, die nach langer Hoffnung allmälig in die Besoldung einrücken. Dies verursacht die übergroße Menge Diener in den subalternen Collegien, das Heer von Secretairen, Registratoren, Canzellisten u. dgl., unter denen manch glückliches Genie verkeimen und ersticken muß.

Der Schade ist unläugbar und groß. Er beraubt den Staat einer Menge Leute, die zu vielem andern tüchtig gewesen wären, wenn sie nicht einem vermeintlichen Beruf, großen Herren dienen zu wollen, gefolgt hätten. Ist der Mensch schlecht an Natur- und Gemüthsgaben, so bleibt er es nicht nur ordentlicher Weise, sondern wird noch schlechter, weil ihn sein eingebildeter Rang schon über die gemeine Klasse von Menschen hinaussetzt. Hat er seine Jugend und akademischen Jahre wohl angewandt, hat er Liebe und Fähigkeit zu den Wissenschaften, so wird solche bei dem mechanischen Dienst der untern Canzleigeschäfte matt und erlöscht endlich gar; der junge Mann, der mit der Zeit der ersten Staatsbedienungen würdig geworden wäre, bleibt im 50. Jahre zu weiter nichts brauchbar, als bis an sein Ende den Canzleistrang am Schreibtisch zu ziehen, wo er sich anschmieden lassen, und niemals weiter kommen können, damit denen nach der Anciennetät ihm vorgehenden Expectanten in der Besoldung eines jüngern kein Tort geschehe.

Die Menge solcher theils gar nicht, theils nur kümmerlich besoldeten Diener verbreitet überdies in die Geschäfte eine gewisse Langsamkeit, Schlummer und Verwirrung, die man an einem aus wenigen aber wohl besoldeten Dienern bestehenden Hof nicht finden wird. Weil der Titel von Canzlei-Eseln doch in verjährtem Gebrauch ist, so darf ich auch wohl statt des Beweises noch sagen, daß zwei rasche wohlgefütterte Pferde eine größere Last geschwinder fortbringen, als zwanzig Esel, die mit Schlägen und Disteln belebet werden.

Doch die mögen ewig Disteln essen, die abergläubisch oder niederträchtig genug denken, sie einer reichlichern und bessern Kost deswegen vorzuziehen, weil solche auf Grund und Boden ihres liebwerthen Vaterlandes gewachsen sind, ich meine die einfältigen Menschen, welche ihre besten Jahre und Kräfte zu unbelohntem Dienst hingeben, um in ihrem Alter den Trost zu genießen, mit stumpfen Zähnen gleichwohl einen magern Bissen Brod zu kauen, der in der Mühle gemahlen worden, worinnen ihr seliger Großvater sein Mehl auch hat mahlen lassen. Die Liebe zum Vaterlande, dieser starke Antrieb zu großen Handlungen in republikanischen Verfassungen, ist bei diesen Leuten eine bloße Wirkung von Muthlosigkeit, ein Vorurtheil, von dem sie weder den Grund noch Ungrund prüfen, eine schädliche Maxime für den Staat, die Tochter des Aberglaubens, die Mutter des Müssiggangs, ein Satz, den man auf den Kanzeln bestreiten, und schon in den Schulen ausrotten sollte, weil er einem Lande den Zugang fremder Erfahrungen verschließt, eine Nation dummstolz auf sich selbst und verächtlich gegen andere macht und nur diejenigen als ächte Patrioten unter sich gelten läßt, welche über dem alten Schlendrian mit einem treuen Köhlerglauben halten und sich mit Verbesserung eines Landes unverworren lassen. Diese seltsamen Deutschen sind so geduldig und thöricht (denn edelmüthig kann ich's doch unmöglich nennen), ihr und ihrer Eltern, Weiber und Kinder Haab und Gut geruhig zu verzehren, um nur nicht, wenn sie auswärts Dienste suchten, in ihrem Vaterland vergessen zu werden, welches sie für das größte Unglück halten, das einem Menschen in dieser Welt begegnen könnte. Doch man muß sie bei ihrem Dünkel lassen, denn selbst Salomo und Sirach würden sich damit abweisen lassen müssen: Es thut sich nicht anders.

Bei allem bisher Gesagten finde ich nöthig, eine nähere und den Unterschied der Dienerschaft selbst bezielende Einschränkung zu machen. Ich wiederhole nochmals: die Besoldungen müssen durchgehends hinreichend sein, die reichlichen Besoldungen aber gehören forderist für die vornehmsten Minister und obersten Räthe. Der Aufwand, den ihre Würde erfordert, ist ungleich stärker, ihre Bemühungen schwerer, ihre Dienste wichtiger und nach deren Verhältniß auch die Belohnung billig größer. Ein Regent läßt zu regelmäßiger und prächtiger Aufführung eines Schlosses Baumeister und Künstler aus fernen Landen kommen, und niemand verwundert sich darüber, wenn solche mit hohem Sold und andern Gnadenbezeugungen belohnt werden; sollten die, so den Bau der ganzen Regierung ordnen, aufführen und unterstützen, geringer zu halten sein?

Ein anderer Grund waltet auf Seiten einer Gattung Minister selbsten ob. Fripon hat

durch die verächtlichsten Streiche und niederträchtigsten Verräthereien seinen Namen schon selbst an den Galgen des Publici geschlagen, er ist nicht mehr Kaufmannsgut, er bietet sich überall an, man flieht ihn als einen Aussätzigen. Er steckt voller Schulden und bietet das letzte, was er hat, seine Religion feil, niemand will aber das zerrissene und besudelte Gewissen erhandeln, endlich wird ihm ein Herr und er dem Herrn kund, der zu seinen Absichten einen Menschen seines Schlags braucht. Fripon weiß zwar, daß er sich infam macht, er weiß aber nicht, ob es bei dem neuen Herrn länger gut thun möchte, als bei dem vorigen, es träumt ihm auch manchmal vom Galgen und ewiger Gefangenschaft. Sie handeln: zwanzigtausend Gulden, gnädigster Herr! ist des Jahrs nicht zu viel, um davor gewiß verdammt zu werden: wohlfeiler kann ich es nicht thun. Sie werden eins, der Herr übergiebt ihm sein Land, wie man dem Scharfrichter einen Missethäter liefert, und für die dritte Tortur mehr als für die bloßen Daumenschrauben bezahlt.

Nach den Ministern und Häuptern der Collegien verdienen einige der wichtigsten Subalternen eine vorzüglich reichliche Besoldung. Ich rechne dahin die Kabinetsarbeiter, die Referendarien, Staats- und andere geheime Sekretarien. Die Treue und Verschwiegenheit dieser Männer muß durch eine dankbare Versorgung außer der Gefahr der Versuchung gesetzt, und ihr Fleiß dadurch belebt und geschärft werden. Ferner gehören dahin die Archivarii, die Deducenten eines Hauses, die subalternen Minister, welche zu Haus arbeiten, wenn die Excellenzen die Zeit mit Audienz- und Visitengeben, mit dem Hofdienst, mit Ueberdenkung der großen Sachen, welche jene hernach im détail durcharbeiten müssen, zubringen. Ein Hof, dessen Minister sehr wohl besoldet werden, wird allemal schlecht bedient bleiben, wenn man an jener Art Männer sparen will, und doch geht man nur allzuviel darin nach der Wohlfeile und hält diese Posten gut genug für Anfänger, da man doch noch eher einen Reichshofrath auf die gelehrte Bank, als einen distinguirten Staats-Secretarium und Archiv-Mann finden kann.

Einer besondern Gattung Diener muß ich hierbei noch Erwähnung thun, es sind die außerordentlichen Leute, welche sich berühmen: sie dienen ihrem Herrn umsonst. Es ist wahr, die großen Herren haben darin einen Vorzug vor dem gemeinen Mann, sie wissen sich mit Titeln und Ehrenzeichen abzufinden, wo wir mit baarem Gelde zu zahlen haben. Bei den Hofdiensten ist nichts dagegen zu sagen, man kann ja den Gecken die Freude wohl lassen, die sich und ihre Kinder um eines großen Herrn willen auf eine so angenehme Weise ruiniren wollen*).

Wenn aber einer von denen henkenswerthen Leuten, die dem Herrn den Hauptschlüssel zu den Kisten ihrer Unterthanen machen, ein geheimer Chatulle-Rath sich öffentlich berühmet, daß er seinem Herrn ohne Besoldung und blos aus Liebe diene, dann möchte ich so blind wie die Justiz sein, um keinen leeren Galgen mehr sehen zu dürfen.

---

## Wie man zu einem guten Vortrag seiner Empfindungen gelange.

Von Justus Möser.

Ihre Klage, liebster Freund! daß Sie Sich in Ausdruck und Vorstellung selten vollkommen genugthun können, wenn Sie eine wichtige und mächtig empfundene Wahrheit Andern vortragen wollen, mag leicht gegründet sein; aber daß dieses eben einen Mangel der Sprache zur Ursache habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freilich sind alle Worte, besonders die todten auf dem Papier, welchen es wahrlich sehr an Physiognomie zum Ausdrucke fehlt, nur sehr unvollkommne Zeichen unserer Empfindungen und Vorstellungen, und man fühlt oft bei dem Schweigen eines Mannes mehr, als bei den schönsten niedergeschriebenen Reden. Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den empfindenden und denkenden Leser, und wer die Musik versteht, wird die Noten nicht sclavisch vortragen. Auch der Leser, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeschriebenen Worten sich zu dem Verfasser hinauf empfinden, und aus dessen Seele Alles herausholen, was darin zurückblieb.

Eher möchte ich sagen, daß Sie Ihre Empfindungen und Gedanken selbst nicht genug entwickelt hätten, wenn Sie solche vortragen wollen. Die mehrsten unter den Schreibenden begnügen sich damit, ihren Gegenstand mit aller Gelassenheit zu überdenken, sodann eine sogenannte Disposition zu machen und ihren Satz danach auszuführen; oder sie nützen die Heftigkeit des ersten Anfalls, und geben uns aus ihrer glühenden Einbildungskraft ein frisches Gemälde, was oft bunt und stark genug ist, und doch die Wirkung nicht thut, welche sie erwarteten. Aber so nöthig es auch ist, daß derjenige, der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, dieselbe wohl überdenke, seinen Vortrag ordne, und seinen Gegen-

*) Il savent s'acheter du bien de leurs Ancêtres
Des noms extravagans et souvent de sots Maitres.
*Epitr div.*

stand, nachdem er ist, mit aller Wärme behandle: so ist dieses doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräftigen Darstellung seiner Empfindungen gelangt.

Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und aus eignem Nachdenken unterrichtet habe, noch so sehr einleuchten, und ich mag mich damit noch so bekannt dünken: so wage ich es doch nicht, sogleich meine Disposition zu machen und sie danach zu behandeln; vielmehr denke ich, sie habe noch unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen sind, und ich müßte erst suchen, solche so viel als möglich zu gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag, oder an Disposition und Ausführung gedenken dürfe. Diesemnach werfe ich zuerst, sobald ich mich von meinem Gegenstande begeistert und zum Vortrage geschickt fühle, Alles, was mir darüber einfällt, auf's Papier. Des andern Tages verfahre ich wieder so, wenn mich mein Gegenstand von Neuem zu sich reißt, und das wiederhole ich so lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. So wie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht und die Seele von ihrer ersten Last entledigt habe, dehnt sie sich nach und nach weiter aus und gewinnt neue Aussichten, die zuerst noch von nähern Bildern bedeckt wurden. Je weiter sie eindringt und je mehr sie entdeckt, desto feuriger und leidenschaftlicher wird sie für ihren geliebten Gegenstand. Sie sieht immer schönere Verhältnisse, fühlt sich leichter und freier zum Vergleichen, ist mit allen Theilen bekannt und vertraut, verweilt und gefällt sich in deren Betrachtung, und hört nicht eher auf, als bis sie gleichsam die letzte Gunst erhalten hat.

Und nun, wenn ich so weit bin, womit insgeheim mehrere Tage und Nächte, Morgen- und Abendstunden zugebracht sind, indem ich bei dem geringsten Anschein von Erschlaffung die Feder niederlege, fange ich in der Stunde des Berufs an, mein Geschriebenes nachzulesen und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Fast immer hat sich während dieser Arbeit die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellt sein will, von selbst entdeckt; oder wo ich hierüber noch nicht mit mir einig werden kann, so lege ich mein Papier bei Seite und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von selbst kommen muß, und leicht kommt, nachdem man einmal mit einer Wahrheit so vertraut geworden ist. Ist aber die beste Art der Vorstellung, die immer nur einzig ist, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen, so fange ich allmälig an, Alles, was ich auf diese Art meiner Seele abgewonnen habe, danach zu ordnen; was sich nicht dazu paßt, wegzustreichen, und jedes an seine Stelle zu bringen.

Insgemein fällt Alles, was ich zuerst niedergeschrieben habe, ganz weg, oder es sind zerstreute Einzelnheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken nöthig habe. Desto mehr behalte ich von den folgenden Operationen, worin sich Alles schon mehr zur Bestimmtheit geneigt hat, und der letzte Gewinn dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung oder Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplan von selbst, und das Colorit überlasse ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildung nunmehr mächtig fühlt, auch mächtig und feurig malt, ohne dabei einer besondern Leitung zu bedürfen.

Doch will ich eben nicht sagen, daß Sie sich sogleich hierin selbst trauen sollen. Jeder Grund hat seine einzige Stelle, und er wirkt nicht auf der einen, wie auf der andern. Gesetzt, ich wollte Ihnen beweisen, daß das frühe Disponiren sehr mißlich sei, und finge damit an, daß ich Ihnen sagte: „Garrick bewunderte die Clairon als Frankreichs größte Actrice; aber er fand es doch klein, daß sie jeden Grad der Raserei, worauf sie als Medea steigen wollte, vorher bei kaltem Blut und in ihrem Zimmer bestimmen konnte;" so würden Sie freilich die Richtigkeit der Vergleichung leicht finden, aber doch nicht alles dabei fühlen, was ich wollte, das Sie dabei fühlen sollten. Garrick disponirte seine Rolle nie zum Voraus, er arbeitete sich nur in die Situation der Person hinein, welche er vorzustellen hatte, und überließ es dann seiner mächtigen Seele, sich seiner ganzen Kunst nach ihren augenblicklichen Empfindungen zu bedienen. Und das muß ein Jeder thun, der eine mächtige Empfindung mächtig ausdenken will.

Das Coloriren ist leichter, wenn man es von der Haltung trennt; aber in Verbindung mit derselben schwerer. Hierüber lassen sich nicht wohl Regeln geben; man lernt es blos durch eine aufmerksame Beobachtung der Natur und viele Uebung, was man entfernen oder vorrücken, stark oder schwach ausdrücken soll. Das Mehrste hängt jedoch hierbei von der Unterordnung in der Gruppirung ab, und wenn Sie hierin glücklich und richtig gewesen sind: so wird die Verschiedenheit des Standorts, woraus die Leser, wofür Sie schreiben, Ihr Gemälde ansehen, nur eine allgemeine Ueberlegung verdienen.

Unter Millionen Menschen ist vielleicht nur ein einziger, der seine Seele so zu pressen weiß, daß sie Alles hergiebt, was sie hergeben kann. Viele, sehr Viele haben eine Menge von Ein-

drücken, sie mögen nun von der Kunst oder von der Natur herrühren, bei sich verborgen, ohne daß sie es selbst wissen; man muß die Seele in eine Situation versetzen, um sich zu rühren, man muß sie erhitzen, um sich aufzuschließen, und zur Schwärmerei bringen, um Alles aufzuopfern. Horaz empfahl den Wein als eine gelinde Tortur der Seele; Andere halten die Liebe zum Gegenstande für mächtiger, als den Durst zu Entdeckungen: Jeder muß hierin sich selbst prüfen. Rousseau gab nie etwas von den ersten Aufwallungen seiner Seele; wer nur diese und nichts mehr giebt, der trägt nur solche Wahrheiten vor, die den Menschen insgemein auffallen und Jedem bekannt sind. Er hingegen arbeitete oft zehnmal auf die Art, wie ich es Ihnen vorgeschlagen habe, und hörte nicht auf, so lange noch etwas zu gewinnen übrig war. Wenn dieses ein großer Mann thut, so kann man so ziemlich sicher sein, daß er weiter vorgedrungen sei, als irgend ein Andrer vor ihm. So oft Sie sich mächtiger in der Empfindung, als im Ausdruck fühlen, so glauben Sie nur dreist, Ihre Rede sei faul, Sie wollen nicht Alles hervorbringen. Greifen Sie dieselbe an, wenn Sie fühlen, daß es Zeit ist, und lassen Sie sie arbeiten. Alle Ideen, die ihr jemals eingedrückt sind, und die sie selbst aus den eingedrückten unbemerkt gezogen hat, müssen in Bewegung und Glut gebracht werden; sie muß vergleichen, schließen und empfinden, was sie auf andere Art ewig nicht thun wird, sie muß verliebt und erhitzt werden gegen ihren großen Gegenstand. — Aber auch für die Liebe giebt es keine Disposition; kaum weiß man es nachher zu erzählen, wie man von einer Situation zur andern gekommen ist.

---

## Von der Liebe für das Vaterland in Monarchien *).

Von Abbt.

Ich weiß nicht, durch welchen unglücklichen Zufall die Meinung fast durchgängig angenommen ist, daß nur ein Republikaner auf ein Vaterland stolz thun könne, und daß es in Monarchien nichts weiter als ein bloßer Name, eine leere Einbildung sei. In denen Zeiten, darin die Worte Monarche und Despote gleich viel bedeuteten, war es in Absicht der Republikaner wahr, die nothwendig ihr Vaterland verlieren mußten, so oft die gewaltsame Geburt vor sich ging, daß nach den grausamen Schmerzen eines Bürgerkriegs eine Monarchie zum Vorscheine kam. Es war ferner in Absicht der meisten andern Völker wahr, die nicht in Republiken, sondern unter despotischen Regierungen lebten. Die Stimme des Vaterlands kann nicht mehr erschallen, wenn einmal die Luft der Freiheit entzogen ist. Aber wo man diese Luft noch athmet, ob sie gleich nicht heftig, niemals mit Ungestüm daher rauscht, da muß der Fehler am Gehör liegen, wenn des Vaterlands Stimme nicht gehört wird.

Ich erkläre mich. Die Einrichtung der Monarchien schließt die Liebe zum Vaterlande eben so wenig aus, als sie in einer Republik beständig in gleichem Grade vorhanden ist. Es giebt zufällige Umstände, die sie bald zu einer Wärme treiben, dadurch für den Staat die vortrefflichsten Früchte gezogen werden; bald so sehr erkalten, daß diese Früchte gar nicht mehr ihre Reife erhalten. So lange eine Republik, in einem engen Bezirk eingeschlossen, denselben durch ihre eigenen Bürger gegen feindliche Anfälle schützen muß; so lange ihr kleines Gebiet noch mit dem Blut ihrer Söhne gedüngt wird: so lange muß dieser Boden die Früchte tragen, die schon so lange Zeit in den Jahrbüchern der Welt aufbewahrt, ihren stärkenden Geruch noch über unsere späten Jahrhunderte verbreiten. Wann diese Republik anfängt, sich weiter auszudehnen, eine mächtige Nebenbuhlerin zu bekriegen, und dabei ihr ganzes Wohl zu wagen; wann sie noch dazu in die äußerste Bedrängniß kommt; sich bis an die Thore ihrer Hauptstadt eingeschränkt und auch innerhalb derselben nicht ganz sicher sieht: dann wird diese Liebe zum Vaterlande Wunder thun und zu einer Höhe steigen, die sie in ruhigen Zeiten niemals würde erreicht haben. So keimt der Saame, nachdem das Erdreich durch den Donner erschüttert worden, nur mit desto größerer Pracht hervor, wenn er erst tief in ihrem Schoos Wurzeln geschlagen hat. Rom's Geschichte in den ersten und mittlern Perioden giebt den Beweis zu diesen Anmerkungen. Wann eben diese Republik, zu einer unwiderstehlichen Macht angewachsen, entfernte Königreiche vor sich zu Boden wirft; wann sie ihre Soldaten mit den Hülfstruppen vereiniget, lange außerhalb Landes läßt, und diese endlich durch die Entfernung der Orte und Länge der Jahre das Bild des Vaterlands nur noch in schwächerem Lichte erblicken, oder wohl gar aus den Augen verlieren: so werden die Soldaten nach und nach sich gewöhnen, ihr eigenes Vaterland als eine Provinz anzusehen, die sie erobern könnten, und nicht mehr als die Gebärerin, zu deren Unterhalt sie andere Provinzen erobern müssen. Dann werden sie Neronen, welche erst ihre Mutter

---

*) Aus: Thomas Abbt, vom Tode für das Vaterland. Berlin und Stettin, 1770.

schänden, und sie nachher, weil sie diesen Abschen nicht mehr vor Augen sehen können, ermorden lassen. Aus dieser Blutschande entspringen Tyranneien von Republiken. Die Soldaten des Sylla hatten erst lange mit dem Mithridates Krieg geführt, ehe sie Rom mit dem Blute seiner Bürger befleckten, und die Armee des Marius bestand aus einem Haufen von Sklaven und Leuten, die nichts zu verlieren, aber beim Umsturz der Republik alles zu hoffen hatten. Cäsar's Soldaten mußten erst zehn Jahre in Gallien unter ihm dienen, ehe sie die Vorstellung des Vaterlandes so sehr bei sich vertilgen konnten, daß sie nachher mit dem siegreichen Schwert in dem Eingeweide desselben wühlten. — Aber dieses waren nicht die einzigen Ursachen des Umsturzes der römischen Staatsverfassung. Gewiß nicht; allein sollten sie nicht vieles dazu beigetragen haben? Wenn man es nicht leugnen kann; so habe ich alles, was zur Erläuterung meines Satzes nöthig ist.

Ich wende diese Anmerkungen auf Monarchien an. So lange sie sich noch nicht allzuweit in ihren Eroberungen ausgebreitet, Miethlinge und Schmeichler weder den Prinzen noch die Unterthanen von dem zarten Namen des Vaterlandes verwöhnt haben: so lange muß dieser Name in denenselben*) fast eben so viel, als bei Republikanern wirken, und sie werden den willigen Gehorsam, den sie ihrem König leisten, im Herzen zugleich als das Opfer betrachten, das sie dem Vaterlande darbringen.

Einige in den Monarchien nöthige Eintheilungen der Stände sind vielleicht die Ursache gewesen, daß man die Verknüpfung der Bemühungen zum allgemeinen Besten zu sehr aufgelöset hat. Jeder dieser Stände fing bald an zu glauben, daß er nur auf eine einzige Art das Seinige dazu beitragen dürfte. Allein wenn ein allgemeines Bestes statt findet (und dieses findet sich bei allen Gesellschaften), so muß es auch nur eine einzige politische Tugend geben. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, verschwindet der Unterschied zwischen Bauer, Bürger. Soldat und Edelmann. Alles vereinigt sich und stellt sich unter dem vormals so herrlichen Namen eines Bürgers dar. Dann ist jeder Bürger ein Soldat, jeder Soldat ein Bürger, und jeder Edelmann Soldat und Bürger, wie man will. Wie sehr weiche ich nicht von den eingeführten Begriffen ab! Ich gestehe es; aber man muß sich nur an eben den Standort stellen, wo ich stehe, und man wird sich alsdann sehr leicht mit mir vereinigen. Die Monarchie läßt zuweilen die Bande nach, mit denen sie jeden besondern Stand an sich zieht. Nun scheinen die Stände gleichsam getrennt. Ein besonderer Fall ereignet sich. Sie zieht die Bande stärker an, und alsdann verschwindet jeder Unterschied. Man erblicket nicht mehr den Bürger, den Edelmann, den Soldaten besonders. Alles ist Bürger. So stelle ich mir die Monarchie vor, und habe ich nicht Recht zu schließen, daß darin jeder Unterthan Bürger sei, so wie in der freiesten Republik der Bürger Unterthan ist? Alles ist den Gesetzen unterworfen. Niemand ist frei; jeder ist es nach dem Geist der Staatsverfassung, darin er lebt. Auch die Sonne eines Planetensystems bewegt sich nach ihren Gesetzen, nur daß sie den Kreis nicht beschreibt, den die Planeten durchzulaufen gezwungen sind. Was ist wohl das Vaterland? Man kann nicht immer den Geburtsort darunter verstehen. Aber wenn mich die Geburt oder meine freie Entschließung mit einem Staate vereinigen, dessen heilsamen Gesetzen ich mich unterwerfe; Gesetzen, die mir nicht mehr von meiner Freiheit entziehen, als zum Besten des ganzen Staats nöthig ist: alsdann nenne ich diesen Staat mein Vaterland*). Wenn diese

*) Ich wage es nicht, eine gänzliche Gleichheit zu setzen. Da die Liebe zum Vaterland, wie unten soll gezeiget werden, eine Leidenschaft ist, deren Wirkungen desto heftiger sind, je mehr Elasticität man ihr hat ertheilen können: so muß sie in Republiken stärker als in Monarchien sein. Jene besitzen ausgebreitetere und leichtere Mittel, diese Leidenschaft zu einer großen Höhe zu treiben, als die letzteren. Diese Mittel aber sind nichts anders als Belohnungen, die nur Nacheiferung, nicht Neid, und Bestrafungen, die höchstens Schimpf, nicht Mitleiden erwecken. Der römische Consul Duillius, dem der Rath zur Belohnung seiner geleisteten Dienste das Vorrecht ertheilt hatte, sich des Abends mit Fackeln und unter der Musik von Flöten nach Hause bringen zu lassen, fand sich durch dieses Vorrecht sehr belohnt. Sollte er aber wohl dadurch Neid erweckt haben? Es gab damals in Rom noch keine Hofleute, deren großer Ehrgeiz auf unendliche Kleinigkeiten ging. Wenn Cicero die Strafe des Catilina so hätte einrichten können, daß nicht hernach das Mitleiden für ihn rege geworden wäre: so würde er selbst sicherer gewesen sein. Die Zeiten waren schon zu verderbt. Er näherte sich dadurch einer Monarchie, ohne das Stillschweigen befehlen, oder auch ohne Befehl erwarten zu dürfen. Kurz, die Republiken scheinen auf hohen Felsen angelegt zu sein, wo die Liebe fürs Vaterland, durch sehr einfache Maschinen mit Gewalt hinaufgetrieben, sich alsdann auch wieder ungestüm ergießet. Die Monarchien liegen niedriger und nehmen eine größere Fläche ein; die Leidenschaft darf nicht so hoch getrieben werden. Besondere Umstände aber können ihr eine neue Kraft ertheilen, wie ich anzumerken Gelegenheit haben werde

*) Je sinnlicher man freilich das Vaterland machen kann, desto stärker wird die Anhänglichkeit dafür sein. Daher ist die Anmerkung des Herrn von Mont. richtig: Le partage égal des terres faisoit aussi une bonne armée, chacun ayant un égal interêt et très-grand à défendre sa patrie, und die folgende widerspricht jener keineswegs, wenn man das Vaterland in so engem Verstande nimmt; wenn sie nur nicht so viele Beweise

Gesetze ihre Stärke erhalten, wenn sie mit aller ihrer Kraft wirken: was für einen Unterschied in Absicht meines Wohlstandes merke ich denn wohl, sie mögen nun von einem einzigen, oder von allen Gliedern des Staats zusammen genommen gegeben werden; ihre Ausübung mag einer oder mehreren Händen anvertraut sein; die Macht, sie zu geben und auch in Ausübung zu bringen, mag in einem vereinigt oder bei verschiedenen zertrennt angetroffen werden? Ich kann mich allezeit eines Vaterlandes erfreuen. Der einzige Unterschied ist dieser: in der einen Staatsverfassung hängen die gefährlichsten Veränderungen derselben nicht von dem Willen eines einzigen ab; aber sie können manchmal von der Schwachheit mehrerer herrühren. Wenn hingegen dieser Wille des einzigen durch gute, durch große Einsichten gelenkt wird: was für ein Glück für mich! Die Macht, Gutes zu thun ohne Einschränkung! Die Macht, Böses zu thun ohne den Willen!

Es giebt also auch in der Monarchie ein Vaterland. Wir können dieses Vaterland lieben: und wenn wir es lieben können, so folgt auch, daß wir es lieben müssen. Sind wir nicht verbunden, unsere Wohlfahrt zu befördern, sie sicher zu gründen? Und diese Wohlfahrt ist so genau mit der Wohlfahrt des Vaterlandes, das heißt, mit der Aufrechterhaltung der Gesetze, deren Schutz ich genieße, verbunden!

„Wir verändern den Herrn, aber nicht das Joch.“ Maxime, welche verdienet, vom Sklaven ihren Ursprung zu haben, aber nicht werth ist, von den Unterthanen einer wohl eingerichteten Monarchie auf sich angewandt zu werden. Man liebt freilich das Joch nicht; und es kann uns wenig daran gelegen sein, wer es auflegt, wenn wir einmal unglücklich genug sind, darunter zu seufzen. Aber können wir wohl Gesetze, die zu unserm Besten eingerichtet sind, ein Joch nennen? Können wir wohl den Mann hassen, dem die Sorgfalt aufgetragen ist, diese Gesetze aufrecht zu erhalten und in Ausübung zu bringen; ja bei veränderten Umständen ihnen eine neue Form zu geben? Und dieser Mann ist der Monarche. Was werden wir wohl daraus schließen? Was anders, wenn es nicht dieses ist, daß wir in den Monarchien zugleich die Gesetze und den Vater derselben, zugleich das Vaterland und den Monarchen lieben müssen, und wenn wir würdige Bürger sind, lieben werden *). In den Monarchien ist eine genaue Verbindung zwischen dem Monarchen und dem Vaterland, davon uns ein Theil immer sichtbar vor Augen schwebt; der andere Theil giebt sich uns bloß durch seine Wirkungen zu erkennen. Das Vaterland sagt gleichsam zum Könige: Setze dich zu meiner Rechten. Es verwirft unsere Opfer, wenn wir sie nicht zugleich aus Ergebenheit für seinen Vielgeliebten bringen, und es geht nur alsdann eine unselige Trennung vor, wann der Monarche die Gesetze, darauf er sonst unser Wohl gründete, umstürzt. In der That, findet man denn nicht Beispiele der größten Liebe für das Vaterland auch unter Monarchien? Die Römer fochten unter ihren Königen eben so herzhaft als unter ihren Consuln. Der Macedonische Phalanx würde vielleicht Römischen Legionen nicht gewichen sein. Warum führt man denn diese Beispiele nicht so häufig an als die Beispiele der Patrioten in Republiken? Warum glänzen sie uns meistens nur aus den Jahrbüchern der letztern so helle entgegen? — weil die Republiken darauf sehen mußten, daß ihre braven Männer von der Nachwelt die Belohnung erhalten möchten, die ihnen ganz zu geben ihre Zeitgenossen zu arm waren; weil hingegen in Monarchien die Tapferkeit ihre Belohnung (nach den eingeführten Begriffen) sogleich erhalten, und man also zu den Helden der letzteren gleichsam sagen kann: Ihr habt die Vergeltung schon in eurer Welt erhalten; die Nachwelt ist euch so viel nicht mehr schuldig; weil man sich gewöhnt hat, die Bemühungen für das Wohl des Vaterlandes als Bemühungen für den Ruhm des Prinzen in Monarchien zu betrachten; und weil es endlich wohl geschehen kann, daß dieser letztere mehr als der erstere, oder oft gar der eigene Vortheil ein Bewegungsgrund zu rühmlichen Handlungen wird. Wenigstens ist

---

noch in unsern Zeiten für sich hätte: ces sortes de gens (les esclaves et les artisans) n'étoient guères propres à la guerre: ils étoient laches et déjà corrompus par le luxe des villes et souvent par leur art même; outre que comme ils n'avoient point proprement de patrie, et qu'ils jouissoient de leur industrie par tout, ils trouvoient peu à perdre ou à conserver. v. Montesq. Considérations sur les causes de la Grandeur des R. et de leur Décadence c. 3.

*) Man kann es so wenig für eine Sklaverei ausgeben, wenn man neue Gesetze annehmen muß, daß es vielmehr die Republiken in die Sklaverei gestürzt hat, wenn sie bei veränderten Umständen ihre Gesetze nicht verändert haben. Die vortrefflichsten Gesetzgeber haben dieses eingesehen, und Rom hat die traurige Erfahrung davon gemacht. — Aber die Gesetze in der Hand eines einzigen Menschen zu sehen, und sie von seiner Willkühr anzunehmen? — Und was war denn Rom, als Gabinius und Piso das Consulat in Händen hatten? Was war es unter verschiedenen Tribunen, als die Gesetze, die zum Wohl der Bürger gereichen sollten, durch die Ermordung vieler dererselben durchgetrieben wurden, und man nicht mehr ihre Einwilligung durch Beredtsamkeit erhielt, sondern ihren Widerspruch durch das gezückte Schwert hinderte? — Nennt man aber dieses die schlechten Zeiten der Republik: so muß man auch bedenken, daß der Einwurf nur auf schlechte Monarchen gehe.

man sehr geneigt, dieses zu vermuthen. Wenn man aber doch glaubt, daß die Erfahrung und die Geschichte den Unterthanen der Monarchien eine starke Liebe fürs Vaterland absprächen: so wird man sich gefallen lassen, mit mir den Grund davon zu untersuchen. Ich denke wenigstens dadurch den übereilten Schluß zu verhindern, daß die Liebe fürs Vaterland in Monarchien gar nicht statt finden könne.

Ich habe schon oben gesagt, daß in Republiken der Eifer fürs Vaterland sich in eben dem Verhältnisse vermindre, wie das Gebiet derselben anwächst. Monarchien aber sind gemeiniglich von großem Umfang. Wegen der größern Macht, die sie folglich besitzen, sind sie auch sicherer vor allzuhäufigen Anfällen. Diese Sicherheit erzeugt mehrere Stände in der Gesellschaft, und diese Stände bereiten einander mehr Bequemlichkeit. Die Bequemlichkeit macht nach und nach den Eifer, für das Vaterland den Degen zu führen, schlaff; sie verträgt sich nicht mehr so leicht mit den Beschwerlichkeiten eines Feldzuges. Ein alter Römischer Consul, der mit eigenen Händen den Pflug führte, hatte auf seinem Landgute nicht so viele Gemächlichkeiten, als einer unserer geringsten Landedelleute genießt. Es kostete also dem erstern nicht so viel Ueberwindung, sich zu der Armee zu begeben, als es dem letztern vielleicht kosten würde. Daher hat man bald die Nothwendigkeit eingesehen, einen besonderen Stand zu errichten, der durch Belohnungen und den ihm angewiesenen Unterhalt aufgemuntert, beständig in den Waffen bleiben und die Vertheidigung des Vaterlandes über sich nehmen könnte. Indem Andre durch ihren Fleiß sich die Nothwendigkeiten, manchmal auch den Ueberfluß des Lebens verschafften, sorgte dieser Stand, darum unbekümmert, nur für jener Erhaltung. Nach und nach fingen die übrigen Bürger an, den Schluß zu machen, daß nur gewisse Glieder des Staats gezwungen und gleichsam gebungen wären, sich für denselben aufzuopfern, und daß bei den übrigen diese Verbindlichkeit wegfiele. Noch nicht genug: man hatte es zuweilen der freien Wahl eines jeden überlassen, sich diesem besondern, oder einem andern Stande in der Gesellschaft zu widmen. Was brauchte es weiter, um die Meinung einzuführen, daß diese freie Wahl beständig statt finden müßte, und niemand eine eigentliche Verbindlichkeit zu diesem Stande habe? Aus dieser eingebildeten Freiheit folgte, daß ein Befehl, der diese Wahl nothwendig machte, als tyrannisch angesehen wurde. So hält ein Schwärmer das Verbot, seine ungesunden Einfälle öffentlich auszubreiten, für eine Verfolgung der Wahrheit.

Sieht nicht jeder sogleich die Uebereilung bei diesen Schlüssen? Und doch werden sie noch täglich gemacht. Man seufzt, wenn das Vaterland dem Sohn, den wir **ihm**, und nicht **uns allein** erzeugt haben, schon in der Wiege seine Verbindlichkeiten ankündigt. Wie? **könnte** denn das Vaterland nicht jeden zu seiner Vertheidigung herbei rufen, wenn es gleich nicht jeden **herbei rufet**? Wenn es aber diese Rechte über uns bei unserer Geburt erhält: kann man die Regierung wohl tyrannisch nennen, die uns diese Rechte ankündigen läßt? würden denn wohl diese Rechte aufhören, wenn die Regierung uns dieselben verschwiege? O **Sparta**, die du mit dem trokkenen Auge, nur mit der Rührung, welche Tugend beim Anblicke der Tugend empfindet, deine Bürger zu ihren Grabmälern bei **Thermopylä** *) gehen sahst; zu den Grabmälern, die sie sich mit ihren eigenen Schwertern zubereiteten, auf welchen Haufen erschlagener Perser als Grabsteine aufgethürmt stunden, und der **Tod fürs Vaterland** die prächtigste Aufschrift war: o **Sparta**, würdest du nicht einen Bürger aus deinen Mauern verbannet haben, der sich geweigert, nicht geweigert, nur einen Augenblick bedacht hätte, den für das Vaterland gebornen Sohn der glänzenden Rolle seiner Streiter einzuverleiben? Du, der ihre Söhne nur deswegen lieb waren, weil sie dich vertheidigen, und die Töchter, weil sie diese Vertheidiger gebären konnten! — Aber dieses geschahe nur in Republiken — ja; und fällt denn in Monarchien diese Verbindlichkeit weg, wenn ihre Ausübung gleich nicht immer in so strengem Grade gefordert wird; oder verringert etwa die Gegenwart eines Königs diese Pflicht? Laßt uns zufrieden sein, daß wir in Staaten leben, wo nicht jedes Jahr Feinde müssen zurückgetrieben werden. Dies ist ein Glück für uns: aber laßt uns deswegen unsere ursprünglichen Verbindlichkeiten nicht leugnen. Nein, diese Gesetze sind für uns noch eben so heilig; Gesetze, die wir um den Thron eines Monarchen nur in desto hellerem Lichte sehen, anstatt daß sie uns sonst gleichsam aus einem Heiligthum diese Pflichten entgegen donnerten. Die Liebe für den Monarchen vermehrt vielmehr die Liebe für das Vaterland, als daß sie dieselbe vermindern sollte. So war den **Israeliten** das Kostbarste, wofür sie stritten, noch immer die Bundeslade, ob sie sich gleich einen König gewählet hatten. Jene nicht zu ver-

---

*) Laßt uns auf dieser Erde nochmals das Mittagsmahl einnehmen; auf den Abend werden wir wohl mit den Unterirdischen speisen, sagte Leonidas zu seinen Mitsoldaten. Man redet nicht also, wenn man nicht seinen Posten als seine Grabstätte betrachtet.

lassen, erforderte ihre Pflicht, und diesem zu folgen, ermunterte sie ihre Liebe. Die erstere war das Gut, das sie nicht verlieren durften; der letztere ihr Vergnügen, das sie zu erhalten wünschten. Die Zurückkunft des Königs ohne die Bundeslade würde sie mit Schrecken erfüllt; die Errettung derselben mit dem Verluste des Königs würde sie fast untröstbar gemacht haben.

Ich darf nun, glaube ich, aus dem, was bisher gesagt worden, den Schluß ziehen, daß, wenn in den Monarchien für jeden ein Vaterland zu finden ist; wenn dieses Vaterland unsere Liebe fordert; wenn diese Liebe durch die Gegenwart des Monarchen nicht geschwächt, sondern gestärkt wird: daß man alsdann eben die Wirkungen des Eifers für den Staat in Monarchien erwarten dürfe, die man in Republiken erfahren hat; daß wir aber auch zu allen Folgen dieser Liebe, ohne welche sie nicht bestehen könnte, verbunden seien. Die Voraussetzungen sind alle erwiesen: ich dürfte also nur diese Wirkungen eine nach der andern durchgehen, ihre Vortrefflichkeit in das nöthige Licht setzen und sogar aus dieser Vortrefflichkeit zurückschließen: daß ihr Nutzen auch ohne die erwiesene Verbindlichkeit schon hinreichte, uns zur Ausübung der so oft genannten Pflicht zu bewegen. Allein ich will erst noch ein Hinderniß untersuchen, das der Ausübung dieser Pflicht unter uns am stärksten im Wege zu stehen scheint, und das ich bis auf seine geheimsten Zusammensetzungen aufzudecken hoffe. Dieses Hinderniß ist eine häufig angenommene Denkungsart, daß es lächerlich sei, sich für den Vortheil Andrer aufzuopfern, und eine unverzeihliche Thorheit, sein Leben anders als seines eigenen Vortheils wegen in Gefahr zu setzen.

---

### Vom Ursprunge der Einwürfe gegen die Liebe fürs Vaterland; — Folgen dieser Liebe auch in den Monarchien.

Es ist überhaupt ein fast unersetzlicher Schade, wenn man gute Grundsätze, die ein ganzes Volk zu edlen Handlungen begeistert, vertilget*).

Man kann diesen Zweck durch zweierlei Mittel erhalten. Entweder diese Grundsätze werden durch Gründe bestritten, oder sie werden lächerlich gemacht. Das erste Mittel wird seinen Endzweck gar nicht, oder nur sehr selten und langsam erreichen. Das andre wirkt mit der Geschwindigkeit eines Gifts in den Adern. Es greift das an, was in uns das Zärtlichste ist, unsre Eitelkeit. Man urtheilt gemeiniglich, daß derjenige, der etwas verlacht, bessere Einsichten haben müsse. Und wer schämt sich nicht, dumm zu sein? In der That, der Pöbel ist des feinern Gefühls der Schaam über etwas Unanständiges nicht beraubt. Man darf sich nur die Mühe geben, es ihm merklich zu machen. Wie lange hat es wohl gewährt, ehe ein Schuster zu Paris, nach dem Muster der Vornehmern, es für eine Schande gehalten hat, zu gestehen, daß er seine Frau liebe? und die Entfernung vom vornehmen bis zum niedern Pöbel ist nicht so groß, als man insgemein glaubt. Ein Maulesel, der mit Goldblech bedeckt ist, denkt wie ein anderer, der eine wollene Decke auf sich liegen hat.

Man hat aber diesen Weg erwählt, weil es im Gegentheil so schwer ist, Grundsätze durch gründliche Widerlegung umzustoßen, nach denen man seine Handlungen einzurichten gewohnt ist, und die auch übrigens gute Folgen haben. Wenige Menschen sind fähig, wahre Gründe auf eine richtige Art mit ihren Folgen zu verbinden und auch zu überdenken; noch wenigere, falsche Folgerungen, wenn sie einmal gemacht sind, zu trennen, ohne die Grundsätze selbst umzustoßen; und die wenigsten, neue Gründe anzunehmen und neue Folgerungen daraus zu ziehen. Der Philosoph ist glücklich, der unter einer ganzen Nation zwanzig weise Männer als überwundene Sklaven des Irrthums im Tempel der Wahrheit triumphirend aufstellen kann. Und ein witziger Kopf kann wider eingewurzelten Aberglauben mehr durch den Spott, als die ganze Schaar

---

*) Man darf dieses noch allgemeiner machen. So oft gewisse Dinge, die uns gerührt und unsre Seele bald mit einem Schauer, bald mit einer weichmüthigen Empfindlichkeit durchzittert haben, lächerlich gemacht werden: so oft wird wenigstens ein Mord an unsern Vergnügungen ausgeübt. Ich rede hier nicht einmal von dem rasenden Kitzel, solche Dinge, welche einem ganzen Volke heilig und wirklich auch heilsam sind, beißend zu verspotten. Dagegen sind andere Betrachtungen vorhanden. Aber wozu soll z. E. der Witz, Heldengedichte zu parodiren? Wegen einiger lustigen Einfälle verlieren wir das Vergnügen zu bewundern. Das Possierliche erstickt alle ernsthafte Leidenschaften. Was ist wohl rührender, als wenn der Redner, welcher einen Staatsverbrecher vertheidigen soll, in der Hitze des Affects dessen Kinder redend einführt und sie schluchzend ihres Vaters Leben von einem ganzen Volk erflehen läßt? In dem Lustspiele des Hrn. Racine, les Plaideurs, wird dieses parodirt. Ein Advokat läßt junge Hunde für das Leben eines alten Hundes, ihres Vaters, bitten. Man lese einmal diese Stelle; wird man nicht bei der Rückkehr auf die ernsthaften ähnlichen Stellen eine Abnahme der Rührung bei sich spüren? So schön auch Virgil den Aeneas seine Erzählung anfangen läßt: Infandum regina jubes renovare dolorem: so wird uns doch diese Stelle lächerlich, nachdem wir sie so oft aus dem Munde des possierlichen Barbiers Partridge im Thomas Jones, unrecht angebracht, gehört haben. Ein solcher Verfasser giebt uns einige süße Sachen zu kosten, die in dem Augenblicke, wann wir sie genießen, angenehm sind, aber allen Geschmack an dem herrlichen Weine, der uns vorgesetzt ist, verderben.

unserer Controversisten mit ihrem schwerfälligen Ernst ausrichten.

Man hat bei einer andern Gelegenheit gesagt, „daß die Menschen sich nicht schämen, lasterhaft, aber wohl, lächerlich zu sein.“ Diese Anmerkung muß vielleicht noch eingeschränkt werden. Die Schaam setzt allezeit eine Bekanntmachung des Lasters als Laster voraus; es mögen nun dabei Andre, oder wir selbst unsere Richter sein. Allein das Laster kann sich vor Andern und vor unserm eigenen inneren Auge verbergen. Zuweilen haben wir das letztere, gleich rasenden Indianern, wohl gar selbst geblendet. Das Lächerliche hingegen bleibt niemals verborgen, sobald die Mode den Ausspruch gethan hat: dies ist lächerlich. Die Larve des Lasters ist so scheuslich gemacht, daß es nur selten Fälle giebt, wo man eine gänzliche Aehnlichkeit mit derselben bei Menschen antrifft; und nur wenige Personen sind im Stande, ein richtiges Urtheil davon zu fällen. Das Lächerliche aber wird von der Mode nach ihrer Phantasie entworfen; jeder Dummkopf, so wie jeder kluge Mann, sieht es an und erblickt es beinahe an jedem Vorbeigehenden. Man könnte es mit den zerschnittenen und perspektivisch zusammengesetzten Gemälden vergleichen, die uns, von den verschiedenen Seiten betrachtet, verschiedene Bilder darstellen.

Ich komme von dieser Ausschweifung zurück, um — vielleicht in einer andern fortzufahren. Wenn eine Nation aus einer edlen Begeisterung, aus tugendhaften Grundsätzen herausgelacht wird: wie theuer erkauft sie nicht die Hochachtung — einiger Narren! Und weil immer gerade das Gegentheil von dem, was verspottet worden, für schön, für ehrwürdig gehalten wird: so muß sie sich bald gewöhnen, niedrige, schlechte Handlungen mit dem Gepräge des Edlen, des Erhabenen zu bezeichnen. Sie verwirft, um sich ansehnlicher zu machen, das, was ihre Vorfahren geschmückt, aber mit Zierrathen geschmückt hatte, die sie der Nachwelt glänzend und doch ehrwürdig darstellten; und erstickt den Samen, aus welchem so große Thaten aufgekeimt waren. Wie sollen wir denn von diesen Leuten reden, die nach der Vernichtung aller, sogar auch der politischen Tugend, das Erhabene von der Höhe, worauf es steht, herunter spotten; alles, was über sie hinaus ragt, für Chimären erklären; und nur sich, als den Mittelpunkt alles Uebrigen, merklich machen wollen? — „Für das Vaterland „sterben? Lächerlich! Was ist das Vaterland? „Ich werde bezahlt, um mich todtschießen zu „lassen, und ich nehme diese Bezahlung an, „weil ich sonst kein andres Mittel weiß, anständig zu leben. Aber die Chimäre des Vaterlandes macht mich nicht schwindlich. Wann ein „glückliches Faro oder eine reiche Heirath mich „in den Stand setzte, gemächlich von meinem „eigenen Vermögen zu leben: so würde ich heute „meinen Abschied nehmen und das Vaterland „für sich streiten lassen.“ — O wahrhaftig, so dachten die Römer nicht: und waren die Römer etwa verrückte Köpfe? Waren es Schwärmer, die das Vergnügen des Lebens nicht kannten? Sie kannten es; aber sie kannten auch das Vergnügen — des Todes. Nicht des Todes, der auf dem weichlichen Sopha einen durch Wollüste ausgemergelten Körper vollends starr macht, der bei jedem nähernden Schritte uns stärkere Vorwürfe zuruft, und vor dem man sich nur aus viehischer Dummheit nicht entsetzet: sondern des Todes, der sich in der Vertheidigung des Vaterlandes darbietet, der unsre Seele gleich einer Königin aus dem Gefängnisse ruft und sie nicht gleich einer Sklavin darin erdrosselt; der endlich, wenn ich mich so kühn ausdrücken dürfte, mit dem Blute, das aus unsern Adern quillt, das ächzende Vaterland tränkt, um es wieder aufleben zu lassen. Wo ist denn nun das Lächerliche, das Chimärische? Dieses kann nichts hervorbringen, was einen wirklichen Werth hat; das Ungereimte muß allenthalben durchschimmern. Wenn wir also zeigen können, daß der Tod fürs Vaterland, wenn ihn auch nur wenige Bürger des Staats erlitten haben, in kurzer Zeit den übrigen eine neue und große *) Denkungsart ertheilen könne; daß diese Denkungsart sich nachher in allen ihren übrigen Handlungen äußern und dadurch die Nation zu einem glänzenden Muster für die ganze Nachwelt machen werde: so muß wenigstens der Zweifel entstehen: sollte wohl der Tod fürs Vaterland ein so verachtungsvolles Gelächter verdienen? Wenn zu gleicher Zeit der Grad dieser Wirkungen in den Monarchien gezeigt wird: so muß dadurch der Einwurf, daß es wenigstens in Monarchien lächerlich sei, für das Vaterland zu sterben, unterdrückt werden.

Wenn sich endlich der Gegner von einer andern Seite zeigte und uns entgegensetzte: daß wir wenigstens eine Art von Enthusiasmus zugeben müßten, ohne welchen die Furcht vor dem Tod nicht leicht überwunden werden könne: so

---

*) Hieher gehöret eine Geschichte, die im vorigen Kriege im Halberstädtischen geschehen ist: Ein siebenzigjähriger Schäfer that in seiner Gemeine stolz, daß er sechs Söhne im Dienst des Königs habe. Als in den letzten Jahren des Kriegs auch der siebente, die letzte Stütze seines Alters, in den Krieg gehen sollte, sagte der Alte zum Officier: ‚Herr Hauptmann! sag er mir aufrichtig, brennt es den König auf die Nägel? Wenn's ihn brennt, so nehme er meinen Sohn und mich auch dazu. Brennt es den König aber noch nicht, so lasse er mir meinen Sohn.“

dürfen wir nur diesen Enthusiasmus untersuchen und den Nutzen sowohl als die Möglichkeit desselben in Monarchien erweisen.

Dieses sind die Materien, die ich noch jede in einem besondern Stücke ausführen werde.

Andere Hindernisse, die nicht ganz von der verkehrten Denkungsart einer Nation oder des größten Theils unter derselben abhängen, fordern andere Erleichterungen und erhalten sie doch auch zum Theil von unserm Hauptgrundsatze — der Liebe für's Vaterland.

1) Man sagt: unsere Art, Krieg zu führen, macht es schwerer — was denn? zu sterben? — das sollte ich eben nicht denken. Aber das Geschütz, dessen Gefahren der Tapferste so wie der Feigeste ausgesetzt sind ohne Gegenwehr, ohne daß sie sich von einander unterscheiden können! Wahrhaftig der traurige Rückzug des Antonius, auf dem er seine bravsten Soldaten verlor, die sehr oft keine Parther sahen und doch immer von Parthischen Pfeilen verwundet wurden, beweist hinreichend, daß auch unter den Alten nicht immer thätige Tapferkeit sich den rühmlichen Tod errungen habe, und daß schon damals diese Ehre ohne Unterschied ausgetheilt worden. Das innere Bewußtsein der Liebe für seine Pflicht mache den tapfern Mann.

2) Man beklagt sich, daß die größten, die rühmlichsten Thaten unbekannt bleiben und in ewige Nacht sehr oft eingehüllet werden, wenn sie nicht vor den Augen des Monarchen geschehen. Sobald ein Officier bekennen wird, daß er bloß um seiner selbst willen tapfer streite: sobald werden wir ihm zugestehen, daß ein solcher Zufall für ihn der empfindlichste unter allen sein müsse. Das Leben gewagt zu haben, um einen höhern Posten zu erhalten! und doch unbemerkt bleiben — unbelohnt! Es ist freilich traurig genug. Aber sollte der Lebenslauf eines solchen Mannes nicht noch trauriger erscheinen, der, wenn er der Wahrheit gemäß geschrieben wird, gemeiniglich so lauten muß: „als Fähnrich stritt er mit dem Muthe eines Löwen, um General zu werden; als General wich er allen Gefahren aus, um General zu bleiben."

3) Aber welcher grausame Künstler hat dort jenes Gemälde zur Beschämung der menschlichen Natur ausgestellt? — O die Vorwürfe dringen mir durch die Seele! — Eine Menge Verwundeter, die um die aufgerichteten Trophäen von Prag, Leuthen, Zorndorf herumsitzen, demüthig für den Rest ihres Lebens, dessen größere Hälfte für uns verschwendet worden, Allmosen verlangen und doch von den meisten zurückgewiesen werden! — Jener Mann streckt den noch übrigen Arm, den er nie vergebens für unsere Sicherheit ausgestreckt hatte, vergebens nach einer unsrer kleinen Gaben aus — der nächste an ihm hat sich müde den Tag über gestanden; nicht einmal seine Krücke war für ihn beredt; nun liegt sie neben ihm, und er — er wird diesen Abend hungern. — Und wer sind jene verguldete, nervenlose Figuren dort, die ungerührt vorübergehen und für das verdienstvolle Elend weder Auge noch Ohr haben? Ekelhaft ist der Anblick, den die Unempfindlichkeit dem Menschen giebt. Wer wollte nicht lieber eine Gabe betteln, als mit einem solchen Gesichte geben können? — Weg mit dem Sklaven! — Aber auch sie, die zärtlichere Hälfte des menschlichen Geschlechts, deren sanftere Blicke für jedes Elend ein sympathetisches Gefühl versprechen, — wie? auch sie rollen zum Theil vorüber in prächtigen Karossen, und die Unglücklichen haben sich zu hüten, daß sie nicht beschädigt werden. — Sollte nicht eine menschenfeindliche Phantasie dem Künstler dieses Gemälde eingegeben haben? — O Schande! Es ist Natur, es ist Wahrheit! Mit diesen meinen Augen habe ich sie gesehen. —— Die Vorwürfe des Künstlers sind gerecht, aber ich hoffe, sie sollen es nicht lange mehr bleiben. O ihr würdigen Bürger des Staates! nicht lange mehr sollt ihr das Schicksal eurer Kameraden beneiden, die an eurer Seite das Schlachtfeld mit ihren todten Leichnamen bedeckt haben, deren letztes Röcheln ihr gehöret habt, so wie noch euer Geschrei, das euch der Schmerz abzwang, in der Sterbenden Ohren gedrungen ist. Er kömmt, der euch angeführt hat, nicht mehr Kriegsgott, sondern Vater! Sollte er euch verkennen, euch, die ihr das glorwürdige Zeichen an euch traget, das den wahren Sohn des Vaterlandes glänzend macht? und wenn er euch nicht verkennt: sollte er nicht für euch sorgen? Stützen des Staats, seine Zierde und sein Ruhm! Sammlet euch in ruhige Wohnungen zusammen, und wenn unsere Prinzen euch besuchen (könnten sie sich wohl dieses feierlichen, dieses rührenden Schauspiels entziehen?), dann zeiget zugleich, nachdem ihr sie zu großen Empfindungen werdet gerührt haben, wie ein tapfrer und weiser und guter Monarch von seinem Volke geliebt werde, und was die Liebe für's Vaterland wirke!

---

## Von der Staatsaufsicht über Erziehung, Schulen und Studien*).

Von J. B. Basedow.

Man hört und liest ewige Klagen, daß das Wesen der Schulen und Studien verfallen oder

---

*) Aus: Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen, Studien und ihren

verdorben sei. Aber man nenne mir doch in tausend Jahren einen Zeitpunkt, in welchem es besser war. Ich bin aus Liebe für die Menschen und Nachwelt so unzufrieden damit, als irgend jemand, der die nöthigen Erfahrungen davon hat, und dessen Aufmerksamkeit seit vielen Jahren auf Verbesserungen gerichtet gewesen ist. Aber ich glaube, daß nach dem Untergange der alten Republiken und Reiche, die es einsahn, daß die beständige Sorge für Erziehung und Unterricht zu den wichtigsten Gegenständen des vornehmsten Staats-Raths gehöre, nirgends solche berühmte Anstalten gewesen sind, die wir zum Muster nehmen, oder zum Grunde legen müssen. Wir werden sonst Mängel mit Mängeln vertauschen, oder nur so geringe Grade der Besserung veranlassen, die mit dem Bedürfnisse und dem Lichte unserer Zeiten in keiner Proportion stehen.

Die finsterste Periode der christlichen Zeiten hat den Universitäten, und überhaupt dem Wesen des öffentlichen Unterrichts, ehemals die Form gegeben, wovon an den Orten, wo es am besten damit steht, zum mindesten drei Viertheile beibehalten sind. Wie können wir hoffen, daß viel Gutes und Brauchbares darinnen anzutreffen sei? Der Kürze halber sage ich Vieles in einem Tone, den man zu entscheidend nennen möchte; Vieles ohne Beweisgründe. Allein, ich bediene mich dieser Schreibart nur für Verständige, welche nach meinem Wunsche die einzigen Leser dieser Abhandlung sein sollen; welche ermüdet sind, weitläufige Vorschläge zur Verbesserung des Studienwesens vergeblich zu lesen, welche die Beweisgründe dessen, was ich sage, besser, als ich selbst, kennen; welche ich mehr ihrer eignen Gedanken und Wünsche erinnern, als meine lehren will; und welche es wissen, daß kein vernünftiger Mensch, wenn er auf die kürzeste Art seine Gedanken sagt, die vollkommne Wahrheit derselben entscheiden, oder sich wundern wolle, wenn Andere das Gegentheil denken. Die Uebrigen, welchen meine Schrift in die Hände fallen möchte, bitte ich gleich anfangs, sich den Verdruß des vergeblichen Lesens zu ersparen.

Ihr vernünftigen Patrioten des menschlichen Geschlechts und der Staaten, ihr seid mit mir einig, daß die öffentliche Glückseligkeit (was man auch für die Vermehrung des Reichthums, der Macht, der Bevölkerung und des äußerlichen Aufsehens der Künste und Wissenschaften, wenn sie der öffentlichen Tugend zum Schaden geschieht, nach der falschen Politik schwatzen mag), ihr seid, sage ich, dennoch mit mir einig, daß die Glückseligkeit des Staats von der gemeinen Glückseligkeit der Bewohner nicht unterschieden sei; daß diese Glückseligkeit mit der öffentlichen Tugend in Proportion stehe; daß die öffentliche Tugend von der gewöhnlichsten Erziehung aller, und von dem Unterrichte derer abhange, welche in den vornehmen Ständen die Sitten und das Schicksal der übrigen bestimmen werden; daß eine zur öffentlichen Tugend führende Erziehung und Unterweisung, außer den beständigen Regeln, auch solche beobachten müsse, welche, nach dem Unterschiede der Zeiten, der Gegenden und der Regierungsformen, einer oftmaligen Abänderung bedürfen. Ihr seid mit mir einig, daß das Wesen der Schulen und Studien das brauchbarste und sicherste Werkzeug sei, den ganzen Staat, nach seiner besonderen Beschaffenheit, glücklich zu machen, oder glücklich zu erhalten, daß also die beständige Aufsicht auf den Gebrauch dieses Werkzeugs ein unmittelbares Geschäft eines solchen patriotischen Collegiums sein müsse, von welchem die Majestät eben so oft Vorstellungen anhören könnte, als von dem Collegio der Finanzen, des Kriegswesens und des richterlichen Ausspruchs über Ehre und Güter. In welchem Lande, zu welcher Zeit (wenn man Egypten, Lacedemon und Athen vergißt) war ein solches von der Majestät unmittelbar abhangendes, und, wenn ich so reden darf, bei dem Throne versammletes Collegium, welches die höchste Aufsicht über Erziehung und Unterricht, und über die nöthigen Abänderungen derselben, als eines der wichtigsten Reichs-Geschäfte verwaltete?

Ehe dieser Mangel gehoben wird, und so lange dennoch das schon festgesetzte Wesen der Studien und Schulen äußerliche Rechte hat, alle erheblichen Versuche der nöthigen Abänderung zu hindern; so lange sind alle Klagen und Projecte vergeblich, oder doch nur schwache Mittel zur nöthigen Verbesserung, die erst alsdann etwas wirken werden, wenn jemals die äußerliche Noth eines Staats ihn zwingen sollte, die vorzüglichste Werkstätte der öffentlichen Glückseligkeit so zu achten, daß zur obersten Aufsicht über dieselbe ein besonderes nur damit beschäftigtes Collegium eben so angesehener als verständiger Patrioten bestellt werde. Denn bei wem sollen jetzt die Privatfreunde des menschlichen Geschlechts, welche in dieser wichtigen Sache neue Einsichten, Erfahrungen und Kräfte erlangt haben, ihre Vorschläge zur bedachtsamen Durchlesung anbringen? wo können sie hoffen, daß, wenn etwas Wichtiges davon gebilligt wird, wirklich entweder öffentliche Hülfe oder nur Begün-

Einfluß in die öffentliche Wohlfahrt. Mit einem Plane eines Elementarbuchs der menschlichen Erkenntniß. Hamburg, 1768.

stigung und Freiheit erfolge, ohne welche alle Vorschläge nichts anders werden können, als schwarze Striche auf weißem Papier, welches mit der Zeit entweder von den Motten wird verzehrt, oder in den Kramladen verbraucht werden? Was hilft es zur öffentlichen Wohlfahrt, wenn solches angefärbte Papier vor diesem Schicksale die Augen einiger Leser vorbei passirt ist, welche allenfalls ausrufen: Der Mann hat in manchen Stücken zwar Recht, aber wer kann sein Recht gültig machen? Oder: wer ist der, daß er uns Gutes erinnern sollte?

In so wichtigen Dingen, als für das menschliche Geschlecht und für die Staaten die Verbesserung des Unterrichts und der Studien ist, sollte niemals gefragt werden, von wem, sondern was vorgeschlagen sei; nicht von wem, sondern, was derselbe anzufangen oder auszuführen sich erbiete. Können Euclidis Anfangsgründe, weil er ein Heide war, nicht nützlich sein? Sendeten die ersten Christen im Vertrauen auf ihre sieghafte Wahrheit ihre Kinder nicht in die guten rhetorischen, philosophischen und juristischen Schulen der Heiden? Ist es bei den Pr— unerlaubt, die politischen Wahrheiten eines Montesquieu zu hören, und nach den Landes-Umständen zu erfüllen, weil er ein C— war? Gilt Rammler's Batteux nicht in Wien, ob er gleich das Tr. Conc. nicht unterschreibt? Wäre der vortreffliche Wiener Sonnenfels nicht ein höchst brauchbarer Lehrer der schönen Wissenschaften in Stockholm? Das Quadrat der Hypotenuse ist doch so groß, als die Quadrate der andern Seiten zusammen, und wenn es auch nicht Pythagoras, sondern Origenes, Manes, Huß, Luther, Eck, Arminius, oder Socinus zuerst gelehrt hätten; lauter Männer, welche irgendwo in der Theologie, wovon die Rede nicht ist, für sehr irrgläubig gehalten werden. Ich werde nur lauter solche Gedanken und Anschläge entdecken, welche von allen Kirchen keine betreffen, vielweniger beleidigen, weil ich sie allesammt als große und zum guten Zwecke errichtete Gesellschaften verehre. Der Leser verzeihe mir diese einzige etwas lange Anmerkung, welche mehr des Verfassers, als der Materie wegen nothwendig ist.

Ich kehre auf meinen Weg gerade zurück durch Wiederholung des Gedankens, daß die Oberaufsicht über die Erziehung und den Unterricht wegen ihrer Wichtigkeit ein angesehenes Staats-Collegium erfordere. Allerdings ein angesehenes Collegium, welches von der Majestät des Landes angehört zu werden Gelegenheit hätte; welches nicht nur die Menschen und die Wissenschaften, sondern auch im Ganzen das Land, und sowohl die Bedürfnisse, als die Kräfte des Staats nach seiner besondern Regierungsform kennte, und von den Beschwerlichkeiten oder anfänglichen Nachtheilen, welche mit jeder großen Veränderung verbunden sind, desto unparteiischer urtheilte, je weniger es selbst dadurch leiden oder gewinnen könnte. Der Beweis dieser Bedürfniß, welcher auch von Andern eingesehen wird, ist klar. Denn die Oberaufsicht, die jetzund von angesehenen Staatsmännern ausgeübt wird, muß zur nöthigen Verbesserung des Studienwesens sehr unwirksam bleiben, weil sie das Hundertste ihrer Geschäfte, oder wohl gar eines einzigen Ministers ist, der, so groß er immer sein mag, (denn ich kenne und verehre Grandisons unter den Ministern) doch seiner Länge keine Elle zusetzen, oder sie nicht über die äußerste menschliche Höhe erheben kann. Daher sind an den meisten Orten sehr subalterne Gesellschaften und Personen, die eigentlichen wirksamen Aufseher über das Wesen der Erziehung, der Schulen und der Studien. Diese Subalternen sind zuweilen eben dieselbigen, welche auch die Last und die Nachrede, die mit allen Neuerungen verknüpft ist, selbst ertragen müssen, wie die Professoren der Universitäten. Oder es ist etwa einer dem Amte nach vornehmer Geistlicher, dem es an nöthiger Kenntniß der öffentlichen Bedürfnisse, des Umfangs der Wissenschaften und der Proportion in der Nothwendigkeit und Ausdehnung ihrer Theile fehlet. Besitzt er aber diese Erkenntniß, wie ich denn einige Geistliche auch allerdings dafür verehre; so übt er doch seine Aufsicht mehr als ein Kirchengeschäft, als wie ein Staatsgeschäft aus, welches es doch nach der Natur der Sache sein muß. Dazu hat er entweder eine mit dem Amte gemeiniglich verbundene Neigung; oder wenn er gerne anders wollte, so darf er in seinen Anschlägen nicht so sehr von dem Gewöhnlichen abgehen. Denn die Professoren und Schulmänner müssen bei allen Neuerungen von dem gebahnten Wege weichen, und auf rauhern Straßen anfangs fortstolpern lernen, ehe sie bequem gehen können. Dieses thut natürlicher Weise ein Mann sehr ungerne, der auch seiner Familie genießen will, sein Glück und seine Methode fortgesetzet hat, und eine Abänderung seiner Geschäfte wenigstens anfangs für einen Eingriff in die von der Majestät ertheilte Vocation halten muß. Die meisten werden sich in solchem Falle widersetzen, und für schädlich oder unmöglich ausgeben, was höchst nützlich und nur mit Beschwerlichkeiten möglich ist. Will der geistliche Aufseher durchdringen, so hat er Feinde, die in keinem Stande, als in dem seinigen, unerträglicher sind. Denn nichts ist leichter, als einem Geistlichen empfindlich zu schaden, besonders, wenn er etwas geschrieben, und also zu allerlei Anschuldigungen, bis sogar

des Irrglaubens, Anlaß gegeben hat. Um des Wesens der Studien willen, die mehr den Staat als die Kirche angehen, um der unleugbaren Gewohnheit vieler Geistlicher willen, und ihres eigenenen nöthigen Friedens halber, ist es also eine Frage, ob es zu wünschen sei, daß die angesehenen Geistlichen, die ohne dies sehr belästiget sind, von der gewöhnlichen Oberaufsicht über das Wesen der Erziehung, Schulen und Studien mögten befreiet werden. Hier aber rede ich nicht von dem Unterrichte und Rathe, den sie ihrer Gemeine allerdings darüber zu geben schuldig sind, durch welche Unterweisung und andere Mittel die Kinder derselben von denjenigen Lehrsätzen benachrichtiget und vergewissert werden können, welche wahr und wesentlich sind, oder nach dem Kirchensysteme dafür gehalten werden. Dieser Unterricht, dieser Rath ist allerdings eines der wichtigsten Geschäfte der geistlichen Hirten und eine wahrhaftige Sache der Kirchengesellschaft, welche derselben und ihren Lehrern von den weltlichen Hirten des ganzen Vaterlandes, nach wahrem Rechte niemals kann gewonnen, niemals kann eingeschränkt werden, als nur in den Punkten, welche etwa mit der bürgerlichen Moralität, mit den politischen Rechten der Majestät, oder der Stände (an Orten, wo Stände sind) und mit der bürgerlichen von der Obrigkeit beliebten Verträgsamkeit verschiedener Religionsverwandten streiten möchten.

Ein mit hundert wichtigen Geschäften belästigter Minister, ein Collegium von Professoren und Schulmännern; einzelne oder versammelte Geistliche können also die für den Staat erstaunlich wichtige und sehr beschäftigende Aufsicht über das Wesen der Schulen und Wissenschaften nicht haben, wenn der Staat nach der Proportion der Wichtigkeit in dieser Sache handeln will, wovon die weisern alten Völker uns das Muster geben. Kurz, ich sehe nicht, wie diese Oberaufsicht nach Würden und nach dem Bedürfnisse, außer jenem zum Theil beschriebenen Staats-Collegio, verwaltet werden könne. Denn nur eine Gesellschaft solcher Männer, wenn, nach Endigung eigener Studien, und nach einigen Auscultanten-Jahren in diesem Collegio, das Lesen merkwürdiger Schriften und Vorschläge, der Gebrauch der Nachrichten aus den Provinzen, die gemeinschaftlichen Berathschlagungen und die Vorstellungen vor dem Throne, oder vor der Regierung, ihr einziges und höchst angesehenes Hauptgeschäft wäre, nur ein solches Collegium ist alsdann im Stande, eines der wichtigsten Geschäfte des Vaterlandes mit dem nöthigen Nachdrucke zu treiben; ohne Schaden der nöthigen Einförmigkeit, dennoch guten neuen Anschlägen Raum zu lassen, für die Moralität sowohl in der dissidentischen, als in der zahlreichsten Kirche zu sorgen; die Erziehung nach der Beschaffenheit des Landes und der Regierungsform einzurichten; jedem politischen Stande und Amte die erforderlichen jugendlichen Studien anzumessen; das Verhältniß der Zeit, in welcher der Vortrag einer öffentlichen Wissenschaft dauren soll, zu bestimmen; eine sowohl dem Staate nützliche, als der Privatfreiheit nicht nachtheilige Reformation des Bücherwesens vorzunehmen; die in den meisten Staaten zureichende Fonds zu dem Wesen der Schulen und Studien zu untersuchen; sich nützliche Veränderungen des Gebrauchs, der Zusammenschmelzung und der Trennung derselben vortragen zu lassen; die nöthige Verminderung oder Vermehrung, die Oerter und die Polizei, der öffentlichen Schulanstalten und der Academien zu überlegen; den Staat zum nöthigen Aufwande (wenn die bisherigen Fonds, wie fast nirgends der Fall ist, nicht zureichend wären), durch den Vorschlag der leidlichsten Mittel zu bereden; und endlich solche Versuche zu erleichtern und zu begünstigen, welche wichtig genug dazu sind, und doch nur einige Wahrscheinlichkeit und keine Gewißheit für sich haben. Ich rede von Versuchen, die im Falle des Mißlingens gar nicht oder wenig schaden, aber ohne öffentliche Begünstigung nicht können angestellt werden. Ich glaube also, meinen Satz, von der Nothwendigkeit eines höchst angesehenen Educations- und Studien-Collegii bei jeder Regierung erwiesen zu haben. Einen Satz, welchen nebst andern auch der höchst verdiente Herr Rector Ehlers einer höhern Ueberlegung dargestellet hat.

Ich habe Vieles im Vorbeigehen berührt. Wer zu diesen Lesern gehört, die ich mir vorstelle, und wer langsam genug lesen und denken will, der wird es für ihn selbst weitläuftig genug ausgeführt und bewiesen finden, und mir das Vergnügen nicht absprechen, es auch für Andre zu beweisen, wenn mein Zweck wäre, eine vollständige Abhandlung von der Verbesserung des Unterrichts und der Studien zu schreiben, und nicht vielmehr, nach einigen allgemeinen Anmerkungen darüber, nur die Beschaffenheit derjenigen Schulbibliothek zureichend zu erklären, welche mit mir eine kleine Gesellschaft von Mitarbeitern, mit völligem Stillschweigen von den Systemen der verschiedenen Kirchen, und ohne Eingriff in die Rechte irgend eines Standes, nach Berathschlagung mit mehrern Personen zu schreiben und drucken zu lassen, unter einigen noch ungewissen Bedingungen beschlossen hat. Ich eile also zur Hauptsache,

wenn ich erst von dem Unterrichte und den Studien einige Gedanken mit einer solchen Kürze entdeckt habe, welche man ohne meine Schuld für den Ton einer zu zuversichtlichen Entscheidung halten würde. Denn dieser Zusammenhang meiner Gedanken hat großen Einfluß auf die beschloßne Beschaffenheit derjenigen Schulbibliothek, welche bisher noch ein bloßes Project ist, und welche es vielleicht nach der Lauligkeit unsers Jahrhunderts in Beförderung guter Werke beständig bleiben muß.

Die öffentliche Glückseligkeit aller mir bekannten Länder wird auf eine erstaunliche Weise weiter abnehmen, wenn die Rathgeber der Majestäten und der Republiken nicht bald inne werden, daß nicht etwa mit einem gewöhnlichen Kaltsinne, sondern mit einem vollkommenen patriotischen Eifer, nicht nach und nach durch kleine Veränderungen, sondern durch eine gänzliche Untersuchung aller Theile und Umstände, an der Verbesserung der Kinderzucht, des Unterrichts, der Moralität und Sitten und des Studienwesens gearbeitet werden müsse. Nicht durch Salben und Pflaster werden Wunden geheilet, die wegen des fressenden Eiters eine bodenlose Tiefe haben.

Denn in welcher Nation ist die Liebe des Vaterlandes in vornehmen und geringen Ständen jetzund der herrschende Character, wie sie es etwa bei den alten weisern Nationen war? Wo ist also die bürgerliche Tugend? wo ist die ehemals mögliche allgemeine Glückseligkeit? Und zwar jetzund, da wenigstens äußerlich eine Religion bekannt wird, welche in der uneigennützigen Menschenliebe, und zwar um Gottes und des Himmels willen, das einzige von uns gefoderte Opfer verlangt? Wo ist Patriotismus in freiwilligen Darbietungen des überflüssigen Vermögens; in der Amtstreue, die mehr thun muß, als die Instruction erzwingen kann; in der Hintansetzung seiner eigenen Familie, bei Beförderung zum Besten des Landes? Wo ist ein geduldiger Eifer, mit Dank und Undank dem Publico zu nutzen? Wo ist Patriotismus an den Höfen, in der Armee, bei den öffentlichen Lehrern, bei den Schriftstellern, und insonderheit bei dem ehrwürdigsten Theile des Staates, in den zahlreichsten Ständen? Ja, wer tadelt uns nicht, wer lacht nicht über uns, wenn wir so thöricht scheinen, unser Privatbesitz in Bemühungen für das Publikum aufzuopfern, oder wenn wir es gewagt haben, durch Gutesthun uns mißfällig zu machen? Welcher Freund sagt nicht zu dem andern: schweig und sprich, wie es die Welt gern haben will; warum willst du dich dem undankbaren Publico aufopfern! Ich kenne in jedem Stande zwar Patrioten des menschlichen Geschlechts und des Vaterlandes. Aber höchst wenige. Andre seufzen über eben diesen Mangel, und vielleicht seufzt man hierüber auf manchen Fürstenstühlen und in den Sälen des Staatsraths. Seufzen hilft nicht! Die wohlthätige Hand der Mächtigen und Weisen muß den Grund des Schadens erforschen und dann heilen. Die Sitten, folglich der Unterricht und die Erziehung aller, und das Studienwesen der vornehmern Stände müssen ohnfehlbar äußerst verderbt sein. Die Kirchen mögen so rechtgläubig sein, als sie wollen, so wirken sie dennoch vermöge dieser traurigen Erfahrung nicht jetzt, und nicht genug bürgerliche Erleuchtung und Tugend. Die Staaten müssen sich selbst heilen, wenn sie sich verwundet und krank fühlen, und die gewöhnlichen Aerzte die Beschaffenheit ihrer Uebel nicht kennen, oder ihnen nicht abhelfen. Wo denn anders kann der erstorbene Patriotismus wieder aufleben, als in den Schulen und auf den Academien? Wer kann glauben, daß dieses große Werk, welches unter der bisherigen Aufsicht über Auferziehung, Schulen und Studien fast gänzlich versäumt ist, und nach welchem sich als nach einem Mittelpunkte der ganze Umfang aller zur irdischen Wohlfahrt gehörigen Aufsicht richten sollte, ohne gänzliche Umschaffung der Schulen und des Studienwesens könne zu Stande gebracht werden? Ihr Patrioten des menschlichen Geschlechts und der Staaten, könnt ihr die Zeichen der tödtlichen Schwindsucht an der öffentlichen Glückseligkeit nicht ungerührt sehen; müßt ihr euch der Millionen erbarmen, so erleichtert die Möglichkeit einer bürgerlichen Tugend, die Wiedergeburt der Liebe zum Vaterlande in dem Schooße der niedrigen und höhern Schulen, wo sie geschehen muß, und nach der bisherigen Verfassung nie geschehen ist. Ich weiß zwar, das Schulwesen sei in seiner itzigen Beschaffenheit nicht die einzige Ursache des fast allgemeinen Kaltsinnes für das öffentliche Beste an vielen Orten. Aber eine der wichtigsten Ursachen ist es doch. Dieses ist mir genug.

Wie der Anwachs der Macht, der Bevölkerung und des Nationalreichthums auf eine solche Art befördert werden kann, daß die Summe der öffentlichen Glückseligkeit gemindert wird; so kann eben dieses auch mit der Erweiterung der Künste und Wissenschaften geschehen, erstlich, wenn zu viel Personen entweder ihr ganzes Leben, oder bis ins fünf und zwanzigste oder dreißigste Jahr nichts anders thun, oder zu thun scheinen, als memoriren, hören, lesen, excerpiren, an der Schreibart künsteln, kritisiren, per-

orireu, disputiren, programmatisiren, promoviren, und nicht etwa aus hundert Büchern eines machen, welches oft sehr nützlich ist; sondern ein kurzes nützliches Buch durch hundert andere verdrängen, die weitläuftiger und gemeiniglich unnützer sind; zweitens, wenn eine solche falsche Polyhistorie, das ist, ein solcher Schein des Vielwissens eine Sitte der vornehmern und wichtigen Stände wird, daß sie zu eigentlichen Uebungen der Moralität, zur Angewöhnung der Tugenden keine Zeit übrig behalten; und drittens vornehmlich, wenn die höhern und niedern Schulen alle Erfindung und allen Gebrauch moralischer Uebungen fast gänzlich versäumen, weil sie den Zweck des Vielwissens, oder des Nichts-recht-wissens für nothwendiger halten, wobei sie zu so kleinen Dingen, als die Uebungen der Tugend sind, keine Zeit zu verlieren haben. Ich schweige von den Freiheiten der academischen Bursche, ungestrafter, als andre, wild und lasterhaft zu sein, ehe sie Priester, Richter und Aerzte werden. Kann wohl die offenbar nöthige Reformation in Bestimmung der Anzahl der studirenden Jugend in der bei ihnen aufs sorgfältigste einzuführenden Moralität, und in der Abschaffung der offenbar unnützen und zeitkostenden Formalitäten, anders geschehen, als durch eine gänzliche Umschaffung aller öffentlichen Schul- und Studien-Anstalten?

Die weise Aufrichtigkeit und Simplicität des Characters ist die halbe Tugend. Der Geist der Formalitäten, der Verstellung und der unnöthigen Künstelei macht in demselben Maaße, als er anwächst, die Bürger den Mitbürgern entweder schädlicher, oder unbrauchbarer. Wo sind aber mehr offenbar unnütze Formalitäten, mehr respectable Lügen und Verstellungen, als bei den öffentlichen Schulen und Academien? Ich will von den unleugbarsten anfangen. Wer kann itzt nicht für Geld und gute Worte promoviren, Doctor, Licentiat, Magister und Baccalaureus (ein den Zeiten seiner Erfindung angemeßner Mann) werden! Ich weiß die ärgerlichen Exempel bei Dutzenden. Und wenn diese Sache nur mit einer Unterschrift abgethan wäre, wie bei Ertheilung andrer Titel! Aber, was werden unter dem Scheine der größten Ernsthaftigkeit, und also auf strafbare Weise für erz-komische Comödien dabei gespielt? Testimonium ohne Zeugniß! Examen ohne Untersuchung! Autor, ohne zu wissen, wovon? Respondens ohne selbst erfundene Antworten. Opponens ohne alle wirkliche Zweifel. Ein großer Hut im Hörsale. Ein Kuß ohne Ehrfurcht und Liebe. Ein Ring für alle Finger. Lobeserhebungen, die nicht einmal derjenige, der sie empfängt, für wahr hält. Unsterbliche Danksagungen für keine Wohlthaten. Wünsche, die dem Wünscher gleichgültiger sind, als die Regelmäßigkeit einer einzigen Locke seiner Perüque. Glockenläuten, Processionen, zahlreiche Versammlungen, Gratulationen, nichts bedeutende Carmina in allen Sprachen, kostbare Schmäuse und aller solcher Kleinigkeiten zu geschweigen. Ich muß ernsthaft werden; öffentliche Gebete! in welchen man an nichts weniger, als dem majestätischen Gott denkt! Eide! Eide, die der Schwörer nicht versteht, nicht halten kann, nicht halten will. Man bedenke alles dieses! Wenn nur ein Drittel oder Viertel dieser zeit- und geldkostenden Promotionen und Disputationen in sich selbst so komisch und wegen des Betruges für den Menschenfreund so traurig sind, und wenn dem Unwesen nicht abgeholfen wird; was ist denn überhaupt die reale Wichtigkeit des Ganzen, zu welchem Prinzen, Minister und Patrioten ganz ernsthaft eingeladen werden, und aus überflüßiger Herablassung erscheinen? Was ist die Tändelei, womit der angesehenste Theil einer großen Stadt sich einige Stunden beschäftigt? Die Mode der Lügen, der Verstellung, der Formalitäten, der mit dem Schein eines heiligen Eifers gespielten Comödien und der leichtsinnigen Meineide, wenn sie bei diesen und andern Gelegenheiten respectabel ist und bleibt, verdirbt den ganzen Nationalcharacter, die Tugend, die bürgerliche Glückseligkeit. Ich lasse einigen Kirchen ihre vielleicht ähnlichen Formalitäten. Sie können sich auf die Einsicht ihrer Gewissen berufen. Aber öffentliche Promotionen und Schulübungen sind unter bloßer Staatsaufsicht.

Aber, spricht man, es sind die Proben nöthig, ob die Männer, die man zu gewissen Geschäften gebrauchen oder für fähig halten will, öffentlich reden und die Wahrheit vertheidigen können. Ich antworte, daß dieses der wirkliche Zweck bei den Disputationen und Promotionen nicht mehr sei, oder sehr selten. Wird denn der Doctorand abgewiesen, wenn er anstatt zu declamiren stottert, lispelt, stöhnt, oder ein ermüdendes Stückchen singt? Wird er abgewiesen, wenn er anstatt die Geberde und Stellung eines guten Redners zu haben, krummgebückt sein Exercitium verliest, sich tactmäßig einwiegt, oder andere widerrednerische Sitten sehen läßt? Wird nicht der Herr Präses und der Herr Respondens immer für die vortreffliche Auflösung der Zweifel, und jeder Opponent für die Spitzfindigkeit derselben gelobt, und dem Staate, der Kirche, und beinahe selbst Gott Glück gewünscht, daß sie solche Männer in

ihren Diensten haben, oder haben können? Sind nicht alle diese Oratiunkeln und alle Carmina gratulatoria vorher fertig geschrieben, oder gar gedruckt, ehe man den Ausgang der Sache weiß?

Ein Fest, das alle Kinder in der Schule wissen, steht bevor. Es wird ernsthaft angekündigt, durch ein gelehrtes Programma, worinnen oftmals von nichts weniger, als von dem Fest, sondern etwa von varianten Lectionen, von den Bacchuslustbarkeiten der Griechen oder von Cicerons Großmutter die Rede ist, und welches sich endigt mit einer sich über ihren Zufall verwundernden Ermahnung, das heilige Fest mit vieler Andacht zu feiern. Eine Abänderung der Universitäts-Regierung steht bevor! Programmata, Reden, Prozessionen, Disputationen, Schmäuse, Abendmusiken, Grassationen der Bursche. Wovon wird bei diesen Abänderungen oftmals programmatisirt, oder perorirt? Von den eingerissenen Mißbräuchen, von der Wichtigkeit der Tugend und Ordnung der Studirenden? Von den ernsthaften Vorsätzen, die man sich in seinem neuen Amte faßt? Wenigstens ist dieses selten die Hauptsache. Von codicibus manuscriptis, von der zur griechischen Sprache und zur bürgerlichen Wohlfahrt unentbehrlichen Sappho, oder ihrem Freunde Anacreon, von der Unschuld Socratis an der Knabenschänderei, von den Melodien der Pythagoräer, ob Dionysius von Syracus eine Prinzessin Tochter gehabt habe, welche mit einem Prinzen vermählt sei, einem Stammvater der Familie des Attila, oder des amerikanischen Montezuma, welche uns gar nichts angingen, wenn wir keine außerordentlich gelehrte Geschichtskundige sein oder scheinen müßten! O ihr armen Zuhörer bei einem so tönenden Erze, oder bei einer so klingenden Schelle!

Versammlet euch, Mäcenaten, und alles, was das Ansehn haben will, daß es die Sprachen aller Sprachen, die man unmöglich in zehn Jahren ex fundamento lernen kann, die lateinische Sprache, verstehe. Es wird ein Professor oder ein Schulrector eingeführt. Ihr wißt selbst, für wie wichtig ich solche Aemter halte oder halten würde, wenn die ganze Verfassung dieses Wesens nach dem Zwecke der öffentlichen Glückseligkeit eingerichtet wäre. Ihr hört auch zuweilen bei solchen Solennitäten erbauliche Reden verständiger und gerührter Menschenfreunde unter den Proto-gymnasiarchen, Protoscholarchen, Gymnasiarchen, Scholarchen, Professoren, Directoren, Rectoren. Denn es giebt Menschenfreunde von allerlei Namen. Aber nicht alle sind es. Und nicht alle Reden gehören zur Sache, oder sind erbaulich und für das Schulwesen patriotisch. Was geht es aber uns Menschenfreunde zu solchen Zeiten an, ob die samaritanische, hebräische oder die siebzig-dolmetscherische Zeitrechnung die rechte sei; was die Ophiten gelehrt haben; ob Pope den Homer gut übersetzt oder abgeändert habe; was das Urim und Thummim gewesen sei; wie weit sich das Arelatische oder Burgundische Reich erstrecke; ob das heilige römische Reich in Deutschland deswegen noch Prätensionen an Frankreich habe; worinnen eigentlich die Lullianische Methode, von der wir voraussetzen, daß sie nichts tauge, bestanden sei. — Ein Magnificus stirbt! Er sei, wer er wolle. War er nicht Magnificus? Er muß durch Programmata, Orationen, Lebensbeschreibungen, die früher als die Empfängniß anfangen, mit seinen Großvätern, Großmüttern, Tanten, Großtanten, Gemahlinnen, Brüdern, Schwestern, todten und lebendigen Kindern, Werken, die er gemacht, oder zu machen sich vorgesetzt hat, mit seiner Studierstube, mit seiner Nachtlampe, mit seinem zierlichen Bücherrepositorio, mit seiner gravitätischen Fettigkeit, oder mit seiner von Arbeiten und Sorgen zeugenden schwindsüchtigen Magerkeit, vermöge eines so lauten und langen Geschreies gelobt werden, daß die späteste Nachwelt wohl hören muß. Wenn dieses Privatpersonen aus Zeitvertreib thun, das kann man nicht wehren. Aber dieses Lob geschieht auf Befehl, auf öffentliche Unkosten, von andern Staatsbeamten, fast im Namen des Staats, zum Ruhm eines jeden, der so heißt. Ihr Censoren der öffentlichen Sitte! Gebt ferner nur zu, daß mit Befehlen des öffentlichen Lobes immer gespielt werde. Dann wird nur ein wahrer Christ, der allerseltenste Mensch, mühsame Verdienste erreichen wollen. Die Verdienste werden gar nicht mehr sein, und sie sind schon ziemlich selten.

Alle öffentliche Lobeserhebungen der Mächtigen und Angesehenen, dazu Zeit und Ort vorgeschrieben ist, und die schlechterdings nicht dürfen unterlassen werden, die nicht auf dem Felde der außerordentlichsten Verdienste, ohne eine ihrentwegen geschehene Veranstaltung aufwachsen, sind, was sie sind, Lügen, Schmeicheleien, Zweideutigkeiten, leere Töne, oder Wahrheiten, die der Veranstaltung wegen verdächtig bleiben. Wohl dem öffentlichen Redner, der wenigstens das Glück des ersten Umstandes hat! Wohl dem Redner, der in jedem Falle befohlne Lobreden halten kann, ohne wider die Wahrheit zu loben; welcher sich aus den Lobeserhebungen zu rechter Zeit in Wünsche, in Prophezeiungen, in guten Rath, in herrliche Exempel (u. s. w.) unvermerkt fortschleichen kann! Hassan, ein arabischer Prinz, wo ich nicht irre, im dreizehnten Jahrhunderte, fand, daß der Tag seiner Be-

schneidung auf Verordnung aller Waffen in den Hörsälen der Professoren mußte mit Lobreden und Hymnen gefeiert werden, und daß diese Gewohnheit von seinen Vorfahren aus andern Familien, unter welchen er selbst einige für sehr mittelmäßige Fürsten hielt, fortgepflanzet war. Er selbst war ein vortrefflicher Herr, und liebte sein Volk; er hielt ein Journal seiner von ihm selbst entschiedenen Regierungsgeschäfte, seiner Verordnungen und Instructionen, seines persönlichen und seines patriotischen Aufwandes, seiner Lectüre und seiner eigenen häuslichen Sorgfalt, in seinem Nachfolger einen bessern Emir zu erziehen, als er selbst war. Er verbot alle Lobreden und Hymnen; aber er wollte, daß an dem jährlichen Feste des Vaterlandes eine Abschrift dieses Journals oder ein Auszug aus demselben sollte öffentlich vorgelesen, und ein Lied nach morgenländischer Weise gesungen werden, daß ihm Gott seine Sünden vergeben, daß er das Fehlerhafte in ihm ausrotten, das Gute vermehren und bestärken, die Verführer von seinem Hofe entfernen, den Patrioten Geduld mit seinen Schwachheiten verleihen und seinen Sohn zu einem noch bessern Emir, als ihn selbst, machen wolle. Diesem Emir hielt das ganze Volk täglich Lobreden, mit einem Jubelgeschrei, Vater Hassan lebe, Vater Hassan lebe. Seine Weisheit ist durchdringend, wie die Sonne; seine Güte lieblicher, wie der Mond, wenn er das ruhig wallende Meer versilbert. Jede Stunde seines Lebens ist uns ein Stern, welcher Gutes verkündigt. Man kennet die orientalische Schreibart und den Aberglauben von dem Einflusse der Sterne. Die Wahrheit meiner Geschichte könnte ich mit hundert Citationen erhärten und mit sehr gelehrten Anmerkungen erläutern.

Ich will lakonisch sein, und muß doch so asiatisch aufschwellen? Dies ist eine moralische Wassersucht vieler Gelehrten und Professoren, wovon ich mich selbst nicht ganz heilen kann. Ich habe die Universalhistorie bei Schurzfleisch dem Zweiten, einem sehr großen Manne, hören wollen. Alles war angenehm, und, als einzelne Gedanken, des Druckes werth. Aber nichts war eine Universalhistorie Er benannte nur alles mit diesem Namen, was er in zehn Jahren Schönes und Gutes gesagt hatte. Weniger konnte er nicht haben, das große Werk zu vollbringen. Was jemand mit Wohlgefallen seiner Privatschüler als ein Privatlehrer thun will, das kann niemand, wenn es nicht unmoralisch ist, mit Recht hindern. Aber in Schulen des Staats muß Ordnung und Maaß sein. Unter tausend Ausschweifern ist kein Schurzfleisch. Punctilus ist es nicht, der die D — — in eben so vielen Jahren unmöglich zu Ende erklären kann; nicht Justus Romanus, der die römischen Antiquitäten so hoch schätzt, daß er die Lehre davon in seinem Leben nicht endiget, und es bedauert, daß seine Schüler im Mutterleibe dieses Studium nicht anfangen, und in dem dunkeln Grabe nicht fortsetzen können. Doch muß man zu Ehren unserer Zeit sagen, daß diesem Unwesen an den meisten Orten durch Verordnungen gesteuert sei. Nur bedaure ich, daß solche Sammlungen von Erkenntnissen, die von Natur als Eins zusammen gehören, in verschiedene Wissenschaften, Vorlesungen und Professionen höchst wunderbar aus einander gezerrt sind. Alsdann sieht man jede abgerissene Erkenntniß durch ein Vergrößerungs-Glas an, und ruft aus: O wie groß, mannigfaltig und unerschöpflich ist diese neue Ologie. Nun muß eine neue Profession dafür errichtet, besonders Geld dafür bezahlt werden. Nun wird von dem Ursprunge und der Geschichte dieser neuen Wissenschaft geschrieben und disputirt. Auch bedauere ich, daß mir wenigstens keine solche Ordnung der Academischen Wissenschaften bekannt ist, welche von einer Anzahl rechtschaffener und gelehrter Menschenfreunde zum Besten der Jugend vorgeschrieben oder angerathen und in Ansehn gekommen wäre. Zu mir, zu mir, ihr Herren, ruft fast jeder Professor. Meiner Wissenschaft kann Niemand entbehren, der auf Vernunft und Gelehrsamkeit Anspruch machen will. Man kann nicht zu früh damit anfangen, nicht zu spät damit endigen. Wie wenig ist es, meine güldne Wissenschaft nur ein einzig Mal zu hören? Decies repetita placebit. Und wo dieses nicht häufig geschieht, da müssen die Professorate reiche Pfründen, und die Vorlesung keine besonders bezahlte Arbeit sein. Anderswo ist fast nirgends Freundschaft, Hochachtung und Vertrauen unter denen, die Muster der vernünftigsten Sitten sein sollten. Ein jeder auf seine Art sucht nur seinen Hörsal zu bevölkern, der eine durch eine versprechende Hofmiene, der zweite als ein Großprahler von einer andern Art, der dritte durch Kopfhängerei, der vierte durch Lästerung seiner Rivalen, der fünfte durch die unanständigsten Zoten bei Gelegenheit der ernsthaftesten Wissenschaften, der sechste durch eine ausgelernte burschicose Beredsamkeit (u. s. w.). An Orten, wo die Besoldungen nicht unmäßig klein, der Lehrer nicht zu viel, der Zuhörer nicht zu wenig sind, mag es erträglich sein. Aber wie viele vom Staate unterhaltene Studienstiftungen sind nicht jetzund, wo auf jeden Lehrer zwei

und ein Achtel, ein und ein Viertel, oder sieben Neuntel Zuhörer gerechnet werden können? Das währt zwanzig, dreißig und hundert Jahre. Es wird nicht besser. Was kann ein rechtschaffner Mann, ein Aufseher dabei thun? Er selbst kann nichts Erhebliches ändern. Die gründlichen Vorschläge zur Cur solcher immer in den letzten Zügen ächzender Körper müßten zuweilen weitläuftig sein, lange überlegt und mehrmalen abgeändert werden, die Vorsteher müßten — die Lehrer müßten — die Bürger müßten — die Oerter müßten — die Verordnungen müßten — die Beförderungen müßten. Dies könnte, jenes könnte, das Dritte könnte. Wer soll alles das Müssen und Können untersuchen? An dem Orte, wovon jedesmal die Rede ist, wird man sich niemals darüber einig werden. Unterdessen sagt ein jeder vielleicht etwas Gutes wider die Meinung des Andern. Wo ist die Zeit, wo ist das Ansehn zu solchen fast jährlich in großen Staaten irgendwo nöthigen Untersuchungen und Reformationen, die im ganzen für die öffentliche Wohlfahrt wichtig genug sind?

Das vorgängige Examen der academischen Bürger ist wenigstens auf einigen Universitäten und Gymnasien nichts, als eine geldkostende Formalität, und das an Eidesstatt gegebene Burschenversprechen, nach den Gesetzen zu leben, nichts als ein Spiel mit dem Namen Gottes. Ich rede aus allerlei Art von Erfahrung. Ich mußte eidpflichtig versprechen, in L** auf kein Caffeehaus zu gehen, denn es stand in den alten akademischen Gesetzen, deren Abänderung, wenn gleich die Umstände sich ändern, der Mühe nicht werth ist. Und doch sahen meine Professoren und ich uns wöchentlich auf mehr als einem Caffeehause, beide mit guten Gewissen. Solche Spiele mit Gesetzen und eidlichen Versprechungen sind so häufig, und die bürgerliche Tugend ist auch dadurch schon so verdorben, daß sie kaum mehr schaden können, als schon geschehen ist.

In einem wohl eingerichteten Staate sollte kein Mensch leben, von dem es nicht von Zeit zu Zeit untersucht würde, ob er vermittelst des Hauptgeschäfts, das er wirklich treibt, oder zu treiben vorgiebt, dem gemeinen Besten mehr zur Last oder mehr zum wahren Vortheile lebe. Von Landarbeitern, Handwerkern, Künstlern und Kaufleuten ist diese Frage leicht zu beantworten, weil die Sache in die Augen fällt. Aber diejenigen, die in dem Stande der Gelehrten dem gemeinen Besten entweder wirklich, oder dem Scheine nach dienen, sollten billig sowohl unter einer ganz besondern Vorsorge, als auch unter einer ganz besondern Aufsicht des Staates stehen. 1) Die Zahl derselben muß nach dem Bedürfnisse des Staates und der Zeiten bestimmt sein. 2) Vor dem funfzehnten oder sechszehnten Jahre kann schwerlich gesehen werden, ob in einem Jünglinge eine natürliche und solche Bestimmung zu diesem Stande da sei, daß der Staat wahrscheinlich hoffen könne, diese bürgerlichen Kräfte durch Anweisung zu diesem Stande nicht vergeblich zu verlieren, und einen solchen Menschen nicht zur unnützen Last zu machen. Also sollte die Erziehung und der öffentliche Unterricht vor dem sechszehnten Jahre billig so beschaffen sein, daß keiner, der allenfalls den Studien gewidmet ist, zu einem andern bürgerlichen Geschäfte ungeschickt geworden wäre. 3) Es sollte keinem erlaubt sein, die Absicht des Studirens ohne Wahl einer andern Lebensart fortzusetzen, wo er nicht wahrscheinlicher Weise Vermögen genug hätte, als ein mittelmäßig angesehener Bürger zu leben. Wird aber unter den Aermeren ein außerordentliches Genie entdeckt; so muß, daß ich so rede, der Staat ihn an Statt eines besondern Sohnes annehmen, wofür dieser Client sich gleichfalls einer besonders genauen Direction des Vaterlandes unterwerfen müßte. Denn die Menge ungeschickter und besonders armer Gelehrten ist eine der größten Hindernisse der öffentlichen Glückseligkeit. Soll der Stand der Gelehrten dem Ganzen wahren Nutzen schaffen, so müssen diejenigen, welche in demselben sind, eine vorzügliche Ehrwürdigkeit besitzen, und ein mit demselben übereinkommendes äußerlich Schicksal haben. Ueberdies ist keine elendere Creatur, als ein dürftiger Gelehrter, der seinen Stand nicht lieben kann. Er denkt und empfindet sein Elend mehr, als Andere, die auch elend sind, und kann sich viel weniger durch solche Mittel, die er selbst billigen darf, heraus helfen. Nach guter Einrichtung möchte vielleicht der vierte Theil der heutigen Gelehrten in jedem Staate nicht nur zureichen, sondern auch die Zwecke dieses Standes in weit höherm Grade erfüllen. Denn ich setze voraus, daß die mittlern Stände der Bürger ohne gelehrte Studien besser, als jetzund geschieht, können unterrichtet werden. 4) Da aber der Gegenstand der Kirchengesellschaften in Sachen des Gewissens besteht, über welche die Majestät keine andere Obermacht hat, als dahin zu sehen, daß nichts wider die allgemeine bürgerliche Tugend und wesentliche Theile des allgemeinen Besten geschehe; so hat jede Kirchengesellschaft ein Recht, so viele freiwillige Personen, als sie will, zu ihren Kirchenämtern zu bestimmen und zu erziehen, und als Candidaten derselben anzusehen; obgleich dem Staate allerdings die Aufsicht oblieget, daß diese

Gesellschaften auch für den Unterhalt ihrer wirklichen oder bestimmten Lehrer und Diener so sorgen, daß das allgemeine Beste von ihrer Menge und Armuth nichts zu befürchten habe. Ehe solche allgemeine Vorschläge practisch werden, erfordern sie so viele umständliche Untersuchungen, welche kein vernünftiger Autor zu einer solchen Zeit, in welcher man noch fast gar keine Hoffnung des wirklichen Gebrauchs hat, mit Verlust seiner Zeit und Arbeit vergeblich anstellen wird.

Die Unterscheidung der öffentlichen und nicht öffentlichen Schulen ist sehr wesentlich. Die öffentlichen müssen für die Bürger und Einwohner eine Staatswohlthat, aber kein Zwang sein. Die Erziehung und der Unterricht im Hause und in Privatschulen muß frei stehen. Man würde sonst die menschliche Freiheit, und zwar in Gewissenssachen, auf eine nicht nur unnöthige, sondern auch schädliche Art einschränken. Ueber die Erziehung und Unterweisung im väterlichen Hause kann schwerlich eine besondere Staatsaufsicht ausgeübt werden. Aber weil der Stand der Gelehrten ein öffentlicher Stand, und gleichsam eine Würde im Staate sein muß; so folgt natürlicher Weise, daß die im Hause und nur in Privatschulen unterrichteten jungen Bürger diese Würde nicht erlangen, wenn sie nicht durch öffentliche Prüfungen nachmals dazu legitimirt werden. Ferner ist es der erwünschten Ordnung zuwider, daß zahlreiche Privatschulen ohne vorgängige Anzeige vor der Obrigkeit gehalten werden. Denn der Staat muß untersuchen, ob ein Kinderlehrer eine moralisch-unschuldige Religion habe, welche die Lehre von Tugend und Lastern, von einem vergeltenden Richter nach dem Tode und von der Pflicht des Gehorsams gegen die Majestät und ihre Gesetze als wesentliche Theile in sich fasse. Wider diese Staats-Religion kann kein Unterricht ohne Verderben des Volks geduldet werden, da nicht einmal jemand ohne Wissenschaft und Bekenntniß derselben des Bürgerrechts in einem weislich regierten Staate für fähig erklärt werden kann. Auch müssen die Privatschulen den moralischen Visitatoren, die der Staat dazu bestellt, zur Untersuchung offen stehen, ob etwas Erhebliches wider die Gesundheit und wider die nöthigen guten Angewöhnungen zu einem gemeinnützigen Leben daselbst geschehe, wovon ich das Gegentheil von allen öffentlichen Staatsschulen als bekannt, oder als unentbehrlich hier voraussetze. Aber daß einzelne Priester, oder ein Collegium derselben ein Recht haben sollte, Schulen, worein die Eltern ihre Kinder freiwillig senden, wegen anderer Paradoxie rechtskräftig zu verbieten, da solche Priester doch in Ansehung solcher Eltern eben so wohl parador sind, als diese in Ansehung jener, indem die Paradoxie relativ ist; dieses äußerliche oder blos scheinbare Recht der Geistlichen, sage ich, gehört ganz offenbar zur unchristlichen Intoleranz, welche, Gott sei Dank, an vielen Orten schon sehr geschwächt ist, und innerhalb hundert Jahren mehr lächerlich werden, als furchtbar bleiben wird. Unterdessen aber behält die Gesellschaft der Kirche das Recht, Schulen, die von ihren Lehren abweichen, oder deren Uebereinstimmung damit ihnen nicht bekannt ist, für unkatholisch, ungriechisch, unlutherisch, unreformirt, unarminianisch, unsocinianisch u. s. w. zu erklären, und nur die ihrigen dem Gewissen ihrer Mitglieder anzupreisen.

Eine Nation müßte so gebessert sein, als sie fast niemals wird, wenn niedrige und hohe Staatsschulen, das ist solche, die von dem Staate unterhalten werden, und unter ganz besonderer Aufsicht derselben stehen, unentbehrlich sein sollten. Ob nun gleich dieselbigen kein Zwangrecht haben dürfen, so ist es dennoch nicht unbillig, sondern vielleicht nothwendig, wofern die Staatsschulen im guten Stande sind, daß verordnet werde, zu welchen Aemtern niemand als ein solcher, der daselbst erzogen und unterrichtet wäre, zugelassen werden, oder daß er im Falle einer nöthigen Ausnahme zum Vortheile der Staatsschule ein Gewisses bezahlen sollte.

Da solche öffentliche Schulen auf allgemeine Kosten der Reiche und Provinzen unterhalten werden, wozu in einem Lande, welches verschiedene Religionsverwandte hat, ein jeder Einwohner etwas beiträgt: so ist es auch billig, daß diese Wohlthat für einen jeden Bürger allgemein sei, und daß der Religion oder Kirche halber keine Kinder von dem Genusse derselben ausgeschlossen werden. Dieses ist auch daraus erweislich, weil der Staat von allen seinen Kindern gleiche Treue oder gleichen Patriotismus fodert, oder zu fodern das Recht hat; und also in allen Staatshandlungen unpartheiisch sein muß. Nun ist es zwar weder möglich noch nützlich, daß es in den Staatsschulen an dem Unterrichte in der Religion der zahlreichsten Kirche fehle, welche die Landesreligion genannt wird. Aber nach der strengsten Billigkeit muß es erlaubt sein, daß die Eltern der dissidentischen Religionen und Kirchen nach ihren Gewissen ihre Kinder dieses Unterrichts nicht genießen lassen, und daß sie dennoch nicht gänzlich des Vortheils beraubt werden, die Ihrigen zu Erlernung der bloßen weltlichen

Wissenschaften hineinzuschicken. Zu diesem Ende müßte der Unterricht von der Art sein, daß bei Gelegenheit der weltlichen Wissenschaften von den Lehrern und in den Lehrbüchern keine Voraussetzung von der Falschheit oder Wahrheit irgend einer unter den zusammen wohnenden Religionen vorkäme, vielweniger eine Feindschaft gegen irgend eine bezeuget würde. Kann man denn nicht die Sprachen, die Rhetorik, die ganze Philosophie, die Mathematik und die Moral schriftlich und mündlich so vortragen, daß keine Entscheidung wider Katholiken, Griechen, Lutheraner, Reformirte, Arminianer und Socinianer gegeben werde? In Ansehung der Staatslehre und der Historie scheint es schwer. Doch nach meiner Meinung darf in höhern und niedrigen Schulen nur derjenige Grund dieser Wissenschaft gelegt werden, bei welchem es ebenfalls noch möglich ist, sich der unvertragsamen Anzüglichkeit gegen alle Religionsverwandte zu enthalten. Die Kenntniß der berühmten Schriftsteller ist dabei das Vornehmste. Ein jeder mag durch Hülfe derselben nach den Schuljahren denjenigen Theil dieses Studii weiter fortsetzen, der seinen Absichten am gemäßesten ist, und in Lesung der ihm bekannt gewordenen Bücher nach seinem Gewissen verfahren. Die Erleuchtung und Brauchbarkeit aller Einwohner des Landes, von welcher Religion sie auch sein möchten, würde dadurch allgemeiner werden, und die Wahrheit, auf welcher Seite sie auch sein mag, durch eine solche Methode der Staatsschulen mehr gewinnen, als es in der Welt geschehen kann, so lange ein jeder Staat seine öffentlichen Schulen beordert, die zartesten Kinder von jedem Satze der Landesreligion und von jedem Greuel des Gegentheils weit eher zu überreden, als sie des Urtheils oder der Ueberzeugung fähig werden. Es hätte auch selbst die zahlreichste Kirche kein Recht, sich über eine solche gemeinnützige Methode der Staatsschulen zu beschweren, indem nicht nur dieser besondern Religion abgetheilte Stunden gewidmet wären, sondern auch die Kirchengesellschaft das Recht und die Pflicht behielte, die Ihrigen vor Aufnahme in die Kirchengemeinschaft zur Entscheidung aller solcher Puncte genug zu unterrichten, welche sie in den Staatsschulen etwa nicht genug nach der Wahrheit oder der angenommenen Meinung von der Wahrheit zu entscheiden möchten angewohnt sein. Der Staat und das Lehramt in der Religion, die Handlungen dieses und die Handlungen jenes, sind zwar in einem Lande beisammen; aber von ganz verschiedenem Zwecke, von ganz verschiedener Natur. Die Kirche sucht die Religion zu befördern in ihrer ganzen Ausdehnung, so fern sie für wahr gehalten wird; aber sie darf es nur thun durch überredende oder überzeugende Gründe oder Vorstellungen, ohne Befehl, Zwang und Strafe. Der Staat hat die irdische Wohlfahrt der Einwohner zum Zwecke, welche er im nöthigen Falle auch durch Gesetze und Zwang befördert. Sein vorzüglichstes Mittel ist die Ausbreitung der bürgerlichen Tugend. Er sieht ein, daß diese Tugend durch Erkenntniß der Wahrheit von einem richtenden Vergelter unsterblicher Seelen sehr gesichert werde. Also hat der Staat sowohl Recht als Pflicht, diese Erkenntniß auch durch Staatshandlungen zu befördern, und einen gefährlichen Widerspruch dawider zu verhindern. Könnte ein Staat jemals auf die falsche Meinung gerathen, daß diese Wahrheit von einem künftigen Vergelter der Tugenden und der Laster sich bloß durch die Gründe aus der Wahrscheinlichkeit und aus der Glaubenspflicht, welche die sich selbst gelassene Vernunft den Nachdenkenden anbeut, wider die Macht der Zweifel und Einwürfe, ohne Annahme einer Offenbarung, schützen könnte: so wäre es nicht zu leugnen, daß der Staat nur zur Beförderung dieser natürlichen Religion eine gesetzgebende Autorität zu gebrauchen berechtigt wäre Allein, da unter tausend Seelen nicht eine sein kann, in welcher die Vernunft diese zur bürgerlichen Tugend zureichende Wirkung hätte; so ist der Staat auch berechtigt, dahin zu sehen, daß in einem jugendlichen Unterrichte der Bürger diese geoffenbarte Lehre auch als geoffenbart erkannt werde. Alle andere Rechtgläubigkeit aber ist dem Staate als Staate gleichgültig, weil jene die guten Wirkungen der Gesetzgebung nicht befördert, und diese sie nicht hindert. Denn zur Ausbreitung des ganzen Umfangs der Religionswahrheiten ist die Kirche eine von dem Staate verschiedene Gesellschaft. Solche Lehrsätze, die man noch lange Zeit nicht glauben wird, habe ich in andern Schriften mehr erläutert und bewiesen. Hier erwähne ich derselben nur im Vorbeigehen, weil sie in die Methoden der Schulen, die der Staat auf gemeine Kosten erhält, einen Einfluß haben.

Das Staatsbeste ist die allgemeine Wohlfahrt der Einwohner; diese fällt und steigt mit der bürgerlichen Tugend; die Erziehung und der Unterricht, vornehmlich in öffentlichen Schulen, ist entweder das vorzüglichste Hülfsmittel, oder das vorzüglichste Hinderniß dieses höchsten Staatszwecks, die bürgerliche Tugend zu befördern. Was kann man von der öffentlichen Glückseligkeit also denken, wenn man fast allenthalben das Wesen der Schulen und Studien in dem äußersten Verfalle sieht? Alles, was zur öffentlichen Wohlfahrt gepflanzt ist, muß beständig im Werden bleiben, aufblühen, wachsen, Früchte tragen; niemals verwel-

ken, verdorren, oder verfaulen. Besser ist es, das Unnütze umhauen. Die Säfte, die es aus der Erde zog, sind kostbar. Die Stelle muß gebraucht werden. Der Staat muß allen Familien ein Exempel der beständigen Lebhaftigkeit und Ordnung in allen Geschäften sein. Aber wie manche Universität? — wie manches Gymnasium? — wie manche Schule? Große Gebäude, welche Wüsteneien werden, Stipendien und Wohlthaten, ohne daß eine zureichende Zahl da ist, die sie verlangen! Eine erstaunliche Menge ekelhafter Verbalerkenntniß, ohne Realität! Eine Ordnung der Schulwissenschaften und Studien, bei deren Bestimmung weder Unterschied der künftigen Lebensart der Kinder, noch die Möglichkeit in dem fortschreitenden Anbau des menschlichen Verstandes zu Rathe gezogen ist! Warum sind oder heißen alle öffentliche Schulen der Städte lateinische Schulen! Was hilft dem künftigen Tischler oder Maurer sein Vocabelbuch, sein Donat, sein lateinischer Catechismus! sein Vorrath von lateinischen Sentenzen! sein Miltiades! seine Briefe eines römischen Bürgermeisters; alle Zeit, die er dabei verloren, alles Elend, das er dabei ausgestanden hat? Ich schreibe als ein Augenzeuge höchst berühmter Schulen. Wer einen lateinischen Schriftsteller einigermaßen versteht, und mit Mühe zur Noth so schreiben kann, daß er ohne Ekel Andern verständlich bleibt; kann sich der wohl rühmen, wenn er alle dazu verwandte Zeit zusammen rechnet, daß er es in sieben oder zehn ganzen und den wichtigsten Lebensjahren gelernt habe? Die fast allgemeinen Mängel des Schulwesens sind unzählbar. Nirgends ist eine so feste Anlage zur wahren Tugend und zum Patriotismus, als sie sein sollte, und auch möglich ist. Die Tugend der Keuschheit ist z. E. eine der wichtigsten. Dieselbe ist, wie ich aus vielen eingeholten Erfahrungen weiß, nicht selten in öffentlichen Schulen der schlimmsten und unnatürlichsten Gefahr *) ausgesetzt, in einem Alter, da viele, ohne fast zu wissen, daß es Sünde sei, so sündigen lernen, daß, wenn sie sich auch bessern, dennoch weder der Leib noch die Seele jemals wieder zu der Stärke und Glückseligkeit der Unschuld gelangen kann. Ich weiß, wie schwer dieses zu vermeiden ist. Aber desto mehr sollte über alle Mittel berathschlagt werden, ob vielleicht tüchtigere zu finden wären, als die man itzo weiß. Denn die Sache ist für das ganze menschliche Geschlecht höchst wichtig. Kurz, das Schulwesen muß eine Zeitlang einigen der ehrwürdigsten und angesehensten Menschenfreunde der Gegenstand ihrer wichtigsten Ueberlegungen werden. Das Aussuchen vieler vorigen und gegenwärtigen Erfahrungen; die Prüfung vieler merkwürdigen Vorschläge und eine Menge von unschädlichen Versuchen ist nöthig, um das Schulwesen zu derjenigen Vollkommenheit zu bringen, welcher dieses Weltalter nicht entbehren kann, ohne immer unglücklicher zu werden. Es ist gar keine Proportion mehr auf der einen Seite, zwischen den zufällig entstandenen Einsichten und neuen Uebeln, und auf der andern Seite, zwischen dem Werthe des öffentlichen Schulwesens und den Gegenmitteln, welche man wider die Uebel erfindet. Wäre auch vormals das Schulwesen schlechter bestellt gewesen, als jetzund, so konnten doch die blindern und folgsamen Zeiten es besser ertragen als die unsrigen. Sie konnten, wollten und durften die Schulen, Schulmänner und Schulbücher nicht so verachten, wie jetzund von vielen geschieht, und bis große Verbesserungen erfolgt, ohnfehlbar geschehen muß. Eine zufällige Lectüre und Uebung giebt jetzund Vielen mehr Einsicht, als man in den meisten niedrigen und hohen Schulen erlangen kann. Zum Unglück aber ist diese Einsicht nichts Ganzes, nichts Zusammenhangendes, nichts den Ständen der Leser Angemessenes, nichts mit dem jugendlichen Unterrichte Harmonirendes, und nicht von einer solchen Art, daß es die Bürger in den Häusern tugendhafter, und in Staatshandlungen patriotischer machen sollte. Unterdessen, wenn man mit solcher oder auch mit moralischer Einsicht in seine Schuljahre zurück denkt, oder das Schulwesen anschauet, so kann man sich des traurigen Urtheils nicht enthalten, daß in dem Schulwesen noch die Vernunft oder der Geschmack der barbarischen Jahrhunderte herrsche; daß sehr viel Unnöthiges daselbst gelernt, und sehr viel Nöthiges versäumt werde; daß die meisten Methoden in Schneckenlinien fortschreiten, und daß zu vielen Geschäften, wozu man Gelehrte, das ist, solche verlangt, die auch auf Universitäten gewesen sind, mancher weit geschickter wäre, wenn er nicht studirt, sondern einer andern Anführung zu solchen Geschäften genossen hätte. Auf solche Weise muß das Schulwesen noch mehr in Verachtung kommen, als es seiner wahren Mängel wegen billig ist. Die Eltern können sich der nachtheiligen Reden davon in Gegenwart ihrer Kinder schwerlich enthalten. Sie suchen entweder andere Mittel, oder wenn sie ihnen noch öffentliche Schulen, Gymnasien und Academien anrathen, so hat doch die Kritik der Eltern über die großen Mängel derselben eine solche Wirkung auf die Gemüther der Jugend, daß ihr auch dadurch diese

*) M. s. in Bahrdt's Selbstbiographie Th. I. die Schilderung von Schulpforta.

Stiftungen noch unnützer werden. Ist es nicht bei mancher Person eine sehr schlechte Empfehlung, ein Gelehrter, ein Schulmann, ein Professor zu sein? Wie kann ein solcher Mann, heißt es zuweilen, einen practischen Verstand haben? Und dies ist doch nicht viel mehr als die gesunde Vernunft und Reflexion über die Erfahrung. Wenn dieses kränkende Urtheil oftmals wahr ist; so hat man desto mehr Ursache, über die Disproportion des Studienwesens und der zufälligen Einsicht unsers Jahrhunderts zu klagen, und also alle Menschenfreunde und Patrioten um Rath und Hülfe bei dieser Gefahr der öffentlichen Wohlfahrt anzurufen. Wenn das Studienwesen im guten Stande sein wird, so muß die geendigte Laufbahn der Studentenjahre ordentlicher Weise ein gutes Vorurtheil für jemandes vorzügliche Einsicht, Tugend und Brauchbarkeit erwecken; so muß man keinen Schulmann sehn, und ohne starke Vermuthung, daß es ein erfahrner, gesitteter und beredter Mann sei, der die Menschen eben so gut kennt, als ein Hofmann; so müssen die Professorate Belohnungen der verdientesten Schulmänner werden, und ein niemals oder selten falsches Zeugniß von vorzüglichen Talenten und Tugenden sein.

Wie weit sind wir von dieser Vollkommenheit entfernt? Wie wichtig wäre es, wenn wir uns ihr näherten? Wie kann aber dieses geschehen, ohne eine vieljährige Ueberlegung eines dazu verordneten Collegiums? Ohne Vorsätze, welche nur die Majestät ausführen kann? Ohne gänzliche Umschaffung des Studienwesens? Ohne ein dazu eingerichtetes Seminarium künftiger Schulmänner? Wie kann dazu der Anfang gemacht werden, wenn nicht zuvor mit nöthiger Veranstaltung versucht wird, ob es nach Vereinigung einiger Männer möglich sei, eine wirklich gute Schulbibliothek zu schreiben, das ist eine ordentliche Folge von nützlichen Schulbüchern, welche einförmig zu dem wichtigen Zwecke fortschritte; welche von dem Alphabete des menschlichen Verstandes anfinge; welche die zu allen Ständen nöthigen Erkenntnisse zuerst festsetzte, alsdann zur Unterweisung der mittleren Bürger Gelegenheit gäbe, und sich mit den Gründen der Wissenschaften eines Studirenden endigte; in welcher jeder vorhergehende Theil den folgenden erleichterte, welche die Verbalerkenntniß nicht zur Hauptsache machte; welche die Streitigkeiten der Kirchen nicht in den allgemeinen Schulen anfeuerten, welche auf eine vernünftige Art die Proportion der Wissenschaften träfe; welche diejenigen Erkenntnisse, die mit Schaden zerstreut sind, vereinigte; welche mit allem Fleiße nach dem Bedürfnisse unsrer Zeiten eingerichtet wäre; welche sowohl der schädlichen Armuth, als der geizigen Polyhistorie in den Wissenschaften widerstünde; welche zur möglichen Praxis jeder Kenntniß Gelegenheit gäbe; kurz, welche so beschaffen wäre, daß ich mir nur getraue, zu einem verbesserlichen Versuche etwas Weniges beizutragen, wenn ich Mitarbeiter und andere zureichende Hülfe sollte erlangen können. Nöthig, höchst nöthig, ist ein solches Werk. Denn durch Verordnungen ist wenig ausgerichtet. Wo sind die Männer, die etwas Besseres ausüben wollen oder können, ehe sie in Seminarien dazu erzogen werden? Hat ein G * * *, ungeachtet der Befehle seines Hofes, die Schulmethode dortiger Gegend mit einiger Allgemeinheit verbessern können? Kann ein solch Seminarium anfangen, ehe eine nützliche Schulbibliothek da ist? Und ich frage keinesweges, wo sie denn sei; sondern ich will weit weniger fragen: wo ist in einer einzigen Wissenschaft das erste, zweite und dritte aufeinander folgende Schulbuch, welches nicht nach dem Maaße der jetzigen Einsicht die verkehrtesten Methoden hätte? Die Religion überlasse ich den Kirchen, ich frage nur von weltlichen Wissenschaften; und nehme allenfalls noch die Mathematik aus, wo die Natur der Sachen die Schriftsteller schon zur Ordnung gezwungen hat. Aber in der Schulmoral? — in den Sprachen? — in historischen Wissenschaften? — in der ersten Bildung des Geschmacks? u. s. w. Wenn man der Natur der Menschen und der Dinge folgen will, wie wenig hilft uns dann noch die beste Chrestomathie, um eine bessere zu versuchen? Doch muß ich mit Danke im Namen Vieler gestehen, daß des Herrn D. Büsching's liber latinus das noch nie erhörte Verdienst habe, ein solch lateinisch Buch zu sein, welches keine Zeile enthält, dessen Realinhalt nicht den Kräften und dem Nutzen des Alters, dem es bestimmt ist, angemessen wäre. Aber wie sehr wäre die Möglichkeit zu wünschen, daß ein solches Buch eben sowohl mit den leichtesten Redensarten und Constructionen anfangen, als mit jedem Blatte oder Bogen durch die höhern Grade der nöthigen Schwierigkeiten fortschreiten könnte?

---

## Gedanken über die Frage: Warum die Schriften wider die Religion so viel Aufsehen machen? *)

Von J. A. Cramer.

Wenn man eine Menge freigeisterischer Schriften mit Aufmerksamkeit und mit unpartheiischen Augen gelesen hat, und von ihrem geringen Werthe überführt ist, so sollte man vielleicht glauben, daß eine Schrift wider die Religion gar kein Aufsehen machen könnte. Allein die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Eine Schrift wider die Religion, sie mag so elend sein, als sie will, bleibt niemals oder nur sehr selten in der Dunkelheit, worinnen sie begraben sein sollte. Die allgemeine Ursache davon ist freilich die natürliche Abneigung des menschlichen Herzens wider die strenge Tugend, welche die Offenbarung verlangt. Doch sie ist nicht die einzige, und man kann noch einige andre Ursachen angeben, die eben so viel als jene zu dem Aufsehen beitragen, das freigeisterische Schriften machen. Diese sind der Schein der Neuheit, der Schein der Verwegenheit, und die Seltenheit solcher Bücher.

Der menschliche Verstand, der nicht allezeit so stolz ist, daß er sich nicht in tausend Dingen beherrschen lassen, und ein freiwilliger und mehr als demüthiger Sclave werden sollte, verlangt nur in Meinungen, welche die Religion angehen, eine Freiheit ohne Einschränkung und Grenzen. Daher kömmt es, daß der Schein der Neuheit, wenn er wider die Religion ist, so viel Gewalt über uns hat. In allen andern Dingen muß eine Meinung noch mehr als neu sein, wenn sie Beifall finden soll. Sie veraltet mit der Zeit, sie sei auch noch so ungewöhnlich, und wenn sie falsch ist, verliert sie ihr Ansehen sehr bald und wird vergessen. Man mag sie wieder hervorsuchen; man mag ihr eine neue Einkleidung geben; sie bleibt alt, und hier ist der menschliche Verstand allzu ehrgeizig, als daß er sich mehr als einmal hintergehen lassen sollte. Nur in demjenigen, was die Religion angeht, vergißt er seinen Ehrgeiz, und seine Rechte. Einerlei Einwürfe, einerlei Zweifel und Anklagen bleiben ihm immer neu und ungewöhnlich. Wie oft sind sie nicht widerlegt und beschämt, wiederholt und doch nicht verachtet worden! Schon die Verschiedenheit der Sprache ist allein hinreichend, ihnen das Ansehen der Neuheit zu erhalten. Ein englischer Freigeist sagt etwas wider die Religion, das ist neu; ein deutscher Freigeist sagt eben das, und zwar nicht einmal mit dem Schmucke und der Schönheit, als jener, und das ist auch neu. Wenn uns das nicht zeigt, wie klein unser Verstand ist, so weiß ich nicht, was unsern Stolz demüthigen soll.

Es ist wahr, der Betrug hat vielerlei Gestalten angenommen; aber es ist doch allezeit eben der Betrug gewesen. Dadurch haben die Feinde der Religion ihre ungerechte Sache immer noch aufrecht zu erhalten gesucht, daß sie einerlei Zweifel und Einwürfe nach der Mannichfaltigkeit der menschlichen Gemüthsarten vielfältig zu verändern gesucht haben. Einige wünschen sich einen Betrug, der eine tiefsinnige Miene, und das Ansehen der Scharfsinnigkeit, Vernunft und Gelehrsamkeit hat, die alles aus dem Grunde zu untersuchen scheint. Daher sehen einige Schriften wider die Religion so metaphysisch und mathematisch aus. Andre lieben den Betrug mit einem lachenden und spottenden Angesichte, der ihnen den schlüpfrigen Weg, den sie gern betreten wollen, mit Blumen und Kränzen bestreuen soll. Daher kommen die Spöttereien über die Schrift, die Erdichtungen eines frevelhaften Witzes, und die Allegorien, in welche sie ihre Einwürfe als Räthsel einkleiden, damit sie dieselben in Randglossen und in einem besondern Schlüssel erklären können. Ein Buch mit einem Schlüssel! Können wohl die Vertheidiger der Offenbarung solche vortreffliche Werke aufweisen? Man kann diejenigen, welche die Religion durch einen muthwilligen Scherz lächerlich machen wollen, mit den Priestern des Molochs vergleichen, welche der Grausamkeit, womit sie junge unschuldige Kinder aufopferten, durch eine wilde jauchzende Musik ein fröhliches Ansehen zu geben suchten. Noch Andre lieben einen scheinheiligen Betrug, der ihnen Tugend und so gar Frömmigkeit zu predigen scheint, und sie doch von dem Gehorsame gegen die Offenbarung befreit. Ein andächtiger Freigeist, das ist etwas, das gar zu neu und seltsam ist. Wenn man die Frömmigkeit von einem Freigeiste lernen kann, wozu braucht man die Lehrer der Offenbarung? Was verlangen diese mehr? Eine neue Maske; nur schade, daß es eine Maske ist. In so viel neue Gestalten haben die ausländischen Freigeister ihren Haß gegen die Religion zu verkleiden gesucht! Die deutschen Deisten geben sich so viel Mühe nicht. Sie tragen ihre Einwürfe wider die Religion so schön vor, daß ein Tindal oder Collin durch einen Edelmann und andre solche deutsche Freigeister vielleicht am leichtesten hätten bekehrt werden können.

Das Ansehen der Verwegenheit, welches die Schriften wider die Religion haben, ist auch eine Ursache, warum sie bei denen so viel Eindruck machen, die entweder im Herzen schon mit der

*) Aus den vermischten Schriften Joh. And. Cramer's. Kopenhagen und Leipzig, 1757.

Religion unzufrieden sind, und sich nur nicht getrauen ihre Unzufriedenheit zu äußern, oder die zum wenigsten von der Religion noch keine recht feste und gewisse Ueberzeugung haben. Die Verwegenheit erwirbt sich allemal eine gewisse Ehrfurcht, wenn sie auch tadelhaft ist, und so gar wenn sie bestraft zu werden verdient. Sich wider Lehren aufzulehnen, die so viele und starke Beweise der Wahrheit für sich haben, das ist dem menschlichen Stolze ein angenehmes Schauspiel. Er glaubt eine gewisse Größe des Geistes darinnen zu bemerken, die er bei der Unterwürfigkeit gegen den Glauben nicht zu entdecken glaubt. Mit dem Gehorsame gegen die Offenbarung scheint einige Furcht verbunden zu sein; ein Freigeist hingegen scheint nichts zu fürchten. Man bildet sich aber ein, daß der größer sei, der nichts fürchtet. Doch man betrügt sich sehr, wenn man nur die Verwegenheit der Feinde der Religion näher kennen lernen will. Verdient ein Aufrührer und Rebell so viel Hochachtung, als ein getreuer Unterthan seines Fürsten? Es ist zwischen einem Leichtgläubigen, und zwischen einem Ungläubigen kein andrer Unterschied, als dieser, daß die Raserei des letztern vielleicht eine größre Unordnung im Körper anzeigt, als die Schwachheit und Ohnmacht des andern. Es wäre eben so lächerlich, die Kühnheit der Feinde der Religion für eine außerordentliche Stärke des Geistes zu halten, als es lächerlich wäre, die natürliche Stärke eines Rasenden zu bewundern.

Unterdessen ist es diese falsche Ehre, welche sowohl die Feinde der Religion zu ihren Unternehmungen antreibt, als auch eine allgemeine Verachtung ihrer Schriften verhindert. Die meisten Menschen würden sich einer Religion, die allgemein wäre, nicht widersetzen, und wenn sie auch falsch sein sollte. Wenn es aber Andre thun, so sehen sie solches als einen Muth an, und diese Zaghaften wollen sich ihnen dadurch nähern, daß sie ihn zu bewundern und mit ihrem Beifalle zu belohnen wissen. Was die Feinde der Religion und ihre Schriften noch furchtbarer macht, als sie sind, das ist die allzugroße Sorgfalt derjenigen, welche sich der Wahrheit annehmen. Es würden tausend Schriften wider die Religion nicht so viel Aufsehen verursachen, und in einer ewigen verdienten Dunkelheit begraben bleiben, wenn sie entweder gar nicht, oder nicht zu häufig widerlegt würden. Wie elend ist nicht, daß ich ein Beispiel anführe, der Beweis, daß der Mensch eine Maschine sei, und wie Viele haben sich nicht gefunden, die denselben ihrer Widerlegung würdig gefunden haben? Viele Deisten werden erst verwegen, weil sie für verwegen und kühn gehalten werden.

In der That sind die Verfasser der Schriften wider die Religion nicht allezeit diejenigen, die viel Muth haben. Wie Viele giebt es nicht, deren ganze Verwegenheit der Hunger ist! Würde ihnen ihr Muth nicht von einer niederträchtigen Gewinnsucht bezahlt, so wären sie vielleicht bei aller ihrer Unwissenheit so kühn, und schrieben für die Religion, wenn sie nur wüßten, daß sie eben so viel dabei gewinnen würden. Es ist eine bekannte Wahrheit, daß die Freigeister in verdrießlichen Umständen die feigsten Geschöpfe sind. Sie sind die außerordentlichen Leute nicht, die sie zu sein sich einbilden, und weit gefehlt, daß sie sich von dem großen Haufen absonderten, weil sie eine Religion nicht annehmen, die so sehr bestätigt ist, daß sie sich vielmehr eben zu dem größten Haufen halten. Es ist wahr, daß es mehr öffentliche Vertheidiger der Religion, als offenbare Feinde derselben giebt. Das kömmt aber nicht daher, daß so viel Muth und Verwegenheit dazu erfordert wird, ihre Wahrheit zu leugnen, und diese Verleugnung durch einige Zweifel und scheinbare Gründe zu rechtfertigen. Das kömmt von der natürlichen Trägheit der Menschen her. Die Freigeister haben eine große Menge von Lasterhaften und Niederträchtigen zu Gesellschaftern, die eben so muthig sein würden, als sie, wenn sie bei ihrem Unglauben nicht die Ruhe und Bequemlichkeit so sehr liebten. Ein jeder Freigeist will nicht auch Autor sein.

Doch man kann so freigebig sein, und den Freigeistern den Ruhm der Verwegenheit lassen, einen Ruhm, den niemals ein Vernünftiger suchen wird. So viel lehrt uns ihre Geschichte, daß die Verwegenheit ihrer Meinungen und Einwürfe von Zeit zu Zeit abgenommen hat. Die Vorfahren derselben hatten weit größre Absichten. Sie wollten alle Religion umstoßen, und suchten allen Glauben eines Gottes aus der Welt auszurotten. Gegen diese Verwegnen sind die itzigen Ungläubigen mit allem ihrem Muthe nur Kinder. Die Atheisten haben sich in Deisten verwandelt. Der Unglaube suchte den Verlust des Muthes durch die List zu ersetzen. Es schien, als wollte er sich der Ehre der natürlichen Religion wider die geoffenbarte annehmen, indem er behauptete, daß jene zureichend, und diese falsch und ungegründet wäre. Er beredete sich, daß der Umsturz der Offenbarung mit der Zeit auch den Umsturz der natürlichen Religion nach sich ziehen würde. Als er verzweifeln mußte, bei diesem Anfalle den Sieg davon zu tragen, weil alle Einwürfe und Zweifel sowohl wider die Geschichte des Glaubens, als wider die darauf gebauten Lehren, unwiderleglich beantwortet wurden: So wendete er sich auf eine andere Seite,

ging bei der christlichen Religion, als einer unüberwindlichen Festung vorbei, und fiel die jüdische Religion und das Ansehen des ersten göttlichen Gesetzgebers an. Die Freigeister scheinen einzusehen, daß auf dieser Seite auch nichts auszurichten sein werde, und aus Verdruß darüber wenden sie die Waffen wider sich selbst, und mögen nun keine Seele, keine Vernunft und keinen Willen mehr haben. Sie gleichen denen, die in ihr eigen Schwerdt fallen, weil sie ihren Gegner nicht überwältigen können. Das ist die Geschichte des Unglaubens der neuern Zeiten im Kleinen. Zeigt sie nicht deutlich, daß die Feinde der Religion von Zeit zu Zeit kleinmüthiger und verzagter werden?

Ein Feind sieht oft im Dunkeln und von weitem gefährlicher aus, als er ist, wenn man ihn am Tage in der Nähe betrachten kann. Dieses Schicksal haben die meisten Schriften wider die Religion. Sie sind selten, und man muß viel aufwenden, ehe man ihrer habhaft werden kann. Die Seltenheit sollte eben ein Beweis von ihrem schlechten Gehalte sein. Allein diejenigen, welche die freigeisterischen Bücher aus Liebe zu ihren Leidenschaften aufsuchen, wollen weder ihre Mühe noch ihren Aufwand ganz verloren haben. Sie möchten sich gern in ihren eignen Augen der Thorheit nicht schuldig wissen, vergeblich auf etwas Außerordentliches gehofft, und elende Einwürfe für wichtige Gründe bezahlt zu haben. Sie nehmen ihren ganzen Witz zusammen, etwas Schätzbares und Vortreffliches darinnen zu finden. Wie leicht betrügt man sich, wenn man sich betrügen will!

Die Seltenheit der ungläubigen Schriften entsteht gemeiniglich von den Verboten der Obrigkeit. Sie haben weise Ursachen, sie zu unterdrücken. Denn wenn sie gleich weder so gründlich noch so schön sind, daß sie bei unparteiischen Gemüthern einen Eindruck machen werden, so sind sie doch gefährlich genug, unter dem unverständigen und leichtsinnigen Pöbel Schaden anzurichten, und die Ruhe des gemeinen Wesens zu stören. Eine gründliche Widerlegung ist nicht allemal hinlänglich, diesen Schaden zu verhindern. Denn sie ist ohne Nutzen, wenn sie nicht gelesen wird. Eine obrigkeitliche Unterdrückung solcher Schriften ist das kürzeste und sicherste Mittel, einem allgemeinern Unheile vorzubauen. Ich will nicht sagen, daß es der Obrigkeit anständig ist, gegen alles, was die Säulen der öffentlichen Ruhe und Sicherheit wankend machen kann, einen gerechten Unwillen zu äußern. Ich will nur sagen, daß man in dem Falle die Obrigkeit nicht mit Recht einer Tyrannei über die Gewissen beschuldigen kann. Es ist nicht erlaubt, der Freiheit zu denken mit dem weltlichen Arme Gesetze vorzuschreiben. Dergleichen Unternehmungen würden auch fruchtlos sein. Sie darf nicht mit Feuer und Schwerdt wehren, daß jemand irre. Aber das kann sie von ihren Unterthanen verlangen, daß sie ihre Irrthümer nicht ausbreiten, Andre, die noch nicht irren, damit anstecken, und das Laster einführen. Allein indem einem größern Uebel gesteuert wird, kann die Obrigkeit einem geringern nicht ausweichen. Man vergißt, oder verleugnet die wahren Absichten derselben bei der Unterdrückung der Schriften wider die Religion, und man glaubt, daß man sie untersagt, weil man sie nicht widerlegen könne. Man glaubt eine gute Gelegenheit zu haben, eine geheimnißvolle Miene wider die Religion anzunehmen; sich vom bösen Gewissen der Geistlichen etwas ins Ohr zu sagen; über die Einfalt der Obrigkeit, die sich von der Herrschsucht der Clerisei verleiten lassen, die edle Freiheit zu denken verbieten, die Achseln zu zucken; das Ansehen zu gewinnen, als wenn sich wider das Christenthum viel Unbeantwortliches einzuwenden habe, wenn man nur laut reden dürfte, und nicht gleich verfolgt zu werden befürchten müßte. Je seltner also die Schrift eines Freigeistes ist, und je dunkler die Finsterniß, in der sie schleicht, desto gefährlicher wird sie denen, die die Gefahr lieben. Allein darum erlangt nichts den Vorzug der Gründlichkeit, weil es selten ist, wie ein Schatten in der Nacht nichts Selbstständiges wird, weil sich auch wohl Herzhafte davor entsetzen.

---

## Vom Plan der historischen Compendien, sonderlich über die Universalhistorie.

Von Gatterer.

Ich muß noch einige Gattungen historischer Schriften berühren, weil sie einen unmittelbaren Einfluß in die Lehre von dem Plan und der Zusammenfügung der Erzählungen haben. Gleich Anfangs unterscheiden sich die historischen Beiträge auf eine merkliche Art von systematischen Werken. Von dem Plan der erstern habe ich hier nichts zu sagen, eben darum, weil sie keine systematische Werke sind und weil sie unter allen Gestalten gefallen, und auch nützlich sein können. Unter den systematischen Werken machen wir in den neuern Zeiten aus denen für Anfänger geschriebenen Lehrbüchern eine eigene Classe historischer Schriften. Man kann wohl diesen Eifer für den Unterricht der Jugend, ohne unbillig zu sein, nicht tadeln: aber daß sich viele Verfasser solcher Lehrbücher recht geflissentlich hüten, Geschmack zu zeigen, als wenn der Geschmack etwas Giftiges für die Anfänger mit sich führte, das

wird manchem nicht gleichgültig sein. Aus dem zu urtheilen, wie man die Geschichte unter uns mündlich und schriftlich vorzutragen pflegt, scheint man immer voraus zu setzen, sie wäre nur ein Werk des Gedächtnisses, und daher geht meistentheils die ganze Sorge des Lehrers oder Schriftstellers dahin, eine Methode zu finden, wie die Begebenheiten am leichtesten ins Gedächtniß gebracht und darin erhalten werden können. Allein man raubt durch solche künstliche, oder vielmehr geschmacklose Methoden nicht nur der Geschichte alle Anmuth, deren sie auch in kleinen Büchern nicht unfähig ist (welches nur demjenigen ein geringer Verlust zu sein scheint, der nicht weiß oder bedenkt, daß Dinge, die gut erzählet werden, leichter ins Herz dringen und große Wirkungen in dem Willen des Menschen erzeugen); sondern man vergißt auch dabei, daß die Geschichte nicht darum gelernt werde, um etwas blos im Gedächtnisse zu haben, sondern vielmehr, um durch große und rührende Beispiele tugendhaft, klug, gesittet, gesellschaftlich ꝛc., mit einem Worte, zu allen Arten von Handlungen und Geschäften geschickt zu werden. Aber man muß doch etwas davon im Gedächtnisse haben? Ja, ich behaupte es selbst. Dazu hat man eben die chronologischen Tafeln. Wer aber ein Buch über die Historie, es mag klein oder groß sein, schreiben will, der muß, wie mich dünkt, immer bedenken, daß er keine Tafeln schreiben wolle, und daß es Leute in der Welt gebe, welche glauben, daß sich die Definition der Historie auf ein jedes Buch müsse anwenden lassen, das den Namen Historie an der Stirne führt.

Was insonderheit die Universalhistorie anbetrifft, so finde ich, daß man sie bisher unter uns vornämlich auf zweierlei Art für die Anfänger entworfen habe: denn der Plan nach den 4 Monarchien ist jetzt Gott Lob! so ziemlich altmodisch geworden. Man macht also seit einiger Zeit den Plan meistens entweder nach gewissen Epochen, oder nach den Nationen. Die der erstern Methode folgen, setzen gewisse Zeitpunkte fest, und erzählen bei jedem derselben dasjenige stückweise hinter einander, was sich während der Zeit in den berühmtesten Reichen, Staaten und Ländern zugetragen hat. Ich nenne unter den Büchern dieser ersten Classe das Freyerische anstatt aller, weil man nach demselben bisher viele tausend Personen den Grund zur Universalhistorie hat legen lassen, und noch immer darin fortfährt. Ich tadle dieses Buch nicht durchgehends: es hat wirklich einige Vorzüge vor andern; aber ich kann mir doch nichts Widersinnigeres vorstellen, als der Plan desselben ist. Die Geschichte, die ganz Zusammenhang sein soll, ist hier in lauter kleine abgesonderte Stückchen zerschnitten. Eben das gilt von allen Büchern, die nach Epochen entworfen sind, und man wird also diesen Plan schwerlich rechtfertigen oder nachahmen wollen. Der ungezwungenste Plan einer Universalhistorie für Anfänger scheint der zu sein, der nach den Nationen, das ist, also eingerichtet ist, daß man die Geschichten der Nationen einzeln hinter einander erzählet, und übrigens bei jeder Nationalgeschichte die chronologische Ordnung beobachtet. Auf diese Art haben Puffendorf, Struv, und andere mehr, Universalhistorien (wiewol doch auch, in Ansehung des allzukleinen Umfangs, nicht im strengen oder eigentlichen Verstande) geschrieben. Man wird leicht einsehen, daß auch wider den Plan dieser Bücher noch sehr viel eingewendet werden kann. Sie tragen zwar die Geschichte einer jeden Nation unzerstückt vor, allein sie vernachlässigen zugleich gänzlich die Regeln des Gleichzeitigen. Durch diese Anmerkung scheine ich mir selbst den Prozeß, in Ansehung meiner Bücher über die Universalhistorie, gemacht zu haben. Ich habe bei der Abfassung meines Handbuchs lange über die Methode, die Nationen zu stellen, nachgedacht, und ich glaubte zuletzt, die bequemste erwählet zu haben: vielleicht ist sie auch zur Erreichung der Absichten, um deren Willen ich diese Bücher geschrieben habe, nämlich zur ersten Grundlegung, zur Wiederholung, zum Nachschlagen, nicht so unbequem, als die Bücher meiner Vorgänger: wenigstens wollen mich Einige versichern, daß sie meine Bücher bisher nicht ohne Nutzen gebraucht haben, und noch gebrauchen. Ich will auch weder so gefühllos, noch so ungesittet sein, und durch eigene Verachtung meiner Bücher diejenigen, denen sie gefallen, für partheiische, oder für unwissende Richter erklären. Man erlaube mir also nur das hier anzuführen, was ich sowol meiner unbezwinglichen Wahrheitsliebe, als auch der Hochachtung gegen das Publikum schuldig zu sein glaube. In Ansehung des Umfangs der Merkwürdigkeiten habe ich mir nichts vorzuwerfen, da ich, wie mir deucht, alle Gegenstände kürzlich zusammen gefaßt, die eine Universalhistorie im eigentlichen Verstande ausmachen: allein in Ansehung des Plans, wovon hier eigentlich die Rede ist, wird mich das freilich allem Ansehen nach vor strengen Richtern nicht ganz tadelfrei machen können, daß ich in der Stellung der Nationen einige Fehler meiner Vorgänger vermieden, daß ich z. E. die zusammengehörenden Nationen näher an einander gerücket, daß ich allgemeine Ruhepunkte bei der Sündfluth, bei der großen Zerstreuung des menschlichen Geschlechts, bei der Babylonischen Gefangenschaft, bei der Völkerwanderung, gemacht, und auf diese Art die beiden Methoden Anderer gewissermaßen

mit einander verbunden habe. Den Regeln des Gleichzeitigen glaubte ich außerdem noch dadurch ein Genüge gethan zu haben, daß ich erinnert, man müsse, wenn man die Geschichte der Nationen einzeln hinter einander gelernet oder gelesen hätte (denn von Erlernung der Geschichte einzelner Nationen muß wohl der Anfang in der Universalhistorie gemacht werden), das Gleichzeitige derselben durch den Gebrauch synchronistischer Tabellen selbst herstellen. Allein, wo sind die synchronistischen Tafeln, auf welchen alle von mir abgehandelte Nationen neben einander vorgestellet sind? Selbst die Bergerischen, ob sie gleich die besten unter allen übrigen sind, thun die gewünschten Dienste nicht, und sie sind noch dazu, weil sie ganz zur Unzeit mit Erzählungen beladen sind, sehr mühsam und von den wenigsten zu gebrauchen. Dies hat mich bewogen, nach Maßgabe und zum bessern Gebrauch meiner Bücher über die Universalhistorie, selbst*) synchronistische Tafeln auszuarbeiten. Sie sind theils gedruckt, theils in Kupfer gestochen. Findet man sie zu dem Zwecke dienlich, wozu ich sie verfertiget, so bin ich für die große Mühe, die ich darauf verwendet habe, hinreichend belohnt, und meinen Büchern über die Universalhistorie wird, glaube ich, alsdann nie der Mangel des Gleichzeitigen vorgerückt werden können.

Doch ich eile zu dem Plan anderer historischer Schriften: denn es ist unserer Nation zu wünschen, daß sie den Vorwurf der Ausländer nicht mehr hören dürfe, als wenn die historische Classe ihrer Schriftsteller nur aus Uebersetzern und Compendienschreibern bestünde.

---

## Beschluß der Kritik der praktischen Vernunft.

### Von I. Kant.

Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: „Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“ Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt oder im Ueberschwenglichen außer meinem Gesichtskreise suchen und bloß vermuthen: ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtsein meiner Existenz. Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äußeren Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, ins unabsehlich Große mit Welten über Welten und Systemen von Systemen, überdem noch in grenzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst meiner Persönlichkeit an und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher (dadurch aber auch zugleich mit allen jenen sichtbaren Welten) ich mich, nicht wie dort in bloß zufälliger, sondern allgemeiner und nothwendiger Verknüpfung erkenne. Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit als eines **thierischen Geschöpfs**, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft versehen gewesen. Der zweite erhebt dagegen meinen Werth als einer **Intelligenz** unendlich durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Thierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens so viel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung meines Daseins durch dieses Gesetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern ins Unendliche geht, abnehmen läßt. Allein Bewunderung und Achtung können zwar zur Nachforschung reizen, aber den Mangel derselben nicht ersetzen. Was ist nun zu thun, um diese auf nutzbare und der Erhabenheit des Gegenstandes angemessene Art anzustellen? Beispiele mögen hiebei zur Warnung, aber auch zur Nachahmung dienen. Die Weltbetrachtung fing von dem herrlichsten Anblicke an, den menschliche Sinne nur immer vorlegen und unser Verstand in ihrem weiten Umfange zu verfolgen nur immer vertragen kann, und endigte — mit der Sterndeutung. Die Moral fing mit der edelsten Eigenschaft in der menschlichen Natur an, deren Entwickelung und Cultur auf unendlichen Nutzen hinaussieht, und endigte — mit der Schwärmerei oder dem Aberglauben. So geht es allen noch rohen Versuchen, in denen der vornehmste Theil des Geschäftes auf den Gebrauch der Vernunft ankommt, der nicht so wie der Gebrauch der Füße sich von selbst vermittelst der öftern Ausübung findet, vornehmlich wenn er Eigenschaften betrifft, die sich nicht so unmittelbar in der gemeinen Erfahrung darstellen lassen. Nachdem aber, wiewohl spät, die Maxime in Schwang gekommen war, alle Schritte vorher wohl zu überlegen, die die Vernunft zu thun vorhat, und sie nicht anders als im Gleise einer vorher wohl überdachten Methode ihren Gang machen zu lassen, so bekam

---

*) Unter dem Titel: Synopsis Historiae universalis, sex tabulis, quarum duae in aes incisae coloribusque illustratae sunt, comprehensa, et Academiae Historicae Goettingensi oblata. Goettingae impensis Auctoris. 1765. fol. maj.

die Beurtheilung des Weltgebäudes eine ganz andere Richtung und mit dieser zugleich einen ohne Vergleichung glücklichern Ausgang. Der Fall eines Steins, die Bewegung einer Schleuder in ihre Elemente und dabei sich äußernde Kräfte aufgelöst und mathematisch bearbeitet, brachte zuletzt diejenige klare und für alle Zukunft unveränderliche Einsicht in den Weltbau hervor, die bei fortgehender Beobachtung hoffen kann, sich immer nur zu erweitern, niemals aber zurückgehen zu müssen fürchten darf. Diesen Weg nun in Behandlung der moralischen Anlagen unserer Natur gleichfalls einzuschlagen, kann uns jenes Beispiel anräthig sein, und Hoffnung zu ähnlichem guten Erfolg geben. Wir haben doch die Beispiele der moralisch urtheilenden Vernunft bei Hand. Diese nun in ihre Elementarbegriffe zu zergliedern, in Ermangelung der Mathematik aber ein der Chemie ähnliches Verfahren der Scheidung des Empirischen vom Rationalen, das sich in ihnen vorfinden möchte, in wiederholten Versuchen am gemeinen Menschenverstande vorzunehmen, kann uns beides rein, und was jedes für sich allein leisten könne, mit Gewißheit kennbar machen, und so theils der Verirrung einer noch rohen ungeübten Beurtheilung, theils (welches weit nöthiger ist) den Genieschwüngen vorbeugen, durch welche, wie es von Adepten des Steins der Weisen zu geschehen pflegt, ohne alle methodische Nachforschung und Kenntniß der Natur geträumte Schätze versprochen und wahre verschleudert werden. Mit einem Worte: Wissenschaft (kritisch gesucht und methodisch eingeleitet) ist die enge Pforte, die zur Weisheitslehre führt, wenn unter dieser nicht bloß verstanden wird, was man thun, sondern was Lehrern zur Richtschnur dienen soll, um den Weg zur Weisheit, den jedermann gehen soll, gut und kenntlich zu bahnen und Andere vor Irrwegen zu sichern; eine Wissenschaft, deren Aufbewahrerin jederzeit die Philosophie bleiben muß, an deren subtiler Untersuchung das Publikum keinen Antheil, wohl aber an den Lehren zu nehmen hat, die ihm nach einer solchen Bearbeitung allererst recht hell einleuchten können.

---

## Von der Verschiedenheit der Zeichen, deren sich die Künste bedienen *).

Von G. E. Lessing.

Von der Verschiedenheit der Zeichen, deren sich die schönen Künste bedienen, hangt auch die Möglichkeit und Leichtigkeit ab, mehrere derselben mit einander zu einer gemeinschaftlichen Wirkung zu verbinden.

Die Verschiedenheit zwar, nach welcher sich ein Theil der schönen Künste willkührlicher, und der andere natürlicher Zeichen bedient, kann bei dieser Verbindung nicht besonders in Betracht kommen. Da die willkührlichen Zeichen eben deswegen, weil sie willkührlich sind, alle möglichen Dinge in allen ihren möglichen Verbindungen ausdrücken können, so ist von dieser Seite ihre Verbindung mit den natürlichen Zeichen ohne Ausnahme möglich.

Allein, da diese willkührlichen Zeichen zugleich auf einander folgende sind, die natürlichen Zeichen aber nicht alle auf einander folgen, sondern eine Art derselben neben einander geordnet werden müssen: so folgt von selbst, daß die willkührlichen Zeichen sich mit diesen beiden Arten natürlicher Zeichen nicht gleich leicht und gleich intim werden vereinigen lassen.

I. Daß willkührliche, auf einander folgende Zeichen mit natürlichen auf einander folgenden Zeichen sich leichter und intimer werden vereinigen lassen, als mit natürlichen neben einander geordneten Zeichen, ist klar. Da aber auf beiden Theilen noch der Unterschied hinzukommen kann, daß es entweder Zeichen für einerlei oder für verschiedene Sinne sind, so kann diese intime Verbindung wiederum ihre Grade haben.

1) Die Vereinigung willkührlicher auf einander folgender hörbarer Zeichen, mit natürlichen auf einander folgenden hörbaren Zeichen, ist unstreitig unter allen möglichen die vollkommenste, besonders wenn noch dieses hinzukommt, daß beiderlei Zeichen nicht allein für einerlei Sinn sind, sondern auch von ebendemselben Organe zu gleicher Zeit gefaßt und hervorgebracht werden können.

Von dieser Art ist die Verbindung der Poesie und Musik, so daß die Natur selbst sie nicht sowohl zur Verbindung, als vielmehr zu einer und ebenderselben Kunst bestimmt zu haben scheint.

Es hat auch wirklich eine Zeit gegeben, wo sie beide zusammen nur Eine Kunst ausmachten. Ich will indeß nicht leugnen, daß die Trennung nicht natürlich erfolgt sei, noch weniger will ich die Ausübung der einen ohne die andere tadeln; aber ich darf doch bedauern, daß durch diese Trennung man an die Verbindung fast gar nicht mehr denkt, oder wenn man ja noch daran denkt, man die eine Kunst nur zu einer Hülfskunst der andern macht, und von einer gemeinschaftlichen Wirkung, welche beide zu gleichen Theilen hervorbringen, gar nichts mehr weiß. Hernach ist noch auch dieses zu erinnern, daß man nur eine Verbindung ausübt, in welcher die Dichtkunst

---

*) Zur Philosophie und Kunst von Lessing (Werke, 8. Band).

die helfende Kunst ist, nämlich in der Oper, die Verbindung aber, wo die Musik die helfende Kunst wäre, noch unbearbeitet gelassen hat *). Oder sollte ich sagen, daß man in der Oper auf beide Verbindungen gedacht habe: nämlich, auf die Verbindung, wo die Poesie die helfende Kunst ist, in der Arie; und auf die Verbindung, wo die Musik die helfende Kunst ist, im Recitative? Es scheint so. Nur dürfte die Frage dabei sein, ob diese vermischte Verbindung, wo nur nach der Reihe die eine Kunst der andern subservirt, in einem und ebendemselben Ganzen natürlich sei, und ob die wollüstigere, welches unstreitig die ist, wo die Poesie der Musik subservirt, nicht der andern schadet, und unser Ohr zu sehr vergnügt, als daß es das wenigere Vergnügen bei der andern nicht zu matt und schläfrig finden sollte.

Dieses Subserviren unter den beiden Künsten besteht darin, daß die eine vor der andern zum Hauptwerke gemacht wird, nicht aber darin, daß sich die eine bloß nach der andern richtet, und wenn ihre verschiedenen Regeln in Collision kommen, daß die eine der andern so viel nachgiebt als möglich. Denn dieses ist auch in der alten Verbindung geschehen.

Aber woher diese verschiedenen Regeln, wenn es wahr ist, daß beider Zeichen einer so intimen Verbindung fähig sind? Daher, daß beide Zeichen zwar in der Folge der Zeit wirken, aber das Maaß der Zeit, welches den Zeichen der einen und den Zeichen der andern widerspricht, nicht einerlei ist. Die einzelnen Töne in der Musik sind keine Zeichen, sie bedeuten nichts und drükken nichts aus; sondern ihre Zeichen sind die Folgen der Töne, welche Leidenschaft erregen und bedeuten können. Die willkührlichen Zeichen der Worte hingegen bedeuten für sich selbst etwas, und ein einziger Laut, als willkürliches Zeichen, kann so viel ausdrücken, als die Musik nicht anders, als in einer langen Folge von Tönen empfindlich machen kann. Hieraus entspringt die Regel, daß die Poesie, welche mit Musik verbunden werden soll, nicht von der gedrungenen Art sein muß; daß es bei ihr keine Schönheit ist, den besten Gedanken in so wenig als möglich Worte zu bringen, sondern daß sie vielmehr jedem Gedanken, durch die längsten geschmeidigsten Worte, so viel Ausdehnung geben muß, als die Musik braucht, etwas Aehnliches hervorbringen zu können. Man hat den Componisten vorgeworfen, daß ihnen die schlechteste Poesie die beste wäre, und sie dadurch lächerlich zu machen geglaubt, aber sie ist ihnen nicht deßwegen die liebste, weil sie schlecht ist, sondern weil die schlechte nicht gedrängt und gepreßt ist. Es ist aber darum nicht jede Poesie, welche nicht gedrängt und gepreßt ist, schlecht; sie kann vielmehr sehr gut sein, ob sie gleich freilich, als bloße Poesie betrachtet, nachdrücklicher und schöner sein könnte. Allein sie soll auch nicht als bloße Poesie betrachtet werden.

Daß eine Sprache vor der andern zur Musik geschickt sei, ist wohl unstreitig; nur will kein Volk das Wenigere auf seine Sprache kommen lassen. Die Unschicklichkeit beruht aber nicht bloß in der rauhen und harten Aussprache, sondern auch, zufolge der gemachten Anmerkung, in der Kürze der Wörter, und zwar dieses nicht allein, weil die kurzen Wörter auch meistentheils hart sind und sich schwer unter einander verbinden lassen, sondern auch schon deßwegen, weil sie kurz sind, weil sie zu wenig Zeit brauchen, als daß ihnen die Musik mit ihren Zeichen gleichen Schrittes folgen könnte.

Völlig kann keine Sprache von der Beschaffenheit sein, daß ihre Zeichen eben so viel Zeit erforderten, als die Zeichen der Musik, und ich glaube, dieses ist der natürliche Anlaß gewesen, ganze Passagen auf eine Silbe zu legen.

2) Nach dieser vollkommensten Vereinigung der Poesie und Musik folgt die Vereinigung willkührlicher auf einander folgender hörbarer Zeichen mit willkührlichen auf einander folgenden sichtbaren Zeichen, das ist die Verbindung der Musik mit der Tanzkunst, der Poesie mit der Tanzkunst, und der vereinigten Musik und Poesie mit der Tanzkunst.

Unter diesen drei Verbindungen, von welchen allen wir bei den Alten Exempel finden, ist wiederum die Verbindung der Musik mit der Tanzkunst die vollkommnere; denn obschon hörbare mit sichtbaren Zeichen verbunden werden, so fällt doch dafür hinwiederum der Unterschied des Zeitraums, den diese Zeichen nöthig haben, weg, welcher in der Verbindung der Poesie mit der Tanzkunst, oder der vereinigten Poesie und Musik mit der Tanzkunst bleibt.

3) **Wie es eine Verbindung willkührlicher**

*) Vielleicht ließe sich hieraus ein wesentliches Unterscheidungszeichen zwischen der französischen und italienischen Oper festsetzen.

In der französischen Oper ist die Poesie weniger die Hülfskunst; und es ist natürlich, daß die Musik derselben sonach nicht so brillant werden könne.

In der italienischen ist alles der Musik untergeordnet; dieses sieht man selbst aus der Einrichtung der Opern des Metastasio; aus der unnöthigen Häufung der Personen, z. E. in der Zenobia, welche noch weit verwickelter ist, als Crebillon's; aus der üblen Gewohnheit, jede Scene, auch die allerpassionirteste, mit einer Arie zu schließen. (Der Sänger will beim Abgehen für seine Cadence beklatscht sein.)

Man müßte in dieser Absicht die besten französischen Opern, als Atys und Armide, gegen die besten des Metastasio untersuchen.

auf einander folgender hörbarer Zeichen mit natürlichen auf einander folgenden hörbaren Zeichen giebt: sollte es nicht auch eine Verbindung willkührlicher auf einander folgender sichtbarer Zeichen mit natürlichen auf einander folgenden sichtbaren Zeichen geben? Ich glaube, dieses war die Pantomime der Alten, wenn wir sie außer ihrer Verbindung mit der Musik betrachten. Denn es ist gewiß, daß die Pantomime nicht aus bloß natürlichen Bewegungen und Stellungen bestand, sondern, daß sie auch willkührliche zu Hülfe nahm, deren Bedeutung von der Convention abhing *).

Dieses muß man annehmen, um die Vollkommenheit der alten Pantomime wahrscheinlich zu finden, zu welcher noch ihre Verbindung mit der Poesie vieles beitrug. Dieses aber war eine Verbindung von einer besondern Art, indem nicht Zeichen und Zeichen mit einander verbunden wurden, sondern bloß die Folge der einen nach der Folge der andern eingerichtet, bei der Ausführung diese letztere aber unterdrückt ward.

II. Dieses waren die vollkommenen Verbindungen; die unvollkommenen sind diejenigen, da willkührliche auf einander folgende Zeichen mit natürlichen neben einander geordneten Zeichen verbunden werden, deren vornehmste die Verbindung der Malerei mit der Poesie sein würde. Wegen des Unterschiedes, daß die Zeichen der einen im Raume, und die Zeichen der andern in der Zeit auf einander folgen, kann keine vollkommene Verbindung entstehen, woraus eine gemeinschaftliche Wirkung entspränge, sondern nur eine Verbindung, bei welcher die eine der andern untergeordnet ist.

Erstlich also die Verbindung, wo die Malerei der Dichtkunst untergeordnet ist. Hierher gehört der Gebrauch der Bänkelsänger, den Inhalt ihrer Lieder malen zu lassen und darauf zu weisen.

Die Verbindung, welche Caylus angiebt, ist mehr von der Art, wo die alte Pantomime mit der Poesie verbunden war. Diese ist, die Folge der Zeichen der einen durch die Folge der Zeichen der andern zu bestimmen.

---

Daß die Malerei sich natürlicher Zeichen bedient, muß ihr allerdings einen großen Vorzug vor der Poesie gewähren, welche sich nur willkührlicher Zeichen bedienen kann.

Indessen sind beide hierin auch nicht so weit aus einander, als es dem ersten Ansehn nach scheinen sollte, und die Poesie hat nicht nur wirklich auch natürliche Zeichen, sondern auch Mittel, ihre willkührlichen zu der Würde und Kraft der natürlichen zu erhöhen.

Anfangs ist es gewiß, daß die ersten Sprachen aus der Onomatopöie enstanden sind, und daß die ersten erfundenen Wörter gewisse Aehnlichkeiten mit den auszudrückenden Sachen gehabt haben. Dergleichen Wörter finden sich auch jetzt noch in allen Sprachen mehr oder weniger, je nachdem die Sprache selbst mehr oder weniger von ihrem ersten Ursprunge entfernt ist. Aus dem klugen Gebrauche dieser Wörter entsteht das, was man den musikalischen Ausdruck in der Poesie nennt, von welchem öfters und vielfältig Exempel angeführt werden.

So weit indeß die verschiedenen Sprachen größtentheils in ihren einzelnen Wörtern von einander abgehen, so viel Aehnliches haben sie noch in denjenigen Fällen, in welchen, allem Ansehn nach, die ersten Menschen die ersten Töne von sich hören ließen. Ich meine, bei dem Ausdrucke der Leidenschaften. Die kleinen Wörter, mit welchen wir unsere Verwunderung, unsere Freude, unsern Schmerz ausdrücken, mit einem Worte, die Interjectionen, sind in allen Sprachen ziemlich einerlei, und verdienen daher, als natürliche Zeichen betrachtet zu werden. Ein großer Reichthum an dergleichen Partikeln ist daher allerdings eine Vollkommenheit einer Sprache, und ob ich schon weiß, welchen Mißbrauch elende Köpfe davon machen können, so bin ich doch auch gar nicht mit der frostigen Anständigkeit zufrieden, welche sie beinahe gänzlich verbannen will. Man sehe, mit welcher Mannichfaltigkeit und Menge von Interjektionen Philoktet bei dem Sophokles seinen Schmerz ausdrückt. Ein Uebersetzer in neuere Sprachen muß sehr verlegen sein, was er dafür substituiren soll.

Die Poesie bedient sich ferner nicht bloß einzelner Wörter, sondern dieser Wörter in einer gewissen Folge. Wenn also auch schon nicht die Wörter natürliche Zeichen sind, so kann doch ihre Folge die Kraft eines natürlichen Zeichens haben. Wenn nämlich alle die Wörter vollkommen so auf einander folgen, als die Dinge selbst, welche sie ausdrücken. Dieses ist ein anderer poetischer Kunstgriff, der noch nie gehörig berührt worden und eine eigene Erläuterung durch Exempel verdient.

Das Bisherige erweist, daß es der Poesie nicht ganz und gar an natürlichen Zeichen mangelt. Sie hat aber auch ein Mittel, ihre willkührlichen Zeichen zu dem Werthe der natürlichen zu erheben, nämlich die Metapher. Da nämlich die Kraft der natürlichen Zeichen in ihrer Aehn-

---

*) Die einfache Kunst, welche sich willkührlicher auf einander folgender sichtbarer Zeichen bedient, wird die Sprache der Stummen sein.

lichkeit mit den Dingen besteht, so führt sie, anstatt dieser Aehnlichkeit, welche sie nicht hat, eine andere Aehnlichkeit ein, welche das bezeichnete Ding mit einem andern hat, dessen Begriff leichter und lebhafter erneuert werden kann.

Zu diesem Gebrauche der Metaphern gehören auch die Gleichnisse. Denn das Gleichniß ist im Grunde nichts, als eine ausgemalte Metapher, oder die Metapher nichts, als ein zusammengezogenes Gleichniß.

Die Unmöglichkeit, in der sich die Malerei befindet, sich dieses Mittels zu bedienen, giebt der Poesie einen großen Vorzug, indem sie sonach eine Art von Zeichen hat, welche die Kraft der natürlichen haben, nur daß sie diese Zeichen selbst hinwiederum durch willkührliche ausdrücken muß.

---

Nicht jeder Gebrauch der willkührlichen auf einander folgenden hörbaren Zeichen ist Poesie. Warum soll jeder Gebrauch natürlicher neben einander stehender sichtbarer Zeichen Malerei sein, in so fern Malerei für die Schwester der Poesie angenommen wird?

So gut es von jenen einen Gebrauch giebt, der nicht eigentlich auf die Täuschung geht, durch den man mehr zu belehren, als zu vergnügen, mehr sich verständlich zu machen, als mit sich fortzureißen sucht, das ist, so gut die Sprache ihre Poesie hat: so gut muß auch die Malerei dergleichen haben.

Es giebt also poetische und prosaische Maler.

Prosaische Maler sind diejenigen, welche die Dinge, die sie nachahmen wollen, nicht dem Wesen ihrer Zeichen anmessen.

1) Ihre Zeichen sind neben einander stehend; welche folglich Dinge, die auf einander folgen, damit vorstellen.
2) Ihre Zeichen sind natürlich; welche folglich sie mit willkührlichen vermischen, die Allegoristen.
3) Ihre Zeichen sind sichtbar; welche folglich nicht durch das Sichtbare das Sichtbare, sondern das Hörbare, oder Gegenstände anderer Sinne vorstellen wollen. Erläuterung: the enraged Musician von Hogarth.

---

Die Malerei, sagt man, bedient sich natürlicher Zeichen. Dieses ist, überhaupt zu reden, wahr. Nur muß man sich nicht vorstellen, daß sie sich gar keiner willkührlichen Zeichen bediene; wovon an einem andern Orte.

Und hiernächst lasse man sich belehren, daß selbst ihre natürlichen Zeichen, unter gewissen Umständen, es völlig zu sein aufhören können.

Ich meine nämlich so: Unter diesen natürlichen Zeichen sind die vornehmsten, Linien, und aus diesen zusammengesetzte Figuren. Nun ist es aber nicht genug, daß diese Linien unter sich eben das Verhältniß haben, welches sie in der Natur haben; eine jede derselben muß auch die nämliche und nicht bloß verjüngte Dimension haben, die sie in der Natur hat, oder in demjenigen Gesichtspunkte haben würde, aus welchem das Gemälde betrachtet werden soll.

Derjenige Maler also, welcher sich vollkommner natürlicher Zeichen bedienen will, muß in Lebensgröße oder wenigstens nicht merklich unter Lebensgröße malen. Derjenige, welcher zu weit unter diesem Maaße bleibt, der Verfertiger kleiner Cabinetstücke, der Miniaturmaler, kann zwar im Grunde ebenderselbe große Künstler sein; nur muß er nicht verlangen, daß seine Werke eben die Wahrheit haben, eben die Wirkung thun sollen, welche jene Werke haben und thun.

Eine menschliche Figur von einer Spanne, von einem Zolle, ist zwar das Bild eines Menschen; aber es ist doch schon gewissermaßen ein symbolisches Bild; ich bin mir der Zeichen dabei bewußter, als der bezeichneten Sache; ich muß die verjüngte Figur in meiner Einbildungskraft erst wieder zu ihrer wahren Größe erheben, und diese Verrichtung meiner Seele, sie mag noch so geschwind, noch so leicht sein, verhindert doch immer, daß die Intuition des Bezeichneten nicht zugleich mit der Intuition des Zeichens erfolgen kann.

Man dürfte vielleicht einwenden: die Dimensionen der sichtbaren Dinge, sofern sie gesehen werden, sind wandelbar; sie hängen von der Entfernung ab, und es giebt Entfernungen, in welchen eine menschliche Figur nur eine Spanne, einen Zoll groß zu sein scheint; welchem nach man auch nur anzunehmen braucht, daß diese verjüngte Figur aus dieser Entfernung genommen sei, um die Zeichen für vollkommen natürlich gelten zu lassen.

Allein ich antworte: in der Entfernung, in welcher eine menschliche Figur nur von der Größe einer Spanne, oder eines Zolles zu sein scheint, erscheint sie auch undeutlicher; das ist aber bei den verjüngten Figuren in dem Vorgrunde kleiner Gemälde nicht, und die Deutlichkeit ihrer Theile widerspricht der annehmlichen Entfernung, und erinnert uns zu lebhaft, daß die Figuren verjüngt und nicht entfernt sind.

Es ist hiernächst bekannt, wie viel die Größe der Dimensionen zu dem Erhabenen beiträgt, und dieses Erhabene verliert sich durch die Verjün-

gung in der Malerei gänzlich. Ihre größten Thürme, ihre schärfsten rauhesten Abstürze, ihre noch so überhangenden Felsen, werden auch nicht einen Schatten von dem Schrecken und dem Schwindel erregen, den sie in der Natur erregen, und den sie auch in der Poesie in einem ziemlichen Grade erregen können.

Welch ein Gemälde beim Shakespeare, wo Edgar den Gloster auf die äußerste Spitze des Hügels führt, von welcher er sich herabstürzen will *)!

Come on, sir! here's the place; — stand still! — How fearful
And dizzy 'tis, to cast one's eyes so low!
The Crows and Choughs, that wing the midway air,
Show scarce so gross as Beetles: half way down,
Hangs one that gathers samphire; dreadful trade!
Methinks, he seems no bigger, than his head:
The fishermen, that walk upon the beach,
Appear like mice; and yon' tall anchoring bark,
Diminish'd to her cock, her cock a buoy
Almost too small for sight. The murmuring surge,
That on the unnumber'd idle Pebbles chafes,
Cannot be heard so high; — I'll look no more;
Lest my brain turn, and the deficient sight
Topple down headlong.

Mit dieser Stelle des Shakespeare ist zu vergleichen die Stelle beim Milton B. VII, v. 210, wo der Sohn Gottes in das grundlose Chaos herabsieht. Diese Tiefe ist bei weitem die größere; gleichwohl thut die Beschreibung derselben keine Wirkung, weil sie uns durch nichts anschauend gemacht wird; welches bei dem Shakespeare so vortrefflich durch die allmälige Verkleinerung der Gegenstände geschieht.

---

## Sittenwerth **).

Von J. J. Engel.

Laster, die unbedeutenden Privatpersonen Schande machen, machen sie unfehlbar auch Fürsten. Große Regententugend kann allerdings den persönlichen Fehler so überglänzen, daß wir kaum ihn gewahr werden; aber doch würde das Licht von jener, ohne den Schatten von diesem, sicher in größerer Reinheit, in größerer Fülle strahlen.

Jener ruhmvolle Fürst, sagen wir, war ein trefflicher Feldherr, an dessen Märschen, Stellungen, Belagerungen, Schlachten, Rückzügen, noch jetzt alle Krieger lernen; warum befleckte er doch seinen Ruhm durch schändliche Wollust? Dieser Andere war ein musterhafter Staatswirth, der Handel, Ackerbau, Gewerbe, Kunstfleiß, mit bewunderungswürdiger Thätigkeit und Klugheit emporbrachte; warum entehrte er doch so viel Verdienst durch Zornwuth, durch barbarische Grausamkeiten? Hier ein Dritter war eifriger Beförderer der Wissenschaften, nach dessen Namen die Nation ihr goldenes Zeitalter benennt; warum verfiel er doch in eine Verschwendung, wovon man die traurigen, verderblichen Folgen noch jetzt empfindet?

Cimon, Scipio, Lucull, sind Namen, die im Tempel der Unsterblichkeit glänzen. Aber eben die Geschichte, die uns die Thaten dieser Helden erzählt, setzt hinzu: daß dem Einen seine Liebe zu dem Weine, dem Andern sein Hang zum Schlafe, dem Dritten seine verschwenderische Tafel zum Vorwurf gereicht hat.

Man urtheile: wenn schon solche, in Vergleichung nur kleine, Fehler den Ruhm großer Männer verdunkeln können; was wird erst volle Lasterhaftigkeit, volle Unsittlichkeit thun? Kein Verdienst um den Staat, wie vollwichtig es immer sei, gibt auf Seite der Ehre den Ausschlag gegen die Schande eines unedlen, eines boshaften Charakters. —

Und daß man doch ja, was man Verdienst um den Staat nennt, nicht mißverstehe, nicht einseitig blos das gestiftete Gute berechne, und das mitgestiftete Böse vergesse! Ein Regent hat den Staat erweitert, bereichert, furchtbar gemacht, hat ihn in die vortheilhaftesten Verhältnisse mit den umgebenden Mächten gesetzt: wahre große Verdienste! Er hat mit gleicher Thätigkeit auch im Innern gewirkt, hat Wissenschaften, Kunstfleiß, Handel, zu einer Höhe, wie noch keiner seiner Vorgänger, getrieben: äußerst ruhmvoll und edel! Aber warum sieht denn gleichwohl der Geschichtforscher von tieferm Blick eben in dieser glänzenden Regierung die Epoche des anhebenden Verfalls, des nachher so schrecklich gewordenen Verderbens? — Das unglückliche Beispiel des Fürsten hat seinem Hofe, der Hof dem Adel, der Adel den niedrigen Ständen zur Verachtung der Sitten den Ton angegeben; das Beispiel hat um so mächtiger und tiefer gewirkt, weil die wahrhaft großen Eigenschaften des Fürsten seine Fehler zu entschuldigen, sie nicht nur verzeihlich, sondern selbst liebenswürdig zu machen schienen. Man rechnete sich's zur Ehre, ihm ähnlich zu sein; und da man dieß in dem, worin er wirklich groß war, nicht konnte, so ward man's um so lieber in dem, worin er klein und verächtlich war, in seiner Zügellosigkeit, seiner Sittenverspottung.

Wie weit ein solcher Anfang gedeihen, bis zu welcher Höhe das einmal eingerissene Verderben anschwellen könne, das haben ältere und neuere Beispiele zu schrecklich gezeigt. — Glück-

---

*) King Lear. Act IV, Sc. 6.
**) Aus dessen: Fürstenspiegel. Berlin 1798.

lich ein Volk, wenn es aus dem Rausche, worin es dem Abgrunde zutaumelte, durch drohende Schicksale noch bei Zeiten geweckt wird; oder wenn unter den frühern Nachfolgern des Fürsten ein wahrhaft edler auftritt, der durch weise Gesetze wieder Ordnung, und wenn auch anfangs nur äußere Ordnung, erzwingt, bis durch stete kraftvolle Handhabung dieser Gesetze, und mehr noch durch das eigene ehrwürdige Beispiel des Fürsten, die Tugend ihre Rechte zurückerhält und in den Seelen wieder emporkömmt! Aber wehe dem Staat, wenn am Hofe und unter dem Volk die Ungebundenheit fortwirkt, bis erst alle Scham verschwunden, bis die innere heilige Sanction, die mehr als Strafen das Ansehen der Gesetze schützen müßte, in den Gemüthern dahin ist! Dann wird nur allzubald Pflicht und Tugend zum Spott, Gemeingeist und Vaterlandsliebe zur Thorheit werden; alle Bande, die das Ganze in sich und mit dem Throne verknüpften, werden sich lösen; das ehemals durch Tugend so genau, so innig vermischte Interesse Aller, wobei der Staat einer so vollen Gesundheit, eines so frohen Lebens genoß, wird sich zu schändlichem Eigennutze vereinzeln; der Staat wird seinem Untergange entgegenkränkeln, und wie lange auch dieses daure, wie lange auch die noch übrige Kraft, im harten Todeskampf, die endliche volle Auflösung verspäte: so wird doch diese gewiß, und wer kann sagen, unter wie schmerzhaften Kämpfen, mit wie gräßlichen Symptomen, erfolgen.

Wie? Und den ersten Urheber dieses Verderbens, dessen Laster so unendlich mehr einrissen, als seine Talente bauen konnten; ihn, der das Volk an den Anblick von Unsittlichkeit gewöhnte, und zu eigener Unsittlichkeit verleitete; ihn sollten wir als einen der Gründer, der Wohlthäter des Staats, als einen um sein Volk hochverdienten Fürsten verehren, sollten sein Bild im Tempel des Nachruhms aufstellen, und unter lauten Lobgesängen es mit den Lorber bekränzen? — Zwar ihm ganz seinen Lorber versagen, das werden wir weder wollen noch können; aber wir werden Cypressen in diesem Lorber flechten, werden trauren, daß so großen achtungswürdigen Talenten gerade das fehlen mußte, wodurch sie dem Vaterlande zum Segen geworden wären: die Tugend. —

Soll denn aber, kann man hier fragen, der Sittenlehrer ganz so strenge Forderungen an Fürsten, als an andere Menschen machen? Soll jenen das erhabene Vorrecht, außer der Gewalt der Gesetze zu sein, in gar keinem Stücke zu gute kommen? Freilich, einem **Cäsar Borgia**, einem **Carl dem Schlimmen** von Navarra, auch nur von ferne zu ähneln, würde den Fürsten schänden, und dem Volke Verderben bringen. Aber es gibt ja geringere Sünden, die man vielleicht mit Unrecht Laster nennt, da man sie nur Schwachheiten nennen sollte; Sünden, worein gerade die fühlendsten Herzen, die feinsten wohlwollendsten Charaktere, am liebsten verfallen. Schwachheiten dieser Art haben wir mehreren der besten, der gepriesensten Könige zu verzeihen; und warum sie nicht allen Fürsten als eine Erholung von ihren Arbeiten, als eine Zerstreuung und Gemüthsstärkung bei ihren oft drückenden Sorgen gönnen? Sind sie nur im Uebrigen weise, tugendhaft, edel; — ob sie nicht die treusten Gemahle, nicht die beständigsten Liebhaber sind: was für einen Flecken kann das auf ihre Ehre werfen, oder was für einen so großen Schaden der Nation thun?

Allerdings ist ein Unterschied zwischen Fehlern; allerdings ist der bloße, besonders feinere, Wollüstling in unendlich geringerm Grade verächtlich und hassenswerth, als der Blutsauger, der Tyrann, der Vergifter. Aber auch die kleinste Quelle kann in ihrem Laufe der Zuflüsse so viele aufnehmen, daß sie zum wilden verheerenden Strom wird; und der unbedeutendste Sittenfehler kann durch alle die, die sich nach und nach ihm zugesellen, in die gehässigsten, verderblichsten Laster führen. Wie, wenn die erste zarte Empfindung für Schönheit, für Reiz des Umgangs, für Geist und Witz, die den Prinzen von der gesetzlichen zu der ungesetzlichen Verbindung hinzog, wenn diese so unschuldig, selbst so liebenswürdig scheinende Empfindung ihm eine Gebieterin gäbe, der er für das zweideutige Opfer ihrer Ehre nichts glaubte abschlagen zu dürfen, und die es verstände, alle anfangs versteckten, aber nach und nach sich entwickelnden Laster ihrer eigenen Seele in die seinige hinüber zu pflanzen? Wie, wenn der Hang dieser Gebieterin zu Vergnügungen, zur Pracht, zur Ueppigkeit; wenn die glänzende Versorgung der unechten, vielleicht sehr zahlreichen Nachkommenschaft zu ungeheurer Verschwendung, zu gänzlicher Erschöpfung des Staatsvermögens führte, und dann, um auszudauren, nichts weiter übrig bliebe, als sich die ungerechtesten, grausamsten Erpressungen zu gestatten? Wie, wenn die lautesten Ansprüche des Verdienstes überhört, alle die Besten und Edelsten zurückgesetzt werden müßten, um Würden, Ehrenstellen, Reichthümer auf die Zweige des oft so dunkeln Hauses der Geliebten, auf jeden verächtlichen Günstling oder Schützling derselben zusammen zu häufen? Wie, wenn die Rachsucht der Stolzen, die leicht Verachtung sieht, weil sie Verachtung verdient, und deren Zorn, Schmeicheleien, Thränen die schwache Seele des Prin-

zen nicht zu widerstehen vermag, die würdigsten Männer des Staats zum Opfer forderte, und dann an die Stelle der Edlen Nichtswürdige träten, die zu jeder Bosheit, Ungerechtigkeit, Abscheulichkeit, so wie zur kriechendsten Schmeichelei, zur unbedingtesten Unterwerfung, zur freudigsten Erfüllung jedes nur halb geäußerten verderblichen Wunsches bereit wären? Hätte nicht da der anfangs nur schwache, in seiner Schwachheit liebenswürdige Fürst sich plötzlich in einen boshaften, tyrannischen, verabscheuungswerthen Unterdrücker verwandelt?

Daß man es doch niemals vergesse! alle Tugenden der Seele hangen an einem gemeinschaftlichen heiligen Bande, dessen leichtsinnige Trennung Gefahr bringt, daß sie sich alle zerstreuen werden. Man lös't den Endknoten der Schnur, und denkt, nur Eine Perle herabgleiten zu lassen; aber siehe! alle übrigen gleiten nach.

Und wenn nun Hof, Adel, Volk, von dem verführerischen Beispiele des Fürsten hingerissen, gleiche Grundsätze annimmt, gleich leicht über Heiligkeit der Ehen und Sträflichkeit zärtlicher Nebenverbindungen denkt; welche Masse allgemeinen Verderbens kann und wird aus den einzelnen Unordnungen nicht erwachsen! Oder sollt' es folgenlos bleiben, wenn das ehemals so zärtliche Band der Familie zerrissen, der Friede des Hauses gestört, eben dadurch das Haus verekelt, das Interesse nach außen verschleppt, von dem Vermögen verschleudert, an den Geschäften versäumt wird? — Ohne des andern unsäglichen Uebels zu erwähnen, wovon das größte die Nachbildung der Jugend nach dem älterlichen Muster ist; welchen Verfall der Sitten kann allein die Verschleuderung des Vermögens bewirken! Der Ruin selbst ist das geringere Uebel; das unendlich größere ist, daß man, um diesem Ruine auszuweichen, und die einmal angefangene Lebensart, sei es aus Geschmack oder aus Nothwendigkeit, fortzusetzen, sich endlich Dinge erlaubt, wovor man in einer bessern Lage, eben wie der Gesunde vor künstlichen Wunden, denen sich ein Kranker zuletzt unterwirft, zurückschaudern würde. Die heiligsten Pflichten scheinen dann nicht mehr heilig; der Leichtsinn, der das eine Verhältniß verletzt hat, fängt an, alle übrigen zu verletzen; Scham, Gewissenhaftigkeit, wahre Ehre verschwinden; Betrug, Eidbrüchigkeit, Veruntreuung werden gemein; die Schande, die ehemals an den Lastern selbst hing, hängt jetzt nur an dem Mangel der Feinheit, der List, womit man sie hätte verdecken sollen. Also bis dahin, bis zu einer so wilden Gesetzlosigkeit, konnte der kleine Anfang führen, daß man sich Freiheiten nahm, die für unschuldige Rückkehr zur Natur, für muthige Losreißung von abergläubischen Grillen, für edle Erhebung über altväterisches Vorurtheil galten! — Die Laster, wie die Tugenden, sind sich innig verwandt; jedes trägt den Samen der übrigen in sich: und wenn nur eins davon in dem Volke Wurzel faßt, so werden bald alle, wie ein unvertilgbares Unkraut, das ganze Land überdecken, und Raum und Saft allen edleren Pflanzen entziehen. Kaum wird dann noch hie und da eine Tugend, wie eine einzelne Blume, eine einzelne Kornähre, trauren.

Aber, sagt man vielleicht, muß denn der Fürst, was er sich selbst erlaubt, darum auch Andern gestatten! Ist er nicht Herr, um durch weise Gesetze die Unordnungen einzuschränken und dem Verderben zuvorzukommen? Hat er es nicht in seiner Macht, mit unerbittlicher Strenge über diese Gesetze zu halten? — Wie? Seine eigenen Handlungen soll er verdammen? Soll mit jedem Gesetze dem Volke ein Licht anzünden, woran es die Schande seines Fürsten erkenne? Soll mit seinen Untugenden allein stehen wollen, um ihren Anblick desto auffallender, desto empörender zu machen? — Laster hat immer gern Gesellschaft von Laster; es zieht sich vor der Tugend mit gleichem Widerwillen, wie die Häßlichkeit vor der Schönheit, zurück; es findet in Beispielen Entschuldigung, und fürchtet, durch Unduldsamkeit noch verhaßter, noch verabscheuter zu werden. — Und was für Kraft könnten denn auch Gesetze haben, die auf dem Throne selbst und rings um den Thron verlacht und verspottet werden? Nein, wenn Ordnung, Sittlichkeit, Tugend, in ihrer Würde bleiben oder darin zurücktreten sollen: so muß der Fürst selbst ein Edler sein, der zu jedem seiner Gesetze das Beispiel gebe; so muß das Laster nicht blos zittern sich ihm zu nähern, es muß auch erröthen; so muß das gezüchtigte Verbrechen nicht Grund finden, mit Unmuth entgegen zu reden oder zu knirschen: es muß sich gedrungen fühlen, sein eigenes Verdammungsurtheil zu billigen, und die Hand, die es schlägt, zu verehren.

---

## Ueber fehlgeschlagene Erwartungen *).

Von Ch. Garve.

Keine Beobachtung wird im menschlichen Leben so häufig und in dem Leben mancher Menschen so unaufhörlich gemacht, als daß Erwar-

*) Aus dessen: Sammlung einiger Abhandlungen N. A. Leipzig 1802.

tungen fehlschlagen; — und zwar die hoffnungsvollen sowohl, als die fürchterlichen. Wenige Güter sind, wenn wir sie erlangen, von so großem Werthe, — wenige Vergnügungen so ergötzend, als wir uns Beide einbildeten, da wir sie wünschten. Oder verringert auch die Gegenwart der Sache die günstige Vorstellung nicht, welche wir bei der Voraussetzung von ihr hatten, so vermischen sich doch vielleicht mit dem Genusse kleine Unannehmlichkeiten, auf die wir nicht rechneten, als wir sie zum Ziele unsers Bestrebens machten, — Unannehmlichkeiten, die, so geringfügig sie sein mögen, doch wegen ihrer Mannigfaltigkeit oder wegen ihrer Dauer im Stande sind, die frohe Empfindung in dem Besitze weit höherer Güter zu vernichten. Können nicht Fliegen und Mücken den schönsten Sommertag in der anmuthigsten Gegend verdrießlich und, wenn man nicht sehr viel Geduld hat, zuletzt unerträglich machen?

Am öftersten aber erlangen wir das, worauf wir rechneten, gar nicht. Der Lauf unsers Lebens im Großen, der Lauf der Begebenheiten jedes Tages im Kleinen geht, wie der Lauf der Ströme, nirgends gerade, nirgends ununterbrochen auf das Ziel los, welches wir zu erreichen suchen. Ehre, Reichthum oder Ruhe kömmt uns selten von der Seite oder in dem Zeitpunkte, wo wir Anwartschaft darauf hatten. Und eben so thun wir jeden Tag vergebliche Gänge; finden den Freund, in dessen Umgange wir uns aufzuheitern uns versprachen, nicht zu Hause; werden auf einer Spazierreise, durch die wir uns erholen wollten, von einem Ungewitter oder einer Kolik überfallen; und bringen von einem Freudenfeste, auf welches wir uns mehrere Tage hindurch geschickt gemacht hatten, nur die Erinnerung gehabter langen Weile und eine verdrießliche Laune zurück.

Aber eben so oft trügen uns unsere traurigen Ahnungen. Es ist schon eine Bemerkung des Horaz, daß wenige Menschen an der Krankheit sterben, die sie im Leben am meisten geängstigt hat. Unfälle, die unser ganzes Glück zu zerstören drohten, gehen oft ohne merklichen Schaden vorüber: andere werden sogar unerwartete Gelegenheiten zu einem größern Wohlstande. Personen oder Sachen werden uns geraubt, deren Verlust uns unüberstehlich scheint; und wir überstehen ihn nicht nur recht wohl, sondern wir genießen von diesem Zeitpunkte an einer bessern Gesundheit und eines größeren Frohsinns. Ich habe Eltern, zärtliche Eltern gekannt, die an einem Tage ihrer schon halb erwachsenen Kinder beraubt wurden, und sich und Andern die unglücklichsten aller Sterblichen schienen; und die doch in der Folge so ruhige und heitere Tage erlebten, als vielleicht die mit der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit unzertrennlichen Sorgen ihnen nicht würden vergönnt haben. Was bei solchen Vorfällen im Großen geschieht, sehen wir im alltäglichen Leben im Kleinen. In einer Gesellschaft, in welche wir aus Furcht schrecklicher langen Weile mißmuthig gingen, werden wir recht wohl unterhalten. Wir treten eine Lustreise mit dem ungünstigsten Anscheine des Himmels an, und genießen auf derselben des angenehmsten Wetters. Wir fürchten einen Streit, einen verdrießlichen Auftritt mit unsern Hausgenossen, den Verweis eines Höhern: und werden mit einer leichten und selbst angenehmen Entwickelung der Sache überrascht.

Woher kömmt denn nun diese so oft wiederholte Täuschung menschlicher Voraussehungen? Giebt es irgend eine Gottheit, die der menschlichen Klugheit spotten will, und sich über die Verlegenheit belustigt, in welche wir durch die unerwarteten Wendungen unserer Schicksale gerathen? Liegt es an uns, daß wir die Dinge zu schlecht beobachten, und daher falsch beurtheilen: oder liegt es an den Dingen, daß sie zu unordentlich durch einander laufen, als daß wir irgend eine zuverlässige Regel aus ihrer Beobachtung ziehen könnten?

Ohne Zweifel findet Beides unter gewissen Einschränkungen Statt.

Es ist richtig, daß in Absicht dieses Fehlschlagens der Erwartungen ein großer Unterschied zwischen Menschen und Menschen ist. Wir werden einige unaufhörlich darüber klagen hören, indeß sich andere ihres Glücks und des Gelingens ihrer Anschläge rühmen. Mögen die Einen vielleicht aus Verdruß oder Zaghaftigkeit die Vorstellungen ihres Unglücks übertreiben; mögen die Andern aus Eitelkeit ihr Glück vergrößern: immer wird doch der unbefangene Richter zugestehen, daß in den Schicksalen einiger Menschen eine gewisse Uebereinstimmung zwischen ihren Erwartungen und den Erfolgen herrscht, in den Schicksalen Anderer ein immerwährender Widerspruch der Begebenheiten mit den Voraussehungen vorkömmt. Der Mensch, welchem dieses Letztere widerfährt, und der sich selbst keine Schuld beimessen will, nennt die Sache Unglück. Und oft bleibt allerdings etwas Unerklärliches in dieser Gleichförmigkeit der die Erwartungen täuschenden Vorfälle, — Etwas, das vielleicht nur von der Regierung einer höhern Hand abgeleitet, oder durch den Zusammenhang des ganzen Weltalls erklärt werden kann. Aber gewiß läßt sich auch die Ursache jenes Unterschieds sehr oft entdecken, wenn man auf den Geist und den Charakter der Personen Achtung giebt, unter welchen er Statt findet.

1. Die Personen, deren Voraussehungen am öftersten eintreffen, sind die, welche am besten beobachten. Alle Voraussehung ist ein Schluß von dem Gegenwärtigen auf das Künftige. Wer die Ursachen nicht kennt, kann von den Wirkungen nicht urtheilen. Je genauer also ein Mensch in den Sachen, wobei er auf die Zukunft gewisse Rechnungen zu machen, oder für dieselbe Entschlüsse zu fassen hat, alle kleinen, ihm jetzt vor Augen liegende Umstände bemerkt: desto richtiger wird er bestimmen können, was darauf erfolgen werde. Diese Beobachtungen oder diese Schlüsse geschehen nicht immer mit vollem Bewußtsein, und so, daß man Andern davon in den Augenblicken Rechenschaft geben könnte: und eben deßwegen sehen ihre Resultate einer Art von Eingebung ähnlich. Hierin liegt der sogenannte Takt, der zur Ausführung weitaussehender oder keinen Aufschub leidender Unternehmungen nöthig ist, von denen die Erstern durch die Größe ihres Umfangs, die Andern durch die Kürze der Zeit ausführliche Untersuchungen unmöglich machen.

Bei einigen Menschen ist es der erste Blick, der ihnen die Sachen in dem richtigsten Lichte zeigt. Viele würden lange nicht so oft ihres Endzwecks verfehlen, wenn sie bei dem Entschlusse blieben, zu welchem sie sogleich, als ihnen die Angelegenheit vorgelegt wurde, durch eine Art von Instinkt geneigt waren. Zu dieser Verfolgung seines ersten Gedankens gehört beim Menschen Festigkeit, Muth und Selbstvertrauen. Man bemerkt auch, daß Personen, welchen diese Eigenschaften fehlen, sich öfters als andere von gleichen Geistesfähigkeiten in ihren Erwartungen betrogen finden. Die Ursache kann schwerlich eine andere sein, als weil sie, zu wankelmüthig, den Eingebungen ihres noch ungeschwächten Geistes zu folgen, und durch die endlosen Ueberlegungen, zu welchen ihre Unentschlossenheit sie veranlaßt, ermüdet, zuletzt entweder die Gegenstände unrichtiger als anfangs beurtheilen, oder, wenn sie gar kein Uebergewicht der Gründe auf irgend einer Seite entdecken können, die Entscheidung dem Zufalle überlassen.

Andere aber sind dazu gemacht, die Sachen auszugrübeln, und gelangen durch anhaltendes Nachdenken und eine ausführliche Entwickelung ihrer Ideen wirklich dazu, richtig und mit Zuverlässigkeit zu durchschauen, was ihnen bei der ersten Ansicht dunkel oder zweifelhaft war. Ob ein Mensch zu der einen oder zu der andern dieser beiden Classen gehöre, kann er am besten aus dem Erfolge seiner Ueberlegungen abnehmen. Wenn bei ihm durch die weitläuftige Berathschlagung, durch die langsame Abwägung der beiderseitigen Gründe eine positive Entscheidung hervorgebracht wird, bei der er sich völlig beruhigt, und von der er, trotz aller neuen Einfälle, die er selbst hat, oder der Rathschläge, die ihm Andere geben, bei der Ausführung nicht mehr abgeht: so ist dieser Weg für ihn wahrscheinlich der rechte. Eine Meditation, auf die eine standhafte Ueberzeugung folgt, hat die Vermuthung für sich, daß sie mit Auffindung der Wahrheit geendigt habe. Wen aber seine Ueberlegungen, so tief sie in die Sache hineinzugehen, und so sehr sie seine theoretische Kenntniß derselben zu erweitern scheinen, doch nicht fest und entschlossen machen; wer die praktischen Resultate seines angestrengten Nachdenkens doch nicht gegen das Ansehn fremder Meinungen oder gegen die Veränderlichkeit seiner eignen Gemüthsstimmung aufrecht zu erhalten weiß: der wird wahrscheinlich besser dabei fahren, wenn er seinem ersten Gedanken folgt, als wenn er sich zu ausführlich mit sich selbst berathschlagt. Die Gefahr zu irren, insofern sie aus Unwissenheit oder aus Schwäche der Denkkraft entsteht, ist in beiden Fällen gleich; aber die, welche aus der Verwirrung der Begriffe entsteht, ist dem zweiten Falle eigenthümlich. So verblinden Manche, wenn sie einen Gegenstand zu lange mit unverwandten Augen ansehen.

2. Eine Ursache, welche viel fehlgeschlagene Erwartungen veranlaßt, ist, daß die Menschen überhaupt zu große haben; und diejenigen werden ohne Zweifel am öftersten betrogen, die vom Zufalle oder von andern Menschen zu viel erwarten. Das geschieht aus Eigendünkel, aus Begehrlichkeit, aus Trägheit.

Die Eigenliebe, so wie sie den Menschen verführt, von seiner Person und seinen persönlichen Eigenschaften zu groß zu denken, so giebt sie ihm auch zu hohe Ideen von den Belohnungen, die er verdient, und hiermit zugleich zu schmeichelhafte Hoffnungen von dem Glücke, das ihm bevorsteht. Denn man stellt sich leicht angenehme und glückliche Erfolge, so außerordentlich sie sein mögen, als wahrscheinlich vor, wenn man glaubt, daß man werth sei, dergleichen zu erfahren. Der, welcher sich einbildet, seiner Thaten oder seiner Schriften wegen Ruhm zu verdienen, mag für jetzt immerhin noch unbekannt oder selbst verachtet sein; im Grunde seines Herzens lebt doch die Hoffnung, daß seine Verdienste künftig ein Mal in dem gehörigen Lichte erscheinen und von der Welt werden anerkannt werden. Der, welcher sich selbst für liebenswürdig hält, sieht einer vortheilhaften und ehrenvollen Heirath bis ins eintretende Alter entgegen. Und so ist mit jeder Einbildung von einem gewissen Verdienste die geheime Hoffnung verbunden, daß es noch ein Mal den ihm angemessenen Lohn erhalten werde. Diese Empfindung, welche tief in der

menschlichen Natur eingewurzelt ist, mag vielleicht die Ahnung einer Wahrheit sein. Dem bessern Menschen steht vielleicht zu der einen oder der andern Zeit ein besseres Schicksal bevor, und wenigstens ist es unsrer vernünftigen Natur gemäß, Glückseligkeit mit Tugend in unsern Vorstellungen zu verknüpfen. Nichtsdestoweniger ist es gewiß, daß, wenn der Mensch diese seine Verdienste zu hoch berechnet, und wenn er bestimmte Belohnungen in diesem Leben erwartet, er eben deßwegen öfter als Andere in seinen Erwartungen getäuscht wird.

Bei Andern entsteht diese zuversichtliche Hoffnung glücklicher Begebenheiten aus der Stärke der Begierde selbst, die sie nach dem gehofften Gegenstande haben. Die meisten Leidenschaften haben den Zauber, daß sie uns die Schwierigkeiten verbergen, die ihrer Befriedigung im Wege stehen. Wenn sie bis zu einem ungewöhnlichen Grade der Heftigkeit steigen, so können sie sogar den Menschen in denjenigen Zustand des Wahnsinns versetzen, in welchem er, trotz des Zeugnisses seiner Sinne und seiner Vernunft, das Gut, dessen Wunsch seine ganze Seele erfüllt, wirklich schon zu besitzen glaubt. Dieser Uebergang vom heftigen Begehren zur Ueberredung von dem Besitze der Sache hat die Tollhäuser mit so viel Unglücklichen angefüllt, die sich für Könige und Fürsten, oder die sich für begünstigte Liebhaber irgend einer schönen oder vornehmen Dame halten. Aber auch bei jenen niedern Graden der Leidenschaft, bei welchen die gesunde Vernunft noch Meister über die Einbildungen bleibt, wird durch die Lebhaftigkeit, welche der Vorstellung eines heftig gewünschten Gegenstandes eigen ist, auch die Hoffnung ihn zu erhalten erregt. Je mehr also ein Mensch Leidenschaften, und je heftigere er hat, desto mehr und desto gewissere Erwartungen hat er; und desto öftern und schmerzlichern Täuschungen ist er also ausgesetzt. Je größre Dinge er begehrt, desto seltnere Zufälle gehören dazu, sie ihm zu verschaffen, und die Unwahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs wächst mit dem Ausschweifen der Wünsche.

Oft vereinigt sich Beides: Stolz und ungezähmte Begierde. Das geschieht bei denen, die sich ihres Glückes selbst als eines Verdienstes rühmen und wie Cäsar glauben, daß die zerbrechlichste Barke im Sturme sich erhalten müsse, wenn sie derselben ihre Personen und ihre Entwürfe anvertrauen. Diese Einbildung, so sehr sie an sich Irrthum ist, kann wirklich großen Männern in außerordentlichen Fällen nützlich sein, besonders um die, welche unter ihrer Anführung an dem Unternehmen Theil haben, beherzt zu machen. Aber wenn sie bei gewöhnlichen Menschen und in den Angelegenheiten des Privatlebens herrschende Meinung wird, so ist sie die fruchtbare Quelle verunglückter Wagstücke.

Fast jeder Mensch traut, besonders wenn er in die entfernte Zukunft hinaus denkt, seinem Glücke mehr zu, als er billig sollte. Zwar für den gegenwärtigen Tag sind die meisten ängstlich und furchtsam genug; aber in einem dunkeln Winkel ihrer Seele liegt der Gedanke verborgen, daß in künftigen Jahren sich günstige Vorfälle ereignen werden. Daher sind sie so karg mit ihren Diensten oder mit ihrem Gelde, wenn sie heute jene zu leisten, dieses zu geben aufgefordert werden, und hingegen so freigebig mit Versprechungen, die sie erst nach langer Zeit zu erfüllen haben. Es ist nicht immer die Absicht zu täuschen, was sie zu diesem Letztern so bereitwillig macht. Nein, sie trauen der Zukunft zu viel Gutes zu: sie glauben ehrlicherweise, daß bis zu dem bestimmten Zeitpunkte die Umstände zu ihrem Vortheile sich abändern, ihre Hilfsquellen sich vermehren und die Erfüllung ihrer Zusagen erleichtern werden.

Diese gemeine Schwachheit der Menschen wächst bei Einigen zu einer schändlichen Thorheit auf. Der äußerste Grund davon zeigt sich bei gewissen halb Blödsinnigen, die, mitten im Elende, von einem großen Glücke reden, das ihnen nach ihrer Meinung bevorstehen soll. Aber auch ohne sich durch völlig ungereimte Erwartungen unmöglicher Ereignisse zu täuschen, sind die, welche ihrem Glücke und der Gunst des Zufalls zu sehr vertrauen, immer in Gefahr, ein Spiel desselben zu werden, und sich am Ende eine desto bittrere Zukunft zu bereiten, je übertriebener die Hoffnungen waren, welche sie sich bei der Aussicht auf dieselbe machten.

Dieses Fehlschlagen überspannter Erwartungen ist

3. den trägen und sinnlichen Menschen eigen, die, je weniger sie selbst zu Erreichung ihrer Endzwecke zu thun Lust haben, desto mehr vom Zufalle und von andern Menschen fordern. Wer nicht mehr begehrt, nicht mehr hofft, als was ihm sein Fleiß, der Grad von Nutzbarkeit, den er in der menschlichen Gesellschaft hat, die Wichtigkeit der Dienste, die er dem gemeinen Wesen oder einzelnen Personen leistet, geradezu und unmittelbar verschaffen können, der wird gemeiniglich, wenigstens in den Hauptsachen, erhalten, was er hofft. Wer aber glaubt, daß durch zufällige Umstände, die er nicht veranstaltet hat, sich seine Belohnungen über das gewöhnliche Maaß vergrößern werden; wer sein Schiff auf dem Strome des Lebens nicht bloß fortrudern will, sondern einen besonders günstigen Wind, der in seine Segel stoßen soll, erwartet: der

wird immer Ursache haben, über sein Unglück und fehlschlagende Hoffnungen zu trauern.

Alles Gute, sagt ein uralter griechischer Dichter, haben die Götter den Menschen zu Kauf gegeben, und Arbeit ist der Preis, den sie dafür fordern. Wer also diese Güter, die er sich verdienen soll, geschenkt haben will; oder wer für das, was er bezahlt, mehr Waare verlangt, als der Marktpreis mit sich bringt: der wird mit dem Handel und der Welt sehr unzufrieden sein.

Indessen ist nicht zu leugnen, daß, wenn in irgend einem Umstande des menschlichen Lebens das, was man Glück nennt, — die einen Menschen vor dem andern auszeichnende Gleichförmigkeit günstiger oder widriger Zufälle, — sich deutlich zu zeigen scheint, es in diesem Umstande ist, daß die Vermuthungen des einen Menschen bei gleicher Klugheit und gleich reifer Ueberlegung öfter mit den Erfolgen zusammentreffen als die des andern. Daraus entsteht, daß die Veranstaltungen des einen immer passender sind und daher ihre beabsichtigte Wirkung thun, indeß der andere bald seine gemachten Vorkehrungen unnöthig, bald die nothwendigen von sich versäumt findet, immer aber seine frühern Handlungen mit den spätern Ereignissen im Widerspruche sieht, wodurch jene zwecklos und oft ihm nachtheilig werden. Bei gewissen Menschen stimmt, wie es scheint, die Causalität der Natur mit dem Prinzipe der Freiheit, der Lauf der Dinge mit den Begriffen ihres Verstandes und den Entschlüssen ihres Willens, die Wirksamkeit der unbekannten Ursachen des Weltalls mit ihrer eignen eingeschränkten aber vernünftigen Thätigkeit besser als bei andern zusammen. Sie sind, — um mich des Ausdrucks einer veralteten Thorheit zu bedienen, — mit der Welt, in der sie leben, in vollkommenem Rapport. Die Regelmäßigkeit, mit welcher der Zufall seine Würfe den Erwartungen des einen Menschen standhaft zuwider, den Erwartungen des andern gleichförmig gemäß thut, ist schon von uralten Zeiten her bemerkt worden. Man hat sie, wie alle wunderbaren Erscheinungen, durch erdichtete Erzählungen vergrößert, um sie noch wunderbarer zu machen; und weil in der ganzen Natur nichts vollkommen regelmäßig ist als der Lauf der Gestirne, diese zu ihrer Erklärung zu Hilfe gerufen. Der vernünftige Gottesverehrer, welcher sich über die Dinge, deren Ursachen er nicht ergründen kann, wenn sie ihm doch zu wichtig sind, um stillschweigend bei Seite gelegt zu werden, durch ihre möglichen Absichten zu beruhigen sucht, kann sich sehr wohl vorstellen, daß es zu der Erziehung mancher Menschen gehöre, sie mehr Fehltritte in der Welt thun und mehr Fehlschlüsse machen zu lassen als andere.

Zum Theil wirkt auch das Glück rückwärts auf den Menschen, ihm diejenigen Eigenschaften zu geben, welche zum Glücke führen. Personen, in deren Leben die Dinge sich oft so ereignet haben, wie sie sich dieselben zuvor eingebildet hatten, werden muthiger und daher zu Geschäften geschickter. Die Dreistigkeit, welche sie erhalten, ist eine nützliche Eigenschaft, nicht nur bei Ausführung, sondern auch bei der Beurtheilung der Sachen. Wer in seine Einsichten wegen des öftern Fehlschlagens seiner Erwartungen ein großes Mißtrauen zu setzen anfängt, ist, wenn er zu einer neuen Unternehmung geht, wie ein schüchterner Mensch, wenn er in eine große und fremde Gesellschaft tritt. In der Verlegenheit, in welcher er sich vom ersten Augenblick an befindet, hört und sieht er nichts mehr genau, und seine eigenen Talente stehn ihm nicht mehr zu Gebote. Er wird unfähiger, und hat also auch falschere oder zweideutigere Ahnungen als bei einem ruhigen Zustande des Gemüths sich von dem Maaße seiner Einsichten erwarten ließe.

Dagegen wird der Mensch, welcher sich im entgegengesetzten Falle befindet, leicht stolz, übereilt und verwegen. Vornehmlich aber lernt er sich selbst weniger kennen, und wird in die äußern Dinge immer stärker angefesselt.

Ohne Zweifel schmerzt nichts so sehr, als oft fehlschlagende Erwartungen; aber gewiß wird auch durch nichts ein zum Nachdenken fähiger Geist so lebhaft als durch sie erweckt, die Natur der Dinge oder seine eigne Handlungsweise, — die Gesetze, wonach die natürlichen und moralischen Ursachen in der Welt wirken, oder die Methoden, nach welchen er selbst zu urtheilen und zu schließen pflegt, — zu erforschen, es sei, um die Quelle seiner irrigen Voraussehungen zu entdecken und, wo möglich, künftig richtiger zu ahnen; es sei, um sich zu beruhigen, und sein Gemüth an einen schlechten Erfolg gut gemeinter und gut überlegter Anschläge zum voraus zu gewöhnen.

So ungleich aber sich auch das Schicksal oder die Urtheilskraft der Menschen in der glücklichern Ahnung oder der weisen Berechnung der Zukunft zeigen mag, so ist es doch das allgemeine Loos der Menschheit, oft und vielfältig in ihren Ansichten betrogen zu werden.

Die Welt nämlich ist nicht allein für uns gemacht. Unsere Wünsche hingegen, unsere Entwürfe und unsere Erwartungen gehen bloß von uns selbst aus, und vereinigen sich wieder in uns. Jedes Ding in dem großen Universum hat seine eigne Natur, seine eigne Laufbahn, so zu sagen, — sein von den Absichten anderer Dinge unabhängiges Ziel. Alle diese Wirkungen durchkreuzen sich, — vereinigen sich das

eine Mal, und zerstören sich zu andern Zeiten: — zwar Alles nach einem Plane (so glaubt und hofft es der Gottesverehrer), aber doch nach einem Plane, den wir nicht übersehen können. Nur so viel wissen wir, daß bei diesem Streite aller Elemente und aller thätigen Kräfte gegen einander doch die Fortdauer des Ganzen, die Erhaltung der Gattungen und selbst das Wohlsein eines großen Theils der Individuen bestehen kann. Was habe ich aber Ursache mich zu wundern, daß bei diesem so unendlich mannichfaltigen Streben unzähliger körperlichen und geistigen Kräfte, wovon jede, von mir unabhängig, nach ihren eignen Gesetzen fortwirkt, meine eignen kleinen Bestrebungen oft gleichsam ausgedrängt, und meine Erwartungen, die sich nur auf die Kenntniß einiger wenigen mir nahen Ursachen gründen, betrogen werden?

Das äußere Wohl des Menschen ist in einem so verwickelten System allerdings sehr unsicher; aber seine innere Vollkommenheit kann dabei bestehen. Ja man kann annehmen, daß eben dieser uns unübersehliche Kampf aller Naturkräfte unter sich und mit unsern Bemühungen, und die daraus entstehende Unsicherheit unserer Hoffnungen und unserer Entwürfe die Welt zu dem Uebungsplatze machen, der sie in den Augen des Weisen ist.

Denn was wird der vernünftige Mann, wenn er so oft in seinen festgegründeten Erwartungen betrogen worden ist, und seine nach reifster Ueberlegung angefangenen Unternehmungen hat mißlingen sehen, — was wird er thun? Seine Hände in den Schooß legen und abwarten, was über ihn kommen werde? — Das ist überhaupt dem Menschen nicht möglich; und der vernünftige Mann wird es auch nie wollen. — Oder sich dem Unmuthe und der Niedergeschlagenheit preis geben? — Dadurch würde er, mit besserm Erfolge an seinem Glücke zu arbeiten, noch unvermögender, und in der Beurtheilung der Zukunft und ihrer Wahrscheinlichkeiten noch kurzsichtiger werden. — Was bleibt ihm also übrig? Er muß von den äußern Dingen unabhängig werden lernen, ohne doch etwas von seiner, sich auf diese äußern Dinge beziehenden, Thätigkeit nachzulassen. In den Handlungen selbst, die er thut, in dem Fleiße, den er auf seine Geschäfte verwendet, in den guten Gesinnungen, die er dabei in sich belebt, in der Ueberlegung und dem Nachdenken, welche er anzustellen, — und in der Tugend und Stärke des Geistes, welche er zu beweisen Gelegenheit hat, muß er einen Endzweck zu finden wissen, dessen Erreichung ihm gewiß ist, und der ihn schadlos hält, wenn er den andern Endzweck, den seine Handlungen in gewissen äußern Erfolgen haben, verfehlen sollte. Auf diese Art ist es möglich, die beiden, sonst unverträglich scheinenden Sachen zu vereinigen: so munter und dreist an jedes Geschäft zu gehen, als wenn man einem glücklichen Ausgange sicher entgegen sähe, und doch sich auf einen ungünstigen zum voraus gefaßt zu machen.

Dieser weise Mann wird theils überhaupt seine Erwartungen herabstimmen, theils wird er bei seinen Entwürfen die Möglichkeit des Irrthums mit in Rechnung bringen, und die zum Stolz verleitende Freude, die, bei sicherer Hoffnung einer glücklichen Ausführung, nur zu leicht im Gemüthe Platz gewinnt, mäßigen. Durch Beides werden sein Verstand und sein moralischer Charakter gewinnen.

Es ist unausbleiblich, daß, so lange sich der Mensch als ein einzelnes, von allen übrigen getrenntes Wesen betrachtet, und in seinen Ideen eben so egoistisch auf sich selbst eingeschränkt ist, als in seinen Gefühlen und Wünschen, er sich leicht Alles zu fordern, Alles zu erwarten berechtiget glaubt, was zu einem glücklichen Leben nach seiner Meinung gehört. In den Augenblicken, wo solche Gesinnungen herrschend werden, würde der Mensch nicht ungern die ganze Welt aufgeopfert sehn, um nur eine seiner Lieblingsneigungen zu befriedigen. Nur erst, wenn er den Zusammenhang, in welchem er mit unzähligen, zu gleichem Wohlsein berechtigten Geschöpfen steht, — und die Unmöglichkeit einsieht, daß diese Alle, in Allem, was sie begehren, zugleich befriedigt werden können, lernt er seine Wünsche einschränken. Von diesem Zusammenhange, — von dieser Unmöglichkeit aber wird er durch theoretische Beweise bei weitem nicht kräftig genug überzeugt. Er muß Beides erfahren, wenn er dadurch zu einer veränderten Denkungsart gebracht werden soll. — Und wie kann er diese Erfahrungen anders machen, als wenn ihm oft in seinen Entwürfen entgegengearbeitet wird, als wenn er seine zuweit getriebenen Ansprüche und Hoffnungen unter den Ansprüchen und Bestrebungen anderer Menschen erliegen sieht, und bald durch den Einfluß des Himmels und der Elemente, bald durch den der Meinungen und der gesellschaftlichen Einrichtungen, seines sicher erwarteten Glücks verlustig geht. Anfangs schreibt er dies vielleicht bloß einem Mangel der Einsicht von seiner Seite, oder einer Ungerechtigkeit von Seiten anderer Menschen zu, und hofft immer noch, jene zu verbessern und gegen diesen Schutz zu finden. Am Ende erkennt er es für ein Gesetz der Natur, daß immer ein Ding das andere, ein Mensch den andern einschränken soll; daß, indem jede einzelne Kraft so weit um sich zu greifen und ihren Wirkungskreis so sehr zu erweitern

sucht, als sie kann, alle in einer gewissen Sphäre erhalten werden. So sucht er denn endlich seine Wünsche schon zum voraus so einzuschränken, wie die Natur der Dinge die Wirksamkeit seiner Kraft eingeschränkt hat. Er begehrt, durch Zeit und Erfahrungen gereift, nicht mehr einen so großen Antheil an den Gütern der Erde, als er im ersten Aufbrausen jugendlichen Stolzes und jugendlicher Lüsternheit in Anspruch nahm, weil er gewahr wird, daß er ihm, ohne die Harmonie des Ganzen zu stören, nicht zu Theil werden könne.

Glücklich ist der Mann, welcher es versteht, bis an das Ende seines Lebens, sich in seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften, in den Arbeiten seines Verstandes und in denen seiner Hände, immer so zu beeifern, als wenn er die höchsten Belohnungen von Ruhm und Glück für ihre gute Ausführung hoffte, und doch mit der Achtung weniger Freunde, und einem mäßigen Einkommen so zufrieden zu sein, als wenn er sich keiner Talente und keiner Anstrengungen bewußt wäre. So vergnügt sich unter allen Spielern keiner besser, als der, welcher während des Spiels die größte Aufmerksamkeit anwendet, um gut zu spielen, und am Ende desselben mit dem kleinsten Gewinn fröhlich nach Hause geht.

## Gott und der Mensch*).

Von F. H. Jacobi.

Der Mensch hat nur diese Wahl: entweder Alles aus einem oder Alles aus nichts herzuleiten. Dem nichts ziehen wir das eine vor und geben ihm den Namen Gott, weil dies eine nothwendig einer sein muß, oder es wäre unter einem andern Namen wieder nur dasselbe ein allgemeines nichts; jenes wesentlich unbestimmte und doch allbestimmende; jenes Unding des Unendlichen des Platon, lauter anderes und anderes, alles und nicht eines, ein offenbar unmögliches, ein noch weniger als nichts. Einer also ist das eine; und dieser eine war und mußte sein vor allem anderen und anderen; ein eines ohne anderes: die Vollkommenheit des Seins, die Vollkommenheit des Wahren. Des Menschen Erkenntniß ist auf Unvollkommenheit gegründet, wie sein Dasein. Daher in ihr jenes weisen immer nur von einem auf ein anderes ohne Ende. In Gleichnissen allein siehet und erkennet der Mensch. Das unvergleichbare siehet und erkennet er nicht: sich selbst nicht den eignen Geist; und so auch Gott nicht den Allerhöchsten. Ein unvergleichbares, ein eines für sich und ohne anderes ist der Mensch sich selbst durch seinen Geist den eigenthümlichen, durch welchen er der ist, der er ist, dieser eine und kein anderer. Als diesen einen, der allein ist dieser eine und derselbe bleibt unter allen möglichen Veränderungen, findet er sich nicht erst hintennach durch Selbstvergleichung, ein Wesen des Begriffes, das ist der bloßen Einbildung; denn worin geschähe die Vergleichung und Einbildung? worin würde das selbst dem selbste gleich? und was wäre das noch nicht gleichgesetzte selbst, das selbst noch ohne eignes sein und bleiben, das durch gleich-ungleich- und zusammensetzen, durch verknüpfen erst zu einem selbste mit eigenem sein und bleiben, mit Selbstsein würde? Was endlich verübte alles dieses? — Er findet sich als dieses Wesen durch ein unmittelbares, von Erinnerung vergangener Zustände unabhängiges Wesenheitsgefühl, nicht durch Erkenntniß; er weiß, er ist dieser eine Eine und derselbe, der kein anderer ist noch werden kann, weil unmittelbare Geistesgewißheit von dem Geiste, von der Selbstheit, von der Substantivität unzertrennlich ist.

Der in sich selbst gewisse Geist des Menschen bedarf aber zu seinem Selbstlaute der Mitlaute Natur und Gott, um sein Dasein auszusprechen, oder richtiger: er ist kein reiner Selbstlaut. Weil er sich selbst nicht aussprechen kann, ohne Gott und Natur mit auszusprechen, und zwar so, daß diese vortönen: so weiß er, daß er der alleinige nicht ist, wenigstens mit derselben Gewißheit, womit er weiß, daß er ist; bezeugt das von ihm unabhängige Dasein anderer ihm ähnlicher und unähnlicher Wesen außer, neben und vor ihm, mit derselben Kraft, womit er das eigne Dasein sich bezeuget. Er fühlet, erfährt ursprünglich und kann es auch erkennen, daß seine Selbstständigkeit wie seine Abhängigkeit eingeschränkt ist; daß er eben so nothwendig einer nur sein kann unter anderen, unmöglich ein erster und einziger; als er, um zu sein, einer unter anderen nothwendig sein muß, einer und kein anderer; ein selbstständiges, ein wirkliches, ein persönliches Wesen. Gott allein ist der eine, der nur einer ist, der alleinige; er ist das eine ohne anderes im ausnehmenden, im höchsten Sinne; in keinem Sinne einer nur unter anderen, kein einzelnes, durch Vor- und Mitdasein bedingtes Wesen, sondern das ausschließlich in sich selbst genugsame, unbedingt selbstständige, das allein vollkommene, allein ganz wahrhafte Wesen. Wie? Und dieser Gott, weil er nothwendig vollkommen, in sich selbstgenugsam, also kein einzelnes Wesen, das ist, kein Individuum nur aus und unter einer Gattung ist, er sollte darum

*) Aus dessen: Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Leipzig 1811.

nothwendig ohne Selbstbewußtsein, ohne Persönlichkeit, folglich auch ohne Vernunft sein müssen? Er sollte, weil er kein eingeschränktes, abhängiges — unvollkommenes Wesen sein kann — nothwendig Nichtperson, Nichtintelligenz sein? — Darum, weil er unbedürftig der Natur, unbedürftig der Sinnlichkeit, in ihm selbst allein das Leben hat; weil er in keinem Sinne Dasein, Erkenntniß und Wahrheit nehmend, sondern überall und schlechterdings nur gebend ist: darum sollte er selbst, er allein — sein, der nicht ist, der unlebendige? Ja, der nicht ist; nicht für sich und überall nicht! Denn ein Sein ohne Selbstsein ist durchaus und allgemein unmöglich. Ein Selbstsein aber ohne Bewußtsein, und wieder ein Bewußtsein ohne Selbstbewußtsein, ohne Substanzialität und wenigstens angelegte Persönlichkeit, vollkommen eben so unmöglich; eines wie das andere nur gedankenloser Wortschall. Also Gott ist nicht, ist das Nichtseiende im höchsten Sinne, wenn er nicht ein Geist ist; und er ist kein Geist, wenn ihm die Grundeigenschaft des Geistes, das Selbstbewußtsein, Substanzialität und Persönlichkeit mangelt. Ist er aber kein Geist, so ist er auch nicht der Anfang der Dinge, in so fern sie Wirklichkeit und wahres Wesen haben; denn das erste ist nothwendig überall, wo etwas wahrhaft ist, der Geist: es ist kein wahres Sein noch Dasein möglich, außer im Geiste und durch einen Geist. Die gesunde noch unverkünstelte Vernunft hat an der Wahrheit dieser Sätze nie gezweifelt. Ihr versteht es sich von selbst, daß Unwesen nicht das Wesen; ein Grund der Unvernunft nicht als Folge vernünftiges und die Vernunft; ein dummes Ungefähr nicht Weisheit und Verstand; das todte und tödtende nicht das lebendige; unempfindlicher Stoff nicht die empfindende Seele, Liebe, Vorsorge, Aufopferung, Gerechtigkeit; das zerstörende nicht das schaffende und ordnende; überhaupt das geringere aus seinen Mitteln, nicht das höhere und bessere hervorbringen, sich selbst aus sich allein dazu verklären und darin verwandeln kann; so wenig allmälig, das ist mit der bloßen leeren Hilfe einer bloßen leeren Zeit, als ohne Zeitverlauf plötzlich und in einem Nu. Aber ein Geist! staunest du — ein Geist, wie kann er etwas außer sich hervorbringen; etwas außer ihm wirkliches — andere Geister? Wie etwas ihm ganz entgegengesetztes: eine sinnliche, materielle Welt? — Wie kann aus dem Ewigen ein Anfang kommen? Wer saget dir, daß aus ihm, was du einen Anfang nennest, gekommen sei? — Und was meinest du, wenn du von anfänglichem und unanfänglichem redest? Kannst du sagen, du sehest irgend etwas vor dir wahrhaft entstehen und wahrhaft vergehen? Oder magst du sagen, es sei kein Anfangen und kein Aufhören, es verändere sich in Wahrheit nichts, nichts entstehe noch vergehe, Alles sei ohne Wandel? Jenes verbietet dir die Vernunft; dieses ein der Vernunft und Ansehn wenigstens gleiches unwiderstehliches Gefühl. — Was das Uebrige betrifft, so staune doch zuerst darüber, daß nur etwas sei und wirke; oder leugne, daß es irgendwo ein Sein und Bleiben gebe. Hier im Mittelpunkt des Unbegreiflichen, wo es dich ganz umgibt, besinne dich und wähle, ob du dich mit diesem Unbegreiflichen in Freundschaft oder Feindschaft zu befassen habest. Suchest du nicht überall ein erstes; und kann ein erstes je begriffen werden? Und was wäre dir das erste, wenn es nicht Ursache wäre? — Und was wäre dir Ursache — wenn sie wäre, was nie ist?

Hier verweile und sinne nach, tiefer und tiefer! Je vollkommener, stiller und reiner du in deinem Innersten dich sammeln wirst; desto deutlicher wirst du vernehmen: Er ist! — der das Auge gemacht hat: Er siehet! der das Ohr gepflanzt hat: Er höret! der dies Herz bereitet hat: Er liebt! der diesen Geist aus sich geboren hat: Er will, und weiß, und ist!

---

## Ueber den Umgang unter Freunden *).

Von A. F. v. Knigge.

### 1.

Da bei dem Betragen gegen unsre Freunde Alles auf die Wahl derselben ankömmt, so muß ich zuerst einige Bemerkungen über diesen Gegenstand vorausschicken. Keine freundschaftliche Verbindung pflegt dauerhafter zu sein, als die, welche in der frühen Jugend geschlossen wird. Man ist da noch weniger mißtrauisch, weniger schwierig in Kleinigkeiten; das Herz ist offener, geneigter sich mitzutheilen, sich anzuschließen; die Charaktere fügen sich leichter zusammen; man giebt von allen Seiten nach, und setzt sich in gleiche Stimmung; man macht gemeinschaftliche Erfahrungen, hat gemeinschaftliche Freuden und Genüsse, giebt sich mit unbeschränktem Vertrauen hin, und wird späterhin durch die süße Erneuerung der Jugendzeit immer wieder zu einander hingezogen. Dazu kommen dann Gewohnheit und Bedürfniß: wird Einer aus dem vertrauten Kreise durch den Tod hinweggerissen, so kettet das die übrigbleibenden Gefährten desto fester aneinander. — Ganz anders ist die Gemüthsstimmung in spätern Jahren. Von Menschen und

---

*) Aus Knigge: „Ueber den Umgang mit Menschen."

Schicksalen vielfältig getäuscht, werden wir verschloßner, trauen nicht so leicht: das Herz steht unter der Vormundschaft der Vernunft, die genauer abwägt und sich selbst Rath zu schaffen sucht, bevor sie sich Andern anvertrauet. Man fordert mehr, ist schwieriger in der Wahl, nicht mehr so lüstern nach neuen Bekanntschaften, wird nicht so lebhaft betroffen von glänzenden Außenseiten; man hat ächtere Begriffe von sittlicher Vollkommenheit, von dauerhaften Bündnissen, von den Bedingungen einer gänzlichen Hingebung; der Charakter ist fester; die Grundsätze sind geläutert und befestigt: die Ansicht des Lebens ist eine höhere geworden. Darum wird es schwerer, eine dauerhafte Harmonie zu Stande zu bringen; und endlich sind wir in so manche Verbindungen verflochten, daß wir kaum Muße, und wenigstens selten Drang haben, neue zu schließen. Darum sollten Jugendfreunde nicht vernachlässigt, und Jugendfreundschaften immer wieder erneuert und belebt werden; es geht Unersetzliches verloren, wenn man einen Jugendfreund verliert; sein Umgang ist die Würze des Lebens.

2.

Es ist ein ziemlich angenommener Grundsatz, daß zu vollkommner Freundschaft Gleichheit des Standes und der Jahre erfordert werde. „Die Liebe", sagt man, „sei blind; sie fessele, durch unerklärbaren Instinct, Herzen aneinander, die dem kalten Beobachter gar nicht für einander geschaffen zu sein schienen; und da sie durch Gefühle, nicht durch Vernunft geleitet werde, so fielen bei ihr alle Rücksichten des Abstandes, den äußere Umstände erzeugen, weg. Die Freundschaft hingegen beruhe auf Harmonie in Grundsätzen und Neigungen; nun aber habe jedes Alter, so wie jeder Stand, seine ihm eigne Stimmung, nach der Verschiedenheit der Erziehung und Erfahrungen, und deshalb finde unter Personen von ungleichen Jahren und ungleichen bürgerlichen Verhältnissen keine so vollkommene Harmonie statt, wie zur Knüpfung des Freundschafts-Bandes erfordert werde."

Diese Anmerkungen enthalten viel Wahres, doch habe ich schon zärtliche und dauerhafte Freundschaften unter Leuten wahrgenommen, die weder dem Alter, noch dem Stande nach, sich ähnlich waren, und wenn man sich an dasjenige erinnert, was ich im Vorhergehenden gesagt habe: so wird man dies leicht erklären können. Es giebt junge Greise und alte Jünglinge. Feine Erziehung, Mäßigkeit in Wünschen, Freiheit in der Denkungsart und Unabhängigkeit der Lage erheben den Bettler zu einem Manne von hohem Stande, so wie verachtungswürdige Sitten, unedle Begierden und niedrige Gesinnungen selbst einen Fürsten zu dem Pöbel herabwürdigen können. Das ist aber zuverlässig gewiß, daß zu einer dauerhaften innigen Freundschaft Gleichheit in Grundsätzen und Empfindungen erfordert wird, und daß eine zu große Verschiedenheit in Fähigkeiten und Kenntnissen der Freundschaft nachtheilich ist. Darf denn in dieser Verbindung gerade das fehlen, was sie zur Quelle des edelsten Lebensgenusses und der reinsten Glückseligkeit macht? die Mittheilung der Gefühle, die sanfte durch Theilnahme versüßte Warnung und Zurechtweisung? Und kann ich den mit Zustimmung meines Herzens meinen Freund nennen, dem meine Empfindungen völlig fremd sind, der kalt und gleichgültig bleibt, wo meine Seele ganz Gefühl und Empfindung ist? Es giebt Menschen von erhabenen und seltenen Eigenschaften des Geistes, die man nur bewundern darf, an welche man immer hinaufschauen muß, und diese Menschen verehrt man, — aber — man liebt sie nicht, oder man verzweifelt wenigstens daran, von ihnen wieder geliebt zu werden. In der Freundschaft müssen beide Theile gleichviel geben und empfangen können. Jedes zu große Uebergewicht von **einer** Seite, alles, was die Gleichheit aufhebt, stört zugleich die Freundschaft.

3

Warum haben sehr vornehme und sehr reiche Leute so wenig wahren Sinn für Freundschaft? Sie fühlen nicht dieß edelste Seelen-Bedürfniß, weil ihre ganze Erziehung und Lebensweise die theilnehmenden Gefühle getödtet und sie zu Sclaven der Selbstsucht macht. Ihre Leidenschaften zu befriedigen; rauschenden, betäubenden Freuden nachzurennen; immer zu genießen; geschmeichelt, gelobt, geehrt zu werden: darum ist es ihnen Allen mehr oder weniger zu thun. Von Personen ihres Gleichen werden sie durch Eifersucht, Neid und andre Leidenschaften getrennt; die Vornehmern suchen sie nur auf, wenn sie ihrer, zu Begünstigung eigennütziger oder ehrgeiziger Absichten, bedürfen; die Geringern und Aermern aber halten sie in einer so großen Entfernung von sich, daß sie von ihnen weder die Wahrheit annehmen, noch den Gedanken ertragen können, sich ihnen gleichzustellen. Auch bei den Besten unter ihnen erwacht früh oder spät die Vorstellung, daß sie von besserm Stoffe seien, und das erkaltet oder tödtet dann die Freundschaft.

4.

Allein selbst unter denen Menschen, die Dir an Stand, Vermögen, Alter und Fähigkeiten

gleich sind, rechne nur auf die dauernde Freundschaft Derer, die nicht von unedlen, heftigen oder thörichten Leidenschaften beherrscht, noch von Launen und Grillen hin- und hergetrieben werden! Wer rastlos rauschenden Freuden und Zerstreuungen sich ergiebt; wer wilden Begierden, der Wollust, dem Trunke, oder dem unglückseligen Spiele Alles aufopfern kann; wessen Abgott falsche Ehre, Gold oder sein eignes Ich ist; wer, wankelmüthig in Grundsätzen und Meinungen, einen Charakter hat, der sich, wie Wachs, von Jedem in jede Form drücken läßt: der mag vielleicht ein guter Gesellschafter, aber nie wird er ein beständiger, treuer Freund sein. Wo es auf Verleugnung, Aufopferung, auf Beharrlichkeit und Festigkeit ankömmt, wird ein Solcher Dich im Stiche lassen; Du wirst allein da stehen, und Dich hintergangen glauben, da doch Du allein Dich betrogst, indem Du unvorsichtig wähltest. Ueberhaupt malt unsere Phantasie uns die Menschen, wie wir gern möchten, daß sie aussähen, und wenn wir nun inne werden, daß die wirklichen Menschen unsern phantasirten ganz unähnlich sind, so grollen wir mit dem Leben.

---

## Shakspeare verglichen mit den alten und neuesten *).

Von Göthe.

Das Interesse, welches Shakspeares großen Geist belebt, liegt innerhalb der Welt, denn wenn auch Wahrsagung und Wahnsinn, Träume, Ahnungen, Wunderzeichen, Feen und Gnomen, Gespenster, Unholde und Zauberer ein magisches Element bilden, das zur rechten Zeit seine Dichtungen durchschwebt, so sind doch jene Truggestalten keineswegs Hauptingrediengien seiner Werke, sondern die Wahrheit und Tüchtigkeit seines Lebens ist die große Basis, worauf sie ruhen; deshalb uns alles, was sich von ihm herschreibt, so echt und kernhaft erscheint. Man hat daher schon eingesehen, daß er nicht sowohl zu den Dichtern der neuern Welt, welche man die romantische genannt hat, sondern vielmehr zu jenen der naiven Gattung gehöre, da sein Werth eigentlich auf der Gegenwart ruht und er kaum auf der zartesten Seite, ja nur mit der äußersten Spitze an die Sehnsucht grenzt. Dessenungeachtet aber ist er näher betrachtet ein entschieden moderner Dichter, von den alten durch eine ungeheure Kluft getrennt, nicht etwa der äußern Form nach, welche hier ganz zu beseitigen ist, sondern dem innersten tiefsten Sinne nach.

Zuvörderst aber verwahre ich mich und sage, daß keineswegs meine Absicht sei, nachfolgende Terminologie als erschöpfend und abschließend zu gebrauchen; vielmehr soll es nur ein Versuch sein zu andern uns schon bekannten Gegensätzen, nicht sowol einen neuen hinzuzufügen, als daß er schon in jenen enthalten sei anzudeuten. Diese Gegensätze sind:

| | |
|---|---|
| Antik. | Modern. |
| Naiv. | Sentimental. |
| Heidnisch. | Christlich. |
| Heldenhaft. | Romantisch. |
| Real. | Ideal. |
| Nothwendigkeit. | Freiheit. |
| Sollen. | Wollen. |

Die größten Qualen, sowie die meisten, welchen der Mensch ausgesetzt sein kann, entspringen aus den einem jeden inwohnenden Mißverhältnissen zwischen Sollen und Wollen, sodann aber zwischen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen, und diese sind es, die ihn auf seinem Lebensgange so oft in Verlegenheit setzen. Die geringste Verlegenheit, die aus einem leichten Irrthum, der unerwartet und schadlos gelöset werden kann, entspringt, gibt die Anlage zu lächerlichen Situationen. Die höchste Verlegenheit hingegen, unauflöslich und unaufgelöst, bringt uns die tragischen Momente dar.

Vorherrschend in den alten Dichtungen ist das Unverhältniß zwischen Sollen und Vollbringen, in der neuern zwischen Wollen und Vollbringen. Man nehme diesen durchgreifenden Unterschied unter die übrigen Gegensätze einstweilen auf und versuche, ob sich etwas damit leisten lasse. Vorherrschend, sagte ich, sind in beiden Epochen bald diese bald jene Seite; weil aber Sollen und Wollen im Menschen nicht radical getrennt werden kann, so müssen überall beide Ansichten zugleich, wenn schon die eine vorwaltend und die andere untergeordnet, gefunden werden. Das Sollen wird den Menschen auferlegt, das Muß ist eine harte Nuß; das Wollen legt der Mensch sich selbst auf, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ein beharrendes Sollen ist lästig, Unvermögen des Vollbringen fürchterlich, ein beharrliches Wollen erfreulich, und bei einem festen Willen kann man sich sogar über das Unvermögen des Vollbringens getröstet sehen.

Betrachte man als eine Art Dichtung die Kartenspiele; auch diese bestehen aus jenen beiden Elementen. Die Form des Spiels verbunden mit dem Zufalle vertritt hier die Stelle des Sollens, gerade wie es die Alten unter der Form des Schicksals kannten; das Wollen verbunden mit der Fähigkeit des Spielers wirkt ihm entgegen. In diesem Sinn möchte ich das Whistspiel antik nennen. Die Form dieses Spiels beschränkt den Zufall, ja das Wollen selbst. Ich muß bei ge-

*) Aus: Theater und Deutsche Litteratur.

gebenen Mit- und Gegenspielern mit den Karten, die mir in die Hand kommen, eine lange Reihe von Zufällen lenken, ohne ihnen ausweichen zu können; beim Lhombre und ähnlichen Spielen findet das Gegentheil statt. Hier sind meinem Wollen und Wagen gar viele Thüren gelassen; ich kann die Karten, die mir zufallen, verleugnen, in verschiedenem Sinne gelten lassen, halb oder ganz verwerfen, vom Glück Hilfe rufen, ja durch ein umgekehrtes Verfahren aus den schlechtesten Blättern den größten Vortheil ziehen, und so gleichen diese Art Spiele vollkommen der modernen Denk- und Dichtart.

Die alte Tragödie beruht auf einem unausweichlichen Sollen, das durch ein entgegenwirkendes Wollen nur geschärft und beschleunigt wird. Hier ist der Sitz alles Furchtbaren der Orakel, die Region, in welcher Oedipus über alle thront. Zarter erscheint uns das Sollen als Pflicht in der Antigone, und in wie viele Formen verwandelt tritt es nicht auf. Aber alles Sollen ist despotisch. Es gehöre der Vernunft an, wie das Sitten- und Stadtgesetz, oder der Natur, wie die Gesetze des Werdens, Wachsens und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem diesem schaudern wir, ohne zu bedenken, daß das Wohl des Ganzen dadurch bezielt sei. Das Wollen hingegen ist frei, scheint frei und begünstigt den einzelnen. Daher ist das Wollen schmeichlerisch und mußte sich der Menschen bemächtigen, sobald sie es kennen lernten. Es ist der Gott der neuen Zeit; ihm hingegeben, fürchten wir uns vor dem entgegengesetzten, und hier liegt der Grund, warum unsre Kunst, sowie unsre Sinnesart von der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragödie groß und stark, durch das Wollen schwach und klein. Auf dem letzten Wege ist das sogenannte Drama entstanden, in dem man das ungeheure Sollen durch ein Wollen auflöste; aber eben weil dieses unsrer Schwachheit zu Hilfe kommt, so fühlen wir uns gerührt, wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch kümmerlich getröstet werden.

Wende ich mich nun nach diesen Vorbetrachtungen zu Shakspeare, so muß der Wunsch entspringen, daß meine Leser selbst Vergleichung und Anwendung übernehmen möchten. Hier tritt Shakspeare einzig hervor, indem er das alte und neue auf eine überschwängliche Weise verbindet. Wollen und Sollen suchen sich durchaus in seinen Stücken ins Gleichgewicht zu setzen; beide bekämpfen sich mit Gewalt, doch immer so, daß das Wollen im Nachtheile bleibt. Niemand hat vielleicht herrlicher als er die erste große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter dargestellt. Die Person, von der Seite des Charakters betrachtet, **soll**; sie ist beschränkt, zu einem Besondern bestimmt; als Mensch aber **will** sie. Sie ist unbegrenzt und fordert das Allgemeine. Hier entspringt schon ein innerer Conflict, und diesen läßt Shakspeare vor allen andern hervortreten. Nun aber kommt ein äußerer hinzu und der erhitzt sich öfters dadurch, daß ein unzulängliches Wollen durch Veranlassungen zum unerläßlichen Sollen erhöht wird. Diese Maxime habe ich früher an Hamlet nachgewiesen; sie wiederholt sich aber bei Shakspeare; denn wie Hamlet durch den Geist, so kommt Macbeth durch Hexen, Hekate, und die Ueberhexe, sein Weib, Brutus durch die Freunde in eine Klemme, der sie nicht gewachsen sind; ja sogar im Coriolan läßt sich das Aehnliche finden; genug ein Wollen, das über die Kräfte eines Individuums hinausgeht, ist modern. Daß es aber Shakspeare nicht von innen entspringen, sondern durch äußere Veranlassung aufregen läßt, dadurch wird es zu einer Art von Sollen und nähert sich dem Antiken. Denn alle Helden des dichterischen Alterthums wollen nur das, was Menschen möglich ist, und daher entspringt das schöne Gleichgewicht zwischen Wollen, Sollen und Vollbringen; doch steht ihr Sollen immer zu schroff da, als daß es uns, wenn wir es auch bewundern, anmuthen könnte. Eine Nothwendigkeit, die mehr oder weniger oder völlig alle Freiheit ausschließt, verträgt sich nicht mehr mit unsern Gesinnungen; diesen hat jedoch Shakspeare auf seinem Wege sich genähert, denn indem er das Nothwendige sittlich macht, so verknüpft er die alte und neue Welt zu unserm freudigen Erstaunen. Ließe sich etwas von ihm lernen, so wäre hier der Punkt, den wir in seiner Schule studiren müßten. Anstatt unsere Romantik, die nicht zu schelten noch zu verwerfen sein mag, über die Gebühr ausschließlich zu erheben und ihr einseitig nachzuhängen, wodurch ihre starke, derbe, tüchtige Seite verkannt und verderbt wird, sollten wir suchen jenen großen unvereinbar scheinenden Gegensatz um so mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meister, den wir so höchlich schätzen und so oft, ohne zu wissen warum, über alles präconisieren, das Wunder wirklich schon geleistet hat. Freilich hatte er den Vortheil, daß er zur rechten Erntezeit kam, daß er in einem lebensreichen protestantischen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeit lang schwieg, so daß einem wahren naturfrommen, wie Shakspeare, die Freiheit blieb, sein reines Innere ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion religiös zu entwickeln.

## Allgemeine Betrachtung über die Einrichtung der deutschen Reiche in Europa *).

Von Herder.

1. Jede Eroberung der deutschen Völker ging auf ein Gesammt-Eigenthum aus. Die Nation stand für einen Mann; der Erwerb gehörte derselben durch das barbarische Recht des Krieges, und sollte dermaßen unter sie vertheilt werden, daß alles noch ein Gemeingut bliebe; wie war dies möglich? Hirtenvölker auf ihren Steppen, Jäger in ihren Wäldern, ein Kriegsheer bei seiner Beute, Fischer bei ihrem gemeinschaftlichen Zuge können unter sich selbst theilen und ein Ganzes bleiben; bei einer erobernden Nation, die sich in einem weiten Gebiet niederläßt, wird dieses weit schwerer. Jeder Wehrsmann auf seinem neuerworbenen Gute ward jetzt ein Landeigenthümer; er blieb dem Staate zum Heerzuge und zu andern Pflichten verbunden; in kurzer Zeit aber erstirbt sein Gemeingeist, die Versammlungen der Nation werden von ihm nicht besucht; auch des Aufgebots zum Kriege, das ihm zur Last ward, sucht er sich, gegen Uebernehmung andrer Pflichten zu entladen. So wars z. B. unter den Franken: das Märzfeld ward von der freien Gemeine bald versäumt; mithin blieben die Entschlüsse desselben dem Könige und seinen Dienern anheimgestellt, und der Heerbann selbst konnte nur mit wachsamer Mühe im Gange erhalten werden. Nothwendig also kamen die Freien mit der Zeit dadurch tief herunter, daß sie den allezeit fertigen Rittern ihre Wehrdienste mit guter Entschädigung auftrugen; und so verlor sich der Stamm der Nation, wie ein zertheilter, verbreiteter Strom, in kraftloser Trägheit. Ward nun in diesem Zeitraume der ersten Erschlaffung ein dermaßen errichtetes Reich mächtig angegriffen; was Wunder, daß es erlag? Was Wunder, daß auch ohne äußern Feind auf diesem trägen Wege die besten Rechte und Besitzthümer der Freien in andre sie vertretende Hände kamen? Die Verfassung des Ganzen war zum Kriege oder zu einer Lebensart eingerichtet, bei welcher Alles in Bewegung bleiben sollte; nicht aber zu einem zerstreuten, fleißig-ruhigen Leben.

2. Mit jedem erobernden Könige war ein Trupp Edler ins Land gekommen, die als seine Gefährten und Treuen, als seine Knechte und Leute, aus denen ihm zukommenden Ländereien betheilt wurden. Zuerst geschah dies nur lebenslänglich; mit der Zeit wurden die ihnen zum Unterhalt angewiesenen Güter erblich: der Landesherr gab so lange, bis er nichts mehr zu geben hatte und selbst verarmte. Bei den meisten Verfassungen dieser Art haben also die Vasallen den Lehnsherrn, die Knechte den Gebieter dergestalt ausgezehrt, daß, wenn der Staat lange dauerte, dem Könige selbst von seinen nutzbaren Gerechtigkeiten nichts übrig blieb, und er zuletzt als der Aermste des Landes dastand.

3. Da die Könige im Gesammteigenthume ihres Volkes umherziehen oder vielmehr allenthalben gegenwärtig sein sollten und dies nicht konnten, so wurden Statthalter, Herzoge und Grafen unentbehrlich. Und weil, nach der deutschen Verfassung, die gesetzgebende, gerichtliche und ausübende Macht noch nicht vertheilt war, so blieb es beinahe unvermeidlich, daß nicht mit der Zeit unter schwachen Königen die Statthalter großer Städte oder entfernter Provinzen selbst Landesherren oder Satrapen wurden. Ihr District enthielt, wie ein Stück der gothischen Baukunst, alles im Kleinen, was das Reich im Großen hatte; und sobald sie sich, nach Lage der Sache, mit ihren Ständen einverstanden, war, obgleich noch abhängig vom Staat, das kleine Reich fertig. So zerfielen die Lombardei und das fränkische Reich, kaum wurden sie noch am seidnen Faden eines königlichen Namens zusammengehalten; so wäre es mit dem gothischen und dem vandalischen Reiche worden, hätten sie länger gedauert. In der Verfassung selbst liegt der Same dieser Absonderung; sie ist ein Polyp, bei welchem in jedem abgesonderten Theile ein Ganzes lebt.

4. Weil bei diesem Gesammtkörper Alles auf Persönlichkeit beruhte, so stellte das Haupt desselben, der König, ob er gleich nichts weniger als unumschränkt war, mit seiner Person sowohl, als mit seinem Hauswesen die Nation vor. Mithin ging seine Gesammtwürde, die bloß eine Staatsfiction sein sollte, auch auf seine Trabanten, Diener und Knechte über. Leibesdienste, die man dem Könige erwies, wurden als die ersten Staatsdienste betrachtet, weil die, die um ihn waren, Kapellan, Stallmeister und Truchseß, oft bei Rathschlägen, Gerichten und sonst, seine Helfer und Diener sein mußten. So natürlich dies in der rohen Einfalt damaliger Zeiten war, so unnatürlich wards, als diese Kapellane und Truchsesse wirklich repräsentirende Gestalten des Reichs, erste Glieder des Staats, oder gar auf Ewigkeiten der Ewigkeiten erbliche Würden sein sollten; und dennoch ist ein barbarischer Prachtaufzug

---

*) Aus Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit

dieser Art, der zwar in das Tafelzelt eines tatarischen Chans, nicht aber in den Palast eines Vaters, Vorstehers und Richters der Nation gehörte, die Grundverfassung jenes germanischen Reiches in Europa. Die alte Staatsfiction wurde zur nackten Wahrheit; das ganze Reich ward in die Tafel, den Stall und die Küche des Königs verwandelt. Eine sonderbare Verwandlung! Was Knecht und Vasall war, mochte immerhin durch diese glänzenden Oberknechte vorgestellt werden; nicht aber der Körper der Nation, der in keinem seiner freien Glieder des Königs Knecht, sondern sein Mitgenoß und Mitstreiter gewesen war, und sich von keinem seiner Hausgenossen vorstellen lassen durfte. Nirgend ist diese tatarische Reichsverfassung mehr gediehen und prächtiger emporgekommen, als auf dem fränkischen Boden, von wo sie durch die Normannen nach England und Sicilien, mit der Kaiserkrone nach Deutschland, von dannen in die nordischen Reiche, und aus Burgund endlich in höchster Pracht nach Spanien hinübergepflanzt worden ist; wo sie dann allenthalben nach Ort und Zeit neue Blüthen getragen. Von einer solchen Staatsdichtung, das Hauswesen des Regenten zur Gestalt und Summe des Reichs zu machen, wußten weder Griechen noch Römer, weder Alexander noch Augustus; am Jaik aber oder am Jeniseistrom ist sie einheimisch, daher auch nicht unbedeutend die Zobel und Hermeline ihr Sinnbild und Wappenschmuck geworden.

5. In Europa hätte diese Verfassung schwerlich so festen Platz gewinnen oder behalten mögen, wenn nicht diese Barbarei bereits eine andre vor sich gefunden hätte, mit der sie sich freundlich vermählte, die Barbarei des römischen Papstthums. Denn weil die Klerisei damals den ganzen Rest der Wissenschaften besaß, ohne welche auch die Barbaren in diesen Ländern nicht sein konnten, so blieb diesen, die sich selbst Wissenschaften zu erwerben nicht begehrten, nur ein Mittel übrig, sie gleichsam mitzuerobern, wenn sie die Bischöfe unter sich aufnähmen. Es geschah. Und da diese mit den Edlen Reichsstände, mit den Dienern des Hofs Hofdiener wurden; da, wie diese, auch sie sich Beneficien, Gerechtigkeiten und Länder verleihen ließen, und aus mehreren Ursachen den Laien in Vielem zuvorkamen, so war ja keine Staatsverfassung dem Papstthum holder und werther, als diese. Wie nun einerseits nicht zu läugnen ist, daß zu Milderung der Sitten und sonstiger Ordnung die geistlichen Reichsstände viel beigetragen haben; so ward auf der andern Seite durch Einführung einer doppelten Gerichtsbarkeit, ja eines unabhängigen Staates im Staate, der letzte in allen seinen Grundsätzen wankend. Keine zwei Dinge konnten einander an sich fremder sein, als das römische Papstthum und der Geist deutscher Sitten; jenes untergrub diese unaufhörlich, wie es sich gegentheils vieles aus ihnen zueignete, und zuletzt Alles zu einem deutsch-römischen Chaos machte. Wofür allen deutschen Völkern lange geschaudert hatte, das ward ihnen am Ende über Alles lieb; ihre eignen Grundsätze ließen sie gegen sich selbst gebrauchen. Die Güter der Kirche, dem Staat entrissen, wurden in ganz Europa ein Gemeingut, für welches der Bischof zu Rom kräftiger als irgend ein Fürst für seinen Staat waltete und wachte. Eine Verfassung voll Widerspruchs und unseliger Zwiste.

6 Weder Krieger noch Mönche nähren ein Land; und da bei dieser Einrichtung für den erwerbenden Stand so wenig gesorgt war, daß vielmehr Alles in ihr dahin ging, Bischöfen und Edeln die ganze Welt leibeigen zu machen, so siehet man, daß damit dem Staate seine lebendigste Triebfeder, der Fleiß der Menschen, ihr wirksamer freier Erfindungsgeist auf lange geraubt war. Der Wehrsmann hielt sich zu groß, die Aecker zu bauen, und sank herab; der Edle und das Kloster wollten Leibeigene haben, und die Leibeigenschaft hat nie etwas Gutes gefördert. So lange man Land und Güter nicht als einen nutzbaren, in allen Theilen und Produkten organischen Körper, sondern als ein untheilbares todtes Besitzthum betrachtete, das der Krone oder der Kirche, oder dem Stammhalter eines edlen Geschlechts in der Qualität eines liegenden Grundes, zu welchem Knechte gehören, zustünde; so lange war der rechte Gebrauch dieses Landes, sammt der wahren Schätzung menschlicher Kräfte, unsäglich behindert. Der größte Theil der Länder ward eine dürftige Almende, an deren Erdschollen Menschen wie Thiere klebten, mit dem harten Gesetz, nie davon losgetrennt werden zu können. Handwerke und Künste gingen desselben Weges. Von Weibern und Knechten getrieben, blieben sie lange auch im Großen eine Handthierung der Knechte; und als Klöster, die ihre Nutzbarkeit aus der römischen Welt kannten, sie an ihre Klostermauern zogen, als Kaiser ihnen Privilegien städtischer Zünfte gaben, war dennoch der Gang der Sache damit nicht verändert. Wie können Künste sich heben, wo der Ackerbau danieder liegt? wo die erste Quelle des Reichthums, der unabhängige, Gewinn bringende Fleiß der Menschen, und mit ihm alle Bäche des Handels und freien Gewerbes versiegen, wo nur der Pfaffe und der Krieger gebietende, reiche, besitzführende Herren waren? Dem Geist der Zeiten gemäß, konnten also auch die Künste anders nicht als Gemeinwesen (Universitates) in

Form der Zünfte eingeführt werden; eine rauhe Hülle, die damals der Sicherheit wegen nöthig, zugleich aber auch eine Fessel war, daß keine Wirksamkeit des menschlichen Geistes sich unzunftmäßig regen mochte. Solchen Verfassungen sind wirs schuldig, daß in Ländern, die seit Jahrhunderten bebauet wurden, noch unfruchtbare Gemeinplätze, daß in festgesetzten Zünften, Orden und Brüderschaften noch jene alten Vorurtheile und Irrthümer übrig sind, die sie treu aufbewahret haben. Der Geist der Menschen modelte sich nach einem Handwerksleisten, und kroch gleichsam in eine privilegirte Gemeinlade.

---

## Der gefesselte Prometheus *).

Von H. Blümner.

Einzig in seiner Art unter den übrig gebliebenen Werken griechischer tragischer Kunst ist der gefesselte Prometheus, theils wegen der, ihm allein eignen, tiefen Bedeutung, theils um des Stoffes und der handelnden Personen willen. Wie nämlich alle menschliche Theilnehmer von der Handlung ausgeschlossen und Götter allein darin aufgestellt sind: so ist auch der Gegenstand, der Kampf zwischen den Hauptpersonen, — wovon der einen Hoheit nicht einmal ihre persönliche Erscheinung zuläßt — göttlicher Art. Dennoch übersteigt der Stoff nicht unsere Fassungskraft; denn erheben sich gleich jene Wesen ihrer Macht und ihren Kräften nach über die irdischen, so handeln sie doch sonst durchgängig nach den Gesetzen unserer Natur, auch erweckt jener Götter-Kampf in menschlichen Zuhörern das höchste Interesse, indem er das Wohl unsres eigenen Geschlechtes gilt.

Unter den Himmlischen loderte Zwiespalt und Aufruhr. Einige trachteten den Kronos vom Throne zu stürzen und den Zeus zum Herrscher zu erheben, andere widersetzten sich diesem Beginnen (Prom. Vs. 199. f. **). Prometheus, von der letztern Parthei, gab den Titanen, des Uranos und der Gaia Söhnen, — er selbst ein Sohn des Titanen Japetos ***) — den heilsamen Rath, mit List zu Werke zu gehen, denn ihm war durch Themis, seine Mutter, und durch Gaia bekannt, daß nicht Stärke und Gewalt, daß hier List allein siegen werde (209. f.). Sie aber verachteten schlaue Mittel in ihrem stolzen Sinne, wähnend, durch Gewalt die Herrschaft erringen zu können (204. f.). Nun trat Prometheus auf Zeus Seite, durch seine Anschläge siegte der Gott, und vermochte, den Kronos mit seinen Gehülfen in den Tartaros zu stürzen (216. f.). Darum rühmt sich Prometheus, die neuen Götter mit Ehrenämtern bekleidet zu haben (439. f.). Hierdurch ward des Zeus Herrschaft befestigt (304. 5.); er bestieg den Thron des Vaters, ordnete das Reich, und vertheilte die Würden unter die Götter (228. f.) *). Unter diesen Göttern nun ist Zeus allein frei; den übrigen ist alles zugefallen, nur das Herrschen nicht (49. 50.); er aber, der neue Fürst der Götter (95.), ist, eben darum, unerbittlich und hart (34. 35.), er regiert nach eignen, selbstgegebnen Gesetzen widerrechtlich, und läßt die alten Götter seine überwiegende Gewalt fühlen (150. 1. 402—5.). Deßhalb fürchten sie ihn, wider ihren Willen ihm gehorsam (17. 68. u. s. w.).

Als nun Zeus die Gaben vertheilte, achtete er nur der armen Sterblichen nicht, ja er beschloß, sie zu vertilgen und ein neues Geschlecht hervorgehen zu lassen. Diesem Vorhaben widersetzte sich keiner als Prometheus; kühn wagte er zu verhindern, daß die Sterblichen, vernichtet, in des Hades Reich hinabgestürzt würden (231. f.). Er entwendete des Feuers Strahl, theilte ihn den Menschen mit, und lehrte sie die Künste, die sie kennen (7. 8. 29. 82. 83. 107. f. 251. 506. 612. 946.). Dieß Erkühnen nun bestraft der mächtige Gott (8. f.); uneingedenk der von Prometheus geleisteten Hülfe (221. f.), verurtheilt ihn Zeus zu den bittersten Qualen; er läßt ihn durch seine Diener, Kraft und Gewalt, in eine Wüste Skythiens führen, und durch Hephaistos, so schwer diesem die Vollziehung des Befehls wird (14. f.), an eines Felsens Abhange in unauflösliche Bande schlagen (1. f.).

Prometheus, allein zurückgelassen, ruft Himmel, Wasser, Erd' und Sonne zu Zeugen seines Leidens an. Die Töchter des Okeanos, die Hephaistos Schläge vernommen, schwingen sich zu ihm auf, er berichtet ihnen die Ursache seiner Leiden. Auch Okeanos, des Prometheus Verwandter, naht, durch dessen Unglück herbeigeführt. Er bietet sich zum Vermittler bei Zeus an, und verlangt Nachgiebigkeit von jenem; vergebens. Er entfernt sich; Prometheus thut den Okeaniden die dem Menschengeschlecht durch ihn erwiesene Wohlthaten kund, und läßt sie einen Blick in die Zukunft werfen. Nun tritt Io auf,

---

*) Aus: Die Idee des Schicksals u. s. w. von Heinr. Blümner. Leipzig. 1814.

**) Die Verse sind nach der neuesten Schützischen Ausgabe (Halle, B. I. 1809. B. II. 1811. B. III. 1808.), deren Text ich auch durchgehends gefolgt bin, angeführt.

***) Hesiodos Theogonie, Vs. 510. nach Wolfs Ausg.

*) Ebendas. 74. 885.

die von Zeus geliebte, von Here verfolgte Jo, von einer Bremse gejagt. Sie berichtet den Okeaniden ihr Geschick; Prometheus macht ihr künftiges Schicksal, ihre bevorstehende Irrfahrt, und seine dereinstige Befreiung durch einen ihrer Nachkommen bekannt. Aufs neue wird Jo von Raserei befallen, und sie entweicht*). Prometheus fährt fort, des Zeus Fall zu verkündigen. Hermes erscheint, mit Befehlen des Zeus, diese Verkündigung aufzuklären. Standhaft weigert sich der Titane unter neuen Schmähungen. Hermes droht noch härtere Qualen, und den Sturz in den Tartaros. Umsonst suchen die Okeaniden Prometheus zu bereden, er bleibt unerschüttert, und sein Beispiel verleiht selbst den schüchternen Jungfrauen Muth und Ausdauer. Die Drohung wird erfüllt; in Aufruhr stürmen die Elemente, und die Tragödie schließt mit den Worten des Gottes:

> O meiner Mutter Glanz, und du,
> Allen Licht aufrollender Aether,
> Ihr schaut, was ich unrecht erdulde**)!

Die Qualen, welche Prometheus hier erleidet, sind ihm nicht unbekannt gewesen, ebenso weiß er, was ihm bevorsteht (101. 2.). Wie seine Mutter Themis ihm verkündigt, daß nur List, nicht Gewalt siegen werde im Kampfe der Titanen mit den neuen Göttern, so hat er auch seine Leiden vorausgesehen (265)*), und dennoch mit Vorsatz, dem Menschengeschlechte zu Liebe, gegen Zeus Willen gehandelt. So weiß er — auch dies hat ihm Themis enthüllt (771. f. 871. f.) — daß aus Jo's Stamm ein Mann entsprießen werde, der seine Fesseln dereinst löset, obschon erst nach überstandenen unzähligen Leiden (512. f.); auch was ihm Hermes verkündigt (1044. f.), ist ihm bekannt (1040); peinigen kann ihn Zeus, aber nicht tödten (1053), denn nicht ist ihm zu sterben durch das Schicksal bestimmt (753. 933.).

Eben so kennt er auch das dem Zeus beschiedene Loos. Lange wird dieser die Götter nicht beherrschen (940)**). Schon zwei Tyrannen sah Prometheus herabstürzen von ihrer Macht, auch diesen, den dritten, wird er schnell und schmählich fallen sehen (957. f.). Zeus, jetzt trotzig und stolz, wird einst demüthig werden; die Ehe, die er zu schließen denkt, wird vom Thron ihn stürzen, und so seines Vaters Fluch an ihm in Erfüllung gehen (910. f.). Er bereitet sich einen ungeheuren unüberwindlichen Gegner, der eine Flamme, gewaltiger als Blitz, ein Tosen, stärker als Donner, erfinden wird; — dieser mächtigere Sohn ist es, der ihm die Herrschaft raubt***) (761. f. 907. f.). Dann hat Prometheus seiner Leiden Ziel erreicht (755. 6.). Zeus wird seinen Haß zähmen, mit Prometheus sich versöhnen müssen (190. f.), weil er dessen bedarf, um den Rathschluß enthüllt zu sehen, wodurch er, wenn ihn Prometheus nicht seinen Fall abwenden lehrt, Zepter und Ehren verlieren soll (167. f.).

Woher aber diese Zuversicht des Prometheus? Diese hartnäckige Widersetzlichkeit des Titanen gegen den höchsten Gott? Das merkwürdige Gespräch mit den Okeaniden giebt hierüber Aufschluß (508. f.).

---

*) Wenn Tyrwhitt (Animadvers. in Aristot. de poet. p. 147 s.) die beiden Szenen, worin Okeanos und Jo auftreten, für Episoden, die weder Nothwendigkeit noch Wahrscheinlichkeit mit der Haupthandlung verbände, und deßhalb die Fabel für einen von Aristoteles in der Poetik, Kap. 9. getadelten *μύθος ἐπεισωδιώδης* hält: so ist er in das Wesen dieser Tragödie nicht eingedrungen. Die Motiven, welche den Okeanos herbeiführen, sind vollkommen gegründet; er kommt aus Verwandtschaft, Theilnahme, und Achtung für Prometheus, um ihn, damit er größeres Elend vermeide, zur Unterwerfung unter den jetzigen Gebieter zu ermahnen, mit der Zusage, sich für ihn zu verwenden. Indem Prometheus dieß Alles zurückweiset, bewährt er seinen unerschütterlichen Charakter, dessen Darstellung eben der Zweck des Dichters war, und der Contrast mit dem furchtsamen Okeanos setzt ihn in stärkeres Licht. Prometheus ist taub gegen die wohlwollende Besänftigung, wie gegen die spätere Drohung des Hermes. — Jo's Erscheinen bezeugt des Zeus fühllose Grausamkeit. Wir sehen des Prometheus Leiden, wir hören aber seine Rechtfertigung aus seinem eigenen Munde, und diese Selbst-Rechtfertigung könnte partheiisch sein. Doch nun erscheint eine zweite Person, gegen welche Zeus nicht weniger ungerecht verfuhr. Jo ist es, die von ihm geliebt, und dennoch so grausam behandelt, ja in die Irrsale verstoßen wurde (737. 8.). Nächstdem entwickelt Prometheus seine Kenntniß des Vergangenen und des Zukünftigen an Jo's Gegenwart, welche auch dadurch Bedeutung erhält, daß einer ihrer Nachkommen Prometheus Retter werden soll.

**) Wegen der übersetzten Stellen habe ich folgendes zu erinnern. Wir besitzen noch keine genügende Verdeutschung des ganzen Aischylos, wir erwarten sie erst von Voß. Ich nahm daher die Uebersetzungen einzelner Tragödien von Jacobs, Süvern, Stollberg und Conz zu Hülfe, änderte jedoch da, wo sie nicht wörtlich genug waren, das, worauf es ankam, zu belegen, oder wo mich eine verschiedene Ansicht leitete. Die Mängel der von mir selbst übersetzten Stellen möge die Schwierigkeit einer metrischen Verdeutschung unsers Dichters entschuldigen, zumal da es hier nur die Darlegung des Sinnes galt.

*) *Ἐγὼ ταῦτ' ἅπαντ' ἠπιστάμην*, (Vergl. 101.), kann nicht bedeuten: „ich habe alle diese mir bevorstehenden Leiden gekannt,“ wegen Vs. 268 f., sondern nur: „ich habe gewußt, daß Zeus diese Widersetzlichkeit gegen seinen Willen hart ahnden werde.“

**) Nur spottend nennt Prometheus Vs. 937. Zeus *κρατοῦντ' ἀεί*.

***) Vergl. Pindaros Isthm. Ges. 8. Vs. 69. d. Boeckh'schen Ausg. und Lactantius instit. L. I. c. 11.

**Chor.** Ich hoffe, daß du dieser Bande frei dereinst an Macht dem Zeus nicht weichen wirst.

**Prometheus.** Nicht so hat Moira, die vollendete, beschlossen den Erfolg. —
Weit schwächer als Nothwendigkeit ist Kunst.

**Chor.** Wer nun ist Steurer der Nothwendigkeit?

**Prometheus.** Die dreigestalt'ten Moiren, und die immer eingedenken, die Erinnyen.

**Chor.** So ist denn Zeus unmächtiger als die?

**Prometheus.** Gewiß entflieht auch er nicht dem Geschick.

**Chor.** Was kann, als stete Herrschaft, ihm beschieden sein?

**Prometheus.** Das darfst du nicht erfahren; forsche nicht.

**Chor.** Was Hohes ist es wohl, was du verbirgst?

**Prometheus.** Nicht Zeit ist's jetzt zu dieser Rede, und das tiefste Schweigen ziemt *).

So erblicken wir in dieser Tragödie eine große, intellectuelle Kraft (die sich in dem mächtigen, dem Zeus ehemals verliehenen Beistand und in der Gabe der Vorhersehung offenbaret), verbunden mit dem edelsten sittlichen Willen (in den dem Menschengeschlecht erwiesenen Wohlthaten und dessen Rettung mit Aufopferung seiner selbst), im Kampfe nicht gegen das Schicksal, sondern gegen die Willkühr eines undankbaren Tyrannen. Ueber beiden Göttern, dem gewaltigen aber unedeln Sieger, und dem physisch schwächern, aber moralisch erhabenen Unterdrückten waltet ein Höheres, dem einer wie der andere unterworfen ist, das Schicksal, in herrlicher Freiheit. Ungleich sind die Gaben verliehen. Wie Zeus im Besitz ist der höchsten Macht, so ward dem Prometheus Verstand beschieden und die Gabe in die Zukunft zu schauen, die sein Gegner entbehrt. — In Prometheus Handlungsweise ist die höchste Consequenz. Nicht aus feindseliger Absicht reizt' er den Herrscher: aus Liebe gegen die Menschen widersetzt er sich dessen Vorhaben. Nun er dafür büßen soll, will er, im Bewußtsein seines reinen Zweckes, ausdauern; nicht, wie er es könnte, durch Enthüllung der Zukunft seine Leiden abkürzen, und unerschütterlich macht ihn das Vertrauen auf das Ewige, auf den Rathschluß des Schicksals. Und daß der Erfolg diesem Vertrauen entsprechen, daß endlich die moralische Kraft über die physische Gewalt siegen werde, dieß läßt uns der feste Muth des Gottes, der sich eher in den Tartaros begräbt, als er sein Stillschweigen bricht, und seine Kenntniß der Vergangenheit und Zukunft hoffen, die sich in der Erzählung von Jo's bisherigen Leiden und in der Ankündigung ihres künftigen Schicksals bewährt (595. f. 825. f.).

Hiermit eröffnet sich eine Ansicht, welche von der Idee abweicht, die der scharfsinnigste dramatische Kunstrichter neuerer Zeit über diesen Gegenstand aufgestellt hat *). Nicht Zeus ist die weltregierende Macht, sondern das Verhängniß ist es, oder dessen Lenker, die Moiren, die Erinnyen. Nicht mit dem Verhängniß ist Prometheus im Streit, sondern mit einem Wesen, das jenem untergeordnet ist, wie er, obschon dieses Wesen, der Inhaber der physischen Macht, ihn jetzt überwältigt. Nur diese Tyrannei ist es, welche die Vervollkommnung des Menschengeschlechts hindern möchte; die weltregierende Macht will es nicht, vielmehr befördert sie jene Vervollkommnung, indem sie sie durch Prometheus geschehen ließ. Zwar hat er nicht auf Antrieb höherer Macht die Menschen begünstigt, sondern aus eigner, reiner Liebe zu ihnen, und dieß macht ihn um so erhabner: aber da er einst von seinen Leiden befreit werden, da Zeus seine Freundschaft suchen wird, und nur ihm seine Rettung verdanken soll: so geht daraus hervor, daß die weltregierende Macht, — so schwer er auch jetzt leidet, — seine Handlungen billige, und diesen Erfolg, die Veredelung des Menschengeschlechtes, gewollt habe. So ist Prometheus ein Bild der Menschheit im Kampf mit den gegen sie verschwornen Naturkräften, über welche ein Höheres, Ewiges waltet; und diese Vorstellung der sich aufopfernden Gottheit steht selbst mit der Offenbarung im Einklang. Was geschehen wird, ist noch in Dunkel gehüllt: aber der Glaube an das Höchste, das Ewige, steht unerschüttert. Ist auch das intellectuelle und moralische Gute in stetem Kampfe mit dem Bösen und der rohen Natur, müssen auch die Beförderer des Edeln ihm oft weichen und unterliegen, dennoch wird unverloren sein, was sie gewollt und gethan,

---

*) Deutlicher erklärt sich Prometheus unten, 26. 737. f.

*) A. W. Schlegel in den Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, B. I. 164. f. „Die Vorstellung einer sich aufopfernden Gottheit ist in manchen Religionen als eine verworrene Ahndung des Wahren geheimnißvoll gelehrt worden; hier steht sie aber im furchtbarsten Gegensatz mit der tröstlichen Offenbarung. Denn Prometheus leidet nicht im Einverständniß mit der weltregierenden Macht, sondern er büßt seine Empörung gegen sie, und diese Empörung besteht in nichts anderm, als der bezweckten Vervollkommnung des Menschengeschlechtes. So wird er ein Bild der Menschheit selbst, wie sie mit unseliger Voraussicht an ihr enges Dasein festgeschmiedet, ohne irgend einen Bundesgenossen, den gegen sie verschwornen unerbittlichen Naturkräften nichts als ein unerschütterliches Wollen und das Bewußtsein ihrer hohen Ansprüche entgegenzusetzen hat. Die andern Dichtungen der griechischen Tragiker sind einzelne Tragödien; diese, möchte ich sagen, ist die Tragödie selbst; ihr innerster Geist in seiner ersten noch ungemilderten Herbigkeit, ganz darniederwerfend und vernichtend offenbart."

und herrlich und bleibend wird es hervorgehen zur rechten Stunde *).

> Die goldne Zeit
> erscheinet erst nach langem, wildem Kampf,
> allein sie kommt gewiß und dauert. **)

Nur ein Dichter, dessen Kühnheit wir aus andern Zügen kennen ***), konnte es wagen, den höchsten Gott so zu schildern, wie er im Leiden des Prometheus und der Io erscheint. Das Auffallende dieser Vorstellung wird dadurch nun einigermaßen gemildert, daß Zeus, ohne persönlich aufgeführt zu sein, sich nur in den von seinen Dienern vollzogenen Befehlen kund thut; auch erscheint die Widersetzlichkeit gegen ihn geringer, weil es ein Gott ist (so nennt sich Prometheus selbst 92. vgl. 29. 37.), der sich dem Zeus entgegenstellt.

Es läßt sich nun zwar erwarten, daß Alles so, wie es der leidende Gott verkündigt, erfolgen, daß er seine Freiheit glorreich gegen seinen Feind erringen werde: die Gewißheit aber konnte nur die Fortsetzung der Tragödie geben, welche der entfesselte Prometheus hieß, und bis auf ein, in einer Uebersetzung des Attius erhaltenes, Bruchstück verloren gegangen ist *). Prometheus wurde seinen Fesseln entnommen. Nämlich jene bedingte Prophezeihung von einem Sohne, der mächtiger als der Vater sein werde, ging nicht in Erfüllung, weil die Bedingung nicht eintrat, und Thetis dem Zeus keinen Sohn gebar. Wahrscheinlich wurde Prometheus durch Zeus Bitte bewogen, ihm die Zukunft zu enthüllen, und dieser entledigte ihn dafür seiner Bande **). Wenn schon dem Zeus an Gewalt nicht gleich gesetzt (510. f.), versöhnte er sich doch mit ihm, wozu er sich schon jetzt nicht abgeneigt zeigt (191. 2.), und „die Sache zwischen Göttern und Menschen wurde geschlichtet. Es erfolgte Versöhnung, *κάθαρσις*, *ἀνάπαυσις*" ***). Die sittliche Freiheit blieb ungebeugt. Nun erst war die ganze Tragödie vollendet.

Außer diesen beiden Dichtungen, dem gebundenen und dem entfesselten Prometheus des Aischylos, wird noch dessen *Προμηθεὺς πυρφόρος* und *Προμηθεὺς πυρκαεὺς* genannt; der Feuerbringer und der Feueranzünder. Waren dieß Benennungen eines Stücks, oder zwei verschiedene Dramen? Der doppelte Name würde nicht eben nothwendig zwei Stücke anzeigen. In der That halten auch Mehrere beide Benennungen für gleichbedeutend ****).

Dieß einstweilen angenommen, von welcher Gattung war dieser *Προμηθεὺς πυρφόρος* oder *πυρκαεὺς*? Einige halten den *πυρφόρος* (ohne des zweiten zu erwähnen) für eine Tragödie, †) andere für ein satyrisches Spiel. Die Letztern gründen ihre Meinung besonders auf die den Persern unsers Dichters voranstehende griechische Inhalts-Anzeige, worin es heißt: *ἐπὶ Μένωνος τραγῳδῶν Αἰσχύλος ἐνίκα Φινεῖ, Πέρσαις, Γλαύκῳ ποτνιεῖ, Προμηθεῖ.* Weil nämlich in dieser Tetralogie Prometheus nach den übrigen Stücken genannt wird, — und die Grammatiker setzten das satyrische Drama allzeit zuletzt, — so müsse dieser Prometheus ein Satyrspiel gewesen

---

*) Wie sehr des Dichters Zweck bei dieser Tragödie verkannt worden, zeigen die Aeußerungen mehr als eines Kunstrichters. So sagt Brumoy: Je serai tenté de croire que le sujet qui nous paroit monstrueux, pour m'exprimer comme M. Dacier, est une allégorie sur les rois, et peut-être sur Xerxes ou Darius. (Théatre des Grecs, Nouv. edit. T. I. p. 298) — La Harpe: Le sujet de Prométhée est monstrueux. Jupiter veut punir Prométhée on ne sait pourquoi, d'avoir dérobé le feu du ciel, et d'avoir enseigné aux hommes tous les arts; und, nachdem er den Inhalt angegeben: Cela ne peut pas même s'appeller une tragédie. (Lycée, ou Cours de Litterature, T. I. p. 325.) — Gravina: Nel Prometeo descrisse tutti i sentimenti, e profondi fini dei Principi nuovi, che anno acquistato il regno coll' ajuto e consiglio dei più savi: e coll' esempio di Prometeo, fà conoscere, in qual guisa questi dopo il felice successo sieno dal nuovo Principe ricompensati, e quanto aequistino dalla pruova data di troppe intendimento, e di prontezza di espidienti. Le quali facoltà, quanto sono state utile al Principe nel fervor dell' affare, tanto si rendon sospette nella calma. Onde avviene, che Giove, dopo la ruiscita dell' impresa, tosto con protesto di delitto si toglie d'attorno chi era più di lui benemerito, e che acutamente potea discernere, e guidicare dell'operazioni del Principe. (della ragione poetica, p. 74.) — Würdigere Ansichten über Aischylos überhaupt hat zuerst Jacobs in den Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen, B. 2. Art. Aischylos, (vgl. dessen Einleitung zu der Uebersetzung des Prometheus in Wielands attischem Museum, B. III. H. 3., aufgestellt. Mit diesem vergl. man Schlegel a. a. O. I. 134. Gruber im Wörterbuche zum Behuf der Aesthetik, B. I. unter diesem Art., auch Jenisch in den Vorlesungen über die Meisterwerke der griechischen Poesie, B. I. S. 245. f.

**) Herder im entfesselten Prometheus, in dessen Werken zur schönen Lit, und Kunst. B. VI. S. 75.

***) Die Beweisstellen s. m. in Fabricius biblioth. graeca, T. II. p. 170. s. Harles.

*) Erhalten in Ciceros tuscul. disput. L. II. cap. 10.

**) Vgl. Hyginus fab. 54. Astronom. L. II. c. 15. Herder's bekannte Dichtung: der entfesselte Prometheus, (in dem anges. Band s. Werke,) beabsichtigt keine Fortsetzung der griechischen Tragödie im Sinne des Aischylos.

***) Herder in den Werken zur schönen Literatur und Kunst, B. XII. S. 231. Vgl. Jacobs, in der angeführten Uebersetzung, S. 351.

****) Stanley ad fragm. Aeschyli, T. II. p. 716. 880 und Pauw zu dens. p. 1103. Ebenso mit Canter nov. lect. VII. 21. Fabricius biblioth. gr. T. II. p. 182. Harles.

†) Schütz in Commentario ad Aesch. Prometh. T. I. p. 8. 5. und Jacobs a. a. O. S. 349.

ein, und dies sei eben der *Προμηθεὺς πυρφόρος* oder *πυρκαεύς*. Casaubonus, der diese Meinung aufstellt *), hegt gleichwohl selbst noch einige Zweifel dagegen, und bemerkt, man könne auch wohl die Ordnung in jener Inhalts-Anzeige verändern, und dem *Γλαῦκος ποτνιεὺς* die letzte Stelle anweisen. Und daß dieser ein satyrisches Spiel gewesen, schließt er aus einer Stelle des Scholiasten zum Theokritos **), welche besagt: es nennten Mehrere die Satyren unenthaltsam, wie Aischylos im Glaukos, Sophokles in der Andromeda. Pauw erinnert dagegen ***), daraus, daß im Glaukos der Satyren Erwähnung geschehe, folge nicht, daß es ein Satyrspiel gewesen, denn die Andromeda, worin dasselbe geschehen, sei unbezweifelt eine Tragödie. Allerdings ist jener Schluß des Casaubonus nicht bündig, (obschon Pauw in seiner Gegenbemerkung irrt, denn die Andromeda des Sophokles war allerdings ein satyrisches Stück ****). Es gab nämlich zwei Aischyleische Dramen unter der Ueberschrift Glaukos; den *ποτνιευς*, der eine Tragödie, und den *πόντιος*, der ein satyrisches Spiel war, und die Bemerkung des angeführten Scholiasten bezieht sich auf das letztere †).

Wie aber, wenn beide Dramen verschieden, wenn der Feuerbringer etwas ganz anders gewesen wäre, als der Feueranzünder? Dies anzunehmen, ist folgender Grund. Daß Aischylos ein Satyrspiel unter dem Namen Prometheus schrieb, geht aus der oben angeführten Inhaltanzeige, in welcher man doch die Ordnung der aufgezählten Stücke nicht willkührlich ändern kann, und, noch unbezweifelter, aus einer Stelle des Plutarchos hervor ††). Sollte nun aber ein satyrisches Stück die Trilogie eröffnet haben? Giebt es überhaupt Beispiele von Trilogien, wo zwei Tragödien auf ein Satyrspiel folgten? Wäre die Einleitung durch ein Satyrspiel der Werke so erhabenen, tragischen Gegenstandes, wie der gefesselte und befreite Prometheus, würdig genug gewesen? Vielmehr scheint der Stoff derselben zu erfordern, daß das ihnen vorangehende Drama ebenfalls eine Tragödie war, und diese konnte sehr bedeutenden, durchaus ernsten Inhalts sein, wie nämlich Prometheus, die Befehle Zeus nicht achtend, das himmlische Feuer entwandte, und zu den Menschen herab brachte. Hier wäre denn auch Satz, Gegensatz und Vermittlung, wie Schlegel die Trilogie so treffend erklärt *). Welches von beiden Dramen übrigens die Tragödie, und welches das satyrische Spiel gewesen, dürfte sich schwerlich ausmitteln lassen.

Schon Meursius, und, was von größerm Gewicht ist, auch Hemsterhuis haben beide Dichtungen, den Feuerbringer und den Feueranzünder, unterschieden, nur halten sie eine wie die andere für Tragödien **). — Daß in dem griechischen Dramen-Verzeichnisse unsers Dichters nur der *Προμηθεὺς πυρφόρος*, nicht auch der *πυρκαεὺς* angeführt ist, würde wenigstens jene Vermuthung nicht wiederlegen, denn dort wird auch nur des *Γλαῦκος ποτνιεύς* gedacht, da es doch, wie oben erwähnt worden, außer diesem, noch einen *Γλαῦκος πόντιος* gab ***).

---

## Ueber die böse Laune †).

### Ein psychologischer Versuch.

Von K. F. Pockels.

Meine Leser verstehen dieses Wort, und es wäre daher überflüssig, wenn ich mich bei Erklärung desselben aufhalten wollte. Indem ich von der bösen Laune reden will, geht meine Absicht vornehmlich dahin, — einige Quellen derselben, — die traurigen Folgen, welche sie so oft für uns und Andere hat, — und endlich die vornehmsten Mittel anzuzeigen, wodurch man ihr vorbauen muß, und wodurch sie bei einer richtigen und vernünftigen Anwendung derselben geheilt werden kann.

Wir sind nicht immer im Stande, die Ursachen anzugeben, welche uns in eine böse Laune versetzt haben. Wir empfinden und denken sehr oft nach einer unwillkührlichen Ideenfolge, nach gewissen schnellwirkenden Gedächtniß-Eindrücken, deren Entstehen uns eigentlich unbekannt ist, weil wir uns des ersten innern Anstoßes derselben nicht bewußt sind. Wir haben die Modificationen unsrer Kräfte zu denken und zu wollen, die so unendlich vielen Abänderungen augenblicklich

---

*) De satyr. Graec. poes. et Rom. p. 127. s. ed. Rambach. Vergl. Boeckh. graec. trag. princ. num ea, quae supersunt. genuina sint, p. 28. Schlegel a. a. O. S. 136.

**) Idyll. IV. v. 62.

***) Ad Aeschylum. p. 1105.

****) Casaubonus, a. a. O. p. 135. Brunck. n fragment. Sophoclis, p. 603. Böckh a. a. O. p. 127.

†) Dieß ist außer Zweifel gesetzt durch Hermanns prog. d. Aischyli Glaucis. Lips. 1812.

††) *Πῶς ἄν τις ὑπ' ἐχθρ. ὠφ.* T. VII p. 370. Hutte Vergl Böckh a. a. O.

*) Vorlesungen, B. I. S. 139.

**) Meursius in Aeschylo, in Gronovi Thes. antiq. graec T. X. p. 410. s. Hemsterhui zum Pollux, IX. 8. 156.

***) Hermann im angeführten Programm.

†) Aus K. F. Pockels „Beiträge zur Beförderung der Menschenkenntniß.“

unterworfen sind, nicht immer, und wenn wir es ganz genau erwägen, eigentlich sehr selten in unserer Gewalt. Offenbar werden wir durch den Einfluß unseres Körpers auf unsere Seele, durch die innere Nothwendigkeit und Verbindung unserer Vorstellungen, durch den Mechanismus der Organisation, durch eine Menge blinder, in uns liegender Triebe, durch die Macht der Gewohnheit und der Jugendeindrücke, und durch viele andere auf uns wirkende Umstände unzählig oft, wider unsern Willen, so und nicht anders gestimmt. Am meisten aber fühlen wir dergleichen unwillkürliche Gemüthsbewegungen, wenn sich die Traurigkeit, oder Furcht, oder irgend ein Leiden unsrer Herzen bemächtigt. Jeder Mensch hat seine trüben Stunden, ohne daß er sich immer ihren Ursprung, und die Entstehung so mancher traurigmachender Bilder, die sich auf einmal dem freien Gange seiner Gedanken in den Weg stellen, und die innere Ruhe seines Geistes einige Zeit aufheben, erklären kann. Oft können wir uns auch auf die entfernteste Art nicht erinnern, ob sie durch einen äußern Gegenstand, oder durch eine innere unwillkürliche Ideenassociation entstanden sind, so abgesondert liegen sie außer dem Gebiete unserer gewöhnlichen Vorstellungen.

Wir fühlen es mit dem größten Mißvergnügen, und oft mit einer Erbitterung gegen uns selbst, wie in solchen trüben Augenblicken unsere ganze Art zu denken und zu empfinden gleichsam umgeformt wird. Unsere Heiterkeit verliert sich wie die Sonne hinter einem trüben Gewölk. Wir sehen Alles in einem falschen Lichte. Unsere Gedanken folgen langsam und schüchtern auf einander, unsere Sprache wird langsam und schleppend, und unser ganzes Gesicht drückt die Unruhe aus, welche in dem Innern unserer Seele herrscht. Unser Herz sinkt dabei nicht selten in eine Erschlaffung, die uns kalt und unempfindlich gegen alle Freuden des Lebens macht. Wir fühlen uns geneigter, mißtrauisch gegen Andere, selbst gegen unsere Freunde zu sein, als sie zu lieben. Ihre Scherze, ihre Aufmunterungen, ihre Fröhlichkeit werden uns lästig und unangenehm, und es kostet uns Zwang und Ueberwindung, auch nur dem äußern Scheine nach, das Gutmeinen zu erwiedern, welches sie gegen uns an den Tag legen. Solche trübe Launen überraschen uns oft bei den angenehmsten Geschäften, in den fröhlichsten Gesellschaften, und pressen uns manche stille Thräne der Wehmuth aus, ohne daß wir es selbst genau wissen, worüber wir weinen *).

Aber in den meisten Fällen sind wir uns doch dessen deutlich bewußt, was unserer Seele jene unglückliche Stimmung gab. — Ein zu gewagter Scherz des Andern über uns, und unsere Angelegenheiten, für den wir nicht Empfänglichkeit genug hatten; eine kalte Begegnung von Leuten, von denen wir, vielleicht auch nur eingebildeter Weise, Liebe, Zutrauen, Zuvorkommen erwarteten; eine uns mit Hitze, oder, was oft noch stärker auf unsern Mißmuth wirkt, mit Satyre gesagte Wahrheit; ein Tadel, der unsere Person, Einsichten, unsern Umgang betraf, hatte uns beleidigt. Man hatte unsern Wünschen, unsern Lieblingsplanen und Phantasien Hindernisse in den Weg gelegt, unsere wahren, oder — noch öfter unsere geträumten Verdienste nicht erkannt, die Gesellschaft, den Rath, die Meinung Anderer der unsrigen vorgezogen. Man hatte Mißtrauen gegen unsern moralischen Charakter, gegen die Absichten unserer Handlungen geäußert, und unsere Schwächen, die wir nur immer

*) Sehr richtig beurtheilt der Abt Trublet in seinen Versuchen über verschiedene Gegenstände der Sittenlehre und Gelehrsamkeit (Theil 2.) den übellaunigen Charakter in folgender Stelle:

„Das übel aufgeräumte Wesen ist ein physikalisches Uebel, welches ein sittliches verursacht. Ein rechtschaffener Mann würde sich wegen des erstern ohne das andere trösten. Dies macht seinen Schmerz vollkommen; er empfindet es, daß er nun vernünftig und ungerecht ist. Er wird in seinen guten Zwischenzeiten gewahr, daß er in seinen schlimmen nichts, als falsche, oder wenigstens übertriebene Urtheile fällt, daß er Sachen sieht, die nicht sind, daß er diejenigen nicht sieht, die wirklich vorhanden sind, oder daß er sie ganz anders sieht, als sie sind. Dieß bekümmert ihn noch mehr, daß man oft von seinem Verstande und seinem Herzen nach seinem übel aufgeräumten Wesen urtheilt.“

„Wenn ein Mensch, fährt Trublet fort, von übelaufgeräumtem Wesen ist, so muß man von dem, was er in seinen schlimmen Augenblicken sagt, oder thut, auf nichts Nachtheiliges für seinen Charakter schließen. — — Eine von den größten Beschwerlichkeiten eines übelaufgeräumten Wesens ist, daß die harten und verächtlichen Dinge, die es uns Andern bisweilen vorzusagen bewegt, ihnen Gelegenheit zu glauben geben, wenigstens wenn sie uns nicht genug kennen, daß wir sie weder lieben noch hochachten, ob wir sie gleich oft sehr hochachten und lieben. Man muß indessen gestehen, daß, wenn man in den Augenblicken der Uebelaufgeräumtheit denen, welche man liebt, harte Dinge versagt, man sie in diesen Augenblicken wirklich nicht liebt.“

Sehr wahr ist auch das, was unser Verfasser gleich im Anfange seiner vermischten Gedanken über die böse Laune sagt: Ein übelaufgeräumtes Wesen ist oft eine Unordnung der Maschine, eine wahre Krankheit, für welche man mehr physische als moralische Mittel nöthig hat. Wenn die schlimmen Augenblicke vergangen sind, wenn das Blut seinen ordentlichen Lauf wieder genommen hat, wenn die Maschine wieder aufgezogen worden ist; so erröthet man, man seufzt, daß man so wenig vernünftig gewesen, sich so leicht hat erzürnen lassen, so verschieden von sich selbst gewesen ist. Man verspricht sich ein andermal mehr auf seiner Hut zu sein. Den andern Morgen hat man neue Anfälle von der Uebelaufgereimtheit, — und daher auch neuen Verdruß. —

äußerst delicat behandelt zu sehen wünschen, auch vielleicht nur im Scherz, zu laut bekannt gemacht. Untreue der Menschen, Verstellung und Nachläßigkeit Anderer in Beobachtung ihrer Pflichten gegen uns, zu wenig Rücksicht derselben auf die Delicatesse und Empfindlichkeit unsers Charakters, auf die Vorzüge unsrer Geburt, unseres Standes auf der einen Seite, — und zu viel Selbstinteresse Anderer in ihren Urtheilen über uns auf der andern, und mancherlei andere Ursachen hatten uns auf irgend eine Weise aufgebracht; aber nicht selten war auch heimliche Unzufriedenheit mit uns selbst, lebhafte Zurückerinnerung an gewisse Fehler unseres Herzens, und ein zu empfindelnder Ton unsrer Gefühle, oft auch ein zu zartes Gewissen der Grund zu jener finstern Stimmung unserer Seele geworden.

Die Erfahrung lehrt, daß alle diejenigen, welche sehr lebhafte Leidenschaften, eine sehr empfindliche Natur haben, deren Einbildungskraft leicht gereizt, und deren Gefühle schnell erschüttert werden können, am meisten der übeln Laune ausgesetzt sind. Da die Lebhaftigkeit und Schnelligkeit ihrer Empfindungen ihnen gemeiniglich wenig Zeit zum Nachdenken übrig läßt; da die ersten Eindrücke dieser Empfindungen bei ihnen auch immer die heftigsten sind, und da ihre Phantasie oft ohne ihren Willen selbst die größte Kleinigkeit so schnell zu einer Riesengröße zu erheben weiß: so ist's begreiflich, warum jene empfindlichen Leute selbst bei einem guten und richtigen Verstande sich immer am wenigsten in ihrer Gewalt haben, sobald sie von ihren Launen überfallen werden.

Wenn ich nicht irre, trägt Eitelkeit und Stolz erstaunlich viel dazu bei, unsern Charakter empfindlich zu machen, und ich glaube daher, daß keine Leidenschaft des menschlichen Herzens eine leichtere Veranlassung zu übeln Launen geben kann, als Eitelkeit und Stolz. Die Sache ist ganz natürlich. Diejenigen, die vermöge jenes Charakterzuges unaufhörlich darauf denken, ob man ihnen auch immer und überall die Ehre erzeige, die sie nach ihrer Meinung verdienen, die auf jeden Vorzug Anderer neidisch sind, jeden Scherz, der sie angeht, übel verstehen, jede kalte Miene und Begegnung mißdeuten, hinter jeder kleinen Vernachlässigung des Ceremoniels ein Majestätsverbrechen gegen ihre Person suchen; — Leute, die nur deswegen da zu sein glauben, um bewundert zu werden; die für jeden ihrer Gedanken, für jeden auch wohl schalen Witz einen lauten Beifall fordern; die überall, auch in ihren seltsamsten Meinungen Recht haben, ihre Art zu denken Jedem aufdringen, und hingegen selbst nie eine Zurechtweisung annehmen wollen, weil sie sich für untrüglich halten, — solche Leute, sag' ich, müssen auch bei allen übrigen guten Eigenschaften, die sie haben können, alle Augenblicke Gefahr laufen, verstimmt zu werden, weil sie immer zu viel fordern. Ihre ganze Denkungsart ist zu eitel, zu selbstsüchtig, als daß sie nicht überall Hindernisse antreffen sollten, die ihren Wünschen entgegen stehen, und diese ihre Wünsche stimmen gemeiniglich zu wenig mit der Denkungsart Anderer überein, als daß sie immer in Erfüllung gehen könnten.

Der Eitle und Stolze kann für seine Leidenschaft unmöglich Nahrung genug in einer Welt finden, die aus verschiedenen Ständen, und so unendlich verschieden denkenden Menschen besteht. Jeder hat sein eigenes Selbstinteresse, wonach er uns, ohne immer Rücksicht auf unsere persönlichen guten Eigenschaften und Verdienste zu nehmen, zu beurtheilen pflegt. Wir gefallen ihm nur gemeiniglich in so fern, als unsere Kenntnisse, unser Stand, unsere Handlungen eine für ihn vortheilhafte mit seiner Denkungsart übereinstimmende Beziehung auf seine Kenntnisse, seinen Stand, seine Handlungen haben. Wir können daher auch Andere nicht zwingen, so von uns zu urtheilen, wie wir es grade haben wollen. Wir bleiben bis an unser Grab, und noch jenseits desselben dem gerechten, oder ungerechten Tadel der Welt ausgesetzt, und wir können es auf keine Weise verhindern, daß Andere selbst in unsern verdienstlichen Handlungen nicht das Unzeitige, Schiefe, Affectirte und Zweideutige aufsuchen sollten, was sie an sich zu haben scheinen. Die Menschen um uns her sind von Natur viel mehr geneigt, uns mit Strenge, als mit Nachsicht zu beurtheilen, unsere Schwäche eher als unsere Vollkommenheiten aufzusuchen, — und dies allemal um so viel mehr, je größern Beifall wir von ihnen verlangen, und je größer das Selbstinteresse ist, das wir dabei zu erkennen geben. Der Ehrgeizige muß also schon um deswillen überall anstoßen, und unzählig oft in übele Laune gerathen, wenn nicht anders ein versteckter Leichtsinn ihn dagegen sichert.

Hiezu kommt noch die Art und Weise, wie er nach dem Beifalle der Welt hascht, und der hohe Grad falscher Empfindlichkeit, den er dabei an den Tag legt. Er sucht uns nämlich, wenige Ehrgeizige ausgenommen, die ihren Stolz durch Bescheidenheit zu nähren suchen, immer mehr zu erobern, als zu gewinnen. Er will eigentlich nicht immer die Liebe unserer Herzen, mit der wir ohnedem oft freigebiger, als mit den Bezeugungen der Hochachtung zu sein scheinen, sondern deutliche Zeichen der Ehrfurcht von uns haben, und diese verlangt er wieder so dreist, mit so weniger Herablassung auf unsere Denkart und oft mit einem so steifen, affectirten und hochtra-

benden Wesen, daß er uns eher leicht gegen sich erbittert, als auf seine Seite zieht. Wir glauben ihm um so weniger Hochachtung schuldig zu sein, je mehr er sie zu erzwingen sucht, und wir halten es daher für eine Art Schuldigkeit, den Mann zu demüthigen, oder doch wenigstens mit Gleichgültigkeit zu behandeln, in dessen Augen wir keinen andern Werth zu haben scheinen, als das Gefolge seiner Anbeter vermehren zu helfen.

Und nun bitte ich meine Leser einmal in dem Kreise ihrer Bekannten umherzuschauen. Ich glaube sie werden meine obige Bemerkung richtig finden, — daß nämlich die Menschen, welche ein zu feines und also auch ein zu leicht verstimmbares Gefühl für Ehre haben, zu stolz auf ihre persönlichen Eigenschaften sind, zu wenig Rücksicht auf Andere nehmen, nach zu vielen Vorzügen haschen, und diesen Vorzügen noch überdem einen besonders hohen Werth andichten, daß diese, sag ich, auch am meisten von den Züchtigungen einer übeln Laune leiden müssen; — daß hingegen diejenigen, welche weniger ehrgeizige Ansprüche auf den Beifall der Welt machen, ihre Verdienste nicht so oft zur Schau ausstellen, nicht zu eitel und eifersüchtig auf ihre Person sind, und die Menschen nicht nur, um von ihnen geehrt und vorgezogen zu werden, sondern um ihrer Tugenden willen lieben, gemeiniglich ein fröhliches Gemüth, und wenn sie nicht von gewissen andern Leiden gedrückt werden, und ihr kränklicher Körper sie nicht verfolgt, selten böse Launen haben.

Ich komme zu einer andern Quelle der übeln Laune. Bei sehr vielen und ich möchte behaupten bei den meisten Menschen ist sie blos etwas Körperliches. Sie sind entweder so gewöhnt, oder haben sich so gewöhnt, daß sie ganz von ihrem Körper abhängen. Sie stehen unter seiner Herrschaft, wie ein schwacher Mann unter der Gewalt seines eigensinnigen Weibes. Jede kleine bedenklich scheinende Veränderung, die sie an ihm wahrnehmen, jede etwas mehr als gewöhnliche Aufwallung ihres Bluts, jeder kleine Schmerz macht sie im höchsten Grade unruhig, mürrisch und mißmuthig. Sie zittern vor jeder kühlen Luft, fürchten sich vor jedem warmen Sonnenschein, und fühlen oft mit einer unbeschreiblichen Angst jeden Wechsel der Witterung und Atmosphäre. Sehr oft liegen diese Unglücklichen nur an einer verzärtelten Einbildung krank*); aber nicht selten leiden sie an einer wirklichen Nervenschwäche, und dann verdienen sie unser ganzes Mitleiden. Wenn der Körper innerlich leidet, wenn seine Werkzeuge nur gleichsam mit Unwillen ihre Dienste verrichten, und durch jede Veränderung der Luft, der äußern Lebensart und des Klimas in ihrer Gesundheit und freien Wirksamkeit gestört werden, so kann der Geist, der so genau mit dem Körper verbunden ist, dessen Krankheiten gemeiniglich Folgen von Krankheiten des Körpers sind, ohnmöglich heiter sein. Er kann und mag in solch einem Zustande keine fröhlichen Empfindungen in sich erwecken, und wenn er es auch versucht, so sinkt er doch immer sogleich wieder in seine übele Laune zurück, weil er den unangenehmen Einfluß seines Körpers auf jenen nicht aufheben kann.

Diese Art übler Laune, die aus Kränklichkeit und Nervenschwäche entsteht, könnte man die bösartige nennen, weil sie schwerer, als alle Arten zu heilen ist, weil sie nach und nach zur Gewohnheit wird, und weil wir dadurch fast alle Gewalt über uns selbst verlieren. Nichts vermag in diesem traurigen Zustande die innere Ruhe unseres Geistes und das Gleichgewicht seiner Kräfte wieder herzustellen, welches durch den zu starken Einfluß des Körpers auf unsere ganze Denkungsart aufgehoben worden ist. Unsere Vernunft hat das Vermögen, uns zu trösten, gleichsam verloren, unsere Grundsätze sind das Spiel trüber Empfindungen geworden, und wir scheuen sogar den Gebrauch solcher Mittel, die uns heilen sollten, fliehen die Menschen, sehen nichts als das Böse an ihnen, und weil uns dadurch die Erde zu einer traurigen Einöde geworden ist, in der wir nur zu unsrer Qual zu leben glauben; so wünschen wir uns alsdann nicht selten das Ende unseres Elendes durch einen baldigen Tod. In diesem unwillkürlichen Zustande haben viele Menschen die Waffen gegen sich selbst ergriffen, und unsere neuern Philosophen haben daher mit Recht auf ihn in Beurtheilung der Gründe für und wider den Selbstmord Rücksicht genommen.

Nichts vermehrt die körperlichen Ursachen der bösen Laune so sehr als Unmäßigkeit im Genuß der Speisen, des Getränks und der Wollust, weil eben durch diese Unmäßigkeit die Nerven erstaunlich geschwächt, und die Verdauungswerkzeuge überladen werden. Die meisten Menschen, sonderlich die, welche eine sitzende Lebensart führen und viel mit dem Kopfe arbeiten

*) Die Leiden der Einbildungskraft andrer Menschen reizen uns nicht so leicht zur Theilnahme, als wirkliche Uebel. Wir setzen immer voraus, daß jene, ob sie gleich oft bitterer, als wirkliche Uebel sein mögen, durch vernünftiges Nachdenken geheilt werden können, daß also ihre Fortdauer durch unsere Schuld bewirkt wird, indem wir jenes Nachdenken nicht anwenden wollen. Vornehmlich wird auch der Eindruck eingebildeter Uebel Anderer dadurch auf unser Herz geschwächt, weil sie nicht selten etwas Lächerliches an sich haben, und weil es uns überhaupt unvernünftig vorkommt, sich vor einem Uebel zu fürchten, das nicht wirklich vorhanden ist.

müssen, werden daher gemeiniglich nach der Mahlzeit von bösen Launen überfallen, denen sie auf keine Weise ausweichen können. Ich kenne sehr viele, die alsdann gar nicht mehr die nämlichen Menschen zu sein scheinen, und bei aller sonst bekannten Güte ihres Herzens aus einem lieblosen Urtheile ins andere fallen, und ihre Gemüthsverstimmung oft auf eine sehr unedle Art zu erkennen geben. Ihr Blut ist in einer heftigen Bewegung, sie sagen Andern Bitterkeiten, die es nicht verdienten, und bringen Ideen zur Welt, über deren Geburt sie hinterher selbst erschrecken und Reue empfinden. Die Wollust, die so mäßig genossen, als möglich ist, dennoch unmäßig bleibt, sobald sie auf Gemüthsverstimmungen wirkt, hat gemeiniglich noch einen stärkern Einfluß auf die böse Laune, als Unmäßigkeit in Speise und Trank, weil sie auf alle Fasern des Körpers wirkt, und gleichsam das Gehirn unmittelbar selbst angreift. Ich wollte wetten, daß das heutzutage einreißende übellaunige Wesen so vieler Jünglinge und Mädchen vornehmlich eine Folge von den heimlichen Ausschweifungen einer Leidenschaft sei, welche wir gemeiniglich für die heftigste, aber auch für die schädlichste zu halten Ursache haben.

Unserm Zeitalter kann in der That der Vorwurf gemacht werden, daß es den Hang der Menschen zu übeln Launen offenbar befördert. Der jetzige überall herrschende ungeheure Luxus, der die Menschen so sichtbar weichlicher, empfindlicher und kränklicher macht; der allgemeiner gewordene Genuß zusammengesetzter Speisen und Getränke, die durch unsere neue Modelectüre und die Art des jetzigen Umgangs eingeführte Empfindelei, welche sonderlich so viel heimlichen Schaden stiftet, und endlich unsere falsche Erziehungsart tragen alle das ihrige dazu bei. Vornehmlich ist die letztere bei allen gut gemeinten und durchdachten Vorschlägen sie zu verbessern und der Natur des Menschen und ihrer so nothwendigen Festigkeit gemäßer einzurichten, immer noch sehr verzärtelnd. So wie die Kinder sonderlich in vornehmen und reichen Häusern erzogen werden, worin ohnedem ein übellauniges Wesen mit zu dem abwechselnden Ton des Umgangs zu gehören scheint, müssen sie durchaus schon frühzeitig zu mancherlei bösen Launen gewöhnt werden, und gerade diese Kinder sind es doch, welche in der folgenden Zeit einen so großen Einfluß auf das Wohl und Weh der menschlichen Gesellschaften bekommen. — Man bringt ihnen schon in den ersten Jahren ihres Lebens, durch zu vieles Nachgeben, durch eine pünktliche Erfüllung aller ihrer Wünsche, durch ein ängstliches Bemühen, ihre Gunst zu behalten, durch Putz und Schmeicheleien zu hohe Begriffe von ihrem Werthe, von ihrem kleinen Ich bei. Man behandelt sie immer als Menschen, die in Zukunft überall ihr väterliches Haus mit allen jenen Fehlern des Schonens und Nachgebens antreffen würden, die man bei ihrer Erziehung so unverantwortlich, und gleichsam geflissentlich beging, — und denkt nicht daran, daß sie eben durch dieses Verwöhnen zu einer Menge der traurigsten Uebel vorbereitet werden, die in der menschlichen Gesellschaft jeden treffen müssen, der eigentlich nicht für das System dieser Gesellschaft gebildet ist, und die daher einen unausbleiblichen Einfluß auf die Verstimmung ihres Gemüths haben werden. Wie viele Fehler begeht man endlich nicht in Absicht ihrer körperlichen Erziehung! Unvorsichtigkeit in der Wahl ihrer Speisen und derjenigen, die sie ihnen reichen müssen, zu weiche und dicke Kleider, worin man sie einhüllt, frühzeitiger Gebrauch künstlicher Arzneien, Absonderung von der freien Himmelsluft, zu spätes Gewöhnen an körperliche Festigkeit und Geschäfte, Verzärtelung ihrer Leidenschaften und Gefühle, — und so viele andere erkannte und unerkannte Fehler bei ihrer Erziehung haben einen sichtbaren Einfluß auf die Schwächung ihres Körpers, und müssen daher nothwendig Menschen aus ihnen bilden, die in Zukunft durch ihre üblen Launen sich und Andern zur größten Last fallen werden.

Es gibt noch viele andre Quellen der bösen Laune, die ich hier anführen könnte. Alles was einen unangenehmen Eindruck auf unsre Vorstellungskraft, oder auf unsere Gefühle überhaupt machen kann, ist im Stande uns darein zu versetzen. — Zu langes und anhaltendes Studiren, trübe Aussichten in die Zukunft, Zweifel über uns angelegentliche Wahrheiten, heimliche Wünsche unsrer Herzen, Liebe und Empfindlichkeit, selbst Träume und vermeinte Ahndungen können uns sogar bei der Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit böse Launen verursachen; — allein ich übergehe diese und mehrere Quellen derselben, die ich künftig einmal psychologisch aus einander setzen werde.

Jetzt komme ich zu den traurigen Folgen, welche mit unsern bösen Launen für uns und Andere so oft verbunden sind, und unendlich viel mehr Schaden stiften, als wir gemeiniglich glauben.

Die traurige Zerrüttung, welche durch eine üble Laune in dem Innern unsrer Seele hervorgebracht wird, hat nicht nur den Schaden für uns, daß sie uns gegen die Freuden des Lebens unempfindlich macht, daß sie die Menschen von uns scheucht, und unser Herz gegen sie verschließt; sondern daß sie auch offenbar den menschlichen Geist in den Fortschritten seiner

Erkenntniß und in der Ausbildung seiner moralischen Vollkommenheiten aufhält. Die Unbehaglichkeit, die wir in uns fühlen, der innere Zwang und Druck, den unsere Maschine leidet, theilt sich jedesmal unserer Kraft zu denken mit; alle unsere Fähigkeiten fangen gleichsam zu stocken an, unsere Begriffe verdunkeln sich, oder werden oft schon in ihrer Geburt erstickt, und es kostet uns Mühe sie ins Helle zu bringen. Andere stehen mit einer unbeschreiblichen Lebhaftigkeit vor unsern Augen, blenden uns, und machen uns unfähig sie ins Dunkle zu schieben. Keine Arbeit unseres Geistes will uns mehr gelingen; wir bemühen uns, ihn anzustrengen; aber in wenig Augenblicken fühlen wir uns schon ermüdet, und ein kränkendes Mißtrauen gegen uns selbst, begleitet alles, was wir denken, und bringt uns gegen unsere eigenen Vorstellungen auf. Was wir in diesem traurigen Seelenzustande allenfalls vollbringen, wird schief, unvollkommen und übereilt. Man sieht unsern Arbeiten den kläglichen Zwang ihrer Geburt an, es sind gemeiniglich Mißgeburten, über die wir erstaunen, wenn wir sie nachher mit heitrer Seele betrachten. Selbst die Lectüre der angenehmsten und unterhaltendsten Schriften wird uns bei einer finstern Laune unschmackhaft, wir finden ihre schönsten Stellen fade, affectirt, weitschweifig und verworren. Wir fühlen uns sogar nicht selten gegen ihre unschuldigen Verfasser aufgebracht, als ob sie uns persönlich beleidigt hätten, und unser Tadel darüber ergießt sich in bittern Recensionen, deren so vielen man es in öffentlichen Blättern ansieht, daß sie nichts weniger, als mit reifer Einsicht, aber mit desto mehr böser Laune gemacht sind.

Es ist aus dem Vorhergesagten begreiflich, daß ein Mann, der vielen übeln Launen, und folglich auch einer damit verbundenen Unstätigkeit seiner Ideen unterworfen ist, in reellen Kenntnissen, wo nicht aufgehalten werden, doch mit vieler Mühe weiter kommen müsse, — und wer kennt nicht an sich recht gute Köpfe, die es in Wissenschaften darum nie weit bringen werden, weil sie alles anfangen, und alles wieder liegen lassen. Ihre Begriffe erhalten gleichsam nur immer eine halbe Ausbildung, weil sie zu leicht, durch ihre abwechselnden Launen verfolgt, ermüden, und ihr Geist eben dadurch zu sehr zur Zerstreuung geneigt wird, daß er eine lange Reihe von Ideen mit gehöriger Aufmerksamkeit beleuchten könnte.

Eben so vielen und noch mehrern Schaden leidet nun auch ferner durch böse Launen das menschliche Herz. Es läßt sich schon ohne tiefe Kenntniß der menschlichen Natur einsehen, daß durch die beständige Ebbe und Fluth unserer Empfindungen, durch die Verstimmung unserer Gefühle, die gemeiniglich so schnell auf die Verschlimmerung, wenigstens auf die unrichtige Anwendung unserer Grundsätze wirkt, und durch das aus seinem Gleichgewicht gebrachte Selbstinteresse, welches so sehr durch jede üble Laune verschoben wird, — unser Herz sehr viel von seinem moralischen Werthe verlieren müsse *). Die besten Menschen handeln oft in einer bösen Laune sehr schlecht, und durch nichts geht die edle Einfalt und Gradheit des Charakters, das reine und innige Gefühl fürs Gute, die Liebe und Hochachtung, welche wir den Tugenden Anderer schuldig sind, die Festigkeit in unsern Gesinnungen und die Theilnehmung der Herzen an Freundschaft und Menschenliebe mehr und leichter verloren, als durch ein übel aufgeräumtes Wesen. Wir gerathen dadurch nach und nach in jenen verachtungswürdigen Wankelmuth unserer Gesinnungen und Grundsätze, der allen übel aufgeräumten Leuten eigen ist; — ein Wankelmuth, der sie zu untreuen, flüchtigen, veränderlichen Freunden, zu unsichern Gesellschaftern und unbrauchbaren Geschäftsmännern macht, die mit Recht unser Mißtrauen und unsere Kälte gegen ihr schwaches Herz verdienen.

Solche Leute sind sich fast keinen Augenblick gleich, und sie gefallen sich in dieser Veränderlichkeit oft so sehr, daß sie sich nicht gern lange gleich bleiben mögen. Gestern tadelten sie, was sie heute rühmen; heute scheinen sie unsere wärmsten Freunde zu sein, und morgen begegnen sie uns mit allen Kennzeichen der Verachtung, oder wenigstens der Gleichgültigkeit. Gestern waren sie angenehm, zuvorkommend, theilnehmend, heute sind sie unausstehlich, affectirt, ungestüm, wild. Ein andermal sind sie bigott, fromm, abergläubig, — wieder ein andermal leichtsinnig ausschweifend, zu frei denkend. Kurz wir wissen eigentlich nie recht, was wir an ihnen haben, und sie — kennen sich gemeiniglich selbst nicht.

Es ist unbeschreiblich, was durch solche wankelmüthige, übel aufgeräumte Leute in allen Ständen und Verhältnissen des menschlichen Lebens für Schaden gestiftet wird. Hier verderben eigensinnige übellaunige Eltern und Erzieher die hoffnungsvollsten Kinder, indem sie ihre Freiheit zu sehr einschränken, und durch ein übel aufgeräumtes Wesen ihrer moralischen Ausbildung

*) Man hat gesagt, heißt es in Trublets Versuchen (von dem übelaufgeräumten Wesen), daß Alles seine bestimmten Tage habe, der Witz, die Herzhaftigkeit, die Weisheit selbst; daß nur das Herz jederzeit gut wäre, wenn es einmal gut ist. Das übelaufgeräumte Wesen verhindert, daß diese letzte Ausnahme unwahr ist. Das Herz hat selbst bei den besten Leuten seine bestimmten Tage, wenn sie Leute von übelaufgeräumtem Wesen sind.

gerade entgegen arbeiten. Dort stiftet die böse Laune eines unbilligen Vaters Eheverbindungen zwischen Leuten, die sich nie lieben können, und bis an ihren Tod ein höchst trauriges Leben neben einander führen werden. Hier verstimmt eine bizarre Mutter durch ihr ewiges Schelten und durch den Zwang einer barbarischen Erziehung die liebenswürdigsten Töchter. Dort leidet eine ganze verehrungswürdige Familie durch die hämische Laune eines mürrischen Anverwandten. Hier spricht ein eigensinniger Richter in einer seiner finstern Stunden ein höchst ungerechtes Urtheil, wodurch das Glück ganzer Familien zu Grunde gerichtet wird. Dort wird eine böse Laune die Erfinderin furchtbarer Intriguen gegen das Ansehn verdienter Männer. Durch sie kommt Unfriede und Haß in die glücklichsten Ehen, durch sie entstanden blutige Kriege, — und wer vermag alle die unzähligen Uebel zu nennen, die sie von jeher in der menschlichen Gesellschaft veranlaßt hat!

Wir sind nie mehr in Gefahr, ungerecht und unbillig gegen andere Menschen zu werden, als wenn wir übel aufgeräumt sind. Da sie durch diese schiefe Richtung ihrer Seele auch gemeiniglich in unsern Augen ihren Werth verlieren, da uns an ihnen dann nichts, oder nicht viel mehr gefällt, so nehmen wir uns auch ungewöhnliche Freiheiten gegen sie heraus. Wir finden es nun nicht mehr unschicklich, ihnen oft die bittersten Wahrheiten ins Gesicht zu sagen, und ihnen die unschuldigsten Dinge zum Verbrechen zu machen. Unsere Warnungen verwandeln sich in hitzige Vorwürfe, unsere Moralen werden anzüglich, unsere Scherze giftig, unser Stillschweigen selbst wird für Andere kränkend. Wir sind dabei oft so blind, daß wir unsern Unwillen gegen ganz Unschuldige richten, weil unser Mißmuth irgend einen Gegenstand haben muß, an dem er sich auslassen kann. Wir fühlen es nicht selten, daß wir dabei gefehlt haben, daß wir in unsrer bösen Laune zu weit gegangen sind; — allein diese innere Scham bringt uns oft noch mehr auf. Wir wollen nicht gern das Ansehn haben, als ob wir gefehlt hätten, und wir suchen alsdann eine noch größere Hitze zum Beweise unserer gerechten Sache zu machen.

Wie sollen und können wir nun aber jenen übeln Launen vorbauen; wie können wir sie heilen? —

Ich will es versuchen im beiderlei Betracht Mittel dazu vorzuschlagen, ob ich gleich weiß, daß gegen diese Krankheit unsrer Seele auch die besten Mittel oft gerade nichts helfen, weil wir entweder zu sehr von der Nervenschwäche unsres Körpers abhängen, wogegen keine Gründe der Vernunft etwas ausrichten können; oder weil wir jene Krankheit überhaupt nicht zu haben glauben; oder, welches das Allerschlimmste ist, weil wir sie behalten wollen.

Um einer bösen Laune vorzubauen, würde ich nun erstlich und vornehmlich rathen, nicht nur die Gegenstände und Gelegenheiten sorgfältigst zu vermeiden, wodurch wir verstimmt werden können, sondern auch einen trüben Gedanken, der uns empfindlich werden könnte, so viel es nur immer möglich ist, gleich in seiner Geburt zu ersticken. Eine Regel, die auch für die Heilart einer schon wirklich vorhandenen übeln Laune sehr brauchbar sein kann. Wenn wir jenem Gedanken so lange nachhängen, bis er erst unsre ganze Phantasie eingenommen hat, so knüpfen sich natürlicher Weise immer noch mehrere trübe Vorstellungen an ihn an, und wir können nun schon darum weniger Herr über ihn werden, weil er sich gleichsam verschanzt und gegen die Versuche, ihn von seinen unangenehmen Nebenvorstellungen abzusondern, gesichert hat. Um aber das Uebel in seiner Geburt zu ersticken, müssen wir seine ersten Eindrücke durch eine Reihe neuer, so viel möglich angenehmer und zerstreuender Vorstellungen, die unsre Aufmerksamkeit auf sich ziehen und unser Nachdenken beschäftigen können, und durch eine solche Stellung des unangenehmen Gegenstandes, wodurch er uns nicht mehr in seiner ganzen finstern Gestalt erscheint, wieder aufzuheben suchen. — Oft können wir den bösen Launen schon dadurch entgehen, wenn wir das Gespenst, den unangenehmen Gegenstand so betrachten, wie er ist, nicht wie ihn uns unsre Einbildungskraft vormalt, welche gemeiniglich den größten Antheil an den Verstimmungen unseres Gemüths hat, zumal wenn wir von Furcht und Schrecken eingenommen sind. Diese betäuben unser Gemüth und verschaffen der Einbildungskraft einen um so viel größern Spielraum, je weniger ein ernstes Nachdenken bei jenen Leidenschaften statt zu finden pflegt. Die glückliche Gabe sich zu fassen, wenn uns etwas Unangenehmes begegnet, ist sehr wenigen Menschen eigen, ob sie gleich das beste Mittel gegen unzählige schiefe Richtungen unsrer Gefühle sein würde.

Zweitens suche man vornehmlich den Umgang solcher Menschen auf, die selbst keine oder wenig üble Launen haben. Die menschlichen Seelen hängen durch unauflösliche sympathetische Bande zusammen, und nichts ist den Umstimmungen unseres Herzens zum Mißmuth und zur Traurigkeit gefährlicher, als übel aufgeräumte Leute. So sehr wir uns gegen ihre Denkungsart, gegen den Ton ihrer Empfindungen und Empfindlichkeit zu sichern suchen, so schnell werden wir doch gemeiniglich von ihnen angesteckt, und oft

scheint es sogar die äußere Pflicht zu erfordern, daß wir uns von ihnen anstecken lassen. Ihre Art sich auszudrücken, ihre finstere Stirn, ihr kaltes und zugleich leicht aufgebrachtes Wesen, ihre oft bis zur Albernheit gestiegene Empfindlichkeit, erweckt nach und nach hundert trübe Bilder in uns, die sich anfangs nur durch einen steifen Ernst in Mienen und Ausdrücken, bald aber in einer gänzlichen Unbehaglichkeit unserer Empfindungen äußern. Fröhliche Menschen hingegen sichern uns vor diesem traurigen Zustande, ihre Aufmunterungen, ihr heiteres Gesicht, ihre Einfälle, ihre behaglichen Gefühle, die nach und nach in uns übergehen, bekämpfen gleichsam den schwarzen Dämon, der sich in unsrer Brust festsetzen will.

Drittens suche man sich nur immer fleißig zu beschäftigen, und Müßiggang und Langeweile als die größten Verführerinnen zur bösen Laune zu fliehen. Müßige Leute sind beständig damit geplagt, und man hat schon lange angemerkt, daß es nirgends mehr übel aufgeräumte Leute, als in der großen Welt gibt, weil sie zu viel Zeit zu ihren Grillen übrig haben, und zu sehr von Langeweile verfolgt werden. Arbeit und Geschäftigkeit macht hingegen fröhliche Gemüther. Unser Körper wird dadurch gestählt, seine Säfte in einem gesunden Umlauf erhalten, und unserm Geiste fehlt es bei einem thätigen Leben nie an Gelegenheit sich zu zerstreuen, und die dunkeln Bilder aus sich fortzuschaffen, die eine böse Laune in ihm aufstellen will. — Es ist nicht zu läugnen, daß das andere Geschlecht wegen der Empfindlichkeit und Reizbarkeit seiner Nerven, wegen seiner körperlichen Schwächen, und der Lebhaftigkeit seiner Empfindungen einen größern Hang zu bösen Launen, als das unsrige fühlt; — aber ich möchte auch noch vornehmlich den Grund davon angeben, daß es mit weniger zerstreuenden Geschäften, als das unsrige zu thun hat, bei seinen Arbeiten doch gemeiniglich wenigstens in Absicht der so nöthigen Leibesbewegung in gewissem Verstande müßig bleibt, und also immer bei einer stillern, eingeschränktern Lebensart zu viel Zeit übrig behält, seinen trüben Phantasien auf diese oder jene Art nachzuhängen, wozu seine zärtlichen Empfindungen erstaunlich viel beitragen.

Viertens genieße man fleißig der freien Luft, des heitern Himmels und des Anblicks der schönen Natur. Nichts vermag uns so sehr und oft so schnell aufzuheitern, als diese. Hier athmen, empfinden und denken wir freier. Tausend reizende Gegenstände ziehen hier in einem lachenden Kleide unsere Aufmerksamkeit an sich, und laden uns zu ihrem unschuldigen Genusse ein. Wir fühlen es deutlich, wie nach und nach die finstern Bilder aus unsrer Seele verschwinden, welche sich darin festgesetzt hatten, und wir kehren gemeiniglich gleichsam gestärkt und fröhlicher in unsere Wohnungen zurück, als wir sie verließen. Tausend Menschen würden ein fröhlicheres, und ich setze hinzu, besseres Gemüth haben, wenn sie sich öfter jenes uns und allen Menschen vom Himmel geschenkten Mittels gegen ihre bösen Launen bedienen wollten, — Feinde, die durch das ewige Lesen und Wiederlesen ganzer Bibliotheken, durch den lästigen Sklavendienst für den Buchladen, durch die Menge feierlicher den Geist tödtender Visiten, durch Leib und Seele verheerende Schmausereien, durch ängstliche Spiele, durch den Zwang der Toilette, und durch so viele andere Umstände täglich vermehrt werden müssen, und die das gesellige Leben vornehmlich in Städten zusammengehäuft hat, um uns gleichsam darin — lebendig zu begraben.

Fünftens hüte man sich sorgfältigst vor jeder Schwächung seines Körpers, weil sie allemal und unausbleiblich nach unumstößlichen Erfahrungen über lang oder kurz eine Lähmung der Seele, und folglich auch die natürlichste Gefahr zu übeln Launen mit sich führt. Alle heftigen Leidenschaften, Unmäßigkeit im Essen und Trinken, Verzärtelung der Glieder, ängstliche Aufmerksamkeit auf seine Gesundheit, unnöthiger Gebrauch der Arzeneien, Uebermaaß im Schlafen und Wachen, Lectüre aller solcher Schriften, die leicht unsre Einbildungskraft erhitzen, und unsre Empfindsamkeit vermehren, innerlich verschlossener Kummer und vornehmlich eine zu frühe oder zu häufige Ausübung des Begattungstriebes rauben unserm Körper nach und nach seine Kräfte, und mit diesen geht die Gewalt der Seele verloren, welche diese besitzen muß, wenn sie nicht ein trauriges Spiel ihrer Empfindungen und das Wohnhaus jeder ausschweifenden Leidenschaften werden soll. Wir müssen also auch sorgfältigst alle jene Feinde unsrer Gesundheit zu vermeiden suchen, wenn wir vor bösen Launen sicher sein wollen.

Sechstens suche man sich stets den beruhigenden Gedanken von einer allweisen, alle unsre Schicksale leitenden Vorsehung zu vergegenwärtigen. — Wenn wir fleißig und mit Ernst daran denken, daß uns ohne den Willen eines höchst weisen und gütigen Wesens nichts in der Welt begegnen kann, daß dieses Wesen uns wahrhaftig und immer glücklich machen will, und daß also selbst die Leiden, welche uns treffen, unausbleiblich zu unserm Besten gereichen müssen; — wenn wir uns dabei die vortrefflichen Anlagen unsrer gesammten Natur, und die abgemessensten Verhältnisse derselben, zur Erreichung so mannigfaltiger moralischer Endzwecke sowohl, als

auch die große Summen schon genossener Freuden ins Gedächtniß bringen; — wenn wir uns endlich auch dadurch zu beruhigen suchen, daß eine glücklichere Zukunft so viel gelittenes Unrecht wieder gut machen, und uns den Plan der göttlichen Weisheit in Absicht unseres ganzen Daseins in dem deutlichsten Lichte zeigen werde; so müßten wir in der That kein Gefühl mehr von unserm eigenen Werthe, kein Zutrauen gegen die Gottheit haben, wenn uns jene Gedanken die Leiden unseres Lebens, und den Kummer unseres Herzens nicht sehr viel erträglicher machen sollten.

Wir können uns zwar nicht immer überzeugen, daß das, was uns begegnet, allemal das Beste sei; unser Gefühl streitet oft zu deutlich gegen diese Ueberzeugung; allein es schickt sich sehr wohl für unsere Vernunft, daß sie es glaubt, und sich mit diesem Glauben tröstet; daß sie um des Wohlbehagens eines Geschöpfs willen keine Umbildung des Ganzen verlangt, und daß sie überhaupt von der Ordnung und Harmonie der Absichten der Natur, die sie überschauen kann, auch auf die Ordnung und Harmonie derjenigen Theile des Ganzen schließt, worin sie eine mangelhafte Folge, eine Zerrüttung anzutreffen meint.

Siebentes suche man sich die Menschen, und sonderlich die, deren Schicksale und Gesinnungen mit den unsrigen zusammenhängen, immer mehr von ihrer angenehmen und liebenswürdigen Seite, als von ihrer gehässigen vorzustellen. Unsere meisten Launen entstehen doch einmal aus Mißmuth und Unzufriedenheit über andere Menschen. Ein kleines Vergehen ist im Stande, uns leicht gegen sie aufzubringen, und uns mißtrauisch gegen sie zu machen. Wir neigen auch unser Ohr immer lieber zu denen, welche übel, als welche gut von Andern sprechen, und die Medisance hat von jeher unzählige Freunde gehabt. Allein wir müssen billiger, auch um unseres Besten willen, billiger in Beurtheilung Anderer sein, und uns vornehmlich hüten, nicht jedes Vergehen derselben sogleich auf die Rechnung ihres Charakters zu schreiben. Die Menschen sind gewiß unzählig oft besser, als wirs glauben, und würden oft nicht viel taugen, wenn sie gerade so beschaffen wären, als wir sie haben wollen. Ihr Leichtsinn, ihre Uebereilungen, ihre eigene, an sich unschuldige Art zu denken, die der unsrigen entgegen zu stehen scheint, ihre Vorurtheile und Irrthümer müssen immer von absichtlicher Beleidigung genau unterschieden werden, wenn wir gerecht sein wollen. Wir müssen bedenken, daß ein jeder Mensch in einer andern Lage anders denkt, jeder sein eigenes ihm gerecht dünkendes Selbstinteresse hat, jeder sein eigenthümliches Gute besitzt, und daß keiner, vermöge der Natur der menschlichen Seele soviel für uns empfinden könne, als wir für uns fühlen. — Kein Mensch ist daher unglücklicher als der, welcher ewig argwohnt. Keiner hat mehr üble Launen, als der Mißtrauische, und keiner wird weniger Gutes für Andere stiften, als er.

Achtens schränke man, so viel es nur irgend mit dem Werthe unsrer Natur bestehen kann, seine hohen Begriffe vom Selbstinteresse und Selbstwerthe ein; oder lasse sie wenigstens nicht überall zu deutlich hervorleuchten. Wenn wir von uns selbst nicht zu viel halten, nicht zu viel von Andern verlangen; wenn wir uns erinnern, daß wir so gut wie Andere unsere Fehler haben, daß Andere manche Fehler an uns bemerken, die wir nicht sehen; so werden wir auch von Andern nicht so leicht beleidigt, und zu bösen Launen gegen sie gereizt werden können. Vornehmlich schränke man seine Begierde nach glänzenden Vorzügen ein. Je mehr wir dieser Begierde nachgeben, je eifersüchtiger wir auf uns selbst werden; je mehr böse Launen folgen uns auf dem Fuße nach. Zufriedenheit mit dem, was man ist, was man hat, ist die beste Arzenei gegen ein übel aufgeräumtes Wesen. Sie hält unsere Leidenschaften in ihren gehörigen Grenzen, sammelt fröhliche Menschen und Freunde um uns her, bereitet uns zur ruhigen Ertragung eines jeden unangenehmen Zufalles vor, so wie sie uns in demselben Muth und Standhaftigkeit, die über alles hochzuschätzende Gegenwart des Geistes schenkt; lehrt uns immer heitern Blickes in die Zukunft schauen, und reicht uns auch endlich ihre freundliche Hand zum Ausgange aus dieser Welt. — Wir haben die größte Ursache zu glauben, daß uns das gute Vernehmen, in welchem wir mit uns selbst gelebt, und die ruhige Stimmung unseres Geistes dißseits des Grabes noch lange, und wahrscheinlich immer nach unserm Tode in Absicht des Wachsthums unsrer Kenntnisse und Tugenden sehr werth und wichtig bleiben werde.

---

## Ueber das Erhabene und das Schöne.

Von F. v. Schiller.

Zwei Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühevolle Reise, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein

Gebiet; über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindliche Tiefe.

In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen. Zwar ist schon das Schöne ein Ausdruck der Freiheit, aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt und von allem körperlichen Einfluß entbindet, sondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menschen genießen. Wir fühlen uns frei bei der Schönheit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der Vernunft harmoniren; wir fühlen uns frei beim Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der Geist hier handelt als ob er unter keinen andern als seinen eigenen Gesetzen stünde.

Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung von Wehsein, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äußert, und von Frohsein, das bis zum Entzücken steigen kann, und ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von feinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird. Diese Verbindung zweier widersprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweist unsere moralische Selbstständigkeit auf eine unwiderlegliche Weise. Denn da es absolut unmöglich ist, daß der nämliche Gegenstand in zwei entgegengesetzten Verhältnissen zu uns stehe, so folgt daraus, daß wir selbst in zwei verschiedenen Verhältnissen zu dem Gegenstand stehen, daß folglich zwei entgegengesetzte Naturen in uns vereinigt sein müssen, welche bei Vorstellung desselben auf ganz entgegengesetzte Art interessirt sind. Wir erfahren also durch das Gefühl des Erhabenen, daß sich der Zustand unsers Geistes nicht nothwendig nach dem Zustand des Sinnes richtet, daß die Gesetze der Natur nicht nothwendig auch die unsrigen sind, und daß wir ein selbstständiges Principium in uns haben, welches von allen sinnlichen Rührungen unabhängig ist.

Der erhabene Gegenstand ist von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsre Fassungskraft, und erliegen bei dem Versuch, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden; oder wir beziehen ihn auf unsere Lebenskraft, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unsrige in nichts verschwindet. Aber ob wir gleich in dem einen wie in dem andern Fall durch seine Veranlassung das peinliche Gefühl unsrer Grenzen erhalten, so fliehen wir ihn doch nicht, sondern werden vielmehr mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieses wohl möglich sein, wenn die Grenzen unserer Phantasie zugleich die Grenzen unserer Fassungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert sein wollen, wenn wir nicht noch etwas andres in Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergötzen uns an dem Sinnlichunendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen, und der Verstand nicht mehr begreift. Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. Gern lassen wir die Imagination im Reich der Erscheinungen ihren Meister finden, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andere sinnliche triumphiert, aber an das absolut Große in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der physischen Nothwendigkeit unser Wohlsein und unser Dasein, denn das erinnert uns eben, daß sie über unsere Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Wille ist in der seinigen.

Und so hat die Natur sogar ein sinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, daß wir mehr als bloß sinnlich sind, so wußte sie selbst Empfindungen dazu zu benutzen, uns der Entdeckung auf die Spur zu führen, daß wir der Gewalt der Empfindungen nichts weniger als sklavisch unterworfen sind, und dieß ist eine ganz andere Wirkung als durch das Schöne geleistet werden kann; durch das Schöne der Wirklichkeit nämlich, denn im Idealschönen muß sich auch das Erhabene verlieren. Bei dem Schönen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit zusammen, und nur um dieser Zusammenstimmung willen hat es Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würden wir also ewig nie erfahren, daß wir bestimmt und fähig sind, uns als reine Intelligenzen zu beweisen. Beim Erhabenen hingegen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit nicht zusammen, und eben in diesem Widerspruch zwischen beiden liegt der Zauber, womit es unser Gemüth ergreift. Der physische und der moralische Mensch werden hier aufs schärfste von einander geschieden, denn gerade bei solchen Gegenständen, wo der erste nur seine Schranken empfindet, macht der andere die Erfahrung seiner Kraft, und wird durch eben das unendlich erhoben, was den andern zu Boden drückt.

Ein Mensch, will ich annehmen, soll alle die Tugenden besitzen, deren Vereinigung den schönen Charakter ausmacht. Er soll in der Ausübung der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Treue seine Wollust finden; alle Pflichten, deren Befolgung ihm die Umstände nahe legen, sollen ihm zum

leichten Spiel werden, und das Glück soll ihm keine Handlung schwer machen, wozu nur immer sein menschenfreundliches Herz ihn auffordern mag. Wem wird dieser schöne Einklang der natürlichen Triebe mit den Vorschriften der Vernunft nicht entzückend sein, und wer wird sich enthalten können, einen solchen Menschen zu lieben? Aber können wir uns wohl bei aller Zuneigung zu demselben versichert halten, daß er wirklich ein tugendhafter ist, und daß es überhaupt eine Tugend giebt? Wenn es dieser Mensch auch bloß auf angenehme Empfindungen angelegt hätte, so könnte er, ohne ein Thor zu sein, schlechterdings nicht anders handeln, und er müßte seinen eignen Vortheil hassen, wenn er lasterhaft sein wollte. Es kann sein, daß die Quelle seiner Handlungen rein ist, aber das muß er mit seinem eignen Herzen ausmachen; wir sehen nichts davon. Wir sehen ihn nicht mehr thun als auch der bloß kluge Mann thun müßte, der das Vergnügen zu seinem Gott macht. Die Sinnenwelt also erklärt das ganze Phänomen seiner Tugend, und wir haben gar nicht nöthig, uns jenseits derselben nach einem Grunde davon umzusehen.

Dieser nämliche Mensch soll aber plötzlich in ein großes Unglück gerathen. Man soll ihn seiner Güter berauben, man soll seinen guten Namen zu Grunde richten; Krankheiten sollen ihn auf ein schmerzhaftes Lager werfen; alle die er liebt, soll der Tod ihm entreißen, alle denen er vertraut, ihn in der Noth verlassen. In diesem Zustande suche man ihn wieder auf und fordere von dem Unglücklichen die Ausübung der nämlichen Tugenden, zu denen der Glückliche einst so bereit gewesen war. Findet man ihn in diesem Stück noch ganz als den nämlichen, hat die Armuth seine Wohlthätigkeit, der Undank seine Dienstfertigkeit, der Schmerz seine Gleichmüthigkeit, eignes Unglück seine Theilnehmung an fremdem Glücke nicht vermindert, bemerkt man die Verwandlung seiner Umstände in seiner Gestalt, aber nicht in seinem Betragen, in der Materie, aber nicht in der Form seines Handelns — dann freilich reicht man mit keiner Erklärung aus dem Naturbegriff mehr aus (nach welchem es schlechterdings nothwendig ist, daß das Gegenwärtige als Wirkung sich auf etwas Vergangenes als seine Ursache gründet), weil nichts widersprechender sein kann, als daß die Wirkung dieselbe bleibe, wenn die Ursache sich in ihr Gegentheil verwandelt hat. Man muß also jeder natürlichen Erklärung entsagen, muß es ganz und gar aufgeben, das Betragen aus dem Zustande abzuleiten, und den Grund des erstern aus der physischen Weltordnung heraus in eine ganz andere zu verlegen, welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erfliegen, der Verstand aber mit seinen Begriffen nicht erfassen kann. Diese Entdeckung des absoluten moralischen Vermögens, welches an keine Naturbedingung gebunden ist, giebt dem wehmüthigen Gefühl, wovon wir beim Anblick eines solchen Menschen ergriffen werden, den ganz eignen unaussprechlichen Reiz, den keine Lust der Sinne, so veredelt sie auch seien, dem Erhabenen streitig machen kann.

Das Erhabene verschafft uns also einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte. Nicht allmälig (denn es giebt von der Abhängigkeit keinen Uebergang zur Freiheit), sondern plötzlich und durch eine Erschütterung reißt es den selbstständigen Geist aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umstrickte, und das um so fester bindet, je durchsichtiger es gesponnen ist. Wenn sie durch den unmerklichen Einfluß eines weichlichen Geschmacks auch noch so viel über die Menschen gewonnen hat — wenn es ihr gelungen ist, sich in der verführerischen Hülle des geistigen Schönen in den innersten Sitz der moralischen Gesetzgebung einzudrängen und dort die Heiligkeit der Maximen an ihrer Quelle zu vergiften, so ist oft eine einzige erhabene Rührung genug, dieses Gewebe des Betrugs zu zerreißen, dem gefesselten Geist seine ganze Schnellkraft auf einmal zurückzugeben, ihm eine Revelation über seine wahre Bestimmung zu ertheilen, und ein Gefühl seiner Würde wenigstens für den Moment aufzunöthigen. Die Schönheit unter der Gestalt der Göttin Calypso hat den tapfern Sohn des Ulysses bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält sie ihn lange Zeit auf ihrer Insel gefangen. Lange glaubt er einer unsterblichen Gottheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wollust liegt, — aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentors Gestalt: er erinnert sich seiner bessern Bestimmung, wirft sich in die Wellen, und ist frei.

Das Erhabene wie das Schöne ist durch die ganze Natur verschwenderisch ausgegossen, und die Empfindungsfähigkeit für beides in alle Menschen gelegt; aber der Keim dazu entwickelt sich ungleich, und durch die Kunst muß ihm nachgeholfen werden. Schon der Zweck der Natur bringt es mit sich, daß wir der Schönheit zuerst entgegeneilen, wenn wir noch vor dem Erhabenen fliehen; denn die Schönheit ist unsere Wärterin im kindischen Alter und soll uns ja aus dem rohen Naturzustande zur Verfeinerung führen. Aber ob sie gleich unsre erste Liebe ist und unsere Empfindungsfähigkeit für dieselbe zuerst sich entfaltet, so hat die Natur doch dafür

gesorgt, daß sie langsamer reif wird und zu ihrer völligen Entwicklung erst die Ausbildung des Verstandes und Herzens abwartet. Erreichte der Geschmack seine völlige Reife, ehe Wahrheit und Sittlichkeit auf einem bessern Weg als durch ihn geschehen kann, in unser Herz gepflanzet wären, so würde die Sinnenwelt ewig die Grenze unsrer Bestrebungen bleiben. Wir würden weder in unsern Begriffen, noch in unsern Gesinnungen über sie hinausgehen, und was die Einbildungskraft nicht darstellen kann, würde auch keine Realität für uns haben. Aber glücklicherweise liegt es schon in der Einrichtung der Natur, daß der Geschmack, obgleich er zuerst blüht, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths seine Zeitigung erhält. In dieser Zwischenzeit wird Frist genug gewonnen, einen Reichthum von Begriffen in dem Kopf und einen Schatz von Grundsätzen in der Brust anzupflanzen, und dann besonders auch die Empfindungsfähigkeit für das Große und Erhabene aus der Vernunft zu entwickeln.

---

## Die Vernunftreligion*).

### Von C. F. von Ammon.

Wem hallen die Ohren nicht wider von dem Lieblingsliede unserer Zeit! Wer sollte sich nicht freuen, in einem Jahrhunderte des Lichtes zu leben, wo Vernunft und Religion, diese gleich ebenbürtigen Himmelstöchter, sich für die Ewigkeit verschwistert zu haben scheinen! Fern sei es von uns, ihre Eintracht zu stören, aber eben so fern die Versuchung, die beiden Zwillingsschwestern in gemüthlicher Aufwallung des Gefühls mit einander zu verwechseln!

Wie verschieden man auch die Vernunft von jeher erklärt hat, so ist man doch darüber einverstanden, daß sie das höchste Geistesvermögen ist, alles Denkbare zu vernehmen und es nach ihren eigenen Gesetzen in freie Kenntniß der Wahrheit zu verwandeln. Diese Gesetze sind Einheit, Causalzusammenhang und Zweckmäßigkeit; der Horizont, in dem sich unser Denken bewegt, hat in unserem Bewußtsein eine relative Unendlichkeit, die zwar rückwärts, oder durch den Standpunkt des Urbewußtseins in der Zeit fixirt, also anfänglich und endlich, vorwärts aber, oder progressiv durch nichts beschränkt, sondern, wie unsere Freiheit und Selbstthätigkeit, unendlich ist. Diese Erfassung des Einen und Unendlichen in jedem Augenblicke unseres reinen Bewußtseins nennen wir einen Grundgedanken, oder eine Idee, daher man auch die Vernunft nicht mit Unrecht ein Vermögen der Ideen, oder besser der Uridee nennt, weil diese nicht nur jeder Erfahrung vorangeht, sondern auch der geschlossene Kreis unserer Gemüthswelt und der klare Horizont unsres gesammten Denkens und Erkennens ist, jenseits dessen für uns nur Nacht und Dunkelheit liegt. Wenn wir nun behaupten, Religion zu haben; so erklären wir, uns gedrungen zu fühlen, der Idee des Einen und Unendlichen, in der sich unser ganzes Denken und Wollen bewegt, auch außer unserem Gemüthe eine, wenn schon unbegreifliche, Realität zuzuschreiben und mit diesem unbekannten Wesen, das wir Gott nennen, in der innigsten Verbindung des Denkens und Wollens zu stehn. Diese Genesis aller Religionen ist ohne Vernunft allerdings unmöglich, weil wir ohne sie Gott gar nicht zu denken und ihn in seiner lebendigen Wirklichkeit außer uns zu erfassen vermöchten. Die größten Philosophen und Theologen aller Zeiten sind daher bei der Begründung der Religion immer von dem Glauben an Gott, als einer Thatsache des Bewußtseins, ausgegangen und haben ihr dieselbe vernünftige Nothwendigkeit zugeschrieben, mit der sie das Eine und Unendliche in einen Gedanken zusammenfaßten; sie haben sogar in dem Gedanken des Urersten und Urletzten eine absolute Wahrheit gefunden, da ohne ihm gar keine haltbare Wirklichkeit des Denkens zu begründen ist. Weil Gott nothwendig als nothwendig von uns gedacht wird, so muß er auch nothwendig sein; der Glaube an ihn hat folglich für den reinen und tiefen Denker eine Gewißheit, die uns keine andere Schlußfolge und noch viel weniger irgend eine äußere Wahrnehmung gewähren kann. Es ist das bekanntlich das alte, viel besprochene und viel bezweifelte ontologische Argument für Gottes Dasein, von dem in jedem Falle so viel gewiß ist, daß alle übrigen Beweise dafür in ihm, als der Wurzel unseres religiösen Denkens aufgehen, und daß der gesunde Menschenverstand ihrer gar nicht bedarf, weil er sich an das erhabene Wort, ich bin, der ich bin*), als eine gegebene Idee hält, die sich an und durch sich selbst schon als lebendig und kräftig beweist. Durch diese einzige, aber unwiderlegbare Bemerkung ist der allgemeine, oder ideale Primat der Vernunft in den Angelegenheiten der Religion aus der ursprünglichen Einrichtung unseres Gemüthes unwider-

*) Aus: Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion. Eine Ansicht der höheren Dogmatik, von Dr. Chr. Fr. v. Ammon. Leipzig, 1833. B. 1. Cap. 7.

*) 2 Mos. 3, 14.

rufflich nachgewiesen; frei und selbstthätig soll und muß sich die Vernunft erst Gott nach ihrer eigenen Idee denken und sich von seiner lebendigen Wirklichkeit überzeugen, ehe sie sich zur Reflexion einer göttlichen Offenbarung erheben und aus dieser wieder auf ihren heiligen Urheber zurückschließen kann. Und ob es schon kühn und verwegen scheinen möchte, dem höchsten Wesen vorschreiben zu wollen, was und wie es sich uns offenbaren und seine ewigen Rathschlüsse zu unserer Erkenntniß bringen soll; so ist das doch nur die Sprache einer falschen und heuchlerischen Demuth, weil wir vollkommen gewiß sind, daß die Vernunftgesetze jeder Einsicht, also auch der Erkenntniß einer höheren Offenbarung*) Normen, Regeln und Anordnungen des Schöpfers sind, die mit dem Unterrichte, den er uns in der inneren, oder äußeren Erfahrung darbietet, in keinem Falle streiten, oder im Widerspruche stehen können. Die Vernunft ist daher gleich befugt und verpflichtet, zur Prüfung aller sich im Laufe der Zeit eröffnenden Quellen einer göttlichen Erkenntniß bestimmte Grundsätze aufzustellen; sie muß die allgemeine Offenbarung Gottes in der Natur immer als Auslegerin jeder besonderen und einzelnen erheben; sie muß die wahre Offenbarung von der falschen, und da sich Objectives und Subjectives fast immer in dem menschlichen Bewußtsein durchdringen, beide wieder von den vermischten unterscheiden, in der das rein Göttliche durch die menschliche Selbstoffenbarung verdunkelt wird; sie muß das unmittelbar Göttliche, das nur aus der lebendigen Idee des Höchsten fließen kann, von dem mittelbar Göttlichen trennen, das in jedem einzelnen wahren Begriffe gefunden werden kann und also auch nur entfernt auf das religiöse Bewußtsein einwirkt; sie muß endlich von der höchsten Offenbarung Gottes alles Menschliche und Wirkliche ausscheiden und ihre einzelnen Lehren verständig unter die Idee der freiesten Nothwendigkeit, oder eines ewig weisen, heiligen und gerechten Gottesreiches zusammenfassen. Hat man aber auch in heiligen Urkunden religiöse Belehrungen von göttlichem Inhalte gefunden; so steht auch dann der Vernunft noch das Recht zu, sie nach dem Gesetze der Einheit auf einen Grundsatz zurückzuführen und ihnen dadurch die Gewißheit und Ueberzeugungskraft zu sichern, die, nach der unabänderlichen Ordnung unserer Gedanken und Erkenntnisse, nur auf diesem Wege zu erhalten ist. Und da ferner in der Idee Gottes, als eines absoluten Wesens, schon Alles liegt, was je von ihm gedacht, geurtheilt und gesprochen werden mag; so liegt es der Vernunft, als einem Vermögen, im Zusammenhange zu denken, nicht minder ob, die Vollkommenheiten Gottes in beständiger Beziehung auf das menschliche Denken und Wollen einzeln zu erfassen, sie als ein Ganzes in ihrer vollen Klarheit darzustellen und in ihrer vereinten Wirksamkeit die Gründe und Endzwecke aller Weltveränderungen und menschlichen Schicksale aufzusuchen. Denn da die Religionslehre in den Augen des Weisen die Königin aller Wissenschaften ist und die Kreise aller übrigen Weltkenntnisse mit idealer Gewalt beherrscht; so sind auch ihre Pfleger vor Allem dazu berufen, sie aus ihrer rhapsodischen Spruchregister- und Schatzkästlein-Gestalt zu einem wohlgegliederten Ganzen herauszubilden und dadurch den Spaltungen der Sectirer und Meinungseiferer für immer ein Ende zu machen. Weil überdies Alles, was nicht aus reiner Vernunft von Gott erkannt werden mag, geschichtlichen Inhalts ist und sein muß; so ist jene nicht minder berechtigt, jede auf Autorität und Thatsachen beruhende Religionsbelehrung unter die Leitung vernünftiger Ideen und Gesetze zu stellen und dadurch die Quelle alles Aberglaubens zu verschließen. Es läßt sich aber an der Richtigkeit dieses Kanons um so viel weniger zweifeln, als jede religiöse Autorität auf der Voraussetzung der Wahrheit und sittlichen Heilsamkeit beruht, die sich ohne Vernunftideen gar nicht denken lassen, Thatsachen aber, wie wunderbar sie auch erscheinen mögen, doch unleugbar eine Ursache und einen Endzweck haben müssen, welche beide abermals vernünftigen Gesetzen anheimfallen. Dieser Ansicht gemäß hat unter den christlichen Kirchenlehrern bereits Augustin das teleologische Gesetz der Gotteswürdigkeit zur höchsten Regel der Auslegung aller Offenbarungsurkunden erhoben und Alles, was in irgend einer Schrift, oder Lehre der Vollkommenheit des höchsten Wesens erweislich widerstreitet, wie die Vorherbestimmung zur ewigen Verdammniß, oder die Seligkeit der Unheiligen, für Wahn und Täuschung erklärt. In diesem vollen Sinne und Umfange des Wortes muß jede Religion, welche göttlich sein will, vorher wahr und vernünftig sein. Es würden namentlich die christlichen Theologen die ersten Grundsätze ihres Glaubens verläugnen und an Gott und Menschen freveln, wenn sie das bezweifeln wollten; denn da Christus selbst die Verfinsterung der Vernunft, oder des geistigen Auges, für die Quelle aller Irrthümer erklärt und die Heilsamkeit seiner Lehre unbedingt der Probe des sittlichen Bewußtseins unterwirft; da ferner Paulus und Johannes zur freien Prüfung

*) Cf. *Summa theologiae christianae.* Ed. IV. Lips. 1830. §. 14 ff.

ihrer Vorträge auffordern und sich abermals auf das Zeugniß des religiösen Bewußtseins berufen*); so liegt die Vernunftmäßigkeit des Christenthums klar am Tage, und man ist vollkommen berechtigt, das erweislich Unvernünftige, was man ihm aufgebürdet hat, seinem Schicksale zu überlassen.

Ganz anders muß hingegen über den Werth der Vernunftreligion geurtheilt werden, wenn sich der einzelne Mensch anmaßt, die wahre Gottesverehrung aus seiner individuellen Vernunft, als der einzig lautern und sichern Quelle zu schöpfen. Denn hier vergißt er, daß vor ihm schon Menschen lebten, welche vernünftiger, weiser und frömmer waren, als er; er vergißt, daß er bei seiner gegenwärtigen Bildung kaum mehr unterscheiden kann, was in seinem Fürwahrhalten christlich, oder selbsterdacht ist; er vergißt, daß der Glaube, auf dem jede Religion beruht, nicht aus der Vernunft, sondern aus dem Herzen kommt; er vergißt, daß ihm die Vernunft nicht gegeben ist, eine Religion zu schaffen, sondern sie zu vernehmen; er vergißt, daß eine Religion, die nicht von Gott selbst kommt, jeder Wahrheit und sittlichen Kraft ermangelt; er vergißt, daß eine für alle Menschen verbindliche Religion sich nothwendig auf eine positiv göttliche Anordnung, als gemeinschaftliches Object beziehen muß; er vergißt, daß eine consequente Nationalreligion sich auf den Glauben an eine besondere Veroffenbarung Gottes stützen muß; er vergißt endlich, daß ein subjectiver Rationalismus zuletzt starrer Egoismus wird, welcher der Tod jeder wahren Religiosität ist. Es ist der Mühe werth, alle diese Punkte einzeln zu erörtern.

Sich aus eigener Vernunft, oder nach bloßem Vernehmen seines besseren Selbst eine Religion zu bilden, ist schon darum ein kühnes und gefährliches Beginnen, weil man bei diesem wichtigen Geschäft die vielen weisen und besseren Menschen übergeht, die vor uns gelebt haben. Jede Gottesverehrung beruht ja auf der Reinheit und Heiligkeit des religiösen Ideals, das wir uns vorhalten, weil wir alle geneigt sind, mit Terenz zu sprechen: wenn das Jupiter thut, warum sollte ich armer Wicht es mir nicht gestatten! Nun ist aber die Idee des höchsten Wesens so unendlich reich an unbedingter Vollkommenheit, daß sie nicht einmal von ganzen Völkern, geschweige denn von einzelnen Individuen in ihrer vollen Würde und Majestät erfaßt wird. Die Heiden zersplitterten nicht nur diese Vollkommenheiten, sondern blieben auch als gemeine Anthropomorphiten bei bedingten Vorzügen der Stärke, Schönheit, Klugheit stehen, die sie in ihren Göttern substantiirten und durch deren Vervielfältigung sie jede Einheit der Weisheit, Tugend und Seligkeit zerstörten, die das Wesen der wahren Frömmigkeit ausmacht. Der Gott der Juden ist ein rein ontologischer Gott, nur sparsam mit einigen klimatischen Gefühlstugenden ausgerüstet, und von dem Gott des Islam weiß man schon viel, wenn man sich gemerkt hat, daß er groß, einzig und barmherzig ist. Plato's ewiger Weltvater blieb ihm so verborgen, daß er wenig von ihm zu sagen wußte; der Gott der Stoiker steht unter der Leitung des Schicksals und seine Tugend hat weniger Werth, als die des ächten Weisen; der ältere Plinius hält es für eine Beleidigung des höchsten Wesens, es mit der Sorge für die Weltregierung im Kleinen zu behelligen, und Spinoza's nothwendige Substanz schreitet, wie Saturn seine Kinder verschlingend, in dem Wechsel der Erscheinungen einher. Wie kannst du dir nun schmeicheln, bei der glaubigen Erfassung deines Schöpfers und Vaters, der dich stufenweise zur Aehnlichkeit mit ihm heranbilden und dich bald in eine höhere Welt aufnehmen will, des Unterrichts der Weisen und Edlen zu entbehren, welche die Fehler ihrer Vorgänger vermieden und sich zu einer reinen Ansicht Gottes erhoben haben? Wie darfst du das mit einem Bewußtsein beginnen, das aus der Dunkelheit sinnlicher Vorstellungen erst seit kurzer Zeit an das Licht der Intelligenz hervortrat; mit einer Freiheit, die vielleicht immer noch mehr thierische Willkühr, als reine, sittliche Selbstthätigkeit ist; in einem Horizonte von Gedanken, den du zwar stolz genug Unendlichkeit nennst, der aber im glücklichsten Falle nur ein sich täglich erweiternder, also gewiß beschränkter Kreis von Gefühlen und Ideen ist; in der kleinen Welt deines Gemüthes endlich, die in der Nähe deines eignen Selbst kaum dürftig erleuchtet, weiterhin schon vielfach beschattet und an den Umrissen und Endpunkten deiner Idealität von Nacht und Finsterniß umhüllt ist? Besser wird das freilich werden, das hoffen wir mit Zuversicht; bis jetzt aber hast du von dem Ewigen nicht den Donner seiner Kraft, sondern nur einen leisen Hauch vernommen*); du hast vielleicht noch von Glück zu sagen, wenn dein Gott eine dunkle Tiefe, wie der Unendliche der Gnosis, eine hohle Allgemeinheit, wie die trockene Seele Heraklits, eine sich aus dem alten Bunde in den neuen herauswickelnde Substanz, wie das Urwesen der Naturphilosophen,

*) Matth. 6, 22 f. Joh. 7, 17. 2 Kor. 4, 2. 1 Theff. 5, 21. 1 Joh. 4, 1. 5, 6.

*) Hiob 26, 14.

oder ein thränenfroher Erbarmer, wie der Gott der Frömmler und Mystiker ist. Deine Religion also kann nur eine flüchtige Weisheit des Augenblickes sein, die dir selbst nach kurzen Zwischenräumen schon mißfallen wird.

Wäre aber auch die Ausbeute dieser Selbsterforschung des Göttlichen noch so gediegen; so ist es uns doch auf dem gegenwärtigen Standpunkte unserer Bildung kaum mehr möglich, unsere eigenen Gedanken von dem Inhalte der christlichen Offenbarung zu unterscheiden. Von dem Geschichtlichen und Persönlichen des Christenthums vermag der trennende und absondernde Verstand zwar mit leichter Mühe abzusehen; aber das, was wir an dem menschlichen Bilde des ewigen Vaters einmal abgesehen und auf das Urbild übergetragen haben, die hohen sittlichen Vollkommenheiten seiner Natur, die Weisheit seiner väterlichen Liebe, die an allen Berührungen unseres Bewußtseins ein kindliches Verhältniß zu ihm angeknüpft hat, und die hieraus von selbst fließenden Lehren von seiner besondern Vorsehung und der Gewißheit eines ewigen Lebens sind schon von Jugend auf so tief in unsere Gedankenreihe eingedrungen, daß wir der Versuchung gar nicht widerstehen würden, das für unser Geisteseigenthum zu halten, was doch unverkennbar nur der Widerschein eines höheren Lichtes ist. Aber warum ist der homerische Vater der Götter und Menschen ganz ein anderer, als der Weltenvater des Johannes; warum philosophirt Aristoteles halb träumend über die Schöpfung aller Dinge, wenn man seine Muthmaßungen mit den klaren und bestimmten Ansprüchen eines Paulus vergleicht; warum ist der Bruderbund der Pythagoräer und der heilige Weltbau der Stoiker nur ein mystischer Schattenriß gegen das lebendige Gemälde des Himmelreichs, wie es uns Christus vor Augen stellt; warum ist die höchste Weihe der griechischen Mysterien, wenn sie der Forscher mit kaltem Blute durchschaut *), kaum eine schwache Vorbereitung auf die innige sittliche Gemeinschaft mit Gott, die uns das Christenthum durch den Geist der Wahrheit und der Liebe eröffnet? Gewiß darum, weil die sich selbst überlassene Vernunft, auch wenn sie alle Flügel ausbreitet, sich doch aus eigener Kraft nicht zu der Höhe aufschwingen kann, zu der sie ihr heiliger Urheber durch seine Offenbarung erhebt, die dem dankbaren Gemüthe doppelt ehrwürdig und unschätzbar sein muß, weil sie allmählig in die Denkart ganzer Völker und Zeitalter übergeht und sich aus einem himmlischen Geschenk in eine scheinbar eigene Geistesgabe verwandelt.

Noch wichtiger ist hierbei die Erinnerung, daß der Glaube an einen ewig freien und heiligen Gott, der jeder Religion vorangeht, gar nicht aus der Vernunft, sondern aus dem Herzen kommt. Auch die höchste Idee, mit der unsere Vernunft in Eins zusammenfällt, ist nur ein Umriß *) des Denkens, den unser Geist bei seinen Forschungen nicht mehr überschreiten kann; aber als bloßes Vorstellungsvermögen fühlt er sich doch keineswegs gedrungen, diese Grenze über sein Bewußtsein, oder doch über das Universum hinauszurücken. Die Reihe seiner Forschungen ist geschlossen, wenn er die erste Ursache alles beweglichen Seins gefunden hat; und daß er diese in sich von selbst bewegenden Atomen, in einem ewigen Chaos, in der absoluten Einheit des Seins und Denkens, oder in der schöpferischen Kraft seiner Ichheit zu finden vermag, sagen uns die bekannten Philosopheme Epikurs, der träumenden Pantheisten und schöpferischen Idealisten, die Alles wissen und Nichts glauben, und darum auch das eigentliche Lebenselement der Religion, die moralische Gewißheit und Ueberzeugung vernichten. Das speculative Nichts, diese subjective Null, die für alle endliche Geister eine nothwendige Unterlage ihres freien Denkens ist, kann in diesen Systemen keine Bedeutung haben, weil sie Eins und Alles, zum Theil auch ohne Gott, in einen Knauel der Entwickelung zusammenknüpfen, in welchem Freiheit, Pflicht und Tugend nur leere Zeichen organischer Lebensbewegungen sind. Wenn sich der Mensch nun dennoch einen außerweltlichen Gott denkt, so ist es nicht die Vernunft, die an ihn glaubt, sondern das Herz; es ist die Tiefe seiner Ehrfurcht, die Sehnsucht seiner Liebe, das Streben nach höherer Vollendung, das heiße Verlangen nach Freude und Seligkeit, welche die Wolken des Bewußtseins zerstreuen, die engen Schranken der Weltidee durchbrechen, die innerhalb derselben zu früh ausruhende Vernunft über Zeit und Raum in die ewigen Wohnungen des Lichts und der Freiheit emportragen und in der Heiligkeit des Pflichtgebots die Stimme des Herrn und Richters erkennen. Regt sich in dem Gemüthe des Menschen dieses Gefühl der Pflicht, dieses Verlangen nach höherer Vollendung und freimachender Wahrheit nicht, so wird sich die Vernunft in öden Speculationen verlieren, die dem Glauben eben so gefährlich sind, als die Betäubungen des Bewußtseins durch blinde Begierden. Weit entfernt also, daß die Vernunft den Glauben erzeugen sollte, bedarf sie vielmehr selbst der Belebung,

*) *Lobeckii* Aglaophamus, Regiomontii, 1829. t. I. p. 98 ff.

*) *Ἄκρον* nach Plato.

Erhebung und Reinigung durch ihn, wie es sich denn gewiß nicht läugnen läßt, daß ihr das Christenthum diesen wichtigen Dienst geleistet hat *).

Es läßt sich daher mit voller Zuverlässigkeit behaupten, daß uns die Vernunft gar nicht dazu gegeben ist, eine eigene Religion zu schaffen, sondern sie nur zu vernehmen. Schaffen, im vollen Sinne des Wortes, können wir überhaupt nichts; die höchste Anstrengung unserer Kräfte, der kühnste Schwung unserer Phantasie, die größte Energie unseres Denkens vermag auch nicht einen Strohhalm, nicht ein Sandkorn in das Dasein zu rufen; wir können überall in der Natur, in der Kunst, auf dem Gebiete der Wissenschaft und des geselligen Lebens das Vorhandene nur ordnen, bilden, zu einem gewissen Zwecke formen; die moralisch gute That, abgesehen von ihrer äußeren Erscheinung und den Organen, die sie hervorrufen, ist das einzige Werk unsrer freien Schöpferkraft; und selbst hier möchte man die unsichtbare Einwirkung eines guten Genius ahnen, wenn man tiefer in sein Inneres eingeblickt hat. Wie sollte es hier nun der Vernunft, als einem bloßen Vermögen allgemeiner Ideen und Gesetze glücken, eine Religion, oder eine vollständige Anweisung zur richtigen Erkenntniß und Verehrung Gottes zu Stande zu bringen, ohne überall die Erfahrung, die Ordnung der Natur, des häuslichen und geselligen Lebens, ohne namentlich eine Reihe von Beobachtungen aus der Gemüthswelt zu Hülfe zu nehmen, welche sämmtlich aus der Quelle eines objectiv angeregten Bewußtseins fließen? Hat sich doch selbst die empirische und pragmatische Vernunft der Einzelnen schon unendlich oft als eine grundschlechte Baumeisterin dogmatischer Lehrsysteme bewiesen, wenn ihr aus der Mythologie, Tradition, Geschichte und Dialektik unermeßliche Materialien zu Gebote standen; hat doch die scharfsinnigste Scholastik und die begeisterteste Mystik Religionsformen gebildet, die den gemeinsten Sinn für Wahrheit und Tugend beleidigen; hat doch sogar die Bibliolatrie aus zusammengewürfelten Stellen heiliger Urkunden, Sentenzen und Dogmen zusammengefügt, die den wahrhaft religiösen Menschen mit Wahn, mit Schwärmerei, mit Schrecken und Entsetzen erfüllen. Phantasie ohne Farbe ist noch nicht Vernunft, und die selbst erwählte Geistlichkeit nur Aufgeblasenheit des fleischlichen Sinnes **); dennoch wird man unvermeidlich von beiden berückt und getäuscht werden, wenn man es versucht, eine Religion nur aus den hohlen Tiefen seines Inneren zu schöpfen.

Eben daher muß auch eine Verehrung Gottes, die nicht von ihm selbst gegeben und verordnet ist, aller Wahrheit und sittlichen Kraft ermangeln. Eine Staatsverfassung nach Gefallen zu dichten, steht zwar Jedem frei; aber es wird ihm nicht beikommen, sie für allgemein verbindlich zu erklären, wenn sie nicht von dem Volke, von seinen Vertretern und Häuptern ausgegangen ist. Eine ähnliche Beglaubigung der Erkenntniß und Verehrung Gottes steht zwar, der Natur der Sache gemäß, nicht zu erwarten, weil das höchste Wesen frei gesucht, gefunden, geliebt und angebetet sein will. Aber wenn wir einmal glauben, daß Gott den Menschen geschaffen und zur Aehnlichkeit mit ihm bestimmt hat, läßt es sich da wohl denken, daß er ihn über diese Bestimmung in Unwissenheit lassen, daß er ihn nicht vielmehr nach dem Maße seiner Bildung und Fassungskraft über den Endzweck seines Daseins unterrichten, daß er ihm überall reiche Gaben und Wohlthaten darbieten und ihm doch das Höchste, was ihm Noth ist, die Erkenntniß des wahren Gutes, und den Unterricht über den Weg, der zu ihm führt, vorenthalten, und wenn ihm der gebahnt ist, sich nicht durch Kraft und That zu ihm bekennen soll? Gerade darum zieht sich ja durch alle Religionen der Erde ein reiner Lichtstrahl der ewigen Wahrheit, weil er von Gott und seinem Worte kommt; darum weichen diese Religionen wieder unter allen Völkern in das Unendliche ab, weil ihn jedes wieder durch den Schatten seiner Bilder, Meinungen, falscher Schlüsse und Ueberlieferungen verdunkelt hat. Vor den trägen Göttern Epikurs mag zwar eine Religion gelten, die sich der Philosoph der Gärten in seiner gemüthlichen Lust erdichtete; aber dem einzig wahren und lebendigen Gott, der Himmel und Erde erfüllt, kann unmöglich eine andere Verehrung gefallen, als die, welche er selbst verordnet und dem Menschen in das Herz geschrieben hat.

Aus diesen Gründen muß auch die wahre Religion, weil sie für alle Menschen verbindlich sein soll, sich auf eine göttliche Ordnung beziehen und ein allen Gottesverehrungen gemeinschaftliches Object haben. Es dahin gestellt sein lassen, ob das höchste Wesen wirklich außer uns sei und wirke, oder sich gar, wie Lesceinsky, einbilden, daß der Mensch seinen Gott selbst schaffe, ist eine Verkehrtheit des Denkens, die mit dem Atheism auf gleicher Linie steht. Jede würdige Gottesverehrung beruht vielmehr auf dem Glauben an ein Urbild der Weisheit, Heiligkeit und Seligkeit, welches, menschlich erfaßt, ein gemeinschaftliches

*) Twesten's Vorlesungen über die Dogmatik. 2. Aufl. Hamburg, 1829. S. 395. f.

**) Coloss. 2. 18. f.

Vorbild unseres Strebens, Wirkens und Hoffens ist, und zwar in einer Ordnung der Dinge, wo dieses gewissenhafte Streben auch Früchte des Heils und der sittlichen Vollendung bringt, also in einem Reiche Gottes, wo das, was er will, den Menschen weiser, besser und froher, und das, was er nicht will, ihn thörichter, schlechter und unzufriedener macht. Und da sich der gewöhnliche Sinnenmensch nur wenig über die Ordnung der Natur und der bürgerlichen Gesellschaft in dieses Reich der Freiheit und des Lichtes erhebt, dessen Wirklichkeit die ganze Weltgeschichte bezeugt, so bedarf er zur Kenntniß desselben noch eines sichern Lehrers und Führers, den man, obschon uneigentlich, mit dem Namen eines Religionsstifters zu bezeichnen pflegt. Ohne diesen kann keine Religion bestehen, wie das Beispiel aller Deisten und Naturalisten lehrt; wo hingegen der Glaube an eine höhere Ordnung der Dinge mangelt, zu der Gottes heiliges Walten die veredelte Menschheit mit immer gleicher Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe erhebt, der Glaube an eine göttliche Sanction der Pflicht und eine alle sittliche Mißverhältnisse ausgleichende Vergeltung, da ist die Religion selbst in ihrer Kraft und Wirksamkeit gefährdet. Ein selig machendes Himmelreich aber aus bloßer Vernunft zu bauen, ist noch von keinem Sterblichen versucht worden.

Folgerechte Vertheidiger der Nationalreligion haben daher schon oft die Nothwendigkeit gefühlt, ihr System auf eine besondere Vernunftoffenbarung Gottes zu gründen. Eduard Herbert von Cherbury war einer dieser freien und tiefen Denker, welchen vor länger, als zweihundert Jahren gründliche Forschungen über die Zwiste der Katholiken und Protestanten zu allgemeinern Ansichten des Christenthums, und dann der Religion überhaupt führten. Er trat daher in seinem Buche über die Wahrheit als ein entschiedener Gegner der übernatürlich statutarischen Offenbarung und als ein kräftiger Vertheidiger der menschlichen Vernunft und ihrer Rechte in den Angelegenheiten des Glaubens auf. Die Lehre von einem Gott, von seiner würdigen Verehrung durch Besserung und Tugend, von der Unsterblichkeit der Seele und einer künftigen Vergeltung hält er für wesentliche Dogmen jeder wahren Gottesverehrung, die in dem Gemüthe des Menschen gegründet und ihm von dem Schöpfer eingepflanzt seien. Dagegen verwirft er jede äußere, geschichtliche und traditionelle Offenbarung, und verweist dafür den gründlichen Forscher, wenn er alle Kräfte seines Geistes angestrengt und Gott um seinen Unterricht angefleht habe, auf eine persönliche Offenbarung, wo er eine eigene göttliche Anhauchung empfinden werde, die sich deutlich von der eigenen Thätigkeit des Gemüthes unterscheide. Er selbst glaubte eine solche Offenbarung empfangen und von Gott, nachdem er ihn demüthig um höhere Aufklärung über seine Religionsgrundsätze gebeten hatte, ein bestätigendes Zeichen durch ein sanftes erquickendes Wehen von oben herab bei heiterem Himmel erhalten zu haben. Diese von den weisen und frommen Menschen aller Zeiten geahnte Offenbarung Gottes in der Gemüthswelt ruht auch in der That mit der fortgehenden Naturoffenbaruug auf einem Grunde; Herbert hätte ihre Spuren nur verfolgen und sie mit den ursprünglichen Offenbarungen der Schrift vergleichen dürfen, um sich über die Entstehung seiner, aus der Geschichte früherer Gottesmänner geborgten, Geistesaffectationen zu orientiren. Aber wenn er schon darinnen zu weit ging, daß er sich selbst für einen Inspirirten und einen neuen Elias der Heiden hielt; so schloß er doch ganz richtig, daß es der eigenen Vernunftreligion an innerer Festigkeit gebreche, wenn sie nicht durch eine göttliche Offenbarung beglaubigt werde.

Nach dem Zeugnisse der Geschichte artet daher jede rationale Religion, wenn sie sich zu einer subjectiv = rationalisirenden gestaltet, allmälig in jenen starren Egoism aus, welcher der Tod der wahren Gottesverehrung und Frömmigkeit ist. Die wahre Vernunftreligion läßt über ihre Grundlehren von Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit eben so wenig einen Zweifel, oder eine Verschiedenheit der Meinungen aufkommen, als die Mathematik über die Wahrheiten ihrer Anschauung. Der einzelne Mensch aber verwechselt sein noch unausgebildetes Vernunftvermögen *) mit einer schwer zu vermeidenden Selbsttäuschung unmerklich mit der allgemeinen Menschenvernunft; statt rational zu denken und zu lehren, rationalisirt und vernünftelt er; daher die subjectiven Ansichten von den Grundwahrheiten der Religion in allen Systemen des Rationalism und Naturalism; eine Verschiedenheit, die eben so groß ist, als die Meinungsdifferenz der Mystiker und geschichtlichen Dogmatiker. Gesellt sich hierzu noch der stolze Wahn, diese individuelle Ansicht der Religion für die einzig wahre und mögliche und für einen unwiderruflich geschlossenen Kreis ewiger Wahrheiten zu halten, so wird der Rationalism ein starrer, kühner, liebloser, Alles um sich her verhöhnender und verdammender Egoism, der sich von Gott und Menschen losreißt, der nichts lernen und nichts vergessen, und doch überall lehren, gebieten und herrschen will. Haben wir doch Alles, was wir wissen und glauben, em=

---

*) **Nous voilà tous très-sensibles** ***mais très-peu raisonnables.*** **Oeuvres de Fréderic II.**

pfangen; was rühmen wir uns, als ob wir es nicht empfangen hätten *)! Diese stolze, weltbethörende Weisheit zerfällt bald in sich selbst; nur die reine und lautere Vernunft, die immer bereit ist, das Göttliche zu vernehmen und zu lernen, ist des Geistes Licht, die uns den dunkeln Pfad dieses Lebens erhellt.

---

## Ueber das Immergrün unserer Gefühle †).

Von J. P. F. Richter.

„Wie enge ist das warme Leben, und wie breit seine Winterseite! Kannst du die Entzückungen, welche überwältigend und mit dem Versprechen der Unsterblichkeit in deinem Herzen geherrscht, dir den nächsten Tag wieder zurückführen, wenn sie dem Gegenstande nachgeflohen sind? Wie viel bleibt dir von der Seligkeit, welche dir eine Landschaft, ein Glück, eine Musik, eine Stunde der Freundschaft und Liebe gegeben, in deiner Erinnerung zurück? Höchstens warme Schatten deiner Vergangenheit; ein mattes Nachschimmern hängt sich an den erneuerten Gegenstand, und die Entzückung, die vorher so gewaltsam dein Herz erschütterte, erregt nur ein leises Nachzittern voll Sehnsucht, die eben der lebendige Zeuge ist, wie wenig du behalten hast. Da wir für die äußere Welt der Sinnen, für die innere der Vorstellungen ein ewiges Repetirwerk am Gedächtniß besitzen, und da die Bilderreihen des Kopfs ihren Nebenregenbogen haben, so bilden wir uns ein, auch die Flammen des Herzens würfen, gleich dunkeln Körpern, Schatten von sich und Schattenrisse. Allein wenn uns aus einem ganzen feurigen Frühling des Lebens, eine in drei Minuten zusammenzupressende Erinnerung und nicht vielmehr Reichthum des Nachgefühls übrig bleibt, als aus den Paradiesen des magnetischen Schlafs nach dem Erwachen, so gesteht: das Herz hat kein Echo. Nur starkes Schmerzgefühl wiedererzeugt sich fest mit aller Größe in der Erinnerung; die Locke und das Kleid eines Verlornen bringt dir vielleicht die erste Trauer in voller Stärke wieder, obgleich die Locke und das Kleid eines geliebten Menschen wenig von der vergangenen Entzückung erneuert, vielleicht darum, weil außerhalb der Kunst der geistige Schmerz stärker und häufiger ist, als der geistige Zauber, wie die körperliche Pein des Gefühls eindringender, als jede Lust desselben. Und so dauert denn so oft unser Nachwinter länger, als unser Nachsommer.“

— Man wird leicht nach den „Gänsefüßen oder Anführungszeichen“ erwarten, daß ich alles dieses widerlegen werde, aber ich unterschreib' es vielmehr und füge sogar noch Folgendes dazu: Wenn der Mensch den durchflogenen Seelenhimmel auch nur Eines Tages rein wieder nachbauen und aufwölben könnte im Kopfe, so ständen ihm in einem Jahre so viel Himmel offen, als der Ketzer Basilidos annahm, nämlich 365; und dann könnte der Gegenstand, der den ersten Himmel schaffen mußte, so entbehrlich sein, als der Lehrer dir bei dem Fortgenießen einer Wissenschaft, die er dir zum erstenmal gegeben. — Vielleicht auch gehört es eben zu den unüberwindlichen Reizen der höhern, zartern Liebe, daß der Geliebt-Liebende auch in der Entfernung vom Gegenstande und ohne Malerei der Erinnerung noch ein lindes laues Fortwehen der Feierstunden am Herzen fortfühlt, wie zuweilen in manchen himmlischen Abenden des Frühlings alle Gassen der Stadt, in welchen kein Garten wächst, ein Blüthenduft durchzieht, den die ganze warmblühende Umgegend zuhaucht. Dieses sanfte, der Liebe eigene Fortfreuen, ohne den Gegenstand und ohne die heißen Sonnenblicke der Entzückungen, ist wie das fortdauernde Umspülen der Brust durch einen ätherblauen Tag und eine frischgrüne unabsehliche Landschaft.

Gleichwohl kann ich allen vorigen Klagen über das Nachdenken der Gefühle einen Trost zur Antwort geben, den Trost ihrer Auferstehung durch die Kunst. Wenn der Gegenstand entwich und ihm dann nachstarb die begeisterte Stunde, die er gegeben, so tritt die Kunst zu uns und weckt das Gestorbene auf; die Malerei giebt uns den Gegenstand zurück und damit die begeisterte Stunde, — die Tonkunst giebt die Begeisterung und damit den Gegenstand, — die Dichtkunst giebt beide wechselnd.

Wenn die **Malerei** das Lauffeuer der Augenblicke anhält zum Feststehen: so blickt die Zauberlandschaft, das Zauberauge, die Zaubermenge dich unaufhörlich an, und jeden Tag kehren deine höchsten Freuden um, und die Sonne steht vor dem Maler (anders als vor dem tödtenden Josua) nur still, um dem wärmern Leben fortzuleuchten.

Welche Stunden und Seelen und Körper müßten sich an einander reihen, um dir nur eine einzige Innenfeier zu bereiten, welche du von unsichtbaren Händen empfängst! Habe groß und selig geweint, wie du nur willst: die Tonkunst spricht dir dein Herz nach und bringt dir alle Thränen wieder.

Und dann endlich giebst du, gute Dichtkunst — mit dem ganzen Reichthum beider Schwesterkünste — die Menschen und die Entzückungen ver-

*) 1. Kor. 4, 7.
†) Jean Paul's Werke. Erstes Bändchen.

klärt lebendig zurück, die jede Erinnerung nur todt wiedergebären kann, und in deinem Spätroth kehrt jedes Frühroth des Lebens um. Dem Menschen, welcher große Stunden des Lebens dunkel in der Brust trägt, aber ohne die Kraft, sie wieder zu beleben und zu erleuchten, wiederholt sie die Gestalten, die ihn ergriffen, die Töne, die er nie vergessen wollte, und die Erde und den Himmel, welcher nur Einmal so für ihn dagestanden.

In ihren Umrissen des Lebens verschwinden die Ungleichheiten desselben, wie der Erdschatten am Monde sich rundet und seine Berge verbirgt. Ja, sie thut nicht die alten Paradiese, die sich hinter uns zugeschlossen, sondern auch neue auf, in die wir gehen können, und auf ihren leichten Wolken finden unsere Seelen, wie Ossians Geister auf ihren, einen Himmel wieder. So klage denn nicht über die Flüchtigkeit der Freuden, da ihnen die Kunst ihre Ewigkeit leiht. Oder wenn du noch klagest, daß die Entzückung und die Begeisterung nur so lange dauere, als der Gegenstand, der sie schafft, verweilt: so erfreue und begeistere dich an einem Gegenstand, der niemals von dir weichen kann, er ist zugleich auch der größte und der schönste, und hat dir Alles gegeben, dich und sich.

* * *

Eine andere verwandte Klage über das Alter der Gefühle durch Jahre widerleg' ich gern, so wie jede unnütze Furcht der Menschen; und ich gewinne gern, wo es nur angeht, allen Monden unsers Lebens die Sonnenseite ab.

Nur ein enges Herz wächst nicht, aber ein weites wird größer; jenes verengen die Jahre, dieses dehnen sie aus. Nur irret der Mensch zweimal über die warme Tiefe seiner Gefühle.

Das eine Mal ist, wenn sie da sind in aller Kraft, aber zugleich in Ruhe. Empfindest du wohl für deine Kinder im Treiben des Wochenlebens, im Kühlbleiben durch Gebote, und vielleicht durch Rügen und Fürsorgen und in den tagelangen Entfernungen oder im Vergleichen des einen Kindes mit dem andern, empfindest du jene Liebegluth für sie, welche aus der ausgestreuten Asche des Alltagslebens sogleich in helle Flamme vorbricht, wenn dein Kind unschuldig leiden muß oder sterben will? — Aber dann war deine Liebe ja früher da, als der Schmerz des Kindes und deiner. Wie erscheint in der Ehe und in der Freundschaft das Herz, das im gewöhnlichen Nebeneinanderleben nur heimlich schlägt und wärmt, in den beiden Stunden, worin mir der Mensch am meisten gefällt, bei dem Abschiede und bei der Ankunft, mit aller schönen Gewalt der langgenährten Gluth, so wie die Gletscher — wenn ein solches poetisches Gleichniß verstattet ist — nur bei Sonnenauf- und bei Untergange durchsichtig und rosenroth lodern, im Taglicht aber dunkel und grau dastehen.

Vielleicht liebt sogar der Menschenfeind, ja der größte Selbstsüchtige unbewußt; man entrücke ihm die ganze Menschenwelt bis auf das kleinste Kind, und frage dann sein Herz. Verwechselt nur nicht immer so voreilig Erkältung gegen einen, gegen zehn, gegen viele, mit Erstarrung gegen alle.

Und so liegt denn ein Goldschatz von Liebe wenig sichtbar als bis auf ein kleines Flämmchen in der Brust, bis ihn endlich ein Geisterwort hebt und der Mensch den alten Reichthum entdeckt. Auch freut es mich noch recht, daß das Herz gerade durch die Gewohnheit des Beisammenseins — sie, die sonst alle Reize und Genüsse entblättert und kahl macht — im Stillen Nahrung zur Liebe sammelt, wie der Diamant auch unter dem Wasser Licht zum Ausstrahlen einsaugt, und daß die Liebe gerade durch die Zeit, die den Haß abstumpft, so lange unscheinbar erstarrt, bis sie mit allem Glanze in der Gefahr einer Trennung auf einmal ihren Anwuchs zeigt; denn die Gewohnheit trägt die Farben der Liebe auf, wie die Kalkmalerei die übrigen; eine nach der andern wird eingesogen und verschwindet, und auf die unsichtbare kommt wieder eine, bis zuletzt ein dauerhaftes Glanzbild aufersteht und vortritt.

Ein andermal glaubt der Mensch sich vom Alter erkältet, weil er in ihm blos für höhere Gegenstände entbrennen kann, als solche, die ihn früher erwärmten. Es ist aber gar nicht wahr, was doch zuweilen der Landschaftfreund, der Prediger, der Dichter, der Schauspieler, der Tonkünstler fürchtet, daß an den Jahren ihre Empfindung für Natur, Kunst und Herz erlahme, blos weil sie von den Gegenständen ihrer jungen Jahre schwächer ergriffen werden in ihren alten. Du weinest freilich jetzo, wie ich, seltner im Schauspiel und vor der Tonmuse als sonst; aber gebt uns das rechte Gedicht, und gebt mir eine in Mannheim dargestellte Vestalin von Spontini, so will ich mich loben, wenn ich eben so viel Gewalt über meine Rührung behaupte, als diese über mich. Die Jugend ist noch dunkles Wachs, das schon vor kargen Sonnenstrahlen zerfließt, indeß das weißgemachte von ihnen kaum erwärmt. Der reife und überreife Mann flieht sogar die Thräne, die der Jüngling sucht; aber nur weil sie zu heiß aus ihm dringt und zu langsam trocknet.

Eben so wähle, guter Himmel, einen Menschen von meinem Alter und meinem Herzen und meiner lebenlangen Armuth an erhabenen Land-

schaften, und führe ihn in die rheinischen, und bringe ihn auf das ziehende lange Meer des Rheins, der zwischen zwei Weingebirgen, wie zwischen gesegneten Welttheilen, nur Lustsitze malt und sich Eilande zum Umarmen schafft, und lasse sogar noch den Nachflor des Abendroths in ihm blühen: wahrlich, in dem alten Menschen wird wieder die Jugend spiegeln und das stille Meer der Unendlichkeit, die uns in den rechten und größten Himmel hinunter sehen läßt. Oder wenn ein gütiges Schicksal einen Mann von so vielen Jahren und von so wenigen Kunstkenntnissen, als ich habe, und von derselben Phantasie in das altdeutsche Bilderkabinet der kunstgastfreien Gebrüder Boisserée einführte, und wenn er darin (noch dazu hat er vorher zur Einweihe die sterbende Marie des van Eyk gesehen) das Gottstück seines Schülers, den Christuskopf, vor das Auge bekommen, und wenn er nun in das Uebermenschliche des Bildes so nahe blicken müßte, dessen Augen Weltrichter sind und dessen Züge nur menschenverwandt, aber nicht völkerähnlich, sondern völkerherrschend, und wie er erst nach der Demüthigung vor der göttlichen, im Künstlergeiste zum zweitenmale Mensch gewordenen Gestalt endlich den Trost gewonnen hätte, in die tiefen Liebequellen der Augen und Lippen zu schauen: so weiß ich, wie dem Glücklichen eine bloße Farbenfläche das Herz erschüttern und dann zerschmelzen würde; denn ich war ein solcher Glücklicher.

Gedächtniß, Witz, Phantasie, Scharfsinn können sich im Alter nicht verjüngen, aber das Herz vermag es mit sich; und damit ihr's glaubt, denkt daran, wie Dichterherzen noch in ihrem Herbst und Winter glühen, ein Klopstock, Herder, Gleim, Wieland, Rousseau.

Der Name Rousseau erinnert noch an die Liebe im engern Sinn. Und diese tröstet und wärmt vielleicht öfter ein altes Herz, als sie sich ausspricht, was auch nicht immer zur Liebe nöthig ist. Wer im Alter ganz die Liebe missen kann, hatte in der Jugend die rechte nicht, für welche es keine Jahre giebt, so wie im Winter nur vertrocknete Zweige, aber nicht Sprößlinge sich mit Eis überziehen. Schmerzhaft schlüge auch Jedem das liebende Herz, wenn er denken müßte, es schlage der Erkaltung entgegen, nur einige Jahrzehende bleib' es und sterbe darauf in langen Jahrzehenden kalt fort. Aber die Liebe wird sich oft verhehlen und einen Theil ihrer Wärme verschämt hinter Kindern und Enkeln verbergen; und die letzte Liebe ist vielleicht so verschämt als die erste.

Aber soll denn Liebe im Alter, sobald sie auf keine äußern Vorrechte der Jugend Anspruch macht, immer nur lächerlich sein? Warum soll das Liebeleben, das bei den bessern Menschen stets nur geistig und mit dem Innern anfängt, nicht auch mit dem Innern schließen dürfen? Ist es denn so lächerlich, wenn ein veraltetes Auge seelenvoll anblickt, und die Erinnerungen aller Frühlinge errathen läßt? Ja, wenn es sogar naß würde, aber nicht zu sehr, sondern nur aus halber Freude und aus halbem Nachgefühl, wäre nicht auch dieß zu verzeihen? Und darf denn keine alte Hand eine junge drücken, wenn sie damit kein anderes Zeichen geben will, als dieß: auch ich war in Arkadien, und auch Arkadien blieb in mir? Denn die Jugend des Geistes ist ewig, und die Ewigkeit ist Jugend; die Liebe giebt, wie die Ambrosia der alten Dichtung, süßeste Kost und Unsterblichkeit zugleich. Der Körper ist der Blumenstab der Liebe; aber nur der Stab, nicht die lebendige Blume vermodert im irdischen Boden.

Wenn indeß die Gefühle jedem Alter gerettet bleiben; so behalten doch nicht alle Zeichen derselben die nämliche Freiheit, ob ich gleich zu den Menschen sagen möchte: „Schonet jede wahre Liebe, unter welchen Zeichen ihr sie auch antrefft, und verlacht die Ausbrüche eines seligen Herzens nicht frecher, als ihr es bei denen eines jammernden wagt.“ Da dem gemeinen Menschen eigentlich alle Zeichen einer Liebe, wovon er nur Zuschauer und nicht Gegenstand ist, schon in der rechten Blüthezeit des Lebens lächerlich und tadelhaft erscheinen: so schreibt er sich desto mehr Recht zu seiner lachenden Kälte zu, wenn er außer der gewöhnlichen Jahrzeit die Vergißmeinnicht der Liebe antrifft. —

## Charakteristik Shakspeare's.

Von A. W. von Schlegel.

Mir ist er ein tiefsinniger Künstler, nicht ein blindes wild laufendes Genie. Was man hievon schwatzt, halte ich überhaupt nur für eine fabelhafte Sage, für einen blinden wilden Wahn. Bei den übrigen Künsten widerlegt es sich schon von selbst, denn hier ist erworbene Wissenschaft eine unerläßliche Bedingung, um irgend etwas zu leisten. Aber auch bei solchen Dichtern, die man für sorglose Zöglinge der Natur ohne alle Kunst und Schule auszugeben pflegt, fand ich bei näherer Betrachtung, wenn sie wirklich vortreffliche Werke geliefert, ausgezeichnete Kultur der Geisteskräfte, geübte Kunst, reiflich überlegte und würdige Absichten. Dieß gilt eben sowohl vom Homer als vom Dante. Die Thätigkeit des Genie's ist zwar ihm eine natürliche und in gewissem Sinne bewußtlose, wovon also der, welcher sie ausübt, nicht immer augenblick-

lich Rechenschaft wird ablegen können; es ist aber keineswegs eine solche, woran die denkende Kraft nicht einen großen Antheil hätte. Eben die Schnelligkeit und Sicherheit der Geisteswirkung, die höchste Klarheit des Verstandes macht, daß das Denken beim Dichten nicht als etwas abgesondertes wahrgenommen wird, nicht als Nachdenken erscheint. Jener Begriff von der poetischen Begeisterung, den manche lyrische Dichter in Umlauf gebracht haben, als wären sie außer sich, und ertheilten wie die Pythia, von einer fremden Gottheit ergriffen, ihnen selbst unverständliche Orakelsprüche; jener Begriff (selbst nur eine lyrische Erdichtung) paßt am allerwenigsten auf die dramatische Komposition, eine der besonnensten Hervorbringungen des menschlichen Geistes. Man giebt zu, Shakspeare habe über Charakter und Leidenschaft, über den Gang der Begebenheiten und menschlichen Schicksale, über die gesellige Verfassung, über alle Dinge und Verhältnisse der Welt gedacht und tief gedacht, man muß es zugeben, denn unter Tausenden seiner Sprüche würde ein einziger zur Widerlegung dessen hinreichen, der es abläugnen wollte. Und nur für den Bau seiner eignen Stücke soll er keinen Gedanken übrig gehabt, diesen soll er dem Zufall, welcher die epikurischen Atomen zusammen weht, überlassen haben? Gesetzt auch, er hätte ohne höheren Ehrgeiz in Bezug auf die Kenner und die Nachwelt, ohne jene künstlerische Liebe, die sich in einem vollendeten Werke selbst zu befriedigen strebt, bloß gearbeitet, um der ungelehrten Menge zu gefallen, so hätte ihn ja schon dieser Zweck und die theatralische Wirkung darauf führen müssen. Denn hängt nicht der Eindruck eines Schauspiels ganz besonders von dem Verhältniß der Theile zu einander ab? Und wird nicht eine an sich noch so schöne Scene von Zuschauern, die nur geraden Sinn haben und sich ihrer Natur unbefangen überlassen, verworfen, sobald sie ihrer Erwartung an der Stelle widerspricht, und dem einmal gefaßten Interesse Abbruch thut? Die scherzhaften Einmischungen mögen immerhin als eine Art von Zwischenspiel, zur Erholung von ernsthafteren Spannungen dienlich, angesehen werden, so lange man keine bessere Ansicht dafür zu finden weiß; aber im Gange der Hauptsache, in der Verknüpfung der Erfolge muß der Dichter wo möglich noch mehr Ueberlegenheit des Verstandes bewähren, als in der Darstellung der einzelnen geschilderten Charakter und Lagen, sonst wäre er wie der Lenker eines Marionettenspiels, dem die Drähte in Verwirrung gerathen sind, so daß nun die Puppen vermöge ihres Mechanismus ganz andre Bewegungen vornehmen, als er eigentlich wollte.

Einstimmig rühmen die englischen Kunstrichter am Shakspeare die Wahrheit und durchgeführte Bestimmtheit seiner Charakteristik, das eindringende Pathos, den komischen Witz. Ferner erheben sie die Schönheit und Erhabenheit einzelner Beschreibungen, Bilder und Ausdrücke. Dieß letzte ist die oberflächlichste und wohlfeilste Art von Kunstkritik. Johnson vergleicht denjenigen, der diesen Dichter durch Stellen, aus dem Zusammenhange gerissen, zu empfehlen gedächte, mit jenem Scholastiker beim Hierokles, der einen Ziegel als Probe eines Hauses herumwies. Und dennoch spricht er selbst so wenig und so höchst unbefriedigend über das Ganze der Stücke. Man stelle nur seine kurzen Urtheile am Schlusse eines jeden zusammen, und sehe, ob die Summe von Bewunderung herauskommt, die er selbst anfangs als den richtigen Maaßstab für die Schätzung des Dichters angegeben. Ueberhaupt war es die herrschende Richtung der bisherigen Zeit, die sich auch in der Naturwissenschaft offenbarte, das Lebendige als eine bloße Anhäufung todter Theile zu zerlegen, zu vereinzeln, was nur in der Verknüpfung besteht und außer ihr nicht begriffen werden kann, statt bis zum Centralpunkt hindurch zu dringen, und alle Theile als so viele Ausstrahlungen von daher zu betrachten. Deswegen ist nichts seltner als ein Kunstrichter, der sich zur Ueberschauung eines umfassenden Kunstwerkes zu erheben weiß. Shakspeare's Kompositionen sind eben wegen ihrer tiefen Absichtlichkeit dem Ungemach ausgesetzt gewesen, mißverstanden zu werden. Ueberdieß läßt jene prosaische Kritik die poetische Form allenfalls in den Einzelnheiten der Ausführung gelten, was aber den Plan der Stücke betrifft, da sucht sie nichts anders als den logischen Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen, oder eine einseitige triviale Moral als Nutzanwendung, und was sich hierauf nicht zurückführen läßt, erklärt sie für überflüssige oder gar störende Zuthaten. Nach solchen Grundsätzen müßte man in den griechischen Tragödien ebenfalls die meisten Chorgesänge wegstreichen, welche ja auch nichts zur Entwickelung der Handlung beitragen, sondern nur ein harmonisches Echo der vom Dichter bezweckten Eindrücke sind. Man verkennt hierbei ganz und gar die Rechte der Poesie und die Natur des romantischen Drama's, welches eben, weil es pittoresk ist und sein soll, reichere Umgebungen und Contraposte für seine Hauptgruppen erfodert. In aller Kunst und Poesie, vornämlich aber in der romantischen, macht die Phantasie als eine unabhängige Seelenkraft, die sich nach eignen Gesetzen regiert, ihre Ansprüche geltend.

In einem schon vor einer Anzahl Jahre ab-

gefaßten Versuch über Romeo und Julia *) habe ich die sämmtlichen Auftritte nach der Reihe durchgegangen, und die innere Nothwendigkeit eines jeden in Bezug auf das Ganze geprüft; ich habe gezeigt, warum gerade ein solcher Kreis von Charaktern und Verhältnissen um die beiden Liebenden her gestellt sei; ich habe die Bedeutung des eingestreuten Scherzes erklärt, und den Gebrauch der hie und da erhöhten poetischen Farben gerechtfertigt. Aus allem diesem schien mir unwiderleglich hervorzugehen, daß man bis auf einige unverständlich gewordne oder dem heutigen Geschmack fremde Spiele des Witzes (Nachahmungen des damaligen Gesellschaftstones) nichts hinwegnehmen, nichts hinzufügen, nichts anders ordnen könne, ohne das vollendete Werk zu verstümmeln und zu entstellen. Ich wäre bereit, an allen Stücken Shakspeare's aus seiner reiferen Zeit dasselbe zu unternehmen, allein dieß würde ein eignes Buch erfodern. Hier kann ich nur weniges andeuten, seine großen Entwürfe nur mit flüchtigen Zügen nachzeichnen, doch muß ich zuvor noch von seinen hervorstechendsten Eigenschaften im Allgemeinen reden.

Shakspeare's Menschenkenntniß ist zum Sprüchworte geworden; seine Ueberlegenheit hierin ist so groß, daß man ihn mit Recht den Herzenskündiger genannt hat. Die Fertigkeit, auch die feineren unwillkühlichen Aeußerungen des Gemüths zu bemerken, und die durch Erfahrung und Nachdenken herausgebrachte Bedeutung dieser Zeichen mit Sicherheit anzugeben, macht den Menschen-Beobachter; der Scharfsinn, hieraus noch weiter zu schließen, und einzelne Angaben nach Gründen der Wahrscheinlichkeit zu einem bündigen Zusammenhange zu ordnen, den Menschenkenner. Die auszeichnende Eigenschaft des im Charakteristischen großen dramatischen Dichters ist etwas hievon noch ganz verschiednes, das aber, wie man es nehmen will, entweder jene Fertigkeit und jenen Scharfsinn in sich faßt, oder beider überhebt. Es ist die Fähigkeit, sich so vollkommen in alle Arten zu sein, auch die fremdesten, zu versetzen, daß ihr Besitzer dadurch in den Stand gesetzt wird, als Bevollmächtigter der gesammten Menschheit, ohne besondre Instructionen für den einzelnen Fall, im Namen eines jeden zu handeln und zu reden. Es ist die Gewalt, die Geschöpfe seiner Einbildungskraft mit so selbstständigem Nachdruck auszustatten, daß sie sich nachher nach allgemeinen Naturgesetzen in jedem Verhältniß entwickeln, und daß der Dichter an seinen Träumen gleichsam Erfahrungen anstellt, die eben so gültig sind, als die an wirklichen Gegenständen gemachten. Das Unbegreifliche und Unerlernbare dabei bleibt, daß die Personen scheinen müssen, nichts um des Zuschauers willen zu sagen oder zu thun, und daß der Dichter dennoch durch die Darstellung selbst, ohne hinzugefügte Erklärung, die Gabe mittheilt, sie bis ins Innerste zn durchschauen. Deswegen hat Goethe sinnreich Shakspeare's Menschen mit Uhren verglichen, die ein krystallenes Zifferblatt und Gehäuse haben, und indem sie wie andre Uhren richtig die Stunden weisen, zugleich das innere Getriebe wahrnehmen lassen, wodurch dieß bewerkstelligt wird.

Nichts ist dem Shakspeare jedoch fremder, als eine gewisse zergliedernde Darstellung, welche uns mühsam alle Beweggründe zuzählt, wodurch ein Mensch so oder anders bestimmt wird. Dieses Motiviren, die Sucht mancher neueren Geschichtsschreiber, immer weiter fortgesetzt, würde zuletzt alle Individualität aufheben, und den Charakter, der sich oft schon in der frühesten Kindheit entschieden kund giebt, aus lauter fremden Einflüssen zusammensetzen. Am Ende handelt ein Mensch doch so, weil er so ist. Und wie jeder ist, das offenbart uns Shakspeare auf das unmittelbarste: er fodert und erhält unsern Glauben auch für das Abweichende und Seltsame. Niemals hat es vielleicht ein so umfassendes Talent für Charakteristik gegeben als das seinige. Es erstreckt sich nicht nur über die verschiednen Stände, Geschlechter und Alter bis zur unmündigen Kindheit hinab, nicht nur handeln bei ihm der König und der Bettler, der Held und der Gauner, der Weise und der Narr mit gleicher Wahrheit; nicht nur versetzt er sich in entfernte Zeitalter und zu fremden Nationen, schildert uns bei scheinbaren Verletzungen des Costüms sehr treffend den Geist der alten Römer, der Franzosen in seiner Darstellung ihrer Kriege mit den Engländern, der Engländer selbst in einem großen Theil ihrer Geschichte, der südlichen Europäer (in dem ernsthaften Theil vieler Lustspiele), die damalige gebildete Gesellschaft und die Rauheit und Barbarei einer nordischen Vorzeit; seine menschlichen Charakter haben nicht nur eine solche Tiefe und Bestimmtheit, daß sie nicht unter Classennamen zu fassen, ja überhaupt nicht durch Begriffe zu erschöpfen sind, nein, dieser Prometheus bildet nicht blos Menschen, er öffnet die Pforten der magischen Geisterwelt, läßt Gespenster heraufsteigen, Hexen ihren wüsten Unfug treiben, bevölkert die Luft mit scherzenden Elfen oder Sylphen, und diese nur in der Einbildung lebenden Wesen haben eine solche Wahrheit, daß, wären sie auch mißgeborne Ungeheuer wie Cali-

*) Im ersten Bande der von mir und meinem Bruder herausgegebenen Charakteristiken und Kritiken

han, er uns dennoch die bestimmende Ueberzeugung abnöthigt: gäbe es dergleichen, so würden sie sich so benehmen. Mit einem Worte, so wie er die fruchtbarste, kühnste Phantasie in das Reich der Natur hineinträgt, so trägt er auf der andern Seite die Natur in die jenseits des Wirklichen liegenden Regionen der Phantasie hinüber. Wir erstaunen über die vertrauliche Nähe des Außerordentlichen, Wunderbaren, ja Unerhörten.

Pope und Johnson scheinen sich seltsam zu widersprechen, wenn der erste sagt: alle Personen Shakspeare's seien Individuen, der zweite: sie seien Gattungen. Indessen lassen sie sich vielleicht mit einander ausgleichen. Unstreitig ist Pope's Ausdruck richtiger. Eine Charakteristik, die blos Personification kahler Allgemeinbegriffe wäre, könnte weder sonderlich tief, noch sonderlich mannichfaltig sein. Die Namen der Gattungen und Arten sind ja bekanntlich nur Hülfsmittel für den Verstand, um die unendliche Mannichfaltigkeit der Natur in einer gewissen Ordnung aufzufassen. Shakspeare's ausführlich gezeichnete Personen haben unstreitig viele ganz individuelle Bestimmungen, aber zugleich eine nicht blos für sie gültige Bedeutung: sie geben meistens eine ergründende Theorie ihrer hervorstechenden Eigenschaft an die Hand. Allein, auch so berichtigt, leidet dieser Ausspruch seine Einschränkungen. Charakteristik ist nur ein Bestandtheil der dramatischen Kunst, und nicht die dramatische Poesie selbst. Es wäre höchst fehlerhaft, wenn der Dichter uns da auf überflüssige Charakterzüge aufmerksam machte, wo er ganz andre Eindrücke bezwecken soll. Sobald das Musikalische oder das Imaginative die Oberhand gewinnt, so tritt das Charakteristische nothwendig zurück. Viele Figuren Shakspeare's tragen daher nur äußerliche Bezeichnungen an sich, bestimmt durch die Stelle, die sie im Ganzen einnehmen: sie repräsentiren, wie Nebenpersonen in einem öffentlichen Aufzug, auf deren Physiognomie man eben auch wenig zu achten pflegt; ihre feierliche Tracht und Verrichtung macht sie allein bedeutend. Shakspeare's Boten z. B. sind meistens nur Boten, aber nicht gemeine, sondern dichterische Boten: die Botschaft, welche sie zu bringen haben, ist die Seele, die ihnen ihre Worte eingiebt. Auch andre Stimmen erheben sich blos als melodische Klage oder Jubel, oder betrachtender Nachruf über das Vorgefallene; und in einem ernsten Drama ohne Chor wird dieß immer mehr oder weniger der Fall sein müssen, wenn es nicht prosaisch werden soll.

Eben so wunderwürdig wie in den Charaktern ist Shakspeare in der Darstellung der Leidenschaft, dieß Wort im weitesten Umfange genommen, für jeden Seelenzustand, jede Stimmung, von der Gleichgültigkeit oder dem vertraulichen Scherz, bis zur wildesten Wuth und Verzweiflung. Er giebt uns die Geschichte der Gemüther, er läßt uns in einem einzigen Wort eine ganze Reihe vorhergegangener Zustände entdecken. Seine Leidenschaften stehen nicht vom Anfange an gleich auf derselben Höhe, wie bei so vielen Trauerspieldichtern, die nach Lessings Ausdruck sich vortrefflich auf den Kanzleistyl derselben verstehen. Meisterlich schildert er die allmälige Steigerung vom ersten Entstehen an; „giebt," wie Lessing sagt, „ein lebendiges Gemälde aller der kleinsten geheimsten Ränke, durch die sich ein Gefühl in unsre Seelen einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die es darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen es jede andre Leidenschaft unter sich bringt, bis es der einzige Tyrann unserer Begierden und Verabscheuungen wird." Unter allen Dichtern hat vielleicht nur er eigentliche Seelenkrankheiten, Schwermuth, Wahnsinn, Nachtwandeln, mit so unwidersprechlicher und allseitig bestimmter Wahrheit geschildert, daß der Arzt daran wie an einem wirklichen Falle seine Beobachtung bereichern kann.

---

## Charakteristik des neuen Testaments.

Von F. von Schlegel.

Die Griechen sind und bleiben unser Vorbild in aller Kunst und Wissenschaft, die Römer dagegen bilden nur den Uebergang zwischen dem Alterthum und der neuen Welt, doch galten sie dem Mittelalter zugleich auch als nächste Quelle, bis jenes höhere und entferntere Vorbild erst später wieder gefunden ward. Das nordische Naturgefühl, sowie es sich einestheils in der alten Sage, die selbst im Christenthum blieb und nur in neuer Form wieder auferstand, und anderntheils in der Germanischen Lebenseinrichtung zwiefach ergoß, wurde die Wurzel, aus welcher das Gebilde des neuen Geistes der abendländischen Völker emporwuchs. Das Christenthum aber, nicht bloß an sich, sondern auch in seiner schriftlichen Abfassung, oder das Evangelium ist das Licht von oben gewesen, durch welches jene andern Elemente neu verklärt und auch für die Kunst und Wissenschaft in Eins gestaltet worden sind. Wir müssen hier des neuen Testaments um so mehr gedenken, da der literarische Einfluß desselben für das Mittelalter und selbst für die neuere Zeit durch Inhalt und Form nicht bloß in der Moral und Philosophie, sondern auch in der Kunst und Poesie unberechenbar groß gewesen

ist. Durch dieses göttliche Licht von oben, welches das Evangelium in seiner Einfalt und Klarheit in die Welt gebracht hat, wird der künstlerische Verstand und philosophische Scharfsinn der Griechen, der praktische Weltverstand der Römer und der prophetische Tiefsinn der Hebräer erst zu einem vollständigen Ganzen wahrhafter Erleuchtung und Einsicht für das Leben wie für die Wissenschaft vollendet und beschlossen. Die Bibel, welche wir nach ihrer innern Struktur und dem organischen Zusammenhang der einzelnen Glieder und Theile derselben als Ein Gebilde und göttliches Ganzes schon oben, so weit der Hebräische Antheil desselben reicht, zu betrachten suchten, wird als solches und als Ein Buch wahrhaft und völlig erst durch das neue Testament vollendet. Ein Buch, wie es in Wahrheit genannt werden muß, obwohl wunderbarer Weise aus zweiundsiebenzig einzelnen Büchern, fünfmal neun des alten, dreimal neun des neuen Bundes, als eben so vielen Lebensgliedern und Geistesorganen oder auch Glaubenssternen und Lichtpunkten des ganzen Gottesgebildes bestehend. Es ist auch das neue Testament wie das alte, in einigen der dazu gehörigen Bücher zunächst auf das ewige Wort des Lebens, in andern auf die göttliche Glaubensgemeinde und Kirche gerichtet und sich beziehend. Jenes Geheimniß der Liebe, wie das ewige Wort zur bestimmten Zeit in der Mitte der welthistorischen Entwicklung persönlich geworden und auf Erden erschienen ist, schildert das Evangelium in einem vierfachen Abdruck, nach der gleichen Vierzahl, in welcher auch im alten Bunde die Cherubim an der Arche das Geheimniß der Verheißung bewachten, oder wie die vier Lebensströme aus einer Quelle im Paradiese sich ergossen, und wie für jede Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit diese Vierzahl nach allen Weltgegenden und Dimensionen ihrer sichtbaren Ausbreitung die wesentliche Form bildet, so daß man wahrlich über diejenigen erstaunen und sich wohl wundern muß, welche sich in diese so höchst natürliche und kaum anders denkbare Vierfachheit des Evangeliums nicht finden können, oder gar einen Anstoß daran nehmen, den sie wie ein seltsames Problem in ihrer gewöhnlichen Weise durch irgend eine scharfsinnige Hypothese lösen und natürlich erklären möchten. Was im Moses und in den Psalmen noch getrennt ist, nämlich die Offenbarung, die bildliche Geschichte und bildliche Lehre vom Worte und die Begeisterung und das lebendige Gefühl desselben, das ist im Evangelio vereint beisammen, welches uns das menschgewordene Wort in seinem Leben schildert. Die übrigen Bücher des neuen Testaments aber gehen zunächst auf die Christliche Gemeinde und göttliche Kirche, indem sie uns die erste Gründung und Ordnung derselben in der apostolischen Geschichte berichten, dann ihr gegenseitiges Wirken und vereintes Leben in liebevoller Lehre und gläubiger Hoffnung in dem ganzen Cyklus der mannigfachsten Episteln schildern, und endlich auch noch die künftigen Schicksale derselben, durch alle Zeiten ihrer fernern Entwicklung, in der Apokalypse hinstellen. Was in den Propheten des alten Bundes noch ungesondert beisammen ist, die heilbringende Lehre aus dem Geiste und die warnenden Gesichte des Geistes, die klare Lebensvorschrift und die verhüllte Weissagung, das ist hier in den Episteln und in der Apokalypse abgesondert entfaltet, wie sich überhaupt die Schriften des alten und des neuen Bundes überall entsprechen und gegenseitig ergänzen. Der Prophet des neuen Bundes macht den vollständigen Schluß für das ganze Gotteswerk, und dieses geheimnißvolle Buch der Zukunft bildet nebst der Genesis oder der Offenbarung des Anfangs die andre Handhabe für die heilige Arche der Schrift, in deren Umkreis das vierfache Evangelium den lichten Mittelpunkt des Ganzen bildet, zu welchem aber Anfang und Ende den eigentlichen Schlüssel des tieferen Sinns enthalten, so daß, wem diese beiden Handhaben des ersten und letzten Buches der Bibel noch ganz fremd oder völlig dunkel wären, sein Urtheil lieber zurückhalten und in redlicher Unwissenheit stillschweigen sollte, wo von einem wissenschaftlichen Verständniß der Offenbarung in ihrem Ganzen die Rede ist. In Form und Schreibart ist das neue Testament allerdings ungleich einfacher als das alte, und schon durch diese eigenthümliche Sprache der Einfalt, in welcher der göttliche Tiefsinn sich hier in reinster Kindesklarheit ausspricht, ist das wundervolle Volksbuch, wie man es wohl in gewissem Sinne nennen darf, von dem entschiedensten Einfluß gewesen für die ganze Folgenreihe der nachherigen Geistesentwicklung und aller neuern Christlichen Belehrungs- und Darstellungsformen. Der Geist der Allegorie ist übrigens im neuen Testament nicht minder vorwaltend als im alten, besonders ist die eine besondere Art derselben, welche Parabel genannt wird, obwohl sie auch schon im alten Testamente vorkommt, hier am mannigfachsten angewandt und entwickelt, und begründet recht eigentlich die kindliche Lehrart des Evangeliums. Wenn der Spruch die natürliche Form ist für jegliche göttliche Offenbarung im einfachen Ausdruck des ewigen Wortes, als das niedergeschriebene Fiat, so ist die Parabel dagegen die menschliche und bildliche Einkleidung und Entfaltung des einfachen göttlichen Lehrspruchs. Es ist aber keine willkürliche oder

künstlich gesuchte Dichterallegorie, oder eine tiefsinnig verborgene Natursymbolik, sondern eine aus dem Leben und dessen gewöhnlichen Erscheinungen hergenommene Volksallegorie, in welcher sich hier der göttliche Geist und die ewige Wahrheit, wie in ein kindlich einfaches Gewand einschließt. Es hat auch die einfache Parabel, sowie sie in der Bibel angewandt und gebraucht wird, einen ganz eigenthümlichen göttlichen Stempel, der sich nicht nachbilden noch erkünsteln läßt. Vorzüglich in diesen kindlichen Gleichnissen und sinnbildlichen Volksgeschichten und Parabeln ist das Evangelium Urbild für alle spätern Legenden geworden, sowie diese wiederum die Quelle und Vorrathskammer aller Christlichen Kunst gewesen sind, zunächst der bildenden, dann aber auch der Poesie. Indessen dürfen wir über dieser kindlichen Einfalt im Vortrage des neuen Testaments doch nie die innere Erhabenheit des göttlichen Verstandes, der darin niedergelegt ist, verkennen oder übersehen. Wie aus der zornigen Löwengebärde, mit der uns die Flammenschriften des alten Bundes mehrentheils entgegentreten, im tiefsten Kern des innern Sinns und Herzens doch die fromme Lammesgestalt der duldenden Liebe emporsteigt, so erhebt sich in den Schriften des neuen Bundes aus dem demuthsvollen Lammsgewande der kindlich einfachen Lehre auch wiederum der Adler empor, als höheres Sinnbild der ewigen Anschauung Gottes. Und hier auf diesem Standpunkte tritt nun eigentlich jene schon oben erwähnte dritte und höchste Auslegung und Erkenntniß der h. Schrift ein, nach dem geheimnißvollen Verständniß der mit Gott vereinigten Seele, wo es das ewige Wort selbst ist, welches sich in seinem eignen Lichte erfaßt und vernimmt. Denn alle Lehre und Erkenntniß vom lebendigen Worte kann ja nach der dreifachen Geburt des Wortes, der geschichtlichen, ewigen und der innerlichen in der Seele, auch in der gleichen dreifachen Beziehung erfaßt, verstanden und ausgelegt werden. In jener höchsten Erkenntnißweise aber wird das Wort nun nicht mehr nach einem bloß menschlichen Verstande getheilt und zerstückt erfaßt, sondern wieder ganz und lebendig geworden, wirkt es in den wissenden als Wort des Lebens und bringt auch Früchte des Lebens hervor. Da verschwindet sodann jener mehrfache Sinn der Schrift, wie er auf den ersten Stufen der annähernden Erkenntniß gesondert erhalten werden muß, und geht, nachdem das Ziel gefunden ist, für das wesentliche wieder über in den einfachen Sinn der mit Gott vereinigten Seele, nach dem eignen vollen Lichte des lebendigen Worts, welches in der Schrift selbst als das ungeschriebene ewige Evangelium bezeichnet wird, durch welches auch das, was noch früher verschlossen blieb, wenn die Zeit gekommen ist, entsiegelt werden soll.

---

## Die Reflexion*).

### Von Schleiermacher.

Auch die äußere Welt, mit ihren stetigsten Gesetzen wie mit ihren flüchtigsten Erscheinungen, strahlt in tausend zarten und erhabenen Allegorien, wie ein magischer Spiegel, das Höchste und Innerste unsers Wesens auf uns zurück. Welche aber den lauten Aufforderungen ihres tiefsten Gefühles nicht horchen, welche den leisen Seufzer des gemißhandelten Geistes nicht vernehmen, an diesen gehen auch die wohlthätigen Bilder verloren, deren sanfter Reiz den stumpfen Sinn schärfen soll und spielend belehren. Selbst von dem, was die eigene Willkühr erdacht hat, und immer wieder hervorbringen muß, mißverstehen sie die wahre Deutung, und die innerste Absicht. Wir durchschneiden die unendliche Linie der Zeit in gleichen Entfernungen, an willkührlich durch den leichtesten Schein bestimmten Punkten, die für das Leben ganz gleichgültig sind, nach denen nichts sich richten will, weil alles abgemessene Schritte verschmäht, weder das Gebäude unserer Werke, noch der Kranz unserer Empfindungen, noch das Spiel unserer Schicksale; und dennoch meinen wir mit diesen Abschnitten etwas mehr als eine Erleichterung für den Zahlenbewahrer, oder ein Fest für den Meßkünstler; bei Jedem knüpft sich daran unvermeidlich der ernste Gedanke, daß eine Theilung des Lebens möglich sei. Aber wenige dringen ein in die heilige Allegorie, und verstehen den Sinn dieser Verknüpfung, zu welcher die Natur sie auffordert.

Der Mensch kennt nichts als sein Dasein in der Zeit, und dessen gleitenden Wandel hinab von der sonnigen Höhe in die furchtbare Nacht der Vernichtung. Vorstellung und Empfindung abwechselnd entwickelnd und in einander verschlingend, so meint er, ziehe eine unsichtbare Hand den Faden seines Lebens fort, und drehe ihn jetzt loser, jetzt fester zusammen, und weiter sei nichts. Je schneller ihre Folge, je reicher ihr Wechsel, je harmonischer und inniger ihre Verbindung, desto herrlicher sei das bedeutende Kunstwerk vollendet, und könnten sie seinen ganzen Zusammenhang mechanisch erklären, so ständen sie auf dem Gipfel der Menschheit und des

*) Aus Schleiermachers Monologen. Berlin 1800.

Selbstverständnisses. So nehmen sie den zurückgeworfenen Strahl ihrer Thätigkeit für ihr ganzes Thun, die äußeren Berührungspunkte ihrer Kraft mit dem was nicht sie ist für ihr innerstes Wesen, die Atmosphäre für die Welt selbst, um welche sie sich gebildet hat. Wie wollten sie die Aufforderung verstehn, welche in der Handlung liegt, der sie nun gedankenlos zusehn. Der Punkt, der eine Linie durchschneidet, ist nicht ein Theil von ihr: er bezieht sich auf das Unendliche eben so eigentlich und unmittelbarer, als auf sie, und überall in ihr kannst du einen solchen Punkt setzen. Der Moment, in welchem du die Bahn des Lebens theilst und durchschneidest, soll kein Theil des zeitlichen Lebens sein: anders sollst du ihn ansehn, und deiner unmittelbaren Beziehungen mit dem Ewigen und Unendlichen bewußt werden; und überall wo du willst, kannst du einen solchen Moment haben. Dein freue ich mich, erhabene Andeutung der Gottheit in mir, schöne Einladung zu einem unsterblichen Dasein außerhalb des Gebietes der Zeit, und frei von ihren harten Gesetzen! Die aber um den Beruf zu diesem höhern Leben nicht wissen, mitten im Strom der flüchtigen Gefühle und Gedanken, finden ihn auch dann nicht, wenn sie ohne zu wissen was sie thun, die Zeit messen und das irdische Leben abtheilen. Wenn sie lieber nichts merkten von dem was ihnen gesagt werden soll, daß nicht ihr eitles Thun und Treiben so schmerzlich mein Gemüth ergriffe, wenn es der heiligen Einladung zu folgen strebt. Sie wollen doch auch einen Punkt haben, den sie nicht ansehen als flüchtige Gegenwart, nur daß sie nicht verstehn ihn als Ewigkeit zu behandeln. Oft auf einen Augenblick, bisweilen auf eine Stunde, nun gar auf einen Tag sprechen sie sich los von der Verpflichtung, so emsig zu handeln, so eifrig Genuß und Erkenntniß anzustreben, wie auch der kleinste Theil des Lebens es von ihnen verlangt, wenn er sie erinnert, daß er eben so bald Vergangenheit sein wird, als er noch kürzlich Zukunft war. Dann ekelt es sie Neues wahrnehmen, oder genießen, wirken oder hervorbringen; sie setzen sich ans Ufer des Lebens, aber können nichts thun, als in die tanzende Welle lächelnd hinabweinen. Gleich wilden Barbaren, die am Grabe des Vaters Weiber, Kinder, oder Sklaven morden, so schlachten sie am Grabe des Jahres den Tag, der in leeren Fantasien vergeht, ein vergebliches Opfer.

Für den soll es kein Nachdenken und keine Betrachtung geben, der das innere Wesen des Geistes nicht kennt; der soll nicht streben sich loszureißen von der Zeit, der auch in sich nichts kennt, als was ihr angehört: denn wohin sollte er ihrem Strome entsteigen, und was könnte er sich erstreben, als fruchtloses Leiden und Vernichtungsgefühl? Vergleichend wägt der Eine ab Genuß und Sorge der Vergangenheit, und will das Licht, das ihm aus der zurückgelegten Ferne noch nachschimmert, in ein einziges kleines Bild vereinigen, unter dem Brennpunkt der Erinnerung. Ein Anderer schauet an, was er gewirkt, den harten Kampf mit Welt und Schicksal ruft er gern zurück, und froh, daß es noch so geworden, sieht er hie und da auf dem neutralen Boden der gleichgültigen Wirklichkeit ein Denkmal stehen, das er sich aus dem trägen Stoff herausgebildet, obwohl Alles weit hinter seinem Vorsatz zurück geblieben. Es forscht ein Dritter, was er wohl gelernt, und schreitet stolz im viel erweiterten und wohlgefüllten Magazin der Kenntnisse daher, erfreut, daß sich alles so in ihm zusammendrängt. O kindisches Beginnen der eiteln Einbildung! Es fehlt der Kummer, den die Fantasie gebildet, und den aufzubewahren das Gedächtniß sich geschämt; es fehlt der Beistand, den Welt und Schicksal selbst geleistet, die sie jetzt nur feindlich begrüßen wollen; das Alte, was von dem Neuen verdrängt ward, die Gedanken, die sie unter dem Denken, die Vorstellungen, die sie unter dem Lernen verloren, werden nicht mit in Anschlag gebracht, und niemals ist die Rechnung richtig. Und wäre sie es, wie tief verwundets mich, daß Menschen denken mögen, dies sei Selbstbetrachtung, dies heiße sich erkennen. Wie elend endet das hochgepriesene Geschäft! die Fantasie ergreift das treue Bildniß der vergangenen Zeit, malts mit schönern Umgebungen nicht sparsam in den leeren Raum der nächsten Zukunft, und sieht oft seufzend auf das erste noch zurück. So ist die letzte Frucht nur eitle Hoffnung, daß Besseres kommen werde, und die leere Klage, daß dahin sei, was so schön gewesen, und daß der Stoff des Lebens mehr und mehr von Tag zu Tag verrinnend der schönen Flamme bald das Ende zeige. So zeichnet die Zeit mit leeren Wünschen und mit eitlen Klagen brandmarkend schmerzlich ihre Sklaven, die entrinnen wollten, und macht den Schlechtesten dem Besten gleich, den sie eben so sicher sich wieder hascht. Wer statt der Thätigkeit des Geistes, die verborgen in seiner Tiefe sich regt, nur ihre äußere Erscheinung kennt und sieht, wer statt sich anzuschaun nur immer von fern und nahe her ein Bild des Lebens und seines Wechsels sich zusammenholt, der bleibt der Zeit und der Nothwendigkeit ein Sklave; was er sinnt und denkt, trägt ihren Stempel, ist ihr Eigenthum, und nie, auch wenn sich selbst er zu betrachten wähnt, darf er das heilige Gebiet der Freiheit betreten; denn in dem Bilde, was er

sich von sich entwirft, wird er sich selbst zum äußern Gegenstande, wie alles andere ihm ist, alles ist darin durch äußere Verhältnisse bestimmt. Wie es ihm erscheint, was er dabei sich denkt und fühlt, alles hängt ab vom Inhalte der Zeit, und von desjenigen Beschaffenheit, was ihn berührt hat. Wer mit thierischem Gemüthe nur den Genuß gesucht, dem scheint das Leben arm oder reich, nachdem der angenehmen Augenblicke viel oder wenig verstrichen sind in gleicher Zeit, und dieses Bild betrachtet er mit Wohlgefallen oder nicht, je wie das Gute drin das erste oder letzte war. Wer Schönes bilden und genießen wollte, hängt ab vom Urtheil über sich, vom Boden auf dem er stand, und von dem Stoff, den seiner Arbeit das Schicksal vorgelegt. So auch wer Gutes zu wirken strebte. Es beugen alle sich dem Scepter der Nothwendigkeit, und seufzen unter dem Fluch der Zeit, die nichts bestehen läßt.

Wie ihnen beim Leben, so ist mir zu Muthe, wenn mannigfaltiger Töne kunstreiche Harmonie dem Ohr vorbeigerollt und nun verhallt ist, mit dürftigem Nachklang sich die Fantasie zermartert, und die Seele dem nachseufzt, was nicht wiederkehrt. So freilich ist das Leben nur eine flüchtige Harmonie, aus der Berührung des Vergänglichen und des Ewigen entsprungen: aber es ist der Mensch ein bleibendes Werk, der Anschauung ein unvergänglicher Gegenstand. Nur sein innerstes Handeln, in dem sein wahres Wesen besteht, ist frei, und wenn ich dieses betrachte, fühle ich mich auf dem heiligen Boden der Freiheit, und fern von allen unwürdigen Schranken. Auf mich selbst muß mein Auge gekehrt sein, um jeden Moment nicht nur verstreichen zu lassen als einen Theil der Zeit, sondern als Element der Ewigkeit ihn heraus zu greifen, und in ein höheres freieres Leben zu verwandeln.

Nur für den giebts Freiheit und Unendlichkeit, der weiß was Welt ist und was Mensch, der klar das große Räthsel, wie beide zu scheiden sind, und wie sie in einander wirken, sich gelöst; ein Räthsel, in dessen alten Finsternissen tausend noch untergehn, und sklavisch, weil das eigne Licht verloschen, dem trügerischsten Scheine folgen müssen. Was sie Welt nennen, ist mir Mensch, was sie Mensch nennen, ist mir Welt. Welt ist ihnen stets das erste, und der Geist ein kleiner Gast nur auf der Welt, nicht sicher seines Orts und seiner Kräfte. Mir ist der Geist das erste und das einzige: denn was ich als Welt erkenne, ist sein schönstes Werk, sein selbstgeschaffener Spiegel. Es drücken sie mit Ehrfurcht und mit Furcht danieder, die unendlich großen und schweren Massen des körperlichen Stoffes, zwischen denen sie sich so klein, so unbedeutend scheinen; mir ist das alles nur der große gemeinschaftliche Leib der Menschheit, wie der eigne Leib dem Einzelnen gehört, ihr angehörig, nur durch sie möglich und ihr mitgegeben, daß sie ihn beherrsche, sich durch ihn verkünde. Ihr freies Thun ist auf ihn hingerichtet, um alle seine Pulse zu fühlen, ihn zu bilden, alles in Organe zu verwandeln, und alle seine Theile mit der Gegenwart des königlichen Geistes zu zeichnen und zu beleben. Giebts einen Leib wohl ohne Geist? ist nicht der Leib nur, weil und wann der Geist ihn braucht und seiner sich bewußt ist? Mein freies Thun ist jegliches Gefühl, das aus der Körperwelt hervorzudringen scheint, nichts ist Wirkung von ihr auf mich, das Wirken geht immer von mir auf sie, sie ist nicht etwas von mir verschiedenes, mir entgegengesetztes. Darum nenne ich sie auch nicht mit dem Namen Welt, dem hohen Worte, das Allgegenwart und Allmacht in sich schließt. Was Welt zu nennen ich würdige, ist nur die ewige Gemeinschaft der Geister, ihr Einfluß auf einander, ihr gegenseitig Bilden, die hohe Harmonie der Freiheit. Nur das unendliche All der Geister, setz ich mir dem Endlichen und Einzelnen entgegen. Dem nur verstatt ich zu verwandeln und zu bilden die Oberfläche meines Wesens, um auf mich einzuwirken. Hier, und nur hier ist der Nothwendigkeit Gebiet. Mein Thun ist frei, nicht so mein Wirken in der Welt, das folget ewigen Gesetzen. Es stößt die Freiheit an der Freiheit sich, und was geschieht, trägt der Beschränkung und Gemeinschaft Zeichen. Ja, du bist überall das erste, heilige Freiheit! du wohnst in mir, in Allen; Nothwendigkeit ist außer uns gesetzt, ist der bestimmte Ton vom schönen Zusammenstoß der Freiheit, der ihr Dasein verkündet. Mich kann ich nur als Freiheit anschauen; was nothwendig ist, ist nicht mein Thun, es ist sein Widerschein, es ist die Anschauung der Welt, die in der heiligen Gemeinschaft mit Allen ich erschaffen helfe. Ihr gehören die Werke, die auf gemeinschaftlichem Boden mit Andern ich erbaut: sie sind mein Antheil an der Schöpfung, die unsere inneren Gedanken darstellt. Ihr gehören die Gefühle, die bald steigen und bald fallen; ihr die Bilder, die kommen und vergehn, und was sonst wechselnd ins Gemüth die Zeit bringt und hinweg nimmt: sie sind das Zeichen, daß Welt und Geist sich liebevoll begegnet, der Kuß der Freundschaft zwischen beiden, der sich anders immer wiederholt. Dies geht, der Tanz der Horen, melodisch und harmonisch nach dem Zeitmaaß; doch Freiheit spielt die Melodie und wählt die Tonart, und alle zarten Uebergänge sind ihr Werk. Sie gehen aus

dem innern Handeln und aus dem eignen Sinn des Menschen selbst hervor.

So bist du Freiheit mir in allem das ursprüngliche, das erste und innerste. Wenn ich in mich zurückgeh, um dich anzuschaun, so ist mein Blick auch ausgewandert aus dem Gebiet der Zeit, und frei von der Nothwendigkeit Schranken; es weichet jedes drückende Gefühl der Sklaverei, es wird der Geist sein schöpferisches Wesen inne, das Licht der Gottheit geht mir auf, und scheucht die Nebel weit zurück, in denen jene Sklaven irrend wandern. Wie ich betrachtend mich erkennen und anschaun soll, hängt nicht mehr ab vom Schicksal oder Glück, noch auch davon, wie viel der frohen Stunden ich geerndtet, oder was zu Stande gekommen ist und feststeht durch mein Thun, und wie die äußere Darstellung dem Willen ist gelungen: das alles ist nur Welt, nicht ich. Es mochte das Handeln, welches ich betrachte, darauf gerichtet sein, der Menschheit ihren großen Körper zu eignen, ihn zu nähren, die Organe ihm zu schärfen, oder mimisch und kunstreich ihn zu bilden zum Abdruck der Vernunft und des Gemüthes: wie ich ihn bei dem Geschäft zu meinem Dienst schon tüchtig fand, wie leicht zu bildend und zu beherrschend die rohe Masse durch des Geistes Macht, das ist ein Zeichen von der Herrschaft nur, die schon die Freiheit Aller über ihn geübt, ein Blick auf das, was noch zu thun verbleibt, und nicht ein Maaßstab meines Handelns; es ändert nicht die Anschauung von meiner That, das Bild von meinem ganzen Sein; mich fühl ich darum nicht besser und nicht schlechter, ich finde mich nicht als den Sklaven, dem die Welt die eiserne Nothwendigkeit bezeichnet, was er sein darf. Wie dem starken gesunden Geist der Schmerz die Herrschaft über seinen Leib nicht gleich entreißet: so fühl auch ich mich frei beseelend und regierend den rohen Stoff, gleichviel ob Schmerz ob Freude folge. Es zeigen beide das innere Leben an, und inneres Leben ist des Geistes Werk und freie That. Und war mein Thun darauf gerichtet, die Menschheit in mir zu bestimmen, in irgend einer endlichen Gestalt und festen Zügen sie darzustellen, und so selbst werdend Welt zugleich zu bilden, indem ich der Gemeinschaft freier Geister ein eignes und freies Handeln darbot: es bleibt dasselbe dem darauf gewandten Blick, ob nun unmittelbar etwas daraus entstand, das gleich mir selbst als Welt begegnet, ob mein Handeln gleich dem Handeln eines Andern sich verband, ob nicht. Mein Thun war doch nicht leer, bin ich nur in mir selbst bestimmter und eigener geworden, so hab ich durch mein Werden auch Welt gebildet, ob nun früher oder spät das Handeln eines Andern anders und neu auf meines trifft und sichtbare That vermählend stiftet. Nimmer kehr ich traurig von der Betrachtung meiner selbst zurück, und singe dem gebrochenen Willen, dem überwundenen Entschlusse Klagelieder, gleich denen welche nicht ins Innere dringen, und nur im Einzelnen und Aeußern sich selbst zu finden wähnen.

Klar wie der Unterschied des Innern und Aeußern vor mir steht, weiß ich es, wer ich bin, und finde mich selbst im innern Handeln nur, im Aeußern nur die Welt, und beides weiß der Geist zu unterscheiden, nicht ungewiß wie Jene zwischen beiden schwankend in verwirrungsvoller Dunkelheit. So weiß ich auch, wo Freiheit ist zu suchen und ihr heiliges Gefühl, das dem sich stets verweigert, dessen Blick nur auf dem äußern Thun und Leben der Menschen weilet. Wie sehr er sich vertiefen mag in tausend Irrgängen der Betrachtung sinnend und denkend hin und her, und alles mag erreichen: den Begriff versagt sein Denken ihm. Er folgt nicht nur dem Winke der Nothwendigkeit: in abergläubiger Weisheit, in knechtischer Demuth muß er auch sie suchen, und sie glauben, wo er sie nicht sieht, und Freiheit scheint ihm nur ein Schleier über die verborgne und unbegriffne Nothwendigkeit betrügerisch gebreitet. So sieht der Sinnliche mit seinem äußern Thun und äußern Denken auch Alles einzeln nur und endlich. Er kann sich selbst nicht anders fassen als einen Inbegriff von flüchtigen Erscheinungen, da immer eine die andere aufhebt und zerstört, die nicht zusammen zu begreifen sind; ein volles Bild von seinem Wesen zerfließt in tausend Widersprüchen ihm. Wohl widerspricht im äußern Wirken das Einzelne dem Einzelnen, das Wirken hebt Leiden auf, das Denken zerstört Empfindung, und das Anschauen bringt unthätige Ruhe dem Willen ab. Im Innern ist alles Eins, ein jedes Handeln ist Ergänzung nur zum andern, in jedem ist das andere auch enthalten. Drum hebt auch weit über das Endliche, das in bestimmter Folge und festen Schranken sich übersehen läßt, die Selbstanschauung mich hinaus. Es giebt kein Handeln in mir, das ich vereinzelt recht betrachten, und keins, von dem ich sagen könnte, es sei ein Ganzes. Ein jedes Thun stellt mir mein ganzes Wesen dar, nichts ist getheilt, und jede Thätigkeit begleitet die andere; es findet die Betrachtung keine Schranken, muß immer unvollendet bleiben, wenn sie lebendig bleiben will. Mein ganzes Wesen kann ich wieder nicht vernehmen, ohne die Menschheit anzuschauen, und meinen Ort und Stand in ihrem Reich mir zu bestimmen; und die Menschheit, wer vermöchte sie zu denken, ohne sich mit dem Denken ins unermeßliche Gebiet und Wesen des reinen Geistes zu verlieren.

Sie ist also die hohe Selbstbetrachtung, und sie ist es allein, was mich in Stand setzt, die erhabene Forderung zu erfüllen, daß der Mensch nicht sterblich nur im Reich der Zeit, auch im Gebiet der Ewigkeit unsterblich, nicht irdisch nur, auch göttlich soll sein Leben führen. Es fließt mein irdisch Thun im Strom der Zeit, es wandeln sich Erkenntniß und Gefühle, und ich vermag nicht eines fest zu halten; es fliegt vorbei der Schauplatz, den ich spielend mir gebildet, und auf der sichern Welle führt der Strom mich Neuem stets entgegen: so oft ich aber ins innere Selbst den Blick zurückwende, bin ich zugleich im Reich der Ewigkeit; ich schaue des Geistes Handeln an, das keine Welt verwandeln, und keine Zeit zerstören kann, das selbst erst Welt und Zeit erschafft. Auch bedarf es nicht etwa der Stunde, die Jahre von Jahren trennt, um mich aufzufordern zum Genuß des Ewigen, und das Auge des Geistes zu wecken, welches schlafen kann, wenn auch das Herz schlägt, und die Glieder sich regen. Immer möchte das göttliche Leben führen, wer es einmal gekostet hat: jegliches Thun soll begleiten der Blick in die Mysterien des Geistes, jeden Augenblick kann der Mensch außer der Zeit leben, zugleich in der höheren Welt.

Es sagen zwar die Weisen selbst, mäßig sollest du dich mit Einem begnügen; Leben sei Eins, und im ursprünglichen und höchsten Denken sich verlieren ein Anderes; indem du getragen werdest von der Zeit geschäftig in der Welt, könnest du nicht zugleich ruhig dich anschauen in deiner innersten Tiefe. Es sagen die Künstler, indem du bildest und dichtest müsse die Seele ganz verloren sein in das Werk, und dürfe nicht wissen was sie beginnt. Aber wage es, mein Geist, trotz der verständigen Warnung! eile entgegen deinem Ziele, das ein anderes vielleicht ist, als das ihre. Mehr kann der Mensch als er meint; aber auch dem Höchsten entgegenstrebend, erreicht er nur Einiges. Kann das heiligste innerste Denken des Weisen zugleich ein äußeres Handeln sein, hinaus in die Welt zur Mittheilung und Belehrung: warum soll denn nicht äußeres Handeln in der Welt, was es auch sei, zugleich sein können ein inneres Denken des Handelns? Ist das Schauen des Geistes in sich selbst die göttliche Quelle alles Bildens und Dichtens, und findet er nur in sich, was er darstellt im unsterblichen Werk: warum soll nicht bei allem Bilden und Dichten, das immer nur ihn darstellt, er auch zurückschauen in sich selbst? Theile nicht was ewig vereint ist, dein Wesen, das weder das Thun noch das Wissen um sein Thun entbehren mag, ohne sich zu zerstören! Bewege Alles in der Welt, und richte aus was du vermagst; gieb dich hin dem Gefühl deiner angebornen Schranken, bearbeite jedes Mittel der geistigen Gemeinschaft; stelle dar dein Eigenthümliches, und zeichne mit deinem Geist alles was dich umgiebt; arbeite an den heiligen Werken der Menschheit, ziehe an die befreundeten Geister: aber immer schaue in dich selbst, wisse was du thust, und in welcher Gestalt dein Handeln einhergeht. Der Gedanke, mit dem sie die Gottheit zu denken meinen, welche sie nimmer erreichen, hat doch für dich die Wahrheit einer schönen Allegorie auf das was der Mensch sein soll. Durch sein bloßes Sein erhält sich der Geist die Welt, und durch Freiheit giebt er sich die Thätigkeit, die immer ein und dieselbe sein wechselndes Handeln hervorbringt: aber unverrückt schaut er zugleich jene Thätigkeit an, in diesem Handeln immer neu und immer dieselbe, und dies Anschaun ist Unsterblichkeit und ewiges Leben, denn es bedarf der Geist nichts als sich selbst, und es vergeht nicht die Betrachtung dem zurückbleibenden Gegenstand, noch stirbt der Gegenstand vor der überlebenden Betrachtung. So haben sie auch gedichtet die Unsterblichkeit, die sie allzugenügsam erst nach der Zeit suchen statt neben der Zeit, und ihre Fabeln sind weiser als sie selbst. Es erscheint ja dem sinnlichen Menschen das innere Handeln nur als ein Schatten der äußern That, und ins Reich der Schatten haben sie die Seele auf ewig gesetzt, und geweint, daß dort unten nur ein dürftiges Bild der frühern Thätigkeit ein dunkles Leben ihr friste: aber klarer als der Olymp ist das, was der dürftige Sinn verbannte in unterirdische Finsterniß, und das Reich der Schatten sei schon hier mir das Urbild der Wirklichkeit. Jenseit der zeitlichen Welt liegt ihnen ja die Gottheit, und die Gottheit anzuschaun und zu loben haben sie den Menschen nach dem Tode auf ewig befreit von den Schranken der Zeit: aber es schwebt schon jetzt der Geist über der zeitlichen Welt, und ihn anzuschaun ist Ewigkeit und unsterblicher Gesänge himmlischer Genuß. Beginne darum schon jetzt dein ewiges Leben in steter Selbstbetrachtung; sorge nicht um das, was kommen wird, weine nicht um das, was vergeht: aber sorge dich selbst nicht zu verlieren, und weine, wenn du dahin treibst im Strome der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen.

---

## Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung.

Von W. von Humboldt.

Schillers Dichtergenie kündigte sich gleich in seinen ersten Arbeiten an; ungeachtet aller Män-

gel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiften Künstler sogar roh erscheinen mußten, zeugten die Räuber und Fiesko von einer entschiednen großen Naturkraft. Es verrieth sich nachher durch die bei ganz verschiedenartigen philosophischen und historischen Beschäftigungen immer durchbrechende, auch in diesen Briefen so oft angedeutete Sehnsucht nach der Dichtung, wie nach der eigenthümlichen Heimat seines Geistes. Es offenbarte sich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die gewiß noch lange der Stolz und Ruhm der Deutschen Bühne bleiben werden. Aber dies Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellectualität hervor, die alles ergründend spalten, und alles verknüpfend zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin liegt Schillers besondere Eigenthümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Antheil des Gedankens, und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit; letzteres auf zwiefache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band, und indem er jede Dichtung so behandelte, daß ihr Stoff unwillkürlich und von selbst seine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf diesen Eigenthümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteristisch bezeichnen. Aus ihnen entsprang es, daß er das Größte und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraums bedurfte, in welchem sich seine ganze Intellectualität, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete. Diese Eigenthümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urtheile derer, die in Schillers Werken ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Musen absprechend weniger die leichte glückliche Geburt des Genies, als die sich ihrer selbst bewußte Arbeit des Geistes zu erkennen meinen; worin allerdings das wahre liegt, daß nur die intellectuelle Größe Schillers die Veranlassung zu einem solchen Tadel darbieten konnte.

Ich würde es für überflüssig halten, zur Rechtfertigung dieser Behauptungen in eine Zergliederung der Schillerschen Werke einzugehen, die jedem zu gegenwärtig sind, um nicht, welches auch seine Meinung sein möchte, die Anwendung selbst zu machen. Dagegen ist es vielleicht dem Leser des Briefwechsels angenehm, wenn ich mit wenigem zu entwickeln versuche, wie diese meine Ansicht von Schillers Eigenthümlichkeit zugleich und besonders durch meinen Umgang mit ihm durch Erinnerungen aus seinen Gesprächen, durch die Vergleichung seiner Arbeiten in ihrer Zeitfolge und den Nachforschungen über den Gang seines Geistes entstand. Was jedem Beobachter an Schiller am meisten als charakteristisch bezeichnend auffallen mußte, war, daß in einem höheren und prägnanteren Sinn als vielleicht je bei einem andern der Gedanke das Element seines Lebens war. Anhaltend selbstthätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie, und wich nur den heftigeren Anfällen seines körperlichen Uebels. Sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung. Dies zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren schien. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Discussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser auch sich bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. Hierin unterschied sich sein Gespräch am meisten von dem Herderschen. Nie vielleicht hat ein Mann schöner gesprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung irgend einer leicht bei ihm anklingenden Saite nicht schwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle seltenen Eigenschaften dieses mit Recht bewunderten Mannes schienen, so geeignet waren sie für dasselbe, im Gespräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck, mit der Anmuth und Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstande herzukommen scheinen. So floß die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch noch dem eignen Erahnen übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, so gieng man zu einer neuen über. Man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermißte die Wechselthätigkeit des Gesprächs. Schiller sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu, er beherrschte dies Streben, und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbieteende Nebenbeziehung, und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit that aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem End-

punkt führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab.

So wie Schiller im Gespräche immer dem Gebiete des Denkens neuen Boden zu gewinnen suchte, so war überhaupt seine geistige Beschäftigung immer eine von angestrengter Selbstthätigkeit. Auch seine Briefe zeigen das deutlich. Er kannte sogar keine andere. Bloßer Lectüre überließ er sich nur spät Abends und in seinen leider so häufig schlaflosen Nächten. Seinen Tag nahmen seine Arbeiten ein, oder bestimmte Studien für dieselben, wo also der Geist durch die Arbeit und die Forschung zugleich in Spannung gehalten wird. Das bloße, von keinem andern unmittelbaren Zweck als dem des Wissens geleitete Studieren, das für den damit vertrauten einen so unendlichen Reiz hat, daß man sich verwahren muß, dadurch nicht zu sehr von bestimmterer Thätigkeit abgehalten zu werden, kannte er nicht und achtete es nicht genug. Das Wissen erschien ihm zu stoffartig, und die Kräfte des Geistes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu sehen als ein Material zur Bearbeitung.

Nur weil er die allerdings höhere Anstrengung des Geistes, welche selbstthätig aus ihren eigenen Tiefen schöpft, mehr schätzte, konnte er sich weniger mit der geringeren befreunden. Es ist aber auch merkwürdig, aus welchem kleinen Vorrath des Stoffes, wie entblößt von den Mitteln, welche andern ihn zuführen, Schiller eine sehr vielseitige Weltansicht gewann, die, wo man sie gewahr wurde, durch genialische Wahrheit überraschte; denn man kann die nicht anders nennen, die durchaus auf keinem äußerlichen Wege entstanden war. Selbst von Deutschland hatte er nur einen Theil gesehen, nie die Schweiz, von der sein Tell doch so lebendige Schilderungen enthält. Wer einmal am Rheinfall steht, wird sich beim Anblick unwillkührlich an die schöne Strophe des Tauchers erinnern, welche dies verwirrende Wassergewühl malt, das den Blick gleichsam fesselnd verschlingt; doch lag auch dieser keine eigne Ansicht zu Grunde. Aber was Schiller durch eigne Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blick, der ihm hernach auch das anschaulich machte, was ihm bloß fremde Schilderung zuführte. Dabei versäumte er nie, zu jeder Arbeit Studien durch Lectüre zu machen; auch was er in dieser Art dienliches zufällig fand, prägte sich seinem Gedächtniß fest ein, und seine rastlos angestrengte Phantasie, die in beständiger Lebendigkeit bald diesen bald jenen Theil des irgend je gesammelten Stoffes bearbeitete, ergänzte das mangelhafte einer so mittelbaren Auffassung.

Auf ganz ähnliche Weise eignete er sich den Geist der Griechischen Dichtung an, ohne sie je anders als aus Uebersetzungen zu kennen. Er scheute dabei keine Mühe; er zog die Uebersetzungen vor, die darauf Verzicht leisten, für sich zu gelten; am liebsten waren ihm die wörtlichen lateinischen Paraphrasen. So übersetzte er die Scenen und die Hochzeit der Thetis aus dem Euripides. Ich gestehe, daß ich diesen Chor immer mit großem Vergnügen wieder lese. Es ist nicht bloß eine Uebertragung in eine andere Sprache, sondern in eine andere Gattung von Dichtung. Der Schwung, in den die Phantasie von den ersten Versen an versetzt wird, ist ein verschiedener, also gerade das, was die rein poetische Wirkung ausmacht. Denn diese kann man nur in die allgemeine Stimmung der Phantasie und des Gefühles setzen, die der Dichter unabhängig von dem Ideengehalte bloß durch den seinen Werken beigegebenen Hauch seiner Begeisterung im Leser hervorruft. Der antike Geist blickt wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand. Aber in jeder Strophe sind einige Züge des Originals so bedeutsam herausgehoben und so rein hingestellt, daß man dennoch vom Anfang bis zum Ende beim Antiken festgehalten wird. Ich meinte indeß nicht vorzugsweise diese Uebersetzung, wenn ich von Schillers Eingehen in Griechischen Dichtergeist sprach, sondern zwei seiner spätern Stücke. Auch hierin hatte Schiller bedeutende Fortschritte gemacht. Die Kraniche des Ibykus und das Siegesfest tragen die Farben des Alterthums so rein und treu an sich, als man es nur von irgend einem modernen Dichter erwarten kann, und zwar auf die schönste und geistvollste Weise. Der Dichter hat den Sinn des Alterthums in sich aufgenommen, er bewegt sich darin mit Freiheit, und so entspringt eine neue, in allen ihren Theilen nur eine athmende Dichtung. Beide Stücke stehen aber wieder in einem merkwürdigen Gegensatz gegen einander. Die Kraniche des Ibykus erlaubten eine ganz epische Ausführung; was den Stoff dem Dichter innerlich werth machte, war die daraus entspringende Idee der Gewalt künstlerischer Darstellung über die menschliche Brust. Diese Macht der Poesie, einer unsichtbaren, bloß durch den Geist geschaffnen, in der Wirklichkeit verfliegenden Kraft, gehörte wesentlich in den Ideenkreis, der Schiller lebendig beschäftigte. Schon acht Jahre, ehe er sich zur Ballade in ihm gestaltete, schwebte ihm dieser Stoff vor, wie deutlich aus den Künstlern aus den Versen hervorgeht:

> Vom Eumenidenchor geschrecket,
> Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
> Das Loos des Todes aus dem Lied.

Diese Idee erlaubte aber auch eine vollkommen antike Ausführung; das Alterthum besaß alles,

um sie in ihrer ganzen Reinheit und Stärke hervortreten zu lassen. Daher ist alles in der ganzen Erzählung unmittelbar aus ihm entnommen, besonders das Erscheinen und der Gesang der Eumeniden. Der Aeschylische bekannte Chor ist so kunstvoll in die moderne Dichtungsform in Reim und Silbenmaß verwebt, daß nichts von seiner stillen Größe aufgegeben scheint. Das Siegesfest ist lyrischer und betrachtender Natur. Hier konnte und mußte der Dichter aus der Fülle seines Busens hinzufügen, was nicht im Ideen- und Gefühlskreise des Alterthums lag. Aber im übrigen ist alles im Sinne der Homerischen Dichtung eben so rein als in dem andern Gedicht. Das Ganze ist nur, wie in einer höheren mehr abgesondert gehaltenen Geistigkeit ausgeprägt als dem alten Sieger eigen ist, und erhält gerade dadurch seine größten Schönheiten. An einzelnen, aus den Alten entnommenen Zügen, in die aber oft eine höhere Bedeutung gelegt ist, sind auch frühere Gedichte Schillers reich. Ich erwähne hier nur die Schilderung des Todes aus den Künstlern „den sanften Bogen der Nothwendigkeit", der so schön an die *ἀγανὰ βέλεα* (die sanften Geschosse) bei Homer erinnert, wo aber die Uebertragung des Beiworts vom Geschoß auf den Bogen selbst dem Gedanken einen zarteren und tieferen Sinn gibt.

Die Zuversicht in das Vermögen der menschlichen Geisteskraft, gesteigert zu einem dichterischen Bilde, ist in den „Columbus" überschriebenen Distichen ausgedrückt, die zu dem eigenthümlichsten gehören, was Schiller gedichtet hat. Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbar inwohnende Kraft, die erhabene und so tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Uebereinstimmung geben muß zwischen ihr und der, das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, ursprünglichen sein kann, war ein charakteristischer Zug in Schillers Ideensystem. Ihm entsprach auch die Beharrlichkeit, mit der er jeder intellectuellen Aufgabe so lange nachging, bis sie befriedigend gelöst war. Schon in den Briefen Raphaels an Julius in der Thalia in dem kühnen aber schönen Ausdruck: „als Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meer einging", findet sich der gleiche Gedanke an dasselbe Bild geknüpft.

Dem Inhalte und der Form nach waren Schillers philosophische Ideen ein getreuer Abdruck seiner ganzen geistigen Wirksamkeit überhaupt. Beide bewegten sich immer im nämlichen Gleise und strebten dem gleichen Ziele zu, allein auf eine Weise, daß die lebendigere Aneignung immer reicheren Stoffs und die Kraft des ihn beherrschenden Gedankens sich unaufhörlich zu wechselseitiger Steigerung bestimmten. Der Endpunkt, an den er alles knüpfte, war die Totalität in der menschlichen Natur durch das Zusammenstimmen ihrer geschiedenen Kräfte in ihrer absoluten Freiheit. Beide dem Ich, das nur eins und ein untheilbares sein kann, angehörend, aber die eine Mannigfaltigkeit und Stoff, die andre Einheit und Form suchend, sollten sie durch ihre freiwillige Harmonie schon hier auf einen über alle Endlichkeit hinaus liegenden Ursprung hindeuten. Die Vernunft, unbedingt herrschend in der Erkenntniß und Willensbestimmung, sollte die Anschauung und Empfindung mit schonender Achtung behandeln, und nirgends in ihr Gebiet übergreifen; dagegen sollten diese sich aus ihrem eigenthümlichen Wesen, und auf ihrer selbst gewählten Bahn zu einer Gestalt emporbilden, in welcher jene bei aller Verschiedenheit des Princips sich der Form nach wiederfände. Diese nicht auf entdeckbaren Wegen entstehende, sondern wie durch plötzliches Wunder überraschende Uebereinstimmung zu vermitteln, den in sich unabweisbaren Widerspruch beider Naturen durch einen in ihrer Wechselbeziehung auf einander gegründeten Schein aufzuheben, und dem Menschen dadurch in der Erscheinung ein Bild desjenigen zu geben, was außer aller Erscheinung liegt, vermag allein die Richtung in ihm, welche wir die ästhetische nennen. Denn sie behandelt den Stoff mit einer auf dem Gebiete der Sinnlichkeit entsprungenen, nicht von der Idee erborgten und dennoch als Freiheit erscheinenden Selbstthätigkeit.

---

## Ueber das Studium der Historie *).

### Von Schelling.

Wie das absolute selbst in der Doppelgestalt der Natur und Geschichte als ein und dasselbige erscheint, zerlegt die Theologie als Indifferenzpunkt der realen Wissenschaften sich von der einen Seite in die Historie, von der andern in die Naturwissenschaft, deren jede ihren Gegenstand getrennt von dem andern und eben damit auch von der obersten Einheit betrachtet. Dies verhindert nicht, daß nicht jede derselben in sich den Centralpunkt herstellen, und so in das Urwissen zurückgehen könne. Die gemeine Vorstellung der Natur und Geschichte ist, daß in jener alles durch empirische Nothwendigkeit, in dieser alles durch Freiheit geschehe. Aber eben dies sind selbst nur die Formen oder Arten außer dem Absoluten zu sein. Die Geschichte ist in so fern die

*) Aus dessen Vorlesungen über die Methode des akadem. Studiums.

höhere Potenz der Natur, als sie im Idealen ausdrückt, was diese im Realen: dem Wesen nach aber ist eben deswegen dasselbe in beiden nur verändert durch die Bestimmung oder Potenz, unter der es gesetzt ist. Könnte in beiden das reine An-sich erblickt werden, so würden wir dasselbe, was in der Geschichte ideal, in der Natur real vorgebildet erkennen. Die Freiheit als Erscheinung kann nichts erschaffen; es ist ein Universum, welches die zweifache Form der abgebildeten Welt jede für sich und in ihrer Art ausdrückt. Die vollendete Welt der Geschichte wäre demnach selbst eine ideale Natur, der Staat, als der äußere Organismus einer in der Freiheit selbst erreichten Harmonie der Nothwendigkeit und der Freiheit. Die Geschichte, so fern sie die Bildung dieses Vereins zum vorzüglichsten Gegenstand hat, wäre Geschichte im engern Sinn des Wortes.

Die Frage, welche uns hier zunächst entgegenkommt, nämlich ob Historie Wissenschaft sein könne? scheint wegen ihrer Beantwortung keinen Zweifel zuzulassen. Wenn nämlich Historie als solche, und von dieser ist die Rede, der letzten entgegengesetzt ist, wie im vorhergehenden allgemein angenommen wurde, so ist klar, daß sie nicht selbst Wissenschaft sein könne, und wenn die realen Wissenschaften Synthesen des philosophischen und historischen sind, so kann ebendeswegen die Historie selbst nicht wieder eine solche sein, so wenig als es Philosophie sein kann. Sie träte also in der letzten Beziehung mit dieser auf gleichen Rang.

Um dieses Verhältniß noch bestimmter einzusehen, unterscheiden wir die verschiedenen Standpunkte, auf welchen Historie gedacht werden könnte. Der höchste, der von uns im vorhergehenden erkannt wurde, ist der religiöse oder derjenige, in welchem die ganze Geschichte als Werk der Vorsehung begriffen wird. Daß dieser nicht in der Historie als solcher geltend gemacht werden könne, folgt daraus, daß er von dem philosophischen nicht wesentlich verschieden ist. Es versteht sich, daß ich hiermit weder die religiöse noch die philosophische Construction der Geschichte läugne; allein jene gehört der Theologie, diese der Philosophie an, und ist von der Historie als solcher nothwendig verschieden. Der entgegengesetzte Standpunkt des Absoluten ist der empirische, welcher wieder zwei Seiten hat. Die der reinen Aufnahme und Ausmittlung des geschehenen, welche Sache des Geschichtforschers ist, der von dem Historiker als solchem nur eine Seite repräsentirt. Die der Verbindung des empirischen Stoffs nach einer Verstandes-Idealität, oder, weil die letztere nicht in den Begebenheiten an und für sich selbst liegen kann, indem diese empirisch viel mehr zufällig und nicht harmonisch erscheinen, der Anordnung nach einem durch das Subject entworfenen Zweck, der in so fern didaktisch oder politisch ist. Diese Behandlung der Geschichte in ganz bestimmter, nicht allgemeiner Absicht ist, was der von den Alten festgesetzten Bedeutung zufolge die pragmatische heißt. So ist Polybius, der sich über diesen Begriff ausdrücklich erklärt, pragmatisch wegen der ganz bestimmten auf die Technik des Kriegs gerichteten Absicht seiner Geschichtsbücher: so Tacitus, weil er Schritt vor Schritt an dem Verfall des Römischen Staats die Wirkungen der Sittenlosigkeit und des Despotismus darstellt.

Die Modernen sind geneigt den pragmatischen Geist für das Höchste in der Historie zu halten und zieren sich selbst unter einander mit dem Prädicat desselben als mit dem größten Lob. Aber eben wegen ihrer subjectiven Abhängigkeit wird niemand, der Sinn hat, die Darstellungen der beiden angeführten Geschichtsschreiber in den ersten Rang der Historie setzen. Bei den Deutschen hat es nun überdies mit dem pragmatischen Geist in der Regel die Bewandtniß, wie bei dem Famulus in Göthe's Faust: „Was sie den Geist der Zeiten nennen, ist ihr eigner Geist, worin die Zeiten sich bespiegeln." In Griechenland ergriffen die erhabensten, gereiftesten, erfahrungsreichsten Geister den Griffel der Geschichte, um sie wie mit ewigen Charakteren zu schreiben. Herodotus ist ein wahrhaft Homerischer Kopf, im Thukydides concentrirt sich die ganze Bildung des Perikleischen Zeitalters zu einer göttlichen Anschauung. In Deutschland, wo die Wissenschaft immer mehr eine Sache der Industrie wird, wagen sich gerade die geistlosesten Köpfe an die Geschichte. Welch ein widerlicher Anblick, das Bild großer Begebenheiten und Charaktere im Organe eines kurzsichtigen und einfältigen Menschen entworfen, besonders wenn er sich noch Gewalt anthut, Verstand zu haben, und diesen etwa darein setzt, die Größe der Zeiten und Völker nach beschränkten Ansichten, z. B. Wichtigkeit des Handels, diesen oder jenen nützlichen oder verderblichen Erfindungen zu schätzen und überhaupt einen so viel möglich gemeinen Maßstab an alles Erhabene zu legen: oder wenn er auf der andern Seite den historischen Pragmatismus darin sucht, sich selbst durch Räsonniren über die Begebenheiten oder Ausschmücken des Stoffs mit leeren rhetorischen Floskeln geltend zu machen, z. B. von den beständigen Fortschritten der Menschheit und wie wirs denn zuletzt so herrlich weit gebracht. Dennoch ist selbst unter dem heiligsten nichts das heiliger wäre, als die Geschichte, dieser große Spiegel des Weltgeistes, dieses ewige Gedicht des göttlichen Verstandes:

nichts das weniger die Berührung unreiner Hände ertrüge.

Der pragmatische Zweck der Geschichte schließt von selbst die Universalität aus und fordert nothwendig auch einen beschränkten Gegenstand. Der Zweck der Belehrung verlangt eine richtige und empirisch begründete Verknüpfung der Begebenheiten, durch welche der Verstand zwar aufgeklärt wird, die Vernunft aber ohne andere Zuthat unbefriedigt bleibt. Auch Kant's Plan einer Geschichte im weltbürgerlichen Sinn beabsichtigt eine bloße Verstandesgesetzmäßigkeit im Ganzen derselben, die nur höher, nämlich in der allgemeinen Nothwendigkeit der Natur gesucht wird, durch welche aus dem Krieg der Friede, zuletzt sogar der ewige und aus vielen andern Verirrungen endlich die echte Rechtsverfassung entstehen soll. Allein dieser Plan der Natur ist selbst nur der empirische Widerschein der wahren Nothwendigkeit, so wie die Absicht einer darnach geordneten Geschichte nicht sowol eine weltbürgerliche als eine bürgerliche heißen müßte, den Fortgang nämlich der Menschheit zum ruhigen Verkehr, Gewerbe und Handelsbetrieb unter sich, und dieses sonach überhaupt als die höchsten Früchte des Menschenlebens und seiner Anstrengungen darzustellen. Es ist klar, daß, da die bloße Verknüpfung der Begebenheiten nach empirischer Nothwendigkeit immer nur pragmatisch sein kann, die Historie aber in ihrer höchsten Idee von aller subjectiven Beziehung unabhängig und befreit sein muß, auch überhaupt der empirische Standpunkt nicht der höchste ihrer Dichtungen sein könne. Auch die wahre Historie beruht auf einer Synthesis des Gegebenen und Wirklichen mit dem Idealen, aber nicht durch Philosophie, da diese die Wirklichkeit vielmehr aufhebt und ganz ideal ist; Historie aber ganz in jener und doch zugleich ideal sein soll. Dieses ist nirgends als in der Kunst möglich, welche das Wirkliche ganz bestehen läßt, wie die Bühne reale Begebenheiten oder Geschichten, aber in einer Vollendung und Einheit darstellt, wodurch sie Ausdruck der höchsten Ideen werden. Die Kunst also ist es, wodurch die Historie, indem sie Wissenschaft des Wirklichen als solchen ist, zugleich über dasselbe auf das höhere Gebiet des Idealen erhoben wird, auf dem die Wissenschaft steht; und der dritte und absolute Standpunkt der Historie ist demnach der der historischen Kunst.

Wir haben das Verhältniß desselben zu den vorherangegebenen zu zeigen. Es versteht sich, daß der Historiker nicht einer vermeinten Kunst zu lieb den Stoff der Geschichte verändern kann, deren oberstes Gesetz Wahrheit sein soll. Eben so wenig kann die Meinung sein, daß die höhere Darstellung den wirklichen Zusammenhang der Begebenheiten vernachlässige, es hat vielmehr hiermit ganz dieselbe Bewandtniß wie mit der Begründung der Handlungen im Drama, wo zwar die einzelne aus der vorhergehenden und zuletzt alles aus der ersten Synthesis mit Nothwendigkeit entspringen muß, die Aufeinanderfolge selbst aber nicht empirisch, sondern nur aus einer höheren Ordnung der Dinge begreiflich sein muß. Erst dann erhält die Geschichte ihre Vollendung für die Vernunft, wenn die empirischen Ursachen, indem sie den Verstand befriedigen, als Werkzeuge und Mittel der Erscheinung einer höheren Nothwendigkeit gebraucht werden. In solcher Darstellung kann die Geschichte die Wirkung des größten und erstaunenswürdigsten Drama nicht verfehlen, das nur in einem unendlichen Geiste gedichtet sein kann.

Wir haben die Historie auf die gleiche Stufe mit der Kunst gesetzt. Aber was diese darstellt, ist immer eine Identität der Nothwendigkeit und Freiheit, und diese Erscheinung, vornehmlich in der Tragödie, ist der eigentliche Gegenstand unserer Bewunderung. Dieselbe Identität aber ist zugleich der Standpunkt der Philosophie und selbst der Religion für die Geschichte, da diese in der Vorsehung nichts anders als die Weisheit erkennt, welche in dem Plane der Welt die Freiheit der Menschen mit der allgemeinen Nothwendigkeit und umgekehrt diese mit jener vereinigt. Nun soll aber die Historie wahrhaft weder auf dem philosophischen noch auf dem religiösen Standpunkt stehen. Sie wird demnach auch jene Identität der Freiheit und Nothwendigkeit in dem Sinne darstellen müssen, wie sie vom Gesichtspunkt der Wirklichkeit aus erscheint, den sie auf keine Weise verlassen soll. Von diesem aus ist sie aber nur als unbegriffene und ganz objective Identität erkennbar, als Schicksal. Die Meinung ist nicht, daß der Geschichtsschreiber das Schicksal im Munde führe, sondern daß es durch die Objectivität seiner Darstellung von selbst und ohne sein Zuthun erscheine. Durch die Geschichtbücher des Herodotus gehen Verhängniß und Vergeltung als unsichtbare überall waltende Gottheiten; in dem höheren und völlig unabhängigen Styl des Thukydides, der sich schon durch die Einführung der Reden dramatisch zeigt, ist jene höhere Einheit in der Form ausgedrückt und ganz bis zur äußern Erscheinung gebracht.

Ueber die Art, wie Historie studiert werden soll, möge folgendes hinreichen. Sie muß im Ganzen nach Art des Epos betrachtet werden, das keinen bestimmten Anfang und kein bestimmtes Ende hat: man nehme denjenigen Punkt heraus, den man für den bedeutendsten oder interessantesten hält, und von diesem aus bilde und

erweitere sich das Ganze nach allen Richtungen. Man meide die sogenannten Universalhistorien, die nichts lehren; andere gibt es noch nicht. Die wahre Universalgeschichte müßte im epischen Styl, also in dem Geiste verfaßt sein, dessen Anlage im Herodotus ist. Was man jetzt so nennt, sind Compendien, darin alles besondere und bedeutende verwischt ist: auch derjenige aber, der Historie nicht zu seinem besonderen Fach wählt, gehe so viel möglich zu den Quellen und den Particulargeschichten, die ihn bei weitem mehr unterrichten. Er lerne für die neuere Geschichte die naive Einfalt der Chroniken liebgewinnen, die keine prätensionellen Charakterschilderungen machen, oder psychologisch motiviren. Wer sich zum historischen Künstler bilden will, halte sich einzig an die großen Muster der Alten, welche nach dem Zerfall des allgemeinen und öffentlichen Lebens nie wieder erreicht werden konnten. Wenn wir von Gibbon absehen, dessen Werk die umfassende Conception und die ganze Macht des großen Wendepunktes der neuern Zeit für sich hat, obgleich er nur Redner nicht Geschichtschreiber ist, existiren bloß wahrhaft nationelle Historiker, unter denen die spätere Zeit nur Macchiavelli und Joh. Müller nennen wird. Welche Stufen derjenige zu erklimmen hat, der würdiger Weise die Geschichte verzeichnen will, könnten die, so diesem Beruf sich weihen, vorerst nur aus den Briefen, welche dieser als Jüngling geschrieben, ohngefähr ermessen. Aber überhaupt alles, was Wissenschaft und Kunst, was ein erfahrungsreiches und öffentliches Leben vermögen, muß dazu beitragen, den Historiker zu bilden. Die ersten Urbilder des historischen Styls sind das Epos in seiner ursprünglichen Gestalt und die Tragödie; denn wenn die universelle Geschichte, deren Anfänge wie die Quellen des Nils unerkennbar, die epische Form und Fülle liebt, will die besondere dagegen mehr concentrisch um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt gebildet sein; davon zu schweigen, daß für den Historiker die Tragödie die wahre Quelle großer Ideen und der erhabenen Denkungsart ist, zu welcher er gebildet sein muß. Als den Gegenstand der Historie im engeren Sinne bestimmten wir die Bildung eines objectiven Organismus der Freiheit oder des Staats. Es gibt eine Wissenschaft desselben, so nothwendig es eine Wissenschaft der Natur gibt. Seine Idee kann um so weniger aus der Erfahrung genommen sein, da diese hier vielmehr selbst erst nach Ideen geschaffen und der Staat als Kunstwerk erscheinen soll.

---

## Ueber Sokrates.*)

### Von Hegel.

### I. Der Charakter des Sokrates.

Die Tugenden des Sokrates haben die Form nicht der Sitte oder eines Naturells oder einer Nothwendigkeit, sondern einer selbstständigen Bestimmung. Es ist bekannt, daß sein Aussehen auf ein Naturell von häßlichen und niedrigen Leidenschaften deutete; er hat es aber selbst gebändigt, wie er dies auch selbst sagt. Er steht vor uns als eine von jenen großen plastischen Naturen durch und durch aus einem Stück, wie wir sie in jener Zeit zu sehen gewohnt sind, als ein vollendetes klassisches Kunstwerk, das sich selbst zu dieser Höhe gebracht hat: sie sind nicht gemacht, sondern zu dem was sie waren, haben sie sich selbstständig ausgebildet; sie sind das geworden, was sie haben sein wollen, und sind ihm getreu gewesen. In einem eigentlichen Kunstwerke ist dies die ausgezeichnete Seite, daß irgend eine Idee, ein Charakter hervorgebracht, dargestellt ist, so daß jeder Zug durch diese Idee bestimmt ist; und indem dies ist, ist das Kunstwerk einer Seits lebendig, anderer Seits schön, — die höchste Schönheit, die vollkommenste Durchbildung aller Seiten der Individualität ist nach dem einen innerlichen Principe. Solche Kunstwerke sind auch die großen Männer jener Zeit. Das höchste plastische Individuum als Staatsmann ist Perikles, und um ihn gleich Sternen, Sophokles, Thukydides, Sokrates u. A. Sie haben ihre Individualität herausgearbeitet zur Existenz, — und das zu einer eigenthümlichen Existenz die ein Charakter ist, der — das herrschende ihres Wesens ist, ein Princip durch das ganze Dasein durchgebildet. Perikles hat sich ganz allein dazu gebildet ein Staatsmann zu sein; es wird von ihm erzählt, er habe seit der Zeit, daß er sich den Staatsgeschäften widmete, nie mehr gelacht, sei zu keinem Gastmahl mehr gegangen, habe allein diesem Zwecke gelebt. So hat auch Sokrates durch seine Kunst und Kraft des selbstbewußten Willens sich selbst zu diesem bestimmten Charakter, Lebensgeschäft ausgebildet, Fertigkeit, Geschicklichkeit erworben. Durch sein Princip hat er diese Größe, diesen langen Einfluß erreicht, der noch jetzt durchgreifend ist in Beziehung auf Religion, Wissenschaft und Recht, — daß nämlich der Genius der innern Ueberzeugung die Basis ist, die dem Menschen als das erste gelten muß.

Sokrates war ein Musterbild moralischer Tugenden: Weisheit, Bescheidenheit, Enthaltsamkeit, Mäßigung, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Un-

*) Aus dessen Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie.

beugsamkeit, feste Rechtlichkeit gegen Tyrannen und δῆμος, entfernt von Habsucht, Herrschsucht. Sokrates war ein Mann von diesen Tugenden — ein ruhiges frommes Tugendbild. Seine Gleichgiltigkeit gegen das Geld ist eine eigne Entschließung; denn nach der Sitte der Zeit konnte er durch seine Bildung der Jugend wie die übrigen Lehrer erwerben. Auf der andern Seite war es freie Wahl, nicht wie bei uns etwas eingeführtes, so daß derjenige, der nichts nähme, gegen eine Sitte verstoße, sich das Ansehen gäbe sich auszeichnen zu wollen, mehr getadelt als gerühmt würde; es war noch nicht Sache des Staats, erst unter den Römischen Kaisern waren Schulen mit Besoldung.

## II. Die Methode des Sokrates.

In diese Conversation fällt Sokrates Philosophie und die dem Namen nach bekannte Sokratische Methode überhaupt, die nach ihrer Natur dialektischer Weise sein mußte. Sokrates Manier ist nichts gemachtes; dagegen die Dialoge der Neueren, eben weil kein innrer Grund diese Form rechtfertigte, langweilig und schleppend werden mußten. Das Princip seines Philosophirens fällt vielmehr mit der Methode selbst als solcher zusammen; es kann insofern auch nicht die Methode genannt werden, sondern es ist eine Weise, die mit dem eigenthümlichen des Sokrates ganz identisch ist. Der Hauptinhalt ist, das Gute zu erkennen als das Absolute, besonders in Beziehung auf Handlungen. Diese Seite stellt Sokrates so hoch, daß er die Wissenschaften, Betrachtung des Allgemeinen in der Natur, dem Geiste u. s. w. theils selbst auf die Seite setzte, theils Andere dazu aufforderte. So kann man sagen, dem Inhalte nach hatte seine Philosophie ganz praktische Rücksicht. Die Sokratische Methode macht aber die Hauptseite aus.

Sokrates Conversation hatte das eigene: 1) jeden zum Nachdenken über seine Pflichten bei irgend einer Veranlassung zu bringen, wie sich dieselbe von selbst ergab, oder wie er sie sich machte, indem er zu Schneider und Schuster in die Werkstatt ging und sich mit ihnen in einen Diskurs einließ. Mit Jünglingen und Alten, Schustern und Schmieden, Sophisten, Staatsmännern, Bürgern aller Art, ließ er sich auf diese Weise in ihre Interessen ein, es seien häusliche Interessen, Erziehung der Kinder, oder Interessen des Wissens, der Wahrheit u. s. f. gewesen, nahm einen Zweck auf wie der Zufall ihn gab; und führte 2) sie von dem bestimmten Falle ab auf das Denken des Allgemeinen, brachte in jedem eigenes Denken, die Ueberzeugung und Bewußtsein dessen hervor, was das bestimmte Rechte sei, — des Allgemeinen, an und für sich geltenden Wahren, Schönen. Dies bewerkstelligte er durch die berühmte Sokratische Methode. Diese hat vorzüglich die zwei Seiten an ihr: a) das Allgemeine aus dem concreten Fall zu entwickeln und den Begriff der an sich in jedem Bewußtsein ist zu Tage zu fördern; b) das Allgemeine, die gemeinten, fest gewordenen, im Bewußtsein unmittelbar aufgenommenen Bestimmungen der Vorstellung oder des Gedankens aufzulösen und durch sich und das Concrete zu verwirren. Dies sind nun die allgemeinen Bestimmungen.

Näher ist das eine Moment seiner Methode, von dem er gewöhnlich anfing, dieses, daß, indem ihm darum zu thun ist in Menschen das Denken zu erwecken, er Mißtrauen in ihre Voraussetzungen erwecken will, nachdem der Glaube schon wankend geworden und die Menschen getrieben waren, das was ist in sich selber zu suchen. Er läßt sich gewöhnliche Vorstellungen gefallen, fängt damit an; dieses thut er auch, wenn er die Manier der Sophisten zu Schanden machen will. Besonders bei Jünglingen ist ihm dies angelegen; sie sollen Bedürfniß in sich selbst zu denken haben. Daß er gewöhnliche Vorstellungen annimmt, sie sich geben läßt, hat die Erscheinung, daß er sich unwissend stellt, die andern zum Sprechen bringt, — er wisse dies nicht; und nun fragte er mit dem Scheine der Unbefangenheit, es sich von den Leuten sagen zu lassen, sie sollen ihn belehren. Dieses ist dann die Seite der berühmten Sokratischen Ironie. Sie hat bei ihm die subjective Gestalt der Dialektik, sie ist Benehmungsweise im Umgang; die Dialektik ist Gründe der Sache, die Ironie ist besondere Benehmungsweise von Person zu Person. Was er damit bemerken wollte, war, daß sich die Andern äußern, ihre Grundsätze vorbringen sollten. Und aus jedem bestimmten Satze oder aus der Entwickelung entwickelte er das Gegentheil dessen, was der Satz aussprach; d. h. er behauptet es nicht gegen jenen Satz oder Definition, sondern nimmt diese Bestimmung und zeigt an ihr selbst, wie das Gegentheil von ihr selbst darin liegt. Oder zuweilen entwickelt er auch das Gegentheil aus einem concreten Falle. Aus dem was die Menschen für wahr halten, läßt er sie selbst Consequenzen ziehen und dann erkennen, wie sie darin anderen widersprechen, was ihnen eben so sehr fester Grundsatz ist. So lehrte also Sokrates die mit denen er umging wissen, daß sie nichts wissen; ja was noch mehr ist, er sagte selber, er wisse nichts, docire also auch nicht. Wirklich kann man auch sagen, daß Sokrates nichts wußte, denn er kam nicht dazu, eine Philosophie zu haben und eine Wissenschaft auszubilden. Dessen war er sich bewußt; und es war auch gar nicht sein Zweck eine Wissenschaft zu haben.

## Ueber eigennützige und reine Liebe.*)

Von J. P. F. Ancillon.

**Satz.** Es giebt nur eigennützige Neigungen, und was man Liebe nennt, löst sich immer in eine solche auf.

**Gegensatz.** Es giebt eine reine Liebe, der eigennützigen nicht allein fremd, sondern ganz entgegengesetzt.

Der oben abgehandelte Gegenstand bringt natürlich eine andere Frage in Erinnerung. Giebt es nur eine sinnliche Liebe, ist die Liebe immer nur ein eigennütziger Trieb, der auch da, wo sie einen höhern Charakter anzunehmen scheint, ihre Quelle in der Selbstsucht hat? oder giebt es eine reine Liebe, einen uneigennützigen Trieb, der, mit dem ersten dem Namen nach verwandt, himmelweit von ihm verschieden ist?

Diese Gegensätze haben unstreitig Berührungspunkte und Verwandtschaften mit den Principien der Ethik und den verschiedenen Meinungen über ihren Ursprung und ihre Natur. Allein so viel Aehnlichkeit und Verbindung zwischen ihnen und den verschiedenen Systemen über das höchste Gut sein möge, so sind sie doch von ganz verschiedener Natur. Die Ethik hat eine reine, allgemeine, nothwendige Objectivität. In der Liebe, wie man sie auch denken mag, handelt es sich immer von Gefühlen, und sie gehört ausschließlich zur Gemüthswelt.

Viele haben behauptet, die Liebe, wenn man dieselbe gehörig zersetzt und zergliedert, sei am Ende und im Grunde immer nur eine sinnliche Lust oder mindestens ein selbstsüchtiger Trieb, der seine Befriedigung immer nur in der äußern Welt sucht.

Diejenigen, die dieser entwürdigenden Meinung anhangen, gehen von der Voraussetzung aus, daß der Mensch, wenn er sich einem Gegenstande nähert, welcher Natur dieser auch sein mag, immer nur nach Vergnügen trachtet und Genuß sucht.

Den Gegenstand oder die Person, die uns Vergnügen und Genuß verspricht, besitzen, ist in einem solchen Fall die erste Bedingung der Glückseligkeit für den Menschen. Der Besitz allein sichert uns das Gut, nach welchem wir streben, und schließt die anderen Menschen davon aus. Die Liebe setzt eine solche Tendenz, sich eines Gegenstandes auf diese Art zu bemächtigen, immer voraus.

Die gewöhnliche, sinnliche Liebe bezieht sich also immer auf uns selbst. Wir lieben uns in den Anderen, und lieben die Anderen unserer selbst wegen. Das Vergnügen und der Genuß, die wir von den Sachen und von den Personen erwarten, sind freilich von sehr verschiedener Art. Es mögen uns die Geistesgaben oder der schöne edle Charakter oder die Tugenden oder die äußeren Vorzüge der Gestalt, des Ranges, der Macht zu einer Person hinziehen und uns für sie dermaßen einnehmen, daß wir uns nur in ihrem Besitz und in ihrer Gunst glücklich fühlen können, so sehen wir doch immer nur in ihr ein Mittel zu irgend einem uns beliebigen Zweck, und bedienen uns ihrer als eines Werkzeuges zu unseren selbstsüchtigen Absichten.

Daß die Liebe etwas anderes, ja etwas von dem ganz verschiedenes sei, wird ein jeder, der Liebe empfunden oder eingeflößt hat, mit fester Ueberzeugung behaupten. Die oben aufgestellte Lehre wird ihn mit einem tiefen und gerechten Unwillen gegen diese erniedrigende und höchst entwürdigende Lehre erfüllen.

Es ist schon an sich ein unglückliches und unheilbringendes Vorhaben, die Liebe mit dem Verstande zergliedern zu wollen. Das Gefühl läßt sich nicht in seine Elemente auflösen; es wird durch dergleichen Versuche in seiner Wesenheit zerstört und vernichtet: sei es, daß es vermöge seiner Einfachheit einer jeden Analysis widerstrebe, oder, daß seine Natur in der geheimnißvollen Mischung verschiedenartiger Elemente bestehe, die gerade durch eine künstliche Trennung derselben verflieget, verschwindet und nichts von dem, was ihr eigenthümlich schien, behält.

Wäre auch die Zergliederung der Gefühle rathsam, ja möglich, so würde doch diejenige, die zum Resultat nur Selbstsucht in der Liebe sucht, sieht und findet, gewiß nicht die richtige sein. Das etwas Egoismus sich auch in die edelsten uneigennützigsten Gefühle einschleicht, beweiset eben so wenig, daß solche Gefühle nur Egoismus sind, als der Umstand, daß es keinen Körper gäbe, in welchem nicht verschiedene Gasarten eindringen oder sich erzeugen, beweisen würde, daß alle Körper nur aus gasartigen Stoffen bestehen.

Diese sogenannte Theorie widerspricht den Phänomenen und allen Thatsachen, welche die Liebe, sie mag nun als eigentliche Liebe oder als Freundschaft oder als Familienliebe erscheinen, darbietet. Wie kann man alles auf kalte Berechnung zurückführen, da wo das bewegte Gemüth keine Berechnung zuläßt? wie kann man den sinnlichen Trieb zum Vergnügen wahrnehmen oder vermuthen, da wo man sich freiwillig des geliebten Gegenstandes willen moralischen und physischen Leiden aussetzt? wie kann man aus dem Eigennutz ein Verhältniß, in welchem man sich selbst aufopfert, ableiten? Denn wie oft giebt

*) Aus: Friedrich Ancillon, zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen. 2. Th. Berlin, 1831.

man nicht Gesundheit, Wohlstand, ja das Leben selbst hin, um den, den man liebt, zu pflegen, zu retten und zu erhalten?

Von der Herabwürdigung der menschlichen Natur, welche das vermeintliche System, Alles auf Eigennutz oder sinnliches Vergnügen zu beziehen, mit Recht empört, in ihrem Innern reinere Gefühle, edlere Bedürfnisse wahrnehmend, von ihrem eigenen Bewußtsein und herzerhebenden Erfahrungen belehrt, überzeugt, daß um den Menschen zur wahren Größe anzuspornen, man ihn alles Großartigen fähig halten muß, und es viel besser sei, ihn um etwas in dieser Hinsicht zu überschätzen als ihn zu erniedrigen, — haben Andere geglaubt, der Mensch könne eine so geläuterte, von allem Irdischen befreite, von aller Beziehung auf sein eigenes Ich so unabhängige Liebe empfinden, daß man sie eine reine Liebe nennen könne, da sie ohne irgend ein persönliches Interesse von allem Fremdartigen getrennt sei und auf das Höchste steigen könne.

Das Ideal einer solchen Liebe, des vollkommensten aller Gefühle, kann allein das allervollkommenste Wesen einflößen. Gott allein verdient so geliebt zu werden, und das unendliche Wesen kann allein der Gegenstand einer solchen in das Unendliche fortschreitenden Liebe sein. Nicht weil er uns mit Gaben und Wohlthaten aller Art überhäuft hat, und wir alles was wir besitzen von ihm erhalten; nicht allein weil es das seligste Gefühl ist sich mit ihm zu verbinden, zu vereinigen und uns in ihn zu versenken, sollen wir ihn auf diese Art lieben, sondern die Heroen dieser Liebe, die heilige Theresia und der nicht heilig gesprochene Fenelon, erwähnen, daß, wenn wir auch der ewigen Seligkeit verlustig werden sollten, so müßten wir die Gottheit auf diese Art lieben, einzig und allein weil sie die Gottheit ist, wegen ihrer unendlichen Vollkommenheit.

Um dies Ideal der reinen Liebe aufzustellen, hat man sich genöthiget gesehen, Unmöglichkeiten zu erdichten und Voraussetzungen zu machen, die Widersprüche enthalten, und eigentlich keinen Sinn haben. Ein Wesen, welches Gott uneigennützig und ohne Rücksicht im höchsten Grade lieben könnte, wäre schon dadurch der Seligkeit würdig, wenn es nicht schon in dem überirdischen beseligenden Gefühle dieselbe besäße. Gott würde nicht Gott sein, wenn er ein solches auserkohrnes Wesen nicht der höchsten Glückseligkeit theilhaftig machte; aber welcher Mensch gelangt zu dieser unerreichten Höhe? Um den angedeuteten Widerspruch sogar nur denken zu können, müßte man dem unendlichen Wesen eine Unvollkommenheit, ja eine Ungerechtigkeit zuschreiben. Aber damit wird die reine Liebe selbst unmöglich, denn eine solche gebührt nur einem vollkommnen, unendlichen Gegenstande.

Die reine Liebe kann nur im Gegensatz zur sinnlichen oder zur eigennützigen Liebe in ihrem eigenthümlichen Lichte und in ihrer innern Natur aufgefaßt werden, und als solche ist es nur dem Menschen gegeben, sie zu empfinden und in diesem Gefühl sein höchstes Glück, so wie seine höchste Würde zu finden. Die sinnliche Liebe strebt nur nach sinnlichem Genuß, nach materieller Vereinigung und Durchdringung zweier Wesen. Reiz gilt hier mehr als Schönheit; die äußere Gestalt mehr als die innere Harmonie; milde Hingebung mehr als Anmuth und Würde. Anmuth und Schönheit sind hier höchstens Mittel zum Genuß. Mit dem Genuß verfliegt das Bedürfniß, mit dem Bedürfniß das Sehnen nach dem ausschließlichen Besitz des geliebten Gegenstandes.

Die wahre Liebe will vor allen Dingen sich von der Innigkeit der gegenseitigen Gefühle überzeugen. Auf diese allein legt sie einen wirklichen unbegrenzten Werth. Alles andere, was für die sinnliche Liebe zur Hauptsache wird, ist für die wahre Liebe nur Nebensache und erregt nur ihre Sehnsucht, als Zeichen der innigen lebendigen Empfindungen zweier Seelen. Vollkommene Durchdringung und Verschmelzung derselben ist das höchste Ziel der wahren Liebe, und kann ihr allein Glückseligkeit gewähren. Ein jeder Schritt, welcher sie diesem Ideale näher bringt, sei er auch dem Scheine nach noch so unbedeutend, giebt den Liebenden mehr Freude als der Besitz ihres Gegenstandes der sinnlichen Liebe geben und verschaffen kann. Vor allen Dingen wollen sich die Liebenden wechselseitig geistig besitzen und finden sich beiderseits nur in einer freiwilligen totalen Hingebung selig. Ein jeder liebt in dem andern alles was auch schon in der Idee gut, edel, schön, der Huldigung der Menschheit würdig erscheint. Wer ist Zweck, wer ist Mittel in diesem zarten innigen Verhältniß? Keiner von beiden. Es giebt vielmehr weder Zweck noch Mittel für sie außerhalb der Liebe, die zugleich Mittel und Zweck an sich ist. In dieser Verläugnung seines Ich's, die da macht, daß man sich selbst vergißt, daß man nichts auf sich, sondern alles auf den geliebten Gegenstand bezieht, liegt freilich die höchste Glückseligkeit; allein da ein jeder der Liebenden nur an die Glückseligkeit des Andern denkt, so genießt er die seinige absichtslos, man könnte sagen ungewollt, aber nicht unbewußt.

Wer einer solchen Liebe fähig ist, wer aus den Händen der Natur diese höhere Gewalt, ja diese Genialität des Gemüths empfing, der liebt auch in niederer untergeordneter Potenz uneigennützig seine Freunde, alle Gegenstände, welche der Himmel um ihn vereinigt hat, und vor allen

sein Vaterland. Während daß die eigennützige Liebe alles auf sich selbst bezieht, und in den anderen nur das schätzt und sucht, was ihm nach einer kalten und klugen Berechnung Vortheil oder Genuß verspricht, bezieht sich das edlere, reinere liebende Gemüth auf die Anderen und tritt immer aus sich selbst heraus. Ein solcher Mensch liebt zwar in seinem Freunde, seinen Eltern, seiner Gattin, seinen Kindern die Eigenschaften des Geistes und des Herzens, die sie auszeichnen, er liebt die Dienste, die sie ihm geleistet, die Wohlthaten, die sie ihm erzeigt, die schönen Tage, die er ihnen verdankt, er liebt ihre Liebe zu ihm. Allein er scheint dies alles nicht zu wissen, außer in den wenigen Augenblicken, wo er sich Rechenschaft von seinem Thun und Lassen geben will. Der Mensch überläßt sich dann der Gewalt der Wahlverwandtschaften, welche diese Gegenstände seiner Liebe mit ihm haben. Er liebt sie, weil sie sind, was sie sind, weil er selbst ist, was er ist; weil ihr Glück, ihm anvertraut, von ihm abhängt. Für sie leiden, wäre für ihn eine Art höherer geistiger Wollust, und in den Fall zu kommen, ihnen alles, ja das Leben selbst aufzuopfern, würde für ihn die Krone der Liebe und des Lebens sein.

Die reinste, erhabenste Liebe ist unstreitig die Liebe zu Gott, zu dem erhabensten aller Wesen. An ihn, den Unsichtbaren, denken, als wäre er sichtbar, ihn, den Unendlichen, in sich aufnehmen, in so weit die Endlichkeit es zuläßt, oder vielmehr selbst in ihn sich zu versenken; ihn, den Allgütigen, auch im Unglück mit inniger Freude anbeten, weil er die ganze empfindende und lebendige Schöpfung und ihre größtmögliche Seligkeit zu seinen Zweck macht; ihn, den Allerweisesten, bewundern wegen der vollkommenen Harmonie der Dinge, die er angeordnet, und nicht allein weil wir selbst ein Glied der großen Kette der Dinge sind; ihm, dem Gerechtesten, uns mit Demuth unterwerfen, ob wir gleich wegen unserer Sünden diese Gerechtigkeit zu fürchten haben; — darin besteht die Liebe Gottes, und nicht in einem erzwungenen Gehorsam, in einer verkappten Furcht, in dem geheimen Wunsch, Gott zu bestechen, in dem stets erneuerten Versuch, ihn für uns zu gewinnen. Allein so uneigennützig diese Liebe auch sei und sein muß, oder vielmehr weil sie uneigennützig ist, versetzt sie den Menschen in den seligsten Zustand, wird für ihn die Quelle der reinsten Wonne, und giebt ihm Gefühle, die in Hinsicht ihrer Dauer, so wie ihrer steten Steigerung, ihm ein Vorbote der Unsterblichkeit sind. Er liebt nicht Gott um glücklich zu sein, sondern er ist glücklich, weil er Gott liebt.

---

## Ueber die Behandlung der Einbildungskraft *).

Von Ehrenberg.

Die Einbildungskraft hat sehr großen Einfluß auf den Geist, den Charakter und das Leben des Mannes. Nicht genug, daß sie einen bedeutenden Theil seiner Freuden und seiner Leiden bestimmt; sie kann auch den Verstand erleuchten und verwirren, das Gemüth stählen und verweichlichen, die Gefühle läutern und verunreinigen, die Thätigkeit unterstützen und hemmen; sie kann ihm seine Bestimmung lebhafter vergegenwärtigen und sie ihm aus den Augen rücken, sie kann ihn für die Tugend und für das Laster befeuern; sie kann Versuchungen herbeiführen, und ihn gegen die stärksten Versuchungen waffnen; sie kann sein Leben erheitern und ihn elend machen. Lassen Sie mich daher über diejenige Behandlung derselben, wodurch sie der Bildung eines echt männlichen Sinnes und Thuns möglichst förderlich wird, jetzt einige Winke geben.

Auf keine Weise darf die Einbildungskraft zum Vortheile anderer Kräfte des Geistes unterdrückt oder geschwächt werden. Die Natur hat nichts hervorgebracht, dessen sie nicht bedurfte. Auf die Einbildungskraft mußte sie, bei dem, was sie mit dem Menschen überhaupt und mit dem Manne insbesondere beabsichtigte, vorzüglich rechnen. So lange sie nicht aus dem Verhältnisse tritt, in welchem sie zu den übrigen Kräften des Geistes stehen soll, ist sie ein herrliches Vermögen, in welchem der Adel des menschlichen Wesens mächtig hervorstrahlt, und das zu keiner wahrhaft menschlichen Verrichtung entbehrt werden kann.

Von der Einbildungskraft empfängt der Verstand die meisten Stoffe, an welchen seine Thätigkeit im Bilden von Begriffen und Urtheilen sich äußert. Muß sie gleich selbst alles von den Sinnen entnehmen; so würde uns doch der bei weitem größte Theil von dem, was sich unsern Sinnen darstellt, verloren gehen, wenn uns nicht die Einbildungskraft im Bilde wieder vergegenwärtigte, was jenen bereits entrückt worden. Nur selten ist dem Verstande, was er verarbeiten soll, in unmittelbarer Anschauung gegeben: fast immer muß jene ihm vorhalten, was sie aus diesem sich zu eigen gemacht. Wenn Andere uns ihre Gutachten mittheilen, so ist sie es, die uns in den Stand setzt, dieselben aufzufassen, indem sie dem gehörten Worte seinen Begriff zugesellt,

*) Aus Ehrenberg's: der Charakter und die Bestimmung des Mannes. Elberfeld 1822.

und diesem den Gegenstand unterlegt. Sie führt den Verstand von einem Gedanken zum andern hinüber, und wenn sich dieser zwar in den meisten Fällen genöthigt sieht, mit denselben ganz andere Verknüpfungen vorzunehmen, so findet er sich doch nicht selten von ihr durch die glücklichsten Combinationen überrascht. Ihr verdanken wir die Einfälle, in denen oft die Keime großer Entdeckungen verborgen liegen.

Zu unsern feinsten und stärksten Gefühlen wirkt die Einbildungskraft mit; und das vielgestaltete innere Leben, das sich in den menschlichen Stimmungen offenbart, das im Gemüthe eine so große und wunderbare Welt entfaltet, und sich wie ein mächtiger Strom in die Thaten des Mannes ergießt, würde gar nicht sein, wenn die Phantasie nicht wäre.

Mittelst der Einbildungskraft halten wir die Zwecke fest, die wir in unsern Bestrebungen verfolgen; durch sie enthüllen sich uns die Dinge, aus welchen wir die zu Erreichung derselben erforderlichen Mittel wählen. Ihr gehört zu einem nicht geringen Theile der Enthusiasmus an, mit dem der Mann erfüllt sein muß, um sich an das Große und Schwere zu wagen, der Gefahr Trotz zu bieten, und zu verachten, was das Vorurtheil und der kleine Sinn der Welt immer hoch hält.

Soll das, was über die sichtbare Welt hinaus liegt, dem sich aber doch das Gemüth gläubig und sehnend zuwendet, wornach der Wille greift, damit er sich halte im Sturme, für das Herz Bedeutung gewinnen, und sich des Lebens bemächtigen: dann muß es die Phantasie im Symbole zeigen. Sollen die Ideen der Vernunft auf unser Thun Einfluß erlangen: dann müssen sie, in das Gewand der Phantasie gekleidet, als freundliche Ideale vor uns hintreten. Und was sind die Werke, wodurch die Kunst uns entzückt, anders, als Erzeugnisse der Phantasie, vom Geiste gestaltet, in den Formen der Vollendung?

Endlich darf auch nicht vergessen werden, wie die Phantasie oft das enge Leben erweitert, über seine Noth tröstet, in seine Dunkelheit Licht sendet, seine Bitterkeiten versüßt, und seine Täuschungen vergessen macht.

Wir haben deswegen zunächst Sorge zu tragen, daß wir die Einbildungskraft bereichern, und zwar, so viel als möglich, mit wahren, edeln und fröhlichen Bildern. Sie kann nichts geben, was sie nicht empfangen hat, und soll doch viel geben. Was sich in ihr gesammelt, ist freilich noch eben so wenig Gedanke, als es die Gewandtheit und das Leben des Verstandes verbürgt; aber aus ihm bildet sich der Gedanke, von ihm muß die denkende Kraft Stoff, Reiz und vielfältige Hülfe erhalten. Reichthum der Phantasie ist wenigstens eine Bedingung des Gedankenreichthums. Menschen, deren Einbildungskraft leer ist, verstehen sich eben so schlecht darauf, von Andern Belehrungen anzunehmen, als selbst Gedanken zu erzeugen. Die Einbildungskraft muß aus dem, was sie sich angeeignet, dem Witze das Aehnliche, der Ueberlegung das Zutreffende, der Wahl die Gegenstände mit ihren Eigenschaften darstellen. In einer reichen Phantasie entstehen oft zufällig die Reibungen der Ideen, aus welchen große Wahrheiten, glückliche Plane und herrliche Werke hervorgehen. Je reicher die Phantasie ist, desto besser kann sie uns schadlos halten für die Armuth der Welt, und desto mehr findet man in sich selbst, wenn man sonst überall leer ausgeht.

Die Bilder aber, womit Sie Ihre Einbildungskraft bereichern, seien wahr, d. h., der Natur getreu. Nur in einer gewissen Sphäre ist ihr verstattet, zu verschönern, und auch in dieser erst dann, wenn sie schon hinlänglich gesammelt, und sich des Wirklichen gehörig versichert hat. Das Leben hat Zwecke, welche verlangen, daß es sich auch in der Phantasie finde, wie es ist. Aus dem Wahren erzeugt sich das Schöne, aber ungetrübt gehe das Wahre erst in uns ein, damit es sich auch in seiner Wahrheit geltend machen könne. Wo die Phantasie den Stoff zu Kenntnissen hergeben soll, da liegt alles daran, daß sie jedes in seiner echten Gestalt zeige. Zu verhüten ist deswegen, daß irgend ein Interesse zu sehr hervor hebe, was ihm zusagt, und dagegen verdunkle, was mit ihm in keiner Berührung steht.

Mit der Wahrheit jedes besondern Bildes verträgt sich indeß wohl das Bestreben, der Einbildungskraft vorzüglich edle und fröhliche Bilder zuzuführen.

Aus der Einbildungskraft zieht das Herz größtentheils seine Nahrung. Ist in ihr wenig des Großen und Würdigen: so werden auch die Gefühle selten sein, die den Sinn für das Große und Würdige beleben. Ist sie mit Gemeinem, Ekelhaftem, Verächtlichem angefüllt: so ist schwer zu vermeiden, daß die Gesinnung nicht davon angesteckt werde; das Zartgefühl wird auf keinen Fall unverletzt bleiben. Sind es Gedanken des Vortrefflichen, was sie in freien Spielen sich äußert, dem Geist vergegenwärtigt: dann wird die Liebe zum Vortrefflichen, durch jede freie Regung derselben gestärkt, und das Vortreffliche selbst dem Gemüthe immer mehr eingewöhnt.

Haben Sie Ihrer Einbildungskraft viele fröhliche Bilder gewonnen, und alles, was sie aufgenommen, so viel als möglich fröhlich gestaltet: dann werden Sie immer mit Wohlge-

fallen den Beschäftigungen des Geistes, bei welchen sie vorzüglich wirksam sein muß, sich hingeben können, die Erweiterung Ihrer Kenntnisse und die Anstrengungen des Nachdenkens werden sich immer mehr zur leichten und frischen Thätigkeit stimmen, der Ernst des spätern Lebens wird sich mildern, und es wird Ihnen nie an Mitteln der Erheiterung fehlen. Eine trübe Phantasie vergiftet die Quelle des innern Lebens. Finstre Bilder, die sich ihr eingedrückt haben, verlieren sie nie ganz aus dem Gemüthe, und theilen diesem fast immer eine bleibende unglückliche Stimmung mit. Aber alles Traurige gewinnt eine gefällige Gestalt, wenn es vom Schimmer einer fröhlichen Phantasie beleuchtet wird, besonders wenn dies der Morgenschimmer des Lebens ist.

Darum soll es sich schon die Erziehung eine wichtige Angelegenheit sein lassen, die Einbildungskraft mit edeln und fröhlichen Bildern zu bereichern, wie denn auch sie hierin das Meiste zu leisten vermag. Willig und frei öffnet sich der jugendliche Sinn den Dingen, die sich ihm darstellen, leicht entfernt man von ihm, was widrige Eindrücke machen würde, und bringt ihm nahe, was man zuträglich findet, und am liebsten eignet sich das jugendliche Gemüth das Edle und Fröhliche an, weil dies seiner Stimmung in höherm Grade zusagt, während mit den Jahren für so manches der Sinn sich verschließt, manches andre sich uns mit einer Gewalt aufdringt, welcher zu widerstehen schwer fällt, und die Seele oft mit Ernst und Trauer erfüllt, von dem was ihr das Wohlthätigste ist, sich wegwendet. Doch müssen eigne Bemühungen das Angefangene fortsetzen; und sie können viel des Versäumten nachholen.

Hier darf aber nicht vergessen werden, daß es etwas anderes ist die Phantasie — und etwas anderes das Gedächtniß bereichern. Die Phantasie ergreift das Bild im Leben, und trägt es über in das eigenste Leben. Das Gedächtniß faßt es auf in seinem Schatten; es bleibt ihm immer etwas Todtes — und behält immer dieselbe Gestalt, in welcher es von ihm aufgenommen wurde. Eine reiche Phantasie bringt von neuem hervor, ein reiches Gedächtniß giebt nur wieder. Wer das Wahrgenommene, oder sonst ihm Mitgetheilte bloß seinem Gedächtnisse einprägt, gewinnt wohl allerlei Kenntnisse, ohne jedoch dadurch in seinem Innern vermögender zu werden.

Die Einbildungskraft wird nicht anders bereichert, als durch den freien, vielseitigen Blick in die Welt. Man muß indeß nicht sehen, um etwas Besondres von ihr zu erfahren, sondern um sie selbst sich anzueignen, nicht um Kenntnisse zu sammeln, sondern um Gestaltungen in sich aufzunehmen, nicht mit der Aufmerksamkeit der Wißbegierde, sondern mit Innigkeit des Gemüthes, mit Anregung des Interesses, welches jede rein gestimmte Menschenseele an die Natur fesselt.

Dabei ist noch zu bedenken, daß die Bereicherung der Phantasie nur Mittel zu höhern Zwecken ist, und daher diese nicht hindern soll. Am wenigsten darf sie dem denkenden Verarbeiten, der Bildung des Lebens und einer weisen Thätigkeit in den Weg treten, die von ihr vielmehr Unterstützung und Förderung erwarten. Weder der Verstand noch das Herz wird von einer reichen Phantasie Gewinn ziehen, wenn über der Bereicherung derselben eine andere Kraft versäumt worden ist.

---

Nächst der Bereicherung der Einbildungskraft nimmt die Art, wie sie sich thätig erweist, die für die Geisteskultur und den Charakter des Mannes von gleich großer Wichtigkeit ist, unsre Sorge in Anspruch. Hier haben wir insbesondere die Reizbarkeit und Beweglichkeit, die Lebhaftigkeit, das Feuer, die Stärke und die Kühnheit derselben zur nähern Betrachtung zu ziehen.

Reizbarkeit und Beweglichkeit der Einbildungskraft sind nahe mit einander verwandt. Die Einbildungskraft ist reizbar, wenn sie leicht angeregt wird; sie ist beweglich, wenn sie die angeregte Thätigkeit schnell und anhaltend fortsetzt. Die reizbare Einbildungskraft vergegenwärtigt uns fast bei allem, was sich uns in der Anschauung darstellt oder unser Nachdenken beschäftigt, irgend ein Bild, das, nach ihren Gesetzen damit zusammenhängt. Die bewegliche Einbildungskraft eilt von einem Bilde zum andern, immer bieten sich ihr neue Verknüpfungen dar, und sie muß mit Gewalt zu dem Zwecke der jedesmaligen Geistesbeschäftigung zurück gelenkt werden.

Allerdings sind dies schätzbare Vorzüge. Durch sie wird der Reichthum der Einbildungskraft erst etwas werth: Das Talent, eine Sache ganz zu übersehen und zu durchdenken, jeden Gegenstand nach seinen verschiedenen Beziehungen zu fassen, die Gabe, schnell ein richtiges Urtheil zu fällen, und in Verlegenheiten schnell das Zweckmäßige zu treffen, die Fertigkeit sich mitzutheilen und das von Andern Mitgetheilte gleich zu verstehen, und vorzüglich der das Verschiedene in seinem Aehnlichen zusammenfügende Witz, hangen hauptsächlich von einer reizbaren und beweglichen Einbildungskraft ab.

Doch ist es von großem Nachtheil, wenn die Reizbarkeit und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft ihr Maaß übersteigen, sie gestatten uns dann nicht, eine Sache scharf in das Auge zu fassen, und bei ihr lange genug zu verweilen, sie ziehen unaufhörlich unsre Aufmerksamkeit von dem ab, was uns jetzt eben beschäftiget — und in mancherlei Zerstreuungen umher, und lassen uns keiner Untersuchung auf dem geraden Wege nachgehen; sie erfüllen den Geist mit einer Unruhe, bei welcher nichts mit Sammlung und Energie betrieben wird, und bringen in das ganze Wesen eine Getheiltheit und Flüchtigkeit, bei welcher es nie zu einem ernstlichen Wollen kommt. Tiefes Eindringen und Festigkeit des Charakters wird man bei einer zu reizbaren und beweglichen Einbildungskraft wohl immer vergebens suchen.

Reizbarkeit und Beweglichkeit der Phantasie kann man sich zwar nicht verschaffen; sie sind Geschenke der Natur. Aber man kann sie, wo sie zu stark sind, schwächen; und das ist wichtiger, darauf haben alle zu denken, die nach einem männlichen Charakter streben. Nichts wirkt sicherer dahin, als daß man es sich mit jeder Sache, mit welcher man sich beschäftigt, Ernst sein läßt, und ein möglichst lebhaftes Interesse für sie in sich erweckt; daß man sich hütet, der Trägheit, welche die Spiele der Phantasie so ergötzlich findet, nachzugeben, und daß man nur die Gewalt, die man über seine Gedanken besitzt, welche die größte ist, die dem Menschen verliehen ward, und seine Freiheit am Meisten verherrlicht, gehörig anwendet. Die Gewohnheit bringt es endlich dahin, daß sich die Thätigkeit der Phantasie den Befehlen des Verstandes unterwirft, und die Nachtheile ihrer Reizbarkeit und Beweglichkeit vermeidet, ohne uns von den Vortheilen derselben zu entziehen.

---

Die lebhafte Einbildungskraft stellt alles in individueller Bestimmtheit — oder doch in individueller Beziehung, die feurige alles in großen Umrissen und ergreifenden Verhältnissen dar. Jene vergegenwärtigt den Gegenstand selbst in anschaulicher Klarheit oder Innigkeit des Gefühles; diese deutet ihn nur an in einzelnen, aber kräftigen, bedeutungsschweren Zügen. Jene verweilt bei ihm in stiller Betrachtung, diese strömt gewaltig dahin — an allem nur berührend vorüber. Jene führt ins Leben herab, diese über das Leben hinauf.

Feuer der Einbildungskraft ist für die männliche Natur eben so charakteristisch, wie die Lebhaftigkeit derselben für die weibliche. Zum Entwerfen großer Plane, zum Fassen großer Ideen und zum Bilden erhabener Entschließungen muß die Meisten eine feurige Einbildungskraft in den Stand setzen. Bei Wenigen wird der Verstand ihrer Unterstützung entbehren können, nie aber darf er ihre Vorbereitungen verschmähen. Was die bewegliche Phantasie für die gewöhnliche Thätigkeit, das ist die feurige für das schöpferische Wirken. Auf den Grad der Erhitzung kommt wenig an — mehr auf das lebendige Eingreifen, auf das gedankenvolle Hinstellen, auf das rasche und doch kräftige Fortschreiten. In diesem Sinne muß die lebhafte Phantasie sich zur feurigen erheben, um die Genialität der echten Kunst zu erreichen. Selbst der philosophischen Forschung sind die Andeutungen einer feurigen Phantasie nützlich; indem sie bald derselben einen höhern Schwung geben, bald sie auf bisher unbekannte Gebiete leiten, bald sie mit wirklich wahren Ideen bereichern: daß sie nur nicht die Vernunft aus ihrem Rechte verdrängen, Entscheidungen sich anmaßend, welche dieser allein gebühren, und mystische Sprüche ausbietend für gediegene Weisheit!

Ueberhaupt ist eine feurige Phantasie nicht ohne Gefahr für den intellectuellen und sittlichen Charakter. Leicht tritt sie dem ruhigen Denker in den Weg, leicht begnügt sie sich mit einem dunkeln Ahnen, wo ein deutliches und genaues Wissen möglich und nöthig ist; leicht verleitet sie, Schimmer der Bilder mit Gehalt der Gedanken zu verwechseln; leicht drängt sie in wilden Stürmen den Menschen aus der Einheit seines Wesens; leicht läßt sie in brausendem aber schnell niedergeschlagenem Streben die Kraft erschöpfen; nicht selten exaltirt sie einzelne Gefühle zur zerstörenden Gewalt; nicht selten endlich stürzt sie in die wildesten Ausschweifungen.

Es ist ein großer Unterschied, ob das Feuer der Phantasie vom Temperamente oder von irgend einer Leidenschaft entzündet sei. Im ersten Falle ergreift es mehr gleichmäßig den ganzen Menschen, und hat noch mancherlei Kräfte der Mäßigung in sich selbst. Im zweiten stürzt es auf die Leidenschaft zurück, von der es ausging, und treibt sie über alle Grenzen hinaus.

Oft erglüht auch die Phantasie von einer großen Idee. Dann ist vor allem der sittliche und der rein menschliche Gehalt dieser Idee zu untersuchen, damit man bei Zeiten traurigen Verirrungen zuvor komme, und im übrigen diese Idee mit den andern Zwecken des Lebens in Harmonie setze.

Nie bedarf die feurige Phantasie mehr der sorgfältigen Bewachung als im Jünglingsalter. Hier lodert ihr Feuer am stärksten; hier bekommt es die gefährlichste Nahrung; hier greift es so leicht

verwüstend um sich, und hindert so oft die wohlthätigsten Bestrebungen. Die edelsten Gefühle und Regungen werden nicht selten von der Gluth einer wilden Phantasie verzehrt. Die Beschäftigung mit solchen Wissenschaften, welche die Anschauung und den Verstand in Anspruch nehmen, das Lesen solcher Schriften, die zum Nachdenken nöthigen, strenge Selbstgewöhnung, alles scharf zu bestimmen, genau zu prüfen und bis auf den Grund zu erforschen, sorgfältige Pflege der sittlichen Anlagen, ernste Blicke auf das Leben, und eifriges Bemühen, sich für seine Bestimmung tüchtig zu machen, sind die besten Mittel, dies zu verhüten — Mittel, deren Anwendung nicht selten auch in spätern Jahren noch erfordert wird, das zu starke Feuer der Einbildungskraft zu dämpfen, damit ein gediegener, in sich abgeschlossener und in seinem Gleichgewichte ruhender Charakter zum Vorschein komme.

---

Eine starke Einbildungskraft bedarf wenig der Unterstützung von außen. Zwar muß auch sie von der Erfahrung ihren Stoff haben, wie den ersten Reiz; aber, mit jenem bereichert und von diesem berührt, bewegt sie sich fest und frei auf eignem Boden, und bildet sich aus dem, was sie empfangen hat, ihre eigne Welt. Einmal von der Erfahrung losgerissen, hält sie ihr Leben über derselben empor, und gießt es aus in wunderbare, große, gewaltige Schöpfungen, während die schwache jeden Augenblick zu ihr zurück muß, und nichts zu Stande bringt, wozu sie nicht von ihr die Umrisse und die schon zubereiteten Materialien empfing. Menschen von starker Einbildungskraft sind es, die eine Idee lange festhalten, von allen Seiten ausgestalten, und sich ganz in sie verlieren können.

Eine starke Einbildungskraft gehört dazu, um die Vernunft in ihrer Selbstständigkeit mit dem Leben zu erreichen, und sich dem hinzugeben, was das Höchste des Menschen ist. Sie ist aber auch nöthig, wo mehr als Gemeines zum Vorscheine kommen — und unentbehrlich, wo dem gegenwärtigen Zustande der Dinge ein bedeutender Umschwung gegeben werden soll. Nur seien die übrigen Kräfte des Geistes ihr gewachsen; nur stehe mit ihr im Bunde der helle Gedanke, festes Einwurzeln im wirklichen Leben, offener Sinn für seine Angelegenheiten und Trieb zum Handeln. Ohne das führt sie entweder zu leeren Grübeleien oder zu phantastischen Träumen.

Wehe dem Zeitalter, wo körperliche und geistige Erschlaffung eine größere, unnatürliche Stärke der Einbildungskraft erzeugt hat! Diese Stärke ermangelt des echten Lebens, weil der gute Mensch seiner ermangelt; und es bleibt ihr nichts übrig, als in wenigen mißgestalteten Formen zu erstarren. So sinkt sie von ihren ohnmächtigen Flügeln bald als roher Aberglaube zu Boden.

Auf Stärke der Einbildungskraft hat es die Natur in dem Manne angelegt; und sie findet sich hier, freilich mit Unterschied des Maaßes, überall, wo nicht das Phlegma jede stärkere Regung ausgetrieben, oder frühe Verbildung sie unterdrückt hat. Es bedarf ihrer zu einem thatenvollen Leben.

---

Die Einbildungskraft wird kühn, wenn sie in ihrer Stärke über jede Schranke hinausdringt, welche ihr die Wirklichkeit anlegen will. Die kühne Einbildungskraft verschmäht auch die einengende Regel, unter welcher die Erfahrung ihr immer ihre Stoffe anbietet; ihr gelten nur diejenigen Gesetze, welche aus dem höchsten Vermögen der Menschen stammen. Der Verstand kann ihr nicht folgen, weil er an den Fesseln der Sinne liegt; dafür meistert er sie denn ohne Ende. Es ist die Idee des Unendlichen, was ihr immer vorschwebt, und ob sie sich bewußt ist, dieses nie erreichen zu können, so strebt sie doch, in beständigen Erweiterungen des Endlichen, sich ihm zu nähern, oder es in Symbolen anzudeuten.

Sie kann aber eben so wohl das Gefühl zerreißen, als den Geist erheben. Das Erste vorzüglich dann, wenn sie im Dienste einer düstern Stimmung steht. Der Künstler bedarf ihrer; aber in ihm wird sie vom Genie beseelt und geregelt, daß sie nur in schönen und großen Gestalten, die zugleich in ihrer Schönheit und Größe wahr sind, darstellen kann. Wo es ihr hierin fehlt, da muß ihr aus allem Vermögen entgegen gearbeitet werden. Die Kraft ist verderblich, wenn ihr nicht das Gesetz einwohnt.

Die kühne Einbildungskraft wird auf diese Weise eine regellose, eine Dienerin roher Leidenschaft. Sie verachtet unter den Gesetzen der Erfahrung auch die Bildung der Vernunft. Von wollüstigen Paradiesen bis zu Höllen voll schauderhafter Qual steht ihr ein unermeßliches Gebiet offen. Durch sie wird die Schwärmerei zum Unsinne, der Aberglaube zum Fanatismus. In allen Verhältnissen des Lebens richtet sie Zerrüttungen an; jede Ordnung der Dinge sucht sie zu verkehren. Der Seele raubt sie ihre Kraft, dem Gemüthe seinen Zusammenhang, dem Handeln seinen Zweck. Der Charakter geht gänzlich durch sie zu Grunde, und alles, was im Herzen

Schlimmes ist, kann durch sie zum Ungeheuern gesteigert werden.

---

Noch ist übrig, daß wir uns für den Gebrauch der Einbildungskraft, weil dieser nicht von der natürlichen Beschaffenheit derselben allein bestimmt wird, und doch für das Leben und die Erreichung der Zwecke, die dem Manne angewiesen sind, von so großer Wichtigkeit ist, einige Regeln merken.

Vor allem hüten Sie sich, daß Sie der Einbildungskraft nicht einen zu großen Einfluß auf die Angelegenheiten des Lebens gestatten. Sie darf, ja sie soll Ihnen zur Besorgung derselben und zur Verschönerung der Wirklichkeit, von der Vernunft geleitet, Ideale geben. Aber sie darf sich nicht in Ihre Ansichten, in Ihre Erwartungen mischen. Die Welt, wie sie ist, nicht wie sie im Schmucke der Phantasie erscheint, empfängt ihr Wirken, und giebt Ihnen zurück, was daraus entsteht. Jener gehören Ihre Zwecke an, jener sind die Bedürfnisse eigen, denen Sie abhelfen sollen, aus jener müssen Sie Ihre Mittel nehmen. So lange es Ihnen auch gelingen mag, sich in süßer Täuschung zu erhalten: einmal wird sich Ihnen doch die Wahrheit aufdringen, sei es in verfehlten Absichten oder in bittern Erfahrungen. Sie werden kennen lernen die Güter, die Ihnen einen unbezahlbaren Werth zu haben schienen, die Verhältnisse, die Sie in einem so sanften Schimmer erblickten, die Menschen, denen Sie so herrliche Gesinnungen andichteten, die Schwierigkeiten, die Sie im Rausche des Entzückens übersahen, die Klüfte, die Sie in begeisterter Sehnsucht nicht gewahr wurden. Wie unglücklich werden Sie sein, wenn Sie zu spät merken, daß Sie sich verrechnet haben, und nun vor der leisen Berührung der Wahrheit, die Stützen Ihrer Zufriedenheit zusammensinken! Einmal gewohnt, sich mehr von der Einbildungskraft als vom Verstande leiten zu lassen, wird es Ihnen schwer werden, nicht in das andre Extrem zu verfallen, und in düsterer unheilbarer Schwermuth allen Glauben und alle Hoffnung aufzugeben.

Ueber das Mittelmäßige kommt auf Erden wenig hinaus. So oft Ihre Urtheile und Erwartungen gegen diesen Grundsatz verstoßen: so oft haben Sie Ursache mißtrauisch zu sein und näher zu forschen, ob nicht Ihre Phantasie hier vergrößert habe. Denn meistentheils geschieht dieses so unvermerkt, daß man ohne sorgfältige Prüfung nichts davon wahrnimmt. Die jugendliche Einbildungskraft verschönert so gerne. Es mag Ihrem Herzen wehe thun, den angenehmen Traum zu zerstören; aber es ist doch nothwendig, wenn Ihnen nicht der ganze Gewinn des Lebens verloren gehen soll. Der Schmerz kommt Ihnen doch; je später, desto herber. Geben Sie zur rechten Zeit dem Verstande sein Recht, damit er nicht einst das lange vorenthaltene desto schrecklicher zurück fordre.

Doch dies nicht allein in den Angelegenheiten des Lebens, sondern auch in den Beschäftigungen des Nachdenkens. Nur vom Verstande kann das Wahre entdeckt und richtig aufgefaßt werden; nur dessen ist man sicherer, was man durch ihn gewonnen hat. Auch hier maßt sich die Phantasie an, was ihr nicht gebührt. Schwankende, dunkle Bilder fließen in einander, sie regen das Gemüth mächtig auf; sie vereinigen sich zu einem starken Totaleindrucke; man ist davon ergriffen, und glaubt begriffen zu haben; man sieht dämmernde Umrisse, und glaubt die Sache selbst zu besitzen; man ahnet, und glaubt zu verstehen; man bildet sich ein zu denken, während man nicht einmal träumt, und bald ist das allmächtige Zauberwort gefunden, das alles mit Einem Schlage hervorbringt.

Das ist meist das Wesen des jetzt so vielfältig und laut gepriesenen Mystizismus — ein Gähren und Brausen beginnender Gedanken, mit denen es nie zur Scheidung kommt. Bei vielen hilft sich nachher der gesunde Verstand von selbst; aber viele gehen auf diesem Wege für die Einsicht verloren. Der Rauch verdirbt ihnen die Augen, daß sie vergessen, was klares Sehen ist. Aus den dunkeln Regungen läßt sich alles bilden, worauf Neigung oder Laune verfällt. Und da man auf das Urtheil des Verstandes wenig achtet, da dieser selten einmal zum Sprechen kommt, da man so lebhaft fühlt; so ist jedem Unsinne die Thür geöffnet. Gesellt sich nun dazu, wie es gewöhnlich geschieht, jugendlicher Dünkel — auch ein Kind der Phantasie mit dem Egoismus erzeugt: — dann ist kaum noch Rettung zu hoffen.

Deutliche Begriffe führen allein zur echten Weisheit, und zum rechten Handeln. Die sichere Probe, daß man diese besitzt, ist, wenn man sie in ihre Merkmale zerlegen und Andern mittheilen kann. Was man deutlich gedacht hat, läßt sich auch verständlich bezeichnen. Das Vorgeben: man fühle wohl, wie etwas sei, aber man könne es nicht sagen, ist immer ein Beweis, daß man phantasirt.

Die Phantasie sucht oft auch durch sinnreiche Verknüpfungen den großen und ersten Zusammenhang zu vertreten, den der Verstand in die Gedanken bringt. Was auf diese Weise entsteht, stimmt nicht selten wunderbar mit andern Erscheinungen und Gedankenverbindungen überein.

Durch dieses Uebereinstimmen geblendet, unbekümmert um das viele, was doch nicht übereinstimmt, ohne Sorge, ob sich dies auch mit ausgemachten Wahrheiten vertrage, zimmert man solche Einfälle zu Systemen aus, denen es weniger an gläubigen Jüngern als an Grund und Boden fehlt. So ist das Wesen der Schwärmerei.

Lassen Sie sich nicht blenden durch den Glanz solcher Meteore, die jeder Tag auf- aber auch wieder untergehen sieht. Die Wahrheit müßte sich trauernd von Ihnen wenden.

Vermeiden Sie nicht weniger sorgfältig jede einseitige Richtung der Phantasie. Sie folgt gerne irgend einem Zuge: rühre er von einem interessanten Gedanken, oder von einer besondern Stimmung des Gemüthes, oder von einer Neigung des Herzens, oder von der Gewohnheit einer besondern Beschäftigung her. So empfängt der Geist in seiner weitern Ausbildung Gestalt und Richtung, die er aus seinem ursprünglichen Wesen nehmen sollte, von Zufälligem; die Harmonie der Gemüthskräfte ist zerstört — die Klarheit der Seele, die das Licht des Lebens ist, wird getrübt. Ein oft sehr verkehrtes Interesse wird zum herrschenden erhoben, dem jede Thätigkeit des Geistes gehorchen muß. Die fixe Idee der Phantasie entscheidet über den Gedankenlauf und über den Charakter.

Ist es eine bestimmte Vorstellung, was ihr vorschwebt: so wird alles auf sie gezogen, alles mit ihrem Lichte beleuchtet, und jedes Dinges Werth nach dem Verhältnisse entschieden, worin es zu ihr steht. Zu den traurigsten Verirrungen des Verstandes führt dieser Weg.

Steht die Phantasie im Dienste einer düstern Stimmung: dann ist es unvermeidlich, daß diese immer düstrer werde, bis zum dumpfen Hinbrüten und zum gänzlichen Lebenshasse.

Hat eine Leidenschaft sich ihrer bemächtigt: so muß diese bis zu einer fast unbezwinglichen Stärke hinanwachsen. Ihre natürliche Kraft ist unbedeutend gegen die Vermehrung, welche dieselbe von der Phantasie erhält. Das Verlangen wird immer brennender, der Genuß in immer höherem Grade unersättlich, das Ziel immer weiter hinausgerückt. Jeder andere Trieb des Herzens weicht entweder dieser Leidenschaft oder wird ihr, die sich alles zu unterwerfen und anzueignen weiß, was uns sonst als wünschenswerth erscheinen möchte, dienstbar.

Die Gesundheit der Seele und die Vollstimmigkeit des Lebens verlangt, daß die Phantasie nach allen Seiten sich verbreite, jeden Reichthum des Lebens sich aneigne, und für die ganze Summe menschlicher Gedanken, Gefühle und Neigungen thätig sei.

**Nur werde sie rein erhalten vom Unsittlichen.** Kein unlautres Bild müsse von ihr aufgefaßt, und mit Wohlgefallen unterhalten werden. Gefährlicher, als was die Sinne zeigen, ist, was die Einbildungskraft ahnet — gefährlicher, als womit die Wirklichkeit reizt, was jene dichtet — gefährlicher, als das erhitzte Blut, die ruhige verschönernde Betrachtung. So süß ist die Sünde nicht, wie die Phantasie sie darstellt; sie hat überdies Häßlichkeiten, Verlegenheiten, Verstimmungen, Sorgen, Gewissensbisse, Qualen, die von dieser verhüllt werden. Was die Einbildungskraft gewonnen hat, das findet leicht den Weg zum Herzen; der lebhafte, zur Fertigkeit gewordene Gedanke reift leicht zur That. Der Versuchung, die schnell und gewaltig auf uns eindringt, bietet sich auch ein rüstiger Widerstand entgegen; aber mit nachgiebigen Unterhandlungen endigen sich gewöhnlich die stillen Kämpfe, in die wir uns selbst verwickeln. Durch die Phantasie faßt die Sünde den Menschen an seiner größten Schwäche.

Ist es Ihnen darum zu thun, ein reines Herz zu bewahren und in einem reinen Herzen ruht ja das heitre Bewußtsein, die Kraft und die frische That des Mannes: — dann bewachen Sie sorgfältig die Regungen der Einbildungskraft: dann unterdrücken Sie schnell, was das Gewissen verurtheilt: dann hüten Sie sich, durch sie mit der Sünde in eine Gemeinschaft zu treten, die so bald ein unauflösliches Bündniß geworden ist.

**Endlich wird es auch nöthig sein, daß Sie sich nur selten und mit großer Vorsicht den müßigen Träumen der Phantasie überlassen.** Schwer würden Sie bei dem Gegentheile von sich fern halten, was das Laster begünstigt. In der süßen Bethörung wird die Stimme des Gewissens überhört, und wo alles eine so gefällige Gestalt trägt, wo alles dem Herzen so angenehm schmeichelt, wer sollte da Arges vermuthen? Wird das Arge sich der Phantasie nicht oft erst dann in seiner wahren Gestalt zeigen, wann es das Herz schon gewonnen und gefesselt hat? Zu dem ist der Mensch nicht zum Träumen geboren, sondern zum Handeln. All' sein Thun, vorzüglich das, wobei die edelsten Kräfte angestrengt sind, soll entweder in sich selbst Werth, oder einen vernünftigen Zweck haben.

So mag man sich denn wohl zur Erholung angenehmen Beschäftigungen überlassen. Aber stets seien diese Beschäftigungen rein: nie seien sie mehr als unterhaltende Spiele, denen man sich immer entreißen kann; nie müssen sie das Gemüth verstimmen oder verweichlichen: nie müssen sie den Traum an die Stelle der Wahrheit setzen, nie die Befreundung mit dem Leben stören, nie

uns mit Menschen und Umgebungen in Mißverhältniß setzen, nie jene weiche, wehmüthige, schwärmerische Sehnsucht erzeugen, die den Muth erstickt mit der Kraft, die immer verlangt und nie erreicht, weil sie nur betrachten, nie etwas thun will.

Dem höchsten Interesse des Lebens gehorche auch die Einbildungskraft. Sinn für das Wahre, Schöne und Gute regle immer ihren Gebrauch, dann wird er nie Mißbrauch sein.

---

## Die politische Rede *)

### Von K. H. L. Pölitz.

### Begriff der politischen Rede.

Die politische Rede ist die Einheit einer, in der Sprache der Beredtsamkeit vollendeten, stylistischen Form, deren Stoff aus dem weiten Kreise des gesammten Staatslebens, sowohl des bürgerlichen als des öffentlichen, entlehnt, und deren Wirkung auf die Hervorbringung von Entschlüssen und Handlungen berechnet ist, durch welche gewisse Zwecke des Lebens im Staate befördert und verwirklicht werden sollen. Die politische Rede kann — unter der Voraussetzung, daß sie fruchtbare Gegenstände des Staatslebens zur Sprache bringt und die Form das Gepräge der stylistischen Vollendung erhält — eine hohe Wirkung auf das menschliche Bestrebungsvermögen nicht verfehlen, weil nächst dem Kreise sittlich-religiöser Wahrheiten, dessen Stoffe der religiösen Beredtsamkeit angehören, kein anderer Kreis von Begriffen und Ideen so reichhaltig ist und dem Menschen so nahe liegt, als der Kreis der zum bürgerlichen und öffentlichen Leben gehörenden Begriffe und Ideen. Denn wer nicht, entfernt von der menschlichen Gesellschaft, auf einer wüsten Insel oder als Einsiedler in einer Höhle lebt, wird von den unzähligen Verhältnissen, Rücksichten und Formen des bürgerlichen Lebens ununterbrochen umgeben. Schon seine Verhältnisse im häuslichen und Familienleben stehen mit seiner Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft in unmittelbarer und nothwendiger Verbindung; noch vielseitiger und reichhaltiger aber sind bei den meisten Menschen die Beziehungen und Verhältnisse, die aus ihrer Stellung in der bürgerlichen Rechtsgesellschaft selbst hervorgehen. Denn nicht nur daß jeder, der im Staate lebt, — er sei nun Feldbauer oder Gewerbbetreibender, er sei Kaufmann oder Künstler, er sei Gelehrter oder Staatsdiener, er stehe in den Diensten Andrer oder er lebe von seinem Vermögen ohne öffentliche Anstellung, — theils mit allen den andern Individuen seines Standes, theils mit einer bedeutenden Zahl von Individuen aus den übrigen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, in vielfacher Berührung und in ununterbrochenem Verkehr steht; er nimmt auch, außer diesen individuellen Verhältnissen, als eigentlicher Staatsbürger, mehr oder weniger Antheil an allen öffentlichen, im innern und äußern Staatsleben bestehenden Einrichtungen. So steht er mit den verschiedenen Behörden im Staate in mannigfaltiger Verbindung, auch wenn er nicht selbst zu denselben als Mitglied gehört; er steht unter dem Einflusse der im Staate organisirten Gerechtigkeitspflege und Finanzverwaltung; er muß sich in Angemessenheit zu den im Staate bestehenden polizeilichen und militärischen Anordnungen und Verhältnissen betragen; er muß sein bürgerliches Leben nach den vorhandenen bürgerlichen und peinlichen Gesetzbüchern einrichten und sich darnach beurtheilen lassen; er ist zugleich Mitglied einer im Staate anerkannten Kirche, und hat, als solches, eben sowohl eigenthümliche Verpflichtungen, wie eigenthümliche Rechte; er ist entweder in unbeschränkten Monarchieen dem unbedingten Willen des Regenten und der von demselben ernannten höchsten Staatsbehörde unterworfen, oder er steht in beschränkten Monarchieen und in Republiken zu den rechtlich vorhandenen Vertretern des Volkes in Verhältnissen der Abhängigkeit oder Gleichstellung; er ist entweder mit seiner bürgerlichen Thätigkeit zunächst und ausschließend auf das Inland beschränkt, oder er verbreitet seine amtliche Wirksamkeit auf die mannigfaltigen Verhältnisse, nach welchen der Staat, in welchem er lebt, mehr oder weniger zu dem gesammten Auslande sich ankündigt.

### Eintheilung der politischen Reden.

Das gesammte Staatsleben zerfällt in zwei Haupttheile: in das innere und in das äußere Staatsleben. Deshalb kann auch die politische Beredtsamkeit nur diese zwei Hauptgegenstände berücksichtigen und darnach eingetheilt werden. Alle politischen Reden betreffen entweder das innere, oder das äußere Staatsleben.

1) Der Kreis des innern Staatslebens unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem Kreise des äußern Staatslebens, daß sein Gebiet weit mannigfaltiger und reichhaltiger als das des letztern ist, und daß, nach den Aussagen der Geschichte, in den meisten Fällen die Ankündigung des äußern Staatslebens von der Begründung, Haltung, Einrichtung und Ankündigung des in-

---

*) Aus Pölitz' Gesammtgebiet der deutschen Sprache, Bd. IV. S. 260 flgde.

nern Staatslebens abhängt. Der Umfang des innern Staatslebens umschließt aber zunächst drei Hauptgegenstände: die Verfassung, die Regierung und die Verwaltung des Staates. Die politische Beredtsamkeit im innern Staatsleben wird daher nothwendig diesen drei Hauptgegenständen folgen, die besonderen Verhältnisse und Zwecke derselben vergegenwärtigen und sie zum deutlichen Bewußtsein bringen müssen.

2) Das äußere Staatsleben, im Gegensatze des innern, umschließt alle diejenigen Verhältnisse, in welchen ein in der Wirklichkeit bestehender Staat zu dem gesammten Auslande, besonders aber zu den benachbarten Staaten und Reichen steht. Die politische Beredtsamkeit im äußern Staatsleben wird daher alle diejenigen Gegenstände betreffen, welche im gegenseitigen Verkehre und in der Wechselwirkung, so wie in der Verbindung zweier oder mehrerer Staaten öffentlich zur Sprache kommen.

a) Politische Reden in Beziehung auf das innere Staatsleben.

Die politische Beredtsamkeit im innern Staatsleben bezieht sich entweder auf die Verfassung, oder auf die Regierung, oder auf die Verwaltung des Staates.

1) Unter der Verfassung des Staates wird, im Allgemeinen, die rechtlich begründete und thatsächlich bestehende Unterlage des gesammten innern Staatslebens in Hinsicht auf die öffentliche Ankündigung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt, — im Besondern aber ein geschriebenes Grundgesetz verstanden, welches die einzelnen Grundbedingungen des inneren Staatslebens mit Bestimmtheit festsetzt und ausspricht. Es gehört der wissenschaftlichen Darstellung der Staatskunst an, die verschiedenen in Europa und Amerika seit den letzten vierzig Jahren ins öffentliche Staatsleben eingetretenen, zum Theile bereits wieder erloschenen, zum Theile bestehenden, geschriebenen Verfassungen nach ihrem Ursprunge und nach ihrem Gesammtinhalte zu bezeichnen, ob sie nämlich von den Regenten als Ausflüsse ihrer souveränen Gewalt gegeben, oder von den Ständen der Reiche und Staaten entworfen und den Regenten zur Annahme vorgelegt, oder von den Regenten und Ständen gemeinschaftlich berathen und angenommen wurden. Für die politische Beredtsamkeit sind daraus sehr viele neue Formen hervorgegangen, z. B. die Reden der Regenten bei der Eröffnung und dem Schlusse der ständischen Versammlungen; die Reden der Minister und Reichsräthe bei den Anträgen zu Gesetzen und Verordnungen in der Mitte der ständischen Versammlungen, zur Vertheidigung ihres practisch geübten Systems der Verwaltung, oder zur Abweisung der ihnen gemachten Vorwürfe; die Reden der einzelnen Volksvertreter für oder gegen die zur öffentlichen Verhandlung gebrachten Gegenstände des innern und äußern Staatslebens; die Reden der Mitglieder der aus den Ständen erwählten Ausschüsse zur besondern und vorbereitenden Bearbeitung wichtiger Gegenstände des Staatslebens u. s. w. — So wie die Wichtigkeit und Reichhaltigkeit des Stoffes, der in einer ständischen Versammlung durch öffentliche Reden verhandelt und entschieden werden soll, in den meisten Fällen über die logische Behandlung und ästhetische Vollendung der rednerischen Form entscheiden wird; so hängt doch der Grundton der politischen Rede und die Farbengebung der Darstellung im Einzelnen zwar zunächst ab von der Individualität des auftretenden Redners, im Ganzen aber von den in der Verfassung den Volksvertretern zugestandenen Rechten, namentlich in Hinsicht des ihnen zugesprochenen Antheils an der Gesetzgebung, der ihnen zustehenden Bewilligung der Steuern und Abgaben, und des ihnen zugetheilten Rechts der Beschwerdeführung, oder selbst der Anklage über verwaltende Behörden, über eingerissene Mißbräuche, so wie der ihnen zukommenden Rechte der Bitter (Petitionsrecht) und der Anträge an den Regenten.

2) Die Regierung des Staates beruht auf dem Regenten desselben und auf den höchsten, im Namen des Regenten handelnden und entscheidenden Staatsbehörden. Wenn die Staatskunst, als Wissenschaft, im Allgemeinen zwischen monarchischen und republikanischen Regierungsformen, und im Besondern zwischen unbeschränkten und beschränkten Monarchieen, zwischen rein demokratischen, repräsentiv = demokratischen und aristokratischen Republiken unterscheiden muß, und selbst die seltenern Regierungsformen der Theokratie, des Staatenbundes und des Bundesstaates nicht übergehen darf; so bezieht sich die politische Beredtsamkeit, in Hinsicht auf die Regierung der Staaten, zunächst nur auf die verschiedenen Formen der Reden, welche entweder die Regenten persönlich, oder Minister und Staatsbeamte in ihrem Namen, oder auch die Vorsteher und Mitglieder einzelner Behörden im Staate an den Regenten und die Minister, und in der Mitte ihrer eignen Versammlungen über Gegenstände der Regierung zu halten haben. Nothwendig entscheidet der Stoff der Rede, und die Individualität des Redners, so wie seine persönliche Stellung, entweder aufwärts oder abwärts zu den Zuhörern, über die Form der Einkleidung und über die Wahl des Tones und der Farben in der Behandlung und Durchführung der politischen Rede

3) Die Verwaltung des Staates umschließt vier Haupttheile: die Gerechtigkeitspflege, die Polizei, das Finanzwesen und die Gestaltung des Kriegswesens im Staate, mit allen ihren einzelnen Verzweigungen, Abstufungen und Untertheilen. Ob nun gleich auch die politische Beredtsamkeit nicht ganz von dem Wirkungskreise der Polizei-, Finanz- und Militär-Behörden ausgeschlossen wird, so hat sie doch ihren weitesten Spielraum in dem Gebiete der Gerechtigkeitspflege, besonders wo in Staaten mit neuen geschriebenen Verfassungen das öffentliche und mündliche Verfahren entweder ganz, oder nur theilweise, entweder blos in Fällen des peinlichen, oder selbst über Gegenstände und Angelegenheiten des bürgerlichen Rechts eingeführt worden ist. Denn so wenig es in das Gebiet der politischen Beredtsamkeit gehört, die wichtigen Fragen über die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit des öffentlichen und mündlichen Verfahrens, über die Räthlichkeit und zweckdienliche Gestaltung der Geschwornengerichte, über die für das Ressort derselben geeigneten Gegenstände (namentlich auch Preßvergehen), und über die mit dem mündlichen und öffentlichen Verfahren in nothwendiger Verbindung stehende Veränderung und neue Bildung des Advokatenstandes zu entscheiden; so muß doch die politische Beredtsamkeit in allen Staaten und Reichen, wo diese neuen Formen innerhalb der Gerechtigkeitspflege ins öffentliche Staatsleben eingetreten sind, nicht nur einen sehr weiten Wirkungskreis, sondern auch einen unermeßlichen Umfang des Stoffes gewinnen, der vermittelst der vollendeten stylistischen Form sich öffentlich ankündigen und auf den versammelten Kreis der Zuhörer seine Wirkung hervorbringen soll. — Die gerichtlichen Reden können aber entweder von dem Richter, oder von den Parteien oder von den Advocaten derselben gehalten werden, woraus sich von selbst der Unterschied zwischen den anklagenden und vertheidigenden gerichtlichen Reden ergiebt. Auch kann man zwischen Haupt- und Neben-Reden in Hinsicht der gerichtlichen Beredtsamkeit unterscheiden *), von welchen die erstern unmittelbar, die letztern nur mittelbar auf die Entscheidung des Rechtshandels sich beziehen, inwiefern die erstern die Hauptsache, die letztern nur einen Incidentpunkt zum Gegenstande haben. — Die gerichtliche Beredtsamkeit unterscheidet sich aber von allen übrigen Gattungen und Arten der politischen Beredtsamkeit dadurch, daß streitige Rechtsfälle die Stoffe derselben bilden, woraus der Zweck dieses Zweiges der politischen Beredtsamkeit hervorgehet, der in der Vertheidigung der Rechte der Partheien, zum Behufe einer gerichtlichen Entscheidung, besteht. Diese Entscheidung aber soll **) nach Rechtsgrundsätzen eine Entscheidung aus objectiven Gründen, d. h. eine Entscheidung sein, die nicht allein mit den vorliegenden und erwiesenen Thatsachen und mit den Rechten übereinstimmt, sondern auch von dem Richter ganz allein um deswillen gefällt wird, weil sie mit diesen Bedingungen des richterlichen Urtheils übereinstimmt. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, schließt daher die gerichtliche Beredtsamkeit die (der alten Welt nicht unbekannte) absichtliche Entstellung der Thatsachen, die häufige Verdrehung des Rechts, und die rednerische Kunst von sich aus, den aufgestellten subjectiven Gründen des Redners den Sieg und die Entscheidung über den Gegenstand, mit Umgehung der rein objectiven Rechtsgründe, zu verschaffen.

*) Vgl. Karl Sal. Zachariä, Anleitung zur gerichtlichen Beredtsamkeit. Heidelberg 1810. 8.

**) Zachariä, S. 21.

b) Politische Reden in Beziehung auf das äußere Staatsleben.

So wie bei allen irdischen Organisationen das innere Leben die Grundbedingung der Ankündigung des äußern ist, und jenes eben so nach seiner Gesundheit, Ordnung, Fülle und Kraft, wie nach seiner Krankheit, Zerrüttung, Schwäche und bevorstehenden Auflösung in den Erscheinungen und Wirkungen des äußern Lebens erkannt wird; so auch bei den einzelnen Völkern und Staaten. Denn jeder Staat ist, im Kreise der äußern Erscheinung, so wie im Gebiete der Geschichte, und in der Verbindung und Wechselwirkung mit andern neben ihm gleichzeitig bestehenden Staaten und Reichen, eine irdische Organisation, deren Blüthe, Emporstreben und Kraft eben so, wie ihr Veralten, Rückwärtsschreiten und Sinken, von den unveränderlichen Gesetzen und Bedingungen des innern organischen Lebens abhängig bleibt. Zu den in dem Kreise der Erfahrung wahrnehmbaren Erscheinungen und Ankündigungen des äußern Staatslebens gehören aber theils alle Verhältnisse eines Staates, welche aus seiner rechtlichen Wechselwirkung und Verbindung mit allen übrigen, neben ihm stehenden Staaten hervorgehen; theils alle Verhältnisse, welche bei bedrohten oder verletzten Rechten des Staates durch andere Staaten eintreten. Die politische Beredtsamkeit in Beziehung auf das äußere Staatsleben muß daher nach diesen beiden im äußern Staatsleben eintretenden Hauptverhältnissen sich gestalten.

1) Im Zustande der rechtlichen und friedlichen Wechselwirkung und Verbindung des Staates mit andern Staaten werden die Stoffe der politischen Beredtsamkeit auf alle diejenigen Gegenstände und Verhältnisse sich beziehen, welche eines Ausdruckes des rechtlichen und freundschaftlichen Zustandes zwischen den einzelnen Staaten bedürfen. Dahin gehören besonders die von den Gesandten und diplomatischen Personen an die Regenten befreundeter Staaten zu haltenden Reden, z. B. bei Thronbesteigungen, Vermählungen, glücklichen Familienereignissen, gelungenen politischen Planen u. s. w., so wie die Antworten und Gegenreden der Regenten oder deren Minister auf die Anreden der auswärtigen Diplomaten. Weiter gehören dahin die Staatsreden bei dem Antritte einer gesandtschaftlichen Stelle, die Reden vor oder nach Abschließung eines Vertrages zwischen zweien Staaten, die Reden der, neben der stehenden Gesandtschaft, bisweilen abgeordneten außerordentlichen Gesandten entweder für gewisse politische Zwecke (z. B. in der Nähe eines ausbrechenden Krieges, zur Uebernahme der Vermittelung während der Zwiste, und während des schon begonnenen Krieges zwischen zweien Mächten u. s. w.), oder für gewisse Hoffeierlichkeiten (z. B. bei der Regierungsjubelfeier eines Fürsten rc.). Nicht selten sind in den Zeiten politischer Schwankung und Gährung die von Regenten, Diplomaten und andern Staatsbeamten in Beziehung auf die auswärtigen Verhältnisse gehaltenen Reden absichtlich darauf berechnet, die politische Gesinnung eines Hofes öffentlich auszusprechen, oder auch die politische Stimmung der übrigen Mächte zu erforschen, inwiefern solche öffentliche Staatsreden sehr oft von andern Mächten berücksichtigt, und selbst förmlich beantwortet werden. — Welchen Einfluß, in allen diesen Beziehungen, das Gefühl und die Stellung einer Macht des dritten oder vierten politischen Ranges auf die Einkleidung und den Ton der politischen Rede gegen eine Macht des ersten und zweiten politischen Ranges, — oder das Gefühl und die Stellung einer Macht des ersten politischen Ranges in der Sprache gegen eine Macht des dritten und vierten Ranges behauptet, gehört nicht der Theorie der Beredtsamkeit, sondern der Staatskunst zu entscheiden an; nur daß in den wirklich vorhandenen politischen Reden dieser Art (z. B. in den französischen zu Napoleons Zeit, in den britischen, selbst in den nordamerikanischen) der Einfluß jenes Gefühls und jener thatsächlichen Stellung der Mächte nach Außen sich nicht verkennen läßt.

2) Noch stärker ist gewöhnlich die Farbe und die Ankündigung dieses Tones in Beziehung auf das äußere Staatsleben, sobald zwischen zweien oder mehreren Staaten das Verhältniß der Spannung, der Feindseligkeiten und des Krieges eintritt. Mögen Staatsrecht und Staatskunst darüber entscheiden, ob und wann zwischen Staaten Retorsionen, Repressalien, Abbrechung der freundschaftlichen Verhältnisse und Kriegserklärungen nöthig sind; in das Gebiet der politischen Beredtsamkeit gehört blos die Behandlung des jene Zwiste, Spannungen und zuletzt die Kriegserklärung herbeiführenden Stoffes vermittelst einer in sich vollendeten rednerischen Form. Doch müssen zu diesem Kreise auch die politischen Reden gerechnet werden, welche der Aussöhnung der kriegführenden Staaten im Frieden vorausgehen und nachfolgen.

### Ueber den Inhalt und Geist der politischen Reden.

Sollen die politischen Reden, in Hinsicht auf die Verhältnisse des innern und äußern Staatslebens, den aufgestellten Forderungen genügen, so setzen sie bei dem Redner eine gründliche allgemeine Bildung seines Geistes, und namentlich eine tiefe und umschließende Kenntniß der gesammten Staatswissenschaften voraus. Denn wie der religiöse Redner, der seiner hohen Bestimmung entsprechen will, im Allgemeinen mit gründlichen Kenntnissen der Sprachen, der Philosophie und der Religions- und Culturgeschichte der Menschheit, und im Besonderen mit der tiefsten Erforschung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre ausgestattet sein muß; so wird auch von dem politischen Redner eine eben so weitreichende Kenntniß der classischen Sprachen des Alterthums, denen bekanntlich die ersten Muster der politischen Beredtsamkeit angehören, und ein sorgfältiges Erforschen der Philosophie und der allgemeinen Geschichte verlangt, bevor er mit Erfolg dem besondern Studium der einzelnen Staatswissenschaften sich widmen kann. Denn ob er gleich nicht selbst Philosophie verkündigen soll, so bedarf er doch des philosophischen Geistes, um alle Angelegenheiten und Verhältnisse des innern und äußern Staatslebens aus dem höchsten, d. i. aus dem rein menschlichen Standpunkte zu fassen. Er bedarf namentlich der empirischen Psychologie, der Logik, der Metaphysik, der Sitten- und Rechtslehre, um über die höchsten Angelegenheiten unsers Geschlechts mit sich selbst einig zu werden. Zugleich bedarf er aber auch der genauesten Bekanntschaft mit der allgemeinen Geschichte, um den Gang der geistigen und politischen Entwickelung und Bildung, so wie die Ursachen des Steigens und Sinkens, des

Veraltens und des Erlöschens vieler Völker, Staaten und Reiche der Vorzeit, des Mittelalters und selbst der neuern Zeit zu überschauen und zu erforschen; denn die Gegenwart soll sich kennen und verstehen lernen in dem Spiegel der Vergangenheit nach allen ihren Licht- und Schattenseiten, nach allen Bedingungen des fröhlichen Gedeihens und Fortschreitens der jetzt bestehenden Staaten, so wie nach allen in der Geschichte angedeuteten Verirrungen und politischen Mißgriffen im innern und äußern Leben der Staaten und Reiche.

Unter allen Theilen und Zweigen der Geschichte muß aber die Geschichte des vaterländischen Staates dem politischen Redner am bekanntesten sein. Denn nur sie kann ihm ein wahres Bild von dem ehemaligen und gegenwärtigen Zustande desselben vermitteln; nur durch sie kann er lernen, wie und unter welchen Verhältnissen der vaterländische Staat die verschiedenen Zeiträume seines politischen Lebens durchging; was in den einzelnen Zeiträumen für die Grundbedingungen seines innern und seines äußern Lebens geschah, und durch wen; welche Fürsten und Staatsmänner die Ankündigung des innern und des äußern Lebens, und die Wechselwirkung beider auf einander förderten oder hinderten, vorwärts oder rückwärts brachten; in welchen Verhältnissen zu den Nachbarstaaten und zu dem ganzen Auslande der vaterländische Staat in den einzelnen Abschnitten seines politischen Daseins stand; wie und wodurch der Geist des Volkes in der Cultur gesteigert oder gelähmt ward; was Verfassung, Regierung und Verwaltung, was Religion und Sitten auf den Geist des Volkes wirkten; wie, in staatswirthschaftlicher Hinsicht, in seiner Mitte Feldbau, Gewerbfleiß, Handel, Künste und Wissenschaften gegeneinander sich verhalten, und auf welchem Punkte des politischen Gewichts und Einflusses eben gegenwärtig der vaterländische Staat steht, weil selbst der politische Takt und die politische Sprache des Redners größtentheils davon abhängt, und anders ein britischer, als ein portugiesischer Staatsmann, anders ein russischer, östreichischer und preußischer, als ein spanischer und schweizerischer Diplomat, sich in den einzelnen Formen der politischen Beredtsamkeit ankündigen wird.

Besonders aber verlangt die politische Beredtsamkeit in ständischen Versammlungen und in den verschiedenen diplomatischen Aemtern die gründlichste Erforschung des philosophischen Staatsrechts, des praktischen Völkerrechts, der Volks- und Staatswirthschaftslehre, der Finanz- und Polizeikunde, der eigentlichen Staatskunst (Politik) als selbstständiger Wissenschaft, des öffentlichen Staats- oder Verfassungsrechts in den mit geschriebenen Verfassungen ausgestatteten europäischen und amerikanischen Staaten, so wie der Geschichte des europäischen Staatensystems seit der Entdeckung des vierten Erdtheils, der Staatenkunde (Statistik), und der eigentlichen Diplomatie, nach deren wesentlicher Verschiedenheit von der Diplomatik, die, während jene dem abgeschlossenen reichen Kreise der Staatswissenschaften zufällt, in das Gebiet der Hülfswissenschaften der Geschichte gehört.

### Ueber die Form der politischen Reden.

Wenn gleich das Gesetz der Form, nach Richtigkeit und Schönheit, als den beiden Grundbedingungen jeder stylistisch vollendeten Form, auch das höchste Gesetz und die unnachläßliche Forderung an jede politische Rede bleibt, so unterscheiden sich doch die meisten politischen Reden, theils nach ihrer logischen Begründung und Durchführung, theils nach ihrem ästhetischen Charakter und Tone, sehr wesentlich von den religiösen Reden. Schon der Eingang der politischen Rede ist gewöhnlich anders, als bei der religiösen Rede; in vielen Fällen beschränkt er sich blos auf einige kurze und vorbereitende Sätze, denen sogleich das Thema folgt. Das Thema selbst muß allerdings nach logischen Regeln, entweder als Partition, oder als Division, durchgeführt werden; allein selten wird in der politischen Rede die Gliederung der einzelnen Theile und Untertheile mit so vieler Schärfe hervortreten, als in der religiösen Rede gewöhnlich geschieht. Die politische Rede ist in den meisten Fällen mehr ein freier, vom augenblicklichen Interesse eingegebener, Erguß der Beredtsamkeit, als eine sorgfältig im Voraus bearbeitete und gleichmäßig in allen Theilen durchgeführte Rede, wie es die religiöse Rede sein soll. Namentlich wird der Redner in Parlamenten und ständischen Versammlungen in vielen Fällen unvorbereitet auftreten, und aus der eigenthümlichen Kraft seines gebildeten Geistes sprechen müssen; auf ähnliche Weise sehr oft, in der gerichtlichen Beredtsamkeit, der Anwalt und der Richter.

Seltner, als der religiöse Redner, wird der politische Redner in den Fall kommen, eigentlich zu belehren; in den meisten Fällen wird er einen, mit den zu behandelnden Thatsachen oder politischen Verhältnissen bekannten und darauf vorbereiteten, Kreis von Zuhörern voraussetzen können, und deshalb sogleich für seine Ansicht ihren Verstand zu überzeugen, ihr Gefühl zu bewegen und zu erschüttern, und ihren Willen zu Handlungen zu bestimmen suchen. Beabsichtigt er aber nicht blos Ueberredung, son-

dern Ueberzeugung, so muß die Wahrheit, und die von ihr unmittelbar ausgehende heilige Kraft der Ueberzeugung auf seiner Seite stehen. Und will er nicht vergebens über den Reichthum, die Fülle, den Wohllaut und die Kraft der Sprache gebieten, so bringe er die rechtliche und sittliche Seite des von ihm behandelten Gegenstandes in unmittelbare Berührung mit dem Gefühls- und Bestrebungsvermögen seiner Zuhörer. Denn tief in jedem unverdorbenen Gemüthe liegt, für alle Verhältnisse, Ankündigungen und Erscheinungen des bürgerlichen und politischen Lebens, das Bedürfniß ihrer Angemessenheit zu dem Ideale der Sittlichkeit, das gleichmäßig Recht und Pflicht in sich einschließt. Je mehr nun der in Rede behandelte Stoff aus dem Standpunkte des ewig geltenden Rechts und der Pflicht gefaßt werden kann, und von dem Redner gefaßt wird, desto unaufhaltbarer und bleibender ist seine Wirkung. Dies haben in der Welt des Alterthums und der neuern Zeit die Despoten und Usurpatoren, die nach Willkühr handelnden kirchlichen und weltlichen Machthaber, die Großinquisitoren und die Oberbehörden der geheimen Polizei, die leidenschaftlichen oder bestochenen Richter in den Gerichtshöfen, und die Fürsten gefühlt, welche friedliche Staaten mit ungerechten Kriegen überzogen. Wie viel hat doch seit Wilhelm dem Oranier die politische Beredtsamkeit im Parlamente der Briten bewirkt*); man denke nur an Burke's Reden gegen die französische Revolution oder gegen Hastings, den Generalgouverneur von Ostindien; an Pitt und Fox; an Wilberforce's Reden gegen den Sklavenhandel; an die Reden beim Prozesse der Königin Karoline in beiden Häusern; an Whitbread's, Brougham's und Wilson's Reden seit dem Jahre 1814 über die Gesammtangelegenheiten in Europa; — oder an die Vertheidigungsrede Ludwigs XVI. von Deseze; an die oft meisterhaften Reden französischer Anwalte vor Gericht; an viele nachdrucksvolle politische Reden in Frankreich während und nach Napoleons Zeit; z. B. an Portalis Reden bei Bekanntmachung des Concordats vom Jahre 1801; an Carnots Rede im Jahre 1804 gegen Napoleons Kaiserwürde im Tribunate gehalten; an Royer Collards Rede 1825 gehalten gegen das Sacrileggesetz u. a. — Je tiefer daher der Stoff einer politischen Rede ins Gebiet der unerschütterlichen Wahrheiten des Rechts und der Pflicht eingreift, je mehr der Redner es versteht, die rechtlichen und sittlichen Interessen seiner Zuhörer aufzuregen, je weniger die politische Rede blos die Farbe der kalten Convenienz und des abgeschliffenen Hoftons, oder der Charakter der Verstellung, der Erschleichung, und der beabsichtigten Täuschung an sich trägt, — desto mehr wird sie wirken, und desto unaufhaltsamer werden ihre Folgen im eigentlichen Staatsleben sein.

* * *

Ob nun gleich nach den aufgestellten Grundsätzen und nach den vorliegenden Beispielen der politischen Beredtsamkeit bei den Griechen, Römern und Briten, so wie bei den Franzosen in neuerer Zeit der politische Redner im Allgemeinen mit mehr Freiheit sich bewegen darf, als der religiöse Redner: so darf er doch nie der Gesetze der Denklehre sich für entbunden halten, oder, — in den entgegengesetzten Fehler fallend, — mit Vernachlässigung der wesentlichen Eigenschaften der Schönheit der Form, blos durch die sorgfältig berechnete logische Gliederung und Aufeinanderfolge der darzustellenden Begriffe seinen Zweck zu erreichen suchen.

Sobald die politische Rede nicht bloße Harangue — (kurze Anrede) ist, deren in der Ergänzungsklasse rednerischer Formen gedacht wird, sobald muß aus dem Zusammenhange des Ganzen erhellen, daß der Redner das Verhältniß des Eingangs zur Aufstellung des Thema richtig würdigte, so wie er das innere Verhältniß der Erzählung (narratio), wo diese in Beziehung auf Thatsachen hingehört, der Beweisführung, der Widerlegung der entgegengesetzten Meinungen und Ansichten, und des Schlusses der Rede gegen einander im Voraus sorgfältig zu berechnen verstand. Auf gleiche Weise muß ihm vorschweben, wie und wodurch er auf das Gefühl, besonders aber auf das Bestrebungsvermögen zu wirken vermag, damit er nicht blos seine Zuhörer für seine Ansicht gewinne, sondern auch, durch die ihnen zugeführte feste Ueberzeugung, sie zu Entschlüssen und Handlungen bringe, wodurch das, was er mit seiner Rede beabsichtigte, verwirklicht wird.

### Ueber die politische Beredtsamkeit bei den Deutschen.

Die Sprache der politischen Beredtsamkeit ist bei den Deutschen im Ganzen noch jetzt in ihrer Kindheit; auch darf diese Erscheinung und der Mangel an entsprechenden Beispielen für die politische Beredtsamkeit aus der vaterländischen Literatur nicht befremden, weil, während die religiöse Beredtsamkeit bei den Deutschen allen

*) Man vergleiche darüber: Geschichte der englischen Parlamentsberedtsamkeit, von D. H. Hegewisch. Altona, 1804, 8. und Adam Müllers zwölf Reden über die Beredtsamkeit und deren Verfall in Deutschland. Leipzig 1816, 8. S. 129 ff.

übrigen europäischen Völkern voraneilte, weder in der Verfassung des deutschen Reichs, noch in der frühern Form der in den meisten deutschen Staaten bestehenden ständischen Versammlungen, noch in der Einrichtung der Gerechtigkeitspflege und des gerichtlichen Verfahrens, eine Veranlassung zur Entwickelung und Anwendung der politischen Beredsamkeit lag. Doch sind in den beiden letzten Jahrzehenden allerdings einzelne treffliche politische Reden erschienen, in welchen deutsche Redner theils in ständischen Versammlungen, theils über Gegenstände der besondern Zweige der Staatsverwaltung, namentlich der Gerechtigkeitspflege, theils über politische Stoffe überhaupt, den voranleuchtenden Mustern der Griechen und Römer in der Welt des Alterthums, und den ausgezeichneten politischen Rednern Großbritanniens nachstrebten. Namentlich sind in den ständischen Versammlungen Baierns und Badens seit dem Jahre 1819 einige gediegene politische Reden gehalten worden.

---

## Ueber den Charakter des Wilhelm Tell in Schillers Drama *).

Von L. Börne.

Aus Schillers liebevollem, weltumfluthendem Herzen entsprang Tells beschränktes, häusliches Gemüth und seine kleine enge That; die Fehler des Gedichtes sind die Tugenden des Dichters. Wäre es mir auch immer gleichgültig, nur dieses Mal möchte ich nicht mißdeutet sein — ich vermisse, doch ich beklage nicht. Der reiche Schatz der Kunst kann eine Kostbarkeit entbehren, das Seltenste ist ein edler Geist. Dem liebenswürdigen Schiller stehen seine Mängel besser, als besseren Dichtern ihre Vorzüge an. Ihm zittert das Herz, ihm zittert die Hand, welche formen soll, und formlos schwanken die Gestalten. Der Frost bildet glänzende Krystalle, bildet schöne Blumen an den Fensterscheiben, der Frühling schmilzt sie weg; das Glas wird leer, doch durchsichtig, und zeigt den warmen blauen Himmel; das Auge staunt nicht mehr an, aber es weint.

Es thut mir leid um den guten Tell, aber er ist ein großer Philister. Er wiegt all sein Thun und Reden nach Drachmen ab, als stünde Tod und Leben auf mehr oder weniger. Dieses abgemessene Betragen, im Angesichte grenzenlosen Elends und unermeßlicher Berge, ist etwas abgeschmackt. Man muß lächeln über die wunderliche Laune des Schicksals, das einen so geringen Mann bei einer fürstlichen That Gevatter stehen, und durch dessen linkisches Benehmen die ernste Feier lächerlich werden ließ. Tell hat mehr von einem Kleinbürger, als von einem schlichten Landmann. Ohne aus seinem Verhältnisse zu treten, sieht er aus seinem Dachfenster über dasselbe hinaus; das macht ihn klug, das macht ihn ängstlich. Als braver Mann hat er sich zwar den Kreis seiner Pflichten nicht zu eng gezogen; doch thut er nur seine Schuldigkeit, nicht mehr und nicht weniger. Er hat eine Art Lebensphilosophie und ist mit Ueberlegung, was seine Landsleute und Standesgenossen aus bewußtlosem Naturtriebe sind. Er ist ein guter Bürger, ein guter Vater, ein guter Gatte. Es ist sehr komisch, daß er seinen gesunden Bergesknaben, starken Kindern einer rauhen Zeit, eine Art Erziehung giebt, wie sie Salzmann in Schnepfenthal den seidnen Püppchen des achtzehnten Jahrhunderts gab. Er härtet sie ab, sie sollen ausgerüstet werden gegen das Ungemach des Lebens, ja er bemüht sich sogar, ihren Verstand aufzuklären, und die abergläubische Wirkung der Ammenmährchen zu zerstören. Tell hat den Muth des Temperaments, den das Bewußtsein körperlicher Kraft giebt; doch nicht den schönen Muth des Herzens, der, selbst unermeßlich, die Gefahr gar nicht berechnet. Er ist muthig mit dem Arm und furchtsam mit der Zunge; er hat eine schnelle Hand und einen langsamen Kopf, und so bringt ihn endlich seine gutmüthige Bedenklichkeit dahin, sich hinter den Busch zu stellen und einen schnöden Meuchelmord zu begehen, statt, mit edelm Trotze, eine schöne That zu thun.

Tells Charakter ist die Unterthänigkeit. Der Platz, den ihm die Natur, die bürgerliche Gesellschaft, und der Zufall angewiesen, den füllt er aus und weiß ihn zu behaupten; das Ganze überblickt er nicht, und er bekümmert sich nicht darum. Wie ein schlechter Arzt, sieht er in den Uebeln des Landes und seinen eigenen, nur die Symptome, und nur diese sucht er zu heilen. Geschickt und bereit den einzelnen Bedrängten und sich selbst zu helfen in der Noth, ist er unfähig und unlustig, für das Allgemeine zu wirken. Als der flüchtige Baumgarten seine Landsleute um Beistand anfleht, denken diese mehr an die Verfolgung als an den Verfolgtrn, lassen sich erzählen, klagen um das Land und zaudern mit der Hülfe. Tell erscheint, fieht nicht auf die Verfolgung, sondern nur auf den Verfolgten und rettet ihn. Ein solcher Mann kann in einem Schiffbruche, als guter Schwimmer, vielen Verunglückten Hülfe leisten; doch unfähig das Steuer zu führen, wird er den Schiffbruch nicht verhüten können. Wenn

---

*) Aus: Ludw. Börne's Schriften. 2r Theil, Hamburg, 1829.

er nun in einem Sturme den Geängsteten zuruft: fürchtet euch nicht, ich kann schwimmen; ich ziehe euch aus dem Wasser — wird er, wie überall, wo der Charakter mit den Verhältnissen in Widerspruch steht, komisch erscheinen, und eine Wirkung hervorbringen, die der ernsten Würde der Tragödie schädlich ist.

Auf dem Rütli, wo die Besten des Landes zusammenkommen, fehlte Tells Schwur; er hatte nicht den Muth, sich zu verschwören. Wenn er sagt:

Der Starke ist am mächtigsten allein —

so ist das nur die Philosophie der Schwäche. Wer freilich nur so viel Kraft hat, grade mit sich selbst fertig zu werden, der ist am stärksten allein; wem aber nach der Selbstbeherrschung noch ein Ueberschuß davon bleibt, der wird auch Andere beherrschen, und mächtiger werden durch die Verbindung. Tell versagt dem Hute auf der Stange seinen Gruß; doch man ärgert sich darüber. Es ist nicht der edle Trotz der Freiheit, dem schnöden Trotz der Gewalt entgegengesetzt; es ist nur Philisterstolz, der nicht Stich hält. Tell hat Ehre im Leibe, er hat aber auch Furcht im Leibe. Um die Ehre mit der Furcht zu vereinigen, geht er mit niedergeschlagenen Augen an der Stange vorüber, damit er sagen könne, er habe den Hut nicht gesehen, das Gebot nicht übertreten. Als ihn Geßler wegen seines Ungehorsams zur Rede stellt, ist er demüthig, so demüthig, daß man sich seiner schämt. Er sagt, aus Unachtsamkeit habe er es unterlassen, es solle nicht mehr geschehen — und wahrlich, hier ist Tell der Mann, Wort zu halten.

Der Apfelschuß war mir immer ein Räthsel, ja mehr — ein Wunder. Er soll geschehen sein, man glaubt daran, gleichviel. Die Natur ist oft unnatürlich, sie schafft Mißgestalten, und die Geschichte ist oft undramatisch; aber man muß das liegen lassen. Ein Vater kann alles wagen um das Leben seines Kindes, doch nicht dieses Leben selbst. Tell hätte nicht schießen dürfen, und wäre darüber aus der ganzen schweizerischen Freiheit nichts geworden. Man frage nur die Zeugen der That, man höre, was sie sagen, beobachte die Schweigenden — sie alle haben sie verdammt. Ja die gelungene That ist noch ganz so häßlich, als es die gewagte war; das Entsetzen bleibt, und die Furcht, der Vater hätte sein Kind treffen können, ist größer, als die frühere war, er könnte es treffen. War Geßlers Gebot so ungeheuer, daß es einen Vater ganz aus der Natur werfen konnte, und er nicht mehr bedachte, was er that: so hätte auch Tell, ohne Bedacht, dem Befehle nicht gehorchen, oder den Tyrannen erlegen sollen. Aber er war doch besonnen genug, wie ein Weib zu bitten, und sein lieber Herr, lieber Herr zu sagen, wofür der bange Mann Ohrfeigen verdient hätte. Daß er dem Landvogt tollkühn eingestand, was er mit dem zweiten Pfeile im Sinne geführt, das war auch wieder Philisterei; die ehrliche Haut kann nicht lügen. Dieses ängstliche Wesen, diese Unbeholfenheit des guten Tell, entsprang aber nicht aus Scheu des Unterthanen vor seinem Herrn — dieses Gefühl, wie er später gezeigt, konnte er überwinden — nein, es war die Scheu des Bürgers, dem Edelmann gegenüber. Ganz anders betrug sich der Ritter Rudenz. Das ist es aber eben, und das hätte der Dichter bedenken sollen. Man muß das Bürgervolk nur immer in Masse kämpfen lassen; man darf keinen Helden aus seiner Mitte an seine Spitze stellen. Der schönste Kampf kommt in Gefahr dadurch lächerlich zu werden.

Es ist traurig — ja schlimmer: es ist verdrüßlich, daß Tell in die Lage kommt, um der guten Sache willen, schlechte Streiche machen zu müssen. Verrath kann wohl nothwendig werden, aber sittlich wird er nie, auch nicht, wenn an Feinden begangen. Und ist es nicht Verrath, ist es nicht ein schlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt sich auf dem See seiner Hülfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entspringt, es in die Wellen zurückstößt, und wieder dem Sturme Preis giebt? Tell zeigt sich hier auch wieder als Pedant, als Schulmoralist und buchstäblicher Worthalter. Er glaubt nicht den Landvogt getäuscht zu haben; er versprach ihn aus der gegenwärtigen, zehn Schuh breiten Gefahr zu retten, und dies hat er gethan. Dem Schiffer, dem Tell nach seiner Befreiung das Ereigniß erzählte, sagt er:

Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
Getrau' ich mir's, und helf uns wohl hindannen.
So ward ich meiner Bande los und stand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin; —

das nennt er redlich hinfahren! Wie ist nur der schlichte Mann zu dieser feinen jesuitischen Sinnesdeutung gerathen? .... Jetzt kommt Geßlers Mord. Ich begreife nicht, wie man diese That je sittlich, je schön finden konnte. Tell versteckt sich, und tödtet, ohne Gefahr, seinen Feind, der sich ohne Gefahr glaubte. Die Natur mag diese That rechtfertigen, so gut es ihr möglich ist, aber die Kunst vermag es nie. Als Tell später mit Johann von Schwaben zusammentrifft, und dieser mit dem Mordgesellen Brüderschaft machen will, stößt ihn Jener mit Abscheu zurück und spricht:

Unglücklicher!
Darfst Du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?

Doch Tell irrt. Aus Ehrfucht hat er freilich den Landvogt nicht getödtet, doch mit Nothwehr — sollte diese ja, gegen eine rechtliche Obrigkeit, je rechtlich statt finden können — kann er sich nicht entschuldigen. Damals, wenn er, um den Schuß von seinem Kinde abzuwenden, den Bogen nach Geßlers Brust gerichtet hätte, wäre es Nothwehr gewesen, später war es nur Rache, wohl auch Feigheit — er hatte nicht den Muth, eine Gefahr, die er schon mit Zittern kennen gelernt, zum zweiten Male abzuwarten.

Sollte ich aber jetzt auf die Frage Antwort geben: wie es denn Schiller anders und besser hätte machen können? — wäre ich in großer Verlegenheit. Der dramatische Dichter, der einen geschichtlichen Stoff behandelt, kann eine **wahre** Geschichte nach seinem Gebrauche ummodeln; denn es schadet der Geschichte nicht, man kennt sie, und sie bleibt doch geschehen, wie sie geschah. Eine geistige **Ueberlieferung** aber darf er niemals ändern. Diese besteht nur durch den Glauben, und wird zerstört, wenn der Glaube umgeworfen oder anders gerichtet wird. Eine solche Ueberlieferung ist das Ereigniß mit Tell. Aus diesem Zwange aber entsprangen Verhältnisse, mit welchen die Kunst nicht fertig werden konnte. Schiller führte uns, mit Bedacht und Geschicklichkeit, die Leiden der Schweizer vor Augen; wir sehen, was Baumgarten, Melchthal, Bertha und die übrigen dulden und fürchten. Diese Leiden fließen endlich in ein Meer der Noth zusammen, das Alles bedeckt; diese Klagen bilden endlich eine Vereinigung, die das Land rettet. Tell aber ragt im Thun und Leiden zu monarchisch vor, gehört nicht zu dem topographischen Schicksale der Schweiz und ist übrigens der Mann nicht, eine monarchische Rolle zu spielen. Er ist zu ängstlich, bedenkt zu viel und duckt sich gern. Den Mann mit breiten Schultern füllt nicht ganz seine Seele aus. Warum ihn aber Schiller so behandelt, ist schwer zu erklären. Er hätte ihn können alles thun, alles ertragen lassen, was er gethan und ertragen, und ihn dabei trotziger, hochsinniger, gebietender machen können.

Wilhelm Tell bleibt aber doch eines der besten Schauspiele, das die Deutschen haben. Es ist mit Kunstwerken wie mit Menschen: sie können bei den größten Fehlern liebenswürdig sein. Was heißt aber ein liebenswürdiges Schauspiel? Ein liebenswürdiges Schauspiel ist ein Schauspiel, das liebenswürdig ist; die Kritik weiß hierüber nicht mehr, als jedes andere Frauenzimmer.

---

## Schiller *).

Von W. Menzel.

Obgleich **Schiller** sich weit über alle diese Dichter erhoben hat, so vermag ich doch an keiner schicklichern Stelle über ihn zu reden. Sein unsterbliches Wirken ging ursprünglich aus demselben Sturm und Drange, aus derselben ersten romantischen Grobheit hervor, die wir als tiefes und wahres Gefühl bei Schubart, und als Affektation einer Modesache in Göthes Götz erkennen. Ja seine ersten Räuber- und Revolutionsstücke schienen in der Form und Sprache noch der beliebten Manier zu huldigen, bis man merkte, daß hier ein viel größerer Geist sich nur die erste Bahn gebrochen habe. In der That verhält sich Schiller zu dem Pöbel der Ritter-, Räuber- und Gespensterromanfabrikanten wie Karl Moor zu seinen Gesellen, eine Zeitlang ihres Gleichen und doch weit über sie erhaben.

Schiller wurde in diese allerdings gemischte Gesellschaft fortgerissen, da bei ihm die Kraft viel früher da war, als die Grazie, die sie beherrscht, und da er, unter einer kleinlichen, jede Bewegung vorschreibenden militärischen Zucht aufgewachsen, nothwendig am entgegengesetzten Extreme, einer ausgelassenen Wildheit Vergnügen finden mußte. Aber schon bei seinem ersten Auftreten beurkundete er die ihm noch unbewußte höhere Sendung.

Er ahnte zuerst, daß, während die moderne Poesie von den falschen Idealen der Gallomanie zur einfachen Natur allerdings zurückgeführt habe, es dagegen wieder die Aufgabe der romantischen Poesie geworden sei, von der falschen Natur zu den reinen Idealen zurückzukehren. Die meisten Stürmer und Dränger und nachherigen Romantiker begnügten sich, der Modernität die Bilder anderer Zeiten und Sitten, oft sogar nur andere Kostume entgegenzuhalten, oder phantastische Traumzustände, in denen jede Liebhaberei und Eitelkeit sich ihre Befriedigung vorgaukelte. Aber Schiller faßte die Sache tiefer auf und wollte nicht, daß man ein Zeitalter dem andern, sondern daß man das ewige Ideal der zeitlichen Gemeinheit entgegensetze, daß man daher auch nicht beim Kostume und bei den äußern Umständen und Zuständen stehen bleibe, sondern den **Menschen** in großen Charakterbildern darstelle. Ob antik, ob romantisch, ob modern, gleichviel, das Menschliche bleibt sich in allen Zeiten gleich. Es adelt oder entadelt jede Zeit, und die Dichter tragen, jenachdem sie es auffassen, zur Erhebung oder Entwürdigung der Men-

*) Aus dessen: die deutsche Literatur. N. A. Stuttgart 1836.

schen bei. Darum, glaubte Schiller, sei es die höchste Aufgabe des Dichters, das Menschliche in der edelsten Idealität aufzufassen, wie die griechische Kunst einst in ihrer höchsten Blüthe, wenn auch nur in der Darstellung des Körperlichen, dasselbe gethan, d. h. die göttliche Bildung des Menschen dargestellt hatte. In dieser höchsten Aufgabe schien ihm aller Streit der Schule vernichtet und er selbst vermochte niemals, wenn ihn auch Göthe desfalls unablässig verschonte, das Antike, Romantische und Moderne streng zu scheiden und gleich diesem seinen vornehmen Freunde eine Maske nach der andern vorzunehmen. Modern in Kabale und Liebe, romantisch in Wallenstein und der Jungfrau von Orleans, antik in der Braut von Messina ist doch Schiller überall derselbe, und die verschiedene Form verschwindet vor dem gleichen Geiste.

Wie man ihm aber schon während seines Lebens sein Idealisiren zu verleiden, ihn zum Gemeinen und zur Spielerei mit Formen herabzuziehen trachtete, so ist er auch nach seinem Tode aus demselben Grunde oft mißverstanden und angefeindet worden. Bald tadelte man die Philosophie, bald die Moralität, durch die er die Poesie verfälscht habe. Selbst seine im Drama zu lyrisch scheinende Wärme des Gefühls warf man ihm vor, nur um beständig sich selbst und das Publikum über Schillers wahre Größe zu täuschen. Daß diese Größe, als eine sittliche, den frivolen und gemein gesinnten Poeten jederzeit tödtlich verhaßt war, seinen falschen Freunden nicht weniger, wie seinen ausgesprochenen Feinden, ist höchst natürlich. Er stellte edle große Charaktere dar; aber die Philister und Sentimentalen wollten nur das Kleinliche, und die Frivolen nur das Unsittliche, nur die Beschönigung jedes Lasters und jeder unwürdigen Schwäche. Von der letzten Seite her, durch die romantische Lüderlichkeit der Schlegelschen Schule wurde Schiller heftig und mit der Bosheit angegriffen, die der Unreine dem Reinen gegenüber so selten unterdrücken kann. Von den Philistern und Sentimentalen wurde Schiller bewundert, aber ohne daß sie ihn verstanden hätten, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, Schiller verlange, indem er edle Menschlichkeit predigte, auch von ihnen, daß sie sich kräftigen und veredeln sollten.

Dennoch wurde Schiller der bei weitem populärste aller unserer Dichter, seine Werke kamen in jedermanns Hände, sein Name überstrahlte in den Augen des Volks jeden andern, selbst den Göthes, der nur bei der Aristokratie der Bildung den höhern Rang behauptete. Diesen unendlichen Ruhm hat keine Koterie, keine Kritik, keine Gunst erzeugt, sondern lediglich die einfache Wirkung der Schillerschen Poesie auf die Mehrheit des noch unverbildeten Publikums, der noch unverdorbenen Jugend, oder des eigentlich sich selbst repräsentirenden Volks, das von der Macht der Wahrheit, von der Schönheit eines ächten Seelenadels, von der Begeisterung für alles Heilige und Hohe immer hingerissen wird und durch diese Empfänglichkeit die Höhergebildeten, die dafür schon zu verdorben und abgeschwächt sind, nicht nur beschämt, sondern auch deren schädlichen Einfluß neutralisirt. Ich liebe Schiller doppelt, weil er nicht nur so edel ist, sondern weil auch sein Volk dieß erkannt hat, und weil sein Name Legionen niedriger Geister, die an der Zerstörung des deutschen Charakters arbeiten, zurückschreckt.

Was Schillers Werken eine so große Macht über die Geister verliehen, ist zugleich ihre größte Liebenswürdigkeit, nämlich das Jugendliche. Er ist der Dichter der Jugend, und wird es immer bleiben, denn alle seine Gefühle entsprechen dem ersten Aufschwung des noch unverdorbenen jugendlichen Gemüthes, der noch reinen Liebe, dem noch unerschütterten Glauben, der noch warmen Hoffnung, der noch ungeschwächten Kraft junger Seelen. Er ist aber auch der Liebling Aller, die sich ihre Tugend bewahrt haben, deren Sinn für das Wahre und Rechte, Große und Schöne nicht auf dem Markte des gemeinen Lebens erstorben ist.

Schiller trat in einem verdorbenen, altersschwachen Zeitalter mit jugendlicher Kraft auf, mit einem wunderbar starken und zugleich jungfräulich reinen Herzen. Er hat die deutsche Poesie gereinigt, und verjüngt. Kraftvoller und siegreicher, als jeder Andere, hat er die unsittliche Richtung des in seiner Zeit herrschenden Geschmacks bekämpft. Ungeblendet von dem glänzenden Witze seiner Zeit hat er es gewagt, sich wieder an die reinsten und ursprünglichsten Gefühle des Menschen zu wenden, und den Spöttern einen strengen und heiligen Ernst entgegen zu setzen. Ihm gebührt der Ruhm, den Geist der Poesie erfrischt, geläutert und veredelt zu haben. Deutschland erfreut sich bereits der Früchte dieser Umgestaltung; denn seit Schillers Auftreten hat unsre ganze Poesie einen würdigen Ton angenommen. Und auch unsere Nachbarvölker sind von diesem Geiste ergriffen worden, und Schiller übt auf die große Veränderung, die gegenwärtig in dem Geschmack und in der Poesie derselben vorgeht, einen mächtigen Einfluß, den sie selbst laut anerkennen.

Wir haben ihm noch mehr zu danken, als die Reinigung des Kunsttempels. Seine Dichtungen haben auch außerhalb des Kunstgebiets unmittelbar auf das Leben gewirkt. Der mächtige Zauber seines Liedes hat nicht blos die

Phantasie der Menschen, er hat auch die Gewissen ergriffen, und der Feuereifer, mit dem er gegen alles Schlechte und Gemeine in den Kampf trat, die heilige Begeisterung, mit der er die anerkannten Rechte und die beleidigte Würde der Menschen so oft und so siegreich vertheidigte, wie keiner vor ihm, machen seinen Namen nicht blos unter den Dichtern, sondern auch unter den edelsten Weisen und Heroen glänzen, die der Menschheit theuer sind.

Es giebt keinen Grundsatz, kein Gefühl der Ehre und des Rechts, die nicht mit einer schönen Stelle, die nicht mit einer bedeutungsvollen Sentenz aus Schillers Dichtungen bekräftigt werden könnten, und diese Aussprüche leben im Munde des Volkes.

Schiller hat seine ganze poetische Kraft in die Darstellung des Menschen, und zwar des Ideals menschlicher Seelengröße und Seelenschönheit, des höchsten und geheimnißvollsten aller Wunder zusammengedrängt. Die äußere Welt galt ihm überall nur als Folie, als Gegensatz oder Gleichniß für den Menschen. Der blinden Naturgewalt stellt er die sittliche Kraft des Menschen gegenüber, um diese in ihrem höhern Adel oder kämpfend in ihrer siegenden Stärke zu zeigen, so im Taucher, in der Bürgschaft; oder er legt einen menschlichen Sinn in die Natur, und giebt ihren blinden Kräften eine sittliche Bedeutung, so in den Göttern Griechenlands, in der Klage der Ceres, in Hero und Leander, den Kranichen des Ibikus, der Glocke ꝛc. Selbst in seinen historischen Schriften ist es ihm weniger um den epischen, der Naturnothwendigkeit entsprechenden Gang des Ganzen zu thun, als um die hervorstehenden Charaktere, das Element der menschlichen Freiheit im Gegensatz gegen jene Nothwendigkeit.

Die Seele aller Schöpfungen Schillers sind seine idealen Menschen. Er schildert überall nur den Menschen, aber in seiner höchsten sittlichen Schönheit und Erhabenheit. Es fiel ihm sogar beinahe unmöglich, einer Poesie, welche den Menschen nicht idealisirt, diesen Ehrennamen zu geben. Wenn uns Schiller aber auch Ideale der Sittlichkeit schilderte, so würde dies zunächst nur seiner eigenen Sittlichkeit zur Ehre gereichen, jedoch nichts für seinen poetischen Werth entscheiden. Im Gegentheil sind die meisten frühern und spätern Tugenddichter große Sünder gegen die Poesie gewesen, und es ist eben so schwer, eine edle Menschennatur zu schildern, als zu besitzen, aber nichts leichter, als die Anmaßung von Beidem. Wenn Ideale der Sittlichkeit in einer Person dargestellt werden sollen, so muß verlangt werden, daß die Natürlichkeit nicht darunter leide. Es ist eben so fehlerhaft, wenn eine unnatürliche und unwahre, daher auch unpoetische Darstellung sich durch die Moralität des Gegenstandes zu rechtfertigen suchen muß, als wenn die Immoralität des Gegenstandes sich hinter der Natürlichkeit und Anmuth der Darstellung versteckt. Die meisten Dichter gleichen indeß wirklich den schlechten Heiligenmalern, die auch dem widerrechtlichsten Zerrbilde noch eine Verehrung verschaffen, wenn es nur einen Heiligen bedeuten soll; nur wenige gleichen einem Raphael, dessen Heilige wirklich Heilige sind, dessen Kunst die Heiligkeit des Gegenstandes erreicht. Unter diesen wenigen aber steht Schiller oben an. Selbst in seinen ersten Jugendprodukten trägt die innere Naturwahrheit schon über die so oft darin getadelte Unnatur den Sieg davon, die eben deshalb in seinen spätern Dichtungen nicht mehr vorkommt. Wir besitzen große Dichter, die andere Schönheiten, als sittliche dargestellt haben, die im Talent der Darstellung unserm Schiller vielleicht überlegen waren, aber keiner hat das Interesse der Tugend und der Poesie dergestalt zu vereinigen gewußt, wie Schiller. Wir besitzen keine Darstellung der Tugend, die poetischer, keinen Dichter, der tugendhafter wäre.

In Schillers Idealen tritt uns kein todtes mechanisches Gesetz, keine Theorie, kein trockenes Moralsystem, sondern eine lebendige organische Natur, ein reges Leben handelnder Menschen entgegen. Diese ideale Natur ist die Schöpfung des Genius. Schiller selbst sagt:

Wiederholen kann der Verstand, was da schon gewesen,
Du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.

Der Genius entwickelte aus innerer Tiefe die höhere Menschennatur. In ihr kommt zur vollen glühenden Blüthe, was in andern nur in den Wurzeln unter der irdischen Decke schlummert. Das ist das gewaltig überraschende Wunder in der Geschichte der Menschen, daß unter ihnen immer neue Naturen geboren werden, die Niemand voraus berechnet, auf die kein hergebrachter Maaßstab paßt, mit denen uns vielmehr die Welt selbst in einer neuen Anschauung wiedergeboren wird, die uns das alte gewohnte Dasein in einem neuen Lichte, die alte Natur in einer höhern Entwicklung zeigen, und in uns selbst das verborgene Geheimniß aufschließen, den träumenden Keim zum Lichte wecken, Neigungen, Kenntnisse, Tugenden, Talente in uns entwickeln, uns bereichern, veredeln, erheben, und uns mit einem Worte die ganze innere und äußere Natur im Widerschein der ihrigen auf einer höheren Stufe, in einem neuen Zauberschein enthüllen. Diese neue höhere Dichternatur ist seine poetische Welt, und der Wunder größtes ist, daß diese poetischen Welten so mannigfaltig eigenthümlich

sind. Größer als die Welt selbst sind die Welten, die in ihr wieder geboren werden. Die eine Natur blüht in tausend Naturen aus, die immer reicher, wunderbarer, schöner, zarter sich gestalten. Diese Wiedergeburt ist das Werk des Genius. Jeder große Genius ist eine seltsame Blume, nur in einem Exemplar vorhanden, ganz eigenthümlich an Gestalt, Duft und Farbe. Die innere Trieb- und Lebenskraft einer solchen Geistesblume ist ein Geheimniß, von selbst erzeugt, von niemand zu enträthseln. Wer hat noch den Blumengeist oder den Duft der Blüthen erklärt, der in dieser so, in jener anders ist? Wer hat den Reiz erklärt, der uns in Raphaels Bildern so ganz eigenthümlich anspricht, und wer den geistigen Hauch und Duft, den innern Seelenreiz in Schillers Charakteren? Hier kann keine Definition des Verstandes etwas ausrichten; nur durch Vergleichung können wir das Gefühl näher bestimmen.

Raphaels Name hat sich mir unwillkührlich aufgedrängt, und es ist unverkennbar, daß über Schillers Dichtungen der Geist einer sittlichen Schönheit schwebt, wie über den Bildern Raphaels der Geist sinnlicher Schönheit. Das Sittliche tritt im Werden und Leben der Geschichte hervor, und Handlung, Kampf ist seine Bedingung; das Sinnliche ist wie die Natur im Großen, in einem ruhigen Dasein befangen.

So müssen Schillers Ideale sich im Kampfe äußern, die von Raphael in sanfter und erhabener Ruhe. Schillers Genius mußte das Amt des kriegerischen Engels Michael nicht scheuen, Raphaels Genius war nur der sanfte Engel, der seinen Namen trägt. Jener originelle, unerklärbare Reiz aber, der himmlische Zauber, der Abglanz einer höhern Welt, der in den Angesichtern Raphaels liegt, liegt in den Charakteren Schillers. Kein Maler hat das menschliche Antlitz, kein Dichter die menschliche Seele in dieser Anmuth und Majestät der Schönheit darzustellen gewußt. Und wie Raphaels Genius sich gleich bleibt, und jener lichte, friedenbringende Engel in vielnamigen Erscheinungen uns immer in derselben Ruhe und Verklärung entgegenblickt, so bleibt auch Schillers Genius sich gleich, und wir sehen denselben kriegerischen Engel in Karl Moor, Amalien, Ferdinand, Louisen, Marquis Posa, Max Piccolomini, Thekla, Maria Stuart, Mortimer, Johanna von Orleans, Wilhelm Tell. Jener Genius trägt die Palme, dieser das Schwert. Jener ruht im Bewußtsein eines nie zu störenden Friedens, in seiner eigenen Herrlichkeit versunken; dieser wendet das schöne engelreine Antlitz drohend und wehmüthig gegen die Ungeheuer der Tiefe.

Die Helden Schillers sind durch einen Adel der Natur ausgezeichnet, der unmittelbar als reine, vollendete Schönheit wirkt, wie jener Adel in den Bildern Raphaels. Es ist etwas Königliches in denselben, welches unmittelbar heilige Ehrfurcht erweckt. Dieser Strahl eines höhern Lichts muß aber, in die dunkeln Schatten irdischer Verderbniß geworfen, nur um so heller leuchten; unter den Larven der Hölle wird der Engel schöner.

Dieser Schönheit erstes Geheimniß ist die engelreine Unschuld, die ewig in den edelsten Naturen wohnt. Dieser Adel der Unschuld kehrt in denselben himmlischen Zügen eines reinen jugendlichen Engels in allen großen Dichtungen Schillers wieder. In der lichtesten Verklärung, als reine Kindlichkeit, völlig waffenlos und dennoch unantastbar, gleich jenem Königskinde, welches, nach der Sage, unter den wilden Thieren des Waldes unverletzt und lächelnd spielte, erscheint diese Unschuld in dem herrlichen Bilde Fridolins.

Wird sie des eigenen Glückes sich bewußt, so weckt sie den Neid der himmlischen Mächte. In diesem neuen rührenden Reiz erblicken wir sie bei Hero und Leander. Mit dem kriegerischen Helme geschmückt, vom Feuer edler Leidenschaft die blühende Wange geröthet, tritt die jugendliche Unschuld allen dunkeln Mächten der Hölle gegenüber. So hat Schiller im Taucher und in der Bürgschaft sie geschildert, und in jenen unglücklich Liebenden, Karl Moor und Amalien, Ferdinand und Louisen, vor Allem in Max Piccolomini und Thekla. Ueber diesen rührenden Gestalten schwebt ein Zauber der Poesie, der seines Gleichen nicht hat. Es ist ein Flötenton in wilder, kreischender Musik, ein blauer Himmelsblick im Ungewitter, ein Paradies am Abgrund eines Kraters.

Wenn Shakespeare's Gebilde in noch feinerem Lilienschmelz hingezaubert scheinen, so behaupten doch Schiller's Jungfrauen den Vorzug jener Seele in der Lilie, des kraftvollen, lebendigen Duftes, und hierin stehen sie den Dichtungen des Sophokles näher. Sie sind nicht weich, wie die Heiligen des Carlo Dolce oder Corregio, sie tragen ein heiliges Feuer der Kraft in sich, wie die Madonnen des Raphael. Sie rühren uns nicht allein, sie begeistern uns.

Die heilige Unschuld der Jungfrau tritt aber am herrlichsten hervor, wenn sie zur Streiterin Gottes auserseben wird. Es ist das tiefe Geheimniß des Christenthums und der christlichen Poesie, daß das Heil der Welt von einer reinen Jungfrau ausgeht, die höchste Kraft von der reinsten Unschuld. In diesem Sinne hat Schiller seine Jungfrau von Orleans gedichtet, und sie ist die vollendetste Erscheinung jenes kriegeri-

schen Engels, der den Helm trägt und die Fahne des Himmels.

Wieder in andrer Weise hat Schiller diese Unschuld mit jeder herrlichen Entfaltung ächter Männlichkeit zu paaren gewußt. Hier ragen vor Allen drei heilige Heldengestalten hervor, jener kriegerische Jüngling Max Piccolomini, rein, unverdorben unter allen Lastern des Lagers und des Hauses; Marquis Posa, dessen Geist mit jeder intellektuellen Bildung ausgerüstet, ein reiner Tempel der Unschuld geblieben; endlich jener kräftige, schlichte Sohn der Berge, Wilhelm Tell, in seiner Art das vollendete Seitenstück zur Jungfrau von Orleans.

Wenn hier überall die Unschuld in ihrer reinsten Glorie hervortritt, so kannte Schiller doch auch jenen Kampf einer ursprünglichen Unschuld mit der Befleckung eigner Schuld durch große Leidenschaften, und er hat ihn mit gleicher Liebe und mit derselben vollendeten Kunst uns vor die Seele gezaubert. Wie tief ergreift uns jenes Magdalenenhafte in Maria Stuart! Was kann rührender sein, als die Selbstüberwindung Karl Moor's! Wie unübertrefflich geistreich, wahr, erschütternd ist der Kampf in Fiesko's und Wallenstein's großen Seelen dargestellt!

Wir wenden uns zu einem zweiten Geheimniß der Schönheit in den idealen Naturen Schiller's. Dies ist das Adelige, die Ehrenhaftigkeit. Seine Helden und Heldinnen verläugnen den Stolz und die Würde niemals, die eine höhere Natur beurkunden, und alle ihre Aeußerungen tragen den Stempel der Großmuth und des angebornen Adels. Ihr reiner Gegensatz ist das Gemeine, und jene Convenienz, welche der gemeinen Natur zum Zaum und Gängelband dient. Kräftig, frei, selbstständig, originell, nur dem Zuge der edlen Natur folgend, zerreißen Schiller's Helden die Gewebe, darin gemeine Menschen ihr alltägliches Dasein hinschleppen. Es ist höchst bezeichnend für die Poesie Schiller's, daß alle seine Helden jenes Gepräge des Genies, das imponirende Wesen an sich tragen, das auch im wirklichen Leben den höchsten Adel der menschlichen Natur zu begleiten pflegt. Alle seine Helden tragen das Siegel des Zeus auf der Stirne. In seinen ersten Gedichten mochte man diese freie, kühne Geberde wohl etwas ungeschlacht und eckig finden, und der Dichter selbst ließ sich im eleganten Weimar verleiten, seinen Räuber ein wenig zu civilisiren. Wer sollte jedoch nicht durch eine rauhe Hülle in den festen, reinen Demantkern der edlern Natur hindurchschauen? Welche Thorheiten man in Karl Moor, auch in Kabale und Liebe und im Fiesko finden mag, ich kann sie nicht anders betrachten, als die Thorheiten jenes altdeutschen Parcifal, der als roher Knabe noch im kindischen Kleide zur Beschämung aller Spötter sein adeliges Heldenherz erprobte; ja die Gewalt sittlicher Schönheit in einer edeln Natur kann wohl nirgends rührender und ergreifender wirken, als wo sie so unbewußt der einseitigen Verspottung blosgestellt ist.

Das dritte und höchste Geheimniß der Schönheit in den Naturen Schillers ist das Feuer edler Leidenschaften. Von diesem Feuer ist jedes große Herz ergriffen; es ist das Opferfeuer für die himmlischen Mächte, die vestalische Flamme, von den Geweihten im Tempel Gottes gehütet, der Prometheus-Funke, vom Himmel entwandt, um den Menschen eine göttliche Seele zu geben, das Pfingstfeuer der Begeisterung, in welchem die Seelen getauft werden, das Phönixfeuer, worin unser Geschlecht sich ewig neu verjüngt. Ohne die Gluth edler Leidenschaften kann nichts Großes gedeihen im Leben und im Gedichte. Jeder Genius trägt dieses himmlische Feuer, und alle seine Schöpfungen sind davon durchdrungen. Schiller's Poesie ist ein starker und feuriger Wein; alle seine Worte sind Flammen der edelsten Empfindung. Die Ideale, die er uns geschaffen, sind ächte Kinder seines glühenden Herzens, und getheilte Strahlen seines eigenen Feuers. Vor allen Dichtern behauptet Schiller aber den Vorzug der reinsten und zugleich der stärksten Leidenschaft. Keiner von so reinem Herzen trug dieses Feuer, Keiner von solchem Feuer besaß diese Reinheit. So sehn wir den reinsten unter den irdischen Stoffen, den Diamant, wenn er entzündet wird, auch in einem Glanz und einer innern Gluthkraft brennen, gegen die jedes andere Feuer matt und trüb erscheint.

Fragen wir uns, ob es eine keuschere, heiligere Liebe geben mag, als sie Schiller empfunden, und seinen Liebenden in die Seele gehaucht? Und wo finden wir sie wieder so feurig und gewaltig, unüberwindlich gegen eine Welt voll Feinde, die höchste Seelenstärke weckend, die ungeheuersten Opfer freudig duldend? Von ihrem sanftesten Reiz, vom ersten Begegnen des Auges, vom ersten leisen Herzschlag bis zum erschütternden Sturm aller Gefühle, bis zur überraschenden Heldenthat des jungfräulichen Muthes, bis zum erhabenen Opfertod der Liebenden entfaltet die Liebe hier den unermeßlichen Reichthum ihrer Schönheit, wie eine heilige Musik, vom weichsten Mollton bis zum vollen Sturm der gewaltigsten Klänge.

Die Gluth des begeisterten Herzens erfaßt bei Schiller jedes Heilige, das der Menschheit gelten soll, und hier waffnet sich sein Genius mit dem Flammenschwert des Himmels; hier wird der

Kampf jenes kriegerischen Engels mit den Geistern der Tiefe begonnen.

Schiller's reine Seele konnte kein Unrecht ertragen, und er tritt geharnischt in die Schranken für das ewige Recht. Ein begeisterter Prophet verkündet er die heilige Lehre jenes Segens, der im Rechte wohnt, und jenes Unheils, welches unausbleiblich dem Unrecht folgt. Die Wahrheit seines durchdringenden Urtheils aber wird durch die Gluth der Empfindung und durch den blendenden Schmuck der Rede nie getrübt, sondern immer nur glänzend und schlagend hervorgehoben.

Die Freiheit, die von Recht unzertrennlich ist, war seinem Herzen das theuerste Kleinod. Doch jene ungezügelte Freiheit, die vom Unrecht ausgeht, und zum Unrecht führt, gehört unter die dämonischen Gewalten, die sein Genius kräftig bekämpft.

Wir besitzen keinen Dichter, der Recht und Freiheit mit so feuriger Begeisterung, mit so schönem Schmuck der Poesie, aber auch keinen, der sie mit so reiner unbestochener Gesinnung, mit so triumphirender Wahrheit, jedes Extrem vermeidend, dargestellt hat.

Sein Genius gehört der Menschheit an. Die Rechte der Menschheit, vom höchsten Standpunkt aus betrachtet, vertritt sein Marquis Posa. Für die Rechte der Völker tritt die Jungfrau von Orleans in die Schranken; das Recht der Einzelnen behauptet Wilhelm Tell. Aber auch in allen seinen übrigen Helden sehen wir Recht und Freiheit mit Willkür und Gewalt im Kampf, und Schiller offenbart hier denselben Reichthum des Genies, wie in der Liebe.

Dieses mag hinreichen, so weit es wenige Grundzüge vermögen, den Geist in Schiller's Poesie uns zu vergegenwärtigen. Mehr als was hier gesagt werden kann, sagt jedem, der Schiller kennt, sein Gefühl.

Und dieses Gefühl wird nimmer verloren gehn, und kommende Geschlechter und ferne Zeiten werden es theilen; und diesen wird es vielleicht vergönnt sein, die Größe Schiller's noch reiner und würdiger zu erkennen, denn der Zukunft gehört sein Streben, einer freieren und edleren Zukunft, die seine heilige Sehnsucht und sein fester Glaube an die Menschheit vorausgesehen, zu welcher er uns vorangeeilt, aus welcher sein Genius mit glücklicher Verheißung uns winkt. Sind Viele hinabgestiegen in die dunkle Vergangenheit, den Geist der Menschheit in die alten Fesseln zu schlagen: Schiller hat, ein lichter Engel, an die Pforte der Zukunft sich gestellt, ihren Schleier gelüftet, und dem sehnenden Auge eine freie, heitere Aussicht aufgethan.

Die ernste, feierliche Stimmung, von welcher wir bei Schiller ergriffen werden, die Erhebung, zu der er unsre Seele zwingt, die heiligen Schauer, die ihn umgeben, sind freilich nicht geeignet, den ästhetischen Kleinmeistern zu gefallen, den faden, süffisanten, lüsternen Kunstjüngern, die in der Seele vor ihm erschrecken, und ihn aus geheimer Rache bekritteln. Schnell ist man damit fertig, ihn unnatürlich, steif, pedantisch, grob zu nennen, und ihn für einen Dichter der ungezogenen Jugend und des Pöbels zu verschreien. Freilich, euch ist alles Große und Herrliche unnatürlich geworden, weil ihr im Grund verdorben seid, weil euch die Gemeinheit zur andern Natur geworden ist. Euch erscheint die Tugend pedantisch, weil ihr sie aus fremdem Munde predigen hören müßt, weil sie nicht in euren Herzen selber spricht. Euch erscheint jede kühne Freiheit grob, weil sie eure conventionellen Schonungen und Gehege durchbricht, eure kleinen Götzen zertrümmert. Nur auf euch fällt die Schande, wenn die unverdorbene Jugend und das Volk, das ihr Pöbel nennt, den großen Dichter besser ehrt.

---

## Von der heiligen Schrift *).

Von K. Hase.

Den Hauptgegensatz wider die katholische Auctorität der Kirche, und wider die Hingabe der Mystiker an den dunkeln Trieb einer vermeinten wunderbaren Erleuchtung, enthält der altprotestantische Grundsatz von der höchsten Auctorität der Schrift, sowohl zur Feststellung von Glaubensartikeln, als zur Entscheidung bei Streitigkeiten über dieselben. In dieser ursprünglichen Bedeutung eines Gegensatzes steht er unverrückt, innerhalb der Kirche aber mußte seine Bedeutung, die in ihrer Unbedingtheit auch allezeit mehr dem Worte als der That nach gegolten hat, mit dem Zweifel an wörtlicher Eingebung der Schrift sich eigenthümlich gestalten: denn unbedingt in seinem Glauben kann sich ein freies Wesen nur der göttlichen und unfehlbar überlieferten Wahrheit hingeben, und auch ihr nur darum, weil sie der Wahrheit in seinem eignen Gemüthe entspricht. Daher dürfte man wohl fragen, ob denn dieser Grundsatz vom alleinigen Ansehn der H. Schrift in ihr selbst ausgesprochen sei? wie er es nicht ist, und nach den geschichtlichen Verhältnissen der Abfassung ihrer einzelnen Bestandtheile nicht sein kann. Wenn aber nicht, so hat ihn noch weniger die Kirche dictiren kön-

---

*) Aus Hase's Gnosis Bd. III.

nen, denn dieses wäre ja eben ihre unbedingte Machtvollkommenheit, daß sie das höchste Gesetz des Glaubens willkürlich aufstellte. Seine bestimmte Geltung kann also nur durch die Macht der Intelligenz selbst aus innerer Nothwendigkeit anerkannt werden, und diese besteht darin, daß wir kein andres Denkmal haben, in welchem uns das ursprüngliche Christenthum sicher überbracht worden wäre, als die H. Schrift. Da nun das Christenthum einestheils die Religion selbst, anderntheils eine bestimmte historisch von Christo ausgegangene Religion ist: so kann sich ein christlicher Glaubenssatz nach seiner innern und religiösen Beziehung allerdings im religiösen Gemüthe allein als wahr erweisen, nach seiner äußern und historischen Seite aber nur durch seine bestimmte Verbindung mit dem im Neuen Testamente verbürgten Christenthume. Eine unbedingte Ewigkeit der Höllenstrafen z. B. wird jetzt unter den Zeitgenossen allgemein bezweifelt kraft des religiösen Gemüthes, das dieselbe weder mit dem Glauben an menschliche Freiheit, noch an göttliche Barmherzigkeit zu vereinigen weiß; forschen wir aber in der Schrift, so entscheidet diese zwar nicht durchaus in genauen Ausdrücken, aber in alle Weise mehr für, als gegen die Ewigkeit. Dagegen die Verehrung Marias kann im religiösen Gemüthe nirgends als nothwendig erwiesen werden. Fragen wir wegen ihrer historischen Beziehung beim Neuen Testamente an, so finden wir in demselben, erst eine in sich gekehrte jungfräuliche Herrlichkeit, dann ein treues Mutterherz; eine Himmelskönigin nirgends: und verwerfen daher jene Verehrung mit gutem Rechte. Solches bedingte Ansehn der H. Schrift ist schon früher als eine historische Nothwendigkeit dargethan worden*); in seiner Unbedingtheit aber, wie es von einigen Kirchenlehrern eigentlich nur gegen Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts, bei der Verzweiflung an der Kirchenlehre, geltend gemacht wurde, war es doch nur eine Erstarrung, wenn auch in einer schönen Vergangenheit, während das Christenthum eine starke und lebendige Gegenwart sein will, nicht beschlossen in der Schrift, sondern lebendig in jedem Christenherzen. Wenn wir aber in diesem die höchste Entscheidung über religiöse Wahrheit suchen, so ist zu bedenken, daß es ja nicht der vereinzelte menschliche Geist ist, sondern der im Christenthum erzogne, vom christlichen Geiste erfüllte, sonach das Christenthum oder der H. Geist selbst in seiner individuellen Wirklichkeit, der über den christlichen Glauben entscheidet; entscheidet eben für seinen individuellen Glauben und für alle diejenigen, die sich von der Wahrheit seines Wortes überzeugen, also frei entscheiden gleich ihm. Und so hat es Christus verheißen, nicht daß die Schrift, sondern daß der Geist uns in alle Wahrheit führen solle*).

Das herrlichste Denkmal dieses Geistes aber ist die H. Schrift. Der Sieg unsrer Kirche ist großentheils auf die Macht der Einsicht und öffentlichen Meinung gegründet, welche Luther durch die deutsche Bibelübersetzung gewann. Der Abfall des Papstthums vom wahren Christenthume wurde dadurch allem Volke klar. Deshalb ist in unsrer Kirche vom Anfange üblich gewesen, das Lesen in der Schrift auf alle Weise zu begünstigen, und wir behaupten in dieser Beziehung die Wirksamkeit derselben zur Lehre, Beßrung und Beruhigung. Die katholische Kirche dagegen hat seit den Zeiten des Papstes Innocenz III. mehrmals Bibelverbote erlassen; denn früher von den Kirchenvätern wurde das Lesen der H. Schrift vielfach empfohlen und befördert, wenn es schon bei dem hohen Preise geschriebner Exemplare und bei der Seltenheit literarischer Bildung überhaupt nicht verbreitet sein konnte. Das katholische Verbot bezieht sich aber weder auf den Grundtext, noch auf die alte lateinische Uebersetzung, welche unter dem Namen der Vulgata in der römischen Kirche herkömmlich ist, und nach dem Concilium von Trident über dem Grundtexte steht, nach den neuern gelehrteren Theologen demselben nur als die beste von den vorhandnen Uebersetzungen beigeordnet ist: sondern es betrifft Uebersetzungen in die Volkssprache, und macht das Lesen derselben für Laien von dem Ermessen ihres Beichtvaters abhängig. Es wird gerechtfertigt, oder entschuldigt, dadurch, daß die Bibel für die Kirche, nicht für den Einzelnen bestimmt sei, und zum rechten Verständnisse der kirchlichen Auslegung bedürfe. Den katholischen Bischöfen ist in der That eine gewisse Scheu vor der H. Schrift nicht ganz zu verdenken, denn sie ist allezeit die treue Bundesgenossin des Protestantismus gewesen, und wie damals in der großen Volksbewegung der Reformation, so hat noch oft im kleinen Kreise eine Bibel, die in ein Haus kam, uns Freunde geworben: dennoch, nachdem durch die Sitte der deutschen und gallicanischen Kirche Bibelübersetzungen allgemein in die Hände des Volkes gekommen sind, mußte es für eine sonst der römischen Curie nicht gewöhnliche Unklugheit gehalten werden, daß in unsern Tagen Pius VII. noch einmal wagte, ein Bibelverbot ausgehen zu

*) B. I §. 34.

*) Joh. XVI. 13.

lassen. Denn, mögen dergleichen Maßregeln noch so sehr aus dem Grundsatze dieser Kirche gerechtfertigt werden, so ist es doch für den gesunden Volksverstand anstößig, daß Gottes Wort zu lesen verboten sein soll. Zumal ist unklug, gehässige Maßregeln zu ergreifen, wenn ihre Ausführung unmöglich ist, wie diese gegen den Einfluß der Bibelgesellschaft. Wir aber mögen uns ihrer freuen, die das Evangelium verkündet, wie einst am ersten Pfingstfeste, in allen Sprachen der Völker mit den feurigen Zungen der Presse. Mehr zwar, als daß die brittischen Secretäre dieser Gesellschaft vom Pfennige des Armen reiche Gehalte ziehen, ist zu bedauern, daß nicht zugleich durch Einleitungen und kurze Anmerkungen für das Verständniß der Schrift gesorgt wird, da, wenn man früge: Verstehest du auch, was du liesest? wohl mehr als ein Aethiopier antworten würde: Wie kann ich, so mich nicht jemand anleitet *)? Jedenfalls ist die gewöhnliche Ausflucht der Bibelgesellschaft, daß zu Gottes Wort keine Menschenzuthat kommen solle, nur eine fromme Redensart. Denn, was man auch unter Gottes Wort verstehe, wenn nicht Menschenzuthat hinzukommt, d. h. wenn nicht Menschen es in sich aufnehmen, verstehen und einander erläutern: so liegt das Gotteswort, bei aller Ehrfurcht, unter der Bank. Indeß bei dem Zwiespalte der theologischen Meinungen würde ohne dieses Aufgeben einer jeden Zuthat allerdings unmöglich sein, daß die Bibelgesellschaft die Kräfte der verschiedensten Parteien für ihren welthistorischen Zweck vereinte; daher unbillig wäre, über dem Wunsche des Bessern das Gute zu verkennen. Mögen sie das Wort verbreiten, zu seiner Zeit wird's auch erklärt werden.

Durch das gemeine Christenrecht, die ganze Schrift zu lesen, ist aber der Nutzen von Bibelauszügen keineswegs aufgehoben, wenn sie nur gemacht werden in eben so großartigen, als der Weise unsers Volkes vertrautem Sinne. Zwar hat Reinhard mit Recht behauptet, daß kein Jota in der H. Schrift vergeblich stehe, die Geister sind verschieden, den Einen ergreift das Erhabene: „Gott sprach, es werde Licht, und es ward Licht; oder: Gott ward Fleisch; Gott ist die Liebe;" den Andern das Kleinliche, wenn Paulus schreibt: „Trink nicht mehr Wasser, sondern brauch ein wenig Weines um deines Magens willen:" es kommt ihm rührend vor, daß der Apostel, mit dem Blicke, der nur gen Himmel gewandt ist, und der hoch über Leben und Tod um kein Heil sich kümmert, als um das ewige, doch mit so freundlichem Sinne auch das kleine irdische Bedürfniß seines jungen Freundes beachtet. Dennoch enthält das Alte Testament Sitten des Morgenlandes und Verbrechen eines hartnäckigen Volkes in einer nackten Darstellung, die dem Geschichtsforscher von hohem Werthe, aber für ein Volksbuch ungeeignet ist. Man hat Bibeln in die Gefängnisse vertheilt: die Verbrecher haben sich an jene anstößigen Geschichten gehalten, und mit hochgefeierten Personen des Alten Testamentes, die sie als Genossen ihrer Thaten aufgespürt hatten, ihre Richter in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. Das Alte Testament ist nur in einem Auszuge zu verbreiten, der nicht übergeht, was als Denkmal einer wahren Frömmigkeit und als Bild des hebräischen Volkslebens angesehen werden kann. Das Neue Testament hingegen ist nach Abfassung und Inhalt für die ganze Christenheit geeignet; nur der Brief an die Hebräer und die Offenbarung Johannis, so schön und bedeutungsvoll in ihrem wahren Verständnisse sie stehen als Säulen der Vergangenheit und der Zukunft, sind doch wegen ihres naheliegenden Mißverständnisses schon in den ersten Jahrhunderten vom kirchlichen Gebrauche meist ausgeschlossen worden.

Es ist aber eine große Sache um dieses bibelfeste Wesen, wie es noch heutzutage auf dem Lande ist, und allgemein unter unsern Vätern war. Unseres Volkes edelste Bildung ist davon ausgegangen. Die Griechen achteten mit Recht für ein großes Glück, daß ihr ganzes Volk mit dem Heldengedichte Homers vertraut war, denn das ganze Volk wurde dadurch aufgenommen in einen Kreis gleichmäßiger Bildung, innerhalb dessen jede Beziehung, so geistreich sie auch war, verstanden wurde. Ich halte es für ein größeres Glück, daß unser Volk vertraut ist mit dem Heldengedichte Gottes und der Menschheit, jeder Anklang an dasselbe klingt wieder in des Volkes Herzen, und ein Mann des Volkes, der seine Bibel recht versteht, kann es darauf wagen, für jedes Verhältniß des Lebens durch biblische Beziehungen ein sicheres Verständniß zu finden. Darum wer wissen will, was die H. Schrift ist, Lehre, Trost, Beruhigung, Strafe, Weisheit, der gehe in die Häuser unsers Volkes, oder wo irgend 2 oder 3, wären es auch Separatisten, in Jesu Namen versammelt sind. Mancher hat mit dem kleinen Bereiche seiner Dorferfahrung und dem großen seiner Bibelfestigkeit, so weise gesprochen, so edel gehandelt, und ist so heiter gestorben, als mancher Weltweise. Da ist keine Frage, die nicht eine Antwort in der Schrift, keine Lage, die nicht ein Beispiel und in demselben ihre milde Lösung fände. Wie viele Jünglinge hat nicht Joseph bewahrt, wie viele Dulder Hiob gestärkt, und der barmherzige Samariter

*) Apost. Gesch. VIII; 30 f.

hat eine Nachkommenschaft, so groß als sie Abraham verheißen war. Denn das ist dem Volksverstande, der Leben und Begriff nicht zu scheiden liebt, eigenthümlich, daß nicht die allgemeine Lehre ihn ergreift im Augenblicke der Entscheidung, wohl aber der lebensfrische Spruch und das lebendige Beispiel. Eine Glaubenslehre ist ein Herbarium vivum, d. h. eine wohlgeordnete Sammlung eingelegter, vertrockneter Blumen; in der H. Schrift ist der ganze Frühling. Man könnte dieß als eine fast wunderbare Art der Deutlichkeit beschreiben, daß jeder Grad eines nur irgend gesunden Menschenverstandes und Herzens sein höchstes Maß von Verständniß und Erbauung in der H. Schrift finde, wenn nicht Aehnliches auch bei andern guten Büchern vorkäme, daß in den Tagen unsrer ersten Jugend sie unser ganzes Herz erfüllten, wir meinten ihnen genug zu thun, weil sie uns genug thaten: als wir aber nach Jahren sie wieder lasen, da waren sie groß gewachsen mit uns, ihr Gesichtskreis hatte sich erweitert wie der unsre; und das sind wohl eigentlich die rechten Bücher. Es ist mit der Bibel vielleicht jedem, der eine Weile mit ihr gelebt hat, geschehen, daß er mit irgend einem Spruche recht eigentlich vertraut war, und dennoch als ihm selbst ein neues Gefühl und eine neue Beziehung des Lebens aufging, offenbarte auch der Spruch eine ungekannte Tiefe, dadurch das erste Verständniß nicht falsch, aber doch nicht allseitig erschien, und dahinter liegt's noch ahnungsreich. Die H. Schrift ist wie der Himmel, von dem sie stammt, oder doch zeugt: das blödeste Auge sieht hinauf, sieht Sterne, sie leuchten auch durch das Auge in's Herz und reden von der Unendlichkeit; der Adlerblick sieht dieselben Sterne, nur mehr, nur klarer; und das mit aller Kunst der Wissenschaft geschärfte Auge sieht wiederum Sterne, erkennt ihre Gesetze, mißt ihre Bahnen, trägt neue und neue Gestirne ein in unsre Himmelskarte, steigt höher und höher, aber darüber liegt immer noch das Unendliche.

---

## Die Nothwendigkeit des Luxus.

Vortrag in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg am 26. Juni 1835.

Von K. Rosenkranz.

Bentham's Utilitätsprincip hat Bulwer in seinem Werk über England und die Engländer zu der Aeußerung Anlaß gegeben, daß die Philosophie jetzt nicht sowohl die Motive der Handlungen, als die Revenüen der Menschen zu untersuchen habe. Auf witzige Weise ist hierin die große Aufgabe unserer Zeit ausgedrückt, den Gegensatz schwelgerischen Reichthums und proletarischer Subsistenzlosigkeit auszugleichen. Niemand, der das Geschick seines Geschlechts mit Theilnahme verfolgt, wird sich jetzt der Betrachtung solcher Fragen entziehen können, welche mehr oder weniger mit diesem Thema im Zusammenhang stehen, denn die ungeheuren Nothstände der bürgerlichen Gesellschaft in Europa drohen bald hier bald dort mit den furchtbarsten Umwälzungen und drängen uns die Ueberzeugung auf, daß mit bloßen, immer unerträglicher sich steigernden Armentaxen dem Uebel nicht mehr abgeholfen werden könne, daß vielmehr nur die vollkommenere Organisation der Gesellschaft, die Gewerb- und Handelsfreiheit, angemessene Steuererhebung, Aufklärung der Intelligenz, insbesondere aber höhere moralische Tüchtigkeit, die immer mit Arbeitsamkeit verbunden ist, wahrhaften Schutz gegen Nahrungslosigkeit und gegen die damit verknüpfte sittliche Versunkenheit zu gewähren vermag. Wir haben gegenwärtig für alle hierher gehörige Untersuchungen eine eigenthümliche Wissenschaft, die Nationalökonomie. Die Alten kannten dieselbe nur in geringem Umfang; Aristoteles z. B. giebt in seiner Oekonomik nur einen flüchtigen Entwurf der verschiedenen Kreise der Finanzwirthschaft und der besonderen Methoden der Steuererhebung; dann verliert sich die Schrift in eine ungeordnete Anhäufung von Beispielen. Erst im vorigen Jahrhundert wurde diese Wissenschaft hauptsächlich durch Franzosen und Engländer auf einen höheren Standpunkt erhoben. Der gewaltige Contrast von Reichthum und Armuth in den Staaten dieser Völker, das Verhältniß derselben zu ihren transatlantischen Colonien, der große Aufwand, den sie in Land- und Seekriegen, die Franzosen namentlich auch für eine sich nichts versagende Hofhaltung zu machen hatten, schärfte den Blick für die Würdigung und Vervielfältigung der Erwerbsmittel. Es regte sich der Gedanke der Nationalökonomie als einer Wissenschaft, welche nachweist, wie ein Volk in finanzieller Hinsicht zur Selbstständigkeit sich erheben könne. Für die Auffindung eines höchsten, d. i. des wahrhaften Princips durchging man in ihrer Bearbeitung nach und nach alle Hauptwege des Erwerbs. Aus jedem schuf man ein eigenthümliches System. Zuerst sollte, im physiokratischen, nur der Ackerbau das wahrhaft Produktive sein. Dann sollte, wie im merkantilischen, der Geldbesitz, das Capital, die Norm der Wohlhabenheit ausmachen. Endlich, im industriellen, sollte die Arbeit überhaupt, gleichviel welches ihr Gegenstand, das Princip abgeben. Und gewiß ist diese Ansicht die richtige. Sie kann daher wohl, wie seit Adam Smith geschehen, mo-

dificirt aber nicht gestürzt werden, denn sie versöhnt Ackerbau und Handel, Gewerbe und Wissenschaft. Der geistig Beschäftigte gilt nun nicht mehr für eine Schmarotzerpflanze, die sich vom Schweiß des Landmanns und Kaufmanns ernährt; der Fluch, steril zu sein, ist von der Kunst und Wissenschaft genommen und sie haben sich durch tausendfache glänzende Erfindungen aufs Innigste mit der Industrie vereinigt. Nur die Philosophie könnte noch als ein todter Luxus angesehen werden, wie auch im rein praktischen Nordamerika ohne Zweifel geschieht. Allein eine solche Auffassung der Philosophie würde verrathen, gar nicht zu wissen, daß die Philosophie jetzt nicht mehr in scholastischem Eigensinn dem Leben abgewendet ist, im Gegentheil aus der beschaulichen Zelle mit dem darin gesammelten Tiefsinn sich in den Strom der Welt geworfen hat, um nichts von der Herrlichkeit des Universums zu verlieren und mit der That zu beweisen, wie sie am Ende überall mit im Spiel ist.

Je mannigfaltiger sich das Leben eines Volks entwickelt, desto nothwendiger wird ihm philosophische Bildung, um sich im Gedränge der Meinungen, im Gewirre der Begebenheiten über den wahren Zweck des Lebens zu orientiren. Allerdings giebt die Religion denselben an, aber mit der Civilisation tritt auch der Luxus des Zweifels hervor, der, wie er durch das Denken erzeugt, so auch nur durch dasselbe wieder gehoben werden kann. Von diesem Standpunkt aus möchte ich hier, ohne etwas Vollständiges oder Systematisches zu beabsichtigen, einige Andeutungen über die Frage versuchen, ob der Luxus etwas Nothwendiges sei? Denn nur das Nothwendige hat innere Bedeutung und durch sie Bestand; das schlechthin Ueberflüssige wirkt hemmend und lästig. Der Luxus aber scheint das directe Gegentheil der Nothwendigkeit zu sein, und so muß die Frage entstehen, ob er nicht eben als Luxus zu verwerfen und nur den scharfen Accenten des nackten Bedürfnisses Gehör zu geben sei?

Dieser Zweifel entsteht immer nur, wo blühender Ackerbau, frische Gewerbslust, reger Handel, reiche Eroberungen die Völker zu Ausschweifungen fortgerissen haben. Dann sucht der Geist im Strudel des Vergnügens am Gedanken des Naturmaaßes einen Halt der Besinnung. Wir sehen Individuen durch ihn begeistert. Sie ergeben sich, der zügellosen Verschwendung gegenüber, der strengsten Entsagung, der kärglichsten Lebensweise, ziehen bald Andere an sich heran und bilden ascetische Schulen. Wie entnervte, siechende Leiber durch Hungerkuren zu einem neuen Leben wiedergeboren werden, so hebt die Reaction die Frugalität, die Einfachheit hervor und corrigirt die Fehler des Luxus mit rigoristischer Strenge, bis ihre Spannung nachläßt und von Neuem der Taumel der Profusion die Geschlechter ergreift. Die in sinnlicher Entsagung härtesten Menschen, die Joghi's, finden wir im reichsten Lande der Erde, unter der tropischen Sonne Ostindiens. Cyniker, welche das Wasser mit hohler Hand schöpften und in eine Tonne sich betteten, welche Plato's schön gewirkte Fußteppiche verächtlich mit Füßen traten, waren erst inmitten der höchsten Atheniensischen Opulenz; Stoiker, wie Epiktet, erst den Römischen Kaisern, diesen kolosalsten aller Wüstlinge, gegenüber möglich. Mönchsorden entstanden immer in Zeiten allgemeiner Entsittlichung. Napoleon bestätigte den durch die Republik aufgehobenen Trappistenorden ausdrücklich deshalb, weil in einem Reich, wo ein so großer Wechsel von Glück und Unglück, wo so rasende Leidenschaften, so verwüstende Ausschweifungen, Anstalten da sein müßten, dem zerrütteten Gemüth eine stumme Buße, dem aufgeriebenen Körper eine erquickliche Ruhe zu gewähren. Wo keine Mönchsorden mehr möglich sind, wie im Protestantismus, da treten dann an ihre Stelle bald pietistische Richtungen, wie Zinzendorf's Herrnhuterstaat, bald philanthropische Bemühungen, wie Rousseau's und Basedow's, Salzmann's und Pestalozzi's Pädagogik und pädagogische Anstalten. Nur um den Gefahren raffinirter Unnatur zu entgehen, entschloß sich Rousseau, die ganze Civilisation aufzugeben und in den Zustand primitiver Uncultur zurückzutreten, weil er statt der Religion die devote Lüge, statt der Wahrheit die Heuchelei der Sophistik, statt der Schönheit die vergötterte Vogelscheuche der Künstelei vorfand. Erst in der Uebersättigung durch Genüsse aller Art, in der Erschlaffung der Sittlichkeit, in der Theilnahmlosigkeit an den absoluten Ideen des Wahren, Guten und Schönen, die man in guter Gesellschaft als bloßen Wahn verlacht, erst, wo Mäßigkeitsvereine gestiftet, Arbeitshäuser eingerichtet, die Gefängnisse verbessert, verwahrloste Kinder der physischen und moralischen Verwesung entrissen werden müssen, erst da kann die Frage entstehen, ob der Luxus nothwendig sei, um der Perfectibilität des Menschen zu genügen, ob man nicht, auch ohne die sumptuose Fülle seines Gallakleides, im schlichten Anzug natürlicher Bescheidenheit, den Tempel der Glückseligkeit erreichen könne?

Betrachten wir von diesem Gesichtspunkt den Menschen in seiner unmittelbaren Existenz, so werden wir darin folgende unabweisbare Bedürfnisse finden: erstens die Nahrung, zweitens die Kleidung, und, da dieselbe gegen gewaltsamere Angriffe der Natur nicht ausreicht, drittens die

Wohnung. Wir wollen die Befriedigung dieser Bedürfnisse so einfach als möglich setzen. Für die Nahrung soll eine Baumfrucht, ein getrockneter Fisch, Wasser u. s. f. ausreichen; für die Kleidung ein Pisangblatt, ein Thierfell; für die Wohnung eine Höhle oder eine Hütte aus Baumzweigen. Wird der Mensch in solcher Natürlichkeit des Daseins das sein, was er sein soll? Wird er in diesem Zustande dem Geist der Freiheit, der ihm inwohnt, genügen können? Gewiß nicht. Ein Blick auf jene Millionen Afrika's, Südamerika's, die wir auf jener Stufe treffen, widerlegt solche Annahme. Gesund kann dabei der Leib wohl sein, auch unverdorben der Geist. Aber sollen wir solche natürliche Starrheit, solch thierisches Wohlsein, solche kindlich-kindische Dummheit hoch anschlagen? Macht man nicht überall die Erfahrung, wie leicht solche Zustände fremden Impulsen, der Verführung zu fremden Lastern u. s. w. weichen? Wo wir daher diese Dämmerung des Bewußtseins, wo wir Zauberer statt der Priester, scheuselige Schnörkel und Fratzen statt der Heiterkeit der Kunstgestalten, richtungslose Oscillationen träumerischen Aberglaubens statt sicherer Erkenntniß, die Ueberlieferung weniger Handgriffe zum bessern Bär- und Seehundsfang statt einer umfassenden gemeinsamen Technik finden, da ist auch erst die Schwelle der Humanität beschritten und der Mensch noch in drückender Abhängigkeit vom Naturleben.

Dies führt uns auf die Nothwendigkeit der Cultur. Gesteht man aber diese zu, so muß man zugleich die Nothwendigkeit des Luxus einräumen. Der Mensch soll in der Natur nicht seine volle Befriedigung finden können. Der ihm inwohnende Geist, der in Wahrheit der göttliche selbst ist, zieht ihn aus ihr zu sich fort, entfremdet ihn derselben, damit er sich selbst eine Welt erschaffe, zu deren Aufbau er die Natur verwendet. Die Cultur als ein Werk der Freiheit ist nicht blos Mittel für endliche Genüsse, sie ist, als Befreiung von den Schranken der unmittelbaren Natürlichkeit, selbst Zweck. Der Mensch übt also keine leere Willkühr, indem er sich cultivirt; er gehorcht der Nothwendigkeit, welche die Freiheit ihm auferlegt. Er ist frei, indem er frei wird. Ihm die Civilisation nehmen, heißt ihm seine wirkliche Freiheit nehmen.

An sich, seinem Wesen nach, ist der menschliche Geist freilich schon über die Natur hinaus, in der Wirklichkeit aber nur durch ihre Ueberwindung. Hieraus folgt die Nothwendigkeit der Arbeit. Nur sie ist die Bewahrung der Freiheit. Das Quantum von Arbeitsamkeit giebt daher einen äußern Maaßstab für das Quantum innerer Freiheit ab. Je roher ein Volk, desto fauler ist es auch; je cultivirter, desto fleißiger. Mit der Rührigkeit aber erzeugt sich auch eine sittliche Energie, denn der Wille wird vielfach in Anspruch genommen und lernt die Herrschaft über seine unendliche Macht. Von dieser Seite ist der Luxus einer der größten Hebel der Freiheit, weil er tausendfache Bedürfnisse erzeugt, welche nur in der Intelligenz, in der Meinung ihren Grund haben und eine durch Nichts zu begrenzende Regsamkeit des Willens hervorbringen.

Daß der Mensch durch die Arbeit sich von der Natur frei macht, hat seinen Grund darin, daß er sich selbst der Zweck ist. Die Selbstständigkeit seines Geistes kann er nur dadurch herstellen, daß er die Natur im ausgedehntesten Umfang des Wortes sich unterwirft, sie sich zum Organ macht. Hierin liegt das Princip der Erfindung von Maschinen, welche der Mensch zwischen sich und zwischen die Natur in die Mitte stellt. Streng genommen sind alle ein Luxus. Schon der Bogen des Wilden, sein steinernes Messer, sein kleiner Nachen sind doch Maschinen. Hier eröffnet sich nun eine unendliche Reihe von Produktionen, denn selbst jede sogenannte Verbesserung einer Maschine ist eigentlich das Erfinden einer neuen. Was nur irgend durch Maschinen verrichtet werden kann, soll auch durch sie gethan werden, um dem Menschen Muße zu höheren Dingen zu schaffen. In unserer jetzigen Civilisation wird oft gegen die Vervollkommnung der Maschinen und gegen ihre weitere Verbreitung als eine der traurigsten Folgen des Luxus polemisirt. Allein abgesehen davon, daß dieser Progreß durch keine Klage aufgehalten werden kann, man müßte denn die Intelligenz selbst ertödten, so ist offenbar eine solche Protestation immer nur einseitig und local, insofern es Einzelnen unmöglich gemacht ist, den jedesmaligen Fortschritt des Mechanismus sich sogleich anzueignen, diese also nothwendig von denen zu Grunde gerichtet werden, welche die neu entstandene Concurrenz aushalten können. Im Ganzen aber wird ein Volk durch den Luxus der Maschinerien wohlhäbiger, weil die Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit des Verkehrs dadurch wächst, und endlich, wie in England, der Maschinenbau selbst viel Köpfe und Hände beschäftigt.

Fassen wir nun in dem Freisein des Menschen von der Natur, mit einiger Rücksicht auf das Ethische, die beiden Hauptpuncte ins Auge, so dürfte dies wohl einmal die Reinlichkeit, sodann aber die Unabhängigkeit von der Zukunft sein.

Die Reinlichkeit strebt dahin, die menschliche Persönlichkeit in ihrem eigenthümlichen Dasein darzustellen. Ihr Verfahren ist daher ein negatives; sie entfernt Alles, wodurch das klare Bild der Menschheit getrübt werden kann. Daher

Waschungen, Bäder, Kämmen; daher eine Verdoppelung der Kleidungsstücke, um nicht das von der Arbeit vielleicht beschmutzte Gewand auch in den Mußestunden beibehalten zu müssen; daher Geräumigkeit der Wohnung, um nicht der Wohlthat athembarer Luft zu entbehren; daher eine Absonderung verschiedener Gemächer, um nicht durch Vermischung der Lebensfunktionen dem Schmutz Vorschub zu leisten u. s. f. Auch hier ist, wie in der Arbeitsamkeit, wie in der Anwendung von Instrumenten und Maschinen, ein unendlicher Progreß vorhanden; der Luxus der Reinlichkeit ist mit der Civilisation aufs Engste verbunden und wirkt auf das Innere in stiller Verborgenheit mit unberechenbarer Gewalt. Reinlichkeit, darf man behaupten, ist das äußere Siegel der Sittlichkeit, und in den Gesetzgebungen solcher Völker, bei welchem das religiöse und politische Recht noch in einander fallen, wie bei den Indiern, Juden, Muhamedanern, sehen wir die Reinlichkeit stets auf das Sorgfältigste vorgeschrieben und mit dem Cultus in unmittelbaren Zusammenhang.

Der andere Hauptpunct in der Befreiung des Menschen von der Natur ist die Richtung seiner Thätigkeit auf die Zukunft. Das Nächste ist hier die Ansammlung von Vorräthen, um in der Subsistenz gesichert zu sein. Diese Nothwendigkeit macht sich so dringend fühlbar, daß wir sie fast überall beachtet finden. Allein die Art und Weise, wie dieses geschieht, und das Quantum Zeit, was dabei berechnet wird, macht hier einen Unterschied. Je weiter die Civilisation vorschreitet, um so mehr sucht der Mensch alle Vernichtung seines Besitzes unmöglich zu machen. Er sorgt nicht nur für die Erhaltung seiner und der Seinigen; er verwandelt vielmehr die flüchtige Natur des Vergänglichen durch Assecuranzen in unzerstörbare Festigkeit. Wer Korn in Scheunen, Waaren in Speichern aufhäuft, kommt dadurch dem Zufall, der eine Ernte vernichtet, ein Schiff in den Meeresgrund senkt, zuvor; aber wenn auch die Scheune, der Speicher ein Raub der Flamme werden, wird er einen solchen Verlust nur schwer ertragen. Hier stellen sich dann die Assecuranzen ein, welche Meubel, Besitz jeder Art, Hagelschlag, sogar das Leben versichern, um unsere Existenz noch über unser Grab hinaus unseren Nachkommen zur fortwirkenden Wohlthat zu machen. Diese Gewißheit wirkt auf die Gegenwart froh belebend zurück; die Angst, mit welcher die Gebrechlichkeit des Endlichen den Menschen erfüllt, wird getilgt. Wohl kann es sein, daß eine solche Sicherheit des äußeren Daseins zu trägem Uebermuth, zu schnödem Vergessen höherer Zwecke führt, aber nicht nothwendig, denn sie kann eben sowohl wahrhaft sittlich wirken, indem sie die Grübelei über die Befestigung des Vergänglichen entfernt und durch die Garantie des Ersatzes jedes durch berechenbaren Zufall entstehenden Verlustes dem Gemüth jene behagliche Stimmung giebt, welche für die volle Hingabe an ideelle Interessen oft unerläßlich ist.

Erst da, wo über die Gegenwart hinaus die Zukunft in die Thätigkeit der Gegenwart eingeschlossen, wo der Mensch über die Unsicherheit derselben hinausgehoben wird, kann von Reichthum die Rede sein, denn die Ausgabe ist alsdann geringer als die Einnahme. Der Begriff des Reichthums darf aber nicht mit dem des Luxus verwechselt werden. Der Reichthum ist nur das Mittel des Luxus; er selbst der Genuß, welchen der Reichthum gewähren kann. Es ist daher eine ganz schiefe Ansicht, welche den Reichthum beschuldigt, die Corruption der Sittlichkeit zu befördern. Abgesehen davon, daß eine Sittlichkeit gewiß nichts werth ist, welche auf der Mittellosigkeit zum Sündigen beruht, so ist es offenbar nicht der Reichthum an sich, sondern das schon verderbte Gemüth, was in seiner verkehrten Verwendung zur Debauche führt. Nur der Neid der beschränkten Genußsucht sagt dem Reichthum Böses nach, denn an sich kann er als das mächtigste Werkzeug der Sittlichkeit nur willkommen und förderlich sein. Er schafft der Erhebung des Geistes zum Geist ein freies Terrain und bewahrt vor tausend gemeinen Versuchungen, denen die Dürftigkeit ausgesetzt ist. Hunger, Mangel an Kleidung und dgl. sind furchtbarere Gewalten, als die Moralisten sich träumen lassen, welche bei vollen Schüsseln ihre Compendien schreiben, ohne den Menschen der Wirklichkeit von Angesicht zu Angesicht geschaut zu haben. Sie können Stimmungen im Menschen erzeugen, in deren schlaffer Wüstheit alle Religion und Moralität wie eine Fiction erscheinen, so daß Diebstahl, Betrug, Liederlichkeit, Mord sogar mit empfindungsloser Gleichgültigkeit, mit der entsetzlichen Unschuld des Stumpfsinnes vollbracht werden. Unsere Zeit zeichnet sich darin aus, daß sie den Quellen des Elendes der unteren Volksclassen eifrig nachspürt. Hierdurch aber sind wir auch mehr als früherhin mit den zahllosen und frevelvollen Verirrungen bekannt geworden, denen die Armuth unter dem Stecken des Treibers fast bis zur Willenlosigkeit ausgesetzt ist. Es ist daher ein richtiger Instinct der Sittlichkeit, der auf die Erwerbung des Reichthums hinausgeht, wie sich aber von selbst versteht, nicht des Reichthums, sondern der Sittlichkeit halber.

Als Resultat der bisherigen Betrachtung könnten wir demnach Folgendes aufstellen: das Wesen des Geistes ist Freiheit. Wirklichkeit hat

dieselbe jedoch nur durch die That. Die Arbeit ist ihrem nothwendigen Inhalt nach Befreiung des Geistes von seinem unmittelbaren Zusammenhang mit der Natur. Negativ geschieht dies durch die Reinlichkeit, positiv durch den Reichthum. Der letztere aber ist lediglich eine Folge der Arbeit. Wir können nun fortfahren: der Reichthum ist die Bedingung des Luxus. Wo ein solches Quantum von Kraft vorhanden ist, daß dasselbe nicht blos für die Befriedigung des unmittelbaren Bedürfnisses verwendet zu werden braucht, sondern über die Grenze der gebieterischen Nothwendigkeit hinaus noch einen Spielraum willkührlicher und zweckloser Bewegung gestattet, da wird Luxus sein. Der Luxus zeigt sich demnach als unausweisbares Product der Arbeitsamkeit; nur der Geist kennt den Luxus; die Natur nimmt nur seine Maske vor. Es ist wahr, unermeßliche Räume, rollende Jahrtausende, unübersehbare Sternenheere, gigantische Elemente, zahllose Pflanzen, wimmelnde Thiergeschlechter strömen ins Unendliche aus dem ewig schaffenden Quell. Aber die Verschwendung ist nur scheinbar; der genaueste Calcul herrscht in ihr. Kein Sandkorn, kein Fischei, kein Sonnenstrahl kann entbehrt werden; sie sind für das Ganze so nothwendig, wie die Wüsten, die Raubthiere, die Milchstraßen u. s. f. So kennt auch der rohe Mensch, der Zögling der Natur, den Luxus nicht. Der Putz, mit dem er sich behängt, ist nur das Zeichen seiner Empfänglichkeit für denselben. Ueberfluß an Nahrungsmitteln ist für den Wilden mehr eine Gunst des Zufalls, denn ein Werk der Absicht. Einige Stämme der Brasilianischen Wilden entschließen sich zur Jagd nur, wenn der grimmigste Hunger sie peinigt; die übrige Zeit vegetiren sie völlig thatlos in ihren engen und schmutzigen Cabanen.

Die Entwickelung des Luxus ist demnach nichts Anderes, als die Vermenschlichung der Natur. Die Arbeit des Geistes läßt sie als Grundlage gänzlich verschwinden. Der Proceß, der sich hier überall von kleinen, unscheinbaren Anfängen mit unaufhaltsamer Consequenz entfaltet, ist der, daß das Bedürfniß, was der Mensch in sich vorfindet, von dem Verstande in alle von ihm involvirten Elemente zerlegt wird. Jeder Trieb ist für sich einfach, aber seine Befriedigung durch die Fülle der Mittel sehr mannigfaltig. Das Thier z. B. säuft und frißt, was es findet; der Mensch aber streift den Nahrungsmitteln ihre Natürlichkeit ab, giebt ihnen durch seine Behandlung geistige Weihe, sondert die festen und flüssigen, warmen und kalten, schweren und leichten Speisen in verschiedene Schaalen, ordnet eine angemessene Folge des Genusses, und schreibt endlich sogar, wie Herr von Rumohr, über den Geist der Kochkunst. Die Kleidung ist zuerst eine ungetheilte, bis der Mensch zuletzt für jedes Glied eine sich passend anschmiegende, und, was die Hauptsache ist, seine Individualität aussprechende erfunden hat. Die Wohnung umschließt anfänglich Alles in Einem Raum, den Herd wie die Hausthiere; dann aber wird Wohn- und Schlafzimmer, Küche und Stallung, späterhin Flur, Arbeitslocal, Besuchzimmer, Gesindestuben, Speisezimmer u. s. f. abgesondert. Hier zeigt uns wieder unter den Möbeln das Bett allein hundertfache Variationen von der Bärenhaut, der aus Blättern geformten Hängematte, dem Strohlager an bis zum wollüstigen Eiderdaunenbett mit atlassenen Vorhängen. Und so durchweg.

Indem nun ein Geschlecht die Erfindungen des andern erbt, in ihrem Genuß heranwächst, gewöhnt es sich an das, was einst noch gar nicht existirte, und findet in dem Product Prometheischer Sorge etwas, das sich von selbst versteht. Es kann nicht mehr entbehren, was nach dem alten Sprichwort, ignoti nulla cupido, keine Entbehrung sein konnte, bevor es erfunden war. Dies heißt nichts Anderes, als: die Mittel der Befriedigung werden selbst wieder Bedürfnisse. Diese Bedürfnisse sind dann nicht mehr unmittelbar natürliche, sondern künstliche; ihre Nothwendigkeit wird eine sittliche. In dieser Kraft der Gewöhnung liegt die demokratische Macht des Luxus, denn die Bedürfnisse desselben stecken an; die Diener copiren die Herren, die unteren Stände die höheren, so gut es gehen will. Die ideelle Nothwendigkeit, im Hausgeräth, in der Kleidung, in der Wahl des Vergnügens Anderen gleichzustehen, ist so stark, als die reelle des physischen Antriebes. In der Beweglichkeit der Mode fühlt jeder in sich eine Aufforderung, die gerade herrschende auch sich, wenn gleich mit unumgänglichen, bald durch die Mittel, bald durch die sociale Stellung gebotenen Modificationen anzueignen. Wie sehr diese äußere Gleichheit auf die innere Einheit zurückwirkt, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Der schwerfällige, von Seide und Gold und Edelsteinen und Sclavenarmeen strotzende Hofpomp eines Orientalischen Monarchen macht diesen, der Menge gegenüber, zu einem einzigen Wesen, dem sie aber nicht gewachsen ist, das sie mit gedrückter Neugier anstarrt. Ein europäischer Monarch geht im schlichten Ueberrock, in grauen Tuchhosen, in einfacher Mütze, unter seinen Bürgern spazieren, kaum durch einen angehefteten Stern sich signalisirend. Aber wo er erscheint, verräth sich die Innigkeit der Empfindung, in der Gediegenheit seines Charakters, in seinem tiefen, allen Interessen des Staats durchdenkenden Bewußtsein den wahrhaft königlichen Luxus zu finden.

Wenn eine jede Befriedigungsweise selbst wieder zum Bedürfniß umschlägt, wenn der Scharfsinn des Verstandes an jeder Bequemlichkeit noch eine Unbequemlichkeit herausfindet, die er durch neue Mittel fortschafft, bis auch diese veralten und zu neuen Erfindungen treiben, so überzeugen wir uns wohl, daß in dem Bildungsproceß des Luxus schlechterdings keine Grenze zu ziehen ist. Wer könnte alle hier möglichen Combinationen berechnen! Wer könnte, um nur Eines anzuführen, die Steigerung der Bewegung durch Eisenbahnen, Dampfschiffe und Dampfwagen, Luftfahrmaschinen im Voraus berechnen! Ist nicht dadurch der Luxus des Reisens unendlich gesteigert? Wer kann wissen, welche Wunder die Anwendung des Elektromagnetismus in der Mechanik erzeugen und welche neue jetzt noch unausdenkbare Phänomene des Luxus eine so gewaltige Schnellkraft herbeiführen wird! Hier ist Niemand Prophet genug. Es scheint demnach, als könnte der Luxus durchaus nicht begrenzt werden. Allein eine innere Begrenzung ist möglich. Das Ziel aller Civilisation ist auch das Maaß derselben. Der Luxus als das Kind der Civilisation muß folglich mit ihr die Gleichheit des Maaßes theilen. Das Ziel der Civilisation ist aber, wie schon oben angedeutet wurde, der Geist, wie er sich selbst der Zweck ist. Als solcher aber erscheint er in dem Reich des Wahren, Guten und Schönen. Diese Ideen sind wegen ihrer absoluten Selbstständigkeit unfähig, zu Mitteln herabgesetzt zu werden. Sie machen daher die Norm für die Zustände der Civilisation aus; Alles, was ihnen widerspricht, widerspricht auch der wahrhaften Civilisation, welche nichts Anderes anstreben kann, als der Religion, Kunst und Wissenschaft unverwüstliche Tempel zu gründen. So lange daher der Luxus mit ihnen im Zusammenhang steht, so lange ist er erlaubt; wo er aber mit ihnen sich entzweit, da wird er unnatürlich und verwerflich. Im Einzelnen läßt sich dies leicht nachweisen.

Wir haben oben Nahrung, Kleidung und Wohnung als die unmittelbarsten Bedürfnisse des Menschen angegeben. Nun hat z. B. ein reiches Mahl nichts an sich, was dem Begriff der geistigen Freiheit widerspräche; die höchsten Acte der Weltgeschichte sind durch Symposien gefeiert. Wenn aber die späteren Römer mitten in der Mahlzeit ein Vomitiv nahmen, um ohne Aufhören schlemmen zu können, so wenden wir uns mit Abscheu fort. Daß sich der Mensch durch Getränke, deren Wirkung auf das Nervensystem er kennt, willkührlich in Stimmungen versetzt, ist ein großer, dankenswerther Fortschritt in der Cultur. Wein, Kaffee, Thee werden fortan zu den ewigen Bedürfnissen der gebildeten Menschheit gehören. Genießt man aber Opium, um in einer üppigen, Alles überbietenden Traumwelt zu schwelgen, und beim Erwachen aus ihr, mit zitternden Gliedern, die Wirklichkeit schaal und saftlos zu finden, so ist ein solcher Luxus absolut verwerflich. Der Luxus kann sehr wohl mit der Mäßigkeit zusammen bestehen; das subjective Ueberschreiten des Maaßes, die Völlerei, ist hier also die Grenze. Die Moral hat bei ihrem Eifer gegen den Luxus hauptsächlich diese Seite der Unmäßigkeit im Auge, die aber nicht dem Luxus an sich, sondern der Ueberreizung der Individuen zur Last fällt und in der Hütte des Eskimaux, der sich in Wallfischthran besäuft, eben sowohl stattfinden kann, als an der comfortabelsten Tafel, an der des englischen Generalgouverneurs von Ostindien, die eine Quintessenz aller Erzeugnisse der Welt darbietet. Sobald die Naturseite des Lebens nicht mehr der geistigen Sphäre untergeordnet wird, hört der Geist auf, Herr der Natur zu sein; er wird ihr Knecht, den sie durch unersättliche Lüsternheit fesselt.

Die Moralität zieht aber nicht blos eine Grenze für das Gebiet der Sinnlichkeit, sondern auch für das Verhältniß des Luxus zur Vermittelung der Subsistenz, für das Vermögen. Das Vermögen soll zunächst auf die Befriedigung der unmittelbar durch die Natur gegebenen Bedürfnisse verwendet werden. Wird es dagegen aufgewendet, um zunächst die durch entschiedenen Luxus erzeugten Forderungen zu befriedigen, so entsteht ein krankhafter Luxus, da im Grunde Noth vorhanden ist. Die Noth würde nicht da sein, huldigte man nicht dem Luxus; erst nach Stillung des wahrhaften Bedürfnisses hätte dieser Berechtigung. Da nun dasselbe, um die Kosten für die Luxusartikel herbeizuschaffen, so knapp wie möglich abgefertigt wird, so ist der Luxus ein Betrug, denn er ist ohne den entsprechenden Hintergrund wirklicher Behaglichkeit. Die weitere Folge solcher Verkehrung der ursprünglichen Ordnung ist im Durchschnitt, daß mehr ausgegeben, als eingenommen wird. Verschwenden darf nur, wer verschwenden kann. Jene Lage dagegen führt zur Verschuldung. Mit jeder Schuld aber entstehen neue Verlegenheiten, denn das erborgte Vermögen fordert Verzinsung. Die gewährte Abhülfe ist nur momentan und verkehrt sich nur zu bald in die Furie der Mahnung, welche die heitere Gemüthlichkeit der Gesellschaft im Innersten zerrüttet. Ein solch erzwungener, jammervoller Luxus wird nun vorzüglich da sich erzeugen müssen, wo das Verhältniß eines festen an Grundbesitz oder Pfründen geknüpften Einkommens zu dem unsichern auf der täglichen Arbeit ruhenden Erwerb ein Extrem bildet. Die Hauptstädte gewähren daher insbesondere das

Schauspiel eines solchen Contrastes. Allerdings existirt in ihnen auch ein frohsinniger Mittelstand, der sich bei Fleiß und Ordnung vielerlei Genuß erlauben und doch noch einen Nothpfennig zurückzulegen hoffen darf. Aber in ihnen existiren auch die Proletarier, und nicht blos in der Form der Fabrikarbeiter, der Tagelöhner, der Eckensteher und Bettler, sondern auch unter der Larve genüglichen Auskommens, das sich, wo es hülfesuchend auftritt, oft mit dem heilig zu haltenden Namen verschämter Armuth betitelt. Das Princip eines solchen luxurirenden Firnisses, der die Lumpen der Armuth verdecken soll, liegt vor allen Dingen in der Putzsucht der Weiber. Sie vornämlich wollen in der Kleidung nicht zurückstehen, sie wollen die Mode mitmachen. Doch damit ists noch nicht gethan. Sie wollen auch zeigen, daß sie modisch gekleidet sind, daß sie in dem neuen Anzug, dem Federhut, den Wiener Locken, in den durchbrochenen Strümpfen u. s. f. sich allerliebst ausnehmen. Es müssen also Promenaden, Gärten, Concerte, Bälle, Theater besucht werden, wo sie gefallen, wo sie Eroberungen machen können. Zwar wird auch der Kirchenbesuch zum Vehikel der Ostentation gemacht; indessen ist doch hier die kokettirende Tournüre zu beschränkt, und fühlt sich, wie leichtsinnig sie auch sei, dennoch durch die Erinnerung an das Göttliche fatal genirt. Wie eine solche Ueberhebung, eine solche sittliche Haltungslosigkeit den Uebergang in die Liederlichkeit macht, liegt nahe genug. Die moralische und physische Entkräftung gehen immer Hand in Hand. Wie viele junge Mädchen leben z. B. in Berlin buchstäblich nur von trockenem Brod und Cichorienkaffee, denen man im Begegnen auf der Straße in ihrem damenhaften Aufputz diesen Nothstand nicht anerkennen würde, verriethe ihn nicht die scharf zugeschnittene, früh alternde Physiognomie dem tieferen Blick. Wie viele haben nicht die nothdürftigste Wäsche, vielleicht nur Ein Hemde, wohl aber mehrere Kleider und wenigstens einen Shawl! Der wahre Ruin für diese Richtung sind die Leihhäuser, ein Abgrund für die etwa noch vorhandenen werthvollen Effecten, die oft Erbstücke sind, von deren Veräußerung schon die Pietät zurückhalten sollte. Allein im Prickeln der Begierde, den ephemeren Flitterstaat zu erhaschen, werden sie rücksichtslos verscherzt. Von diesem Gesichtspunct aus sind von Zeit zu Zeit Aufwandsgesetze gegeben worden, namentlich Kleiderordnungen, die aber niemals viel gefruchtet haben, und hauptsächlich nur dem Historiker zu Gute kommen, der aus ihnen die Statistik der Vergangenheit berechnet.

Die Unmäßigkeit ist die Grenze des Genusses, die Verschwendung die des ökonomischen Aufwandes für denselben. Eine dritte Begrenzung ist das Unnatürliche, welches zugleich das Unsittliche ist, denn die Natur vermag nicht sich selbst zu verkehren, nur der Mensch; Bastardzeugungen sind nichts Unnatürliches; sie gehen wohl aus der Art, aber nicht aus der Gattung heraus. Da nun bekanntermaßen der Schmerz mit der Wollust im Tiefsten verwandt ist, so finden wir in der Geschichte des Luxus nicht selten solche Erscheinungen, welche, wie die Römischen Gladiatorspiele, wie die Thiergefechte auf den Pariser Boulevards, aus dem Schmerz das Vergnügen hervorgehen lassen. Nur, wo die natürliche Befriedigung schon bis zum Ekel erschöpft ist und der geistlose Müßiggang eine mühelose Unterhaltung fordert, stellt sich das Raffinement ein, welches nichts Anderes ist, als die Erzeugung eines Reizes, der ohne seine Vermittelung gar nicht da sein würde. Da die Gewohnheit uns auch mit den erkünsteltsten Zuständen vertraut macht, so daß wir nur mit Anstrengung uns ihnen entwinden und zum freien Urtheil über sie stellen, so wird es oft sehr schwer, in concreten Fällen zu bestimmen, wo der Luxus über die Grenze des Natürlichen hinausgeht. Indessen darf man dem redlichen Ernst der Forschung viel vertrauen; das Gefühl allein vermag hier nichts, denn es wird zu sehr durch die Gewohnheit bestimmt; der Gedanke aber bestimmt sich nur durch die Sache. Es ist namentlich die Polizei sowohl in Betreff der Gesundheits- als der Sittenpflege, welche hier nicht selten in Verlegenheit gesetzt wird. So z. B. ist man noch immer nicht zu festen Grundsätzen über die Zulässigkeit der Bordelle gekommen; die öffentliche Meinung scheint sie in unserer Zeit durchaus zu verwerfen, weil es die Regierungen schände, für Anstalten, welche dem Luxus der Unzucht gewidmet sind, Sorge zu tragen. Läßt man sich aber auf eine Kenntnißnahme der Kindermorde, sowohl der groben als subtilen, auf die Verwüstungen der syphilitischen Krankheiten, auf das durch geheime Ausschweifungen erzeugte Verderben, auf die Aussicht so vieler jungen Leute ein, durch ihre Lage einem immerwährenden Cölibat verfallen zu sein, so wird es an Zweifeln nicht fehlen, und in der ersten Bestürzung über so furchtbare Uebel würde mancher vielleicht von dem Enthusiasmus nicht weit entfernt sein, welcher durch Bordelle die Sittlichkeit aufrecht zu halten vorgiebt. Es giebt aber eine Menge anderer Fälle, in welchem das Unnatürliche wohl entdeckt und auch verhütet werden kann. Wenn, wie der Fürst Pückler Muskau in seinen Briefen erzählt, die Pariser sich an den Capriolen ergötzten, welche kalekutsche Hähne

schnitten, die man auf Messingplatten stellte, welche von unten langsam erglüht wurden, so ist dies ein schändliches Vergnügen. Nur der Wissenschaft darf die Thierquälerei erlaubt sein; außerdem, um sich an der vom Schmerz erfolterten Grimasse zu weiden, ist sie ein gottloser Frevel. Eine Stimme, welche die Kraft und Festigkeit des männlichen Organs mit der Zartheit und Süßigkeit des weiblichen vereinigt, kann entzücken. Wenn aber das Entzücken durch Castration erkauft werden muß, so ist dies ein unnatürlicher Luxus, den sich der heilige Vater Roms am wenigsten und am wenigsten zur Verherrlichung Gottes hätte erlauben dürfen. In den Zuständen sehr gesteigerter Civilisation nistet sich insbesondere auch das unnatürliche Bedürfniß des Krankseins ein. Die Empfindung, welche die Genesung aus einem krankhaften Zustande gewährt, ist eine der süßesten; dies Uebergangsgefühl möchte man perennirend machen; die Aerzte werden ein bloßer Luxusartikel. Dann spielen auch die Bäder eine große Rolle; andere Curen werden von der Klugheit der Aerzte, da sie nur den Wahn von Krankheiten zu bekämpfen haben, blos obenhin zur Unterhaltung der hysterischen Weiber und hypochondrischen Männer fortgeführt; die Homöopathie gewährt in unseren Tagen für das Bedürfniß, immer krank zu sein, ein vorzügliches, unschädliches Spielzeug. Schon Plato führt in seiner Philosophie des Staats bittere Klage über solchen weichlichen Luxus, und erst noch im vorigen Jahre sah sich das Preußische Ministerium der Medicinal-Angelegenheiten zu der Verordnung genöthigt, daß die Aerzte Badecuren nur in den dringendsten Fällen vorschreiben sollten, weil die Kostspieligkeit derselben den Wohlstand vieler Familien zerrütte, und bei denen, welche eine solche Cur für nothwendig hielten und welchen ihre Umstände dieselbe schlechthin versagten, nur Verdrießlichkeit und Unfriede mit dem Leben erzeugt würde.

Es bleibt uns nur noch der ästhetische Kanon für die Begrenzung des Luxus übrig. Allein mit diesem hat es die eigene Bewandniß, daß er nur dann unbedingt bestimmen kann, wenn das ästhetische Interesse mit dem sittlichen durchaus vereint ist. Denn das Unsittliche ist freilich immer auch das Unschöne, aber das Unschöne nicht immer auch das Unsittliche. Die sackartigen Aermel unserer jetzigen Damen sind z. B. vollkommen so häßlich, als es einst die nun verschrieenen Reifröcke waren. Wer wollte aber daraus boshafte Schlüsse ziehen? Um mit Einem Wort zu sagen, worauf es hierbei ankommt, so ist es der Luxus der Obscenität, der nicht geduldet werden darf, weder in profaner Prostitution, noch in den Mysterien der Zweideutigkeit. An Beispielen fehlt es hier gar nicht; nur werden sie wegen ihrer Nudität leicht ekelhaft. Es versteht sich, daß wir hier von der Verletzung der Sittlichkeit durch die lasterhafte Gemeinheit reden, denn daß die wahre Kunst der Obscenität zur Charakteristik diabolischer und pöbelhafter Plattheit nicht entbehren kann, wissen wir recht gut.

Wir haben, glaube ich, wohl eingesehen, wie der Luxus eine nothwendige Begleitung der Civilisation, ein unabwendbares Resultat der für die Freiheit des Menschen unvermeidliche Arbeit ist. Wir haben ferner gesehen, wie alle die Anklagen, welche gegen den Luxus erhoben werden können, nicht sowohl ihn selbst, als vielmehr seine Ausartung in das Maaßlose der Schlemmerei und Verschwendung, in das Widrige der Unnatur und Obscenität treffen. Nun wäre aber auch noch eine Betrachtung möglich, die sich mit der Untersuchung beschäftigte, welche Gebiete des Lebens in ihrer Existenz von dem Luxus abhängig sind? Da jedoch eine ausführliche Entwickelung dieses Thema's sehr weitläufig werden muß, so begnüge ich zum Schluß mich mit einigen Andeutungen.

Unmittelbar nämlich hängen Handel und Industrie, mittelbar Kunst und Wissenschaft vom Luxus ab; Industrie und Handel unmittelbar, denn jedes Gewerbe ist mit der Befriedigung irgend eines Bedürfnisses beschäftigt, dessen der Mensch, wenn wir einen sogenannten Naturzustand desselben voraussetzen, entbehren könnte; der Handel aber, indem er die Isolirung der Nationen und die Einseitigkeit ihrer natürlichen Localität aufhebt, verbreitet die Genüsse eines Volkes, die Produkte einer Gegend, die Erzeugnisse einer Industrie durch alle Völker über die ganze Erde. Er übt eine universelle Ausgleichung. Industrie und Handel ernähren den Luxus, aber ihre Produktion ist bedingt durch seine Consumtion; fiele also diese fort, so fielen auch sie selbst fort. Die Nothwendigkeit der Industrie und des Handels für die Vereinigung der Völker, für die Erzeugung eines menschlichen Gemeingefühls, wird aber Niemand leugnen wollen.

Kunst und Wissenschaft sind nur mittelbar vom Luxus abhängig, d. h. ihr Prinzip liegt nicht in ihm, sondern in ihnen selbst, in der Idee der Schönheit und Wahrheit. Der Reichthum kann die Realisirung dieser Ideen anregen und begünstigen, schaffen kann er sie nicht. Aber für die Erscheinung derselben in Kunstwerken und in systematischer Erkenntniß ist ein gewisser Grad des Luxus, eine gewisse allgemeine Verbreitung desselben unter einem Volk durchaus nothwendig. Es gehört Muth dazu, an die Wirklichkeit der Vernunft, an die überirdische

Schönheit der Kunst, an die ewige Wahrheit der Wissenschaft zu glauben. Wo nun der Mensch noch mit seiner Selbsterhaltung zu ringen hat, da ist ein freies Denken und Bilden unmöglich; mittelst des Luxus aber gewöhnt er sich an das Dasein einer durch den producirenden Geist über die Natur erhabenen, durch ihn verschönten Welt. Kunst und Wissenschaft sind insofern der höchste Triumph des Luxus, und die Historiker haben oft genug das Zeitalter des Indischen Vikramaditja, des Atheniſchen Perikles, des Macedonischen Alexanders, der Ptolomäer, des Augustus und Hadrianus, des Hohenstaufischen Friedrich des Zweiten, der Mediciäer, der Elisabeth, Ludwigs des Vierzehnten und andere Epochen als solche Conincidenzpunkte der Kunst und Wissenschaft mit der merkantilischen und politischen Blüthe der Völker gepriesen. Man muß hierbei insbesondere das Verhältniß der Arbeit und ihres Ernstes zur Muße und ihrem Spieltriebe beachten. Denn die redliche Arbeit ist dankbar; sie wirft mehr ab, als unmittelbar nothwendig ist. Die freie Zeit wird der Erholung gewidmet, welche für die Arbeit kräftigen und die abgenutzten Nerven und Muskeln wieder verjüngen soll. Die Muße soll aber einen Inhalt haben, denn nur der rohe Mensch erträgt die Langeweile des Nichtsthuns; für den Gebildeten wird die Thätigkeit zum Bedürfniß. Das Spiel ist Thätigkeit, wie die Arbeit, allein es ist ohne Zusammenhang mit dem Bedürfniß; es ist sich selbst Zweck. Statt der Nothwendigkeit ist seine Regel der Zufall; statt der folgerichtigen Strenge seine Form die Inconsequenz. Die Arbeit nöthigt überall zur Bedingtheit, zur Anerkennung von Schranken. Das Spiel will dagegen den Genuß des Willkürlichen, des Unbedingten gewähren. Daher nimmt die Kunst den größten Raum der freien Muße gebildeter Völker ein, weil sie die tiefste innere Nothwendigkeit unter der Form willkürlicher Darstellung verbirgt. Die Künstler müssen dann freilich die Rolle der Arbeiter übernehmen; allein auch das Publikum, das zum Genuß ihrer Werke sich anschickt, ist der Arbeit nicht überhoben, denn ein Gedicht, eine musikalische Composition, ein Bild u. s. f. zu fassen, ist ohne alle Anstrengung nicht möglich, und nur der Gegensatz solcher Thätigkeit gegen den regelrechten Gang des Geschäftslebens täuscht uns darüber. Für den Gebildeten besteht die Erholung nur im Wechsel der Arbeit, denn selbst zum geringsten Karten- oder Dominospiel, zur leichtesten Conversation, ist ein gewisser Aufwand von Intelligenz erforderlich, und nur vom guten oder schlechten Wetter läßt sich halb bewußtlos sprechen. Je mehr sich die Verständigkeit des Geschäftsmechanismus ausdehnt, je vollkommener die Räder der Gesellschaft in einander greifen, um so mehr sucht sich das Gemüth namentlich durch die Musik zu retten, so daß alsdann, wie in unserer Zeit, ein bewundernswerther musikalischer Luxus entsteht. Nur ein durchgearbeitetes Volk kann den Wechsel von Spiel und Arbeit so ordnen und dem Spiel einen so mannigfaltigen Gehalt geben, daß ihm das Vergnügen ein unentbehrliches Lebenselement wird. Bei den Römern war der Schrei des Pöbels: Panes et Circenses, Folge der Uebersättigung; bei den Franzosen aber ist das amusement ein besoin geworden, und als die Vorläufer jeder gesellschaftlichen Metamorphose gehen sie darin den anderen europäischen Völkern voran, von denen viele allerdings den Luxus nur erst als vereinzeltes Phänomen kennen, und also bis zu jener heitern Sorglosigkeit noch weithin haben.

---

## D.

## Der historische Styl.

### 1.

Aufgabe und Zweck aller geschichtlichen Schreibart ist die Darstellung und sprachliche Wiedergestaltung der wichtigsten menschlichen Handlungen und Begebenheiten vergangener Zeiten mit möglichster Treue, Wahrheit und Lebendigkeit. Insofern als dieselbe, — denn nur mit ihr, nicht aber mit dem Erforschen und Auffassen der historischen Wahrheit an und für sich hat die Theorie des Styls zu thun — den Regeln der Darstellung im Allgemeinen sowohl, wie in der besonderen Anwendung für diesen Zweck, wie sie die Aesthetik lehrt, sich unterwerfen muß, betrachtet man sie als eine Aufgabe der Kunst und belegt sie mit dem Namen: die historische Kunst. Sie unterscheidet sich als solche dadurch von der poetischen und namentlich von der epischen und dramatischen Darstellung, daß diese letztere den gewählten, entweder entlehnten oder erfundenen Stoff mit freier schöpferischer Willkühr behandeln und verändern darf,

während jene den überlieferten, nach strengster Wahrheit aufgefaßten und geprüften Inhalt unverändert wiederzugeben hat und ihr ganzes Bestreben allein dahin gehn muß, die Form der äußeren Darstellung demselben so harmonisch wie möglich anzupassen, damit die vollkommenste Uebereinstimmung zwischen beiden Statt finde.

Vgl. Luciani πῶς δεῖ ἱστορίαν συγγράφειν in dessen Opp. Ed. Bipont. T. IV. p. 159 sq.
G. J. Vossii, Ars historica. Lugd. Bat. 1653. 4.
Saggio sopra l'arte storica (von G. T. Galeani Napione). Torino 1773. 8.
d'Alembert, Réflexions sur l'histoire, in seinen Mélanges de litérature. T. V.
Bolingbroke, Letters on the Study and Use of History. London 1751. 2 Voll. 8.
J. M. Chladenii, Allgemeine Geschichtswissenschaft. Leipzig 1752.
Mably, de la manière d'écrire l'histoire. Paris 1783. 12. Deutsch: Straßburg 1784. 8.
A. J. Penzelii, de arte historica libellus. Lips. 1784. 8.
Duncker, de historia ejus tractandae varia ratione. Berol. 1834. 4.
Ruhs, Entwurf einer Propädeutik des historischen Studiums. Berlin 1811. 5. Abschn. S. 248 ff.
Wachsmuth, Entwurf einer Theorie der Geschichte. Halle 1820. §. 11 u. 12. S. 119.
W. v. Humboldt, Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers. Berlin 1822. 4.
Schiller, Was heißt und zu welchem Zwecke studirt man Geschichte? Eine akadem. Antrittsrede. Sämmtl. Werke in einem Bde. S. 1029.
J. G. Müller, Briefe über das Studium der Wissenschaften, besonders der Geschichte. 2. Aufl. Zürich 1817.
Gervinus, Grundzüge der Historik Leipz. 1834.

2.

Da die Geschichte sich nur mit der Vergegenwärtigung der Vergangenheit beschäftigt, so erfordert die historische Darstellung vor Allem Einheit, Klarheit, Deutlichkeit, Bestimmtheit, genaue Anordnung, lebendige Anschaulichkeit und Gewandtheit und Freiheit in der äußeren Behandlung. Man unterscheidet drei Arten der historischen Darstellung, welche sich jedoch mannigfach nuanciren und mit einander vermischen lassen. Die erstere Art giebt nach Weise der Chroniken nur eine einfache Erzählung merkwürdiger Thatsachen oder Erscheinungen der Vergangenheit meist in chronologischer Ordnung; die zweite stellt eine Reihe von miteinander zusammenhängenden Ereignissen dergestalt dar, daß das Resultat ihrer vereinten Wirkungen dem aufmerksamen Leser daraus deutlich hervorleuchtet: diese wird die pragmatische Geschichtschreibung genannt; die dritte Weise endlich sucht die Ideen, welche allen Begebenheiten und Erscheinungen der Geschichte in ihrem inneren Zusammenhange zu Grunde liegen, zu erforschen, darzustellen und in ihrem endlichen Resultate zu entwickeln, sie wird daher als die philosophische Geschichtschreibung und ihr Ergebniß als Philosophie der Geschichte bezeichnet.

Vgl. Beck, de historia pragmatica. Lips 1810.

3.

Der Stoff aller Geschichtschreibung umfaßt entweder das Leben eines einzelnen Menschen, insofern als derselbe einen bestimmten größeren oder geringeren Einfluß auf den Entwickelungsgang des Menschengeschlechtes ausübte, oder auch den Entwickelungsgang einer größeren oder kleineren Gemeinschaft von Menschen, oder endlich den Entwickelungsgang der ganzen Menschheit. Nach dieser Bestimmung unterscheidet man daher a) die Biographie; b) die Specialgeschichte; c) die Universalgeschichte. Sie unterliegen sämmtlich hinsichtlich des Styls den oben angeführten Bedingungen, nur verlangt die Biographie, da sie sich mit der geistigen Entwicklung eines Menschen durch den Einfluß äußerer Verhältnisse beschäftigt, möglichste Feinheit psychologischer Charakterzeichnung und Einfachheit der Darstellung, während diese bei den beiden anderen Gattungen dem allgemeinen Zwecke untergeordnet bleiben.

Vgl. Arndt, Einleitung zu historischen Charakterschilderungen. Berlin 1810.
Jenisch, Theorie der Lebensbeschreibung. Berlin 1802.
Woltmann, Kleine historische Schriften. Jena 1797. Th. I. S. 105.

4.

Zu den Mustern des deutschen historischen Styls, der sich erst sehr spät (in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) selbstständig und schön entwickelte, werden vorzüglich die Werke von Spittler, Johannes von Müller, Heeren, Sartorius, von Woltmann, Schlosser, Niebuhr, Wachler,

Luden, von Raumer, Kortüm, Ranke, Wachsmuth, Dahlmann u. a. m. gezählt.

Vgl. Wachler, Geschichte der historischen Forschung und Kunst. Göttingen 1812.

---

## Von der großen Geischelfart.

### Aus Jacobs von Königshofen Chronik.

Do men zalte M. ccc. xlix. jor, vierzehen nacht noch fungichten, do koment gen Strosburg wol cc. geischeläre; die hettent leben und wise an in alſo ich hie ein teil ſagen wil. Zuom erſten ſo hettent ſiu gar koſtbere vanen von ſamittüechern und von baldeken, uf zehen oder acht vanen, und alſo menige gewunden kertzen: die truog men in vor wo ſiu in ſtette oder in dörfer giengent, und ſtürmede alle glocken gegen in. und die geiſcheläre giengent den vanen noch ie zwene und zwene mittenander, und hettent alle mentelin an und hüete uf mit roten criucen. zwene ſungent vor und denne die andern alle noch. und ir leis und ir geſang was alſo.

Nu iſt die betevart alſo her.
Criſt reit ſelber gen Jeruſalem;
er füerte ein criuce in ſiner hant.
nu helfe uns der heilant!

Nu iſt die betevart alſo guot.
hilf uns, herre, durch din heilges bluot
das du an dem criuce vergoſſen heſt
und uns in dem ellende geloſſen heſt.

Nu iſt die ſtroſſe alſo bereit
die uns zuo unſer frowen treit,
in unſer lieben frowen lant.
nu helfe uns der heilant!

Wir ſullent die buoſſe an uns nemen,
das wir gotte deſte bas gezemen
aldort in ſins vatter rich.
des bitten wir dich alle glich.
ſo bitten wir den heilgen Criſt
der aller welte gewaltig iſt.

So ſiu alſus in die kirchen koment, ſo kniuweten ſiu nider und ſungent:

Jheſus der wart gelabet mit gallen:
des ſullent wir alle an criuce vallen.

und do vielent ſiu alle criucewys an die erden das es clapperte. und ſo ſiu ein wile alſus gelogen, ſo huop ir vorſenger an und ſang:

Nu hebent uf iuwer hende,
das got dis groſſe ſterben wende.
Nu hebent uf iuwere arme,
das ſich got über uns erbarme.

und denne ſtuondent ſiu uf, und dotent ſus driſtunt. und denne luodent ſiu die liute heim zuo imbiſſe, und eins luod zweinzig, eins zehen, und iegliches noch ſinen ſtatten, und buotents in wol.

Und dis was ir regel. Wer in die bruoderſchaft wolte und an die buoſſe tretten, der muoſte xxxiiij. tage dar inne ſin und bliben, und muoſte alſo vil phennige han, das ime alle tage vier phennige an geburtent: das worent xj. ſchillinge phennige und vier phennige. und dar umbe ſo entorſtent ſiu nieman heiſchen. ſiu getorſtent ouch keine herberge heiſchen noch in kein hus komen, men lüede in denne drin, und füerte ſiu denne one heiſchen drin. ſiu getorſtent ouch zuo keiner frowen gereden. welcher aber das brach, der kniuwete vor ſinen meiſter und bichtet es ime. ſo ſatte ime der meiſter buoſſe und ſluog ime mit der geiſcheln uf ſinen rucke und ſprach:

Stand uf durch der reinen martel ere,
und hüete dich vor den ſünden mere.

Siu hettent ouch ein geſetzede das ſiu phaffen under in hettent: aber ir keiner ſolte meiſter under in ſin noch an iren heimelichen rot gon.

Wenne ſiu nu woltent büeſſen: alſo nantent ſiu das geiſcheln; das was zuom tage zwürent, früege und ſpote; ſo zogetent ſiu zuo velde us: ſo liute men die glocken, und giengent ie zwene und zwene und ſungent iren leich alſo vor geſeit iſt. und wenne ſiu koment an die geiſchelſtat, ſo zugent ſiu ſich us nacket und barfuos untz an die bruoch und dotent kittele oder wiſſe linen an, und die giengen in von dem nabel untz uf die füeſſe, und leitent ſich nider an einen witen creis. und wie ieglicher geſündet hette, dernoch leit er ſich. was er ein meineidiger böſewicht, ſo leit er ſich uf eine ſite und rekete ſine drie vingere uf. was er ein ebrecher, ſo leit er ſich uf den buch. ſus leitent ſiu ſich in meniger hande wis noch maniger hande ſünde. do by erkante men wol was ſünde ieglicher geton hette. ſo ſiu ſich alſus hettent geleit, ſo vieng ir meiſter an wo er wolte und ſchreit über einen und rüerte in mit ſiner geiſcheln und ſprach:

Stant uf durch der reinen martel ere,
und hüete dich vor den ſünden mere.

Sus ſchreit er über ſiu alle, und über welchen er ſchreit, der ſtuont uf und ſchreit dem meiſter noch über die vor ime logent, untze ſiu alle uf geſtuondent. und ſungent denne und geiſcheltent ſich mit riemen: die hettent vornan knöpphe und nolden dar in geſtecket; und ſungent maniger hande leis. die ſtont in der croniken uf unſer frowen hus geſchriben: dar umbe loſſe ich ſiu hie under wegen durch kürze willen. und wenne ſiu ſich alſus gegeiſcheltent und geſungent, ſo las einer under in einen brief; und ſiu ſprochent der engel hette in von himel her abe brocht. und in dem briefe ſtuont wie das got erzürnet wäre

über der welte sünde und wolte siu han under lossen gon: do wurde er gebetten von siner muoter und von sinen engeln das er sich solte erbarmen über die welte; und vil anders dinges stuond in dem selben briefe geschriben. und wenne der brief gelesen wart, also zogetent siu wider in die stat singende ie zwene und giengent iren vanen und kertzen noch.

Ouch wenne siu sich geischeltent, so wart gar gros zuo loufen, und das volk weinte und hette grosse andaht: wan das volk wonde und gloupte das der brief von dem himele her abe wäre komen, und alles das siu seitent, das es alles wor wäre. und wenne die phaffen sprochent wo by men erkennen solte das die geischelvart gerecht wär und wer den brief besigelt hette, do entwurtent siu und sprochent wer die ewangelien besigelt hette. Sus brochtent siu die liute dar zuo, das men den geischlären me gloubete denne den priestern. und wo siu in die stette koment, do kam gar vil volkes in ire bruoderschaft, die ouch geischeläre wurdent.

Zuo Strosburg kam me denne tusent manne in ire gesellesehaft, und siu teiltent sich zuo Strosburg: eine parte der geischeläre gieng das lant abe, die ander parte das lant uf. und kam so vil volkes in ire bruoderschaft, das es verdros den bobest und den keiser und die phafheit. und der keiser verschreip dem bobeste das er etwas hie zuo gedächte: anders die geischeler verkertent alle die welt. wan siu noment sich grosser Heilekeit an, und sprochent das grosse zeichen durch siu geschähent. und men truog zuo Strosburg ein dot kint umbe iren ring do siu sich geischelten, und woltent es lebendig han gemachet: aber es geschach niut. dise geischelvart werte lenger denne ein halp jor, das alle wuche etwie menige schar kam mit geischelern. do noch machtent sich ouch frowen uf und giengent ouch after lande und geischeltent sich. do noch fuorent junge knaben und kint ouch after lande in der geischelvart. do noch woltent die von Strosburg niut me gegen in stürmen, und men wart ir also müede, das men siu niut me zuo huse luot also vor. und men geriet sagen den falsch und die trugende do mit siu umbe giengent, und das der brief ein lugener was den siu bredigetent. und ze jungest verbot der bobest ire vart und gebot allen bischoven das siu in iren bistuomen soltent die geischeler abe duon und verbieten. und zuo Strosburg gebot men ouch das kein geischeler geturfte me dar komen; und wer sich geischeln wolte, der solte sich heimelich in sime huse geischeln wie vil er wolte. Sus nam die geischelvart in eime halben jore ein ende: die solte noch ire sage geweret han xxxiiij. jor.

---

## Aus Johann Gansbein's Chronik.

Anno 1357. wurden die von Wartpurg in Westphalen, in dem Stift von Maulbron, die zwo gute Stett, nidergeworfen. Das theten die von Hatzfelt, die Ritterschaft, vnd wurden gefangen bey hundert man, vnd bey virtzig getödtet. Die gefangene wurden loß vmb 4900 Marck silbers.

In demselben jahr sang vnd pfieffe man in allen dissen landen, dis Lied:

Mancher went, daß niemand besser sey dann he,
Dieweil das Im gelingen,
Dem will ich wünschen daß Im nimmer heil gesche,
Vnd will daß frölich singen.
Lieb, kehr dich an sein klaffen nicht
Das bitt Ich durch die treuwe bloß,
Ist an im klein Ihr gut geloß
Gar wol Ihr stat das Angesicht.

Ein Jahr darnach oder dabey, da wurden die von Limpurg vor Merenburgk nidergeworfen. Das thaten die von Merenburgk, vnd blieben drey Erbare mann todt, dern hiese einer Hartung, vnd was ein Schulteiß vnd ein Schöpff zu Limpurg: vnd achtet man denselben Hartung vor den allerbesten Layen in allen dissen landen. Auch wurden jhrer 10 oder zwölf gefangen.

Anno 1359. vmb S. Margrethen Meß, da lag das Reich vor Vilmar, vnd Ertzbischoff Bemund von Trier, mit Herrn, Rittern vnd Knechten, mit denen von Limpurg vnd andern seinen Stetten, vnd auch mehr Fürsten vnd Herrn, und ward gewonnen. Vnd geburte sich, ehe daß es gewonnen wurd, daß die von Franckfurt solten der Katzen eine nacht hüten. Da kamen die feind in der nacht heimlich, vnd spickten die Katzen, vnd stiesen sie an vnd verbranten sie. Vnd verplieben deren von Franckfurt fünftzig todt. Vnd kam jhnen das von jhrer rechten Füllerey. Dann in vollerey je nie kein guts geschach, als S. Bernhard schreibt in einer Epistel: Ebrietas non facit aliud, nisi quod cadit in lutum: Das sprecht also aus:

Einem trunckenen mann höret das zu,
In dem dreck liegen spat vnd fru.

In derselbigen zeit sang vnd pfieffe man dis lied:

Gott geb jhm ein verdorben jar,
Der mich macht zu einer Nonnen,
Vnd mir den schwartzen mantel gab,
Den weissen Rock darunden.
Soll ich ein Nonn gewerden
Dann wider meinen willen,
So will Ich auch eim Knaben jung
Seinen kummer stillen.
Vnd stilt he mir den meinen nit,
Daran mag he verliesen

In denselben zeiten war ein Herr zu Würtzburgk, der war Keyser Carln, Konig zu Beheim,

vngehorsam, vnd zoge der Keyser vber Jhn mit grosser Pomp vnd gewalt, vnd gewann Jhm viel leut vnd land an. Vnd hette es jhm zumahl abgewonnen. Aber der von Würtzburg fiele jm zu fuß, vnd bat sein Gnad. Da thet Er es, vnd behilte doch der Keyser seinen willen mit grosen Ehren.

Anno 1360. ward Keyser Carln, Konigen zu Beheim, ein Sohn geboren, dessen alle die Christenheit erfreuwet was, vnd wuste man nit, daß sein alter ein wunderliche endt vnd leben haben würde. Den Sohn thete Er führen von Prag gen Nürnberg, vnd ward Er getauft vnd genant Wentzeslauw, vnd war sein Mutter geboren von der Schwedenitz. Zu der kindstauf kamen mehr dann virtzig oder funftzig geborne Fürsten, dem Keyser zu freuden vnd zu dienst, jglicher das jm zugehört von seines Ampts wegen, vnd dazu Grafen, Herrn, Ritter vnd Knecht also viel, daß unselig was, vnd hilten den aller herrligsten grösesten köstlichsten Hoffe zu Nürnberg, der je gesehen solt werden, mit grosser köstlichkeit, zehrung, kleidung, vnd aller herrlichen manirung der Fürsten, Grafen, Herrn, Rittern vnd Frauwen, vnd mit ritterlichen Wapen, mit stechen, brechen vnd fechtirung, vnd von allem Spiel, das dazu gehöret. Vnd war geprüfet, daß vf der Stechbane hilten alweg mehr dann tausendt mann mit verbundenen vnd gekrönten helmen.

In denselbigen Jahren verwandelten sich die Carmina vnd Gedichte in Teutschen landen. Dann man bishero lange lieder gesungen hatte, mit fünf oder mit sechs gesetzen. Da machten die Meister neuwe lieder, das hieset Widersang mit drey gesetzen. Auch hatte es sich also verwandelt mit dem Pfeiffenspiel, vnd hatten aufgestigen in der Musica, daß die nicht also gut war bishero, als nun angangen ist. Dann wer vor fünf oder sechs jaren ein guter Pfeiffer war im land, der dauchte jhn jtzund nit ein flihen.

Da sang man dis Widersang:

> Hoffen helt mir das leben,
> Trauren thet mir anders wehe ꝛc.

In dissen zeiten zog Landgraf Otto, Heinrichs Sohn von Hessen vorgenant, vber einen Abt von Fulda, mit zwelff hundert glenen, vnd verzohe vierzehen tag in seinem land mit rechter gewalt.

In dissen vergangenen Jahren, war der ehrwürdig Cuno von Falckenstein, ein Thumherr zu Mentz, Vormunder vnd beschirmer des Stifts zu Trier. Vnd in der neuwen leise so bauwete Herr Philips von Isenburg, Herr zu Grensauw, der wonete zu Vilmar, ein neuwe Burgk, vnd schlug die auf einen stein nit fern von Limpurg vnd von Vilmar, vnd ward genant Gretenstein, dann Sein liebge hiesse Gretha, vnd nant die Burgk nach jhrem namen, vnd wolt Er jhr ein gut testament alda besetzen. Vnd da die aufgeschlagen was, da speiset Er sie, vnd mahnete sie voll Ritter vnd Knecht, die waren fern auß des Hertzogen land von Beyern, Pfaltzgrafen bey Rein, vnd wolten wol genestet han. Da kame der vorgenante Cuno von Falckenstein von des vorgenanten Stifts wegen mit Reiter vnd Knechten, vnd zog mit der glocken auß mit der gantzen Statt von Limpurgk. Vnd die hatten des tags bey achthundert man gewapnet. Wol. Da Sie darquamen vor das hauß, da lagten Sie sich nieder, aßen vnd truncken eins, vnd stelten sich zu stürmen. Vnd der vorgenante Herr Cuno ging selber mit denen von Limpurg vnd andern seinen Freunden, als feindlich zu stürmen. Vnd die auf dem Hauß waren, wurffen da feindlichen auß, daß man keinen gesehen konte. Vnd gewonnen das hauß vmb ein halben tag vnd je baß in dem ein, vnd das mit rechter gewalt überhaupt. Vnd was auch denen von Limpurg zu mahl ernst, sintenmahl daß es Jhnen so nahe beylage, vnd fingen auff dem hauß den hauptman, Herrn Philipsen, mit Sechs vnd dreissig Rittern vnd Knechten, vnd zubrachen das hauß in den grund. Vnd ward Herr Cuno von Falckenstein gar sehr geworfen, daß Im sein Antlitz mit schweitz vnd blut rann. Vnd ein Juncker von Runckel ward alda geworfen, daß Er nicht lang lebete, der ward genant Heinrich. Das soltu wissen, daß dem vorgenanten Herrn Philips geschahe als David schreibt im Psalter, Incidit in foveam quam fecit. Das sprech also:

> Eim andern hat Er ein grub gemacht,
> Vnd ist selber darein gejagt.

Den vorgenanten Herren Cunen vergleichen ich der Tugendt, die da heisset Stercke: als da schreibet Aristoteles lib. 3. Ethicor: Fortitudo est aggressus terribilium ubi mors videtur perimere. Das soltu also verstahn:

> Der Tugend eine heist Sterck,
> Die pfleget sterckliche werck,
> Daß Sie erlöß das gemeine Gut,
> Darumb so stilt sie jhren mut.

Nun solt du wissen, der nach hundert jaren geboren soll wissen ein memorabile, das ist, ein gedechtnus, das vor dem Haus geschach, vnd kam also. Da man solte zu Sturm gehen, da kompt rennen ein Amptman des Bischoffs von Trier, vnd sprach wider die Burgermeister vnd Burger zu Limpurg, daß Sie sich stelten, vnd gingen dauor zu Sturm. Darauf antwortet jhm der Burgermeister mit namen Johann Bopt,

vnd sprach also: Wir seind hier daß wir streiten wollen. Das dorfend jhr nit gedenken, daß man den graben mit denen von Limpurg allein füllen olle. Ritter vnd Knecht sollen bey uns nidert. ten. Zu denen wollen wir uns mengen, vnd mit ihnen zu gleich zu sturm gehen, vnd wollen nit die letzten seyn. Da der Amptman vnd andere Ritter vnd Knecht die Antwort höreten, da fielen Sie nieder mit denen von Limpurg, vnd gingen zu Sturm, vnd niemand gab dem andern im Sturm nit zu fertel, vnd stürmeten als vorgeschrieben steht.

Mehr soltu wissen die physionomy vnd gestalt Herrn Cunen vorgenant. Dann ich Ihn dick gesehen vnd geprüfet han, in seinem wesen vnd in mancher seiner manirung, daß Er was ein herrlich starck man, von Leib, von Person, vnd von allem gebeine, vnd hatte ein groß haupt mit einer strauben, ein weite braune grelle, ein weit breit Antlitz mit brausenden backen, ein scharpf manlich gesicht, einen bescheidenen mund mit gleffe etlicher masen dick, die naß was breit mit gerunden naßlöchern, die naß was in mitten nidergedruckt mit einem grosen kine, vnd mit einer hohen stirn, vnd hatte auch eine grosse brust, vnd rötelfarb unter seinen augen, vnd stund auff seinen beinen als ein Löw, vnd hatte gütliche geberden gegen seine freunden, vnd wann Er zornig war, so bauseten vnd floderten Ihm seine backen, vnd stunden Ihm herrlich vnd weißlich, vnd nicht vbel. Dann Aristoteles spricht lib. 4. Ethicor.: Non irasci quos oportet, insapientiae est. Das heisset also:

Wer nit vmb noth zoren hat,
Das en ist nit eines weissen Raht.

Ein Jahr darnach ward derselbig Cuno von Falckenstein Vormunder des Stifts zu Trier, vnd zog auß mit der Statt zu Limpurg, vnd gewann Aldendorf eines Ritters wonung gelegen bey Merenburg, vnd war ein wüstes hauß, vnd verbrande das vnd zuschleifte es zumahl.

In disser zeit sang man diß lied:

Aber scheiden scheiden das thut warlich wehe
Von einer die Ich gern ansehe,
Vnd ist das nit vnmüglich.

---

## Aus Johann Thurmayer's (Aventinus) Chronik von Bayern.

### 1. Einleitung in das achte Buch.

In den obern siben Büchern seynd beschriben alle Beyerische Fürsten, einer auff den andern, biß auff Keyser Ludwigen dem vierdten, der zu Mönchen ligt, unnd das Hauß zu Beyern hoch erhöhet, auch dermassen das heylige Römische Reich, die Keyserliche Maiestet, nicht ohn grosse mühe, wider in jr alte Wirde und Ansehen zu bringen sich unterstanden, dennach grosse widerwertigkeit von den Welphen und dem Bapst Johanne dem zwey und zwentzigsten diß Namens, und Clemente dem sechßten, auch von Graff Philipsen von Valoiß, dieses Namens dem sechßten, König in Franckreich, wie ich gründtlich auß den Schrifften deß Keysers selbst, und dergleichen deß Bapsts werde anzeigen, gelitten hat. Denn solche sachen seynd in keiner Chronicken recht angezeigt, und nach grund herfür gebracht. Darumb ich solchem grossen handel ein eygen Buch gegeben habe. Darinne ich auch, was nach Keyser Ludwigen sich biß auff Menschen gedechtnuß verlauffen hat, vorauß im Land zu Beyern, beschreiben werde, und wil zuvor eine kurtze meldung von der Geburt, Sitten und Leben obgemeldtes Keyser Ludwigs, nach brauch der Historien, thun.

### 2. Von Keyser Ludwigen.

Keyser Ludwig, deß Namens der vierdte Römische Keyser, unnd fünfft König in Germanien unnd Teutschen Landen, deßgleichen der fünfft Hertzog in Beyern, ist geboren zu Mönchen, im jar nach Christi Geburt ein tausent zwey hundert siben und achtzig, ist im sibenden jar gewesen, da er seinen Vettern, Pfaltzgraff Ludwigen bey Rhein, unnd Hertzog in Beyern, verloren hat. Seine Mutter Frauw Mechtild, König Rudolphs Tochter, eine weise vernünfftige Fürstin, wie im siebenden Buch meiner Chronicken beschrieben, hat jhn erzogen, ist sein Vormünd allein gewesen. Er ist zu Wien in Oesterreich mit seinen Vettern, König Albrechts, seiner Mutter Bruder, Sönen, in der lehrnung und Schul erzogen worden, ist merklich uber andere Fürsten dieselbige zeit im Reich geschickt gewesen, der Lateinischen Sprach vor andern Fürsten wol kundig, hat viel gelerter Leut, Teutsche, Wahlen, Engleser, fürnemlich in der heyligen Schrifft und der Rechten, am Hofe gehabt, nach derselbigen Raht gehandelt. Etliche schreiben von jhm, daß er zu sehr die arbeit geflohen habe, und zu nachlässig in der zucht seiner Erben sey gewesen. Die Geistlichen, Mönche und Kloster Jungfrauwen die loben jhn sehr, halten jn für den aller Christlichsten, Gottförchtigsten und demütigsten Keyser, setzen jn in den Himmel, bezeugen solches mit besondern Wunderzeichen und Geschichten, zeigen sein Messer, Tischtücher, anders dergleichen mehr für Heiligthumb. Zu

Inderßdorf im Kloster, im Creutzgang, ist er ab conterfeit in gar schlechter Kleydung, da speiset er die Armen mit seinen eygenen Händen. Ist nicht mächtig gewesen, hat nur das Oberland inne gehabt, Wasserburg, Mönchen, Ingelstatt, die Pfaltz am Rhein, besaß sein Bruder Rudolph, das Niderland, Landßhut, Burghausen, Cham, Straubing, der Wald, hett eygene besondere Fürsten.

### 3. Von Herzog Friderichen von Oesterreich.

Als nun König Ludwig mit seinem Gemahl zu Ach gekrönet was, zog er wider herauff gen Cöllen, verliehe allda die Lehen deß Reichs, als ein gewaltiger Römischer König. In dem war Hertzog Friderich von Oesterreich mit sampt Bischoff Heinrich von Cöllen seinem Schwager, mit Pfaltzgraff Rudolph am Rhein, König Ludwigs leiblicher Bruder, nicht mehr dann mit zwentzig Pferden auff, kam heimlich gen Bonn, vier Meilen oberhalb Cöllen, wurd allda in S. Cassii Kirchen auch zum König gekrönet vom obgenanten Bischoff. Aber sein Heer und Hauptleute, Hertzog Heinrich auß Kernten unnd von Tyrol, Graff Heinrich von Görtz, die musten von forcht deß uberfallens das Läger reumen, unnd die Zelt hinder jhn lassen, machten sich darvon, zertrennten, zerstreuweten sich, man wolte sie niergend eynlassen, eylten und stalen sich also wider heim durch die Land, beholffen sich mit den Rüben, so noch auff dem Felde stunden, noch nicht außgezogen und eyngebracht waren. Deßgleichen König Friderich kam heimlich in Oesterreich, niemand hielt jn für einen König, dann seine Erbland. Sein Schwäger, Freunde und Nachbarn, der Hertzog von Kernten, Graff zu Tyrol, der Graff von Görtz, die Bischoffe von Passauw unnd Saltzburg, unnd die Statt Ulm, der Pfaltzgraff am Rhein, Ludwigs leiblicher Bruder, andere Fürsten und Herren, Geistlich unnd Weltlich, gemeiniglich alle Stände, namen König Ludwig an für ein recht haupt deß heyligen Römischen Reichs.

### 4. Gefecht bei Eßling.

König Friderich gab wider Preßburg unnd die Schut (so etwa seinem Vatter König Albrecht von König Andreas auß Ungern gegeben war) seinem Vetter König Carl auß Ungern, damit er hülff von jhm erlanget wider König Ludwig, bracht also ein groß Volck zusammen, zoge durch Kernten und durch die Grafschafft Tyrol, kam in Schwaben, in ober-Oesterreichische Land, durch hülff deß Graffens von Kirchberg, belägert die Reichstatt Eßling, nam die Vorstatt eyn, wolte den Necker abgraben, aber er wurd von denen in der Statt mit Geschoß abgetrieben, schlug hernach gegen Mitternacht am Berg das Läger, ließ etliche Stürm antretten. König Ludwig kam der Statt zu hülff, leget sich auff der andern seiten deß Neckers, lag biß an den achten tag still, geschach kein rechte Feldschlacht, beyde theil theten wol täglich etliche kleine Scharmützel mit einander, in welchem Steffan Gumpenberger, ein Böhemischer Herr, nachmals ein Beyerischer Edelmann (von dem die Gumpenberger, so jetzt in Beyern hie sind, kommen), der thete das beste auff König Ludwigs seiten, wurd verwundt von Heinrichen von Schweintzenrist, nichts desto weniger eylet er demselbigen nach in der Feinde hauffen, erstach den Gaul unter ihm, fieng jhn, bracht jhn also lebendig mit jhm darvon in König Ludwigs Heer, liesse jhn doch wider ledig, schencket jhm einen andern Gaul, der stellet sich darnach, nach brauch damals der Ritterschaft, mit einem Pferdt und Armbrost. Nachmals an einem Abend stiessen an einander an einem Furth des Neckers diejenigen, so die Gäul in die Träncke ritten, auff beyden seiten, hieben mit einander dreyn, ein jegliches theil streckte die seinigen, und zogen aus dem Läger, es wurd ein Schlacht drauß, die Nacht fiel an, zertrennete sich wider, lag kein Theil ob, kamen nicht viel Knecht umb, etliche wurden gefangen. Auff beyden theilen wurden erschlagen hundert und sibentzig Reuter, unter welchen ein Graff von Kirchberg war, auff König Friderichs seiten. Nachmals brach man auff beyden seiten auff, zog jedermann weiter ungeschlagen wider heim, hette jedermann kein lust zu solcher (unter so nahe gesipten *) Freunden) Schlacht. Dann König Ludwigs Mutter was König Albrechts, deß Vatter König Friderich, leibliche Schwester, sie waren nur Geschwister Kind mit einander, und Enckel König Rudolphs. Diese Schlacht ist geschehen in dem jar nach Christi Geburt 1316.

---

### Bauern-Krieg.

#### Aus Götz von Berlichingen Autobiographie.

Weiter ist auch männiglich wol wissend, daß in dieser Lands-Arth eine grosse Bäurische Uffruhr sich erhebt, dergleichen vor nie gewesen, da schrieb mir mein Bruder Hannß von Berlichin-

*) Verwandten.

gen seel. anhero gen Hornberg, ich solt zu ihm kommen, nachdem viel Bauren zu Schönthal legen, solt ich ihm helffen, damit sie ihn nicht übereilten, das thet ich nun als ein getreuer Bruder, kam dahin, und handelte so viel mit denselbigen Hauptleuthen, daß sie ihn zu frieden liessen, darnach braucht mich der Teutsche Meister in das Weinsperger-Thal, da reit ich als ein getreuer Nachbar Ihro Fürstl. Gnaden zu Ehren und Gefallen, und mit grossen Sorgen dahin, was mir begegnet, das zeigt ich Ihro Fürstl. Gnaden und dero Befehlshabern zu Horneck an, und sonderlich, daß sie kein Geschütz hetten, nit ein Büchsen, daß sie könnten ein Stein ausser einer Mauer schiessen, welches ich darum thet, damit die zu Horneck sich desto besser darnach richten könnten, dann es waren etliche Leuth darinnen, also daß das Hauß dannoch besetzt ward; Wie nun die Bauren zu Weinsperg gehandelt haben, das ist männiglich in diesen Lands-Orthen wissend, und zogen sie dernach herab den nechsten uf Horneck, und nahmen es ein ohne alle Wehr, wie wol ich nit mehr Pfalz-Gräflicher Diener war, so wer ich doch gern bei Ihro Chur-Fürstl. Gnaden in dieser Handlung gewest, und befahl demnach Wilhelm von Habern, daß man mir schreiben solt, wie ich mich solt halten, dann ich hett Sorg, dieweil sie nahe da lagen, sie würden mich auch übereilen, darzu besorgt ich auch meines Weibs und Kindern, die lag auch eines Kinds der Zeit innen; Nun hatt mich mein Bruder und andere meine guthe Freund und Gesellen bescheiden in ein Holz bey Borberg, das heisset das Hespach, da ich dann mit grossen Sorgen zu ihnen kam, dann der Teuffel war überall ledig, da bedachten wir uns mit einander, zu welchem Fürsten wir doch ziehen wolten, der in der Nähe wär, da zeigte ich an, wie ich keinen Fürsten wüste, der in der Nähe wär, dann meinen gnädigsten Herrn den Pfalz-Grafen, der hett sich beworben, und wer der meiste Theil unter uns der Meynung, daß wir wolten zum Pfalz-Grafen reiten, da sagt ich, ich wäre einer Schrifften wartend, was mir begegnet, wer es möglich, so wolt ich sies wissen lassen, und reit auch von Stund an mit großen Sorgen in mein Behaussung, und ehe ich mich austhet, da fragt ich mein Weib, ob kein Brief von Heydelberg kommen wer, da sagt sie nein, da erschrack ich warlich ubel, daß ich nit wust, wie ich mich halten solt, denn es giengen die Red, daß sich mein Herr der Pfalz-Graf wolt mit den Bauren vertragen, daß ich nit wust, wie ich ihme thun solt, hab auch seither denselbigen Brief nit gesehen, aber so viel erfahren, daß er meiner Schwieger und meinem Weib worden ist, und als sie solchen meiner Schwieger gelesen, hat sie ihr befohlen, sie solt mir bey Leib und Leben nichts darvon sagen, sonst wären sie all gestorben und verdorben; darum ich solchen Brief, wie gemelt, nit gesehen, und kame um der Ursachen willen in all mein Unglück und Unrath, das mir begegnet ist, habe auch alsbald darnach, da die Sachen besser erfahren, die Schwieger nit länger in meinem Hauß haben wöllen, sie ist auch seithero nit mehr darein kommen, und wie die Bauren zu Gundelsheim lagen, da waren daselbst etliche von Bernlingen, und auch andere, als nemlich Beringer von Berlingen, ein sehr alter Mann, und auch mein Bruder Wolff von Bernlingen, und andere mehr vom Adel, die wußten auch nit wo aus oder ein, hetten all gern Frieden erlangt, und war ich auch bey ihnen, und vertrugen sich mit den Bauren, wie andere mehr Fürsten, Grafen und Herren gethan haben, aber ich hett mich in keinen Weg weder mit Worten noch mit Werken mit ihnen denen Bauren einge lassen, sondern mich für und für uf enthalten, und zog wieder in mein Häußlein, und hofft immer uf die Schrifften von Heydelberg, wie ich dann mit Wilhelm von Habern geredt hett, sie solten mir zugeschickt werden, und weiß noch uf diesen Tag nit einen Buchstaben ihres Inhalts, darauf wolt ich sterben, und so wahr als Gott im Himmel ist, und bei meiner Seelen Heil und Seeligkeit und wie ich in meinem Hauß, da brechen die Bauern zu Gundelsheim wieder uff, und schickten die Hauptleuth meinen Schuldheißen zu mir, ich solt zu ihnen kommen, sie hetten was mit mir zu handeln, wust ich doch nit, wie oder wann, furcht mich auch, sie mögten mich übereilen, daß es meinem Weib und Kindern und den Meinigen zu Nachtheil mögt gereichen, dann ich hett kein wahrsames Volk in meinem Hauß, so wären die Bauren all voll Teuffel und wolten Knecht und Mägd auch nicht gut thun, also zog ich mit dem hinauf, und saß vorm Wirthshauß ab, und will hinein gehen, als ich auch thet, so gehet Marx Stumpf von Bauren die Stegen herab, und spricht, Göz bistu da, da sagt ich ja, waß ist die Sach, was solt ich thun, oder was wollen die Hauptleuthe mein, da hebt er an, du must ihr Hauptmann werden, da sagt ich Gott mir nit, das thue der Teuffel, warum thustu es nit, thue du es an meiner statt, da sagt er, sie haben mirs zugemuth, ich heb mich aber von ihnen geredt, und wann ich es meines Diensts halb thun könnt, so wollt ichs thun, so sagte ich, wie vor, so will ichs nicht thun, viel ehe selbs zu denen Hauptleuthen gehen, verstehe mich, sie werden mich nicht darzu zwingen oder nöthigen, da sagt er, nimms an meinem gnädigen Herrn und andern Fürsten und uns allen, dem gemeinen Adel zu

guth, da sagt ich, ich wills nit thun, und gieng darauf zum Hauptmann selbs, und erlangt guten Bescheid, allein daß sie mir das anhengten, ich solt zu den andern Hauptleuthen auch gehen, die unterm Hauffen draussen vorm Thor wären, wie ich sie dann im Feld sehen würde, und solts ihnen auch anzeigen, und sie, wie ihnen angezeigt hett, bitten, das thet ich, reit hinaus, sprach sie an, eine Rott nach der andern, wie sie dann in allen Fähnlein Hauffenweiß bey einander waren, da fand ich aber guten Bescheid bey allen Fürsten, Grafen und Herrn, Verwandten und Unterthanen, die im Hauffen waren, ausgenommen bey den Hohenloischen, die nahmen meinen Gaul bey dem Zaum, und umringten mich, mit Vermelden, ich solt mich gefangen geben, geloben und schwören, den andern Tag bei ihnen zu Buchen im Lager zu sein, da würde ich sie finden, und ohne ihr Wissen nit abziehen, die Gelübd zwang mich, daß ich mich zu ihnen gen Buchen stellt, damit nit mein Weib und Kind und andere darunter von Adel beschädigt würden, und thet es mit traurigem betrübtem und bekümmertem Herzen, dann ich ließ mich nicht gern erwürgen, wie sie dann neulich vielen Frommen von Adel zu Weinsperg gethan hetten, und ich hoffte noch immer, ich wolt etwas guths erlangt haben, und zog also des andern Tags mit traurigem Herzen zu ihnen ins Lager, und wünscht mir vielmahl darfür, daß ich in dem bösten Thurn leg, der in der Türkey wäre, oder uff Erdrich, es wäre wo es wolt, und gieng mir, wie Gott wolt, wie mir gleich Gott aushilfft; Nun ich kam zum Hauffen, Gott erkannt und weiß, wie mir war, da nahmen sie den Gaul bey dem Zaum, und must ich absitzen zu ihnen in Rinck da redten sie mit mir der Hauptmannschaft halber, das schlug ich ihnen nun frey und gut rund ab, ich kunt und wust es meiner Ehren und Pflichten nach nit zu thun, darzu verstand ich mich nit ihres Handels, dann ihre Handlung und meine Handlung, und ihr Wesen und mein Wesen, wäre als weit von einander als der Himmel von der Erden, darzu kunt ich es auch gegen Gott, Kayserl. Majest., Chur-Fürsten, Grafen und Herren, und der gemeinen Ritterschafft und gegen den Bund auch allen Ständen des Reichs Freunden und Feinden mit Ehren nit verantworten, und bat sie solten mich dessen erlassen, aber es war verlohren, kurzum ich solt ihr Hauptmann seyn, da sagte ich, ehe ich ihr Hauptmann seyn, und so tyrannisch handeln, wie sie zu Weinsperg gethan und gehandelt hetten, oder auch darzu rathen und helffen solt, ehe müsten sie mich zu todt schlagen, wie ein wüteten Hund, da sagten sie, es wäre geschehen, wo nit, geschehe vielleicht nimmer; Nun kamen die Maynzische Räth auch gen Buchen ins Feld zum Gespräch, und Marr Stumpff mit ihnen, deren waren unter 5 oder 6 nit, und war freylich einer, hab ich anderst recht behalten, darunter, der hieß der Rucker, in Summa die Maynzischen Räth bathen mich auch, wie Marr Stumpff, ich solte solche Hauptmannschafft ihrem gnädigsten Herrn zu Gefallen, auch allen Fürsten und dem Adel hohen und niedern Ständen im Reich zu gut annehmen, ich mögte viel Unraths damit vorkommen, da sagt ich drauf, wann die Bauren von ihrem Fürnehmen wolten abstehen, und der Obrigkeit und ihrer Herrschafft gehorsam seyn, mit ihren Frohnen, Recht nehmen und geben, wie von Alters Herkommen wäre, und sich halten gegen ihre Obrigkeit als wie frommen gehorsamen Unterthanen und Hintersassen wol anstehet und gebühret, so wolt ich es 8 Tag mit ihnen versuchen, da schlugen sie mir eine lange Zeit für, aber es kam letzlich uff ein Monath, doch daß sie in allen Herrschafften und Aemtern, Städten, Flecken und Dörffern, sie weren gleich daheim wo sie wolten, weit oder nahe, unter ihrem Sigill hinter sich schreiben, daß sie dem allen, wie obgemeldt, nachkommen wolten, und auch keines Fürsten oder Edelmanns Hauß nit brennen oder beschädigen und nahm darauf etlich ihre Räth und Hauptleuth, die mich taugten tüglich darzu zu seyn, und war sonderlich deren einer Wendel Hippler, ein feiner geschickter Mann und Schreiber, als man ungefehrlich einen im Reich finden solt, war auch etwa ein Hohenloscher Canzler gewest, und thäten ihme die von Hohenlohe, so viel ich wißens hab, auch nit viel gleichs, den nahm ich zu mir und machten einen Vertrag, wie vorgemeldt, daß sie gehorsam solten seyn, und dergleichen, und schreiben es hinter sich in alle Amt und Herrschafft, wo ein jeglicher daheim war, und wurd auch solche Betheydigung und Vertrag überantwort, und vom hellen Hauffen und ihren Hauptleuthen bewilliget, daß ich nit anderst wust, dann die Sach stünd desselbigen halben, wie gemeldt, gar wol und were angenommen; was geschah aber, sie wolten hinab ziehen, von Ammerbach gen Miltenberg, und wolt Graf Georg von Wertheim auch dahin kommen, daß er sich auch mit denen heyllosen Leuthen vertragen mögte, und ziehe ich dahin, und will wehren, sie ziehen mir nach, so halten sie ohne wissend mein ein Gemein mit dem ganzen Hauffen, und war das die Meynung, die Bauren, den man hinter sich geschrieben hat, weren mit ihrer Bottschafft da, und sagten, sie wolten wehnen, sie kriegten um ihre Freyheiten, so wer ihn geschrieben worden und gebotten, sie solten eben thun, wie vorhin auch, und dergleichen, und

machten also ein Uffruhr unter dem Hauffen, daß sie zusammen schwuren und die Finger ufreckten, mich und diejenigen, die solchen Vertrag ufgericht und ihnen zugeschickt hätten, todt zu schlagen, um der Ursach willen, wie obgemeldt, daß sie dem Vertrag, den wir ufgericht hetten, nachkommen, und also halten solten, da wust ich Herr Gott! nichts darum, und zeug doch den Hauffen zu und wolte sehen, was die heillosen Leuth für ein Handel hätten, so läufft ein Kriegsmann herab, der war von Heilbronn, und war auch bei den Bauren, (den hette ich kennt, als unser etliche, als Philipps Echter, Franz von Sickingen, ich und andere gute Freund und Gesellen Umstatt einnahmen, da er Franz für Darmstadt lag,) der gemeints ohne allen Zweifel gut gegen mir, und hett alle Redt gehört, daß ich nit wuste, der sagt mit kurzen Worten zu mir, Juncker reit nit zum Hauffen, da war ich schellig und schwur ubel, daß euch Boz der und jener uf ein Hauffen schendt, was habe ich dann gethan, dann ich kunte nit wissen, was es war, oder warum ich besorgen solt, hette an den Vertrag nicht mehr gedacht, sondern gemeint es blieb dabey, und stunde gleichwol, wie ich schier zum Haufen kame, da sahe ich ein Schloß brennen, daß heist Willenberg, ist des Bischoffs von Maynz, welches alles wieder den Vertrag, den wir ufgericht hetten, gehandelt war, und wie sie mit mir thaydigten vor Buchen, und wollten mir alsbald oblaut länger Zeit bey ihnen zu bleiben uflegen, dann ich thun wolt, da sagte ich frey zum ganzen Hauffen, sie solten mich also, wie ich bewilligt, die 8 Tag bleiben lassen, ich wolte mich dermassen halten, sie solten mein eben alsbald müdt werden, als ich ihr, und das geschahe auch, und wehrt solche Hauptmannschafft nit über 8 Tage, wie ich gesagt hett, also zogen sie nein für Würzburg, und lag das Leger hieaus zu Huttberg, da hatten sie abermals ein Gemein, und wolten weder Fürsten, Herrn noch Edel-Leuth bei ihnen haben, und gaben mir auch vor der Zeit, wie ich ihnen gesagt habe, Urlaub, da war ich mein Lebenlang nicht fröher, dann ich ließ mir in den 8 Tagen, was ich im Sinn hett, das Herz nit abstossen, wie ich dann nie kein Heuchler gewesen bin, und noch uf diesen Tag nit, und redt nichts, daß ihnen gefallen thet, gab ihnen auch nit Recht, wo sie unrecht hetten, als sie nun gen Würzburg kamen, richten sie die Sach dahin, daß man sie hinein in die Stadt ließ, und lagen bey St. Burckhards Münster und daselbst herumer um die Brucken, auch vielleicht zum Theil in der Stadt darinnen, dann es waren der Hauffen viel, und wie wir also etlich Tag zu Würzburg gelegen, da kommt ein guter frommer treuherziger (der vielleicht sahe, daß ich die Sachen meiner Meynung nach, treulich und gut gemeint, und mit einem jedweden redt, was ihm wohl gefiel) zu mir allein und warnt mich, ohne Zweiffel aus redlich treulicher Meynung mir zu gutem, und sagt, ich wär ein guter freyer Edelmann, und redt frey, nit einem jedlichen was ihm wol gefiel, und wär kein Heuchler, aber er rieth mir doch vertreulicher Weiß, ich solte solcher Redt müßig gehen, und solte mich auch bey Leib und Leben nichts mercken lassen, daß er mich gewarnt hett, dann wo ich es nit thun werd, so wäre beschlossen, sie wolten mir den Kopff herabschlagen, und war derselbig darzu der Siebener und innern Raths einer, waß die Bauren beschlossen, das nahmen sie an, und waß sie handelten, das were gethan, darbey mußten die Bauren bleiben, daß nahm ich nun willig, (dann ich merkt, daß es treulich und gut gemeint) zu grossem Dank an, und war wol bedacht, was ich thun oder wie ich mich halten solt, so lag mir das im Weg, daß ich ein Monath zu ihnen gelobdt und geschworen hett, und hielt ich mich, wie vorgemeldt, daß es acht Tag wehret, daß sie mir Urlaub geben, ich blieb aber doch die 4 Wochen, wie ich gelobdt und geschwohren hett, damit sie nit Ursach hetten, als ob ich mein Gelübd und Pflicht nicht gehalten. Dem sey nun wie ihm wöll, so wüßt ich weder zu Würzburg noch im Leger von ihnen zu kommen, dann wann Gott vom Himmel zu mir kommen wäre, so hätten sie ihm nit mit mir reden lassen, es weren dann 10 oder 12 darbey gestanden, die zugehört hetten, so hett ich Sorg, wann ich schon von ihnen kommen wäre, alle Fürsten, Grafen, Herrn, Ritter und Knecht, die hetten mein entgelten müssen, aus der Ursach, daß ich meiner Gelübdt und Pflicht, wie ich ein Monath zu ihnen gethan hett, nit nachkommen wär, und mögten dasselbig für ein Ursach fürgewendt haben, damit es viel unschuldigen Leuten vom Adel und andern zum Nachtheil gereicht haben würde; indeme gab Gott der Allmächtig dem Schwäbischen Bund Sieg und Glück, daß sie ein Hauffen im Land zu Schwaben schlugen, da merkt ich wol, daß ihnen die Katz den Ruck hinauf lief, darum sie denn bald zu Würzburg aufbrechen, und zogen heraus uf Lauda zu, und hetten das erste Lager an der Tauber, darnach zu Krauttem, darnach uf die Neuenstatt und durch die Hohenloischen Orth, und blieb ich bey ihnen, bis gen Adolzfurth, das ist auch Hohenloisch, da hetten sie ein Lager, und war eben uf demselbigen Tag mein Zeit und Ziel der 4 Wochen, wie ich zu ihnen verpflicht war, aus, und dacht ich, nun ist es Zeit, daß du siehst, was du zu schaffen hast, und ich glaub nit, daß sie die Abentheuer

wusten, daß eben meine Zeit aus war, ich wust es aber wol, denn ich rechnete schier alle Tage einmal daran, also gab Gott der Allmächtige Glück, daß ich von denen bösen oder frommen Leuthen, wie ich sagen soll, kam.

---

### Ein abentewerliche Gastung, so zu Cölln König Wilhelmo von Alberto Magno Anno 1248 im Winter in einem Garten gehalten worden.

Aus Christoph Lehmanns Speierscher Chronik.

Albertus Magn. ein sehr berühmter und gelehrter Münch hat den Kaiser, als er in berürtem Jahr zu Cölln auff den Tag der drei König angelangt, in einen Garten beim Prediger Kloster gelegen mit seinem gantzen Hof zu Gast gebetten, dem der Kaiser gern willfahrt. Es ist aber auff berührten Tag nicht allein große unleidliche Kält, sondern auch ein tieffer Schnee eingefallen, deshalben die Kaiserliche Rähte und Diener beschwerlichs Misfallen an des Münchs unordentlicher Ladung getragen, und dem König außer dem Kloster unterm Himmel zu so strenger Winterlicher Zeit Mahlzeit zu halten widerrahten, haben aber doch denselben von seiner Zusag nicht wenden können, sondern hat sich sampt den seinen zu rechter zeit eingestellt. Albert der Münch hat etliche Taffeln sampt aller Bereitschafft in Klostergarten, darinn Bäum, Laub und Gras alles mit Schnee bedeckt gewesen, mit großem befrembden männiglichs uber die visierlichen und widersinnigen Anstalt lassen stellen, und zum auffwarten eine gute Anzahl von Gestalt des Leibs uberaus schöne ansehnliche Gesellen zur Handt bracht. In dem nun der König sampt Fürsten und Herrn zur Tafel gegessen, und die Speisen fürgetragen und auffgestellt, der Tag aber obenrab unversehens heiter und schön worden, ist aller Schnee zusehends abgangen und gleich in einem Augenblick ein lustiger lieblicher Sommertag erschienen, alles Laub und Gras augenscheinlich, desgleichen allerhand schöne Blumen außm Boden herfür gebrochen, die Bäum haben anfahen zu blühen, und gleich nach der Bluht ein jeder sein Frucht zu tragen, darauff allerhandt Gevögel nidergefallen und den gantzen Ort mit lieblichem Gesang erfüllt, und hat die Hitz des Tags dermaßen uberhandt genommen, daß fast sich männiglich der Winterlichen Kleider zum Theil entblößen müssen. Es hat aber niemandt gesehen, wo die Speisen gekocht und zubereit worden, auch niemandt die zierliche und willfahrige Diener gekennt oder Wissenschafft gehabt, wer und wannen sie seien, und sich jedermänniglich mit großer Verwunderung uber aller Anstaltung und Bereitschafft erfrewet. Demnach aber die Zeit der Mahlzeit herumb, seien erstlich die wunderbare köstliche Diener des Münchs, baldt die liebliche Vögel sampt Laub und Gras auff Bäumen und Boden verschwunden, und ist alles wider mit Schnee und Kält dem anfänglichen Winter ähnlich worden, also daz man die abgelegte Kleider wider angelegt, und die strenge Kält dermaßen empfunden, daz männiglich davon und zum Fewer und warmen Stuben geeilet. Umm solcher abentewerlichen Kurtzweil willen hat Kaiser Wilhelm Albertum Magnum und sein Convent Prediger Ordens mit etlichen Gütern reichlich begabt, und denselben wegen seiner großen Geschicklichkeit in großem Ansehen und Werth gehalten.

---

### Keyser Carl V.

Von S. von Birken.

Alhier sehet ihr (sagte Noris) Keyser Carln, den Fünften dieses Nahmens: aber, den Thaten nach, einen andern Keyser Carl den Ersten und Großen. Er brachte das sieghaffte Kriegs-Schauspiel der alten Zeiten wieder neu auf den Schauplatz dieser letzten Zeiten: als zugleich ein Ruhm- und Reichs-Erbe seiner löblichsten Vorfahren. Den Eingang dieses Schauspiels, machte er, bald in seiner Jugend, mit den Spanischen Maranen, deren er in die 40000 erlegte: und also zu siegen anfienge, ehe man noch meynte daß er kriegen könde. Nachmals reitzete ihn der Französische König Franciscus I., welchem er in der Keyserwahl ware vorgezogen worden. Der erfuhre aber hernach, zu seinem Schaden, daß er einen Löwen aufgeweckt hatte: Dann, er ward, in der Schlacht vor Pavie, nicht allein bis aufs Haupt erlegt, sondern auch in Person gefangen; und zwar eben an des Ueberwinders Geburtstag, gleichsam zur Anzeig, daß Keyser Carl zum Siegen gebohren sey. Dieser herrliche Sieg, als den er über einen so stolzen und sonst sieghaften Feind erhalten, machte ihn der ganzen Welt furchtsam. Mit gleichem Ausgang bekriegten ihn die zwey dapfre Smalkaldische Bundshäupter, Churfürst Johann Friderich, und Landgraf Philips: welche ebenmäßig, durch ihre Niederlag und Gefangenschafft, ihrem Ueberwinder, den altgewöhnlichen Keysertitel eines Triumfirers, und das Lob der Unüberwindlichkeit, durch ihre Dapferkeit, krafft deren es, ihnen obzusiegen, schwer gewesen, bestätigt haben. Der Groß Türck Soliman, wel-

cher in Persien, Hungarn, Rhodis, und anderswo, Siegszeichen aufzurichten gelernet und gewohnet, auch sogar die Keyserliche Sitzstatt Wien zu belägern sich unterfangen dörffen, flohe zum zweytenmahl, sobald er vernahm, daß der Keyser wider ihn im Anzug wäre; sagend, seine Zagheit zu entschuldigen: Er fürchte Carln nicht, sondern sein Glück. Diesem fremden Glück und seinem eignen Unglück, entflohe er zwar in Europa; aber es fand ihn bald darauf in Africa, allwo er unlangst, durch den Seerauber Barbarossa, das Reich Tunis oder neu-Carthago seines Königs entsetzt, und der Ottomanischen Pforten unterworfen hatte. Dann, der Keyser und seine Waffen schifften über Meer, schlugen und verjagten den Barbarossa, eroberten das Königreich, und belehnten den verjagten Mulcasses wieder mit selbigem. Und zu wünschen ware, daß die einheimischen Unruhen, samt dem Neide der Benachbarten, ihme nicht soviel zu thun gemacht, sondern Zeit und Weile gelassen hätten, diesen Tyrannen zuhaus heimzusuchen, und den Siegsfahn auch in Asia, dem Dritten Welttheil, swingend, selbige Länder und Völker von dem Joche der Türckischen Grausamkeit zu befreyen.

Gleichwohl konde, sein grosser Muht, sich in jene zwey, als vor ihn viel zu änge, Welttheile nicht einschliessen lassen. Er, als ein andrer Alexander, hielte dafür, der Ehre und Würde eines Keysers, der nach Gott der Höchste, und was jener im Himmel, auf Erden ist, sey es aufrupfbar, noch eine Welt wissen, und dieselbe nit unter seinen Gehorsam bringen; und, wer Augustus heiße, der müsse es auch im Werk seyn, nämlich ein Mehrer des Reichs. Er gedachte, die Erfindung des Vierdten Welttheils America, habe allein darum seinen H. Vater und Mütterlichen Anherrn beglückseeligt, damit Ihn, dessen Eroberung beruhmseeligte. Dannenhero schicket er seine Fortun gewaffnet in diß neu-entdeckte fäste Land, und bezwange es größen Theils an den See-Canten, in 28 Treffen über eben so viel Könige siegprachtend. Diese preißwürdige Verrichtungen, hatte er ihme gleichsam selber geprofezeyet, oder vielmehr sich darzu aufgemuntert, indem er zu einem Denk-Sinnbild erwählet, die zwo Seulen, welche Herkules, zu einem Gränzstein seiner Kriegs-Züge und Reisfahrten, an die Gadische Meeränge gesetzet; mit dem Beywort, Plus ultra d. i. Weiterfort, oder, darüber hinaus. Welches er dann, hierinnen mehr als ein Herkules, gehörter massen auch dapfer ins Werk gesetzt. Und dergleichen Thaten muste er thun, als derjenige, der gebohren ware, das fünffzehende Welt Jahr oder Seculum nach der Welt Heil geburt, als mit dessen Eintritt er zugleich in die Welt getretten, mit seinem Ruhmglanze zu erleuchten. Alle diese Geschichten, sehet ihr auf diesen Seulgestellflächen vorgebildet, samt itzt-angeregtem Spruch und Sinnbild.

Es waren bey ihme, der Verstand und die Erfahrenheit in Kriegssachen, als zwey treffliche Geschwister, zu solcher Vollkommenheit erwachsen, daß seine Reden und Thaten mit recht eine Kriegsschule zunennen. Es pflegte zusagen: Zum Rathschlagen gehöre, Bedacht und Langsamkeit; zum Vollziehen aber, Muht und Geschwindigkeit: und dieses beydes beysammen, sey die Quint-Essenz eines löblichen Fürsten. Ist soviel gesagt: „Im Raht soll man verweilen, und zur That eilen; in jenem ein Schneck, in diesem ein Vogel seyn.“ Diesen Lehrsatz gleichwie er aus seinem eignen Leben genommen, also hat er ihn auch mit seinem Thun gleichsam lebendig ausgebildet. Unter erzehlten vier Stücken, hat insonderheit seine unvergleichliche Keck- und Großmütigkeit, in allen seinen Kriegszügen aufs herrlichste hervorgeleuchtet. Als dereinst, Er und König Franz, sich gar nahe gegeneinander gelägert, dieser aber keine Lust zum Schlagen hatte, sagte er mit Ungedult: Ich wollte, daß der Franzos entweder mehr Herz und Glück, oder aber weniger Worte und Neids hätte. Womit er, beydes seine eigene Begierde zum Streiten und seines Feindes bloßen Trotz im Ausfordern, zuverstehen gabe. Als er, im ersten Zug in Afrika, mit dem Barbarossa schlagen wolte, befahl er seinen Soldaten, sie solten nur auf ihn sehen, und ihm alles nachmachen. Setzte damit ganz ritterlich in den Feind. Und weil die Seinen anderst nicht konden, als, von einem solchen Vorgänger, das dapfer-seyn und den Tod verachten, lernen, muste nothwendig hierauf der Sieg folgen. In dem andern Zug vor Algier, als die Feinde stark schossen, und hart bey ihm in die Schlacht-ordnung ein groß Loch macheten, veränderte er, weder das Gesicht, noch, auf Erinnerung, den Ort, sondern lachte und sagte: „Es ist noch nie kein Keyser erschossen worden.“ Also auch im Lager bey Ingolstadt, als der Feind ohne aufhören mit groben Stücken spielete, umritte er die Schwadern, und ruffte: Sie solten diesen eisernen Regen nicht achten, es würde bald darauf schön Wetter folgen. Eben daselbst, als er sich vom Feind in grosser Anzahl umringt sahe, sagte er ganz unerschrocken: „Laßt ankommen! Je mehr Feinde, jemehr Sieg; jemehr Gefahr, jemehr Ehre!“

Gleichwohl, wie muthig er ware, so ware er doch dabey auch vorsichtig. In Africa, als er sahe, daß der Sieg Blut kosten würde, hat er das Treffen eingestellt, sagend, mit jenem Römischen Feldherrn: Er wolle lieber einen der Seinigen erhalten, als 1000 Feinde nieder-

machen. Sonsten, nennete er, diese 3 Stücke, Geld, Proviant und Soldaten, zwar die Grund-veste des Krieges; setzte aber hinzu, wann er je zweyer von diesen Stucken mangeln solte, so wolte er ihm gute Soldaten wehlen, mit denen hoffete er ihm die zwey andern leichtlich zu erobern. Er meynte aber solche Soldaten, wie Er selber ware, die da mutig, wachsam, dauerhafft, nit weniger wider Hunger, Durst, Frost, Hitz, Ungewitter, und dgl. Zufälle, als wider die Feinde, ja wider sich selber, streiten und obsiegen könden. Einen solchen Krieg führete er im andern Afrikanischen Zug, wider Meer, Wind und Regen. Daher, als er mit großem Verlust von dannen wieder heim kehrete, sagte man von ihm: An andern Orten, habe Keyser Carl, die Kriegsheere; vor Algier aber, sich selber, Meer und Ungewitter, überwunden. Also pflage er auch, nach Ueberwindung andrer, sich selber zuüberwinden, und des Siegs, zu Mehrung seiner Ehre und Gewalts, gar wenig zugebrauchen, sagend: Solches sey zwar Alexanders, Keys. Julians, und andrer alten Siegs-Helden, Kriegs-absehen gewesen; Aber ein christlicher Potentat, müsse überdas, auf Gottes Ehre und das Heil der Seelen, sehen. Den Herzogen von Cleve, der sich wider ihn mit König Franzen verbunden hatte, verziehe er nicht allein, sondern befreundete sich auch mit ihm, und erwarb ihm seine Nifftel, König Ferdinands Tochter, zur Gemahlinn. Erwiese also im Werk, was er oftmals zusagen pflegete, daß nämlich der Sieg niemals ohne Ubung der Barmherzigkeit seyn solle. Als auch, die Landleute in Afrika, ihme Kniefällig die Füsse küssen wolten, verbote er ihnen solches, mit diesen Worten: Das Haupt regiret, und nicht die Füsse.

Sonsten, wiewohl er meistentheils in Spanien sich aufhielte, und, neben den 17 Niderländischen Provinzen, auser dem Reich und der neuen Welt, fast eben so viel Königreiche zu regiren hatte: dennoch so liebte und ehrte er, Teutschland, vor allen andern seinen Ländern, als aus welchem, er sagte, daß er, nicht allein, Väterlicher Ankunfft nach, hergestammet, sondern auch darinnen zur Keyserlichen Würde erhoben worden. Daher, gabe er ihm, unter andern, auch diesen Lob-Spruch: In seinen andern Ländern, herrsche er nur über Sklaven; Aber in Teutschland, über Fürsten und Herren. Als auch einsmals die Spanischen Rähte bey ihm anhielten, er wolte doch die vollen Teutschen beurlauben und von Hof schaffen; ließe er alle seine Teutsche Bediente zusammenfordern, zeigete ihnen diß Begehren an, und beschlosse mit diesen Worten: Wolan, so kommt dann her, meine Teutschen, und lasset uns abziehen, damit wir ihnen nit länger beschwerlich seyn! Stellete sich damit, als wolte er davon ziehen: indem die Teutschen, als die ihren Keyser gerne in Teutschland gehabt hätten, frölich nachzufolgen, die Spanier aber, schamroth und Fußfällig um Verzeihung zu bitten, begunnen. Und dieses sein liebes Teutschland hat er nit allein, ob-erwehnter massen, wider dessen ausländischen Feind, den Groß Türken, mächtiglich geschutzet: sondern auch sonsten, dasselbige innerlich zuberuhigen, sich äusserst beflissen. Unter andern, als er einsmals einen Schluß, wider welchen die meisten Reichsstände Bitt einlegten, formalisiren und verfassen liesse, und sein Canzler diese bedrohliche Clausel mit hineinruckte: Keyserl. Maj. wolte diesen Schluß vollziehen, und solte ganz Teutschland darüber verwüstet werden; unterfuhre ihm der Keyser, als er das Concept vorlase, mit den Worten: Das hab ich euch nicht schreiben heißen; da sey Gott vor! Ich begehre mein liebes Vaterland, in welchem ich die höchste Ehre und Hoheit empfangen, nicht zuverwüsten, sondern, als ein Keyser, zuschützen, und zuhandhaben. Durch seinen P a s s a u i s c h e n R e l i g i o n s v e r t r a g wurde das zweytrachtige Reich in das Band der Einigkeit wieder zusammengefaßt. Und hat der theure Held, mit diesem löblichen Friedenswerk, seine sieghafte Kriegsthaten, zugleich am Ende seiner Regierung, endigen und beschließen, und damit sich der Nachwelt zu ewigen Lob-andenken wohlempfohlen machend, andeuten wollen, die Kriege werden dadurch gerechtfertigt, wann sie den Frieden zur Ziel Scheibe haben; und beglückseeligt, wann sie zu diesem Ziel treffen, und keinen Fehlschuß thun.

Als er in Gedanken, das Reich zu übergeben, begriffen ware, und die Reichs-Räthe ihn davon abmahneten, mit dem Einwand, er könde, es durch andere, in seinem Namen, verwalten lassen; antwortete er ihnen: was würdet ihr alsdann vor ein Regiment führen, da ihr es itzt, noch in meinem Beyseyn, so schlimme machet, daß jedermann über euch klagen muß? Und was würde auch ich durch andere thun können, da mir selber die Regierung so schwer gefallen? Recht-Keyserliche Reden, und Dolmetschern seines hohen Regierverstandes: welcher auch aus folgenden seinen Lehrsprüchen erhellet. „Der Oberkeit Fehlere, sagte er, seyen gleich einer Sonnen Finsterniß; die bedeute und verursache großen Jammer. Ein Keyser müsse, gleichwie die Sonne, Armen und Reichen zugleich scheinen, und Niemand seine Hülffe versagen.“ Wie die Sonne das Wachs zerschmelze, aber den Koht härte: also mache die Gnade der Obern etliche gut, andere aber verstockt. Wie der

Mond je weniger Liecht habe, je näher er der Sonne läufft: Also seyen die, so großen Herren am nahsten, offtmals die ärmsten. Zu mehrgedachtem König Franzen sagte er einsmals: Wir haben Hitzige Cholerische Unterthanen; wann wir sie nit zuweilen wider andere in Krieg führeten, würden sie wider uns selber kriegen. Zur Vollkommenheit eines Kriegsheeres erforderte er ein Italiänisch Haubt, Spanische Arme, und ein Teutsches Herz; Bauch und Füsse aber, von den übrigen Nationen oder Völkerschaften. „Im Frauenzimmer (pflage er auch zusagen) brauche er gerne die Französische, im Raht die Italiänische, und zum Gebieten die Teutsche Sprache." Gute Schulen und richtige Uhren nennte er die zwey Zeichen eines wohlbestelleten Regiments. Sein Spruch ware auch: Aller Dinge Anfang sey gering. Als man ihn einesmals bereden wolte, das versprochne Geleite nicht zu halten, wiese er die Rahtgeber mit dieser Antwort ab: „Treu und Glaube, wann sie in der ganzen Welt vertrieben, sollen doch an dem Hofe eines Keysers anzutreffen seyn." Von einem Bischoff, der seine Unterthanen, nicht so gar nötiger Ursachen halber, mit Krieg wolte überzogen haben, sagte er: O des bösen Hirten, der seine eigne Schafe auffressen will! Seinem Sohn, König Philipsen in Spanien, gabe er, bey Antretung des Königreichs, diese Lehre: Er solte, weder im Krieg, noch in der Regierung, den höchsten Befehl lange bey einer Person lassen; noch in auftragung desselben, mehr auf den Adel, als auf Tugend und Verdienste sehen.

In seiner Jugend wurde er zeitlich von den Büchern ab zu den Ritterspielen gezogen. Sein Belehrer, Adrian von Utrecht, (den er nachmals zur Päpstl. Würde befördert), sagte dazumahl, es würde ihn dereinst gereuen. Und das geschahe auch. Dann als er einmahl Lateinisch angeredet wurde, und nicht alles verstunde, dachte er hieran, seufzte und sagte: Hätte ich damals gefolget, so dörffte ich itzt nit mit fremden Ohren hören, und mit fremdem Mund reden. Sein Gemüte, als ganz unbeweglich und standfäst, ließe sich vom Glück nit trotzig, noch vom Unglück verzagt machen: blieb demnach allemahl mit einerley Buchstaben an seine Stirn geschrieben, und man konde daraus zu keiner Zeit einige änderung lesen. Wie groß und mächtig er ware, so mangelte es ihm doch niemals an Willen, sich unter sich selber zu demüthigen. Als ihme in einer Empfahungs-Rede, alle Keyserl. Tugenden zu Ruhm zugemessen wurden; sagte er darauf: Das grosse Lob, das ihr uns zuschreibet, ist uns darüm lieb, weil es uns erinnert, wie wir sollen beschaffen seyn. Als König Franz, nach dem Treffen vor Pavie, in der Kammer, darinnen er gefänglich gehalten wurde, Keyser Carls obangezogenes Denkbild an der Wand fande, und, solches ihm zu Hon dahingemahlet, achtend, darunter schrieb: Heute an mir, Morgen an dir! setzte der Keyser, als er dessen etliche Tage hernach gewar worden, dieses hinzu: Ich bin ein Mensch, und versiehe michs, daß mir etwas Menschliches widerfahren könne. Als er, nach übergebenem Reich, kurz vor seinem letzten Abzug aus Teutschland, mit Selden, seines Brudern König Ferdinands Abgesandten, tief in die Nacht hinein gesprachet, und endlich seinem Diener geklingelt, aber keiner herbey kame, nahme er selber das Liecht, truge es, wie heftig der dawider ware, gedachtem Selden die Stiegen hinab vor, und sagte: Mein lieber Selden! dieses lasst euch ein ewigs Denkmal seyn Keyser Carls, der etwan vordessen mit so vielen Wachten und Kriegshauffen umgeben, itzund, wie ihr sehet, von jedermann, auch seinen eignen Dienern, verlassen ist, und dem ihr so viel Jahre gedienet, der hat auch itzt wieder gedienet, und hiemit eurer Tugend und Geschicklichkeit, deren ich diß zu Ehren thue, ein ewiges Gedächtniß bey den Nachkommen machen wollen. In Wahrheit ein unerhörtes Beispiel hoher Leutseeligkeit!

Er aß und trank mässig, und gleichsam nach dem Gewichte; und zwar lieber gemeine Speißen, als fremde Leckerbißlein. Also verachtete er auch äusserlichen Pracht, und pflag sich schlechtlich zu kleiden. „Hochvernünftig ermessend, der Vorzug Menschlicher Hoheit, behaupte sich, nit durch äusserliche theure Erdklumpen oder Seidenlumpen, sondern innerlich durch ein Gemüte, welches, der Menschheit Gränzen überschreitend, der Gottheit näher tritt." Und es scheinet auch, als habe er, beydes so hohe Tugenden und so grosse Glückseeligkeiten, wie jener allerweißeste König, vom Himmel erbetten. Dann, er pflage nicht viel zu reden, aber lang zu beten. Daher sagten seine Hofleute: „Keyser Carl rede mehr mit Gott, als mit den Menschen." Vor dem ersten Zug in die Barbarey, als von Verordnung eines Feldherrn geredet wurde, hielte er im vollen Raht ein Crucifix empor, sagend: dieser, dessen diß ein Zeichen ist, soll das Haupt eines so heiligen Zugs seyn. Gleichwie er nun den Krieg mit Gott anfienge, also pflage er auch den Sieg Gott heimzuschreiben. Daher sagte er, nachdem er den Churfürsten in Sachsen gefangen und Wittenberg erobert hatte: „Ich kam und sahe; aber Gott hat überwunden." Diese seine Gottesliebe war eine Ursach, daß er endlich entschlossen wurde, sich von den Menschen abzusondern, um, sich mit Gott bekandt zu machen, und den Himmlischen Betrachtungen abzuwarten. „Ich muß mir auch Zeit nehmen, sagte er, mich

zum Sterben zubereiten.“ Dieses Leben, dachte er, laufft zum Tode, und der Tod führet in ein anders und ewiges Leben. So hänget nun, die Gewißheit der Ankunft in jenes, an der guten Bereitschaft der Abfahrt aus diesem Leben. Diesem nach, thäte er etwas, das, weil die Welt steht, ein einiger seines gleichen gethan: dem er es aber in gutem Vorsatz weit zuvor gethan. Keyser Diocletian übergab das Reich, aus Begierde eines ruhigen Landlebens: Keyser Carl aber aus einer höchst-löblichen Gottes-Liebe. Jener trat ab, als ein Tyrann und Verfolger, mit jedermanns Frolocken: Dieser aber, als ein Vater und Beschützer, mit jedermanns Leidwesen. Jenen gereuete solcher Uebergabe: dieser aber pflegte oft zusagen, er empfahe von diesem seinen einsamen Leben mehr Wollust und Freude, als hiebevor von allen seinen Triumfen und Herrlichkeiten. Der sich selbst überwindet, sagt der König aller Weißen, ist grösser, dann der Städte gewinnet. Und die Tugend kan auch zu höherer Vollkommenheit nicht gelangen, als wann sie über sich selbst steiget, und ihre Verdienste unter eine hartseelige Zufriedenheit demütigend, die Herrlichkeit der Belohnungen verlachet. Einen solchen höchstpreiswürdigen Sieg erhielte, und eine solche Tugendvollkommenheit erstiege, dieser Keyser. Die höchste Weltwürde, welche zu erlangen, von andern, Land und Leute, Ehr und Gut, ja Leib und Seele, in die Schanz geschlagen werden, trate er nicht allein, neben allen seinen Königreichen und Erblanden freywillig ab, sondern er ließe sich auch durch kein Bitten erbitten, dieselbe nit abzutreten. Eine Sache, die genugsam ist, ihn vor den Großen und Besten unter allen seines gleichen zu behaupten.

---

## Attilas Geschlecht, Hof und Charakter.

### Von. J. J. Mascov.

Dieser ist der Attila, der eine Zeitlang das Schrecken von Europa gewesen. So weit auch damals sein Name in der Welt erschollen, so dunckel ist jetzund seine Historie. Einige autores, so die alten Lieder von seinen Thaten, welche bei den Hunnen und Deutschen im Gebrauch geblieben, und vielleicht lange nach ihm erst gemacht worden, bei ihren Erzehlungen zum Grunde geleget, oder wol gar allerhand Umstände selbst erdichtet, haben sie fast in einen Roman verwandelt. Zu gutem Glück sind noch einige Stücke aus Prisci (der an Attilae Hof als Gesandter vom Kaiser Theodosio gewesen) Gothischer Historie übrig geblieben, aus welcher wir die zuverlässigste Nachricht nehmen können. Was sein Geschlecht anbetrifft, so rühmet er desselben Adel und Hoheit selbst bei Prisco. Die Hunnische Macht war nach seines Bruders Tod unter ihm vereiniget worden, und erstreckte sich über die Ost-Gothen, und viele andere Deutsche und Sarmatische Völcker, die vormals unter derselben Herrschafft gestanden, von der Donau und dem Schwartzen-Meer ziemlich tief gegen Norden. Doch hatte er auch einen großen Strich Landes zur Lincken des gedachten Flusses: Priscus gibt die Länge an von der Sau bis an Novi in Thracien; die Breite aber 15 Tage-Reisen: und berichtet ferner, daß Naissus jetzo Nissa in Servien der letzte Ort gewesen, darinnen die Unterthanen des Römischen Reichs und die Hunnen mit einander Handlung treiben können. Aus diesem Unterscheid der ihm unterworffenen Völcker ist es entstanden,* daß an seinem Hofe außer der Hunnischen auch die Gothische Sprache und ein verderbtes Latein geredet worden. Der Hauptsitz seines Reichs war in den Ländern zur Rechten der Donau. Aus der Beschreibung die Priscus von der Reise so er als Gesandter dahin gethan uns hinterlassen erhellet, daß Attilae Lager damals zur Rechten der Donau, gegen das jetzige Widin über gestanden: und die Gesandtschafft von dannen noch 15 Tage-Reisen bis zu seiner Residentz gehabt. Sein Hof-Lager bestand aus vielen von Holtz zusammengefügten Gebäuden, und war so weitläufftig, so ordentlich, und so reinlich, daß es manche Stadt beschämen konte. Priscus hat uns viel besondere Umstände von selbigem Hofe hinterlassen. Er thut dabei Meldung von Attilae zweien Gemahlinnen denen er beiden aufgewartet, und von den verschiedenen Söhnen die sich damals um den König befunden.

Auf den Müntzen die man von Attila erdichtet, hat man ihm fast keine menschliche Gestalt gegeben. Und was die Gemüts-Beschaffenheiten anbetrifft, stellen ihn die neueren insgemein so wild vor, als wenn er sich selbst aus seiner Grausamkeit Ehre gemacht, und sich unter andern seltsamen Titeln auch eine Geißel Gottes genennet. Diesen setzen wir die Abbildung entgegen, welche uns Jornandes, vielleicht aus Prisci Historie entlehnet, hinterlassen. Er war kurtz von Person, hatte breite Schultern, einen großen Kopf, kleine Augen, und eine gestutzte Nase. Die Begierde zu herrschen machte bei ihm den mächtigsten Trieb: dabei war er so gütig gegen die welche er einmal in Schutz genommen, als schrecklich gegen die Feinde. Wie die Beschreibung seiner Gestalt mit dem was von dem äußerlichen Wesen der Hunnen überhaupt bekannt ist eintrifft, so kömmt auch die Bezeichnung seiner Gemüts-Eigenschafften, mit den Thaten, die der sicherste Spiegel des menschlichen

Gemüts sind, überein. Priscus beschreibet ihn durchgehends als einen Herrn von ernsthafftigem Wesen, und lauffen einige Umstände mitunter, die etwas grausames zeigen. Wie bei feurigen Gemütern insgemein die Bewegungen von Liebe und Zorn gleich hefftig sind; so haben bei Attila die letztern desto weiter gehen müssen, je nöthiger die Strenge so wilde Völcker im Zaun zu halten gewesen. Zum Kriege trieb ihn sein Ehrgeitz, und die gemeine Neigung der Nation, welche kein ander Mittel Ruhm zu erwerben kennete. Er bediente sich dabei des Aberglaubens seiner Unterthanen, um dem Volck desto mehr Vertrauen zu seinen Waffen zu machen: indem er ausbringen lassen, er habe das Schwerdt, ich weiß nicht, was für eines Helden, den damals die Nachwelt als einen Gott des Krieges verehrete, in seine Hände bekommen. Wie man aber von denen, die große Reiche gestifftet, allemal vermuten kan, daß sie ihr Glück nicht bloß der Faust zu dancken gehabt, so finden wir auch bei Attila viel andere Gemüts-Gaben, welche, wenn sie bei den Scythischen Helden angetroffen werden, desto mehr Hochachtung und Vergnügen erwecken; weil das bei ihnen bloß eine Würckung der Natur ist, was bei den Griechen und Römern vielmal erst durch eine sorgfältige Erziehung herausgebracht worden. Er war nicht so wild, daß man nicht einige Funcken der natürlichen Religion, die sich unter den rohesten Heiden finden, in seinem Thun und Lassen hervor scheinen sähe. Priscus erzehlet, daß er unter seinen Söhnen, den jüngsten deswegen am liebsten gehabt, weil die Wahrsager prophezeiet, daß der Himmel demselben allein die Nachfolge zugedacht. Er wuste mitten unter dem Geräusche der Waffen auch die ruhigen Künste des Friedens wol zu gebrauchen. Priscus beschweret sich fast, daß er gar zu viel Gesandtschafften geschicket. Er führte nicht allein sein Volck selbst im Kriege an, sondern saß auch in Person zu Gerichte. Und wer solte wol vermuten, daß, wenn Attila öffentliche Tafel gehalten, die Poeten dabei ihre Aufwartung gehabt und die Gedichte, so sie auf seine Feldzüge gemacht, mit eine der Belustigungen des Hofes gewesen. Unerachtet er große Schätze zusammen gebracht, und seine Unterthanen viel von der Verschwendung und Pracht der Römer annahmen, so hielt er zwar einen Hof, der einem so großen Könige gemäß war, für seine Person aber blieb er bei der alten Sparsamkeit. Er hatte an seiner Kleidung, Gewehr und Pferde Zeug nichts besonders; und Priscus schreibet an obgedachtem Ort, daß, da die Tafel mit güldenen und silbernen Gefäßen besetzet gewesen, er doch vor sich nur einen hölzernen Becher, und ein Gerichte Fleisch in einer höltzernen Schüssel gehabt. Bei solcher Beschaffenheit könnte Attila vielleicht vor einen löblichen Regenten mitgehen, wenn er es nicht für rühmlicher gehalten, fremde Völcker zu bezwingen, als die seinigen wol zu regieren. Da aber die Eigenschafften der Fürsten ihren wahrhafften Preis daher bekommen, nachdem sie dem menschlichen Geschlecht zum Vortheil oder Schaden gereichen, so erneuert auch Attilae Andencken allemal zugleich den Vorwurff, daß seine Größe die Verwüstung so vieler Länder gekostet.

---

## Aus Mösers Osnabrückischer Geschichte.

Bei Gelegenheit da der Kaiser den Bischof Wiho zum obersten Richter in dieser weitläufigen Mark ernannte, befreiete er denselben von allen kaiserlichen Hofdiensten. Die Verpflichtung dazu mußte eben aus diesem Geschenke hervorgehen; denn von seinem Stiftungsgute war er dem Kaiser und dem Reiche nur zu seinem bischöflichen Amte verbunden, indem jenes nicht von der Freigebigkeit des Kaisers, sondern von den Gemeinen herrührte, die den Zehnten abgeben und sowol dem Bischofe als den Pfarrern hinlängliche Wohnung und Aecker verschaffen musten. Wie wenig Karl als ein militärischer Herr den Sächsischen Bischöfen von dem seinigen oder dem Reichsgute zugewendet hat siehet man daraus, daß er sich den Bannbruch von sechzig Schillingen, womit sein Sohn Ludewig nicht so sparsam war, vorbehielt; und vielleicht würde er auch die Handhabung des Wildfriedens in einer so großen Mark unserm Bischofe nicht vertrauet haben, wenn er derozeit einen Herzog in Sachsen gehabt, oder die Einnahme von der Forst zugereicht hätte einen eigenen Reichsbeamten daraus zu besolden. Indessen scheinet es doch auch, daß jeder Bischof so wie jeder hoher Reichsbeamter zum Beweise seiner Abhängigkeit vom Kaiser in einem kaiserlichen Hausdienste stehen muste, woraus man sich in der Folge eine besondere Ehre gemacht hat. Daher mochte unser Bischof zum beständigen Gesandten in Heirathssachen an den Griechischen Hof ernannt werden, wozu vermutlich die Schmeichelei der Hofleute, die bei der außerordentlichen Größe des Kaisers, welche nach erhaltener Kaiserkrone und nach dem eben geschlossenen Frieden mit den Sachsen in ihrem höchsten Glanze war, ihm gewis täglich die baldige Vereinigung des morgen- und abendländischen Kaiserthums vorspiegelten, Gelegenheit gab; oder es gehörte die Vereinigung beider Kaiserthümer zu den großen Anschlägen, wovon jedes Genie wenigstens einen

zu seinem Vergnügen macht. Denn die Ursache, daß er zu Osnabrück Griechische und Lateinische Schulen angelegt hatte und sich die Hofnung machte, es würde dort niemals an einigen in beiden Sprachen geübten Geistlichen fehlen, reicht so weit nicht; es waren dazu schon nähere und weit berühmtere Schulen vorhanden. Man hat sich viele Mühe gegeben diese ganze Erzählung verdächtig zu machen, ohne zu bedenken daß sie nur als Wahrheit wahrscheinlich sei. Denn wem hätte es in spätern Zeiten einfallen können dergleichen zu erdichten und wozu?

Man sieht indessen hieraus, daß gleich in den ersten Zeiten eine Schule, worin die Griechische und Lateinische Sprache getrieben worden, zu Osnabrück angelegt sei und Karln den Großen, der wie mehrere große Eroberer ein Freund und Beschützer der Wissenschaften war, zu ihrem Stifter gehabt habe. Seine Absicht war die Franken und Sachsen immer genauer zu verbinden, und nächst der Religion tragen die Wissenschaften zu einer glücklichen Uebereinstimmung der Gemüter das mehreste bei. Er ließ die edelste Sächsische Jugend beiderlei Geschlechts an seinem Hofe oder in seinen Stiftungen durch Fränkische Geistliche erziehen, verheirathete, so oft er konnte, Franken und Sachsen durch einander, und unterließ nichts Fränkische Sitten und Fränkische Cultur unter die Sachsen zu bringen; seine Vorsorge erstreckte sich bis auf Obstbäume und Kräuter, und alle Kinder musten Rechnen und Arzeneien lernen. Die Schulen bei den bischöflichen Kirchen gehörten also gewis auch in seinen politischen Plan, indem nichts eine rohe Nation mächtiger bändiget als ein früher Unterricht. Dem Orte Osnabrück muste aber eine solche Anstalt sowie überhaupt die Stiftung zu einer merklichen Aufnahme gereichen, weswegen nun auch bald der K. Arnold dem Bischof Egilmar erlaubte daraus eine Markt- Münz- und Zollstadt zu machen. Diese drei stehen insgemein zusammen. Der Markt erforderte viel kleine Münze, und die kaiserliche mochte in den Provinzen nicht leicht zu allen Bedürfnissen hinreichen; der Zoll aber war eine Vergeltung des Marktschatzes und enthielt auch den Schlageschatz von den Münzen. Das Recht dazu muste vom Kaiser kommen, weil die Kaufleute, so den Markt besuchten, das Geleit durch mehrere Länder gebrauchten, und wie leicht zu erachten ist, ihre Bezahlung in Reichsmünze forderten, der Zoll aber nicht eines jeden Reichsstandes Willkür überlassen werden konnte, ohne die Handlung mancher Gefahr auszusetzen. Daher mag es auch rühren, daß die alten Zollrollen durch ganz Deutschland eine gewisse Aehnlichkeit mit einander haben, die von einer gemeinschaftlichen Quelle zeugt. Die Kaiser waren übrigens nicht sparsam mit dergleichen Verleihungen, weil es sich für sie der Mühe nicht verlohnte eigne Marktvögte, Münzmeister und Zolleinnehmer in den Provinzen zu halten, deren Gehalt damals gewis mit dem Vortheil aufgegangen sein würde, und das Münzen sicherer in einer geistlichen als weltlichen Hand war.

---

## Osterpossen.

### Von K. F. Flögel *).

Ich will hier nicht wiederholen, was ich an einem andern Orte schon erwähnt habe, daß es an Ostern gewöhnlich war, die Mysterie von der Auferstehung Christi zu spielen; sondern blos einige andre komische Gebräuche erzählen, die man zu dieser Zeit ehmals unter den Christen beobachtete. Ademar gedenkt unter dem Jahr 1012 einer sehr seltsamen Gewohnheit, die man in der christlichen Kirche ausübte: Zu dieser Zeit befand sich Hugues Chapellain d'Aymeric, Vicomte von Rochechuard zu Toulouse, wo er das Osterfest feierte, er hatte die Ehre dem Juden die Ohrfeige zu geben, welches seit undenklichen Zeiten am Osterfest daselbst gebräuchlich war. Er gab ihm diese Ohrfeige mit solcher Gewalt, daß dem armen Juden das Gehirn zum Kopfe herausspritzte, und er todt zu seinen Füssen niederfiel. Die Juden holten den Leichnam ihres Mitbruders aus der Kirche des heiligen Stephanus zu Toulouse, wo es geschah, und begruben ihn. Wahrscheinlich trieb der Eifer den Vicomte, daß er das Geboth Gottes vergaß: du sollst nicht tödten.

Eine andre lächerliche Gewohnheit, die man im zwölften Jahrhundert für etwas verdienstliches und Gott wohlgefälliges hielt, erzählt Johann Belet. Am dritten Ostertage schlug in vielen Ländern das Weib ihren Mann, und am folgenden Tage der Mann das Weib. Die Ursache, welche er davon anführt, ist folgende: die Eheleute sollten einander wechselsweise bessern, und man wollte zu der heiligen Osterzeit dadurch verhindern, daß der Mann vom Weibe nicht die ehliche Pflicht fodre, noch das Weib vom Manne. Hierbei muß einem die Sage einfallen, daß die Weiber der Russen die Liebe ihrer Männer nicht eher erkennen wollen, als bis sie von ihnen derb abgeprügelt worden, welches Barklai in seinem Icon animorum für gewiß ausgiebt, Olearius aber in seiner Reise mit Recht läugnet,

---

*) Aus dessen Geschichte des Groteske-Komischen. Liegnitz 1708.

weil es aller menschlichen Denkungsart entgegen ist. Es erzählt zwar Petrejus in seiner rußischen Chronik, daß einst ein rußisches Weib, die lange Zeit mit ihrem Manne in Einigkeit gelebt, einst zu ihm gesagt, sie könne noch nicht spüren, daß er sie recht liebte, weil sie niemals Schläge von ihm empfangen, worauf sie der Mann mit der Peitsche weidlich durchgegerbt, auch solches nach der Zeit wiederholt, weil sie so grossen Wohlgefallen daran gehabt; aber beim dritten male habe er sie gar todt geschlagen; allein sollte es auch wahr seyn, was Petrejus erzählt, so macht eine Schwalbe noch keinen Sommer.

Sonst pflegten auch am Osterfest die Prediger ihren Zuhörern von den Kanzeln allerhand lächerliche Possen zu erzählen, um sie nach der traurigen Fastenzeit wieder fröhlich zu machen, welches sie das Ostergelächter (Risus paschalis) nennten; dergleichen Mathesius in seiner Jugend oft gehört hatte. Er sagt: etwan pflegt man um diese Zeit Ostermährlein und närrische Gedicht zu predigen, damit man die Leute, so in der Fasten durch ihre Busse betrübet, und in der Marterwochen mit dem Herrn Christo Mitleiden getragen, durch solche ungereimte und lose Geschwätz erfreuet und wieder tröstet; wie ich solcher Ostermährlein in meiner Jugend etliche gehöret, als da der Sohn Gottes für die Vorburg der Höllen kam, und mit seinem Kreutz anstieß, haben zween Teufel ihre langen Nasen zu Riegeln fürgesteckt; als aber Christus anklopft, daß Thür und Angel mit Gewalt aufgieng, habe er zween Teufeln ihre Nasen abgestossen. Solches nennten zu der Zeit die Gelehrten Risus Paschales.

Heinrich Bebelius, ein fleißiger Beobachter des Komischen und der Sitten seines Zeitalters gedenkt dieser Ostermährlein auf der Kanzel auch in allen Ehren, und erzählt folgendes davon: Am Ostersonntage befahl ein gewisser Prediger zu Waiblingen auf der Kanzel, (wie man denn an diesem Tage allerhand Spaß unter die Predigten zu mischen pflegt) es sollte der Mann, der in seinem Hause die Herrschaft hätte, und nicht die Frau, das Triumphlied, Christ ist erstanden, anstimmen. Ja, da war eine grosse Stille, und kein Mann wollte anstimmen. Endlich wurde einer von Unwillen gereitzt, und fieng den Gesang an, welchen nach der Predigt alle Männer begleiteten, und als ein Beschützer ihrer Ehre herrlich bewirtheten. Im gegenwärtigen Jahr 1506 that ein Predigermönch im Kloster Marchthal an der Donau eben diese Anforderung an die Männer, welche aber alle ganz beschämt still schwiegen. Als er nun hierauf befahl, es sollten die Weiber anstimmen, welche die Hosen hätten, so fiengen sie alle mit einem großen Geschrei den Ostergesang an. Jener Mönch fieng seine Osterpredigt mit den Worten an: Gute Nacht Stockfisch, willkommen Ochs! In den Kirchen in Spanien siehet man an grossen Festtagen, als Ostern und Weinachten, u. s. f. zwei komische Personen, Namens Gil und Pasqual, welche durch ihre Gebehrden und Gaukelpossen die Freude ausdrücken, welche diese Feierlichkeiten verursachen.

## Weihnachtspossen.

Vor Zeiten mischte man am Weihnachtsfest in Frankreich unter die geistlichen Lieder profane in den Kirchen, und sung selbst das Magnificat, nach der Melodie eines possenhaften Gassenliedes, welches sich anfieng:

> Que ne vous requinquez vous, Vieille,
> Que ne vous requinquez vous donc?

Diese Melodie steht ordentlich über dem gedruckten Magnificat. In Deutschland pflegte ehmals der Pöbel die Christnacht mit allerhand unzüchtigen Tänzen auf den Kirchhöfen zu entehren. Davon erzählt Trithemius folgendes Mährlein: Als im Jahr 1012 in der Kirche des heiligen Märtyrers Magnus in Sachsen ein Priester Rupertus in der Christnacht die erste Messe angefangen hatte, so hat ein gewisser Laie Otbertus mit 15 Männern und 3 Weibern auf dem anliegenden Kirchhof einen Tanz angefangen, und weltliche Lieder mit seiner Bande gesungen, wodurch der Messe lesende Priester so gestöhrt wurde, daß er aus aller Fassung kam. Er ließ also durch den Küster den Tanzenden Stillschweigen und Ruhe gebieten; da aber diese immer forttanzten und sangen, wurde er so aufgebracht, daß er auf dem Altar ausrief: Gott gebe, daß ihr ein ganzes Jahr so tanzen müßt! Diesem Wunsche oder Fluche folgte die Wirkung bald nach; denn sie tanzten ein ganzes Jahr, Tag und Nacht ohne alles Aufhören, sie assen, tranken und schliefen nicht, kein Regen fiel auf sie, weder Kälte noch Wärme empfanden sie, und wurden auch nicht müde. Wenn sie jemand fragte, so gaben sie keine Antwort, ihre Kleider und Schuhe blieben ganz, ohne abgenutzt zu werden. Sie traten die Erde so ein, daß sie erstlich bis an die Kniee, und hernach bis an die Hüften darinn standen. Als der Sohn des Priesters seine Schwester, die sich unter den Tanzenden befand, beim Arm ergrif, und sie mit Gewalt den Tanzenden entreissen wollte, riß er ihr den Arm vom Leibe, sie aber, als wäre ihr nichts widerfahren, zeigte keinen Schmerz, gab keinen Laut von sich, es kam auch kein Tropfen Bluts heraus, sondern

sie setzte den Tanz mit den andern rastlos fort. Nachdem sie nun ein ganzes Jahr getanzt hatten, kam endlich der heilige Heribertus, Erzbischof zu Cölln auf den Kirchhof, sprach die Tanzenden von dem Fluche los, und führte sie in die Kirche. Die Frauenspersonen starben bald, auch einige von den Männern, die nach ihrem Tode Wunder thaten, weil sie so lange gebüßt hatten. Die übrigen aber, welche länger lebten, behielten zeitlebens ein Zittern an ihren Gliedern. Von diesem Priester Rupert soll der Name des Knechts Ruprecht entstanden seyn, der mit dem Christkinde an Weihnachten herum zieht, und der den Zorn des heiligen Christs zu vollziehen bemüht ist. Lycosthenes hat diesen Tanz zu ewigem Andenken in einem Holzschnitt abbilden lassen. Ein unbefangner Beobachter kann leicht merken, daß dieses Mährlein blos erfunden worden, um dem priesterlichen Fluche und der Absolution ein Ansehn zu erwerben. Hierbei muß einem der Veitstanz einfallen, der auch von der Gewalt des heiligen Vitus den Namen hat. Davon schreibt der ehrliche Agricola, in dem Sprüchwort, daß dich Sanct Veits Tanz ankomme: In deutschen Landen sind der Plagen viel gewesen, als es wurden etliche Leute geplagt, daß sie tanzen musten, oft Tag und Nacht an einander, oft zween Tag, drei Tag und Nacht. Es ist eine Fabel, Sanct Veit ist der vierzehn Apotheker und Nothhelfer einer, und hat Gott gebethen, da er jetzt den Hals sollte hinreichen, er wolle alle, die seinen Abend fasten, und seinen Tag feiern, vor demselben Tanz behüten und bewahren, und alsbald ist eine Stimme vom Himmel kommen, Vite, du bist erhöret. Zu der Zeit ist es aber also ergangen, daß die Heiligen sich selbst canonisirt, und erhoben haben, ehe sie gestorben sind.

Ehmals gieng auch in Deutschland die Gewohnheit im Schwange, daß die drei nächsten Donnerstage vor Weihnachten Knaben und Mädchen des Nachts herumliefen, und an allen Thüren anklopften, die Ankunft Christi verkündigten und den Einwohnern ein glückliches neues Jahr wünschten; wofür sie ein Geschenk von Aepfeln, Nüssen und Kuchen erhielten; denn man glaubte an diesen drei Nächten schwermten die Teufel und Hexen herum, die man durch diesen Gebrauch vertreiben wollte. Dieser Gebrauch hat eine offenbare Aehnlichkeit mit den Lemuralien der Römer, welche man vom siebenten Mai an in drei Nächten feierte, so daß immer eine Nacht dazwischen frei blieb. Wenn man nämlich die Poltergeister (Lemures) versöhnen und aus den Häusern jagen wollte, stand man zu Mitternacht auf, gieng baarfuß, wusch sich mit Brunnenwasser, nahm mit zusammen gehaltenen Fingern etliche schwarze Bohnen, die man zuvor im Munde herum geworfen, und schmieß sie rückwerts über sich, indem man sagte, daß man sich und die Seinigen damit löse, alsdenn schlug man auf ein Becken, und bat die Poltergeister, sie möchten aus dem Hause gehn.

---

## Aeltere Entdeckungen der Russen bis auf die Regierung Peters grossen *).

Von J. C. Adelung.

Die Russen haben die entlegenern Provinzen ihres heutigen ungeheuren Reichs erst sehr spät kennen lernen, und es ist sehr glaublich, daß sie von denen Küsten des Eismeeres, ja von Sibirien selbst vor dem sechzehenten Jahrhundert vielleicht kaum den Namen gewust, ohnerachtet die Handlung mit dem sibirischen Rauchwerke sehr alt, und bereits vor langen Zeiten in Flor gewesen ist. Anica, ein wohlhabender Mann zu Solwytschegodzka, ward, um die Mitte des sechzehenten Jahrhunderts, auf den ansehnlichen Handel, der damals von den Samojeden, Tungusen und andern entlegenen Völkern nach Moscau getrieben wurde, am ersten aufmerksam. Er ließ das Land der erstern auskundschaften, den Oby besuchen, und errichtete eine ansehnliche Handlung in die dasigen Gegenden, welche von seinen Söhnen, den sogenannten Anicowes, mit grossem Vortheil fortgesetzt wurde. Der grosse Reichthum, den die letztern bei diesem Handel erwarben, erweckte den Neid wider sie, daher sie es für das Beste hielten, ihr Geheimniß, um welches sie bisher nur noch allein gewußt hatten, dem Hofe zu entdecken, und sich dadurch Sicherheit und Unterstützung zu verschaffen. Sie gaben dem Boris Gudanow, dem Minister und Schwager des Czaars Fedor Iwanowitz von ihren gemachten Entdeckungen Nachricht, der es denn gar bald dahin brachte, daß sich ein Theil der Samojeden der russischen Herrschaft freywillig unterwarf, und die nordöstlichen Gegenden jenseits des Oby an die 200 Meilen weit auskundschaften ließ. Man ließ hierauf verschiedene Festungen in den neuentdeckten Gegenden anlegen, wodurch denn der nordöstliche Theil von Asien denen Russen immer bekannter wurde, so daß sich um das Ende des sechzehenten Jahrhunderts schon fast das ganze Sibirien in

*) Aus: Johann Christoph Adelung, Geschichte der Schifffahrten und Versuche, welche zur Entdeckung des Nordöstlichen Weges nach Japan und China von verschiedenen Nationen unternommen worden. Halle, 1768.

ihrer Gewalt befand. Doch diese Entdeckungen sind von meinem Endzweck zu weit entfernet, daher ich mich bei denenselben nicht länger aufhalten, sondern mich sogleich zu den Seereisen dieses Volkes wenden will.

Das Eismeer war von den anwohnenden Völkerschaften schon seit langer Zeit befahren worden, allein der russische Hof hat von den auf diesen Reisen gemachten Entdeckungen erst sehr spät einige zuverlässige Nachricht erhalten. Als Hr. Prof. Müller sich 1736 in Jakutzk befand, entdeckte er in dem dasigen Archive die urkundlichen Nachrichten von verschiedenen nordostwärts von Jakutzk angestellten Seefahrten. Diese Reisen hatten bereits 1636 ihren Anfang genommen, und man lernete auf denenselben nach und nach die Flüsse Jana, Indigirka, Alasna und Kolyma kennen. Als man bis an den letztern gekommen war, suchte man auch diejenigen zu entdecken, welche man noch weiter ostwärts vermuthete, um entweder die an ihren Ufern wohnenden Völker zinsbar zu machen, oder auch um aus dem daselbst vorhandenen Pelzwerke vermittelst der Jagd einigen Nutzen zu ziehen. Im Jahre 1646 trat daher ein Haufe russischer Jäger in Sibirien oder sogenannter Promyschleni, unter der Anführung eines Isai Ignatiew, die erste Reise von dem Kolyma ostwärts an. Sie fanden zwischen dem festen Lande und dem Eise, mit welchem das Meer bedeckt war, einen freyen Weg, auf welchem sie acht und vierzig Stunden fortschiffeten, bis sie eine Bucht zwischen den Felsen an der Küste antrafen, in welche sie einliefen. Hier fanden sie einige Tschuktschis, mit welchen sie handelten, aber so, daß sie die Waaren nur an das Ufer legten. Die Tschuktschi nahmen davon, was ihnen gefiel, und legten dagegen entweder rohe oder bearbeitete Wallroßzähne hin. Niemand hatte Muth genug, an Land zu gehen, aus Furcht, denen Tschuktschi in die Hände zu fallen, überdies hatten sie auch keinen Dollmetscher bey sich, der die Sprache der letztern verstanden hätte, daher man mit dieser ersten Entdeckung zufrieden war, und wieder an den Kolyma zurückkehrete.

Die in diesen Gegenden häufig vorhandene Wallroßzähne reitzeten im folgenden 1647ten Jahre eine stärkere Anzahl Jäger oder Promyschleni zu einer zwoten Reise. Fedot Alexeew, der Bediente eines rußischen Kaufmanns, schlug sich zu ihnen, und ohnerachtet er gleichsam ihr Anführer war, so hielt er es dennoch für dienlich, den Befehlshaber zu Kolyma um einen Kosacken zu ersuchen, der das Interesse der Krone auf dieser Reise besorgen möchte. Ein gewisser Semeon Iwanow, Sin Deschnew erbot sich dazu, und der Befehlshaber gab ihm die nöthigen Verhaltungsbefehle. Sie seegelten hierauf auf vier Barken oder Kotsches im Junio 1647 von Kolyma ab. Sie hatten von einem Flusse Anadir, oder Anandir, wie man ihn damals noch aussprach, und von einem zahlreichen Volke, welches an demselben wohnen sollte, gehöret, sie bildeten sich daher ein, daß dieser Fluß, so wie die andern bekannten Flüsse, in das Eismeer fallen würde. Eine der vornehmsten Absichten dieser Reise war also, die Mündung desselben zu entdecken. Allein die ganze Reise hatte nicht den gewünschten Erfolg, indem das Meer in diesem Sommer so voller Eis war, daß sie eine freye Durchfahrt haben könnten.

Man ließ indessen den Muth nicht sinken, sondern die Anzahl der Neugierigen sowol unter den Kosacken, als auch unter den Promyschleni nahm dergestalt zu, daß man bald hernach sieben Kotsches ausrüsten konte, deren jede ohngefähr 30 Mann an Boord hatte. Deschnew sollte die Ehre und Vortheile der zu machenden Entdeckungen mit einem andern Anführer der Kosacken, Namens Gerasim Ankudinow theilen, allein es ereigneten sich deswegen allerley Streitigkeiten unter ihnen, noch ehe die Reise angetreten wurde. Indessen ging solche den 20. Junii 1648 von Kolyma aus, wirklich vor sich, allein zum Unglück sind die Nachrichten von dieser Reise sehr mager. Die zu Jakutzk befindlichen Originalschriften melden von dem Schicksale, welches vier dieser Fahrzeuge gehabt, nichts. Deschnew, berühret in seinem Berichte, die auf der See ihm zugestoßenen Begebenheiten nur im Vorbeygehen, ja man weiß nichts von dem, was seiner Gesellschaft bis an dem grossen Cap Tschuktschi begegnet ist. Seine Nachricht sagt nichts vom Eise, vermuthlich weil sie damals keines vor sich gefunden, und Deschnew bemerket an einem andern Orte, daß dieses Meer nicht in allen Jahren gleich seegelbar ist. Sein Bericht fängt sich erst bey diesem Vorgebirge an. „Diese Landspitze, sagt er, ist von derjenigen ganz verschieden, welche sich bey dem Flusse Tschukotschia (in Westen des Kolyma) befindet. Sie liegt zwischen Norden und Nordosten, und erstrecket sich in einen halben Zirkel nach dem Anadir. Auf der russischen oder westlichen Seite der Landspitze siehet man einen Bach, an dessen Mündung die Tschuktschi von lauter Wallfischknochen eine Art eines Thurms errichtet haben. Gegen der Landspitze über (aber auf welcher Seite?) befinden sich zwo Inseln, auf denen man Leute von der Nation der Tschuktschi gesehen, die an den Wallroßzähnen kenntlich sind, welche sie sich

durch die Lippen stecken. Mit einem recht guten Winde kan man von dieser Landspitze zur See in dreymal 24 Stunden bis an den Anadir kommen. Zu Lande aber kan der Weg auch nicht länger seyn, weil der Anadir in einen Meerbusen fällt." Indessen litte die Kotsche des Ankudinow Schiffbruch, doch wurde das Volk auf derselben gerettet, und auf die beiden übrigen vertheilet. Deschnew und Fedot Alexeew gingen den 20. September an Land, und hatten ein Gefecht mit denen Tschuktschis, worin der letztere verwundet wurde. Bald darauf verlohren sich beide Fahrzeuge aus dem Gesichte, und sind nie wieder zusammen gekommen. Deschnew hatte bis in den October mit Sturm und Wetter zu kämpfen. Endlich litte er ziemlich weit in Süden von dem Anadir, und wie es scheinet in der Gegend des Flusses Olutora Schiffbruch. Was mit dem Fedot Alexeew und den Seinigen vorgegangen, werden wir im Folgenden hören.

Deschnew machte sich mit seinen noch übrigen 25 Mann auf, den Anadir zu suchen. Nachdem sie aus Mangel eines Wegweisers zehen Wochen lang herumgeschweifet waren, kamen sie an diesen Fluß, und zwar nicht weit von dessen Mündung, und in einer Gegend, in welcher sie weder Holz noch Einwohner fanden. Dieser Umstand brachte sie in Verzweiflung. Die Jagd war schlecht, weil es in Ermangelung des Gehölzes auch kein Wildpret gab, und zum Fischfange fehlten ihnen die nöthigen Werkzeuge. Sie schickten zwölf Mann von ihrem Haufen ab, welche das Innere des Landes längst dem Anadir untersuchen sollten: allein diese mußten nach einer Reise von 20 Tagen, nachdem sie keine lebendige Seele angetroffen, auch wieder umkehren. Doch kamen nur einige von ihnen wieder zu dem Haufen, indem die andern vor Hunger und Mattigkeit unter Weges sturben. Den folgenden Sommer 1649 gingen Deschnew und seine Leute wieder in ihr Fahrzeug, und fuhren den Anadir hinaufwärts, bis sie Leute antrafen, welche Anaulis hiessen, und das erste Volk am Anadir waren, welches zinsbar gemacht wurde. Weil es nicht zahlreich und dennoch unruhig war, ist es in kurzer Zeit ausgerottet worden. Deschnew legte damals den Grund zum Anadirskoi Ostrog, und schlug seine Wohnung daselbst auf, ob er gleich nicht wuste, wie er einmal wieder nach Kolyma kommen, oder wenigstens einige Nachricht von sich dahin bringen sollte. Jedoch, als er sich solches am wenigsten vermuthen war, zeigte ihm ein anderer Hause den Weg, welcher im April 1650 zu Lande zu ihm kam.

Seit des Deschnews Abreise hatte man sich in Kolyma alle Mühe gegeben, neue Unternehmungen sowol zu Wasser als zu Lande zu veranstalten, um doch wenigstens auf eine Art zu dem vorgesetzten Ziele zu gelangen. Unter diesen ist besonders eine, welche angeführet zu werden verdienet. Michel Staduchin, ein Kosacke von Jakutzk hatte im Jahr 1644 mit einigen Gehülfen den letzten Ostrog an dem Kolyma hinabwärts angelegt. Im folgenden Jahre kam er wieder nach Jakutzk, und hinterbrachte seinen Vorgesetzten eine Nachricht, welche eine weitere Untersuchung zu verdienen schien. Eine Frau aus Kolyma hatte ihm erzählet, daß es eine grosse Insel in dem Eismeere gebe, welche sich von dem Flusse Jana an, bis gegen den Kolyma über erstrecke, und von dem festen Lande gesehen werden könte. Die Tschuktschi an dem Flusse Tschukotschia, der in Westen des Kolyma in das Eismeer fällt, fuhren eben dieser Nachricht zu Folge, zur Winterszeit mit Rennthieren in einem Tage über das Eis nach dieser Insel, tödteten daselbst Wallrosse, und nahmen ihre Zähne und den Kopf, welchen sie anbeteten. Staduchin hatte zwar diese Zähne nicht selbst bey ihnen gesehen, allein er hatte doch von den Promyschleni gehöret, daß es deren bey ihnen gebe, und daß gewisse Ringe an ihren Schlitten aus solchen Zähnen verfertigt wären. Eben diese Promyschleni hatten ihm das Daseyn dieser Insel bestätiget und geglaubet, daß sie mit Nowaia-Semlia, welches von denen von Mese besucht würde, zusammen hinge. Ueberdies hatte er von einem grossen Flusse Pogitscha, oder wie ihn andere nannten Kowytscha gehöret, der sich, drey oder vier Tagereisen zur See mit gutem Winde, jenseits des Kolyma in das Eismeer ergiessen sollte. Endlich stellete er vor, wie vielen Nutzen der Staat aus diesen Gegenden ziehen könte, wenn man eine grössere Anzahl Kosacken dahin schicken wollte u. s. f.

Man hörete diesen Bericht des Stadutchin an, und schickte ihn selbst im Junio 1647 zum zweiten Male nach Kolyma, mit dem Befehle, sich von da nach dem Pogitscha zu begeben, daselbst eine Simowie oder Winterwohnung anzulegen, die Einwohner des Landes zinsbar zu machen, und von der vorgegebenen Insel in dem Eismeere so viele Nachricht, als er nur könte, einzuziehen. Staduchin brachte den Winter an dem Jana zu, begab sich gegen den Frühling 1648 in sieben Wochen auf kleinen Schlitten an den Indigirka, und bauete daselbst ein Fahrzeug, welches ihn an den Kolyma brachte. Im folgenden Sommer 1649 ging Staduchin abermals zu Schiffe, den Pogitscha zu suchen. Ein anderes Fahrzeug,

welches er bey sich hatte, gerieth auf den Strand. Er indessen seegelte siebenmal 24 Stunden fort, fand aber keinen Fluß. Endlich hielt er stille, und setzte einige von seinen Leuten an Land, welche sich bey den Einwohnern nach diesem Flusse erkundigen sollten, allein, diese wusten nichts davon. Die Felsen, welche sich längst der Küste befanden, hinderten den Fischfang, die Lebensmittel nahmen ab, und Staduchin muste wieder nach dem Kolyma zurückkehren. Was die vorhin gedachte Insel in dem Eismeere betrift, so findet man nicht, ob sie auf diesem Zuge zugleich mit gesuchet, oder gefunden worden. Der ganze Nutzen desselben bestand in einigen Wallroßzähnen, welche Staduchin nach Jakutzk schickte, und zugleich den Vorschlag that, diese Thiere durch erfahrne Leute ausdrücklich fangen zu lassen.

Man erfuhr damals, daß der Fluß Pogitscha kein anderer als der Anandir sey, und man hielt es nicht für rathsam, dessen Mündung auf dem Wege zu suchen, den Staduchin erwählet hatte. Man erfuhr von den Götzendienern der dasigen Gegend, daß es einen nähern Weg zu Lande dahin gebe. Dies gab zu einer Streiferey der Kosacken von Kolyma aus Anlaß, welche im Jahr 1650 den Fluß Anui hinaufzogen, einige Gefangene von den Chodynzis machten, und unter deren Anführung den Weg zu Lande nach dem Anadir entdeckten, wovon man bisher nur sehr undeutliche Begriffe gehabt hatte. Es that sich sogleich ein Haufe Freiwilliger, sowol von Kosacken, als auch von Promyschlenis zusammen, welche den Befehlshaber zu Kolymskoi Ostrog um Erlaubniß ersuchten, sich des Anadirs bemächtigen, und denselben zinsbar machen zu dürfen. Man bewilligte solches, und Simoen Motora, der Anführer des Haufens, machte den 23. März einen vornehmen Chodynzi zu einem Gefangenen, und nahm ihn mit. Dieser Motora war es, welcher im April an dem Anadir auf den Deschnew stieß, wie bereits vorhin bemerket worden. Ihm folgete Michailo Staduchin, welcher sieben Wochen unterweges war, und als er an den Anadir kam, des Deschnews Simowie vorbey ging, und seine Sachen für sich machte. Dies veranlassete bald Eifersucht unter ihnen, so daß sie in beständigem Streite mit ihm lebeten. Deschnew und Motora entschlossen sich, dem Staduchin aus dem Wege zu gehen, und sich an den Fluß Penschina zu machen, allein, weil sie keinen Wegweiser hatten, so mußten sie wieder umkehren. Staduchin begab sich dagegen an den Penschina, und von dieser Zeit an hat man nichts weiter von ihm gehört.

Deschnew und Motora hatten Fahrzeuge auf dem Anadir erbauet, um vermittelst derselben zur See noch andere Flüsse zu entdecken, allein der letztere wurde gegen das Ende des Jahres 1652 in einem Gefechte mit denen Anaules getödtet. Nichts desto weniger fuhr Deschnew den folgenden Sommer 1652 mit diesen Fahrzeugen bis an die Mündung des Anadir, und bemerkte daselbst eine Bank, welche sich von der nördlichen Seite bis weit in das Meer hinein erstreckte. Diese Arten von Bänken werden in Sibirien Korgi genannt. Die jetztgedachte war ein Sammelplatz einer großen Menge Wallrosse. Deschnew bekam einige von ihren Zähnen, und glaubte für seine Mühe reichlich bezahlet zu seyn. Im folgenden Jahre 1653 ließ er Holz fällen, eine Kotsche zu bauen, auf welcher er den bis dahin eingenommenen Tribut zur See nach Jakutzk schicken wollen. Allein, weil er nicht alles, was dazu nöthig war, hatte, so muste er von diesem Vorhaben abstehen, zumal da er erfuhr, daß das Meer um das Tschukotzkoi Nosz nicht alle Jahre frey von Eise sey.

Im Jahre 1654 that Deschnew eine neue Reise nach der Korga oder Sandbank vor der Mündung des Anadir, um Wallroßzähne zu holen. Es fand sich ein Kosacke daselbst ein, Namens Juschko Seliwerstow, welcher erst neulich von Jakutzk gekommen war. Er hatte den Staduchin auf seiner Seereise begleitet, und war von ihm nach Jakutzk mit dem Auftrage geschickt worden, daß man ihn Wallroßzähne auf Rechnung des Staats aufsuchen lassen sollte, worauf man ihn denn mit den nöthigen Vollmachten wieder abgefertiget hatte. Es war ihm zugleich befohlen worden, die Einwohner an dem Anadir und dem Tschendon, einem andern Flusse, der in den penschinskischen Meerbusen fällt, zinsbar zu machen, denn man wuste damals zu Jakutzk noch nicht, daß sich Deschnew in diesen Gegenden niedergelassen hatte. Dies gab zu Streitigkeiten Anlaß, Seliwerstow maßte sich die Entdeckung der Sandbank an, und behauptete, sie sey der Ort, wohin er 1649 mit dem Staduchin zu Wasser gekommen wäre. Allein Deschnew bewies ihm, daß er nicht einmal bis an das grosse Tschukotzkoi-Nosz gekommen sey, welches lauter Felsen um sich her habe, und ihm nur allzu wol bekannt sey, indem des Ankudinow Kotsche daselbst zu Grunde gegangen. Er setzte hinzu: „Es sey dies nicht das erste Cap, dem man den Namen Swätoi-Nosz gegeben, das eigentliche und wahre Merkmal dieses Vorgebirges wären die zwo Inseln, welche dem Tschukotzkoi-Nosz gegenüber lägen, und von denen obengedachten mit Zähnen geschmückten Menschen bewohnet

würden. Weder Staduchin noch Seliwerstow hätten diese Leute gesehen, er aber habe sie entdecket, und die Sandbank in der Mündung des Anadir sey noch sehr weit von ihnen entfernet.“ Deschnew seegelte indessen längst der Küste hin, und fand einige Wohnungen der Koräken, und in einer derselben eine jakutische Frau, welche dem Fedot Ankudinow zugehöret hatte. Von ihr erfuhr er, Fedot und Gerasim Ankudinow wären an dem Scharbock gestorben, einige von ihrem Haufen wären getödtet worden, sehr wenige aber hätten sich in Kähnen gerettet, ohne daß man wisse, wo sie hingekommen wären. Doch viele Jahre hernach hat man einige Spuren gefunden, woraus sich schliessen läßet, daß sie wirklich nach Kamtschatka gekommen seyn müssen.

Denn als die Russen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Kamtschatka völlig zu erobern suchten, so waren sie denen Einwohnern dieser Halbinsel bereits bekannt, und erfuhren von ihnen, daß lange vorher ein gewisser Fedotow, der vermuthlich Fedot Alexeews Sohn war, mit einigen seiner Gefährten unter ihnen gewohnet, und sich mit ihren Töchtern verheurathet hätten. Sie sollen an der Mündung des kleinen Flusses Nikul gewohnet haben, der sich in den Kamtschatkafluß ergiesset, und daher in der rußischen Sprache den Namen Fedoticha bekommen hat. Die Einwohner versicherten, daß sie diese Russen lange Zeit als Götter verehret, und geglaubet hätten, daß sie nicht verwundet werden könnten. Allein einige Zeit hernach wären sie uneinig geworden, hätten sich geschlagen und zerstreuet, da denn einige bis an den penschinskischen Meerbusen gegangen wären. Als die Kamtschadalen und Koräken bey dieser Gelegenheit ihr Blut fliessen gesehen, hätten sie selbige nicht mehr für unsterblich gehalten, sondern sie getödtet. Die Russen fanden an dem Ufer des Fedotichaflusses noch die Ueberbleibsel von zwoen Winterwohnungen, welche von dem Fedotow und seiner Gesellschaft bewohnt seyn sollten.

---

## Aufstand der Bauern.

Von M. J. Schmidt. *)

Pabst Hadrian und Klemens sagten es der deutschen Nation vor, man werde mit der geistlichen Obrigkeit den Anfang machen, und mit der weltlichen aufhören. Wenn auch dieses nicht ganz gegründet war, so konnte man doch leicht vorhersehen, daß aus diesen Bewegungen in Religionssachen, auch starke in dem politischen System entstehen würden. Sonst geschah es mehrmalen, daß das Volk, welches gemeiniglich lieber bey dem Alten stehen bleibt, und auch noch so gut gemeynten Neuerungen sich zu widersetzen pflegt, sich nicht fügen wollte, wenn die Fürsten in den Religionsbegriffen, oder Gebräuchen einige Aenderung vorzunehmen gedachten. Allein, jetzt trug sich just das Gegentheil zu, da Luthers Lieblingsidee, auf die er sein ganzes System zurücke führte, und durch die er es eigentlich auszubreiten gedachte, Freiheit war, eben dieses Wort aber Fürsten und Obern selten angenehm, oft auch verdächtig ist, so waren die Fürsten anfangs ungemein zurückhaltend, sich für ihn öffentlich zu erklären, ob sie schon bey seinem System sehr viel gewannen; da hingegen das Volk unter der ihm angebothenen evangelischen Freyheit sich weiß nicht was für angenehme Aussichten erträumend, an einer Menge von Orten die Abschaffung der alten Religion mit Ungestüm verlangte. In solchen Fällen, wenn sich die Obrigkeit widersetzte, mußten ohnehin gewaltsame Auftritte erfolgen. Allein es kamen auch bald Leute, die systemsweise aus der nun dem Volk in die Hände gegebenen Bibel glaubten, befugt zu seyn, Aenderung im Politischen zu machen, und gar alle obrigkeitliche Gewalt abzuschaffen.

Nichts war unvermeidlicher, als daß unter denjenigen, die das Menschengeschlecht auf einmal auf den so lange verborgen gebliebenen Weg der Wahrheit zurücke führen wollten, Trennungen und verschiedene Meynungen entstehen mußten. Menschen, oder vielmehr ihre Sprachen und Köpfe, müßten in eine ganz andere Form gebracht werden, wenn man verlangen wollte, daß auch ein göttliches Buch nur in einem Sinne von allen, die es in die Hände bekämen, verstanden würde. Luther trug zwar seine Meynungen mit größerer Zuversicht und Dreistigkeit vor, als irgend ein Pabst gethan hatte. Er brauchte noch dazu den Kunstgriff, seine Auslegung des Evangeliums mit dem Evangelium selbst zu verwechseln; wer diese nicht gelten ließ, war nach seiner Sprache ein Feind des Evangeliums, und das Evangelium frey und ohne Zusatz predigen, war eben so viel, als es just so verstehen, als Luther es verstund und vortrug. Allein, der Bruch in das Ansehen der Kirche war einmal gemacht. Andere glaubten, eben so viel Recht zu haben, als Luther, das bisher Geglaubte zu prüfen, davon stehen zu lassen, oder auszumärzen. Unter diesen zeichnete sich Zwingel aus, der im übrigen zwar

---

*) Aus dessen Geschichte der Deutschen. Ulm 1778 ff.

mit Luthern meistens übereinstimmte, jedoch in der Lehre von der Gegenwart Christi in dem H. Abendmahl von ihm abwich, und sich in der Schweiz großen Beyfall erwarb, woraus zuletzt eine neue Religionsparten entstanden, die die lutherische fast verdrungen hätte.

Auch mitten in Deutschland und selbst unter denen, die es Anfangs mit Luthern gehalten, traten Leute auf, die nicht mit allen Lehrsätzen Luthers, wie auch seinem Betragen und seiner Lebensart zufrieden waren. Luther war ihnen ein fleischlicher, sinnlicher, von sich eingenommener hochmüthiger Mann, der bloß bey dem Buchstaben der Schrift, obgleich derselbe tödte, stehen bleibe, keineswegs aber in den Geist derselben eindringe; den wahren Sinn derselben erfahre man nur durch göttliche Erleuchtung, und die Stimme des von innen zu der Seele redenden heiligen Geistes. Daß sie sich selbst unter die Zahl solcher erleuchteten setzten, kann man sich leicht vorstellen. In dem Umgang mit Gott und seinem Geist lernten sie ihrem Vorgeben nach nicht allein alles, was in der Bibel verborgen lag, sondern auch das Zukünftige erkennen. Gesichter, Erscheinungen, und von Gott selbst herrührende Träume waren ganz gemeine Sachen bey ihnen. Im Aeusserlichen zeigten sie eine gewisse Strenge und Ernsthaftigkeit, und gaben auch vor, daß sie die übrigen Menschen von der üppigen und verdorbenen Lebensart, die durch die Lehre Luthers mehr befördert als gehemmt werde, zurücke zu führen suchten. Sie redeten daher ungemein viel von der Abtödtung und Kreuzzigung des Fleisches, und dergleichen.

Gleichwie die Menschen nach dem Grad ihrer Unwissenheit auch geneigt sind, an Erscheinungen und Weissagungen zu glauben: also hielten sich auch diese neuen Propheten, wie sie Luther nennte, meistens an die unwissendste Klasse der menschlichen Gesellschaft, nämlich den Bauernstand; zugleich aber, weil ohnehin auf diesen der meiste Druck nach der Verfassung der neuern Staaten von jeher zurücke fiel, so ermangelten sie nicht die von Luthern bereits rege gemachte Ideen von der christlichen Freyheit nicht allein beyzubehalten, sondern auch viel weiter auszudehnen, als der Urheber je im Sinne gehabt. Unter dieser Art Leuten that sich hauptsächlich Thomas Münzer, ein Weltgeistlicher, hervor, der wegen seiner sonderbaren Meynungen aus Sachsen verwiesen sich nach Mühlhausen in Thüringen zog, dort durch den Pöbel die Obrigkeit absetzen, sich zum Pfarrer, und unter diesem Vorwand auch zum Rathsherrn oder gebiethenden Herrn machen ließ, indem alle Regierung nach der Bibel und göttlichen Offenbarungen müsse geführet werden. Er sprach aus diesem Grund über alle Sachen, die vor ihn gebracht wurden, Urtheil, und alles, was er sprach, ward für heilig und unverletzlich gehalten. Insonderheit auch führte er eine Gemeinschaft der Güter ein. Die Menschlichkeit foderte nichts so sehr, lehrte er, als daß alle Menschen gleiche Würde hätten, daß sie freye Leute wären, und daß jeder gleichen Antheil an des andern Gütern hätte.

Nun, da er sich glaubte vestgesetzt zu haben, gab er auch von Luthern seine Gesinnungen deutlicher heraus, als zuvor. Dieser hatte ihn für einen Besessenen, falschen Propheten und Apostel des Satans erkläret; eben dieses war nach seinem Vorgeben vielmehr Luther, mit dem Zusatz, seine Anhänger führten immer die Bibel im Munde, schrieben große Bücher, machten Worte ohne End, und schrieen immer, der Glaub, der Glaub, da sie doch in der That selbst den Glauben, verläugneten, den Geist Gottes mißkennten, und verspotteten; dieser Schmeichler der Fürsten suche ihre Gunst, wenn es auch durch vergossenes Menschenblut geschehen müsse, so daß man billig sagen könne, er sey durch den Propheten David unter dem Bild eines Basilisken, eines Drachen, einer Schlange und eines Löwen vorbedeutet worden, indem er bald schmeichle, und auf solche Art sein Gift unvermerkt andern beybringe, bald aber auf eine erschreckliche Art wüte. Dieser unverschämte Mönch gebe vor, er habe Verfolgungen auszustehen, da er doch im Ueberfluß lebe. Kurz, Münzer wollte die politische Freyheit erweitert, und die geistliche eingeschränkt haben, Luther predigte die letzte, und erweiterte in manchem Stücke die Gewalt der Fürsten. Die aus Luthers Freyheit erfolgte Ausgelassenheit der Sitten, die wir bereits aus seinen eigenen Schriften bemerkt haben, mag vielleicht Münzern um so mehr in seinem System bestärkt haben.

Daß seine Lehren von der natürlichen Gleichheit aller Menschen, von der Abschaffung aller Obrigkeit, von einem neuen Reich, das aus lauter Gerechten bestehen sollte, mit dem Ton eines Fanatikers ausgesprochen, mit alten und neuen Offenbarungen bestätiget, Eindruck bey dem gemeinen Manne gemacht, war gewiß wenig zu verwundern. Nur hätte man nicht glauben sollen, daß sein Wirkungskreis sich ausser Thüringen erstrecken sollte. Allein, an mehrern Orten Deutschlandes gab es Leute, die, ob sie gleich nicht in allem mit Münzern übereinstimmten, doch unter dem Deckmantel der evangelischen Freyheit dem gemeinen Mann von der politischen Freyheit fast eben die Begriffe, wie Münzer, beybrachten. Hauptsächlich aber sah man um diese Zeit zwölf sogenannte Artikel von

Schwaben aus sich verbreiten, die von dem Bauernstand mit größter Begierde verschlungen, und fast in ganz Deutschland als die Richtschnur ihres künftigen Zustandes angenommen wurden. Vermöge derselben sollte man ihnen erlauben ihre Geistlichen sich selbst zu wählen, die ihnen das Wort Gottes rein ohne Vermischung menschlicher Satzungen predigten; fürs künftige sollten sie keine Zehnten geben, als von Korn, und diese sollten theils unter die Kirchenbedienten, theils unter die Armen vertheilet, theils zu öffentlichen Ausgaben verwendet werden; man habe sie bis daher als Sklaven behandelt, da sie doch durch Christi Blut alle zu freyen Leuten seyen gemacht worden; sie wollten zwar nicht ohne alle Obrigkeit seyn, aber unter der bisherigen Sklaverey wollten sie nicht mehr leben, man erweise ihnen denn aus H. Schrift, daß sie schuldig seyen, es zu thun; es sey gegen alle Billigkeit, daß man ihnen Jagen, Fische und Vögel fangen verbothen habe, welches an vielen Orten so weit gehe, daß sich keiner unterstehen dürfe, das Wild, das seinen Acker abfresse, zu verjagen. Auch die Wälder, die nicht an Privatpersonen verkauft werden, sollten jedem zu seinem Gebrauch, so viel er zum Brennen und Bauen nöthig habe, dienen. Sie hätten sich außer diesem noch über viel mehrere Dinge zu beschweren; es sollten daher die Landesherren nach der Billigkeit und Vorschrift des Evangeliums hierinn verfahren, die Unterdrückungen mäßigen, und über dasjenige, was sie von alten Zeiten her getragen, ihnen nicht noch täglich ein mehrers auflegen; es daher bey den alten Pachten, Zinsen und dergleichen lassen. Endlich sey es die größte Unbilligkeit, daß, wenn in einem Hause der Vater stürbe, Frau und Kinder noch etwas Gewisses zahlen müßten, welches alles die Obrigkeit abstellen möge.

Diese Forderungen nach des Bauers Meynung, selbst durch die christliche Religion unterstützt, setzten bald allenthalben denselben in Bewegung. In Schwaben allein sammelten sich drey große Haufen, einer bey Biberach, der andere im Allgäu, der dritte an dem Kostnitzer See. Vergebens bemühten sich einige Reichsstädte, und selbst das kaiserliche Regiment, durch Abgeordnete die Gemüther zu beruhigen, welches Letztere um so mehr in Sorgen war, weil es fürchtete, die benachbarten Schweizer dürften mit den Bauern gemeine Sache machen, sie mit in ihren Bund nehmen, und das ihnen am nächsten gelegene Deutschland auf eben den Fuß, wie ihr Land zu setzen suchen. Allein, was man erhalten konnte, war bloß ein Stillstand, der aber bald wieder gebrochen ward, indem die Bauern um so übermüthiger wurden, da nun auch an dem Rheinstrom, in Franken und Thüringen ihre sogenannten Brüder zu den Waffen griffen, und aller Orten Klöster, Schlösser und adelige Sitze zu zerstören sich beschäftigten. Zum Glück war der schwäbische Bund wieder errichtet worden, und befand sich noch dazu eben damals in den Waffen, um den Herzog Ulrich, der einen Versuch machte, sich seines Herzogthums zu bemächtigen, wieder daraus zu vertreiben. Nicht so bald war dieses geschehen, als derselbe unter seines Hauptmanns Georgs Truchseß von Waldburg Anführung auf die verschiedenen Haufen der Bauern losgieng, und einen nach den andern in Schwaben und Franken aus einander jagte. In Lothringen that es der Herzog Anton, und an dem Rheinstrom die beiden Kurfürsten Ludwig von der Pfalz und Richard von Trier. Da bei der Stadt Petersheim im Stift Worms die Soldaten auch noch diejenigen, die bereits das Gewehr weggeworfen, niedermachten, soll Letzterer nicht nur ruhig zugesehen, sondern mehrere mit eigener Hand getödtet haben. Auch Bischof Konrad von Wirzburg ritt, mit Scharfrichtern und Reutern begleitet, da bereits alles beruhigt war, sein ganzes Land aus, nahm sie auf das Neue in Pflichten, und ließ einigen Hunderten die Köpfe abschlagen.

Von denen in Thüringen, da sie Enthusiasten zu Anführern hatten, war einiger Maaßen mehr zu besorgen. Aber auch diese wurden bei Frankenhausen von den Truppen des Kurfürsten Johann von Sachsen, der seit kurzem seinem Vetter Friederich gefolget war, und jenen des Herzogs Georg von Sachsen, des Landgrafen Philipp von Hessen, und Herzogs Heinrich von Braunschweig, geschlagen und zerstreut. Münzer, der ihnen Sieg, und Wunder vom Himmel versprochen hatte, suchte sich zu verbergen, ward aber gefangen, und enthauptet.

---

## Pitt.

Von H. P. Sturz.

Pitt stand allein auf seiner hohen Stelle; die Fluth der neuen Sittenverderbniß strömte tief unter ihm hin. Er hatte sich selbst gebildet, und sank nie zur Nachahmung, auch der größten Männer herab. In seiner Gestalt ist strenger Ernst, wie in den Formen der ältesten Kunst, und auch die Härte derselben. Ihm ist kein Staatsmann aus der Geschichte zu vergleichen. Er verachtete die Politik; ihre Ränke waren ihm entbehrlich. Nie hat er gestrebt Recht zu behalten; nie hat man ihn überredet oder bewogen.

Er riß ein und baute, herrschte, überwältigte; Englands Größe war sein Ziel, und sein Ehrgeiz Unsterblichkeit. Nie erhob sich in seinem Lande ein großer Mann ohne Parthei; er allein vernichtete alle Partheien. Alle Britten waren mit ihm einig. Unter einem verkäuflichen Volk hat er nie eine Stimme gekauft. Frankreich sank unter der Kraft seines Arms, der die Bourbonische Ligue zertrümmerte, und Englands wogenthürmende Democratie nach allen Richtungen seines Willens trieb. Er sah in's Gränzenlose, und maß das Schicksal von Jahrhunderten mit Einem Blick. Seine Anschläge wurden immer durch unerwartete Mittel ausgeführt, die sich den Umständen anschmiegten, immer in die eigene Minute trafen, wo sie gelingen mußten. Hindernisse und Kräfte waren seinem Geiste auf einmal gegenwärtig, den gleichsam eine Gabe der Weissagung stärkte.

Dieser Mann paßte nicht in seine Zeit, nicht unter die Pygmäen seines Jahrhunderts. Furchtsam blickten sie an ihm hinauf; alle Classen der feilen Rotte zitterten bei dem bloßen Namen Pitt. Freilich besitzt er die Verdienste eines guten freundlichen Mannes nicht; diese sind nur für Menschen von minderer Größe. Unempfindlich gegen die sanfteren Freuden des häuslichen Glücks, sah er unverwandt auf Brittaniens Schicksal, trat unter seine Helden und Gesetzgeber hin, und entschied's.

Seine Beredtsamkeit war leicht und helle, drückte die erhabensten Empfindungen durch gemeine Redensarten aus. Sie war weder dem reißenden Strom des Demosthenes, noch der verzehrenden Flamme des Tullius ähnlich, sondern sie glich zuweilen dem Donner, zuweilen der Musik der Sphären. Er verleitete, fesselte den Verstand nicht durch mühsam verkettete Schlüsse, wie Mansfield; er war nie, wie Townshend, auf der Folter, um Witz und Talente zu zeigen: sondern er umstrahlte den Gegenstand, und traf sicher den Punkt, durch den Blitz seines Geistes, den man, wie den Blitz seiner Augen, nur empfindet, nicht beschreibt. Er konnte nach Willkühr umbilden, erschaffen, zerstören. Er hätte ein wildes Volk unter Ordnung und Gesetze vereinigt. Er verstand's, ein freies Volk wie Sklaven zu beherrschen, ein Reich zu gründen, oder zu vernichten, und einen Streich zu schlagen, der durch die Welt wiederhallte.

So war Pitt im letzten Krieg. Und wer konnte widerstehn, als er in der Toga stand, und für die Colonien gegen die Stempelakte sprach: Eure Herrschaft über Amerika ist unumschränkt, wenn es auf Regierung, auf Gesetzgebung ankömmt, aber ihr seid nicht befugt, Steuern von den Colonisten zu fordern. Sie haben mit uns gleichen Anspruch auf die Rechte der Menschheit, auf die Rechte von England; sie sind keine Hurenkinder, sondern eure Söhne. In unserm Vaterland ist das Recht, Steuer'n aufzulegen, weder ein Theil der regierenden, noch der gesetzgebenden Macht; Steuern sind ein freies Geschenk der Gemeinen. Dieses Haus stellt die Gemeinen vor; darum geben und bewilligen wir, was wir geben können, unser Eigenthum. Aber wenn wir dem König Steuern von Amerika bewilligen, so bewilligen Sr. Majestät Gemeinen von Großbritannien — unser Eigenthum? nein, das Eigenthum Se. Majestät Gemeinen in Amerika. Einige sagen, die Colonisten werden virtualiter durch dieses Haus repräsentirt. Ich frage durch wen? durch Abgeordnete irgend eines Distrikts, irgend einer Stadt — wo sind sie? ein verächtlicher Einfall, der keine Widerlegung verdient. Warum wollt ihr unmittelbar in der Tasche eurer Brüder plündern? Steuern sie nicht mittelbar beschwerlicher als wir, durch eure Monopolien? Müssen sie nicht alles von euch, so theuer als ihr wünschet, kaufen? Alles an euch, so wohlfeil als ihr's wollt, verkaufen? Dürfen sie den Segen ihres Landes und die Früchte ihres Fleißes irgend Jemand anbieten? Ihr erlaubt keinem Volke der Erde auf diesem Markt neben euch zu stehn. Man erzählt uns, daß Amerika hartnäckig ist, daß es einen öffentlichen Aufruhr gewagt hat. Ich, meine Landsleute — ich freue mich, daß es widersteht. Drei Millionen Menschen, die sich freiwillig unter die Knechtschaft beugten, würden künftig taugliche Werkzeuge sein, auch uns das Joch auf den Nacken zu heften. Seit König William hat kein Minister den fürchterlichen Plan gewagt; er war unsern Zeiten vorbehalten."

Wenn Amerika fällt, so wird es die Pfeiler des Staats ergreifen, und hinstürzen auf die Trümmer unserer Verfassung. — Ist dieß euer gerühmter Friede? ihr wollt das Schwerdt nicht in die Scheide, sondern in die Eingeweide eurer Brüder stecken."

Die Verehrer Pitt's wünschen einen Tag aus seinem Leben zu vertilgen, dessen Geschichte Lord Chesterfield in folgenden Worten erzählt: „Pitt hatte freie Hand alle Minister zu nennen; und errathen Sie, wozu er sich gemacht hat? zum geheimen Siegelbewahrer und — werden Sie's glauben? zum Lord Chatam. Hier ist der allgemeine Scherz, daß er die Treppe hinauf gefallen ist, und zwar so unglücklich, daß er in seinem Leben nicht wieder auf die Beine kommen wird. Nun ist er nichts mehr, als Lord Chatam, und in keiner Bedeutung mehr Pitt. Ich kenne in der Geschichte kein ähnliches Beispiel. So in der Fülle seiner Macht wegzusinken, im Ge-

nuß des befriedigten Ehrgeizes, das Volk, das Haus der Gemeinen zu verlassen, das ihm allein Macht gab, ihm allein Macht versichern konnte, in's Hospital der Unheilbaren, in's Haus der Lords zu flüchten — es ist ein unglaublicher Schritt.''

Dennoch haben Andere den großen Mann nicht ohne Nachdruck vertheidigt, der entkräftet in Schatten zurücktrat, als England durch ihn triumphirte. Weder Würden noch Titel konnten Pitt erhöhen, sondern er entwich allein dadurch dem Geräusch und den Stürmen der Regierung, weil er Ruhe wünschte nach unsterblichen Thaten; und verdient sie vielleicht der Retter seines Volks nicht?

Aber als er neulich sich wieder auf seinen Krücken empor hob, und im Parlament mit sterbender Stimme rief: ,,Britten, ihr wollt Frieden kaufen? aufopfern Ruhm und Herrschaft, nicht züchtigen Frankreich, das vor euch bebte, euch nun Hohn spricht? — Ich — zeuge wider euch bei der Nachwelt. Auf, laßt uns kämpfen, fallen, wenn es sein muß, unter den Trümmern des Vaterlandes!'' War das nicht wieder die große Seele Pitt's, die neuverklärt über ihren Leichnam schwebte?

Die gegenwärtige Epoche von England erinnert an Rom's gefahrvollen Krieg mit Tarent und dem Chatam jener Zeit. Pyrrhus, als Bundsgenoß der Tarentiner, hatte den Consul Levinus überwunden, und stand mit seinem Heer nur achtzehn Stunden von Rom; aber weil er Römermuth zu würdigen verstand, so trug er dem Senat gleich nach erfochtenem Sieg freiwillig einen Vertrag durch den Philosophen Cineas an, der, durch Geschenke und Gründe und durch allen Schmuck der Redekunst, das Erbieten zu empfehlen wußte. Schon wankte der Rath, und Einige stellten vor, daß eine große Schlacht verloren sei, daß eine zweite gefährlicher, entscheidender werden könnte, weil manche Völker Italiens sich mit Pyrrhus vereinigen wollten. Rom war im Begriff, einen schimpflichen Frieden, als eine Wohlthat, anzunehmen. Aber Appius Claudius lebte noch, der, im hohen Alter und des Gesichtes beraubt, fern von Geschäften unter seinen Lorbeern ruhte. Er hörte nicht sobald die friedliche Neigung des Senats, als er sich in einer offnen Sänfte über den großen Platz von Rom nach dem Capitol bringen ließ. An der Thüre erwarteten ihn seine Schwiegersöhne und Kinder, auf deren Arme gestützt er in die Versammlung trat, die bei dem Anblick des großen Mannes in stiller Ehrfurcht schwieg.

,,Römer,'' sprach er, mit zitternder Stimme, ,,ich bin schon lange blind, und ertrage mein Schicksal ungeduldig; aber heut wünschte ich auch taub zu werden, um eure Schlüsse nicht zu hören. Wo ist euer Trotz, wo sind die hohen Reden, die durch die Welt erschallten? Eure Väter, rühmtet ihr, hätten den Alexander verachtet: habt ihr nicht oft wiederholt, daß Rom nur der Triumph noch fehlte, mit ihm gekriegt zu haben, daß er durch seine Flucht, oder durch seinen Tod euch verherrlicht haben würde? Das war also eitle Prahlerei? — Die Macedonier fürchtet ihr nicht; aber die Molosser und die Chaonier? Den Alexander fürchtet ihr nicht; aber wohl den Pyrrhus, der als Knecht bei seinen Knechten diente? — Ihr träumt Frieden zu kaufen; Krieg und Untergang werdet ihr für Schande kaufen! Wenn euch Pyrrhus gedemüthigt hat, wenn man euch erst verachtet, so werden andere Feinde sich waffnen, und über das erniedrigte, muthlose Volk herfallen. — Ha, ihr Schutzgötter meines Vaterlandes! welcher Tag! — Pyrrhus siegt, und giebt Rom dem Spott aller Barbaren Preis!''

Rom verwarf den Frieden und siegte.

---

## La Fayette.

### Von J. W. v. Archenholz.

Die Geschichte zeigt uns jetzt keine Revolution, ohne grosse Männer. Es ist nicht genug, daß das Maas der Unterdrückung eines Volks voll ist, daß eine Nation bis zu der Geistesreife und der Macht gediehen, wo sie fähig ist, Vorurtheile zu besiegen, und sclavische Fesseln zu zerbrechen. Nein. Wenn die Despotie und ein Zusammenfluß von Umständen die Keime einer Revolution auch wirklich entwickelt haben, und alles zu einem glücklichen Erfolg sich bereit zeigt, so kann sie dennoch ohne ausserordentliche, mit seltnen Eigenschaften des Geistes und Herzens begabte Männer nicht ausgeführt werden. Fehlen diese Männer, so wird die versuchte Anstrengung des Volks unterdrückt, und man spricht von einer gedämpften Rebellion; geleitet aber durch Weisheit und Muth wird diese Anstrengung durch Erfolg gekrönt, und so führt sie zu einer Revolution. Ohne **Brutus** und **Collatinus** wären die Tyrannen von den ewig berühmten sieben Hügeln nicht verjagt worden; eine Vertreibung, die den Grund zu der Grösse Roms legte. Ohne einen **Cromwell** hätten die Engländer noch lange nicht über ihre Freiheit nachgedacht, und hätten höchst wahrscheinlich ihre glorreiche Revolution von **1688** nicht vollzogen; so wie die Amerikaner uns gewiß nicht das grosse **Schauspiel** einer gewaltsamen Befreiung von dem so mächtigen Mutterlande gegeben hätten, wären nicht, ohne die erhabenen Patrioten von minderer Größe zu nennen, **Washington** und **Franklin** ihre Führer gewesen.

Mit eben solchem Rechte kann man behaupten, daß die Revolution in Frankreich ohne Mirabeau nicht vollbracht worden, und ohne la Fayette nur von sehr kurzer Dauer gewesen wäre. Der erstere wirkte mächtig, bald durch seine Beredsamkeit, bald durch sein Beispiel, und wußte seinen Starkmuth auch den neuen Gesetzgebern mitzutheilen; und nichts geringers als la Fayette's Seelengröße, Geistesgegenwart, Kaltblütigkeit in Gefahren, Muth, gepaart mit Uneigennützigkeit und allen Tugenden, die die Menschheit veredeln, waren erforderlich, um in einer ungeheuern Stadt, die das Schicksal des Reichs bestimmte, wo Ueppigkeit im höchsten Maaße herrschte, und wo nun auf einmal ein zügellos gewordener zahlloser Pöbel Titanen ähnlich stürmte, den gewaltsamen Durchbruch der Freiheit in gewissen Schranken zu halten, und dadurch den Provinzen des Reichs Zutrauen einzuflößen. Ohne la Fayette hätten auch die Greuelscenen in Versailles einen andern weit schrecklichern Ausgang gehabt. Nur allein seine unbegränzte Thätigkeit, seine unbesiegbare Standhaftigkeit, das Beispiel seiner Tugenden und seines Patriotismus, die großmüthige Aufopferung seiner Gesundheit und seines Vermögens, retteten das Leben vieler Tausende, sicherten Paris gegen Plünderung, und selbst das Reich gegen die Greuel einer sich allmählig nähernden Anarchie. Dieser Mann, der erste Bürger Frankreichs, den alle unbefangene und unterrichtete Menschen in seinem Vaterlande und im Auslande verehren, der bei den Griechen und Römern Altäre verdient hätte, und den die späteste Nachwelt unter die kleine Anzahl wahrer Helden setzen wird, schmachtet jetzt wie ein Missethäter im Kerker.

Die hier angeführten Tugenden, Talente und Aufopferungen werden selbst von seinen grausamsten Feinden nicht geleugnet; denn sie gründen sich auf offenbare, von Tausenden gesehene, noch in jedermanns Gedächtniß schwebenden Thatsachen, die alle Zweifel heben müssen. Auch ließen seine barbarischen Ankläger, an deren Spitze der größte Bösewicht Frankreichs stand, der Beschützer der entmenschten Mörder in Avignon, der Stifter so vieler Tumulte, Ungerechtigkeiten und Mordspiele, der Urheber der Canibalscenen am 2. September, das moralische Ungeheuer Robespierre, alle obigen Puncte unberührt, und schränken sich allein auf die Beschuldigung einer spätern Verrätherei ein.

La Fayette hatte die überaus schwere Kunst verstanden, bloß durch sein Betragen, durch die theoretische Aeusserung und practische Ausübung edler Grundsätze, ohne alle Kunstgriffe, sich zu gleicher Zeit die Achtung der National-Versammlung und der Pariser Municipalität, die Verehrung der Truppen, das Vertrauen der erleuchteten Patrioten, die Liebe des Volks und der ganzen Nation zu erwerben; ja selbst der König hörte nie auf, ihn zu schätzen; am wenigsten da er in den Tuillerien im Jahr 1791 als ein Gefangener der Aufsicht dieses Generals überlassen war, und wo der edle Mann auch diese so schwere Pflicht zu jedermanns Zufriedenheit erfüllte. Nur allein die Jacobiner, von denen er sich entfernt hielt, obwohl es zwischen beiden Partheien noch zu keiner Kriegserklärung gekommen, waren ihm nicht hold, so wie sich auch bei den National-Garden schon damals der Brauer Santerre, der sogenannte Mord-General des 2. Septembers, zum Rival des jungen Helden aufwarf, und, durch die Jacobiner unterstützt, auch Anhänger fand.

Sobald der König die Constitution angenommen hatte, legte la Fayette seine Oberbefehlshaberstelle bei der Pariser National-Garde nieder, und begab sich aufs Land. Sein Vermögen, das vor der Revolution in 200,000 Livres Einkünften bestanden hatte, war durch seinen nöthigen Aufwand, als General, da er alle Tage vierzig Officiere, ja manchmal bis auf fünfhundert Personen an seiner Tafel hatte, und durch seine Großmuth, die sich auf alle Unglücklichen erstreckte, welche sich ihm näherten, am Ende des Jahres 1791, als er seine Ober-Commandanten-Stelle niederlegte, bis auf 18,000 Livres Einkünfte geschmolzen. Diese seine Lage rief die Patrioten zur Dankbarkeit auf. Es ward vorgeschlagen, ihm den Pallast der Militairschule am Föderationsfelde als ein National-Geschenk zu übergeben, seine Töchter als Kinder des Vaterlandes zu adoptiren, und sie sodann auf eine der Großmuth einer mächtigen Nation würdige Art auszusteuern. La Fayette aber verwarf standhaft alle diese Anträge, und alle Beredsamkeit seiner Freunde, die sich auf die Beispiele eines Marlborough und Chatam beriefen, grosse Männer, die nicht die Belohnung ihres Vaterlandes ausgeschlagen hatten, war vergebens. Der französische Patriot wollte allein dem Muster seines erhabenen Lehrers und Freundes, des Americanischen Cincinatus, folgen. Man erinnerte ihn, daß dieser sein Freund in der Sache der Freiheit sein Vermögen nicht aufgeopfert, und daß er keine Kinder hätte. La Fayette sagte, sein noch übriges Vermögen sei größer, als seine und der Seinigen Bedürfnisse, und daß er im Grunde reicher wäre, wie jemals, weil er den Luxus besäße, den er am meisten gewünscht hätte, nämlich bürgerliche und Religions-Freiheit. Er verkaufte alle seine Güter, und behielt nichts, als einen alten Familiensitz in Auvergne, wo er mit seiner Familie hinzog und wo er sich dem Landbau zu widmen beschloß. Ja er wollte durch

sein Beispiel auch ein Lehrer des französischen Volks in dem so wenig in Frankreich vervollkommneten Ackerbau werden; er verschrieb deshalb zwei englische zum Landbau und Gartenbau bestimmte Familien, aus England nach Auvergne; und hier war seine Absicht unter dem Schatten der von ihm selbst gepflanzten Bäume sein Leben in der Freiheit zu geniessen, zu deren Gründung er so viel beigetragen hatte; ein Ort, den, wie er sagte, er nicht verlassen wollte, es wäre denn, sein Vaterland gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen.

Sein ruhiges Leben aber, das die Schmähungen der Jacobiner nicht zu unterbrechen vermochten, war nur von kurzer Dauer. Der ausbrechende Krieg rief ihn ins Feld an der Spitze eines Heeres. Dies geschah im März 1792. Noch waren seine Tugenden bloß von Bösewichtern und besoldeten Marktschreiern angefochten worden. Noch wurde er bei Hofe so wie vom Pöbel geehrt. Noch stand seine Büste, ein Geschenk der Amerikaner, in dem Rathssaal der Hauptstadt. Noch arbeiteten die Künstler an so prächtig als sinnreichen National-Geschenken, die man ihm bestimmt hatte. Noch wurde sein Name mit Verehrung in allen Provinzen des Reichs genannt, wie zahllose Adressen bezeugten. Noch priesen ihn mit sehr geringer Ausnahme fast alle Journalisten. Noch besangen ihn die Dichter. Noch ertönten die Rednerbühnen im Senat so wie in den patriotischen Clubs von seinem Lobe, und alle aufgeklärte ächte Patrioten stimmten mit ein. Noch erschien er in der National-Versammlung unter lautem Beifall. Noch legte ihm der Präsident unter andern Lobsprüchen auch den erhabenen Titel bei: Held der beiden Welten. Noch drängte sich das Volk mit Jubelgeschrei zu seinem Pallast, und begleitete ihn zu vielen Tausenden beim Abschiede mit Thränen der Liebe und des Kummers bis vor den Barrieren von Paris.

Nur ein unzweideutiges, offenes, gleichförmiges und durchaus edles Betragen konnte eine so allgemeine Volksstimmung hervorbringen. Kaum reifte la Fayette zum Jüngling heran, so ging er heimlich nach Amerika, focht für die dortige Freiheit, studirte die Natur derselben, erwarb sich unter den Amerikanern eine allgemeine Hochachtung, und kam berühmt durch Erfahrung und Einsichten, mit Wunden und Lorbeern nach Frankreich zurück. War es ein Wunder, daß ein solcher Mann ein thätiger Theilnehmer an der Revolution in seinem Lande war? Aber auch hier blieb er seinem Character getreu. Keine Unbesonnenheiten, keine Schwärmerei, kein Toben in der National-Versammlung, keine Cabalen ausser derselben, zeichneten seine Handlungen aus, desto mehr aber die zweckmäßigsten Bemühungen, der eintretenden Unordnung und den mannichfaltigen Greueln zu steuern. Alle Gesetze, die auf eine ausgedehnte Freiheit seiner Mitbürger abzweckten, hatten seine herzliche Beistimmung; auch war er einer der ersten, der seine Geburt, seine Ahnenreiche Familie, so wie seinen Rang vergaß, um für die Abschaffung des Adels zu stimmen.

Obgleich mit jugendlicher Kraft und einem fast unbezwingbaren Muth ausgerüstet, war la Fayette doch einigemale in den Jahren 1790 und 1791 auf dem Punct, den Machinationen seiner Gegner zu unterliegen; Gegner, die von zwiefacher höchst verschiedener Composition waren, und hier zwar nicht gemeinschaftlich, doch auf ein Ziel losarbeiteten: die wüthenden Demokraten, die den philosophischen Befehlshaber nicht zu ihrer Fahne bringen konnten, und die wüthenden Aristokraten, die seine Thätigkeit bei der Revolution verabscheuten. Beide Theile hatten seinen Untergang geschworen, und beide waren unerschöpflich an Erfindungen, an Kränkungen jeder Art, an Verläumdungen und persönlichen Beleidigungen, wozu endlich auch bedungene Meuchelmörder kamen, von denen einre am hellen Tage nach ihm stieß, ihm das Pferd unterm Leibe verwundete, auch festgenommen wurde, dem aber der Edle auf der Stelle verzieh. Durch Ränke aller Art aufs äusserste getrieben, resignirte er im Jahr 1791 seinen Posten als General-Commandant; allein seinem Patriotismus getreu, dem er schon so viel aufgeopfert, ließ er sich noch am nämlichen Tage als gemeiner Soldat bei der Nationalgarde einzeichnen. Nur das unabläßige Bitten der ganzen Pariser National-Armee überwand seinen Entschluß. Die Ränke gegen ihn wurden nun verdoppelt. So aber wie der Körper des Achill blieb der Character des la Fayette unverwundbar. Alle Pfeile prallten von einem Mann ab, der so stark wie wenige Menschen seines Jahrhunderts mit Ehre und Tugend gepanzert war.

Dieser Umstand und alle mißlungenen Anschläge ermüdeten die aristokratischen Gegner, nicht aber die wüthenden Demokraten, die endlich einen höllischen Plan erdachten. Sie ließen von einem gedungenen Pöbel unter dem Vorwand, den König abzusetzen, (es war noch vor seiner mißlungenen Flucht) einen großen Tumult erregen; der Altar des Vaterlandes wurde gewaltsam in Besitz genommen; alles Bitten und alle Vorstellungen wurden verspottet, die anrückenden National-Garden mit Steinen begrüßt, mehrere Soldaten verwundet, und nun mußte der bedrängte la Fayette, dem die Wehmuth Thränen auspreßte, Feuer geben lassen, wodurch einige Tumultuan-

ten umkamen. Einige meiner Freunde, die damals nahe um seine Person waren, haben diese Thränen des tiefsten Schmerzes fliessen sehen. Jetzt wurde er von den Jacobinern als ein Mörder seiner Mitbürger verschrien, und da er ein Verwandter des Bouille war, so mußte auch dieser Umstand dienen, ihn mit jenem wahrhaft verabscheuungswürdigen Verräther in eine Classe zu setzen, und ihm schwarze Complotte anzudichten. Dennoch würkten diese Beschuldigungen nur noch sehr wenig, oder eigentlich gar nicht aufs Volk; desto tiefern Eindruck aber machten sie auf das Gemüth des grossen Mannes. Nur allein das Bewußtsein der Reinigkeit seiner Absichten, die grosse Sache seines Vaterlandes, der Beifall der edelsten Menschen, und die fortdauernde unbegrenzte Verehrung des Volks vermochten ihn, allen angewandten Bemühungen seiner Feinde zu trotzen, die ihm seine Popularität nicht verzeihen konnten. Ein auffallender Beweis dieser Popularität war, daß am Ende des Jahres 1791 nur sehr wenig Stimmen fehlten, so hätte der abwesende und damals nichts als Ruhe wünschende la Fayette bei der Wahl eines Maire von Paris über seinen Mitcandidaten, den in der Hauptstadt anwesenden, rastlos sich bewerbenden und von der ganzen Jacobinermacht unterstützten Petion den Sieg davongetragen; ein Sieg, der das Schicksal Frankreichs entschied, da ohne denselben die schrecklichen Pariser Begebenheiten des Jahres 1792 so wenig als der Königsmord nicht geschehn wären, nicht geschehn konnten; den seine Anwesenheit in Paris, oder auch nur die geringste Bewerbung zu seinem Vortheil unfehlbar entschieden hätte, und der jetzt seinem ehrsüchtigen Gegner zum Loose fiel; ein Sieg, der bloß durch die Nachlässigkeit mehrerer tausend an la Fayette hängender Wahlbürger veranlaßt wurde, die durch seine gänzliche Unthätigkeit und Sorglosigkeit bei der Wahl irre gemacht, sich nicht zum Stimmen eingestellt hatten.

Es schien, als ob die Häupter der Jacobiner, als die eigentlichen Gegner des la Fayette, nunmehr verzweifelten, ihn zu Boden reissen zu können; da sie nun aber diesen mit der Volksliebe zu sehr begabten Mann zu ihren Absichten durchaus nöthig glaubten, so blieb kein Mittel unversucht, ihn zu gewinnen; und noch im März 1792, als er auf kurze Zeit nach Paris kam, wurde deshalb ein neuer Versuch gemacht. Laute Verachtung war die moralisch preiswürdige, vielleicht aber unpolitische Antwort eines Mannes, der, von allen Augen beobachtet, auf einer dornichten Laufbahn nie anders als nach den Grundsätzen der Rechtschaffenheit und Tugend gehandelt hatte und auch so forthandeln wollte; und nun reiste er nach Metz, um das Commando seiner Armee zu übernehmen.

Von diesem Augenblicke an war sein Untergang unwiderruflich beschlossen. Kein Sitzungstag verging im Jacobinerclub zu Paris, wo nicht von den Demagogen Robespierre, Marat, Carra, Collot, Brissot, Merlin, Chabot, Duhem, Thuriot und andern verworfenen Menschen dieser Race laute Verwünschungen gegen ihn ausgestoßen, und er, der offene, freimüthige la Fayette, als der treuloseste aller Verräther, und als das größte Ungeheuer auf Erden aufgestellt wurde. Der Scheingrund dazu war der, daß er bei seiner Anwesenheit in Paris aus Wohlstand mehreremale im Pallast der Tuillerien gewesen, und der König, der ihn hochachtete, und hochhalten mußte, ihm eben keine Beweise des Hasses gegeben hatte. Nunmehr fingen auch die Jacobinischen Mitglieder in der National-Versammlung an, la Fayette zu verläumden; ein gleiches geschah in den Versammlungen der Municipalität und der Sectionen, ohne jedoch die geringsten Beweise anzuführen; auch thaten es die hosenlosen Zeitungsschreiber: selbst der Jacobiner Condorcet, der die Societät fürchtete, schämte sich nicht, auch in diesen Ton mit einzustimmen. Hiezu kamen noch die Beredsamkeit der Strassenredner, die Adressen ans Volk, und die Gassenlieder.

La Fayette achtete alles dieses nicht; allein nun nahmen die Jacobinischen Minister das Staatsruder in die Hand, und jetzt fing sein Unglück an. Er erhielt Befehl zum Aufbruch, und seiner Armee fehlte alles; sie hatte kein Brod, keine Fourage, kein Pulver, keine Pferde; weder die Gewehre noch die Kanonen waren in hinreichender Anzahl vorhanden; ja nicht einmal Schuhe hatten die Soldaten, und der Krieg fing erst an. Der Feldherr überwand jedoch anfangs alle diese unübersteigbar scheinenden Schwierigkeiten, setzte sich in Marsch und betrat das feindliche Land. Der Mangel wurde immer grösser und immer fühlbarer und die Kriegsminister, sowohl Graves als sein Nachfolger Servan, beide eifrige Glieder des hosenlosen Bundes, hatten nicht den mindesten Willen, seinen Bedürfnissen abzuhelfen, damit die Jakobiner in der National-Versammlung desto leichter ihn einer absichtsvollen Unthätigkeit und boshaften Verrätherei anklagen konnten. In dieser schrecklichen Lage schickte la Fayette seinen Adjutanten la Colombe nach Paris, um von den Machthabern das der Armee Nöthige als eine Gunst zu erflehen; allein dieser Adjutant erhielt kein Gehör. Ich befand mich mit ihm in Gesellschaft, wo er das grausame Schicksal seines Generals bejammerte, und anführte, daß la Fayette

jetzt keinen andern Wunsch hätte, als durch eine feindliche Kugel nur bald sein Leben zu endigen.

Das Geschrei über seine sogenannte treulose Unthätigkeit wurde immer grösser, und doch vermochten seine Gegner damals noch nicht durchzudringen, als diese, unterstützt von den beiden vornehmsten Pariser Magistrats-Personen, Petion und Manuel, im Monat Mai, die Büste des la Fayette aus dem Rathssaal wegschaffen wollten. Petion hatte dabei allen seinen Credit aufgeboten, und Manuel alle seine Intriguen zu Hülfe gerufen, aber zu ihrer Kränkung vergebens. Noch siegte die Tugend. Bald nachher ereigneten sich die Scenen am 20. Juni, die bekanntlich den Feldherrn bewogen, seine ohnehin zur Unthätigkeit bestimmte Armee auf wenige Tage zu verlassen, und vor den Schranken der National-Versammlung über die Jacobiner und ihre bösen Entwürfe laute Klagen zu führen. Wie groß mußte das Bewußtsein, tadelfrei gehandelt zu haben, bei diesem Manne sein, der es wagte, mitten unter seinen mit aller Macht bewaffneten Feinden zu erscheinen und auf seine Unschuld zu trotzen? Er gieng aus der Nationalversammlung ganz allein, ohne alle Begleitung durchs Volk nach den Tuillerien, um den König, als das constitutionsmäßige Oberhaupt des Reichs, in seinem leidenden Zustande zu trösten. Höchstwahrscheinlich hielt er den Monarchen für patriotisch gutgesinnt, und glaubte noch nicht an die hernach bekannt gewordenen, und wahrlich übelausgesonnenen Machinationen des Hofes; wenigstens konnte er demselben nicht die Schuld der Unthätigkeit und des bei allen Armeen herrschenden grossen Mangels geben, da die volle Macht, diese Hindernisse zu heben, ganz allein von den Jacobinischen Ministern abhing.

Man bittet die Leser, auf diesen höchstwichtigen Umstand wohl zu achten, der, unterstützt von den bekanntesten Thatsachen, der allgemeinen Behauptung geradezu widerspricht, als wäre zur bessern Führung des Kriegs die Regierungsänderung eine absolute Nothwendigkeit gewesen.

„Warum thaten denn die mit aller Gewalt, so wie mit Anweisungen auf die Schatzkammer reichlich versehenen, und mit dem Zutrauen der National-Versammlung begabten Minister in Zeit von viertehalb Monaten, von der Mitte des März bis Ende des Juni, nichts, gar nichts?“

„Warum wurde dem Mangel an allen Feldbedürfnissen weder bei la Fayette's, noch bei Luckner's Armee in dieser langen Zeit nicht abgeholfen?“

Auch die Armee des Rochambeau hatte Mangel an allem, und da dieser Feldherr vor seinen unwürdigen Gegnern nicht kriechen wollte, so wurde er mit proscribirt, und durch die empfindlichsten Kränkungen gezwungen, seinen Posten zu resigniren. Luckner versuchte sich leidend zu verhalten; die Klagen über den Mangel bei seiner Armee waren gemäßigt, so groß auch sein Verdruß über den schlechten Zustand seines Heeres und die dadurch erzeugte Unthätigkeit war. Die bösen Absichten des Hofes hielten doch die Minister nicht ab, das Nöthige anzuschaffen und transportiren zu lassen? Nichts aber von allen diesen so unumgänglich nöthigen Maaßregeln geschähe; denn es war der tiefgelegte Plan der Republiklustigen Demagogen, selbst bei dem gefahrdrohenden Anzuge der deutschen Heere, diese Unthätigkeit allenthalben zu unterhalten, um desto leichter, desto überzeugender und lauter über die Verrätherei der Feldherrn zu schreien, la Fayette und andere Jacobinische Feinde, deren Widersetzung man fürchten mußte, aufopfern, und hernach die Constitution vernichten zu können. Hier war der Prospect der Ausführung von Lieblings-Entwürfen und die Süßigkeit der Rache mächtig vereinigt. Dieser Zweck wurde auch vollkommen erreicht.

La Fayette, mit allem Nöthigen ausgerüstet, wäre an der Spitze der Freiheits-Soldaten der fürchterlichste Feind für Deutschlands Beherrscher gewesen. Es waren von ihm keine dictatorische Freiheits-Vorschriften in Belgien, keine Stiftungen von ausländischen Clubs, keine politischen Nothzüchtigungen, keine gewaltsame Aufpflanzung von Freiheits-Bäumen, keine beleidigende Großsprechereien, keine Brandschatzungen freundschaftlicher Städte zu erwarten; wohl aber ein Verfahren, das, von anschaulichen Dingen begleitet, den Verstand besiegt, und die Herzen denkender und undenkender Menschen unwiderstehlich bezwungen haben würde.

Und dieser Mann wurde des Hochverraths beschuldigt? Das heißt: Ein exemplarisch tugendhafter, höchst uneigennütziger, genügsamer und bis zum Romanhaften edelmüthiger Mann wäre auf einmal ein Bösewicht geworden; ein nach wahrer Ehre ringender, und ihr allein huldigender Mann hätte alle seine Grundsätze verläugnet, alle seine in zwei Welttheilen erworbenen Lorbeern befleckt, um ein Verbrecher zu werden; um die schwerste aller nur denkbaren Unternehmungen auszuführen: den Aristokratismus in Frankreich wieder herzustellen, als worauf es eigentlich angesehn war. Und sein grosses Ziel, wenn das unmöglich scheinende wirklich glückte? Ein Hofmann zu werden, oder ein Satrape einer Provinz; vorausgesetzt, daß man bei Hofe sein erstes freiheitsathmendes Betragen großmüthig vergessen hätte.

Und welche Beweise hat man, um diese so boshafte als unsinnige Beschuldigung zu belegen? Keine, gar keine! Es wurden weder bei der Plünderung der Tuillerien am 10. August, wo man so viele Papiere fand, noch bei dem so seltsam zurückgelassenen Briefschatz in Verdun, noch in dem berüchtigten Wandloch des königlichen Schlosses von la Fayette auch nicht das geringste Blatt, noch überhaupt irgend ein Brief entdeckt, der auf geheime Absichten dieses Feldherrn angespielt hätte. Auch nicht die entfernteste Spur zeigte sich davon. Zwar sprachen Chabot, Merlin, Robespierre und andere Bösewichter dieses Gelichters oft im National-Convent von aufgefundenen Briefen dieses Generals; nie aber wurde bis zum heutigen Tage (den 24. Januar 1793) ein einziger vorgezeigt, ja nicht einmal der Inhalt eines solchen Briefes berührt, um durch die Entlarvung des sogenannten Verräthers la Fayette, so vielen einsichtsvollen, edeldenkenden Menschen, die ihn seit vier Jahren einstimmig lobgepriesen hatten, Hohn zu sprechen und Lügen zu strafen. Es war, sonderbar genug! ein Verräther da, aber keine Verrätherei.

Der Untergang dieses Feldherrn war ganz unvermeidlich, sobald am 10. August viele seiner angesehensten Freunde, worunter sich die preißwürdigen Männer la Rochefaucoult und du Port du Tertre befanden, gemordet wurden, als seine erbitterten Feinde die würdigsten Patrioten, an deren Spitze der edle Vaublanc stand, aus der National-Versammlung gedrängt hatten, und das wahrhaft respectable Departement von Paris aufgehoben und an deren Stelle eine Anzahl Lotterbuben, die Commune genannt, gekommen war. Die schimpfliche Zurückberufung des la Fayette war eine der ersten Handlungen der Machthaber. Commissarien waren unterweges; die benachbarten Departements unschlüssig; seine Truppen betäubt. Wie konnte ein Mann von dem Character des la Fayette bei einer solchen Gelegenheit eine niedrige Unterwerfung gegen unwürdige Gesetzgeber zeigen? Er äußerte natürlich eine Art von Widerstand, die keine Folgen hatte, aber völlig hinreichend schien, ihn jetzt als einen unbezweifelten Verräther vogelfrei zu erklären; und nun blieb ihm bei einem längern Verweilen in seinem Vaterlande kein andrer Prospect übrig, als unter den Händen des Scharfrichters, oder von der Faust eines Meuchelmörders zu fallen. Alle Bestandtheile seines Characters geben den großen moralischen Beweis, daß er, um die Sache der Freiheit, für die er so lange gestritten hatte, zu befördern, den Tod nicht vermieden haben würde; allein dieser mit allen nur denkbaren Schandzeichen verbundene Tod konnte seinem Vaterlande nichts nützen; im Gegentheil war es Pflicht, zu dessen Dienst in künftigen minder unglücklichen Zeiten sein Leben aufzubehalten. Nur allein durch eine schleunige Entfernung konnte er den Triumph seiner Feinde vereiteln, und dies bestimmte seinen Entschluß. Er wollte nach Holland gehn, als er den Oesterreichischen Truppen in die Hände fiel, die ihn den Preussen übergaben; und nun wurde ihm, nicht als ein Kriegsgefangener, denn er hatte den feindlichen Dienst verlassen; nicht als ein fremder Staatsverbrecher, denn die neue französische Regierung war nicht anerkannt, aus unbekannten, muthmaßlich sehr weisen Absichten ein Preußisches Gefängniß zum Loose; eine Lage, die er wohl nicht ahnete, als er an der Seite des großen Friedrichs, und von ihm vorzüglich begünstigt, der letzten Musterung dieses unsterblichen Monarchen beiwohnte.

---

## Die Reformation.

Von L. T. von Spittler *).

**Luther eifert gegen den Ablaß. Kommt in Bann und Acht.**

Auf der neuen Universität Wittenberg befand sich ein frommer Augustinermönch, Professor der Theologie, D. Martin Luther, welchen, gleich wie er hier auftrat, sein antiphilosophischer Eifer für Exegese und allgemeineres Bibelstudium zum Schöpfer einer neuen Denkungsart seines Zeitalters zu machen schien. Wenn der eifrigfromme Mann Beicht saß, so brachten ihm oft seine Beichtkinder Indulgenzzettel von einem in der Nähe brandschatzenden Ablaßkrämer Tetzel, und glaubten damit ihrer Sündenschuld los zu sein. Wie gewaltig das den Mann gekränkt haben muß, der aus Schrift und Erfahrung ganz andere Begriffe von Vergebung der Sünden hatte, als solche Fuggerischen Factors, die nur ihrem Herrn sein Pränumerationsgeld wieder zu verschaffen suchten.

Er schrieb theses gegen diesen Unfug (1517) und predigte gegen diesen Unfug; was sollt' er schweigen? Kein vernünftiger Katholik billigte die Meinungen dieser Mäkler, längst war auf Reichstagen über diese Blutigel geklagt worden, und fromme Leute hatten immer das Zutrauen, selbst der Pabst würde diesen ihm sonst so nützlichen Menschen steuren, wenn er alles recht genau wüßte. Die Ordensbrüder Tetzels, die Dominicaner, fielen über den Wittenbergischen

---

*) Aus dessen: Grundriß der Kirchengeschichte. Göttingen 1785.

Augustinermönch, wie über eine längst erwartete Beute her, daß es alle aufgeklärte Männer des damaligen Zeitalters erbarmte, selbst nach Reuchlins und Huttens Siegen diese Schutzpatronen der Dummheit noch so mächtig zu sehen. Luther hätte nicht schneller nach Rom zur Verantwortung gefordert werden können (1518), wenn er gegen den Pabst selbst geschrieben haben würde: aber gleich die erste Hoffnung, den Prozeß in Rom schnell geendigt zu sehen, mißlang seinen Gegnern. Doch selbst auch der päbstliche Legat, welcher Luthern zu Augsburg verhören mußte, war ein Dominicaner; und Luthers eben so demüthige als entschlossene Widersetzlichkeit gegen alle Schmeicheleien des Card. Thomas Vio von Gaeta machte schon ganz den Mann kenntlich, der es innigst fühlte, daß es keine höhere Pflicht gebe, als Gehorsam gegen Gott und seine Wahrheit.

Ein glücklicher Zeitpunkt für den bedrängten Mann, daß gerade sein Churfürst Reichsvicarius wurde, und selbst auch der neugewählte Kaiser Carl V. schien für ihn der erwünschteste Kaiser zu sein: durch wie viel Ränke hat nicht Leo gesucht, Carln um diese Krone zu täuschen, welche ihm die uneigennützige Großmuth des Churfürsten von Sachsen überließ? In wie viele Streitigkeiten war nicht immer ein König von Neapel mit seinem Lehnsherrn verwickelt?

Bis der neue Kaiser aus Spanien ankam, hatte sich durch eine öffentliche Disputation mit dem Hauptvertheidiger der Gegenpartei, mit Joh. Ecken, die Sache Luthers schon so verschlimmert, daß bereits von Rom die Bannbulle da war, und doch wollte Carl den excommunicirten Mönch auf seinem ersten Reichstag zu Worms (1521) noch einmal hören. Aber daß doch Könige so selten sind, die nicht mit der Wahrheit spielen! Immer hat Luthers Sache auf Carln Eindruck gemacht, und immer hat er sich bloß nach Convenienz seiner gerad vorhabenden Projecte entschieden. Dem Papst zu Ehren kommt Luther in die Acht, und Friederichen zur Dankbarkeit wird gestattet, daß der von Staat und Kirche verworfene Mensch auf einem kleinen Schloß verborgen werden darf.

### Zwingli wird durch gleiche Veranlassung Reformator. Carlstadts Unruhen.

Was nützte es aber, den freimüthigen Augustinermönch so einzusperren? der einmal lautgewordene Ton des Zeitalters ließ sich nicht dämpfen, überall traten schon Männer mit ähnlichen Meinungen auf, besonders zu Zürich sprach Ulrich Zwingli noch bestimmter und aufgeklärter als Luther; schade für den edeln Mann, daß er nur so kurze Zeit auf der Scene blieb.

Selbst in Wittenberg war deswegen doch nicht Ruhe; Philipp Melanchthon reformirte zwar nicht, aber er schwang die Fackel der aufklärenden Wahrheit so mächtig, daß sich andere des Reformirens nicht enthalten konnten, und wäre doch nur Luther in Wittenberg geblieben — ein älterer College in der theologischen Facultät Andreas (Bodenstein von) Carlstadt warf sich unterdeß zum stürmenden Reformator auf, der Mann hatte viel Eifer, aber wenig Weisheit. Den Erasmussen war schon Luther zu viel Elias, der Churfürst selbst wollte geschont wissen, und die neuen Propheten hätten wahrhaftig keinen Anführer gebraucht. Unerwartet stand Luther wieder in Wittenberg da, nahm dankbar manches an, was sein College gethan, aber er sah sehr richtig, daß durch die Publication des N. T., das er auf der Wartburg übersetzt hatte, unendlich mehr ausgerichtet werden würde, als durch Bilderstürmen; und wie viel gewann man nicht, wenn man langsam zu Werk gieng.

Ein großer Theil der Fürsten stand noch auf dem Scheidewege; die auf dem Reichstag zu Nürnberg (1522) übergebenen Beschwerden bewiesen genugsam, wie wenig sie Sklaven des Pabst sein wollten, aber allzurascher Fortgang der Reformation mußte sie alle zurückschrecken; kein weiser Augenarzt führt den Menschen ins helle Sonnenlicht, dem so eben der Staar gestochen wurde. Immer zeigt sich anfangs ohnedieß bei solchen Totalrevolutionen des menschlichen Geistes als die Reformation war, wie manche Bahnen der erste Eifer sich zu brechen sucht, welche nur auf der entgegengesetzten Seite von der Wahrheit abführen, und wie die richtigste der neugefundenen Ideen mißbraucht werden, weil die Köpfe nicht gereinigt genug sind, und die neue Wahrheit zum Werkzeug ihrer Lüste verdrehen.

So hat es wohl Luthern manche Bekümmerniß erweckt, daß die Bauern, seufzend unter dem Drucke ihrer besonders damals sich häufenden Steuern, aus seiner trefflichen Lehre von Christlicher Freiheit (1524) ein Rebellenprivilegium gegen die Obrigkeit machten, und Zwinglis neue Meinungen vom Abendmahl mußten ihm ein Probestück des menschlichen Geistes scheinen, der, weil ihm bisher so manches erlogene Geheimniß aufgeheftet wurde, nun alles allein nach seiner vernünftigen Einsicht richten, und nicht mehr blindlings dem Worte des Allwissenden glauben wolle.

### Glücklicher Fortgang der Ref. unter Johann dem Beständigen.

So lang Churfürst Friedrich der Weise lebte, so hielt sich Luther selbst in manchem zurück, und er konnte seinen unentdeckten Wahrheiten so lang keine allgemeine Fortdauer und vollkommene Sicherheit versprechen, bis durch dieselbe recht sichtbare Veränderungen im politischen System würden hervorgebracht worden sein und die Deutschen Regenten auch aus persönlichem Interesse dieselbe begünstigten. Dem weisen Friedrich folgte in der Regierung (1525) sein Bruder Johann der Beständige, und unter dem Schutze dieses entschlossenern Fürsten fand Luther sich und seine Sache so vollkommen gesichert, daß er nun sogar zu heirathen sich unterstand, nachdem er schon das Jahr vorher die Kutte mit dem Weltpriesterrock vertauscht hatte. Politischklug schien es wohl damals nicht zu sein, den bittern Hohn seiner Feinde und die sorgvollen Vorstellungen seiner Freunde gerade zu einer solchen Zeit zu verachten, da die Schlacht bei Pavia den Kaiser zum Herrn seines einzigen furchtbaren Nebenbuhlers machte, und über die Veränderung in Preussen auf Reichstagen sehr viel geklagt wurde. Albert ein Brandenburgischer Prinz, bisher Hochmeister des Teutschen Ordens in Preussen, machte das Teutschordensland zum erblichen Herzogthum, wurde Polnischer Vasall, heirathete bald hernach und führte evangelische Religion ein. Wie verführerisch mußte sein Beispiel für die Bischöfe sein, wie allgemein der Beifall der neuen Lehre, wenn ihre Annahme das Wahlfürstenthum zum Familiengut des Regenten machen konnte, wie geschärft mußte aber eben daher auch die Aufmerksamkeit der Altkatholiken werden, diesem drohenden gänzlichen Ruin zuvorzukommen.

Nichts war ihnen ohnedieß damals über die Freude, den großen Erasmus zu einer Schrift gegen Luthern gebracht zu haben, und selbst der heftige Ton, in welchem sich der Wittenbergische Reformator zur härtesten Antwort anließ, schien dießmal nicht die Wirkung haben zu können, welche fast niemals bei den deutschen Schriften desselben fehlte.

Der Reichstag zu Speier (1526) verschaffte endlich doch seiner Partei wenigstens so viele Religionsfreiheit, daß dem Gewissen eines jeden überlassen wurde, wie er es bis zur Entscheidung einer allgemeinen Synode in seinem Land halten wollte. Kaiser Carl bekam an dem losgelassenen König Franz einen heftigern Gegner, als er vorher gehabt hatte, und sein Bruder Ferdinand konnte bei dem besorglichen Verlust des ihm zugefallenen Königreichs Ungarn an eifrige Unterdrückung der neuen Partei gar nicht denken. Nie schien sich demnach alles glücklicher zu entwickeln als gerade in diesem und dem folgenden Jahr. Pabst Clemens VII. wurde von Carls General (1527) so gezüchtigt, als kaum seit Nogarets Zeiten ein Pabst bedrängt worden sein mag. Wittenberg war nun nicht mehr einziger Mittelpunkt der Reformation, wo alle Theologen für dieselbe gebildet werden mußten: durch die unermüdete Sorgfalt des heroischen Landgraf Philipps von Hessen hob sich auch die neugestiftete Universität Marburg, und überhaupt war durch den Beitritt dieses Fürsten, der damals ganz Hessen ungetheilt besaß, fast eben so viel gewonnen, als durch den Beitritt eines Churfürsten, wenn schon oft seine aufbrausende Hitze, wie damals bei den halbwahren Packischen Nachrichten sich zeigte, der neuen Partei manchen Verdruß erweckt hat.

Luthers allgemeiner Beifall schränkte sich auch schon lang nicht mehr auf Teutschland ein; nicht nur daß einzelne große Männer und ganze Volkshaufen in andern Ländern seinen Meinungen folgten, sondern selbst die beiden Könige in Norden, Friedrich in Dänemark und Gustav Wasa in Schweden erklärten sich feierlich auf Reichstagen für seine Partei. Ach! wie hat der uneigennützig redliche Luther so oft bedauert, daß sich in diesen beiden Reichen der ganze Gang der Reformation so fast einzig nach politischen Absichten hat müssen lenken lassen, und wie viel froher war er darüber, daß nun endlich sein Churfürst sich entschloß, die alte Hierarchie (1526) in seinem Lande zu zerstören, eine eigene Kirchenvisitation anordnete, und als Landesherr die von den Bischöfen mißbrauchte und versäumte Rechte zu ihrem gehörigen Zweck benutzte. Luther lernte bei dieser Visitation (1527) durch die traurigsten Erfahrungen, wie nothwendig die Abfassung eines populären Religionsentwurfs sei, eines etwas größeren für die unwissende Leiter des Volks und eines kleineren für den eigenen Gebrauch der Laien. Diesen zwei Katechismen hat die evangelische Lehre in der Sphäre, für welche sie bestimmt waren, eben so viele herrliche Wirkungen zu danken, als dem theologischen Grundriß Melanchthons unter den Gelehrten.

Zehn Jahre waren es nun, seitdem Luther seine theses angeschlagen, und schon hatten seine Meinungen in allen Theilen des cultivirten Europa den ausgebreitetsten Beifall; schon hatten sich die Bekenner der neuen Lehre in eine eigene äussere Gesellschaft vereinigt, schon existirte eine Kirche, die seinen Namen mit eben so vielem Ruhme tragen konnte, als die katholische mit gerechter Schmach den Namen des Pabstes tra-

gen mußte. Daß das Feuer, das er angezündet hatte, nun so hell brannte, und daß selbst sein gekrönter Antagoniste in England aus Ueberdruß an seiner Gemahlin auch vom Ueberdruß an der Römischpäbstlichen Oberherrschaft befallen zu werden anfing, dieß mußte den nur für Gottes Sache empfindenden Luther trösten, wenn er in seiner Nachbarschaft im herzoglichen Sachsen und in Brandenburg die Bekenner seiner Lehre verfolgt sah, und den noch kränkenderen Verdruß erfuhr, die Schweizerischen Reformatoren Zwingel und Oekolampadius von ihrer ihm so ganz widrigen Vorstellungsart der Lehre vom Abendmahl nicht abbringen zu können.

### Luther und Zwingli uneinig. Augsb. Conf.

Der bisherige Genuß eines glücklichen Fortgangs schien durch einen Reichtagsschluß zu Speier (1529) unterbrochen zu werden. Ferdinand, der damals noch nicht fürchtete, daß Suleimanns ganze Macht innerhalb fünf Monathen Wien belagern werde, brachte die nochmalige Erneurung des Wormser Decrets zu Stande, und die Lage der neuen Kirche schien ungeachtet der damals eingelegten Protestation der protestantischen Fürsten doppelt gefährlich zu werden, da Carl mit dem Pabst sich aussöhnte, und wahrscheinlich schon damals die muthigen Teutschen Fürsten zum Opfer der Versöhnung bestimmte. Vom König in Frankreich war keine Hülfe zu erwarten, denn so eben hatte auch er, durch lange Kriege erschöpft, Friede mit dem Kaiser geschlossen. Ferdinand siegte mit Oesterreichischem Glück über die Türken, und was am gefährlichsten schien, mit jedem Jahr wurde die Trennung der Schweizerischen und Sächsischen Reformatoren größer.

Schon lang war es auch nicht blos Trennung einzelner Theologen, sondern der größte Theil der Reichsstädte in Schwaben und am Rhein hatte mehr Zwingels als Luthers Meinung angenommen, und wenigstens doch diesen innern Zwist zu heben, veranstaltete Landgraf Philipp zu Hessen ein Gespräch zu Marburg zwischen den Häuptern beider Partheien, aber sein Ausgang war bloßer Scheinfriede. Mit Schrecken sah man der versprochenen persönlichen Ankunft des Kaisers entgegen, und so scheinbar gnädig auch das kaiserliche Ausschreiben zu einem Reichstag nach Augsburg (1530) war, so kannte man doch Carls arglistige Schmeicheleien, und der einzige seiner Räthe, auf dessen milde Gesinnungen man noch zählen konnte, Kanzler Gattinara starb unterwegs.

Der Kaiser hatte versprochen, die Sache der protestantischen Fürsten selbst zu hören, sie ließen also durch den sanftern Melanchthon einen kleinen Aufsatz entwerfen, welcher apologetisch und polemisch die Hauptstücke ihrer Lehre enthalten sollte. Der 25. Junius war der Tag der öffentlichen feierlichen Verlesung dieses Aufsatzes vor Kaiser und Reich; man glaubte bei Carln den vortheilhaftesten Eindruck zu bemerken, aber in einer so projectvollen Seele, als die seinige war, konnten keine Wahrheitseindrücke bis zur Thätigkeit werden, er haßte die Fürsten, die im Stande waren so unerschrocken sich zu widersetzen, und der Reichstagsschluß fiel so hart aus, daß die protestantischen Fürsten gleich darauf ein Vertheidigungsbündniß unter einander zu Schmalkalden schlossen, und sogar manche der katholischen Partei wurden durch das despotische Verfahren aufmerksam gemacht, wodurch Carl die Römische Königswahl (1531) seines Bruders zu Stande gebracht hatte.

Einen symbolisch verpflichtenden Aufsatz für alle Lutherische Nachwelt hat Melanchthon bei Entwerfung seines Augsburger Aufsatzes (1530) gewiß nicht machen wollen, und selbst nach der Absicht der Fürsten nicht machen sollen, sie wollten ohnedieß nur die vorzüglichsten Artikel bestimmen lassen: aber durch das Auflauren unserer Gegner und durch unsere eigene oft eifersüchtige Wachsamkeit gegen die Zwinglische Partei ist diese vortreffliche Lokalschrift zu einem Ansehen gediehen, das ihr selbst der Gegner aller symbolischen Verpflichtung unter allen Vorschriften dieser Art am willigsten gönnen wird.

### Erster Rel. Friede. Verein der Schweizer und Sachsen. Heinrich VIII. Pseudoreformation.

Hätte nicht Carl Ungarn das Königreich seines Bruders gegen den siegreichen Sulejmann retten müssen, so würde Luther den Jammer eines Religionskriegs noch erlebt haben, welchen er so innig verabscheute, und Zwingels trauriges Schicksal (1531) der auf der Wahlstatt bei Cappel starb, mußte bei ihm einen Eindruck machen, gegen dessen Folgen nur der unüberwindlichste Glaube schützen konnte. Wie sehr auch Kleinmuth beschämt worden wäre! Gleich auf dem Nürnbergischen Reichstag (1532) des folgenden Jahres gestand man den Protestanten eine Religionsfreiheit zu, welche bestimmter und weniger karg war als die bisherigen Vergünstigungen, nur immer noch den fatalen Synodaltermin hatte, und gegen die Schweizerische Partei eine Gränzlinie zog. Das war die letzte Freude, die Churfürst Johann der Beständige erlebte. Möchte er doch mehrere seiner Eigenschaften sei-

nem Sohn, Johann Friedrich hinterlassen haben, als die einzige Treue gegen erkannte Wahrheit!

Alles entwickelte sich übrigens im Ganzen immer noch besser. Die nothwendige Abwesenheit Carls in Spanien, das unwiederbringliche Zerfallen des Schwäbischen Bundes, der bisher dem vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg an seiner Wiederherstellung hinderlich war, die glückliche Erstickung der Münsterischen Raserei, der Tod des Churfürsten Joachim I. von Brandenburg, ein neuer französischer Krieg wegen Mailand — alles traf wie bestellt zusammen, selbst auch zwischen der Schweizerischen und Sächsischen Partei wurde zu Wittenberg (1536) Friede geschlossen, und man merkt schon an dem Tone des Aufsatzes, welchen Luther zu Schmalkalden machen mußte, wie viel seit sechs Jahren gewonnen worden sein müsse. Wenn aus der von P. Paul III. so ganz nahe gezeigten Synode etwas werden sollte, so wollten die Protestanten freimüthig sprechen!

Dank für den Segen Gottes, der sie so allmälig ins freiere emporkommen ließ. Unendlich wünschenswerth waren solche läuternde Gefahren, die immer den Ausgang der Sache verherrlichten, — verglichen mit der Reformationsentwicklung, welche durch die Launen eines Königs bestimmt wurde. König Heinrich VIII. von England wollte von seiner Gemahlin einer Tante Kaiser Carls V. geschieden sein, weil seine Gewissenszweifel über die Rechtmäßigkeit einer Ehe mit des Bruders Wittwe durch Bekanntschaft mit der schönen Anna von Boleyn bis zur Ungeduld verstärkt worden waren. Vergebens brauchte der Pabst gegen den hastigverliebten alle politischen Kunstgriffe seines ermüdenden Canzleiceremoniels (1531); Thomas Cranmer gab Vorschläge zu einer auch ohne den Pabst gültigen Ehescheidung und der König, der nun größtentheils unter dem Einfluß dieses vortrefflichsten Mannes stand, machte dem Pabste zum Trotz (1534) sich selbst zum Pabst seines Reichs. Aber keine Partei wußte, ob sie unter ihm weinen oder lachen sollte. Die Katholiken ließ Heinrich verbrennen, weil sie ihn nicht als Pabst, nicht als rechtmäßig geschiedenen erkennen wollten, und die Protestanten mußten sterben, weil sie an Transsubstantiation und sieben Sacramenten zweifelten. Die Hierarchie hat Heinrich zwar zerstört, aber die alten dogmatischen Irrthümer hat er stehen lassen, die Klöster hat er geplündert, aber der Mönchswahn ist geblieben. Siebzehn Jahre lang hat dieser König mit dem Gewissen seiner Unterthanen gespielt, wie mit den Köpfen seiner Gemahlinnen, und die Vorsehung schien Cranmern recht wundervoll unter ihm erhalten zu haben, weil sie ihn auch noch unter dem Nachfolger, Eduard, zur bessern Vollendung des unvolkommenen angefangenen Werks brauchen wollte.

### Fortgang der Ref. in Teutschland. Luthers Tod.

In Teutschland erfuhr man mit jedem Jahr immer mehr, wie glücklich die Zeit alles zur Reife bringt. Der Beifall der neuen Lehre wurde bei Fürsten und Unterthanen, bei Adel und Städten immer allgemeiner, die alte dem Papst ergebene starben nach und nach hinweg, und die, welche in jüngeren Jahren Luthern mit weniger Vorurtheil hörten, kamen empor, schon mehrere Bischöfe waren der neuen Lehre beigetreten, und fast wäre sogar ein geistliches Churfürstenthum (1543) gewonnen worden. Die Theologen schienen ruhig fortzupredigen, fortzuschreiben und fortzudisputiren, weil sie es doch einmal auf diesem Wege so weit gebracht hatten, aber in Landgraf Philipp von Hessen brauste es beständig, und sein unruhiger Nachbar Herzog Heinrich von Braunschweig hielt ihn unaufhörlich im Athem. Bündnisse und Liguen wurden gegen einander geschlossen; Luther, erzürnt durch die irenischen Kunstgriffe der Schweizer, (1544) um allen Schein des Melanchthonisirens von sich zu entfernen, fing den Abendmahlstreit aufs neue an. Der Kaiser wartete nur auf den Frieden mit Frankreich und auf die wirkliche Eröffnung der schon lang vom Papst versprochenen Synode, er wollte die unruhigen Fürsten seine Siegershand fühlen lassen. Auf denen immer vergeblich versuchten Religionsgesprächen wurde stets das Ganze so eingerichtet, daß die Protestanten als eigensinnige erscheinen mußten, und die öftere Abwesenheit ihrer Fürsten von Reichstagen, auf welchen doch selbst der Kaiser zugegen war, schien diesen Vorwurf zu bekräftigen. Luther starb (28. Febr. 1546) vier Monate vor dem Ausbruche, als ob ihn Gott flüchten wollte.

---

## Die Schlacht bei St. Jakob im Silfelde*).

Von Johannes v. Müller.

Montags früh, am 22. Juli 1442, zogen alle Banner in Hedingen zusammen; worauf nach gehaltenem Gottesdienst, sie aufgebrochen, voran der Landammann Jost Tschudi, den Albis

*) Aus J. v. Müller's Geschichte der schweizerischen Eidgenossen.

hinauf, wider Zürich zu ziehen. Die rauhen Pfade, durch Höhlungen geengt, wie Waldwasser sie machen, waren von Zürichern eingenommen; ihre Wachten zogen sich hinauf nach der obersten Spitze, der Uetliburg. Der Tag dämmerte noch; plötzlich liefen einige Hunde, welche sich entfernt, erschrocken zu ihren Herren in die Wachten, von drei großen Schweizerhunden verfolgt. Hiedurch zu Verdoppelung der Wachsamkeit aufgerufen, entdeckten die Wachten bald sechs, hierauf mehr Pferde, und immer nähere Zeichen anrückender Feinde. Nicht Reding, noch Tschudi sahen sie, sondern eine Anzahl Jünglinge, die ihr Leben daran setzten, vor andern den Feind zu sehen, und Kenntniß von seiner Lage zu nehmen. Die Wachten sandten zum Hauptmann hinauf. Der Hauptmann trug an, die Feinde an einem Bachtobel zu erwarten. Aber die Gründe, die Winkel, die Rücken der Berge, welche nicht gestatteten, alles zu übersehen, setzten mehrere in die Furcht rettungsloser Ueberraschung; einige entwichen. Indeß die besseren zürnten, erschien über dem Paß, den sie besetzt, hoch über dem Verhau, wodurch sie ihn unzugänglich glaubten, schon ein Haufen junger Schwytzer und Glarner, welchen der zahme Albis gegen ihre Alpen, im Augenblick da sie sich auszeichen konnten, wie eine ebene Straße vorkam. Sie, herab; die Wachten durch die Wälder hinaus. Nur eilf Mann bedeckten die Flucht; fünfe fielen, nicht ungerochen. Der Albis aber war nun offen; die Schwytzerischen Jünglinge, mit hochhallendem Geschrei verfolgten jene ins Feld herab. Gerüchte großer Noth kamen in den Rath, mit welchem Rudolf Stüssi, Ritter, Bürgermeister (zum letzten Mal) den ganzen Morgen versammelt saß. Schnell die Reisigen aus der Stadt; ganz Zürich, ohne Unterschied Alters und Standes, in die Waffen; das Volk drängte sich in den Gassen, im Thor auf der Silbrücke, ehe Thüring von Hallwyl, ehe Rudolf Stüssi die Bürgerschaft ordnen konnten. Jener für seine Feldherrnehre und für das Glück des Tages bang, rief laut: „Männer von Zürich! mir, eurem Hauptmanne folget ihr nicht? wollt ihr so, so bin ichs nicht mehr.“ Erst jenseits der Sil, bei Bänken, von einer Linde beschattet (wo sonst Geliebten und Freunden manch traulicher Abend glücklich verging) da auf einmal hoch vom Albis die sämmtlichen eidgenössischen Bauern herabziehend erschienen, hielten die Züricher. Hinwiederum erblickten die Eidgenossen die Stadt Zürich, das ganze Feld (von der Natur zur Lust und Genuß geschaffen!) in militärischer Bewegung, das Fußvolk sich ordnend, Reisige herumsprengend, und Hanns von Rechberg mit einem Haufen auf Recognoscirung reitend. Sehr nahe kam der muthige Ritter, schätzte mit gesundem Blick ihre Stärke, wandte sich, und warnte: „Der Bauern mögen sechstausend sein; sie sind mit Allem wohl versehen; auf eine Schlacht steht ihr Sinn. Ich, bei meinen Ehren, halte eben darum nicht für gut, sie zu liefern; sondern daß die zu Fuß sind nach der Stadt umkehren, wir, die Reisigen, durch geschwinde List, hin und wieder, dem Feind Abbruch thun und ihn ermüden.“ Dieser Anschlag war zu vernünftig für eine von plötzlicher Kriegswuth fortgerissene Menge. Nur so viel wurde in dem Kriegsrath beschlossen: das Fußvolk soll zwischen der Stadt und dem Wasser Sil eine sichere Stellung nehmen.

Die Landbanner der Schwytzer und Glarner zogen den Berg herab, drängten aus dem Dorfe Rieden eine Anzahl Reisige zurück, hielten unweit von den Zürichern, auf dem Acker vor dem Dorf, und erwarteten die Banner der übrigen Orte. Die Reisigen durch das Feld, einzeln, auf Ritterweise, sprengten an den Graben des Ackers, schossen, wandten sich und flohen. Eben dieselben, schnell wieder um, erneuerten die That, höhnten, schossen, flogen unerreichbar dahin. Ital Redings geschwinder Sinn erfand hiewider ein Mittel. Indeß die übrigen Banner sich bei dem seinigen sammelten, trug er einen Anschlag vor, über den alle Geschichtschreiber einig sind, und einen andern, welchen Leute von beiden Parteien, die nicht so viele Vernunft als Ehrlichkeit hatten, diesem Feldherrn so übel genommen, daß sie ihn für einen Fleck in seinem Charakter gehalten und nach Zuneigung oder Haß ihm denselben vorgeworfen oder abgeläugnet haben.

Der erste Punkt war, das Ackerfeld vor dem Dorfe Rieden genugsam zu besetzen, mit der Hauptmacht aber nach dem Berge hin, dann herunter auf Wiedikon, zu ziehen, die Feinde von der Stadt abzuschneiden, und, im Schrecken hierüber, über sie herzufallen; alles dieses müsse auf das geschwindeste geschehen, die Reiterei den Zug bedecken. Hierauf ließ Reding (das ists, was man ihm übel auslegt) einen rothen Rock hervorbringen, denselben in ungefähr zweihundert Stücke kreuzweis zerschneiden; zweihundert auserlesenen Jünglingen diese vorn auf der Brust, wo die Feinde ihre rothen Kreuze trugen, aufheften (die weißen eidgenössischen Kreuze trugen sie auf dem Rücken, und um allen Irrthum noch besser zu vermeiden, riß jeder ein kleines Aestchen von den Tannen des Albis, und steckte es an seinen Gürtel). Hierauf befahl er, sie sollen, vor der Ankunft in Wiedikon, an einem schicklichen Ort, in der Gegend von Friesenberg, sich herunterlassen, und als Züricher sich dem Feind hinten anschließen; sobald alsdann der Gewalthaufe einhaue, Lärm, Verwirrung und Schrecken erregen.

Diejenigen zum Theil sonst ehrwürdigen Männer, die den Landmann hierüber tadeln, scheinen vergessen zu haben, daß eine Schlacht geliefert wird, nicht um zuzuschlagen, sondern um zu siegen, und daß kein Mittel hiezu unverwerflicher ist, als das, wodurch der Feind ohne vieles Blutvergießen in schnelle Flucht geworfen wird. Wenn für die Menschheit zu wünschen ist, daß jeder Krieg bald entscheidend geendigt werde, so ist's Thorheit, in der Wahl der Mittel zum Sieg ängstlich zu sein.

Dieses alles geschah. Die Sonne stand hoch als die Eidgenossen durch das Korn zogen; sie blitzte ihnen so in die Augen, daß sie in Erwartung, der Feind möchte dieses benutzen, ihre Ordnung stärkten. Die Hitze des Tages wurde ungemein groß. Die Züricher, welche das Scharmuziren den Reisigen überlassen, für sich selbst aber zwischen der Sil und Vorstadt eine fast unbezwingbare Lage nehmen sollten, hielten für schmählich, den Feind nicht in offenem Felde zu bestehen. Die lärmende Menge verwarf den militärischen Plan. Sie legten sich diesseit des Flusses in Wiesen, welche sich zwischen Wiedikon und einer uralten Kapelle St. Jakobs bei dem Siechenhause erstreckten, und von einem lebendigen Zaun eingefaßt waren. In die Stadt sandten sie, auf daß Wein, Brot und Käse gebracht würde. Sie aßen, sie tranken, sie trotzten, sie jauchzten. Den am Berg hinziehenden Feind bemerkten sie, und hielten dafür, daß er den Kampf nicht wage, sondern über Wiedikon hinaus, entweder gegen Aargau herabziehe, oder auf den Gemeinweiden beim Hard lagern wolle, wo nicht unmöglich sein würde, ihn zwischen Limmat und Sil zu schlagen, und in die Wasser zu sprengen.

Einige Aufmerksamkeit erregte der bei Friesenberg sich herunterlassende Haufe von zweihundert Schwytzer: doch betrogen den Bürgermeister die rothen Kreuze, so, daß er sie für die Besatzung der Uetliburg hielt.

Ehe die Eidgenossen bis Wiedikon kamen, erzürnten die Neckereien der Reisigen eine ungeduldigere Schaar ihrer Mannschaft, so daß diese hervorbrach, jene zurückgeworfen wurden; sie wichen, streitend. Schnell bildete sich eine Säule, die mit größtem Nachdruck einen Stoß auf sie that, welcher sie in die Flucht schlug. Die Reisigen erstaunten, die Züricher diesseit der Sil zu finden. Diese, aus der Stadt unaufhörlich gestärkt (unvermögende Greise eilten, einmal eine Schlacht zu sehen, oder die Ihrigen aufzufrischen), breiteten sich, in scheinbarer Ordnung, über die Wiesen im Silfelde aus. Bei Annäherung des Feindes beteten die Züricher knieend, standen auf und schossen, sobald jener zu erreichen war, durch und über den Grünzaun heraus. Wenn das Gefühl des Muthes weniger Störungen unterworfen wäre, die ein verständiger Feind oder der Zufall herbeiführt, das Glück des Tages wäre zweifelhaft geblieben oder theuer erkauft worden.

Viele Reisige aber hielten weder vor, noch auf den Flügeln, auch nicht hinter der Linie, welche bereit war sie aufzunehmen. Die meisten ritten über die Brücke, hingerissen von Schrecken, oder, wie Hallwyl und Rechberg, an gutem Ausgang verzweifelnd, und besorgt, wo nicht für die Stadt, gewiß für ihre Partei. Wie denn der Oesterreichische Statthalter in vordern Landen, Markgraf Wilhelm, inner den Mauern von der Höhe des Lindenhofes den Begebenheiten zusah. In der That war auf den Fall, daß die Eidgenossen siegten, plötzlicher Sturz der Oesterreichischgesinnten Regenten, Gefängniß, wo nicht Ermordung vieler Herren und Ritter eine wohl zu verzeihende Besorgniß. Doch sprang mancher streitlustige Ritter vom Gaul, und gesellte sich den Zürichern bei.

Sie schossen. Die Eidgenossen, welche die fliehenden Reisigen an dem Grünzaune herunter verfolgten, trafen endlich auf die zweihundert rothbekreuzten Schwyzer, die sich eben auch bis ganz zu hinterst in die Wiese und nach der Brücke hingezogen. Als diese sahen, wie jene vom Verfolgen in diesem Augenblick abließen, und, verabredetermaßen, zu gleicher Zeit hier unten in die Wiese drangen, als die Hauptbanner oben den Grünzaun zerhieben und niedertraten, erhoben sie plötzlich ein fürchterliches Geschrei: „fliehe, Zürich, fliehe wer kann!“ Dabei wandten sie sich gegen die Brücke. Zwar erschienen jetzt die hinten aufgehefteten weißen Kreuze; ihre That aber war vollbracht, indem sie nicht nur durch Fluchtgeschrei den Muth gebrochen, sondern auch jetzt die Furcht hervorbrachten, sie möchten den Bürgern die Brücke ablaufen. In dieser Stunde fiel Schrecken auf das Heer; fernern Widerstandes wurde vergessen; wer konnte, verstahl sich; man drängte sich der Brücke zu.

In dieser äußersten Gefahr unterließ Rudolf Stüssi nichts von dem, was einem Ritter und einen Bürgermeister der Stadt Zürich anständig war; folgte nicht Hallwyl und Rechberg; vergaß, daß Reding wohl vornehmlich ihn suchte; gedachte allein der Ehre des Vaterlandes, wofür er, nur zu leidenschaftlich, von Jugend auf gebrannt, so viel gewacht, gehandelt, gestritten. Also, da unten alles in größter Verwirrung war, die Banner gewaltig oben hereindrangen, das ganze Heer der Züricher unaufhaltbar die Wiesen herab eilte, hielt er seiner grauen Haare für unwürdig, die Flucht anzuführen, griff zu seiner breiten Mordart, stellte sich auf die Silbrücke, rief mit

erschütternder Stimme durch die Schaaren hin: „haltet, Bürger, haltet!" Sie taub, geblendet, fortgerissen, flohen zu beiden Seiten an ihm hin. Er nicht mit ihnen, auch nicht nach ihnen, stand, ernst und fest, wie sonst im Rath, oder auf Tagen. Jeder Augenblick brachte größere Noth; im Anfang war der alte Hegenauer, jetzt Peter Kilchmatter, von Jugend auf seine Freunde (wie oft im Rath seine Stützen!) gefallen. Bei vierzig Reisige hatten vorzüglichen Muth mit ihrem Leben bezahlt. Schon war an S. Jakobs Altar Freiherr Albrecht von Bußnang (vergeblich bot er große Geldsummen) ein Opfer feindlicher Wuth geworden. Jetzt fingen die Feinde an, sich der Brücke zuzudrängen. Ulrich Lommis in diesen Nöthen die erste Hoffnung der Züricher, fiel; geflohen war der Bannermeister, um die Rennfahne zu retten. Als Tod und Noth überall herein brachen, Rudolf Stüssi aber, Vorwürfe und Befehle austheilend, mitten auf der Brücke, in seiner hohen Gestalt, wie ein Wehrthurm den Feind aufhielt, beleidigte er mit einem Blick oder Wort einen Bürger von Zürich, mit Namen Zurkinden. „Bei Gottes Wunden, du bist an allem Jammer schuld" rief dieser, hob den Spieß, rannte ihn durch. Da fiel der gewaltige Bürgermeister, die Rüstung rasselte, es ertönte die Brücke. Auch soll ein gewisser Lüthhard von Merischwanden im Luzernischen von unten herauf einen Balken der damals niedrigen Brücke gehoben, und mit seiner Hellbarde ihm den Todesstreich beigebracht haben. Groß war Stüssi's Tod; er starb in seiner Pflicht.

Indeß der Bürgermeister, in seinem Blute liegend, lang und hart mit dem Tod rang, rannten einige Hundert Feinde (über die Leichen vieler gefangenen Züricher, auch wehrloser Greise, die nicht schnell genug fliehen konnten) über die Silbrücke in die Vorstadt und an die Thore. Hier an dem wohlverschlossenen Thor, an der aufgezogenen Fallbrücke, verlor mancher Bürger sein Leben, bis das klägliche Geschrei die inneren bewog, aufzuschließen. Mit den Fliehenden kamen Feinde herein. In der Stadt entriß der Landschreiber von Glaris dem Bannermeister von Zürich die Rennfahne und tödtete ihn. Wie als vor tausend Jahren die wilden nordischen Völker mit Flammen und Schwert durch die Thore des Althelvetischen Thuricum stürzten, nicht geringer war der Schrecken dieser Stunde, da das Gerücht halb wahr, halb falsch, durch alle Gassen den Tod des Bürgermeisters, die Niederlage des Volks, die Eroberung der kleinen Seite verkündigte. Da sah ein Bauer von dem benachbarten Küßnacht den Stadtschreiber Michel Graf durch die Gassen rennen, rief: „das hast du mit deinem nichtswürdigen Schreiben gemacht, du mußt hier auch sterben" durchstach ihn; er fiel, freilich zu spät.

Als die ausländischen Söldner über die Limmat nach den jenseitigen Thoren, viele aber aus der größern Stadt hinwiederum dem nothleidenden Volk in der kleinen zueilten; viele ihre Thüren sperrten, und vergaßen, der Stadt Thor vor dem einbrechenden Feind zu schließen, ermannte sich ein Weib, des Namens Zieglerin. Sie ließ den Schoßgatter herab. Als der Landschreiber von Glaris mit andern sich eingeschlossen und das Leben verloren sah, reichte er die gewonnene Rennfahne einem seiner Landsleute durch den Schoßgatter zu; starb hierauf.

Jetzt sahen die Züricher, daß die Noth von dem Gerücht übertrieben worden, schlugen die Thore zu, ließen die Fallbrücke fallen, eilten auf Thürme und Mauern, schossen aus Büchsen und Handgewehr in die nahen und entfernten Feinde, nicht ohne Erfolg.

Diese waren in den Gassen der Vorstadt beschäftigt, Erschlagene auszuziehen; indeß Glarner, von des erschlagenen Bürgermeisters Verwandtschaft, ihn, gemeiner Eidgenossenschaft Feind (nur als den betrachteten sie ihn) von der Silbrücke hinter einen Zaun schleiften, entblößten (er soll noch geathmet haben), mißhandelten, hierauf mit dem Fette seines Bauchs ihre Schuh, Stiefeln und Spieße schmierten, ihn endlich, nachdem sie sein Herz zerbissen, und einander lang schimpfweise zugeworfen, in unzählige Stücke zerhauen in die Sil zerstreuten. Diesen Ausgang nahm Rudolf Stüssi, der ein großer Mann hätte sein können, wenn er für das ganze Vaterland gedacht hätte, wie für seine Stadt. Sein Bild, wie er, noch verehrt und gefürchtet, an dem Morgen dieses Tages, zum Streit für Zürich, stolz auszog, mit Panzer, Schwert und Kolben, seiner Kriegshaube und seinem Bart, steht noch zu Zürich.

Hierauf wurde die Vorstadt geplündert, alle zwischen der Sil und der Stadt Graben stehenden Häuser, nebst S. Stephens Kirche, die Dörfer Wiedikon, Rieden, Altstetten, das ganze Silfeld vom Hard bis hinauf nach Kilchberg, verbrannt. Auf verbluteten Leichnamen sitzend, den Rücken erschlagener Feinde zum Tisch, zechten die Helden, und sahen den Brand. Das ist Bürgerkrieg.

---

## Die Sempacher Schlacht.

Von dem Stein zu Baden zog der Herzog über die Rüß, durch die freien Aemter, Aargau hinauf, über Sursee und Sempach. Diese kleine Stadt liegt bei drei Stunden von Luzern, oben

an einem zwei Stunden langen hellgrünen See; die Ufer, fruchtbar und angenehm, erheben sich aus Wiesen in Kornfeldern, und über diesen stand ein Wald, das Land erhebt sich beträchtlich. In den Wald kamen die Eidgenossen.

Sie sahen den Feind Montags an dem neunten des Heumondes, eine zahlreiche, wohlberittene, schön gerüstete Reiterei; jede Dienerschaft unter ihrem Baron, die Mannschaft jeder Landstadt unter ihrem Schultheiß, und jedes Landes Herrn zu desselben Landes Banner geordnet; ihre Knechte, eigenen Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine Feldstücke, nur waren zu der Belagerung von Sempach große Büchsen in schwerem langen Anzug. Sie sahen die Aargauer Herren, die Amtleute von Oesterreich, Urheber des Krieges, Herrmann Grimm von Grünenberg, welchem sie Rotenburg brachen, Thüring und Hanns von Hallwyl vor andern für das fürstliche Haus im Frieden und Krieg eifrig, die Geßler, welche zu der Schweiz angebornen Haß trugen, Egloff und Ulrich von Ems, jenen den theuersten Ritter in den Kriegen seiner Zeit, Kraft von Lichtenstein mit vielen Großen vom innern Erbland unter des Erzherzogthums Banner, das Heinrich von Escheloh trug, Rudolf Graf zu Sulz, Graf Johann von Fürstenberg zu Haslach, Montfaucon von Mümpelgard und viele Herren von Hochburgund. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oesterreich selbst, seines Alters in dem sieben und dreißigsten Jahr, männlich schön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeuer, siegprangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, rachbegierig, durstig zur Schlacht.

Es war der Erndte Zeit; sein Volk mähete Korn; die Edlen sprengten an die Mauern, um den Bürgern Hohn zu sprechen, fest in dem Entschluß, die Schweizer Bauern persönlich und ohne das Fußvolk allein zu schlagen. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend sah, vergaß er (wenn er sonst es wußte), daß eine Reiterei vortheilhafter den Anfall thut Berg an als von oben herab; er hielt für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obschon die schwere Waffenrüstung den Adel zu den Bewegungen eines Fußvolks unbehilflich machte. Oft hat eine wohlgeübte Reiterei durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk gebrochen oder überflügelt und geschlagen, aber niemals eine unbeugsame Infanterie einem bessern Fußvolk widerstanden. Der Herzog befahl hierauf, daß der Adel eng zusammentrete; diesem starken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis zum vierten Glied hervorragen mochten, eine undurchdringliche mörderische Fronte: fast wie König Albrecht sein Großvater in der Schlacht am Hasenbühel gegen die Bairische Reiterei mit Erfolg versuchte. Ueber diesen Gewalthaufen hatte unter ihm Herr Johann von Ochsenstein, Dompropst zu Straßburg, sein Landvogt zu Elsaß und Sundgau, den Oberbefehl; Reinhard von Wehingen, in Kriegs- und in Friedensgeschäften geschickt, und groß in der Herzoge Gnade war über die Schützen; die Vorhut von vierzehnhundert Mann, welche Friedrich von Zollern, der schwarze Graf, mit Johann von Oberkirch, Ritter, anführte, stellte der Herzog hinter das Heer; er wollte, daß dem entflammten Adel, bei welchem er selbst war, das Feld frei wäre. Wenn er sich darauf einrichtete, den feindlichen Anfall zu empfangen, so that er mit überlegner Menge, was besser der geringern Zahl zukam; aber wahrscheinlicher bestimmte ihn zum Fußgefecht eine Meinung der damaligen Ritter und Edlen, daß, wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder schnelle List überwinde, den Preis der höchsten Tapferkeit unentschieden lasse; sie hielten dieses für unehrlich; Leopold selbst war durch seine Tugenden viel mehr der hohen Ritterschaft Zier, als ein geschickter Feldherr durch Einsicht in das Große eines Kriegs.

Als Johann Ulrich von Hasenburg, Freiherr, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde gesehen, den trotzigen Adel warnte: „Hoffarth sei zu nichts gut, und es wäre wohlgethan, Herrn Hans von Bonstetten sagen zu lassen, daß er eilends hinaufziehe,“ hielten sie seine alte Klugheit für unedel. So, als einige dem Herzog selbst Vorstellungen machten, „wie Schlachtfelder das Vaterland unvorhergesehner Zufälle sein; wie dem Fürsten zukomme, für alle zu wachen, und ihnen, für die gemeine Sache zu streiten, und wie viel verderblicher dem Heer der Verlust seines Hauptes, als einiger Glieder sein würde,“ sprach er, Anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig; „soll denn Leopold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch will ich siegen oder umkommen.“

Die Eidgenossen standen an der Höhe vom Wald bedeckt; so lang die Ritter saßen, däuchte ihnen schwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu bestehen, und sicherer, in dem anscheinenden Vortheil ihrer Stellung den Anfall auszuharren. Vom Sieg hofften sie, er werde durch die Ermunterung des Volks für den Krieg entscheidend werden; ihren Tod betrachteten sie als den Weg zum ewigen Ruhm und als einen Sporn für die Ihrigen, vom Feind ihre Rache zu suchen. Als der Adel abstieg, zogen die Eidgenossen aus dem Wald in das Feld hinab; sie besorgten auch vielleicht eine Hinterlist oder eine schnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend.

Sie standen, in schmaler Ordnung, mit kurzen Waffen, vierhundert Luzerner, neunhundert Mann aus den drei Waldstetten und ungefähr hundert Glarner, Zuger, Gersauer, Entlibucher und Rotenburger, unter ihren Bannern, unter dem Schultheiß der Stadt Luzern und unter dem Landammann eines jeden Thals; einige trugen die Hellbarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen gestritten, einige hatten statt Schilde ein kleines Bret um den linken Arm gebunden. Erfahrene Krieger sahen ihren Muth. Sie fielen auf die Kniee, und beteten zu Gott, nach ihrem alten Gebrauch. Die Herren banden die Helme auf; der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stand hoch, der Tag war sehr schwül.

Die Schweizer nach dem Schlachtgebete rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeschrei, welches Alles anfeuert, und weil sie hofften durchzubrechen, und alsdann rechts und links nach ihrem Wohlgefallen zu verfahren. Da wurden sie empfangen von Schilden als von einer Mauer und von den hervorragenden Spießen wie von einem Wald eiserner Stacheln. Da stritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannschaft von Luzern und suchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Geprassel seine in die Breite ausgedehnte Ordnung, als zu einem halben Mond, womit er die Feinde zu umgehen gedachte. Zu derselbigen Stunde schien der Stadt-Banner von Luzern lang unterdrückt, weil Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Luzern, hart verwundet gesunken, der Altschultheiß Heinrich von Moos, und Stephan von Sillinen, Herr zu Sillinen und Küßnacht, sein Schwager, mit vielen andern tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Antoni zu Port, ein geborner Mailänder, zu Flüelen im Land Uri seßhaft: „Schlaget auf die Glene, sie sind hohl.“ Dieses thaten die Vordersten mit angestrengter großer Kraft; sie zerschmetten etliche Glene, welche von den hintern sofort ersetzt wurden: da fiel der zu Port. Nur war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen und aus Mangel der Uebung unbehilflich zu der Bildung eines halben Mondes; im übrigen bestand sie ungebrochen, fest. Sechzig Schweizer waren erschlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut, oder Ueberraschung von dem Gewalthaufen Bonstettens.

Diesen Augenblick banger Unschlüssigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Strutthan von Winkelried, Ritter, er sprach zu seinen Kriegsgesellen: „ich will euch eine Gasse machen,“ sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „sorget für mein Weib und meine Kinder; treue liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts,“ war an dem Feind, umschlang mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seiner Brust, und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Fallen sie mit sich auf den Boden. Plötzlich seine Kriegsgesellen über seinem Leichnam hin; da drangen alle Harste der Eidgenossen-Mannschaft mit äußerster Gewalt festgeschlossen hintereinander an. Hinwiederum die Reihen des erstaunten Feindes preßten sich, sie aufzunehmen; wodurch, durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze, viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten; indessen aus dem Wald herab zulaufendes Volk die Schweizer eiligst verstärkte.

Zuerst fiel Friedrich der Bastard von Brandis, ein handfester, hochtrotziger Mann, sonst er allein so gefürchtet als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher sich vermessen, die Eidgenossen allein zu bestehen: das Glück des Tages wandte sich. Die Diener der Herren von Adel, unfern bei dem Troß, da sie dieses bemerkten, saßen auf die Pferde, durch schnelle Flucht ihr Leben zu retten. Indessen sank in der Hand Herrn Heinrichs von Escheloh das Hauptbanner von Oesterreich, und fiel Herr Ulrich von Ortenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Aarburg, Ritter, schwung das Banner hoch empor, widerstand hart und vergeblich, bis er verwundet fiel, und mit letzter Lebenskraft laut schrie: „retta Oestreich, retta.“ Da drang der Herzog Leopold herbei, und empfing das Banner von seiner sterbenden Hand; abermals erschien dasselbe über den Schaaren, hoch, blutroth, in des Herrn Hand. Aber viele umringten den Fürsten und lagen ihm für sein Leben an. Und schon war in der Hand Herrn Davids von Junkerburg das Banner des Grafen von Habsburg untergegangen; es lag Thüring von Hallwyl, sein Bastard, und sein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtenstein, von Mörsburg vier Brüder, Herrmann von Eschenz zwischen seinen zwei Söhnen, Markgraf Otto von Hochberg, Herr Otto der Pariser, des Herzogs Rath, Graf Walleram von Thierstein, Graf Peter von Aarberg, und mit fünf seines Namens der edle Ritter Albrecht von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da sprach Leopold: „es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen; ich will mit ihnen ehrlich sterben,“ verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, vermischte sich in die feindlichen Haufen, suchte seinen Tod. Von allen Orten war der Feind eingebrochen; mit großer Noth hielten kaum die Schultheißen der Aargauer Städte ihre Banner

aufrecht. Im Gedränge der Schaaren fiel der Herzog zur Erde; voll Schlachtwuth rang er in der schweren Rüstung (weil er nicht ungerochen umkommen wollte), sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwytz fand ihn über dieser Bemühung; da rief Leopold hilflos, „ich bin der Fürst von Oesterreich.“ Dieses hörte jener nicht, oder er glaubte es nicht, oder es deuchte ihn, die Schlacht hebe alles auf. Als der Herzog durch die Natur der Wunde den Geist alsobald aufgegeben, erblickte ihn von ungefähr Martin Walterer, der das Banner der Stadt Freiburg im Breisgau trug: versteinert stand er, das Banner fiel ihm aus der Hand; plötzlich warf er sich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Feinden und Freunden befleckt und gequetscht werde; er erwartete und fand hier seinen eigenen Tod. An eben diesem Ort stritt bis in den Tod Rudolf der Harraß, Herr von Schönau, Harnischmeister des Herzogs.

Die Augen der Schaaren suchten den Fürsten, vergeblich; da wandte sich auf einmal die Macht von Oesterreich grauensvoll auf die Flucht; also schrieen alle Edle: „die Hengste daher, die Hengste daher;“ da zeigte ihnen kaum der ferne Staub den Weg der Flucht, auf den ein ungetreuer Graf und vielleicht Hanns von Oberkirch sie längst mit fortgerissen. Ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, blieb übrig, ihren Herrn zu rächen, und, jeder wie er konnte, sein Leben, wo nicht zu retten, doch theuer zu verkaufen. Hier traf den edeln Ritter von Ems das würdige Ziel seines Laufs heldenmüthiger Thaten. Hier fand Otto Truchseß von Waldburg den rühmlichen Tod, und Ysni kam in vollkommene Freiheit; von Ysni, seiner Stadt im Allgau, war er hieher gekommen, und verschrieb ihr um acht tausend Pfund Pfennige (den Sold für seine Reisigen) auf seinen Tod hin alle Macht, welche ihm daselbst übrig war. Bei den Eidgenossen fiel Konrad, Landammann von Uri, der Frauen von Zürich Meyer, Kastvogt von Attinghausen, Ritter; Sigrist von Tiesselbach, Landammann deren von Unterwalden ob dem Kernwald; von Glaris Konrad Grüninger, ein tapferer Mann (dafür gaben die Männer von Schwytz desselben Sohn das Landrecht). Indeß verblutete an vielen Wunden der Schultheiß Petermann von Gundoldingen; ein Luzerner eilte an den Ort, wo er lag, um seinen letzten Willen zu vernehmen; der Schultheiß, fern von Gedanken eines Privatmanns, gab ihm zur Antwort: „Sage unsern Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt lassen; das rathe ihnen Gundoldingen, und wünsche ihnen glückliche Regierung und Sieg;“ unter welchen Worten das Leben ihn verließ. Aber in dem feindlichen Heer half dem von Hasenburg nicht, sein Unglück vorgesehen zu haben; fiel mit ihm Johann von Ochsenstein, der seiner Klugheit spottete; Siegfried vom Hause Erlach, dem nicht gegeben, wider die Freiheit glücklich zu streiten; drei Heudorf und Albrecht von der Hohenrechberg, deren Haß wider die Sieger auf ihre Urenkel erbte; Herr Gottfried Müller, Herr Burkard Geßner von Breisach, Hatstatt, Rathsamhausen, drei Berenfels, Flachsland, auch welschen Adels Monsterol, neben dem Herzog Franz von Kastelnau, fünf und dreißig von Bingstgaue, Hanns von Baurmarcus, Richard von Mümpelgard. Ein Mann von Gersau sah das Banner von Hohenzollern schweben, eilte und brachte diese glorwürdige Ausbeute davon. Alle Herren vom Hause Rheinach fanden beisammen ihren Tod. Nur Hemmann der Jüngling erhielt (gleich den Fabiern) ihr altes Geschlecht; Hemmann, als die Ritter von den Pferden stiegen und ihre langen Schuhschnäbel abschnitten, hatte aus Lebhaftigkeit sich selbst verwundet, und war voll Unmuth aus dem Treffen gebracht worden. Da ging der Stadt Banner von Schaffhausen verloren von Herrn Diethelm, Ritter, der Stadt Schultheiß, Hans von Randegk der Herzoge Vogt, von dem edeln Im Thurn, zwei von Stokar, Hans von Fulach (seiner zehn Kinder sonst glücklichem Vater) und andern acht und zwanzig Edlen und Bürgern bis in ihrer aller Tod vergeblich behauptet. Unter vierzehn Mitbürgern fiel der Schultheiß der Stadt Aarau, unter sieben Herr Werner von Lo, Bannermeister von Lenzburg; freiwillig und redlich erstattete die Mannschaft von Mellingen dem unglücklichen Fürst ihren Dank um die Freiheiten, wodurch er nach einem großen Brand ihnen aufzuhelfen gesucht; die Bürger von Bremgarten glänzten schrecklich von Feindesblut, so daß das Haus Oesterreich den Ruhm solcher Treu durch die Veränderung ihrer Stadtfarbe verewiget; nach zwölf Zofingen fiel ihr Schultheiß Niclaus Thut, unbekümmert seines Todes, aber des Banners, das die Bürger von Zofingen seiner Hand anvertrauten; damit sich keine feindliche Gemeine desselben zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, den Stock des Banners zwischen seinen Zähnen festhaltend; von dem an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwören „der Stadt Banner von Zofingen so zu hüten wie der Schultheiß Niclaus Thut. Sechs hundert sechs und funfzig war die Anzahl der erschlagenen Grafen, Herren und Ritter, so daß der Glanz der fürstlichen Hoflager für viele Jahre unterging und im Lande gesprochen wurde: Gott sei zu Gericht gesessen

über den muthwilligen Troß der Herren von Adel." Nachdem auf beiden Seiten fast alle Befehlshaber so oder anders geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Arbeit und Hitze des Tages; ruhig folgten die Oesterreicher der Begierde des Lebens; die Schweizer, da sie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht, in welcher Arnold Strutthan von Winkelried mit Aufopferung seines Lebens die Blüthe der Schweizerischen Mannschaft von ihrem Untergang, das Vaterland von äußerster Gefahr gerettet. Es ist wahr, daß die Feinde die Unbehilflichkeit ihrer Schlachtordnung, ihre Ungeschicklichkeit im Fußgefecht, ihre unwissende Feindesverachtung und ihre stürmischen Rittertugenden selbst wider sich hatten. Unsere Väter kannten die Gegenden des Landes, und bedienten sich der Vortheile, welche dieselben bis auf diesen Tag tausendfältig darbieten. An Fertigkeit in Handgriffen und mancherlei Uebungen wurden sie auch damals übertroffen. Ihr Krieg war (wie ihre Seelen) simpel, groß und stark. Wurden sie durch fremde Kunst in ihrem Gang aufgehalten, so half, wie bei Sempach eine außerordentliche That, wozu ihr Heldensinn ihnen den Gedanken und ihre gesunden Körper die Mittel darboten. Mit Winkelrieds Gemüth und mit solchem Fußvolk würden Wunder der Standhaftigkeit bewiesen worden sein, auch wenn es darauf angekommen wäre, eine wohlbediente Artillerie wegzunehmen oder ihr Feuer zu unterlaufen. Denn alle Waffen, welcher Form sie sein, mögen übermeistert werden durch hellen Verstand und unbezwingbare Seelen. Darum, nach dem Urtheil der trefflichsten Kriegsmänner unserer Zeit, würde in Behauptung unserer Freiheit und Eidgenossenschaft, wenn die Gemüther noch dieselben sind, auch der Ausgang nicht verschieden sein.

---

## Bruchstücke aus Johannes Müller der Historiker.

Von A. H. L. Heeren.

Was von einem großen Mann für die Nachwelt erheblicher sei zu wissen, was er war und wie er es ward? ist schwer zu entscheiden; gewiß aber daß nichts wünschenswerther sei, als beides darlegen zu können. Wenn vielleicht bey Männern, die in weiten Geschäftskreisen standen, das erste das wichtigere ist; so wird dagegen der große Schriftsteller durch die Geschichte seiner Bildung den Nachkommen nicht weniger nützlich, als durch die Werke des Geistes, die er ihnen hinterläßt. Indem er dadurch die Bahn bezeichnet, welche er ging, öffnet er sie zugleich für Andere; besonders in solchen Fächern, wo das Genie nicht alles vermag, weil es nicht blos aus sich selber schöpfen kann; wo das Studium sein Begleiter sein muß, weil der Stoff gegeben ist; wo die Methode der Vorbereitung meist über das Gelingen selber entscheidet. Mag daher vielleicht der Dichter, aus eigener innerer Fülle schöpfend, keines Wegweisers bedürfen, anders ist es bei dem Historiker. Seiner wartet ein langer oft dornenvoller Pfad, leicht ermüdend, und reich an Abwegen. Wie große Meister vor ihm, alle Hindernisse bekämpfend, ihr Ziel erreichten, ist ihm Noth zu wissen; nicht um ängstlich in ihre Fußstapfen zu treten, aber um nicht leichtsinnig eine Bahn zu beginnen, auf der so viele ermatteten; oder gar zu glauben dem Ziele schon nahe zu sein, wenn Irrwege ihn davon abführten.

Der Unvergeßliche, dem diese Blätter geweiht sind, steht in vielfachem Sinn als Muster der Historie für die Nachwelt da. Er hinterließ ihr Werke, mächtig auf sein Zeitalter wirkend, vielleicht noch mehr auf künftige Geschlechter. Aber er entzog auch ihnen die Geschichte seines Werdens nicht. Hat er sie gleich nicht ausführlich dargelegt, welcher reiche Stoff dazu findet sich in jener einzigen Sammlung von Briefen; und aus dem reifern Alter, welche Winke wenigstens in dem kurzen Abriß seines Lebens? Welchen würdigern Kranz könnten wir um seine Urne winden, als wenn es uns gelänge, ihn darzustellen, wie er war und ward! Einfach muß diese Darstellung sein, wenn sie treu sein soll; aber sie kann auch nur kurz und beschränkt seyn. Die Beschreibung seines Lebens, seines Handelns, bleibt seinen Freunden überlassen, die eine lange und genaue persönliche Bekanntschaft an ihn knüpfte. Nur den Geschichtschreiber aus seinen Werken darzustellen, zu bestimmen, was er durch diese der Wissenschaft ward, ist hier der Zweck.

Was Johann von Müller aber der Wissenschaft wurde, das ward er ganz durch seine Liebe für sie. Aus dieser einzigen Quelle, der reinsten von allen, oder vielmehr der einzig reinen, floß seine ganze Wirksamkeit. Diese reine Liebe, frei von allen Nebenzwecken, den einzigen ausgenommen, durch sie sich wohlverdienten Ruhm zu erwerben, entzündete sich bei dem Jüngling, erhielt sich bei dem Mann, und würde erst, hätte er dies Alter erreicht, mit dem Greise gestorben sein. Liebe für Geschichte ist bei einer zahlreichen Klasse von Menschen nur Liebe zu einer vernünftigen Unterhaltung: bei andern Streben nach Belehrung. Wer mag auch das eine oder das andere tadeln? Bei Müller erhielt sie früh einen höhern Charakter, den des

feurigsten Enthusiasmus; und dieser Enthusiasmus ging hervor aus dem lebendigsten Gefühl ihrer Würde. Sie war ihm die erste der Wissenschaften, die Aufbewahrerin alles Großen und Herrlichen, die Heroldin und zugleich die Bildnerin der Staatsmänner und Helden. Mit dem Eintritt in ihren Tempel öffnete sich ihm zugleich dieser geweihte Kreis; voll lebendigen Sinns für das Große, fühlte der Jüngling sich hier in seiner Welt, er hatte seine Gottheit gefunden; und das Gelübde ihrem Dienst sein Leben zu weihn war auf immer gethan. Aber dieses Gefühl der Würde der Geschichte ward auch zugleich die Quelle hoher Forderungen an sich selbst. „Ein Geschichtschreiber bedarf einer freien Seele, und fast aller Kenntnisse eines großen Königs. Jene muß er haben, nach diesen muß er streben.“ Worte tiefen Sinns, in ihrem ganzen Umfange vielleicht nur den Eingeweihten verständlich, mit denen er den Anfang seines Werks der Welt übergab. Sein Leben war der Commentar dazu.

Jene Liebe für Geschichte ward bei Müllern schon in den Knabenjahren entzündet; die Sammlungen seines Großvaters für Schweizergeschichte lehrten ihn gleichsam seine Bestimmung ahnen. Bereits im neunten Jahre versuchte er es die Schicksale seiner Vaterstadt zu beschreiben; während bald darauf die erste, gleichsam verstohlene, Kenntniß der römischen Klassiker, jene unaussprechliche Verehrung großer Männer und die Liebe für die Freiheit in ihm entzündete, nachmals die Seele seiner Werke. So waren schon in des Knaben Brust die Keime gelegt, die einst in dem Mann sich entfalten sollten.

Unterricht in der gewöhnlichen Form scheint für Müller wenig gepaßt zu haben. Was er von andern lernte, lernte er nur durch Unterhaltung. Er mußte mit denken und mit sprechen, wenn für ihn Belehrung entstehen sollte. Höchst wohlthätig war es daher für ihn, daß er auf der Vorbereitungsanstalt zu der Akademie zwei Jahre hindurch bei sieben bis acht Professoren der einzige Schüler war. Hier konnte kein Unterricht, wobei der Schüler unthätig gewesen wäre, Statt finden. Aber was der Jüngling dem lehrreichen Gespräch verdankte, erkennt auch der Mann mit dankvoller Erinnerung. So war das Selbstdenken geweckt und hatte Nahrung gefunden.

Nicht anders war es auf der Universität, die er im achtzehnten Jahre bezog. Allerdings ward sein Aufenthalt in Göttingen, wohin er gegangen war, für sein künftiges Leben entscheidend wichtig; da er mit dem Vorsatz kam, Theologie zu studieren, und es mit dem Vorsatz verließ, diesem Studium entsagend sich blos der Geschichte zu widmen: aber seine Bildung ging auch hier nicht den gewöhnlichen Weg. Welche Vorlesungen er besuchte, ist meist ungewiß; die Nahrung für den Geist, deren er bedurfte, scheint Er zu wenig in ihnen gefunden zu haben. Auch berühmte Namen konnten ihn nicht bestechen. Die geschmacklose Behandlung hebräischer Dichter durch J. D. Michaelis schreckte ihn vor der Exegese zurück, wie sie auch Andere davon zurückgeschreckt hat. Aber der persönliche Umgang ausgezeichneter Männer ersetzte ihm auch hier, was ihn der öffentliche Vortrag vielleicht vermissen ließ. Viel war er bei dem gelehrten Kirchenhistoriker Walch, viel bei Heyne, viel bei von Schlözer. Was historische Kritik und Quellenstudium sei, war schwerlich irgend wo mehr als bei Walch zu lernen; er lebte und webte nur in den Quellen seiner Kirchengeschichte. Das klassische Alterthum war der gewöhnliche Gegenstand der Unterredungen mit Heyne. Den ersten Ueberblick über Weltgeschichte im Großen verdankte er Schlözern; hier ward ihm der Orient und der Norden eröffnet; hier der Sinn für Völker- und Länderkunde, dies unentbehrliche Organ des Universalhistorikers, geschärft. Den größten Einfluß auf ihn hatte hier jedoch ein Mann, dessen Name, einst der Lieblingsname der Erzieher und der deutschen Jugend, jetzt fast vergessen ist, Dr. Johann Peter Miller, dessen Hausgenosse er war. Wenn ihm das Verdienst gebührt, zuerst den Entschluß, der Geschichtschreiber der Schweiz zu werden, in Müllers Brust erzeugt zu haben, so ist dadurch seine Erwähnung mehr als gerechtfertigt. Man muß diesen würdigen Gottesgelehrten, Mosheims Zögling, persönlich gekannt haben, um sich seine Einwirkung auf Müllers Bildung zu erklären. Dr. Johann Peter Miller, ohne glänzende Talente des Umgangs und des Vortrags, war bei ausgebreiteten literarischen Kenntnissen einer der bescheidensten Männer. Sanftmuth und Milde war der Charakter seines Gesprächs und seines ganzen Wesens; zugleich eine seltene Bereitwilligkeit zu rathen und zu helfen, wo Rath und Hülfe erfordert ward. So erklärt es sich leicht, wie der Jüngling sich an einen Mann anschießen konnte, den er weit an Talenten übertraf, aber mit dessen Gesinnungen er übereinstimmte. Miller lohnte diese Anhänglichkeit durch den Rath, ein seiner würdiges Lebensgeschäft sich zu wählen, und die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft zu beschreiben. Schwerlich konnte er es ahnen, welches Werk davon die Frucht werden würde; und hätte der Schüler es selber nicht gesagt, wer wüßte das Verdienst des Lehrers?

Der Entschluß, die Theologie zu verlassen, stand jetzt fest; mit seiner ersten Schrift: daß

unter Christus die Kirche nichts zu fürchten habe, nahm er zugleich von ihr Abschied. Aber noch in Göttingen hatte er auf Schlözer's Rath den Entwurf zu einer Schrift gemacht, mit der er seine historische Laufbahn eröffnete. Es war sein Versuch über die Cimbern; ein Gegenstand, der wegen der Widersprüche in den Nachrichten der Alten bekanntlich große Dunkelheiten hat.

Müller's Versuch über die Cimbern interessirt mehr in Beziehung auf den Verfasser als auf den Gegenstand. Er erkannte ihn selber für einen unreifen Versuch; (schlimm, wenn der zwanzigjährige Jüngling auch schon seine volle Reife gehabt hätte;) aber er zeigt uns die Stufe der Bildung, auf welcher der Verfasser nach der Beendigung seiner akademischen Laufbahn stand. Ueber Wesen und Behandlung der Geschichte war er mit sich selber noch nicht einig. So viel sieht man, daß der Sinn für Quellenstudium bei ihm erwacht war; aber wie das, was diese Quellen lieferten, zu verarbeiten sei, war ihm noch nicht klar. Die erste Hälfte des Buchs enthält einen Abriß der Geschichte der Cimbern nach den Angaben der alten Schriftsteller meist mit ihren eigenen Worten. In der zweiten findet sich die Sammlung aller Stellen der Alten über das Volk, ganz abgedruckt. Wichtiger als das Buch selbst ist für die Beurtheilung ihres Verfassers die Vorrede; (eine thörichte Vorrede, nannte er sie nachmals selber, unstreitig zu hart über sich urtheilend.) Sie soll seine damaligen Ansichten von historischer Kritik, von Entwerfung einer kritischen Geschichte der Menschheit darlegen. Man erkennt darin den feurigen Jüngling, der fremde Ideen mit Lebendigkeit aufgefaßt hatte, aber der noch der eigenen Uebung seiner Kräfte bedurfte, um ihnen Festigkeit und Bestimmtheit zu geben.

So weit vorbereitet, mit dem Plan, der Geschichtschreiber seines Vaterlandes zu werden, kehrte Müller in seine Vaterstadt Schafhausen zurück (1771); wo eine Lehrstelle der griechischen Sprache seiner wartete. Aber nun kam der Zeitraum, wo dieser herrliche Geist sich entfalten sollte; das nächste Quinquennium ist ohne Zweifel die eigentliche Periode seiner Bildung. Viel that er dabei selbst: und wenn das Geschick ihn zugleich begünstigte, so möge man nicht vergessen, daß dies nur dadurch geschehen konnte, daß er sich seiner Begünstigungen werth zu machen wußte.

Er hatte die Bestimmung, der er sein Leben widmen wollte, gefunden. Aber noch ein achtjähriger Zeitraum verfloß, ehe er es wagte, mit dem ersten Versuch seiner Schweizergeschichte (nachmals ihm selber dennoch nicht genügend,) aufzutreten. Ein langer Zeitraum also der Vorbereitung! Die seltene Stärke des Geistes, die dazu gehört, so lange einer Idee zu leben, ihr die Aussicht zu Beförderung, häuslichem Glück, aufzuopfern, in den Jahren, wo der gewöhnliche Mensch nur diese Wünsche kennt, bezeichnet den außerordentlichen Mann.

Kaum war auch die Nachricht bekannt geworden, daß er die Geschichte der Schweiz von Grund aus bearbeiten wolle, als sich hier Alles beeiferte, ihn zu unterstützen. Mehrere der ersten Männer des Staats öffneten ihm ihre Sammlungen; die Archive von Klöstern und Städten standen ihm zu Gebot; ja, der Rath seiner Vaterstadt erwarb sich das bleibende Verdienst, über die gewöhnliche Form sich wegsetzend, ihm zu vergönnen, auswärts zu leben, indem er viele Jahre seine Stelle ihm dennoch offen ließ. Konnte es für einen edlen, für das Große empfänglichen Geist eine größere Aufmunterung geben? Wenn Beweise der öffentlichen Achtung nach geleisteten Diensten hohe Vergeltung sind, welche Aufmunterung müssen nicht die Beweise der öffentlichen Erwartung vor denselben sein? Aber welche ausgezeichnete Eigenschaften mußte nicht auch der Jüngling besitzen, der diese so früh erregen konnte?

Wenn in der Geschichte der Meister Herr seines Stoffs sein muß, so ist es doch gewiß nicht weniger wahr, daß zuerst der Stoff den Meister bildet. In einem ganz ausgezeichneten Grade war dieses aber bei dem Stoff der Fall, den Müller sich wählte. Der Staat, dessen Geschichte er behandeln wollte, hatte nicht die politische Einheit großer Monarchien oder Republiken. Es war ein Agregat verbündeter Staaten, nicht auf einmal, sondern allmählich entstanden; selbst ohne bleibende Centralregierung für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten. Die einzelnen Glieder dieses Bundes sind höchst ungleich, in ihren Verfassungen, wie in ihrem Umfange; aber auch nicht weniger in ihren Verhältnissen. Des Allgemeinen war wenig, des Besondern desto mehr. Das Studium mußte also nothwendig von dem Einzelnen ausgehen. Eben darum aber war hier der Stoff so ganz dazu geeignet, den Geschichtforscher zu bilden, indem er allmählig Herr desselben wurde. Historisches Studium findet seine eigentliche Nahrung in dem Studium des Einzelnen, Je tiefer es eindringt in dieses, um desto mehr Befriedigung. Wer ohne dieses sich befriedigt fühlt, ist kein Geschichtforscher; wenn gleich auch der Geschichtforscher bald die Gränzen erblickt, über die er nicht hinaus gehen kann. Von der Erforschung des Einzelnen sich zur Ansicht des Allgemeinen zu erheben, ist die Sache des Genies; wer mit dem Allgemeinen anfängt, erbauet ein Gebäude ohne Grund. Wahrheiten, wie es scheint, jedem von selbst einleuch-

tend; aber bedürfen nicht gerade die einleuchtendsten Wahrheiten gegenwärtig am meisten der Wiederholung?

So war es also die Specialgeschichte der einzelnen Bestandtheile der Eidgenossenschaft, von denen Müllers Studien ausgehen mußten; die Schicksale kleiner Völkerschaften, meist aber von Oertern und Städten. Kein anderer Theil der Geschichte führt in ein so tiefes Detail; kein anderer gewährt in den meisten Fällen dem Forscher so viele Befriedigung. Was in dem Innern der Kabinette verhandelt wurde, läßt meist sich nur aus den Folgen errathen; die Berathschlagungen selber, ihr Gang, die Ansichten der Rathgebenden, zeichnete gewöhnlich kein Schreiber auf. Das Entstehen, der Wachsthum, die Blüthe und das Sinken der Gemeinwesen blieben dagegen meistentheils keine Geheimnisse. Die Chronikenschreiber verzeichneten ihre Schicksale und Veränderungen; und die Archive bewahrten die Urkunden davon auf. So eröffnete sich dem Forscher, selbst bei einem beschränkten Staat, dennoch ein unermeßliches Feld für seinen Fleiß. Die Studien, denen er sich widmen mußte, waren, im gewöhnlichen Sinne des Worts, größtentheils trockene Studien; nur durch das lebendige Interesse, das er selber für sie gefaßt hatte, konnten sie wiederum Leben gewinnen. Auf der andern Seite — wie unerläßlich auch diese Forschungen sind, so sind sie doch zugleich von der Beschaffenheit, daß sie den Geist nicht nur ermüden, sondern auch erdrücken können. Viele vortreffliche Köpfe verloren durch stete Beschäftigung mit dem Einzelnen, jede größere und freiere Ansicht, ohne welche kein großer Geschichtschreiber sich bildet.

Vor diesen Gefahren wußte sich Müller allerdings durch sich selber zu schützen; aber die Umstände begünstigten ihn zugleich. Während er sich in Chroniken und Urkunden begrub, genoß er immer daneben des Umgangs der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, und lebte zugleich mit den ersten Köpfen des Alterthums. Ein günstiges Geschick führte ihn nach Genf, nur dem Namen nach als Erzieher der Söhne von Jacob Tronchin, weit mehr als Freund des Vaters, der viel Sinn für Müllers Lieblingsstudien hatte. Dazu kam bald eine enge Verbindung mit einem der ehrwürdigsten Männer, Bonnet, ihm mehr Vater als Freund, in dessen Hause er leben konnte, ohne eine der Sorgen des Lebens zu fühlen. Aber der Aufenthalt in Genf überhaupt gewährte Vortheile, wie kaum ein anderer Ort in Europa sie gewähren konnte. Es gab schwerlich eine andere Stadt, selbst die großen Hauptstädte nicht ausgenommen, die ein solcher Sammelplatz ausgezeichneter Männer gewesen wäre. Mehrere hatten hier ihren Wohnsitz auf immer, andere auf einige Zeit. Dazu das immer rege innere politische Getreibe dieses kleinen Freistaats! Wo hätte also ein ähnlicher Umlauf von Ideen Statt finden können? Müllern ward aber das Glück zu Theil, hier auch im Umgange mit auswärtigen praktischen Staatsmännern zu stehen; mit Alleyn Fitzherbert, nachmaligen Lord St. Helens, mit Thomas Boone, gewesenem Gouverneur von Süd-Carolina, demnächst Direktor des Londner Zollhauses, mit dem er in eine enge Verbindung trat, die eine lange Reihe von Jahren nicht hat schwächen können.

Es war ein unterscheidender Zug in Müllers Charakter, daß der Sinn für praktische Politik sich früh bei ihm entwickelte. Als er sich den historischen Studien widmete, geschah es nicht bloß mit dem Vorsatz, gelehrter Forscher und Schriftsteller zu werden; sondern in der Hoffnung, vielleicht dadurch sich den Eingang in die politische Laufbahn zu eröffnen. In welchem Umgange konnte aber jener Sinn für praktische Staatskunst mehr Nahrung finden, als in dem, in welchem er hier stand? Aber welche Vorbereitung zugleich für den Geschichtschreiber! Was ist er ohne Sinn für das wirkliche Leben; ohne Kenntniß von dem Gange und der Behandlung der Geschäfte; er, der das große Gemälde von diesem allen entwerfen soll? Auch in spätern Jahren ward Müllern das Glück zu Theil, nicht bloß auf seinem Studierzimmer zu leben, sondern zugleich durch seinen Aufenthaltsort und seine Stellen in Verbindung mit Geschäftsmännern zu stehen, selbst nicht ohne Einfluß auf Staatsgeschäfte zu bleiben; aber diese Verhältnisse des männlichen Alters waren natürlich von anderer Art als die des Jünglings mit Männern, die zu seiner Bildung halfen, weil sie seine Talente erkannten. So ward dieser Aufenthalt in Genf für ihn entscheidend wichtig, und machte ihn ohnedem völlig zum Meister derjenigen Sprache, ohne welche der Eintritt in die politische Bahn jetzt verschlossen bleibt.

Aber wenn der Umgang mit den Lebenden ihn bildete, so that es in eben diesem Zeitraum noch weit mehr der Umgang mit den Todten. Es war dies die Periode, wo sein Geist die Reife erhalten hatte, die für Lektüre nothwendig ist. Sichtbar hat, was er damals las, auf seine nachmalige Ausbildung am meisten gewirkt; und glücklicherweise finden sich eben über diesen Gegenstand in seinen Briefen die genügendsten Aufschlüsse. Er verdient es aber um so viel mehr, daß wir bei ihm etwas länger verweilen, da Müller auch in der Einrichtung seiner Lektüre ein Muster aufgestellt hat, das jungen Männern nicht genug zur Nachahmung empfohlen werden kann.

Müller hat sehr viel, aber in einem gewissen

Sinn auch sehr wenig gelesen. Für Unterricht und Belehrung war seine Lektüre unermeßlich; für practische und ästhetische Bildung blieb sie in engen Schranken. Für diese las er nur Meisterwerke; für jene viel zu lesen forderten schon seine Vorarbeiten zu der Schweizergeschichte; noch weit mehr aber seine nachmaligen Studien der Universalhistorie. Allein dieses viele Lesen blieb doch bei ihm sehr weit von zweckloser Vielleserei entfernt. Von dieser Pest der neuern Zeit erhielt sich Müller in der entscheidenden Periode seines Lebens ganz rein; und eben diese Herrschaft über sich selbst ist es, der er den nachmaligen Charakter seiner Geistesbildung verdankte. Für den schon gereiften Mann kann Vielleserei vielleicht unschädlich sein; für den Jüngling ist sie durchaus verderblich. Bei ihm tödtet sie alles lebendige und bleibende Interesse, und damit zugleich die ganze Knospe der künftigen Entwicklung. Nur das Neue hat für ihn Reiz, weil es neu ist; und wie bald wird nicht jedesmal das Neue durch das Neuere verdrängt? Der Umgang mit Büchern ist wie der Umgang mit Menschen. Das Anschließen und die Bekanntschaft mit einzelnen edlen Männern ist es, die uns veredelt; das Umhertreiben unter einer Schaar stets wechselnder Freunde gewährt höchstens einen Zeitvertreib.

Welche Schriftsteller Müller zu seiner Bildung las, hat er uns selber gesagt. Es waren sowohl alte als neue; blinde Vorliebe für die Litteratur irgend eines Volks blieb ihm ganz fremd; er ergriff das Vortreffliche, wo er es fand. Aber Ein Charakter mußte dem Schriftsteller eigen sein, der ihn fesseln sollte; er mußte ihn denken lehren. So wurde daher das Lesen solcher Schriftsteller zugleich für ihn selbst wahres Studium; er las, er dachte, er commentirte. Griechen und Römer standen freilich bei ihm oben an, aber die Neuern wurden darum nicht vergessen. Unter den griechischen Prosaikern waren es vor allen Thucydides und Polybius, die ihn fesselten. Sie waren ihm die Lehrer der Staatskunst, die sie nicht in Büchern, die sie durch eigene Theilnahme an den Geschäften, die sie als Anführer, oder auch als Freunde und Vertraute der großen Männer ihrer Zeiten erlernt hatten.

Daß unter den römischen Geschichtschreibern Tacitus vor andern Müllern beschäftigen würde, ließ sich erwarten, eben weil er ihm am meisten zu denken gab. Die Liebe zu ihm wuchs aus eben dem Grunde bei wiederholter Lektüre, weil er fortdauernd reichere Nahrung für seinen Geist fand. „Ich lese Tacitus zum andernmal, „aber es ist nicht der gleiche Tacitus. So oft „ich ihn lese, erscheint er mir als über den, wel„chen ich gelesen hatte." Diese Vorliebe, und diese steigende Bewunderung hatte Müller mit andern, vielleicht mit allen, Denkern gemein, die sich mit dem Römer beschäftigen. Aber was ihn über diese erhebt, was uns das rühmlichste scheint, das wir in der Geschichte seiner Bildung von ihm zu sagen wissen, ist dieses, daß selbst dieser gewaltige Geist ihn nicht zu blenden vermochte. Es war unmöglich, daß er sich nicht an ihn angeschlossen hätte; aber fesseln ließ er sich nicht von ihm. Er ahnete gleichsam, daß die Manier des Tacitus, ganz aus der Persönlichkeit des Schriftstellers hervorgehend, nicht das allgemeine Muster sei; aber ganz ward dieses erst bei ihm zur Klarheit gebracht durch Cäsars Commentarien. Nicht auf einmal, weil sie nichts haben, das blendet, aber allmählich ward das Gefühl bei ihm zur Ueberzeugung, daß die Schriften des ersten der Feldherren auch zugleich die ersten Muster der historischen Schreibart und Behandlung seien. „Ich gestehe, daß mich Cä„sar dem Tacitus untreu macht. Zierlicher und „reiner zu schreiben ist unmöglich; in ihm ist die „wahre Präcision; indem er alles Nöthige und „nichts weiter sagt; er schreibt als ein Staats„mann von allem ohne Eifer. Tacitus als Phi„losoph und Redner, und als ein Mann, wel„cher das menschliche Geschlecht liebte, wird bis„weilen eifrig. Wenn ich mich an ihn halte, „so kann ich zu Ausschweifungen verführt wer„den; mein Cäsar kann mich nie verführen." Der zwanzigjährige Jüngling, der so urtheilen konnte, beurkundete eben dadurch, daß er der nahe Geistesverwandte der Männer sei, über die er urtheilte. Seinen vollen Werth jedoch erhält dies Urtheil nicht blos durch sich selber, sondern noch mehr durch die Quelle, aus der es floß. Denn diese Quelle, was ist sie anders, als jener reine durchaus unbestechliche Wahrheitssinn; diese erste und letzte Forderung an den Historiker, ohne welche alle blendende Vorzüge, aller Glanz des Neuen, alle Kunst der Darstellung wenig oder gar keinen Werth haben?

Unter den neuern Historikern waren es vor allen Italiäner, Guicciardini und Davila, welche Müllern fesselten; hauptsächlich weil sie nicht blos Schriftsteller, sondern zugleich Staatsmänner waren. Guicciardini mußte ohnedem durch das große Detail, in welches er hineingeht, Müllern am meisten befriedigen. Schwerlich lernt man auch aus einem andern Geschichtschreiber den Geist der italiänischen Politik richtiger beurtheilen: und ist gleichwohl diese Kenntniß nicht die Einleitung zu der Geschichte des neueren Europas überhaupt? Der große Name von Hume, auch die Anerkennung seiner Vorzüge, konnten Müllern nicht bestechen, sein natürliches Gefühl zu verläugnen. „Wir lesen Hume; ein

großer Geschichtschreiber; aber er ist entsetzlich gedehnt!“ Ein inniges Anschließen an Hume war freilich bei Müllern unmöglich. Sie stehen sich gleichsam als Extreme einander gegenüber; die sprudelnde Lebendigkeit des Schweizers paßte nicht zu der fast phlegmatischen Ruhe des Britten, die nicht wie bei Cäsar aus der Herrschaft über die Leidenschaften, sondern aus ihrer Abwesenheit hervorging.

Mehr jedoch als diese eigentlichen Historiker waren es zwei ihnen nahe verwandte politische Schriftsteller, welche auf die Bildung von Müller den entschiedensten Einfluß erhielten; Montesquieu und Machiavelli; letzterer nicht sowohl durch seine Geschichte und durch seinen Fürsten als vielmehr durch seine Discorsi). „Ich lese Machiavelli, und werde in meinem Entzücken über diesen großen Geist gestärkt. Wie viel besser ist hier der Commentar, als der Text!“ Das so oft wiederholte Lob Montesquieu's braucht nicht durch einzelne Stellen bestätigt zu werden. Warum gerade diese Schriftsteller am stärksten auf Müllern wirkten, erklärt sich aus dem obigen von selbst. Sie sind es, die vor andern denken lehren; sie waren es, in denen unter den Neueren der Geist des historischen Raisonnements sich entwickelt hat. Wenn Machiavelli nicht so stark und allgemein wirkte als Montesquieu, so geschah es theils weil sein Stoff, theils weil die Sprache, in der er schrieb, weniger allgemein war. Auch ist an Reichthum der Gedanken ihm Montesquieu überlegen; wenn auch an politischer Wahrheit der Italiäner vorangeht. Das Werk von Montesquieu ist unter allen politischen Werken der beste Wetzstein für den Geist. So ward es auch von Müllern gebraucht; so konnte er es brauchen ohne Beeinträchtigung seiner Selbstständigkeit.

Ueber die großen Prosaiker wurden die Dichter nicht vergessen; aber sie blieben ihnen untergeordnet. „Ich gestehe, heißt es einmal, daß ich in schönen Wissenschaften fast nichts lese; die alten Geschichtschreiber und Redner nehme ich aus. Mir däucht allezeit, das vornehmste sei der Umgang der großen Staatsmänner, des Polybius, des Demosthenes, des Davila u. a.“ Aber daß dies nicht so streng zu nehmen sei, oder vielmehr nur von dem damaligen Zeitpunkt gelte, zeigen viele andere Stellen seiner Briefe. Kann sich ohne Sinn für Poesie, ohne Bekanntschaft mit ihr, ein großer Geschichtschreiber bilden? Diese Frage scheint nicht leicht im Allgemeinen beantwortet werden zu können. Gleichwohl scheint sie in eins mit der mehrumfassenden zusammen zu fließen: welchen Einfluß Einbildungskraft und Gefühl auf die historische Komposition haben sollen? Ohne Zweifel kann diese ihr erstes Verdienst, Wahrheit der Fakten haben, ohne daß Imagination und Gefühl daran Antheil nehmen; ja sie können dieser leicht selbst gefährlich werden. Und gleichwohl ohne sie — was bleibt historische Komposition? Ein nacktes Gerippe, ohne inneres Leben, ohne Wirkung auf den Leser. Soll die historische Komposition das Verdienst der Darstellung haben, so kann sie nicht ohne sie sein; und weit entfernt, daß sie geradezu dem historischen Geist entgegen wären, sind sie vielmehr wesentliche Bestandtheile desselben. Aber der Historiker muß eine Herrschaft über sie auszuüben wissen, die weit unumschränkter als die des Dichters ist. Der Dichter räumt ihnen ungestraft den Schein der Herrschaft über sich ein; der Historiker darf nie so viel sich vergeben; die Gränzlinie zwischen historischer und poetischer Komposition läuft hier gewiß sehr fest und bestimmt; sie genau zu ziehen erforderte aber eine eigene Abhandlung. Dichterlektüre ist daher dem Geschichtschreiber nicht blos für seine Jugendbildung nöthig; er bedarf ihrer auch im reifern Alter; sie bleibt ihm das Mittel, seinem Geist jene Frische zu erhalten, die allein seinen Werken ein lebendiges Kolorit geben kann. Virgil und Homer, die Aeneide und die Iliade waren es, an welchen Müller sein poetisches Gefühl erwärmte. „Ich habe die Iliade geendigt, unwillig, daß der göttliche Homer nicht 240 Rhapsodien statt 24 gesungen.“ Daß die Epiker am meisten den Historiker fesselten, mag natürlich scheinen; aber der Grund dieses Wohlgefallens lag dennoch nicht in der Form der Poesie. Denn mehr als diese Epiker scheint ihn ein Tragiker gefesselt zu haben: und zwar der, dessen ganzen Werth nur der sehr gebildete Geist zu fassen vermag. „Als ich den Oedipus auf Colonus des Sophokles gelesen hatte, stand ich auf; ich empfand ein Gefühl, welches mir ganz ungewöhnlich war, da ich sah, daß in einer menschlichen Sprache für die Leidenschaft solche Ausdrücke seien! So erklärt sich sein Ausruf an einer andern Stelle: „Lesen ist nichts, lesen und denken etwas; denken und fühlen die Vollkommenheit!“

## Das Inquisitionsgericht*).

Von F. v. Schiller.

Philipp der Zweite sahe sich nicht sobald durch den Frieden von Chateau-Cambresis im ruhigen Besitze seiner Reiche, als er sich ganz dem großen Werke der Glaubensreinigung hingab, und die Furcht seiner niederländischen Untertha-

*) Aus dessen: Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung.

nen mehr machte. Die Verordnungen, welche sein Vater gegen die Ketzer hatte ergehen lassen, wurden in ihrer ganzen Strenge erneuert, und schreckliche Gerichtshöfe, denen nichts als der Name Inquisition fehlte, wachten über ihre Befolgung. Aber sein Werk schien ihm kaum zur Hälfte vollendet, so lange er die spanische Inquisition nicht in ihrer ganzen Form in diese Länder verpflanzen konnte — ein Entwurf, woran schon der Kaiser gescheitert hatte.

Eine Stiftung neuer Art und eigner Gattung ist diese spanische Inquisition, die im ganzen Laufe der Zeiten kein Vorbild findet, und mit keinem geistlichen, keinem weltlichen Tribunale zu vergleichen steht. Inquisition hat es gegeben, seitdem die Vernunft sich an das Heilige wagte, seitdem es Zweifler und Neuerer gab; aber erst um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, nachdem einige Beispiele der Abtrünnigkeit die Hierarchie aufgeschreckt hatten, baute ihr Innocentius der Dritte einen eigenen Richterstuhl, und trennte auf eine unnatürliche Weise die geistliche Aufsicht und Unterweisung von der strafenden Gewalt. Um desto sicherer zu sein, daß kein Menschengefühl und keine Bestechung der Natur die starre Strenge ihrer Statuten auflöse, entzog er sie den Bischöfen und der säkularischen Geistlichkeit, die durch die Bande des bürgerlichen Lebens noch zu sehr an der Menschheit hing, um sie Mönchen zu übertragen, einer Abart des menschlichen Namens, die die heiligen Triebe der Natur abgeschworen, dienstbaren Kreaturen des römischen Stuhls. Deutschland, Italien, Spanien, Portugal und Frankreich empfingen sie; ein Franziskanermönch saß bei dem fürchterlichen Urtheile über die Tempelherrn zu Gerichte; einigen wenigen Staaten gelang es, sie auszuschließen, oder der weltlichen Hoheit zu unterwerfen. Die Niederlande waren bis zur Regierung Karls des Fünften damit verschont geblieben; ihre Bischöfe übten die geistliche Censur, und in außerordentlichen Fällen pflegte man sich an fremde Inquisitionsgerichte, die französischen Provinzen nach Paris, die deutschen nach Cöln zu wenden *).

Aber die Inquisition, welche jetzt gemeint ist, kam aus dem Westen von Europa, anders in ihrem Ursprunge und anders an Gestalt. Der letzte maurische Thron war im funfzehnten Jahrhundert in Grenada gefallen, und der sarazenische Gottesdienst endlich dem überlegnen Glücke der Christen gewichen. Aber neu und noch wenig befestigt war das Evangelium in diesem jüngsten christlichen Königreiche, und in der trüben Mischung ungleichartiger Gesetze und Sitten hatten sich die Religionen noch nicht geschieden. Zwar hatte das Schwert der Verfolgung viele Tausend Familien nach Afrika getrieben, aber ein weit größerer Theil, von dem geliebten Himmelstriche der Heimath gehalten, kaufte sich mit dem Gaukelspiele verstellter Bekehrung von dieser schrecklichen Nothwendigkeit los, und fuhr an christlichen Altären fort, seinem Mahomed und Moses zu dienen. So lange es seine Gebete nach Mecca richtete, war Grenada nicht unterworfen; so lange der neue Christ im Innersten seines Hauses wieder zum Juden und Muselmann wurde, war er dem Throne nicht gewisser, als dem römischen Stuhle. Jetzt war es nicht damit gethan, dieses widerstrebende Volk in die äußerliche Form eines neuen Glaubens zu zwingen, oder es der siegenden Kirche durch die schwachen Bande der Ceremonie anzutrauen; es kam darauf an, die Wurzel einer alten Religion auszurotten, und einen hartnäckigen Hang zu besiegen, der durch die langsam wirkende Kraft von Jahrhunderten in seine Sitten, seine Sprache, seine Gesetze gepflanzt worden, und bei dem fortdauernden Einflusse des vaterländischen Bodens und Himmels in ewiger Uebung blieb. Wollte die Kirche einen vollständigen Sieg über den feindlichen Gottesdienst feiern, und ihre neue Eroberung vor jedem Rückfalle sicher stellen, so mußte sie den Grund selbst unterwühlen, auf welchen der alte Glaube gebaut war; sie mußte die ganze Form des sittlichen Charakters zerschlagen, an die er aufs Innigste geheftet schien. In den verborgensten Tiefen der Seele mußte sie seine geheimen Wurzeln ablösen, alle seine Spuren im Kreise des häuslichen Lebens und in der Bürgerwelt auslöschen, jede Erinnerung an ihn absterben lassen, und wo möglich selbst die Empfänglichkeit für seine Eindrücke tödten. Vaterland und Familie, Gewissen und Ehre, die heiligen Gefühle der Gesellschaft und der Natur sind immer die ersten und nächsten, mit denen Religionen sich mischen, von denen sie Stärke empfangen, und denen sie sie geben. Diese Verbindung mußte jetzt aufgelöst, von den heiligen Gefühlen der Natur mußte die alte Religion gewaltsam gerissen werden — und sollte es selbst die Heiligkeit dieser Empfindungen kosten. So wurde die Inquisition, die wir zum Unterschiede von den menschlicheren Gerichten, die ihren Namen führen, die spanische nennen. Sie hat den Kardinal Ximenes zum Stifter; ein Dominikanermönch, Torquemada, stieg zuerst auf ihren blutigen Thron, gründete ihre Statuten, und verfluchte mit diesem Vermächtnisse seinen Orden auf ewig. Schändung der Vernunft und Mord der Geister heißt ihr Gelübde; ihre Werkzeuge sind Schrecken und Schande. Jede Leidenschaft steht in ihrem

*) Hopper Memoires des Troubles des Pays-bas, in vita Vigl, 65 sq.

Solde, ihre Schlinge liegt in jeder Freude des Lebens. Selbst die Einsamkeit ist nicht einsam für sie; die Furcht ihrer Allgegenwart hält selbst in den Tiefen der Seele die Freiheit gefesselt. Alle Instinkte der Menschheit hat sie herabgestürzt unter den Glauben; ihm weichen alle Bande, die der Mensch sonst am heiligsten achtet. Alle Ansprüche auf seine Gattung sind für einen Ketzer verscherzt; mit der leichtesten Untreue an der mütterlichen Kirche hat er sein Geschlecht ausgezogen. Ein bescheidner Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papstes wird geahndet wie Vatermord, und schändet wie Sodomie; ihre Urtheile gleichen den schrecklichen Fermenten der Pest, die den gesundesten Körper in schnelle Verwesung treiben. Selbst das Leblose, das einem Ketzer angehörte, ist verflucht; ihre Opfer kann kein Schicksal ihr unterschlagen; an Leichen und Gemälden werden ihre Sentenzen vollstreckt; und das Grab selbst ist keine Zuflucht vor ihrem entsetzlichen Arme.

Die Vermessenheit ihrer Urtheilssprüche kann nur von der Unmenschlichkeit übertroffen werden, womit sie dieselben vollstreckt. Indem sie Lächerliches mit Fürchterlichem paart und durch die Seltsamkeit des Aufzugs die Augen belustigt, entkräftet sie den theilnehmenden Affekt durch den Kitzel eines andern; im Spott und in der Verachtung ertränkt sie die Sympathie. Mit feierlichem Pompe führt man den Verbrecher zur Richtstatt, eine rothe Blutfahne weht voran, der Zusammenklang aller Glocken begleitet den Zug; zuerst kommen Priester im Meßgewande, und singen ein heiliges Lied. Ihnen folgt der verurtheilte Sünder, in ein gelbes Gewand gekleidet, worauf man schwarze Teufelsgestalten abgemalt sieht. Auf dem Kopfe trägt er eine Mütze von Papier, die sich in eine Menschenfigur endigt, um welche Feuerflammen schlagen und scheußliche Dämonen herumfliegen. Weggekehrt von dem ewig Verdammten wird das Bild des Gekreuzigten getragen; ihm gilt die Erlösung nicht mehr. Dem Feuer gehört sein sterblicher Leib, wie den Flammen der Hölle seine unsterbliche Seele. Ein Knebel sperrt seinen Mund, und verwehrt ihm, seinen Schmerz in Klagen zu lindern, das Mitleid durch seine rührende Geschichte zu wecken, und die Geheimnisse des heiligen Gerichts auszusagen. An ihn schließt sich die Geistlichkeit im festlichen Ornate, die Obrigkeit und der Adel; die Väter die ihn gerichtet haben, beschließen den feierlichen Zug. Man glaubt eine Leiche zu sehen, die zu Grabe geleitet wird, und es ist ein lebendiger Mensch, dessen Qualen jetzt das Volk so schauderhaft unterhalten sollen. Gewöhnlich werden diese Hinrichtungen auf hohe Feste gerichtet, wozu man eine bestimmte Anzahl solcher Unglücklichen in den Kerkern des heiligen Hauses zusammenspart, um durch die Menge der Opfer die Handlung zu verherrlichen; und alsdann sind selbst die Könige zugegen. Sie sitzen mit unbedecktem Haupte auf einem niedrigern Stuhle, als der Großinquisitor, dem sie an einem solchen Tage den Rang über sich geben — und wer wird nun vor einem Tribunale nicht erzittern, neben welchem die Majestät selbst versinkt?

Die große Glaubensrevolution durch **Luther** und **Calvin** brachte die Nothwendigkeit wieder zurück, welche diesem Gerichte seine erste Entstehung gegeben, und was anfänglich nur erfunden war, das kleine Königreich Grenada von den schwachen Ueberresten der Sarazenen und Juden zu reinigen, wurde jetzt das Bedürfniß der ganzen katholischen Christenheit. Alle Inquisitionen in Portugal, in Italien, Deutschland und Frankreich nahmen die Form der spanischen an, sie folgte den Europäern nach Indien, und errichtete in Goa ein schreckliches Tribunal, dessen unmenschliche Proceduren uns noch in der Beschreibung durchschauern. Wohin sie ihren Fuß setzte, folgte ihr die Verwüstung; aber so wie in Spanien, hat sie in keiner andern Weltgegend gewüthet. Die Todten vergißt man, die sie geopfert hat; die Geschlechter der Menschen erneuern sich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die sie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, eh' ihre Spuren verschwinden. Eine geistreiche treffliche Nation hat sie mitten auf dem Wege zur Vollendung aufgehalten, aus einem Himmelsstriche, worin es einheimisch war, das Genie verbannt, und eine Stille, wie sie auf Gräbern ruht, in dem Geiste eines Volks hinterlassen, das vor vielen andern, die diesen Welttheil bewohnen, zur Freude berufen war.

Den ersten Inquisitor setzte **Karl der Fünfte** im Jahr 1522 in Brabant ein. Einige Priester waren ihm als Gehülfen an die Seite gegeben; aber er selbst war ein Weltlicher. Nach dem Tode **Adrians des Sechsten** bestellte sein Nachfolger, **Clemens der Siebente**, drei Inquisitoren für alle niederländische Provinzen, und **Paul der Dritte** setzte diese Zahl wiederum bis auf zwei herunter, welche sich bis auf den Anfang der Unruhen erhielten. Im Jahre 1530 wurden, mit Zuziehung und Genehmigung der Stände, die Edikte gegen die Ketzer ausgeschrieben, welche allen folgenden zu Grunde liegen, und worin auch der Inquisition ausdrücklich Meldung geschieht. Im Jahr 1550 sahe sich **Karl der Fünfte** durch das schnelle Wachsthum der Sekten gezwungen, diese Edikte zu erneuern und zu schär-

fen, und bei dieser Gelegenheit war es, wo sich die Stadt Antwerpen der Inquisition widersetzte, und ihr auch glücklich entging. Aber der Geist dieser niederländischen Inquisition war, nach dem Genius des Landes, menschlicher, als in den spanischen Reichen, und noch hatte sie kein Ausländer, noch weniger ein Dominikaner verwaltet. Zur Richtschnur dienten ihr die Edikte, welche Jedermann kannte; und eben darum fand man sie weniger anstößig, weil sie, so streng sie auch richtete, doch der Willkühr weniger unterworfen schien und sich nicht, wie die spanische Inquisition, in Geheimniß hüllte.

Aber eben dieser letztern wollte **Philipp** einen Weg in die Niederlande bahnen, weil sie ihm das geschickteste Werkzeug zu sein schien, den Geist dieses Volks zu verderben, und für eine despotische Regierung zuzubereiten. Er fing damit an, die Glaubensverordnungen seines Vaters zu schärfen, die Gewalt der Inquisitoren je mehr und mehr auszudehnen, ihr Verfahren willkührlicher und von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit unabhängiger zu machen. Bald fehlte dem Tribunale zu der spanischen Inquisition wenig mehr, als der Name und Dominikaner. Bloßer Verdacht war genug, einen Bürger aus dem Schooße der öffentlichen Ruhe, aus dem Kreise seiner Familie herauszustehlen, und das schwächste Zeugniß berechtigte zur Folterung. Wer in diesen Schlund hinabfiel, kam nicht wieder. Alle Wohlthaten der Gesetze hörten ihm auf. Ihn meinte die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenseits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnsinn nach Gesetzen, die für Menschen nicht gelten. Nie erfuhr der Deliquent seinen Kläger und sehr selten sein Verbrechen: ein ruchloser, teuflischer Kunstgriff, der den Unglücklichen zwang, auf seine Verschuldung zu rathen, und im Wahnwitze der Folterpein, oder im Ueberdrusse einer langen lebendigen Beerdigung, Vergehungen auszusagen, die vielleicht nie begangen oder dem Richter doch nie bekannt worden waren. Die Güter der Verurtheilten wurden eingezogen und die Angeber durch Gnadenbriefe und Belohnungen ermuntert. Kein Privilegium, keine bürgerliche Gerechtigkeit galt gegen die heilige Gewalt. Wen sie berührte, den hatte der weltliche Arm verloren. Diesem war kein weiterer Antheil an ihrer Gerichtspflege verstattet, als mit ehrerbietiger Unterwerfung ihre Sentenzen zu vollstrecken. Die Folgen dieses Instituts mußten unnatürlich und schrecklich sein. Das ganze zeitliche Glück, selbst das Leben des unbescholtensten Mannes war nunmehr in die Hände eines jeden Nichtswürdigen gegeben. Jeder verborgene Feind, jeder Neider hatte jetzt die gefährliche Lockung einer unsichtbaren und unfehlbaren Rache. Die Sicherheit des Eigenthums, die Wahrheit des Umgangs war dahin. Alle Bande des Gewinns waren aufgelöst; alle des Bluts und der Liebe. Ein ansteckendes Mißtrauen vergiftete das gesellige Leben; die gefürchtete Gegenwart eines Lauschers erschreckte den Blick im Auge und den Klang in der Kehle. Man glaubte an keinen redlichen Mann mehr, und galt auch für keinen. Guter Name, Landsmannschaften, Verbrüderungen, Eide selbst und Alles, was Menschen für heilig achten, war in seinem Werthe gefallen. — Diesem Schicksale unterwarf man eine große blühende Handelsstadt, wo hunderttausend geschäftige Menschen durch das einzige Band des Vertrauens zusammenhalten. Jeder unentbehrlich für jeden, und jeder zweideutig, verdächtig. Alle durch den Geist der Gewinnsucht an einander gezogen und auseinander geworfen durch Furcht. Alle Grundsäulen der Geselligkeit umgerissen, wo Geselligkeit der Grund alles Lebens und aller Dauer ist *).

---

## Der Sieg bei Höchstädt am 13. August 1704 †).

Von J. G. Pahl.

Der Kurfürst **Maximilian Emanuel** von **Baiern**, der im Jahre 1679 den Thron seiner Väter bestieg, war ein Regent von ausgezeichneter Geisteskraft, und tapferm, in kühnen Bestrebungen sich ankündigendem Muthe. Die Achtung und der Dank, die sich die Großen der Welt durch weise und pflichtmäßige Verwaltung der Länder und durch stille Förderung des allgemeinen Wohls erwerben, hatten für ihn keinen Reiz; dagegen fühlte er sich unwiderstehlich angezogen und erregt durch den Ruhm, der den Namen des Helden und des Eroberers verherrlicht; die unruhige Kraft, die in ihm war, fand keine Rast in irgend einer bestimmten Grenze, und Land und Leute schienen ihm nur gegeben, um sich ihrer als Mittel zur Befriedigung seines Ehrgeizes und zur Ausführung seiner stolzen Anschläge bedienen zu können. Es gewährten ihm in der Jugend seines Lebens die Kriege, welche damals der Kaiser **Leopold** gegen die Türken führte, einen schönen Spielraum, um sich in großen Kämpfen zu versuchen, und es melden die Annalen jener Zeiten nicht nur, mit welcher Macht er zu wiederholten Malen gegen den Feind des christlichen Namens ausgezogen sei, sondern

*) Grotius. L. I. 9. 10.

†) Aus Pahl's **Herda** Bd. 4, S. 68. flg.

auch wie er durch verständige Anschläge und tapfere Thaten unter den Fürsten der Heere geglänzt habe. Aber diese Anstrengungen waren kein Segen für sein Volk. Sie verzehrten in Kurzem den reichen Schatz, der unter der löblichen Regierung seines Vaters Ferdinand Maria war gesammelt worden; 30,000 Baiern fanden in den Gefilden von Ungarn ihr Grab; die Waffen entzogen dem Ackerbau und den Gewerben viele fleißige Hände; schwere Abgaben drückten das Land.

Für einen Fürsten von diesem Sinne mußte wohl die Aussicht auf die herrlichste Erbschaft, die irgend einem Sterblichen anfallen konnte, einen doppelten Werth haben. Er war nämlich mit der Prinzessin Marie Antonie von Oestreich vermählt, einer Nichte des Königs Karls II. von Spanien, mit dem sein Stamm sich zum Erlöschen neigte, und der Prinz Joseph war die Frucht dieser Ehe. Nichts schien mehr das Gelingen dieser großen Hoffnung hindern zu können. Der Erblasser welkte dahin; Jedermann schien die Rechte des Kurprinzen anzuerkennen; durch ein feierliches Testament setzte ihn der König (1698) zu seinem Thronfolger ein. Es werde, so hatte es das Ansehen, die Macht des Hauses Wittelsbach künftig von der Donau bis an die Säulen des Herkules, auf die Spitze des Aetna und in die Tiefen der südamerikanischen Gold- und Silberminen reichen. Aber unerwartet zerstörte die Vorsehung, was die Politik so mühsam und mit so großem Aufwande unfehlbar eingeleitet zu haben glaubte. In dem Augenblicke, in dem der Prinz Joseph im Begriffe war, dem Wunsche der Reichsstände gemäß, nach Spanien abzureisen, um dort nach den Sitten der Nation erzogen zu werden, die er einst beherrschen sollte, machte ein plötzlicher Tod seinem jugendlichen Leben ein Ende (1699). Es ward dem Kurfürsten schwer, diese Tücke des Schicksals zu ertragen. Um zu erlangen, was es ihm entrissen hatte, waren so große Aufopferungen von ihm gemacht worden. Er hatte sogar Jahre lang seine Erblande verlassen, um die Niederlande als spanischer Statthalter zu regieren, wo er durch unermeßlichen Aufwand der Nation darthat, was sie einst von einem Regenten seines Stammes erwarten dürfte. Dieser Aufwand wurde von den Kräften des ohnehin schon erschöpften Baierns bestritten. Man erhöhte die Steuern und erfand eine Menge neuer Gaben, unter denen damals schon die Stempeltare war. Dazu machte man Schulden so viel man konnte, und verkaufte sogar die kurfürstlichen Unterthanen und Güter an die Stände. Es kam das Sprüchwort in Lauf: „der Kurfürst habe Baiern in die Niederlande eingebrockt.“

Der König Ludwig XIV. von Frankreich, in seinem unaufhörlichen Streben, durch stete Erweiterung seiner Macht alle übrigen Staaten von Europa zu unterjochen, hatte seine Augen auf die spanische Monarchie geworfen, und indem er zu seinen Zwecken jedes Mittel sich erlaubte, den schwachen König Karl dahin vermocht, daß derselbe den Herzog Philipp von Anjou, Ludwig's zweiten Enkel, zum Erben aller seiner Lande einsetzte, welcher Verfügung aber der Kaiser Leopold, in Beziehung auf ein älteres Erbrecht, widersprach. Als nun Karl gestorben war (1. Nov. 1700), stritten sich Frankreich und Oesterreich über seine Hinterlassenschaft, und es begann der Morgen des achtzehnten Jahrhunderts mit einem blutigen und langwierigen Kriege, dessen Schrecken, zu Wasser und zu Lande sich verbreitend, die meisten Nationen von Europa ergriffen haben. Auf der einen Seite stand Frankreich, dem die spanische Nation, um dem Unglücke einer Zertrümmerung der Monarchie zu entgehen, sich ergeben hatte; auf der andern Oesterreich, mit dem Großbritanien, die vereinigten Niederlande, das teutsche Reich, Portugal und Savoyen sich verbanden, um der Gefahr einer neuen Weltherrschaft vorzubeugen, mit welcher die Vereinigung der französischen und spanischen Macht die Völker bedrohte.

In Paris war man indeß sehr thätig, um den Kurfürsten von Baiern in das französische Interesse zu ziehen. Man begriff, wie wichtig ein Bundesgenosse von diesem kriegerischen Charakter, und der im Besitze so ansehnlicher Hülfsmittel, werden konnte, zumal seine Stellung gegen den Feind, in der Mitte von Teutschland, besondere Vortheile darbot. Zugleich stand zu erwarten, daß sein Bruder Joseph Clemens seine Parthie nehmen werde, welcher, da er nicht nur den Kurhut von Köln, sondern auch die Infuln von Lüttich und Hildesheim trug, der gemeinen Sache eine bedeutende Verstärkung gewähren konnte. Der Sieg der französischen Politik war auch in diesem Falle nicht mehr schwer. Erst hatte man das väterliche Herz des Kurfürsten mit unversöhnlicher Entrüstung gegen den Kaiser erfüllt, indem man den Verdacht in ihm erregte, daß der Tod seines Prinzen eine Veranstaltung des österreichischen Hofes sei; und dann bot man seinem Ehrgeize Hoffnungen dar, deren Erfüllung ihn für den Verlust der spanischen Monarchie zum Theil entschädigen konnte. Ein Vertrag, den sein Gesandter, der Marquis von Bedmar, wenige Tage nach dem Tode des Königs Karl, in Paris abschloß, ertheilte ihm die Versicherung, daß die Kronen Frankreich und Spanien nicht

nur alle Kosten des Krieges tragen und ihm lebenslänglich ansehnliche Subsidien an Geld reichen, sondern auch, daß die Statthalterschaft in den Niederlanden ihm und seiner Nachkommenschaft auf ewige Zeiten verbürgt und er auf den teutschen Kaiserthron erhoben werden sollte, in dem Falle, daß das Glück der Waffen eine Erledigung desselben herbeiführen würde. Diese Verheißungen waren hinreichend, um den Kurfürsten in Frankreichs Fesseln zu verstricken. Die Kaiserkrone war eine unwiderstehliche Lockung für seine exaltirte Phantasie, und die Zusage großer Geldhülfen mußte ihm in seiner Noth über die Maßen willkommen sein, denn das kostbare Leben in den Niederlanden hatte die Zerrüttung seiner Finanzen auf einen so hohen Grad gebracht, daß er genöthigt war, seine Kleinode und selbst seinen Kurhut an die Holländer zu versetzen. Sobald er den Vertrag, den der Herr von Bedmar geschlossen, erhalten hatte, reiste er in der Verkleidung eines Jägers nach Versailles, um seine Zustimmung zu der getroffenen Uebereinkunft persönlich auszudrücken. Nach seiner Zurückkunft nach Brüssel ließ er den Herzog von Anjou als den Herzog von Brabant ausrufen. Zugleich gab er Befehl, dem heranziehenden französischen Heere alle Städte und Festungen zu öffnen. Er selbst verließ die Niederlande (22. März 1701) und ging nach München zurück, um hier die erforderlichen Vorbereitungen zur Ausführung seiner Pläne zu treffen. Das baierische Volk empfing ihn, nachdem es ihn so lange entbehrt hatte, mit unaussprechlicher Freude. Es beredete sich in seinem frommen Sinne, es bedürfe zur Wiederkunft besserer Zeiten nichts als der Anwesenheit eines Regenten, den es wegen seiner angenehmen Manieren und wegen seiner freundlichen Herablassung noch immer liebte.

Aber Max Emanuel war nicht gekommen, um den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Es wurde durch Vermehrung der alten und durch Errichtung neuer Regimenter der Stand des regelmäßigen Militärs auf 20,000 Mann gebracht; man verstärkte die Festungen, schaffte Kriegsgeräthe und Lebensmittel herbei, und bereitete alles dergestalt, daß man täglich losschlagen konnte. Zwar wollte der Kurfürst, daß der eigentliche Zweck seiner Rüstungen zur Zeit noch dem Kaiser und seinen Verbündeten verborgen bleiben sollte; aber er verrieth sich in den Unterhandlungen, die mit ihm angeknüpft wurden, zu deutlich, als daß man über seine Absichten hätte in Zweifel sein können. Er gestattete dem Kaiser den Durchzug österreichischer Truppen durch seine Lande nur unter lästigen Bedingungen. Er weigerte sich, der Association der vordern Reichskreise, so wie dem großen Bunde gegen Frankreich beizutreten, und als der Kaiser (17. Juni 1702) den Ständen das Ansinnen machte, daß der allgemeine Reichskrieg förmlich erklärt werden möchte, protestirte er auf das eifrigste dagegen, mit der Versicherung, „daß bisher nicht zu vernehmen gewesen, wie die Kronen Spanien und Frankreich dem Reiche oder dessen Ständen das geringste Leid zuzufügen oder etwas zu entziehen begehrt haben." Der Kurfürst von Köln hatte früher schon die Hülle fallen lassen, indem er in die Stadt Lüttich, sowie in die Städte und festen Plätze des Erzstifts unter nichtigem Vorwande französische Truppen aufnahm, und die von Seiten des Kaisers an ihn ergangenen Abmahnungen und Drohungen auf eine Weise erwiederte, welche die Absicht einer gänzlichen Aufhebung aller friedlichen Verhältnisse zu erkennen gab.

Während der Krieg bereits mit großer Thätigkeit am Ober- und Niederrhein geführt wurde und aller Augen auf Landau gerichtet waren, welches der junge römische König Joseph mit Thätigkeit und Erfolg belagerte, zog der Kurfürst seine gesammte Heeresmacht an dem Ufer des Lech, zwischen Ingolstadt und Augsburg, zusammen. Seine Versicherung, daß er diese kriegerische Stellung blos in der Absicht nehme, um seinen Ländern ihren Ruhestand zu sichern, war nicht hinreichend, die Besorgnisse niederzuschlagen, die aller Herzen erfüllten. Er säumte auch nicht, das Geheimniß seines Anschlags zu offenbaren. Er hatte beschlossen, durch Ueberraschung sich der Stadt Ulm zu bemächtigen, die durch ihre Lage Schwaben und Baiern beherrscht, und zur Vereinigung mit der französischen Hülfe, der man entgegen sah, große Vortheile darbot. Das Unternehmen wurde (8. September 1702) von dem Obristlieutenant Pechmann mit Verstand und Kühnheit ausgeführt. In wenigen Stunden waren die Baiern Meister der Stadt. Die Eroberung kostete beinahe kein Blut. Das gesammte Heer, das am Lechrain sich versammelt hatte, rückte die Donau herauf. Angst und Schrecken erfüllte die Gauen von Franken und Schwaben. Der Kurfürst sandte Eilboten an die ausschreibenden Stände der beiden letztern Kreise, und erklärte ihnen, daß er sich der Stadt Ulm bemächtigt habe, um die Neutralität seiner Lande zu sichern, daß das höchste Interesse der Kreise es fordere, auf demselben Grundsatze zu bestehen, da die spanischen Händel für Teutschland gleichgültig seien, und daß er in jedem Falle solche Maßregeln ergreifen werde, die der Wohlfahrt seiner Staaten und seiner Unterthanen zusagen. Niemand ließ sich durch Vorspiegelungen dieser Art

über seine Absichten täuschen. Die drei Reichskollegien faßten die Entschließung, daß der Kaiser ersucht werden sollte, die ausgeübte Gewaltthat durch alle reichsverfassungsmäßige Mittel zu hintertreiben, und Kurbaiern anzuhalten, „eine so vornehme Reichsstadt" nicht nur wieder in den vorigen Stand herzustellen, sondern auch in Zukunft sich ähnlicher Gewaltthätigkeiten zu enthalten. Der Kaiser erließ auch (18. September) ein eigenhändiges Schreiben an den Kurfürsten, worin er erklärte, wie unerwartet ihm der Angriff auf die Stadt Ulm „von einem Eidam und so nahen Verwandten" gekommen sei, und zugleich ihn „freund-, vetter- und gnädiglich, auch väterlich" ermahnte, Alles wieder in den vorigen Stand zu stellen und mit den, den schwäbischen und fränkischen Ständen angedrohten, Thätigkeiten inne zu halten, indem widrigenfalls gegen „solche unverantwortliche Gewalt" alle verfassungsmäßigen Mittel mit Nachdruck vorgekehrt werden würden. Der Kurfürst aber blieb unerschütterlich auf seinem Sinne. Er zog mit einem Theile seines Heeres vor Memmingen, welche Stadt sich ihm (1. Oktober) nach einer kurzen Beschießung ergab, machte einen Anschlag auf Augsburg, der jedoch mißlang, und schrieb starke Kontributionen in die schwäbischen Kreislande aus. Solcher Trotz verdiente keine Schonung weiter. Ein Reichsschluß vom 12. Oktober erklärte Maximilian Emanuel für einen Feind des Vaterlandes. Der Kaiser erließ die Abrufungsbriefe an seine sämmtlichen Dienstleute, Soldaten und Unterthanen. Der baierische Resident zu Wien, v. Normann, erhielt Befehl, die österreichischen Lande plötzlich zu verlassen. Unterdessen ging der General Villars bei Hüningen über den Rhein, um mit dem ansehnlichen Heere, das er anführte, die baierische Macht zu verstärken. Das Treffen bei Friedlingen (13. Oktober) vereitelte aber diesen Plan. Der Kurfürst legte seine Truppen in die Winterquartiere und benutzte die Ruhe, um sich zu verstärken und seine Feinde durch täuschende Unterhandlungen hinzuhalten. Aber unversehens erschien er wieder als Eroberer, erst indem er das Schloß Ortenburg und das Städchen Weiden in der obern Pfalz besetzte, und dann, indem er die wichtige Stadt Neuburg an der Donau (1. Februar) zwang, sich ihm zu unterwerfen.

Mit dem Anfange des Monats März eröffneten endlich die Oesterreicher die Feindseligkeiten gegen Baiern. Sie rückten in zwei Heerhaufen in das Land ein. Der erstere, befehligt von dem Generale Styrum, nahm seinen Weg durch die obere Pfalz und drang nach einem glücklichen Gefechte bis an die Altmühl und die Donau vor. Der andere aber, den der General Schlik commandirte, bewegte sich gegen den Inn und berennte das Städtchen Scharding. Es erfolgte hier ein hitziges Treffen, in dem der Kurfürst durch die Klugheit seiner Anstalten und die Tapferkeit seiner Truppen den rühmlichsten Sieg davon trug, so daß er nun mit dem Kern seiner Macht auf den General Styrum fallen konnte. Dieser schickte ihm den Markgrafen von Anspach entgegen, welcher gleichfalls geschlagen wurde, ohne daß jedoch das kaiserliche Hauptcorps in seinem festen Lager zwischen Neumark und Amberg angegriffen werden konnte. Hierauf wandte sich der Kurfürst wieder gegen die Donau, wo Schlik neue Kräfte gesammelt hatte, und besetzte hier, um das weitere Vordringen des Feindes zu hindern, erst die Donaubrücke bei Regensburg (8. April) und dann die Stadt selbst.

Um diese Zeit gewannen seine Angelegenheiten mit jedem Tage ein glänzenderes Ansehen. Der Marschall von Villars, nachdem er nach einer kurzen Belagerung die vernachlässigte Reichsfestung Kehl erobert hatte, ging in der Mitte des April mit einem zahlreichen Heere auf drei Punkten über den Rhein, drang durch den Schwarzwald vor, vollzog bei Tuttlingen seine Vereinigung mit dem Kurfürsten (12. Mai), nahm eine Stellung an der Donau zwischen Dillingen und Lauingen und zog schwere Contributionen aus dem Lande. Da das baierische Heer zugleich größtentheils in der Gegend von Augsburg lag, so waren die Stände des schwäbischen Kreises in der Unmöglichkeit, sich mit der kaiserlichen Armee in Verbindung zu setzen. Die vereinte französische und baierische Macht dagegen konnte irgend eine große offensive Unternehmung wagen, ohne daß sie die Vortheile verlor, die sie bereits errungen hatte.

Man beschloß einen Angriff auf Tyrol. Wenn derselbe gelang, war man nicht nur Meister von dem Vorwerke der österreichischen Monarchie, sondern man setzte sich auch in Verbindung mit dem General Vendome, der an der Spitze von 12,000 Mann längs der Etsch heraufzog, und schnitt die kaiserliche Armee in Italien von allen ihren Hülfsquellen ab. Die Ausführung des Anschlags unternahm der Kurfürst an der Spitze eines Heeres von 16,000 Mann. Unvermuthet erschien er vor den Schluchten, die in das Innere von Tyrol führen. Nirgends waren Sicherheitsanstalten getroffen. Alles begünstigte die Unternehmung. Ein Zufall schloß (20. Juni) die stolze Bergfeste Kufstein den Ankömmlingen auf. Darüber gerieth das ganze Land in Schrecken.

Es öffneten Wergel und Rattenberg die wohlverwahrten Thore. Auch die Hauptstadt übergab dem Sieger ihre Schlüssel, und er nahm in ihr die Huldigung ein. Die Scharnitz und die Ehrenberger Klause fielen beinahe ohne Widerstand. Der Kurfürst tritt seinen Zug über den Brenner an, um Vendome die Hand zu reichen, der schon bis Trient vorgedrungen war. Aber nun erwacht der Volksgeist der Tyroler, erregt durch die Härte, womit die Feinde das Recht des Eroberers mißbrauchen. Allenthalben greifen Bauern und Jäger zu den Waffen; Verstärkungen von österreichischem Militär heben den Muth der treuen, tapfern Nation. Von allen Seiten angegriffen und bedrängt, sehen die Baiern zu einem schleunigen Rückzuge sich genöthigt. In wenigen Tagen geht das ganze Land wieder verloren, bis auf Kufstein. Beinahe die Hälfte des Heeres ist aufgerieben. Selbst der Kurfürst rettet nur dadurch sein Leben, daß der Graf von Arco mit seltenem Edelmuth sich für ihn aufopfert. Die Tyroler verfolgen die Fliehenden tief in ihre Heimath und vergelten siebenfältig, was sie ihnen Böses erwiesen hatten. So war diese Unternehmung gänzlich mißlungen!

Dem ungeachtet behauptete die vereinigte französische und baierische Macht noch immer die Ueberlegenheit im südlichen Teutschland. Nicht nur schlug sie die wiederholten auf sie gemachten Angriffe siegreich zurück, sondern bemächtigte sich auch der Städte Augsburg und Passau. Zur nämlichen Zeit ward von den Franzosen Breisach erobert, der Sieg vor den Linien von Neustadt erfochten, Landau wieder genommen und das zur Hülfe herbeieilende Heer der Verbündeten bei Speyerbach geschlagen. Der Schauplatz des Krieges schien nun in die Mitte von Deutschland verlegt zu werden. Die französische Eitelkeit sprach in hohem Tone von den Vortheilen, die ihr gelungen waren. Der Kurfürst sah seine stolzen Hoffnungen in ihrer schönsten Blüthe.

Diese sollten in dem folgenden Feldzuge (1704) aufgehen. Es hatte der Marschall von Tallard ein Corps von 24,000 Mann versammelt, um es dem vereinigten Heere in Teutschland zuzuführen. Der Kurfürst brach von Ulm auf und bewegte sich gegen den Schwarzwald, um die heranziehende Verstärkung aufzunehmen. Die kaiserliche und Reichsarmee versammelte sich bei Nördlingen und folgte ihm auf seiner rechten Flanke nach. Der General von Thüngen stellte sich vor dem Schwarzwalde auf. Man schlug sich täglich mit dem Feinde und setzte ihn, indem man ihm seine Unterhaltungsmittel entzog, in große Verlegenheit. Dem ungeachtet gelang es dem Marschall, nachdem er bei Freiburg im Breisgau vorüber gegangen war, die Pässe des Schwarzwaldes, „der hohle Graben" und „die kalte Herberge" genannt, zu durchbrechen und sich (17. Mai) bei Villingen an den Kurfürsten anzuschließen. Die vereinigte Armee wandte sich nun in starken Märschen über Donaueschingen und Pfullendorf gegen Ulm, und nahm, nachdem sie auf diesem Zuge nicht geringen Verlust erlitten hatte, eine Stellung an der Iller. Das kaiserliche Heer, unter dem Markgrafen Ludwig von Baden, folgte dem Feinde längs der Donau nach und lagerte sich um Elchingen, unweit Ulm.

Zur nämlichen Zeit kam aber auch für die Sache Teutschlands eine große Hülfe herbei. Es hatte sich nämlich ein 30,000 Mann starkes Heer englischer und holländischer Truppen am Niederrhein zusammengezogen. An der Spitze desselben stand der Herzog von Marlborough, einer der größten Feldherrn aller Zeiten, von dem die Geschichte bezeugt, daß er nie eine Schlacht geliefert, ohne sie gewonnen, und nie eine Stadt belagert, ohne sie erobert zu haben.

Um dem Feinde seine Absicht zu verbergen, ließ er eine Menge Proviant, Munition und Kriegsgeräthe nach Köln und Koblenz bringen, und nahm selbst seinen Weg nach der letztern Stadt, so daß es das Ansehen hatte, als wollte er eine Unternehmung an den Ufern der Mosel ausführen. Aber unversehens wandte er sich links, ging bei Ladenburg über den Neckar und rückte in drei Heersäulen in das Herzogthum Würtemberg ein. Am 9. Juni sah man zu Groß-Heppach, einem Dorfe im Remsthale unweit Waiblingen, die Helden Marlborough, Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen, wie sie in dem dortigen Gasthofe zum Lamm zusammentraten und den Plan zu den weitern Operationen verabredeten. Von hier nahm das Heer seine Richtung über Göppingen in die Gegende von Ulm und vereinigte sich zum Theil mit der kaiserlichen Armee bei Elchingen (22. Juni), worauf dann die verbündete Macht in die Herrschaft Heidenheim einrückte und ihr Hauptquartier zu Herbrechtingen aufschlug. Der Prinz Eugen hatte sich von Heppach wieder an den Oberrhein in die Linien von Bühl zurück begeben, um den Rücken des an der Donau operirenden Heeres gegen die dort stehende feindliche Macht zu sichern.

Die Befehlshaber der alliirten Armee, entschlossen, den Schauplatz des Krieges so schnell als möglich in das Innere von Baiern zu spielen, durften nicht säumen, den Feind anzugreifen und den Uebergang über die Donau zu er-

zwingen. Er hatte seine Stellung längs dieses Flusses stark befestigt; nur der Schellenberg bei Donauwörth schien eine verwundbare Seite darzubieten, weil die dortigen Werke noch nicht vollendet und mit keiner hinlänglichen Besatzung versehen waren. Man beschloß auf diesem Punkte die feindlichen Linien zu durchbrechen. Am zweiten des Heumonats Nachmittags um 4 Uhr erschien Marlborough vor demselben. Abends um 6 Uhr begann, unter dem Widerspruche der meisten übrigen Befehlshaber, der Angriff, und zwei Stunden später war die Schanze überstiegen, der Feind geschlagen und der vollkommenste Sieg erfochten. Die Annalen der Kriege nennen wenige Gefechte, in denen mit solcher Erbitterung gefochten worden, wo in so kurzer Zeit so viel Blut geflossen und wo von beiden Seiten so viele Offiziere vom ersten Range gefallen wären. Mit Frohlocken vernahm Teutschland die Kunde von dieser Niederlage des gehaßten Feindes; es verkündigten die Dichter der Nation den Ruhm der Sieger; und da der Sieg am Tage der Heimsuchung Mariens erfochten war, so bemerkten die Frommen, Baiern habe nun keine Hoffnungen mehr, da es von seiner Landespatronin so sichtbar verlassen worden sei. Eiligst hob der Kurfürst sein verschanztes Lager zwischen Lauingen und Dillingen auf und zog sich gegen Augsburg. Die Verbündeten aber bemächtigten sich der Städte Donauwörth, Dillingen, Rain und Neuburg, nahmen eine Stellung bei Friedberg am Lech und schickten von hier Parthien nach Baiern aus, welche bis vor die Thore von München streiften und das Land dergestalt verheerten, daß in wenigen Tagen gegen 300 Ortschaften in Asche gelegt worden sein sollen.

Diese Grausamkeit war nicht zwecklos; sie sollte zur Beförderung der Friedensunterhandlungen dienen, welche man mit dem Kurfürsten angeknüpft hatte. Das Heer, welches ihm gegenüberstand, und dessen Stärke gegen 80,000 Mann betrug, war seiner Macht bei weitem überlegen und hatte seine Operation mit einem glänzenden Siege begonnen. Von seinen Staaten abgeschnitten, entbehrte er die Hülfsmittel, die sie ihm darboten. Seine Armee litt Mangel an allen Bedürfnissen. Baiern wurde in eine Wüste verwandelt. Die Hülfe, die ihm verheißen worden, war noch so fern. — Diese Umstände konnten seinen starren Sinn brechen. Es wurden Konferenzen eröffnet, in denen der Minister, Graf von Wratislau, im Namen des Kaisers das Wort führte. Zwar fehlte es nicht an Punkten, welche das Geschäft erschweren konnten; besonders war die geforderte gänzliche Wiederherstellung des Kurfürsten von Köln ein Gegenstand, worüber die Ansichten sehr von einander abwichen. Auch waren die Franzosen unermüdet, um sich ihren Bundesgenossen und damit zugleich ihre in Schwaben stehende Armee zu erhalten. Dem ungeachtet führten die Unterhandlungen so weit, daß bereits die Acte des Vertrags gefaßt werden konnte. Schon hatte der Kurfürst die Feder in der Hand, um zu unterzeichnen; aber in diesem Augenblicke trat ein Eilbote herein und brachte ihm die Nachricht, daß der Marschall von Tallard bis auf den 24. des Monats mit einem neuen Heere zu ihm stoßen werde. Da huben sich mit einem Male seine Hoffnungen wieder; ohnehin hatte sein kühner Sinn sich gesträubt, durch Unterwerfung zu endigen, was er mit dem Schwerdte begonnen hatte. Er warf die Feder hinweg und sprach: „So will ich denn mein Heil noch einmal versuchen.“ Damit schritt er in sein Verderben.

Tallard war, nachdem er dem Kurfürsten den ersten Succurs zugeführt hatte, wieder an den Oberrhein zurückgegangen und hatte daselbst das Kommando übernommen. Der Prinz Eugen, der ihm gegenüber stand, beobachtete seine Bewegungen, die bald einen Angriff auf die Linien von Stollhofen, bald auf die Festung Philippsburg anzudeuten schienen. Aber die Niederlage am Schellenberg und die dringenden Aufforderungen des Kurfürsten, daß er ihm zu Hülfe kommen möchte, gaben seinen Bewegungen ihre Richtung gegen die Donau. So erhob er sich mit einem 35,000 Mann starken Heere und rückte in den Schwarzwald ein, während der Marschall von Villeroi ihm mit 20,000 Mann nachfolgte, der General Coigny aber mit 8000 Mann das Elsaß deckte. Erst belagerte er Villingen und ängstigte es drei Tage lang mit dem Feuer seines Geschützes. Als ihm aber der Kurfürst entbot, daß er genöthigt sei, sich mit den Verbündeten zu vereinigen, wenn die Hülfe nicht schleunigst herbeikomme, so hob er die Belagerung auf und zog — während der Prinz Eugen, das Herzogthum Würtemberg deckend, ihn immer auf seiner linken Flanke begleitete — über Donaueschingen und Ulm nach Augsburg, wo er sich am 4. August mit dem baierisch-französischen Heere vereinigte. Mit hoher Freude wurden von dem letztern die Ankommenden aufgenommen, denn durch sie war man nun dem Feinde an Zahl überlegen, und es fehlte nicht mehr an Mitteln, um den Entbehrungen und dem Mangel zu steuern, die bisher so viel Mißmuth erregt hatten. Auch war von diesen Truppen nichts Gemeines zu erwarten, da sie, indem sie größtentheils zu dem Hause des Königs gehörten, den Kern der französischen Kriegsmacht ausmachten. So

schilderte sie der Marschall selbst. Als er nach seiner Ankunft, umgeben von mehr als 800 Offizieren, zu Augsburg dem Kurfürsten vorgestellt wurde, sprach er zu ihm: „Sehen sie hier, gnädigster Herr, diese unüberwindliche Armee, welche Landau genommen, die Feinde bei Speyerbach geschlagen und die Linien troß alles Widerstandes gebrochen hat, die Sie in den Stand setzen wird, Ihren Zweck zu erreichen, und die durch ihre Tapferkeit alle Schwierigkeiten überwinden wird." Zugleich übernahm Tallard das Kommando über die sämmtlichen französischen Truppen, da Villars, mit dem sich der Kurfürst nicht vertragen konnte, früher schon abgegangen war.

Sobald die Vereinigung geschehen war, brach das Heer (6. August) im Gefühle seiner verstärkten Kraft aus dem Lager bei Augsburg auf und bewegte sich gegen die Donau, in der Absicht, den Prinzen Eugen, der mit seinem Corps in der Herrschaft Heidenheim stand, zu überfallen und vereinzelt aufzureiben. Dieses Vorhaben entging dem Herzoge von Marlborough nicht. Nachdem er zuvor schon die Stellung bei Friedberg verlassen hatte, zog er auf dem rechten Ufer des Lechs herunter, sandte den Markgrafen Ludwig von Baden ab, um Ingolstadt zu belagern, und ging am 11. August bei Donauwörth über die Donau, da denn in der folgenden Nacht der Prinz Eugen sich an ihn anschloß. An demselben Tage war die feindliche Macht bei Lauingen über die Donau gezogen. Beide Heere standen einander gegenüber. Allenthalben bemerkte man die Vorzeichen einer großen Schlacht.

Die Franzosen und Baiern hatten indessen ihren wichtigsten Vortheil schon verloren, indem es ihnen mißlungen war, den Prinzen Eugen vor seiner Vereinigung mit Marlborough anzufallen. Auch forderte sie kein Interesse auf, jetzt, wo die ganze feindliche Macht vereinigt war, sich gegen dieselbe zu versuchen, und damit das Schicksal von Teutschland von den Resultaten eines Tages abhängig zu machen. Die Verbündeten dagegen durften nicht säumen, den Feind anzugreifen, weil zu besorgen war, daß der Marschall Villeroi sich vom Oberrhein her mit Tallard vereinigte, in welchem Falle ein solches Mißverhältniß der gegenseitigen Kräfte entstand, daß für jene alle Hoffnung, in offener Schlacht zu siegen, unterging. Waren sie aber auf solche Weise auf die bloße Vertheidigung zurück gebracht, so hing es von dem Feinde ab, sich zum Meister von ganz Schwaben zu machen und alle Hülfsmittel, die dieses reiche Land darbietet, für sich zu benutzen. Zugleich marschirte er dem Feldmarschall Grafen von Nassau-Weilburg, der mit einem schwachen kaiserlichen Corps am Oberrhein stand, in den Rücken, und schnitt die Verbindungen von Philippsburg und Mainz mit der Armee an der Donau ab. Die Betrachtung dieser Umstände konnte die Befehlshaber der alliirten Macht um so mehr zum ungesäumten Angriff bestimmen, da der frohe Muth zum Streiten das ganze Heer erfüllte und Offiziere und Gemeine mit Ungeduld den Augenblick erwarteten, in dem sie dem verhaßten Feinde unter das Gesicht treten sollten.

Indessen bot die Stellung des letztern einem Angriffe nicht geringe Schwierigkeiten dar. Der rechte Flügel lehnte sich nämlich bei Blindheim an die Donau. Von diesem Dorfe, das sehr stark besetzt und mit Pallisaden umzäunt war, und in dem der Marschall Tallard sein Hauptquartier hatte, zog sich das Lager gegen Norden, wo es in emporsteigendem Gelände an einen Wald anschloß. Hier stand der linke Flügel, und an seiner Spitze, in dem Dorfe Sondern, der Kurfürst. Vor der Fronte zog sich ein Bach hin, der wegen seiner sumpfigen Ufer nicht leicht zu überschreiten war; überdies bildete das Terrain, auf dem sich das Lager befand, eine ansehnliche Erhöhung, so daß der Feind, der es angreifen wollte, aus der Tiefe operiren mußte. Die französisch-baierische Armee bestand aus 82 Bataillons und 146 Escadrons, mit 90 Kanonen. Die Macht der Verbündeten aber, die beträchtlich schwächer war, betrug 66 Bataillons und 178 Escadrons, mit 50 Kanonen.

Am 12. August nahmen die beiden Oberbefehlshaber des verbündeten Heeres, das sich zwischen Münster und Appetzhofen gelagert hatte, an der Spitze von 28 Escadrons eine Recognoscirung der feindlichen Stellung vor; zugleich wurden an mehreren Orten Brücken über den kleinen Fluß Kessel geschlagen und die Wege ausgebessert, weil man die Absicht hatte, an diesem Tage mit der Armee näher gegen den Feind anzurücken. Dieses Vorhaben konnte aber nicht ausgeführt werden, indem auch der letztere in voller Bewegung war, um den Anrückenden zu widerstehen. Man beschränkte sich deshalb darauf, die Arbeiten vor der Fronte der Stellung fortzusetzen und dem Heere den Weg zum allgemeinen Angriffe zu bahnen, der an dem folgenden Tage ausgeführt werden sollte. Das Gepäck der Armee wurde nach Rietlingen bei Donauwörth zurückgeschickt.

Eine Stunde nach Mitternacht ertönte der Schall der Trommeln durch das ganze Lager der Verbündeten. Um 3 Uhr setzte sich das Heer in Bewegung. Dasselbe war in 8 Colonnen eingetheilt; jeder Flügel bestand aus zwei Infanterie- und eben so viel Cavalleriecolonnen. Den

linken Flügel bildeten, unter dem Herzoge von Marlborough, die Engländer, Holländer und Hessen, in 48 Bataillons und 86 Escadrons; den rechten, unter dem Prinzen Eugen, die österreichischen, preußischen, dänischen und Reichstruppen, in 18 Bataillons und 92 Escadrons. Nachdem die Armee über den Kessel gegangen und Dapfheim erreicht hatte, formirte der General Wilkes, der in diesem Dorfe gestanden hatte, mit den von ihm befehligten 2 Bataillons Hessen und 15 Escadrons die neunte Colonne; die vorangeschickten Avantgarden aber rückten wieder in ihre Regimenter ein. Alles bewegte sich in der Richtung gegen Schwenningen. Zwischem diesem Dorfe und dem Walde wurde Halt gemacht. Auf einer Anhöhe versammelten die beiden Oberbefehlshaber die Generale um sich und ertheilten ihnen die Dispositionen zum Angriffe. Es war Morgens 6 Uhr. In dem feindlichen Lager gerieth Alles in Bewegung. Es fielen zwei Kanonenschüsse, um die Fourageurs einzurufen. Die ganze Armee stellte sich unter das Gewehr. Die Anrückenden waren mittlerweile bis in die Ebene gekommen, die sich längs dem Bach hinzog, der die feindliche Stellung deckte.

Während der General Wilkes auf dem äußern Saum des linken Flügels vorrückte, um zwei Mühlen bei Blindheim, die der Feind stark besetzt hatte, anzugreifen, nahmen die Spitzen der Colonnen ihren Weg gegen den Bach. Der Uebergang über denselben bot große Schwierigkeiten dar. Das Wasser war überall ausgetreten; an mehreren Stellen des Ufers zogen sich große Moräste hin. Man war genöthigt, im Angesichte des Feindes fünf Brücken zu schlagen und durch Faschinen einige sumpfige Punkte trocken zu legen. Dies Geschäft suchte der Feind zu hindern, indem er eine lebhafte Kanonade begann, die jedoch wenig Schaden verursachte und von den Verbündeten mit gutem Erfolge erwiedert wurde. Es dauerte bis 1 Uhr Nachmittags, bis alle Zubereitungen vollendet und sämmtliche Bestandtheile des Heeres in Schlachtordnung angereiht waren, und nun gaben die Befehlshaber das Zeichen zum allgemeinen Angriffe.

Der General Wilkes fiel mit 6 englischen Bataillons und 4 Bataillons Hessen zuerst auf den Feind, griff die beiden Mühlen bei Blindheim muthig an und nahm sie in Besitz. Sogleich wird stürmend auf das Dorf selbst vorgerückt. Man kommt bis an die Pallisaden und schlägt sich mit den Säbeln. Aber das Feuer der Franzosen treibt die Angreifenden zurück; ihre Reiterei, die mit Ungestüm die Weichenden verfolgt, bringt Angst und Verderben in ihre Reihen. Doch die Hessen wenden wieder um, stellen sich in Schlachtordnung und empfangen ihre Verfolger mit einem heftigen Feuer. Der Feind ergreift die Flucht. Fünf englische Escadrons verfolgen ihn und setzen über den Bach. Frische französische Brigaden eilen herbei und drängen die Engländer über den Bach zurück. Da stehen abermals die Hessen unerschütterlich wie die Felsen; an ihnen bricht das Ungestüm des Feindes. Er weicht in Unordnung. Zwei englische Brigaden vereinigen sich mit den Hessen und greifen Blindheim auf der linken Seite an. Viermal wird gestürmt, aber die höchste Tapferkeit vermag nichts gegen die Vortheile der feindlichen Stellung. Dies wiederholte Vorrücken und Zurückweichen hatte beiden Theilen eine Menge braver Krieger gekostet; das Schlachtfeld war mit Todten und Verwundeten bedeckt.

Nun gab Marlborough Befehl, daß die Reiterei anrücken sollte. Sie bricht durch die Reihen des Fußvolkes hervor. Sobald die französische Cavallerie sie erblickt, fällt sie von ihren Anhöhen herab und macht einen ungestümen Angriff auf sie. Zugleich wirkt das Feuer des französischen Fußvolkes zerstörend auf ihre Flanke. Sie kommt in Unordnung, und ihre erste Linie zieht sich wieder über den Bach zurück. Zweifelhaft schwankt in diesem Augenblicke das Schicksal des Tages. Aber wie ein rettender Gott eilt der lüneburgische General von Bülow an der Spitze von drei Dragoner-Regimentern herbei, stürzt auf die feindliche Reiterei, wirft sie mit großem Verluste über den Bach zurück und treibt sie bis an die Gärten von Blindheim. Der Anblick dieser muthigen That giebt der übrigen Reiterei neue Zuversicht. Sie bildet sich wieder in Schlachtordnung, greift die feindliche Cavallerie abermals an und bringt sie nach hartnäckigem Widerstande zum Weichen. Das ganze Heer der Verbündeten rückt vor; der Sieg scheint sich auf ihre Seite zu neigen. Tallard, unerschrocken in der Gefahr und durch sie nur zu größern Anstrengungen erregt, führt 10 Bataillons zur Unterstützung seiner Cavallerie herbei. Ihr Feuer bringt den Feind abermals zum Weichen. Da tritt Marlborough an die Spitze von 6 hannoveranischen und hessischen Bataillons und greift mit großer Kühnheit die feindliche Infanterie an. Aber die Tapferkeit dieser Kerntruppen und ihre Ueberzahl machen seine Anstrengungen unnütz. Das Glück lächelt aufs Neue dem Feinde. In diesem verhängnißvollen Moment sprengt der teutsche Held, Friedrich, Erbprinz von Hessen-Kassel, mit der Cavallerie heran. Das Feuer des feindlichen Fußvolkes hält ihn einige Augenblicke auf. Aber mit edler Todesverachtung stürmt er vorwärts

auf die französische Reiterei, trennt ihre Escadrons und treibt sie in eine wilde Flucht. Während diese flieht, stürzt er auf die besagten 10 Bataillons. Der größte Theil von ihnen wird niedergehauen. Indeß sammelt die fliehende Reiterei sich wieder. Abermals fällt der Erbprinz von Hessen-Kassel über sie her. Sie giebt den Tag verloren. Alles eilt der Brücke zu, die zwischen Blindheim und Höchstädt über die Donau geschlagen war, um sich auf das jenseitige Ufer zu retten. Unaufhaltsam dringen die Sieger auf die Geschlagenen ein. Die Brücke faßt die Menge der Fliehenden nicht; viele von ihnen, besonders von dem schönen Corps der Gendarmes, werden in den Strom gesprengt und von den Fluthen verschlungen.

Tallard, indem er die Reiterei weichen sieht, strengt alle seine Kräfte an, sie wieder zu sammeln und zum Stehen zu bringen. Aber darüber verliert er die Zeit zu seiner Rettung. Er wird verwundet und bei einer Mühle unweit Sondern von dem nacheilenden Feinde eingeholt. Der hessische Obristlieutenant von Boyneburg stößt auf ihn, und ob er gleich schlecht gekleidet war, erkennt er ihn an seiner Decoration. Er fordert ihm den Degen ab. Umsonst bietet Tallard dem braven Krieger seine Geldbörse, seine Ordenszeichen und sein Pferd an. „Nicht um Ihr Gold," erwiederte derselbe, „ist es mir zu thun, sondern um Ihre Person." Man bringt den Gefangenen zu dem Erbprinzen Friedrich. Dieser empfängt ihn auf eine edle Art. „Ich beklage Ihr Unglück, Herr Marschall," sprach er, „aber haben Sie Geduld und gedenken Sie, daß hier die Niederlage bei Speierbach gerächt worden."

Während diese blutigen Kämpfe die Umgegend von Blindheim mit Grauen erfüllten, stritt der General, Prinz von Hollstein-Beck, gegen den Mittelpunkt der feindlichen Stellung, welchen der Marschall Marsin befehligte. Der Angriff des Prinzen war gegen das Dorf Oberklau gerichtet. Er ging an der Spitze von 10 Bataillons ohne Schwierigkeiten über den Bach; aber sobald er jenseits war, rückte die feindliche Uebermacht ihm entgegen, warf seine Brigade über den Haufen und trieb sie wieder über den Bach zurück. Das goorische Regiment wurde fast ganz zusammengehauen; der Prinz aber hatte das Unglück, verwundet und gefangen zu werden. Einige Escadrons dänischer und hannoveranischer Reiter flogen herbei, um die Bedrängten zu unterstützen; aber sie theilten mit ihnen gleiches Schicksal. Unterdessen ward die Niederlage des Feindes auf seinem rechten Flügel vollendet. Marlborough eilte sogleich dem Mittelpunkte zu, sammelte die Geschlagenen, verstärkte sie mit einigen Escadrons Reiterei und führte sie wieder über den Bach, der feindlichen Stellung entgegen. Man machte eine einzige Abfeuerung und schritt dann mit gefälltem Bajonet vorwärts. Die Franzosen, vom Schicksale ihrer Kameraden unterrichtet, räumten das Feld. Aber ihr Rückzug glich keiner Flucht; geschlossen und mit fester Haltung verließen sie die Stätte, die sie so ruhmvoll vertheidigt hatten.

Gegen den linken Flügel des Feindes, auf dem der Kurfürst mit seinen tapfern und kraftvollen Baiern stand, hatte unterdessen der Prinz Eugen gekämpft. Seine beiden Infanteriekolonnen, die aus 7 Bataillons Dänen und 11 Bataillons Preußen bestanden, führte der berühmte deutsche Held, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau an, die Reiterei aber, die gleichfalls in zwei Heersäulen marschirte, und 92 Escadrons stark war, befehligte der Prinz Georg August von Hannover und der Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg. In zwei Linien rückte diese ganze Macht, rechts die Infanterie und links die Cavallerie, über den Bach, und dann durch einen lichten Wald, in der Richtung gegen Lutzingen vor. Diese Bewegung war, wegen des durchschnittenen und unebenen Bodens sehr mühsam; auch wurden die Anrückenden von den feindlichen Kanonen lebhaft beschossen. Demungeachtet schritt man zum Angriffe, nachdem das Gefecht auf dem rechten Flügel begonnen hatte. Der Fürst Leopold mit seinen Preußen, und der General von Scholten an der Spitze der Dänen, rücken in kühner Haltung vor, formiren sich, nachdem sie über einen breiten und tiefen Graben gegangen waren, auf einer Wiese im Angesicht der ersten Linie des Feindes, stürzen nach einigen lebhaften Abfeuerungen auf sie los und werfen sie zurück. Aber in demselben Augenblicke unterliegt die Cavallerie der Heftigkeit des feindlichen Feuers, und wendet um. Dadurch wird die Flanke des Fußvolks entblößt; diesen Umstand meisterhaft benützend, stürmt die Garde des Kurfürsten, unterstützt von einigen andern Regimentern, herbei, macht einen ungestümen Angriff, bringt zwei Bataillons in gänzliche Unordnung, und treibt die übrigen wieder bis an den Wald zurück. Unterdessen hatte sich die Reiterei abermals angereiht. Sie stellt sich den Feinden entgegen. Dadurch gewinnen die fliehenden Bataillons Zeit, sich zu sammeln. Der Fürst Leopold ergreift selbst eine Fahne, und stellt sich an ihre Spitze. Mit neuer Zuversicht erfüllt, folgen ihm seine Preußen nach. Man dringt wieder über den Graben bis auf die Wiese vor, und schlägt überall den Feind zurück. Zwar wird die Reiterei abermals zu einer retrograden Bewegung genöthigt. Demungeachtet

behauptet der Fürst Leopold das Feld und stellt das Heer auf demselben in Schlachtordnung.

Der Feind hatte sich in seine alte Stellung zurückgezogen. Ein fürchterliches Kanonenfeuer sprühte von der Höhe von Lutzingen herab. Da befahl der Prinz Eugen, daß ein allgemeiner Angriff gemacht, und das Dorf und die Batterien um jeden Preis genommen werden sollten. Festen Schrittes und mit gefälltem Bajonette rückten die Preußen gegen Lutzingen heran. Der Feind war ihnen bei weitem an Zahl überlegen; seine Stellung schien unangreifbar, demungeachtet widerstand er der kühnen Tapferkeit des Volkes nicht, das der Fürst Leopold anführte. Die Höhe und das Dorf wurde genommen, während das letztere, von den weichenden Baiern angezündet, in Flammen stand. Mehrere Kanonen fielen den Siegern in die Hände. Zu gleicher Zeit waren die Dänen rechts von dem Dorfe vorgerückt, und hatten sich des dortigen Waldes bemächtigt. Der Feind zog sich gegen Mörschlingen zurück, ohne daß die Sieger, da es ihnen an Cavallerie fehlte, ihn lebhaft verfolgen konnten. Bald kam aber die letztere, von dem Prinz Eugen angeführt, herbei, und vollendete die Niederlage. Die Geschlagenen nahmen ihren Weg gegen Dillingen und Laungen. Sie wurden bis jenseits Mörschlingen verfolgt, wo das siegende Heer, durch enge Wege und Sümpfe in seinem Zuge gehemmt, die Nacht über stehen blieb. Indessen war der Triumph auf dieser Seite nicht so glänzend, als auf dem linken Flügel. Denn die Baiern hatten mit bewunderswürdiger Tapferkeit gefochten; das Beispiel und die zweckmäßigen Anordnungen des Kurfürsten erhielten auf allen Punkten Muth und Ordnung; auch der Rückzug wurde mit Festigkeit und ohne sehr großen Verlust gemacht. Um gegen ein so treues und tapferes Heer den Sieg zu erringen, bedurfte es eines Anführers von Eugens Geist und Besonnenheit. Dieser große Feldherr legte selbst das Geständniß ab: „Der Widerstand des Feindes und des Kurfürsten sei über alle Erwartung gewesen, und ohne die groben Fehler des Tallard würde dieser Tag für Teutschland, für die österreichische Monarchie, vielleicht für ganz Europa entscheidend gewesen sein.“

So waren denn beide Flügel der feindlichen Armee geschlagen; aber noch standen 27 Bataillons Infanterie und 13 Escadrons Dragoner hinter den Pallisaden und Wehren von Blindheim. Der General von Clerambault, der auf diesem Punkte befehligte, bemerkte, als er die Reiterei des rechten Flügels fliehen sah, die Gefahr seiner Stellung, suchte eine Fuhrt durch die Donau, und fand in dem Strome seinen Tod. Bald sah der General Blansac, der nun an die Spitze dieses Heerhaufens trat, sich von allen Seiten abgeschnitten. Die Infanterie der Verbündeten rückte herbei; die französischen Vorwachen waren genöthigt, sich in das Dorf zurückzuziehen. Da sammelte der Herr von Siviere die Regimenter Provence und Artois und mehrere Freiwillige um sich, jagte die Andringenden, mit dem Degen in der Hand, bis zu ihrer Cavallerie zurück, und marschirte dann wieder Schritt vor Schritt in das Dorf. Die besagten beiden Regimenter, dann Navarra und Languedoc erwiesen einen unerschütterlichen Muth, und erklärten, daß sie an die Spitze des gesammten Corps treten, und sich durch den Feind durchhauen wollten. Indessen schickte Marlborough einen gefangenen Offizier, den Herrn Desnovilles, um die Eingeschlossenen zur Ergebung aufzufordern. Von Blansac nahm das Anerbieten an. Umsonst zürnten und murrten die alten Soldaten über solchen Schimpf. Die vom Regiment Navarra zerschlugen ihre Gewehre und zerrissen ihre Fahnen. Seviere und Joury ließen sich lieber entwaffnen, als daß sie die Artikel der Uebergabe unterschrieben hätten. Das gesammte Corps fiel in Kriegsgefangenschaft. Von Blansac ging das Gerücht, daß an seinem Betragen Verrätherei noch mehr Antheil gehabt habe, als Feigheit.

So war denn diese „unüberwindliche Armee“ nicht mehr. Achtzehntausend todte und verwundete Feinde fanden die Sieger auf dem Schlachtfelde. Unter den erstern waren die Generallieutenants v. Surlauben und v. Sarsfield, die Generalmajors v. Clerambault, v. Blaiville und v. Bertilly, die Brigadiers v. la Baume, v. Maisoncelle und v. Marillac, die Obristen v. Brandeville, v. Chabrilant, v. Broc, v. Albaret und noch viele andere Offiziere. Die Zahl der Gefangenen belief sich auf 20,800 Mann. Unter diesen befand sich der Marschall v. Tallard und sein Sohn, der Generallieutenant v. Marivaux, die Generalmajore Marquis v. Valseme und v. Blansac, die Brigadiers v. Montperour, la Valliere, v. Croissy, Ameny, la Mezelieu und v. Septville, die Obristen v. Jolly, v. Sully, v. St. Second, v. Signey, v. Ligendez, v. Basse, v. St. Pouange, v. Montfort, v. Lionne, v. Tavannes, v. Jouy, v. Sauveboeuf und v. Orival, im Ganzen 818 Offiziere. Dieser Verlust vermehrte sich noch sehr auf der Flucht der Geschlagenen, indem viele Verwundete in den Spitälern verlassen werden mußten, oder durch Hitze und Mangel auf dem Wege umkamen, von den Baiern aber die meisten, nach Hin-

wegwerfung ihrer Waffen, in ihr Vaterland zurückkehrten, so daß von der anfänglich über 60,000 Mann starken vereinigten Armee kaum 17,000 Mann über den Rhein zurück kamen.

Eine unermeßliche Beute fiel den Siegern in die Hände. 40 Kanonen, 24 Mörser, 129 Fahnen, 171 Standarten, 17 Paar Pauken, sämmtliche Kriegskassen, 3600 Zelte, 15 Schiffbrücken, 5400 Munitions- und Proviantwagen, 34 Kutschen (in welchen lauter französische Damen saßen), und 334 mit zum Theil kostbarem Geräthe beladene Maulthiere — waren der Preis dieses ruhmvollen Tages.

Bei dem hartnäckigen Widerstande, den die Franzosen und die Baiern in der Schlacht geleistet haben, und bei den wiederholten Angriffen, die von den Verbündeten auf die mit Kanonen umgürtete Fronte der feindlichen Stellung gemacht worden waren, mußte nothwendig auch der Verlust der Sieger sehr beträchtlich sein, wie sie denn auf beiden Flügeln 4485 Todte, 7323 Verwundete und 273 Vermißte eingebüßt haben. Unter den erstern befanden sich die Generale Wilkes und v. Bielke und die Obristen v. Kaisler, Graf v. Blumenthal, v. Thaler und v. Oedelschwing. Unter den Verwundeten aber waren der Herzog von Würtemberg, der Prinz von Holstein-Plön und der Obrist v. Bretow. Die letztern, die Verwundeten, wurden theils nach Nördlingen, theils nach Donauwörth gebracht, und daselbst verbunden; aber auch von ihnen wurden später noch sehr viele Opfer des Todes.

In die Gefangenen theilten sich die Oesterreicher und die Engländer und Holländer zu gleichen Theilen, und so wurden sie auch in die Heimath dieser Nationen abgeführt. Tallard nahm unter einer starken Bedeckung seinen Weg über Nördlingen und Hanau nach Holland, von wo er nach England übergeschifft wurde. Er verweilte daselbst bis in das Jahr 1711 und genoß nicht nur unbeschränkte persönliche Freiheit, sondern wußte sich auch einen bedeutenden Einfluß am Hofe und auf die Königin Anna zu verschaffen, wodurch es ihm gelang, Marlborough und seine Parthei zu stürzen und England dahin zu bewegen, daß es einen Separatvertrag mit Frankreich schloß, wodurch der allgemeine Friede vorbereitet wurde. Sein Vaterland belohnte dieses Verdienst, indem es ihm nach seiner Zurückkunft die herzogliche Würde verlieh.

Auf dem Schlachtfelde von Höchstädt hatte er sich desto weniger Ansprüche auf Dank und Belohnung erworben; denn das Unglück dieses Tages und die Vernichtung der schönen Armee, die er befehligte, fällt beinahe ausschließend der Zweckwidrigkeit seiner Maaßregeln zur Last. Schon dadurch legte er den Grund zu der folgenden verheerenden Niederlage, daß er die Vereinigung des Prinzen Eugen mit dem General Marlborough, die er durch Wachsamkeit und rasche Thätigkeit hindern konnte, geschehen ließ. Denn dadurch wurden die Kräfte des Feindes concentrirt, und er kam in die Nothwendigkeit, das Schicksal seiner gesammten Macht an die Entscheidung eines Tages zu knüpfen. Gelang es ihm aber, das schwache Corps des Prinzen Eugen vereinzelt anzugreifen, und wie seine Ueberlegenheit hoffen ließ, zu schlagen, so war Marlborough genöthigt, sich vor ihm zurück zu ziehen, und Teutschland vom Rhein bis an den Inn war seine Eroberung. Indessen schienen, auch nachdem diese Vereinigung geschehen war, die Vortheile seiner Stellung, der Charakter seiner Truppen, und sein Ueberfluß an physischen Mitteln, ihm noch immer den Sieg zu verbürgen; aber er versäumte beinahe alles, was nöthig war, um sich desselben zu versichern. Statt die Verbündeten mit Kühnheit anzugreifen, während sie sich zur Schlacht rüsteten, ergriff er die Parthie der bloßen Vertheidigung. Die Zugänge zu seiner Stellung waren nur auf einzelnen Punkten künstlich verwahrt: auch wurde der Feind, als er sich die Wege über die Moräste und Gräben bahnte, nicht thätig genug in seinem Beginnen gehindert. Der Kern des Heeres wurde in die Dörfer Blindheim und Oberklau gelegt, und dadurch die in der Schlachtordnung gegen den Feind wirkende Macht unnützer Weise geschwächt. Ueberdies hatte man versäumt, auf dem erstern Posten Kanonen aufzupflanzen, durch deren seitwärts streichendes Feuer den Verbündeten großer Schaden zugefügt worden wäre. Auch blieb die Cavallerie auf der Höhe zu lange unthätig, wodurch der Feind Zeit gewann, sich fest zu setzen und zu verstärken. Desgleichen gereicht es dem Marschall Marsin zum Vorwurfe, daß er, als Tallard ins Gedränge kam, keine Bewegung machte, um ihn zu unterstützen, was er um so eher thun konnte, da der linke Flügel lange dem Feinde überlegen blieb. Ohne diese unverzeihligen Fehler wäre das Resultat des Tages unfehlbar ein anderes geworden; wenigstens würde ohne sie keine so große und schimpfliche Niederlage erfolgt sein. Indessen fällt auch nicht der mindeste Vorwurf auf den Kurfürsten. Alle seine Anstalten waren zweckmäßig; überall zeigte er die Vorsicht, die Klugheit und die Tapferkeit eines erprobten Generals; mit Löwenmuth focht sein Heer; lange war der Sieg zweifelhaft. Aber als Tallard in die Flucht geschlagen war, konnte er sich nicht mehr halten. Doch erwarb er sich da noch den

Ruhm eines geordneten und mit geringem Verlust verbundenen Rückzugs.

Jubel und Freude erfüllte das Lager der Sieger an dem Abend dieses schönen Tages. Auf allen Seiten flogen die Eilboten aus, um den verbündeten Königen und Fürsten zu verkünden, wie wundersam Gott ihre Waffen gesegnet. Am vierten Tage nach der Schlacht feierte die Armee auf der Wahlstadt ein frommes Dankfest; am Schlusse desselben wurden alle Kanonen gelöst. Ganz Teutschland ertönte von dem frohen Triumphgeschrei. In Wien, London, Berlin, Haag und Kopenhagen beging man den Sieg mit glänzenden Feierlichkeiten. In ganz England und Holland wurden Feste angeordnet. Die Helden, unter deren Leitung der stolze Feind diese Demüthigung erlitten, empfingen von ihren Regenten die größten Auszeichnungen. Vor allen aber war, wie es sich auch gebührte, Marlboroughs Name gefeiert. Der Kaiser ertheilte ihm die reichsfürstliche Würde, ernannte ihn zu seinem Feldmarschall, und ließ ihm durch seinen Prinzen, den römischen König Joseph, einen kostbaren Degen und einen mit vielen Diamanten besetzten Marschallsstab einhändigen.

In Paris hatte der dortige lothringische Resident die erste Zeitung von der Niederlage bei Höchstädt empfangen. Aber die französische Eitelkeit hielt die Sache für unmöglich, und erklärte ihn für einen Rasenden. Doch frühe genug erfolgte die Bestätigung, und man konnte es sich nicht mehr verhehlen, daß das Unglück noch größer sei, als die ersten Nachrichten angegeben hatten. Schrecken und Trauer erfüllten die Hauptstadt und die Provinzen. Es gab wenige vornehme Familien, die nicht den Verlust eines Todten oder Gefangenen zu beklagen hatten. Man schlug die Jahrbücher des Reichs nach, und bemerkte, daß seit dem unglücklichen Tage bei St. Quentin (10. August 1557), da der Connetable von Montmorency von dem Herzoge von Savoyen besiegt worden, kein ähnlicher verheerender Schlag die französische Macht getroffen. Umsonst suchte die Regierung die Nation zu beruhigen, indem sie bekannt machte, daß die ersten Gerüchte von der Niederlage übertrieben gewesen seien. Der König war äußerst entrüstet über die, welche er für die Ursache des Unglücks hielt. Der alte Marschall Catinat aber fiel in Ungnade, weil er dem Monarchen ins Gesicht sagte: „man hätte dem Gutachten der Kriegsräthe folgen, und diese Blüthe der französischen Macht nicht auf die Schlachtbank nach Baiern liefern sollen." Um die auf solche Weise entstandene Lücke in der Armee zu ergänzen, und den Osten des Reichs gegen das Andringen des Feindes sicher zu stellen, wurde die Aushebung von 60 neuen Infanterieregimentern, mit der verhältnißmäßigen Reiterei, und die Aufstellung einer Landwehr verfügt. Auch erhielt der Herzog von Feuillade, der in Savoyen stand, Befehl, mit seinem Corps das königliche Heer am Oberrheine zu verstärken.

Die Trümmer der französischen und baierschen Armee nahmen von dem Schlachtfelde, das durch ihre Niederlage so denkwürdig geworden, ihren Marsch längst der Donau hinauf nach Ulm, zogen hier die Besatzung von Augsburg, Memmingen, Kaufbeuern und andern Orten an sich, und schlugen dann über Tuttlingen den Weg nach dem Schwarzwalde ein. Ueberall sahen sie sich von dem entrüsteten Landvolke angegriffen, dessen Zorn durch die von ihnen angerichteten Verwüstungen noch vermehrt wurde. Um ihren Rückzug zu sichern, ging ihnen der Marschall von Villeroi über Hornberg und St. Georgen entgegen, vereinigte sich mit ihnen bei Donaueschingen (25. August) und führte dann, was sich noch aus dem verderblichen Sturm gerettet hatte, über den Rhein hinüber. Bei dem Anblicke des Stroms erklärten die wenigen Soldaten, die noch von dem bairischen Heere übrig waren, daß sie sich außer den Grenzen Teutschlands durchaus zu keinem Dienst verpflichtet halten; worauf der Kurfürst den Befehl ertheilte, daß sie entwaffnet, und als Gefangene der Armee nachgeführt werden sollten.

Das Heer der Verbündeten ging, nachdem es einige Tage auf dem Schlachtfelde gerastet und sich zu neuen Unternehmungen vorbereitet hatte, über Gundelfingen und Ober-Elchingen an der Donau hinauf und lagerte sich in den Umgebungen von Ulm. Hier vereinigte sich der Markgraf Ludwig von Baden, nachdem er die Einschließung von Ingolstadt den Generalen von Herbeville und von Auffäß überlassen hatte, mit demselben. Am 27. August brach die gesammte Macht in 3 Colonnen auf, und bewegte sich auf den durch Würtemberg führenden Straßen gegen Bruchsal. Der General v. Thüngen blieb mit 12,000 Mann vor Ulm zurück, welche Stadt sich ihm am 10. September ergab. Die Armee aber ging über den Rhein, belagerte Landau und wurde am 26. November Meister dieses wichtigen Platzes. An der Donau hatten unterdessen Regensburg, Straubing, Passau, und Kehlheim den Verbündeten die Thore geöffnet; Marlborough aber breitete sich jenseits des Rheins bis an die Mosel aus, und hielt am 29. November seinen Einzug in Trier. We-

nige Tage später ergab sich Trarbach an den Erbprinzen von Hessen-Kassel.

Das Schicksal der baierischen Lande konnte, da sie im Rücken der siegenden Armee lagen, und nur durch eine sehr schwache Kriegsmacht gedeckt waren, nicht mehr zweifelhaft sein. Indessen suchte der Kurfürst wenigstens vor der Hand für seine Familie zu retten, was ihm selbst das Unglück so grausam entrissen hatte. Er schickte seine Gemahlin Theresia Kunigunde, eine Tochter Königs Johann Sobiesky von Polen, die ihm auf seiner Flucht bis in den Schwarzwald gefolgt war, wieder zurück, nachdem er ihr „unbeschränkte Vollmacht" ertheilt hatte, „während seiner Abwesenheit die Regierung zu führen, und alles zu handeln und zu schließen, was sie ihr und dem Lande für das Beste erachten würde." Es wurden sowohl von ihr, als auch von den baierischen Landständen verschiedene Schritte gemacht, um den zürnenden Sieger zu besänftigen, aber sie mußte sich endlich doch gefallen lassen, den Tractat von Ilbersheim zu unterzeichnen, den ihr der römische König Joseph, der eben damals Landau einschloß, diktirte. Vermöge desselben sollten alle feste Plätze in und außer Baiern, die von kurfürstlichen Truppen besetzt waren, mit ihren sämmtlichen Vorräthen, dem Kaiser eingeräumt, und alles Kriegsvolk, bis auf eine Leibwache von 400 Mann abgedankt werden. Das Rentamt München, mit Ausnahme von Ingolstadt, Rain, Wemdingen und Donauwörth, sollte der Kurfürstin bleiben, alles übrige Land aber zur Disposition des Kaisers sein. — Mit Strenge wurde der Vertrag vollzogen. Es erschien der Graf von Löwenstein-Wertheim als kaiserlicher Statthalter in Baiern, und empfing die Huldigung von den Unterthanen. Der Gesandte des Kurfürsten am Reichstage war, so wie der kurköllnische, zuvor schon verwiesen worden. Zahlreiche kaiserliche Heerabtheilungen zogen in das Land, und nahmen in demselben die Winterquartiere. Die Kurfürstin begab sich zu ihrer Mutter, der verwittweten Königin von Polen nach Venedig.

Die kaiserliche Landesverwaltung übte die Rechte des Eroberers in ihrer ganzen Strenge gegen die Baiern aus, steckte ihre Jünglinge unter ihre Regimenter, und forderte ungeheure Abgaben von ihnen, die sie um so weniger zu leisten im Stande waren, da das Land schon seit mehreren Jahren den Launen des Regenten und dem Unglück der Zeit so große Opfer gebracht hatte. Dadurch wurde die Erbitterung allgemein, und auch der Kurfürst säumte nicht, durch geheime Einflüsse sie immermehr zu erregen. Die Verzweifelten, einige tapfere und entschlossene Männer an ihrer Spitze, entwarfen Plane, wie das Joch der verhaßten Fremdlinge abzuwerfen sei; aber da es ihnen nicht gelang, die Verschwörung hinreichend zu verbergen, so ertheilten sie selbst dem Eroberer die Berechtigung, noch härter zu verfahren. Schon der erste Verdacht war hinreichend gewesen, der Kurfürstin die Rückkehr in das Land zu verwehren. Nun ging man aber noch weiter. Die ganze bairische Nation wurde entwaffnet, die Verdächtigen verhaftet, München besetzt, die dortigen Festungswerke niedergerissen, die kaiserliche Kriegsmacht im Lande verstärkt, und der Druck der Unterthanen verdoppelt. Aber in demselben Verhältnisse stieg auch die Erbitterung der Gemüther. Im November (1705) brach die Empörung in einigen Gemeinden der obern Pfalz aus. Bald mehrte sich der erste kleine Haufe, indem das Landvolk allenthalben sich erhob und viele verabschiedete baierische Offiziere und Soldaten seinen Muth anfeuerten und seine Bewegungen leiteten. Es fiel Burghausen, Braunau, Schärding und alles Land zwischen dem Inn und der Isar in die Hände der Empörer. Von da breitete sich das Feuer an die Donau und endlich nach Oberbaiern aus, ohne daß die Vortheile, welche die Kaiserlichen über einzelne Haufen erfochten, und die Grausamkeit, womit sie die Gefangenen behandelten, es zu dämpfen vermocht hätten. Aber die blutige Niederlage, welche die Bauern vor den Thoren von München erlitten, und dann der noch härtere Schlag, der sie bei Vilshofen getroffen, zertrümmerte ihre Macht und vernichtete ihre Hoffnungen, wie denn in diesen beiden Treffen ihrer gegen 9000 unter dem feindlichen Schwerte gefallen sind. Ueberall flohen die Ueberbliebenen in ihre Wohnungen zurück, und alle Städte unterwarfen sich den Siegern. Aber es war in diesem Aufstande viel Blut umsonst vergossen worden, und schrecklich hatten die Oesterreicher durch Brand, Plünderung und Verheerung die Schuldigen und Unschuldigen verfolgt. Viele, zum Theil Leute von Rang und Ansehen, die sich des Aufruhrs theilhaftig gemacht, starben, nach Unterdrückung desselben unter der Hand des Henkers; andere wurden zu ewiger Gefangenschaft abgeführt. Die österreichische Regierung aber glaubte sich Alles gegen ein Volk erlauben zu dürfen, das ihre Rache so sehr gereizt hatte.

Joseph I., der unterdessen nach dem Tode seines Vaters Leopold den Kaiserthron bestiegen hatte, verfolgte mit Eifer den schon früher entworfenen Plan, vermöge dessen die gegenwärtige Gunst der Umstände benützt werden sollte, um einen Theil von Baiern mit den Staaten des Hauses Oesterreich zu vereinigen. In die-

ser Absicht sprach er, jedoch ohne strenge Beobachtung der reichsverfassungsmäßigen Formen, am 29. April 1706 über die Kurfürsten von Baiern und Cöln die Acht aus, und zwar dergestalt: „es sei Maximilian Emanuel aller Reichslehn, Regalien, Ehren, Würden, Anwartschaften und Privilegien zu berauben, aus dem Schutz und Schirm des Reichs zu verstoßen, und aus dem Frieden in den Unfrieden zu versetzen; auch soll sein unglückseliger Leib jedermänniglich preis gegeben sein, so daß an ihm niemand freveln, oder sich vergreifen möge.“ Da durch dies Urtheil alles Besitzthum des Geächteten herrenlos wurde, so hing es von dem Kaiser ab, darüber zu schalten, und er benützte diese Befugniß, indem er die Eroberung theils mit seinen Erblanden vereinigte, theils an seine Bundesgenossen und an die treuen Diener seines Hauses verschenkte. So erlangte Donauwörth die verlorene Reichsunmittelbarkeit, und der Kurfürst von der Pfalz die verlorene alte pfälzische Kur sammt der obern Pfalz wieder. Der Herzog von Marlborough erhielt die Herrschaft Mindelheim, die Stadt Nürnberg, die festen Schlösser Rothenberg und Hartenstein, der Herzog von Würtemberg Wiesenstaig und das Hochstift Augsburg, Schwabeck, Schwangau nnd den Lechrain. Dem Grafen von Lamberg ward die Grafschaft Leuchtenberg gegeben, dem Grafen von Sinsendorf die Grafschaft Hals, dem Grafen Schönborn Dietfurth und Riedenburg, dem Grafen von Löwenstein Mauerkirchen sammt dem burghausischen Kastenamte, dem Grafen von Traun die Stadt Abensperg, mit ihrem Gerichte. Verschiedene andere Parcellen erlangten andere Stände und Herren. Die Stadt Braunau aber sammt dem ganzen Gerichte, Scharding, Altenheim und Ried, mit ihren Gerichten und Kastenämtern trennte der Kaiser von Baiern und vereinigte sie mit dem Lande ob der Ens. Ueber die noch übrig gebliebenen Trümmer des Ganzen sollte der Friede entscheiden. Mit tiefem Schmerze sahen die baierischen Patrioten diese Zersplitterung des geliebten Vaterlandes. Flehend suchte die Kurfürstin vor dem kaiserlichen Throne die Rechte ihrer schuldlosen Kinder auf das altväterliche Erbe geltend zu machen. Auch die Landschaft erwies in triftigen Vorstellungen, es werde hier nicht nach den Ordnungen des Reichs und den Gesetzen verfahren. Aber selten haben Eroberer ein Ohr für die um Gerechtigkeit flehende Stimme der Ueberwundenen.

Während sich dies alles in Baiern begab, war der Kurfürst ferne von dem bedrückten, zertrümmerten Lande, und er, der einst so glücklich in dem stolzen Traume gewesen war, mehrere Kronen auf seinem Haupte vereinigt zu sehen, hatte nun nicht, wo er sein Haupt hinlegte. Nach dem unglücklichen Tage bei Höchstädt stand für ihn, auf dem Wege der Unterhandlung, bei den Verbündeten nichts mehr zu erwarten; sein ganzes Heil lag nun in der Treue des französischen Hofes, und in einem neuen Umschwunge des Waffenglücks. Während er — seinen festen Sinn und sein stolzes Streben nie verläugnend — dem letztern, in den Niederlanden, wo er nun seine Statthalterschaft wieder angetreten, entgegen sah, und er als Oberbefehlshaber der in jenen Gegenden stehenden Kriegsmacht sich selbst wieder ein besseres Schicksal zu erkämpfen hoffte, hörte zwar Ludwig XIV. nicht auf, seine Standhaftigkeit und seine Großmuth in hohen Phrasen zu preisen, und ihm zu betheuern, daß seine Sache von der von Frankreich nie getrennt werden sollte. Aber nur zu bald wurde er inne, wie leicht die Menschen die frühern Verdienste der Unglücklichen vergessen, und wie schnöde die Politik diejenigen vernachlässigt, deren Freundschaft ihr keinen Vortheil mehr verheißt. Durch eine so lange Gewohnheit war ihm ein unermeßlicher Aufwand zum Bedürfniß geworden; und nun hatte er weder Geld noch Credit. Unaufhörlich drangen seine Geschäftsleute in Paris auf Unterstützungen; aber bald wurden sie mit Hohn abgewiesen, bald mit Summen abgefertigt, die wegen ihrer Geringfügigkeit oft beleidigender waren, als eine abschlägliche Antwort. Wiederholt forderte er, daß man ihm, wie die Verträge es wollten, endlich die Souveränität über die Niederlande abtreten möchte; aber auch damit bewirkte er nichts, als eitle Vertröstungen. Oft ward sein reizbares Gemüth durch den Stolz, oft durch die Treulosigkeit der Franzosen tief gekränkt. Erschien er selbst an Ludwigs Hofe, um durch seinen Anblick an die Opfer zu erinnern, die er dem französischen Interesse gebracht, so übertäubte man ihn mit Zerstreuungen, Jagden und Festen, auf daß der Zweck seiner Ankunft nicht zur Sprache kommen konnte, verweigerte ihm dabei die Auszeichnungen, die sein Ehrgeiz zu fordern sich berechtigt hielt, und ließ ihn oft auf eine recht demüthigende Weise fühlen, wie bald der Unglückliche in den Kreisen der Glücklichen überlästig wird. Die Ereignisse des Krieges gaben ihm auch keine Hoffnung mehr zur Verbesserung seines Schicksals. Denn seit dem Tage bei Höchstädt blieb das Glück von den Fahnen der Franzosen ferne; es trafen die Kriegsmacht des Königs Schläge, die wohl einen Regenten von zuversichtlichem Sinne in Verzweiflung stürzen konnten; namentlich ging in den Niederlanden eine Festung nach der andern

verloren, es wurde von den Verbündeten eine Schlacht nach der andern gewonnen, so daß es schien, es dürfte dem Kurfürsten von seiner Statthalterschaft bald so wenig übrig bleiben, als ihm von seinen Erbstaaten übrig geblieben war. Er hatte endlich nur noch das Herzogthum Luxenburg und die Grafschaft Namur, dann die Festungen Charleroi und Nieuport inne, als der König Philipp von Spanien seinen so oft wiederholten Wunsch erfüllte, und die gesammten Niederlande, mit allen Regierungsrechten an ihn abtrat. Ob nun gleich diese Abtretung nur zum kleinsten Theile realisirt werden konnte, so hatte sie doch ihren Werth, weil der Kurfürst dadurch die Möglichkeit erlangte, seiner Zeit gegen die Zurückgabe seiner alten Lande einen Ersatz darzubieten.

Der Tod des Kaisers Joseph I. und das durch Marlborough's Sturz bewirkte veränderte System am englischen Hofe retteten Frankreich aus seinen Verlegenheiten. Es versöhnte sich in dem Vertrage von Utrecht mit seinen Feinden; nur Oesterreich sah noch nicht erfüllt, was es hoffen zu dürfen glaubte. Aber bald ließ Villars seine Heere fühlen, daß nun die Ueberlegenheit wieder auf französischer Seite sei, und so reichte man endlich auch die Hand zum Frieden dar. Erst wurden die Präliminarien zu Rastadt (6. März 1714) und dann der definitive Tractat zu Baden (7. September 1714) unterzeichnet, und darin ausdrücklich versehen, daß die beiden Kurfürsten von Baiern und Köln wieder in alle ihre Länder, Regalien, Rechte und Würden, wie sie solche vor dem Kriege gehabt, eingesetzt werden sollten. Damit war das kurze Glück vorüber, dessen sich diejenigen erfreuten, die der Kaiser durch die baierische Beute bereichert hatte, und alle räumten eiligst den zum Theil recht verderblich benutzten Besitz; der Kurfürst aber ging wieder in seine Staaten zurück, nachdem er, als vogelfreier Flüchtling, zehn Jahre lang von denselben abwesend war.

Der Anblick einer verarmten Nation und eines bis auf seine letzten Kräfte ausgesogenen Landes, dann die Klagen so vieler verwaisten Familien, die Trümmer so vieler Städte und Dörfer, der Verfall aller öffentlichen Anstalten und die Auflösung aller polizeilichen Ordnung konnten ihn lehren, wie gefährlich der Ruhm ist, den die Regenten im Getümmel der Waffen und im Glanze großer Macht suchen. Er regierte noch etwas über eilf Jahre; aber die Zeit war zu kurz, um die Wunden zu heilen, die er seinem Volke durch seinen Ehrgeiz geschlagen hatte. Er konnte mit seiner Geisteskraft der Segen dieses Volkes werden; aber, indem er von seiner eigentlichen Bestimmung abirrte, ward er demselben zum Fluche!

---

## Das Aufblühen der Literatur in Italien während des dreizehnten Jahrhunderts*).

Von C. W. F. Breyer.

Das System der römisch-catholischen Hierarchie war nun vollendet. Die Bildung des dritten Standes erleichterte die Fesseln des Feudalsystems. Die Kreuzzüge hatten eine wundersame Regsamkeit in der germanischen Welt hervorgebracht. Durch das Ritterthum ward die romantisch-poetische Stimmung des Zeitalters noch vermehrt. Auch ahnete man bereits die Größe und den Verlust der untergegangenen alten Welt. — Wie alles dieß die Gemüther stärkte und bereicherte, so weckte und beschäftigte der Scholasticismus den Verstand. Schon begann ein Erwachen zur helleren Ansicht der idealischen Welt, in welche der Catholicismus die Germanier im stillen Laufe der Zeit, ohne daß sie selbst es wußten, allmälig versetzt hatte. Nur konnte dieß Erwachen nicht zur Vollendung kommen, theils, weil es nicht möglich war, daß die ruhige Besonnenheit neben der wilden Kraft Platz gewann, theils weil selbst der reiche Nachlaß, der von der vorgermanischen Welt auf unsere Vorfahren vererbt war, ihre freie Selbstthätigkeit hemmte. Sollte ein wahrer Fortschritt in der Cultur geschehen, so konnte er nur von der Person, welche gleichsam der Grundton dieses ganzes Zeitalters war, erwartet werden.

So interessant aber auch die Regsamkeit war, welche jetzt unter den Germanen überhaupt herrschte, so ragte doch in eben diesem Zeitpunkt über alle Länder, welche dieselben eingenommen hatten, Italien bei weitem hervor. Ehrwürdige Trümmer mannigfacher Art erinnerten hier an die alte Roma. Hier war der Geburtsort der Hierarchie und des Kaiserthums. Die Politik der Päpste, die bis zu dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts hier fortwährend ihren Hauptsitz gehabt hatten, mußte für die Bildung Italiens vorzüglich wichtig sein. Mild war sein Himmel, fruchtbar sein Boden, seine Umgebung äußerst glücklich. Hier war es, wo der Geist der Freiheit und der Republicanismus zuerst erwacht war, und jetzt in den mannichfaltigsten Formen sich entwickelte und darstellte. Auch blühten hier Handel und Wohlstand; Italien war recht eigentlich der Mittelpunkt des Reichthums und der

*) Aus: C. W. Friedr. Breyer's Grundriß der Universalgeschichte. Jena, 1804. 2. Theil, S. 179.

Macht des westlichen Europa's. Der fröhliche Gesang der Provenzalen ward hier auf mancherlei und sehr verschiedenen Wegen bekannt, ward hier geliebt, geschätzt und nachgeahmt. Auch fing bereits die Sprache Italiens, bereichert und veredelt durch das Romanzo der Provenzalen, an, sich zu bilden; schon gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erhob sich aus den mannigfaltigen Mundarten des italienischen Romanzo's eine gemeinsame Sprache der Italiener, eine höhere Volkssprache (Vollgare illustre). — In mehr als einer Rücksicht hatte jetzt Italien Aehnlichkeit mit dem glücklichen Küstenstreife Vorderasiens, als dieser auf Homeros stolz sein durfte.

In diesem glücklichen, gleichsam verjüngten Italien trat in diesen Zeiten der erhabene Dichter Dante Alighieri (geb. 1265, gest. 1321) auf. Wie Homeros einst das freie, freundliche Leben der frühern hellenischen Welt in ewigen Gesängen verherrlichte, so stellte Dante den tiefen, ernsten Geist der mit Christus beginnenden, neuen Welt in einer wundersamen Dichtung (la divina Comedia) dar. „In einem Mittelpunkte drängte sich die Kraft seines erfindsamen Geistes zusammen, in einem ungeheuern Gedicht umfaßte er mit starken Armen seine Nation und sein Zeitalter, die Kirche und das Kaiserthum, die Weisheit und die Offenbarung, die Natur und das Reich Gottes. Eine Auswahl des Edelsten und des Schändlichsten, was er gesehen, des Größten und des Seltsamsten, was er ersinnen konnte; die offenherzigste Darstellung seiner selbst und seiner Freunde, die herrlichste Verherrlichung der Geliebten: alles treu und wahrhaftig im Sichtbaren und voll geheimer Bedeutung und Beziehung aufs Unsichtbare.“ Wie er der Vater der italienischen Poesie, ja der Stifter der modernen Poesie überhaupt war, so begann auch mit ihm und durch ihn der Zeitpunkt der ästhetischen Cultur der Sprache und Prosa der Italiener. Mächtig ergriff sein Gesang den Geist seiner Nation; in Florenz errichtete man noch im vierzehnten Jahrhundert einen neuen Lehrstuhl, von welchem herab geistvolle Männer den hohen Sinn (polysentum) der göttlichen Comedie erklären sollten.

Zum Theil noch in einer Zeit mit Dante lebte Francesko Petrarca (geb. zu Arezzo 1304, gest. 1374); ein Nahme, den die Geschichte mit tiefer Ehrfurcht nennt. Er war gleich groß als Dichter und als Gelehrter, als Wiederhersteller wahrer Poesie und wahrer Gelehrsamkeit. Dante übertraf ihn zwar an Genie, aber Petrarca's Geschmack war geläuterter. Wie jener den ganzen großen Inhalt der neuern Zeit in seiner göttlichen Comödie umfaßte, so machte Petrarca das zarteste Element derselben, die Liebe, zum Inhalt seiner Sonette und Canzonen. Sein Gefühl erfand gleichsam die Sprache der Liebe, und gilt nach Jahrhunderten noch bei allen Edlen. Die Verherrlichung seiner Laura ist das schönste Symbol und Denkmal jener allgemeinen, höheren Achtung gegen das weibliche Geschlecht, wozu der Christianismus und das romantische Ritterthum die ursprüngliche Pietät der Germanen gegen die Frauen allmälig veredelt haben. Nächst den Gefühlen der Liebe war es vornämlich eine innige Sehnsucht nach der untergegangenen alten Welt, was seine große Seele beschäftigte, und deßhalb arbeitete er, wie wir tiefer unten sehen werden, soviel wie möglich für die Wiederherstellung der alten Roma. — Uebrigens läßt sich bei Petrarca der historische Zusammenhang seiner Poesie mit dem Rittergesang genauer nachweisen, als bei Dante, obwohl auch dieser unstreitig ein Sohn seiner Zeiten war.

Giovanni Boccaccio von Certaldo (geb. 1313, gest. 1375) vollendete das Triumvirat der großen Wiederhersteller der ästhetischen Cultur in Italien. Ihm verdankt vornämlich die Prosa der Italiener ihre Bildung. — Die hundert kleinen Erzählungen oder Novellen, die er unter dem Namen des Decamerone kunstreich und ungezwungen in einer Sammlung verbunden hat, galten vor vielen andern Schriften, die er geschrieben, vom Anfange an für ein Muster correcter, toscanischer Diction. Sie sind aber auch ein unversiegbarer Quell interessanter Geschichten für die Dichter jeder Nation, ein schöner Uebergang von den Mährchen des Ritterthums zum neuern Roman, ein Gemälde und Vorbild des geselligen Lebens der neuern Welt. In der Canzone zeichnete sich Boccaccio durch fröhliche Anmuth und gefälligen Scherz aus. Auch verdient es bemerkt zu werden, daß er der Erste war, der in Florenz die Lehrer-Stelle bekleidete, welche die Regierung daselbst zur Erklärung der göttlichen Comödie des Dante gestiftet hatte. Seine fruchtbare Ansicht von dieser wundersamen Dichtung machte ihn dieses Berufs werth. Er hielt sie für eine irdische Hülle und körperliche Einkleidung der unsichtbaren Dinge und der göttlichen Kräfte, und nannte sie geradezu eine Art von Theologie, die nur allgemein verständlicher und lieblicher sei, als die eigentlich so genannte.

Nach dem Tode dieser großen Erfinder dauerte es lange Zeit, bis wieder ein Dichter in Italien auftrat, der ihnen gleichkam. Sie ließen keine Schule, sondern nur Nachahmer zurück. Desto mehr aber erweiterte sich die Sphäre der ästhetischen Cultur; durch die Werke jener

Triumvirn war in Italien unter Geistlichen sowohl als unter Weltlichen recht eigentlich ein ästhetischer Enthusiasmus geweckt worden. Auch entwickelte sich bald der Keim eines neuen poetischen Gewächses auf dem Boden dieses vorgezogenen Landes, und während dasselbe zur Reife gedieh, bestrebten sich die italienischen Gelehrten mit dem edelsten Wetteifer, die Werke der alten Römer und Griechen wieder aufzusuchen und herzustellen.

Obwohl das Studium der alten Literatur im Laufe des Mittelalters nie völlig aus den Schulen des Occidents verdrängt werden konnte, so ward es doch in demselben bei weitem nicht mit dem Eifer und Erfolg betrieben, womit die Byzantiner die Geisteswerke ihrer Vorfahren zu erhalten und zu benutzen suchten. Als aber im Laufe der Zeit die Empfänglichkeit der Germanier für die classische Literatur zunahm, entstand bald auch der Wunsch bei ihnen nach Wiederherstellung derselben; und mannigfaltige Umstände vereinigten sich, ihr Unternehmen zu begünstigen.

Italien eilte jedoch den übrigen germanischen Staaten auch in dieser Hinsicht voran. Eine innige Sehnsucht nach der untergegangenen alten Welt überhaupt war es vornämlich, was den Eifer für die alte Literatur zuerst unter seinen Einwohnern anfachte und belebte. Schon die ehrenvolle Stelle, welche Dante dem Virgilius in seiner göttlichen Comödie anwies, ist ein Zeugniß von seiner Verehrung des Alterthums. Vornehmlich aber begeisterte den Petrarca das Andenken an die vorgermanische Welt; und obwohl diese nicht wieder hergestellt werden konnte, so gelang es ihm doch, wenigstens der erste Wiederhersteller der alten Literatur für den Occident zu werden. Mit der Liebe, womit der Gebildete sich an das Gebildete anschließt, las und studirte Petrarca die alten Schriftsteller Roms, und brachte vieles Schöne und Wahre aus denselben in Umlauf; mit Liebe und unermüdetem Eifer sammelte er ihre Schriften und rettete mehrere derselben von dem nahen Untergang, und that alles, was er nur immer für die Wiederherstellung derselben thun konnte. Mächtig ergriff sein Beispiel seine Zeitgenossen, von denen er, wie einst Abälard von den Seinigen verehrt, bald der göttliche Petrarca, bald der Mann genannt wurde, deßgleichen die Welt nicht gesehen habe, und auch nicht wieder sehen werde. Noch in seinem Zeitalter war das Sammeln alter Schriftsteller recht eigentlich Lieblingsbeschäftigung der Italiener. — Wie er aber die alten Römer liebte, so verehrte er auch die Schriftsteller des alten Griechenlands. Den Homerus nannte er den Fürsten der Dichter, so wie Plato den Fürsten der Philosophen, und es schmerzte ihn tief, daß ihm seine unzureichende Kenntniß der griechischen Sprache, worin ihm fast alle seine Landsleute gleich waren, die genauere Bekanntschaft mit denselben unmöglich machte.

Auch Boccaccio that vieles zur Wiederherstellung der alten Literatur. Wie Petrarca war auch er unermüdet im Sammeln alter Schriftsteller. Um die griechische Literatur erwarb er sich noch größere Verdienste, wie jener. Er war der Erste in Italien, welcher das Studium des Homeros wiederherstellte, und durch seine Bemühung geschah es, daß die Florentiner den Leontius Pilatus als öffentlichen Lehrer der griechischen Sprache anstellten.

Nächst Petrarca und Boccaccio verdient unter den Schriftstellern der alten Literatur Johannes von Ravenna (geb. 1347, gest. zwischen 1412 und 1420), ein würdiger Schüler des Erstern, genannt zu werden. Durch mündlichen Unterricht vornämlich verbreitete er die Kenntniß der Alten. Als öffentlicher Lehrer zuerst zu Padua und dann zu Florenz, gewann er für das Studium derselben durch seinen Vortrag der römischen Literatur eine große Menge wißbegieriger Jünglinge, von denen mehrere im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts sich große Verdienste um die Wissenschaften erwarben.

Was Johannes von Ravenna für die römische Literatur in Italien that, that noch gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts Emanuel Chrysoloras für die griechische. Er war ein Grieche von Geburt, hatte bereits mehrere Gesandtschaften in den Occident gemacht, wählte sich aber wegen der Bedrängnisse seines Vaterlandes c. 1395 das ruhigere Italien zu seinem Wohnsitz. Mit Freude und Achtung ward er hier aufgenommen. Mehrere große Städte des Landes stritten sich um ihn; wo er lehrte, umgaben ihn wißbegierige Jünglinge und Männer; seit ihm war man in Italien stolz darauf, die alten Griechen zu kennen. — Ueberhaupt ward von nun an die Liebe zur alten Literatur herrschend in Italien, die Stätte zur Aufnahme der alten Schriftsteller war jetzt gleichsam bereitet, und das denkwürdige funfzehnte Jahrhundert brachte die Saat vollends zur Reife, welche seit Petrarca und Boccaccio gekeimt hatte.

Mehrere Umstände vereinigten sich, welche das Aufblühen der alten Literatur, so wie die Cultur überhaupt im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts in Italien noch mehr, wie bisher, begünstigten. Vom Anfange bis gegen das Ende des genannten Jahrhunderts hin ward die Ruhe desselben von auswärtigen Feinden wenig gestört. Die mannigfaltigen politischen For-

men, welche aus dem Streben nach Republicanismus daselbst allmälig entstanden waren, erhielten jetzt Festigkeit und Consistenz. Eben diese politische Vielseitigkeit, so wie das Reiben der Freistaaten an einander, erzeugten eine politische Regsamkeit, die mit der Cultur der Italiener überhaupt in der wohlthätigsten Wechselwirkung stand. Es begann jetzt in Italien jene Politik, wodurch es späterhin die Schule der Staatsklugheit für die germanischen Nationen wurde. Und, da höhere Bildung in diesem Lande jetzt sehr viel galt, so waren es, besonders in den Republiken, großentheils geistvolle, gebildete, gelehrte Männer, welche bei den interessanten Staatsverhandlungen die vornehmsten Rollen spielten. Macht, Reichthum und Geistesbildung standen jetzt hier, wie einst zu Athen in dem Zeitalter des Pericles, recht eigentlich in einem schwesterlichen Bunde; ein Umstand, welcher schon darum für das Aufblühen der alten Literatur und Kunst höchst günstig sein mußte, weil das Sammeln dieses Nachlasses der alten Welt meist mit einem großen Kostenaufwande verknüpft war.

Auch das **Unglück des byzantinischen Kaiserthums** hatte auf das Wiederaufleben der classischen Literatur in Italien einen sehr wohlthätigen Einfluß. Wie die lange, aber räthselhafte Fortdauer dieses sonderbaren Staats für die Erhaltung der Schriften der alten Griechen in mehrfacher Hinsicht vortheilhaft war, so war es auch der endliche Untergang desselben. Schon die Eroberung Constantinopels durch die Franken, wodurch diese ein halbes Jahrhundert lang (von 1204 — 1261) Herren dieser Stadt nicht nur, sondern auch des Reichs überhaupt wurden, war nicht ohne Folgen für die literarische Cultur des Occidents. Denn obwohl diese Eroberung und Herrschaft der Franken mit mannigfaltigen barbarischen Zerstörungen und dem Untergange vieler Schätze der Literatur und Kunst verknüpft war; so hatte sie doch auch auf der andern Seite die wohlthätige Folge, daß die Empfänglichkeit der Germanier für die Cultur der Byzantiner, vornämlich durch genauere Bekanntschaft der Erstern mit der Sprache der Letztern, aufs Neue vermehrt wurde. Bald hierauf ward der Verkehr zwischen Griechen und Occidentalen in eben dem Grade erweitert, in welchem der Andrang der Osmanen gegen das byzantinische Kaiserthum für die Erstern furchtbarer und gefahrvoller wurde. Nur im Occident konnten die Griechen Hülfe suchen, aber dem Geiste dieser Zeiten gemäß, wollte sie ihnen dieser nur unter der Bedingung kirchlicher Vereinigung gewähren. Dieß veranlaßte mannigfaltige Unterhandlungen zwischen Constantinopel und Italien, und mit dem politisch-religiösen Verkehr zwischen jenem und diesem erweiterte sich auch der literarische. Noch ehe mit der **Eroberung Constantinopels** durch die Osmanen (29. Mai 1453) der Fall des Kaiserthums vollendet wurde, hatten sich mehrere Griechen, als Lehrer ihrer Literatur, in Italien niedergelassen, und die vielen Flüchtlinge, welche seit dem Falle Constantinopels in immer größerer Anzahl in den Occident herüberströmten, fanden bereits alles vorbereitet, um durch Unterricht in der griechischen Literatur sich in dem neuen Vaterlande Freunde und Unterhalt gewinnen zu können. Endlich war es ein großer Gewinn für die Wissenschaften, daß theils die Eroberung Constantinopels durch die Osmanen minder verderblich war, als die durch die Franken, theils der völlige Untergang des alten Kaiserthums überhaupt in einen Zeitpunkt fiel, wo vornämlich in Italien die Cultur bereits wieder eine Höhe erreicht hatte, daß wenigstens die Einwohner dieses Landes fähig waren, den Nachlaß der alten Griechen nicht nur in Empfang zu nehmen, sondern auch zu ehren.

---

## Aus K. W. v. Rotteck's Weltgeschichte.

### Nutzen der Geschichte.

Es ist ein **natürliches Gefühl**, fast möchte man sagen Bedürfniß, das uns zur Geschichte hinzieht. Die Imagination weilt gerne bei den Bildern der Vergangenheit, und das Gemüth wird dadurch auf eine wohlthuende Weise gerührt. „Wenn der alte celtische Barde,“ bemerkt Ancillon sehr schön, „den tiefen und süßen Eindruck schildern will, den die Musik auf seine Seele macht, so sagt er blos, sie wirke auf ihn, wie die Erinnerung an die Tage der Vorzeit.“ —

Woher wohl dieser allgemeine Hang? — er haftet tief in der empfindenden und moralischen Natur des Menschen, die allenthalben, wo sie unverdorben und in einiger Entwicklung erscheint, durch sympathetisches Gefühl sich äußert und sich, wenn sie der bessern Stimme gehorcht, nicht in der Isolirung der eignen Person, sondern in der Allgemeinheit des Geschlechtes liebt und schätzt. Dieses weitverbreitete Eine Geschlecht, welchem wir angehören, zu kennen, sein geistiges Leben, in dessen Strom auch der eigene kleine Lebensnachen dahin schwimmt, zu verstehen, Zweck und Ziel, wornach wir steuern, wenigstens ahnen zu lernen — das muß wohl vom höchsten rein menschlichen Interesse sein. Und wo anders erscheint uns die Menschheit in

ihrer wahren Gestalt, in ihrem eigentlichen Leben, als in der Geschichte? — In ihr, und in ihr allein erkennen wir, was unter so vielen zufälligen Gestaltungen, unter den bunten Eigenthümlichkeiten von Zeit und Ort beharrliche, ewige Menschennatur sei. Zwar äußert sich diese in vielfach wechselnden Formen, ist der Bildung und Verbildung, der Hemmung und Fortführung empfänglich: gleichwohl sind allenthalben die nämlichen Anlagen und Kräfte vorhanden, dieselben Neigungen und Leidenschaften wirksam. Das Gemeinwohl sehen wir überall im Streit mit Privatinteressen, aber dennoch gefördert durch diese, und bei dem mannigfaltigsten Gemische partieller Ereignisse einen allgemeinen Gang des Geschlechts. — Sonach ist, wer die Geschichte nicht kennt, Fremdling auf der Erde und unter seinem Geschlecht, und sich selber fremd: nichts kümmern ihn die hohen Interessen, um welche die Menschheit vom Anbeginn rang und kämpfte, und er mag — was auch sonst seine Fertigkeiten seien — an ihrem allgemeinen Leben nur passiv und maschinenartig Theil nehmen, wie ein Rad, das nichts davon weiß, in welches Getrieb es eingreift.

Nicht nur ist das wahre Leben der Menschen blos in der Geschichte erkennbar, es besteht auch größtentheils nur in der Geschichte. Ohne sie ginge jede Generation ihren gesonderten Gang für sich, und beträte den oft betretenen Pfad immer von neuem. Die Geschichte schließt alle Generationen in eine Kette zusammen. Sie ist das fortwährende Selbstbewußtsein der Menschheit und der Völker. Die Erfahrung aller Jahrhunderte, und die Tradition mit allen ihren Schätzen ist ihre. Die Kenntnisse, Ideen, Erfindungen aller Zeiten und Völker, und was die Weisen in grauer Vorwelt dachten und lehrten — theilt sie den späten Nachkömmlingen mit. Jetzt können diese beginnen, wo ihre Vorfahren aufhörten, und es ist ihnen das Fortschreiten zu ganz unbestimmbaren Graden der Vollkommenheit möglich.

Auch abgesehen von diesem hohen Standpunkt, von dieser umfassenden Allgemeinheit des Begriffs der Geschichte, ist sie eine fruchtbare Mutter von Erkenntnissen. Nicht mit Unrecht schreibt man ihr die größere Hälfte des menschlichen Wissens zu. Denn unermeßlich ist der Umfang der eigentlich historischen Wissenschaften, und auch die meisten philosophischen Disciplinen erhalten von ihr Materialien oder Data, erläuternde Beispiele und lichtvolle Beweise.

Nichts ist demüthigender als das Gefühl eines Ignoranten in der Geschichte, nichts kläglicher als seine Lage, wenn er über was immer für Dinge im Privat- oder öffentlichen Leben urtheilen soll. Kein Buch, kein Zeitungsblatt weiß er mit Verständniß und Nutzen zu lesen; allenthalben irrt er im Dunkeln; ihm ist die Gegenwart ein Räthsel, und die Zukunft völlig verschlossen; Vorurtheile aller Art, der Erziehung und des Standes, des Orts und der Zeit, hemmen seine Geistesthätigkeit; das Gewöhnlichste weiß er nicht zu deuten, und das Außergewöhnliche benimmt ihm die Fassung. Wie überlegen steht einem solchen Jener gegenüber, der mit der Geschichte vertraut ist? — Vor seinen Blicken ist eine weite und freie Aussicht geöffnet; von erhabener Stelle überschaut er die Angelegenheiten der Menschen, und ihr Thun und Treiben. Kein Ereigniß kann ihn befremden, denn keines ist ihm neu. Er entdeckt die geheimen Triebräder, und erräth die wahrscheinlichen Folgen der Tagesbegebenheiten; denn die Vergangenheit enthält den Schlüssel zur Gegenwart und den Spiegel der Zukunft. Er weist Allem die gebührende Stelle an, hegt weder für's Alte noch für's Neue, für's Einheimische noch für's Fremde eine parteiische Vorliebe, und läßt sich nicht durch politisches und nicht durch religiöses Blendwerk täuschen. Kein besserer Bürger, kein aufrichtigerer Gottesverehrer ist, als Er,—denn er erkennt in dem Staate die Bedingung der Humanität, und die Gottheit erscheint ihm in der Leitung der menschlichen Schicksale, die Unsterblichkeit in der allgemeinen Ahnung der Völker: — aber er wird gleichgültiger für politische und religiöse Formen, welche nur einzelnen Orten und Zeiten angehören, und tolerant gegen Jene, welche dieselben ewigen Wahrheiten in verschiedenem Gewande verehren.

So mannigfaltige Bereicherung der Erkenntniß muß nothwendig auch auf's Praktische einfließen, und die Geschichte kann nicht anders als ein Lehrerin der Klugheit, des Rechtes und der Tugend sein.

Erfahrung und Menschenkenntniß sind die beiden Hauptquellen der Klugheit; Geschichte aber ist die Summe der Erfahrungen und der Menschenkunde. Für's Privat-, wie für's öffentliche Leben, für den einzelnen Menschen wie für Staaten enthält sie in warnenden und ermunternden Beispielen die wichtigsten, eindringlichsten Lehren, gleichförmig in ihren Gründen, wenn auch verschieden in den Fällen und in der Anwendung. Denn was im Großen gilt, ist meist auch für's Kleine wahr. Wer auf Einzelne, und wer auf Nationen wirken will, muß die Menschen kennen, und es mag ein häusliches Glück wie jenes der Völker gedeihen und erstarken durch Talent und Fleiß, Vorsicht und Mäßi-

gung, oder zu Grunde gehen durch Unvernunft und Nachlässigkeit, Vermessenheit und Uebertreibung.

Wenn die Lehren der Klugheit durch den Erfolg der dargestellten Handlungsweisen eindringlich werden, so erhalten jene des Rechts und der Tugend ihre Kraft aus der Größe und Liebenswürdigkeit ihrer Vorbilder. Denn nicht immer ist das Recht siegreich und die Tugend glücklich, und eben dieß erhöht ihre Würde. Selbstverläugnung macht das Verdienst aus. Dieß sagt uns die allgemeine Moral; aber nur selten mag die abstrakte Idee der Pflicht, die nicht durch Beispiele versinnlicht wird, die Huldigung der Menschen gewinnen. Diese erhebenden, Achtung und Liebe gebietenden Beispiele liefert die Geschichte, und macht so aus einem trockenen Moralsystem ein lebendiges Gemälde handelnder Personen. Wer in diese Gallerie der großen und edlen Menschen aller Zeiten tritt, dessen Gemüth wird durchdrungen von der Würde der menschlichen Natur, sein Selbstgefühl wird erhöht und seine Kraft zur Nacheiferung begeistert. Ob dieser Vorbilder wenige seien, sie erheben nicht minder: ja noch eindringlicher wird ihr Verdienst durch den Kontrast mit den Lastern der Menge, und je größer dagegen die Zahl der Bösewichter, desto abschreckender ihre Rolle.

Unter den edlen Gefühlen, welche die Geschichte weckt und nährt, sind der auserlesensten Pfleglinge Zwei, die unter sich verwandt und Mütter der meisten übrigen Tugenden sind: Liebe des Vaterlandes und der Freiheit. Denn nicht nur ist das Buch der Zeiten reicher an Beispielen derselben, weil sie mehr in's öffentliche Leben eingreifen, als andere, und häufiger Großthaten erzeugen: nach ihrer Natur sind auch beide durch die Geschichte gewissermaßen bedingt, oder erhalten wenigstens durch sie erst ihre höchste Ausbildung und Stärke. Wer Fremdling ist in der Geschichte, kann sein Vaterland nur instinktartig lieben, denn er kennt dieß Vaterland nicht; und den Muth zur Freiheit mögen wir manchmal nur aus der Geschichte schöpfen, die uns zeigt, daß Freiheit möglich, und wie sie möglich sei. Wie oft hat schon der Name eines Leonidas, eines Decius, eines Arnold von Winkelried zu Heldenthaten begeistert! Wie oft hat das Bild eines Cato den sinkenden Muth edler Freiheitsvertheidiger erhalten, und wie oft hat Hermanns zürnender Schatten (deutsche Jünglinge — wenigstens zu Selbstvorwürfen gebracht! —) den Arm deutscher Jünglinge gestählt!

Nicht nur Lehrerin der Tugend, auch strenge Richterin und unparteiische Vergelterin ist die Geschichte; und sie macht hierdurch manche Ungerechtigkeiten der Menschen und des Schicksals gut. Zwar nur zu oft wird der Edle im Leben verkannt und verläumdet; nur zu oft gelingt es verschmitzten und gewaltigen Bösewichtern, die Zeitgenossen zu täuschen, ihr Lob zu erkaufen oder zu erpressen, und ihre Schmähungen niederzuschlagen. Aber mögen einzelne Geschichtschreiber, mögen Alle Zeitgenossen verblendet, erschreckt, bestochen sein; die spätere Geschichte ist es nicht. Ohne Neigung und Leidenschaft, ohne Furcht und Hoffnung prüft sie die Zeugnisse, richtet die Thaten, und theilt nach Verdienst Ruhm und Schande zu. Zwar Manches entgeht ihr wegen Dürftigkeit oder Verlust der Zeugnisse; auch ist es möglich, wiewohl schwer, daß sie bisweilen sich irre; aber immer forscht sie mit scharfem Auge, wägt mit ruhiger Hoheit, und spricht ein freies und bleibendes Urtheil. So lange Menschen sein werden, wird der Name eines Kritias, eines Kromwell mit Verwünschung und Abscheu, der Name eines Sokrates, eines Sidney mit Liebe und Segen von ihren Lippen tönen, und in ihren Herzen sein. — Der Blick auf diese unerbittliche Vergelterin — denn das Verlangen des Nachruhms, wie jenes der Unsterblichkeit lebt in der menschlichen Brust — hat schon manchmal des glücklichen Bösewichts Triumphe verbittert, hat ihn gegen seine Neigung zu guten, wenigstens äußerlich guten Handlungen gespornt, und den Muth des gekränkten Rechtes und der leidenden Unschuld aufgerichtet.

Kaum scheint es nothwendig, nach Darstellung dieser hohen Würde der Geschichte, auch noch ihre Brauchbarkeit für untergeordnete einzelne Zwecke zu erläutern. Eine flüchtige Anzeige davon mag unserer Absicht genügen. Allen Ständen und Klassen, welche auf höhere, intellektuelle und moralische Bildung Anspruch machen, ist schon deswegen die Geschichte unentbehrlich: aber die meisten — einen ganz abstrakten Metaphysiker, einen blos calculirenden Metaphysiker etwa ausgenommen — bedürfen ihrer noch aus speciellen Gründen. Bei dem Staatsmanne macht sie beinahe die Summe der erforderlichen Kenntnisse aus. Denn die allgemeinen Grundsätze der Staatskunst sind das Resultat der guten und üblen Erfahrungen der Völker in allen Zeiten; und die besondern innern und äußern Verhältnisse der einzelnen Staaten, auf welche jene Grundsätze angewendet werden sollen, sind gleichfalls historisch. Der Feldherr, und selbst der untergeordnete Krieger, findet in der Geschichte die vortrefflichsten Muster zur Nachahmung, die eindringlichsten Lehren, die warnendsten Beispiele. Dem Priester zeigt sie die Wichtigkeit seines Berufes und die traurigen Folgen von dem Verkennen desselben, und von

dem Mißbrauch seiner Macht; sie flößt ihm liberale und tolerante Grundsätze ein, lehrt ihn die Schale vom Kern, die Hülle vom Wesen unterscheiden, und versieht ihn mit den überzeugendsten Beweisen der göttlichen Vorsicht, und mit einem Schatz moralischer Beispiele. Dem Rechtsgelehrten flößt sie Achtung für's (natürliche und geschriebene) Recht, die Bedingung des wahrhaft menschlichen Daseins, die Basis jedes gesellschaftlichen Vereins ein, lehrt ihn den Geist der Gesetze und Verfassungen oder ihr Verhältniß zu dem jedesmaligen Zustand und Bedürfniß der Völker kennen, und reicht ihm in den ihr eigends angehörigen alten und fremden Gesitzen und Sitten die wichtigsten, lichtvollsten Vergleichungsgegenstände mit den heutigen und eigenen dar. Auch dem Arzt muß die Geschichte der Wanderungen, des successiven oder periodischen Erscheinens, des theilweisen oder gänzlichen Verschwindens, der glücklichen oder unglücklichen Heilarten von Krankheiten, auch die Bemerkung des Zusammenhangs ihrer Entstehung und Verbreitung mit mancherlei politischen Begebenheiten — als Krieg, Ansiedlung u. s. w., oder mit Einführung gewisser Gebräuche und Sitten — in Nahrung, Kleidung 2c. — von großer Wichtigkeit sein. Daß der speculative und praktische Philosoph aus der Geschichte den reichsten Stoff des Nachdenkens, die lichtvollsten Beispiele, die eindringlichsten Beweise seiner Lehren und Maximen, und den Unterricht aller vorangegangenen Weisen schöpfe, ist schon oben erwähnt. Eben so unerschöpflich ist das Magazin von Ideen, das sie den schönen Wissenschaften und der darstellenden Kunst anbietet. Die fruchtbarste Imagination kann diesen Vorrath von Materialien nicht ersetzen; auch mag der Dichter und Redner aus den klassischen Geschichtschreibern Regel und Beispiel für seine eigenen Produktionen ziehen, und jeder Freund der Literatur aus der Geschichte die nöthigen Vorkenntnisse zum Verständniß alter und neuer Schriftsteller schöpfen. Sollen wir noch bemerken, daß auch andere, nicht wissenschaftliche Stände durch die Geschichte gewinnen? So lernt der Kaufmann aus ihr den wichtigen Einfluß des Handels auf den Flor und die Kultur der Völker kennen, er sieht in ihr, welches die unentbehrlichsten Tugenden, und die gefährlichsten Verirrungen für Handelsstaaten seien, und wird durch diese Ansichten weit genug über den gewöhnlichen Krämergeist erhoben, um seine Privatspekulationen dem Interesse des Vaterlandes unterzuordnen, und damit in Harmonie zu bringen. — Aehnliche Belehrung und Veredlung erhalten auch der mechanische Künstler, der Fabrikant, der Agronom, kurz ein Jeder aus der Geschichte, der sich belehren und veredlen lassen will. Sie bietet Jedem, jedoch nur dann ihr Füllhorn dar, wenn er mit Sinn und Herz ihr naht.

---

## Ludwig's XVI. Flucht.

Von F. L. Schlosser.

Seit der Sitzung im Ballhause und dem trotzigen Verweilen des dritten Standes im Saale nach der königlichen Sitzung am 23. Juni war der Zauber des Throns verschwunden, und das Volk und die Armeen hatten keine Furcht und kein Vertrauen mehr zu einer gebietenden Gewalt aus alten Elementen, es mußte daher eine bedeutende Zeit vergehen, ehe eine neue geschaffen war, die Polizei konnte auf die bisherige Weise nicht fortbestehen, und alle Tiger, die diese sonst gefesselt hält, mußten sich der Bande ledig fühlen. Hieraus erklärt sich eine Reihe von Gräueln, die von diesem Tage an in der Hauptstadt und in den Provinzen begangen wurden; andere Abscheulichkeiten muß man daraus herleiten, daß beide Partheien für den guten Zweck auch die schlechten Mittel nicht mißbilligten, daß Religion längst keinen Einfluß mehr gehabt hatte, und daß die schlechtesten Menschen in Zeiten entschiedener Veränderungen die brauchbarsten und thätigsten sind. Die Ursache der Bewegungen in Paris im Juli war übrigens weit weniger die Armee, die unter Broglio den Bewohnern zu drohen schien, das Beispiel der französischen Garde zeigte, daß man die Soldaten nicht fürchten dürfe, da sie förmlich vom Könige abgefallen waren, sondern vielmehr ein Sieg, der von der aristokratischen Parthei am Hofe erfochten war, und durch die Entlassung Neckers, so wie durch die völlige Veränderung des Ministeriums kund ward. Am 11. Juli ward Necker entlassen und verließ heimlich das Reich, wie er es dem Könige versprochen hatte; am 12., Morgens, regte der junge Advokat Camille Desmoulins, nachher als Verfasser des brabantischen Couriers einer der wüthendsten Feinde jeder monarchischen Verfassung, durch seine Reden im Palais Royal das Volk auf, und die in den längst gestifteten und unter sich verbundenen Clubbs innig vereinigten Patrioten ließen ihre Maschinen wirken. Wohl mag es gegründet sein, daß das Geld des bethörten Orleans auch eine Anzahl der Elenden, die jede große Stadt einschließt, erkaufte und ernährte, und die französischen Gardisten, die an diesem Tage auf die Schweizer und deutschen Truppen feuerten, bezahlen half; doch glaubten auch edle

Menschen, daß die Stunde der Entscheidung da sei, und ganz Paris griff zu den Waffen. Die ganze Nacht vom **13—14.** Juli war die Stadt im Aufstande, die Soldaten mußten weichen und die bisherige städtische Obrigkeit und Polizei verschwand. Schon vorher hatten sich auf ein, man wußte nicht wie, gegebenes Signal in Paris und Versailles und bald hernach in allen Städten des Königreichs die Bürger bewaffnet, ohne nur eine förmliche Erklärung der Nationalversammlung abzuwarten, und seit dem Augenblick war Verwirrung, Aufruhr, Mord und Brand überall mit Jubel und Freude über die bevorstehende Rückkehr in einen der Natur mehr angemessenen Stand verbunden. Den Augenblick der Ohnmacht der Regierung nahmen die Pariser Wähler wahr, um sich zu einer vorläufigen obrigkeitlichen Würde zu constituiren, Flesselles, der bisher an der Spitze des Magistrats gestanden hatte, ließ sich bewegen, den Vorsitz in der neuen Stadtverwaltung zu nehmen, der Polizeilieutenant gab ihr die Nachweisungen, die sie verlangte, und legte dann seine Stelle nieder. Paris ward nun in sechszehn Quartiere getheilt, und die Einrichtung der sechzig Wahldistricte auf eine sehr verständige Weise zur neuen Organisation benutzt. Die gesammte Bürgerschaft ward in eben so viele bewaffnete Legionen eingeschaart, als Quartiere waren: alles ohne die eigentliche Staatsbehörde zu befragen. Mit der ruhigen Bewaffnung der Bürger war leider eine gewaltsame des zahlreichen Gesindels verbunden, es erfolgte ein förmlicher bewaffneter Aufstand, und eine Plünderung der Waffenvorräthe. Das unbedeutend befestigte Staatsgefängniß der Bastille ward vom Pöbel mit Sturm genommen, weil der Gouverneur feig und seine Leute unzuverlässig waren, Mord reihte sich an Mord, und im Jubel, daß die neue Zeit nun beginne, Willkühr Einzelner ein Ende habe, mußte auch der beste Theil der Bürger, um dem Plane der Freunde des alten entgegen zu arbeiten, geschehen lassen, was der niedrige Haufe aus natürlicher Wuth, oder auf Antrieb der Orleanisten und seiner eignen Raubgierde verübte. Die erste Nachricht, die der Moniteur von allen diesen Unruhen gibt, faßt in wenige Worte alles, was die Verkündigung der vernichteten Macht des bisherigen Gesetzes und der Ordnung Schreckliches hat, zusammen, und diese Nachricht brachte den König außer aller Fassung. Die Charakterschwäche des Königs, der in dem Augenblicke, als die Versammlung über das Vorgefallene berathschlagte, und immer neue Greuel kund wurden, den Ständen meldete, daß er die Truppen zurückgezogen habe, daß er die Errichtung der neuen Miliz und der neuen Auctorität gebilligt, vermehrte die Dreistigkeit seiner Gegner in dem Maße, daß die Parthei der Herzogs von Orleans durch Sillery eine Adresse vorschlagen ließ, in welcher man die Minister treulose Rathgeber nannte, und drohend forderte, daß sie als eine Pest des Staats entfernt würden. Schrecklicher als die Scenen, die in Paris vorfielen, sind übrigens die Berichte darüber, die Prüdhomme durch Andre abfassen ließ, und Camille Desmoulins selbst abfaßte, denn der letzte ist unverschämt genug, sich den General-Procurator der Laterne zu nennen und das Aufknüpfen ohne Urtheil und Recht zu rühmen. Auch die Armee bei Paris sollte der König entfernen, der jetzt erst endlich einen langen Staatsrath hielt, ob er nicht abreisen sollte. Die Königinn hatte Alles eingepackt, er selbst war bereit zu gehen, auf einmal wollte er wieder, als die Mehrzahl gegen seine Abreise gestimmt hatte, zur Popularität zurückkehren, und nicht mehr mit den Waffen, sondern durch Nachgeben dem Uebel steuern.

Er begab sich ohne alle Feierlichkeit selbst zu Fuß in die Versammlung, versprach die Soldaten nicht zu gebrauchen, und überließ seinen Ständen die Maßregeln, die Ruhe in Paris herzustellen, die von ihm hätte ausgehen sollen. Die Versammlung schickte zu Folge des königlichen Auftrags drei Deputirte nach Paris, von denen zwei gleich darauf von den Parisern in den neugeschaffenen Aemtern angestellt wurden, la Fayette als oberster Anführer der Bürgermiliz und Bailly als regierender Stadtbürgermeister. Gleich hernach ließ der König der Versammlung kund thun, daß auch sein neues Ministerium weiche, und rief endlich sogar Necker zurück. Von diesem Augenblicke an war der Sieg der Nation über den Hof entschieden, diejenigen, welche den Haß des Volks besonders auf sich geladen hatten, begannen daher auszuwandern, und veranlaßten dadurch Uebel, deren Folgen bis auf unsre Tage fortdauern. Der König begab sich zwar zum Besuch nach Paris (den **17.** Juli) und ward dort gewissermaßen im Triumph geführt; er nahm auch die Cocarde, die man ohne seinen Willen zum Nationalzeichen gemacht hatte; und bestätigte die neugeschaffenen Gewalten in der Stadt; allein er versuchte zugleich kleinliche Mittel, sich Freunde und Hülfe zu schaffen, konnte den Schmerz über die neue Ordnung und die Uebel, die davon unzertrennlich waren, nicht verbergen, und man traute ihm also um so weniger, je mehr er nachgab. Die unglückliche Spannung des Verhältnisses des Königs und der Nationalversammlung dauerte daher fort und ward durch die bekannte Abneigung der Königin und ihrer nächsten Umgebungen gegen jede Verbesserung und jede Veränderung na-

türlich sehr vermehrt. Als Necker, von dem damals das Volk noch das Unmögliche hoffte, zurückkam, wurden die Mordthaten, Vernichtungen der alten Anstalten und Zerstörungen der Schlösser und Adelssitze täglich häufiger. Die Disciplin des Heers schien sich aufzulösen, der König war genöthigt, den Abfall seiner Garden zu billigen, wie er die Desertion der Soldaten gebilligt hatte; und dennoch erwartete man von Necker unter diesen Umständen die Herstellung der Finanzen! Während die eigentlichen Leiter und Urheber der Revolution durch das Volk und selbst durch Schaaren von Gesindel, die Freunde des Alten erschreckten, arbeitete die Nationalversammlung unter allen den Unruhen an einem neuen Bau. Sie suchte die Materialien des Neuen ganz richtig in den Aufträgen der verschiedenen Wahlversammlungen, und man kann nicht läugnen, daß die Puncte, über welche alle Wahlbezirke einig waren, die Grundsätze jeder vernünftigen monarchischen Verfassung enthalten, so wie diejenigen, über welche eine Abweichung Statt fand, vortreffliche Probleme aufgaben, welche nur eine Stände-Versammlung lösen konnte. Unglücklicher Weise mischte man in die historisch zu lösende Frage über Verbesserung des Bestehenden reine Speculation, ging von dem traurigem Zustande, in dem die Regierung und Verwaltung von Frankreich bisher gewesen war, bis an die äußersten Grenzen der menschlichen Gesellschafts-Verhältnisse hinaus, wollte in Frankreich, wie in Amerika die Urrechte der Menschen und Bürger proclamiren und vergaß dabei ganz, erst zu überlegen, ob und wie weit diejenige unter den unendlich vielen möglichen Theorien, der man den Vorzug gab, mit der Ausführung bestehen könne. Während man in der besten Meinung mit Talent und Beredtsamkeit über Grundsätze und Verfassung stritt, ward von vielen Seiten her ein System der Anarchie überall eingeführt, Reisende angehalten, Aristocraten verfolgt, die Versammlung genöthigt, eine Commission zur Untersuchung politischer Umtriebe aus ihrer Mitte zu bestellen, und der Zustand der Finanzen ward seit Neckers Rückkehr nicht gebessert, sondern sie sanken von Tage zu Tage tiefer. Will man nicht mit denen, die durch jene Veränderung Rechte verloren, nur Kummer und Noth in dieser Zeit sehen, wo eine ungewohnte Begeisterung auch gemeine Seelen sogar ergriffen hatte, so muß man bedenken, daß der Natur der Dinge nach, wie Mirabeau richtig erkannte, und in seiner bekannten Definition von der Revolution aussprach, wenn Verbesserung erfolgen sollte, völlige Zerstörung vorausgehen mußte, und man kann nicht läugnen, daß diese durch den Enthusiasmus der wahrhaft edlen Mitglieder der Nationalversammlung erleichtert wurde. Diese tonangebenden Mitglieder der Adelscaste in der Versammlung nämlich waren es selbst, welche in der berühmten Nacht vom 4. August plötzlich alle Vortheile, die aus dem Feudalwesen für sie selbst flossen, freiwillig aufopferten; und auch die Deputirten des Clerus, vom Enthusiasmus fortgerissen, entsagten dem geistlichen Zehnten. Leider ward diese ganze ungeheuere Angelegenheit, die den Zustand des Reichs und der Vermögensumstände von hundert Tausenden veränderte, in einem Augenblicke und ohne alle vorhergehende Prüfung der Ausführbarkeit beschlossen. Seit dieser Zeit setzte die Versammlung ihre Arbeiten an einer neuen Constitution mit einer bewundernswürdigen Thätigkeit fort; allein die Absichten der Mitglieder waren zu verschieden, und die Umgebungen des Königs wirkten zu ungünstig auf ihn ein, als daß eine Einheit hätte entstehen können. Ein Theil der Deputirten war allen Veränderungen abgeneigt, ein anderer wollte die englische Constitution, ein Plan, gegen den Sieyes schon in seiner Schrift über den dritten Stand, als gegen einen unvernünftigen Aristocratismus eifert. Andre, wie la Fayette und seine enthusiastischen Freunde, wollten ein ganz neues Werk schaffen, und Barnave, die Lameths, Adrian Düport arbeiteten dahin, das Monarchische in der Constitution so gering zu machen, daß es bedeutungslos werde, und kamen auf die Weise einem Chapelier, Pethion, Büzot, Robespierre und andern, die alle Monarchie vernichten wollten, zu Hülfe. Die Letztern nutzten schon in diesen Zeiten die durch unzählige Anschläge, Proclamationen, fliegende Zettel, Zeitungen, Journale, Declamationen, Lieder und Bücher erbitterte Stimmung des fanatisirten Haufens, um durch Schrecken die größere Zahl der Edlern und Geschicktern ihrer Collegen zu Beschlüssen zu treiben, die sie aus freier Ueberlegung nie gefaßt hätten. Der König trug damals nicht ganz ohne Grund Bedenken, die am 4. August von der Nationalversammlung erlassenen Decrete eilig zu bestätigen, und in der Versammlung selbst erhob sich über die Art von Verweigerung der Bestätigung, die man ihm zugestehen wollte, ein heftiger Zwist. Um den König zur Bestätigung zu treiben, machte man wieder von derselben Tactik Gebrauch, deren man sich stets bedient und die man nun völlig eingeübt hatte. Man erregte Schreien und Toben unter der unverständigen Menge; doch war es damals nicht sowohl die Masse der Vorstädter, als der Theil des Pariser Publicums, der sich im Palais Royal mit Politik abgab, den man in diese Staatssache mengte. Der König war aufs neue schwach genug, das,

was er ruhiger Bitte verweigert hatte, am 21. Sptbr. den stürmischen Forderungen zuzugestehen und den Beschlüssen über die Abschaffung des Feudalwesens und der Weltlichkeiten der Hierarchie eine gezwungene Bestätigung ungern zu ertheilen. Die Bewegungen des Volkes wurden übrigens jetzt immer leichter zu organisiren, da Männer, wie Mirabeau und Sieyes, der Eine geistreich, heftig und in allem Staatswesen, vom Preußischen bis zum Niederländischen, aus eigner Ansicht erfahren; der Andere kalt, finster, denkend, hart, durch Menschen, wie Danton, Camille Desmoulins, eine Art von Hierarchie des Haufens einrichteten, und die von ihnen verlachten Enthusiasten und historischen Namen das Geld hergaben. Außerdem war die alte Polizeimiliz (Marechaussée) aufgelöst, die Armee war nicht mehr vom Könige allein abhängig, und der Brotmangel in der Stadt, der entweder eine Folge der Umstände und des Mißwachses der letzten Jahre, oder auch boshaft veranstaltet war, veranlaßte an den Bäckerläden und in den Straßen, in welchen diese lagen, ein Gedränge und Gewühl, dessen man sich zu jeder Stunde zum Aufstande bedienen konnte. In dieser gespannten Lage, beim Mangel aller Ordnung, in einer Zeit, wo allein Mirabeau Einfluß und Festigkeit genug hatte, Maßregeln anzugeben, die den wilden Planen der Lieblinge des Haufens steuern konnten, hatte die Königin den unglücklichen Einfall, sich bei einem Gastmahle, welches die dem Hofe getreuen Gardes du Corps den Offizieren eines neulich nach Versailles berufenen Regiments am 1. October gaben, nicht blos zu zeigen, sondern auch Theil an der Vertheilung von Cocarden zu nehmen, die ein Zeichen der Trennung zwischen den Freunden des Hofes und den Freunden der neuen Verfassung werden sollten. Die Unbedachtsamkeit des Hofes, die thörichte Weise, wie sich einige Offiziere und Soldaten bei dem Feste benahmen, der bei dem Frühstück der Gardes du Corps am 2. October vorgebrachte lächerliche Vorschlag, gegen die Nationalversammlung zu marschiren, gaben den wüthenden Dämagogen freies Spiel. Man übertrieb die Gefahr der Versammlung, man verbreitete die abgeschmacktesten Gerüchte, und Mirabeau klagte die Königin fast förmlich vor der ganzen Nation an, wenigstens bezeichnete er sie so deutlich, daß man ihn durchaus nicht mißverstehen konnte. In demselben Augenblicke, als dies in der Nationalversammlung vorging, erfolgte in Paris eine Bewegung, die höchst wahrscheinlich mit jenen Reden im engsten Zusammenhange stand; es erschien eine ganze Armee von Weibern und Pöbel der scheußlichsten Art vor dem Pariser Stadthause, klagte über den Brodmangel, schimpfte auf die Königin und verlangte nach Versailles zu ziehen, weil der König allein dem Mangel abhelfen könnte. Die Absicht der Anstifter dieses Lärms war offenbar, die Flucht des Königs zu hindern, und seine bekannte Schwäche zu benutzen, um die Scene der folgenden Auftritte nach Paris zu verlegen. Die neue Pariser Obrigkeit versuchte vergebens die Rasenden aufzuhalten, la Fayette sah sein Ansehen verkannt, seine Popularität in Gefahr, er erklärte der Versammlung der Repräsentanten der Gemeinde, daß er dem Uebel nicht steuern könne, und ließ sich den Befehl geben, den Haufen zu begleiten, um durch die Nationalgarde, die er mitnähme, wenigstens das Unheil zu mäßigen. Gegen 3 Uhr langten die Pariser Horden in Versailles an, und ein Maillard, der sich selbst den Kopfabschneider betitelte, und den man überall vorschob, wo man Gräuel stiften wollte, erschien in der Nationalversammlung als Kläger über das Fest in Versailles. Die Nationalversammlung und das Schloß wurden abwechselnd von den Weibern und dem Haufen auf eine empörende Weise belagert, die Gardes du Corps wie Feinde behandelt, der König mußte eine Deputation der Weiber vor sich lassen, das Regiment Flandern, das ihn hätte schützen können, ward verführt, und die berüchtigte Amazone Theroigne de Mericourt spielte hier zum ersten Mal die glänzende Rolle, die sie hernach bei allen Gräueln wieder übernahm. Nachdem der König mehrere Stunden lang unter dem tobenden Geschrei der Menge eine eigentliche Belagerung ausgehalten hatte, und in steter Besorgniß um sein Leben gewesen war, langte endlich la Fayette mit der Nationalgarde an, und besetzte die Zugänge zum Schlosse. Die Nationalversammlung nutzte die unseligen Augenblicke des Tumults, um vom Könige die unbedingte Anerkennung der Constitution, so weit sie beendigt war, und der ihr vorausgeschickten Menschenrechte, die er vorher nur bedingt ertheilt hatte, zu erhalten. Auf welche Weise Morgens den 6. October, als la Fayette sich einen Augenblick schlafen gelegt hatte, den wilden Horden der erste Eingang ins Schloß von Versailles eröffnet ward, ist schwer zu bestimmen, daß es auf die Ermordung der Königin abgesehen war, scheint aus allem hervorzugehen; denn wie der wüthende Haufe hereindrang, und die wachehaltenden Gardes du Corps mordete, stürmte er sogleich auf das Zimmer der Königin los. Kaum konnte sich die Königin halb angekleidet zum König retten, dieser selbst sah einige seiner getreuen Beschützer vor seinen Augen ermorden, und mußte sich hernach gefallen lassen, seinen Wohnsitz nach Paris zu verlegen, wo nicht einmal die Zimmer eingerichtet waren,

ja er mußte unmittelbar am 6. October einen Zug begleiten, dem die gedungenen Cannibalen der Orleanisten die Köpfe seiner getreuen Vertheidiger vorantrugen. Der Hauptzweck des Zugs ward völlig erreicht, der König, von einer Deputation der Nationalversammlung begleitet, ward wie ein Gefangener nach Paris gebracht, der ganze Glanz königlicher Pracht verschwand, der Nimbus der Herrlichkeit vieler Jahrhunderte war zerstreut, der Haufe hörte auf, das Königthum im König zu sehen, und sah fortan nur einen gewöhnlichen Menschen in ihm. Freilich glaubte auch der König, daß alles, was er, von dem ihm und der Königin verhaßten la Fayette umlagert, der Nation gewährt habe, erzwungen sei und ihn nicht binde; von beiden Seiten entwich daher alles Zutrauen. Schon am 12. October decretirte die Nationalversammlung ihre Versetzung nach Paris, am 19. ward sie vollzogen. Der Herzog von Orleans, den der Moniteur jener Tage schon gegen die Beschuldigung, daß er und die Seinigen den Tumult veranlaßt hätten, durch eine lange Deduction und durch eine furchtbare Gegen-Anklage der Königin zu rechtfertigen sucht, schien damals dem Markis von la Fayette so gefährlich, daß er ihn zwang, auf eine Zeitlang das Land zu verlassen, ohne daß dadurch der Fortgang der Vernichtung des königlichen Ansehns wäre aufgehalten worden. Vom Augenblick der Verlegung der Nationalversammlung an ward die Einrichtung der neuen Constitution, Gerichts- und Rechtsverfassung unter die Aufsicht des Pariser Haufens und derer, die diesen in Bewegung setzten, gebracht, auch verzweifelten unglücklicher Weise nach und nach sogar die Anhänger der gemäßigten Monarchie an sich selbst, verließen die Nationalversammlung und gaben dadurch den Freunden der Pöbelherrschaft freies Spiel. Ein offner Brief des Königs, in welchem er versicherte, daß er kein Gefangener sei, eine Erklärung von Lally Tolendal, der als Freund gemäßigter Freiheit bekannt war, der sich aber damals nach Genf geflüchtet hatte, ein Decret der Versammlung, keinem Deputirten ferner einen Paß zu geben, wenn nicht seine Gründe zur Reise erst in der Versammlung erwogen worden, vermehrten die Besorgnisse der Freunde gemäßigter Freiheit. Boshafte Freude erfüllte die blinden Bewundrer des Alten, die gern sahen, und alles Mögliche beitrugen, daß die wilden Dämagogen freies Spiel erhielten, weil Frechheit die Freiheit zerstören, und willkührlicher Herrschaft eines Einzigen den Weg bahnen mußte. Die Güter des Clerus und seine politische Existenz, die damit innig zusammenhing, wurden um diese Zeit ebenfalls geopfert; weder des Abbé Maury Beredtsamkeit, noch der Vorschlag Gregoires, der sich schon vergeblich für die Mönchsorden bemüht hatte, doch wenigstens die Pfarrer auf liegende Gründe zu ihrer Besorgung anzuweisen, bewirkten eine Aenderung in den Ansichten der Versammlung. Die Mehrzahl hatte dieselbe geringe Vorstellung von der Wichtigkeit der moralisch-religiösen Institute, die sich in den mehrsten süddeutschen Ständeversammlungen gezeigt hat; die Güter wurden Hypothek der Staatsschuld, und die Geistlichen sollten künftig besoldete Staatsdiener sein. Auch die aristocratisch-pedantische Gerichtsverfassung mußte gestürzt werden, und diese fiel ohne allen Lärm, denn die Parlamente wurden mit einer Leichtigkeit suspendirt, später aufgelöset, welche allein hinreichend beweiset, wie tiefe Wurzeln schon damals die Revolution gefaßt hatte, und wie allgemein die Veränderung der Ideen war. In dieser Zeit hob sich durch Marat und durch eigne Wuth Robespierre, Mirabeau aber dachte an das Ministerium, fing an einzusehen, daß er bald einlenken müsse, und hätte vielleicht die Leitung des Ministeriums später erhalten, wenn nicht Robespierre und Lanjuinais aus ganz verschiedenen Gründen es ihm unmöglich gemacht hätten, zugleich Mitglied der Versammlung zu bleiben und Minister zu werden; dies hielt ihn noch eine Zeitlang bei seinen bisherigen Freunden. Robespierre hatte übrigens schon zweimal vorher gewagt, seine Idee der Herrschaft der Ungebildeten über die Verbildeten, und sein Verfolgungs-System der Politik Mirabeau's entgegenzustellen, und schon erhob sich die Macht des eigentlichen Volks von Tage zu Tage mehr. Man sieht leicht ein, daß die Versuche der Mitglieder der Versammlung, die das Königthum erhalten und der Anarchie steuern wollten, vergeblich bleiben mußten, und daß das Gesetz gegen Zusammenrottungen und die rothe Fahne am Stadthause, die das Zeichen des Kriegsgesetzes sein sollte, ohne Soldaten und Polizei ein leeres Wort war, wenn eine mächtige Partei im Rathe der Nation Unruhen und Zerstörungen noch für nöthig hielt. In diese Zeit fiel auch die unglückliche Spaltung im Innern des Clubbs, im Saale in der Straße St. Honoré, wo der Jacobiner-Mönche Bibliothek gewesen war; der Clubb hatte schon damals in ganz Frankreich verbrüderte Gesellschaften veranlaßt und unterhielt mit diesen Correspondenz. In seiner ersten Entstehung schloß er alle die Personen in sich, die eine Veränderung wollten, jetzt ward er den vornehmen Leuten, einem Crillon, Taleyrand, Rochefoucauld Liancourt, dem Advocaten Emmery zu gemein und zu stürmisch, man bildete erst im Hotel Crillon, dann an zwei andern Plätzen neue Clubbs, und gab dadurch die Popularität gänz-

lich auf. Die Lameths, Barnave, Adrien Düport, de la Borde, Aiguillon, waren anfangs Hauptglieder der Verbindung bei den Jacobinern, sie zogen sich jetzt zurück, weil sie zwar das Hohe niedrig, nicht aber das Niedrige hoch machen wollten. Sie glaubten ohne die Andern bestehen zu können, sahen aber bald ihre Clubbs zergehen, dagegen machte ihre Entfernung Robespierre, Danton, Sieyes, die damals noch zusammen in einem Clubb waren, im ganzen Reiche allmächtig. Alle neuen Einrichtungen wurden indeß rasch hinter einander ins Leben eingeführt, alle Institute wurden in der neuen Monarchie, die man errichten wollte, rein-demokratisch gemacht. Das Reich ward neu eingetheilt, alle Verwaltungen der Departemente, der Cantons-Districte, Municipalitäten unter sich unabhängig, durchs Volk in unruhigen Versammlungen erwählt, sogar die Richter sollten gewählt werden, so unnöthig und schädlich dies bei der Einführung der Geschwornen auch sein mochte.

Natürlich litten in der Zeit der Verwirrung die Einnahmen, es ward also Papiergeld unter dem Namen Assignate auf die Güter der Geistlichkeit ausgegeben und zugleich kam man auf den unglücklichen Einfall, sich in die nach den Grundsätzen der katholischen Religion völlig vom Staate getrennten innern Verhältnisse der Geistlichkeit mischen zu wollen. Jetzt begann Mirabeau langsam einzulenken und er allein rettete dem Könige das Recht, Krieg und Frieden zu beschließen; dafür ward er dann freilich auf allen Plätzen und Straßen als Verräther der guten Sache ausgeschrieen. Wenn gleich fast alle Departements-Verwaltungen aus wohlhabenden, der Freiheit wie dem Königthum ergebenen Männern bestanden, so bildete doch nach der neuen Constitution der ungeheure Stadtrath von Paris eine stets unruhige Republik für sich allein; und in Toulon, Marseille, Montauban und Bordeaux gaben die neuen Einrichtungen Anlaß zu schrecklichen Unruhen, so daß ein hoher Gerichtshof für Verbrechen verletzter Nation längst hatte errichtet werden müssen. Der neue Gerichtshof, hieß es nun, sollte die Aristokraten und die aufruhrpredigenden Pfaffen vernichten; um aber den Hof vor der Nation bloß zu stellen, holte man das sogenannte rothe Buch hervor, und bei der unglücklichen Geschichte des Favras, den man der Conspiration gegen die Nation überführte, entging der älteste Bruder des Königs nur mit Mühe einem förmlichen Prozeß. Der König verhielt sich die ganze Zeit hindurch leidend, und bestätigte aus Schwäche und nicht aus Ueberzeugung alle ihm vorgelegte Artikel einer Constitution, die ihm durchaus allen Einfluß im Staate nahm. Jene Constitution, welcher Frankreich die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, und die mehrsten der Wohlthaten verdankt, um derentwillen die Enkel einst die Revolution segnen werden, und um derentwillen schon die Söhne in den Urhebern derselben lauter Heroen sehen möchten, hatte den wesentlichen Mangel, daß sie eine förmliche Demokratie in die Gesetze und Einrichtungen brachte, und dadurch späterhin, als Bonaparte die Gesetze nicht wesentlich veränderte, die Einrichtungen aber seinem Despotismus anpaßte, die sonderbare Erscheinung veranlaßte, daß die Regierung despotisch und das Gesetz republikanisch war. Auch die deutschen Staaten, die in Frankreich Besitzungen hatten, und welche durch Friedensschlüsse im Genusse ihrer Lehnsrechte gesichert waren, sollten sich die neuen Einrichtungen gefallen lassen, das Urrecht des Menschen sollte dem Recht der Traktaten vorgehen; sie beschwerten sich, sie erhoben sich endlich ernstlich gegen die Beraubung. Wie die Sache der deutschen Fürsten an die Nationalversammlung kam, war Mirabeau, nach seiner Art, um eine Antwort auf das Conclusum des oberrheinischen Kreises freilich durchaus nicht verlegen, im Ganzen zeigte sich aber die Versammlung, die damals noch dem Grundsatz der Billigkeit und des Rechts jeden Eingang verstattete, nicht abgeneigt, sich mit den Ausländern abzufinden. Zum Glück für die Bewohner der Rheinlande ward daraus nichts. So schnell man indessen mit den Veränderungen fortschritt und so schneidend dabei verfahren wurde, so nahm doch die Popularität der Versammlung immer mehr ab. Ein Theil der Nation hing noch am Alten, der größere Theil wandte sich lieber zur furchtbaren Consequenz eines Marat und Robespierre, eines Camille Desmoulins und andrer, als zur Sentimentalität der Constitutionellen oder zu der sonderbaren Verblendung eines Gregoire, der die christliche Religion mit den Grundsätzen der eifrigen Jakobiner oder vielmehr mit der Wuth gegen alles Hohe und Glänzende im Königthum zu verbinden hoffte; im Ganzen verlor daher die constitutionelle Parthei täglich mehr in der öffentlichen Meinung. Um sich in der Meinung wieder zu heben, suchten die eigentlichen Urheber der Revolution durch allerlei künstliche Mittel den Enthusiasmus neu zu beleben, und das schaulustige Volk der Pariser zu beschäftigen. Der 14. Juli 1790, als der Jahrstag der Einnahme der Bastille, ward ausersehen, um eine Vereinigung der Linientruppen und Nationalgarden, die noch häufig im Streit waren, zu Stande zu bringen, und die den Neuerungen Günstigen aus allen Theilen Frankreichs in Paris zu vereinigen. Vor der Militärschule, auf einem Platze am Ufer der

Seine, sollten 60000 Deputirte der Armee, der Nationalgarden, der Gemeinden und einige hunderttausend Zuschauer vereinigt und bei der Gelegenheit der König öffentlich in einer Reihe mit dem Präsidenten der Versammlung gezeigt, und die ganze Versammlung vor den Augen der Franzosen aufs Theater gebracht werden. Ehe dieses ausgeführt werden konnte, machten sich aber die Enthusiasten der gemäßigten Monarchie, durch den Spott und die Kabalen der Altgläubigen gereizt, in einer und derselben Sitzung in den Augen aller Vernünftigern lächerlich und verächtlich, weil sie einen lächerlichen Auftritt, der einer Mummerei ähnlich sah, duldeten, und eine Angelegenheit, die der reifsten Ueberlegung bedurfte, in einem Augenblick abmachten. In der Sitzung vom 19. Juni decretirte man nämlich erst den Leuten, die die Bastille eingenommen hatten, deren moralischer und politischer Charakter aber niemanden unbekannt war, Ehren und Belohnungen, dann ließ man den durch seinen Atheismus lächerlichen preußischen Baron Cloots dü Val de Grace mit einer Anzahl gedungener Menschen, als Deputirte des gesammten menschlichen Geschlechts vor die Versammlung, und endlich schaffte man auf den Vorschlag eines Deputirten aus Rouergue, den Lameth und Lafayette unterstützten, den Adel und alle seine Titel ab. Bei Gelegenheit der Feier des 14. Julius, als König und Nationalversammlung beschworen, was weder der Eine, noch die Andere halten konnte oder wollte, war allein das Volk aufrichtig (denn selbst der Bischoff, der die Messe hielt, hat hernach bewiesen und laut gesagt, daß er an das Geheimniß, das er verkündigte, nicht glaubte), und die Schriftsteller aller Partheien gestehen, daß das Gefühl der Wiedergeburt der Nation, der Rückkehr in einen bessern Stand, der Größe eines Volks, das von den Gränzen von Flandern bis ans mittelländische Meer nur eine Familie sei, alle ohne Unterschied erfüllte, alle belebte, und den trüben Tag, ungeachtet des unaufhörlichen Regens, zu einem der heitersten in der ganzen französischen Geschichte machte. Leider kam gleich darauf die Zuflucht aller Schlechten, der Herzog von Orleans, aus England zurück, zerfielen die Jakobiner und die Constitutionellen völlig, und vereinigten sich die Alt-Königlichgesinnten mit den Erstern, um Unruhen zu veranlassen, Alles zu verwirren, und so die Unhaltbarkeit der neuen Einrichtungen zu beweisen. Das Letztere geschah schon bei der Gelegenheit der blutigen Händel in Nancy; denn als diese von Bouillé, den die Constitutionellen unterstützten, gedämpft wurden, legten die Dämagogen und die Freunde des alten Systems fast einerlei Unzufriedenheit an den Tag. Auf dieselbe Weise, wie Marat, Danton und die Seinigen in dieser Angelegenheit mit den Freunden des alten Systems einig waren, so auch bei der Vertreibung Neckers, den alle drei Hauptpartheien jetzt verwünschten. Die Königlichen, weil er nach ihrer Meinung alles Unheil veranlaßt hatte; die heftigeren und einsichtsvollen Constitutionellen, weil er ihnen, seitdem er die Dienste geleistet hatte, die sie brauchten, im Wege war; die Jakobiner, weil seine Feinheit, Menschlichkeit und Rechtlichkeit in ihr System gar nicht paßte. Am 2. September 1790 schon entzog er sich einem Anfall des Pöbels, dem Lafayette nicht steuerte, weil er seine Ohnmacht einzusehen anfing, obgleich er immer noch nicht begreifen wollte, daß er ein bloßes Instrument in Andrer Händen sei, nur durch eine schnelle Flucht auf sein Landgut. Von dort rettete er sich über die Grenze, doch ward er zu wiederholten Malen angehalten und verdankte seine Rettung nach Genf nur einem Decret der Nationalversammlung. Seit dieser Zeit vermehrten sich zwar die Verwirrungen, es faßten aber zugleich die neuen Einrichtungen tiefe Wurzel. Alles ward anders, das Volk riß überall die Rechte, Güter, Vorzüge an sich, die es seit Jahrhunderten verloren hatte — es fehlte nichts, als daß eine reine Moral und eine milde Religion des Herzens ein inneres Band geknüpft hätte. Statt eine strenge Ordnung der Sitten zu begründen und dadurch abergläubische Ceremonien entbehrlich zu machen, suchten die Männer, die nun den Ton angaben, die Moral der Politik und die bestehende Religion, die man nach und nach hätte verbessern sollen, dem äußern Gesetze unterzuordnen. Das Letztere ward besonders auffallend, als die bürgerlichen Gesetzgeber sich in die Disciplin des geistlichen Standes einmischten, und einen Eid von den Geistlichen foderten, der, wenn man consequent verfahren ließ, ganz überflüssig war. Die Härte, mit welcher man diesen Eid auf die von weltlicher Macht gegebene bürgerliche Ordnung des geistlichen Wesens foderte, würde zu jeder andern Zeit die ganze Popularität der Nationalversammlung vernichtet haben; allein der Cultus hatte schon längst seine innere Bedeutung verloren, die Weigerung der Geistlichen vermehrte daher nur den Haß, den die vielen Spötter der christlichen Religion schon längst gegen sie geäußert hatten, veranlaßte in den Gegenden, wo der Aberglaube noch stark war, Unruhen und blutige Kriege gegen die Freunde der Revolution und erbitterte beide Partheien. Uebrigens leisteten von allen Bischöffen nur vier, und unter den Pfarrern sehr wenige, den Eid, den man von ihnen foderte: es erfolgte ein völliges Schisma, die Nationalversammlung wüthete

durch Decrete gegen die unbeeidigten Priester, die wilden Feinde aller Religion und aller Ordnung durch Aufhetzung des Pöbels, die Geistlichen aber gaben durch ihre Heftigkeit Anlaß zum Scandal. Die Tanten des Königs verließen damals, hauptsächlich um nicht beeidigte Priester dulden zu müssen, das Reich, und der König konnte sich lange Zeit nicht entschließen, Decrete, die seinem Glauben zuwider waren, zu bestätigen. Um diese Zeit wurden auch die fremden Mächte besorgt, ward eine bedeutende Menge Waffen an die Nationalgarden vertheilt, begnügten sich die furchtbaren Feinde aller Ordnung, die leider von den Republikanern in der Versammlung für brauchbar zu ihrem Zweck gehalten wurden, nicht mehr wie vorher mit Schreien. Die bürgerlich-rechtlichen, aber enthusiastischen Mitglieder der Versammlung waren es damals, die aus Haß gegen den Hof und die eleganten und eiteln Constitutionellen das Volk zu Thätlichkeiten reizten, bis sich dieses selbst zum Wächter des Königs bestellte, und dann natürlich mehr auf Marat, als auf die Tugend-Redner horchte. Mirabeau dagegen, der sich jetzt für die Erhaltung der Ordnung mit einer Energie erhob, die kein andrer in der ganzen Versammlung besaß, starb zur unglücklichen Stunde (den 2. April 1791). Gerade jetzt lieh der schwache König sein Ohr wieder den Rathschlägen der Königin und der verhaßten Freunde des alten Systems. Nichts konnte den Menschen, die nur Verwirrung wollten, erwünschter sein, als das Schwanken Ludwigs; sie waren dadurch völlig entschuldigt und gerechtfertigt, auch hatte jetzt schon der Jakobiner-Clubb vier Ausschüsse gebildet, und die Correspondenz und das Aufspüren der Absichten der Gegenparthei systematisch eingerichtet. Auch der Clubb bei den Franziskanern (Cordeliers), an dessen Spitze hernach Danton stand, dessen Aeußeres schon seine wilde Seele anzeigte, begann seine Thätigkeit; der König aber suchte im Auslande Hülfe, trat mit dem Grafen Artois, dessen bloßer Name der Nation schon verhaßt war, in Verbindung, wollte in eine seiner eignen Festungen fliehen und schwankte doch dabei zwischen drei Planen. Endlich bestimmte sich Ludwig, gegen Bouillés Rath, der Valenciennes oder Besançon zu wählen anrieth, für Montmedi, nahm aber die Maßregeln so verkehrt, daß seine Absicht der Flucht schon zwei Monate vorher kein Geheimniß mehr war. Bei allen Anstalten zur Flucht des Königs, so wie bei den Unterhandlungen mit den fremden Mächten, den Reisen des Grafen Artois und dem, was er in Coblenz schreiben und veranstalten ließ, zeigte sich der Geist der Kabale und der Verblendung der elenden Hofschranzen des alten Systems, und Calonne und Breteuil beneideten sich um den Vorzug des von dem Einen oder Andern entworfenen Planes, als wenn es eine Ministerstelle gegolten hätte, und dem Grafen Fersen, einem der verhaßten Lieblinge der Königin, wurden alle Anstalten der Flucht übertragen. Der unglückliche Entschluß der Flucht konnte übrigens für die Gegenparthei des Hofs zu keiner bessern Zeit gefaßt werden. Für die constitutionelle, weil sie den König dadurch in ihre Gewalt bekam; für die wilden und abscheulichen Feinde alles Edeln, wie Marat und Danton, weil dadurch ihre grundlosen Anklagen und das wilde Geschrei, das sie seit Monaten erhoben hatten, einen Schein von Wahrheit erhielt; für die edlern Republikaner, weil sie, wenn der König die Andern verrathe, ihr wohlgemeintes, aber durchaus unpassendes Luftgebilde einer Republik durch den Sturz der monarchischen Constitution wirklich zu machen hoffen konnten, und Leute wie Dümourier fanden die Gelegenheit äußerst günstig, um sich wichtig zu machen. Die edelsten Männer in der Versammlung, die aus unrichtiger Vorstellung von den römischen und den griechischen Freistaaten aus ihrem Vaterlande eine Republik machen wollten, waren dabei am mehrsten zu bedauern. Sie hatten selbst alle Wahlen von der unwissenden Volksmasse abhängig gemacht, wie war es aber möglich zu verkennen, daß diese wählende, also regierende Masse und ihre Führer durch die Beredsamkeit eines Marat und einer großen Zahl Andrer, die in ähnlichem Styl schrieben, mehr würden bewegt werden, als durch alle schöne Redensarten wahrhaft hochsinniger und edler Männer in der Versammlung? Diese Männer kannten übrigens ihre Zeit und ihr Volk so wenig, daß sie dem Staat ein Opfer zu bringen glaubten, wenn sie gerade in dieser Zeit einem Robespierre, dessen Absichten nicht zweideutig sein konnten, beistimmten, und den Beschluß faßten, daß keiner von ihnen, d. h. kein Mitglied der constitutiven Versammlung, in die nächste der Legislation wählbar sein solle. Da schon seit Mirabeaus Tode Cazalès, der mächtigste Redner der rechten Seite, täglich in Todesgefahr war und ganz allein stand, weil das Flüchten immer zunahm, da besonders seit der Mitte des Mai Pethion, Büzot, Robespierre, Reubel, das Wort in der Versammlung allein hatten, und die Constitutionellen ganz in Schatten traten, so war es nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit, was jetzt jedermann besser weiß, wenn man hernach vorgab, Lafayette habe von der Flucht des Königs gewußt, und habe seine Popularität durch die Verhaftung desselben neu anfrischen wollen. Er selbst läugnete es immer standhaft, und be-

hauptete jetzt, die Königin habe sich gefreut, daß das Volk ihn morden werde, weil er sich dem Volke für den König zum Bürgen gegeben hatte. In der Nacht vom 20. bis 21. Juni 1791 verließen der König, die Königin und der älteste Bruder des Königs mit seiner Gemahlin Paris, nahmen aber alle Anstalten so verkehrt, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn der König seinen Zweck erreicht hätte. Der Aufschub der Reise vom 19. auf den 20. war nicht so nachtheilig, als Bouillé behauptete. Der Bruder des Königs, der sich nach Valenciennes wandte, erreichte indessen glücklich die Gränze, der König ward schon in Chalons bemerkt, von dem wüthenden Jacobiner Drouet und seinem Sohn in St. Menehould erkannt und nach Varennes verfolgt, und in dem letztgenannten Orte vom Volke aufgehalten. An der Art, wie Regnaud, Vernier und Camus in der Sitzung vom 21. ganz fertige Vorschläge aus dem Stegreife hervorbringen, und einer von den Deputirten von der Rückkehr der executiven Gewalt zu ihrer Quelle redet, erkennt man so deutlich, daß das Ereigniß von gewissen Leuten vorausgesehen war. Wahrscheinlich waren also die Deputationen von Kindern und andere Gaukelspiele der Volksbewegungen in den letzten Tagen vor der Flucht nur darum veranstaltet, um den Schrecken zu vermehren und die Flucht zu beschleunigen, die man alsdann zu den schrecklichsten Beschuldigungen benutzte. Der Verhaft des Königs in Varennes, 10 Stunden von Montmédi, wohin er sich hatte begeben und sich mit Bouillés Armee decken wollen, dauerte so lange, bis der Adjutant des General Lafayette, der ihm auf dem Fuße folgte, ihn eingeholt hatte. Das Betragen des Volks, der geringe Eifer der Husaren, die Bouillé zu seiner Bedeckung abgeschickt hatte, konnte dem Könige am besten beweisen, wie sehr die ganze Stimmung sich geändert habe, und wie unmöglich eine Rückkehr zum Alten sei; was die Emigranten nie begreifen wollten.

---

## Aus F. Wilkens Geschichte der Kreuzzüge.

### Richards Löwenherz Gefangenschaft.

Die Nachricht von des verhaßten Königs von England Ankunft auf Deutschem Boden kam bald zu den Ohren des Herzogs Leopold von Oestreich, welcher, erfreuet über diese unerwartete Gelegenheit die im gelobten Lande empfangene Beschimpfung zu rächen, sogleich auf allen Straßen nach seinem Feinde spähen ließ. Richard aber kam auf leichtere Weise in des Herzogs Gewalt als erwartet werden konnte. Nachdem er drei Tage und drei Nächte ohne Nahrung umhergeirrt war, führte ihn sein Unglück in die Nähe von Wien, wo er in dem Dorfe Erdburg an der Donau in einer elenden Herberge seine Wohnung nahm und mehrere Tage sich auszuruhen beschloß. Auch hier beschränkte Richard seinen Aufwand nicht auf hinreichende Weise, benahm sich überhaupt nicht mit Vorsicht und legte einen kostbaren Ring nicht ab, welcher zu seiner geringen Kleidung nicht paßte. Der Diener, welcher ihn begleitete, zeigte, als er nach Wien kam um einzukaufen, morgenländische Goldstücke oder Byzantien, welche ihn verdächtig machten, erregte durch eitles und anmaßliches Betragen Aufsehen und wurde angehalten, half sich aber aus der Verlegenheit durch die Ausrede, daß er der Diener eines reichen Kaufmanns sei, welcher nach drei Tagen selbst in die Stadt kommen würde, und machte den König aufmerksam auf die Gefahr eines längern Aufenthalts. Doch Richard konnte sich noch nicht entschließen seine Reise fortzusetzen; und nachdem der Diener noch mehrere Male nach Wien gekommen war und durch den Einkauf ausgesuchterer Speisen, als für einen geringen Mann sich ziemten, von neuem Aufmerksamkeit erregt hatte, so verriethen ihn endlich wenige Tage vor Weihnachten die Handschuhe des Königs, welche er im Gürtel trug, und er bekannte den Beamten des Herzogs Leopold auf der Folter die Wahrheit. Hierauf wurde unverzüglich die Herberge des Königs Richard mit Bewaffneten umringt, und der Schultheiß von Wien trat ein mit den Worten: „Sei gegrüßt, König von England, du verkleidest dich vergeblich, dein Gesicht macht dich kenntlich;" und als Richard nach seinem Schwerte griff, fuhr der Schultheiß fort: „Sei nicht ängstlich und begehe keine Unbesonnenheit, du bist hier sicherer als sonst irgendwo, und wenn du in die Hände der Freunde des Markgrafen, welche überall dir nachstellen, fielest, so würdest du nicht hundert Leben davon bringen können." Der König aber erklärte, daß er nur dem Herzog Leopold sich ergeben würde, und als dieser erschien, ging er ihm entgegen und überreichte ihm sein Schwert. Leopold behandelte zwar anfangs seinen königlichen Gefangenen mit Ehrerbietung, überantwortete ihn aber hernach dem Ritter Hademar von Chunring zur Bewahrung in der Burg Tierenstein an der Donau zwischen Wien und Linz, wo Richard in strengem Gewahrsam gehalten und Tag und Nacht von Bewaffneten mit gezogenen Schwertern bewacht wurde.

Der Herzog von Oestreich gab nicht nur sogleich dem Kaiser Heinrich VI. von der Gefan-

genschaft des Königs Richard Nachricht, sondern führte auch seinen Gefangenen nach Regensburg, wo der Kaiser am Weihnachtsfeste einen Hoftag versammelt hatte, doch wurde die Verhandlung der Sache des Königs Richard noch verschoben; da aber Heinrich es ungebührlich fand, daß ein König in der Gewalt eines Herzogs bleibe, so versprach Leopold den gefangenen König zu Ostern nächsten Jahres in die Hände des Kaisers zu liefern. Heinrich beeilte sich dem Könige Philipp August von Frankreich die Verhaftung des Königs Richard zu melden.

Am Dienstage nach dem Palmsonntage, den 23. März des Jahres 1193, übergab zu Mainz der Herzog Leopold, welcher sich zu dem nach Speier berufenen Reichstage begab, den König Richard dem Kaiser Heinrich, und Richard wurde zuerst in die Burg Trifels, später nach Worms in anständigen, jedoch strengen Gewahrsam geführt. Er verlor aber auf Befreiung hoffend in seiner Gefangenschaft nicht den Muth, war obgleich getrennt von seinen Begleitern stets heiter, oft muthwillig, neckte seine Wächter durch mancherlei Kurzweil, setzte sie durch seine gewaltige Leibeskraft in Furcht, oder machte sie trunken.

In England war längere Zeit der Ort, wo Richard aufbewahrt wurde, unbekannt; die Englischen Pilger, welche um Weihnachten aus Syrien in ihre Heimat zurückkamen, erstaunten als sie ihren König noch nicht in England fanden, und meldeten, daß sie das Schiff, auf welchem Richard von Ptolemais abgefahren war, zu Brundusium angetroffen hätten; und die erste sichere Nachricht von des Königs Schicksale erhielt der Erzbischof Walter von Rouen durch die abschriftliche Mittheilung des von dem Kaiser Heinrich an den König von Frankreich erlassenen Schreibens, worauf der Erzbischof die Getreuen des Königs nach Oxford auf den Sonntag vor Lätare (den 28. Februar) zur Berathung rief und zwei Geistliche nach Deutschland reisen ließ, um den König aufzusuchen und über seinen Zustand sich zu erkundigen. Diese trafen ihren König in Baiern, als er durch den Herzog Leopold nach Mainz geführt wurde, fanden ihn heiter, guten Muths und ein würdevolles Benehmen behauptend, und Richard führte gegen sie keine andere Klage, als über die Untreue seines Bruders Johann. Auch Blondel de Nesle, der Sänger aus Arras, soll seinen königlichen Freund aufgesucht, bei dem Vogt der Burg, wo Richard gefangen gehalten wurde, Dienste genommen und demselben durch sein Saitenspiel sich angenehm gemacht haben; nachdem aber der König, indem er mit lauter und schöner Stimme den ersten Vers eines Liedes sang, welches sie mit einander gemacht hatten und welches nur ihnen beiden bekannt war, sich ihm kund gegeben hatte, begab sich Blondel nach England und betrieb so viel er vermochte, die Befreiung des Königs. Richard selbst schrieb an alle Prälaten, Fürsten, Grafen, Barone und Freie seiner Länder bewegliche Briefe, in welchen er sie aufforderte für seine Befreiung aus der Gefangenschaft Sorge zu tragen.

Der König Philipp August von Frankreich, als er die Gefangenschaft des Königs Richard vernahm, zog sogleich alle früheren Beschwerden gegen denselben wieder hervor, und nahm die Weigerung des Seneschalls der Normandie die Prinzessin Alix auszuliefern zum Vorwande, von dem Versprechen, welches er zu Ptolemais dem Könige Richard gegeben, sich für entbunden zu erklären, den Frieden mit dem Könige von England aufzukündigen und in die Normandie mit seinem Heere einzufallen, und bestärkte zugleich den Prinzen Johann in der Feindseligkeit gegen seinen Bruder und dessen Freunde. Bei dem Kaiser Heinrich VI., welcher dem Könige Richard gegen ein ansehnliches Lösegeld die Freiheit schon zugesagt, fanden die Anträge des Königs von Frankreich wegen längerer Gefangenhaltung des Königs Richard anfangs kein Gehör, sondern Heinrich gab den Französischen Botschaftern, welche ihm den Fehdebrief ihres Königs an Richard überbrachten, zur Antwort, daß wer den König von England verletze den Kaiser zum Feinde habe. Der Kaiser Heinrich beharrte aber in dieser Gesinnung nicht lange; in der Hoffnung das Lösegeld zu steigern, verlängerte er unter mancherlei Vorwänden die Gefangenschaft des Königs Richard, und gab daher auch in seinem Briefe, in welchem er den Lehnmännern des Königs Richard damals kund that, daß ihr Herr für Geld seine Freiheit wieder erhalten werde, den Betrag des Lösegeldes noch nicht an. —

Das Unglück des Königs Richard begann aber Theilnahme selbst bei solchen, welche ehemals nicht seine Freunde gewesen waren, zu erwecken, die Dichter beklagten seine Leiden in mancherlei Gesängen und regten das Mitleid des Adels und des Volkes auf, und von vielen Seiten wurde Fürsprache eingelegt. Der gelehrte Peter von Blois, Archidiakonus zu Bath, forderte den Erzbischof von Mainz seinen Schulfreund auf, das geistliche Schwerd unverdrossen und ohne Menschenfurcht zu gebrauchen, damit der ungerechten und unverdienten Gefangenschaft eines Königs, welcher als Kreuzfahrer unter dem Schutze der Kirche stehe, ein Ende gemacht werde, und der sehr geachtete Abt von Clügny ermahnte den Kaiser Heinrich dringend zur Beobachtung

der Gerechtigkeit und Billigkeit gegen den König von England. Richard selbst suchte auf den Rath seiner Mutter Eleonora den Kaiser dadurch zu gewinnen, daß er sich erbot von ihm als dem Herrn aller Könige seine Krone zu Lehen zu nehmen und einen jährlichen Lehenzins von fünf tausend Pfund Sterling zu bezahlen; und diese Verabredung wurde dadurch vollzogen, daß Richard in Gegenwart mehrerer Deutscher und Englischer Herren von dem Kaiser vermittelst eines zwiefachen goldenen Kreuzes die sinnbildliche Belehnung mit dem Königreiche England empfieng.

Nach diesem Schritte des Königs Richard glaubte Heinrich sich vollkommen berechtigt, die Sache seines Gefangenen einer öffentlichen Verhandlung zu unterwerfen, und indem er den König feierlich vor seinen Richterstuhl forderte, seine lehensherrliche Richtergewalt und die alte kaiserliche Weltherrschaft geltend zu machen. Richard wurde angeklagt dadurch gefrevelt zu haben, daß er Tankred dem unrechtmäßigen König von Sicilien Hilfe gewährte, den Kaiser Isaak von Cypern, einen Verwandten des Kaisers, des Reiches und der Freiheit beraubte, den Markgrafen Konrad von Montferrat und Tyrus, einen Vasallen des Deutschen Reichs, durch Assassinen ermorden ließ, die Deutschen Kreuzfahrer mit Wort und That beleidigte, das Panier des Herzogs Leopold von Oestreich im gelobten Lande beschimpfte, das heilige Land an Saladin verrieth und gegen den König Philipp August von Frankreich mancherlei Untreue und Ungebühr übte. Der König Richard aber, indem er zugab, daß seine natürliche Heftigkeit ihn zu Zeiten auf Abwege gebracht haben könnte, vertheidigte sich gegen diese Anklagen so bündig und mit solcher Beredsamkeit, daß der Kaiser Heinrich dadurch gerührt von seinem Throne herabstieg, den König umarmte und ihm seine Freundschaft zusagte; auch der Herzog Leopold, welcher anwesend war und mit dem Gefangenen in der Mitte der Versammlung stand, soll durch die Rede des Königs bis zu Thränen erweicht worden sein. Seit dieser Zeit hatte Richard nicht nur mehr Freiheit als zuvor, sondern der Kaiser und die Kaiserin ehrten ihn auch zu Hagenau, wo sie seinen Besuch empfingen, mit Geschenken, und der Kaiser wies ihm einen angenehmern Aufenthalt zu Mainz an.

Die Unterhandlungen wegen des Lösegeldes wurden zuerst durch die beiden Geistlichen geführt, welche der Erzbischof von Rouen nach Deutschland gesandt hatte, um den König aufzusuchen, dann durch den Bischof Hubert von Salisbury fortgesetzt, welcher, als er in Sicilien das Unglück seines Königs vernommen hatte, nach Deutschland geeilt war; und die Bischöfe Savary von Bath und Wilhelm von Ely brachten endlich die Uebereinkunft zu Stande, indem Richard, welcher von der bevorstehenden Zusammenkunft des Kaisers mit dem Könige von Frankreich zu Vaucouleurs Schlimmes für sich besorgte, den Abschluß des Vertrages auf jede Weise beschleunigte. Der Kaiser Heinrich dagegen, durch seine damalige Freundschaft mit dem Könige von Frankreich in seiner Anmaßung bestärkt, erschwerte wiederum die Unterhandlungen so viel er vermochte; und zu Worms, wo um Johannistag die Englischen Unterhändler bei dem Kaiser sich wieder einfanden, wurden von ihm noch so übertriebene Forderungen gemacht, daß alle anwesenden Freunde des Königs Richard an der Möglichkeit dessen Befreiung zu erwirken verzweifelten. Da aber unterdeß die verabredete Zusammenkunft des Kaisers mit dem Könige von Frankreich vereitelt wurde, und Richard durch die Verheißung seines Beistandes gegen den Herzog von Sachsen den Kaiser gewann, so kam am Tage Petri und Pauli, den 29. Junius, die Uebereinkunft dahin zu Stande, daß der König von England als Lösegeld hundert tausend Mark reinen Silbers nach Cölnischem Gewichte und außerdem noch funfzig tausend Mark Silbers zum Behufe des in Apulien bevorstehenden Kriegs zahlen solle; in diese letztere Summe von funfzig tausend Mark sollten aber zwanzig tausend Mark begriffen sein, welche dem Herzoge Leopold von Oestreich für die Ueberlieferung des Königs von dem Kaiser waren zugesagt worden. Auch wurde bestimmt, daß sogleich in möglichst kurzer Frist hundert tausend Mark wohl gewogen und wohl versiegelt den Abgeordneten, welche der Kaiser und der König von England gemeinschaftlich nach London senden würden, übergeben und innerhalb der Englischen Grenzen auf Gefahr des Königs Richard, in Deutschland auf Gefahr des Kaisers an den Ort ihrer Bestimmung befördert werden sollten. Sobald der König diese Summe entrichtet und für die übrigen funfzig tausend Mark dem Kaiser sechzig und dem Herzoge Leopold sieben Geisel gestellt haben würde, sollte er in Freiheit gesetzt werden. Doch sollten diese funfzig tausend Mark Silbers dem Könige erlassen sein, wenn er sein Versprechen in Hinsicht des Herzogs von Sachsen erfülle, und für diesen Fall übernahm der Kaiser die Befriedigung des Herzogs Leopold mit zwanzig tausend Mark. Außerdem machte Richard sich anheischig binnen sieben Monaten nach seiner Freilassung seine Nichte Eleonora, die Schwester des Herzogs Arthur von Bretagne, Friedrich dem Sohne des Herzogs Leopold zur Gemahlin zu geben und den Kaiser Isaak und dessen Tochter ohne Lösegeld dem Herzoge von Oestreich, ihrem nahen

Verwandten, zu überliefern. Als der König Philipp von dieser Uebereinkunft hörte, so schrieb er an den Grafen Johann von Mortaigne, des Königs Richard Bruder, er möge wohl auf seiner Hut sein, denn der Teufel sei wieder losgelassen.

Doch Richard blieb nach dem Abschlusse dieses Vertrages noch länger als sieben Monate in der Gefangenschaft. Ein Theil des Lösegeldes wurde zwar in England zusammengebracht, indem von jedem ritterlichen Lehen zwanzig Schillinge, von allen Einkünften der Laien der vierte Theil, und von den geistlichen Pfründen an einigen Kirchen der vierte und an andern der zehnte Theil erhoben, und die silbernen und goldnen Kelche der Altäre, die Reliquienkasten und andere Schätze der Kirchen und selbst das edle Metall an den Grabmälern der Heiligen in Anspruch genommen wurden; und nachdem der Kaiser das auf diese Weise gesammelte Geld empfangen hatte, so bestimmte er den vierten Montag nach Weihnachten oder den 17. Januar 1194 zum Termin der Entlassung des Königs Richard, und schmeichelte der Eitelkeit der Engländer und ihres Königs durch das Versprechen den König von England mit der Krone des Reichs Arles zu belehnen. Obwohl das Geschenk dieses Reiches, in welchem der Kaiser selbst nicht einmal als Oberherr anerkannt wurde, von keinem Werthe war, und die Ansprüche, welche dadurch erworben wurden, nur dazu dienen konnten, der Feindschaft des Königs von Frankreich neue Nahrung zu geben, so nahm Richard dieses Versprechen doch dankbar an, und meldete die frohe Hoffnung eine neue Krone zu erwerben mit Entzücken dem Erzbischof von Canterbury. Doch bald gab Heinrich wieder Gehör den Anträgen des Königs von Frankreich, welcher gemeinschaftlich mit dem Grafen Johann von Mortaigne durch große Versprechungen ihn zu bewegen suchte, den König Richard wenigstens noch bis zum nächsten Michaelisfest in seiner Haft zu halten. Obgleich Eleonora, des Königs Richard Mutter, selbst nach Deutschland kam, um die Befreiung ihres Sohnes zu bewirken, und die Geiseln, welche zufolge des Vertrags für den Rest des Lösegeldes gestellt werden mußten, bereit zur Ablieferung gehalten wurden, so erhob der Kaiser Heinrich zu Mainz, wo am Feste Mariä Reinigung über die Entlassung des Königs von England von neuem verhandelt wurde, mancherlei Schwierigkeiten, und zeigte die von dem Könige von Frankreich und dem Prinzen Johann empfangenen Briefe, so daß Richard und Eleonora genöthigt waren die Hülfe der Deutschen Fürsten, welche die Bürgschaft des Wormser Vertrags übernommen hatten, nachzusuchen. Durch die nachdrücklichen Vorstellungen dieser Fürsten wurde endlich Heinrich bewogen sein gegebenes Wort zu erfüllen, und am Freitag nach Mariä Reinigung (4. Februar) führten die Erzbischöfe von Mainz und Cöln den König Richard als freien Mann zu seiner Mutter.

Mit sicherm Geleit des Kaisers reiste Richard und sein Gefolge über Cöln, wo der Erzbischof Adolf mit großen Ehren ihn empfieng und seine Anwesenheit durch ein Hochamt feierte, nach Antwerpen, fuhr von dort nach Swine, einem Flandrischen Hafen, und gewarnt durch die Meldung eines ihm treuen Mannes, daß der Kaiser Heinrich es bereuend ihn entlassen zu haben darauf denke sich seiner wieder zu bemächtigen, vertraute Richard dem stürmischen Meere sich an, und betrat am Sonntage den 13. März bei Sandwich wieder den Englischen Boden. Am Sonntage nach Ostern ließ Richard auf den Rath der Englischen Barone, damit alle Schmach der Gefangenschaft getilgt würde, jedoch nicht ohne Widerstreben, durch den Erzbischof von Canterbury zu Winchester sich wieder krönen, suchte dann durch nachdrückliche Maßregeln den in seinem Reich eingerissenen Unordnungen zu steuern, und ordnete die Erhebung fernerer Beiträge an zur völligen Entrichtung des dem Kaiser Heinrich und dem Herzoge von Oestreich zugesagten Lösegeldes.

---

## Einleitung zu den Vorlesungen über die Römische Geschichte.

Von B. G. Niebuhr.

Ich habe es unternommen, die Geschichte Roms zu erzählen; ich werde in der Nacht des tiefen Alterthums beginnen, wo angestrengte Forschung, bei dem schwachen Licht später und zweifelhafter Sagen, kaum einige der Hauptmassen des uralten Italiens zu unterscheiden vermag, und wünsche bis zu den Zeiten hinabzugehen, in denen eine zweite Nacht alles, was wir in der langen Reihe von Jahrhunderten entstehen und altern sahen, in Gräber und Trümmer versunken, mit beinahe gleich tiefer Finsterniß verdeckt.

Allgemein ist diese Geschichte in ihren großen Umrissen, und sehr Vielen, wenigstens zum Theil, unmittelbar aus den classischen Werken Römischer Schriftsteller bekannt, so weit uns in ihnen die Schilderung vieler der glänzendsten oder merkwürdigsten Epochen des republikanischen und kaiserlichen Roms erhalten ist. Wären diese Werke in ihrem ganzen Umfange vorhanden; besäßen wir in Livius und Tacitus Geschichten eine — August's letzte Jahre ausgenommen — zusammenhängende Geschichte vom Anfang der

Stadt bis auf Nerva: so würde es thöricht und zweckwidrig sein, die Erzählung derselben Begebenheiten, welche diese Historiker vorgetragen haben, zu unternehmen. Thöricht, weil ihre Schönheit uns unerreichbar bleiben muß; zweckwidrig, weil neben der historischen Belehrung nichts vollkommneres, in der Jugend zur Bildung des Sinns, im späteren Alter zu seiner Erhaltung unter den mannichfaltigen barbarischen Einwirkungen unserer Umgebungen und Verhältnisse, uns durch das Leben begleiten könnte, als eine solche für die Nation selbst in Fülle geschriebene Geschichte von neuntehalb Jahrhunderten. Es bedürfte nur für die Zeit der früheren einer Kritik des Verfälschten, einer Absonderung der eingemischten Dichtungen von dem historisch Sichern und Begründeten: ohne die Kühnheit, mit alten Meistern scheinbar zu wetteifern, könnten wir die Verfassung und die Entwicklung einzelner Zeiten in reinen Umrissen zeichnen, wo Livius uns ohne Kunde verläßt oder irre führt. Weil aber jene Werke nur in Bruchstücken erhalten sind; weil sie uns über Epochen verstummen, die durch die Wichtigkeit ihrer Begebenheiten vielleicht noch über diejenigen hervorragen, welche wir durch sie lebendig sehen; weil die Geschichtserzählung dieser Zeiträume, von Neueren unternommen, unbefriedigend und oft voll Irrthümer ist: so schien es angemessen, die Kenntniß der Römischen Geschichte durch ihr gewidmete Vorlesungen zu erleichtern. Es konnte zweifelhaft sein, ob einer zusammenhängenden Erzählung der Vorzug gebühre, oder ob es besser sei nur diejenigen Zeiträume vorzutragen, in denen wir jene beiden Historiker entbehren. Ich habe mich, in dem Vertrauen, daß keiner meiner Hörer sich verführen lassen werde, ein Studium der classischen Geschichtsschreiber Roms für entbehrlich zu halten, wenn er einen Begriff von den Begebenheiten erhalten hat, welche sie schildern, und in der Hoffnung dieses Studium zu erleichtern und zu vervollkommnen, für jene Methode entschieden.

Vieles von dem, was der Römer in den Jahrbüchern seines Volks niederschrieb, muß der Neuere aus der Fülle der Begebenheiten ausschließen, woran diese Geschichte die aller übrigen Völker weit übertrifft. Genöthigt vieles zu übergehen, und für die Beschränkungen ein Gesetz festzustellen, werde ich Männer und Vorfälle, die ohne innere Größe und äußere Folgenwichtigkeit in einem todten Andenken erhalten sind, nicht erwähnen: obgleich dem Gelehrten vollständige Kenntniß unentbehrlich ist, und manche dürre Oede Quellen verschließt, die es ihm früher oder später hervorzurufen gelingt. Ich werde hingegen suchen die Kritik der Geschichte besonders während der fünf ersten Jahrhunderte, nicht nach dunkeln Gefühlen, sondern forschend, auszuführen; nicht ihre Resultate, welche nur blinde Meinungen stiften, sondern die Untersuchungen selbst in ihrem ganzen Umfange vortragen; ich werde streben die überbauten und versteckten, von den uns erhaltenen alten Schriftstellern oft ganz verkannten, Grundfesten des alten Römischen Volks und seines Staats zu entdecken, Gerechtigkeit zu Lob und Tadel, zu Liebe und Haß, wo Partheigeist falsche Darstellung, diese nach Jahrtausenden falsches Urtheil geboren hat, in Kraft zu setzen, die Ausbreitung des Reichs, die Entwicklung der Verfassung, den Zustand der Verwaltung, der Sitten und Bildung, wie er sich von Zeit zu Zeit übersehen läßt, darstellen. Ich werde die Männer näher bekannt machen, welche zum Guten oder Bösen in ihrem Zeitalter mächtig waren, oder sich doch vor andern auszeichneten, ich werde die Geschichte der Kriege, so weit sie nicht eine wiederkehrende Einförmigkeit darbietet, genau erzählen, und, so weit es unsre Nachrichten gestatten, ein treues und bestimmtes Bild der Völker entwerfen, welche die sich ausdehnende Sphäre der Römischen Gewalt allmählich erreichte, auch die Literatur, sowohl der erhaltenen als verlornen Schriftsteller, bei ihren Hauptepochen betrachten.

Als Sallust, mit beruhigtem Gemüth, nach vielem und bitterm, in den Geschäften des Staats erlittenem Kummer, sich ihnen zu entziehen beschlossen hatte, und, zu seinen Lieblingsforschungen zurückgekehrt, einzelne Ereignisse der vaterländischen Geschichte auswählend zu erzählen unternahm*), fand er es nöthig, seinen Mitbürgern — denn nur einzelne Griechen und wenige von den Westeuropäern lasen lateinisch — darzuthun, daß die Thaten der Römer von denen der Griechen nicht verdunkelt würden. Ein Jahrhundert früher hatte Polybius, wohl vergeblich, den Griechen anschaulich zu machen gestrebt, wie weit die Römische Größe, nicht allein noch vorzüglich durch den Umfang ihres Reichs, alles übertreffe, was die frühere Geschichte gekannt habe. Daß die Griechen, wenn auch nicht Erbitterung und Haß gegen die fremden Beherrscher sie verblendet hätten, eine Geschichte gering schätzten, der damals jene Anmuth und das Leben beredter Erzählung fehlte, welche die ihnen verwandten Thaten ihrer Vorfahren verschönerte, und ohne die auch die größte im Andenken erhaltene Geschichte so wenig ganz empfunden werden kann, als ein lyrisches Gedicht ohne eine entsprechende Musik; — dies war die Folge ihres leichtsinnig lebhaften, der Schönheit hingegebenen, Sinnes. Auffal-

*) Sallust Catil. 4.

lend aber ist es, daß bei dem literarischen Publicum Roms, dessen Beifall Sallust suchte, wie hochmüthig auch der römische Nationalstolz war, ähnliche Stimmung und Verkennen der vorväterlichen Größe herrschte. Doch, wie sonderbar es auch erscheint, so ist dies nicht schwer zu erklären, und er selbst hat die Erklärung wohl mit dem stillen Bewußtsein niedergeschrieben, daß von seinen Geschichten eine andere Ansicht bei den Römern selbst anheben würde. Diese fanden damals in ihrer eigenen Sprache, Cato's Urgeschichten ausgenommen, welche den Reiz der Kräftigkeit unsrer bessern alten Chroniken gehabt haben müssen, keinen ihrer Geschichtschreiber lesbar*). Allerdings mögen auch die meisten sehr armselig und geistlos gewesen sein; doch waren selbst die treuherzigen und ehrwürdigen Alten eben für jene Zeit ungenießbar, da die Lesenden zu Rom ganz durch griechische Literatur erzogen, und in dieser nicht durch die Erhabenheit der classischen Werke gebildet waren, sondern durch den Glanz und Firniß einer ausgearteten witzigen Litteratur, welche damals unter den Griechen, mit denen sie als Lehrern und lebendigen Mustern umgingen, modisch war, den Sinn für Einfalt ganz verloren hatten. Wie die Dichter die Heroen, so hat der große einheimische Geschichtschreiber, dem Sallust voranging, Roms Thaten und seine Helden der Nacht entrissen. Es ist wohl keine gewagte Behauptung, daß die Römer erst durch Livius inne wurden, welche Geschichte sie hatten. Verschönert durch den Wunsch, in den Zeiten der Vorfahren ein noch nicht lange ganz erstorbenes ehernes Alter zu schauen, umgab jetzt, im Reiz der lieblichsten Rede, die Größe ihrer Thaten und Siege der herrlichste Schmuck republikanischer und bürgerlicher Tugenden, ein Ernst und eine Erhabenheit, welche die großen Männer Athens mit ihren unverhüllten menschlichen Fehlern und Schwächen eben so demüthigend übertraf, als die Besiegung ganzer Welttheile und furchtbarer Völker die leidenschaftlichen Kämpfe kleiner Republiken; denn der Perserkrieg galt den Römern bald für ein dreistes Mährchen. Das Mittelalter und das verjüngte Italien, denen die Anmuth griechischer Historiker verborgen war, bewunderten Roms Geschichte ausschließend: als ob das Schicksal jenen alten Helden Ersatz für die Gleichgültigkeit ihrer Nachkommen des Zeitalters geben wollte, welches sich zu fremder Cultur gewandt hatte. Es ist eine ungelehrte, aber eine desto einfältigere und ungeschminktere Verehrung, mit der die alten Italiener des erwachenden Mittelalters die großen Namen Roms nennen; vielleicht waren sie ihnen um so näher, weil sie sich ohne Klügeln, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Sitten und der Zeiten, ihre großen Seelen in den Verhältnissen und fast in der Gestalt von Zeitgenossen und Landsleuten dachten, so wie sie in dem Kaiserthum ihrer Zeit eine unveränderte Fortsetzung des alten Reichs der Cäsare sahen. Virgil war Danten ein Lombarde, wie noch spätere Maler den Römern ihrer Kunstwerke das Gewand ihrer Tage anlegten; das Volk ehrte Virgil's Grab und Andenken als eines mächtigen und wohlthätigen Zauberers. Selbst Petrarka hegt noch, er wohl mit Absicht, die Täuschung einer nur durch die Zeit getrennten Einheit der Nationalität; er sieht in Stephan Colonna einen alten Patricier, wie in Rienzi einen Tribun des Volks. Erst im folgenden Jahrhundert schied das Alterthum aus der Vermischung mit der Gegenwart; und bei der ungeheuern Macht, womit damals sich alles entwickelte, erreichten Einzelne schnell die schärfste und lebendigste Anschauung der Eigenthümlichkeit altrömischer Zeiten, welche wir im Ganzen zu gewinnen hoffen dürfen, wie vieles auch seitdem an das Licht gebracht ist, woran wir genauere Einsicht erwerben können. Aber nach Sigonius verdankt die Geschichte des alten Roms den Philologen nur noch wenig; sie entwich ihren Händen, und ward das Eigenthum, in wenigen glücklichen Fällen großer Staatsmänner, meistens aber gewöhnlicher Historiker.

Man darf es nicht verhehlen, daß sie in diesen beiden Jahrhunderten, anstatt an Bestimmtheit und Ausbildung zu gewinnen, vielmehr verloren hat. Jene Italienischen Philologen, in ihrem ganzen Wesen vom Geist des alten Roms belebt, schon durch den classischen Boden selbst begeistert und ahnungsvoller gestimmt, hatten das zertrümmerte Gebäude aus seinen Ruinen begriffen, und, den Schutt aufräumend, in ihrem Geiste hergestellt. Der Mangel an diesem Begriff schadete den Werken derer, welche über Roms Geschichte als Politiker schrieben, und so verdarb die Geschichte selbst. Machiavelli's Discorsi, so voll von Klugheit und scharfen Urtheilen, sind hiervon ein sprechendes Beispiel; indem er zwar immer höchst geistreich, aber sehr oft von Dingen redet, die gar nicht da gewesen sind. Ich nenne ihn hier, weil er, obgleich in der Mitte einer philologisch gelehrten Zeit lebend, ihrem Geist fremd geblieben war. Montesquieu, mit Ansprüchen auf historisch genaue Kenntnisse, und daher gefährlicher, um irrige Meinungen zu begründen, ist voll von falschen Ansichten, und sehr häufig in seinen Erzählungen durchaus täuschend, ein Urtheil, welches ich nicht um seinen

*) S. Cicero de legibus, I. 2. 3., wo auch Cato der allgemeinen Verdammniß nicht entgeht.

Ruhm zu schmälern gebe, denn es ist wohl der größte, daß der geüechte Leser ihn dennoch bewundern wird, wenn er auch hierüber die entschiedenste Ueberzeugung aus eigener Prüfung bekommen hat. Daß man die Alten nicht versteht, wenn man Gegenstände ihres täglichen Lebens, die uns mit ihnen gemein sind, nicht in der Gestalt sich anschaulich denkt, unter welcher diese ihren Augen gewöhnlich waren; daß wir durchaus irre gehen würden, wenn wir uns, wie es das Mittelalter that, und, weil in ihm noch so viel unverändert erhalten war, mit geringer Täuschung thun konnte, ein Römisches Haus, ein Römisches Schiff, Römische Landwirthschaft und Gewerbe, Römische Kleidung, oder das Innere des gewöhnlichen Lebens im alten Rom, unter der Anschauung denken wollten, welche bei uns den Gegenständen dieser Worte entspricht, — muß Jeder fühlen; aber der Paralogismus der Homonymie erstreckt sich viel weiter als auf körperliche Gestalten. Die Römischen Begriffe, welche der Einrichtung des Staats und seiner Verwaltung zum Grunde liegen, Begriffe, die in den meisten Fällen den historischen Nachrichten vorausgesetzt, nur einzeln und äußerst selten für sich entwickelt werden, sind von den unsrigen nicht weniger verschieden, als der Römer Wohnung, Kleidung und Speise. Und wie die Morgenländer nichts schwerer fassen als die Idee einer republikanischen Verfassung, wie die Indier sich die Compagnie nicht als eine Association von Eigenthümern, sondern durchaus nur als eine Fürstin denken können, so geht es auch selbst den scharfsinnigsten Neuern in der Geschichte des Alterthums nicht besser, wenn sie nicht durch kritisches und philologisches Studium sich von den angewöhnten Bestimmungen der Begriffe losgemacht haben. So sind die Verhältnisse der Römischen Provinzen und ihrer Befehlshaber uns so ungewohnt, daß der Staatsmann, wenn auch vielleicht nur er fähig ist, die Geschichte über dergleichen Gegenstände zu befragen, und Bruchstücke zu errathen, die dem Sammler ein Geheimniß bleiben, doch, wenn er nicht selbst forscht und zu forschen fähig ist, entweder falsche oder unbestimmte und folgenlose Begriffe darüber hegen wird. So sind das Landeigenthumsrecht des alten Roms und das Recht der Domainen, in ihren Eigenthümlichkeiten, in dem Maße von den uns gewöhnlichen Rechten und Einrichtungen verschieden, daß die Verwechselung der gewöhnlichen und der alteigenthümlichen Begriffe, deren sich Montesquieu so wenig als früher Machiavelli erwehrte, über die wichtigsten Gegenstände der Römischen Gesetzgebung schreiend falsche Meinungeu hervorbringt, Meinungen, bei denen die Stimme des Rechts Verdammniß über wahrhaft makellose Thaten und Unternehmungen aussprechen, oder ein ahndendes leidenschaftliches Gefühl für Größe und Hoheit den gefährlichsten Folgerungen und Unternehmungen das Wort reden muß.

Als die Griechen unter Roms Oberherrschaft gefallen waren, beschäftigte die Frage, ob Roms Größe eine Gabe des Glücks, oder frei, wie sie es nannten, durch Tugend erworben sei, ihre Schriftsteller, von denen die Meinung der Lesenden und der Gesellschaft des wehrlosen und müssigen Ostens bestimmt ward. Es war eine müßige Frage; nicht in dem Sinn aufgestellt, wie Mithridates ihr wohl später nachgesonnen haben mag: ob jeder Widerstand fruchtlos sein würde? ob ein unwandelbares Schicksal Rom die Weltherrschaft bestimmt habe? ob, fast eben so furchtbar wie dieses, eine unerreichbare Vortrefflichkeit des Nationalsinnes und der Einrichtungen Römischen Heeren den Sieg auf ewig zusichere? Es war nur die Beschäftigung derjenigen, welche sich der Scham entledigen wollten über die schmähliche Art, mit der sie in ihr Elend herabgesunken waren, indem sie Mangel an Kraft, Tugend und Verstand da als Nebensache ausgaben, wo ein unwiderstehliches Schicksal geboten habe; wobei sie nach Sclavenart, wie Xanthias bei dem Komiker, den höchsten Genuß darin fanden, ihre Herren zu behorchen, zu beklatschen und zu belügen*). Polybius, dem es Ernst gewesen war, der sich treu blieb, aber der allmächtigen Gewalt gehorchte, an der die thörichte Verwegenheit seiner von Leichtsinnigen und Heillosen aufgeregten Nation zertrümmerte, fühlte sich durch das Geschwätz solcher Schriftsteller erbittert; und einer der Zwecke seiner Geschichte war, den Griechen klar zu machen, wie Roms Größe nicht durch Fatalität, sondern durch festen Willen, zweckmäßige Institutionen, unermüdete Aufmerksamkeit auf ihre Erhaltung, Ausbildung und Anwendung begründet sei. Damit aber legte er den Römern seiner Zeit dennoch nicht das Lob eigentlicher Tugend bei; und wenn er sich hin und wieder mit einem uns an einem Manne seiner Verhältnisse befremdenden Enthusiasmus ausdrückt, so müssen wir erwägen, daß er überhaupt ein ganz praktischer Mensch war, dem durchgehend Wärme und der Sinn für das Idealische fehlte, mit dem die Athenienser auch das, was vor ihren Augen vorging, vor allem aber, was diesen durch eine auch kurze Vergangenheit entrückt war, betrachteten. In diesem Mangel liegen eben die Unvollkommenheiten seines Werks, welche ihn, nach dem Urtheil seiner Landsleute, zu einem Geschichtschreiber vom zwei-

---

*) Aristophanes Ran. v. 750. ff.

ten Rang machten. Er fand in allen Staaten, die später in das Römische Reich versanken, alles zum Untergang reif, und weil er sich bewußt war, daß er selbst mit nur sehr wenigen Gleichgesinnten diesem Strom vergebens widerstanden hatte; weil er die, durch deren verschiedenartige Sünde das Elend bestand, Kallikrates, Diäus, Kritolaus, bitter verachtete, Scipio aber, Cato und Paulus bewunderte, so trägt sein unbestechliches Urtheil vielleicht in einzelnen Fällen mehr als den Schein der Gefühllosigkeit. Die Neueren, namentlich Machiavelli und Montesquieu, scheinen jene Frage, und in einem etwas veränderten Sinn, wieder hervorgerufen zu haben, und gehen in ihrer Bewunderung der Römer und ihrer Einrichtungen bis zur entschiedensten Partheilichkeit. Die herbe Frugalität der alten Republikaner, ihre Unempfindlichkeit für den Besitz und die Genüsse des Reichthums, die strenge Gesetzlichkeit des Volks, die feste allgemeine Treue während der schönen Jahrhunderte, in denen die Verfassung, seitdem die Ansprüche der Aristokratie beschränkt waren, in ihrer ganzen Vollkommenheit lebte; der reine Sinn, welcher nie erlaubte, bei innerm Zwist fremde Einmischung zu suchen; die Allmacht der Gesetze und Gewohnheiten, und der Ernst, womit an ihnen dennoch geändert ward, was nicht mehr angemessen war; die Weisheit der Verfassung und Gesetze; das Ideal der Männlichkeit in den Bürgern und im Staat, — alle diese Eigenschaften erregen gewiß in uns eine Ehrfurcht, welche wir bei der Betrachtung keines andern Volks so empfinden können. Es ist kein Zustand von Unnatur und Zwang, wie die Gesetzgebung Spartas, unter der, nach dem Urtheil anderer Griechen, die Todesverachtung natürlich war, weil der Tod ein unleidliches Joch brach: es war ein Leben, welches vielmehr wahres und hohes individuelles Glück pflegte, einen von Sinnlichkeit freien starken Lebensgenuß. Andere vielleicht eben so vollkommene Verfassungen imponiren uns schon darum weniger, weil sie den Reichthum ehren; vielseitige und lebensvolle Völker können Fehlern nicht entgehen, gegen die nur Einseitigkeit schützt, und in den Begebenheiten der Vergangenheit empfinden wir stärker, worin gefehlt wird, als was gebricht. So ist es ganz natürlich, daß wir, auch abgesehen von dem Glanz, womit Macht und Siege immer umgeben sind, zu den Römern jener guten Zeit der Republik mit Bewunderung hinaufsehen. Sie haben in ihren Tugenden eine große Aehnlichkeit mit den Arabern der ersten Khalifen; diesen aber fehlte die Verfassung, worin sie sich erhalten konnten. Die Römer waren Jahrhunderte lang in sich in einem Mittelpunkt zusammengedrängt, jene hatten nie diese Kerneinheit gehabt, sie zerstreuten sich über eine halbe Welt, und arteten schnell aus. Aber wenn wir uns lebhaft in jene Zeiten hineindenken, so wird sich doch ein Grauen in diese Bewundrung mischen; denn, verträglich und abgefunden mit diesen Tugenden, herrschten von den ältesten Zeiten her die furchtbarsten Laster; unersättliche Herrschsucht, gewissenlose Verachtung des fremden Rechts, gefühllose Gleichgültigkeit gegen fremdes Leiden, Geiz, als Raubsucht noch fremd war, und eine ständische Absonderung, aus der nicht allein gegen den Sclaven, oder den Fremden, sondern gegen den Mitbürger oft unmenschliche Verstockung entstand. Allen diesen Lastern bereiteten eben jene Tugenden den Weg zur Herrschaft, und gingen so selbst unter.

Wenn wir nun, bei einem gerechten Urtheil über die Römer, auch diese dunkeln Schatten nicht vergessen müssen, und also ihrer Verherrlichung nur mit Einschränkung beistimmen können, so müssen wir auch, obgleich in einem andern Sinn als jene Griechen, dem Schicksal einen großen Antheil an der Römischen Größe beimessen. Durch den ganzen Gang der Geschichte werden wir sehen, wie oft alle Tugenden des Staats und des Volks fruchtlos gewesen wären, wenn nicht das Schicksal Rom in Gefahr gerettet und seine Triumphe vorbereitet hätte. Die Völker und die Männer, denen Rom hätte unterliegen können, erschienen zu spät; in den Perioden der Schwäche hatte es nur ihm nicht überlegene Gegner zu bekämpfen, und während Rom Alles an Alles setzte, und im Krieg lebte, schonten andre Völker ihre Anstrengungen, weil sie am Sieg verzweifelten oder im Grunde ihres Herzens nur weichliche Muße liebten, was auch ihre mißrathenen Unternehmungen anzudeuten scheinen mochten. Keines unter allen ging ihm mit ähnlichem Sinn und einem ähnlichen Ziel entgegen; und schon darum mußte Rom über alle siegen. Philippus Ruhe am Anfange des Hannibalischen Kriegs, Mithridates Unthätigkeit, so lange der Marsische Roms Dasein bedrohte und ein kleines Uebergewicht entschieden haben würde: darin verkenne keiner Gottes Finger. Denn daß Rom nicht angeboren unüberwindlich war, ist erwiesen durch den Widerstand weniger ächtkriegerischer Völker, die nur durch die Zahl und Macht überwältigt wurden; so aber dienten auch diese Kriege, in den Zwischenräumen zwischen den größern und entscheidenderen der Ausartung der Disciplin und Kriegskunst vorzubeugen, welche langer Friede auch bei den Römischen Heeren leicht einführte.

Im Fortgang der Begebenheiten, da Roms Eroberungen in einen Körper verwuchsen, verliert die Geschichte gänzlich das moralische und poetische Interesse der früheren Jahrhunderte,

welches schon längst durch Zerüttungen und Gräuel, und das Absterben aller einheimischen Tugenden getrübt war. Es scheint der Gang der Weltgeschichte zu sein, daß Eroberungen und vielfache Vermischung die ursprünglich zahllosen Stämme in einander schmelzen, und die, welche dieser Verschmelzung unfähig sind, austilgen; und dies hat die römische Herrschaft in einem größern Maß und Umkreise, als irgend eine andre große Weltrevolution, selbst als die arabische, bewirkt. Selten wird bei dieser Vermischung für einzelne Völker Gewinn sein; einige verlieren unersetzbaren Besitz einer edeln einheimischen Bildung, Wissenschaft und Litteratur; schwerlich vergütet auch ungebildeteren Völkern eine feinere, doch auch sonst, wenn sie ihrer Natur angemessen war, nicht unerreichbare Cultur die Einbuße ihrer ursprünglichen Sprache, und mit ihr eigenthümlicher Sinnesart, einer Landesgeschichte und ererbter Gesetze. Diesen Verlust empfanden zuerst die Provinzialen; aber indem Roms und Italiens Bevölkerung sich aus ihnen und aus Freigelassenen erneuerte, büßte Rom in gleichem Maße: seine Vorzeit mit ihrer Geschichte ward ihm so fremd, daß schon im dritten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung ein demüthiger Lobredner, ohne Furcht zu beleidigen, zweifeln konnte, ob sein von ihm dem großen Scipio verglichener Herr vom Hannibalischen Kriege wisse, daß Valens dem Eutropius auftrug, ihm eine dürftige Uebersicht der Geschichte zu schreiben, weil sie ihm ganz unbekannt war. Doch aber, wie vieles auch die Römische Herrschaft zertreten hat, müssen wir dankbar erkennen, was sie stiftete und erhielt. Sie hat fast alle Städte gegründet oder belebt, welche innerhalb ihres alten Umfangs noch jetzt bestehen; die Sprachen des westlichen Europa, aus der lateinischen erzeugt, erhielten ihre Litteratur zugänglich, und machten ihre Wiederbelebung möglich. Ja die Römische Herrschaft hat ohne Zweifel Griechenland und die griechischen Schriften erhalten; denn wäre der Osten nicht durch die Kräfte eines großen Reichs geschützt worden, so hätten die Barbaren diese entvölkerten und geschwächten Gegenden wahrscheinlich schon sehr früh, unfehlbar aber in den Zeiten der großen Völkerbewegungen, überwältigt, und mit den entarteten Griechen auch die Schätze vertilgt, welche sie für auflebende Jahrhunderte bewahrten. Roms Gesetzgebung war wenigstens für die römisch gewordenen Völker ein großer Vortheil, so wie sie auch uns unentbehrlich bleiben wird, da wir die unsrer Vorfahren nicht ausgebildet, und ihren Geist verloren haben; und wie die Vereinigung der römischen Welt der Ausbreitung der Religion nothwendig war, wie Rom als ihr Mittelpunkt das gesammte Abendland bildete und milderte, wird von Unparteiischen jetzt wohl nicht leicht verkannt und geläugnet. So können wir auf diese große Periode der Geschichte mit der Beruhigung zurücksehen, daß den folgenden Geschlechtern, nach der Noth und dem Untergang ihrer Vorfahren, durch das, was sich festsetzte, wohl geworden ist. Von möglichen Ereignissen zu reden, die im Keim erstickt sind, ist eitel; und so wollen wir nicht trauern, daß allen manches unersetzte und unersetzliche Gut verloren ging; nicht fragen, ob der reichste Gewinn, den die Nachkommen erlangt haben mögen, die Leiden zertretener Geschlechter vergüten kann? Wir wenden wenigstens von jenen Zeiten unser Auge nicht so trübe und zweifelnd, als von den Schicksalen des verheerten und verödeten Asiens, dessen schönsten Ländern, selbst dem Leben der Natur entzogen und jährlich mehr absterbend, sogar die Möglichkeit blühenderer Zeiten versagt, — wo das Grab Schluß der Geschichte ist.

Von unsrer deutschen Nation aber, so viele ihrer Stämme die Heimath nicht verließen, wenigstens nicht unter besiegten Romanischen wohnend verfremdet wurden, dürfen wir behaupten, daß sie für den Kampf, den sie Jahrhunderte lang gegen Rom bestand, späterhin durch die Vortheile mehr als belohnt worden ist, welche aus der Welteinheit unter Rom entstanden; und daß ohne diese, und die Früchte, welche in ihr reiften, wir schwerlich aufgehört haben würden, Barbaren zu sein. Nicht die Formen, welche unsre Vorfahren bei der Ausbreitung der Literatur von dort und vom classischen Boden sich aneigneten, haben ihre ehrwürdige und unersetzliche Eigenthümlichkeit verdrängt; sie waren mit ihr verträglich; aber erborgte, erkünstelte, geistlose, wälsche Formen, Geschmack und Ideen, wie sich deren schon früher bei uns zum Verderben der einheimischen eingeschlichen hatten, diese haben uns während einer langen Zeit lau und unwahr gemacht. Und so haben auch wir, wenn andre Nationen in den Römern eins ihrer Stammvölker sehen, doch kein geringes eigenthümliches Interesse an ihrer Geschichte.

## Die punischen Kriege.

Von H. Luden *).

### Der erste Krieg mit Rom, vom Jahr 264—240.

Nachdem die Römer ganz Unter-Italien in ihre Gewalt gebracht hatten, konnten sie die

*) Aus dessen: Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums.

Karthager nicht im Besitze der nahen Eilande dulden, wenn sie anders ihrer Erwerbung froh und gewiß sein wollten. Die Karthager hingegen mußten, wie früher die Tyrannen von Syrakus, durch Besitzung des südlichen Italiens den Besitz der Inseln zu sichern suchen. Ueberhaupt scheint eine Eroberung nur durch eine neue Eroberung befestigt werden zu können. Dieses mögen Karthager und Römer recht lebendig gefühlt haben, als der seltsame Bund zwischen ihnen gegen den gemeinsamen Feind sie vor Tarent, einer griechischen Stadt dorischen Stamms, reich durch Handel und üppig durch Reichthum, zusammengeführt hatte. Daher ist nicht zu verwundern, daß die Römer, bei den seltsamen Verhältnissen der Mamertiner in Messana, sich entschlossen, diese Menschen gegen Syrakus und Karthago zu vertheidigen, wenn sie gleich ihre Sache für abscheulich erklärten; denn nicht diese Sache wollten sie vertheidigen, sondern sich selbst. Der Krieg aber, der darüber (im J. 264) ausbrach, mußte nach der Natur der Länder und Völker für Rom entscheiden, wenn er anders von Rom mit Kraft und Klugheit geführt ward; und die Art, wie Karthago diejenigen, die ihr unterworfen waren, behandelt zu haben scheint, und die treulose Selbstsucht, mit welcher sie den Bundesgenossen, Hieron von Syrakus, von sich entfernte, und zum Uebertritt auf die feindliche Seite reizte, erleichterte für die Römer den Kampf, weil sie sogleich einen großen Theil der Insel in ihre Gewalt brachten.

Dieser ursprüngliche Fehler konnte durch spätere Anstrengungen nicht wieder gut gemacht werden. Je größer diese waren, desto verderblicher mußten sie für Karthago sein; aber indem die Karthager die römische Macht dadurch aufhielten, gaben sie derselben nur Gelegenheit, sich zu entwickeln und zu vermehren, während sie selbst immer schwächer wurden. Gar bald war Karthago auf die Hoffnung der Uebermacht zur See beschränkt, und die alte Bekanntschaft mit dem Meere schien diese Hoffnung zu rechtfertigen. Dennoch stürzte auch sie schnell zusammen, als Duillius mit einer neuen Kampfart überraschte, und frischen Muth und Geist der Weise früherer Zeiten gegenüberstellte. Ja, selbst der Umstand, daß Karthago ihre Kraft meist auf die Seemacht wandte, führte fast das Verderben unmittelbar herbei. Denn welchen Widerstand fanden die Römer, als sie, mit des Agathokles Beispiele bekannt, den Krieg auf die afrikanische Küste, in das karthagische Gebiet, warfen (J. 252)? Und wenn Regulus, verwegen über das bisherige Glück, minder unvorsichtig, ehrbegierig und hart gewesen wäre: so möchte schon jetzt Karthago zu Aufopferungen geängstigt sein, durch welche sie von neuen Kriegen abgehalten worden wäre. Aber Rom bedurfte noch eines solchen Gegners, und Karthago hatte noch zu viel eigenthümlichen Sinn, um ein solches Schicksal zu verdienen. Gewiß scheint wenigstens: Karthago fand durch ein glückliches Geschick an Xanthippos den Mann, der ihre Kraft zu leiten verstand, um sich zu retten und zu rächen (J. 253).

Nach glücklicher Abwendung dieser Gefahr erhielt Karthago wackere Verbündete an den Winden, wenn anders diese nicht römische Ungeschicklichkeit und Niederlagen entschuldigen mußten. Aber auch der Kampf ward um so heftiger, je näher er die Gefahr gebracht hatte. Das Glück wandte sich bald auf diese Seite und bald auf jene, und erhielt dadurch den Muth beider Parteien aufrecht. Aber den Karthagern sank das Herz nothwendig zuerst, weil sie nur herrschen wollten, um Handel zu treiben und zu gewinnen, und weil sie darum die Kostenrechnung der langen Anstrengung mit Schrecken überdenken mußten; auch war natürlich, daß ihnen immer mehr die Mittel fehlten, den großen Aufwand zu bestreiten. Deswegen und wegen der Sache selbst war das Glück, bei allem Schwanken, bei allen Sprüngen, im Ganzen auf der Seite Roms. Selbst Hamilkar Barkas, ein herrlicher Jüngling, zu kühnen Entwürfen und großen Thaten durch Geist und Heldenmuth gleich fähig, konnte den Fortgang der Römer wohl aufhalten, aber er vermochte nicht das Gleichgewicht herzustellen, und noch weniger Karthago's Macht vorwiegend zu machen. Er selbst war unbesieglich, aber Karthago war durch ihn nicht siegreich.

Vierundzwanzig Jahre war auf diese Weise gekämpft; Karthago hatte unerhörte Opfer gebracht: die alte Mäßigung war durch die Noth der Umstände zerstört. Dem gemeinen Haufen mochte es scheinen, alle diese Opfer würden allein für den Besitz von Sicilien gefordert, und diese Insel versprach vielleicht nicht einen solchen Gewinn, der diesen Aufwand aufgewogen hätte. Da ermüdete derselbe und verlangte um so heftiger Frieden, je öfter der Einzelne eigenen Verlust durch die römische Seemacht erleiden mußte. Der Verfall der Verfassung aber, in den Kriegen gegen Syrakus vorbereitet, hatte in diesem heftigeren Kampfe gegen Rom furchtbar begonnen. Darum entschied die Stimme der Menge, und die einzelnen Männer, welche wohl wußten, warum es galt, gaben den Umständen nach, weil sie nur zu eigenem Verderben widerstanden haben würden. Hamilkar Barkas unterzeichnete also den Frieden unter Bedingungen, zu welchen Karthago nicht durch den Gang des

Kriegs, nicht durch ihre Lage (wenn anders Ein Wille und Ein Entschluß in der Gesammtheit der Bürger gewesen wäre), gezwungen ward, sondern zu welchen sie nur durch eine unwürdige Verzagtheit im Augenblicke des Unfalles und der Verlegenheit geschreckt wurde. Darum würde der hohe Sinn Hamilkar's wohl nicht den tiefen Schmerz ertragen haben, wenn ihn nicht der Gedanke künftiger Rache aufrecht erhalten hätte (J. 240).

### Die Zeit zwischen dem ersten und dem zweiten Kriege mit Rom; J. 240—219.

Für einen erobernden Staat ist das Aufgeben einer Unternehmung, die Anstrengung und Aufopferung gekostet hat, allemal gefährlich. Uebt dieser Staat schon Herrschaft über andere, gehören nicht Alle, die unter seinen Gesetzen stehen, ihm an mit freiem Bürgersinne, sondern werden sie wie unterworfen behandelt: so wird die Gefahr zweifach groß, denn sie droht von innen wie von außen. Darum war die Abtretung Siciliens für Karthago ein ungeheurer Verlust. Rom mußte seinen Blick auf Sardinien wenden, auf alle auswärtigen Besitzungen; und wer bürgte für die Treue der Bundesgenossen und für den Gehorsam der Unterworfenen? Nur eine neue große und glückliche Unternehmung, welche den alten Unfall in Vergessenheit zu bringen vermochte, schien Sicherheit und Ansehen retten zu können. Aber ehe Karthago sich besinnen und zu solchen Entschlüssen kommen konnte, wurde sie in größere Noth gebracht, als je zuvor. Sie erfuhr, wie unnatürlich Entwürfe zu Herrschaft und Eroberung sind, die durch fremde Arme ausgeführt werden sollen; wie unsicher ein Staat steht, der sich auf Söldlinge verlassen muß, welche das Unglück ihrer Herren nicht theilen, sondern dasselbe zu eigenem Vortheil übermüthig zu benutzen trachten. Kaum war der unglückliche Krieg geendigt, so geriethen diese Feinde des Friedens in wilden Aufruhr, und mit ihnen erhoben sich fast alle Verbündete und Unterworfene schnell zu verderblicher Empörung, weil Karthago sich stets, und im letzten Kriege von neuem, Allen durch Härte und Bedrückung verhaßt gemacht hatte.

In dieser Noth aber bewiesen die Karthager Vertrauen, Thätigkeit und Würde; darum fanden sie in sich selbst und bei Fremden die nöthige Hülfe. Karthago siegte; aber der vierthalbjährige schwere Krieg mit den Söldlingen, der sich durch Schändlichkeiten und Grausamkeiten furchtbar auszeichnete, wurde nicht blos durch die neuen, großen und unerhörten Opfer, die er verschlang, höchst wichtig für Karthago, sondern er ward in vielen andern Rücksichten unendlich folgenschwer. Einmal mußte in einer solchen Zeit des Dranges und der Noth vielfältig der Augenblick entscheiden; alte Rechte durften nicht beachtet werden; die Leidenschaften der Menschen erhielten freien Raum; die Verfassung machte in ihrem Verfalle große Fortschritte. Dann verdankte Karthago ihre Rettung zumeist dem kühnen und hochgesinnten Hamilkar Barkas; aber je größer der Vorzug war, den dieser verdiente und erhielt, desto schwerer fühlte sich der stolze und mächtige, aber harte und des Krieges unkundige Hanno gekränkt, desto bitterer ward seine Feindschaft, desto bestimmter die Spaltung Karthago's durch ihn: denn der Keim zum Streite zwischen dem Senate nebst den Suffeten und dem Volke mit den Hundert, welcher in der Verfassung gegeben war (160), konnte sich nun recht furchtbar entwickeln, da beide Parteien Häupter erhielten. Ferner hatte Karthago erkannt, wie wenig auf Libyen zu rechnen, und wie nothwendig auswärtiges Glück für die einheimische Herrschaft war. Endlich mußte die Ohnmacht, mit welcher man nicht nur der Besitznehmung Sardiniens durch die Römer zusehen, sondern mit welcher man sich sogar, um einen neuen Krieg zu vermeiden, entschließen mußte, die Kosten zu erstatten, welche die Erwerbung und Einrichtung etwa verursachten, in jedem edlen Manne das Gefühl des Schmerzes über das gesunkene Vaterland, der Erbitterung und der Rache gegen Rom furchtbar aufstacheln.

Keiner dürfte dies klarer erkannt, keiner darüber tiefern Kummer empfunden haben, als Hamilkar Barkas, der Unbesiegte, der Retter Karthago's. Aber während Andere etwa trostlos klagten, faßte er den kühnen Entwurf einer neuen großen Unternehmung, — nicht blos nothwendig für künftige Rache an der übermüthigen Roma, sondern auch für gegenwärtige Erhaltung des gemeinen Wesens, zur Verhütung allgemeiner Zerrüttung und Auflösung. Seine Gedanken fielen auf Spanien. Auf Sicilien, auf Sardinien war ein Versuch nicht möglich; ja, wenn er auch möglich gewesen, wenn er auch gelungen wäre, er war, wegen des Geldmangels, nicht einmal nützlich. Erwerbungen in Spanien aber schienen, von den Orten aus, in deren Besitze Karthago schon war, wegen der Zerrissenheit der alten Einwohner und wegen deren Verhältnisse zu den eingewanderten Völkern, nicht schwer; sie konnten gewähren, was man nöthig hatte, Geld und Menschen, und ihre Behauptung hing nicht von großen Flotten ab. Aber, wie war Karthago für einen Gedanken,

nach solchen Unfällen, bei der Niedergeschlagenheit, und bei dieser Feindschaft Hanno's und der aristokratischen Partei, zu gewinnen! Gewiß, es war wohl nothwendig, sie zu Entschluß und That fortzureißen! Indem aber Hamilkar dieser traurigen Nothwendigkeit, um Rettung und Rächung des geliebten Vaterlandes, nachgab, zerriß er zugleich die Grundsätze, durch welche das gemeine Wesen zu Kraft und Größe gekommen war, und setzte sich in die noch traurigere Nothwendigkeit, den Riß mit jedem Tage zu vergrößern. Von dem Augenblick an war Karthago das Spiel wilder Leidenschaften; das Volk und die Hundert entschieden; Hanno und der Senat durften nur im Stillen entgegenwirken; für Hamilkar aber waren große Thaten und große Beute nothwendig, um die Kunst derer zu erhalten, die ihn allein retten konnten. Er ging nach Spanien (J. 236).

Das Glück begünstigte sein Unternehmen. Rom war mit andern Kriegen beschäftigt. Durch Gewalt und Unterhandlung wurden in Spanien schöne und große Besitzungen erworben. Und da Hamilkar bei diesem glänzenden Erfolge die schönen Gaben, die Spanien darbot, mit großer Klugheit zwischen dem Staate, den Volksführern und seinem Heere vertheilte: wie hätte er nicht die Meinung der Mehrheit in Karthago für sich gewinnen und Billigung und Lob und Begeisterung erregen sollen! Aber sein früher Tod hinderte die Entwickelung seiner erhabenen Seele. Ihm folgte dann zwar (J. 228) sein Eidam, die schöne Hasdrubal. Dieser wußte auch durch Tapferkeit, und noch mehr durch freundliche Sitte die Einwohner Spaniens zu gewinnen, die Herrschaft Karthago's weit zu verbreiten und durch Anlegung einer neuen schönen Stadt derselben Festigkeit, Glanz und reges Leben zu geben. Aber Hamilkar's große Gesinnung war wohl nicht in ihm. Er dachte vielleicht mehr an sich, als an das Vaterland, und auch darin wich er gewiß von Hamilkar's Grundsatz ab, daß er die reiche Ausbeute der neuentdeckten Silberlagen anwandte, sich eine Partei im Senate zu erkaufen, um den alten Gegner seines Hauses zu stürzen und auf solche Weise allmächtig zu werden; aber dadurch gab er die Gunst des Volkes auf, die nur der hat, welcher nichts sucht als sie, und verschaffte dem Hanno Gelegenheit zu offenen Angriffen auf ihn und seine Partei, welche dieser schwerlich gewagt haben würde, wenn das Volk in gleicher Gesinnung erhalten worden wäre. Deswegen sein unzeitiger Tod wohl nicht zu früh. Hasdrubal mochte über dem ersten Theil des Hamilkar'schen Entwurfes (wie auch sein kaum begreiflicher Vertrag mit Rom zu beweisen scheint) den zweiten vergessen haben. Auch kam ein Würdigerer an seine Stelle (J. 221), Hannibal, Hamilkar's Sohn, ein edler, großgesinnter Jüngling, der seinen Vater in den schönsten Tugenden des Feldherrn und Staatsbürgers weit übertraf, der dabei von einem angeerbten, früh beschworenen und recht durchdachten Hasse gegen Rom beseelt war, wurde durch das von ihm bezauberte Heer zum Anführer gewählt. Beim Senat und Volke zu Karthago wurde dann diese Wahl gleichfalls durchgesetzt; indeß scheint das von Hasdrubal vernachlässigte Volk nicht für dieselbe gewonnen zu sein, sondern es scheint nur geduldet zu haben, was in dem Augenblicke, nach der Entscheidung des Heeres, nicht zu hindern war. Aber diese Umstände machten die Lage Hannibal's gewiß bedenklich, und wenn sie ihn von der einen Seite zwangen, den Entwurf des Vaters rasch zu verfolgen, ehe die Ausführung des großen Gedankens ganz unmöglich sein würde (und dieses war, bei längerer Verzögerung auch wegen Roms, bisher gut abgelenkter, Aufmerksamkeit zu fürchten): so machten sie von der andern diese Ausführung fast allein zu seiner Sache, und nur durch Glück und Heldenthaten konnte er sie zu einer Sache Karthago's machen.

### Der zweite Krieg gegen Rom; Jahre 219—201.

Und glückliche Heldenthaten vollbrachte Hannibal schon in Spanien, theils gegen die Olkaden und andere Völker, noch mehr aber gegen Sagunt, die unbesonnene Freundin Roms. Der erhabene Fall dieser Stadt jedoch, welcher die Unternehmung Hannibal's in mehr als einer Rücksicht erst möglich machte, zeigte diesem zum Voraus, welch' einen Kampf er zu bestehen haben werde, so wie das menschliche Gefühl in allen Zeiten durch denselben aufs Innigste ergriffen, und auf die Fortsetzung des Krieges gespannt werden wird. Darauf die Sicherung Afrika's und Spaniens, die Rüstung, der kühne Zug, um den Römern den Krieg von einer Seite zu bringen, von welcher sie ihn nicht erwarteten, der Uebergang über die Pyrenäen, die kluge Behandlung der gallischen Völker, und das mühselige Steigen über der Alpen grausenvolle Höhen, unter beständigen Kämpfen mit der ungeheuern Natur, mit der rohen Grausamkeit der Menschen, und mit Verzagtheit des eigenen Heeres! So erschien Hannibal zum Erstaunen der Römer in Italien, zwang sie, großen, in die Ferne gerichteten, Entwürfen zu entsagen und für Herd und Altar im eigenen Lande zu kämpfen.

Aber wenn die überraschte Roma, wie die späte Nachwelt, schon diese Dinge der Bewunderung werth fand: wie groß mußte ihr Hannibal erscheinen, da er mit einem solchen kleinen, buntgemischten Heere, welches nur durch das gemeinste Interesse zusammengehalten wurde, römischen Legionen zu begegnen wagte, ja da er diese römischen Legionen schlug, wo er ihnen begegnete! Selten ist wohl glänzender gezeigt, daß im Kriege der Geist des Feldherrn entscheidet; denn an den großen Tagen am Flusse Trebia (J. 218), am See Trasimenus (J. 217) und bei Cannä (J. 216), wie in den kleineren Gefechten errang eigentlich allein Hannibal's Feldherrngeist die schönen Siege über die römischen Schaaren, denen es wahrlich weder an Kriegskunst, noch an Tapferkeit oder Bürgersinn fehlte; und es ist nicht zu verwundern, daß solche Fahrten und Siege nicht Zwischenkunft von Göttern oder Heroen möglich gehalten wurden. Manche haben sogar geglaubt, daß es mehr als einmal in Hannibal's Gewalt gestanden habe, über die verhaßte Stadt den Untergang zu bringen, wenigstens einen Frieden zu erhalten, wie er sich zu Einem Versuche dieser Art geneigt gefühlt habe. Indeß scheint sein Verfahren erklärlich.

Hannibal nämlich mochte bei seinem anfänglichen Glücke vielleicht auf den ungeheuern Gedanken kommen, nicht bloß Rom zu vernichten, sondern auch Roms Herrschaft an Karthago zu bringen, und so über Italien und über das ganze Meer zu gebieten, wie schon über den größten Theil Spaniens geboten wurde. Wenn er sich nun das Verhältniß Roms zu ihrem Gebiet ungefähr eben so dachte, wie das Verhältniß Karthago's zu dem ihrigen: und die ersten Erfahrungen im obern Italien mußten ihn in dieser Vorstellung bestärken: so durfte er hoffen, unter dem Namen eines Befreiers Italiens vom römischen Joch, einen großen Anhang zu finden, er durfte hoffen, einen allgemeinen Aufstand gegen Rom zu erregen. Aber um die Abgefallenen zugleich an die karthagische Herrschaft zu gewöhnen, war nothwendig, Rom zu erhalten, und unter dem Vorwande des gemeinsamen Kriegs das Gehorchen weniger schwer zu machen. Aus diesem Grunde scheint sich Hannibal's Verfahren nach den Gefechten im obern Theil Italiens und sein Zug nach dem untern Theile zu erklären. Als er dann in der Folge sich in seiner Erwartung getäuscht sah: da scheinen ihn, der die Schwäche seines Heeres gewiß nicht übersah, und für den Sagunt nicht umsonst gefallen war, die hohe Würde, der große Ernst und die erhabene Besonnenheit geschreckt zu haben, die Rom fort und fort, und immer herrlicher im Unglücke bewies. Wer auf einmal Alles gewinnen will, der wagt, auf einmal Alles zu verlieren. Und wie hätte er, nach solchen Siegen, und bei diesem Hasse, der stolzen Rom einen Frieden bieten können, den sie selbst nicht suchte! Daher durfte er die Erfüllung seiner Hoffnung entweder nur von einer thätigeren Theilnahme Karthago's oder von der Theilnahme fremder Mächte erwarten, denen etwa Roms Geist und Sinn früher lästig oder gefährlich erschienen war.

Aber eine Unterstützung Hannibal's in Italien hing von der Uebermacht der karthagischen Waffen in Spanien ab, wohin der Krieg vielleicht gegen Hannibal's Hoffnung mit großer Klugheit sogleich von den Römern verbreitet war, und wo er mit großer Anstrengung unterhalten wurde. Denn bei dem Uebergewichte der römischen Seemacht und bei dem Verfalle der karthagischen (seit dem Verluste Siciliens und der Herrschaft der Parteiung), war die Uebersetzung eines Heeres von Karthago nach Italien gewiß sehr gefährlich, wenn nicht ganz unmöglich, und dann konnte weder Karthago wollen, daß Spanien, dieses schon gehorchende, silberreiche, leichter zu behauptende Land, um Italien, wo wenigstens der Ausgang des Kampfes noch sehr zweifelhaft war, vernachlässigt werden sollte, noch konnte Hannibal den Sitz seiner Macht, woher er wahrscheinlich das Geld zu seinen Unternehmungen zog, aufzugeben wünschen. Aber die Römer durchschaueten diese Verhältnisse vollkommen, und dachten groß genug, nicht wegen der nahen einheimischen Gefahr den fernen Krieg zu versäumen, durch dessen kräftige Führung diese Gefahr allein dauernd abgewendet werden konnte. Wenn nun auch Mago, Hannibal's Bruder, durch die Nachricht von dem Siege bei Cannä, und von den Folgen desselben bei den Völkern Italiens, und durch die Menge goldener Ringe, mit welcher das Unglaubliche gleichsam verbürgt ward, eine so allgemeine Begeisterung in Karthago für den Helden von Cannä und wider die verhaßte Rom zu erregen wußte, daß der alte Feind des Hauses, Hanno, mit seiner Friedenspredigt nicht gehört wurde: so behielt man doch Besonnenheit genug, erst nach der Sicherung von Spanien, welches die schönen Gaben lieferte, die Eroberung Italiens zu wollen, woher noch fast nichts gekommen war, als Siegesnachrichten und Forderungen. Aber die Verstärkung, die man wiederholt dem Hasdrubal, einem andern Bruder Hannibal's, zusandte, welchem dieser die Erhaltung Spaniens anvertraut hatte, war nicht einmal hinreichend, den Römern in Spanien zu begegnen, viel weniger, dem Hannibal Hülfe zu bringen. Die Nie-

derlagen Hasdrubal's bei Ibera und Illiturgis und Mundo (J. 216, 215, 214) vereitelten diesen Entwurf; und wenn seinem Geist und seiner Kriegskunde auch nach zwei Jahren gelang (J. 212), sich an den Römern zu rächen, so war damit für Hannibal's Plan wenig, ja nichts gewonnen. Und des jungen Scipio Erscheinung in Spanien schien die Ausführung ganz unmöglich zu machen. Der Geist, die Güte, die Freundlichkeit, das Glück — das götterähnliche Wesen, — dieses Mannes gewannen ihm bald die Herzen der Bewohner Spaniens, auf welchen der Krieg gewiß schwer gelastet hatte. Da waren die Karthager verloren. Und wie nun auch die Umstände gewesen sein mögen, unter welchen Hasdrubal endlich nach der Schlacht bei Bäcula (J. 198) Spanien mit einem bedeutenden Heere verließ: so war doch sein kühner Zug nach Italien eigentlich eine That der Verzweiflung, unternommen in dem Gefühle, daß er Alles aufgeben oder jetzt das Aeußerste wagen müsse, selbst den Verlust Spaniens. Aber solche gewaltige Unternehmungen mögen nur gelingen, wenn sie der ewigen Natur der Staaten und dem Wesen der Volksthümlichkeiten gemäß sind, oder wenn sie zur Zerstörung eines alten Lebens gereichen sollen. Darum war die Folge für Spanien, daß hier alle Besitzungen Karthago's nicht nur an die Römer verloren gingen (J. 205), sondern, daß auch Verbindungen angeknüpft wurden, welche sich sehr verhängnißvoll für Karthago entwickeln sollten.

Unterdeß hatte Hannibal, sich selbst überlassen und von Karthago aus fast gar nicht unterstützt, mehr und mehr auf Kosten Derer leben müssen, bei denen er war. In demselben Geiste, mit welchem er die Römer schlug, bemühete er sich, diesen neue Feinde zu erwecken, um durch deren Hülfe seinen Gedanken ausführen zu können; und er bemühete sich theils bei den italischen Völkerschaften, an deren Freundschaft ihm am meisten liegen mußte, theils bei den Sicilianern und bei Makedoniens Könige. Aber auch hier mißlang die unnatürliche Bestrebung. In Italien wurden wohl Einige zum Abfalle von Rom gelockt, Andere geschreckt; aber so groß auch Hannibal's Siege sein mochten: seine Macht, die Benutzung derselben, war nicht hinreichend, um durch allgemeine Furcht Alles mit sich fortzureißen; und wenn er durch geschickte Unterhandlung, durch kluge Benutzung der Verhältnisse, hin und wieder erreichte, daß einzelne Völkerschaften sich ihm anschlossen: so war doch sein, seines Heers und Staats ganzes Wesen den italischen Volksstämmen zu fremd, als daß sich ihre Seele nicht lieber zu den Römern gehalten haben sollte, wie verhaßt ihnen auch das Gehorchen zuvor gewesen war. Neben einem Pacuvius Calavius und Vibius Virrius stand überall ein Decius Magius und ein Perolla, die wohl von raschen Thaten fortgerissen oder abgehalten werden konnten, deren Sinn aber darum nicht zu vernichten war, weil er sich edler, größer, volksthümlicher zeigte. Daher nur Verwirrung und Unglück zu Rom's Vortheile!

Eine schöne Ablenkung und Zertheilung der römischen Kraft hingegen schienen die Verhältnisse Siciliens nach dem späten Tode Hieron's von Syrakus zu versprechen (J. 215), und Hannibal unterließ nicht, Verstand und Leidenschaft zugleich aufzuregen, um den Krieg auf Sicilien wieder zu entzünden. Aber was hätte das wunderliche unstete Getreibe der Syrakusier gegen den Ernst und die Besonnenheit Roms vermocht? und was wurde anders erreicht, als daß zuerst die Kraft, die Karthago aufwenden wollte, noch mehr zersplittert ward, und daß alsdann, nachdem selbst Archimedes Syrakus nicht hatte retten können (J. 212), ganz Sicilien in römische Gewalt fiel und somit für Karthago verloren ging? Das Bündniß endlich, welches mit Philipp von Makedonien (J. 216) zu Stande kam, blieb gleichfalls theils durch das verständige Verfahren der Römer, theils durch die Macht der Umstände für Hannibal fast ganz ohne Nutzen, und diente nur zur Einleitung künftiger Erweiterung der römischen Herrschaft.

Indem Hannibal auf solche Weise eine seiner Hoffnungen nach der andern zusammenstürzen sah, wurde seine Lage immer schwieriger. Jeder Unfall war für ihn ein dreifacher Verlust. In Italien entfremdeten sich die Gemüther der Gewonnenen, weil immer zweifelhafter ward, ob er sie würde schützen können; diejenigen hingegen, welche wankten, schlossen sich doppelt fest wieder den Römern an, als sie das Schicksal der ersten sahen. In Spanien wurden die Hülfsmittel immer beschränkter. Bald schien auf der Ankunft Hasdrubal's alles zu beruhen; darum wurde sie von diesem auf jede Gefahr gewagt; wie sie von Hannibal auf jede Gefahr gefordert sein mochte. Aber wie grausam wurde die Hoffnung getäuscht, als die Erfüllung sich mit unerwarteter Raschheit zu nahen, und Alles glücklich zu entscheiden schien! Wenn Hasdrubal, einer der ersten Heermeister der Zeit, durch Unentschlossenheit, durch Verzögerung, durch falsche Rechnung, oder auf welche andere Weise, etwas verschuldet hat, so hat er diese Verschuldung durch seinen Tod wieder gut zu machen gesucht. Er fiel in der großen Schlacht am Metaurus (J. 207), würdig seines Vaters Hamilkar, seines Bruders Hannibal und seines

eignen Lebens. Hannibal aber, als er die gefangenen Afrikaner erblickte, als ihm der Kopf seines Bruders vor das Lager geworfen wurde, ganz ergriffen von dem Unglücke seines Vaterlandes und seines Hauses, — Hannibal erkannte das Schicksal Karthago's. Und von der Zeit an glich sein Aufenthalt in Italien dem Kampfe des Löwen, der, von Jägern umstellt, die Beute nicht lassen will, die er einmal gemacht hat, und der Versuch seines Bruders Mago auf Genua, Ligurien und Gallien, konnte seine Lage nicht verändern.

Hingegen sah Karthago bald ein feindliches Heer im eignen Gebiet, unter einem großen siegbekrönten Feldherrn, am schönen Vorgebirge zu schöner Vorbedeutung ungehindert landen (J. 204). Da zitterte sie und erkannte, wie thöricht Bürger verfahren, die aus Liebe zu Ruhme und Gewinne sich und das gemeine Wesen versäumen, die den Frieden nicht zu bewahren wissen, und doch den Krieg nicht mit Anstrengung aller Kraft führen mögen, die sich der Leidenschaft hingeben und geleitet werden durch den Haß der Parteiung. Hätte Karthago den fernen Kampf mit der Hälfte des Aufwandes unterstützt, zu welchem sie jetzt durch die nahe Gefahr gezwungen ward, hätte sie ihre Küsten bewacht, und sich dem Feind auf offner See wohlgerüstet entgegengestellt: sie hätte wenigstens ein besseres Loos verdient! Ihre schnelle Aufraffung aber bei drängender Noth glich dem Taumel eines Schlaftrunkenen, der plötzlich aus der Ruhe aufgeschreckt wird. Die meisten Anordnungen bewiesen, daß sie den Zustand der Dinge nicht kannte. Und wenn es für Karthago ein Glück zu sein schien, daß die Schönheit der edlen Bürgerin Sophonisbe die Liebe und Macht des alten Feindes der Karthager, Syphar, des Königs der Massylier (West-Numidiens) für sich und ihr Vaterland gewonnen: so konnte doch damit einem Staate keine Rettung verschafft werden, dem es an innerer Tugend und Einheit fehlte. Vielmehr wurde gerade diese Verbindung dadurch so verhängnißvoll, daß der alte Freund Karthago's, Masinissa (Massanasses), König von Ost-Numidien, durch Interesse und Eifersucht zugleich bestimmt, völlig auf römische Seite trat.

Bald Unglück auf Unglück! Die Karthager kannten noch ihren Feind nicht: sie trauten ihm und hofften Frieden, als er Verderben sann; und wenn die Gesinnung auf beiden Seiten auch gleich feindselig war, so stand doch Karthago den Römern nach, wie an Tapferkeit und Einheit, so an Gewandtheit und List. Durch Brand und Schwerdt unterlag Karthago's Heer; viele Städte fielen in römische Gewalt; Syphar wurde gefangen, und Sophonisbe, vielleicht mit neuer Hoffnung für's Vaterland eine neue Ehe schließend, hatte am Hochzeittage nur den Trost, durch einen Giftbecher von afrikanischer Hand der römischen Sclaverei zu entgehen. Da blieb Hannibal's Geist und Heer Karthago's einzige Hoffnung. Man rief ihn zurück, und er folgte dem Rufe des Vaterlandes. Mit bitterem Schmerze verließ er Italien, seit sechszehn Jahren die Bühne seines Ruhms und seiner Größe, voll des Gefühles, nicht vom römischen Volke besiegt, sondern von Karthago verlassen zu sein. Er sorgte aber dafür, daß ein einfaches Denkmal hinterblieb, künftigen Geschlechtern zu verkündigen, wie große Dinge er mit wie geringen Mitteln verrichtet! Seine Ankunft gab neues Vertrauen. Man brach Friedens-Unterhandlungen ab, die mit kleinlichen und unzeitigen Beschuldigungen Hannibal's eingeleitet waren. Hannibal aber verkannte weder seinen Gegner noch sein Volk und Heer; darum suchte er den Frieden, und wünschte die Schlacht zu vermeiden, deren Ausgang auf einmal entscheiden mußte. Es war gewiß ein großer Augenblick, als er und Scipio mit gleichem Staunen zu einer Unterredung zusammentraten. Aber wie hätte die Weisheit, welche ihm eine reiche Erfahrung im Glück und Unglücke gegeben, bei seinem Gegner, dem noch nichts mißlungen war, Eingang finden können? Vor Rom's Mauern hätte sie entscheiden mögen! Hierauf wurde die Schlacht bei Zama gekämpft (J. 202), und in derselben Hannibal's Erfahrung und Heldengeist so grausam getäuscht, daß er von neuem das Schicksal Karthago's erkennen mußte. Darum trieb er zum Frieden auf jede Bedingung; ohne Heer, ohne Einheit, ohne Bürgersinn und Muth: was blieb anders übrig? Und Scipio gewährte den Frieden (J. 201), mag ihn der Ruhm, den langen harten Krieg zu endigen, bestimmt haben, oder die große Ansicht, daß Rom durch die Herrschaft über Afrika nicht gewinnen konnte, und daß es für sie gut sein würde, eine Nebenbuhlerin zu haben, die Aufmerksamkeit und Anstrengung forderte. Aber hiezu wurde Karthago doch zu schwer gedemüthigt. Sie wurde fast wehr- und waffenlos (ohne auswärtige Besitzungen, ohne Macht zur See und Land) ihren Feinden, besonders dem Masinissa, dem neuen Könige von ganz Numidien, überliefert. Das war der Ausgang des achtzehnjährigen Kampfes.

### Karthago's letzte Zeiten und Untergang.
### Jahr 201 — 146.

Als das Geld zusammen gebracht wurde, welches die Karthager den Römern zu bezahlen

übernommen hatten: da weinten Viele, auch angesehene Männer; Hannibal aber lachte mit zerrissener Seele über die Elendigkeit Solcher, welche erst dann das Unglück des Vaterlandes beweinen, wenn ihr eigener Besitz leidet, und welche den Verfall des gemeinen Wesens nur nach der Größe des Verlustes an eigner Habe berechnen. Dennoch gab er das Vaterland nicht auf; Alles war nicht verloren, weil er sich selbst noch hatte. Aber wenn sein Vater geglaubt haben mochte, Karthago durch große Unternehmungen zu Sieg und Glücke fortreißen zu können: so war Hannibal durch eine furchtbare Erfahrung zu der Einsicht gekommen, daß der Einzelne auch mit dem reinsten Bestreben, mit dem heiligen Willen, mit dem größten Geiste für ein gemeines Wesen nichts vermag, welches, ohne Tugend und Kraft, sich Parteiungen hingiebt und gemeinen Leidenschaften. Darum hielt er für nöthig, vor allen Dingen den alten Leib seines Vaterlandes mit neuer Seele zu erfüllen. Indem er aber dieses versuchte, nöthigte ihn die Lage der Dinge, und trieb der Geist, mit welchem er Rom bekämpft hatte, ihn an, zur Raschheit und zum Durchgreifen: Er wollte erleben, was, wenn je, nur nach langer, weiser Vorbereitung zu erreichen war. Es war nämlich die Verfassung Karthago's im Ablaufe des langen Kriegs, unter dem Getreibe der Factionen, und dem Gewühle der Leidenschaften mehr und mehr entartet. Das Volk hatte den Senat bis zur Unmacht hinabgewürdigt, und war dann von denen, welche die Freiheit bewahren sollten, den hundert Männern (ordo judicum) unterworfen worden. Das Gleichgewicht der Gewalten war gänzlich vernichtet, die Zerrüttung allgemein. Hannibal, der in Italien den Senat als den Sitz der Verkehrtheit und Nichtswürdigkeit angesehen zu haben scheint, erkannte jetzt, daß das Uebel an der Stelle lag, von welcher die Größe seines Hauses ausgegangen war, und daß, wenn etwas erreicht werden sollte, das gemeine Wesen wiederum zu dem Grundsatze zurückgeführt werden müsse, von welchem es durch seinen Vater am Weitesten hinweggerissen war.

Und es gelang der Ueberlegenheit seines Geistes, die Tyrannei der Hundert schnell zu stürzen (das Ansehen des Senates wieder herzustellen) und die Einkünfte des Staates, bisher von den Verwaltern geplündert und verschleudert, bald in eine solche Ordnung zu bringen, daß sie selbst zu neuen Unternehmungen hinzureichen schienen. Solche Unternehmungen aber gegen die übermüthige Roma mochte er bald als nothwendig erkennen; sie mochten ihm zugleich nicht unzeitig scheinen. Denn Masinissa, der durch den Haß Roms gegen Karthago zu jeder Anmaßung wider diesen unglücklichen Staat gereizt ward, und der in vielsinnigen Ausdrücken des letzten Friedens leicht einen Vorwand für jede Anmaßung finden konnte, zeigte gar bald (J. 199), welch' ein Loos Karthago unter diesen Verhältnissen zu erwarten hatte, und die Stellung, welche Antiochus der Große von Syrien um diese Zeit gegen Rom annahm, schien werth, eine Verbindung mit ihm zu suchen. Aber bald zeigte sich, daß verdorbene Bürger entarteter Staaten noch nicht zur Tugend zurück geführt sind, und zu einigem Gefühle für Vaterland und Freiheit, wenn sie bei edeln Bestrebungen schweigen, oder der Macht des Geistes weichen. Diejenigen, welche durch Hannibal's Verbesserungs-Versuche an Einkünften oder an Gewalt verloren hatten, nahmen Masinissa's und Rom's Partei und würden zur Sättigung niedriger Rache selbst den Frevel begangen haben, Hannibal in die Hand der Römer zu geben, wenn er sich nicht durch die Flucht gerettet hätte (J. 195). Dennoch blieb er sich gleich; das Vaterland, welches ihn ausgestoßen, blieb in ihm: Er hatte fort und fort nur Einen Gedanken. Das vollgültigste Zeugniß aber für die Größe seines Geistes war das, daß Rom in der Fülle ihres Glückes, ihrer Triumphe, ihres Ruhmes nicht sicher zu sein glaubte, so lange er lebte; und daß sie, alle Mittel versuchend, nicht eher ruhete, als bis er sich, um nichts Unwürdiges zu erdulden, durch freiwilligen Tod, zu den Helden der Vorzeit begeben hatte (J. 183).

Aber nicht minder zeigt für Hannibal die jammervolle Mißhandlung, welche Karthago sich sogleich nach seiner Entfernung ausgesetzt sah, und die wohlverdiente Auflösung, der sie unaufhaltsam entgegengestoßen ward. Es fehlt uns an Nachrichten, um dieser Auflösung ganz folgen zu können; aber wir wissen genug, um einzusehen, daß sie durch die niedrige Gesinnung vornehmer Bürger, durch den Mangel an Sinn für Vaterland und Gemeinwohl bei diesen bewirkt ward, während bei jedem Einzelnen im Volke noch Kraft und Verstand genug blieb, sein besonderes Wohl trefflich zu berathen. Die ängstliche Sorgfalt Karthago's, alles zu thun, was der gestrengen Roma Gunst erhalten zu können schien: dieses bewegliche, kleinliche, unwürdige Schweigen und Biegen: diese demüthigen Bitten und Versicherungen; dann die wachsende Keckheit, mit welcher Masinissa eine Provinz des karthagischen Gebietes nach der andern in Anspruch nahm, ohne daß Karthago nur wagte (theils gehindert durch den Frieden mit Rom, theils durch die innere Zerrüttung), sie ihm anders zu verweigern als mit unbeachteten Worten; endlich Roms arglistige Freude über die zerbrochene Kraft der alten Feindin, die ihr einst die Gefahr so nahe

gebracht hatte, und die tückische Miene großmüthiger Gerechtigkeit, mit welcher sie Masinissa's und den eigenen Uebermuth zu bedecken strebte: wahrhaftig, Alles dieses macht ein schauderwolles Ganze, höchst belehrend für Alle, die es nicht unter sich achten, von fremder Verkehrtheit, von fremdem Unglücke zu lernen.

Zwei Parteien — deren eine sich wiederum theilte — bildeten sich neben einander aus: Masinissa fand mehr und mehr feile Seelen, die seine Sache führten, und Rom mehr und mehr Menschen, die ihren Sold annahmen: dies war die eine Partei; aber auch das Vaterland fand noch Männer, die ihm im Unglücke getreu geblieben und es aus der Erniedrigung zu erheben suchten, in welche es mit jedem Tage tiefer hineinsank. Wenn aber auch die letzte Partei darum die größte war, weil das Volk von dem Adel der Gesinnung in Zeiten leidenschaftlicher Zerrüttungen gewonnen zu werden pflegt, und nicht leicht einem Bestreben widersteht, in welchem sich der alte Geist des Vaterlandes offenbart: so konnte sie doch nicht obsiegen, weil den Guten theils Vertrauen fehlte, theils aber, und noch mehr, weil sie im edlen Ingrimm über der Gegner Verruchtheit vergaßen, was in solchen Zeiten am schwersten, wie am nothwendigsten zu bewahren ist, — die Besonnenheit. Diejenigen, die es mit den Feinden hielten, scheueten wohl die Mittel nicht, die zum Zwecke dienlich schienen: auch lag an einzelnen Mißgriffen weniger, weil sie durch die Feinde gut gemacht werden konnten. Für die Edlen hingegen, die niemand hatten als sich selbst, war jeder falsche Schritt verderblich, wie vortrefflich auch die Gesinnung war, die dazu führte.

Fünfundzwanzig Jahre war Karthago von Masinissa mißhandelt, als der ältere Cato dahin gesandt ward, um neue Ansprüche desselben zu untersuchen. Da mochte ihm die große Stadt, noch immer voll Lebens und Verkehres, es mochte ihm das gesegnete Gebiet allerdings gefährlich dünken, wenn er des Ursprungs von Rom oder Karthago gedachte; aber noch wohl mehr reizte ihn die gekränkte Eitelkeit, das Ansehen seiner rauhen Tugend zur Vernichtung Karthago's zu verwenden. Mehr als zwanzig Jahre lang reifte der traurige Plan in der Sonne des römischen Glückes. Unterdeß stieg die Erbitterung der wohlgesinnten Bürger zu Karthago, aber der Verräther Uebermuth wuchs nicht minder. Da brach endlich der lang verhaltene Ingrimm plötzlich durch. Vierzig Senatoren wurden aus der Stadt gejagt. Sie flohen zu dem, welchem sie gedient hatten. Masinissa ergriff die Waffen; Karthago wehrte sich; Rom sah zu. Masinissa siegte; die Römer aber scheinen durch sein anhaltendes Glück und Leben zur Beschleunigung des Krieges gebracht zu sein, weil bei längerem Zaudern der Freund vielleicht die Beute ganz genommen hätte und alsdann ein gefährlicher Feind geworden wäre. Ein Vorwand zum Krieg war leicht gefunden. Karthago, schnell wieder eingeschüchtert, und durch die letzten Unfälle an Roms Macht und Glück erinnert, wandte sich jammervoll, dem Kriege zu entgehen: sie erbot sich zu Allem, selbst zur Auslieferung der Waffen, die von würdigen Bürgern nie aufgegeben werden. Unrühmlich nahm Rom Alles, ehe sie das Letzte forderte — die Schleifung der Stadt. Da ergriff Verzweiflung Aller Gemüther. Den strafenden Blick der Väter, Hamilkar's und Hannibal's drohende Schatten, das Bewußtsein durch eigene Schuld das Vaterland so tief hinabgewürdigt zu haben, selbst das knechtische Gefühl der Wehrlosigkeit — hatten sie ertragen; aber ein Leben außerhalb der altgewohnten Mauern, ohne Genuß, ohne Gewinn und ohne Hoffnung, schien unerträglich. Die Anstrengung, zu welcher die Verzweiflung trieb, war groß, und eines besseren Ausgangs werth. Der letzte ungeheuere Kampf aber, in welchem Karthago sich ihrer Abkunft erinnerte, wird menschlichem Gefühle nur dadurch erträglich, daß er zeigt, wie sich der Mensch in großen Augenblicken über das Leben zu erheben vermag, und wie Staaten und Menschen durch den Schluß des Lebens die Schuld des Lebens büßen können. Hundert und achtzehn Jahre nach dem Anfange der Kriege mit Rom, siebenzig nach der Schlacht bei Cannä, siebenundzwanzig nach Hannibal's Tode vernichtete ein siebenzehntägiger Brand die alte, große Stadt, und eine Menge ihrer Bürger, die das Schwert verschont hatte, verzehrten die Flammen. Scipio aber, des Paulus Aemilius Sohn, dem es bestimmt war, diese Flammen anzuzünden, ahnete bei ihrem Anblicke, daß vielleicht Rom's Tugend unter den Trümmern Karthago's begraben würde!

---

## Geschichte Jakobs I. (1603—1625.)

Von F. v. Raumer. *)

Die Geschichte Englands in der zweiten Hälfte des sechzehnten und der ersten des siebzehnten Jahrhunderts, zeigt einen so scharfen und merkwürdigen Gegensatz, daß wir nur ungern (obgleich aus überwiegenden Gründen) die

*) Aus dessen Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Leipzig 1832 ff.

Erzählung derselben unterbrochen haben. Wenn dort das Ganze durch das Uebergewicht des Geistes und Charakters der Königin Elisabeth Leben und Zusammenhang erhielt, wenn sich fast Alles auf ihre Person bezog und daselbst seinen Mittelpunkt fand, so löset sich dagegen hier, durch den Mangel hervorragender Persönlichkeiten, das Vereinte auf und fällt nach entgegengesetzten Richtungen auseinander. In jeder dieser Richtungen offenbart sich indeß ein so merkwürdiger Reichthum von Gedanken und eine so lehrreiche Folge von Abstufungen und Uebergängen, daß man (abgesehen von dem Umfange der Wirkungen) die Geschichte der englischen Revolution schon deshalb für noch anziehender und mannichfaltiger erklären möchte als die französische, weil diese zum Theil nur als eine Wiederholung dessen erscheint, was dort bereits ausgesprochen und gethan war, und in ihr ferner von vorn herein alles Kirchliche und Religiöse bei Seite geworfen ward, während es in England überall dem Politischen in den verschiedensten Gestaltungen zur Seite stand. Schriebe uns der Plan unseres Werkes nicht auch hier gebieterisch gewisse Grenzen vor, so würden wir dieser ungemein wichtigen Entwickelung neuer Gedanken, Ansichten und Grundsätze über Staat und Kirche, Königthum und Republik, bürgerliche Rechte und Pflichten, Beharren und Fortschreiten u. s. w. gern noch mehr Raum gegönnt haben, da man hier nicht willkührlich zusammendrängen kann, wie bei der Erzählung bloß äußerlicher Ereignisse oder erfolgloser Kriege. Weil jedoch die Geschichte der Regierung Jakobs I. weit weniger inhaltsreich und denkwürdig ist, als die seines Sohnes Karls I., so sei es erlaubt jene als eine Einleitung für diese zu behandeln und in aller Kürze nur die Hauptsachen, ohne strenge Berücksichtigung der Zeitfolge zu erwähnen: nämlich zuerst Jakobs Thronbesteigung, Persönlichkeit und Regierungsgrundsätze, und hierauf sein Verhältniß zu fremden Staaten, zu Parlament und Kirche.

Die Gründe, welche gegen das Erbrecht der Maria Stuart waren aufgestellt worden, ließen sich zum Theil auch wider Jakob I. anwenden; doch fanden nach dem Tode der Elisabeth die wichtigsten ohne Zweifel keine Anwendung mehr.

In dem vom Parlamente bestätigten Testamente König Heinrichs VIII., welches Viele noch als die Grundlage des englischen Thronerbrechts betrachteten, waren die Nachkommen seiner an den König Jakob VI. von Schottland verheiratheten älteren Schwester Margarethe ganz mit Stillschweigen übergangen, und, nach Abgang eigener Nachkommen, die Krone den Erben seiner jüngeren Schwester, der Herzogin Marie Suffolk zugesprochen. Deren Enkelinnen Katharine Grey und Eleonore Gräfin von Cumberland hätten demgemäß für sich und ihre Kinder Ansprüche machen und zugleich hervorheben können: Jakob sei Mariens Sohn, ein Fremder und von verhaßtem Stamme. Andererseits erschien diese, durch Nichts begründete Ausschließung der älteren Linie, nur eine von den vielen Willkührlichkeiten jenes Königs, und Jakob (welcher durch keine eigene Schuld seine Rechte verwirkt hatte) war zweifelsohne der nächste natürliche Erbe. Deshalb gab auch Elisabeth (zur Anordnung der Erbfolge nicht minder berechtigt als Heinrich VIII.) ihre Zustimmung zu seiner Erhebung und ihr angesehenster Minister Cecil war schon früher in geheime Unterhandlungen mit dem Könige von Schottland getreten. Ihm schlossen sich die übrigen Staatsmänner und Hofleute an, kein anderer Thronbewerber trat hervor, und Männer wie Raleigh, Cobham und Andere, welche meinten, man müsse sich gegen den Schotten vor der Krönung durch allerhand Bedingungen sichern, waren als Gegner des Grafen Essex nicht beliebt. Auch hatte Elisabeths lange, gemäßigte Regierung jede Besorgniß vor übertriebenen Ansprüchen eines Königs den Engländern ganz aus den Augen gerückt.

Weil indessen keine Regierung ohne alle Mängel ist und, je länger sie dauert, desto mehr in jeder Veränderung eine Besserung vermuthen läßt, so freuten sich auch Manche, daß England endlich wieder von einem Könige beherrscht werde, der im kräftigsten Lebensalter stehe (er zählte 36 Jahre) und durch mannichfache Erfahrungen besser als die meisten Fürsten zum Herrschen erzogen sei. Hiezu kam, daß jede Partei die ungewisse Zukunft zu eigenem Vortheil deutete, und der besonderen Vorliebe des neuen Königs gewiß zu sein glaubte. So hofften z. B. die Katholiken auf mildere Behandlung und die Puritaner auf Einführung ihrer, zeither von Jakob bekannten Lehre in England; die Anhänger des bischöflichen Systems endlich vertrauten darauf, daß ihre kirchlichen Grundsätze mit den politischen des neuen Königs übereinstimmten.

Sobald der König alles Nöthige in Schottland angeordnet hatte, brach er auf von Edinburg nach London, ward überall mit Ehren und Freuden aufgenommen und den 25. Julius 1603, dem Tage des Apostels Jakob feierlich und auf eine Weise gekrönt, welche von der ehemaligen katholischen wenig abwich. Man kann annehmen (schreibt der französische Gesandte Beaumont an Heinrich IV.), daß Bewegungen bei diesem Thronwechsel verhindert worden sind, durch den großen Gehorsam, welchen die verstorbene Königin über ihre Unterthanen so kluger Weise

gegründet und erhalten hat, durch das Beispiel ihrer Gerechtigkeit und Milde und den fast vierundvierzigjährigen Frieden ihrer Regierung, durch das Sinken des verarmten und in Zaum gehaltenen Adels, durch den Reichthum des Verlust fürchtenden Volkes, endlich durch die Schwäche und Uneinigkeit der Katholiken. — Als König Heinrich IV. sagte: „Ich wundere mich, daß mein Bruder drei Königreiche so mühelos erworben hat, während mir Eins so viel zu schaffen machte," antwortete der englische Gesandte: Jakob wundere sich noch mehr wie Heinrich mit drei Weibern, Margarethe, Gabriele und Marie fertig geworden sei.

Diese Ruhe und Zufriedenheit dauerte aber in England nur ungemein kurze Zeit, denn schon sechs Wochen nach dem Tode der Königin Elisabeth schreibt derselbe Gesandte Beaumont: „Die Unzufriedenheit wächst von Tage zu Tage aus verschiedenen Gründen, und verbreitet sich über alle Klassen von Menschen."

Insbesondere zeigte der König so viel Vorliebe für die Schotten, daß diese ihren, über die Engländer zufällig gewonnenen Einfluß aus Ehrgeiz und noch mehr aus Eigennutz geltend zu machen suchten. Die Schotten (erzählen mehrere Schriftsteller) verzehren gleich Raupen das Königreich. Es gibt Nichts, was sie nicht forderten und was man ihnen nicht bewilligte; diese goldenen Kälber aufzurichten, kostet mehr, denn alle Kriege der Königin Elisabeth. — Die Eifersucht der Engländer gegen die Schotten (erzählt Beaumont) vermehrt und erhitzt sich dergestalt, daß daraus wohl einige Flammen hervorbrechen könnten. Denn die letzten sind hungrig, geizig und übereilt; sie benutzen die Gunst des Königs, so lange ihnen dieselbe zu Gebote steht, und suchen sich in allen Aemtern festzusetzen. Die Engländer hingegen wollen um so weniger etwas ihnen Nachtheiliges dulden, da sie meist von des Königs Person schlecht erbaut sind und laut äußern: sie wären in Hinsicht auf seinen Ruf und die von ihm gefaßte Meinung betrogen worden. Einem ist sogar das Wort entfahren: man müsse schottische, gleichwie sicilische Vespern halten. — Ungeachtet dieser Unzufriedenheit mißglückte Cobham's und Raleigh's erneuter Versuch Miß Arabella Stuart auf den Thron zu setzen, oder den König durch neue staatsrechtliche Bestimmungen einzuschränken.

So lange zwischen England und Schottland der Gegensätze und Verschiedenheiten so viele fortdauerten, konnte indeß die Vereinigung beider Kronen auf ein Haupt und die Annahme des Titels eines Königs von Großbritannien, die Macht und das Glück der Völker nur wenig erhöhen; deshalb entwarf Jakob den Plan einer völligen Einigung und Verschmelzung beider Länder zu einem einzigen Reiche. Den Meisten erschien jedoch das angeblich vereinigende, fast zufällige Erbrecht Jakobs, ganz unbedeutend bei dem fortdauernden Gegensatze der Sitten und Gewohnheiten, der kirchlichen Entwickelung und der gesammten Volksthümlichkeit. Engländer wie Schotten forderten und fürchteten zu viel, jeder Theil hielt seine Einrichtungen für allein wichtig und angemessen, und nannte den sichern Verlust größer, als den möglichen Gewinn. Aus diesen Gründen ward der umfassende Plan einer völligen Vereinigung von den Parlamenten verworfen und nur am 11. August 1607 die Erleichterung einiger Nebendinge hinsichtlich des Handels, der Ein- und Ausfuhr, der Grenzsperren, der Rechtspflege und dgl. angenommen. Es mußten noch viele Jahre vergehen und viele Vorurtheile und Leidenschaften verschwinden, ehe sich Schotten und Engländer als Glieder eines größeren Ganzen fühlen konnten.

Statt eines kräftigen Königs, sprachen Manche, haben wir eine schwache Königin bekommen und Großbritannien ist kleiner geworden, als England war.

In seiner äußern Erscheinung und seinem Benehmen zeigte sich Jakob I. nichts weniger als würdig und königlich. Von der Schönheit und dem einnehmenden Wesen Mariens hatte er nichts geerbt, und seine nordisch rauhe Aussprache ward dadurch noch unangenehmer, daß seine Zunge für den Mund zu dick war. Auch hinderte sie ihn mit Anstand und reinlich zu trinken. Sein Gang war von Natur oder durch Angewöhnung ungeschickt und schwankend, und wenn Elisabeth glaubte, daß Pracht, selbst des Anzugs, ihrer königlichen Würde entsprechen müsse, so verachtete Jakob alles Aeußere dergestalt, daß er z. B. stets denselben Schnitt der Kleider beibehielt und sie erst ablegte, wenn sie ganz zerlumpt waren. Auch für Wissenschaft und Kunst fehlten ihm meist Urtheil und Geschmack, und seine Gelehrsamkeit zeigte er fast immer auf unpassende und pedantische Art. Schmeichler nannten ihn den Salomon seiner Zeit, während Andere schärfer und richtiger bemerkten: sein Geist sei ein Magazin für bedeutungslose Kleinigkeiten und er der weiseste Thor in der Christenheit. Zwar sagte Franz Bakon: „er besitzt die Dreieinheit, welche man dem hochverehrten Hermes im Alterthume beilegte: die Macht und das Glück eines Königs, die Kenntniß und Erleuchtung eines Priesters und die Gelehrsamkeit und Vielseitigkeit eines Philosophen." In Wahrheit aber herrschte er nie selbst, eignete sich von dem Priesterlichen nur die damalige Streitsucht und Streitkunst zu,

und hielt in der Wissenschaft meist nur fest an dem Einseitigen, Uebertriebenen und Unbrauchbaren. Seine Friedensliebe ruhte wesentlich auf der Furcht, und die nach raschem Zorne zurückkehrende Milde auf phlegmatischer Lässigkeit. Neben übertriebenen Forderungen für die königliche Würde, duldete er selbst das Unanständige und ward in seinen Scherzen platt und gemein. Unter dem Scheine der Aufrichtigkeit suchte er oft zu täuschen und ward (wie gewöhnlich) noch öfter durch Heuchler gelenkt und betrogen. Selten gewann wahres Verdienst bei ihm Einfluß, und seine scheinbare Großmuth führte zunächst in kindische, unwürdige Verschwendung und dann zu schlechten Mitteln sich Geld zu verschaffen. Gegen die Weiber war er nicht bloß gleichgültig, sondern grob; während er von seinen Lieblingen in ähnlicher Weise behandelt wurde und sich und ihnen selbst das Anstößige und Ekelhafte erlaubte. Seine Leidenschaft für Jagen und Trinken stand nicht mit kühnem Muthe und geistreicher Geselligkeit in Verbindung, raubte ihm aber nur zu oft Lust und Zeit, auch nur die dringendsten Geschäfte abzumachen.

Jakobs Werke, verschiedenen Inhalts, zeigen mehr Kenntnisse als Urtheil, und mehr Schreibseligkeit als Kenntnisse. Die Auslegung der Offenbarung Johannis richtet sich meist gegen Papst und Katholiken; in der Dämonologie sucht er zu erweisen, daß eine schwarze Kunst möglich und wirklich, also an Hexen, Gespenstern, bösen Geistern, Verträgen mit dem Teufel u. dgl. kein Mangel sei. Auch untersucht er ernstlich: weshalb sich der Teufel mehr mit alten Weibern als mit anderen Personen abgebe Gern könnte man ihm diese Grillen verzeihen, hätte er sie nur nicht zur Anwendung gebracht und eine große Zahl angeblicher Hexen und Zauberer hinrichten lassen.

In seiner Schrift vom Rechte freier Monarchien fordert er einerseits: jeder König solle, wie ein guter Vater, weise und milde regieren; verwirft aber andererseits alle förmlichen Mittel des Staatsrechts, wodurch man solche Weisheit und Milde hervorbringen, oder die entgegengesetzten Eigenschaften reinigen und zähmen will. Mit Recht knüpft Jakob die Lehre von Herrschaft und Obrigkeit theoretisch an eine höhere Quelle und an eine geheiligte Beglaubigung; denn sobald sie dem bloßen Belieben jedes Einzelnen und jedes Augenblicks preisgegeben wird, entweichen Sicherheit, Haltung und Gehorsam. Irrig stellt er aber bloß die Könige unter Gottes unmittelbare Obhut, während doch jede Kreatur in dessen Hand steht und zu einer eigenthümlichen Art des Daseins und der Entwickelung berechtigt ist. Deshalb hat, sowie der König, so auch der Unterthan, eigene unantastbare Rechte, und wenn dort (durch Uebertreibung der Analogie) Allmacht und Unfehlbarkeit für den König in Anspruch genommen wird, entspringt hier (durch natürliche Umkehrung) die gleich bedenkliche Lehre, daß sich in den Meinungen der Massen immerdar Gottes Stimme ausspreche. — Jede Form, jedes Recht, jedes Herkommen (dies behauptete Jakob) habe keine andere Wurzel als sein Belieben, und das gesammte Staatsrecht gelte nur so lange, und insofern er es nicht aufhebe. Alle Bürgschaften der öffentlichen Verhältnisse bezogen sich hiernach allein auf die Person des Königs; wodurch allmälig die entgegengesetzte Ansicht hervorgetrieben ward, welche (mit irriger Beiseitsetzung aller persönlichen und liebevollen Verhältnisse zwischen Obrigkeit und Unterthanen) lediglich in den Formen Rettung suchte. Elisabeth sprach (ungeachtet ihrer überlegenen Persönlichkeit) nur von der Liebe und den guten Gesinnungen ihres Volkes; Jakob hingegen redete immer von Furcht, Gehorsam, Unterwerfung und behauptete: es sei Aufruhr darüber zu streiten, was ein König in der Fülle seiner Macht thun, oder nicht thun dürfe. Bisweilen setzte er zwar hinzu: er wollte nicht gegen Gesetz und Vernunft verfahren, — wohl aber wollte er doch allein entscheiden, was gesetzlich und vernünftig sei. — Welche Ansicht man nun auch über jene Theorien haben möge, gewiß verkannte Jakob die Verhältnisse Großbritanniens sowie seine eigene Stellung, wenn er andere Könige und Reiche zum Vorbilde nahm und dem französischen Botschafter sagte: er und Heinrich IV. wären unumschränkt in ihren Reichen und keineswegs von Rath oder Bewilligung ihrer Unterthanen abhängig. — Nicht bloß gegen seine Minister machte Jakob diese Ansichten und Grundsätze eigensinnig geltend, sondern er verstattete ebenfalls seiner Gemahlin, der Königin Anna (einer Schwester König Christians IV. von Dänemark), fast gar keinen Einfluß. Auch ward ihre Neigung sich in die Geschäfte zu mischen, nicht durch Ueberlegenheit des Geistes unterstützt, weshalb sie es bei sonstigen Mißverhältnissen zu ihrem Gemahl schon für einen Gewinn halten mußte, wenn er seine Lieblinge mit Rücksicht auf ihre Wünsche auswählte und Geld zu ihren leichtsinnigen Ausgaben anwies. Daß Prinz Heinrich von Wales Anlagen entwickelte und ebenfalls unbedingte Herrschergrundsätze zur Schau trug, gewann ihm nicht (wie man erwarten sollte) die Gunst seines Vaters; vielmehr fürchtete und beargwöhnte ihn dieser und beweinte seinen Tod weniger als das Volk, welches bessere Zeiten von dem Prinzen erwartete.

Unter den Ministern Jakobs war Robert

Cecil, Graf von Salisbury, seinem Vater Burghley zwar nicht gleich an Umfang des Geistes und Kraft des Charakters, aber doch allen seinen damaligen Mitbewerbern und Nebenbuhlern weit überlegen durch Milde, Fleiß, Beredsamkeit, Geschäftskenntniß und politischen Ueberblick. Man warf ihm seine frühere Feindschaft gegen Essex und zu große Liebe des Geldes vor; allein Essex bereitete sich selbst den Untergang, und nie hat Eigennutz den Grafen Salisbury so von der rechten Bahn abgelenkt, wie seinen noch geistreicheren Genossen Franz Bakon. Auch war es allerdings sehr schwer unter einem Könige, welcher, wie Jakob, unbedingten Gehorsam, ja Schmeichelei verlangte, ohne falsche Nachgiebigkeit Einfluß zu behalten. Wenn deshalb Cecil den großartigen und heldenmüthigen Charakteren auch nicht beizuzählen ist, dann doch jeden Falls den nützlichen und brauchbaren Staatsmännern. Gewiß wurden die öffentlichen Angelegenheiten nach seinem Tode (er starb 1612) schlechter geleitet als vorher, und der unter Elisabeths ernster Regierung vorherrschende Sinn für strenge Pflichterfüllung und Unbestechlichkeit schwand unter den Staatsbeamten immer mehr.

Selbst ein Mann von den größten Gaben des Geistes, Franz Bakon, ward überführt, er habe allen Gesetzen zuwider von den Parteien Geld genommen. Die, welche ihn entschuldigen, sprechen, daß schlechte Wirthschaft und Nachgiebigkeit gegen seine Diener ihn ins Verderben gelockt, und er um Geldes willen wohl eigentlich keinen ganz ungerechten Ausspruch gethan habe; indeß gestand er selbst, daß er sich habe bestechen lassen und entsagte aller Vertheidigung. Deshalb verlor er seine Stelle, ward aller andern Aemter unfähig erklärt, in 40,000 Pfund Strafe genommen und zu Gefängniß auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Strafe und Gefängniß erließ ihm der König, aber Bakons Ehre war verloren, niedrige Schmeichelei verschaffte ihm keinen Einfluß wieder, und das Mißverhältniß seines von der Natur so reich begabten Geistes und seines feigen, unwürdigen Charakters hätte ihm bei ernster Selbstprüfung noch größer und verdammlicher erscheinen sollen, als spätern Beurtheilern, die um sonstiger Verdienste willen gern seine sittliche Nichtigkeit übersehen oder entschuldigen möchten.

Ohne solche Lichtseiten erscheinen die eigentlichen Lieblinge des Königs. So Robert Carr, welchen bloß körperliche Schönheit und oberflächliche gesellige Talente empfahlen, während alle ächte Einsicht ihm fehlte und sein Charakter den härtesten Vorwürfen unterliegt. Deßungeachtet erhob ihn Jakob zum Grafen von Somerset, verstattete ihm nach Salisbury's Tode den größten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten, und schenkte ihm, als er die liederliche, von ihrem Manne geschiedene Gräfin Essex heirathete, einer Angabe zufolge, für eine Million Güter. Bei der Hochzeit trug die Gräfin eine Krone, welche man auf 400,000 Thaler schätzte, und auch des rasch bereicherten Grafen Kleider waren mit Edelsteinen übersät; ja Seidenzeug und Silberstoff kosteten ihm für seine Vermählung 40,000 Thaler. Wie die meisten Emporkömmlinge war Somerset anmaßlich und grob, nicht bloß gegen Geringere und Gleichgestellte, sondern selbst gegen den König, welcher sich aus so unwürdiger Sklaverei erst frei machte, als der Graf und seine Gemahlin ihren ehemaligen Freund Overbury vergifteten, hauptsächlich weil er von dieser der Wahrheit gemäß gesprochen hatte. Indeß büßten nur die niederen Theilnehmer den Frevel mit dem Tode, jene beiden Haupturheber hingegen wurden begnadigt, und lebten noch lange gehaßt und verachtet.

Ungewarnt durch diese und andere Erfahrungen erkor sich Jakob einen neuen Liebling an Villiers, dem nachmaligen Herzog von Buckingham. Er war so schön als gewandt, tanzte am zierlichsten, lief am raschesten und sprang am höchsten. Er hatte die reichste Kleiderkammer und die meisten Liebschaften, ließ sich zuerst von Menschen in einer Sänfte tragen, und fuhr zuerst in einem mit sechs Pferden bespannten Wagen. Mit Gesang, Tanz, Festen, Aufzügen und Schauspielen wußte er dem Könige die Zeit zu vertreiben und bot, wenn stärkere Reizmittel nöthig schienen, die Hand zu Unanständigkeiten und Gemeinheiten aller Art. Obgleich einerseits so sich selbst preisgebend, war andererseits sein Stolz unbegrenzt, sein Eigennutz ungemäßigt, und selbst der König seinen Launen und Grobheiten ausgesetzt. Geheimnisse schlau entdecken, mit loser Rede Gegner abfertigen und Hofränke gar fein durchführen, war anfangs seine Lust; allen Schein von Bescheidenheit und Mäßigung legte er indeß ab, sobald er der Gunst des Königs ganz gewiß zu sein glaubte, oder vielmehr seine Herrschaft über ihn fest gegründet hatte. Aufrichtig war Buckingham mehr aus Heftigkeit als aus Wahrheitsliebe, freigebig mehr aus Hang zur Verschwendung als aus Großmuth, Freund oder Feind ohne Wahl, Klugheit und Unterscheidung. Daher gewann er keinen treuen Anhänger, ja er verstand nicht einmal sich tüchtige Gehülfen zu erziehen. Buckingham besaß nur die geringen Anlagen eines bloßen Hofgünstlings, keine eines ächten Staatsmannes, und leitete doch so lange die öffentlichen Angelegenheiten! Ueberall handelte er ohne Plan und

Zusammenhang; ihn leitete kein großes Interesse für das Wohl seines Vaterlandes, er war kein Mann des Volks, kein großer Geist, kein edler Charakter.

Eitelkeit und Anmaßung entzweite ihn mit dem Spanien beherrschenden Olivarez; die Art, wie er der Königin Anna in Paris den Hof machte, verdroß Ludwig XIII., und die geistige Ueberlegenheit Richelieu's glaubte er witzig zurückgewiesen zu haben, wenn er ihn den Admiral des süßen Wassers nannte. Mit Recht schrieb deshalb Camerarius dem Kanzler Orenstierna: so lange Buckingham hier in England regiert, ist nichts Gutes zu erwarten; und Andere sprachen: die Günstlinge sind von Gott zur Züchtigung der Herrscher und der Völker bestimmt, und er bedient sich stets der gottlosesten zu diesem schrecklichen Zwecke.

Daß ein König wie Jakob und Günstlinge wie Somerset und Buckingham nicht im Stande sein würden, in Beziehung auf die fremden Mächte, Elisabeths würdevolle und einflußreiche Stellung zu behaupten, ließ sich voraussehen. Doch schien im Allgemeinen Englands Aufgabe unverkennbar, nämlich die spanisch-österreichische Uebermacht und die französische Eroberungslust gleichmäßig in Schranken zu halten und die Unabhängigkeit der vereinigten Niederländer zu sichern. Jakobs Ansicht von diesen ward aber schon dadurch ganz unpolitisch, daß er sie seinen theoretisch abstrakten Grundsätzen gemäß, schlechthin als Empörer betrachtete. Zum Theil in dieser Beziehung schrieb Heinrich IV. seinem Botschafter in London: „König Jakob zeigt sich so leichtsinnig und gedankenlos in seinen Worten und Handlungen, daß man sehr wenig darauf bauen kann. Er verhandelt in Rom, in Spanien und überall, gleichwie mit mir, schließt sich aber in Wahrheit weder offen noch insgeheim Jemand an, setzt sich wegen irgend einer Hoffnung, welche die Seinen ihm erregen, bald so bald anders in Bewegung, prüft aber weder den Grund noch Gehalt der Sache, so daß er sich, wie ich voraussehe, in allen Dingen wird täuschen lassen."

Jakobs Friedensliebe und die Beendigung des Kriegs wider Spanien mag man im Allgemeinen billigen, bald aber bemerkten alle Nachbarn, daß jene Friedensliebe nicht aus den rechten Gründen entstand, weshalb der französische Gesandte berichtet: „So lange Jakob lebt, wird er unter keiner Veranlassung jemals einen Krieg beginnen, sondern den Frieden selbst durch schlechte unverständige und beschimpfende Mittel zu erhalten suchen. Er haßt den Krieg aus Gewohnheit, aus Grundsatz und von Natur, und will ihn (nach seinen Worten) meiden wie seine eigene Verdammniß. Denn er ist geboren und erzogen mit einem niedrigen und schwachen Herzen, und bildet sich ein (nach Weise der Fürsten, welche sich der Religion, den Wissenschaften und dem Müssiggange ergeben), er könne nie gegen seinen Willen, durch Pflicht und Gewissen, und aus gewaltigen und gesetzlichen Gründen zum Kriege gezwungen werden. Hiezu kommt, daß er sich wegen seiner Schwäche, Nachlässigkeit und Unerfahrenheit den Geschäften nicht gewachsen fühlt und fern davon hält. Und so glaubt er nun, er könne sie während des Friedens mit weniger Schande Anderen aufladen, seine Fehler leichter verdecken, und seiner Natur gemäß in aller Freiheit, der Ruhe und den Vergnügungen leben."

Niemand benutzte diese Sinnesart geschickter als der spanische Gesandte Gondomar. Er schrieb später an Lerma: „Ich habe den König Jakob so in den Schlaf gewiegt, daß weder das Geschrei seiner Tochter und ihrer Kinder, noch die wiederholten Vorstellungen und Bitten seiner Parlamente und Unterthanen ihn aufzuwecken vermögend sind." Etwanigen Widerspruch von Staatsbeamten beseitigte Gondomar durch Geschenke und Jahrgelder, welche anzunehmen damals fast Niemand Bedenken trug. An den Frieden mit England, welcher die Holländer alles englischen Beistandes beraubte, hätte Spanien gern ein Angriffs- und Vertheidigungsbündniß geknüpft, welches jedoch zum Theil deshalb nicht zu Stande kam, weil man fürchtete, jene würden sich dann ganz den Franzosen in die Arme werfen. Erst nachdem Holland **1609** den zwölfjährigen Waffenstillstand mit Spanien abgeschlossen hatte, gewannen alle auswärtigen Verhältnisse eine friedliche Gestalt und Jakob ahnete nicht, daß die unter großer Pracht am **24.** März **1613** vollzogene Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit dem Pfalzgrafen Friedrich ihm neue und größere Sorge bereiten werde. Zunächst freute man sich in England, daß der spanisch-katholische Einfluß hierdurch gemindert, und der König stärker zu den Protestanten hingezogen sei.

Als nun aber Friedrich im Jahre **1618** die böhmische Krone annahm, traten die Wünsche der kriegslustigen Engländer und die Furchtsamkeit des Königs in unlösbaren Widerspruch. Auch konnte Jakob die Gewalt der Begebenheiten und Leidenschaften nicht durch seine allgemeinen Grundsätze mäßigen oder beherrschen. Daher sein Schwanken und ein Benehmen, welches ihn den Vorwürfen aller Parteien aussetzte. Einerseits z. B. erklärte er sich gegen jede Uebertragung von Kronen unter religiösen Vorwänden und durch den Willen des Volks, und anderer-

seits erlaubte er doch Werbungen und Geldsammlungen zum Besten seines Schwiegersohns und im Widerspruche mit seinem den Spaniern gegebenen Versprechen. Jenen theoretischen Behauptungen trat unter Anderen der Erzbischof Abbot entgegen und sagte: Friedrich muß die böhmische Krone annehmen und folgen, wohin ihn Gott Schritt vor Schritt führt. Die Könige der Erde, welche ihre Macht dem Thiere gaben, sollen die Hure verlassen und sie in Jammer stürzen. Verständlicher als diese apokalyptischen Deutungen waren Spottgedichte und Spottbilder. So führte man in Brüssel eine Posse auf, wonach Friedrich unterstützt wurde von Dänemark mit 100,000 Pökelhäringen, von den Niederlanden mit 100,000 Butterbüchsen, und vom Könige Jakob mit 100,000 Abgesandten. Man stellte diesen dar mit heraushängenden leeren Taschen und mit einem Schwerte an der Seite, was Viele trotz aller Anstrengung nicht herausziehen konnten.

Zugegeben, daß es bedenklich war, Unterthanen im Kriege wider ihren alten Herrscher zu unterstützen, schwierig in Deutschland mit fremder Kriegsmacht aufzutreten, und wünschenswerth durch Unterhandlungen das Ziel zu erreichen, so hätte doch König Jakob nie seine Würde preisgeben und sich in ein verächtliches Licht stellen sollen. Dies geschah (welch ein Abfall von der wahrhaft königlichen Elisabeth), indem er laut eines Berichts des französischen Gesandten, dem spanischen Botschafter Gondomar sagte: Sie haben Ursach Ihrem Herrn zu schreiben, ich sei ein Verräther, ein gottloser Mann ohne Treu und Glauben. Der Pfalzgraf ist ein abscheulicher Mensch, ein Usurpator; ich gebe Ihnen mein königliches Ehrenwort, daß ich den unirten Fürsten nicht beistehen werde." — Und dennoch versprach König Jakob um dieselbe Zeit dem pfälzischen Gesandten das Gegentheil!!

Die Spanier bezahlten den König mit gleicher Münze, was sich am deutlichsten in den langen und langweiligen Verhandlungen zeigt, welche über die Verheirathung des Prinzen Karl von Wales mit der Infantin Marie, der Schwester Philipps IV., gepflogen wurden. Bei der damaligen Stellung der politischen und religiösen Parteien war eine solche ungewöhnliche Verbindung eines protestantischen Thronerben mit einer Prinzessin aus dem ersten katholischen Königshause allerdings von ungemeiner Wichtigkeit, und noch weit darüber hinaus erstreckte sich Hoffnung und Furcht in Hinsicht auf angekündigte, oder stillschweigend vorausgesetzte Zwecke. Jakob glaubte nach seiner eitlen Weise, daß, wenn er durch eine Tochter auf die Protestanten und durch eine Schwiegertochter auf die Katholiken wirke, so werde er überall als Schiedsrichter auftreten, die Stürme beschwichtigen, den Frieden herbeiführen und seinem Schwiegersohne mit spanischer Zustimmung die Pfalz wieder verschaffen. Die Spanier stellten sich hiezu bereitwillig, um den König von England und seine Unterthanen von kriegerischen Beschlüssen abzuhalten und Zeit zu gewinnen; wenn sie aber auch (was gar nicht anzunehmen ist) den ernstlichen Willen gehabt hätten, jene politischen Plane zu unterstützen, blieben sie doch bei Oesterreichs und Baierns beharrlichem Widerspruch außer Stande sie durchzusetzen.

Mehr als die politische, trat die religiöse Seite bei den Spaniern in den Vordergrund. Während nämlich eine Partei heftig tadelte, daß man eine rechtgläubige Prinzessin in die Sündenwelt der Ketzer hinausstoßen wolle, betrachtete die andere den Heirathsplan wie eine göttliche Fügung, um dadurch den Katholicismus in England herzustellen und die Verbindung mit Rom wieder anzuknüpfen. Diese untereinander widersprechenden Ansichten und Zwecke, der Wunsch zu täuschen und die Furcht getäuscht zu werden, zogen die Verhandlungen so sehr in die Länge, daß Buckingham, Karls Ungeduld benutzend, den Plan entwarf: der Prinz solle selbst nach Madrid eilen und ritterlich die Prinzessin gewinnen! Jakobs Bedenken wurden zurückgewiesen, seine Einwilligung fast erzwungen und der spanische förmliche Hof durch des Prinzen Ankunft aufs Aeußerste überrascht. — Dieser Beschluß (ruft der venetianische Gesandte Valaresso aus) ist ein Abgrund unbegreiflicher Wunder, ein Labyrinth ohne Eingang und Ausgang, gebilligt von Niemand, ohne Vorbild in der alten und neuen Geschichte. Er streitet mit dem wahren Interesse des Königs, des Reichs, des Prinzen, Buckinghams. Wenn (wie Einige behaupten) Gondomar sagte: die Heirath werde zu Stande kommen, wenn der Prinz nach Spanien gehe, so wollte er wohl nur die Unmöglichkeit jener Verbindung durch die Unmöglichkeit dieser Reise ausdrücken.

Man behandelte den Prinzen in Madrid mit großer Auszeichnung, so lange man glaubte, er werde katholisch werden und steigerte hier, wie in Rom, die religiösen Forderungen und Bedingungen immer mehr, weil man glaubte, Karl habe durch seine Uebereilung jeden Rücktritt unmöglich gemacht. Ja Olivarez erklärte rund heraus: wir müssen annehmen, daß seine Hoheit, als sie die Reise antraten, beschlossen hatten, zu unserer Kirche überzugehen. Karl gab in der That sehr Vieles nach, und am 26. November 1623 kam endlich die päpstliche Dispensation in London, jedoch mit dem Zusatze an:

sie sei nichtig, sobald nicht alle Punkte erfüllt würden. Allein schon die erste Bedingung: den Katholiken in England Duldung und freie Religionsübung zuzugestehen, war bei der damaligen leidenschaftlichen Sinnesart ganz unausführbar. Obgleich also König Jakob die Heirathspunkte beschwor und ein großes Fest gab, wobei (laut Herkommens) der Nachtisch preisgegeben und Teller und Schüsseln zum Beweise großer Freude zerschlagen wurden, waren doch wesentliche Hindernisse noch unbeseitigt und neue entstanden in Madrid.

Der spanischen Hofordnung gemäß sah Karl die Infantin nur selten und verstohlen, weshalb er (den Liebhaber dem Prinzen voranstellend) einst mit Buckingham über eine Mauer sprang, um sie in ihrem Garten zu sprechen. Dies ward indessen sehr übel vermerkt und Buckinghams vorlautes, selbst den Prinzen nicht schonendes Benehmen, von den ernsteren Spaniern als unanständig bezeichnet. Noch übler, daß Buckingham sich mit dem in Spanien so mächtigen Olivarez ganz überwarf und ihm in Gegenwart des Prinzen und König Philipps sagte: des letzteren Gnade erkenne er auf jede Weise an, dem Minister sei er dagegen weder Dank noch Freundschaft schuldig. Olivarez antwortete: dies gelte ihm gleich, beharrte aber mit den befragten Theologen dabei: die kirchlichen Punkte müßten vor der Heirath vollzogen und den Katholiken in England so viel Rechte eingeräumt sein, als anderwärts den Protestanten durch Rudolf, Matthias und Heinrich IV. bewilligt worden.

Mit derselben Leidenschaftlichkeit, mit welcher Buckingham früher die Heirath durchsetzen wollte, suchte er dieselbe jetzt zu hintertreiben, kehrte mit Karl nach England zurück, klagte (die dem Prinzen und ihm günstige Stimmung des Volks und Parlaments benutzend) den Grafen Bristol mit Unrecht an, daß er früher die Sache in Madrid schlecht geleitet habe, maß alle Schuld dem spanischen Hofe bei, und setzte durch, daß jede Verbindung mit demselben abgebrochen, ja ihm zuletzt der Krieg erklärt wurde. — Die Spanier (sagt Valaresso) verachten aber dieß Reich als schwach, arm, uneinig, gelenkt von einem furchtsamen Könige und einem unerfahrenen Prinzen; sie spotten ihres Zornes und reden von einem Aufstande der Mäuse gegen die Katzen. So weit war England seit Elisabeths Regierung und dem glorreichen Jahre 1588 gesunken!

Betrachten wir jetzt die inneren Angelegenheiten, so erscheinen die Mißverhältnisse nicht geringer. Zuvörderst traten die Grundsätze des Königs über seine unbeschränkte Gewalt und die Ansprüche der Parlamente auf Theilnahme an der Regierung in solchen Gegensatz, daß eine Verständigung kaum möglich blieb. Nun ist zwar bemerkt worden: des Königs Despotie sei bloß speculativer, also sehr unschuldiger Art gewesen, allein der Kampf wider dieselbe war schon um deswillen pflichtmäßig und nothwendig, weil die stillschweigende oder ausdrückliche Anerkenntniß jener Grundsätze die Tyrannei legalisirt und alle staatsrechtlichen Freiheiten so preisgegeben hätte, daß jeder kraftvollere König sich darauf würde berufen haben. Ferner blieben Jakobs Ansichten keineswegs bloß speculativ, sondern wurden sehr praktisch, wenn er aus eigener Macht die Berufung des Parlaments unterließ, Stimmrechte verlieh, auf die Wahlen den bestimmtesten Einfluß übte, alle Berathungen über Staatsangelegenheiten untersagte, oder doch mißbilligte, und Mitglieder des Parlaments für Aeußerungen verhaften und strafen ließ, welche keineswegs über den Kreis heilsamer Befugnisse hinausgingen.

Nicht unnatürlich gerieth das Parlament (zum Theil durch den König aufgereizt) auch seinerseits in Uebertreibungen und Leidenschaften, und von den Bemühungen seine bisherigen Rechte zu behaupten, kam es um so eher auf den Gedanken, dieselben zu erweitern, weil Jakob offenbar darauf ausging, sie zu verringern, oder als bloß willkürliche Gaben seiner Gnade zu bezeichnen. Auch kann ja zuletzt in keinem lebendigen Staate die Unbeweglichkeit der Rechte und Verhältnisse als höchstes Ziel der Weisheit und Glückseligkeit aufgestellt werden. Gerade daraus, daß Jakob vom Jahre 1609 bis 1620 (mit Ausnahme einer zweimonatlichen Sitzung im Jahre 1614) kein Parlament berief, und in den dreizehn letzten Jahren seiner Regierung fast gar keine förderlichen Gesetze gegeben wurden, aus diesem thörichten Stillstande erwuchsen großentheils die späteren, desto heftigeren Bewegungen.

Schon mit seinem ersten, am 31. December 1609 aufgelösten Parlamente gerieth Jakob in Streit über Geldbewilligungen, Rechtskraft seiner Proclamationen und Begrenzung seiner geistlichen Gewalt. Bei der Eröffnung des zweiten Parlaments (den 7. April 1614) versprach Jakob (unter tadelnden Hinweisungen auf das Verfahren des ersten Parlaments), er werde seinerseits alles Mögliche thun, und wünsche, daß sie einträchtig wirken und singen möchten ecce quam bonum. — Bald aber wandten sich die Dinge wie das erste Mal, weshalb der König, als er sah, daß das Parlament eigene Wünsche und Beschwerden voranstellte, und keineswegs das von ihm Geforderte rasch bewilligte, dasselbe Anfangs Junius übereilt auflöste, obgleich dadurch an sechzig bereits eingeleitete Bills unerledigt blieben. Seitdem suchte er mit den ge-

wöhnlichen Einnahmen auszukommen, oder auf Nebenwegen Geld herbeizuschaffen, was große Unzufriedenheit erregte und endlich 1620 zu einer Berufung des dritten Parlaments zwang. In seiner Eröffnungsrede sagte Jakob: er habe ihnen oft gepfiffen, aber sie hätten nicht getanzt, oft getrauert, aber sie hätten nicht mitgeklagt. Jetzt hege er jedoch die besten Hoffnungen für die Zukunft. Hierauf setzte er auseinander, was nach seiner Ansicht das Parlament und dessen Zweck sei und versprach die protestantische Lehre, ungeachtet des spanischen Heirathsplanes, zu schützen. Er habe die mangelhafte Verwaltung überall gebessert und nur wenig Gelder verlangt und bekommen, obgleich ihm die pfälzischen und böhmischen Angelegenheiten manche Ausgabe verursacht hätten.

Das Parlament bewilligte hierauf eine namhafte Summe, und erhob gemäßigte Beschwerden über einige Monopole, Entbindung von peinlichen Gesetzen und dergl. Diese Einigkeit mit dem Könige dauerte indessen auch diesmal nicht lange, vielmehr trieb die Verhaftung eines Parlamentsgliedes und das, wie man glaubte, unzeitige und feindliche Unterbrechen der Sitzung zu härteren Aeußerungen über die Führung der auswärtigen Angelegenheiten und die Behandlung der Katholiken in England. Ein sich hieran reihender Schriftwechsel endigte damit, daß das Parlament dem Könige zwar für alle Güte und alle Bewilligungen dankte, jedoch folgende Erklärung in die Bücher des Unterhauses eintragen ließ: die Freiheiten und Rechte des Parlaments sind ein altes, nicht zu bezweifelndes Geburtsrecht und Erbtheil der Engländer, und alle wichtigen und dringenden Angelegenheiten in Staat und Kirche, sowie die Entwerfung von Gesetzen und die Abstellung von Mißbräuchen sind die ganz eigenen Gegenstände der Berathungen und Beschlüsse des Parlaments. Hierüber können die Mitglieder in der ihnen beliebigen Ordnung frei sprechen, und dürfen deshalb nicht zur Untersuchung gezogen werden.

Wegen dieser Erklärung zürnte König Jakob so sehr, daß er dieselbe eigenhändig durchstrich und aus den Büchern des Unterhauses in Gegenwart des ganzen Geheimenraths und aller Richter am 30. December 1621 hinwegnehmen ließ. Denn

Erstens sei er nicht gesonnen Herkommen und Rechte zu verkürzen, werde aber eben so wenig eine zweideutige, für die königliche Rechte bedenkliche Fassung dulden.

Zweitens sei der zu jener Erklärung gewählte Zeitpunkt ganz unpassend, da er eben die Forderungen des Parlaments bewilligt und dasselbe ihm dafür gedankt habe.

Drittens sei dieselbe an einem Nachmittage übereilt durchgetrieben worden, wo kaum ein Drittel der Mitglieder gegenwärtig gewesen wäre.

Acht Tage später, den 6. Januar 1622, löste der König mit Beistimmung seines ganzen Rathes das Parlament auf und machte die Gründe seines Verfahrens bekannt. Sie hätten (hieß es z. B.) ungebührlich von fremden Herrschern gesprochen und Zeit verdorben mit unnützen Untersuchungen über ihre Privilegien und die Rechte des Königs. Obgleich dieser das Parlament aufgelöst habe, gedenke er doch gut zu regieren und bei einer günstigen Gelegenheit ein neues zu berufen. — Manche der kühnsten Sprecher im Ober- und Unterhause wurden bald darauf unter allerhand Vorwänden aus England hinweggeschickt, Andere (wie Orford, Southampton, Coke, Philips, Selden und Pym) auf kürzere oder längere Zeit verhaftet.

Diese Maßregeln hatten aber nur zur Folge, daß der Umfang der königlichen Rechte immer schärfer untersucht und jeder Bestrafte für einen Märtyrer der guten Sache gehalten wurde.

Zum Theil deshalb eröffnete Jakob sein letztes Parlament am 19. Februar 1623 mit einer zutraulichen Rede, in welcher er die spanischen und pfälzischen Angelegenheiten berührte und vor übertriebenen Untersuchungen und Zweifeln warnte. Er wolle ihnen nicht zu nahe treten, sie möchten aber auch ein Gleiches thun und ihm als einem milden König vertrauen. Das Unterhaus erklärte sich lebhaft gegen die Katholiken, rieth die Verhandlungen über die Heirath einer Infantin abzubrechen und bewilligte endlich Geld zu einem Kriege wider Spanien. Katholische Lords, welche sich weigerten die vorgeschriebenen Eide zu leisten, wurden vom Oberhause ausgeschlossen, wogegen sich die Zahl der Glieder des Unterhauses dadurch erhöhte, daß allmälig 14 Ortschaften durch den König das Recht erhielten, Abgeordnete in das Unterhaus zu senden.

Dieses letzte Parlament Jakobs vernichtete mit königlicher Bewilligung alle Monopole und stellte dabei einen Grundsatz auf, aus welchem großentheils alle britische Freiheit erwachsen ist, nämlich: daß jeder Engländer thun könne, was er wolle, sobald er dadurch den Rechten seiner Mitbürger nicht zu nahe trete, und daß weder der König, noch ein öffentlicher Beamter, sondern allein das Gesetz diese Freiheit beschränken könne.

Ein allgemeiner Satz dieser Art erlaubte jedoch im Einzelnen verschiedenartige Deutung und Anwendung; wenigstens löste er nicht alle damals hervorkeimenden Zweifel. So glaubte z. B. der König, er dürfe Handelssteuern auflegen, weil er Handelsverträge schließe, und klagte

in dem Maße über den Geiz des Parlaments, als dies seine schlechte Wirthschaft und Verschwendung rügte. Jener bemerkte ferner: die Masse der Domainen sei verringert, der Silberwerth sinke und man könne die steigenden Ausgaben nicht mit den alten Einnahmen bestreiten; dieses erwiederte: zu wahrhaft nützlichen Ausgaben werde man das Geld nicht verweigern und die Abgeneigtheit des Bewilligens entstehe gutentheils daher, daß der König Besserungen anderer Art zurückweise, und, um seine Verlegenheit zu beseitigen, Domainen verkaufe, neue Monopole verleihe, minderjährige Lehnsleute durch seine Vormundschaft bedrücke, übertriebene Geldstrafen auflege oder zahlreiche Standeserhöhungen vornehme, welches Alles mit dem Buchstaben oder dem Sinne der Gesetze streite.

Nicht beruhigender als die bürgerlichen, erschienen die kirchlichen Verhältnisse. Einerseits nämlich klagten die Katholiken, daß Jakob ihre Hoffnungen getäuscht habe, ihnen nirgends Duldung verstatte und in einem zu London erschienenen Glaubensbekenntnisse den Papst als Antichrist, sowie die tridentiner Kirchenversammlung als thöricht und blutgierig bezeichnet werde; andererseits beschwerten sich die Protestanten, daß er ihren Gegnern viel zu viel bewillige, und ihre Glaubensgenossen in Böhmen und Deutschland feige preisgebe. Beide Theile hatten in so fern Recht, als es dem Könige an Einsicht und Charakterkraft mangelte, den richtigen mittleren Weg auffinden und mit Ueberlegenheit darauf zu beharren. So entstand seine Nachgiebigkeit gegen Rom weit mehr aus Furcht vor jesuitischen Ränken und Mördern, als aus innerer Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Heilsamkeit einer größeren und allgemeineren Duldung. Verfolgte er doch die unglücklichen Arminianer selbst in den Niederlanden, weil ihr System hinsichtlich einiger Lehrsätze von dem seinigen abwich.

Die Jesuiten, welche laut ihres eigenen Eingeständnisses selbst während der Regierung Elisabeths wirksam waren, erhöhten jetzt ihre Thätigkeit in England, Schottland und Irland, und sandten aus ihren Erziehungsanstalten in Spanien, Italien und den Niederlanden gar manchen Zögling übers Meer. Ihre Hoffnungen wurden aber zu Schanden, als Catesby, Piercy und mehrere fanatische Katholiken sich verschwuren, den König nebst dem ganzen Parlamente in die Luft zu sprengen. Alles war hierzu gar vorsichtig angeordnet, und es fehlten nur noch zwölf Stunden bis zur Vollziehung der That, als der katholische Lord Monteagle einen Warnungsbrief erhielt: er möge nicht im Parlament erscheinen, weil ein plötzlicher, ungeheurer Schlag von unsichtbarer Hand bevorstehe. Graf Salisbury, welchem Lord Monteagle jenen Brief mittheilte, überließ dem Könige das Verdienst zuerst an Pulver gedacht zu haben. Die angestellte Untersuchung erwies den ruchlosen Plan nur zu vollständig. Einige Theilnehmer entflohen, andere wurden ergriffen und hingerichtet, keiner aber zeigte Reue; so groß war der Aberglaube über die Verdienstlichkeit des ungeheuern Frevels. Jesuiten sollen jeden darüber noch etwa vorhandenen Zweifel zu heben gesucht und den Verschworenen Abendmahl und Lossprechung ertheilt haben. Garnet, ihr Provinzial, ward hingerichtet, weil er von der Verschwörung Kenntniß besaß, sie aber nicht anzeigte.

Obgleich jeder rechtschaffene Katholik den heillosen Plan verdammte, waren alle Leidenschaften so sehr aufgeregt, daß nicht bloß Jesuiten und katholische Geistliche nochmals bei Lebensstrafe verwiesen, sondern von jedem Unterthan ein neuer allgemeiner Eid (of allegiance) zur Sicherung des Königs verlangt wurde. Manche Katholiken glaubten ihn schwören zu können, da er nur bürgerliche Ordnung und Gehorsam bezwecke, andere verweigerten ihn mit Bezug auf eine Erklärung Papst Pauls V. Diese Weigernden wurden von allen Aemtern ausgeschlossen, Besuch des protestantischen Gottesdienstes und Genuß des Abendmahls bei Strafe anbefohlen und eine Haussuchung nach katholischen Büchern, Reliquien u. dgl. angeordnet. Jakobs löbliche Behauptung: man dürfe die Strafen der Verschwörung nicht mittelbar auf unschuldige Katholiken ausdehnen, hatte kein Gewicht und galt Vielen für Aberglauben und Götzendienst.

Die hohe, dem Namen nach herrschende Kirche strebte auf alle Weise danach, Uebereinstimmung der Lehre und der kirchlichen Verfassung aufrecht zu erhalten, und unterstützte überall die unbedingten Ansprüche des Königs, theils aus innerer Ueberzeugung, theils um bei ähnlichem Bemühen seines Beistandes gewiß zu sein. Fast alle englische Bischöfe sprachen von ihm in Ausdrücken unbegrenzter Verehrung und leiteten sein Recht und sein Thun unmittelbar von Gott ab, während sie vom Parlament mit wenig Achtung redeten, oder gar des Königs Unbeschränktheit auch auf willkürliche Besteuerung ausdehnten.

Diese Ansichten, die steigende Gewalt der geistlichen Commission, so wie der weltliche Sinn und die Genußliebe mancher höheren Geistlichen vermehrte die Heftigkeit und die Macht der Puritaner. Man nannte sie Vertheidiger der kirchlichen Freiheit, Bekenner der reinen vom

Arminianismus unverfälschten Lehre Calvins und lobte die regelmäßige Sittlichkeit ihres Lebens. Eifrige Anhänger der hohen Kirche hingegen äußerten: der Puritanismus ist ein Deckmantel für die Nichtsnutzigen und für gewissenhafte Männer kaum mehr als eine Narrenkappe. So steht die hohe Kirche in der rechten Mitte zwischen zwei apokalyptischen Thieren, dem Puritanismus und Papismus.

Allerdings legten die Puritaner übertriebenes Gewicht auf gewisse von ihnen gemißbilligte Aeußerlichkeiten (z. B. das Kreuz bei der Taufe, den Ring bei der Trauung, das Kniebeugen beim Namen Jesus und den Gebrauch des Chorhemdes), allein ihre Gegner waren in diesen Beziehungen eben nicht duldsamer, und für schärfer Sehende offenbarte sich allerdings ein tieferer und allgemeinerer Gegensatz zwischen ihnen und der hohen Kirche. Ueberzeugt, daß Religionsgespräche weit öfter die Spaltungen erweiterten, als Frieden erzeugten, hatte sie Elisabeth immer verhindert; Jakob hingegen bot auf den Grund umständlicher Klagen der Puritaner hierzu die Hand, theils weil er die Wahrheit zu fördern hoffte, theils weil er sich selbst als Theologen und Redner zeigen wollte. Bei der Eröffnung dieses Religionsgespräches zwischen Episkopalen und Puritanern zu Hamptoncourt (Januar 1603) erklärte der König seine Achtung vor der bestehenden Kirchenverfassung und seine Abneigung dieselbe zu ändern; doch könnten Mißbräuche eingeschlichen sein, welche Besserungen nöthig machten, auch sei die Verhandlung jedenfalls nützlich, um das Geschrei der Unruhigen zu beseitigen. Als nun aber die Puritaner auf ihren Meinungen beharrten, obgleich sich der König oft selbst in das Gespräch mischte, kamen seine Ansichten schärfer an das Tageslicht: er wolle die Zahl der Gesetze und kirchlichen Vorschriften nicht vermehren, oder die Glaubensbücher mit theologischen Spitzfindigkeiten anfüllen. Königthum und Presbyterianismus vertrügen sich so wenig wie Gott und Teufel, denn Hans und Kunz kämen nach dieser Lehre zusammen und kritisirten unverständig jeden König und jede Regierung. Er wisse wie die Presbyterianer ihn und seine Mutter behandelt hätten, und wie wahr der Satz sei: kein Bischof, kein König. — In Bezug auf diese Aeußerungen sagte Erzbischof Whitgift: er sei überzeugt, durch den König spreche der Geist Gottes; und der Bischof Bankroft fügte hinzu: ich kann bezeugen, daß mein Herz von Freude überfloß, weil der allmächtige Gott uns aus besonderer Gnade einen König geschenkt hat, wie es seit Christi Zeit keinen gab. In einer amtlichen Darstellung ward endlich erklärt: die hohe Kirche sei in allem Wesentlichen rein und tadellos befunden worden, und (mit Ausnahme einiger geringen Abänderungen am Gebetbuche) müsse Alles beim Alten bleiben. Später ward befohlen: Niemand solle über Dinge predigen, welche in den 39 Artikeln nicht erwähnt wären, und eben so wenig über Vorherbestimmung, Gnadenwahl, geistliche Rechte des Königs u. s. w.

Die Puritaner klagten allgemein, daß einseitig und ohne Zuziehung des Parlaments, bloß durch königliche Proclamationen, wider sie entschieden sei: uneinig aber waren sie: ob man sich den Bestimmungen unterwerfen und die englische Kirche für eine solche halten könne, oder ob man sie als ein Glied des Antichrists betrachten müsse? Viele der strenger Gesinnten wanderten nach den Niederlanden und nach Amerika aus, und zurückbleibende Widerspenstige wurden bestraft oder entsetzt; doch gewann im Ganzen die hohe Kirche nur sehr wenig durch dieses strenge Abschließen und Ausschließen, und noch schroffer stellten sich ihr die Puritaner in Schottland entgegen.

Diese trachteten nach einer von jeder weltlichen Oberleitung durchaus unabhängigen Kirche, ohne alle Abstufung der Würden und mit einem von Kunst und Ceremonien ganz entfernten Gottesdienste. Der daran sich knüpfende Ernst des Lebens und der Lebensansichten ging bei Einigen in wilde Schwärmerei, bei Anderen in finstere Melancholie über. Und selbst die gemäßigteren Geistlichen hielten es für ihre Pflicht: den Wandel des Königs, der Königin und ihrer Günstlinge, die Verwaltung der Minister, sowie alle öffentlichen Angelegenheiten schonungslos zu beurtheilen und darüber von der Kanzel herab zum Volke zu sprechen. Sie erweiterten ihre Gerichtsbarkeit, mehrten und schärften ihren Bann, den die weltliche Macht anerkennen müsse und selbst dann nicht aufheben dürfe, wenn er ungerechter Art sei. So bannte eine Synode im Jahre 1593 alle katholischen Lords ohne Rücksicht auf des Königs Einrede, und stellte ihnen nur die Wahl sich zu bekehren oder das Land zu verlassen.

Dies Alles stand mit den Grundsätzen Jakobs in dem grellsten Widerspruche; er suchte deshalb die niedere Geistlichkeit theils durch Bewilligungen, theils durch Drohungen auf seine Seite zu bringen, gewann manche niedere Barone, die seit dem Jahre 1584 für die Grafschaften im Parlamente erschienen, sowie diejenigen unter den Lords, welche Kirchengüter zu erwerben wünschten oder deren Herausgabe befürchteten.

Zu dieser Zeit erhielt die Geistlichkeit gewissermaßen eigene Vertreter im Parlamente. Die allgemeine Versammlung schlug nämlich zu jeder

Stelle sechs Personen vor, aus welchen der König eine erwählte. Doch durften diese Stellvertreter ohne besonderen Auftrag Nichts in Anregung bringen oder genehmigen, was der Kirche nachtheilig werden könnte; sie blieben nur ein Jahr in ihrem Amte und waren der allgemeinen Versammlung der Geistlichen verantwortlich. Während Manche derselben in dieser parlamentarischen Wirksamkeit einen Gewinn für die Kirche sahen, verwarfen Andere mit Heftigkeit jede Theilnahme an weltlichen Reichsversammlungen; denn sie führe, wo nicht zu einer Unterwerfung der Kirche unter den Staat, doch über kurz oder lang zu einer Herstellung der Bischöfe. Fast Alle traten Buchanan's Grundsatz bei: daß Fürsten wegen ihrer Verbrechen gleichwie der geringste Unterthan den Gerichten verantwortlich sind, und im Fall des Widerstandes mit den Waffen dürfen gezwungen und abgesetzt werden.

Bis zu seiner Thronbesteigung in England sah sich Jakob gezwungen, ungemein vorsichtig und gemäßigt gegen die Presbyterianer zu verfahren; während der folgenden Jahre traten aber seine kirchlichen Plane immer bestimmter hervor und wurden durch Mittel jeder Art (Lob, Belohnungen, Bestechungen, Drohen, Absetzen und Verbannen), oft mit Verletzung vieler Formen befördert. Die Kirche sollte sich dem Staate unterordnen und keine geistliche Versammlung ohne königliche Genehmigung berufen werden. Die Bischöfe erhielten (1606—1610) meist ihre Güter und ihre Sitze im Parlamente zurück und wurden Häupter der Versammlungen: jeder Priester sollte ihnen Gehorsam schwören, Niemand aber über die Kirchenverfassung und diese neue Anordnungen predigen.

Im Jahre 1617 setzte der König ferner manche Aenderung sowie Beschluß durch: was er mit Rath der Erzbischöfe, Bischöfe und einer hinreichenden Zahl von Geistlichen anordne, solle Gesetz sein. Gleichzeitig führte er in seiner Kapelle den Chor, die Orgel und manches andere früher Abgeschaffte wieder ein, und brachte am 25. August 1618 die Kirchenversammlung zur Annahme der sogenannten fünf Artikel von Perth. Sie setzen fest: 1) das Abendmahl wird knieend empfangen; 2) es darf an Kranke in ihren Wohnungen vertheilt werden; 3) Privattaufen sind erlaubt; 4) achtjährige Kinder dürfen confirmirt und 5) gewisse Festtage sollen gehalten werden.

Diese Punkte erschienen Vielen um so bedenklicher, da in ihnen manche schwierige und streitige Lehre nur angedeutet war oder verborgen lag; so z. B. über die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl, über die Nothwendigkeit der Taufe zur Seligkeit, über die Gewalt der Bischöfe u. s. w. Dennoch wurden diese Artikel vom Parlamente im Jahre 1621 mit einer Mehrheit von 27 Stimmen bestätigt, nachdem der königliche Beauftragte erklärt hatte, es sollten keine weiteren Neuerungen eintreten. Seitdem wuchs überall die königliche und die bischöfliche Macht; ja bloße Eingaben und Vorstellungen an das Parlament galten schon für aufrührerisch. Wenn die frühere priesterliche Demokratie oft finstere Strenge, Anmaßung und Unruhe zeigte, so die neue bischöfliche Aristokratie oft sittliche Ausartung und neben Knechtsinn eine Herrschsucht anderer Art. Daher schrieb Jakob den Bischöfen: der ungehorsame, aufrührerische, rebellische Haufe muß gehorchen, sonst widersteht er Gott, seinem natürlichen Könige und den Gesetzen des Landes. Das Schwert ist in Eure Hand gegeben, geht deshalb drauf los, gebraucht es und laßt es nicht länger ruhen.

Weder Jakob noch seine Gegner hatten einen Begriff von dem Wesentlichen des allen Bekenntnissen zu Grunde liegenden Christenthums und von einer ächten Duldung; ja Alle hielten das Dasein zweier abweichenden Ansichten in einem Staate für verderblich und verdammlich, und jeder verlangte die ganz ausschließende Herrschaft seiner Meinung. In Streit- und Spottschriften vertheidigte man dieselbe mit solcher Heftigkeit, daß die Regierung mehrere Male ernste Maßregeln dawider ergriff. Sie blieben aber meist erfolglos; und Staat und Kirche wurden der Gegenstand immer schärferen Tadels. Von puritanischer Seite traf derselbe unter Anderem eine königliche Verfügung von 1618 über die Feier des Sonntags. Laut der Schrift ein Doktors Bound sollte an demselben keine Hochzeit oder anderes Fest stattfinden, keine andere als geistliche Beschäftigung eintreten, höchstens mit einer Glocke geläutet und Scherz und heitere Reden wie Sünde betrachtet werden. Ob nun gleich jene Verfügung Jakobs, die Gesellschaften, Spiele und Erholungen nur in den Stunden erlaubte, wo Sonntags kein Gottesdienst gehalten wurde, und nur diejenigen Personen zuließ, welche bereits die Kirchen besucht hatten, nahmen Sabbatarier und Puritanier dennoch hieran den größten Anstoß. Umgekehrt heißt es in einer Spottschrift wider die letzten: im Fall Gott und seine Engel am jüngsten Tage in ihren schönsten weißen Kleidern herabkämen, würden die Puritaner dennoch davonlaufen und schreien, daß die Gräuel der Kapellkinder auf sie eindrängen.

Zu so vielen allgemeinen Gründen der Unzufriedenheit und Auflösung traten damals noch manche einzelne Beschwerden und Ungerechtig-

keiten. So z. B. die Behandlung des stolzen und heftigen, aber ungemein geistreichen Walter Raleigh. Seine Feindschaft gegen Essex hatte ihn bei dem Volke, sein Haß gegen die Schotten bei dem Könige Schaden gethan. Obgleich er, ungeachtet mancher Uebertretung vorgeschriebener Formen, der eigentlichen Theilnahme an Cobham's Verschwörung nicht überführt wurde, blieb er zehn Jahre in der Haft, bis er durch Lady Villiers dem neuen Günstling Buckingham 1500 Pfund zahlte. Eine von ihm hierauf geleitete, allerdings widerrechtliche Unternehmung gegen spanische Besitzungen mißglückte und ward (als der Einfluß Gondomars in London wieder wuchs) als Verrath betrachtet, obgleich Etliche behaupten, daß der König Jakob der Sache keineswegs ganz fremd gewesen sei. Weil indeß die neue Anklage keine schwere Strafe herbeiführte und die Spanier in ihrer Verfolgung nicht nachschließen, ward der alte erloschene Prozeß nochmals aufgenommen und unter Bakons feiger Beistimmung beschlossen, das frühere Todesurtheil (ohne Rücksicht auf die zwar nicht ausdrückliche, aber doch stillschweigend eingetretene Begnadigung) zu vollziehen. Das Volk, obgleich früher dem Raleigh abgeneigt, zeigte löbliches Mitleiden und zürnte den Richtern, wie dem von den Spaniern beherrschten Könige. Doch hatten diese, abgesehen von dem Erzählten, noch einen besonderen Grund des Hasses wider den Verurtheilten. Er führte nämlich in Irland den Oberbefehl, als gefangene Spanier mit kaltem Blute niedergehauen wurden, weil sie keinen Auftrag von Philipp II. vorzeigen konnten und deshalb also wie Räuber zu betrachten wären.

Wie alles Größere verschwand auch der Glanz und der Anstand, welcher am Hofe Elisabeths herrschte, nur zu schnell, ohne daß Jakob es irgend verstand sich in anderer Weise beliebt zu machen.

Anstatt, wie Elisabeth, allen Unterthanen zugänglich zu sein, zürnte der König jedem, welcher sich ihm nahte, weshalb jemand seinem Jagdhunde eine Vorstellung um den Hals hing, mit der Bittschrift: Liebster Köter, wir bitten Sie mit dem Könige über unsere Angelegenheit zu sprechen, denn er hört Sie täglich, uns aber niemals!

Der französische Gesandte Beaumont schrieb über die damaligen Verhältnisse seinem Hofe: Ich erkenne so verschiedenen Samen von Krankheiten in England, es brütet so viel in der Stille und so viele Ereignisse erscheinen unausbleiblich, daß ich behaupten möchte: von jetzt auf ein Jahrhundert werde dieß Reich von seinem Glücke schwerlich einen andern Mißbrauch machen, als zu seinem eigenen Schaden. — Ich kann Euer Majestät versichern, daß Sie eher Grund haben, König Jakobs verkehrtes Benehmen und seinen Untergang zu ahnen und zu bemitleiden, als seine Macht zu fürchten. Der Muth der Engländer ist in der Gruft der Elisabeth mit begraben. Wie muß der Staat und die Lage eines Fürsten beschaffen sein, den die Prediger öffentlich auf der Kanzel heruntermachen, den die Stadtkomödianten auf der Bühne darstellen, dessen Frau diesen Schauspielen beiwohnt, um ihn auszulachen, dem das Parlament trotzt und ihn verachtet, und der allgemein von seinem ganzen Volke gehaßt wird. Seine Laster schwächen seinen Geist; wo er als König sprechen will, fährt er zu wie ein Tyrann, und wo er sich herabläßt, wird er gemein. Unter scheinbaren Titeln sucht er ehrlose Handlungen zu verbergen, und weil ihn die Kraft zu diesen verläßt, weidet er seine Augen da, wo er seine übrigen Sinne nicht mehr befriedigen kann. Das Ende von Allem ist endlich jedesmal der Becher. — Nichts geschieht hier nach der Regel und Vernunft, sondern nach dem Belieben Buckinghams, dieses jungen, unwissenden, durch Gunst verblendeten, durch Leidenschaft fortgerissenen Menschen. Die allerwichtigsten und dringendsten Angelegenheiten können diesen König nicht dahin bringen, ihnen nur einen Tag, ja auch nur eine Stunde zu weihen oder seinen Vergnügungen abzubrechen. Er bekummert sich nicht darum, was man von ihm urtheilt, oder was nach seinem Tode aus dem Reiche werden soll. Ich glaube eine zerbrochene Flasche Wein oder ein ähnliches Nichts liegt ihm mehr am Herzen, als der Untergang seines Schwiegersohns und das Elend seiner Enkel!

Einige dieser Aeußerungen möchte man gern der Abneigung eines Fremden oder der übertriebenen Strenge eines trübschauenden Beobachters zuschreiben — doch sagt selbst der Engländer Burnet: kein König konnte weniger geachtet und bei seinem Tode weniger beklagt werden. England (welches eine so große Rolle spielte, und dessen Königin Elisabeth Schiedsrichterin innerhalb der Christenheit, ja das Wunder ihrer Zeit war, sank unter dieser Regierung in dunkle Nacht und König Jakob ward der Spott seiner Zeit. Während hungrige Schriftsteller ihn daheim über alle Maßen priesen, betrachtete ihn das ganze Ausland als einen Pedanten ohne Urtheil, Muth und Festigkeit und als einen Knecht seiner Günstlinge. — Hiemit übereinstimmend äußert Lord Littleton: König Jakob besaß weder Muth noch Geschicklichkeit, noch Gewandtheit, und ward gleichmäßig verachtet im Inlande und Auslande. Gewiß erschien sein Tod (er starb

den 6. April 1625 im neunundfunfzigsten Jahre seines Alters) den Meisten als ein Glück, und Wenige ahneten, daß die unvertilgbaren Keime größerer Umwälzungen bald mit verdoppelter Kraft hervorbringen würden.

---

## Lübecks Selbstbefreiung.

Von F. Ch. Dahlmann.

Als im Jahre 1201 König Waldemars des Ersten Söhne Holstein eroberten, fielen auch Lübeck und Hamburg in ihre Hände, zwei mächtige, mit gräflichen, herzoglichen und kaiserlichen Freiheiten ausgestattete Städte, und die am liebsten Niemandem gehorcht hätten. In Lübeck nahm König Knud die Huldigung der neu unterworfenen deutschen und wendischen Gebiete an, und Waldemar II. folgte bald seinem Beispiele. Er bestätigte der Stadt den Freiheitsbrief Kaiser Friedrich Barbarossa's, aber er riß sie zugleich gänzlich los von aller Gemeinschaft mit dem deutschen Reiche, und nicht lange, so gab Kaiser Friedrich II. ihm (1214) Brief und Siegel darauf. Jetzt war Lübeck unter dänischer Reichshoheit die Stadt des neuen dänischen Lehnsgrafen von Nordelbingen, Albert von Orlamünde, der auf des Königs Geheiß den wichtigen Besitz ummauerte, ein festes Schloß in der Stadt erbaute, und feste Schlösser an der Trave, namentlich zu Travemünde. Lübecks Bürger, früh mündig geworden, fühlten schwer, daß sie fortan fremder Größe dienen mußten. Als in der Nacht vom 6. auf den 7. Mai 1223 König Waldemar in jene langwierige Gefangenschaft fiel, die das Schicksal von Norddeutschland umwandte, schrieb der Papst (2. Nov.) den Lübeckern, sie möchten, wie des Töpfers Werk im Ofen, jetzt ihre Treue dem Könige in der Widerwärtigkeit beweisen. Wirklich auch, so erzählt man, unternahmen sie nichts während der langen Gefangenschaft Waldemars, theilten keine der Bewegungen in Holstein und Mecklenburg, duldeten die dänische Besatzung in ihrem Stadtschlosse, wünschten sogar Glück zu der endlichen Befreiung des Königs; alles das nicht, weil ihr Sinn von Deutschland abgewandt war, sondern weil sie höher hinaus wollten. In aller Stille fertigten sie an Kaiser Friedrich eine Gesandtschaft ab, sprachen ihn um die Gewährung der Reichsunmittelbarkeit an, die er ihnen auch zu Parma unterm 14. März 1226 urkundlich ertheilte. Jetzt erst, am 1. Mai, schritten sie zur Ausführung, lockten unter dem Scheine des herkömmlichen Maifestes den dänischen Befehlshaber vor die Stadt hinaus, machten ihn zum Maigrafen und stellten Ergötzlichkeiten an, während eine Anzahl entschlossener Bürger sich in die Burg begab, in die Jeder frei eintreten durfte, als man sich stark genug glaubte, die verborgenen Waffen hervorzog und die arglose Besatzung glücklich übermannte. Auf den Ruf dieser Selbstbefreiung fertigte Kaiser Friedrich abermals, im Junius desselben Jahres, für Lübeck eine Urkunde der Reichsfreiheit aus, welche durch die Schlacht von Bornhövede im folgenden Sommer ihre Bestätigung erhielt und in volles Leben trat.

Also lautet die Erzählung von Cranz und Petrus Olai, Reimar Kock und Hamsfort und unzähligen Andern, bis auf Becker hin, den neuesten Geschichtschreiber von Lübeck, soviel mir bewußt, ohne Ausnahme. Es erzählt sich aber leicht, woher mir Schwierigkeiten in der Sache entstanden sind.

Ich las die beiden Verträge, welche König Waldemar zum Zwecke seiner Befreiung abschloß, in Thorkelins bekanntem Diplomatarium, vertauschte jedoch diese wegen der Unverständlichkeit verschiedener Stellen mit den Originibus Guelficis und fand wirklich, daß im thorkelinschen Abdrucke aus den Originibus nicht allein viele Stellen fehlerhaft sind, sondern auch ein paar Zeilen fehlen.

Der erste Vertrag, datirt vom 4. Juli 1224, enthält nicht allein die Verzichtleistung des Königes auf das überelbische Land und auf alles, was durch ihn dem deutschen Reiche entfremdet; nicht allein wird Jedermann in den abgetretenen Landen des Eides und der Huldigung gegen Dänemark entlassen, um unter Kaiser und Reich zurückzukehren, sondern Lübeck wird auch ausdrücklich als die Stadt bezeichnet, wo der König 25,000 Mark löthigen Silbers an die Gesandten des Königes von Jerusalem und an die Brüder des deutschen Hauses auszahlen soll, wofern sein Versprechen, binnen zwei Jahren einen Kreuzzug zu unternehmen, unerfüllt bleiben sollte. Sicherlich also war es nicht die Meinung, die Stadt Lübeck von der allgemeinen Bestimmung der Abtretungen auszunehmen und diesen wichtigen Platz in Dänemarks Händen zu lassen. Aber, es ist wahr, dieser erste Vertrag ging nicht in Erfüllung. Graf Albert, derweile Regent von Dänemark, hatte sich eines Andern besonnen. „Ich dachte zuerst," schrieb er dem Papste, „die Lösung meines Oheims schleunig zu bewirken, aber hernach hielt ich es für nützlicher für das gemeine Wohl, das Verbrechen zu strafen, weil Trug Niemandem frommen darf." Somit verwarf er um Michaelis vor der Reichsversammlung zu Bardewick im Beisein des römischen Königs den früher unbedingt beschworenen Vertrag, und lieferte im Jan. 1225 die

Schlacht bei Mölln, deren unglücklicher Ausgang ihn den königlichen Gefangenen im Schlosse Schwerin zugesellte. Nun schloß Waldemar am 17. November einen zweiten Vertrag für seine Befreiung, verzichtete abermals auf die genannten Gebiete, und zwar recht ausdrücklich auf alles Reichsland zwischen Eyder und Elbe, von der Mündung der Eyder bis zur Levensaue und von der Levensaue bis ans Meer, auf das Land des Fürsten Burewin und alles Slavenland, bis auf Rügen — also sicherlich auch auf Lübeck. Dazu wird die Fortdauer der Handelsfreiheiten der Lübecker und Hamburger in Dänemark förmlich ausbedungen, was Niemandem einfallen konnte, wenn Lübeck dänisch bleiben sollte, und was schwerlich Jemandem einfiel, wenn nicht die Lübecker und Hamburger es selbst betrieben; endlich wird in Absicht des Lösegeldes ausgemacht, daß, wenn der König einen gewissen Zahlungstermin nicht halten kann, zwei oder drei angesehene Dänen sich als Geisel nach Lübeck stellen sollen (Lubeke intrabunt), eine Bedingung ohne Sinn, wenn Lübeck als dänische Stadt betrachtet ward. Mir schien es daher, indem ich bloß auf die Vertragsurkunde sah, nicht länger zweifelhaft, daß Lübeck schon vor dem zweiten Vertrage von den Dänen geräumt sei, wahrscheinlich vermöge der Schlacht von Mölln, vielleicht ohne weiteres dadurch, daß Graf Albert die Besatzung herauszog, um desto kräftiger seinen Feinden entgegentreten zu können; denn er hatte nicht mehr allein mit den Mecklenburgern zu schaffen, neuerlich war der Erzbischof von Bremen mit einer bedeutenden Macht über die Elbe gegangen und führte den jungen Grafen Adolf IV. von Holstein, den rechtmäßigen Erben des Landes, mit sich. Ja wollte man auch der Urkunde zum Trotze annehmen, die dänische Besatzung sei noch länger in Lübeck geblieben und man habe es mit Lübeck gemacht wie mit Rendsburg, den König freigegeben, ehe die Besatzung herausgezogen worden, immer blieb noch als Bürgschaft der Erfüllung der jüngere König in der Haft zurück. Der Vater erlangte die Freiheit am 21. Dec. 1225. Den nächsten Ostern trug man kein Bedenken, dem Vertrage gemäß den jungen König freizugeben, also waren die Bedingungen des Vertrages bis dahin von Seiten Waldemars erfüllt, im spätesten, doch unwahrscheinlichen Falle also ward Lübeck vor Ostern, d. i. vor dem 19. April 1226 erledigt, es war also auf keinen Fall nöthig, die List des ersten Mais anzuwenden. Solcher List und Selbstbefreiung wird aber auch bei keinem einzigen der gleichzeitigen Schriftsteller gedacht, weder Albert von Stade, noch Mönch Gottfried aus dem St. Pantaleons Kloster zu Cöln haben ein Wort davon, und was wäre die Geschichte unsrer Gegenden in diesem an norddeutschen und dänischen Quellen armen Zeitraume ohne sie? Eine dritte Quelle von großer Wichtigkeit ist die lüneburgische Chronik, welche sich bei Eccard in niedersächsischer Sprache findet. Diese allein läßt uns hier nicht im Stiche; gleich nach Erwähnung der möllner Schlacht nennt sie Lübeck frei. Leider fehlt nachher ein Blatt derselben, das die Begebenheiten von 1226 u. s. w. enthalten müßte. Wir verdanken aber dem verdienstvollen Wedekind die Belehrung, daß diese Chronik nur eine abgekürzte Uebersetzung der ungedruckten lateinischen Chronographie des Conrad von Halberstadt ist, der in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts schrieb, und demnächst die Nachricht, daß eine Abschrift der Chronographie sich in der königlichen Bibliothek in Hannover finde. Dieser Umstand veranlaßte mich an Herrn Doctor Pertz, mit welchem durch verwandte Studien verbunden zu sein ich mir zur Ehre schätze, zu schreiben und ihn um eine Copie des unbekannten Blattes zu bitten. Ich fand den Inhalt, wie zu erwarten, von Lübecks Selbstbefreiung im Mai 1226 schweigend, in Hinsicht des dänischen Krieges aber von mannichfacher Wichtigkeit.

Was bleibt denn aber nach dem allen nun als Thatsache? Die Lübecker wurden frei durch die möllner Schlacht im Jan. 1225. Nun des strengen Oberaufsehers entledigt, benutzten sie den Augenblick, um, ehe der junge Landesherr, Graf Adolf, noch ganz zu Kräften käme, ihre Zukunft sicher zu stellen. Sie schickten in aller Stille eine Gesandtschaft an Kaiser Friedrich II., legten ihm das Privilegium seines Großvaters vor und erlangten zuvörderst die Bestätigung desselben in einer meines Wissens ungedruckten (und ich weiß nicht, ob überall noch vorfindlichen) Urkunde am 14. März 1226 zu Parma ausgefertigt, und demnächst in demselben Sommer die berühmte Urkunde, worin der Kaiser, nach der Art der Freibriefe seiner italienischen Städte, Lübeck gegen eine jährliche Zahlung von 60 Mark mit sehr vermehrten Gerechtsamen zu einer freien kaiserlichen Stadt erhebt. Sie ist im Junius zu Borgo S. Donnino ausgestellt, wo der Kaiser auch am 11. Julius sich befand. Man findet sie öfter, unter andern bei Westphalen abgedruckt, doch so wenig fehlerfrei, daß ein diplomatisch genauer Abdruck, oder am liebsten ein Facsimile von diesen und den ältern Briefen mit ihren goldnen Bullen zu wünschen wäre, ein Bedürfniß, welches der Herr Oberappellationsrath Hach in Lübeck selber ausgesprochen hat und zu allgemeiner Zufriedenheit erfüllen würde.

Der Freibrief wird dadurch noch wichtiger, weil ihn Herzog Albert von Sachsen selber mit unterschrieben hat, er, dessen Ansprüche neben denen der holsteinischen Grafen, am meisten zu fürchten waren. Aber auch hier, wie in so vielen menschlichen Fällen, waren die Begebenheiten wichtiger als alle Verbriefungen. In denselben Junius-Tagen, in welchen die Lübecker bei dem Kaiser zum Ziele kamen, erwarb sich König Waldemar vom Papste, der des Kaisers Freund nicht war, die Lossprechung von dem Eide, den er bei seiner Loslassung geschworen. Schon hatte Dithmarschen, schon hatten die Grafen von Schwerin und Holstein die Schärfe seines Schwertes an der Eyder empfunden, Rendsburg, neuerdings erst den Holsteinern übergeben, ging verloren. Da empfand Graf Heinrich von Schwerin, daß man noch mehrerer Helfer bedürfe, schloß am 15. Febr. 1227 mit dem aus Italien zurückgekehrten Herzog Albert von Sachsen zu Lübeck ein Bündniß und nahm, so hochfahrend er war, seine Lande vom Herzoge zu Lehen; auch Graf Adolf erkannte den Anhalter als seinen Lehnsherrn an; wenn der Sieg gelänge, sollte dem Herzog das Ratzeburgische und Lübeck gehören. Demgemäß ward auch nach der bornhöveder Schlacht verfahren, Albert von Orlamünde mußte seine Befreiung aus Ketten durch die Festung Lauenburg erkaufen, und dem Herzog gehörte das ratzeburger Land unbestritten. Auch rechnete er Lübeck zu seinem Herzogthum, und die Lübecker ließen es sich gefallen, daß er sie als ihr Herzog im Jahre 1234 mit Travemünde beschenkte. Inzwischen kam Lübeck bald in den Fall, nicht mehr mit dem Plutus des Aristophanes fragen zu dürfen: „Wie mach' ich's, daß ich der Macht, die ich, wie ihr sagt, besitze, wirklich Herr werde?" Das Haupt der Hanse konnte seinen kaiserlichen Brief entfalten, ohne die Ansprüche der Anhalter zu fürchten.

Freilich hatte Graf Adolf IV. die Schwachheit, sich mit seinem gefährlichsten Feinde zur Eroberung von Lübeck zu verbinden; — doch ehe wir dahin kommen, mögen einige Bemerkungen über ihn Platz finden. Sein Haus herrschte seit dem Jahre 1110 (nicht 1106) in Holstein und Stormarn, mit welchen Landen Adolf II., ein großer Fürst im kleinen Gebiete, das erkaufte Wagrien (nicht vor 1142) verband, wo er Lübeck baute. Adolf III. ward vierzigjährig von Land und Leuten vertrieben (1201), fiel selber in dänische Gefangenschaft, aus der er nur gegen die Bürgschaft seiner eignen Kinder nach zwei Jahren loskam (1203). Der Graf hatte mit seiner Gemahlin Adelheid drei Söhne, Conrad, Adolf und Bruno. Christiani möchte den Adolf zum jüngsten Sohne machen, allein, daß Bruno der jüngste war, folgt auch daraus, daß er nach dem gewöhnlichen Loose der jüngsten Söhne den geistlichen Stand erwählte. Er starb als Bischof von Olmütz. Der gefangene Graf mußte schwören, das Land diesseits der Elbe nie wieder zu betreten, noch für seine Wiederherstellung, sei es selber, oder durch Andere, etwas unternehmen zu wollen. Er ging in seine Stammgrafschaft Schauenburg. Zwölf Geiseln blieben als Bürgen seiner Treue zehn Jahre lang in Dänemark zurück, Söhne der angesehnsten Männer, an ihrer Spitze zwei Söhne des Grafen. Vermuthlich war Bruno damals noch nicht geboren, auf allen Fall aber befand sich, da die älteren Söhne die besseren Bürgen waren, der junge Adolf mit unter den Geiseln, und hat sonach die Jahre 1203 bis 1213 gezwungener Weise mit seinem ältern Bruder in Dänemark zugebracht. Als er loskam, mochte er 13 bis 14 Jahre zählen. Adolf kann nicht jünger als das Jahrhundert gewesen sein, denn er konnte schon im J. 1237 seine Tochter Mechtild verheirathen. Nach dieser Erörterung des Hergangs erscheint als Fabel die Erzählung, die man allenthalben wiederholt findet, daß eine Adelsfrau, Deests von Kellingdorp, gleib nach der Eroberung von Holstein durch die Dänen, das Grafenkind zu sich in die Kremper Marsch genommen und in ihm den künftigen Befreier Holsteins auferzogen habe. Der bekannte Presbyter Bremensis erzählt von der Sache, welche Cranz umgestaltet weiterträgt, von wo sie dann zu Hamsfort und in Petersens holsteinische Chronik übergegangen ist. Der Presbyter wirft hier auf eine gräuliche Weise Zahlen und Thatsachen durch einander, läßt die Eroberung Holsteins im Jahre 1199 geschehen sein, und zwar hauptsächlich durch des dänischen Königs Knud Mutter, die schwarze Margarethe, die auch das Danawerk gebaut hat (so viel Worte, so viel Irrthümer!); erzählt dann die bekannten Anekdoten von Itzehoe und dem Amtmanne in Segeberg, der das Jütsche Lov einführen wollte, (das damals noch gar nicht geschrieben war), bis endlich die Deests und zuletzt die Schlacht von Bornhövede, die er auf das Jahr 1212 setzt, alles wieder gut machen. Bei dem allen läßt der Presbyter den Adolf nicht bei der Deests von Kindheit an erzogen sein; diesen Umstand und die von ihr bei dem alten Vater angewandte Rhetorik bringen erst die Späteren hinein; sie erbat, nach dem Presbyter, und erhielt vom Vater den Jüngling Adolf (adolescentem filium suum Adolfum), und um ihr Verdienst nicht ganz untergehen zu lassen, dürfen wir getrost annehmen, daß sie entweder unmittelbar oder durch die Dazwischenkunft des Erzbischofs von Bremen den

alten Grafen entschieden habe, seinen zweiten Sohn an die Wiederherstellung seines Hauses in Holstein zu wagen, denn Conrad sollte des Vaters Nachfolger in Schauenburg werden. Diese Sendung Adolf's ins überelbische Land ist aber auf jeden Fall erst zu der Zeit geschehen, da durch die Gefangennehmung Waldemar's dem Lande wieder Hoffnung aufging; sie ist auch nicht einmal gleich nach der Gefangennahme geschehen, denn in dem ersten Vertrage, durch welchen Waldemar seine Lösung suchte, vom 4ten Juni 1224, wird der Schauenburger noch gar nicht gedacht, vielmehr dem Grafen Albert von Orlamünde Holstein zugesichert, nur daß er es fortan vom deutschen Reiche zu Lehen nehme; ein ziemlich sicherer Beweis dafür, daß damals die Holsteiner sich noch nicht für ihren zurückgekehrten Landesherrn erhoben hatten. Und was bedarf es mehr? wir haben ja die bestimmte Aussage eines viel ältern und bessern Zeugen als des Presbyter, des Verfassers der lüneburger Chronik. Es war ein halbes Jahr nach jenem ersten Vertrage, es war am Thomasabende, 20sten December 1224, als der Erzbischof Gerhard mit seinem Schützlinge, dem Grafen Adolf, über die Elbe und gleich die Stör hinauf, wo die Deests ihren Anhang in der Nähe hatte, bis vor Itzehoe fuhr. Da erhub sich das Land für seinen rechtmäßigen Herrn und nahm die Burgen Graf Alberts ein, der den Westen des Landes preisgab, um den Osten zu retten, den aber wenige Tage darauf die Schlacht bei Mölln (Jan. 1225) in Gefangenschaft brachte. So wurde Holstein frei, 23 Jahre nach der Gefangennehmung des alten Grafen Adolf. Damals befreite sich auch Lübeck. Dieses sind nicht meine Worte, die lüneburger Chronik sagt's, nur noch bestimmter: „Do gaven oc de van Lubeke de Stat deme Rike;" und, nachdem sie nun noch hinzugefügt, wie Graf Adolf um Fastnacht die bei Hamburg durch Albert erbaute Festung erstürmte, spricht sie mit kluger Unterscheidung: Do gaven oc de van Hamburch de Stat deme Greven Alve.

Solchergestalt spricht dieses eine Zeugniß über beide historische Zweifelspunkte, die Zeit von Adolfs Ankunft in Holstein, und die von Lübecks Befreiung, das Endurtheil. Ueber die Art der letzteren läßt sich nur sagen, daß sie wahrscheinlich ohne fremde Mitwirkung geschah, denn sonst wäre es wohl nicht so leicht zu der Sendung an den Kaiser gekommen, und wer die alte Erzählung einmal lieb hat, kann sie auch so unterbringen und sich freuen, daß die Lübecker ein Jahr früher so pfiffig und ihre Feinde, sorglos im rings empörten Lande, noch viel einfältiger, als man dachte, gewesen sind.

Nach solcher Wiederherstellung, nach solchem Sturze, verdient es aber schweren Tadel, nicht eben daß Graf Adolf nach der Herrschaft über so kühne und ehrenwerthe Bürger zu trachten fortfuhr, wie die Lübecker waren, denen sein Großvater die Stadt gebaut hatte (wie ganz anders wäre es um Holsteins Wohlfahrt und Recht bewandt, wenn Lübeck und Hamburg dem Lande gesellt geblieben wären!) sondern daß er es unbedacht, auf Norddeutschlands und die eigene Gefahr hin, mit Waldemar verbunden, that. Doch nicht um des Tadels willen sei dies gesagt, sondern um auf diesen den Mühseligkeiten der Wissenschaft gewidmeten Bogen noch eine historische Kritik zu bringen. Mehrere Erzähler bürden dem Grafen Adolf statt einer Verkehrtheit deren zwei auf, lassen ihn zweimal mit Waldemarn Lübeck belagern, einmal 1234 und abermals im nächsten Jahre. Und, was nun den Hergang betrifft, beide Bundesfreunde, wird erzählt, schlossen im J. 1234 die Stadt zu Wasser und zu Lande ein, der König schiffte die Trave hinauf, legte an jeder Seite einen festen Thurm an, sperrte den Fluß durch Pfahlwerk, durch versenkte Schiffe, eine vorgezogene Kette; aber ein revaler Schiff, mit voller Gewalt hinanfahrend (gegen den Strom?), zersprengte die Kette, und selbst der eingesperrte Fluß suchte sich einen andern Weg ins Meer und fand ihn, ehe die Bürger noch ihren Vorsatz, ihm ein andres Bett zu graben, ganz vollführt hatten. Genug, Lübeck ward gerettet. Dieses ist aber nur die Summe der wunderbaren Sachen, die hier vorkommen. Wenig Kenner zwar der Wasserbaukunst, glaube ich, daß die von den Belagerern getroffenen Anstalten lediglich auf die Sperrung der Schifffahrt berechnet waren, nicht aber auf eine Zudämmung, die den Fluß zu gewaltsamen Maßregeln genöthigt hätte, welche den Belagerern fürwahr die meiste Gefahr drohten. Auch ist nach der ganzen Oertlichkeit schwer zu begreifen, wie die ringsumstellten Lübecker sollen im Stande gewesen sein, draußen an einem andern Bette für den Fluß zu arbeiten, eben so wenig, wie sie, von der See aus bloquirt davon für den Augenblick hätten Nutzen für ihre Versorgung mit Lebensmitteln ziehen können. Abermals erscheint allein glaubhaft der einfache Bericht der ältesten Gewährsmänner: der König und der Graf sperrten die Trave und bauten an beiden Seiten des Flusses ein Festungswerk: so sagt Albert von Stade, so die lüneburger Chronik, und wer konnte besser Bescheid wissen als Abt Albert, der zwei Jahre später in Verbindung mit dem Grafen Adolf eine Urkunde unterzeichnete? Von einer Wiederholung des mißlungenen Unternehmens im folgenden Jahre melden Beide kein Wort, auch Corners Chronik nicht, die sonst in der Zeit

hier sehr abirrt. Schon die Mahnung Papst Gregors IX. hätte davon abhalten mögen; denn der befahl unterm 30sten Aug. 1234 dem Capitel von Halberstadt, den König mittelst des Bannes zu zwingen, den lübecker Hafen wieder zu öffnen, welchen er dem Vernehmen nach durch versenkte Schiffe gesperrt hatte, zu nicht geringem Nachtheile des in Liefland neugepflanzten Christenthums; denn über Lübeck ging beständig die Fahrt dahin. Uebrigens dürfte der Schlüssel zu dem Gerede von dem gegrabenen Travebette in einer mißverstandenen Sage liegen, wie denn Sagen so oft in ihr Entgegengesetztes überspringen. Der Travehafen hatte vor Alters wirklich zwei Ausgänge, zu beiden Seiten der Insel Priwald, die grade vor demselben lag; sie wird in der Urkunde Friedrichs II. der Stadt zum Eigenthum gegeben. Erst im Jahre 1286 ließ die Bürgerschaft mit großen Kosten die Durchfahrt rechts zudämmen, machte den Priwald landfest, wie er noch jetzt ist. Später hatte man das vermuthlich vergessen und erzählte sich im Gegentheil, zur Zeit der dänischen Hafensperre habe man den Priwald in eine Insel verwandeln wollen, um sich eine zweite Durchfahrt zu eröffnen.

Im Julius 1235, als Kaiser Friedrich mit der englischen Königsschwester zu Worms Hochzeit hielt und vier Tage, vom 20sten an, dort Feste gab, ward der Streit zwischen den Schauenburgern und Lübeck abgethan. So erzählt Corners Chronik. Der Kaiser muß in sehr hochzeitlicher Laune gewesen sein, als er aus seiner eigenen Tasche dem Grafen Adolf 5000 Mark Abstandsgeld zahlte, statt die Lübecker zahlen zu lassen. Graf Adolf verzichtete dagegen für sich und seine Erben auf alle seine und seiner Vorfahren Ansprüche auf die Stadt, so daß von nun an die Stadt mit Grund und Boden kaiserlich war. Wie kam es denn aber, daß man hier nicht den kaiserlichen Freibrief vom Jahre 1226 zum Grunde legte, welcher die Festung Travemünde eben wie Lübeck reichsunmittelbar macht, welcher die Anlage einer Travefestung oberhalb der Stadt männiglich untersagt und den Bürgern ein Gebiet um Travemünde zusichert? Warum vermochte man den Grafen nicht, Herzog Alberts Beispiele zu folgen und auch auf Travemünde zu verzichten? Wie kam es, frage ich, daß noch lange nachher die holsteinischen Grafen im Besitz des festen Schlosses Travemünde blieben, bis endlich die Lübecker am 22sten Dec. 1320 dem jungen Grafen Johann mit Bewilligung der Landstände 4000 Mark lübisch die Festung abkauften und sie schleiften? Es war aber das, glaube ich, nicht mehr die alte Festung Waldemars vom Jahre 1217. Diese ward vermuthlich von den Lübeckern bei ihrer Selbstbefreiung geschleift, es war der neue Bau von der Belagerung von 1234, in welchem Graf Adolf seitdem eine Besatzung hielt, also daß das Unternehmen gegen Lübeck doch nicht ganz ohne Ausbeute für ihn blieb. Ich möchte weiter fragen: wie verträgt es sich mit dem feierlichen und förmlichen wormser Vergleiche, daß ein paar Wochen nachher nichts verglichen ist, Graf Adolf vielmehr mit einem neuen Kriege gegen Lübeck umgeht? Der Beweis ist leicht geführt. Am Bartholomäustage (24. Aug.) desselben Jahres 1235 giebt er seiner Stadt Oldenburg lübsches Recht, doch solle sie im Falle eines Krieges mit Lübeck das Recht seiner Stadt Hamburg gebrauchen. Eben diese Clausel steht in der Acte, welche im folgenden Jahr 1236 den Plönern lübsches Recht verleiht; sie steht dagegen nicht in der Kiel angehenden Urkunde vom J. 1232 und steht nicht mehr in der für Itzehoe vom Jahre 1238; denn zu dieser Zeit traf Adolf schon Anstalt, sich aller weltlichen Herrlichkeit zu entäußern. Ich kann aber nicht umhin den Wunsch nochmals auszusprechen, daß zum Zwecke der Ermittelung dieser und mancher verwandten schwierigen Verhältnisse die ältesten Freibriefe der ehrwürdigen Stadt Lübeck vollständiger und beglaubigter, als bisher geschehen, ans Licht treten mögen. Es ist kaum denkbar, daß hier noch ein anderes als das historische Interesse obwalten könnte; die vorliegende Untersuchung, das darf ich versichern, hat keinen andern Zweck.

---

## Blücher in der Schlacht bei La Belle Alliance.

**Von K. Th. Welcker.** *)

Vom Tage der Nachricht von Napoleons Landung erschien **Blücher**, der nach beendigtem Feldzug einen schlichten Bürgerrock liebte, unter dem Zujauchzen des Volkes in **Berlin** wieder öffentlich in der Feldmarschallsuniform und trieb zur energischen kräftigen Rüstung. Unter Erneuerung der schon oben erwähnten Verheißungen wurde ganz Deutschland auf's Neue zu den Waffen gerufen. In der Mitte des Junius 1815 stand Blücher bereits nach raschen Märschen mit seinem Heere an der Maas und Sambre, zunächst an der französischen Grenze, mit dem Hauptquartier zu **Namur**, den Franzosen unter dem Kaiser gegenüber. Ihm zur Seite stand die aus Engländern, Niederländern

*) S. dessen Artikel: **Blücher**, in v. Rotteck's und Welcker's Staatslexicon.

und Deutschen gebildete Armee unter Wellington mit dem Hauptquartier zu Brüssel. Beide Feldherrn hatten sich schnelle gegenseitige Hülfe versprochen. Napoleon warf sich zuerst auf Blüchers Heer. Ein französischer Schriftsteller gibt als Grund an, Napoleon habe darauf gerechnet, Blücher würde nach seiner Weise dem angegriffenen Wellington zur Hülfe eilen und wenn ihm selbst nur einige Bataillone zu Gebot ständen; Wellington dagegen würde, bevor er nicht sein Heer versammelt habe, Blüchern keine Hülfe bringen. Bei Ligny kämpften 130,000 Franzosen gegen 90,000 Preußen heiß und erbittert. Aber die Hülfe von Bülow und Wellington, in deren zuversichtlicher Erwartung die Schlacht angenommen worden, blieb aus. Das Corps von Bülow und die letzten Befehle an dasselbe hatten sich verspätet. Wellington aber hatte gesäumt, seine verschiedenen Corps zu vereinigen, und nun wurde er mit dem einen, was Blüchern zu Hülfe kommen sollte, bei Quatrebras selbst angegriffen. Kurz die 20,000 Mann, die er noch am 16ten gegen Mittag Blüchern um zwei Uhr persönlich versprochen hatte, blieben aus. Die Franzosen erhielten das Uebergewicht. Da setzte sich Blücher, um, wie oftmals, durch seine persönliche Tapferkeit und einen feurigen Angriff auf den rechten Punkt den siegreichen Ausgang herbeizuführen, an die Spitze der Reiterei. Aber sie wurde von den französischen Cürassieren geworfen. Blüchers Pferd, von tödtlicher Kugel getroffen, stürzt und wirft sich auf den greisen Helden, der im Falle noch ruft: „Nostiz, nun bin ich verloren!“ Ihm bleibt, während zuerst die Preußen und die verfolgenden Franzosen, diese im Hinwege und dann auch im Rückwege, dicht an ihm vorbeisprengen, nur sein treuer Nostiz als Schützer und Retter zur Seite. Als die Preußen in Verfolgung der von ihnen zurückgeworfenen Franzosen zurückkehren, da hält sie Nostiz schnell an. Dem Feldmarschall wird unter seiner Bürde auf- und auf ein Pferd geholfen. Es war gerade noch zur rechten Zeit; denn jetzt eben dringen die Feinde in Masse vor. Die Niederlage des Blücherschen Heeres war vollständig. Mehr als 12000 Todte und Verwundete und 21 Kanonen waren verloren. Aber der heroische Muth des Feldherrn und sein Vertrauen, durch das doppelt schwere Schicksal und selbst durch seine empfindlichen körperlichen Leiden unerschüttert, ja gehoben, wendeten das Unglück zu neuem erhöhtem Ruhm. „Wir haben Schläge gekriegt, lieber Gneisenau, wir müssen es wieder ausbessern.“ Mit diesen Worten begrüßte heiter der Greis in einer Bauernhütte, wachend unter ringsumher Schlafenden, den eintretenden Freund. Seine Seite war stark zerschlagen. Er litt große Schmerzen und konnte sich nur mit großer Beschwerde bewegen. Doch Kopf und Herz waren gesund. Den Bericht an den König ordnete er noch selbst. Als er eben damit fertig war, wollte ihm der Wundarzt die gequetschte Seite einreiben. Blücher fragte, was er da habe? Auf die Antwort, es seien Spirituosa, versetzte er: „Auswendig hilft das nicht viel. Ich will dem Ding besser beikommen,“ ließ sich Champagner bringen, trank dem Courier zu und rief ihm nach: „Sagen Sie nur Sr. Majestät, ich hätte kalt nachgetrunken, es würde besser gehen!“ Der Tagesbefehl am folgenden Morgen schließt mit den Worten: „Ich werde Euch wieder vorwärts gegen den Feind führen. Wir werden ihn schlagen, denn wir müssen.“ Wellington, welcher bei Quatrebras ebenfalls von Ney war geschlagen worden, fragt an demselben 17ten in der Frühe an, ob Blücher morgen am 18ten ihm mit zwei Heertheilen beistehen könne zu einer Hauptschlacht? „Mit der ganzen Armee!“ war Blüchers Antwort. Und er hielt Wort. Selbst dem abgesonderten preußischen Armeecorps unter Thielemann, das bei Wavre, um Blücher von Wellington abzuziehen, von Grouchy mit Uebermacht bedrängt war, versagte er die wiederholt erbetene Hülfe. „Dort bei Wellingtons Heer ist die Entscheidung!“ sprach er, in dem gemeinschaftlichen Kampf stets gleich treu und neidlos dem verbündeten Heere helfend, wie dem eigenen. Was Blücher durch diese Gesinnung in den Freiheitskriegen geleistet, liegt vor Augen. Wer in der Geschichte hundert Schlachten und Feldzüge an entgegengesetzten Eigenschaften der Feldherrn scheitern sah, wird es ganz zu würdigen verstehen. Aber es schienen die Schwierigkeiten fast unüberwindlich. Blücher hatte den 17ten ganz im Bette zubringen müssen und bestieg am 18ten nur mit großen Schmerzen und unter Sorgen der Seinigen das Pferd. Der Weg war für die angegriffenen Truppen weit und sumpfig. Der Regen goß in Strömen. Aber Blücher ermuthigte, belebte Alle und trieb auf jede Weise: „Vorwärts, Kinder, vorwärts!“ Den Regen nannte er seinen Alliirten von der Katzbach. Er war bald hier, bald da, wo es stockte, und ermunterte, rieth, befahl. Aber es ging wegen des entsetzlichen Weges nur schwer und langsam. Schon hatte man durch einen Umweg wegen eines brennenden Dorfes viele Zeit verloren und beängstigende Nachrichten kamen wiederholt vom Schlachtfelde. Von den in Schlamm und Pfützen nur mühsam vorarbeitenden Kriegern aber vernimmt man das Gemurmel: „es gehe nicht, es sei unmöglich.“ Da redet

Blücher mit tiefster Kraft: „Kinder, wir müssen vorwärts. Es heißt wohl, es geht nicht! Aber es muß gehen; ich habe es ja meinem Bruder Wellington versprochen. Hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?“ Und so ging es denn mit allen Waffen unaufhaltsam vorwärts. Ihm gehorchten die Herzen, das machte Unmögliches möglich. Und es war Zeit. Wellington's Heer hatte von der Uebermacht schon zu viel gelitten und schien ihr bald weichen zu müssen. Er hatte bereits einzelne Theile des Schlachtfelds, den Meierhof la Haye-sainte und das Wäldchen Hougomont, dem Feinde überlassen. Schon war die Straße nach Brüssel mit Flüchtigen aus Wellingtons Heere bedeckt. Schon hatte Napoleon drei Uhr Nachmittags einen Courier nach Paris abgefertigt mit der Nachricht, daß der Sieg nicht mehr zweifelhaft sei. Da endlich konnte Blücher mit tüchtiger Kraft die Feinde im Rücken und in der Seite angreifen. Blüchers Erstürmung des Dorfes la Haye-sainte entschied die Niederlage. Wellington erklärte in seinem Berichte an seine Regierung: „Ich würde meiner Ueberzeugung und dem Marschall Blücher und der preußischen Armee nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn ich nicht den glücklichen Erfolg dieses furchtbaren Tages ihrem so herzlichen und zeitgemäßen Beistande zuschriebe.“ Ein Augenzeuge berichtet über Blücher: „Die Soldaten nannten ihn in den Schlachten in Belgien nur den Wegweiser, weil er stets an der Spitze sich befand. Der Feldmarschall flog im dichtesten Pulverdampf daher. Es war eine Freude ihn zu sehen. Commandirte er, dann funkelte sein Blick. Ging's vorwärts, dann sang er. Hielt er im Kugelregen, dann rauchte er so ruhig, wie im Schlafzimmer, seine Pfeife, die er an einer Kanonenlunte sich angezündet hatte.“

Doch den vollen Erfolg dieser großen Schlacht, die gänzliche Auflösung der feindlichen Armee, den Verlust alles Geschützes, kurz, daß es ein Sieg wurde, wie wenige in der Geschichte, dieses bewirkte Blücher erst dadurch, daß er ihre Verfolgung übernahm. Seine Armee, die in drei Tagen zwei solche Schlachten geschlagen, nach einer solchen Niederlage so Bewunderungswerthes geleistet hatte, verfolgte noch in derselben Nacht den fliehenden Feind so schnell, daß sie ihn aus neun verschiedenen Bivouacs, wo er eine kurze Ruhe suchte, aufjagte. „Der letzte Hauch von Menschen und Pferden muß zur Verfolgung aufgeboten werden,“ das war des Feldherrn Meinung, und Gneisenau, dem an diesem Tage zwei Pferde unter dem Leibe erschossen und der Griff des Degens durch eine Kugel zerschmettert worden, vollzog sie treulich. Der zwei und siebenzigjährige Greis selbst, welcher so Großes erfahren und gethan hatte, erbeutete noch am Abend der Schlacht in Genappe des Kaisers Wagen mit dessen Kaisermantel und Ordenssternen und seinen Hut und Degen, welche er, überrascht von der schnellen Ankunft der Preußen, bei eiligem Besteigen eines Pferdes zurücklassen mußte. Als jetzt Blücher in dem mit Verwundeten angefüllten Genappe ein Nachtquartier bezog, sah er bei seinem Eintritt die Leute beschäftigt, eilig aus seinem Zimmer sechs schwer verwundete Franzosen fortzuschaffen. Aber der menschenfreundliche Feldherr, obwohl so sehr der Ruhe bedürftig, litt es nicht, daß sie um seinetwillen gestört würden, sondern ließ ihnen alle Hülfe und Linderung bereiten, die ihr Zustand verstattete. Blücher haßte die Franzosen, so lange und so weit sie als übermüthige und gefährliche Unterdrücker der Freiheit des deutschen Vaterlandes diesem und ihm gegenüberstanden, vor Allem also den Bonapartismus und eine undeutsche schmachvolle Förderung dieser Unterdrückung von ganzer Seele. Aber gegen wehrlose Feinde empfahl er stets Schonung und übte sie auf die edelste, menschlichste Weise. Schon von Belle-Alliance aus hatte er, der überhaupt ausgedehnten Briefwechsel liebte, eigenhändig an Schwarzenberg geschrieben: „Mein Freund! die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erfochten. Ich denke die Bonapartistische Geschichte ist nun wohl vorbei. Belle-Alliance am 19. Juni. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittre an allen Gliedern. Es war zu viel!“ Und noch in dieser Nacht besorgte er die Proclamation an sein Heer und den Anfang des ausführlichen Berichts, Arbeiten, bei welchen er stets wesentlich mitzuwirken liebte, was auch ihre eigenthümliche ergreifende Weise erklärt. Schon am 29sten stand er mit seiner Armee vor den wohlbefestigten Linien von Paris, welches eine mit der seinigen gleich starke Armee vertheidigte. Alle Anträge zu einem Waffenstillstande ohne Einnahme der Hauptstadt verwarf er unerbittlich. Nach einem höchst kühnen Uebergang auf das linke Seineufer, dem einzigen freien Angriffspunkt gegen Paris, und indem er die Feinde bei Sevres, Plessis, Piquet und Issy schlug, zwang er die Hauptstadt zur Capitulation und das Heer zum Abzug, und beendigte so auch diesen Feldzug nicht minder ruhmvoll, als den ersten. Am 7. Juli zog er in Paris ein und nahm sein Hauptquartier im kaiserlichen Schloß Saint-Cloud. Der Kaiser aber, dessen Plan, sich zum Dictator zu erklären und die Kammern nach Hause zu schicken,

an der Freiheitskraft, vorzüglich von La Fayette, scheiterte und dessen Freiheitsliebe eben so wenig in der französischen Nation, als seine Friedensliebe bei den Verbündeten wahren Glauben hatte erwecken können, mußte abermals dem Thron entsagen.

---

## Papst Sixtus V.

### Von L. Ranke *).

Es sollte zuweilen scheinen, als gäbe es in den Verwirrungen selbst eine geheime Kraft, die den Menschen bildet und emporbringt, der ihnen zu steuern fähig ist. Während in der ganzen Welt erbliche Fürstenthümer oder Aristokratieen die Herrschaft von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten, behielt das geistliche Fürstenthum das Ausgezeichnete, daß es von der untersten Stufe der menschlichen Gesellschaft zu dem höchsten Range in derselben führen konnte. Eben aus dem niedrigsten Stande erhob sich jetzt ein Papst, der die Kraft und ganz die Natur dazu hatte, alle dem Unwesen ein Ende zu machen.

Bei den ersten glücklichen Fortschritten der Osmanen in den Illyrischen und Dalmatischen Provinzen flohen viele Einwohner derselben nach Italien. Man sah sie ankommen, in Gruppen geschaart an dem Ufer sitzen und die Hände gegen den Himmel ausstrecken. Unter solchen Flüchtlingen ist wahrscheinlich auch der Ahnherr Sixtus V., Zanetto Peretti, herüber gekommen: er war von Slawischer Nation. Wie es aber Flüchtlingen geht: weder er noch auch seine Nachkommen, die sich in Montalto niedergelassen, hatten sich in ihrem neuen Vaterlande eines besondern Glückes zu rühmen: Peretto Peretti, der Vater Sixtus V., mußte sogar Schulden halber diese Stadt verlassen: erst durch seine Verheirathung wurde er in Stand gesetzt einen Garten in Grotte a Mare bei Fermo zu pachten. Es war das eine merkwürdige Localität; zwischen den Gartengewächsen entdeckte man die Ruinen eines Tempels der Etruscischen Juno, der Cupra: es fehlte nicht an den schönsten Südfrüchten, wie denn Fermo sich eines mildern Klimas erfreut als die übrige Mark. Hier ward dem Peretti am 18. December 1521 ein Sohn geboren. Kurz vorher war ihm im Traume vorgekommen, als werde er, indem er seine mancherlei Widerwärtigkeiten beklage, durch eine heilige Stimme mit der Versicherung getröstet, er werde einen Sohn bekommen, der sein Haus glücklich machen solle. Mit aller Lebhaftigkeit eines träumerischen, durch das Bedürfniß erhöhten, schon ohnehin den Regionen des geheimnißvollen zugewandten Selbstgefühls ergriff er diese Hoffnung: er nannte den Knaben Felix.

In welchem Zustande die Familie war, sieht man wohl, wenn z. B. das Kind in einen Teich fällt und die Tante die an dem Teiche wäscht es herauszieht: der Knabe muß das Obst bewachen, ja die Schweine hüten: die Buchstaben lernt er aus den Fibeln kennen, welche andere Kinder, die über Feld nach der Schule gegangen und von da zurückkommen, bei ihm liegen lassen: der Vater hat nicht die fünf Bajochi übrig, die der nächste Schulmeister monatlich fordert. Glücklicherweise hat die Familie ein Mitglied in dem geistlichen Stande, einen Franciskaner Fra Salvatore, der sich endlich erweichen läßt das Schulgeld zu zahlen. Dann ging auch der junge Felix mit den übrigen zum Unterricht: er bekam ein Stück Brot mit; zu Mittag pflegte er dies an dem Brunnen sitzend zu verzehren, der ihm das Wasser dazu gab. Trotz so kümmerlicher Umstände waren doch die Hoffnungen des Vaters auch bald auf den Sohn übergegangen: als dieser sehr früh, im zwölften Jahr, denn noch verbot kein Tridentinisches Concilium so frühe Gelübde, in den Franciskanerorden trat, behielt er den Namen Felix bei. Fra Salvatore hielt ihn streng: er brauchte die Autorität eines Oheims, der zugleich Vaterstelle vertritt: doch schickte er ihn auch auf Schulen. Oft studirte Felix, ohne zu Abend gegessen zu haben, bei dem Schein einer Laterne im Kreuzgang, oder wenn diese ausgieng, bei der Lampe die vor der Hostie in der Kirche brannte: es findet sich nicht gerade etwas bemerkt, was eine ursprüngliche religiöse Anschauung oder eine tiefere wissenschaftliche Richtung in ihm andeutete; wir erfahren nur, daß er rasche Fortschritte gemacht habe, sowohl auf der Schule zu Fermo als auf den Schulen und Universitäten zu Ferrara und Bologna: mit vielem Lob erwarb er die akademischen Würden. Besonders entwickelte er ein dialektisches Talent. Die Mönchsfertigkeit, verworrene theologische Fragen zu behandeln, machte er sich in hohem Grade eigen. Bei dem Generalconvent der Franciskaner im Jahre 1549, der zugleich mit literarischen Wettkämpfen begangen wurde, bestritt er einen Telesianer, Antonio Persico aus Calabrien, der sich damals zu Perugia viel Ruf erworben, mit Gewandtheit und Geistesgegenwart. Dies verschaffte ihm zuerst ein gewisses Ansehen: der Protector des Ordens, Cardinal Pio von Carpi, nahm sich seitdem seiner eifrig an.

Sein eigentliches Glück aber schreibt sich von einem andern Vorfall her. Im Jahre 1552

*) Aus dessen Fürsten und Völker von Südeuropa u. s. w. Berlin 1827 ff.

hielt er die Fastenpredigten in der Kirche S. Apostoli zu Rom mit dem größten Beifall. Man fand seinen Vortrag lebhaft, wortreich, fließend: ohne Floskeln: sehr wohl geordnet: er sprach deutlich und angenehm. Als er nun einst dort bei vollem Auditorium in der Mitte der Predigt inne hielt, wie es in Italien Sitte ist, und nachdem er ausgeruht, die eingelaufenen Eingaben ablas, welche Bitten und Fürbitten zu enthalten pflegen, stieß er auf eine, die versiegelt auf der Kanzel gefunden worden und ganz etwas anderes enthielt. Alle Hauptsätze der bisherigen Predigten Peretti's, vornehmlich in Bezug auf die Lehre von der Prädestination, waren darin verzeichnet: neben einem jeden stand mit großen Buchstaben: du lügst. Nicht ganz konnte Peretti sein Erstaunen verbergen: er eilte zum Schluß: so wie er nach Hause gekommen, schickte er den Zettel an die Inquisition. Gar bald sah er den Großinquisitor, Michel Ghislieri, in seinem Gemach anlangen. Die strengste Prüfung begann. Oft hat Peretti später erzählt, wie sehr ihn der Anblick dieses Mannes, mit seinen strengen Brauen, den tiefliegenden Augen, den scharf markirten Gesichtszügen in Furcht gesetzt habe. Doch faßte er sich, antwortete gut und gab keine Blöße. Als Ghislieri sah, daß der Frater nicht allein unschuldig, sondern in der katholischen Lehre so bewandert und fest war, wurde er gleichsam ein anderer Mensch: er umarmte ihn mit Thränen: er ward sein zweiter Beschützer.

Auf das entschiedenste hielt sich seitdem Fra Felice Peretti zu der strengen Partei, die so eben in der Kirche emporkam. Mit Ignatio, Felino, Filippo Neri, welche alle drei den Namen von Heiligen erworben, war er in vertrautem Verhältniß. Daß er in seinem Orden, den er zu reformiren suchte, Widerstand fand und von den Ordensbrüdern einmal aus Venedig vertrieben wurde, vermehrte nur sein Ansehen bei den Vertretern der zur Macht gelangenden Gesinnung. Er ward bei Paul IV. eingeführt und oft in schwierigen Fällen zu Rathe gezogen: er arbeitete als Theolog in der Congregation für das Tridentinische Concilium, als Consultor bei der Inquisition: an der Verurtheilung des Erzbischofs Caranza hatte er großen Antheil: er hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen in den Schriften der Protestanten die Stellen aufzusuchen, welche Caranza in die seinen aufgenommen. Das Vertrauen Pius V. erwarb er völlig. Dieser Papst ernannte ihn zum Generalvicar der Franciskaner — ausdrücklich in der Absicht, um ihn zur Reformation des Ordens zu autorisiren, — und in der That fuhr Peretti gewaltig durch: er setzte die Generalkommissäre ab, die bisher die höchste Gewalt in demselben besessen: er stellte die alte Verfassung her, nach welcher diese den Provincialen zustand, und führte die strengste Visitation aus. Pius sah seine Erwartungen nicht allein erfüllt, sondern noch übertroffen: die Zuneigung die er für Peretti hatte, hielt er für eine Art göttlicher Eingebung: ohne auf die Afterreden zu hören, die denselben verfolgten, ernannte er ihn zum Bischof von S. Agatha, im Jahre 1570 zum Cardinal. Auch das Bisthum Fermo ward ihm ertheilt. In dem Purpur der Kirche kam Felice Peretti in sein Vaterland zurück, wo er einst Obst und Vieh gehütet: doch waren die Vorhersagungen seines Vaters und seine eigenen Hoffnungen noch nicht völlig erfüllt.

Es ist zwar unzählige Mal wiederholt worden, welche Ränke Cardinal Montalto — so nannte man ihn jetzt — angewendet habe, um zur Tiara zu gelangen: wie demüthig er sich angestellt, wie er gebeugt, hustend und am Stocke einhergeschlichen: — der Kenner wird von vorn herein erachten, daß daran nicht viel wahres ist: nicht auf diese Weise werden die höchsten Würden erworben. Montalto lebte still, sparsam und fleißig für sich hin. Sein Vergnügen war in seiner Vigna bei Santa Maria Maggiore, die man noch besucht, Bäume, Weinstöcke zu pflanzen und seiner Vaterstadt einiges gute zu erweisen. In ernsteren Stunden beschäftigten ihn die Werke des Ambrosius, die er 1580 herausgab. So vielen Fleiß er darauf verwandte, so war seine Behandlung doch etwas willkürlich. Uebrigens erschien sein Charakter gar nicht so harmlos, wie man gesagt hat: bereits eine Relation von 1574 bezeichnet Montalto als gelehrt und klug, aber auch als arglistig und boshaft. Doch zeigte er eine ungemeine Selbstbeherrschung. Als sein Neffe, der Gemahl der Vittoria Accorambuona ermordet worden, war er der erste, der den Papst bat die Untersuchung fallen zu lassen. Diese Eigenschaft, die jedermann bewunderte, hat vielleicht am meisten dazu beigetragen, daß, als die Intriguen des Conclaves von 1585 dahin gediehen ihn nennen zu können, die Wahl, wirklich auf ihn fiel. Auch beachtete man wie es in der unverfälschten Erzählung des Vorgangs ausdrücklich heißt, daß er nach den Umständen noch in ziemlich frischem Alter, nämlich 64 Jahre, und von starker und guter Complexion war. Jedermann gestand, daß man unter den damaligen Umständen vor allem eines kräftigen Mannes bedurfte.

Und so sah sich Fra Felice an seinem Ziele. Es mußte auch ein menschenwürdiges Gefühl sein, einen so erhabenen und legalen Ehrgeiz erfüllt zu sehen. Ihm stellte sich alles vor die Seele, worin er jemals eine höhere Bestimmung

zu erkennen gemeint hatte. Er wählte zu seinem Sinnspruch: „Von Mutterleib an bist du, o Gott, mein Beschützer."

## Kaiser Maximilian I.

Von H. Leo *).

Als Maximilian, der schon 1486 zu Friedrichs III. Nachfolger erwählt worden war, nach dessen Tode die Regierung antrat, fand noch ganz der früher beschriebene Zustand des Wechsels zwischen gebotenem und ungebotenem Landfrieden statt. Es war aber natürlich, daß die meisten sich lieber auf die eigene Kraft verlassen und Nachtheil erleiden, als sich der obrigkeitlichen Einmischung in ihre Privatangelegenheiten unterwerfen wollten. Nur die Städte, welche in ihrem friedlichen Gewerbe durch die Fehden oft gestört wurden, fanden einen Zustand unerträglich, bei dem sich die Deutsche Nation zu außerordentlicher Kraft und zu großer Energie der einzelnen Individuen entwickelt hatte. Schwerlich wären die Städter mit ihren Klagen durchgedrungen, wäre nicht Maximilian durch die Verhältnisse zu Italien und durch das Vordringen der Türken in Geldnoth gerathen. Diese Noth ward dann von den Städten benutzt dem Kaiser einen ewigen Landfrieden und ein höchstes Reichsgericht abzudringen.

Deutschland hatte, die Besitzungen der freien Ritterschaft eingerechnet, in die tausend reichsunmittelbarer Territorien, und selbst die Güter der Ritterschaft abgerechnet, waren in Deutschland noch gegen vierthalbhundert Territorien, von deren Regierungen allen in ihren verwickelten Verhältnissen das Fehderecht geübt wurde. Aber auch einzelne der freie nahm das Fehde- und (was damit zusammenhieng) Bündnißrecht in Anspruch.

Maximilian hatte nach dem Tode seiner ersten Gemahlin sich zum zweitenmale mit Bianka Maria aus dem Hause Sforza vermählt. Er war dadurch in enge Berührung mit Ludwig dem Mohr gekommen, dem einzigen Italienischen Fürsten dieser Zeit, welcher die Belehnung vom Reiche suchte; überdies hatte sich Maximilian in bestimmteren Bündnissen auf Italienische Angelegenheiten eingelassen; und als Ludwig der Mohr bald nachher von den Franzosen geängstigt seinen Beistand suchte, hielt er es seiner Ehre gemäß diesen Beistand zu bringen. Aus eigenen Mitteln zu helfen war aber Maximilian nicht im Stande; er mußte wenigstens Geld vom Reiche zu erlangen suchen um Söldner werben zu können. Zugleich hatten die Türken Kroatien erobert; in Streifzügen waren sie sogar schon bis Laibach vorgedrungen, und man konnte die Oesterreichischen Erblande als fortwährend durch sie bedroht ansehen.

In dieser Noth nun befand sich Maximilian auf seinem ersten Reichstage zu Worms im Sommer 1495. Er verlangte schleunige Unterstützung in Italien, dauernde Hilfe gegen die Türken. Die Stände, besonders die Städte entschuldigten sich anfangs damit, noch seien nicht alle beisammen. Endlich bewilligten sie 150,000 Fl. durch Anleihe aufzubringen und durch den gemeinen Pfennig zu tilgen. Diese Summe schien weder hinreichend, noch kam sie schnell zusammen. Der Kaiser machte neue Forderungen. Da traten endlich die Städte so keck mit ihren Beschwerden hervor, stellten dem Kaiser so dringend vor, wie weit nöthiger es sei im Reiche Frieden zu schaffen als Mailand zu vertheidigen, daß Maximilian am Ende nachgeben und sich zu Einrichtung des Reichskammergerichts in der Art verstehen mußte, wie es die Fürsten wollten, nämlich so, daß der Kaiser nur den Präsidenten des Gerichts bestellte. Zugleich mit der Festsetzung eines obersten Reichsgerichts war nun auch die Möglichkeit vorhanden, einen ewigen gebotenen Landfrieden einzuführen und das Faustrecht abzuschaffen. Am 4. August 1495 sprach der König seine Einwilligung aus. — So hatte König Albrechts II. Gedanke endlich eine Verwirklichung gefunden, nachdem man sich mehr als ein halbes Jahrhundert mit ihm als einem unausgeführten und fast für unausführbaren getragen hatte. — Die Schweizer Eidgenossen erkannten das Reichskammergericht nicht an, und dies nebst einem Streite der Oesterreichisch-Tyrolischen Regierung mit ihnen veranlaßte einen Krieg zwischen Maximilian und ihnen, an welchem das Deutsche Reich Theil nahm. Im Frieden 1499 ward der bisherige Besitzstand bestätigt, allein von nun an hörte alle Verbindung der Schweizer Eidgenossen mit dem Deutschen Reiche faktisch auf. Das letztere hatte das Mittelalter überlebt, jene noch nicht.

Deutschland tritt aus dem Mittelalter in die neuere Zeit als ein reicher Staatenkranz, die mannigfaltigsten eigenthümlichsten Bildungen in sich vereinigend, und fast für jede Individualität einen ihr angemessenen Platz darbietend. Es ist eine noch weit lebendigere gährendere Masse als Italien, was die Zeit ähnlicher getrübteren Gährungen schon in den Kriegen und Kämpfen zu seiner Emancipation von Deutschland erlebt hatte, und nun in einem innerlich geordneteren Staa-

*) Aus dessen Geschichte des Mittelalters.

tensystem Ruhe hatte, herrliche Werke in der Außenwelt zu schaffen, während Deutschland die Welt der Innerlichkeit zu dem Terrain seiner Thätigkeit in der nächsten Zeit hatte, und für Europa in religiöser Hinsicht eine neue Gestaltung erkämpfte. Unmöglich hätte sich die Kraft des freien Gedankens, die das Prinzip des Protestantismus und von den frühern aus der Scholastik geborenen Oppositionen gegen die Römische Kirche wesentlich verschieden ist, zu einem solchen Triumph für Deutschland entwickeln können, wäre dieses nicht, was die Natur seiner Einwohner, wenn sie sich ungehemmt entwickeln soll, verlangt, politisch vielfach getrennt und dadurch für jede Richtung so fort auch deren Gegenrichtung gegeben gewesen.

---

## Martinez de la Rosa.

### Von K. Gutzkow *).

Die leichtfertigen Franzosen übertreiben, wenn sie in Don Franzisco Martinez de la Rosa nichts gelten lassen wollen, als die Talente eines Theaterkostümiers. Es ist wahr, er lieferte ein lächerliches Meisterstück der Poesie, als er das Kostüme entwarf, in welchem die Veteranen, die jungen Helden und die Tartüffes der spanischen Freiheit ihre Rolle als Deputirte spielen sollen. Ein Anzug der Art, wie er ihn vorschrieb, mit seinen feudalen Schleifen, seinen idyllischen Bändern, dem Peruanischen Falbala, kostete mehrere Tausend Franks; die Deputirten waren unfähig, in dem Augenblicke einen solchen Aufwand zu machen, zögerten zu erscheinen, und es hätte leicht geschehen können, daß durch die Rücksicht auf die Schneider von Madrid die ganze spanische Konstitution auf Monate eine Täuschung geworden wäre. Doch besitzt Martinez de la Rosa ehrenwerthe Eigenschaften, Talente und Präzedentien, welche den Novellisten und Dichter für das Parterre vergessen machen. Nur kann man nicht läugnen, daß Martinez de la Rosa sich eine große Aufgabe gestellt hat. Das Beispiel, welches er giebt, ist nicht einzig, aber doch selten. Die Geschichte sträubte sich immer, Männern, welche gewohnt sind, im Reiche der Phantasie zu leben, ein irdisches Portefeuille anzuvertrauen. Ich besinne mich in diesem Augenblicke nur auf König David, Arthur von Nordstern und Chateaubriand. Selbst Alcäus von Mytilene und Goethe gehören nicht hierher. David, der Sohn Isai's, sang schon als Minister Sauls. Er vertauschte frühe die Schleuder und den Flitzbogen mit der Leyer, der kleine Held, und verstand, im Palaste wie in den Höhlen der Gebirge so den Dichter mit dem Premierminister zu verbinden, daß es zweifelhaft geblieben ist, ob er mehr durch jenen oder diesen auf den finstern, tragischen Saul wirkte. Ein herrliches Vorbild! Der Dichter mit dem Fürsten „auf der Menschheit Höhen!" Doch war David ein antiker Dichter. Damals war Alles noch einfach; die Sprache, die Sitte, die Poesie kostete kein Studium, Alles war Instinkt. Die Bilder waren noch nicht verbraucht; wenn man nach ihnen jagte, traf man selten auf solche, welche schon angeschossen waren. Es ist wahr, David kämpfte zwar auch wie jeder Dichter mit Philistern: aber eine ganze Völkermasse von Prosa ist leichter zu besiegen, als wenn sich die Alltäglichkeit vereinzelt oder wohl gar die Maske der Kritik vornimmt. Kurz, einen Dichter der Vorwelt kostete sein Ruhm keine Mühe, seine Zukunft keine Gegenwart, seine Unsterblichkeit nicht, wie den Romantiker, den Tod. Der poetische Minister Sauls durfte nur einen Blick in die Morgenröthe werfen, einen Blick, der ihn nichts von seinen Geschäften versäumen ließ, und das einfache Bild, daß bloße Wort reichte hin, alles das auszudrücken, woran ein zeitgenossischer Dichter einen Tag, und Alles, was sich in einem Tage versäumen läßt, setzen muß. Dies hat unsre Zeit so mißtrauisch gegen Minister gemacht, welche mit dichterischen Talenten begabt sind. Eine Ungerechtigkeit ist eingerissen gegen Etwas, was sich doch mit unwiderstehlichem Drange in die Seele wirft, was der schönste Begleiter einer dornenvollen Laufbahn ist, und auch einen Minister trösten kann, nach den sauern Stunden, welche eine Ständesitzung, ein theilnahmloser Blick des Monarchen, ein plötzliches Defizit ihn kostet. Warum soll dem ersten Staatsmanne die aufgehende Sonne keine Empfindung entlocken? Warum soll er kalt bleiben, wenn die Lerche ihr Morgenlied singt? Warum soll ihm überhaupt der Himmel verschlossen sein? Die grausamen Franzosen! Sie machen Martinez den Vorwurf, daß er Dichter ist! Wir wollen, indem wir die flüchtigen Schatten seines Lebens reißen, in ihm den redlichen, patriotischen und talentvollen Mann erkennen lassen. Geboren wurde Martinez de la Rosa im Anfang der achtziger Jahre zu Granada. Wenn Ihr den Vorzug, Deutsche zu sein, auf einen Moment vergessen könnt, so beneidet ihn darum! Beneidet ihn um die Olivenwälder, die am Fuße der Sierra Nevada stehen, beneidet ihn um den goldhaltigen Genil, in dem er baden konnte, und jenen zweiten Fluß, dessen Name mir ent-

*) Aus: dessen „Oeffentliche Charaktere." Hamburg 1835.

fiel, der aber gediegenes Silber mit seinen Wellen führt! Welche zaubervolle Jugend! Die alten maurischen Sagen umflüsterten den Knaben, wenn er beim Spiele seinen Ball in die Trümmer des Alhambra warf. Er hörte in der wunderbaren Löwenhalle, wie sich die großen Emire der Wüste aus dem weisheitsvollen Koran die Sprüche vorlesen ließen, welche an die Mäßigung im Glück und die Barmherzigkeit des Siegers des Paradieses schönste Freuden knüpften. Er trank aus dem Brunnen im schweigsamen Hofe und fühlte, wie sich frühe die Gabe der Weissagung und schönen Rede auf seine Lippen legte. Aber nicht Alles ist verschwundene Herrlichkeit in Granada. Auf den Trümmern der maurischen Erinnerung pflanzte das Ritterthum und die Weltmonarchie Karls V. die Trophäen ihrer großen Siege. Auf dem Platze Bivarambla konnte Martinez keinen Wettlauf mit seinen Gespielen anstellen, ohne daß jene die Zegris, diese die Abencerragen retten wollten. Er wurde älter, und in den ungeheuern Dimensionen des Palastes Karls V. lernte er die Geschichte des Vaterlandes, die Universalträume des spanischen Habsburgs an dem Grabmale Ferdinands und Isabellens, wie Amerika entdeckt und die Inquisition eingesetzt wurde. Hier konnte sich früh die Seele an einen mächtigen Flügelschlag gewöhnen, so daß die mönchische Erziehung des spätern Alters zwar Vieles dem Wissensdurste verweigern durfte, aber nichts nehmen, was schon da war. Martinez war reicher und angesehener Eltern Kind. Er benutzte alle Bildungsmittel, welche ihm Spanien darbot, und gab sich zuletzt dem Studium der Rechte und der Staatswirthschaft hin. Das System der Reformen Karls III. ließ sich in Spanien durch eine Herrschaft der Günstlinge und Ehebrecher nicht sogleich aufhalten. Es blieb von der encyklopädischen Aufklärung, von dem philosophischen Enthusiasmus des achtzehnten Jahrhunderts, welcher auch Spanien mannichfach berührt hatte Vieles übrig, was sich nach unten hin verbreitete, und genährt von den Grundsätzen der französischen Revolution, die Hauptquelle der Bildung wurde, die späterhin in der Gestalt des Liberalismus als eine politische Macht auftrat. Martinez warf sich in diesen Strom der Tendenzen und ließ sich von ihm tragen, bis er in Begebenheiten endete. Die Revolution von Aranjuez, die Abtretungen von Bayonne und Madrid, die neue Dynastie der Napoleoniden warfen Spanien in einen anarchischen Kampf von Interessen, wie sie auf einem kleinen Terrain in Europa niemals widerstreitender gewesen sind. Doch machte sich die gute Natur durch diese Verwirrung Platz, der Instinkt des Patriotismus ließ alle Differenzen vergessen, und von zahllosen sich durchkreuzenden Leidenschaften blieb nichts übrig, als der Haß gegen die Franzosen. Die Cortes von 1803 traten zusammen, und Martinez de la Rosa nahm unter ihnen den Platz ein, der seinen Talenten und Kenntnissen gebührte. Er theilte die Schicksale dieser Cortes in Madrid, Sevilla und Cadiz. Ob er sich zu irgend einer Nüance dieser patriotischen Versammlung bekannt hat, wissen wir nicht, glauben aber, daß ihn die Liebe zur Freiheit immer da hintreten hieß, wo ihre beredtesten Fürsprecher standen. Noch gab es keine Doktrinärs, noch hatte die Exaltation durch gescheiterte Plane sich nicht in Mißkredit gebracht: es gab keine andre Gefahr, als die, welche eine edle Seele immer übersieht, den Servilismus. Martinez reihte sich den glorreichen Rednern dieser Periode an, welche durch ihre glänzende Beredsamkeit, ein Talent, welches in keine Schule gegangen war, ganz Europa zur Bewunderung zwang. Die Restauration Ferdinands machte allen diesen Dingen ein Ende. Die Cortes waren zersprengt, der Rückkehrende begrüßte sein treues Volk mit Schaffotten und Proscriptionen. Martinez de la Rosa wurde nach der afrikanischen Küste verbannt und in Ceuta wie ein Gefangener gehalten. Er scheint sich während dieser Zeit vielen Reflexionen hingegeben zu haben. Er mag sich bemüht haben, Spaniens Schicksal in ein Resultat zusammenzufassen, und philosophirte vielleicht über Dinge, die uns entmuthigen, wenn wir uns über sie stellen wollen. Welchen Eindruck mochte Porliers und Lascys Schicksal in ihm machen? Er beweinte es, aber nannte es vielleicht eine Thorheit, zu konspiriren. Fesseln entnerven: man sage nicht, daß man nach einer vierjährigen Gefangenschaft noch für sich gut steht! Martinez wandte sich verzweifelnd von den politischen Kombinationen ab, und dichtete seinen Moravma. Die Sehnsucht des Verbannten trug seine Phantasie in die poetischen Erinnerungen Granada's, aber so gefesselt waren seine Gedanken an die Schicksale des Vaterlandes, daß sein Drama eher den Namen einer Allegorie verdiente. Er läßt einen der letzten maurischen Könige nach Ermordung der Abencerragen den Thron besteigen. Die Erbitterung der Parteien umgiebt ihn. Persönliches Interesse schürt die Leidenschaft, hier Intrigue und Verläumdung, dort Gewaltthätigkeiten und Tumulte. Der Castilianer steht vor den Thoren. Der König ist schwach und weil er zwischen beiden Parteien in der Mitte stehen will, wird er Tyrann und undankbar gegen die, welchen er seine Krone verdankt. Hier sind die Cortes, hier Ferdinand, die Franzosen. Hier aber auch

schon der Gefangene von Ceuta mit seinen Grillen, die er mit den Muscheln am afrikanischen Strande auflieſt; denn er sieht in Allem, was der Hebel seines Drama's ist, persönliche Leidenschaft, fürchtet die rohe Gewalt, auch da, wo sie zum Siege seiner Partei unerläßlich ist, und haßt den Tumult der Masse. Wir sehen ihn befangen nach Madrid, in die Cortes von 1820 zurückkehren. Er, der auf einem, fast möchte man sagen, geschichtlichen Wege unter die Opposition gekommen ist, findet sich jetzt umringt von Männern, die erst durch eine Betrachtung liberal wurden, von Männern, die dem einreißenden Carbonarismus verwandter waren, als den constitutionellen Erinnerungen Spaniens. Martinez mochte erstaunen, daß die Liebe zur Freiheit ein System geworden war, daß es ein Wörterbuch des Liberalismus gab. Inzwischen trug ihn eine hohe Verehrung empor, und gleich die erste Sitzung machte ihn zum Sekretair der Kammer, welche Spanien dem kühnen Muthe Riego's verdankte.

Von 1820 bis zur Katastrophe des Julius 1822 fällt Martinez de la Rosa's glänzendste Periode. In den drei Cortessessionen dieser Zeit galt er als einer der vorzüglichsten Redner, der mit Galiano und Augustin Arguelles, dem Göttlichen, wetteiferte. Sein erster Antrag stand noch unter den Eindrücken seiner Gefangenschaft; denn er wollte, daß Spanien die afrikanische Küste aufgebe, und sie an den Kaiser von Marocco gegen einen Tribut abträte. Dann forderte er die Minister auf, Maßregeln gegen die Räuberbanden, welche Spanien durchstreiften, zu nehmen. Er wollte nicht, daß die Pfarrer zwei Pfründen besäßen, ein Antrag, den Graf Toreno unterstützte, und ziemlich reformatorisch zu einem rein politischen machte. Ja, er sprach sogar für die Geschwornen, welche ihm in einer neulichen Sitzung der Prokuratoren ein zu frühes Geschenk waren. Er nahm sich lebhaft der Josephinos an und bewirkte eine Amnestie für sie, kurz, es gab mannichfache Gelegenheit, wo er sein Talent und seinen Patriotismus zeigen konnte. Doch sprach sich seine späterhin prononzirte politische Nüance gleichfalls allmählig aus. Viele seiner Meinungen waren gegen die politischen Klubbs gerichtet, und als am 5. September 1820 diese Frage aufs neue zur Sprache kam, treffen wir auf eine merkwürdige Allianz zwischen Martinez de la Rosa, Moscoso, Garely und Toreno, die sich in unsern Tagen wieder erneuert hat. Martinez sagte damals: „Es ist nothwendig, zum Vortheile der natürlichen Freiheit der bürgerlichen und politischen Schranken zu setzen;" ein Satz, der erst dann wahr ist, wenn man ihn umkehrt. Der doktrinaire Pedantismus, der seine jetzigen Reden auf der Ministerbank so unverkennbar charakterisirt, zeigte sich auch damals schon: Martinez destinguirte gern und zog sich, wie alle politisch Zaghaften, auf die Phrasen zurück, daß man die Dinge auch von der andern Seite ansehen müsse. Sein Widerstand gegen eine Entschädigung, welche Riego verlangte, machte ihn unpopulair, noch mehr die Debatte über die unter dem Namen „die Perser" bekannten meineidigen Deputirten, und am Schlusse der Sitzung von 1821 das Repressivgesetz Toreno's, welches er eifrig unterstützte. Das Volk stürzte Toreno's Wagen um, und belagerte nach des Grafen Hause auch das des erschrockenen Dichters, der hier Scenen aus seinen Tragödien wiederkehren sah. Nichts destoweniger erhielt er mit Anfang der Sitzung von 1822, im Februar, das Portefeuille des Auswärtigen. Die Zusammensetzung dieses neuen Ministeriums war unpopulär genug: es war aus der Majorität der entlassenen Cortes gebildet, die sich durch ihren Servilismus dem Volke so verhaßt gemacht hatten. Die neue Kammer galt für unabhängiger, als alle früheren; Riego war im Anfange ihr Präsident. Martinez, der sich schon lange an die ministerielle Physiognomie gewöhnt hatte, fand in seiner neuen Würde, für die seine Uneigennützigkeit sich nicht bezahlen ließ, einen schwierigen Stand. Der Kongreß saß drohend in Verona, die Glaubensarmee organisirte sich in den Gebirgen, die Camarilla Ferdinands konspirirte, in Valenzia und Pampeluna brachen royalistische Tumulte aus. Und dennoch schien dem Ministerium diese Gefahr geringer, als die, welche im Lager selbst drohte. Es glaubte keinen andern Feind bekämpfen zu müssen, als den Jakobinismus der Klubbs. Die Reden in der Fontana d'Oro, die Aufsätze der Zuriaga und des Terzerols beschäftigten die Minister mehr, als die Fortschritte, welche die Insurrektion der Misa, Jaimes, Zabala und Quesada machte. Man kann das Ministerium des Martinez de la Rosa von jener Zeit das Direktorium der spanischen Revolution nennen: der Moderantismus desselben, welcher nicht durch vorangegangene, sondern parallele Ausschweifungen gerechtfertigt werden konnte, brachte unter Spaniens damaligen Umständen nichts zuwege, als eine Keckheit des Royalismus, der immer mehr um sich griff. Der Moderantismus war, wenn nicht offene Verrätherei, was wir nicht glauben, doch jedenfalls die verfehlteste Maßregel, um die spanische Freiheit zu retten. Wenn er die Demokratie kurz am Zügel fassen wollte, so arbeitete er der Reaktion in die Hände. Auch war die Demokratie nie mächtiger, als damals. Die Klubbs, die Comuneros donnerten, die Cortes machten die Be-

schlüsse derselben gesetzlich. Riego rauchte mit Ferdinand Cigarren zum Zeichen ihres Einverständnisses, und seine Hymne, mit der er das Heer von Isla de Leon führte, wurde, wie es damals hieß, für ordonnanzmäßig erklärt. Unter solchen Umständen war der Moderantismus ein Fehler. Wir wiederholen nochmals, daß es unglaublich scheint, wenn das Ministerium mit Aranjuez unterhandelt haben und in seinem Hasse gegen die Demokratie so weit gegangen sein sollte, daß es mit dem Feinde innerhalb und außerhalb Iliums jene besiegen wollte. Das würde geheißen haben, ein kleineres Uebel durch ein größeres heilen. Auch unterließ Martinez nicht, Einiges zu thun, was für seinen guten Willen zeugte. Er sandte seinen Freund Toreno (Toreno ist Porliers Schwager) nach Paris, um die dortige Botschafterstelle zu übernehmen, und auf das Kabinet der Tuilerien, mehr aber noch auf den Pavillon Marsan, die ultraroyalistische Coterie des Grafen Artois, und das Asyl aller spanischen Verräther, einzuwirken. Er unterhandelte viel mit dem französischen Gesandten Lagarde in Madrid, den man beschuldigte, der Vendée in den Gebirgen Vorschub zu leisten. Ja als das feindselige Benehmen der französischen Regierung, die Unterstützung, welche sie den Insurgenten angedeihen ließ, immer offenkundiger wurde, verbreitete sich im Mai das Gerücht, Lagarde habe nach einem heftigen Wortwechsel mit Martinez seine Pässe verlangt. Auch hielt der Minister darauf eine heftige Rede vor den Cortes, worin er Frankreich Vorwürfe machte, welche einer Kriegserklärung gleich kamen. Dies ist der einzige energische Akt während seines Amtes, der aber am deutlichsten seine Schwäche zeigte, da er ohne Folgen blieb. Die Entscheidung des 7. Julius rückte heran. Man weiß daß die Demokratie an diesem Tage ihren Triumph feierte. Die eben entlassenen Cortes wurden vom Magistrate Madrids, dem Ayuntamiento, welcher die Rolle des Stadthauses aus der französischen Revolution übernahm, ersetzt. Die aufrührerischen Garden mußten im Prado nach einem hartnäckigen Kampfe mit der Nationalgarde (wenn uns Martinez erlaubt, die milicia urbana so zu nennen) das Gewehr strecken. Auch das Ministerium war gesprengt. Es ist kaum glaublich, daß dasselbe mit dem Aufruhre in Verkehr gestanden habe. Es war von diesem Ereignisse so überrascht, wie die Nation, ein Beweis für seine Schwäche. Es hatte weniger Antheil daran als der Schlächter Amerika's, Morillo, der damals eine so zweideutige Rolle spielte. In der Nacht vom 7. bis zum 8. saßen die Minister wie gefangen im Palaste, alle Ausgänge waren besetzt, und in dieser Verlegenheit mag Martinez die politische Laufbahn verwünscht, und sich nach dem stillen Umgange mit den Musen gesehnt haben. Sein Leben war in Gefahr; die siegtrunkene Partei, welche viele Opfer zu betrauern hatte, wollte Anfangs die Minister für das Geschehene verantwortlich machen; doch da Spanien wiederum das Unglück hatte, ein abgenutztes Ministerium aus alten Trümmern früherer, die schon gescheitert waren, zu bekommen, so fiel die Anklage, und Martinez zog es vor, sich allmählich ganz vom Schauplatz des Tages zurückzuziehen. Bald wurde auch der Absolutismus in Spanien zum Zweitenmale restaurirt. Die französischen Bajonnette setzten Ferdinand in ein plein pouvoir ein, daß er auch zunächst gegen die Anhänger der Konstitution, die er so oft falsch beschworen hatte, in blutige und konfiskatorische Anwendung brachte. Martinez de la Rosa fürchtete die Tage von Ceuta und zog mit den Proscribirten über die Pyrenäen.

Die sieben Jahre der Verbannung brachte Martinez zum großen Theile in Paris zu. Er gab sich literarischen Beschäftigungen hin, welche immer politische Leiden am leichtesten vergessen machen. Mit seinen Landsleuten gespannt, schloß er sich selbst von ihren Konspirationen aus, dichtete, ästhetisirte und sammelte seine Schriften, welche mit vieler Eleganz bei Didot gedruckt worden sind. Er kam nach Frankreich, noch ganz voll von Verehrung des tragischen Kothurns eines Corneille und Racine. Man würde sich täuschen, suchte man bei ihm die farbenglühende Grandezza des alten spanischen Theaters. Er ist als Dichter mehr Storch, als Flamingo. Seine Gefühle gehen auf Stelzen, sein Dialog sind Wechselreden nach den Grundsätzen der Rhetorik. Er war, als er die Witwe des Padilla schrieb, den Morayma und Edipo, ein Dichter der drei Einheiten, mit moralischen, kalten Tendenzen, steifer als Alfieri, ärmer als Arnault. Statt daß seine Personen handeln, erzählen sie; sie reflektiren über das, was sie thun sollten, und lieben es, alles bis auf den fünften Akt zu verschieben, welcher der Unthätigkeit endlich ein Ende macht. In seinen Untersuchungen über die spanische Poesie findet er es lächerlich, wenn Lope de Vega den Columbus von Madrid nach Granada, von dort nach Amerika, und von hier wieder zurück nach Barcelona versetzt. Er sieht darin eine Verletzung aller Regeln, wenn derselbe Dichter in ein Drama drei Handlungen verflicht, und wiederholt gegen Shakspeare die Vorwürfe, welche vor ihm schon Voltaire machte. Nichtsdestoweniger brachte der Aufenthalt in Paris auf Martinez poetische Ader eine neue Wirkung hervor. Der Kampf des Romanticismus und der Klassiker konnte ihm nicht fremd bleiben, und seine

spätern Produkte bezeugen, daß er in seiner alten Stellung wankend gemacht wurde. Victor Hugo, welch' ein Beispiel! Martinez mochte seine Extravaganzen hassen, aber vielleicht ließen ihn die Lorbeeren des Dichters nicht schlafen, vielleicht quälte ihn ein unerklärliches Etwas aus seinen alten Ansichten heraus. Welcher wahrhafte Dichter gäbe sich so bald zur Ruhe! Er wird niemals mit sich zufrieden werden, und von seinem Nächsten immer die Hoffnung haben, daß es das Vorangegangene übertreffen werde. Martinez kam mit dem französischen Theater in Berührung, Scribe übersetzte ein Lustspiel von ihm, er war nun in die Bewegung hineingerissen und versuchte, ob ihm bei verändertem Glaubensbekenntnisse die Muse heißere Umarmungen gönnen würde. Sein Aben Humeya gelang ihm ungleich besser: er hat hier den Kothurn abgeworfen und tritt in leichter, freier Prosa auf. Die Sprache ist frisch, leidenschaftlich bilderreich; die Scenen sind nicht übermäßig ausgemalt, sondern brechen plötzlich ab, wenn ein Ereigniß dem andern folgt. In der Verschwörung von Venedig, demselben Drama, das in Madrid mit einem Applaus aufgenommen wurde, der den Dichter als Minister in Verlegenheit setzte, geht Martinez in der Verehrung des französischen Theaters sogar noch weiter. Er verschmäht nicht mehr den Pomp und die Kunst der Scenerie, er füllt einen ganzen Akt mit Schaustücken der Art, von denen Schlegel sagt, sie würden ihm gefallen, wenn nicht Worte dabei wären. Und nun ich Schlegel nenne, so wolle man wissen, daß Martinez de la Rosa auch diesen kannte, und ihn öffentlich einer geringen Kenntniß des spanischen Theaters bezüchtigt hat. Es thut mir leid, hievon Erwähnung thun zu müssen. Inzwischen zogen sich nach dem Jahre 1829 durch eine Heirath einige Wolken von dem spanischen Horizonte weg Die Herrschaft des Beichtstuhls wurde durch die des Alkovens zerstört. Ferdinand stürzte durch demagogische Umtriebe das falsche Gesetz, und er sah sich nach Menschen um, die seine Handlungen billigten. Die Erbitterung gegen die Emigranten legte sich, und die am wenigsten kompromittirt waren, durften es in Hoffnung der allgemeinen Amnestie wagen, über die Pyrenäen zurückzukehren. Ferdinand hatte wie Karl V., aber wider Willen, bei Lebzeiten schon seine Exequien gehalten, er hörte mit scheintodtem Ohre, wie ihn Calomarde an Karl verrieth, wie man sich in die Herrschaft theilte, und in der öffentlichen Meinung von ganz Europa sein Todtengericht hielt. Er hatte seinen wahren Feind kennen gelernt, und eilte jetzt, mit seinen alten Gegnern Friede zu schließen, um sie gegen den Carlismus zu verwenden. Der Name Martinez de la Rosa war in keinem der Komplotte gehört worden, welche die Sicherheit der zweiten Restauration gestört hatten; er wurde zwar nicht gerufen, aber zugelassen. Weder Mina's noch Torrijos Expedition ließ man ihn entgelten; man wußte, wenn man den Dichter feilen hörte, daß es nicht den Ketten Spaniens, sondern seinen Werken galt. Marie Christine liebte an Martinez Auge den lebhaften Ausdruck, sie bewunderte die kleine weiße Hand, die so artige Reime und Gedanken zusammenfügte, sie hörte gern die duftenden Blüthenflocken der Rede aus seinem Munde fallen, sie ließ sich von ihm Aesthetik vortragen, und hatte nichts dagegen, wenn er zuweilen von dieser auf die Politik übersprang. Es bildete sich allmählich ein Kreis um die Königin, den das Vertrauen gezogen hatte; man berieth sich über die Zukunft, während links der kranke König an der Magengicht stöhnte, rechts die kleine Isabella in ihren Windeln schrie. Marie Christine von Neapel ist keine Heroine, sie fürchtet sich vor dem Ereigniß; sie hat nichts, als einige kleine Leidenschaften, etwas Schwärmerei und will zart behandelt sein. Sie würde genug gethan zu haben glauben, wenn sie Rizio Munnoz beglückte, und soll bald das Testament Ferdinands vollziehen, Minister wählen, Takt haben, die Garde defiliren lassen, und kriegerische Operationen unterzeichnen. Sie würde alles untereinander geworfen haben, wie auf einem Nähtisch, wenn nicht Martinez de la Rosa mit sanfter Rede, milden Vorwürfen und bildlichen Vergleichen neben ihr stünde. Marie Christine ist durch ihn eine schöne Seele geworden. Er liest ihr die Dekrete wie Stellen aus seinen Dramen vor, er wirft um alles ein phantastisches Kleid, er macht die Zusammenberufung der Cortes zu einer Aufgabe des Garderobiers, und hat zu dem Saale derselben ihr so viel architektonische Risse vorgelegt, daß sie durch Auswahl des schönsten ihren Geschmack vor ganz Madrid bewähren konnte. Wie artig sind die Reglements, welche Martinez bei Feierlichkeiten der Königin vorschrieb! Sie erschien mit ihrem Kinde, wie einst Fredegunde mit Clothar vor den Franken; sie hatte in ihrer Rolle wenige und gefühlvolle Worte vorgeschrieben; alle diese Dinge arrangirte Martinez. Als die Cholera ausbrach, ließ sie nur Rizio und Martinez in la Granja ein, sie beschied sich, nichts als das Unentbehrlichste um sich zu haben: ja Martinez, der Dichter, wurde kein Geschichtschreiber der französischen Revolution, kein Thiers, und machte la Granja nicht zu Blaye und setzte keine Preise aus, um eines Judas Ischariot Deuz willen. Dieß ist das enge Bündniß, welches die Regentin mit Martinez de la Rosa geschlossen hat. Inzwi-

schen übernahm der Dichter vor den Augen der Nation seine ministerielle Mission. Einige Splitter, welche von dem Schiffbruche Zea's noch übrig geblieben waren, hemmten seinen ersten Lauf, doch entledigte er sich ihrer bald. Sein eigner Name wurde für das Werdende verantwortlich. Die neue Konstitution, das Estatuto real ist sein Werk. Er versuchte es, den Zwiespalt Spaniens zu versöhnen, die Zukunft an die Vergangenheit zu knüpfen, ja er hoffte so viel von seinem guten Willen, daß er selbst das Arcanum, welches Ludwig Philipp anbot, das Juste Milien abwies. Allein der gute Wille hat in dem Staatskredit einen schlechten Cours, er ist eine Illusion in Zeiten, wo alle Lebensäußerungen mit scharfen Rändern und Kanten gezeichnet sind. Der gute Wille war keine Garantie für ein mißhandeltes Volk, das gezwungen ist, nur in seinen Erinnerungen, d. h. in seiner Rache zu leben. Man hat für Alles in Spanien gleich einen Namen, jede Partei kann die andre mit einem kurzen Kohlenumriß an die Mauer zeichnen: Worte, Abstimmungen, alte Fehler, da ist nichts vergessen. Die Männer des Ringes, die Anilleros, welche Martinez in seine Nähe zog, waren bald erkannt, der Moderantismus ist eine Stereotype, die nur genannt zu werden braucht, um jede Befürchtung auszudrücken. Zu den alten Namen hat die jüngste französische Geschichte noch neue gestellt, und allgemein wird das gegenwärtige Ministerium doktrinär genannt. Vor der Zusammenberufung der Cortes sagte man, Martinez werde seine Entlassung nehmen; allein dies Gerücht drückte nur das aus, was man wünschte. Vielmehr war Toreno's Ernennung ein Hülfsdetaschement; denn Toreno ist Martinez alter Leidensgefährte, nur ist er schneller, eifriger, etwa das, was Lord Durham unter den Whigs. — Wir sind am Ende unserer Darstellung, da der gegenwärtige Kampf der Parteien in Spanien außer ihren Gränzen liegt. Nur zwei Dinge erlauben wir uns noch, ein Urtheil und ein Prognostikon. Selbst die Opposition läßt der parlamentarischen Fähigkeit des Ministers Gerechtigkeit werden. Es ist wahr, seine Reden zeichnen sich durch Schwung und Rundung aus, und wenn gar, was in Spanien nicht anstößig zu sein scheint, Deklamation und Gesten zu diesen Worten hinzukommen, so müssen sie in dem Saale eine großartige Wirkung hervorbringen. Doch seine Zwischenreden, seine Einwände, das, was man den parlamentarischen Dialog nennen könnte, sind pedantisch, mit Logik bestäubt, sie sind penibel, und verrathen den Kleinmeister. Martinez de la Rosa ist immer zur Hand, wo es eine Distinktion gilt, er liebt es, am Unwesentlichen zu klauben, und auf Dinge Werth zu legen, die die Untersuchung gar nicht weiter bringen. Aber was ihn stürzen muß, ist zuletzt weniger die Form, als der Inhalt seiner Diskurse. Ich glaube, er ist in seinen Handlungen weniger vorsichtig als in seinen Reden. Er gleicht den deutschen Pedanten, welche die Freiheit lieben würden, wenn sie nicht für alles gleich Beispiele hätten und gewohnt wären, die Dinge immer vom verkehrten Standpunkte anzusehen. Martinez de la Rosa hat sich aus der Geschichte der Revolutionen so viel Erfahrungen, kleine Sätze und Maximen abstrahirt, daß er ohne Citat keinen Schritt vorwärts setzen kann. Bald schwebt ihm der Konvent vor, bald die französische Journalistik, bald weist er auf Mirabeau, bald auf Burke hin; es ist eine Gelehrsamkeit, die ihn ersticken muß. Wäre die Kammer nicht selber so naiv, träte in ihr die Revolution nicht mit so vieler Angst, so scheu und besorglich auf, so müßte der Pedantismus des Ministers längst durchgefallen sein. Wir wissen auf die Länge nicht, was Martinez de la Rosa ohne Majorität für Spanien thun will. Es ist wahr, die Petition der Rechte mag eine Formalität gewesen sein, in welcher es gleichgültig war, zu unterliegen; aber wird die Finanzfrage sich günstiger beantworten? Wird die Kammer in ihrer wahrhaft originellen, leidenschaftlosen Revolution fortschlendern, und nicht bald den Sturmschritt schlagen lassen? Wird endlich die Insurrektion, dieser unerträgliche Widerspruch gegen Spaniens Glück und Wohlfahrt, nicht durch außerordentliche Maaßregeln ausgerottet werden müssen? Außerordentlicher Maßregeln ist das jetzige Ministerium aber nicht fähig. Es muß zu einer allgemeinen Bewaffnung kommen; denn Frankreich beweist, daß die Vendée ohne Nationalmiliz nicht getilgt werden kann. Diese praktische Freiheit aber kann Martinez de la Rosa, an die Freiheit der Koulissen, an das Phantom gewöhnt, nicht ertragen. Er wird noch einmal in den Palast der Regentin treten, das königliche Kind mit seinen Thränen benetzen, und dann die Olivenwälder von Granada aufsuchen, um in ihrem Schatten die flüsternden Laute der Natur zu belauschen, welche nur ein Dichter versteht.

## E.

# Der rednerische Styl.

### 1.

Eine **Rede** heißt in der engeren Bedeutung des **Wortes** jede nach den allgemein gültigen Gesetzen verfaßte stylistische, ausdrücklich für den **mündlichen** Vortrag bestimmte Darstellung, in welcher es sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt hat, die Zuhörer durch dieselbe von der Richtigkeit seiner Ansicht über den von ihm in eben dieser Rede behandelten Gegenstand zu überzeugen, sie für dieselbe zu gewinnen und ihre ferneren Handlungen hinsichtlich Alles, was eben diesen Gegenstand betrifft, zu bestimmen und zu leiten. Um diesen Zweck zu erreichen, muß er also zugleich, wenn auch je nach den Umständen im Einzelnen mehr oder weniger stark, auf Verstand, Vernunft, Gefühl und Einbildungskraft des von ihm angeredeten Kreises einzuwirken suchen. Indem nun dadurch in der Rede sich sämmtliche Arten des Zweckes aller stylistischen Darstellung concentriren (vgl. S. 3, §. 2), wird sie zur höchsten Aufgabe der Letzteren überhaupt, und verlangt die möglichste harmonische Vollendung.

Die angeborne, durch wissenschaftliche Forschung und genügende Uebung ausgebildete Fähigkeit im mündlichen Vortrage, sowohl durch Art und Weise des Vortrages selbst, wie durch den Inhalt und die Einkleidung des Vorgetragenen, den Forderungen der Wissenschaft und des Lebens vollkommen genügend zu entsprechen, nennt man in der engeren Bedeutung des Wortes **Beredsamkeit**, und denjenigen Menschen, der mit derselben begabt ist (gleichfalls im engeren Sinne des Wortes), einen **Redner**.

Siehe L. F. F. **Theremin**; die Beredsamkeit eine Tugend. Berlin 1814.
Vergl. bei den Alten: Aristoteles, Cicero's und Quinctilian's Schriften über die Beredsamkeit.
Ferner: **Ernesti**, Initia Rhet. P. I. S. III. c. 2.
**Blair's** Lectures, XXV—XXXIV.
**Maaß**, Grundriß der Rhetorik, §. 348.
**Bouterwek**, Aesthetik II., 283.
**Schott**, Theorie der Beredsamkeit, Bd. I., S. 92.
**Pölitz**, das Gesammtgebiet der deutschen Sprache. Bd. IV., S. 1—50.

### 2.

Da der Redner seine Zuhörer von der Richtigkeit seiner Ansicht überzeugen will, so kann er als Solcher dieses nur durch **Ueberredung** erreichen: sein Zweck und seine Aufgabe bleibt also Ueberzeugung durch Ueberredung im besten Sinne des Wortes, und demgemäß das nächste Ziel seiner Rede die Ueberredung. Vor Allem hat er also seine Aufmerksamkeit auf die gehörige und richtige Anwendung der Mittel, die dahin führen können, zu richten, und diese Mittel je nach dem Gegenstande, den er behandelt, und dem Grade geistiger Höhe, auf welchem sich seine Zuhörer befinden, zu vertheilen und zu gebrauchen. Klarheit, Deutlichkeit, Bestimmtheit, Correctheit und logisch richtige Anordnung und Durchführung sind die unerläßlichen Eigenschaften jeder Rede; die besonderen Eigenschaften dagegen, wie z. B. Innigkeit, Wärme, Lebhaftigkeit, Eleganz der Darstellung u. s. w. werden durch ihren Inhalt und ihre Bestimmung mehr oder weniger bedingt.

### 3.

Die Hauptaufgabe des Redners bei jeder Rede zerfällt in folgende drei Handlungen seiner rednerischen Thätigkeit. Er muß nämlich zuerst den Zuhörer von dem Gegenstande, den er behandelt, **genügend unterrichten**, dann ihm die Beweise der Richtigkeit seiner (des Redners) Ansicht und seiner Darstellung liefern und ihn dadurch von der **Wahrheit** derselben **überzeugen**, und endlich ihn (den Zuhörer) **bewegen** seine Handlungen der nun von demselben als richtig anerkannten Wahrheit gemäß zu bestimmen. Die erste dieser Handlungen wendet sich an den **Verstand**, die zweite an die **Vernunft**, die dritte an das **Gemüth** des Zuhörers, welche sie gemeinschaftlich ganz für sich zu gewinnen streben. Durch sie wird die natürliche Anordnung der Rede bestimmt, die demgemäß in folgende Theile zerfallen muß:

a) die **Einleitung** oder der **Eingang**, in welcher der Zuhörer auf den Gegenstand und dessen Bedeutung und Wichtigkeit im Allgemeinen vorbereitet und aufmerksam gemacht wird, so daß er sich bewogen fühlt, demselben und sammt der Rede, die solchen behandelt, seine ganze geistige Thätigkeit zuzuwenden. Welche rhetorische Mittel hiezu der Redner in jedem besonderen Falle anzuwenden habe, müssen ihm seine Bildung, sein Tact und sein Geschmack sagen; vorschreiben kann man ihm Nichts in dieser Hinsicht;

b) die Exposition oder Entwickelung des Gegenstandes. Die Aufgabe derselben ist, den Hauptgegenstand der Rede und die Ansicht des Redners über denselben dem Zuhörer so vollkommen wie möglich darzustellen;
c) die Argumentation oder Beweisführung. Diese entwickelt die Gründe für die Richtigkeit des Aufgestellten, beseitigt die möglichen Zweifel und widerlegt die möglichen Einwürfe;
d) der Schluß oder die Zusammenfassung des Ganzen. Dieser faßt die gewonnene Wahrheit zu rascher, aber genügender Uebersicht und Anerkennung zusammen, stellt sie dem Zuhörer noch einmal zu dessen vollkommener Ueberzeugung dar, und bestimmt ihn so viel wie möglich ihren Forderungen gemäß zu denken und zu handeln.

Vergl. Arist. Rhetor. III., 13.
Ciceron. Orator. §. 124.
Blair, Lectures XXXI—XXXII.
Pölitz a. a. O. Bd. IV., S. 54 ff.
Campbell, Philosophy of Rhetoric. B. I. C. V. Sect. 1.

4.

Die gute Führung des Beweises für die Richtigkeit des aufgestellten Gegenstandes oder Hauptsatzes der ganzen Rede bleibt stets die Hauptsache für den Redner. Um diesen Beweis nun vollkommen zu führen, muß er zuerst den Hauptgegenstand im Allgemeinen entwickeln und erklären, und dann noch die besonderen Gründe für die Richtigkeit seiner Entwickelung und Erklärung hinzufügen, wenn diese nicht schon an und für sich die vollkommene Ueberzeugung des Redners wie der Zuhörer von ihrer Wahrheit in sich faßt. Diese Ueberzeugung beruht entweder auf an und für sich unumstößlichen Axiomen (in diesem Falle heißt sie die metaphysische Evidenz); oder auf dem inneren Bewußtsein und Gefühl (die physische Evidenz), oder endlich auf der Prüfung und Zustimmung des gesunden Verstandes (die moralische Evidenz). Im Gegensatze zu der durch besondere Gründe herbeigeführten Ueberzeugung heißt sie die unmittelbare, und die letztere die mittelbare Ueberzeugung. — Die Beweisgründe selbst zerfallen in solche, die aus Begriffen, und in solche, die aus der Erfahrung hergeleitet werden; die ersteren werden a priori, die letzteren a posteriori genannt. Die Beweise der Erfahrung zerfallen wiederum in Beweise der sinnlichen Wahrnehmung und in Beweise der Erinnerung. Sie können entweder unterstützend (wenn dieselben Fälle oder nah verwandte sich zur Bestätigung anführen lassen), oder vergleichend (analogisch, wenn sich aus ähnlichen Verhältnissen ein Schluß für die Richtigkeit der Behauptung ziehen läßt) angewandt werden. Beruhen sie auf dem glaubwürdigen Zeugnisse Anderer, so heißen sie historische Beweise. — Der Redner endlich muß die Beweise so ordnen, daß er von den faßlicheren zu den schwereren, von den schwächeren zu den stärkeren in genauem innerem Zusammenhange übergeht, so daß ihre Wirkung auf den Zuhörer in eben dem Grade steigt, wie ihre innere Kraft.

Vgl. Mellin, Encyclopädisches Wörterbuch der kritischen Philosophie. Bd. I. Abth. II. S. 634.

5.

Da die Absicht des Redners stets die sein muß, auf alle Seelenkräfte des Zuhörers möglichst gleichmäßig zu wirken, so hat er eben sowohl auf Mittel zu sinnen, welche die Phantasie und das Gefühl, wie auf solche, die den Verstand und die Vernunft beschäftigen. Einfluß auf die Phantasie erreicht er am Wirksamsten durch Neuheit, Originalität, Lebhaftigkeit, Anmuth und Adel der Gedanken, so wie der stylistischen Einkleidung derselben, das Gemüth dagegen regt er am Glücklichsten und Nachhaltigsten durch Innigkeit, Wärme, Würde und Großartigkeit seiner Gesinnungen und durch tiefes Gefühl, Liebe und Begeisterung für den von ihm behandelten Gegenstand an. Ist er selbst von der Wahrheit seines Gegenstandes und der hohen sittlichen Würde seines Berufes überzeugt und durchdrungen, so kann es ihm nicht fehlen, einen ähnlichen Eindruck auf den Kreis seiner Zuhörer hervorzubringen und diese zu tugendhaften, edeln Handlungen zu veranlassen. Dazu bedarf er freilich außerdem noch einer tiefen und gründlichen Menschen- und Lebenskenntniß, so wie in den besonderen Fällen einer innigen Vertrautheit mit den Verhältnissen und der Höhe geistiger Bildung derer, zu denen er redet. Im Verhältniß zu dieser Kenntniß und durch dieselbe bestimmt, hat er endlich die äußeren Mittel zu wählen, durch welche er am Besten und Eindringlichsten seinen hohen Zweck zu erreichen vermag. Er darf sich jeder Form des Ausdrucks und eben sowohl des Witzes, Spottes und der Ironie, wie der lebhaftesten Gefühlsäußerung bedienen, nur muß die Wahl derselben auf innerer Nothwendigkeit beruhen und dem Gegenstande der Rede, wie den Zuhörern durchaus angemessen sein, und nie Würde, Anstand und Geschmack dadurch verletzt werden.

Vgl. Aristot. Rhetoric. II, 1.
Cicero, de Oratore II, 43.
Quinctil. Instit. VI, 2.
Schott a. a. O. II, 380 ff.

6.

Bei der Abfassung einer Rede muß auf die Geeignetheit für ihre Bestimmung, den mündlichen Vortrag, möglichst Rücksicht genommen werden. Mit diesem selbst beschäftigt sich aber die Theorie des Styls nicht, sondern die denselben betreffenden Regeln gehören der Lehre vom mündlichen Vortrage, d. h. der Declamation und der Mimik an, auf welche deshalb zu verweisen ist. Gute Winke für dieselbe findet man u. A. in

(C. F. Michaelis) Die Kunst der rednerischen und theatralischen Declamation u.s.w. für öffentliche Redner, Schauspieler und Künstler. Mit 25 (erläuternden) Kupferplatten. Leipzig, Baumgärtner o. J. (1818).

7.

Man unterscheidet gewöhnlich, theils durch den Inhalt, theils durch die äußere Veranlassung bestimmt, vier Gattungen von Reden, nämlich

a) die geistliche oder religiöse
b) die politische
c) die gerichtliche
d) die Convenienz-

} Rede.

Ihre besondere Bestimmung fordert für jede derselben auch besondere, sich vorzüglich auf die äußere Form beziehende Gesetze, während sie im Allgemeinen den allgemeinen im Vorhergehenden angedeuteten Regeln unterworfen sind.

8.

Die religiöse Rede.

Aufgabe und Zweck dieser Gattung bestehen darin, die Lehren der Religion und ihre Anwendung auf das Leben darzustellen und durch sie die Zuhörer zu wahrer Frömmigkeit und Tugend zu veranlassen. Der religiöse Redner soll belehren, erbauen und für das Höchste im Leben begeistern; sein Beruf ist also der wichtigste und umfassendste. Um seinen hohen Zweck zu erreichen, darf er alle Erscheinungen des Lebens in ihrem Verhältnisse zum Glauben in den Kreis seiner Betrachtungen ziehen, nur soll er sich dabei nicht unwürdiger Mittel bedienen. Verständlichkeit, Klarheit, Deutlichkeit, Bestimmtheit, Würde, Kraft, Anmuth, Wärme und Begeisterung und eine, den Fähigkeiten seiner Zuhörer angemessene edle und einfache Ausdrucksweise, sind die äußeren Mittel, durch welche er am besten und leichtesten seinen Zweck erreicht. Es steht ihm frei, von den drei Gattungen des Styls Gebrauch zu machen, je nachdem der Inhalt seiner Rede, die Einkleidung derselben und der Stand der geistigen Bildung derer, zu denen er spricht, es verlangen, nur muß er sich besonders hüten, die Grenzen zu überschreiten und die innere Einheit, so wie den äußeren Zusammenhang seiner Rede zu zerstören.

Allgemein festgestellten Gesetzen gemäß zerfällt jede religiöse Rede in folgende Theile: a) das Gebet; b) der Eingang oder die Einleitung; c) der Uebergang von dieser zum Thema; d) das Thema; e) die Eintheilung des Thema; f) die Ausführung dieser Eintheilung; g) der Beschluß.

Nach ihrem Inhalte theilt man die religiöse Rede in folgende drei Klassen:

a) die dogmatische religiöse Rede, welche vorzüglich Glaubenswahrheiten aufstellt und entwickelt, und die Handlungsweise der Zuhörer (der Gemeinde) dadurch zu bestimmen sucht;
b) die moralische rel. Rede, welche aus den Glaubenslehren Vorschriften für die Moral entwickelt und die Folgen der Beachtung oder Nichtbeachtung derselben für das Leben anschaulich macht;
c) die gemischte rel. Rede, welche beide Aufgaben mit einander verbindet.

Ihrer äußeren Form und Bestimmung nach zerfällt die religiöse Rede endlich in folgende Gattungen:

a) die Predigt im engeren Sinne;
b) die Homilie;
c) die religiöse Gelegenheitsrede (Taufrede, Traurede u. s. w.).

Mit der Construction, der Behandlung, dem Vortrage, der practischen Anwendung u. s. w. der religiösen Rede, beschäftigt sich eine eigene, systematisch ausgebildete, in das Gesammtgebiet der Theologie gehörende Wissenschaft, die Homiletik, auf welche hinsichtlich alles Weiteren zu verweisen ist.

Vgl. Chenevière, Observations sur l'Eloquence de la Chaire, Génève 1824.
Blair, Lectures XXIX.
Fordyce, Theodor oder die Kunst zu predigen. Leipzig 1780.
Maaß, Grundriß der Rhetorik §. 358.
Pölitz, das Gesammtgebiet der deutschen Sprache. Bd. IV.

Sowie ferner die allgemein bekannten Werke

über und zur Homiletik von Niemeyer, Ammon, Tittmann, Reinhard, Schott u. A. m.

9.

Die deutsche Kanzelberedsamkeit erhielt erst seit den Zeiten der Reformation wirklichen Aufschwung und wissenschaftliche Bedeutung. Luther selbst war es, der mit großem Eifer voran ging und treffliche Schüler bildete. Dann aber sank sie wieder, und erst seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts begann sie sich auf gleiche Stufe mit der gesammten geistigen Ausbildung der Deutschen zu erheben. Seit dieser Zeit ist hier von Rednern aller Confessionen in Deutschland Großes und Bedeutendes geleistet worden, während man in der weltlichen Beredsamkeit weit hinter anderen Nationen zurückblieb.

---

## Predigt über Matth. Cap. 5, V. 8.

### Von dem Franziskaner Berthold.

„Sälig sint die armen: wanne daz himelrich ist ir" u. s. w. Mit disen aht tugenden sint alle die zur himelrich komen, die da sint. Und mit denselben aht tugenden müezen noch alle die dar komen, die iemer mer dar komen süln. Nu wil ich die siben under wegen lan, und wil niuwen von ir einre sagen, wanne alse vil guoter dinge an ir iegliches ist; und von ir iegliches wäre gar vil und gar lang sunderlichen zur sagende; und wie manigin untugent uns an diesen ahte tugenden irret, daz würde eht von ieglicher gar lang zur sagende. Wanne man ez allez in einer predigen nit verenden mag, noch in viern, noch in zehenen, so wil ich in hiute niuwen sagen von den die ein rein herze haben, und von den man hiute da liset in dem heiligen ewangelio „sälig sint die reins herzen sint: die werdent got sehende." Die sint wol von rehte sälig, die da got sehent. Ein übergülde ist ez aller der sälikeit diu ie wart oder iemer mer eht werden mag, swer got an sehend eht werden mag: alsô süeze und alse wünneclich ist diu gesiht die man an got siht. So wart nie deheinre muoter ir kint nie so liep, an unser frouwen, und solte si ez drie tage ane sehen an underlaz, daz si anders nit enpflöge, wanne eht si ir liebez kint solte an sehen: si äze an dem vierden tage vil gernre ein stüke brotes. Und wolte ich vil gerne daz ich alsô ein guot mensche wäre, als daz war ist, daz ich iezunt reden wil. Ob daz alsô wäre, daz man zur einem menschen spräche der iezunt bi got ist „du hast zehen kint uf ertrich, und du solt in keufen allen sampt daz sie ere und guot haben unz an ire tot da mit, daz du einigen augenblick von gotes angesiht tuost, niuwen als lange als einz sin hant möht umb kern, und sich danne wider zuo got, und du solt die ougen niemer mer von im kern:" der mensche entäte sin nit. Alse war, herre, die warheit ist, alse war ist disiu rede, daz er disiu zehen kint unze an irn tot e nach dem almuozte lieze gen, e danne er sich die kleine wile von got wolte wenden. In habent die engel wol sehzig hundert jar an gesehen, und sehent in hiute als gerne als des ersten tages. Und sie sint ouch alle sampt sam des ersten tages do sie got an sehende wurden. Do wart ir deheinre sit nie eltlicher danne des ersten tages, und sint doch sider wol sehzig hundert jar alt. Welher hundert jar alt würde under uns, der wäre den liuten alse smähe an zur sehen von ungestaltheit und von dem gebresten den daz alter an im häte gemaht: so malet man die engele — da seht ir wol, swa man sie malt, daz man sie eht anders nicht ermalt war als ein kint von fünf jarn, als junklich, oder von sehsen. Wanne alle die got sehent, die werdent niemer eltlicher, die in (in) himmelrich sehent in sinen freuden und in sinen eren. Uf ertriche sehen wir in alle tage in sinem gewalte. Dehein irdenischer muot noch irdenisch lip möhte daz nit erliden, daz in dehein irdenisch ouge iemer an gesehen möhte in sinen freuden und in sinen eren, als ez zuo himelriche ist. Wir sagen in ettewanne ein glichnisse wie schöne got si. Seht, allez daz wir iemer gesagen künnen oder mügen, daz ist rehte dem gliche, als obe ein kint uns solte sagen, ob ez müglich wäre, die wile ez in sinre muoter libe ist beslozen, und daz solte sagen von aller der wirde und von aller der gezierde die diu werlt hat, von der liehten sunnen, von den liehten sternen, von edelre gesteine craft und von ir maniger slahte varwe, von der edelen würze craft und von der edeln gesmake, und von der richen gezierde die man uzer siden und uzer golde machet in dirre werlte, und von maniger hande süezen stimmen die diu werlt hat, von vögelin sange und von seiten spil, und von maniger bluomen varwe, und von aller der gezierde die disiu werlt hat. Alse unmügelich unde alse unkuntlichen eime kinde da von ze sprechen wäre, daz noch beslozen ist in siner muoter libe, daz nie niht gesach weder übel noch guot noch deheiner freuden enpfant; als unkamt dem kinde da von zuo redende ist, als unkunt ist ouch uns da von zuo redende, von der unsegelichen winne diu da zuo himmel ist und von dem wünnerlichen antlüze des lebendigen gotes. Wanne alliu diu freude diu da zuo himel ist, der ist nit wanne von dem schine der von unsers herren antlize get. Und rehte als alle ster-

nen ir lieht von der sunnen nement, alsô habent alle heiligen ir gezierde und ir schônheit von gote, und engele und allez himelische her. Reht als alle die sterne des himels, der mane und die planeten, groz und kleine, die habent alle sampt ir lieht von der sunnen diu uns da liuhtet; und alsô hat allez himelischez her, engel und heiligen, die hohsten und die minnesten, die haben alle sampt ir freude und ir wünne und ir gezierde und die ere und die wirde und ouch die schânde, daz habent sie alle sampt von der angesihte gotes, daz sie got an sehent. Die engele die da unser hüetent, die sehent in zuo aller zit an als ob sie bi im wârn. Wanne alliu diu freude diu in himelriche ist, diu diuhte sie zuo nihte, solten sie got niht an sehen. Und da von „sâlig sind die reins herzen sint: wanne sie werdent got sehende.“ Nu sehent, ir liebe cristenheit, wie sâlig die sint, die da reinez herze tragen. Ir jungiu werlt, die noch unbewollen sint mit sünden, behaltent iuwer herze vor allen tötlichen sünden: so werdent ir got sehende in solichen freuden und in so grozen ern, die ouge nie gesach oder ore nie gehorte, alse sant Paulus sprichet; oder alse sant Johannes sprichet „wär ez müglich, daz man ez allez sampt geschriben möhte, so möhte diu werlt diu buoch in ir nit behalten, da ez an gestüende, daz ich gesach. Und allez daz ich gesach, daz was nit wanne got alleine.“ Und dar umb möhten wir doch gerne zuo dem himelriche komen, und darumbe, arbeiten. Ob uns nit diu minne und diu liebe dar twunge der wir gote schuldig sin, seht so möhten mir dar umb dar komen, durch daz wunder daz da ist. Ez ist maniger vor mir: der im von so getaner freude seite, daz si jenhalp meres wäre, er füere gar gerinklichen dar von hinnen über mer, niuwen daz erz gesähe. So möhtent ir hundert stunt gerner dar umb arbeiten, daz irz iemer mere ewiclichen niezen soltet. Die vil wünneclichen angesiht des almehtigen gotes und der himelischen küniginnen zuo der zeswen siner siten in guldiner wâte, die möhtet ir gerne an sehen. Wanne würde iu einiger anblik, so wäre in alliu diu freude und diu ere und aller der wollust den diu werlt ie gewan, daz wär iu hinnefür als wider zâme und ouch alse unwäre, reht als sant Paulus da sprach. Nu höret wie der sprach: er sprach „alliu diu ere und diu freude und daz gemach diu disiu werlt ie gewan von keisern und von künigen wider der freude diu in himelrich ist; als wider zâme einem wäre ein diep an einem galgen, als kurz einem diu wile du mit wäre daz er einen erhangen man triuten solte, wider aller der freude die diu werlt hat: alse widerzâme ist mir diu freude aller der werlte wider der ewigen freude.“ Ey wol iuch wart daz iuch iuwer muoter ie getruog, die so getane freude süln besitzen. Der ist, ob got wil, maniger vor minen ougen. Ouch ist maniger der vil kleine freude dar für nimpt hie uf ertrich, und daz dem guoten sante Paulen gar versmähte, des wirt im der tusentste teil nit. Und die habent übel kouft, die so über groze freude geben umb ein so kurzez freudelin in dirre werlte. Die habent übel gevarn: wanne sie habent weder hie noch dort nicht. Als ich ieze sprach, rehte in glicher wise, rehte alse alle sternen des himels ir lieht von der sunnen haben, alse hat allez himelisch her ir lieht von dem warn sunnen, sit danne unser herre der ware sunne und daz ware lieht ist, alse der guote sant Johannes da sprichet. Der heizet in daz ware lieht; als ouch daz vil war ist: wanne er ist daz war lieht daz niemer mer verlischt. Und alle die von sime gotvarwen liehte entzündet werden, die erleschent ouch niemer mere von der schônheit die sie von dem warn sunnen hant. Und als vil diu sunne liehter und gelpfer ist danne wir da sehen, rehte als vil diu liehtes und glastes über alle stern hat die an dem himel stent: als vil hat der ware sunne in himelrich schônes und glastes mer über alle engele, und ist geschönt und gewirdet an allen ern, alse billich ist. Und da von sint si sälig, die ein reinez Herze habent: wanne sie werdent got sehende.

Nu ist der dinge leider vil diu uns des irrent, daz wir den allmehtigen got nit sehende werden. Daz tout ein ieglich totsünde. Swer diu uf im hat, und ane riuwen da mit von dirre werlte vert, der gesiht den waren sunnen niemer mer. Wanne die sünde so maniger hande sint, daz ich sie lihte in vier tagen oder in fünfen niemer gar genennen möhte, so wil ich ir hiute niuwen drie sagen. Gibt mir got die gnade, so sage ich morgen und über morgen aber me. Und dar umb sült ir ofte zuo predigen gen: so kündet ir iuch dester baz behüeten vor dem irretuome allem daz uns der frölichen angesiht irret des waren sunnen. Und da von wil ich iu hiute sagen von drin dingen diu die werlte aller meiste und aller gemeinlichste irrent, daz sie got nit sehent in sinen ern. Wanne under allen dingen diu diu werlt ie gewan, so irrent deheine dri sünde so maniger mouter barn, daz sie got niemer mer gesehent in sinen freuden. Und daz daz war si, daz hat uns der ware sunne erzeuget, den wir do sehent; der hohe sunne hat ez uns erzeuget an dem nidern sunnen. Wanne als manig ding uns des nidern sunnen irret, daz wir in nit gesehen mügen, als manig ding irrent uns des hohen. Ez geht ein man in ein hus oder ein stuben, in ein gaden, in ein dikez holz, oder in einen diken boum, daz er den nidern sunnen nit

gesehen mag. Der dinge ist gar vil diu uns des irrent, daz wir den nidern sunnen nit gesehen mügen. Aber under allen dingen irrent uns driu ding aller meiste und aller breitest und aller witest under der werlte.

Daz erste daz uns des nideren sunnen irret aller meiste, ez selbe drite, daz heizet ertriche. Diu erde da diu werlt uf stat, diu irret uns des sunnen, des nidern sunnen. Wanne die erde ist rehte geschafen alse ein bal. Swaz daz Firmament begrifen hat: daz ist der himel den wir da sehen, da die sternen ane sten; swaz der umb sich begrifen hat, daz ist geschafen als ein ei. Diu uzer schale daz ist der himel den wir da sehen. Daz wize alumb den tottern daz sint die lüfte. So ist der totter in mitten drinne: daz ist diu erde. Und get der selbe himel zuo allen ziten umb sam ein rat. Er leuft aber twerhes umb, nach der twirhe. Ez mügent die ungelerten liute so wol nit versten sam die gelerten. Do unser herre daz firmament geschuof, do hiez er daz ez umb liefe als ein schibe. Wanne ez unmügelichen swär ist von der unmügelichen witen die ez hat, so wäre ez von der swäre so vaste in den louf komen, daz ez zerbrochen wäre. Do geschuof unser herre sieben sternen die sinen louf wider habten. Daz firmament hat sin louf von orient hin zuo occident, von osten hin gein westen. So gab er den siben sternen irn louf von westen hin gein osten, und die kriegent mit aller irre kraft wider dem firmamente: so ist eht ez zuo swäre, und ziuhet den sunnen und den manen und die andern Planeten mit im umb mit den sternen. Und also leufet der himel mit den sternen umb und umb, und der andern sternen ein michel teil. Die iez ob uns sint, die sint nu zuo mitter naht under uns. Und da von so sprechent sumeliche liute, ez si ein werlt under uns, und die haben die füoze gegen uns gekert; und des einst in deheine wise niht. Nihil est in fundamento etc. Im ist reht also, daz disiu werlt uf nihte swebt. Und swie groz die berge sin und wie swär sie sin, so stent sie eht uf nihte, wanne daz ez eht allez swebt lediclіche: reht als ein vogel der in den lüften iezunt ob uns swebet, und reht an einre stat stille stüende, also swebt diu werlt uf nihte wanne uf der craft unsers herren. Und daz ez müglich wäre, daz man eine gruobe durch und durch das ertriche möhte gehouwen, so säht ir iezuo bi dem tage durch daz ertriche under iu hin abe die sternen an dem himeln, als ir sie saht oben an dem himel obe iu, wanne eht der himel als wol unter uns ist als ob uns. So ist diu sunne under uns an dem himeln, so ez uns oben her abe naht ist. Und da von ist daz ertrich ein mittelz zwischen uns und der sunnen, und da von irret uns das ertrich, daz wir hin zuo naht die sunnen niemer mer gesehen mügen unze morgen daz si osten uf get; alse her Salomon sprichet „orietur sol:“ diu sunne get hiute aldort unter, und kumet morgen aber her wider. Und also irret uns diu erde gar witen und breiten, daz wir des niedern sunnen nit gesehen mügen. Diu erde betiutet einre hande sünde diu uns des warn sunnen die witen und die breiten irret. Diu selbe sünde heizet gitikeit nach guote, unrehte gewinne. Der ist alse vil, daz ez nieman errahten kan. O we wie vil der liute in die unrehtes guotes varent und unreht guot gewinnent. Daz sint trügener an ir koufe und an irm antwerke; so diebe und diupen, innerhalp des huses und uzerhalp; so wuocherer, so pfender, so dinges geber, so fürkeufer umb daz näher, so notbeter, so unrehtiu stiure, unrehte Zolle, unreht ungelt; so nemen hie, so rouben da; so pfenningprediger, dem tiufel ein der liebste kneht den er irgent hat. Psi pfenningprediger, morder aller der werlte, wie manige sele du mit dinen valschen gewinnen von dem waren sunnen wirfest an den grunt der hellen, daz ir niemer mer rat wirt! Du geheizest alse vil aplazes umb einigen helbeling oder umb einigen pfenning, daz sich manig tusent menschen dran lat, und wänent sie haben alle ir sünde gebüezet mit dem pfenninge oder mit dem helbelinge, alse du im für snerest. So wellent sie für baz nit büezen, und varent also hin zuo helle, daz ir niemer rat wirt. Und da von wirft man dich an den grunt der helle, und wirft alle die uf dich, die du dem almehtigen gote enpfüeret hast und verkouft, ie die sele umb einen pfenning oder umb einen helbeling. Du morder der rehten buoze, du hast uns die rehten buoze ermordet, diu der siben heilikeit einiu ist, der hohsten die got hat. Die habent uns die pfenningprediger alse gar ermordet, daz nu lüzel ieman ist der sünde welle büezen. Nu lazent sie sich uf dinen valschen geheiz. Wanne er seit in vor von unsers herren marter alse vil und alse manigen enden, daz sie wänent er si ein rehter gotes bote. Wanne er weinet dar zuo, und üebet alle die trügenheit dar zuo, da mit er in die pfenninge an gewinnen mag und die sele dar zuo. Und also ist ir so gar vil, die diu gitikeit irret, daz sie den warn sunnen niemer mer gesehen. Und halt in den klöstern hat diu gitikeit so gar grozen übernthant gewunnen, daz ez got iemer erbarmen müeze, in sumelichen klostern, mit sacrilegie, mit symonie, mit eigenschaft. Vindet man einen helbeling in diner gewalt an urloup diner meisterschaft, diner sele wirt niemer rat. Riuwe und buoze versage ich nieman. Mali laici, mali religiosi. Daz ist aber gar der sihtige tiufel. Und also bezeichent diu werlt die gitikeit. Wanne diu erde ist kalt und truken. Also ist ouch diu

gitikeit: diu ist kalt der warn minne, und trukken aller warn riuwe. Wanne da mit verirrent sie manig tusent sele, daz sie den warn sunnen niemer mer gesehen. Ir priester, alle die also kalt und also trüebe sint an irme ende, daz sie daz unrehte guot nit gelten wellent und wider geben alse verre sie ez geleisten mügen, oder nach gnaden da man liute weiz: den sült ir unsern herren niemer gegeben, weder mit gesundem libe noch mit siechem lib, noch vor irm ende, noch nach irm ende; noch ir sült sie niemer bestaten an deheinre stat diu gewiht si, noch sie sol niemer halt dehein getouftiu hant an gerüeren. ,,Bruoder Bertholt, wie süln wir in danne tuon?'' Da sült ir nemen ein seil, und machet einen strik dran, und leget im den strik an den fuoz mit einem haken, und ziehent in zuor tür uz. ,,Bruoder Bertholt, ob diu swelle danne hoch ist, wie süllen wir im danne tuon?'' Da süllent ir durch die swelle graben, und sült in derdurch uz ziehen, daz eht niemer getouftiu hant an in kome; und bindet in einem rosse an den zagel, und füert in uz an daz gewike, da die erhangen und die erslagen da ligen. Füert in eht gegen dem galgen und gegen des galgen gesinde. Des ist er dannoch kume wert.

Daz ander ding daz uns des niedern sunnen schin irret; daz wir sin wite und breite verirret sin, daz ist der nebel. Der bläwet sich von der erden uf, und wirt dike daz wir der sunnen dar durch nit gesehen mügen, und wirt ie höher unde höher stigende unz über sich in die lüfte. So er danne in die lüfte kumpt, so heizet er danne wolken. Die breitent sich danne ettewenne für den niedern sunnen, daz wir in danne ettewanne in einem halben tage nit ensehen, ettewanne in einem vierteil eins tages, und ettewanne inner zwein tagen oder inner drin, als ez sich danne mit dem weter an rihtet. Und bezeichent die andern sünde, diu uns ouch des hohen sunnen irret, daz wir sin eht niht gesehen mügen. Und manig tusent sele wirt halt von der selben sünde geirret, daz ir eht niemer mer rat wirt, und den warn sunnen niemer mer gesehen. Und den worten daz ir iuch da vor gehüeten müget, so wil ich iu sagen wie diu selbe sünde heizet. Sie heizet hohfart und übermuot. Wanne sie gewinnent manigen übrigen muot, des sie zuo nihte bedörften, die mit hoffart umb gen. Ir herren, ir bedörftent über ein niht so maniger leie hohfart und so maniges übrigen muotes des ir in erdenket niuwen mit iuwern kleidern, daz iuch des nicht genüeget, daz iu der almehtige got so maniger hande gezierde hat gegeben niuwen alleine mit gewande. Er hat iu gewant verlihen als ander ding. Er hat alliu ding dem menschen zuo nuz und zuo dienste geschafen, und im selben zuo lobe und zuo ern. War umbe wänent ir daz er iu so maniger hande varwe cleider habe gegeben? Swanne hochgezit sint, daz man unserm herren höher lop und ere erbieten sol danne zuo andern geziten. Wanne du von heizent ez hochgezit, so die heiligen zit da sint, daz man dem almehtigen got me lobes und ern erbieten sol danne zuo den andern ziten. Nu seht ir wol daz wir die altare daz zieren zuo den hochgeziten danne zuo den andern ziten, und daz gesang höher heben und schöner und lenger machen. Und also süllent sich die liute daz ziern und schönre ziern dem almehtigen gote zuo lobe und zuo ern, und iu selben zuo sälden und zuo nuze. Wanne ir sült got sunderlichen loben umb daz selbe ,,Wol dir, lieber herre'' sült ir sprechen und gedenken in iuwern herzen; ,,wol dir, lieber herre, daz du uns so maniger hande gezierde und ere und wirdekeit und wollust hie in disem jamertale gist. Waz du uns danne dort geben wilt in dinen freuden und dinen ern, da du selbe bist!'' Und also sült ir ez niezen, daz ez gotelobelich si und iu nüz an libe und an sele. Wanne swer danknäme ist, daz er got dankt so maniger gnaden die er im git und geben hat, daz ist der aller höhsten tugende ein. Nu dankt ir im daz ir niuwen dester mer tuot daz gote leit ist und iu selben gar schedelich ist an libe und an sele. Wanne daz ir got zuo lobe und zuo ern soltet kern, da dienent ir allez dem tiufel mit, und get hinter iuch da ir für iuch soltet gen; und ir kert allen dingen der sele sälikeit daz hinder für. Da mit ir got loben soltet, da hazet ir in mite; da mit ir iuwer sälde meren soltet, da merent ir iuwer unsälde mit. Und dar zuo twinget iuch iuwer hohfart. Ja begieng der edel hohe künig David ein hohfart: da mouste er groze bouze umb liden. Iuch genüeget nit daz iu der almehtige got die wal hat verlan an den cleidern, wellent ir brun, wellent ir sie rot bla wiz grüen gel swarz. Dar an genüeget iuch niht. Und dar zuo twinget iuch iuwer groze hohfahrt. Man muoz ez iu zuo fleken zersniden, hie daz rote in daz wize, da daz gelwe in daz grüene; so daz gewunden, so daz gestreichet, so daz gikelveh, so daz witschen brun; so hie den löwen, dort den arn; so mit vehen hüeten, so mit huben, so mit gürteln. Und also ist sin also vil, daz sin nieman zuo ende komen mag, daz ir durch hohfart erdenket. Hiute erdenket ir einz, morgen erdenket ir ein anderz. Alse ie einre einen iteniuwen funt vindet, den müezen sie danne alle versuochen. Und ir gebeut ettewanne einem alse vil zuo lon der iu daz guote gewant zuo hadern machet, alse iuch daz gewant da kostet, oder halb als vil. Da müezet ir got umb antwürten, wanne erz iu zuo nuze geschaf-

sen hat, daz irz danne so gar unnüzelich machet. Ir frouwen, ir machent ez ouch gar zuo nötlichen mit iuwerm gewande, mit gelwen sleygern, mit gebende, so mit rökelin, so mit dem vorgange zuo der kirchen zuo dem opfer. Ir habet ouch vil maniger hande hohfart, der ir wol gerietet, und iuch ouch des waren sunnen irret, daz ir in niemer mer geseht. Wann ir wellet iuwer herze nit reine machen vor der hohfart. Ir gent aber gar mit niht umb. Ez ist gar ein niht, da mit ir daz himelrich verliesent und die wünneclichen angesiht des almehtigen gotes. Ir get niuwen mit dünkel umb und mit löbelche, daz man iuch eht lobe. „Ja herre, wie schöne! wart aber ie so schönes iht?“ Unser frouwe was halt vil schöner danne du, und was gar herteclichen demüetig, und Sant Margarete und der andere ein michel teil. Da heten sie ir herzen gereinet vor der hohfart und vor den andern sünden, und da von sehent sie got iemer. Ez ist ein gespöte, daz hohfertelin da ir frouwen mit umb gent. Die herren die verliesent doch ir sele mit biderben dingen; da mit werdent sie verirret, daz sie dez waren sunnen niemer mere gesehen. Ir armez volkelech, frouwen und man, ir get ouch mit torheit umbe. Wanne ir müget die hohfart niht vollefüern, wanne daz ir dar nach brecht. Und da von so heizet ez ein torheit, daz du dich an nimest daz dir nit zimet zuo tuonde noch niht getuon maht. Und da von ist ez vil grozer sünde danne ob du ez vollebringen möhtest. Armer liute hohfart und alter mit unkiusche und richer lügener, diu driu sint fremede geste in himelrich. Wanne sie sint gar unmäre und widerzäme dem almehtigen gote, und sie sint so gar wider die gerehtikeit. Als unbillich daz wäre, daz ein wazer wider berg flüze, alse unbillichen sint dise drie sünde, und als unwirdeliche ist ie diu sünde irme meister der sie tuot. Nu wie zimpt hohfart und armuot sament? als der afe uf dem künigstuole. Wänest du armer mensche tumber daz dir got dine hohfart vertrage zuo langer frist? Ja muost im Lucifer daz himelriche rumen, der da der hohfart hundertstunt glicher was danne du. Und da von hat diu selbe sünde mer namen danne ein ander. Wanne sie ist unstäte, hiute sus, morgen anders. Und alle tage erdähtest du gern ein ite niuwen sünde zuo der hohfart. Und da von heizet ez ouch hohiu vart, daz du gerne in den lüften füerest ob du möhtest. So heizet ez ouch torheit, wanne ez vor got und vor der werlte ein rehtiu torheit ist, und erblendet alle dine gewizende. So heizet ez ouch eitelkeit: wanne ez macht dich eitel aller der guoten gewizende der du da gein gote und gein der werlte bedürfest. So heizet ez ein betrogenheit, und heizet ez ouch also vil reht: wanne du bist betrogen an dir selben, daz du dir sin wänest daz du nie würde noch niemer werden maht. Also gar blendet dich diu hohvart; sie macht dich halt so gar blint, daz du wänest, daz dir gar übel stet, daz dir daz wol ste. Und der dirz gar wol füeget so du ez hörest, als du im danne den rüken kerest, so spricht er „wie der ein betrogener gouch und tor ist, oder ein törinne!“ Und swaz ich zuo dem manne da spriche, daz sprich ich ouch zuo der frouwen, und zuo der frouwen als zuo dem manne. Und als gar erblendet dich die hohfahrt, daz du des wilt wänen, daz schande ere si, und daz sünde almuosen si und almuosen sünde, und übel gout si und gout übel si. Seht, als gar erblendet dich die hohfart, daz du des alles sampt wänen wilt, und die mit grozer hohfart umb gen. Und daz daz war si, daz erzeuget uns der almehtige got an einem unsäligen in der alten ee. Und swaz uns guoter dinge und übeler in der niuwen ee künftig was an unserre selen, daz hat uns got allez erzeuget in der alten ee an der liute leben. Und also hat er uns erzeuget wie gar diu hohfart alle die gewizende erblende, diu an den ist die mit grozer hohfart umb gent. Daz hat uns got erzeugt an dem künige Alexander. Der was gar ein getürstig man und ein wiser man, daz er daz merre teil der werlte betwang mit manneheit und mit wizen. Und der wart der gröften toren einre den diu werlt ie gewan. So gar blint mahte in die hohfart, daz in diu groze blintheit der hohfart dar zuo brahte, daz er wolte wänen er möhte vier ding getuon, diu alliu diu werlt nit getuon möhte danne got alleine. Daz erste ist daz der künig Alexander wolte wänen er möhte ez getuon von hohfart, die aller hohsten sternen von himel her abe nemen mit der hant, die irgent an dem himel sint. Nu hörent von dem rehten toren, wie in diu hohfart hete erblendet. Wanne daz möhte alliu diu werlt nit getuon. Daz ander ist: er wande er möhtez dar zuo bringen mit siner craft und mit sinem gewalte, daz man über mer füere als uf troken lande uf wegenen und mit rossen, und daz man dar über rite und gieng alse uf dem ertriche, und daz man über lant füere mit schifen, uf dem troken ertrich, berg und tal, swar man wolte. Daz drite ist daz er wande er möhtez dar zuo bringen, daz er die grösten berge die iergent in der werlte sint wol gewegen möhte uf einer wagen, wie manige marke sie wägen oder wie manig pfunt. Nu hört welich ein torheit! Daz vierde ist: er wande er möhtez dar zuo bringen, swenne daz mer in ünden get und alse griuwelicher stürmet und wüetet, und alse er spräche „stant stille und swig,“ daz daz wilde mer über al danne stüende von sin einiges worte. Nu hört, ir herschaft, wie gar sin herze an hohfart

erblindet was, und wie gar diu hohfart einen wisen man zuor werlte mahte zuo einem iteln toren. Ez ist aber ein krankez lop, so man sprichet „er ist zuor werlte ein biderman." Daz ist alse vil gesprochen, als da man spricht „du rehter wuocherer!" So man danne spricht „du rehter wuocherer," daz glicht sich dem lobe „daz ist zuor werlt ein wiser man und ein biderman." Und daz selbe ist uns hiute in der cristenheit, manig weltwise man und frouwen dar zuo, daz sie diu hohfart erblendet, daz sie wänent sie mügen getuon vier ding diu als unmügelich sint zuo tuonde als diu Alexander wande tuon. Der ist manig hundert in der cristenheite, die vier semelichiu ding wänent tuon. Daz erste daz den künig Alexander blante mit hohfart, daz er wande die hohsten und die schönsten sternen von himel nemen mit der hant die da warn, seht daz bezeichent alle die diu hohfart alsо erblendet, daz sie sprechen „ich wolte nit daz min sele uz des besten menschen munde füer der hiute lebet." Nu seht welch ein groziu torheit daz sich die in grozen heubetsünden sint wellent gelichen den hohsten heiligen die da zuo himel sint. Nu sprechent manige „ich wolte nit daz min sele uz des munde gienge," den man danne für den besten menschen hat: „ich enweiz nit wie ez umb sin herze stet;" und dunkt sich heilig in starken heubtsünden und wänt daz himelrich in der hant haben; und er kumpt niemer dar. Und ich wolte mit gar guotem willen daz ich an eins guoten menschen stat stürbe. Daz ander ist: Alexander wande vinden und mit sinem gewalte machen wunderliche wege über daz mer und über lant. Daz ist daz manige diu hohfart blendet, daz er wunderliche wege machen wil gein dem himelriche, alsо daz er spricht „wanne got der lât nieman verloren werden: do er den ersten menschen geschuof, do sach er dem jüngesten under diu ougen; wänet ir daz er die martel umb sus lite?" und nement alsо manigen valschen trost, und wänet alsо mit siner valschen hohfart wunderlich wege zuo dem himelriche vinden. Und er mag niemer dar komen mit so getanen wegen, alse wenig als Alexander mit sinen wegen iemer über mer oder über lant mohte komen. Das drite ist daz Alexander die grosten und die hohsten berge wande wegen. Als wil maniger mit siner hohferte ander liute sünde gar hoh wegen und gar swär, und wiget die sine gar geringe und gar lihte. Ja er kan ander liute sünde gar groz und swäre machen, und kan sin selbes sünde gar schöne und lihte gemachen. Das vierde ist daz Alexander wande mit sime gewalte daz tobende mer stillen. Als wänt maniger von hohfart daz zornige und daz engestliche gerihte unsers herren stillen, daz er an dem jüngesten tage über alle die werlt haben wil. Da hat er als kleine sorge uf, und ist halt von hohfart vil nahe sin gespöte. „Ja zewar" spricht er, „ich truwe mich da wol verbergen under alle die werlt." Alse wenig als er sich vor dem tode mag verbergen, als wenig mag er sich verbergen an dem jüngesten tage. Nu seht wie manig tusent menschen diu hohfart des verirret, daz sie den waren sunnen niemer mer gesehen mügen.

Daz drite ist daz uns da irret daz wir den nidern sunnen ouch nit gesehen mügen, daz ist der mane. Daz kumpt ettewanne, daz der mane under dem sunnen ist. Wanne der sunne ist hohe oberhalp des manen. Wanne die siben planeten ist iegliche hoh ob dem andern; iedoch so ist der mane der aller underste und der aller niderste sterne der an dem himel ist. Und kumet ettewanne daz der mane des sunnen schin underget, und daz der sunne daz ertriche nit geschinen mag. Wanne der mane ist rehte alse breit: so daz ertriche wäre geteilt in an einz drizig teil, so ist der mane als breit als der teil einz. Ob daz alsо ist, daz lazen wir hin zuo den meistern die da von lesen. Wie hohe aber ie von einem sterren zuo dem andern si, und wie breit ieglicher si, daz bevelhen wir gote. Wanne so verre ist uns daz wol kunt, daz ettewanne der mane dem sunnen sinen schin undereget, daz wir des sunnen diu zwei teil kume gesehen; alse vernent an Sant Oswaldestage: do het der man dez vierde teil wol verdeket, daz man sin niht gesehen mohte. Und ouch eins andern males, an der mittewochen in den criucetagen vor den pfingesten. Und da vor eins, do hete er den sunnen vil nahe verdeket, des da lang ist, und wanden die ungelerten liute, die werlt wolte zergen. Des habent die meister wol experimente, die von den sternen da lesent, daz des nu nieman vürhten darf. Wanne als der mane des sunnen schin under geht, daz wert danne nicht lange ee daz der sunne den manen überleuft: so schinet er danne wider, als daz geschiht. Aber ettewanne bi der naht geschiht ez, daz wir sin niemer innen werden; ettewanne bi dem tage, daz wir sin von nebel oder von wolken niemer innen werden. Und alsо ist der mane daz drite ding daz uns des nidern sunnen irtet, daz wir sin ouch under wilen nit gesehen mügen. Manig ander ding ist daz uns des nidern sunnen irret: aber disiu driu ding irrent uns des sunnen aller meiste, den wir da sehen, und aller witest in die werlte und aller breitest. Und alsо irrent uns driu ding des waren sunnen und des hohsten sunnen, daz wir den niemer mer gesehen mügen. Daz aller erste ist gitekeit, daz ander hohfart. So ist nu daz drite, daz den manen da bezeichent: daz heizet ungloube. Nu seht wie manig tusent menschen da mit verirret

wirt, daß sie den hohen und den waren sunnen niemer mere gesehen. Daz ist diu wite und diu breite heidenschaft, und dannoch jüden und kezer. Nu lat ez iuch erbarmen, daz sich got über iuch erbarme, daz so manig mensche von unglouben verdampt wird. Und der mane bezeichent unglouben, da von daz der unglouben so maniger ley ist. Die beiden habent so vil und so maniger ley unglouben, daz des nieman an ein ende komen mag. Und die jüden gleubent in einem huse daz sie in einem andern nit engleubent. Und er gleubet so krank ding von gote, daz erz sinen kindern ungerne seite. Wanne sie sint zuo kezern worden und brechent ir ee an allen dingen. Ez sint ir zwelfe zuo gewarn und habent ein buoch gemacht, daz heizet dalmut. Daz ist allez sament kezerie, und da stet so verfluchtiu kezerie an, daz daz übel ist, daz sie lebent. Ez seit und seit so böse ding, diu ich ungerne reden wolte. Fregent wir einen jüden wa got si und waz er tuo, so spricht er „er sizet uf dem himel, und gent im diu bein her abe uf die erden.“ Owe, lieber got, so müestest du zwo lange hosen han nach der rede. Und da von bezeichent der mane den unglouben, wanne der mane so gar unstäte ist in so maniger lune: er ist hiute jung, und elter morgen; hiute nimet er abe, morgen nimet er zuo; nu klein, nu groz; nu get er hohe an dem himel, morgen get er nider; nu hin, nu her; nu sus, nu so.

Daz selbe sint ungleubige liute, so heiden, so jüden, so kezer. Die habent ouch den aller meisten unglouben, der ie gehört wart. Sie habent wol anderthalp hundert kezerie, der eine nit gleubent alse die andern. Wanne ie einre hat funden ein iteniuwe kezerie, und swelhe der selbe ie nach im hat braht in die selben kezerie, diu kezerie heizet danne alse jenre der si von erste da vant. Ein heizent poverlewe, und eine arriani, und runkeler und manachei und sporer und siwider und arnolder. Und also habent sie so maniger ley namen, daz ez nieman volleenden mag. Aer swie maniger ley namen sie haben, so heizent sie über al kezer. Und daz tet unser herre ane sache nit, daz er sie kezer hiez. Nu war umb hiez er sie nit sünder; oder miuser oder vogeler oder swiner oder geizer? Er hiez in einen kezer. Daz tet er dar umb, daz er sich gar wol heimelichen gemachen kan swa man in niht wol erkennet; als ouch diu kaze: diu kan sich gar wol ouch zuo lieben und heimlichen. Und ist dehein so getan kunder daz heimlich ist, daz so schiere grozen schaden habe getan; und aber aller meiste und aller schierste in dem sumer. So hüete sich alliu diu werlt vor den kazen. So get sie hin und leket ein kroten, swa si die vindet, under einem zune, oder swa sie die vindet, unz daz diu krote bluotet: so wirt diu kaze von dem eiter indurstig; und swa si danne zuo dem wazer kumpt, daz die liute ezen oder trinken süln, daz trinkt si, und unreint die liute also, daz etteliechem menschen da von widervert daz ez ein halbez jar siechet oder ein ganzez oder unze an sinen tot, oder den tot da von gahens nimpt. Ettewanne trinket si so vaste, daz ir ein zaher uz den ougen vellet in daz wazer, oder daz si drin niuset. Swer daz iht nüzet gezen oder getrunken, der muoz den grimmigen tot da von kiesen. Oder sie niuset an ein schüzeln oder an ein ander vaz da man uz ezen oder trinken sol, daz ein mensche grozen schaden und siechtuom da von gewinnet, oder zwei oder vier, oder swie vil menschen in einem huse sint. Und da von, ir herschaft, tribt si von iu: wanne ir atem ist halt gar ungesunt und ungewerlich, der ir halt uzer dem halse get. Heizent sie uz der küchen triben, oder swa ir sit: wanne sie sint tot unreine. Und da von so heizet der kezer ein kezer, daz er doch einem kunder so wol glichet mit siner wise sam der kazen. So get er alse geistlichen zuo den liuten, und redet also süeze rede des ersten, und kan sich alse wol zuo getuon, rehte alse diu kaze tuot, und hat den menschen dar nach so schiere verunreinet an dem libe. Also tuot der kezer: er seit dir vor also süeze rede von gote und von den engeln, daz du des tusent eide wol swüerest, er wär ein engel. So ist er der sihtige tiufel. Und er giht des, er welle dich einen engel lazen sehen, und welle dich lern daz du got liplichen sehest, und seit dir des so vil vor, daz er dich schiere von dem kristen glouben hat gescheiden, und daz din niemer rat wirt. Und da von heizet er ein kezer, daz sin heimelicheit als schedelich ist als einre kazen, und vil schedelicher. Diu kaze verunreinet dir den lip: so verunreinet in der kezer sele und lip, der deweders niemer mehr rat wirt. Und er ist halt als schedelich: und het ich ein swester in einem ganzen lande da ein kezer inne wäre, der het ich angest niuwen vor dem einigen kezer: der ist halt so schedelich. Und also hüete sich alliu die werlt vor im. Ob got wil, ich han den cristen glouben alse festeclich als von reht ein iegelich cristen mensche haben sol; und e daz ich niuwen vierzehen tage in einem huse wolte sin mit wizende da ein kezer inne wäre, ich wolte e in einem huse sin da fünf hundert tiufel inne wärn ein ganzes jar. Wie, kezer, bist du irgent hie? Nune welle der almehtige got daz deheiner vor mir si! Sie gent ouch nit zuo frumen steten: wanne da sint die liute verstendig, und hörent an dem ersten wol daz er ein kezer wäre. Sie gent zuo den wilern und zuo den dörfern gerne und halt zuo den kindern die der gense hüetent an dem velde. Und ettewanne giengen sie gar

an geistlichem gewande, und swuoren niht durch dehein ding; und da bi wart man si erkennen. Nu wandelent sie ir leben und ir kezerle rehte als der mane der sich da wandelet in so manige wise. Also tragent nu die kezer swert und mezer, langez har, langez gewant, und swerent die eide nu. Sie heten ettewanne den tot e geliten: wanne sie sprachen got der hete in eide verboten. Und ir meister habent sie in nu erleubet, daz sie eide swern. See, unsäliger kezer, hat dir ez got verboten, wie mag dirz danne din meister iemer erleuben? welch der tiufel gap im den gewalt, einem schuochsuter oder einem weber oder einem spörer, der din meister ist? wie mohte dir der erleuben daz dir got verboten hat? Da sol er ie zwelf kristen zuo kezern machen: da mit sol er den eit haben gebüezet. Pfi unsäliger kezer! ob man dich danne e uf einer hürde verbrennet, e danne du einigen kezer gemachest? Nu seht wie verdampt ir gloube und ir leben ist. So sprechent etteliche kezer, und gleubent sin, daz der tiufel den menschen geschüefe; do geschüef unser herre die sele drin. Pfi verfluochter kezer! wanne wurden sie ie gemeines muotes? Nu seht, ir säligen goteskinder, daz iu der almehtige got sele und lip geschafen hat. Und daz hat er iu under diu ougen geschrieben, an daz antlüze, daz ir nach im gebildet sit. Daz hat er uns reht mit geflorierten buochstaben an daz antlize geschriben. Mit grozem flize sint sie geziert und gefloriert. Daz verstent ir gelerten liute wol: aber die ungelerten mügen sie nit verstên. Diu zwei ougen daz sint zwei o. Ein h daz ist nit ein rehter buochstabe: ez hilfet niuwen den andern; als homo mit dem h, daz sprichet mensche. So sint die brawen dar obe gewelbet und diu nase da zwischen abe her: daz ist ein m, schone mit drin stebelin. So ist daz or ein d, schone gezirkelt und gefloriert. So sint diu naselöcher und daz undertat schone geschafen reht als ein kriesch ε, schone gezirkelt und gefloriert. So ist der munt ein i, schone geziert und gefloriert. Nu seht, ir reinen kristen liute, wie tugentliche er iuch mit disen sehs buochstaben geziert hat, daz ir sin eigen sint, und daz er iuch geschafen hat. Nu sült ir mir lesen ein o und ein m und aber ein o zuo samen: so sprichet ez homo. So leset mir ouch ein d und ein e und ein i zuo samen: so sprichet ez dei. Homo dei gotes mensche, gotes mensch! Kezer, du liugest! kezer, du liugest! Nu sich wie kezerlich du gelogen hast. Ez wart halt nie so getans niht daz der tiufel ie geschüefe; wanne sünde und schande die geschuof er des ersten an im selber, und dar nach iemer mer, swa er daz mohte geraten, daz tet er. Der almehtige got geschuof alliu ding, und geschuof diu zuo nuze und zuo guote. Allez daz sich rüert uf ertrich, ez si sihtig oder unsihtig, daz hat got geschafen. Ez wart eht nie niht an in geschafen. Nu sich, du kezer, wie du liugest. Sit du gihst daz dich der tiufel geschafen habe, so var ouch zuo dem tiufel. Du hast aber dinen herren den tiufel tiufelichen an gelogen: des sol er dir vil wol lonen, im zerinne danne alles des fiuwers daz er iergent hat. Nu seht, ir kristen liute, wie schentlichen glouben sie haben, dise valschen diebe des kristenlichen glouben, der reinclich und schone über alle glouben liuchtet, als diu sunne überliuhtet alliu lieht. Ir reinen cristen liute, da von hüetent iuch vor disen kezern, die also zuo iu slifent sam die kazen, und iuch ertöten wellent mit ir kroten samen, der unreinen kezerlichen lere die er in sich geleket hat sam diu kaze daz eiter von der kroten. Und sa zuo hant so diu kaze die kroten also geleket, so beginnet si alzehant dorren, und get ir daz har uz, und wirt alse widerzäme und alse ungenäme, als ir an ir seht wol daz si ettewanne kume die lenden nach ir geziuht. Und da von hüetet iuch vor den kazen und ouch vor den kezern, wanne sie bede schedelich sint an libe und an sele. Daz iuch diu kezer iht verunreinen, da beschirme uns alle sampt der almehtige got vor. Wanne swer ir kezerliche vergift in sich leket, der muoz eht iemer mer dorren an libe und an sele und an aller der sälikeit die er iemer mer gewinnen solte an libe und an sele. Da von hüetet iuch vor in mit allem flize und mit allen iuwern sinnen. „Bruoder Bertholt, wie süln wir uns vor in behüeten so lange daz sie guoten liuten so gar gliche sint?“ Seht, daz wil ich iuch lern den worten daz ir iuch iemer mere dester baz gehüeten künnet. Ir sült sie halt an siben worten erkennen. Von swem und swenne ir der siben wort einz erhört, vor dem sult ir iuch hüeten: wanne der ist ein rehter kezer; und ir sült den pfarrer an sie wisen, oder ander gelerte liute. Und merkt mir disiu wort gar eben, und behaltet sie iemer mer unze an iuwern tot. Ich wolte halt gerne daz man lieder da von sunge. Ist iht guoter meister hie, daz sie niuwen sang da von singen, die merken mir disiu siben wort gar eben, und machen lieder da von: da tuot ir wol an; und machent sie kurze und ringe, und daz sie kindiglich wol gelernen mügen. Wanne so gelernent sie die liute algemeine, diu selben ding, und vergezent ir dester minner. Ez was ein verworhter kezer, der mahte lieder von kezerie und lert sie diu kint an der straze, daz der liute dester mer in kezerie vieln. Und dar umb sähe ich gerne daz man diu lieder von in sunge. Nu merkent alle sampt daz erste: swer da sprichet ez müge dehein eman bi siner husfrouwen geligen ane

heuptsünde, der ist reht ein orger kezer. See, unsäliger kezer, nu suzte doch got die heilige e in der heiligen stat, in dem paradise, daz diu zale der engelköre erfüllet würde. Daz ander ist, swer da sprichet ez müge dehein rihter nieman ertöten ane heubtsünde. See, unsäliger kezer, so möhte nieman genesen, solte man schedeliche liute niht von der werlte nemen. Ir rihter, swen ir mit rehtem gerihte von der werlte nement, ich gibe iu als wenig buoze drumbe alse iuweren swerte. Daz drite: swer giht daz die siben heilikeit und der wihe brunne nit kraft enhaben, der ist gar ein kezer. Wanne da hat got die heiligen kristenheit mit gefestent und erlöset von dem ewigen tode. Daz vierde: swer da giht daz ein priester der selb in heuptsünden ist, daz er nieman von sinen sünden enbünden müge, der ist ouch ein kezer. Daz fünfte, swer da spricht man sülle der warheit nit swern, und ez si heuptsünde swer der rehten wahrheit swert. Daz sehste: swer da sprichet, der die schrift nie gelert wart, und wil doch uz der schrift reden, also daz er sprichet „daz spricht Sant Gregorius, Sant Augustinus, Sant Bernhart“, oder ein prophete, oder ein evangeliste, oder swaz er also ret uz der heiligen schrift eigenliche, und der schrift nit kan noch sie gelernte, den habt für einen kezer: wanne daz hat in gelert sin meister, der kezer. Daz sibende, swer da spricht, swer zwene röke habe, der sülle durch got einen geben; swer des nit tuo si ewiclich verlorn. Psi unsäliger kezer, so möhte halt nieman behalten werden, weder geistliche noch wellliche liute. Ja ist einem ettewanne not daz er den driten dar zuo habe. Seht, alse maniger ley ist ir ungloube und ir wise. Nu bitent got alle sampt mit inneclichem herzen daz er uns beschirme vor allem irme unglouben, und vor andern sünden, und swer sich da vor nit gehüetet habe, daz die hiute ware riuwe gewinnen, und ir herze bekern und also reinigen mit der waren riuwe, daz sie den waren sunnen ewicliche sehende werden in den ewigen freuden. Daz uns daz allen sampt widervare, mir mit iu, und iu mit mir, daz verlihe uns der vater und der sun und der heilige geist. Amen.

---

## Predigt von Johann Tauler.

**Die bredie usser sancte lucas ewangelio des dritzehenden sunnentages leret vns noch dem einen werben das got selber ist, Vnd bekennen vnser selbes blintheit vnd snödikeit, do durch wir gezogen werdent zuo rehter demuetikeit geistes und naturen.**

Man liset das sich unser herre zu einem male fröwete, do er jndewendig a sach die von sinem vatter fürsehen worent, Vnd sprach „Ich danken dir, himmelischer vatter, das du dise ding hest verborgen vor den grossen vnd den wisen dirre welte. Vnd hast sie geoffenbaret den kleinen.“ Do kerte er sich zuo sinen geminneten jungern. Vnd sach siu an, vnd er hub an das ewangelium das man nu liset von der wochen von der zijt: „Beati oculi qui vident que nos videtis, S e l i g s i n t d i e o u g e n d i e d o s e h e n t d a s i r d o s e h e n t. Wanne vil künige vnd propheten begerten zuo sehende das ir do sehent, vnd ersohent es niut; Vnd zuo hörende das ir hörent, vnd en hortent es niut.“ Do kam ein meister von der e Vnd wolte vnsern herren versuochen vnd in do mitte verwerffen, Vnd froget in vnd sprach „meister, was sol ich tuon, das ich das ewige leben besitze?“ Vnd vnser herre entwürte ime guetlich, vnd wuste doch wol das sin meinunge valsch war, vnd sprach „Wie lisestu in der e?“ Do sprach er „das man got minnen sol von allem hertzen und selen vnd von allem gemuete, vnd den nehsten also sich selber.“ Do sprach vnser herre „das tuo, vnd du solt leben.“ — Nu nemen wir das erste wort „Selig sint die ougen die do sehent das ir do sehent.“ Der mensche hat zweierleige ougen, vssewendige ougen vnd jndewendige ougen; Vnd were das jnnerliche ouge niut, So wer es herte snöde krang ding mit dem vssewendigen ouge vmb den menschen. Vnd so wer der mensche also ein vihe oder tier. Lieben Kinder, wie mag nu das sin, das die edele Vernunft, das jndewendige ouge, alsus erbermeklich erblendet ist, das es dis woren liehten niut en siht? Der mordige schade ist dannan vor kommen: Do ist ein dicke grop hut vnd ein dickes vel über gezogen: Daz ist minne vnd meinunge der creaturen, oder es si der mensche selber oder ettewas des sinen; Vnd von dem ist der mensche blind vnd toup worden, siu sint in welicher stat siu sint, weltlich oder geistlich. Vnd hie mit gont siu zuo dem heiligen lichom vnsers herren. Vnd ie me siu dar gont, ie touber siu sint vnd ie blinder siu werdent vnd die hut ie dikker würt. Kinder, wannen von wenent ir das das kumme, das der mensche in sinen grunt in keine wis mit niut kummen mag? Das ist das schult: do ist also manige dicke hut über gezogen, dicke also ohsen stirnen, Vnd die hant im sin innerkeit also verdecket, das got noch er selber niut drin en mag: es ist verwahssen. — Wissent, etteliche menschen mugent drissig oder viertzig hiute haben, dicker, grober swartzer hiute also beren hiute. Wele sint dise hiute? das ist ein ieglich ding do du dich mit willen zuo kerest, Es si gemuetwillikeit an worten vnd an werken, an gunst, an vngunst, hochmuetikeit, eigenwillikeit, behegenlicheit deheines dinges ane got, hertmüetikeit, lihtuerlikeit, vnbehuotsamkeit der wandelungen. Dieser geliche machent alle dicke hiute

Vnd gros mittel die den menschen die ougen verblendent. Vnd also balde also der mensche dis mit liden an siht vnd sich gotte dis demuetiklichen schuldig git vnd sich willen hat zuo bessernde noch siner maht, zuo hant so würt es alles guot; so ehte sich der mensche demuetiklichen bekennet, So würt es also guot rot. Aber ettelichen liuten den ist rehte, was man in seit, das gat in zuo hertzen niut; Rechte also obe siu sint entlossen, Also sint in die vel gewahssen vor den ougen vnd den oren. Die abgotte wellent siu niut lassen, weler künne siu sint. Siu tuont also frouwe sara tet die vf die abgötte ging sitzen. Die bilde die man von den hat die machent hindernisse, Vnd die vel vallent ime für die inren ougen in die oren, das die ougen der vernunft niut mugent gesehen danan von siu selig werden. Selig sint die ougen denne die do sehent das ir do sehent. Ein mensche der do sinne hatte, der möhte an im selber pruefen: itali weltlichen hertzen den also wol ist mit den creatiuren die zuo wole niut sint; So muest es ein wunder sin mit dem dis wunder alles vs geflossen ist. Vnser herre der sprach das sine jungern selig weren mit irme gesihte. Wellen wir nu rehte pruefen, so süllent wir wol selig sin. Wanne wir sehent verre me von vnsern herren ihesu christo Wanne die jungern toten. Wanne S. Peter oder sant Johannes, siu sohent einen armen kranken lidelichen menschen vor in gon, vnd wir bekennent in dem heiligen wirdigen globen Einen grossen würdigen gewaltigen got vnd herren, der himmel vnd erden vnd alle creatiure von niht gemachet hat. Sehent wir das reht an, so sint vnser ougen selig eweclichen. — Lieben kint, die grossen pfaffen vnd die lesemeister disputierent weder bekentnisse merer vnde edeler si oder minne. Aber wir wellent nu allhie sagen von den lebmeistern. Also wir dar kummen, denne süllen wir aller dinge worheit wol sehen. Vnser herre sprach „eins ist not" weles ist nu die eine daz alz not ist? Das eine das ist das du bekennest diu niht das din eigen ist, was du bist vnd wer du bist mit dir selber. Vmb des ein haftu vnserm herren angest gemachet, das er bluot switzete. Vmb das du dis eine niut woltest bekennen, so ruoft er an dem criutze „got, min got, wie hast du mich gelossen!" wanne das eine des not ist also gar von allen menschen solte verlassen sin. Liebes kint, lo vare alles das ich vnd alle lerer ie gelertent vnd alle würklicheit vnd schouwelicheit Vnd hoch contemplieren, vnd lerent alleine dis ein, das iuch das werde: So hant ir wole gearbeitet. Dar vmb sprach vnser herre „maria het den besten teil usserwelt." — In der worheit, kündestu dis alleine erlangen, so hettestu wol erlanget niut ein teil, sunder alles. Dis eine ist niut das ettelicher liute kunnent also vernunftiklichen sagen Von irme nihte vnd also demueticlichen. Reht also obe siu die edel tugent wesenlichen besessen habent; Vnd die selben sint in irme grunde noch grosser wanne der tuom sy. Dise wellent gros sin vnd schinen; siu triegent die liute vnd aller meist sich selber: wanne siu sint die, die in dem truge in der worheit blibent. — Kinder, diser grunt der ist wenig liutes bekannt: Zelent das driu menschen hie sint die dis an gange. Dis ist niut in dem gedanke noch in der vernunft! Aber entriuwen, es hilfet gar wol dar zuo, das man es steticlichen für sich neme Vnd von flisse komme zuo wesende: Wan flissige uebunge die machet zuo lest formelich vnd wesenlich. Also balde also man eins vf sehendes gewar werde jndewendig oder vssewendig, Denne zuo hant sol man nider sinken in den aller tieffesten grunt snelleclich sunder beiten: In dem grunde entsinke in din niht. So kumment ettelliche vnd sprechent „ich tuon alle tage dis oder das: ist das das leben vnsers herren?" vnd alsus vnd also. — Liebes kint, haltest du von keinem tuonde oder wise die du getuon maht, das das iut sülle sin, So wer dir vil weger das du niut entetest vnd kertest in das luter niht, niht tugen, nit vermugen, danne du in also grosser würglicheit stuendest jndewendig vnd vssewendig. Vnd du dines nihtes vergissest. Nu reden wir von dem vssern menschen. Sich an, was bistu? wannen von bistu kummen? von einer vnfletiger vnreiner fuler böser materien, die vngelustig ist an ir selber vnd allen menschen. Vnd nu, was bistu worden? ein vnreiner stinkender sag vol bahtes, vnd kein so edel, so reine spise noch trang in dich kummt noch so schöne noch so reine, es werde in dir stinkende vnde vnlidelich vnd smachende. Vnd es en hat nieman den andern so liep, vnd die dar vmb sich dicke sins ewigen lebendes hant vertrost Vnd ewig hellebrant hant gewoget zuo sinde, stirbet er, das er in müge by sich von geliden, Er fliehe in me wanne einen toten hunt. — Nu hat got alle creaturen wider die nature gesast, den himmel, die sunne vnd die sternen. Nu friuret dich; nu zuo heis, nu zuo kalt; Nu rissen, nu sne; nu ist dir wol, nu ist dir we; Nu hunger, nu turst; nu die wolfe, Nu die spinnen; nu die fliegen, nu die flöhe: Vnd der enkanstu dich dicke niut erwern. Nu sich wie die tumben vihe herlicher sint in ir naturen: in wahssent ir kleider, do mitte sin benueget, ist es warm, ist es kalt. Vnd du muost von ime lebenen din kleit, vnd an dem selben armuote minnest du lust vnd genuegede vnd hochuart. Iste das niut ein vnsprechenliche blintheit? Die tier, das vihe genueget an spise, an tranke, an kleider, an betten, als es got gemachet het. — Nu sich, was

gehört wunders her zuo, das dine arme nature enthalten werde: Vnd do von nimmet man dar zuo grossen lust, vnd uebet grosse gebresten an der nutzunge der toten vihe. Hie vor also die heiligen soltent essen, so weindent siu; vnd so siu sterben soltent, so lachetent siu. Nu sich vor an din niht. Was hastu iomers in diner natur! Bettestu gerne, vastestu gerne, weinestu gerne, was würt hie vs? das du wilt, das tuost du, was wunders stot dicke in dir vf von maniger wunderlicher bekarunge, vnd wie manigen gebresten verhenget got über dich Indewendig vnd vssewendig! Achte das du dis gelerest: Das ist not. Gehab dich wol: got verhenget es alles vmb din guot, Das du mit allem disem in din niht getrostet; Vnd ist dir dis lihte vil besser danne das du in grossen dingen stuendest. So kumment die liute über dich mit griuwelichen geberden vnd sweren worten, Vnd denne dise grossen vernunftigen mit den geswindesten grösten höhsten worten, rechte also siu die aposteln sin. — Liebes kint, sinke in den grunt in din niht, vnd lo den turn mit allen sinen glocken vf dich vallen; Lo alle die tiufeln die in der helle sint über dich kummen; Himel vnd erde mit allen creaturen: Es sol dir alles wunderlichen dienen. Sinke ehte du: Dir würt das aller beste teil. Nu sprechent siu „herre, ich gedenke alle tage des liden vnsers herren, wie er stuont vor pilato vnd vor herode vnd an der siulle, Vnd do vnd do.“ Liebes kint, ich wil dich leren, du solt alsus dinen got an sehen: niut also einen lutern menschen; Sunder sich an den aller groesten gewaltigesten ewigen got, der himmelrich vnd ertrich mit einem worte gemachet hat vnd zuo nihte machen mag, vnd der über wesenlich vnd über bekentlich ist, Das der wolte also zuo niute werden für sin arme creatur; vnd schame dich, du toetliche hünden mensche, das du ir ere vnd vorteil vnd hochuart gedahtest, vnd vndertrücke dich vnder das criuce, wo es her kummet, jndewendig vnd vssewendig; Biuge din hochuertig gemuete vnder sin dürnin krone, vnd volge dinem gecriuzigeten got mit vnderworfenem gemuete in wore verkleinunge din selbes in allen wisen, jndewendig vnd vssewendig. Sit din grosser got also gar zuo niute ist worden vnd verurteilt ist von sinen creaturen vnd gecriuziget ist vnd erstorben, Alsus soltu mit getultigeme lidende vnd mit aller lidender demuetikeit dich in sin liden erbilden vnd dich darin trucken. Dis tuont die liute niut: Aber ein iegeliches gedenket wol an das heilige liden vnsers herren In einer verloschener blinder rower minne, Also das der gedang in der uebunge niut en würket Das er sins gemaches oder hochuart oder eren oder liplicher genuegede ir sinne dar vmb enberen welle: Danne siu verblibent als also siu sint. Ouch wie wenig früht bringet das minnecliche liden vnsers herren an den liuten. Die fruht schinet an dem erbilden vnd an dem leben vnd an den sitten vnd an den werken. Liebes kint, alsus soltu dis heilige liden vnsers herren ueben vnd überdenken, das es lebende früht an dir bringe. Vnd solt dich selber verniuten, vnd solt lossen dich dunken das dich die erde vnbillichen vf irme rücken tragen sol Vnd das siu dich niut verslindet in sich; vnd gedenke das manig tusent menschen in der helle sint die lihte nie also vil vuertikeit gewunnent; Vnd het in got also vil liehtes gegeben Vnd also manig gros guot geton also er dir het geton, Siu werent dir vngeliche worden: Vnd er het din geschonet vnd gebeitet. Vnd er hat sin eweeliche verdqmpnet.

Dis solt du dicke an sehen vnd solt ein trahen wassers niut mit friheit vnd vermessener getörftekeit geturren nemmen denne mit temuetiger vorhte. — Nütze alle ding nach notdurft diner krangheit vnd niut noch genuegede. So kumment etteliche vnd sagent von also grossen vernunftigen vnd über wesenlichen, über formlichen dingen, Rechte also siu über die himele geflogen sint; Vnd siu bekantent noch nie einen trit vsser in selber noch bekentnisse irs eigenen nihtes. Siu mugent wol sie kumen zuo vernunftiger worheit: Sunder zuo der lebenden worheit, do die worheit worheit ist! Dar zuo kummet nieman danne durch diesen weg sins nihtes, vnd wer disen weg niut gangen ist, der sol mit grosseme schaden do ston, do alle ding entdecket werdent. O kinder, denne möhtent soliche wellen das siu nie geistlichen schin hettent gewunnen, Vnd das siu nie von hohen vernunftigen dingen hettent gehoeret sagen noch do mitte vmbe gegangen hettent noch also grossen nammen nie gewunnen en hettent, Vnd sullent denne wunschen das siu alle ir tage mit dem vihe vf dem velde werent gangen vnd ir broetelin mit irme sweisse gewunnen hettent. Kinder, es kummet der tag das got wil vorderunge tuon von den minneclichen goben die er ime so milteclichen vmb ströwet Vnd der man so krenglichen nu gebruchet sunder alle früht. Dise verkleinunge sol niht bringen ein zwifeliche vorhte, also die zwifeler. Sunder siu süllen würken einen demuetigen vnderval vnder got vnd vnder alle creatiuren in rechter gelossenheit. Het ouch der mensche nu in ime iut für demuetikeit, so wer es valsch. Dar vmb sprach vnser herre „Ir werdent also dis kint, niergent abe sol man haltent. Lossent die kleinen zuo mir kummen.“ Daz ertrich ist das aller niderste von allen elementen Vnd hat den himmel von siner niderheit aller meist geflohen, Vnd dannen von so iaget im der grosse himmel mit aller siner kraft aller meist noch, Vnd

sunne vnd mone vnd alle die sternen, Vnd würkent die aller groeste früht in der erden vor allen den hohen obersten elementen. Wo ouch das tal aller tieffest ist, do flüsset das wasser aller meist: Die telre sint vil frühtberer gemeinlichen wan die berge. Dise wore verkleinunge die versinket in das gottelich innerlich abgründe. — Kinder, do lout sin sich zuo mole in rechter worer verlornheit ir selbes. Das abgründe das inleitet von siner tieffe wegen; Sin tieffe vnd sin bekant niht das ziuhet das vngeschaffen offen abgründe in das ander abgründe, vnd würt do ein einig ein; Ein niht in das ander niht, Das niht do S. Dyonisius abe sprach das got niht en si alles das man genemmen oder verston oder begriffen mag. Do würt der geist geloffen in dem, das in got wolte alzuo mole niht machen, Vnd möhte er in dem zuo mole zuo nihte werden, er ürde es von des nihtes minnen vnd das er versunken ist: wanne er en weis niht, er mint niht, er en smacket niht was das ein. — Kinder, dise ougen die alsus sint sehende worden, die sint wohl selig, Vnd von dem möhte vnser herre wol sprechen „Selig sint die ougen die do sehent das ir sehent.“ Das wir alle denne selig werden mit einer worer gesiht vnsers eigen nihtes, Des helfe vns got. Amen.

---

## Eine Predigt von Johann Geiler von Kaisersberg.

Ein yeder mensch sol in dem jubel jor wiederümb heym keren
zuo syner besitzung das ist in ewige seligkeit, Levitici XXV.

Min meynung ist zu dem ersten, uch zu sagen, was do sy das jubel jor. Zuo dem andern, was do sy die besitzung zuo deren wir keren söllen. Zuo dem dritten, wie man soll widerümb keren zuo diser besitzung. Denn so werden ir verston myne fürgelegte wort.

Nun zu dem ersten so find ich dryerlei jubel jor, das alt jubel jor, das ewig jubel jor, und das nüwe jubel jor. Das alt jubel jor ist, das die Juden gehalten hond uß dem gebott des herren. Wenn der herr gebot in dem buoch der opffer, das sy den sybenden tag sölten fyren, das war der sabbath, und über syben mol syben jor, das ist XLIX jor, solten sy ein jor, das ist das fünffzigst jor fyren, und das selb jor solt sin das jubel jor. In dem selbigen jor woren alle ding fry. Das erdrich dorfft man nit buwen noch segen, und was es von im selber gab, das was gemein. Dar zuo würden alle knecht fry und ledig die vor verkoufft woren gewesen. Ouch dorfft nieman kein schul bezalen, sy wurden im noch gelassen. Und was verkoufft oder verpfendt was, das fiel widerümb an sin erben, die es vor besessen hatten. Und zoch ein yeder widerümb heim in sin land dannen er vertriben was und vil andere ding geschahen in disem jor zuo grossen freuden. Und hieß das jubel jor von dem hebreischen wort jobel. Jobel ist in hebreisch als vil als ein horn oder trommet, und in dem sibenden monat des jubel jors, do macht man eine grosse trommeten schal. Darümb sprechent etlich lerer, das man von dem trometen schal das jor genant hab das jubel jor, und das mag wol sin. Wie wol andere lerer ouch anderst do von reden, das loß ich fallen, das ist gewyß. Es hat das jubel jor geheissen, zuo anzeygung mancherley fryheit und fröud so dar inn geschahen. — Das ewig jubel jor, das ist ein lang jor, es ist ewig, es ist das ewig leben, die wesenlich seligkeit, die anschouwung gotz, wie er ist in sinem götlichen wesen. Es ist die fröud dar inn man heißt ingon den getrüwen knecht, das ewig leben, die ewig ruow. Selig ist der das Jubel jor mag erreichen. Das würd sin das wor Jubel jor, bedütet durch das vorgond alt Jubel jor, wenn do würd sin ein volkommen verzyhung aller zytlicher fröud und fryheit. Denn so würt alles erdrich ruowen von der arbeit, Wann do werden wir nymme dörffen essen das brot unserer arbeit, aber ein ander brot uff dem tisch des herren, das er uns hat verheissen in dem evangelio. Ouch würd das verfluocht erdrich unserer sele hinfür nümen tragen dorn und disteln der bösen gedencken und hertzigung. Man würd es ouch nummen dörffen segen mit tugenden und verdienstlichen wercken, denn es würd sin die zit der nyessung, und nit der wirckung. Do werdent wir erlöst sin volkümlich von aller dienstbarkeit der bösen geist. Alle schuld der sünden werden nochgelossen sin, und alle trübseligkeit und pin, zitlich und ewig würd gar ußgetriben sin, Wenn got würd abtrücknen all trehen von den ougen der heiligen, und würd hinfür nit sin weder weinen noch schryen und gar kein schmertz. Denn so werden wir armen ußgetribenen bilgere widerumb mögen inkeren uß disem jomertal in unsere ewige und hymmelsche besitzung. Dise fryheit ist in keinem andern jubel jor, weder im nüwen noch im alten. Darümb selig ist der Mensch der das mag erreichen, das geschicht aber nit weder an unserm letzten ußzug, so man spricht, Er zücht hin, er zücht denn worlich hin, jo in das wore jubel jor, die ewige seligkeit, oder in die ewig hell, do würd sin weinen und groß zanclaffen, nit ein jubel aber ein schryen und hülen. Das jubel jor ist uffgesetzt von dem öbersten babst christo jesu, nit hie uff diser erd, noch zuo rom, noch zuo jherusalem, aber im himmel. — Das

drit jubel jor ist das nüwe jubel jor, es ist das jor, dar inn verlyhen würd uß gewalt des heiligen vatters des babsts, voll guod ablos und verzyhung aller sünd, denen die do suochen etlich kirchen zuo Rom, das muoß man recht verston, als du offt gehört hast. Diß jubel jor hat zuo dem ersten uffgesetzt babst Bonifacius der achtest des namen, als do sprechen etlich lerer, und ist uffgesetzt worden ye über hundert jor ein mol zuo sin, und ist das gescheen noch meinung etlicher lerer, noch Christi geburt Tusend und dry hundert jor, darümb hab ich das jubel jor genant das nüwe jubel jor. Darnoch haben betracht die noch gonden bebst, Clemens der sechst und Gregorius, wie so wenig menschen erleben das hunderst jor, und haben es fürgeschalten uff das fünfftzigst jor, das do geleben in diserzit noch gemeinem louff die do alt werden. Darnoch hat es aber fürgeschalten Gregorius der eylfft bapst des namen, uff dry und dryssig jor, als do stot in der bull des bapsts Alexander, die do uß ist gangen als man zalt tusend und fünff hundert jor, und das ist das nuwe jubel jor. Darnoch hat es Nicolaus der fünfft gehalten, als man anfieng zuo zalen Tusent vier hundert und fünfftzig jor, uff den heiligen wyhenachttag. Und Paulus der ander bapst des namen, hat es darnoch gelegt ye über XXV jor, und das ist das aller nüwest jubel jor. Also yetz zuo dem letzsten hat Alexander der yetzigst bapst das jubel jor verkündt zuo halten, diß jor in dem wir zalen MCCCCC. Also hastu von dem trifeltigen jubel jor gnuog, so vil dir not ist.

Nun zum andern so du fragst, was do sy die besitzung do zuo wir keren mueffen. Ich antwurt und sprich, das dise besitzung ist got unser herr die gegenwürfflich seligkeit, von dem wir sint ußgangen. Es sint ouch gnod und tugenden so wir verlorn hant und verloffen. Diß sint worlich unsere gueter, unsere richtuom, unsere besitzung. Wos sint worlicher richtuom weder die tugenden und die gnod. Begeren ir richtuom, so ljebent die woren richtuom, spricht Gregorius. Dis hat wol gewist einer uß den syben wysen Byas, do im all sin hab verbrunnen was, do fragt man inn wos er verlorn hat. Er sprach Ich hab nüt verloren, sunder all min gueter sint by mir, do redt er von den tugenden siner sele. Unser teil und unser erb ist gott, wer sich mit disem teil nit benuegen lot, der ist zuo vil gytzig. Es spricht david. Min teil sy gott ewiglich. Und an einem anderen ort. O gott min teil syg ouch in dem erdrich der lebendigen. Und wyter. Ich hab eins begert von dem herren, das hoff' ich zuo erlangen. Siehstu, diß besitzung hond wir verlorn durch unser sünd, wir sind beroubt worden wir hont verloffen unsern herren, von im sint wir zuo vil wyt gangen mit dem verlornen sun, wir sint ußgangen von sinem angesicht. Wir sint von gott ußgangen. Zu dem ersten in der fürbildung in dem wort des vatters. Zuo dem anderen in unser eigen wesen durch die erschöpffung. Zuo dem dritten in das wesen der sünd, durch die erbsünd. Zuo dem vierden sin wir ußgangen in diß welt durch die geburt. Zuo dem fünfften sint wir von im gangen durch die würcklichen sünd wyt, noch wyter, und aller wytscht durch boeß gewonheit. Also hont wir verlorn unser besitzung gott, die gnod und tugenden, ouch das wor und recht vatterland das hymmelsch paradiß, das do worlich unser vatterland ist, von dem sint wir vertriben. Wir hont verloffen die hymmelschen wonungen, deren vil sint in dem huß unsers vatters. Ich kan wol gedencken, das ich die besitzung und das ewig jubel jor durch einander vermisch, aber ich acht sin nit, echt ich etwas nutz schaff. Zuo disen besitzungen söllen wir widerümb hin keren in disem nüwen jubel jor. In disem jor der gnoden söllent wir widerümb keren zuo tugenden und guoten wercken zuo dem gebruch der gnoden zuo gott dem herren unserm schöpffer, durch buoß und einen rechten rüwen. Wir söllen thuon als do thet der vorlorn sun. Sprich mit hertzen. Ich will ufften, und wil gon zuo minem vatter, es sol sich yederman widerümb heim machen diß jubel jor zuo siner besitzung, es sy jung oder alt, frouw oder man, wenn die zit ist hie.

Zum dritten frogst, wie muoß man aber widerümb heym keren in das vatterland und zuo der besitzung. Ich sprich, du muost thuon glich wie ein bilger der do widerümb heim zücht in syn vatterland dannen er kummen ist, und wie ein bilger thuet, der do yetz in disem jubel jor gen Rom zücht, der kümpt widerümb mit grosser gnod und abloß, und bringt ouch die zeichen mit im der selbigen gnod. Wir sint bilger, darümb mueffen wir uns halten als bilger. Das hat wol betracht der heilig Paulus, do er sprach. Wir hont hie kein blibende stat, aber wir suochen eine zuokünfftige, als ob er sprech. Wir sint hie in disem jomertal nit anders denn als bilger, und als fremd herkummende, die hie kein bliben hont, sunder stetz fürfaren zuo kummen in unser heymuot und vatterland, das ist in das hymmelrich, das haltet inn unser christenlicher gloub. Gott der herr der do reichet von end zuo end, von welt zuo welt, von ewigkeit zuo ewigkeit, do der beschuoff alle ding, und Adam und eva satzt in das paradiß und sy das gebot gottes brochent, do wurden sy dar uß getriben in diß jomertal, ellendlich verstossen uff das erdrich. Wer Adam und eva nit gefallen in ungehorsam in der übertrettung des gebot

gottes, und bliben in der ersten unschuld, so hetten sy und wir all mit inen, gar guot und bald volfuert gehan unser bilgerfart, und weren bliben in dem paradiß, und darnoch froelich on irrung gefaren in das recht vatterland des hym- mels. Aber durch ir ungehorsam sint wir alle ellende bilger worden, wann sy wurden verstos- sen uff diß erdrich, und wir all mit inen, das ist ein ellend on land oder staden. Als sich David des beclagt und spricht. Herr vor dir bin ich als ein zuokümmeling und ein bilger, als all min vetter. Ouch bezügent das alle vetter der alten ee, und die heiligen lerer in der nüwen ee. Es wart gefrogt ein weltwiser wo er daheim wer, do huob er einen finger uff und zeigt an den hymmel und sprach, do bin ich doheim, wann es ist offenlich, daß nyemans hie blybt, wir sterben all, einer hüt der ander morn, einer suß der ander so. Kurtz es ist ein bilgerschafft hie uff diser erden, wir muessen all durch das huenerloch, das ist der tod, darümb sint wir bilger und zuokümling. Wir sint zuokümling, sprich ich. Der heist ein zuokümling der do von ußwendig zuo uns kümt, der do nit by uns geborn ist. Und wir sint also zuokümling, wenn unser sele ist von uß- wendig zuo uns kommen, sy kümt anderswo her, sy ist etwas göttlichs, und nit uß erdrich als der lyb, got hat sy uns ingegossen. Wir sint ouch bilger, wenn der heist ein bilger, der do nit an einem ort blibt, sunder er gat stets für sich. Und uns ist nit gegeben das wir hie söllen bli- ben, es heist, gang für gast. Ein mensch der do geboren wird von einer frouwen der lebt eine kurtze zit, er gat uff als ein bluom, und würd zer- knütscht, er flücht wie der schat, und blibt nie- mer in einem stand. Darümb spricht sanctus petrus. Ich bit üch ir brueder, und erman üch als zuokümlich und bilger, hueten üch vor den fleischlichen begirden, die do stritten wider die sele, die wil wir nun bilger sint, als du gehört hast, so söllen wir uns halten wie bilger, und also gon und widerümb keren in unsere besitzung des hymmelschen vatterlands. Nun sprichstu, wie thuot aber ein bilger, und was hört einem bil- ger zuo so er wandlen wil, und ein selig fart wil thuon. Es sind XXV stück und Eygenschafft die er an im hat, wil er echter recht thuon. Das erst ist, er bezahlt sin schulden. Das ander, er ordnet sin hußgesinde. Das dritt, er bestelt im ein sack. Zum vierden, ein stab. Zuom fünff- ten, ein mantel. Zuom sechsten, ein huot. Zuom sibenden nimpt er zergelt. Zuom achten, hat er guot schuoch. Zuom nünden, hendschuoch. Zuom zehenden, er überladt sich nit. Zuom eylfften, nympt er des wegs war. Zuom zwelff- ten, flücht er boes geselschafft. Zuom dryzehn- den, hat er ein hund. Zuom vierzehenden macht er syn testament. Zuom fünffzehenden macht er sich früe uff die fart. Zuom sechzehenden, gat er gemach. Zuom sibenzehenden, achtet er keins gespöts. zuom achtzehenden, lot er sich nit lüstlichs hinderen. zuom XIX. lot er syn schatz nit sehen, zuom XX. halt er sich wyßlich in den herbergen. zuom XXI. erlabt er sich offt. zuom XXII. wird er beroubt, so betlet er. zuom XXIII. ist er mit lyb uff dem weg mit gemuet do heim. zuom XXIIII. er bespricht sich mit sinen gesellen. zuom XXV. würd er schon entpfangen so er heym kümpt. Dises sind die eygenschaff- ten eyns rechten christenlichen bilgers, und sint in der zal XXV glich wie du hast ye über das fünfft und zwenzigst jor das jubel jor, also hastu auch so vil eygenschafft des bilgers, die soltu anne- men, und also hingon und wiederümb keren in din recht vatterland in das hymmelsche Iherusalem unser ewige wonung. Du solt dise ding geist- lich ueben und bruchen, die der bilger lyblich brucht. Wie du dem thuon solt, wil ich dich leren dise heilige zyt der fasten. Darümb söl- len ir üch dar zuo rüsten und erzuoher machen by zyten, und mit flyß uffmercken, wann ich hab mir fürgesetzt hinfür nit nüwes anzuofohen, vorab ein zyt lang und etlich jor. Wil nit me also zuosammen lesen mit grosser arbeit, als ich nun gethon hab XXII jor, sunder ich wil under- ston widerümb zuokeren zuo mynen besitzungen, das ist zuo denen dingen, die ich üch vor gepre- digt hab, wil dieselbigen in ein recht ordnung setzen, so vil mir gott gnad verlycht, das die arbeit nit vergebens sy, und nit verlorn werd, das ich mit arbeit hab zuo wegen brocht. Es würd villicht der tag eins ander lüten ursach ge- ben bessers zuo sagen. Nun under disen mynen predigen hab ich zuo dem ersten wöllen für mich nemen den bilger, darümb das mich dunckt er werde sich nit übel schicken zuo disem Jubel jor. Dann die christgloubigen menschen werden sich yetz schicken uff die bilgerfart gen Rom abloß zuo erlangen. Uff daß sy solchs dester baß moegen volbringen, würd inen nit schad sin dise martery. So sy flyssiglich uffmercken werden sy on zwyfel ein wor bilgerfart volbringen. Das helff uns gott der all mechtig. Amen.

---

## Eine Predigt vber das Euangelium Matth. 4. am ersten Sontage jnn der Fasten, zu Smalkalden gethan, im jar 1537. Von Mart. Luther.

Jhesus ward vom Geist jn die Wüsten ge- füret, auff das er von dem Teuffel versucht würde. Vnd da er viertzig tag und viertzig nacht gefastet hatte, hungert jn. Vnd der Versucher

trat zu jm, vnd sprach, Bistu Gottes son, so sprich, das diese Steine brod werden. Vnd er antwortet und sprach, Es stehet geschrieben, der mensch lebet nicht vom brod alleine, sondern von einem jglichen wort, das durch den mund Gottes gehet.

Da füret jn der Teuffel mit sich, jnn die heilige stad, vnd stellet jn auff die zinnen des Tempels, vnd sprach zu jm, Bistu Gottes son, so las dich hinab. Denn es stehet geschrieben, Er wird seinen Engeln vber dir befelh thun, vnd sie werden dich auff den henden tragen, auff das du deinen fus nicht an einen stein stossest. Da sprach Jhesus zu jm, Widerumb stehet auch geschrieben, Du solt Gott deinen HERRN nicht versuchen.

Widerumb füret jn der Teuffel mit sich, auff einen seer hohen berg, vnd zeiget jm alle Reich der welt, vnd jrn herrligkeit, vnd sprach zu jm, Das alles wil ich dir geben, so du nider fellest, vnd mich anbetest. Da sprach Jesus zu jm, Heb dich weg von mir Satan, denn es stehet geschrieben, Du solt anbeten Gott deinen HERRN, vnd jm allein dienen.

Da verlies jn der Teuffell, Vnd siehe, da traten die Engel zu jm, und dienten jm.

Diß Euangelium ist darumb auff den Ersten Sontag jnn der Fasten verordnet zu lesen, weil darin geschrieben stehet, wie Christus viertzig tage gefastet habe, das man aus diesem Exempel die leute auff diese zeit zur fasten vermanen solt, wie denn auch daraus die viertzig fasten tage angenommen und eingesetzt sind, So es doch nicht zu solchem Exempel, durch Christum gethan, noch von den Euangelisten beschrieben ist, Auch nicht kan von jemand solche fasten gehalten werden, wie Christus viertzig tage vnd nacht, on essen und trincken gefastet hat, Vnd er kein solche fasten von seinen Jüngern vnd Christen gefoddert, noch jnen auffgelegt hat.

Nun solten wir alhie auch vom fasten sagen, Aber ich hab noch nie kein recht fasten gesehen, darumb weis ich auch nichts dauon zu predigen, Denn vnser Bapisten fasten, ist gar ein schlecht, ja spötlich fasten gewesen, wie auch das Lateinisch sprichwort zeuget, Italorum deuotio, et Germanorum ieiunia, fabam valent omnia. Der Walhen andacht, vnd Deudschen fasten, möcht man beide mit einer bonen bezalen. Dazu ob man gleich etwa recht gefastet, so taug doch solch fasten nicht, weil durch des Bapsts lere ein lauter werckheiligkeit daraus gemacht, die sunde damit zu büssen, vnd vergebung zu erlangen. Vnd kurtz, der fasten keine, so aus eigener wahl vnd andacht wird fürgenomen, oder durch menschen gebot erzwungen, reimet sich zu diesem Exempel Christi, denn da ist weder Gottes wort noch befelh, weder anfechtung noch not, aus Gottes schickung, wie alhie mit Christo geschehen ist, Sondern alles was mit solchem fasten geschicht, wird mit falschem vertrawen vnsers wercks, on Christlichen verstand vnd meinung, fürgenomen.

Christus aber redet viel anders vom rechten Christlichen fasten, Matth. 9. da die jünger Johannis zu jm kamen, vnd fragten, warumb sie vnd die Phariseer viel fasteten, vnd seine Jünger fasteten gar nicht, Da gibt er jnen eine kurtze Antwort vnd spricht, Es reime sich nicht, das man einen alten rock mit einem newen lappen flicke, oder most jnn alte schleuche fasse, Sondern, newer wein vnd newe fasse, newer rock vnd newes tuch gehören zusammen rc. Als wolt er sagen, Jr rhümet ewer selb erweltet fasten seer hoch, Aber es ist ein loses fasten, das ich wol möchte einem zerrissen vnd geflickten peltz vergleichen. Meine Jünger sollen mir aber nicht also fasten, weil ich bei jnen Sie bekomen noch fastens genug, wenn sie mich nicht mehr haben.

Da deutet er, was er eine rechte fasten heisse, Nemlich nicht die kinder fasten, ja lügen fasten, die nur den namen hat, weil man nicht des abends das tisschtuch aufflegt, oder nicht fleisch noch eyer isset, Vnd doch gleich wol den Bauch füllet, mit den besten fisschen vnd wein, das manchem ein solcher fastentag lieber were, denn sein esse tag, Vnd nur mit solchem fasten, beide Gottes vnd der leute gespottet wird. Auch nicht die heuchel fasten, so die Phariseer jnen selbs erweleten, on alle not vnd gebot, nur darumb, das sie fur heilige leut, fur andern (die nicht also fasten) gehalten wurden. Sondern das heisst er, eine rechtliche Christliche fasten, so er da selbs nennet, Trawren vnd leide tragen, Das ist, allerley vngemach vnd vnglück (von Gott auffgelegt) leiden, so dem menschen wehe thut, vnd er viel lieber solches vberhaben were. Als wenn einer mus mit weib vnd kinder hunger vnd komer leiden, veriagt oder gefangen sein, da er offt mit guten zenen vbel essen mus, Oder auch auff dem bette kranck ligt, vnd hette wol zu essen, vnd doch nicht essen kan vnd mag, Welcherley S. Paulus erzelet 2. Cor. 6. Jnn trübsaln, jnn nöten, jnn engsten, jnn schlegen, jnn gefangnissen, jnn auffruhren, jnn viel arbeiten, jnn wachen, jnn fasten rc.

Solch fasten wolt ich loben, da man mangel vnd not vmb Gottes willen gedultiglich leidet, Denn also hat Christus hie auch gefastet, da er nicht aus seinem eigen rat oder fürnemen, sondern durch den heiligen Geist jnn die wüsten gefürt ward, da er muste fasten, weil er nichts zu essen hatte. Das ander fasten so nichts anders ist, denn ein lauter heucheley, ja ein lügen vnd

spot, ist nicht werd, das man jnn der Christenheit dauon sagen sol.

Darumb wollen wir jetzt auff das hauptstück dieses Euangelii sehen, nemlich, auff die dreierley anfechtungen, damit der Teuffel Christum jnn der wüsten hat angefochten. Vnd ist zwar dis Euangelium jnn dem stück erschrecklich gnug, wann wirs nur recht ansehen wolten, Den hie ist der Teuffel gemahlet mit allen seinen farben, vnd ist jnn der person Christi hier fürgebildet, nicht allein was ein jglicher Christ für sich selbs, sondern auch was die gantze Christliche kirche vom Teuffel leiden müsse.

Inn der ersten anfechtung von den steinen, ist der schwartze Teuffel gemahlet. Inn der andern ist der schöne, weisse von heilige Teuffel gemahlet, der Christum in den lüfften, vnd auff den Tempel füret, aber nicht hinein. Inn der dritten, ist der höhest vnd himlisch, vnd gar Göttlich Teuffel gemahlet, der sich stellet, als sey er Got selb, vnd beutet Christo alle Königreich auff erden an, doch mit der bedingung, das er fur jm niderfalle, vnd bette jn an. Dis ist seer schrecklich, On das es jnn dem tröstlich ist, das der Teuffel an Christo gefeilet hat, vnd an vns auch feilen mus, wenn wir durch den glauben an Christo hangen. Wo aber diese person aus den augen ist, da nemen diese drey Teuffel so vberhand, das nicht möglich ist, das ein mensch bestehen könne.

Nu der erste Teuffel, wie ich gesagt habe, ist der schwartze Teuffel, den die leute kennen vnd Teuffel heissen, der fichtet an mit hunger vnd spricht, Bist du Gottes son, vnd so heilig, so wirstu alles können vnd ermögen, Wolan, so las sehen, ob du diese stein zu brod könnest machen ꝛc. Das ist der Teuffel, der schier einen jglichen Christen jnn sonderheit, vnd darnach die gantze heilige Christenheit, mit hunger, durst von allerley vngemach, trübsal, angst vnd not leiblich angefochten hat. Dis, wie vorgemelt, ist die rechte fasten, dauon Christus saget Matth. 9. das seine Jünger, wenn er nu von jnen genomen ist, werden mehr fasten müssen, denn jnen lieb sein wird. Das ist, sie werden hunger vnd komer, vnd allerley leibliche mangel vnd vngemach, vom Teuffel vnd seiner Braut, der welt, leiden müssen, Wie denn im anfang der Christenheit bald nach der himelfart Christi, solche anfechtung angienge, vnd wehret schier lenger denn drey hundert jar, da das liebe heufflein der Christen, nicht allein, hunger, durst vnd allerley leibliche mangel leiden muste, sondern auch von dem jren vertrieben, beraubt vnd jemmerlich ermordet wurden. Vnd wart endlich des wütens vnd tobens der Tyrannen wider die Christen (sonderlich so Prediger vnd Pfarrer waren) so viel, das auff einen tag (wie man jnn historien findet) durchs Römisch Reich siebentzig tausend Marterer erwürget wurden, Wie man noch zu Rom einen kirchhoff findet, darauff, wie man sagt 80,000 Marterer vnd 46 Bischofe begraben ligen. So gieng der schwartze Teuffel im anfang hinan, greiff die kirchen mit dem rechten fasten an, das man spüren muste, es were der leibhaftige Teuffel selb, der im sinn hette, die Christen alzumal mit seiner schwartzen farb, vom glauben vnd wort abzuwenden, vnd gar auszurotten.

Vnd solcher sein anschlag ist jm auch etlicher massen geraten, denn viel Christen, da sie vmb jrs glaubens willen angefochten wurden, vnd gezwungen, entweder den selbigen zu verleugnen, oder den hals her zu halten, wichen zurücke, verleugneten jre Tauff, vnd widerufften jren glauben. Gleichwol blieben jr viel bestendig, die alles gewagt, vnd umbs glaubens willen gelidden haben. Also das dieselbe erste zeit der Christenheit, wol heisset der lieben Marterer zeit, da sie greulich mit hauffen hingerichtet sind. Vnd ist doch jnn solchem würgen vnd Tyrannei die Christenheit blieben, vnd dagegen sind die Tyrannen drüber zu boden gangen. Dauon singet frölich vnd tröstlich der 9. Psalm, Du schiltest die heiden, und bringest die Gottlosen vmb, jren namen vertilgest du ewiglich. Die schwerte des Feindes haben ein ende, Die Stedte hastu umbkeret, jr gedechtnis ist umbkomen sampt jnen ꝛc.

Wo mit sich aber die lieben Marterer wider die Tyrannen gewehret haben, sagt der text hie, da Christus dem Teuffel antwortet, vnd spricht, Der mensch lebt nicht allein vom brod, sondern von einem jglichen wort, das durch den mund Gottes gehet. Aus dieser Antwort höret man, das der Teuffel mit seiner anfechtung auffs erst Christo, vnd darnach der Christlichen Kirchen hat nach dem leben gestanden, Vnd das sie nicht darauff haben gesehen, wie sie dis gegenwertige vergenglich leben behielten, sondern sind dem Teuffel vnd seinem hauffen vnter augen gangen, sich wider seine tyranney gesetzt vnd gesagt, Es sey jnen nicht allein zu thun umb dis zeitlich leben hie auff erden, sondern viel mehr vmb das liebe werde wort Gottes, das sie das selbige behalten mögen, vnd nicht verleugnen, Weil Moses sagt, das der mensch nicht allein dauon lebe, das er brod vnd korn hat, sondern es müsse ein grösser vorrat da sein, denn brod vnn korn, das der mensch auch könne bleiben nach diesem leben, Welches nirgend anders kan her komen, denn das der mensch, so er anders bleiben sol, bey dem rechten vnd ewigen leben, Gottes wort habe, damit er sich schütze vnd tröste, wider

solche leibliche anfechtung, da durch ihn der Teuffel dringen wil, das wort zu lassen.

Das sind, sage ich, die wehre, damit sich die heiligen Marterer gewehret haben, wider die tyrannen, vnd zu jnen mit frölichem mut gesagt, Wenn du mir gleich gelt vnd gut, weib vnd kind, ja auch das leben dazu nimst, was hastu deste mehr, oder ich deste weniger? weil ich eine speise habe zum ewigen leben, welche du mir nicht nemen kanst, wenn du mich gleich zu dem fasten bringest, dauon der leib verschmachten vnd sterben mus, So sol mir dennoch die ewige speise bleiben, das wort Gottes, welches, wie Petrus sagt, mündlich geprediget wird, Aber es ist ein vnuergenglich same, vnd das lebendige Wort, das da ewiglich bleibet, Darumb wer es gleubet, der hat die speise, die in nehret, bis ins ewig leben, denn wo das wort bleibet, da wird er auch bleiben, sintemal es ist (wie Paulus sagt) eine krafft Gottes, die da selig macht, alle die daran gleuben.

Also spricht Christus auch, Johann. 4. Wer des wassers trincken wird, das ich jm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten, Sondern das wasser das ich jm geben werde, das wird jnn jm ein brun des Wassers werden, das jnn das ewig leben quillet. Da heisst er sein Wort ein lebendige quelle, die aus diesem leben jnn jhenes quilet.

Wie wol nu der schwartze Teuffel bald im fang mit aller macht an die Christenheit setzte, sie jnn die rechte wüsten fürete, vnd gar aus zutilgen gedachte, nicht allein mit hunger vnd allerley mangel des leiblichen lebens, sondern auch mit verjagen, rauben, morden ꝛc. vnd damit auch viel müde machte, das sie vom glauben fielen, Doch gleich wol bliebe der mehrer teil feste stehen, wehreten sich getrost wider den Teuffel, vnd vberwunden ihn auch, allein durch Gottes wort, das sie durch den glauben gefasset hatten, vnd frei daraus schlossen, dem exempel Christi nach, Der mensch lebte nicht allein vom brod, sondern von einem jglichen wort, das durch den mund Gottes gehet, denn weils ein lebendig vnd ewig wort ist, kans auch die, so daran gleuben, ewiglich erhalten, wenn sie gleich gestorben sind ꝛc

Es waren zur selbigen zeit auch wol ketzer, die sich vnterstunden die Christenheit zurtrennen vnd irre zu machen, Aber sie kunden sonderlich nichts ausrichten, Denn die leibliche verfolgung war zu gros, da durch die rechten Christen nur geübter vnd gewisser im glauben wurden ꝛc.

Darnach unter dem Keiser Constantino, ward die Kirch befriedet, vnd das Euangelium on verfolgung geprediget, das das würgen auffhören, vnd der schwartze Teuffel sich verkriechen muste, denn Constantinus hielt so fest vber den Christen, das er auch Licinium den seinen krieger, der mit jm das keiserthum regieret, zum Reich ausiaget, allein darumb, das er die Christen nicht wolt zu frieden lassen. Da hat die erste verfolgung des schwartzen Teuffels auffgehöret.

Flugs nach solchem hunger, würgen vnd morden, kam der ander Teuffel, dacht, kan ich euch mit meiner schwartzen heslichen farbe nicht abschrecken, so wil ich ein anders versuchen, Vnd wurde also ein liechter Teuffel, der sich verstellet, das er gleisse, wie ein himlischer Engel, vnd greiff die Sache gleich auff die selbe weise an, wie ers mit Christo fürgenomen hatte, Da es jm zumersten mit jm nicht gelingen wolt, Harr (gedacht er) du wilt Gott vertrauen, das, wenn du schon kein brod hast, künne er dich gleich wol erneren, wenn du nur sin wort hast, Wilt du daran, so wil ich dir dazu helffen, vnd gnug zu gleuben schaffen ꝛc. Nimpt jn, vnd füret jn nicht weiter jnn die wüsten hinein, sondern aus der wüsten heraus, das ist, aus dem hunger vnd fasten jnn die heilig stad.

Es wird aber Jerusalem die heilig Stad genennet, darumb, das Gottes wonung vnd Tempel da war, denn gleich wie man ein haus nennet nach seines herrn namen, also hies man den Tempel vnsers Herr Gottes stuel vnd wonung, da hatte er feuer vnd ofen gehabt, Esa. 31. das ist, er hielt zu Jerusalem haus. Jnn die selbe heilige stad, füret jn der Teuffel, als der auch from sein, vnd Christo helffen wolt, stellet jn oben auff die zinnen des Tempels. Denn jnn den selbigen lendern sind die heuser so gebawet, das sie oben viereckigt und gepflastert sind, vnd stuffen haben, das man auff und ab gehen kan. Als er jn nu hinauff gestellt hat, spricht er, Bistu Gottes son, so las dich hinab. Er greifft jn hie weder mit hunger noch schwerd an, sondern füret jn jnn die schrift, vnd lesst sich hören, als ein Doctor der schrifft, füret den schönen text aus dem Psalm, Gott wird seinen Engeln vber dir befehl thun, vnd sie werden dich auf den henden tragen, das du deinen fus nicht an einen stein stossest. Als wolt er sagen, Wiltu so bestendig an Gottes Wort halten, vnd dir die schrifft durch keinerley anfechtung nemen lassen, Höre, hie hastu schrift, Gott hat seine Engel verordnet, das sie jren eigen henden ein pflaster machen, vnd dich behüten sollen, das du gleich wie ein Engel on fahr vnd schaden hinab faren magst.

Dis ist nu der ander, nemlich der gleissend Teuffel, der sich stellet als ein Engel Gottes, vnd greiffet die Christenheit an, nicht mit leiblicher verfolgung, sondern mit jrem eigen harnisch vnd waffen, das ist, mit der schrifft, Damit sie sich aller leiblichen anfechtung wider

jn erwehret, Die selbige kann er so wunderlich vnd meisterlich fürgehen vnd drehen, das er einen bald jrre macht, wenn er nicht vleissig darauff achtung hat. Als hie, helt er Christo die schrifft für, vnd will jn bereden, er sol sich von der zinnen des Tempels hinab lassen, Denn es stünde jm keine fahr drauff, weil geschrieben stehet, Das Gott den Engeln befolhen hat, das sie seine kinder auff jren henden tragen sollen ꝛc. Schrifft ist da, sihe aber, was die listige schlange, vnd der vater aller lügen, fur ein meisterstück brauchet, Schrifft füret er, das nöthigest aber lesst er aussen, denn so lautet der spruch, den er aus dem 91. Psalm füret, Gott hat seinen Engeln befolhen vber dir, das sie dich behüten, auff alle deinen wegen ꝛc. Diese wort (auff alle deinen wegen) vberhupfft der schalck. Denn es war wider jn.

Darumb schlegt jn Christus zurück, vnd sagt zu jm, Man sol die schrifft so füren, das man dennoch Gott nicht versuche, Als wolt er sprechen, Wo der Mensch auff seinen wegen gehet, das ist, wartet seines befelhs vnd ampts, da haben die Engel befelh jn zu behüten, vnd fur allem vbel zubewaren, Aber du schalck, lessest solches aussen, vnd weisest mir eine thür, da kein weg ist, tauben, sperlingen, vnd andern vögeln, ists ein rechter weg, das sie sich aus der höhe auff die erden lassen, die haben feddern dazu, vnd können fliegen, Solchs hat Gott dem menschen nicht gegeben, sondern hat verordnet treppen, die sol man auf und abgehen, vnd nicht jnn der lufft einen newen weg suchen.

War ist es, Christus hette solches gleich so wol thun können, als auffm wasser gehen, Aber weil er da jnn menschlicher natur war, vnd vns zu gut solche anfechtung ausstehen wollte, lies Gott die menschliche natur jnn Christo mit dem Teuffel fechten, vnd vns zu trost, jn mit seinem eigen schwerd schlahen, vnd vberwinden, Nemlich also, Du solt Gott deinen HERRN nicht versuchen. Als wolt er sagen, Du schalck, du lerest mich, das ich mich sol jnn der lufft hinab lassen, das ist nicht ein weg fur mich, denn die Menschen sollen sich nicht jnn der lufft hinab lassen, sondern die treppen hinab gehen, Weil ich aber ein mensch bin, wil ich solchs mittels brauchen, sonst wo ich deinem rat folgete, hiesse es Gott versuchen ꝛc.

Dis ist, sage ich, die ander anfechtung der Christlichen kirchen, Denn als bald Constantinus ein Christ ward, da funden sich die rechten Ketzer, nicht die jungen schüler, wie Ebion vnn Cherinthus war, sondern die heub ketzer, Als Ariani, Macedoniani, Eunomianit Manichei ꝛc. Diese alle theten mörderlichen grossen schaden, dazu verfolgeten, veriageten und ermordeten sie die fromen Bisschoue, die solchem schaden allein hetten können wehren, Vnd war der Teuffel da viel stercker, thet auch grössern schaden denn zuvor, denn da er die Christenheit mit leiblicher anfechtung des hungers vnd schwerts antastet, kund man den schwartzen Teuffel kennen, vnd sich fur jm hüten. Da er sich aber wider die Christenheit setzte, mit dem geistlichen schwerd, das ist, mit der schrifft, das er dadurch seine lügen schmücken, vnd mit einem schein grosser weisheit vnd helligkeit jnn die leute bringen möchte, stellet er sich nicht so heslich vnd grausam, wie vor, Also das man jn nicht mehr fur einen schwartzen Teuffel, sondern fur einen Engel des liechts ansahe.

Denn wie er Christo, da er mit der schrifft an jn satzte, vnd in mit vbriger kunst vbermeistern wolt, nicht jnn die wüsten fürete, sondern aus der wüsten jnn die heilig Stad, vnd jn stellete auff den Tempel, Also thet er zur selbigen zeit auch, höret auff zu rumorn, mit verfolgen vnd morden der Christen, gab jn friede vnn gute ruge, lies auch geschehen, das sie reichlich versorget wurden, durch die fromen Christlichen Keiser. Vber das, machte er auch vberaus die leute, sonderlich die Pfarherr vnd Prediger, heilig, klug vnd gelert jnn der schrifft, das sie mit der zeit laß vnd sicher wurden, miner vleissig Gottes wort trieben, mit leren, vermanen, trösten, noch sich mit beten vbeten, Denn sie hatten euserlich fried, Daraus denn endlich folgen muste, das sie den rechten verstand der schrifft verloren, vnd jnn seltzam wunderliche Fragen gerieten, wie dis oder jens war sein künde ꝛc. Vnd fiengen an die artickel des glaubens nach jrem Dunckel zu meistern vnd die schrifft darauff zu reimen. Mit solcher weis hat sie der Teuffel aus der wüsten, nicht jnn den Tempel, sondern auff den Tempel gefürt, dauon sie hinab stürzeten, vnd den hals brachen, vnd schier die gantzen Christenheit mit sich jnn greulich jrthum vnd ewiges verderben füreten.

Denn also pflegts mit allen ketzern zu gehen, das sie zum ersten einen dünckel fassen, der jnen wol gefelt; gut vnd recht deucht, Wenn sie den gefaßt haben, gehen sie jnn die schrifft, suchen vnd klauben darinn, wie sie solchen Dünckel schmücken, das ist denn ein seer fehrlich ding. Als, das ich des ein Exempel gebe, da der Ketzer Arius wolte die person Christi anfechten, war das sein erster gedancke, Christus ist von Maria der jungfrawn geborn, Darumb ist er ein lauter natürlicher mensch. Zum andern, so ists auch natürlich, das nicht mehr denn nur ein Gott sey, wie die Türcken noch heutiges tages tarauff stehen, vnd sagen, Wie nur eine welt, eine Sonn ist, also ist auch nur ein Gott. Item,

ein Regiment, sol nicht mehr denn ein heubt haben, da stehen sie auff, und kurzumb, wer anders leret, mus vnrecht haben.

Dis ist nu ein gedancken, der der vernunfft leichtlich eingehet, vnd sonderlich denen, so im wort nicht wol geübet sind, Wenn nu solcher Gedanck gefasset ist, darnach flugs jnn die schrifft geloffen, Da findet Arius, des Mose sagt, Israel, dein Gott ist ein einiger Gott, Item Jesus Sirach spricht cap. 24. Die Weisheit sey geschaffen ɛc. Da ist Arius gar gefangen, vnd richtet an auff solchen dunckel, den greulichen, grossen jamer, vnd beredet die leute, das Christus nicht wahrhafftiger, natürlicher Gott sey. Constantinus der Keiser hatte gern gewehret, griff auch Arium an, vnd verwiese jn aus dem lande, das er nicht mehr solt predigen, Aber der Teuffel macht jn bald wider los, vnd halff getrost dazu, das sein gifft jhe lenger jhe weiter ausgebreitet ward, das es endlich dahin kam, das zur selbigen zeit, nicht mehr im gantzen Orient, denn zween Pfarherr oder Bisschoue von solcher gifft vnbeschmeist blieben, Die andern hiengen jm alle an, Bis auch des Keisers Constantini son, Constantinus genannt, zu Ario fiele, Der machet aller erst einen riß, das alle Fürsten, reichen, gelerten hinach fielen, vnd des Arij ketzerey verfachten, vnd der Christenheit vberaus grossen schaden theten, den hernach die gantze Kirchen, gegen Orient nie recht vberwunden hat. Denn vber drey hundert jar hernach, kam der Teuffel Mahometh, vnd bestetiget solchen jrthum Arij, vnd leret ander ding daneben, der vernunfft gemes. Das war der weis, vnd seer böse Teuffel, Jhener der schwartze füret das schwerd, dieser aber nam den Christen jr schwerd, die heilige schrifft, vnd sprach, das sagt ewr Gott. Wer wolt da nicht zufallen? wenn er höret, Dastehet Gottes wort, das sagt Gott selb ɛc.

Dis ist nu die ander anfechtung der Christenheit, nach der zeit der lieben Marterer, da die Kirch jemerlich zurissen, Vnd aus dem selbigen einigen jrthum des Arij, ist die welt vol ketzereyen worden, vnd sind dazumal allein die im rechten Christlichen glauben bestendig blieben, die sich schlecht vnd einfeltig an das wort gehalten haben, vnd von Christo gered vnd gegleubt, wie die schrifft von jm zeuget, Die ist jr harnisch gewest, da mit sie sich nicht allein wider den gifftigen buben Arium, vnd seinen grossen Anhang geschützt, sondern auch getrost gewehret haben, vnd jn auch endlich dadurch vberwunden.

Denn wie wol alle Ketzer jre lügen vnd jrthum, sein wissen mit der schrifft zu schmücken, vnd da durch den leuten ein spiegelfechten machen, das sie meinen, es sey lauter wahrheit, vnd bald mercklichen grossen schaden thun, denn jr wort (spricht S. Paulus) frisst vmb sich wie der krebs, Doch gleichwohl kan jr thorheit nicht lang ein bestand haben, sie mus mit der zeit an tag komen. Vrsach, sie lassen Gottes wort faren, oder deutens nach summa, sie nemen etwas sonderlichs für, erdichten jnen ein eigen glauben on Gottes wort vnd bilden oder formieren jnen einen sonderlichen Gott, nicht wie jn die schrifft malet, sondern nach jren gedancken, der sol jm den gefallen lassen jr lere vnd leben, als allein heilig vnd Göttlich, was andere leute leren vnd thun (wenn sie noch zehnmal die schrifft fur sich hetten) so mus vnrecht vnd sunde sein, Das mercken mit der zeit die Christen, vnd hüten sich fur jnen.

Diese sinds, die der Teuffel hoch jnn den lüfften füret vnd auff die zinnen des Tempels setzet, vnd zu jnen spricht, Hui, las dich hinab ɛc. Das ist, Ey du bist ein hoch erleuchter man, mit grossen geistlichen gaben von Gott begnadet, viel frömer, gelerter vnd heiliger denn die andern alzumal, wie du von Gott gedenckest, so mus gewis sein, es kan dir nicht felen, Darumb weil dir Gott solchs offenbart hat, mustus allein bei dir nicht halten, sondern andern auch mitteilen. Diese Teuffliſche hoffart macht sie denn sicher vnd vermessen, das sie on Gottes furcht vnd befelh jren eigen geifer aus speien, vnd jnn die leute schütten, das ist, etwas newes leren, on vnd wider Gottes wort, das heisst denn Gott versuchen, vnd jnn der lufft on feddern wollen fliegen, Da kan nichts anders ernach folgen, denn jns Teuffels namen erab stürtzen, vnd den Hals brechen.

Darumb thun alle Ketzer, wo sie sich auff jre gedancken verlassen, oder der schrifft ein nasen drehen, das sie sich auff jre lügen reimen mus, nicht anders, denn als wenn ich oder ein ander vbern Rein wolt gehen on eine brücke, vnd sagen, Ey ich wil Gott gleuben vnd vertrawen, ich habe sein wort, Das seine Engel mich wol behüten werden, das ich nicht ersauffe, Nein, hie hastu kein befelh zu, so gehet der weg, darauff dich die Engel bewaren sollen, nicht durchs wasser, sondern vber die brücken, fellestu drüber hin ein, vnd erseufest, so geschicht dir eben recht, denn du hast Gott versucht.

Hie gehöret nu kunst zu, nicht die fleisch vnd blut kan, sondern des heiligen Geists kunst, das man Gottes wort recht vnd gewis scheiden könne, vnd sehen obs recht oder felschlich gefüret werde, denn der Teuffel kan die kunst auch, vnd beweists an dem höchsten Meister Christo selber. Derhalben soltu dich nicht bald lassen abschrecken, wenn die Rottengeister vnd Ketzer einher prallen, hie schrifft, hie Gottes wort ɛc. sondern halte

schrifft gegen schrifft, wie Christus hie thut. Denn eben die Ketzer selbs, die dem wort auffs hefftigst feind sind vnd es am meisten verfolgen, stellen sich, als wollen sie es helffen fürdern vnd handhaben, Denen mus man, wenn sie sich mit der schrifft behelffen, vnd da mit jre lügen schmücken, antworten, Nein, an das kere ich mich nicht allein, das du sagst, du habst Gottes wort für dich, Denn man mus auch sehen, das man Gott nicht versuche, Vnd ob es schon Gottes wort were, damit du dich behilffest, möchtest du vielleicht etwas dauon oder dazu gethan haben, darumb las vor sehen, ob es die meinung des heiligen Geistes sey, vnd ob du es reht fürest? Denn vnser Herr Gott, wird darumb nicht zürnen, ob ich sein wort nicht annehme, wie du es furest vnd deutest. Denn der Teuffel vnd alle Ketzer, ob sie sich schon mit Gottes wort schmüklen, füren sie es dennoch vnrecht, Darumb hat mich mein Herr Christus, beide mit seinem Exempel, vnd sonst dafur gewarnet ꝛc.

Aber, wie gesagt, es ist des heiligen Geists kunst vnd gabe, das man sich also falscher lere erwehre, wie die heiligen Bisschoue vnd andere Christen durch den heiligen Geist, mit Gottes wort sich des Teuffels vnd seiner Apostel, der Ketzer erweret haben. War ists, das viel durch jre heucheley vnd lügen, die sie fur heiligkeit vnd wahrheit rhümen, betrogen vnd verfürt werden. Aber dagegen sind alzeit gewesen, die den gleissenden Teuffel erkand haben, vnd sich nichts bewegen lassen, seiner Apostel hohe kunst vnd weisheit, sondern gemercket, das lauter heucheley vnd betrug sey, wenn sie sich gleich noch einst mit der schrifft vnd Gottes namen schmückten.

Dis sey von der andern zeit gesagt, da der weisse vnd Englische Teuffel die Christenheit, durch ketzerey hat angefochten, vnd die armen gewissen jemerlich zerrüttet vnd jrr gemacht, vnd ist kein wunder, Denn wie sol sich der gemein man, so jnn Gottes wort nicht sonderlich vnterrichtet ist, wehren? wenn er die grossen titel höret, Gottes wort, Gottes name, Gottes ehr ꝛc. Darumb mus Gott hie sonderlich helffen, durch frome vnd trewe prediger oder durch sonderlich eingeben des heiligen Geists die seinen erhalten, sonst ist weder hülffe noch rat. Nu hat dennoch die Christenheit solche schedliche vnd fehrliche zeit auch ausgestanden vnd vberwunden, das ist blieben, bis auff den heutigen tag, Vnd ist beide durch Gottes wort vnd frome Prediger vnser glaube erhalten, das Jhesus Christus sey warer Gott vom Vater jnn ewigkeit, Vnd warer mensch jnn der zeit aus Maria der jungfrawen geborn.

## Predigt über Joh. Kap. 3, V. 17.

Von Ph. J. Spener.

Dann GOTT hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß Er die Welt richte.

### Eingang.

Geliebte in dem HErrn. Es solle uns Christen allen billich bekandt seyn, wie die gantze Christliche Lehr, die wir in der Schrifft finden, sich in diese 2. Stück abtheile, die da heissen Gesetz und Evangelium. Da wir zu dem Gesetz rechnen, alle Göttliche Gebott, und was GOtt von uns fordert, auch wo wir solchem Befehl vollkommen gehorsamen, das Leben verspricht, oder in dem Fall, daß wir seinem Fordern kein Genüge leisten, den Sündern trohet und sie verurtheilet: Zu dem Evangelio aber zehlen wir alle Gnaden-Verheissungen und Vorstellungen Göttlicher Güte und deß erworbenen Heyls in Christo.

Ob nun schon diese beyden Lehren in vielen Stücken übereinkommen, daß sie beyde eines GOttes Wort sind, beyde alle Menschen angehen, und beyde unser Heyl befördern oder zu befördern gegeben sind; So dann beyde allezeit in der Christlichen Kirchen müssen getrieben werden. So ist gleichwol grosser Unterscheid unter denselbigen: Und solchen Unterscheid recht gründlich zu verstehen, ist wol eines von den vornehmsten Stücken der Christlichen Erkandtnuß: Ja wir mögen sagen, der seye bereits ein guter Theologus, welcher disen Unterscheid recht genugsam verstehet.

Daß aber auch Einfältige etlicher massen solchen Unterscheid, und dessen vornehmste Stücke fassen mögen, so wollen wir derselben 8. mercken, wie sie in dem gemeinen in den Schulen gebräuchlichen Catechesi Dieterici, befindlich.

Sind also Gesetz und Evangelium unterschieden. 1. Was anlanget dero Erkandtnuß, wie sie uns bekandt werden. So wissen wir nun etwas von dem Gesetz von Natur. Dasselbe ist Adam in das Hertz geschrieben gewesen, und ob schon solche Erkandtnuß, als ein vortrefflich Stück deß so herrlichen Göttlichen Ebenbildes, durch den Sündenfall mächtig verderbet worden, also, daß vonnöthen war, daß deßwegen GOtt das Gesetz wiederumb auff dem Berg Sinai widerholen ließ, ist doch noch übrig geblieben einige Wissenschafft dessen was Gut und Böse ist; Daß auch die Heyden, die das Gesetz nicht haben, von Natur thun deß Gesetzes Werck, und damit zeigen, daß deß Gesetzes Werck seye geschrieben in ihrem Hertzen, Rom. am 12. v. 15. welches ihr Gewissen, das sie verklagt und beschuldiget, eben

dadurch wol zeigt. Hingegen ist das Evangelium keinem Menschen von Natur bekandt. Wir wissen von Göttlicher Versöhnung, und von Christo, von Natur gantz nichts, sondern Christi Erkandtnuß muß erst auß Göttlicher Offenbahrung kommen. Das Evangelium ist ein Geheimnuß, das von der Welt her verschwiegen und erst offenbahret ist, Rom. 15. v. 25. Der ewige Sohn GOttes, der in deß Vatters Schoß ist, hats uns verkündiget, Joh. 1. v. 18.

Zweytens: Ist auch der Unterscheid, daß das Gesetz vorher gehen, und das Evangelium folgen muß. Es müssen die Hertzen erstlich durch deß Gesetzes Straffe erschreckt werden, ehe sie durch deß Evangelii Trost wiederumb auffgerichtet werden mögen. Sie müssen in dem Gesetz lernen an sich selbst verzagen, ehe sie zu Christo in dem Evangelio fliehen.

Drittens: Ist auch der Unterscheid darinnen. Daß GOtt das Gesetz durch Mosen seinen Diener gegeben: Aber das Evangelium hat Er erstlich zwar unmittelbar in dem Paradiß in der Verheissung deß Weibes-Samens gegeben: Vornemlich aber auch unmittelbar durch seinen Sohn JEsum Christum, da Er auff Erden herumb gieng, vortragen und offenbaren lassen. Das Gesetz ist durch Mosen gegeben, die Gnade aber durch JEsum Christum worden, Joh. 1. v. 18.

Vierdtens: Einer der vornehmsten Unterscheiden ist dieser, daß das Gesetz allein umbgehet mit lauter Gebotten, was wir thun und lassen sollen, und daran hängenden Tröstungen und Verheissungen, die sich auff die Haltung oder nicht-haltung der Gebotten gründen; Das Evangelium aber mit lauter Gnaden-verheissungen, was GOTT ohne einige unsere eigene Würdigkeit, Verdienst oder Werck uns zu gut thun wolle und sich erbiete.

Also, welches das Fünffte ist, fordert das Gesetz von uns, wie wir sollen bewandt seyn, wie heilig wir sollen auff die Welt gebohren werden, und wie heilig wir nachmahl leben sollen, so wil es auch haben, daß wir dann solches nicht nur wissen, sondern auch thun: Aber uns vor dem Bösen, das uns verbotten ist, hüten sollen. Hingegen das Evangelium zeiget uns GOttes Gnade, welche uns geschencket werde, und wie wir derselben nicht durch unsere Wercke sondern den Glauben an Christum sollen theilhafftig werden.

Sechstens, daher obschon das Gesetz auch seine gewisse Verheissungen hat, so sind es lauter solche Verheissungen, die auff der Bedingung stehen, wo der Mensch solches thun werde. Thue das, so wirst du leben, Luc. 10. v. 28. Aber die Verheissungen des Evangelij sind nicht umbschrenckt mit solchen Conditionen, sondern die Gnade die uns darinnen anerbotten wird, wird uns anerbotten lauter umbsonst, und ohn einig unser Verdienst. Wir werden ohne Verdienst gerecht auß Gnaden durch die Erlösung so durch JESUM Christum geschehen ist, Rom. am 3. v. 24.

Daher fliesset Siebendens, daß sie gantz unterschiedene Würckungen haben. Das Gesetz fordert nur, aber es gibt die Kräffte nicht, daß der Mensch auch dasjenige thun köndte, was es fordert, sondern da mag der Mensch selbst sehen, wie ers zu Werck richte, das kan er aber auff keine Weise. Hingegen da das Evangelium den Glauben fordert, ob wir wol auch denselben nicht vor uns selbst und auß eignen Kräfften haben, so würckt gleichwol das Evangelium selbst denselben, bey denen die seine Würckung lassen an sich kräfftig seyn. Wiederumb weil besagter massen das Gesetz nur fordert, und die Kräffte zu thun nicht gibt, und also der Mensch nicht kan leisten, was es von ihm fordert, so trohet ihm das Gesetz, es kündigt ihm GOttes Zorn und den Fluch an, schrecket und ängstiget ihn, daß er, soviel an dem Gesetz wäre, verzweifflen müste, aber es kan ihm nicht wiederumb selbst helffen, oder den Fluch wiederum wegnehmen. Hingegen das Evangelium tröstet den Menschen, kündiget ihm Gnade und Vergebung der Sünden an, und macht ihn also durch Trost wiederumb lebendig.

Darzu kommet Achtens, daß deßwegen ob schon das Gesetz und Evangelium alle Menschen angehen, und allezeit in der Kirchen mit einander müssen geprediget und getrieben werden, gleichwol darinnen ein Unterscheid seye, daß das Gesetz gehe eigentlich an die unwiedergebohrne sichere böse Leuth, und, was fromme wiedergebohrne Christen anlangt, bei denselbigen allein ihr sündliches Fleisch und alten Adam, dann demselben drohet es noch immer, daß der Mensch nicht sicher werde, ohne daß gleichwol auch selbst dem Geist das Gesetz die Regel zeiget, nach dero er leben soll. Aber was das Troheamt und den Fluch, auch den Zwang des Gesetzes anlangt, ist nach solchem dem Gerechten kein Gesetz gegeben, 1. Tim. 1. v. 9. Das Evangelium aber gehet an die jenige Hertzen, die ihre Sünde erkennen und nach Göttlicher Gnade begierig sind. Es sind Mühselige und beladene, die der HErr zu sich ruffet, und welche Er erquicken wil, Matth. 11, 28. Es sind Elende denen der HErr predigen, zu-

brochene Hertzen die Er verbinden, Traurige die Er trösten wil, und darzu gesandt ist, Esa. 61. v. 1. 2.

Also, meine Geliebte, sind die beyde Stücke Göttlicher Lehre, Gesetz und Evangelium, unterschieden, und ist solches eine Lehre, die nicht zur Unzeit jetzt vorgetragen wird, sondern sich auff gegenwärtige Zeit gar wol reymet. Dann wir haben gestern gesehen, wieviel herrlicher seye unsere heutige Pfingsten deß Neuen Testaments gegen der alten Pfingsten. Nun ist eben solches deßwegen, daß die Pfingsten Alten Testamentes war eingesetzt zur Gedächtnuß, wie das Gesetz war gegeben worden: Die Pfingsten aber deß Neuen Testaments erinnert uns der großen Wohlthat, wie GOTT seinen Heiligen Geist nicht nur vor deme sichtbar auff die Apostel außgegossen, sondern noch jetzo unsichtbar in die Hertzen der Gläubigen sendet, und dardurch in ihnen kräfftig ist.

Was auch unser heutiges Evangelium anlangt, gehöret diese Materie gleichfalls zur Erläuterung desselben, sonderlich wann wir darinnen hören, wie der HErr sagt: GOtt hat seinen Sohn nit gesandt in die Welt, daß Er die Welt richte. Damit gezeiget wird, daß die Sendung deß Sohns GOttes, welche das vornehmste Gut deß Evangelij ist, nicht geschehen seye zum Gericht. Nun gehöret das Gericht zu dem Gesetz, daß also gewiesen wird, das Ampt Christi seye eygentlich nicht ein Gesetzes Ampt, sondern ein Ampt der Gnaden und deß Evangelij. Welches eben die Betrachtung ist, so uns vor dißmahl vorkommet.

Wir haben auß dem Ersten und so bekandten als kräfftigen Macht-Spruch: Also hat Gott die Welt geliebet, etc. in vier Predigten, vier wichtige Materien tractiret: Wie sich Erstlich die Liebe GOttes gegen das Menschliche Geschlecht verhalte, als der Ursprung aller unser Seligkeit. 2. Was es für ein theures Geschenck seye, da GOtt uns seinen Sohn gegeben habe, und wie wir daffelbe anzusehen haben. 3. Wie der Glaube so auß Würckung deß Heiligen Geistes herkommen muß, das einige Mittel seye, dardurch wir die Seligkeit annehmen, und also derselben thätlich geniessen, und wie der Glaube müsse bewandt seyn. 4. Was das vor ein ewiges Leben seye, dessen die Gläubigen auß ihres himmlischen Vatters Liebe und Christi Verdienstes willen theilhafftig gemacht werden.

Jetzo sehen wir weiter, wie Christus die angefangene Materie außführet, und zeiget, Er seye nicht kommen der Welt zu Schaden oder zum Gericht, sondern sie selig zu machen. Wir sehen aber dißmahl allein das Erste, wie der HERR nicht zu dem Gericht gekommen seye. Ach HERR JESU! Lehre uns deine heylsame Gnaden-Zukunfft, daß du nicht zum Gericht gekommen seyest, sondern unsere Seligkeit zu befördern, also erkennen, daß wir uns auch von dir selig machen lassen, und nicht auß deiner Ordnung außschreiten, und damit deinen Rath an uns zernichten: Damit alsdann auch deine letzte Zukunfft uns nicht zum Gericht, sondern zum Trost und Seligkeit gereiche. AMEN.

## Erklärung.

Unsere Wort lauten also: Dann GOtt hat seinen Sohn nit gesandt in die Welt, daß Er die Welt richte. Wir sehen hierinnen auff 2. Theil. 1. Die Wolthat, daß GOtt seinen Sohn gesandt habe. 2. Die Absicht, warum Er Ihn gesandt habe. Beneficium missi Filii, Missionis intentio.

Das Erste belangend, so heisset es: Dann GOTT hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt. Das Dann hänget diese Wort an das vorige an, daß sie also eine Bekräfftigung und Erläuterung deß vorigen in sich haben; Der HERR hat in dem vorigen gesagt, daß Gott habe seinen Sohn gegeben, daß alle die an Ihn glauben nicht verlohren werden. Da sagt Er: Dann Er hat Ihn nicht gesandt zum Gericht. Hat diese Krafft. Es hätte einer sagen mögen: Ach, dieses kan kein Werck der Göttlichen Liebe seyn, daß GOtt seinen Sohn gegeben hat: Dann GOTT und also sein Sohn sind von unendlicher Gerechtigkeit, sie können nichts anders, als Sünde straffen.

Hat dann GOTT seinen Sohn in die Welt gesandt, so findet Er in der Welt nichts, daß sie würdig wäre, selig gemacht zu werden, sondern allein zum Gericht und Verdamnuß, so wird also die Verdamnuß dadurch vermehret werden. Wie dann in dem Alten Testament oftmahls GOTT vorher gesagt hatte, daß Er zum Gericht kommen werde; Auch so offt unser Gewissen an GOTT gedencket, kan es nicht anders als ihm GOTT als einen Richter vorbilden, und also darvor sich entsetzen, wo es heisst, daß GOTT komme. Diesem Gedancken begegnet Christus, und sagt: Es seye dieses ein theures Gnaden-Geschenck, daß GOtt seinen Sohn gegeben habe. Dann GOTT wisse zwar wol, wie Er nichts anders als Verdamnuß würdiges werde in der Welt antreffen, aber Er habe Ihn gar nicht zu dem Ende gesandt, solches zu anden und zu rächen, sondern zu helffen und das jenige selig zu machen, das an sich verdorben war. Damit es dabey bleibe, es seye dieses ein gantz

versicherte Prob der grossen Göttlichen Liebe, daß GOTT seinen Sohn geschicket habe.

Die Sache selbst heisset: GOtt hat seinen Sohn gesandt in die Welt. Der Ihn gesandt hat, ist GOtt. Wird damit verstanden die Erste Person der H. Dreyfaltigkeit, die nicht nur unser Vatter ist, sondern zuförderst Christi, der Andern Person, Vatter. Daß aber hier eigentlich von GOTT dem Vatter, der Ersten Person, im Gegensatz gegen die übrige, gehandelt werde, sehen wir darauß, weil stehet, seinen Sohn. Ist dieses also eine Person die einen Sohn hat. Doch ist zu mercken, ob wol eigentlich der Vatter den Sohn gesandt, so hat sich doch auch Christus der Sohn selbst gesandt, und ist auß eigenem Willen gekommen. Es ist aber GOtt in diesem Werck, da Er seinen Sohn zu unserm Besten uns geschickt hat, anzusehen; Als ein solcher GOtt, welchen wir mit unsern Sünden erzürnet hatten. An denen Er nichts anders sahe, als lauter Feindschafft gegen sich. Und also die vor sich solcher Wohlthat, nicht würdig wären, sondern, daß also die Gutthat auß pur lauter freyer, eigener, unverdienter Liebe und Barmhertzigkeit hergekommen seye.

So vielmehr, weil GOtt, da er seinen Sohn sandte, nicht nur angesehen hat die jenige Sünden, in welchen die Welt gelegen ist, sondern, daß auch der allermeiste Theil noch künfftig würde in seinen Sünden fortfahren, und alle diese Wohlthat die der HErr an ihnen thun wolte, an sich vergebens lassen werden: Ja, daß kein einiger unter allen seyn werde, der nicht unterschiedlich mahl mit Undanck solche Wohlthat vergelten werde; Ob schon einige sich unter denselben endlich durch die anhaltende Gnade würden gewinnen lassen. Da gehöret ja freylich eine mehr als Menschliche und recht Göttliche Liebe darzu, vor solche Menschen seinen Sohn zu geben, die noch nicht einmahl auffhören dem Gutthäter zuwider zu thun, ja, deren soviel sich solcher Gutthat nur so viel ärger mißbrauchen werden. Unter Menschen werden wir keinen finden, welcher seine Gutthat an dergleichen Leuthen, von denen Er alles solches vorsehe, thun würde. Aber das heisset es auch, daß GOTT uns nicht nur geliebet, sondern preise seine Liebe gegen uns, daß Christus vor uns gestorben, und also vorhin von dem Vatter gesandt worden, da wir noch Sünder und seine Feinde waren, Rom. 5. v. 8. 10. Welche Betrachtungen alle, die Liebe Gottes, und daher fliessende Gutthat soviel grösser machen.

Wen er aber gesandt habe, da heissets seinen Sohn: Und eigentlicher, seinen selbst Sohn, und also einen solchen Sohn, welcher auß GOttes deß Vatters Wesen gezeugt, nicht einen angenommenen Gnaden-Sohn, wie wir Menschen solche Gnaden-Kinder sind: Die Kron seines Hertzens: Den Glantz seiner Herrlichkeit, und das Ebenbild seines Wesens, Hebr. 1. v. 3. Und also einen Eingebohrnen Sohn: Wie Er in den vorigen Worten geheissen: Daher freylich einen wahren Ewigen und Ihm am Wesen und Majestät gleichen GOTT.

Das zeiget abermahl die Grösse Göttlicher Liebe gegen uns; GOtt war nicht freygebig auß frembdem Gut, daß Er uns einen andern gesandt, der Ihn nichts angienge, sondern der Ihm dem Vatter so lieb ware als Er selbst: Der ein GOTT mit ihm wäre.

Woraus wir nicht nur sehen, daß also Christus wahrer GOtt dem Wesen nach seye, welches der Name Sohn mit sich bringet, und zwar sein selbst Sohn: Da wir mit solchem Namen, nicht genennet werden seine Söhne, sein selb Söhne. Sondern auch, daß dann Christus in dem Werck seiner Erlösung nicht zu betrachten seye, nur als ein Mensch, sondern auch als GOTT: Die Gottheit hat freylich auch ihr Werck darbey gehabt. Es heisst hie: GOtt hat nicht die Menschheit Christi, sondern seinen eigenen Sohn gesandt, der ist nun GOTT. Nun welchen GOtt gesandt zu der Erlösung deß Menschlichen Geschlechts, der hats auch erlöset. Wiederumb die Erlösung muste geschehen durch Leyden und Sterben. Also hat auch GOtt seinen Sohn zum Leyden und Sterben geschickt, also hat dann auch GOttes Sohn, und daher ein wahrer GOTT gelitten und ist gestorben, obwol nicht eben nach seiner Gottheit, die nicht leyden noch sterben kann, dannoch in seiner Ihm eben sowol als die Gottheit zugehörigen Menschheit.

In dem übrigen bemercken die Lehrer auch dieses hierbey, daß auß sonderbahrem Rath GOtt der Vatter habe zu unserer Erlösung seinen Sohn schicken wollen, nehmlich, daß, wie Er der wesentliche Sohn GOttes ist, Er mit seinem Leyden und Sterben uns das Gnaden-Kindes-Recht zuwegen brächte, daß wir Söhne und Töchter in dem jenigen würden, der allezeit von Ewigkeit GOTTES Sohn gewesen ist.

Was aber die Sache selbst anlanget, so heisset es nun ferner: GOTT habe Ihn gesandt. Nehmlich das jenige zu thun und zu leyden, was zu dem Heyl der Welt vonnöthen war. Er hat Ihn gesendet: 1. In das Fleisch, daß Er Menschliche Natur an sich nahm, und also unser Bruder würde, auff daß nachmahl auß solchem Brüderlichen Recht, all sein Thun und Leyden vor uns gültig wäre. Dann weil die Menschen gesündiget, so solte nach Göttlicher Gerechtigkeit

Erforderung auch wiederumb ein Mensch genug thun. 2. Sandte Er Ihn nicht nur Mensch zu werden, sondern gar Knechtes Gestalt anzunehmen: Als welches auch die Göttliche Gerechtigkeit erforderte, daß der jenige, welcher genug thun solte vor unsere Sünde, sich der jenigen Herrlichkeit begebe, welche Er hätte, weil wir nach mehr Ehr und Herrlichkeit gestrebet hatten, die uns nicht gebührte. 3. Hat auch der Vatter seinen Sohn darzu gesandt, daß Er das Gesetz erfüllete. Welches schon ein Stück der Knechts-Gestalt war, daß Er nemlich, da Er sonsten deß Gesetzes HERR an sich selbst war, und daran nicht verbunden gewesen wäre, sich demselben unterworffen. GOtt hat Ihn unter das Gesetz gethan. Galat. 4. und es alsdann erfüllet. War wiederumb eine gantze nöthige Sache, dann weil wir den schuldigen Gehorsam nicht in eigener Person geleistet hatten, so muste unser Bürge denselben vor uns leisten. 4. Hat der Vatter Ihn auch gesendet zu seinem Leyden und Todt, daß Er alle die Straffen außstünde und litte, welche wir verdienet hatten, weil auch solches zu der Vergnügung der Göttlichen Gerechtigkeit gehörte. Aber Er hat Ihn so zu dem Leyden und Todt gesandt, daß auch Fünfftens Er Ihn gesendet, daß Er wiederumb durch sein Leyden in seine Herrlichkeit eingehen, und also die jenige Güter, welche Er der Welt verdienet, allen denen zueignen und geben solte, welche solche annehmen wolten: darzu vonnöthen war, daß Er in der Herrlichkeit regierete.

Nun zu allem dem, und also dem vollkommenen Werck der Erlösung, hat GOTT seinen Sohn gesandt. Und zwar mit gleichsam seiner gewissen Instruction und Befelch, das ist, es war von Ewigkeit beschlossen, was Christus thun und was Er leyden solte. Daher in der Schrifft deß vorbedachten Raths Gottes, Actor. 2. v. 23. Meldung geschiehet; Ja, auch ein ziemliches Theil desselben war bereits von den Propheten vorher gesagt worden, damit ja soviel kundtbahrer wäre; Christus thäte nichts als was der Wille seye, dessen der Ihn gesandt habe: Wie Er selbst sagt, Johan. 4, 34. cap. 5. v. 30.

GOtt hat Ihn auch also gesandt; wie ein grosser Herr, da Er einen gevollmächtigten Gesandten schicket, alles das jenige genähm hältet, was derselbe in seinem Namen thut, daß also auch GOTT alles vor genehm gehalten, und Ihm hat gefallen lassen, was Er in seinem, als seines himmelischen Vatters Namen gethan und gehandelt. GOtt hat sein Opffer, das Er geleistet, als vollgültig angenommen, dieweil Er Ihn selbst darzu gesendet hatte, solches Opffer zu verrichten. Was Christus gelehret, das hat Er auß dem Schoß seines Vatters gebracht, und uns geoffenbahret; Und alles solches erkennt der Vatter vor sein Wort und Willen.

Daher weil uns Christus die Gnade seines himmlischen Vatters und Vergebung der Sünden, da wir allein an Ihn glauben, zugesagt hat, so ist es bey dem Vatter auch also sein Will; Und heisset also 2. Corinther 5. v. 18. 19. selbst von dem Vatter: Daß GOTT uns Ihm selbst versöhnet habe durch JEsum Christ, dann was Christus thut, daß Er uns versöhnet, thate in und durch ihn der Vatter, als welcher Ihn darzu gesandt hatte. Also müssen wir dieses senden ansehen.

Es hat aber der Vatter seinen Sohn zu uns gesandt, weil wir nicht zu GOtt kommen konnten, so muste Gottes Sohn zu uns kommen, umb uns zu dem Vatter wiederumb zu führen.

Es hat auch der Vatter den Sohn gesendet nicht auff eine, sondern unterschiedliche Weise, dann 1. hat Er Ihn gesendet in seinem Ewigen Rathschluß. Dann weil von Ewigkeit her beschlossen gewesen, daß in der Fülle der Zeit Christus solte dem verlohrnen Menschlichen Geschlecht helffen, und es selig machen, so ist solcher Rathschluß bereits das erste Senden gewesen, da Er schon darinnen bestimmt worden, nicht zum Gericht, sondern zur Seligkeit der Menschen. Nachdem aber der Erste Mensch Adam würcklich gefallen war, so hat GOtt so bald seinen Sohn gesandt in dem Verspruch, weil Er gleich Gen. 3. versprach, es solle deß Weibes-Samen der Schlangen den Kopff zertretten; Diese Verheissung, und alle andere Verheissungen, darinnen GOTT in dem Alten Testament hat von dem HErrn Christo oder Messiä zugesaget, sind lauter Arten deß Sendens. Da ist Christus gleichsam schon außgegangen sein Werck zu verrichten. Dahin gehören auch 3. alle Vorbilde in den Opffern. So offt Opffer geschlachtet worden sind, von GOTT Vergebung der Sünden und Gnade zu erlangen, da die liebe alte Glaubige wol wusten, daß dieses Viehe so sie schlachteten, und dessen Blut auß eigener Krafft ihnen nicht helffen köndte, sondern, daß es die Krafft deß Bluts Christi thun müsse, welcher künfftig würde geopffert werden, und durch diese Vorbilder dem Glauben vorgestellet ward: So offt wurde gleichsam Christus von seinem Vatter gesendet, und gab auß seinem künfftigen Opffer die Krafft voran solchen schlachtenden Opffern; Und kam also Christus so offt in den Vorbildern, ehe Er noch in eigner Person gekommen ist. Also heissets, Er seye das Lamm das erwürget ist von Anbeginn der Welt, Apoc. 13. 8.

Nachdem Ihn also der Vatter auf vilerley gedachte Weisen gesandt hatte hat Er endlich Vierdtens Ihn würcklich und persönlich gesandt, alles solches zu verrichten, was vorhin beschlossen, versprochen und vorgebildet worden.

Es ist aber wol zu mercken: Daß hier geredet werde von der ersten Zukunft Christi: Dann wie wir wissen, sind ohne die geistliche Zukunfft Christi, da derselbe in die Hertzen der Glaubigen durch Wort und Sacramenten kommet, zwo vornehme Arten der Zukunfft deß HErrn, deren die Erste genennet wird die Zukunfft in das Fleisch, die Andere ist die Zukunfft am Jüngsten Tag zum Gericht. Hier ist klar auß schon besagtem, daß von der Ersten geredet werde.

Sonderlich wo wir sehen: 4. Wohin Er seinen Sohn gesandt? Da heisset es, in die Welt. Nicht nur was den Orth anlanget, daß Er Ihn in die Welt geschicket habe, darinnen sich zu offenbahren: Sondern, daß in die Welt heisset, daß Er auch selbst ein Theil der Welt würde, (das ist, daß Er ein Mensch würde) und dann die Welt zu Nutzen.

Die Welt die ist die jenige, zu dero besten es angesehen war, daß der HErr kam. Also ist der HErr Christus nicht kommen, umb seines Lustes und Nutzens willen, sondern in die Welt umb dero bestens willen. Und zwar heisset hier die Welt, nicht so wol eigentlich dieses Gebäu Himmels und der Erden, als die gesambte Menschen, die in der Welt sich befinden, und deßwegen, weil sie unter irrdischen Creaturen die vornehmsten sind, sonderbahr die Welt genennet werden. Dann es ist eine solche Welt, worinnen der Vatter seinen Sohn geschickt, die durch Ihn selig werden solte, welches keiner andern Creatur als den Menschen zukommt. Ist also so viel, ob sagte der HErr, Gott habe seinen Sohn geschickt zu den Menschen, nehmlich zu ihrem besten, umb ihrent willen.

Sehen wir aber, wer und wie die Welt beschaffen ist: Ach! so hatte ja GOtt kein Ursach umb derselben willen seinen Sohn zu senden, dann die Welt ist nichts anders, als wie jener sagt, ein Stall voll böser Buben, ein Hauffen voller Feinde GOttes. Wie die Welt allezeit in der Schrifft, als GOttes Feindin abgemahlet wird, so gar, daß auch der Welt Freundschafft GOttes Feindschafft ist, Jac. 4. v. 4. Und darumb nennet Christus das Menschliche Geschlecht mit diesem Namen Welt. Daß Er nicht sagt, GOtt hat seinen Sohn gesandt zu den Menschen und vor dieselbe, daß Er die Menschen, die gleichwol als Menschen GOttes Geschöpff seynd, selig machte; Sondern er hat Ihn gesandt, zu denen die aus Menschen und GOttes-Geschöpffen und Knechten, nunmehr Welt, und GOttes Feinde worden waren. Rom, am 5. vers. 10.

In dem Stand waren sie anzusehen, als GOtt seinen Sohn vor sie gab: Lauter Feinde GOttes, die darzu eine solche feindselige Natur hatten, daß sie auch nichts anders auß sich selbst konten, als ihren GOTT hassen. Eine solche Welt hat GOtt wie vorhin geliebet, also in diesen Worten auß Liebe ihr seinen Sohn gesandt. Eine Welt die in dem Argen ligt. 1. Johan. am 5. v. 19. Eine Welt die gantz voller Finsternuß war, da Er als das rechte Liecht erst in die Finsternuß sie zu erleuchten kommen ist; Ja eine solche Welt, die darzu, als der HErr zu ihr gesandt wurde, Ihn nit auffnehmen wolte. Joh. 1. In solcher Boßheit mußte diese Welt angesehen werden.

Darnach als eine solche, daran GOTT nichts anders ansahe, als lauter Ursachen von Zorn, weil sie aus seinen Knechten und Geschöpffen seine Feinde worden waren, sie zeitlich und ewig zu straffen und zu verderben.

Das heist dann Liebe, daß GOtt eine solche Welt nicht nur in ihrem Verderben nicht untergehen liesse, sondern so ein theures Mittel derselben zu helffen vor die Hand nam, nehmlich seinen Sohn vor sie zu senden.

Jedoch muß sie ferner angesehen werden, als eine solche, die noch Göttlicher Erbarmung in ihrem Elend fähig war, da hingegen die gefallene Engel in ihrem Elend verlassen wurden, und ewig nicht geholffen bekamen, oder Barmhertzigkeit erlangeten. Wo der Unterschied und dessen Ursach allein Göttlicher Weißheit heimgestellet bleibet.

Es ist zu mercken, daß es eine Welt seye, die hier beschrieben wird, als eine solche die da allerdings kein Heyl oder Seligkeit selbst gehabt, sondern erst durch Christum hat erlangen müssen, dann es heist, daß eben umb sie selig zu machen, der HErr habe müssen gesandt werden: Bey ihr waren lauter Ursachen allein deß Gerichts gefunden worden. Ist der Erste Theil.

In dem Andern sehen wir jetzo: Worzu der HErr gekommen? Da heisset es: Nicht, daß Er die Welt richte, sondern, daß die Welt durch Ihn selig werde. Wir sehen dißmahl allein das eine Stück, daß Er nicht gekommen seye, daß Er die Welt richte.

Hie möchte scheinen, wir könten dieses nicht wohl sagen, weil ja freilich Christi Zukunfft vielen zum Gericht geschiehet, nicht nur die letzte Zukunfft am Jüngsten Tag, so eigentlich zum Gericht angesehen ist; Sondern auch die erste Zukunfft, die Zukunfft ins Fleisch. Joh. 15, 22. Sagt Er selbst: Wann Ich nicht kommen

wäre, und hätte es ihnen gesagt, so hätten sie keine Sünde. Und deutlicher Joh. 9, 39. Ich bin zum Gericht auff diese Welt kommen. Welches das Ansehen haben möchte, daß solches gerad diesen Worten entgegen stünde.

Aber wo die Sache einfältig angesehen wird, so gibt sichs unschwer, daß hier geredt werde, von dem jenigen, worzu Christus gekommen, nach dem Willen seines himmlischen Vatters, was sein und seines himmlischen Vatters Rath dabey gewesen seye: hingegen ist es freylich geschehen, daß Christi Zukunfft vielen zum Gericht dienet, und daß sie umb seiner Zukunfft willen so viel schwerer verdammet werden: Aber nicht, daß Er außtrücklich deßwegen gekommen wäre, sondern zufälliger Weise aus ihrer Schuld. Weil sie den ihnen gegebenen Heyland nicht annehmen wollen, so wird ihre Sünde dardurch schwerer und also ihr Verdamnuß vermehrt. Aber daran ist nicht Christus schuldig, sondern sie selbst. Gleich wie das Evangelium so an sich ein Geruch des Lebens zum Leben ist, auch andern ein Geruch deß Todtes zum Todt wird, die verlohren werden. 2. Cor. 2. Daß deßwegen welche nur schwerers Gericht auff sich ziehen von Christo, eben über anderes auch noch darinnen sündigen, daß sie deß HERRN heylsamen Rath gegen sich verkehren.

Es heist aber, daß Er nicht kommen seye, zu richten die Welt. Daß Er nicht kommen seye zu richten die Frommen, wo einige vor sich selbst fromm wären oder seyn könten, wäre kein Wunder, dann die hätten das Gericht nicht verdienet. Aber hier stehet, er seye kommen nicht, daß Er die Welt richte. Die Welt, das sündliche Menschliche Geschlecht, an dem an sich selbst nichts anders ist, als lauter was das Gericht und Straffe verdienete. Solche Leuthe auff welchen von Natur schon wegen der sündlichen Verderbnuß das Gericht liget, und daher auch auf den jenigen bleibet, welche nit glaubig werden. Joh. 3, 36.

Und zwar heissets die Welt, das ist, wiederumb alle Menschen ins gesambt, wie böse sie auch seyen. Da ist kein Mensch in der Welt, wie gottloß er ist, und der auch würcklich deßwegen endlich verdampt, umb den zu verdammen Christus gekommen wäre: Sondern Er wolte allen den Segen bringen, ob wol ihrer viel deß Segens nicht wollen, sondern wollen den Fluch, deßwegen er ihnen auch kommet: Selbsten Judas, deme doch Christi Zukunfft jetzt nichts nutzet, sondern er nur umb derselben willen so viel schwerer und härter verdammt wird, kan doch nit klagen, daß Christus ihn zu richten nur gekommen seye, sondern Er ist auch ihn selig zu machen gekommen, aber er selbst hat das Gericht auff sich gezogen.

Das Wort Richten, heist mehrmal in der Schrifft so viel als in dem Gericht verdammen, und so wird es auch hier gebraucht: Doch daß das vorhergehende Gericht nicht ausgeschlossen werde.

Ist also dieses die Meynung deß HErrn, GOtt hat seinen Sohn nicht darzu in die Welt geschickt, daß derselbe der Menschen gantzes Leben examiniren und erforschen, sodann nachdem ers finden würde, jedem nach seinem Verdienst geben, auch also die jenige die Böses gethan verurtheilen und würcklich endlich verdammen solle: Sondern das ist des Gesetzes und Mosis Ampt. Aber Christus ist darzu kommen, daß Er ohn erachtet, deß Menschen Leben seye vorher gewesen wie es wolle, es seyen Sünden vorhanden so groß sie seyn mögen, allen die Gnade anbiete, und zeige, daß keiner (wo er nemlich durch Glauben sich bekehret) wegen seiner auch greulichsten Sünden solle verdammet werden. Also ist der HErr nicht kommen, die Sünde in das Gericht zu führen, sondern sie zu decken und zu tilgen, und alle die jenige auß dem Gericht herauß zu nehmen, daß sie ihrer Sünden wegen nicht sollen verurtheilet werden, welche an Ihn glauben. Darumb heisset es in folgenden Worten: Wer an ihn glaubet werde nicht gerichtet, v. 18. Und im 5. Cap. v. 24. Wer da glaubet komme nicht in das Gericht, sondern seye vom Todt zum Leben hindurch getrungen.

Ja auch mögen wir sagen, der HERR seye auch also kommen, nicht, daß Er die Welt richte, daß auch das Gericht nicht so bald auff die Menschen kommen solte, daß der Mensch, der Sünder nicht gleich in seiner Sünde auff frischer That alsobalden mit dem Gericht überfallen würde, sondern, daß sie noch einige Zeit erlangten sich zu bekehren, und also durch den Glauben dem Gericht zu entfliehen.

### Lehr-Puncten.

Wir sehen jetzo zur Haupt-Lehre: Daß Christi Ampt nicht seye zu richten, sondern selig zu machen: Solches müssen wir aber recht verstehen.

1. Wird nicht gesagt, daß Christus gar nicht richten werde. Dann wir bekennen ja selbst in unserm Apostolischen Glaubens Bekandtnuß: Er werde kommen zu richten die Todten, und wie seine erste Zukunfft in das Fleisch gewesen ist eine Gnaden-Zukunfft bey denen, welche sich nicht bekehret und seine Gnade angenommen haben, seyn eine Gerichtliche und Zornes Zukunfft. Darvon heisset es Joh. 5, 27. Der

Vatter hat dem Sohn macht gegeben das Gericht zu halten: Darumb, daß Er deß Menschen Sohn ist. So wird Matth. 25. v. 31. seq. solche gerichtliche Zukunfft, wie auch etliche mahl in der Offenbarung Johannis und sonst hin und wieder in der Schrifft beschrieben. 2. Wird auch nicht gesagt, daß Er nicht richte; in dem Verstand, daß nicht das Gericht deß Gesetzes Mosis sein Gericht seye. Dann Er ist der einige Gesetz-Geber, Jacob. 4, 12. Und also ist Er der, welcher selbst Mosi das Gesetz gegeben. Ist demnach Mosis Gesetz eben auch Christi Gesetz, und also wo Moses und sein Gesetz den Menschen richtet, so richtet Christus den Menschen durch Mosen. 3. Sagen wir auch nicht, daß Christus in seinem Ampt das Gesetz gar nie gelehret habe, als der freylich solches getrieben und in vielen Stücken außgelegt hat; Wie wir hin und wieder in seinen Predigten sehen, sondern Matthei 5. Wo er deutlich saget, daß Er nicht gekommen seye das Gesetz auffzuheben, sondern zu erfüllen. Daher wo es heisset: Christus seye nicht gekommen die Welt zu richten, sollen wir ja nicht auff die Gedancken kommen, als müste deßwegen in der Christlichen Kirche das Gesetz, als welches zum Gericht gehöret, nicht getrieben, sondern allein das Evangelium, als die Lehre Christi vorgetragen werden. Dann Gesetz muß allemahl neben dem Evangelio stehen, und diesen den Weg bereiten. Ja, es muß behalten werden nicht nur bei denen noch Unwiedergebohrnen, sondern noch selbst bei den Wiedergebohrnen, wegen deß bey ihnen übrigen sündlichen Fleisches. Sondern dieses ist die Meynung, wo wir sagen, daß Christus nicht gekommen seye, daß Er die Welt richte: Nemlich 1. Er habe kein neue Gesetze gegeben in seinem Mittler-Ampt. 2. Solch sein Mittler-Ampt bestehe nicht darinnen, daß Er einem jeglichen gebe nach deme er verdienet hat, und wie ers vor sich würdig ist. Damit widerspricht der HERR zweyerley Irrthumen. 1. Da einige meynen, daß Christus darzu gekommen seye, daß Er auß GOttes Befelch habe ein neuer und vollkommener Gesetz gegeben, darauß die Leute besser und gewisser selig werden möchten, wo sie dasselbige hielten; als durch Mosis Gesetz. Wie nicht allein solches den Türcken und Mahomets vorgeben ist, der da gelehret, daß unser JEsus ein grosser Prophet gewesen, der einen vollkommnern Weg zur Seligkeit gezeigt als Moses. Hingegen er Mahomet habe nachmahl einen noch bessern und leichtern Weg gewiesen. Sondern selbst in der Christlichen Kirchen, findet sich bey den Papisten, Arminianern, Socinianern dieser Irrthum, daß dieses zu Christi Ampt gehöre, daß Er zu den Gebotten Mosis noch neue Gesetz gethan habe. Dann damit würde Christus zum Richter gemacht: dann wer eygentlich Gesetze gibt, derselbe muß auch nach solchen Gesetzen urtheilen und richten, die jenige zu absolviren die nach solchem Gesetz thun, die jenige zu verdammen, welche sie übertretten. Weil aber der HErr nicht zu richten in seinem Mittler-Ampt kommen ist, so kan Er auch in demselben keine neue Gesetz gegeben haben. Muß deßwegen das Gesetz der Liebe, so Er seinen Jüngern gegeben und erneuert hat, nicht ein solch neu Gesetz gewesen seyn, welches Er damahl zu aller erst gegeben, sondern es war eben selbst das alte Mosaische Gesetz, so Er den Seinigen auffs neue nachtrücklicher vorgelegt, und sie dessen erinnert. 2. Meynen auch etliche und bilden ihnen das Mittler-Ampt Christi also ein, daß Er jeglichem gebe nachdem er verdienet, und bestehe seine Gnade nicht so wol darinnen, daß in unserer Rechtfertigung nicht auff die Wercke gesehen werde (welches die Gnade deß Evangelij ist) als darinnen, daß der HErr Christus uns die Gnade und Geist gegeben habe, das Gesetz zu halten, so wir sonst nicht hätten halten können, aber nunmehr wegen Hülffe der Gnaden zu halten vermöchten, und daher auß haltung desselben selig werden müsten. Welches aber wiederumb hiesse, daß der HERR wäre kommen zu richten. So Er hier verneinet.

Sondern dieses ist eigentlich der Zweck und die Summa deß Mittler-Ampts Christi, daß Er kommen seye, weil wir das Gesetz, an dessen statt, weil es die ewige unwandelbare Wahrheit Gottes ist, kein anders gegeben werden kan, nicht halten konten, dasselbe vor uns zu halten, und uns solchen seinen Gehorsam zu schencken, daß er vor Göttlichem Gericht angesehen würde, gleich ob hätten wir ihn in eygener Person geleistet: Und alsdann in solchem Glauben uns die wahre Gerechtigkeit, ohn Ansehung einiges Wercks, zu geben, ja uns auß solchem Glauben allein selig zu machen.

Wie diese Lehre herrlich in den Schriften Pauli ausgeführet ist, sonderlich Rom. 3. Wir werden ohne Verdienst gerecht auß Gnaden, ꝛc. das ist ein solch seligmachen, das dem Gericht grad entgegen stehet. Dann im Gericht sihet man an, was der jenige, welcher gerichtet wird, gethan und verdienet hat, nach dem gehet es ihm wol oder übel: Hingegen in der Art wie Christus in seinem Mittler-Ampt uns selig machet, solle gar darauff nicht gesehen werden, was wir gethan und verdienet haben, und ob solches im Glauben unser werde. Das heist, Er seye nicht kommen zum Gericht: Weil Er die jenige so sie zu dem Glauben bekehret worden selig machet, bey denen allerdings keine eigene Würdigkeit

noch Verdienst sich findet. Weil aber, da der Mensch glaubig worden, derselbe Glaube nicht müssig seyn soll noch kan, sondern sich in allerhand guten Wercken hervor thun muß: So ist abermahl in solchem Werck Christus kein Richter, daß Er solche Wercke nach der Schärpffe deß Gesetzes examinirte und urtheilte, wo Er in allen Wercken noch grossen Mangel würde finden, und sie in dem Gerichte verwerffen müste; Sondern, weil die Wercke auß Glauben mit einfältigem Hertzen geschehen sind, so ersetzet Er alle Mängel an denselben mit seiner eygenen vollkommensten Gerechtigkeit, und lässt Ihm dieselbige um sein selbst und umb deß Glaubens willen wolgefallen, nimbt sie als gut an, sihet in Gnaden das jenige daran an, was wahrhafftig gut daran ist, und hingegen trägt Er mit Gedult die daran klebenden Gebrechen. Das heist, daß Christus kein Richter seye in seinem Mittler-Ampt, sondern daß dieses darinnen bestehe, uns die Seligkeit ohne einige Würdigkeit umb seiner uns geschenckten Gerechtigkeit willen zu geben, und folgends unsere unvollkommene Wercke, da sie im Glauben geschehen, mit Gnaden anzunehmen, als Früchten des Heyls und der Gerechtigkeit. Dieses ist also die Lehre, wie Christus kein Richter seye.

Aber hie lasset uns, meine Geliebte, wol vorsehen, daß wir uns derselben nicht mißbrauchen: Daß wir gedächten, weil Christus kein Richter ist, und uns selig machet ohne Absicht auff unsere Werck und Leben, als welches Er nicht in das Gericht führen, sondern den blossen Glauben annehmen wil, so möchten wir nach unserm wolgefallen leben. Moses solle uns also zu frieden lassen mit seinem Gesetz, unsere Prediger sollen deß Gesetzes und dessen Trohungen schweigen gegen uns; Dann was bedarf es derselben, da Christus uns nicht richten wil. Sind leider Gedancken sehr vieler Leuth, die auch wol zuweilen in die Wort außbrechen, daß man auch manche Predigten, wo auff den thätigen Glauben getrieben wird, durchzeucht, solche schmäckten nach dem Pabstthum, wiesen die Leuthe auff ihre Wercke. Unser Heyland Christus seye nicht so streng, daß er solchen Fleiß von seinen Christen erfordere, wie die Prediger sagten: Diese müsten das Evangelium und ihres HERRN Christi Ampt selbst nicht recht verstehen, oder sonst Lust haben die Leuthe forchtsam zu machen Auch bey vielen die sich eben mit Worten dessen nicht verlauten lassen, zeigt das gantze Leben, daß sie in dem Verstand Christum vor keinen Richter halten, daß es nichts schade an ihrem Heyl sie thun was sie wollen, wo sie nur sagen, sie glauben an Christum, und können ihnen darüber tröstliche Einbildungen machen. Es ist aber solches ein grausamer Betrug deß leidigen Teuffels, der auß der schönsten und lieblichsten Blum des Mittler-Ampts Christi als eine gifftige Spinne das ärgste Gifft machet.

Es ist freylich wahr, daß Christi Mittler-Ampt kein Richter-Ampt seye, und daß allen denen jenigen jre Sünde, wie viel und schwer sie seyen, nicht mögen schaden oder gerichtet werden, die an solch ein Mittler-Ampt sich halten, und dessen geniessen. Es ist aber auch wahr, daß Christi Mittler-Ampt so fern allgemein seye, daß Er begehre alle selig zu machen; Was auch die Erwerbung der Gnaden und Heyls-Güter anlangt, hat Er sie allen erworben: Aber was darnach die Application und Zueignung anlangt, so geschiehet aus der Menschen eygener Schuld, daß nicht alle an solchem Mittler-Amt Theil haben. Keinen nutzet das Mittler-Ampt Christi als welche in Christo JEsu sind, in denselben allein ist keine Verdamnuß, Rom. am 8. Welches die Frucht deß Mittler-Ampts Christi ist. Welche aber ausser Christo sind, dieselbe sind die Güter deß Mittler-Ampts Christi unfähig, und denen bleibet der Mittler Christus ein Richter.

Wer ist aber in Christo JESU? Antwort, allein der den wahren Glauben hat. Ich sage, den wahren Glauben, nicht nur die wahre Bekandtnuß der Religion, die Evangelische Religion, sondern deroselben Krafft, den Glauben selbst, und zwar der ihn hat, nicht nur der sich desselben rühmet, oder der ihn zwar gehabt aber verlohren hat. Wer also den wahren Glauben nicht hat, der ist ausser Christo.

Weil aber jedermann meynt er habe den wahren Glauben, sonderlich unter uns Lutherischen, welcher Glaube ja der rechte ist, so müssen wir auch wissen, wollen wir nicht betrogen werden, was der wahre Glaube seye.

Vor zwey Jahren (in der dritten getruckten Predigt über Johannis am 3. v. 16.) haben wir durch GOttes Gnade von solcher Materi außführlicher gehandelt: Jetzo lässt es sich in dieser Kürtze nicht widerholen. Wir wollen allein diese 2. Stück zur Prüffung des Glaubens mercken.

1. Wer da glaubet, den macht der Glaube zu einem gantz andern Menschen, als er vorhin gewesen. Wer also nicht ein anderer Mensch ist, als wir Menschen von Natur sind, sondern sein Leben also führet; daß Er in allen Dingen seinen Nutzen, Ehr Gemächlichkeit suchet, und dieselbe seines Gottes Willen vorzeucht, deren wir die meiste sehen, der hat den Glauben nicht: Er stehet nicht in der Wiedergeburt.

2. Paulus gibt in angezogenem Spruch, Rom. 8. ein gar feines Kennzeichen, wer in Christo JEsu seye, und also den wahren Glauben habe, und deßwegen in wem keine Verdam-

nuß seye, nehmlich die nicht nach dem Fleisch wandeln, sondern nach dem Geist. Er sagt zwar nicht, die nicht das Fleisch an sich haben, und bey denen es nicht noch einige Früchten stätig suchet zu bringen. Aber, die nicht nach dem Fleisch wandelen, welche die Lüste ihres Fleisches, das jenige worzu sie die Welt, der Teuffel und ihr eygen Fleisch anreitzet, nicht vollbringen, daran kein Gefallen haben, oder ihnen nachhängen, sondern entweder also balden ihnen starck gnug widerstehen, oder, wo sie je einmahl damit übereylet worden, dieselbe ins Werck zu setzen, daß sie so bald sich wieder aufraffen, Busse thun, und mit soviel mehrerm Ernst sich weiter gegen die Sünde wapnen. Die wandelen nicht nach dem Fleisch, und die sind es allein, welche deß Mittler-Ampts Christi geniessen. Da sie hingegen nach dem Geist wandelen, in dem sie nicht nur das Böse unterlassen, sondern auch in dem Guten sich üben, und demselben nachstreben, was der H. Geist, der sie treibet, in ihnen wil. Das sind nach Pauli Außspruch allein diejenige, die in Christo JEsu sind, und sich dessen zu getrösten haben, daß ihnen Christus kein Richter seye, dann sie geniessen würcklich seines Mittler-Ampts.

Hier prüffe sich also jeglicher wie er stehet, so wird er bald finden, ob er in dem Glauben stehe oder nicht: Er prüffe sich aber redlich und ernstlich, sonst, betreugt er sich, so ist der Schade sein. Welche aber finden, daß sie noch biß daher nicht haben begehrt nach dem Geist zu wandlen, und die noch nicht begehren den Wandel nach dem Fleisch abzulegen, daß ich es deutlicher sage, die noch nicht ernstlich ihnen vorgenommen, nun und nimmermehr muthwilliglich ihren GOTT zu erzörnen, und ein gantz ander Leben zu führen, als ins gemein in der Welt geführet zu werden pflegen. Solche, sage ich, haben den Glauben nicht, ob sie ihnen schon solches einbilden, dann der Mangel der Frucht weiset es, deßwegen so gedencken sie nicht, daß das Mittler-Ampt Christi, biß sie den Glauben in wahrer Buß erst empfangen, sie angehe zu würcklichem Genuß. Sondern ob schon Christus kommen ist, nicht, daß Er die Welt richte, und also auch, daß Er sie nicht richte, so wird Er sie gleichwol richten, dann sie sind wegen deß Unglaubens ausser Ihm, und ausser der Gnaden, daher sind sie wiederumb unter der Strenge deß Gesetzes. Also, wo sie vor Christi Gericht werden kommen, so wird ihnen Christus ein Richter seyn, denn als einen Mittler haben sie Ihn von sich gestossen, und wird sie nicht anders selig sprechen als nach dem Gesetz, wo sie das ganze Gesetz gehalten haben: Das ist ihnen nun bloß unmüglich; Also sind sie, ohne in der Zeit der Gnaden folgende Buß, gewiß verdammt.

Ferners, weil sie ausser Christo sind, so ist alles was sie thun sündlich. Dann das jenige was die Glaubige Gutes thun, ob es wol schwach hergehet, und noch viel Gebrechen daran ist, GOTT deßwegen gefället, weil Christus es nicht als ein Richter nach der Strenge des Gesetzes urtheilet, sondern es umb seiner eygenen Gerechtigkeit willen vor gültig annimmt: So geniessen die andern solcher Wohlthat nicht, sondern, wo das geringste manglet an dem das sie wollen Gutes thun, (wie allezeit viel manglen muß,) so sihet es GOtt als Sünde an, und verdammt deßwegen auch ihre vermeynte gute Wercke, weil sie nicht nach dem Gesetz vollkommen sind, und Er wiederumb ihre Richter nach dem Gesetz worden ist, da sie Ihn zum Mittler nicht haben, noch mit Glauben in seine Ordnung sich schicken wolten.

Sind also solche Leuth freylich in elendem Stand; Dann all ihr Thun kan nicht anderst als GOtt mißfallen; Soviel seligen der jenigen Stand ist, welche in dem Glauben an Christum dem Gericht entzogen sind, darinnen eben unser grössester Trost ist. Dann da stehet allemahl der Syllogismus: Wer auch ein einiges Göttliches Gebott überschreitet, der ist ewig verflucht und verdammt: Das sagt das Gesetz, dem wir nicht widersprechen dörffen. Hierauff subsumiret unser Gewissen. Nur habe ich nicht nur ein einiger, sondern alle Göttliche Gebott offt übertretten. Darauß kommt der traurige Schluß: So bin ich dann in Ewigkeit verflucht und verdammt. So lang wir nun nicht von dem Gesetz erledigt werden, so lang können wir diesem Schluß nicht entgehen.

Daher so ist dieses die grössesste Wohlthat Christi, daß er uns von dem Gericht erlediget, Er hat uns das Privilegium Exemtionis (der Clericorum, die Gottes Loß, 1. Pet. 3. v. 5. κλῆρος sind, so allen wahren Christen zukommet) und Declinationis fori gegeben, daß wir nicht mehr vor dem Richt-Stuhl deß Gesetzes unser Urtheil anzuhören haben, sondern vor Christi Mittler-Thron. Da heist der Syllogismus anders: Wer glaubet und getaufft wird, der wird selig. Ich glaube und bin getaufft: Dann, daß ich getaufft seye, habe ich andere äusserliche Zeugnuß; daß ich glaube, habe ich das innerliche Zeugnuß des H. Geist, und dann das äusserliche der Früchten deß Glaubens, weil ich nicht nach dem Fleisch, sondern nach dem Geist wandele. Daher gehet der Schluß richtig: So bin ich selig.

Also appelliren wir von dem Berg Sinai auff den Berg Sion, von dem Gesetz auff das

Evangelium: Von Christo der zwar das Gesetz durch Mosen gegeben, auch die Unglaubige an jenem Tag richten wird, auff Christum dem Mittler der nicht zu richten gekommen ist. Da wird das Gewissen recht beruhiget, und höret, daß eben deß GOttes, der das Gesetz gegeben hat, Wille seye, daß Er deßwegen seinen Sohn in die Welt gesandt habe, damit sie nicht müste nach dem Gesetz geurtheilet werden.

Damit ist der Mensch seiner Gerechtigkeit vor GOtt versichert, er ist auch versichert, daß GOTT seinen kindlichen Gehorsam, den er in Schwachheit, aber redlich Ihm leistet, Ihm gefällig seyn lasse, und auch seine Wercke nach der Strenge nicht richte. Ja, er ist dessen gewiß, gleich wie hier in der Welt Christus nicht mehr Ihn richten wil, wo er in dem Glauben stehet, also, da er dardurch dem Fluch und der Gewalt deß Gesetzes einmahl entrissen ist, wo er in dem Glauben bleibet, und endlich darinnen abscheidet, so werde er an Christo auch, wann Er an dem Jüngsten Tag zum Gericht kommen wird, nicht einen Richter, sondern einen Seligmacher haben. Er werde auch an jenem Tag seine Gerechtigkeit die Er ihm in dem Glauben geschencket hat, als gültig von ihm annehmen, und hingegen, der Sünden nimmermehr gedencken. Er solle auch da nicht gerichtet werden, ob er schon vor dem Richter-Stuhl stehet, aber das Urtheil über ihn nicht auß dem Gesetz, sondern Christi Gnaden- und Mittler-Ampt geschöpffet muß werden.

„Ach HERR JESU! laß uns offt gedencken, daß du zwar ein Richter seyest allen denen, welche dich nicht in wahrem Glauben annehmen, damit wir damit alle Sicherheit deß Fleisches hintertreiben, und nicht mit Boßheit und muthwilligen Sünden den Glauben wegstossen und dein Gericht auff uns ziehen. Hingegen, daß du deinen Glaubigen kein Richter seyest, damit wir uns deines Verdienstes auß Würckung deß Heil. Geistes freudig getrösten, darauß alle unsere Seligkeit hernehmen, und im Leben und Todt einig uns darauff verlassen, auch vor deinem Richterstuhl getrost darauff beruffen, und damit allem Gericht entnommen der Seligkeit geniessen, die du uns verdienet hast. AMEN."

## Predigt über die Austreibung der Furcht durch die völlige Liebe.

Von A. H. Franke.

Gnade sey mit euch, und Friede von Gott dem Vater, der uns seinen Sohn gegeben hat zur Versöhnung für unsere Sünde, und von Jesu Christo, der uns geliebet hat, und gewaschen von den Sünden mit seinem Blut, und von dem heiligen Geist, welcher gesandt ist, Jesum Christum zu verklären durchs Evangelium, demselbigen Dreieinigen Gott sei Ehre und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.

Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist, wohl dem, der auf ihn trauet. Geliebte in dem Herrn Jesu, es sind dieses Worte Davids Ps. 34. 9. welche er aussprach, als der Herr ihn nicht nur aus einer grossen Noth und Gefahr errettet, sondern auch von aller seiner Furcht befreiet hatte. Denn in dem vorhergehenden finden wir, wie er die Güte Gottes, so er disfalls an seiner eigenen Person erfahren, so hoch rühmet und preiset, und sich selbst hierin allen Elenden und Nothleidenden zu einem Exempel vorstellet, an welchem sich die Liebe, Güte und Leutseligkeit Gottes gar reichlich erwiesen habe. Darum er denn auch alle Elende zusammen rief, daß sie mit ihm den Herrn preisen und seinen Namen erhöhen solten. v. 4. da ich den Herrn suchte, sprach er zu ihnen v. 5., antwortete er mir, und errettete mich aus aller meiner Furcht. Bald bezeugete er, daß, wie er den Herrn erfahren habe, also ihn auch alle andere, die sich in ihrer Noth mit gläubigem Gebet zu ihm wendeten, gleich gütig und liebreich, erfahren würden. Darum sagte er v. 6.: Welche ihn ansehen und anlaufen, derer Angesicht wird nicht zu schanden. Und da wiese er sie wieder auf sein Exempel und bezeugete, welchergestalt er in seinem Theil Gott erfahren habe, wenn er sagt v. 7: Da dieser Elende rief, (dadurch er sich selbst verstehet) hörete der Herr, und half ihm aus allen seinen Nöthen. Und so versichert er v. 8.: daß ihn andere auch so erfahren würden. Der Engel des Herrn lagert sich um die her, so ihn fürchten, und hilft ihnen aus. Er wünschet denn nun, daß doch alle andere diese selige Erfahrung der Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes auch so, wie er, erlangen möchten. Darum setzet er hinzu in dem vorangezogenen 9. Vers.: Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist: als wolte er sagen: das, was Gott in seinem Worte von seiner Liebe bezeuget, und an meinem Exempel in der That bewiesen hat, das suche doch ein jeder an seiner eigenen Person inne zu werden, so wird er mit mir ein lebendiger Zeuge der unaussprechlichen Liebe, Güte und Freundlichkeit des Herrn werden. Um aber zu dieser Erfahrung zu gelangen, giebt er einen einzigen Weg an die Hand, nehmlich ein rechtes aufrichtiges, kindliches Vertrauen auf diese in dem Wort Gottes so hochgepriesene Liebe und Gütigkeit des Herrn. Wohl dem, spricht er, der auf ihn trauet, ein solcher, wil er sagen, der

schmeckets, der siehets und der erlanget eine lebendige Erfahrung davon, wie freundlich der Herr ist.

Geliebte in dem Herrn Jesu, in der Epistolischen Lection an dem heutigen ersten Sonntag nach Trinitatis in der 1. Joh. IV. haben wir, an statt des Königes und Propheten Davids, Johannem den Apostel und Evangelisten, der im neuen Testament, gleichwie jener in dem alten, ein lebendiger Zeuge war von der Freundlichkeit und Leutseligkeit des Herrn. Ja wir mögen sagen, daß, wie die Klarheit des neuen Testaments die Klarheit des alten weit übertrift, also auch hier viel klärer von der Freundlichkeit unsers Gottes gezeuget werde, als solches dort insgemein und besonders im angeführten 34. Ps. geschehen ist. Denn es wird uns hier die allerhöchste und herrlichste Liebe Gottes ausdrücklich und Sonnenklar bezeuget, daß er seinen einigen allerliebsten Sohn für uns dahingegeben, damit er uns nicht nur aus leiblicher Noth errettete, und von der Furcht für Menschen befreiete; sondern, welches viel wichtiger ist, vom Zorn Gottes, vom Fluch des Gesetzes, vom Urtheil des Todes und der ewigen Verdammniß erlösete, und unsere Hertzen von aller knechtischen Furcht frei machte, hingegen mit einem kindlichen freien und zuversichtlichen Geist begabete; wie denn auch Petrus in seiner 1. Ep. 2. v. 3. die Worte des 34. Ps. recht neu Testamentisch ausleget und auf die Gläubigen appliciret, wenn er zu ihnen saget: so ihr anders geschmecket habet, daß der Herr freundlich ist; als wolte er sagen, wie wäre es möglich, daß man das grosse und theure Werck der Erlösung, das uns im Evangelio verkündiget wird, vernommen, erwogen, betrachtet und von Hertzen gegläubet hätte, und daß man nicht zugleich auch die Liebe und Freundlichkeit des Herrn zur Erquickung und Freude seines Hertzens gar kräftig geschmecket haben solte? inmassen sich ja dieselbe in keiner Sache so herrlich als eben in diesem Wercke erwiesen hat.

Wenn wir aber, geliebte in dem Herrn, insgesamt wol überzeuget sind, daß wir alle von Natur untüchtig sein, diese allerhöchste Liebe Gottes dermassen in unsere Hertzen zu fassen, daß dadurch die knechtische Furcht ausgetrieben und eine kindliche, fried- und freuden-volle Zuversicht zu ihm in dasselbe eingepflantzet werde; ach so lasset uns doch mit einander Gott selbst demüthiglich anflehen, daß er uns anjetzo zur Vorstellung und Betrachtung seiner grossen Güte, Liebe und Freundlichkeit seinen Geist und Kraft verleihen und darreichen wolle, damit auch wir dieselbe schmecken und sehen, und dadurch von aller Furcht erlöset und befreiet, hingegen in ein völliges Vertrauen und recht kindliche Zuversicht auf den Herrn gesetzet werden mögen. Wir rufen ihn hierum an in einem gläubigen Vater Unser.

## Text.

### 1. Joh. IV. v. 16. 21.

Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm. Daran ist die Liebe völlig bei uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts. Denn gleichwie er ist, so sind auch wir in dieser Welt. Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein, wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe. Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns erst geliebet. So jemand spricht: ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner, denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kan er Gott lieben, den er nicht siehet? und dis Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe.

Wer ist, der gut Leben begehret? und gerne gute Tage hätte? Dis ist, geliebteste Zuhörer, die sonderbare Frage Davids in dem schon zuvor angeführten 34. Ps. v. 13.; aber ach wie wenig sind wol derer, die diese Frage recht verstehen und wissen, was David hier für gut Leben und für gute Tage meinet? als die gewiß nicht nach dem Fleisch, sondern nach dem Geist zu verstehen sind. Wenn aber derer wenig sind, die dis recht verstehen, so sind derer gewiß noch viel weniger, die auf die rechte Art und Weise darnach streben, und sich in die Göttliche Ordnung so schicken, daß sie nach dem Sinn Davids oder vielmehr des Heiligen Geistes, und auf eine Gott-gefällige Weise, gut Leben und gute Tage in der That erlangen mögen.

An diesem heutigen Sonntage ist im Evangelischen Text das Exempel des reichen Mannes vorgestellt worden. Dieser begehrete nicht allein gut Leben und gute Tage, sondern es hatte auch das Ansehen, als ob er seines Wunsches und Begehrens reichlich und in grossem Maaß theilhaftig worden. Hingegen ist auch eines armen Lazari gedacht, der nichts weniger als gut Leben und gute Tage zu haben schiene. Wenn wir aber die Sache nicht nach dem äusserlichen Ansehen, sondern nach der Wahrheit und nach dem Ausgange betrachten, so war Lazarus der Mann, der gut Leben und gute Tage hatte. Wie denn das? Er war ja arm, und voller Schweren, ja so dürftig, daß er auch die Brosamen begehrte, die von des Reichen, vor dessen Thüre er lag, Tische fielen. Es ist wahr. Aber bei allem

solchem äusserlichen Elende hatte er den Frieden Gottes in seinem Hertzen, und eine lebendige Hofnung des ewigen Lebens. Der reiche Mann aber hatte gewiß keine gute Tage und kein gut Leben. Wie aber das? Er kleidete sich ja mit Purpur und köstlichem Leinwand, und lebete alle Tage herrlich und in Freuden. Es ist wahr; aber bey aller seiner äusserlichen und zeitlichen Glückseeligkeit hatte er keinen Frieden in seinem Hertzen, und keine Ruhe in seiner Seelen; sondern er war ein recht elender und unseliger Mensch, ein Sclave seiner sündlichen und bösen Begierden, folglich hatte er ein böses Gewissen, und war in dem Stande, darin er Tod und ewige Verdammniß zu fürchten Ursache hatte, ob er gleich so sicher lebete, als ob er mit dem Tode einen Bund und mit der Hölle ein Verständniß gemachet hatte.

Es wird uns aber nun, Geliebte in dem Herrn, in dem ietzt verlesenen Apostolischen Text der rechte Weg gezeiget, wie wir zum recht guten Leben und zu recht guten Tagen kommen sollen. Denn wir werden darin gelehret, daß die völlige Liebe so gar auch die Furcht aus unserm Hertzen austreibet, und uns in die selige und Gnadenvolle Gemeinschaft mit Gott versetzet, mithin uns des Friedens Gottes, welcher alle Vernunft übertrift, und der Freudigkeit am Tage des Gerichts theilhaftig machet. Da dieses nun die Haupt-Sache ist, die in unserem Epistolischen Text getrieben wird, so wollen wir dabey bleiben, und mit einander erwägen

Die Austreibung der Furcht durch die völlige Liebe.

Dabey wir werden zu sehen haben

I. Unsern elenden Zustand unter der Furcht,
II. Unsern seligen Zustand, darin uns die völlige Liebe durch Austreibung der Furcht versetzet,
III. Unsere Bewahrung, aus diesem seligen Zustande nicht wieder zu entfallen.

Herr Jesu, gib reiche Gnade und Kraft zur Verkündigung, Anhörung und Bewahrung des göttlichen Worts, auf daß wir dadurch wohl erbauet werden, und dessen selige Frucht mit uns vor deinen Thron und in die Ewigkeit bringen mögen. Amen.

## Abhandlung.

### Erster Theil.

Was denn nun, Geliebte in dem Herrn, 1. betrift, unsern elenden Zustand, in welchem wir uns unter der Furcht befinden; so wollen wir hiebey nur auf die Haupt-Puncte sehen, die uns hievon in unserm Text an die Hand gegeben werden.

Und da ist es ja anfänglich unselig genug, sich für dem Tage des Gerichts allezeit fürchten müssen. Denn wenn in unserm Text in dem 17. Versicul es heisset: Daran ist die Liebe völlig bey uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts, so kann ein jeder leicht den Gegensatz verstehen, welcher dieser ist, daß ohne die völlige Liebe man keine Freudigkeit habe am Tage des Gerichts, sondern daß man vielmehr schon zum voraus, und ehe der Tag des Gerichts kommt, mit Furcht und Angst für demselben umfangen seye. Denn das hat kein Mensch von Natur, daß er, wie Johannes saget, eine Freudigkeit am Tage und auf den Tag des Gerichts habe. Wir wissen, daß wir alle vor dem Richter-Stul Christi offenbar werden müssen, auf daß ein jeglicher empfahe, nachdem er gehandelt hat bey Leibes Leben, es sey gut oder böse. 2. Corinth. 5, 10., zum Röm. 14. v. 10. Wenn sich nun an unserer Seiten nichts befindet, welches wir alsdann, wenn uns diese gewisse Erwartung des Gerichts durch die Christliche Lehre bekant worden ist, der Furcht und dem Schrecken, so wie für diesem Tag des Gerichts aus der Empfindung unsers sündhaften und des Todes würdigen Zustandes haben, entgegen setzen mögen, so kan ja da kein anderer als recht unseliger Zustand seyn.

Denn es ist dieses ferner gar unselig, so man in seinem Gemüthe Pein haben muß. Und diese Unseligkeit hat der Apostel dadurch besonders ausdrucken wollen, daß er im 18. Vers so viel von der Furcht spricht, und ausdrücklich lehret, daß sie mit Pein verknüpfet sey. Furcht, spricht er, ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein, wer sich aber fürchtet, der ist nicht völlig in der Liebe: da sehen wir, daß er alles, was er von unserm unseligen Zustand, darinnen wir von Natur sind, hat sagen wollen, in das Wort Furcht, gleichsam concentriret und eingeschlossen, absonderlich aber derselben eine Peinlichkeit zugeschrieben habe. Und gewiß, wenn wir den Zustand des Menschen betrachten, ehe denn er durch den Glauben an Christum vom Tode zum Leben hindurchgedrungen, Johan. 5, v. 24. so ist es dieser, daß er durch Furcht des Todes im gantzen Leben ein Knecht seyn zum Ebr. 2. v. 15. und in solcher Furcht gleichsam gefangen gehalten werden und eine Pein im Gemüthe ausstehen muß. Denn er weiß, daß den Menschen einmal gesetzet ist zu sterben, darnach aber das Gericht, zum Ebr. 9. v. 27. Wenn nun das Gewissen durch Vorstellung des Gesetzes Gottes und der erb- und wircklichen Sünde, so wider das Gesetz ist, in dem Menschen aufgewecket worden, wenn er siehet und erkennet,

wie er müsse einmal sterben, und darnach habe er nichts gewissers als das schreckliche Gerichte Gottes seiner Sünden wegen zu erwarten; so ist ja solche Furcht für dem unausbleiblichen Gerichte Gottes eine Pein dem Gemüthe, und gleich einer beständigen Hölle, so er in seinem Hertzen und Gewissen fühlet und mit sich herum träget. Es mag die Welt diese Furcht dissimuliren, wie sie will, und es mag sich einer, der zu Gott noch nicht rechtschaffen bekehret und ohne wahren lebendigen Glauben an Christum ist, vor anderen Leuten so behertzt anstellen, als er immer kann, so mag sich doch keiner vor seinem eigenen Gewissen verbergen, sondern wird, wenn ers aufrichtig heraussagen und den Grund seines Hertzens bekennen will, nicht läugnen können, daß er sich knechtischer weise für dem Tode fürchte, und noch mehr für dem Tage des Gerichts, da er das letzte Urtheil zu erwarten hat. Es suchen zwar viele diese Furcht für dem Tode durch angenehme Gesellschaft und allerley angestellete Lustbarkeiten zu vertreiben, aber vergebens; denn so bald einer nur wieder allein ist, muß er wider seinen Willen gar bald inne werden, das der nagende Wurm nicht getödtet, und die Furcht, so er zuvor gefühlet, nicht aus dem Hertzen hinausgeschaffet und vertrieben ist. Sein Leben wird ihm selbst öfters beschwerlich, und ist unzufrieden, daß er so gar keine rechte Ruhe und wahren Frieden in einem Hertzen hat. Wil er denn von Unruhe des Gewissens getrieben und auf anderer Anmahnung sich im Gebete zu Gott nahen, so merckt er bald, daß er ihn anders nicht als einen zornigen und gerechten Richter ansehen könne, und daß da keine Freudigkeit vorhanden sey zu ihm also zu treten, als ein Kind zu seinem lieben Vater. Ja wenn auch gleich einer wäre, der dormientem conscientiam, der ein eingeschläfertes Gewissen hätte, und viele Jahre nach einander so dahin gienge, daß er nicht ein einiges mal für dem Tode und für dem Gerichte Gottes erschräcke, so dürfte doch Gott nur in einem Augenblick sein bishero schlafendes Gewissen rühren, und ihn einen Blick in seinen sündlichen Zustand und ins zukünftige Gerichte thun lassen, so würde er da gar bald sehen und erfahren, wie er sich in einem weit elendern Zustande befinde, als er bis dahin geglaubet und als sichs hätte einbilden können. Dis siehet man, so oft Gott die Menschen auch in diesem Leben mit seinen Gerichten heimsuchet. Da wacht bey manchem das Gewissen auf, und ist nirgends eine wahre Freudigkeit zu Gott bey denen, die sonst so sicher leben. Sonderlich aber siehet man dieses zum öftern bey Sterbenden. Da bekennet mancher, daß es gar eine andere Sache sey, wenn man nun selbst aus der Zeit in die Ewigkeit gehen soll, als wenn man vorher daran gedacht und davon predigen gehöret. Da siehets mancher, wie er mit demjenigen noch gar so unbekant sey, vor dessen Richter-Stul er doch jetzt dargestellet werden soll. Da wird manchem noch erst offenbar, wie er sich selbst mit seinem Wahn-Glauben so schändlich betrogen und hinter das Licht geführet habe. Denn nun siehet er, daß er fort muß, und daß seine Seele aus der Zeit in die Ewigkeit treten soll, und er weiß doch wohl, daß er nicht dazu bereitet ist. Da fühlet er denn in solcher Todes-Furcht höllische Pein, und wird recht inne, was das heisset: Furcht hat Pein, wie hier der Apostel spricht. Denn, wie gesagt, diese Pein ist dem Menschen in seinem Leben nicht allezeit offenbar. Es übertäubet mancher das böse Gewissen durch den unseligen Genuß der weltlichen Lüste, vergisset seiner selbst; hat nicht acht auf sein eigen Hertz, und wenn die Gedancken sich gleich unter einander selbst verklagen wollen, so richtet er doch das Gemüth gleich auf etwas anders; und auch unter den zeitlichen Geschäften verbirget und verstecket sich die knechtische Furcht, ob sie gleich noch bey ihm herrschet, bis sie zu seiner Zeit hervorbricht, und ihm die Ungnade und den Zorn Gottes samt der Trübsal und Angst, so er der Sünden wegen auf sich geladen, zu erkennen giebet. Solte denn das nicht grosse Unseligkeit seyn, daß man sich für dem Tage des Gerichts immer fürchten, stets in solcher heimlichen Furcht schweben, und durch solche Furcht, Pein und Angst wegen des bösen Gewissens leiden muß.

Ja gewiß es mag ein Mensch so viel Güter haben als er will, und er mag im irdischen gleich noch so weise und verständig seyn; ist da die Sache nicht richtig, ist sein Hertz nicht durchs Wort der Gnaden in der Kraft des Heiligen Geistes aus diesem elenden Zustande errettet, und hat es nicht in der Ordnung einer wahren und rechtschaffenen Bekehrung durch den Glauben an Christum Frieden mit Gott gefunden, so kan da nichts anders seyn als ein unseliger Zustand, darum, daß der Mensch keine lebendige Hofnung des ewigen Lebens in seinem Herzen hat, als welche allein mächtig ist, sein Hertz aus solcher Furcht, Angst, Plage, Pein und heimlicher Hölle zu erretten.

Ich erinnere nur noch dieses, daß in dem jetzo beschriebenen elenden Zustande unter der Herrschaft der knechtischen und peinlichen Furcht sich ein ieglicher befindet, der nicht durch die Gnade Gottes in den Stand der Wiedergeburt eingetreten ist, sondern in seiner alten sündlichen Geburt, in welcher sich alle Menschen von Natur befinden, liegen geblieben. Zwar möchten sich hievon viele ausnehmen und vorwenden wol-

len, daß sie ja in ihrer Kindheit durch die Heilige Tauffe, als das Bad der Wiedergeburt, in den Stand der Gnaden gesetzet worden: solche haben zu bedencken, daß sie sich der empfangenen Gnade trösten mögen, so sie in derselben blieben sind; wofern sie aber ihren Tauff-Bund nicht bewahret, sondern durch die Lockungen zur Sünde sich überwinden lassen und denselben durch vorsetzliche Uebertretungen von sich gestossen, folglich am Glauben und guten Gewissen Schiffbruch erlitten haben, so sind sie ebenfals in einem solchen unseligen Zustande, ob sie es gleich nicht erkennen.

## Anderer Theil.

Lasset uns aber hierauf II. auch vernehmen, unsern seligen Zustand, darein uns die völlige Liebe durch Austreibung dieser Furcht versetzet. Davon handelt nun das meiste in unserm Text, als welcher gar nicht fürchterlich oder schrecklich, sondern voller Süßigkeit und voller Evangelischer Kraft und Trostes, und gantz dahin gerichtet ist, unsere Hertzen nicht zu schrecken, sondern aufzurichten, und wenn sie in Furcht sind, sie aus derselben heraus zu reissen, um mit Friede und Freude zu erfüllen.

Auch hiervon für dismal nur einige Haupt-Stücke aus unserm Texte in Betrachtung zu ziehen, so ist ja dis erstlich ein seliger Zustand, so man erkennet und gläubet die Liebe, die Gott zu uns hat, ja daß er selbst die Liebe ist. Denn es hanget unser Text mit diesen Worten zusammen, da es in dem Anfange des 16. Versiculs heisset: Wir haben erkannt und gegläubet die Liebe, die Gott zu uns hat; Gott ist die Liebe. Im vorhergehenden. 8. Versicul spricht er schon eben davon: wer nicht Lieb hat, der kennet Gott nicht, denn Gott ist die Liebe, und im 9. Vers. daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebohrnen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollen. Solte diß nicht eine Seligkeit seyn, wenn dem Menschen diese Liebe Gottes durchs Evangelium dergestalt offenbar gemacht und durch den heiligen Geist ihm so kräftig in seiner Seelen zu erkennen gegeben ist, daß er Gott nicht anders als die lautere und wesentliche Liebe erkennet, durch deren himmlische Flammen er hinwiederum in Liebe gegen Gott entzündet wird. Darinnen stehet die Liebe, heist es davon weiter im 10. Vers, nicht, daß wir Gott geliebet haben, sondern daß er uns geliebet hat, und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünde. So suchte Johannes diese Liebe Gottes, damit er uns erst geliebet hat, immer mit nachdrücklichern Worten uns anzupreisen; aber eben dadurch lehret er auch immer kräftiger, wie selig wir seyn, so wir diese Liebe, die Gott zu uns hat, erkennen und zu Hertzen nehmen. Und im 12. Vers spricht er: Niemand hat Gott jemals gesehen. So wir uns unter einander lieben, so bleibet Gott in uns. Was ist dis anders, als daß er bezeuget, der Mensch bleibe in einem unseligen Zustande, so lange er Gott nicht in seiner Liebe, die im Evangelio geoffenbart wird, erkennet, welche allein dem Menschen das Hertz ändert, daß er hinfort auch seinen Nächsten liebet, und daß er in der Gemeinschaft mit Gott bleibet, dadurch immer stärcker wird, und die völlige Liebe, die Gott zu uns hat, immer besser erkennen lernet. Johannes selbst wußte mit den übrigen Aposteln, nachdem der Herr ihnen von seinem Geiste gegeben hatte, von keiner grössern Seligkeit als von dieser zu sagen. Darum spricht er im 14. Vers: Wir haben gesehen und zeugen, daß der Vater den Sohn gesandt hat zum Heyland der Welt; und im 15. Vers: welcher nun bekennet, daß Jesus Gottes Sohn ist, in dem bleibet Gott, und er in Gott. Denn es heisset auch hievon: So man von Herzen gläubet, so wird man gerecht, und so man mit dem Munde bekennet, so wird man selig. zum Röm. 10, 10. Wolten wir auch noch weiter ins vorhergehende unsers Textes zurücke gehen, so würden wir befinden, wie Johannes sich sonderlich beflissen uns die Seligkeit vorzustellen, die wir darin haben, so wir erkant und geglaubet haben die Liebe, die Gott zu uns hat, und so uns Gott durchs Wort des Evangelii als Liebe erschienen und offenbar worden ist. Die Seligkeit aber, darein uns die erkante völlige Liebe setzet, ist diese, daß, wie uns Gott aus Gnaden vom Tode und Verdammniß durch Christum erlöset, also auch die Furcht dafür durch die Erkäntnis seiner völligen Liebe ausgetrieben wird.

Aber auch dis ist zum andern ein seliger Zustand, daß man bleibet in der Liebe, und in der Vereinigung mit Gott durch die Liebe. Denn davon spricht er: und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm. Damit wolte er Zeugniß geben von der seligen Frucht der erkanten und geglaubten Liebe, die Gott zu uns hat; wenn nemlich der Mensch zur Erkäntnis dieser Liebe Gottes gegen uns kommen sey, so finde er auch in derselben Liebe Gottes gegen uns seine geistliche Nahrung, bleibe und wohne darinnen als in seinem Element, und es entstehe durch solche Erkäntniß zwischen Gott und dem Menschen eine solche Vereinigung, daß er in Gott bleibe, und Gott in ihm. Von solcher seligen Gemeinschaft redet auch unser Heyland selbst aufs allernachdrücklichste: Johan. 17. v. 21. 22. 23. auf daß sie alle eines seyn, gleich

wie du Vater, in mir, und ich in dir, daß auch sie in uns eines seyn; und weiter: daß sie eines seyn, gleich wie wir eines sind, Ich in ihnen, und Du in mir, auf daß vollkommen seyn in eines, und v. 26. auf daß die Liebe, damit du mich liebest, sey in ihnen, und Ich in ihnen. So sehen wir dann, daß es dem Geiste Gottes nicht genug gewesen, uns die Liebe Gottes, die er durch die Sendung seines Sohnes uns erzeiget hat, anzupreisen; sondern daß er auch darin die göttliche Liebe noch völliger offenbaren wollen, daß wir durch den Sohn, den er uns zum Heyland gegeben hat, in die allerseligste Gemeinschaft mit ihm versetzet werden sollen. Und wie wolte man auch denjenigen anders als für den allerseligsten Menschen achten, der in solchem Zustande stehet, daß er in Gott, und Gott in ihm ist. Gewiß diese Seligkeit ist der Vernunft zu hoch, sie kan sie nicht fassen; der Glaube, den Gott wircket, thut hie alles, der auch dadurch die süße und kräftige Erkäntniß seiner Liebe immer tiefer ins Hertz und in die Seele pflantzet.

Ein seliger Zustand ist es zum dritten, so man zu solcher völligen Erkäntnis der Liebe gelanget, daß man eine Freudigkeit habe am Tage des Gerichts, denn daran, heißt es ferner, ist die Liebe völlig bey uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts. Seine Liebe, will er sagen, damit Er uns in Christo geliebet hat, erhält darin ihr τέλος, ihr völliges Ende und ihren eigentlichen Zweck, daß er uns nicht allein zuerst geliebet, und seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünde gegeben, sondern auch in Christo und durch Christum uns zu seinem Tempel und Heiligthum machet, und ganz in seine Gemeinschaft hineinziehet. Es ist seine unaussprechliche Liebe daran nicht ersättigt gewesen, daß er seines eingebohrnen Sohnes nicht verschonet, und ihn für uns alle dahin gegeben hat; Er, der freundliche und leutselige Gott, wolte uns noch näher kommen, ja er wolte, daß auch wir ihm näher kommen möchten: die Liebe suchet die völlige Vereinigung. Gott suchet unser Hertz, und lehret uns hinwiederum das Hertz Gottes suchen. Er will ein Hertz mit uns werden, und wir sollen hinwiederum ein Hertz mit Ihm werden. Er machet uns zu seinem Tabernacul; durch den Glauben an den Herrn Jesum erlangen wirs, daß er in unserm Herzen wohnet und in uns wandelt und unser Vater ist, und wir seine Söhne und Töchter, 2. Cor. 6. v. 16. und 18. daraus kann denn nichts anders folgen, als daß da alle Furcht verschwunden sey, und daß man eine Freudigkeit habe am Tage des Gerichts. Dis hat Johannes mit grossem Fleiß als eine besondere Seligkeit ausgedrucket. Denn wie ein grosses ist das, daß wir uns nicht fürchten dürfen noch erschrecken für dem Tage nicht nur eines zeitlichen Gerichts in diesem Leben, sondern auch des letzten Gerichts, und daß wir nicht in Sorgen stehen dürfen, was uns für eine Sentenz oder Urtheil alsdann treffen werde, sondern daß wir vielmehr uns auf solchen Tag freuen können. O wie eine grosse Veränderung ist das, da man zuvor in seinem ganzen Leben mit Furcht des Todes eingenommen war, daß man hernach durch die Gnade unsers Herrn Jesu Christi dermassen von aller Furcht des Todes und der Verdammniß befreyet worden, und eine kindliche Zuversicht zu dem himmlischen Vater durch den Glauben an Herrn Jesum gefasset, daß uns kein Zorn ferner rühren werde. Vorher war man gleich einem verlohrnen und in der Irre gehenden Schaafe, aber nun ist man bekehret zu dem Hirten und Bischof seiner Seelen. Nun hat man denn auch Freudigkeit zu diesem seinem Hirten. Und wie solte dem bis dahero verirrten Schäflein besser gerathen werden? es ist ihm genug, daß es von seinem Hirten gefunden ist, hinfort nimmt ers auf seine Achseln, und trägts mit Freuden in seines Vaters Haus. Was sollen wir sagen, eben dadurch, daß der Mensch gegläubet und erkant hat die Liebe, die Gott zu uns hat, wird er in eine solche selige Gemeinschaft mit Gott gesetzet, daß er den himmlischen Vater kennen lernet als seinen Abba und lieben Vater, Jesum Christum als seinen Bruder, und den Heiligen Geist als seinen Tröster. Eben dadurch wird auch die Seele eine Braut Christi; wie könte es ihr denn an der wahren Freudigkeit fehlen? und wie möchte die Braut des Sohnes Gottes, welches eine jede wahre gläubige Seele ist, in einer knechtischen Furcht stehen, oder darin lange bleiben, so sie ja davon angefochten würde? wie solte es ihr auch an der Freudigkeit gebrechen auf den zukünftigen Tag des Gerichts? Sie weiß ja und glaubet, daß der Richter aller Welt ihr Bräutigam ist, der ihr freundlich entgegen kommet und sie zu sich nehmen will. Solte sie sich nicht vielmehr freuen auf die Zukunft ihres Bräutigams, ihre Lampe schmücken, ihr Gefäß reichlich mit Oel versehen, ihm entgegen gehen, und mit Verlangen seiner warten? Sehet in einen solchen seligen Stand wird denn der Mensch durch die völlige Liebe gesetzet, wenn nämlich die Liebe, die Gott zu uns hat, durch den Glauben in seinem Hertzen kräftig wird, und in so weit ihren Zweck bey ihm erreichet. Denn da schmecket er die Freundlichkeit des Herrn, und weiß alsdenn aus der Gnade, so ihm gegeben ist, davon zu zeugen; denn er hat nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, daß er wissen kan, wie reichlich er von Gott begnadet

ist, nach dem 2. Cap. der 1. Corinther vers 12.

Auch dis ist zum vierten ein Zeugniß von dem seligen Zustande, darin uns die völlige Liebe setzet, daß gleich wie Er ist, also auch wir seyn in dieser Welt; wie es also lautet im 17. Versic. in unserem Text. Denn so wir in der Wahrheit und durch die Kraft und Wirckung des Heiligen Geistes gegläubet und erkant haben die Liebe, die Gott zu uns hat, so hat uns Gott durch solche seine Liebe gleichsam das Hertz genommen, und durch solch Evangelium oder Freudenvolle Verkündigung seiner Liebe unser Gemüth dermassen zu sich gezogen, auch uns durch solche Ausgiessung seiner Liebe ihm darin ähnlich gemacht, daß ob wir gleich seine unermäßliche und unendliche Liebe nicht erreichen, noch ihm also vollkomen gleich seyn können, sich dennoch eine Aehnlichkeit seines süssen und liebreichen Hertzens als eine gesegnete Wirckung seiner uns verkündigten Liebe bey uns befindet, daß, gleich wie Er ist, also auch wir sind in dieser Welt, als die zu seinem Ebenbilde erneuert werden von einer Klarheit und von einer Kraft zur andern. Gleichwie nun diejenigen Menschen, die eine Gleichheit des Sinnes mit einander haben, eine immer hertzlichere Liebe, Vertrauen und Zuversicht zu einander gewinnen: also wächset auch die Liebe und das Vertrauen zwischen Gott und seinen Kindern, so, daß diese ihn als ihren lieben Vater, je besser sie ihn kennen lernen, je hertzlicher auch lieben und je kindlicher und zuversichtlicher sich ihm anvertrauen. Wir sehen davon an Christo selbst ein vollkommenes Exempel. Denn gleichwie sein Vater war, nemlich die Liebe, so war auch Er in dieser Welt. Sein Vater hatte die Welt also geliebet, daß er ihr seinen eingebohrenen Sohn gab; Christus, der Sohn der Liebe, gab sein Leben für die Welt oder für der ganzen Welt Sünde. 1. Joh. 2. v. 2. darum sprach er auch, als er um unsert willen vor Gericht gezogen ward: Sol ich den Kelch nicht trincken, den mir mein Vater gegeben hat? Joh. 18, 11. Also sind denn auch seine Gläubigen in der Welt; daher sie es für Gnade erkennen, so ihnen gegeben wird, nicht allein an ihn zu glauben, sondern auch um seinetwillen zu leiden. Phil. 1. v. 29, auch findet sich, wenn die äusserlichen Gerichte Gottes hereinbrechen, ein mercklicher Unterschied zwischen den Kindern dieser Welt, und zwischen denen, die in der Kraft des Glaubens stehen. Welche eine Furcht und welch ein Schrecken ist zu solcher Zeit bey denen Gottlosen? hingegen wo das Hertz im Glauben an den Herrn Jesum stehet, und die völlige Liebe, die Gott zu uns hat, durch den heiligen Geist erkant wird, da herrschet nicht knechtische Furcht, ob auch gleich wegen der menschlichen Schwachheit sie davon möchten angefochten werden; sondern da ist vielmehr Freudigkeit; ja wenn auch schon die Welt untergienge, und die Berge mitten ins Meer säncken, so fürchtet sich dennoch ein Gläubiger nicht (Ps. 46, 3.); denn er weiß, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen müssen (Röm. 8, 28.), und daß ohne des Vaters Willen kein Haar von seinem Haupte fallen könne; denn auch die Haar auf seinem Haupte alle gezählet sind, Luc. 12, 7., es weiß ein Kind Gottes wol, daß die bösen und halsstarrigen Kinder am Tage des Gerichts ihre Strafe kriegen werden; daß aber die, welche mit ihm als ihrem lieben Vater, wol daran sind, solcher Furcht gar nicht nöthig haben, sondern von ihrem Vater auf den Schooß genommen werden, wenn er die andern wegen ihrer Bosheit stäupet und straffet.

Und so ist es auch zum fünften ein recht seliger Zustand, so man den Geist der Kindschaft nunmehro anstatt des Geistes der Knechtschaft besitzet, mithin von aller auch im Stande der Kindschaft anklebenden Furcht je mehr und mehr befreyet wird, in der Liebe aber je mehr und mehr wächset und zunimmt. Von diesem seligen Zustande aber haben wir die Beschreibung in unserm Text im 18. und 19. Vers. Furcht, heißt es da, ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Wenn die vollkommene Liebe Gottes, damit er uns in Christo geliebet hat, aus dem Evangelio durch die Wirckung des Heiligen Geistes recht erkant und geschmecket wird, so exuliret die Furcht oder ist aus dem Hertzen gleichsam heraus gebannet; hingegen lernet man da recht, wie aus der Vorrede des Vater Unsers im Catechismo eine Anleitung darzu gegeben ist, getrost und mit aller Zuversicht Gott bitten, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater. Wir können dessen ein Exempel nehmen an einem zarten Kinde, welches die Mutter auf ihren Armen hat. Denn da ist bey einem solchen Kinde kein Merckmaal einer Knechtischen Furcht zu finden; vielmehr siehet man da, wie das zarte Kind seine liebe Mutter umhälset, hertzet und küsset, und wie hingegen das Mutter-Hertz durch diese unschuldige Holdseligkeit ihres lieben Kindes wieder gereitzet und beweget wird es desto lieber zu haben, es wieder zu hertzen und zu küssen, und also ihre Freude über die zuversichtliche Liebe des Kindes wieder zu bezeugen, doch ist dieses nur ein Schatte und ein gar unvollkommenes Bild derjenigen Liebe, die zwischen Gott und seinen gläubigen Kindern ist, hie gehet das süsse Wort: Abba lieber Vater! recht aus dem Hertzen des Menschen zu Gott, und hinwiederum gehet das süsse Wort: Sey getrost

mein Sohn, sey getrost meine Tochter, recht aus dem Munde und Hertzen Gottes und unsers Heylandes zu dem Menschen, da ist keine Furcht und kein Kummer; sondern lauter Trost und Freudigkeit, wie ein Kind in seiner Unschuld bey seiner Mutter lachet und spielet, freundlich und ohne Sorgen ist, und lieget da an ihrer Brust in lauter Süßigkeit. Also findet sichs auch mit der Liebe, die Gott zu uns hat; denn wo diese durch den Geist der Gnaden verkläret wird in unserem Hertzen, da ist dem Menschen gar anders zu Muthe als zuvor, da erfähret ers wahr zu seyn, was Johannes gesaget hat, die völlige Liebe treibet die Furcht aus; oder, wo die vollkommene Liebe Gottes, damit er uns geliebet hat, in der Kraft erkant und geglaubet wird, da spricht der Mensch! wofür sol ich mich fürchten, und wofür sol mir nun grauen; da mich Gott so hertzlich geliebet hat. Er ist mein Vater und ich bin sein Kind; er ist mein und ich bin sein; ich bin sein und er ist mein; ewig sol unsere Liebe seyn. Siehe das ist der selige Zustand, in welchen uns die völlige Liebe setzet, und das ist das Hertz des Christenthums, daß der Mensch durch die völlige Liebe, die Gott zu ihm hat, in dem Vertrauen zu demselben als seinem himmlischen Vater, von Tage zu Tage, und immer mehr und mehr befestiget wird, damit wenn sich gleich die knechtische Furcht wegen der anklebenden Schwachheit öfters wieder in ihm reget, dieselbe doch gleich wieder zurücke stehen müsse, und als ein Knecht heraus gestossen werden, und da nichts als süsse Liebe und süsses Vertrauen zu finden sey. Und ob wir auch in diesem Stande immer unsere Unvollkommenheit zu erkennen haben, und es nicht dahin bringen können, dahin wirs zu bringen wünschen; so ist doch auch dieses eine rechte himmlische Uebung und ein stetiges Glaubensvolles Umfangen der Gnade und Liebe Gottes, da man sich immer mehr und mehr dahin bearbeitet, sich durch Betrachtung der Liebe Gottes und seiner herrlichen Verheissung je mehr und mehr des knechtischen Geistes und der unzeitigen Furcht zu entschütten, hingegen sich immer näher mit dem Herrn Jesu in gläubiger Zuversicht zu vereinigen, und immer süsser und leiblicher in dem freundlichen und liebreichen Hertzen unsers Gottes zu ruhen. Ja wie unvollkommen wir auch dieses bey uns befinden, so ist doch auch das mindeste, so man die Kraft davon besitzet von grösserm Werth, als aller Welt Herrlichkeit; und nur einmal die Gnade Gottes in Christo Jesu gekostet haben, ist weit köstlicher und unschätzbarer als alle Lust der Welt. Wer einmal ein Fünklein von diesem göttlichen Feuer und von dieser himmlischen Flamme in seinem Hertzen empfunden hat, wird selbst bekennen müssen, daß ein solches Fünklein der göttlichen Liebe, so durchs Evangelium im Hertz aufgegangen, schon mächtig und kräftig genug sey alle sündlichen Flammen der bösen Begierden zu dämpfen, daß sie nicht über ihn herrschen, und allen Kampf, den er antreten sol die Welt zu überwinden, getrost zu übernehmen. Eine solche Seele suchet nun, daß sie alle Kräfte in die Liebe desjenigen einführen möge, der sie mit seinem Blut von aller Unreinigkeit gewaschen und zu ihr gesaget: du solst leben, Ezechiel 16. v. 6., hinfort befleißiget sie sich, daß sie ihm als ihrem Bräutigam wohlgefalle (2. Corinth. 5, 9.) der sie mit seinem theuren Blut erkauffet hat, als das unschuldige und unbefleckte Lamm Gottes, 1. Petr. 1, 19. Ich sage abermals, dis ist das rechte Hertz und gleichsam die Seele des Christenthums, darnach wir demnach am allermeisten zu streben haben, nemlich daß wir durch die Erkäntnis der vollkommenen Liebe Gottes gegen uns in Christo Jesu zu einer wahren kindlichen Freudigkeit zu Gott gelangen und darin täglich zunehmen mögen. Bedencket es selbst, was wird uns in unserer letzten Stunde angenehmer seyn können, als daß da alle Furcht für dem Tode, für dem Gerichte, für der Verdammniß durch die völlige Liebe ausgetrieben sey, und daß an dessen statt sich denn in unseren Hertzen ein recht kindliches Vertrauen und süsse Zuversicht zu unserm himmlischen Vater befinde, daß wir mit Freudigkeit in sein ewiges Reich eingehen mögen.

## Dritter Theil.

Es ist aber das III. Stück, so wir uns zu betrachten vorgenommen, annoch zurücke, nemlich unsere Bewahrung, aus diesem seligen Zustand, darein uns die völlige Liebe setzet, nicht wieder zu entfallen. Bisher ist der Mund Johannis, des Jüngers, den Jesus lieb hatte, gleichsam von lauter Honig und Honigseim übergeflossen, da er uns die Liebe, die Gott zu uns hat, verkündiget. Es hat aber derselbe auch wol gewußt, daß, wenn wir gleich diese Liebe erkant haben, uns dennoch unser Hertz gar leicht wieder verführen könne, da es denn geschehe, daß wir den seligen Zustand, in welchen uns die völlige Liebe gesetzet, durch unsere eigene Schuld wieder verlieren, und darnach desto unseliger seyn. Dannenhero finden wir denn in den letzten Versiculn unsers Textes, daß er uns sorgfältig angewiesen, uns wohl zu bewahren, damit wir aus diesem seligen Zustande nicht wieder entfallen. Und da lehret er uns nun, daß die Bewahrung erstlich geschiehet, wenn wir Gott lieben, weil er uns erst geliebet hat; und dann, wenn wir dem Gebot, so wir von ihm haben,

gehorchen, daß, die wir Gott lieben, auch unsern Nächsten lieben; und dergestalt unser Glauben in der Liebe gegen Gott und den Nächsten thätig seyn lassen.

So spricht er denn v. **19.** lasset uns ihn lieben, denn er hat uns erst geliebet. Es hätten diese Worte auch also mögen übersetzet werden: wir lieben ihn, denn er hat uns erst geliebet. So legte Johannes für sich und für alle gläubige Kinder Gottes ein aus dem Grunde des Hertzens fliessendes Zeugnis ab, als wolte er sprechen: von Natur konten wir Gott nicht lieben. Denn von Natur sind wir alle fleischlich gesinnet; welches eine Feindschaft ist wider Gott; da uns aber die heilsame Gnade und die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes unsers Heylandes erschienen ist, indem sie uns durchs Evangelium entdecket und durch den Heiligen Geist in unseren Hertzen kräftig worden, so werden nunmehro hinwiederum zarte Flämlein der Gegen-Liebe in uns angezündet durch den Heiligen Geist, und seine Liebe, damit er uns erst geliebet hat, da wir noch seine Feinde waren, dringet uns, daß wir ihn wieder hertzlich und kindlich lieb haben. Zuvor hatten wir aus dem Gesetz gelernet, daß es unsere Pflicht sey, ihn zu lieben; aber es war keine Kraft bey uns diese Pflicht zu beobachten; wir waren todt, und das Gesetz konte uns nicht lebendig machen, Galat. **3, 21.**, nunmehro aber, da uns Gott sein Evangelium verkündigen lassen, hat seine uns darin angepriesene völlige Liebe sich als ein Strom des Lebens in unsere Hertzen ergossen, sie lebendig gemacht, und dergestalt geändert, daß wir uns durch die Macht dieser Liebe und durch ihre unbeschreibliche Breite und Länge, Tiefe und Höhe genöthiget und überwunden finden, daß wir uns nicht enthalten mögen ihn wiederum zu lieben. Denn wer ist unter den gläubigen Kindern Gottes, der nicht also gedencket. O Gott, du hast mich armen Sündenwurm, der ich, so du nach der Strenge deiner Gerechtigkeit mit mir verfahren wollen, schon längst in der Höllen hätte Pein leiden müssen, also geliebet, daß du deinen einigen Sohn für mich dahin gegeben, und mir also das, was dir das allerliebste war, geschencket, damit du aufs allerkräftigste bezeugetest, daß du nicht Lust habest zu meinem Verderben, sondern mich vielmehr selig machen und auf deinen Thron setzen wollest. Ach siehe in der Höllen solte ich liegen, nichts anders hatte ich verdienet; und deine pur lautere Liebe, Gnade und Barmhertzigkeit ist es, die mich nicht allein von der Höllen befreyet, welches ja schon genug wäre; sondern mich auch bis in den Himmel und bis auf deinen Thron erhebet. Da ich nun dieses erkenne, ach! wie könte ich nun anders, als dich hinwiederum hertzlich lieben? Ach daß ich doch niemals einen Schritt gethan, ein Wort geredet, eine Begierde und Gedancken gehabt hätte, damit ich dich einen so unaussprechlich liebreichen Gott beleidiget und dein süsses Vater Hertz betrübet! o der Schande, daß ich die Kräfte meiner Seelen nicht gäntzlich zu deinem Dienste gewidmet und aufgeopfert; sondern vielmehr mein Leben in der Eitelkeit verzehret! ach daß ich doch die gantze Zeit meines Lebens zu deiner Ehre und zu deinem Lobe in schuldigen kindlichen Gehorsam hinwiederum angewendet hätte, da du ja mich ohne alle mein Verdienst und Würdigkeit so hertzlich geliebet, und mir deinen Sohn zum Heyland und Erlöser geschencket hast. Dieweil es denn nun, o mein Gott und Herr, schlimm genug ist, daß ich die vorige Zeit so hingebracht habe; ich aber nunmehro deine Liebe erkant, damit du mir zuvor kommen bist, ey so liebe ich dich nun desto hertzlicher. Ich liebe dich zwar bey weitem nicht so sehr, als es seyn solte, und als ichs auch nunmehro durch deine Gnade wünsche und verlange, aber du hast doch durch deinen Geist eine wahrhafte und aufrichtige Liebe zu dir in meinem Hertzen gewirket. Nunmehro ringe ich darnach und sehne mich ohn Unterlaß, daß ich in völliger Liebe mit dir möge vereiniget werden. Und ob ichs auch nimmer erreichen kann noch werde wegen der Schwachheit des Fleisches, dich so vollkommen zu lieben, als ich schuldig bin, sondern noch immer viel daran fehlen wird, so darf ich doch und kan mit Wahrheit zu dir, der du alle Dinge weißt, sagen: ich liebe dich, denn du hast mich erst geliebet; und so sagen alle deine Kinder unter einander: wir lieben ihn, denn er hat uns erst geliebet.

Was sol ich weiter sagen? Geliebte in dem Herrn, wenn ein Mensch Gott nicht lieb hat, so muß er das noch nicht in der Wahrheit erkant und noch nicht von Hertzen geglaubet haben, daß ihn Gott erst geliebet habe: erkennete und gläubete er das, so würde er ihn gewißlich wieder lieben. Geschichts doch, daß, wenn einem nur erzehlet wird, daß ihm von einem fremden Menschen ein Liebes-Dienst unbekannter Weise sey erwiesen worden, dessen Hertz dadurch gerühret wird, daß er bey sich selbst gedencket, wie habe ichs um den Menschen verdienet, daß er mir dis erzeiget hat? und da findet einer bald, daß er gegen einen solchen, der wohl von ihm gesprochen oder ihm etwas gutes erzeiget, ob er ihm wol sonst unbekannt ist, hinwiederum zur Liebe bewogen wird. Aber was ist das? und wofür ists zu rechnen gegen die Liebe Gottes, damit er uns, da wir seine Feinde waren, geliebet hat? wie wäre es doch möglich, daß ein Mensch die-

ses von Hertzen gläubete, daß ihn der grosse und lebendige Gott von Ewigkeit her in Christo Jesu geliebet habe; und daß dessen Rath-Schluß dieser gewesen sey, seines einigen Sohnes um seinet willen nicht zu verschonen, sondern denselben für ihn dahin zu geben in den Tod, auf daß er durch ihn ewig leben möge; wie wäre es möglich, sage ich, daß einer dieses gläubete, und ihm sein Hertz nicht wieder bräche, diesen so liebreichen Gott wiederum aufs allerhertzlichste und innigste zu lieben? ja gewiß, da erfährets der Mensch, daß durch die Predigt vom Glauben der Heilige Geist gegeben wird, und daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist, so ihn zu einem andern Menschen machet, wie Lutherus saget, von Hertzen, Muth, Sinn und allen Kräften.

Nun wird aber auch in unserem Texte von Johanne wol bedächtig noch weiter angezeiget, daß, wenn wir in dem seligen Stande, darein uns die völlige Liebe durch Austreibung der Furcht versetzet, bewahret sein wollen, auch eine Uebung in der Liebe des Nächsten sich bey uns befinden müsse. Davon saget er: So jemand spricht: ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner, denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kan er Gott lieben, den er nicht siehet? Und dis Gebot haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe. Es wußte Johannes wol, daß die Menschen sich dessen gerne rühmen, daß sie Gott lieben, ja wol kecklich sagen dürfen, daß sie ihn ihr lebelang geliebet haben. So will er nun, es soll ein jeglicher, der da spricht: ich liebe Gott, sich selbst wol prüfen, ob sichs auch also verhalte. Gleichwie man einer Rechnung nicht leicht Glauben zustellet, sondern examiniret sie erst, ob sie auch ihre Richtigkeit habe: also erfordert auch Johannes eine Probe, obs zutreffe und die Wahrheit sey, daß einer Gott liebe. Das ist aber die Probe, daß einer, der sich der Liebe Gottes rühmet, auch seinen Nächsten von Herzen liebe. Darum saget er: So jemand spricht: ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Ein solcher will mit seinem Vorgeben entweder andere betriegen oder er betrieget sich selbst, weil sein Vorgeben die Probe nicht hält. Dis beweiset er theils aus einem Schluß von dem geringern zu dem grössern, theils durch das ausdrückliche Gebot des Herrn. Denn, spricht er, wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet? Wie kann man ihm das, wil er sagen, zutrauen, daß er den unsichtbaren Gott, der durch den Glauben erkant werden muß, wahrhaftig liebe und ihm von Hertzen anhange und diene, so, daß er gerne alles, wie der aufrichtigen Liebe Art ist, um seinet willen thun und leiden wolte, da er solches sogar nicht in der That an seinen Nächsten beweiset, den er vor seinen Augen hat, und an dem er stets Gelegenheit hat, so er ihn anders in der Wahrheit liebet, solches auch in der That zu beweisen?

Und dis Gebot, spricht er weiter, haben wir von ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe. Es scheinet Johannes habe in diesen Worten darauf gesehen, daß unser Heyland, Matth. 22, 37 bis 40., als einer gefraget: welches ist das fürnehmste Gebot im Gesetz? geantwortet: Du solst lieben Gott deinen Herrn von gantzem Hertzen, von gantzer Seelen, von gantzem Gemüthe, dis ist das fürnehmste und gröste Gebot. Das andere ist dem gleich: du solst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zweyen Geboten hanget das gantze Gesetz und die Propheten. Desgleichen scheinet der Apostel gesehen zu haben auf die Rede Christi, Joh. 13, 34. und 35. Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, gleichwie ich euch geliebet habe, auf daß auch ihr einander lieb habet. Dabey wird jederman erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habet. Und Cap. 15, 12. Das ist mein Gebot, daß ihr euch untereinander liebet, gleichwie ich euch liebe. Gleichwie denn nun unser Heyland die Liebe gegen Gott und gegen ihn selbst als unsern Seligmacher, und gegen den Nächsten gar genau zusammen verbunden hat; so fasset es in unserm Text Johannes zusammen in ein Gebot, das wir von ihm haben, daß, wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe. Und wie er vorhin geschlossen, daß aus der Erkäntniß der Liebe Gottes gegen uns, wenn solche Erkäntniß wahrhaftig ist, gewiß auch eine wahre Liebe zu Gott fliesset; also bezeuget er auch hiemit, daß wo die Liebe zu Gott wahrhaftig sey, daselbst sich auch ohnfehlbarlich eine wahre und thätige Liebe gegen den Nächsten finden müsse; und wenn sich einer gleich der Gnade Christi trösten und die Seligkeit von ihm hoffen wolte, so würde doch solcher Trost und solche Hofnung eitel seyn, dieweil er vor Gott als ein Lügner erfunden werde, indem er seine Liebe zu Gott nicht durch die Liebe des Nächsten legitimire und beweise. Denn hätte er Gott in seiner Liebe wahrhaftig erkant, so würde er nicht umhin können Gott wieder zu lieben, und so würde auch diese Liebe, die er zu Gott hätte, sich gar bald durch ihre Furcht offenbaren, nemlich durch die Liebe gegen seinen Bruder, das ist, gegen den Nächsten. Gesetzt aber, er hätte vorhin Gott wahrhaftig erkant und geliebet, er gäbe aber Raum dem Unwillen, Zorn und Haß gegen seinen Nächsten, und wi-

verstünde solchem Haß nicht durch die Kraft des Heiligen Geistes, sondern hegete vielmehr denselben in seinem Hertzen, so würde er sich dadurch aufs neue aus seinem seligen Zustande, in welchen ihn die völlige Liebe gesetzet, in seinen vorigen unseligen Zustand gestürtzet befinden; die vorige knechtische Furcht würde wieder da seyn, die Freudigkeit aber zu Gott würde wegfallen samt allen geistlichen Gaben, die mit solcher kindlichen Freudigkeit und Zuversicht zu Gott verknüpfet wären. Selig ist demnach der, in dessen Hertz die Liebe Gottes, die er zu uns hat, ausgegossen ist durch den Heiligen Geist, und der auch in dieser Liebe Gottes gegen uns also bleibet und bewahret wird, daß die Liebe sich hinwiederum in diese beyden Ströme nemlich der wahren Liebe zu Gott und der wahren Bruder-Liebe ergiesset und ohne Unterlaß ausfliesset.

### Nutzanwendung.

So haben wir nun, Geliebte in dem Herrn, vernommen, welches da sey die Austreibung der Furcht durch die völlige Liebe; und zwar insonderheit mit einander erwogen Unsern elenden Zustand unter der Furcht; Unsern seligen Zustand, darein uns die völlige Liebe durch Austreibung der Furcht versetzet, und unsere Bewahrung aus diesem seligen Zustande nicht wieder zu entfallen. Nun zweifle ich keineswegs, daß nicht unter der gegenwärtigen Menge der Zuhörer manche von ihrem elenden Zustande, in welchem sie sich noch bis hieher unter der Furcht befunden, überzeuget seyn solten. Denn das Gewissen selbst wird diesen und jenen haben zu erkennen gegeben, wie sie keinesweges mit Gott durch den Glauben so vereiniget seyn, daß sie sich der väterlichen Gnade und Huld desselben mit genugsamen Grunde erfreuen und trösten könten. Es wird wol etwa einigen so gar in ihr Gedächtniß kommen seyn, womit, wo, wenn und wie schwerlich sie sich an Gott versündiget, auch daß sie noch nicht Buße gethan haben für die Sünden, die sie begangen und für das gottlose Wesen, so sie getrieben haben. Ein und andere werden die Furcht für dem Gerichte Gottes und die Anklage ihres eigenen Gewissens bey sich selbst haben gefühlet und empfunden. Vielleicht wird manchem offenbahr seyn, daß bis hieher die Sünde noch über sie geherrschet, und daß sie unter der Furcht für dem Tode, für dem Zorn Gottes und für dem ewigen Gerichte und Verdammniß bis auf diese Stunde wol in einem recht unseligen Zustande gewesen, und um deswillen noch nicht gerne sterben wolten, indem sie keine fröliche Gewißheit in ihrem Hertzen hätten, wo sie hinkommen würden, wenn sie nun aus dieser Zeit in die Ewigkeit solten versetzet werden. Solche nun, die von ihrem elenden Zustande überzeuget sind, daß bey ihnen keine Freudigkeit ist zu Gott, sondern Furcht; keine Ruhe, sondern Pein, keine kindliche Zuversicht, sondern Unglaube und Mißtrauen, solche sage ich, haben dennoch zu erkennen, daß auch dieses schon eine grosse Barmhertzigkeit Gottes sey, die er an ihnen bewiesen, daß er sie in so weit von ihrem Schlaff aufgewecket und von ihrer Blindheit befreyet, daß sie nunmehro zum wenigsten einigermassen ihren unseligen Zustand, in welchem sie sich bis hieher befunden, zu erkennen angefangen und dafür erschrocken sind.

Wie viel deren denn nun unter euch, geliebteste Zuhörer, so viel Gnade von Gott erlanget haben, als jetzo gesaget ist; dieselben ermahne ich in dem Herrn, die erlangete Erkäntniß ihres bisherigen unseligen Zustands dahin anzuwenden, daß sie zuvörderst Gott dem Herrn demüthigen Danck sagen, und ihn preisen, daß er ihr bishero so sicher schlafendes Gewissen aufgewecket, und sie zur Erkäntniß ihrer selbst gebracht hat. Ich ermahne euch aber auch und bitte euch durch die Wunden Jesu Christi, daß ihr es doch ja auch nun nicht bey der blossen Erkäntniß eures Elendes bewenden lasset. Denn sonst würde diese euch nur eine desto grössere Verantwortung und schwerere Verdammniß bringen. Denn dis hat man gewiß zu erwarten, wenn man die Ueberzeugung seines Gewissens nicht tiefer in sein Hertz und Seele eindringen läst, sondern gleich sorget, man werde verzagen und verzweifeln, so man der Sache noch besser nachdencken und seine alten Sünden-Wunden durch ernstliche Prüfung seines Gewissens gleichsam aufreiben wolte. Hingegen wenn uns Gott die Gnade gethan, daß wir unsern unseligen Zustand und unser Sünden-Elend zu erkennen angefangen, und wir eilen nicht zu frühzeitig davon, sondern forschen unserm tiefen Verderben weiter nach, damit wir uns in dem Spiegel des göttlichen Wortes durch die Erleuchtung des Heiligen Geistes so erkennen lernen, wie wir vor Gott in der Wahrheit gestaltet sind, so verleyhet uns Gott mehr Gnade, und, wie er uns unsern elenden Zustand unter der Furcht zu erkennen gegeben, also versetzet er uns in einen seligen Zustand durch die völlige Liebe, welche die Furcht austreibet. Wollet ihr denn nun auch, die ihr von eurem bisherigen unseligen Zustand überzeuget seyd, in einen bessern Zustand durch die völlige Liebe versetzet werden, so bedienet euch hierzu auch der Mittel, die Gott selbst dazu verordnet hat. Solche sind insonderheit das Wort Gottes und das Gebet, und die mit beyden verknüpfte Prüfung des Gewissens. Forschet in dem Worte Gottes, und untersuchet was euer Tauffbund

auf sich habe; examiniret euch selbst und untersuchet euch, ob ihr euch wahrhaftig des Bundes der heiligen Taufe zu trösten und zu erfreuen habet. Denn an Gottes Seiten stehet zwar dieser Bund feste; aber habet ihr an euer Seiten denselben nicht durch muthwillige und vorsetzliche Sünden übertreten? habet ihr nicht die Liebe der Welt über euch herrschen lassen, welcher ihr doch in der heiligen Tauffe entsaget? und so dieses geschehen ist, habet ihr den euren dergestalt übertretenen Tauff-Bund in wahrer Hertzens-Busse durch den Glauben an Jesum Christum wieder erneuret? ach tretet nur mit Aufrichtigkeit des Hertzens vor den unbetrüglichen Spiegel des göttlichen Worts, und schmeichelt euch selber nicht. Warum woltet ihr euch selbst betriegen, und nicht vielmehr euer Sünden-Elend und tiefes Verderben recht gründlich erkennen? Es würde nichts als euer Schade seyn, so ihr vor solcher Erkenntniß fliehen woltet; hingegen je besser und aufrichtiger ihr euren Zustand nach dem göttlichen Wort erkennen werdet, je besser wirds für euch seyn. Denn ich sage euch, ihr könnet euch nimmer in einem so schlechten und unseligen Zustande befinden, daß euch der Herr nicht aus demselben erretten könte, und daß er sich nicht über euch freuen solte, wie der Vater, Lucä am 15. sich über den verlohrnen und nunmehro wiedergefundenen Sohn freuete. Gewiß er wird euch auch entgegen kommen, euch umhälsen, euch hertzen und küssen, euch in seine Gnaden volle Gemeinschaft auf und annehmen und euch ins ewige Leben einführen, so er euch nur wahrhaftig bußfertig befindet, und so ihr wahrhaftig seine Gnade in Christo Jesu suchet und begehret. Ach! warum woltet ihr länger in Sünden beharren und ein Scheusal seyn in den Augen des lebendigen Gottes? Warum woltet ihr noch länger Sclaven des Satans und mit Ketten der Finsterniß gebunden seyn? was könte greulicher; ja was könte jämmerlicher seyn? Wohlan im Namen Jesu Christi brechet entzwey die Bande der Sünden. Warum wollet ihr auch nur noch einen Augenblick darin beharren? jetzt, jetzt, da ihr dis Wort höret, lasset es euch in eure Hertzen und Seelen hineinbringen, daß ihr euch fest entschliesset, alles sündliche Wesen ein für alle mal zu abandoniren, allen Sünden gute Nacht zu geben, ihnen von gantzem Hertzen zu entsagen und in der Wahrheit abzusterben, auch von nun an allen bösen Vorsatz aus eurem Hertzen zu exterminiren und zu verbannen, ich sage, allen bösen Vorsatz, den ihr nach dem Zeugniß eures eigenen Gewissens bishero noch darinnen geheget, und keiner einigen Sünde weiter über euch die Herrschaft zu lassen. Gebricht es euch an Kraft zu solcher männlichen Resolution, ach so wendet euch doch mit Bitten und Flehen zu der unendlichen Liebe und Barmhertzigkeit eures Gottes, und sprecht zu ihm: O mein Schöpfer und mein Vater, du hast mir gleichwol meinen bisherigen unseligen Zustand zu erkennen gegeben, und mich durch dein Evangelium versichern lassen, daß du nicht wollest, daß ich in solchem Elende bleiben und ewig verlohren werden soll; sondern daß du mich durch deine völlige Liebe in einen bessern Zustand versetzen, alle knechtische Furcht aus meinem Hertzen vertreiben, mich mit Freudigkeit und kindlicher Zuversicht zu dir erfüllen und mich endlich ewig selig machen wollest durch Christum, in welchem du dich über mich erbarmet hast. Ich bekenne dir meinen unseligen Zustand, und daß mirs an Kraft fehlet der Sünde abzusterben; hast du mir nun die Gnade gethan dis zu erkennen und es vor deinem Angesicht mit bußfertigen Hertzen zu bekennen; ey so reiche mir auch deine Hand, und schencke mir deine göttliche Kraft mich der Macht der Finsterniß zu entreissen, ein Kind des Lichts zu werden, und von nun an in deinem Lichte und vor deinem Angesichte beständig zu wandeln. Du hast mir mein Hertz gerühret, hilf mir nun weiter, damit ich dem Verderben entfliehen, zu dir kommen und ewiglich bey dir sein möge.

Doch, Geliebte in dem Herrn, es sind vielleicht auch solche unter euch, die noch nicht dencken, daß es eben so gefährlich mit ihnen stehen solte. Denn es sind auch viele, die sich selbst betrügen, und von andern dafür gehalten seyn wollen, daß sie nicht in einem solchen unseligen Zustande, wie es jetzo beschrieben ist, sich befinden, und dergleichen Leute hatte auch Johannes zu seiner Zeit vor sich. Denn er sagte nicht vergebens in unserm Text v. 20. So jemand spricht: ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner; sondern er wuste, daß es Leute gebe, die da sprächen, sie liebeten Gott, und die doch ihren Nächsten hasseten. Was ist es denn Wunder, daß auch zu unser Zeit solche gefunden werden, die eine gute Meynung von ihrem Seelen Zustande haben, und sich doch darinn selbst betrügen.

Solche sind diejenigen, die da dencken, sie lebeten ja in keinen offenbaren Sünden, daher sie ohne Zweiffel, wenn sie stürben, in den Himmel kommen würden. Und also wird auch wol der reiche Mann zu seiner Zeit nicht geglaubet haben, daß sein Zustand so elend, und so verdammlich seyn sollte; darnach aber wird er dessen erst seyn innen worden, als er in der Höllen und in der Qvaal gewesen. O der elenden, und betrogenen Menschen, die hier in der That in einem unseligen Zustande stehen, und es doch nicht glauben; sondern erst dort, zu ihrem

Schrecken erfahren müssen; In weltlichen und irdischen Dingen läst sich keiner gerne betrügen; so solte ja noch vielweniger ein Mensch es mit seiner Seelen, und mit deren Seligkeit, die er zu erlangen hoffet, auf ein Geradewohl ankommen lassen. Besiehet man eine jede geringe Waar, die man kaufen will, so genau, und nimmt sich aufs beste damit in acht, daß man ja nicht möge übervortheilet und betrogen werden; wie vielmehr solte man forschen, und aus dem Worte Gottes eine genaue Prüffung und Untersuchung anstellen, ob man auch die rechten Kennzeichen eines Kindes Gottes an sich habe, und demnach gewiß seyn könne, daß man nicht vergeblich und ohne Grund die Seligkeit zu erlangen hoffe. Zwar besorgen sich einige, wenn sie diese Prüffung nach der Richtschnur des göttlichen Worts anstellen würden, so möchten sie befinden, daß sie in der That die Leute noch nicht wären, die Gott in diesem ihren Zustande in die Seligkeit einnehmen könnte; weil sie nun das besorgen, so unterlassen sie diese Prüffung gar; aber sie solten dieselbe desto sorgfältiger und embsiger anstellen. Denn dieses würde den Nutzen haben, daß sie in dieser allerwichtigsten Sache, nicht immer in heimlichen Zweiffel blieben, sondern desto eher zur rechten Gewißheit kämen. Und warum will man nicht gern seinen Zustand gründlich erkennen, ob er gut oder böse sey? Gewiß Gott will uns alle gern selig machen, so wir ihn von Hertzen darum bitten, und uns auch sonst in seine Ordnung einergeben, die er in seinem Worte vorgeschrieben hat. Was wir nicht haben, das können wir ja noch bey einem so liebreichen Vater erlangen. Er will nur, daß wir die Seligkeit in dem Sohn, den er uns zum Heyland gegeben hat, mit Ernst suchen. Sie ist uns schon erworben und zuwege gebracht; wir sollen nur unsere Hertzen nicht in der Unbußfertigkeit verhärten, und durch Unglauben vor ihm zuschliessen. Wir dürffen sie ihm nicht erst abverdienen, sie ist uns schon verdienet von Christo. Um desselbigen willen soll sie uns aus Gnaden, und umsonst geschencket werden; wir sollen sie nur nicht von uns stossen durch die Beharrung in der Unbußfertigkeit und im Unglauben. Unser Glaube darf getrost zugreiffen, und Christum mit der gantzen Seligkeit ergreiffen; es soll nur nicht Wahn-Glaube seyn, sondern wahrer Glaube. Das ist aber Wahn-Glaube, da der Mensch nicht die Sünde von Hertzen hasset, und sich doch Christi tröstet, und da man sich der Liebe, damit uns Gott geliebet habe, erfreuen, und doch Gott nicht wieder lieben will; oder da man spricht: man liebet Gott und hasset doch seinen Bruder. Das ist aber wahrer Glaube, der die Busse zum Grunde hat, wie Christus spricht: Thut Busse und gläubet. Marc. 1, 15. Und da ist wahrer Glaube, wo man aller Sünde feind ist, gegen dieselbe durch den Glauben ernstlich streitet und kämpfet, und sich hütet für alle dem, was dem Herrn mißfällig ist.

Will uns denn nun der gütige und freündliche Gott so gern selig haben und uns ohne alle unser Verdienst und Würdigkeit aus blosser Gnade um Christi willen selig machen, ey so lasset uns doch hinzu gehen, unsere Knie vor ihm beugen, und, wenn wir mercken, daß es nicht recht mit uns stehe, alſo zu ihm sagen: ach Herr, ich weiß ja leider selber nicht, wie ich mit mir dran bin, und wie es mit mir beschaffen ist; ob ich mich nicht etwa, wie viele andere Menschen, bis hieher selbst betrogen habe, wenn ich mich für einen solchen gehalten, der in deiner Gnade, und folglich in einem guten und seligen Zustande sich befinde. Vergib mir aus Gnaden, daß ich so lange hingegangen bin, und den Grund meines Hertzens nicht besser erforschet habe. Oeffne mir dein heiliges Wort, auf daß ich mich aus demselben recht möge erkennen lernen, und mich nicht ferner selbst betrüge. Bekehre mich recht, und setze mich in den Zustand, daß ich alle Kennzeichen deiner Kindschaft in der That und Wahrheit an mir befinden möge; und wenn du mich darzu gebracht hast, so verleihe mir auch die Gnade, daß ich in solchem seligen Zustande biß an mein Ende verharre. Solches Gebet wird Gott gewiß erhören.

Aber o unselige Menschen, die es gleichsam erzwingen wollen, daß es schon recht mit ihnen stehe, da sie sich doch hierin betrügen. Sie meinen wol, es sey eine Versuchung vom Teuffel, wenn ihnen ein Zweifel auffsteigt, obs auch recht mit ihnen stehe; da doch Gott haben wil, daß wir uns nach seinem Wort prüfen sollen, obs recht mit uns stehe oder nicht. Wie ja um deswillen Johannes so wol in unserm Text, als sonst auch in der gantzen Epistel dergleichen Kennzeichen angewiesen, damit sich ein jeder darnach sorgfältig prüfen möge. Und solche Prüfung ist nicht schwer: denn wer nur Gottes Wort, und nicht seine eigne Einbildung zur Richtschnur erwehlet, und sich mit aufrichtigem Hertzen darnach examiniret und prüfet, der kan nicht lang in seinem selbst Betrug bleiben, sondern Gott wird ihn davon frei machen, und er wird seinen Zustand erkennen, wie er in der Wahrheit beschaffen ist, anfänglich zwar zu seiner Betrübniß, wenn er siehet, wie er sich betrogen, dann aber zu seiner desto größern Freude, wenn ihn die Wahrheit von solchem Betruge wird frei gemachet haben.

Ob ich aber gleich nicht zweiffele, daß solche unter euch sind, die sich im Gewissen von ihren

bisherigen unseligen Zustand überzeugt befinden. Desgleichen solche, die sich noch bis hieher selbst betrogen; so zweifle ich dennoch auch keines weges, daß sich nicht auch solche unter euch befinden solten, die nach erlangter Erkenntniß ihres bisherigen unseligen Zustandes und selbst Betruges sich nach einem bessern Zustande sehnen, und nun allbereit im würcklichen Kampf gegen die Sünde stehen. Dis sind diejenigen, denen das Hertz gerühret ist, und die daher nichts mehr wünschen, als in einen bessern Zustand versetzet zu werden. Sind nicht solche unter euch hier gegenwärtig, die bey sich selbst gedencken: Ach? wer so selig seyn möchte, daß er Gott seinen lieben Vater mit rechter Freudigkeit nennen, und mit dem Herrn Jesu so, wie ein Bruder mit dem andern umgehen, und zu ihm ein so hertzliches Vertrauen, wie eine Braut zu ihrem Bräutigam haben könte! Ach, wer so selig wäre, daß alle knechtische Furcht durch die völlige Liebe aus seinem Hertzen ausgetrieben wäre! Solchen sage ich denn in dem Namen des Herrn: Selig seyd ihr, so ihr diese Seligkeit von Hertzen wünschet und verlanget, und so ihr es nicht bey dem blossen Wünschen lasset, sondern mit Gebet, Ringen und Flehen darob kämpfet, daß ihr einen solchen seligen Zustand in der That und Wahrheit in euch schmecken und erfahren möget. Und seyd ihr in diesem Kampf allbereit würcklich eingetreten, so verlasset ja den Kampf-Platz nicht, sondern beharret auf demselben, bis ihr einen völligen Sieg des Glaubens erlanget da der heilige Geist eurem Geiste Zeugniß gebe, daß ihr Gottes Kinder seyd, nach der Epist. an die Römer 8, 16. Ach ermüdet nicht in diesem so edlen Kampf, und lasset euch ja nichts davon abschrecken. Drohet gleich Satanas mit den Pforten der Höllen, und wil eure bisherige Gewohnheit zu sündigen es euch sauer und schwer machen zu überwinden, so lasset euch doch nicht abwendig machen, sondern betet nur desto ernstlicher, und haltet euch im Glauben destomehr zu Christo. Denn er ist es ja, auf den ihrs einmal angefangen habt, er wird euch auch in eurem Kampf mit seiner göttlichen Kraft beystehen und aushelfen. Ihr sehet ja, daß uns das Wort Gottes in diesem Kampf nicht auf das Gesetz, sondern auf das Evangelium von Christo weiset, und seid auch jetzo gelehret, wie man nicht durchs Gesetz, sondern durch die Erkäntniß der unaussprechlichen Liebe, damit uns Gott in Christo geliebet hat, die Kraft zum Kämpfen und Ueberwinden erlanget. Das Gesetz muß zwar geprediget werden, denn es muß uns so wol die Sünde, als den Tod und die zeitliche und ewige Strafen, so wir dadurch verdienen, zu erkennen geben. Wenn aber der Mensch zur Erkäntniß der Sünden nunmehro gebracht ist, auch das Gewissen den Zorn Gottes fühlet, und der Sünden wegen zerknirschet und zerschlagen ist, so hat das Gesetz das seinige gethan. Soll nun die Seele weiter kommen, von dem Fluch des Gesetzes frey, der Gnade Gottes aber, und des Friedens im Gewissen theilhaftig werden, so muß es das Evangelium thun. Dis muß denn auch euer Weg sein, zu solchem seligen Zustand zu gelangen, da die knechtische Furcht durch die völlige Liebe ausgetrieben sei. Denn wie Johannes zu seiner Zeit solche Leute vor sich hatte, von welchen er sagen konte: Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus; und: daran ist die Liebe völlig bey uns, daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts: und: gleichwie er ist, so sind auch wir in dieser Welt; also müssen wir wissen, daß, wie Gott damals den Menschen so grosse Gnade erzeiget hat, daß er sie aus ihrem vorigen Elend und knechtischen Zustand in einen so seligen Stand versetzet, er gleicher Weise auch heutiges Tages eben solche Gnade an uns erzeigen wolle. Denn es ist solches alles uns zur Lehre und zum Trost geschrieben. Wir müssen nur zusehen, daß wir uns der göttlichen Ordnung, gleichwie jene, unterwerfen, in den Weg einer wahren und gründlichen Bekehrung eintreten, und die Gnaden-Mittel, nemlich sein Wort und Sacramenta, nach seiner Vorschrift heiliglich gebrauchen und anwenden. Geschiehet dieses an unserer Seiten, so werden wir eben solche Gnade empfahen, und eben solcher himmlischen Kräfte, so zur Heiligung gehören, theilhaftig werden, als jene. Dannenhero lasset euch durch diese Vorstellung nun destomehr aufmuntern freudig und getrost fortzukämpfen, und nicht zu ruhen, es sey denn, daß ihr als victores, oder Ueberwinder vom Kamp-Platz abtreten, und dem Herrn Jesu ein frölich es Triumphs-Lied singet: Nun lob, meine Seele, den Herrn, was in mir ist den Namen sein: sein Wohlthat thut er mehren, vergiß es nicht, o Hertze mein! hat dir deine Sünd vergeben, und heilet deine Schwachheit groß: Errettet dein armes Leben, Nimmt dich in seinen Schooß; mit reichem Trost beschüttet, verjüngt dem Adler gleich.

Ich rede jetzt nicht von dem letzten Siege, und von der völligen Endigung unsers Kampfs, davon Paulus redet in der andern Tim. 2, 5. wenn er spricht: So jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht; sondern ich rede hier nur von demjenigen Siege, da der Mensch, der durchs Wort Gottes von seinem bisherigen Sünden-Dienst bekehret wird, zu solchem Evangelischen Zustand gelanget, da die erkannte völlige Liebe Gottes ihn von der

knechtischen Furcht befreyet, und ihn in ein hertzliches und kindliches Vertrauen zu Gott seinem himmlischen Vater versetzet habe. Dieser selige Zustand solte ja billig niemand unter uns, die wir uns nach dem Evangelio Christi Evangelische nennen, unbekant seyn: es gelanget aber auch hiezu niemand, er kämpfe denn recht, und gebrauche sich der rechten Waffen des Evangelii, wie jetzo die Anweisung dazu gegeben ist.

Und so zweiffele ich denn auch endlich nicht, Geliebte in dem Herrn, es werden unter euch solche hier zugegen seyn, die den seligen Zustand, in welchen uns die völlige Liebe setzet, an ihren Seelen werden erfahren haben und noch erfahren. Was ich dadurch verstehe, wird Eure Liebe aus dem, was ich insonderheit in dem 2. Theil dieser Predigt gesagt, hoffentlich zur Gnüge vernommen haben. So redet auch hievon vornemlich der anietzo abgehandelte Epistolische Text, und zwar absonderlich in den Worten: Daran ist die Liebe völlig bei uns, auf daß wir eine Freudigkeit haben am Tage des Gerichts, denn gleichwie er ist, so sind auch wir in dieser Welt. Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Wohl euch, ja wohl allen denen, welche, daß dem also sey, wie hier Johannes gesaget hat, an ihren eigenen Seelen durch die Kraft des Heil. Geistes schmecken und erfahren. Es gehöret dahin, was Paulus sagt zum Röm. 6, 14. Die Sünde wird nicht herrschen können über euch, sintemal ihr nicht unter dem Gesetze seyd, sondern unter der Gnade. Sehet, dis setzet Paulus zum eigentlichen Kennzeichen, daß man nicht unter dem Gesetz, sondern unter der Gnade sey, daß da die Sünde nicht über einen herrschen könne. Es hänget zwar dieselbe dem Menschen an, so lange er in diesem Lande wohnet, aber sie herrschet nicht über ihn, so er unter der Gnade ist. Darum spricht auch der Apostel Röm. 8, 1. daß die, so in Christo Jesu sind, nicht nach dem Fleisch wandeln, sondern nach dem Geist. Sie werden wol von ihrem Fleisch und Blut zur Sünde gereitzet, sie lassen sich aber nicht von demselben beherrschen, der Sünde Gehorsam zu leisten in ihren Lüsten. Sie halten sich nicht für Schuldener dem Fleische, nach demselben zu leben; sondern sie tödten durch den Geist des Fleisches Geschäfte; lassen sich nicht von dem Fleische, sondern von dem Geiste Gottes regieren, und beweisen damit in der That, daß sie Gottes Kinder sind. Und da findet sichs denn, daß sie nicht einen knechtischen Geist empfangen haben, durch welchen sie rufen: Abba, lieber Vater; welcher Geist auch Zeugniß giebt ihrem Geist, daß sie Gottes Kinder sind; wie solches alles Paulus in dem 8. Capitel an die Römer mit mehrern beschreibet. Diese und dergleichen Texte der heil. Schrift sollen wir uns nebst der heutigen Epistolischen Lection für andern wol bekannt machen, damit wir dadurch völlig überzeuget werden, daß es der Wille Gottes nach dem Evangelio keinesweges sey, daß wir uns in unserm gantzen Leben unter einer knechtischen Furcht befinden sollen; sondern daß wir vielmehr in der Ordnung wahrer Hertzens-Busse der lebendigmachenden Kraft des Evangelii Raum zu geben haben, damit wir stets mit einem rechten kindlichen Hertzen vor Gott unserm himmlischen Vater wandeln, und also mit einem Hertzen voll des Trostes des Heiligen Geistes von ihm aus und eingehen mögen. So lehret uns die heilige Schrift das Sünden-Joch in der Kraft Jesu Christi abzuwerfen, und hingegen sein Joch, welches, wie er selber spricht, Matth 11, 30. sanft und leicht ist, auf uns zu nehmen.

Welche nun unter euch solche Gnade empfangen haben, dieses süsse Joch durch den Geist der Gnade zu tragen, dieselben ermahne und ermuntere ich in dem Namen desjenigen, der sie geliebet, und durch sein Blut zu seinem Eigenthum erkauffet hat, daß sie sich doch ja in solchem Zustand bewahren, und sich mit Fleiß hüten, daß sie nicht wieder aus demselben fallen mögen. Gedencket an das Wort Pauli 1. Cor. 10, 12. Wer sich läßt düncken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle. Uebet euch ohne Unterlaß in dem Glauben an den Herrn Jesum; erwäget stets in eurem Gemüth die grosse Seligkeit, welche er euch erworben, und auf welche ihr hoffet; gewöhnet euch gegen alle Anfechtung von der knechtischen Furcht euer Hertz zu stillen durch die theureste und allergrössesten Verheissungen, so euch von ihm geschencket sind, 2. Petr. 1, 4. Betrachtet immer ernstlicher und immer tiefer seine unaussprechliche Liebe, dadurch er sich euch zu eigen gegeben hat, auf daß ihr dadurch aufs innigste bewogen werdet, euch ihm hinwiederum zu eigen zu geben, und alle Lebens-Kräfte zu seinem Dienst aufzuopfern. Führet euren gantzen Beruf und Stand, darin ihr lebet, aus dem rechten principio, oder Grunde, worauf Johannes in dem jetzo erklärten Text gewiesen, nemlich aus der Liebe, damit uns Gott in seinem Sohn geliebet hat, und aus der schuldigen Danckbarkeit ihn wieder zu lieben, und solches in allen Fällen, und bey aller Gelegenheit mit der That zu beweisen; sintemal ihr auch aus unserm Text vernommen, welchergestalt uns Gott unsern Nächsten zur Probe einer aufrichtigen Liebe vorgestellet hat.

Erinnert euch doch insonderheit anjetzo des heutigen Evangelischen Textes vom reichen Mann und dem armen Lazaro, mithin der nach der

heutigen Früh-Predigt verlesenen Armen-Ordnung. Sehet das als eine Gelegenheit an einen würcklichen Beweiß zu geben, wie ihr das verkündigte Wort zu Hertzen genommen habt. Erkennet ihr nun in der Wahrheit, daß Gott die Liebe ist, und daß, wer in der Liebe bleibet, in Gott bleibet, und Gott in ihm; ey, so lasset eure Hertzen überfliessen gegen euren armen Nächsten. Ja, gewiß, wenn ihr die völlige Liebe durch die Erleuchtung des Heiligen Geistes erkennet, und der kräftigen Wirkung solcher Erkäntniß Raum gebet, so werdet ihrs nicht sehen können, daß andere in ihrer Noth gelassen werden, so euch Gott das Vermögen giebet ihnen daraus zu helfen. Denn so spricht auch Johannes 1. Epist 3, 17. Wenn jemand dieser Welt Güter hat, und siehet seinen Bruder darben, und schleußt sein Hertz vor ihm zu, wie bleibet die Liebe Gottes bey ihm?

Hat euch Gott denn auch Gnade verliehen, daß ihr zu einem Evangelischen und kindlichen Zustand in eurer Seele kommen seyd, so wendet die empfangene Kraft in der Ausübung der Liebe desto treulicher an, damit ihr nicht wieder verlieret, was ihr empfangen habet, sondern immer mehr empfanget. Denn wenn ihr euch also treu erweiset, so werdet ihr immer besser in das Bild Christi verkläret werden von einer Klarheit zu der andern 2. Cor. 3, 18. Da werdet ihr erfahren, welcher gestalt ihr, wenn ihr nur erst eine Pflantze des himmlischen Vaters worden seyd, durch seine Gnade wachsen und zunehmen, und immer reichere Früchte eurem himmlischen Gärtner tragen, und ihn damit erfreuen werdet.

Es ist gar nicht meine Meynung, als wenn wir durch die Wercke Gott etwas abverdienten. Ach nein. Wir verdienen mit unsern guten Wercken den Himmel nicht, und wol mit den bösen die Hölle. Christus hat uns die Seligkeit erworben, und durch sein Verdienst werden wir gerecht und selig. So dürfen wir auch nicht meynen, daß wir durch die Wercke erst in einen seligen Zustand gesetzet werden; sondern dis geschiehet durch die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, welche wir durch den Glauben, den Gott wircket, ergreiffen, und das Evangelium ist die Kraft Gottes selig zu machen, die daran gläuben, Röm. 1, 6. Wir sollen aber wissen, daß wir in dem seligen Zustand, darein uns Christi Gnade und sein Evangelium setzet, nicht bleiben können, wenn der Glaube, der solche Seligkeit ergreiffet, nicht thätig ist durch die Liebe. Deswegen, obgleich Paulus dem Glauben allein die Rechtfertigung zuschreibet, so drukket er doch diese conditionem fidei judificantis, oder die Beschaffenheit des Glaubens, der gerecht macht, mit grossem Fleiß aus Gal. 5, 6. da er spricht, daß in Christo Jesu weder Beschneidung noch Vorhaut etwas gelte, sondern der Glaube, der durch die Liebe thätig ist.

Weil denn nun die heilige Schrift von keinem andern Glauben weiß, der ein wahrer und vor Gott geltender oder Gott wohlgefälliger Glaube sey, als von dem, der durch die Liebe thätig ist, so sollen wir denn diese rechte Eigenschaft des selig machenden Glaubens stets an uns erfinden lassen, ja, darnach ringen, daß sie immer in grösserer Kraft und reicherem Maaß in uns erfunden werde. Da wird denn auch das Hertz Gottes sich immer weiter gegen uns eröfnen; denn wenn wir uns befleissigen, daß gleichwie er ist, also auch wir seyn mögen in dieser Welt, oder daß wir seine Nachfolger seyn in der Liebe, so werden wir auch seiner Gemeinschaft je mehr und mehr zu geniessen haben. O was wird euch das, Geliebte in dem Herrn für eine Seligkeit seyn, hinfort als auf dem Schosse Gottes, der die Liebe ist, zu sitzen, seiner Gnade und Huld stets zu geniessen, seines Gnaden-Einflusses immer reichlicher theilhaftig zu werden, und dergestalt in Liebe und Leid ein fröliches und vergnügtes, oder doch getröstetes und unverzagtes Hertz allezeit zu haben. Nun, das wolle der Herr aus Gnaden in euer aller Seelen wircken, darum wir auch zu Gott demüthiglich also beten. etc.

## Predigt über Matth. 15, 21—28. Daß das Vertrauen zu einer göttlichen Vorsehung allezeit ein wahres Mittel sei, uns in unserm Unglück zu beruhigen.

Von J. F. W. Jerusalem.

Und Jesus ging von dannen und entwich in die Gegend Tyro und Sidon. Und siehe, ein Cananäisch Weib ging aus derselbigen Grenze und schrie ihm nach und sprach: Ach Herr! du Sohn David's, erbarme dich mein, meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt. Und er antwortete ihr kein Wort. Da traten zu ihm seine Jünger, baten ihn und sprachen: Laß sie doch von dir, denn sie schreiet uns nach. Er antwortete aber und sprach: Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen von dem Hause Israel. Sie kam aber und fiel vor ihm nieder und sprach: Herr, hilf mir. Aber er antwortete und sprach: Es ist nicht fein, daß man den Kindern ihr Brod nehme und werfe es vor die Hunde. Sie sprach: Ja, Herr! aber doch essen die Hündlein von den Brosamen, die von ihrer Herren Tische fallen. Da antwortete

Jesus und sprach zu ihr: O Weib! dein Glaube ist groß, dir geschehe, wie du willst. Und ihre Tochter ward gesund zu derselbigen Stunde.

---

Die vornehmste Bemühung der Menschen, meine andächtigen Zuhörer, ist allezeit diese gewesen, ein Mittel aufzufinden, wodurch sie bei der Unruhe dieses Lebens die Ruhe und Zufriedenheit ihres Gemüths erhalten möchten. Wir sind unendlichen Widerwärtigkeiten unterworfen. Die Unruhe empfängt uns schon beim Eintritt in diese Welt; sie begleitet uns in dem Fortgange unseres Lebens; und sie verläßt uns nicht eher, als bis unser ermüdeter Geist die Welt wiederum verlassen muß. Die natürliche Unvollkommenheit der Dinge, womit wir umgeben sind, die ungerechten Absichten der Menschen, unter welchen wir wohnen; die verkehrten Vorurtheile der Zeit, in welcher wir leben; die Zerbrechlichkeit unseres eigenen Leibes und die Unordnungen unserer eigenen Begierden sind alle so viele Feinde unserer Glückseligkeit und Ruhe. Kaum sind wir der einen Noth entgangen, so schreckt uns schon ein neuer Zufall wieder, und so bald ist dieser Feind nicht überwunden, so müssen wir uns gegen einen anderen schon wieder in Bereitschaft halten. Allen diesen Widerwärtigkeiten völlig entgehen wollen, das hieße aus der Welt gehen und die Natur der Dinge ändern wollen. So lange wir in einer Welt sein werden, die ihrem Wesen nach unbeständig ist; so lange wir unter Menschen leben werden, deren Neigungen von den unserigen unterschieden sind, und so lange unsere eigene Seele einen eingeschränkten Verstand und einen unvollkommenen Willen behalten wird: so lange werden wir auch vergebens auf eine vollkommene Glückseligkeit in diesem Leben warten. Das Einzige, was uns also übrig bleibt, ist dieses, daß wir auf Mittel denken, wie wir diese widrigen Zufälle uns erträglich machen und unsere Seele dabei in der Ruhe erhalten, die mit unserer Glückseligkeit so genau verknüpft ist. Die Weisesten unter den Menschen haben deswegen die Erfindung dieses Mittels für das wichtigste Stück ihrer Untersuchung gehalten. Aber wenn wir Alles, was sie zu unserer Ruhe ersonnen haben, genau betrachten, so wissen wir nicht, ob wir eher die Schwäche oder die Stärke des menschlichen Verstandes daraus erkennen sollen. Es sind prächtige Worte, denen aber Geist und Leben fehlt; Worte, die nur denen stark scheinen, die sie nie untersucht haben, und deren Schein uns so lange beruhigt, so lange uns nichts in unserer Ruhe stört. Aber so bald kommen die Umstände nicht, wo uns anfängt, bange um Trost zu werden, so ist das ganze Spiel des Verstandes auf einmal verschwunden; und der großmüthigste Weise ist in der Stunde seiner Anfechtung ebenso klein, ebenso unruhig, ebenso niedergeschlagen als der Einfältigste und der Schwächste. Wenn man uns bewegen will, mit Gelassenheit und Ruhe ein Unglück zu ertragen, so müssen wir überzeugt werden, daß dasselbe entweder ein größeres Unglück verhindere, oder daß es ein Mittel zu einem größeren Glücke sei. Außer dieser Ueberzeugung werden alle andern Gründe zum höchsten nichts als Zwang und Verstellung bei uns wirken, wobei das Herz allezeit gleich unruhig bleibt. Was sind aber die Gründe, womit uns die Vernunft zu befriedigen sucht? Sie sind diese: Es könne nicht anders sein; unser Unglück sei eine nothwendige Folge von dem ewigen Zusammenhange der Welt; es sei vergeblich, über Dinge zu klagen, die nicht zu ändern wären; man müsse sich gewöhnen, unempfindlich zu sein. Prächtige Worte! Leidiger Trost! Man will uns mit demselbigen Unglück trösten, worüber wir seufzen. Unsere Unruhe besteht darin, daß wir kein Mittel wissen, uns von unserem Unglück loszumachen; und man will uns mit der Nothwendigkeit desselbigen befriedigen. Ist nun unser Herz erleichtert, wenn wir wissen, es sei für uns keine Hülfe mehr zu hoffen? Wir sollen uns gewöhnen, unempfindlich zu werden? Aber wird denn ein wirklicher Schmerz durch eine eingebildete Unempfindlichkeit uns weniger empfindlich werden? Können wir unserer Einbildung diese Stärke vornehmlich zu einer Zeit geben, wenn der Geist schon matt und das Feuer schon erloschen ist? Ist uns hiemit im geringsten besser gerathen, als einem Kranken, dem der Arzt, als ein sicheres Mittel gegen alle seine Schmerzen, rathen wollte, er solle sich einbilden, er fühle keine Schmerzen.

Die Lehren, die seligen Lehren der Offenbarung werden uns allezeit zur Erlangung unserer zeitlichen Glückseligkeit ebenso unentbehrlich bleiben, als sie es uns zur ewigen sind. Sie haben auch in diesem Stück unserer Schwachheit zu Hülfe kommen und uns das wahre Mittel zur Zufriedenheit weisen müssen, welches unsere Vernunft so lange vergeblich gesucht hat. Die Schrift führt uns auf den wahren Ursprung unseres Leidens und zeigt uns in seiner Vorsehung die Ursachen aller Zufälle, die uns begegnen. Gott sei der Urheber unserer Glücks- und Unglücksfälle; vor seinen Augen sei nichts in dieser Welt verborgen; keine Bewegung geschehe darin ohne seinen Willen, und die unansehnlichsten Geschöpfe hätten eben so viel Theil an seiner Vorsorge, als die edelsten und größten; kein Haar falle ohne seinen Willen auf die Erde; Weisheit und Liebe wären die beiden ersten

Grundgesetze seines Reichs; die Glückseligkeit seiner Geschöpfe sei sein einziger Endzweck, und nach seiner Weisheit könne er keine anderen, als die besten, Mittel dazu erwählen. Was ist geschickter, bei den Widerwärtigkeiten dieses Lebens unsere Seelen in Ruhe und Gelassenheit zu erhalten, als diese Betrachtungen? Unsere Trübsal kömmt von einem gütigen Gott, der uns liebt, der uns zur Glückseligkeit erschaffen hat, der die Glückseligkeit seiner Geschöpfe seine Ehre nennt. Unsere Trübsal kömmt von dem allerweisesten Gott, der keine anderen, als vollkommene, Mittel zu unserer Glückseligkeit erwählen und den kein Unvermögen an Erhaltung seiner Absichten verhindern kann. Diese Trübsal kann uns also nicht zu unserem Unglück gereichen. Ist sie eine Folge unserer Sünden, so muß sie dennoch auf unsere Besserung zielen. Ist sie ein Zufall, zu dem wir nichts beigetragen haben, so wird uns Gott ohne unser Verschulden noch weniger elend machen. Wir leiden; aber dieses Leiden ist vielleicht das Mittel, wodurch uns Gott vor einem größern Unglück bewahren will. Wir weinen; aber unsere jetzigen Thränen sind vielleicht die Quelle unserer künftigen Freude. Wir werden nicht erhört; aber vielleicht bitten wir um unser eigenes Verderben, vielleicht ist es noch nicht Zeit, unsere Wünsche zu erhören. Wie viel, meine Zuhörer, wie viel würden wir uns die Last, die uns jetzt so unerträglich ist, erleichtern können; wie ruhig würden wir uns die Tage unseres kurzen Lebens machen können, die wir jetzt in Bekümmerniß und Verzweiflung zubringen, wenn uns diese Gründe beständig vor Augen legen, und wenn wir ihre Kraft durch unseren Eigensinn nicht selber schwächten! Aber unser Herz, welches nie sinnreicher ist, als wenn es auf unser eigenes Verderben ankömmt, hat die unglückliche Kunst gefunden, sich gegen alle diese Vorstellungen unempfindlich zu machen. Es giebt sich Mühe, mit einer falschen Erfahrung seine eigene Ruhe sich zu stehlen; und unser blöder Verstand, der zu schwach war, selbst ein Mittel der Zufriedenheit aufzufinden, sucht in der Widerlegung des wahren Mittels seine Stärke zu beweisen. Ist diese Welt (dies ist die Sprache des Unglaubens) das Werk einer weisen Vorsehung; woher kömmt es, daß die Güter derselben so ungleich ausgetheilt sind? Haben wir nicht Alle ein gleiches Recht zu ihrer Güte? Woher kömmt denn der Ueberfluß des Reichen, und womit hat der Arme seine Dürftigkeit verschuldet? Woher kömmt es, daß dieser im Schweiß seines Angesichts sein Brod essen muß, da jener seine Tage in Müßiggang und Wollust zubringt? Woher kömmt es, daß dieser in einer Stunde zu seiner Ueppigkeit mehr verwenden kann, als hundert Andere zu ihrer Erquickung nöthig hätten, die indessen vor Hunger sterben? Woher kömmt es, daß so viel Tausend ihre Ruhe, ihre Freiheit, ihr Leben dem Eigensinn eines Andern aufopfern müssen, mit dem sie doch von Natur ein gleiches Recht genießen? Ist ein weiser Gott der Urheber aller Begebenheiten in dieser Welt; warum stimmen dieselben mit seinen Absichten so wenig überein? Woher kommen die Reichthümer in die Hände der Geizigen, und was ist der Welt mit der Großmuth des Armen geholfen? Warum wohnt der lebhafte Geist in einem so schwachen Leibe? Und was nützen einem Müßiggänger die Gliedmaßen eines Riesen? Warum finden wir Witz und Tugend so wenig vereinigt? Warum sind Tapferkeit und Stärke nicht allezeit beisammen? Warum ist die Gerechtigkeit von der Gewalt so oft getrennt? Warum sind Glück und Verdienste so selten gepaart? Was nützt dem seine Wissenschaft, dem es an Geschicklichkeit fehlt, sie anzuwenden? Und was ist der Welt die Klugheit der Weisen nütze, die mit ihrem Besitzer nie aus der Finsterniß hervorgezogen wird? Ist es endlich ein gerechter, ist es ein heiliger Gott, der die Schickungen dieser Welt verordnet; woher kömmt die erstaunliche Ungerechtigkeit in derselben? Der Gottlose grünt wie ein Lorbeerbaum, und der Gerechte wird in den Staub getreten; der Spötter erhält Alles, was sein Herz wünscht, und des Frommen Gebet bleibt unerhört: der Ungerechte vermehrt seine Ruhe mit dem Gute des Armen, und der Unterdrückte vergeht in seinem Jammer. Jener nährt sich und wird fett von den Thränen der Waisen, und des Redlichen Speise sind Tag und Nacht seine Thränen; der verlorene Sohn wird mit Herrlichkeit und Freuden empfangen, und der gehorsame hat nicht so viel gehabt, daß er sich mit seinen Freunden hätte ergötzen können. Der freche Sünder wird grau bei seiner Bosheit und sieht das Glück seiner Nachkommen noch bei seinem Leben blühen, da indessen der Gerechte sich verlassen und seinen Samen nach Brod gehen sieht. Können solche Unordnungen von einem Wesen kommen, das Weisheit, Liebe und Gerechtigkeit besitzt? Kann es in einer Welt, die vom blinden Glücke regiert wird, unordentlicher aussehen? Und sucht man uns mit leeren Worten abzuspeisen, wenn man uns in einer solchen Welt mit einer Vorsehung trösten will? Werden wir mehr erhört werden? Liebe zu erwarten haben? Werden wir auf mehr Gerechtigkeiten hoffen dürfen? Dies sind, meine Zuhörer, die Einwürfe, die unser Unglaube erfunden hat, die Gründe unserer Ruhe zu bestreiten. Alles aber, was sie in sich halten, läßt sich in diese zwei Sätze bringen:

1) Es ist keine Vorsehung, weil wir nicht zu der Zeit, wann wir Gott anrufen, erhört werden.

2) Es ist keine Vorsehung, weil die Güter dieser Welt so ungleich ausgetheilt sind.

Unser heutiges Evangelium zeigt uns aber die Gründe, woraus wir diese Zweifel widerlegen können. Wir wollen also nach dessen Anleitung erweisen:

Daß das Vertrauen zu einer göttlichen Vorsehung allezeit ein wahres Mittel sei, uns in unserem Unglück zu beruhigen. Es werden zwei Eigenschaften von einem solchen Vertrauen erfordert. Die erste ist: unser Vertrauen muß standhaft sein. Die zweite ist: unsere Forderungen müssen nicht mit der Weisheit Gottes streiten.

**Der Herr gebe uns die Gnade, daß wir mit Deutlichkeit und Ueberzeugung von dieser Wahrheit reden mögen!**

---

Die Wahrheit dieser beiden Eigenschaften finden wir in der Geschichte, die in unserem Texte erzählt wird. Es wird uns eine Person darin vorgestellt, die eins der größten Unglücke erlebt, das der menschlichen Natur nur widerfahren kann und das dadurch am empfindlichsten wurde, weil es unmöglich war, durch ordentliche Hülfe davon befreit zu werden. Wir tragen unser Kreuz gemeiniglich mit Geduld, so lange wir die Mittel vor uns sehen, die uns helfen können. Aber sinken diese, so weicht auch jene, und verschwinden diese, so sind auch unsere Geduld und unser Glaube verschwunden. Das Exempel des Weibes, das wir vor uns haben, ist in allen Dingen groß. Ihr Leiden und ihr Glaube sind beide außerordentlich. Ihr Glaube wächst mit ihrem Kreuze, und ihr Vertrauen ist da am stärksten, wo ihre Hülfe am weitesten ist. Sie nimmt ihre Zuflucht unmittelbar zu dem, von welchem alle Hülfe kömmt; und da sie bei Menschen kein Erretten hoffen kann, so glaubt sie bei dem Heilande der Menschen Erbarmen und Hülfe zu finden. Jesu, du Sohn David's, ruft sie, erbarme dich mein! Aber Jesus antwortet nicht. Gebt hier auf die erste Eigenschaft eines wahren Vertrauens Achtung, meine Freunde. Das Stillschweigen des Erlösers macht sie weder zaghaft noch ungeduldig. Jesus schweigt, aber sie schreit. Jesus antwortet nicht; sie aber fährt fort mit Bitten. Er gehet weg; sie ruft ihm nach. Er hört noch nicht; sie fällt zu seinen Füßen und bittet ihn um Hülfe. Endlich erhält sie eine Antwort; aber was für eine? Es ist nicht fein, daß man den Kindern das Brod nehme und vor die Hunde werfe. Dies ist der ganze Trost, und dennoch Trost genug für sie. Bemerket hier, meine Zuhörer, die zweite Eigenschaft des Vertrauens. Sie erkennt, daß sie sich die Vorzüge des jüdischen Volkes nicht anmaßen könne; sie erkennt, daß Gott ein Recht habe, seine Güter nach seinem Wohlgefallen auszutheilen, und daß es der göttlichen Weisheit vollkommen gemäß sei, dem einen Theile der Menschen einen Vorzug vor dem andern zu geben. Doch aber bleibt sie überzeugt, daß Gott die Geringeren deswegen von seiner Vorsorge nicht ausgeschlossen habe. Sie findet diesen Trost selbst in dem Gleichnisse, welches sie zu erniedrigen scheint. Sie behält die Vergleichung von Kindern und Hunden und zählt sich selbst unter die Zahl der letztern. Sie erkennt, daß die Weisheit eines Hausvaters erfordere, die Erhaltung seiner Kinder seine erste Sorge sein zu lassen. Aber wenn die Kinder gesättigt wären, so würde auch ein gerechter Hausvater den geringeren Creaturen in seinem Hause so viel zukommen lassen, als zu ihrer Erhaltung nöthig sei. Diese bescheidene Unterwerfung ihres Willens unter die göttliche Verordnung erwirbt ihr endlich ihre völlige Beruhigung. Ihr Glaube siegt; ihr Gebet wird erhört, und ihre Tochter wird gesund zu derselbigen Stunde. Ermuntert euch jetzt, andächtige Zuhörer, diese beiden Eigenschaften des Vertrauens, wodurch dieses unglückliche Weib bei allem ihrem Elende so ruhig bleibt, besonders zu betrachten.

**Der erste war: unser Vertrauen muß anhaltend und standhaft sein.** Wir kommen Alle darin überein, daß Dasjenige nicht allezeit das beste sei, was uns bei dem ersten Anblick am vortheilhaftesten scheint. Unter dem prächtigen Glanze eines großen Glücks liegt oft unser wahres Unglück verborgen; und in Dem, was wir als ein Unglück ansehen, ist oft der ganze Grund unserer künftigen Wohlfahrt enthalten. Unser Leben giebt uns täglich neue Erfahrungen, die dieses bestätigen. Unser Verstand ist eingeschränkt, und unsere Begierden erlauben uns öfters nicht, auch nur die wenigen Kräfte, die uns übrig sind, recht anzuwenden. Wir urtheilen also nur nach dem Schein, und wie es uns gegenwärtig vorkömmt. Wie unmöglich ist es aber, bei dieser Unvollkommenheit unseres Verstandes allezeit ein gegründetes Urtheil von unserem Glücke fällen zu können! Werden wir nicht hundertmal etwas als ein Unglück scheuen, was das einzige Mittel zu unserer Wohlfahrt ist; und werden wir nicht hingegen ebenso oft nach solchen Dingen streben, die nichts als unser Verderben und Unglück befördern kön-

nen? So wie unsere Urtheile sind, so sind auch unsere Wünsche. Was uns glücklich scheint, darum bitten wir Gott: Was uns unangenehm vorkömmt, das tragen wir ihm in unserem Gebet als ein Unglück vor, davon er uns befreien soll. Es ist zwar nichts natürlicher, als daß ein Mensch in allem seinen Anliegen seine erste Zuflucht zu seinem Schöpfer nehme. Gott selber fordert dieses als die erste Pflicht von uns und verbindet die gnädigsten Versicherungen damit. Wem von uns ist der Befehl des Höchsten unbekannt: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten? und wer erinnert sich nicht der Worte des Erlösers: So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, das wird er euch geben; bittet, so werdet ihr nehmen, daß eure Freude vollkommen sei? (Psalm 50, 15. Joh. 16, 23. 24.) Wenn wir aber eine unmittelbare Erfüllung unseres Gebets als den einzigen Beweis einer göttlichen Vorsehung ansehen wollen; wie oft, wie oft, meine Freunde, würde uns Gott zu unserem unausbleiblichen Verderben erhören müssen? Wir würden zwar, ich gestehe es, unmittelbar überzeugt werden, daß wir erhört wären; aber unser Unglück würde davon der einzige Beweis sein. Wir urtheilen nach dem Schein; der Verstand Gottes dringt in das Innerste der Dinge. Wir sehen nur auf das Gegenwärtige; vor seinen Augen hingegen sind auch die unsichtbaren Folgen der künftigen Zeit von Ewigkeit aufgedeckt. Wenn nun Gott nach seiner Allwissenheit vorhersieht, daß dasjenige, warum wir ihn anrufen, zu unserer wahren Wohlfahrt nicht gereiche; wenn er vorhersieht, daß es uns an einem viel größeren Glücke hinderlich, oder zu der Zeit, wann wir es verlangen, nicht nützlich sein werde: ist es dann nicht seiner Weisheit und Güte gemäß, daß er unsere Wünsche nicht erhöre? O wie glücklich sind wir, daß ein allwissender Gott die Versorgung so verblendeter Geschöpfe, als wir sind, auf sich genommen hat! Wie oft ist unser Geber dem eigensinnigen Schreien unverständiger Kinder gleich, die mit schädlichen und gefährlichen Dingen spielen wollen! Der Glanz und die Farbe gefällt ihnen, und sie sehen den Schaden nicht, den sie damit sich zufügen werden. Würde man aber auch sagen, daß der Vater sein Kind liebe, der aus einer unzeitigen Zärtlichkeit ihm das schädliche Gewehr hingäbe und es dadurch in Gefahr setzte, die Gesundheit seiner Glieder zu verlieren? Würde es nun nicht eben so sehr mit der Liebe Gottes streiten, meine Zuhörer, wenn er unser Gebet alsdann erhörte, wann er voraussähe, daß wir dadurch nur unglücklich würden? Hieße dies nicht einem Kinde, das um Brod bittet, einen Stein und für einen Fisch eine Schlange geben? Können wir aber über diese weise, über diese gütige Vorsorge ungeduldig werden? Er weigert sich, uns dasjenige zu geben, was uns schädlich ist: heißt das unbarmherzig? Er legt uns ein Kreuz auf, das uns zur Seeligkeit leiten soll: heißt dies grausam? Er zieht unsere Wohlfahrt einem Scheingute vor: liebet er uns deshalb nicht? Er verschiebt die Erfüllung unseres Gebets, weil er sieht, daß sie unzeitig sei, und spart seine Wohlthaten, bis sie uns nützlicher sein werden: giebt uns dieses ein Recht, seine Vorsehung zu leugnen? Gütiger Gott! wie blind urtheilen wir oft von deinen Wegen, wie unbillig sind unsere Gerichte über deine Güte! Lasset uns doch nur, meine Zuhörer, in die Geschichte unseres eigenen Lebens zurückgehen, um uns von den gütigen Absichten Gottes zu überzeugen. Erinnert euch der Dinge, die wir wohl ehemals als das Kleinod unserer Glückseligkeit angesehen haben. Wie heftig waren unsere Wünsche; wie ungestüm waren unsere Begierden, unsere eingebildete Glückseligkeit zu erhalten? Wir seufzten, wir beteten, wir flehten Gott mit Thränen an, er möchte uns erhören; und wie kleingläubig, wie ungeduldig waren wir gegen den gütigen Gott, da er uns nicht erhörte! Aber wenn Gott damals unser Heil nicht besser, als wir, erkannt hätte, wenn er durch unsere unsinnigen Wünsche sich hätte bewegen lassen, uns zu erhören; können wir uns ohne Schaudern das Unglück vorstellen, worin wir jetzt uns befinden würden? Und müssen wir es nicht seiner Güte danken, daß er damals unseren eigensinnigen Willen uns nicht gegeben hat? Hätten wir aber ja von alle diesem die völlige Erfahrung noch nicht; nur Geduld, sie wird nicht ausbleiben. Wir können von unseren Unglücksfällen nicht anders urtheilen, meine Zuhörer. Wie Viele sind nicht, die ihre jetzige Wohlfahrt einem Zufalle zu danken haben, den sie ehemals als ihr größtes Unglück angesehen! Wie Viele sind nicht durch den frühzeitigen Tod ihrer Eltern von einer verderbten Erziehung errettet, die sie zu allem Guten würde ungeschickt gemacht haben! Wie Viele sind nicht durch Armuth und Mangel zum Fleiß und zur Tugend angetrieben und eben dadurch die Säulen des Staats geworden, wovon sie bei größerem Ueberfluß nichts als die unnützesten Lasten geblieben sein würden! Wir gehen von der leiblichen Glückseligkeit zur Glückseligkeit unserer Seelen. Würde das Cananäische Weib je zu der seligen Erkenntniß ihres Erlösers gekommen sein, wenn sie nicht durch Kreuz und Trübsal angetrieben worden wäre, ihn zu suchen? Wie viel Aehnliches hat dieses Exempel mit dem unsrigen? Wie

Viele würden nie zu der seligen Erkenntniß ihres Gottes gekommen sein, wenn er sie nicht durch Kreuz zu sich gezogen hätte? Wie oft muß eine schwache Gesundheit und ein gebrechlicher Leib uns vor den Lastern bewahren, die unsere Seele zur Verdammniß führen würden! Wie oft muß der Mangel von dem Wege des Verderbens zurückhalten und uns vor den Sünden schützen, die ordentlich mit dem Ueberfluß verknüpft sind! Wie oft versperrt uns ein schwacher Verstand den Weg zu dem Rath der Gottlosen und zu den Bänken der Spötter! Wie langsam würden wir oft zur Buße sein, wie selten würden wir an unser Ende und an das Gericht denken, wenn nicht eine schmerzhafte Krankheit die wilde Hitze unseres Geblüts dämpfte und uns gegen die Lüste der Welt unempfindlich machte? Da wir nun, meine Zuhörer, nicht allein so überzeugende Beweise vor uns haben, daß Gott nothwendig besser erkennen müsse, was uns nützlich ist, als wir selbst; sondern auch in unserem eigenen Leben unzählige Erfahrungen davon haben, daß Gott bisher allezeit auf das Gnädigste für unsere Wohlfahrt gesorgt hat, ob gleich Anfangs seine Wege uns verborgen gewesen: was kann uns denn in unseren gegenwärtigen Trübsalen zum Mißtrauen und zur Ungeduld bewegen? Gott erhört uns nicht: ist es denn das erste Mal, daß wir ihn um unser Unglück gebeten haben? Er hat uns ein Kreuz aufgelegt: ist dies denn das erste Mal, daß er uns vom Verderben damit errettet hat? Oder ist unser Verstand jetzt vollkommener geworden, als er sonst gewesen ist? Sind wir jetzt geschickter, das Wesen der Dinge und ihre Folgen einzusehen, als vor diesem? Und wann hat denn Gott aufgehört, gütig und weise zu sein? Wann hat er angefangen, die Regierung der Welt niederzulegen und die Wohlfahrt seiner Geschöpfe dem blinden Zufall zu überlassen? Wann wollen wir doch aufhören, an unserem Unglück zu arbeiten und unsere Tage, die wenigen Tage, die wir zu leben haben, uns selbst unruhig und elend zu machen!

Die Ungleichheit, die ihr in der Welt zu finden meinet, unterhält euren Unglauben noch. Herrscht ein weiser Gott über uns, sagt ihr, woher kömmt diese Ungleichheit? Herrscht ein gerechter Gott über uns, woher kömmt dieses Ansehen der Personen? Sind wir Alle Kinder Gottes, woher kömmt es, daß nur Etliche wie seine Kinder verpflegt und die Anderen nicht viel besser gehalten werden, als wenn sie Geschöpfe von einer weit geringeren Gattung wären? Wir werden, meine Zuhörer, alle diese Einwürfe beantworten, indem wir die zweite Eigenschaft erklären, die wir von einem wahren Vertrauen gefordert haben. Sie war diese: **Wir müssen von Gott nichts fordern, was mit seiner Weisheit streitet.**

Wir können nicht Alle auf dieselbe Weise glücklich sein. Keiner wird hievon einen Beweis verlangen. Die Welt würde nach ihrem jetzigen Zustande ohne die Ungleichheit keinen Augenblick bestehen können. Wer könnte die Unordnung der Welt ausdrücken, wenn wir Alle gleiches Vermögen, gleiche Ehre, gleiche Kräfte der Seelen und des Leibes hätten. Die Welt würde einem Hause gleich sein, worin lauter Herrschaften und keine Bedienten wären. Die Ungleichheit der Menschen ist das Band der menschlichen Gesellschaft und das einzige Mittel ihrer Glückseligkeit. Wären wir Alle auf gleiche Weise glücklich, so wäre keiner glücklich. Es müssen deswegen in der Welt, wie Salomo sagt, „Arme und Reiche unter einander sein" (Sprüchw. Salom. 22, 2.). Dieser muß herrschen, ein Anderer muß gehorchen; dieser muß schwach, ein Anderer muß stark sein; dieser muß mehr Stärke des Geistes, jener mehr Kräfte des Leibes besitzen. Diese Ungleichheit erhält beide, den Armen und Reichen; hierdurch ist der Unterthan sowohl, als der Regent glücklich; hierdurch lebt der Weise und der Tagelöhner. Die Ungleichheit aber hebt die Liebe Gottes und die Glückseligkeit der Menschen nicht auf. Die Glückseligkeit ist an keinen Stand gebunden. Die Zufriedenheit wohnt sowohl in Hütten, als in Palästen. Und wenn wir das Glück der Großen so viel höher halten, als das unsrige, so ist es ein Zeichen, daß wir keine Gelegenheit gehabt haben, ihre Umstände so genau als die unsrigen kennen zu lernen. Hat der Reiche mehr Vermögen, so hat der Arme mehr Ruhe. Lebt jener in Ueberfluß, so ist dieser vor den Schmerzen sicher, die auf den Ueberfluß ordentlicher Weise zu folgen pflegen. Hat jener mehr Ehre, so hat der Geringe weniger Verantwortung. Lebt jener in Hoheit und Ansehen, so ist der Niedrige in seinem Winkel sicher vor Neid und Verfolgung. Und hat der Weise mehr Erkenntniß, o wie glücklich ist der Einfältige, daß er auch weniger Zweifel hat! Kurz, ein jeder Stand hat seine Vortheile und seine Beschwerden; und wenn wir sie mit einander vergleichen, so finden wir, daß der große Unterschied nur meistens in unserer Einbildung bestehe. Unsere Ungewohnheit macht es, daß wir den einen Stand für glücklich, den anderen für elend halten. Wir halten den Stand der Ackersleute und Taglöhner für elend, weil wir darin elend sein würden, die wir in einem anderen Stande zu leben erzogen sind. Und wir schätzen die Bequemlichkeit der Großen für so außerordentlich glücklich, weil sie uns selten sind. Aber die Gewohnheit macht

allen diesen Unterschied gleich. Diese macht, daß der Niedrige sein Ungemach nicht fühlt, und daß der Reiche seine Ergötzungen ohne Empfindung genießt. Jener braucht so viel nicht, um vergnügt zu sein, weil seine Sinne nicht so zärtlich gewöhnt sind; und aus eben der Ursache erwecken dem Reichen alle seine feinen Ergötzungen kein lebhafteres Vergnügen. Was kann diesen Streit besser entscheiden, als die Erfahrung selbst? Wenn wir den Ackersmann ebenso vergnügt, als den Staatsmann, sehen; wenn wir den Vornehmen so oft klagen hören, als den Geringen; wenn der Knecht ebenso oft fröhlich ist, als der Herr: müssen wir nicht daraus schließen, daß es nicht der Unterschied des Standes und des Vermögens sei, der die Menschen glücklich oder unglücklich mache. Große Weisheit Gottes, die diese Welt so vollkommen eingerichtet hat, daß die herrlichste Ordnung darin herrscht, ohne daß die Glückseligkeit der Menschen das Allergeringste darunter litte! Ihr aber, die ihr mit dieser Ordnung Gottes nicht zufrieden seid, sagt, was ihr von Gott mehr fordern könnet? Ihr verlangt, Gott soll euch in einen andern Stand setzen; euer jetziger sei euch zu geringe. Unbillige Forderung! Gott hat euch in diesen Stand gesetzt, den er für euch und die ganze Welt am nützlichsten gehalten; und diese herrliche Ordnung der Welt soll Gott umkehren? Alle diese Vollkommenheiten soll er verderben? Und warum? Damit ihr ein Kleid tragen möget, welches zweimal so viel kostet, als euer jetziges; damit ihr etliche glänzende Steine an eurem Leibe tragen möget, die um ein geringes Gewicht schwerer sind; damit ihr dreimal mehr Speisen auf eurer Tafel haben möget, als ihr genießen könnet; damit ihr euren Namen mit etlichen Zusätzen vermehren möget, die allen ihren Werth von der Einbildung der Einfältigen haben. O Stolz! o Tollheit! o Gottlosigkeit! Könnet ihr klagen, daß es euch Gott in dem Stande, worein er euch gesetzt hat, an wesentlichen Dingen fehlen lasse? Wir haben das Gegentheil erwiesen. Worauf gründet sich nun euer Recht, daß ihr besser sein wollet? Hat euch Gott mehr versprochen? Oder habt ihr mehr verdient? Gott hat euch die nöthigen Mittel zu eurer Glückseligkeit versprochen; diese habt ihr. „Wenn wir Nahrung und Kleider haben, so lasset uns begnügen (1. Tim. 6, 8.).

Können wir uns hiermit nicht beruhigen, so werden unsere Begierden ewig unersättlich sein. Oder haben wir Güter in diese Welt gebracht, worauf wir Anspruch machen können? Und wo sind unsere Verdienste, worauf wir pochen? Sind es etwa die wenigen guten Eigenschaften, die wir besitzen? Aber von wem haben wir diese? Sind diese nicht schon ein Geschenk von Gott? „Was hast du, o Mensch! das du nicht empfangen hast?" (1. Cor. 4, 7.) Haben wir deswegen ein Recht, noch mehr von Gott zu fordern, weil er uns schon so viele Vorzüge gegeben hat? Wir kommen endlich auf den wahren Punkt eurer Ungeduld. Ihr gestehet, daß ihr von Gott nicht mehr fordern könnet, als er euch gegeben hat; aber Andere, die glücklicher sind, als ihr seid, hätten doch auch nicht mehr verdienet. Dieses erwarten wir. „Ihr murret, daß Gott diejenigen, die nur eine Stunde in dem Weinberge gearbeitet haben, euch gleich mache, die ihr des Tages Hitze und Last getragen habet." Aber höret die Antwort des Hausvaters: „Mein Freund, ich thue dir kein Unrecht; bin ich nicht mit dir eins geworden, um einen Groschen? Nimm, was dein ist, und gehe hin. Ich will aber diesem Letztern mehr geben, als wie dir. Habe ich nicht Macht zu thun mit dem Meinen, was ich will?" (Matth. 20, 12. 13. 14.) Sehet eure Unbilligkeit. Ihr gebet zu, daß ihr von Gott nichts mehr fordern könnet. Aber es schmerzt euch, daß Andere glücklicher sind, als ihr seid. Jene, sagt ihr, sind doch nicht besser, wie wir. Warum sollen eben diese die Vornehmen, warum sollen diese eben die Reichen sein? Sind wir nicht Alle gleich? Aber was wollet ihr hieraus beweisen? Wollet ihr, daß Gott euch Alle gleich groß machen, oder daß er alle Großen eurer Niedrigkeit gleich machen soll? Jenes ist thöricht, und dieses hülfe Euch nichts. Wenn ihr also wollet, daß Gott den Unterschied der Stände dennoch beibehalten soll, was folget denn aus euren Klagen? Dieses: Gott solle euch vielmehr in die Stelle jener Vornehmen, er solle euch vielmehr in die Güter jener Reichen setzen. Aber warum wollet ihr eben diese Vorzüge vor eurem Nächsten haben? Wer von uns hat das Herz, zu sagen, daß er von Gott mehr verdient habe, als sein Nächster? Wir bilden uns ein, wir würden mit unserm Vermögen mehr Gutes stiften, als jener geizige Reiche; wir würden unsere Güter ordentlicher gebrauchen, als jene Verschwender; wir würden gerechter, wir würden demüthiger sein, als jener Stolze. Meine Freunde! wir kennen uns nicht, wir sind in den Umständen nie gewesen. Die Unzufriedenheit, die wir über unsern gegenwärtigen Zustand blicken lassen; der Neid, womit wir die Güter der Reichen ansehen; und die täglichen Klagen, die wir über den Stolz der Großen führen, die verrathen uns, daß der Same von diesem Stolze, von diesem Geize wirklich in unserm Herzen liegt, und daß er nur bei uns nicht aufgehen kann, weil er nicht Erde genug hat. Gott kennt uns besser, als wir uns ken-

nen; und hätte er gesehen, daß seine Güter besser verwahrt wären; er hätte sie uns gewiß gegeben. Und was wissen wir, was Gott für Absicht bei der Austheilung seiner Güter hat? Vielleicht sind die Kasten jenes Geizigen die Behälter Gottes, worin er seine Güter bewahrt, bis er sie zu seiner Zeit austheilen will; vielleicht müssen sie durch jene Verschwender in die rechten Hände kommen; vielleicht ist der ungerechte Tyrann ein Werkzeug Gottes, womit er die Sünde der Welt heimsuchen will; vielleicht steigt jener Stolze so hoch, damit uns sein Fall warnen und behutsam machen möge. Und was wollen wir uns doch bemühen, zu beurtheilen, wie Gott seine Welt regiert? Will der Thon seinen Töpfer zur Rede stellen, warum er aus diesem Stück Thon Gefäße zu Ehren, und aus jenem Gefäße zu Unehren mache? Wollen wir Gottes Richter sein? Hat er uns zu Haushaltern gesetzt? Wird er uns deswegen zur Rechenschaft fordern, wie ein Anderer mit seinen Gütern umgeht? Mein Freund! du bist ja nicht der Regent, der Alles führen soll.

Ihr aber, meine Zuhörer, die ihr von der Vorsehung wirklich mehr, als Andere, versäumt scheinet, wir haben noch zwei Worte zu eurem Trost zu reden. Ihr seid auch der Dinge oft beraubt, die zur Nothdurft dieses Lebens gehören; ihr seid mit Schmerzen und Krankheiten heimgesucht; ihr lebet in Verfolgungen und Nöthen; ihr bittet Gott um Errettung, und er hilft euch nicht; ihr schreit eurem Jesu nach, und er antwortet nichts. Lasset euch dieses weder ungeduldig, noch zaghaft machen. Ihr habt die heiligen Ursachen Gottes gesehen, warum er euch nicht erhört. Ihr leidet Mangel an irdischen Dingen: glaubet, daß Gott vorher gesehen habe, daß sie euch an der Seligkeit hindern würden. Spiegelt euch an den Versuchungen des Ueberflusses, wodurch so Viele umkommen. „Was hülfe es euch, wenn ihr die ganze Welt gewönnet, und littet doch Schaden an eurer Seele?" (Matth. 16, 26.) Gott sucht euch mit Schmerzen und Krankheiten heim. Die Gewißheit der göttlichen Liebe wird euch überführen, daß dieses die Bande sind, womit er euch vom Wege des Verderbens zurückhält. Euer Kreuz hat euch zur Erkenntniß eures Erlösers geleitet, und den Glauben in euch gewirkt. Seliger Gewinn für euch! Ist die geringe Glückseligkeit, die ihr hier entbehret, mit jener ewigen auch zu vergleichen? „Ist dieser Zeit Leiden auch der Herrlichkeit werth, die dermaleinst an euch wird offenbaret werden? Hinfort ist euch beigelegt die Krone der Gerechtigkeit." (Röm. 8, 18. und 2. Timoth. 4, 8.). Dort warten die Güter auf euch, die der Herr euch bereitet hat. „Ihr seid hierüber wenig getreu gewesen;" dort werdet ihr die Stimmen hören: „Ei ihr frommen und getreuen Knechte, gehet ein zu eures Herrn Freude." (Matth. 25, 22.) Ihr aber, Große dieser Erden! wer sind diese Elenden, diese Nackenden, diese Hungrigen, zu welchen wir reden? Eure Brüder; Kinder mit euch von einem Reiche. Und warum sind diese so elend gegen euch? Die Weisheit Gottes hat Etliche von euch geringe machen müssen, damit Etliche von euch glücklich würden, und die Welt vollkommen wäre. Diese eure Brüder sind also die Opfer eurer Ruhe, eurer Bequemlichkeit, eures Vermögens. Gott hätte euch an ihre Stelle setzen, und sie sein lassen können, was ihr seid. Was ist also billiger, als daß ihr denen, die um euretwillen leiden, ihren Zustand auch wiederum, so viel als möglich, erträglich machet? Was ist billiger, als daß ihr sie mit eurem Ueberfluß wiederum erquicket? Müssen diese ihre Ruhe, ihre Nothdurft, alle ihre Glückseligkeit für euch hingeben; was ist gerechter, als daß ihr wiederum für ihre Freude und für ihre Erhaltung sorget, die euch so wenig kostet? Sie sind Kinder Gottes so wohl als ihr, und Gott hat dieselbe Liebe für sie, die er für euch hat. Wie schmerzlich würde es nun dem himmlischen Vater sein, da er diesen Theil seiner Kinder aus heiligen Absichten euch nicht hat gleich machen können, wenn er durch euren Stolz und durch eure Unempfindlichkeit sie noch mehr unterdrückt sehen müßte! Aber bedenket, daß diese eure geringen Brüder es sind, die dermaleinst über euer ewiges Heil den Ausspruch thun werden. Wie selig werdet ihr sein, wenn ihr dieses Zeugniß von ihnen haben werdet: „Herr! diese sind es, die uns, ob wir gleich arm und niedrig waren, wie Brüder gepflegt haben. Deine Weisheit hatte uns geringer, wie sie machen müssen: aber ihre Liebe hat's gemacht, daß wir die Unbequemlichkeiten unsers Standes nicht gemerkt haben. Wir sind hungrig gewesen, aber sie haben uns reichlich gesättigt. Wir sind durstig gewesen, aber sie haben uns nie unerquickt gelassen. Wir sind nackend gewesen, aber sie haben uns gekleidet. Wir sind gefangen gewesen, aber sie haben sich unsrer nie geschämet; sie haben uns besucht, sie haben uns getröstet, sie haben sich unserer redlich angenommen." O! wie selig wird euer Lohn sein, wenn ihr darauf die Stimme eures Erlösers hören werdet: „Kommt herein, ihr Gesegneten meines Vaters; ich bin's, den ihr gespeist; ich bin's, den ihr getränkt; ich bin's, den ihr erquickt, gekleidet und besucht habt. Kommt herein, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt."

Herr! verleihe uns, daß wir allesammt dieses Reichs theilhaftig wer-

den mögen. Dir, o Vater, sammt dem Sohne, und heiligen Geiste sei Preis von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

## Predigt über die Zufriedenheit mit dem Orte unsers pflichtmäßigen Aufenthalts. Matth. 17, 1—9.

Von Dr. Wilh. Abraham Teller.

Durch dich, Herr unser Gott, leben und sind wir; und wo wir sind, da ist auch nach deinem weisen Rath für unser Fortkommen gesorgt, und Gelegenheit genug, es gut zu haben. Nur uns fehlt es zu oft an der Aufmerksamkeit, es wahrzunehmen, oder an der Geneigtheit, es recht zu bedenken, und auch dafür dir, unveränderlich Gütiger, dankbar zu sein. Vergieb den Schwachen, die dich darum bitten; und verleihe uns allen Weisheit und Ernst, die Quellen der Zufriedenheit aufzusuchen, welche du an jedem Orte fließen lässest für die, die deinen Rath kennen und ehren. Amen.

Die wahre Glückseligkeit ist so wenig an Einen Ort und an Eine Gegend in der Welt als an Einen gebunden. Wie man es bei jeder rechtmäßigen Lebensart gut haben kann, so läßt sich auch allenthalben ein ruhiges und glückliches Leben denken. Wir müssen nur nicht etwas Vollkommnes in der Unvollkommenheit suchen, unsre Begierden mäßigen, unsre Wünsche einschränken lernen: so werden wir finden, daß es so ist. Dem Guten und Fleißigen wird es nirgends an nothwendigem Auskommen, guten Freunden, mancher Gelegenheit zu vernünftiger Aufheiterung und Erholung so ganz fehlen, und für das, was ihm noch abgeht, wird er in seiner Gottergebenheit reichen Ersatz finden.

Aber so wäre es wohl einerlei, wo man auf ein Gerathewohl in der Welt hinkömmt? So hätte der Landstreicher recht, der in der weiten Welt aufs Ungewisse umherirret, in der Meinung, es sei allenthalben gut? Und auch der recht, der Vaterland, Verwandte, Freunde leichtsinnig und ungerufen verläßt, in dem Wahn, daß er aller Orten sein Glück machen könne? Doch dergleichen Menschen gehören schon nicht zu den Gutgesinnten und Fleißigen, die allein nach göttlicher Einrichtung, wie ich eben erinnert habe, darauf rechnen dürfen. Und so ist diese Wahrnehmung überhaupt nicht dazu da, daß wir unbedachtsam die Welt durchlaufen sollen, sondern daß wir uns den Ort sollen gefallen lassen, den die Vorsehung zu unserm Glück auserschen hat; daß wir das Vaterland lieben sollen, an welches sie zunächst zu unserm Fortkommen angewiesen hat, und nicht so ekelhaft den Aufenthalt verachten, an den uns unser Beruf bindet. In solchen Umständen denken und glauben, daß der Weg zum Glück und zur Freude allenthalben für den, nach ewig weisen und gütigen Gesetzen gebahnt sei, der ihn betreten will; auch das soll ein Theil unsrer christlichen Weisheit und Frömmigkeit sein, und je öfter wir auf diese Ueberlegung zurückkommen, um so leichter wird es uns werden, unsern Wünschen, bald da bald dort zu sein, und unsrer Unzufriedenheit, wenn es nicht sein kann, Gränzen zu setzen, und die gute Gesinnung uns eigen zu machen, von der ich nun weiter reden will.

Nach sechs Tagen nahm Jesus zu sich Petrum und Jacobum, und Johannem, seinen Bruder, und führte sie beiseits auf einen hohen Berg. Und ward verklärt vor ihnen, und sein Angesicht leuchtete, wie die Sonne; und seine Kleider wurden weiß, als ein Licht. Und siehe, da erschienen ihnen Moses und Elias, die redeten mit ihm, Petrus aber antwortete, und sprach zu Jesu: Herr, hie ist gut sein. Willst du, so wollen wir hie drei Hütten machen, dir eine, Mosi eine, und Elia eine. Da er noch also redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören. Da das die Jünger hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und erschraken sehr. Jesus aber trat zu ihnen, rührte sie an, und sprach: Stehet auf und fürchtet euch nicht. Da sie aber ihre Augen aufhuben, sahen sie Niemand, denn Jesum allein. Und da sie vom Berge herabgingen, gebot ihnen Jesus, und sprach: Ihr sollt dies Gesicht Niemand sagen, bis des Menschen Sohn von den Todten auferstanden ist.

Hier ist gut sein! hier wollen wir bleiben! so rufte Petrus voll Entzücken aus; aber auch nicht der gesetzte, bedächtige Apostel Christi, sondern der Petrus, auf den Alles gleich einen lebhaften Eindruck machte, und der nun überdem, wie Lucas bemerkt (Luc. 9, 32. 33.), eben jetzt noch voll Schlafs war; und selbst nicht wußte, was er redete. So wissen auch oft die nicht, was sie reden, was sie eigentlich wollen, die nicht allenthalben, wo sie nach ihren Umständen sein sollen, zufrieden und vergnügt sein können, und es anderswo allein gut finden. Daher will

ich einmal diese Zufriedenheit mit dem Orte unsers pflichtmäßigen Aufenthalts zum Inhalt meiner Betrachtung machen, und nachdem ich ihre Beschaffenheit werde erklärt haben, einige Ueberlegungen empfehlen, die uns dazu geneigt machen sollen.

1) Wenn ich sage, daß wir uns den Ort und die Gegend in der Welt sollen gefallen lassen, wo wir unsern Platz von der Vorsehung angewiesen bekommen, so meine ich damit die glückliche Gemüthsverfassung, die der eigensinnigen oder sonst übereilten Wahl unsers Aufenthalts in der Welt, dem Hang zu beständigen Ortsveränderungen und der auch sich so leicht festsetzenden Einbildung entgegensteht, daß es allenthalben besser sei, als da, wo uns unsere Bestimmung zu sein nöthigt. Es giebt Menschen, die nirgends lange bleiben können, immer unstät und flüchtig sind, und daher sich selbst an ihrem Glück und Fortkommen hindern. Lasset diese irgend wohin gerathen, wo mit einmal Glanz und Pracht ihr Auge blendet, so ist nur da für sie gut sein, daß sie nun sogleich, wie Petrus, ihre Wohnung da aufschlagen wollen; aber es dauert eine kurze Zeit, so gefällt es ihnen schon nicht mehr, so wollen sie weiter. Es giebt Andere, die, so lange sie noch auf dem Wege sind, ihr Glück zu machen, durchaus an diesem und keinem andern Orte ihr Fortkommen suchen wollen, das Vaterland mag von noch so großem Umfange sein, und die denn auch darüber manche Gelegenheit versäumen, ihr Unterkommen zu finden. Wer drängt sich nicht Alles nach großen Städten? wie ekelt nicht so Manchen vor dem Aufenthalt in kleineren oder auf dem Lande? Und noch ist derer keine geringe Anzahl, die am wenigsten mit ihrem Vaterlande zufrieden sind. Sie finden es allenthalben besser, als in demselben; es ist allenthalben gut sein, nur da nicht. Und diese Unzufriedenheit wandelt gemeiniglich die am meisten an, die in jungen Jahren ohne Erfahrung und ohne Kenntniß ihres eignen Vaterlandes auswärtige Länder bereisen, oder auch durch das Lesen vieler Reisebeschreibungen die Einbildungskraft so erhitzen, daß sie darüber die Welt, die sie um sich haben, vergessen. Dann fehlt es aber auch nicht an Veränderung Liebenden, die sich immer aus dem Ort herauswünschen, an welchen sie ihr Beruf bindet, der Landmann in die Stadt, der Kleinstädter in die größere Stadt, und der Bewohner dieser aufs Land oder in eine ruhigere Gegend. Da wäre gut sein, denkt man, und wie oft mögen wir Alle, wenn gleich der Eine häufiger als der Andere, uns diesen Gedanken durch die Seele gehen lassen! Doch wenn er auch nur mehr vorübergehend ist, sich nicht bei uns festsetzt, wenn ein Widerwille gegen den Ort unsers von der Vorsehung bestimmten Aufenthalts und Verdrossenheit in Abwartung unsers Berufs daraus entsteht, so ist das schon zu der Gemüthsfassung genug, von welcher ich rede.

Es war an sich gar nicht zu tadeln, daß Petrus den Ort so vortrefflich fand, wo Jesus, Moses und Elias sich miteinander in voller Klarheit unterredeten, und vermuthlich durch das reine Licht, das sie umgab, auch die natürlichen Schönheiten der Gegend, in der sie sich befanden, erhöhet wurden.

In solchen Umständen, unter solchen Eindrücken eines nie empfundenen Vergnügens zu denken und zu sagen: hier ist gut sein! ist Natur, ist Ehre des freien unverdorbenen menschlichen Gefühls. Nur das also war die Schwachheit Petri, daß er auch sogleich für immer da bleiben wollte, wohin er doch nach seinem Beruf nicht gehörte. Laß uns Hütten bauen! Wenn er das nicht so voll Schlafs gesagt hätte, wie sauer hätte es ihm werden müssen, Jesu in seiner Niedrigkeit und unter so vielen Beschwerden noch ferner zu folgen!

Wenn wir also mit dem Aufenthalt zufrieden sein sollen, den uns unsere Umstände in der Welt, unsere Geschäfte und Verbindungen mit der Gesellschaft nothwendig machen: so sollen wir nur Vorstellungen und Gedanken in uns nicht zu lebhaft werden lassen, die Neigung zu sehr an einen andern Ort heften können, wir mögen ja wohl, so lange wir die festgesetzte Stätte unsers Glücks noch nicht kennen, diese und jene gut, besser als andere, finden, wenn wir dann nur stets uns dabei bescheiden: wer weiß, ob sie auch für dich so gut sein möchte! Wir können dann wohl, wenn wir schon an dem einen Orte unsern zum Sein und zum Bleiben angewiesenen Platz haben, anderen Orten ihre Vorzüge und ihre Annehmlichkeiten zugestehen, wenn wir doch nur immer hinzudenken: auch der meinige hat sein Gutes; da habe ich schon mein Obdach, mein Auskommen, meine Freunde gefunden; da ist mir schon so manche Freude geworden; was sollte ich erst dort aufs Ungewisse Hütten bauen? Es zeugt freilich von einer zu eingeschränkten, und mit dem großen Hause Gottes, der Welt, unbekannten Denkungsart, wenn man das Land und die Gegend seines irdischen Aufenthalts für den Inbegriff aller Schönheiten, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten hält, und nicht selten ist das besonders der kindische Stolz und die lächerliche Eitelkeit derer, die in großen Städten wohnen. Aber glauben, daß es auch anderwärts gut sei, es zur Ehre der Vorsehung glauben, die über den ganzen Erdboden ihre Segnungen verbreitet hat, das kann ganz wohl mit

dem genügsamen, zufriedenen Sinn bestehen: für mich ist hier gut sein; hier will ich gern leben und sterben, nachdem du, o Gott, über mich gebietest. Wie wenn der Mensch auf einem Spaziergange, bei Einathmung milder, erquickender Luft, bei Wahrnehmung der Anmuth und Pracht der ganzen Natur, ihres Reichthums auf Feldern und Wiesen und den Ausduftungen der stärkendsten Wohlgerüche etwas Aehnliches mit dem empfindet, was dem Petrus den Ausruf ablockte: hier ist gut sein! er doch aber gleich wohl auch nicht gezwungen wieder zu den Seinigen und zu seinen Geschäften zurückkehrt.

2) Ich denke, dies sei zureichend, die Zufriedenheit mit dem Orte unsers Aufenthalts nach ihrer wahren Beschaffenheit kennbar zu machen. Ich will also nur noch einige Ueberlegungen empfehlen, die uns dazu erwecken sollen. Petrus war, wie gesagt, außer Stande, das, was er wünschte, recht zu bedenken: Er wußte selbst nicht, was er redete, gleich einem Menschen, der nur eben aus dem Schlafe erwacht und noch halb im Traume spricht. Und ganz fehlt es Vielen, die nie lange an einem Orte aushalten können, oder sich immer weiter wünschen, oder es da am mangelhaftesten finden, wo sie Geburt, Stand und Beruf hinweisen, an dem ernsthaften Nachdenken, welches zu jeder richtigen, gottergebenen Gesinnung gehört. Aber lasset uns denken: Gott ist der Regierer deines Lebens und aller Umstände, unter welchen du lebst; du lebst, bist ein Veränderung liebendes Geschöpf; und es ist nichts in der Welt, was alle deine Wünsche befriedigen könnte, allenthalben im Einzelnen Unvollkommenheiten; so wird es uns schon leichter werden, es uns auch allenthalben gefallen zu lassen, wo wir nach Gottes weiser Fügung sein sollen.

Gott ist der Regierer unsres Lebens und der Umstände, in welche wir zu unserem Bestehen versetzt werden. Sein ist es, für uns auch den Ort zu bestimmen, wo wir unser Glück und Fortkommen finden sollen. Er hat festgesetzt, wie weit die Menschen wohnen, sich auf dem Erdboden verbreiten sollen (Apostelg. 17, 26.), und so auch, wie weit jeder einzelne Mensch seinen Fuß in der Welt setzen soll. Das giebt er denn auch Jedem zu erkennen durch die Menge Veranstaltungen, die er dazu in der Reihe menschlicher Veränderungen gemacht hat, und die wir weder selbst veranlassen, noch hindern können. Das Vaterland, in welchem wir geboren werden, unsre Eltern, unsre Verwandtschaften, die Gönner, die uns werden, die Gelegenheiten, die sich uns zeigen, auch außer dem Orte unsrer Geburt bekannt zu werden, der Widerstand, den wir bei noch so gutem Verhalten finden, daselbst fortzukommen, und da gegen die verminderten Schwierigkeiten, anderwärts Beifall und Zutrauen zu gewinnen, das Alles gehört zu dem allmächtigen Leiten des, der zuvor ersehen hat, wo unsers Bleibens in der Welt sein sollte. Wir stehen auch desfalls unter seiner väterlichen Aufsicht und barmherzigen Fürsorge, sind und leben durch ihn. Und da er denn auch das Maaß unserer Kräfte des Nutzens, den wir stiften können, am genauesten kennt, so können wir uns bei ernsthaftem Besinnen leicht sagen, daß es da für uns am besten sei, wo wir ohne unser ängstliches Zuthun unser Glück in der Welt machen. Und was sollten wir da weiter unmuthig sein, oder wie könnten wir es sein, so wir diesen Glauben an Gott und dieses Zutraun zu seiner unverbesserlichen Einrichtung mit uns haben? Dann können wir auch gewiß sein, daß er es nicht an irgend einem Guten uns werde mangeln lassen, das zu unsrer Aufmunterung und Erfreuung nöthig ist, wenn wir es selbst wahrnehmen wollen und uns nicht selbst an dem Genuß desselben hindern.

Dann sollten wir doch auch fleißig überlegen, welch ein veränderungsliebendes Geschöpf der Mensch ist; wie bald er das Gute einer Art gewohnt wird, und dann wieder eine andere verlangt; wie leicht er mit den Annehmlichkeiten seines Orts bekannt und derselben überdrüssig nun um so lebhafter die Unbequemlichkeiten desselben empfindet. Auch dieses Nachdenken würde bald die Einbildung schwächen: da ist gut sein; da möchtest du sein! und die Ueberzeugung in uns beleben: auch hier ist gut sein, wo du einmal in deinem ordentlichen Berufe bist. Wir würden uns dann leicht selbst sagen können: „Was würde es mehr sein, wenn du nun da wärest, wo du dich hinwünschest? In Kurzem würde es dir vielleicht nicht mehr gefallen; du würdest die Gegend verändern, aber nicht deine Gesinnung; es wird auch da ein Einerley geben, dafür dir jetzt ekelt, und es wird dir also am Besten gerathen sein, wenn du gleich hier diesen Ekel überwindest, und in das Einförmige Mannigfaltigkeit zu bringen, dem Gewohnten einen neuen Reiz beizulegen suchst, durch den denkenden, beobachtenden Geist, der in dir ist und der in dem, was um ihn vorgehet, ein weites Feld findet, immer etwas Neues zu bemerken, seine Kenntnisse zu vermehren und seine Erfahrung zu vervielfältigen." Es ist also wohl ganz richtig, wenn man sagt, der Mensch müsse an jeden Ort das Vergnügen mitbringen, den Geist und das Herz besitzen, desselben fähig und empfänglich zu sein, und er werde sonst an jedem Orte es umsonst suchen. Das kann ihm nur allein wenig helfen, wenn man ihm nicht zugleich sagt, er

müſſe ſeine Veränderungsſucht, die Urſache mannigfaltigen Misvergnügens, zu mäßigen und zu heilen ſuchen.

Dazu, wie überhaupt zu der Zufriedenheit mit dem Orte unſers Aufenthalts, wird nun auch die Ueberlegung ſehr dienlich ſein, die von der Mangelhaftigkeit einzelner Theile in der Welt hergenommen iſt. Sie ſelbſt, im Ganzen betrachtet, iſt vollkommen, ſo wie ſie das Werk des Weiſeſten iſt, aber kein Ort, keine Gegend in derſelben für ſich gedacht. Ein jeder Wohnſitz der Menſchen hat ſein Gutes; jede in einer Gegend zu einerlei Abſichten verbundene menſchliche Geſellſchaft ihr Gutes; nirgends aber iſt alles Gute vereint anzutreffen. Lebt man etwa an dem einen Orte geſunder, ſo lebt man dafür an einem andern um ſo ruhiger; iſt hier die Natur reizender, ſo iſt dort das geſellſchaftliche Leben angenehmer; iſt in dem einen Lande der Erdboden ergiebiger, ſo iſt in dem andern mehr Gelegenheit zum Abſatz und zum Erwerb; herrſchen in dieſem feinere Sitten, ſo nimmt man in jenem mehr offenherzige Ehrlichkeit wahr; und was der Ungleichheiten dieſer Art mehr ſind. Wer wollte nun ſo unbedingt von einem einzigen Orte behaupten: hier iſt gut ſein, wie derjenige thun müßte, der nun auch zugleich, mit Petrus zu reden, da Hütten bauen wollte? So denke doch keiner, der noch auf dem Wege zu ſeinem Glücke iſt, zu voreilig: hier will ich es machen, denn hier iſt gut ſein; und der ſchon gemacht hat, laſſe ſich's nicht gereuen, es eben hier und nicht anderswo gefunden zu haben. Wo finde ich, denke Einer wie der Andere, in meinem gegenwärtigen Zuſtande das Vollkommene? Wo könnte ich das Alles beiſammen antreffen, was ſich mein unzufriedenes Herz wünſchen könnte? O! es wird auch für mich allenthalben gut, allenthalben ein großer Gewinn ſein, wo ich mir genügen laſſe. (1. Tim. 6, 6.) Lehre mich's, mein Gott, glauben, und dieſes frohe Empfinden eines genügſamen Sinnes für mein größtes Glück achten, daß ich ihm nachſtrebe, bis ich es erlange.

Und ſo wollen wir denn Alle uns noch zuletzt in der Betrachtung vereinigen, wo wir uns an jedem Orte am beſten befinden werden, und oft in ſtillen Ueberlegungen darauf zurückkommen. Wo iſt alſo allezeit und aller Orten gut ſein? Ich denke zuerſt in der Einſamkeit. Ich meine aber damit nicht die mönchiſche, einſiedleriſche, die Unwiſſenheit und Aberglauben erſonnen haben, ſondern die mit Abſicht zuweilen gewählte, um uns göttlicher Wohlthaten lebhaft und dankbarlich zu erinnern, unſern Pflichten nachzudenken, unſre abweſende Freunde uns gegenwärtig zu machen, etwas Gutes zu beſchließen, etwas Nützliches zu leſen: hier iſt gut ſein, und wir werden nie aus dieſer Einſamkeit zurückkehren, ohne im Guten geſtärkt worden zu ſein. Wo iſt ferner gut ſein? Auch unter den Unſrigen, denke ich: denn da iſt offenherzige Vertraulichkeit; da iſt unſchuldige Erholung von den Mühen des Lebens, munterer, unbeleidigender, und, wenn wir ſelbſt wollen, geſitteter Scherz; da verbinden ſich alle immer inniger mit einander in der Freundſchaft und in Wohlwollen. Wo iſt noch weiter gut ſein? Namentlich bei unſeren Arbeiten und Geſchäften: da vergißt man ſo manche Sorge, ſo manche Beleidigung und Kränkung, ſo manche unedle Beeiferung um Glanz, Pracht und Wohlleben. Und wo iſt endlich noch ſo gut ſein? Ohne Zweifel allenthalben, zu jeder Zeit und an jedem Orte, wo etwas Gutes zu lernen oder zu üben Gelegenheit für uns iſt, von der grünenden Aue an, auf der wir die Herrlichkeit Gottes wahrnehmen, bis zum Sterbebette des Freundes, wo uns die menſchliche Hinfälligkeit in ihrer wahren Geſtalt erſcheint. So viel iſt es Gutſein, wo wir leben, und ſo mannigfaltig iſt es! Suchet, ſo werdet ihr's finden.

---

## Predigt über die geiſtliche Beſchaffenheit des Reichs Chriſti.
### Johannes 18, 36.
### Von Sack.

Jeſus antwortete: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt.

---

Meine andächtigen Zuhörer! So lange Jeſus, unſer Herr, auf Erden lebte, erhielt ſich bei ſeinen Jüngern auch noch immer die irrige Meinung, daß er ein irdiſches Reich aufrichten und ſie in demſelben mit ihm herrſchen würden. Zu innig war nach ihren jüdiſchen Vorurtheilen dieſer Gedanke mit ihrer Hoffnung auf einen Erretter Israels verwebt, als daß weder die Niedrigkeit und anmaßungsloſe Beſcheidenheit, in welcher unſer Heiland lebte, noch auch die Beſchaffenheit ſeiner Lehren und Vorſchriften ſie davon gänzlich zu befreien vermochte. Jeſus ertrug auch dieſe Schwachheit ſeiner von ihm erwählten Zeugen mit Geduld. Er wußte, daß ſie in der Folge ganz andere Begriffe von dem Zwecke ſeiner Sendung bekommen würden, und ſich ihr auf ihn geſetztes Vertrauen von allen den Hoffnungen auf irdiſche Macht, die ihnen jetzt noch ſo viel werth waren, reinigen würde. Und dieſe Wirkung mußte nun insbeſondere die Begebenheit haben, deren Zeugen ſie bald nach

seiner Auferstehung wurden. Durch seine Entfernung von der Erde mußten nun auf einmal ihre Gedanken und Hoffnungen eine andere Richtung bekommen. Andere und höhere Erwartungen mußten entstehen, da derjenige, den sie als ihren Herrn verehrten, die Erde verlassen hatte. — Eine ähnliche Wirkung muß das Andenken an die Erhöhung unsers Heilandes bei uns Allen hervorbringen. Und da noch immer auf mancherlei Weise die Herrschaft Jesu einer irdischen Herrschaft ähnlich geachtet wird: so werde ich an diesem Festtage zu zeigen suchen, wie wenig sie mit derselben gemein habe. Die Worte des Textes geben dazu die beste Anleitung. Sie enthalten die Antwort, die unser Heiland seinem Richter Pilatus gab, da derselbe ihm die Frage vorgelegt hatte: ob er der Juden König sei? Jesus erwiederte darauf, daß er allerdings das Oberhaupt eines Reiches sei, daß aber dieses Reich von einer ganz andern Natur und Beschaffenheit sei, als irdische Reiche. Mein Reich ist nicht von dieser Welt — und er fügt auch sogleich einen Beweis hinzu, der den römischen Landpfleger überzeugen konnte, daß er es nie darauf angelegt habe, sich eine irdische Herrschaft zu erwerben. „Wäre mein Reich von dieser Welt: meine Diener würden drob kämpfen, daß ich den Juden nicht überantwortet würde; aber nun ist mein Reich nicht von dannen.“ Von welcher Art ist es denn aber? Welche Gewalt, welche Herrschaft, welche Regierung ist es, die Jesu Christo nach Gottes Willen beschieden war? und die er auch erlangt hat, und besitzt, und behaupten wird bis an's Ende der Welt. Wie herrschet er? Und welche sind seine Unterthanen und Reichsgenossen? Und welchen Gesetzen sind sie unter seinem Scepter unterworfen? Und was können sie von ihm und durch ihn erwarten und hoffen? Gewiß sehr wichtige Fragen für uns Bekenner des Namens Jesu! Wir wollen unser Nachdenken darauf heute gerichtet sein lassen, und wenn wir uns

zuerst von der Beschaffenheit des Reiches Christi eine richtige Vorstellung werden gemacht haben: so wollen wir

zweitens sowohl die Belehrungen, als die Tröstungen zu Herzen nehmen, die daraus für uns folgen.

1) Wenn Jesus unser Heiland von einem Reiche redet, dessen Oberhaupt und Beherrscher er sei, so versteht ein Jeder sogleich, daß er damit eine ihm gebührende Gewalt und Regierung verstanden habe; und daß er also auch Unterthanen haben müsse, die von ihm beherrscht und regiert werden. Wenn er aber sogleich hinzusetzt: daß dieses Reich nicht von dieser Welt sei, daß es also mit irdischer Würde und Herrschaft weiter keine Aehnlichkeit habe: so lernen wir daraus, daß wir hier also bloß an eine geistliche Gewalt zu denken haben.

In einem geistlichen Sinne kann man mit Recht demjenigen ein Reich zuschreiben, der über die Seelen gebietet, der durch Wohlthaten, die er erwiesen, durch Erkenntnisse, die er mitgetheilt, durch Gesinnungen, die er eingeflößt, durch Hoffnungen, die er erweckt und erfüllt hat, in dem Herzen selbst sich einen Thron errichtet hat. Hat er sich Dankbarkeit und willigen Gehorsam, und ein uneingeschränktes Vertrauen erworben; werden seine Gesetze nicht aus Zwang und Furcht, sondern aus Ueberzeugung und Erfahrung, daß sie weise, gütige und wohlthätige Gesetze sind, befolgt; und sind es deren nun unzählige, die ihm anhangen, die sich innerlich von ihm regieren lassen, die zu seiner Ehre und nach seinem Willen leben: und in der Hoffnung auf ihn dulden und sterben — o so hat er allerdings ein Reich — und solch ein innerliches und geistliches Reich hat Jesus errichtet. — Wie hat er es errichtet? Die Reiche dieser Welt werden gemeiniglich durch die Gewalt der Waffen gegründet, die Diener derer, die darnach streben, kämpfen darob — nicht so das Reich Jesu; es ist nur durch eine geistliche Gewalt, durch die Gewalt der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Liebe gegründet. Jesus lehrte Gott, den Vater der Menschen, kennen, lieben, verehren; er verkündigte Gnade und Vergebung, und versicherte Gottes Vorsorge, Gottes Beistand zum Guten, Gottes nie verlassende Liebe; er brachte Leben und unvergängliches Wesen ans Licht, — er ging umher und that wohl — er rief die Sünder zur Buße; er befreite von den furchtbarsten Feinden menschlicher Ruhe und Glückseeligkeit, von der Unwissenheit, von dem Aberglauben, von der Herrschaft sündlicher Begierden, von der Gewissensangst, von der Furcht des Todes. Er war gekommen, nicht um als ein weltlicher Fürst zu herrschen, sondern um zu suchen und seelig zu machen, was verloren war. Und das that er in Demuth, in Sanftmuth, in Selbstverleugnung, in Niedrigkeit. Ihm war nicht darum zu thun, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen, und in diesen über Alles wohlthätigen Diensten sein Leben selbst aufzuopfern. Er gab sich willig in den Tod der Versöhnung, durch welchen nach Gottes Rathschluß die Menschen mit himmlischen und ewigen Gütern gesegnet werden sollten. — Und so gründete er sein Reich durch Wohlthun und Helfen und durch Vergießung seines Blutes am Kreuze. — Auch sollte es nach seiner Absicht nie anders als durch die Kraft der Wahrheit und durch die Predigt

des Glaubens an ihn ausgebreitet werden. Darum wählte er unangesehene, geringe, arme Menschen zu seinen Aposteln. Die mußten unter Verfolgung und Trübsal in der Welt umhergehn, und ihn, den Gekreuzigten, predigen, und nun durch diese Predigt ihm Herzen gewinnen, und Unterthanen sammeln, aus allen Völkern des Erdbodens. Die Waffen, die sie gebrauchen sollten, waren nicht fleischlich, sondern es waren geistliche Waffen, nämlich Erweis der Wahrheit an die Gewissen der Menschen, — eine Kraft Gottes, vor welcher alle menschliche Gewalt sich beugen muß; die Stimme seines Wortes; die Wirkung seines Geistes.

Wie nun Christi Reich in der Art und Weise, wie es gegründet war, nicht von dieser Welt war: so ist es auch in seiner Beschaffenheit von den Reichen dieser Welt gänzlich verschieden. Hier ist kein in die Augen fallender Pomp und Glanz, hier sind keine durch Raum und Zeit beschränkte Gränzen; hier sind keine weltliche Ansprüche und Streitigkeiten; hier sind keine blos zu äußerlichen Handlungen verpflichtende Gesetze; keine irdische Belohnungen, keine leibliche Strafen. Dieses Reich kömmt nicht mit äußerlichen Geberden, nicht mit hörbarem Geräusch, nicht mit sichtbaren Zeichen — es ist in euch, sagt unser Erlöser; es ist in der unsichtbaren Gegend eurer Gedanken, eurer Neigungen, eurer Gesinnungen. Wo Glaube, wo Gottseligkeit, wo Liebe, wo Friede und Freude in dem heiligen Geiste ihr Werk haben, da ist Christi Reich; erneure dein Herz und lebe nach der Lehre Jesu, thue Buße und glaube an das Evangelium: so wirst du und bist du ein Unterthan dieses Reiches. Die Gesetze, die hier gegeben werden, betreffen nicht dieses oder jenes äußerliche Werk: sie fordern Reinigkeit des Herzens, fromme Gesinnungen und ein unbeflecktes Gewissen; die Güter, die hier angeboten und genossen werden, sind geistliche Güter; Vergebung der Sünden, Ruhe des Gemüthes, Hoffnung zu Gott, die nie zu Schanden werden läßt; der Schutz, der hier zu erwarten ist, ist nicht ein Schutz gegen leibliche Feinde — es ist ein Schutz gegen das, was der innerlichen Wohlfahrt unsers unsterblichen Geistes schadet. Die ganze Absicht dieser Herrschaft Jesu ist nicht, daß wir hier in der Welt zeitliches Wohlergehen genießen, Reichthümer besitzen, zu irdischen Ehren kommen, und unsere sinnliche Begierden befriedigt werden sollen. Nein, Andächtige! es ist eine höhere Absicht, ein edlerer Zweck — nemlich, daß es uns an unsern Seelen wohlgehe, daß wir gebesserte Gottergebene, zu Allem, was recht und gut ist, willige und tüchtige Menschen, und als solche würdig werden mögen, jene Welt zu erlangen. Von dieser Beschaffenheit ist das Reich unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. Es ist nicht von dieser Welt; nicht in seiner Entstehung, nicht in seinen Gesetzen, nicht in seinem Zwecke, nicht in seiner Glückseeligkeit. Es ist ein Reich der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Liebe, der Seeligkeit. — Eben deswegen hat es denn nun auch mit den weltlichen Königreichen gar nichts zu thun; es thut ihnen in ihren Einrichtungen und Rechten durchaus keinen Abbruch. Es hindert sie nicht; es streitet nicht mit ihnen; es schadet ihnen niemals; es befestigt sie vielmehr, indem es fromme und getreue Unterthanen macht, die sich der weltlichen Obrigkeit auch um des Gewissens willen gern unterwerfen; und alle gerechte Absichten derselben durch Berufstreue und durch Gebet gern befördern.

Hat es aber nun diese Bewandniß, meine andächtigen Zuhörer, mit dem Reiche Christi: so ist auch eben deswegen das Reich unsers Heilandes theils weit herrlicher, theils weit ausgebreiteter, theils weit dauerhafter, als irgend ein Reich von dieser Welt.

Es ist erstlich herrlicher. Denn welche Herrschaft kann mit derjenigen an Würde und Vortrefflichkeit verglichen werden, die sich über die Seelen selbst erstreckt? — es ist dabei nicht bloß auf äußerliche Ordnung und Ruhe, sondern auf innerliche Besserung und ewige Glückseeligkeit abgesehen; es ist herrlicher, denn es ist auf lauter Wahrheit und Gnade gegründet, und hat mit Gottes allweiser Regierung selbst einerlei Gesetze, einerlei Zweck.

Es ist zweitens ausgebreiteter als ein Reich von dieser Welt. Dieses ist immer nur auf ein gewisses Volk und auf einen sehr geringen Theil des Erdbodens eingeschränkt. So nicht das Reich Christi, das ist nicht an eine besondere Nation, oder an ein besonderes Land gebunden. Sondern in allerlei Volk, wer Gott fürchten und recht thun will, der kann ein Unterthan desselben werden. Kein irdischer Unterschied schließt von demselben aus. Alle können unter Dessen Scepter glücklich sein, der zum Herrn über Alles erhöhet worden ist. — Das Licht des Evangeliums kann alle Gegenden der Erde mit seinen wohlthätigen Strahlen erleuchten; es ist auch gewiß von Gott bestimmt, noch immer weiter und ungehinderter menschlichen Seelen auf dem Wege zum Himmel vorzuleuchten.

Welch eine unzählbare Menge derer, die schon als Unterthanen des Reiches Christi zu Gott und zur Seeligkeit gekommen, und die noch dazu kommen werden, bis an das Ende der Zeiten! Johannes sahe sie im Geiste — „eine große Schaar, welche Niemand zählen könnte, aus

allen Völkern, Geschlechtern und Sprachen, die standen vor dem Thron, und vor dem Lamme, angethan mit weißen Kleidern, und Palmen in ihren Händen."

Jedoch Christi Reich, Andächtige, ist drittens auch dauerhafter als ein Reich von dieser Welt. Die Reiche von dieser Welt hören nach einer gewissen Zeit auf, so mächtig sie auch sonst sein mögen. Und wenn sie auch dem Namen nach fortdauern: so macht doch der Tod, der Könige und Unterthanen wegnimmt, der Herrschaft jener, und der Unterthänigkeit dieser ein Ende. Aber das geistliche Reich Christi dauert von Geschlecht zu Geschlecht, die Wahrheit, die er gelehrt, das Verdienst, das er sich erworben, bleibt, und bleibt in Ewigkeit. Himmel und Erde werden vergehen, aber nicht seine Worte. Der Tod hat über ihn und seine Regierung keine Gewalt. Denn er lebt, und die Seinen sollen auch leben. Kein Tod kann sie von ihm trennen; **seines Königreiches wird kein Ende sein.**

Laßt uns nun in unsrer zweiten Betrachtung auf einige von den Belehrungen und Tröstungen merken, zu welchen uns die Wahrheit, daß das Reich Jesu diese geistliche Beschaffenheit habe, hinführt.

2) Die erste Lehre, meine andächtigen Zuhörer, auf die wir merken wollen, ist diese: Ist das Reich Christi nicht von dieser Welt, so kann es auch immerfort nicht durch die Mittel ausgebreitet werden, durch welche irdische Reiche Zuwachs und Stärke erlangen. Hier kann keine Gewalt, kein Reichthum, kein leiblicher Zwang das Allergeringste vermögen. Hier kann durch Befehle, durch Drohungen, durch Strafen nichts erzwungen werden. In dem Reiche Christi kömmt es, wie wir gesehn haben, auf Glauben, auf Gottseeligkeit, auf Erkenntniß und Befolgung der Wahrheit an. Das Alles aber hängt nicht von weltlicher Gewalt und menschlicher Verschlagenheit ab. Der Glaube läßt sich nicht gebieten; der Wahrheit kann man nicht durch Waffen Platz machen, oder Eingang in die Seelen verschaffen. So oft man daher durch Verfolgung und durch Gewaltthätigkeiten das Reich Christi hat ausbreiten wollen: so hat man es mit einem Reiche dieser Welt verwechselt! man hat seine wahre Beschaffenheit nicht gekannt, oder nicht kennen wollen. Man ist mehr darauf bedacht gewesen, ein irdisches Reich zu gründen, oder zu erhalten, als Gott und Jesu Unterthanen zu gewinnen. Lehren, ermahnen, Gottes Wort dem Verstande und dem Herzen nahe bringen, das ist, außer einem guten Beispiele, das Einzige, was Menschen zur Ausbreitung der wahren Religion thun können, und thun sollen. Wo weltliches Befehlen und Herrschen ist, da ist ein irdisches Reich Gottes, nicht die sanfte, geheime, geistliche Herrschaft Jesu.

Wie diese nun nicht durch weltliche Gewalt ausgebreitet werden kann, so kann sie auch eben so wenig durch Gewalt und Macht angegriffen und zerstört werden. Und das ist für alle rechtschaffene Christen ein sehr großer Trost. Er ist versucht worden in der Welt; man hat das Reich Christi, als sei es ein irdisches Reich, mit weltlichen Waffen bestreiten und umstürzen wollen. Obrigkeiten haben ihre Gewalt dagegen aufgeboten; Gefängniß und Martern, Feuer und Schwert haben die Herrschaft Jesu bekämpft. Aber mit wie wenigem Erfolge! Wie sich Ueberzeugungen und Gesinnungen nicht durch Gewalt geben lassen, so lassen sie sich auch nicht durch Gewalt entreißen. Keine Drohungen, und keine Martern können die Wahrheit in ihrem Fortgange aufhalten. Das Sichtbare kann das Unsichtbare nicht erreichen, und ihm also auch nicht schaden. Das Reich Christi liegt in einem Gebiete, in welches keine menschliche Macht eindringen kann. Die Erfahrung hat deswegen auch gezeigt, daß alle Verfolgungen, die über die Christen ergangen sind, dem Reiche des Erlösers nicht den mindesten Abbruch gethan haben. Nicht allein ist dieses Reich unerschütterlich fest stehen geblieben, sondern es hat sich auch unter allen Drangsalen, die die äußerliche Kirche zu erdulden gehabt hat, innerlich befestigt. Das Blut so vieler Tausend Märtyrer hat das Licht des Glaubens und die Flamme der Liebe zu Jesu nicht ausgelöscht, sondern vielmehr heller und stärker gemacht. Daraus lernen wir, wie sicher wir dabei sein können, wenn es auch der Vorsehung gefallen sollte, die Gemeine des Herrn wieder durch Verfolgungen und durch Leiden zu prüfen und zu reinigen; und alle Gewaltige der Erde sich ein Geschäft daraus machten, das Christenthum vertilgen zu wollen. Dazu sind sie viel zu ohnmächtig. Vor allen ihren Unternehmungen werden wir uns nicht zu fürchten haben. So, so wird Christi Thron nicht erschüttert, nicht umgeworfen werden. — Das nur würde ihn erschüttern können, wenn ein Lehrer auf Erden erschiene, der noch heilsamere Wahrheit den Menschen vom Himmel brächte, als Jesus; ein Wohlthäter, der noch mehr für sie thäte, als er gethan hat; ein Helfer, der mit noch mehr Liebe für das Heil und die Seeligkeit der Sünder sorgte, als er gesorgt hat. Dann möchten die, die nach Wahrheit fragen, und die nach Gerechtigkeit dürsten, sich zu dem hinwenden, der mit noch mehr Weisheit und Güte herrscht, und in dessen Reiche noch mehr Seelenruhe, noch mehr Vertrauen auf Gott, noch mehr Antrieb

zum Guten, noch mehr Seeligkeit zu finden ist. Da das aber nie geschehen kann und nie geschehen wird; o! so haben wir auch nie zu besorgen, daß Menschen, die nichts wider Gott vermögen, ein Reich, das er gegründet hat, je zerstören werden.

Jedoch ich gehe zu einer zweiten hieraus folgenden Lehre über.

Christi Reich ist nicht von dieser Welt; also haben wir als Unterthanen desselben auch nicht weltliche Glückseeligkeit zu erwarten. Das heißt, wir können uns nicht versprechen, daß wir darum, weil wir Christen sind, von zeitlichem Uebel und Ungemach werden befreit, oder zu irdischer Ehre, irdischem Reichthum, irdischem Wohlleben gelangen werden. Trübsal und Noth ist so wenig ein Beweis, daß man nicht ein guter Unterthan Christi sei, daß der Heiland es vielmehr seinen ersten Jüngern deutlich vorausgesagt hat, daß sie sich unter seiner Regierung darauf gefaßt zu machen hätten. „Wer mein Jünger sein will, der verläugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach.“ (Matth. 16, 24). Gute Tage, wie sie die Welt gern hat, hat er nicht verheißen. Er selbst hatte sie nicht; wie können wir sie verlangen? — Damit will ich nicht sagen, daß es einem rechtschaffenen Christen nicht auch im Leiblichen wohl gehn könne, sondern nur, daß er dieses Wohlergehn nicht als einen Segen des Reiches Christi ansehen und begehren solle; und daß es ihn nicht befremden müsse, wenn er auch durch mancherlei Leiden und Trübsale hindurch muß. Auf dem Wege der Frömmigkeit und der Tugend nur nach zeitlichem Glück trachten; auf diesem Wege irdische Güter und Glückseeligkeit suchen, das heißt: Christi Reich zu einem Reiche von dieser Welt erniedrigen. Christus verheißt und giebt seinen Unterthanen andere und bessere Güter. Er verheißt und giebt ihnen frohes Bewußtsein der Gnade Gottes, ein ruhiges, zufriedenes Herz, ein reines, unbeflecktes Gewissen, eine Seele voll Menschenliebe, voll Geduld, voll Ergebung in alle Rathschlüsse der Vorsehung, voll Hoffnung auf eine bessere ewige Glückseeligkeit im Himmel. Seid ihr mit diesen Gütern gesegnet: so werdet ihr alles Weltglück ohne Neid und ohne Kummer entbehren; und um keiner Leiden willen, die ihr zu erdulden haben möget, denken oder sagen, daß ihr es als Unterthanen eures Erlösers nicht gut, unendlich gut habt. Ihr werdet nicht mit jenen Jüngern in Irdischgesinntheit fragen: Herr, was wird uns dafür, daß wir dir nachfolgen, dir anhangen, deinen Gesetzen uns unterwerfen? — denn es ist euch das unschätzbarste Gut dafür geworden, ein rechtschaffenes Herz und die Versicherung, daß euch nichts von der Liebe eures Gottes, und von der Seeligkeit, zu der er euch berufen hat, scheiden könne.

Aber endlich, Andächtige, das Reich Christi ist nicht von dieser Welt. Also kommt es bei dem Gehorsam und der Treue, die wir als Unterthanen dieses Reiches zu beweisen haben, auch nicht auf einen Dienst vor Augen, nicht auf leibliche Uebungen, nicht auf äußerliche Werke an. Das Alles gilt in weltlichen Regierungen, wo auch der weiseste Beherrscher das Herz nicht sehen, die Gesinnungen nicht erforschen kann. Aber in Jesu Reich soll Alles Geist und Leben sein; hier wird das Herz selbst, nicht dieses oder jenes Werk, von dir gefordert. Hier gilt also auch kein Name, keine äußere Kirchengemeinschaft, keine Andacht, keine Verehrung des Mundes, kein Herr! Herr! sagen, keine Taufe und Abendmahl, kein Büßen, Beten und Fasten. Das Alles gilt nicht, wenn dein Herz nicht dabei ist. Das sei euch keine harte Rede, denn die Schrift sagt es, und die Natur des geistlichen Reiches Jesu bringt es so mit sich, nur eine neue Creatur, heißt es ausdrücklich, gilt in Christo Jesu. — Was ist das aber: eine neue Creatur? Es ist ein durch eine wahre Sinnesänderung gereinigtes, durch den Glauben geheiligtes Herz. Das macht uns erst zu guten Unterthanen unsers erhabenen Mittlers. Das giebt allen unsern Verehrungen und guten Werken erst ihren wahren christlichen Werth.

Möchten wir deswegen Alle von diesen Betrachtungen vorzüglich die Anwendung machen, daß wir mit Unparteilichkeit uns selbst prüfen, ob wir zu denen gehören, die sich der Beschaffenheit und der Güter des herrlichen Reiches unsers hochgelobten Erlösers wahrhaftig erfreuen und getrösten können. Ein Jeder von uns nehme vor Gott die Entschließungen, zu welchen er sich durch diese Prüfung veranlaßt finden wird. Ich will nur noch diese einzige Vorstellung hinzufügen. Wie müssen diejenigen, die sich gegen den, den Gott zum Herrn und Heiland gemacht hat, nicht freventlich empören; wie müssen sie angetrieben werden, ihm mit ihrer ganzen Seele zu huldigen und sich ganz seinem Dienste zu weihn, wenn sie bedenken, welch ein heiliges Recht er sich durch sein Leiden und seinen Tod auf ihre Liebe, auf ihren Gehorsam, auf ihre ewige Denkart erworben hat! Hat er sich nicht uns unendlich theuer zu seinem Eigenthum erkauft? Können wir an seine Leiden und an seinen Kreuzestod denken, können wir insbesondere das feierliche, rührende Gedächtniß seiner Liebe im Abendmahl begehn, ohne den Vorsatz zu fassen: Ja

ich will dem leben, der für mich gestorben ist; ich will seine Lehren mein Gesetz, seinen Geist meinen Führer, seinen Wandel mein Vorbild sein lassen. Ich will gesinnet sein, wie er gesinnt war, nicht die Sünde, nicht mein eigner verkehrter Wille, nicht das Ansehn und Beispiel der Menschen, nicht die Welt und ihre Lust sollen hinführo in mir herrschen. Er allein, dem ich ganz angehöre, soll in mir leben und regieren.

Laßt uns mit diesen Gedanken und Entschließungen dieses heilige Fest feiern. Dank und Freude erfülle unsre Seele, daß unser Heiland nicht ein Reich von dieser Welt errichtet hat? daß wir, als seine Erlösete, Unterthanen eines bessern und dauerhaftern Reiches sind; und unser ernstlichster Fleiß sei nur dahin gerichtet, daß wir der Glückseeligkeit dieses Reiches nicht verlustig gehen mögen. So ermahnte ein Apostel die ersten Christen und mit dieser Ermahnung will ich schließen: „Lieben Brüder, wendet allen euren Fleiß daran, euren Beruf und eure Erwählung fest zu machen. Denn wo ihr solches thut, werdet ihr nicht straucheln; und also wird euch reichlich dargegeben werden der Eingang zu dem ewigen Reich unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi.“ (1. Petr. 1, 10. 11.) Amen.

---

## Predigt über den Werth des gemeinschaftlichen und öffentlichen Gottesdienstes. Psalm 27, 4.

Von G. J. Zollikofer.

Gott, an dich zu denken, dich zu verehren, mit dir Gemeinschaft zu haben, welch ein würdiges seeliges Geschäft ist das nicht! Wie weit erhebt uns das nicht über alle andere Bewohner des Staubes! Wie nahe bringt es uns nicht deinen Verehrern im Himmel und dir selbst, der du ihnen und uns Alles in Allem bist! Ja, wenn wir an dich denken, dann denken wir an Alles, was gut, was groß, was erhaben, was verehrungs- und liebenswürdig ist! Wenn wir dich anbeten, dann beten wir den Schöpfer und Herrn der Welt, unsern und aller Menschen weisesten, gütigsten Beherrscher, huldreichsten Vater, größten Wohlthäter an! Wenn wir mit dir Gemeinschaft haben, dann haben wir Gemeinschaft mit dem ewigen, unerschöpflichen Quell alles Lichts, alles Lebens, aller Glückseeligkeit! Wenn wir uns mit deinem Dienste beschäftigen, dann fühlen wir die ganze Würde des Menschen und des Christen; fühlen es, daß wir deines Geschlechts, deine Kinder, daß wir großer Dinge fähig und zu großen Dingen von dir bestimmt sind! O möchte uns doch der Gedanke an dich und die Gemeinschaft mit dir stets das sein und gewähren, was es kann und soll! O möchten wir doch den Ort, der diesen heiligen Beschäftigungen geweiht ist, nie ohne Ehrfurcht betreten und nie ohne Segen verlassen! Laß uns doch, Allgegenwärtiger, laß uns hier deine Gegenwart immer inniger fühlen, und den Einfluß deines Geistes immer kräftiger erfahren! Laß Licht und Leben, und Trost und Kraft von deinem Throne auf uns herabfließen, so oft wir hier im Gefühl unsrer mannigfaltigen und dringenden Bedürfnisse nach dir schmachten, und die Befriedigung derselben bei dir suchen! Die Wahrheit immer deutlicher und überzeugender zu erkennen, uns im Glauben an dich und deinen Sohn Jesum zu stärken, immer besser und frömmer, immer zufriedener und froher zu werden, unsre Hoffnungen zu befestigen, unserer Bestimmung immer näher zu kommen, und des höhern Lebens immer fähiger zu werden, dies müssen stets die Absichten sein, in welchen wir uns hier vor dir versammeln; dies die Früchte, die wir davon einerndten! Lehre uns doch zu dem Ende den Werth des gemeinschaftlichen und öffentlichen Gottesdienstes immer richtiger erkennen, immer höher schätzen, und einen immer treuern Gebrauch davon machen. Segne auch jetzt unser Nachdenken über diese wichtigen Dinge, und erhöre unser Gebet durch Jesum Christum, in dessen Namen wir dich ferner anrufen und sprechen: Unser Vater u. s. w.

---

Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gern, daß ich im Hause des Herrn bleiben möchte mein Lebelang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn, und seinen Tempel zu besuchen.

---

Der gemeinschaftliche und öffentliche Gottesdienst, in so weit er den Geist und das Herz des Menschen beschäftiget, ist eine Sache, die dem Christenthum ganz eigen ist. Jede Religion hat ihre Gebräuche, ihre Feierlichkeiten, ihre Festtage; jede versammelte zu gewissen Zeiten und bei gewissen Gelegenheiten ihre Bekenner in dem Tempel und an den Altären ihrer Götter; jede verbreitete mehr oder weniger Furcht oder Schrekken um sich her; jede beschäftigte und blendete die Sinne ihrer Verehrer durch mehr oder weniger Pomp und Pracht. Aber in keiner war gesunde, reine Nahrung für den Geist und das Herz des denkenden und gefühlvollen Menschen; keine

sorgte für seine Aufklärung und seinen Unterricht, für seine moralische Besserung, für seine Beruhigung und seinen Trost. Nirgends wurde der Mensch von seiner Bestimmung, von seinen Pflichten, von seinen Verhältnissen gegen die Gottheit belehrt; nirgends zur vernünftigen Verehrung und Anbetung derselben, nirgends zur Tugend angeführt, nnd auf dem Wege der Tugend der Glückseligkeit geleitet. Dies Alles, meine theuern Freunde, sind eigenthümliche Vorzüge des Christenthums. Und wie groß sind nicht die Vorzüge! Wer kann alles das Gute berechnen, das daraus entstanden ist und noch daraus entsteht? — Ich weiß wohl, daß der öffentliche und gemeinschaftliche Gottesdienst selbst da, wo er sich am wenigsten von seiner Bestimmung entfernt, nicht immer das ist und wirkt, was er sein und wirken sollte und könnte. Er wird von Menschen verwaltet; und wer weiß nicht, wie oft die besten, die vortrefflichsten Dinge von Geschöpfen, die so leicht irren und fehlen können, gemißbraucht werden? Und so wie er von Menschen verwaltet wird, so wird er auch von Menschen besucht und gebraucht; und wie leicht verliert nicht der Mensch die wahre Bestimmung der Dinge aus dem Gesichte und macht sich seiner Trägheit oder seinen Leidenschaften dienstbar! Dürfen wir aber wegen dieses zufälligen Mißbrauchs den Werth der Sache selbst verkennen? Nein, meine theuren Freunde, der öffentliche und gemeinschaftliche Gottesdienst behält unstreitig einen sehr großen Werth, so oft und schändlich er auch immer gemißbraucht werden mag. Er ist und bleibt immer ein vortreffliches Mittel der Belehrung, der Besserung, der Beruhigung, der Erweckung und Uebung der Andacht und Frömmigkeit, der Beförderung der Menschlichkeit und der allgemeinen und brüderlichen Liebe. Und wenn der Psalmist in unserm Texte mit Recht sagen konnte: Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gern, daß ich im Hause des Herrn bleiben möchte mein Leben lang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn und seinen Tempel zu besuchen; so haben wir Christen noch weit, weit mehr Ursache, unsern gemeinschaftlichen Gottesdienst hochzuschätzen und demselben mit inniger Lust und Zufriedenheit beizuwohnen. Und davon, meine andächtigen Zuhörer, möchte ich auch gern durch meinen gegenwärtigen Vortrag überzeugen. Laßt mich zu dem Ende mit euch „den Werth des gemeinschaftlichen und öffentlichen Gottesdienstes" untersuchen. Laßt uns aber bei dieser Untersuchung um so viel behutsamer und unpartheiischer zu Werke gehen, um so viel leichter uns Aberglaube und Vorurtheile dabei mißleiten könnten Laßt uns also sowohl sehen:

Worin der Werth des Gottesdienstes nicht bestehen könne, als auch

Worin er wirklich bestehe; oder sowohl, was er nicht sein und nicht leisten kann, als auch, was er wirklich ist und leistet.

Der gemeinschaftliche öffentliche Gottesdienst, sowie aller Gottesdienst überhaupt, hat keinen Werth als Entzweck, sondern nur als Mittel zu höhern Endzwecken. So wie Essen und Trinken, sowie körperliche Bewegungen und Uebungen nicht Endzwecke, sondern nur Mittel sind, unser irdisches Leben zu erhalten, unsre Gesundheit zu stärken und unsre Kräfte zu vermehren: so sind auch Unterricht und Nachdenken, so sind alle gottesdienstliche und Andachtsübungen nicht Endzwecke, sondern nur Mittel, unsern Geist zu nähren, uns Lust und Kraft zum Guten einzuflößen, und dadurch unsre Vollkommenheit und Glückseligkeit zu befördern. So verhält es sich mit der eigentlichen Gottesverehrung; so verhält es sich mit Allem, was wir bei dem Gottesdienste wahrnehmen und thun. Wir verehren da Gott nicht, um ihn zu verehren; denn er bedarf unsrer Verehrung und unsres Dienstes nicht: sondern wir verehren ihn, um durch das tiefe, lebhafte Gefühl seine Größe und Vollkommenheit, sowie unsre Anhänglichkeit an ihn, jede fromme Gesinnung in uns zu stärken, jede unordentliche Leidenschaft zu bezwingen, jede ängstliche Sorge zu verscheuchen, und uns zu Allem, was recht und gut, was groß und erhaber. ist, williger und geschickter zu machen. Wir beten da, nicht um zu beten, denn Gott weiß so, was wir bedürfen, und thut stets das Beste: sondern wir beten, um unsern Geist zu erheben, unser Herz zu reinigen und zu beruhigen, und uns der Wohlthaten Gottes- und des Einflusses seines Geistes fähiger und empfänglicher zu machen. Wir lassen uns da von unseren Pflichten, von unsrer Bestimmung, von dem Willen des Höchsten unterrichten, nicht um davon unterrichtet zu sein: sondern wir thun es, um unsere Pflichten desto besser zu erfüllen, unsre Bestimmung desto gewisser zu erreichen und dem Willen unsers Oberherrn desto treuer nachzukommen. Wir denkeu da über die Lehren der Religion und des Christenthums nach, nicht um darüber nachzudenken, sondern um durch dieses Nachdenken ihre Kraft zu unsrer Besserung und Beruhigung zu erfahren. Wir erneuern da unsere heiligsten Entschlüsse, unsre feierlichsten Gelübde, nicht sowohl um sie zu erneuern, als vielmehr, sie unserm Herzen desto tiefer einzuprägen, und sie dann desto eifriger ins Werk zu richten. Wir legen da öffentliche Bekenntnisse unsers Glaubens und unsrer Hoffnung ab, nicht um sie abzulegen, sondern um uns dadurch in diesem

Glauben zu stärken und in dieser Hoffnung zu befestigen und beiden gemäßer zu leben. Und so sind alle Handlungen des Gottesdienstes nicht Endzwecke, sondern Mittel. Wir nehmen sie alle nicht um ihrer selbst willen, sondern um der guten Wirkungen und Folgen willen wahr, die sie haben können und sollen. Nicht jene, sondern diese geben dem Gottesdienste seinen ganzen Werth.

Diesen Werth hat er zweitens nur, in so weit er vernünftig ist; in so weit er sich auf Wahrheit, auf richtige Begriffe von Gott und seinem Willen und unseren Verhältnissen gegen ihn, und auf solche Gesinnungen gründet, die diesen Begriffen angemessen sind; nur in so weit er den Verstand und das Herz des Gottesverehrers auf eine, seiner Natur und seiner Bestimmung würdige Weise beschäftigt. Der Gottesdienst des Christen soll vernünftig, seine Anbetung Gottes soll Anbetung im Geiste und in der Wahrheit sein. Ein Gottesdienst, der nur die Sinne beschäftiget und unterhält, der durch Kunst und Pracht, durch Promp und Geräusch blendet oder betäubt, der in leeren Gebräuchen und Ceremonien bestehet, und dem Verstand nichts zu denken, und dem Herzen nichts Wahres, nichts Edles und Großes zu empfinden giebt; der kann keinen höhern Werth haben, als jedes andere Schauspiel, das die Augen des großen Haufens an sich zieht, und ihm Zerstreuung und Belustigung gewährt. Noch weniger Werth kann ein abergläubischer Gottesdienst haben, der uns niedrige falsche Begriffe von der Gottheit beibringt, knechtische Furcht und sklavisches Schrecken um ihre Verehrer verbreitet, den Vater der Menschen vor ihnen verbirgt, und ihn in einen strengen Herrn, in einen unerbittlichen Richter verwandelt, oder aber ihren Leidenschaften schmeichelt, sie von unerläßlichen Pflichten entbindet, ihnen falsche Beruhigungsgründe darreicht und bloß äußern Handlungen und leiblichen Uebungen Kräfte und Wirkungen zuschreibt, die sie nicht haben und nicht haben können. Vergeblich, heißt es hier, dienen sie mir, dieweil sie sich nach solchen Vorschriften richten, die nichts als Menschengebote sind.

Eben so wenig kann drittens der Gottesdienst ohne Rücksicht auf die Gemüthsverfassung, in welcher wir demselben beiwohnen, die Absichten, die wir dabei haben, und den Gebrauch, den wir davon machen, einen wahren Werth für uns haben. Nicht daß wir die Pflichten derselben wahrnehmen, sondern daß wir sie auf die rechte Art wahrnehmen, das macht ihre Wahrnehmung Gott gefällig, das macht sie zur Quelle des Segens für uns. Der Gottesdienst wirkt nicht als ein magisches Mittel ohne unser Zuthun, ohne unsre Theilnehmung, er bessert uns nicht wider unsern Willen oder ohne unsre Bemühung; er geschieht in der Gegenwart Gottes, des Allmächtigen, und läßt sich nicht gleich den Menschen von dem Scheine täuschen. Nein nur das Bewußtsein und die Ueberlegung, der Ernst und das Nachdenken, womit wir den Gottesdienst verrichten, nur die Ehrfurcht vor Gott, die Liebe zu Gott, die Freude über Gott, das Vertrauen auf Gott, die Begierde, ihm wohlzugefallen und ähnlicher zu werden, die uns dabei beleben; nur die redliche Absicht, weiser und besser zu werden, die uns dahin treibt und da leitet: nur dies kann unserm Gottesdienste einen wahren großen Werth geben.

Hieraus folgt also auch, daß der Gottesdienst weder unsere begangenen Sünden wieder gut machen, noch den Mangel eines tugendhaften und frommen Lebens ersetzen, noch uns ohne Rücksicht auf seine Folgen und Wirkungen besondere Segnungen und Gunstbezeugungen Gottes verschaffen kann. Wer dieses von dem Gottesdienste erwartet, der schreibt ihm Kräfte zu, die er nicht hat; der macht sich also abergläubische Begriffe von seiner Bestimmung und von seinem Werthe; dem gilt jener Zuruf Gottes durch den Propheten: Was soll mir die Menge eurer Opfer? Was soll mir die heuchlerische Verehrung, die ihr mir leistet? Euer Gottesdienst ist mir zuwider, er ist mir ein Gräuel. Und wenn ihr gleich eure Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen vor euch, und ob ihr gleich viel betet, höre ich euch doch nicht; denn eure Hände sind voll Blutes (Jes. 1, 11. 15.), euer Herz und euer Leben sind mit Laster befleckt. Nein, nicht Beten, nicht Singen, nicht Fest und Abendmahl halten; nur wirkliche Besserung, nur Wiedererstattung des unrechtmäßig erworbenen Gutes, nur ernstliche Bemühung, dem Bösen jeder Art entgegenzuwirken, und dasselbe so viel als möglich zu vergüten, nur dies kann unsre Sünden tilgen, und ihre schändliche Folgen für uns und Andere aufheben. Nur Unschuld des Herzens und Unschuld des Lebens, nur Rechtlichkeit und Rechtschaffenheit können uns der Gunst Gottes und seiner vorzüglichen Segnungen fähig und theilhaftig machen.

Hütet euch denn, meine andächtigen Zuhörer, von dem Gottesdienste überhaupt, und von dem öffentlichen und gemeinschaftlichen Gottesdienste insbesondere, Dinge zu erwarten, die er euch nicht leisten kann, und ihm also einen Werth zuzuschreiben, den er nicht hat. Lernet vielmehr seinen wahren, ihm eigenthümlichen Werth kennen, und suchet die Vortheile, die er euch wirklich zu gewähren vermag, immer völli-

ger zu genießen. Und worin bestehet dieser Werth? Welches sind diese Vortheile? Belehrung, Beruhigung und Trost, Erweckung und Uebung der Andacht, Beförderung der Menschlichkeit und der allgemeinen und brüderlichen Liebe, das ist es, was wir von dem öffentlichen und gemeinschaftlichen Gottesdienste erwarten dürfen. Und welch einen großen unschätzbaren Werth muß ihm das nicht geben!

Also erstlich Belehrung, und Belehrung von den wichtigsten Dingen, von Dingen, an deren Erkenntniß dem Menschen Alles gelegen ist; Belehrung von Gott und seinem Willen, von unsrer Bestimmung, von unsern Pflichten, von dem Wege zur Glückseligkeit; Belehrung von dem, was wir jetzt sein und was wir einst werden sollen; Belehrung von Allem, was die Wißbegierde des Menschen am meisten reizen und seinen Verstand und sein Herz am angenehmsten beschäftigen muß. Laßt diese Belehrung noch so mangelhaft, laßt sie noch so oft mit Irrthümern angefüllt sein, die Ueberzeugung von der Wahrheit wird doch dadurch befördert! Wie viel Licht verbreitet sich dadurch unter alle Stände und Klassen der Menschen! Welche Erweckung zum Nachdenken, welch mannigfaltige Uebung der Geisteskräfte wird nicht dadurch veranlaßt! Hier wird der Eine an das, was er schon weiß und glaubt, erinnert und dadurch in seiner Erkenntniß und in seinem Glauben befestigt; ein Anderer bekömmt Aufschlüsse über eine Sache, die ihm sonst ganz verborgen war, oder nur im Dunkeln vorschwebte; ein Dritter wird auf irgend eine wichtige Lehre aufmerksam gemacht, fühlt ihre Wahrheit und ihr Gewicht, und denkt nun weiter darüber nach; ein Vierter erblickt die ihm schon bekannte Wahrheit in einem hellern Lichte von einer neuen Seite, in andern und mehrern Verbindungen, und lernt sie dadurch deutlicher kennen; noch ein Anderer knüpft sie fester an sein Gedanken- und Empfindungssystem, lernt sie mehr auf sich anwenden und einen bessern Gebrauch davon machen. Hier wird bald dem Einen ein Zweifel, bald dem Andern ein Irrthum benommen, bald der Gleichgültige zur Theilnahme erweckt. Hier wird wenigstens ein stärkerer oder schwächerer Eindruck von Gott, von Religion, von Pflicht und Tugend, von unsrer höhern Bestimmung, von unsern künftigen Erwartungen in dem Menschen unterhalten; und wie wäre es möglich, daß Eindrücke, die so angeregt und erneuert werden, ganz unwirksam bleiben sollten? Nein, keine Wahrheit, keine gute, heilsame Lehre, die hier vorgetragen wird, wird ganz vergeblich vorgetragen. Es sind Saamenkörner, die unter der Aufsicht des Herrn der Kirche von seinen Knechten ausgestreut werden, und die bald früher, bald später aufkeimen, bald mehr, bald weniger Früchte tragen, je nachdem das Erdreich, in welches sie fallen, beschaffen ist; und jener Tag der Ernte wird es erst offenbaren, wie gegründet die Hoffnung des Säenden und wie fruchtbar der Saame gewesen, den er ausgestreuet hatte.

Ermunterung und Antrieb zur Pflicht und zur Tugend ist ein anderer Vortheil, den wir von dem öffentlichen und gemeinschaftlichen Gottesdienste erwarten dürfen, und der ihm unstreitig einen großen Werth giebt. Und auf wie mancherlei Art werden wir da nicht zur Pflicht und zur Tugend ermuntert und angetrieben! Befehle, Verheißungen, Drohungen Gottes; Wohlthaten und Beispiele Jesu; Gerechtigkeit und Billigkeit der Pflicht; Schönheit, Liebenswürdigkeit, Nutzbarkeit der Tugend; Schändlichkeit und Gemeinschädlichkeit des Lasters; Würde des Menschen und Würde des Christen; erfreuliche und schreckende Aussichten auf das gegenwärtige und zukünftige Leben; inneres Gefühl von dem, was recht und gut ist; eigne und fremde Erfahrung; Selbstliebe, Ehrliebe und Menschenliebe; Hoffnung und Furcht; Leben und Tod; Elend und Glückseligkeit; welche Gründe der Pflicht und der Tugend werden da nicht ins Licht gesetzt und angedrungen! Welche Triebfedern der menschlichen Seele nicht gespannt! Welche Leidenschaften des menschlichen Herzens nicht rege gemacht! Welche Leidenschaften nicht zum Vortheile der Wahrheit und der Tugend gestimmt! Und welche Vorurtheile gegen das thätige Christenthum bleiben da unbestritten, welche Vorwände der Trägheit unangefochten, welche Entschuldigungen und Ausflüchte unbeantwortet! Und wenn dann noch die Möglichkeit und Leichtigkeit der Sache gezeigt, die Art und Weise, wie man es damit anzufangen habe, gewiesen, und die besten Hülfsmittel dazu an die Hand gegeben werden: sollte dies Alles nichts Gutes, nicht viel Gutes wirken, nicht der Erfüllung der Pflicht und der Ausübung der Tugend höchst vortheilhaft sein, nicht tausend und wieder tausend gute Gesinnungen und Thaten unter den Menschen hervorbringen?

Nein, die Erfahrung läßt uns so wenig daran zweifeln, als die Natur der Sache selbst. Nein, nicht Alle gehen ungebessert aus dieser Schule der christlichen Weisheit und Tugend hinweg. Mancher verdankt ihr Veranlassung und Erweckung zur Besserung, Mancher die Rückkehr auf den Weg der Pflicht, Mancher Bewahrung vor Sünden, Antrieb und Kraft zum Guten. Wie oft wird da irgend eine Wahrheit der Religion oder der Sittenlehre dem Menschen wichtig; fällt als ein heller Lichtstrahl in seine

verfinsterte Seele; rührt sein Innerstes; durchdringt ihn ganz mit Hoffnung oder mit Furcht, mit Kummer oder mit Freude; entdeckt ihm den Grund seines Herzens, die wahre Beschaffenheit seines Lebens; erzeugt die edelsten Wünsche, die besten Vorsätze in ihm; begleitet ihn in seine Wohnung, zu seinen Geschäften, in seine Gesellschaften, und läßt ihn nicht ruhig werden, bis er ihr Folge leistet und ihre bessernde und beseligende Kraft ganz erfährt! — Wie manches böse Vorhaben ist schon da vereitelt worden, weil derjenige, der es gefaßt und in seinem Busen genährt hatte, von der gütigen Vorsehung geleitet, eben gewisse, besonders auf ihn passende, Lehren oder Vorschriften der Religion vortragen, mit Empfindung und Kraft vortragen hörte, und dadurch erschüttert, zum Nachdenken gebracht und zur Veränderung seines Sinnes bewogen wurde! Wie manche gute, christliche That, wie manche Aussöhnung mit Widersachern und Feinden, wie mancher Anfang des bessern Lebens, wie mancher Schritt zur Tugend, wie manche Handlung der Milde ist schon die Folge solcher Vorträge und gottesdienstlicher Uebungen gewesen, wie mancher Ausbruch heftiger, wilder Leidenschaften dadurch verhindert worden! — Und wenn auch dies nur selten geschähe, wenn nur selten ein Böser dadurch besser würde, wer kann es leugnen, daß doch der Gute dadurch in seinen guten Gesinnungen gestärkt, daß er zum Eifer und zur Beharrlichkeit im Guten erweckt wird, daß er da in der lebhaftern Beharrlichkeit seiner richtigen christlichen Gesinnung selig ist, den Trost seines guten Gewissens, die Versicherung des göttlichen Beifalls und Wohlgefallens völliger genießt, die Süßigkeit des Lohnes seiner Treue zum voraus schmeckt, und dann neuen Muth und neue Kräfte in sich fühlt, sein angefangenes Werk zu vollenden, seinen Lauf getrost fortzusetzen, und sich den Preis des Ueberwinders durch nichts entreißen zu lassen? Ja, meine theuern Freunde, so gewiß der öffentliche und gemeinschaftliche Gottesdienst dem Bösen und Lasterhaften die heilsamsten Schranken setzt, und tausend Verbrechen in der menschlichen Gesellschaft verhütet; so gewiß entflammt er den Eifer des guten, des tugendhaften, des wahren Christen, und läßt ihn im Recht- und Wohlthun nie verdrossen und müde werden. Und welche Vortheile sind dies nicht!

Wie viel Trost und Beruhigung verbreitet nicht drittens dieser Gottesdienst in den Herzen der Menschen! Wie manche ängstliche Sorge, wie manchen nagenden Kummer lindert oder verscheucht er nicht von ihnen! Wie ganz anders lernen sie da nicht oft die Begebenheiten der Welt und ihre eignen Schicksale beurtheilen! wie ganz anders von dem, was gemeiniglich Glück und Unglück heißt, denken! wie viel ruhiger und gelassener ihre Leiden ertragen, wie viel getroster und freudiger, mitten in der Noth und im Elende, auf Gott hoffen, wie viel unerschrockener jeder Gefahr und dem Tode selbst entgegen sehen, wenn ihnen alle diese Dinge in dem Lichte der Religion und des Christenthums erscheinen, wenn sie dieselben in ihrer Abhängigkeit betrachten lernen! Und wenn da von Gottes wegen dem reuenden und sich bessernden Sünder Vergebung der Sünden angekündigt, dem Schwachen Hülfe und Beistand versprochen, dem Elenden ein besseres ewiges Leben vorgehalten, dem unschuldig Leidenden und Bedrückten Schadloshaltung und Vergeltung jenseit des Grabes zugesagt wird, welchen heilenden Balsam, welche Stärkung muß nicht dies Alles in trostbedürftige und nach Trost schmachtende Seelen ausgießen!

Ich berufe mich hier auf eure Erfahrung, ihr, die ihr dem Gottesdienste gern und in guten Absichten beiwohnet. Saget, meine christlichen Brüder und Schwestern, gingt ihr nicht oft mit schwerem Herzen und bekümmertem Gemüthe in die Versammlungen der Gottesverehrer? Begleitete euch nicht oft irgend ein geheimer Schmerz, irgend ein Seelenleiden dahin? War euch nicht oft um Trost und Beruhigung bange? Und habt ihr diesen Trost, diese Beruhigung da nicht oft gefunden? Fiel da die Last, die euch drückte, nicht oft von euren Herzen weg? Ging euch da nicht oft ein helles Licht auf, das euern dunkeln Pfad erleuchtete nnd euch den Ausgang aus dem Labyrinthe wies, in welches ihr euch verwickelt hattet? Kehrtet ihr nicht oft getröstet, gestärkt, neubelebt in eure Wohnung zurück? — Und welcher gutgesinnte Christ hat sich da nicht oft der Vaterliebe Gottes, der Bruderliebe Jesu, seiner Verhältnisse gegen Gott und Jesum, seiner Bestimmung zur seligen Unsterblichkeit, seiner Annäherung zum Ziele gefreut, und im Genusse dieser Freude alle Beschwerden, alle Leiden, alle Uebel des gegenwärtigen Lebens ertragen, verachten, vergessen gelernt? O wer allen den Trost, alle die Beruhigung berechnen könnte, welche die Menschen je aus dem christlichen Gottesdienste geschöpft, alle Thränen des Kummers und des Schmerzes, die da zu fließen aufgehört haben, alle frohe, segensreiche Empfindungen, die da entstanden sind: welche Verminderung des menschlichen Elends, welche Vermehrung der menschlichen Glückseligkeit würde der nicht allenthalben, in Hütten und in Pallästen, unter allen Ständen und Classen von Menschen, erblicken, und welchen unschätzbaren Werth müßte dies nicht dem Gottesdienste in seinen Augen geben!

Der gemeinschaftliche und öffentliche Gottesdienst bekömmt viertens einen neuen Werth dadurch, daß er unsere Andacht erweckt und entflammt, und mehr Leben und Würde in unsere eigentliche Gottesverehrung bringt. Was kann da nicht das Feierliche, das Gemeinschaftliche des Gottesdienstes thun, und wie viel richtet es oft wirklich aus! Wie oft flößt es selbst dem Leichtsinnigen Ernst, dem Spötter Ehrfurcht ein, und läßt den Gleichgültigen und Fühllosen nicht länger fühllos und gleichgültig sein! Wie leicht theilen sich nicht Empfindungen, wie vorzüglich leicht Empfindungen der Andacht und Frömmigkeit mit! Gleich einem elektrischen Feuer ergreifen sie oft Menschen von der verschiedensten Denkungs- und Sinnesart, und strömen geistiges Leben durch sie hin. Und wenn ich nun, meine theuern Freunde, einem Gottesdienste beiwohne, wo Gebet, Gesang, Vortrag des Lehrers, wo Alles sich mit einander vereinigt, mich mit frommen Gedanken und Empfindungen zu durchdringen; wo tiefe Stille, allgemeine, anhaltende Aufmerksamkeit um mich her herrschen, und mein Gemüth nach und nach von allem Aeußern abziehen und ganz auf sich selbst und auf Gott richten; wenn ich da jedes Geschlecht, jeden Stand, in ernsten Betrachtungen vertieft, und von guten Rührungen durchdrungen erblicke; wenn ich da eine ganze große Versammlung, eine ganze Gemeinde sich vor dem, der im Himmel wohnt und mit seiner Majestät Himmel und Erde erfüllt, demüthigen, ihn aus einem Munde um Gnade und Barmherzigkeit anflehen und Hülfe bei ihm suchen; wenn ich sie da im Gefühle ihrer Schwachheit und ihrer mannigfaltigen geistigen Bedürfnisse Verstand und Herz dem Einflusse der Lehren der Religion und des Christenthums öffnen und aus demselben mit inniger Begierde Licht und Trost und Beruhigung und Kraft zum Guten schöpfen sehe; wenn ich sie da das Lob des Allweisen und Allgütigen verkündigen, sie seines Daseins und seiner Wohlthaten, und ihrer seligen Verbindungen mit ihm sich freuen, und ihn den Eid der Treue und des Gehorsams schwören höre: was muß das nicht für Eindrücke auf mich machen! Wie lebhaft muß ich da nicht meine eigne Schwachheit, meine gänzliche Abhängigkeit von dem höchsten Wesen, wie innig seine Gegenwart fühlen! Wie stark mich zu seiner Verehrung, zu seinem Lobe, zur Unterwerfung in seinen Willen, zum Vertrauen auf ihn, zur Freude über seine Güte gedrungen finden! Wie leicht, wie angenehm muß es mir da nicht sein, mich mit allen meinen Brüdern und Schwestern, Hohen und Niedrigen, Reichen und Armen, vor unsern gemeinschaftlichen Schöpfer und Vater in den Staub hinzuwerfen, seine unendliche Größe anzubeten, und aus der Fülle seiner Allgenugsamkeit Leben und Seligkeit zu schöpfen! und diese Erweckung, diese Entflammung der Andacht, wenn sie gleich nicht immer, und noch weniger in einem höhern Grade Platz hat, sollte die nicht dem öffentlichen gemeinschaftlichen Gottesdienste einen großen Werth geben? Welch einen Werth muß ihm endlich das geben, meine andächtigen Zuhörer, daß dadurch das Gefühl der natürlichen Gleichheit der Menschen und ihrer Verwandtschaft mit einander in ihnen unterhalten und gestärkt wird, und daß sie dadurch einander so nahe gebracht und so nahe mit einander vereint werden! Alles, was hier gethan und gelehrt wird, erinnert uns an unsern gemeinschaftlichen Ursprung, an gemeinschaftliche Bestimmung. Alles muß dem Stolze der Großen Demuth, und den Niedrigen Muth und Zuversicht einflößen; Alles muß die Sache der Menschlichkeit und der Liebe befördern. Und was verbindet die Menschen mehr mit einander, als die Gemeinschaft des Glaubens, der Hoffnung des Gottesdienstes? Hier erscheinen wir Alle als schwache, abhängige Geschöpfe, die Belehrung, Kraft, Beistand, Hülfe bedürfen, die durch sich selbst nicht bestehen können; Alle als fehlerhafte, sündige Menschen, die Gnade und Erbarmung suchen. Hier demüthigen wir uns Alle vor dem, der allein weise, allein mächtig, allein groß ist, und gegen welchen alle Menschen, alle Völker, alle Welten nichts sind. Hier essen wir Alle von Einem Brode, trinken aus Einem Kelche, und genießen Alle als Kinder Eines Vaters an seinem Tische das Mahl der christlichen Bruderliebe. Hier fällt der Unterschied des Standes und Ranges gänzlich weg, oder kömmt doch in keine besondere Betrachtung. Hier sind wir Alle, und fühlen uns Alle nicht als Mächtige oder Schwache, nicht als Obere oder Untergebene, sondern als Menschen, als Christen; sind Alle Unterthanen, Alle Kinder Gottes, Alle Erlöste Jesu, der Fürst wie sein Sklave, der Größte wie der Niedrigste, der Gelehrte wie der Unwissendste. Hier wird dem Fürsten zugerufen: Du bist ein Gott auf Erden, aber du wirst sterben, wie andere Menschenkinder. Mißbrauche deine Macht nicht, denn du hast einen Herrn, einen Richter im Himmel, bei welchem kein Ansehen der Person gilt. Und dem Aermsten, dem Niedrigsten im Volke wird zugerufen: auch du bist nach dem Bilde Gottes geschaffen, auch dich hat Jesu erlöst, auch du bist unsterblich, auch deiner wartet ein ewiges Leben; vergiß deine Würde nicht, und behaupte sie durch einen freien Sinn, durch ein Verhalten, das deines Ursprungs und deiner Bestimmung würdig ist. — Und ein

Gottesdienst, der zu unsrer Beruhigung, zur Erweckung und Entflammung der Andacht, zur Beförderung der Menschlichkeit und der Bruderliebe beitragen kann und wirklich beiträgt, sollte der nicht einen großen, einen unschätzbaren Werth haben?

Ja, seid mir heilig, seid mir gesegnet, ihr der Gottesverehrung gewidmeten Orte, ihr feierlichen Versammlungen seiner Anbeter auf Erden! Mit tiefer Ehrfurcht, mit dankbarem, frohem Herzen will ich mich euch nähern, und in eurer Mitte die würdigsten, seligsten Geschäfte verrichten, die Menschen auf Erden verrichten können. Hier will ich mich ganz dem Gefühle dessen, was Gott ist und was er mir ist, überlassen, und, indem ich die Pflichten eines Verehrers und Kindes Gottes erfülle, auch zugleich die Seligkeit eines solchen genießen. Hier will ich mit Allen, die Gott und den, den er gesendet hat, Jesum Christum, kennen und lieben, in nähere Verbindung treten, und mich ihres und meines Glückes freuen. Hier will ich Nahrung für meinen Geist und mein Herz suchen, mir jede Lehre der Wahrheit tief einprägen, jedes Wort der Ermahnung, des Trostes, der Beruhigung mir gesagt sein lassen, und dann mit gestärkten Kräften in die Welt, zu meinen Geschäften zurückkehren, und jede Pflicht des Lebens viel freudiger erfüllen, und jede Last desselben so viel williger tragen. Hier soll mich stille Ruhe, edle Erholung auf meiner Pilgerreise erquicken; ich will meine Wege betrachten, mir das Ziel, nach welchem ich strebe, vergegenwärtigen, und dann mit neuem Muthe meinen Lauf nach demselben fortsetzen. Hier will ich im Vorgeschmacke die Seligkeit jener bessern Welt genießen, wo mich helleres Licht umgeben, wo sich mein Glaube in Schauen verwandeln wird, wo ich mit den vollendeten Gerechten, mit höheren Geistern, den anbeten werde, der da lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Ja, meine theuern Freunde, dies müssen die Empfindungen sein, mit welchen euch die Betrachtung des großen Werthes des gemeinschaftlichen und öffentlichen Gottesdienstes durchdringt; dies die Gesinnungen und die Absichten, in welchen ihr demselben beiwohnt; dies die edeln Früchte, die ihr davon einzuernten suchet. So wird er euch gewiß immer theurer werden, euch lauter Lust und Seligkeit gewähren. Amen.

## Predigt über die Lauigkeit im Christenthum. Im Jahre 1769. Offenb. 3, 14—23.

Von. J. K. Lavater.

Und dem Engel der Gemeine zu Laodicea schreibe: Das sagt der Amen, der treue und wahrhaftige Zeuge, der Anfang der Geschöpfe Gottes: Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt, noch warm bist. Ach daß du kalt oder warm wärest? Weil du aber lau, und weder kalt noch warm bist, so werde ich dich aus meinem Munde ausspeien; denn du sprichst: ich bin reich und habe gar satt, und bedarf nichts, und weißest nicht, daß du elend und jämmerlich und arm und blind und nackend bist. Ich rathe dir, daß du Gold von mir kaufest, das mit Feuer durchläutert ist, daß du reich werdest, und weiße Kleider, daß du bekleidet werdest und die Schande deiner Blöße nicht geoffenbaret werde; und salbe deine Augen mit Augensalbe, daß du sehest. Welche ich lieb habe, die strafe und züchtige ich; so sei nun eifrig und thue Buße! Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an: so Jemand meine Stimme hören und die Thür aufthun wird, zu dem werde ich hineingehen und mit ihm zu Nacht essen, und er mit mir; wer überwindet, dem will ich geben, mit mir auf meinem Stuhl zu sitzen, wie auch ich überwunden, und mich mit meinem Vater auf seinen Stuhl gesetzt habe. —

Wer Ohren hat, zu hören, der höre, was der Geist den Gemeinen sagt! —

Meine andächtigen Zuhörer! Die eurer Andacht so eben vorgelesenen Worte sind es, die wir über die nächstbevorstehenden heiligen Communions- und Bußtage, und auch heute, als an einem feierlichen Vorbereitungstag, zum Grund unsrer christlichen Betrachtungen und Erweckungen legen wollen.

Worte, meine andächtigen Zuhörer, die für unsere Zeiten eben so schicklich und treffend, als fürchterlich und erweckend sind! Worte, unerschöpflich an beschämenden, aber eben so unerschöpflich an ermunternden und trostvollen Vorstellungen.

Lasset uns, liebste Zuhörer, heute damit den Anfang machen, nach Anleitung der vier ersten Verse, eure Andacht — von der Lauigkeit im Christenthum — zu unterhalten und euch deutlich und einfältig zu zeigen —

Erstlich: Was Lauigkeit im Christenthume sei, und warum die Kälte ihr vorgezogen werde.

Zweitens möchte ich zeigen, wie genau die Beschuldigung der Lauigkeit im Christenthum, welche unser Erlöser der Gemeine zu Laodicea macht, auch uns treffe.

Drittens möchte ich euch die gefährlichen und unglückseligen Folgen dieser Lauigkeit im Christenthum vor Augen legen.

Belebe du meine Vorstellungen, lebendigmachender Geist Christi! Gieb deinem Worte Nachdruck und Schärfe! Gieb, daß es wie ein zweischneidiges Schwerdt dringe bis auf die Theilung der Seele und des Geistes, der Gelenke und des Marks. Richte die Gedanken und Empfindungen aller meiner Zuhörer auf den, der da vom Himmel mit ihnen redet; und laß sie seine Stimme in ihren Herzen hören, daß sie wärmer und eifriger im Guten und ewig selig werden! Amen.

I.

Wir haben also, andächtige Zuhörer, erstlich zu untersuchen, „was Lauigkeit im Christenthume sei, und warum die Kälte ihr vorgezogen werde."

Die ganze Stelle, die wir euch heute vorgelesen, ist eigentlich ein Brief oder Sendschreiben, welches unser gebenedeiter Heiland dem Apostel Johannes an den Engel der christlichen Gemeine zu Laodicea, das ist ihrem Vorsteher, oder, wie Einige wollen, an den Boten, welchen diese Gemeine an den heiligen Johannes abgeschickt hatte, in die Feder diktirte.

Dieser Brief fängt, wie alle Briefe der Alten und gleich den Briefen der Apostel, mit dem Namen des Verfassers oder Angebers an. Wie Paulus seine Briefe anfängt: Paulus, ein Apostel Jesu Christi und so weiter, so fängt der Brief Jesu Christi an die Gemeine zu Laodicea mit einigen seiner Namen an, die ihm eigentlich und wesentlich zukommen:

Das sagt der Amen, der treue und wahrhaftige Zeuge, der Anfang der Geschöpfe Gottes.

Das sagt der Amen ... Der, welcher in jedem Sinne die Wahrheit selbst ist, in und durch welche sich alle göttlichen Verheißungen und Dräuungen aufs Genaueste erfüllen werden.

Der treue und wahrhaftige Zeuge, der, auf dessen Zeugniß man sich sicher verlassen darf, der dasjenige, was er von Gott gehört hat, treulich geoffenbaret. Der Anfang der Geschöpfe Gottes, das Oberhaupt der ganzen Schöpfung Gottes, der Erstgeborne vor allen Creaturen, durch welchen alle Dinge geschaffen sind, unter welchem alle Geschöpfe als ihrem Herrn und König stehen. Was sagt oder läßt nun dieser Amen, dieser treue und wahrhaftige Zeuge, der Anfang oder Ursprung und Oberhaupt der Geschöpfe Gottes, dem Lehrer oder Boten der Gemeine zu Laodicea schreiben?

„Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist, ach daß du kalt oder warm wärest! weil du aber lau, und weder kalt noch warm bist, so werd' ich dich aus meinem Mund ausspeien; denn du sprichst: ich bin reich und habe gar satt, und bedarf nichts, und weißest nicht, daß du elend und arm und blind und nackend bist." Ich kenne dich von außen und innen; ich weiß, daß du keinen Eifer in deinem Christenthum bezeigst, wenn du gleich den Namen und den äußerlichen Schein des Christenthums, und hie und da noch etwas Gutes an dir hast. Lieber wollte ich, daß du überall kein Christ, oder ein eifriger Christ wärest; lieber, daß du besten Unterricht und die erhabenen und dringenden Bewegungsgründe des Christenthums überall nicht kenntest, als daß du sie zu kennen vorgiebst, und dich doch nur mit einer lauen und halben Tugend begnügest. Auf diese Weise kann es ganz gewiß nicht gut mit dir gehen — weil du das Evangelium in den Händen hast, weil du dich öffentlich und feierlich dazu bekennst, so werd' ich dich nach diesem Evangelio richten; weil du den Willen deines Herrn besser wußtest, weil dir stärkere Beweggründe vorgestellt, kräftigere Mittel zur Heilung angeboten worden, so wird deine Nachlässigkeit und Lauigkeit für so viel strafbarer angesehen, und die evangelischen Dräuungen um so viel gewisser an dir vollzogen werden. Du bist mir in dieser deiner Lauigkeit ekelhaft; so kann ich dich nicht leiden, keine Gemeinschaft mit dir haben; ich werde dich mit Widerwillen und Abscheu von mir entfernen: .. Du bildest dir zwar viel auf dein Christenthum ein — du stehest in dem thörichten Wahn, daß dir nichts fehle, daß du genug Erkenntniß und Tugend besitzest: bei allem dem, so wenig du daran denkest und so fremd es dir vorkommen mag, bei dem allen bist du in den elendesten und jämmerlichsten Umständen; deine Erkenntniß ist eben so mangelhaft und unvollkommen, als deine Tugend; du bist von allem dem, was eigentlich den eifrigsten Christen ausmacht, gänzlich entblößt, es ist kein beständiger Trieb zum Guten, der dich beseelt.

Aus dem bisher Gesagten erhellt, worin die Lauigkeit im Christenthum bestehe, und warum ihr die Kälte sogar noch vorgezogen werde. Die Lauigkeit im Christenthum bestehet nämlich in einer trägen Gleichgültigkeit, in einer unthätigen, eiferlosen Zufriedenheit mit gewissen leichten, wenig bedeutenden, größtentheils nur äußerlichen Pflichten des Christenthums; sie ist dem

Eifer und dem ernsten Bestreben, der Anstrengung des Geistes nach der Vollkommenheit entgegengesetzt.

Die Kälte, wovon im Texte die Rede ist, bedeutet nicht so viel als Kaltsinn, sondern es wird darunter offenbare Ruchlosigkeit, oder gänzliche Entfernung vom Christenthum verstanden. Da nun einerseits diejenigen, welche sich offenbaren Lastern auf eine ruchlose Weise ergeben, viel leichter von ihrer Strafbarkeit überzeugt, viel leichter gedemüthigt und gebessert werden können, als diejenigen, die sich bei einer sehr mittelmäßigen Erkenntniß und Tugend meist nicht wenig einbilden; andererseits diejenigen, welche noch außer der Gemeinschaft mit den Christen leben, denen das Evangelium noch nicht verkündigt worden ist, viel weniger zu verantworten haben, als diejenigen, welche sich öffentlich zu demselben bekennen; so sind hiemit die Kalten gewissermaßen noch weit weniger zu beklagen, sie sind noch geschickter zur Verbesserung und Seligkeit, als die Lauen, das ist, als diejenigen, die das Evangelium kennen und bekennen, die sich der Offenbarung rühmen, aber, in der Verbesserung ihrer Erkenntniß und ihrer Sitten äußerst nachlässig, die Ausübung der christlichen Pflichten nicht zu ihrer ersten und größten Angelegenheit machen, und bei diesem Mangel an Eifer und Fleiß im Guten sich fälschlich einbilden, daß sie gute, rechtschaffene Christen seien. Diesen Lauen ist fast gar nicht beizukommen; sie sehen so Viele neben sich, die viel schlimmer sind, als sie: darum dünken sie sich recht sehr gut. Sie sehen sehr Wenige neben sich, die viel besser sind, als sie: darum glauben sie, einen hohen Grad der christlichen Vollkommenheit erreicht zu haben. Ihr Elend ist um so viel größer, je schwerer es ist, ihnen dasselbe zu zeigen und sie es empfinden zu machen; sie rühmen sich: ich bin reich und habe gar satt, und bedarf nichts — und man kann es ihnen fast nicht begreiflich machen, daß sie elend und jämmerlich und arm und blind und nackend sind; eben darum, weil sie lau, nachlässig und eiferlos, eben sowohl in Ansehung der Erkenntniß der Wahrheit, als in der Ausübung der Tugend sind.

## II.

Laßt uns nun, andächtige Zuhörer, zweitens zeigen:

Wie genau die Beschuldigung der Lauigkeit im Christenthum, welche unser Erlöser der Gemeine zu Laodicea macht, auch uns treffe.

Wo soll ich anfangen, meine Geliebten, wo soll ich enden, und wie soll ich euch bis zur tiefsten Beschämung überzeugen, daß ihr weder kalt, noch warm, sondern daß ihr lau seid. Nicht, daß es nicht auch ganz kalte, ganz ruchlose, offenbare Sünder unter uns gebe, die man sehr leicht demüthigen und überführen könnte; nicht, daß es nicht hie und da etwa, zur äußersten Seltenheit, einen warmen, einen eifrigen, einen in allem Guten Fruchtbaren und Geschäftigen gebe: — aber überhaupt und von dem großen Haufen zu urtheilen, kann man mit der größten Wahrheit und Richtigkeit sagen, daß Lauigkeit die herrschende Gemüthsverfassung unter uns sei, Lauigkeit, Eiferlosigkeit, Trägheit in Allem, was zum Christenthum gehört, und was zur Seligkeit nothwendig ist.

Lauigkeit in der Erkenntniß der evangelischen Wahrheit.
Lauigkeit in der Liebe Gottes und Christi.
Lauigkeit im Gebet.
Lauigkeit in der Liebe des Nächsten.
Lauigkeit in der Wachsamkeit über sich selbst, in der Bekämpfung und Beherrschung seiner sündlichen Neigungen und Leidenschaften.

Ich sage erstlich: Lauigkeit in der Erkenntniß der evangelischen Wahrheit.

Alles in der Welt wird bei uns eher gelesen und gelernt und studirt, als das Evangelium. Und wenn es auch in mancher Haushaltung noch Mode ist, dies göttliche Buch allen Büchern vorzuziehen; wenn auch noch hie und da am Morgen und Abend einige Capitel gelesen werden: mit welcher Lauigkeit geschieht das! wie unaufmerksam und flüchtig hüpft man größtentheils über die wichtigsten Stellen hinweg! Wie wenig bekümmert man sich um den rechten Verstand derselben! Wie wenig giebt man sich Mühe, demselben nachzufragen! Wie bald ist man müde, sich unterrichten zu lassen! — Wenn man nur gelesen hat, wenn man nur in einer gewissen Zeit so und so viel Bücher der Schrift absolvirt und zurückgelegt hat: man fragt sich nicht: ob man in der Erkenntniß der evangelischen Wahrheit weiter gekommen, ob man die Lehren der Schrift in einem hellern Lichte und in einem bessern Zusammenhange einsehen gelernt habe. Man bleibt immer stille stehen, das größtentheils mit einer steifen Gedankenlosigkeit nachzusprechen, was einem oft genug vorgesprochen worden. Kurz, man liest nicht, um zu lernen, sondern, um gelesen zu haben, nicht mit Absicht, sondern aus Gewohnheit, nicht mit einem Hunger und Durst nach der Wahrheit, sondern mit der Lauigkeit und Gleichgültigkeit. Und so ist es mit dem Besuche, so mit der Anhörung der

Predigten beschaffen. Wie Wenige freuen sich über einen neuen Zuwachs in der Erkenntniß der Rathschlüsse, der Eigenschaften und des Willens Gottes! Wie Wenige empfinden etwas von jener edeln Unruhe, wo sie eine wichtig scheinende Stelle der Schrift nicht verstehen! Wie Wenige wissen von jenem Bestreben nach einer gründlichen, probehaltigen Einsicht! . . So viele Stellen, wichtige Stellen aus dem neuen Testamente, welche Bedingnisse der Seligkeit enthalten, wollte ich euch herzählen, die ihr so oft leset und so oft in den Predigten höret, die gewiß die Wenigsten verstehen — und beinahe Niemand verstehen will. Um nur ein einziges Exempel anzuführen: wir lesen die Rede Jesu im Evangelium Joh. am sechsten Cap.: „Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Ich bin das Brod des Lebens" und so weiter, allemal, so oft wir das heilige Abendmahl halten. . . Eine Stelle, die so wichtig ist, daß keine wichtiger sein kann, weil es ausdrücklich in derselben heißt: Wahrlich ich sage euch: So ihr nicht essen werdet das Fleisch des Menschen-Sohnes und sein Blut trinken: so werdet ihr kein Leben in euch haben. Und doch frage ich euch: Wo sind die unter uns, die sich um den rechten Verstand dieser und so vieler andrer eben so wichtigen Stellen bekümmern? Welche Lauigkeit ist das in Ansehung der Erkenntniß der evangelischen Wahrheiten!

Ganz natürlich fließen aus dieser Lauigkeit, als aus einer Quelle, Lauigkeiten aller Arten. Weil wir Gott nicht kennen; weil wir ihn aus seinem Worte und insonderheit aus dem Evangelio Christi nicht kennen wollen; so kann unsre Liebe zu Gott und Christo nicht anders, als sehr lau sein.

Ich will jetzt nicht von jener gänzlichen Entfernung der Herzen von Gott, von jener vollkommnen Gottesvergessenheit reden, deren sich Mancher unter unter uns vor seinem Gewissen bewußt sein muß. Ich will nur von der Lauigkeit derer reden, die wirklich vorgeben, und es zum Theil selber glauben, daß sie Gott lieben; die Namen Gottes und Christi oft im Munde führen; die es nicht wollten an sich kommen lassen, daß sie ihren Gott und Erlöser nicht von ganzem Herzen liebten. Mit euch rede ich — euch frage ich: Ist eure Liebe nicht größtentheils lau? Ist sie so eifrig, so fruchtbar, so geschäftig, so beständig, so inbrünstig, wie es das Evangelium, wie es die höchste Billigkeit fordert? Denkt ihr oft, denkt ihr täglich und stündlich mit jener innigen Herzensfreude, einem so getreuen Kennzeichen der wahren Liebe, an den, der die Liebe selbst ist? Zielen eure Wünsche genug auf Gott? Ist das eure höchste, liebste Angelegenheit und Freude, ihm, und ihm ganz zu gefallen? ihm eure Neigungen mit kindlicher Freude aufzuopfern, immer mehr in sein Vaterherz hineinzudringen? Ueberfließt euer Mund von dem Gotte, dessen Liebe eure Herzen erfüllt? Denket ihr an nichts lieber, als an den, der euch geliebt und sich selbst für euch dahin gegeben hat? Redet ihr von Niemand lieber, als von ihm, den ihr nicht gesehen und doch lieb habt?

Antwortet, meine Geliebten, antwortet nicht laut, sondern nur im Herzen, nicht mir, sondern Gott! — Ist die Liebe zu Gott und Christo, die Liebe der Besten aus uns, etwas mehr, als höchstens eine laue, eine sehr flüchtige, sehr unterbrochene, sehr eiferlose Liebe?

Wird aber, meine Theuersten, bei dieser Lauigkeit in der Liebe Gottes und Christi etwa ein großer Eifer in dem Gebete zu erwarten sein? Nein! Wie gesagt; eine Lauigkeit fließt ganz natürlich aus der andern, die Lauigkeit in der Liebe Gottes führt unfehlbar mit sich die Lauigkeit im Gebet.

Ich zittere, meine andächtigen Zuhörer, im Innersten meiner Seele zittere ich, wenn ich meine Augen auf diese so offenbare Nachlässigkeit und Eiferlosigkeit richte!

Wer betet noch? Wer betet fleißig? Wer betet recht? Alle Morgen beten wir, werdet ihr sagen, alle Abende beten wir — wir beten am Sonntag in der Kirche — wir seufzen etwa auch zu Gott, wenn wir des Nachts erwachen! Nun, es sei so, ich will es euch gelten lassen, wiewohl gewiß Mancher, Mancher hier zugegen ist, welcher von den sieben Tagen der Woche manchen kommen und gehen läßt, ohne weder ein Gebetbuch zur Hand zu nehmen, noch ein auswendig gelerntes Gebet herzusagen, noch aus dem Herzen zu beten! Doch zugegeben, ihr betet, betet alle Morgen und Abend und noch mehr. . . Wie betet ihr dann? Sind eure Augen, sind eure Herzen gen Himmel gerichtet? Wisset, denket, empfindet ihr, was ihr betet? Wünscht und verlangt ihr das wirklich mit wahrem Ernst und mit heißer Inbrunst, wofür ihr betet? Ist euer Gebet aufrichtig, demüthig, gläubig, anhaltend, eifrig genug? Ringet und kämpfet ihr mit Gott, wie Jakob und David und Moses und Elias? Beuget ihr eure Kniee, wie Paulus? Weinet ihr, wie Petrus? Und wenn ihr eure Kniee beuget und weinet, ist euer Herz wirklich so zerknirscht, so ausgeleert, so betrübt, wie es nach dem Aeußerlichen scheint? . . Fraget euch selbst, und antwortet euch selbst, ob der treue und wahrhaftige Zeuge nicht so gut zu euch, wie zu dem Engel der Laodicäischen Gemeine sagen könne: „Ich weiß deine Werke und daß du weder kalt noch warm bist!"

Und wie ist es, meine theuersten Zuhörer, mit unsrer Menschenliebe beschaffen?

Ich will abermal nicht mit euch reden, ihr hartherzigen, ihr rohen, gefühllosen, menschenfeindlichen Seelen; man kann euch aus dem Wort Gottes leicht genug darthun, daß ihr überall keinen Theil an dem Reiche Gottes habt. Ihr könnt euch auch unmöglich einbilden, weder daß ihr barmherzig seid, noch daß ihr Barmherzigkeit erlangen werdet. Sondern an euch will ich meine Anfrage richten, die ihr wirklich glaubet, Menschenliebe zu besitzen, darum, weil ihr bisweilen durch das Elend eures Nebenmenschen bis zu Thränen gerührt werdet; die ihr euch wirklich einbildet, barmherzig zu sein, weil ihr dann und wann einem Armen und Bedrängten mit einer milden Gabe beispringet. Ihr seid also nicht überall kalt in der Menschenliebe, aber prüfet euch sorgfältig, ob ihr warm seid — ich fürchte sehr, daß ihr weder kalt noch warm, sondern daß ihr lau seid. . . .

Oder wo ist auch, meine Theuersten, selbst bei denen, die man Menschenfreunde nennt, und die sich Menschenfreunde dünken, diejenige Theilnehmung an des Nächsten Glück oder Unglück, diejenige Wärme, die Herzlichkeit, der Eifer, das ungeduldige Bestreben, zu helfen, die auf allen Blättern des Evangeliums von uns gefordert werden?

Wie kaltherzig, wie unbrüderlich werden auch die besten Wohlthaten oft erwiesen! wie wenig bringt man mit seinen Gedanken und Empfindungen in die Noth seines Nebenmenschen hinein! Wie bald ist man müde! Wo ist jener immer geschäftige, immer warme Eifer, der alle Menschen mit brüderlicher Zärtlichkeit umfaßt, der in jedem Mitchristen einen Bruder, eine Schwester Jesu Christi — Jesum Christum selber erblickt — dem jede Gelegenheit, wohl zu thun, herzlich willkommen ist; der Gelegenheiten sucht, und, wenn er sie findet, sich darüber freuet, als wenn er einen Schatz, einen Herzensfreund unerwartet gefunden hätte? jener Eifer der Liebe, der niemals sagt: Was habe ich bereits gethan? sondern immer nur sagt: Was habe ich noch nicht gethan? Was soll ich noch weiter thun?

Wie viele Thränen sind von euch, liebste Zuhörer, um das Elend eurer Nebenmenschen bereits vergossen worden? Wie viele Thränen über die tiefe Ungewißheit, Thorheit und Aberglauben, Irrthum, Lasterhaftigkeit andrer Menschen? Wo ist jene christliche Liebe, welche langmüthig, gutthätig, nicht eifersüchtig, nicht muthwillig, nicht stolz, nicht launisch oder ungebehrdig ist, nicht das Ihrige sucht, sich nicht zum Zorne reizen läßt, nichts zu Argem mißt, sich nie über die Ungerechtigkeit, aber allezeit über die Wahrheit freut, die Alles verträgt, Alles glaubt, Alles hoffet, Alles duldet, die niemals aufhört? jene Liebe, die uns antreiben würde, das Leben für die Brüder zu lassen, wie es Jesus für euch gelassen hat? Wo ist diese Liebe? Theuerste Zuhörer, wo ist sie?

Endlich, meine Freunde, wie ist es mit dem Eifer in der Wachsamkeit über uns selbst, in der Bekämpfung unsrer sündlichen Neigungen und Leidenschaften beschaffen? Verdienen wir etwa darin den Vorwurf der Lauigkeit weniger, als in den übrigen Pflichten des Christenthums?

Kennen und üben wir jene so offenbar von uns in dem Evangelio geforderten Pflichten der Enthaltsamkeit, der Mäßigkeit, der Selbstverläugnung genug? Ist uns alles in der Welt daran gelegen, über uns selbst und unser eigen Herz Meister zu werden? Sind wir den Begierden, die am leichtesten und öftersten in uns aufsteigen, genug auf der Hut? Unterdrücken wir jeden ersten Gedanken, jede aufwachende Neigung zur Sünde alsobald mit Redlichkeit? Wenden wir unser Gemüth alsobald mit fester Entschlossenheit und männlichem Muth davon ab? oder überlassen wir uns derselben gar zu gern? Wir sind zur Unmäßigkeit im Essen und Trinken geneigt — bekämpfen wir diese so schädlichen Neigungen redlich genug? Brechen wir unserm Gaumen bald genug ab? Machen wir eine Hauptangelegenheit daraus, unsre Herzen nicht mit Unmäßigkeit zu beschweren?

Wir sind zur Trägheit geneigt — bestreiten wir dies so mächtige Hinderniß der christlichen Tugend mit wahrem Ernst? Entreißen wir uns unsrer Schläfrigkeit mit genugsamem Eifer? Thun wir unserm Fleisch und unsern schläfrigen Augen Gewalt genug an?

Wir sind zur Wollust geneigt — wie geht es mit unserm Kampf gegen diese Leib und Seele verderbliche Neigung? Wachen wir genug über unsre Blicke? Weichen wir allen Gelegenheiten, die dieser Leidenschaft Nahrung geben könnten, sorgfältig genug aus! Bezähmen wir unsern Leib? suchen wir ihn unter die Knechtschaft zu bringen?

Urtheilet nun aus dem Allem, christliche Zuhörer, was ihr in dieser Vorbereitungswoche euerm Gemüthe oft wiederholen sollet, um euch zu einem würdigen Gebrauch des heiligen Abendmahls würdig vorzubereiten — urtheilet, ob nicht Jesus Christus, der treue und wahrhaftige Zeuge, auch uns mit dem größten Recht, wie ehmals dem Engel der Gemeine zu Laodicäa, zurufen könne:

„Ich weiß deine Werke, und daß du weder kalt noch warm bist! ach, daß du kalt oder warm wärest! Denn du sprichst: ich bin reich und bin

reich worden, und bedarf nichts, und weißest nicht, daß du elend und jämmerlich und arm und blind und nackend bist!"

Aber was folgt nun aus diesem Allem — allerheiligster Gott! Wo läuft das Alles hinaus? — Erlaubet mir, theuerste Zuhörer, euch noch hierauf zum Beschluß unsrer heutigen Rede mit Wenigem zu antworten.

## III.

Ach, daß du kalt oder warm wärest! sagt unser Erlöser. Weil du aber lau, und weder kalt noch warm bist, so werd' ich dich aus meinem Munde ausspeien — und das sagt der, der die Wahrheit selbst ist! — Und der größte Theil unter uns muß gestehen, daß er in allen Pflichten des Christenthums lau ist. Ach ich darf euch die Folge, die schreckliche Folge dieser unleugbaren Wahrheit kaum sagen: *Ich werde dich aus meinem Munde ausspeien!*

*So wahr Gott heilig, heilig, heilig ist, so gewiß werden die lauen Christen von der seligen Gemeinschaft Jesu Christi abgesondert und ausgeschlossen bleiben!*

*So wahr Gott heilig, heilig, heilig ist, so gewiß sind die Meisten aus uns laue Christen.*

*So gewiß hiemit Gott heilig, heilig, heilig ist, so gewiß werden die Meisten aus uns, wenn sie bleiben, wie sie sind, von der seligen Gemeinschaft Jesu Christi abgesondert und ausgeschlossen bleiben.*

Und was heißt das, von Jesu Christi Gemeinschaft ausgeschlossen sein? Es heißt, äußerst elend, unzufrieden, angst- und verzweiflungsvoll sein; es heißt, den marternden Vorwürfen seines eignen Gewissens überlassen, in die Gesellschaft der boshaftigsten und unglückseligsten Geister verbannt, unfähig sein, das liebenswürdigste Wesen zu sehen und zu lieben — — es heißt ... doch, wer will das Elend eines Menschen, den Jesus Christus aus seinem Munde ausgespien, den er mit Ekel und Abscheu ansiehet, den er von seiner Gemeinschaft ausgeschlossen hat — wer will das Elend eines solchen Menschen mit Worten aussprechen? Wer wird die Farben finden können, den Jammer dessen zu malen, der aus dem Munde des Richters der Welt die seelezerschneidenden Worte hören wird: „Weiche — weiche von mir! Gehe hin, du Verfluchter, in das ewige Feuer, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist!" — eines Menschen, der die Wahrheit der evangelischen Aussprüche, die noch fürchterlicher sind, als die des Gesetzes, an seiner eignen Person erfahren muß?

Wer Vater oder Mutter über mich liebet, der ist meiner nicht werth; und wer Sohn oder Tochter über mich liebet, der ist meiner nicht werth!

Wer den Herrn Jesum Christum nicht lieb hat, der ist ein Fluch — Maranatha — so gewiß Jesus Christus zum Gerichte kommen wird.

Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau, und weder kalt noch warm bist, so werd' ich dich aus meinem Munde ausspeien!

*Wer Ohren hat, zu hören, der höre, was der Geist den Gemeinen sagt!*

---

## Predigt über das Gebet, am sechzehnten Sonntage nach Trinitatis über Ephes. 3, 13—21.

Von Johann Gottfried v. Herder.

Kann ich, darf ich, soll ich zu meinem Gott beten, oder nicht beten? Welch eine Betrachtung könnte einer menschlichen Seele wohl empfehlender und wichtiger sein, darüber nachzudenken, sich eine Art von Gewißheit und Ueberzeugung zu verschaffen, als diese!

Kann ich zu meinem Gott beten? Ich sehe so viele Betende um mich, die hingehen, ohne vielleicht je über diese Frage nachgedacht zu haben, — die mit ihrem Gebet so kühn und so knechtisch zu Gott, um seine Hülfe abzuholen, gehen, als bei einem Baum, um Früchte abzuschütteln; Betende, die ihr Gebet als ein Zaubermittel brauchen, um Wunderdinge durch den lieben Gott zu erreichen, die sie nicht durch sich selbst erreichen konnten; Betende, die Gott mit Schmeicheleien und kindischen Lobeserhebungen auf ihre Seite zu bringen gedenken, daß er ihre Parthei gegen Andere oder gegen das Unglück nehme; Betende, die thöricht genug sind, um Gott Zeit, Maaß, Stunde und Gattung der Hilfe vorzuschreiben; Betende, die ohne Ehrerbietung und Anstand, ohne Erhebung der Seele und Andacht, ja gar ohne einen vernünftigen Gedanken bei ihrem Plappern, bei ihrer gewohnheitsmäßigen Plauderei zu haben, beten; Betende, die die lasterhaftesten unter den Menschen sind, die sich kaum vor das Auge eines ehrlichen Mannes ohne Abscheu zu wagen getrauen, und doch so dreist sind, als bekannte Freunde Gottes in seinem geheimen Rathssaale mit kühnen Forderungen zu erscheinen: kurz, ich sehe, daß der größte Theil der Betenden solche niedrige, schlechte und unwürdige Begriffe vom Gebet hat, und sie täglich im Gebet äußert, daß solche Beispiele wohl nicht Lockungen dazu sein könnten. Wenn, sollte man denken, wenn solche lasterhafte nieder-

trächtige Seelen auf so niederträchtige, todte Art, in so niederträchtiger oder gar böser Absicht beten: wer wollte mit ihnen beten? wer wollte ihrem Exempel folgen?

Es ist wahr, meine Zuhörer, daß eine jede nachdenkende Seele ungemein oft Anstoß daher bekommen muß, wenn man sieht, wie viele Unwürdige, Niederträchtige sich mit dem edelsten Dinge, das sie Gebet nennen, zu Gott drängen, und daß solche Beispiele, solche unwürdige Begriffe schon uns dasselbe sehr verleiden, uns in der Frage sehr bange machen können: Kann ich, darf ich, soll ich zu meinem Gotte beten? Wie? ist aber eine würdigere Art von Gebet, als eine solche möglich? Kann ich wohl beten, ohne die erhabenen Begriffe zu verleugnen, die ich von dem vollkommensten Gott habe? Darf ich zu ihm beten, ohne daß es doch schiene, als wollte ich seine Allmacht mit meinem Gott mir zu eigen machen? sein Mitleiden und seine Partheilichkeit gewinnen? Darf ich beten, ohne daß es das Ansehen hätte, als wollte ich seine Weisheit meistern, seiner allwaltenden Regierung Mittel und Wege vorschreiben, als wollte ich, daß mein Gebet die Welt regiere? Darf ich beten, ohne doch seine Allwissenheit zurückzusetzen zu scheinen, mit der er ja all mein Anliegen und die verborgenste Situation meiner Noth kennt, — ohne seine Güte zu verkleinern, die mir ja selbst immer das Beste geben wird?

Darf ich beten, ohne vielleicht zu viel zu fordern, daß Gott sich um die Angelegenheiten eines einzelnen Wurms bekümmern soll? ohne unverschämt zu sein, daß er die Stimme eines Elenden, wie ich bin, in dem ganzen Chor seiner Geschöpfe, in der Vielheit aller seiner Welten, unterscheiden und zu Ohren nehmen soll?

Darf ich beten, ohne eine Unverschämtheit zu begehen und mit dem Herrn Herrn zu sprechen, wiewohl ich Staub und Asche bin? Darf ich beten, ohne vielleicht meinem eigenen Glücke zu schaden, und mit meinem Gebete mir selbst ein Unglück in den Arm zu bitten? Darf ich beten, ohne nicht vielleicht mit jedem Wort meines Gebetes vor dem höchsten Wesen als ein dummer, schwacher, unwissender und kühner Thor zu erscheinen? Darf und soll ich beten? Findet meine Stimme denn das Ohr des Allerhöchsten, dessen Sitz und Wohnung ich nicht weiß? ich beten? der sein Schicksal so wenig kennt, ich beten, der ich ja mit seinem Gebet und mit seinem ganzen Dasein vielleicht in der unendlichen Wüste des Weltalls so verstreuet bin, daß ich zu viel wage, wenn ich verlange, Gott solle sich, so lange ich da bin, um mich bekümmern? Vielleicht bin ich in dem Strome von Geschöpfen, Welten und Weltgebäuden, wenn ich bin und nicht mehr bin, vor meinem Gott wenig mehr als eine aufkommende und zerspringende Wasserblase?

Und, o mein Gott und Vater! so wird mir der höchste Trost, der einzig aufmunternde Gedanke benommen, daß ich, der ich doch dein bin, deiner Wissenschaft und Sorgfalt entnommen und beraubt sein sollte? So sollte ich, wie ein Ball, in dem großen Zusammensturz von Wesen hingeschleudert sein, und so hinkommen, wo ich von mir selbst und von Andern hingeworfen werde, wohin mich der Zufall wirft, wohin mich das Glück oder Unglück spielt? So soll ich deiner väterlichen Aufsicht beraubt, der Freiheit beraubt, mit dir umzugehen, mein eigener Gott und Freund und Tröster, verlassen von dir in dieser Weltwüste, umherirren? Wie? so kann dich meine Stimme des Gebets, mein flehend Seufzen, meine betende Thräne nirgends finden? So sucht dich vergebens das Ach! das betende Winseln eines Sterblichen, der sich vor dich zu setzen, der mit dir zu sprechen, der dich anzubeten glaubt, und ach! mit sich selbst, mit seinem Schatten, mit seiner eigenen Gutherzigkeit spricht? So werde ich mir, und der Welt um mich, und der Gutheit und Bosheit meiner Nebenmenschen, und dem Ungefähren des Zufalls, und dem Eigensinn des Schicksals und der Blindheit des Glücks allein überlassen, und soll mir selbst den besten Trost rauben, einen Gott zu haben, mit dem ich sprechen kann; einen Vater zu haben, der meine Umstände kennt, und vor dem ich kindlich vortreten darf; einen Erretter zu haben, der meine gerührte kindliche Dankbarkeit, das Gebet meines Herzens, sehe, der das Flehen des bittenden Redlichen höre, der sich meiner letzten sterbenden Seufzer erbarme?

„Wen hab' ich doch als Gott allein,
Der mir in meiner letzten Pein
Kann Rettung, Trost und Hoffnung bringen?
Wer nimmt sich meiner Seele an,
Wenn nun mein Leben nichts mehr kann
Und ich muß mit dem Tode ringen?
Wenn allen Sinnen Kraft gebricht?
Bist du es, Gott, mein Retter, nicht?"

Und soll ich den süßesten Gedanken verlieren, daß ich zu dir beten kann? — Nein, mein Gott, dein Befehl, der würdige Begriff von deinen Eigenschaften, die ganze Anordnung der Schöpfung, mein ganzes Gefühl, was ich von dir habe und bedarf, die ganze Empfindung deiner Menschenfreundlichkeit und meiner Schwachheit — Alles giebt mir die Ueberzeugung, daß ich einen kindlichen Zutritt zu dir habe, daß ich die Seufzer und Gedanken meines Herzens vor dir ausschütten darf! Und darf ich dies, o Gott, so höre auch jetzt das vereinigte Gebet dieser christlichen Versammlung um den Segen deiner Gnade zu dieser Rede. Siehe, wir wollen uns vor

den Vorurtheilen des Betens warnen, uns würdige Begriffe darüber verschaffen, unsere Seele von der Verbindlichkeit, Billigkeit und Annehmlichkeit des Gebets zu überzeugen suchen. O du, der du auf die Versammlung deiner Verehrer gnädig herab siehest, höre unser Gebet um Ueberzeugung, Eindruck und Nutzbarkeit dieser unserer Betrachtung. V. U.

---

Lieben Brüder: darum bitte ich, daß ihr nicht müde werdet um meiner Trübsalen willen, die ich für euch leide, welche euch eine Ehre sind. Derhalben beuge ich meine Kniee gegen den Vater unsers Herrn Jesu Christi, der der rechte Vater ist über Alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden, daß er euch Kraft gebe nach dem Reichthum seiner Herrlichkeit, stark zu werden durch seinen Geist an dem inwendigen Menschen, und Christum zu wohnen durch den Glauben in euren Herzen, und durch die Liebe eingewurzelt und gegründet zu werden; auf daß ihr begreifen möget mit allen Heiligen, welches da sei die Breite, und die Länge, und die Tiefe, und die Höhe, auch erkennen, daß Christum lieb haben viel besser ist, denn alles Wissen, auf daß ihr erfüllet werdet mit allerlei Gottes Fülle. Dem aber, der überschwänglich thun kann über Alles, das wir bitten oder verstehen, nach der Kraft, die da in uns wirket, dem sei Ehre in der Gemeine, die in Christo Jesu ist, zu aller Zeit, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

---

In unsem Text sehen wir den betenden Paulus, und der Text selbst ist das Gebet aus dem Munde des heiligen Mannes. Der verdienstvolle Apostel war, um seiner Religion willen, zu Rom ins Gefängniß gelegt; ihn hinderten die Ketten und Bande, die er an seinen alten Händen trug, an der fortgesetzten Wirksamkeit seiner Verdienste; der Kerker schloß ihn ein; er konnte nicht reisen, predigen, bekehren, lehren, trösten, aber Eins konnte er: schriftlich ermahnen und beten. Und siehe, das that er reichlich; die meisten Briefe, die wir von ihm haben, sind aus dem Gefängniß geschrieben, und es ist vermuthlich, daß er noch mehr der Art geschrieben, die wir nicht besitzen. Wo seine Person, sein mündlicher Vortrag nicht hinkonnte, da drangen seine Schriften hin, ja bis zu entfernten Zeiten und Völkern.

Noch hat er aber seinem brennenden Eifer um die Religion Jesu kein Genüge gethan; wo er nicht selbst helfen kann, siehe da betet er; wo er mit seinen Ermahnungen die Tugend nicht befestigen kann, da sucht sein Gebet die höchste Befestigung der Tugend, er betet. Rührendes Bild, der betende Paulus in seinem Kerker! Er vergißt seiner Ketten und Banden, seines Elendes und seiner drohenden Strafe, seiner zu besorgenden Todesgefahren und seiner gegenwärtigen Trübsale, und betet. Er beugt seine in dem Dienst Jesu alt und schwach gewordenen Kniee, er erhebt seine mit den Ketten der Unschuld beladenen Hände zum Himmel; er betet in seinem finstern Kerker; aus der Höhle des Jammers dringt die Stimme der betenden Unschuld, des fürbittenden Heiligen hervor, dringt durch die Wolken, dringt zu Gott auf. Sein Gebet wählt die würdigste Vorstellung Gottes (V. 14. 15. 20.), er bittet nicht um sich selbst, um Andere — nicht um die Befreiung aus dem Kerker, sondern für die Beförderung der Weisheit und Tugend (V. 16—19.) — nicht um leibliche Angelegenheiten des Eigennutzes, sondern um die Wohlfahrt hundert redlicher Seelen, — nicht pochend und trotzend, sondern voll Ehrfurcht und Bescheidenheit, — nicht eigennützig, sondern Gott-lobend und preisend (V. 20.). In aller Betrachtung das würdigste Muster des Gebets.

Laßt uns das Muster des Gebets im betenden Paulus betrachten: Erstlich Vorurtheile zu zerstören und würdige Begriffe zu pflanzen suchen, und

Zweitens Aufmunterung zum Gebet daraus leiten.

---

Ich beuge meine Kniee. Dies ist der erste würdige Begriff des Gebets: Andenken an ihn in der Seele des Betenden, tiefe Andacht in seinem Innern, Ehrerbietung und Ehrfurcht, die dem Geschöpfe geziemt, wenn es mit dem Schöpfer, dem Sterblichen, wenn er mit dem Ewigen, dem Unvollkommenen, wenn er mit dem Inbegriff der Vollkommenheiten selbst spricht.

Nichts ist diesem so würdigen Begriff so sehr entgegen als die pöbelhafte Alltagsmeinung, die man mit dem Worte Gebet verbindet. Einige Worte sprechen, die man entweder nicht versteht, oder wenn man sie auch versteht, bei denen man gegenwärtig nichts denkt, dazu gefaltene Hände machen, und nichts mehr, das heißt nach der gemeinen Handwerksmeinung beten. Man hat gewisse un- und halbverstandene Worte auswendig gelernt, die man bei gewissen wiederkommenden Gelegenheiten auswendig hersagt; man hat sein Vater Unser, sein Morgen-, Abend- und Tischgebet, das man Gott, ohne weiter einen kahlen Gedanken ihm zuzuschicken, vorflüstert; jedes christliche Haus, jede fromme Schlafkammer, jede andächtige Toilette hat vielleicht ihr

Gebet=, Gesang=, Kommunionbuch, wo man einige Gebete bei dieser oder jener Gelegenheit schon so vorgezeichnet findet, als bei dem Weber das Muster, nach dem er weben soll. Diese verfolgt man alsdann in der Stille mit seinen Augen, oder mit regenden Lippen, oder mit sehr andächtig lautenden Worten, und auch wohl mit unterschobenen Seufzern, nur Schade, daß ich nicht dazu setzen kann, auch mit andächtigen eigenen Gedanken, mit prüfendem und untersuchendem Verstande, mit bedächtiger Langsamkeit; denn wäre dies, warum würde man nicht lieber aus seinem eigenen Herzen, mit seinen schwachen und ungewählten Worten Gott seine Anliegen und Wünsche vortragen, wenn man Anliegen und Wünsche hat? Aber eben weil man nicht Lust hat, seine Gedanken zu brauchen, seine eigene Aufmerksamkeit anzuwenden: so wählt man sich eben auswendig gelernte oder vorgeschriebene Gebete, plappert sie ohne ein andächtiges Gefühl, ohne einen vernünftigen Menschengedanken her, und nennt dies gedankenlose Geplauder Gebet — der unwürdigste Begriff, den ich in der Welt kenne, und leider der gemeinste!

Wenn ich, meine Zuhörer, diesen unwürdigen Mißbrauch des Gebets betrachte, nichts scheint mir so eine große Unterstützung dieses gedankenlosen Geplauders zu sein, als das Hersagen auswendig gelernter, vorgeschriebener Gebete. Jede Gewohnheit zerstreut unsere Aufmerksamkeit: je länger und öfter wir eine Sache thun, desto weniger dürfen wir unsere Gedanken auf sie verwenden, und desto weniger verwenden wir sie darauf; sie wird uns endlich so sehr zur Gewohnheit, als daß ich meine Füße bewege, wenn ich gehen will; sie wird uns so natürlich und unwillkührlich, als daß ich ohne mein Wissen und Willen gähne, wenn ich die andern gähnen sehe. Mit eben solcher Gedankenlosigkeit wird täglich von den meisten Christen ihr Vater Unser, ihr Walte Gott! ihr Komm Herr Jesu! ihr, der Name des Herrn sei gelobt! und auswendig gelernte Lieder hergepeitscht, ohne zu wissen, was und mit wem man spricht, ohne es zu verstehen oder zu bedenken, was oder wie man's bittet, — elendes Gebet der Christen! Der Heide dachte an seinen Gott, wenn er dessen Bildsäule umarmte und auf seinen Knieen vor seinem Apollo betete und Lobgesänge sang: und Christen können das ein Gebet nennen, was wirklich ein bloßes Lippenspiel, eine bloße Lungen= und Zungenbewegung, ein Schall ohne Sinn, und eine Spötterei des göttlichen Wesens ist!

Leider liegt aber hiezu, wie zu den meisten Unarten im menschlichen Herzen, wie zu den meisten üblen Gewohnheiten im Leben, der Grund in unserer löblichen christlichen Erziehung. Man gewöhnt ein Kind so zum Gebet, wie, wenn man mir ein Gleichniß der Wahrheit verzeihen will, einen Vogel, einige Worte nachzusprechen. Eben so muß der Unmündige die Hände falten und einige Worte vom himmlischen Vater, vom obersten Abba, von Gott dem Vater, Sohn und heiligen Geist auswendig sagen, die noch seine Zunge verstümmelt und seine Seele ganz und gar nicht begreift: das Gebet wird ihm also von Jugend auf zu einer frommen Gewohnheit, — klug, verständig, überlegt, nutzbar ist sie aber gewiß nicht. Das Kind tritt so hin, es sieht sein Gebet vor Tische und nach Tische so an, als etwas, das vor dem ersten Gerichte vorausgehen muß, und nach dem letzten Gerichte folgt, und leider vielleicht wird es seine Lebenszeit durch dasselbe nicht anders ansehen lernen. Es wird ihm von Kindheit auf als gedankenlose Gewohnheit, als eine Pflicht um Gotteswillen eingebunden, und das bleibt es nachher immer; ein Zahlpfennig, den man Gott zu gewissen Zeiten abträgt, eine Pflicht, die man um Gotteswillen thut, eine gottesdienstliche, aber, leider! auch gedankenlose, und warum soll ich nicht auch sagen, gottlose, von Gott entfernte Gewohnheit. — Jeder Verehrer der Gottesfurcht und Tugend muß in Eifer und Unwillen gerathen, wenn man sieht, wie die herrlichste Sache in der Welt, mit dem höchsten Wesen zu sprechen, zu so elenden, sinnlosen Gewohnheiten wird, die nichts weniger als ein Gespräch eines vernünftigen Wesens mit Gott dem Allwissenden heißen können. Man steht von Tische auf; plötzlich, vielleicht mitten in einem halb abgebrochenen lächerlichen Einfall, vielleicht mitten in einer halb herausgesagten Zote fängt man an zu beten, mit dem höchsten Wesen zu reden an, und siehe, man denkt bei seinen auswendig gelernten Stoß= und Herzensseufzern die vorige Zote, den vorigen Einfall ganz zu Ende; man steht vor dem Allwissenden mit gefalteten Händen, mit bewegenden Lippen und mit einer Seele voll fremder, liederlicher, unnützer Gedanken. Ein Mensch würde es übel nehmen, daß man so zu ihm spräche, und siehe, so spricht man zum allwissenden Gott! Gespötte Gottes ist solches Gebet, es ist gottlos und nicht Gottesdienst.

Nein! der betende Paulus giebt würdigere Begriffe (V. 14.). Er beugt seine vor Schmerz und Alter und Arbeit und Reisen und Trübsal gekrümmten Kniee; er erhebt seine mit Fesseln beladenen Hände; sein redliches Auge sucht den Himmel; seine Seele ist voll Ehrfurcht und Anbetung und Unterthänigkeit, die dem Wurm im Staube gebührt, wenn er mit dem höchsten Wesen spricht (V. 14.) Er spricht mit der Ehrfurcht als Knecht mit seinem Herrn, er beugt

seine Kniee mit der Offenherzigkeit der Seele und herzlicher Aufrichtigkeit, mit der ein Kind, — mit der Inbrunst und Erhebung der Seele, mit der Jesus betete, wenn er auf einsamen Bergen und in dunkeln Nächten einsam mit seinem Vater die Stunden verwachte (V. 14.).

Auf's Knie beugen und Hände falten, auf's Augen verdrehen und gen Himmel sehen, auf's tiefe Seufzen und andächtige Zuckungen kommt's hier gewiß minder an, als, meine Zuhörer, auf innere Gedanken an Gott, Andacht an das, was du sprichst, und Ehrfurcht vor dem höchsten Wesen. Niemals, mein Zuhörer, bete, wenn du dich nicht den Augenblick in der Fassung befindest, mit Gott sprechen zu können; und wenn du einer guten Gewohnheit wegen mit Andern beten mußt, so suche dich erst in die Fassung zu setzen, als wenn du mit dem höchsten Wesen des Himmels, mit dem vollkommensten Gott und Vater sprächest. Sprich keine Worte, die du nicht überdenken solltest, und bringe ihm mehr die Gedanken deiner Seele und das innige Gefühl deines Herzens, als Worte und Redensarten, zum Opfer dar: denn Gott ist ein Geist. Verbanne, wenn du vor den Herrn trittst, die fremden Gedanken aus deiner Seele, sie flamme nicht von einer bösen Neigung und Leidenschaft, sie beschäftige sich nicht mit bösen Gedanken: alles Irdische und Niedrige entweiche deinem ganzen Geist, da du mit dem höchsten Geist sprichst; sei ganz Ehrfurcht und Gefühl und Anbetung, da du dich in seine Gegenwart, in die Gegenwart des Allmächtigen stellest, und ihm die Gedanken deiner Seele zu entdecken wagest: dann betest du würdig wie Paulus, und ohne daß es dein Mund spricht, wird das innere, ehrerbietige Gefühl deiner Seele von selbst dem heiligen Paulus die Worte nachempfinden: Ich beuge, du wirst mit Abraham sagen: „Ich wage es mit dir zu reden, wiewohl ich Erde und Asche bin!" 1. Mos. 18, 27.

Und eben mit diesem bessern Begriff sieht man sogleich eine Nutzbarkeit und Annehmlichkeit des Gebets. Indem ich mit meinem Gott spreche, so erhebe ich meine Seele über das Irdische und Flüchtige der Welt, ich gewöhne sie, sich von den sinnlichen Empfindungen abzuziehen, ich rücke sie gleichsam zur Gottheit, ich gebe ihr eine Würde und Hoheit, die sie nicht hatte. — In diesem erhebenden Augenblick lernt sie das Kleinfügige menschlicher Begebenheiten, Zufälle und Geschäfte fühlen; sie lernt die unrechtmäßigen Vortheile, niedrigen Eigennutz, unerlaubte thierische Ergötzlichkeiten verachten; sie gewöhnt sich an eine Reinigkeit, an einen Adel der Gedanken und Neigungen, sie erhebt sich zu einer göttlichen Gesinnung, — welch ein großer, inniger Nutzen des Gebets, da ich jedes Mal, da ich mit dem höchsten Wesen rede, größer, besser und edler werde! Wenn Unterredungen mit einem großen Manne unter den Menschen der Seele eine höhere Stufe von Würde, eine größere Weite und Umfang von Empfindungen gewähren: was nicht unendlich mehr das Gespräch, das wahre Geistes- und Herzensgespräch mit dem höchsten Wesen! Hier wird mein Geist eines Höheren, des Allerhöchsten, voll. Ein tiefer und ewiger Eindruck der göttlichen Allgegenwart bemeistert sich der Seele; und dieser Eindruck davon, daß ich immer unter den Augen des vollkommensten Wesens bin, daß es Alles, was mich angehet, aufs genaueste kennt, wird auch mich weise und vorsichtig und redlich machen; denn wer wird schon unter den Augen eines ehrwürdigen Mannes unter den Menschen schaamwürdige Dinge vornehmen? Hier wird mein Geist voll von Gedanken des heiligen Gottes, und natürlich, daß ein demüthiges Bekenntniß der Sünden, mit Redlichkeit und Reue verknüpft, auch einen Abscheu aller begangenen Irrthümer, und einen Vorsatz, Laster zu vermeiden, hervorbringen wird. Mein Geist wird gleichsam an Gott ein hohes Ebenbild von Vollkommenheiten, Vorzügen und Tugenden erblicken, und von diesem hohen Ebenbilde, von dem Anschauen desselben werden Spuren und Strahlen in meinem Antlitz zurückbleiben. Der Geist wird ein inniges Gefühl, eine lebendige, ewige Empfindung von seinem Gott und von seiner Unterwürfigkeit gegen diesen Gott behalten; diese Spur von Ehrfurcht und Hochachtung Gottes, als des Schöpfers und Beherrschers, als des Allgegenwärtigen und Vollkommenen, wird seine Seele veredeln und erhöhen, ihm einen Eindruck der göttlichen Schönheit gewähren, und ihn reizen, auch so schön, so edel, so vollkommen, so seiner Natur gemäß zu handeln, — großer Eindruck vom Gebet!

Aber reichen nicht dazu schon ernsthafte, gottselige Betrachtungen zu? Was brauche ich völlige Gebete? Allein, mein Zuhörer, ohne Zweifel wird deine Aufmerksamkeit größer, deine Empfindung lebhafter, der Eindruck in dir stärker, wenn du betest, als wenn du Gott allein kalt und todt betrachtest. Nimm dir einen abwesenden Menschen, an den du bloß als einen Abwesenden denkest, und dein Andenken wird lange nicht das Feuer, die Wahrheit, den Eindruck haben, als wenn du ihn siehst, ihn anschauest und betrachtest, mit ihm sprichst, in seiner Seele liesest. Eine Unterredung mit einem würdigen Freunde, wie unendlich mehr kann sie begeistern, als wenn man an ihn als einen Abwesenden denkt! Der Anblick eines Erhabenen unter den

Menschen kann unendlich mehr Ehrfurcht erregen, als an diesen Ehrwürdigen denken; die Gegenwart einer großen Menge von Zeugen oder Zuhörern kann einen unendlich feierlichern Eindruck machen, als wenn man sich die Sache allein denkt; und ein Selbstgespräch mit dir wird weit stärker sein, wenn es vor den Augen Gottes geschieht, und ein Gespräch mit Gott wird. Ein Gespräch mit Gott! Welch ein großer Zeuge von den Versprechen, die wir uns thaten! Ein entsetzlicher Augenblick, sich dann als einen Sünder, als einen Lasterhaften, als einen Abscheu der Natur fühlen! Ein Gespräch mit Gott! unvergeßlicher Entschluß, den ich alsdann zu einer guten, einer edlen Handlung in meiner Seele fasse. Ein Gespräch mit Gott! große Idee, die alsdann in meiner Seele wirkt — wo kann dies alles eine kalte Betrachtung ersetzen! Wie veredelnd, wie würdig, wie erhebend ist also das Gebet! Es ist nicht eine Pflicht gegen Gott bloß, es ist eine Pflicht gegen mich selbst, keine todte Ceremonie des Gottesdienstes, ein Dienst, den ich mir selbst thue, ein Mittel zu meiner Besserung und Veredlung der Seele, ein Augenblick, da meine Seele sich höher zur Gottheit aufschwingt, die Würde ihrer Natur fühlt, Entschlüsse bildet, das Laster, die Verunzierung unserer Menschheit, abzulegen. Wenn das Gebet auch nichts mehr als dies wirkte, wer wollte nicht beten? wer es nicht unter seine seligen Stunden setzen, die Allgegenwart der Gottheit zu fühlen und vor ihr besser und schöner zu werden? Derhalben beuge ich u. s. w.

Paulus betet Gott nicht an, als einen Privat-, als einen Hausgott, der ihm und etwa den Christen allein zugehörte, den er also in seine Parthie gegen seine Feinde, gegen diese und jene Secte, gegen das Glück dieses und jenes Menschen ziehen, und gegen alle Welt zur Rache reizen könnte, wenn er nur sein Gott wäre: er hat einen würdigern Begriff von dem rechten Vater über Alles, was Kinder heißt, im Himmel und auf Erden. Und daß die ganze betende Welt diesen würdigen Begriff von dem Gott hätte, den sie anbetet! daß er nicht bloß ihr Gott, sondern der Gott der Welt sei! — Den Heiden war's zu verzeihen, wenn sie so dachten, wenn sie mit Opfern und Gebeten ihre Götter wider ihre Feinde gleichsam zu erkaufen suchten, — wenn ihre Heere Schutzgötter hatten, und mit ihnen gegen die Schutzgötter anderer Städte, Gegenden und Länder zu Felde zogen, — wenn sie den Gott einer eroberten Stadt mit sich fortschleppten, daß er auch ihr Gott sein sollte; — wenn sie in einer belagerten Stadt Gelübde und Versprechen darbrachten, und ihren Gott auch wohl mit goldenen Fesseln banden, daß er sich nicht zu den Feinden schlüge. Den Heiden war dies zu verzeihen, aber uns Christen nicht. Es ist unverzeihlich, wenn man mit seinem Gebet Gott zu bestechen denkt, daß er einem Dritten schade, der uns etwas zu Leide gethan, — wenn man rachsüchtige Gebete zu dem schickt, der der rechte Vater ist, über alles, was Kinder heißt. Unverzeihlich, wenn man ihn durch Lob und Preis in Ehrbegierde, oder durch Winseln und Seufzen in Mitleid setzen will, daß er uns helfe und Andern schade: unverzeihlich für unsre hellen Zeiten und für die Religion, in der wir erzogen sind!

Unser Gott ist ein Gott der Menschen, der Engel aller Menschen, aller Welten, nicht etwa allein ein Gott der Christen, nicht etwa allein ein Gott der Lutheraner, oder zu welchen andern Bekennern ich gehören mag; nein, er ist (V. 15.) der Vater des Weltalls.

Wenn ich also vor dich trete, mein Gott, so denke ich nicht, daß ich allein vor dir stehe, oder mit meinem Gebete mich für alle Wesen hervordrängen will; nein, o Gott, ich bin nichts als eine Kreatur, gegen eine unzählbare Menge deiner andern Geschöpfe; ich bin nur ein Glied in der großen Kette, nur eine Sprosse in der großen Leiter der Wesen, und nicht das erste Glied, nicht die ganze Kette. Ich bin ein Staub gegen das Weltall, ein kleines, einzelnes Nichts! ein einziger, kleiner Ton in der Harmonie aller Geschöpfe, die Gott zu Ehren einen einzigen großen unendlichen Chor ausmachen. Wie wollte ich nun alle überschreien? Wie wollte ich mit meiner Bitte zu dieser Harmonie einen widrigen Ton geben? Nein, o Gott! die ganze Natur ist dein Tempel, das ganze Weltrund ist dein Altar; von Erde, See und Himmel schallt dir ein großes Loblied aller deiner Geschöpfe zu — ich bin hier nur ein schwacher Laut! Indem ich dich lobe, o Gott, siehe, so lobe ich nicht allein; in allen Himmeln ohne Zahl erschallt dein Lob, dich loben die Sonnenheere, dich die blühende Erde, dich der lachende Frühling, dich der leuchtende Mond, dich die funkelnden Sterne und Welten und alle die Menge Geschöpfe, die in diesen Sternen und Sonnen leben, — was bin ich nun gegen sie alle? Indem ich deine Allgegenwart mit meiner Vernunft denke, so empfindet vielleicht das Thier dich mit einem zwar dunkeln, aber desto lebendigern Gefühl; indem ich dir mit meiner schwachen Stimme meinen Morgengesang singe, so singt die Nachtigall ihr schöneres Morgenlied, die Lerche schwingt sich zu deinem Himmel empor, und der Elephant sieht mit einem neuen, heitern Blick vergnügt deiner Morgensonne entgegen. Indem ich dich den Vater Christi nenne, so nennt dich vielleicht der redliche Heide den Gott

der Götter, und der entzückte Wilde fällt bei dem Aufgang der Sonne vor dir hin. Indem ich meine Kniee vor dir beuge, so umfaßt ein David vielleicht den Altar seines Jehova, und der Seraph an deinem Throne deckt sein Antlitz vor dir!

Welch ein Begriff von Gott, indem ich ihn mir also denke! Welch eine Erhebung der Seele, wenn ich zum Vater der Geister und der Menschen bete! Wie werde ich diesem höchsten Gott, diesem allgemeinen Vater es wagen, niedrige Ansinnungen zu thun! ihn für mich, wider ein anderes Geschöpf einnehmen zu wollen, das vielleicht besser vor ihm ist, als ich selbst? Wie werde ich's wagen, Andere vor dir mit heiligem Eifer zu verfolgen, zu verdammen, und deine gleichmüthige Güte, allerhöchstes, ewiges, auch in seiner Güte und Menschenfreundlichkeit unveränderliches Wesen, gegen sie aufzubringen? Wie es wagen, auch nur mit irgend einer menschenfeindlichen Bitte, mit irgend einem Wunsch zum Schaden des Andern, mit irgend einem niederträchtigen Ansuchen vor dich zu kommen, — so niederträchtig zu sein, dich mit Gelübden zu erkaufen, mit kindischen Geschenken und Versprechungen zu bestechen, daß du meine Parthei gegen Andere nehmest? Nein, du bist Vater über Alles, was Kinder heißt, und eben von dir lerne ich den höchsten Begriff von Menschenfreundlichkeit und allgemeiner Güte. Wenn ich also selbst Menschen geliebt habe, welche mich mit ihrer Freundschaft bis zu Thränen haben rühren können; wenn ich etwa eine gute Handlung unter den Menschen, eine stille Redlichkeit, eine außerordentlich thätige Freundschaft, eine erstaunende Probe von der Großmuth einer Menschenseele, wenn ich mir diese hohen und süßen Bilder von Menschenfreundschaft und Gutheit der Seele so hoch gedacht und in Aufwallung so hoch geschildert habe, als ich nur kommen konnte: o Gott, so steigt mein Geist auf die höchste Stufe, ich denke dich! ich bete zu dir! ich beuge meine Kniee vor dir! In dir finde ich die Sammlung aller Güte, Größe, Vollkommenheit, den höchsten Grad der Menschenfreundlichkeit und Liebe, den größten Austheiler des Glücks, kurz, den Schöpfer und Erhalter der Welt!

So, o Gott, will ich dich betrachten, so will ich dich fühlen. Wenn alle deine Kinder, die Geschöpfe deiner Huld in der ganzen Natur, dich durch ein stilles Gefühl preisen, als den Vater über Alles: so will ich meine Stimme vereinigen mit der Stimme der Natur. Wenn ich meine Seelenkräfte in der besten Fassung, in der schönsten Heiterkeit fühle, wenn ich am Morgen der wiederaufgewachten Natur auch mein Wesen neu belebt empfinde, wenn ich etwa die aufgehende Morgensonne, und das stille Vergnügen des Frühlings, oder den stillen Schauder der Nacht, oder den stillen Schatten des Abends mit Vergnügen empfinde: dann, Herr, mit diesem stillen Schauder will ich, ich Ohnmächtiger! dich empfinden, ich will dich in der Natur sehen, forschen und aufsuchen, und dich im Frühling und dich im Sturm des Herbstes und im Segen des Sommers und im Schnee des Winters dich, Herrn der Werke deiner Hände, sehen, und entzückt alsdann nach deinem Himmel blicken, und dir verstummt mit schwachem, ohnmächtigem Gefühl und mit einer stillen Thräne deinen Lobgesang feiern — Dir dem Vater über Alles, was Kind heißt im Himmel und auf Erden.

Aber, meine Zuhörer, wie sehr vorzüglich ist Gott unser Vater! Wie viel Vorzüge hat er uns gegeben, über so manches Andere, was auch sein Geschöpf, sein Kind ist! Und wie? ist's da nicht billig, diese Vorzüge zu empfinden, an sie dankbar vor Gott sich zu erinnern, sie mit einem Gefühl der würdigen Ergebung, der kindlichen Demuth zu fühlen? Wie? und ist nicht dies dankbare, dies sich in Gottes Hand ergebende, dies kindliche warme Gefühl ein Gebet — das beste Gebet, das ein Geschöpf, wie ich bin, Gott bringen kann? Wenn ich meine Abhängigkeit von Gott fühle; wenn ich mich erinnere, was mir seine Güte gegeben; wenn ich etwa bei einer neuen Wohlthat, bei einem süßen und recht ruhigen Augenblick meines Lebens; wenn ich bei dem besten und stillsten Gefühl der Freude das Glück meines Daseins empfinde — mein Leben, meine Gesundheit, meine vortheilhaften Umstände, Gaben, so manches Glück, angenehme Begebenheiten, geistlichen und leiblichen Segen, deß ich mit Vergnügen genieße: wie? — deß bin ich ja den Händen meines Vaters schuldig, der für mich sorgt, mich in die Zeit und Ewigkeit glücklich machen will — wie? und das sollte ich nicht mit dankbar bewegtem Herzen fühlen? Und dies lebhafte Gefühl, das meine Seele durchdringt, sollte ich, wenn auch nur mit einem Seufzer, Gedanken, meinem Vater nicht gestehen? Und wenn ich's ihm gestehe, bete ich dann nicht? O es hieße die natürliche und billige Regung des Herzens verleugnen, wenn man auf die Art nicht beten wollte! —

Wie nun ferner? Das Gute in meiner Zukunft, hängt das nicht ebenfalls auch von diesem Vater ab? Muß er nicht Allem, was Kinder heißt, sein Schicksal bestimmen? und also auch mir? Und wenn ich mir nur in der Zukunft das Gute wünsche: wie nicht auch von ihm, dem Vater, der es mir geben kann? und heißt das nicht beten? Wäre es nicht im höchsten Grade widersprechend, mir Gutes zu wünschen, zu verlangen, aber nicht von dem, der es mir einzig

geben kann? Ist es nicht die höchste Verbindlichkeit, und doch nur immer die schlechteste, daß ich mich an meinen Wohlthäter und Vater erinnere? kindlich erinnere, daß ich unter ihm stehe? kindlich bekenne, daß ich ohne ihn nichts Gutes habe und bin? kindlich von ihm Segen, Schutz, Beistand mir wünsche? kindlich hoffe, daß er mir meinen Wunsch erfülle, wenn es nicht seiner väterlichen Güte und Weisheit und Rath widerspricht? Und heißt das nicht beten? Und wird mir da das Beten zur Pflicht? zum Gesetz? zum sauern Gottesdienst, womit ich mir den Himmel erwerben will? Nichts weniger! Das kindliche Gefühl meines Herzens wirft mich auf die Kniee; die kindliche Freude dessen, was Gott an mir gethan, öffnet mir mein Herz, erregt meine Lippen und treibt mich frei und unerzwungen eine kindliche Thräne aus meinem Auge. Natürlich, daß eine solche kindliche Empfindung, ein solches unbescholtenes Gebet am liebsten von selbst die Einsamkeit suchen wird, wo ich mit Gott meinem Vater allein bin, wo ich in einer stillen Kammer ihm mein dankbares, kindliches Herz aufschließe und ihm mit allem Wesen meine Seele ausschütte.

Wie sollte der ewigen Liebe ein solches Gebet nicht gefallen? dem Allwissenden, wenn ich mich in seine Allwissenheit setze und sie feiere? dem Gütigen, daß ich seine Güte erkenne und preise? dem Vollkommenen, daß ich durch sein Gebet schon unmittelbar weiser und vollkommener und besser werde? — Vater im Himmel! ich weiß, die Stimme des Säuglings ist dir sowohl ein Lobgesang als der Lobgesang des Engels am Throne.

Und hätte ein solches Gebet auch übrigens keine Zauberwirkung, um Wunder in der Natur zu erregen: so ist es an sich schon erfreuend, seelig, nützend genug, ich will's nicht aus Lohnsucht, nicht aus knechtischem Zwang darbringen, um es los zu sein — als ein Kind des besten Vaters, der gerne mit ihm im Umgang ist, und von ihm das schönste Bild der Menschenfreundlichkeit eben durch dies betende Anschauen lernen, eben durch's Gebet ihm ähnlich werden will. Wie, wenn ich täglich mit ihm, als dem gütigsten Vater der Welt, mir die ganze Schönheit seiner Vaterliebe, die ganze Seligkeit des Gedankens, ein allwaltender, väterlicher, beseeligender Gott, der Vater und Wohlthäter aller Welt zu sein, denke, und dies Bild meine Seele entzückt: werde ich alsdann wohl ein Menschenfeind, ein Nichtswürdiger, ein Eigennütziger, ein Erdenkloß, der blos für sich sorgt, sein können? Wenn ich's an Gott preise und liebe und anbete, daß er seine Sonne scheinen läßt über Gute und Böse: werde ich alsdann wohl ein Teufel gegen meine Brüder, ein Neider, ein nichtswürdiger Betrüger, ein schädlicher Menschenfeind sein können? Wenn ich ihn den Wohlthäter Alles, was Kind heißt, nenne: werde ich noch mein Herz in mich selbst zusammenziehen, aus Hochmuth, oder Geiz, oder Wollust meinen Erdenkloß zum Mittelpunct der Welt machen, und Alles außer mir verachten, verfolgen, verabscheuen, verleumden, hassen, beneiden, betrügen können? Unwürdige Seele, die betend so vor Gott sein könnte! Unwürdige Seele, die seine Güte lobte, und nicht Muth, nicht Großmuth, nicht Adel genug hätte, eben die Gutheit an ihrem Theile zu beweisen — die Gott um Verzeihung ihrer Sünden bitten dürfte, und schwarze Galle und bitteres Gefühl in ihrem Herzen kochen hätte! Unnütze, kleine Seele! du spottest deinen Gott mit deinem Gebet! Wasche erst deine Hände, mache erst deine Seele rein und heilig und vergebend und nachsehend und demüthig und menschenfreundlich: dann komme und beuge deine Kniee vor Ihm! dann hört er dein Gebet. Sonst ist's ein Greuel in seinen Augen.

Wenn ich also vor dir bete, so will ich meine Seele erforschen, ob ich auch einen Flecken in ihr gewahr werde, eine böse wollüstige Neigung, einen giftigen Haß, eine bittere Feindschaft, eine schwarze Mißgunst, abscheulichen Neid, verachtenden Hochmuth, Unrecht, schreiende Sünden und andere Abscheulichkeiten; und finde ich's, o, so will ich erst meine Hände reinigen, sie Gott abbitten, aus meinem Herzen tilgen — und dann beten, dann vor ihn kommen. Mein Gebet an ihn soll Selbstprüfung sein, und eine Reihe guter Entschlüsse erzeugen, und wenn ich von ihm aufstehe, so will ich mich prüfen, ob ich auch durch sein Andenken menschenfreundlicher in Gesinnungen geworden. Ja, mein Gott, indem ich dir für deine Vaterliebe danke, und sie mit entzückten Freudenthränen preise, und die Wollust fühle, Thränen der Dankbarkeit weinen zu können: so will ich mich auch entschließen, wie du ein Menschenfreund zu sein, und wie du, so auch Thränen der Freude und der Dankbarkeit zu erregen. Wenn ich ein Gutes deiner Hand fühle, so sei der zweite Gedanke: was kann ich Gutes thun? Kann ich nicht mit dem, womit ich von dir ergötzet bin, auch wieder einen Armen ergötzen? — womit du mein Herz gestärket, meine Wünsche erfüllet hast, auch die Wünsche meines Bruders, der unter mir ist, erfüllen, auch sein Herz stillen? Wenn du mich errettet, und ich fühle, was es sei, aus einer Krankheit, Noth, Gefahr errettet zu sein, o so erwecke mein Herz, mir auch die göttliche Lust machen zu wollen, Andere zu erretten, ihnen in

ihrer Krankheit beizuspringen, sie in ihrer Noth vergnügt zu machen, ihre Thränen zu endigen! Wenn ich dich lobe als den Ordner der Welt, und es mir nicht billig zu sein scheint, wo ich die Unschuld gekränkt, den Liebenswürdigen leiden, den Verdienstvollen verachtet, den Tugendhaften arm, einen edlen Geist verführt, einen Redlichen im Irrthum, eine gute, vortreffliche Seele weinend sehe — da will ich sie trösten, ihre Thränen trocknen, Balsam in ihre Wunden streuen, ich will ein Bruder meiner Brüder sein. Und wenn ich wieder zu dir komme, o Gott, so will ich machen, daß ich nicht allein, daß Freudenthränen der Erretteten, die dankbaren Thränen der von mir Getrösteten, die guten Seufzer der von mir Beglückten mit mir beten sollen, sie in ihrer und ich in meiner Kammer; daß, wenn ich in meinem Tode zum letzten Mal auf dieser Welt vor dir bete, die Freudenthränen und die dankbaren Gebete derer mit mir dich anrufen, gegen die ich deinem Beispiel folgte, Vater über alles, was Kinder heißt!

Was ist's denn, was Paulus bittet? Zuerst ist's sonderbar, nichts für sich, sondern für Andere. Hatte er etwa nichts für sich zu bitten? fehlte ihm nichts? O der Mann lag ja im Kerker, Fesseln, Banden, in Gefahr des Todes, vielleicht in Noth — und siehe er vergißt dies Alles; seine Leiden und Trübsal sind ihm Ehre: sich überläßt er stillschweigend Gott, er möge ihn leben oder sterben lassen, dem Schwerdt oder dem Blutdurst des tyrannischen Nero übergeben oder ihn frei machen — das Alles vergißt er und — betet für Andere. Würdiges Gebet! würdiges Vorbild! Nicht bloß für meinen Aschklumpen allein will ich vor des Höchsten Thron treten: ich will auch in meinem Gebete, wo ich für Andere nicht arbeiten, ihnen nicht helfen kann, — da für sie beten.

Einer edlen Seele wird's gleichsam schwer, für sich selbst etwas zu bitten; Andere um Gutthaten für sich anzusprechen, das will schwer vom Herzen; ein Wort, ein Seufzer, eine Bitte windet sich kaum heraus: aber für Andere einen Menschenfreund zu bitten ist schon leichter. Da geht ein gutes Wort eher von den Lippen, und findet eine gute Stelle. Und wer wollte nicht diese Menschenfreundlichkeit auch im Gebete bezeigen? wer wollte nicht das allgemeine Gebet oder die sogenannte Litanei, das auch in unserer Kirche eins der rührendsten und einfältigsten Gebete ist, das ich kenne, mit inniger Empfindung mit beten, und das Herr erbarme dich Unser! mit aller Inbrunst anfangen? wer wollte nicht, wenn er schon allen Unglücklichen in der Welt nicht helfen, alle Thränen nicht stillen, alle verborgenen Seufzer nicht auffinden kann, den anrufen, der Alles, was Kinder heißt, kennt, ihre Bedürfnisse weiß, und für sie beten?

Und warum betet Paulus für seine Epheser? Ephesus war eine Handelsstadt, und ein Ort voll arbeitsamer Bürger im schönsten Erdstrich Asiens; bat er also um Vermehrung des Handels, um gutes Gewerbe und glückliche Erndte? — Schöne und gute Gebete an sich, und in der gehörigen Ordnung; aber Paulus hat noch ein schöneres: um die Vermehrung des Reichs der Tugend und Weisheit unter ihnen (V. 16). Er fleht ihnen nicht den Reichthum der göttlichen Gnade bloß zu leiblichen Sachen, daß ihr Körper wohl gedeihe, sondern daß der inwendige Mensch, d. i. die gute edle Natur in ihnen gedeihe; nicht daß Reichthum in ihren Häusern wohne, sondern daß Christus unter ihnen wohne; nicht daß sie auf neue Wunder der Liebe Gottes warten, sondern die Liebe Gottes, die sie genössen, recht schätzen lernten (V. 18) — und meine Zuhörer, eben das ist auch der schönste Theil des Vater Unsers; aber zum Unglück auch der am mindesten verstandene. Die vierte Bitte endlich versteht noch jeder; aber die andern Bitten will Niemand verstehen! daß nämlich der Name Gottes auch von uns geheiliget, daß wir auch fähig werden sollen, Kinder und Knechte Gottes zu sein und seinen Willen so willig zu thun, wie es von den Engeln geschieht, — das bleibt unverstanden. Und was ist wichtiger als dies? meine Zuhörer, eben unsere Laster und Untugenden machen uns und die Welt unglücklich; und werden diese ausgerottet, so wird eben damit auch mehr das Glück der Welt befestigt, die Ruhe unserer Seele gegründet, die Heiterkeit unsers Lebens erhalten. Lernen wir ruhig und zufrieden uns selbst genießen, unserer Natur treu bleiben, die bösen Angewohnheiten in uns zerstören, die Flecken unserer Seele auslöschen, mit so viel Ordnung der Welt so viel, als nur möglich ist, beitragen, so werden wir eben dadurch glücklich sein. Wen unser inwendiger Mensch stark, d. i. unsere Seele fest ist, und das Andenken Gottes in uns wohnt und wir nur die Liebe Gottes recht schmecken, d. i. die Güter, die wir schon haben, recht genießen, nichts mehr begehren: so wird eben dadurch unsere Seele selig und ruhig und vergnügt und unser Leben glücklich sein (V. 19).

Ich kenne also kein würdigeres Gebet für mich und Andere, als: Mache, o Gott, meine Seele fest und stark in der Tugend, lehre mich deine Güte schmecken, mache meine Seele weise und mein Herz tugendhaft und durchaus gutartig, so werde ich glücklich sein — so wird dein Name geheiliget, dein Reich auf Erden gegrün-

det, dein Wille, o Vater, vollbracht werden, so sind wir Alle deine glückliche Kinder!

Im Uebrigen bittet Paulus mit Zurückhaltung und Mäßigung (V. 20), und wer wollte nicht auch so bitten, insonderheit wenn es irdische Bitten beträfe? Weisheit und Tugend ist immer unserer Seele gesund und nützlich; aber ob die Erfüllung unserer leiblichen Bitten es immer ist, das ist nicht so gewiß. Gott kann uns dieses Gebet versagen müssen, und siehe, er giebt uns was Anderes und Besseres. Er kann überschwänglich thun über Alles, was wir bitten und verstehen. Sehr oft, meine Zuhörer, haben wir's in unserm Leben gesehen, daß wir Unsinnige mit unsern Wünschen sind, Dinge verlangen, die wirklich uns zum Schaden sind; wir meinen, wenn wir sie nicht bekommen, wir wollen sie erpochen, aber zuletzt sehen wir's ein, daß die gütige Vorsehung es gut gemeint, daß sie uns nicht unsern Wunsch erfüllt, diese und jene Bestimmung des Gebets nicht gab, die wir wollten, diesen und jenen Weg nicht führte, der uns im Auge lag. Ein ander Mal baten wir nicht; es nahte sich eine Gefahr, die wir nicht sahen, und konnten also auch nicht um Errettung beten: Gott errettete uns: — er that über Alles, was wir bitten und verstehen. Wir sahen etwas für ein Glück nicht an, sträubten mit beiden Händen dagegen: Gott mußte uns zur Wohlthat zwingen. Spät sahen wir's, daß er uns eine Wohlthat gegeben: er that über rc.

Und solchem Gott wollten wir vorschreiben? Stunde und Zeit und Ort und Gelegenheit bestimmen, wenn er uns helfen, wie er uns führen, durch die Welt bringen soll? Nein, o Gott, ich bescheide mich, du kannst überschwänglich thun über Alles, was ich bitte und verstehe. Aber demungeachtet will ich auch in der leiblichen Noth zu dir fliehen, von allen Menschen verlassen, dich suchen, mein Herz vor dir ausschütten. Wenn ich in der Welt denn wenig Freunde habe, wenn unsere Umstände auf diese oder jene Art bedrängt sind, wenn bekümmernde und sorgsame Erwartungen unser Herz drücken, wenn wir vielleicht keinen Freund haben, der auf Erden unser Elend bemerkt, sich unserer annimmt, uns Beistand leistet: da ist immer der mächtige, gütige Freund in der Nähe, zu dem wir uns hinwenden, dem wir unser Anliegen offenbaren und anvertrauen können, der allein im Stande ist, uns zu helfen. — Dann hebt sich die Seele aus den Wolken des trüben Kummers empor; es ist, als käme sie in Freiheitsgegenden. Das Herz findet Erleichterung, wenn es mit dem spricht, der die Liebe selbst ist. Man vergißt, was auf der Erde ist; selbst die Noth wird klein, das Elend leicht, das Leiden verliert viel von seiner Gestalt: so wahr ist's, was ein alter Kirchenlehrer sagt: „Wenn ich in Nöthen bet' und sing', so wird mein Herz recht guter Ding'."

Nur auch selbst alsdann laßt uns bescheiden sein, und Gott nichts vorschreiben, ihn auch selbst in der Noth loben lernen, ohne seine Wunderkraft herauszufordern, ohne ihm Bitten und Forderungen vorzulegen. Das beste Gebet ist wohl für uns kurzsichtige Geschöpfe das: sein Gesicht vor der Gottheit zu verhüllen, und zu sagen: Mein Gott, das, was mir gut ist, gieb mir, auch wenn ich dich nicht drum bitte; das Böse aber gieb mir nicht, auch wenn ich dich drum bitte! Amen.

## Predigt über Matth. 9, 1—8. Von der Vergebung der Sünden.

**Von J. F. Ch. Löffler.**

Gott, der uns zur Glückseligkeit erschaffen hat, und der uns durch Befolgung seiner Gesetze zu jenem Ziele unfehlbar führt, sei auch in dieser Stunde unter uns! Amen!

Meine christlichen Zuhörer! Unter den wichtigen Religionslehren, über welche wir in unserer Jugend und in der Folge häufig unterrichtet werden, ist unstreitig die von der Vergebung der Sünden eine der erheblichsten. Wer empfindet es nicht, daß er dieser Vergebung bedarf? wer wünscht nicht, derselben würdig zu sein, und sie zu erhalten? und worüber ist der christliche Religionsunterricht ausführlicher, als eben über die Art, wie wir uns bekehren, wie wir Vergebung bei Gott suchen, und uns derselben würdig erhalten sollen?

So wichtig aber diese Lehre, und so häufig der Unterricht darüber ist: so scheint es doch, als wenn Vorurtheile mancher Art herrschend blieben, welche von desto schädlichern Folgen sind, da durch sie der Tugendeifer geschwächt, und der Mensch dabei in eine zu große, und doch fruchtlose Aengstlichkeit versetzt zu werden pflegt.

Das erstere geschieht, wenn man nicht nur die Vergebung der Sünden als ein leicht zu erhaltendes Geschenk ansieht, sondern auch in der Meinung stehet, daß mit der Versicherung derselben, und mit der Gewißheit, daß Gott nicht zürne, alle, auch die natürlichen Folgen der Sünde aufgehoben wären, und nun wähnt, daß die Sünde und das Laster, deren Folgen so leicht aufgehoben werden, minder furchtbar sei. Leicht geht der Mensch von einem Aeußersten zu dem andern über; und daher giebt es Andere,

welche, durch unrichtige Vorstellung von Gott geleitet, sich der qualvollsten Angst überlassen, und bei dem ernstlichsten Vorsatze der Besserung, dennoch vor Gott zittern, und es schwer halten, ihn, den Allgütigen, zur Verzeihung geneigt zu machen.

Da wir Alle der Vergebung bei Gott bedürfen, und da zu wünschen ist, daß auch wir weder sie leicht hoffen oder zu viel davon erwarten, noch uns einer zu angstvollen Empfindung dabei überlassen: so glaube ich, für Alle, die wir uns gern an wichtige Theile des Religionsunterrichtes erinnern lassen, etwas der Aufmerksamkeit nicht Unwerthes zu thun, wenn ich von dieser wichtigen Sache, aus Veranlassung unseres heutigen Evangeliums, ausführlicher rede. Gott gebe, daß wir auch hier die Wahrheit finden!

Da trat Jesus in das Schiff und fuhr wieder herüber, und kam in seine Stadt. Und siehe, da brachten sie zu ihm einen Gichtbrüchigen, der lag auf einem Bette. Da nun Jesus ihren Glauben sahe, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. Und siehe, Etliche unter den Schriftgelehrten sprachen unter sich selbst: Dieser lästert Gott. Da aber Jesus ihre Gedanken sahe, sprach er: Warum denket ihr so Arges in euern Herzen? Welches ist leichter, zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben; oder zu sagen: Stehe auf und wandle? Auf daß ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, auf Erden die Sünden zu vergeben, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Stehe auf, hebe dein Bett auf, und gehe heim. Und er stand auf, und ging heim. Da das Volk das sahe, verwunderte es sich, und preisete Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.

---

Ohne uns, bei dieser Erzählung, auf die schwierig scheinende Frage einzulassen: Ob Christus dem Kranken, der in dieser Krankheit wahrscheinlich die Folgen seiner Sünden duldete und darüber niedergeschlagen und traurig war, die Vergebung der Sünden nur ankündigen und versichern konnte, gleich andern Lehrern der Religion; oder ob er dieselben eigentlich und aus eigener Macht vergeben und die damit verbundenen Strafen aufhören lassen konnte? und fest überzeugt, daß er nichts werde gesagt haben, welches nicht einen richtigen Sinn hat, und daß er, von aller Anmaßung entfernt, sich nicht mehr werde beigelegt haben, als ihm wirklich gebührte, wollen wir dieses Evangelium nur dafür nutzen, uns an den empfangenen Unterricht über die Vergebung der Sünden zu erinnern; uns von der Sache selbst die richtigen Begriffe zu bilden, und dann diese erkannten und lebhaft gewordenen Begriffe zu unserer Belehrung und zur Zerstörung mancher Vorurtheile anwenden. Vielleicht, daß sich alsdann auch jene vorhin berührte Frage von den Nachdenkendern um so leichter beurtheilen läßt.

Ich werde aber, indem ich von der Vergebung der Sünde rede, hauptsächlich zwei Fragen beantworten: erstlich was sie ist, und wie sie erlangt wird? und, zweitens, was sie wirket?

Das Erste wird uns vor zu großer Aengstlichkeit, und das Letzte vor einem Leichtsinne sichern, der noch weit schädlicher, als jene Aengstlichkeit ist.

Wenn von Vergebung der Sünde die Rede ist: so denken wir dabei zunächst an Gott, der zu strafen berechtiget ist, und vergeben soll, und an den Menschen, der der Vergebung bedarf und sie wünscht. Diese Vorstellungen, daß Gott strafe, daß der Mensch Gott um Verzeihung bitte, und daß die Strafen der Sünde aufgehoben werden, haben allerdings eine Wahrheit, welche die menschliche Vernunft anerkennen muß, und mit welcher die heilige Schrift übereinstimmt. Die dabei zum Grunde liegenden Begriffe sind ungefähr folgende:

Wir können uns die Welt, in der so viel Ordnung und Zusammenhang herrscht, und besonders auch die moralische Welt, zu welcher wir Menschen gehören, nicht anders, als unter der Aufsicht eines höheren Wesens denken, von welchem sie regiert wird. Diese Regierung erfolget nach gewissen Gesetzen, welche keine andern, als die von uns erkannten moralischen Vorschriften der Geisterwelt überhaupt und der Menschenwelt insbesondere sind. So oft nun der Mensch eines dieser Gesetze übertritt, welches er, vermöge der ihm verliehenen Freiheit, allerdings kann, es sei aus Unwissenheit, aus Mangel der Ueberlegung, oder gar aus Vorsatz: so bleibt er allemal den Folgen ausgesetzt, welche der Beherrscher der Welt mit einer solchen Verletzung verknüpft hat, und welche wir Strafen zu nennen allerdings berechtigt sind; und wir können mit Grund behaupten, daß keine Verletzung der göttlichen Gebote, und also keine Sünde, ungestraft bleibe. Aber hierbei treten nun sehr leicht ganz unrichtige Begriffe von Gott ein, besonders von Zorn und Rache, weil wir Menschen nicht im Stande sind, uns die Gottheit anders, als in einiger Aehnlichkeit mit uns Menschen zu denken, und weil es uns zu natür-

lich und zu leicht ist, unsere Affekte und Leidenschaften auf Gott überzutragen.

Diese unrichtigen Begriffe haben dann keinen geringen Einfluß auf unsere Vorstellung von der Vergebung der Sünde selbst, und besonders auf die Art, wie diese Vergebung gesucht wird. Meistentheils — wenigstens ist dies die Vorstellung eines großen Theils der Christen — denken wir uns Gott, bei einem begangenen Vergehen der Menschen, im Zorne, und geneigt, ihn nicht blos die natürlichen Folgen der Sünde empfinden zu lassen, sondern ihn noch außerordentlich und ewig zu strafen; bilden uns ein, daß seine beleidigte Majestät nur durch geleistete Genugthuungen versöhnt, und daß Gott überhaupt nicht sowohl durch innige Reue und standhafte Besserung, als durch anhaltendes, ängstliches Flehen nach und nach und langsam zur Verzeihung, zur Milderung seines Zornes, und zur Aufhebung seiner Strafen geneigt gemacht werden könne. Daher zittert der Mensch, wenn er Vergebung sucht; daher ist er so ängstlich, ob er sie erhalten werde; und daher sucht er sie gewöhnlich nicht auf die rechte Art; und verspricht sich, besonders weil er die Strafe als eine Wirkung des Zornes Gottes ansieht, selbst eine größere Wirkung davon, als sie nach der Natur der Sache haben kann.

Aber hierbei liegen nun ganz unrichtige Begriffe zum Grunde, indem Gott nie im Zorne ist, und die Vergebung nicht als eine Veränderung in Gott, sondern als eine in dem Menschen gedacht werden muß.

So wenig wir auch leugnen können, daß Gott es mißbillige, wenn der Mensch die göttlichen Vorschriften übertritt: so wenig dürfen wir doch glauben, daß er sich mit Zorn und Rachsucht gegen den Menschen erfülle, und daß er nicht geneigt sei, dem Menschen sogleich zu vergeben, und die Strafen, so weit es die Glückseligkeit des Menschen selbst erlaubt, aufzuheben. Denn die Vorschriften und Gebote, welche Gott der Welt und uns Menschen gegeben hat, sind nicht seinetwegen, sondern zu unserm Glücke gegeben. Er wird durch ihre Beobachtung nicht seliger, und durch ihre Uebertretung nicht unseliger; denn seine Seligkeit ist von der Welt unabhängig. Wenn der Mensch sie übertritt: so schadet er Niemand, als sich selbst; und so verdient er nicht Haß und Verdammung, sondern Bedauern und Mitleid, gleich dem Unglücklichen, der der Stimme des warnenden Freundes nicht folgt. — Auch hier lehrt uns das Bild eines Vaters die richtigsten Begriffe.

So wie ein weiser Vater seinem Kinde keine Vorschriften giebt, als welche dem Kinde selbst nützlich sind; so wie er das Kind bedauern muß, wenn es diese Vorschriften übertritt und sich selbst schadet; so wie seine Strafen nur dazu dienen, um die üblen Folgen desto empfindlicher zu machen, und das Kind desto stärker vor einer ähnlichen Uebertretung zu warnen; aber so wie er auch geneigt ist, dem reuevollen flehenden Kinde sogleich und von Herzen zu vergeben und die willkührliche Strafe, die er mit den natürlichen Folgen verband, aufzuheben: so ist es auch mit uns Menschen und Gott. Wenn der Mensch ein Gebot Gottes übertritt: so verletzt er eine Vorschrift, die Gott zu seinem Besten gegeben hatte; so schadet er sich selbst; so zieht er sich selbst die nachtheiligen Folgen zu, welche mehr oder minder damit verknüpft sind, und bereitet sich selbst sein Unglück und seine Strafe. — Aber Gott freuet sich dieser Strafe so wenig, als er im affectvollen Zorne gegen den Menschen entbrannt ist; sondern die einzige Empfindung, die wir Gott hierbei beilegen dürfen, ist Mitleid, Bedauern, und der Wunsch, daß der Mensch umkehre und weiser werde; und wenn dieses geschiehet, wenn der Mensch seine begangene Sünde erkennt, wenn er sich vorsetzt, sie zu unterlassen, wenn er wirklich darauf bedacht ist, sie zu meiden, und Beweise seiner Besserung giebt: so freuet sich Gott dieser Veränderung, und so hat der Mensch kaum nöthig, um Vergebung zu bitten, weil Gott, der das Herz kennt, ihm schon vor seiner Bitte vergeben hatte. — Ja, wir können und müssen sogar behaupten, daß hierbei überhaupt keine Veränderung in Gott, sondern nur im Menschen vorgehe, indem Gott, der Unveränderliche, stets zum Vergeben geneigt ist, und nur der Mensch nöthig hat, sich von dieser Gesinnung Gottes zu überzeugen und sich wirklich zu bessern.

Dieses sind die Vorstellungen, welche uns die Vernunft von der Vergebung der Sünden, und von der Art, wie sie erhalten wird, giebt, und welche von ihr als die allein richtigen erkannt werden, wenn Gott nicht zu unvollkommen mit menschlichen Leidenschaften gedacht werden soll. Und hiermit stimmt auch die Lehre des Evangeliums und Christus, der uns die richtigsten Begriffe von Gott gegeben hat, selbst überein.

Wenn auch gleich unsere menschliche Sprache, und also auch die heilige Schrift, welche in dieser Sprache verfaßt ist, nicht anders von Gott reden kann, als in Ausdrücken, welche eigentlich und mit Wahrheit nur von Menschen gelten: so ist doch Christus so weit entfernt, die Ausdrücke des Zornes und der Rache auf Gott anzuwenden, daß er ihm vielmehr die Empfindung des Wohlwollens und der Liebe beilegt; und insonderheit ist er, in der Sache der Bekehrung des Menschen,

so weit von jener Vorstellungsart entfernt, daß er ihm vielmehr nur die Empfindung des Mitleids und des Bedauerns beilegt, und ihn unverändert geneigt bleiben läßt, dem Menschen zu vergeben, und ihn seiner gnädigen und verzeihenden Gesinnung zu versichern. — Wir haben von ihm in dieser Rücksicht eine Erzählung, welche die Stelle jeder Belehrung vertreten kann, ich meine, die Erzählung von dem verlornen wiederkehrenden Sohne. Da diese Erzählung die Art, wie die Vergebung gesucht und erhalten wird, in allen ihren Theilen auf das richtigste darstellet, und da diese Belehrung aus dem Munde Jesu selbst kommt: so sei mir erlaubt, in der Kürze daran zu erinnern. Als dieser, die Warnungen und den Rath seines Vaters nicht achtend, sich selbst in ein Unglück gestürzt hatte, das er länger zu ertragen nicht im Stande war; als er nun endlich, seine Thorheit erkennend, in sich schlug, und den Muth fassete, zu seinem Vater zurück zu kehren, und Verzeihung zu suchen: wie schildert Christus diesen Vater, unter welchem Gott gedacht werden muß? Läßt er den Sohn lange und ohne Erfolg um Verzeihung flehen? Ueberhäuft des Vaters Zorn ihn mit Vorwürfen des Unwillens und des Undanks? Läßt er ihn in dem quälenden Zweifel, ob er Gnade finden werde, oder in sein Elend zurückkehren müsse? Oder muß er einen Fürsprecher suchen, der das Herz des Vaters erweiche und zur Vergebung geneigt mache, Nichts von dem Allen. Das Herz des zärtlichen Vaters, wie ihn unser Heiland schildert, hatte sich nicht von seinem Sohne gewendet, immer hatte er dessen Thorheit gefühlt und mit ihm das innigste Mitleid gehegt. Besorgt, in welches Unglück er sich gestürzt habe, nur fürchtend, daß er auf immer verloren sei; und immer wünschend, daß er zurückkehre, eilt er ihm, bei der Nachricht von seiner wirklichen Wiederkehr, entgegen, erspart ihm jedes Wort der Schaam und Reue, überhäuft ihn mit jedem Erweise der Zärtlichkeit, und ist trunken von der Freude, daß der Verlorene wiederkehret, daß sein todtgeglaubter Sohn noch lebt. — Hier ist keine Spur von Rache und Zorn; hier ist keine Veränderung in der Gesinnung des Vaters sichtbar, der sich in der zärtlichsten Liebe stets gleich geblieben war.

Aber desto größer ist die Veränderung, welche in der Meinung und in dem Gemüthe des Sohnes vorgehet. Er fürchtet, daß sein Vater nicht mitleidig, sondern erzürnt und entrüstet sei; er besorgt, daß er kaum vermögend sein werde, ihn zur Verzeihung geneigt zu machen; und er überlegt, wie er durch das reuevollste Geständniß und durch die bescheidenste Bitte sein Herz zum Mitleid rühren will; weil er, für solche Vergehungen, eine so leichte Vergebung nicht zu hoffen wagt. Aber wie sehr wird diese Besorgniß durch die Behandlung des Vaters beschämt, dessen unverändertes Herz sich in seiner Zärtlichkeit stets gleich geblieben war; und wie erscheint nun die Furcht des Sohnes als die natürliche Wirkung und als die gerechte Strafe eines solchen Verhaltens!

So, meine Freunde, ist es mit dem Menschen und Gott. Nicht in Gott geht bei der Vergebung eine Veränderung vor, der immer liebreich gegen den Menschen gesinnt bleibt; ihn stets bedauert, wenn er seine Gebote übertritt, und ihm gern Beweise seiner Gnade giebt, wenn er sich bessert; aber der Mensch hat Mühe, daß er die Furcht vor Gott, die ihm sein verdammendes Gewissen verursacht, besiege, und sich zum kindlichen Vertrauen gegen Gott stärke.

Und dieses Vertrauen ist ganz abhängig von der geschehenen Besserung des Menschen selbst. — Die Natur der Sache bringt es so mit sich, und die heilige Schrift bestärkt uns darin. — So wie die Furcht und das Erzittern vor Gott aus dem Bewußtsein, unrecht gehandelt und seine Gebote übertreten zu haben, entspringt: so muß nothwendig diese Furcht weichen, sobald jenes Bewußtsein verschwindet, und ein besseres in dessen Stelle tritt; wenn nur nicht unrichtige und zu menschliche Vorstellungen von Gott in den Weg treten. So sucht auch Johannes in dem bekannten Ausspruch: „Wir haben Freudigkeit zu Gott, wenn uns unser Herz nicht verdammt" (1. Joh. 3, 21.), den Grund des Erzitters vor Gott offenbar nicht in Gott, sondern in dem menschlichen Herzen; und so ist es auch in der Erzählung von dem verlornen Sohne, in welcher Christus auch die Vergebung erst nach der geschehenen Rückkehr erfolgen läßt. Auch bestärkt uns hierin unsere eigene Empfindung. Wer wagt es, zu Gott mit Freudigkeit, unter dem Bewußtsein seines Beifalls, aufzublicken, wenn er sich bewußt ist, daß ein böses, der Ordnung Gottes widerstrebendes Herz in seinem Busen schlägt, und daß er ohne Scheu das zu thun im Stande ist, was er der Regel des Rechts entgegenlaufend erkennet?

Und so, dünkt mich, ist zur Genüge klar, daß die Vergebung der Sünde keine Milderung des Zornes Gottes, dem jede zornige Bewegung fremd ist, und überhaupt keine Veränderung in Gott, dem Unveränderlichen, sein könne; sondern daß sie die Veränderung in der menschlichen Seele ist, nach welcher sie sich überzeugt, oder diese Ueberzeugung mit Anwendung auf sich lebhaft erneuert, daß Gott gnädig ist; und daß diese Versicherung von der Gnade und dem Beifalle Gottes, oder, welches einerlei ist, die Ueberzeugung von der Vergebung der Sünde,

nur auf die erfolgte Besserung in unsere Seele kommen kann, und nur durch diese erlangt wird.

So wichtig es für uns Menschen ist, die rechten Begriffe von der Vergebung der Sünde und von der Art zu haben, wie sie erlangt wird: eben so wichtig ist es nun auch ferner, zu wissen, welches ihre Wirkung ist, um sich zu hüten, daß man von ihr nicht mehr erwarte, als sie wirklich zu leisten im Stande ist, und durch diese zu großen Erwartungen sich zu einem schädlichen Leichtsinne verleiten lasse.

Wenn wir die Frage aufwerfen, warum wir Vergebung der Sünde suchen? so glaube ich, werden wir Alle in der Antwort übereinkommen: damit die Strafen derselben aufhören; damit wir uns wieder des Beifalls Gottes erfreuen und in unserm Gewissen ruhig und getröstet sein können. Dieses Letztere ist auch die Folge, welche die Ueberzeugung von der Vergebung haben kann; obgleich bei der Aufhebung der Strafen selbst noch eine große Einschränkung statt findet.

So gewiß es nämlich ist, daß der sich Bessernde von dem Beifalle und der Gnade Gottes gewiß sein kann; so sehr er Ursache hat, sich dessen und seines bessern Zustandes zu freuen; so zuversichtlich er hoffen darf, daß ihn Gott nicht noch außerordentlich und willkührlich, aus einem Affect des Zorns, strafen werde: so sehr würde man sich doch irren, wenn man glauben wollte, daß mit der Bekehrung und der Versicherung der Gnade Gottes alle Folgen der begangenen Sünde aufgehoben wären, und daß diese nun als nie begangen angesehen werden könne. So auffallend diese Bemerkung scheinen mag: so wahr erscheint sie dem überlegenden Verstande, und so sehr ist zu wünschen, daß sie recht beherzigt und recht verstanden werde.

Wir können alle Strafen der Sünde in eine doppelte Gattung abtheilen; einmal, in die natürlichen, nothwendigen und davon unzertrennlichen Folgen, welche nie ausbleiben; und zweitens, in willkührliche, welche Gott in diesem oder dem zukünftigen Leben noch auf eine besondere Art, zur Besserung oder Bestrafung der Menschen, damit verknüpfen mag. — Diese letztern fallen durch die Bekehrung sogleich weg, indem es unmöglich ist, daß Gott den Menschen, der das aufrichtige Bestreben hat, ihm zu gefallen, der von seinem Leichtsinne und von seinen Thorheiten geheilt ist, und jetzt überall recht zu thun strebt, noch immer und in Ewigkeit zu strafen fortfahre. So etwas fürchten wollen, das hieße, die Natur Gottes selbst aufheben.

Aber so wahr und unleugbar dieses sein muß: eben so groß würde der Irrthum sein, wenn man hoffen wollte, daß mit der Vergebung auch jene natürlichen Folgen sogleich und mit einem Male aufgehoben wären, und daß also durch die Vergebung die Sünden gleichsam ungeschehen gemacht werden könnten. Die Sache erläutert sich am besten durch Beispiele.

Der Jüngling, der die Zeit der Jugend verschwendet, und die Gelegenheit, sich zu unterrichten, versäumt — wird er nicht die Folgen der verlornen Zeit und der Unwissenheit auch noch in dem Alter empfinden, wenn er längst zur Erkenntniß gekommen ist, und den Werth der Zeit richtiger beurtheilt, und sich zu mehrerm Fleiß gewöhnt hat? Hebt die bloße Reue die Unwissenheit? bringen Wünsche die Vergangenheit zurück? Verschwindet die Erinnerung davon ganz aus der Seele? Dauern diese Folgen und dieses Bewußtsein nicht vielmehr immer fort? ist es möglich, ist Gott selbst im Stande, sie aufzuheben? — Oder der Wollüstling, der seinen Körper schwächte, der seinen Geist entnervte, der sein Vermögen verschwendete, der sein bürgerliches Glück in der Gesellschaft durch unordentliche Lebensart verscherzte — wird er dadurch, daß er zur Erkenntniß seiner Thorheit kommt, daß er Gott um Verzeihung bittet, daß er sich überzeugt hat, daß Gott vergeben habe, und daß er ihn nicht ewig verdammen werde — wird er dadurch auch die Folgen seiner Art zu leben tilgen; wird dadurch auch sein geschwächter Körper wieder ungeschwächt; seinem entnervten Geist die verlorne Kraft wieder ertheilt; seine Verarmung gehoben, und er wieder in den Besitz seines zerstörten Wohlstandes gesetzt? Oder bleibt nicht vielmehr dieser Zustand und das Bewußtsein davon? Kann dieses Bewußtsein anders, als nur langsam und allmählig sich mindern? und können jene Folgen, auch bei aller Vergebung, anders, als nach und nach, und vielleicht niemals ganz wieder, aufgehoben werden?

So ist also, bei einigem Nachdenken und aus der Erfahrung, klar, daß die Vergebung der Sünden uns zwar von ängstlicher Furcht vor Gott befreie, aber nicht, daß sie auch die natürlichen Folgen der Sünde aufhebe; und daß wir zu viel von ihr erwarten würden, wenn wir mehr, als die Versicherung der Begnadigung Gottes, davon erwarteten.

Diese Betrachtung, meine Freunde, ist von der wichtigsten Anwendung und überaus reich an nützlichen Folgerungen, wenn wir sie weiter verfolgen und dazu nutzen wollen. Es sei mir erlaubt, nur auf einige der daraus fließenden Belehrungen aufmerksam zu machen.

Zuerst, meine Freunde, wollen wir uns den Gedanken gesagt sein lassen und tief einprägen: daß die Vergebung der Sünde und die Aufhebung ihrer Strafen nur durch Besserung erhal-

ten werde. — Fast scheint es, als wenn ein nicht geringer Theil der Christen anderer Meinung sei und in dem Wahne stehe, als wenn zu dieser Vergebung nichts erfordert werde, als daß man, bei gegebener Gelegenheit, sein Unrecht erkenne, es vor Gott gestehe und bereue, an der Gnade Gottes glaube, und nur nicht zweifele, daß er ein gütiger, zur Versöhnung geneigter Vater sei.

So wahr dieses Letztere ist, und so gewiß es bleibt, daß ohne Erkenntniß, ohne Bereuung, und ohne Vertrauen zu der Gnade Gottes keine Vergebung statt finden kann: so würden wir uns doch irren, wenn wir glaubten, daß sie daran allein geknüpft, und daß mit der Erkenntniß und Bereuung der Sünde und dem Vertrauen zu Gott die Strafe selbst aufgehoben sei. Wie wir uns auch die göttlichen Strafen denken mögen, als willkührliche oder natürliche: so ist in beiden Fällen die Aufhebung dieser Strafen nur von der erfolgten Besserung abhängig. — Denn wie kann Gott seine außerordentlichen Strafen, die doch nur den Zweck haben können, den Menschen desto früher und gewisser zu bessern, als es durch die natürlichen Strafen allein geschehen sein würde, eher aufhören lassen, als bis ihr Zweck, die Besserung, wirklich erreicht ist? Darf der Gebrauch der Arzneimittel, mit welchen die Gattung der Strafen am richtigsten verglichen wird, eher unterlassen werden, als der Kranke wirklich geheilt ist, und diese Mittel ihre Wirkung gethan haben? So mit den willkührlichen Strafen Gottes. — Und die natürlichen nothwendigen Folgen der Sünde werden und können sie durch etwas Anderes gehoben werden, als durch wirklich erfolgte Besserung? — Kann der Kranke durch etwas Anderes genesen, als durch Unterlassung der Ausschweifung? Wird der Verschwender auf einem andern Wege von seiner Armuth befreiet, als durch eine bessere Lebensordnung? Kann derjenige, den sein Herz verdammt, sich eher der Gnade Gottes erfreuen, als bis ihm sein Gewissen das Zeugniß giebt, daß er die begangenen Sünden meide, und die entgegengesetzten Tugenden übe?

Weit gefehlt also, daß die Aufhebung der Strafen der Sünde von Reue und Vorsätzen allein abhängig sei: so ist sie vielmehr blos die Folge der Besserung, welche aber freilich ohne jene Erkenntniß und Bereuung nicht denkbar ist. — So wichtig dieser Gedanke besonders für alle diejenigen ist, welche die ernstliche Lebensbesserung für minder nothwendig halten, als Reue und Glauben: eben so gefährlich ist es, wenn man von der Vergebung der Sünden mehr zu erwarten sich verleiten läßt, als sie zu leisten im Stande ist. — Die Zeiten sind vorüber, in welchen man zu sehr bei der Vergebung zitterte, und es scheinen an ihre Stelle die Zeiten des Leichtsinnes getreten zu sein, in welchen man zu viel, und sogar die Aufhebung der natürlichen Folgen der Sünde von der Vergebung hofft. Denn ein großer Theil der Menschen scheint in dem Wahne zu stehen, daß sie die Sünde so sehr zu scheuen nicht Ursache hätten, weil sie Vergebung und Aufhebung der Strafen erhalten könnten. Sie beharren in ihrem Sinne, in der Hoffnung, daß sie, nach ihrer Art zu reden, sich immer noch bekehren, und Vergebung erhalten könnten.

Solche Personen befinden sich in einem gefährlichen Irrthume. Denn ob sie gleich, bei Reue und Besserung, zu der Ueberzeugung von der Gnade Gottes gebracht werden können; ob sie gleich, bei erfolgender Besserung, nicht fürchten dürfen, daß Gott sie ewig verdammen und ganz unglücklich machen werde — werden sie auch die natürlichen Folgen der Sünde, die auch nach der Vergebung fortdauern, aufzuheben im Stande sein? werden sie das Bewußtsein ihrer begangenen Thorheiten aus der Seele zu vertilgen und den Wunsch: daß ich anders gelebt, daß ich weiser gehandelt hätte! zu unterdrücken vermögen? — Glaubt es sicherlich, meine Freunde! eine geschwächte Gesundheit stärkt sich, auch nach erfolgter Besserung, nur langsam und durch eine strenge Lebensordnung wieder; die verschuldete Armuth wird nur durch anhaltenden regelmäßigen Fleiß gehoben; die Vorwürfe des Gewissens werden durch die Erinnerung erneuert, und manche Folgen der Sünde sind, so sehr wir auch Gott um Verzeihung bitten, nie zu ersetzen. — Beherziget das, die ihr in der Meinung stehet, daß man Gott nur um Verzeihung bitten dürfe, um von den Strafen der Sünde befreit zu sein! Beherziget das, ihr, die ihr aus diesem Grunde die Sünde zu wenig fürchtet! und tief, tief dringe euch der Gedanke in die Seele: die Folgen der Sünde dauern selbst nach der Besserung noch fort; sie begleiten uns in das Alter; sie verlassen uns im Tode nicht; und mindern unsere Seligkeit selbst in der zukünftigen Welt.

Aber auch wir Andern, die wir die richtigen Begriffe von der Vergebung der Sünde haben, die wir wissen, daß sie nur von der Besserung abhange, und daß dabei nur eine Veränderung in uns, nicht in Gott, dem Unveränderlichen, vorgehe; und daß Gott selbst die Folgen der Sünden nicht aufheben, und das Geschehene ungeschehen machen könne — wir wollen darum nicht glauben, daß wir nun der Demüthigung vor Gott, des Geständnisses unsrer Fehler, der Reue und des Gebets um Vergebung gar nicht bedürfen.

Urtheilet nur selbst, wie würdig des Menschen und wie nöthig eine solche Demüthigung ist!

Auch wir, selbst die Besten unter uns, müssen gestehen, daß wir unter Gott, dem reinsten, vollkommensten Wesen, stehen; daß wir, wie alle vernünftige Geister, seinen Befehlen zu gehorchen die Verpflichtung haben, und daß davon unser Wohlsein und unsere Glückseligkeit abhängt. Diese Verpflichtung, wer fühlt sie nicht? — aber wer empfindet nicht auch, bei der Prüfung im Angesichte dieses vollkommenen, allwissenden Wesens, seine Fehlerhaftigkeit? — Ist der Reinste unter uns ganz rein? Ist der Beste derjenige, der alle Vollkommenheit in sich vereinigt, oder nur der, der die wenigsten Fehler an sich duldet? — Fehlen wir nicht Alle mannigfaltig? — bedürfen wir nicht Alle der Besserung? — und wollte Einer unter uns sich dem Gebete entziehen: Wer merkt, o Herr! wie oft er fehle? Verzeih, Allgütiger, verzeih auch die verborgenen! und steh mit deiner Kraft mir bei, mich immer mehr zu bessern und im Guten standhaft zu sein!

Dieß sei unser Wunsch und unser Gebet! Und der Gott, dem ein solches Gebet nicht mißfallen kann, wird uns erhören, uns durch das Bewußtsein seines Beifalls beseligen, und mit der Kraft unterstützen, daß wir die betretene Bahn beharrlich vollenden! Amen.

## Predigt über Psalm 103, 15—22. Fruchtbares Nachdenken über unsere Stellung in dem unermeßlichen Reiche Gottes.

Von F. V. Reinhardt.

Lobet den Herrn in seinem Heiligthume; lobet ihn in der Veste seiner Macht; lobet ihn in seinen Thaten; lobet ihn in seiner großen Herrlichkeit! Alles, was Odem hat, lobe den Herrn; Amen.

Einen höhern Standpunkt zu nehmen, als der gewöhnliche ist, uns dadurch eine freiere Umsicht zu verschaffen, und insonderheit unser irdisches Leben im Ganzen zu überschauen, dazu fühlen wir uns nie nachdrücklicher veranlaßt, meine Zuhörer, als am Morgen eines neuen Jahres. Wer einen großen Zeitraum so eben vollendet hat, und einen eben so großen vor sich sieht, der kann sich fast nicht enthalten, sich vom Besondern zu etwas Allgemeinerm zu erheben, und Alles mehr im Ganzen zu betrachten. Denn soll er nicht rückwärts blicken, um zu untersuchen, was in der verflossenen Zeit von ihm geschehen ist, wie weit er es in derselben gebracht hat, was er für vollendet, für errungen, für reinen Gewinn seiner bisherigen Anstrengungen halten kann? Soll er seinen Blick nicht eben so begierig auf die Zukunft richten, um zu überlegen, wie viel Zeit ihm noch vergönnt sein dürfte; um zu bestimmen, was er in derselben zu thun habe; um einen Plan für dieselbe zu entwerfen, und sein Thun im Ganzen anzuordnen? Der schnelle Wechsel unsrer Jahre endlich, ihr unaufhaltsames Hinströmen, ihre fast unbegreifliche Flüchtigkeit, wann wird sie uns fühlbarer, als am Morgen eines neuen Jahres? Aber ist uns die Vorstellung unsers ganzen irdischen Seins hiemit nicht gleichsam aufgenöthigt? Müssen wir's nicht gewahr werden, wie kurz die Zeit desselben ist, wie es sich in dem Abgrunde der Jahrhunderte verliert, wie es in Nichts verschwindet, so bald wir es mit dem Dasein dessen vergleichen, der ewig bleibet, wie er ist, und deß Jahre kein Ende nehmen?

Geneigt, einen höhern Standpunkt zu betreten, euern gewöhnlichen, auf das Alltägliche beschränkten Gesichtskreis nach allen Seiten hin zu erweitern, und euch zu großen, allgemeinen, das Ganze umfassenden Vorstellungen zu erheben, habt ihr euch also dießmal hier versammelt, meine Zuhörer, mit einer Art von Gewißheit darf ich dies annehmen. Und wie wünsche ich euch Glück zu dieser Stimmung! Wollet ihr das neue Jahr mit Betrachtungen, mit Gefühlen, mit Entschließungen antreten, die vernünftiger Geschöpfe, die wahrer Christen würdig sind: so muß sich euer Geist den Schranken, die ihn gewöhnlich beengen, entreißen; so muß er nachdenkend und frei über Jahren und Jahrhunderten schweben; so muß er sich einer Bestimmung und Würde bewußt werden, die ihn über alles Irdische erhebt; so muß er Maßregeln ergreifen, die dieser Bestimmung und Würde gemäß sind; so muß er, wenn ich es kurz sagen soll, die wahre Stellung bemerken, die ihm in dem unermeßlichen Reiche Gottes angewiesen ist, und sein ganzes Verhalten darnach einrichten und bestimmen.

Unsre Stellung in dem unermeßlichen Reiche Gottes! Welch' ein Gedanke, meine Brüder! Daß wir hier in einem Ganzen leben, welches sich nach allen Seiten hin ohne Grenzen erweitert; daß dieses Ganze das Werk, der Wirkungskreis und das unvergängliche Reich des Unendlichen ist; daß uns den Platz, welchen wir in demselben einnehmen, kein Zufall, sondern die Weisheit dessen angewiesen hat, der Alles ordnet und regiert; daß wir dadurch in eine Berührung mit dem Ganzen, in eine Verbindung mit allem, was es enthält, und in mannichfaltige Verhältnisse mit demselben gebracht sind; daß aus diesen Verhältnissen Pflichten für

uns entspringen, die wir anerkennen, die wir erfüllen müssen, wenn wir den Absichten Gottes entsprechen, wenn wir uns nicht entehren, wenn wir nicht in einen Widerspruch mit dem Ganzen kommen, und uns ins Unglück stürzen wollen: das muß uns klar werden, das muß unser ganzes Nachdenken beschäftigen, das muß alle unsre Vorsätze und Entwürfe bestimmen, wenn wir das neue Jahr mit vernünftiger Besonnenheit antreten, wenn wir es zum Segen für uns und Andre durchleben wollen. So erhebt denn euern Blick, geliebte Brüder; sehet zu, wo ihr euch befindet; und überleget, auf welchen Schauplatz seiner Herrlichkeit, in welchen Theil seiner unermeßlichen Schöpfung, auf welchen Posten in seinem Reiche euch Gott gestellt hat. Wie wird sich eure Brust erweitern und heben bei dieser Umsicht; wie wichtig wird euch durch sie der Zeitraum werden, den wir heute anfangen; und mit welchem Vertrauen, mit welchen Entschließungen, mit welchen Hoffnungen werdet ihr in denselben hinübertreten! Und so sinken wir denn anbetend vor dir nieder, Unendlicher, dessen Kleid Licht ist, der du den Himmel ausbreitest wie einen Teppich, der du das Erdreich gründest auf seinen Boden, daß es bleibet immer und ewiglich. Laß uns erkennen, mit Erhebung und Freude laß uns fühlen, wozu du uns bestimmt hast, und mache diese Stunde zum Anfang deiner Segnungen in diesem Jahre. Wir flehen zu dir in stiller Andacht.

Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nicht mehr da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr. Die Gnade aber des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, so ihn fürchten, und seine Gerechtigkeit auf Kindeskind bei denen, die seinen Bund halten, und gedenken an seine Gebote, daß sie darnach thun. Der Herr hat seinen Stuhl im Himmel bereitet und sein Reich herrschet über Alles. Lobet den Herrn, ihr seine Engel, die ihr seinen Befehl ausrichtet, daß man höre die Stimme seines Worts. Lobet den Herrn, alle seine Heerscharen, seine Diener, die ihr seinen Willen thut. Lobet den Herrn, alle seine Werke, an allen Orten seiner Herrlichkeit. Lobe den Herrn, meine Seele.

---

Wie wunderbar thut sich in dem vorgelesenen Text die Schöpfung Gottes vor uns auf, meine Zuhörer, wie unermeßlich stellt sie sich uns dar! Von Ewigkeit zu Ewigkeit währet die Gnade des Herrn, wie der Dichter ruft. Schon in ihrer Dauer ist also die Schöpfung Gottes unermeßlich, sie wird nie wieder aufhören, der glückliche Schauplatz seiner Huld, seiner alles segnenden Liebe zu sein. Und wer kann ihren Umfang fassen? Der Herr hat seinen Stuhl im Himmel bereitet, fährt der Dichter fort, und sein Reich herrschet über Alles. So weit das Gebiet des Wirklichen reicht (und ist dieses Gebiet des Wirklichen für uns nicht grenzenlos, finden wir nicht die allerentferntesten Räume des Himmels mit Sonnen und Welten überfüllt?), so weit also das Gebiet des Wirklichen reicht, reicht auch die Macht des Unendlichen; ihm ist alles unterworfen, was da ist. Welche Geschöpfe, welche Gattungen fühlender Wesen, welche Heere erhabener, mächtiger Geister leben und wirken in dieser unermeßlichen Welt! Lobet den Herrn, ihr seine Engel, setzt der Dichter noch hinzu, ihr starken Helden, die ihr seinen Befehl ausrichtet: lobet den Herrn, alle seine Heerscharen; lobet den Herrn, alle seine Werke. Und dem Dichter selbst, wie ist ihm bei diesem Anblick, bei diesem Schauen ins Unermeßliche, bei diesem Preisgesang aller Geschöpfe, bei dieser Alles umfassenden Herrschaft des Allmächtigen? Es ist wahr, das Gefühl seiner Vergänglichkeit, seines Nichts ergreift ihn zuerst; ach wie eine Blume, die bald verblüht, wie ein Gras, das plötzlich dahin welkt, kommt er sich vor. Aber ein Blick auf die Gnade des Herrn, die von Ewigkeit zu Ewigkeit währet, stärkt ihn wieder; getrost sieht er sich um in dem grenzenlosen Reiche des Allgütigen, mit Erhebung fühlt er sich als einen Bürger desselben; und freudig stimmt er zuletzt in den Lobgesang des Ganzen ein, freudig ruft er: lobe den Herrn meine Seele!

Welch' ein Standpunkt ist uns hier angewiesen, meine Brüder! Wo könnten wir den Morgen des neuen Jahres zweckmäßiger feiern, als auf einer Stelle, die uns Aussichten in die grenzenlose Schöpfung Gottes gewährt, die uns überall die Herrschaft des Unendlichen zeigt, die uns die Wunder einer ewig dauernden Güte enthüllt, die uns von allen Seiten her den Lobgesang glücklicher Geschöpfe Gottes vernehmen, die uns bemerken läßt, in welchen Verhältnissen wir selbst mit dem Ganzen stehen? Hier wollen wir also verweilen; hier wollen wir uns an der Hand des Dichters unsern Betrachtungen überlassen; fruchtbares Nachdenken über unsre Stellung in dem unermeßlichen Reiche Gottes soll uns beschäftigen. Der Dichter be-

schreibt sie in unserm Texte von allen Seiten, und mit allen ihren Beziehungen, diese Stellung; und wir dürfen das, was er uns wahrnehmen läßt, nur anwenden, um es voll Belehrung, voll Ermunterung bei dem Anfange des neuen Jahres zu finden. Unsre Stellung in dem unermeßlichen Reiche Gottes ist nämlich nach unserm Texte vor der Hand eine höchst unsichre und vergängliche Lage; das soll uns bei dem Eintritt in das neue Jahr ernsthaft machen und demüthigen. Sie ist aber auch ein Platz in dem Wirkungskreis einer ewig währenden Güte; das soll uns beim Eintritt in das neue Jahr mit Muth erfüllen und trösten. Sie ist ein Posten in dem Gebiete der höchsten Gerechtigkeit; das soll uns beim Eintritt in das neue Jahr zum gewissenhaftesten Eifer in der wahren Besserung ermuntern. Sie ist ein Rang in der Stufenfolge der edelsten und erhabensten Geschöpfe; das soll uns beim Eintritt in das neue Jahr zur gemeinnützigsten Thätigkeit verpflichten. Sie ist endlich ein Ort, wo uns der Preisgesang aller Geschöpfe Gottes umgiebt; das soll uns beim Eintritt in das neue Jahr zur freudigsten Verehrung Gottes begeistern. — Lasset uns jede dieser Beziehungen schärfer ins Auge fassen.

Eine höchst unsichre und vergängliche Lage ist vor der Hand unsre Stellung in dem unermeßlichen Reiche Gottes; dies kann sich der Dichter in unserm Texte so wenig verhehlen, daß es das Erste ist, was ihm bei dieser Stellung in die Augen fällt. Wie Gras, ruft er, ist der Mensch in seinem Leben; er blühet wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr. Was kommt uns unbedeutender vor, meine Brüder, was zertreten wir gleichgültiger, als das Gras, das unter unsern Füßen keimt? Aber das ist der Mensch in der unermeßlichen Schöpfung; so wenig ist dem Ganzen an seinem Leben gelegen; Tausende können sterben, Millionen können verschwinden; niedriges Gras ist vertrocknet, in dem unermeßlichen Ganzen wird es nicht vermißt. Was ist vergänglicher, als eine Blume; wie schnell welkt sie dahin, wenn der versengende Hauch des Sommers sie anweht? Aber das ist der Mensch mit seiner Lebenskraft; so wenig darf er auf eine lange Dauer rechnen; jede Kleinigkeit, jeder Hauch des Ungemachs kann ihn tödten; und welche Familien, Stämme, Völker sind so ganz von der Erde verschwunden, daß man nicht einmal ihre Stätte mehr kennt! Was wollen wir sagen, meine Brüder? Können wir's beim Anblick der unermeßlichen Schöpfung Gottes läugnen, eine höchst unsichre vergängliche Lage sei unsre Stellung in derselben? Sehen wir's nicht täglich, wie die zartesten Pflanzen unsers Geschechts um uns her vertrocknen; wie die schönsten Knospen desselben abfallen, bevor sie sich öffnen; wie die vollsten Blüthen desselben welken, ehe sie Früchte bringen? Und uns selbst — weht uns nicht von allen Seiten her tödtender Hauch an; umringen uns nicht überall zerstörende Kräfte; umgiebt uns nicht überall das gefährliche Spiel schrecklicher Zufälle; sind wir unsers Lebens nur für den nächsten Tag, nur für die nächste Stunde gewiß? Und was hat es zu bedeuten, wenn wir verschwinden? Wird das unermeßliche Ganze sich darum ändern; wird die Ordnung der Dinge dadurch gestört werden; wird der Erdkreis über uns trauern? Fühlen wir's denn nicht, kaum in dem nächsten Lande, kaum in der nächsten Stadt, kaum in den nächsten Häusern wird man's merken, daß wir nicht mehr da sind, bald wird man unsre Stelle nicht mehr kennen? Welche Lage, meine Brüder, welche Stellung in dem unermeßlichen, in dem ewig dauernden Reiche Gottes! So viele Völker, so viele Geschlechter, so viele Menschenalter hat der Himmel, welcher sich über uns wölbt, entstehen und vergehen sehen! Was ist der Einzelne in diesem immerwährenden Untergange Aller! Was ist der Augenblick unsers Lebens in der grenzenlosen Dauer der Welt!

Das sollte uns beim Eintritt in das neue Jahr nicht ernsthaft machen und demüthigen? Beklage sich doch Niemand darüber, daß er an einem Morgen, den man nur freudig begrüßen soll, auf eine so niederschlagende Betrachtung geführt wird. Ihr, die ihr es wisset, wie schädlich jede Täuschung ist, wie wenig man dabei gewinnt, wenn man sich die Wahrheit verbirgt, ihr Weisern und Bessern unter meinen Brüdern, o ihr scheuet diese Betrachtung nicht; euch schreckt es nicht, daß unsre Stellung auf Erden so unsicher und vergänglich ist. Nur desto ernsthafter beginnen wir das neue Jahr mit einander; nur desto weniger hängen wir eitlen Träumen nach; nur desto vernünftiger beschränken wir unsre Wünsche; nur desto demüthiger erkennen wir, wozu Gott uns gemacht hat, und halten nicht mehr von uns, als sich gebührt. Und nun führe das neue Jahr herbei, was es will: uns wird es nicht überraschen, uns wird es keinen Plan vereiteln; wir sind auf Alles gefaßt. Euch aber, die ihr das neue Jahr mit einer hohen Meinung von eurer Wichtigkeit, mit Uebermuth und Stolz antretet: soll ich euch nicht zurufen:

der Mensch ist in seinem Leben wie Gras, das man verächtlich unter die Füße tritt, und das kann nächstens euer Schicksal sein. Euch, die ihr auf ein langes Leben rechnet, und in leichtsinniger Sicherheit dahin lebet: soll ich euch nicht zurufen: der Mensch ist wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da; kann dieser tödtende Hauch euch nicht jeden Augenblick treffen? Euch, die ihr in eure Pläne und Geschäfte vertieft seid, und von einem glänzenden Glücke träumet, das ihr erringen wollet: soll ich euch nicht zurufen: es ist noch ein Kleines, so seid ihr nicht mehr; wenn man nach eurer Stätte sehen wird, werdet ihr weg sein, und vereitelt sind dann alle eure Entwürfe? Euch endlich, die ihr das neue Jahr mit allen euren Lastern, mit allen euren unbändigen Begierden, mit allen euren wilden Leidenschaften antretet, und eure Ausschweifungen ungestört fortzusetzen gedenket: soll ich euch nicht zurufen: alles Fleisch ist Heu, und alle seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde; soll ich euch nicht erinnern, in welcher Gefahr ihr schwebet, und wie ihr eilen müßet, eure Seele zu retten; soll ich euch nicht bitten und beschwören: heute, so ihr die Stimme Gottes höret, verstocket eure Herzen nicht? (Psalm 95, 7 f.) Eine höchst unsichre und vergängliche Lage ist unsre gegenwärtige Stellung im Reiche Gottes; dies ist das Erste, was wir bei derselben wahrnehmen.

Desto erfreulicher muß es uns sein, daß sie zugleich ein Platz in dem Wirkungskreis einer ewig dauernden Güte ist; denn das muß uns bei dem Eintritt in das neue Jahr mit Muth erfüllen und trösten. Wie bald ermannt sich der Dichter in unserm Texte, meine Brüder! Wie bald mäßigt er das peinliche Gefühl seiner Vergänglichkeit durch Vorstellungen andrer Art! Wie stärkt er sich durch einen Blick auf die Huld und Erbarmung dessen, der seinen Stuhl im Himmel bereitet hat! Die Gnade des Herrn, ruft er, währet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Der große Wirkungskreis, das glückliche Gebiet einer Alles umfassenden, Alles erhaltenden, Alles segnenden Gnade Gottes ist ihm also die Welt; der Wirkungskreis einer Gnade, die keins ihrer Geschöpfe vernachlässigt, die sich aller ihrer Werke erbarmt, und sich an dem kleinsten, wie an dem größten verherrlicht; der Wirkungskreis einer Gnade, die nie müde wird, Gutes zu thun, durch die dieses unermeßliche Ganze von Jahrhundert zu Jahrhundert fortdauert, deren Einfluß unendlich und grenzenlos ist, wie die Ewigkeit. Und hat er nicht Recht, meine Brüder; bestätigt sich diese Ansicht der Welt nicht durch Alles, was wir in derselben gewahr werden? Die weise Ordnung, welche Alles verknüpft; die Fülle des Lebens, welche sich überall regt; die Mannigfaltigkeit der Geschöpfe, welche Alles erfüllt; die Reihe von Wesen, die sich mit immer steigenden Vorzügen bis zum Throne Gottes erhebt; der unermeßliche Reichthum von Gütern, welche überall verbreitet sind; die zahllosen Arten des Genusses, durch welche sich Alles erquickt, was fühlt und lebt; der unaussprechliche Reiz, die himmlische Schönheit, welche sich über Alles ergießt; alle diese Dinge, sind sie nicht die unverkennbare Wirkung, sind sie nicht der sprechende Ausdruck, sind sie nicht die immerwährende Verherrlichung einer Gnade, die keine Grenzen kennt, die keinen andern Endzweck hat, als die Wohlfahrt ihrer Geschöpfe? In welchen Wirkungskreis einer außerordentlichen Gnade hat sich unser Erdkreis vollends durch Christum verwandelt! Nein, seitdem der Sohn Gottes auf dem Erdboden erschienen ist, läßt sich nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß wir unter der Aufsicht einer väterlichen Liebe stehen, die für uns sorgt, die unser ganzes Schicksal ordnet, die uns selbst bei unsern Fehlern mit Nachsicht trägt, die die Erleuchtung, Besserung und Bildung unsers Geistes zum Zweck hat, die uns ewig erhalten und weiter führen will. In dem Wirkungskreis einer ewig dauernden Güte befinden wir uns, meine Brüder, auch uns umfaßt sie mit ihrer Alles beglückenden Thätigkeit.

Ist aber dies unsre Stellung in dem unermeßlichen Reiche Gottes, meine Brüder, wie getrost, wie muthig können wir in den Zeitraum hinübertreten, der sich heute anfängt! Sei er immer dunkel; sei es immerhin ungewiß, was in dem Schooße desselben verborgen liegen mag: genug, kein Zufall spielt mit uns, kein blindes Geschick reißt uns mit sich fort: eine Gnade, die von Ewigkeit zu Ewigkeit währet, umfaßt uns; in ihrem Gebiete leben wir; wird uns da etwas Anderes widerfahren können, als was zu unserm Besten dient? Ihr fühlet euch glücklich in eurer Lage, und seid zufrieden: tretet das neue Jahr getrost an, eine Gnade waltet über euch, die euer Glück erhalten wird, so lang es euch gut ist. Ihr fühlet euch unglücklich in euern Umständen, und wünschet eine Veränderung: tretet das neue Jahr getrost an, eine Gnade waltet über euch, die eure Umstände verbessern wird, sobald sie es rathsam findet. Ihr schmachtet in Dürftigkeit und Armuth, und die Fragen: was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden (Math. 6, 31), sind heute mit euch erwacht: tretet das neue Jahr getrost an,

eine Gnade waltet über euch, die sich aller ihrer Werke erbarmt; sie wird ihre milde Hand aufthun, und auch euch sättigen mit Wohlgefallen.

Ihr werdet vom Bewußtsein eurer Vergehungen geängstigt, und fühlet die Vorwürfe eines erwachten Gewissens: tretet das neue Jahr getrost an, eine Gnade waltet über euch, die nicht nach unsern Sünden mit uns handelt, und uns nicht vergilt nach unsrer Missethat, die euch um Christi willen verzeihen wird, so bald es euch mit eurer Sinnesänderung ein Ernst ist. Ihr befindet euch in großer Schwachheit und seufzet unter der Bürde eines leidenden Körpers: tretet das neue Jahr getrost an, eine Gnade waltet über euch, die auch in der Schwachheit mächtig sein kann, und euch nicht wird versucht werden lassen über euer Vermögen. Ihr sehet eurem Tod entgegen, und Alles verkündigt euch ein nahes Ende: tretet auch ihr das neue Jahr getrost an, sei es immerhin euer letztes, waltet doch eine Gnade über euch, die von Ewigkeit zu Ewigkeit währet, die euch auch im Tod erhalten, und auf einen höhern Schauplatz ihrer Wunder und Segnungen führen wird. Wie glücklich ist unsre Stellung, meine Brüder! Im Wirkungskreis einer ewig dauernden Güte, und umgeben von ihren Anstalten und Wohlthaten, wird es uns da fehlen können an irgend einem Gute?

Nur vergesset es nicht, daß unsre Stellung in dem unermeßlichen Reiche Gottes auch ein Posten im Gebiete der höchsten Gerechtigkeit ist; denn das soll uns beim Eintritt in das neue Jahr zu gewissenhaftem Eifer in der wahren Besserung ermuntern. Nicht im Wirkungskreis einer blinden, oder schwachen, oder partheiischen Güte befinden wir uns; einer Güte, die ihre Gunstbezeigungen nach Willkühr vertheilt, und an Unwürdige verschwendet. Höret, wie sich der Dichter in unserm Text erklärt. Die Gnade des Herrn, ruft er, währet von Ewigkeit zu Ewigkeit über die, so ihn fürchten, und seine Gerechtigkeit auf Kindeskind bei denen, die seinen Bund halten, und gedenken an seine Gebote, daß sie danach thun. An Bedingungen sind also die Wohlthaten der Gnade gebunden, die über uns waltet; der Wirkungskreis dieser Gnade ist zugleich das Gebiet einer Gerechtigkeit, wo die Gebote eines heiligen Bundes gelten; einer Gerechtigkeit, die ihre Gesetze mit der größten Strenge handhabt, die das Verhalten der Menschen mit der pünktlichsten Genauigkeit würdigt, die über kurz oder lang einem Jeden vergilt nach seinen Werken. Und wir fühlen es, meine Brüder, unser Gewissen sagt es uns mit einer Gewalt, der wir uns nicht erwehren können: auf einem solchen Posten stehen wir; es sind Gesetze vorhanden, zu deren Befolgung wir verpflichtet sind; es ist schlechterdings nicht einerlei, ob wir den Herrn fürchten oder verachten, seinen Bund halten oder übertreten; nur im ersten Fall handeln wir, wie es vernünftigen Wesen geziemt; im andern entehren wir uns und belasten uns mit einer Schuld. Wie heilig ist vollends der neue, durch Christum vermittelte Bund, unter dessen Gesetzen wir als Christen leben! Da ist es unerläßliche Bedingung: es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet; da ist es Hauptsatz: ihr sollt heilig und vollkommen sein, wie der Vater im Himmel; da ist ein unwiderruflicher Ausspruch: ohne Heiligung wird Niemand den Herrn sehen. Und beweiset es die Erfahrung nicht täglich, daß wir unter dem Einfluß einer strengen, unbestechlichen Gerechtigkeit stehen? Vergesset es nur, wozu ihr auf eurem Posten verpflichtet seid, und übertretet die Gesetze Gottes: welche Unordnungen werden entstehen, in welche Verlegenheiten werdet ihr gerathen, welches Elend werdet ihr euch zuziehen, mit welcher Bestürzung werdet ihr erfahren, es bleibt nichts Böses ungeahndet; im Gebiete der höchsten Gerechtigkeit empfängt Jeder, was seine Thaten werth sind.

Wie ernsthaft und wie erfreulich, wie abschreckend und wie ermunternd muß uns beim Eintritt in das neue Jahr dieses Walten der höchsten Gerechtigkeit sein, meine Brüder! So giebt es denn nur ein Mittel, das angetretene Jahr in ein Jahr des Segens zu verwandeln, nämlich wahre Besserung; Gott müssen wir fürchten, seinen Bund müssen wir halten, seiner Gebote müssen wir eingedenk sein und darnach thun, wenn es uns wohl gehen soll. Erwartet also nichts von der Gnade Gottes im neuen Jahre, wenn ihr seine Gerechtigkeit wider euch waffnet; er wird euch vielleicht eine Zeit lang schonen, und euch Raum geben, andern Sinnes zu werden; aber wehe euch, wenn euch seine Güte, Geduld und Langmuth nicht zur Buße leitet; welchen Zorn werdet ihr euch häufen auf den Tag des Zorns und der Offenbarung des gerechten Gerichts Gottes! Schmeichelt euch nicht mit der Hoffnung, durch ein müßiges Glauben an Christum, durch ein eitles Spiel mit frommen Uebungen, durch einen ehrbaren Wandel vor den Augen der Welt die Gerechtigkeit Gottes gleichsam bestechen zu können; habt ihr nicht mit dem zu thun, der Herzen und Nieren prüft, der da recht richtet, und

vor dem kein Ansehen der Person gilt? Wohl dagegen euch, die ihr es fühlet, was es mit einem Posten im Gebiete der höchsten Gerechtigkeit auf sich hat. Euch immer mehr von aller Sünde zu reinigen, immer mehr den Sinn anzunehmen, welchen der Bund Gottes von euch fordert, den heiligen Willen Gottes immer mehr gern, mit freudiger Dankbarkeit und aus herzlicher Liebe zu erfüllen, das wird eure Sorge euer unabläßiges Bestreben im neuen Jahre sein. Und wie wird es euch gelingen, welche Fortschritte werdet ihr machen! Im Gebiete der höchsten Gerechtigkeit bleibt keine gute Regung eures Herzens, kein edler Vorsatz eures Willens, keine pflichtmäßige Anstrengung eurer Kräfte, kein redlich gemeintes Bestreben unbelohnt und ohne Folgen; je treuer ihr im Kleinen seid, desto mehr wird euch anvertraut werden; und trachtet ihr im neuen Jahre am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles Andre zufallen.

Und was kann euch mehr geziemen, meine Brüder, als dieser Pflichteifer! Ist unsre Stellung im unermeßlichen Reiche Gottes nicht auch ein Rang in der Stufenfolge der edelsten und erhabensten Geschöpfe, und soll uns dies beim Eintritt in das neue Jahr nicht zur gemeinnützigsten Thätigkeit verpflichten? Wie hebt sich der Geist des Dichters in unserm Texte, meine Brüder, in welcher Verknüpfung erscheinen ihm Himmel und Erde; in welchem Zusammenhang erblickt er sich mit Geschöpfen aller Art; welche Reihe, welche Stufenfolge überirdischer Wesen und Kräfte enthüllt sich vor seinen Augen! Der Herr hat seinen Stuhl im Himmel bereitet, ruft er, und sein Reich herrscht über Alles. Lobet den Herrn, ihr seine Engel, ihr starken Helden, die ihr seinen Befehl ausrichtet, lobet den Herrn, ihr seine Heerscharen, seine Diener, die ihr seinen Willen thut. In einer Welt, meine Brüder, in einer Welt leben wir also, wo Alles in Thätigkeit ist, wo unermeßliche Kräfte wirken, wo sich überall Leben und Empfindung regt, wo unendlich mehr vorhanden ist, als der äußre Sinn uns zeigt, wo es eine unsichtbare Stadt Gottes, wo es unzählbare Heere freier vernünftiger Geister, wo es starke Helden, mächtige Diener Gottes, gewaltige überirdische Wesen giebt, die sich weit über uns erheben. Und doch haben wir in dieser heiligen, unermeßlichen Stadt Gottes einen Rang. Denn fremd, wie groß, erhaben und mächtig es auch sein mag, ist uns nichts in dieser ganzen Welt. Wir dürfen uns getrost an euch wenden, dürfen uns einer Gemeinschaft mit euch rühmen, Engel Gottes, starke Helden, erhabene Kräfte der unsichtbaren Welt! Ihr seid Geist; und das sind auch wir. Euch hebt eure Vernunft empor; auch in uns glimmt dieser göttliche Funke. Ihr seid frei; auch wir sind fähig, uns selbst zu bestimmen. Ihr seid berufen, die Befehle Gottes auszurichten, und seinen Willen zu thun; dies ist auch unser Beruf. Ihr seid unsterblich, und höret nicht auf, den Herrn zu preisen; unsterblich sind auch wir, und wir hoffen es, uns einst in eure Chöre zu mischen. Sei es immerhin der Staub der Erde, meine Brüder, dem wir durch unsern Körper verwandt sind: das Mitglied einer höhern Ordnung, ein Bürger des Himmels ist der Geist, der unsern Körper beseelt: nicht ohne Bedeutung und Werth sind wir also in dem unermeßlichen Reiche Gottes; ein Rang, der uns den edelsten und erhabensten Geschöpfen Gottes beigesellt, ist unsre Stellung in demselben schon jetzt.

Aber welche Ermunterung, welche Verpflichtung zu einer gemeinnützigen Thätigkeit beim Eintritt in das neue Jahr! Wie, in einer Welt, wo Alles thätig ist, wollten wir nichts thun? In einer Welt, wo Alles einander nützt, wollten wir unsern Mitgeschöpfen schädlich werden? In einer Welt, wo Alles den Willen Gottes erfüllt, wollten wir demselben entgegen handeln? In einer Welt, wo wir unsern bestimmten Rang haben, wo etwas auf uns ankommt, wo auf jeden von uns so gerechnet ist, als auf den erhabensten Engel, als auf die Wunderkräfte des Himmels, in einer solchen Welt wollten wir entweder nichts leisten, oder wohl gar Unheil stiften? Fasset es, o nehmet es zu Herzen, ihr Alle, die ihr heute ein neues Jahr antretet. Ihr seid etwas in der Schöpfung Gottes; denn nicht umsonst hat euch Gott mit Kräften ausgerüstet. Es ist auf euch gerechnet in der Ordnung der Dinge; denn nicht umsonst hat euch Gott in Umstände gebracht, wo ihr wirken könnet und sollet. Es steht bei euch, eine noch größere Wichtigkeit für die Welt zu erlangen; denn seid nur, was ihr sein sollet, erfüllet nur mit Eifer und Treue die Pflichten eures Berufs; machet euch nur in euren Verhältnissen so nützlich, als es euch möglich ist, und werdet die Wohlthäter Aller, auf die ihr wirken könnet: wie viel wird durch euch geschehen, wie wird sich eure Brauchbarkeit mit jedem Tag erhöhen, welchen Segen werdet ihr in dem Jahre verbreiten, welches ihr heute antretet! Und ein Blick auf unsern Zusammenhang mit der höhern Welt, auf unsre Verwandtschaft mit den Engeln Gottes, mit den starken Helden, welche seinen

Befehl ausrichten, sollte uns nicht begeistern, meine Brüder? Wir sollten es nicht fühlen, wie edel und groß es ist, in der Gemeinschaft solcher Wesen zu wirken und einerlei Zweck mit ihnen zu befördern? Wir sollten ihnen nicht mit Freuden nacheifern und dafür sorgen, daß der Wille Gottes, wie er im Himmel durch sie geschieht, auf der Erde durch uns geschehe? Glückliches Jahr, das wir heute beginnen, wenn dieser Sinn uns beseelt! Was werden wir in demselben wirken, wie werden wir einander unterstützen, wie viel wird überall zu Stande gebracht werden, wie werden alle Lasten des Lebens sich erleichtern, und welche Ursachen werden wir haben, mit Allem, was da ist, die Güte dessen zu preisen, der sich aller seiner Werke erbarmt!

Denn es ist offenbar, meine Brüder, es ist offenbar, unsre Stellung in dem unermeßlichen Reiche Gottes ist endlich noch ein Ort, wo uns der Preisgesang aller Geschöpfe Gottes umgiebt; und das soll uns beim Eintritt in das neue Jahr zur freudigsten Verehrung Gottes begeistern. Lobet den Herrn, so schließt der Dichter in unserm Text sein heiliges Lied, lobet den Herrn, alle seine Werke, an allen Orten seiner Herrschaft! Und schallt es uns nicht wirklich von allen Seiten her entgegen, dieses Lob des Herrn? Werden wir sie nicht überall gewahr, die Ausbrüche des Entzückens und der Verehrung, womit ihm alle Geschöpfe huldigen? Wie glücklich ist unsre Stellung auch in dieser Hinsicht, meine Brüder? Sind wir nicht auf Erden umgeben mit Geschöpfen, die Alles dem Vater im Himmel verdanken? Sehen wir's nicht mit Augen, wie er die Blumen auf dem Felde kleidet und die Vögel unter dem Himmel nährt? Erfahren wir's nicht täglich, daß er seine milde Hand aufthut, und Alles, was lebet, mit Wohlgefallen sättigt? Ist die Schönheit, in der die ganze Natur um uns her prangt, ist der Ausdruck von Wohlsein, der sich an allen Geschöpfen um uns her zeigt, sind die Stimmen des Vergnügens und der Freude, die von fühlenden Wesen überall um uns her laut werden, etwas Anderes, als ein Lobgesang des Allmächtigen? Und welche Aussicht, meine Brüder, welche Aussicht in die übrige Schöpfung Gottes gewährt uns die Stellung auf unserm Erdkreis! Mit welchen Sonnen und Welten sind alle Räume des Himmels erfüllt! Welche Anstalten, sich überall mitzutheilen, welche Einrichtungen, überall Leben und Seeligkeit zu verbreiten, fallen uns da in die Augen! Ist es nicht offenbar: „die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündigt seiner Hände Werk. Ein Tag sagt's dem andern, und eine Nacht thut's kund der andern; es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre?" (Psalm 19, 2.)

Und in diese Huldigung aller Geschöpfe Gottes, in diesen Lobgesang der ganzen Natur sollten wir nicht einstimmen, meine Brüder, wir sollten beim Eintritt in das neue Jahr nicht rufen: Lobe den Herrn, meine Seele! Ja, meine Brüder, eine heitre, sorgenfreie, fröhliche Verehrung Gottes geziemt wahren Christen. Vater ist ihnen der Schöpfer und Herr der Welt. Mit kindlichem Vertrauen dürfen sie sich an ihn wenden; was es nur Gutes, Großes und Seeliges giebt, dürfen sie um Christi willen von ihm erwarten. Und sie sollten nicht getrost sein, sollten sich nicht „freuen in dem Herrn, und nichts sorgen, sondern in allen Dingen ihre Bitte in Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden lassen?" (Phil. 4. 6.) Und welche Ursachen zu einer freudigen Verehrung Gottes haben wir beim Eintritt in das neue Jahr! Im Frieden fangen wir es an, und verstummt ist das Geräusch der Waffen, das im vorigen Jahr auch uns umgab; die Schrecken des Kriegs, die auch wir empfinden mußten, sind verschwunden; die Ordnung ist wieder hergestellt, und neuer Segen wird mit ihr in unsre Familien zurückkehren. Und der Erhalter der Ordnung in unserm Vaterlande, der Mann, der es durch die heilige Gewalt seiner Tugend schützt, der Vater und Wohlthäter seines dankbaren Volks, unser König, ist er nicht wieder in unsrer Mitte? Dürfen wir, so lange er an unserer Spitze steht, nicht getrost sein, und neuen Segnungen entgegen sehen? Mit frohen Ahnungen und mit Empfindungen einer freudigen Dankbarkeit wollen wir also das neue Jahr beginnen, meine Brüder; vereinigen wollen wir gleich an der Schwelle desselben unsre Bitten, daß Gott den König und sein Haus mit allem Guten segne; daß er das ganze Vaterland noch ferner schütze und beglücke; daß er Friede in unsern Häusern und Heil in unsern Mauern wohnen lasse; daß er eure Thränen trockne, ihr Leidenden, euern Kummern stille, ihr Trauernden, euch den Abschied erleichtere, ihr Alle, die ihr in diesem Jahre von uns scheiden und in sein höheres Reich übergehen werdet! Und nicht aufhören wollen wir, mit einander zu rufen: „Danket dem Herrn, und prediget seinen Namen, verkündiget sein Thun unter den Völkern; singet von ihm und lobet ihn, redet von allen seinen Wundern. Rühmet seinen heiligen Namen; es freue sich das Herz derer, die den Herrn suchen (1. Chron. 17, 8 ff.) Amen."

## Predigt über Psalm 90, 12. Die rechte Weisheit aus der Betrachtung des Todes.

Von A. H. Niemeyer.

Vergeht, meine christlichen Zuhörer, gleich nicht der kleinste Abschnitt der Zeit, in welchem nicht neue Ankömmlinge den Schauplatz des Lebens betreten, indeß die ihn länger oder kürzer bewohnten, ihn wieder verlassen, so will es uns doch zuweilen dünken, als verdoppelten sich die Botschaften des Todes und als forderte er dringender und unschonender seine ihm immer sichere Beute. Auch ist dies wirklich von Zeit zu Zeit der Fall, nicht da bloß, wo er auf Schlachtfeldern Tausende in Stunden, wie der Schnitter die Aehren, abmäht, oder in furchtbaren Krankheiten und Seuchen, im Gefolge des Krieges oder feindlicher Elemente, kein Erbarmen kennt. Auch mitten im Frieden, und wenn Alles sicher und sorglos scheint, tritt er oft rasch jedes Alter, jeden Stand, jedes Geschlecht an, und reißt sie, bereitet und unbereitet, aus der Reihe der Lebendigen. Befinden sich unter ihnen auch solche, die wir persönlich kannten, die Verhältnisse des Amts, des Geschäfts, der Freundschaft, oder Aehnlichkeit der Jahre und der Bestimmung uns näher stellten, so ergreift uns natürlich ein geheimer Schauer, und das gewohnte Verhältniß des Lebens und des Todes scheint uns durch eine größere Sterblichkeit verrückt zu sein.

Die jüngst verflossenen Tage bestätigen meine Bemerkung. Häufiger als gewöhnlich hat uns der letzte Pomp des Todes und das Grabgeläut, womit die Entschlafenen in der allgemeinen Ruhestätte begrüßt werden, an Abgeschiedene erinnert. Alte, wohlbekannte und bewährte Mitbürger haben ihr Ziel erreicht. Andern, die noch vor wenigen Wochen kräftig und rüstig in ihrem Beruf waren, ist, ehe sie, ehe wir es meinten, ihr Feierabend gekommen. Auch die Kindheit und die Blüthe der Jugend hat der Tod nicht verschont. Sie selbst, meine Freunde, sind dem Sarge eines ihrer Mitbrüder zur Gruft gefolgt. Wie hat es sich von allen Seiten bestätigt: „Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras. Er blühet, wie die Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber gehet, so ist er nicht mehr da, und seine Stätte kennet man nicht mehr.“ (Psalm 103, 15. 16.)

Wer nicht ganz gedankenlos seine Tage verlebt, bleibt bei solchen Erfahrungen nicht unbewegt. Aber wie ungleich ist der Eindruck, den sie zurück lassen! Was bei dem Einen im leeren gehaltlosen Geschwätz verhallt, wird für den Andern reicher Stoff eines ernsten Nachdenkens. Was den Einen nur mit Angst und Schrecken erfüllt, erzeugt in dem Andern ruhige Ergebung. Wenn Jene des unangenehmen Eindrucks, welchen die Erinnerungen und Mahnungen an das Ende in ihnen zurückließen, in wüster Zerstreuung los zu werden streben, so suchen Diese die Einsamkeit und die Stille. Was hier die Geringschätzung des ungewissen Lebens führt, erhöht dort das Gefühl des Werthes jeder Stunde. Es stärkt den Entschluß, alle Kräfte zu einem nützlichen Wirken aufzubieten, so lange es Tag ist. Und wenn endlich an dem Grabe der Todten gewöhnlich nur flaches Lob oder ungerechter Tadel sich hören läßt, so prüft der bessere Mensch sein eigenes Werk, und aus der Selbsterkenntniß geht die Gerechtigkeit und Billigkeit hervor. Daß aber die rechte Betrachtung des Todes eine Schule der Weisheit sei, darin stimmen schon die erleuchteten Männer des Alterthums mit den Aussprüchen unsrer heiligen Schrift überein. Wer kennt nicht von uns jene Worte voll reichen Inhalts in dem 90. der Psalme:

Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir weise werden.

Sie sollen unser ferneres Nachdenken leiten. Wir werden uns dabei

- zuerst die verschiedenen Eindrücke vergegenwärtigen, welche erwartete und unerwartete Todesfälle bei dem größeren Theil der Menschen zurücklassen, und
- dann die Weisheit näher kennen lernen, welche der sichere Gewinn ist aus einem rechten Nachdenken über den Tod.

Verweilen wir zuerst bei den gewöhnlichen Wirkungen, welche die Todesfälle unsrer Brüder in menschlichen Gemüthern zurückzulassen pflegen, so kann hier kaum die Rede von denen sein, die als erklärte Gegner aller ernsthaften Betrachtungen, durch einen unablässig genährten Leichtsinn, den sie Lebensweisheit nennen, allen Eindrücken dieser Art ausweichen, auch eben daher dem Trauernden und Verwundeten keinen bessern Rath zu geben wissen, als so schnell als möglich aus dem betäubenden Becher der Lust die Vergessenheit zu trinken, und in den Zerstreuungen des Lebens sich selbst zu verlieren. Was bei den ganz Ungebildeten und Gedankenlosen Stumpfsinn und eine Gefühllosigkeit ist, welche weder Freude noch Schmerz zu rühren vermag, das ist bei ihnen die erkünstelte Gleichgültigkeit, die doch in entscheidenden Momenten selten die Probe hält, da hinter dem Anschein der unbefangenen Heiterkeit sich so oft ein geheimes Bangen und Fürchten verbirgt. Nicht von Diesen, von Solchen nur werde hier geredet, die sich den Eindrücken, welche das wech-

selnde Leben auf sie macht, willig hingeben, und in denen eben so wenig die natürlichen Gefühle, als die Ahnungen eines andern Lebens erstorben sind, wenn gleich ihr Geist weder zu der Klarheit, noch ihr Herz zu der Festigkeit gekommen ist, woran wir den ächten Christen, den Tugendhaften und den Frommen erkennen.

Was gewöhnlich am ersten bei der Nachricht erwarteter und unerwarteter Todesfälle sich regt, ist das lebendige Gefühl der eignen Sterblichkeit. Wer zumal zwischen sich und dem Abgeschiedenen eine gewisse Aehnlichkeit der Jahre und der Verhältnisse gewahr wird, der glaubt desto eher in jedem Todesfall eine Mahnung zu finden an den seinigen. Darum ergreift die Meisten ein früheres Hinscheiden mächtiger, als das Ende an einem hohen Lebensziele. Die Ordnung der Natur scheint unterbrochen; die Bürgschaft der Jahre und des frischen kräftigen Lebens unsicher geworden. Die Besorgniß nimmt zu; in den unbedeutendsten Veränderungen und Zufällen des Körpers erblickt man die Vorbedeutung naher Gefahr. Es bedarf der Zeit und der Zerstreuung, ehe das Dasein wieder eine heitere Farbe gewinnt. — Als ob irgend ein Tod befremden könnte, irgend ein Alter nicht reif für ihn wäre. Ihr schnell Erschreckten und Verzagten — hat es für euch einer besonderen Erinnerung an das bedurft, was die Erfahrung aller Zeiten, was jeder Blick auf die Gräber euch lehren konnte — die alte Willkühr der Natur, die ohne Regel und festes Gesetz Blätter und Blüthen abfallen und die wenigsten zu Früchten reifen läßt? Oder meint ihr, daß die Dauer unsers Lebens von irgend etwas Andrem abhange, als von dem, durch welchen aller Menschen Geschlechte auf Erden wohnen, und der in dem unwandelbaren Rath seiner Weisheit für jeden Lebenden zuvor versehen und bestimmt, wie lange er sie bewohnen soll?

Doch einen andern Theil unsrer Mitbrüder machen öftere Erscheinungen des Todes in ihrem Kreise nicht sowohl für ihr eigenes Dasein besorgt, als kälter und gleichgültiger gegen den Werth des Lebens. Eitel Mühe und vergebene Arbeit dünkt es sie zu sein, daß der Mensch sich anstrenge, ohne zu wissen, wie lang' er's vermögen und was er erreichen werde. So erzeugt sich ein Mißmuth, der sich oft bis zum Undank, bis zu Klagen über die Vorsehung vergißt. Wozu — sagen sie — etwas beginnen, wozu nach etwas Großem und Würdigem streben? Wozu alle Kräfte seines Geistes aufbieten, um sich einen Schatz des Wissens zu erwerben? Wozu sich Genuß und Freude versagen, um zu beginnen, was man selten vollenden kann, was so oft, die nach uns ankommen, zerstören? Wer verbürgt uns die nächste Stunde? Und wie zerfallen dann alle Entwürfe, wie lösen sich in nichts auf alle weitaussehenden Plane? Verschwinden nicht mit uns alle Anlagen, die nur bei einer längeren Wirksamkeit auszuführen möglich waren? Die, welche das ungewisse Dasein wenigstens zu genießen verstanden, spotten dann unsres Eifers und höhnen die Einfalt, die sich in einer schwärmerischen Begeisterung oder in ängstlicher Pflichtliebe um die sparsame Gabe der Natur betrogen hat. Ja, wenn der Tod nur die Trägen, die Unbrauchbaren, die sich und Andern zur Last wurden, hinraffte! Aber sie geht er schonend vorüber. Die den höchsten Anspruch zu haben scheinen, das höchste Ziel zu erreichen, die Trefflichsten, die Unentbehrlichsten für den weitern Kreis ihres Wirkens, für den engern ihres Hauses, die Allgeliebten — nur allzu oft nimmt er sie weg in der Hälfte ihrer Tage. Und dieser Mißmuth — wie leicht verwandelt er sich in einen verkehrten Sinn, der zuletzt nur sinnlich genießen — leben nennt, der nach einem unglücklichen, fast zur Gewohnheit gewordenen Sprachgebrauch das Maaß des Lebens, das Viel oder Wenig allein nach der Menge solcher Genüsse berechnet, und endlich mit denen, welche der Apostel schon unter seinen Zeitgenossen fand, kein Bedenken trägt, auszurufen: Lasset uns essen! Lasset uns trinken! Wer weiß — morgen sind wir todt! (1. Kor. 15, 32.)

Ungleich würdiger und selbst wohlthätiger scheint ein dritte Wirkung, welche besonders unerwartete Todesfälle in dem Gemüth zurücklassen. Indem dem Menschen die Unsicherheit der Scheidestunde lebendiger vor die Seele tritt, dünkt es ihm auch, kein Augenblick sei zu versäumen, sich auf sie vorzubereiten. Möchte nur der Entschluß immer in dem Sinne des Erlösers gefaßt werden, möchte er sich in jener steten Aufmerksamkeit auf sich selbst beweisen, welche er an dem Knecht rühmt, den sein Herr, er komme wenn er wolle, wachend und im ruhigen Bewußtsein seiner Treue stets bereit findet zur Rechenschaft! Aber bald wird diese Vorbereitung ein zweckloses Versäumen aller Geschäfte des irdischen Berufs, als ob sie nothwendige Störungen eines auf das Ewige gerichteten Geistes sein müßten; bald ein finsteres Zurücktreten aus allen Verbindungen mit der Welt, als ob jede derselben ein Hinderniß wäre, dennoch mit ganzer Seele nach dem Reiche Gottes zu trachten; bald, wenn der Verlust eines geliebten Todten das Herz zerrissen hat, entsteht so oft ein, im ersten Augenblick des Schmerzes verzeihliches, aber auf die Dauer dennoch tadelhaftes, Hinsinken und Versinken der

Seele in eine Traurigkeit, durch die man die Abgeschiedenen ehren und sich selbst mit dem Gedanken an den Abschied befreunden will. Alles nimmt für die, welche so der Tod der Geliebten von dem Leben entfremdet, die Farbe der Trauer an. Alle Verhältnisse, alle, auch die reinsten Freuden, denen sich Andere überlassen, werden geflohen oder bitter getadelt. Man will der Welt absterben, um für den Himmel zu leben, aber man trübt sich selbst diesen Himmel und verwechselt im irrigen Wahn einen kranken Zustand des Körpers und der Seele mit dem Leben in Gott und in der Ewigkeit.

Nein, meine Freunde, dies Alles sind die Eindrücke nicht, aus welchen die Weisheit hervorgehet, welche unser Text eine Frucht des Nachdenkens über unsre Hinfälligkeit und Sterblichkeit nennt. Wohl aber wird sie da nicht fehlen, wo der Gedanke an die Flucht des Lebens und an die Unwiderruflichkeit des Gesetzes: Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, uns lehrt

- den wahren Gehalt, des Lebens richtig zu würdigen,
- die Aufgaben jedes Tages treu zu erfüllen,
- den Genuß des irdischen Lebens immer mehr zu reinigen und zu veredeln.

Weise, meine theuern Freunde, werden wir zuerst durch die Betrachtung des Todes, je mehr wir durch sie den wahren Gehalt des Lebens immer richtiger würdigen lernen. Denn ihn lehrt uns das Hinscheiden unsrer Brüder mit lauter Stimme. Diese erinnert uns auf der einen Seite an Alles, was darin nichtig und vergänglich ist, und lehrt uns auf der andern das Wahre und Unvergängliche darin finden.

Sie erinnert uns an das Vergängliche. — Bedarf es doch oft kaum erst dieser Stimme, um es klar zu machen, wie nichtig und eitel das Ringen und Streben so Vieler um uns her ist, nach Reichthum, nach Glanz und Ehre, nach Befriedigung der stets vermehrten und stets weniger genügenden Bedürfnisse. Wie oft nimmt man schon an den Lebenden wahr, wie wenig das, was ihr höchster Wunsch ist, was sie zu ihrem Abgott machen, ihr leeres Herz auf die Länge zu füllen, und das zu gewähren vermag, was sie davon hofften. Jene ewige Unruhe, die sie umhertreibt, jener frühe Ueberdruß, der sich ihrer so bald bemächtigt, jene Verstimmung, jene Freudenlosigkeit im Innern mitten in der Fülle des Besitzes und dem Taumel der Vergnügungen, beweist genugsam, wie gehaltlos für sie das Leben ist. Aber wenn sie nun gar plötzlich aus diesem Leben weggerafft werden, dann erst erscheinen jene unsichern und treulosen Güter in ihrer ganzen Nichtigkeit und Vergänglichkeit. Es ist, als flammte bei dem Schein der Todtenkerzen, die ihre Bahre umgeben, uns die Inschrift ins Auge: Die Welt vergeht mit ihrer Lust! Der Augen Lust, des Fleisches Lust, das hoffährtige Wesen, es ist nun Alles verschwunden, wie ein Traum ist nun Alles dahin! Die glücklich Gepriesenen, die Beneideten, die Gefürchteten — dahin ist es nun mit all ihrem Glück, mit all ihrer Herrlichkeit gekommen! Wie verödet und leer muß sich ihr Geist fühlen, der keine andere Schätze kannte, als die nur die Erde giebt und von denen keiner ihm folgen kann!

Aber auch das Wahre, das Unvergängliche vergegenwärtigt uns die Betrachtung des Todes. Denn stehen wir an dem Grabe derer, die früh anfingen das Bleibende von dem Nichtigen, Wahrheit vom Schein zu unterscheiden, mögen sie auch noch so bald abgerufen werden — wie ganz anders fallen dann unsre Urtheile aus! Sei es der kleinste Theil des Wirkens gewesen, den ihnen Gott angewiesen hatte — alles Gute, was sie darin vollbrachten, ist unverloren. Die Plane und Entwürfe des Ehrgeizes, der Herrschsucht, des irdischen Gewinns mögen in Nichts zerfallen, wenn der Tod in die Berechnungen eingreift. Entwürfe für das öffentliche und besondere Wohl, Ideen, geboren in edlen Geistern, gepflegt von liebevollen Herzen, mitgetheilt an verwandte Seelen, sie bleiben in der Welt zurück, sie kommen früh oder spät zur Ausführung. Sie sind eine Saat für die Nachwelt, die unfehlbar aufgeht; die das Leben, auch der Frühentschlafenen selbst, auf Erden zu einem unvergänglichen Leben macht.

Gedenket, meine Theuern, an so Viele, von denen längst in Staub und Asche zerfallen ist, was irdisch an ihnen war, aber deren gehaltvolles Leben, wie in frischer Jugend, in dem, was sie gedacht und gethan haben, fortblüht, von denen auch wir erndten, was sie säeten. Gedenket der Weisen, die, was ihr Geist forschend erfand, in unsterblichen Werken niedergelegt und der Nachwelt überliefert haben. Gedenket der Guten, die im Wohlthun nicht müde wurden, und in ihren Stiftungen nicht aufhören Wohlthäter der Menschen zu sein. Gedenket vor Allen dessen, der uns, seinen Bekennern, das höchste Vorbild eines göttlich geführten Lebens hinterlassen hat. Was dies Leben verherrlichte, wahrlich es war nichts von dem, wonach die Eitelkeit strebt, und worin der verkehrte Sinn der Menge das höchste Gut sucht. In Mühe und Arbeit, in Entbehrung, in Armuth, in

Verfolgung unter Schmerzen aller Art ist es hingeflossen und am Mittag schon ist seine Sonne untergegangen. Aber ein unendliches Verdienst hat er sich erworben! Es ist das Leben der Welt geworden. Aus seiner unerschöpflichen Fülle nehmen wir alle Schätze der Erkenntniß, der Wahrheit, der Kraft zu allem Guten. Es ist der Leitstern der Frommen in guten und bösen Tagen! Es ist der höchste sprechendste Beweis, welchen Gehalt der Mensch auch dem kürzesten Dasein auf Erden zu geben vermag, und wie Alles, was darin der unsichtbaren Welt angehörte, niemals untergehen kann.

So, meine Theueren, lehrt das Nachdenken über den Tod jene Weisheit, welche den Gehalt des Lebens richtig würdigt, und das Richtige von dem Bleibenden zu unterscheiden weiß.

Aber sie lehrt uns auch die Aufgabe jedes Tages, jeder Stunde würdig erfüllen, und eben darum die ächte Lebensweisheit durch die That bewähren.

Ein großer Theil der Menschen lebt weit mehr in der Zukunft, als in der Gegenwart, und nur zu oft in einer Zukunft, die niemals zur Gegenwart wird. Nie ist dies mehr der Fall, als in Zeiten großer Umwälzungen in der äußern Welt, wo die Geschichte jedes Tages die Keime zu neuen, unzuberechnenden Ereignissen in sich trägt. Dann kämpft in der Seele die Furcht mit der Hoffnung; dann bezieht man mehr, als zu andern Zeiten, Alles, was geschieht, auf sein eignes Schicksal, und die gehaltlose, unverbürgteste Erzählung giebt den verschiedenartigsten Leidenschaften Nahrung. Aus dem geselligen Leben verschwindet fast jeder andere Stoff der Unterhaltung, außer der Geschichte des Tages, außer den Muthmaßungen und Ahnungen, die sich stets widersprechend durchkreuzen. Selbst in die Stille der Einsamkeit nimmt Jeder nur diese Gedanken mit, und sie stören oft noch auf seinem Lager die Ruhe. Ihr Unruhvollen, Umhergetriebenen — wäre euch die Aufgabe der Stunde wichtiger, ihr würdet nicht versuchen, was ihr nimmer vermöget, die Aufgabe einer in Dunkel gehüllten Zukunft zu lösen. Und wenn ihr es vermöchtet — was könnte es euch frommen? Blickt doch umher; gedenket so Mancher, die ungeahnet und wider Alles, was man Wahrscheinlichkeit nennt, der Tod aus den irdischen Verhältnissen hinweggerückt hat. Was haben nun die, welche, nur für die künftigen Tage sorgend, und sich quälend mit dem, was sie nicht kannten, das Geschäft des Augenblicks versäumten, oder nur mit getheiltem Sinn und Herzen vollbrachten — was haben sie nun durch alle diese Sorgen gewonnen? dagegen, wie viele köstliche Stunden unwiederbringlich verloren! Von Allem, was sie so ängstlich fürchteten, nichts hat sie betroffen. Von Allem, was sie hofften, nichts ist ihnen zu Theil worden. O, meine Freunde, es giebt ja etwas weit Wichtigeres zu vollbringen im Leben. Am nächsten liegt der äußere Beruf, der Kreis des Wirkens, er sei noch so klein oder noch so groß. Um mit rechtem Ernst darin thätig zu sein, bleibt wenig Zeit übrig. Eine treue, emsige, besonnene, wohlgeordnete, unermüdete Thätigkeit fordert oft selbst bei unbedeutenden Geschäften Sammlung der Seele. Und dann — wie viel haben wir für unser wahres Selbst, für unser Inneres zu thun! Wie viel an unserer Erkenntniß zu bessern, an unsern Neigungen zu reinigen, an unsern Gesinnungen zu veredeln; Alles, was Gott von Kräften in uns gelegt hat, zu beachten und zu bewahren; eben daher viel daheim zu sein bei uns selbst, und die äußere Welt, die wir nicht ändern, noch seltner bessern können, lieber unbemerkt von uns vorübergehen zu lassen, damit nur nicht die nächste Aufgabe unsres Lebens unvollendet bleibe! Das ist das rechte Leben in der Gegenwart; das ist zugleich die rechte Sorge für die Zukunft. Denn so werden wir geschickt, Alles, was sie uns bringt, und was über jede Berechnung hinausliegt — ist's Freude und Glück, würdig zu genießen; ist's Trübsal und Noth, standhaft zu ertragen; ist's Angst und Gefahr, ihr Muth und Vertrauen entgegen zu setzen. Und gehen wir früher dahin, ehe die Zukunft kommt, die Andere so besorgt macht: so ist der Schatz erworben, der uns hinüber begleitet, und jede wohlgebrauchte Stunde gewonnen für die Ewigkeit.

Endlich ist die rechte Betrachtung des Todes auch in so fern eine Schule der Weisheit, daß sie uns über den Genuß des Lebens aufklärt, und ihn immer mehr zu reinigen und zu veredeln lehrt. Unmittelbar vor den Worten unsres Textes wird zwar behauptet, daß dies Leben, selbst wenn es köstlich zu nennen, doch nur Mühe und Arbeit sei. Und wer mag es leugnen, daß, wenn wir die harmlosen Jahre der Kindheit und ersten Jugend ausnehmen, für die Meisten, selbst die, welche man die Glücklichen nennt, kein anderes Loos gefallen sei? Aber welch ein Unterschied zwischen Denen, die mit Weisheit die Welt zu gebrauchen wissen, ohne ihrer zu mißbrauchen, und Jenen, die, so sehr sie sich dünken, Meister in der Kunst des Lebensgenusses zu sein, dennoch durch ihr unruhiges Streben nur für Augenblicke Befriedigung finden, und eine Befriedigung, die sie oft Jahre lang zu bereuen haben! Wie mühen, wie zer-

arbeiten sie sich, um das Richtige zu erlangen! Ja selbst die Besseren, wie bringen sie sich oft um den stillen reinen Genuß, weil es ihnen an der rechten Weisheit des Lebens fehlt!

Ja, meine Freunde, sei auch Mühe und Arbeit unser Loos; es giebt dennoch einen Genuß des Lebens mitten in der Arbeit, und die Mühe selbst hat ihre Freuden. Sind sie nicht der Lohn der überwundenen Schwierigkeit, des endlichen Sieges nach hartem Kampf, des erreichten Zwecks nach treuer und rastloser Arbeit, der gesteigerten Kraft nach erschöpfender Anstrengung? Für erhöhten Selbstgenuß hat Gott eben dadurch gesorgt, daß er dem Menschen nichts Großes und Herrliches zutheilte, was nicht durch Arbeit und Mühe errungen werden müßte. Und so haben doch zuletzt, wie am würdigsten und reinsten, so auch am frohesten, die ihres Daseins genossen, welche nicht vergaßen, daß sie früher oder später sterben müßten, ihre Tage auskauften, und unverführt von dem Schein und Blendwerk des falschen Glückes zuerst nach dem Reiche Gottes trachteten; die eben darum seelig waren schon hier in der Hoffnung, getrost in der Trübsal, freudig und dankbar für die kleinste Gabe mitten in den Unruhen des Lebens, denen sie nicht entgehen konnten, ruhig im Innern, und wenn sie muthlos werden wollten, sich erinnernd, daß die Zeit nicht fern sei, wo sie kommen würden zu der Ruhe des Volks Gottes, und eingehen in ihres Herrn Freude.

Herr unsrer Tage! — Lehre, ja lehre uns nun recht bedenken, daß wir sterben müssen. So werden wir gewiß weise werden zur Seligkeit. Amen.

## Predigt über Spr. Sal. 16, 31. Wir sind dem Alter Achtung schuldig.

Von G. F. Dinter.

Den Menschen mit Achtung gegen den Menschen zu erfüllen, dies war unstreitig eine der vorzüglichsten Absichten, die durch Jesu Ankunft auf der Erde, die durch sein ganzes Leben, die durch seinen Tod für Alle erreicht werden sollte: Achtung des Menschen gegen den Menschen eine von den natürlichsten und nothwendigsten Folgen eines wahren Christenthums. Gott sandte den, den wir als seinen Sohn verehren, für wen? zu wem? Für Alles, was Mensch heißt, zu Allem, was Mensch heißt. Seine Geburt war eine Freude, eine Wohlthat, die allen Völkern widerfahren sollte. Jesus lebte in Liebe, nicht in einseitiger Liebe für sein Volk und Vaterland, sondern in Liebe für sein ganzes Brudergeschlecht. Gehet hin in Alle Welt, lehret alle Heiden, ladet sie alle zum Mitgenuß meiner Segnungen ein. Sein Blut floß auf Golgatha für der ganzen Welt Sünde. Er sah, daß der Jude den Heiden verachtete, für unrein hielt. Ihm war er nicht unrein; der Glaube des Hauptmanns zu Kapernaum oder des samaritischen Weibes erhielt seinen Beifall, wie der Glaube des Juden. Er sah, daß der Jude den Heiden verachtete. Aber er ließ von Juda aus Licht über den Erdkreis verbreiten; die Juden wurden Wohlthäter der Heiden, und deswegen geachtet bis auf diesen Tag, wo die ganze Christenheit von Juden lernt. Er sah, daß der Hohe den Niedrigen verachtete. Aber er predigte den Armen das Evangelium, daß auch sie aufgeklärt und aller Menschenvorzüge theilhaftig würden. Er stellt das Kind unter seine Jünger, und empfiehlt ihnen die innigste Achtung gegen die Nachwelt. Der wahre Christ muß Achtung gegen die ganze Menschheit empfinden. Ihm sind sie Alle — Brüder, seines Vaters Kinder, seines Erlösers Erlöste, seines Kampfes Genossen, Miterben seines Himmels. Nur der Unchrist kann Lazarum verachten, weil er arm, oder Petrum, weil er gefallen ist. Der Christ sieht im Heiden, im Bettler, sieht im tiefgefallenen Sünder seines Gottes Bild. Er sieht's in Einem mehr entfaltet, als im Andern, aber er sieht in allen — seines Gottes Bild. Und wenn ich sie Alle achte, die Gott mit mir zu Einer Menschenwürde erhob, kann ich dann euch übersehen, muß ich dann euch nicht unter allen mir Achtungswürdigen besonders auszeichnen, ihr, die ihr durch eure Schwäche meine Schonung, durch eure Erfahrung meine Aufmerksamkeit, durch eure Verdienste meine Dankbarkeit und durch eure nahe bevorstehende Erhöhung meine ernstlichsten Rücksichten verdienet, ihr Greise, die ihr der Jahre viele gezählt, der Leiden viele empfunden, der Thaten viele gethan, und den größten Hoffnungen euch genähert habt. Achtung, meine Brüder, jedem Menschen, Achtung vorzüglich jedem Alten, dem Bessern mehr, dem Schlechtern weniger, aber Achtung Jedem. Möchte das Nachdenken dieser Stunde sie in uns Allen erwecken. Möchten wir Gott nicht umsonst Aufmerksamkeit versprechen im stillen Gebete.

---

Graue Haare sind eine Krone der Ehre, die auf dem Wege der Gerechtigkeit gefunden wird.

---

Einer umständlichen Erklärung bedürfen diese Textesworte wohl nicht. Sie fordern unsere Ehrfurcht für die bejahrten Mitglieder unsers Geschlechts, besonders für die, welche auf dem Wege der Gerechtigkeit einhergehen — die durch Rechtschaffenheit des Sinns, die durch Lebensweisheit, die durch die Summe wohlangewendeter Kraft hoch über der leichtsinnigen und unerfahrenen Jugend schweben.

Wir sind dem Alter Achtung schuldig, daran soll unser heutiger Text uns erinnern.

Wir sind ihm Achtung schuldig wegen seiner Schwäche, wegen seiner Erfahrungen, wegen seiner Verdienste, wegen seiner nahen Hoffnungen.

Es giebt offenbar eine doppelte Art der Achtung, eine Achtung gegen die Stärke und Würde, vor der man sich ehrerbietig neigt, und eine Achtung gegen die Schwäche, der man sich nur mit Behutsamkeit, mit Schüchternheit naht, um sie ja nicht zu verletzen. Diese schonende Achtung sind wir den Kindern schuldig. Ihr Körper ist zart; ihre Gesundheit ein zerbrechliches Gefäß; ihre Unschuld, ach! so leicht verführt; ihr noch offnes Herz so leicht durch verderbende Eindrücke zu Grunde gerichtet. Das Alter hat viel Aehnlichkeit mit der Kindheit. Der Mensch nimmt eben so allmählig ab, wie er allmählig zunahm, bis er am Körper — vielleicht auch am Geiste unbehilflich wird, wie er's in des Lebens ersten Tagen war. Der Alte hat so wenig Kraft, sich selbst zu schützen. Sein Körper ist so reizbar, daß der schwächste Angriff ihn zu Boden stürzen kann. Sollte mich das nicht bewegen, den Greis mit schonender Achtung zu behandeln? Wenn ich den Mann beleidige, er wird schon dafür sorgen, daß ich's nicht zu weit treibe. Er hat Muth, er hat Stärke. Er thut mir Einhalt. Aber der Greis hat nur seine Thränen, die er dem kränkenden Jüngling entgegen stellen kann. Nur ein Niederträchtiger greift einen Solchen an, der sich nicht zu vertheidigen vermag. Und wer unter uns wollte der Niederträchtige sein, der das wehrlose Alter verletzte? Auch der Geist des Alten wird reizbarer, wird empfindlicher. Die körperliche Schwäche, das Gefühl der zunehmenden Entkräftung mag wohl davon Ursache sein. Jedes beleidigende Wort, jede kleine Zurücksetzung, jede Kränkung an Eigenthum und Rechten schmerzt den Alten dreimal mehr, als den Jüngling und den Mann. Er sieht sie als einen Angriff an, den man desto kühner auf ihn wagt, eben weil man ihn für schwach hält. Der Jüngling hat seine Freuden, der Mann seine Geschäfte, die bald seine Gedanken zerstreuen. Der Alte, je mehr er von beiden zurückgezogen ist, desto länger denkt er jeder Beleidigung nach. Je mehr er fühlt, ich kann nicht mehr viel erwerben, desto mehr betrübt ihn jeder Verlust. Dem jüngern, kraftvollern Menschen ist eine Beleidigung — Aufforderung zur Sicherung seiner selbst, zur Anstrengung seiner Kraft. Sie setzt ihn in eine — oft sogar angenehme Bewegung. Sie lehrt ihn wenigstens fühlen, was er noch vermag. Dem Greise ist jede Kränkung eine schmerzliche Erinnerung an seine Kraftlosigkeit. Was daher beim jüngern Menschen kaum eine leichte Verletzung der Haut ist, das dringt beim Alten schneidend durch Mark und Bein. Und du wolltest der sein, der seiner Jahre spottete? Das sei ferne. Glaubst du also, ein Alter habe dir gethan, was er dir nicht thun sollte — behandle ihn nicht wie den Jüngling, der allenfalls etwas aussteht. Mit Schonung erinnere ihn an seine Fehler, mit Schonung sichere gegen ihn deine Rechte. Er wird dir nicht viel und nicht lange mehr etwas zu Leide thun können. Das Alter hat freilich seine eigenen Schwächen. Es macht oft eigensinnig und übel gelaunt, wie eine Krankheit. In gewissem Betracht ist's eine Art Krankheit. Der Alte hat viel unangenehme Erfahrungen gemacht; er ist von Menschen betrogen worden, denen er trauete, ist daher mißtrauisch. Er fühlt, daß er nichts mehr erwerben kann; daher ist er desto ängstlicher in Behauptung des Erworbenen, und nähert sich oft dem Geize. Es ist ihm Alles fester, daher ist er weniger zu überreden, die Jahre machen ihn starrsinnig. Meinst du, du werdest das weniger sein, wenn du alt wirst? Es muß uns allen daran gelegen sein, daß glimpfliche Behandlung des Alters allgemein herrschende Sitte werde. Es kommen Tage, wo wir wünschen werden, daß sie es sei. Wohl uns, wenn unsere Schwäche dann nur nicht selbst verschuldet ist. Denn das ist natürlich, einen Menschen, der sich selbst durch jugendliche Wollüste, oder durch Trägheit, oder durch etwas der Art schwächte; man achtet ihn weniger, als einen solchen, den die Natur selbst kraftlos macht. Bei jenem muß man sich erst zur schonenden Achtung zwingen, durch Grundsätze erwecken; bei diesem kommt sie gleichsam von selbst; sie liegt in der Natur eines gefühlvollen Herzens.

Diese Art der schonenden Achtung, meine Zuhörer, sind wird denn also wohl einem jeden Alter schuldig, einem Simeon sowohl, der an Aufklärung, an Frömmigkeit, an Blick zum Himmel, ein Muster guter Greise war, als einem Eli, der seine Tage in schlaffer Trägheit verträumte, und sich nicht einmal um die Bosheiten seiner Söhne bekümmerte. Aber es giebt

eine tiefere Achtung. Sie quillt aus dem Gefühle der Vorzüge, die dem Alter eigenthümlich sind, zunächst aus dem Anerkennen seiner überwiegenden Erfahrungen. Was wir erst noch sehen werden, das hat der Greis längst gesehen. Die Wege, die wir erst noch zu durchlaufen haben, hat er längst ausgemessen. Er trank den Becher der Freuden, und schmeckte ihre Eitelkeit; den Becher der Leiden, und erfuhr ihre segnende Kraft. Er erfuhr die Wahrheit in den Verheißungen der Tugend, und die Täuschungen des Lasters; erfuhr die hohe Macht der Religion Jesu, wie sie zum Guten stärkt den Schwachen, und durch des Lebens irrsame Bahnen leitet den Unwissenden, und in des Schicksals dunkeln Thalen sein Licht ist und sein Trost. Was der Jüngling aus dem Munde des Lehrers weiß, oder aus Büchern lernte, das weiß dann der Alte kräftiger aus sich selbst, aus seines Lebens angenehmen oder schmerzlichen Erfahrungen. Er hat lange die Menschen beobachtet. Er hielt sie für gut, und sah, daß sie böse, daß sie oft böser waren, als er sie in glücklichen Stunden träumte. Er hielt sie für böse, und er fand der überbliebenen Guten so viele, und mehr noch, als einst Elias, der ganz Israel für verdorben hielt, und erfuhr, daß mehr als siebentausend Bessere übrig waren. So wurden seine Urtheile ernst und milde; vorsichtiger, aber sicherer, als die vorschnellen Urtheile der Jugend. Er hat lange Haus gehalten. Er hat Versuche gemacht und erfahren, was sich thun läßt oder nicht. Er hat Kriege überstanden und Schloßenwetter mitten im Kriege, er hat Brüder und Schwestern, Eltern und Kinder, vielleicht auch Gatten begraben, und wenn der Jürgling viel Kluges oder Unkluges spricht von dem, was werden soll, so spricht der erfahrene Greis bedächtiger von dem, was gewesen ist. Die Jugend, meine Freunde, wird groß, wenn sie auf die Schultern der Erfahrung tritt, die das Alter gemacht und oft theuer genug bezahlt hat. Fühlt ihr wohl, daß Salomo Recht hat, wenn er spricht: Graue Haare sind eine Krone der Ehre? Wolltet ihr gering schätzen einen Menschen, der so viel, o! so gar viele Erfahrungen voraus hat? Ihr müßt noch viele Schritte thun, ehe ihr ihm nachkommt. Wie viel könnt ihr von ihm lernen! Wie sehr habt ihr Ursache zuzuhören — wenn er erzählt, wie Gott von seiner Jugend an ihn väterlich geleitet hat, wie er ihm die Hand reichte in der Stunde, da er versinken zu müssen glaubte, wie er gesehen hat das Ende des Bösen und des Frommen; gesehen hat die Täuschungen des Schicksals, das Sinken des Hohen und das Steigen der Niedrigen. Wenn er mit seinen Einsichten eurer Unvorsichtigkeit zu Statten kommt, daß ihr nicht erst auf's Ungewisse zu versuchen braucht, was er schon mit Glück oder Unglück versucht hat — könnt ihr ihn dann verachten? Wird der, der eine Reise zu thun hat, nicht gern auf den hören, der diese Reise schon that? Wird er nicht gern von ihm lernen, was er zu thun und zu fliehen hat, um sicher zum Ziele zu gelangen? Es ist möglich, daß der Bejahrte auch nicht von Thorheiten frei geblieben ist. Blieben wir's? Und ward er nicht vielleicht eben durch Irrthümer verständiger, durch Thorheiten weiser, durch Fehler aufmerksamer? Ach! wir erinnern uns nur gar zu gern an die Jugendfehler unserer Alten, um einen Vorwand zu haben, unter dem wir ihnen unsere Achtung versagen können. Wollen wir, daß unsre Kinder es einst mit uns so machen? Indeß, daß wir die Achtung, die dem Alter gebührt, einst in desto höherem Grade verdienen, laßt uns mit Nachdenken durch's Leben wandeln. Laßt uns aufmerksam sein auf Gott und seine Wege, aufmerksam auf uns selbst und den Gang unsers Herzens, auf das, was bessert oder verschlimmert, stärkt oder schwächt, tröstet oder beunruhigt. Laßt uns aufmerksam sein auf die Menschen um uns her, um zu warnen, wo Warnung, um Vertrauen einzuflößen, wo Vertilgung des Argwohns nöthig ist. Laßt uns selbst unserm Haushalte mit Sorgfalt vorstehen, und Erkenntnisse, Einsichten aller Art erwerben, die uns bleiben, wenn wir durch Körperkraft der Welt nicht mehr nützen können. Die Jugend ehrt einst unser Alter, wenn wir ihr nützen können durch Rath und Weisheit. Wenn sie hingegen einst auf uns hinweisen kann und sagen: Er ging durch's Leben, ohne zu wissen, wozu und warum? Er sah und hörte, er bemerkte und beobachtete nicht: dann bleibt uns höchstens die schonende Achtung gegen unsere Schwäche; die höhere Achtung gegen überwiegende Einsicht kann uns nicht werden.

Graue Haare sind eine Krone der Ehre, einer Ehre, die nirgend sicherer als auf dem Wege der Gerechtigkeit erworben wird — Gerechtigkeit, ausgezeichnete Rechtschaffenheit, bei der aus der Reinheit des Herzens allgemeine Liebe, und aus der allgemeinen Liebe segnendes Wirken hervorgeht. Dem Alter gebührt die höchste Achtung, das sich Verdienste um die Menschen erwarb. Kraftlos ruht jetzt des Greises Hand. Aber sie ruhete nicht immer so kraftlos. Sie war seinem Hause nützlich und dem Vaterlande. Wie viele Frucht entlockte er dem Boden, von der sich Menschen nährten und Thiere, die wieder den Menschen nützlich wurden! Wie verschönerte sich die Natur um ihn her durch seinen

Fleiß! Wie hat jener Andere in seinem unbedeutend scheinenden Geschäfte der Menschheit genützt! Erst war er ein redlicher Dienstbote, ein Segen für jede Haushaltung, in der er stand; dann ein gewissenhafter Tagearbeiter, der fremde Geschäfte trieb, mit einem Eifer, der bei seinen eignen Angelegenheiten nicht größer sein konnte. Wie Vielen hat er genützt, und wie viele Jahre! Welch ein Nachbar war dieser Greis! welch ein Freund! Ich setze hinzu: welch ein Feind! Seine Haushaltung ein Muster der Gottesfurcht und der Ordnung! Wie Viele erweckte oder beschämte sein Beispiel! Wie er den Nothleidenden beistand in seiner Gemeine, in der Nachbarschaft! Wie er zu helfen eilte, wo Hilfe nöthig war! Wie viele Thränen hat er getrocknet! Wie viele Wittwen und Waisen hat er erquickt! Er hatte einen Feind, einen Menschen, der ihm das Leben verbittern wollte. Er vertheidigte sich selbst mit Kraft; aber er verderbte nicht, auch wo er konnte. Sein Feind fühlte die Hand des Schicksals schwer; und er, der Beleidigte, war der Erste, ihm zu helfen. Er blieb nicht ohne Fehler, aber er rang, rang mit den Schwächen seines Herzens, und siegte, und von Jahr zu Jahr schwebte er zu höhrer Vollkommenheit auf. Wie viel hat er Feinde versöhnt; wie viel Gutes befördert durch seinen Rath, durch seinen Einfluß! Wenn man dies von einem Alten sagen kann, o dann — wer ist, der ihm seine Achtung verweigern dürfte? Und wenn dieser Alte vollends dein Vater war? Wenn zu den Verdiensten um die Gemeine auch noch Verdienste um dich kommen, soll man dich dann erst ermahnen, ihn zu achten? Das Weib zu achten, das um deinetwillen der Schmerzen viel und der unruhigen Tage noch mehr überwand — das dich in Krankheiten mit unermüdeter Liebe pflegte — und rettete, wenn der Tod die kalte Hand ausstreckte nach deiner Wiege? Den Mann zu achten, dessen Rath deine Klugheit leitete und deine unerfahrene Jugend — der dir der guten Lehren viel und der schönern Beispiele noch mehrere gab; der dein Fortkommen gründete unter den Menschen; dem du Gesundheit, Güter, Einsicht, zum Theil selbst deine Tugend verdankest? Ehrfurchtsvoll neige sich dein Haupt vor jedem Alter, das seine frühern Jahre mit guten Thaten bezeichnete, mit Verdiensten um die Menschen und um dich. Wenn du einen dir fremden Greis verachtest, so bist du undankbar. Die Menschheit ist ihm viel schuldig. Aber wenn dein Vater, deine Mutter deine Geringschätzung erfahren, was soll man von dir sagen? Dann bist du unter den Schändlichen der Schändlichsten einer! — Ja, wenn die Alten alle so wären, wie sie mir jetzt beschrieben wurden! Aber wie Viele sind's? Richte nicht, daß du nicht gerichtet werdest! Viel Gutes mag der Greis doch gestiftet haben, vielleicht manches, das desto verdienstlicher ist, eben weil's unbemerkt blieb. Und seine Fehler — du rechnest sie ihm hoch an, und doch vertilgte die Thräne der Reue sie längst aus dem Buche, in dem sie geschrieben standen vor seinem Gott, und die Anstrengung der Besserung ersetzte ihre Stelle durch preiswürdigere Thaten! — Aber freilich soll uns einst als Greisen die Achtung der Jugend willig entgegen kommen, reichlich geopfert werden: so müssen wir uns jetzt in den Jahren der Kraft Verdienste zu erwerben suchen, um Gatten und Kinder, um Dienstboten und andere Hausgenossen, um Arme und Verunglückte, um Haus und Gemeine, um Freunde und Feinde, um alle, die unser Gott uns nahe bringt. Die Blume der Achtung gedeiht nur in der Sonnenwärme uneigennütziger Tugend. Sie verwelkt im Schatten der Trägheit und des Lasters! Graue Haare sind eine Krone der Ehre dem, der sich durch Verdienste der Achtung werth bewies.

Und wie innig werden wir das Alter ehren, wenn wir die hohen Hoffnungen erwägen, deren Erfüllung es in der Nähe sieht. In jedem Menschen, o meine Brüder, sehen wir den künftigen Engel. Bald, bald hast du, der du mit grauem Haupt und zitternden Händen vor mir stehst, deine Laufbahn vollendet. Du bist schon der Erde zugebückt, die dich wahrscheinlich nach wenigen Tagen oder Wochen aufnimmt. Dich? Bewahre Gott! Nur deine Hülle, nur die Wohnung des unsterblichen Geistes! Du selbst schwebst dann empor, um hohe Erfahrungen zu machen und hohe Erkenntnisse zu sammeln, und zu hoher Reinheit dich zu verklären, und ich, ach ich sehe dir dann sehnend nach! Je schwächer du bist und wirst, desto mehr muß ich dich ehren. Der Bewohner des Himmels bereitet sich, die Erde zu verlassen, wo er, von Gott gesandt, gar mancherlei lernte und übte, und Gutes wirkte, und von wo er nun nach vollendetem Tagewerk wiederkehrt zu seinem Vater. O! nicht eine Stunde möchte ich mit dir zürnen, du, der du an der Pforte des Himmels stehst. Du könntest sterben! Ach! solltest du diese letzten Eindrücke der Erbitterung mit hinüber nehmen in eine andere Welt? Solltest du dort mich verklagen? Das wirst du nicht! An Gottes Throne verlöscht die Flamme der Rache. Aber sollte dein Eintritt ins bessere Leben etwas anderes sein, als ein segnender Rückblick auf mich? Ich will deines Alters pflegen, du Theurer; es ist die Zeit des Abschieds. Dein erster Lobgesang vor Gott soll wahrlich nicht Dank sein, daß er dich endlich von mir erlöste

ist's möglich, so soll er Dank sein, daß er dich mit mir verbunden hat. Du kannst Altersschwächen haben. Aber was sind sie? Sie sind die Vergeßlichkeit eines Entschlummernden, der nur noch halb sich seiner bewußt ist, und halb schon im lieblichsten Traume die Zukunft lächeln sieht. Bald, bald bist du droben; dann siehst du im reinern Lichte deines Gottes wundervolle Wege! Dann fühlst du sie nicht mehr, diese Regungen der Sinnlichkeit und Sünde; dann wandelst du unter denen, die früher dorthin wandelten. Ehre und Achtung dem baldigen Bewohner einer bessern Welt! Der Schulknabe wird bald die Schule verlassen, um in die ernsteren Geschäfte des Lebens einzutreten. Die zurückbleibenden Schüler achten ihn, der am Ziele steht, sehen ihn schon halb für einen Erwachsenen an — und wir den Greis schon halb für einen Auserwählten an der Quelle des Lichts. Wenn ich den Jüngern beleidige, wahrscheinlich kann ich's noch wieder gut machen. Wenn ich dem Alten zu nahe trete — Gott, morgen ist er vielleicht nicht mehr hier, und ich könnte ihm nichts mehr vergüten? Nein, lieber Alter, deine letzten Lebensstunden in meiner Nähe sollen, so weit das in meinen Kräften liegt, ein Vorschmack des Himmels dir werden, nach dem du die sehnende Hand schon ausstreckst. Du gehst zum Richter. Und ich sollte durch unvorsichtiges Betragen, wohl gar durch Härte dich reizen, zu sündigen, ehe du zum Richter gehst? Das will ich nicht! Bei Gott! das darf ich nicht. Achtung bin ich nicht nur deiner Schwäche, deinen Erfahrungen, deinen Verdiensten, ich bin sie gewiß auch deinen nahen Hoffnungen schuldig; vielleicht gelingt mir's, mein Haus zu einem ruhigen Aufenthalt des Alters zu weihen. Vielleicht sieht die Nachwelt von mir, wie man das Alter ehren müsse — und lernt's — und übt's einst an mir selbst. Auf jeden Fall will ich so leben, daß mein Alter, wenn ich's erreiche, wahrhaft ehrwürdig sei. Ich will mich nicht eher alt machen, als die Natur mich alt macht, nicht eher Ruhe suchen, als die Natur sie gebietet. Ich will nützlich sein, und in Liebe leben, ehe das Alter kommt. Kommt's dann, so erndte ich, was ich säete. Dann merkt die Jugend auf meiner Erfahrungen Stimme; dann dankt sie meinen redlichen Bemühungen für Bruderwohl. Dann schont sie meiner Schwäche. Erschöpft ist meine Kraft, aber nicht verloren! Und modere ich längst im Staube, so steht der Enkel noch an meinem Grabe und spricht: Er war ein guter Mensch! Amen.

## Predigt über 2. Mos. 19, 6—8.

Von Ch. F. von Ammon.

**Die sittlichen Vorzüge einer für Regierende und Gehorchende gegenseitig verbindlichen Staatsverfassung.**

Herr, wo dein Recht im Lande geht, da lernen die Einwohner des Landes Gerechtigkeit. Amen.

Meine andächtigen Zuhörer! Große Thaten und Verdienste, die dem Vaterlande Ruhm und Segen bringen, pflegen in den Gemüthern der Menschen häufig erst nach gewissen Zeiträumen ein feierliches Andenken hervorzurufen. Denn ob man schon da, wo etwas Ausgezeichnetes und Rühmliches geleistet worden ist, an dem Preiswürdigen der Handlung nicht zweifeln kann; so findet doch unmittelbar nach vollbrachter That die öffentliche Anerkennung ihres Verdienstes noch so viele Hindernisse und Schwierigkeiten, daß sich dieses nur selten frei erheben und in seinem vollen Glanze hervortreten kann. Entweder übersieht man die Folgen und Wirkungen noch nicht, die eine vollendete Tugend für das Vaterland hervorbringen wird; oder man wünscht mit einer gewissen Unzufriedenheit und Eifersucht an ihr Theil genommen und sie wohl allein vollbracht zu haben; oder man will erst abwarten, ob sie von Andern geachtet und gepriesen wird; oder man beweist es durch die eigne Handlungsweise, daß die ferne Erinnerung eines großen Ereignisses immer ergreifender ist, als die nahe, den Strahlen der Sonne gleich, die uns bei ihrem Untergange reiner und herrlicher erscheint, als in der Mittagsstunde, wo sie in ihrem vollen Lichte über unserem Haupte steht. Die größten Weisen, Staatsmänner und Wohlthäter der Menschheit werden daher gemeiniglich erst dann bewundert, wenn sie längstens von dem Schauplatze ihrer Wirksamkeit abgetreten sind; außerordentliche Begebenheiten, wie die Kirchenverbesserung, die fast unseren ganzen Welttheil geistig umgestaltet hat, erhalten erst dan ein rühmliches Gedächtniß, wenn mehrere Menschenalter ihre heilsamen Früchte geerntet haben; wir selbst feiern den Tag unserer Geburt erst dann mit einer gewissen Rührung und Dankbarkeit, wenn wir eine Reihe von Jahren durchlebt haben und das Andenken eines würdigen Strebens und Wirkens mit der nahen Hoffnung einer heiteren Zukunft in Verbindung setzen können.

Auch die erste Feier der vor einem Jahre in das Leben getretenen neuen Staatsverfassung unseres Vaterlandes würde mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, wenn wir uns nicht freiwillig erinnerten, daß jede verspätete Dank-

barkeit für eine große Wohlthat mit einer Schuld beladen ist, welche nie ganz abgetragen und getilgt werden mag. Der Natur der Sache nach können zwar die Erfahrungen von ihrer Heilsamkeit noch nicht zahlreich und auffallend sein; sie hat ja erst angefangen, ihre Grundsätze zu entwickeln und sie mit der neuen Ordnung der Geschäfte zu verzweigen; sie hat erst die Bande mancher Formen gelöst, die uns lästig waren, so lange wir sie trugen, und die nun dennoch die alte Gewohnheit wieder vermißt, wo sie uns abgenommen sind; sie hat durch neue Einrichtungen und Anordnungen erst den Weg gebahnt, welcher sicherer zum Ziele führen kann, wenn er mit Lenksamkeit und gutem Willen betreten wird. Das fordert ohne Zweifel auch von unserer Seite Aufmerksamkeit und fleißige Uebung; wir stehen gegenwärtig nur noch auf dem Uebergange zu dem öffentlichen Leben, welches das neugestaltete Vaterland von uns fordert; wir haben überdieß vielleicht auch die Neigung nicht ganz überwunden, mehr auf unseren Geschäftskreis, als auf den Zusammenhang des Ganzen zu sehen, und sind dabei in allen Ständen erst mit der umsichtigen Wahl der Männer beschäftigt, die unsere Anliegen, Wünsche und Hoffnungen aussprechen und sie nach reifer Berathung in die Nähe des Thrones bringen sollen. Aber ist denn nicht das schon ein großer Gewinn, daß wir das frei und vollständig beginnen dürfen; hat die Erfüllung des lang genährten und sehnlichen Wunsches nach einer zeitgemäßen, auf die ewigen Grundsätze des Rechts gebauten bürgerlichen Verfassung nicht an sich schon einen unschätzbaren Werth; können wir der königlichen, der wahrhaft fürstlichen Freisinnigkeit und Weisheit, mit der sie uns dargeboten und feierlich beschworen wurde, oft genug mit treuer Verehrung gedenken; und wenn wir nun mit dem vollen Bewußtsein dieser Selbstständigkeit in die Reihe freier und ihre geselligen Verhältnisse immer weiter ausbildender Völker eintreten, muß sich da nicht ein lebendiges Gefühl menschlicher Würde, ein kräftiges Vorgefühl höherer Vervollkommnung und allgemeinerer Wohlfahrt in unserer Brust regen? Darinnen besteht ja der eigentliche Segen einer wahrhaft gesetzlichen Stellung jedes Einzelnen im Staate, daß die äußerlich möglichst unbeschränkte Freiheit für ihn eine Schule der wahren Freiheit wird; dadurch kommt er erst zu einem edeln Selbstgefühle, welches sich kein wohlgesinnter Mensch entreißen lassen darf, daß er sein gutes Recht weder dem Zufalle, noch der Gnade, sondern einer unverjährbaren Forderung seiner vernünftigen Natur verdankt; dadurch wird es ihm erst möglich, ein wahrhaft gebildetes und sittlich gutes Mitglied der großen Gesellschaft zu werden, daß er sich ohne Furcht und knechtischen Sinn in seinem Wirkungskreise bewegen kann; viele reiche Quellen des Glückes und der Zufriedenheit öffnen sich ihm erst dann in ihrer ganzen Fülle, wenn er in seinem Berufe, in seinem Gewerbe, in seiner Kunst und Wissenschaft alle Kräfte und Talente frei entfalten und, nach dem Maße seines Fleißes und Verdienstes, auch das höchste Ziel gerechter Wünsche in Anspruch nehmen darf. Das Alles sind nicht eitle Hoffnungen und leere Träume, sondern Lehren und Erfahrungen, die aus der sittlichen Natur des Menschen geschöpft, von der Geschichte bestätigt und selbst durch die Aussprüche der Religion bewährt und geheiligt werden, darum wenden wir ihnen auch billig unsere ganze Aufmerksamkeit an dem feierlichen Tage zu, der uns vor dem Angesichte des Herrn versammlet hat. Er, der sich unserem Vaterlande in so mancher Stunde der Entscheidung immer huldreich und gnädig bewiesen hat, höre auch heute unser stilles und andächtiges Gebet um die Erleuchtung seines Geistes u. s. w.

---

Ihr sollt mir ein priesterliches Königreich und ein heiliges Volk sein. Das sind die Worte, die du den Kindern Israel sagen sollst. Mose kam, und forderte die Aeltesten im Volk, und legte ihnen alle diese Worte vor, die der Herr geboten hatte. Und alles Volk antwortete zugleich, und sprachen: Alles, was der Herr geredet hat, wollen wir thun. Und Mose sagte die Rede des Volks dem Herrn wieder.

---

Die vorgelesene Stelle enthält bekanntlich Worte des Bundes, oder einer neuen kirchlichen und bürgerlichen Verfassung, die Gott durch Mose seinem Volke gegeben und wenige Tage nachher von den Höhen des Berges Sinai aus feierlich bekannt gemacht hat. Es war nämlich Staat und Kirche damals noch zu einem Ganzen verschmolzen, wie wir aus der Ermahnung sehen: ihr sollt mir ein priesterliches Königreich und ein heiliges Volk sein. Das mußte sich von selbst im Laufe der Zeiten ändern, als eine höhere Bildung der Menschheit nicht nur die Sonderung einzelner Künste und Wissenschaften, sondern auch die Trennung der religiösen und bürgerlichen Verhältnisse bei der Entstehung des Christenthums gefordert und herbeigeführt hatte. Aber eine gedoppelte Beziehung jener Worte auf unsere heutige Feier tritt doch noch immer bestimmt und deutlich hervor. Zuerst enthält nämlich die neue Gesetzgebung der Juden nicht Aussprüche der Gewohnheit und Willkür, sondern ewige Gebote der göttlichen

Vernunft und Weisheit, die jeder denkende Israelit in seinem Munde und in seinem Herzen trug. Dann aber gründete Mose ihre Verbindlichkeit nicht ausschließend auf die Machtvollkommenheit Gottes, oder auf seine eigene himmlische Sendung, sondern zugleich auf die Einwilligung der Aeltesten und die Zustimmung des ganzen Volkes, welche klar und deutlich in den Worten enthalten ist: Alles, was der Herr geredet hat, wollen wir thun. Das Christenthum hat, wie wir wissen, dieses Grundgesetz aller geselligen Anordnungen durch die Taufe bestätigt, die noch immer mit dem freiwillig abgelegten Gelübde eines guten Gewissens vor Gott und Menschen verbunden ist. Ganz unzweifelhaft liegt daher unserer heutigen Gedächtnißfeier ein von Gott selbst bei der Stiftung der jüdischen und christlichen Religion ausgesprochenes Gesetz zum Grunde, welches uns vollkommen berechtigt,

die sittlichen Vorzüge einer für Regierende und Gehorchende gegenseitig verbindlichen Staatsverfassung

zum Gegenstande unserer Andacht zu wählen. Wir werden uns hiebei zuerst mit der Erinnerung an diese Vorzüge beschäftigen, dann aber auch beherzigen, was uns obliegt, wenn wir derselben in unserem öffentlichen Leben immer würdiger werden wollen.

## I.

Eine für Regierende und Gehorchende gegenseitig verbindliche Staatsverfassung hat ohne Zweifel sittliche Vorzüge, an die wir uns gern erinnern werden, weil sie uns gegen den Mißbrauch der öffentlichen Gewalt schützt, wahre Liebe zum Vaterlande erzeugt, freien Gehorsam gegen die Gesetze befördert und auch den Fürsten die treue Ehrerbietung sichert, welche die hohe Würde ihres Berufes fordert.

Verfassungen der bürgerlichen Gesellschaft, die auf gegenseitige Rechte und Pflichten gegründet sind, schützen zuerst gegen jeden Mißbrauch der öffentlichen Gewalt. Nach den Grundsätzen des Christenthums soll zwar jede Obrigkeit eine Ordnung Gottes sein, nicht den guten Werken, sondern den bösen zu fürchten, also ein Beruf, der von allen Seiten gemessen und von den Schranken des Gesetzes umschlossen ist. Aber wie bedenklich scheint es doch, die Bestimmung dessen, was dem gemeinen Wesen gut, oder verderblich und böse ist, der bloßen Willkür eines einzigen anzuvertrauen, in dessen Hände das Schicksal ganzer Reiche niedergelegt wird; wie verführerisch kann da für ihn nicht die Versuchung werden, seine Einfälle, seinen Eigenwillen, oder die Meinung einiger Wenigen für allgemein verbindliche Entscheidungen der Vernunft zu halten und den heiligen Namen des Gesetzes für sie in Anspruch zu nehmen; wie oft hat man nicht aus dem Munde unbedingter Herrscher das Wort des Schreckens hören müssen: was ich verordne, das ist recht, was ich begehre, das ist mein, denn ich selbst bin der Staat; zu welcher furchtbaren Tyrannei hat sich dieser Wahn nicht oft in allen Abtheilungen der Geschäfte durch herrschsüchtige Beamte und Diener verzweigt; und wenn das arme, erschöpfte und mißhandelte Volk seine Klagen endlich laut werden ließ, wie übermüthig ist es dann zuweilen mit dem alten Spruche entlassen worden: mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtigt, ich aber will euch mit Scorpionen züchtigen! Schlagt doch nur die Jahrbücher der Geschichte auf, und ihr werdet finden, daß von einem Jahrhunderte zum andern unaussprechliches Unrecht und Elend aus dieser einzigen Quelle geflossen ist; es war, wie ein mächtiger und weiser Fürst der neuesten Zeit erinnerte, oft nur ein glücklicher Zufall, wenn ein unbeschränkter Herrscher freiwillig das rechte und gesetzliche Maß seiner Gewalt fand; auch dem unbefangensten Beobachter bietet sich in den Urkunden der Vorzeit nicht selten der widrige Anblick einer alten, oft vertheidigten und übertünchten, aber doch immer schreienden und vor Gott und Menschen verwerflichen Schuld dar, die auf ganzen Reichen, Stämmen und Völkern ruhte. Da drang die heilige Lehre der Offenbarung, nicht im Himmel und nicht jenseits des Meeres, sondern nahe in deinem Herzen und in deinem Munde ist das Wort des Gesetzes, wieder aus der Nacht der Vorwelt hervor; da wurde es klar, wie der Tag, daß wenn Gott selbst sich herabließ, mit den Menschen einen Bund zu schließen, es auch nicht unter der Würde der Fürsten sein könne, mit ihren Völkern einen Vertrag einzugehen; da vereinigte man sich über die Grundsätze desselben, nicht nach der Willkür eines gebrechlichen Buchstabens, sondern nach dem Richtmaße einer erleichteten Vernunft; es war das Beispiel der blühendsten Reiche älterer und neuerer Zeit, das Bedürfniß gebildeter Zeitgenossen, die unveränderliche Natur und der bestimmte Endzweck des Staates selbst, was man sich hier zum Vorbilde und zum Muster nahm. Auch wir freuen uns einer Verfassung, die der Willkür in allen Zweigen der öffentlichen Ge-

walt bestimmte Grenzen setzt; es ist das schon ein großer Vorzug, daß unser Volk in Häusern des Friedens wohnet und sich nicht fürchten darf.

Mit Recht erwartet man, daß eine solche Ordnung der Dinge zugleich eine größere Liebe zum Vaterlande in unsrer Brust wecke. Lieb und theuer ist uns zwar das Land, in dem wir geboren, erzogen und gebildet wurden, schon durch sich selbst; es haben namentlich die Gegenden, in welchen wir unsere Kindheit und Jugend verlebten, immer etwas Reizendes und Bezauberndes für uns; und wären Einöden und Wildnisse die ersten Zeugen unseres erwachenden Bewußtseins gewesen, so würden wir ihnen doch lebenslängliche Dankbarkeit und Zuneigung bewahren. Aber wie ganz verschieden ist doch diese Empfindung von der eigentlichen Liebe zu dem Vaterlande; welch eine ganz andere Anhänglichkeit an dasselbe fühlt der Knecht, der Diener, der Einwohner, der in einem Lande nur geduldet und geschützt wird, und wieder der freie Bürger, der durch ein Gesetz, ein Recht und das gemeinschaftliche Streben nach einem Zweck und Ziel mit allen Mitgliedern der Gesellschaft verbunden ist! Sucht er doch das Glück seines Daseins nicht in dem thörichten Anspruche, mit Andern gleiche Talente, Kenntnisse, Güter und Vorzüge zu haben, sondern in dem gerechten Wunsche, kein bloßes Werkzeug in fremden Händen zu sein; in der gerechten Anforderung, auch seine Stimme für die allgemeine Wohlfahrt nach bestem Wissen und Gewissen erheben zu dürfen; in dem gerechten Ansinnen, die Dienste und Lasten, welche er tragen soll, erst messen und wägen zu dürfen, ehe er sie auf seine Schultern nimmt; in der gerechten Erwartung endlich, daß, wie ihn Gott in seinem Reiche von einer Tugend und Belohnung zur andern berufen hat, er auch unter Menschen sich möge höher schwingen und zu verdienten Würden erheben können Ist das nicht aber das Wesen der besseren Verfassungen des bürgerlichen Lebens, auf welche die neuere Zeit einen so hohen Werth legt; haben sie die verschiedenen Stufen der äußeren Freiheit nicht genau nach der Selbstständigkeit und Erwerbsfähigkeit der Menschen bemessen; haben sie nicht Jedem, der diese Stufe erreicht, das Recht eingeräumt, sich über die wichtigsten Angelegenheiten des gemeinen Wesens durch Männer seiner Wahl vernehmen zu lassen; ist es ist ihm gerade dadurch nicht möglich geworden, in dem großen Rathe der Volksvertreter auch seine Ansichten und Wünsche dem allgemeinen Willen einzuverleiben und ihnen den Weg zu einer umfassenderen Wirksamkeit zu bahnen; muß sein Herz endlich nicht höher und freudiger schlagen, wenn er nun nicht mehr, wie ein Lastthier, an seine Scholle und an seine Werkstätte gebannt, sondern zum freien Berather und Theilnehmer an der gemeinschaftlichen Wohlfahrt berufen ist? Seine Brust müßte ja allen edleren Gefühlen verschlossen sein, wenn er sich nun in seinem Wirkungskreise nicht höher gestellt fühlte; wenn er an den Ereignissen und Veränderungen des Vaterlandes nicht innigeren Antheil nähme; wenn sein häusliches Streben und Wirken sich nun nicht in einem weiteren Kreise mit dem öffentlichen Leben verzweigte; wenn ihm der Schauplatz so vieler zusammenwirkenden Talente nicht theuer werden, wenn er sich selbst nicht zur innigsten Liebe eines gemeinen Wesens erweckt fühlen sollte, dessen geistiges und sinnliches Wohl so innig mit seinem eigenen Glücke verbunden ist. Ein Jeglicher unter uns stelle sich also, daß er seinem Nächsten zum Guten gefalle; diese Ermahnung des Apostels wird viel leichter zu unserem Herzen dringen, wenn wir an einer Verfassung Theil nehmen, in der sich Keiner den gegenseitigen Rechten und Pflichten des Andern entziehen kann.

Durch sie wird nämlich auch ein freier Gehorsam gegen die Gesetze befördert, den man sonst so oft unter mancherlei Vorwänden verweigert. Bei der natürlichen Abneigung der Menschen gegen jede Beschränkung ihrer Freiheit ist zwar Gottes Weltordnung selbst manchem Tadel der Uebertreter ausgesetzt; aber zuletzt sagt es ihnen doch ihr Gewissen, daß sie weise und gerecht ist, und wenn sie dennoch sündigen, so müssen sie selbst gestehen: es ist deiner Thorheit Schuld, daß du so gestäupet wirst. Ganz anders pflegen die Menschen hingegen über die bekannten Vorschriften des geselligen Lebens zu urtheilen; sie halten sie oft für bloße Satzungen, die ein gebieterisches Machtwort zu Gesetzen erhoben hat; sie finden in ihnen oft das innere Recht nicht, das uns Allen in das Herz geschrieben ist; sie vermissen an ihnen die erforderliche Vernunftmäßigkeit, Weisheit und Billigkeit; sie glauben in ihnen zuweilen einen offenbaren Widerspruch mit den Vorschriften ihres eigenen Gewissens wahrzunehmen und setzen sich dann ohne Bedenken über ihre strengen Gebote und Verbote hinweg. Daher die Erfahrung, daß Anordnungen, die auf das äußere Wohl des Landes berechnet waren, ihm doch schädlich und verderblich wurden, weil sie die Rechte des Einzelnen verletzten; daher die Wahrnehmung, daß sich oft ganze Gesellschaften zur listigen oder gewaltsamen Uebertretung eines Gebotes vereinigen, welches sie für drückend und ungerecht halten; daher die zweideutige, oft nachtheilige Einwirkung, welche die Vollziehung

zu harter Strafgesetze auf die Sittlichkeit des Volkes erzeugt; daher oft die Bemühungen der Richter selbst, sie zu umgehen und zu mildern, ein Bestreben, welches der Menschenfreund ehren und doch der Freund der Gerechtigkeit wieder im Stillen betrauern muß. Das wird und muß sich aber ändern, wenn das Volk zu der Ueberzeugung kommt, daß auch seine bürgerlichen und peinlichen Gesetze nicht Einfälle und Satzungen der Willkür, sondern ewige Grundsätze der Vernunft sind; daß sie in dem Endzwecke des Staates und dem allgemeinen Willen ihren Grund haben; daß sie in der Mitte seiner Vertreter und von den weisesten und besten Männern des Vaterlandes berathen worden sind; daß sie für Alle gleiche Vortheile und Lasten, gleiche Nothwendigkeit und Verbindlichkeit haben. Nun muß auch der Vorwand des Eigennutzes und der Partheilichkeit verschwinden; nun kann sich Niemand einer Vorschrift und Anordnung entziehen, zu welcher er selbst mitgestimmt und die er durch die Männer seiner Wahl über sich ausgesprochen hat; nun werden selbst die Unvollkommenheiten, die von keiner menschlichen Gesetzgebung zu trennen sind, leichter und erträglicher, weil Jeder hoffen darf, sie früher anerkannt und von der besseren Ansicht verdrängt zu sehen; der freie Gehorsam des Volkes gegen weise Gesetze seiner Obrigkeit wird aus dem Innern seines Gewissens in das öffentliche Leben eintreten und eine Scheidewand niederreißen, welche Vorurtheil und Eigenmacht so viele Jahrhunderte hindurch zwischen der religiösen und bürgerlichen Tugend aufgerichtet hat.

Die Verfassungen, von welchen wir sprechen, haben endlich noch den Vorzug, daß sie den Fürsten die treue Ehrfurcht sichern, welche die hohe Würde ihres Berufes fordert. Es ist möglich, daß diese Behauptung Vielen unsicher und gewagt erscheinen wird; sie sind ja gewohnt, jede Schmähung und Lästerung, die ein zügelloser Partheigänger gegen die edelsten Regenten unserer Zeit ausstößt, als eine Frucht der neuesten Staatsverbesserungen zu betrachten; und aus dieser Voraussetzung kann man sich auch den Unwillen und den Haß erklären, den sie jeder freieren Landesverfassung gewidmet haben. Aber höret nur, was die Schrift durch den Mund eines begeisterten Königes von der Weisheit spricht: durch mich regieren die Fürsten und Regenten auf Erden; sie werden, heißt es an einem andern Orte, fürstliche Gedanken haben und darüber halten. Sind das die Herrscher, die von aller Welt gefürchtet werden, weil sie ihren Eigenwillen immer höher stellen, als jedes göttliche und menschliche Gesetz, oder die weisen, guten und von ihren Völkern treu verehrten Fürsten, deren Wahlspruch es ist: durch Gerechtigkeit wird der Thron bestätigt? Höret ferner das Zeugniß der Geschichte. Wo hat man sich knechtisch vor den Machthabern niedergeworfen und sie doch glühend gehaßt; wo hat man sie mit den kühnsten Lästerungen und Drohungen bis in das Innere ihrer Paläste verfolgt; wo vergiftete Schwerter und Dolche gegen sie gezückt? Im Lande der Freiheit oder der Knechtschaft, im Lande des Lichtes und der Aufklärung, oder der Unwissenheit und Schwärmerei, in dem sklavischen Morgenlande, wo die Tyrannen Söhne des Himmels heißen, oder in dem gebildeten Welttheile, wo man in dem Menschen nur den Menschen, und doch in dem Könige den Gesalbten des Herrn und in seiner Hoheit die erhabenste Würde unter den Sterblichen ehrt? Nein, die wahre Verehrung gekrönter Häupter besteht nicht in schönen Worten ohne Sinn, in niedrigen Schmeicheleien ohne Wahrheit, oder in kniebeugender Anbetung, die Gott allein gebührt, sondern in der freien Anerkennung ihrer Unverletzlichkeit, in ihrer persönlichen Darstellung des heiligen Gesetzes, in der vertrauensvollen Menschenfreundlichkeit und Milde, mit der sie als Väter unter ihren Kindern wandeln, mit den Weinenden weinen und mit den Fröhlichen sich freuen. Giebt es denn aber zwischen Regenten und Unterthanen ein innigeres und festeres Band schützender Liebe, als eine freie, gesetzliche Verfassung, die jede Gewaltthätigkeit verhindert, jede Furcht verbannt, jeden Argwohn entwaffnet und jede Versuchung zur Herrschsucht und zur Empörung mit der siegenden Kraft des Rechtes und der Pflicht bekämpft? Glückliche Zeit der Eintracht und des Friedens, wo endlich einmal die Vorurtheile und Leidenschaften verstummen, wo kein Wohldiener und Schmeichler die Fürsten mehr gegen ihre Völker, kein Partheigänger mehr die Völker gegen ihre Fürsten anreizt, wir harren deiner mit stiller Sehnsucht; wir wollen dich mit freudigen Lobgesängen begrüßen, wenn du zu uns und unseren Zeitgenossen wiederkehrest; wir wollen deine nahe Erscheinung wenigstens hoffen und ihrer durch unser öffentliches Leben würdig werden. Das ist das Zweite, was wir noch zur Feier dieses Tages zu besprechen haben.

## II.

Was wir aber wünschen, kann und wird geschehen, wenn auch wir jeder Willkür und Eigenmacht in unserm Wirkungskreise entsagen, in ihm die Reinheit

unserer Vaterlandsliebe durch eine gewissenhafte Thätigkeit bewähren, die treue Erfüllung unserer Berufspflichten mit inniger Hochachtung und Liebe zu unseren Fürsten verbinden und uns zugleich zu einer immer festeren Begründung unserer christlich-religiösen Ueberzeugung berufen fühlen.

Unmöglich können wir der Vorzüge unserer Verfassung würdig werden, wenn wir nicht selbst jede Eigenmacht und Willkür aus unserm Wirkungskreise verbannen. Die alte Welt sprach: in des Königs Worten ist Gewalt und Niemand darf zu ihm sagen, was machst du? Das war jene unbedingte und weltverwüstende Tyrannenmacht, die das Gesetz beschränken mußte, weil selbst Gottes gewaltige Weltregierung durch die höchste Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe bedingt ist. Was würde aber wohl durch die neue Verfassung für das allgemeine Beste gewonnen sein, wenn sie nur, wie ein Kunstwerk, oder eine Seltenheit in den Büchersammlungen aufbewahrt, wenn sie nicht nach ihrem Wesen, nach ihrem Sinne und Geiste erfaßt, wenn sie nicht lebendig und kräftig über alle Hindernisse erhoben und mit allen Theilen der öffentlichen Geschäftsführung verzweigt würde? Was könnte die Verfassung dem Lande für Nutzen und Vortheil gewähren, wenn sie zwar in den Höhen der Gesetzgebung glänzte, aber doch die Dunkelheit der Wirklichkeit nicht mit ihrem Lichte durchdränge; wenn sie als Lehre und Erkenntniß in jedem Munde wäre, und doch in der Anwendung und Verwaltung von jedem Diener des gemeinen Wesens nach seinem Gutdünken gedeutet würde; wenn Gerechtigkeit, Ordnung und Thätigkeit von den höchsten Behörden ausginge, und doch in den entfernten Wirkungskreisen Vertagung der Geschäfte, Buchstäblichkeit, Selbstsucht und Eigennutz herrschte? Was würde endlich die Verbindung aller Stände zu einer großen Familie für heilsame Folgen haben, wenn dennoch die alte Absonderung, der alte Haß und die gegenseitige Erbitterung nicht aus den Gemüthern verschwände; wenn jede einzelne Brüderschaft nur darauf dächte, ihre Vorrechte zu behaupten und sie nach allen Seiten zu erweitern; wenn man da, wo die Weisheit der Regierung sich so ernstlich mit der gleichen Vertheilung unvermeidlicher Lasten beschäftigt, sich aller Abgaben und Leistungen entschlagen, oder sie doch mit den entschiedenen Bedürfnissen des Staates in ein störendes Mißverhältniß setzen wollte? Nein, Eigennutz, Engherzigkeit, Amtsstolz und Partheilichkeit kann unmöglich mit dem öffentlichen Leben bestehen, welches die neue Verfassung unter uns hervorrufen soll; einträchtig und freisinnig müssen wir uns nun von der ausschließenden Sorge für unsern Stand und unsere Gemeinde zu dem höheren Ziele des gemeinen Besten erheben; wir müssen es nie vergessen, daß wenn an dem Körper des Staats ein Glied leidet, zugleich das Ganze schmerzlich berührt wird; wie die Schrift sagt, was nicht aus dem Glauben kommt, das ist Sünde, so muß nun die Bürgerpflicht zu jedem Einzelnen sprechen, was nicht aus der Gerechtigkeit für Alle und aus dem Gemeinwohle deiner mitverbundenen Brüder kommt, das ist Unheil und Verderben für dich. So lasset uns das Gesetz, das Beispiel unserer Fürsten und Oberen ehren, und die Partheisucht wird verschwinden, ein edler, unserer Bildung entsprechender Gemeingeist wird alle Stände durchdringen, die Vorzüge unserer Verfassung werden künftig persönliche Vorzüge für uns selbst werden, und auch ihren Gegnern die Achtung abnöthigen, die ihr gebührt.

Gewiß liegt uns nun der Entschluß nahe, die Reinheit unserer Vaterlandsliebe durch eine gewissenhafte Thätigkeit in unserm Berufe zu beweisen. Manche glauben, Freunde ihres Vaterlandes zu sein, wenn sie Alles verachten, lästern und schmähen, was jenseits seiner Grenzen geschieht; das sind unberufene Tadler, welche nicht einmal die Pflichten der Klugheit, geschweige denn die der Weisheit und Menschenliebe kennen. Wieder Andere glauben Freunde ihres Landes zu sein, wenn sie alles Neue und Glänzende ohne Prüfung in seine Mitte verpflanzen; das sind Männer des Augenblickes, welche rauschend vorüberfliegen und doch keine heilsame Spur auf dem festen Boden der Erfahrung zurücklassen. Manche endlich glauben Freunde des Vaterlandes zu sein, wenn sie die Segel ihres Fahrzeuges immer nach den Luftströmungen der gegenwärtigen Meinung richten; das sind Schiffer, die an jedem Morgen ihren Lauf ändern und doch nie den schönen Hafen der allgemeinen Wohlfahrt und eines bleibenden Ruhmes erreichen. Nein, wer sein Vaterland von ganzem Herzen liebt, der geht mit festem Schritte durch gute und böse Gerüchte; der sucht die Ehre vor Menschen nicht, sondern handelt immer so, daß sie ihn suchen muß; der liebt nicht mit Worten und nicht mit der Zunge, sondern mit der That und Wahrheit. Darum fängt er damit an, zuerst die Angelegenheiten seines Hauses zu ordnen; dann bemüht er sich, das Werk seines Berufes zur höchsten Tüchtigkeit und Vollendung zu erheben; nun erst wendet er sich lehrend, bittend und ermah-

nend zur Besserung dessen, was in seiner nächsten Umgebung unersprießlich und tadelnswerth ist, und legt auch da erst den Grund der Hoffnung und des Vertrauens durch das eigne Verdienst und Beispiel, ehe er das ganze Vaterland neugestalten, oder durch kühne Schöpfungen die Welt mit dem Ruhme seines Namens erfüllen will. Ehre und Preis dem Manne, der mit dieser Besonnenheit und Mäßigung an dem großen Baue des öffentlichen Glückes arbeitet; bei ihm werden Grundsätze und Erfahrung, Freimüthigkeit und Thätigkeit immer Hand in Hand gehen; er wird sich überall das Beste vorsetzen und doch zufrieden sein, wenn er zunächst das Gute zur Wirklichkeit bringt; er wird der Zukunft nicht mit glänzenden Entwürfen zuvoreilen, sondern zuerst auf das Bedürfniß der Gegenwart und seines eigenen Wirkungskreises achten; er wird sich vor Allem bemühen, dahin mitzuwirken, daß die Verfassung in dem schönen Garten unseres Vaterlandes erst gedeihe und Wurzel fasse, ehe er den raschen Entschluß faßt, ihr neue Reiser und Zweige einzuimpfen, die der Wachsthum des jungen Baumes schon von selbst fordern und herbeiführen wird.

Nun werden wir uns auch bewogen sehen, die treue Erfüllung unserer Berufspflichten mit neuer Liebe zu unseren Fürsten zu verbinden. Unterthan zu sein, nicht um der Strafe, sondern um des Gewissens willen, ist eine der schönsten und edelsten Früchte einer freien Verfassung; denn bloße Willkür, Gewalt und Machtvollkommenheit kann zwar Furcht und knechtische Verbeugungen, aber niemals jene würdige Stimmung des Gemüthes erzeugen, wo sich der Gerechte selbst ein Gesetz wird. Was wäre aber bürgerliche Rechtlichkeit und Tadellosigkeit vor dem Gesetze ohne die Liebe, die alle Furcht austreibt; ohne die Liebe zu unserem alten Fürstenstamme, der unter so vielen Stürmen der alten und neuen Zeit dem bedrohten Vaterlande immer Schutz und Schirm gewährte; ohne die Liebe zu den edlen Häuptern unseres Volkes, die unseren Wünschen und Bestrebungen nach einer angemessenen Gestaltung unseres Gemeinwesens so weise und freundlich entgegen kamen; ohne die freie Liebe zu unseren Oberen und Vorgesetzten, die sich durch ihre Klugheit, Mäßigung und ausharrende Thätigkeit in den schwierigsten Geschäften so gerechte Ansprüche auf unsere Dankbarkeit erworben haben? Ja, theure und würdige Mitbürger, wendet euch immer ab von der Stimme der knechtischen Unterwürfigkeit und der feilen Schmeichelei; aber höret dafür das erhabene Wort der Wahrheit, des Gewissens und der christlichen Pflicht. In einer Zeit, wie die unsrige, ist es nicht hinreichend, untadelhaft vor dem Gesetze des Rechtes und der bürgerlichen Ordnung zu sein; nein, wir müssen uns auch vertrauensvoll an diejenigen anschließen, die es aufrecht erhalten und schützen; wir müssen auch durch unsere Gesinnung dem Wahne begegnen, daß freie Verfassungen und Länder nur Wohnsitze der Selbstsucht, des Partheigeistes und der immer wieder ihr Haupt erhebenden Meuterei seien; um die erhabenen Häupter und Glieder unseres Königsstammes müssen wir uns würdig und freimüthig, aber auch dankbar und vertrauensvoll versammeln, um den alten Ruhm einer treuen Anhänglichkeit an unsere Fürsten als das Erbtheil unserer Väter in unbefleckter Reinheit zu bewahren. Das wird manchen Unfall und manche Gefahr von uns abwenden, welche die Unruhe hervorgerufen und die Furcht vergrößert hat; das wird alle Zweifel an der Festigkeit und Dauer einer vor Gott beschworenen Verfassung zerstreuen, welche Niemand bedroht und Niemand mit Recht bedrohen kann; unsere Gerechtigkeit wird dann zunehmen und unsere Besserung schnell wachsen; der Himmel selbst wird uns schützen und segnen und der Friede der wahren Freiheit wird über unseren Häuptern sein.

So darf ich denn nur noch hinzusetzen, daß wir uns, um der Vorzüge unserer Gesetzgebung würdig zu werden, bei allen diesen Bestrebungen noch zur immer festeren Begründung unserer christlich-religiösen Ueberzeugung berufen fühlen müssen. Wahr ist es, Unruhe und Vielgeschäftigkeit in weltlichen Angelegenheiten hat sehr oft eine gänzliche Abwesenheit des Glaubens und der Frömmigkeit zur Folge; Viele sind dann so ganz in den Tiefen und Untiefen des äußeren Lebens versunken, daß sie sich kaum mehr erinnern, Kinder Gottes und Bürger seines himmlischen Reiches zu sein. Dabei sind überdies auf dem kirchlichen Gebiete die Meinungen der Gebildeten und Ungebildeten eben so getheilt, wie auf dem sonst festen und doch jetzt wieder erschütterten Lande des Staates, und wer da nicht wohlunterrichtet und wohlerleuchtet ist, der kann allerdings leicht an seinem Christenthum und an jeder Gottesverehrung irre werden. Das Alles soll und darf euch aber das Ziel eurer himmlischen Berufung nicht verrücken; die Ordnung eures Heils und eurer Seligkeit ist von keinem Menschen gegeben und kann also auch von keinem Sterblichen gestört und unterbrochen werden; ewig fest steht der Grund der himmlischen Wahrheit und trägt das heilige Siegel: der Herr kennet die Seinen und es trete ab von

der Ungerechtigkeit, wer Christi Namen nennet. Darum wendet euch nicht ab von dem lebendigen Lichte, das in die Welt gekommen ist, alle Menschen zu erleuchten; darum verdunkelt es nicht durch ein falsches Wissen, oder die sittliche Verkehrtheit und Blindheit eures Herzens; darum dämpft es aber auch nicht durch neue Menschensatzungen, oder eine träge Anhänglichkeit an den Buchstaben, der in den Tagen einer höheren Freiheit und Geistesbildung seine alte Gewalt und Herrschaft niemals wieder gewinnen kann. Rein und klar, wie es am Himmel, in unserer Brust und in den heiligen Urkunden des Evangelii steht, nehmt das lebendige Wort der Wahrheit in eure Seele auf, daß es euren Geist erhelle und euer Gewissen leite; daß es eure Rechte gründe und eure Pflichten heilige; daß es euch im Kampfe Muth und Kraft, in Zweifeln Festigkeit und Zuversicht, im Leiden Trost und Hoffnung gewähre. Alle Bande der Familie und der Gesellschaft sind nur für diese Erde geknüpft; Vater und Mutter verlassen uns einst, aber der Herr nimmt uns auf; er ist unser Schöpfer, unser Gesetzgeber, unser Richter, unser Schild und großer Lohn. Ihn zu erkennen, sei unsere Weisheit; ihn zu verehren, über Alles zu lieben, sein heiliges Bild rein und ungetrübt in unseren Herzen zu tragen, unsere Gerechtigkeit; ihm noch im Tode zu vertrauen, unser Dank und unsere Zuversicht. Heil Allen denen, die in dieser Verfassung des Gemüthes diese Welt verlassen; sie gehen frei und getrost hinweg aus dem Lande ihrer Väter, und das himmlische Vaterland nimmt sie als Unsterbliche Verklärte in seine Wohnungen auf.

Herr, wie du an jedem Morgen die Sonne in immer neuer Pracht und Herrlichkeit den Bewohnern der Erde aufgehen lässest, so führst du auch für die Geschlechter der Menschen das Licht der Wahrheit in seinem ewigen und immer reineren Glanze herauf. Dort sagt es uns der Wechsel der Jahreszeiten und die immer neue Fruchtbarkeit der Erde, daß du der Gott der Macht und Güte bist; hier öffnest du uns im steten Wechsel der Gedanken und durch immer neue Anregungen unseres Geistes den unerschöpflichen Reichthum deiner Weisheit und Gerechtigkeit, deiner Heiligkeit und Liebe, So bietet uns dort die Natur unter deinem väterlichen Walten immer neue Früchte, Geschenke und Gaben zur Fristung unseres sinnlichen Lebens dar, und hier faßt die von dir erleuchtete Vernunft von einem Menschenalter zum anderen immer neue Früchte der Erfahrung, des fleißigen Denkens und Forschens zur Bildung und Veredelung unseres Geistes aus der Fülle deiner ewigen Weisheit auf. Wie segensvoll ist aber nicht für uns diese ununterbrochene Gemeinschaft deines Lichtes; wie können wir dich würdig genug preisen, daß wir nach deinem Bilde geschaffen, und zur immer näheren Erkenntniß deiner Klarheit berufen sind! Das werde geschrieben auf die Nachkommen, und das Volk, welches geboren wird, soll den Herrn loben. Er hat Wohlgefallen an seinen Werken und alle Lande sind seiner Ehre voll.

Auch die neue Ordnung unseres geselligen Lebens, obschon von Menschen verfaßt und gegeben, ist ein neues Geschenk deiner Güte für unser geliebtes und dankbares Vaterland. Du hast sie vorbereitet durch mannichfache Bestrebungen unserer Vorfahren, ihrer Zeit zu genügen; du hast sie im Wechsel merkwürdiger Ereignisse gedeihen und reifen lassen im Lichte der höheren Bildung unserer Tage; du hast uns erleuchtete Fürsten verliehen, die das Bedürfniß der Zeit begriffen und den gerechten Wünschen des Volkes mit Einsicht und Wohlwollen entgegenkamen. Nun freuen wir uns als Bürger und als Christen, daß wir nicht Knechte der Menschen, nicht Pflegekinder des Buchstabens und Herkommens sind; nun fühlen wir die Freiheit, Würde und Selbstständigkeit unseres Berufes; nun entwickelt sich immer mehr vor unseren Augen das Band der Wahrheit, des Rechtes, der Pflicht und des Glaubens, das unser häusliches, bürgerliches, kirchliches Leben umschlingen und uns immer mehr zu dir ziehen soll. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft reichen sich nun freundlich und schwesterlich die Hand; aus unserer Mitte erhebt sich nun ein neuer Grund des Gesetzes, der Eintracht und Bruderliebe zum Denkmale für die Nachwelt; sie wird es würdig empfangen, achten und fleißig auf ihm fortbauen, wenn wir längstens von hier abgerufen und zu einer höheren Ordnung deines Reiches eingegangen sind.

So lang du aber Herr aller Herren, uns Kraft und Stärke verleihen wirst, wollen wir nicht ablassen von dem Werke deiner Hand; nicht weichen von dem Bunde des Gehorsams und der Treue, den wir mit den gekrönten Häuptern unseres Volkes geschlossen haben; nicht ermatten in der reinen und innigen Liebe zu unserem Vaterlande, in dessen Schooß wir zuerst das Licht des Lebns sahen und in dem wir bald wieder eine sanfte Ruhestätte finden werden. Du hast so oft, o Vater, unser kindliches Gebet erhört; neige nun auch gnädig dein Ohr zu unserem Flehen. Segne unsre verehrten Fürsten und Ihr ganzes Haus; segne unser theures Sachsenland und alle seine Bewohner; segne unsere Stadt, unsere Obrigkeiten, unsere Beschützer und Lehrer; segne unsere fromme Versammlung, die dir heute

mit inniger Rührung das Opfer ihres Dankes bringt. Unseres Glaubens Gesetz ist für uns Alle auch ein Gesetz des Rechtes und der Pflicht; so wir solches wissen, selig sind wir, so wir's thun. Amen.

### Predigt über 1. Corinth. 12, 31—13, 1. Daß Vorzüge des Geistes ohne sittliche Gesinnungen keinen Werth haben.

Von F. Schleiermacher.

Man nennt unser Zeitalter das aufgeklärte, und spricht viel von großen Fortschritten, welche alle Abtheilungen der Gesellschaft in der Bildung des Geistes, in der Berichtigung und Erweiterung ihrer Einsichten sollen gemacht haben; und, wie mißlich es auch, näher betrachtet, um diese Fortschritte stehen mag, so viel kann wenigstens nicht geläugnet werden, daß das allgemeine Bestreben nach dieser Seite hin gerichtet ist. Wissenschaften und Künste werden auf allerlei Geschäfte des Lebens fleißiger und scharfsinniger angewendet, als sonst; alle Gewerbe entfernen sich mehr und mehr von der Sklaverei alter Gewohnheiten, man forscht darin nach Gründen, und findet auf diese Weise Verbesserungen; Beobachtung der Natur und des Menschen sucht den Aberglauben in allgemeinen Schlupfwinkeln auf; Untersuchungen und Mittheilungen über den Zusammenhang großer Ereignisse und über die allgemeinen Angelegenheiten der Menschen finden immer mehr aufmerksame Ohren; und mildere Sitten, welche sich unter allen Ständen verbreiten und sie einander näher bringen, machen zugleich das Gemüth urbar, um den Samen jeder Erkenntniß aufzunehmen, und auch solchen Wahrheiten Gedeihen zu sichern, die ursprünglich in andern Gegenden der geselligen Welt einheimisch sind. Dies Alles ist kein geringer Ruhm; aber leider ist mit diesen Fortschritten sehr allgemein der große Nachtheil verbunden, daß der Verstand und die Bildung desselben auch unabhängig von der Gesinnung geschätzt und viel zu hoch geschätzt wird. Sich in seinen Berufsgeschäften durch Geschicklichkeit und verständige Benutzung alles Fremden und Neuen auszeichnen; auch jenseit derselben über alle gemeinen menschlichen Dinge eine eigne und begründete Meinung haben; im Kreise der Gesellschaft durch Munterkeit und Gewandheit des Geistes gefallen, durch ein schneidendes Urtheil sich Ansehen erwerben, durch funkelnden Witz blenden: das ist jetziger Zeit das Bild der Vollkommenheit, das ist das einzige Mittel, um geliebt, geschätzt und bewundert zu werden. Seid daneben rechtschaffen und treu, man wird dessen nur im Vorbeigehen erwähnen; besitzt diese Tugenden ohne jene Vollkommenheiten des Verstandes, so bleibt ihr ganz unbemerkt im Hintergrund stehen. Die einfältige Redlichkeit, wie aufrichtig und thätig sie auch sei, gilt nichts; Verstand und Talente, das ist die allgemeine Losung. Ich bin weit entfernt, auf das, was man so gemeinhin ein gutes Herz nennt, großen Werth zu legen. Die Bereitwilligkeit, mit Andern und für sie zu empfinden, sich zum Werkzeuge von ihnen gebrauchen zu lassen, und sich an Alles, was in ihnen gut und groß zu sein scheint, bewunderungsvoll anzuschließen, ist etwas sehr Zweideutiges und oft nichts Anderes, als Leerheit des eigenen Sinnes, Unfähigkeit, selbst etwas zu wollen, Gefühl des Bedürfnisses, sich von Andern leiten und stoßen zu lassen. Aber ohne einen wahrhaft guten Willen, ohne eine ächt sittliche Gesinnung, ohne die feste und immer thätige Richtung aller Kräfte auf das selbst erkannte Gute, ohne treuen Gehorsam gegen die göttlichen Gesetze sind alle jene Vorzüge des Geistes — und wenn ihr sie bis zum höchsten Gipfel der Vollendung ausgebreitet hättet — nichts, gar nichts. Dagegen diese gute Gesinnung — die freilich unausbleiblich alle Mal mit dem Bestreben verbunden ist, alle Anlagen, welche wir von Gott empfangen haben, auf's Beste zu benutzen — wenn sie auch durch ungünstige Umstände gehindert wird sich in die höhern Kreise der Bildnng hinaufzuschwingen, und sich mit mancherlei Vorzügen auszuschmücken, dennoch überall denselben, alles Andere verdunkelnden, Werth behält. Das ist meine Ueberzeugung, welche ich gern durch den folgenden Vortrag in euch Allen hervorbringen oder erneuern und befestigen möchte.

Text 1. Cor. 12, 31 — 13, 1.

Strebet aber nach den besten Gaben, und ich will euch noch einen köstlicheren Weg zeigen. Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht: so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.

In der Gemeine, an welche dieser Brief gerichtet ist, war über einen an sich löblichen Gegenstand ein Wetteifer entstanden, der der brüderlichen Eintracht nachtheilig war. Jeder suchte durch die Gaben, welche ihm die göttliche Gnade verliehen hatte, zur Erbauung der Gemeine oder zu ihrer Verherrlichung unter den Ungläubigen etwas beizutragen. Dieser Eifer für das allgemeine Wohl war aber nicht unverfälscht. Jeder wollte sein Talent für das vorzüglichste gehalten wissen; man verglich und forschte, welches unter

allen wohl den meisten Glanz auf den Besitzer zurückwerfe, und so mischte sich auf allen Seiten Stolz, Eigendünkel und Eifersucht ein. Der Apostel ertheilt deshalb seinen Lesern zuerst die Lehre, daß ein Talent, welches nicht zum Wohle der Gemeine beiträgt, auch nichts Ehrenvolles sein kann, und geht dann in den Worten unsers Textes zu der allgemeineren Weisung über, daß sie sich überhaupt nicht auf den richtigen Gesichtspunkt gestellt hätten, um ihren Werth zu beurtheilen. Er sagt, wenn sie sich auch Aller der herrlichsten Gaben befleißigten, so gäbe es doch noch etwas Köstlicheres, nämlich die wahrhaft tugendsame sittliche Gesinnung, der es hernach unter dem Namen der Liebe die bekannte, so beredte und begeisterte Lobrede hält. Diesen Ausspruch laßt uns jetzt besonders auf dasjenige anwenden, was in unsern Tagen so auszeichnend geschätzt wird; laßt uns bedenken,

daß alle Vorzüge des Geistes, getrennt von einer sittlichen und würdigen Gesinnung, gar keinen Werth haben.

Ich werde dieses deutlich zu machen suchen, indem ich zeige: erstlich, daß aus ihnen für sich kein gegründeter Anspruch auf unsere Achtung entsteht: zweitens, daß sie sich mit Recht unsre Zueignung nicht erwerben können; und drittens, daß sie so allein nicht einmal einen entschiedenen Werth für die Gesellschaft haben.

1) Wenn ich behaupte, daß alle Vorzüge des Geistes für sich allein einem Menschen unsere Achtung nicht verdienen: so berufe ich mich dabei auf euer eigenes Gefühl. Und wenn ihr auch die leidenschaftlichsten Bewunderer dieser Vorzüge wäret; versteht nur eure Empfindungen recht, so werdet ihr mir gewiß Beifall geben. Dieses Gefühl der Achtung, der Hochschätzung ist etwas ganz Eigenthümliches; es ist lediglich an unser Urtheil über den sittlichen Werth eines Menschen angeknüpft, und sobald die Rede davon ist, muß Alles, was hierzu nicht gerechnet werden kann, bei Seite gesetzt werden. Schmückt einen Menschen mit Allem aus, was ihm von außen her gegeben werden kann, er wird damit vielleicht alle andere Empfindungen in Anspruch nehmen, nur diese nicht. Er habe die lieblichste Gestalt, sie wird euer Wohlgefallen erregen; er sei mit den schärfsten Sinnen begabt und genieße der unerschütterlichsten Gesundheit, ihr werdet ihn mit Freuden als ein Beispiel von der natürlichen Vollkommenheit des Menschen aufstellen; er besitze ein großes Uebermaaß an den Gütern dieser Welt, ihr werdet ihn vielleicht glücklich preisen; er sei mit einer gebietenden Macht in der Gesellschaft ausgerüstet und von großem Einfluß auf ihr Gedeihen, so werdet ihr aufmerksam sein auf Alles, was er unternimmt und was mit ihm vorgeht; aber wenn man euch zumuthet, ihn hochzuachten, werdet ihr euch ohne Zweifel nach ganz andern Dingen umsehen. Ja selbst dasjenige, was zu seinem Innern gehört, aber was ihr schon an ihm findet, ehe er ein Gegenstand eurer Beurtheilung sein kann, betrachtet ihr nur als einen solchen Besitz. Weiset man euch auf seine natürlichen Anlagen, auf eine Stimmung seines Gemüths, auf eine Richtung seiner Neigungen, die er schon in den frühesten Jahren seines Lebens bekommen hat: ihr werdet sie mit in Anschlag bringen, wenn von der Achtung die Rede ist, welche er verdient; aber nur um zu sehen, wie er sich ihrer bedient und sie gehandhabt hat. Handlungen also wollet ihr, um ihn achten zu können, und zwar Handlungen, die in dem Willen des Menschen ihren Ursprung haben und von diesem Zeugniß geben; denn was er etwa auf andere Art bewirkt, setzt ihr gänzlich bei Seite. Er kann gelegentlich und ohne Absicht die wohlthätigsten Entdeckungen gemacht, er kann durch ein Bestreben, das auf etwas ganz Anderes gerichtet war, die Bosheit zurückgehalten, die Unschuld gerettet und großes Unglück verhütet haben, das kann ihn auf mancherlei Art in euer Gedächtniß zurückrufen, es kann seinen Namen merkwürdig machen in der Geschichte wichtiger Begebenheiten: aber euere Achtung für ihn wird dadurch nicht den geringsten Zuwachs erhalten. — Laßt uns nun sehen, wie es denn mit den Vorzügen des Geistes beschaffen ist, in Absicht auf dieses nothwendige Erforderniß. Freilich sind sie ein Besitz, der ganz ohne eigne Thätigkeit Niemandem zu Theil werden kann. Die herrlichsten Naturanlagen, wenn gar nicht auf ihnen weiter fortgearbeitet wird, werden vielleicht durch einzelne Gedanken und Aeußerungen ihr Dasein verrathen: aber zusammenhängende Einsichten und sichere Fertigkeiten können ohne Fleiß niemals erlangt werden. Nehmet den genauesten Unterricht und die herrlichsten Gelegenheiten; werden sie nicht von eigner Lust unterstützt, ist kein wahrer Trieb vorhanden, sie zu benutzen: so mögen sie höchstens nur das Gedächtniß bereichern mit einem Vorrath, der bei jedem Andern besser aufbewahrt wäre. Aber aller Fleiß würde doch auch nichts helfen ohne Unterricht, und alle Lust nichts ohne Gelegenheit und Muße. Hattet ihr nicht nöthig, eure Zeit Geschäften zu widmen, die den Geist mehr herabziehen, als erheben, besaßt ihr Vermögen und Verbindungen, um die nöthigen Hülfsmittel herbeizuschaffen, war es auch euch vergönnt, mit kenntnißreichen und vorzüglichen Menschen umzugehen; und ihr habt euch nun Geschicklichkeiten und Kenntnisse erworben und euern Geist ausgebildet: so erwartet nicht, daß

ich euch dafür in dem Maaße achten soll, als etwa diese Vorzüge an sich, oder der Grad der Vollkommenheit, in dem ihr sie euch zu eigen gemacht habt, selten sind; sondern nur in dem Maaße, als die Anstrengung und der Eifer ausgezeichnet sind, die ihr dabei bewiesen habt. Es wäre unbillig, wenn ich nicht mehr Werth auf euch legen wollte, als auf den, welcher gleiche Vortheile mit euch genoß, und sich doch nicht gleiche Vorzüge erwarb, sondern in niedriger Sinnlichkeit lebte, oder sorglos seine Zeit mit Kleinigkeiten verdarb: aber es wäre noch unbilliger, wenn ich euch höher schätzen wollte, als den, dem es an gleicher Lust und gleichem Eifer nicht fehlte, den aber ein minder günstiges Geschick in eine andere Gegend der Gesellschaft verwies, wo er die Schätze der Erkenntniß nicht erreichen konnte. Erwirbt sich dieser in einem eben so ausgezeichneten Grade die Geschicklichkeiten, die zu seinem Berufe gehören; benutzt er die Erfahrungen und Beobachtungen, die er anstellen kann, um sein Urtheil über Alles, was in seinen Gesichtskreis kommt, zu berichtigen: so ist er mir vollkommen eben so lieb als ihr, weil er, wenn er auch weniger erlangt, doch eben so viel gethan hat als ihr. Ja, ich will noch mehr sagen: ehe ich etwas Näheres von euch weiß und zu einem gründlichen Urtheil berechtigt bin, werde ich eher geneigt sein, ihm für seinen wohlangewendeten, wenn gleich unbereicherten Verstand, für seine eingeschränkten Talente und seine einfache, ungekünstelte Lebensweisheit meine Achtung zu schenken, als euch für eure Gewandtheit und euren Scharfsinn, eure Wissenschaften und eure Belesenheit, weil ich bei ihm nicht so leicht falsche Bewegungsgründe voraussetzen kann als bei euch.

Denn daß diese entfernt sein müssen, ist das Zweite, was unumgänglich erfordert wird, wenn ihr eurer Geistesvorzüge wegen irgend einen Anspruch auf Achtung machen wollt. Thätigkeit allein, wie anstrengend und ausdauernd sie auch sein mag, giebt dem Menschen keinen bestimmten Werth; dieser hängt lediglich davon ab, was denn eigentlich dasjenige ist, worauf seine Thätigkeit gerichtet gewesen ist. Leidenschaften, welche eben ausbrechen wollen, zu unterdrücken, ist gewiß etwas Großes, wozu viel Kraft gehört; wenn aber Jemand die Aufwallung seines Zorns unterdrückt, um heimlich eine desto sicherere Rache zu nehmen: so werdet ihr diese Stärke vielleicht bewundern, aber ihn gewiß nicht dafür achten, denn indem er Herr über seinen Zorn war, diente er nur seiner Rachsucht, welche eben so verwerflich ist, als jener. Wir müssen also erst untersuchen, was euch antrieb zu der wiederholten und ausdauernden Thätigkeit, durch welche ihr eure Talente erworben habt. Jeder rechtschaffene Mensch wird allerdings beflissen sein, seine Fähigkeiten immer weiter auszubilden; er wird aber damit fortschreiten nach Maaßgabe, als sein Beruf es erfordert, und als dieser sich wiederum mit seinem Wachsthum in der Vollkommenheit erweitert und veredelt. Bleibt ihr also mit eurem Streben nach Einsichten und Geschicklichkeiten in dieser Bahn, so wird es selten zweifelhaft sein, was für ein Ziel ihr im Auge habt; je weiter aber ihr euch von ihr entfernt und außerhalb derselben zu glänzen sucht, desto zweideutiger werden uns eure Bemühungen erscheinen. Es kann eine wunderbare Gewalt der Natur sein, die euch nöthiget, eine Gewalt, welche ihr weder recht verstehet und achtet, noch in Uebereinstimmung mit dem Uebrigen in euch zu bringen sucht. Eine zwecklose Wißbegierde kann eure Bemühungen geleitet haben, welche nur Bilder von allerlei Gegenständen aufsammeln will; der Eigennutz kann Antheil daran gehabt haben, denn solche Vorzüge, welche in der Gesellschaft gelten, geben auch eine schnelle Fahrt nach dem Hafen des Glücks; die Eitelkeit kann Triebfeder gewesen sein, denn es ist ja der Gebrauch, sich zu bilden, und Talente sind ein Schmuck, ohne den man nicht in der guten Gesellschaft erscheinen kann; der Stolz kann euch angefeuert haben, denn mit entschiedenen Vorzügen dieser Art braucht ihr Keinem zu weichen: und wenn ihr euch in irgend einem dieser Fälle befindet, so kann ich euch für eure Bildung und eure Talente nicht höher achten, als ich ein Thier achte für seinen unerkannten Trieb, oder als ich einen verwerflichen Menschen achte für seinen Eigennutz und seine Eitelkeit; denn diese waren es doch, die euer Thun geleitet haben. Eure Anstrengungen mögen dann noch so groß gewesen sein, und die Vorzüge, die ihr erreicht habt, noch so vollendet: vielleicht werde ich euch noch bewundern müssen, aber achten kann ich euch nicht, wenn es nicht die Liebe war, die euch also drängte und trieb, nach der Vollkommenheit zu streben. Und um zu wissen, welches die Quelle sei, aus der euer Eifer und eure Betriebsamkeit in dem Geschäft eurer Bildung geflossen ist, bleibt mir nichts übrig, als von andern Seiten euer Leben und eure Gesinnung zu erforschen. Beweiset ihr euch sonst eigennützig und eitel, stolz und ehrsüchtig, warum sollte gerade in diesem Einen Theile eures Verhaltens etwas Besseres gesucht werden? Behauptet ihr aber, daß ihr nach diesen Vorzügen gestrebt habt, um das euch anvertraute Pfund als treuer Haushalter zu benutzen, um die Summe menschlicher Vortrefflichkeiten zu vermehren und der Welt nützlich zu werden: so wird gewiß eure Fähigkeit, Einsichten und Ge-

schicklichkeiten zu erwerben, nicht der einzige Gegenstand sein, bei dem ihr an die Gott schuldige Rechenschaft denkt, dies nicht die einzige Art der Vortrefflichkeit, der ihr nachtrachtet; sondern dieser nämliche Geist wird auch euer übriges Leben bestimmen, und euch nicht minder nach den Vorzügen des Herzens, nach Gerechtigkeit und Liebe trachten lehren. Ob diese also vorhanden sind, das ist die einzige sichere Probe, welche über den Werth, den eure Talente euch selbst geben, entscheidet; ohne diese Vorzüge des Herzens, ohne die sittliche Gesinnung, welche immer beide übereinstimmend hervorbringt, verdient ihr euer Talent wegen keine Achtung, denn es liegt gewiß etwas Unreines und Unwürdiges dabei zum Grunde.

2) Eben so wenig können zweitens Vorzüge des Geistes allein einem Menschen unsere Liebe gewinnen. Natürlich rede ich hier nicht von jener genauen und vertrauten Freundschaft, welche in der Vereinigung aller Kräfte, in der Eröffnung der innersten Geheimnisse des Herzens besteht, nicht von jener innigen Liebe, welche den ganzen Weg des Lebens Hand in Hand zu vollenden wünscht. Solche Verbindungen werden in der Welt überhaupt zu selten angetroffen, als daß sie hier in Anschlag gebracht werden könnten; aber gewiß hat auch überdies noch Niemand geglaubt, daß sie ein Werk bloßer Talente und Geschicklichkeiten wären. Hier kommt es auf Uebereinstimmung der Denkart, auf Aehnlichkeit der Empfindungen an; und was die Ausbildung des Geistes betrifft, so suchen wir bei dem Freunde unsers Herzens nicht sowohl eine außerordentliche Höhe derselben, als vielmehr eine solche Gleichheit mit uns, daß wir alles Vortreffliche an ihm verstehen und genießen können, und auch wiederum er nichts, was ihm wichtig ist, an uns vermißt. Es ist hier nur die Rede von dem vorzüglichen Wohlwollen, wodurch wir einige Menschen vor andern auszeichnen, von der herzlichen Zuneigung, die uns Manche, wie mit zauberischer Gewalt, ablocken, indem ihre Gegenwart und ihr ganzes Wesen auf die Stimmung unsers Gemüths eine entschieden wohlthätige Wirkung hat.

Dieser Zauber scheint allerdings eben in den Vorzügen des Geistes größtentheils seinen Sitz zu haben. Es werden euch hier Menschen aus dem Kreise eurer Bekanntschaft in's Gedächtniß kommen, welche sich die Kunst eines angenehmen und fröhlichen Umgangs in hohem Grade zu eigen gemacht haben. Keine Unterhaltung ist ungeschickt oder schläfrig, welche sie anfangen; zu jeder, welche sie bereits finden, wissen sie einen angenehmen Beitrag zu liefern und sie auf's Neue zu beleben; Witz und gute Laune stehen ihnen immer zu Gebot; kurz, wo sie erscheinen, flieht die lange Weile, und das anständige Vergnügen schlägt seinen Sitz auf. Diese vorzüglich wünscht ihr überall zu finden, wo ihr, ermattet von Geschäften, die Freuden der Geselligkeit aufsucht: ihr liebt sie, Alle lieben sie, welche sich ihrer angenehmen Talente erfreuen. Ihr werdet Anderer gedenken, die euch durch höhere Reize fesselten. Alle Gegenden der Welt, alle Gebiete der Wissenschaft haben beitragen müssen, ihren Verstand zu bereichern, und über Alles, was sie wissen, haben sie auch ein eignes Urtheil; ihre Mittheilungen regen neue Gedanken in euch auf, enthüllen euch etwas bisher Unbemerktes, oder zeigen euch überhaupt die Gegenstände von einer neuen Seite. Sie sind nicht nur unterrichtet, sondern auch klug; sie kennen die Menschen und das Innere ihrer größern und engern Verbindungen; ihr beobachtender Geist hört nie auf zu sammeln und zu vergleichen; überall können sie irgend einen richtigen Aufschluß geben, und dies Alles erhöht noch der Zauber einer angenehmen und geistreichen Rede. Nie besinnt ihr euch von ihnen gegangen zu sein, ohne daß ihr um irgend eine nützliche Einsicht reicher geworden wäret; darum fühlt ihr euch immer wieder auf's Neue zu ihnen hingezogen, ihr seid ihnen zugethan mit einer dankbaren Anhänglichkeit, als milden Wohlthätern eures Geistes. Ihr werdet noch Andere zu nennen wissen, die euch auf eine ganz eigne Art an sich ziehen, nicht durch die leichte Heiterkeit, nicht durch das umständliche Belehrende, sondern durch die auserlesene Feinheit ihres Umganges. Jedes Wort und jede Geberde ist bei ihnen voll Ausdruck, darum bedürfen sie zu Vielem immer nur sehr Weniges; in zarten Wendungen und mit sparsamen Worten wissen sie euch zu erkennen zu geben, daß sie alles Gute in euch bemerken, und daß es ihnen Freude macht; ihre Theilnahme wissen sie zu äußern, ohne viel davon zu reden, und selbst ihren Tadel wissen sie von sich zu geben, ohne zu verletzen, Alles in den Grenzen der Würde und des Anstands; Anmuth und Wahrheit vereint scheinen jedes ihrer Worte einzugeben und jede Bewegung zu leiten. Das ist mehr, als angenehm und unterrichtet, es liegt eine Kraft darin, zum Guten anzufeuern; ihr wollt dieser Aufmerksamkeit und dieser Theilnahme noch würdiger werden, ihr wollt noch mehr von dem Lobe verdienen, das in einem so köstlichen Gefäße dargereicht wird. Solche gute Bestrebungen werden durch sie immer in euch erregt, und wie sollten euch nicht diejenigen, welche sie auf eine solche Art hervorzurufen wissen, als die liebenswürdigsten unter den Menschen erscheinen; wie sollte sich euer

Herz nicht mit einem starken Zuge zu ihnen hingewendet fühlen?

So ist es allerdings: aber ich bitte euch, ist es denn das gesellige Talent, ist es der ausgeschmückte Verstand, ist es das verfeinerte Betragen allein, was so auf euch wirkt? Nein, gewiß nicht: sondern es ist die Vereinigung dieser Vorzüge mit wohlmeinender Güte, mit einer edlen Denkungsart und einem theilnehmenden Herzen, ohne welche sie sich kaum denken lassen; es ist, daß ich es kurz sage, die Liebe, welche mit darin ist, und ohne welche alle diese Vorzüge nichts wären, als ein leerer Schall, und auch nichts mehr auf euch wirken würden. Ich will euch nicht aufmerksam darauf machen, wie alle diese herrlichen Gaben sich ausnehmen in der Gesellschaft offenbar schlechter Eigenschaften des Gemüths; ich will euch nicht fragen, ob ihr den witzigen und angenehmen Gesellschafter auch noch lieben werdet, wenn er verleumderisch ist und auf Unfrieden ausgeht; den feinen Weltmann, wenn er zweizüngig und arglistig ist; den Klugen und Erfahrenen, wenn ihr wißt, daß er alle Schätze seiner Weltkenntniß auf dem Wege des Lasters gefunden hat, und daß er sie jetzt wieder auslegt auf Betrug und auf Eigennutz, wenn ihr fürchten müßt, daß er auch mit euren unbefangenen Aeußerungen einen schändlichen Mißbrauch treibe: ich will euch nur zu bedenken geben, wie es schon alsdann werden wird, wenn diese köstlichen Vorzüge nicht unter dem Schutz und der Aufsicht des wahren Wohlwollens und der aufrichtigen Liebe stehen. Ohne diese bläht das Wissen und Alles, was dahin gehört, auf; es erzeugt Eigendünkel, Stolz, Unlust, sich mit den Andern zu vermischen, und dieses unselige Wesen macht den Geist scharf und das Herz bitter. Ohne Liebe werden eure witzigen und angenehmen Gesellschafter die Schwächern am Geiste mit Spott und Uebermuth behandeln — und wen werden sie denn nicht für schwächer am Geist halten? Sie werden sich ein Geschäft daraus machen, Lächerlichkeiten aufzusuchen, und ihr Scherz dafür wird keine Spur von Gutmüthigkeit und Wohlwollen an sich haben. Würdet ihr, wenn sie so wären, auch wenn ihr nicht für euch selbst und die, welche euch lieb sind, zu fürchten hättet, sie wohl aufsuchen und lieben? Könntet ihr eine reine Freude haben an ihren Talenten? Ohne Liebe werden eure kenntnißreichen Freunde euch zwar auch noch belehren können, aber es wird nicht an Stolz und Anmaßung fehlen, nicht an mancherlei beleidigenden Aeußerungen des Bewußtseins ihrer Ueberlegenheiten; die schöne Kunst, die Lehre lieblich zu machen, werden sie versäumen, weil sie es nicht der Mühe werth halten würden, sie zu verschwenden. Würdet ihr auch so noch eben so gern euch Rath bei ihnen erholen, oder lieber nicht Manches nicht wissen, als es von ihnen hören zu müssen? Ohne Liebe im höchsten Sinne des Wortes werden eure feinen anmuthigen Weltleute ihre Aufmerksamkeit und ihr wohlthuendes Lob auch nicht auf die Vorzüge eures Herzens richten, sondern auf eben jene glänzenden Eigenschaften, welche für sie selbst das Höchste sind: und so wird es euch bald fade erscheinen, für dasjenige gepriesen zu werden, worauf ihr den wenigsten Werth legt. — Freilich giebt es einen künstlichen Schein in unserer Welt, in der so viel Schein ist, um auch diesen Mangel der Liebe zu verdecken; freilich können sich Viele Zwang anthun, den Eigendünkel und Stolz ihres Herzens nicht hervorbrechen zu lassen, und so werden sie denn geliebt, ohne daß Liebe in ihnen ist. Aber das kann euch nicht irre machen an der Wahrheit meiner Behauptung; es ist auch hier der Schein der Liebe, der das Wohlgefallen erzeugt. Vielmehr ist dies nur ein neuer Beweis, wie tief es in unserer Natur liegt, daß nur die Liebe geliebt wird: denn wenn dieser Schein aufgedeckt wird, so flieht mit dem Irrthum auch die gemißbrauchte Zuneigung. Aufgedeckt wird er nun zwar gewiß früher oder später; denn Keinem, auch dem Ausgelerntesten nicht, ist es möglich, den Schein der Tugend lange unverletzt zu erhalten: aber wohl dem, der nicht erst durch das Ohr sein Herz beschmeicheln läßt von so kaltem tönenden Erz, von so leeren klingenden Schellen, der gleich, ohne sich blenden zu lassen von den glänzenden Eigenschaften, darauf sieht, wie es mit dem Herzen eines Menschen steht, der lieber gleich die Hütte der Freundschaft baut bei der ungeschmückten Tugend und der einfachen Redlichkeit!

3) Drittens hat ein Mensch mit ausgezeichneten Talenten und den größten Vollkommenheiten des Geistes, aber ohne ächt tugendhafte Gesinnung, nicht einmal für die Gesellschaft einen größeren Werth, als Andere. Ich will keinesweges läugnen, was die Geschichte aller Zeiten und aller Völker laut genug bezeugt, daß gerade solche der Gesellschaft, der sie angehörten, in den bedrängtesten Umständen einzelne höchst wichtige Dienste geleistet haben. Ich sage nur, wenn ihr sie betrachtet, wie sie sind, so werdet ihr in ihnen keinen Grund finden, warum sie nicht Andern eben so verderblich werden könnten, als sie ihnen nützlich gewesen sind; und gewiß wird euch die Geschichte eben so viele Beispiele zeigen, daß Menschen von dieser Art das Unglück ihres Vaterlandes, ihrer Familie und ihrer Freunde gemacht haben. Ich sage ferner, daß, wenn ihr die Gesellschaft betrachtet in dem ruhi-

gen Zustande, in welchem sie sich eigentlich immer befinden sollte, ihr gewiß gestehen werdet, daß Mitglieder von mäßigen Gaben, aber von einer sichern und festen Denkungsart, zu ihrem Wohlergehen mehr beitragen, als Menschen von ausgezeichnetem Geiste, aber ohne gute Gesinnung. Ich hoffe, ihr werdet hierin mit mir übereinstimmen, wenn ich euch auf zwei Punkte werde aufmerksam gemacht haben.

Der erste ist dieses, daß ohne eine sittliche Gesinnung gar keine Sicherheit darüber stattfindet, ob und wie ausgezeichnete Talente und Geistesgaben in der Welt werden angewendet werden. Wer nicht von dem Triebe, seine Pflicht zu erfüllen, beherrscht wird, wen dabei weder die Noth drückt, noch der Eigennutz spornt, noch eine heftige Leidenschaft hinausjagt in das Getümmel der Welt, warum sollten für den die Vollkommenheiten, die er besitzt ein Antrieb sein, der Welt seine Ruhe aufzuopfern? Auf die rühmlichsten Anstrengungen seiner frühern Jahre folgt eine behagliche Trägheit; Bequemlichkeit und Genuß ist das Einzige, was er sucht, und alles Gute, was er sich erworben hat, verkommt ohne einen weitern Nutzen, als die Annehmlichkeit, die es dem engern Kreise seiner Freunde gewährt. Ob diese so oder auf eine minder edle Art unterhalten werden, ob ein angenehmer Müßiggänger zugleich ein gebildeter und mit Kenntnissen ausgerüsteter Mann ist, das ist der Gesellschaft sehr gleichgültig; und ein gewöhnlicher Mensch, der rüstig seinen Platz erfüllt, muß ihr weit ehrenwerther sein. — Aber abgesehen von diesem, wenn nur Andere mit ihren natürlichen uns erworbenen Vollkommenheiten sich in einen Kreis geselliger Thätigkeit hineinbegeben: haben sie keine feste und tugendhafte Denkungsart, so müssen wir mehr vor dem Uebel zittern, welches sie wahrscheinlich anrichten werden, als auf das Gute rechnen, welches sie allerdings ausrichten könnten. Laßt sie schwach sein, unentschlossen, ohne Kraft, selbst etwas zu wollen und zu unternehmen, in wessen Hände werden sie fallen? wer wird sich ihrer zum Werkzeuge bedienen können? Offenbar diejenigen, die ihnen schmeicheln, die in Kleinigkeiten unbedingt ihren Wünschen dienen, und wer läßt sich zu diesen kleinen Künsten herab? Nur die, welche mit dem gemeinen Wohl im Kriege sind und immer eigennützige oder sträfliche Absichten durchzusetzen haben. Ist es nicht ein bloßer Zufall, wenn es sich einmal anders trifft? und wäre es nicht besser, wenn jene gefährlichen Mitglieder der Gesellschaft keine so vortrefflichen und zierlichen Werkzeuge fänden? Kann der wohl der Gesellschaft werth sein, der höchst wahrscheinlich nur ein brauchbares Mittel in der Hand ihrer Feinde wird? Und er kann es werden, worauf auch diese ausgehen mögen: denn alle Talente sind eben so brauchbar zum Bösen als zum Guten. Ueberredungskunst kann die Ohren der Mächtigen der Weisheit geneigt machen und die Gemüther besänftigen, die von Leidenschaft zerrissen sind; aber sie kann auch das Böse beschönigen, der guten Sache ihre kräftigsten Stützen rauben und das Feuer der Zwietracht anfachen. Klugheit kann manches Hinderniß des Guten aus dem Wege räumen, aber auch das Böse schneller zur Reife fördern; Gewandtheit, Leichtigkeit in Geschäften kann gute Anordnungen schnell in Gang bringen, aber schlechten Menschen zu einer Unentbehrlichkeit verhelfen, die ihnen Nachsicht verschafft bei Vergehungen und Ungerechtigkeiten. Laßt nun so begabte Menschen von Eigennutz oder von Ehrsucht und andern heftigen Leidenschaften regiert werden: so werden wir eher des Segens sicher sein können, den Sturmwinde und Erdbeben unsern Feldern und Wohnungen bringen, als des Guten, welches diese in der menschlichen Gesellschaft stiften werden. Was soll ich erst Beispiele anführen, da ihr nur die Augen aufschlagen dürft, um sie leider nur zu zahlreich auf allen Seiten zu finden im Großen und im Kleinen. Hätten alle menschlichen Verbindungen eine solche Einrichtung, daß nothwendiger Weise auch der Eigennutz alle ihre Mitglieder antreiben müßte, das gemeinschaftliche Wohl zu befördern, und daß dagegen die Uebertretung der Gesetze Keinem einen Vortheil gewähren könnte, daß für keine Leidenschaft eine Befriedigung möglich wäre, außer in den Grenzen des erlaubten und durch Handlungen, welche den gemeinschaftlichen Endzweck der Gesellschaft befördern: dann möchtet ihr sagen, daß Talente für sich einen sichern Werth für die Gesellschaft hätten, und daß von ihnen auch ohne Tugend keine Gefahr zu besorgen wäre.

Der zweite ist dieses: wenn auch Menschen von vielen Geistesgaben, aber ohne ächte Tugend, es geschehe nun aus welcher Ursache es wolle, nichts Böses stiften, so hat doch auch das Gute, welches sie ausrichten, weniger Werth, weil ihm der Geist der Ordnung und des Gehorsams fehlt, der es zugleich zu einem nachahmungswürdigen Beispiel macht. Ich will nicht sagen, daß dies etwas Nothwendiges ist, aber es ist, wie die allgemeine Erfahrung zeigt, etwas sehr Natürliches und Gewöhnliches. Mit jeder ausgezeichneten Vollkommenheit pflegt, wenn sie in einem selbstsüchtigen, an höhere Gesetze sich nicht freiwillig bindenden Gemüthe wohnt, ein gewisser Eigensinn in der Ausübung verbunden zu sein. Man glaubt so leicht, was nicht alle Menschen leisten können, dürfe man auch von

dem, der es leisten kann, nicht zu jeder Zeit fordern; man glaubt, je außerordentlicher die Talente und die Geschicklichkeiten eines Menschen sind, um desto weniger habe er sie in seiner Gewalt, und könnte also nicht verlangen, daß sie ihm gerade dann zu Gebot stehen sollen, wenn es der Gesellschaft am wünschenswerthesten ist, oder wenn ihre Ordnung es erfordert. So entschuldigt jeder Einzelne dieser Art sich selbst, so jeden auch Andere; so wird ihm vergönnt zu unterlassen, was er thun sollte, hie und da schlechter zu machen, was er besser machen könnte. Mag dann auch dieses Schlechtere noch besser sein, als viele Andere es gemacht hätten, weit mehr, als dieser Vortheil, geht dennoch verloren dadurch, daß ein verderbliches Beispiel gegeben wird. Habt immer wenige Talente, aber habt jene Selbstbeherrschung, nach welcher nur ein wahrhaft rechtschaffner Sinn trachtet: so wird der Gesellschaft weit mehr mit euch geholfen sein. — Je mehr sich ein Mensch von ausgezeichnetem Verstande mit einem Geschäft einläßt, worüber, weil mehrere Menschen darin zu gemeinschaftlicher Thätigkeit vereinigt sind, Ordnungen verfaßt und Gesetze gegeben werden mußten; desto deutlicher sieht er die Unvollkommenheit dieser Ordnungen und Gesetze ein. Der Rechtschaffene, dem Alles, was diesen Namen führt, heilig ist, wird sie dennoch nie verletzen; wem aber dieser Sinn fehlt, wer mehr Werth auf dasjenige setzt, was geschieht, als auf die Art, wie es gethan wird: wo sollte der ein Unrecht darin finden, wenn er, um, wie er meint, das gemeine Wohl zu befördern, Gesetze verletzt, die doch nur zu jenem Zweck gegeben sein können? Solche Handlungen sind dann die gefährlichen Geschenke, welche die Welt von Talenten ohne Tugend empfängt! O! sie sollte sie nicht anrühren, denn sie sind jener Frucht gleich, durch welche sich der Same des Bösen über das menschliche Geschlecht verbreitet hat. Nein, Ordnungsliebe, Gehorsam, Selbstverläugnung, das ist überall in der Gesellschaft das Erste; und wo diese Eigenschaften nicht walten, da sind die köstlichen Gaben des Geistes nur ein leerer Schall, nicht ein leerer, sondern ein solcher, der die Nähe eines gefährlichen Feindes, eines drohenden Unglücks verkündigt.

Im Namen der Religion also und des Gewissens fordre ich euch auf, diese so offenbar dem Sinn der Schrift und dem Geiste des Christenthums angemessene Denkart zu der eurigen zu machen! Im Namen der Gesellschaft und der guten Sache fordere ich euch auf, sie bei jeder Gesellschaft so stark zu äußern, als euch möglich ist. Seid ihr so glücklich, auf Menschen von ausgezeichnetem Geiste zu treffen, deren Sinn und Denkart zugleich den Forderungen entspricht, welche wir an einander machen: so werdet nicht müde, auf jede Weise zu bezeugen, daß es nur ihre rechtschaffene Gesinnung ist, welche ihr achtet, nur ihr wohlwollendes Herz, welches ihr liebt, und daß ohne dieses eure Bewunderung und euer Wohlgefallen von ganz anderer Art sein würden. Habt ihr mit Menschen zu thun, denen es, bei einer seltenen Ausbildung des Geistes, bei ungewöhnlichen Einsichten und Geschicklichkeiten, an diesem vornehmsten Stücke fehlt: so stellt dicht neben ihnen die schlichte und einfältige Rechtschaffenheit auf, als den Gegenstand eurer Achtung; zeigt ihnen und der Welt, wie nur ein liebreiches, gefühlvolles, der Tugend gehorsames Gemüth eure herzliche Liebe gewinnen kann, und beweiset durch euer ganzes Leben, daß die Liebe, wie sie der Apostel beschreibt, das Erste ist, dem ihr nachtrachtet.

## Predigt über Ephes. 5, 15—21.

Von J. B. von Albertini.

Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ,
weil es nun Abend worden ist:
Dein göttlich Wort, das helle Licht,
laß unter uns auslöschen nicht!
In dieser letzten betrübten Zeit
verleih' uns, Herr, Beständigkeit!
Bewahre uns Dir unbefleckt,
in Deiner Wundenburg versteckt,
von keinem Feinde angerührt,
viel weniger zu was verführt!
Herr! gieb uns blöde Augen
für Dinge, die nichts taugen,
und Augen voller Klarheit
in alle Deine Wahrheit! Amen.

Es ist böse Zeit — schrieb Paulus, der Apostel des Herrn, an die Gemeine zu Ephesus. Und die Geschichte seines Zeitalters bestätigt auf's Vollkommenste, was er schrieb: es war böse Zeit — böse Zeit in gar mancherlei Betracht, von außen und innen, im Staat und in der Kirche. Das ungeheure römische Reich, das den halben Erdkreis umspannte, litt sichtbar unter seiner eigenen Größe und der Schwäche seiner Regierung. Bedrückungen, Empörungen, zumal in den entfernten Ländern, Pestilenz und theure Zeit waren abwechselnd an der Tagesordnung und plagten die Völker. Die neugeborne Kirche Jesu Christi, noch jung und zart, war vom blinden wüsten Heidenthum rings umgeben: Lockungen heidnischer Lustbarkeit und Verfolgungen heidnischer Unduldsamkeit ängstigten sie, daß verführt würden, wo möglich, auch die Auserwählten. Es war böse Zeit! Wie ist es denn jetzt, meine lieben Zuhörer? Wir können es uns nicht verbergen: es ist böse

Zeit, ausgezeichnet böse Zeit — von jener in vielen Punkten verschieden, aber doch auch in mehr als einer Rücksicht mit ihr vergleichbar. Kaum ist jene bösartige ansteckende Seuche, die uns von Süden her bedrohete, durch Gottes unsers Erhalters Barmherzigkeit von unsern Grenzen abgewendet — kaum ist die Last der Brodtheuerung, unter der wir seufzten, durch Gottes unsers lieben Vaters milden Segen merklich erleichtert — kaum, sage ich, sind wir diesen Drangsalen entronnen, so sehen wir Europa in Kriegsflammen; wildes Kriegsgeschrei erschallt von deutschem Boden immer lauter und drohender zu uns herüber — ob und wie bald es zu uns hereinbrechen wird? das steht allein in Gottes des Barmherzigen und Allmächtigen Hand. Die Kirche hat zwar Friede und Ruhe von außen: sie könnte und sollte sich bauen in Eintracht und Liebe: aber im Innern — wie könnte jemals Christus mit Belial stimmen? im Innern ist die Zerüttung groß. Mit gewaltiger Hand sucht der Geist des Unglaubens die theuersten Wahrheiten, die so vielen Tausenden schon Trost im Leben und Tode gewährten, zu untergraben: fast gefährlicher noch bestürmt der Geist des Leichtsinns, der allen Ernst flieht, der Eitelkeit, die sich dem Tand der Erde preisgiebt, Zions Mauern. Mit Sehnsucht erinnern sich unsere lieben Alten jener vergangenen besseren Zeiten, wo noch wenigstens äußere gute Zucht und Sitte galt, wo wenigstens äußere Ehrfurcht dem Heiligen erwiesen wurde, wo man die Sonntage und die Festtage heiligte, und zur Einkehr in sich selbst und zu ernsthafter Erwägung unserer ewigen Bestimmung benutzte: aber jetzt? freche, nackte Sittenlosigkeit nimmt überhand, Verachtung Gottes und Seines heiligen Wortes, Entweihung der Festtage zu üppigen Vergnügungen und Zerstreuungen aller Art, zu lärmenden Lustbarkeiten und wilden Trinkgelagen gehört unter die Moden des Zeitalters. Um sich greift das Verderben: wer vermag einen Damm zu bauen, der seinen Verwüstungen wehre? in menschlichen Augen ist alle Aussicht zur Umkehr verloren. Es ist böse Zeit, ausgezeichnet böse Zeit.

Wie nun, meine Geliebten? sollen wir verzagen, und Herzen und Hände sinken lassen? uns schwach oder sorglos der bösen Zeit hingeben? mitmachen, was so Viele thun, und wozu uns der Stolz unserer Vernunft und die Verkehrtheit unsers Herzens ohnedem so lebhaft reizt? sollen wir mit dem großen breiten Strom dahinschwimmen ins ewige Verderben? Das sey ferne! davor behüte uns Gottes unsers Erbarmers Gnade! Groß ist zwar das Gedräng von außen und innen; aber je größer es ist, desto eifriger wollen wir mit Seiner Hülfe mitten hindurch streben, das Geraume zu gewinnen, dessen Pforte Jesus brach. Hoch steht zwar das schöne Ziel, welches uns vorhält unsere himmlische Berufung in Christo Jesu unserm Herrn — hoch steht es, aber nicht unerreichbar. In hellem Licht sehen wir das Erbe der Heiligen glänzen. Auf! hinauf zu ihm in Gottes Kraft! hindurch durch's Weltgetümmel in seinen Freudenhimmel! Aber wie sollen wir's anfangen, meine lieben Zuhörer! um den Kampf zu bestehen? Da greifen wir dankbar nach den Waffen, welche theure Männer Gottes in gleich bösen Zeiten anboten: wir benutzen willig den guten Rath, den sie, von Gottes Geist erleuchtet, ihren Zeitgenossen gaben. Ein solcher doppelter apostolischer Rath ist in unserm heutigen Text enthalten. Es ist böse Zeit, schreibt der Apostel: so schicket euch in die Zeit! und wandelt vorsichtiglich in böser Zeit!

Zuerst also: schicket euch in die Zeit! Der Ausdruck ist einfach und kurz; aber es ist Vieles und Wichtiges in ihm enthalten. Dreierlei hauptsächlich: nehmt sie, wie sie ist, und betrachtet sie mit möglichst unbefangenen Augen und Herzen! nützet sie für eure eignen Personen! verkennet nicht ihr Gutes über ihrem Bösen! — Verderbt euch nicht euer Leben durch Murren über euren Gott, und Schelten und Zanken mit der Welt: nehmt die Zeit, wie sie ist, aus der Hand des Weltregenten voll Weisheit und Liebe, der noch nie etwas versehen hat in Seinem Regiment! ihr wißt es ja aus unzähligen Beispielen: was er thut und läßt geschehen, das nimmt ein selig's End'. Tausend Erfahrungen lehren, wie er im Ganzen und Einzelnen, im Reich der Natur, aus Wermuth Honig, aus Gift Arznei zu bereiten weiß. Keine Zeit war jemals so böse, daß Er sie nicht zum Guten zu kehren verstanden hätte: ja die Zeiten vorüber gegangener Proben — die geben die schönste Materie zum Loben. Merket euch das für Euch persönlich! forschet, was Er für Euch aus dem Bösen der Zeit Gutes bereiten, wie Er Euch durch Anfechtungen von innen und außen näher an sich ziehen, fester auf Sich gründen, zu höherer Seligkeit bereiten, mit Seinem Blut und Seinem Sinn für die Ewigkeit herrlicher ausschmücken will! so könnt ihr manchen Vortheil und Segen aus der bösen Zeit, noch eh' er sich für's Ganze entwickelt, für euch vorausnehmen. Dabei übersehet über dem Bösen nicht das Gute der Zeit: freuet euch des hellen Lichtes des Evangelii, das durch die dickste Finsterniß mit doppeltem Glanze strahlt — der fortdauernden Arbeit des Geistes Gottes unter den Menschen — des Fortzündens Seines Feuers auf dem Erdboden, trotzt allem Widerstreben

der Feinde! freuet euch der weisen Obrigkeit, der milden Regierungen, der mancherlei trefflichen Anstalten, der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, die die fortschreitende Zeit mitbringt! seyd dankbar für dieses, vorsichtig gegen jenes! Hier treffen wir auf den zweiten Rath des Apostels.

Wandelt vorsichtig in böser Zeit: nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen! ihr stehet wie die Schaafe mitten unter den Wölfen: so seid ohne Falsch wie die Tauben, aber zugleich klug wie die Schlangen (Matth. 10, 16). „Wer ist weise und klug unter euch? der erzeuge mit seinem guten Wandel seine Werke, in der Weisheit und Sanftmuth" (Jak. 3, 13). „Ich will, daß ihr einfältig seid auf's Böse, aber weise auf's Gute" (Röm. 16, 19). In allen diesen Stellen werden wir erinnert, daß der gerade und einfältig auf den Heiland gerichtete Sinn, der klare Blick auf das von Ihm erworbene Gute, Weisheit und Vorsicht im Betragen gegen das eindringende Böse nicht ausschließt. Ein herzliches, offenes, aufrichtiges Wesen gegen alle Welt — dabei aber doch Umsicht, Zurückhaltung und sorgsame Prüfung alles dessen, was zu den Zeichen der bösen Zeit gehört oder auch nur zu gehören scheint, damit es uns nicht, eh' wir's denken, überschleiche und überwältige und ins Verderben ziehe — das ist des Heilands Schlangenklugheit neben Taubeneinfalt, das ist des Apostels Rath, vorsichtiglich zu wandeln, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen. Um aber diese Anweisung zu befolgen, müssen wir vor allen Dingen die von der bösen Zeit her uns bedrohenden Gefahren kennen. Es sind theils äußere, theils innere; für heute wollen wir unsere Betrachtung auf die letzteren beschränken. Ihrer sind nicht wenige: doch lassen sie sich alle unter zwei Hauptabtheilungen bringen. Es sind entweder Gefahren für unsere Ueberzeugungen, für unsere Einsicht am Evangelium, für unsern Verstand am Geheimnisse Christi; oder es sind Gefahren für Herz und Sinnlichkeit, welche ohnedem schwach und wandelbar, nach dem Bösen der Zeit sich nur allzusehr hinneigen. Gegen beiderlei Gefahren in böser Versuchungszeit beten wir: „Herr! laß in diesem Prüfungsstand den Dir ergebnen Sinn mit nichts für Herz und für Verstand Vergeblichem oder gar Verderblichem sich mühn!" Beide sind höchst beherzigungswerth: gegen beide warnt der Apostel.

In Beziehung auf die erste sagt er: Werdet nicht unverständig, sondern verständig, was da sei des Herrn Wille! Laßt euch eure heiligsten Ueberzeugungen, in denen ihr einmal Leben und Seligkeit gefunden habt, durch die immer wechselnde, immer auf der Oberfläche leicht dahin fahrende Modeweisheit nicht rauben! mißtrauet mit Besonnenheit und Verstand jeder leichtfertigen Neuerung, und lasset euch nicht dahintreiben von jedem Winde der Lehre! liebet alte Wahrheit mehr als neue Lüge! ehret das menschliche Denkvermögen, so lange es in menschlichen Dingen innerhalb des Kreises menschlicher Erfahrungen seine Kräfte übt und vorwärts dringt, schädlichen Vorurtheilen und verderblichem Aberglauben steuert, Nebel und Unwissenheit vertreibt, und Licht der Erkenntniß um sich her verbreitet! aber weiset es schnell und unerbittlich in seine Schranken, sobald es sich über sein Gebiet versteigen und in göttliche Dinge eingreifen und unbefugte Machtsprüche über das thun will, wovon es nichts vernimmt, weil es des Geistes Gottes ist! Da erkennet kein Ansehen, als Gottes Wort — keinen Lehrmeister, als die Stimme Seines Geistes in eurem Gewissen! seid verständig, gleich jenem klugen Manne in des Heilands Gleichniß zum Schluß der Bergpredigt! gründet das Gebäude eurer Ueberzeugungen auf einen Felsen, damit es nicht stürze, wenn Platzregen fallen, wenn Gewässer kommen, wenn Winde wehen und ans Haus stoßen! seid nicht so unverständig, dies heilige Haus auf Sand zu bauen, damit es nicht in Zeiten der Trübsal falle, und einen großen Fall thue! (Matth. 7, 24—27.) O nein! je böser die Zeit ist, je heftiger die Platzregen stürzen, je verwüstender die Gewässer strömen, je gewaltiger die Winde wehen, desto fester gründet euren Bau auf den ewigen Felsen des Heils Jesum Christum! Und wie könnt ihr das? Dadurch, daß ihr immer verständiger werdet, was da sei des Herrn Wille, daß „ihr immer ernsthafter prüfet, was da sei wohlgefällig dem Herrn" (Eph. 5, 10). Vor Allem aber dadurch, daß ihr Seine Rede nicht bloß höret, sondern auch thut; denn nur in diesem Fall vergleicht Er euch jenem klugen Baumeister (Matth. 7, 24). Nur „so ihr thut den Willen dessen, der Ihn gesandt hat, so werdet ihr's immer besser und seliger inne werden, daß Seine Lehre von Gott sei" (Joh. 7, 17). Kümmert euch also wenig um den Willen und die Launen eurer in göttlichen Dingen blinden und verkehrten Vernunft, desto mehr aber um des Herrn Willen! „Prüfet, welches da sei der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille! das sei euer vernünftiger Gottesdienst!" (Röm. 12, 1. 2.)

Was ist nun ferner des Apostels Rath in Betreff der zweiten Art von Gefahren, die in böser Zeit unser Herz und unsere Sinnlichkeit bedrohen? Er sagt: Werdet (und bleibet) voll

heiligen Geistes! Laßt euch eure innigsten seligsten Herzensgefühle nicht rauben! laßt euch das Feuer vom Herrn, das Sein heiliger Geist in euren Herzen als Seinen Tempeln entzündete, durch kalte Vernünftelei nicht dämpfen oder gar verlöschen — oder durch fremdes Feuer nicht verdrängen! tragt euer Herz in Händen! wacht durch seine Gnade über eure Sinnlichkeit, daß sie nicht wieder zurückgerissen werde in den Strudel der Welt und ihrer eiteln Lüste, der Trunkenheit, der Völlerei und alles unordentlichen Wesens! nehmt den Rausch der falschen, betäubenden Freuden der Sünde nicht für wahre Begeisterung! Ihr kennet ja bessere Freuden — die Freuden des Geistes — die Seligkeit eines guten Gewissens vor Gott, eines durch Jesu Blut versöhnten und gereinigten Herzens — das köstliche Gefühl Seines theuren Friedens! Habt ihr's nicht erfahren, was Seine Gnade thut? war euch diese Erfahrung nicht lieber als euer Leben, nicht mehr als alle Welt? so trinkt denn mit vollen Zügen diese euch so sauer erworbene überschwängliche Seligkeit! Ueberlaßt euch den Freuden des heiligen Geistes! „Redet unter einander von Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern — singet und spielet dem Herrn in euren Herzen!" Diese ächte heilige Begeisterung wehre jeder fremden unheiligen den Eingang! Die Liebe Gottes, die einmal in euer Innerstes ausgegossen ist durch den heiligen Geist, unterhalte die Flamme des Herzens: die tiefgefühlte Dankbarkeit für Alles, was Er an uns gethan hat, für Seine Menschwerdung, für Seinen Gang auf Erden voll Mühseligkeit, für Seine blutigen Todesleiden, lasse sie niemals verlöschen! Dieser Dank verbreite sich über Alles, was Er noch an euch mit unerschöpfter Liebe, mit täglich neuem Erbarmen, im Innern und Aeußern thut! „Saget Dank allezeit für Alles Gott und dem Vater im Namen unsers Herrn Jesu Christi!" und so stehet vor ihm als Einer im Bunde — ohne Lieben und Danken vergeh' keine Stunde! Gewiß, meine lieben Freunde, es klingt auffallend genug, daß der Apostel unmittelbar, nachdem er über die böse Zeit geklagt hat, zu Psalmen und Lobgesängen aufruft, Gefühle ununterbrochenen Dankes fordert: und doch ist diese Forderung höchst wahr und erfahrungsmäßig. Nichts sichert so zuverlässig vor den Gefahren der bösen Zeit, als eine solche fröhliche Erhebung der Herzen zu dem, durch den wir Alles vermögen: nichts bewahrt so sicher vor all' ihrem Schaden, als wenn dieser Geist der Freude, der Jesum Christum preiset, ohn' Ende bei uns waltet, und uns den Muth aufrecht erhält. Das ist dann die Vorsicht, die Klugheit, die allen Gefahren für's Herz widersteht — die köstliche Weisheit, die sich das Herz immer fester machen läßt durch Gnade, die sich ihre heiligen Herzens-Erfahrungen und Genüsse als den theuersten Schatz bewahren läßt! Das ist die Klugheit der fünf Jungfrauen, die die Lampe ihres Glaubens und ihrer Liebe sorgsam mit frischem Oel nährten, auf dem Pilgergange durch's Leben nirgends unnütz verweilten, noch mit dem Tand der Erde sich verweitläuftigen, nie vergaßen das Ziel, die himmlische Hochzeit, die Eil' dem Bräutigam entgegen. Lasset uns, meine Geliebten! ihr Beispiel ins Auge fassen und ihrem Glauben nachfolgen! Lasset uns halten, was wir haben, auf daß uns Niemand unsere Krone nehme — die Krone unsers allerheiligsten Glaubens an Gott, unsern Heiland und Sein Wort, unserer flammenden Liebe zu unserm Versöhner, dem treuen, nahen Freunde, unserer lebendigen Hoffnung auf Seine ewigen Freuden! „Wer wollte uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist unserm Herrn? Trübsal oder Angst? Verfolgung oder Hunger? Fährlichkeit oder Blöße? oder Schwert? gute oder böse Zeit? in Allem dem überwinden wir weit, um Dessen willen, der uns geliebet hat!" (Röm. 8, 35. 37.) Amen.

## Predigt über Luc. 7, 11—17. Der Gewinn am Grabe unserer Frühverklärten.

Von J. H. B. Dräseke.

Wie herrlich wäre es, meine christlichen Brüder, wenn auch der dunkle Weg, den wir an Gottes Hand wandeln, unsere Ruhe erst nicht mehr trüben könnte! Wie christlich schön wäre es, wie entscheidend für den Werth unsers Glaubens, für den Adel unsers Sinnes und für die Dauer unserer Zufriedenheit, — wenn wir das erst erkannt hätten: nicht die Zukunft allein vergelte dem Dulder; im Leiden selbst schon liege ein hoher Gewinn; und wer heimgesucht wird, der werde auch gesegnet, wenn er die Himmelsfrucht nur zu finden weiß!

Dies ahnet jedoch die Welt nicht. Widrige Schicksale, glaubt sie, können nicht anders, als mit gebeugtem Sinne und nassem Auge getragen werden. Sie will keine Erleichterung. Sie sucht kein Heilmittel. Sie weiset den Balsam zurück, der die Schmerzen der verwundeten Seele lindert. Sie gefällt sich darin, ihren Kummer zur Schau zu tragen. Und vielleicht wird das nirgend so deutlich, als beim Heimgange geliebter Angehörigen.

Oft zwar geben hier die Umstände schon den Trost, dessen wir bedürfen. Wir danken dem Herrn unserer Tage, wenn er den lebensmüden Greis oder den bedrängten Dulder abruft, wenn er dort von langwieriger Siechheit und hier von unheilbaren Gebrechen, von einem verkrüppelten Körper, von jammervoller Mißgestalt durch ein sanftes Ende erlöset. Ach, erfinderisch selbst können wir da sein in der Aufsuchung dessen, was den Tod in ein milderes Licht stellen mag. Es ist aber nicht immer so, theure Brüder; es ist gerade dann nicht so, wenn es ganz vorzüglich so sein sollte.

Es giebt Trennungen, bei welchen das Liebste und Wertheste, was die Erde für uns besaß, von unserm blutenden Herzen sich losreißt, das Leben allen Reiz verliert und jede Freude der Welt uns abstirbt; Trennungen, die wir eben so wenig Ursache hatten zu wünschen, als Gründe, sie zu vermuthen; Trennungen, die der liebende Wahn mit der Weisheit und Vaterhuld eines heiligen Weltregierers im Streit findet, und die eben daher, wenn auch nicht das Gebäude unsers religiösen Glaubens, doch unsern Muth so ganz darniederwerfen, daß wir für Trostgründe auch nicht einmal zugänglich bleiben. — Man erinnert uns: es wecke die Klage den Todten nicht auf; — immerhin! Wir können das Auge nicht trocknen, das seines liebsten Anblicks beraubt ist. Man stellt uns vor: dieser Gram werde uns noch verzehren und unsere Gesundheit zu Grunde richten; — wir wünschen gar kein längeres Hiersein, wir wissen von nichts, als unserm Verlust. Man führt uns auf unsere Pflichten gegen die Lebenden und auf die Nothwendigkeit, für diese uns aufzusparen, zurück; — aber der eigensinnige Schmerz ist immer auch ungerecht, und ach! die Liebe zu dem Entschlummerten scheint alle Theilnahme an andern Gegenständen verschlungen zu haben. Man erwähnt der Leiden, die er mit der Zeit vielleicht noch erfahren, oder — uns bereitet — hätte; — unsere Phantasie dagegen, so geschäftig, uns zu quälen und durch ein so armseliges Vielleicht nicht befriedigt, malet das Bild der schönen Hoffnungen aus, die sein Tod unwiederbringlich zerstört hat. Man versucht es, uns zu beschreiben, wie glücklich der sei, dem wir nachtrauern; überwunden habe er alle Noth, womit wir noch ringen; zurückgelegt die gefährliche Reise, und erreicht den sichern Hafen des ewigen Friedens; — dieß Bild rührt uns. Ja, antworten wir, wie ist er so glücklich! Seliges Loos des Vollendeten, nicht dir fließt unsere Zähre! Aber unser Verlust, — wer ersetzt ihn? Diese Leere in unserm Herzen, wer füllt sie aus? wer vergütet uns, was wir hatten, und was die ganze Erde mit allen ihren Kleinodien uns nimmer, — nimmer! wiedergeben kann? —

So vereiteln wir jeden Versuch uns zu trösten, es müßte denn sein, daß es nun hieße: „Gut! Auch für deinen Verlust ist Ersatz, jetzt schon Ersatz; wisse, und traure nicht, du gewinnst am Grabe deiner Frühverklärten.“ Wer dieß uns beweisen könnte, — ihm würden wir danken, ihn als einen Engel Gottes, zu unserer Erquickung gesandt, bewillkommen.

„Wie aber ist solcher Beweis möglich?“ fahren die Klagenden hier fort. „Es könnte kein härterer Schlag uns treffen, als der Verlust unserer Geliebten. Um sie zu retten, hätten wir gern unsere ganze Habe geopfert, und dann Tag und Nacht für die Wonne, sie zu besitzen, gearbeitet. Ihr Grab deckt unsere süßesten Freuden, — und an diesem Grabe gewönnen wir?“

So meine ich es, werthe Brüder, so fühle ich es. Gebe Gott, daß es mir gelingen möge, für denselben Glauben euch zu gewinnen! Viel lenkten sich und gern, zumal in den letzten Wochen, meine Gedanken auf diesen Gegenstand; und wenn jemals, was ich euch mittheilte, durch eigene Erfahrung bestätigt wurde, so geschieht es dieses Mal. Schenket mir denn um so williger eure Aufmerksamkeit. Gewiß sind unter euch Mehrere, welche das Bedürfniß der Untersuchung, die wir jetzt anstellen wollen, empfinden; diese wünsche ich zu erquicken. Manchem aber mag es dünken, als ob er sie nicht brauche; diesen frag' ich: „Hast du keinen Menschen, an dem du mit warmer Zuneigung hängest? Keinen, dessen Tod dich eine Thräne kosten würde??“ — Wer diese Frage verneinet, dem habe ich nichts zu sagen. Liebende und geliebte Menschen, zu euch rede ich über den Gewinn am Grabe unserer Frühverklärten. Eure Herzen werden sich ihren theuersten Gefühlen gern überlassen, wenn ich euch jetzt auffordere, mit mir anzustimmen:

„Gott, welche Schaar ist dort vereint!
Die Frommen, die ich hier beweint, —
Ich finde dort sie wieder.
Dort sammelt deine Vaterhand,
Die — treue Liebe hier verband,
Herr, alle deine Glieder.
Ewig, werd' ich,
Frei von Mängeln, selbst mit Engeln,
Mir zum Segen,
Reine, heil'ge Freundschaft pflegen.“

---

Text, Luc. 7, 11—17.

„Es begab sich, daß Jesus in eine Stadt mit Namen Nain ging; und seine Jünger begleiteten ihn und viel Volks.

Als er dem Stadtthor sich nahete, siehe, da trug man einen Todten heraus, der ein einziger Sohn war seiner Mutter, und sie war eine Wittwe; — und viel Volks aus der Stadt ging mit ihr.

Der Herr erblickte sie; ihn jammerte ihr Schmerz, und er sprach zu ihr: Weine nicht. Dann trat er an die Bahre und berührte sie. Die Träger standen stille. Jüngling, sprach er itzo, ich sage dir, stehe auf. Der Todte richtete sich auf und fing an zu reden. Und Jesus gab ihn seiner Mutter.

Alle, die dieß sahen, durchdrang Bewunderung. Sie priesen Gott und sprachen: Es ist ein großer Prophet unter uns aufgetreten und Gott hat sein Volk heimgesucht. Die Nachricht davon verbreitete sich sodann in ganz Judäa und in alle naheliegende Länder.“

---

Unaussprechlich gewann diese Mutter unter den Thränen über ihren Liebling. Ihn selbst erhielt sie wieder; zu neuem Leben erweckt wurde er auf's Neue, ihr Einziger, — ihr Stolz, ihre Freude, ihre Hoffnung.

Nicht das kann unser Gewinn bei ähnlichen Verlusten sein; denn nicht unter uns wandelt sichtbar, wie dort, der Sohn des Allmächtigen. Herrlich aber und reich und in überraschender Fülle gewinnen auch wir. Ich will nicht zu viel sagen, Brüder, und nicht zu hoch erheben die Vortheile, auf welche ich deute; aber einleuchten soll es dem gläubigen Sinn und fühlen soll es das Herz:

Am Grabe seiner Frühverklärten gewinne der Christ dreifach: Er lerne da lieben, entbehren und sterben.

Bei fortwährendem Wohlergehen und in dem heitern Wechsel dankbarer Mühen und belohnender Freuden wird gar leicht eine gewisse Rohheit und Härte, die kein zarteres Gefühl neben sich aufkommen läßt, dem Menschen eigen. Die Menge wenigstens hat den Vorwurf, daß anhaltendes Glück abstumpfe, immer gerechtfertigt. Leiden dagegen erweichen das Gemüth. Die Thräne des stillen Kummers dringet, ein Himmelsthau, in unser Herz und schließt es sanften Regungen auf. Besonders wirket so die Trauer über den Hingang geliebter Todten. Die Abgeschiedenheit vom Getümmel der Welt, in welche wir uns da zurückziehen; die Unterbrechung, die der gewohnte Lebensgang da erfährt; das Bild des Entschlafenen, das uns überall begleitet; die Nähe des Hügels, worunter seine heiligen Ueberreste so sanft ruhen; der immer wiederkehrende Gedanke an die Ewigkeit, die auch uns vor ihrem Richterstuhl erwartet; — unmöglich kann dieß Alles für unsern innern Zustand verloren gehen. Es muß jeder frommen Empfindung einen höheren Schwung, hauptsächlich aber jedem zärtlichen Triebe neue Nahrung verleihen. Es muß den milder machen, der solcher Eindrücke noch überall fähig ist. „Bitterkeit und Grimm und Zorn und Geschrei und Lästerung und Bosheit“ kennt unsere Seele nicht (Eph. 4, 31), wenn wir um ein edles Wesen, das wir „unser“ nannten, edel trauern. Mitleidiger bei des Nächsten Schmerz und duldsamer gegen seine Fehler, freundlicher und brüderlicher in unserm ganzen Betragen bildet uns diese Stimmung. An der Ruhestelle unserer Vielbeweinten erscheine uns der Todfeind, — wir bieten ihm vergebend die Hand. Ihr Grab lehrt uns lieben, denn es erweicht unsern Sinn.

Es knüpft außerdem gar oft mit verwandten Geistern uns inniger zusammen. Wir finden Menschen, die ähnliche Verluste erlitten haben; wie ziehet uns das an sie! Wir begegnen einer gefühlvollen Seele, die unsern Kummer begreift, die den Verstorbenen kannte, die gern mit uns von ihm redet und den Ausbruch der trauernden Liebe weder ungerecht deutet, noch kaltsinnig zurückweiset; o wie erwirkt ihr das unsere dankbarste Zuneigung! Wir sehnen uns nach Ruhe; wir bedürfen eines weisen Freundes, der uns gegen den Schmerz in Schutz nehme, der ernst und liebreich, nur nicht durch leidige Trostworte, uns aufrichte, der uns nach und nach das wieder werde, was der Abgeschiedene war, und die durch diesen entstandene Leere in unserm Herzen und Hause allmälig weniger bemerkbar mache; o wie zärtlich heißen wir den Guten willkommen, von dem wir ein Solches erwarten dürfen! Gleiche Schicksale, gleiche Empfindungen, besonders wenn das allmächtige Bedürfniß sich zu ihnen gesellte, schlossen schon manchen innigen Bund, wozu ein Grabhügel die nächste Veranlassung gab.

Aber auch gegen die, welche uns angehören, verjüngt und verdoppelt sich, nach dem Heimgange der Geliebten, unsere Zärtlichkeit. Der Scheidende selbst wird uns theuer, indem er uns verläßt. Wie es mit allen Gütern des Lebens geht, die man so oft nicht eher recht hoch schätzt, als wenn man sie verloren hat, so geht es auch hier Was ein Mitglied unsers Familienkreises uns ist und leistet, beachten wir in dessen Besitze nur selten, oder doch nicht gebührend und nach

seinem ganzen Umfang. Lasset es jedoch einmal fehlen und eben hierdurch seine Unentbehrlichkeit klar werden, — und es erwacht ein Gefühl im Herzen, welches alle bis dahin empfundene Liebe weit übertrifft. Vielleicht hatten wir uns nie, so lange der Verewigte lebte, mit Wärme über seinen Werth geäußert; wir waren im täglichen Anschauen und Genusse desselben wohl gar gleichgültig dagegen geworden; — seit er aber dahin ist, beschäftigen nur seine Verdienste unsere Gedanken, ist nur sein Lob der Stoff unserer Unterredungen, sprechen wir es vielleicht zum ersten Male laut aus, wie trefflich er war, weil wir es nun eben zum ersten Male recht innig fühlen. Als ob wir die Nachlässigkeit, mit der wir ihn zuweilen behandelten, oder den Kaltsinn, womit wir seine Vorzüge übersahen, jetzt wieder gut machen müßten; als ob wir ihm eine Schuld, an die wir zur rechten Zeit nicht dachten, nun noch abtragen könnten: so ist uns, wenn wir von ihm reden, zu Muthe. Vormals hatten wir, auch für seine entschiedensten Tugenden, oft keinen Sinn: jetzt vergessen wir nur seine Fehler, es wäre denn, daß wir auch diese in Tugenden verwandeln wollten.

Selbst unsere Geliebtesten und Verehrtesten umfassen wir feuriger im Tode, als im Leben. Sie entfernen sich von uns; ihr wisset, wie sehr jeder Gegenstand unserer Achtung und Zärtlichkeit hierdurch zu gewinnen pflegt. Mit ihrem letzten Hauche entfliehet zugleich das Andenken alles dessen, wodurch ihre Vortrefflichkeit in unsern Augen zuweilen sank. Nur was an Geist und Herz, an Gestalt und Wesen, an Gesinnung und Sitte über die Menge sie erhob, was sie Schönes uns bereiteten, was sie Großes an uns thaten, was sie Bitteres für uns duldeten, was sie Herrliches uns erwarben, ermüheten, errangen, — die Freuden nur, die ihr glücklicher Besitz uns gab, und jeden Tag, jeden Augenblick, der uns durch sie und ihre Liebe verschönert, seliger dahinschwand, verewigt unser treues Gedächtniß. Von allen Mängeln entkleidet, wird ihr Bild zum Bilde eines Engels; ist es anders möglich, als daß wir jetzt, da sie todt sind, mit einer Begeisterung, mit einer Schwärmerei ihnen angehören, hinter welcher die frühere Zuneigung, und gliche sie auch dem Gefühle einer Mutter „für ihren eigenen Sohn“ — unendlich zurückbleibt?

Ach, und die Lieben, welche uns noch übrig sind, wie wendet an diese sich unser ganzes Herz! Wie schmiegen wir uns an sie, als wollten wir sie vor dem Angriffe des Todes dadurch schützen, so dicht und zart! Wie kehren wir zu ihnen, nach jeder, wenn auch nur stundenlangen Trennung, mit so sehnsuchtsvollem Verlangen zurück! Wie umgiebt sie der Gedanke, daß sie die geretteten Trümmer unsers schönsten Eigenthums sind, mit einem Reiz, den wir damals, als sie alle noch so bei einander waren, weder kannten noch fühlten! Was sind alle unsere Verbindungen, — es habe die Natur sie geknüpft oder die Freundschaft, — was ist uns besonders unsere Familie geworden, seit wir erfuhren, wie bald der Tod sie trennen kann! Haben wir unsere Angehörigen jemals so theuer geachtet, ihren Werth jemals so lebendig empfunden, das Glück ihres Umgangs jemals so dankbar genossen, an ihrem Wohl jemals so treu gearbeitet, und was sie kränken und ihnen schaden konnte, jemals so sorgfältig verhütet, als seit jenem Zeitpunkte? — Lieben, meine Brüder, lieben lernen wir am Grabe unserer Frühverklärten. —

Gott lernen wir liebend suchen und zu ihm uns wenden mit heißer Inbrunst. Bei ihm sind sie, die der Tod uns entriß. In ihm einzig haben wir sie noch. Durch ihn allein sind wir fortdauernd mit ihnen verbunden, und Keiner, als er, vermag sie einst vollkommener an uns zurückzugeben. Nein, wir können den Gedanken an die Todten nicht mehr trennen von dem Gedanken an den Einen Lebendigen. Nur was zu ihm uns hinführt und mit seinem Wesen unser Wesen vereinigt, giebt sie uns wieder; ohne ihn sind sie uns ewig verloren! So keimt im Menschen die wahre Liebe. Die Sehnsucht nach dem Geschöpfe läutert sich empor zum Verlangen nach Gott. Das Herz findet sich wieder ein bei dem Treuen, von dem es gewichen war. Fester überzeugt, daß die Erde keine dauernde Freude geben, und auf nichts Sichtbares der Mensch untrügliche Hoffnungen gründen kann, bauet es seine Wünsche und sein Heil auf den Einzigen, der, die ihn lieben, nie täuscht; und eben durch die Opfer, die es diesem Erhabenen bringen und worin es seinen Kindessinn bewähren muß, lernt es in ihm seine ganze Welt finden, und ihn lieben über Alles.

Zweifelt ihr, Brüder, daß dieß hoher Gewinn sei? Ein weiches, sich hingebendes, von frommer Liebe erfülltes Herz schlägt immer auch hoch und feurig für jegliches Gute; und so ist ein Leben, von der Liebe zu ihren schönen Zwecken verwandt, auch allemal glücklich und beglückend zugleich. An der Hand der Liebe sind wir thätiger im Kreise der Pflicht, fertiger zu jedem Dienste, den man von uns erwarten mag, gelassener, wenn uns Unrecht geschiehet, williger, dem Fehlenden zu verzeihen,

empfänglicher für den Werth des Edlen, tauglicher für den Umgang selbst mit Wunderlichen, billiger gegen Alle und in jeder Lage zufrieden, auch — wenn es sein muß, stark und groß!

Und wird dieser eigene Gewinn eines von Liebe geleiteten Menschen nicht zugleich Gewinn für Alle, mit welchen sein Leben irgend eine nähere Gemeinschaft hat? Wird seine Aufmerksamkeit auf ihre Wünsche, seine Geduld bei ihren Schwachheiten, seine Sorgfalt bei ihrer Erziehung, sein rastloser Eifer, zu ihrem Fortkommen, Vergnügen und Lebensgenusse nach möglichster Kraft beizutragen, nicht zugleich Segen für's ganze Haus? Wird der treue Gefährte seiner Tage, werden seine dankbaren Kinder, wird jeder, der im Strahle seiner freundlichen Seele sich sonnet, den Einfluß davon nicht froh empfinden? — Liebend machen wir glücklich und sind es, tragen den Himmel im Herzen und schaffen ihn um uns her, fühlen den ganzen Werth unsers Daseins und theilen an alle, auf welche wir wirken können, diese Empfindung mit. Sehet, warum ich es wiederhole, daß wir am Grabe unserer Frühverklärten gewinnen; es lehrt uns lieben!

Und entbehren. —

Verzicht thun auf einst besessene Güter, getrost bleiben bei ihrem Verluste, herabstimmen unsere Ansprüche an das Schicksal, äußerst Weniges nur mit dem Wunsche umfassen, und auch dann, wenn sogar dieses Wenige zuweilen mangelt, reich in sich selbst sein; — wie? Ihr wüßtet einen Ort in der Welt, wo das besser zu lernen wäre, als neben dem Hügel, der die theuersten Kleinode unsers Herzens in stiller Tiefe verbirgt?

Sie sind dahin! Jede Freude, die sie uns gaben, jeder Genuß, den sie uns verschafften, jeder Dienst, den sie uns erzeigten, jede Hoffnung, die sie erregten, was sie waren und werden noch konnten, — — es ist Alles dahin, wie sie. Wir rufen ihren theuren Namen, wir horchen nach ihrer wohlbekannten Rede, wir sehen uns um nach ihrer lieben Gestalt, wir versuchen an dem, was uns von ihnen zurückblieb, die sehnsuchtsvolle Zärtlichkeit zu entschädigen; umsonst! Nur ihren Spott treibt die Einbildungskraft mit uns, indem sie uns ihre Gestalt vorgaukelt, — sie sind es nicht; diese Freudenquelle rinnet nicht mehr, sie ist verschlossen, wie das Grab.

Waren sie uns wirklich einst so werth, als wir jetzt versichern, so konnte die Vorsehung uns tiefer nicht beugen, als durch ihren Verlust; dann haben wir aber auch, indem wir diesen überlebten, das Härtere bestanden, — um so weniger können nun kleinere Unannehmlichkeiten in Zukunft uns niederschlagen. Mag, wer nichts gewohnt ist, bei jedem Unfalle seine Fassung verlieren und auf Alles zürnen, was seine Erwartungen täuscht; mag er wüthen, wenn er etwas aufopfern oder seinen Neigungen versagen soll; ach! seitdem wir das Kostbarste, das wir hatten, oder doch einen bedeutenden Theil desselben eingebüßt, seitdem wir ein Glück, woran unsere ganze Seele hing, zertrümmert gesehen haben, sind wir mit der Bitterkeit des Lebens vertraut. Die Trennung von den Unsrigen, zumal wenn wir schon oft in dieser Schule waren, erweicht zwar und mildert die Seele, aber gegen das Ungemach härtet sie ab. Sie gewöhnt uns an den Wechsel des Schicksals, und übt uns, die Launen desselben zu ertragen. Sie macht uns gleichgültiger gegen die Dinge der Erde, und folglich auch mäßiger in unsern Wünschen und, wenn sie fehlschlagen, gesetzter. Entbehre, lerne entbehren! rufen die Geliebten uns zu, die nach einander aus unserm Kreise hinweggehen.

Ob dieß Gewinn sei, prüfet nun selbst.

Wenn Außendinge uns überall nicht zu rühren vermöchten und kein lebhafteres Verlangen jemals unsere Brust erwärmte; wenn kein Zustand uns glücklicher schien, als der andere, und wir an keinen Besitz uns gewöhnen könnten; oder auch, wenn jedes Gelüsten unserer Sinne gestillet, jeder erwachende Trieb befriedigt und, was uns einmal nothwendig geworden wäre, uns nie wieder entrissen würde; — mit Recht möchten wir dann die Kunst zu entbehren für eben so unnütz halten als lächerlich. Welcher Gebrauch läßt sich von ihr denken, wenn man nichts begehrt, oder doch nichts verlieren kann! Bedenket aber, daß des Menschen Leben von Natur ein ewiges Bedürfen ist, daß unser Herz eben deshalb nicht eher zu wünschen aufhört, als wenn es nicht mehr schlägt, daß mit den Neigungen desselben gleichwohl das karge Verhängniß unzählig oft im Streite liegt; gestehet, die Erde reicht der Freuden uns viele, der Gelegenheiten zur Selbstverläugnung doch aber noch bei weitem mehrere; elend war jedoch noch, der sich nichts zu versagen wußte, nur wer es konnte, war geborgen unter allen Stürmen des Geschicks; räumt dieß ein, und die Sache ist entschieden.

Um in dem Drange des Lebens uns mit der Würde christlicher Menschen zu benehmen; um den Kampf gegen Versuchungen uns zu erleichtern, und die Hindernisse eines frommen Wandels, welche aus ungezähmter Sinnlichkeit erwachsen, glücklich zu beseitigen; um in Nöthen und Gefahren das zu behaupten, was allein tröstet und rettet, ein heiteres Herz und guten Muth: da müssen wir entbehren können, meine Brü-

der. Wir müssen es früh lernen, weil wir es immer gebrauchen! Wir lernen es aber nicht im Schooße eines Glücks, das allen unsern Wünschen zuvorkommt. Es ist eine Fertigkeit, die, wenn sie nicht etwa aus angebornen Stumpfsinn entspringt, wodurch sie allen sittlichen Werth verliert, der Mensch nur durch die gewissenhafteste Selbstthätigkeit seiner Vernunft und durch den edelsten Gebrauch seiner Freiheit mühsam erwirbt, die er noch öfter durch bittere Verluste und schmerzliche Erfahrung theuer erkaufen muß. Ist sie jedoch einmal die seinige, dann schadet ihm auch nichts mehr. Er hat sich von den Fesseln, welche die Begier ihren Sklaven anlegt, groß und edel befreiet, und damit dem Mißgeschicke die Wege zu seinem Herzen abgeschnitten. Er trägt seine beste Welt in sich selber, und — darum haben Außendinge auf ihn nur einen sehr beschränkten Einfluß. Er wünscht nicht viel und auch dieß Wenige allemal mit Ergebung, und — dadurch behauptet er sich in der seligsten Unabhängigkeit und bleibt mindestens ruhig, wenn er sich glücklich nicht fühlen kann. Es giebt nichts, es giebt gar nichts, was er bei seinen Grundsätzen nicht aufopferte und ertrüge, sobald es sein muß. Mag ihm selbst das Gefühl einst zu mächtig werden, mag ihn der gewaltige Schmerz irgendwo überraschen, und unaufgehalten die Thräne hervorbringen, wodurch die innere Beklemmung sich erleichtert, er ist der Erste, der sie trocknet, und gläubig empor schauend spricht er: Weine nicht!

„O es ist ein großer Gewinn, wer gottseelig ist und lässet ihm genügen!" (1. Timoth. 6, 6.) Wie? Und doch könnten wir murren über Verluste, denen solche Vergütung folgt, und Abgeschiedenen trostlos nachweinen, deren Hingang zur Ruhe auch uns eine so heilige Ruhe giebt? — Gottes Segen über das Grab, das sie umschließt! Da können wir lernen, was man im Glücke nicht beachtet; da lernen wir lieben und entbehren und — was den höchsten Gewinn der Erde ausspricht —

„da lernen wir sterben!"

In wehmüthige Erinnerungen an unsere Entschlafenen versunken, liegt kein Gedanke uns näher, als — daß über kurz oder lang wir sein werden, wie sie. Bekleidet uns doch dieselbe Hülle der Verwesung, empfingen wir doch gerade den Beruf, für welchen auch sie lebten, betraten wir doch ebenfalls diesen Schauplatz, um ihn, wenn unsere Rolle ausgespielt sein würde, wieder zu verlassen, ja! kann nicht vielleicht jetzt schon die leise Entwickelung der Krankheit, welche mit unserm Tode endigen soll, in unserm Innern begonnen haben??

Der Gedanke ist ernst, meine Brüder, aber nicht grauenvoll. Am Grabhügel der Geliebten, in der Nähe ihrer theuren Gebeine, von dem Friedensodem angehaucht, der ihre stille Kammer umflüstert, — ergreift es uns sanft. Wir werden zu ihnen kommen; mit ihrer Asche wird unser Staub sich mischen, ihren Geist der unsrige finden — und ewig selig sein! — O ihr Wohnungen der Ruhe, wie werdet ihr uns so vertraut durch solche Hoffnung! „Erdenge zweier Welten," stilles Grab, wie bist du so schön, wenn du Menschen aufgenommen hast, die wir lieben!

Nicht daß wir das Leben deshalb verachteten oder undankbar sein wollten gegen Den, der zu dieser „freundlichen, holden Gewohnheit des Daseins und Wirkens" uns liebend berief; — aber das, was er war, — nein, das ist dieser Kreis uns doch nicht mehr, wenn die ihn verlassen, die ihn zierten. Lockerer allmählig wird das Band zwischen uns und der Gesellschaft, so wie Einer nach dem Andern hinwegeilt. Leichter spinnt jede folgende Stunde die sparsamen Fäden, die uns an das sinnliche Leben noch knüpfen. Und statt vor dem Ende zu zittern, lernen wir es weiterhin sogar freudig erwarten, wie der müde Wanderer auf das Ziel seiner Tagereise hinschauet. Haben wir zuletzt es erreicht, so sind wir hochfroh. Es ist kein Unbekannter, dem wir zufällig begegnen; es ist ein vieljähriger lieber Freund, an welchen wir täglich gedacht, und für dessen Ankunft wir uns immer bereitet haben; es ist der Erlöser von allem Uebel, dem wir in die offenen Arme sinken. Belohnt durch das friedenvolle Bewußtsein, daß auf Gott und das Gute seit langer Zeit schon unsere heiligste Liebe gerichtet war, gebildet für eine schönere Weltordnung, umringt von dankbaren Menschen, denen wir nützlich wurden und die uns mit tausend Thränen und Segenswünschen begleiten, so findet er uns, indem er uns abholt.

Traget ihr Bedenken, dieß Gewinn zu nennen, o ihr, die ihr alle einst mit ihm gehen werdet? Ziemet die Todesfurcht, welche schwachen Seelen so gern natürlich erscheint, dem unsterblichen Wesen mehr? Oder möchtet ihr jenen Leichtsinn lieber empfehlen, womit der üppige Weltling, um nicht zur Unzeit gestört zu werden, aller Gedanken an das Grab sich entschlägt? — Es ist das Vorrecht des Menschen, daß er den Augenblick, der ihm die andere Welt öffnet, voraussiehet. Er kennet den Tod, weil er ihn empfangen lernen soll. Er kann ihn nicht allein ohne Grauen, er kann ihn mit Gleichmuth, mit Heiterkeit, mit Verlangen sogar, ja, — mit freudiger Sehnsucht erwarten. Und dieses Vorrecht

hieltet ihr für so unbedeutend, daß ihr im Ernste Jemandem den Rath geben könntet: des Todes zu vergessen, um nur — desto gewissenloser zu leben?

O du weites, tiefes, großes Wort, dessen Wesen kein Anblick darstellt, dessen Umfang die Verständigen nicht ermessen, dessen ganze Bedeutung nur der gläubige Sinn fasset, — Sterben! Hinwegscheiden von dieser Erde! Was sind wir, wenn du uns fremd bist! Wie viel haben wir dagegen gelernt und gewonnen, wenn wir diesen Sinn haben für deinen Ernst! Lieben ist schön; entbehren können ist rühmlich; aber was du in dich schließest, heiliger Begriff des Sterbens, dieß zu denken, darin zu versinken und dabei zu ruhen mit ungetrübter Freudigkeit, — das ist die Wissenschaft aller Wissenschaften, das die Aufgabe aller Aufgaben, — das die Krone, welche der Weise seinen Kenntnissen und der Fromme seiner Tugend aufsetzt! —

Am Grabe unserer Frühverklärten, meine Brüder, verbinde uns heute der Vorsatz: wir wollen diesen Gewinn suchen.

Nothwendig ist er nicht; er ist nur möglich. Der schlaffen Unthätigkeit, die den sinnlichen Schmerz walten läßt, fällt er nimmer zu. Wir müssen ihn erstreben, um uns seiner zu freuen. Dieses Streben begeistre uns! — Denn daß ihr es jetzt noch vorziehen solltet, von den gewöhnlichen Zerstreuungen, die man dem Dulder darzubieten pflegt, euer Heil zu erwarten, — daß ihr glauben könntet, aus dem Gewühl komme Ruhe, und da draußen finde der Mensch sich wieder, der sie verlor, — wie wäre das möglich?

Den Schmerz des Leichtsinnigen mildert der nächstfolgende Augenblick; ihn spielet, ihn tändelt, ihn lacht die muntere Gesellschaft weg. Dem ernsten Gram kann solche Arznei nicht nützen. Ein Kummer, der wohlthätig werden, ein Verlust, der Gewinn schaffen, eine „Traurigkeit, die sich in Freude verwandeln" soll, fordert mehr, viel mehr von dem Menschen. Wir müssen dem Geschick still halten, wenn es uns heilen soll. Verweilen müssen wir trauernd bei unsern Todten. Pflegen müssen wir das heilige Samenkorn, welches sein Hingang in unsere Seele wirft. Treten wir dann an sein Grab hin: — zwar nicht zu dem Leichname werden wir, wie Jesus, sagen können: „stehe auf;" aber auferstehen wird uns dennoch aus seinem Tode ein neues Leben. Eine Liebe, wie wir sie noch nie kannten, eine Liebe, die „Alles verträgt und hoffet und duldet und glaubet" (1. Cor. 13, 7); die an das Unverlierbare, an das, „was droben ist," sich wendet und im Schöpfer nur das Geschöpf noch umfassen will, — erwacht in dem Herzen, das die Andacht der trauernden Zärtlichkeit geweihet hat. Eine Ergebung, die dem eigenen Willen gänzlich entsagt, und still in dem dunklen Verhängniß ruhet, die von ihren liebsten Wünschen sich trennen und — wenn es sein muß! — jede Gunst des Glückes entbehren kann, predigt uns der Geist des Entschlafenen. Und wie ein „Engel in glänzendem Kleide" tritt aus seiner Gruft uns der Gedanke hervor: „was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten?" Unsere Sehnsucht ahnet süßere Befriedigungen. Unser Glaube siehet schönere Gefilde offen. Unsere Liebe winket aus der Ferne eine bessere Zukunft. Jetzt ist das Leben klarer, die Pflicht uns heil'ger, der Kampf uns leichter, der Schmerz uns milder, — entfesselt von allem Grauen der letzte Augenblick. Wir verstehen zu lieben, zu entbehren und zu sterben.

Kann der Mensch auch herrlicher die Heimgegangenen ehren, denen er nachweint? Kann ein dauerhafteres Denkmal über ihrem Hügel sich erheben, als dieses? Kann er edler und würdiger um sie trauern? —

Ruhet sanft, ihr Entschlummerten: euer Tod ist eine Quelle des Heils! Und so komme es aus der Tiefe unseres Herzens, wenn wir euch nachrufen: „Der Herr hat sie gegeben, der Herr hat sie genommen; der Name des Herrn sei gelobet!" (Hiob 1, 21.)

---

## Predigt am Neujahrstage über Psalm 126, 1. Ist das Leben ein Traum?

**Von K. G. Bretschneider.**

Wenn der Herr die Gefangenen erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden.

---

Der Psalmist spricht von der ersehnten Zeit, wo die Gefangenschaft der Juden in Babylon sich endigen und die Weggeführten in's theure Vaterland zurückkehren würden. Dann, sagt er, wird uns sein, wie den Träumenden; Alles, was wir litten, wird hinter uns in dunkler Vergessenheit liegen, wie ein nichtiger Traum; sein wird uns, wie denen, die aus einem schweren Traume erwachen, und sich glücklich preisen, daß er nicht Wahrheit war. Der Psalmist vergleicht einen Theil des Lebens mit einem Traume; man kann aber diese Vergleichung auch auf das ganze Leben bis zu unserm Eingang in das ewige Vaterland ausdehnen, und häufig hören wir in gebundener und ungebundener Rede das Wort:

das Leben sei ein Traum! — Singt doch auch der fromme Sänger mit unverkennbarer Beziehung auf den Ausspruch des Psalmisten:

Wie den Träumenden wird's dann uns sein!
Mit Jesu geh'n wir ein
Zu seinen Freuden;
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr!

Diese Vergleichung spricht das Herz an; man fühlt, es liege Wahrheit darin, Wahrheit, welche den Schmerz beruhigt und widerstreitende Gefühle versöhnt; man fühlt aber auch, sie sei ein Bild, das nur eine abgemessene Anwendung leide, wenn es nicht trügerisch und schädlich werden soll.

Die Wahrheit jener Vergleichung fühlt aber das Herz besonders am heutigen Tage, wo die Erde ihren Jahreslauf um die Sonne auf's Neue beginnt, und uns der fühlbare Schritt der Zeit auf des Lebens Kürze und Vergänglichkeit mächtig hinweiset. Denn nicht groß ist die uns zugemessene Zahl der Lebensjahre, und der Anfang eines neuen Jahres enthält immer eine sehr ernste Aufforderung, den Vorrath von Lebenszeit, der für uns noch übrig sein dürfte, zu berechnen. Dem Kinde, dem Jünglinge scheint dieser Vorrath freilich unerschöpflich, und der Weg bis zum achtzigsten Jahre dünkt ihm ein ewiger zu sein. Doch wer des Lebens Mittag erreicht oder schon überschritten hat, der weiß es wohl, daß der Abend nicht ferner von ihm sei, als der Morgen, und daß die Zeit mit schneller Flucht enteile. Und wer in's Alter eingetreten ist, den erinnern die langen Schatten der Nacht, wenn die Bilder der Vergangenheit zurücktreten, an den Abend und den nahen Untergang der Sonne seines Lebens. Darum erhebt er den Blick zum Quell des Lichts, auf einen neuen Morgen hoffend; die Vergangenheit aber überläßt er den Schatten der Nacht, welche anfängt, sie einzuhüllen, und des Lebens Lust und Schmerz aus der Tafel seines Gedächtnisses zu verwischen. Er fühlt, das Leben sei ein Traum, und er sonnt sich nach dem Erwachen an dem Morgenrothe eines schönern Lebens.

Ist denn aber auch das Leben ein Traum?

In gewissem Betrachte ist es ein Traum; in andrer Beziehung ist es kein Traum. Dem Lebenden aber ist nichts nöthiger, als daß er das Leben im rechten Lichte erblicke, damit er es recht gebrauche.

Das Leben ist ein Traum! — Es ist es, in wie fern die Bilder des Lebens, die in unser Bewußtsein treten, oft eben so täuschend und nichtig sind, als die Bilder des Traums. Der Traum läßt uns oft Dinge sehen, die gar nicht wirklich sind, und versetzt uns in Lagen, in denen wir niemals waren, in welche wir auch nicht kommen werden; und in dieser Rücksicht ist oft das Leben dem Traume gleich. Denn wer vermöchte sie alle zu zählen, die Täuschungen, in die wir wachend verfallen? Bald spiegelt uns die Furcht Schrecknisse vor, die nur in unserer Einbildung vorhanden sind, aber doch die Seele mit Gram und Grauen erfüllen; bald läßt uns die Begierde Güter und Freuden erblicken, die Täuschungen sind, aber doch unser Gemüth in heftige Bewegung setzen, und uns mit Erwartungen von Glück und Ruhe locken, die, wenn wir ihnen näher kommen, in Nichts verschwinden. So wie sich daher die Seele oft in Träumen mit vergeblichen Aengsten quält, aber auch mit Freuden speiset, die nichts sind als Gaukelbilder der Einbildungskraft: so zittert auch das Herz oft im Leben vor bloßen Schatten ohne Wirklichkeit, jagt aber auch oft nach Gütern, die eben so wenig vorhanden sind. So wie aber das dunkle Bewußtsein im Traume des Lebens Gegenstände und Verhältnisse oft in falschem Lichte auffaßt, das Vergangene darstellt als gegenwärtig, das Zukünftige im Voraus als ein Wirkliches nimmt, und die Gegenwart nicht selten vergißt: so auch das wachende Bewußtsein im Leben. Das Glück, das wir in Händen haben, o wie oft wird es verkannt in seiner wohlthätigen Natur und einem Scheingut aufgeopfert, das uns, dem Nebel gleich, entweicht, wenn wir es fassen wollen! — Wie oft ist unser Herz trostlos, wenn uns die höhere Weisheit Gottes nimmt, was sie uns nicht länger lassen kann! Wie oft fliehen wir unser Glück, im Wahne, als sei es Quelle des Unheils. „Wie oft begrüßen wir das Böse unverhängnißvoll mit lautem Jubel, als der Freuden Quell!" Wie oft sind alle Erwartungen von der Zukunft nichts, als ein nichtiger Traum, den die Wirklichkeit zerstreuet! — Und der Schwärmer, ist er nicht ein wachender Träumer? Träumt er sich nicht in eine Welt, wie sie nicht ist und nicht sein kann? — Das Leben ist ein Traum, denn täuschend und nichtig sind oft des Lebens Bilder, wie die des Traumes.

Das Leben ist ein Traum! denn seine Bilder verwischen sich oft eben so leicht aus dem Gedächtnisse, wie die Bilder des Traumes. — Nur mit Mühe erinnern wir uns beim Erwachen des nächtlichen Traumes, der uns erschreckte oder erfreute, und nach kurzer Zeit entschwindet er gänzlich unserm Gedächtnisse. Nur einzelne Bilder und Scenen, welche der Traum vor unsere Seele führte, bleiben treuer im Gedächtnisse, weil sie entweder besondere Lebendigkeit hatten,

oder durch ihre Bedeutung für das Leben uns merkwürdig blieben, oder eine tiefe Bewegung des Gemüths auch nach dem Erwachen zurückließen. — Eben so die Bilder des Lebens. Gegenwart und Zukunft beschäftigen uns gewöhnlich so sehr, daß sie die Bilder der Vergangenheit immer mehr und mehr verdunkeln, und ein großer Theil von ihnen uns gänzlich aus der Erinnerung schwindet. Die Vergangenheit wird endlich dem dunklen Traume gleich, dessen Bilder wir nur mit Mühe in der Seele wieder auffrischen können. So wie die Zeit die Farben in einem Gemälde bleicht, so verwischt auch die Zeit die lebendige Farbe der Bilder früher genossener Freuden und Leiden, und es sind auch nur einzelne Auftritte unsers Lebens, die das Gedächtniß treuer festhält, und welche auch in spätern Jahren lebendig vor unsere Seele treten. Ist dieses aber schon, während wir noch leben, der Fall; wie vielmehr wird es geschehen, wenn wir das Leben ganz verlassen haben, und die Gegenwart einer neuen Welt mit ihren Zaubern und Wundern unser Bewußtsein erfüllt? Wird dann nicht das kurze irdische Leben wie ein dunkler Traum hinter uns liegen? —

Das Leben ist ein Traum! denn sein Wohl und Wehe gehen eben so schnell vorüber, als die Freuden und Leiden des Traumes. — In Nichts zerrinnt beim ersten Strahl des Morgenrothes des Traumes ganze Bedeutung, er mochte entweder die Seele mit Sorgen, Angst und Schrecken belasten, oder sie auf den Flügeln der Freude und Lust über die Wirklichkeit erheben. Setzte dich auch der nächtliche Traum auf einen Fürstenthron, gab er dir der Erde reichste Schätze, übertraf er deine kühnsten Hoffnungen, machte er dich zum glücklichsten Sterblichen; oder peinigte er dich mit Kerker und Banden, machte er dich zum unglückseligen Sklaven brutaler Gewalt, raubte er dir das Liebste und Theuerste, versenkte er dich in die tiefste Trauer: — es ist Alles nichtig! mit dem Erwachen zerrinnt Freude und Angst in Nichts!

Des Lebens Bilder dauern zwar länger, als die Bilder des Traumes; aber die lebendigen Gefühle, die sie in dem Augenblicke aufregen, wo sie sich uns darstellen, sinken schon hier im Laufe der Zeit oft in Nichts zurück. Der härteste Verlust, der uns, wenn er uns trifft, ganz niederschmettert, und mit dem wir alles Lebensglück für immer verloren zu haben glauben, — nach Jahren denken wir mit Ruhe an ihn, endlich tritt er noch kaum in unsre Erinnerung; er wird auch wie ein Traum vergessen! Der bitterste Haß, der unser Herz durchwühlt, wenn wir boshaft gekränkt werden, — er scheint im ersten Augenblicke ein Gefühl für die Ewigkeit zu sein und selbst im Grabe nicht erlöschen zu können; aber wenn Monden, Jahre über unsern Häuptern hingerollt sind, so ist er vergessen, ja, wir erinnern uns vielleicht später seiner mit einem Lächeln über unsre Leidenschaftlichkeit. Wenn dieses schon während des Lebens geschieht, wie vielmehr wird dies nicht der Fall sein, wenn wir endlich aus dem schwachen Traumleben dieser Erde erwachen zum vollen Lichtleben der Unsterblichkeit! — Ob du dann im irdischen Leben eine Krone trugst oder die Sklavenkette, das Scepter führtest oder den Spaten, im Glanz des Reichthums lebtest oder von den Sorgen der Armuth gequält wurdest; ob dir deine Wünsche erfüllt oder versagt wurden; ob du in Freude jauchzetest oder in Thränen seufzetest: Alles wird, beim Erwachen zum ewigen Leben, ein Nichts sein, ein nichtiger Traum, dessen du nicht mehr gedenkst, der dein Herz nicht mehr bewegt.

Das Leben ist ein Traum! denn auch der Menschen und Völker Geschicke wechseln in bunter Verwirrung, wie die Bilder des Traumes.

Wundervoll und regellos wechseln die Bilder, die der Traum vor unsre Seele stellt, ohne daß wir zu sagen vermögen, warum es gerade diese Reihe von Bildern ist, die er uns zur Beschauung vorführt, und warum sie sich plötzlich in andre, oft entgegengesetzte, Darstellungen verwandeln. Denn selten verweilt der Traum lange bei Einer Vorstellung, sondern immer springt er zu einer andern über. Bald mischt er uns unter die Bilder des Glücks, durch die er uns ergötzt, Bilder des Schreckens; bald führt er uns plötzlich aus Verlegenheit, Furcht und Gram zu Freude und Glück. Bald läßt er uns großmüthig und edel handeln, bald so schlecht und pflichtvergessen, daß wir uns selbst schämen, wie wir so tief fallen konnten. Er mischt Bilder und trennt sie wieder, versetzt uns in Verhältnisse und hebt uns wieder aus ihnen heraus, und wandelt das Schauspiel, das er uns vorstellt, so wundersam und launenhaft, daß es uns unmöglich ist, einen Grund dieses Wechsels und einen Zusammenhang in demselben zu erkennen.

In dieser Abwechslung und Regellosigkeit ist er aber ein entsprechendes Bild des Lebens selbst. Da gehen freudige und traurige Tage in eben so bunter Mischung unter einander; da tritt das Unglück eben so unerwartet den Glücklichen an, und läßt ihm des Glückes Unbestand empfinden; da reicht aber auch das Glück dem Sorgenvollen und Bedrängten oft eben so unerwartet die rettende Hand und erfüllt seine Wünsche. Auch das Leben behält dieselbe Gestalt niemals lange, sondern Freude und Trauer, Lachen und Weinen

wechseln oft unerwartet, und Ruhe und Gefahr, Friede und Krieg, Leben und Tod tauchen abwechselnd auf aus dem Strome der Zeit, um den Lebenden ihre willkommene oder unwillkommene Gabe zu spenden. — Leider zeigt sich dieser Wechsel auch oft im sittlichen Leben des Menschen! Schlechte und gute Handlungen mischen sich in seinem Leben. Es ist eine Zeit wo ihn ein guter Geist treibt und seine Thaten Ruhm verdienen; aber es kommt auch eine andere Zeit, wo ein böser Geist ihn ergreift, wo er fällt, — oft tiefer fällt, als er selbst für unmöglich gehalten hätte.

So im Leben der Einzelnen; so auch in dem Gange der allgemeinen Schicksale. Nationen steigen und sinken, das Licht wechselt mit der Finsterniß, das Gute mit dem Bösen, die Herrschaft des Rechts mit der Gewalt des Unrechts, der Ueberfluß mit Mangel, der Wohlstand mit Armuth, der Glanz und die Macht mit dem Elende und der Ohnmacht, die Bildung mit der Barbarei, die Weisheit mit der Thorheit, — so unerwartet, so wundersam, daß wir betäubt und erstaunt stehen, vergebens den Grund solchen Wechsels zu erforschen suchen, und das Ganze uns ein Traumbild zu sein scheint. — Und wenn wir uns daran erinnern, meine Brüder, was wir erlebt haben, — wie die Länder und Herren gewechselt, wie sich Verbindungen geknüpft und gelöst haben, wie Macht und Sieg von einer Seite zur andern schwankte, wie Furcht und Hoffnung die Gemüther bewegte, wie immer unerwartet eine Scene des großen Trauerspiels die andere verdrängte, und uns durch neue Verwickelungen in Erstaunen setzte; wenn wir die Bilder dieser ganzen merkwürdigen Vergangenheit, von der ersten Erschütterung des Thrones der Lilien an den Ufern der Seine bis zu dem unerwarteten Aufflammen eines neuen Wunder-Meteors in Griechenlands Gefilden, in Ein Gemälde zusammenfassen: — so müssen wir, betäubt von so vielen Veränderungen, gestehen: es sei uns wie den Träumenden! — auch das Leben im Großen sei ein Traum!

Doch — wir wollen uns nicht irren! es ist ein Bild — eine Vergleichung, die wohl einige Wahrheit enthält, aber in anderer Rücksicht auch falsch ist und uns gefährlich werden könnte, wenn wir ihr im Handeln unbedingt folgen wollten. Der Traum hat weder Bedeutung, noch Wahrheit, noch wirkt er ein auf unsern Zustand; das Leben aber hat eine hohe Bedeutung, ist Wahrheit, und steht in enger Verbindung mit der Ewigkeit.

**Das Leben ist kein Traum! Denn obgleich die Einbildungskraft oft uns täuscht mit nichtigen Bildern des Wahnes, so ist doch das Leben Wahrheit, und hat eine sehr ernste Bedeutung.** — Des Traumes Gebilde sind alle Wahn und Trug, und zerrinnen von selbst in Nichts. Des Lebens Ereignisse aber und die Gefühle, die sie wecken, sind Wahrheit von hoher und ernster Bedeutung, und stehen vor uns mit allem Gewichte und aller Dauer der Wirklichkeit. Der Traum ist nur ein scherzendes Bild des Lebens; das Leben selbst die Wahrheit, von der das Bild genommen ist, das Wesen unsers Seins, das uns der Schöpfer gab für hohe Zwecke, und dessen Ende sich mit der Ewigkeit verbindet. Wohl könnte man es dem Unglücklichen gönnen, daß der Kummer, der Felsen gleich sein Herz belastet, der Schmerz, der ihm das Leben zur Hölle macht, nur Wahn und Täuschung wäre! wohl dem Sünder es wünschen, daß seine Thorheiten oder Verbrechen, daß das Elend, das er sich und Andern erbaut, nichts wäre, als ein nichtiger Traum! Doch Wahrheit ist's, was er empfindet, was er vollbringt und schafft, es sei nun Böses oder Gutes. Und auch die Täuschungen selbst, mit denen wir uns ergötzen oder plagen, sie sind doch, so lange der Wahn dauert, der Wahrheit gleich. So wie Schmerz und Freude im Traume, obgleich grundlose, doch wirkliche Empfindungen sind, und die Bilder der Freude, die uns der Schlaf vorgaukelt, uns entzücken, so lange sie vor der Seele stehen, die Bilder des Schreckens aber uns erschüttern, und die Bilder des Grams uns das geschlossene Auge mit Thränen erfüllen: so ist auch Freude und Schmerz im Leben, wenn gleich grundlos an sich, doch wahr in unsrer Empfindung, und erheitert oder trübt unsre Lebenstage. — Darum nimm das Leben nicht als einen Scherz, sondern als strengen Ernst! Erkenne, was es dir sein, was du ihm leisten sollst, und suche die dir vom Schöpfer vorgeschriebene Bestimmung mit treuem Fleiß zu erreichen. Wie auch der Traum dir dein Geschick bestimmte und dein Verhältniß zum Leben wandelte und verkehrte, wenn du erwachst, bist du dennoch der Vorige, und die Wirklichkeit tritt wieder ein in ihre Rechte. Doch wie das Leben dein Geschick bestimmt, oder wie du selbst dein Verhältniß mit Weisheit oder Thorheit gestaltest und veränderst: so bist du wirklich; und in der Beschaffenheit, in der du von dem Leben scheidest, trittst du ein in die vergeltende Ewigkeit. — Nimm aber auch des Nächsten Leben nicht als einen Scherz, am wenigsten sein Glück und seine Leiden. Mag auch beides ihm am Ende seiner Tage als ein nichtiger Traum erscheinen, so ist es doch, so lange es währet, Wirklichkeit, und begründet für dich Verdienst oder Schuld vor dem Richterstuhl

deines Schöpfers. Zerstöre nicht des Glücklichen schuldlosen und ungefährlichen Wahn, der ihn beglückt; obgleich ein Wahn, beseligt er ihn doch, und nur wenn ihn der Weg an Klippen, Ströme oder Abgründe führen könnte, mußt du ihn wecken, und ihm das Bittere der Enttäuschung nicht ersparen. Füllt ihn aber ein Truggebild mit Gram, so eile liebreich, ihn zu verständigen und aus der Täuschung schwerem Traum zu wecken. Erweiset man diese Barmherzigkeit doch dem Schlafenden, wenn schwere Träume ihn quälen; wie vielmehr dem, der wachend träumt von Kummer und von Unglück! —

Das Leben ist kein Traum! Denn ob sich gleich seine Bilder, wie die des Traumes, leicht aus dem Gedächtnisse verwischen, so tilgt doch keine Zeit die sittlichen Bilder unsers Lebens aus. — Mag auch von der Vergangenheit noch so viel aus unserm Gedächtnisse verschwinden; mögen auch die genossenen Freuden, die erduldeten Leiden ganz in das Dunkel der Vergessenheit zurücktreten: für Eines ist das Gedächtniß dennoch treu, und dieses ist das Böse oder Gute, das wir gethan, die Schuld oder das Verdienst, das wir erworben haben. O Mancher wünscht wohl, aus seinem Bewußtsein auszutilgen, was er im Leben gethan hat! — Doch vergebens! Selbst wenn die Erinnerung daran lange geschlummert hat, so kommt sie oft ganz unwillkommen, am liebsten am späten Abende des Lebens, und frischt die Bilder unsers sittlichen Lebens mit neuen und kräftigen Farben auf. Dieses thut das Gewissen. — Es ist der Schutzgeist des Menschen, der ihn unabläßig zum Rechten ermahnt, aber im Geräusche des vollen Lebens oft nicht gehört wird. Aber wenn wir anfangen, dem Leben abzusterben; wenn unsre Sehnsucht, unser Hoffen am Leben nicht mehr hängt, sondern sich wendet zu der verborgenen Zukunft der Ewigkeit: da tritt dieser göttliche Schutzgeist uns zur Seite, hält uns den Spiegel unsers Lebens vor, und stellt uns die erloschenen Bilder unsers sittlichen Lebens zur Freude oder zum Schrecken vor das Auge. Darauf darfst du also wohl rechnen, daß Freude und Schmerz in deinem Bewußtsein verlöschen wird; aber damit schmeichle dir nicht, daß auch dein sittliches Verhalten ein Traum sein werde, sondern bedenke, daß dein Gewissen über dein Leben Buch und Rechnung hält, und dir sie vorlegen wird zum Schrecken oder Troste, wo du es am wenigsten erwartest. Und was auch immer aus deinem Gedächtnisse verschwinden möchte, das wäre darum doch nicht so gut als nicht geschehen; denn Einer vergißt nie, — der, der aller Menschen Thaten richten wird nach gerechter Wage; der, vor dessen Richterstuhle alles Gute und Böse offenbar werden soll, was wir gethan haben bei Leibes Leben.

Das Leben ist kein Traum! Denn wenn auch sein Wohl und Wehe schnell vorüber geht, wie ein Traum, so bleiben doch die Wirkungen unsers Verhaltens, und tragen ihre Frucht hier und in der Ewigkeit.

Mögen auch alle Güter, Vorzüge und Auszeichnungen mit dem Leben, wie ein Traum, verschwinden; der Gebrauch, den du von diesen äußerlichen Vorzügen machtest, verschwindet nicht, dein weises oder thörichtes, dein gerechtes oder ungerechtes Verhalten dabei bleibt nicht ohne Frucht. Brauchtest du die Güter und Vorzüge deines Lebens nach dem Gebote der Pflicht und dem Gesetze der Liebe, so hast du eine Saat des Segens ausgestreut, die noch lange nach deinem Tode fortwächset und wohlthätige Früchte trägt; so trittst du ein in das ewige Leben, geschmückt mit dem Verdienste eines tugendhaft verlebten irdischen Daseins, und der gerechte Richter deines Lebens wird dich über Vieles setzen, weil du ihm über Weniges getreu gewesen bist. Mißbrauchtest du aber dein Glück und deine Vorzüge, hast du der Pflicht und der Liebe vergessen, Unrecht und Gewalt geübt, Elend und Kummer verbreitet: so hast du einen unheilbringenden Samen ausgestreut, der dir, auch wenn dein Leben verschwunden ist, nur die Frucht des Fluchs und der Selbstverachtung tragen wird; so trittst du ein in's ewige Leben, belastet mit der Schuld eines strafbaren Verhaltens, und der gerechte Richter deines Lebens wird deine Seele durch herbe Leiden heiligen müssen, bis sie lernt das Böse verabscheuen und dem großen Gesetze des Schöpfers mit Freude gehorchen. — Und trugst du die Last der Sorgen und Mühen, die dir dein Schöpfer auflegte, mit Ergebung und Standhaftigkeit; hieltest du, so niedrig, arm, bedrängt du auch warst, deine Hände rein von Unrecht: so hast du hier nichts zu bereuen, kein Vorwurf folgt dir in die Ewigkeit, wo die mit Freuden erndten sollen, die heute mit Thränen säeten. Stelltest du dich aber ungeberdig bei den Leiden, die dein Schöpfer dir auflegte, trugst du deine Niedrigkeit und deine Lasten mit Murren; gabst du dich dem Hasse, der Rache, der Leidenschaft hin, und suchtest du durch Unrecht und Frevel des Schicksals Ungunst zu entgehen, und das Glück, das dir der Himmel versagte, gewaltthätig dem Leben abzutrotzen: so trägst du deine Schuld; dein Unrecht bleibt, wenn auch die Leiden schwinden, und weil du säetest auf dein Fleisch, so wirst du auch von dem Fleische das Verderben erndten. Das lerne aber daraus, daß des Lebens Wohl und Wehe wie-

ein Traum verschwindet, daß du dich deines Glückes nicht stolz überhebst, in deiner Hoheit den Niedern nicht verachtest, in deinem Glanze auch den Armen in dürftiger Hülle für deinen Mitbruder erkennst, und bei dem Streben nach dem irdischen Gute und in seinem Besitze immer bedenkst, daß es schwindet, wie ein Traum. Das lerne, daß du die Leiden geduldig trägst, bei des Glückes Ungunst nicht verzweifelst, durch Unrecht und Gewalt dich nicht zu retten suchest, sondern ruhig harrest der Stunde der Erlösung, die dich von deinem Leiden entbinden wird, wie von einem Traume.

**Das Leben ist kein Traum! Denn wenn auch der Menschen und Völker Geschicke in bunter Verwirrung wechseln, wie die Bilder des Traumes: so ist doch in ihnen Zusammenhang und Ordnung unverkennbar.**

So regellos auch das Schicksal der Einzelnen oft zu wechseln scheint, und so oft es auch unsre Erwartung täuscht, so offenbar ist doch dem aufmerksamen Auge, wie sich in unsern Schicksalen Ursache und Wirkung die Hände reichen. So viel auch bei der Entwickelung unsers Geschicks von einer höhern, uns unerreichbaren und unbegreiflichen Macht abhängt, so klar tritt es doch vor jedes Auge, was Fleiß, Redlichkeit, Treue, Vorsicht, Liebe, und alle in unsrer Gewalt stehende sittliche Eigenschaften auf unser eigenes und der Unsrigen Schicksal einwirken, und wie wahr in einem gewissen Sinne das Sprichwort des gemeinen Lebens sei, daß Jeder sein Glück in eigenen Händen trage, sein Schicksal sich selbst erbaue. Ja, theure Brüder, die Weisheit und Güte Gottes erbauet das Gebäude unsers Glücks nicht allein, sondern wir sollen auch die eigene Kraft gebrauchen. Den Riß des Ganzen hat sie in unsre Seele, das Maaß und Richtscheit des Baues in unser Gewissen gelegt, die Materialien zum Gebäude um uns her zum Gebrauche ausgestellt; doch bauen, die eigene Hand anlegen muß der Mensch, damit er auch das Gute schaffen lerne, damit er seinem Schöpfer ähnlich, und für das Wirken in einer höhern Welt gebildet werde. Doch, — wenn du bauest nicht nach des Schöpfers dir gegebenem Plane, sondern nach dem Zerrbilde des Glücks, das deine Begierde dir vorspiegelt; wenn du das Richtscheit des Gewissens von dir wirfst, und, ohne Rücksicht auf des Wahren, Guten und Schönen heiliges Gesetz, nur Steine auf einander häufst: so wundere dich dann nicht, wenn Alles über einander stürzt, wenn dir nichts gelingt, und dein Leben die Regellosigkeit eines Traumes bekommt. Erkenne aber, daß nicht der Zufall oder die Laune, nicht ein blindes Geschick oder eine vernunftlose Nothwendigkeit, sondern daß du selbst der Quell der Verwirrungen deines Lebens bist, und glaube es der Stimme Gottes in dir, dem Gewissen, wenn es dir verkündiget, daß Gott des Lebens Thorheit straft in ihren Folgen. Klage daher über Leiden, die du selbst herbeirufst, nicht die göttliche Vorsehung an, und murre nicht gegen sie, wenn sie dir giebt, was du verdienst; sondern erkenne deine Thorheit und werde weise, deine Sünde, und werde deinem Gott gehorsam.

So wie im Einzelnen, so ist es auch bei den Geschicken der Völker. — So viel auch hier die höhere Macht Gottes nach einer für uns oft unverständlichen Weisheit waltet; so sichtbar ist es auch hier, daß Fleiß und Klugheit, Tugenden und Menschlichkeit, also das, was in der Hand der Völker ruht, einen entscheidenden Einfluß haben auf den Gang ihrer Geschicke, und daß, wie die Schrift sagt, Ungerechtigkeit alle Lande verwüste, Gerechtigkeit aber ein Volk erhöhe. — Und wie könnte es auch anders sein? — Muß nicht das, was von einzelnen Menschen gilt, auch von Nationen gelten? Besteht nicht das Denken und Streben eines ganzen Volks in der Summe des Denkens und Strebens aller Einzelnen? Wird also nicht auch hier dasselbe Gesetz der sittlichen Verknüpfung zwischen Weisheit, Tugend und Wohlfahrt, und dagegen zwischen Thorheit, Schlechtigkeit und Elend sichtbar sein? Muß auch nicht das Gebäude der öffentlichen Wohlfahrt zusammenstürzen, wenn die Bauenden nicht nach Weisheit, sondern nach Leidenschaft, nicht nach Gesetz und Ordnung, sondern nach Unrecht und Gewalt, bauen? War uns etwa in den unerwarteten Wechseln der allgemeinen Schicksale seit dreißig Jahren der Zusammenhang zwischen der Beschaffenheit der Menschen und den Zeitereignissen unergründlich, und nicht auch hier die Hand der Vergeltung, welche Jedem giebt, was er verdient, erkennbar? —

O möchte dieses die Welt erkennen und beherzigen! Dann würde sie genesen von der Blindheit, die sich den Abgrund selbst aushöhlet, damit er sie verschlinge, genesen von der Verwegenheit, mit welcher sie dem großen und göttlichen Gesetze der Wahrheit und Gerechtigkeit zu trotzen sucht, genesen von dem Uebermuthe, mit welchem sie den Lauf der Geschicke nach ihrer eigennützigen Klugheit zu leiten wähnt; dagegen aber stark werden an Weisheit, Demuth, Gerechtigkeit und Liebe, die es allein sind, was die Völker, wie den einzelnen Menschen, wahrhaft und auf die Dauer beglückt.

Darum haben wir kein heißeres Flehen, das wir heute zu deinem Throne gelangen lassen, Allmächtiger, als das Flehen um die Weisheit, die

das wahre Glück des Lebens ohne Trug erkennt; um die Demuth, die es empfindet, daß wir Staub und Asche sind, und gegen deine unveränderlich dauernden Gesetze nichts vermögen; um die Gerechtigkeit und Liebe, die, allem Eigennutze fremd, im Gehorsam gegen deine heiligen Gebote nur nach dem Wahren und Wohlthätigen trachtet. Erfülle mit diesen göttlichen Gaben alle Beherrscher der Völker, daß sie ihren hohen Beruf erkennen und erfüllen, und nach deinem Bilde Väter, Beglücker der Völker sind, welche du ihrer Herrschaft untergeben hast! Erfülle mit denselben Gaben die Völker, daß sie in Treue und Gehorsam deine göttliche Ordnung heilig halten, und unbethört von gefährlichem Wahne den Weg der Ruhe, des Friedens und der Wohlfahrt zu finden wissen. Gieb der Weisheit den Sieg über die Thorheit, der Vernunft über den Aberglauben, der Gerechtigkeit über das Unrecht, der Liebe über den Haß, und laß deinen heiligen Willen geschehen auf Erden, wie im Himmel! — Dem Leidenden gieb Geduld, dem Bedrängten Standhaftigkeit, dem Unglücklichen Ergebung, dem Glücklichen Demuth, dem Verirrten Erkenntniß, dem Zweifelnden Glauben, dem Sünder Reue, dem Sterbenden Hoffnung! Dem Verlassenen erwecke einen Freund, dem Bekümmerten einen Tröster, dem Bedrängten einen Helfer, der Unschuld einen Retter! — Und wenn du beschlossen hast, daß dieses Jahr das letzte unsers Lebens sein soll: o so laß uns die Stunde des Todes wohl bereitet finden zum Heimgang, so sei du dem Sterbenden gnädig, wie du durch Jesum verheißen hast, so laß uns nach des Lebens dunklem Traum am Lichte eines neuen Morgens erwachen zum seligen Bewußtsein des ewigen Lebens! —

---

## Predigt über Luk. 19, 41. 42. Daß viele christliche Staaten unserer Zeit an ihrem eigenen Verderben arbeiten.

Von J. F. Röhr.

Gott sei uns gnädig und segne uns! Er lasse uns sein Antlitz leuchten und gebe uns seinen Frieden! — Amen. —

---

„Und als er nahe hinzu kam, sahe er die Stadt an und weinte über sie, und sprach: Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet! Aber nun ist es vor deinen Augen verborgen!“

---

In diesen Worten hören wir unsern Herrn den tiefen Schmerz aussprechen, A. V., womit der unglückselige Zustand seines Volkes sein Herz erfüllte. Er thut dieß um so wehmuthvoller, je weniger es sich verkennen ließ, daß die Schuld davon nicht sowohl in den ungünstigen äußeren Verhältnissen desselben, als vielmehr in der unheilbaren Verblendung zu suchen war, mit welcher es an seinem eigenen Verderben arbeitete. Darum hegt er aber auch für die Verbesserung seiner Lage nicht die mindeste Hoffnung, sondern sieht, wie er im Folgenden bemerkt, den gänzlichen Untergang seines bürgerlichen Gemeinwesens in kurzer Frist unabwendbar hereinbrechen.

Daß wir uns dieser Worte gerade heute erinnern, wo wir die Männer in unserer Mitte begrüßen, welche das Vertrauen des Vaterlandes zur Berathung seiner Angelegenheiten an den Thron unseres verehrten Fürsten sendet, wird Keinen von uns Wunder nehmen. Denn ist auch unsere bürgerliche Lage nicht der des jüdischen Volkes gleich zu stellen, welche unseren Herrn so sehr bekümmerte: so finden wir doch in der rührenden Aeußerung dieser Bekümmerniß eine der Bestimmung dieses Tages ganz angemessene Veranlassung, uns klar bewußt zu werden, wie Viel es auf sich habe, das Beste eines Volkes einer sorgfältigen Berathung zu unterwerfen, das, was ihm zu seinem Heile Noth thut, unbefangen zu erkennen, Gefahr und Schaden mit weiser Vorsicht von ihm abzuwenden und dem Staatsverbande, worin es stehet, durch wahrhaft heilbringende Verbesserung desselben eine lange und glückliche Dauer zu sichern.

Oder macht etwa der äußere und innere Zustand unserer christlichen Staaten eine solche Berathung und Leitung ihrer Angelegenheiten überflüssig? Treten uns nicht vielmehr in Vielen derselben Erscheinungen vor Augen, welche gegen die Weisheit, womit man bei Erwägung dessen zu Werke geht, „was zu ihrem Frieden dienet,“ gerechte Zweifel erregen? Leiden sie nicht bald mehr bald weniger an Mängeln und Gebrechen, welche die Wohlfahrt und das Bestehen derselben in ihrem tiefsten Grunde untergraben und ihnen früher oder später durchaus verderblich werden müssen? Und unter diesen Umständen und Verhältnissen sollte es nicht angemessen sein, unsere heutige gottesdienstliche Andacht an einen Ausspruch unseres Herrn zu knüpfen, dessen ernstliche Beachtung seinem Volke unsägliches Elend erspart haben würde?

Vielleicht aber walten diese Umstände und Verhältnisse nicht wirklich vor? — Nun, lasset uns darüber das entscheidende Zeugniß der Erfahrung befragen und es wird uns die betrü-

bende Wahrnehmung klar genug vor Augen halten:

Daß viele christliche Staaten dieser Zeit an ihrem eigenen Verderben arbeiten.

Und eben diese Wahrnehmung soll uns jetzt zunächst im Allgemeinen, dann aber auch in ihrer Anwendung auf unser besonderes Bedürfniß beschäftigen. —

Daß viele christliche Staaten dieser Zeit an ihrem eigenen Verderben arbeiten, läßt sich schon darum nicht in Abrede stellen:

Weil sie die Bildung ihrer Bürger zu einem religiösen Sinne als etwas Gleichgültiges ansehen. — Schon seit den ältesten Zeiten galt die Religion für die unentbehrlichste Stütze jedes bürgerlichen Gemeinwesens, und selbst die Gründer und Lenker heidnischer Staaten machten von dem auch dem rohesten Menschen in's Herz geschriebenen Glauben an etwas Uebersinnliches, als den Mittelpunkt und Träger alles Sinnlichen, zum Besten derselben weisen Gebrauch. Und das mit Recht! Denn nur die Anerkennung einer göttlichen Ordnung der Dinge über uns bedingt die willige Fügsamkeit in die hienieden uns umgebende; nur das Bewußtsein eines heiligen Gesetzes in uns erzeugt den freudigen Gehorsam gegen die in Staatsvereinen geltenden, und nur die fromme Scheu vor der himmlischen Macht, welcher der Mensch für sein Denken, Thun und Lassen verantwortlich ist, flößt ihm die nöthige Ehrfurcht vor derjenigen ein, welche in den bürgerlichen Verhältnissen des Lebens über ihn gebietet. Wohl sucht und weiß die Letztere das erforderliche Verhalten der ihr Unterworfenen nöthigen Falls durch Zwangsmittel zu bestimmen: wo man aber nicht um Gottes und des Gewissens Willen ihren gesellschaftlichen Anordnungen Folge leistet, da hat es auch dieselbe nach allen Seiten hin mit Menschen zu thun, welche ihr in jedem Augenblick freventlich Hohn sprechen und in zuchtloser Widerspänstigkeit den Frieden und das Bestehen des Staatsverbandes, dem sie angehören, auf's Aeußerste gefährden. Darum rief auch der Apostel schon den Christen seiner Zeit zu: „Fürchtet Gott und ehret den König!" denn ihm war wohl bewußt, daß ein religiöser Sinn mit einem treuen und redlichen Bürgersinne in der innigsten Verwandtschaft stehe. — So kann denn aber auch nichts klarer sein, als daß die christlichen Staaten, welche die Bildung ihrer Bürger zu einem religiösen Sinne als etwas Gleichgültiges ansehen, an ihrem eigenen Verderben arbeiten und den letzten und tiefsten Grund, worauf sie ruhen, selbst untergraben. Und fehlt es etwa in unserer Zeit an solchen Staaten? Wir müßten nicht sehen, was vor Augen liegt, wenn wir verkennen wollten, wie Viele von ihnen an ihre religiösen Angelegenheiten immer zuletzt denken und ihnen die Förderung aller übrigen gesellschaftlichen Interessen bei Weitem vorziehen. Lassen sie auch die christlichen Andachtsstätten, welche eine bessere Vorzeit mit ungleich weniger irdischen Hülfsmitteln, als ihnen zu Gebote stehen, in's Dasein rief, nicht gerade zu Grunde gehen: so halten sie doch die Sorge möglichst von sich fern, zu einer gedeihlichen Wirksamkeit derselben für Gottesfurcht und Frömmigkeit das Ihrige beizutragen; die Störungen und Hindernisse ihres frommen Gebrauches gehörig zu beseitigen; die heiligen Tage, an denen sie sich zur Andacht öffnen, vor Entweihung durch gemeine Geschäfte und weltliche Vergnügungen sicher zu stellen; die Diener des Wortes, das in ihnen verkündigt wird, durch Emporhebung aus einer höchst gedrückten Lebenslage mit der rechten Freudigkeit zu ihrem heiligen Geschäfte zu erfüllen, und von den oft ganz maaßlosen Summen, welche andere vermeintliche Staatsbedürfnisse erheischen, der durch die christliche Kirche bezweckten Verallgemeinerung eines religiösen Sinnes auch nur das Dringendste zuzuwenden. Und sehen sie auch christliche Schulen für höchst wichtige Besitzthümer des gesellschaftlichen Vereines an: so haben sie doch dabei die Abrichtung der Jugend zu bürgerlicher Brauchbarkeit gemeiniglich weit mehr im Auge, als „die Erziehung derselben in der Furcht und Ermahnung zum Herrn;" stellen die Benutzung derselben einer Willkühr anheim, welche ihre Frucht an Kinderherzen vielfach vereitelt; setzen die Lehrer in denselben, auf deren Fleiße und Treue die Bildung eines Geschlechtes beruht, „welches Gott fürchtet und Recht thut," an Lohn und Achtung den geringsten Staatsgenossen gleich, und können der für ihre Wirksamkeit so unendlich wichtigen Ueberzeugung nie zugänglich werden, daß das Schulwesen eines Staates die Sache aller seiner Bürger ohne Ansehen der Person, nicht aber nur die Sache oft ganz dürftiger Eltern und Gemeinden sein müsse, weil jedes Glied des bürgerlichen Vereines unter christlich erzogenen Mitbürgern leben und sich glücklich fühlen will. — So ist es da, wo's noch am besten ist.

Weit schlimmer steht es aber hierin in Staaten, wo, wie einst im jüdischen, welchen unser Herr bedauert und beklagt, alle Religiosität der ihnen Angehörigen blos auf eine äußerliche, gewohnheitsmäßige Gottesdienstlichkeit beschränkt erscheint; wo statt eines erleuchteten und fruchtbaren Christenglaubens kecker Unglaube oder roher Aberglaube herrscht; wo man weder in Kir-

chen, noch in Schulen für eine wahrhaft christliche Bildung des großen Menschenhaufens Sorge trägt; wo Tausende und aber Tausende ohne allen Unterricht in göttlichen Dingen, ohne alle Kenntniß ihrer höheren Bestimmung, ja, oft selbst ohne die gewöhnlichsten Fertigkeiten zur Betreibung eines edleren Menschenberufes heranwachsen, und wo man, trotz der ewig drohenden oder auch wirklichen Ausbrüche ihrer unbezwingbaren Zucht- und Zügellosigkeit, doch jede durchgreifende Maßregel scheut, durch eine religiöse Volkserziehung dem gesellschaftlichen Vereine eine feste Grundlage und eine sichere Dauer zu geben. — Gewiß, wo das geschieht, da arbeiten christliche Staaten an ihrem eigenen Verderben. Denn ihr Bestehen und Gedeihen beruhet vorzugsweise auf der Bildung ihrer Bürger zu einem religiösen Sinne. — Solcher Schuld machen sie sich aber auch dadurch theilhaftig:

Daß sie der unbegrenzten Welt- und Sinnenlust dieser Zeit mehr förderlich als hinderlich werden. — Es würde grämliche Thorheit sein, an Menschen überhaupt das Verlangen einer gänzlichen Verachtung der irdischen Freuden und Genüsse zu stellen, welche ihnen die Güte des Schöpfers in so reichem Maaße darbietet, und namentlich den Menschen unserer Tage es zum Verbrechen zu machen, wenn sie an den mannigfaltigeren Arten derselben Theil zu nehmen wünschen, welche jetzt mehr als je die Frucht einer höchst lebendigen Betriebsamkeit auf dem Gebiete aller gedenklichen Künste und Wissenschaften sind Denn selbst das Evangelium erklärt: „daß alle Creatur Gottes gut und Nichts verwerflich sei, was mit Danksagung genossen wird,“ und jede besonnene Erwägung lehrt, daß es einem großen Theile der Menschen an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens fehlen würde, wenn nicht Andere durch aufwandvolles Trachten nach den Annehmlichkeiten des Lebens sie in den Besitz derselben setzten. Wenn aber dieses Trachten die sämmtlichen Glieder der Gesellschaft ergreift; wenn Niedere und Hohe, wenn Arme und Reiche mit gleicher Hast und Gier nach jeder Art der Welt- und Sinnenlust jagen: wenn alle Stände und Classen in der Befriedigung einer ungemessenen Vergnügungssucht, Prachtliebe, Verschwendung und Ueppigkeit mit einander wetteifern: dann muß sich die Vernunft mit eben der Kraft und Rücksichtslosigkeit dagegen erklären, wie das Christenthum, weil in demselben Maaße, wie diese sündlichen Neigungen und Leidenschaften in der Gesellschaft wachsen, die Tugenden der Enthaltsamkeit, der Mäßigkeit, der Sparsamkeit und Arbeitsamkeit und mit denselben die unerläßlichen Bedingungen und Förderungsmittel des bürgerlichen Glückes und Wohlergehens vermindert werden. — Wo, frage ich nun, wo sind die christlichen Staaten, welche hier „bedenken, was zu ihrem Frieden dienet“ und diesem weit verbreiteten gesellschaftlichen Grundübel unserer Zeit mit der erforderlichen Kraft und Besonnenheit entgegen arbeiten? Hat es im Gegentheil nicht fast das Ansehen gewonnen, als wenn sie Alle in der stillen Maaßnahme einig geworden wären, der unbegrenzten Welt und Sinnenlust, welche die Gegenwart betäubt, mehr förderlich als hinderlich zu werden? Habet doch Acht, wie sie allen Künsten und Erfindungen, welche der Weichlichkeit und Ueppigkeit der Menschen Vorschub leisten, ermunternd entgegen kommen und die Verpflanzung derselben in ihren Bereich nicht eifrig genug betreiben können; wie sie diejenigen Geschäftsarten und Gewerbe, welche das, was zur Bequemlichkeit und zum Ueberflusse dient, bereiten, vor denjenigen begünstigen und pflegen, welche nur das Nützliche und Unentbehrliche beschaffen; wie sie in den Anstalten, welche die möglichste Vervielfältigung aller Luxusbedürfnisse durch maschinenmäßig wirkende Menschenhände sich angelegen sein lassen, eine weit dauerhaftere Grundlage ihrer Kraft und ihrer Blüthe zu besitzen glauben, als in denjenigen Berufsweisen, welche die ewige und unerschöpfliche Quelle ihres wahren bürgerlichen Wohlstandes, die Fruchtbarkeit des Bodens, der uns trägt, durch Leib und Geist erfrischende Thätigkeit auszubeuten bemüht sind; wie sie es für einen unbedenklichen und nicht zu hemmenden Fortschritt der Zeit halten, wenn die Geringsten und Niedrigsten in ihrer körperlichen Außenseite und in ihrem täglichen Genusse sich den Höhergestellten und Begüterten völlig gleich zu setzen trachten; wie sie nichts Arges dabei haben, daß sich an allen Orten und Enden und in den verstecktesten Winkeln ihres Gebietes Stätten der Zerstreuung und Plätze des Vergnügens aufthun und alle sonst der einfachsten Lebenssitte zugethane Menschen aus den Geschäften ihres täglichen Berufes hinweg in ihren Taumelkreis ziehen; wie sie es ganz ruhig gestatten, daß die langwierigsten und kostspieligsten Ergötzlichkeiten öffentlich veranstaltet werden, wenn nur von der dabei verschleuderten Habe der herbeigelockten Theilnehmer der Schatz eines betheiligten Gemeindewesens einen augenblicklichen Gewinn zieht, und wie sie ohne alle Furcht vor dem endlichen Ausgange eines nur auf „Augenlust und Fleischeslust und hoffärtiges Wesen“ gestellten Treibens, das laut der Geschichte bereits die blühendsten Staaten der Vorzeit bis auf ihren Namen hinweg tilgte, das häusliche Leben verfallen, die häusliche Thätigkeit schwinden, den häuslichen Wohlstand sinken

sehen und keine Maßregel ergreifen, wodurch mit dem immer weiter um sich greifenden Verderben der Familien dem unausbleiblichen Verderben aller Staatsvereine selbst gesteuert werden möge. Denn es ist klarer, wie das Mittagslicht, daß da das Ganze zu Grunde gehen muß, wo die Einzeltheile verrotten, aus denen es besteht, oder daß das gemeinsame bürgerliche Leben seiner völligen Auflösung entgegen reift, wenn das Gift der Vergnügungsgier, der Ueppigkeitsliebe und Verschwendungslust, das in den Adern der Alten schleicht und der Jugend so früh als möglich eingeimpft wird, das Glück und den Wohlstand der Familien aufzehrt, welche den Verein desselben bilden: so bedarf es auch keines weiteren Nachweises, daß alle die christlichen Staaten an ihrem eigenen Verderben arbeiten, welche uneingedenk des ernsten Wortes: „Gerechtigkeit erhöhet das Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben," der unbegrenzten Welt- und Sinnenlust dieser Zeit mehr förderlich als hinderlich werden. — Doch, wäre hiermit nur das Schwerste ausgesprochen, was ihnen in diesem Bezuge zur Last fällt! Es ist jedoch erst darin befaßt: daß Viele dieser Staaten

Die Sittlichkeit ihrer Bewohner durch ihre gesetzgeberische Verfahrungsweise geradehin untergraben. — Wahr ist es wohl, daß jeder Staatsverband zunächst den Zweck und die Bestimmung hat, die Sicherheit des Lebens und des Eigenthums und den Genuß eines gemeinschaftlichen Rechtszustandes für Alle zu vermitteln, welche in ihm stehen, und daß derjenige, welcher das am weisesten und kräftigsten bewerkstelliget, seiner dießfallsigen Aufgabe in ehrenhafter Weise Genüge thut. Kann aber nie und nirgends von Rechten die Rede sein, wo es nicht Pflichten giebt; kann der Genuß der Erstern nicht ohne die Erfüllung der Letztern Statt finden; kann dem zu Folge eine bürgerliche Ordnung der Dinge sich nur auf die sittliche gründen, deren Glied der Mensch als Inhaber eines Gewissens ist, welches sein Thun und Lassen nach Gottes heiligem Gebote regelt; kann namentlich ein christlicher Staat auf diesen Namen nicht den mindesten Anspruch machen, wenn er bei seiner bürgerlichen Gesetzgebung nicht von dem Standpunkte der christlichen Sittenlehre ausgehet und ihre die Veredelung Aller bezweckenden Grundsätze zum Maaßstabe der Güte und Tauglichkeit seiner gesellschaftlichen Bestimmungen macht: so ist auch nicht in Abrede zu stellen, daß die Vernachlässigung oder Verletzung dieser Grundsätze nicht nur seinem Zweck zuwiderläuft, sondern auch seinen innern Halt und seine äußere Dauer im höchsten Grade gefährdet. Wie nun? Soll ich euch erst die einzelnen Erscheinungen vor die Augen führen, welche in vielen christlichen Staaten die Wirklichkeit dieser betrübenden Thatsache offen bestätigen? — Wohin ich blicke, sehe ich in ihnen die Sünden der Unzucht, besonders zu Gunsten der männlichen Ausschweiflinge, mit einer Milde und Schonung behandelt, als ob dem bürgerlichen Vereine Wenig oder Nichts darauf ankäme, züchtige Jünglinge und Jungfrauen zu besitzen, und als ob's ein Segen für ihn wäre, eine von echter Vater- und Muttersorgfalt verlassene Kinderwelt in sich aufwachsen zu sehen. Wohin ich blicke, finde ich in ihnen die Heiligkeit der Ehen so leicht und oberflächlich angesehen, als ob der Staatsverband, der eine seiner sichersten Stützen in denselben hat, erklärten Gewinn davon zöge, wenn Jahr aus Jahr ein fast eben so viele getrennt als geschlossen werden. Wohin ich blicke, gewahre ich in ihnen die Bereitung berauschender Gifte, welche dem Körper seine Spannkraft und dem Geiste seine Regsamkeit rauben, zum angeblich schwunghaften Betriebe des Landbaues und dessen, was damit zusammenhängt, so sehr begünstigt und erleichtert, als ob von dem täglichen Wachsen des Lasters der Trunksucht und des daraus entspringenden Familienelendes gar keine traurige Erfahrung vorläge. Wohin ich blicke, sehe ich in ihnen die Möglichkeit gestattet, bald überhaupt, bald bei besondern Anläßen Habe und Gut dem Zufalle oder dem Betruge von Glücksspielen zum Opfer zu bringen, ja selbst Einrichtungen gesetzlich bestehen, welche, auf leichtem Wege Reichthum und Wohlstand verheißend, das Spargut des Aermsten an sich ziehen und die Arbeitsscheu desselben nähren. Wohin ich blicke, treffe ich in ihnen auf öffentliche Anstalten, welche unter dem Vorgeben, durch anschauliche Vergegenwärtigung lehrreicher Lebensverhältnisse und Lebensbilder den Geschmack und die Sitten zu veredeln, dem Auge und dem Ohre nur Gegenstände vorhalten, wodurch Jener beleidigt und Diese verdorben werden. Wohin ich blicke, sehe ich in ihnen zwar die Bestrafung grober Verbrecher, die Beseitigung untreuer Beamten und die Versorgung verarmter und herabgekommener Bürger angeordnet, nicht aber die vorsichtsvolle, zeitige Verhütung der Missethaten und Vergehungen, wodurch dieselben ein sittliches Aergerniß geben und Anderer Glück beeinträchtigen. Wohin ich blicke, sehe ich in ihnen die Beobachtung ihrer Anordnungen und Gesetze einer Aufsichtsweise anheimgegeben, welche für Viele ermunternd ist, den niedrigen Leidenschaften des Neides, der Bosheit, der Rachsucht freien Lauf zu lassen und ihre Mitmenschen in Schaden und Nachtheil zu bringen. Wohin ich blicke — — doch nennet euch die noch

übrigen, der Würde dieser Stätte nicht eben angemessenen Dinge selbst, deren Vorhandensein in unsern Staaten nur dem daran Gewöhnten erlauben kann, sie als christlich zu bezeichnen, während der sittlich strenge Beurtheiler derselben das nicht vermag, weil er durch ihre gesetzgeberische Verfahrungsweise die Sittlichkeit ihrer Bewohner und mit derselben ihre Wohlfahrt und ihre Dauer untergraben sieht.

Kann es nun aber gnügen, über die Zweifellosigkeit dieser betrübenden Wahrnehmung mit uns im Reinen zu sein? — Nein, eben heute, wo es dem glücklichen Beginne ernster Berathungen über die Lage und den Zustand unseres eigenen Staates gilt, kommt es gewiß in hohem Grade darauf an, dieselbe auch auf unser besonderes Bedürfniß anzuwenden. Das aber können wir nur so: daß wir vor Allem

Einen prüfenden Blick auf unser vaterländisches Gemeinwesen werfen, um zu sehen, ob und in wie fern jene Wahrnehmung auch in ihm zu machen sei. Gehen wir dabei nur obenhin zu Werke, so könnten wir uns zwar leicht mit der Meinung schmeicheln, als wäre dasselbe nicht denen zuzuzählen, welche in den angegebenen Beziehungen als ihre eigenen Feinde anzusehen sind, sondern zeichne sich vielmehr vor Vielen derselben auf's Rühmlichste aus. Fassen wir es aber mit jener Unpartheilichkeit in's Auge, welche sich von keinem eitlen Scheine und Schimmer bestechen läßt: so werden wir wohl gewahr, daß es mit Jenen mehr oder weniger in gleicher Verdammniß sei. Mit freudigem Danke gegen Gott, „von welchem alles Gute kommt," und gegen Die, in deren Händen die Leitung und Berathung unseres Landes liegt, erkennen wir zwar an, daß es um die Bildung seiner Bürger zu einem religiösen Sinne unendlich besser stehe, als da, wo Irreligiosität und tiefe Volksentsittlichung in staatsgefährlichen Bewegungen und staatsverbrecherischen Grundsätzen sich unaufhörlich sichtbar macht, ja, selbst als da, wo man auf Kosten des häuslichen, geselligen und bürgerlichen Friedens Religiosität zu nähren und zu heben sucht und durch die Begünstigung eines blinden Glaubens ein christliches Secten- und Rottenwesen in das Dasein ruft, welches Tausende von Bethörten aus der verschmähten Heimath in das glänzende Elend der neuen Welt hinüber treibt. Gleichwohl können und dürfen wir uns nicht bergen, daß unsere Kirchen und Schulen nicht eben in Folge ihrer eigenen Schuld noch lange nicht die Früchte schaffen, welche sie für die Gottesfurcht und Frömmigkeit unserer Staatsgenossen schaffen sollten; daß es diesen Ersten und Wichtigsten aller Staatsanstalten an den äußern Mitteln zur Erhöhung ihrer Wirksamkeit an Alt und Jung noch in bedeutendem Maße gebricht; daß zu Gunsten des irdischen Interesses christlicher Gemeinden Ansichten und Grundsätze herrschend zu werden drohen, welche dem höheren, geistigen Interesse derselben bedenklichen Eintrag thun; daß viele Lehrer in Kirchen und Schulen bei der nicht selten entehrenden Aermlichkeit ihrer Lage „ihr Amt nicht mit Freuden, wohl aber mit Seufzen thun" müssen; daß Einzelnen unserer geistlichen Bildungsstätten noch stets die äußere Beschaffenheit gebricht, durch welche ihre volle innere Tüchtigkeit bedingt erscheint, und daß selbst bei dem besten, in rühmlichster Weise bewährten Willen unseres frommen Landesfürsten und seiner treuen Räthe die Hindernisse und Störungen fortwährend bestehen, womit bereits seit längerer Zeit die öffentliche Erbauung an heiligen Tagen und die würdevolle Stille der heiligen Vorabende derselben hier mehr, dort weniger zu kämpfen hatte. Was aber den auf bloße Welt- und Sinnenlust gestellten bösen Geist der Zeit betrifft, welcher alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens zu unterwühlen droht, so dürfen wir uns zwar mit frohem Herzen gestehen, daß es noch Tausende und aber Tausende unter unsern Staatsgenossen giebt, „welche ihre Kniee vor diesem Baal nicht beugen," sondern nach der überkommenen Weise einer besseren Vergangenheit die Freuden und Genüsse des Lebens mit den ernsten Geschäften desselben in weisen Einklang zu bringen wissen. Nichtsdestoweniger aber mögen wir uns nicht verhehlen, daß das Sein und Walten jenes Geistes sich in einer überwiegenden Menge fast ganz verweltlichter Menschen um uns her in einer erschreckenden Weise kund giebt, und daß, wenn wir gewahren, wie keck und leichtsinnig sie die Einfachheit der alten Vätersitte von sich werfen und, ihrer irdischen Lage und höheren Bestimmung uneingedenk, den Preis des Lebens nur in üppigen Zerstreuungen und kostspieligen Ergötzlichkeiten suchen, wir auch unsern Staat hierin von eben der Schuld belastet finden, welche andere drückt. Und mögen wir denselben von jenem gesetzgeberischen Verfahren frei sprechen, wodurch die Sittlichkeit so vieler christlicher Staatsgenossen unserer Tage gefährdet wird? Müßte dasselbe, bei aller seiner Besonnenheit und Weisheit im Allgemeinen, nicht im Einzelnen noch ein ganz anderes sein, als es ist, wenn wir uns im rechten Grade und Umfange dessen rühmen wollten, wessen wir uns nicht rühmen können, züchtiger Jünglinge und Jungfrauen, musterhafter Ehen, nüchterner und mäßiger Hausväter, lasterscheuer Staatsbürger, redlicher Diener des Gemeinwesens und einer alle Classen und Stände durchdringenden Unbescholtenheit des Lebens, welche

einem Jeden von uns das Dasein unter ihnen zur Freude machte? — Ja, theures Vaterland, wir erkennen, schätzen und preisen alle die großen und mannichfaltigen Vorzüge, welche dir eigen sind und deinem Namen überall, wo man ihn nennt, einen guten Klang geben. Laß dich jedoch hierdurch nicht zu dem eitlen Dafürhalten verleiten, als seist du frei von jedem Gebrechen, das deiner Wohlfahrt Eintrag thut und an deiner Kraft und Blüthe zehrt. Werde vielmehr durch eine unbestochene Prüfung deines Seins und Wesens der Ueberzeugung zugänglich, daß auch dir Jeder deiner wohlmeinenden Freunde zurufen müsse: „Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet!“ — Doch da es glücklicher Weise noch nicht von ihm heißt: „nun aber ist es vor deinen Augen verborgen:“ so müssen wir auch

Mit allen Kräften dahin wirken, daß Alles, was noch mangelhaft und unvollkommen in ihm ist, eine bessere Gestalt gewinne. — Für diesen Zweck nimmt aber dasselbe Jeden unter uns in Anspruch, welcher sich zu dessen Kindern zählt und weiß, was er an Liebe und Dank ihm schuldig ist; denn die gemeinsame Wohlfahrt desselben will auch durch gemeinsamen Eifer dafür bewerkstelligt sein. Auf welcher Stelle wir demnach auch in ihm stehen: wir Alle müssen es für unsere heilige Pflicht erkennen, nach unserm Vermögen und nach unsern Verhältnissen besonders zu einer immer größeren Verallgemeinerung von Religiosität und Sittlichkeit, worauf das wahre Leben jedes Staates beruht, das Unsrige beizutragen; als Glieder der christlichen Kirche auf die Belebung und Bethätigung unseres gottesfürchtigen Sinnes eifrig Bedacht zu nehmen; als Väter und Mütter dem Segen, welche die Schule an unseren Kindern schaffen soll, durch eine gute häusliche Erziehung derselben die rechte Wirksamkeit zu geben; als Genossen des Gemeinwesens uns „vor der Welt unbefleckt zu erhalten,“ unter „einem verkehrten und unsittlichen Geschlechte“ das Musterbild enthaltsamer und jeder niedrigen Sinnenlust abholder Menschen an uns darzustellen, und den nachtheiligen Einwirkungen aller sittengefährlichen Staatseinrichtungen unzugänglich zu werden. — Das liegt uns um so dringender ob, je höher und ausgezeichneter die Stellung ist, welche wir in dem gesellschaftlichen Leben einnehmen. Denn während der religiöse und kirchliche Sinn, die weise Mäßigung in sinnlichen Genüssen und die sittliche Unbescholtenheit, worin „wir unser Licht leuchten lassen vor den Leuten,“ die Menge Derer, welche auf uns schauen, in allem Guten auferbaut und kräftiget: wirkt das böse Beispiel eines entgegengesetzten Wesens und Verhaltens auf Tausende um uns her vergiftend ein und giebt der, die höheren Stände dieser Zeit so schwer belastenden Beschuldigung nur allzu viel Gewähr, daß eben sie es sind, von denen aus die alle Fugen christlicher Staatsvereine im Stillen auflösende Irreligiosität und Unsittlichkeit mit der Gewalt eines reißenden Stromes sich über die niedrigen Classen der Gesellschaft verbreitet. — Doch Sie vornehmlich, Sie, verehrte Stände unseres Vaterlandes, sind es, deren Weisheit, Treue und Sorgfalt dasselbe die kräftige Verbesserung seines Zustandes anempfiehlt. In Folge Ihrer Berufung zu gemeinschaftlicher Berathung seiner Angelegenheiten erwartet nicht nur unser edler und verehrter Fürst, daß Sie seinen darauf bezüglichen landesväterlichen Vorschlägen ein offenes Ohr und einen geneigten Willen entgegen bringen, sondern auch das Volk, dem Sie angehören und dessen Vertrauen Sie zu dieser ehrenhaften Stellung auserschen hat, will dieses Vertrauen Ihrer Seits durch eine Wirksamkeit bewähret sehen, welche nicht nur der irdischen Lage, dem gewerblichen Wohlstande und dem geordneten Haushalte seines bürgerlichen Vereins gilt, sondern auch das höhere, das geistige und sittliche Wohl desselben, als die letzte Quelle seines wahren Heiles, zu ihrem vorzüglichsten Gegenstande macht. Rüsten Sie sich demnach mit dem klaren Sinne, mit der unbefangenen Einsicht, mit der Freiheit von Standesvorurtheilen und Standesrücksichten, und mit der unerschrockenen Wahrheitsliebe aus, welche in jedes noch so tief liegende Gebrechen unseres Gemeinwesens eindringt und die gründliche Beseitigung desselben erstrebt, und stellen Sie durch eine unserem Lande in jeder Hinsicht Segen bringende Ausfüllung Ihres Platzes in demselben die immer lauter werdenden Klagen der Zeit über das nur kostspielige, nicht aber ersprießliche Verfassungswesen der Staaten und über die vorherrschende Geltung, welche in ihm das materielle Interesse vor dem geistigen finde, als unbegründet dar. Möge das Wort der Wahrheit, welches ich als Diener derselben mit der dieser Stätte gebührenden Offenheit wie zu Allen, welche hier versammelt sind, so namentlich zu Ihnen sprach, Ihnen in jedem Bezuge zeigen, was Sie sollen; Der aber, ohne dessen Geist und Kraft wir Nichts vermögen, möge Ihnen Gnade geben, es auch redlich zu wollen und sich in allseitiger Erfüllung Ihrer Pflicht so treu zu erweisen, daß wir und Sie die Stunde segnen können, wo Sie vor Gottes heiligem Angesichte sich dazu anschickten und stärkten! — Du aber, Vater im Himmel, gieb dazu Segen und Ge-

deihen, und laß uns Alle redlich thun, was unseres Berufes ist, damit Dein Wort in reiche Erfüllung an uns gehe: „Ich will ihr Gott sein und sie sollen mein Volk sein!" Amen.

---

## Predigt über Psalm 128. Von dem Werthe des häuslichen Glückes.

Von H. G. Tzschirner.

Mit Leidenschaft zu begehren, was man nicht hat, unmäßig zu trauern über verscherztes und verlorenes Glück, die Güter aber, die man empfing und ungestört besitzet, mit Gleichgültigkeit zu betrachten, das sind gewöhnliche Fehler des menschlichen Herzens. Sei es, weil die Wirklichkeit immer unter der Erwartung bleibt, sei es, weil in der Gewohnheit des Besitzes das Bewußtsein des Glückes allmählig vergeht, sei es, weil ein leidenschaftliches, nur mit dem Künftigen beschäftigtes Gemüth die Aufmerksamkeit auf das Gegenwärtige verliert, gewiß ist es, daß Viele selten nur ihres Glückes sich freuen und die Güter, die Gott ihnen gab, so lange wenigstens als keine Gefahr des Verlustes droht, selten nur nach der Größe ihres Werthes würdigen. Oefter noch, als andere Güter, wird das häusliche Glück vernachlässiget und gering geachtet, vielleicht weil die unerfüllten schwärmerischen Hoffnungen, mit denen es Viele suchen, in einem Unmuthe und Verdrusse zu endigen pflegen, welcher die Wahrnehmung des wirklich gefundenen Guten hindert; vielleicht weil Vielen der ruhige und stille Sinn mangelt, welchem allein ein Glück, das in der gleichförmigen Wiederkehr stiller Freuden, nicht in dem Wechsel lebhafter Genüsse, besteht, auf die Dauer genügen kann. Manche sogar verkennen gänzlich ihr häusliches Glück, bemerken nur Unvollkommenheiten an dem Gatten, verschmähen die Freuden, die sie in dem Schooße ihrer Familie finden könnten, und verlieren nach und nach wirklich ein Gut, das sie nicht zu achten und zu bewahren wußten.

Und doch, meine Freunde, doch ist häusliches Glück, doch sind häusliche Verhältnisse, welche beglücken können, nicht so selten, als wir glauben möchten, wenn wir entweder die finstern Tadler der Weltsitte hören, oder Familien kennen lernen, welche die Wohnung des Ueberdrusses, der bösen Laune, des Streites und boshafter Quälsucht sind. Sehen wir ab von einzelnen unglücklichen Familien, und betrachten wir die Menschen in den ehelichen, elterlichen und kindlichen Verhältnissen ohne finstre Tadelsucht und ohne schwärmerische Erwartungen: so finden wir zwar die lieblichen Träume des Jünglings und der Jungfrau, und die entzückenden Schilderungen der Dichter von der Seligkeit der Ehe und Liebe in der Wirklichkeit nicht wieder; wir finden aber unter allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, in der Hütte wie in dem Palast, häusliches Glück in mannigfaltigen Graden und in vielfacher Gestalt. Vielen ist Alles geworden, was nur das Herz sich wünschen kann, treue Liebe, zarte Achtung, erheiternder Umgang und Freude an den Kindern, die Gott ihnen gab. Und auch die, welche nicht Alles fanden, was sie hofften, entbehren doch nicht jedes Glückes und haben Grund, ihrer Verhältnisse sich zu freuen. Du vermissest vielleicht an deiner Gattin sanfte Freundlichkeit, stille Hingebung und viel der Annehmlichkeiten, welche das Leben verschönern; doch hängt sie mit Liebe an dir und an deinen Kindern, theilet deine Sorgen, leitet das Hauswesen mit Einsicht und Thätigkeit und erfüllet treu die Pflichten der Mutter; du hast nicht Alles, was du wünschest, gefunden, doch auch dir ist häusliches Glück zu Theil geworden. Dein Gatte ist nicht so aufmerksam, so theilnehmend und gefällig, als du wünschest, und mehr als einmal haben dir die Ausbrüche seiner heftigen Affekte Thränen gekostet; er liebt dich aber, er sorgt und arbeitet für dich und du theilest die Auszeichnung, welche ihm Fleiß und Talent erwarb, und stehest geachtet an des Geachteten Seite. Du bist nicht die Glücklichste dieses Geschlechtes, doch auch du darfst nicht klagen, auch dir ist häusliches Glück gewährt. Ja noch mehr, es mangelt vielleicht deinem leidenschaftlichen und ehrgeizigen Gatten der Sinn für die stillen Freuden des häuslichen Lebens, er eilet von den Geschäften zu der Gesellschaft und aus der Gesellschaft zu den Geschäften zurück, er vergißt dich und vernachlässiget dich und suchet nicht in deinem Umgange Erholung; es giebt Stunden, wo du dich einsam und verlassen und durch seine Gleichgültigkeit bitter gekränkt fühlest; und doch, doch bist du nicht unglücklich, es umringt dich ein lieblicher Kreis blühender Kinder, hier wohnest du und waltest und sorgest, hier liebst du und wirst du geliebt und reichlich ist der Mutter ersetzet, was die Gattin entbehret. Ganz ist das häusliche Glück nur Wenigen versagt, bald in höherm, bald in geringerm Grade wird es den Meisten, die es zu suchen wissen, zu Theil. Und was das Erfreulichste ist, das häusliche Glück ist ein allgemeines Gut es ist nicht an einen Stand, nicht an Reichthum und Hoheit, nicht einmal an den Besitz vielseitiger Geistesbildung und feiner Sitten gebunden. Finden wir es auch am öftersten im glücklichen Mittelstande, da, wo den Menschen ein wohlthätiger Zwang hindert, je-

der Neigung und Laune sich hinzugeben, wo öfter, als in den höhern Ständen, die Gelegenheit zu wechselseitigen Aufopferungen und Diensten eintritt, wo nicht so oft, als bei den niedern Volksklassen, Mangel und Sorge das Gemüth verstimmt und mit Verdruß und Unmuth erfüllt, und noch am öftersten Bildung ohne verzärtelnde Verfeinerung, und Kraft und Stärke ohne Rohheit vorhanden ist; finden wir auch, sage ich, das häusliche Glück am öftersten im Mittelstande, doch giebt es aller Orten auch Paläste und Hütten, wo glückliche Familien wohnen. Viele Fürsten zwar und viele Mächtige blieben der Gemahlin, welche blos die Klugheit, nicht die Neigung, gewählt hatte, ewig fremd, bewiesen der, die ihnen blos die Mutter des Erben ihrer Macht war, nur kalte Achtung und fühlten gegen Kinder, welche kein geliebtes Weib ihnen geboren und keine Sorge und kein täglicher Umgang ihnen theuer und werth gemacht hatte, nie die ganze Innigkeit der väterlichen Liebe. Doch auch in den Palästen wohnet häusliches Glück, auch Fürsten giebt es und Mächtige, welche ihren Gemahl lieben mit treuer und zarter Liebe, in dem Kreise ihrer Familie Erholung suchen und Freude, und glückliche Gatten und Väter sind. Oft zwar finden wir in den niedern Ständen die traurigsten Beispiele unglücklicher Ehen; oft geschieht es, daß hier, wo Mangel, Sorge und Noth mit Unmuth und Verdruß die Gemüther erfüllen, die Leidenschaften ungezügelter hervorbrechen und die Affekte rauher und ungestümer sich äußern, oft geschieht es hier, daß die Gatten einander auf das Unwürdigste begegnen, die Eltern mit widernatürlicher Härte ihre Kinder behandeln und die Kinder, wenn die Furcht sie nicht mehr schreckt, sich gegen Eltern, welche sie nie achteten und liebten, Alles erlauben. Doch auch in den Hütten wohnt häusliches Glück; auch in der niedrigsten und ärmsten Volksklasse findet ihr Gatten, welche mit wahrer und treuer Liebe an dem Gatten hängen, die Sorgen und Beschwerden des Lebens redlich mit ihm theilen, ihn pflegen in den Tagen der Krankheit und mit Schmerzen von ihm scheiden; auch in der niedrigsten und ärmsten Volksklasse findet ihr Kinder, welche Vater und Mutter ehren, von den kümmerlichen Ersparnissen ihres mühsamen Fleißes ihre Eltern unterstützen und in den Tagen der Krankheit mit treuer Liebe sie pflegen.

Unter den Menschen aller Stände und Verhältnisse wird häusliches Glück, in der einen Familie in einem höhern, in der andern in einem geringern Grade, gefunden, und Wenige nur sind ohne ihre Schuld so unglücklich, daß sie aller häuslichen Freuden entbehren. Viele von euch, meine Freunde, das darf ich mit Zuversicht glauben, haben häusliches Glück gefunden, lieben und werden geliebt, freuen sich ihrer Kinder, verweilen gern im Schooße ihrer Familie und ziehen die stillen Freuden ihres Hauses den rauschenden Vergnügungen der Gesellschaft vor. Viele aber, die in ihren häuslichen Verhältnissen kein Glück finden, finden es blos darum nicht, weil sie es nicht suchen, sei es, weil sie die Personen, die ihren häuslichen Kreis ausmachen, verkennen und darum gering achten und meiden, sei es, weil ein unruhiges, von Leidenschaften beherrschtes Gemüth sie zu stillen und gleichmäßigen Freuden unfähig macht, sei es, weil der Hang zur Ungebundenheit zu unwürdigen Ausschweifungen sie treibt. Für Beide, für den, der es besitzet, wie für den, der es entbehret, ist es wichtig, den ganzen Werth des häuslichen Glücks zu erkennen, für den Ersten, damit er es schätze und bewahre, für den Letzten, damit er es suche und finde. Darum will ich heute von dem Werthe des häuslichen Glücks zu euch reden.

---

Text, Psalm 128.

Wohl dem, der den Herrn fürchtet, und auf seinen Wegen gehet. Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit; wohl dir, du hast es gut. Dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum, deine Kinder wie die Oelzweige um deinen Tisch her. Siehe, also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet. Der Herr wird dich segnen aus Zion, daß du sehest das Glück Jerusalems dein Lebelang, und sehest deiner Kinder Kinder. Friede über Israel.

---

Häusliches Glück, meine Freunde, ist das Gut, das der heilige Dichter dem, der den Herrn fürchtet, verheißt. Vor Allem erwähnt er das häusliche Glück und erklärt es damit für das höchste der irdischen Güter. Nicht von Reichthum und Genuß, nicht von Ansehen und Macht, nicht von Ruhm und Ehre redet der heilige Sänger. Das häusliche Glück lehret er als den besten Segen Gottes, als die köstlichste seiner Gaben betrachten. Dein Weib, so redet er den an, der den Herrn fürchtet, dein Weib wird sein wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum, deine Kinder wie die Oelzweige um deinen Tisch her, du wirst sehen deiner Kinder Kinder; also, mit diesen herrlichen Freuden, mit diesen köstlichen Gütern, wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet.

Ich folge der Weisung, welche der heilige Dichter mir giebt, und rede heute von dem Werthe des häuslichen Glückes. Zuerst will ich den Werth dieses Gutes ins Licht setzen, darnach, wenn euch das Gefühl seines Werthes ergriffen hat, Worte der Ermahnung an euch richten. Mit Wärme zwar und mit Theilnahme hoffe ich zu reden; aber keine blendenden Künste der Beredsamkeit will ich anwenden, die Wirklichkeit zu verschönern, und euch zu überreden, daß reines und ungestörtes Glück, daß eine überschwengliche Seligkeit in den häuslichen Verhältnissen gefunden werde. Die Erfahrung würde mich Lügen strafen und euer Gefühl meinem trügenden Worte widersprechen. Nur von dem Wirklichen brauche ich zu reden, von dem häuslichen Glücke, welches Tausenden zu Theil ward, nur an das darf ich euch erinnern, was ihr entweder selbst besitzet, oder eure Eltern besaßen, oder euren Freunden zu Theil ward, um euch zu überzeugen, das häusliche Glück sei der Grund der dauerndsten, der edelsten und der reinsten Freuden, sei die Quelle der Stärkung und Erquickung bei den Sorgen und Beschwerden des Lebens, sei endlich ein wirksames Beförderungsmittel sittlicher Veredelung. Lasset uns das näher erwägen und wir werden den Werth des häuslichen Glückes erkennen und schätzen.

Die meisten Genüsse befriedigen uns nicht auf die Dauer, mit den Jahren wechselt die Neigung, und oft geschieht es, daß wir Vergnügungen, die wir früher leidenschaftlich geliebt hatten, später mit Ekel und Ueberdruß fliehen. Die meisten Genüsse reizen nur die Sinne, regen nicht die edlern Triebe und Gefühle an und beschäftigen den Geist und das Herz nicht, und in diesen sinnlichen Genüssen vergessen wir uns am leichtesten, schweifen wir am öftersten aus, so daß sie uns nicht stärken und erheitern, sondern unsre Kraft abspannen, unsre Seele umwölken und schmerzliche Erinnerungen in dem Herzen zurücklassen. Solche vergängliche und unlautere Genüsse sind die Freuden nicht, welche aus glücklichen, häuslichen Verhältnissen entspringen. Die Freuden dieser Art sind die dauerndsten. Des Umganges mit einem geliebten Weibe wird man nicht müde, und nie hören Eltern auf, sich ihrer Kinder zu freuen. Täglich kann man mit Wohlgefallen in der Mitte der Seinigen verweilen und mit immer neuem Verlangen zu diesem Kreise zurückkehren; denn täglich erneuert sich das häusliche Glück, und so mannichfaltig die Angelegenheiten, Geschäfte und Veränderungen des Lebens sind, eben so mannichfaltig sind die häuslichen Freuden. Nicht der Wechsel des äußern Verhältnisses, nicht der Fortgang der Jahre vernichtet diese Freuden; wenn längst die Empfänglichkeit für andere Genüsse vergangen ist, bleibt doch der Sinn für häusliches Glück. Auch dem Greise, dessen Auge dunkel wird und dessen Kraft verfällt, ist wohl in dem Umgange mit der gewohnten, langgeprüften Gefährtin, und hat er das Weib seiner Jugend begraben, so freuet er sich noch seiner Kinder und Enkel. Und nicht blos die dauerndsten, auch die edelsten Freuden sind die, welche aus den häuslichen Verhältnissen kommen; denn sie regen die ächt menschlichen Gefühle und Triebe an und beschäftigen mehr den Geist und das Herz, als die Sinne. Wenn die Mutter sich freuet im Kreise ihrer Kinder, wenn sie den Kleinen, den sie im Arme trägt, liebkoset, mit Wohlgefallen dem muntern Spiele der Knaben zusieht und mit freundlicher Herablassung die Kleine zu ihren Füßen lehret, so ist es der Trieb der Mutterliebe und das heitere Gefühl eines zärtlichen Wohlwollens, was ihr Herz bewegt. Wenn der Vater sich freuet im Kreise seiner Kinder, wenn er die Lernbegierde des einen, die Offenheit des andern, den sanften und bescheidenen Sinn des dritten mit Wohlgefallen bemerkt, wenn er Plane zu ihrem Glücke bauet, oder in freundlichem Gespräche über die Wunder der Natur und über die menschlichen Dinge mit ihnen redet; so ist es der Trieb der Vaterliebe und das Gefühl des Wohlwollens, was sein Herz bewegt. Wenn Gatten, was sie denken und fühlen, frei und zwanglos einander mittheilen, über ihre Angelegenheiten gemeinschaftlich berathschlagen, der Vergangenheit sich erinnern, Plane für die Zukunft entwerfen und der hervorbrechenden Talente ihrer Kinder sich freuen; so ist es Freundschaft und Liebe, was in ihren Herzen waltet. Die häuslichen Freuden sind die edelsten; und darum auch die schuldlosesten und reinsten. Sie trüben nicht die Klarheit der Seele, sie verdunkeln nicht das sittliche Gefühl, sie entzünden nicht ungestüme Begierden und lassen keinen Stachel der Reue in dem bethörten Herzen zurück. Unter dem Genusse dieser Freuden bleibt das Gemüth besonnen und nüchtern, ruhig und heiter und freudig, ohne Vorwurf und Reue kann man der Stunden, die man glücklich im Schooße der Seinigen verlebte, gedenken.

Eben dadurch, daß das häusliche Glück dauernde, edle und reine Freuden gewährt, wird es eine Quelle der Stärkung und der Erquickung bei den Sorgen und Beschwerden des Lebens. Wir Alle, meine Freunde, empfinden, der Eine mehr, der Andere weniger, den Zwang der Verhältnisse, wir Alle fühlen uns durch die Geschäfte unsers Berufes jetzt beunruhiget und zerstreut, jetzt abgespannt

und ermattet, und Keiner entrinnet dem Leiden und dem Schmerze. Es ist der Kreis unsrer Familie, wo wir uns sammeln und erholen, erheitern und stärken sollen. In dem Verkehre mit der Welt, wo wir unablässig über uns wachen, daß nicht ein unbedachtes Wort unser Geheimniß verrathe und ein übereilter Schritt gegen unser Verhältniß verstoße, wo wir mit ängstlicher Sorgfalt das Wort wägen, und den Eindruck unsers Benehmens berechnen, fühlen wir uns gedrückt, beengt und gehindert; in unserm Hause aber äußern wir offen und unumwunden, was wir denken und fühlen, bewegen wir uns frei und zwanglos, hören wir auf, gleichsam uns selbst zu bewachen, überlassen wir uns sorglos dem Zuge des vertraulichen Gespräches; und diese Freiheit nach dem Zwange thut uns wohl und wird uns Erheiterung und Stärkung. In dem Verkehre mit der Welt, in dem Kampfe um die Güter des Lebens, in dem Widerstreite unserer und fremder Ansprüche erwachet oft Eifersucht und Neid, Unmuth und Verdruß; in dem glücklichen Familienkreise aber, wo alle Bestrebungen in einem Zwecke sich vereinigen und Eintracht und Liebe wohnt, vergehen allmälig die widrigen Eindrücke, welche das Gemüth in dem Verkehre mit der Welt empfangen hatte, kehret allmälig Stille und Friede zurück. In dem Geräusche der Welt verlieren wir gleichsam uns selbst, so daß wir nur in den äußeren Dingen leben und unsre Geisteskraft unter tausend Gegenständen gleichsam zerstreuet und zertheilet wird; in der Stille unsers Hauses aber finden wir uns wieder, das Gemüth sammelt sich, wir kommen zu einem klaren Bewußtsein unsers Zustandes und ruhiger Selbstgenuß stärkt und erheitert unsre Seele. In dem Gedränge der Geschäfte, unter der Last der Arbeit und Sorge sinket der Muth, vergehet die Kraft und der Abend findet uns erschöpft und ermattet; in dem Kreise der Unsrigen ruhen wir aus von der Arbeit des Tages, erholen wir uns in leichter Beschäftigung und freundlichem Gespräche, und sammeln Kraft zu neuer Thätigkeit. Und wo anders, Freunde, als in unserm Hause und im Kreise unsrer Familie, können wir in den Stunden des Kummers und des Schmerzes, in den Tagen des Unglückes, in den Jahren der Schwachheit und Krankheit, Theilnahme, Trost und Hülfe finden? Wenn die fröhlichen Gesellschafter den Trauernden fliehen, harret sein Weib bei ihm aus und mildert durch Theilnahme seinen Kummer; wenn die eigennützigen Freunde den Unglücklichen verlassen, bleiben ihm doch sein Weib und seine Kinder; und wenn die junge Welt den ernsten und tadelnden Greis meidet, umringen ihn doch seine Kinder und Enkel, daß er nicht einsam und verlassen, ein Todter unter den Lebendigen, wandelt. So ist das häusliche Glück eine Quelle der Stärkung und der Erquickung, und aus dieser Quelle schöpfen Menschen aller Stände und Verhältnisse. Unter den Seinigen ruhet der Arbeiter, wenn er das Tagewerk im Schweiße seines Angesichts vollbracht hat, hier sammelt sich der Geschäftsmann nach den Zerstreuungen des Tages, hier vergißt der Gelehrte seine mühevollen Forschungen und Zweifel und entspannet seinen Geist. Und nichts kann ersetzen, was das häusliche Leben gewährt; nicht die Gesellschaft, denn in ihr ist nur dem Fröhlichen und Glücklichen wohl; nicht die Natur, denn sie theilt unsre Gefühle nicht und weinet nicht in unsre Thränen; nicht die Kunst und die Wissenschaft, denn sie kann nur den heitern und gestärkten Geist beschäftigen; was das häusliche Glück gewähret, Freiheit nach dem Zwange, Seelenfrieden nach der Unruhe der Leidenschaften, Sammlung nach der Zerstreuung, Stärkung nach der Ermattung, Heiterkeit nach dem Kummer, Freude nach dem Schmerze, Theilnahme und Hülfe in Unglück und Noth, das können wir aus einer andern Quelle nicht schöpfen.

Noch nicht genug, meine Freunde, das häusliche Glück ist nicht blos der Grund der dauerndsten, edelsten und reinsten Freuden, nicht blos eine Quelle der Stärkung und der Erquickung bei den Sorgen und Beschwerden des Lebens; es ist auch ein wirksames Beförderungsmittel der sittlichen Bildung, der Veredelung unseres Charakters. Nicht als ob das häusliche Leben die nothwendigste Bedingung der Weisheit und der Tugend wäre. Es hat Tausende gegeben, welche durch ihren Stand, durch ihr beschränktes Verhältniß, oder durch einen Eigensinn des Herzens, welches nicht zum zweiten Male wählen wollte, gehindert wurden, in das häusliche Leben einzutreten, und doch Reinheit der Sitten bewahreten, und alle die sanften Tugenden sich erwarben, welche am glücklichsten im stillen Kreise des häuslichen Lebens gedeihen. Nicht als ob unglückliche häusliche Verhältnisse unvermeidlich zur Thorheit und Laster führeten; auch ohne durch häusliches Glück belohnt zu werden, kann man doch die häuslichen Pflichten erfüllen und mitten unter steten Reizungen zu Unmuth und Groll, kann man doch die Liebe zu den Menschen bewahren. Das nur will ich behaupten, daß das häusliche Glück die sittliche Veredelung erleichtert, theils indem es Reizungen und Versuchungen zum Bösen von den Menschen entfernt, theils indem es Gefühle weckt und Neigungen nährt, welche die Tugendübung unterstützen. Und das ist unläugbar.

Sind nicht die meisten Wüstlinge, welche sich in den Taumel der Sinnenlust stürzen, entweder Ehelose, welche ein unbefriedigtes Herz unstet umhertreibt, oder Gatten, welche in der Gesellschaft und in dem Wechsel rauschender Vergnügungen ihres häuslichen Unglückes vergessen wollen? Kann es nicht leicht geschehen, daß in dem Gemüthe eines Menschen, den kein zartes Band an Menschen knüpft, der nie die sanften Regungen der ehelichen und elterlichen Liebe empfindet, der, weil ihn die Natur nicht treibt, für Andere zu sorgen, Alles nur auf sich beziehen lernt, kann es nicht geschehen, daß in dem Gemüthe eines solchen Menschen die wohlwollende Gesinnung erlischt? Wird nicht oft der Unmuth und Verdruß, welchen unglückliche häusliche Verhältnisse unvermeidlich verursachen, die Quelle hassender Gefühle und feindseliger Leidenschaften? Das häusliche Glück hält diese Gefahren und Versuchungen von dem Menschen entfernt und weckt Gefühle und nähret Neigungen, welche die Tugendübung unterstützen. Das häusliche Glück wirkt Heiterkeit, Frohsinn und Frieden, und in dieser Stimmung ist der Mensch theils zu freudiger Thätigkeit, theils zu der Uebung der wohlwollenden Tugenden geneigt. Das häusliche Glück erhält dem Menschen den Sinn für Einfalt, Natur und stille Freuden, und das Natürliche dem Erkünstelten und Gezwungenen, das Einfache dem Prächtigen und Gesuchten, die stille Freude dem rauschenden und lärmenden Genusse vorzuziehen, ist schon der Grund und der Anfang vieler Tugenden. Das häusliche Glück weckt und nährt die edlern Triebe unsrer Natur, die Liebe zu dem Gatten und die Liebe zu dem Kinde, und das Walten dieser Triebe macht das Herz sanfter und milder und schließt es dem Wohlwollen auf. Bald wird das Walten des Triebes Gesinnung, und es bilden sich in dem Gemüthe die sanften Tugenden der Theilnahme, der Aufopferung und der Freundschaft, welche nicht blos in dem häuslichen, sondern auch in andern Verhältnissen des Lebens sich äußern. Auf diese Weise gewinnt der ganze Charakter unter dem wohlthätigen Einflusse des häuslichen Glückes.

Sehet da, meine Freunde, hierauf beruhet der Werth, der hohe Werth des Gutes, zu dessen richtiger Schätzung ich euch leiten wollte. Das häusliche Glück ist der Grund der dauerndsten und edelsten und der reinsten Freuden, es ist eine Quelle der Stärkung und der Erquickung bei den Sorgen und Beschwerden des Lebens, es ist ein wirksames Beförderungsmittel der sittlichen Bildung. Das erwäget, und ihr werdet erkennen, daß das häusliche Glück das höchste der irdischen Güter sei; und wenn ihr das erkennet und den ganzen Werth dieses Gutes fühlet, dann werden die Worte der Ermahnung, die ich an euch, die ihr dem häuslichen Leben entgegen gehet, an euch, die ihr häusliches Glück besitzet, und an euch, die ihr euer häusliches Glück verscherztet, richten will, Eingang in eurem Herzen finden.

Hören werdet ihr mich und mein Wort zu Herzen nehmen, die ihr dem häuslichen Leben entgegen geht, hören werdet ihr mich, wenn ich euch ermahne, euch fähig und empfänglich für das häusliche Glück zu erhalten und den Eintritt in das eheliche Verhältniß als die wichtigste Angelegenheit des Lebens zu betrachten. Wer seine Jugendkraft in den Armen der Wollust thöricht verschwendet hat, nicht Unschuld und Reinheit der Sitten, sondern ein Herz voll von Lüsten und Begierden, nicht einen heitern und männlichen Sinn, sondern die Reizbarkeit und Empfindlichkeit, welche bei jedem Anlasse in verdrießliche Affekte ausbricht, in die Ehe bringt, der kann in diesem Verhältnisse nicht beglücken noch glücklich sein. Darum, o Jüngling, sei dein Herz rein und schuldlos dein Wandel! Das freundliche Bild eines glücklichen Gatten und Vaters möge dich unablässig umschweben und warnend zwischen dich und die Wollust treten, damit du nicht thöricht das Glück des Lebens gegen einen flüchtigen Genuß, gegen einen Genuß hingebest, welcher oft den Leib mit der Seele vergiftet. Wen nur rauschende und zerstreuende Vergnügungen ergötzen, der ist nicht empfänglich für häusliches Glück; denn die Freuden des häuslichen Lebens sind gleichförmig und einfach und können nur den befriedigen, der heitre Stille und sanften Frieden liebt. Darum wehre, wenn du glücklich sein willst im häuslichen Kreise, der Sinnlichkeit und der Zerstreuungssucht, und bewahre den Sinn für Einfalt und Natur. Wer von immer wachen Leidenschaften in reger Unruhe erhalten wird, so daß Furcht und Hoffnung unablässig das Gemüth bewegen und ein Entwurf der Habsucht und des Ehrgeizes den andern verdrängt, ist nicht empfänglich für häusliches Glück; denn immer übersieht er das Nahe und greifet thöricht nach dem Entfernten, er vernachlässigt, was er besitzt, und strebt nach dem, was er entbehrt, er kann nicht ruhen und sich sammeln, und nur Genüsse, welche das Gemüth nicht bewegen, sondern erschüttern, können ihn auf Augenblicke von den Gegenständen der Leidenschaft abziehen und fesseln. Darum wehre, willst du empfänglich sein für häusliches Glück, den Leidenschaften und mäßige die Begierden, damit nicht die Ruhe deiner Seele vergehe und dein Wunsch unstet und flüchtig von Gegenstand zu Gegenstand irre. Wer

mit Leichtsinn und unredlicher Gesinnung den ehelichen Bund schließt, findet selten das häusliche Glück. Selten findet es der Jüngling, welcher, kaum dem Knabenalter entwachsen, unfähig weiblichen Werth zu würdigen und völlig ungewiß über sein Schicksal, die künftige Gefährtin sich wählet; selten findet es die Jungfrau, welche in der Aufwallung der ersten Liebe dem Manne ohne Verdienst, selbst dem Manne von zweideutigem Charrakter unbedachtsam sich hingiebt; selten findet es, wer die Ehe als einen unwürdigen Handel betrachtet, in welchem man Gold um Gold, oder Gold um Rang und Ehre austauscht. Darum, willst du das häusliche Glück finden, so wähle mit redlicher Gesinnung und vernünftiger Ueberlegung. Jede Ehe, welche ohne die Beistimmung der Herzens, d. h. nicht ohne die schwärmerische Liebe, welche jede Rücksicht auf das Verhältniß verschmäht, sondern ohne das Bewußtsein geschlossen wird, daß man den Gewählten liebe und achte, ohne den Vorsatz ihn zu beglücken und ohne die Hoffnung durch ihn glücklich zu sein, jede Ehe, welche ohne Beistimmung des Herzens geschlossen wird, ist verwerflich; und nur um des Verhältnisses willen den Gatten zu wählen und Liebe zu heucheln, wo man nur die Habsucht, den Stolz oder die Eitelkeit zu befriedigen trachtet, ist niedrig, unedel, entehrend. Nur wer mit Beistimmung des Herzens wählet, wird seinen Gemahl lieben und ehren, wird Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, wird beglücken und glücklich sein. Darum werde jede Ehe aus Neigung, mit Beistimmung des Herzens, mit redlicher Gesinnung geschlossen. Dabei behaupte aber auch die Ueberlegung ihre Rechte. Die Vernunft muß die Wahl der Neigung prüfen; nicht Jeder ist unabhängig und kann ganz dem Zuge des Herzens folgen; auch die Wahl der Liebe, wenn sie den Menschen mit seinen Verhältnissen entzweiet, führt nicht zum Glücke. Nur der Leichtsinnige, der blos für den Augenblick lebt, oder der Sittenlose, der nicht an häusliche Glückseligkeit glaubt, kann sein Ohr meiner Ermahnung verschließen. Der unverdorbene und überlegende Jüngling aber, der häusliche Glückseligkeit hofft und einen festen Lebensplan verfolgt, wird auf mein Wort achten und, je mehr er den Werth des häuslichen Glücks erkennt, um so dringender sich ermuntert fühlen, sich fähig und empfänglich zu erhalten für dieses Glück, und den Eintritt in das eheliche Leben als die wichtigste Angelegenheit zu betrachten.

Was bei dem Jünglinge und bei der Jungfrau, welche dem häuslichen Leben entgegen gehen, nur Hoffnung ist und Erwartung, das ist bei euch, denen häusliches Glück zu Theil ward, Gefühl und Erfahrung, und darum darf ich von euch mit doppelter Zuversicht erwarten, daß mein Wort in euer Herz dringen werde, wenn ich euch ermahne, eures Glückes euch zu freuen und die mit dem häuslichen Leben verbundenen Beschwerden gern und willig zu tragen. Vergegenwärtiget euch heute die ganze Summe des häuslichen Glückes, das ihr genosset und noch genießet; gedenket des Tages, wo das Weib eurer Jugend, liebend und geliebt, den Bund der Treue mit euch knüpfte, erinnert euch der frohen Stunde, wo das erste Kind euch geboren ward, rufet alle Beweise der Anhänglichkeit und Liebe, die euch Weib und Kinder gaben, in das Gedächtniß, überzählet die Häupter eurer Lieben, fühlet, was euch eure häuslichen Verhältnisse sind, und freuet euch eures Glückes. Ihr stehet nicht fremd in einer fremden Welt; ihr habt eine Heimath, euch umringt ein vertraulicher Kreis geliebter Wesen. Ihr dürfet nicht, mißtrauisch und verzweifelnd an fremder Theilnahme, den Schmerz und die Freude in eurem Herzen verschließen; ihr habt Menschen gefunden, welche fröhlich sind, wenn ihr euch freuet, und weinen, wenn ihr weinet. Ein Glück ist euch geworden, welches die dauerndsten, die edelsten und die reinsten Freuden gewähret; eine Quelle ist euch geöffnet, aus welcher ihr bei den Leiden und Beschwerden des Lebens Stärkung und Erquickung schöpfet; in ein Verhältniß seid ihr gesetzet, wo selbst die Uebung der Tugend leichter wird. Erkennet, daß das höchste der irdischen Güter euch beschieden ist, und freuet euch eures Glückes. Und wenn ihr das erkennt, werdet ihr euch ermuntert fühlen, die Lasten, welche das häusliche Verhältniß euch auflegt, gern und willig zu tragen. Auch das glücklichste Verhältniß führt eine Menge von Sorgen und Beschwerden herbei. Mit dem Eintritte in das häusliche Leben giebt der Mann seine Unabhängigkeit hin, und tausend bindende Rücksichten auf Weib und Kind nöthigen ihn, sich in lästige Verhältnisse zu fügen und zu tragen, was der freie Jüngling nicht geduldet hätte. Das häusliche Leben fordert mehr Eingezogenheit und macht oft die Aufopferung von Genüssen und Vergnügungen nöthig, welche man bisher leidenschaftlich geliebt hatte. Mit dem Eintritte in das häusliche Leben mehrt sich die Arbeit und die Sorge; oft ringt der Mann mit mühevoller Anstrengung, sein Weib und sein Kind zu versorgen, und oft wird die Pflicht der Mutter und der Gattin zur drückenden Bürde. Indem man sein Schicksal an das Schicksal Anderer knüpft und theilt, was ihnen begegnet, wird man dem Kummer und dem Schmerze von mehreren Seiten erreichbar.

Auch die Mitglieder der höheren Stände, ob ihnen gleich ihr glücklicheres Verhältniß vielfache Erleichterung gewährt, können den Leiden und Beschwerden des häuslichen Lebens nicht entrinnen. Der Tod, der oft die Freude der Eltern hinwegnimmt, gehet auch an den Palästen nicht vorüber, und keine Mutter, die ihr Kind liebt, vertrauet es in den Tagen der Krankheit dem Leichtsinne der gedungenen Wärterin, denn kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? (Jes. 49, 15.) Gern und willig aber werdet ihr alle diese Mühen und Beschwerden, alle diese Sorgen und Schmerzen, tragen, wenn ihr euch des hohen Werthes des häuslichen Glückes, mit welchem sie unzertrennlich verbunden sind, bewußt bleibet. Fühlest du dich durch ein Verhältniß, welches du auflösen würdest, wenn du noch frei und unabhängig wärest, beengt und gedrückt; du trägest es für deine Kinder, für die, welche die Freude deines Lebens, die Hoffnung deines Alters sind. Fühlst du dich niedergebeugt durch die Last der Arbeit und Sorge; es ist für dein Weib, für deine Kinder, du arbeitest für die, deren Glück dein Glück ist. Mußt du den Kummer deines Gatten theilen; du leidest mit deinem Freunde, mit dem, der auch dein Leiden theilte. In das Glück ist das Leiden verwebt, in den Schmerz die Freude gemischt; so ist es geordnet von dem Herrn und Regierer der Welt. Ohne häusliche Leiden giebt es kein häusliches Glück, und willig trägt der Weise die Uebel, welche mit dem theuersten der irdischen Güter unzertrennlich verbunden sind.

Je größer der Werth des häuslichen Glückes ist, desto schmerzlicher muß dem Menschenfreunde die Bemerkung sein, daß so Viele durch eigene Schuld dieses Gutes entbehren. Und darum wende ich mich noch an euch, die ihr thöricht euer häusliches Glück verscherztet, und bitte und ermahne euch, die Neigungen und Laster aus eurem Herzen zu verbannen, welche euer häusliches Glück hindern, und Alles zu thun, um wieder zu dem Besitze des verlornen Gutes zu gelangen. Du verlorst dein häusliches Glück, weil dein Herz, von der verbotenen Neigung beschlichen, zu dem Fremden sich gewendet hat, so daß du nicht mehr freuest, deinem Gatten anzugehören und an die Stelle der vorigen Vertraulichkeit, Zärtlichkeit und Liebe, Zurückhaltung, Kälte und Gleichgültigkeit getreten ist. Wenn das dein Fall ist, o! so tilge durch die Macht des Vorsatzes die verbotene Neigung, diese Feindin deines Glückes, aus deinem Herzen. Verkenne nicht in der einseitigen Vergleichung mit dem Fremden, dessen aufmerksame Gefälligkeit dir schmeichelt, dessen erheuchelte Zärtlichkeit dich besticht, das Herz des Gatten, dessen Zuneigung sich in ruhige Freundschaft verwandelt hat; bedenke, daß du deine Unabhängigkeit und dein bürgerliches Glück deinem Gatten verdankest; vergiß nicht, daß dein Gatte der Vater deiner Kinder ist; setze der verbotenen Neigung einen festen und ernsten Willen entgegen, meide die Gelegenheit zu der vertraulichen Annäherung an den Fremden; entferne, wenn es irgend das Verhältniß gestattet, den Verführer aus deiner Nähe, und bewahre die Treue: und dein Herz wird sich wieder für deinen Gatten erwärmen, du wirst dich wieder freuen, ihm anzugehören und wirst glücklich sein durch seine Liebe. Und hätte die verbotene Neigung zum Laster dich fortgerissen, wärest du gefallen und hätte der schwerbeleidigte Gatte die Treulose verstoßen, in trauriger Einsamkeit den Leichtsinn ihrer Jugend zu beweinen; o! so wende dich mit reuigem Herzen zu dem beleidigten Gatten; versuche nicht, dein schweres Vergehen vor dir selbst zu entschuldigen und den Gatten anzuklagen, um dich zu rechtfertigen; erkenne und bereue deine Schuld, und versöhne den Beleidigten: vielleicht daß er dir verzeihet, dich wieder aufnimmt und du dereinst, wenn du durch jahrelange treue Erfüllung deiner Pflichten deinen Gatten, die Welt und dich selbst mit dir versöhnt hast, wieder glücklich wirst. Ihr verscherztet euer häusliches Glück durch Eigenwillen und Herrschsucht. Wo so oft, wie in den häuslichen Verhältnissen, der Wille des Einen dem Willen des Andern begegnet: da kann nur dann Einigkeit und Friede erhalten werden, wenn der Eine seine Ansprüche durch die Ansprüche des Andern zu beschränken und seinen Willen dem Willen des Andern zu unterwerfen weiß. Beides, die Herrschsucht, welche die Freiheit des Andern willkührlich beschränkt, und der Eigenwille, welcher aus Laune und aus Trotz den Wünschen des Andern sich zu fügen weigert, erzeuget Unwillen und Groll und trennet die Gemüther. Leicht verführet den Mann das Bewußtsein seiner Ueberlegenheit zur Herrschsucht, daß er, statt des Führers, der Tyrann seines Weibes wird, und oft wird das Weib, unvermögend ihre Neigungen zu beherrschen und ihre Wünsche aufzuopfern, durch launigen Eigensinn und eigenwillige Beharrlichkeit die Quälerin ihres Gatten. Ist es Herrschsucht und Eigenwille, was den Frieden eurer Ehe stört, und ewige Zwiste erzeugt, welche, je öfter sie sich erneuern, um so weiter die Gemüther von einander entfernen; o so lernet Bescheidenheit und Nachgiebigkeit, Aufopferung und Entsagung:

und je mehr ihr euch gewöhnet, eure Launen zu beherrschen und eure Ansprüche durch die Ansprüche des Andern zu beschränken, desto leichter werdet ihr zur Einigkeit und zum Frieden zurückkehren, und das verscherzte Glück eurer Ehe wiederfinden. Ihr Alle, die ihr euer häusliches Glück verloret, forschet nach den Ursachen eures Verlustes und verbannet mit ernstem und festem Willen die Neigungen und Laster aus eurem Herzen, welche euch das höchste der irdischen Güter rauben.

So möge denn, wer dem häuslichen Leben entgegen gehet, häusliches Glück finden, wer es besitzet, seines Glückes sich freuen, und wer es verscherzte, mit Ernst und Eifer nach dem verlornen Gute trachten. Des Himmels beste Gabe ist häusliches Glück und nichts, nicht Sinnenlust, nicht Reichthum, nicht Ehre und Macht, kann dieses Gut ersetzen. An das häusliche Glück ist der Mensch von der Natur gewiesen, häusliches Glück hat ihm der Schöpfer bestimmt. Er, der Mann und Weib erschaffen und es so geordnet hat, daß ein Geschlecht von dem andern abstammt, will, daß Gatten- und Vater- und Mutterliebe das Herz des Menschen beglücke. Es ist Gottes Gesetz, daß ein Weib, wenn sie gebieret, Traurigkeit hat, wenn sie aber das Kind geboren hat, nicht mehr denkt an die Angst, um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt geboren ist (Joh. 16, 21); es ist Gottes Wille, daß ein Mann Vater und Mutter verlasse und an seinem Weibe hange (1. Mos. 2, 24). Amen.

---

## Predigt am vierten Sonntage nach Ostern, Cantate, über Ps. 104,13—16. Der Frühling.

Von C. Harms.

Lobe den Herrn, meine Seele! Nicht anders kann ich heute anfangen. Lobe den Herrn, meine Seele! rufe ich mir zu, daß ihr es hört, meine Brüder, und mit mir eure Seelen zum Lobe des Herrn erhebt. Alle gute Gabe kommt von oben herab, vom schönen blauen Himmel herab. Lasset uns aufschauen, denn vom Himmel herab ist uns dieser herrliche Frühling gegeben in Regen, Thau und mildem Sonnenschein. Sprechet:

Du hast deine Säulen dir aufgebaut
Und deine Tempel gegründet.
Wohin mein gläubiges Auge schaut,
Dich, Herr und Vater, es findet!
Deine ewig herrliche Gottesmacht
Verkündet der Morgenröthe Pracht,
Erzählen die tausend Sterne der Nacht!
Und alles Leben liegt vor dir,
Und alles Leben ruft zu dir:
Vater Unser, der du bist im Himmel!

Und liebevoll dein Auge schaut,
Wohin du mächtig sprachst: Es werde!
Und milder Segen niederthaut,
Und fröhlich wandelt unsre Erde!
Herr! Herr! Das Herz, das dich erkennt,
Erwacht vom Kummer und vom Grame;
Es jauchzt die Lippe, die dich Vater nennt:
Geheiliget werde dein Name!

Denn du bist Herr,
Und du bist Gott,
Unser Vater!
Und dein ist das Reich
Und die Kraft
Und die Herrlichkeit!
In Ewigkeit!
Amen! *)

Sehet! Ihr, denen Gott Augen gegeben hat, sehet einmal in die Schöpfung hinein, da ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit. Sehet nicht immer auf des Silbers Glanz, denn es hatte der Schöpfer im dunklen Schooß der Erde verborgen. Sehet nicht immer auf eurer Kleider Pracht, denn auch der reichste König ist so schön nicht gekleidet, wie die geringste Blume des Feldes. Sehet nicht immer auf eurer Häuser schönen Bau, denn hoch über der Erde höchsten Palästen stehet des Himmels blaues Gewölb' auf unsichtbaren ewigen Säulen, mit Sonn' und Mond und zahllosen Sternen geschmückt. Höret! red' ich euch an. Ihr, denen Gott Ohren gegeben, höret einmal die Stimmen der Schöpfung. Da tönet nicht Klage, sondern Freude, Jubel und Lobgesang überall. O höret nicht immer die Lockstimme der Sünde: sie hat keinen lauten und reinen Ton, wie Gottes Natur ihn hat. O höret nicht immer nach Marktpreis und Kauf und des magern Gewinnes Berechnung, sondern höret die Gottesladung im Frühlinge: Kommt, es wird Alles bereitet! Höret nicht immer der begehrlichen und leicht verzagten Menschheit Jammergeschrei: jedes Thier, dem Gott einen Laut gegeben, auf der Erde und über der Erde, rufet uns zu, aus unserm Glauben, Christen, singet der Vogel uns zu in dieser Frühlingszeit: Er will uns allezeit ernähren. Fühlet, red' ich euch an, ihr, denen Gott ein fühlendes Herz gegeben hat. Die harte Erde kann der Frühling erweichen, den erstorbenen Baum beleben: wessen Herz wäre härter noch und des Herzens Gedanken erstarrter, daß der Frühling mit seiner Gotteskraft es nicht erweichen, ihn nicht beleben könnte zum heiligen Ge-

---

*) Mahlmann.

fühle der Gottesnähe, zur Andacht und zum Gebet? Es fühlet gewiß, wer nur siehet und hört. Darum will ich heute den Frühling vorstellen und vom Frühlinge reden und von Gott, der ihn schafft.

---

Text, Ps. 104, 13—16.

Du feuchtest die Berge von oben her, du machest das Land voll Früchte, die du schaffest. Du lässest Gras wachsen für das Vieh, und Saat zu Nutz den Menschen: daß du Brod aus der Erden bringest, und daß der Wein erfreue des Menschen Herz und seine Gestalt schön werde vom Oel, und das Brod des Menschen Herz stärke, daß die Bäume des Herrn voll Safts stehen, die Cedern Libanons, die er gepflanzet hat.

---

Der ganze 104te Psalm, ein Capitel aus dem Buch der Natur, ist eine erhabene, schöne und rührende Beschreibung der göttlichen Werke. Die angeführten Verse insbesondere deuten auf des Frühlings schöne Wiederkehr, auf diese Pracht der Erde, auf die Freude der Thiere und Menschen. Uns winken sie hin zu dieser Zeit, in gegenwärtiger Stunde, von diesem Heiligthum aus in jenes zu blicken und mit gesammeltem Gemüth

den Frühling

zu betrachten. Der da ist:

I. ein Lebengeber der ganzen Natur
II. ein Freudengeber aller Lebendigen,
III. ein Herold Gottes für die Vernünftigen.

Der da ist:

IV. ein Betaltar frommer Seelen,
V. dein Bild, o Jugend!
VI. euer Vertrauen, wirkende Männer!
VII. dein Glaube, dein schöner Glaube, du graues Haupt.

I.

Es flogen die Vögel davon im vorigen Jahre, zu einer Zeit, da die Sonne noch warm über unsern Häuptern schien, da noch keine Stürme die Nacht furchtbar machten, da noch ein großer Ueberfluß auf unsern Weiden und Feldern für sie bereit lag. Wir wußten wohl, was ihr Abzug bedeutete, nämlich des Sommers Ablauf und des Winters baldige Annäherung. Sie ließen sich nicht verlocken. Ihr Schöpfer hatte ihnen den Trieb nach einem wärmern Lande eingepflanzt und ihrem Leibe Flügel gegeben, dasselbe ferne Land zu erreichen. Sie flogen davon und sahen den allgemeinen Tod nicht, sahen ihren eigenen Tod nicht. Viele tausend Geschöpfe ihrer eignen und anderer Art, die ihnen nicht folgen konnten, gruben sich verborgen ihr Grab und legten sich selbst hinein, schweigend erwartend, ob Gott sie wieder wecken werde aus dem langen Winterschlaf. Denn allmälig fing auch die Erde an zu altern, die Mutter der Lebendigen. Die grüne Farbe ward blässer, die gelbe Saat brachte der Ackersmann in seine Scheunen, täglich ward die Stoppel weißer. Zuletzt suchte das Vieh auch seinen Stall wieder, das draußen nicht mehr dem Frost und dem Hunger widerstehen konnte. Länger ward die Nacht, als der Tag, und immer dunkler. Des Lichtes und der Wärme beraubet, fiel das Laub von den Bäumen, ein Spiel der Winde. Heftiger wehten die Winde und schlugen Wellen zwischen den Feldern auf den ausgetretenen breiten Gräben. Der Himmel war nicht freundlich mehr, darum trauerte die Erde. Alle Gewächse hatte sie verloren, ihre liebsten Kinder: sie war allein noch, und starb auch. Stirbst du, so will ich dir ein Sterbekleid anziehen, und er bedeckte die Erde mit dem schönsten Weiß und mit seinem reinen Schnee. Der Sperling, der fast allein, sah es an; er verließ nun auch die Erde, die ihm kein Körnchen mehr geben konnte, und suchte die Wohnungen der Menschen. Wir alle blickten hinaus in die öde, stille, todtenstille Natur und fragten uns: Werden wir den Frühling erleben? Manchen Bruder und manche Schwester mußten wir in die harte Erde begraben. Uns leuchtet noch der Augen Licht, wir sehen mit gefühlvollem Blick den Frühling an, der da ist ein Lebengeber der ganzen Natur.

Ueberall ist Leben, junges, frisches, fröhliches Leben, zwar nach einem Kampfe, der mehrere Wochen gedauert hat. Der kalte Ost widerstand lange dem sanften Weste. Doch die Vögel waren gewiß, daß dieser bald siegen würde, daher sang die Lerche längst ihren Jubel, daher kam der Storch in die Armuth unsrer Gegend, wohl wissend, wie reich sie bald würde, und unsre Kinder wurden von schwachen Sonnenstrahlen auf ihre Spielplätze gelockt, in ihrem Blute fühlend, daß der Frühling käme. Nun ist er da. Der schwere Kampf zwischen Leben und Tod ist ausgekämpft. Alles lebt, die ganze Natur lebt wieder. Sehet hinaus! Die Erde trägt Grün, täglich wächst die junge Saat höher, immer dichter wird das Gras, das Leben kocht in Pflanzen und Bäumen, jeden Morgen hat sich eine neue Blume aufgethan, jeden Morgen haben sich tausend Blüthen entfaltet, Millionen liegen an den Brüsten der Natur und saugen Leben ein, Millionen, unzählige Millionen Pflanzen und Samenkörner werden von Gärt-

ners und Landmannes Händen ihr an die Brüste gelegt, daß sie denselben Milch und Leben gebe, mit zu schmücken den Garten, mit zu zieren das Feld, mit zu füllen dereinst die Scheuren der Menschen. Alles lebt. Wo kommt ihr her, die wir todt glaubten? Du Gewürm, erstarrt und begraben, durchbrichst die Erde, die dich deckte, und wimmelst umher, wohin wir nur unsern Fuß setzen. Woher, ihr Mücken im Sonnenstrahl? Wir sahen euch lange nicht, und nun schwärmt ihr unzählig auf jedem Pfade. Ihr Bienen des Stocks, wer wecket euch aus dem trägen, tiefen Schlummer, daß ihr jetzt voll regen Lebens um jeden Blumen- und Blüthenkelch summet? Ihr Fische in den Gründen, wer ruft euch herauf an den klaren Wasserspiegel? und ihr Vögel in den Lüften, wer locket euch aus euren Todeshöhlen hervor in bunter Zahl, daß ihr jetzt die Höhe bevölkert und den stillen Morgen mit euren Liedern begrüßt? Das thut der Frühling, der da ist ein Lebengeber der ganzen Natur.

II.

Leben ist Freude. Laßt uns über den Satz nicht streiten, Leben ist Freude. Es hat wohl Mancher geweint in seines Lebens Traurigkeit, aber die Wolken fliehn und nach dem Regen scheinet die Sonne viel lieblicher. Darum nenne ich den Frühling den Freudengeber, den Freudengeber aller Lebendigen. Tritt heraus, o Mensch, tritt heraus aus den Winkeln des Grames, aus den Kammern des Trübsinnes. Denn du allein kannst doch nur grämlich und trübsinnig sein. Tritt in die Natur und freue dich, wie Alles sich freut, was einen lebendigen Oden hat. Höre den Vogelgesang! ist er nicht der Freuden Stimme und Klang? Siehe das Vieh auf der Weide! hüpfet es nicht vor Lebensfreude? Und das brüllende Rind im Stall will hinaus in das Freudenall! Fröhlich schwirret's in den Lüften, fröhlich regt sich's in den Klüften! Auf Gottes Erde kein Winkel ist, wo nicht ein frohes Wesen ist. Welcher Mensch denn einen Kummer trägt, der ist schuldig, ihn zu vergessen, um der allgemeinen Freude willen; er darf nicht mit schwerem Herzen und verweinten Augen umhergehen, wo sich fröhliche Geschöpfe mit heiterem Blick begrüßen. Aber welchen Kummer der Mensch auch tragen möge, so beut ihm die Natur für jeden sichere Heilmittel an. Findet er verworren die Fäden seines Lebens und zweifelhaft den Ausgang: hier ist Ordnung und weiser Plan, durch Jahrtausende tausendfach bewähret. Klagt er über Verlassenheit und vergebliches Suchen nach einem Freunde; die Natur ruft ihn, zieht ihn in ihre Arme und kühlt sein brennendes Herz mit lindem Frühlingswehn. Preßt ihn die Enge des Lebens und menschlicher Thaten Kleinheit: hier wird die Brust frei in dem Unendlichen und das Herz groß, wo er sieht, daß durch das Schwache ein starker Geist wirket. Macht ihn traurig der Vergang des Irdischen: hier sieht er es wiederkommen in verjüngter Gestalt. Sorget er, was er essen und trinken, womit er sich kleiden soll: hier sieht er die Vögel unter dem Himmel, und denkt: Ich bin doch viel mehr, denn sie! Ja, mein Freund, es sorgt die Natur für dich, es arbeitet der Frühling für dich auch, für dich giebt er der Erde ihre Fruchtbarkeit wieder und den Saaten herrliches Wachsthum. Hast du kein Feld, so laß es dich freuen, daß Andere reichlich ernten werden. Gottes Hand ist die erste, ihre Hand die zweite, du wirst von ihnen empfangen und nicht darben. Der Frühling ist ein Freudengeber aller Lebendigen. So viele Sinne du hast, so viele Freuden reicht er dar. Du siehst der Farben prächtiges Spiel, du hörst der Stimmen reizenden Ton, du riechst der Blumen lieblichen Duft, du kostest der Früchte milden Geschmack, du fühlst der Sonne wärmende Kraft und die sanfte Kühlung der Winde. Ja, wären dir alle Sinne verschlossen und allein das Auge nur klar, so hättest du noch unzählige Freuden. Ach, was gäbe der blinde Mann darum, wenn er einmal könnte den Frühling sehen!

III.

Wir steigen höher. Leben giebt der Frühling der ganzen Natur, Freude allen Lebendigen, aber den Vernünftigen nur ist er ein Herold Gottes. Welches Geschöpf auf Erden trägt das Haupt, wie wir? Welches faßt die Jahreszeiten zusammen in Eine Erinnerung und bestimmt die Ankunft des Frühlings? Wessen Blick reicht, wie der unsere, über die ganze Schöpfung? wessen Verstand giebt jedem Geschöpf seine Stelle und spricht Namen für jedes aus? Wer weiß, was hinter dem Vorhang der sichtbaren Welt ist? wer kennt den Schöpfer und betet ihn bei seinem Namen an? Wir, die einzigen, die Fremdlinge aus einer höhern Welt, die allein verstehen, was von oben herab geredet wird. Der Frühling ist ein Herold Gottes für die Vernünftigen. In dumpfer, schwerer Sprache redet der Winter zu uns von Gott, was nicht alle hören und verstehen; rein und verstehen; rein und vernehmlich und Jedem verständlich ist die Sprache des Frühlings. Nein, da wird Keiner seinen Fuß jetzt in die Natur

setzen, ohne von Gott zu hören. Die Sonne steigt täglich höher: welcher König befiehlt ihr den veränderten Lauf? Sie spricht zu mir: Das thut der Allmächtige. Wer lenkt die Winde im Zügel und führet sie am Himmel umher? Ich komme von Gott, spricht der säuselnde West zu mir. In aller Fülle treibet die Erde auf: wer ist der Reiche, aus dessen Schatz solches kommt? Gott hat den Segen und die Kraft in mich gelegt, spricht unter meinen Füßen der Boden. Ich sehe die Blumen an und frage nach dem Meister in Farben, die Blume spricht: So hat Gott mich gekleidet. Die grünende Wintersaat erfreut mich: wer hat ihr Leben erhalten und geweckt? Sie spricht? Gottes Auge waltete über mich, Gottes Ruf drang zu mir in die Erde, und ich lebte wieder auf. Ueberall, überall, wohin ich meinen Blick wende, wohin ich höre, da ruft mir der Frühling entgegen, da verkündet er mir die unendliche Macht, Weisheit und Güte. Und Einen Ton hat er, vor allen seinen andern deutlich und schrecklich. Wer kennt ihn nicht! Zischend fährt der Blitz vom Himmel, und die Erde bebt vor des Donners Krachen. O wir gedenken noch Alle des vorgestrigen Tages*). Noch fällt das Feuer vor unsern Augen aus den Wolken, noch tönen die Wetterschläge in unsern Ohren. Allmächtiger! Allmächtiger! rief unser bang klopfendes Herz. Unbegreiflich allmächtig zeigte sich Gott in jenem zerstörten Hause, und so offenbar gnädig, wie er Menschenleben erhielt und den gewaltigen Strahl leitete. Das Vernichtete sprach die Gottesmacht aus, die Geretteten priesen seine Wunder. Menschen, verschließt eure Ohren nicht mit Fleiß, allenthalben könnt ihr des Herrn Stimme hören. Der Frühling besonders ist Gottes Herold für die Vernünftigen.

## IV.

Wir steigen noch höher. Der Frühling ist ein Betaltar frommer Seelen. Beten ist mehr, als Denken, denn es ist der Stillstand des Denkens in seiner Höhe, der Seelen Halt und Ruhe in Gott: wie von der Kraft ihrer Flügel gehoben die Sängerin der Luft oben stille steht und ihr Lied ausstimmet. Die Vernunft kennet Gott, aber das Herz hat Theil an ihm und wird erfüllet von ihm. Das verstehen die nicht, welche Wissenschaft und keinen Glauben besitzen, können bitten nur und nicht beten, wollen darum leugnen und lachen. O sie leugnen der Seele deren höchstes Gut doch nicht ab, sie machen ihr doch die größte Ehre nicht lächerlich. Gott ist das höchste Gut, vor ihm reden die größte Ehre, Wonne und Seligkeit. Die Seele betet, und der Frühling ist ihr Betaltar. Sie knieet nieder vor den neuen Wundern der Allmacht und spricht: Herr, wie sind deine Werke so groß und so viel! — vor den Wundern der Weisheit: Du hast sie alle weise geordnet! — vor den Wundern der Güte: Und die Erde ist voll deiner Güte, welche reicht, so weit die Wolken gehen, und deine Treue währet in Ewigkeit. Was ist der Mensch doch, daß du sein gedenkest, und des Menschen Kind, daß du dich sein annimmst! Sie sind so groß und werth vor dir, als die Sterne, welche an deinem Himmel stehn, und ein größerer Lobgesang deiner Ehre ist ihr schwaches Lallen. Du lässest Saat wachsen zu Nutz den Menschen, daß du Brod aus der Erden bringest, ihr Herz zu stärken. Du lässest Gras wachsen für das Vieh: Aller Augen warten auf dich und du giebst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit, du thust deine milde Hand auf, und sättigest Alles, was lebet, mit Wohlgefallen. — Es sieht der Mensch, wie reichlich die Erde aller Orten hervortreibt, er staunt und schweigt, aber die fromme Seele nimmt betend das Wort: Du ewiger Segensquell, aus dem alles fließt, mehr als ich sehe, — laß mich nie weichen von dir und immer schöpfen, bis auch dieser Durst meines Herzens gelöscht und ich erquickt werde auf immer. Ja, Herr! wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, und wenn mir auch Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch allezeit meines Herzens Trost und mein Theil! — Es gehn die Blicke über Gärten und Felder, und die Augen werden ergötzt von so verbreiteter, so ausgelegter Schönheit in den Frühlingstagen; aber der Geist stehet still und bewundert, eine einzige Blume schon zeigt ihm des Schöpfers Herrlichkeit, er findet den Namen Gottes geschrieben in ihrem Kelch: O heilige Schrift! und dein Finger auch, du Gnadengeber, hat meine Lippen berührt, daß ich aussprechen kann den hohen Namen. Gott sagen, das ist die größte Menschenthat, ist die höchste Weisheit und Tugend und Seligkeit. — Am stillen Abend, in tiefer Einsamkeit, wenn Alles schläft, wachet die fromme Seele, wacht mit Gott und den Sternen, und sinkt am Hügel nieder, welchen des Himmels Thau benetzt: Vater, du siehst dein Kind an. Ich weiß nicht, was ich bete in mir, aber wenn ich einst sterbe, so schenke mir diese Ruhe, mit diesem Frieden laß mich fahren und

*) Wir hatten an dem Tage, an einem 5. Mai, hier ein schweres Gewitter. Zwei Häuser in dieser Gemeinde traf der Blitz, deren eins er, ohne zu zünden, fast ganz zerstörte, den Menschen aber in und vor demselben keinen Schaden that.

in deine Arme sinken. — Wenn in schweigender Nacht der Höchste donnert, wenn Menschen und Vieh erschrecken, so steht der Fromme getrost unter den schweren Wolken: Wer kann donnern, wie Er donnert, und wer kann schirmen, wie Er schirmt! Mein Gott, ich steh' in deiner Macht, doch auch in deiner Liebe. — Und wenn nach des Gewitters bangen Stunden die Seele leicht und froh wird, wenn kein Schade geschehen, die Lüfte säuseln und vom Laube den Regen abschütteln, und beim anbrechenden Morgen die Vögel hervorkommen, jeder aus seinem Ort, wo sie tiefer sich versteckt hatten in der Angst einer solchen Nacht, dann singt die Menschenstimme: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich. Einen Augenblick zwar verbirgt er sein Angesicht, aber es lächelt uns bald wieder, wie eines Vaters Angesicht. — Brüder, so beten wir, und der Altar, an welchem wir beten, ist dieser Frühling.

## V.

Die niedere Welt ist ein Spiegel der höheren, klarer und dunkler, nachdem die Stufen einander näher und ferner sind. Die ganze Natur wirft das Bild der Menschheit mit dessen Wesen, Streben und Vermögen zurück. O es ist eine feine Kunst, in Steinen und Metallen, in Pflanzen und Thieren des Menschen Art und Wesen zu erkennen. Solche Vergleichung führt uns auf manche neue Wahrheit, die so lange verborgen in uns lag, bis sie in Körpern uns vor die Sinne kam; auch das, was wir schon wissen und gefaßt haben, erhält auf diese Weise erst Licht und Leben und Kraft. So sind die Jahreszeiten auffallend ein Bild des menschlichen Lebens, und der Frühling, o Jugend, ist dein Bild. Eben wie der Sommer den Mann und der Herbst den Greis darstellet. Die schönste Zeit, der Frühling, Jugend, ist dein, und weiche nicht von der Wahrheit des Bildes. Schaue, wie die Natur sich regt und treibt in dieser Frühlingszeit: so sollst auch du jetzt dich regen und treiben. Verschlafe, verschleiche doch ja die kostbaren Stunden nicht! Du bist zum Wirken geboren. Immer kürzer werden die Nächte, die Tage lebendiger und arbeitsvoller: so sollst auch du wenig ruhen und viel thun. O sieh die große Mannichfaltigkeit von Kräften und Trieben in Gottes Natur, zum Theil eben erwacht, zum Theil noch schlummernd, aber von Tag zu Tage mehr erwachend und ihr Werk beginnend: gleichermaßen hat der Schöpfer dich ausgerüstet. Du weißt nicht, was du kannst, du ahnest nicht, was durch dich geschehen soll: o sorge, daß einst wirklich geschehe durch dich, wozu du bestimmt bist, und schwäche deinen Leib nicht durch Unmäßigkeit, deine Seele nicht durch blindes Spiel um große Summen, schwäche Leib und Seele nicht durch Wollust. Du siehst den Fruchtbaum voll tausend Knospen und Blüthen, es kommen auch die Blätter hervor, sie zu decken und die zarte Frucht vor dem Schädlichen: so decke du dich vor dem Bösen mit Scham und Sittsamkeit. Viele Hoffnungen auf einmal zerstört Ein Nachtfrost: hüte dich, hüte dich vor dem Schauer einer verruchten That, der viele Hoffnungen von deiner schönen Seele auf einmal vernichten würde. Traurig ständen deine Eltern und Lehrer dann, wie ein Gärtner die Frucht des Jahres verloren sieht. Blüthen, die Frucht bringen, treibt der Frühling heraus, aber auch Blumen; darnach sollst du nicht schlechterdings arbeiten und von jeder That angeben können, was sie nützt und einbringt. Unter dem Roggen steht die blaue Blume: Tage voll Anstrengung unterbrich mit Stunden der Ergötzung. Freue dich in deiner Jugend und laß dein Herz guter Dinge sein, wenn deine Freuden nur, wie die Blumen, unschuldig sind. Schnell fliehen die Wochen des Frühlings dahin und kaum bemerkt: schnell fliehen auch die Jahre der Jugend dahin. Wisse darum! wisse darum! und sorge, daß du nichts versäumest und wenig bereuest.

## VI.

Ihr wirkenden Männer, der Frühling ist euer Vertrauen. Es sprach in der Herbstsaatzeit ein Kind zu einem Säemann: Weißt du nicht, daß der Winter kommt? Der bringt kalten Regen, harten Frost und hohen Schnee, und wird dein Korn nicht wachsen lassen. Streu' es lieber dem Geflügel vor auf deinem Hofe, oder behalte es im Sacke, bis der warme Frühling kommt. — Lieben Freunde! Es giebt so viele Kleine unter den Großen, so viele Männer, welche denken und sprechen wie dies Kind. Sie mögen nicht hingehen und Samen ausstreuen, mögen nicht arbeiten und Werke auf die Zukunft thun, denken und sprechen immer: Es wird doch nicht fruchten, die Menschen werden sich feindlich daran machen und unsre Hoffnung im Keim zerstören; wir hätten dann aber vergebens gearbeitet, Zeit und Kräfte umsonst verloren. Darum gehen sie lieber hin, und thun nur solche Dinge, denen der kleine Vortheil in die Spur tritt, sorgen für die flüchtige Gegenwart, und vergessen die ewig lange Zukunft. Nicht so der wirkende Mann. Er wählet zwar seine Thaten, wie der Säemann das Korn, damit er nicht Sommerfrucht zur Wintersaat nehme, und Winterfrucht liegen lasse auf's Frühjahr. Seine fernhin gehenden

Plane theilte er zuerst mit, damit sie wurzeln in den Gemüthern; seine umfassendsten Werke beginnt er früh, damit sie Zeit haben, sich zu senken in ihrem Boden. Er achtet's nicht, daß der Winter kommt, daß die Menschen entgegenarbeiten, mit Feindschaft, Neid und Verleumdung herfallen werden über das, was er gethan hat; vielmehr dient solches — wie der Sturm dem Baume — zur Befestigung. Er wollte auf eine freundlichere Zeit nicht warten, überzeugt, daß man in guten Dingen für löbliche Zwecke keinen Tag warten müsse und jede Stunde Aufschub ein unersetzlicher Verlust sei. Die schönsten Thaten pflegen ohnehin immer gegen einen Winter zu geschehen. Auf alle Gefahr hin streut der wirkende Mann seinen Samen. Der Frühling ist sein Vertrauen. Er sieht es ja, da lebt wieder auf, was erstorben war, da fängt an zu blühen, was vergangen schien, es wächset und blüht mit vermehrter Kraft, denn es hat den Winter überstanden; nur was schlecht und schwach ist, das nimmt der Winter weg. Mag denn von seinen Werken auch das Schlechte, das Schwache untergehn durch der Menschen Befeindung und den Druck der Zeiten: die rechten Werke behütet Gott und führet sie durch alle Gefahren zum unerwarteten, überraschenden Gedeihen.

### VII.

Nicht wahr, ihr Zeugen der Vergangenheit, graue Häupter? — Keime des Guten streutet ihr selber einst, sie litten Alles, was diese Welt jedes Gute leiden läßt, und überstanden. Den Segen lassen wir euch, sprecht ihr zu uns, die Freude nehmen wir mit. Wollet ihr weggehn? Wir gehen, nun selbst gesäet zu werden, um schöner wieder aufzublühn. Der Frühling ist unser Glaube. Euch Jüngern mag vor dem Tode grauen; ihr habt noch zu wenige Winter erlebt und zu wenige Frühlinge gesehen, daher ist der Glaube an die ewige Ordnung und Wiederkehr noch nie völlig reif geworden in euren Seelen. Ihr selbst stehet noch von eurem Winter zu fern, daher merket ihr nicht, welches Leben immer noch in ihm ist. Ihr sehet nur die Bläße unsrer Wangen, ihr fühlet nur den dürren Frost unsrer Glieder, den Schnee auf unsern Häuptern fürchtet ihr: unter diesem ist das Leben. Die Schale nur vergeht, der Keim nicht, darin ist Leben, Leben Gottes, das unter einer andern Sonne herrlich aufgehen wird. So ist die Regel, die Ordnung und der Weg. Wir müssen durch den Winter zu unserm Frühling in der Ewigkeit hin. Seht, Gottes Natur hat ihren Frühling neu erreicht, und unser Glaube, unser schönster Glaube hat eine neue Bewährung gefunden.

Wir vernehmen euch, würdige Greise. Wie oft die Zeiten des Jahres noch kreisen werden um uns herum, bis wir rücken in den Winter des Lebens; Brüder, wir wissen es nicht, laßt uns anlegen das Leben, als würde es sich ausdehnen zum höchsten Ziel. Oder wir erreichen den Winter nicht, wenn bald die Fäden zerreißen, wenn unsre Augen keinen andern Frühling der Erde mehr sehn, laßt uns anlegen das Leben, als hörte es morgen auf. Beides thun, das ist Weisheit. Wie Gott will. Auch glücklich, wer in der Jugend stirbt.

---

## Predigt am funfzehnten Sonntage nach Trinitatis über 1. Petr. 1, 24. 25. Der Herbst, ein lehrreiches Bild des Erdenlebens.

Von H. A. Schott.

Groß und auffallend, meine christlichen Zuhörer, ist die Verschiedenheit menschlicher Urtheile über die wahre Bedeutung und den Werth des Menschenlebens; und in der Art und Weise, wie man das Leben zu betrachten pflegt, spricht sich der menschliche Charakter aus. Dem leichtsinnigen, gedankenlosen Menschen kömmt es gewöhnlich gar nicht in den Sinn, die ernste Frage aufzuwerfen, ob dieses Leben einen Werth besitze, und wo sein Ziel zu finden sei. Den Eindrücken der Gegenwart dahingegeben, in kleinliche Sorgen vertieft, von der Zerstreuung der Welt gefesselt, meint er das beste Theil erwählt zu haben, wenn er seine Entschließungen und Thaten vom Augenblicke bestimmen läßt; er will an die Zukunft seines Lebens, an den Zusammenhang des Ganzen nicht erinnert, in seiner Ruhe nicht gestört, dem Schlummer der Trägheit nicht entrissen werden. Der lebenskluge, durch gewisse Erfahrung belehrte, aber von einer irdischen Neigung, sie haben diesen oder jenen Namen, von einer Leidenschaft beherrschte Mensch entwirft sich einen Plan des Lebens, betrachtet es öfters im Zusammenhange, und giebt ihm einen Werth. Aber sein Streben und Sinnen ist auf das Eitele und Vergängliche gerichtet; je ergiebiger ihm die Quelle des sinnlichen Genusses strömt, je mehr ihm die Welt von ihren Schätzen bietet, je williger sich Alles um und neben ihm in seine ehrsüchtigen Pläne und Entwürfe fügt: desto höher schlägt er den Werth des Lebens an; etwas Erhabenes und Großes ahnet er im Leben nicht. Der unglückliche Verlassene, den das Bewußtsein böser Thaten foltert, oder der Unzufriedene und Trauernde, der sich nicht mit ächtem religiösen Sinne über ver-

eitelte Hoffnungen und Leiden der Erde zu erheben weiß, verachtet das Leben als eine eitele Mühe, als ein täuschendes Schattenbild, als ein bedeutungsloses Streben, als eine Bürde, die von der Wiege bis zum Grabe drückt. —

Darf dies auch unsere Ansicht sein, meine Zuhörer, die wir uns Erlöste Jesu, Erleuchtete von seinem Geiste nennen, oder ist es Christenpflicht und Christensinn, bei allem Gefühl der Unvollkommenheiten dieses Erdenlebens, es doch mit einer Liebe, mit einer Freudigkeit, mit einer Achtung zu umfassen, die sich auf eine wahre, würdige Vorstellung von seinem Werthe gründet, von seiner heiligen Bestimmung für die Ewigkeit? Unfehlbar wissen wir, als Christen, wie wir das Leben zu betrachten haben; denn er selbst, der Anfänger und Vollender unsers Glaubens, hat uns das wahre, das unvergängliche Leben an das Licht gebracht. Aber wir werden auch durch mannichfaltige Erscheinungen und Veränderungen um und neben uns immer und überall daran erinnert und dringend aufgefordert, eine weise und geläuterte, eine fromme und christliche Ansicht des Menschenlebens fest zu halten. Denn fürwahr nicht die Schönheit der Natur mit inniger Freude wahrzunehmen, nicht blos das Auge zu weiden an dem Anblick ihres regen Lebens, ihrer wechselnden Gestalten, ihrer namenlosen Pracht, ist uns die irdische Schöpfung um und neben uns, ein Tempel Gottes, aufgeschlossen; wir sollen auch die Stimme des Unendlichen vernehmen, wie sie im Tempel der Natur mit heiligem Ernste wiederhallt; wir sollen mit gesammeltem Gemüthe im Sichtbaren das Unsichtbare schauen. Ernst und bedeutungsvoll erscheint uns die Natur, wenn wir auf den Geist, den ihre Werke offenbaren, auf den Zusammenhang, der aus den einzelnen Gestalten und Erscheinungen der Außenwelt ein wundervolles Ganze bildet, auf die Belehrungen und Hoffnungen und Gefühle achten, mit welchen die Schöpfung des Unendlichen den forschenden Geist erleuchtet und durchdringt; in ihrer ewigen Ordnung spiegelt sich das Menschenleben selbst in seiner großen, heiligen Bedeutung. Zu einer ernsten, rührenden, erhebenden, zu einer wahrhaft christlichen Betrachtung unsers Lebens ladet uns auch jetzt der fliehende Lauf des Jahres ein. Denn in der That, meine Zuhörer, der erneuerte Eindruck, den das fallende Laub, die welkende Pracht der Blumen, die verödete Flur, das abnehmende Licht der Tage, der Anblick segensvoller Früchte, welche in reicher Fülle hier gesammelt sind, dort der Vollendung noch entgegen reifen, — der Eindruck, den dies Alles auf die Sinne macht, ist nicht das Einzige und Höchste, womit uns die Natur im herbstlichen Gewande beschäftigen und ergreifen soll. Auf etwas Geistiges und Unsichtbares deutet der Herbst in diesem Hinwelken und Verschwinden, in diesem Reifen und Vollendetwerden, in dieser wunderbaren Mischung des Todes und des Lebens hin. Er lehrt uns in bedeutungsvollen Bildern das Erdenleben so betrachten, wie es der Christ betrachten muß. Laßt sie uns genauer in das Auge fassen. Du selbst erleuchte uns, Herr unsers Lebens, daß wir die ernste Sprache der Natur, daß wir dein Wort, Unendlicher, in deiner Schöpfung fassen und bewahren. —

---

Text, 1. Petr. 1, 24. 25.

Denn alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blumen. Das Gras ist verdorret, und die Blume ist abgefallen; aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. Das ist aber das Wort, welches unter euch verkündiget ist. —

---

Das Gras verdorrt, die Blume welkt! so rufen auch wir uns zu, wenn wir das rege, blühende Leben der Natur allmälig schwinden sehen. Und — können wir dieses Leben schwinden sehen, ohne an die allgemeine Vergänglichkeit des irdischen zu denken, ohne wehmüthig ernste, aber auch mächtig erhebende, Betrachtungen über die Würde, den Gang, das Ziel des Menschenlebens anzuknüpfen? So möge denn auch jetzt

der Herbst als ein lehrreiches Bild des Erdenlebens

unsere Aufmerksamkeit beschäftigen.

1) Vergänglich und flüchtig ist das Erdenleben; seine äußern Reize schwinden, und seiner Dauer ist ein Ziel gesetzt — dies ist das Erste, woran uns die Natur im herbstlichen Gewande mahnt. Mit tausendfachen Reizen stattet der Frühling unsere Erde aus, und der wärmende Sommer vollendet die Pracht, das Leben, den Reichthum der Natur. Ein buntes Farbenspiel entfaltet sich dem Auge; der blühende Baum streuet Wohlgeruch umher, die Saaten kleiden sich in jugendliches Grün, die Blume prangt in ihrem Schmuck, und ruft uns die bedeutungsvollen Worte des Erlösers zu: Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eins (Matth. 6, 29.). Die junge Saat schießt fröhlich auf, der Herr giebt Wachsen und Gedeihen, mit reichem Segen füllt sich die Aehre, auf allen Fluren wogt ein hoffnungs-

volles Leben. Nach wenigen Stunden, in denen uns die Nacht in ihre Schatten hüllt, tritt es hervor, das große Tagsgestirn in seinem Flammenmeere, erleuchtet die Reize der erwachenden Natur, sendet belebende Wärme in die Schöpfung aus, und erst am späten Abend, wenn jedes Tagewerk vollendet ist, wenn dem erquickenden Schlummer Alles in die Arme eilt, vollbringt es seinen Lauf. Ueberall, wohin das Auge sich wendet, wohin das Ohr sich neigt, wo sich ein menschlicher Sinn der Freude öffnet, begrüßen uns Töne der Freude, durchdringen uns milde Gefühle, umgeben uns lachende Bilder. Wir möchten sie auf ewig fesseln, wir möchten das fliehende Jahr in seinem Laufe hemmen. Aber es achtet auf unsere Wünsche nicht, es eilt dahin, eilt unaufhaltsam fort, und mit ihm fliehen die Reize der Natur. Schauet auf unsere Fluren hin! Welches Schweigen, welche Oede, welche Einsamkeit, wo noch vor wenigen Wochen ein reges Leben waltete! Das Grün der Wiesen ist ermattet; die Blume hat ihr Haupt gesenkt; das Wehen rauher Lüfte entwindet dem Baume seinen Schmuck; die Sänger des Waldes verstummen, und ziehen, wunderbar geleitet, in weite Ferne hin, und mit geringerer Wärme durchdringt uns der Sonnenstrahl, mit zögerndem Schritte kommt der junge Tag, mit zunehmender Eile erheben sich die dunklen Schatten des Abends. Das Gras verdorrt, die Blume welkt.

Und du könntest sie welken sehen, ohne bei diesen Bildern der Vergänglichkeit mit sinnendem Ernste zu verweilen, ohne dir selbst zu sagen: auch meines Lebens äußere Reize schwinden, und seine Blumen welken hin? Der Lenz des Lebens ist dir aufgegangen, auf deinem Antlitz leuchtet der Frohsinn, die Gesundheit, das Vollgefühl der Kraft; voll reger Empfänglichkeit für den Genuß des Lebens, mit mannigfachen Sorgen und fesselnden Verhältnissen und bittern Täuschungen noch unbekannt, wandelst du mit leichtem, durch die Freude beflügeltem Schritte auf deinem Pfade hin, und eine goldene Zukunft lächelt dir entgegen, das Leben glänzt im Rosenschein der Hoffnung. Freue dich dieser schönen Zeit, aber freue dich als ein Besonnener und Weiser. Wähne nicht, auf ewig zu besitzen, was einmal welken muß. Eben so schnell und unvermerkt, als jene reizenden Tage schwinden, in welchen der Baum in seiner Blüthe prangt, wird auch der Frühling deines Lebens enden; und mit ihm endet jene ungestörte Fröhlichkeit, je glückliche Unbekanntschaft mit drückenden Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, jene Lebendigkeit und Stärke der Gefühle, welche der Jugend ihren Zauber giebt. Alles erscheint dir ernster und bedeutender. Oft fallen heiße Strahlen auf dein Haupt, und du ermattest unter des Tages Last. Aber du fühlst dich noch von Lebenskraft durchdrungen, du siehst von Hoffnungen und Wünschen deiner Jugend manche in Erfüllung gehen, deine irdischen Verbindungen gestalten sich fester und bestimmter, und fesseln dich mächtig an die Gegenwart. Auch der Sommer deines Lebens umwindet dich mit anmuthsvollen Kränzen.

Aber das Gras verdorrt, die Blume welkt! Auch deinen Sommer trägt die Zeit, die unerbittliche, auf ihren Wogen fort. Und was bringt sie dir an seiner Stelle? Ein Leben, dessen Gestalt noch ernster, dessen äußere Wirksamkeit beschränkter, dessen Inhalt immer reicher an lastenden Beschwerden, an sinnlichen Reizen ärmer wird. Je länger deine Wanderung zum Grabe dauert, desto mehr ermüdet dich dein Weg, desto einförmiger erscheint dir deine Reise, desto öfter siehst du bald diesen, bald jenen Gefährten deiner Jugend in die Grube sinken, desto einsamer und stiller wird es neben dir, desto nachdrücklicher und lauter verkündet dir die schwindende Röthe deines Angesichts, das erlöschende Feuer der Augen, der wankende Schritt, die verminderte Regsamkeit der Sinne, du magst es mit Widerwillen oder Ergebung hören: der Herbst des Lebens ist gekommen, der Tag hat sich geneigt und es will Abend werden (Luc. 24, 29.).

Und wo der Abend gekommen ist, da ist die Nacht nicht fern. Die Natur im herbstlichen Gewande vollbringt ihr letztes Werk, sie bereitet sich zum Schlummer, sie hüllt sich allmälig in ihr Sterbekleid. Auch die letzte Blume des Jahres welkt und ihre Spur verschwindet, auch die letzten Früchte füllen unsere Scheuern; bald wird der spähende Blick, wohin sich das Auge wendet, auf öde Berge, verlassene Gefilde und entblätterte Bäume fallen. Dann schallt sie feierlich und ernst, die große Todtenglocke der Natur, und läutet zur Ruhe; das Leben der Natur geht in Erstarrung über, Grabesstille verbreitet sich auf Fluren und Gefilden, im weißen Gewande schlummert die Erde ihren Todesschlaf. Und in den Schlummer sinkend, ruft sie dem Sterblichen bedeutungsvoll, wie eine Geisterstimme, zu: Auch dich, der du noch über mir in Lebensfülle wandelst, auch dich wird einst das allgemeine Loos der Erdenwelt ergreifen, ich ziehe auch dich früh oder spät hinunter. Erkenne, erwäge, empfinde die ergreifende Wahrheit, mit welcher ein heiliger Sänger der grauen Vorzeit sprach: Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie die Blumen auf dem Felde. Wenn der

Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr. Das Menschenleben fähret schnell dahin, als flögen wir davon. Blühender Jüngling! die Röthe deiner Wangen schützt dich nicht, der Tod zählt keine Jahre — und wenn er auch still und schonend jetzt vor dir vorübergeht, jeder Tag führt dich dem Grabe näher, und unaufhaltsam eilt die Zeit dahin. Darum erziehe und bilde deinen Geist, eile mit deiner Besserung, glaube und lebe, als müßtest du noch heute scheiden. Mann in der Vollkraft deines Wirkens! dein Frühling ist entflohen, mit schnellem Schritte nahet dein Herbst, und — wer mag dir sagen, ob dein Auge nicht noch eher bricht? Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben. Greis mit dem Silberhaupte! du hast schon Manchen scheiden sehen, du hast die Flüchtigkeit des Lebens an dir selbst erfahren, mit Gedanken des Todes hat dich der Herbst des Lebens schon vertraut gemacht — befreunde dich mit ihnen immer inniger, dein Ziel ist nicht mehr fern. —

2) So giebt es denn gar nichts, was dich hält und fesselt, fliehendes Menschenleben? So bist du nichts als ein bedeutungsloser Traum? So trägt der Strom des Lebens, was wir besitzen und genießen, was wir und außer uns vollbringen und gestalten, unaufhaltsam fort? Erschütternder, vernichtender Gedanke! Nein, meine Zuhörer, so kann nur der entscheiden, der bei den äußeren Erscheinungen des Lebens stehen bleibt, nichts von dem Unsichtbaren ahnend, das in geheimnißvoller Tiefe wirkt und schafft. Nein, es giebt im Erdenleben etwas Bleibendes, was die Vergänglichkeit besiegt, und immer herrlicher im Fluge der Zeiten sich vollenden soll; auch in dieser Hinsicht ist die Natur im herbstlichen Gewande ein treffendes Bild des Lebens. Das Gras verdorrt, die Blume welkt; die Natur hört auf, mit neuen Reizen sich zu schmücken, und die bisherige Pracht verdunkelt sich. Aber hat die Erde ihre Kraft verloren? Keimen nicht junge Saaten aus ihrem Schooße auf? Führet sie ihnen nicht, mitten in dem winterlichen Schlafe, aus geheimen Kräften Leben und Gedeihen zu? Strahlt uns die Sonne nicht in gleicher Majestät, sie möge auf des Lenzes Blumen leuchten, oder auf das fallende Laub, oder auf die schneebedeckten Fluren? Und ist es nicht der scheidende Sommer, nach ewiger Ordnung der Natur, welcher mit Speise und Freude unsere Scheuern füllt? Ist es nicht die Fülle des Segens, der von oben kömmt, von deren Last gebeugt der Baum die Aeste senkt, wenn schon der Sturm des Herbstes um ihn rauscht und mit dem welkenden Laube spielt? Sind es nicht die nützlichsten, die vollendetsten, die erquickendsten aller Früchte, mit denen uns der Herbst beschenkt? Sei uns willkommen und gesegnet, erhebendes Bild des Lebens! Verdunkelt euch immerhin, Sterne des irdischen Glücks! Entfliehet immerhin, ihr körperlichen Reize, die ihr des Geistes zerbrechliche Hülle schmückt! Das Leben hat seine ewig leuchtenden Sterne und nimmer welkende Blumen, — Vorzüge und Güter, die wir behaupten können, wenn wir ernstlich wollen, die uns kein Wechsel fliehender Jahre verkümmern oder rauben kann, die an Festigkeit und Größe und himmlischer Kraft, uns wahrhaft zu beseligen, sogar gewinnen müssen, je näher die irdische Laufbahn ihrem Ziele kommt. Heilige Grundsätze und Ueberzeugungen, fromme und christliche Gefühle, edle Tugenden, die wir bald in stiller Beschäftigung des Geistes mit sich selbst, bald im lebendigen Schaffen und Wirken auf die Außenwelt, bald in gewaltigen Stürmen der Zeit erworben haben — und die belohnenden Freuden des Gewissens, die beglückende Erinnerung an die vergangenen Jahre, die erhebenden Beweise der Liebe und Verehrung, welche der Redliche und Fromme einer geprüften Tugend zollt, — sie begleiten uns als treue Freunde durch die Lebensbahn, sie verjüngen und vollenden sich, wenn alles Andere veraltet, sie lehren uns die Kraft der Zeit, die mächtig zerstörende, besiegen, in ihnen verschönert sich der sinkende Tag des Lebens, mit ihnen treten wir vor Gottes Thron. Sehet den frommen Greis in seiner friedlichen und stillen Welt. Mit welcher Ehrfurcht, mit welcher vertrauensvollen Liebe nahen ihm die Seinen! Mit welcher Aufmerksamkeit vernimmt man seinen Rath! Wie überzeugend ist die Lehre, wie ergreifend die Warnung und Ermunterung, wie beruhigend der Trost, der aus dem Munde eines erfahrnen Greises kömmt? Wie fühlt man in seiner Nähe sich erhoben, wenn sein verklärter Blick auch uns mit ernsten Gedanken an die Ewigkeit durchdringt und zu heiligen Entschließungen begeistert! Wie erheitert sich sein Auge, wenn er die Saat erblickt in ihrer Reife, die er mit liebender Sorgfalt für die Seinen, mit thätigem Eifer für seinen Wirkungskreis, früh oder spät gesäet hatte, und eine innere Stimme freundlich spricht: du hast dein Leben nicht umsonst gelebt! Welche milde Ruhe ist über sein ganzes Wesen ausgegossen! Und wie könnte dies anders sein? Das kindliche Alter kehrt zurück, in einer höhern geistigen Bedeutung, wenn sich der Pilger auf Erden dem Ziele seiner Wallfahrt nahet. Beruhigt ist der Sturm der Leidenschaft, vollendet ist der Kampf mit sinnlichem Verlangen, die Palme

ist nicht mehr fern, der große und erhebende Gedanke: das Wort Gottes ist ewig, wenn Himmel und Erde auch vergehen, erfüllt sein ganzes Herz. Mit kindlicher Liebe, milder und schonender, als sonst, betrachtet er die Menschenwelt; mit kindlichem Glauben schwingt er sich auf in unsichtbare Höhen; mit kindlichem Hoffen spricht er zu seinem Gott, wenn ihm der Todesengel näher tritt: Herr, du lässest deinen Diener in Fieden fahren (Luc. 2, 29.), mein brechendes Auge wird den Heiland schauen. —

3) Aber zu dieser Freudigkeit, zu diesem Frieden Gottes, zu diesem ächten kindlichen Sinne vollendet sich das Leben nur bei dem, der mit ermüdetem Eifer nach dem Höchsten ringt. Die Beschaffenheit der höhern Jahre unsers Lebens hängt von den früheren ab. In ernster und bedeutungsvoller Sprache erinnert die Natur im herbstlichen Gewande an diesen großen Zusammenhang des Lebens. Könnten wir je den Segen ernten, mit welchem der Lenz und Sommer unsere Fluren schmückt, könnten wir die Früchte des Herbstes sammeln, wenn die Erde nicht mit wunderbarer Kraft das Samenkorn gestaltet, wenn sie dem grünenden Halme, dem blühenden Baume nicht stärkende Nahrung aus unsichtbarer Tiefe zugeführt, wenn der Herr den Saaten nicht wärmenden Sonnenschein, erquickenden Regen, befruchtenden Thau herabgesendet, wenn nicht menschlicher Fleiß im Schweiße des Angesichts das Land gebaut, den Samen ausgestreut, das Wachsen und Gedeihen zarter Pflanzen mit schützender Wachsamkeit gefördert hätte? Vernimm, o Mensch! so lange dir der Lenz des Lebens blüht, die warnende, die wekkende, die ermunternde Stimme der Natur. „Was der Mensch säet,“ sagt die Schrift, „das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, wird von dem Fleische das Verderben ernten; wer auf den Geist säet, erntet das ewige Leben“ (Gal. 6, 7 ff.). Ein grauenvoller Abend deines Lebens, ein freudloser, an Früchten leerer, Herbst ist dir beschieden, wenn deine Jugendkraft in träger Ruhe schlummert, oder in wildem Sinnenrausch vergeudet wird, wenn du dich als Jüngling oder Mann gewöhnest, nichts Höheres zu ahnen und zu wünschen, als was der Erde angehört, wenn du nicht aufmerksam auf deines Herzens Regungen und Triebe, nicht muthig und beharrlich bist im Kampfe mit dir selbst, damit die heitere Fröhlichkeit nicht ein gedankenloser Leichtsinn werde, das innere Kraftgefühl nicht frecher Uebermuth, der mit dem Heiligen und mit der Tugend spottet, die Regsamkeit und Wärme der Empfindung nicht ein verzehrendes Feuer wilder Leidenschaft. Schaue mit nachdenkendem und stillem Ernste hin auf den bejahrten Greis, dem sich der Lebenstag so freundlich neigt! Die Weisheit des Lebens, die Einsicht und Erfahrung, welche aus seinem Munde spricht — reifte sie nicht allmälig, als eine milde Frucht der stillen Einkehr bei sich selbst, des beharrlichen Eifers, die Wahrheit zu erforschen, der unermüdeten Aufmerksamkeit, mit welcher der Jüngling und der Mann die Abwechselungen seines Lebens, die Eindrücke, welche sein Geist empfing, die Folgen seiner Entschließungen und Thaten, die Menschen um und neben sich, den herrschenden Geist der Zeit betrachtet hatte? Die heilige Ruhe, welche aus jedem seiner Blicke strahlt — hat er sie nicht der wandellosen Treue zu verdanken, die er als Jüngling und als Mann der Pflicht bewies, dem frommen Ernste, mit welchem er die stürmischen Regungen der Leidenschaft zu dämpfen wußte, den Werken der Liebe, mit denen er Heil und Segen um sich her verbreitet hat? Und — würde sein Glauben, sein Lieben, sein Hoffen so fest, so innig, so kindlich, so beglückend für ihn selbst, so erhebend und begeisternd für seine Brüder sein, wenn er sich nicht im Frühlinge des Lebens mit Wahrheiten der Religion vertraut gemacht, wenn er nicht an sich selbst, in ernsten Stunden, in entscheidenden Augenblicken seines Lebens, oft und tief empfunden hätte, daß der Friede Gottes höher, als ein Friede, wie die Welt ihn giebt, und Christum lieb haben, besser, denn alles Wissen, sei? Ergreift dich bei dem erhebenden Anblicke dieses Frommen das sehnliche Verlangen, daß ein so freundlicher und milder und segensvoller Herbst auch dir beschieden sei, so gehe hin, und streue den guten Samen aus, pflege die grünende Saat, trage des Tages Last und Hitze gern, wo dich der Herr in seinen Weinberg ruft: und du wirst noch spät am Abende des Lebens Früchte ernten, welche für dich und Andere erquickend sind; einen Glauben wirst du ernten, der nimmer wankt, eine Liebe, welche nie erkaltet, eine Hoffnung, die nimmermehr zu Schanden wird. —

4) Unerschütterliche Hoffnung — auch wenn der letzte Strahl der Abendsonne scheidet! Denn — auch daran mahnt uns in unsern Tagen die Natur — das Leben scheidet aus diesen irdischen Verhältnissen hinweg, um aufzugehn für die bessere Welt. Warum knüpfen sich so ungesucht an die Erscheinungen des Herbstes Bilder des Frühlings an? Wir hoffen mit Zuversicht, die Natur wird einst erwachen von dem Schlummer, dem sie allmälig in die Arme sinkt; der entblätterte Baum wird sich mit neuen jugendlichen Reizen schmücken; die Sänger des Waldes, deren fröhliches Lied

verklungen ist, werden zurück in unsere Fluren eilen und einen neuen Lenz verkündigen. Mitten unter Trümmern der Vergangenheit, mit welchen die Natur im herbstlichen Gewande uns umringt, entsproßt der Erde eine neue Saat, und wir hoffen mit fröhlicher Zuversicht, sie werde im Froste des Winters nicht erstarren, sie werde einst herrlich blühen und reifen und menschlichen Fleiß belohnen. Die schlummernde Erde sammelt neue Kraft, um sich in jugendlicher Fülle zu erneuern, wenn sie der Herr des Lebens zur Auferstehung rufen wird. In wandelloser Ordnung schreitet die Natur, nachdem sie ihr Tagewerk vollendet hat, durch das Grab des Winters dem blühenden Lenze entgegen. Und wir wollten dem Herbste unsers Lebens mit Bangigkeit entgegen sehen? Wir könnten zweifelnd fragen, ob auf unsern Winter ein wonnereicher Frühling folgen werde? Der große, heilige Zusammenhang, der in der irdischen Schöpfung Gottes herrscht, sollte nicht eine Zukunft an diese Gegenwart, ein Auferstehen an unser Sterben knüpfen? —

Nein, auch vor dem scheidenden Herbste erzittert eure Seele nicht, graue Häupter, die ihr mit frommem Ernste auf die Stimme der Natur, die Offenbarung Gottes in dem Herzen, das Evangelium des Friedens merkt! Ihr klaget und trauert nicht, daß es hienieden keinen ewigen Frühling, keinen unvergänglichen Sommer giebt. Ihr freuet euch in dem, daß ihr in manchem heißen Kampfe mit euch selbst und mit der Welt eine Beharrlichkeit im Guten, eine Demuth des Herzens, eine Festigkeit des Glaubens, einen himmlischen Sinn errungen habt, der euch für bessere Welten fähig macht. Es ist das unvergängliche und wahre Leben, das Leben Gottes, dessen heiligen Keim die schwindende Hülle in sich trägt; es überwindet Herbst und Winter, Tod und Grab und alle seine Schrecken.

Nein, frommer Christ, erzittern kannst du nicht bei dem Gedanken: der nahende Winter wird vielleicht auch meines Lebens Winter sein, die Blumen des kommenden Lenzes werden vielleicht auf meinem Grabe blühen. Im Reiche unsterblicher Geister giebt es ein Leben, welches nicht veraltet, einen Frühling, der uns nie verblüht, eine Sonne, die niemals untergeht. Zu diesem unvergänglichen Leben durch Vergänglichkeit hindurch zu dringen, die Wonne dieses Frühlings zu genießen, der uns nimmer welkt, diese ewige Sonne in ihrer Herrlichkeit zu schauen, mache du uns würdig, göttlicher Erlöser! Heilige uns, erleuchte uns die dunkle Bahn des Lebens, rüste uns selbst mit deines Geistes Kraft, daß wir den Frühling, den Sommer, den Herbst des Lebens dir und dem Vater weihen, und bleibe bei uns — bleibe bei mir, wenn der Tag sich neigt und meines Lebens Abend kömmt. Amen.

---

## Predigt über Galat. 5, 7—11. Wie sehr wir Ursache haben, uns vor allen voreiligen Urtheilen über Sachen des Glaubens zu hüten.

Von P. C. Marheinecke.

Gott, du hast mit bewunderungswürdiger Weisheit und Güte den heiligen Drang nach Wahrheit so tief in unsre Brust gelegt und so innig mit dem Wesen unseres Geistes verbunden, daß wir nur gewaltsam die unwiderstehliche Kraft derselben verleugnen, nur gewaltsam den himmlischen Funken vertilgen können, der sich bei der leisesten Berührung entzündet und das wohlthätigste Licht vor unseren Augen verbreitet. Aber eben so bewunderswürdig ist deine Weisheit und Güte, welche die Befriedigung dieses edlen Triebes nach Vollendung der Erkenntniß mit unsern übrigen Fähigkeiten und Kräften in das gehörige Verhältniß gebracht und die Grenzen auf's Genaueste bestimmt hat, welche der eingeschränkte Geist des Menschen nicht überschreiten darf, ohne sich und Andere zu täuschen und in das verwickelte Labyrinth des Irrthums hineinzuführen. Dennoch aber mißbrauchen wir so oft diese himmlische Gabe, womit du uns zu so edlen Zwecken ausgerüstet hast; dennoch verkennen wir so oft die eigentliche Bestimmung dieses heiligen Geschenkes, daß wir kühn und unbedachtsam über die heiligsten Wahrheiten der Religion ein übereiltes Urtheil fällen, entscheiden, wo wir zweifeln, absprechen, wo wir prüfen, und mit dem Tone der vollendeten Gewißheit reden, wo wir uns mit einem bescheidnen Glaubeu begnügen sollten. O daß wir es doch bedenken möchten, wie heilig und erhaben diejenigen Wahrheiten seien, über welche wir so frei und unvorsichtig zu entscheiden wagen; wie thöricht und nach allen Denkgesetzen vernünftiger Wesen und nach dem Geiste des Christenthums verwerflich diese Denkart sei! Daß der erhabene Gedanke an dich und deinen heiligen Willen uns überall bei unseren Untersuchungen leiten und stets gegenwärtig sein, daß er uns bedachtsam im Denken, vorsichtig im Urtheilen und weise in der Mittheilung jeder religiösen Wahrheit machen möchte: damit wir endlich die gefahrvolle Klippe vermeiden lernen, an der so Manche schon auf ihrem Wege zum Heiligthume der Wahrheit gescheitert und in den bodenlosen Abgrund des Irrthums und der Schwärmerei hinabgesunken sind! Befestige du

selbst, o Gott! diese christlichen Entschließungen in unserm Herzen, so lange wir in dieser Schwachheit wandeln, in welcher uns das holde Licht der Wahrheit entgegendämmert, bis wir einst am ersten Morgen unsers überirdischen Daseins die glänzende Morgenröthe himmlischer Wahrheiten schauen, und in der ungehinderten Erkenntniß derselben uns ewig glücklich fühlen. Amen.

### Text, Galat. 5, 7—11.

Ihr liefet fein. Wer hat euch aufgehalten, der Wahrheit nicht zu gehorchen? Solch Ueberreden ist nicht von dem, der euch berufen hat. Ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig. Ich versehe mich zu euch, ihr werdet nicht anders gesinnet sein. Wer euch aber irre macht, der wird sein Urtheil tragen, er sei, wer er wolle.

---

Die Aeußerungen des Apostels Paulus, geliebte Freunde und Zuhörer, welche ich euch so eben mitgetheilt habe, enthalten zunächst eine Klage über die Unbeständigkeit und den Wankelmuth der damaligen Galatischen Christen, welche der Apostel kurz vorher aus dem Heidenthume zur Annahme der christlichen Religion bewogen und dringend ermahnt hatte, derselben bei allen Versuchungen und Anfechtungen unerschütterlich getreu zu bleiben. Dennoch aber hatten sie die väterlichen Warnungen des Apostels eben so bald wiederum vergessen, als er sich von ihnen entfernt hatte, und den unchristlichen Vorstellungen derer Gehör gegeben, welche neben der neu angenommenen Christusreligion auch noch die Beschneidung und die Beobachtung jüdischer Gesetze und Gebräuche für wesentlich und nothwendig hielten. Daher eifert er noch ferner gegen diejenigen, welche es wagen, die Christen in der Erkenntniß der Wahrheit aufzuhalten, und ihnen eine Meinung aufzudringen, die nicht allein an sich schon vernunftwidrig und verwerflich, sondern auch dem Geiste des Christenthums durchaus zuwider sei. In mehr als einer Rücksicht, meine Freunde, ist das Betragen vieler unserer Zeitgenossen demjenigen Verfahren höchst ähnlich, gegen welches der Apostel in den vorgelesenen Worten eifert; denn es ist auch in der That ganz unverkennbar, daß alle diejenigen, welche unvorsichtig und kühn genug sind, über Sachen des Glaubens ein voreiliges und übereiltes Urtheil abzulegen, neue und ungewohnte Wahrheiten ohne Vorsicht und Weisheit mitzutheilen, und durch unerhörte, oft nicht genug geprüfte, Behauptungen Andere in ihrer Ueberzeugung zu erschüttern, daß alle diese mehr verwirren als belehren, mehr schaden als nützen und den ersten Grundgesetzen der Vernunft und den Vorschriften der christlichen Religion durchaus zuwider handeln. — Diese, den Gesetzen eines vernünftigen Denkens wie den Forderungen des Christenthums so sehr widersprechende, Denkart zu beleuchten, soll die Absicht des heutigen Vortrages sein. Ich werde nämlich heute euch zu zeigen suchen:

wie sehr wir uns vor allen voreiligen Urtheilen über Sachen des Glaubens zu hüten Ursache haben.

Werde ich euch in dem ersten Theile diejenigen Fälle angegeben haben, in welchen wir über Religionsgegenstände voreilig urtheilen: so wird es sich in dem andern Theile dieser Betrachtung um so leichter zeigen lassen, wir sehr wir Ursache haben uns vor diesem Fehler zu hüten. —

1) Voreilig, meine Freunde, und übereilt urtheilt man über Sachen des Glaubens zunächst in dem Falle, wenn man, ohne geforscht und geprüft zu haben, über gewisse Wahrheiten der Religion abspricht.

Im Reiche der Wahrheit gilt zwar das allgemeinste Gesetz der Freiheit im Denken und Glauben, und jedes vernünftige Wesen kann seine Ansprüche auf dieselbe geltend machen; im Reiche der Wahrheit kann Jeder seiner eignen Ueberzeugung folgen, und auch von demjenigen, was er auf dem Wege der Prüfung und der gewissenhaften Nachforschung gefunden hat, hoffen und wünschen, daß es auch für Andere Wahrheit und Ueberzeugung werden möge. Aber die Bedingung, unter welcher diese Freiheit bei denkenden Wesen allein geduldet werden kann, ist keine andere, als daß eine gebildete, aufgeklärte und von allen Vorurtheilen geläuterte Vernunft der Maßstab und der Prüfungsstein gewesen sei, durch welchen die uns zu Theil gewordene Ueberzeugung erst als volle und gültige Wahrheit begründet werden kann. Hat hingegen bei unserer Ueberzeugung die Vernunft ihre Rechte nicht geltend gemacht, haben wir uns entweder mit dem Auffassen fremder, von Anderen uns dargebotener Kenntnisse begnügt, und sie ohne weitere Prüfung als wahr und gültig angenommen, oder uns auf unsere eignen Kosten ein Gebäude von halbgedachten und halbwahren Grundsätzen aufgeführt: so haben wir das fremde Eigenthum noch keineswegs zu dem unsrigen gemacht; so besitzen wir einen Schatz, der nur zur Hälfte uns angehört, und den uns der geringste Widerspruch Anderer, oder ein einziger heller Gedanke des Augenblicks gar leicht entreißen kann. Sind wir nun aber gar thöricht genug, die uns auf

diese Weise zu Theil gewordenen Einsichten auch Anderen aufzudringen, fühlen wir — was leider sehr gewöhnlich ist — grade in der zweifelhaften Dämmerung und in dem Helldunkel, in welchem sich unsre Einsichten zeigen, die stärkste Aufforderung, sie auch Anderen mitzutheilen; sind wir verblendet genug, unsere eigene Schwachheit nicht zu entdecken, mit der Miene einer nie gehörten Weisheit als Wahrheitsverkündiger aufzutreten, und blindlings über Dinge abzusprechen, wo der bescheidene Forscher nur ein demüthiges Glauben wagen kann: so haben wir uns eines Fehlers schuldig gemacht, über welchen das Christenthum wie die Vernunft durchaus ein hartes Urtheil fällen muß; so haben wir gegen die ersten Gesetze eines vernünftigen Denkens gesündigt; und diese Sünde ist um so viel unverzeihlicher, je wichtiger und heiliger die Gegenstände sind, über welche sich dies voreilige Urtheil erstreckt, je mehr Gelegenheit und Zeit wir hatten, uns bessere Einsichten und gereiftere Kenntnisse zu erwerben, und je zügelloser überdem schon in unseren Tagen diese Ungebundenheit und Freimüthigkeit im Urtheilen geworden ist. Glaubet nicht, meine Freunde, daß ich eine völlige Uebereinstimmung im Denken und im Glauben von euch fordern werde: — diese würde der Natur der Sache noch nicht möglich und für die Wissenschaften selbst am wenigsten ersprießlich sein. Aber jene Voreiligkeit im Urtheilen, die blos auf der Oberfläche hingleitet, jene Uebereilung im Entscheiden, die von keiner Prüfung etwas wissen will, jene Kühnheit im Behaupten, der nichts heilig ist, und jener Geist des Leichtsinnes im Denken überhaupt, der unsre Tage so besonders kenntlich machen soll — dieser, meine Freunde, dieser kann unmöglich eines vernünftigen Wesens würdig sein. Sind die auffallendsten Urtheile über gewisse Wahrheiten der Religion die Frucht des Nachdenkens und des bedachtsamen Forschens, wohlan! so sind sie uns als Ueberzeugung eines Andern stets ehrwürdig und heilig; so kann Niemand etwas dawider haben, wenn Jemand auf dem Wege seiner Untersuchungen, oft wider seinen Willen, eine Wahrheit findet, von deren Gegentheile er sich durchaus nicht überzeugen kann. Sind sie aber die Frucht des Augenblicks, oder gar des Leichtsinns und der Leidenschaft; rühren sie von einem Einfalle oder von dem eitlen Triebe her, mit einer neuen und ungehörten Wahrheit zu erscheinen: so hat man gewiß voreilig und übereilt über einen Gegenstand des Glaubens abgesprochen, so hat man sich desjenigen Fehlers schuldig gemacht, von welchem hier geredet wird, und für welchen nur gar zu oft nachher der aufgeklärtere und zu reiferen Kenntnissen gelangte Verstand mit dem unangenehmen Geständnisse seiner vormaligen Unwissenheit büßen muß. —

Eben so gewiß aber, meine Freunde, fällt man alsdann ein voreiliges Urtheil über Sachen des Glaubens, *wenn man gewisse Wahrheiten der Religion mit blindem Ungestüm und Eifer vertheidigt.*

Zwar will die Wahrheit nicht von ihren feigen, schwachen und furchtsamen Freunden vertheidigt sein, die unter dem Vorwande einer freien und unpartheiischen und aufrichtigen Vorliebe für dieselbe nur ihre eigenen selbstsüchtigen Zwecke zu erreichen suchen, und bei der nächsten Rücksicht auf Vortheil, Gunst und Ehrenstellen ihr ganzes Denksystem auf einmal umzuändern sich entschließen können. Zwar kann die Wahrheit eben so wenig durch diejenigen ihrer angeblichen Vertheidiger gewinnen, die heute noch mit blindem Eifer für gewisse Lehrsätze kämpfen, die sie für wahr erkennen, und morgen schon dieselben Grundsätze einer ihre eigennützigen Entwürfe begünstigenden Aussicht mit einer Heftigkeit aufzuopfern bereit sind, die sie als entschiedene Gegner der vorhin vertheidigten Wahrheit ankündiget. Die Wahrheit kleidet sich am liebsten in das bescheidene Gewand einer edlen Freimüthigkeit und Gründlichkeit und Würde, und fordert überall ein lautes begründetes und unzweideutiges Bekenntniß von Allen, die ihr huldigen. Allein der ungestüme Eifer, von welchem sich oft diejenigen am ersten hinreißen lassen, die es am lautesten verkündigen, daß sie der Wahrheit nur allein die Ehre geben; der leidenschaftliche und bittere Ton, womit grade diejenigen am häufigsten über gewisse Wahrheiten unsers Glaubens entscheiden, die sich den Anstrich der Unpartheilichkeit und freien Wahrheitsliebe geben; die brausende und ungezähmte Heftigkeit, womit oft diejenigen am ersten auf den Kampfplatz treten, die sich für ihre aufrichtigsten und unbefangensten Verehrer ausgeben — läßt uns vermuthen, daß es mit ihrer Versicherung zum wenigsten nicht völlig richtig, daß wenigstens das Vorgeben ihrer Unpartheilichkeit wohl eben nicht gegründet sei; wir merken, daß sie unter diejenigen gehören, von denen der Apostel sagt: *sie eifern mit Unverstand* (Röm. 10, 2.). Dem Irrthum, meine Freunde, steht sicher eine Zeit bevor, wo er aus seiner Dunkelheit, in der er sich so gern verhüllt, ans Licht gezogen und an den Prüfstein der Vernunft gehalten wird; der Irrthum kann seiner Natur nach nicht immer in seiner finstern Herrschaft bleiben, in der er sich vielleicht Jahrtausende erhalten hat; er wird schon ohne unsre Heftigkeit und leidenschaftlichen Angriffe einmal angefochten werden, und früher oder später in den beständigen Fortschritten un-

sers Geistes endlich einmal doch sein Grab finden; die unwiderstehliche Kraft der Wahrheit wird an den Herzen der Menschen unwillkührlich ihre Rechte geltend machen; endlich einmal wird die Wahrheit aus dem Kampfe streitender Partheien gereiniget hervorgehen, durch die Bemühungen der weisern und redlichen und gründlichen Forscher geläutert, und wie das Gold im Feuer von den unedleren Metallen abgesondert werden; endlich werden wir auf den Trümmern des Irrthums selbst den glänzenden Sieg der Wahrheit feiern sehen. Allein wie unweise handelt derjenige, der seine Grundsätze mit Ungestüm und blindem Eifer geltend machen will! Anstatt durch Gründe und Beweise seine neuen Meinungen zu unterstützen, ersetzt er das, was ihnen an innerm Gewicht abgeht, durch seine Heftigkeit; anstatt das Uebel bei der Wurzel anzugreifen und auf die Mißbräuche und Folgen eines Irrthums mit ruhiger Entschlossenheit uns hinzuweisen, sucht er mit einer Kühnheit uns seine Meinung aufzudringen, die uns mit Recht schon gegen die Wahrheit seiner Behauptungen einnehmen muß; statt endlich uns zu überzeugen, sucht er durch Blendwerke uns zu überreden, vielleicht wohl gar durch Witz und Spott und ernsthafte Angriffe zum Bekenntnisse einer Glaubenswahrheit den freien Geist des Menschen zu vermögen, dem alle von Andern ihm angelegte Fesseln des Glaubens überhaupt ganz unerträglich sind. Wie voreilig und übereilt hat also derjenige nicht über Religionswahrheiten geurtheilt, der uns mit Ungestüm und blindem Eifer zu ihrer Annahme bewegen will!

Voreilig, meine Freunde, und übereilt hat man aber auch in dem Falle geurtheilt, wenn man von der selbst auf dem Wege der Prüfung gefundenen Wahrheit, ohne Rücksicht auf Zeit und Ort und die Bedürfnisse der Menschen, Gebrauch macht.

Wir dürfen es immer, meine Freunde, mit Recht als einen Vorzug unsers Zeitalters rühmen, daß in eben dem Grade, in welchem sich einmal unsre Einsichten in die Religionswissenschaft zu erweitern und die geistvollsten Männer ihre Bemühungen zu vereinigen angefangen hatten, um das Reich der Finsterniß zu zerstören, und das wohlthätige Licht der Aufklärung über die Menschen zu verbreiten, — daß in eben dem Maße auch die beglückenden Folgen davon sichtbarer, die Liebe zu Allem, was wahr und gut und nützlich ist, allgemeiner und das Bedürfniß lebendiger gefühlt worden ist, auf diesem einmal betretenen Wege muthig fortzuwandeln, und die Welt mit immer neuen und helleren Wahrheiten zu erleuchten. Aber grade dies unermüdete Streben nach neuen Entdeckungen, grade dieser Drang nach neuen und vorher unbekannten Wahrheiten — welche Verwirrung in der Wissenschaft, welche Mißbräuche in der Religion, welche unglücklichen Folgen für die menschliche Gesellschaft hat er nicht auch hervorgebracht! Wie Viele, denen die Natur Kraft und Talent versagte, in die Geheimnisse der Wissenschaften einzudringen, hat dieser unselige Trieb, wie ein Irrlicht, in die dunkelsten Labyrinthe geführt, aus welchen sie sich ohne mannigfachen Schaden für sich und für die Wissenschaft nicht wiederum herauswinden konnten! Wie Viele haben sich, ohne die nöthigen Vorkenntnisse zu besitzen, diesem eitlen Triebe überlassen, der entweder den kleinen Vorrath richtiger Gedanken, den sie wirklich besaßen, nur verwirrte, oder sie für die Wahrheit selbst gefährlich und für den weisen Mann zum Gegenstande seines innigsten Bedauerns machte. Aber was das Traurigste von Allem ist, wie Viele, besonders unsrer jüngern Brüder, über welche eine feurige Einbildungskraft mehr als eine prüfende Vernunft vermochte, haben, verleitet von diesem thörichten Drange nach neuen Entdeckungen im Reiche der Wahrheit, plötzlich den hohen Beruf in sich gefühlt, eine völlige Umkehrung in der Wissenschaft zu bewirken, die Menschheit ohne alle Uebergänge und Grade auf einmal zur höchsten Stufe der Aufklärung und Sittlichkeit hinanzuführen, und sich wohl selbst als Führer zum Tempel der Wahrheit aufgeworfen; wie Viele haben mit dem Niederreißen von Religionsgebäuden angefangen, in welchen die Menschheit bisher so glücklich und zufrieden wohnte, haben ohne Schonung ihrer schwächern Brüder ihnen die heiligsten und durch ihr Alterthum ihnen ehrwürdig gewordenen Wahrheiten grausam weggerissen, ohne sie mit neuen und besseren zu erfreuen, die eben so mächtig, wie die bisherigen, gewesen wären, sie vor allen bangen Zweifeln zu schützen, und bei den Widerwärtigkeiten dieses Lebens zu beruhigen! Die Wahrheit, meine Freunde, die Wahrheit muß uns freilich, wann und wo wir sie finden, jederzeit und überall willkommen sein: — aber giebt es nicht Umstände und Verhältnisse, die ein weises Zurückhalten derselben für den gegenwärtigen Augenblick oder für diese Menschen nothwendig machen, die nur einen bösen und nachtheiligen Gebrauch davon machen würden? Die Wahrheit muß uns freilich, wann und wo wir sie finden, jederzeit und überall willkommen sein: — aber giebt es nicht gewisse Fälle, wo es Grausamkeit sein würde, dem Menschen einen unschädlichen Irrthum zu nehmen, um ihn mit Gewalt zur Wahrheit fortzureißen; Fälle, wo man dem Menschen einen unschuldigen und oft wohlthätigen Irrthum las-

sen muß, weil er für die entgegenstehende Wahrheit noch keinen Sinn und keine Empfänglichkeit besitzt? Die Wahrheit muß uns freilich, wann und wo wir sie finden, jederzeit und überall willkommen sein? — aber giebt es nicht Zeitumstände, die es uns verbieten, auf einmal und ohne alle Vorbereitung mit ihr hervorzutreten, und die nur eine langsame und allmälige Entwickelung und Einführung derselben unter den Menschen nothwendig machen; Zeiten, wo man noch nicht reif genug ist, neue und ungewohnte Wahrheiten aufzufassen, und sie an den Vorrath seiner bisherigen Gedanken anzuschließen; Zeiten, wo das reine Licht der Wahrheit nur ihre Augen blenden würde, wo zunächst eine schwache und nur langsam zunehmende Dämmerung voran gehen muß, ehe die volle Morgenröthe und zuletzt das reine Sonnenlicht erscheinen kann; Zeiten endlich, wo man, wie der Apostel Paulus, den schwachen und unmündigen Christen die reine Muttermilch des Evangeliums reichen muß, ehe sie zur Vollkommenheit des Mannes gereift sind und die stärkere Speise des Christenthums vertragen können? Wie Viele also unser vollkommen sind, die lasset uns also gesinnet sein. Gewiß, meine Freunde, hat man in allen diesen Fällen der Sünde eines übereilten Urtheils sich schuldig gemacht, und eben so gewiß haben wir auch Ursache, uns vor diesem Fehler zu hüten, den sowohl die Vernunft als das Christenthum um so verwerflicher finden muß, da er sich über die wichtigsten und heiligsten Wahrheiten der Menschen erstreckt. Doch grade dies ist es, was ich noch in dem zweiten Theile dieses Vortrages zu erweisen habe. —

II. Hüten, meine Freunde, sorgsam hüten müssen wir uns vor allen voreiligen und übereilten Urtheilen über Gegenstände des Glaubens zunächst schon deswegen, weil unser Urtheil in diesem Falle die wichtigsten, erhabensten und heiligsten Wahrheiten der Menschen betrifft.

Unter allen Wahrheiten, meine Freunde, womit der menschliche Geist sich irgend nur befassen kann, giebt es keine, die eine größere Wichtigkeit für ihn haben könnten, und in einer so unmittelbaren Beziehung auf sein irdisches und ewiges Wohlsein stehen, keine, die durch ihre innere Erhabenheit und Größe so ehrwürdig und heilig und durch ihren Einfluß auf unsre Denk- und Handlungsweise so wohlthätig wären, keine die mit unsern innigsten Wünschen und Hoffnungen und mit den dringendsten Bedürfnissen unsers Herzens so nahe zusammen hängen, als die Lehren und Grundsätze der christlichen Religionserkenntniß. In ihr findet der Wahrheitsforscher das erfreulichste Licht für seinen Verstand und die kraftvollste Nahrung für sein Herz; hier findet der Schwache eine Stütze, an der er sicher die Bahn des Lebens wandeln kann, und der Leidende Beruhigung und Trost in den trüben Stunden seines Lebens und in den Augenblicken seiner irdischen Vollendung. Hier erscheint uns die Gottheit in dem liebenswürdigen Bilde eines Vaters, der alle seine Kinder mit väterlicher Huld und Liebe in seine Arme schließt, der von dem ersten Athemzuge bis zum letzten Hauche unsers irdischen Daseins unsre Schicksale leitet und den Verirrten selbst, sobald sie Reue über ihre Sünden fühlen, mit neuer Vaterhuld entgegen kommt; hier wird uns aus dem Munde eines göttlichen Erlösers das heilige Gesetz der Pflicht als die Bedingung mitgetheilt, hier auf Erden schon im Bewußtsein unsrer Unschuld und im Vertrauen auf Gott zufrieden zu leben, muthvoll und getrost dem Tode entgegen zu gehen und mit der segensvollsten Aussicht auf eine frohe Ewigkeit in Gottes Vaterarmen zu entschlummern. — Heiliges und unverletzliches Gebäude der christlichen Religion! wer kann es wagen, ohne Ehrfurcht und Achtung sich dir zu nahen, mit leichtfertigen und frevelhaften Schritten ein Heiligthum zu entweihen, dessen Grundfeste die Offenbarung Gottes ist, und dessen Altäre den heiligen Willen des Ewigen verkündigen! Kraftlos bebe der Frevler vor sich und seinem eigenen Verbrechen zurück, der sich erkühnen will, an dich die Hand zu legen und den geheiligten Willen der christlichen Wahrheit zu zerstören; aber beschämt entweiche der Leichtsinnige aus deinen Mauern, der mit unbedachtsamen Spöttereien und übereilten Urtheilen den Grund erschüttern will, auf welchem unsere süßesten Hoffnungen und Aussichten in die Ewigkeit, unsre ganze Zufriedenheit im Leben und im Tode und die frommsten Wünsche unsers Herzens ruhen. — Denn in der That, meine Freunde, die Religion ist das edelste und unverletzlichste Eigenthum der Menschheit — und wir könnten mit Gleichgültigkeit, wie von Dingen, die unsre irdische und unvergängliche Wohlfahrt oder die Bequemlichkeit des Lebens betreffen und den Kreis unserer sinnlichen Vorstellungen ausmachen, über die erhabenen Wahrheiten des christlichen Glaubens reden? könnten ohne diejenige Zurückhaltung und Bescheidenheit von Religionswahrheiten reden, die besonders uns, den Anfängern in der Wissenschaft, so wohl geziemt? wir könnten es vergessen, Alle diejenigen, denen wir unsere religiöse Ueberzeugung vorzulegen genöthigt sind, herzlich zu bitten, den schwachen Einsichten zu verzeihen und die unreifen

Früchte unsers eingeschränkten Wissens mit Duldung und schonender Nachsicht aufzunehmen? Sie betrifft das Heil unsers unsterblichen Geistes und belehrt uns von seinem Zustande jenseit des Grabes der sinnlichen Natur: — dieser Gedanke könnte dich nicht vorsichtig im Urtheilen, bescheiden in deinen Aeußerungen, behutsam in der Mittheilung deiner Einsichten machen? Sie fordert Glauben, und lehrt in einer andern Welt erst vollkommene Gewißheit finden: — und du könntest, vielleicht ohne geforscht und geprüft zu haben, mit dem entscheidenden Tone der Gewißheit über Gegenstände reden, die Jeder sich auf seine eigne Weise denkt und denken kann? Sie fordert eigne Prüfung und beständiges Fortschreiten in der Erkenntniß der Wahrheit, und läßt dabei der Ueberzeugung eines Jeden Freiheit zu prüfen und zu wählen: — und du könntest unbesonnen genug sein, das Heiligste der Menschheit, die Religion, durch unvorsichtige Ausbrüche und leichtsinnige Urtheile zu entweihen, und Andere in ihrer Ueberzeugung wankend und selbst in ihrem Glauben an Gott und Fürsehung irre zu machen? Urtheilet selbst, meine Freunde, *zu Klugen rede ich, richtet ihr, was ich sage* — ist nicht die Sünde eines voreiligen und übereilten Urtheils um so viel größer, je wichtiger und heiliger die Gegenstände sind, über welche sich dasselbe erstreckt? *Ich versehe mich zu euch, ihr werdet anders gesinnet sein; wer euch aber irre macht, der wird sein Urtheil tragen, er sei, wer er wolle.* —

Doch die *Vernunft an sich* muß *zweitens jenes voreilige und übereilte Urtheil schon verwerflich finden.*

Wahrheit und Vollendung der Erkenntniß ist für den Menschen immer etwas Begehrungs- und Wünschenswürdiges, das Streben nach Bereicherung unserer Einsichten dem denkenden Menschen so natürlich, daß es für ihn mit den süßesten Empfindungen und mit einer gewissen Art von Glückseligkeit verbunden ist, zu denken, zu forschen, zu prüfen und aus diesem Allen einen festen Grund für seine eigne Ueberzeugung aufzuführen. Aber die Schwachheit der menschlichen Natur — wie oft ist sie ihm bei seinen Bemühungen hinderlich, und versagt ihm ihre Kraft und ihren Beistand, auf dem Wege zum Heiligthume der Wahrheit muthig fortzuwandeln! Der beschränkte Raum des menschlichen Wissens — wie oft begrenzt dieser nicht seinen Gesichtskreis und macht ihm Täuschung, Selbstbetrug und Irrthum nur gar zu möglich und hindert ihn, die einmal entdeckte Spur nach völliger Gewißheit zu verfolgen? Die Unvollkommenheit und Kürze des menschlichen Lebens — wie oft verdunkelt diese nicht das himmlische Licht der Wahrheit vor seinen Augen, und nöthigt ihn, seine Untersuchungen, die eben von einem schwachen Glauben ausgegangen waren, mit einem bescheidenen Glauben zu beschließen! wie oft setzt sie grade da seinen Forschungen Ziel und Grenze, wenn er eben angefangen hatte, den Tempel der Weisheit zu betreten und in die Geheimnisse derselben eingeweiht zu werden. Reine Wahrheit, in so fern sie das Wesen der Dinge und derjenigen besonders betrifft, welche nicht in die Reihe der sinnlichen Erscheinungen treten, ist nur im göttlichen Verstande: — und du könntest uns überreden wollen, im völligen Besitze aller möglichen Weisheit zu sein und deine Ueberzeugung, die vielleicht nicht einmal auf dem Wege der gewissenhaften Prüfung dein Eigenthum geworden ist, als die allein wahre anzukündigen? Vollendete Gewißheit von übersinnlichen Dingen, bei welcher Zweifel- und Gedenkbarkeit des Gegentheils unmöglich wäre, ist nur im göttlichen Verstande: — und du könntest dich erkühnen, leichtsinnig über Dinge abzusprechen, die ihrer Natur nach keine völlige Gewißheit verstatten, sondern nur ein gläubiges Fürwahrhalten erlauben? könntest unbesonnen genug sein, deine Ueberzeugung für den Maßstab jeder fremden Religions-Erkenntniß auszugeben? Ferne sei es von uns, deine Meinung undenkbar und deine Ueberzeugung irrig zu finden; sie kann für dich Gewicht und selbst für dich vollkommene Gewißheit haben: aber erlaube uns, ehe wir sie für die unserige erkennen, sie vorher erst zu prüfen, und verdenke es uns nicht, wenn wir aus Gründen, die aus der Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens fließen, Bedenken tragen, sie auf dein Wort als völlige Gewißheit aufzunehmen. Ferne sei es von uns, deine Fähigkeit, zu denken und richtig zu urtheilen, nur im Geringsten zu bezweifeln: aber erlaube uns, deine Irrsamkeit, die an die menschliche Natur so fest gebunden ist, für möglich zu halten, und laß uns Zeit, deine Gedanken noch zuvor einer genaueren Ueberlegung zu unterwerfen. Ferne sei es von uns, dir eine unreine Absicht bei der Mittheilung dieser oder jener Religionswahrheit anzudichten: aber erlaube uns, zu glauben, es könne möglicher Weise auch die Leidenschaft bei deinen Untersuchungen dich geleitet haben; du könnest vielleicht, verführt von dem täuschenden Spiele deiner Einbildungskraft, oder aus noch unreinern Beweggründen zu dieser Ueberzeugung gekommen sein: du könnest vielleicht, ehe du geforscht und genauer geprüft hattest, verblendet vom Ehrgeiz, von Eifersucht, von Stolz und Herrschsucht, über eine gewisse Wahrheit schon vorher entschieden haben. Wenn du billig und

gerecht bist, so wirst du uns nicht hassen und verfolgen, wenn uns die Wahrheit am Ende in einem andern Lichte erscheinen sollte; und wenn du weise und vorsichtig bist, so wirst du dich auch hüten, deine Grundsätze mit dem Tone der entschiedenen Gewißheit vorzutragen, die unsere Freiheit zu sehr beschränken und uns nöthigen würde, dein Urtheil über gewisse Wahrheiten der Religion für voreilig und übereilt und also nach den Grundgesetzen der Vernunft für durchaus verwerflich zu erklären. —

Schließet diese Betrachtung, meine Freunde, mit der Bemerkung, daß jedes voreilige und übereilte Urtheil über einen Gegenstand des Glaubens auch endlich noch den deutlichsten Aussprüchen und dem ganzen Geiste des Christenthums völlig zuwider sei. —

Von jeher, meine Freunde, haben die Unbesonnenen, sowohl diejenigen, die mit neuen und befremdenden und von ihnen selbst nicht sorgfältig genug geprüften Meinungen kühn hervorgetreten sind, als diejenigen, die von der Wahrheit nicht den richtigen und wohlthätigen Gebrauch für Andere zu machen wußten, der Religion am meisten geschadet; sie haben die traurigste Verwirrung in der Wissenschaft angerichtet und sind der wahren Religiosität unaussprechlich nachtheilig gewesen. Denn grade diese, die sich einer vollkommenern Einsicht im Christenthume rühmten, haben es durch ihre kühnen und unvorsichtigen Aeußerungen am auffallendsten bewiesen, wie wenig sie den Geist des Christenthums kennen und wie unglaublich weit sie noch von derjenigen Vollkommenheit entfernt sind, zu welcher uns die Religion der Liebe, der Duldung und der bescheidenen Prüfung führen will. Sie haben es entweder vergessen oder nie gewußt, wie dringend der Apostel Paulus uns auffordert, Alles zu prüfen und das Beste zu behalten, und reich zu werden an allerlei Erkenntniß und Erfahrung; wie sehr er uns bittet, nicht länger mehr Kinder in der Erkenntniß zu bleiben, sondern am Verständnisse vollkommen zu werden; wie sehr er uns vor dem Fehler derjenigen warnt, die mit Unverstand in der Religion eifern und den stolzen Eingebungen und Ausbrüchen eines eitlen Wissens sogleich Gehör geben, indem er sagt: Das Wissen blähet auf und nur die Liebe bessert; wie hart er selbst in unserm Texte Alle diejenigen verurtheilt, die durch unüberlegte Behauptungen die Ueberzeugung Anderer erschüttern, die es vergessen, ihren Einsichten und Kenntnissen durch Nachdenken und Forschen erst eine gewisse Reife zu geben, und selbst die wichtigsten Wahrheiten mit Behutsamkeit und Schonung mitzutheilen; wie er dies für das einzige Mittel hält, durch welches wir Alle hinan kommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes und ein vollkommener Mann werden, der da sei in der Maaße des vollkommenen Alters Christi: auf daß wir nicht mehr Kinder seien und uns wehen und wiegen lassen von allerlei Wind der Lehre, durch Schalkheit der Menschen und Täuscherei, damit sie uns erschleichen und verführen. Und hält es Jesu selbst nicht für ein wesentliches Stück im Christenthum, die reine und unverfälschte Lehre des Evangeliums genauer zu prüfen und zu untersuchen, und bei der aus dieser Untersuchung hervorgegangenen Ueberzeugung zu beharren; hat er es nicht selbst gesagt: so ihr bleiben werdet in meiner Lehre, so seid ihr meine rechten Jünger; ihr werdet die Wahrheit erkennen — und die Wahrheit wird euch frei machen? Hat er uns nicht selbst das schönste Beispiel der behutsamsten Lehrweisheit gegeben, da er zu seinen Freunden sprach: ich hätte euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen? Ist es endlich nicht unverkennbare Absicht des Christenthums, allen seinen Bekennern den Geist der Liebe, der Schonung, der Nachsicht und der Bescheidenheit einzuflößen? Fordert es uns nicht zu wiederholten Malen auf: die Irrenden zu dulden, die Ungezogenen zu ermahnen, die Kleinmüthigen zu trösten und die Schwachen zu tragen, bis jene glückliche Periode der menschlichen Erkenntniß eintreten werde, wo alle Verehrer Jesu ihren himmlischen Vater im Geist und in Wahrheit anbeten? Unser Wissen bleibt doch immer Stückwerk und unser Weissagen Stückwerk, wenn aber kommen wird das Vollkommne, so wird das Stückwerk aufhören. — Gesegneter Tag der helleren Erkenntniß, wann wirst du erscheinen, wann das reine Licht der Wahrheit über uns aufgehen lassen, wornach wir uns so herzlich sehnen, und das wir doch bei allem unsern Streben nie in seinem vollen Glanze aufzufassen vermögen? Schwachheit und die Furcht, zu irren und zu fehlen, begleitet uns bei jedem Schritte auf unserm Wege zum Heiligthume der Wahrheit: dort, wo wir im reinsten Lichte wandeln, wird keine Täuschung uns verführen, kein Wahn und Irrthum uns verblenden und uns die reine Freude einer vollständigen Erkenntniß rauben. Klein und dürftig und eingeschränkt bleibt doch immer

die Summe der menschlichen Erkenntniß und selbst des Einsichtsvollsten: — dort wird der Wißbegierige Befriedigung und reichlichen Gewinn für seine Seele finden. Grausam verschwindet oft das in der Ferne schon erblickte Licht der Wahrheit, wie ein leichter Nebel, vor unsern Augen, und nöthigt uns, die Eingeschränktheit unsers Wissens zu beklagen: dort ist auf immer die helle Morgenröthe der vollendeten Erkenntniß aufgegangen; **dort werden wir die Wahrheit ungetrübt erkennen und die Wahrheit wird uns frei machen.** Amen.

---

## Predigt von F. Strauß.

**Text, Römer 8, 9.**

Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.

---

Kaum ist das Fest der Himmelfahrt unsers Herrn ausgefeiert, so bereiten wir uns schon zur Feier eines andern hohen Festes. Das Fest der Pfingsten naht. Da werden die Diener des Worts in dir auftreten, o Gemeine des Herrn, und das Gedächtniß der wundervollen Ausgießung des heiligen Geistes erneuern. Da werden sie verkündigen, wie seitdem derselbe Geist nie aufgehört hat, auf eine besondere Weise unter den Menschen thätig zu sein, und wie viel Großes und Heiliges er zu allen Zeiten gewirkt. Da werden sie Jeden unter uns ermahnen, sich anzuschicken, daß auch er der Gabe des heiligen Geistes theilhaftig werde und die Frucht des Geistes bringe. — Aber wie sollen wir gesegnete Zuhörer dieser theuern Festpredigt abgeben, wenn wir nicht wissen, was der Mensch ohne den heiligen Geist ist, und wie es mit ihm steht, wenn er sich noch in seinem natürlichen Zustande befindet? Kein Verlangen nach den Wirkungen des heiligen Geistes wird in uns sein; ohne Beziehung auf uns selbst, als etwas bloß Aeußerliches, werden wir diese Predigt anhören; das Fest wird vorübergehen, wie es gekommen ist, und was zum Segen uns gesendet war, wird sich in Fluch verwandeln. Darum laßt uns heute die Vorbereitung auf die heiligen Pfingsten damit beginnen, daß wir **den natürlichen Zustand des Menschen** betrachten, und von dem Apostel lernen, wie man in demselben Christi Geist nicht hat und darum nicht sein ist.

Christi Geist nicht haben! Nicht Christi sein! Das begreift alles, was in Zeit und Ewigkeit Jammervolles empfunden, Entsetzliches erfahren und Grausenhaftes mag gefühlt werden. Und wird das Gewicht dieser schlichten Worte so wenig erkannt! Kein Fluch, der in dem alten Bunde wie Donnerstimme Jehovahs von Sinai erscholl; kein Fluch, der in Steine auf Ebal gegraben und durch Hunderttausende von zitternden Männern Israels ausgerufen war; kein Fluch, den einst die ersten Propheten im Namen des Gottes Zebaoth über das halsstarrige Volk aussprachen, ist zu vergleichen mit diesem ruhigen, aber schreckensvollen Urtheil des Apostels. Und doch ruht der Fluch, den es enthält, auf Tausenden, und sie wissen es nicht! In Hütten und Palästen, bei Lustgelagen und Trauerbotschaften, auf Hochgerichten und in stillen Todtenkammern werden seine Schrecken empfunden, und wie auf der einen Seite die Wildheit der Lust und die Verzweiflung des Schmerzes, so muß auf der andern Seite geheime Noth und der verborgene Unfriede Zeugniß von ihm ablegen. Und doch, indem die Menschen das erfahren, wissen sie ihre Erfahrung nicht zu deuten. Darum that es Noth, die einfachen Worte des Apostels näher zu erklären. Wir wollen jeden Ausspruch des Apostels für sich nehmen, jeden insonderheit zu erklären, und sehen, wie der erste den Grund des zweiten in sich enthält. So wird uns der gesammte Zustand des natürlichen Menschen klar vor den Augen stehen; und wenn irgend eine klare Erkenntniß uns noch zu schrecken oder anzulocken vermag, so werden wir uns hier angetrieben fühlen, den Herrn um seinen heiligen Geist zu bitten.

---

Zuerst bezeichnet uns der Apostel den natürlichen Zustand des Menschen damit, daß er sagt: **Wer Christi Geist nicht hat.** Was heißt das? Damit Keiner, der damit gemeint ist, sich ausnehme, wollen wir damit beginnen, zu erwägen, was nicht damit gesagt ist.

Christi Geist nicht haben, heißt nicht, von ihm nicht gesucht sein. O er sucht Jeden! er hat sich nicht unbezeugt gelassen an einem Jeglichen unter uns, er ist uns nachgegangen von Kindesbeinen an, er hat das Wort des Herrn unaufhörlich an uns gebracht und uns auf tausendfache Weise getrieben, daß wir den Herrn suchen sollen, ob wir doch ihn finden und fühlen möchten. Keiner kann sich entschuldigen, er sei nicht gesucht; aber auch Keiner möge sich damit trösten, wenn er nichts Größeres von sich aussagen kann, er sei doch auch gesucht.

Christi Geist nicht haben, heißt nicht, von ihm nicht irgend einmal ergriffen worden zu sein. O so mächtig ist sein Suchen und so gewaltig ist

sein Treiben, daß Keiner ist, der auch bei dem hartnäckigsten Widerstreben nicht etwa einmal in seinem Leben seine Kraft ernstlich empfunden haben sollte! Wenn jene heiligen Feierstunden erscheinen, in denen die Confirmation nahet oder vollzogen wird, oder in denen man das Sakrament des Altars im Kreise der Seinigen genießt; wenn ein erschütternder Wechsel unserer äußern Schicksale eintritt, auf Glück das Unglück oder auf Unglück unverhofftes Glück erfolgt; wenn der Geist des Herrn gegen unsern eignen Willen solche Ereignisse in unserm Herzen heraufführt, daß wir die Gebrechlichkeit unserer menschlichen Kraft und die Allmacht des Göttlichen ahnen: dann bleibt Keiner ohne eine höhere Regung, Mancher wird bis zu Thränen gerührt, und Viele fassen sogar gute Vorsätze; ja, Einige beginnen sogar, sie auszuführen. Aber wer dabei stehen geblieben, der tröste sich nicht mit seinen höhern Stunden, seinen heiligen Regungen, seinen tiefern Rührungen, seinen zuweiligen Kämpfen und theilweisen Siegen über das Böse. Siehe, das Alles thut Gott zwei oder drei Mal mit einem Jeglichen, daß er seine Seele herumhole aus dem Verderben, und erleuchte ihn mit dem Licht der Lebendigen. Denn das heißt noch nicht Christi Geist haben.

Christi Geist nicht haben, heißt endlich nicht, ihn nicht einmal ernstlich gesucht haben. Ja, das sogar heißt es nicht! O die innere Noth der Sünde ist so groß, das Gesetz des Herrn ist so gebietend, die Verheißung seiner Gnade ist so herrlich und die Bedingung so einladend und leicht, daß es unmöglich scheint, nicht wenigstens Einmal im Leben einen Versuch zu machen, daß man der Noth sich entreiße und der Gnade Gottes theilhaftig werde. Aber auf's Versuchen kömmt es nicht an, sondern auf das Gelingen; auf das Suchen nicht, sondern auf's Finden. Wahrlich, auch damit tröste sich Keiner, er müsse den Geist Christi haben, denn es sei ihm zu dieser oder jener Stunde Ernst geworden, Gott zu suchen, es habe ihn unwillkührlich eine höhere Macht einmal zum Gebet getrieben, er entferne sich von der Welt, so gut es gehen wolle, er sei nicht wie andere Leute, und habe einige Verheißung des ewigen Lebens empfunden. Das mögen die Anfänge sein! Das mag dahin führen können! Das mag vorhergehen müssen! Aber das Regiment des Geistes, das Getriebenwerden vom Geiste, das Haben des Geistes Christi ist es noch nicht! So sehr wie wir können, müssen wir Jeden warnen, der dieses und Aehnliches von sich aussagen kann, und nicht mehr, daß er sich nicht einschläfre, auf seinen Erfahrungen ausruhe und sich für ein Kind Gottes halte, das heißt, für etwas, das er nicht ist.

Was will es denn sagen: Christi Geist nicht haben? Laßt uns nur sehen, was es heißt, ihn haben. Der Apostel spricht in dem Abschnitt seines Briefes, aus dem unser Text genommen, auf vielerlei Weise davon, und bezeichnet es bald damit, daß Christus in uns sei und in uns wohne, bald damit, daß wir geistlich gesinnt sein und nach dem Geiste das Zeugniß gebe, daß wir Gottes Kinder sind. Da ist es. Der hat Christi Geist, in dem Christus ist und wohnt. Zum Besuche ist er bei Vielen; zur Herberge kehrt er bei Manchem ein; aber Wohnung macht er nur dann, wenn er sich unsers ganzen Herzens bemächtigt. Eine gänzliche, sich über alle Theile unsers Wesens erstreckende Veränderung muß in uns vorgehen. Was früher unsre Lust und unser Streben war, Welt und Eigenliebe, muß ganz und auf einmal verlassen, und was früher uns fern war, Gottes Gnade, Christi Verdienst und des Geistes Wirkung, muß unser Ein und Alles werden. Eine solche Umwandlung muß in uns vorgehen, daß man nur äußerlich derselbe Mensch geblieben, innerlich aber ein neuer geworden ist. Uns selbst müssen wir gestorben sein und Christo müssen wir leben: dann ist Christus in uns, dann hat er Wohnung in unserm Herzen gemacht, und wir haben seinen Geist. Allerdings kann das nur innerlich, in der verborgenen Tiefe des Gemüths und als ein uns selbst unerklärliches Geheimniß vorgehen; aber nichts desto weniger muß es sich auch äußerlich zeigen. Wir wollen geistlich gesinnt sein und nach dem Geiste wandeln; Christus soll eine Gestalt in uns gewinnen, die von Andern erkannt werden könne, und in sein Bild sollen wir so verklärt werden, daß Jeder, der es anschaut, auf das Urbild hingewiesen werde. Wo das vermißt wird, da fehlt der Geist des Christus, der sich selbst erniedrigte, und es mangelt der Geist der Demuth; da fehlt der Geist des Christus, dessen Herz immer bei dem Vater war, und es mangelt der Geist der Gnade; da fehlt der Geist des Christus, der die Nächte im Gebete zubrachte und Tags vor jedem Werke nach oben schaute, und es mangelt der Geist des Glaubens und des Gebetes; da fehlt der Geist des Christus, der umherzog und wohlthat und sein Leben ließ für seine Freunde, und es mangelt der Geist der Liebe. „Aber, werdet ihr sagen, wo findet man solche Heilige? Wir sind ja allzumal Sünder und Jeder fehlt." Ja, Jeder fehlt. Keiner hat den Geist des Herrn als eigenthümlichen Besitz, und in Jedem will er sich täglich erneuern. Wo er sich nicht täglich erneuert, wo er nicht stündlich so wieder von dem Herzen Besitz nimmt, wie er das erste Mal davon Besitz genommen, wo diese wunderbare Schöpfung im

tiefen Gefühl unsers Elends, im dringenden Suchen nach Gnade, im unbezweifelten Versichertwerden von der Vergebung der Sünden sich nicht jeden Augenblick wiederholt; kurz, wo nicht immer Christi Geist unserm Geiste Zeugniß giebt, daß wir Gottes Kinder sind: da hat man Christi Geist nicht. Nur dann und nur so viel haben wir diesen Geist, wann und wie viel wir von ihm immer auf's Neue empfangen.

Wir wollen es zusammenfassen: Christi Geist hat der nicht, in dem er nicht einmal herrschend geworden, in dem er sich nicht herrschend offenbart und in dem er nicht immer von Neuem herrschend wird.

Meinet ihr, Kain habe ihn gehabt? Er opferte ja, er trauerte, daß sein Opfer dem Herrn nicht wohlgefiel; er bekannte seine Sünde — und dennoch ging er hinweg von dem Angesichte des Herrn! Meinet ihr, Saul habe ihn gehabt? Er hatte ja ein neues Herz empfangen, es war ja ein anderer Geist über ihn gekommen, er hielt ja streng auf die äußere Erfüllung des Gesetzes — und doch hatte der Herr ihn verworfen! Meinet ihr, Bileam habe ihn gehabt? Er ging ja allein, den Herrn zu fragen, der Herr redete ja mit ihm, und er weissagte ja im Namen des Herrn — und doch erntete er die Todesstrafe des gottlosen Verführers! Dagegen sehet den Saulus! Der Geist der Wuth und des Throns schnaubte aus ihm. Der Herr wirft ihn danieder, blendet die äußern Augen, öffnet ihm die inneren, giebt ihm seinen Geist. Und von nun an ist der Geist Gottes herrschend in ihm. Dagegen sehet den Stephanus! Dieser Jünger des Herrn kommt in Todesnoth, ein Steinregen will sein Leben enden, furchtbare Flüche umrauschen ihn, und seine scheidende Seele zeugt nur Milde, Beständigkeit und Glauben: er hat den Geist Jesu Christi, denn derselbe offenbart sich herrschend in ihm. Dagegen sehet den Petrus! Er hängt dem Herrn an, und doch verleugnet er ihn. Er ist sein Apostel, und benimmt sich in Antiochien sehr zweideutig. Aber er weint und glaubt, und schnell nach jedem Falle wird in seiner bußfertigen Seele der Geist Jesu Christi wieder herrschend. Auf das Herrschende, Regierende kommt es an, wenn wir darüber urtheilen wollen, ob wir Christi Geist haben, oder nicht. Der Geist Jesu Christi ist ein göttlicher Geist. Man kann ihn nicht haben, ohne daß er herrscht und alles Andere besiegt und sich unterwirft. Wo er nicht herrscht, da hat man ihn nicht, und das wird an dem Einen erkannt, daß etwas in uns herrscht, das nicht Christus ist, — etwas, das eigentlich dienen sollte, — etwas, das, statt sich zu beugen, durch Empörung zur Herrschaft gekommen ist. Und was ist das?

---

Ach, es wäre schon genug gesagt, wenn man bekennt: es ist nicht Christus, denn hinlänglich wäre damit das Elend dieser falschen Herrschaft ausgesprochen. Doch wir müssen näher hineingehen und das Einzelne betrachten, was damit ausgesagt wird: Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein. Freilich ist dieses Zweite nur die Folge des Ersten, was unser Text uns gelehrt hat. Allein mit dieser Folge treten wir in ein neues Gebiet, und erst, wenn wir dieses kennen, wird sich vollständig der Jammer des natürlichen Zustandes der Menschen uns offenbaren.

Ist es wahr, daß der Geist Christi da, wo er wohnt, das Herrschende und Regierende sein muß: so ist offenbar, daß, wer ihn hat, Christi sein, ihm angehören und in ihm seinen Mittelpunkt und sein Leben haben muß. Wie die Glieder an dem Leibe dem Haupte folgen und nach seinem Befehl sich regen und bewegen, oder ruhen und still sind: so muß, wer Christi Geist hat, den Grund seines Thuns und Lassens, seines Bewegens und Ruhens in ihm und nur in ihm finden. Wer aber Christi Geist nicht hat, der kann nicht Christi sein, ihm nicht angehören und seinem Willen nicht folgen. Einer andern Herrschaft ist er unterthan, einer andern Gewalt gehört er an, und andern Mächten ist er eigen. Es ist die Frage: welchen? Wir müssen zunächst antworten: er gehört sich selber an. Er selbst ist sein Gott, der Mittelpunkt seines Strebens, und, o Thorheit! die Quelle alles Lebens und alles Friedens. Fühlt ihr, was das sagen will? Sich selbst gehört er an, das heißt, seinem schwankenden Willen, der heute dieses und morgen jenes begehrt; sich selbst, das heißt, seinen tobenden Begierden, die immer sich unter einander bekämpfen, und von denen jetzt diese und bald eine andere siegt: sich selbst, das heißt, seiner eignen Lust, die wie ein Nebel aufsteigt und zerrinnt, die wie Wasser in hohler Hand geschöpft wird und durch die Finger entläuft, die wie ein flatternd Irrlicht mit blauen Flammen anlockt und in todte Sümpfe verlockt. Zum Dienen ist der Mensch geschaffen, ein Knecht Gottes soll er sein, und will er's nicht sein, so gewinnt er einen üblen, launischen und wunderlichen Herrn an sich selbst. Sich selbst anzugehören, ist die größte Qual. Doch wenn wir etwas tiefer diesen Zustand erforschen, so gehört ein solcher Mensch nicht einmal wahrhaft sich selbst an, sondern er wähnt nur, sich selbst anzugehören, und gehört eigentlich der Welt an.

Wie wenn ein Volk, daß es die Strafe seiner Sünden büße, in Empörung dahin gegeben wird, Jeder, der sich in den Aufstand verwickeln läßt, wähnt sein eigner Herr zu werden, und alsbald so vielen Herrschern anheim fällt, als sich Wüthriche aufwerfen: so ist es auch, wenn wir, abfallend von dem Einen, wahren Herrn, dem wir angehören, unsere eigenen Herren sein wollen. Wir fallen der Welt anheim. Wir beugen unsere Kniee und reichen unsere Hand und unterwerfen unsern eitlen Willen Jedem, der durch Furcht oder durch List uns zu gewinnen weiß. Wir wähnen zu thun, was wir wollen, und wir führen nur aus, was Andre uns befehlen. Wir erheben uns in unsrer eignen Weisheit, und wir werden beherrscht von der gangbaren Weisheit unserer Zeit. Wir dünken uns glücklich, daß wir suchen und erwerben können, wonach uns lüstet, und wir sind gefesselt in unserer Lust von dem, was andern Thoren das Wünschenswerthe und Erfreuliche scheint. Wer wagt es zu behaupten, daß der Lüstling oder der Habsüchtige oder der Ehrgeizige sein eigner Herr sei? Ein verächtlicher Sklave der Meinung Anderer, ein feiler Knecht allgemeiner Thorheit und ein ehrloser Dienstmann eines Jeden ist er, der ihn entweder zu schrecken oder anzulocken versteht, die Hand des Herrn hat er geflohen, und ist in der Menschen Hände gefallen. Wer Christo nicht angehören will, sondern sich selbst, der gehört der Welt an. Noch einen Schritt weiter führt uns unsere Betrachtung. Unwillkührlich drängt sich die Frage auf: wem gehört denn die Welt an? wem dient sie? weß ist sie? Was sollen wir antworten, Zuhörer? Ihr fragt mich, aber ich will nicht antworten. Euch will ich auch nicht fragen, daß ihr mir antwortet. Gemeinschaftlich wollen wir Gottes Wort fragen, und dieses Wort allein soll uns antworten. Dieses Wort redet von einer Obrigkeit der Finsterniß, von dem Gott dieser Welt, der der Ungläubigen Sinne verblendet, von dem Fürsten der Welt, der sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens, vom Vater, dem Teufel, von dem die sind, die nach der Lust dieses Vaters der Lügen thun wollen. Also den Mächten der Finsterniß, also den dunkeln Gewalten des Abgrundes, also den verdammten Kräften der Lüge und des Mordes, — diesen anheimgefallen ist, der nicht Christo angehört! Andächtige, bis zu welchem Ziel unserer Betrachtung hat uns Gottes Wort geführt? Wir, gestützt allein auf menschliche Einsicht, würden es nicht gewagt haben, bis dahin die Folgerungen zu entwickeln. Aber der Geist Gottes thut es, der Mund der Wahrheit thut es, das ewige Wort Gottes, der eingeborne Sohn des Vaters thut es! Schreckliche Wahrheit! Nur eine Wahl liegt uns vor: entweder Christo anzugehören, dem Licht, dem Leben, der Liebe, — oder der Finsterniß, dem Tode und dem Hasse!

Wir zittern, indem wir es euch aus Gottes Wort verkündigen. Aber wir staunen, indem wir Gottes Wort an die Erfahrungen des menschlichen Lebens halten und überall es bewährt finden. Blicket nur, wir bitten euch, in das Leben eines Menschen, der Christo nicht angehört, und sehet nur zu, ob sich in demselben der Friede und das Leben finden, von dem der Apostel sagt, daß sie das Geistlichgesinntsein ausmachen. Ach! vergebens sucht ihr in solch einem Dasein Leben und Friede. Es erwacht am Morgen, das Kind des Unglücks, der eitle, betrogene Herr seiner selbst, der seinem wahren Herrn nicht angehören will. Denket ihr, daß in den erwachenden, aufdämmernden Gedanken etwa Christus, etwa Gnade, etwa Gebet das Erste sei, das sich durcharbeitet aus der Nacht der Seele? O er würde es belächeln, wenn es sich meldete! Er selbst ist es, den er beschaut, wie in dem Spiegel von Glas, so in dem Spiegel seines Herzens! Seine Plane von gestern sind es, die seine unglückselige Seele wieder einnehmen! Die Hindernisse sind es, die er gestern nicht bekämpfen konnte, die von Neuem sich gegen seinen Willen aufthürmen und seine Kräfte anspannen. Wie es schon wogt in der kaum erwachten Seele! wie sie hin- und hergetrieben und gezerrt wird! Wie die erste frühe Morgenstunde, geschaffen zur Einkehr, zur Sammlung, zur Stärkung für den Tag, ein Raub der sich befriegenden Begierden und eine Beute der Unruhe und des Unmuthes wird! Da sollte Leben und Friede sein? Doch nun meint er plötzlich, es gefunden zu haben. Er rafft sich auf und geht an sein schweres Werk. Der Mittag kommt. Es sind erst wenige Stunden gewesen, und schon ist so viel Trübes durch die arme, wunde, nach Freude lechzende Seele gefahren, und schon sind so viele Gedanken, die das Licht nicht vertragen können, in ihr aufgestiegen und mit Mühe verdeckt; und so ist schon mancher Stich durch das Herz gegangen, daß man meinen sollte, es müsse unterliegen. Aber so betäubt ist er, so verwirrt und verloren, daß er es nicht einmal merkt. Ohne Gebet hat er begonnen; ohne Gott hofft er es durchzusetzen! Einen Helfer im Himmel hat er nicht; aber unzählige Helfer auf Erden muß er herbeiziehen in seinen Bedienten, seinen Freunden und seinen Gönnern, in seinen Aufopferungen, seinen Listen und seinen Kämpfen! Seine Seele lechzt wohl nach dem Wasser des Geistes und nach dem Brode des Lebens; aber er meint, es lechze nur der Kör-

per, und den labt er. O schaut ihm nur ins Auge unter der vergänglichen Lust, höret nur seine Worte, blicket nur tiefer, nur ein wenig tiefer: ist da Leben, ist da Friede? Endlich kommt der Abend. Der Tag ist hin. Vielerlei abgemacht; nichts — nichts gewonnen an Ruhe und Seligkeit. Müde legt er sich hin. Morgen wird's besser gehen, denkt er, oder übermorgen, oder noch später. Er schläft ein, ach, nicht an der Brust, an der Sanct Johannes gelegen! Träume umgaukeln ihn, ach, nicht von himmlischen Dingen! Noch einmal: ist hier Leben? ist hier Friede? So ist die Jugend vergeudet und die erste, frische Kraft des Daseins an ein Nichts verschwendet. So ist das Mannesalter verloren und die gereifte Erfahrung im Dienste der Sünde verbraucht. Willst du nicht erwachen, armer betrogener Sklave deines eignen Geistes? Siehe, die Nacht des Todes naht. Die Tage kommen, von denen er sagen muß, sie gefallen ihm nicht. Seine Kräfte nehmen ab, und er muß wohl daran denken, wie es enden soll. Dort fahren sie eine Leiche her, aber er wendet Blick und Gedanken ab. Hier redet man vom Tode, aber er sucht, obwohl es ihm innerlich unheimlich ist, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Er hört das ernste Wort des Predigers, — nein, den hört er nicht; aber seinen Arzt, den will er hören: aber es ärgert ihn, daß der einsichtsvolle Mann Dinge berührt, um die er nicht fragt. Doch da kann er eines Morgens sein Lager nicht verlassen. Er ahnt, es bereite sich eine gefürchtete Veränderung. Noch einige Tage, und Aller Miene verkündigt ihm, es gehe zu Ende. Rechenschaft, Gericht, Ewigkeit drängen sich, so oft er sie auch verdrängen will, in seine Seele. Er will sich beruhigen, und sagt: das sind Kindermährchen. „Indeß, wenn es doch wahr wäre?" spricht tief aus seinem Innersten eine Stimme, die er nicht kennt. Er muß ihn denken, den schrecklichen Gedanken. „Wenn es doch wahr wäre?" spricht er zitternd vor sich hin, und eine Donnerstimme ruft in seinem Innern: es ist wahr, sonst würdest du jetzt nicht zittern. Bebend blickt er auf, und sieht die Seinen weinen. Er möchte auch weinen, allein er kann es nicht, denn es treten die Schatten längst vergessener Sünden vor ihn hin. „Auch ihr noch?" Und diese Schatten fassen ihn mit eiskalter Hand, und lassen ihn nicht los, und schreien ihm, so meint er's, ins Ohr: Wir leben, wir sind nicht vergessen, wir gehen mit ins Gericht. Die Umstehenden sehen seine Angst, und reden von seinen Verdiensten und seinem guten Herzen. Er denn er weiß es schweigt, besser. Aber es ist doch ein anderes Bild vom Leben, das diese Reden ihm vorführen. „Wie es so Vielen ergeht, so mag es auch mir ergehen." Das ist sein letzter, sein leerer, sein schrecklicher Trost! Der Tod naht. Das Leben erliegt. — Dre Leib ist eine Leiche. Wo ist seine Seele?

Andächtige, das beantwortet euch selbst. Wir haben nur das Eine zu sagen: Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein! Dies Donnerwort, das einst vom Throne erschallt und uns ausschließt von Gnade und Seligkeit, erschalle, wie zum Anfange, so zum Schlusse unserer Betrachtung, und Gott gebe, daß es so unserer Seele erschalle, daß es einst am Throne nicht erschalle. Brüder, der heutige Sonntag heißt Exaudi, das heißt: Erhöre. An diesem Sonntage der Erhörung, in diesen zehn Tagen, in denen die Jünger auf den heiligen Geist warteten, laßt uns erkennen, wie schrecklich der Zustand des natürlichen Menschen ist, laßt uns bitten um den Geist, der ein Geist des Lebens und des Friedens ist, und laßt uns vertrauen, daß der, der zu bitten befohlen, auch zu erhören verheißen hat. Bereite uns, Herr Gott, heiliger Geist, du Tröster, du Geist des Vaters und des Sohnes, deiner Kirche gesegnete Pfingsten! Schaffe in uns, Gott, ein reines Herz, und gieb uns einen neuen, gewissen Geist; verwirf uns nicht von deinem Angesicht, und nimm deinen heiligen Geist nicht von uns. Amen.

---

## Homilie über Lucä 16, 19—31. Der lasterhafte Reiche und der tugendhafte Arme.

Von J. G. Marezoll.

Ob wir Reichthum besitzen, oder in Armuth leben, du, unser Vater im Himmel, willst uns durch beide auf den Pfad der Tugend führen, und dein heiliges Gebot soll in jeder Lage, worein du uns setzest, unsere Richtschnur sein. Denn wer deinen Willen thut, der bleibet in Ewigkeit; und wen sein Herz nicht verdammt, der hat unter allen Umständen Freudigkeit zu dir und innern Frieden. Und du wirst uns dereinst zur Rechenschaft ziehen, wie wir unsere von dir empfangenen irdischen Güter angewandt und mit welcher Gesinnung wir den Mangel derselben ertragen haben. Du wirst dem Reichen wie dem Armen nach seinen Werken vergelten und nur diejenigen, welche du als fromme und getreue Knechte findest, mit der Seligkeit des Himmels belohnen. Wohl uns also, wenn dieser Glaube immer wirksam bei uns ist und uns zum Gehorsam gegen dich

ermuntert! Wohl uns, wenn uns auch diese der Religion geweihte Stunde mit gesegnetem Erfolge an deine Verheißungen und Drohungen erinnert! Amen.

---

Text, Lucä 16, 19—31.

Es war aber ein reicher Mann, der kleidete sich mit Purpur und köstlicher Leinwand, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Es war aber ein Armer, mit Namen Lazarus, der lag vor seiner Thür voller Schwären. Und begehrte sich zu sättigen von den Brosamen, die von des Reichen Tische fielen; doch kamen die Hunde, und leckten ihm seine Schwären. Es begab sich aber, daß der Arme starb, und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schooß. Der Reiche aber starb auch, und ward begraben. Als er nun in der Hölle und in der Qual war, hub er seine Augen auf, und sah Abraham von fernen, und Lazarus in seinem Schooß. Rief und sprach: Vater Abraham, erbarme dich mein, und sende Lazarus, daß er das Aeußerste seines Fingers ins Wasser tauche, und kühle meine Zunge; denn ich leide Pein in dieser Flamme! Abraham aber sprach: Gedenke, Sohn, daß du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben, und Lazarus dagegen hat Böses empfangen; nun aber wird er getröstet, und du wirst gepeiniget. Und über das alles ist zwischen uns und euch eine große Kluft befestigt, daß die da wollten von hinnen hinab fahren zu euch, können nicht, und auch nicht von dannen zu uns herüber fahren. Da sprach er: So bitte ich dich, Vater, daß du ihn sendest in meines Vaters Haus; denn ich habe noch fünf Brüder, daß er ihnen bezeuge, auf daß sie nicht auch kommen an diesen Ort der Qual. Abraham sprach zu ihm: Sie haben Mosen und die Propheten; laß sie dieselbigen hören. Er aber sprach: Nein, Vater Abraham; sondern wenn einer von den Todten zu ihnen ginge, so würden sie Buße thun. Er sprach zu ihm: Hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob Jemand von den Todten auferstände.

---

Nicht immer stehen Reichthum und Armuth auf eine so auffallende Art einander entgegen, als in diesem Gemälde; aber Jesus wollte die Gefahren des Reichthums schildern, und darum zeigt er uns denselben im Bunde mit dem Laster; er wollte seine Zuhörer darüber belehren, daß die Armuth nicht vom Genusse der wahren Glückseligkeit ausschließe, und deswegen gab er ihr die Tugend zur Gefährtin. Betrachten wir hingegen den Reichthum und die Armuth an und für sich selbst, ohne Rücksicht auf die moralische Gesinnung zu nehmen, mit welcher sie verbunden sind, so ist der Unterschied zwischen ihnen bei Weitem nicht so groß, als er Manchem scheint. Denn beide haben zuvörderst ihre eigenthümlichen, unvermeidlichen Beschwerden, so wie sie auch hinwiederum gewisse, in der Natur der Dinge gegründete Vortheile gewähren. Und beide sind Mittel der Erziehung in Gottes Vaterhand; beide verdienen den Namen der Prüfung; beide sollen uns Gelegenheit geben, durch den rechten Gebrauch, welchen wir davon machen, weise und tugendhaft zu werden. Aber freilich kommt in dieser Absicht sehr viel darauf an, warum uns das Eine oder das Andre zu Theil geworden ist. Der Reichthum kann den Menschen ehren oder entehren, je nachdem die Mittel beschaffen sind, wodurch er sich denselben erworben hat. Die Armuth kann nur diejenigen erniedrigen, welche sich dieselbe durch ihre eigene Schuld zugezogen haben. Ueberfluß und Mangel, die dem Menschen ohne sein Zuthun, bloß nach den unabänderlichen Gesetzen des Weltlaufs zufallen, entscheiden Nichts über seinen Charakter, und machen ihn unserer Achtung weder würdig, noch unwürdig.

Und nach diesen Grundsätzen müssen wir den Werth des Reichthums und der Armuth beurtheilen. Wir müssen den Reichthum nicht leichtsinnig und gedankenlos überschätzen, als ob das ganze Glück des Lebens einzig und allein von ihm abhinge; aber wir dürfen ihn auch nicht trübsinnig und aus Aberglauben verdammen und uns fälschlicher Weise auf die Bibel dabei berufen. Denn wenn wir da zum Beispiel lesen, daß Jesus gesagt hat, es sei leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme; so hatte dies seinen guten Grund in den damaligen Zeiten und Umständen, weil die ersten Bekenner Jesu häufig Gefahr liefen, alles das Ihrige zu verlieren. Und wenn wir in der Schrift die Versicherung finden, daß Gott die Armen auf dieser Welt erwählt habe, so geschieht es mit dem erklärenden Zusatze, die im Glauben reich sind und sich dem Christenthum aufrichtig zuwenden.

So wenig es indessen noch eines Beweises bedarf, daß Reiche und Arme dem Willen Gottes gemäß hier auf Erden neben einander sein müssen, so gewiß läßt sich doch da, wo es der Armen zu viele giebt, und wo die Schätze des Landes nur in den Händen einiger Wenigen sind, auf eine sehr fehlerhafte Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaft schließen. Sie ist dann ausgeartet und leidet an Mißbräuchen, die mit

der Ordnung der Natur streiten; was immer so oder anders, früher oder später verderbliche Folgen haben muß.

Doch wir beschränken uns hier auf das von Jesu entworfene Gemälde und betrachten „den lasterhaften Reichen und den tugendhaften Armen,“ die er einander entgegenstellt; eine Betrachtung, bei welcher wir uns genau an die Worte unsers Evangeliums halten wollen.

Es war ein reicher Mann; und weil er Nichts weiter als reich war; weil er sonst keinen Vorzug besaß; weil sich nichts Rühmliches von ihm sagen ließ: so hat uns die Geschichte seinen Namen verschwiegen. Und dieß ist das Schicksal aller verdienstlosen Reichen. Sie ziehen eine Zeit lang die Augen der Thoren oder der Mißgünstigen auf sich, erregen entweder durch ihren Geiz oder durch ihre Verschwendung das Mitleid der Verständigen und werden oft noch während ihres Lebens, gewiß aber nach ihrem Tode vergessen. Und doch ist es für den Reichen so leicht, sich Verdienste zu erwerben; doch hat er die Mittel dazu in seiner Hand; doch darf er sich nur seines Ueberflusses bedienen, um mannichfaltiges Gute zu stiften. Es kostet ihm nur selten Arbeit und Mühe; er kann gemeiniglich durch Andere wirken, die ihm ihre Einsichten und Kräfte leihen; er braucht bloß ihren Rath zu befolgen und sie mit seinem Vermögen zu unterstützen. Aber auch dazu kann sich so mancher Reiche nicht entschließen; er glaubt sich geehrt genug durch das, was er besitzt, und geht verdienstlos aus der Welt.

Der reiche Mann, von dem uns unser Text erzählt, kleidete sich in Purpur und köstlicher Leinwand; und das hätte er thun mögen, wenn er nur sonst seine Pflicht erfüllt hätte. Wer großen Ueberfluß hat, darf einen gewissen Aufwand machen, und ist nicht selten dazu verbunden. Ihm geziemt es, den Armen Beschäftigung zu geben und sie zur Thätigkeit zu ermuntern. Ihm kommt es zu, nützliche Künste zu befördern und den Fleiß derer zu belohnen, die sie treiben. Von ihm erwartet man, daß er Andere auf eine gute, dem gemeinen Besten zuträgliche Art an seinem Vermögen Theil nehmen lasse. Sucht er nur also nicht seinen einzigen Ruhm darin, daß er sich in Purpur und köstlicher Leinwand kleiden kann, so wird ihm dieß bei Billigdenkenden nicht zum Vorwurfe gereichen.

Aber der Reiche, den uns Jesus schildert, lebte auch alle Tage herrlich und in Freuden; und das sagt offenbar weit mehr; das war unstreitig etwas sehr Gefahrvolles und Verführerisches. Denn wer alle Tage herrlich und in Freuden lebt, der führt ein ganz sinnliches Leben, das mit unserer Bestimmung und mit unsern Pflichten streitet und wobei der Mensch seine Würde durchaus nicht behaupten, seine edelsten Anlagen und Fähigkeiten nicht gebrauchen und entwickeln kann. Wer alle Tage herrlich und in Freuden lebt, dem ist das Gebot der Schrift, seid nüchtern und wachet, umsonst gegeben, weil er bei seinen immerwährenden Zerstreuungen nie recht zur Besonnenheit kommt, nur wie im Taumel dahingeht und oft im Rausche des Vergnügens Böses thut, ohne daran zu denken. Wer alle Tage herrlich und in Freuden lebt, der wird weichlich und verzärtelt, scheut jede Anstrengung und Mühe und hat zur Ausübung der echten Tugend, die nicht selten Kampf und Selbstverleugnung fordert, weder Muth noch Kraft. Wer alle Tage herrlich und in Freuden lebt, der verschwendet nicht nur seine Lebenszeit auf eine unverantwortliche Art, sondern der muß auch, weil es ihm an Nachdenken und Ueberlegung gebricht, am Verstande und Herzen nothwendig verwildern und sich thörichten Vorurtheilen, unsittlichen Gewohnheiten ergeben. Wer alle Tage herrlich und in Freuden lebt, der wird unempfindlich gegen die Noth seiner Brüder, flieht ihren traurigen Anblick, um in seinem Vergnügen nicht gestört zu werden, und hat für ihre Leiden keinen Sinn, zur Abhülfe ihrer Klagen keine Zeit. Das hat der Reiche in unserm Evangelio dadurch zur Genüge bewiesen, daß er hart und unbarmherzig gegen den Unglücklichen war, der sich in seiner Nähe befand.

Es war aber ein Armer, mit Namen Lazarus; also ein würdiger Armer, dessen Name es verdiente, auf die Nachwelt zu kommen; ein gutgesinnter Armer, wie wir aus dem Schicksale sehen, das ihm nach dem Tode zu Theil wurde. — Der lag vor des Reichen Thüre, schmachtete vor des Reichen Augen, und seine Dürftigkeit konnte diesem nicht unbekannt sein. — Und er lag voller Schwären, hatte nicht bloß mit dem Mangel, sondern auch mit schmerzhaften körperlichen Uebeln zu kämpfen und war gewiß ein Gegenstand des Mitleids. Also welche Aufforderung für den Reichen, menschlich zu sein und Hülfe zu leisten! Welche dringende Veranlassung für ihn, einen geringen Theil seines Ueberflusses anzuwenden, um die Noth eines verlassenen Bruders zu lindern! Welche schöne Gelegenheit, Gott, der ihn mit irdischen Gütern so sehr gesegnet hatte, seinen Dank darzubringen! — Begehrte doch der genügsame Arme und Kranke so Wenig; er begehrte bloß, sich zu sättigen von den Brosamen, die von des Reichen Tische

fielen. Und welch eine Menge derselben mag nicht ungenützt verschwendet worden sein! Welche überflüssige Nahrungsmittel mußte nicht ein so üppiges Haus besitzen, dessen Bewohner alle Tage herrlich und in Freuden lebte! Wie viele Dürftige hätten da mit dem, was Niemandem zu Gute kam, gepflegt und erquickt werden können! Und gleichwohl blieb der so bescheidene Wunsch unseres Armen unerfüllt; er begehrte nur, lesen wir, sich mit den Brosamen zu sättigen, die von des Reichen Tische fielen; aber wir hören nicht, daß sie ihm gereicht wurden. Fühllos war und blieb der rohe Verschwender und ohne Hülfe wurde der bedauernswürdige Arme seinem traurigen Schicksale überlassen. — Doch kamen die Hunde und leckten ihm seine Schwären; ein Umstand, den uns Jesus nicht umsonst erzählt. Die Thiere waren mitleidiger, als der fühllose Reiche; sie näherten sich dem Kranken, den dieser floh und keiner Aufmerksamkeit würdigte, und beschämten den hartherzigen, seine Natur verleugnenden Menschen. — Aber ungestraft hat er seine Natur nicht verleugnet, seine Würde nicht geschändet, seine Pflicht nicht übertreten; und zwecklos unbelohnt, ohne Ersatz hat der rechtschaffene Arme nicht gelitten. Die Welt vergehet mit ihrer Lust und mit ihrem Schmerze; und Jesus, nachdem er uns ein Bild der Tugend und des Lasters vorgehalten hat, läßt uns die zukünftige höhere Welt, die vergeltende Gerechtigkeit, den unparteiischen Richter erblicken.

Es begab sich aber, daß der Arme starb; und mit welcher Ruhe mag er den Tod erwartet, mit welcher Ergebung mag er diese Erde, die der Freuden so wenige für ihn hatte, verlassen haben! Ihn fesselte kein Genuß des Glücks an das Leben; ihm erschwerte kein Blick auf das, wovon er sich trennen mußte, seine letzte Stunde; für ihn war der Tod ein Bote des Friedens, der ihm Erlösung und das Ende seiner Leiden ankündigte. Denn sein Gewissen sagte ihm, daß er dort ein besseres Loos erwarten, daß er des Uebergangs in die Ewigkeit sich freuen und auf Gottes nicht verscherzte Gnade hoffen dürfe. — Und seine fromme Hoffnung wurde erfüllt; er starb und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schooß. Von hier an wird die Erzählung bildlich, dichterisch, morgenländisch, und wir halten uns an den eigentlichen Sinn, der nicht schwer zu finden ist. In Abrahams Schooße, oder mit Abraham und den Erzvätern im Himmelreiche sitzen, heißt, in eine höhere, seligere Welt aufgenommen werden; es heißt, in einen Zustand gelangen, wo gutgesinnte Menschen an Erkenntniß, an Tugend, an Vollkommenheit und Glückseligkeit darum immer zunehmen, weil sie sich von den Banden, wie von den Uebeln dieses irdischen Lebens befreit fühlen. Für diese höhere Welt hat uns Gott geschaffen; sie ist unsere eigentliche Bestimmung; auf sie sollen wir uns während unsers gegenwärtigen Daseins vorbereiten; in ihr sollen wir das ernten, was wir hier gesäet haben; sie ist das Land der Vergeltung, wo „Gott geben wird einem Jeglichen nach seinen Werken, Preis, Ehre und unvergängliches Wesen denen, die mit Geduld, mit Beharrlichkeit in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben.“ In diesen seligen Zustand wurde der tugendhafte Arme versetzt; er war in der Prüfung bestanden und empfing den Lohn seiner Treue.

Der Reiche aber starb auch; und sein Geld konnte ihn nicht vor dem Tode schützen. Er starb auch; aber gewiß mit ganz andern Empfindungen und Gedanken, gewiß mit weit mehr Furcht und Zaghaftigkeit, als der vor ihm hingegangene Arme. Er starb auch, und mußte seine Schätze, seine gewohnten Gegenstände des Vergnügens, seine einzigen Vorzüge im Tode zurücklassen. — Er starb und ward begraben; und wahrscheinlich mit aller seinem Reichthume angemessenen Pracht; bedauert wohl nur von seinen Schmeichlern, die von seinem Ueberflusse zehrten, und glücklich gepriesen nur von kurzsichtigen Thoren, die den Werth des Menschen bloß in zufälligen Dingen, in Glanz und Schimmer suchen. Aber diese verschwinden im Tode und der Augenblick, wo der Reiche verschied, war das Ende seiner Herrlichkeit.

Denn „als er nun in der Hölle und in der Qual war, hub er seine Augen auf und sahe Abraham von ferne und Lazarum in seinem Schooße, rief und sprach: Vater Abraham, erbarme dich mein und sende Lazarum, daß er das Aeußerste seiner Fingers in Wasser tauche und kühle meine Zunge; denn ich leide Pein in dieser Flamme.“ — Die Qual der Hölle hatte sich der lasterhafte Reiche durch seine Ruchlosigkeit selbst geschaffen, und die Flamme, die ihm nun so große Pein verursachte, brannte in seinem Herzen. Sein Gewissen war erwacht und die Augen des Verständnisses waren ihm geöffnet. Der Zauber der Sinnlichkeit, der ihn auf Erden verblendet hatte, war verschwunden und die Unmöglichkeit, seinen herrschenden Lüsten auf die bisherige Art zu dienen, brachte ihn zur Besinnung. Nun übersah er sein irdisches Leben; nun betrachtete er seine Denk- und Handlungsweise mit andern Augen; nun beurtheilte er das, was er gethan und unterlassen hatte, nicht mehr so leichtsinnig, sondern der Wahrheit gemäß. Jetzt erinnerte er sich an seine Unbarmherzigkeit gegen den Armen und an seine Härte gegen dürf-

tige Brüder. Jetzt dachte er daran, wie viel Gutes er bei seinem Vermögen hätte stiften können, wenn er Sinn dafür gehabt hätte. Jetzt erkannte er den strafbaren Mißbrauch seines Reichthums, dessen er sich schuldig gemacht, die Ungerechtigkeiten, die unter dem Schutze desselben begangen, das Böse, was er dadurch befördert und veranlaßt hatte. Jetzt fühlte er Schaam, Schmerz, Reue, Gewissensbisse als die unausbleiblichsten Folgen seines Verhaltens, und mußte sich selbst verachten, sich selbst anklagen und verdammen. Und diese seine verdienten Leiden überzeugten ihn denn auch von dem entgegengesetzten seligen Zustande des Armen, der die Tugend verehrt hatte. Denn er sah Lazarum und Abraham gewiß nur im Geiste; er konnte das, was er von ihnen begehrte, nur im Herzen wünschen; aber Jesus berichtet uns das als wirkliche Unterredung mit ihnen, weil es höchst lehrreich ist und uns Allen zur Warnung dienen kann.

Ja, ernsten Inhalts ist die Antwort, welche Abraham dem Gestraften gab: „Gedenke, Sohn, daß du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben, und Lazarus dagegen hat Böses empfangen; nun aber wird er getröstet und du wirst gepeinigt.“ Wir würden Jesum, der diese Worte dem Abraham in den Mund legt, sehr falsch verstehen, wenn wir die wichtige Bedingung dabei vergäßen, auf welche es hier allein ankommt. Lazarus wird nämlich in der Ewigkeit nicht darum getröstet, nicht darum belohnt, weil er auf der Erde Böses empfangen hatte, weil er arm und unglücklich war, sondern seine Belohnung gründet sich darauf, daß er das ihm von der Vorsehung zugetheilte Böse zum Guten gebrauchte; daß er sein Unglück und seine Armuth mit Geduld und Ergebung ertrug; daß ihn seine Leiden nicht von Gott entfernten, sondern zu Gott hinführten; daß er keine verbotenen Mittel anwandte, sich Glück und Ueberfluß zu verschaffen; daß er sich bei aller äußeren Dürftigkeit innere Vorzüge, ein frommes, rechtschaffen gesinntes Herz, erworben hatte. Der Reiche wurde in der Ewigkeit nicht deßwegen gepeinigt, nicht deßwegen gestraft, weil er auf der Erde Gutes empfangen hatte und Ueberfluß besaß, sondern weil er das ihm von der Vorsehung verliehene Gute mißbrauchte; weil er sich durch seine Schätze zur Sünde verleiten ließ; weil er, der alle Tage herrlich und in Freuden lebte, nicht an Gott und seinen Willen, nicht an Gott und sein Gericht dachte; weil er seine heiligsten Pflichten übertrat und als ein Knecht des Mammons die Tugend verachtete. Denn Reichthum und Armuth an sich selbst betrachtet können uns den Himmel weder öffnen, noch verschließen, und nur die Art, wie wir uns als Reiche und als Arme hier verhalten, bestimmt unser künftiges Schicksal.

Darum konnte denn auch Abraham dem elend gewordenen Reichen seine Bitte nicht gewähren; darum setzt er hinzu: „und über das Alles ist zwischen uns und euch eine große Kluft befestigt, daß die da wollten von hinnen hinabfahren zu euch, können nicht, und auch nicht von dannen zu uns herüberfahren.“ — Wohl ist zwischen Seligen und Unseligen in der Ewigkeit eine große Kluft befestigt; denn die Guten würden in jeder Hinsicht an Seligkeit dadurch verlieren, wenn sie noch dort, wie hier, mit den Bösen zusammen leben müßten. Der Richter der Welt scheidet einst Beide von einander, um Beide in einen Zustand zu versetzen, der ihren Bedürfnissen angemessen ist. Die Kluft zwischen ihnen kann größer oder geringer sein, weil sie sich nach dem höhern oder niedern Grade der errungenen Tugend und der erworbenen Lasterhaftigkeit richtet. Die Kluft zwischen ihnen wird so lange bestehen, als es der weise und gütige Vater im Himmel, der allein darüber urtheilen kann, nothwendig findet. Zwar enthüllt kein sterbliches Auge die Geheimnisse der Ewigkeit; aber wir wissen genug, wenn wir zwei gleich wichtige Wahrheiten beherzigen. Es ist nämlich unbezweifelt gewiß, daß Gott, der Heilige und Gerechte, nicht zwecklos strafen, und daß er als der Allweise und Allmächtige die wohlthätigen Absichten seiner Strafen nicht verfehlen kann. Und eben so unleugbar ist auch dieses, daß der, welcher lasterhaft war und erst spät sich bessert, hinter dem, der immer tugendhaft war und es in der Liebe zum Guten schon hier weit gebracht hat, ewig zurückbleiben wird. Die befestigte Kluft besteht also im Grunde immer, und der Glaube an die erbarmende Liebe Gottes darf uns nicht zu der Thorheit verleiten, auf Gnade zu sündigen.

Und vielleicht — die Ursache wird sich bald zeigen — vielleicht hatte der Reiche thörichter Weise auf Gnade gesündigt; denn daß nicht alles bessere Gefühl ganz in ihm erstorben war, sehen wir daraus, daß er noch Liebe zu den Seinigen hatte, an ihrem Schicksale Theil nahm und zu Abraham sprach: „so bitte ich dich, daß du Lazarum sendest in meines Vaters Haus; denn ich habe noch fünf Brüder, daß er ihnen bezeuge, auf daß sie nicht auch kommen an diesen Ort der Qual“ — Wenn der Zweck dieser Bitte seinem Herzen Ehre macht, so gereicht das Mittel, welches er dazu gebraucht wissen will, seinem Kopfe zur Schande; denn er gab deutlich dadurch zu erkennen, daß er ein Sklave des Aberglaubens war, der zu seiner Lasterhaftigkeit wohl-

nicht Wenig beigetragen hätte. An die Unentbehrlichkeit der Tugend, an das erste und vornehmste Gebot im Gesetze, an das Gebot der Menschenliebe, an die Gerechtigkeit Gottes, an eine Vergeltung in der Ewigkeit scheint er nicht geglaubt zu haben; er hat wenigstens diesen Glauben nicht durch die That bewiesen; aber an die Möglichkeit, daß Verstorbene wieder auf der Erde erscheinen können, glaubt er desto fester. Er hatte also nicht Religion, sondern Aberglauben; und dieser ist so weit davon entfernt, die wahre Tugend zu befördern, daß er sie vielmehr auf mannichfaltige Art verhindert. Er verleitet ja offenbar zu vielem Bösen, wei er den verderblichen Wahn begünstigt, daß Gott durch äußere Mittel wieder zu versöhnen und die von ihm gedrohte Strafe abzuwenden sei. Er verführt zu dem unseligen Irrthume, daß man Gott schon würdig diene und ihm wohlgefalle, wenn man nur die vorgeschriebenen Gebräuche der Rel gion genau beobachtet. Er verfinstert den Verstand, verengt das Herz, verfälscht das Gewissen und erzeugt höchstens einen blinden Eifer für gleichgültige Nebendinge. Sollte sich der Reiche nicht etwa mit der Hoffnung geschmeichelt haben, daß er die Verletzung seiner Pflichten, sein ausschweifendes Leben, den Mangel an Wohlthätigkeit damit wieder gut machen werde, wenn er in Jehovens Tempel ansehnliche Opfer darbringt? Sollte er nicht vielleicht von eigennützigen jüdischen Priestern in diesem Aberglauben, der ihnen vortheilhaft war, bestärkt worden sein?

Abraham wenigstens hat ihn davon zu heilen gesucht, indem er sprach: „sie haben Mosen und die Propheten, laß sie dieselben hören." Sie haben die Religion, und diese muß sie bessern. Sie kennen Gottes Willen, den sie nur treu befolgen dürfen, um nicht an diesen Ort der Qual zu kommen; es ist ihnen in den heiligen Schriften deutlich genug gesagt, was gut ist und was der Herr von ihnen fordert. — Diese einleuchtende Antwort hätte jeden Vernünftigen befriedigt; aber der Aberglaube achtet nicht auf die Aussprüche der Vernunft, und darum antwortete der bethörte Reiche: „nein, Vater Abraham, sondern wenn einer von den Todten zu ihnen ginge, so würden sie Buße thun." Er verharrt also in seiner Verblendung, und selbst das Ansehen des gefeierten Erzvaters kann ihn nicht von seinen Vorurtheilen abbringen. Und so handelt der Abergläubige noch immer. Er ist stolz und aufgeblasen; er hört auf keine Gründe und gesteht dem gesunden Menschenverstande keine Rechte zu; er ist schwer zu belehren und da, wo er tiefe Wurzeln geschlagen hat, nur selten auszurotten. — Deßwegen macht auch Abraham keinen weitern Versuch, den Bittenden von der Thorheit seines Wunsches zu überzeugen; deßwegen wiederholt er ihm bloß in verstärkten Ausdrücken das schon Gesagte: hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob Jemand von den Todten auferstände. Haben sie keine Religion, so wird keine Geistererscheinung sie bekehren. Vermögen die Wunder der Schöpfung, die Wunder, die Gott täglich vor unsern Augen thut, Nichts über sie, so ist es vergeblich, daß der Herr im Himmel ein eigenes Wunder für sie veranstaltet und ihnen einen erweckten Todten als Bußprediger sendet. — Und das gilt noch jetzt, wie damals. Hören die Christen Jesum und seine Apostel nicht, so wird kein Wunderthäter gottesfürchtige Menschen aus ihnen machen. Fehlet ihnen der rechte, der erleuchtete, der auf Vernunft und Schrift gebaute Glaube, so wird sie der Aberglaube weit eher zum Laster, als zur Tugend führen. Sind sie — denn auch darauf läßt sich es anwenden — sind sie nicht der Obrigkeit, wie der Apostel verlangt, um des Herrn willen, aus Ehrfurcht gegen Gott, unterthan, so kann zwar der blinde Glaube eine Zeit lang blinden Gehorsam erzeugen, aber auch nach Verschiedenheit der Umstände eben so leicht blinde Widersetzlichkeit, blinde Empörung veranlassen und grenzenloses Unheil stiften. — Thöricht handeln also die Kurzsichtigen, welche sich einbilden, daß ihre eigene und der Völker Sicherheit auf der Macht des Aberglaubens beruhe. Verblendet sind die Rathgeber, welche das Licht hassen und die Finsterniß lieben, und sich dadurch dem gegründeten Verdachte aussetzen, daß ihre Werke böse sind. Denn der Gott der Christen ist ein Vater des Lichts, und Jesus ist erschienen, um das Licht der Welt zu sein, und der Herr im Himmel will, daß allen Menschen geholfen werde, und daß Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Amen.

---

## Homilie über Hebr. 13, 2. Ueber die christliche Gastfreundschaft.

Von Schleiermacher,

M. a. Fr. Wir haben uns in einer Reihe von Betrachtungen nach Anleitung der heiligen Schrift das Wesentliche des christlichen Hausstandes vorgehalten; und wie wir darin wohl Alle, der Eine hier, der Andere dort, werden zu ernstem Nachdenken aufgefordert worden sein, so hoffe ich, werden auch diese Betrachtungen uns Allen Gelegenheit gegeben haben, Gott für die Gnade zu preisen, die er uns in allen Ver-

hältnissen unseres christlichen Hausstandes erwiesen hat. Denn wahrlich, wenn unser Hauswesen so eingerichtet ist, wie das Wort Gottes verlangt; wenn jedes Verhältniß als göttliche Ordnung und als wesentlich beitragend zur Erziehung für das Reich Gottes im Glauben ergriffen wird; wenn eben deßhalb der Geist der Liebe überall darin herrscht, und Jeder seine Stelle im Hause ausfüllt, damit er seine Stelle im Reiche Gottes verdiene: dann ist ein solcher Verein, mehr als der einzelne, auch der vollendetste Mensch es sein kann, ein Tempel Gottes, in welchem der Geist Gottes wohnt; und von denen, die einem Hauswesen angehören, welches diesem Bilde entspricht, kann man mit Recht voraussetzen, daß sie einander genug sind, und daß sie in dem Gefühl, wie der Herr sich gnädig an ihnen erweiset, und sie immer weiter und herrlicher erbaut, auch kein Bedürfniß haben können, aus ihrem schönen Kreise herauszugehen. Allein der Mensch soll nicht seinem Bedürfniß allein leben; und besonders sind wir Christen auch eben dazu in einem eigenen Sinne ein Volk von Brüdern, daß wir auch in unserm häuslichen Leben auf mannichfaltige Weise enge unter einander vereint, Gott preisen sollen, Jeder auch für das, was er an dem Andern gethan hat. So wenig also der Einzelne, der auch aus diesem Grunde ein Tempel Gottes heißt, sich verschließen soll und sein Licht verbergen, sondern es leuchten lassen, damit der in ihm wohnende Geist Gottes geschaut werden könne und gepriesen, noch weniger soll ein größerer Theil der Stadt Gottes, die, um weit zu scheinen, auf dem heiligen Berge gebaut ist, und am wenigsten ein so Begnadigter wie ein christliches Hauswesen sich verbergen, sondern im Gefühl des Reichthums der göttlichen Gnade bereit sein, diese Gnade auch Andern darzureichen, damit Gott verherrlichet werde. Daß nun ein Hauswesen sich nicht verschließt vor der übrigen Welt, daß es vorübergehend Andere in sich aufnimmt und Verbindungen außerhalb unterhält, das finden wir überall, wo nur das menschliche Geschlecht sich über die erste Rohheit erhoben hat, es ist die Gastfreiheit, welche in engeren und weiteren Kreisen die Menschen gegen einander üben. Wenn nun dieses ein allgemeiner Zug ist, wodurch sich die brüderliche Liebe unter allen Völkern und Geschlechtern der Menschen in ihrem ganzen Umfange zu erkennen giebt, und wir doch wissen, daß durch die göttliche Gnade nichts Natürliches unterdrückt, Alles aber veredelt und vergeistiget wird: so muß es auch eine Gastfreiheit der Christen geben, die aber auf dieses Bewußtsein gegründet, daß jedes christliche Haus ein Tempel Gottes ist, ein anderes Gepräge tragen und den höheren Geist des christlichen Lebens offenbaren wird. So laßt uns denn auch darüber noch die Schrift hören, und zu Herzen nehmen, was sie uns sagt.

---

Text, Hebr. 13, 2.

Gastfrei zu sein, vergesset nicht, denn durch dasselbe haben etliche ohne ihr Wissen Engel beherbergt.

---

Daß der heilige Schriftsteller, dem diese Worte angehören, die Gastfreiheit, die schon in der jüdischen und heidnischen Welt für eine Tugend galt, auch in das christliche Leben mit hinübergenommen wissen will, das nimmt sich wohl Jeder aus diesen Worten heraus; aber theils scheint etwas Eigenthümliches der christlichen Gastfreiheit nicht darin ausgesprochen zu sein, theils wird wohl der Bewegungsgrund, den der Schriftsteller hinzufügt, Allen fremd erscheinen, und für uns unanwendbar, da Keiner unter uns sich Hoffnung machen kann, es werde ihm in der Ausübung der Gastfreiheit etwas Uebermenschliches begegnen. Allein mit diesem Letzteren verhielt es sich schon damals, als dieser Brief geschrieben wurde, eben so wie jetzt. Die Engel erschienen auch nicht mehr, sondern die Erzählungen von ihrer Erscheinung gehörten auch nur zur Kunde einer längst verflossenen Zeit, deren Erinnerung zwar bei besonderen Veranlassungen in den ersten Anfängen des Christenthums auf eigene Art aufgefrischt wurde; sobald aber die christliche Kirche nur gegründet war, trat auch der natürliche Lauf der Dinge überall wieder ein. Auch damals schon konnte also Niemand mehr buchstäblich hoffen, Engel zu beherbergen, wenn er gastfrei war, wie denn überhaupt, da so selten Beispiele dieser Art auch in den heiligen Büchern vorkommen, dieß niemals ein allgemeiner Bewegungsgrund werden konnte. Daher dürfen wir wohl offenbar hier nicht bei dem Buchstaben stehen bleiben. Und wenn wir nun fragen, was wohl der Verfasser unter diesem Bilde darstellen gewollt, und dabei bedenken, wie das Geschäft der Engel theils darin bestand, göttliche Wohlthaten und Bewahrungen auszurichten, theils aber auch den künftigen Erlöser der Welt zu verheißen und vorzubilden: so werden wir dann gewiß in diesen Worten das eigenthümliche Wesen der christlichen Gastfreiheit deutlich genug bezeichnet finden.

I. Das Erste nämlich, worin sich dieses kund giebt, ist dieses, daß der heilige Schriftsteller durch diese Worte einer menschlichen

Gewohnheit und Uebung, die überall einen leiblichen Anfang hat, ein geistiges Ziel vorhält; und das ist ja das Wesen des Christenthums, alles Leibliche zu vergeistigen.

Denn ein geistiges Ziel ist gewiß angedeutet unter dieser Bewirthung der Engel, weil selbst, wie sie nach den Erzählungen der heiligen Schrift auch nur erscheinen, um zeitliches Gut zu verheißen oder vor zeitlichem Uebel zu warnen, dennoch der Umgang mit göttlichen Boten ein geistiges Verhältniß war, eine göttliche Gnade, höher als das zeitliche Gut, um deßwillen sie kamen. Die Gastfreundschaft aber hat überall in der menschlichen Gesellschaft einen leiblichen Anfang. Sobald nämlich jener rohe Zustand verschwunden ist, in welchem Jeder Jeden, der ihm nicht unmittelbar angehört, feindselig behandelt: so beginnt auch die natürliche Milde sich zu entwickeln gegen die, welche durch Unglücksfälle von der Heimath verschlagen, oder durch besonderen Beruf oder inneren Trieb gedrungen sind, die Ferne zu suchen; diese sowohl als jene erscheinen hülfsbedürftig und verlassen, und solches Mitgefühl treibt gutartige Menschen zu freundlicher und hülfreicher Aufnahme. Jemehr nun die geselligen Verhältnisse der Menschen sich erweitern, desto mehr verschwindet freilich jenes Bedürfniß; denn je mehr die Veranlassungen sich häufen, die den Menschen, und zwar großentheils seines Vortheils und Gewinnes wegen, aus der Heimath treiben, desto dringender wird es, Veranstaltungen zu treffen, wie der nicht gerade dürftige Pilger auch in der weitesten Ferne von seiner Heimath nicht nur seine Bedürfnisse befriedigen, sondern sich auch die Annehmlichkeiten des Lebens verschaffen kann, ohne zu fremder Milde seine Zuflucht zu nehmen. Dann theilt sich also, was früherhin eins und dasselbe war, die Wohlthätigkeit gegen die Dürftigen und die Gastfreiheit gegen die Fremden. Aber auch in allen späteren Gestaltungen des Letzteren sehen wir die Beziehung auf jenen ursprünglichen leiblichen Anfang beibehalten. Denn weniger kann wohl nicht von einem äußeren Bedürfniß die Rede sein, als wenn christliche Hausväter, die auf irgend eine Weise in näherer Verbindung stehen, gegenseitig auch sich und die Ihrigen in ihr Haus aufnehmen; und doch wird auch da nicht leicht die leibliche Erquickung fehlen, wäre es auch nur gleichsam zur Erinnerung an jenen ersten Ursprung der Gastfreundschaft. Und so ist es im Wesentlichen immer geblieben, wenn gleich zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern auch in verschiedenem Maße; und wenn der Verfasser unseres Textes uns für die christliche Gastfreiheit, unter dem Bilde der Bewirthung der Engel, ein geistiges Ziel vorhält, so ist doch gewiß seine Absicht nicht gewesen, ihr jenen leiblichen Anfang und Anknüpfungspunkt zu nehmen. Denn auch die Engel wurden in jenen alten Erzählungen bewirthet bei Loth und Abraham, und eben in ihre Tischreden mischten sich die hülfreichen Warnungen und die tröstlichen Verheißungen. Ja auch den Erlöser sehen wir nicht nur auf jenem hochzeitlichen Gastmahl, wo der Wein ausging, das Wasser in Wein verwandeln, sondern auch an andern festlichen Tagen sehen wir ihn bald von den Obersten des Volkes gastlich eingeladen, bald auch zu Freunden, wo er dann der eigentliche Mittelpunkt des Festes war, und immer entspann sich eine Fülle der Lehre und des geistigen Genusses aus der leiblichen Bewirthung Auch fühlen wir wohl Alle, wenn Jemand verlangte, die christliche Gastfreundschaft solle sich von allem Leiblichen losmachen, der würde das Geistige mit untergraben. Denn die Gemüthsstimmung würde unterdrückt oder gedämpft, aus der allein sich der freieste und heiterste geistige Genuß im geselligen Zusammensein zu entwickeln pflegt. Nur das Verhältniß des Leiblichen zum Geistigen, wie es schon von selbst nach Zeit und Ort gar sehr verschieden sein muß, ist nicht überall gleich löblich; und wir wollen nicht leugnen, es wird zu unserer Zeit auch besonders unserem Volke nachgesagt, daß in allen Erweisungen der Gastfreundschaft das Leibliche mehr, als nöthig sei, hervorstehe, und man klagt oft, daß dadurch das gesellige Leben bei uns mehr, als dieß anderwärts der Fall ist, erschwert werde. Aber es ist wohl nicht leicht, in diesen Sachen zu richten. Daß das Leibliche in der Geselligkeit sich in einem gewissen Maße ausbreite, kann unrecht sein, wenn es die Verhältnisse des Hausstandes überschreitet, wenn die große Regel des christlichen Lebens zugleich verletzt wird, daß Jeder etwas haben soll, um dem Dürftigen mitzutheilen; allein es ist unmöglich, etwas Allgemeines zu sagen, um das Maß zu bestimmen. Denn an und für sich scheint das Reichlichere in der äußeren Seite der Gastfreiheit nichts zu hindern, daß nicht das geistliche Ziel erreicht werden könne, indem ja der Erlöser selbst behülflich war, daß es reichlicher zugehen konnte da, wo man auch ihn bewirthete, ohne zu wissen wer er war. Auch berichten uns die Evangelisten, wie da, wo es reichlich zuging, der Herr nicht verhindert ward, belehrend zu reden, und auf die Gemüther zu wirken, an denen mitten unter den festlichen Anstalten der Sinn seiner Rede doch nicht vorüberging. Und wenn der Erlöser bei solchen Gelegenheiten auch mancherlei Tadel aussprach gegen die Gastfreiheit der Reichen seiner Zeit, so ist es doch nicht

eigentlich der Ueberfluß, den er tadelt, und sein Stillschweigen spricht ebenfalls dafür, daß sich hierüber nichts Allgemeines bestimmen lasse. Sondern das bleibt die einzige Regel hierüber, was in den Worten unseres Textes so deutlich liegt: wir sollen gastfrei sein, damit wir auch Engel beherbergen können.

Der Zweck aller Gastfreiheit nämlich soll auf geistigen Verkehr und geistigen Genuß gerichtet sein, und Alles Aeußere und Leibliche soll dem nur dienen. Ueberall, wo wir sehen, daß gar nicht Bedacht darauf genommen wird, ob und wie ein geistiger Genuß könne hervorgerufen werden, da ist von vorne herein der einzig des Christen würdige Zweck aller Geselligkeit verfehlt, und auch die einfachsten äußeren Anstalten erscheinen uns schon als verschwendete Kraft und Zeit. Ueberall, wo die Aufmerksamkeit ausschließend oder ängstlich auf das Aeußere gerichtet ist, wo die Eitelkeit es darauf anlegt, sich zu brüsten mit gesuchter Zierlichkeit oder schwerfälliger Pracht, oder wo unter irgend einer andern Gestalt eine Denkart sich offenbart, welche sich an das Leibliche vornehmlich hält, und es nicht lediglich als Mittel zu einem höheren Zweck und als Grundlage zu einer geistigen Mittheilung betrachtet: da fühlt sich Jeder beengt, der das Geistige sucht; die frommen Bewegungen des Geistes werden gehemmt, und der höhere Zweck aller verständigen Geselligkeit muß nothwendig verfehlt werden. Wer könnte auch hierbei an die Worte unseres Textes denken, ohne sich zu sagen, wenn auch die frommen Erzväter, welche Engel bewirtheten, nur hätten die Sinne kitzeln wollen oder mit ihrem Reichthume prangen, so würden die Engel des Herrn gewiß entweder gar nicht eingekehrt sein bei ihnen, oder es würde ihnen auch das Wort der Verheißung im Munde erstorben sein. Eben so nun suchen schon alle Besseren unter den gesitteten Menschen, noch mehr aber alle Christen, die nur da gern sein mögen, wo das geistige Wohlbefinden gläubiger Menschen kund wird und gefördert werden kann, alle diese suchen, so weit es nur irgend ihre äußeren Verhältnisse gestatten wollen, sich von allen solchen geselligen Kreisen loszureißen, in denen das Geistige von dem Leiblichen erdrückt wird. Denn wenn es schon ein allgemeines Gefühl ist, daß die sinnliche Genußsüchtigkeit den Geist tödtet, und daß die Ueberschätzung dessen sowohl, was ursprünglich nur leibliche Bedürfnisse befriedigen soll, als auch dessen, was nur als Bürgschaft eines sicheren Wohlstandes einen Werth hat, die geistige Mittheilung stört und zurückhält; wenn schon allerwärts über das Unerfreuliche in vielen, ja in den meisten größeren geselligen Zusammenkünften geklagt wird, aus dem Grunde vorzüglich, weil sie zusammengebracht werden mehr aus äußeren Rücksichten, als daß irgend in Ueberlegung gezogen würde, ob wohl und wie irgend etwas Geistiges sich werde durchdrängen können durch das glänzende Gewühl: wie viel mehr muß nicht dem wahren Christen eine solche Art der Geselligkeit nur als eine verzerrte Nachbildung der wahren Gastfreiheit erscheinen, an welcher er nicht ohne Vorwurf Theil nehmen kann. Denn wenn gleich sein geistiges Leben bei jeder unschuldigen Fröhlichkeit gedeiht: so setzt dieses doch immer ein reines Gewissen voraus; jede geistlose Zeittödtung aber befleckt nothwendig das Gewissen des wahren Christen. Und wenn er sich gleich gern der herrschenden Sitte fügt, um seinen Standpunkt im gemeinsamen Leben und mit demselben seinen Einfluß auf Andere nicht zu verlieren; so ist es doch immer theure Pflicht, alle Sitte allmählig dahin zu beugen, daß sie mit unserm geistigen Leben zusammenstimme, und demselben zur Beförderung gereiche. Dahin laßt uns Jeder in seinem Kreise unsern ganzen Einfluß verwenden — allgemein spreche ich die Aufforderung aus, denn es fehlt nirgends an Mißbräuchen und Ausartungen der Geselligkeit, nur daß sie in den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft eine andere Gestalt tragen — dahin, daß nirgends das Leibliche vorherrsche oder als das Maß erscheine, wonach der Werth des eigenen Lebens sowohl, als die Fähigkeit, zum Wohlbefinden Anderer beizutragen, gemessen wird. Gastfrei zu sein, vergesset nicht, aber so, daß ihr auch Engel beherbergen könntet, daß alles Geistige gern unter eurem Dache aufblühe; und wenn auch die Einfalt jener Zeiten nicht wieder hergestellt werden kann, an welche unser Text uns erinnert, doch überall die leibliche Seite der Gastfreiheit zu jener Mäßigung zurückgeführt oder bei ihr erhalten werde, an welcher sich ein auf das Geistige gerichteter Sinn zu erkennen giebt.

II. Die zweite Regel, die nicht minder klar in den Worten unseres Textes ausgesprochen wird, ist die, daß sich in der Gastfreiheit eine Gegenseitigkeit des geistigen Gebens und Empfangens erzeuge; denn diejenigen, denen es so gut ward, Engel zu beherbergen, empfingen doch, indem sie gaben; sie empfingen mehr, als sie je zu geben vermochten, und es blieb ihnen etwas Großes und Unvergeßliches für ihr ganzes Leben zurück. Anfangen aber soll in einem christlichen Hauswesen die Gastfreiheit mit dem Geben und Darreichen auch im geistigen Sinne; sie geht hervor aus dem Bewußtsein der Genüge und Vollständigkeit eines solchen in sich selbst, sie ist das Bestreben, sich aufzuschließen und mitzutheilen, damit aus

der Fülle geistiger Gesundheit, Kraft und Anmuth, welche darin durch Gottes Gnade gebildet ist, auch Andere schöpfen und sich daran erquicken mögen. So war es auch mit jenen von Gott gesegneten Männern des alten Bundes. Sie öffneten ihr Haus den Fremdlingen, und wetteiferten, sie zu beherbergen, weil sie wohl fühlten, wie ihr frommes Hauswesen sich unterschied von den größtentheils rohen, abgöttischen und verderbten Menschen, unter denen sie lebten: darum drängten sie sich, die Fremden bei sich aufzunehmen, damit diese außer der leiblichen Wohlthat, die ihnen auch anderwärts bei gleich Wohlhabenden hätte werden können, auch ein geistiges Labsal empfingen, indem sie vertraulich zugelassen wurden in einem Hause, welches in einem so ausgezeichneten Sinne ein Tempel des Herrn war. Und von eben diesem Bestreben beginnt auch die christliche Gastfreiheit. Freilich leben wir nicht unter Abgöttischen und Ruchlosen, und wie sehr wir auch oft über das Verderben der Welt klagen, kein christliches Hauswesen steht doch da, wie Loth in Sodom; vielmehr sollen wir Alles, was jene Klagen rechtfertigen kann, in der christlichen Welt nur als Ausnahmen oder als vorübergehende Flecken ansehen. Aber wir bedürfen auch für unsere Gastfreiheit keiner solchen Vergleichung, sondern Jeder übe sie aus diesem geistigen Gesichtspunkt in seinem Kreise und nach Maßgabe seiner Verhältnisse zunächst gegen solche, die auf eine andere Weise gar nicht die Vollständigkeit der göttlichen Gnade schauen könnten, wie sie sich in einem christlichen Hauswesen offenbart, demnächst aber auch übe sie ebenso jede Familie gegen andere in dem Gefühl, daß jede aus dem Schatz ihrer Liebe und Freundlichkeit etwas darzureichen hat, was keine andere ebenso bei sich findet. Denn das ist das billige Vertrauen, wovon jedes christliche Hauswesen durchdrungen sein muß, daß sich die Gnade Gottes in Jedem auf eine eigenthümliche Weise verherrlichet; und wäre dieß nicht, so wäre auch die ganze christliche Kirche nur ein gar dürftiges Wesen.

Dieß also ist es, womit überall unter uns die christliche Gastfreiheit anfangen soll. Fängt sie anders an, sind Heiterkeit und Freudigkeit nicht heimisch im Hause, und sollen erst geweckt und aufgeregt werden durch freundliche Gäste; ist es ein Bedürfniß, einen größeren Kreis künstlich zu schaffen, weil der natürliche kleinere keine Befriedigung gewährt; will man in dem größeren die Unzufriedenheit und die Sorge vergessen, die in dem häuslichen sich immer wieder erneuert: daraus kann keine von Gott gesegnete Gastfreiheit entstehen, sondern nur ein leerer Schein, der in sinnliche Ueberladung ausartet; und es wäre besser, sich erst still zu halten, und von Innen heraus durch Buße sich zu heilen. Denn Segen stiften durch seine Gastfreiheit kann nur ein Haus, welches, indem es sich öffnet, den göttlichen Frieden und die Glückseligkeit der Kinder Gottes zeigen kann, damit auch aus andern Herzen freudiger Dank zu Gott aufsteige für das Gute, was darin wohnt, und damit sich zeige, wie eben dadurch, daß Jeder durch seine gesegnete Stelle im Hauswesen beglückt und eifrig ist in der nie erschöpften Thätigkeit, die sie ihm anweiset, auch noch die Kraft sich entwickelt und der Trieb entsteht, auch Andern den Becher der gottgefälligen Freude zu reichen.

Diese geistige Mittheilung also ist und muß der Zweck sein bei aller christlichen Gastfreiheit, wenn wir nicht in die Gefahr irgend einer verderblichen sinnlichen Genußsüchtigkeit kommen wollen. Aber indem der heilige Schriftsteller sagt: „Seid gastfrei, denn durch dasselbe haben Etliche Engel beherbergt," so erinnert er daran, wie durch die Erweisungen der Gastfreiheit diejenigen, von denen sie ausgehen, wenn sie gleich uneigennützig nur Geistiges mittheilen wollen, doch zugleich auch Geistiges empfangen. Wie jenes der Trieb ist, von dem sie beseelt werden im geselligen Leben, so ist dieses der Segen, der davon auf sie selbst zurückfällt. Wir wären ja auch kein Volk von Brüdern, wenn dieß nicht, auch ohne solche besondere göttliche Fügungen, wie dort die Erscheinungen der Engel waren, von selbst erfolgte. Denn indem wir uns Brüder nennen, so sprechen wir dadurch eine natürliche Gleichheit aus, trotz aller persönlichen Verschiedenheiten, nicht nur derer, die aus den menschlichen Einrichtungen entstehen, sondere auch derer, die unmittelbar von Gott kommen, als welcher ursprünglich Jeden anders erschaffen und begabt hat. Und nicht nur die Gleichheit sprechen wir aus, sondern auch die Liebe, für welche Geben zwar immer seliger bleibt, als Nehmen, Nehmen aber auch selig ist, zumal das Geistige, und zwar so, daß Beides sich immer mehr ausgleicht, je inniger und vollkommener die zusammenschmelzende Liebe selbst ist. Wenn daher unser Text nur sagen konnte: „Manche haben Engel beherbergt," so kommt dieß daher, weil jenen alten Vätern nicht beschieden war, unter einem solchen Volke von Brüdern im Geist zu leben. Unter uns kann und soll dieses allgemein sein. Denn wie es ein übles Zeichen wäre, wenn ein christliches Hauswesen, indem es sich geistig aufschließt, nicht mehr und Schöneres geben könnte, als es von irgend einem Einzelnen empfangen kann: so wäre es ein gefährlicher und mit jener brüderlichen Gleichheit nicht verträglicher Hochmuth, wenn wir nicht sowohl den Wunsch hätten, indem wir geben, auch etwas

zu empfangen, als auch den Glauben, daß jeder Bruder in dem Herrn auch eine geistige Gabe hat, uns anzubieten.

Und wollen wir wissen, was das Beste ist, was wir empfangen können: so dürfen wir nur fragen, was jenen Erzvätern widerfuhr, welche die Engel beherbergten. Dem Einen erweckte der Engel eine fröhliche Hoffnung, daß ihm ein Gut noch zu Theil werden sollte, welches er, wiewohl es ihm von Gott verheißen war, doch fast schon aufgegeben hatte. Dem Andern, der unter einem ganz ruchlosen und entarteten Geschlecht als Fremdling lebte, kam durch die Engel, die er beherbergte, zur rechten Zeit ein Wort der Warnung, daß er sich dem Zusammensein mit den Bösen entziehen solle, über die Gottes Zorn bald hereinbrechen werde. Das waren freilich einzelne und ganz besondere Fälle, dennoch aber finden wir in beiden das Allgemeine wieder, was uns Allen von Zeit zu Zeit Noth thut, und was uns bei den Erweisungen der Gastfreiheit am leichtesten gewährt wird. Wie rein und treu sich auch ein christliches Hauswesen halten möge, die Sorgen finden doch auch hier ihren Eingang, die überall verbreiteten schlüpfen irgendwie auch in dieses Heiligthum. Wenn es nicht gerade die leiblichen und irdischen sind, so geht es so zu, daß, je mehr sich unser geistiges Auge schärft und unser Gesichtskreis sich erweitert, desto mehr Gutes wir gewahren, wovon wir uns noch fern finden, so daß wir glauben, es nicht erreichen zu können, sondern versammelt zu werden zu unsern Vätern, ehe wir nur auch den Anfang davon gesehen haben; und je mehr uns mit zunehmender Erfahrung alles Kleinliche und Verwirrende in der Welt entgegentritt, um desto mehr schon gefaßte und in früheren Zeiten freudig genährte Hoffnungen glauben wir aufgeben zu müssen. Mancher Sohn der Verheißung will nicht erscheinen, und das betrübt uns. Denn was auch aus aufgegebenen Hoffnungen entstehe, ein gleichgültiges Gehenlassen, oder eine kränkelnde Sehnsucht, oder eine ungeduldige Bitterkeit, die sich schmerzlich vergegenwärtigt, was nicht mehr zu erwarten ist, immer wird die Freudigkeit des Lebens gestört. Da muß denn von Zeit zu Zeit ein tröstliches Wort göttlicher Verheißung recht mitten in das Leben hineintreten; ein freudiger gestimmtes oder ruhiger beschauendes Gemüth muß uns erheben, und durch eine fröhlichere Aussicht in die Zukunft, als wir selbst auffinden können, die Sorge erleichtern, wo nicht gar hinwegnehmen. Das ist es, was die geistige Seite der Geselligkeit gewähren soll; so soll sich das Gleichgewicht wieder herstellen in der Seele, in der es gestört ist, und das ermattete Leben durch wieder erwachte Hoffnung einen neuen Schwung erhalten, daß auch das freudige Vertrauen wiederkehrt, und wir wie Abraham zu Gott bitten können, er möge auch der Gottlosen verschonen, um der Gerechten willen. Wer sollte es nicht oft erfahren haben, daß das heitere, gesellige Gespräch, der leichte Wechsel verschieden aufgeregter Gemüther dies glücklicher bewirkt hat, und den beruhigenden Ton sicherer getroffen, als das ernste Nachdenken und die tiefsinnigste einsame Betrachtung; und wem das widerfahren ist, der hat einen Engel Gottes beherbergt. — Aber thut uns nicht eben so Noth das Wort der Warnung, wie es der Engel dem Loth brachte? Es wäre eine ungerechte Klage, wenn auch wir sagen wollten, daß wir unter einem verkehrten Geschlecht lebten, wie jener. Es hieße, das Reich Gottes verkennen, das sich unter uns erbauet hat, wenn wir immer seufzen wollten, die Erde sei auch jetzt noch nichts als ein Jammerthal. Solche Klagen sollen nicht aufkommen, solche Empfindungsart soll das Leben eines Christen nicht verbittern. Aber dennoch fühlen wir es wohl, daß die Genossen des Reiches Gottes und die Kinder dieser Welt noch immer unter einander gemischt sind, und daß nicht Alle, welche Namen und Zeichen mit uns theilen, auch von Herzen der Gemeinschaft der Christen angehören, zu der sie sich bekennen. Daher, wenn wir uns ohne Bedacht allerlei Menschen hingeben, ziehen sich mancherlei Gefahren um uns zusammen, und können uns unversehens umstricken. Sind wir selbst der Sorge zugänglich: wie leicht können herrschsüchtige und hinterlistige Menschen uns anstecken mit ihrer argwöhnischen Klugheit. Giebt es Stimmungen, in denen auch wir dem ausgesetzt sind, daß die leibliche Seite des Lebens das Geistige übertäubet: wie leicht kann es dann geschehen, daß Menschen, die nur irdische Freuden suchen, sich unserer bemächtigen, sich immer fester in unsern Kreis einsiedeln, diejenigen, die uns durch Gleichheit der Gesinnung eigentlich angehören, allmälig aus demselben verdrängen, und indem sie die Gewalt eines verderblichen Beispiels über uns ausüben, uns immer weiter von der unschuldigen, gottgefälligen Fröhligkeit verlocken. Diese Gefahr scheint am meisten aus der gastfreien Zugänglichkeit des Gemüths zu entstehen; aber haben wir nur das Wort immer im Sinne, daß der rechten Gastfreiheit nicht fehlen kann, auch bisweilen Engel zu beherbergen, so finden wir eben in ihr auch die bereiteste Hülfe. Denn alsdann wird es unser fester Wille sein, unsern geselligen Kreis rein zu halten, weil die Engel Gottes gewiß nicht eingehen, wo die Sünde gehegt wird, sondern nur zu den reinen Lieblingen Gottes; das Gefühl wird uns nie verlassen, daß

wir mit den Bösen nichts weiter theilen müssen, als was unvermeidlich aus bestimmten Verhältnissen, die wir nicht beherrschen oder umgestalten können, hervorgeht, und daß ihnen der Zugang nicht gebührt in den Kreis unserer vertraulichen Freunde. Ist aber das unser fester Wille, uns vor jeder allzunahen Verbindung mit verführerischen Menschen zu hüten, und dasjenige, was solche vorzüglich anlockt, aus unserer Geselligkeit zu entfernen: dann wird uns auch Gott vor gefährlichen Irrthümern bewahren, daß nicht etwa ein schon ausgetriebener böser Geist unter uns einkehre, und sich wohl sein lasse in der festlich zur Freude geschmückten Seele; sondern wenn wir immer suchen, am meisten die Gleichgesinnten, die sich an demselben Guten und Schönen, wie wir, belehren und erquicken wollen, in unseren Kreis hineinzuziehen, so wird er uns aus diesen erwecken, die uns vor drohenden Gefahren warnen, und dann haben wir zu unserm Heil und unserer Rettung Engel Gottes beherbergt.

In demselben Maße nun, m. Gel., als jene Sagen verklungen sind, daß einst nicht selten Engel zu den Menschen herabkamen, und sich gastlich vou ihneu aufnehmen ließen, um sie für den Himmel zu erhalten und zu stärken, in dem Maße fühlen wir, daß in dieser natürlichen Ordnung der Dinge wir Einer dem Andern sollen Engel Gottes sein, und daß die Kraft seines Geistes deßhalb unter uns wohnt, damit wir das einander werden können. Ja wie damals der Engel des Herrn den Lieblingen Gottes nicht nur beim einsamen Gebet erschien und beim schmerzlichen Opfer, sondern auch, indem sie in behaglicher Ruhe unter ihrem Feigenbaume saßen, freundlicher Gäste erwartend: so sollen auch wir einander trösten, belehren, erheben, nicht nur in den feierlichen Stunden der Andacht oder der Trauer, sondern auch in den leichteren Augenblicken geselliger Ruhe und Freude. Und wie vielfältig können wir das, ohne etwa den eigenthümlichen Ton dieses Lebensgebietes auf eine ängstliche Weise umzustimmen. Wo ihr durch die gründliche Freudigkeit und Zuversicht eures Herzens eine drückende Stimmung eines Andern besiegt; wo ihr durch ein treffendes Wort eine Verwirrung des Gefühls oder des Urtheils auflöset; wo ihr durch eine leichte, aber sichere Wendung den Scherz von der Grenze des Sträflichen zurückzieht, der Fröhlichkeit die Gemeinschaft mit dem höheren Gehalt des Lebens bewahrt, und im schuldlosen irdischen Genuß die geistige Sehnsucht rege erhaltet: da überall seid ihr als Engel Gottes erschienen. Und dieß alles soll und kann ja in dem geselligen Leben der Christen nichts Seltenes sein. Laßt uns nur immer mehr von den drückenden und großentheils ganz unnützen Fesseln uns befreien, die wir uns in dieser Betrachtung auferlegt haben, damit nach Entfernung alles Fremden und Störenden diejenigen desto fröhlicher mit einander leben können, die einander zugehören durch die Gleichheit des Geistes, der sie erfüllt, und der Liebe, die sie beseelt: dann werden wir auch in unserm geselligen Leben eben so gesegnet sein, wie jene Erzväter es waren. Jedem erscheint dann ein tröstender oder warnender Bote Gottes, wo er dessen bedarf; und im Gegensatz gegen jene alte Geschichte, wo die größten Bestrebungen der Menschen dadurch zerstört wurden, daß der Herr ihre Sprache verwirrte und sie von einander sonderte, wird auf diesem Wege von den kleineren Verbindungen der Menschen aus, den einzelnen häuslichen Kreisen, und was sich unmittelbar daran zu knüpfen pflegt, ein schönes Verständniß der Geister, ein freier, hülfreicher Verkehr sich immer weiter verbreiten. Alle werden, dieselben Zeichen verstehend, dieselbe Sprache redend, mit vereinten Kräften an dem gemeinsamen Werke arbeiten, und Jeder dem Andern kommend und gehend, freundlich gebend und empfangend in den heiteren und doch bedeutenden Augenblicken deß Lebens als Engel des Herrn begegnen. Amen.

---

## Homilie über Luk. 7, 36—50. Die Liebe decket der Sünden Menge.

Von W. M. L. de Wette.

Zwei Klassen von Menschen führt uns die heilige Schrift oft vor, und zwar im Gegensatze mit einander: diejenigen, die sich für gerecht und fehlerfrei halten, Andere als Ungerechte und Sünder verachten und von sich stoßen und sich gegen das von Christo dargebotene Heil kalt und unempfänglich verhalten, gleich als bedürften sie keiner geistlichen Hülfe, keiner Belehrung, keiner Sündenvergebung und Anregung zum Bessern; — und diejenigen, die zwar in der That gesündigt, die Schuld der Ungerechtigkeit auf sich geladen, auf dem Wege des Lasters gewandelt haben, aber zur dunklern oder deutlichern Erkenntniß ihrer Verirrungen gelangt sind und sich voll Heilsbegierde Jesu, dem Freunde und Helfer der Sünder, nähern, um bei ihm Trost, Licht und Kraft zum Guten zu suchen. Dieser Gegensatz erscheint in den Gleichnissen vom verlornen Sohne und vom Pharisäer und Zöllner, in der Geschichte vom Zöllner Zachäus und auch in dieser. Es ist klar, warum Jesus der letztern Art von Menschen den Vorzug giebt, und

auch warum wir uns mehr zu ihnen, als zu den Andern hingezogen fühlen. Ist auch auf der andern Seite die Sünde und Verirrung, in der sie gelebt haben, zu tadeln und zu beklagen, so dürfen wir sie doch eben so wenig, als es der Heiland that, verdammen und von uns stoßen, und um so weniger, als wir uns selbst nicht vorwurfsfrei, vielmehr mit ihnen in der Gemeinschaft der Sünde finden. Auf der andern Seite aber ist die Reue, die Demuth, die Empfänglichkeit und Heilsbegierde, welche diese Menschen zeigen, nicht nur an sich rührend und anziehend, sondern auch für uns, die wir, wenn auch nicht so tief gesunken, doch immer der Besserung bedürfen, nachahmungswürdig. Wenige Beispiele führt die heilige Schrift von solchen an, die ohne den Irrweg der Sünde betreten zu haben, oder in fleischlichen Vorurtheilen befangen zu sein, vom Zuge eines reinen Herzens zu Jesu, als dem wahren Lichte und Leben, hingeführt worden, mit inniger Liebe an ihm hangen und nie von ihm lassen. Solche sind Maria, die zu Jesu Füßen saß, und Johannes, der geliebte Jünger, der am Busen des geliebten Meisters lag. Von ihnen aber sagt uns die Schrift wenig und begnügt sich mit wenigen Zügen zu ihrer Schilderung, während sie sich angelegentlich mit den reumüthigen Sündern beschäftigt. Und warum thut sie es wohl? Unstreitig, weil es ihr Zweck ist, das Allen, auch den besten Menschen nöthige Gefühl der Sünde und Heilsbedürftigkeit zu erwecken. Das Bild der reinen, ungetrübten Menschheit ist auch nirgends vollkommen zu finden, als in dem, der ohne Sünde war, im Erlöser; nur bei ihm sollen wir es suchen, nur in seinem Anschauen Erhebung, zugleich mit der Hülfe, die er uns bietet, finden. Ist es auch nicht gerade zu tadeln, daß die christliche Kunst sich mit Glück bemüht hat, in den Bildern der Mutter Maria, des Johannes und anderer Apostel die Muster reiner, edler Menschheit darzustellen, so dürfen wir solche Darstellungen doch nicht für das Höchste halten, welches allein in Jesu zu finden ist, und keineswegs die Betrachtung der gesunkenen, aber durch die christliche Erlösung wieder gehobenen Menschheit fliehen und nicht das Anziehende, Anregende und Erweckende, das darin liegt, verkennen. Auch die Kunst hat dieses aufzufassen und darzustellen gewußt, und das Bild der Maria Magdalena, den Grundzügen nach aus unsrer Textgeschichte entlehnt, ist eine ihrer gelungensten Schöpfungen. Es ist das Bild einer schönen Seele, die ihre Flecken in Thränen der Reue und Liebe abwäscht, und wer hat es wohl je ohne die innigste Rührung betrachtet und ohne einen tiefen Blick in das menschliche Gemüth überhaupt und sein eigenes zu thun? Möge es mir gelingen, nach Anleitung unserer Textgeschichte dieses Bild in allen seinen sprechenden Zügen vor euern innern Blick zu stellen, und euch nicht nur das menschlich Wahre darin zum Verständnisse zu bringen, sondern euch auch damit einen Spiegel vorzuhalten, in welchem ihr euer eigenes inneres Leben anschauet; denn was allgemein menschlich ist, das gehört auch einem jeden Einzelnen an. Und möge der Gott der Wahrheit und Liebe, der das gefallene Weib unseres Textes zur Erkenntniß ihrer Sünden leitete, den in ihr liegenden Funken der reinen Liebe anfachte, und um ihrer Liebe willen ihr Vergebung der Sünden schenkte, mit seinem Geiste unter uns walten, uns erwecken, erleuchten und entzünden! Amen.

Jesus, der keine Gelegenheit, unter Menschen zu kommen und sich mit ihnen in Berührung zu setzen, verschmähte, folgte der Einladung eines Pharisäers und setzte sich bei ihm zu Tische. In derselben Stadt war ein Weib (wir wollen sie mit der Kirche Maria Magdalena nennen), die man allgemein für eine Sünderin hielt, wahrscheinlich weil sie durch gewisse Fehltritte ihren guten Ruf verscherzt hatte. Da diese vernahm, daß er zu Tische saß in des Pharisäers Hause, erschien sie daselbst und trat zu Jesu Füßen, um vor ihm ihr Herz auszuschütten und ihre Liebe zu beweisen. Wunderbar! Sie hört, daß Jesus in des Pharisäers Hause ist, und sogleich sucht sie ihn dort auf. Es scheint, daß eine geheime Gewalt des Herzens sie hin zu ihm zieht, daß sie einem unwiderstehlichen, ahnenden Triebe folgt, der ihr sagt, daß sie dort bei ihm Trost und Heil finden wird. Eine solche Anziehungskraft übte Jesus allerdings auf diejenigen aus, die ihn sahen und hörten. Als Johannes der Täufer in Gegenwart zween seiner Jünger Jesum wandeln sah und sagte: Siehe, das ist Gottes Lamm, folgten ihm sogleich die beiden Jünger und blieben denselben Tag bei ihm. Als er späterhin diese beiden nebst ihren Brüdern im See Galileä fischen und mit Fischerarbeit beschäftigt sah, sprach er zu ihnen: Folget mir nach, und sie verließen Alles und folgten ihm. Der gleiche Fall war mit dem Zöllner Matthäus. Als er bei den beiden Schwestern Martha und Maria einkehrte, setzte sich die Letztere zu seinen Füßen, hörte ihm zu und wich nicht von dieser Stelle, trotz der Einrede ihrer Schwester. Auch das Wort des Evangeliums übte eine solche Anziehungskraft aus. Wir lesen in der Geschichte der Apostel von Vielen, welche von der Predigt derselben so gerührt wurden, daß sie sich auf der Stelle gläubig bekannten und taufen ließen. Der An-

ziehungskraft Jesu und seines Wortes aber muß im Menschen ein innerer Zug des Herzens entgegen kommen, und diesen Zug wirket Gott, der in uns Alles, beides das Wollen und Vollbringen, wirket. Davon spricht Christus, wenn er sagt: Es kann Niemand zu mir kommen, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat (Joh. 6, 44).

Dieser Zug führte also Maria Magdalena zu Jesu. Jedoch finden wir sonst immer, daß das Hingezogenwerden der Reuigen und Gläubigen zu Jesu und zum Evangelium nicht plötzlich geschieht, sondern vorbereitet wird, wenigstens dadurch, daß sie ihn und sein Wort hören, oder ihn wenigstens sehen oder von ihm Kunde erhalten. Und etwas der Art müssen wir auch hier annehmen. Die evangelische Erzählung verschweigt uns dieses, so wie die frühere Geschichte des Weibes. Laßt uns versuchen, das Fehlende durch wahrscheinliche Vermuthung zu ergänzen.

Maria Magdalena war eine Sünderin, hatte die Zucht der Keuschheit und ihren guten Ruf verletzt. Aber als ganz verworfen und in Sünden versunken dürfen wir sie uns nicht denken. Wie hätte sie so schnell sich zu einer solchen Liebe zum Heilande erheben und die Gefühle einer schönen Seele kund geben können? Wollten wir so von ihr denken, so würden wir die Sünde liebloser Verdammungssucht mit dem Pharisäer theilen, welcher es sogar mißbilligte, daß Jesus sich von dem Weibe berühren ließ. Auch muß sie auf einem Wege in Sünde gerathen sein, der es erklärlich läßt, wie in ihrem Herzen der Funke höherer Liebe fortglimmen und durch die göttliche Gnade erweckt werden konnte.

Immer ist es ein nicht gehörig beherrschter oder irregeleiteter oder mißverstandener guter, wenigstens natürlicher Trieb, welcher den Menschen zur Sünde führt. So kam ja die Sünde in die Welt. Es war der Trieb zur Selbstständigkeit, das Verlangen, die Erkenntniß des Guten und Bösen zu besitzen und zu üben, was unsere ersten Eltern zu dem Fehltritte verleitete, durch den wir Alle gefallen sind, indem wir ihn täglich wiederholen. Wie mancher edle Jüngling, wie manche edle Jungfrau ist mittelst einer unschuldigen, ja sogar edlen Neigung, halb durch eigene, halb durch fremde Schuld in Verirrung und Sünde gerathen! Ein zartfühlendes, erregbares, aber unbewachtes Herz, ein sehnsuchtsvoller Drang nach einer Glückseligkeit, welche die täuschende Einbildung schwärmerisch ausmalt; ein Trieb nach edlen, geistigen Gütern, die aber durch den sie umgebenden irdischen Schimmer zugleich die Sinnlichkeit anziehen und verlocken können: welche gefährliche Mitgaben für das Leben! wie leicht sündigt durch sie der Mensch, und hat schon gesündigt, wenn er eben glaubt, den edelsten Trieb des Herzens befriedigt zu haben. Wohl denen, deren Neigungen auf würdige Gegenstände fallen, deren Sehnsucht und Bestreben durch gute Erziehung und weise Führung richtig entwickelt und geleitet wird! Dieses Glückes scheint sich Maria Magdalena nicht erfreut zu haben: vielleicht starben ihre Eltern, wenigstens ihre Mutter, früh, und kein Schutzgeist stand ihrer Tugend zur Seite. Mit einem arglosen Herzen voll Liebe und Vertrauen, einer lebhaften Einbildungskraft, einem unaufgeklärten Verstande und einem schwachen Willen suchte sie die Befriedigung einer unverstandenen, an sich edlen Sehnsucht da, wo ihr nur der täuschende Lohn der Sinnenlust und Eitelkeit wurde. Sie dürstete zwar nicht nach dem Wasser des Lebens, denn ihr frommes Bewußtsein war durch ihre mangelhafte Erziehung und durch die starre Form des väterlichen Gottesdienstes nicht aufgeschlossen worden, aber sie verlangte nach einer edlen Herzensgemeinschaft, nach Befriedigung edler Bedürfnisse des Gemüths; und die Welt bot ihr statt dessen den schäumenden Becher der Lust. Ach! die Unglückliche ergriff ihn, setzte ihn an ihre Lippen und wurde berauscht. Der Rausch umnebelte ihre Vernunft, und sie taumelte von Verirrung zu Verirrung, bis sie endlich ermattete und erwachte. Aber sie erwachte noch nicht zum hellen Bewußtsein. Sie fühlte bloß Schmerz, daß sie geirrt und sich entwürdigt hatte; ihr besseres Selbstgefühl war verwundet, ihr Herz nicht nur unbefriedigt und leer, sondern entweiht und verletzt. Sie fühlte sich krank, wußte aber keine Heilung, sie weinte und netzte mit Thränen ihr Lager, aber sie wußte nirgends Trost zu finden. Sie war mißtrauisch gegen die Menschen geworden, denn ach! sie fand sich so entsetzlich betrogen; sie hatte keinen Freund, keinen Rathgeber und Führer, und wagte nicht, einen zu suchen, sich Jemandem anzuvertrauen.

Kein Wunder wäre es gewesen, wenn sie in dieser Trostlosigkeit die Beute der Verzweiflung geworden wäre, und um ihr Herz zu betäuben, sich abermals in den Taumel der irdischen Lust geworfen hätte. Dann aber wäre ein noch schlimmeres Erwachen gefolgt: sie hätte sich noch tiefer entwürdigt gefunden, wäre vor ihrem Zustande zurückgeschaudert, und hätte, um einem marternden Bewußtsein zu entfliehen, sich von Neuem und tiefer in den Abgrund der Sünde gestürzt.

Welches nun auch der bestimmte Verlauf ihrer Geschichte und ihr letzter Seelenzustand gewesen sein mag; in jedem Fall müssen wir an-

nehmen, daß durch Gottes Gnade mittelst der Anwesenheit Jesu in der Stadt, noch ehe sie ihm bei dem Gastmahle nahete, ein Strahl des höhern Lichtes in ihre Seele gefallen war. Sie hörte vielleicht Jesum zum Volke reden, und ward durch die sanfte, eindringende Gewalt seiner Reden ergriffen. Vielleicht hörte sie von ihm Worte, wie jene: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken" (Matth. 11, 28.).

Ach! die Arme fühlte sich ja so beladen und schmachtete so sehr nach Erquickung ihres zerschlagenen Herzens. Oder sie sah ihn vielleicht vorüberziehen im Haufen des Volkes, das ihn rühmte, wegen seiner Wunder und seiner gewaltigen Rede, und schauete in sein Antlitz voll Milde und Hoheit. Oder sie hörte von einer Nachbarin oder Bekannten, wie er ihr geholfen und sie von einer Krankheit geheilt, oder ihrem verwundeten Herzen Trost gegeben habe. Da erfüllte sich ihr Herz mit seligen Ahnungen, in ihm glaubte sie den Quell des Heils gefunden zu haben; und ein unwiderstehlicher Drang des Herzens trieb sie, ihn aufzusuchen! Sie hörte, daß er im Hause des Pharisäers zu Tische sitze, und machte sich eiligst auf. Aber welches Recht, welchen Vorwand hatte sie, sich ihm zu nähern? Sie besaß noch aus der Zeit, wo sie der weltlichen Eitelkeit gedient, ein Glas köstlicher Salbe, womit sie ihre Haare zu salben gepflegt hatte: das glaubte sie dem zu Tische Sitzenden nach damaliger Sitte bieten zu dürfen, das sollte das Zeichen der ihm darzubringenden Huldigung sein.

Sie trat ein, und Aller Blicke wandten sich auf sie, und welche Blicke! Alle schienen zu sagen: „Ist das nicht die Sünderin, die in der ganzen Stadt verachtet ist; und wie wagt sie, sich einzudrängen in den Kreis ehrwürdiger heiliger Männer?" (denn dafür hielten sich die Pharisäer.) Sie wäre vielleicht voll Schaam und Furcht zurückgewankt; da traf sie der Blick Jesu, ein Blick voll Liebe und Erbarmen, gleich dem Strahle des Lichtes, das durch die Spalten eines dunkeln Kerkers dringt. Nun sah sie bloß ihn; nun trat sie zu seinen Füßen und tauchte ihre schmachtenden Blicke in seine Augen, als die Quelle neues Lebens. Da fiel es wie Schuppen von ihren innern Augen, und sie sah das hell leuchtende Ziel des Lebens, die Wahrheit, Gerechtigkeit, Reinheit, Liebe, Gottinnigkeit, Seligkeit in persönlicher Wirklichkeit vor sich; sie erkannte, daß sie dunkel und unbewußt, aber mit unlauterm Herzen und schwachem Willen, nach diesem Ziele gestrebt hatte, und daß sie durch ihre Schuld weit, weit davon abgeirrt war. Ihre Unwürdigkeit, die Tiefe ihres Falles kam ihr ganz zum Bewußtsein, sie sank wie vernichtet zu Jesu Füßen, und ein Strom von Thränen drang aus ihren Augen, mit dem sie die umklammerten Füße netzte. Sie hatte keine Worte, nicht einmal bestimmte Gedanken der Reue oder Vorsätze der Besserung, sondern allein das Gefühl ihres Elends und der Nähe der Rettung; und letzteres überwog in ihrer Seele. Sie gab sich ganz der Liebe und Verehrung, die sie gegen Jesum fühlte, hin; sie netzte seine Füße mit Thränen der Rührung und Liebe, und trocknete sie mit ihren Haaren, sie küßte seine Füße und salbte sie mit Salbe.

Jesus war gerührt von so viel Liebe, um so mehr, als er sich in kalter, abstoßender Umgebung fand. Der Pharisäer, der ihn geladen — man begreift kaum, was ihn dazu bewogen hatte; Liebe und Verehrung war es nicht, noch weniger Drang nach Belehrung und geistlicher Hülfe, vielleicht war es Neugierde oder Eitelkeit — der Pharisäer hatte nicht einmal die gewöhnliche Höflichkeit gegen ihn beobachtet, geschweige daß er ihm Freundlichkeit und Wohlwollen bewiesen hätte. Er hatte ihm nicht den Kuß des Willkommens und kein Wasser gegeben, seine Füße zu waschen, er hatte nicht sein Haupt mit Oel gesalbt. Es scheint, daß er meinte, ein so geringer Mann aus Nazareth sei nicht werth solcher Aufmerksamkeit. Was aber den, der gekommen war, die Sünder selig zu machen, am meisten schmerzte, war der Stolz der Selbstgerechtigkeit und eingebildeten Heiligkeit, der das Herz des Pharisäers gegen alle Anregung und Erweckung verschloß. Dem gegenüber, der voll Gnade und Wahrheit war, fühlte der Verhärtete kein Bedürfniß des Herzens, keine Regung von Selbsterkenntniß. Es ist wahr, er hatte sich nicht durch schwere Sünden vergangen; aber wie viel mochte ihm doch fehlen, um vor dem Urtheile des gottgleichen Richters ohne Schuld zu erscheinen! Wenn jene Sünderin nach dem von Jesu gebrauchten Gleichnisse fünfhundert Groschen schuldete, so schuldete er doch wenigstens funfzig. Aber wenn sie viel liebte und im Gefühl ihrer Schuld ihr Herz in inniger Liebe zu Jesu ergoß, so liebte er wenig, sagt Jesus mit jener Milde und Feinheit, die wir an ihm gewohnt sind, in Wahrheit aber, gar nicht. Und so stand er, obschon vor den Augen der Menschen kein Sünder, ja ein heiliger Mann, dem wenig, d. h. nichts, zu vergeben war, weil er kein Bedürfniß der Vergebung fühlte, viel weiter entfernt vom Heile, als das gefallene Weib. Ihr Herz war zwar durch die Sünde befleckt, hatte aber den Funken der Liebe bewahrt, der jetzt im Anschauen des göttlichen Lichtes zur Flamme, zur läuternden, die

Flecken der Sünde ausbrennenden Flamme, hervorbrach.

Jesus sagt: Ihr sind viele Sünden vergeben; denn sie hat viel geliebet; und kündigt ihr an: Dir sind deine Sünden vergeben. Diejenigen, welche mit zu Tische saßen, nahmen Anstoß an dieser Erklärung, die allen ihren Begriffen von Sündenvergebung zuwider lief; denn sie meinten, daß man solche nur durch Sünd- und Schuldopfer, durch Fasten und andere Büßungen erlangen könne. Auch in die bei uns allgemein geltende Lehre von der Buße und Sündenvergebung paßt diese Erklärung scheinbar nicht. Zwar sagt der Apostel ganz im Einklang damit, die Liebe decket auch der Sünden Menge (1. Petr. 4, 8.). Aber in der Regel lehrt die Schrift, und so unsere Kirchenlehre, daß man nur durch reumüthige Erkenntniß der Sünde und durch gläubiges Ergreifen der Gnade Gottes, die er uns in seinem Sohne Jesu Christo ankündigt, und in dessen blutigem Tode versichert hat, Vergebung und Rechtfertigung erlangen könne. Und doch hat der Mund der Wahrheit auch dießmal nicht gelogen. Wer, der nur einigermaßen das menschliche Herz kennt, und in das Wesen der christlichen Wahrheit eingedrungen ist, erkennt nicht, daß die Liebe zu Jesu, und zwar eine solche hingebende, das Herz durchdringende und auflösende Liebe, wie Maria Magdalena beweist, Alles in sich schließt, was zur Buße und Besserung erforderlich ist, reumüthiges Gefühl der Sündenschuld, Glauben und Vertrauen zu dem göttlichen Freunde der Sünder, der gekommen war, das Heil der Welt mit seinem Blute zu gründen, und somit auch Vertrauen zur Gnade des Vaters, der ihn gesendet und dahin gegeben? Und darum spricht auch Jesus dem Weibe mit der Liebe den Glauben zu, indem er sagt: Dein Glaube hat dir geholfen. Ja, es war ihr geholfen! Wenn sie auch nicht, wie es allerdings wahrscheinlich ist, späterhin noch öfter die Gelegenheit suchte und fand, Jesum zu sehen und zu hören, um sich in der Besserung zu bestärken, so hatte ihr Herz einen Eindruck empfangen, der nie wieder erlosch; und die reine, himmlische Liebe war in ihr zum Durchbruche gekommen. Das Himmelslicht, das ihr in Christo entgegenleuchtete, hatte vor ihrem Blicke all den irdischen Glanz und Schimmer ausgelöscht, der sonst ihr Herz verlockt hatte; sie war nun unverführbar und konnte keinen Irrweg mehr betreten. Die tödtliche Leere, die sie in ihrem Innern empfunden, nachdem sie von der Lust der Welt gesättigt war, war ausgefüllt mit reinen Trieben, guten Vorsätzen, edlen Bestrebungen. Die innere Unklarheit und Unentschiedenheit, in welcher sie zwar ihre Fehltritte gefühlt, aber noch nicht den Weg des Heils erkannt hatte, war dem Lichte gewichen, das ihr in Christo entgegengetreten, der ihr voranging als Herzog der Seligkeit. Das schmelzende Gefühl der Liebe, das die Thränen der Wehmuth aus ihrem Herzen gelöst und alle ihre Wunden geheilt hatte, ward zum festen, klaren Glauben, und ihr Glaube ward hinwiederum, wie es der Apostel verlangt, in Liebe thätig und fruchtbar in guten Werken.

Dürfen wir der althergebrachten Annahme folgen, nach welcher sie eine Person mit Maria Magdalena ist, so reihete sie sich späterhin den Frauen an, welche Jesum unterstützten und bedienten, ihn auf seinen Reisen und auf seiner letzten Reise nach Jerusalem begleiteten, und unter seinem Kreuze standen. Hier sah sie die göttliche Menschenliebe, welcher dort beim Gastmahle ihr Herz voll Liebe entgegengeschlagen, im Opfertode für das Heil der Welt sich verbluten; hier weinte sie auch, aber nicht mehr im Gefühl der eigenen Verworfenheit — denn ihre Schuld war längst vergeben — sondern in heiliger Wehmuth darüber, daß die Sünde der Welt dieses Opfer forderte, im Schmerze über den Untergang eines solchen Lebens, über das Brechen eines solchen Herzens, und ergriffen und erhoben von dieser unendlichen Liebe, die kein menschliches Gefühl ergründen, kein menschlicher Gedanke ausdenken kann. Und ihr wurde die gnadenvollste Auszeichnung, daß sie den bis in den Tod Geliebten und mit Schmerz beweinten, den sie noch im Tode ehren wollte, wie sie ihn dort beim Gastmahle geehrt hatte, zuerst als den Auferstandenen, als den Sieger über Tod und Grab, begrüßen durfte. Sie war selbst vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.

Die Nutzanwendung dieser lehrreichen Geschichte ist leicht, wenn wir nur die darin liegende Hauptwahrheit festhalten. Die Liebe, die Liebe zu Jesu, ein ihm ganz hingegebenes, ganz an ihm hangendes Herz schließt Alles ein, was zu unserm Heile nothwendig ist. Die Liebe kann nicht sein ohne Abscheu gegen die Sünde, ohne innige Reue, mithin verschafft sie uns Vergebung der Sünden. Sie trägt alle Keime des gläubigen Vertrauens, der bildsamen Empfänglichkeit in sich: mithin verschafft sie nur Erleuchtung, Erkenntniß der Heilswahrheit, Folgsamkeit und Gehorsam gegen die Gebote Gottes, und führt uns auf den rechten Weg, oder vielmehr treibt uns, Jesu, dem Führer zum Heile, zu folgen. Sie befruchtet mit ihrer Wärme alle Keime guter Vorsätze, stärkt den schwachen Willen, und giebt ihm die Richtung dahin, wohin alle ihre Sehnsucht geht, sich dem Urbilde aller

Vollkommenheit, in dem die Fülle göttlicher Schätze, der Gnade und Wahrheit, wohnt, zu nähern, gleich zu werden seinem Bilde, zu sein, wo er ist. Sie läßt nicht ab, bis sie das widerstrebende Fleisch überwunden und ihrem Streben dienstbar gemacht hat; sie schaut unverwandt hin in die Quelle des Lichts und der Seligkeit, ist unaufhaltsam hingezogen mit Banden der Sehnsucht, scheut keine Hindernisse, keinen Kampf, kein Leiden, und folgt dem himmlischen Zuge selbst in den Tod. O öffnen wir unser Herz dieser Liebe! Mit ihr nehmen wir Alles auf, was uns selig macht. Amen!

---

## Rede bei dem wegen der Einnahme von Paris den 6. April 1814 veranstalteten Dankfeste vor der Garnison zu Mons gehalten.

Von H. G. Tzschirner.

Nicht erst verkünden darf ich euch, meine Freunde und Brüder, das große Ereigniß, das uns heute zu einem frohen Dankfeste versammelt. Ihr wisset, was sich begeben hat; ihr wisset, daß sie gefallen ist, die stolze Kaiserstadt, die sich die Weltgebieterin dünkte; ihr wisset, daß nun die siegreichen Fahnen der verbündeten Heere da wehen, wo vor Kurzem noch der Gefürchtete, der Europa Gesetze gab, thronte. Von Neuem hat Gott den Heeren, in deren Reihen ihr kämpftet, Sieg und Ruhm verliehen; bis zum Ziele ihrer langen, mit rühmlichen Thaten bezeichneten, aber auch mit Strömen von Blut getränkten Bahn sind die Tapfern gedrungen, und indem sie vor den Thoren seiner Hauptstadt erschienen, verschwand die Verblendung des französischen Volkes, in welcher dasselbe, ach nur zu lange, von seinem Beherrscher gehalten ward. Nicht nur geschlagen, besiegt ist der Feind und überwunden, und der, der vor Kurzem noch gewaltigen Völkern gebot und Hunderttausende zum Kampfe aussenden konnte, fliehet mit einer kleinen muthlosen Schaar, ungewiß, wohin er sich wende, vertrieben von dem Sitze seiner Hoheit und Macht und verlassen von seinem Volke. Erfüllet ist nun die Hoffnung der Völker und geräche ihre Schmach; erkämpfet ist ein rühmlicher Sieg; ein herrlicher Preis ist errungen; gerechtfertiget ist die Vorsehung und sichtbar hat der Welt sich kund gemacht, der erhöhet und erniedriget, gerecht richtet und Hülfe sendet zu seiner Zeit. Darum sind wir heute zu einem Siegesfeste versammelt, welches wir dann, wie es Christen ziemet und deutschen Männern, begehen, wenn wir es mit inniger Freude über die nahe Vollendung des großen Werkes dieser Tage, mit neubelebter Liebe zum Vaterlande, und mit frommem Danke gegen den feiern, der das Schicksal zum Heile der Völker und des Vaterlandes gewendet hat.

Nahe seiner Vollendung ist das große Werk dieser Tage; bald, mit Zuversicht läßt es sich nunmehr erwarten, bald wird ein Friede geschlossen werden, welcher die Unabhängigkeit und Freiheit der europäischen Völker und des deutschen Vaterlandes sichert, und ein Zeitalter glücklicher Ruhe, heitern Lebensgenusses und fröhlich gedeihender Geistesbildung über die Welt heraufführet. Ach schwer lag der eiserne Arm des fremden Herrschers auf dem Nacken der Völker, und theure Opfer ohne Zahl hat ihnen der Kampf für ihre Freiheit gekostet. Einem Welttheile bereitete Frankreichs stolzer Beherrscher schmachvolle Banden; mit gebieterischer Willkühr drang er den Völkern fremde Regenten, fremde Gesetze und Verfassungen auf; verderbend ging er durch die Länder, wenn er ausging, neuen Raub, neue Nahrung für seine nimmersatte Herrschgier zu sammeln; jeder Mund verstummte vor der dunkeln Gestalt des Gefürchteten, und unter seinem Fußtritte verdorrete jedes fröhliche Leben; freie Völker mußten ihm dienen; mächtige Könige mußten vor ihm sich beugen, und die Heere, die ihres Vaterlandes Schirm und Schild sein sollten, mußten ihm, dem Fremden, folgen und für seine Sache bluten. Doch das Reich der Gewalt und der Lüge konnte nicht bestehen. Gerechter Zorn entbrannte in den erniedrigten Fürsten und in den bedrängten Völkern, die Kraft kehrte ihnen wieder und das Selbstgefühl, und ihr Muth entzündete sich an der Fackel der Verheerung, die schrecklich durch ihre Länder leuchtete. Zürnend standen sie auf, entschlossen, lieber rühmlich unterzugehen, als länger Schmäch und Knechtschaft zu tragen; kräftig schwangen sie das Schwert, muthig kämpften sie, und glücklich haben sie nun überwunden. Viel aber, ach viel hat ihnen dieser Kampf gekostet! Tausende trieb die verhängnißvolle Zeit aus der stillen und freundlichen Heimath in ein rauhes Land hinaus; zahllose Bürger hat die Seuche, zahllose Krieger hat das Schwert getödtet; in Strömen ist das Blut der deutschen Brüder geflossen, und kaum wird im ganzen Umfange des Vaterlandes ein Glücklicher erfunden, der nicht einen Freund und Bruder beweinet; verwüstet liegen daheim die Wohnungen des Landmanns, verödet stehen viele Tempel; wo sonst ein glücklicher Wohlstand wohnte, und heitere Freude waltete, da sind Armuth und Trauer eingekehret! — Doch bald, meine Freunde und Brüder, bald

wird es nun vollendet sein das große Werk dieser Tage, das der Opfer so viele kostete; bald werden die Waffen ruhen; bald wird der Friede kommen, der den Völkern die errungenen Güter sichert, eine bessere Zeit herbeiführt und die Krieger in die geliebte Heimath zurückbringt. Darum öffnet euer Herz der Freude und der Hoffnung!

Ja, freuet euch, die Gefahr der Weltherrschaft ist gewendet; Europa wird wieder sein, was es war, ein glücklicher Verein selbstständiger Völker, welche ihre Freiheit behaupten durch das Gleichgewicht der Macht, ihren Wohlstand mehren durch friedlichen Verkehr, und wechselseitig sich bilden durch den Austausch der Gedanken. Ja, freuet euch, *das Vaterland ist gerettet*; das deutsche Volk wird forthin dem Fremden nicht dienen; frei und hehr und stark durch Eintracht und durch das Gefühl der wieder errungenen Freiheit wird es von Neuem geachtet in der Reihe geachteter Völker stehen. Ja, freuet euch, freuet euch, der Friede, der langersehnte, kommt, heilet die Wunden der Völker, segnet die Länder, und führet die ermüdeten Krieger, und führet auch euch zurück in das geliebte Vaterland, zurück zu dem Herde der Heimath. Nein, es entehret den Krieger nicht, daß er nach dem Frieden verlanget und nach der Heimath sich sehnet; auch er ist Mensch und Bürger, auch ihn knüpfen zarte Bande an das Vaterland, an Weib und Kind und an die Freunde seiner Jugend. Willig und freudig ziehet er aus zum Kampfe; stark und muthig schwinget er das Schwert; und doch liebet er den Krieg nicht, doch stecket er das Schwert gern in die Scheide und wandert freudig nach der Heimath zurück, friedlich unter friedlichen Bürgern zu wohnen. Darum wenden wir heute in der Erwartung des nahen Friedens unsern Blick freudig und hoffend nach dem Vaterlande, nach dem Lande, wo uns doch die Sonne am mildesten scheinet und die Erde am fröhlichsten blühet, nach dem mit herrlichen Gaben von Gott gesegneten Lande, das uns nährte und pflegte, und bewahret, was uns das Theuerste auf Erden ist; ja nach dem Vaterlande schauen wir freudig und hoffend, und ergötzen uns an dem Bilde des Tages, der uns zurückführen wird in den Kreis unsrer Mitbürger und in den Schooß der Freundschaft und Liebe.

Nur dadurch aber wird uns der Gedanke an die Rückkehr in das Vaterland ein erfreuender Gedanke, daß wir nun nach dem großen Ereignisse, das den Fall seines Feindes vollendet, mit Zuversicht erwarten können, in ein gerettetes, befreites und glückliches Vaterland zurückzukehren. Ach, ein trauriges Schicksal hatte Frankreichs Beherrscher dem deutschen Vaterlande bereitet! Sein Kostbarstes hatte er ihm genommen, daß es kein Glück mehr war und keine Freude, ein Deutscher zu sein; die Fremden waren Herren geworden in dem Lande, das Gott uns und unsern Vätern gegeben hatte, und wir mußten ihnen dienen; sie trachteten, unsere Sitte und, wenn es möglich gewesen wäre, selbst unsere Sprache auszutilgen; sie legten uns unerträgliche Lasten auf, und, das Schmerzlichste von Allem, sie rissen unsere Söhne und Brüder aus unsern Armen, und zwangen sie, für die Sache ihrer Herrschgier und Habsucht zu streiten und zu bluten; sie belauschten unsre Handlungen und Gespräche, und wer nicht blindlings ihrer Willkühr sich fügte, oder ein freies Wort zu reden wagte, der ward gegriffen, Jahre lang in schmachvoller Haft gehalten und wohl gar als ein Verbrecher hingerichtet. Das unterjochte und erniedrigte Deutschland konnten wir nicht so lieben, wie unsere Väter das freie und geachtete geliebet hatten; der patriotische Sinn erlosch, und mit ihm vergingen alle die edeln Gesinnungen, welche in freien Völkern die Liebe zum Vaterlande wirket. Jetzt ist das Vaterland gerettet; jetzt ist ihm die Freiheit und Selbstständigkeit wiedergegeben, und das große Ereigniß, das uns heute zu froher Feier vereinet, verbürgt ihm den dauernden Besitz der wieder errungenen Güter. Nun sind wir gewiß, daß das Vaterland dem Fremden nicht wieder dienen und seine Sitte und seinen eigenthümlichen Geist bewahren wird; nun gehören wir wieder einem Volke an, welches groß und geachtet, frei und stark, hehr und herrlich in dem Kreise der Völker steht. Darum feiern wir das Fest des Sieges, der den Fall seines Feindes vollendet, mit neubelebter Liebe zum deutschen Vaterlande. Denn nun sind wir deiner gewiß, geliebtes Vaterland, nun wissen wir, daß wir in deinem Schooße Freiheit und Frieden finden, und stolz hebet sich wieder unsre Brust bei dem Gedanken, daß wir deine Söhne sind und deinen Namen tragen! Auf's Neue legen wir das Gelübde der Treue und der Liebe auf deinen Altar nieder! Ein unglückseliges Verhängniß hatte uns von dir losgerissen, daß wir, wie andere deutsche Stämme, umstricket von der Gewalt des Fremden, gegen die kämpften, welche deine Sache führten. Es war nicht unsre Schuld; wir thaten, was in diesem traurigen Verhältnisse Pflicht und Ehre gebot. Freudig aber sind wir zurückgekehret unter deine Fahnen; freudig haben wir uns zu unsern deutschen Brüdern gesellet; freudig sind wir mit ihnen zum Kampfe ausgezogen, und auch unser Blut ist für deine Sache geflossen! Ganz gehören wir dir an mit Herz und Sinn; mit Gut und Blut und Thaten wollen wir unsere Treue bewähren! — Zwar noch ist der Friede, der

dir die errungenen Güter verbürgen soll, nicht geschlossen; vielleicht, daß wir zu neuem Kampfe gerufen werden. Nun denn, wir wissen zu kämpfen; wir werden dir Wort halten und unser Gelübde lösen. — Und bedarfst du unsers Armes nicht mehr, so wollen wir dir daheim unsre Schuld bezahlen, durch Achtung und Liebe zu unserm Volke, durch strengen Tadel Jedes, der den Ausländern fröhnet, durch Frömmigkeit und reine Sitten (denn Sittsamkeit und Frömmigkeit sind der Grund der öffentlichen Wohlfahrt) und durch treue Pflege des hohen und männlichen Sinnes, der die Völker muthig kämpfen, der allgemeinen Sache Gut und Blut aufopfern, glücklich überwinden oder rühmlich fallen lehret. So sind wir deiner würdig, geliebtes Vaterland, so sind wir werth, das Fest deines Sieges zu feiern und die Morgenröthe des herrlichen Tages, der über deinen Gauen aufgehet, zu schauen!

Daß wir uns aber heute der Rettung des Vaterlandes und der Befreiung der Völker freuen können, wem anders verdanken wir es, als dem, dessen allsehendes Auge auf die menschlichen Dinge herniederschaut, und dessen allvernehmendes Ohr das Flehen der Bedrängten höret, dessen Alles umfassender Arm das Schicksal führet und wendet? Ja, es ist ein Gott, ein Gott der Macht und der Gerechtigkeit, der Huld und des Erbarmens; ein Gott, der die Gedanken der Völker und der Fürsten wendet, die Unterdrückten rettet, die Stolzen demüthiget und zerstreuet, die da hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn; ja, es ist ein Gott, der Alles lenket nach seinem Rathe, und seine Werke sind die großen, bedeutungsvollen Ereignisse dieser Tage. Ist doch das Unerwartete, das Außerordentliche, das Wunderbare geschehen. Ein Held ist gefallen, ein Herrscher herabgestürzt von seiner Höhe, der in zahlreichen Schlachten gesieget, die Welt mit seinem Kriegsruhm erfüllet, die meisten Völker unsres Welttheils bezwungen und gedemüthiget und eine Macht errungen hatte, dergleichen seit einem Jahrtausende in keines Fürsten Hand vereiniget war! Und eben der gewaltige Heerführer und Gebieter, der noch vor Kurzem Könige entsetzte, Kronen austheilte und mit einem Heere, das die Welt für unüberwindlich hielt, auszog, durch die Unterjochung des noch unbesiegten Nordens die Weltherrschaft zu vollenden, siehet die Feinde in das Herz seines Reiches dringen, auf dem Sitze seiner Hoheit ihre siegreichen Paniere pflanzen, und irret als ein Flüchtling mit einer kleinen, muthlosen Schaar umher. Ein Volk ist bezwungen, das stolz sich erhob über die Völker der Erde, in alle Länder siegreiche Heere sendete und der Welt Gesetze gab; ein Reich wanket, das auf unerschütterlichem Grunde zu ruhen schien, und eine Stadt ist erobert, die hinter weiten Flächen, hinter schirmenden Strömen und schützenden Festen in stolzer Sicherheit lag, und seit Jahrhunderten keinen Feind an ihren Mauern sah. Die Völker eines Welttheils sind aufgestanden zu gemeinschaftlichem Kampfe; die Fürsten eines Welttheils sind zu gemeinschaftlichem Zwecke vereiniget; sie, die sonst Eifersucht trennte und der Widerstreit ihrer Interessen, haben in Eintracht ein gemeinschaftliches Werk begonnen und in Eintracht vollendet. Nein, die wunderbare Veränderung der Dinge, deren Zeugen wir sind, die außerordentlichen Ereignisse, die an dem staunenden Zeitalter vorüber gehen, menschliche Weisheit konnte sie nicht ahnen, menschliche Kraft nicht herbeiführen und vollenden. Hier hat Gott gewirket und gewaltet, das erkennt der Christ, das erkennen auch wir, und darum erheben wir das Auge und das Herz anbetend zu dem Regierer der menschlichen Dinge. Ja, zu dir schauen wir auf, Herr der Welt, Lenker des Schicksals! In Demuth verehren wir deine Allmacht, mit heiliger Scheu betrachten wir das Gericht deiner Gerechtigkeit, und preisen mit freudigem Danke die Rettung und Hülfe, die uns deine erbarmende Liebe gesendet hat! Ja, dir, dir gebühret unser Dank! Von dir, Herr, kommt der Sieg; du hast ihn gegeben, du hast die Fesseln der Völker zerbrochen, du hast das Vaterland aus schmachvoller Knechtschaft erlöset, du giebst uns des Lebens kostbare Güter, Freiheit und Frieden! Darum loben wir dich, unsern Herrn, und danken dir, unserm Gotte! Amen.

---

## Trauerworte bei v. Goethe's Bestattung in Weimar am 26. März 1832, gesprochen.

Von J. F. Röhr.

So ist denn mit dem Vollendeten, dessen sterbliche Hülle dieser Sarg umschließt, das letzte sichtbare Erinnerungszeichen an eine Zeit dahin geschwunden, welche in den Jahrbüchern unserer Stadt und unseres Landes eine weltgeschichtliche Bedeutung und Merkwürdigkeit hat, — der letzte der großen Geister, welche durch ihre mannichfaltige, Geister weckende und Geister leitende Thätigkeit der glorreichen Regierung einer längst in Staub gesunkenen, aber immer noch unvergessenen Landesmutter und ihres echt fürstlichen großen Sohnes einen weithin strahlenden Glanz verliehen! —

Daß uns dabei ein sehr beklommenes Gefühl ergreift, liegt in der Natur der Sache. Schon

die entschiedene Beendigung eines Zustandes der Dinge, welcher auch bei der günstigsten Gestaltung der Verhältnisse in seiner besonderen Eigenthümlichkeit sich nimmer wieder erneuert, trifft unser Herz mit starker Gewalt und läßt uns in den geheimsten Tiefen desselben die Vergänglichkeit unseres eigenen Wesens in dem unaufhaltsamen Wechsel und Wandel des Irdischen empfinden, das auf den Schwingen der Zeit an uns vorüber rauscht. —

Aber noch weit erschütternder wird jenes Gefühl durch den Gedanken an die Größe des Geistes, welcher bisher das noch einzige äußere Band zwischen einer schönen Vergangenheit und den Tagen der Gegenwart war, und an die unumgängliche Nothwendigkeit, daß derselbe in der ihm eigenen Herrlichkeit auch an seinem Theile zu einer nur vorübergehenden Erscheinung unter uns wurde. Was, fragen wir trauernd, was ist auf Erden bleibend, wenn auch das Hohe und Vollendete, was der Vater der Geister in das Dasein rief, wie das Gemeinste und Niedrigste, zu seiner Zeit dem Staube verfällt und selbst bei ungewöhnlich langer Dauer seines Vorhandenseins zuletzt denn doch das unüberschreitbare Ziel findet, das ihm gesetzt ist? Was mag auf immerwährenden Bestand hienieden rechnen, wenn die Hand, die Alles schafft, in Folge der von ihr festgestellten unabänderlichen Ordnung, auch die Form zerbricht, welche sie zur Trägerin der reichsten geistigen Gaben machte, aus denen an uns Menschen das Bild der Gottheit hervorleuchtet? —

Nur das vermag uns dabei Trost und Ruhe zu geben, daß eben das Geistige auch noch dann auf Erden fortlebt, wenn das Irdische, womit es umkleidet ist, in sich zerfällt, und daß das Wirken und Schaffen eines über gewöhnliche Menschengeister so Hocherhabenen, wie dieser Vollendete war, selbst auf dem Schauplatze allgemeiner Vergänglichkeit ein unvergängliches ist.

Darum setzen wir der Trauer, welche uns um Dich das Herz erfüllt, Du hoher Abgeschiedener, Maß und Ziel. Denn wie Keiner von den Geistern, aus deren glänzendem Vereine Du der Letzte dahin gingest, der Welt entrissen ist, welcher sie angehörten; wie Jeder von ihnen, auch zu den Todten hinab gestiegen, durch Wort und durch Gesang das Ohr der Lebenden entzückt, den Geist der Lebenden bildet, das Herz der Lebenden erhebt, so lange es Lebende giebt: so gehörest auch Du dem Geschlechte der Lebenden ewig an, und die Fülle des Geistes, in welcher Du, mehr als zwei volle Menschenalter hindurch, zum geistigen Bildner Deiner Brüder, zum tief eingreifenden Förderer ernster Wissenschaft und zum vielgestaltigen Schöpfer einer die gemeine Wirklichkeit verklärenden Gedankenwelt wurdest, sie bleibt der unversiegliche Born, aus welchem noch die späteste Nachwelt schöpft, was sie zur Anregung und Nahrung ihres geistigen Lebens bedarf. „Seine Werke folgen ihm nach!" — heißt es von Dir in ausgezeichnetem Sinne des Wortes; denn Du wirktest reicher, umfassender und glänzender, als Tausende um Dich her, und wenn die Zeit selbst die namhaftesten Männer eines Jahrhunderts nach und nach der Vergessenheit preis giebt, so bleibet Dein Name mit ehernem Griffel in die Bücher derselben geschrieben, weil Du auf der Höhe aller Jahrhunderte standest. —

Und wie wir uns durch diese Erwägung getröstet und erhoben fühlen, wenn wir unsern Blick auf die Gruft werfen, in welcher Du bei Fürsten und neben Deinem geliebtesten Geistesverwandten ruhen sollst, so fühlen wir uns auch getrieben, Dich selber glücklich zu preisen. Denn wer, wie Du, nach einem so großen und reichen Tagewerke zum Frieden Gottes einging; wer, wie Du, durch seine geistige Kraft das Höchste und Schönste errang, was die Erde den Wünschen ihrer Söhne darzubieten vermag, wer, wie Du, mit allen Segnungen des Himmels überschüttet, seine lange Bahn hienieden wandelte; wer, wie Du, die Achtung und Ehrfurcht nicht von Tausenden, sondern von Millionen mit sich dahin nimmt; wer, wie Du, bei seinem sanften und stillen Abscheiden im höchsten Alter des Lebens das Opfer heißer, tief gefühlter Thränen nicht nur von seinen Kindern Enkeln, und vertrauteren Freunden, sondern auch von einem Fürstenpaare empfängt, das in ihm die langgewohnte Zierde Seines erhabenen Hauses von nun an schmerzlich entbehrt: der darf wohl rühmend sagen: wer war, wer ist beneidenswerther, als ich? der darf sich noch in höheren Räumen des schönen Erdentraumes erfreuen, welcher an ihm vorüber ging. —

Und so wandle denn in diesen höheren Räumen die neue Bahn, welche sich vor Deinem verklärten Blicke öffnete, und stille den heißen Durst Deines Wissens in dem näheren Anschaun der Herrlichkeit der Welten, die Dich jetzt umleuchten, und schreite, von den beengenden Banden des Leibes entfesselt, auf dem Pfade der Weisheit rüstig weiter, welche Du hier suchtest, und deren Vollendung und Ziel nur in dem ewigen Geiste zu finden ist, an welchen wir glauben! Was irdisch an dir war, geben wir der Erde wieder, und mit der sinnlichen Hülle, in welcher Du unter uns wandeltest, begraben wir zugleich die menschlichen Schwachheiten und Gebrechen, durch welche Du auch an Deinem Theile der Natur ihre Schuld bezahltest. „Wenn der

Mensch," sprachst du einst selbst, „wenn der Mensch über sein Körperliches und Sittliches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank. Wir leiden Alle am Leben. Wer will uns, außer Gott, zur Rechenschaft ziehen? Tadeln darf man keinen Abgeschiedenen. Nicht was sie gefehlt und gelitten, sondern was sie geleistet und gethan, beschäftige die Hinterbliebenen. An den Fehlern erkennt man den Menschen; an den Vorzügen den Einzelnen. Mängel haben wir Alle gemein; die Tugenden gehören Jedem besonders." —

Durch diese Deine eigenen Worte auf den Gerechten und Heiligen hingewiesen, vor welchem Du jetzt stehest, um von dem Gebrauche des Dir verliehenen großen Pfundes Rechnung abzulegen, und eingedenk des ernsten Spruches unseres göttlichen Meisters: „Wem Viel gegeben ist, von dem wird man Viel fordern:" empfehlen wir Deine Seele der Gnade und Erbarmung Dessen, von welchem wir Alle Erbarmung und Gnade hoffen, und beten über Deiner Asche: Vater unser u. s. w.

---

## Rede bei der Taufe des Prinzen Karl Bernhard von Sachsen-Weimar im Mai 1792.

Von J. G. v. Herder.

Unsre erste Pflicht ist in dieser festlichen und fröhlichen Stunde, dem Gott des Lebens Dank zu bringen, daß er uns dieselbe gegönnt hat. Mehrmals ward unsre Hoffnung in Trauer verwandelt; wir theilten mit den fürstlichen Eltern, unsrer verehrtesten Landesherrschaft, ihren tiefen Schmerz, konnten aber keine Freude mit ihnen theilen; die Stunde einer glückwünschenden Versammlung, wie die jetzige ist, war in stummes Schweigen verwandelt. Um so froher ist also die heutige Stunde, in der wir die Wünsche und Gebete, die dort gehemmt wurden, gleichsam vereint und neuverjüngt an den Fuß des Thrones jener ewigen Güte legen, die uns unsre verehrteste Landesfürstin neugeschenkt, ihr uns werthes Leben erhalten, und sie mit einer Munterkeit und Freude belebt hat, die, wie ein kaum erwarteter schöner Morgen, die grauenvolle dunkle Nacht besieget. Sie lebt, die geliebteste Mutter dieses Prinzen, und ihr Kind lebt mit ihr. Sie hat am Anblicke seiner gesunden schönen Bildung den süßen Trost ihrer Schmerzen, Mutterfreuden genießen zu können, und vereint jetzt in ihrer stillen Kammer ihre mit unsern Danksagungen, ihre mit unsern zum Himmel gerichteten Wünschen. Nimm, o du unsichtbare, ewige Liebe, nimm, was du in den Herzen der edelsten Theilnehmenden bei der frohen Nachricht von der glücklichen Geburt dieses Prinzen an gerührtem Danke, an uneigennützigem, zartem Wohlwollen, an reiner segnender Freude sahest; nimm von Allem das Zarteste und Schönste, und lege es als eine Blume der Erquickung zum Haupte der Mutter; als einen Kranz des Segens auf die Brust des Kindes, das wir mit aufgehobenen Händen deiner Obhut empfehlen.

Von der Mutter also zum Kinde wendet sich unser segnender Wunsch, — zum neuen Ankömmlinge in unserm Kreise, den Vater, Großmutter, Bruder und Schwester, Verwandte, Freunde, Diener, alles, was unsern Fürsten, sein Haus, sein Wohl, das Wohl seines Hauses und Landes liebt, mit bewillkommender Freude empfangen und als Prinzen des Landes grüßen. Sei glücklich, junger Ankömmling, auf der Bahn des Lebens! Du bist in einer Zeit geboren, die für deinen Stand, für die wahre Ehre und Würde deines Geschlechts merkwürdig ist, und wahrscheinlich in deinen Lebenszeiten noch merkwürdiger sein wird Deinem Stande, deiner Geburt nach, trittst du auf einen Schauplatz, wo du von Vielen gesehen wirst, wo Viele, Welt und Nachwelt, dich beurtheilen und richten. Glückliches Kind, du kannst, du sollst auf ihm keine andere Rolle haben, als Menschen um dich her (welchen Kreis dir auch die Vorsehung bestimmt habe) glücklich zu machen, und also von ihnen mit Recht und aus erkannter Würde geschätzt und geliebt zu werden. Glückliches Kind, fange diese Rolle früh und fröhlich an; ende sie spät und fröhlich! Der Kranz der Verdienste, nach dem du streben wirst, hänge dir nicht zu hoch, nicht zu tief; erreiche ihn glücklich; nimm ihn aber aus der Hand der Wahrheit! Verstand und Menschenliebe mögen dich auferziehen, und dir früh den edeln Saft einflößen, der, wenn man ihn einmal gekostet hat, vor tausend Abweichungen und Irrungen bewahret: es ist das unbestochene und nie zu bestechende Gefühl e i g e n e n  W e r t h e s  o d e r  U n w e r t h e s, es ist der Zug der Wirksamkeit i n  i n n e r e r,  w a h r e r,  b l e i b e n d e r  G r ö ß e. Dieses Gefühl werde als Stammcharakter dir eigen; der Geist desselben komme von deinen Eltern und edlen Vorfahren auf dich; das Blut derselben, das in deinen Adern fließt, belebe auch dein Herz; es stärke deine edle Brust; es erhebe, wie dich dein Stand erhebt, auch deine Denkart. Es sei und bleibe dein Auge von Vorurtheilen jedes niedern Standes frei und rein; rein und frei dein Verstand von Vorurtheilen auch deines Standes; aufgeklärt und heiter sei deine Stirne,

wie es dein Titel sagt, angenehm und hell zu durchleuchten von jedem wahren Lichte; ja du seist selbst dieses Licht, ein segnender Genius der Menschheit! Erleuchte, erheitere, beglücke Andere um dich her; denn du stammest von Vorfahren, denen Deutschland, Europa und die gesammte Menschheit ein sehr schätzbares Licht, Aufklärung und Ordnung, ein sehr schätzbares Kleinod, Gewissensfreiheit, zu danken hat. An ihre lichte Reihe schließest du dich an; die Namen, die du trägst, werden dich an große Männer deiner Verwandten und Vorfahren erinnern, und die männliche Bestrebsamkeit deines Vaters, das edle Gemüth deiner Mutter, werden dich leiten.

Nach diesen bewillkommenden Segenswünschen, die ich schwächer vortrage, als mein Geist sie denkt, die aber das Gefühl eines Jeden, der mich höret, nach seiner Weise mehren und stärken mag, schreiten wir zu der heiligen symbolischen Handlung, die alle unsere Wünsche zum Gebete vereinigt.

Im Namen dieses neugebornen Kindes soll ein Bund der Treue und des guten Gewissens mit dem unsichtbaren Wesen geschlossen werden, das der Urheber seines Lebens, der Regierer und Herr seines Schicksals ist, so wie einst der innigste Aufseher und Lohner seiner Tugenden und Verdienste sein wird. Es erinnert uns dieser Bund an die edelste Würde des Menschen, eine sich selbst bestimmende moralische Freiheit, nach der wir das Böse zu fliehen, das Gute aus freiem Entschlusse, oft auch mit Mühe und Gefahr, zu wählen vermögen; er erinnert uns auch an den schönsten Siegespreis dieser Freiheit, nämlich ein gutes Gewissen vor Gott und Menschen, das unersetzliche und unerkaufbare Gefühl der innern Rechtschaffenheit, Vernunft und sittlichen Würde. Gebe Gott unserm geliebten Täuflinge dies reine Herz, dies tapfere Gemüth, diesen guten gewissen Geist zum Führer des Lebens! Er verwerfe ihn nie von seinem Angesichte, und nehme seinen heiligen Geist nie von ihm. Er erfreue ihn stets mit seiner Hülfe, und sein freudiger Geist halte ihn standhaft und muthig empor. In diesen Gesinnungen beginnen wir unsre heilige Handlung.

Nach der Taufe.

Und so schließen wir denn den zum Bunde der Religion und Moralität eingeweihten Prinzen Karl Bernhard dem blühenden Paare seiner Geschwister, unserm geliebten Prinzen Karl Friedrich und seiner Schwester, Karoline Luise, mit Freude, Hoffnung und Zuversicht an. Mögen sie sich unter einander lieben, und mit einander aufblühen zum Ruhme ihrer verehrten Eltern, zur Freude Gottes an ihnen, zur Freude und zum Troste der Menschheit!

## Die politische Rede.

Wir verweisen hinsichtlich der Theorie dieser Gattung der Beredsamkeit auf die ausführliche Darstellung und Entwickelung derselben von K. H. L. Pölitz, welche sich in diesem Werke S. 284—291 mitgetheilt findet. Der verstorbene Verfasser schrieb dieselbe im Jahre 1825 und bemerkt am Schlusse, daß, obgleich seit 1819, namentlich in den ständischen Versammlungen Baierns und Badens „einige gediegene politische Reden gehalten worden, die Sprache der politischen Beredsamkeit bei dem Deutschen im Ganzen noch jetzt in ihrer Kindheit sei.“ Wenn wir ihm auch in der letzteren Behauptung nicht durchweg beistimmen, sondern dankbar anerkennen, was seit den letzten zwanzig Jahren von ausgezeichneten deutschen politischen Rednern, und zwar nicht bloß in Baiern und Baden, sondern auch in anderen deutschen Ländern constitutioneller Verfassung, wie Würtemberg, Hessen und Sachsen geleistet wurde, so müssen wir doch auf der andern Seite auch eingestehen, daß wir hier noch weit hinter anderen Nationen, namentlich den Engländern und Franzosen zurück sind und diese fortwährend als unsere Meister in der politischen Rede, wie sie die Gegenwart verlangt, zu betrachten haben, woran freilich zum großen Theil die Beschränktheit unserer politischen Verhältnisse Schuld sein mag. —

Vgl. über die politische Rede:

- Edm. Mallet, Principes pour la lecture des orateurs. Paris 1753. L. I Ch. 3. S. 1. De l'éloquence politique.
- — Discours du Général Foy. Paris 1826. 2 Voll., die Einleitung von Say: Essai sur l'éloquence politique.
- H. Lalouel, des Orateurs de la Grande Brétagne. Paris 1841. Chap. I et II.

Ferner Campbell und Blair l. c.

## Rede bei einer Huldigung.

Von C. H. v. Hoffmannswaldau.

Nicht nur der tyrannische Wütherich Sylla hat unter allen Titeln und Benennungen, welche den hohen und gekrönten Häuptern wegen ihrer Tapferkeit und Heldenthaten sonst gegeben werden, keinen höher geschätzt, als den Namen des Glückseligen, mit welchem er sich zu nennen dem römischen Volke öffentlich Befehl gethan; sondern auch die römischen Monarchen, welche nach dem ersten Urheber ihres Thrones und Zepters den kaiserlichen Namen geführet, sind dahin eifrig bemüht gewesen, daß sie mit lebenswährender Glückseligkeit möchten beseligt werden und bleiben. Dannenhero sie in ihrem Schlafzimmer ein goldenes Bildniß des Glückes verwahrt, dasselbe göttlich geehrt, und Niemandem als dem Nachfolger im Reiche zu besitzen überlassen. Freilich ist auf diesem Weltkreise einem Potentaten nichts höheres zu wünschen, nichts angenehmeres zu hören, nichts herrlicheres zu genießen, als beständiges Glück. Jener griechische Feldherr Timotheus meinte, es wäre alles mit der Faust und dem Degen sowohl, als mit klugen Anschlägen, und vorsichtiger Bewerkstelligung derselben ausgerichtet; zürnte deswegen über den Maler, welcher ihn abgebildet, als ob ihm das Glück die Städte, so er erobert, im Schlafe ins Netz brächte. Aber dieser kluge Kriegsheld mußte kurz hierauf erfahren, daß die menschliche Weisheit ohne Beipflichtung des Glückes zwar viel im Anfange, aber keinen Fortgang gewinne, indem alle seine Rathschläge den Krebsgang gewonnen, alle seine Feldzüge mißriethen, und er endlich bei seinen Landsleuten, den Atheniensern, in Haß und Verachtung gelangte, und zuletzt gar in das Elend gestoßen wurde. So nun der Gipfel der menschlichen Herrlichkeit in beständiger Besitzung des Glückes bestehet; was können Sr. Fürstl. Durchl. wir bei Ablegung unsrer Landespflicht Angenehmeres wünschen, und von dem gütigen Himmel erbitten, als beständiges Glück? Denn was beschleunigt die eilfertigen Rathschläge, welche vor das gemeine Wesen von einem Landesfürsten oftermals aus dem Stegereifen müssen erhoben werden? das Glück. Was beseliget die blühenden Waffen eines unüberwindlichen Helden? das Glück. Was befördert die eifrigen Bearbeitungen hoher Potentaten in Vermittelung des Krieges, in sehnlicher Friedensbehandlung, in Aufrichtung wahrhaftiger Bündnisse? das Glück. Nicht zwar das heidnische Glück, welches die blinden Heiden blind gemacht, sondern das göttliche Geschick, welches dem allweisen Rathschlusse des Allerhöchsten aus gewissen Ursachen entspringet, aber von uns armen Sterblichen wegen Blödigkeit unsers Verstandes nicht angemerket oder erkennet wird. Dieses Glück, dieses Geschick, wünschen Sr. Fürstl. Hoheit wir gehorsamste Unterthanen; ein solches Glück, Heil und Wohlfahrt, welches an einer goldnen Kette hängt. Vor solches Glück sind wir schuldig, willig, ja fertig, alles unser Glück aufzusetzen, ja uns selber, unser Gut und Blut bis auf den letzten Tropfen aufzuopfern.

---

## Anrede an Kaiser Karl VI. (7. Jul. 1732 gehalten) bei erhaltener Audienz und Gratulation zum Gebrauche des Karlsbades.

Von G. R. v. Kayn.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster und Unüberwindlichster römischer Kaiser, auch zu Hispanien, Ungarn und Böheim König,

Allergnädigster Kaiser und Herr!

Bei Ew. Kais. Maj. lassen sich meines gnädigsten Herrn des regierenden Fürsten zu Anhalt-Zerbst Fürstl. Durchl. allergehorsamst empfehlen, und zugleich Dero innigstes Vergnügen, so Sie über E. Kais. Maj. continuirendes Allerhöchstes Wohlsein empfinden, contestiren. Wie nun Ihro Fürstl. Durchl. alle Gelegenheit, wodurch dieselben Dero allerdevoteste Veneration zu Tag legen mögen, begierigst ergreifen; also haben Sie, sobald die Nachricht von Ew. Kais. Maj. glücklicher Ankunft in dem Karlsbade und dem Gebrauche dieses Badeorts eingelaufen, nicht angestanden, mich anhero zu schicken, und dazu allerunterthänigst gratuliren zu lassen. Was können auch getreueste Reichsfürsten und Patrioten mehr in Sinn und Gedanken haben, als vor das allerhöchste Wohl und vor die Conservation Ew. Kais. Maj. geheiligten Person sorgfältig zu sein. Und wodurch können dieselben Ihre aufrichtigste, treueste Devotion mehr zu erkennen geben, als wenn Sie von dem höchsten Gott E. Kais. Maj. alles Ersprießliche erbitten, und alles Gute aus getreuem Gemüthe anwünschen. So gehet demnach der herzliche Wunsch dahin: daß die Allmacht Gottes, welcher Ew. Kais. Maj. zu einem Beherrscher so vieler Reiche und Provinzen gemacht, und daher mit allen erforderlichen Gaben vollkommen versehen hat, Ew. Kais. Maj. bei immer florirendem Wohlergehen, ohne alle Veränderung conserviren, und zu dem Gebrauche des Karlsbades sein Gedeihen dergestalt geben wolle, daß, wie ehemals bei Gegenwart des glorwürdigsten Kaisers Karls IV. dieser

Quell sich geöffnet und kund gemacht, auch daraus so lange Zeit ein so großer Segen geflossen; also der große Kaiser Karl VI. dadurch jetzt gesegnet, die Kräfte des Leibes und Gemüthes vermehrt, und die Gesundheit befestiget, folglich des ganzen röm. Reiches Wohlfahrt befördert werde.

Die von E. Kaiserl. Maj. mir vergönnte allergnädigste Admission erkenne ich, da ich nun zum drittenmale die Gnade habe, an den ersten und größesten Monarchen unter allen christlichen Potentaten abgeschickt zu werden, mit allerunterthänigstem Danke und wie zu E. Kais. Maj. allerhöchsten Huld und Gnade meines gnädigsten Herrn Fürstl. Durchl. sich und die Ihrigen mit aller nur ersinnlichen Submission empfehlen; also unterwinde mich allerdevotest zu bitten, Ew. Kais. Maj. wollen auch auf mich einen Strahl der unschätzbaren Gnade fallen lassen, und dadurch mich der allergrößten Glückseligkeit theilhaftig machen.

---

## Bruchstück aus einer Rede bei der Gräfl. Stolbergischen Erbhuldigung (5. Febr. 1705) im Amte Questenberg,

gehalten von H. S. Rothmahler, Gräfl. Stolb. Kanzleidirektor.

Ich weiß nicht, gnädigste Landesherren, ob ich beim Anfang dieser meiner mir gnädigst aufgetragenen Huldigungsrede die Unberedsamkeit meiner Lippen zuföderst in unterthänigstem Respect vorschützen, also die heisere Stimme zurückhalten, oder aber, diesem allen ungeachtet, den gnädigsten Befehl dem Vermögen vorziehen, und zum Trost an dieses Morale gedenken soll, daß der gute Himmel die Wohlredenheit als kein gemein Geschenke nicht einem jedweden darreiche, sondern nur denjenigen damit beseele, welcher, von dem Strahle seiner Gerechtigkeit gerührt, solche Gabe als ein besonderes Opfer beehren, und dafür sich zum stetigen Schuldnee verbinden kann. Gleichwie aber heute zu Tage ein lustreizender Tullius und blitzender Demosthenes in dem Lande der Sterblichen so leicht keinen Nachkömmling hinterlassen; also wird man um so eher mit der Strafe des Stammelns zu verschonen sein, je gewisser es ist, daß alles in diesen Zeiten nur alte Reliquien und Rudera des längst vergrabenen Alterthums an Tag lege, und denen jetzigen Menschen weiter nichts, denn ein seufzendes Andenken erworben habe. Ich führe bei solchem Discours, Sie, wertheste Aufmerkere, zu denen griechischen und lateinischen alten Poeten, welche die Alten der Welt nach denen Metallen in viererlei Zeiten abgetheilet, und das erste Alter des Saturni Reich, oder die güldene Zeit genennet, worin alles gut und vortrefflich, die Erde im besten Wachsthum, ja die Menschen entweder selbst wären unsterblich gewesen, oder sich doch erneuert und verjünget hätten. Durch welche Gedichte die alten Heiden, welche solches außer Zweifel aus denen Büchern Mosis genommen, dasjenige Leben abgebildet, so die Menschen vor dem Sündenfall genossen.

Das zweite Alter eigneten sie dem Jupiter, als des Saturni Sohn zu, und nenneten es die silberne Zeit, in Betracht, daß Silber geringer denn das Gold, und nach dem Sündenfall die Menschen immer mit Bösem schwanger gangen, und die vorige Einfalt und Aufrichtigkeit verbannet; daher denn das menschliche Elend staffelweise gestiegen, so daß die Alten das dritte Alter, welches auf die güldene und silberne Zeit gefolget, die eherne Zeit intituliret, worinnen die Gewalthätigen und Gottlosen das Regiment geführet, woraus endliche das vierte Alter, die eiserne Zeit, gefolget, und die Bosheit, und in Sünden vertrunkene Menschen ihren letzten Durst in der Sündfluth löschen, und gar darinnen erbärmlich sterben und ertrinken müssen.

Sie wundern sich nicht, gnädigste Landesherren und übrige Hoch-, Viel- und Werthgeschätzte Aufmerkere, daß ich im Anfange meiner Rede Sie in etwas in Nachdenken setze, was ich doch eigentlich mit denen vier Metallen, Gold, Silber, Kupfer oder Erz, und Eisen vor jetzo haben wolle, und wie endlich die Vergleichung heraus kommen werde. Denn wenn Sie nur noch ein wenig mich mit gnädigem und geneigtem Zuhören beseelen und vergnügen; so deucht mir, man werde, wohin ich ziele, zur Stunde erfahren, wofern ich offenherzig und in aller Modestie bekenne, daß, bei Aufschlagung vorher erzählten alten Heiden- und Poeten-Meinung mir derjenige Traum eingefallen, so der babylonische Monarch Nebucadnezar einsten gehabt, und von dem Fürsten und Propheten Daniel errathen und ausgeleget worden. Ihm träumte, als sehe er ein großes Bild, dessen Haupt war von feinem Golde, seine Brust und Arme von Silber, sein Bauch und Lenden von Erz, und seine Schenkel und Füße von Eisen und Thon.

Ob nun zwar genannter große Fürst Daniel diesen Traum von vier unterschiedlichen Reichen bereits ausgeleget, und es dabei sein Bewenden haben kann; so deucht mir doch, die im Anfange berührte Erzählung von denen vier Altern der Welt leide mit diesem Metalltraume eine gute Harmonie und Auslegung, wenn ich einen allegorischen oder verblümten Verstand unter diesem Bilde suche, und frei sage, es könne solches

nicht sowohl auf die bekannten vier Monarchieen, als auch auf ein jedes Reich, Fürstenthum, Grafschaft und Land, es sei klein oder groß, insonderheit gezogen, und die edeln Metalle, woraus solches Bild bestanden, in gar feine Application gebracht werden. Das Haupt des babylonischen Bildes war von Gold. Gold ist aber das reinste und edelste Metall, welches vor allen andern den Vorzug mit Recht führt. Ich meine ja, aufmerksame Anwesende, große Landesherren seien die höchsten und alleredelsten im Lande, und tausendmal theurer als Gold, indem hohe fürstliche und gräfliche Tugenden alles Metall in der Welt übertreffen. Ich will anjeßo nicht reden von dem Golde des wahren Glaubens und Religion wormit hohe Regenten, wenn es recht sein soll, prangen müßen; auch will ich nicht gedenken der Gerechtigkeit, noch weniger der Sanftmuth, am allerwenigsten der Mäßigkeit; sondern ich muß, soll und will dieses behaupten, wenn ein christlicher Regent das Gold des Hauptes in seiner Feine erhält, und also dasselbe in seiner Kraft und Ehre bestehet; so kann denen Gebrechen der politischen Glieder gar leicht geholfen werden.

Die Brust und Arme des babylonischen Bildes waren von Silber. Wir verstehen nicht unbillig durch die Brust und Arme des politischen Bildes theurer Landesherren tapfere adelige und unadelige Räthe, Stände, Vasallen und Diener. Diese sind nebst dem Haupte die Vornehmsten. Sind sie gleich nicht von Gold, sintemal sie in der Hoheit und Botmäßigkeit weichen müssen; so sind sie doch von Silber, und nächst ihm die besten Gliedmaßen des politischen Körpers, welche, gleichwie das Haupt ohne Arme und Hände nicht bestehen kann, also auch, ex consensu, sowohl den Wohlstand ihres Hauptes mit genießen, als jezuweilen das Wehe mit empfinden, inzwischen aber von der Bescheidenheit sein sollen, wenn sie von ihrem hohen Landeshaupte Gnade und Güte genießen, solches alles mit unterthänigem Danke zu erkennen, und daß das Silber dem Golde weichen müsse, jedesmal zu erwägen.

Ich schreite aber noch weiter zu dem Bauche und Lenden des babylonischen Bildes, welche von Erz oder Kupfer waren, wodurch im politischen Verstande Bürgerschaften, Innungen, Handthierungen und Commercien verstanden werden können. Nun ist gewiß, daß das Gold des Hauptes und das Silber der Arme ohne den Zusatz und Ligatur dieses Kupfers nicht zu Nutze gebracht werden mögen; auch wenn der Magen im menschlichen Leibe Mangel leidet, der Kopf und die Hände solches mit fühlen können. Allein dieses dienet billig auch zum Moral-Anhang, daß zwar hohe Obrigkeit und Dero Bediente vor die Conservation des Vaterlandes sorgen, die Unterthanen aber selbst Hand anlegen, und wie das Kupfer, ehe es gebraucht werden kann, viele Arbeit erfordert; also auch durch gläubiges Beten und fleißiges Arbeiten um sich und die Ihrigen am meisten bekümmern, und weilen ein Unterschied zwischen Gold, Silber und Kupfer ist, eine billige Distinction machen, auch ihrem Haupte des Landes allen unterthänigen Respect und Ehre erweisen sollen.

Wir haben noch an dem babylonischen Bilde auf die Schenkel und Füße zu sehen, welche von Eisen und Thon waren. Wir halten das Eisen vor das geringste, doch nützlichste Metall, und verstehen an unserm politischen Körper dadurch das werthe Landvolk, so dem Ackerbau oblieget. Soll nun das güldene Haupt emporstehen; sollen die silberne Brust und Arme ihre Kraft behalten; soll das corpus der Städte und Handlung nicht verschmachten; so müssen die eisernen und thönernen Füße des gemeinen Mannes aufrecht erhalten, und also versorget und regieret werden, daß sie weder durch Faulenzerei verrosten, noch durch hartes Treiben gesprenget werden. Unterdessen kann sich hierbei der Landmann erinnern, daß wenn ihn ein Stein des Anstoßes, wie das babylonische Bild, treffen und wohl gar harte Geld- oder andre Pressung, da Gott vor sei, die Füße und Stütze seines Hausstandes wackelnd und fallend machen wollte, selbiger jedennoch in Sachen, so weder das güldene Haupt des Landes, noch die Arme desselben ändern und wenden mögen, die Geduld zum Troste nehmen, Gottvertrauen und auf bessere Zeiten hoffen, inzwischen in seiner Unterthänigkeit, Treue und Gehorsam, so zu sagen, eisenfest beharren müsse.

Und so haben wir uns, aufmerksame Anwesende, in dieser Rede in Gold, Silber, Kupfer und Eisen verliebt, und wollen es bei der angehängten kurzen Anwendung bewenden lassen; vielmehr aber unsre gegenwärtigen Landesgötter unterthänigst beehren, und mit ihnen uns mit Mund und Herzen dergestalt vereinigen, daß nichts anders, denn unum corpus et una anima, ein politischer Leib und eine Seele bis in Ewigkeit sein soll.

---

## Was ein Volk sei, in der höheren Bedeutung des Worts; und was Vaterlandsliebe.

(Eine Rede von J. G. Fichte. *)

Die vier letzten Reden haben die Frage beantwortet: was ist der Deutsche, im Gegensatze mit andern Völkern germanischer Abkunft? Der Beweis, der durch dieses alles für das Ganze unserer Untersuchung geführt werden soll, wird vollendet, wenn wir noch die Untersuchung der Frage hinzufügen: was ist ein Volk: welche letztere Frage gleich ist einer andern, und zugleich mit beantwortet diese andere, oft aufgeworfene, und auf sehr verschiedene Weisen beantwortete Frage, diese: was ist Vaterlandsliebe, oder, wie man sich richtiger ausdrücken würde, was ist die Liebe des Einzelnen zu seiner Nation?

Sind wir bisher im Gange unserer Untersuchung richtig verfahren, so muß hierbei zugleich erhellen, daß nur der Deutsche — der ursprüngliche, und nicht in einer willkührlichen Satzung erstorbene Mensch, wahrhaft ein Volk hat, und auf eins zu rechnen befugt ist, und daß nur er der eigentlichen und vernunftgemäßen Liebe zu seiner Nation fähig ist.

Wir bahnen uns den Weg zur Lösung der gestellten Aufgabe durch folgende, fürs erste außer dem Zusammenhange des Bisherigen zu liegen scheinende Bemerkung.

Die Religion, wie wir dies schon in unserer dritten Rede angemerkt haben, vermag durchaus hinweg zu versetzen über alle Zeit, und über das ganze gegenwärtige und sinnliche Leben, ohne darum der Rechtlichkeit, Sittlichkeit und Heiligkeit des von diesem Glauben ergriffenen Lebens den mindesten Abbruch zu thun. Man kann, auch bei der sichern Ueberzeugung, daß alles unser Wirken auf dieser Erde nicht die mindeste Spur hinter sich lassen, und nicht die mindeste Frucht bringen werde, ja, daß das Göttliche sogar verkehrt, und zu einem Werkzeuge des Bösen und noch tieferer sittlicher Verderbniß werde gebraucht werden, denoch fortfahren in diesem Wirken, lediglich, um das in uns ausgebrochene göttliche Leben aufrecht zu erhalten, und in Beziehung auf eine höhere Ordnung der Dinge in einer künftigen Welt, in welcher nichts in Gott Geschehenes zu Grunde geht. So waren z. B. die Apostel, und überhaupt die ersten Christen, durch ihren Glauben an den Himmel, schon im Leben gänzlich über die Erde hinweg gesetzt, und die Angelegenheiten derselben, der Staat, irdisches Vaterland und Nation, waren von ihnen so gänzlich aufgegeben, daß sie dieselben auch sogar ihrer Beachtung nicht mehr würdigten.

So möglich dieses nun auch ist, und so leicht auch, dem Glauben, und so freudig auch man sich darein ergeben muß, wenn es einmal unabänderlich der Wille Gottes ist, daß wir kein irdisches Vaterland mehr haben, und hienieden ausgestoßen und Knechte seien: so ist dies dennoch nicht der natürliche Zustand, und die Regel des Weltganges, sondern es ist eine seltene Ausnahme; auch ist es sehr verkehrter Gebrauch der Religion, der unter andern auch sehr häufig von dem Christenthume gemacht worden, wenn dieselbe gleich von vorne herein, und ohne Rücksicht auf die vorhandenen Umstände, darauf ausgeht, diese Zurückziehung von den Angelegenheiten des Staats und der Nation als wahre religiöse Gesinnung zu empfehlen. In einer solchen Lage, wenn sie wahr und wirklich ist, und nicht etwa blos durch religiöse Schwärmerei herbeigeführt, verliert das zeitliche Leben alle Selbstbeständigkeit, und es wird lediglich zu einem Vorhofe des wahren Lebens, und zu einer schweren Prüfung, die man blos aus Gehorsam und Ergebung in den Willen Gottes erträgt, und dann ist es wahr, daß, wie es von vielen vorgestellt worden, unsterbliche Geister nur zu ihrer Strafe in irdische Leiber, als in Gefängnisse, eingetaucht sind. In der regelmäßigen Ordnung der Dinge hingegen soll das irdische Leben selber wahrhaftig Leben sein, dessen man sich erfreuen, und das man, freilich in Erwartung eines höheren, dankbar genießen könne; und obwohl es wahr ist, daß die Religion auch der Trost ist des widerrechtlichen zerdrückten Sklaven, so ist dennoch vor allen Dingen dies religiöser Sinn, daß man sich gegen die Sklaverei stemme, und, so man's verhindern kann, die Religion nicht zum bloßen Troste der Gefangenen herabsinken lasse. Dem Tyrannen steht es wohl an, religiöse Ergebung zu predigen, und die, denen er auf Erden kein Plätzchen verstatten will, an den Himmel zu verweisen; wir andern müssen weniger eilen, diese von ihm empfohlene Ansicht der Religion uns anzueignen, und falls wir können, verhindern, daß man die Erde zur Hölle mache, um eine desto größere Sehnsucht nach dem Himmel zu erregen.

Der natürliche, nur im wahren Falle der Noth aufzugebende Trieb des Menschen ist der, den Himmel schon auf dieser Erde zu finden, und ewig Dauerndes zu verflößen in sein irdisches Tagewerk; das Unvergängliche im Zeitlichen selbst zu pflanzen und zu erziehen, — nicht blos auf eine unbegreifliche Weise, und allein durch die, sterblichen Augen undurchdringbare Kluft

*) Aus dessen: Reden an die deutsche Nation. Berlin 1808.

mit dem Ewigen zusammenhängend, sondern auf eine dem sterblichen Auge selbst sichtbare Weise.

Daß ich bei diesem gemeinfaßlichen Beispiele anhebe: Welcher Edeldenkende will nicht und wünscht nicht, in seinen Kindern und wiederum in den Kindern dieser, sein eigenes Leben von neuem, auf eine verbesserte Weise, zu wiederholen, und in dem Leben derselben veredelt und vervollkommnet, auch auf dieser Erde noch fortzuleben, nachdem er längst gestorben ist; den Geist, den Sinn und die Sitte, mit denen er vielleicht in seinen Tagen abschreckend war für die Verkehrtheit, und das Verderben, befestigend die Rechtschaffenheit, aufmunternd die Trägheit, erhebend die Niedergeschlagenheit, der Sterblichkeit zu entreißen, und sie, als sein bestes Vermächtniß an die Nachwelt, niederzulegen in den Gemüthern seiner Hinterlassenen, damit auch diese einst eben also, verschönert und vermehrt, wieder niederlegen? Welcher Edeldenkende will nicht durch Thun oder Denken ein Samenkorn streuen zu unendlicher immerfortgehender Vollkommnung seines Geschlechts, etwas Neues, und vorher nie Dagewesenes hinwerfen in die Zeit, das in ihr bleibe, und nie versiegende Quelle werde neuer Schöpfungen; seinen Platz auf dieser Erde, und die ihm verliehene kurze Spanne Zeit bezahlen mit einem auch hienieden ewig Dauernden, so, daß er, als dieser Einzelne, wenn auch nicht genannt durch die Geschichte (denn Durst nach Nachruhm ist eine verächtliche Eitelkeit) dennoch in seinem eigenen Bewußtsein und seinem Glauben offenbare, Denkmale hinterlasse, daß auch Er dagewesen sei? Welcher Edeldenkende will das nicht, sage ich; aber nur nach den Bedürfnissen der also Denkenden, als der Regel, wie Alle sein sollten, ist die Welt zu betrachten und einzurichten, und um ihrer willen allein ist eine Welt da. Sie sind der Kern derselben, und die anders Denkenden sind, als selbst nur ein Theil der vergänglichen Welt, so lange sie also denken, auch nur um ihrer willen da, und müssen sich nach ihnen bequemen, so lange, bis sie geworden sind, wie sie.

Was könnte es nun sein, daß dieser Aufforderung und diesem Glauben des Edlen an die Ewigkeit und Unvergänglichkeit seines Werkes, die Gewähr zu leisten vermöchte? Offenbar nur eine Ordnung der Dinge, die er für sich selbst ewig, und für fähig, Ewiges in sich aufzunehmen, anzuerkennen vermöchte. Eine solche Ordnung aber ist die, freilich in keinem Begriffe zu erfassende, aber dennoch wahrhaft vorhandene, besondere geistige Natur der menschlichen Umgebung, aus welcher er selbst mit allem seinem Denken und Thun, und mit seinem Glauben an die Ewigkeit desselben hervorgegangen ist, das Volk, von welchem er abstammt, und unter welchem er gebildet wurde, und zu dem, was er jetzt ist, herauf wuchs. Denn so unbezweifelt es auch wahr ist, daß sein Werk, wenn er mit Recht Anspruch macht auf dessen Ewigkeit, keineswegs der Erfolg des geistigen Naturgesetzes seiner Nation ist, und mit diesem Erfolge rein aufgeht, sondern daß es ein Mehreres ist, denn das, und insofern unmittelbar ausströmt aus dem ursprünglichen und göttlichen Leben; so ist es dennoch eben so wahr, daß jenes Mehrere, sogleich bei seiner ersten Gestaltung zu einer sichtbaren Erscheinung, unter jenes besondere geistige Naturgesetz sich gefügt, und nur nach demselben sich einen sinnlichen Ausdruck gebildet hat. Unter dasselbe Naturgesetz nun werden, so lange dieses Volk besteht, auch alle fernere Offenbarungen des Göttlichen in demselben eintreten, und in ihm sich gestalten. Dadurch aber, daß auch er da war, und so wirkte, ist selbst dieses Gesetz weiter bestimmt, und seine Wirksamkeit ist ein stehender Bestandtheil desselben geworden. Auch hiernach wird alles Folgende sich fügen und an dasselbe sich anschließen müssen. Und so ist er denn sicher, daß die durch ihn errungene Ausbildung bleibt in seinem Volke, so lange dieses selbst bleibt, und fortdauernder Bestimmungsgrund wird aller fernern Entwicklung desselben.

Dies nun ist in höherer vom Standpunkte der Ansicht einer geistigen Welt überhaupt genommener Bedeutung des Worts ein Volk: das Ganze der in Gesellschaft mit einander fortlebenden, und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen, das insgesammt unter einem gewissen besondern Gesetze der Entwickelung des Göttlichen aus ihm selbst steht. Die Gemeinsamkeit dieses besondern Gesetzes ist es, was in der ewigen Welt, und eben darum auch in der zeitlichen, die Menge zu einem natürlichen, und von sich selbst durchdrungenen Ganzen verbindet. Dieses Gesetz selbst seinem Inhalte nach, kann wohl im Ganzen erfaßt werden, sowie wir es an den Deutschen, als einem Urvolke, erfaßt haben; es kann sogar durch Erwägung der Erscheinungen eines solchen Volks noch näher in manchen seiner weiteren Bestimmungen begriffen werden; aber es kann niemals von irgend einem, der ja selbst immerfort unter desselben ihm unbewußten Einflusse bleibt, ganz mit dem Begriffe durchdrungen werden, obwohl im Allgemeinen klar eingesehen werden kann, daß es ein solches Gesetz gebe. Es ist dies Gesetz ein Mehr der Bildlichkeit, das mit dem Mehr der unbildlichen Ursprünglichkeit, in der Erscheinung unmittelbar verschmilzt; und so sind denn, in der Erscheinung eben, beide nicht minder zu trennen. Jenes Gesetz bestimmt durchaus und

vollendet das, was man den National-Charakter eines Volkes genannt hat; jenes Gesetz der Entwickelung des Ursprünglichen und Göttlichen. Es ist aus dem letztern klar, daß Menschen, welche so wie wir bisher die Ausländerei beschrieben haben, an ein Ursprüngliches und an eine Fortentwickelung desselben gar nicht glauben, sondern blos an einen ewigen Kreislauf des scheinbaren Leben, und welche durch ihren Glauben werden, wie sie glauben, im höhern Sinne gar kein Volk sind, und da sie in der That eigentlich auch nicht da sind, eben so wenig einen National-Charakter zu haben vermögen.

Der Glaube des edlen Menschen an die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit auch auf dieser Erde gründet sich demnach auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volks, aus dem er selber sich entwickelt hat, und der Eigenthümlichkeit desselben, nach jenem verborgenen Gesetze; ohne Einmischung und Verderbung durch irgend ein fremdes und in das Ganze dieser Gesetzgebung nicht Gehöriges. Diese Eigenthümlichkeit ist das Ewige, dem er die Ewigkeit seiner selbst und seines Fortwirkens anvertraut, die ewige Ordnung der Dinge, in die er sein Ewiges legt; ihre Fortdauer muß er wollen, denn sie allein ist ihm das entbindende Mittel, wodurch die kurze Spanne seines Lebens hienieden zu fortdauerndem Leben hienieden ausgedehnt wird. Sein Glaube und sein Streben, Unvergängliches zu pflanzen, sein Begriff, in welchem er sein eigenes Leben als ein ewiges Leben erfaßt, ist das Band, welches zunächst seine Nation, und vermittelst ihrer das ganze Menschengeschlecht, innigst mit ihm selber verknüpft, und ihrer aller Bedürfnisse, bis ans Ende der Tage, eingeführt in sein erweitertes Herz. Dies ist seine Liebe zu seinem Volke, zuförderst achtend, vertrauend, desselben sich freuend, mit der Abstammung daraus sich ehrend. Es ist Göttliches in ihm erschienen, und das Ursprüngliche hat dasselbe gewürdigt, es zu seiner Hülle und zu seinem unmittelbaren Verflößungsmittel in die Welt zu machen; es wird darum auch ferner Göttliches aus ihm hervorbrechen. Sodann thätig, wirksam, sich aufopfernd für dasselbe. Das Leben, blos als Leben, als Fortsetzen des wechselnden Daseins, hat für ihn ja ohne dies nie Werth gehabt, er hat es nur gewollt als Quelle des dauernden; aber diese Dauer verspricht ihm allein die selbstständige Fortdauer seiner Nation; um diese zu retten, muß er sogar sterben wollen, damit diese lebe, und er in ihr lebe das einzige Leben, das er von je gemocht hat.

So ist es. Die Liebe, die wahrhaftige Liebe sei, und nicht blos eine vorübergehende Begehrlichkeit, haftet nie auf Vergänglichem, sondern sie erwacht und entzündet sich und ruht allein in dem Ewigen. Nicht einmal sich selbst vermag der Mensch zu lieben, es seie denn, daß er sich als Ewiges erfasse; außerdem vermag er sich sogar nicht zu achten, noch zu billigen. Noch weniger vermag er etwas außer sich zu lieben, außer also, daß er es aufnehme in die Ewigkeit seines Glaubens und seines Gemüths, und es anknüpfe an diese. Wer nicht zuvörderst sich als ewig erblickt, der hat überhaupt keine Liebe, und kann auch nicht lieben ein Vaterland, dergleichen es für ihn nicht giebt. Wer zwar vielleicht sein unsichtbares Leben, nicht aber eben also sein sichtbares Leben, als ewig erblickt, der mag wohl einen Himmel haben, und in diesem sein Vaterland, aber hienieden hat er kein Vaterland, denn auch dieses wird nur unter dem Bilde der Ewigkeit, und zwar der sichtbaren und versinnlichten Ewigkeit erblickt, und er vermag daher auch nicht sein Vaterland zu lieben. Ist einem solchen keins überliefert worden, so ist er zu beklagen; wem Eins überliefert worden ist, und in wessen Gemüthe Himmel und Erde, Unsichtbares und Sichtbares sich durchdringen, und so erst einen wahren und gediegenen Himmel erschaffen, der kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den theuren Besitz ungeschmälert wiederum zu überliefern an die Folgezeit.

So ist es auch von jeher gewesen, ohneracht es nicht von jeher mit dieser Allgemeinheit und mit dieser Klarheit ausgesprochen worden. Was begeisterte die Edeln unter den Römern, deren Gesinnungen und Denkweise noch in ihren Denkmalen unter uns leben und athmen, zu Mühen und Aufopferungen, zum Dulden und Tragen fürs Vaterland? Sie sprechen es selbst oft und deutlich aus. Ihr fester Glaube war es an die ewige Fortdauer ihrer Roma, und ihre zuversichtliche Aussicht, in dieser Ewigkeit selber ewig mit fort zu leben im Strome der Zeit. In wiefern dieser Glaube Grund hatte, und sie selbst, wenn sie in sich selber vollkommen klar gewesen wären, denselben gefaßt haben würden, hat er sie auch nicht getäuscht. Bis auf diesen Tag lebet das, was wirklich ewig war, in ihrer ewigen Roma, und sie mit demselben, in unserer Mitte fort, und wird in seinen Folgen fortleben bis ans Ende der Tage.

Volk und Vaterland in dieser Bedeutung, als Träger und Unterpfand der irdischen Ewigkeit und als dasjenige, was hienieden ewig sein kann, liegt weit hinaus über den Staat, im gewöhnlichen Sinne des Worts, — über die gesellschaftliche Ordnung, wie dieselbe im bloßen klaren Begriffe erfaßt, und nach Anleitung dieses Begriffs errichtet und erhalten wird. Dieser will gewisses Recht, innerlichen Frieden und daß

Jeder durch Fleiß seinen Unterhalt und die Fristung seines sinnlichen Daseins finde, so lange Gott sie ihm gewähren will. Dieses Alles ist nur Mittel, Bedingung und Gerüst dessen, was die Vaterlandsliebe eigentlich will, des Aufblühens des Ewigen und Göttlichen in der Welt, immer reiner, vollkommener und getroffener im Unendlichen Fortgange. Eben darum muß diese Vaterlandsliebe den Staat selbst regieren, als durchaus oberste, letzte und unabhängige Behörde, zuvörderst, indem sie ihn beschränkt in der Wahl der Mittel für seinen nächsten Zweck, den innerlichen Frieden. Für diesen Zweck muß freilich die natürliche Freiheit des Einzelnen auf mancherlei Weise beschränkt werden, und wenn man gar keine Rücksicht und Absicht mit ihnen hätte, denn diese, so würde man wohl thun, dieselbe so eng, als immer möglich, zu beschränken, alle ihre Regungen unter eine einförmige Regel zu bringen, und sie unter immerwährender Aufsicht zu erhalten. Gesetzt, diese Strenge wäre nicht nöthig, so könnte sie wenigstens für diesen alleinigen Zweck nicht schaden. Nur die höhere Aufsicht des Menschengeschlechts und der Völker erweitert diese beschränkte Berechnung. Freiheit, auch in den Regungen des äußerlichen Lebens, ist der Boden, in welchem die höhere Bildung keimt; eine Gesetzgebung, welche diese letztere im Auge behält, wird der ersteren einen möglichst ausgebreiteten Kreis lassen, selber auf die Gefahr hin, daß ein geringerer Grad der einförmigen Ruhe und Stille erfolge, und daß das Regieren ein wenig schwerer und mühsamer werde.

Um dies an einem Beispiele zu erläutern: man hat erlebt, daß Nationen ins Angesicht gesagt worden, sie bedürfen nicht so vieler Freiheit als etwa manche andere Nation. Diese Rede kann sogar eine Schonung und Milderung enthalten, indem man eigentlich sagen wollte, sie könnte so viele Freiheit gar nicht ertragen, und nur eine hohe Strenge könne verhindern, daß sie sich nicht unter einander selber aufrieben. Wenn aber die Worte also genommen werden, wie sie gesagt sind, so sind sie wahr unter der Voraussetzung, daß eine solche Nation des ursprünglichen Lebens, und des Triebes nach solchem, durchaus unfähig sei. Eine solche Nation, falls eine solche, in der auch nicht wenige edlere eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machten, möglich sein sollte, bedürfte in der That gar keiner Freiheit, denn diese ist nur für die höheren über den Staat hinaus liegenden Zwecke; sie bedarf blos der Bezähmung und Abrichtung, damit die Einzelnen friedlich neben einander bestehen, und damit das Ganze zu einem tüchtigen Mittel für willkührlich zu setzende außer ihr liegende Zwecke zubereitet werde. Wir können unentschieden lassen, ob man irgend einer Nation dies mit Wahrheit sagen könne; so viel ist klar, daß ein ursprüngliches Volk der Freiheit bedarf, daß diese das Unterpfand ist seines Beharrens als ursprünglich, und daß es in seiner Fortdauer einen immer höher steigenden Grad derselben ohne alle Gefahr erträgt. Und dies ist das erste Stück, in Rücksicht dessen die Vaterlandsliebe den Staat selbst regieren muß.

Sodann muß sie es sein, die den Staat darin regiert, daß sie ihm selbst einen höhern Zweck setzt, denn den gewöhnlichen der Erhaltung des innern Friedens, des Eigenthums, der persönlichen Freiheit, des Lebens und des Wohlseins Aller. Für diesen höhern Zweck allein, und in keiner andern Absicht bringt der Staat eine bewaffnete Macht zusammen. Wenn von der Anwendung dieser die Rede entsteht, wenn es gilt, alle Zwecke des Staats im bloßen Begriffe, Eigenthum, persönliche Freiheit, Leben und Wohlsein, ja die Fortdauer des Staats selbst, auf das Spiel zu setzen; ohne einen klaren Verstandesbegriff von der sichern Erreichung des Beabsichtigten, dergleichen in Dingen dieser Art nie möglich ist, ursprünglich und Gott allein verantwortlich, zu entscheiden: dann lebt am Ruder des Staats erst ein wahrhaft ursprüngliches und erstes Leben, und an dieser Stelle erst treten ein die wahren Majestätsrechte der Regierung, gleich Gott um höhern Lebens willen das niedere Leben daran zu wagen. In der Erhaltung der hergebrachten Verfassung, der Gesetze, des bürgerlichen Wohlstandes, ist gar kein rechtes eigentliches Leben und kein ursprünglicher Entschluß. Umstände und Lage, längst vielleicht verstorbene Gesetzgeber, haben diese erschaffen; die folgenden Zeitalter gehen gläubig fort auf der angetretenen Bahn, und leben so in der That nicht ein eigenes öffentliches Leben, sondern sie wiederholen nur ein ehemaliges Leben. Es bedarf in solchen Zeiten keiner eigentlichen Regierung. Wenn aber dieser gleichmäßige Fortgang in Gefahr geräth, und es nun gilt, über neue, nie also da gewesene Fälle zu entscheiden; dann bedarf es eines Lebens, das aus sich selber lebe.

Welcher Geist nun ist es, der in solchen Fällen sich an das Ruder stellen dürfte, der mit eigener Sicherheit und Gewißheit, und ohne unruhiges Hin- und Herschwanken zu entscheiden vermöge, der ein unbezweifeltes Recht habe, in dem, den es treffen mag, ob er nun selbst es wolle oder nicht, gebietend anzumuthen, und den Widerstrebenden zu zwingen, daß er alles, bis auf sein Leben, in Gefahr setze? Nicht der Geist der ruhigen bürgerlichen Liebe der Verfassung und der Gesetze, sondern die verzehrende

Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freude sich opfert, und der Unedle, der nur um des ersten willen da ist, sich eben opfern soll. Nicht jene bürgerliche Liebe der Verfassung ist es; diese vermag dies gar nicht, wenn sie bei Verstande bleibt. Wie es auch ergehen möge, da nicht umsonst regiert wird, so ird sich immer ein Regent für sie finden. Lasset den neuen Regenten sogar die Sklaverei wollen (und wo ist Sklaverei, außer in der Nichtachtung, und Unterdrückung der Eigenthümlichkeit eines ursprünglichen Volkes, dergleichen für jenen Sinn nicht vorhanden ist?) — Lasset ihn auch die Sklaverei wollen, — da aus dem Leben der Sklaven, ihrer Menge, sogar ihrem Wohlstande sich Nutzung ziehen läßt, so wird, wenn er nur einigermaßen Rechner ist, die Sklaverei unter ihm erträglich ausfallen. Leben und Unterhalt wenigstens werden sie immer finden. Wofür sollten sie denn also kämpfen? Nach jenen beiden ist es die Ruhe, die ihnen über Alles geht. Diese wird durch die Fortdauer des Kampfes nur gestört. Sie werden darum Alles anwenden, daß dieser nur recht bald ein Ende nehme, sie werden sich fügen, sie werden nachgeben, und warum sollten sie nicht? Es ist ihnen ja nie um mehr zu thun gewesen, und sie haben vom Leben nie etwas Weiteres gehofft, denn die Fortsetzung der Gewohnheit da zu sein unter leidlichen Bedingungen. Die Verheißung eines Lebens auch hienieden über die Dauer des Lebens hienieden hinaus, — allein diese ist es, die bis zum Tode fürs Vaterland begeistern kann.

So ist es auch bisher gewesen. Wo da wirklich regiert worden ist, wo bestanden worden sind ernsthafte Kämpfe, wo der Sieg errungen worden ist gegen gewaltigen Widerstand, da ist es jene Verheißung ewigen Lebens gewesen, die da regierte, und kämpfte, und siegte. Im Glauben an diese Verheißung setzten unsere ältesten gemeinsamen Vorfahren, das Stammvolk der neuen Bildung, die von den Römern Germanier genannten Deutschen, sich der herandringenden Weltherrschaft der Römer muthig entgegen. Sahen sie denn nicht vor Augen den höhern Flor der Römischen Provinzen neben sich, die feinern Genüsse in denselben, dabei Gesetze, Richterstühle, Ruthenbündel, und Beile in Ueberfluß? Waren die Römer nicht bereitwillig genug, sie an allen diesen Segnungen Theil nehmen zu lassen? Erlebten sie nicht an mehreren ihrer eigenen Fürsten, die sich nur bedeuten ließen, daß der Krieg gegen solche Wohlthäter der Menschheit Rebellion sei, Beweise der gepriesenen Römischen Klemenz, indem sie die Nachgiebigen mit Königstiteln, mit Anführerstellen in ihren Heeren, mit Römischen Opferbinden auszierten, ihnen, wenn sie etwa von ihren Landesleuten ausgetrieben wurden, einen Zufluchtsort und Unterhalt in ihren Pflanzstädten gaben? Hatten sie keinen Sinn für die Vorzüge Römischer Bildung, z. B. für die bessere Einrichtung ihrer Heere, in denen sogar ein Arminius das Kriegshandwerk zu erlernen nicht verschmähte? Keine von allen diesen Unwissenheiten oder nicht Beachtung ist ihnen aufzurücken. Ihre Nachkommen haben sogar, sobald sie es ohne Verlust für ihre Freiheit konnten, die Bildung derselben sich angeeignet, in wie weit es ohne Verlust ihrer Eigenthümlichkeit möglich war. Wofür haben sie denn also mehrere Menschenalter hindurch gekämpft im blutigen, immer mit derselben Kraft sich wieder erneuernden Kriege? Ein Römischer Schriftsteller läßt es ihre Anführer also aussprechen: „ob ihnen denn etwas Anderes übrig bleibe, als entweder die Freiheit zu behaupten, oder zu sterben, bevor sie Sklaven würden." Freiheit war ihnen, daß sie eben Deutsche blieben, daß sie fortführen ihre Angelegenheiten selbstständig und ursprünglich, ihrem eigenen Geiste gemäß, zu entscheiden, und diesem gleichfalls gemäß auch in ihrer Fortbildung vorwärts zu rücken, und daß sie diese Selbstständigkeit auch auf ihre Nachkommenschaft fortpflanzten: Sklaverei hießen ihnen alle jene Segnungen, die ihnen die Römer antrugen, weil sie dabei etwas Anderes, denn Deutsche, weil sie halbe Römer werden müßten. Es verstehe sich von selbst, setzten sie voraus, daß Jeder, ehe er dies werde, lieber sterbe, und daß ein wahrhafter Deutscher nur könne leben wollen, um eben Deutscher zu sein und zu bleiben, und die Seinigen zu eben solchen zu bilden.

Sie sind nicht alle gestorben, sie haben die Sklaverei nicht gesehen, sie haben die Freiheit hinterlassen ihren Kindern. Ihrem beharrlichen Widerstande verdankt es die ganze neue Welt, daß sie da ist, so wie sie da ist. Wäre es den Römern gelungen, auch sie zu unterjochen, und wie dies der Römer allenthalben that, sie als Nation auszurotten, so hätte die ganze Fortentwickelung der Menschheit eine andere, und man kann nicht glauben erfreulichere Richtung genommen. Ihnen verdanken wir, die nächsten Erben ihres Bodens, ihrer Sprache und ihrer Gesinnung, daß wir noch Deutsche sind, daß der Strom ursprünglichen und selbstständigen Lebens uns noch trägt, ihnen verdanken wir Alles, was wir seitdem als Nation gewesen sind, ihnen, falls etwa es nicht jetzo mit uns zu Ende ist, und der letzte von ihnen abgestammte Blutstropfen in unsern Adern versiegt ist, ihnen werden wir verdanken, Alles, was wir noch ferner sein werden.

Ihnen verdanken selbst die übrigen und jetzt zum Auslande gewordenen Stämme, in ihnen unsere Brüder, ihr Dasein; als jene die ewige Roma besiegten, war noch keins aller dieser Völker vorhanden; damals wurde zugleich ihnen die Möglichkeit ihrer künftigen Erstehung mit erkämpft.

Diese und alle andere in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und nothwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüths ist es, welche Siege erkämpft. Wer ein begrenztes Ziel sich setzt seiner Opferungen, und sich nicht weiter wagen mag, als bis zu einem gewissen Punkte, der gibt den Widerstand auf, sobald die Gefahr ihm an diesen durchaus nicht aufzugebenden noch zu entbehrenden Punkt kommt. Wer gar kein Ziel sich gesetzt hat, sondern Alles und das Höchste, was man hienieden verlieren kann, das Leben, daran setzt, giebt den Widerstand nie auf, und siegt, so der Gegner ein begrenzteres Ziel hat, ohne Zweifel. Ein Volk, das fähig ist, sei es auch nur in seinen höchsten Stellvertretern und Anführern, das Gesicht aus der Geisterwelt, Selbstständigkeit, fest ins Auge zu fassen, und von der Liebe dafür ergriffen zu werden, wie unsere ältesten Vorfahren, siegt gewiß über ein solches, das nur zum Werkzeuge fremder Herrschsucht und zu Unterjochung selbstständiger Völker gebraucht wird, wie die Römischen Heere; denn die erstern haben Alles zu verlieren, die letztern blos Einiges zu gewinnen. Ueber die Denkart aber, die den Krieg als ein Glücksspiel ansieht, um zeitlichen Gewinn oder Verlust, und bei der schon, ehe sie das Spiel anfängt, fest steht, bis zu welcher Summe sie auf die Karten setzen wolle, siegt sogar eine Grille. Denken Sie sich z. B. einen Mahomet, — nicht den wirklichen der Geschichte, über welchen ich kein Urtheil zu haben bekenne, sondern den eines bekannten französischen Dichters, — der sich einmal in den Kopf gesetzt habe, er sei eine der ungemeinen Naturen, die da berufen sind, das dunkle, das gemeine Erdenvolk zu leiten, und dem, zufolge dieser ersten Voraussetzung, alle seine Einfälle, so dürftig und so beschränkt sie auch in der That sein mögen, dieweil es die seinigen sind, nothwendig erscheinen müssen, als große und erhabene und beseligende Ideen, und Alles, was denselben sich widersetzt, als dunkles gemeines Volk, Feinde ihres eigenen Wohls, Uebelgesinnte und Hassenswürdige; der nun, um diesen seinen Eigendünkel vor sich selbst als göttlichen Ruf zu rechtfertigen, und ganz aufgegangen in diesem Gedanken mit all seinem Leben, Alles daran setzen muß, und nicht ruhen kann, bis er Alles, das nicht eben so groß von ihm denken will, den er selbst zertreten hat, und bis aus der ganzen Mitwelt sein eigener Glaube an seine göttliche Sendung ihm zurückstrahle; ich will nicht sagen, wie es ihm ergehen würde, falls wirklich ein geistiges Gesicht, das da wahr ist und klar in sich selbst, gegen ihn in die Kampfbahn trete, aber jenen beschränkten Glücksspielern gewinnt er es sicher ab, denn er setzt Alles, gegen sie, die nicht Alles setzen; sie treibt kein Geist, ihn aber treibt allerdings ein schwärmerischer Geist, — der seines gewaltigen und kräftigen Eigendünkels.

Aus Allem geht hervor, daß der Staat, als bloß Regiment des im gewöhnlichen friedlichen Gange fortschreitenden menschlichen Lebens, nichts Erstes und für sich selbst Seiendes, sondern daß er bloß das Mittel ist für den höhern Zweck der ewig gleichmäßig fortgehenden Ausbildung des rein Menschlichen in dieser Nation; daß es allein das Gesicht, und die Liebe dieser ewigen Fortbildung ist, welche immerfort in ruhigen Zeitläuften die höhere Aufsicht über die Staatsverwaltung führen soll, und welche, wo die Selbstständigkeit des Volkes in Gefahr ist, allein dieselbe zu retten vermag. Bei den Deutschen, unter denen, als einem ursprünglichen Volke, diese Vaterlandsliebe möglich, und, wie wir fest zu wissen glauben, bis jetzt auch wirklich war, konnte dieselbe bis jetzt mit einer hohen Zuversicht auf die Sicherheit ihrer wichtigsten Angelegenheiten rechnen. Wie nur noch bei den Griechen in der alten Zeit, war bei ihnen sogar der Staat und die Nation von einander gesondert, und jedes für sich dargestellt, der erste in den besonderen deutschen Reichen und Fürstenthümern, die letzte sichtbar im Reichsverbande, unsichtbar, nicht zufolge eines niedergeschriebenen aber eines in aller Gemüther lebenden Rechtes geltend, und in ihren Folgen allenthalben in das Auge springend, in einer Menge von Gewohnheiten und Einrichtungen.

So weit die deutsche Zunge reichte, konnte Jeder, dem im Bezirke derselben das Licht anbrach, sich doppelt betrachten als Bürger, theils seines Geburtsstaates, dessen Fürsorge er zunächst empfohlen war, theils des ganzen gemeinsamen Vaterlandes Deutscher Nation. Jedem war es verstattet, über die ganze Oberfläche dieses Vaterlandes hin sich diejenige Bildung, die am meisten Verwandtschaft zu seinem Geiste hatte, oder den demselben angemessensten Wirkungskreis aufzusuchen, und das Talent wuchs nicht hinein in seine Stelle, wie ein Baum, sondern es war ihm erlaubt, dieselbe zu suchen. Wer durch die Richtung, die seine Bildung nahm, mit seiner nächsten Umgebung entzweit

wurde, fand leicht anderwärts willige Aufnahme, fand neue Freunde statt der verlornen, fand Zeit und Ruhe, um sich näher zu erklären, vielleicht die Erzürnten selbst zu gewinnen und zu versöhnen, und so das Ganze zu einigen. Kein deutschgeborner Fürst hat es je über sich vermocht, seinen Unterthanen das Vaterland innerhalb der Berge oder Flüsse, wo er regierte, abzustecken, und dieselbe zu betrachten als gebunden an die Erdscholle. Eine Wahrheit, die an einem Orte nicht laut werden durfte, durfte es an einem andern, an welchem vielleicht im Gegentheil diejenigen verboten waren, die dort erlaubt wurden; und so fand denn, bei manchen Einseitigkeiten und Engherzigkeiten der besondern Staaten, dennoch in Deutschland, dieses als ein Ganzes genommen, die höchste Freiheit der Erforschung und der Mittheilung statt, die jemal ein Volk besessen; und die höhere Bildung war und blieb allenthalben der Erfolg aus der Wechselwirkung der Bürger aller deutschen Staaten, und diese höhere Bildung kam denn in dieser Gestalt auch allmählig herab zum größeren Volke, das somit immer fortfuhr sich selber durch sich selbst im Großen und im Ganzen zu erziehen. Dieses wesentliche Unterpfand der Fortdauer einer deutschen Nation schmälerte, wie gesagt, kein am Ruder der Regierung sitzendes deutsches Gemüth; und wenn auch in Absicht anderer ursprünglichen Entscheidungen nicht immer geschehen sein sollte, was die höhere deutsche Vaterlandsliebe wünschen mußte, so ist wenigstens der Angelegenheit desselben nicht geradezu entgegen gehandelt worden, man hat nicht gesucht jene Liebe zu untergraben, sie auszurotten und eine entgegengesetzte Liebe an ihre Stelle zu bringen

Wenn nun aber etwa die ursprüngliche Leitung, sowohl jener höhern Bildung, als der Nationalmacht, die allein für jene und ihre Fortdauer als Zweck gebraucht werden darf, die Verwendung deutschen Gutes und deutschen Blutes, aus der Botmäßigkeit deutschen Gemüths in eine andere kommen sollte, was würde sodann nothwendig erfolgen müssen?

Hier ist der Ort, wo es der in unserer ersten Rede in Anspruch genommenen Geneigtheit, sich über die eigenen Angelegenheiten nicht täuschen zu wollen, und des Muthes, die Wahrheit sehen zu wollen und sie sich zu gestehen, vorzüglich bedarf; auch ist es, so viel mir bekannt, noch immer erlaubt, in deutscher Sprache mit einander vom Vaterlande zu reden, wenigstens zu seufzen, und wir würden, glaube ich, nicht wohlthun, wenn wir aus unserer eigenen Mitte heraus ein solches Verbot verfrühten, und dem Muthe, der ohne Zweifel über das Wagniß schon vorher mit sich zu Rathe gegangen sein wird, die Fessel der Zaghaftigkeit Einzelner anlegen wollten.

Malen Sie sich also die vorausgesetzte neue Gewalt so gütig und so wohlwollend vor, als Sie irgend wollen, machen Sie sie gut, wie Gott; werden Sie ihr auch göttlichen Verstand einsetzen können? Mag sie alles Ernstes das höchste Glück und Wohlsein Aller wollen, wird das höchste Wohlsein, das sie zu fassen vermag, wohl auch deutsches Wohlsein sein? So hoffe ich über den Hauptpunkt, den ich ihnen heute vorgetragen, von Ihnen recht wohl verstanden worden zu sein, ich hoffe, daß Mehrere hierbei gedacht und gefühlt haben: ich drücke nur deutlich aus und spreche aus mit Worten, wie es von jeher Ihnen im Gemüth gelegen; ich hoffe, daß es auch mit den übrigen Deutschen, die einst dieses lesen werden, sich also verhalten werde; auch haben vor mir mehrere Deutsche ohngefähr dasselbe gesagt, und dem immerfort bezeugten Widerstreben gegen eine bloß mechanische Einrichtung und Berechnung des Staats hat dunkel jene Gesinnung zum Grunde gelegen.

Und nun fordere ich Alle, die mit der neuen Literatur des Auslandes bekannt sind, auf, mir nachzuweisen, welche neuere Weisen, Dichter, Gesetzgeber derselben eine diesem ähnliche Ahndung, die das Menschengeschlecht als ein ewig fortschreitendes betrachte, und alles sein Regen in der Zeit nur auf diesen Fortschritt beziehe, jemals verrathen habe; ob irgend Einer, selbst in dem Zeitpunkte, als sie am kühnsten zu politischer Schöpfung sich emporschwangen, mehr, als nur nicht Ungleichheit, innern Frieden, äußern Nationalruhm, und, wo es aufs höchste getrieben wurde, häusliche Glückseligkeit vom Staate gefordert habe? Ist, wie man aus allen diesen Anzeigen schließen muß, dies ihr Höchstes, so werden sie uns auch keine höheren Bedürfnisse und keine höheren Forderungen an das Leben beimessen, und, immer jene wohlthätigen Gesinnungen gegen uns und die Abwesenheit alles Eigennutzes und aller Sucht mehr sein zu wollen denn wir, vorausgesetzt, trefflich für uns gesorgt zu haben glauben, wenn wir alles das finden, was sie allein als begehrungswürdig kennen; dasjenige aber, warum der Edlere unter uns allein leben mag, ist sodann ausgetilgt aus dem öffentlichen Leben, und das Volk, das für die Anregungen des Edleren sich stets empfänglich gezeigt hat, und welches man sogar nach seiner Mehrheit zu jenem Adel empor zu heben hoffen durfte, ist, sowie es behandelt wird, wie jene behandelt sein wollen, herabgesetzt unter seinen Rang, entwürdigt, ausgetilgt aus der Reihe der Dinge, indem es zusammenfließt mit dem von niederer Art.

In wem nun jene höheren Anforderungen an das Leben, nebst dem Gefühle ihres göttlichen Rechts, dennoch lebendig und kräftig bleiben, der fühlt mit tiefem Unwillen sich zurückgedrängt in jene ersten Zeiten des Christenthums, zu denen gesagt ist: „Ihr sollt nicht widerstreben dem Uebel, sondern, so dir Jemand einen Streich gibt auf den rechten Backen, dem biete den andern auch dar, und so Jemand deinen Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel"; mit Recht das Letzte, denn so lange er noch einen Mantel an dir sieht, sucht er einen Handel an dir, um dir auch diesen zu nehmen, erst wie du ganz nakt bist, entgehst du seiner Aufmerksamkeit und du hast vor ihm Ruhe. Eben sein höherer Sinn, der ihn ehrt, macht ihm die Erde zur Hölle und zum Ekel, er wünscht, nicht geboren zu sein, er wünscht, daß sein Auge je eher je lieber sich dem Anblicke des Tages verschließe, unversiegbare Trauer bis an das Grab erfaßt seine Tage; dem, was ihm lieb ist, kann er keine bessere Gabe wünschen, denn einen dumpfen und genügsamen Sinn, damit es mit weniger Schmerz einem ewigen Leben jenseits des Grabes entgegen lebe.

Diese Vernichtung jeder etwa ins Künftige unter uns ausbrechenden edlern Regung, und diese ganze Heruntersetzung unserer ganzen Nation, durch das einzige, nachdem die andern vergeblich angewendet worden sind, noch übrig bleibende Mittel zu verhindern, tragen Ihnen diese Reden an. Sie tragen Ihnen an die wahre und allmächtige Vaterlandsliebe, in der Erfassung unseres Volkes als eines ewigen, und als Bürger unserer eigenen Ewigkeit, durch die Erziehung in aller Gemüther recht tief und unauslöschlich zu begründen.

---

## Rede an Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, bei dessen Thronbesteigung am 16. November 1797.

Von F. v. Gentz.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König, Allergnädigster König und Herr!

Der Augenblick, in welchem ich meine Stimme erhebe, ist der feierlichste im Lebenslauf eines monarchischen Staates. Der neuen Sonne, die vom Throne herab leuchtet, schließen sich alle Herzen auf. Eine neue Lebenskraft dringt vom Mittelpunkte aus, und neue Lebenslust rinnt durch die entferntesten Zweige. Das Volk wünscht, hofft, vertraut. Ew. Majestät werden dem ein huldreiches Gehör nicht versagen, der es wagt, einen Theil dieser Wünsche, dieser Hoffnungen auszusprechen.

Es ist kühn, sich zum Organ von Millionen aufzuwerfen, und im Namen aller seiner Mitbürger zu ihrem gemeinschaftlichen Vater zu reden. Es ist weniger kühn an einem Tage wie der heutige. In diesem großen Moment schmelzen die Bedürfnisse, die Aussichten und die Erwartungen aller Individuen einer Nation gleichsam in Eins zusammen. Es ist das Wohl des Ganzen, wovon jedes patriotische, wovon selbst jedes eigennützige Gemüth das seinige hofft. Es ist die allgemeine Sehnsucht nach Sicherheit, Gerechtigkeit und Frieden, in der sich heute noch jeder einzelne Wunsch verliert. Wer heute für das Vaterland spricht, ist ein wohlbefugter Ausleger der Gedanken eines jeden seiner Bürger.

Ew. Majestät bestiegen den Thron ihrer glorreichen Vorfahren in einem Zeitpunkte, den Schwächlinge bedenklich, den große Seelen beneidenswerth finden müssen. Gut regieren war immer ein schweres Amt. Aber ehemals bedurfte es fast nur glücklicher Naturgaben, um diesem hohen Berufe gewachsen zu sein. Jetzt ist es die erhabenste, die geistigste von allen Künsten geworden. Einförmige und gehorsame Massen mit wohlwollender Willkür zu lenken, war immer ein belohnendes und oft ein sehr verdienstliches Geschäft. Aber in einen unendlich mannigfaltigen, selbstständigen und widerstrebenden Stoff Ordnung und Einheit zu bringen, und Ordnung und Einheit darin zu erhalten — dieser Genuß, dieser Triumph war den Regenten unsrer Tage aufbewahrt.

Der Geist dieser Zeit reißt die Menschen über das Ziel ihrer eigenen Bestrebungen hinaus. Sie vor ihren Ausschweifungen zu beschützen, ohne ihre Kräfte zu lähmen, ist das schöne Problem, was jetzt auf einem Throne gelöst werden soll. Das wahre Wachsthum der Menschheit gedeiht noch in Stürmen und Ungewittern. Die Wolken, woraus diese sich zusammenziehen, mit fernsehender Weisheit zu zerstreuen, dem Bürger in der Anordnung und Verwaltung seines Staates ein sicheres und untrügliches Werkzeug zur Erreichung aller seiner gerechten Zwecke zu zeigen, mit Wohlwollen stark, mit Stärke wohlwollend zu sein, das Ganze mit gewaltiger Hand zu umfassen, und doch jedes einzelne Glied nur sanft und leise zu berühren: — das sind die Thaten, wodurch jetzt wahre Unsterblichkeit zu erringen ist: das sind die Thaten, die wir mit bescheidener Sehnsucht, die wir mit liebevoller Zuversicht von Ew. Majestät erwarten dürfen.

Das Vertrauen der Unterthanen ist das

wahre Lebensprincip einer Regierung. Sie kann ohne Zweifel durch bloße Macht dauern, und Jahrhunderte dauern; aber sie kann ohne Vertrauen nicht leben, das heißt, sich ihrer selbst als Kraft bewußt sein, die eine große Organisation gesetzmäßig und wohlthätig bewegt. Ueberdies ist die Frage: Ob bloße Gewalt Regierungen gründet? für uns glücklicher Weise eine müßige; denn in Ew. Majestät Herzen war sie längst entschieden.

Das erste Unterpfand jenes Vertrauens ist das Gefühl, an einem Tage, wie der gegenwärtige, mit ehrfurchtsvoller Freimüthigkeit zum Monarchen reden zu dürfen. Fern sei die thörichte Anmaßung, Ew. Majestät eignen Entschlüssen vorzugreifen, Rathschläge zu anticipiren, die eine erleuchtete Wahl schon an ihrer ächten Quelle zu suchen wissen wird, oder mit einigen allgemeinen Grundsätzen die unermeßliche Reihe von Aufgaben, durch welche sich das große und mühevolle Leben eines Königs winden muß, umfassen zu wollen. Aber ein bescheidener Blick auf die vornehmsten Zweige der Verwaltung des preußischen Staates; ein frommer, ein patriotischer Wunsch, der einen solchen Blick natürlich begleitet; ein treuer Ausdruck dessen, was der Geringste im Volke dunkel, der Gebildete deutlicher und entwickelter denkt — dies, Allergnädigster König, sind die ersten Lebenszeichen, welche die Morgenröthe einer neuen Regierung beleuchten, dies sind die ersten Freudengesänge, womit eine Nation ihren neuen Beherrscher begrüßen muß. Ew. Majestät gehen einer so großen Bestimmung entgegen, ein so großer Schauplatz liegt vor Ihren Augen ausgebreitet, so große Gefühle erheben in diesem Augenblicke Ihre Brust, daß Nichts, als was groß, also Nichts, als was wahr ist, sich Ihnen nähern darf. Es giebt in dem Zeitalter, worin wir leben, nur eine einzige, ächt schmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen; nur eine einzige wahrhaft verdienstliche Art, ihm zu dienen — daß man sie ihm keinen Augenblick verhülle.

Was der preußische Staat in diesem Augenblicke ist, vermögen Ew. Majestät aus dem erhabenen Standpunkte, in welchen das Schicksal Sie gestellt hat, besser als irgend einer Ihrer Unterthanen zu beurtheilen. Die Vorzüge und die Mängel, die Kräfte und die Schwächen, die Krankheiten und die Heilmittel der großen Maschine entfalten sich am besten vor dem, welcher das Ganze überschaut. Es wäre eben so unnütz, mit Lobpreisungen des Guten, welches wir genießen, als mit Klagen über die Uebel, welche uns drücken oder drückten, vor Ew. Majestät Thron zu treten. Noch viel unnützer wäre es, in der Vergangenheit zu wählen. Die Vergangenheit gehört der Geschichte; unser Ziel, das eigenthümliche Erbtheil aller menschlichen Weisheit — ist die Zukunft. Wir gehen ihr mit jugendlichem Muthe und jugendlichen Hoffnungen entgegen. Das Gedächtniß dessen, was wir als Uebel fühlten, soll uns blos zur Erhöhung des gegenwärtigen Genusses, dessen, was wir für Fehler hielten, blos zum Leitstern auf der künftigen Laufbahn dienen. —

Das erste Verhältniß des Staates, welches sich unserm Auge darbietet, ist das, worin er als ganzer Staat auftritt: sein Verhältniß gegen andre Staaten. Nach der Natur der Dinge sollte es nur den zweiten Rang behaupten, aber bei der Lage, in welcher Europa sich befindet, bei der wechselseitigen engen Verbindung, die das Völkersystem dieses Welttheils seit einigen Jahrhunderten gestiftet, bei der unvermeidlichen Einwirkung eines Staates auf die andern, die dies wohlthätige und gefahrvolle System geschaffen hat, sind die auswärtigen Verhältnisse eines Reiches die wesentliche Bedingung seiner innern Wohlfahrt, und fast ohne Ausnahme die erste Quelle, woraus sein Glück oder sein Verderben herfließt, geworden. Die Leitung dieser Verhälnisse behauptet daher, wenn nicht uneingeschränkt den ersten, doch gewiß einen sehr hohen Rang unter den Staatsgeschäften.

Nach allem, was die Vernunft über die Kriege gelehrt, nach allem, was die schrecklichsten Erfahrungen, was die noch frisch blutende der sechs entsetzlichen Jahre, die Europa durchlebte, zur Bestätigung ihrer Lehren gesagt hat, wäre jede Schilderung der Schrecklichkeit dieses Uebels eine Deklamation. Es gab eine Zeit, wo man von Vortheilen sprach, die durch Kriege erkauft werden könnten. Eine aufgeklärtere Staatskunst hat diese Idee in das Reich der Träume, der verführerischen Träume verwiesen. Es giebt keinen positiven Vortheil, der nicht durch einen Krieg viel zu theuer erkauft würde. Nur negativer Gewinn, nur Abwendung größrer Uebel, der wenigen noch größern, welche die Vernunft anerkennt, nur wahre, eiserne Nothwendigkeit, können und müssen den Entschluß zum Kriege begründen und rechtfertigen. Jede andre Lehre ist nicht blos verderblich, sondern frevelhaft.

Den Krieg abzuwenden — das muß also der Richtpunkt aller politischen Maaßregeln, das Ziel aller militärischen Anstrengungen, der letzte Gipfel aller diplomatischen Weisheit sein. Auf diesen erhabensten aller Zwecke müssen Macht und Klugheit in unablässiger Vereinigung hinarbeiten.

Die erste Bedingung aber für einen großen Staat, der bei der jetzigen politischen Lage von Europa den Krieg vermeiden will, ist die — daß er beständig dazu gerüstet sei. Denn wenn gleich seine Gerechtigkeit hinreicht, ihn gegen gerechte Angriffe sicher zu stellen, so kann nur seine Furchtbarkeit allein ihn vor den ungerechten schützen. Ein starkes und geübtes Kriegsheer ist also noch immer Präliminarbedingung des Ruhestandes.

Ew. Majestät besitzen ein solches Heer, das trefflichste, das geehrteste, dessen sich irgend ein europäischer Staat zu rühmen hat. Dieses Heer ist ein halbes Jahrhundert lang das Muster für Europa gewesen. Der schöpferische Geist des größten Generals, den die Kriegsgeschichte der neueren Zeit, und eines der größten Männer, den die Weltgeschichte aller Zeiten aufzuweisen hat, weht und athmet in diesem Heer. Unsre Fürsten standen, und stehen noch an der Spitze desselben. Von dieser Seite bleibt uns nichts mehr zu wünschen übrig. Die Lage des Staates erlaubt, und die innere Vollkommenheit der Armee erheischt keine Hauptveränderung in der Mannszahl, in der Disciplin, in der Organisation derselben. Die militärische Weisheit kann dies kostbare und ehrwürdige Werkzeug unsrer politischen Sicherheit nach Umständen und Bedürfnissen modificiren, wird es aber nicht leicht umgestalten.

Bei den musterhaften Anordnungen, welche diese Armee in fast ununterbrochener Uebung erhalten, bei der rastlosen Thätigkeit, die diese Anordnungen unaufhörlich belebt, bei der Höhe der taktischen Kunst, die sie einmal und für immer erreicht hat, bei dem stolzen Bewußtsein, bei dem feurigen Ehrgefühl, welches allen Mitgliedern derselben, den höheren wie den niedrigeren, beiwohnt — kann auch der anhaltendste Friede ihr nicht gefährlich werden. Ein Feldzug ist nur die Fortsetzung ihrer täglichen Operationen, nur die unmittelbare Anwendung dessen, was längst bei ihr zur andern Natur geworden war. Sie wird nach zwanzig-, nach funfzigjähriger Ruhe, sobald die ernste Stunde der wahren Kriegsnothwendigkeit — Vertheidigung des Vaterlandes gegen ungerechten Angriff — schlägt, nichts weiter zum Siege nöthig haben, als gute Feldherren: und diese sind in dem Hause Friedrichs II. so einheimisch, in dem Wirkungskreise, den sein Andenken beseelt, so unvergänglich als sein Ruhm.

Die militärische Macht muß auswärtigen Staaten die Neigung, aber die diplomatische Klugheit muß ihnen, mit der Neigung, auch selbst die Veranlassung zu Feindseligkeiten benehmen.

Ganz isolirt von dem großen Staatenbunde kann der mächtigste Staat nicht leben und sicher sein. Denn selbst die Maxime einer unerschütterlichen Gerechtigkeit gegen unabhängige Mächte — an und für sich die oberste Bedingung eines dauerhaften Friedens — kann nur dann absolute Sicherheit bewirken, wenn alle andere von einem ähnlichen Geiste geleitet werden. Verbindungen sind also unvermeidlich; das große Geschäft ist nur, sie mit Klugheit zu wählen und mit Geschicklichkeit zu behandeln. Die geographische, kommercielle, politische, militärische Lage eines jeden Staates zeichnet ihm die Bündnisse vor, die seine größte Aufmerksamkeit verdienen. Wenn es auch unter dem beständigen Wechsel der politischen Verhältnisse nicht möglich sein sollte, immer auf einer und derselben diplomatischen Linie zu bleiben, so muß doch in einem jeden nach weisen Grundsätzen regierten Staate die beständige Tendenz herrschen, jene Bündnisse, die man mit Recht natürliche nennt, aufrecht zu halten, und wenn Umstände sie gewaltsam zerschlugen, wieder herzustellen. Eine lange Erfahrung hat gelehrt, daß die Staaten sich im Ganzen immer wohl dabei befanden, wenn sie diesen Bedürfnissen treu blieben, und daß der Zeitpunkt, wo Launen, Irrthümer oder Ränke, sie auf eine entgegengesetzte Bahn schleuderten, auch der Zeitpunkt ihres Verfalls, wenigstens einer unverkennbaren Abnahme ihrer Kräfte war. Das jetzige Jahrhundert hat davon, der kleineren nicht zu gedenken, weil große und furchtbar lehrreiche Beispiele aufgestellt.

Zu welchem Systeme aber auch die Zeitumstände, die Bedürfnisse unsers Staats und das Betragen der auswärtigen die preußische Monarchie nöthigen mögen — nur eins verlasse uns nie: ein heller, fester und consequenter Gang in dem einmal gewählten Pfade. Mit Freude und Beruhigung sagen wir es uns, daß Treue und Beharrlichkeit zu den hervorstechendsten Eigenschaften gehören, die Ew. Majestät persönlichen Charakter zieren. Mit Freude und Beruhigung, denn nichts setzt die äußere Würde, mithin die Selbstschätzung, und zuletzt das innere Vermögen eines Staates tiefer herab, als ein unaufhörliches Schwanken zwischen entgegengesetzten Systemen, oder, was schmählicher als alles ist, der gänzliche Mangel eines Systems. Die preußische Monarchie ist groß genug, um offen und redlich zu sein: sie kann ihre Pläne, ihre Bündnisse, ihre politischen Operationen, mit Nachdruck und Zuversicht verfolgen: sie darf nicht mit verhülltem Haupte unter kleinlichen Kabalen, unwürdigen Doppelspielen und künstlich verwebten Widersprüchen einhergehen. Die preußische Monarchie kann die Ehrfurcht aller großen Staaten

ertrotzen, das Vertrauen aller kleinen verdienen, und auf das erhabene Amt eines Schiedsrichters von Europa auch jetzt noch gerechte Ansprüche machen. In Ew. Majestät Hand steht es, diesen Ansprüchen eine neue Schwungkraft zu verleihen.

Wenn der Staat durch ein mächtiges Kriegsheer in die glückliche Lage gesetzt ist, den Krieg nicht fürchten zu dürfen, und durch weise Leitung der auswärtigen Verhältnisse in die noch viel glücklichere, ihn anhaltend zu vermeiden, alsdann kann sich die ganze Aufmerksamkeit des Monarchen auf die Bedürfnisse der innern Verwaltung richten.

Jeder der beiden Hauptzweige, in welche diese Verwaltung zerfällt: die Rechtspflege und die Administration des Staatsvermögens — bedarf einer eigenthümlichen, durch die charakteristische Verschiedenheit der Geschäfte bestimmten Sorgfalt. Die Rechtspflege, die einer unwandelbaren Neutralität, die Finanzadministration die einer ununterbrochenen Wirksamkeit. Diese gedeiht nur, wenn sie mit fester und geschickter Hand geleitet, jene nur, wenn sie sich selbst überlassen wird.

Die Verwaltung des Rechts ist seit einem halben Jahrhundert eine der glänzendsten Seiten, der wahre Stolz der preußischen Civiladministration gewesen. Ein Gesetzbuch, welches der Vollkommenheit näher gerückt ist als irgend ein andres der älteren und neueren Zeit; einfache, regelmäßige, verständliche, von der Vernunft gebilligte Formen; Gerichtshöfe, deren Ausspruch ein langes unbeflecktes Vertrauen fast zum Range eines Ausspruches der Gerechtigkeit selbst erhob: — das sind die Grundpfeiler dieses wohlerworbenen Ruhmes. Um der Zeit zu trotzen, um sich immer tiefer in ihr Fundament zu senken, bedürfen sie nichts weiter als Schutz und Ruhe. Ew. Majestät gerechte und erleuchtete Regierung wird ihnen beides sichern. „Es ist ein glorreiches Attribut des Monarchen, das Gesetz selbst in seiner unverletzlichen Heiligkeit zu repräsentiren. Alles, was das Ansehen des Gesetzes untergräbt, Willkür in den Rechtsgang bringt, und in der furchtbaren Gestalt eines Machtspruches den erschrockenen Bürger aus der letzten Verschanzung seiner Sicherheit zu vertreiben droht: alles das ist für den Monarchen Selbstentheiligung, Selbstverletzung seiner eigenen höchsten Würde, und als solche nicht blos aus den Maximen, schon aus den Neigungen eines großen und guten Königes verbannt.“

Die Verwaltung des Staatsvermögens — die zweite Hauptfrage der innern Administration — ist in unsern Tagen, wo die Bedürfnisse großer Staaten so unendlich gestiegen sind, wo ein sehr ansehnlicher Theil des Privatreichthums zur Befriedigung dieser Bedürfnisse verwendet werden muß, wo jede allgemeine Maaßregel in die innersten Falten des Familienwohls greift, ein Gegenstand von erster, fast mit Nichts zu vergleichender Wichtigkeit geworden. Die Finanzadministration ist nicht nur der Lebensgeist jeder Staatsoperation, sondern auch das oberste Richtmaaß aller Privatgeschäfte, aller Industrie, folglich aller öffentlichen und individuellen Wohlfahrt. Nirgends ist der Einfluß der Regierung auf die Gesammtheit der Unterthanen, und zugleich auf jeden Einzelnen, so unmittelbar wohlthätig, oder so unmittelbar drückend, als hier.

Zweckmäßige Vertheilung der Geschäfte, regelmäßige Aufsicht und wechselseitige Kontrolle, Ordnung und ernste Genauigkeit im Kassenwesen, befriedigende Klarheit und wachsame Strenge im Rechnungssystem: kurz alles, was die Grundlage und das Gerüst einer guten Finanzoperation ausmacht, befindet sich in der preußischen Monarchie in einer musterhaften Verfassung. Nur davon allein hängt unser Glück ab, daß die Hand der Weisheit bei der Bestimmung der Ausgaben, daß die Hand der Weisheit bei der Wahl der Mittel zur Einnahme sichtbar, unablässig sichtbar sei.

Wir sagen es uns mit Entzücken: — denn wir fühlen, was dies in der gegenwärtigen Lage von Europa bedeutet — daß alles, was zu einem weisen Haushalter auf dem Throne gehört, in Ew. Majestät aufs Glücklichste vereinigt ist. Nur zum Wohl aller, nur zum Flor und zum wesentlichen Glanze des Staates wird die ansehnliche Masse von Kräften verwendet werden, worüber Ew. Majestät von nun an uneingeschränkt gebieten. Sparsamkeit und Freigebigkeit werden im wohlthätigsten Verhältnisse gemischt erscheinen. Nie werden für große und erhabene Zwecke, für die Vertheidigung des Staates, für die Unterstützung der Nothleidenden, für Plane zur Bildung der Bürger, zu Verbesserung oder Verschönerung des Landes, zur Erleichterung der gesellschaftlichen Existenz — nie werden für wahre Bedürfnisse die Mittel der Ausführung fehlen, nie werden sie für eingebildete zu erwarten sein.

Eben so wichtig aber, als Ordnung in der Ausgabe, ist Sorgfalt bei der Wahl der Quellen, woraus die Einnahme fließt.

Die ausgebreiteten Domänen, welche Ew. Majestät in den meisten Ihrer Provinzen besitzen, sind ein schätzbares Kapital, von dessen Einkünften ein beträchtlicher Theil der Staatsausgaben bestritten wird. Ein menschenfreundliches System hat sich neuerlich gegen die großen Bezirke,

in welche diese Domänen bisher vertheilt waren, erklärt, und die Zerspaltung derselben in kleinere Besitzungen angerathen. Es sind sogar Proben mit dieser Theorie in Ew. Majestät Staaten angestellt worden. Wie glücklich sie auch im Einzelnen ausfallen mochten, die Beibehaltung der großen Arrondissements hat im Ganzen mächtige Gründe für sich. Die größte und aus einem Mittelpunkte geleitete Bewirthschaftung derselben ist grade dazu geschickt, große und einleuchtende Beispiele zur Nachahmung aufzustellen, und durch einsichtsvolle Thätigkeit, durch glückliche Combination der verschiedenen Zweige der Oekonomie, durch Einführung neuer Methoden zur Verbesserung des Bodens und Veredlung der Produkte, durch geschickte Behandlung des wichtigen Verhältnisses zwischen Gutsherrschaft und Unterthanen, vielleicht gar durch eine gelungene Auflösung des in unsern Tagen so kritischen Problems der Dienstpflichtigkeit, jedem andern Gutsbesitzer zum belehrenden Muster zu dienen. Dieser Vortheil möchte den günstigen Wirkungen jenes, immer etwas gewagten, in Rücksicht auf die Zeitumstände sogar etwas unpolitischen Systems, wohl das Gleichgewicht halten.

Die Domäneneinkünfte sind nicht groß genug, um die gesammten Staatsausgaben zu decken: es ist also eine unvermeidliche Nothwendigkeit, Abgaben von den Bürgern zu fordern. Diese Nothwendigkeit fühlt der Gemeinste wie der Unterrichtete; und — ohne zu entscheiden, ob die Thatsache der Regierung oder den Unterthanen zu größerer Ehre gereicht — so viel ist gewiß, daß kein Land in Europa die Last der Abgaben mit einer so vernünftigen Ergebung, mit einer so aufgeklärten Bereitwilligkeit trägt als das unsrige. Der Umfang dieser Abgaben hängt natürlich von dem jedesmaligen Umfange der Bedürfnisse des Staates, die Gestalt, in welcher sie erhoben werden, von den Anordnungen der Administration ab. Mit unbegrenzter Zuversicht können wir darauf rechnen, daß Ew. Majestät diese wichtige Partie nur den einsichtsvollsten und geprüftesten Männern übertragen werden. Eine einzige Bemerkung, weil sie die allgemeine Zufriedenheit so wesentlich interessirt, ein einziger Wunsch, weil er dunkler oder entwickelter in allen Gemüthern liegt, begleite hier den Ausdruck unsrer wohlgegründeten Hoffnungen.

Jede Abgabe hat ihre eigenthümliche Wirkung, und beschränkt auf eine ihr eigenthümliche Art das Eigenthum, die Industrie und die Freiheit der Bürger: denn jede Abgabe ist an und für sich ein Uebel, obgleich ein nothwendiges Uebel, und die Bedingung alles Guten, welches die bürgerliche Gesellschaft uns zuführt. Haben sich die Einwohner eines Landes an eine gewisse Form der Beschränkung gewöhnt, so hört diese beinahe auf, eine Last zu sein, sie wird ein für allemal bei allen bürgerlichen Unternehmungen und Verhandlungen in Abrechnung gebracht. Legt man ihnen aber die Beschränkung in einer veränderten Form auf, so werden alle bisherigen Verhältnisse verrückt, und ein zehnmal geringerer neuer Druck wird zehnmal stärker als der gewohnte gefühlt. Nichts ist daher für das glückliche Einverständniß zwischen der Regierung und den Unterthanen bedenklicher als die Einführung neuer Klassen von Abgaben, oder gar die Wiedererweckung solcher, von denen man sich auf immer erlöset glaubte. Mehren sich die Bedürfnisse des Staates, treten neue unvorhergesehene Ausgaben hervor, so ist es unendlich vortheilhafter, die schon vorhandenen Auflagen zu erhöhen, als neue zu errichten. Aus eben dem Grunde ist die Vervielfältigung der Abgaben überhaupt nachtheilig. Das, was der Staat nöthig hat, unter wenigen einfachen Rubriken zu erheben — das ist wahre Staatsökonomie und wahre politische Weisheit.

Sobald der Bürger seine Schuld an den Staat abgetragen hat, kann der freie Gebrauch seines Eigenthums in keinem Falle mehr beschränkt werden, als wenn er — nicht etwa der Convenienz, sondern — den Rechten eines Andern zu nahe tritt. Jede Beschränkung über diese Grenze hinaus ist Gewerbszwang; und nichts, auch nicht die wohlthätigste Absicht des Urhebers kann sie rechtfertigen. Unter Ew. Majestät erhabenem Schutze müsse alles, was nicht die strengste Nothwendigkeit bindet, ungebunden sich regen und bewegen! Jeder suche seinen Vortheil auf dem erlaubten Wege, der ihm der nächste zum Ziele dünkt; jeder benutze seine Kräfte in dem Kreise, den ihm seine freie Wahl vorzeichnete.

Kein abschreckendes Monopol, kein niederschlagendes Verbot, kein kleinlicher Nothbehelf eingebildeter Besorgnisse, keine Einmischung in die Privatindustrie durch unnütze Reglements, hindre den Landwirth, den Fabrikanten, den Kaufmann, aus seinem mit Freiheit hervorgebrachten Produkt den größten möglichen Gewinn zu ziehen. Was reichlich gedeihen, was Fruchtbarkeit aller Art um sich her verbreiten, was zum Flor und zum Glanze des Staates und eben dadurch zur Verherrlichung des Monarchen mitwirken soll — muß den Zwang nicht einmal fürchten, viel weniger fühlen.

Von allem aber, was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen als der Gedanke des Menschen. Der Druck, der diesen trifft, ist nicht blos schädlich, weil er das Gute verhin-

dert, sondern auch, weil er unmittelbar das Böse befördert. Von Religionszwang darf hier nicht mehr die Rede sein. Er gehört zu den veralteten Uebeln, worüber zu einer Zeit, wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiöser Ideen als ein fanatischer Mißbrauch derselben zu besorgen ist, nur noch seichte Schwätzer deklamiren. Mit der Freiheit der Presse verhält es sich anders. Von einer falschen, durch die Zeitumstände wenigstens entschuldigten Ansicht geleitet, könnten hier selbst weisere Männer ein System begünstigen, welches, aus seinem wahren Standpunkt betrachtet, dem Interesse der Regierung nachtheiliger ist, als es je, auch in seiner schlimmsten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann.

Was, ohne alle Rücksicht auf andere Gründe, jedes Gesetz, welches Preßzwang gebietet, ausschließend und peremtorisch verdammt, ist der wesentliche Umstand, daß es, seiner Natur nach, nicht aufrecht erhalten werden kann. Wenn neben einem jeden solchen Gesetze nicht ein wahres Inquisitionstribunal wacht, so ist es in unsern Tagen unmöglich, ihm Ansehen zu verschaffen. Die Leichtigkeit, Ideen ins Publikum zu bringen, ist so groß, daß jede Maaßregel, die sie beschränken will, vor ihr zum Gespötte wird. Wenn aber Gesetze dieser Art auch nicht wirken, so können sie doch erbittern, ohne zu schrecken. Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande, der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern am Ende sogar rühmlich wird. Die armseligsten Produkte, denen ihr innerer Gehalt nicht ein Leben von zwei Stunden sichern würde, drängen sich in den Umlauf, weil eine Art von Muth mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu sein scheint. Die nüchternsten Scribenten fangen an für „helle Köpfe zu gelten, und die feilsten erheben sich auf einmal zu Märtyrern der Wahrheit.“ Tausend bösartige Insekten, die Ein Sonnenstrahl der Wahrheit und des Genies verscheucht hätte, schleichen sich jetzt, begünstiget von der Finsterniß, die man ihnen geflissentlich schuf, an die unbewahrten Gemüther des Volkes, und setzen ihr Gift — als wäre es eine verbotene Kostbarkeit — bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift — die Produkte der bessern Schriftsteller — verliert seine Kraft, weil der Ununterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, welcher die ungerechten gut heißt.

Nicht also, weil der Staat oder die Menschheit dabei interessirt wäre, ob in diesem von Büchern umflutheten Zeitalter tausend Schriften mehr oder weniger das Licht erblicken, sondern weil Ew. Majestät zu groß sind, um einen fruchtlosen und eben deßhalb schädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen; — darum sei Preßfreiheit das unwandelbare Princip Ihrer Regierung. Für gesetzwidrige Thaten, für Schriften, die den Charakter solcher Thaten anziehen, müsse Jeder verantwortlich, strenge verantwortlich sein: aber die bloße Meinung finde keinen andern Widersacher als die entgegengesetzte, und, wenn sie irrig ist, die Wahrheit. Nie kann dies System einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten, nie hat es einem solchen geschadet! Wo es verderblich wurde, da war die Zerstörung schon vorangegangen, und der gefräßige Schwarm wuchs nur aus der Verwesung hervor!

Wenn dem Bürger eines Staates alles, was zum erlaubten Genuß des Lebens und zur Entwickelung seiner Kräfte gehört, offen steht; wenn er, gegen die Angriffe auswärtiger Feinde geschützt, sein frei gewähltes Gewerbe in ungestörter Ruhe betreiben kann; wenn ihm eine strenge, unparteiische, durch keinen Eingriff der Willkür gehemmte Rechtsverwaltung die Garantie seines Eigenthums und die beruhigende Aussicht gewährt, daß nie einer seiner Mitbürger mächtiger sein wird als die Gesetze; wenn billige, gleichförmige, nach einfachen Grundsätzen geordnete, ohne Druck und Schikane erhobene Abgaben ihm nur so viel von seinen Einkünften entziehen, als zur Erhaltung des Staates erforderlich ist, und eine weise und gewissenhafte Administration die zweckmäßige Verwendung seiner Beiträge verbürgt; wenn keine ungerechte oder übelverstandene Einschränkungen ihn hindern, seine Fähigkeiten, seine Kenntnisse, sein Vermögen, nach eigener Neigung und Einsicht, nach der Idee, die er selbst von seinem Vortheile hat, zu benutzen; wenn er überdies seine Gedanken über alles, was ihn umgiebt, vortragen, und seinen Zeitgenossen sogar seine Irrthümer und seine Grillen mittheilen darf, wenn endlich die Regierung die edle Bereitwilligkeit, das, was noch in der Organisation des Staates fehlerhaft sein möchte, zu verbessern, durch Thaten darlegt: — dann ist alles erschöpft, was der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft suchte. Die Vereinigung dieser Güter, aber auch nur die Vereinigung derselben, füllt die ganze Sphäre der Wünsche und Erwartungen eines vernünftigen Wesens aus. Die, welche lehren möchten, daß es mit „etwas weniger“ gethan sei, sind geheime Bundesgenossen, oder unbewußte Mitarbeiter derer, welche mehr verlangen. Wer aber mehr verlangt, ist ein Feind der Ordnung, des Friedens, der mühsam erworbenen Schätze einer langen Kultur, ein Feind der fortschreitenden

Vervollkommnung des Menschen, — ein Feind Ew. Majestät und des Vaterlandes.

„Der Inbegriff dieser Güter ist die bürgerliche Freiheit, die unter einer monarchischen Verfassung bis zu ihrer höchsten Reife gedeihen kann." Was jenseits derselben liegt — davon trennen uns fürchterliche Abgründe, undurchdringliche Nächte, das grauenvolle Chaos allgemeiner Zerrüttung, das Interregnum aller sittlichen Grundsätze, ein wüster Schauplatz von Trümmern, Thränen und Blut! — Mehr als ein unglückliches Volk ist vor unsern Augen in diesen bodenlosen Schlund gestürzt, und hat mit einer Masse von Elend, worunter die Einbildungskraft erliegt, die Fehler seiner Regierung, oder die Schuld seiner eigenen Thorheiten gebüßt. Vor diesem letzten und größten aller Uebel wird uns auf immer Preußens guter Genius bewahren; so lange Ew. Majestät uns beherrschen, ist jede Besorgniß fern; ein unumwölkter Himmel verkündigt den seligsten Tag. Von einer weitverbreiteten Gährung unberührt, in einem ringsumher tobenden Sturme aufrecht zu bleiben, ist wahrlich kein kleiner Gewinn: dies stille Glück bewirkt, dies stille Glück bewahrt zu haben, wird von nun an der höchste Genuß, der höchste Triumph im Leben eines guten Königes sein.

Möge das schönste Loos, das je einem Monarchen zu Theil ward, Ew. Majestät beschieden sein! Mögen günstige Sterne jedes Uebel abwenden, welches die Weisheit nicht vorhersehen oder besiegen konnte! Möge, wie Ew. Majestät Privatleben aller stillen und häuslichen Tugenden reinstes Vorbild, der Sammelplatz aller häuslichen Glückseligkeiten war, so der balsamische Friede, der um große Gemüther schwebt, sich auf den glücklichen Fürsten eines glücklichen Volkes herabsenken! Möge die Erhabene Prinzessin, der alle Herzen entgegen wallten, als der erste Glanz ihrer entzückenden Herrlichkeit über dem Horizonte dieses Reiches aufging, die volle Ernte goldener Früchte theilen, die Ew. Majestät an dem edlen Stamme der allgemeinen Wohlfahrt entgegenreift! Möge eine so reizende Laufbahn ein fernes Ziel — für unsre Wünsche nie fern genug, beschließen! Möge, wenn einst dieses Ziel erreicht werden muß, Ew. Majestät angebeteter Name, mit Friedrichs Namen vermählt, zur glorreichen Unsterblichkeit wandeln!

---

## Rede über die Preßfreiheit, gehalten in der zweiten Kammer des ersten Badischen Landtages 1819.

Von v. Liebenstein.

Meine Herren!

Die Freiheit der Presse, oder mit andern Worten, die volle Freiheit der Gedankenäußerung durch Rede und Schrift und Bildung, ist eine der großen politischen Fragen, die seit dreißig Jahren die ganze gesittete Welt beschäftigen und bewegen, an deren befriedigende Lösung die höchsten Interessen der jetzt lebenden und der kommenden Geschlechter geknüpft sind. Alle civilisirten Völker unsers Welttheils ringen nach gesetzlicher, verfassungsmäßiger Freiheit, und alle denkende Köpfe unter diesen Völkern haben es längst erkannt, daß ohne volle Freiheit der Gedankenäußerung jede andere Freiheit trügerisch und vergänglich sei.

In dieser erleuchteten Versammlung, berufen zum Schutz und zur Pflege unsrer jungen Freiheit, zur Erhaltung und weitern Ausbildung unserer uns allen theuren Verfassung konnte kein heilsamerer, besser überdachter Vorschlag gemacht werden als der, Se. königliche Hoheit den Großherzog um den Entwurf eines Gesetzes zu bitten, wodurch die Presse in unserm Staate von den Fesseln, die sie noch trägt, entlastet und ihrer natürlichen Freiheit wieder gegeben werden soll.

Indem ich den ehrenvollen Auftrag erfülle, Ihnen, meine Herren, über diesen hochwichtigen Antrag im Namen Ihrer Commission Bericht zu erstatten, bin ich mir bewußt, daß ich zu einer Versammlung von Volksvertretern spreche. Ich darf voraussetzen, daß der große Gegenstand Ihnen in keiner seiner weitumfassenden Beziehungen fremd sei; ich darf annehmen, daß Sie alle von seiner hohen Bedeutung auf das Lebendigste durchdrungen sind. Ich werde sie daher nicht ermüden mit der Aufzählung der vielfachen Vortheile, welche die freie Presse jedem Staate gewährt, der ihrem segensreichen Wirken die freie Laufbahn nicht eigensinnig verschließt. Ich werde ihnen nicht schildern, wie die Befugniß der freien Rede jedes Talent erweckt und stärkt, wie sie die Herzen aller Genossen des Staats mit lebendiger Theilnahme an seinem Gedeihen durchströmt, wie sie den Schatz der edelsten Kräfte in tausend und aber tausend Kanälen dem Mittelpunkt des Staatskörpers zuführt, und von da aus den ganzen Organismus des Volkslebens mit neuer Wärme durchdringt und zu erhöhter Thätigkeit emporhebt. Ich will Ihnen nicht auseinander setzen, wie die offene freie Rede mit ihrer Fackel alle finstern Irrgänge

der mächtigen Willkür erhellt, wie sie jeden Mißbrauch der Gewalt vor ihr unerbittliches Gericht zieht, und jeden tief in der Menschenbrust ruhenden Trieb der unumschränkten Herrschaft bändigt und zügelt. Wenn die Sonne am hellen Himmel glänzt, bedarf es keines Beweises, daß es Tag sei, außer für die Blinden. Und die Blinden sehen das schöne freundliche Tageslicht doch nicht.

Ich will auch nicht versuchen, Ihnen, meine Herren, in ihren Wirkungen eine Anstalt zu schildern, die sie alle kennen, eine Anstalt, die, wo nicht ihre erste Entstehung, doch ihre vollendete systematische Ausbildung einer Zeit verdankt, die in ihrem dünkelhaften Uebermuthe sich herausnahm, alles bevormünden zu wollen, selbst den freien Geist des Menschen, eine Anstalt, zu deren eifriger Anpreisung gutmüthige, ängstlich besorgte Beschränktheit, politische Gespensterfurcht und mönchische Verfinsterungssucht den unnatürlichen Bund geschlossen haben. Ich will Sie, meine Herren, nicht aufs Neue zu einer Betrachtung leiten, die Sie zuverlässig längst angestellt haben, wie nämlich die Regierungen, indem sie es unternehmen, durch die Anstalt der Censur jedem sogenannten Mißbrauch der Presse zuvorkommend zu begegnen, die fast eben so umfassende und schwere als seltene Last der Verantwortlichkeit für jedes Wort, das in dem Bereich ihrer Herrschaft gedruckt wird, auf sich laden, eine Verantwortlichkeit, die, mit Consequenz und Strenge geübt, beinahe jede Aeußerung des Gedankens ersticken, und das mächtige Werkzeug zur Bildung des menschlichen Geistes, die Presse, zum gänzlichen Stillstand bringen muß, oder, mit Nachsicht und Schonung gehandhabt, jede Regierung, zumal die der kleinen Staaten, in tägliche, oft abenteuerliche Verlegenheiten verwickeln kann.

Alles dies sind Wahrheiten, die heute keinem gebildeten Europäer mehr fremd sind. Es ist eines der politischen Axiome geworden, die in unsern Tagen keines weiteren Beweises mehr bedürfen, daß in repräsentativen Staaten die Presse frei sein, und die Aeußerung des Gedankens durch Schrift und Bild keiner vorhergehenden Censur, die jedem möglichen Mißbrauch in Polizeiwegen zuvorkommend abwehren will, mehr unterworfen sein soll. Die Völker des westlichen und mittleren Europa's sind zu ihrer politischen Mündigkeit gelangt. Das Ansehen der allgemeinen Vormundschaft, das auf niedern Stufen ihrer Entwickelung ihnen vielleicht heilsam gewesen sein mag, paßt nicht mehr für den Zustand ihrer jetzigen Reife.

Wenn wir einmal über die Grundansicht einig sind, daß die Freiheit der Presse ein wesentlicher und unentbehrlicher Bestandtheil einer jeden repräsentativen Verfassung sei, so entsteht für uns die Frage:

„Warum ist uns der Genuß dieses unschätzbaren Gutes noch vorenthalten? Sind Hindernisse vorhanden, welche die Herstellung der natürlichen Freiheit der Presse in unserm Staate dermalen noch oder für immer unmöglich machen? Liegt ein solches Hinderniß etwa in den Bestimmungen unsrer Verfassungsurkunde," deren 17. Artikel sagt: „Die Preßfreiheit wird nach den künftigen Bestimmungen der Bundesversammlung gehandhabt werden."

Ihre Commission ist nicht dieser Meinung. Die Bundesakte sagt den deutschen Völkern den Genuß der Preßfreiheit zu, unsere Verfassung hat sie Badens Volk bestimmt. Nur in Hinsicht der gesetzlichen Normen für die Ausübung des zugestandenen Rechtes soll der Beschluß der hohen Bundesversammlung abgewartet werden. Wann aber dieser Beschluß zu Stande kommen wird, läßt sich nicht mit irgend einem Grade von Wahrscheinlichkeit vorhersagen.

Es können noch Jahre verstreichen, ehe er in die Wiklichkeit tritt. Unterdessen mahnt und drängt aber die Zeit. Wir haben eine repräsentative Verfassung. Sie soll befestigt, ausgebildet werden. Dazu ist aber die Freiheit unsrer Presse unerläßig. Nichts scheint vorhanden zu sein, was hinderte, daß wir nicht in Beziehung auf unser einzelnes Land den Beschlüssen, welche die hohe Bundesversammlung für ganz Deutschland fassen will, voraneilen und auf constitutionellem Wege ein unsern besondern Bedürfnissen entsprechendes Gesetz über den Gebrauch der Presse errichten dürften. Daß die einzelnen Staaten des Bundes durch die Bundesakte und deren Wächter und Vollzieher, die Bundesversammlung, an einer solchen legislatorischen Maaßregel auf keine Weise verhindert sind, zeigt das Beispiel Würtembergs. Denn schon am 30. Januar 1817 hat Se. Majestät der jetzt regierende König seinem Staate ein umfassendes Gesetz über den Gebrauch der Presse gegeben, und es ist uns nicht bekannt, daß dem Vollzug desselben von Seiten der hohen Bundesversammlung die mindeste Schwierigkeit entgegengesetzt worden wäre. Wir könnten, wenn es den drei Faktoren unsrer gesetzgebenden Gewalt so gut dünkte, festsetzen, daß unser Gesetz nur provisorisch gelten sollte, bis die hohe Bundesversammlung mit den ihrigen für den gesammten Bund zum Schluß gekommen wäre. Nichts scheint aber auch zu verhindern, daß wir den Grad von Freiheit, welchen das künftige Bundesgesetz der Presse gewähren wird, als ein Minimum von Rechten betrachteten, daß wir somit, falls das

Bundesgesetz das unsrige an freisinnigen Bestimmungen überbieten würde, mit unsern Einrichtungen uns an die für den gesammten Bund gültigen anschlössen, im andern Falle aber unser höheres Loos von Freiheit für uns bewahrten. Oder liegt ein Hinderniß einer zeit- und vernunftgemäßen Freiheit der Presse etwa in der Rücksicht auf möglichen Beifall oder Tadel auswärtiger Regierungen?

Die Bundesakte spricht die Unabhängigkeit des Bundes im Ganzen und der einzelnen Staaten im Besondern feierlich aus. Die Völker Deutschlands freuen sich des Glaubens an das wirkliche Dasein dieser Unabhängigkeit. Sie finden darin einigen Trost für manche vereitelte Hoffnung. Es ist für die Regierungen von dem allerhöchsten Interesse, daß dieser Glaube nicht erschüttert oder geschwächt werde.

Oder liegt es endlich in der Natur eines kleinen Staats, daß das Volk in demselben des Genusses der Preßfreiheit nicht theilhaftig werden könne? Die Regierungen, deren Aufgabe ist, den kleinen Staaten die Anhänglichkeit, Liebe und Treue der Völker zu erhalten und zu befestigen, können dieses Argument nicht gebrauchen. Was müßte man von Staaten denken, deren eigene Regierungen zugeständen, daß sie unfähig seien, ihren Völkern den Genuß eines Rechtes zu sichern, das auf der jetzigen Stufe ihrer Entwickelung den Völkern schlechthin unentbehrlich ist?

Wenn es Staaten giebt, in denen die Freiheit der Presse von der Nothwendigkeit dringender geboten ist als in andern, so sind es gerade die kleineren. Denn wo die Presse beschränkt ist, muß Censur sein. Die Censur legt jeder Regierung die Bürde der Verantwortlichkeit auf für alles, was in dem Kreise ihrer Wirksamkeit gedruckt wird. Sind aber die Regierungen nicht, je kleiner sie sind, desto unfähiger, diese Verantwortlichkeit dem mächtigen Auslande gegenüber zu tragen? Und wenn Regierungen kleiner Staaten die Censur mit steter ängstlicher Rücksicht auf die Verantwortlichkeit gegen das Ausland handhaben wollen, muß dann nicht in solchen Landen die Presse in einen Ekel und Verachtung einflößenden Grad von Nichtigkeit und Knechtschaft versinken?

Welches Bestreben kann übrigens an sich vergeblicher, seltsamer und kindischer sein als das der Censur in manchen kleinen Staaten: mit dem höchsten Grade von Wachsamkeit und Sorgfalt, mit der angestrengtesten Thätigkeit, mit einer Wichtigkeit und einem Ernst, die jeden Augenblick das Wohl, selbst das Dasein des Staates auf der Spitze sehen, verhindern zu wollen, daß eine Flugschrift oder ein Zeitungsartikel nicht gedruckt werde, deren Druck der Verfasser jedesmal, wenn ihm daran gelegen ist, ohne die mindeste Schwierigkeit innerhalb 24 Stunden in dem überall nahen Auslande bewirken kann? Wenn es somit nicht dem mindesten Zweifel unterliegen kann, ob die gesetzgebende Gewalt in Baden, nämlich Se. königliche Hoheit der Großherzog und seine getreuen Stände, berechtigt sei, den künftigen Beschlüssen der hohen Bundesversammlung voranschreitend, ein umfassendes Gesetz über den Gebrauch der Presse aufzustellen, so gelangen wir nun zu der weitern Frage: Wie ist dieses Gesetz einzurichten? War der bisherige Gang dieser Untersuchungen an der leitenden Hand der Vernunft leicht und sicher, so wird er von nun an höchst schwierig. So wenig bei der Frage: Ob? einem gebildeten Menschen, der das Licht des 19. Jahrhunderts nicht hartnäckig von sich stößt — Zweifel entstehen können, so schwer zu beantworten und so verschiedenartiger Entscheidung fähig ist die Frage: Wie? Alle Denker und Schriftsteller, welche diesem höchst interessanten Zweige der Gesetzgebung ihre Forschungen gewidmet haben, sind einverstanden damit, daß es eine der allerschwierigsten Aufgaben für die gesetzgebende Weisheit sei, ein vollkommen gutes, jeder vernünftigen Forderung entsprechendes Gesetz über den Gebrauch der Presse zu gründen. Die Gesetzgebungen aller Völker, bei denen der Grundsatz der Freiheit über die Anmaßung der Willkür gesiegt hat, sind mehr oder weniger verschieden, und alle sind mehr oder weniger mangelhaft.

Vielleicht ist es unserm Jahrhundert noch nicht beschieden und erst einem spätern vorbehalten, gestützt auf die vielfachen Versuche des unsrigen, aufgeklärt und belehrt durch unsre Mißgriffe und Erfahrungen, ein in allen seinen Theilen gutes, jedem gerechten Anspruch genügendes Gesetz über den Gebrauch der Presse hervorzubringen. Die Schwierigkeit ist zwar nur eine einzige, aber sie ist von der größten Wichtigkeit und von dem eingreifendsten Einfluß auf das Ganze des Gesetzes und seine einzelnen Theile. Es ist nämlich die Schwierigkeit, die Grenzlinie zu bestimmen, an der die Befugniß der freien Gedankenäußerung aufhört und jeder weitere Schritt als Eingriff in die Sphäre eines gegenüberstehenden Rechts der Strafgewalt des Staates anheimfällt, der vorhanden ist, um alle Rechte zu schützen.

Wir könnten vielleicht, meine Herren, diese Schwierigkeit behutsam umgehen, wenn wir uns darauf beschränken wollten, Se. königliche Hoheit den Großherzog im Allgemeinen um die Vorlegung eines Gesetzentwurfes über die Frei-

heit der Presse zu bitten, ohne dabei in die Erörterung der Frage einzugehen, was das Gesetz enthalten solle? Damit hätten wir aber unsre Aufgabe nur zum geringsten Theile gelöst. Wir sind es unsrer Stellung dem Throne gegenüber schuldig, auszusprechen, was nach unsrer Ansicht das Gesetz enthalten soll. Wir sind es dem künftigen Gesetze selbst schuldig, unsre Ansicht über seinen nothwendigen Inhalt schon jetzt festzustellen; denn es kann für die Abfassung des Gesetzentwurfes nicht anders als von den heilsamsten Folgen sein, wenn schon zuvor durch den Austausch der Ideen und den Kampf der Meinungen der große Gegenstand von allen Seiten beleuchtet und für das künftige Gebäude feste Grundlagen gewonnen werden.

Wenn ich es aber unternehme, vor Ihnen, meine Herren, darzulegen, was nach der Ansicht Ihrer Commission der Inhalt unsers künftigen Preßgesetzes sein sollte, so dürfen Sie weder erwarten noch fürchten, daß ich Sie mit den Resultaten alles dessen bekannt zu machen suchen werde, was für die Freiheit der Presse in andern Ländern auf legislatorischem Wege versucht, auf doctrinellem gedacht und geschrieben worden ist. Ein solches Vorhaben würde noch weit über die Grenzen hinausführen, welche die Natur der Dinge meiner gegenwärtigen Rede setzt, und die ich nicht zu überschreiten denke.

Ich werde daher genöthigt sein, auf alle historischen Untersuchungen zu verzichten, und mich lediglich darauf beschränken, von einem festen Grundsatz ausgehend und den Standpunkt legislatorischer Weisheit unverrückt im Auge behaltend, die Hauptansichten festzustellen und den Grund zu dem künftigen Gebäude zu ebnen und abzustecken.

Jeder Mensch hat die natürliche Befugniß der freien Rede. Da die Buchstabenschrift und die bildende Kunst nur Mittel sind, das Gedachte oder Gesagte Andern anschaulich zu machen, oder ihm bestimmte Form und Dauer zu geben, so folgt aus der Befugniß der freien Rede von selbst die Befugniß der freien Darstellung des Gedachten in Schrift und Bild. Aus der Freiheit des Schreibens und Bildens folgt aber wieder die Freiheit im Gebrauch der Presse, des Grabstichels, der Steinplatten u. s. w., weil alle diese Dinge nur Werkzeuge sind, die der menschliche Scharfsinn zur Vervielfältigung des Geschriebenen oder Gezeichneten erfunden hat. Denkt man sich den Menschen in einer festen Verbindung mit andern Menschen zur Erreichung bestimmter Zwecke, oder mit andern Worten, um dem Ziel ohne Umschweif näher zu rücken, denkt man sich den Menschen im Staate, so werden seine Befugnisse zu Rechten. Jedem Rechte der Staatsgenossen tritt aber eine Pflicht an die Seite, nämlich die Pflicht, durch den Gebrauch des eigenen Rechts nicht die Rechtssphäre anderer Gleichberechtigten zu verletzen.

Dieser unwandelbare Grundsatz für den Gebrauch jedes Rechtes im Staate muß auch als oberste Norm gelten für die Ausübung des Rechts, die Presse, den Grabstichel, als Mittel zur Aeußerung der Gedanken zu gebrauchen.

Das Gesetz spreche daher als obersten Grundsatz aus, daß jedes Individuum im Staate befugt sei, drukken zu lassen und durch den Druck zu verbreiten, was ihm beliebt, insofern dadurch kein Recht Anderer verletzt wird! Niemand kann befugt sein, vor dem Drucke prüfen zu wollen, ob das, was ein Anderer drucken lassen will, kein Recht verletze, und darnach zu entscheiden, ob das zum Druck Bestimmte auch wirklich gedruckt werden dürfe oder nicht.

Für die Presse und die mit ihr verwandten Werkzeuge gelte als Regel, wie für andre Handlungen der Menschen, daß, wer durch ihren Gebrauch ein entgegenstehendes Recht Anderer verletzt hat, den dadurch verursachten Schaden vergüten und die im Gesetz ausgesprochene Strafe leiden muß.

Die Rechte, die durch den Gebrauch der Presse und andrer ihr ähnlichen Werkzeuge verletzt werden können, sind entweder öffentliche oder Privatrechte, Rechte des gemeinen Wesens, oder Rechte einzelner Staatsgenossen.

Die Verbrechen oder Vergehen, die durch den Gebrauch der Presse lediglich begangen werden können, sind daher entweder öffentliche Vergehen oder Vergehen gegen Private. Als eine Bürgschaft, daß man durch den Gebrauch der Presse keine Rechte verletzen wolle, weder öffentliche noch Privatrechte, als ein Mittel, welches dem durch die Presse wirklich Verletzten, es sei der Staat selbst oder ein Individuum, die Möglichkeit der Genugthuung sichern oder doch erleichtern soll, haben alle bisherigen Gesetzgebungen das Verbot des anonymen Drucks angesehen. Damit eine Schrift nicht anonym sei, wird gewöhnlich erfordert, daß auf dem Titel derselben mit Bezeichnung des Wohnorts entweder der Verfasser oder der Verleger oder wenigstens der Drucker genannt und die Jahreszahl des Druckes angeführt sei. Eine Druckschrift, welche diese Bedingungen nicht erfüllt, wird für anonym angesehen. Der Druck und die Verbreitung in diesem Sinn anonymer Schriften wird von den Gesetzgebungen ohne Rücksicht auf den Inhalt für ein Vergehen erklärt, und als

solches einer härteren oder gelinderen Strafe unterworfen.

Als ein wohlthätiges Schutzmittel gegen muthwillige Kränkung der öffentlichen oder Privatrechte durch das Werkzeug der Presse möge auch unser Gesetz die Bestimmung aufnehmen, daß es verboten sei, in dem vorher entwickelten Sinn anonyme Schriften zu drucken oder zu verbreiten. Auf die Uebertretung des Verbots möge es eine Strafe setzen, welche mit dem Reize zum Vergehen in Verhältniß steht, so viel sich nämlich ein solches Verhältniß für alle künftigen möglichen Fälle annähernd ausmitteln läßt.

Auf welche Weise können aber Rechte des Staats oder der Staatsgenossen durch den Gebrauch der Presse verletzt werden? Oder mit andern Worten: Welche Aeußerungen in Druckschriften, welche bildliche Vorstellungen sind als Verletzungen des öffentlichen oder Privatrechts, demnach als Vergehen zu betrachten?

Die Beantwortung dieser Frage bietet die größten Schwierigkeiten dar.

Der Verletzungen des öffentlichen Rechts sind mannichfache gedenkbar. Der Hauptfehler der meisten bisherigen Gesetzgebungen über die Presse bestand darin, daß sie den Begriff der Verletzungen des öffentlichen Rechts über Gebühr und Maaß ausgedehnt, und manche Aeußerungen in Druckschriften unter das Schwert des Strafgesetzes gestellt haben, welche der Natur der Sache nach als erlaubt und daher als schuldlos angesehen werden müssen. Dadurch wird bewirkt, daß, wie ein geistvoller Schriftsteller gesagt hat, die Preßfreiheit, welche diese Gesetze gewähren, einem goldenen Apfel gleicht, der wohl das Auge ergötzt und zum Genuß einladet, dessen aber der Mund sich enthalten muß, weil er, innen faul, dem Gaumen nur Asche und Moder darbietet.

Die Aufgabe einer vernünftigen Gesetzgebung wird sein, aus der Sphäre der Verletzungen des öffentlichen Rechts durch das Werkzeug der Presse alle diejenigen Rubriken auszuscheiden, welche der Natur der Dinge nach nicht hineingehören, und nur dasjenige stehen zu lassen, was unzweifelhaft für eine Verletzung des gemeinen Wesens gelten kann; dahin können gerechnet werden:

Unzweideutige Aufforderungen zur Empörung, zum Umsturz der Verfassung, oder zur Widersetzlichkeit gegen die bestehende verfassungsmäßige Gewalt; Angriffe auf die persönliche Ehre des Staatsoberhaupts. Nicht das strenge Recht gebietet, aber die Staatsklugheit muß anrathen, besonders in einem kleinen Staate, daß auch Angriffe auf die persönliche Ehre auswärtiger Regenten den Verletzungen des öffentlichen Rechts beigezählt werden. In Deutschland mag es aus dem Bundesverhältniß sich ergeben, daß die persönliche Ehre aller Regenten der Bundesstaaten unter dem Schutz des öffentlichen Rechts in den einzelnen Staaten des Bundes gestellt werde. Die meisten Gesetzgebungen rechnen auch Angriffe auf die Religion unter die Verletzungen des öffentlichen Rechts.

Eigentlich bedarf die Religion keines äußeren Schutzes von Seiten des Staats. Sie steht in ihrer Heiligkeit hoch erhaben über allem irdischen Thun und Treiben. Der Schmutz der Erde kann die himmlische Reinheit ihres Wesens weder erreichen noch trüben. Auch ist nicht zu verkennen, daß alles, was das Gesetz zum Schutz der Religion gegen Preßfreiheit verordnen kann, seiner Natur nach in unbestimmten Ausdrücken gefaßt sein muß. Daraus aber folgt unvermeidlich, daß der Verfolgungssucht und dem Hang zur Verketzerung ein weites Feld geöffnet wird. Religiöser Fanatismus und finsterer Aberglaube werden sich stets geneigt fühlen, selbst gegen die bescheidensten Forschungen des freimüthigen Denkers als gegen Angriffe auf die Heiligkeit der Religion das Schwert des Gesetzes anzurufen. Priesterstolz und Priesterherrschsucht haben von jeher ihre Sache für die Sache der Religion ausgegeben. Jedes Wort, das in dem Preßgesetz zum Schutz der Religion selbst gegen unwürdige Angriffe steht, wird von ihnen als ein willkommenes Mittel angesehen werden, um alle Donner der strafenden Gerechtigkeit auf die Häupter der Verwegenen zu schleudern, die sich erkühnen möchten, die persönliche Heiligkeit mancher Diener des Altars dem leisesten Zweifel bloß zu stellen.

Wenn es gleichwohl unvermeidlich ist, die Religion in dem Preßgesetz zu erwähnen, so möge die Bestimmung ungefähr so lauten: „Es soll verboten und strafbar sein, drucken zu lassen oder durch den Druck zu verbreiten, was die klare unzweideutige Absicht zeigt, die Würde und das Ansehen der im Staate geduldeten positiven Religionen anzugreifen oder zu zerstören."

Gleicher Unbestimmtheit und somit gleicher Gefahr der gemißbrauchten Anwendung in boshafter verfolgungssüchtiger Absicht ist nothwendig alles unterworfen, was zum Schutze der guten Sitten im Preßgesetz verfügt werden kann. Gleichwohl ist es unerläßlich, auch der öffentlichen Moral zu erwähnen und festzusetzen, daß alle unzweideutige Angriffe auf sie verboten und strafbar sein sollen.

Dagegen wird ein vernünftiges Preßgesetz, das sein Ziel, nämlich die Freiheit der Presse, zu sichern und ihren verfassungsmäßigen Gebrauch

festzustellen, nicht selbst zerstören will, als Verletzung des öffentlichen Rechts nicht anführen dürfen:

Die Aufstellung aller und jeder blos theoretischen Ansichten und Meinungen, sowohl aus dem Gebiete der Staatswissenschaften, als aus dem Umfang aller übrigen Zweige des menschlichen Wissens.

Die Beurtheilung und den Tadel der Handlungen und Maaßregeln auswärtiger Regierungen. Jedes Gesetz, das diese Befugnisse verpönt oder auch nur einschränken will, wird statt der Freiheit Knechtschaft des Gesetzes, statt des lebendigen Aufschwungs stumpfe Unbehülflichkeit der öffentlichen Meinung herbeiführen. Ein solches Gesetz wird in den meisten Fällen nachtheiliger wirken als selbst die den Geist bevormundende Censur bisher da gewirkt hat, wo man sie mit weniger Liberalität zu handhaben verstanden hat.

Jeder Mensch hat ein unbestreitbares Recht auf Erhaltung seiner äußern Ehre und seines guten Namens, soweit er nämlich nach seiner Individualität nach seinem Betragen und seinen Sitten, auf äußere Ehre und guten Namen Anspruch machen kann. Dieses Recht auf Ehre und guten Namen ist durch den Gebrauch der Presse der empfindlichsten, ausgedehntesten und dauerndsten Kränkung ausgesetzt. Es ist daher eine unzweifelhafte Pflicht des Staats, dieses Recht seiner Bürger gegen Antastungen durch den Gebrauch der Presse zu schützen, sowie er es gegen mündliche Verletzungen durch Strafgesetze gegen Injurien schützt. Diesen Schutz soll oder darf aber der Staat nicht so gewähren, daß er der Rechtsverletzung durch zuvorkommende Maaßregeln verhindernd vorbeugen will. Er soll vielmehr die That abwarten. Erst wenn sie vollbracht ist, soll die richterliche Gewalt einschreiten, den ungerechten Angreifer strafen und dem Beschädigten Ersatz seines Schadens zuerkennen.

In demselben Verhältniß, wie die gedruckte Injurie leichter verbreitet werden kann als die bloße mündliche oder geschriebene, in demselben Verhältniß wie die gedruckte dauernder, also kränkender ist als die mündliche, in dem nämlichen Verhältniß muß der Schutz des Staates auch kräftiger sein. Die Strafe für die gedruckte Verletzung der persönlichen Rechte eines Andern muß weit strenger sein als für eine gleiche blos schriftliche oder mündliche Injurie, damit das Maaß der Strafe auch wirklich für ein Mittel der Abschreckung vor dem Vergehen gelten könne.

Alle diese Sätze werden kaum von Jemandem in Zweifel gezogen; desto greller abweichend aber sind die verschiedenen Meinungen, desto schneidender wird der Widerspruch, wenn von der Beantwortung der Frage die Rede ist:

Was ist die Verletzung des persönlichen Rechts auf Ehre durch die Presse? Was ist also erlaubt, von Andern drucken zu lassen, und was ist von Andern drucken zu lassen verboten?

Eine der zwei verschiedenen Hauptmeinungen beantwortet die Frage so: Ich darf von Andern durch den Druck bekannt machen, was mir beliebt, Thatsachen, Handlungen, Verhältnisse, Eigenschaften, gleichviel, ob diese Bekanntmachung dem Andern unangenehm, kränkend, seiner Ehre nachtheilig und auch in andern Beziehungen schädlich ist oder nicht, sobald das Angeführte oder Behauptete nur wahr ist, und von mir auf erhobene Klage des Andern vor Gericht als wahr erwiesen werden kann. Nach dieser Ansicht habe ich unter allen Umständen nur ein Recht ausgeübt, und kann daher nie vor Gericht in Anspruch genommen, nie bestraft, nie zum Schadenersatz verurtheilt werden, wenn ich nichts als die gerichtlich erweisbare Wahrheit gesagt und durch den Druck verbreitet habe.

Die andre Hauptmeinung hält den Beweis der Wahrheit der angeführten Thatsachen oder aufgestellten Behauptungen nicht in allen Fällen für allein hinreichend, um mich gegen die Klage wegen Verletzung der Privatrechte eines Andern durch den Gebrauch der Presse zu schützen. Sie verlangt auch von mir, ich solle nachweisen, daß die Thatsache, die ich von einem Andern angeführt, das Verhältniß, das ich aufgedeckt, die Eigenschaft, die ich beurtheilt, in irgend einer Beziehung zu der Sphäre meiner eigenen Rechtsverhältnisse stehe. Sie will mir den Beweis der Wahrheit nur dann gestatten, wenn ich einen solchen Zusammenhang mit der Sphäre meiner eigenen Rechtsverhältnisse nachweisen kann. Sie will mich hingegen nicht zum Beweise der Wahrheit zulassen, sondern den bloßen Akt der Bekanntmachung durch die Presse als einen widerrechtlichen Eingriff in die Rechtssphäre eines Andern ahnden, wenn ich nicht das thun kann, daß die Thatsache, das Verhältniß, die persönliche Eigenschaft des Andern, deren öffentliche Bekanntmachung oder Beurtheilung seiner äußern Ehre nachtheilig ist, in irgend einer Beziehung zu meinen eigenen Rechtsverhältnissen stehe.

Diese Meinung unterscheidet demnach verschiedene Fälle. Sie läßt den Beweis der Wahrheit zu, oder mit andern Worten, sie gestattet, daß die Klage wegen Verletzung des persönlichen Rechts eines Andern durch den Gebrauch der Presse niedergeschlagen werde durch den Beweis der Wahrheit des Gesagten:

Wenn die Beschuldigung irgend eine öffentliche Handlung eines Staatsmanns berührt.

Wenn sie zwar nicht auf eigentliche Amtshandlungen der Staatsbeamten geht, aber doch auf solche Handlungen oder Verhältnisse derselben, die mit der nothwendigen Behauptung ihres persönlichen Ansehens unverträglich sind, also in besonderer Anwendung für unsern Staat auf solche Handlungen oder Verhältnisse, die nach den Bestimmungen unsers Dieneredikts vom 30. Januar 1819 zur Entlassung im administrativen Wege führen können.

Wenn die Beschuldigung auf eine solche Handlung geht, welche nach den Bestimmungen des bestehenden peinlichen Rechts ein Verbrechen ist, ohne Unterschied, ob der Beschuldigte ein öffentlicher Beamter oder ein bloßer Privatmann ist;

Wenn die Beschuldigung oder die Bekanntmachung solche Thatsachen oder Privathandlungen eines Andern betrifft, die mit meinen privatrechtlichen Verhältnissen in Beziehung stehen.

Diese Meinung läßt aber den Beweis der Wahrheit nicht zu, sondern untersagt die bloße Thatsache der öffentlichen Bekanntmachung und straft das Ueberschreiten des Verbots als Preßvergehen ohne Rücksicht auf die Wahrheit oder Unwahrheit des Bekanntgemachten, wenn von reinen Privathandlungen oder Verhältnissen Andrer die Rede ist, wovon ich irgend eine Beziehung zu der Sphäre meiner eigenen Rechtsverhältnisse nicht darzuthun vermag.

Die erste der beiden widerstreitenden Ansichten empfiehlt sich auf den ersten Blick durch das Interesse, das jedes gutgeartete Gemüth an der heiligen Sache der Wahrheit nimmt. Ihre Vertheidiger rechtfertigen sie:

Durch die Behauptung, daß jede wahre Thatsache ein Gemeingut der menschlichen Gesellschaft sei, und Niemand durch irgend ein Gesetz gehindert werden dürfe, die Wahrheit zu erkennen und die erkannte zu verbreiten;

Durch die unveräußerlichen Rechte der Geschichte, welche ganz und gar aufgeopfert würden, wenn es nicht erlaubt wäre, Privatverhältnisse und Handlungen der Menschen öffentlich zur Sprache zu bringen.

Dem ersten Grunde aber steht die Betrachtung entgegen, daß das Mittel zur Erforschung und Verbreitung der Wahrheit nicht zugleich ein Mittel sein soll und darf zur unheilbaren Verletzung des Rechts anderer Menschen auf Erhaltung ihrer äußeren Ehre.

Dem andern Grunde aber, welcher von den Rechten der Geschichte hergenommen wird, entziehen die Vertheidiger dieser Meinung selbst den besten Theil seiner Kraft, indem sie für die Person des Regenten eine Ausnahme von dem Rechte, jede Wahrheit zu erforschen, und jede erkannte Wahrheit zu verbreiten, gestatten wollen. Das Recht der ewigen Wahrheit geht weit über die Rechte jeder sterblichen Person. Wenn hier das Interesse der Wahrheit allein entscheiden soll, so darf für Niemanden, selbst nicht für die Oberhäupter der Staaten, eine Ausnahme von ihren ewigen Gesetzen gestattet werden.

Mit den Rechten und Interessen der Geschichte, welche in der That keine anderen sind als die Rechte und Interessen der ewigen Wahrheit, verträgt sich die Ausnahme zu Gunsten des Regenten durchaus nicht. Dem Reich der Geschichte gehören nicht die Privatpersonen an, die ihr dunkles Leben in bedeutungsloser Stille hinbringen. Ihrem Richterspruche fallen die öffentlichen Charaktere anheim, die auf dem großen Schauplatz des öffentlichen Lebens handelnd auftreten.

Von allen öffentlichen Charakteren gehören dem Reich der Geschichte aber am meisten an die Könige und Fürsten, weil ihr Standpunkt der höchste, der Kreis ihres Handelns der ausgedehnteste ist. Die staatsrechtliche Fiction, daß der Regent nicht selbst handle, sondern nur wie ein Wesen höherer Art über den Ereignissen stehe, ist blos aus der Natur der repräsentativen Verfassung entsprungen, hat nur da Bedeutung, wo solche Verfassungen bestehen, und gilt nur, wo von der Anwendung ihrer Grundsätze auf die Verhältnisse des äußern Lebens, z. B. von der Verantwortlichkeit, die Rede ist.

In den freien Räumen der Geschichte hat sie keine Bedeutung. Hier gilt der Mensch nur, was er war, hier fällt das Urtheil über ihn nur nach dem wahren Werth seines Handelns und Wirkens aus. Welche traurige, unwürdige Geschichte wäre das auch, der das Gesetz über die Verantwortlichkeit den Mund über die Könige verschlossen hielte, die nur über die geringeren Häupter ihr Urtheil fällen dürfte, und an den höchsten mit stummer Ehrfurcht schweigend vorübergehen müßte!

Die Vertheidiger der entgegengesetzten Meinung, welche bei der für die Ehre Andrer nachtheiligen Bekanntmachung von reinen Privathandlungen und Verhältnissen den Beweis der Wahrheit nicht zulassen will, nehmen ihre Gründe hauptsächlich von den Betrachtungen legislatorischer Klugheit her. Sie wollen die Ehre der Bürger nicht ohne Gewinn für das öffentliche Wohl in Gefahr stellen. Sie wollen die Ruhe der Familien, den Frieden der Ehen, die Ehre der Frauen nicht boshafter Verläumdungssucht rettungslos preisgeben. Sie nehmen an, daß Männer, die durch Talent und Verdienst hoch im öffentlichen Leben stehen, Seelenstärke genug besitzen sollen, um sich über

die Angriffe der Verläumdung hinwegzusetzen; daß es auch den ausgezeichnetsten Menschen heilsam sein kann, aus halbwahren Beschuldigungen, aus der entstellten oder übertriebenen Darstellung von Thatsachen aus ihrem Privatleben zu vernehmen, was daran zu ändern ihnen die Klugheit gebieten mag, daß endlich Männern, die in der Gesellschaft so hoch stehen, nur dann geziemt, die Hülfe der Gerichte nachzusuchen, wenn sie wirklich ehrenrühriger, herabwürdigender Handlungen bezüchtigt werden, daß aber alsdann die Erhaltung ihrer Ehre ihnen dringend gebietet, den Beweis der Wahrheit der Anschuldigung vor Gericht zu fordern, nicht ihn niederzuschlagen.

Die Vertheidiger jener Meinung wissen aber auch, daß die große Mehrzahl der Menschen im Staate ihr Leben auf einer niedern Stufe hinbringt, daß es für diese Geringeren im Volke keine höheren Güter giebt als den Frieden in ihren häuslichen Verhältnissen, den stillen, ruhigen Besitz ihres bürgerlichen guten Namens. Sie halten es für eine der heiligsten Pflichten des Staats, diese unschätzbaren Güter seiner friedlichen Bürger gegen die Pfeile giftiger Verläumdungssucht zu bewahren. Sie finden keine hinreichende Beruhigung in der Einwendung, daß ja die Anschuldigung bewiesen werden müsse, und wenn der Beweis nicht geführt wird, als Verläumdung der Ahndung des Gesetzes anheimfalle. Sie finden die Gefahr für die Gesellschaft nicht sowohl darin, daß sonst unbescholtene, der Achtung ihrer Mitbürger genießende Menschen durch Aufdeckung wahrer Thatsachen aus ihrem Privatleben, durch Enthüllung wirklich bestehender oder früher bestandener Verhältnisse um ihre äußere Ehre gebracht werden können, wie gering auch immer in den meisten Fällen die Ausbeute für das öffentliche Wohl, und wie empfindlich oft der Nachtheil davon sein mag. Sie finden, abgesehen von der großen, oft durch nichts zu ersetzenden Unannehmlichkeit, mit einem Verläumder vor Gericht gestanden zu sein, und das Verfahren über den Beweis, den er für die angebliche Wahrheit seiner Anschuldigungen versucht hat, ausgehalten zu haben; sie finden, sage ich, die größere Hälfte der Gefahr für die Ehre der Staatsgenossen und den Frieden der Familien in der Art, wie für eine wissentlich falsch aufgestellte Thatsache ein Beweis unternommen und geführt werden kann. Sie finden den höchsten Gipfel des Uebels darin, daß ein Mensch seinen Nachbar mit wissentlicher Erdichtung einer schlechten Handlung beschuldigen, daß er in der vollen Ueberzeugung von der Falschheit seiner Anklage den Beweis dafür unternehmen, damit durchfallen und gestraft werden, und doch seinen Zweck erreicht haben kann, den Zweck nämlich, den fälschlich Angeschuldigten in der öffentlichen Meinung zu beschimpfen und ihm somit mehr Uebels zuzufügen, als der wissentlich falsche Ankläger zu dulden hat. Sie sehen die Gefahren für die Unschuld noch höher gesteigert, wenn der Urheber der Verläumdung mit noch schlauerer Bosheit zu Werke geht, wenn er für die Aufstellung der falschen Anschuldigung irgend einen feilen Menschen dingt, der für ein gutes Stück Geld die Strafe der Verläumdung auf sich nimmt, und wenn der Urheber sich selbst die unschuldige Rolle eines Beweiszeugen vorbehält.

Diesen Vertheidigern der Meinung, daß der Beweis der Wahrheit der Thatsache nicht in allen Fällen zugelassen werden könne, wird von den Anhängern der entgegengesetzten Meinung der Einwurf gemacht: Wenn man einmal nicht verhindern könne, daß eine kränkende Sache gedruckt werde, so helfe die Nichtzulassung des Beweises zu nichts. Die Beschimpfung liege in der ersten Bekanntmachung, nicht in dem ferneren Verlauf der Sache. Hierauf ist die Antwort in der That nicht schwer. Wer ganz zuverlässig weiß, daß einer ehrenkränkenden Bekanntmachung von reinen Privathandlungen oder Verhältnissen eines Andern eine nicht gelinde Strafe auf dem Fuße folgt, daß alle Prozeßkünste zu nichts helfen, daß es ihm nicht vergönnt ist, seinen Feind in ein an sich schon demüthigendes gerichtliches Verfahren zu verstricken, daß keine Hoffnung vorhanden ist, den Feind durch die Details einer an sich zwar mißlingenden Beweisführung zu beschimpfen, und dem öffentlichen Hohn preiszugeben, oder gar durch die Hinterthüre einer sogenannten halben Beweisführung zu entschlüpfen, dem wird die Lust vergehen, unter seinem Namen Schmähreden drucken zu lassen. Er wird entweder ganz schweigen, oder, wenn sein Drang unwiderstehlich ist, sich hinter den Schild der Anonymität verkriechen, was doch, der Beweis mag zuläßig sein oder nicht, immer möglich bleibt. Einige Beispiele von rücksichtsloser Strenge in der Anwendung des Gesetzes werden indeß auch hier ihre wohlthätige Wirkung nicht verfehlen. — Der Meinung, daß der, welcher seinen Nächsten durch Bekanntmachung von reinen Privathandlungen oder Verhältnissen öffentlich zu kränken unternommen hat, mit dem Beweis der Wahrheit des Angeführten nicht angehört werden, sondern durch seine bloße Handlung für sich der Strafe des Gesetzes verfallen sein solle, stehen zwei große Autoritäten zur Seite:

1) Die Gesetzgebung, die über diesen Punkt in dem Mutterlande der freien Presse, in England, besteht.

2) Die neueste Gesetzgebung Frankreichs über die Presse, welche mit ausdrücklicher Anerkenntniß des brittischen Vorbildes und seiner Vernunftmäßigkeit im Laufe des verflossenen Frühlings durch gemeinsames Wirken der Regierung und beider Kammern zu Stande gekommen ist.

Ihre Commission, meine Herren! hat beide widerstreitende Ansichten auf das Sorgfältigste geprüft, und sich eifrig bemüht, den Vereinigungspunkt zu finden, von welchem aus sie die Rechte der Wahrheit und der Geschichte retten, und doch zugleich der Ehre der Staatsgenossen und dem Frieden der Familien den unerläßlichen Schutz gegen die Angriffe der Bosheit und Rachsucht gewähren könne.

Aus dem Kampfe der Meinungen ging endlich die Ansicht hervor, daß das Gesetz den Beweis der Wahrheit nicht zulassen wolle, wenn die Anschuldigung oder beleidigende Bekanntmachung in Zeitungsblättern oder Flugschriften erschienen ist; daß aber der Beweis der Wahrheit unternommen werden dürfe, wenn der Inhalt eines Buches oder einer größern Druckschrift von wenigstens zehn Bogen einem Privatmann Stoff zur Anstellung der Klage wegen Verläumdung durch Mißbrauch der Presse gegeben hat.

Die Gründe dieser Unterscheidung leuchten in die Augen. Wer blos schreiben will, um Individuen wehe zu thun, der wird sich nicht leicht dazu entschließen, die Mühe der Verfassung eines Buches oder einer größern Schrift zu übernehmen. Sind ihm die periodischen Blätter verschlossen, und kann er seine Galle nicht in Flugschriften niederlegen, ohne unausbleibliche Strafe erwarten zu müssen, so ist für die Ruhe und Ehre Anderer nicht viel von ihm zu fürchten. Wer sich aber auf einen höhern Standpunkt gestellt und dem Dienst der Wissenschaften geweiht hat, von dem darf in der Regel nicht besorgt werden, daß er auf die Verletzung der Ehre seiner Mitbürger ausgehe. Gegen seine schriftstellerische Thätigkeit bedarf die bürgerliche Gesellschaft jener Bürgschaft nicht, welche ihr gegen die Verfasser von flüchtigen Zeitungsartikeln und ephemeren Pamphleten von nöthen ist.

Dieser Ansicht steht das Verbot der Verfassung und Verbreitung von anonymen Druckschriften als unterstützende Analogie zur Seite. Denn auch die Anonymität ist nicht untersagt aus dem Gesichtspunkte der Erforschung der Wahrheit der Thatsache, für welchen Zweck es vielmehr ganz gleichgültig ist, ob Verfasser, Verleger und Drucker sich nennen oder nicht, sondern aus dem Gesichtspunkte der unerläßlichen Beschützung der öffentlichen und Privatrechte gegen Verläumdung und Bosheit.

Nachdem wir so die Ansichten darüber festgestellt haben, was zu drucken erlaubt sein soll, und was nicht, bleibt mir noch übrig, einen prüfenden Blick auf vier besondere Punkte zu richten:

1) Die Frage, ist für Zeitungen und politische Zeitschriften eine eigene Gesetzgebung nothwendig, oder genügt es auch für diese Gattung von Druckschriften an der allgemeinen Gesetzgebung über die Presse, ist schon oft aufgestellt und sehr verschieden beantwortet werden. Manche Stimmen fordern über diese politische Tagesschriftstellerei ausnahmsweise die fortdauernde Censur, weil — sagen sie — die Regierungen die öffentliche Meinung leiten müssen, nicht sich dem ungewissen Lauf dieses rastlos bewegten Stromes sorglos anvertrauen könnten. Die so reden, thun nur ihre gänzliche Unkunde des Gegenstandes kund. Nicht leiten sollen die Regierungen die öffentliche Meinung wollen, sondern sie sollen aufmerksam sein auf die Stimme ihrer geheimnißvollen Macht, sie sollen ihre Aussprüche vernehmen, und darnach ihre eigenen Maßregeln sorgfältig prüfen und abmessen. Ihre eigene Meinung kennt die Regierung. Es ist weder nöthig noch nützlich, daß sie Tag für Tag nichts als das tausendstimmige Echo ihrer eigenen Meinung vernehme. Wenn gewisse Ansichten der Regierung irrig, wenn manche ihrer Maaßregeln verderblich sind — und wer möchte die Möglichkeit des Gegentheils behaupten? — so können solche akustische Kunststücke nur dazu dienen, die Irrthümer zu befestigen und die Uebel, welche daraus entspringen ins Unendliche zu vervielfältigen. Weder das gemeine Wesen hat Vortheil davon, noch die Regierungen selbst, wenn diese in den Zeitblättern nichts zu hören bekommen als den Wiederhall ihrer eigenen Ansichten. Die strenge Kritik soll sich darin vernehmen lassen, selbst scharfer, ja kecker Tadel muß laut werden dürfen. Eine vernünftige Regierung — und jede andre ist dem öffentlichen Interesse ohnedies zuwider — wird dadurch nichts an ihrem Ansehen verlieren. Das gemeine Wesen aber muß nothwendig dabei gewinnen, wenn durch freimüthige Kritik ihrer Maaßregeln der Regierung neue Gesichtspunkte eröffnet werden, die ihr früher entgangen sein können, und sie so in den Stand gesetzt wird, Alles zu prüfen und das Beste zu behalten. Je höher die politische Entwickelung eines Volkes steigt, einen desto höhern Grad von Wichtigkeit erlangen die politischen Zeitschriften, desto allgemeiner und begieriger werden sie gelesen, und desto mehr verdrängen sie Werke von größerem Umfange aus der Theilnahme des Publikums. Wie gegründet auch immer die Besorgnisse sein mögen, welche manche Gelehrte aus dieser Richtung der

Geister für das Fortschreiten der ernsten gründlichen Wissenschaft schöpfen, die Richtung ist einmal vorhanden und läßt sich nicht abwenden, weil sie die nothwendige Wirkung der Entwickelung zum öffentlichen Leben ist. Manche wollen auch in großen selbstständigen Staaten den Zeitungen und Journalen die frische Lebensluft der Freiheit gönnen, in kleinen Staaten sie aber fortwährend in dem dumpfen Kerker der Censur gefangen halten, weil — sagen sie — die kleinen Staaten sich nicht dem Zorn der Mächtigen bloß stellen können, der durch die Keckheit der freien Rede so leicht gereizt werde. Es sind dies meist wohlmeinende, aber schwache Gemüther, deren geängstigte Phantasie den Horizont über uns stets mit diplomatischen Donnerwolken bedeckt sieht, die jeden Augenblick drohen, sich in Zornesgluthen auf unsre Häupter zu entladen. Ich habe schon früher bemerkt, daß eben, weil die Regierungen kleiner Staaten den Zorn der Mächtigen mehr zu scheuen haben als die großer, es ihnen doppelt angelegen sein muß, sich der lästigen Bürde der Verantwortlichkeit für jeden Buchstaben, der bei ihnen gedruckt wird, zu entladen.

Als ein Mittel, die Keckheit der politischen Zeitschriftsteller zu zügeln, hat man in der neuesten Zeit die Cautionen erfunden, und in der Freude über den schönen Fund die Summe dieser Cautionen auch sogleich über alles Maaß gesteigert. Wo man sich endlich nach langem Zögern dazu bequemen mußte, den politischen Schriftstellern das zweischneidige Schwert der Freiheit in die Hand zu geben, da fand man einige Beruhigung über die Gefahren, womit der mögliche Mißbrauch droht, nur in der Hinterlegung von höchst bedeutenden Kapitalien, wozu man die Eigenthümer der Journale zwingt. Es ist schon anderwärts gesagt worden, daß dies den Geist von dem Gelde abhängig machen und die Wahrheit auf der Börse verhandeln heißt.

Mögen Staatsregeln von so seltner Art auch in einem Lande nöthig und nützlich sein, wo alle Elemente des öffentlichen Lebens in furchtbarer Gährung aufgeregt sind; in dem ruhigen, zu seiner politischen Entwickelung in gemessener Bewegung fortschreitenden Deutschland wäre sie widersinnig.

Als Bürgschaft für die Einbringlichkeit der Strafen, wozu die Eigenthümer der Zeitschriften künftig verurtheilt werden können, scheinen die Cautionen bei uns überflüssig. Sollen sie aber als Mittel dienen, die Unternehmung von Zeitschriften zu erschweren, so scheinen sie durchaus verwerflich, als ein neues Experiment in der alten Kunst, nur zum Schein zu gewähren, und mit der einen Hand wieder zurück zu nehmen, was die andere gegeben hat. Unser Preßgesetz wird unbedenklich aussprechen dürfen, daß jeder Staatsgenosse befugt sei, ohne besondere Staatsbewilligung oder die Erfüllung anderer lästigen Bedingungen, die Herausgabe von Zeitungen oder andern periodischen Schriften zu unternehmen. Daß die Herausgeber solcher Blätter an die genaue Beobachtung der allgemeinen Vorschrift des Preßgesetzes gebunden seien, wird keiner besondern Erwähnung bedürfen.

2) Verantwortlich für den Inhalt einer Druckschrift ist der Natur der Sache nach zuvörderst der Verfasser, wenn er genannt ist. Hat er sich nicht genannt, was das Gesetz gestatten muß, so trifft die Reihe der Verantwortlichkeit den Verleger. Ist auch dieser auf der Schrift nicht genannt, was ebenfalls erlaubt sein muß, so trifft die Verantwortlichkeit immer in gleichem Maaße den Drucker.

Tritt nach diesen Grundsätzen die Verantwortlichkeit des Verfassers in Wirksamkeit, so müssen Verleger und Drucker frei ausgehen. Muß das Gesetz sich an den Verleger halten, weil der Verfasser unbekannt ist, so muß der in der Reihe der Verantwortlichkeit hinter dem Verleger stehende Drucker wieder frei ausgehen, so daß diesen die Schuld nur dann trifft, wenn Verleger und Verfasser nicht genannt sind.

Von diesen Sätzen mag der einzige Fall ausgenommen werden, wenn der Inhalt einer Schrift unzweideutig aufrührerisch ist. Hier mag alle drei, Verfasser, Verleger und Drucker, gleiche Strafe treffen.

Für den Inhalt einer Zeitschrift kann und soll der Herausgeber, der immer bekannt sein muß, allein verantwortlich sein. Den Verlegern, Druckern, Verfassern oder Einsendern einzelner Artikel braucht kein Theil an der Schuld zugemessen zu werden, den einzigen Fall ausgenommen, wenn der Inhalt eines Artikels unzweideutig aufrührerisch ist. Hier mag das Schwert des Gesetzes alle Häupter der Theilnahme treffen.

Wenn vor Gericht von der Verantwortlichkeit eines bekannten inländischen Verfassers oder Verlegers die Rede ist, so kann es natürlich keinen Unterschied bewirken, ob die Schrift im Lande oder außer dem Lande gedruckt ist.

Wenn falsche Namen auf dem Titel einer Druckschrift angegeben werden, so muß dies eben so angesehen werden, als ob die Schrift anonym wäre. Der überwiesene Verleger, Drucker und Verbreiter solcher verfälschten Druckschriften müssen daher gleicher Strafe unterliegen, wie die Verleger, Drucker und Verbreiter anonymer Druckschriften.

Die eigenthümlichen Verhältnisse des deutschen Buchhandels erfordern einige besondere

Rücksichten von der Gesetzgebung über die Presse in Deutschland.

Der Strenge nach könnte man sagen, der Buchhändler sei verantwortlich für den Inhalt aller Schriften, die er verkauft. Diese Bestimmung des Gesetzes würde aber die ganze Natur des gegenwärtigen deutschen Buchhandels vernichten. Kein Buchhändler ist im Stande, sich mit dem Inhalte der zahllosen Schriften, die ihm zum Verkauf zugesandt werden, bekannt zu machen.

Er kann daher nicht dafür verantwortlich sein, oder muß den Verkauf aufgeben. Der Ausweg, den man schon versucht hat, daß der Buchhändler die ihm zum Verkauf zukommenden Schriften der ihm vorgesetzten Polizeibehörde vorlegen und der Verkauf erst beginnen soll, wenn er von dieser Behörde die Genehmigung dazu erhalten hat, führt zu Nichts. Die Behörden haben noch weniger Zeit als die Buchhändler, die Fluth von neuen Druckschriften durchzulesen, die jeder Posttag herbeiführt. Mit Rücksicht auf die einmal bestehenden Verhältnisse des deutschen Buchhandels, die ohne höchst empfindlichen Nachtheil für den gegenwärtigen Stand und das Fortschreiten der Nationalbildung keine Veränderung erleiden können, wird jedes Gesetz über den Gebrauch der Presse in Deutschland die Bestimmung aufnehmen müssen, daß die Buchhändler nicht verantwortlich sein sollen für den Inhalt solcher Druckschriften, die sie auf dem Wege des ordentlichen Buchhandels beziehen, mit Ausnahme der anonymen Schriften (in dem früher entwickelten Sinn), deren Verbreitung ihnen ganz untersagt sein soll, widrigenfalls sie als Theilnehmer angesehen und bestraft werden sollen.

Hat die competente Behörde durch rechtliches Urtheil entschieden, daß eine Druckschrift nicht weiter verbreitet werden soll, so versteht es sich von selbst, daß kein inländischer Buchhändler sie ferner absetzen darf, ohne als Mitschuldiger des Preßvergehens in Verantwortlichkeit und Strafe zu verfallen.

Daß für die Klage wegen Rechtsverletzung durch den Gebrauch der Presse eine Verjährungszeit bestehen müsse, wie für jede andere Klage, leuchtet von selbst ein. In der Natur der Sache scheint es zu liegen, daß der Termin der Verjährung nicht zu weit hinausgesetzt sein dürfe. Der Zeitraum eines vollen Jahres, vom ersten Tage der Verbreitung der Schrift an gerechnet, scheint allen billigen Ansprüchen des öffentlichen und Privatrechts Genüge zu leisten.

3) Dem ersten flüchtigen Blicke leuchtet es ein, daß es keiner Gesetzgebung möglich ist, das Maaß der Strafe voraus genau zu bestimmen, welches jedes einzelne Vergehen durch den Mißbrauch der Presse treffen soll.

Für die Grade des Vergehens giebt es eine unendliche Skale des Mehr oder Minder.

Daher müssen auch die Strafsätze einer Mehrung oder Minderung, je nach der Beschaffenheit des Falles, fähig sein. Das Gesetz kann nicht mehr thun als die Gattungen der Strafe, das Maximum und das Minimum für jede dieser Strafgattungen, festzusetzen. Das Uebrige muß es der Beurtheilung verständiger und billiger Richter überlassen. Im Allgemeinen wird man blos feststellen können:

Da der Reiz zum Mißbrauch der Presse stark ist, da die Uebel, welche dem gemeinen Wesen wie den einzelnen Staatsgenossen durch diesen Mißbrauch zugefügt werden können, höchst empfindlich sein können, so dürfen die Strafen, deren Androhung und Vollstreckung jenen Reiz niederschlagen soll, nicht allzu gelinde sein. Uebel und Buße müssen in einem angemessenen Verhältniß stehen.

Wenn das Gesetz in den meisten Fällen sich nicht seiner Wirksamkeit selbst berauben will, so wird es nicht bei der bloßen Verhängung von Geldstrafen stehen bleiben dürfen, sondern es wird die absichtlichen Uebertreter nach der Verschiedenheit der Fälle zugleich mit längerem oder kürzerem Arrest bestrafen müssen.

Ist das durch das Werkzeug der Presse begangene Vergehen ein öffentliches, so müssen natürlich schwerere Strafen eintreten, als wenn das Vergehen blos gegen die Ehre von Privatpersonen gerichtet war. Hat eine Schrift den Aufruhr gepredigt, hat sie zur Widersetzlichkeit gegen die verfassungsmäßige Gewalt oder zum Umsturz der Verfassung aufgerufen, so müssen die Strafen des Hochverraths oder der Empörung die Urheber und Verbreiter treffen. Hat sie die persönliche Majestät des Regenten angetastet, so trete die Strafe der beleidigten Majestät ein. Hat sie sich endlich an der Ehre eines auswärtigen Regenten, an der Heiligkeit der Religion oder der öffentlichen Moral vergangen, so treffe eine angemessene peinliche Strafe den Urheber und die Verbreiter.

Von Schadenersatz wird bei Preßvergehen nur die Rede sein können, wenn sie gegen einzelne Personen gerichtet waren. Als feste Grundsätze werden in dieser Hinsicht gelten können:

Es muß außer der Ehrenkränkung noch eine wirklich zugefügte Beschädigung nachgewiesen werden können. Dieser Fall kann namentlich auch vorhanden sein, wenn Jemand den Namen eines Andern fälschlich auf eine Druckschrift oder ein Bild als Verfasser, Verleger, Drucker, Zeichner oder Kupferstecher gesetzt hat.

Der nachgewiesene Schaden muß von dem Angreifer dem Beschädigten vollständig vergütet werden.

Auf Schadenersatz zu klagen ist Niemand berechtigt als der Beschädigte selbst. Von Amtswegen ohne ausdrückliches Verlangen des Beschädigten kann der Richter darauf nicht erkennen.

4) Die Frage, meine Herren! wer über Preßvergehen richtet, und in welcher Form gerichtet werden soll, ist eine der wichtigsten, vielleicht die wichtigste von allen, denn von ihrer befriedigenden oder unbefriedigenden Lösung hängt es größtentheils ab, ob wir ein gutes Preßgesetz erhalten oder nicht, ob die längst ersehnte Freiheit der Presse uns ihre goldnen Früchte bringen wird, oder ob sie uns noch länger versagt bleiben sollen.

Sie haben gesehen, meine Herren! wie höchst schwierig es ist, durch gesetzgebende Verfügungen zu bestimmen, in wiefern eine Handlung überhaupt für ein Preßvergehen zu achten und daher strafbar, oder in wiefern sie für einen rechtmäßigen Gebrauch der Befugniß zur freien Gedankenäußerung zu halten und daher erlaubt sei.

Ihrem Scharfblick ist es nicht entgangen, daß das Mehr oder Minder der Strafbarkeit durch kein Gesetz für alle einzelnen Fälle vorausbestimmt werden kann, sondern daß der Grund der Strafbarkeit des einzelnen Falls jedesmal nach den besondern Verhältnissen ermessen werden muß; daß folglich das Gesetz sich darauf beschränken muß, den höchsten und den niedrigsten Grad der jedesmal zulässigen Strafe festzusetzen, daß aber die Bestimmung des Maaßes der Strafe im einzelnen Fall nothwendig der Einsicht des Richters überlassen bleiben muß.

Aus diesen Bemerkungen ergiebt sich von selbst, daß bei der Verwaltung keines andern Zweiges der öffentlichen Strafgewalt der Willkür des Richters mehr Spielraum gestattet ist als bei dem Urtheil über Preßvergehen. Wenn der Gebrauch dieser Willkür nicht in despotische Unterdrückung ausarten soll, so muß dieser Richter in einem ganz ausgezeichneten Grade verständig und einsichtsvoll sein. Er muß alle Beziehungen einer menschlichen Handlung aufzufassen verstehen, und mit sicheren Blicken in die geheimsten Falten des Herzens zu schauen wissen. Aber daran genügt es noch nicht. Er muß mit hohem Ernst und unerschütterlichem Sinn für die Heiligkeit des Rechts, des öffentlichen sowohl als des persönlichen, auch ein menschliches Herz verbinden. Er muß den sanften Regungen der Billigkeit nicht unzugänglich sein und den Kampf mit wenn auch tadelndem, doch theilnehmendem Gefühl zu überschauen wissen.

Die Zumuthung, den seltenen Verein solcher Eigenschaften bei jedem Individuum vorauszusetzen, dem die Regierung die Ausübung richterlicher Funktionen anvertrauen will, wäre in der That zu stark. Soll gegen die empörendste Willkür in der Handhabung des Preßgesetzes irgend eine Gewähr gegeben sein, so leuchtet es ein, daß die Strafgewalt niemals von einem einzelnen Richter ausgeübt werden darf, sondern nur einem Collegium von Richtern, einem förmlichen Gerichtshof, anvertraut werden darf.

Mit dieser Bestimmung ist aber noch nicht Alles gewonnen. Unter den Preßvergehen sind diejenigen, wenn auch nicht die häufigsten, doch die wichtigsten, welche in die Sphäre des öffentlichen Rechts verletzend eingreifen, und unter diesen sind wieder diejenigen für das öffentliche Wohl die bedeutendsten, welche rein politischer Natur sind.

Bei allen solchen Vergehen steht aber die Regierung, deren Aufgabe die Erhaltung der Verfassung, der Schutz der bürgerlichen Ordnung und des damit auf das Engste verbundenen Ansehens der Obrigkeit ist, dem Angeschuldigten als Partei gegenüber.

Von dem Leben in einem repräsentativen Staate sind politische Reibungen unzertrennlich. Der Regierung stellen sich Unzufriedene gegenüber. Diese sind der Natur der Sache nach zu scharfem Tadel der Staatsregeln der Regierung geneigt, und werden nicht selten von dem Stachel der Leidenschaft zu noch bedenklicheren Aeußerungen getrieben. Die Glieder der Regierungen, auch der gerechtesten und bestgesinnten, sind Menschen, und den Schwächen und Gebrechen der menschlichen Natur unterthan. Wenn sich die Gegner nicht verachten lassen, und das ist nicht bei allen thunlich, so gern es die Gewalt von sich zu rühmen pflegt, so setzt sich eine Empfindsamkeit an, die sich leicht, ihrer selbst unbewußt, hinreißen läßt, oft nur unbequeme Aeußerungen der Gegner für offenbare Angriffe auf das öffentliche Wohl, auf die Verfassung und das Dasein des Staates selbst zu nehmen. In solcher Lage der Dinge muß es für die Bürger des Staats im höchsten Grade bedenklich sein, die Strafgewalt gegen den Mißbrauch der Presse in der Hand von Männern zu sehen, mit deren Stellung zu der Regierung die öffentliche Meinung nie die Idee der vollkommenen Unabhängigkeit verbinden wird, nämlich in der Hand von Richtern, welche die Regierung anstellt und besoldet.

Der Gerichtshof, welcher berufen ist, über Preßvergehen zu entscheiden, daher oft in den Fall kommen kann, zwischen der Regierung und ihren Gegnern im Volke zu richten, muß aus

vollkommen unabhängigen Männern zusammengesetzt sein; er muß aus dem Volke selbst hervorgehen, er muß ein Tribunal von Geschwornen sein.

Nur einem solchen Tribunal wird in einem repräsentativen Staat die Strafgewalt über Preßvergehen mit vollem Vertrauen auf seine Unpartheilichkeit übertragen werden können.*

Man wende nicht ein, die neueste Geschichte eines benachbarten Staates (Frankreich) zeige, daß auch Geschwornengerichte sehr partheiisch sein können. Dort liegt das Uebel nicht in der Anstalt selbst, sondern in ihrer höchst verwerflichen Einrichtung.

Wenn in einem Staate der Krieg der Parteien aufs Heftigste entbrannt ist, wenn die oberen Stellen der Verwaltung fast ausschließlich mit Männern einer Partei besetzt sind, und diesen Verwaltungsbehörden das Recht eingeräumt ist, die Geschwornen zu ernennen, so wird das Geschwornengericht kaum minder partеiisch sein als diejenigen, deren Willkür es gebildet hat.

So ist es aber nicht gut, und so soll es nicht sein. Solche monströse Mißgeburten von Geschwornengerichten wollen wir bei uns nicht hoffen. Wir wollen diese Geschwornengerichte aus der freien Wahl des Volkes hervorgehen lassen. Einstweilen, bis das Gericht der Geschwornen für alle peinliche Sachen eingeführt ist, und die öffentliche Freiheit auf diese Anstalt als einen ihrer Grundpfeiler sich stützen kann, mögen die Wahlmänner unsrer Bezirke unsre Geschworne für Preßvergehen sein. Aus der Zahl der Wahlmänner des Bezirks, dem der Angeschuldigte angehört, werde das Gericht in die Zahl von zwölf Schöppen durch das Loos gebildet. Dem Kläger, sowie dem Beklagten stehe es frei, die aus der Urne emporsteigenden Namen ohne weitere Anführung eines Grundes zu verwerfen, bis nur noch zwölf Namen in der Urne zurück sind. Den Vorsitz bei diesem Gericht und die Leitung der Verhandlungen führe der Justizbeamte des Bezirks, in dem der Angeschuldigte wohnt. Ihm mögen noch die zwei Vorsteher der nächsten Bezirksämter zur Seite stehen. Wenn die Geschwornen über die That ihr Schuldig ausgesprochen haben, so bestimmen die Richter das Maaß der Strafe.

Es ist schon öfter behauptet worden, und ich trage kein Bedenken, aus vollem Herzen einzustimmen, daß Preßfreiheit ohne Geschworne weniger als eine halbe Freiheit und daß sie in vielen Fällen gefährlicher sei als Censur.

Wenn über Preßvergehen Geschworne urtheilen, so ergiebt sich daraus als nothwendige Folge:

Es kann nur das Verfahren einer Instanz stattfinden. Nur gegen den Ausspruch des Richters, der nach dem Erkenntniß des Schuldig das Maaß der Strafe festsetzt, sei Appellation an die höhere Gerichtsbehörde gestattet.

Es kann kein inquisitorisches Verfahren stattfinden, sondern die nothwendige Form der Verhandlung ist der Anklageprozeß.

Es muß daher ein öffentlicher Ankläger bestellt werden.

Dieser muß in allen Fällen, wo das öffentliche Recht durch den Mißbrauch der Presse, oder ihr verwandter Werkzeuge, verletzt erscheint, als Kläger auftreten.

Wo hingegen die Verletzung Privatrechte betrifft, darf sie der öffentliche Ankläger nicht verfolgen. Nur der Beleidigte selbst kann befugt sein, in solchen Fällen als Kläger aufzutreten.

Das Urtheil der Geschwornen muß in allen Fällen ohne den mindesten Aufschub in Vollzug gesetzt werden. Ausgenommen ist nur der Fall, wenn gegen das Maaß der zuerkannten Strafe Appellation ergriffen wird.

Daß das Gericht befugt ist, die fernere Verbreitung einer Schrift, deren rechtsverletzende Tendenz es ausgesprochen hat, zu untersagen, selbst die Vernichtung des noch vorhandenen Vorraths von Exemplaren anzuordnen, leidet eben so wenig Zweifel, als daß sodann jeder Staatsgenosse ohne Ausnahme verpflichtet ist, dem Ausspruch unbedingte Folge zu leisten.

Nachdem ich so das gerichtliche Verfahren bei Preßvergehen in seinen Hauptmomenten beleuchtet habe, bleibt mir noch übrig, von der polizeilichen Beschlagnahme von Druckschriften, Kupferstichen und Bildern zu reden.

Die vorläufige Beschlagnahme vor der Eröffnung des Verfahrens kann nicht von dem Gericht selbst angeordnet werden, weil dieses erst für dieses Verfahren besonders gebildet werden soll. Sie kann nur von der Administrations- oder Polizeibehörde ausgehen.

Eine solche vorläufige Beschlagnahme kann nicht stattfinden in Fällen, wo bloße Privatrechte durch die Presse verletzt scheinen.

Denn ehe der Beleidigte als Kläger aufgetreten ist, kann keine Behörde befugt sein, von der Sache Kenntniß zu nehmen. Die Beschlagnahme kann aber verfügt werden von dem Gericht nach erhobener Klage und nach eröffneter Verhandlung. Sie kann aber vor dem gefällten Urtheil nur verfügt werden auf ausdrückliches Begehren des Klägers, auf dessen Gefahr und gegen hinreichende Bürgschaft für den dem Angeschuldigten dadurch verursachten Schaden.

Eine vorläufige Beschlagnahme vor erhobener Klage ist zulässig in Fällen, wo das öffent-

liche Recht Gegenstand der Verletzung ist. Sie kann aber nie eintreten, ehe die Druckschrift erschienen, d. h. verbreitet worden ist, weil sie sonst Censur wäre, Censur aber unter allen Gestalten unzulässig ist.

Wenn die Polizeibehörde eine solche vorläufige Beschlagnahme wegen Verletzung des öffentlichen Rechts für nöthig hält, so sei sie verbunden, innerhalb vier und zwanzig Stunden dem für Preßvergehen bestellten öffentlichen Ankläger von ihrem Beschluß Nachricht zu geben. Dieser muß sodann seine Klage innerhalb acht Tage bei der Justizbehörde einreichen, unter deren Leitung das Geschwornengericht in Wirksamkeit treten soll. Versäumt der öffentliche Ankläger diesen Termin, so muß der Beschlag auf Verlangen der Betheiligten aufgehoben, und von dem Staate aller dadurch verursachte Schaden samt Kosten ersetzt werden. Wird die Klage innerhalb acht Tage erhoben, so muß der Beschlag bis zur endlichen Entscheidung der Sache fortdauern.

Da die Verbreitung anonymer Schriften allgemein verboten ist, so ist die Polizeibehörde befugt, jede anonyme Druckschrift, von dessen Dasein sie Kunde erhält, in Beschlag zu nehmen. Sie muß den öffentlichen Ankläger davon innerhalb acht Tage in Kenntniß setzen, und dieser hat seine Klage innerhalb des Verjährungstermins von einem Jahre zu erheben. Nach dessen Verfluß ist die Klage verfallen und der Beschlag aufgehoben.

Zum Schlusse erwarten Sie, meine Herren! von mir vielleicht noch den Entwurf eines vollständigen Preßgesetzes. Diese Arbeit glaube ich mir und Ihnen aber ersparen zu können. Mir schien es genügend und unserm Standpunkt angemessen, alle Hauptpunkte, welche ein gutes Preßgesetz umfassen muß, einer sorgfältigeren Erörterung und Prüfung zu unterwerfen. Den Entwurf des Gesetzes selbst werden wir mit Vertrauen von der Weisheit der Regierung erwarten dürfen.

Im Namen ihrer Comission stelle ich hiermit den Antrag, Se. Königl. Hoheit den Großherzog zu bitten, Ihren getreuen Ständen baldmöglichst einen Gesetzentwurf über die Presse zur Berathung vorlegen zu lassen, worin die in dieser Rede entwickelten Ansichten berücksichtigt und besonders die Einführung der Anstalt des Geschwornengerichts für die Beurtheilung im Preßvergehen ausgesprochen wird.

---

## Ueber eine allgemeine deutsche Gesetzgebung.

Rede des badischen Abgeordneten **Freiherrn von Türkheim**, gehalten 1819 in der ersten Kammer der ersten badischen Ständeversammlung.

Meine Herren!

Deutschland ist durch harte Erfahrungen der jüngst vergangenen Zeiten auf die Nothwendigkeit seiner Vereinigung zurückgeführt worden. Dessenungeachtet ist in der auf diese Erfahrungen gebauten Bundesverfassung noch wenig dafür geschehen. Ob unter den gegebenen Umständen mehr hätte geschehen können, und wie das Problem der Anwendbarkeit eines Staatenbundes auf monarchische Staaten sich lösen werde, — alles dies zu erörtern liegt außer unserm Beruf; — aber die unverkennbare Thatsache gehört hierher, daß der Bund, welcher bloß die Souveraine vereinigt, unser gemeinsames Vaterland nur mit schwachen, in mancher Hinsicht prekären Banden umschlingt; denn es folgt daraus, daß je lockerer jene Bande der Verfassung sind, um so mehr es Noth thue, das feste Zusammenhalten der in Vereinzelung zu schwachen Theile auf Gesinnungen und Sitten des Volks, also auch auf den innern Organismus, welcher sie erzeugen und erhalten soll, zu stützen.

Durch nichts wird aber der eigenthümliche Charakter der Völker mehr gebildet, als durch die Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft, welche nicht nur das öffentliche Leben, den Verkehr des Bürgers mit dem Bürger bestimmen, sondern ihn in das Privatleben, in den häuslichen Kreis, die erste Schule des Menschen, zurückbegleiten.

Es ist also eine Gemeinschaft wenigstens in den Grundzügen unserer Gesetze und Einrichtungen unerläßlich, wenn sie sich in unsern Gesinnungen äußern soll, denn sie kann nicht in den Resultaten erhalten werden, wenn sie den Principien entzogen wird. —

Wenn aber in einer Periode gänzlicher Umgestaltung der ganzen Gesetzgebung, wo nach und nach die Reihe der Reformation an jedes Vermächtniß der Voreltern kommt, jeder einzelne Bundesstaat seinen eigenen Weg ohne alle Aufmerksamkeit auf die Nachbarn einschlüge, ja sich noch in dieser isolirenden Eigenheit gefiele, so würden bald die Sprache und Erinnerungen aus der Geschichte das Einzige bleiben, was uns noch als Volksstamm auszeichnete.

So war es doch nicht in den Zeiten des deutschen Reichs, obgleich dasselbe schon längst den entwickelten Keim seiner Auflösung in sich trug.

Die Territorial-Verfassungen hatten sich un-

ter einer gewissen Supremaţie der Reichsverfassung aus gleichen Quellen gebildet; Reichs- und Kreistage erhielten in Gegenständen der Polizei einige Einwirkung und dadurch Gleichförmigkeit; das römische Recht war allgemein angenommen, und die Grundlage der ganzen Civilgesetzgebung; immer lebte selbst noch ein gemeines deutsches Privatrecht, obgleich kein promulgirter Codex, sondern nur gleichförmige historische Entwickelung zu Grunde lag; — nach den Reichsgerichten war das gerichtliche Verfahren ziemlich allgemein ausgebildet worden, und die Carolina war die gemeinschaftliche Quelle der Criminalgesetzgebung. Darum konnten auf einer hohen Schule an der Elbe oder der Ostsee deutsche Rechtsgelehrten für die Grenzen Frankreichs oder Helvetiens gebildet werden, welchen dann das Landrecht und besondre Statuten der Heimath eine leichte Nachholung waren.

Jetzt ist es freilich mit dem wesentlichen Princip unserer Bundesverfassung, — der Unabhängigkeit der einzelnen Staaten in ihrer inneren Verwaltung — nicht vereinbar, daß die Organisation der Staatsmaschine die Gesetze über die Verhältnisse der Gemeinheiten und der verschiedenen Stände, das bürgerliche und peinliche Gesetzbuch, sowie die Gerichtsverfassung für alle Bundesstaaten, verbindlich von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt aus bestimmt werden, aber um so mehr ist zu hoffen, daß die einzelnen Regierungen sich werden angelegen sein lassen, mit der Selbstständigkeit ihrer eigenen Gesetzgebung Aufmerksamkeit auf jene der Bundesgenossen und Rücksicht auf gleichen Charakter zu verbinden.

Es sind auch bereits, außer dem ohnehin zum Wesen und zur Competenz des Bundes gehörigen militärischen Vertheidigungssysteme, einige andere wichtige Nationalangelegenheiten in die Sphäre der Bundesberathungen gezogen worden. Ueber die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtung, eine ständische Verfassung einzuführen und die Verhältnisse der Mediatisirten festzusetzen, hat das einzelne Bundesglied der Gesammtheit Ausweis zu geben; auch die Gesetze der Preßfreiheit und die Verfassung der Universitäten — dieser theuern Unterpfänder unserer eigenthümlichen Nationalbildung — sind zu gemeinsamer Berathung ausgesetzt, deren Resultat wir ohne Besorgniß entgegensehen dürfen; selbst für Bestimmungen über Freiheit des Verkehrs im Innern Deutschlands sind hoffnungsvolle Anregungen erfolgt.

Warum sollte es nun nicht möglich sein, auch in anderen einflußvollen Materien der eigentlichen Gesetzgebung im Innern, welche den Bürger des Staats erzieht, seine Denkungsart bestimmt, unbeschadet der Autonomie eines jeden Bundesstaats, und ohne irgend eine Art von Zwangsverbindlichkeit über gewisse Hauptgrundsätze zu einer nothwendigen Uebereinstimmung zu kommen.

Es gibt hierzu zwei Wege: Der erste, wenn in dem einzelnen Bundesstaat die Aufmerksamkeit jener Geschäftsmänner, welchen Gesetzentwürfe übertragen sind, in gegenwärtigem Zeitpunkte allgemeiner Organisirung auf die gleichzeitige Ausbildung anderer deutscher Staaten gerichtet, und das Bessere, selbst das Gleichgute eher in Uebereinstimmung mit dieser letzteren, statt, wie oft geschieht, absichtlich im Contrast aufgesucht wird. Daß dies geschehen möge, ist ein Wunsch, welchen auszusprechen den Ständen als Organ des Volks geziemt.

Der zweite und noch wirksamere, wenn jene Regierungen, welche gegenwärtig besonders thätig in zeitgemäßer Ausbildung ihrer Staatsinstitutionen sind, sich verabreden wollten, gewisse Hauptgrundsätze und folgereiche Fragen, welche sie jetzt fast durchgängig zu Hause durch einsichtsvolle Männer, zum Theil durch eigens aufgestellte Commissionen begutachten lassen, statt dieser isolirten Erörterungen, gemeinschaftlich einem Vereine der kompetentesten Beurtheiler zur Prüfung zu übergeben. In jedem Falle würde das Resultat dann vielseitiger, folglich für sich selbst vorzüglicher ausfallen, und überdies würde es hoffentlich zu der gewünschten Gleichförmigkeit führen.

In sehr vielen deutschen Staaten ist jetzt namentlich die Einführung öffentlicher Rechtspflege und der Geschwornengerichte in Anregung gekommen. Wie wäre nun bei dem unverkennbar großen Einfluß dieser beiden Institute auf das ganze Volksleben für Uebereinstimmung in Charakter und Sitten gesorgt, wenn über ihre Einführung nach dem Gutachten der gewählten Rathgeber in dem einen Lande bejahend, in dem andern verneinend entschieden, die Annahme in dem einen unbedingt in der ausländischen Form, in dem andern mit wesentlichen Abänderungen beschlossen würde?

Zu gemeinschaftlichen Untersuchungen und Verabredungen wird kein Congreß, sondern nur gegenseitige Mittheilung erfordert. Es wird auch dadurch der freien Entschließung jeder Regierung weder über die Annahme des Resultats, noch weniger über die weitere Ausarbeitung vorgegriffen, aber die Ansichten würden sich berichtigen und fixiren, und es wäre wenigstens in den Grundzügen der Ausführung Gleichförmiges zu hoffen.

Selbst über die Ausarbeitung eines gemeinschaftlichen Civilgesetzbuches könnten sich alle,

oder doch viele deutsche Staaten sehr wohl vereinigen; fände dies aber auch Hindernisse, so könnten doch auch hierin auf dem vorgeschlagenen Wege gewisse Hauptgrundsätze festgestellt werden. Geschieht aber auch dieses nicht, so werden die für sich allein handelnden Regierungen von Staaten zweiter und dritter Größe wenigstens wohlthun, das bereits bestehende Gesetzbuch eines größeren Staates auszuwählen, und blos die auf besondere Verhältnisse gegründeten Zusätze beifügen, wie es bei uns in der Periode der fremden Herrschaft mit dem code Napoléon geschehen ist.

Das sind nach meiner Ueberzeugung die einzigen Wege, auf welchen Deutschland bei dem jetzt in den meisten seiner Staaten bemerklichen Streben nach einer passenden Gesetzgebung der Alternative entgehen kann, in Bälde, entweder als blos idealer Staatenkörper durchaus fremdartig gebildete und eben so gesinnte Bestandtheile zu enthalten, oder, wenn mehrere dieser Letzteren auch ohne die Absicht der Uebereinstimmung dennoch durch die anziehende Kraft der Gallomanie in einem Vereinigungspunkt zusammenträfen, wenn in andern dagegen das Extrem der Abneigung gegen alle Neuerungen die Oberhand behielte, sich in eine neumodisch französische und in eine altmodisch deutsche Hälfte zu spalten, welche sich gegenseitig zurückstoßen und gar nicht mehr verstehen würden, statt daß das Ganze verjüngt und zeitgemäß deutsch sein sollte.

Die so sehr verbreitete Tendenz, alle Vorbilder mit unbedingter Bewunderung aus Frankreich zu nehmen, hat ihren Grund in einem sehr erklärbaren, aber darum nicht weniger verwerflichen Irrthum. Frankreich, als der einzige große Staat, der in Folge einer gänzlichen Umwälzung ganz neu und auf allgemeine Principien gebaut wurde, mußte aber darum an Kraft und Einfachheit seines Organismus Manches vor allen, nur theilweise ausgebesserten Staatsgebäuden voraus haben.

Man verglich aber nur die Wirkung, und gewöhnte sich, Frankreich als Normalstaat zu betrachten, ohne zu bedenken, daß der Vorzug nur in der neuen Bauführung besteht, und daß man, wo ebenfalls neu gebaut werden soll, in manchem Stück wohl besser bauen kann.

Der Anerkennung des bewährten Guten bei andern Völkern soll man sich zwar nicht hartnäckig verschließen; wenn aber jene Thoren sind, welche alles, was aus dem gepriesenen Auslande kommt, nachahmen möchten, so sind auch diejenigen noch keine Weisen, welche alles, was sich dort als natürlich gut bekundet, ohne Prüfung auch für anwendbar bei sich halten.

Alles, was außer den farbigen Streifen auf den Landkarten einen reellen Unterschied in den Eigenschaften und Bedürfnissen unter den Völkern der Erde begründet, Klima, mit seinem Einfluß auf Charakter und Lebensweise, historische Entwickelung, topographische und politische Lage, — selbst die beharrlichen Eigenheiten der Volksstämme, welche wir anerkennen müssen, ohne ganz in die Geheimnisse der Natur einzudringen, fodert auch bei uns seine Rechte, welche weder unter dem Druck eines Despoten, noch unter jenem einer herrschenden, alles ebnenden Meinung ganz vertilgt werden können.

Darum mögen auch die bürgerlichen Einrichtungen unter den deutschen Völkerschaften selbst immer noch ihre Abweichungen erhalten, je nachdem die besonderen Verhältnisse sie in ihrer Individualität näher oder weiter aus einander stellen, nur möge man sie immer mehr unter sich als mit fremdartigen Stämmen verbunden erblicken.

Ich wiederhole demnach meinen vorausgeschickten Antrag.

---

## Rede über den Kurhessischen Verfassungsentwurf 1831.

Von S. Jordan.

Was Referent einst aus innigster Ueberzeugung in seinen Versuchen über allgemeines Staatsrecht als die Aufgabe der wahren Staatsweisheit, d. i. der Klugheit im Dienste der Vernunft, bezogen auf die Staatsverhältnisse, bezeichnete, ist noch fortwährend seine unerschütterliche Ueberzeugung. Er setzte nämlich jene Aufgabe darein, daß man weder das Alte gewaltsam zerstöre, noch das Neue gewaltsam verhindere; weder jenes blind hasse, noch dieses eben so blind liebe, sondern daß man den Gang der Ereignisse ohne Vorurtheil und Leidenschaft, blos mit dem Lichte der Vernunft und der Geschichte, sorgfältig beobachte; nach der Natur jenes Ganges nur die Hindernisse beseitige, welche der freien und selbstständigen Entwickelung und Ausbildung des Neuen entgegentreten, und so ohne das Alte mit Gewalt festhalten oder das Neue mit Gewalt herbeiführen zu wollen, nur die Geburt des letzteren erleichtere; dabei aber nicht vergesse, daß nichts von dem, was bei dieser Entfaltung des Neuen nicht von selbst, nach dem bloßen Gange der Natur, hinwegfällt, für Altes oder Veraltetes gehalten werden dürfe. Die neuen Gestaltungen sollen bei ihrer Entstehung und Ausbildung nicht verkrüppeln oder gar verwundet werden, sondern frisch und lebensvoll, ohne gewaltsame Störung der vorhan-

denen Verhältnisse, gleichsam unmerkbar ins Dasein treten und die Weisen, welche diese Umgestaltung zu vermitteln und zu leiten haben, dabei nur die Geburtshelfer ihrer Zeit sein.

Dieser Ansicht, gegen welche wohl schwerlich gegründete Zweifel erhoben werden können, schließt die weitere, vom Referenten ebenfalls schon öffentlich ausgesprochene Behauptung sich an, daß als die eigentlichen Urheber der Revolutionen, dieses größten der Uebel, welche Völker treffen können, diejenigen zu betrachten seien, welche thöricht wähnen, man könne die wahren Anforderungen der Zeit mit der Gewalt zum Schweigen bringen, darum den unabweislichen Reformen hartnäckig sich entgegenstellen, und, obwohl selbst nur ein Spiel der Wellen des großen Zeitstromes, dennoch dessen Lauf zu hemmen wagen. Denn das einzige Mittel, den Revolutionen sicher und dauerhaft vorzubeugen, sind zeitige und zeitgemäße Reformen. Wenn man die Wasser eines Stromes anschwellen sieht, so muß man dessen Bett bei Zeiten erweitern, sonst bahnt sich seine Gewalt selbst ein neues Flußbett, was aber nie ohne Verheerungen geschieht.

Nach dieser Feststellung der Nothwendigkeit zeitgemäßer Reformen überhaupt entsteht zunächst die Frage, ob auch in unserem Kurhessen eine solche Nothwendigkeit in der That begründet sei? Die Nothwendigkeit einer verbessernden Umgestaltung der Staatsverfassung ist bei einem Volke dann eingetreten, wenn sich dieses selbst in geschichtlicher und geistiger Hinsicht dergestalt umgebildet hat, daß es die erfolgte Umwandlung an sich wahrnimmt, und nun selbst einsieht, daß die alten Formen seines Staatslebens für die neugestalteten Verhältnisse unzureichend und mit den neugewonnenen, gediegeneren Ansichten im Widerstreite seien, und daß demnach diese Formen da, wo sie nur das öffentliche Leben in geregelter Ordnung zusammenhalten sollten, dieses selbst nun völlig hemmen und in dessen inneres Getriebe störend und verletzend eingreifen; wenn also das Volk, die bessere und gebildetere Mehrheit desselben, die Nothwendigkeit der Umgestaltung der bisherigen Staatsformen anerkennt, lebhaft fühlt, wünscht und diesen Wunsch laut und offen ausspricht. Daß nun das Bedürfniß einer solchen Umgestaltung auch von der besseren und besonneneren Mehrheit des kurhessischen Volkes im gegenwärtigen Zeitmoment lebhaft gefühlt, und eine zeitgemäße Umbildung der bestehenden Staatsverfassung aus innigster Ueberzeugung gewünscht werde, daß also die aufgestellte Frage zu bejahen sei: wer möchte, wer könnte dies bezweifeln, da die jüngsten Ereignisse und die laut und mit Kraft erhobene Stimme des kurhessischen Volkes hierüber keinen Zweifel übrig lassen? Nur die Unwissenheit, Verblendung oder Befangenheit kann diese Stimme, den Nothruf unseres Volkes, verkennen, mißdeuten, oder bösen Einflüsterungen zuschreiben. Doch es ist überflüssig, hierüber etwas zu sagen, da unser allergnädigster Landesfürst selbst die Stimme seines Volkes richtig verstanden, und in deren Folge die Nothwendigkeit einer zeitgemäßen Umgestaltung unserer bisherigen Staatsverfassung durch die Einberufung der Landstände und die demselben vorgelegte Proposition einer neuen Staatsverfassungsurkunde thatsächlich anerkannt hat.

Ich kann mich daher zum eigentlichen Gegenstande meines Vortrags selbst, nämlich zur Darlegung derjenigen Grundsätze wenden, von welchen wir bei der Abfassung einer neuen zeitgemäßen Verfassungsurkunde, somit auch bei der Prüfung der genannten landesherrlichen Proposition, auszugehen haben. Richtige Principien sind auch hier, wie in Allem, die Hauptsache; sie bilden den Prüfstein für die Proposition und zugleich die leitenden Motive bei der Festsetzung der einzelnen Bestimmungen in der neuen Verfassungsurkunde. Alle Bestimmungen eines Gesetzes sind nämlich nur dann und darum haltbar, wenn und weil sie sich auf allgemeine unbestreitbare Grundsätze, als ihre Grundlagen, zurückführen lassen. Sind wir über die hier zu befolgenden Grundsätze einig, so wird es uns ein Leichtes sein, den Werth der Proposition hiernach zu bestimmen, ihre etwaigen Mängel aufzudecken und zu bemessen, was wir von ihr anzunehmen oder wegzulassen, und was ihr anzufügen haben werden, um ein zeitgemäßes Ganzes an das Licht zu fördern, die von uns zu befolgenden leitenden Grundsätze ergeben sich aus der Beantwortung der Frage:

> Wie muß eine Staatsverfassung überhaupt beschaffen sein, um den durch Vernunft und Geschichte gleichmäßig begründeten Anforderungen der Zeit zu entsprechen?

worauf daher mein gegenwärtiger Vortrag auch allein sich beschränken wird.

Wohl alle Sachkundige stimmen hinsichtlich der aufgestellten Frage darin mit einander überein, daß eine Staatsverfassung, um dem Zweck ihres Daseins völlig zu entsprechen, im Allgemeinen drei Eigenschaften an sich tragen müsse. Sie muß nämlich 1) die rechtliche Ordnung im Staate auf eine der geistigen Bildungsstufe und den geschichtlichen Verhältnissen des Volks möglichst entsprechende Weise begründen; 2) den Bestand dieser Ordnung für die Dauer verbürgen, und 3) die fortschreitende Vervollkommnung der Rechtsordnung, sowie der Volksbil-

dung überhaupt möglichst erleichtern und fördern. Von jeder dieser Eigenschaften ist besonders zu handeln.

I. Die erste Eigenschaft, nämlich die zeitgemäße Begründung der öffentlichen Rechtsordnung insbesondere, fordert, daß die Rechte und Pflichten der Staatsregierung sowohl als des Volkes und der einzelnen Unterthanen auf eine den herrschenden Rechtsansichten, dem von der Vernunft gegebenen Rechtsgesetze, dem Princip der vernünftigen Gleichheit der Menschen angemessene Weise, vollständig, bestimmt, gemeinverständlich und consequent festgesetzt werden, so daß der Rechts- und Pflichtenkreis eines Jeden, er mag den Gehorchenden oder den Regierenden angehören, möglichst genau abgegrenzt und gegen Verletzungen aller Art, namentlich gegen Willkür, gesichert sei, und daß auf der andern Seite die Staatsregierung zwar auch die nöthige Kraft und Autorität besitze, um die bestehende Rechtsordnung aufrecht zu halten und das öffentliche Leben innerhalb der Schranken dieser Ordnung zu leiten und zu erhöhen, aber zugleich auch verhindert sei, die Staatsgewalt zu mißbrauchen, oder deren Ausübung völlig zu unterlassen. Dieses Alles wird erreicht, wenn die Rechte und Prärogative des Herrschers sowohl als die bürgerlichen und politischen Rechte der Unterthanen, sowie die beiderseitigen Pflichten grundgesetzlich festgestellt werden. Es ist nicht rathsam, die bürgerlichen Rechte, als von selbst sich verstehend, aus dem Grundgesetze wegzulassen, denn die Meinungen und Ansichten über diese Rechte sind sehr verschieden und veränderlich, wie die Erfahrung beweiset, und als ein wirkliches Recht, dessen Schutz sicher auch von den Gerichten nicht versagt werden kann, ist im Staate nur dasjenige zu betrachten, welches auf einem ausdrücklichen Gesetze beruht. Jedes andere ist schwankend, verschiedener Deutung fähig und stets der Willkür preisgegeben. Man darf es daher nicht für überflüssig halten, die sogenannten allgemeinen Menschenrechte in die Verfassungsurkunde aufzunehmen. Die urkundliche Feststellung beugt jedem Zweifel und jeder Mißdeutung vor, schützt vor Vergessenheit, Entziehung oder Schmälerung und gewährt Zuverlässigkeit und Sicherheit, wenn die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt in ihrem Umfange dem Herrscher und dem Volke (den Vertretern desselben) gemeinschaftlich zusteht. Nur bei einer so geregelten Gesetzgebung können die herrschenden Rechtsansichten und die materiellen Bedürfnisse des Volkes vollständig und mit Umsicht beachtet werden, läßt sich jeder Mißbrauch der gesetzgebenden Befugniß verhindern und eine völlige Sicherheit der bestehenden Rechte erwarten, und ist auch allein eine staatsbürgerliche Freiheit denkbar. Selbst die authentische Auslegung darf, da sie ein Ausfluß der gesetzgebenden Gewalt ist, von der Theilnahme und Zustimmung der Volksvertreter nicht ausgeschlossen werden, wogegen das Dispensationsrecht, eigentlich eine Befugniß, die Wirksamkeit der Gesetze zu durchlöchern und Einzelne vor Andern zu begünstigen, möglichst zu beschränken und nur da zu gestatten sein dürfte, wo die Gesetze es ausdrücklich einräumen; wenn die Rechtspflege, dieses Palladium der Freiheit und Sicherheit der Person und des Eigenthums, von der regierenden Gewalt unabhängig, möglichst schnell und nicht zu kostspielig ist, und von Männern ausgeübt wird, welche entschiedene Proben von ihrer Intelligenz, ihren Kenntnissen und ihrer moralischen Willenskraft abgelegt haben; besondere Vorschriften über persönliche Verhaftung, Haussuchung u. s. w. dürfen in einer guten Verfassungsurkunde gleichfalls nicht fehlen; wenn die Staatsregierung, die Leitung des öffentlichen Volkslebens, die Handhabung und Vollziehung der Gesetze und die Betreibung der auswärtigen Angelegenheiten zwar einem einzigen, dem Regenten, zusteht, damit es ihr nicht an Planmäßigkeit, Umsicht und Energie fehle; der Regent aber, da er heilig, unverletzlich und unverantwortlich sein soll, bei der Ausübung der Regierungsrechte an die Mitwirkung (Contrasignatur) verantwortlicher Minister verfassungsmäßig gebunden ist, damit die Unterthanen auch gegen den Mißbrauch oder Nichtgebrauch der Staatsgewalt, überhaupt gegen von der Regierung zu besorgende Rechtsverletzungen, nicht ohne Schutz und ohne Rechtshülfe seien; wenn die Staatsverwaltung formelle Einfachheit mit innerer Lebendigkeit und organischem Zusammenhange in ihren einzelnen Theilen und Abgliederungen verbindet, und wenn endlich der Staatshaushalt, hinsichtlich der Einnahmen und Ausgaben möglichst geregelt ist. — Nur unter diesen Voraussetzungen wird ein Staat einen lebendigen und lebensvollen Körper, ein organisch und mechanisch vollkommenes Ganze bilden.

II. Was sodann die zweite Eigenschaft einer guten Staatsverfassung, die dauerhafte Verbürgung der zeitgemäß geregelten Rechtsordnung, d. i. die Garantieen einer bestehenden Staatsverfassung betrifft, so leuchtet es zunächst wohl von selbst ein, daß eine gute Verfassungsurkunde auch für diese Verbürgung Sorge tragen, sonach die Garantieen ihres Fortbestandes, in so weit es thunlich ist, in sich aufnehmen und solche Vorkehrungen treffen müsse, welche der Schmähung und Hemmung jener Garantieen

vorbeugen und dagegen geeignet sind, diesen selbst Fortbestand und Kraft zu sichern.

Bedenkt man nun, daß alle gesetzlichen Normen, so umsichtig man auch für ihre urkundliche Feststellung sorgen mag, an sich todt sind, und Lebendigkeit, Kraft und Bestand nur von denen erhalten können, deren Thun und Lassen sie ordnen sollen, d. h. von der Staatsregierung einerseits, und von dem Volke und jedem Gliede des letzteren andererseits; so lassen diese Garantieen sich in zwei Hauptklassen bringen, wovon die eine die Regierung, die andere hingegen das Volk betrifft. Beide Klassen kommen darin mit einander überein, daß sie eine zweifache Tendenz haben, nämlich die Bewirkung des Verfassungs- und Gesetzmäßigen und die Verhinderung des Verfassungs- und Gesetzwidrigen, so daß demnach sowohl die Staatsregierung, als das Volk stets den Willen und die Kraft habe, die obliegenden Pflichten zu erfüllen und das Pflichtwidrige zu unterlassen.

Was insbesondere die auf die Regierung bezüglichen Garantieen anlangt, so bezwecken sie die Fortdauer der Regierung, nämlich die Verhinderung ihrer Unterbrechung, welche durch eine zweckmäßige Einrichtung der Regierungsfolgeordnung allein bewirkt werden kann. Zu dem Ende hat diese das Erbfolgerecht, die Erbfolgeordnung und die Eigenschaften genau zu bestimmen, welche der Thronerbe überhaupt, um seine Rechte geltend machen zu können, und insbesondere dann haben muß, wenn er die Regierung wirklich antreten soll; für die Fälle der zeitlichen Unfähigkeit des Thronfolgers oder des Monarchen selbst eine mit hinlänglicher Intelligenz und Willenskraft ausgestattete Staatsverwesung (Regentschaft), sowie eine Behörde anzuordnen, welche die über die Thronfolge etwa entstehenden Streitigkeiten, noch vor dem Eintritte der Regierungsnachfolge, zu entscheiden hat, und endlich die zur Verhinderung einer völligen Thronerledigung erforderlichen Maaßregeln auf eine Weise zu treffen, welche deren Vollführung verbürgt.

Die in Rede stehenden Garantieen sollen die Veränderung der verfassungs- und gesetzmäßigen Regierung verhindern, d. h. bewirken, daß die Veränderung der Person des Regenten möglichst ohne Einfluß auf die Beschaffenheit und den Gang der Regierung bleibe. Dies läßt sich erwarten, wenn der jedesmalige Nachfolger in der Regierung die nöthige intellektuelle Bildung besitzt, um das Verfassungs- und Gesetzmäßige richtig zu verstehen, und es ihm auch nicht an moralischen Beweggründen fehlt, das Verfassungs- und Gesetzmäßige stets zu wollen. Darum dürfte es wohl unerläßlich sein, in der Verfassung für die Erziehung des Thronfolgers, deren Wichtigkeit, aber auch Schwierigkeit kaum Jemand verkennen kann, die nöthige Vorsorge zu treffen. Diese Erziehung ist so einzurichten, daß der Thronfolger die Heiligkeit seines künftigen Berufs einsehen und achten lernen, und diejenigen theoretischen und praktischen Kenntnisse sich erwerben könne, welche zu einer gerechten und weisen Regierung erforderlich sind. Zweckmäßig dürfte hierbei insbesondere auch die Bestimmung sein, daß der Thronfolger nach erlangter Mündigkeit in allen Zweigen der Staatsregierung, unter der Leitung eines geschickten und erfahrenen Geschäftsmannes, arbeiten, auch in Begleitung eines solchen Mannes das Land bereisen solle, um dieses sowohl in natürlicher als geschichtlicher Hinsicht, sowie dessen Bewohner genau kennen zu lernen, und daß er, nach erreichter Volljährigkeit, in das Collegium der obersten Staatsleitung (Staatsrath, Staatsministerium u. s. w.) einzutreten habe, so wie zu den Verhandlungen mit den auswärtigen Staaten zuzuziehen sei. Sodann ist in der Verfassung auszusprechen, daß der Regierungsnachfolger bei seinem Regierungsantritte die Beobachtung und Aufrechthaltung der Verfassung in Gegenwart der Volksvertreter eidlich und feierlich angelobe, und daß die Leistung der Staatshuldigung, welche sodann zuerst von den Volksvertretern geschehen soll, die durch dieselbe zugleich erklären, daß der Regierungsantritt verfassungsmäßig geschehen sei, durch diesen Regierungseid bedingt werde.

Diese Garantieen sollen die innere Verfassungs- und Gesetzmäßigkeit der Regierung in ihrem ganzen Umfange verbürgen. Zu dem Ende darf, da der Regent als solcher heilig, unverletzlich und unverantwortlich sein soll, kein Befehl desselben, welchen Gegenstand der Staatsverwaltung er auch immer betreffen mag, vollziehbar sein, wenn er nicht von dem Vorstande des betreffenden Departements, welcher für die Verfassungs- und Gesetzmäßigkeit des Befehls verantwortlich bleibt, zuvor contrasignirt worden ist; aber auch kein Departement ohne einen verantwortlichen Vorstand und kein Verwaltungszweig bestehen, der nicht einem obersten Departement untergeordnet wäre, in welcher Hinsicht vorzüglich die Polizei, die sonst zu leicht in die sogenannte geheime Polizei ausartet, ein besonderes Augenmerk verdient; muß ein jeder Minister, wecher einen verfassungs- oder gesetzwidrigen Befehl contrasignirt, sowie jeder Beamte, der einen nicht contrasignirten Befehl vollzieht, von den Volksvertretern vor Gericht angeklagt werden können; darf insbesondere das ohnehin möglichst zu beschränkende Begnadigungsrecht

da nicht eintreten, wo wegen Verletzung der Verfassung eine Untersuchung eingeleitet oder eine Verurtheilung ausgesprochen worden ist; müssen ferner die Verwaltungsbeamten einerseits gegen willkürliche Behandlung sicher und überhaupt auf eine ihres Amtes würdige Weise gestellt, andererseits aber auch wegen jeder Pflichtverletzung einer strengen und unnachsichtigen Untersuchung und Bestrafung unterzogen werden (die Milde wäre hier von den bedenklichsten Folgen); muß weiter den Volksvertretern außer der Befugniß, die Minister und andere pflichtvergessene Beamten anzuklagen, oder gegen Letztere eine Untersuchung insoweit zu veranlassen, als es nicht schon von der Staatsregierung geschehen ist, gleichviel ob die Begehung in einem Mißbrauche oder in dem Nichtgebrauche der Amtsgewalt besteht, die Befugniß eingeräumt werden, die Staatsregierung in ihrem Thun und Lassen zu controliren, die Abstellung der wahrgenommenen Mißbräuche zu bewirken, und den gegründeten Beschwerden einzelner Unterthanen, sowie ganzer Klassen derselben und der Corporationen Abhülfe zu verschaffen; muß nicht minder grundgesetzlich bestimmt werden, daß die Gesuche, Bitten und Beschwerden der Unterthanen nie ohne eine mit Gründen versehene Entschließung bleiben dürfen, und jedem Unterthan gegen Verletzung von Seiten der Staatsregierung der Rechtsweg als letztes Sicherungsmittel offen bleibe; zu welchem Zwecke für die Rechtsvertretung des Staates, sowie in Bezug auf Privatverhältnisse auch für die Rechtsvertretung des Landesherrn, den Unterthanen gegenüber, in der Verfassung Fürsorge zu treffen ist; und endlich ein jeder Unterthan bei Erlangung des Staatsbürgerrechts verbindlich zu machen sei, nicht nur jede Pflichtwidrigkeit eines Beamten zur Kenntniß der einschlägigen höheren Behörde, und, wenn dies ohne Erfolg bleibt, oder auch gleich anfangs, zur Kenntniß der Volksvertreter, beziehungsweise des fortbestehenden Ausschusses derselben zu bringen, sondern auch sich selbst nicht zum Verfassungs- oder Gesetzwidrigen, bei Vermeidung festzusetzender Strafen, namentlich des Verlustes des Staatsbürgerrechtes, mißbrauchen zu lassen. Außerdem sind für die Verbürgung der Verfassungs- und Gesetzmäßigkeit der Regierung auch die Garantieen, welche das Volk betreffen, wirksam, sowie umgekehrt auch wieder die auf die Regierung bezüglichen Garantieen einen sehr großen Einfluß darauf haben, daß das Volk seinerseits den ihm obliegenden Pflichten nachkomme.

Zu den Garantieen, welche das verfassungs- und gesetzmäßige Leben und Handeln des Volkes zu bewirken und zu verbürgen haben, gehören vornehmlich: 1) die Volkserziehung, die nicht blos die sittliche, religiöse und intellectuelle Erziehung und Ausbildung, obwohl hierauf das größte Gewicht zu legen und darum das Hauptaugenmerk zu richten ist, sondern auch den erforderlichen Unterricht in den menschlichen, bürgerlichen und politischen Rechten und Pflichten umfassen soll. Die wahre Volksaufklärung gilt mit Recht eben so für eine Hauptstütze des monarchischen Freistaates, wie die Unwissenheit und Stupidität des Volkes für eine Grundlage der Despotie. Die sittliche Mündigkeit führt allein sicher zur politischen; jene ist aber bedingt durch die moralische Stimmung und Kraft des Willens und die intellectuelle Ausbildung des Geistes. Ohne diese Erfordernisse läßt daher keine politische Freiheit sich denken, welche der Sittlichunmündige stets mit der Zügellosigkeit verwechseln wird. Wie könnte auch der Mensch, welcher unfähig ist, sich selbst zu beherrschen und sich und seine Familie zu leiten, zur Handhabung und Förderung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit beitragen? Die Volkserziehung, sowie der öffentliche Unterricht in Kunst und Wissenschaft, verdient daher eine ganz vorzügliche Beachtung in einer guten Verfassung, die nicht verkennen darf, daß die moralische und intellectuelle Bildung des Volkes der Hauptangel ist und bleibt, um den Alles sich dreht und die Hauptgrundlage des Ganzen bildet, welche die staatsbürgerliche Freiheit begründet, trägt und fördert; 2) die Sprech- und Preßfreiheit, bezogen auf alle Angelegenheiten des Staates, d. i. die Publicität, in Folge welcher nicht nur jeder Staatsbürger die Maaßregeln, Verfügungen und Anordnungen, sowie die etwaigen Fehler und Mißgriffe der Regierungsbehörden, unter Beobachtung der dieser schuldigen Ehrerbietung beurtheilen und dieses sein Urtheil zur Kenntniß des Publikums bringen, diesem seine Ansichten und Meinungen über öffentliche Angelegenheiten vorlegen, so zur Bildung, Berichtigung und Leitung der öffentlichen Meinung nach Kräften beitragen, und nöthigenfalls sich selbst vor dem Publikum gegen Angriffe und Verunglimpfungen aller Art vertheidigen darf; sondern auch alle Akte der Staatsregierung, namentlich die Rechtspflege und das Verfahren bei Anstellung der Beamten, sowie die Versammlungen der Landstände — insoweit nicht eine zeitliche Geheimhaltung durch eine richtige Politik geboten wird — möglichst öffentlich sein sollen. Diese Publicität wird mit Recht für die Schöpferin und Pflegerin eines lebens- und kraftvollen öffentlichen Geistes und somit auch aller segensreichen Wirkungen gehalten, die von diesem ausgehen. Sie ist, wie das untrüglichste Kennzeichen

der politischen Mündigkeit eines Volkes, so auch das sicherste und kräftigste Palladium der bürgerlichen und politischen Freiheit eines solchen, da sie vorzugsweise als die Erzeugerin und Erhalterin der öffentlichen Meinung erscheint, an deren Allmacht alle Versuche der Willkürherrschaft scheitern; 3) eine möglichst unabhängige Städte- und Gemeindeverfassung. Die Einheit und Kraft und die Bildung und Erhaltung der Fähigkeit und Tüchtigkeit des Volkes für das Staatsleben und den Betrieb der öffentlichen Angelegenheiten, hängen hauptsächlich von der Beschaffenheit der Verfassung der Städte, Flecken und Dörfer ab, wiewohl in der Verfassungsurkunde nur die Hauptumrisse derselben Platz finden können, deren weitere Ausführung einem besonderen Gesetze vorbehalten bleiben muß. Wie der Hausvater die Familienangelegenheiten, unabhängig von außen, mit den Seinigen anordnet, so sollen auch die Angelegenheiten der Gemeinheiten möglichst frei und unabhängig von der unmittelbaren Einwirkung der Staatsgewalt bleiben; sie bilden ja eben die Hausangelegenheiten der betreffenden Gemeinden. Möglichste Unbeschränktheit in der Entwickelung, der Ausbildung und dem Gebrauche der geistigen und physischen Kräfte muß den Hauptgesichtspunkt bilden, von dem man bei der Verfassung der Gemeinden auszugehen hat. Mehrere Gemeinheiten sollen sodann wieder in eine Provinz für die gemeinsamen Provinzialangelegenheiten, und endlich alle Provinzen in Eine große Landes- oder Volksgemeinde für die allgemeine Landes- und Volksangelegenheiten verbunden werden.

Ein Stadt- oder Dorfgemeinderath, gebildet aus den aktiven Gemeindegenossen, soll als Organ für die Gemeinde und deren Angelegenheiten, ein Provinzialrath, gewählt aus den aktiven Bürgern der zur Provinz gehörigen Gemeinden, als Organ für die Provinz und deren Angelegenheiten und ein Landesrath, bestehend aus den freigewählten Volksvertretern, als Organ für das ganze Land und dessen allgemeine Angelegenheiten bestehen. Es dürfte wohl von selbst einleuchten, wie wichtig eine richtige Abgliederung des Volkes bis zu den Familien herab sei, weil hauptsächlich hiervon die Vollkommenheit des Volkslebens, die äußere (mechanische) Gelenkigkeit, der innere (organische) Zusammenhang, die Gesundheit und Kraft des Volkskörpers und somit das Gedeihen und Heil des Staates abhängt. Ist nicht die innere Zerrissenheit des Volkes und die dadurch herbeigeführte Lähmung der einzelnen Glieder desselben als die Hauptquelle zu betrachten, woraus der Despotismus Leben, Nahrung und Gedeihen schöpft? 4) Eine kräftige Volksvertretung, die, mit hinlänglicher Intelligenz ausgerüstet, einen möglichst ausgedehnten Wirkungskreis, in Bezug auf alle Angelegenheiten des Staates, und zwar nicht blos das Recht des Beirathes, sondern auch das Recht der Zustimmung, sowie der Bewilligung hinsichtlich der materiellen Mittel hat, welche zur Befriedigung der Staatsbedürfnisse erforderlich sind, und sich in einer möglichst selbstständigen Stellung befindet. Bei der Organisation der Volksvertretung hat man theils auf das Recht, an den Wahlen der Volksvertreter Antheil zu nehmen, theils auf die Wählbarkeit zu sehen. Das (aktive) Wahlrecht ist hauptsächlich an die materiellen Interessen zu knüpfen, und daher nur solchen Staatsbürgern einzuräumen, welchen man vermöge ihres eigenen Interesse zutrauen kann, daß sie bei Wahlen umsichtig verfahren und stets die Fähigsten und Würdigsten zu ihren Repräsentanten erwählen werden; die Wahlfähigkeit dagegen durch keine besonderen Eigenschaften, sondern nur durch ein völlig reifes Alter, rechtliche Unbescholtenheit und staatsbürgerliche Selbstständigkeit zu bedingen, jedoch für die Dauer der Repräsentativqualität kein zu langer Zeitraum fest zu setzen, damit etwaige Fehlgriffe in den Wahlen nicht zu nachtheilig werden, und so leicht kein verderblicher Geist unter den Volksvertretern sich einschleichen könne. Zu einem würdigen Volksvertreter ist außer den nöthigen Kenntnissen nur ein möglichst hoher Grad von sittlicher Willenskraft, geistiger Intelligenz, Gewandtheit und Klugheit erforderlich. Diese Eigenschaften richten sich aber nicht nach Geburt, Stand oder Vermögen. Es läßt daher gar kein haltbarer Grund dafür sich anführen, daß ein Volksvertreter ein bestimmtes Vermögen besitzen, oder diesem oder jenem Stande angehören solle, weil ein unbefangenes Auffassen und Beurtheilen der Staatsverhältnisse vielmehr von dem zu erwarten ist, der nicht zu den Reichen oder zu einer bevorzugten Standesklasse gehört, der, mit einem Worte, für seine individuellen Verhältnisse bei den Staatsangelegenheiten am wenigsten betheiligt ist. Die Besorgniß wegen Bestechlichkeit u. s. w., welche Geburt, Stand oder Vermögen auch nicht beseitigen können, wird durch die Vorsicht bei den Wahlen, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen und die kurze Dauer der Repräsentativeigenschaften am besten gehoben. Bei den Wahlen ist also die größte Vorsicht nöthig, und daher, wenn ein Volk nicht bis in die untersten Klassen hinab sehr gebildet ist, das System der Mittelwahlen zu empfehlen, nach welchem zuerst durch einen oder mehrere Wahlakte die Wahlmänner, und von diesen sodann die Volksvertreter gewählt

werden. Dadurch wird der Einfluß der beweglichen Massen vermieden und doch keinem selbstständigen Staatsbürger das Stimmrecht bei den vorbereitenden Wahlen entzogen. Die Wahlmänner müssen hingegen in der Wahl der Volksvertreter so wenig als möglich beschränkt werden, und wenn sie den rechten Mann von Kopf und Herz gefunden zu haben glauben, diesen auch wählen dürfen, ohne erst nach dessen Geburt, Stand und Vermögen fragen zu müssen. Daß man übrigens hierbei auch die bestehenden Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen habe, ergiebt sich aus der Natur des Reformenwesens von selbst. Eine solche Berücksichtigung der obwaltenden besonderen Verhältnisse ist ganz vorzüglich bei der Beantwortung der Frage: ob man das Ein- oder Zweikammersystem zu wählen habe, erforderlich. Das Zweikammersystem hat, wenn der Staat groß ist, und es nicht an den zu einer sogenannten Pairskammer erforderlichen Elementen gebricht, unverkennbare Vorzüge, wie ich bereits an einem andern Orte zu zeigen suchte. Ist aber ein Staat klein und fehlt es ihm überdies an einem reichbegüterten Adel, wie beides (wir können es nicht in Abrede stellen) in Kurhessen der Fall ist, so kann nur das Einkammersystem gedeihlich sein. Bei diesem Systeme gewinnt überdies das Volk an Einheit, indem der Kastengeist nach und nach nothwendig sich verliert, die Volksvertretung an sich nicht in zwei entgegengesetzte Elemente gespalten ist, und der Geschäftsgang des Landtages an Einfachheit und Schnelligkeit. Eine erste Kammer, zusammengesetzt aus einem Adel, dem es meist an dem gebricht, was zu einem wahrhaft aristokratischen Element gehört, Reichthum, Intelligenz und Kenntnisse, der darum wegen Mangels an Reichthum von der Staatsregierung nicht nur nicht unabhängig, sondern vielmehr dieser — der zu hoffenden Stellen und Ehrenauszeichnungen wegen — oft blind ergeben ist und wegen des Mangels an Intelligenz und Kenntnissen der zweiten Kammer nicht einmal das Gleichgewicht zu halten vermag, jedoch in der Regel die Opposition gegen dieselbe bilden wird, ist nur als ein Hinderniß wahrhaft nützlicher Reformen zu betrachten, und mehr geeignet Fürst und Volk in steter Spannung zu erhalten, als das Band der Eintracht zwischen beiden zu befestigen. Was die eine Kammer beschließt, wird die andere verwerfen, weil das, was bei getheilten, ja entgegengesetzten Interessen der Standesklassen, welche die eine Kammer bilden, nützlich ist, den Standesklassen der andern schadet oder wenigstens zu schaden scheint. Das so häufig zur Begründung einer ersten Kammer vorgegebene Anwogen des Volks gegen den Thron ist überhaupt meistens grundlos und am wenigsten in kleinen Staaten zu befürchten, in welchen die Liebe zu den angestammten Fürsten, gepflegt durch die näheren Berührungen, in denen Fürst und Volk, einer großen Familie ähnlich, zu einander stehen, jede Furcht vor einem solchen feindlichen Anwogen beseitigt, und darum jede Maaßregel dagegen überflüssig macht. Eine Uebereilung im Betriebe der Geschäfte läßt sich, da diese in einem kleinen Staate leicht zu übersehen und etwaige Fehlgriffe nicht von so großen Folgen sind, wohl nicht besorgen und kann durch eine gute Geschäftsordnung leicht verhindert werden. Ohnehin kommt das Meiste auf eine gründliche Bearbeitung der den Landständen vorzulegenden Propositionen an, welche der Regierung obliegt.

Um die Wirksamkeit der landständischen Thätigkeit nie zu unterbrechen, ist es nothwendig, einen bleibenden landständischen Ausschuß anzuordnen, welcher während der Zwischenzeit von einem Landtage bis zum andern der Staatsregierung zur Seite steht, und die Rechte der Ständeversammlung nach einer erhaltenen Instruction ausübt, der Ständeversammlung jedoch Rechenschaft abzulegen hat. Die Einberufung des Landtags muß dem Minister des Innern als Verfassungspflicht obliegen, und in der Regel alle drei Jahre geschehen. Eine eigenmächtige Versammlung der Volksvertreter dürfte nur bei einer Regierungsveränderung als zulässig und zweckmäßig sich darstellen; endlich 5) die Nationalbewaffnung oder Landwehr. Ein stehendes Heer, eine Kriegsmacht im Innern des Staats, ergeben dem Machthaber, ihm verpflichtet zum unbedingten Gehorsam wird nach dem, einem Kriegsheere in der Regel einwohnenden eigenthümlichen Geiste dem Volke nur leicht fremd bleiben, in der Regel eine den Rechten und Interessen des Volkes drohende Stellung einnehmen, und der Verfassung und politischen Freiheit in dem Maaße gefährlich werden, in welchem dessen unbedingte und blinde Ergebenheit gegen den Machthaber steigt. Denn kann man nicht wohl läugnen, daß der Geist einer Soldateska von dem Geiste des Volkes schon an sich völlig verschieden ist, so muß diese Verschiedenheit nothwendig in dem Grade zunehmen, in welchem der Geist des Volkes und der des stehenden Heeres, ein jeder nach seiner eigenthümlichen divergirenden Richtung, sich aus- und fortbildet. Kein Despot kann ohne eine den Rechten und Interessen des Volkes entfremdete Kriegsmacht bestehen, weil das Volk nie zum Peiniger an sich selbst werden wird. Dagegen ist die Nationalmiliz oder Landwehr, da sie blos zum Schutze der eigenen Rechte die Waffen führt,

freigesinnt, enthusiastisch nur für die Wohlfahrt des eigenen Landes, schlagfertig nur gegen äußere Feinde und feindliche Störer der innern Ruhe, gegen das friedliche Volk selbst aber, d. i. gegen ihre eigenen Angehörigen, gänzlich unbrauchbar.

Was vermöchte auch eine Volksvertretung, einem Monarchen gegenüber, durchzusetzen, welcher eine blindergebene Soldateska zur Seite hätte und seine Proposition wie sein Veto mit dem Waffengeklirre von Tausenden unterstützen könnte. Die Geschichte, diese große Lehrmeisterin in Allem, vorzüglich aber in der Politik, weiset genugsam nach, daß die frühere landständische Verfassung in Deutschland hauptsächlich durch die Entstehung der stehenden Heere ihr Ansehen und ihre Wirksamkeit verloren hat. Da jedoch stehende Heere, zumal in den deutschen Bundesstaaten, welche bestimmte Contingente stets in Bereitschaft haben müssen, nicht wohl entbehrt werden können, so hat man wenigstens dahin zu wirken, daß durch eine möglichst kurze Dienstzeit und häufige Beurlaubung der antinationale Geist bei dem Militär vermieden, und dagegen volksthümlicher Sinn bei demselben geweckt und erhalten werde. Dadurch wird auch die in unserer Zeit so drückend gewordene Kostspieligkeit des Militärs, und die nur zu leicht zu besorgende Gefahr der Entsittlichung des Volkes, wozu eine meist müßige Soldatenkaste, nach bekannter Erfahrung, hauptsächlich beiträgt, am besten vermieden.

III. Was endlich die dritte Eigenschaft einer guten Staatsverfassung, daß sie nämlich die Vervollkommnung der Rechtsordnung und der Volksbildung möglichst erleichtere und fördere, anbelangt, so kann sie nur eine natürliche und darum zugleich nothwendige Folge der beiden ersten Eigenschaften sein. Ist nämlich, vermöge der ersten Eigenschaft, die Freiheit und Sicherheit der Person und des Eigenthums, sowie der möglichst ausgedehnte freie Gebrauch der geistigen und physischen Kräfte, durch die Verfassung und Gesetze gehörig begründet und verbürgt, und vermöge der zweiten Eigenschaft der Mißbrauch oder Nichtgebrauch der Staatsgewalt möglichst gehemmt und eine verfassungs- oder gesetzmäßige Regierung hinlänglich garantirt, so kann es auch nicht fehlen, daß die sittlich religiöse und intellectuelle Bildung des Volkes, genährt und gepflegt durch den aus dem freien Verkehre mit den Produkten des Geistes, des Bodens und der Industrie hervorgehenden Wohlstand, sowie überhaupt durch die Zusammen- und Wechselwirkung der geistigen und physischen Kräfte, auch rasche Fortschritte zum Ziele stets erhöheter Vollkommenheit mache. Schreitet aber die Volksbildung vorwärts, so können auch die Einrichtungen des Staates nicht zurückbleiben, weil diese, als die Formen des Volkslebens nothwendig nach der Volksbildung sich richten müssen. Je moralisch-kräftiger, je geistig gebildeter und vernünftig freigesinnter ein Volk ist, desto vollkommener muß auch seine Staatsverfassung sein, sowie dagegen ein rohes und in seiner Majorität sittlichunmündiges Volk nur durch die Schrecken der Despotie gezügelt werden kann. Darum ist auch der Schluß von der Beschaffenheit der Verfassung auf die Beschaffenheit des Volkes völlig gegründet; es muß aber auch ein Volk stets wachsam sein auf sich selbst, weil von der eigenen Kraft der Bestand und das Gedeihen der Staatsverfassung hauptsächlich abhängt. Wie aus der Blüthe der sittlichen Kraft des Römervolkes die großen Männer hervorgingen, die man mit Recht bewundert, so sind die Nerone, Tiberiusse, Domitiane u. s. w. die scheußlichen Erzeugnisse der Entsittlichung, Verdorbenheit und Kraftlosigkeit des Volkes gewesen. Die Vervollkommnung des Staates und seiner Institutionen kann demnach nur das Resultat der Vervollkommnung der Individuen sein. Darum muß immer das Hauptaugenmerk auf die Volkserziehung und die dadurch zu erzielende sittlich-religiöse Willenskraft und unverschrobene Geistesbildung gerichtet werden. Dem Einzelnen ist dabei besonders einzuprägen, daß er zur Vervollkommnung des Staates dadurch am meisten beitrage, daß er emsig bemüht sei, sich selbst in moralisch-religiöser und intellectueller Hinsicht zu vervollkommnen und seine Bildung durch die That zu bewähren. Die Staatsverfassung selbst oder vielmehr die Fundamentalurkunde, worauf dieselbe ruht, darf daher nur mit größter Vorsicht, etwa nach bestimmten Zeiträumen abgeändert werden. Denn sie, als die Trägerin des Ganzen, soll ein unantastbares Nationalheiligthum sein. Nur zu leicht stürzt das ganze Staatsgebäude zusammen, wenn man an den Grundsäulen desselben rüttelt oder gar einzelne von denselben umreißt. Hieraus folgt, daß man in der Verfassungsurkunde selbst deren Abänderung möglichst erschwere und an solche Bedingungen knüpfe, welche über die Zweckmäßigkeit und den allgemeinen Wunsch einer vorgeschlagenen Abänderung keinen Zweifel übrig lassen, daß man auch für den Fall einen Ausweg treffe, wo über den Sinn einer verfassungsmäßigen Bestimmung eine gütlich nicht auszugleichende Meinungsverschiedenheit zwischen der Staatsregierung und den Volksvertretern entstehen sollte, und daß man in der Verfassungsurkunde nur allgemeine Bestimmungen aufnehme und alles Besondere eigenen Gesetzen vorbehalte, deren

Abänderung nach dem Bedürfnisse der sich umgestaltenden Verhältnisse leicht bewirkt werden kann. Ließe eine Verfassungsurkunde zu sehr in das Besondere sich ein, so müßte man entweder sie selbst leicht abänderlich machen, oder unzweckmäßige Normen, die, weil sie in der Verfassungsurkunde stehen, eben so schwer abzuändern wären, wie diese zum Nachtheil des Staatslebens fortbestehen lassen.

Nach diesen Grundsätzen wollen wir, meine Herren, einen Verfassungsentwurf bearbeiten und dabei alles Gute benutzen, was uns theils in der landesherrlichen Proposition, theils in andern Verfassungsurkunden deutscher Staaten geboten wird. Wenn wir ernstlich nur das Rechte und Gute wollen, so werden wir es auch mit Gottes Beistand sicher erringen, denn wer könnte, wer dürfte dem Rechten und Guten widerstreben? Und ist Gott mit uns, wer könnte wider uns sein?

---

## Rede über Bedingung und Form des Untersuchungsarrestes

gehalten von K. Th. Welcker 1833.

Ich unterstütze den Commissionsantrag und die in der Motion und in dem Commissionsbericht enthaltenen Bestimmungen, die wirklich sichernd und liberal sind; allein zum großen Theil sind sie mir nicht sichernd und liberal genug, und da es doch besser sein wird, blos im Allgemeinen die Hauptgesichtspunkte aufzustellen, als jetzt schon einzelne Artikel ausführlich zu kritisiren, so will ich nur diese Hauptgesichtspunkte mit einigen Worten zu unterstützen suchen. Ich finde es nämlich als etwas ganz außerordentlich Hartes, die persönliche Freiheit der Bürger durch den Untersuchungsarrest so zu beschränken, wie es neuerlich nicht blos in Baden, sondern in Deutschland geschieht. Es ist eine bekannte Sache, daß dieses ganz außerordentlich absticht gegen das Verfahren in andern freien Staaten, gegen das Verfahren, das selbst unsre Carolina kennt. Auf das Verfahren in den frühern deutschen Verhältnissen, so weit nicht das Faustrecht herrschte, auf das Verfahren in Griechenland und Rom muß man die Augen richten, wenn man im Ganzen und Allgemeinen angemessene Bestimmungen treffen will. Ich sage, dieser Untersuchungsarrest ist außerordentlich hart in den meisten Fällen, und dabei noch zwecklos. Hart ist er, denn man kann auf diesen Untersuchungsarrest die furchtbar schweren Worte des Beccaria anwenden, die so große Wirkungen machten: „In dem Untersuchungsarrest sitzt ein Bürger und leidet, nicht weil man weiß, daß er schuldig ist, sondern weil man es nicht weiß!" — Und ich glaube, daß die Gründe, die man gewöhnlich anführt, um diesen Untersuchungsarrest so leicht zu verhängen, wie er in unserer jetzigen Praxis verhängt wird, nicht Stich halten. Denn sie beruhen auf der bürgerlichen Sicherheit, auf der Sicherung der Freiheit und der Rechte der Bürger. Es ist aber eine schlimme Sicherheit, wenn ich um derselben willen in Gefahr gesetzt werde, als ehrlicher Mann in den Untersuchungsarrest geworfen zu werden. In vielen Fällen, und in der Ausdehnung, wie es gegenwärtig stattfindet, ist die Sicherheit zerstört. Ich spreche nicht davon, wenn Polizeiarrest, um Verbrechen zu verhindern, im Falle von Unordnungen stattfindet. Denn solche Sicherheitsarreste sind sehr wohlthätig. Hier ist die Sache bald abgemacht, wenn nur die Form gut gehandhabt wird, wie sie im Bericht vorgeschlagen ist. Ich spreche von Untersuchungsarresten, welche stattfinden, um einen Angeschuldigten von der Flucht abzuhalten. Man legt auch hier zu großen Werth darauf, daß der Mensch gestraft werde und nicht entfliehe. Ich sage, viel zu großes Gewicht, und werde das durch ein argumentum ad hominem beweisen. Es ist bekannt, daß in Griechenland und Rom in den besten Zeiten der dortigen Republiken jeder Verbrecher, wenn er angeschuldigt war, bis zu dem gefällten Urtheilsspruch das Recht hatte, mit seinem ganzen Vermögen davonzugehen. Und dieses waren doch geordnete und ausgebildete Staaten. Sie haben aber kein so großes Gewicht darauf gelegt, daß die Bürger gerade diese oder jene bestimmte Strafe erleiden, sondern glaubten, es wäre dem Gesetze schon Genüge geschehen, wenn dieser Mann für immer aus dem Staat entfernt werde, und solchergestalt sich immer von der Gemeinschaft losgesagt hätte. Ich gebe zu, daß man gegen Vagabunden, von denen man fürchtet, sie kommen wieder, strenger sein muß. Allein ich glaube, daß man selbst bei Vergehen, die man am wenigsten billigen wird, nämlich bei Majestätsbeleidigungen, weßwegen in Baden mehrere Verhaftungen vorgekommen sind, so verfahren könnte, wie die römischen Kaiser gethan haben, die das flüchtig ausgesprochene Wort so wenig achteten, daß sie keine Untersuchung deßhalb haben wollten und glaubten, daß bei solchen Vergehen Genüge geschehe, und die verletzte Achtung vollkommen hergestellt werde, wenn ein angesessener Bürger deßhalb landflüchtig wird. Es ist also nicht nothwendig, ihn zum Voraus zu verhaften. — Sodann darf ich daran erinnern, daß Jeder, der die Carolina, dieses als barbarisch verschrieene Gesetz, kennt,

der es gründlich studirt, finden wird, daß hundert Mal bei uns Verhaftungen eintreten, wo sie nach der Carolina nicht nöthig sind, so daß wir also in unserer Praxis hinter dieser Gesetzgebung weit zurück sind, womit ich jedoch den Richtern in unserem Lande keinen Vorwurf machen will. Ich klage ja über den Mangel der Gesetze, und wo die Gesetze fehlen, sind die Richter durch eine Art von Verantwortlichkeit und Besorgniß bestimmt, Verhaftungen vorzunehmen, weil sie nicht wissen, ob man das Gegentheil nicht mißbilligen werde. Wenn aber der Herr Regierungscommissär und ein Mitglied der Kammer erklärten, über diese Verhaftungen finden bei uns keine Klagen statt, so möchte ich nur an die Stimmen in der Kammer bei dem Vortrag der Merk'schen Motion erinnern. Die Klage findet bei den Gerichten nicht statt, weil sie nicht durchgeführt werden kann, allein daß Verhaftungen vorkommen, wo sie nach guten Gesetzen nicht vorfallen sollten, ist keine Frage.

Was die Bedingungen betrifft, so will ich blos beispielsweise einige derselben rechtfertigen. Ich glaube auch, daß, wie in der trefflichen Abhandlung unseres Präsidenten (Mittermaier) ausgeführt ist, und von mehreren Gesetzgebern anerkannt wird, aus bloßer Furcht vor Collusion kein Bürger seiner Freiheit beraubt werden sollte. Wenn auch Einige ein Wort mit einander gesprochen haben, und ein Lügenplan geschmiedet worden ist, so giebt dies gerade das beste Mittel an die Hand, um hinter die That zu kommen. Die erste Bedingung eines Verhafts bei einem Vergehen sollte immer die sein, daß ein Vergehen wirklich da ist, und dann erst muß die zweite Frage erhoben werden, ob eine bestimmte Person dieses Vergehens verdächtig ist. Dieß ist die große Grundlage des früheren deutschen Rechts und des römischen Rechts, und die Carolina fordert Beides. Wer die ganze Reihe von Artikeln in derselben gelesen hat, die von den Indicien handeln, weiß, daß diese Carolina hier gut ist, indem sie wahren juridischen Beweis fordert. Später hat es geheißen, einen nicht ganz vollen Beweis; allein ein mehr als halber Beweis gefällt mir immer noch besser als bloße Wahrscheinlichkeit, indem unter dem Schilde dieses Wortes alles geschehen kann. Es gleicht einem Irrwisch, der im Kopf herumfliegt. Ich verlange nicht subjektive Wahrscheinlichkeit, sondern Beweise, wenn sie auch nicht ganz voll sind. Also diese beiden Dinge, daß durch strenge Beweisgründe wenigstens ein Beweis vorhanden sei, fordre ich sowohl in Beziehung auf den Thatbestand als den Verdacht. Sodann aber würde ich als ganz besondere Bedingung außerdem, daß der Mensch der Flucht verdächtig sein muß, ins Gesetz selbst aufgenommen wünschen, daß das Gericht genau zu erwägen habe, ob in dem vorliegenden Falle der Nachtheil, daß der Mensch landflüchtig werde, und sich dadurch der bestimmten Strafe entziehe, so groß erscheint, daß es nothwendig ist, ihn seiner Freiheit zu berauben, ob nicht dadurch das Interesse aufgehoben wird, daß der Mensch seine Strafe duldet. Wenn der Staat ein Straferkenntniß fällt, und ein Mensch das Vaterland verläßt, so wird es in den meisten Fällen genügen.

Nun kommen wir auf einen Punkt, wo es klar wird, daß es nothwendig ist, den Antrag oder den Wunsch der Commission weiter auszudehnen, indem hier die Sache mit der Bestimmung zusammenhängt, wann die Specialuntersuchung erkannt werden soll. Auch darüber enthielt die Carolina eine ganz vortreffliche Bestimmung, die aber in unserm gemeinen deutschen Rechte verwischt worden ist. Bei uns besteht zwischen der General- und Specialuntersuchung ein blos formeller Unterschied, während nach der Carolina ein förmliches Erkenntniß auf Specialuntersuchung nothwendig war, und erst durch diese Specialuntersuchung wurde die Bedingung gegeben, den Menschen als verdächtig hinzustellen. Vorher durfte ich Niemand speciell als verdächtig hinstellen, ich durfte nicht seine Papiere in Beschlag nehmen, oder ihn überhaupt gefangen setzen. Wenn er sich durch die Flucht verdächtig machte, so war dies selbst schon eines jener Indicien, und es sollten also die Bedingungen, unter denen ein Bürger speciell vor seinen Mitbürgern als verdächtig hingestellt werden kann, als Gesetz aufgenommen werden. Alsdann würde auch der Antrag des Motionsstellers Beachtung finden können, den die Commission selbst berücksichtigt hat, der Antrag nämlich, daß in Beziehung auf dieses barbarische Mittel der Papierbeschlagnahme Bestimmungen getroffen werden sollten. Ich erinnere auch hier an eine treffliche Abhandlung unseres Herrn Präsidenten, auf die ich mich beziehe, und nur das noch behaupte, daß mit dieser Maaßregel der größte Mißbrauch in vielen Theilen von Deutschland getrieben wird und unsre römischen Gesetze von diesem Mißbrauch nichts wissen, sondern ihn perhorresciren.

Endlich muß ich noch durchaus wünschen, daß in dieses provisorische Gesetz einige kleine Bestimmungen aufgenommen werden, die wesentlich sind zur Sicherung unserer Mitbürger vor Willkür und Verletzungen in Criminalsachen. Der erste Punkt ist der, daß für richtige Protokolle nicht blos durch den

guten Glauben, sondern durch die Jurisdiktion gesorgt werde. Wenn Leben, und Alles, was dem Menschen werth ist, auf der Aussage eines Protokollisten beruhen soll, der gewissermaßen Richter und Ankläger in Einer Person ist, so ist dies eine schreckliche Unsicherheit. Der achtungswürdigste Mann, wenn er eine Criminaluntersuchung anfängt, hat ein Interesse, den Menschen schuldig zu finden. Er hat eine vorgefaßte Ansicht von seiner Schuld und glaubt, man möchte ihm später Vorwürfe machen, wenn er ihn loslasse. In dieser Ansicht führt nun der Einzelrichter das Protokoll, oder ein Mensch, der von dem Richter ganz abhängig ist, ein Rechtspraktikant, dem er oft sagen kann, was er will, oder es ist der Rechtspraktikant selbst, noch ein unerfahrener Mann, der Richter und Actuar in Einer Person. Es sollten deßhalb alle Criminalprotokolle in Gegenwart eines beständigen und auf dieses Geschäft beeidigten Actuars geführt werden.

Ein anderer Punkt ist noch wichtiger. Es ist ein fürchterlicher Gedanke, sich in die Möglichkeit hineinzusetzen, daß ein Bürger von einem Gerichtshof verurtheilt werden soll, vielleicht auf eine ganz einseitige, unvollständige Relation hin. Diesem könnte wenigstens dadurch vorgebeugt werden, daß das Schlußverhör des Angeklagten und seine Vertheidigung in Gegenwart des Angeschuldigten vorgetragen werde. — Es ist endlich der Punkt von der größten Wichtigkeit, daß alles, was auch nur entfernt den Schein von Kabinetseinfluß hat, beseitigt werde. Wenn nämlich das hofgerichtliche Urtheil dem Justizministerium eingeschickt wird, das selbst nur einen Theil der allgemeinen Verwaltungsstelle der Regierung bildet, und dieses mit dem Staatsministerium über die Sache communicirt, und dann, ohne daß nur der Betheiligte etwas davon erfährt, die Sache an's Oberhofgericht geschickt wird, so ist dies ein Einfluß des Ministeriums auf Rechtsstreitigkeiten, der zur Kabinetsjustiz gehört. Denn hier spricht sich die Ansicht des Ministeriums aus, an dessen Spitze eine außerordentliche moralische Gewalt steht, daß der Richter hier mehr thun solle. Der Betheiligte wird nicht gehört, er vertheidigt sich nicht, und wenn dieses keinen Einfluß auf das Urtheil ausübt, so gibt es keine Cabinetsjustiz mehr. Ich wünsche also, daß dieses in den Entwurf aufgenommen werde, und spreche zum Schluß noch den Wunsch aus, daß entweder ein solches Gesetz auf diesem Landtage noch vorgelegt werde, oder aber der Entwurf des Criminalprozesses, der schon im vorigen Herbste ausgearbeitet war, auf einem besonderen Landtage im nächsten Winter berathen werde, damit endlich dem großen und dringenden Bedürfniß einer Verbesserung unseres Rechtszustandes in Criminalsachen abgeholfen werde. Wenn ich diese Versicherung erhalte, so will ich auf das provisorische Gesetz verzichten. Wenn ich noch zwei Jahre lang oder noch viel länger in Beziehung auf diesen für Ehre und Freiheit unserer Mitbürger so wichtigen Punkt warten sollte, so fände ich es auf das Tiefste bedauerlich. Ich denke mich in Gegenwart aller derjenigen, die den Criminalzustand unseres Landes, nämlich den gesetzlichen Zustand, kennen, und ihn vergleichen, nicht blos mit demjenigen andrer freier Staaten, sondern anderer deutscher Länder. Jeder wird sagen, daß es vielleicht kein Land in Deutschland gibt, wo dieser Zustand mangelhafter ist. Es gehört gewiß zur Ehre der Regierung, daß diesem Mangel abgeholfen werde, und eine heilige Pflicht ist es für uns, mit allen Kräften darauf hinzuarbeiten.

## Ueber die Emancipation der Juden.

Rede von J. Merk, gehalten 1833 in der Badischen zweiten Kammer.

Als ich im Jahre 1831 dafür stimmte, daß zwar nicht sogleich und geradehin die Gleichstellung der Israeliten ausgesprochen, sondern nur durchgreifende Vorbereitungen zur Erzielung derselben getroffen werden sollten, so dachte ich nicht daran, daß diesfalls gar nichts geschehen werde, zwar nicht in der Art, daß man von ihnen fordere, daß sie in Hinsicht der äußeren Gestaltung ihrer Religion und ihrer Ceremonialgesetze nachgeben, weil man dies nicht von ihnen verlangen kann, und von ihnen nicht zugegeben werden könnte, sondern nur in Beziehung auf die Modification gewisser Gebräuche und Gewohnheiten. Ich bedaure, daß deßhalb nichts geschehen ist, sehe aber nun ein, daß mit den Einleitungsmaaßregeln nicht gedient sein wird, sondern es besser ist, wenn sich die Kammer geradehin für die Gleichstellung ausspricht. Ich glaube nämlich, das dies nach der Idee des in seiner Einheit bestehenden Staats eine Staatspflicht sei, und daß in Beziehung auf dasjenige, was in andern Staaten geschieht, die Ehre von Baden es um so mehr fordere, einen entscheidenden Schritt dafür zu thun, als Baden sonst in diesem Theil der Gesetzgebung andern Staaten sogar vorgeschritten ist. Man sage nicht, daß die Israeliten der Regierung nicht entgegengekommen seien, und daß sie unterlassen hätten, eine Neigung zu zeigen, sich unsern bestehenden Einrichtungen zu assimiliren. Wäre dies aber auch nicht geschehen,

so glaube ich, daß man ihnen deßhalb mit Recht keinen Vorwurf machen kann. Der Impuls zur Verbesserung ihres Zustandes muß meiner Ueberzeugung nach von uns ausgehen, und es ist, psychologisch betrachtet, eine verkehrte Forderung, daß sie sich zuerst assimiliren sollen. Vielmehr glaube ich, daß der andere Weg naturgemäßer sei. Der Unterdrückte ist nicht gerade in der Lage, sich selbst emancipiren zu können, sondern man muß ihm dazu helfen, und so lange der Israelit keine Gewißheit hat, daß er bei erreichter Bildung auch deren Nutzen haben werde, so lange er fürchten muß, ungeachtet dieser erreichten Ausbildung doch von der Ausübung der allgemeinen öffentlichen Rechte zum Theil ausgeschlossen zu bleiben, kann er auch kein besonderes Interesse daran haben; erst wenn er dessen gewiß ist und die Bahn sich freigegeben sieht, wird er auch in einem freieren Aufschwung das höhere Ziel des Staatsbürgerthumes zu erstreben sich bemühen. Meiner Ueberzeugung nach bleibt also nichts übrig, als die Israeliten in die Masse der christlichen Bevölkerung mit gleichen Rechten hinein zu werfen, damit sie, vom Strome fortgerissen, gleich den in einem Flußbett hinrollenden Kieseln sich abrunden und dem Bestehenden sich anfügen. Richtet man den Blick auf diejenigen Länder, wo diese Gleichstellung schon erreicht ist, so zeigt sich keineswegs die Gefahr, die man sonst davon fürchtet, und es sind die Folgen keineswegs eingetreten, mit denen Einer den Andern zu erschrecken sucht. Es war auch nicht diese Besorgniß, die in England kürzlich die Bill über die Emancipation scheitern machte, sondern es waren die Grundsätze der Tories, die beharrlich darauf ausgehen, in dieser Zeit nichts an dem Alten zu ändern, und auch darum, weil in England kein positives Gesetz den Hebräern in der Ausübung der allgemeinen Rechte hindert, sondern diese Uebung in vielfacher Beziehung nur deßwegen nicht stattfindet, weil dieselbe dort an die Leistung eines besondern Eides gebunden ist, der so wörtlich genommen wird, daß die Israeliten ihn vermöge ihrer Religion nicht leisten können. Bei uns sollte wohl die Besorgniß eines so großen Nachtheils nicht vorherrschen, weil die Israeliten schon in dem Genuß der meisten bürgerlichen Rechte, besonders derjenigen stehen, die sich auf den Verkehr beziehen, und weil sich dieser Genuß in unserm Staatsrecht am frühesten in Deutschland gegründet findet, weßhalb wir auch schon in dieser Beziehung gar nicht zurückbleiben sollten. Schon das erste Constitutionsedict hat im §. 8 den Hauptgrundstein zu ihrer Emancipation gelegt, indem nach dessen Hauptprincip keine Religion im Staate in dem Sinn herrschend sein kann, daß die Mitglieder irgend einer solchen von der Theilnahme an dem Ausfluß der allgemeinen staatsrechtlichen Vortheile auszuschließen seien. Der zweite Hauptpfeiler, worauf die Forderung auf Gleichstellung beruht, ist der aus der natürlichen Billigkeit in das Staatsrecht übergegangene Satz, daß derjenige, der gleiche Lasten zu tragen hat, auch den Mitgenuß an den gleichen entsprechenden Rechten haben solle. Eine andere und entgegengesetzte Folgerung aus der nämlichen Grundlage wurde durch das Rechtsprincip verliehen, und man konnte eine solche Forderung nicht durch das Vorgeben beschwichtigen, daß religiöse Sitten und Gewohnheiten es hindern, diese Rechte gehörig und im Einklang mit unsern Einrichtungen zu üben. Denn wenn die Israeliten diese Sitten und Gewohnheiten nicht hindern, alle Verpflichtungen gegen den Staat zu leisten, wenn dieser keine Bedenklichkeit bei der Annahme solcher Leistungen findet, so sehe ich nicht ein, welche Bedenklichkeit in der Gestattung der Ausübung der diesen Verpflichtungen entsprechenden Rechte liegen soll. Es ist meiner Ueberzeugung nach eine etwas schwere Unterscheidung gegen die Israeliten rücksichtlich der Forderung zur Leistung ihrer Bürgerpflichten und rücksichtlich der Beschränkung der Ausübung ihrer Rechte gemacht, worin ich keineswegs irgend eine Consequenz finden kann, und sie hat auch für sich eigentlich keinen Grund. Denn betrachtet man diejenigen Israeliten, die in ihrer Bildung fortgeschritten sind, so findet man nicht, daß ihre Religion und Sitten hierin ein besonderes Hinderniß sind. Der jüdische Arzt wird auch am Sabbath seine Kranken besuchen, und der Advokat seine Prozesse führen. Es ist auch insbesondere nicht zu läugnen, daß der Widerspruch gegen die Gleichstellung der Juden einen Stillstand in dem Gang der Civilisation bewirken würde, der mit dem großartigen Aufschwung, den unsre Gesetzgebung hinsichtlich der Einführung der Rechtsgleichheit und der Ausgleichung der verschiedenartigen Interessen der bürgerlichen Gesellschaft genommen hat, in einem sonderbaren Contrast steht; man fühlt, daß das, was man für diese Lückenhaftigkeit noch anführt, daß nämlich die Staatsklugheit es zur Zeit noch fordere, diese Kluft nicht auszufüllen, nicht genüge. Es ist nicht so gerade das materielle Uebelbefinden in der gegenwärtigen Lage der Israeliten, und andererseits die Besorgniß der christlichen Bevölkerung in Beziehung auf die ihr durch die Gleichstellung zugehenden Nachtheile, die bei der Frage über die sogenannte Emancipation hier entscheidend wäre, sondern es ist das Unrecht, wodurch sie von dem entfernt gehalten werden, was doch allgemeinen Rechtens ist, daß sie Lasten tragen

und ihnen zum Theil die Rechte genommen bleiben sollen — ein Unrecht, das wenigstens die Staatspolitik nicht beschönigen kann, weil die Gründe, die für die Hinhaltung sprechen, diejenigen Gründe, die nach Recht und Vernunft und dem Geiste der Verfassung die Emancipation anrathen, nicht überwiegen. Sie überwiegen sie besonders nicht, wenn man nach der Natur der Menschen voraussetzt, daß solche Mißstände, wie sie allerdings da sind, und wie sie dem Judenthum seit Jahrhunderten ankleben, nicht in einer Generation untergehen können, daß sie sich überhaupt nicht eher heben werden, als bis die Entfesselung geschehen ist; denn gerade dasjenige, was ihnen noch fehlt, ist von der Art, daß darin der meiste Antrieb zu ihrer Vervollkommnung und zur Abstoßung dessen liegt, was in ihren Formen und Gewohnheiten ihrer Emancipation entgegenstehen soll, und zur Anpassung an unsre Civilisation. Sie können ohne eine solche Ausbildung nicht zur Uebung dieser Rechte kommen, und zum Behufe dieser Ausbildung ist es eben so nothwendig, daß sie dasjenige ablegen, was ihnen so sehr entgegensteht, kurz, daß eine gewisse Charakterveränderung mit ihnen vorgeht. Es kann deshalb auch nicht wohl die Rede von einem so oft gehörten successiven Uebergang, einer successiven Gleichstellung die Rede sein, weil sie ja die meisten Rechte schon haben, und dasjenige, was noch übrig ist, gerade der Antrieb zu ihrer Vervollkommnung sein, also vorausgehen muß.

Ich weiß zwar wohl, daß die Meinung, es sollten die Israeliten jetzt schon, also vor der Gleichstellung so beschaffen sein, ziemlich verbreitet ist, allein es ist deßhalb nicht minder widernatürlich, und darum ist auch von einer Seite ausgesprochen worden, daß der Widerspruch gegen ihre Emancipation in einer gewissen christlichen Popularität zu liegen scheine. Ich glaube auch, daß Viele, die dagegen sind, dieses populär halten, allein ich möchte auf diese Popularität das Beiwort „christlich" nicht anwenden; denn man kann es sich nicht verhehlen, daß nicht wegen der Religiosität, nicht wegen der Besorgniß eines Eintrags in das Christenthum selbst viele Stimmen im Volke gegen die Emancipation sind, sondern wegen der Besorgniß, daß bei einer Gleichstellung die Thätigkeit der Christen noch überflügelt werde, und wegen der Besorgniß, daß bei einer Zulassung zum Staatsdienste theils ihre Gewandtheit, theils die von Vielen vorausgesetzte geringere Scheu in Anwendung unerlaubter Mittel die Christen verdrängen werde. Das ist es, was besonders im Volke den Widerstand gegen die Emancipation erhält. Es ist also eigentlich bei dem Lichte betrachtet das Mißtrauen in unsre eigenen Kräfte und sogar die Voraussetzung unsrer eigenen Schwäche und Zugänglichkeit, weshalb wir die Schranke gegen sie nicht niederreißen wollen. Es wäre aber eines Gesetzgebers unwürdig, von der Unterstellung eines solchen moralischen selbst verschuldeten Unterliegens bei einem Akte der Gleichstellung auszugehen, und letzteren deshalb nicht ergehen lassen zu wollen.

Die Gesetzgebung steht höher; es ist ihre Aufgabe, die öffentliche Meinung zu berichtigen und die Vorurtheile zu vernichten. Es ist nämlich offenbar, daß bei der Gleichstellung der Israeliten noch manches Vorurtheil im Spiele sei. Die Nachtheile und schlimmen Folgen, die durch sie eintreten sollen, werden schon seit langer Zeit nacherzählt und zum Theil schrecklich hingestellt, obgleich in den Ländern, wo die Emancipation besteht, von allem dem nichts zu erblicken ist. Ueberhaupt sieht man wohl, daß der Widerspruch gegen ihre Gleichstellung sich weniger auf die Sache als auf die Persönlichkeit bezieht, welche Persönlichkeit aber in der Gleichstellung untergehen muß. Nur darf man nicht fordern, daß dieses sogleich geschehe. Es wird gewiß geschehen, aber es werden Generationen dazu nothwendig sein.

Man hat vor funfzig Jahren, als man die Israeliten etwas menschlich zu behandeln begann, als man ihnen gewisse Rechte gab, dasselbe Geschrei erhoben, und gleichwie man sich jetzt darüber wundert, so wird man sich in funfzig Jahren darüber wundern, daß heut zu Tage noch von Vielen ein so heftiger Widerspruch gegen diese Gleichstellung erhoben wird. Man richte die Blicke auf die junge Generation der Israeliten, besonders in den Städten, man betrachte die Art ihrer Erziehung und den Grad ihrer Ausbildung, so wird man doch finden, daß diese Zeit der Reife nahe sei. Schon das große Interesse, das sie an dieser Frage überall nehmen, und die aus ihrer Mitte erschienenen Vertheidigungsschriften voll Scharfsinn und Beredsamkeit, freilich auch mit dem Ausdruck eines gewissen bitteren Gefühls, das aber nach meiner Ansicht etwas verzeihlich ist, beweisen doch hinreichend ihre Ausbildungsfähigkeit. Man muß bei solchen Betrachtungen nicht hinuntersteigen und den niedersten Theil des Volkes betrachten; denn wenn wir unsre Civilisation auch nach dem unteren Theil des Volkes bemessen würden, so könnte man auch manches dagegen zu erinnern haben.

Auch die Einwendungen, die man dagegen in dem Berichte der Mehrheit der Commission macht, haben auf mich keinen besondern Eindruck geäußert; denn der Einwand, daß hier eine Verfassungsabänderung höchst bedenklich sei,

wird verschwinden, weil es gewiß weniger auf eine Abänderung der Verfassung, als auf eine Erläuterung derselben ankommen wird, indem der §. 9. derselben, der festsetzt, daß die Mitglieder der drei christlichen Confessionen Ansprüche auf alle Militär- und Civilstellen haben sollen, andere noch nicht positiv ausschließt, und der §. 37. bedarf nur einer in der früheren Gesetzgebung und dem Geist der Verfassung liegenden erläuternden Ausdehnung. Noch viel weniger ist mir der Einwand klar, daß nicht die Zeit dazu vorhanden sei. Gerade jetzt ist die Zeit, einen Theil der Bevölkerung von 18,000 Seelen für das constitutionelle System zu gewinnen zu suchen, zu welchem sie, weil sie zurückgestoßen werden, keine besondere Liebe gewinnen können.

Es ist überhaupt die Zeit, daß alle Staatsangehörigen sich in ein großes Bürgerthum consolidiren, um mit vereinter Kraft für die Erhaltung der Verfassung zu wirken. Ich bin also entschieden für die Gleichstellung der Juden, etwa in dem Sinne, wie das hessische Gesetz solche ausspricht, wobei es denn darauf ankommen wird, ob, wenn wir die Vorlage eines Gesetzes erhalten, für eine gewisse Uebergangsperiode einige Vorsichtsmaaßregeln zu treffen sein möchten, worüber sich aber hier auszusprechen nicht der Ort sein wird. — Meine Herren, ich glaube, daß es in dieser Sache nichts mehr taugt zu zögern und zu temporisiren, daß in Vergleichung dessen, was in fast allen andern constitutionellen Staaten geschehen ist, dieses Zögern uns in eine sonderbare Stellung bringt, daß man es in Vergleichung mit den Grundsätzen, die aus dem Vernunftrechte, aus dem Repräsentativsystem, aus den constitutionellen Staatseinrichtungen hier schon entwickelt worden sind, unerklärbar finden würde, diesen Stillstand zu behaupten. Ein Beschluß auf die Tagesordnung würde für diejenigen in Deutschland, welche die Harmonie der Gerechtigkeit lieben, als Dissonanz tönen. Ich stimme für den Antrag der Minorität.

---

## Ueber Gerichtsöffentlichkeit.

**Rede des Abgeordneten Klinger in der sächsischen zweiten Kammer im Jahre 1843.**

Wenn schon, meine Herren, ich nicht im Stande sein werde, etwas Neues über den vorliegenden Gegenstand zu sagen, da schon gestern und vorgestern ausgezeichnete Redner darüber gesprochen haben, und auch im Deputationsberichte ein reichhaltiges Material zusammengetragen ist, welches dasjenige vollständig begründet, was die außerordentliche Deputation beantragt hat, so halte ich mich doch für verpflichtet, mit einigen Worten hervorzutreten, theils aus dem Grunde, weil Wahrheiten, wenn sie auch mißfallen, nicht oft genug gesagt werden können, theils auch um dadurch an den Tag zu legen, daß ich mich bei Feststellung meiner Meinung nicht von einer flüchtigen Richtung der Zeit habe hinreißen lassen. Meine Herren, der Zweck des Strafverfahrens kann kein anderer sein als Erforschung der wirklichen materiellen Wahrheit. Der Weg, der am schnellsten und am sichersten dazu führt, dieser Weg wird im Interesse des Rechts eingeschlagen werden müssen; denn es handelt sich beim Criminalverfahren um unveräußerliche Güter, um Ehre, Leben und Freiheit. Zwar behauptet die hohe Staatsregierung, daß im Inquisitionsprocesse durch die Schriftlichkeit die Garantie vollständig gegeben sei, um sicher zur Erforschung der materiellen Wahrheit zu gelangen. Allein ich kann dieser Behauptung nicht beitreten, erkläre mich vielmehr für Mündlichkeit, Oeffentlichkeit und Anklageproceß mit Staatsanwaltschaft in Verbindung mit Voruntersuchung. Wenn sich Jemand in irgend einer Lage, in irgend einem Verhältnisse von Etwas sicher, genau und vollständig überzeugen will, so wählt er dazu nicht die Berichterstattung eines Dritten, sondern er wird wünschen, selbst zu hören, selbst zu sehen, sich selbst zu überzeugen, und darauf sein Urtheil zu gründen. Ich frage Sie, meine Herren, wo ist ein Kaufmann, der, wenn ihm die Gelegenheit geboten ist, es verschmähet, die Waaren, die er zu kaufen sucht, vorher erst selbst zu sehen, sie selbst zu prüfen? Ich frage Sie, wo ist ein Landwirth, der ein Gut kaufen will, der sich nur auf eine bloße Beschreibung desselben aus dritter Hand verläßt? Er wird selbst hingehen, selbst hören, selbst in Augenschein nehmen, weil in Jedem die Ueberzeugung lebt, daß eigne Augen anders sehen als die eines Dritten? Wo ist ein Jurist, der bei einem Processe von irgend einiger Wichtigkeit nicht wünschen sollte, mit seinem Clienten vorher selbst Rücksprache zu nehmen, um alles Thatsächliche genau zu ermitteln, was auf den Gang des Processes von Einfluß sein könnte? Wo ist ein Arzt, der einem ihm noch unbekannten Kranken schriebe: Gieb mir nur schriftlichen Bericht, ich brauche dich weder zu sehen, noch zu hören, ich werde schon aus dem Berichte deine Krankheit erkennen, und die richtigen Mittel treffen? Ueberall, meine Herren, in allen Verhältnissen des Lebens, wo es gilt, einen Entschluß zu fassen, sich ein sicheres Urtheil zu bilden, wird man unwillkürlich den Wunsch haben, erst selbst zu sehen, selbst zu hören, sich selbst zu überzeugen. Nur dieser Inquisitionsproceß mit seiner Schrift-

lichkeit macht fast die einzige Ausnahme von diesem naturgemäßen Verlangen; nur ihm genügt es, daß dem erkennenden Richter Bericht von einer andern dritten Person, von dem Protokollanten, gegeben werde. Er verbietet dem erkennenden Gericht, unmittelbar in Verkehr zu treten mit dem Angeschuldigten und den Zeugen, sich selbst zu unterrichten, selbst zu sehen, selbst zu hören. Allein die Schrift ist nicht im Stande, ein treues, klares, deutliches, vollständiges Bild von dem zu geben, was bei dem Untergerichte von dem Angeschuldigten und den Zeugen geschehen, gesagt und gesprochen worden ist. Es ist eine reine Unmöglichkeit, jedes Wort, jede Sylbe in der Schrift aufzunehmen; es ist unausführbar, selbst wenn man annehmen wollte, es würde dem zu begegnen sein durch die Stenographie. Denn, meine Herren, wenn man damit auch Treue und Vollständigkeit schaffen wollte, so würde das Ergebniß das sein, daß die Akten in Kurzem zu Bergen anwüchsen, womit man einen Fluß ausfüllen könnte. Es würde keinem Gerichtshofe möglich sein, solche Aktenstöße zu lesen, und es gehörte, wie ein Schriftsteller sagt, ein Geschwindleser dazu. Was folgt daraus, daß nicht Alles und Jedes schriftlich niedergelegt werden kann? Es folgt daraus, daß der, welcher die Aussagen des Angeschuldigten und der Zeugen aufnimmt, nur einen kahlen Auszug davon geben kann. Dem Untersuchungsrichter ist es daher allein überlassen, das Erhebliche von dem Unerheblichen auszuscheiden; in seiner Hand liegt es, was der erkennende Gerichtshof erfahren und nicht erfahren soll. Ist aber auch das, was er ausgeschieden hat, das Richtige? Der Eine legt einen höhern Werth auf einzelne Umstände und schreibt 4, 5, 20 Bogen darüber; ein Anderer legt wieder diesen Werth auf andere Thatsachen, und Keiner von ihnen trifft vielleicht das allein Erhebliche. Es ist in der That auch nicht leicht, allemal das Richtige zu treffen, das auszuscheiden oder aufzunehmen, was bei der Entscheidung von Einfluß sein kann oder nicht. Es ist nicht leicht, sage ich, zumal in den ersten Stadien der Untersuchung, weil man nicht jederzeit im Voraus wissen kann, was dereinst von Wichtigkeit sein werde. Wenn man über alle Umstände des Verbrechens sofort durch eine genaue Erzählung aufgeklärt werden könnte, so würde man von einzelnen Angaben vielleicht ganz anders urtheilen, als am Schlusse der Untersuchung es möglich ist. Es ist aber auch nicht leicht, weil in sehr vielen Fällen tiefe Rechtskenntniß dazu gehört, zu wissen, ob gerade dieser oder jener Umstand von Einfluß auf die Entscheidung sei oder nicht. Allein man könnte sich damit vielleicht eher begnügen, daß nur ein Auszug dem erkennenden Richter gegeben werde, auf den er sein Urtheil baut, wenn nicht auf der andern Seite eine gleich große Gefahr daraus entstünde, daß dieser Auszug nicht allemal ganz getreu ist und nicht getreu sein kann. Es ist nicht möglich, alle und jede Worte einer kürzeren oder längeren Erzählung im Gedächtniß zu behalten; dem Protokollanten und Untersuchungsrichter wird dies auch nicht möglich sein. Was einer in zehn Minuten spricht, wird in der Niederschrift vielleicht mehre Bogen betragen. Wie ist es möglich, daß derjenige, der vor zehn Minuten eine Periode von Angeschuldigten und Zeugen vernommen hat, behaupten könne: er habe Alles Wort für Wort in seinem Gedächtnisse aufgefaßt? Es kann im Protokoll nur der Sinn dessen wiedergegeben werden, was der Angeschuldigte oder die Zeugen ausgesagt haben, mehr nicht. Man hat hierbei aber traurige Erfahrungen genug gemacht; im Auslande sowohl als im eigenen Vaterlande kommen Beispiele in Unzahl vor, aus denen es sich ergiebt, daß der Sinn der Aussage der Angeschuldigten und der Zeugen vom Protokollanten oft ganz mißverstanden, irrig aufgefaßt und mit diesen Irrthümern niedergeschrieben worden ist. Ich würde im Stande sein, mehrere Beispiele davon sofort aufzuführen. Ich werde mich aber in der Hauptsache dessen enthalten. Ich glaube, daß ein guter Protokollant, ein solcher, welcher viel Bildung besitzt, welcher sich viel mit Belletristik beschäftigt hat, der sich dadurch eine blühende Sprache angeeignet, der sich in Schrift und Wort einer eleganten Diktion bedient, daß dieser nicht im Stande ist, seine Sprachweise ganz aufzugeben und sich der des Zeugen oder Angeschuldigten genau zu bedienen, es wird immer Etwas von seiner Subjektivität in das Protokoll übergehen, und das ist gefährlich, weil ein solches Protokoll nicht verstanden wird. Daher erfahren wir häufig, wie im Protokolle Aussagen niedergelegt sind, daß man oft glauben muß, der Angeschuldigte, der Zeuge weiß sich außerordentlich gut auszudrücken, es ist Alles so richtig, so geordnet vorgetragen, der Angeschuldigte muß ein Mann von Bildung sein, und am Schlusse liest man, wie Leue in seiner Schrift bemerkt: „übrigens scheine der Angeschuldigte oder der Zeuge etwas schwach an Verstand zu sein.“ Man stützt sich darauf, daß durch das Vorlesen des Protokolls dem abgeholfen werde; der Angeschuldigte und der Zeuge habe das Recht, Erinnerungen gegen das Protokoll zu machen, er werde auftreten und sagen: das ist meine Meinung nicht. Allein treten Sie hinaus in die unteren Klassen des Volks, und Sie werden finden, daß es nicht im Stande ist, beim Vorle-

fen des Protokolls den Sinn desselben vollständig zu erfassen, eben weil es in einer andern Ausdrucksweise als in der seinigen abgefaßt ist. Um Eines zu erwähnen, so ward vor ganz kurzer Zeit ein Mann in Polizeistrafsachen verurtheilt; er erklärte, daß er nicht wisse, wie er zu dieser Strafe komme. Ich sah das Protokoll ein und fand, daß die Strafe diesem Protokolle nach ganz in der Ordnung war; denn im Protokolle war ausgesprochen, daß der Angeklagte bekannt habe, daß er eine obrigkeitliche Verfügung erhalten, er habe bekannt, daß er dessen ungeachtet das und das gethan, er habe bekannt, daß er geflissentlich dagegen gehandelt habe. Das Protokoll war vorgelesen, genehmigt, von ihm selbst vollzogen worden, und dennoch erklärte er, es sei nicht wahr, er habe nie eine obrigkeitliche Verfügung in dieser Angelegenheit erhalten. Beim Vorlesen des Protokolls hat er dasselbe weder überhaupt, noch weniger aber verstanden, was es heißt: geflissentlich gegen eine obrigkeitliche Verfügung handeln. Nicht allezeit ist es möglich, dergleichen Protokolle als irrig darzustellen; es ist unendlich schwierig, die Glaubwürdigkeit der Protokolle zu vernichten. Es wurde in dem vorliegenden Falle möglich gemacht; denn es konnte nicht nachgewiesen werden, daß eine obrigkeitliche Verfügung an diesen Mann erlassen worden. Ganz natürlich folgte daraus, daß er nicht geflissentlich dagegen gehandelt haben konnte. Eine Menge von andern Fällen schweben vor meinem Gedächtnisse; ich will aber darauf verzichten, ich habe nur daraus andeuten wollen, daß es nicht möglich sei, durch das Vorlesen des Protokolls eine Garantie gegen Irrthümer und Mißverständnisse zu geben. Ja Sie werden, meine Herren, in der Civiljustiz dasselbe finden. Lassen Sie heute eine große Verhandlung stattfinden über verschiedene Punkte, es ist der Richter, der Protokollant gegenwärtig, es sind eine Masse von Personen zugegen, vielleicht 10, 15, 20 Advokaten, das Protokoll wird aufgenommen, vorgelesen, genehmigt, unterzeichnet, und kaum sind einige Tage ins Land gegangen, so treten die Parteien auf und sagen: das Protokoll habe einen andern Sinn, als er vom Gegentheile angenommen werde, es sei nicht so zu verstehen, man habe bei dem Vorlesen das anders verstanden, und so erhebt sich bald darauf wieder ein Prozeß über den Sinn des Protokolls. Also mit dem Vorlesen des Protokolls ist nichts gedient. Um wie viel trauriger ist das in Criminalsachen; ein Wort zu viel oder zu wenig ist oft im Stande, über Ehre und Freiheit zu entscheiden! Der königliche Herr Commissär hat in seiner vorgestrigen Rede erklärt, das Protokoll sei das Original vom Geschehenen, das vorgelesene, genehmigte und beglaubigte Protokoll gewähre die höchste Garantie. Allerdings ist es das Original, es ist das Original für den, der es niedergeschrieben hat, das Original für das Gericht, aber nicht das Original für den, der seine Aussagen darin niedergelegt hat. Warum nicht? Es enthält nur einen Auszug von seinen Aussagen, und es enthält diesen Auszug auch in einer andern Sprachweise, als die des Angeschuldigten oder Zeugen ist. Vergleichen Sie, meine Herren, mit jenen Mängeln das mündliche unmittelbare Verfahren. Das mündliche Verfahren giebt eine ganz andere Garantie. Ich verstehe hier unter diesem mündlichen unmittelbaren Verfahren dasjenige, **wornach der Richter Nichts für wahr annehmen darf, als was er selbst gehört von den Zeugen und dem Angeschuldigten, oder was er nicht mindestens aus der Voruntersuchung wiederholt bestätigen gehört hat.** Es ist damit zugleich Schriftlichkeit verbunden, in der Voruntersuchung werden auch die hauptsächlichsten Punkte protokollarisch fixirt, ebenso auch bei der Hauptverhandlung, und neben dieser Fixation durch die Schrift tritt noch der unmittelbare Verkehr mit dem Richter ein. Meine Herren, es ist möglich, bei dem mündlichen Verfahren durch eine zeitgemäße Frage des Richters das Dunkel, welches über irgend einer That schwebt, sofort aufzuhellen. Ist das möglich bei unserm Inquisitionsverfahren? Bisweilen wohl, aber nicht immer. Warum? Die Punkte und Momente, die in den Untersuchungsakten nicht vorhanden sind, diese sind auch nicht für den erkennenden Richter da; er kann nicht nachhelfen, wenn Umstände weggelassen worden sind. Er kann sich keine Aufklärung mehr über die Sache verschaffen, er kann auf einzelne einflußreiche Gegenstände gar nicht kommen; denn die Akten enthalten oft keine Andeutung davon. Ich erkläre aber, es ist kein Heil in der Schriftlichkeit, und hauptsächlich hat mich dazu bestimmt, nicht seit gestern und heute, sondern schon seit Jahren, der Umstand, daß ich gesehen habe, es sei nicht möglich, daß von dem Untersuchungsrichter etwas Anderes gegeben werden könne als ein **Auszug** von dem, was der Angeklagte und die Zeugen gesagt haben, und obendrein in einer **Uebersetzung**, die nicht das Original ist. Aber wo es sich um Gegenstände so wichtiger Art handelt, da muß die Angabe jedes Umstandes treu, wahr und vollständig sein. Meine Herren, es lassen sich noch eine Menge von andern ebenfalls sehr wichtigen Gründen für das mündliche Verfahren anführen. Ich berühre sie nicht; ich habe nur diejenigen herausheben wollen, die mich **beson-**

ders überzeugt haben. Ich verzichte darauf, noch mehr anzuführen; wozu auch ist es nöthig, Beweise für die Vorzüglichkeit des unmittelbaren Verfahrens geben zu wollen? Fordert man einen Beweis dafür, daß Tag nur Tag, und Nacht nur Nacht sei? Gewiß nicht. — Ich erkläre mich auch für die Oeffentlichkeit. Ich bin der festen Ueberzeugung, meine Herren, daß die Oeffentlichkeit einen großen Sporn für die Wahrhaftigkeit bietet. Es ist nicht zu läugnen, daß in einer großen Versammlung da, wo die Feierlichkeit und Würde der Verhandlung so groß ist, diese Feierlichkeit, diese Würde einen tiefen Eindruck auf die Menschen hervorbringt. Es ist leichter in der Umgebung von wenigen Personen der Wahrheit weniger zu huldigen als vor einer großen Versammlung. Die Erfahrungen anderer Länder beweisen das in Bezug auf das Criminalverfahren vollständig; sie beweisen es damit, daß, während bei uns selten Jemand sich veranlaßt findet, sich als Zeugen aufzuwerfen, sie dort von den Tribunen herabkommen, sich zu Zeugen anbieten, um Aufklärung zu geben, und um dem, der vielleicht eine falsche Aussage gethan hat, zu widersprechen. Diese Erfahrung macht man selbst in Ländern, wo man es am wenigsten vermuthen sollte. Ich meine Italien. Ich darf nicht unterlassen, hier eine Mittheilung zu erwähnen, die mir von einem ausgezeichneten Criminalisten Deutschlands hierüber gemacht worden ist. Er sagt, er habe Italien bereist in der Absicht, um daselbst das Land mit seinen Sitten und Institutionen, besonders das öffentliche, mündliche Verfahren dort kennen zu lernen. Um die Stimme des Volkes darüber zu erfahren, habe er sich entschlossen, in die niedrigsten Wirthshäuser zu gehen. Er sei herabgestiegen zu den Vetturinis und Vaccinis. Er habe sie gefragt: wie steht es mit eurem öffentlichen Verfahren? Seid ihr damit zufrieden? Die Antwort sei gewesen: Nein, das ist ein böses Verfahren. Warum? Früher, als das schriftliche Verfahren bestand, da ging man hin, gab seine Aussagen vor wenigen Personen an der Gerichtsstelle ab, sie wurden niedergeschrieben, und es ward nicht so genau genommen. Da war es möglich, seinen Freunden durchzuhelfen. Allein jetzt, wo man vor der öffentlichen Versammlung erscheinen muß, jetzt, wo die Feierlichkeit der Handlung auf jedes Gemüth einen tiefen Eindruck macht, wo bald der Präsident des Gerichtshofes mit Fragen in einen hineinstürmt, bald der Vertheidiger, bald wieder die Beisitzer des Gerichts, bald endlich der Staatsprokurator mit Fragen aller Art überhäuft, da wird man gedrängt und getrieben, daß es nicht möglich ist, mit Unwahrheit hervorzutreten; man kann nicht anders, man muß die Wahrheit sagen. Es ist die Oeffentlichkeit auch zu gleicher Zeit ein Sporn für den Richter, möglichst gerecht zu sein. Es kann nicht fehlen, daß der Eindruck, der durch die Feierlichkeit der Handlung auf die Zeugen gemacht wird, auch bei dem Richter stattfinden werde. Er muß mit großer Aufmerksamkeit allen Ergebnissen der Verhandlung folgen. Er würde sich dem Spotte, der Verachtung des ganzen Publikums aussetzen, wenn er zur Parteilichkeit, zur Ungerechtigkeit sich verleiten lassen wollte. Der Richter selbst hat aber auch zugleich ein Recht darauf, daß Alles öffentlich bekannt werde, daß alle Verhandlungen öffentlich seien, damit das Volk wisse, daß Gerechtigkeit von ihm geübt worden. Dasselbe gilt bei ihm von der Unmittelbarkeit. Denn ist er jetzt davon überzeugt, daß die Schriftlichkeit mit manchen Mängeln behaftet ist, weiß er, daß er nur einen unvollständigen Auszug erhält, in der That, so wird er zwar seine Pflicht erfüllen, indem er sein Urtheil auf die Akten gründet, aber ob er sich in seinem Gewissen allemal so frei fühlt, das, meine Herren, lasse ich dahingestellt sein. Es ist keine Frage, daß die Oeffentlichkeit auch Rechtssinn begründet und Rechtssinn verbreitet. Wir haben ein Criminalgesetzbuch von einigen hundert Artikeln; es ist eine Masse von einzelnen Bestimmungen darin, welche der Mehrzahl des Publikums unbekannt sind. Man darf nicht sagen, das Gefühl, das Gewissen sagt es schon einem Jeden, was Recht oder Unrecht sei. Die Erfahrung zeigt das Gegentheil. Es giebt feine Subtilitäten des Criminalrechts, wo es schwer ist zu entscheiden, wie schon gestern vom Abgeordneten Dr. v. Mayer angeführt worden, ob eine Handlung strafbar oder nicht strafbar ist. Man denke nur an die Selbsthülfe, an die Ausübung und den Schutz des Besitzes. Es kommt vor, daß Jemand in Untersuchung gezogen wird, der glaubt, er sei in seinem vollsten Rechte. Es wird durch Oeffentlichkeit der Verhandlung Aufklärung und Rechtskenntniß verbreitet werden, wenn auch erst nach und nach. Wir müssen doch sehr wünschen, daß alle die Gesetzbestimmungen, die einmal bestehen und gegeben sind, allgemein bekannt und treu befolgt werden. Wir hindern dies jetzt durch die Nichtöffentlichkeit. Allein das größte Recht auf Oeffentlichkeit scheint mir der Angeschuldigte selbst zu haben. Es ist keine Kleinigkeit, in Untersuchung gezogen zu werden; denn die Folgen können von den größten Nachtheilen begleitet sein. Sehr leicht verbreitet sich das Gezischel davon von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr, verbreitet sich über die ganze Umgegend hin, der gute Ruf ist untergraben und der Mann gebrandmarkt. Es sind viele Fälle

dieser Art in unserm Vaterlande bekannt, und selbst wenn auch nachher die Freisprechung erfolgte, ward Mißtrauen und Verfolgung nicht gehoben. Ich mache nur auf einen Fall dieser Art aufmerksam. Vor nicht zu langer Zeit wurde Jemand der Brandstiftung bezüchtigt, hierauf aber gänzlich freigesprochen; dennoch war er, verfolgt von der Meinung und dem Mißtrauen des Publikums, veranlaßt, seine Heimath zu verlassen, und wird vielleicht jetzt die zweite Heimath wieder aufgeben müssen. Warum? weil das Publikum nicht die Gründe kennt, die seine Unschuld darstellen, aus denen er freigesprochen ist. Der Mann kommt dadurch zu dem höchsten Elend und Unglück, und vor wenigen Tagen habe ich von einem ähnlichen Fall des Auslandes gelesen. Es war eine Frau in Untersuchung gezogen worden, auch in Bezug auf Brandstiftung. Nachdem die Untersuchungsakten geschlossen waren, hatte der Referent darüber Vertrag zu erstatten, und sprach seine Meinung dahin aus, die Angeschuldigte sei frei zu sprechen, es hafte kein Verdacht auf ihr. Allein, fügte er hinzu, die Untersuchungsakten haben zugleich die traurige Wahrheit ergeben, daß, wenn diese Person in ihre Heimath wieder zurückkommt, sie ihres Lebens nicht mehr sicher sein werde, es hafte einmal der Verdacht der Brandstiftung auf ihr; und er trug daher darauf an, daß sie zu ihrer eigenen Sicherheit auf einige Jahre in das Arbeitshaus gebracht werde. Warum? Um bei der aufgeregten Stimmung des Publikums, welches die Gründe der Freisprechung nicht kennt, nicht todtgeschlagen zu werden. Etwas der Art kann bei uns nicht vorkommen; unsre Richter stehen auf einer zu hohen Stufe der Intelligenz und Humanität, als daß sie eine solche Entscheidung geben könnten. Allein es ist Beweis genug dafür, daß es nothwendig ist, die Oeffentlichkeit einzuführen, damit das Publikum weiß, aus welchen Gründen Jemand verurtheilt oder freigesprochen wird. Bleiben diese Gründe unbekannt, so bleibt auch nach der Freisprechung immer noch ein Verdacht haften, der Verachtung und Verfolgung oft zur Folge hat. Ich erkläre mich aber auch für den Anklageprozeß und kann damit um so kürzer sein, weil von mehreren Rednern vor mir darüber schon mit großer Ausführlichkeit und Klarheit gesprochen worden ist. Ich beziehe mich nur darauf, daß es nothwendig ist, daß eine bestimmte Anklage formirt werde, damit nicht das beliebte Hineininquiriren in andre Gegenstände erfolgt. Hauptsächlich aber darum, weil ich mich auch von der großen Gefahr der Triplicität des Richters überzeugt habe. Man hat gesagt, der Richter könne alle diese drei Functionen im Interesse des Rechts auf sich nehmen; allein es ist gegen die Natur des Menschen, er kann nur einer, nicht ein doppelter zugleich sein. Kann man nach Ost und nach West zu gleicher Zeit sehen; kann man vorwärts und rückwärts zu gleicher Zeit schreiten; kann man Blitze mit der Rechten gegen Jemanden schleudern und dieselben wieder mit seiner Linken auffangen wollen? Das widerstreitet der Natur. Es giebt nur eine **Einheit** des menschlichen Willens. Ich muß mich daher gegen den jetzigen Inquisitionsproceß und gegen die zeitherige Triplicität des Richters und **für** den **Anklage**proceß erklären. Meine Herren, es würde mir möglich sein, eine Menge anderer Gründe darzulegen, die für den Vorzug der Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, des Anklageprocesses mit Staatsanwaltschaft sprechen, denn das Material dazu ist unendlich reich; allein ich verzichte darauf, da von mehreren Abgeordneten vor mir der Gegenstand mit großer Vollständigkeit behandelt worden ist. Nur das füge ich noch hinzu: Die Regierung hat der Ständeversammlung auch gestern wieder das Versprechen gegeben, sie werde, wenn sie zu einer anderen Ueberzeugung gelangt sei, wenn sie erkannt habe, daß das von der Deputation Beantragte wirklich große Vorzüge vor dem Inquisitionsprocesse besitze, gern bereit sein, den diesseitigen Wünschen entgegenzukommen. Es ist ein offenes, redliches Wort. Die Regierung hat das ernste, heilige Streben nach Wahrheit und Recht; sie wird **Wort** halten, und ich bin der Ueberzeugung, sie wird veranlaßt sein, **recht bald Wort zu halten**, da ich hoffe, sie werde sich bald eines Andern überzeugen. Denn die **Wahrheit**, wenn auch noch so sehr von Hemmnissen umgeben, wird überall durchdringen und den **Sieg** davontragen.

---

## Ueber Preßfreiheit.

Rede des Abgeordneten **Oberländer** in der sächsischen zweiten Kammer im Jahre 1843.

Meine Herren! Da ich gestern wegen bedeutenden Unwohlseins nach Beginn der Tagesordnung unsere Versammlung verlassen mußte, und daher die von den verschiedenen Rednern entwickelten Ansichten nicht kenne, auch mein körperlicher Zustand heute nur taliter qualiter das Sprechen zuläßt, so werde ich Ihre gütige Nachsicht in mehr als Einer Beziehung in Anspruch nehmen müssen. Aber wenn diesmal auch schon vier und siebzig Mitglieder unserer Kammer sich erhoben hätten für das kostbare und unveräußerliche Recht der freien Gedankenmittheilung, so würde ich keinen Anstand nehmen, mit meinen letzten Kräften als fünf und siebzigster Sprecher

aufzutreten für die Freiheit des menschlichen Geistes, für das wichtigste Hülfsmittel zu jeglichem Fortschreiten in allen Gebieten menschlicher Kenntniß und Wissenschaft, für dieses sicherste Schild gegen die Schläge des Unrechts, der Unterdrükkung und der Willkür jeglicher Art, für die mächtigste Schützerin und unentbehrliche Gewährleisterin aller übrigen Freiheiten — für die Preßfreiheit, ohne welche alle Repräsentativverfassung für immer ein leerer Schall bleibt. Darum wird in diesen Reihen der würdigen Vertreter des sächsischen Volkes, der treuen Wächter seiner Verfassung, über diese Frage nur Eine Stimme sein, wie es nur Eine Stimme ist unter allen Verständigen und Wohlgesinnten aller civilisirten Völker des Erdbodens. Ich trete damit nicht in Opposition gegen die Ansichten, die so eben ein verehrter Staatsminister entwickelt hat. Auch er gehört gewiß zu denjenigen, welche die Freiheit des menschlichen Geistes, also die Preßfreiheit, im Princip anerkennen, nur daß wir wegen der Mittel zur Abwendung des Mißbrauchs dieses Rechts nicht einerlei Meinung sein werden. In diesem wichtigen Moment, wo ein ganzes Volk, gestützt auf sein gutes, durch das Herzblut seiner Kinder, durch seine Liebe und Treue für Fürst und Vaterland verdientes, durch heilige Urkunden verbrieftes Recht, seine Regierung um Erhörung bittet, da fehlt nicht die innerste Bewegung der Seele, da steht vor ihr die ganze Wichtigkeit der Stellung eines Volksvertreters. Mit tiefer Bewegung, von dem großartigen Verhältniß der Sache durchdrungen, mit Begeisterung, aber darum nicht ohne Prüfung und Ueberlegung, gebe ich meine Stimme ab. Daß ich sie noch in dieser Sache, auf dieser erhabenen Stelle, in dieser ehrwürdigen Halle, wo sich vor den Blikken von ganz Deutschland die Vertreter eines würdigen und intelligenten Volkes über eine Angelegenheit nicht nur ihres Landes, sondern der ganzen Menschheit mit dem Aufblick auf den, der Alles leitet, berathen, abgeben kann, das werde ich stets zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens zählen. Mein Zweck kann nicht sein, Ihr gewichtiges Einverstehen mit den Anträgen unsrer Deputation erst hervorzurufen, denn ich müßte bei Ihnen in den Verdacht großer Eitelkeit kommen, wenn ich die Meinung verriethe, als könnte ich noch etwas Neues hinzufügen, sondern damit möglichst aus allen Theilen des geliebten Vaterlandes jenes Einverstanden erschalle und nachhalle, und unsre Regierung sich um so sicherer davon überzeuge, daß auch das sächsische Volk seine Bitten nicht eher einstellen werde, bis erfüllt worden, was den Völkern Deutschlands, nachdem sie das Vaterland von der Schmach fremder Despotie befreit, und ihre Fürsten in ihren Rechten und Thronen befestigt, von letzteren vor ganz Europa feierlich verheißen, und in allen Verfassungsurkunden der einzelnen constitutionellen Staaten Deutschlands noch besonders zugesichert und bestätigt worden ist. — Verlangt ganz Deutschland die Preßfreiheit nach dem 18. Artikel der deutschen Bundesakte vom 8. Junius 1815, so beanspruchen wir Sachsen sie noch besonders nach §. 35 unsrer Verfassungsurkunde. — Nach einer bekannten Rechtsregel ist ein nach Zeit und Umfang unbestimmt gelassenes Versprechen so bald und so gut als möglich zu erfüllen. Nach einem fast zwölfjährigen Zeitraume sind wir aber noch da, wo wir vor dem Versprechen waren. Und daß, was den Umfang dieses Versprechens anbelangt, der vorgelegte Gesetzentwurf eher jeder anderen Sache als einem Preßfreiheitsgesetze ähnlich sieht, darüber braucht man nicht erst einen Commentar zu schreiben. Ist aber die Verfassung nicht das kostbarste Gesammtgut für Fürst und Volk, die Gewährleistung des gegenseitigen Rechts, woran Fürst und Volk gleichen Antheil nehmen? Es ist also auch die Heilighaltung und die Erfüllung der Verfassung die wichtigste Angelegenheit für Alle; Fürst und Volk, die Minister wie die Stände, haben hier alle gleiche Pflicht. Darum, meine Herren, wer für die Constitution, wer für eine einzelne Paragraphe der Constitution, wer für die Preßfreiheit spricht, der spricht nicht nur für das Volk, sondern auch für die Regierung. Es besteht aber diesen heiligen Bestimmungen entgegen nicht die Preßfreiheit, der Grundsatz, sondern die Censur, also das pure Gegentheil. Kaum kann es zwar fehlen, daß das, was hier gesagt werden muß, da und dort mißliebig aufgenommen werden wird; allein die freie Rede, die Rede der innern Ueberzeugung ist ein uns vertrautes Gut, für dessen Nichtgebrauch wir eben so verantwortlich sind wie für den bösen Gebrauch. — Der einzige Grund, der gegen die Preßfreiheit angeführt zu werden pflegt, besteht darin, daß sie oft mißbraucht werden könne und leider überall mißbraucht werde. Aber wir wollen dem Mißbrauch ebenfalls Schranken setzen, feste Schranken setzen. Diese Freiheit darf nicht die Rechte Anderer und das Sittengesetz verletzen, nicht die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährden. Die Ueberschreitung dieser Grenzen, der Mißbrauch dieses Rechts muß der strengsten Bestrafung und Civilentschädigung unterworfen sein. Die durch die Presse begangenen Verbrechen müssen sogar härter geahndet werden als die gewöhnlichen, weil ihre Wirkung weithin verbreitet ist. Denn eine Verläumdung, eine Verletzung, ein Angriff, der mit der Schnelligkeit der Preßverbreitung geschieht, schlägt tiefere

Wunden als die mündliche Rede. — Dieser Gefahr vorzubeugen ist jetzt die Censur bestimmt. Allein abgesehen davon, daß dieses Institut den Mißbrauch, wie wir Alle wissen, nicht hindert, so hat es auch große Nachtheile und Rechtsverletzungen in seinem Gebiet und Gefolge. An die Stelle der Censur sollen zur Abwendung des Mißbrauchs der Presse die strafenden Gerichte treten, und zwar wegen der eigenthümlichen Verhältnisse der Presse am zweckmäßigsten die Geschwornengerichte. Wir weisen also gänzlich zurück die Beschuldigung, als verlangten wir eine unumschränkte Freiheit der Presse; auch wir fordern die Beschränkung derselben, aber nicht durch die Willkür, dies ist der unauslöschliche Charakter selbst der sogenannten liberalen Censur, sondern durch das Gesetz, was oft noch härter sein mag als die Censur. Denn gerecht ist der Abscheu gegen den Mißbrauch der Presse und gegen die Preßfrechheit. Allerdings kann die Freiheit der Presse zu den tiefsten Abscheu erregenden Mißbräuchen übergehen. Wie in allen menschlichen Dingen, so ist auch hier der böse Wille zu fürchten. Was ist aber im menschlichen Leben Großes und Edles nicht mißbraucht worden, was kann nicht gemißbraucht werden? Sollen wir die Religion abschaffen, die Kirchen schließen, weil sie unzählige Male mißbraucht worden sind? sollen wir das monarchische Princip, das Königthum, für verwerflich erklären, weil es oft in Sultanismus ausartete und zur Unterdrückung der Menschenrechte mißbraucht wurde? Können wir die heilsamsten Einrichtungen und Anstalten des Staates entbehren, weil so oft Unheil aus ihnen hervorgeht, und sie für Einen oder den Andern mit Beschränkungen und Beeinträchtigungen verbunden sind? Ueber die Mißbräuche darf man die Wohlthaten nicht vergessen, und das Nothwendige muß man um so mehr beibehalten, wenn die Letzteren die Nachtheile der Ersteren aufwiegen? Daß aber alle Erscheinungen des Mißbrauchs der Presse, als Verläumdungen und empfindliche Verletzungen von Privatpersonen, Angriffe der Religion und Sittlichkeit, Verbreitung von Lehren, welche dem Staat im Ganzen oder der Staatsregierung nachtheilig sind, welche die Grundsätze der Ordnung untergraben, Liebe und Vertrauen der Unterthanen zu ihren Fürsten erschüttern, auch in solchen Ländern vorkommen, wo die literarischen Erzeugnisse der Censur unterliegen, das wird Niemand läugnen, das ist eine tägliche Erfahrung aller Zeiten und Völker. Eine Maaßregel aber, die neben dem Vorwurfe der größten Ungerechtigkeit auch noch der der Unzweckmäßigkeit trifft, die wird Niemand für die Länge vertheidigen wollen; es können sie höchstens außerordentliche Umstände auf Zeit rechtfertigen. Ich habe die Censur ungerecht genannt, weil sie eine jede Rechtfertigung ausschließt, wenn der Censor streicht, was ich geschrieben habe. Ich kann mich ihm gegenüber nicht rechtfertigen, nicht beweisen, daß er mit Unrecht gestrichen hat, weil die Erlaubniß der Veröffentlichung der Sache vor dem Publikum, die einzige Möglichkeit zur Rechtfertigung, mir entzogen ist. Willkür ist und bleibt der ausschließliche Charakter der Censur, also eines Instituts, welches constitutionelle Staaten nicht kennen sollten; denn es ist dem subjectiven Ermessen des Censors überlassen, die Meinungen, welche er für schädlich, für irrig hält, nach seinem Belieben zu streichen. Ist es aber nicht Hohn gegen den menschlichen Geist, gegen die Gottheit selbst, einem Menschen das vernichtende Urtheil über die geistigen Erzeugnisse vieler tausend andrer ihm nicht Nachstehender, ihn vielleicht hundertmal Ueberragender einzuräumen? In einem constitutionellen Staate soll kein Bürger in der Ausübung eines wesentlichen Rechtes der Willkür eines Andern unterworfen sein, das ist ein Satz, welchen Niemand bestreitet. Wie will man nun diese Willkür bei dem unveräußerlichsten aller Rechte, bei dem Rechte, Andern seine Gedanken mitzutheilen, Belehrung zu geben und zu empfangen, rechtfertigen? Wie kann man einem einzelnen Menschen das Recht verleihen, nach Willkür die Gedanken seiner Mitbürger zu verstümmeln, zu verfälschen; und wie will man einer gebildeten Nation zumuthen, nur das als Wahrheit gelten zu lassen, was der Censor für wahr hält? Wie darf man sich in christlichconstitutionellen Staaten erlauben, die freie Entwickelung der Keime und Anlagen zu hindern, welche die Natur und der Schöpfer in uns gelegt hat? Der Zwang der Geister ist eine wahre Versündigung gegen den Schöpfer. Hat man die Sklaverei des menschlichen Körpers, die Leibeigenschaft, für immer aufgehoben, sind wir der Sklaverei des Grundeigenthums, das heißt, den auf dem Grundeigenthum haftenden Lasten entgegengetreten, so werden wir auch wie aus Einem Munde die Sklaverei des menschlichen Geistes, das heißt die Unterdrückung der freien Presse, die Censur verdammen. Denn jede Sklaverei ist eine Schmach; und da in dieser geehrten Versammlung wohl Niemand läugnen wird, daß der Geist höher steht als der Körper und das Grundeigenthum, so ist die Sklaverei des Geistes, die Unterdrückung der freien Presse, gewiß eine größere Schmach als jede der beiden andern. Dies erkennt auch unsre Verfassung ausdrücklich an, indem sie dieser Sklaverei ein Ende zu machen versprochen hat. Ja, wir fordern das Recht zurück, welches der Schöpfer und die Natur den Menschen gab, welches aber eine

falsche und übelverstandene Politik der Regierungen ihnen nahm und bis jetzt vorenthielt. Und welcher Nutzen wurde durch solche Maaßregeln den Regierungen erzeugt? Wurden die Mißgriffe der Regierungen etwa weniger getadelt und angegriffen, weil dies im Verborgenen geschah? Konnte Vertrauen und Liebe daraus erwachsen, daß man die Erfüllung jener heiligen Versprechungen von Zeit zu Zeit hinausschob, daß man nur der Regierungspartei die Freiheit der Presse gestattete, alle Uebrigen aber zum Stillschweigen verdammte? In Nichts trifft die Regierungen mehr der Verdacht, in den Völkern keine andern Meinungen als die ihrigen zuzulassen, als in der Unterdrückung der Preßfreiheit. Wenn sich hie und da in Deutschland Stimmen von Unzufriedenen gezeigt haben, so liegt der Grund vorzugsweise darin, daß jene Verheißung nicht erfüllt worden ist; und auch für die andern Gründe der Unzufriedenheit würde es zur alsbaldigen Beschwichtigung beitragen, wenn man endlich die verheißene Preßfreiheit gäbe. Meine Herren, es giebt — also sagt ein großer und von Königen geehrter Schriftsteller — es giebt in dem Zeitalter, in welchem wir leben, nur eine einzige wahrhaft schmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen, nur eine einzige wahrhaft verdienstliche Art, ihm zu dienen, — daß man sie ihm keinen Augenblick verhülle. Haben aber die deutschen Minister unsern Fürsten die Wahrheit gesagt, wenn sie ihnen vorgeredet haben, daß die deutsche Bundesakte in ihrer Reinheit und Preßfreiheitsverheißung keine Gewährleistung mehr gäbe für die Ruhe und Ordnung in unserm deutschen Vaterlande? Hat sich die deutsche Nation in der That seit dem Jahre 1815 als eine so schlechte und unwürdige gezeigt, hat sie ihre Pflichten gegen den Fürsten in der That so schlecht erfüllt, daß man sich für ermächtigt hält, die Erfüllung der Rechte zu suspendiren, welche man ihr zugesichert hat? Hat sie wirklich verdient, daß nun seit einem Vierteljahrhundert das Martialgesetz gegen dieselbe in Anwendung gebracht wird? Dem Himmel sei Dank, Deutschland bewahret noch den Nationalcharakter seiner Väter, und seine Volksstämme werden sich stets als eine Nation bewähren, die, um mit den öffentlich ausgesprochenen Worten eines deutschen Ministers zu reden, — durch ihren edlen Charakter und tiefen Sinn, wie durch Achtung für gesetzliche Ordnung und Anhänglichkeit an ihren Fürsten in den entscheidendsten Momenten der vollen Bewunderung Europa's würdig geblieben ist. Eine Nation, die ein solches Lob verdient, kann so schnell nicht ausarten. Warum also hat man nicht längst auf gesetzlichem Wege, statt auf dem der Willkür und der verhaßten Censur, die Mißbräuche der Presse zu bekämpfen gesucht; bieten Deutschlands Gerichte so wenig Garantie, daß Preßunfug, Preßmißbrauch vor ihren Tribunalen ein Asyl gefunden haben würde? Sollte, also sagt der biederfeste Schlözer, etwas dem Staate oder einem einzelnen Bürger Schädliches gedruckt werden, so findet sich in jedem Lande schon eine Stelle, die dagegen Rath schaffen kann und muß. Sie heißt die heilige Justiz. Deutschlands Gerechtigkeitspflege weist den Verdacht der Begünstigung der Preßverbrechen mit Entschiedenheit und der tiefsten Indignation zurück, und nimmt mit Recht das Vertrauen in Anspruch, daß wahre Gesetzübertretungen durch die Presse bei ihr stets eine unparteiische, umsichtige und ernste Rechtsprechung gefunden, und letztere unfehlbar den Zweck aller Strafjustiz auch hier nicht verfehlt haben würde. Darum kann ich nimmermehr glauben, daß unsere deutsche Nation, und die sächsische insonderheit, nicht eben so gut sein sollte, wie irgend eine von denen, welche der Preßfreiheit sich erfreuen. Nun wohlan, meine Herren, wenn man überall mit dem Munde der deutschen Nation das beste Zeugniß gibt, so gebe man es ihr auch durch die That, so behandle man sie auch darnach, und spreche durch Entziehung solchen einem würdigen und freiem Volke gebührenden Rechts nicht das beleidigende Urtheil aus: die deutsche Nation ist weder würdig noch reif, so behandelt zu werden, wie die Engländer, Franzosen, Holländer, Belgier, Schweizer, Schweden, Dänen, Nordamerikaner, ja selbst wie das junge Volk der Griechen, welches erst vor wenig Jahren aus der fast vierhundertjährigen türkischen Sklaverei befreit worden ist, und deßhalb doch wohl den Gebrauch der Freiheit noch nicht so gewohnt ist wie das deutsche. Oder wollen etwa die deutschen Regierungen das Letztere bestreiten? Sonach ist es eine Schmach, eine Herabwürdigung der deutschen Nation, daß man ihr die Preßfreiheit entzieht, also daß sie sich vor den andern Völkern Europa's entscheiden muß, und auch in der That deßhalb vielfach verhöhnt wird. Ist aber die Schmach der Völker die Ehre der Regierungen?! — Wenn die deutsche Nation, wie Alle mit dem Munde anerkennen, eine edle ist, und die eben durch die Eigenschaften des Geistes und Herzens verdient, besser behandelt zu werden, wenigstens eben so gut, wie andere; so ist es traurig, sehr traurig für uns, daß man eine solche Schmach auf uns ruhen läßt. Und dieses besonders auf unser Vaterland Sachsen angewendet, so ist es noch demüthigender und niederschlagender, daß unsere Regierung nicht einmal die provisorischen, durch angebliche Schuld des deut-

schen Volkes hervorgerufenen, Ausnahmegesetze für hinreichend hält, daß sie bis jetzt nicht einmal das gewährt hat, noch gewähren will, was jene gestatten. Womit hat solches das sächsische Volk verdient? Wir haben nichts verbrochen, und das sächsische Volk, in dessen Namen wir hier stehen, hat auch nichts verbrochen. Meine Herren, soll ich noch eine gewichtige Autorität dafür anführen, daß man sonst wirklich nicht so verächtlich von dem deutschen Volke, seinen Verdiensten und Ansprüchen dachte? Es sind die Worte des Präsidialgesandten der hohen Bundesversammlung selbst, in dem Protokolle vom 17. Mai 1817 ausgesprochen: „Die Bundesversammlung wird, eingedenk der hohen Bestimmung, zu der sie berufen worden, und der Vorschriften und Zwecke der Bundesakte, sich durch keine ungleiche Beurtheilung eines einzelnen Bundesgliedes abhalten lassen, selbst bedrängter Unterthanen sich anzunehmen, um auch ihnen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß Deutschland nur darum mit dem Blute der Völker vom fremden Joche befreit, und Länder ihren rechtmäßigen Regenten zurückgegeben worden, damit überall ein rechtlicher Zustand an die Stelle der Willkür treten möge." Die deutschen Völker haben also nach Auflösung des deutschen Reiches nicht schlechter gestellt werden sollen; nach diesem Programm des Bundestags hat alle Willkür ein Ende nehmen sollen. Ist nun unser Rechtsanspruch auf Preßfreiheit so begründet, daß, wenn es noch ein höchstes deutsches Rechtsgericht gäbe nach altem Zuschnitt, nicht besser, ein solches nach dem darüber vorhandenen Brief und Siegel unbezweifelt eine Verurtheilung der einzelnen deutschen Regierungen zu Gewährung der versprochenen Preßfreiheit aussprechen würde, so lassen Sie uns, meine Herren, mit diesem Programm der deutschen Bundesversammlung in der Hand getrost die Frage aufwerfen, wer die Schuldner seien, die Völker oder die Regierungen? Jean Paul, der beste Vertheidiger der Preßfreiheit, sagt: „Das arme Volk! Ueberall wird es in den Schloßhof geladen, wo die größten Lasten des Friedens und des Krieges wegzutragen sind; überall wird's aus demselben gejagt, wo die größten Güter auszutheilen sind." Daß aber die Gründung des deutschen Bundes wirklich und wahrhaftig, woran man jedoch jetzt hier und da zu zweifeln anfängt, nicht nur die Befestigung der Fürstenthrone und der Privilegien der Bevorzugten, sondern auch die Sicherung der Rechte der deutschen Nation und der Unterthanen der Bundesstaaten zum Zwecke hatte, davon zeugt deutlich die Note, welche von den neun und zwanzig deutschen Fürsten am 16. November 1814 den Gesandten von Oesterreich und Preußen in Wien übergeben wurde, und worin es unter Anderem heißt: „Namentlich sind wir damit einverstanden, daß aller und jeder Willkür, wie im Ganzen durch die Bundesverfassung, so im Einzelnen in allen deutschen Staaten durch Einführung landständischer Verfassungen vorgebeugt werde." Gelegentlich und nebenbei gesagt, kann ich diese Note auch nicht anders verstehen, als daß es in der Absicht der contrahirenden Fürsten gelegen habe, eine Repräsentation der deutschen Nation auch bei der Bundesversammlung eintreten zu lassen, was auch nach Aufhebung der höchsten deutschen Reichsgerichte unerläßlich war. Meine Herren! ich brauche mich nicht vor dem Einwande zu verwahren, als ob ich von dem Berathungsgegenstand abwiche; denn ich habe schon vorhin angedeutet, die Unterthanen der deutschen Bundesstaaten haben durch Auflösung des deutschen Reichs nicht schlechter gestellt werden sollen. Gewiß ist es aber, daß, wenn noch ein höchstes deutsches Reichsgericht bestände, auf Grund der Briefe und Siegel, welche wir über die Zusicherung der Preßfreiheit aufzuweisen haben, die Verurtheilung der einzelnen Regierungen auf Gewährung derselben erfolgen müßte. Unser größtes Unglück ist und bleibt es, daß die neue Staatenbildung, die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse Deutschlands, nicht unmittelbar nach Auflösung des deutschen Kaiserthums und der damit zusammenhängenden Institutionen geschehen ist, vielmehr der für Deutschland ewig schmachvolle Rheinbund dazwischen liegt; denn außerdem würde sich das Neue an das bestehende Alte angeschlossen haben. Das Neue hat aber nur einen Werth, wird nur dann gerecht, wenn es sich an das bessere Alte anschließt, im Sinne des besseren Alten geschieht. Ist man nicht in dieser Versammlung, nicht bei der Regierung darüber einverstanden, daß man bei allen Reformen auf historischem Boden stehen müsse? Damals hat man aber den historischen Boden verlassen, man hat Neues geschaffen, ohne sich der alten Rechte zu erinnern, und dadurch ist es geschehen, daß wir um unsre besten Rechte gekommen sind. Durch die Knechtung und die schmachvolle Unterjochung der deutschen Fürsten und der deutschen Nation durch Napoleon, den entschiedensten Feind und empörendsten Zertreter der Rechte der Fürsten und Völker, den es je gegeben hat, war es gekommen, daß die heilige Scheu vor den in anerkannter Wirksamkeit bestandenen Rechten der Unterthanen verloren gegangen. Nach Bezwingung des Welttyrannen durch die Völker wurden die Throne wieder frei, nicht so die Völker; bei diesen blieb's beim Bonapartismus. — Wenn ich schon zu Anfang meiner Rede bemerkte, daß die Preßfreiheit die beste Gewährleisterin einer jeden Repräsentativverfassung sei, so mö-

gen wir dies namentlich auch für wie gegen uns gelten lassen. Weßhalb ist die Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen so unerläßlich? Wegen der Controle, welcher auch die Stände bedürfen. Diese geschieht aber nur durch die öffentliche Meinung. Diese aber kann nicht entstehen, kann sich nicht bilden, wo nicht Freiheit der Presse besteht. Man hat es — incredibile dictu — hie und da übel nehmen wollen, wenn das Handeln und Streben der Volksabgeordneten der öffentlichen Beurtheilung durch die Presse unterworfen wird. Meine Herren! das Volk wird sich wahrhaftig nicht von Menschen, die es selbst gewählt hat, mit völligem Stillschweigen befehlen, Gesetze vorschreiben und das Geld aus dem Beutel bewilligen lassen. So lange man aus Deutschland kein Trappistenkloster macht, so lange verzichte man auf ein solches Stillschweigen. Gegen seine selbstgewählten Vertreter will das Volk reden dürfen. Es verlangt also Preßfreiheit auch gegen seine eigenen Vertreter und das von Rechtswegen. — Und eben so nothwendig ist die Preßfreiheit für die Staatsregierungen. Durch den Preßzwang und die Censur muß sie einem jeden wahrhaft ehrenden Lobe, einem jeden volle Ueberzeugung gewährenden Lobe entsagen. Jean Paul sagt: „Ja sogar euer Lob gilt aus einem Staate Nichts, dem die Freiheit des Tadels gebricht.“ Eine censirende Regierung hat kein Organ, mittelst dessen sie auf die öffentliche Meinung einwirken kann. Denn was sie in den Blättern ihres Landes nicht streichen läßt, wird von den Lesern als halbamtlich, was sie aber streichen läßt, als ihr unangenehm genommen. Die inländische Literatur, die Zeitschriften verkümmern geistig und ökonomisch; das Publikum wendet sich an freie Blätter des Auslandes, und diese geistige Contrebande ist gefährlicher als die materielle. Auch hier erlauben Sie mir, wieder eine gewichtige Autorität anzuführen, weil geachtete Staatsrechtslehrer und Publicisten mit ihren Worten mehr Vertrauen einflößen. Es ist dies der edle Freiherr von Wangenheim in der Schrift: „Die Wahl des Freiherrn von Wangenheim zum Abgeordneten betreffend.“ Da sagt er:

„Und wenn sich die wahre öffentliche Meinung in Deutschland, welche Nichts will, als daß die Regierungen ihr Wort einlösen, ihren Völkerschaften gesetzliche Freiheit lassen, die gesetzliche Gleichheit nicht verletzen, die Sicherheit der Rechte Aller, welche jede wirklich wohlmeinende und wohlgeordnete Regierung zu gewähren hat, auch wirklich gewähren, und daß sie die Sicherheit Deutschlands und dessen Wohl durch einen echten Staatenbund nicht blos, wie seit siebenzehn Jahren geschehen, versprechen, sondern wirklich und wahrhaft gründen sollen, — wenn sich diese wahre öffentliche Meinung in Deutschland, welche keine Revolution, sondern nur Evolutionen will, und daher von dem Volke auf diesem Wege der Evolution, Treue gegen den Regenten, Gehorsam dem Gesetze, Ehrerbietung vor der ordnungsmäßigen Obrigkeit fordert, — wenn sich diese wahre öffentliche Meinung in Deutschland nicht noch lauter, bestimmter, entschiedener und allgemeiner ausspricht, woran liegt es?“

„Daran liegt es, daß, weil der ehrliche Mann von den Rechten der Regenten nicht reden kann, ohne ihrer Pflichten, und nicht von den Pflichten des Volks, ohne auch seiner Rechte zu erwähnen, weil er Schwarzes nicht weiß, Saures nicht süß, Schlechtes überhaupt nicht gut nennen kann, die öffentliche und geheime Censur vielen solchen Männern den Mund verschließt. Dann erfährt der Regent nicht einmal, wo seine Minister in seinem Namen sündigen. Denn wenn die Männer der echten Mitte nicht laut werden dürfen, so reden die Männer der Extreme, welche, obgleich aus ganz entgegengesetzten Gründen, Nichts zu verlieren haben, allein; und während beide die öffentliche Meinung nicht auszusprechen vermögen, scheint diese sich, aus Haß gegen das eine Extrem, dem andern Extrem zuzuwenden, ohne sich ihm wirklich zugewandt zu haben. Denn man liebt deßwegen die bittere Galle noch nicht, wenn man sie dem süßlichen Gifte vorzieht! Nun aber setzt man die ganze Wahrheit in die Aussprüche des einen Extrems, und die ganze Lüge in die Aussprüche des andern Extrems, identificirt mit den Männern dieses Extrems die Männer der ächten Mitte, mit dem dem Extreme angehörenden Journalismus allen Journalismus, mit dem Ungeiste wilder Volkshaufen den Geist der Ständeversammlungen, und zeigt dann dem Fürsten ein gesetzliches und getreues Volk als ein ungesetzliches und untreues, und verwandelt so, indem man Regenten und Volk gegen einander mißtrauisch macht, die gesunde öffentliche Meinung in eine scheinbar krankhafte, und thut alles Mögliche, um diesen Schein in ein Sein zu verkehren.“

Meine Herren! die Regierung, welche den Preßzwang übt, verliert immer mehr die Liebe und das Vertrauen des Volks, wäre sie voll des reinsten Eifers für Volksbeglückung, weil sie das freie Urtheil scheut. Zwar kann unsere sächsische constitutionelle Regierung getrost sagen: Wir brauchen das öffentliche Urtheil nicht zu scheuen, wir scheuen es in der That nicht.“ Ich unterschreibe das vollkommen; allein so vermeide man auch den Schein, so erkläre man Etwas nicht für nothwendig, für durch die Zeitverhältnisse geboten, was es nicht ist. Das täglich

wiederkehrende Gefühl des Bevormundetwerdens schwächt jene Liebe und Anhänglichkeit an die Regierung immer mehr, und die Censur hat nebenher noch die Folge, daß sie gerade die Intelligentesten und geistig Mündigen am meisten erbittert. Die Regierung setzt sich durch die Censur der Gefahr aus, nicht zu hören, was das Volk bedarf, sie erfährt nicht, was es drückt und bewegt, sie hört nicht die öffentliche Meinung. Und in welch zweideutiges Licht stellt sich eine Regierung durch Preßzwang und Censur, indem sie nach Sinn und Wesen der Censur das gewissermaßen gut heißt und autorisirt, was geschrieben wird. Ein auffallendes Beispiel davon werden nächstens unsere Kammerverhandlungen darbieten. Um wie viel mehr ist dies in Zeiten allgemeiner Aufregung der Fall, und daß Deutschland, daß ganz Europa in einer solchen Zeit lebt, wollen wir uns nicht verbergen. Ich unterscheide hier wohl zwischen faktischem Verhalt und der Idee. Es ist hier nicht der Ort, alle Ursachen und Veranlassungen derselben zu erforschen. Aber Niemand wird wohl verkennen, daß viele Völker zu größerer politischer Mündigkeit erwachsen sind, und daß sie darum die Erfüllung der Verheißungen hoffen, welche in früherer sturmvoller Zeit von den Thronen gegeben worden sind, daß diese Forderungen bald milder, bald stürmischer gehört werden, und daß die Minister, welche nicht darauf achten, schwere Verantwortlichkeit auf sich laden. Wahrlich! es thut endlich noth, namentlich im deutschen Vaterlande, daß diese Aufregung schwinde, daß volles Vertrauen zwischen Fürsten und Völkern zurückkehre. Einer der vorzüglichsten Keime dieser Aufregung ist aber nach meiner festen Ueberzeugung, ich wiederhole es nochmals, daß die Verheißung der Preßfreiheit nicht erfüllt wurde.

„Niemand als wir," sagt Freiherr von Wangenheim, „kann wärmer wünschen, daß ein auf gemeinsamen Interessen der deutschen Fürsten und Völker gegründeter Bund erstehen und bestehen möge, Niemand als wir kann zugleich entfernter von dem Wahne sein, daß das Rechte, Schöne und Gute durch Anwendung von gewaltthätigen Mitteln begründet, entwickelt und im Leben verwirklicht werden könne; Niemand kann heißer als wir für das Wohl von Deutschlands Fürsten und Völkern zu Gott dem Allmächtigen beten; allein, bis wir eines Bessern belehrt werden, glauben wir in unserer redlich erworbenen und in der besten Absicht freimüthig ausgesprochenen Ueberzeugung nicht zu irren, daß auf dem bisher eingeschlagenen Wege das von allen guten und rechtlichen Menschen, und darum gewiß auch von den deutschen Fürsten ersehnte Ziel nicht werde erreicht werden können." Darum

Abgethan<br>
Sei das Mißtrauen und der Wahn!<br>
Abgethan, was Fürst und Volk entzweite!<br>
Und der Geist, der gottgeborne, schreite<br>
Freie Bahn!<br>
Weg mit dem Gedankenmord!<br>
Freies Wort<br>
Ist der allertreuste Hort!<br>
Nur die Freiheit soll im Lande walten,<br>
Throne selbst kann Freiheit nur erhalten<br>
Fort und fort!

Wende ich mich nun von diesen allgemeinen Ansichten noch mit wenigen Worten zu den Schlußanträgen der Deputation, namentlich zu dem ersten, daß die hohe Staatsregierung ersucht werden solle, bei dem Bundestage auf nunmehrige Aufhebung der in Bezug auf die Presse erlassenen provisorischen bundesgesetzlichen Bestimmungen hinzuwirken, so höre ich Viele ungläubig sagen: Ja das wird nichts helfen, das ist der sicherste Weg, um Nichts zu erlangen. Allein, meine Herren! es ist vorauszusetzen, daß alle deutsche Ständeversammlungen, so weit es noch nicht geschehen ist, die gleichen Anträge an die Staatsregierungen stellen werden; und die Regierungen der constitutionellen Staaten können und werden diese Anträge nicht zurückweisen, da in allen Verfassungsurkunden die Preßfreiheit versprochen worden ist. Gibt bei diesen dem organischen Statut des deutschen Bundes entgegenstehenden Bestimmungen die Stimmenmehrheit den Ausschlag, und sind die constitutionellen Fürsten Souveraine nicht nur in ihren Staaten, sondern auch beim Bunde — man erinnere sich an die Hauptgarantie der Akte, so muß und wird, wie nach meinem obigen Citate der Präsidialgesandte am 17. März 1817 erklärt hat, das Gesetz und der Grundsatz über die Willkür und die Ausnahme siegen. Hoffen wir, meine theuern Collegen, daß die vereinigten Stimmen der Abgeordneten der deutschen Völker diesmal nicht spurlos verhallen werden vor der hohen Pforte des Bundespallastes zu Frankfurt, wie es geschehen ist mit dem bescheidenen und demüthigen Hülferuf unserer Brüder in Hannover, die nur noch durch schmerzvollen Ausdruck ihres Angesichts und durch die zum Himmel erhobenen Hände und Blicke stillschweigend den Gram ihrer Herzen und die unterdrückte Rechtsforderung aussprechen. — Was aber den zweiten aus drei Punkten bestehenden Antrag anlangt, so begnüge ich mich damit, Ihnen darüber Rudhardt, welchen man für tüchtig und würdig hielt, ein neugegründetes Königreich zu verwesen, anzuführen, welcher darüber in seinem Lehrbuche über das Recht des deutschen Bundes also sagt:

„Die Preßfreiheit ist einer der vorzüglichsten Theile und das vorzüglichste Sicherungsmittel der bürgerlichen gesetzmäßigen Freiheit, welche

den Unterthanen der deutschen Bundesstaaten auch durch den Bund (Artikel 18) versprochen worden ist; und da zu einem Bundesbeschlusse, welcher über die Preßfreiheit gefaßt würde, die freie Uebereinkunft aller Bundesglieder, nicht blos Stimmenmehrheit erfordert würde, so war und ist es der Staatsgewalt in den einzelnen Staaten unbenommen, ihre Grundsätze auch früher, und wenn sie die gesetzliche Preßfreiheit den ihr angehörigen Bürgern nicht länger vorenthalten zu dürfen glaubt, durch ein Landesgesetz auszusprechen."

„Bei der künftig eintretenden Mitwirkung der einzelnen Bundesglieder zu einem Bundesschlusse über die Preßfreiheit sind die Minister derselben, so wie in allen Handlungen, welche constitutionelle Rechte betreffen, nach der Verfassung der einzelnen Länder dafür verantwortlich, daß sie in Verfassungswidriges nicht eingehen."

Sodann: „Es ist ferner staatsrechtlich unmöglich, daß ein Minister von seiner Regierung eine Vollmacht zu einer Uebereinkunft habe, welche auf die Aufhebung oder Abänderung der Staatsverfassung oder der Landesgesetze gerichtet wäre, vielmehr ist, — besonders bei der Verantwortlichkeit selbst in der unumschränktesten Vollmacht die stillschweigende Klausel enthalten: insofern die Bestimmungen des Vertrags mit der Verfassung und den Gesetzen des Landes vereinbar sind. Nur in demselben Sinne kann auch einem solchen Vertrage die Ratification der Regierung ertheilt werden."

Es ist dies nicht nur die Theorie eines Schriftstellers und königlich baierischen Staatsraths, sondern sie ist auch bestätigt durch das Beispiel des Königs Maximilian Joseph, welcher, als er die Bundesbeschlüsse v. Jahre 1819 in seinen Landen bekannt machte, seinen Behörden und Unterthanen vorschrieb: daß sie sich darnach geeignet achten sollten, mit Rücksicht auf die ihm zustehende Souverainität und die seinem getreuen Volk ertheilte Verfassung und die Gesetze des Landes. Und daß die Regierungen diese Bundesbeschlüsse wirklich nicht so ausgelegt haben, als ob gar keine Preßfreiheit zu gewähren sei, das hat außer Baden namentlich auch das Königreich Baiern später wiederholt bewiesen. Auch König Ludwig von Baiern hat im Jahre 1831 seinen Reichsständen eine vollständige Gesetzgebung über die freie Presse vorgelegt, also lange nach den provisorischen Bundesbeschlüssen von 1819 und 1824. Hätten doch damals die Regierung und die Reichsstände Baierns über die Gesetzgebung sich *vereinigt!* Wahrscheinlich würde dann viel Gram, viel Kummer, viele Bitterkeit nicht nur in diesem Lande, sondern auch in andern deutschen Ländern nicht entstanden sein. — Aber, meine Herren! können wir auch nach alle dem die Preßfreiheit als ein uns zugesichertes Recht fordern, so wollen und werden wir sie gleichwol aus den Händen eines liebenden Fürsten auch gern als ein Geschenk der Gnade betrachten, wenn wir dabei auf sein väterliches Herz und auf das Dankgefühl unsers Volkes blicken. — „Die Geschichte," bemerkt ein edler Schriftsteller, „wird einstens denjenigen Staat und diejenige Regierung als die erste preisen, welche zuerst und am aufrichtigsten die Preßfreiheit gewährte." Lassen Sie uns, meine Herren! unsere unauslöschliche Liebe und Treue für König und Vaterland dadurch am besten beweisen, daß wir den Grundstein zu diesem Ruhme der Regierung unseres Friedrich August legen helfen! Ja, meine Herren! möchten wir diese freudige ruhmvolle Aussicht unsern Committenten mit in die Heimath bringen können! — Sollten aber, was wir nicht fürchten, unsre bittenden und ernsten Worte abermals den Sieg verfehlen, dann bleibt uns Nichts als die immerwährende Protestation gegen die Verfassungsverkümmerung, damit aber zugleich das Bewußtsein der Pflichterfüllung treuer Volksabgeordneten, und mein letztes Wort mit dem Dichter Uhland:

„Und kann es nicht sein Ziel erstreben,
So tretet in das Volk zurück;
Daß ihr vom Rechte Nichts vergeben,
Sei euer lohnendstolzes Glück!"

## Die gerichtliche Rede.

Nur in denjenigen Staaten, in welchen eine öffentliche mündliche Rechtspflege Statt findet, ist diese Gattung der Reden bisher angebaut worden. Obwohl wir daher keine Beispiele für dieselbe aufzuweisen haben, da der größte Theil unseres deutschen Vaterlandes sich dieser Wohlthat noch immer nicht erfreut, so dürfen wir doch auf der anderen Seite die theoretische Charakteristik der gerichtlichen Rede hier nicht übergehn. Die Aufgabe, welche der Redner in derselben und durch sie zu lösen hat, besteht in der möglichst zusammengedrängten aber dennoch gänzlich ge-

nügenden und in allen Theilen vollständigen Darstellung und Entwickelung eines Rechtsfalles und in der dadurch veranlaßten Anklage oder Vertheidigung einer oder mehrerer bei demselben betheiligten Personen, um durch dieselbe auf die gerichtliche Entscheidung den beabsichtigten Einfluß auszuüben, und die das Urtheil Fällenden von der Richtigkeit der aufgestellten Behauptungen zu überzeugen. Gründliche Kenntniß des Rechts im Allgemeinen und des landesüblichen Rechts im Besonderen, logische Schärfe und Präcision, klare und lichtvolle Darstellung, richtiges Gefühl der Schicklichkeit bei der Anwendung der zweckdienlichen rhetorischen Mittel und ein lebendiger, den Stempel der Ueberzeugung tragender, dem Gegenstande und dem Gerichte angemessener, für die besonderen Verhältnisse besonders passender Vortrag sind die Haupterforderniße einer gerichtlichen Rede. Für die Gestaltung derselben im Einzelnen lassen sich jedoch keine Regeln geben. Da hier zu viele Nebenumstände, wie z. B. die Persönlichkeit und der Grad der Bildung der Entscheidenden, die Localverhältnisse u. s. w., in Betrachtung zu ziehen sind; welche Sprache aber auch der Redner führe, er darf nie die Würde des Gerichtes und seines eigenen Berufes dabei außer Acht lassen.

Vgl. Cicer. Orat. c. 34. 35.

Zachariä, Anleitung zur gerichtlichen Beredsamkeit. Heidelberg 1810.

Boinvilliers, Principes et morcaux choisis d'éloquence judiciaires. Paris 1826.

## Die Convenienzrede.

Unter Convenienzreden versteht man alle jene Reden, welche nicht bestimmt zu den obigen Gattungen gehören, und bei besonderen meist feierlichen Gelegenheiten gehalten werden. Inhalt und Zweck werden durch diese letzteren bestimmt, und die Behandlung derselben muß sowohl jenen wie diesen durchaus angemessen sein; meistentheils haben sie vorzugsweise auf den Verstand zu wirken, der daher fast allein die Wahl der zweckdienlichen rhetorischen Mittel bestimmt, um so mehr als die Convenienzrede eigentlich nur den Uebergang von der Abhandlung zur Rede bildet und sich meist nur mit wissenschaftlichen oder der Wissenschaft verwandten Gegenständen beschäftigt. Zu dieser Gattung gehören die Lob- und Trauerreden. Die Reden in den Akademieen der Wissenschaften, die akademischen und Schulreden, so wie die Anreden, öffentlichen Erwiederungen u. s. w. Ihre Form bestimmen die Verhältnisse und die übliche Etikette; die bei denselben am meisten in Anwendung kommende Gattung des Styls ist die mittlere.

Vgl. Thomas, Essai sur les Eloges. Paris 1773.

### Lob- und Gedächtnißrede auf Martin Opitzen von Boberfeld.

Von J. C. Gottsched.

Rector Academiae Magnifice,

Erlauchter, Hochgeborne, Hochwohlgeborne, Hochehrwürdiger, Hoch- und Wohledle, allerseits Hoch- und Werthgeschätzte Anwesende.

Wenn es heute zu Tage gewöhnlich wäre, die Verdienste großer Männer, die ihrem Vaterlande wichtige Vortheile verschaffet, ihren Mitbürgern viel Ehre gemacht; sich selbst aber, durch Verstand und Muth, über viele tausende emporgeschwungen haben, durch ansehnliche Denkmäler und sonderbare Ehrenzeichen, dem Andenken der Nachwelt zu empfehlen: so würde ich jetzo diesen öffentlichen Rednerstuhl nicht betreten haben. Alsdann würde es ein Ueberfluß gewesen sein, das hundertjährige Gedächtniß eines großen Mannes zu erneuern, dem das erkenntliche Deutschland bereits den gebührenden Dank abgestattet, welchem alle Liebhaber der freien Künste schon eine unauslöschliche Ehrfurcht und Hochachtung gewidmet hätten. Allein, dieses ist die Unempfindlichkeit unsers Jahrhunderts: daß es die Wohlthaten der vorigen, weder auf eine dankbare Art erkennet, noch ihrer rühmlich erwähnet, noch auch ihren Urhebern die geringste Vergeltung dafür zu Theil werden läßt.

Das dankbare Alterthum hat, unter unzähligen andern Vorzügen, die es vor unsern Zeiten besessen, auch diesen gehabt: daß es in Verehrung der Tugend und Geschicklichkeit gerechter, auf seine einheimische Ehre eifriger, gegen seine Wohlthäter erkenntlicher, und vom Neide freier gewesen. Welchem Helden hat es wohl vormals, sonderlich in Griechenland und Italien, an Ehrenmälern und Denksäulen gefehlet? Welchen Erfinder nützlicher Dinge hat man nicht vergöttert? Und welchem vortrefflichen Manne, der sich nur einigermaßen durch Wissenschaft und Witz hervorgethan, hat man es an einem Grabmale oder Ehrenbilde fehlen lassen? Diese scharfsinnige Kenner des menschlichen Herzens sahen

es nur gar zu wohl ein: daß nichts so vermögend wäre, edle Gemüther zu lobwürdigen Thaten anzuspornen, als Ruhm und Ehre. Und da sie zugleich für die Wohlfahrt ihres Vaterlandes besorgt waren; da sie alle rechtschaffne Mitbürger aufmuntern wollten, das gemeine Beste nach Vermögen zu befördern: so mußten ihnen Marmor und Metall zur Verewigung wohlverdienter Männer dienen; so mußten dauerhafte Bildsäulen und kostbare Gedächtnißmäler, die in den Herzen der Lebendigen verborgenen Funken der Ehrliebe anfachen, und sie zu löblichen Unternehmungen anfrischen, dadurch sie sich gleichfalls Bewunderung und Unsterblichkeit erwerben könnten.

So war das griechische und römische Alterthum gesinnet, gnädige und hochzuehrende Anwesende! Ganz anders aber verhält es sich mit unsern Zeiten. Zwar die Ueberreste der vormaligen Schnitzkunst, die durch Stein und Erzt der Tugend ihr Recht haben widerfahren lassen, werden von uns noch sorgfältig aufgehoben. Wir bewundern und verehren dieselben noch jetzo auf eine fast abergläubische Weise. Ja wir verabscheuen oftmals die Wuth unsrer barbarischen Vorfahren, derjenigen gothischen, vandalischen, normannischen und longobardischen Völker, die bei ihren Einfällen in Wälschland eine unzählbare Menge von marmornen, ehernen und andern noch wohl prächtigern Gedächtnißbildern der tapfersten, weisesten und tugendhaftesten Leute zu Boden geworfen, zermalmet und vernichtet haben. Allein, indem wir dieses thun, so treten wir selbst gleichwohl gewissermaßen in ihre Fußstapfen. So groß ist unsre Ungerechtigkeit! Wir loben an Athen und Rom dasjenige, was wir doch selbst nicht thun. Wir helfen, durch die sorgfältige Bewahrung und Erklärung der Alterthümer, einer ausländischen Tugend ihren Lohn ertheilen; sind aber zu gleicher Zeit gegen einheimische Verdienste unerkenntlich. Urtheilen sie selbst, hochzuehrende Anwesende, ob ich die Wahrheit sage? Wo sieht man doch unter uns die Ehrenmäler großer Leute, die unserm Vaterlande wichtige Dienste geleistet haben? Und werden wir hierinnen nicht fast von allen unsern Nachbarn beschämet! Wofern sich die Eitelkeit nicht selbst vergöttert; wofern sich der Stolz, als der beständige Gefährte des Ueberflusses, nicht bei lebendigem Leibe ein Andenken stiftet; oder es doch den Seinigen als eine theure Pflicht auferlegt, ihm ein Ehrenmal zu bauen: so sieht man ja fast nichts von dieser Art zum Vorscheine kommen. Die Tugend muß nicht nur, so lange sie lebet, im Staube liegen: nein, sie kann auch sicher sterben, ohne zu besorgen, daß man jemals ihre Gebeine mit einer Last von Marmor beschweren; oder die Hand der Künstler mit Abbildung ihrer Gestalt, und mit Eingrabung ihres Namens, ermüden werde.

Verlangt man Beweise von dieser Unachtsamkeit unsers Vaterlandes: so gehe man in die Niederlande, und sehe wie Rotterdam seinen Erasmus in einer Bildsäule verewigt hat. Man gehe nach Wälschland, wo man vormals des Virgils, des Cicero, und des Catulls, und noch in neuern Zeiten des Fracastorius, ja unzähliger andern gelehrten Männer Andenken, auf diese Weise verewigt hat. Man gehe nach Griechenland, wo vor Zeiten fast kein berühmter Redner, Dichter oder Weltweiser gewesen, denen nicht entweder ihre Geburtsstädte, oder andere ganz fremde Oerter dergleichen Ehre erwiesen haben: so gar, daß auch die Athenienser einem phrygischen Sklaven, dem Aesopus, aus reiner Hochachtung, eine Bildsäule aufgerichtet haben. Man gehe endlich nach England, wo die Abtei zu Westmünster nicht nur die Gräber der Könige und Heiden, sondern auch ihrer Weltweisen und Dichter, eines Newtons, Addisons und Steelens, in prächtigen Ehrenmälern und Denkschriften bewahret. Und alsdann sage man mir, warum nicht Leipzig seinem Stifter, Johann von Münsterberg, Augspurg seinem Celtes, das Frankenland einem Ulrich von Hutten, Wittenberg seinem Melanchthon, Nürnberg seinem Pirkheimer, Thorn seinem Copernicus, Königsberg seinem Sabinus, Magdeburg seinem Guerike, Danzig seinem Hevelius; die Lausnitz ihrem Tschirnhaus, Berlin einem Leipnitz, und Halle seinem Thomasius, vieler andern voritzo zu geschweigen, eine gleiche Ehre haben widerfahren lassen?

Doch, was sage ich? Du vor allen andern hättest es verdient, unsterblicher Opitz, daß dein Andenken, auf Veranstaltung deines ganzen Vaterlandes, durch ein prächtiges, und dauerhaftes Ehrenmal wäre verewigt worden: du, der du Deutschland allein so viel Ehre gemacht hast, daß sich alle seine Landschaften um die Wette hätten bemühen sollen, dein Grabmal unter sich zu haben. Gleichwohl bist du bis auf diese Stunde noch keiner solchen Ehre theilhaftig geworden. Deine Gebeine haben bisher in einer Gruft verwesen müssen, deren Grabstein auch nicht einmal deinen Namen hat aufweisen können. Dein Bildniß ist uns kaum durch ein einziges Gemälde, von der geschickten Hand des berühmten Strobels, und zwar in Danzig aufbehalten worden, wo du dein ruhmvolles Leben beschlossen hast. Doch bei der allgemeinen Nachlässigkeit Deutschlands ist dirs keine Schande, daß du bist vergessen worden; daß auch sogar diejenige Landschaft, die das meiste Recht hatte,

auf dich stolz zu sein, deine Verdienste nicht zu belohnen gesucht hat. Vielmehr gereicht es dir zu einer besondern Ehre, daß auch eine fremde Stadt, darinnen du nicht geboren worden, darinnen du nur als ein Fremder gestorben bist, dich dennoch in das vornehmste ihrer Gotteshäuser begraben hat; auch bei ermangelnder Aufschrift deiner Ruhekammer, den Ort noch jetzo zeigen kann, wo der Vater des deutschen Witzes, der unsterbliche Martin Opitz von Boberfeld, begraben liegt.

So stark, hochzuehrende Anwesende, ist die Kraft ausnehmender Verdienste, daß sie auch die natürliche Undankbarkeit der Menschen überwältigen kann. Sie nöthiget auch die Unempfindlichkeit selbst, erkenntlich zu werden; und da man hundert vergoldete Grabmäler solcher Todten nicht mehr zu finden weiß, die sich, durch ihre Schätze, der Vergessenheit gern entrissen hätten: so zieht auch der leere Leichenstein eines großen Mannes die Bewunderung und die Neubegierde der Nachkommen auf sich. So gewiß ist es, daß nicht das Grabmal den Todten, sondern der Verstorbene sein Grabmal ansehnlich und herrlich macht.

Ein redlicher Eifer für die Ehre unsers Vaterlandes, und eine tiefgewurzelte Liebe zu den freien Künsten, gnädige, hochgeschätzte Anwesende, haben mich längst getrieben, ja so zu reden, gezwungen, denjenigen besonders hoch zu schätzen, dem wir es fast einzig und allein zu danken haben, daß sich der deutsche Witz vor dem Witze benachbarter Völker nicht schämen darf. Kaum war mir nunmehr schon vor fünf und zwanzig Jahren von einer meiner akademischen Lehrer der große Martin Opitz, als der Vater der deutschen Poesie, genennet worden, als ich schon begierig ward, die Schriften desselben zu lesen. Je mehr ich dieselben kennen lernte; je mehr mein Nachsinnen mit anwachsenden Jahren zunahm; je mehr ich aus den Exempeln und Regeln des Alterthums, mit den wahren Schönheiten der Natur bekannt ward: desto höher lernte ich einen Mann schätzen, der dieselben in unserer Muttersprache zuerst so glücklich nachgeahmet hat. Nunmehr ist es Zeit, dieser meiner alten Hochachtung einen öffentlichen Ausbruch zu gestatten. Heute, hochgeschätzte Anwesende, heute, sage ich, ist ein volles Jahrhundert verflossen, daß dieser deutsche Hesiodus, in dem Schooße meines geliebten Preußenlandes, die Welt verlassen hat. Ein solcher Tag ist mir viel zu denkwürdig vorgekommen, daß ich ihn mit einem kaltsinnigen Stillschweigen hätte übergehen können. Und wer will mir dieses verargen? Mußte doch ehedessen ein Cicero nach Sicilien kommen, und den unachtsamen Syrakusanern das Grab eines großen Archimedes bekannt machen: welches sie, aus einer sträflichen Unbedachtsamkeit, nicht mehr zu finden wußten. Was wird es mir denn für einen Vorwurf abgeben, wenn ich gleichfalls, als Fremdling in Deutschland, den nähern Landsleuten des großen Opitz gleichsam das Grab dieses unsterblichen Dichters zeigen werde; welches ich zuerst vor zehn, und hernach vor vier Jahren, noch gesehen; und bei welchem ich, so zu reden, das Gelübde gethan habe, heute sein Andenken zu erneuern.

Gönnen sie mir nur, Magnifice, hochgebohrene, hoch- und wohlgebohrene, allerseits hochgeschätzte Anwesende, bei diesem meinem Vorhaben, dero gnädige und geneigte Aufmerksamkeit. Zeigen sie jetzo durch ihr rühmliches Exempel, daß es uns, weder an Liebhabern der freien Künste, noch an Verehrern der Tugend und großer Verdienste, noch an ehrliebenden Deutschen fehle, die auch das Lob eines gelehrten und rechtschaffenen Mannes ertragen können, dem wir es fast allein zu danken haben, daß wir in der Dicht- und Redekunst keinem einzigen heutigen Volke viel nachgeben dürfen. Dieser patriotische Eifer, den ich aus ihrer aller Augen lese, wird auch die Fehler meiner Rede ersetzen: als die ohnedies allen ihren Werth, von der Gegenwart so vieler und so ansehnlicher Zuhörer, und von ihrem gnädigen und geneigten Beifalle, wird erhalten müssen.

Es ist niemals ein Vorrecht großer und berühmter Städte gewesen, große Männer hervor zu bringen, die sich durch Verstand und Tugend in der Welt hervor gethan haben. Man hat es fast durchgehends angemerkt, daß die kleinsten Oerter, die geringsten Flecken, es fast zu allen Zeiten den prächtigsten Hauptstädten darinnen zuvor gethan haben. So sehr auch vormals, sieben der berühmtesten Städte um die Ehre gestritten haben, des göttlichen Homers Geburtsort zu sein: so gewiß ist es ausgemacht, daß keine von ihnen recht gehabt; und daß ein unansehnliches Dorf, ja, vielleicht gar ein offenes Feld, oder das Ufer eines Flusses, diesem großen Dichter den ersten Athem gegeben hat. Ein kleiner Flecken bei Mantua hat der Weltbeherrscherinn, Rom, den größten unter allen ihren Dichtern geliefert; und ein arpinatisches Dorf hat ihm den vortrefflichsten Redner geschenket, dessen Verstand und Geist der Größe des römischen Reichs gleich und würdig gewesen. Was ist es also Wunder, daß auch das kleine Bunzlau unserm großen Germanien einen Poeten geliefert hat, den auch die größten Residenz- und Handelsstädte noch durch keinen ihrer Söhne übertroffen haben. Ich verachte deswegen diese, wegen ihrer angenehmen Lage, und fruchtbaren Gegend,

beliebte Stadt ganz und gar nicht. Ich gestehe, daß sie auch andrer gelehrten Männer wegen, die sie hervorgebracht hat, schon merkwürdig genug sein würde. Ich preise sie vielmehr glücklich, daß sie es darin allen andern Städten Deutschlands zuvor gethan, indem sie uns den unsterblichen Opitz zur Welt geboren hat; der sie, wenn sie gleich sonst nichts merkwürdiges aufzuweisen hätte, bis auf die spätesten Zeiten in dem Andenken der Nachwelt erhalten könnte.

Doch, was halte ich mich bei der Vaterstadt unsers deutschen Ennius auf; da doch dieselbe mehr Glanz von ihrem Sohne erlanget hat, als sie demselben hat mittheilen können? Hätte man nicht dieselbe lieber gar mit Stillschweigen übergehen sollen; da es ohnedies ein schlechtes Lob großer Leute ist, welches von der Geburtsstadt, oder von dem Vaterlande derselben hergenommen wird? Allerdings, Magnifice, gnädige, und hochzuehrende Anwesende, hätte man bei unserm vortrefflichen Dichter dasselbe gänzlich verschweigen können; und wenn es gleich ein berühmtes Athen, ein großes Rom, oder ein gelehrtes Alexandria, gewesen wäre. Allein, ich habe es mit gutem Vorbedachte angeführt, um in diesem besondern Falle desto deutlicher zu zeigen, daß unser Poet keines fremden Beistandes benöthiget, und durch sich selbst allein groß gewesen sei. Geht nur hin, und trotzet auf den Ruhm eurer Geburtsstädte, ihr unartigen Kinder! die ihr zwar eures Vaterlandes Ehre auf eure eigene Rechnung schreibet; selbst aber demselben lauter Schande machet. Geht hin, und brüstet euch nur mit den Verdiensten eurer vormaligen, oder jetzigen Mitbürger! Wisset aber auch, daß eure Vaterstadt euch schlechten Dank dafür wissen wird, daß ihr ihren Ruhm durch keine löbliche That zu erweitern bedacht seid; und daß sie euch, als unwürdige Kinder, auch desjenigen Antheils an seiner Ehre unwürdig erklären wird, der euch irgend, bei einem guten Verhalten, zustatten gekommen wäre.

Eben in der Absicht, höchstzuehrende Anwesende, erwähne ich auch der rechtschaffenen Aeltern unsers Dichters allhier: nicht, weil etwa der große Sohn mit ihrem Geschlechte und Ansehen hat pralen können; sondern, weil sie, durch einen so würdigen Zweig, ihren ganzen Stamm gezieret haben. Man verehret zwar billig alle die berühmten Geschlechter, deren Stammtafeln fast eine unzertrennte Kette großer Leute darstellen; wo man fast eben so viel Helden, als Ahnen zählet, und die Lorbeerreiser zu hunderten rechnen kann, die ihre Bilder und Helme vormals gekrönt haben. Allein, es bedünkt mich allemal viel rühmlicher zu sein, wenn ein edler Sohn seine unberühmten Aeltern adelt, und denjenigen Stamm, so zu reden, krönet, dem er seine Geburt zu danken hat: als wenn sich ein fauler Ast mit denen Früchten breit machet, die andre fruchtbare Zweige seines Baumes getragen haben. Das fabelhafte Alterthum hat zwar die Ehrerbietung gehabt, das Geschlecht großer Leute von den Göttern herzuleiten; und z. E. einem Musäus die Calliope zur Mutter, wie dem Orpheus den Apollo selbst zum Vater anzuweisen. Allein, mir ist es allezeit als ein schädliches Vorurtheil vorgekommen, dadurch die Tugend mehr unterdrückt und gehindert, als befördert wird. Denn, zu geschweigen, daß der Stolz eines Alexanders dadurch um ein merkliches vergrößert wird, wenn ihn die Schmeichelei zu einem Sohne Jupiters macht: so schlägt auch die falsche Einbildung, daß nur die Kinder berühmter Voraltern, Muth und Fähigkeit zu großen Dingen besitzen können, tausend edle Gemüther nieder. Sie würden sich auch durch Verstand und Tugend erhoben haben, wenn sie sich nur die dazu gehörigen Kräfte zugetrauet hätten. So aber ersticken sie gleichsam in dem Schlamme der Niedrigkeit, bloß, weil sie sich, aus verwerflicher Kleinmüthigkeit, für eine unedlere Art von Geschöpfen ansehen, welche zu edlen Thaten unfähig wären; und das Recht, große Dinge auszuüben, nur den Abkömmlingen gewisser Halbgötter überlassen müßten.

Wie wenig war doch unser Opitz von einem so schädlichen Vorurtheile eingenommen! Sein rechtschaffener Vater, Sebastian Opitz, war zwar nur ein ehrlicher Bürger; und seine Mutter, Martha Rothmanninn, die er in früher Jugend verlor, eine Tochter eines bunzlauischen Rathsherrn. Doch dieses schlug seinen Muth so wenig nieder, als vormals Sokrates dadurch kleinmüthig ward, daß sein Vater Sophroniskus nur ein armer Bildhauer war. Und gesetzt, daß man seine Aeltern gar nicht hätte nennen können; gesetzt, daß sie unbekannter, als Homers oder Amphions Aeltern, gewesen wären: der überaus muntre Geist, der sein Gemüth belebte, würde sich dennoch, durch eigene Kräfte zum Gipfel der Ehren erhoben haben. Und wie er dadurch dem abergläubischen Alterthume Gelegenheit gegeben hätte, ihn, wie den Orpheus, für einen Sohn des Phöbus zu halten: also ist er jetzo, bei anwachsenden Jahren, durch die Gnade, die er sich bei dem Herzoge zu Liegnitz erworben, seinem Vater zu einer Rathsherrenstelle in Bunzlau, beförderlich gewesen.

Bemerken sie doch hier, Magnifice Academiae Rector, hochgeborne, gnädige und hochzuehrende Anwesende! das Sonderbare, welches in dieser Begebenheit vorkömmt. Ich weiß nämlich nicht, ob ich mehr denjenigen Sohn, der

seinen Vater erhöhet, bewundern; oder diejenige Stadt rühmen soll, die um eines berühmten Sohnes halber, den Vater für ehrenwerth schätzet? Jener zwar beschämt dadurch tausend Söhne, die von ihren Aeltern ihr ganzes Ansehen borgen, aber ihnen dasselbe niemals wiedergeben. Werden nun diese dergestalt denen feuchten Thälern ähnlich, die zwar von den Bergen die Ströme empfangen, dieselben aber niemals wieder zurücke senden: so ward hingegen unser Opitz selbst einer wohlthätigen Wolke gleich, die ihre heilsame Feuchtigkeit auch auf trockne Ländereien fallen läßt, von welchen sie gar keine, oder doch sehr wenige Dünste empfangen hatte. Diese aber, nämlich die Vaterstadt unsers Dichters, hielt auf eine löbliche Art dafür, die Nachwelt würde es ihr einmal für eine Unerkenntlichkeit auslegen, wenn sie diejenige Quelle nicht verehret hätte, daraus ihr so viele Ströme der Ehren zugeflossen. Glückseliger Vater! der du deinem berühmten Sohne eine ansehnliche Ehrenstelle zu verdanken hattest. Aber, noch weit beglückterer Sohn! der du, auf eine besonders rühmliche Art, der Wohlthäter deines Vaters geworden bist.

Sie wissen es also, hochzuehrende Herren, wer unser Dichter, seiner Abkunft nach, gewesen ist. Soll ich ihnen denselben nunmehr auch in einer genauern persönlichen Abbildung vor die Augen malen? Soll ich ihnen seine muntere Jugend, seine angeborne Lebhaftigkeit des Geistes, sein unvergleichliches Gedächtniß, seine unruhige Ehrliebe auf niedrigen und hohen Schulen vorstellen? Soll ich ihnen den geschickten Senftleben, der ihn in Bunzlau unterwiesen; oder die andern gelehrten Männer rühmen, unter welchen er im magdalenäischen Gymnasio studiret hat? Soll ich ihnen seinen unermüdeten Fleiß in Frankfurt an der Oder, in Heidelberg, in Straßburg und in Tübingen beschreiben? Oder soll ich ihnen seine Gönner und Freunde namhaft machen, die er sich in allen diesen Orten erworben hat? Soll ich ihnen seine Reisen in die vereinigten Niederlande, als den damaligen Sitz der gelehrtesten Männer, und nach Holstein, entwerfen; wohin er einem jungen dänischen von Adel gefolgt ist, dem er zum Reisegefährten gedienet? Soll ich ferner sein Glück an den Höfen zu Liegnitz in Siebenbürgen, in Anhaltköthen, in Dresden, ja in Wien und Paris beschreiben? Oder soll ich endlich den Antheil an den öffentlichen Staatsgeschäften seiner Zeit vorstellig machen, den er, theils in des Königs Vladislaus Diensten, mit vielem Ruhme gehabt hat?

Was für ein Feld würde mir nicht hier überall offen stehen, unsern Dichter mit Nachdruck zu loben? Bald würde ich ihnen, hochgeschätzte Anwesende, die unvergleichlichen Gaben abschildern müssen, womit ihn die Natur selbst ausgerüstet hatte. Bald würde ich ihnen den unermüdeten Fleiß seiner jungen Jahre entwerfen. Bald würde ich ihnen die Namen der gelehrtesten Männer, eines Lingelheims, eines Gruters, eines Frehers, eines Pareus, eines Xylanders, eines Venators und Berneggers nennen müssen, die damals in der Pfalz, im Elsaß und im Würtembergischen, ihn ihres Unterrichts, ihres Umganges und ihrer Freundschaft gewürdiget haben. Bald würde ich ihnen die damaligen Lichter der Niederlande, einen Scriverius, einen Voßius, einen Barläus, einen Rutgersius, einen Heinsius und einen Grotius vor Augen malen, bei denen er sich gleichfalls mit Schätzen der Weisheit und Wissenschaft bereichert hat. Bald würde ich ihnen die arminianischen Religionsstreitigkeiten, und die dordrechtische Kirchenversammlung ins Gedächtniß bringen, die unser Opitz, als ein lebendiger Zeuge, mit angesehen hat. Bald würde ich ihnen die glücklichen Arbeiten unsers Dichters erzählen, wodurch er sich in beiderlei Schreibart seinem Vaterlande gewiesen; und selbigem, als ein aufgehendes Gestirn, in die Augen geleuchtet hat. Endlich aber würde ich ihnen auch die Belohnungen aller dieser Verdienste zeigen müssen, da er bald von dem siebenbürgischen Fürsten, Gabriel Bethlem, zum Lehrer eines neuangelegten Gymnasii berufen, bald von dem liegnitzischen Herzoge reichlich versorget; bald am anhaltischen Hofe mit Gnadenbezeugungen beehret worden; bald am kaiserlichen Hofe selbst, Adel und Wappen empfangen, und davon getragen hat. Und wie spät würde ich doch mit dem allen fertig werden? Wenn würde ich endlich das Hauptwerk meiner Rede berühren können? Die getreuen Federn der Geschichtschreiber mögen also dasjenige ausführlich erzählen, was ich hier, gleichsam nur im Vorbeigehen, habe berühren können.

Meine Absicht ist auf etwas Größeres gerichtet. Ich werde von einer Sache reden, die, auch ohne alles übrige, was man von Opitzen rühmen kann, ihn ganz allein unsterblich gemacht haben würde. Seine Verdienste um unsere Muttersprache, Dichtkunst und Beredsamkeit sind es, die ich hauptsächlich entwerfen will. Diese ganz allein, werden ihnen, Rector Academiae Magnifice, hochgeborne, gnädige und hochzuehrende Anwesende, diesen deutschen Petrarcha so groß vor Augen stellen, daß sie keiner fernern Abschilderung seiner übrigen Beschäftigungen und Begebenheiten von mir verlangen werden. Deutschland hat seit zweihundert Jahren unzählige gelehrte Männer von allerlei Arten hervorgebracht,

mit welchen es allen Ländern von Europa Trotz bieten kann. Aber es hat nur einen einzigen Opitz aufzuweisen, der, da er in allen übrigen Arten der Gelehrsamkeit hätte groß werden können, dennoch die Ehre seines Vaterlandes der seinigen vorgezogen, und seiner Muttersprache Dienste geleistet hat, die sie von niemandem anders so gut hätte erwarten können. Dieß, dieß ist das seltene Lob, welches unserm Dichter ganz eigen ist.

Hier setze ich es zum Voraus, daß derjenige seinem Vaterlande keinen geringen Dienst erweiset, der demselben durch nützliche und sinnreiche Schriften, und zwar in seiner Muttersprache, Ehre macht. Will man mir diesen Satz in Zweifel ziehen: so gehe man in die ältesten Zeiten, und zu den gescheidesten Völkern zurück. Man sage mir doch, wodurch denn das kleine Griechenland vor so vielen westlichen, nordischen, morgenländischen und mittäglichen Reichen, in den Augen aller Welt einen so großen Vorzug erhalten hat? Aegypten ist ihm an Alterthume seiner Weisheit und Jahrbücher, an prächtigen Gebäuden, und an seltsamen Wundern der Natur weit überlegen gewesen. Babylon hat ein kleines Athen an Weitläuftigkeit und Stärke seiner Mauren, an Menge seiner Unterthanen, ja an Macht und Dauer seines Reiches ungemein übertroffen. Persien ist ihm an Schätzen und zahlreichen Kriegsheeren; Phrygien aber, Scythien und die andern celtischen Völker, sind ihm an Tapferkeit und Aufrichtigkeit, um ein großes vorzuziehen gewesen. Aber alle diese Völker und Reiche sind von dem einzigen Griechenlande gleichsam verdunkelt, und, so zu reden, aus dem Andenken der Menschen vertilgt worden; außer in so weit Griechenland selbst mit ihnen zu thun gehabt. Eben das könnte von Italien in den alten Zeiten erwiesen werden, wenn man es gegen Carthago, Hispanien, Gallien und Germanien halten wollte. Denn, ob es gleich durch seine siegreiche Waffen sich alle diese Länder, das letzte nur ausgenommen, unterwürfig gemacht: so hat es doch damals mehr durch seinen Verstand und Witz, mehr durch Weisheit und Tugend, als durch eine blinde Gewalt, andere Völker besieget und beherrschet. Wenn nun die Römer diesen ihren Verstand zu danken gehabt, dem haben sie ohne Zweifel auch ihren großen und unvergänglichen Ruhm zu danken gehabt. Wer sieht aber nicht von sich selbst, daß es bloß die geistreichen und witzigen Köpfe, die guten und scharfsinnigen Schriftsteller gewesen, die Rom zuerst aus seiner alten Barbarei gerissen, und seine Bürger zu einem gescheiden Volke gemacht haben?

Ich weiß wohl, was man mir hier einwenden wird. Man wird nämlich sprechen: dieses könnte zwar von den ersten Zeiten der Welt gelten, als noch gar keine witzige Völker vorhanden gewesen, die sowohl Weisheit als Wissenschaften in Schriften verfasset gehabt hätten: allein, nachdem wir bereits die Bücher der weisen Griechen und Römer in Händen gehabt; so wäre es gar nicht mehr nöthig gewesen, auch in unsern neuern Sprachen noch Gedichte und andere Sachen abzufassen. Man dürfte sich ja nur auf die alten Sprachen befleißen; wie man denn lange vor Opitzen, auch in Deutschland schon gethan hätte: so könnte man aller Scribenten in seiner Muttersprache gänzlich entbehren.

So lauten ungefähr, hochgeschätzte Anwesende! die Worte gewisser Liebhaber der Finsterniß; oder, daß ich sie bei ihrem rechten Namen nenne, wahrer Feinde ihres Vaterlandes: die uns bewegen wollen, daß wir unsere Landesleute in einer ewigen Unwissenheit und Barbarei sollen stecken lassen. Dieses sind die Gedanken derer, die uns überreden wollen, nach Art der alten Aegyptier, aus der Gelehrsamkeit und Wissenschaft ein Geheimniß zu machen; Vernunft und Witz als ein Handwerk anzusehen, und die Unstudierten, das ist, den größten und edelsten Theil eines Volkes, fast zu der Unwissenheit der Bestien hinunter zu stoßen. Denn, was kann wohl sonst die Meinung dieser Leute sein? Oder was für Absichten können sie hegen, wenn sie es uns verbieten wollen, in unsrer Muttersprache gute Schriften abzufassen; wenn sie alle, die solches thun, verspotten, und wenn sie auch diejenigen, die solches mit mehrerm Witze und mit größerer Schönheit ins Werk richten, als alle andere, gar keines Lobes würdig achten; bloß weil sie es in keiner alten und abgestorbenen Sprache thun? Allein, man erwäge nur die seichten Gründe, darauf dieses Vorurtheil beruhet; und betrachte hingegen die festen Säulen der Wahrheit, darauf unsre Meinung sich gründet. Wie viel griechische Scribenten haben denn ehemals in der Sprache der Brahmanen, der Phönizier, oder der ägyptischen Weisen geschrieben? Oder wie viele Römer haben uns ihre Gedichte und Schriften in der Mundart der Griechen abgefasset? Dichteten denn Homer und Hesiodus, Anakreon und Pindarus phönizisch, oder schrieben Herodot und Pherecydes ägyptisch, um ihre Griechen klug zu machen? Schrieben nicht Ennius, Plautus, Terenz, Lucrez, Cicero und Cäsar, Virgil und Livius in ihrer Muttersprache; auch zu der Zeit schon, als das Latein noch keine gelehrte, sondern eine gemeine Sprache war? Und warum sollen wir es anders machen? Warum sollen wir uns diese großen Geister nur eben darinn nicht zu Mustern nehmen, wodurch

sie am meisten ihrem Vaterlande genützet, ja sich und ihre Muttersprachen unsterblich gemacht haben?

Hier spricht man: die damaligen gelehrten Sprachen wären unter den gedachten Völkern nur sehr wenigen bekannt gewesen: heut zu Tage aber, da alle Gelehrten, und welch eine Menge derselben haben wir nicht? des Lateinischen mächtig wären: so würde es uns an Lesern nicht fehlen, wenn wir gleich die Sprache der Römer in unsern Schriften brauchten. Jedoch, auch dieser Einwurf ist nichtig. Was würde doch die kleine Anzahl der sogenannten Lateinischgelehrten dem großen Germanien für ein schlechtes Ansehen geben, wenn der ganze übrige Haufen der Einwohner unsers Vaterlandes, in einer wüsten Barbarei stecken bliebe? Mit was für Vergnügen würde man doch sein Leben unter einem so wüsten Volke zubringen können, welches weder Gott, noch sich selbst, noch seine Pflichten kennete; weder von den Geschichten, noch von den Wissenschaften, noch freien Künsten das Geringste wüßte? Was für Anmuth würde man in der Welt genießen, wenn noch die viehische Wildheit und Unwissenheit unter unsern Bürgern und Landleuten herrschete, die vormals unsern Vorfahren so beschwerlich als schimpflich gewesen ist? Soll man denn aber allen Witz in die Wolken einer fremden Sprache verhüllen? Soll es sonst niemandem erlaubt sein, einige Kenntniß der Vernunft und Tugend zu erlangen, als denen, die sich erst zwanzig Jahre auf alte Sprachen beflissen, und dieselben doch noch nicht halb erlernet haben? Weg, weg mit so abgeschmackten Forderungen, gnädige und hochzuehrende Anwesende! Wir lassen uns durch dergleichen seltsame Rathgeber nicht irre machen. Es bleibt vielmehr dabei: diejenigen verdienen viel Ruhm und Ehre, die ihrem Vaterlande mit nützlichen und erbaulichen Schriften in ihrer Muttersprache an die Hand gehen.

Ich muß noch eine Betrachtung hinzusetzen, hochgeschätzte Anwesende! Wenn alle Scribenten, die ihrem Vaterlande mit nützlichen Schriften dienen, Lob und Ehre werth sind: wie vielmehr werden nicht diejenigen einer besondern Hochachtung würdig sein, die sich vor andern durch sinnreiche Schriften, voll witziger Gedanken, und durch eine geistreiche und lebhafte Schreibart hervorthun? Urtheilen sie selbst nach ihrer Einsicht. Ein nützliches Buch bringt seinem Urheber, und einem ganzen Volke, ohne Zweifel desto mehr Ehre, je mehr es gelesen wird. Nun werden aber sinnreiche Schriften in gebundener und ungebundener Rede ohne Zweifel sehr häufig gelesen, oft wiederholet, ja fast auswendig gelernet; indessen daß andere, die zwar auch nützliche Dinge in sich enthalten, aber keine anmuthige Schreibart haben, mit Würmern, Staub und Schimmel zu streiten haben. Wie sonst ein wohlangelegter Garten, voll bunter wohlriechender Blumen, und fruchtbarer Bäume, deren Aeste fast von der Last ihrer Früchte brechen, einem wilden Walde vorgezogen wird; ungeachtet vielleicht dieser seinem Besitzer weit mehr Holz und Schatten giebt: so ist auch ein geistreiches Buch, wo viel witzige Einfälle die nützlichsten Wahrheiten zieren, und wo die erbaulichsten Lehren in einer sinnreichen und schönen Schreibart vorgetragen werden, allen andern Schriften vorzuziehen, wo nur ein trockner Vortrag, ohne Lebhaftigkeit und Anmuth herrschet. Ja nicht nur das eine Land, wo solche Bücher geschrieben werden, vergnüget sich daran: selbst auswärtige Völker werden insgemein begierig darnach. Sie lernen oft, um solcher Schriften halber, die Sprachen, darinn dieselben geschrieben worden. Sie bewundern den Geist und Witz ihres Verfassers; und schöpfen eine gewisse Hochachtung gegen das kluge Volk, darinnen es solche Scribenten giebt. Dadurch wächst dann die Ehre einer solchen Nation, bei allen ihren Nachbarn; und so können ein Homer und Virgil, ein Pindar und Horaz ihrem Vaterlande viel mehr Ehre machen, als Aristoteles und Varro, als Euklides oder Vitruvius; deren Schriften nur von wenigen tiefsinnigen Köpfen gelesen oder verstanden werden. Ja so sehen sich oft die Weltweisen selbst genöthiget, sich mit einem göttlichen Plato und beredten Cicero, mit dem Theophrast und Seneca, auch auf die Schönheit des Ausdrucks zu befleißen, und durch die Künste der Dichter und Redner, ihre an sich selbst trocknen Wahrheiten auszuschmücken.

Nunmehr wird es leicht sein, die Deutung dieses feststehenden Grundsatzes, auf unsern unsterblichen Martin Opitz von Boberfeld zu machen. Doch, was darf ich solches allererst thun; da sie alle, Rector Academiae Magnifice, hochgeborne, gnädige und hochzuehrende Anwesende! es unfehlbar schon in ihren Gedanken gethan haben? Sie sind mir ohne Zweifel darinnen schon zuvor gekommen, und ich werde ihnen, zum Lobe dieses großen Mannes, nicht viel sagen können, das ihnen nicht schon selber beigefallen wäre. Denn, wem sind wohl die nutzals anmuthsvollen, die sinnreichen, die geisterfüllten Schriften unsers Poeten unbekannt? Wer weiß es nicht, zum mindesten aus dem gemeinen Rufe, daß dieser scharfsinnige Kopf, seit hundert Jahren, für den Vater aller guten deutschen Scribenten, beides in gebundener und ungebundener Rede, gehalten worden! Alle witzigen Köpfe seiner Zeit haben ihm mit einhelligem

Munde, dieses Lob beigelegt. Der berühmte wittenbergische Lehrer, August Buchner, der meißnische Schwan, Paul Flemming, der patriotische Jul. Wilh. Zinkgräf, der scharfsinnige Bunzlauer, Tscherning, der gelehrte Venator, der gottselige Niedersachse, Johann Rist, der angenehme Kaldenbach, diese alle, sage ich, und noch unzählige andere, haben ihm dieses unparteiische Zeugniß gleichsam um die Wette gegeben. Und, was noch mehr ist, selbst Caspar Barth, der berühmte Leipziger Polyhistor, der doch die Schönheiten gelehrter Sprachen so vollkommen einsah; selbst Daniel Heinsius, der große Kunstrichter damaliger Zeiten, dem die Regeln und Exempel der Alten so vollkommen bekannt waren; selbst Hugo Grotius, dessen Name allein genug ist, einen großen Geist anzuzeigen, der mit seinem durchdringenden Verstande, ungemeinen Witze, und fast göttlichen Gedächtnisse, zu einer allgemeinen Gelehrsamkeit gelanget war: diese drei große Zeugen, sage ich, treten für mich auf, unserm hochverdienten Opitz sein gebührendes Lob zu geben. Sie gestehen nämlich mit einem Munde, daß er die deutsche Poesie der alten griechischen und römischen, und die Sprache der Deutschen ihren Waffen gleich gemacht; daß er den tragischen Geist des Sophokles, den epischen des Virgil, die erhabene Leyer des Horaz, und die anmuthigen Saiten des Ovidius erreichet, ja allen neuern Wälschen und Franzosen nichts zuvor gegeben habe.

Es ist wahr, alle diese gelehrte Männer sind Freunde und Gönner unsers Poeten gewesen: ja, die beiden letzten haben ihm sogar, für die Uebersetzung verschiedener ihrer Werke zu danken gehabt. Allein, weit gefehlt, daß dieses ihr Zeugniß entkräften sollte; so erwächst ihm daraus vielmehr eine neue Stärke. Denn was war es doch immermehr, wodurch sich Opitz die Gunst und die Freundschaft so vieler sinnreichen Köpfe, so vieler Lichter unsers Deutschlandes, und der Niederlande erworben hat? Gewiß nichts anders, als der sonderbare Geist und Witz, den er in seinen unvergleichlichen Gedichten wies; nichts, als die vortrefflichen Muster der deutschen Schreibart, die er schon in seinen jungen Jahren der Welt vor Augen gelegt hatte; nichts anders, als die glücklichen Uebersetzungen selbst, die er von den artigsten und nützlichsten Werken abgefasset hatte. Eine Freundschaft aber, die sich auf diesen Grund stützet, ist gewiß die allerreinste, die man wünschen kann. Wenn dorten der Poet Archias, nach dem Berichte Cicerons, Gönner und Freunde fand, so bald er nach Rom kam; bloß, weil der Ruhm von seinem Witze bereits vor ihm hergegangen war: oder wenn jener Spanier, nur um den großen Geschichtschreiber Livius zu sehen, nach Rom gekommen, und, so bald er ihn gesehen, vergnügt wieder an Bort gestiegen, und unter Segel gegangen; gerade als ob nichts Merkwürdiges mehr in Rom zu sehen wäre: so hat man eine solche Zuneigung gewiß nur einem unstreitigen Verdienste dieser geschickten Männer zuzuschreiben gehabt. Und was hätte wohl sonst unsern Opitz bei Unbekannten so beliebt machen können; da ihm weder eine hohe Geburt, noch eine ansehnliche Bedienung bei Hofe, noch ein großes Vermögen, Schmeichler zuwege bringen konnte? Wie glücklich seid ihr derowegen, ihr aufgeweckten Köpfe, ihr scharfsinnigen Scribenten! Eure Freundschaften allein sind ohne Argwohn! Eure Verdienste aber sind unstreitig, und erwerben euch aufrichtige Gönner und Freunde; indessen daß Hoheit und Reichthum gegen alles mißtrauisch sein müssen, was ihnen oft noch so viele Lobsprüche verschwendet.

Doch, nicht nur die damals lebenden Helden in der gelehrten Welt haben unsern Dichter für den Vater des deutschen Witzes erkläret. Selbst unter den Neuern haben ihn die größten Meister, Kenner und Richter sinnreicher Schriften fast bis an den Himmel erhoben. Zu den ersten rechne ich den scharfsinnigen Rachelius, unsern deutschen Lucil, und den edlen Canitz, unsern Horaz, zwei Meister in der satyrischen Schreibart der Deutschen. Zu den andern will ich gleichfalls nur zwei, nämlich den belesenen Morhof und den fast in allen Theilen der Gelehrsamkeit gründlich gelehrten Leibnitz, zählen. Alle diese bezeugen mit den nachdrücklichsten Worten, daß Opitz der erste und größte unserer Poeten gewesen, dem bis auf ihre Zeiten noch niemand zuvor, ja nicht einmal gleich gekommen.

Und was für Zeiten waren es doch, darin dieser große Mann aufgestanden ist? Waren es nicht solche, in welchen fast noch nichts Erträgliches in unserer Sprache geschrieben war? Nur die ungeschicktesten Knittelreime herrschten noch in ganz Deutschland. Nur die Meistersänger, die würdigen Abkömmlinge jener alten Barden, die bei unsern Vorfahren, durch ihre rauhen Lieder, die Tugend verehret hatten, waren noch ganz allein die Muster der deutschen Dichtkunst. Nur Hans Sachs war der große Geist, den Germanien damals bewunderte, und den man trotzig genug, den Homer der Deutschen zu nennen pflegte. Nur ein Ringwald, nur ein Rollenhagen, nur ein Vogel herrschten damals auf dem Deutschen Parnaß. In einer so trüben Zeit stand nun unser Dichter auf. Er hatte keine Vorgänger, als die Alten: er selbst aber ward allen seinen Landesleuten ein Vorbild, welchem

sie nachstreben konnten. Sein ganzes Vaterland konnte ihm, in seiner Muttersprache, kein gutes Muster darstellen, dem er hätte folgen können. Sein großer Geist mußte sich selbst eine Bahn brechen, die noch kein deutscher Fuß betreten hatte.

Zwar Wälschland wies ihm schon seinen Dante, Petrarcha und Tasso: auch Frankreich wies ihm seinen Marot und Ronsard, seinen Desportes und Malherbe. Allein, eines Theils waren diese selbst noch nicht gar zu weit in die Poesie eingedrungen; theils war es auch so leicht nicht, in einer ziemlich rauhen Sprache dem nachzuahmen, was sie Gutes geschrieben hatten; theils aber hat unser deutscher Dichter die meisten darunter sehr weit hinter sich gelassen. Er ahmte ihnen anfangs nach, um sie nachmals zu übertreffen: nicht anders, als vormals die Römer den griechischen Mustern in der Dichtkunst, Beredsamkeit, Baukunst und andern Künsten, zwar etwas spät, aber so glücklich nachgefolgt sind, daß sie dieselben weit übertroffen haben. Eben so ist es mit unsern Nachbarn, den Wälschen, Franzosen und Niederländern gegangen. Wir sind allerdings etwas später mit den Musen bekannt geworden als sie; weil sich kein mediceisches Haus, kein Franciscus, kein Richelieu, kein großer Ludewig bei uns gefunden hatten, die selbst den Witz gekannt und geliebet, und durch eine königliche Freigebigkeit aufgemuntert haben. Aber getrost, du ehrliebendes Germanien! Eben das, was dich unterdrücken und erniedrigen sollte, das erhebet dich; das gereichet dir zu desto größerer Ehre. Träge Seelen werden nur durch Belohnungen und angebotene Vortheile zu den Wissenschaften aufgemuntert; deine Kinder sind feurig genug, aus bloßer Ehrliebe darnach zu streben. Ja sie streben nicht nur darnach, nein sie werden auch vortrefflich darinnen; ja sie lassen alle andre Völker weit zurück. Wenn sich nämlich unsre Deutschen auf Künste und Wissenschaften beflissen haben; so haben sie es auch gemeiniglich, aus eigenem Triebe, ihren Lehrmeistern und Vorgängern weit zuvor gethan.

In was für trübseligen Umständen, hat nicht endlich unser Opitz die deutsche Sprache und Dichtkunst so hoch empor gebracht? Gehen sie doch ein wenig mit mir zurück, gnädigste und hochzuehrende Anwesende! Thun sie doch einen Blick in die Geschichte des vorigen Jahrhunderts. Erwägen sie doch das traurige, das schreckliche Schicksal, welches unser zerrüttetes Deutschland damals betroffen hat. Dasjenige, welches die Quelle der menschlichen Glückseligkeit sein sollte, ward damals eine Quelle der Zwietracht und des Verderbens. Der Aberglaube lag mit der Wahrheit zu Felde. Die Religion selbst war der unglückselige Zankapfel, um welches willen sich Völker wider ihre Häupter empörten, und ihr Vaterland zu einem blutigen Schauplatze vieler erbärmlichen Trauerspiele machten. Unzählige Städte wurden verwüstet, unzählige Dörfer gingen im Rauche auf, und die fruchtbarsten Felder wurden mit Graus und Leichen besäet. Die deutschen Fürsten, die sich wider den gemeinen Feind des christlichen Namens hätten rüsten sollen, rieben einander durch bürgerliche Kriege auf. Auch auswärtige Helden kamen der bedrängten Wahrheit auf deutschem Boden zu Hülfe; und nordische Könige büßten an der Spitze ihrer Schaaren, zum Dienste der guten Sache, das Leben ein. Die Gesetze schwiegen. Die Gottesfurcht ging verloren. Der Glaube ward oft einem blinden Religionseifer nachgesetzt. Die Gelehrsamkeit ward vertrieben, oder doch verachtet. Die Tempel der Weisheit wurden verschlossen, oder doch von Lehrern und Zuhörern entblößet. Und die sanfte Stimme der Musen ward vor dem ängstlichen Schwirren der Waffen, vor dem lärmenden Getöse der Trommeln und Trompeten, und vor dem gräßlichen Knalle der Karthaunen, gar nicht mehr gehöret.

Du selbst kannst mir hier mit deinem Zeugnisse zu statten kommen, du so oft bestürmtes, du so oft erobertes Leipzig! Du selbst bist oft genug ein Raub widriger Parteien, und ein trauriger Schauplatz der blutigsten Schlachten und Belagerungen gewesen. Auch deine Musen wurden dadurch oft erschrecket und verscheuchet. Dein sinnreicher Sohn, der glücklichste Nachfolger unsers großen Opitz, der berühmte Paul Flemming, verließ daher deine fruchtbaren, deine anmuthigen Fluren, wo er so oft durch seinen anmuthigen Gesang Wälder und Flüsse bezaubert hatte, und entwich mit einer hollsteinischen Gesandtschaft, bis in die entfernten Grenzen Asiens, wo das kaspische Meer die persianischen Ufer benetzet. So bekam Astrakan und Ispahan zum erstenmale einen deutschen Dichter zu hören: der aber allezeit den Jammer und das Elend des in seine Eingeweide wütenden Deutschlandes beseufzete. Niemand hat aber dasselbe besser beschrieben, ja so zu reden, mit lebendigen Farben abgeschildert, als unser patriotischgesinnter Opitz, in seinem Trostgedichte von Widerwärtigkeit des Krieges, gethan hat. Und wer hätte dasselbe besser entwerfen können; da er selbst, diesen Ungewittern auszuweichen, die meiste Zeit seines Lebens in Deutschland herum irren, und bald in den Niederlanden, bald im Holsteinischen, bald in Siebenbürgen, bald endlich auch in Preußen, einen ruhigen Aufenthalt hat suchen müssen.

Aller dieser Unruhe ungeachtet, mitten unter dem Rasen der Waffen, vom 18. bis zum 39. Jahre des vorigen Jahrhunderts, hat unser unermüdeter Opitz dennoch die deutsche Sprache und Dichtkunst aus dem Staube gehoben, und sie fast auf einmal, sehr nahe an den Gipfel ihrer jetzigen Vollkommenheit erhöhet. Erhöhet hat er sie, durch seine reine Schreibart, die er so viel möglich, von aller Vermischung fremder Sprachen gesaubert hat. Erhöhet hat er sie, durch sein fließendes Sylbenmaß, welches er, nach Art der alten Römer, bei uns eingeführet; da die Franzosen bis auf diese Stunde nichts davon wissen. Erhöhet hat er sie, durch seine natürliche und vernünftige Art zu denken; dadurch er uns allein ein Muster des guten Geschmacks nachgelassen hat. Erhöhet hat er sie endlich, durch erhabene Gedanken, durch lebhafte Ausdrückungen, durch scharfsinnige Einfälle, durch artige Scherzreden, durch angenehme und nachdrückliche Gleichnisse, durch unzählige lehrreiche Sprüche, als so viele Schätze der Weisheit; und kurz, durch alles, was einen Scribenten beliebt, erbaulich und edel machen kann.

Denn, welche Art der Gedichte hat unser Poet nicht versuchet? Ich sage noch zu wenig: in welcher Art der Gedichte hat er uns nicht Meisterstücke geliefert? Oden, Elegien, Briefe, Satiren, Lobgedichte, Lehrgedichte, Sinngedichte, Uebersetzungen, Sonnette, Schäferspiele, Trauerspiele, und kurz, fast alle und jede Arten, worinnen sich sonst viele Poeten kaum einzeln hervor gethan haben, sind von ihm allein, fast in gleicher Vollkommenheit verfertigt worden. Dieses, gnädige und hochgeschätzte Anwesende, dieß ist das rechte Merkmal großer Geister. Ihre Fähigkeit läßt sich nicht in enge Grenzen einschließen. Alles was sie unternehmen, das gelingt ihnen. Wie ein reiner Spiegel alle sichtbare Dinge darstellet, die vor ihn gebracht werden: so nimmt auch der reiche Witz eines Dichters fast alle mögliche Gestalten an. Er erhebt sich wie ein Adler, wann er das hohe Lob der Tugend besinget. Er nimmt die Stimme einer zärtlich lockenden Nachtigall an, wann er eine verliebte Leidenschaft ausdrücken will. Er girret wie eine Taube, wann er den Verlust wichtiger Güter bedauert. Und wann er die Wohlthaten seines Schöpfers preiset: so wird sein Gesang von einer lieblichen Lerche die Kunst entlehnen, womit sie die heitre Sommerluft erfüllet, und einen aufmerksamen Landmann zur Dankbarkeit ermuntert. Wenn ich nun zu allen diesen Bildern noch den herzhaften Klang einer schmetternden Feldtrompete hinzusetze, womit ein muthiger Tyrtäus seine Leser zu einem tapfern Schutze ihrer Rechte und Freiheiten anfeuert: so werde ich freilich sehr viel, aber dessen ungeachtet, noch nichts mehr angezeiget haben, als was unser großer Opitz seinem Vaterlande wirklich geleistet; was er allein unsern Deutschen, und zwar zuerst, und fast zu gleicher Zeit, in seinen Gedichten gewiesen hat.

Wo bleibt hier noch seine so wohlfließende, so reine, so nachdrückliche und sinnreiche Schreibart in ungebundener Rede, darinnen er uns eben so vollkommene Proben, als in der gebundenen, gegeben hat? Er hat zuerst gezeiget, daß die Rauhigkeit, der Uebelklang und das unförmliche Wesen, unserer Muttersprache nicht so eigen sei, daß es nicht abgelegt werden könnte; und also den schändlichen Vorwurf von ihr abgelehnet, daß sie sich zu sinnreichen und anmuthigen Schriften gar nicht schicke. Ja nicht nur er selbst hat dieses gewiesen, auch seine guten Freunde wurden von ihm angefeuert, ein gleiches zu thun: wie Zinkgräf's treffliche Bücher von den sinnreichen Reden und klugen Sprüchen der Deutschen sattsam zeigen können. Wo bleibt endlich noch seine Wissenschaft der deutschen Alterthümer, seine Einsicht in die Regeln der Dichtkunst, und die kritische Kenntniß unsrer Sprache, die er in der Erläuterung und Ausgabe eines alten deutschen Gedichtes auf St. Anno erwiesen hat? In Wahrheit, gnädige und hochgeschätzte Anwesende! hier scheue ich mich's nicht zu sagen, was ich bisher in Ansehung der Gedichte unsers Poeten, noch nicht habe wagen mögen: daß er nämlich alle Dichter des Alterthums übertroffen habe. Denn sind diese gleich in der gebundenen Schreibart geübt gewesen: so haben sie sich doch in der ungebundenen sehr schlecht, oder ganz und gar nicht zeigen können; vielweniger sind sie zugleich in der kritischen Einsicht ihrer Sprachen und der Dichtkunst selbst stark gewesen. Unser Opitz hingegen, ist nicht nur ein Dichter, sondern auch ein Redner; nicht nur ein Redner, sondern auch ein Wortforscher; nicht nur ein Wortforscher, sondern auch ein Kunstrichter gewesen.

Wenn es nun dergestalt, gnädige und hochgeschätzte Anwesende, eine ausgemachte Sache bleibt, daß geistreiche Scribenten durch lehrreiche, witzerfüllte und anmuthige Schriften in ihrer Muttersprache, ihrem Vaterlande jederzeit viel Ehre machen, und also von ihren Landsleuten einen unsterblichen Ruhm und Dank verdienen; wenn es ferner ausgemacht ist, wie ich bisher gezeiget habe, daß unser großer Opitz seinem Vaterlande allerdings diesen so wichtigen Dienst, und zwar zu allererst bei unzähligen Schwierigkeiten kriegerischer Zeiten, und fast in allen Arten sinnreicher Schriften, geleistet hat: wer wollte denn, wer könnte noch wohl den gering-

sten Zweifel tragen, ob er nicht bei allen redlichen Deutschen ein unsterbliches Andenken und einen ewigen Dank verdienet habe?

Ich sehe nur ein einziges, welches man mir einwenden kann. Um eben die Zeit, als unser gepriesener Opitz sich mit seinen ersten Schriften hervorthat, entstand die so berühmte fruchtbringende Gesellschaft, die nichts anderes zur Absicht hatte, als die Verbesserung der deutschen Sprache, Beredsamkeit und Poesie. Hat denn diese (so wird man mich fragen) nicht viel mehr geleistet als Opitz? Und wollen wir denn derselben alle ihre Ehre nehmen, um sie einem einzigen Manne allein beizulegen?

Ferne sei es von mir, Magnifice, gnädige und hochgeschätzte Anwesende! ferne sei es, daß ich einer so patriotisch gesinnten Gesellschaft, ihre Ehre streitig machen sollte; einer Gesellschaft, die aus so vielen durchlauchten, gräflichen und adeligen Mitgliedern bestanden; die so eifrig für die deutsche Ehre gewesen, und weder Zeit, noch Fleiß, noch Kosten gescheuet, dieselbe zu befördern. Nein, ich verehre dieselbe mehr, als jemand; und glaube, daß man einen großen Theil des heutigen Reichthums und Glanzes unsrer Muttersprache derselben zu verdanken habe. Allein wer weiß auch nicht, daß unser großer Opitz selbst, unter dem Namen des G e k r ö n t e n, ein Mitglied derselben gewesen ist? Wer muß es nicht gestehen, daß er eher ein großer Dichter gewesen, als er in dieselbe aufgenommen worden? Ohne Zweifel ist dieses allererst geschehen, als er dem damaligen Schutzherrn der fruchtbringenden Gesellschaft, dem durchlauchtigsten Fürsten, Ludwig, zu Anhaltköthen, die erste gute Auflage seiner gesammelten weltlichen Gedichte zugeeignet hatte. Damals war ja aber unser Opitz schon ein berühmter Dichter, ja ein solcher, dem in derselben Gesellschaft kein andrer zu vergleichen war. Und wen hat doch dieselbe auch nachmals aufzuweisen gehabt, der mit ihm um den Vorzug hätte streiten können? In Wahrheit keinen! Ein jeder unter diesen redlichen Männern hat unserm Dichter die Oberstelle sehr willig eingeräumet. Und es bleibt also wohl dabei, daß Opitz allein, als der Vater unsrer Dichtkunst, vor allen andern deutschen Schriftstellern, einer unauslöschlichen Hochachtung und Dankbarkeit würdig sei.

Auf! derowegen, du aufgeklärtes Deutschland! auf! und erzeige deinem würdigsten Sohne auch einmal die verdiente Ehre. Hast du vormals die rauhen Barden in Ehren gehalten; hast du Meistersänger und elende Reimschmiede hochgeschätzet, die dich doch nur mit einem einfältigen Geschwätze belustigten; das Lob deiner Helden aber, doch nicht bis auf unsere Zeiten haben bringen können: o so sei doch gegen einen wahren Dichter nicht unempfindlich, der deine Ehre gegen die Ausländer gerettet, deine Sprache aus der Barbarei gerissen, deine Kinder zur Tapferkeit angeflammet, deine Gottesfurcht durch Lieder angefeuert, und die Lehren der Weisheit in einer so lieblichen Tracht dargestellet hat, daß auch die Unweisen sie lieb gewonnen haben.

Auf! also, dankbares Germanien! verwirf die ungeschickten Nachfolger dieses großen Meisters, die dir durch ihr ausschweifendes Wesen, durch ihre regellose Einbildungskraft, durch ihren geilen Witz und ungesalzenen Scherz, mehr Schande gemacht, als jener dir Ehren erworben hatte. Verweise doch künftig deine lehrbegierige Jugend fleißiger, als du bisher gethan, auf den Vater deiner Poesie. Lehre sie denjenigen Geist bewundern und nachahmen, der so scharfsinnig als weise, so angenehm als tugendhaft, so fruchtbar als edel gewesen ist: und setze es künftig zu einer Grundregel, daß nur derjenige von deinen Dichtern das größte Lob verdiene, der dem gesunden, dem reinen, dem natürlich schönen Witze des großen Opitz am ähnlichsten geworden ist.

Du aber, vorjetzo höchst bekümmertes Bunzlau! das du durch ein sonderbares Schicksal, jetzo einem Steinhaufen ähnlicher bist, als einer Stadt; nachdem eine entsetzliche Feuersbrunst alle deine Gassen in die Asche gelegt hat: vergiß doch bei deiner Erneuerung auch deines großen Sohnes nicht. Erspare doch an deinen Baukosten nur so viel, daß du dem theuren Opitz ein Denkmal bei dir aufrichtest. Diese Ehre haben vormals die Athenienser ihrem Euripides angethan, ob er gleich in Macedonien gestorben war, und sie also seinen Leichnam nicht zurücke bekommen konnten. Willst du aber unempfindlich bleiben, willst du denjenigen Dichter, den alle witzige Köpfe seiner Zeit bewundert und geehret, den so viele Kunstrichter für den Vater d r deutschen Sprache und guten Schreibart erkläret, den so viele große Leute mit ihrer Freundschaft beehret, den so viel hohe Häupter mit ihren Gnadenbezeugungen überhäufet, ja, gar des Adels würdig geachtet haben; willst du, sage ich, nebst deinen übrigen Landsleuten, einen solchen Mann, andern schwülstigen und hochtrabenden Geistern nachsetzen, welche die gute Bahn, die ihnen Opitz gewiesen, wieder verlassen haben: so wirst du den Kindern ähnlich werden, die nur bunten Wasserblasen und vielfarbigen Schmetterlingen nachjagen; wohlriechende Blumen und gesunde Kräuter aber mit Füßen treten. Ja du wirst denen gleichen, die eine wilde Bergart, um eines betrüglichen Glanzes halber, allen reich-

haltigen Geldstoffen vorziehen; und dich also durch deine üble Wahl, bei allen Kennern wahrer poetischer Schönheiten, verächtlich machen. Es werden sich aber andere Verehrer des großen Opitz finden, die, weit von seinem Vaterlande, seiner Asche diejenige Ehre erweisen werden, die du ihm nicht hast widerfahren lassen.

Ich kehre zu ihnen zurück, Magnifice, gnädige und hochzuehrende Anwesende! und erkenne aus ihrer gnädigen und gütigen Aufmerksamkeit, daß mein poetischer Held noch jetzo Gönner und Freunde genug habe. Und was könnte wohl den Schriften dieses Vaters unsrer Dichtkunst rühmlicher sein, als das geneigte Urtheil solcher Kenner und Liebhaber der wahren Poesie? Fahren sie fort, sich selbst und Opitzen diese Gerechtigkeit widerfahren zu lassen! Verehren sie die Weisheit unsers Dichters, die sich in seinen größern Gedichten in so edlen Bildern zeiget. Sein Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges, sein Vielgut und Zlatna, sein Vesuvius, seine Lobgedichte auf hohe Häupter, seine vertraulichen Briefe an Zinkgräfen, Nüßlern und Seußiussen, und andere unzählige Stücke mehr, sind voll der vortrefflichsten Lehren und Wahrheiten, die jemals ein deutscher Mund ausgesprochen, ein deutscher Kiel zu Papiere gebracht hat. O daß doch diese fleißig gelesen! o daß sie doch unsrer Jugend, wie vormals in Griechenland die Schriften Homers, in die Hände gegeben würden! Wie viel gesunde Nahrung würden diese zarten Gemüther daraus nicht ziehen! Welch einen schönen Abriß der Tugend würden sie nicht in ihr wächsernes Herz drücken! Welch einen Schatz von Gelehrsamkeit und gutem Geschmacke, würden sie nicht daraus einsammeln!

Was ist noch übrig, als daß ich ihnen, Magnifice, hochgeborne und gnädigste Anwesende! sonderlich aber Eurer hochreichsgräflichen Excellenz, im Namen unsers gepriesenen Dichters; im Namen aller freien Künste, die schon mehr als 300 Jahre her in diesem Hörsaale ihren Sitz und Tempel gehabt haben; ja endlich im Namen unsrer ganzen hohen Schule, auch hier öffentlich einen unterthänigen und ergebensten Dank abstatte, daß sie Dero Gnade gegen alle dieselben, durch Dero hohe Anwesenheit in dieser Gedächtnißrede, haben an den Tag legen wollen. So lange die Welt von dem wohlverdienten Lobe unsers großen Opitz etwas wissen wird (und wenn wird sie dasselbe vergessen?), so lange soll sie es auch mit Dankbarkeit rühmen, daß heute der erlauchte Reichsgraf von Manteufel, ein rechter Mäcenas aller Wissenschaften und freien Künste, daß auch die hochgebornen Reichsgrafen von Promnitz, von Solms und von Pickler, diese Rede ansehnlich gemacht und verherrlichet haben! O glückselige Zeiten! worinnen die Beredsamkeit und Dichtkunst, so viele und ansehnliche Gönner gefunden haben.

---

## Rede über die eigentliche Würde des Gelehrten, gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, am 17. Nov. 1800.

Von W. A. Teller.

Der Streit der Fakultäten, welchen neuerlich ein tiefer Denker vor seinen Richterstuhl gezogen hat; die jetzt lauter als jemals zur Sprache gekommene Unterscheidung unter Gelehrten- und Bürgerschulen; endlich die Gefahr, welche die Zeitphilosophie aller wahren Gelehrsamkeit zu drohen scheint: dies, Eins wie das Andere, veranlaßt mich, der königlichen Akademie meine Gedanken über den eigentlichen Begriff eines Gelehrten mitzutheilen. Es wird daraus hervorgehen, wie man ihn von so vielen andern Ehrenmännern, selbst von den Philosophen verschieden denken kann und billig denken sollte; sowie beide, der aufgeklärte und der gebildete Mann, mit ihm gar nicht zu verwechseln sind. Auch glaube ich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß man noch immer in der Bestimmung dessen, was dem Gelehrten in der bürgerlichen Gesellschaft einen besondern Rang giebt, zu schwankend ist, und das ihm Eigenthümliche nicht scharf genug ins Auge gefaßt hat. Selbst ältere und neuere Sprachen bezeichnen die Sache mit Wörtern, welche nur vorzugsweise dem Gelehrten zugeeignet werden, wie διδακτος, doctus, eruditus, a learned man, a man of erudition, savant; die also der Ableitung nach nur den zu denken geben, der etwas gelehrt worden ist und gelernt hat, ohne zu bestimmen, was er gelehrt worden ist, und wie er es gelernt hat. Und wie viel ist dessen nicht, ohne daß daraus ein wirklicher Gelehrter wird, wie man ihn denken sollte. Das Gleiche ist es mit dem französischen savant; denn wie auch so Vieles kann der Mensch nicht wissen, durch Umgang, Beobachtung und Erfahrung, und wird gleichwohl gar nicht zu den eigentlichen Gelehrten mitgerechnet werden können. Ingleichen mit dem lateinischen litteratus, der Italiener litterato, welches die Engländer in ihrem man of letters, und die Franzosen in dem, was sie homme de lettres nennen, nachgeahmt haben. Nur daß der litteratus der Römer im reinen Latein ihnen so viel als das Lateingriechische grammaticus galt, und also im engern Verstande von ihnen gebraucht wurde. Noch ist endlich

das zweideutigste der Engländer, ihr Scholar, gerade umgekehrt unser Schüler, und was man in den mittlern Jahrhunderten Scholasticus nannte, oder auch Scholaster, und wir Deutschen Schulmeister, Rectoren auf niedern Schulen, wogegen die untern Schullehrer ihre Gesellen hießen, oder auch Pedanten, doch in allen Ehren, wahrscheinlich von der Lateiner Pedaneus, weil nur der Rector vom Katheder seinen Unterricht gab, die Unterlehrer aber stehend oder umhergehend ihn ertheilten.

Nehmen wir nun die Sprache, wie der Gebrauch sie einmal festgesetzt hat, so fragt sichs einmal: wer ist ein Gelehrter? was muß er wissen, um es zu sein? und was also sollte man eigentlich Gelehrsamkeit nennen? Eine zweite Frage ist: wie und auf welchen Wegen gelangt er zu seinem Wissen, um ein wahrer Gelehrter zu sein. Die dritte: welchen Gebrauch muß er von seiner Gelehrsamkeit machen, um weder ein Pedant nach dem neuern Sprachgebrauch, noch ein bloßer Stubengelehrter zu sein?

Was das Erste anlangt, fordre ich von ihm theils Sprach-, theils Geschichtskenntnisse. Jene, in so weit sie von Schriftstellern selbst nach und nach ist gebildet worden, und die Menge wissenschaftlicher Kenntnisse durch sie ist verbreitet worden. Also zuerst die griechische, dann die lateinische, und Beide, so wie die Muttersprache für jeden, der nur einigen Anspruch auf Gelehrsamkeit machen will; dann für den Theologen besonders die hebräische und griechische, und diese mit jener gleichsam gefärbte des N. T., auch die neuern Sprachen, wie die italienische, englische, französische. Denn was die Muttersprache anlangt, so wäre es ja wohl sehr pedantisch im üblen Verstande, sobald sie zu wissenschaftlichen Gegenständen gebildet ist, oder doch dazu immer mehr gebildet werden kann, sie nicht zu gelehrten Sprachen zählen zu wollen, welche man, und selbst als Gelehrter, richtig sprechen und schreiben muß, und bei andern das Seinige dazu beizutragen, oder wer sollte dies sonst thun? Daher nannte Cicero vocem eruditam, eine nicht nur durch griechische, sondern auch lateinische Literatur und Künste gefeilte Sprache, und so auch Horaz den doctum utriusque linguae einen Gelehrten. So gehört nun gleichfalls die Kenntniß der gedachten neuern Sprachen, auch selbst der spanischen und portugiesischen, in unserm Zeitalter mit hierher, da immer mehr die kultivirtesten europäischen Nationen es zur Gewohnheit gemacht haben, in ihrer Muttersprache wissenschaftliche Gegenstände zu bearbeiten. Freilich hat eben das den Umfang der Gelehrsamkeit ausnehmend erweitert; wozu noch die durch den Druck erleichterte Schriftstellerei, das vielfältige Verkehr der Völker unter einander, und die damit verbreitete Sprachkunde gekommen ist. Ursprünglich, da erst das Bedürfniß entstand, den Gelehrten von andern eben nicht Unwissenden in bürgerlichen Geschäften oder auch in Wissenschaften zu unterscheiden, und man sich genöthigt sah, in der ohnedem noch ungebildeten Sprache ihn mit einem besondern Worte von Staats- und Geschäftsmännern aus allerlei Ständen zu unterscheiden, war es schon derjenige, der gut lesen und schreiben konnte, und man kann sich leicht vorstellen, welches Aufsehen um sich her der junge Römer unter seines gleichen müsse gemacht haben, der zuerst an seinen in Athen abwesenden Vater auch nur die kurze Epistel schrieb: *Κερωσεν, πατερ μου! τουτο σοι γραφω ἀποντι* oder etwas ähnliches. Und allgemein bekannt ist, daß im achten Jahrhundert in Deutschland schon der ein Gelehrter hieß, der sich schriftlich in der lateinischen Sprache ausdrücken oder gar sie sprechen konnte; und doch, welche Latinität war es oft, wenn man auch nur des du Cange Glossarium medii aevi etwas durchblättert hat!

Dasselbe ist es mit den Geschichtskenntnissen der ältesten Zeiten wie der spätern Jahrhunderte, die neuesten ausgenommen, welche mehr gangbare Waare für jeden Mißbegierigen ist, und auch leicht durch die Zeitungen zu gewinnen. Aber jene, die allgemeine, wie die besondere, Völker- und Staatengeschichte, wie viel umfaßt sie nicht wieder? wie viel auch nur die einzige, Literärgeschichte? Und wie es bei jener nicht blos darauf ankommt, eine Reihe von Begebenheiten im Gedächtniß zu haben, und daraus Andern sie aufzählen zu können; so ist es auch bei dieser nicht genug, die Menge Namen und Schriften im Kopfe zu haben. Wie der Kenner jener die Begebenheiten systematisch zu ordnen verstehen muß, zeigen muß, durch welche Umstände sie herbeigeführt worden; welchen größern oder geringern Einfluß die dabei handelnden Personen gehabt; was alles daraus erfolgt sei, so muß der Kenner der zweiten selbst jenem mit Anzeige der Quellen zu Hülfe kommen, und überhaupt wissen, wer in jeder Wissenschaft gleichsam die Bahn gebrochen, wer sie erweitert hat, und was noch desfalls zu thun übrig ist.

Bis so weit ist mir also ein Gelehrter derjenige, der die zu wissenschaftlichem Gebrauch gebildeten Sprachen versteht, und diese Sprachkunde nun wieder zum Studium theils der Geschichtskunde, theils der besondern Wissenschaft, welcher er sich gewidmet hat, anzuwenden weiß. Beide Arten der Gelehrsamkeit können also auch

wohl in der Betrachtung außer einander gedacht, nur in der Ausübung oder Anwendung nicht von einander getrennt werden. Denn sobald dies geschieht, ist auch alle Gelehrsamkeit nur Sache eines guten Gedächtnisses, und der nichts weiter besitzt, ein bloßer Gedächtnißgelehrter; wogegen der wahre Gelehrte mehr als das sein soll — nach dem bekannten discimus vitae, worauf ich wieder zurückkommen werde.

Denn zunächst wollte ich nur die Art bemerken, wie er zu seinen Kenntnissen kommt, und gleichsam den Weg bezeichnen, auf welchem er sie erlangt. Um ihn des Namens eines Gelehrten würdig zu finden, fordre ich von ihm, daß er aus den Quellen geschöpft habe, als Sprachkenner die Schriftsteller nicht blos in einer Uebersetzung gelesen hat, ihre Sprache selbst nicht aus einem bloßen Wörterbuche, sei es noch so vollständig und zweckmäßig, verstehen gelernt hat; eben so wenig die Geschichte nicht blos aus einem Compendio. Da mag wohl der Compendien-Schreiber selbst ein Gelehrter sein. Der sich blos an ihn hält, ist aufs höchste ein Geschichtskenner, so weit nämlich jener ihn geleitet hat. Der Uebersetzer, wenn er wirklich die Gedanken seines Autors richtig dargestellt hat, ein Gelehrter, nur nicht der blos durch das Sprachrohr dieses den Autor hört; der Lexicograph, der etwas mehr leistet, als daß er alle einzelnen Bedeutungen eines Wortes nach der Reihe dem Leser zuzählt, sondern sie nach ihrer stufenmäßigen Abkunft von einer Urbedeutung ordnet, dieser, sage ich, ein Gelehrter, nicht derjenige, der Worte und Phrasen gleichsam aus einem Wörterbuche nur auffängt. Denn was diesen Wortbuchstäbler anlangt, so lernt er doch nie aus einem Wörterbuche die verschiedenen Schattirungen, welche ein Wort im Zusammenhange oft durch die bloße Stellung bei jedem guten Schriftsteller erhält, und die eben so viel zum rechten Verständniß desselben beitragen, wie etwa Deklamation und Action bei einem guten Sprecher. Daher habe ich immer Anfängern, welche eine Sprache für sich erlernen wollen, sie sei alt oder neu, den Rath gegeben, sobald sie die Anfangsgründe derselben durch fremden Unterricht gefaßt haben, nur gleich zur Lesung eines leichten Autors überzugehen, einzelne Perioden sich so gut als möglich verständlich zu machen, dann erst ein Wörterbuch oder eine Uebersetzung nachzuschlagen, bis sie nach und nach auch diese Geleitsmänner entbehren und alles durch eignes Nachdenken sich erklären können. Denn außerdem, daß auch schon dadurch die eigne Denkkraft geschärft, und das Gelesene dem Gedächtniß tiefer eingeprägt wird, gewinnt man dabei auch das, was Cicero sehr schön fiduciam virium nennt. Und selbst dies ist schon nichts geringes für Sachkenntnisse. Alle jene Vorgenannte mögen also Polyhistors oder Vielwisser sein; eigentliche Gelehrte werden sie dadurch noch nicht. Und wenn sie ihre Waare, ausgeschmückt mit aller Eleganz in Stellung, Gebehrden und Ausdruck, in Gesellschaft gleich Modehändlern, an Herren und Damen bringen, und ihnen annehmlich machen können; nun so wollen wir ihnen den Ruhm nicht streitig machen, daß sie hommes des lettres sind, nur savans sind sie nicht; welches sie freilich auch wohl selbst nicht sein wollen. — Hiermit wünschte ich nun aber auch den Stolz jedes Halbgelehrten gebeugt. Denn der wahre Gelehrte wird am ersten, eben weil er es ist, Geschichtskenner selbst in Sprachen, für sich und andere gestehen: Quantum est, quod nescimus! Und so ist hier der Ort, zu dem erwähnten dritten charakteristischen Zug des wahren Gelehrten überzugehen. Er ist dieser, daß er auch wirklich einen nützlichen Gebrauch von seinen erworbenen Kenntnissen in Sprachen wie in der Geschichte zu machen wisse. Sie allein müssen ihm nicht der letzte und höchste Zweck sein, sondern nur Mittel, andre wissenschaftliche und fürs Leben und Handeln nützliche Einsichten zu gewinnen, sie so viel als ihm möglich ist, mit verbreiten zu helfen, oder wenigstens dazu Andern Dienste zu leisten. Hat er nicht immer diesen höhern Zweck vor Augen; so ist er ein bloßer Namensgelehrter, ein Stubengelehrter, der in gesellschaftlichem Umgange von nichts, was die Menschheit nah und fern angeht, zu sprechen weiß, zu welcher geselligen Unterhaltung ihm doch auch das erlernte Sprüchelchen — nihil humani a se alienum putare — dienen sollte; und bleibt oft in seinem eignen Hause und unter seiner Familie fremd. So ist mir in frühern Jahren von dem berühmten Buddäus in Jena für gewiß erzählt worden, daß er eines Tages dem Diener, der ihm gemeldet, „es brenne in seinem Hause," kurz gesagt: „er solle es nur seiner Frau melden." Ist er nun aber auch keines von diesen beiden, so ist und bleibt er der Pedant, in dem verächtlichen Sinne, in welchem ich ihn schon vorher genannt habe, und der auf dem Worte in deutscher Sprache ist sitzen geblieben. Wenn der bloße Stubengelehrte in Gesellschaft stumm dasitzt, so framt dieser, sie sei noch so vermischt, alle seine Gelehrsamkeit aus, und wenn jener durch sein Verstummen verächtlich wird, so macht dieser sich lächerlich. Beide aber entweihen dadurch den Namen des Gelehrten. Es besitze also jemand noch so viele Sprachkenntnisse, kennt er nicht den Geist derselben, kann er sie nicht unter einander vergleichen, die Vor-

züge sowohl als die Mängel der einen vor der andern, daß er also auch seine Muttersprache nicht über alle andern erhebt, vielmehr sie durch andre und als ein Deutscher die seinige durch die griechische, als die dieser ähnlichste, zu erweitern und zu verbessern sucht; ist sein Gedächtniß so voll gepfropft von Wörtern und Redarten, daß für Sachkenntnisse gleichsam kein Platz übrig bleibt; so ist alles sein Sprachstudium ihm und Andern kein nütze, er ist und bleibt ein Pedant. Eben so verhält sichs mit dem Geschichtsgelehrten. Er besitze z. B. eine ansehnliche Bibliothek. Ist seine Bücherkenntniß blos eingeschränkt auf Titel, Ausgaben und Verleger derselben, wie auf die Jahreszahl, ohne daß er sie wirklich braucht, oder ist es ihm nur um die Seltenheit derselben zu thun, ohne daß er um den innern Werth sich bekümmert; nun so ist er der größte Pedant. Wirklich habe ich auch ein solches Phänomen erlebt in der Bekanntschaft mit dem Sohne eines ehemals sehr berühmten Gelehrten. Dieser besaß die ansehnlichste Bibliothek, in der aber alles, weil er immer an der Gicht bettlägerig war, für ihn und für Andere ein verschlossenes Buch in Kisten, wie in der Niederlage seines Gedächtnisses war. Denn er vermehrte sie auch noch immer, machte besonders Jagd auf seltne Bücher, und, um sie immer seltner zu machen, auf mehrere Exemplare, die er verbrannte, rechnete aber auch schon das zur Seltenheit, wenn Verfasser, oder Verleger, oder Drucker sich nach der Ausgabe derselben entweder entleibt, oder sonst ein trauriges Schicksal gehabt hatten.

So muß nun aber auch dem Gelehrten, zu einer zweckmäßigen Anwendung seiner durch Sprachen und Geschichte gesammelten Kenntnisse, es nicht an dem Talente fehlen, das Ganze der Wissenschaft, die er noch besonders für sich gewählt hat, leicht zu übersehen, sie in Ordnung und Zusammenhang zu bringen, und er also die Kunst ordentlich zu denken, erlernt, oder welches noch besser ist, er muß schon die Anlagen dazu in sich haben. Vermag er das nicht, so ist auch er, wenigstens in so weit, ein bloßer Gedächtnißgelehrter. Denn je mehr er aus ältern und neuern Schriften alter und neuerer Autoren den Umfang einer Wissenschaft hat kennen lernen, um so geschickter müßte er sein, sie in ein ordentliches System zu bringen.

Dies erinnert mich nun noch, einige Folgen aus dem angegebenen Begriff eines Gelehrten herzuleiten; welche ich aber vor einer solchen Gesellschaft auch nur anzudeuten nöthig habe. Es folgt daraus zuerst, daß wie gelehrtes Wissen und gemeines Wissen, so der Gelehrte und der Aufgeklärte noch sehr von einander unterschieden sind. Der wahre Gelehrte wird auch immer aufgeklärt sein, in so weit er nicht blos ein Gedächtnißgelehrter ist. Dagegen der Aufgeklärte ohne eigentliche Gelehrsamkeit es sein kann. Bei diesem nämlich ist die Bildung des Verstandes und Schärfung der Urtheilskraft durch Umgang, Erfahrung und eignes Nachdenken; wenn der wirkliche Gelehrte seine Einsichten aus den Quellen hat, aus der Denk-, Sprech- und Handlungsweise der Menschen aller Zeiten und Völker, und allgemeinen wie besonderen Weltbegebenheiten. Man braucht nicht lange in der Welt gelebt zu haben, und nur mit geschärftem Blick die Menschen in mancherlei Lagen beobachtet zu haben, oder mit den Natur- und Völkerveränderungen auch nur seines Zeitalters bekannt geworden zu sein, um die Weisheitsregeln, über nichts zu erstaunen, daraus für eignen und fremden Gebrauch abzuleiten. Man bedarf dazu nicht erst des Horaz nil admirari gelesen zu haben. Man weiß es ohne alle eigne Erfahrung und Beobachtung als Geschichtskenner, dem noch überdies nicht unbekannt ist, daß es ein Grundsatz der Stoiker war, der mit ihrer dem Weisen zur Pflicht gemachten Leidenschaftlosigkeit zusammenhing. Ich habe gesagt der Geschichtskenner; denn so wie er dem Range nach noch unter dem Geschichtsforscher, und dieser wieder unter dem Geschichtsschreiber, wie einem Gibbon, steht, so läßt er den bloßen Geschichtssammler, Collectaneenschreiber, wie unter den Alten Gellius, Valerius Maximus, ältere und neuere Anekdotenjäger und Schriftsteller in Ana, weit hinter sich zurück. Sie alle haben keinen eignen Gedanken, und sind gleichsam nur die Commissairs der Gedanken Anderer. Gleichwohl will ich auch ihnen und ihren Schriften nicht allen Werth für andre absprechen, in so weit doch auch durch sie viele Ideen in Umlauf gebracht und erhalten werden, selbst zum Gebrauch der Nachwelt, wenn sie gleich schon desfalls bei ihren Zeitgenossen nur oberflächliches und seichtes Wissen verbreiten. Ihnen nun ähnlichen alle sogenannten Büchermacher, die aus neun andern das zehnte schreiben; alle bloße Variantensammler, wenn sie nämlich nur das sind, ohne eigne Beurtheilung des verschiedenen Werthes derselben; alle Herausgeber alter Schriftsteller cum notis variorum, auch ohne eigne Wahl und Würdigung; alle, welche die Geschichte des Tages beschreiben in Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften. Denn auch das Urtheil, welches diese über Personen und Begebenheiten fällen (und oft wäre es wohl ihnen und den Lesern zuträglicher, wenn sie ganz sich desselben enthielten), es sei noch so gründ-

lich, und die ganze Bearbeitung ihrer Nachrichten noch so musterhaft, macht sie noch nicht zu Gelehrten. Aufgeklärte, denkende Schriftsteller mögen sie sein, welches ich ihnen gar nicht streitig machen will. — Also mit allem Fug und Recht können nur Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber sich zu den Gelehrten rechnen, und einen hohen Rang unter denselben einnehmen. Denn sie beide kennen die Quellen, aus denen man schöpfen muß, sie müssen vieles in mancherlei Sprachen gelesen haben; und nun auch der zweite besonders, welche Menge von Begebenheiten muß er nicht in Ordnung bringen, an einander reihen, und die Reinheit, Richtigkeit, Schönheit der Sprache, in welcher er schreibt, meisterhaft verstehen!

Dieselbe Bewandniß hat es mit den Sprachgelehrten. Sind sie das wirklich, so kann man auch sie eintheilen in Sprachkenner und Sprachforscher. Jene sind es, die außer ihrer angebornen mehrere ausländische Sprachen verstehen mit allen ihren Eigenheiten, Schriften für sich lesen können, und daraus einen Vorrath von Kenntnissen sammeln; diese, die dem künstlichen Bau derselben nachspüren, die Abstammung mehrerer von einander, und ihre Verwandtschaft unter einander zu beurtheilen wissen, ihre Muttersprache durch andre zu bereichern verstehen, und dadurch die Vorzüge der einen vor der andern unparteiisch abzuwägen im Stande sind. So muß z. E. ein deutscher Sprachforscher Andre belehren können, woher die Endsylbe gam in Bräutigam kommt, die sonst unsrer Sprache ganz fremd ist. Wenn er nun einmal weiß, daß sie in einzelnen Wortbeugungen, Partikeln und Wörtern eine große Aehnlichkeit mit der griechischen, etwa in gleicher Abkunft von der celtischen hat, so wird es ihm weiter nicht zweifelhaft sein, daß jene Sylbe, von *γαμειν*, den bedeutet, der die Braut heirathet. So wird ihn das Wort Stolz in der gothischen Sprache so viel als unser Sitz, die Bedeutung desselben in unserm Hagestolz von einem unverheirathet gebliebenen alten Junggesellen lehren; wenn er aus der Geschichte weiß, daß in dem mittleren Zeitalter der Deutschen nur der älteste Sohn die Güter erbte, und dagegen den nachgebornen Söhnen innerhalb des Hofraumes ein kleines Gehege zur Wohnung und ein Gärtchen oder ein Stück Landes zur Bewirthschaftung einräumen mußte. Da denn nun dies arme Leute waren, die nicht heirathen konnten, so hieß man sie Hagestolze. Auch dies wäre also ein Beweis, wie der Sprach- und der Geschichtsgelehrte einander immer die Hand reichen müssen. Aber es ergiebt sich auch daraus von selbst, daß von Haus zu Haus wandernde Sprachmeister, die blos ihre Sprache ohne alle Sachkenntnisse verstehen, alle bloße Wörterbuchschreiber oder Indermacher, die nur ein Wort fürs andre geben, ohne die ganze Geschlechtsfolge der Bedeutungen mit Stellen der Autoren zu belegen, bei weitem noch nicht Sprachgelehrsamkeit sich zueignen dürfen. Sie gleichen den kleinen Krämern, bei welchen man ellenweise die Waare bekommt, wenn der eigentliche Sprachgelehrte dem Großhändler ähnlich ist, und wie ich dies schon vorher berührt habe, in den Geist der Sprachen eingedrungen ist, so wie er Andern davon Rechenschaft geben kann. Ihm kann das Gedächtniß manches Wort aus der Sprache, die er sehr wohl versteht, oft augenblicklich versagen, wenn er von Andern darum befragt wird; wenn denn aber er selbst es zum Gebrauch nöthig hat, sei es im Schreiben oder im Sprechen, so wird es in dem Zusammenhange in welchen er es braucht, sich ihm gleichsam stellen mit dem Nebenbegriff, der ihm in der und der Reihe von Mehrern beiliegt. Solche ehrenwerthe Sprachgelehrte waren der Griechen und Römer grammatici, wie zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts die sogenannten restauratores litterarum in Italien, Manuel Chrysoloras, Theodor Gaza, Constantinus Lascaris, die zugleich die Platonische und Aristotelische Philosophie erklärten.

Zweitens folgt aus der Begriffserklärung des Worts Gelehrter, von welcher ich ausgegangen bin, in wie fern jeder, der in einer Wissenschaft sich auszeichnet, Gelehrsamkeit braucht — der Philosoph, der Physiker, Mathematiker, Geometer, Astronom, der Theolog, der Rechtsgelehrte, der Arzneigelehrte, der Dichter und Redner — sie alle, sage ich, zugleich Gelehrte sein müssen. Dies nämlich, sobald sie Andre gründlich darin unterrichten wollen. Da können sie schon nicht die Geschichte ihrer Wissenschaft entbehren, wie z. E. der Theolog die Kirchengeschichte, besonders auch der Staaten, so wie sie in jene eingreift, und der Dogmen; der Jurist die historiam juris, die Institutionen und Pandekten, eben so der Philosoph und alle übrige genannte, um zu wissen, was in ihrer Wissenschaft noch zu thun übrig ist, und da er diese Geschichte aus den Quellen kennen lernen muß, so kann er auch die alten Sprachen nicht entbehren, und es wäre schon, z. E. in dem Rechtsgelehrten, Mangel an Gelehrsamkeit, wenn er nicht des Theophili Antecessoris griechische Uebersetzung der Institutionen gelesen hätte, oder sie gar ihm unbekannt geblieben wäre. Nur der blos speculative Philosoph und der Dichter mögen sich in Acht nehmen, daß sie nicht zu gelehrt werden. Jener dürfte wohl nicht die Höhe der

Speculationen erreichen, zu welcher sich hinauf zu schwingen er strebt; dies wohl nicht, weil, wie Montagne und la Mothe le Vayer schon bemerkt haben, das viele Bücherlesen das eigne Denken hemmt; denn es gilt auch hier, daß man nach einem alten Spruch nicht multa, wohl aber multum lesen muß, sondern weil sich leicht das Vorurtheil für ein schon daseiendes System bei ihm einschleichen könnte. So kann nun aber auch der Dichter leicht an Originalität verlieren, was ihm an Gelehrsamkeit zuwächst. Daher glaube ich nicht, daß die ersten Epopeendichter der Portugiesen und Italiener, Camoëns und Dante, viel mehr als den Virgil gelesen hatten, aufs Höchste auch etwa den Homer in einer Uebersetzung, da sie ihre unsterblichen Werke schrieben. Der Dichter braucht nämlich vor allen andern Genie, diese Schöpferkraft in dem Menschen, ein großes Ganze gleichsam aus kleinen Fäden zusammen zu spinnen, und großen Gegenständen eine kräftige Sprache anzupassen. Dann ist er selbst der Mann:

> ngenium cui sit, cui mens divinior atque os
> Magna sonaturum —

Dagegen der Gelehrte eigentlich nur Talente nöthig hat, Beurtheilungskraft dessen, was in seinem Fache des Wissens werth ist oder es weniger ist, wozu es nütze ist, wie die Kunst es gehörig zu verarbeiten. Er erfindet eigentlich nichts, weiß aber das aufzufinden, was des Wissens werth ist, und es gelegentlich an Mann zu bringen.

So ist nun noch weiter, nach einer dritten Folgerung, der Gelehrte, wie ich dies schon berührt habe, von dem Aufgeklärten und Gebildeten, ja selbst dem Schriftsteller unterschieden. Wenn der blos gebildete Mann dem Aufgeklärten darin nachsteht, daß er die schönen und angenehmen Künste, wie den guten Ton in Gesellschaften, und was man die feinere Lebensart nennt, sich mehr zu eigen gemacht hat; so besitzt der Aufgeklärte mehr wissenschaftliche Kenntnisse, die er in Geschäften zu einer nützlichen Unterhaltung mit andern und zu seiner eignen Geistesbildung anwendet. Was nun aber so beider Sache ist, sind mehr Resultate dessen, was eigentliche Gelehrte, als Prämissen, durch das Organ der Schriftsteller, wenn sie nicht selbst es sind, gleichsam zur allgemeinen Kenntniß gebracht haben. Diese Schriftsteller können nun wohl ungelehrt sein; es ist zureichend, wenn sie nicht unwissend sind, und weise genug, sich darauf zu verstehen, was für ihr Publikum gehört, und diesem frommt. Der Gelehrte ist also wohl auch Schriftsteller, nur nicht umgekehrt jeder Schriftsteller, wenn er gleich viele richtige und schätzenswerthe Einsichten besitzt, und gar nicht ein Alltagsschreiber ist, ein Gelehrter. Ja! er wird diesen oft in einer gefälligeren Art des Vortrags übertreffen. Und dann gilt recht eigentlich auch von ihm, was Malebranche von dem Aufgeklärten im Gegensatz des bloßen Gedächtnißgelehrten sagt: „il vaut mieux être sage que savant.“

Unter die Aufgeklärten in allerlei Einsichten und Kenntnissen würde ich nun alle Staats- und Geschäftsmänner der höhern und niedern Klassen rechnen. Gelehrtes Wissen kann freilich auch bei ihnen stattfinden; das versteht sich; es muß nur nicht zur Leidenschaft bei ihnen werden, wenn es ihnen und Andern nicht mehr schaden, als nützen soll; es muß sie nicht an ihrem Geschäftsfleiß hindern, welches leicht geschehen könnte, wenn sie besonders mit den Zeiten in der Literatur fortgehen wollen. Es ist also auch ganz richtig, wenn behauptet wird, „der Gelehrten brauche man nur Wenig,“ wenn besonders es nur im Verhältniß gegen die für den Staat und das gemeine Wesen nöthigen arbeitenden Klassen verstanden werden soll. Sind nämlich nur Gedächtnißgelehrte gemeint, so ist es wahrhaftig in einem Lande, oder einer Provinz hinlänglich, wenn man zwei oder drei aus jedem Fache gleichsam vorräthig hat, an welche man Rückfrage thun kann, wer von der oder jener Materie geschrieben hat, oder was er davon geschrieben hat. Meint man aber wahre Gelehrte, welche auch Sachkenntnisse besitzen; so ist doch unstreitig der Aufgeklärten und Gebildeten in dem größren Publikum eine weit größere Anzahl nöthig, so wie man mehr Bürgerschulen als gelehrte Schulen nöthig hat. Und so sind auch alle sogenannte Gelehrte, die keinen eignen weitern Gebrauch von ihren Kenntnissen zu machen wissen, als daß sie einem Geschäftsmanne aushelfen können, wenn er wissen will, was ein und das andere Wort in einer fremden Sprache bedeute, oder wer von einer Materie geschrieben hat, das, was man Halbgelehrte nennt. Sind nun gleich auch sie nicht so ganz zu verachten, so fehlt ihnen doch immer noch viel von dem, was der wahre Gelehrte leisten soll.

Dies erinnert mich, als die vierte Folgerung, an den nicht zu verkennenden Werth eines Selbstgelehrten. Man spricht nämlich nicht selten mit einer gewissen Sprödigkeit und Geringschätzung, oder wie man es sonst nennen will, von ihm; und beinahe möchte ich die Universitätsgelehrten in den Verdacht ziehen, daß sie aus leicht begreiflichen Ursachen ihnen einen kleinen Schandflecken haben anhängen wollen. Denn sollen nicht gewissermaßen alle wirkliche Gelehrte das sein? müssen sie es nicht

sein, wenn sie des Namens würdig sein wollen? Dächte man auch dabei sich den, der ohne Vorbereitung auf Universitäten sich selbst unterrichtet hat, so würde ein solcher Gelehrter, wenn er sich denken ließe, doch immer eine nur sehr seltene Erscheinung, und eben deswegen nicht zu verachten sein. Das meint man nun gleichwohl nicht; sondern denkt sich etwa dabei den, der auf Universitäten und Gymnasien, als den Vorbereitungsanstalten dazu, nicht den gehörigen Fleiß angewandt, und erst nachher sich selbst in die Wissenschaften hineinstudirt hat. So wäre es aber doch sehr zu billigen, daß er noch zur Besinnung gekommen, durch eignen Fleiß das Versäumte nachgeholt hat, und seiner Sachen nur um so gewisser sein wird. Und auch er, habe er noch so nachlässig die akademischen Vorlesungen besucht, hat doch manchen Funken des Lichts der Gelehrsamkeit aufgefangen, möge er nun späterhin durch Andrer oder durch seinen eignen Odem sein aufgeblasen worden. Es kommt dazu, daß die meisten auf Universitäten nur die sogenannten Brodkollegia hören, und also auch nur Brodgelehrte werden, die dann unter die Klasse derer gehören, welche ich aus diesem Gelehrtenregister schon ausgestrichen habe. — Aber ich frage nochmals: soll nicht ein jeder wahrer Gelehrter ein Selbstgelehrter sein? Muß er es nicht sein, wenn er des Namens werth sein will? Dies, denke ich, so gewiß, als es wahr ist oder dafür geachtet werden sollte, daß alle höhere und niedere Lehranstalten dazu errichtet sind, der Jugend merklich zu machen, was und wie sie für sich zu studiren habe, daß man also ihr den Umfang einer Wissenschaft zeige, ihr die Anfangsgründe derselben bekannt mache, die Hauptschriftsteller in jeder Wissenschaft, der sie sich besonders widmen will, und alle andre Hülfsmittel, welche das eigene Studium derselben ihr erleichtern können. Von da an ist es nun jedes eigne Sache, in das innere Heiligthum dieser Wissenschaft einzugehen; die Schriftsteller, die als Meister in derselben bekannt sind, zu lesen; sie in der Ordnung zu lesen, in welcher sie auf einander gefolgt sind, daß der Eine die Bahn geöffnet hat, ein Andrer darauf fortgegangen ist, oder einen Seitenweg gegangen ist, und zu einer andern damit verwandten Wissenschaft Anleitung gegeben hat. Man verzeiht es dem Pöbel, wenn er einen von der Universität zurückkehrenden Jüngling einen Studirten nennt, da er einmal auf der Universität Student genannt wird. Und dieser selbst möge immer sich dadurch geehrt finden, und des Bestrebens nicht müde werden, es wirklich zu sein, und des Studirens nie müde zu werden.

Es folgt fünftens aus dem Begriffe der Gelehrsamkeit, wie ich ihn angenommen habe, daß nicht nur der Unterschied unter gelehrten und Bürgerschulen sehr gegründet sei, sondern man auch in jedem Lande nur wenige der erstgenannten nöthig hat. Nur das Unterscheidende beider, so wie ihre Grenzscheidung, ist nicht so leicht zu bestimmen. Ueberzeugt halte ich mich aber, daß am wenigsten das Latein lernen in die der zweiten Art gehöre. Denn wozu? Da allgemein nützliche Kenntnisse immer mehr in jedem Lande durch die Nationalsprache verbreitet werden, und selbst in allen Collegiis und allen gerichtlichen Verhandlungen die Landessprache gebraucht wird, wie auch in Zeitungen es geschieht! Vielmehr müßte also in Bürgerschulen jedes Landes die Muttersprache die Hauptsache sein, daß diese der Jugend in ihrer Reinheit und Richtigkeit gelehrt werde; sie im Lesen, Schreiben und Deklamiren dieser recht geübt werde. Wenn dazu, außer dem Unterricht in der Religion und Pflichtenlehre, noch so viel Naturkenntniß und Diätetik käme, als ihr nöthig wäre, um theils vor allem Aberglauben, theils vor leichtsinniger Zerstörung der Gesundheit sie zu verwahren, so würde, meines Erachtens, das mit der neuerlich noch dazugezogenen frühen Anleitung zum Erwerbfleiß, für sie genug sein.

Was nun den schon gedachten, von einem tiefen Denker beurtheilten Rangstreit der Fakultäten anlangt, so folgere ich sechstens aus dem Begriff eines Gelehrten, daß mit dieser Rangordnung gar nicht die eigentliche Würde der Gelehrten und andrer Wissenschaften habe sollen entschieden werden. Bei Gründung der Universitäten und ihrer vierfachen Eintheilung in Fakultäten ließ man die voraufgehen, die zum Wohl jedes Staats, um deswillen eben hohe Schulen errichtet wurden, unentbehrlich sind, weil man das große Bedürfniß fühlte, früh Geschäftsmänner zu bilden, die es besorgten. Nun nahm man an, daß Unterricht der künftigen Religionslehrer, ordentliche Rechtspflege, Sorge für Leben und Gesundheit der Mitglieder der öffentlichen Gesellschaft, die Grundsäulen des Staates wären, ordnete also darnach in drei ersten Fakultäten und ihren Rang unter einander an; verwies in die vierte alles, was den vorausgehenden und ihren Schülern, außer ihrem eignen Lehrfach, zu wissen nöthig, oder doch nützlich und anständig ist; und umfaßte alles, was man dahin rechnete, in der Benennung der philosophischen Fakultät zusammen: daß es hieß — philosophia reliquis disciplina ancillatur. Das sollte nun der Philosoph, besonders der blos speculative, nicht so übel deuten, da er theils in guter Gesellschaft des Professors des Naturrechts, der Beredsamkeit, des

Mathematikers, des Physikers sich befindet, theils um nichts besser dann sein würde, wenn er in der ersten Fakultät voraufginge. Denn er bliebe doch immer die Magd, die in dunkeln Regionen des menschlichen Wissens ihren Schülern vorleuchtet.

Ich endige mit der Bemerkung, daß einer besondern Gattung Gelehrter in den Büchern des neuen Testaments gedacht wird, nämlich der Schriftgelehrten, die man aber gar nicht mit Theologen verwechseln muß, welches eher in frühern Zeiten die Propheten waren. Jene nämlich waren die eigentlichen Rechtsgelehrten der Juden, theils Rechtslehrer (γραμματεις, νομοδιδασκαλοι), die das mosaische Gesetz ihren Schülern erklärten oder Gutachten ertheilten, wie Gamaliel, unter welchem Paulus, nach unsrer Art zu reden, studirt hatte, theils Rechtserfahrene (νομικοι), welche in dem hohen Rathe zu Jerusalem saßen, Urtheile sprachen u. s. w. In den frühsten Zeiten, unter den Königen, in welchen selbst das Schreiben eine Art der Gelehrsamkeit war, legte man diesen Namen den Sekretairs bei Königen und im Staate bei, und auch diese wurden unter die Gelehrten gerechnet.

---

## Rede auf Isaak Iselin,

gehalten am 14. Junius 1783 in der helvetischen Gesellschaft zu Olten von J. G. Schlosser.

Verehrteste Freunde,
Liebe Brüder und Eidgenossen!

Als wir im vorigen Jahre uns hier versammelten, war uns schon wenig Hoffnung übrig, unsern gemeinschaftlichen Freund, unsern eidgenossischen Bruder, einen der ersten Stifter dieser einträchtigen, ehrwürdigen Schweizergesellschaft, unsern Iselin, jemals wieder unter uns zu sehen. Schon damals war er dem Tode so nahe, daß menschliche Wissenschaft und Klugheit kein Mittel mehr ahnen konnte, ihn zu retten. Wir besprachen uns öfter über diesen uns so nahen Verlust; und da wir unsern Freund endlich von uns, da wir ihn vor uns weggehen lassen mußten, so beschlossen einige von uns, mit eurer Einstimmung, die ihr uns gewährt habt, ihm wenigstens in dieser unserer nächsten Versammlung eine kleine Trauerfeier zu halten; nicht wie der gemeine Mensch sie hält mit Trauerfarben und Trauerliedern, sondern durch die Erinnerung an seinen Werth, seine Liebe, sein edles Schweizerherz, seinen Patriotengeist; und mir wurde erlaubt, ihm dieses Andenken zu stiften, mir als einem Fremden, den weder Nationalstolz verführen, noch Parteilichkeit für gewisse Grundsätze unsers Freundes blenden konnte, seine Urne mit einem verdächtigen Lobe zu entheiligen. Und so weit werde ich auch gewiß die Pflicht erfüllen, die ich übernommen habe!

O fürchte nicht, ehrwürdiger Schatten meines Freundes, wenn du jetzt, wie ich hoffe, über dieser Versammlung deiner Brüder schwebst, fürchte nicht, daß ich den Werth deines Erdenlebens zu hoch berechnen werde! Du kennst jetzt dort, und auch ich ahne hier schon, wie wenig es ist, des Menschen Thun und Denken! — Und ihr, meine Brüder, fürchtet nicht, daß ich, mit eitlem Prunk geschminkter Wohlredenheit, mehr mir ein Opfer bringen werde als ihm! Wenn ich auch alle Gewalt der Redekunst in meiner Zunge hätte, so würde ich doch sie weder brauchen noch anwenden. — Der Mann, von dem ich reden soll, war so fern von allem Schmuck und Glanz, ging so bescheiden seinen weisen Weg, daß nur bescheidene Einfalt würdig von ihm reden kann; und ihr, meine Freunde und Brüder, ihr vermißt ihn schon von selbst zu sehr, als daß ich erst mit Worten die Sehnsucht nach ihm und die Verehrung seines Namens in euch erwecken sollte.

Laßt uns also ganz kunstlos berechnen, was die Menschheit und das Vaterland, euer Schweizervaterland und unser gemeinsames Vaterland, und was wir, seine Freunde, an ihm verloren haben. Laßt uns versuchen auf seiner Spur fortzugehen, ihm, wo wir können, nacharbeiten, und, wo wir nicht können, wenigstens sein Beispiel, wenigstens das Gemälde seiner schönen Seele unsern Enkeln vormalen! Vielleicht betritt einmal einer von ihnen seine unvollendete Bahn, o und dann möge er weiter darauf gehen, als unser Freund gehen konnte, länger der Lehrer seiner Zeitgenossen, der Patriot seines Landes, der Freund seiner Freunde sein!

Der Name Iselin ist schon lange in dem glücklichen Helvetien bekannt. Viele Männer von ungemeinem Verdienst zeichneten ihn aus, und nicht Helvetien allein, sondern ganz Deutschland verehrt ihre unvergeßlichen Verdienste. Unter allen aber wird keiner unvergeßlicher sein als der Name unseres Freundes. Mit einem heitern Sinn und einer festen, einer liebevollen Seele widmete er sich von Jugend auf den Wissenschaften; und unter ihnen suchte er vor allen die, welche den meisten Einfluß auf die Glückseligkeit der Menschen haben sollten, und vielleicht das meiste beitragen, sie unglücklich zu machen: die Staatskunst und die Rechtswissenschaft. Früh zeigte ihm sein forschender Verstand, daß beide auf die Moral gegründet sind. Er dehnte sich also auch aus auf diese und bildete sich darnach ein System, das dem besten der Menschen ewig heilig sein muß, dem sein Geist und sein Herz treu blieb bis an den letzten Hauch seines Lebens,

und das seine Handlungen noch mehr empfehlen als seine zahlreichen Schriften. Sein Verdienst machte ihn früh seinem blühenden Vaterlande bekannt, und seine glücklichen Mitbürger sahen ihn bald an einer Stelle stehen, wo sich jeder Werth seines Herzens entwickeln und jeder patriotische menschenfreundliche Trieb seiner Seele sein ganzes Spiel haben konnte! Früh gab er's ihnen, und unermüdet zeichnete er jeden Tag seines ruhmvollen Lebens mit edlen Thaten aus! Doch ich bin hier nicht aufgetreten, dieses sein edles Leben zu beschreiben. Man muß lang und viel mit einem großen Mann umgegangen sein, um es zu wagen, sein Geschichtschreiber zu werden, man muß gesehen haben das Aufblühen seines Geistes, man muß beobachtet haben die Irrthümer seiner Jugend und den Gang seines männlichen Verstandes, man muß sein Busenfreund gewesen sein, vor dem er die geheimsten Gedanken seiner Seele geöffnet hat, man muß ihn bei der Anstrengung seiner Kräfte und bei dem Genuß seiner häuslichen Freuden beobachtet haben, kurz, man muß seinen Verstand und sein Herz in allen ihren Schwächen und Stärken kennen gelernt haben. So kannt' ich nie unsern verlorenen Freund! Unsere Wege waren zu weit entfernt von einander; auch wohnten wir lange an den beiden äußersten Enden von Deutschland. Ich kannte ihn nur als den Weisen, den Lehrer seines Zeitalters, und auch nur unter der Gestalt kann ich euch jetzt, meine Brüder, einige Außenlinien seines Geistes darstellen. Zwar lange war sein Name, auch sogar von der Seite, mir neu. Spät machten einige seiner Schriften mir ihn bemerken. Die ruhige Weisheit, die Güte, die reine Menschenliebe, die ich überall darin fand, machten mir ihn ehrwürdig, und er war mein einziger Rathgeber, als ich das erste Mal vor dem Publikum auftrat. Mein Beruf rückte mich ihm endlich näher, aber vor etlichen Jahren erst, eben damals, da ich zuerst unter euch auftrat, meine Brüder und Freunde, da sah ich ihn zum ersten Mal! Ich hatte lange vorher nichts eifriger gewünscht, als ihm zu nahen; denn als ich mit seinen Grundsätzen zuerst bekannt wurde, lebte ich noch in den glücklichen Tagen der moralischen und politischen Schwärmereien, wo jedes Gemälde der sittlichen Reinheit und Ordnung so willkommen ist. Ich wurde damals sein Schüler! Nicht lange darnach aber trat ein mächtigerer Lehrer, die **Erfahrung des thätigen Lebens**, auf, und zwang mich, eine Schule zu verlassen, wo meine Einbildung so gern wandelte, und in einer andern zu lernen, was das ist, **der Menschen Thun**, und wie unendlich weit es verschieden ist von der **Menschen Denken**!

Wenn zween Männer von noch so ähnlichen Grundsätzen die Welt auf verschiedenen Seiten ansehen, und zumal, wenn der eine nur **denkt** nach **seinen**, der andere nach **seinen handeln muß**, so können ihre Resultate nicht anders als verschieden sein. So ging's auch uns! Ihr seid alle Zeugen gewesen, meine Brüder, von unsern, ich kann's nicht Streitigkeiten nennen, von der Verschiedenheit unserer Meinungen. Wir waren einig in dem, was er lehrte; wie könnte ich's wagen, unter euch aufzutreten, meine Brüder, — wagen, unter euch nur meine Stirn zu zeigen, wenn der kleinste Gedanke ihm hier entgegen gewesen wäre; nein, ich betete sie an mit ihm, die heilige himmlische Weisheit, auf welcher sein ganzes Lehrgebäude ruhte! Wir stimmten innig zusammen in dem, was zu wünschen, selbst in dem, was man zur Besserung des Ganzen thun sollte; nur in dem, was man **jetzt** dazu thun solle und thun könnte, wichen wir ab von einander. Noch rechnete unser Iselin zu viel auf die Kräfte des Menschen und seinen guten Willen; ich vielleicht zu wenig! Ihm schien es, daß ein entscheidender, evidenter Beweis, daß **gut** sei, was **gut** ist, nothwendig alle Kräfte spannen müßte, auch nach ihm allein zu trachten, auf es allein zu arbeiten. Ich glaubte, daß das wahre Gute für den jetzigen Menschen zu schwer sei zu fassen; ich glaubte, daß seine Leidenschaften, seine übeln Gewohnheiten, seine Trägheit zu groß wären, um auszublicken auf den ganzen Umkreis seiner Bestimmung, um zu entsagen den kleinern Zwecken des gemeinen Menschenlebens für den großen, ewig dauernden Beruf unsers unsterblichen Geistes!

Iselin glaubte nach dem Worte des Dichters, **daß die Tugend sich nur zeigen dürfe in all ihrer wahren Gestalt und Lieblichkeit, um jedes Herz und jeden Geist an sich zu reißen**; ich glaubte, — und verzeiht mir, meine Zeitgenossen, wenn ich zu hart von euch denke! — ich glaube noch, daß des Menschen Geschmack im 18. Jahrhundert noch viel zu kindisch, viel zu verdorben ist, um den Anblick himmlischer Schönheit zu tragen oder zu schätzen! — Gewiß war Iselin glücklicher bei seiner Philosophie, als ich bei der meinen. Ich verirre mich oft unter den häßlichen, unter den unausgemachten, den weichen, den schlaffen, den unbedeutenden Gestalten, die meine Beobachtungen mir überall darstellen, und wage nicht einmal zu hoffen, daß sie sich jemals umbilden werden; Iselin sah lauter Engelsgestalten, lauter Ideale von Vollkommenheiten um sich, und wiegte sich in die süße Hoffnung, daß, wenn nur diese in ihr rechtes Licht gestellt würden, auch die häßlichen, unausgemachten, weichen,

schlaffen, unbedeutenden Gestalten sich selbst umformen und ihren großen Urbildern ähnlich werden würden! Er selbst war zu innig gerührt werden von diesen Idealen; er fühlte zu stark ihre Schönheit, sein Herz hing ihnen zu innig an, um nur zu ahnen, daß man sie sehen und sich von ihnen entfernen und nicht brennen könnte, ihnen ganz ähnlich zu werden!

Es ist eine Wollust, meine Freunde, eine Wollust, die selbst Engel vor Gottes Altären genießen, in den glücklichen Augenblicken einer edlen Schwärmerei, sich eine Welt in's Auge zu zaubern, wo alles nach den Grundsätzen unserer ersten Bestimmung dahin läuft, sich in der Burg der Weisen, in dem Vaterland der Guten eine Hütte zu bauen, mit seiner ganzen Nation ungeblendet dahin gehen, unter den glänzenden Strahlen der eitlen Ehre unverführt vorbeischiffen an dem Gesang der Sirenen, reines Geistes sein in der unreinen Hülle der Materie, frei sein in den Banden der bürgerlichen Gesellschaft, ausschauen über Himmel und Himmel aus dem engen Luftkreis und leben in der stehenden Ewigkeit vor dem immer ablaufenden Stundenglas!

Lasset uns ihr nachhängen, dieser lieblichen Schwärmerei: ich will euch jetzt nicht betrüben mit meinen Nachrichten aus der Welt. Wir wollen sie vergessen und uns lieber vormalen diese himmlischen Dichterbilder, wie unser Freund sie gemalt hat. Wir werden ihm dadurch das schönste Denkmal setzen, wir werden daraus seine schöne Seele kennen lernen, werden ihn noch mehr lieben jenseits des Grabes, uns noch mehr freuen, daß unser Zeitalter in seines gefallen ist, daß wir ihm so nahe lebten, daß wir seine Freunde waren. Und wenn wir dann auch seinen Verlust empfindlicher fühlen, wenn unsre Thränen schneller fließen auf sein Grab, so werden es doch süße Thränen sein, wie die volle Seele sie weint, wenn sie mit Inbrunst denkt an den, welchen sie liebt!

Ja es ist wahr, was unser Freund so oft gesagt hat, was der Schlüssel seiner ganzen Philosophie gewesen ist, die ich euch jetzt darlegen will: Der Mensch, weder der einzelne Mensch, noch die bürgerliche Gesellschaft kann ihr Glück irgendwo finden als auf dem lichten offenen Wege der Natur! Ein größerer Meister ist über uns! der machte seinen unendlichen Plan, wies jedem seine Stelle darin an, und gab dieser Stelle für ihre Bewohner so viel Seligkeit, als sie fassen konnte! auch dem Menschen wurde seine angewiesen!

Gott schuf ihn, nicht das Werkzeug zu willkürlichen Zwecken außer ihm; er schuf ihn, wie jedes Geschöpf, das fühlen kann, zum Genuß seines eigenen Daseins! Die Sinne, die er ihm gab, der Geist, den er ihm schenkte, geben ihm unendlichen Stoff zum Genuß; und das unerklärbare Wesen, das in uns empfindet, schwebt in der unaussprechlichen Seligkeit dieses Genusses! Für was auch der Unendliche diese Sonne aufgehängt hat, für was er die tausend und tausendfachen Farben über Himmel und Erde, über die Berge im Osten und Westen, über die Bäume, die Wiesen, die Blumen verbreitet hat, für was er dem Bach sein Murmeln, dem Hain seinen Gesang, dem West sein Säuseln gegeben hat; für was er ausgegossen hat den balsamischen Duft über Blumen, Kräuter und Stauden, für was er gewürzt hat die Früchte der Erde; immer nimmt der Mensch seinen Theil aus dem unendlichen Reichthum, so seinen Theil, daß die Thorheit zu verzeihen ist, womit er sich oft für den einzigen Herrn von allem, den einzigen Liebling der Schöpfung, den einzigen Zweck der ganzen Natur gehalten hat.

Und noch schien all der Reichthum der verschwenderischen Natur zu arm für ein Wesen, das nur da ist zu genießen. Der Kreis der sinnlichen Empfindungen schien noch zu eng, ihn ganz zu füllen, ganz zu beschäftigen, ganz in jeder Stunde, in jedem Augenblick seines Daseins ihn zu beseligen. Da dehnte die ewige Güte seine Empfindungen aus auf alle die Seligkeiten der Geisterwelt. Sie gab ihm neben dem sinnlichen auch ein geistiges Organ, zu fassen die Verbindung der Dinge, zu ahnen ihre Gründe, ihre Zwecke, ihre Wirkungen, zu hören die Stimme der Geisterwelt, zu schauen über die Zeit und auszuspüren die Ewigkeit; und, wenn auch Sinn und Geist zu arm wären, sich zu dichten eine Welt für sich, zu schaffen eine andere Sonne, einen andern Himmel, eine andere Erde, und unabhängig von der ganzen Natur da hervorzurufen jedes Gefühl, jeden Genuß, jede Seligkeit, zu welcher sein Herz ihn ruft, in jedem Augenblick seines Lebens!

Ueber alles aber, über das alles, goß er aus die Quelle des reinsten Genusses, die Liebe, die unerschöpfliche, ewige, reiche, alles fassende, alles veredelnde Liebe, die unerschöpfliche, ewige, reiche, alles fassende, alles veredelnde Liebe, das große Geheimniß der Geisterwelt, das dort alles bindet, das Freiheit und Zwang so wunderbar vereint, so wunderbar alles umschlingt, so wunderbar alles hält an seinen Ursprung. Liebe, die Quelle alles Guten, Liebe, der Zweck alles Guten, durch die alles wurde, durch die alles ist, alles gehalten, alles getragen, alles ernährt, alles erwärmt, alles bis zur Ewigkeit ohne Ende erhalten wird!

Diese Fähigkeit zu lieben, die den Geistern

eben so wesentlich ist, wie die Schwerkraft dem Körper, vollendete das Werk und vermehrte den Reichthum menschlicher Genüsse in's Unendliche.

So stand das Bild des Menschen und seiner Bestimmung vor dem Auge unseres Freundes! Wahrlich ein edeles Bild, das nur von einer edlen Seele gezeichnet werden kann. — Er dachte sich den Menschen mit seinem offenen Sinn unter alle die Herrlichkeiten der Schöpfung, wo jeder Winkel so reich ist an Freude für ihn. Mit dem hellen Verstand, der überall um sich schaut, mit Adlersblicken alles ausspäht, dringt in alle Wahrheit und lebt in ihrem überschwenglichen Genuß! Und über das ganze Gemälde dachte er sich noch ausgebreitet den Drang zu lieben, das immer thätige Bestreben nach neuer Verbindung, neuer Existenz außer ihm. Voll von diesem Bild konnte er alle die Denker alter und neuer Zeiten nicht ertragen, die, gedrückt von allen den Verunstaltungen der Menschennatur, uns mit dem Vieh in gleiche Klasse setzen, oder gar unter das Vieh, gar zur Maschine machten. Es sind wenige von seinen Schriften, wo er nicht mit ihnen, und insbesondre mit einem der größten unsrer Zeitgenossen, mit Rousseau, dem Mann von starkem Geist und schwachem Herzen, über den Werth der Menschheit, und nicht selten mit Vortheil streitet!

Rousseau's peinliche Weisheit zitterte vor allen den Klippen, an welchen der Mensch mit dem Uebermuth, womit er sich auf schwachen Brettern dem Ocean des Wissens überlassen hatte, schon gescheitert war. Gelehrt durch tausend Erfahrungen, daß der Mensch nur auf wächsernen Flügeln sich hinauf schwingen kann, die jeder Strahl von Wahrheit schmelzet, bis er dann von seinem Himmelsflug tiefer sinket, als er bei seinem Erdengang gestanden hatte, schränkte Rousseau unsre Bestimmung fast bis zum thierischen Leben ein. Er wieß den Menschen zurück in seine Höhlen, zu seinen Wäldern, seinen Bergen; erlaubte ihm kaum aufzublicken auf die Eiche, deren Früchte er genoß; kaum zu suchen die Quelle des Baches, davon er trank! Jeden weitern Schritt hob er auf für bessere Welten, wo der Keim von Vernunft in uns sich sicherer entwickeln, die Dämmerung unsers Denkens sich zur Morgenröthe erleuchten, unser trübes Auge sich öffnen und hell werden sollte jeder Sinn unserer Seele.

Nicht so unser glücklicherer Freund! Er ahnete zu mächtig, zu gewiß den edlen Zustand des Geisteslebens! Vielleicht berechnete er zu wenig die Gewalt der Fesseln, die auf dem Menschengeist liegen; vielleicht sah er nur eine Seite des Gemäldes, nur die schöne zu gern, und verdeckte sich zu weichlich die häßlichen. Aber so sah er ihn, wo nicht ganz schön, doch fähig, auch hier ganz schön zu werden. Und er verwies ihn deßwegen nicht zu den Höhlen des Einsiedlers, nicht zu den Ufern des Ganges, nicht zu den fabelhaften Sevaramben; mitten auf der Rennbahn nach Reichthum, nach Ehre, Wollust, worauf wir laufen, wollte er uns halten, und nur durch eine kleine Umlenkung uns führen zum Ziel der wahren, auch Menschenehre, der wahren, auch Menschenwollust, des wahren, auch Erdenreichthums.

Er führte seinen Menschen in das häusliche Leben, dachte sich ihn als Ehemann, als Kind, als Vater; und für einen so organisirten Menschen schien jede Pflicht dieses seligen Standes, die alle so ganz aus seinen Idealen flossen, die so reichlich belohnten, leichter als das Athmen seines Lebens! Er setzte ihn in die bürgerliche Gesellschaft, dachte sich ihn als König, als Aeltesten, als Staatsbedienten, als Unterthan, wie konnte ein Mensch nicht nach seinem Ideale ein guter König, ein guter Aeltester, ein guter Staatsdiener, ein treuer, guter, gehorsamer, vaterländischer Unterthan sein? Er folgte ihm in den Tempel des Allgegenwärtigen vor die Altäre des Vaters aller Wesen: wie konnte ein Mensch nach seinem Ideale da liegen und nicht glühen vor Andacht und Liebe, und nicht erheben sein Herz zur Anbetung in Geist und Wahrheit; kann er einen Schritt thun nach seiner Pflicht, dem nicht der segenvolle Genuß jeder Seligkeit folge, wozu er geschaffen ist, einen Schritt, der nicht jedes seiner Organe reinige, kräftige, schärfe zu neuem Genuß?

Iselin kannte zwar wohl alle die Unordnungen, Verwirrungen, Nichtswürdigkeiten, Häßlichkeiten, die durch den Unverstand, die Leidenschaften, die kalte Selbstheit unter uns eingeführt worden; aber er glaubte noch an Weisheit, zu belehren den Unverstand, an Tugend, zu bändigen die Leidenschaft, an Liebe, zu erwärmen und auszudehnen das selbstige Herz! Er glaubte noch, daß man nur zu öffnen brauche die Aussichten in den unendlichen Umkreis der Menschenseligkeit, nur zeigen dürfe seine wahre Bestimmung, nur setzen an die Stelle der willkührlichen Gesetze, die die kleinsichtigen und kleinherzigen Philosophen und Theologen sich denken und uns lehren die heiligen, ewigen, lichtvollen Gesetze, die, wie Sophokles sagt, nicht die sterbliche Natur, sondern der Vater der Zeit und Ewigkeit gesetzt hat! Sobald die in dem Licht, in dem Glanze stehen, worin sie stehen vor den Augen Gottes und vor seinen verklärten Geistern, so lockt vergebens die Wollust auf übernächtige Freuden, vergebens die Stimme des profanen Pöbels auf Ehre, die das eigene Herz nicht an-

erkennt; vergebens die Trägheit in den dumpfen Schlummer, auf den ein so schreckliches Erwachen folgt! Trotz ihnen, trotz dem bleiernen Erdenstoff, der uns immer hinunter wiegt zum Erdenleben, trotz jeder Mißleitung unserer Jugend, jeder Verführung unserer Jünglingsjahre, jeder Verirrung unseres Manneslebens, jeder Kleinmuth unsers grauen Alters müssen, dacht' er, dann Weisheit, Gerechtigkeit, echte Religion, Ehrbegierde, Liebe, Geduld, Gehorsam, Patriotismus, der ganze Zug menschlicher Tugenden wieder einziehen in die Welt, woraus sie gestoßen waren, seitdem dem Menschen seine Bestimmung, sein Werth, sein Adel verborgen, und das herrliche Gemälde durch die grillenhaften Züge blödsinniger Philosophen und gedankenloser oder heuchlerischer Theologen verstellt wurde!

Solche Hoffnungen, ihr edlen Eidgenossen, können nur lebhaft erwachen in einem Staate der Freiheit! Da, wo Menschenrechte noch leben, da, wo nur ein gleiches Gesetz alle bindet, wo nicht der Mensch nach fremden Menschen denken, fühlen, handeln, urtheilen, leiden muß; wo nicht früh dem Kinde das Bild der Menschengötter vor Augen steht; wo dem künftigen Bürger, dem künftigen Denker, nicht schon in sein weiches Kinderherz die Unterwerfung unter willkürliche Gewalt und willkürliche Rangordnung gleichgeschaffener Wesen eingedrückt wird! Wo er noch sehen kann, daß nur Mannesgefühl und Manneskraft den Mann machen, wo er noch mit Zutrauen gewiß sein kann, daß eigner Werth ihm eigne Wege bahnt: nur da kann man noch den großen Gedanken fassen, den Menschen wieder zu seiner Bestimmung zu führen! Die Bande der Natur halten uns nur in dem Kreis ihrer eigenen Bestimmung; aber die Bande der willkürlichen Menschengewalt ziehen uns hinunter, fesseln unsre Schritte an ihren Thron, schnüren zusammen das Herz, und legen ein Gebiß selbst auf die Zunge, die nur einen freien Wunsch zu äußern scheint!

Geboren in einem freien Staat, wo nur die Gesetze herrschen, und wo das Menschenwort gilt als Bürgerswort, kannte Iselin nicht die Bande der übrigen Welt! Er wußte nicht, wie unnatürliche Gewalt in der Hand eines Menschen den unmächtigen Gewaltigen verblendet und betäubt; wie er zuerst sich berauscht in dem Taumelbecher, dann mittheilt seinen Gehülfen, dann mit ihnen dahin reißt die Schwächeren, und endlich, gefaßt von dem Strom, die wenigen Freien auf Erden auch laufen den gemeinen Weg, auf dem sie oft bis zum Wort verlernen, was Freiheit ist!

Unbekannt also mit der Feigherzigkeit, mit der Ohnmacht unsers Zeitalters, trat er mit seinen großen Idealen hervor, und rief seine Schüler auf die Bahn, die zu ihnen führt. Immer voll von seinem Ideal lehrte er bald den einzelnen Menschen verläugnen alle andern Zwecke und nur ringen nach dem; bald trat er in die bürgerliche Gesellschaft und stellte uns in seinen menschenfreundlichen Träumen ein Bild der weisen Regierung dar, die er blos auf Sittlichkeit, blos auf beständige Anstrengung zur Erwerbung der größten Vollkommenheit in jedem Menschen, und seines höchsten Wohlstandes setzte; bald verglich er in seinem Lykurg die alten griechischen Freistaaten mit dem Neuen, und zeigte auch da, daß Sittlichkeit das beste Band, die dauerhafteste Stütze des Staates sei; bald lehrte er in seinem Palämon und seinen Unterredungen des Arist's, den rechten Gebrauch der Reichthümer; bald entwickelte er die Begriffe der Gesetzgebung; bald spähte er der Geschichte der Menschheit nach, und überall führten seine weisen Lehren immer zu seinem edlen Ideal, immer nur zu dem großen Zweck des Menschen: weise zu werden, um glücklich zu sein!

Mit Ehrfurcht stand seine Welt vor den großen Bildern, aber sie starrte zurück bei dem ersten Schritt, und noch blieb unbetreten die schöne Laufbahn des Weisen!

Sein Zeitalter wurde durch zwei große, wenigstens merkwürdige Erscheinungen in der moralischen und politischen Philosophie bezeichnet. In beiden wurde er mit eins der lebhaftesten Werkzeuge. Fast zu gleicher Zeit predigte in Deutschland Basedow eine neue Erziehung; und in Frankreich Quesnoy und seine Freunde eine neue Staatshaushaltung. Beide suchten, wie Iselin, die Ursachen unsers Verfalls nur in unserer Schwäche zu denken, nicht in unserer Schwäche zu handeln! Wir alle sahen auch ihre leuchtenden Lehrgebäude glänzen, so lange sie in der Hand der Denker lagen, aber beide sich verdunkeln, so bald sie in die Hände derer fielen, die da wirken sollten.

Basedow, ein Mann voll Kenntnisse, übersah früh auf seinem eigenen Wege zu denken, wie dumpf und blöde alles um ihn herum ging, er sah, wie viele herrliche Fähigkeiten in dem Menschen verloren wurden, wie Wenige freien Blick genug übrig hätten, die Dinge um sich herum mit eigenen Augen anzusehen, wie viel Gelerntes für Selbstgedachtes hingegeben würde, wie wenig die tausend Grundsätze, Lehrgebäude, Philosophieen, Theologieen, die wir täglich auf den Marktplätzen der Gelehrsamkeit kaufen, die Probe hielten, und wie stolz dennoch unsere Mandarinen in ihren blauen Gewanden sich brüsteten mit erbettelter Weisheit und leeren

Meinungen! Wer ist's, der den freien Menschengeist so dumpf und blöde an gelernte Weisheit fesseln konnte? Wer ist's, der ihm Wind für Nahrung geben und ihn, wenn er schwindet, in der ewigen Hungersnoth überreden konnte, er sitze an der Tafel der Götter?

Basedow fand es in der dumpfsinnigen Erziehung, die unsere Kinder nur mit Worten füllt, früh sie lehrt, sich mit Worten begnügen, und sie dann in die Welt schickt, wieder mit Worten Haus zu halten! Darum bleiben sie so leer unsere Herzen, darum so schlaff unsere Nerven, darum ist so träg unser Geist, der nie finden, immer nur sammeln, tragen lernt; darum ist so kalt unser Herz, dem nie sein Spiel gelassen, immer zerknickt werden seine regsten Triebfedern!

Wenn wir Gott anbeten, so sind es gelernte Gebete, womit unser Mund ihn betäubt; wenn wir unsern Eltern nahen, so ist's nur viertes Gebot, das wir ihnen darbringen, wir leben mit unsern Freunden, unsern Lieben nur nach den Regeln der Societät, wir erziehen unsere Kinder nur nach der Politik des Familienlebens, regieren Länder nach Seckendorfs Vorschrift, sprechen Recht nach Böhmers Formeln, und heilen, wenn's Gott gefällt, unsere Kranken nach Boerhave oder Stahl.

Lasset uns aufwachen, rief Basedow, und neue Menschen schaffen nach dem Bilde, das Menschen ähnlich ist! Lasset uns seinen Körper nicht mehr brechen auf den langweiligen Bänken der staubigen Schule, seinen Geist nicht mehr füllen mit dem mühseligen Lernen der tauben Wörterkenner; durch frühe beständige Uebungen seines Leibes wollen wir ihn härten gegen den Strahl der Mittagssonne und gegen den Frost des beeisten Nordwinds; gleich dem Spartaner wollen wir ihn hungrig treiben durch den verwachsenen Dickicht auf die Spur des Wildes, tauchen in die kalte Fluth und setzen auf die steile Klippe; da soll er finden nach Arbeit mit Schweiß und Mühe sein erworbenes Mahl, Tanz, Freude und Spiel. Gesättigt von ihnen wollen wir ihn führen in die Lehrsäle der Weisheit, da wollen wir wecken seinen Geist zu eignem Aufstreben, da wollen wir schärfen sein Auge zu eignem Blick; da soll er lernen Wissenschaft und sammeln Kenntnisse, nicht durch das peinliche Gedächtniß; er soll lernen durch Spiel, durch Erfahrung, durch Forschen, durch sokratischen Unterricht, gewürzt mit sokratischem Witz und sokratischer Tugend, bis er ein Mann wird wie Sokrates und Lykurg.

Basedow's Reden und sein Plan waren zu schön, um nicht jedes Auge aufmerksam zu machen, das Gefühl des Bedürfnisses war zu groß, um nicht auch manchen Unsinn, manche Flachheit zu übersehen. Ein edler Fürst der Deutschen, der zu allem, was groß und gut ist, so gern seine Hände bietet und seine Gewalt, öffnete dem neuen Menschenbildner sein Land und seine Stadt. Fürsten und Edle und Bürger eiferten, ihn mit ihren Kräften zu unterstützen, und die lichtvollesten Köpfe Deutschlands traten an seine Seite. Iselin unter den ersten! Basedow's Plan war zu geschickt, die Ideale zu bilden, die seine schmeichelhaften Träume ihm überall vors Auge zauberten. Iselin's Schriften sind voll von dem lauten Beifall, den er dem neuen Erziehungsplan gab; voll von Ermunterungen für alle, die nah oder fern dem großen Zweck entgegenarbeiten konnten! Nur mein und einiger Weniger Unglauben an die Menschen unserer Zeit machten uns besorgt, und leider trafen unsere Besorgnisse zu bald richtig ein. Die neuen Schulen wurden geöffnet, es kamen von allen Enden Deutschlands Unterstützungen, kamen Jünglinge, die sich darboten den weisen Lehrern: alles war bereit zur spartanischen Erziehung und zum sokratischen Unterricht, nur der Spartaner fehlte und der Sokrat! Jedermann brannte von gutem Willen; aber da war keiner, der die steile Bahn vorgehen, Frost und Hitze vorausstehen, vorwachen, vorhungern, vordulden, vor Mann sein konnte; keiner der Wissenschaft und edle Weisheit, und edle Laune und freie Liebe und offene Seele genug gehabt hätte, den großen Plan zu erfüllen, der so herrlich vor Augen lag! — Vielleicht, wenn du hättest mitwirken können, edler, verklärter Freund, vielleicht wenn du mehr hättest thun können, als schreiben und reden, vielleicht läge dann doch wenigstens der Eckstein des großen Gebäudes, das unter den Händen der Arbeiter so oft zusammenstürzte!

Wie es den neuen Erziehungsanstalten der Deutschen erging, so ging es auch der neuen Staatshaushaltungslehre unserer Nachbarn, der Franzosen. Soweit Frankreichs und Deutschlands Staatsverfassungen in ihren jetzigen Verhältnissen von einander abweichen, so gleich waren sie in ihrem Ursprung. Die Spuren dieser Gleichheit äußern sich noch am meisten in ihrer Staatshaushaltung. Beide Völker standen mit verschiedenen Grenzen ihres Umfangs zu Karls des Großen Zeiten und vor und einige Zeit nach ihm unter einem Herrn, aber die Nation selbst gehorchte in den verschiedenen Provinzen auch verschiedenen Fürsten, die nur durch das Lehensystem und die Hofrechte dem Könige anhingen. Die Einkünfte des Staats flossen fast alle blos aus dem wahren Eigenthum des Staats oder der Krone, und der Adel und der freie Bürger leistete nichts als Kriegsdienste. Diese Verfassung mußte nothwendig eine Quelle von ewigen Un-

ordnungen und Streitigkeiten sein, auch ist die Geschichte dieser Zeiten voll davon. Diese Streitigkeiten und so viele Einbrüche fremder Nationen wurden nach und nach dem Volke, das fast beständig unter den Waffen sein mußte, beschwerlich; es fing an die Kriegsdienste ungern zu leisten, und entschloß sich lieber stehende Milizen zu unterhalten. Die Könige und die Großen fanden dadurch ihre Macht unabhängiger gemacht, aber auch ihren Aufwand täglich kostbarer. Sie fingen an das Eigenthum ihrer Krone und ihrer Staaten zu veräußern, ersetzten damit ihre Bedürfnisse auf einige Zeit und verwickelten sich bald in größere Verlegenheit. Inzwischen hatten die Unterthanen bei dem ruhigeren Leben auch eine sanftere Lebensart angenommen; sie hatten Künste und Gewerbe, und mit ihnen unzählige Bedürfnisse eingeführt, die sie auf ihren italienischen Kriegszügen und durch die Vermischung mit so vielen fremden Nationen gelernt hatten. Diese neue Lebensart erforderte neue Gesetze, aber die Gesetzgeber kannten sie nicht genug diese neue Verfassung, und da zugleich der Mangel der Staatseinkünfte auf neue Quellen für die Staatsbedürfnisse zu denken zwang, so lief der ganze Geist der damaligen Regierungsgesetze da hinaus: zu machen, daß nur das eine Land des Gesetzgebers reich und blühend sei, und Mittel zu finden, daß alle der Reichthum bloß in des Fürsten Kasse fließe, alle die Blüthe nur Früchte trage für ihn! Aus dem Grundsatze flossen auf der einen Seite alle die ausschließenden Gesetze alle die Bande, die das Gewerb in den einen Staat fesseln sollten; und auf der andern alle die hundert und hundert Abgaben, welche der Leibeigenschaft anhingen, nun auch von den Bürgern und Freien, und kurz von allen Unterthanen, unter tausend neuen Vorwänden, neuen Formen, neuen Namen eingeführt und abgefordert wurden. Diese Regierungsgrundsätze nahmen in Frankreich täglich mehr, und da die Gewalt des Königs endlich unumschränkt wurde, auch so unumschränkt überhand, daß Niemand mehr Herr über sein erworbenes Eigenthum zu sein schien. In Deutschland war die Gewalt der Regenten mehr eingeschränkt, aber die List ihrer Räthe führte sie eben so weit; und schon im Jahre 1442 klagte der billige Kaiser Friedrich der Dritte auf einem Reichstage zu Mainz darüber. Wo sind, — sagte er in seiner naiven Sprache, — wo sind eure ehrbaren und tapfern Räthe, die euch zum Besten des gemeinen Nutzens rathen? Viel Schmeichler, Heuchler und Suppenesser habt ihr an euern Höfen, denn ihr mögt die Wahrheit nicht leiden, welcher euch aber euer Amt bessert mit der Nutzung, der ist ein geschickter Gesell. Niemand fragt, ob es rechtlich daher komme, so wir's nur haben, als ob Gott die Seinen euch zu Narren geschaffen habe. Hättet ihr ein christlich Gemüth, ihr würdet die göttliche Kreatur baß bedenken.

So klagte der weise Kaiser, aber die Fürsten und ihr Adel und ihre Räthe ließen ihn klagen, und fuhren fort, mit täglichen, neuen, willkürlichen Abgaben zugleich ihre Unterthanen auszuhungern und sich selbst die Quelle der wahren Reichthümer zu verstopfen. Ein weiser Arzt in Frankreich, Quesnoy, sah zu unserer Zeit das täglich wachsende Verderben; er dachte sorgfältig nach über seine Quellen, entdeckte sie in den Banden, womit überall das Gewerbe in seinem Gang gehalten wurde; und in der willkürlichen Anlage der Abgaben, die ohne Berechnung des Ertrags, den das Staatskapital liefern konnte, ohne Berechnung der Vorschüsse, die zur Anlegung dieses Kapitals aufgewendet, und alle Jahre erneuert werden müssen, blos nach Willkür auf Wegen und Umwegen erhoben worden waren. Er baute auf diese Beobachtung ein neues System der Staatswirthschaft und machte es der Welt bekannt. Niemand fühlte den ganzen Werth seiner Lehre so tief als Iselin. Er arbeitete sich durch alle die metaphysischen Feinheiten des Lehrgebäudes durch und fand wieder in ihm, was er überall so emsig suchte, den ächten Weg der Natur; er sah, daß durch das, und das allein, jede sittliche und jede politische Tugend aufleben, das Band zwischen Regent und Unterthan wieder enger zusammengezogen, Fleiß und Arbeitsamkeit belebt, der Armuth aufgeholfen und der Triebfeder der ganzen Menschheit eine neue Wirksamkeit gegeben würde!

Freiheit des Gewerbes und Heiligkeit des Eigenthums waren die Grundpfeiler des neuen Systems. Ewige Gerechtigkeit schloß es an das ganze System der Schöpfung.

Warum wollt ihr sie einschränken die immer thätige Menschenkraft? Warum versperrt ihr eure Häfen dem emsigen Händler? Warum schließt ihr eure Thore dem Fleiß des Nachbarn? Warum euren eigenen Bürgern die Werkstätte, wo er im Schweiß seines Angesichts seinen Unterhalt finden konnte für sein Weib und seine Kinder und seine Kindeskinder nach ihnen? Sehet, ist die Erde nicht weit genug, uns alle zu ernähren? Wie viele Flächen sind noch ungebaut, wie viele Sümpfe noch unausgetrocknet, wie viele Haiden noch unbearbeitet, wie viele Berge noch kahl? Mit Freiheit des Gewerbes, Freiheit des Handels wird die Zahl eurer Unterthanen sich ins Unendliche mehren; ihr unbegrenzter Aufwand wird den einzigen Bewahrer der Quelle aller Reichthümer, den Landmann, ermuntern, im-

mer weiter und weiter zu öffnen die Quelle, immer mehr und mehr auszugießen seine unerschöpflichen Schätze; und bald werden Hütten stehen, wo alles nun gähnt in öder Einsamkeit, Bäche rinnen, wo das trockne Erdreich lechzet nach Wasser, und Ernten blühen, wo nun kaum die Frösche und Schlangen im moosigen Schilf ihren Unterhalt finden! Warum wollt ihr eure Kasse allein zum Mittelpunkt alles Reichthums machen? Reichthum wird nur erworben durch Reichthum, und Arbeit und Industrie heischt Belohnung, oder sie stirbt!

Wenn ihr dem Landmann seinen Samen nehmt, wenn ihr durch eure unverhältnißmäßigen Auflagen dem Ochsen, der seinen Pflug treibt, den Halm aus dem Munde reißt, der ihn erhalten soll; wenn ihr dem Hausvater sein Brod nehmt, womit soll er der Erde abverdienen ihre jährliche Zinse, die einzige Einkunft, die die Natur euch verwilligt hat, den einzigen Reichthum, den ihr habt? Wenn ihr mit den ewigen Zöllen, Schatzungen, Gewerbtaxen dem Handwerker die fleißige Hand, die nichts hervorbringt, die nur den Stoff, den der Landmann schafft, in Formen bringt, und herumführt in alle Winkel der Erde, ihres Lohns, ihrer Hoffnung, des ganzen Zwecks ihrer mühseligen Arbeit beraubet, werden da nicht alle die Hände sinken, und selbst nun der unbelohnte Landmann lieber der Freigebigkeit der Natur entsagen, als ihr mit seinem Schweiß einen Ueberfluß abverdienen, der todt in seinen Händen bleibt! Aber woher nehmen wir unsere Bedürfnisse, die jetzt durch alle die Abgaben allein bestritten werden, und von allen den Einschränkungen einen so wichtigen Zuschuß bekommen? fragte man die neuen Philosophen. Woher, wenn die allgemeine Freiheit unsre langsamere, unerfinderischere Nation mit fremden Waaren überschüttet, unser Geld hinauszieht und unsre Arbeiter müßig stehen?

Sie riethen, die Abgaben blos auf den Ueberschuß der Erdprodukte, nach Abzug aller Vorschüsse des Landmanns, zu legen; sie zeigten in scheinbarer Hoffnung, daß das Uebermaaß dieser Produkte durch ihre stete Vermehrung alles, was jetzt unweise erpreßt werde, von selbst dreifach geben würde; sie lehrten Mäßigung, empfahlen dem Staate Weisheit, sich in seinen Grenzen zu genügen, und Gerechtigkeit, die Uebermacht in Schranken zu halten, und erfanden eine so wohl und so fein ausgedachte Tabelle der Vertheilung der jährlichen Produkte, daß sie nothwendig Eindruck auf alles, was weise und gut ist, machen mußte. Sie machte ihn wirklich. Ein edler Fürst, ein liebevoller Vater seiner Unterthanen, von dem ich sonst nichts sage, weil ich alles für ihn empfinde, was man für die Besten der Menschen und die Besten der Fürsten empfinden kann, ergriff dieses neue System mit Eifer. In Italien versuchte einer der größten Regenten es fast völlig einzuführen; und Frankreich selbst stellte einen der treuesten Schüler dieses wohlthätigen Evangeliums an die Spitze seiner Geschäfte! Aber es ist viel leichter, in die Dämmerung des menschlichen Denkens Licht zu bringen, als in dem Irrgarten des menschlicheu Handelns die richtige Straße zu finden. Das jetzige Bedürfniß, das die Ernte, die das System so spät versprach, nicht erwarten konnte, und tausend andere Nebenumstände, hinderten fast überall die Ausführung des neuen, lange nicht genug vorbereiteten, mit zu viel Zutrauen auf die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts ersonnenen Finanzplans! und auch der blieb liegen in zahllosen Schriften und Gegenschriften. Und so ging es leider der ganzen edlen, schönen Philosophie unsers Freundes.

Es ist nicht, meine Brüder, es ist noch nicht die Zeit, wo Weisheit ihr Haupt erheben, und der Mensch wieder Mensch werden kann! O könnten wir's, die Lehren unsers Freundes und sein edles Beispiel hätten uns dazu gemacht; aber wir sind, wie selbst unser Freund in seiner Geschichte der Menschheit sagt, viel näher noch an der alten Barbarei, als wir glauben. Unsere Vorfahren, sagt er, waren rauhe Barbaren; wir haben nichts vor ihnen voraus, als daß wir weichliche Barbaren sind.

Doch gedankt — und tief gedankt sei es den Weisen unserer Zeit, daß sie mitten in der Barbarei so mühsam, so menschenfreundlich den Samen ausstreuen, der ohnehin lange im Boden liegen muß, bis er sich entwickelt. Die Zeit wird kommen, wo er gewiß sich entwickeln wird! Und dann, o Iselin, wird man auch deinen Namen oft segnen, und dich oft nennen unter den Wenigen, die Muth hatten, unter einem unweisen Geschlecht Weisheit zu predigen!

Und war er nur Prediger der Weisheit? O meine Brüder, ich fühle, wie wenig ich von unserm edlen Verstorbenen gesagt habe und sagen kann! Ich habe euch gezeigt, wie er dachte von dem Menschen und des Menschen Weisheit und des Menschen Beruf; wie er fühlte die allgemeine Gleichheit aller unserer Brüder von Zonen zu Zonen; wie er erkannte die gleichen Ansprüche Aller auf die reichen Geschenke der unerschöpflichen Natur; wie er ordnete die Wettrenner auf der großen Laufbahn, daß Keiner hindere den Andern und Jeder erringe den ihm beschiedenen Preis! Aber den Gang, den er selbst ging; die Anstrengung, die Verleugnung, den Eifer, womit er selbst lief diese große Bahn; die Genügsamkeit, mit welcher er selbst aus der großen

Masse der menschlichen Seligkeiten sich keine erringen wollte als die, sich des Wohls der Andern zu freuen; die edlen Thaten, womit er als Mensch, als Patriot, als Freund, jeden Tag seines Lebens verherrlichte, den bessern Theil seines Lebens, — denn was ist unser Reden und Schreiben? Nur die Thaten verewigen den Mann! — den bessern Theil seines Lebens muß ich Andern zu erzählen überlassen.

O ihr edlen Schweizer! Ihr, die ihr jetzt schon fühlet seinen ganzen Werth, ihr habt ihn mit mir und mit ganz Deutschland gekannt als den Philosophen, den Weisen, der unermüdet nachspürte der reinen Quelle der Wahrheit und inbrünstig durstete nach ihren Ergießungen; aber ihr kanntet näher als die Welt, die seinen Geist liebte, das edle Herz, das diesem Geist allein den Stempel der ächten Weisheit geben konnte! — Es hat Tausende gegeben, die dachten vor ihm, was er dachte, aber Wenige, die waren vor ihm, was er war! — Euch rufe ich auf, den bessern Theil seines Lebens zu erzählen; euch, die ihr ihm näher lebtet, als ich, der ich kaum seinen Geist in der Ferne zeigen kann; euch rufe ich auf, zu schildern sein edles, gutes, volles, warmes, inniges Herz, zu verewigen jede That seines Lebens und ihn auszuzeichnen unter den Wenigen der Sittenlehrer, deren Leben beweist ihren Glauben an ihre Lehre. Ihr wißt, unter Tausenden verstand er am besten die Kunst, zugleich Patriot und Menschenfreund zu sein! Ganz Schweizer, ganz durchdrungen von dem reinsten Gefühl der bürgerlichen Freiheit, ganz voll von Verehrung und Dankbarkeit für die großen Menschen, die euch aus dem drückenden Stand der Unterwürfigkeit in den Stand der Freiheit gesetzt haben, in welchem ihr nun dasteht zum Denkmal, was männlicher Muth vermag, wenn er ein reines Herz belebt; ganz warm vom weisesten Patriotismus, vom helvetischen Nationalgefühl, hielt er es nicht für geringer, seine alte Brüderschaft mit der übrigen ganzen Welt zu erkennen! Jede seiner Nebenstunden war dem Besten des Ganzen gewidmet; jeder Fremde, der ihm nahte, fand in ihm einen Freund, einen Rathgeber, einen Beistand, einen Lehrer; jede gute That, die er hörte, jede löbliche Einrichtung, die er erfuhr, jede nützliche Verordnung, die ihm vor Augen kam, wurde durch ihn in seinen merkwürdigen Ephemeriden allgemein bekannt gemacht; und wie mancher edle Jüngling, wie mancher würdige Mann wurde durch ihn ermuntert, auf den Weg zur Weisheit geführt, zu Thaten gereizt, für die ihn die jetzige Welt und ganze Geschlechter nach ihr segnen werden!

Aber sein ganzer Tag, die Hauptsorge seines ganzen Lebens, war seinem Vaterlande heilig. In dem wichtigen Posten, den er in dem freien Kanton Basel verwaltete, hat oft ganz Helvetien ihn mit Beifall, und immer sein freies Vaterland ihn mit dankbarer Liebe verehrt. Ihr wißt, wie er selbst auch hier überall seinen weisen Grundsätzen treu geblieben ist, wie er gearbeitet hat, auch hier auszuführen den großen Plan, der vor seiner Seele schwebte, und den er mit den weisen Vätern seines freien Vaterlandes gewiß ausgeführt hätte, wenn sein und unser Zeitalter in das Zeitalter der großen Thaten gefallen wäre.

O es ist unmöglich, daß ihr das schöne Bild dieser schönen Seele solltet lassen verborgen sein! Die warmen Freudenthänen, die gestern unser Vorsteher auf sein Grab zollte, bürgen mir dafür, ihr könnt es nicht! Dem Weisen konnt' es nicht fehlen an Freunden in einem Zeitalter wie unseres, nicht fehlen an Verehrern!

Ich kenne euch, ihr Bürger seines edlen Vaterlandes! So glänzend die Thaten eurer großen Vorfahren sind, die euch eure Freiheit mit ihrem Blute erkauft haben; so andachtsvoll ihr oft steht vor ihren Denkmalen, vor jedem Fußtritt Landes, wo eure Helden gefochten, eure Patrioten gesprochen haben für Freiheit und Eintracht, so warm und inbrünstig ihr singt ihr Lob und lehret ihr Beispiel: so gerecht seid ihr gegen die, wo nicht gleich glänzende, doch gleich große Thaten eurer Zeitgenossen! O ihr wißt, wie wir sparen müssen mit großen Menschen! Der Guten giebt's noch viele! Wer wollte leben unter der schönen Sonne, so schön sie ist, wer wandeln auf der reichen Erde, so reich sie ist; wer wollte leiden das Schlagen des warmen Herzens, so warm es schlägt, wenn nicht noch so viele gute Menschen mit uns von der Sonne beschienen würden; mit uns auf der Erde wandelten, an dem Herzen schlügen! O — und Zeugen seien auch die Tage, die wir eben jetzt wieder hier zusammen leben! — Der guten Menschen giebt's noch so viele. Aber, Freunde, wenige giebt's der Großen, auch unter euch Wenige, ihr Schweizer! Und wenn dann Einer von den Wenigen vor unsern Augen lebte und nicht mehr lebt, solltet ihr den vergessen? solltet ihr dem nicht in eurer Geschichte sein Ehrendenkmal setzen? Sei's, daß Tugend sich selbst belohnt, sei's, daß auch der große Mann, der mit patriotischer Weisheit eure goldne Eintracht, euren Wohlstand erhalten helfen, selbst mitgenossen hat alle die Früchte seiner Arbeit; sei's, was, wenn mich nicht alles betrügt, — mein Herz und der Geist, der zu meinem Herzen spricht — unmöglich ist; aber sei's, daß die Gestorbenen uns nicht mehr hören, nicht mehr kennen, nicht mehr

zurücksehen auf uns: so sind doch noch da eure Männer, eure Jünglinge, eure Kinder, in deren Herzen der Funken verborgen liegt, bis ihn weckt die Geschichte der großen Thaten ihrer Zeitgenossen. O sehet, wie sie sinkt in Ohnmacht die hoffnungslose Verzweiflung, daß wir noch können sollten, was die Menschen voriger Jahrhunderte konnten. Weckt dann den wenigstens auf, den verborgenen Funken, durch die Geschichte unsrer gleichzeitigen Tugend! Und wo wollt ihr mehrere finden, als in dem Leben unsers weggegangenen Freundes? Sehet, die Gesellschaften der weisen haben ihn bekrönt, und sich gefreut, ihn aufzunehmen in ihren Schooß; Deutschland hat seinen Namen mit Ehrfurcht genannt unter den besten Menschen: ihr könnt ihn nicht anders nennen, als unter den besten der Schweizer! Wie könnt ihr also die Verewigung seiner Lebensgeschichte euren Bürgern, euren Kindern, euren Nachkommen vorenthalten! O wie gern wollt' ich sie selbst ihnen geben; aber mir, als einem Fremden, der so wenig mit ihm gelebt hat, ziemt es nicht, in die Geschichte eurer Staaten, wo er so thätig eingeflochten worden ist, einzudringen, ist es versagt, sein tadelloses Menschenleben zu schildern, wenn auch sonst mein Mund seiner würdig wäre! So voll mein Herz ist von Verehrung von ihm, so muß ich dennoch nur denen, die mit ihm gelebt haben, nur seinen Mitbürgern das edle Geschäft, sein reines, schönes Patriotenleben zu beschreiben, überlassen; und wenn ich übernommen habe, heute vor euch von ihm zu reden, so war's nur, einen von Euch oder den Euren zu diesem würdigen Geschäft zu ermuntern und selbst zu zeigen, daß ich seinen ganzen Werth fühlte und seinen ganzen Verlust empfinde!

Aber doch eine der edlern Thaten seines Lebens sei mir erlaubt für mich zu nehmen, eine der schönsten, der besten, deren Andenken uns am nächsten angeht, meine Brüder, und die uns allen, und auch gewiß mir, unter allen ewig heilig sein muß; in welcher er zugleich ganz den wahren Schweizer und den edlen Menschenfreund vereinigt hat, und die vor allen ich, wenn ich ein Wort sagen könnte, das ewig dauert, für alle Zeiten verewigen möchte.

Ihr ahnet alle und fühlet alle, meine helvetischen Brüder und Freunde, daß ich reden will von der Stiftung dieser mir so theuren, und ich darf's sagen, — selbst eurem Vaterlande so wichtigen Gesellschaft, deren jährliche Feier wir gestern begangen haben! Ihr wißt, sie war vornehmlich ein Werk seiner Hände. Sein umfassender Geist und sein weites Herz konnte die Vereinzelung eurer eidgenossischen Staaten nicht ertragen! Es war ihm nicht genug, daß Bund und Siegel euch zusammenhielte, ach, er wußte zu wohl, wie schwache Bande es sind, die Bande des Bundes und der Siegel! Er wollte Schweizerherzen an Schweizerherzen binden, wollte machen, daß, wer des Bundes wegen sein Blut für den Andern lassen sollte, es auch der Liebe wegen ließ, ohne Bund, wollte, daß ihr euch sähet, euch kennen lerntet, wie ihr das ganze Jahr hindurch eure Freiheit zusammen genießet, auch durch einige Tage zusammen schmecktet, wie süß es ist, zu leben mit Freiheit!

Voll von dem Wunsch legte er mit wenigen Edlen den Grund zu diesen Zusammenkünften, deren wir nun die drei und zwanzigste zählen. Niemand war pünktlicher, sie zu besuchen, als er. Zwar nur einmal und kurz habe ich ihn da gesehen, unsern Freund, denn in den folgenden Jahren hatte schon seine Krankheit seine Kräfte zu sehr untergraben; — aber in dem einen Mal sah ich genug, wie glücklich er war, wie wohl ihm wurde in dem Zusammenfluß seiner edlen Schweizerbrüder.

Wenn ihr vormals euch versammeltet, so geschah es mit dem Schwert an der Seite und den Waffen in der Hand; da band euch Liebe zur Freiheit, die auch die Rohesten, oder Noth, die auch die Entferntesten bindet; aber hier ist's Liebe im Herzen, die Freude auf der Stirne, der Becher in der Hand und der Gesang auf der Zunge, der uns bindet! O wahrlich ein herrliches, das einzige Band, das auf ewig zusammenhält! Wem die freie Seele entgegenhüpft und wen sie Freund nennt, wen das Freude suchende Herz an sich drückt, die heiter lachende Lippe küsset, der ist gewiß Freund und wahrhaftig!

Ich habe es gefunden, o Gott! wenn mein Herz sich dir nahte in Leiden und Noth, so war ich nie so dein, als wenn ich in dem Augenblick überströmender Freuden dich meinen Vater nannte! in der Noth war mir's, ich zweifelte noch, ob du mich hörtest! aber wenn mein Herz froh war, so fühlte ich dich gegenwärtig mit allem deinen Segen! Auch habe ich den Freund nie vergessen, der seine Freuden theilte mit mir! Jede Stunde der Freude, die ich mit ihm durchlebte, war ihm ein Pfand für mein Herz!

Und solcher Stunden hast Du uns durch die Errichtung dieser Gesellschaft viele gegeben im Jahr, verklärter, ewiger Freund! Wie viele sind unser, die einander nie gesehen hätten ohne ihn! Wie viele, die hier schlossen das Band einer unverbrüchlichen Freundschaft? Wie viele, die in ihren engen Kreisen nahe waren, dem Menschengeschlecht zu entsagen, wo sie keine Menschen fanden, und die hier fanden, was sie ihr Lebenlang vergebens gesucht hatten? Wie

viele von euch, edle Schweizer, lernten hier wieder fühlen Schweizerherz, das sie so lange sich nicht gefühlt hatten? Wenn Stand und Rang und Religion und Reichthum und Ehre und Sitten von Kanton zu Kanton, von Mann zu Mann, unübersteigliche Klüfte befestigten, so wurden hier alle, alle überstiegen; alles, alles wieder in seine edlere, freiere, ursprüngliche Gleichheit gesetzt. Da fühlt dann die Seele sich wieder ganz, ermannt sich wieder, sieht hinaus über alle die kleinen Verhältnisse, die menschlicher Unverstand eingeführt hat, und steht da in selbstständigem Werth!

Ewig bleibe von euch entfernt, ihr glücklichen Helvetier, der Feind der Freiheit! Aber wenn er, wenn der unersättliche Despotismus auch eure unübersteiglichen Berge überstiege, und ihr dann stündet auf ihren Gipfeln, das Vertheidigungsschwert und das Schwert der Rache in der Hand, der Basler unter seinem Panier, der Zürcher unter seinem, und der Schaffhauser und der Berner, und der Luzerner und der Urier, und alle die festlichen Namen des freien Helvetiens, und jeder ausblickte aus seinem Volk, und sähe in den andern Zügen den Bruder in den Waffen, mit dem er hier gesungen das Lied der Freiheit, hier bekrönt den Pokal der Freude: wie würde sein Herz glühen, wie würde er sich werfen in die Schaaren der Feinde, zu retten den Freund, den Bruder, mit dem er hier das ewige Band des Herzens geknüpft! Wie würde das Andenken an jede Stunde der Freude, die er hier mit ihm getheilt hat, mächtig rufen in seine Seele; wie würde, wenn auch Kleinmuth und Selbstigkeit das Schwert ihm aus den Händen sinken machte, selbst die Schaam vor der Stirn seines Freundes, seinen Arm stärken, zu behaupten die glorreiche Freiheit, zu halten die Rechte, die seine großen Väter ihm erworben haben, und zu decken den Bruder, den Iselin's Hand seinem Herzen zugeführt hat!

Oder sollte ein Verräther des Vaterlandes selbst unter euch, verbundene Völker, treue Eidsgenossen, wie leider auch in bösen Zeiten geschehen, den Samen der Zwietracht säen; sollte Eigensinn, Stolz und Neid euch vergessen machen, daß ihr Brüder seid, mit Einem Blut zusammen erkauft, mit Einem Eid zusammengebunden, und ihr solltet in einem unbedachten Augenblick euch wieder einmal aufmachen, und Brüder gegen Brüder zu Felde ziehen; und es sollte dann Einer von uns hier, der Andere dort sich begegnen auf der Ebene, schon bestimmt zu einem Schauspiel, vor dem sich Gott und seine guten Geister verhüllen; wie würdet ihr euch herausdrängen aus den Reihen, stürzen zwischen die entzweiten Brüderheere, euch umarmen, wie ihr hier euch umarmtet, und dieser Tage Geschichte, dieser Tage Liebe, Freuden, Eintracht laut rufen durch alle Reihen, bis sie sänken die schon gezogenen Schwerter, sich öffneten die gewaffneten Arme, und Schinznacher und Oltener Eintracht eure Tausend und Tausend wieder zu Eins machte, wie Iselin uns hier zu Eins zusammenführte! Oder sollte mitten im Frieden und scheinbarer Eintracht das Gift, das eure Nachbarn berauscht hat, die leere Eitelkeit auch euch berauschen, sollte der gewerbsame Schweizer, zu dessen Städten das Gold und der verführerische Reichthum der Erde zusammen fließt, den genügsamen Schweizer in seinen Thälern, bei seinen Heerden, in seinen Sennen verachten; sollte der städtische, feingesittete Jüngling den einfachen Alpenbewohner in seiner treuherzigen Einfalt geringschätzen, und ihr kommt hier zusammen, schmecket hier, wie gar andere Seligkeiten die reine Menschennatur für uns aufbehalten hat, wie gar leer die sind, die Menschenphantasie sich aufzwingt, gegen die, die aus dem Wollen der Freundschaft, der Liebe, dem Vertrauen, der Freude geheiligten Herzen strömen; wie solltet ihr hier euch wieder heiligen zusammen und reinigen und mitten im Ueberfluß eingebildeter Schätze bewahren lernen den wahren Schatz genügsamer Einfalt, der eure Freiheit erkaufte und ohne den sie verrauchen wird, wie sie so oft verraucht ist unter allen Himmelsstrichen! —

O Brüder, es ist nicht in der Natur des Menschen, daß auch die reinsten Plane unsers bessern Verstandes uns wärmen sollten zu edlen Thaten, uns halten sollten auf ebener Bahn! Vielleicht, daß dort bessere Geister, die alles sehen, wie es ist, beim bloßen Anblick der Dinge und ihrer Verhältnisse mit festen, männlichen Schritten gehen ihren besten Weg. Uns muß Erfahrung, uns muß Gefühl des Guten leiten zum Guten! Darum öffneten uns hier Iselin und seine weisen Freunde den Saal der Freundschaft, der Liebe, der Eintracht, der Freude, daß wir sie schmeckten, ihre Seligkeit, und wenn wir uns gesättigt hätten an ihnen, ausgingen jeder zu seinem Volk und predigten, was mit Freiheit und Liebe der Mensch dem Menschen sein kann; darum sei sie uns auch ewig heilig, diese Schule der Freundschaft, und, ich darf's sagen, der bessern Weisheit. Denn welche ist besser, als die beginnt vom Herzen und sich wieder ergießt ins Herz! Darum sei Du uns ewig heilig, ihr erster Stifter!

O siehst Du uns noch versammelt, Unsterb-

licher! Wenn Du da oben wandelst über uns in bessern Welten, denkst Du noch an uns? Wenn Du dort lebst mit weisern, reinern Seelen, mit Deinen Lykurgen, mit Deinen Sokraten, allen den Weisen der Christen und Heiden, erinnerst Du Dich noch an uns? Und sähest Du uns nicht, dächtest Du nicht an uns, und erinnertest Du Dich unser nicht: so würden eben die weisern, bessern Geister, die mit Dir leben, und die aufzeichnen jede gute That unsers Erdenlebens, so werden die Engel der Liebe, der Genius der Freiheit und Dein Tell und seine ersten Genossen Dir auch die Stiftung dieser Gesellschaft mit unter Deinen besten Thaten nennen! Sie werden Dich erinnern an uns! — Auch wir wollen ewig Deiner gedenken!

Gewiß, Brüder, ewig! Das unbedeutende Denkmal, das ihr mir erlaubt habt, heute unserm Freund zu setzen, ist die geringste Feier, die wir ihm widmen! In unsern Herzen, die wir ihn gesehen und mit ihm gelebt haben, wird sein Andenken unauslöschlich sein. Und wann wir einst ihm folgen, und eure freien Enkel sitzen dann hier auf unsrer Stelle noch zahlreicher, noch wärmer, noch treuer, noch liebevoller, noch froher als wir: so werden sie dankbar nachsuchen, wer sie zu einer so guten Stunde zusammengebracht hat; und dann werden sie ihn finden, den Namen unsers Iselin's, und sich freuen, daß das kalte, trübe Alter ihrer Väter noch so viel Licht und Wärme zeugen konnte!

Sanft ruhe seine Asche und sein Geist freue sich unser!

## Von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen. 1796.

Von J. G. v. Herder.

Wie Rede und Sprache den Menschen vom Thier unterscheidet: so giebt es eine Kunst der Sprache und Rede, die unter den Menschen selbst vielleicht einen so großen Unterschied macht, als die Rede zwischen Thieren und Menschen. In der wenigen Zeit, die mir hier vergönnt ist, werde ich zeigen, daß diese Kunst der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen auszubilden ein Hauptgeschäft der Schulen sein müsse.

Wenn wir in die Welt treten, können wir zwar schreien und weinen, aber nicht sprechen und reden; wir äußern nur thierische Laute. Manche Völker und Menschen verfolgen diese thierischen Laute durchs ganze Leben. — Man stelle sich in eine Entfernung, in der man zwar den Schall der Stimme und die Accente nicht vernimmt: so hört man bei einigen Menschen den Truthahn, die Gans, die Ente, bei manchen Rednern den Pfau, die Rohrdommel, und bei affectirenden Schönlingen den natürlichen Canarienvogel; nur nicht eben eine menschliche Stimme. Unser Thüringen hat viel Gutes, aber keinen angenehmen Laut der Sprache, welches man dann am meisten inne wird, wenn man, wie oft der Fall ist, zwar Töne, in einander gezogene Töne hört, aber den Sinn der Rede nicht versteht. — Jünglinge, die diesen unangenehmen Dialekt bloßer Thierlaute an sich haben, sie mögen aus Städten oder vom Lande her sein, müssen sich alle Mühe geben, im Gymnasium eine menschliche, natürliche, charakter- und seelenvolle Sprache zu bekommen und von ihrer bäurischen oder schreienden Gassenmundart sich zu entwöhnen. Sie müssen das Bellen und Belfern, das Gakkeln und Krächzen, das Verschlucken und in einander Schleppen der Worte und Sylben abdanken, und statt der Thier- die Menschensprache reden. Glücklich ist das Kind, der Jüngling, dem von seinen ersten Jahren an verständliche, menschliche, liebliche Töne ins Ohr kamen und seine Zunge, den Ton seiner Sprache, unvermerkt bildeten! Glücklich ist das Kind, dem seine Wärterin, seine Mutter, seine ältern Geschwister, seine Anverwandten und Freunde, endlich seine frühesten Lehrer auch in Gehalt und Ton der Rede gleichsam Vernunft, Anstand, Grazie zusprachen; der Jüngling, der Mann wird sie nicht verleugnen, so lange er lebt. Denn nur durch Hören lernen wir sprechen, und wie wir frühe hörten, wie unser Mund, unsre Zunge sich in der Kindheit und Jugend formten; meistens sprechen wir so zeitlebens. Die suavitas oris ac sermonis, die suavitas, quae exit ex ore ist ein schöner Empfehlungsbrief auf den ganzen Weg unsers Lebens; Jünglinge, von denen man sagen kann, was Cicero von den Gracchen und ihrer Mutter Cornelia sagte: filios non tam in gremio educatos, quam in sermone matris, haben an diesem mütterlichen Geschenk einer angenehmen, deutlichen, sanft überredenden Sprache eine schöne Anlage zu Vernunft und Cultur geerbt.

Wem dieses Glück nicht ward, der muß in frühen Zeiten, bei noch biegsamen Organen, seine Sprache bessern; er lerne sprechen wie die Menschen, deren Sprache ihm am reinsten, deutlichsten, charaktervollsten, lieblichsten tönt; sein eigner Verstand, sein Ohr sei hierin Richter. Diese Menschen höre er oft und mit Liebe, ihre Stimme umschalle ihn auch in der Einsamkeit, wie dort den Agamemnon, da er vom Traum erwachte, Nestors Stimme umschallte:

*Εγρετο δ' ἐξ ὕπνου, θειη δε μιν αμφεχυτ' ομφη.*

Er ahme ihnen aber nicht wie jener amerikanische Vogel, der die Stimme anderer Vögel nachahmt, unverständig und knechtisch nach. Junge Leute, die sich zu einer schönen Rede bilden wollen, fallen ungemein bald ins Affectirte, und ich kenne mehrere, die jetzt noch das Gymnasium besuchen, andere, die es vor dem besucht haben, die sich einen erzwungen feinen Ton der Stimme, den die Italiener voce finta nennen, eigen gemacht haben, ob er ihnen gleich nicht eigen und keinem Menschen natürlich ist. Die Rede ist Ausdruck der Seele, ein darstellendes Bild aller unsrer Gedanken und Empfindungen; sie muß also Charakter haben und nicht den Tönen gleich sein, die man hinter dem Stege hervorgeigt. Wie unser Körper nicht blos Nerven und feine Fibern, oder zierliche Blut- und Saftgefäße, sondern auch Muskeln, Sehnen, Haut und Knochen hat, und solche in gehöriger Stärke haben muß, wenn er gesund sein soll, so ists nicht die weiche, zierliche, entnervte, buhlerische Sprache, die einen Mann und Jüngling empfiehlt. Wir wollen an ihm keine dulce loquentem Lalagen hören, dulce ridentem, sondern einen jungen Mann, der gesunden Verstand, bestimmte Begriffe, Treue und Wahrheit, herzliche Rechtschaffenheit, so wie in Gesicht, Handlung und Geberden, so auch in seinen Worten, im Ton seiner Stimme ausdrückt. Es giebt einen Ton des Herzens, der unmittelbar zum Herzen dringt, einen Ton der Ueberzeugung und gesunden Vernunft, der die ganze Seele ergreift und als Sieger einnimmt; dahingegen der falsche Ton, wenn man Gesinnung und Affecte ausdrücken will, die man weder hat noch kennt, dem Gemüth andrer Menschen viel widriger und unausstehlicher ist, als ein falscher Ton im Gesange, wenn er auch noch so arg heulte. Wahrheit, Wahrheit bilde unsern Ausdruck auch im Ton der Stimme; ex abundantia cordis; wessen das Herz voll ist, dessen gehet der Mund über. Wie die Musik eine Tonleiter hat, auf der sich die Stimme auf- und absteigend üben muß: so hat die Rede ein weites Reich von Gegenständen, Gesinnungen, Leidenschaften, Empfindungen, Zuständen der Seele u. s. f., deren Ausdruck sie zu schaffen und auf die mächtigste, angenehmste Weise darzustellen hat. Daß sie dieses zu thun vermöge, dazu gehört Uebung: denn auch in der Kunst, seine Sprache zu brauchen, fällt der Meister so wenig vom Himmel, als in der Tonkunst. In dieser müssen die Finger, in jener die Organe geübt werden, zusammt den Seelenkräften, auf die sich die Rede bezieht, deren Wirkung sie äußert. — Lesen heißt diese Uebung; aber ein Lesen mit Verstand und Herz, ein Lesen im Vortrage jeder Art und neben ihm eigne Composition und ein lauter, lebendiger Vortrag derselben. Dies ist die Schule, in welcher die Rede der Menschen gebildet und geübt wird; ihrer haben sich in Griechenland und Rom die größesten, die geschäftreichsten und wichtigsten Männer, hoch hinauf bis in ihr Alter nicht geschämt. Sie haben sie angepriesen, diese Schule menschlicher Sprache und Redeübung, Anweisungen und Regeln in ihr gegeben; sie haben sich wetteifernd um die Vervollkommnung der Sprache, der Stimme, der Rede befleißigt. Auf diese Weise wurden sie cultivirte Nationen und schrieben ihre Cultur der Ausbildung der Sprache und Rede zu. Wer dies nicht gethan hatte, hieß ein Barbar, und wir werden uns nicht befremden lassen, daß man uns, sobald wir nicht unsre Sprache und Rede ihnen gleich ausbilden, dafür, was selbst dem Ton und Buchstaben nach das Wort Barbar sagt, halte.

Das Lesen, ein lautes Lesen der besten Schriften in jeder Art des Vortrages, Erzählung, Fabeln, Geschichte, Gespräche, Selbstgespräche, Lehre und Lehrgedichte, Epopöen, Oden, Hymnen, Lust- und Trauerspiele in Gegenwart Andrer oder mit Andern ohne Zwang in der natürlichsten Art giebt der Rede sowohl als der Seele selbst eine große Vielförmigkeit und Gewandtheit. Von der Fabel, vom Mährchen an, durch alle Gattungen des Vortrags sollte das Beste, das wir in unsrer Sprache sowohl in eignen Produkten als Uebersetzungen haben, in jeder wohl eingerichteten Schule durch alle Klassen laut gelesen und gelehrt werden. Kein klassischer Dichter oder Prosaist sollte sein, an dessen besten Stellen sich nicht das Ohr, die Zunge, das Gedächtniß, die Einbildungskraft, der Verstand und Witz lehrbegieriger Schüler geübt hätte; denn nur auf diesem Wege sind Griechen, Römer, Italiener, Franzosen und Britten ihrem edelsten Theil nach zu gebildeten Nationen geworden. Alcibiades gab jenem Schulmeister zu Athen eine Maulschelle, der den ersten klassischen Dichter seiner Zeit, den Homer, nicht in der Schule hatte, und wie fleißig die Griechen ihre besten Schriftsteller, wie fleißig die edelsten Römer die besten griechischen Schriften lasen, wie oft sie solche abschrieben, auswendig lernten, nachahmten und sich zu eigen machten, klingt für unsre neue barbarische Zeit beinah wie ein altes Mährchen. In Italien weiß der gebildetere Theil der Nation ihre klassischen Dichter fast auswendig; in englischen neuen Schriften werden sie zu Zeit und Unzeit angeführt, und mit brittischem Stolz gepriesen; wie sehr die französische Nation auf ihre Sprache und Schreibart,

auf die Muster derselben in jeder Art stolz ist, weiß jedermann, und nur dadurch, durch die Gelenkigkeit und Richtigkeit ihrer Schreibart, durch ihre immer der Lage der Sache angemessene Gegenwart des Geistes, durch ihren immer lebendigen Witz und Verstand sind sie bei Freunden und Feinden, was sie sind, geworden. Sie ehrten die Musen, sie schätzten im Umgange sowohl als in Schriften vorzügliche Talente; darum standen ihnen auch die Musen bei, und haben gewiß zu der unglaublichen Uebermacht, die jetzt ganz Deutschland in Schrecken setzt, mit geholfen. — Wir Deutsche hingegen sind hierin sehr nachgeblieben; unser Schul- und Kanzelstyl und unser Kanzeleistyl, der Regensburger zumal, sind aus wahren deutschen Eichen und Buchen, oft nicht einmal geformte hölzerne Style, mit denen wir wohl keine Nation an uns locken, aber auch keinen Feind todtschlagen werden. Unsre edle deutsche Sprache ist noch bei weitem nicht geworden, was sie sein könnte; unsre besten Schriftsteller sind in Häusern, oft auch in Schulen unbekannt, und an Höfen verachtet, da sie doch von Jugend auf die Denkart der Nation bilden, ihre lebende Sprache regeln, ihren Umgang versüßen und erheitern sollten. Kein edles Bild, keine große Gesinnung, Aufmunterung und Warnung, wenn es musterhaft gedacht und gesagt ist, sollte blos in unsern deutschen Büchern und Bibeln stehen, oder makulaturweise in unsern Buchladen liegen, sondern in den Schulen sollte, wie auf der Tenne das Korn von der Spreu gesichtet, jedes Edelste und Beste laut gelesen, auswendig gelernt, von Jünglingen sich zur Regel gemacht, und in Herz und Seele befestigt werden. Wer unter euch, ihr Jünglinge, kennt Uz und Haller, Kleist und Klopstock, Lessing und Winkelmann, wie die Italiener ihren Ariost und Tasso, die Britten ihren Milton und Shakespeare, die Franzosen so viele ihre Schriftsteller kennen und ehren? — Dies laute Lesen, auswendige Vortragen, bildet nicht nur die Schreibart, sondern es prägt Formen der Gedanken ein, und weckt eigne Gedanken; es giebt dem Gemüthe Freude der Phantasie Nahrung, dem Herzen einen Vorschmack großer Gefühle und erweckt, wenn dies bei uns möglich ist, einen Nationalcharakter. Mit welchem Entzücken erinnere ich mich meiner Jugend, da ich zuerst diese und die alten Schriftsteller und die ersten Schriftsteller fremder Nationen las! Kaum reicht in meinen spätern Jahren etwas an diese Freude, an dies süße Erstaunen. In der Jugend ist die Seele der Biene gleich, die in dem ersten schönen Frühlingstag an jedem Kelch der jungen Blumen hängt, und ihren ambrosischen Honig saugt; im Herbst des Lebens geht man über gemähte Wiesen, oder gar über gebraachte und Stoppelfelder.

Zum guten Lesen und Auswendiglernen gehört nothwendig eigne Composition, so eingeschränkt diese auch sein möge. Man muß sich im Schreiben üben, wenn man richtig sprechen, wenn man genau lesen und hören will. Also kleine Aufsätze von allerlei Art, Auszüge aus Büchern, theils stellenweise, theils nach dem ganzen Plan des Buchs und seiner Anordnung, dies sind die Zellen, die sich der Fleiß der Biene bauet, die Körbe, in denen sie ihren Honig bereitet. Nulla dies sine linea, kein Tag muß vorübergehen, wo nicht ein junger Mensch für sich selbst etwas schreibt; er hole nur nach, was er vergessen möchte, oder setze sich seine Zweifel auf, oder berichtige dieselben, oder excerpire oder componire, in welcher Uebung es auch sei. Der Griffel, das ist bei uns die Schreibfeder, schärft den Verstand, sie berichtigt die Sprache, sie entwickelt Ideen, sie macht die Seele auf eine wunderbar angenehme Weise thätig. Nulla dies sine linea.

Am innigsten aber wird Sprache und Rede durch Umgang gebildet, und leider wir Deutsche nutzen den Umgang zur Bildung unserer Rede und Sprache fast gar nicht; darum heißen wir bei andern Nationen so oft stumme, oder ungeschickt Sprechende, grobe Barbaren. — Sprache ist durch Umgang, nicht in der Einsamkeit entstanden; durch Umgang wird jeder Ausdruck in ihr gewetzt und polirt. Auch im Umgange sollte man sich nie einen Barbarismus erlauben; alle gebildete Stände in andern Nationen sprechen im Umgange ihre Sprache correct, nur der einzige Deutsche nicht, der spricht und erzählt etwa wie die Hebamme im Shakespeare. Junge Leute sollten sich unter einander aufgeben zu bemerken, wo jemand von ihnen einen Sprachfehler gemacht habe; dies ist keine Pedanterie, sondern setzt uns fürs ganze Leben in den sichern Besitz eines regelmäßigen guten Ausdrucks. — Noch mehr sollte man sich befleißigen, jedes Mal aufs Beste und Anständigste zu reden. Wenn man gefragt wird, aufs Bestimmteste und Gefälligste zu antworten; wenn man erzählen soll und will, aufs Anmuthigste zu erzählen, oder wenn man eine Bitte, einen Antrag zu thun hat, sie aufs Bescheidenste und Würdigste zu thun; selbst unangenehme Dinge, Verweise und dergleichen ohne Zorn und Grobheit auf die anständigste, nachdrücklichste und zweckmäßigste Art zu sagen: das ist der wahre Atticismus, Politesse, Urbanität, oder wie man sonst den guten Ausdruck in der gemeinen Sprache des Lebens nennen möge. Durch ihn haben sich alle gesittete, bür-

gerliche Nationen unterschieden. Antwortet man dagegen einem Fragenden, wenn es auch ein Unbekannter wäre, wie ein Bauer, halb, schief, quer, und weiß nicht, ob man den Mund öffnen soll — erzählt man wie ein Trunkener, das Vorderste zu hinterst, das Hinterste voran, in ellenlangen Einschiebseln und Parenthesen, so daß man nie zum Zweck kommt, und nirgend den Ausgang findet; überläßt man sich im Scherz groben Zoten, beleidigenden Ausdrücken, und dem unsinnigen Aberwitz von Wortspiel und Lächerlichkeit, über die Niemand lacht; so läuft man Gefahr, ewig ein deutscher Bauer zu bleiben, welchen Rock man auch trage. — Eure Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt, sagt Paulus; und Christus sagt: Habet Salz bei euch; wenn das Salz, wie eure Späße abgeschmackt und dumm wird, so schüttet sie auf die Gasse u. s. w. Es giebt kein beschwerlicheres Geschöpf der menschlichen Gesellschaft, als ein Mensch von dummen Reden, und kein erbärmlicheres Glied unter den menschlichen Gliedern, als eine vorlaufende, stolpernde, stotternde, grobe oder unzeitig spitzig und feingeschliffene, dumme Zunge.

Um zu dieser Nüchternheit im Reden des Umgangs und zu einem guten Styl der Gesellschaft überhaupt zu kommen, hat man einige Regeln der Vorsicht nöthig: 1) Man falle Niemandem in die Rede; ein Mensch, der dem andern in die Rede fällt, ist ein Wahnsinniger, wie die Indianer sagen, oder wie andere sagen, ein feines Verstandes nicht Mächtiger, dem Niemand viel zutrauet. Im Buch Hiob war Elihu so voll von Weisheit, daß ihm der Bauch bersten wollte, er wartete aber doch, bis die Alten ausgeredet hatten, bis ans Ende. 2) Man hüte sich vor gewohnten Eigenheiten und Lieblingsausdrücken, dadurch man entweder lächerlich oder eintönig wird, weil man sie gemeiniglich zur Unzeit wiederholet. Fast Niemand kann ihnen ganz entgehen, insonderheit haben sie Leute, die viel reden müssen und ohne Vorbereitung reden; doch aber hüte man sich vor ihnen und schränke sie so viel wie möglich ein. Man bestelle sich Wächter, die uns solche sagen müssen, oder sei sich selbst Wächter. Jedem von uns ist bekannt, an welche Albernheit man sich gewöhnen kann, wenn man nicht auf sie merket. 3) Man hüte sich vor allem Despotismus im Umgang und seinen Gesprächen. Despoten im Umgang sind die unerträglichsten Geschöpfe; sie brechen die muntere, liebliche Unterrichtung ab, halten sie auf, lenken sie seitwärts, und prägen ihre Meinung mit Stolz als Siegel der Wahrheit auf. Sie kommen nicht zur Wahrheit und wollen Andere nicht dazu lassen. Jeder junge Mensch prüfe sich des Abends, ob er heute eine Ungezogenheit begangen, eine ungebührliche Rede geäußert, einen Discurs verderbt, eine Antwort gegeben, oder sonst ein Betragen gezeigt hat, mit dem Andere, mit dem Er nicht zufrieden sein könnte. Zur Unfreundlichkeit ist uns die Rede nicht gegeben. Bei allem kommt es vorzüglich darauf an, daß unsre Rede ganz sei und ein Ganzes bestimmt sage. Der Deutsche halbirt außerordentlich gern, und hält sich niederträchtigerweise an die Halbwahrheit. Entweder antworten wir wie der Unteroffizier mit dem Knittel: „Hum! ham!" ohne zu fragen, ob der Andere daraus klug werde, oder wir sprechen wie Dienstboten, Lakeien — complimentenvoll, herumgehend um die Wahrheit. Dafür halten uns denn auch die fremden Nationen. Sie sagen, man kenne einen Deutschen an seinen Complimenten, an seiner Anrede oder Antwort, am Ton seiner Unterredung. — Entweder sei er ein Grobian, oder ein schleichender Hofirer, oft beides zugleich. Das, was man sagen will, rein, ganz bestimmt und doch artig, höflich zu sagen, und ein Ende in seiner Rede finden zu können; das ist der schöne Ausdruck der Gesellschaft und des Umganges. Er ist wie ein schöner Edelstein, ein Kind der Natur, aber durch Kunst gefaßt, voll Sinnes, voll Anmuth, voll inneres Werthes, klein und kostbar.

Damit auch meine Rede ein Ende gewinne, tretet hervor, ihr Jünglinge, mit freier Stirne und mit erfreuend lieblicher Rede. Niemand sage, was er weiß, halb; Niemand sage es furchtsam und knechtisch. Eure Lehrer werden euch ganz und mit väterlicher Gewissenhaftigkeit die Fragen vorlegen; mit willigem Ohr sind wir hier, eure genugthuenden, euch Ruhm erwerbenden Antworten zu hören. — Niemand stocke, Niemand zage. Wir sind hier auf den Auen der Musen, der Geberinnen süßer Rede. Die Stimme der Jünglinge zu hören, ist angenehm; die Engel selbst erfreuen sich, sagt Swedenborg, wenn Kinder anmuthig reden, wenn sie mit holder Stimme lesen, unübereilt und verstandreich antworten, wenn sie mit einer kindlichen Gewißheit, was sie wissen und gelernt haben, sagen. Fern sei hier ein Feind, ein Aufhorcher dieser heiligen, genialischen Versammlung! An einander freuen wollen wir uns, und in Ruhe uns Zeit nehmen, einen Garten der Wissenschaften zu durchwandeln, in dem auch wir einst als Jünglinge Rosen fanden. Jeder stehe wie Ulysses da, wie Homer ihn beschreibt, mit ruhigem Auge und gesenktem Scepter, als ob er was zu spechen wisse; aber, wenn er was zu reden anfängt, dann mögen die Worte, wie leichte Schneeflocken, einander folgen, er befriedige

mit jedem Worte, und man vergesse alles andere über seiner angenehmen, wohlklingenden Rede.

---

## Zu brüderlichem Andenken Wielands 1813

Von J. W. von Goethe.

Durchlauchtigster Protector,
Sehr ehrwürdige Meister,
Verehrungswürdigste Anwesende!

Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegen zu stellen, und das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, so würde ich doch, stände mir der Zauberstab wirklich zu Gebote, den die Muse unserm abgeschiedenen Freunde geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln: dieses Finstere müßte sich gleich vor Augen erhellen, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, so froh und klar als das Leben unseres Freundes, sollte vor ihnen erscheinen. Da möchten die Schöpfungen seiner blühenden Phantasie Ihre Augen, Ihren Geist anziehn, der Olymp mit seinen Göttern, eingeführt durch die Musen, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugniß dienen, daß derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt, und dieser Heiterkeit gemäß auch von uns geschieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen, und keinesweges mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sei.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darstellen kann, sei den innern dargebracht. Achtzig Jahre; wie viel in wenigen Sylben! Wer von uns wagt es, in der Geschwindigkeit zu durchlaufen und sich zu vergegenwärtigen, was so viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten, daß er den Werth eines, in jedem Betracht vollständigen, Lebens sogleich zu ermessen und zu schätzen wisse?

Begleiten wir unsern Freund auf dem Stufengange seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, so finden wir, daß ihm das ungemeine Glück zu Theil ward, die Blüthe einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat seine Blüthe, und auch dieser auf das heiterste sich zu freuen war ihm gegönnt. Nur wenig Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnißvolle Sphinx für ihn mit Rosen bekränzten, um auszudrücken, daß, wenn Anakreon, der Greis, seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Rosenzweigen zu schmücken unternahm, die sittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte, geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene.

Wenige Wochen sind es, daß dieser treffliche Freund noch unsern Zusammenkünften nicht nur beiwohnte, sondern auch in ihnen thätig wirkte. Er hatte seinen Ausgang aus dem Irdischen durch unsern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm auch noch zuletzt die Nächsten, und wenn das Vaterland, so wie das Ausland, sein Andenken feiert, wo sollte dies früher und kräftiger geschehen, als bei uns!

Den ehrwürdigen Geboten unserer Meister habe ich mich daher nicht entziehen dürfen, und spreche in dieser angesehenen Versammlung zu seinem Andenken um so lieber einige Worte, als sie flüchtige Vorläufer sein können dessen, was künftig die Welt, was unsere Verbrüderung für ihn thun wird. Diese Gesinnung ist's, diese Absicht, um derentwillen ich mir ein geneigtes Gehör erbitten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer fast vierzig Jahre geprüften Neigung, als aus rednerischer Ueberlegung, keineswegs in gehöriger Verbindung, sondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja sprungweise vortrage, weder des Gefeierten, noch der Feiernden würdig erscheinen dürfte, so muß ich bemerken, daß hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt und wenn man will, Marginalien eines künftigen Werks zu erwarten seien. Und so werde denn, ohne weiteres Zaudern, zu dem uns so lieben, werthen, ja heiligen Gegenstand geschritten!

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsstadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater, ein evangelischer Geistlicher, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und legte bei ihm den ersten Grund der Schulkenntnisse. Hierauf ward er nach Kloster Bergen an der Elbe gesendet, wo eine Erziehungs- und Lehranstalt, unter der Aufsicht des wahrhaft frommen Abtes Steinmetz, in gutem Rufe stand. Von da begab er sich auf die Universität zu Tübingen, sodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmern gezogen, den man in Süddeutschland, wie Gleimen nachher in Norddeutschland, die Hebamme des Genie's nennen konnte. Dort überließ er sich ganz der Lust, welche das Selbsthervorbringen der Jugend verschafft, wenn das Talent unter freundlicher Anleitung sich ausbildet, ohne daß die höheren Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältnissen, kehrte in seine Vaterstadt zurück, und ward von nun an

sein eigner Lehrer und Bildner, indem er auf das rastloseste seine literarisch poetische Neigung fortsetzte. Die mechanischen Amtsgeschäfte eines Vorstehers der Canzlei raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Lust und Muth, und damit ja sein Geist in so engen Verhältnissen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen Stadion, kurfürstlich Mainzischem Minister, bekannt. In diesem angesehenen, wohleingerichteten Hause wehte ihn zuerst die Welt- und Hofluft an; innere und äußere Staatsverhältnisse blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Kurfürsten von Mainz nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joseph die Akademie zu Erfurt wieder belebt werden sollte, so berief man unsern Freund dahin, und bethätigte dadurch die duldsamen Gesinnungen, welche sich über alle christlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menschheit, vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken, ohne der Herzogin Regentin von Weimar bekannt zu werden, wo ihn der für alles Gute so thätige Carl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürstlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, selbst höchst gebildeten Mutter, und so ward er herüber berufen, damit er seine literarischen Talente, seine sittlichen Vorzüge zum Besten des fürstlichen Hauses, zu unserm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeschäftes zugesagte Ruhe wurde ihm sogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugesagte Erleichterung seiner häuslichen Umstände zu Theil ward, führte er seit beinahe vierzig Jahren ein, seiner Natur und seinen Wünschen völlig gemäßes Leben.

Die Wirkungen Wielands auf das Publikum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zugebildet, dem Geschmack seiner Jahresgenossen so wie ihrem Urtheil eine entschiedene Richtung gegeben, dergestalt, daß seine Verdienste schon genugsam erkannt, geschätzt, ja geschildert sind. In manchem Werke über Deutsche Literatur ist so ehrenvoll als sinnig über ihn gesprochen; ich gedenke nur dessen, was Küttner, Eschenburg, Manso, Eichhorn von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die große Wirkung, welche er auf die Deutschen ausübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit seines Wesens. Mensch und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz durchdrungen, er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und Prosa verhehlte er niemals, was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Muthe sei, und so schrieb er auch urtheilend und urtheilte schreibend. Aus der Furchtbarkeit seines Geistes entquoll die Furchtbarkeit seiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerischen Phrase; er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Kiels, womit er seine Werke gebildet, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Kiel, dessen sich Wieland bediente, gewiß vor vielen dieser Auszeichnung würdig sein. Denn daß er alles mit eigener Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit und Besonnenheit, daß er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, besserte, unverdrossen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dieses gab seinen Produktionen das Zarte, Zierliche, Faßliche, das Natürlichelegante, welches nicht durch Bemühung, sondern durch heitere, geniale Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Diese sorgfältige Bearbeitung seiner Schriften entsprang aus einer frohen Ueberzeugung, welche zu Ende seines Schweizerischen Aufenthalts in ihm mag hervorgetreten sein, als die Ungeduld des Hervorbringens sich in etwas legte, und der Wunsch, ein Vollendetes dem Gemeinwesen darzubringen, entschiedener und deutlicher rege ward.

Da nun bei ihm der Mann und der Dichter Eine Person ausmachten, so werden wir, wenn wir von jenem reden, auch diesen zugleich schildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente, beherrschten ihn in einem hohen Grade; aber eine mehr angebildete als angeborne Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unser Freund war des Enthusiasmus im höchsten Grade fähig, und in der Jugend gab er sich ihm ganz hin, und dieses um so lebhafter und anhaltender, als jene schöne Zeit, in welcher der Jüngling den Werth und die Würde des Vortrefflichsten, es sei erreichbar oder unerreichbar, in sich fühlt, für ihn sich durch mehrere Jahre verlängerte.

Jene frohen, reinen Gefilde der goldenen Zeit, jene Paradiese der Unschuld, bewohnte er länger als andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geistlicher als Vater waltete, das uralte, an den Ufern der Elbe lindenumgebene Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalisch wirkte, das in seinen Grundformen noch klösterliche Tübingen, jene einfachen Schweizerwohnungen, umrauscht von Bächen, bespült

von Seen, umschlossen von Felsen; überall fand er sein Delphi wieder; überall die Haine, in denen er, als ein schon erwachsener gebildeter Jüngling, noch immer schwelgte. Dort zogen ihn die Denkmale mächtig an, die uns von der männlichen Unschuld der Griechen hinterlassen sind. Cyrus, Araspes und Panthea und gleich hohe Gestalten lebten in ihm auf, er fühlte den Platonischen Geist in sich weben, er fühlte, daß er dessen bedurfte, um jene Bilder für sich und für Andere wiederherzustellen, und dieses um so eher, als er nicht sowohl dichterische Schattenbilder hervorrufen, sondern vielmehr wirklichen Wesen einen sittlichen Einfluß zu verschaffen hoffte.

Aber gerade daß er so lange in diesen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles was er dachte, fühlte, in sich bildete, träumte, wähnte, lange Zeit für die vollkommenste Wirklichkeit halten durfte, eben dieses verbitterte ihm die Frucht, die er von dem Baum des Erkenntnisses zu pflücken endlich genöthigt ward.

Wer kann dem Conflikt mit der Außenwelt entgehen? Auch unser Freund wird in diesen Streit hineingezogen; ungern läßt er sich durch Erfahrung und Leben widersprechen, und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will, jene herrlichen Gestalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfnissen des Tages zu vereinigen, entschließt er sich, das Wirkliche für das Nothwendige gelten zu lassen, und erklärt das ihm bisher Wahrgeschienene für Phantasterei.

Aber auch hier zeigte sich die Eigenthümlichkeit, die Energie seines Geistes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei so starker Lebenslust, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geistigen Wünschen und Absichten, fühlte er sich von der Welt verletzt und um seine größten Schätze bevortheilt. Nirgends kann er nun mehr in der Erfahrung wiederfinden, was so viele Jahre sein Glück gemacht hatte, ja der innigste Bestand seines Lebens gewesen war; aber er verzehrt sich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Prosa und Versen von andern so viele kennen; sondern er entschließt sich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem, was sich in der Wirklichkeit nicht immer nachweisen läßt, den Krieg an, zuvörderst also der Platonischen Liebe, sodann aller dogmatisirenden Philosophie, besonders den beiden Extremen, der Stoischen und Pythagoreischen. Unversöhnlich arbeitet er ferner dem religiösen Fanatismus und allem, was dem Verstande excentrisch erscheint, entgegen.

Aber sogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehn, er möge selbst phantastisch handeln, und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt sich auf gegen alles, was wir unter dem Wort Philisterei zu begreifen gewohnt sind, gegen stockende Pedanterei, kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äußere Sitte, beschränkte Kritik, falsche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde, und wie diese Ungeister, deren Name Legion ist, nur alle zu bezeichnen sein mögen.

Hierbei verfährt er durchaus genialisch, ohne Vorsatz und Selbstbewußtsein. Er findet sich in der Klemme zwischen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbinden Mäßigung anrathen muß, so muß er selbst an sich halten, und, indem er gerecht sein will, vielseitig werden.

Die verständige reine Rechtlichkeit edler Engländer und ihre Wirkung in der sittlichen Welt, eines Addison, eines Steele, hatten ihn schon längst angezogen; nun findet er aber in dieser Genossenschaft einen Mann, dessen Sinnesart ihm weit gemäßer ist.

Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtniß zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit, wo in der Religion seines Vaterlandes manche Bewegung vorging; wo die herrschende Kirche mit Gewalt die Andersgesinnten zu bezähmen dachte. Auch den Staat, die Sitten bedrohte manches, was einen Verständigen, Wohldenkenden in Sorge setzen muß. Gegen alles dieses, glaubte er, sei am besten durch Frohsinn zu wirken; nur das, was man mit Heiterkeit ansehe, werde man recht sehn, war seine Meinung. Wer mit Heiterkeit in seinen eigenen Busen schauen könne, müsse ein guter Mann sein. Darauf komme alles an, und alles übrige Gute entspringe daher. Geist, Witz, Humor seien die ächten Organe, womit ein solches Gemüth die Welt anfasse. Alle Gegenstände, selbst die ernstesten, müßten eine solche Klarheit und Freiheit ertragen, wenn sie nicht mit einer nur anmaßlichen Würde prunkten, sondern einen ächten, die Probe nicht scheuenden Werth in sich selbst enthielten. Bei diesem geistreichen Versuch, die Gegenstände zu gewältigen, konnte man nicht umhin, sich nach entscheidenden Behörden umzusehn, und so ward einerseits drr Menschenverstand über den Inhalt, und der Geschmack über die Art des Vortrags zum Richter gesetzt.

An einem solchen Manne fand nun unser Wieland nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genossen, mit dem er arbeiten sollte, sondern einen wahrhaften älteren Zwillingsbruder im Geiste, dem er vollkommen glich, ohne nach ihm gebildet zu sein; wie man denn von

Menächmen nicht sagen könnte, welcher das Original, und welcher die Copie sei.

Was jener, in einem höheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begabt, durch Reisen, Aemter, Weltumsicht mehr begünstigt, in einem weiteren Kreise, zu einer ernsteren Zeit, in dem meerumflossenen England leistete, eben dieses bewirkte unser Freund von einem anfangs sehr beschränkten Punkt aus, durch eine beharrliche Thätigkeit, durch ein stetiges Wirken in seinem, überall von Land und Bergen umgränzten Vaterlande, und das Resultat davon war, damit wir uns bei unserm gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verständlichen Wortes bedienen, jene Popularphilosophie, wodurch ein praktisch geübter Sinn zum Urtheil über den moralischen Werth der Dinge, so wie über ihren ästhetischen zum Richter bestellt wird.

Diese, in England verbreitet und auch in Deutschland durch Umstände gefordert, ward also durch dichterische und gelehrte Werke, ja durchs Leben selbst, von unserm Freunde, in Gesellschaft von unzähligen Wohlgesinnten verbreitet.

Haben wir jedoch, insofern von Ansicht, Gesinnung, Uebersicht die Rede sein kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, so war doch dieser jenem an Talent weit überlegen; denn was der Engländer verständig lehrt und wünscht, das weiß der Deutsche, in Versen und Prosa, dichterisch und rednerisch auszuführen.

Zu dieser Ausführung aber mußte ihm die Französische Behandlungsweise am meisten zusagen. Heiterkeit, Witz, Geist, Eleganz ist in Frankreich schon vorhanden; seine blühende Einbildungskraft, welche sich jetzt nur mit leichten und frohen Gegenständen beschäftigen will, wendet sich nach den Feen- und Rittermährchen, welche ihm die größte Freiheit gewähren. Auch hier reicht ihm Frankreich in der Tausend und Einen Nacht, in der Romanbibliothek schon halb verarbeitete zugerichtete Stoffe, indessen die alten Schätze dieses Fachs, welche Deutschland besitzt, noch roh und ungenießbar dalagen.

Gerade diese Gedichte sind es, welche Wielands Ruhm am meisten verbreiteten und bestätigten. Ihre Munterkeit fand bei jedermann Eingang, und selbst die ernsteren Deutschen ließen sie sich gefallen: denn alle diese Werke traten wirklich zur rechten und günstigen Zeit hervor. Sie waren alle in dem Sinne geschrieben, den wir oben entwickelt haben. Oft unternahm der glückliche Dichter das Kunststück, ganz gleichgültigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Werth zu geben, und wenn es nicht zu läugnen ist, daß er bald den Verstand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die sittlichen triumphiren läßt, so muß man doch auch gestehen, daß am rechten Ort alles, was schöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht als alle, doch als die meisten dieser Arbeiten, war die Uebersetzung Shakespear's. Wieland fürchtete nicht, durch Studien seiner Originalität Eintrag zu thun, ja schon früh war er überzeugt, daß, wie durch Bearbeitung schon bekannter Stoffe, so auch durch Uebersetzung vorhandener Werke, ein lebhafter reicher Geist die beste Erquickung fände.

Shakespearn zu übersetzen, war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil selbst gebildete Literatoren die Möglichkeit läugneten, daß ein solches Unternehmen gelingen könne. Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, ließ bei Seite, was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichsten Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.

Diese Uebersetzung, so eine große Wirkung sie in Deutschland hervorgebracht, scheint auf Wieland selbst wenig Einfluß gehabt zu haben. Er stand mit seinem Autor allzusehr in Widerstreit, wie man genugsam erkennt aus den übergangenen und ausgelassenen Stellen, mehr noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die Französische Sinnesart hervorblickt.

Anderseits aber sind ihm die Griechen, in ihrer Mäßigung und Reinheit, höchst schätzbare Muster. Er fühlt sich mit ihnen durch Geschmack verbunden; Religion, Sitten, Verfassung, alles giebt ihm Anlaß, seine Vielseitigkeit zu üben, und da weder die Götter, noch die Philosophen, weder das Volk noch die Völker, so wenig als die Staats- und Kriegsleute sich unter einander vertragen, so findet er überall die erwünschteste Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu scherzen scheint, seine billige, duldsame, menschliche Lehre wiederholt einzuschärfen.

Zugleich gefällt er sich, problematische Charaktere darzustellen, und es macht ihm z. B. Vergnügen, ohne Rücksicht auf weibliche Keuschheit, das Liebenswürdige einer Musarion, Lais und Phryne hervorzuheben und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philosophen zu erhöhen.

Aber auch unter diesen findet er einen Mann, den er als Repräsentanten seiner Gesinnung ausbilden und darstellen kann, ich meine Aristippen. Hier sind Philosophie und Weltgenuß durch eine kluge Begränzung so heiter und wünschenswerth verbunden, daß man sich als Mitlebender in einem so schönen Lande, in so guter Gesellschaft zu finden wünscht. Man tritt so gern mit diesen

unterrichteten, wohldenkenden, gebildeten, frohen Menschen in Verbindung, ja man glaubt, so lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie sie gesinnt zu sein, wie sie zu denken.

In diesen Bezirken erhielt sich unser Freund durch sorgfältige Vorübungen, welche dem Uebersetzer noch mehr als dem Dichter nothwendig sind; und so entstand der deutsche Lucian, der uns den griechischen um desto lebhafter darstellen mußte, als Verfasser und Uebersetzer für wahrhafte Geistesverwandte gelten können.

Ein Mann von solchen Talenten aber, predige er auch noch so sehr das Gebührende, wird sich doch manchmal versucht fühlen, die Linie des Anständigen und Schicklichen zu überschreiten, da von jeher das Genie solche Wagstücke unter seine Gerechtsame gezählt hat. Diesen Trieb befriedigte Wieland, indem er sich dem kühnen, außerordentlichen Aristophanes anzugleichen suchte, und die eben so verwegnen als geistreichen Scherze durch eigne angeborne Grazie gemildert überzutragen wußte.

Freilich war zu allen diesen Darstellungen auch eine Einsicht in die höhere bildende Kunst nöthig, und da unserm Freund niemals das Anschauen jener überbliebenen alten Meisterwerke gegönnt ward, so suchte er durch den Gedanken sich zu ihnen zu erheben, sie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, dergestalt, daß man bewundern muß, wie der vorzügliche Geist sich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weiß, ja es würde ihm vollkommen gelungen sein, hätte ihn nicht eben seine lobenswerthe Behutsamkeit abgehalten, entschiedene Schritte zu thun; denn die Kunst überhaupt, besonders aber die der Alten, läßt sich ohne Enthusiasmus weder fassen noch begreifen. Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligthum. Unser Freund war aber viel zu bedächtig, und wie hätte er auch in diesem einzigen Falle eine Ausnahme von seiner allgemeinen Lebensregel machen sollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geschmack nah verwandt, so war er es mit den Römern noch mehr durch Gesinnung. Nicht daß er sich durch republikanischen oder patriotischen Eifer hätte hinreißen lassen, sondern er findet, wie er sich den Griechen gewissermaßen nur andichtete, unter den Römern wirklich seines Gleichen. Horaz hat viel Aehnliches von ihm; selbst kunstreich, selbst Hof- und Weltmann, ist er ein verständiger Beurtheiler des Lebens und der Kunst; Cicero, Philosoph, Redner, Staatsmann, thätiger Bürger, und beide aus unscheinbaren Anfängen zu großen Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag sich unser Freund, indem er sich mit den Werken dieser beiden Männer beschäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenossen versetzen, um uns ein anschauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen, und es gelingt ihm zum Erstaunen. Vielleicht könnte man im Ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menschen verlangen, mit denen er sich beschäftigt, aber er fürchtet sich so sehr vor der Parteilichkeit, daß er lieber gegen sie als für sie Partei nehmen mag.

Es gibt zwei Uebersetzungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, dergestalt, daß wir ihn als den unsrigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen. Die Vorzüge von beiden sind durch musterhafte Beispiele allen gebildeten Menschen genugsam bekannt. Unser Freund, der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Maxime vor.

Niemand hat vielleicht so innig empfunden, welch verwickeltes Geschäft eine Uebersetzung sei, als er. Wie tief war er überzeugt, daß nicht das Wort, sondern der Sinn belebe. Man betrachte, wie er in seinen Einleitungen uns erst in die Zeit zu versetzen und mit den Personen vertraut zu machen bemüht ist, wie er alsdann seinen Autor auf eine uns schon bekannte, unserm Sinn und Ohr verwandte Weise sprechen läßt, und zuletzt noch manche Einzelheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, anstößig werden könnte, in Noten auszulegen und zu beseitigen sucht. Durch diese dreifache Bemühung sieht man recht wohl, hat er sich erst seines Gegenstandes bemächtigt, und so gibt er sich denn auch die redlichste Mühe, uns in den Fall zu setzen, daß seine Einsicht uns mitgetheilt werde, auf daß wir auch den Genuß mit ihm theilen.

Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, so hielt er sich doch fest an die beiden, in denen uns der Werth und die Würde der Vorwelt am reinsten überliefert ist. Denn so wenig wir läugnen wollen, daß aus den Fundgruben anderer alten Literaturen mancher Schatz gefördert worden und noch zu fördern ist, so wenig wird man uns widersprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köstliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Besten gleich, der Form nach allem andern vorzuziehen sind.

Die Deutsche Reichsverfassung, welche so

viele kleine Staaten in sich begriff, ähnlichte darin der Griechischen. Die geringste, unscheinbare, ja unsichtbare Stadt, weil sie ein eignes Interesse hatte, mußte solches in sich hegen, erhalten und gegen die Nachbarn vertheidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefordert über Staatsverhältnisse nachzudenken. Und so war auch Wieland, als Canzleiverweser einer der kleinsten Reichsstädte, in dem Fall, Patriot und im bessern Sinne Demagog zu sein; wie er denn einmal über einen solchen Gegenstand die zeitige Ungnade des benachbarten Grafen Stadion, seines Gönners, lieber auf sich zu ziehen, als unpatriotisch nachzugeben, die Entschließung faßte.

Schon sein Agathon belehrt uns, daß er auch in diesem Fache geregelten Gesinnungen den Vorzug gab, indeß gewann er doch Gegenständen so viel Antheil ab, daß alle seine Beschäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten, über dieselben zu denken. Besonders fühlte er sich auf's neue dazu aufgefordert, als er sich einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung hoffnungsvoller Fürsten versprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieser Art geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da sie in einer Zeit geschrieben sind, wo die Macht der Alleinherrschaft noch nicht erschüttert war, so ist sein Hauptgeschäft, den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzustellen und sie auf das Glück hinzuweisen, das sie in dem Glück der Ihrigen finden sollten.

Nun aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation alles bisher Bestandene niederriß und die Geister aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Gesetzgebung zu berufen schien. Auch hierüber erklärt er sich mit umsichtiger Bescheidenheit und sucht durch verständige Vorstellungen, die er unter mancherlei Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird, und eine freiwillige Vereinigung der Masse undenkbar erscheint, so ist er der erste, der die Einherrschaft wieder anräth und den Mann bezeichnet, der das Wunder der Wiederherstellung vollbringen werde.

Bedenkt man nun hiebei, daß unser Freund über diese Gegenstände nicht etwa hinterdrein, sondern gleichzeitig geschrieben, und als Herausgeber eines vielgelesenen Journals Gelegenheit hatte, ja genöthigt war, sich monatlich aus dem Stegreife vernehmen zu lassen, so wird derjenige, der seinem Lebensgange chronologisch zu folgen berufen ist, nicht ohne Bewunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerksamkeit er den raschen Begebenheiten des Tages folgte und mit welcher Klugheit er sich als ein Deutscher und als ein denkender theilnehmender Mann durchaus benommen hat. Und hier ist es der Ort, der für Deutschland so wichtigen Zeitschrift, des Deutschen Mercurs, zu gedenken. Dieses Unternehmen war nicht das erste in seiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und bedeutend. Ihm verschaffte sogleich der Name des Herausgebers ein großes Zutrauen: denn daß ein Mann, der selbst dichtete, auch die Gedichte anderer in die Welt einzuführen versprach, daß ein Schriftsteller, dem man so herrliche Werke verdankte, selbst urtheilen, seine Meinung öffentlich bekennen wollte, dieß erregte die größten Hoffnungen. Auch versammelten sich werthvolle Männer bald um ihn her, und dieser Verein vorzüglicher Literatoren wirkte so viel, daß man durch mehrere Jahre hin sich des Mercurs als Leitfadens in unserer Literaturgeschichte bedienen kann. Auf das Publikum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend; denn wenn auf der einen Seite das Lesen und Urtheilen über eine größere Masse sich verbreitete, so ward auch die Lust, sich augenblicklich mitzutheilen, bei einem jeden rege, der irgend etwas zu geben hatte. Mehr als er erwartete und verlangte, floß dem Herausgeber zu; sein Glück weckte Nachahmer, ähnliche Zeitschriften entstanden, die erst monatlich, dann wochen- und tagweise sich ins Publicum drängten, und endlich jene Babylonische Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und sind, und die eigentlich daher entspringt, daß jedermann reden und niemand hören will.

Was den Werth und die Würde des Deutschen Mercurs viele Jahre durch erhielt, war die dem Herausgeber desselben angeborne Liberalität. Wieland war nicht zum Parteihaupt geschaffen; wer die Mäßigung als Hauptmaxime anerkennt, darf sich keiner Einseitigkeit schuldig machen. Was seinen regen Geist aufreizte, suchte er durch Menschenverstand und Geschmack bei sich selbst in's Gleiche zu bringen, und so behandelte er auch seine Mitarbeiter, für die er sich keineswegs enthusiasmirte; und wie er die von ihm so hoch geachteten alten Autoren, indem er sie mit Sorgfalt übersetzte, doch öfters in den Noten zu bekriegen pflegte, so machte er auch oft geschätzte, ja geliebte Mitarbeiter durch mißbilligende Noten verdrießlich, ja sogar abwendig.

Schon früher hatte unser Freund wegen größerer und kleinerer Schriften gar manche Anfechtung leiden müssen, um so weniger konnte es ihm als Herausgeber einer Zeitschrift an literarischen Fehden ermangeln. Aber auch hier beweis't er sich als immer derselbe. Ein solcher Federkrieg darf ihm niemals lange dauern, und wie sich's einigermaßen in die Länge ziehen will,

so läßt er dem Gegner das letzte Wort, und geht seines gewohnten Pfades.

Ausländer haben scharfsinnig bemerkt, daß Deutsche Schriftsteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publicum Rücksicht nehmen, und daß man daher in ihren Schriften den Menschen, der sich selbst ausbildet, den Menschen, der sich selbst etwas zu Danke machen will, und folglich den Charakter desselben, gar bald abnehmen könne. Diese Eigenschaft haben wir schon oben Wielanden besonders zugeschrieben, und es wird um so interessanter sein, seine Schriften wie sein Leben in diesem Sinne zu reihen und zu verfolgen, als man früher und später den Charakter unseres Freundes aus eben diesen Schriften verdächtig zu machen suchte. Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre, weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müsse gleichgültig und der Bewegliche wankelmüthig sein. Man bedenkt nicht, daß der Charakter sich nur durchaus aufs Praktische beziehe. Nur in dem, was der Mensch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter, und in diesem Sinne hat es keinen festern, sich selbst immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er sich der Mannigfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Eindruck Herrschaft über sich erlauben wollte, so zeigte er eben dadurch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen. Und so erwarb er sich viele Freunde und erhielt sie. Daß er irgend einen entschiedenen Feind gehabt, ist mir nicht bekannt geworden. Im Genuß seiner dichterischen Arbeiten lebte er viele Jahre in städtischer, bürgerlicher, freundlichgeselliger Umgebung, und erreichte die Auszeichnung eines vollständigen Abdrucks seiner sorgfältig durchgelesenen Werke, ja einer Prachtausgabe derselben.

Aber er sollte noch im Herbst seiner Jahre den Einfluß des Zeitgeistes empfinden und auf eine nicht vorzusehende Weise ein neues Leben, eine neue Jugend beginnen. Der Segen des holden Friedens hatte lange Zeit über Deutschland gewaltet, äußere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern, menschlichen, weltbürgerlichen gar schön zusammen. Der friedliche Städter schien seiner Mauern nicht mehr zu bedürfen, man entzog sich ihnen, man sehnte sich auf's Land. Die Sicherheit des Grundbesitzers gab jedermann Vertrauen, das freie Naturleben zog jedermann an, und wie der gesellig geborne Mensch sich öfters den süßen Trug vorbilden kann, als lebe er besser, bequemer, froher in der Abgesondertheit, so schien auch Wieland, dem bereits die höchste literarische Muße gegönnt war, sich nach einem noch musenhaft ruhigern Aufenthalt umzusehen; und als er gerade in der Nähe von Weimar sich ein Landgut zuzueignen Gelegenheit und Kräfte fand, faßte er den Entschluß, daselbst den Rest seines Lebens zuzubringen. Und hier mögen die, welche ihn öfters besucht, welche mit ihm gelebt, umständlich erzählen, wie er gerade hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber, weil er sich den Menschen wohl entziehen, die Menschen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gastfreier Wirth seine geselligen Tugenden am anmuthigsten entwickelte.

Indeß ich nun jüngere Freunde zu dieser idyllischen Darstellung auffordere, so muß ich nur kurz und theilnehmend gedenken, wie diese ländliche Heiterkeit durch das Hinscheiden einer theuern mitwohnenden Freundin und dann durch den Tod seiner werthen, sorgsamen Lebensgefährtin getrübt worden. Er legt diese theuern Reste auf eignem Grund und Boden nieder, und indem er sich entschließt, die für ihn allzusehr verflochtene landwirthschaftliche Besorgung aufzugeben, und sich des einige Jahre froh genossenen Grundbesitzes zu entäußern, so behält er sich doch den Platz, den Raum zwischen beiden Geliebten vor, um dort auch seine ruhige Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Brüder ihn begleitet, ja gebracht und dadurch seinen schönen und anmuthigen Willen erfüllt, daß die Nachkommen seinen Grabhügel in einem lebendigen Haine besuchen und heiter verehren sollten.

Nicht ohne höhere Veranlassung aber kehrte der Freund nach der Stadt zurück; denn das Verhältniß zu seiner großen Gönnerin, der Herzogin Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verdüstert. Er fühlte nur zu sehr, was es ihm koste, von ihr entfernt zu sein. Er konnte ihren Umgang nicht entbehren, und desselben doch nur mit Unbequemlichkeit und Unstatten genießen. Und so, nachdem er seine Familie bald erweitert, bald verengt, bald vermehrt, bald vermindert, bald versammelt, bald zerstreut gesehen, zieht die erhabene Fürstin ihn in ihren nächsten Kreis. Er kehrt zurück, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürstlichen, nimmt Theil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt, und betrachtet sich nun als Glied des Hauses und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die größere Gesellschaft geboren, ja die größte würde sein eigentliches Element gewesen sein; denn weil er nirgends oben an stehen, wohl aber gern an al-

lem Theil nehmen wollte, und über alles mit Mäßigung sich zu äußern geneigt war, so mußte er nothwendig als angenehmer Gesellschafter erscheinen, ja er wäre es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernst nehmenden Nation noch mehr gewesen.

Denn sein dichterisches, so wie sein literarisches Streben war nicht unmittelbar auf's Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktischen Zweck suchte, ein praktisches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich, und da er, bei ausgebreiteten Kenntnissen, stets an dem Interesse des Tages festhielt, demselben folgte, sich geistreich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus mannichfaltig und belebend; wie ich denn auch nicht leicht jemand gekannt habe, welcher das, was von Andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwiedert hätte.

Bei dieser Art zu denken, sich und Andere zu unterhalten, bei der redlichen Absicht, auf sein Zeitalter zu wirken, verargt man ihm nun wohl nicht, daß er gegen die neuern philosophischen Schulen einen Widerwillen faßte. Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von seinen größern Ansichten präludirte, und in heitern Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äußern schien, da stand er unserm Freunde noch nah genug; als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, so mußten alle die, welche sich bisher in freiem Leben, dichtend so wie philosophirend ergangen hatten, sie mußten eine Drohburg, eine Zwingfeste daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beschränkt werden sollten.

Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war, bei der neuen Geistesrichtung, sobald eine große Masse sich von ihr hinziehen ließ, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang scheinen wollte, als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre und was hievon zunächst abhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen, daß wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höhern Wissens und des sittlichen Handelns, fester als bisher geschehen, zu begründen dachte, wenn man dort ein strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, aus den Tiefen der Menschheit entwickeltes Urtheil verlangte, daß man, sag' ich, den Geschmack auch bald auf solche Grundsätze hinweisen, und deßhalb suchen würde, individuelles Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beseitigen, und ein allgemeines Gesetz zur Entscheidungsnorm hervorzurufen.

Dieß geschah auch wirklich, und in der Poesie that sich eine neue Epoche hervor, welche mit unserm Freunde, so wie er mit ihr in Widerspruch stehen mußte. Von dieser Zeit an erlebte er manches unbillige Urtheil, ohne jedoch sehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieses Umstandes hier ausdrücklich, weil der daraus in der Deutschen Literatur entstandene Conflickt noch keineswegs beruhigt und ausgeglichen ist, und weil ein wohlwollender, wenn er Wielands Verdienst schätzen und sein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herankommen so wie der Folge der Meinungen, von dem Charakter, den Talenten der mitwirkenden Personen genau unterrichtet sein, die Kräfte, die Verdienste beider Theile wohl kennen, und, um unparteiisch zu wirken, beiden Parteien gewissermaßen angehören müßte.

Doch von jenen hieraus entsprungenen, kleineren oder größeren Fehden zieht mich eine ernste Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlassen haben.

Die zwischen unsern Bergen und Hügeln, in unsern anmuthig bewässerten Thälern viele Jahre glücklich angesiedelte Ruhe war schon längst durch Kriegszüge wo nicht verscheucht, doch bedroht. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erstaunen und Schrecken setzte, da das Schicksal der Welt in unsern Spaziergängen entschieden ward, auch in diesen schrecklichen Stunden, denen unser Freund sorglos entgegenlebte, verließ ihn das Glück nicht; denn er ward, erst durch die Vorsorge eines jungen entschlossenen Freundes, dann durch die Aufmerksamkeit der Französischen Gewalthaber gerettet, die in ihm den verdienten weltberühmten Schriftsteller und zugleich ein Mitglied ihres großen wissenschaftlichen Instituts verehrten.

Er hatte bald hierauf mit uns allen den schmerzlichen Verlust Amaliens zu ertragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht, ihm jeden Ersatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwei Kaisern mit Ehrenzeichen begnadet, dergleichen in in seinem langen Leben nicht gesucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber so wie am trüben, so auch am heitern Tage war er sich selbst gleich, und er bethätigt hiedurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem bösen Geschick mäßig zu begegnen versteht.

Am bewunderungswürdigsten jedoch erschien er, körperlich und geistig betrachtet, nach dem harten Unfall, der ihn in so hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter höchlich verletzt ward.

Die schmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Genesung ertrug er mit der größten Gleichmuth, und tröstete mehr seine Freunde als sich selbst durch die Aeußerung: es sey ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschienen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genaß er auch bald, indem sich seine Natur wie die eines Jünglings schnell wieder herstellte, und ward uns dadurch zum Zeugniß, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sei.

Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewährte, so brachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung noch in seiner Lebensweise hervor. Nach seiner Genesung gesellig wie vorher, nahm er Theil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So sehr auch jederzeit sein Blick auf das Irdische, auf die Erkenntniß, die Benutzung desselben gerichtet schien — des Außerweltlichen, des Uebersinnlichen konnte er doch, als ein vorzüglich begabter Mann, keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Conflict, den wir oben umständlich zu schildern für Pflicht gehalten, merkwürdig hervor; denn indem er alles abzulehnen schien, was außer den Gränzen der allgemeinen Erkenntnisse liegt, außer dem Kreise dessen, was sich durch Erfahrung bethätigen läßt, so konnte er sich doch niemals enthalten, gleichsam versuchsweise, über die so scharf gezogenen Linien wo nicht hinauszuschreiten, doch hinüber zu blicken und sich eine außerweltliche Welt, einen Zustand, von dem uns alle angebornen Seelenkräfte keine Kenntniß geben können, nach seiner Weise aufzuerbauen und darzustellen.

Einzelne Züge seiner Schriften geben hiezu mannichfaltige Belege, besonders aber darf ich mich auf seinen Agathodämon, auf seine Euthanasie berufen, ja auf jene schönen, so verständigen als herzlichen Aeußerungen, die er noch vor kurzem offen und unbewunden dieser Versammlung mittheilen mögen. Denn zu unserm Brüderverein hatte sich in ihm eine vertrauensvolle Neigung aufgethan. Schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Mysterien der Alten historisch überliefert worden, floh er zwar nach seiner heitern, klaren Sinnesart jene trüben Geheimnisse, aber verläugnete sich nicht, daß gerade unter diesen, vielleicht seltsamen Hüllen zuerst unter die rohen und sinnlichen Menschen höhere Begriffe eingeführt, durch ahnungsvolle Symbole mächtige, leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünschenswerther dargestellt, und die Fortdauer unsers Daseins sowohl von frischen Schrecknissen eines trüben Aberglaubens, als von den eben so falschen Forderungen einer lebenslustigen Sinnlichkeit gereinigt worden.

Nun als Greis von so vielen werthen Freunden und Zeitgenossen auf der Erde zurückgelassen, sich in manchem Sinne einsam fühlend, näherte er sich unserm theueren Bunde. Wie froh er in denselben getreten, wie anhaltend er unsere Versammlungen besucht, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unsern ehrbaren Gastmahlen beigewohnt, und sich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen, davon sind wir alle Zeugen, wir haben es freundlich und dankbar anerkannt. Ja wenn dieser altgegründete und nach manchem Zeitwechsel oft wieder hergestellte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit sein, indem ein talentvoller Mann, verständig, vorsichtig, umsichtig, erfahren, wohlwollend und mäßig, bei uns seines Gleichen zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft fühlte, die er, der besten gewohnt, als Vollendung seiner menschlichen und geselligen Wünsche so gern anerkannte.

Vor dieser so merkwürdigen und hochgeschätzten Versammlung, obgleich von unsern Meistern aufgefordert, über den Abgeschiedenen wenige Worte zu sprechen, würde ich wohl haben ablehnen dürfen, in der Betrachtung, daß nicht eine flüchtige Stunde, leichte, unzusammenhängende Blätter, sondern ganze Jahre, ja manche wohl überdachte und geordnete Bände nöthig sind, um sein Andenken rühmlich zu feiern, neben dem Monumente, das er sich selbst in seinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich diese schöne Pflicht nur in der Betrachtung: es könne das von mir Vorgetragene dem zur Einleitung dienen, was künftig, bei wiederholter Feier seines Andenkens, von Andern besser zu leisten wäre. Wird es unsern verehrten Meistern gefallen, mit diesem Aufsatz in ihre Lade alles dasjenige niederzulegen, was öffentlich über unsern Freund erscheinen wird, noch mehr aber dasjenige, was unsere Brüder, auf die er am meisten und am eigensten gewirkt, welche eines ununterbrochenen nähern Umgangs mit ihm genossen, vertraulich äußern und mittheilen möchten, so würde hiedurch ein Schatz von Thatsachen, Nachrichten und Urtheilen gesammelt, welcher wohl einzig in seiner Art sein dürfte, und woraus dann unsere Nachkommen schöpfen könn-

ten, um mit standhafter Neigung ein so würdiges Andenken immerfort zu beschützen, zu erhalten und zu verklären.

## Rede bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau,

gehalten von J. W. v. Göthe, am 24. Febr. 1784.

Nach einer alten löblichen Gewohnheit feierten die hiesigen Bergleute jährlich diesen Tag. Sie zogen versammelt zum Gottesdienste mit stiller Hoffnung und frommen Wünschen, daß dereinst die Vorsicht an diesen Ort das Leben und die Freude voriger Zeiten wieder zurückführen werde. Heute aber kommen sie mit herzlicher Munterkeit und einem fröhlichen Zutrauen, uns zu dem angenehmsten Gange abzuholen; sie finden uns bereit, und eine Anzahl wohlgesinnter Männer hier versammelt, die uns auf diesem Wege zu begleiten geneigt sind. Ich freue mich mit einem jeden, der heute sich zu freuen die nächste Ursache hat; ich danke einem jeden, der an unserer Freude auch nur entfernteren Antheil nimmt.

Denn endlich erscheint der Augenblick, auf den diese Stadt schon beinahe ein halbes Jahrhundert mit Verlangen wartet, dem ich selbst schon seit acht Jahren, als so lange ich diesen Landen angehöre, mit Sehnsucht entgegensehe. Das Fest, das wir heute feiern, war einer der ersten Wünsche unsers gnädigsten Herrn bei dem Antritte seiner Regierung, und wir freuen uns um des guten Herrn, so wie um des gemeinen Besten willen, daß auch dieser sein Wunsch endlich zur Erfüllung kommt.

Wer die Uebel kennt, welche den ehemaligen Bergbau zu Grunde gerichtet; wer von den Hindernissen nur einigen Begriff hat, die sich dessen Wiederaufnahme entgegensetzten, sich gleichsam als neue Berge auf unser edles Flötz häuften, und es, wenn ich so sagen darf, in eine noch entferntere Tiefe drückten: der wird sich nicht wundern, daß wir nach so vielen eifrigen Bemühungen, nach so manchem Aufwande, erst heute zu einer Handlung schreiten, die zum Wohl dieser Stadt und dieser Gegend nicht früh genug hätte geschehen können. Er wird sich vielmehr wundern, daß es schon heute geschieht. Denn wie Viele sind nicht, die es für unmöglich gehalten haben, daß man dieses Werk wieder werde aufnehmen, daß man diesen Bergbau wieder werde in Umtrieb setzen können. Und nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit. Denn, belebte unsern gnädigsten Herrn nicht ein anhaltender, unermüdeter Eifer für jede nützliche Anstalt, hätten die höchsten Herren Theilhaber durch eine gefällige Beistimmung das Geschäft nicht erleichtert, wären die Kunstverständigen, die wir um Rath gefragt, nicht so aufgeklärte und gleich Freunden an dem Werke theilnehmende Männer; wäre man durch Verzögerungen ermüdet worden: so könnten wir unsern Weg auch gegenwärtig noch nicht mit einander antreten.

Doch Glück auf! Wir eilen einem Platze zu, den sich unsere Vorfahren schon auserseben hatten, um daselbst einen Schacht niederzubringen. Nicht weit von dem Orte, den sie erwählten, an einem Punkte, der durch die Sorgfalt unsers Geschwornen bestimmt ist, denken wir heute einzuschlagen und unsern neuen **Johannisschacht** zu eröffnen. Wir greifen ihn mit Beistimmung der verständigsten Kenner aller Zeiten an, und befolgen einen durch Jahrhunderte vernachlässigten Rath. Denn man sah von jeher, selbst da noch das Sturmheider Werk im Umtriebe war, diesen Schacht für unentbehrlich an; man wollte mit demselben dem Flötze in einem tiefern Punkte beikommen; den alten Bergbau, der fehlerhaft aus dem Höchsten in's Tiefste ging, verbessern und ihm Dauer auf die Folge geben. Auch als das Sturmheider Werk sich seinem Untergange näherte, erkannte man diesen Schacht für das einzige Rettungsmittel des ohne Rettung verlornen Werkes. Nunmehr aber, da wir jene ersoffenen, abgebaueten Tiefen den Wassern und der Finsterniß auf immer überlassen, soll er uns zu einem neuen, frischen Felde führen, wo wir gewisse unangetastete Reichthümer zu ernten hoffen können.

Dieser Schacht, den wir heute eröffnen, soll die Thüre werden, durch die man zu den verborgenen Reichthümern der Erde hinabsteigt, durch die jene tiefliegenden Gaben der Natur an das Tageslicht gefördert werden sollen. Wir selbst können noch, wenn es uns Gott bestimmt hat, da auf- und niederfahren, und das, was wir uns jetzt nur im Geiste vorstellen, mit der größten Freude vor uns sehen und betrachten. Glück auf also, daß wir soweit gekommen sind!

Nun sei aber auch unsre Vorsicht und unser Eifer bei dem Angriffe des Werks dem Muthe gleich, mit welchem wir da zu gehen. Denn es ist gewiß, daß nunmehr die Schwierigkeiten der Ausführung uns erst recht fühlbar werden müssen. Ich bin von einem Jeden, der bei der Sache angestellt ist, überzeugt, daß er das Seine thun wird. Ich erinnere also Niemanden mit weitläufigen Worten an seine Pflicht; ich schildere nicht das Unheil, das nachlässige und untreue Beamte dem alten Werke zugezogen haben. Denn welcher innerliche Trieb wird nicht aufgemuntert werden,

wenn wir bedenken, daß wir im Stande sind, zum Wohl dieser Stadt, ja eines Theils dieser Gegend, Vieles mit leichter Mühe zu wirken, daß Glück und Ruf eines so vortrefflichen, so vernachlässigten Werkes von unserm Betragen abhängt, und daß wir alle Bewohner der Staaten unsers Fürsten, unsre Nachbarn, ja einen großen Theil von Deutschland zu Beobachtern und Richtern unsrer Handlungen haben werden. Lassen Sie uns alle Kräfte vereinigen, damit wir dem Vertrauen genug thun, das unser gnädigster Herr auf uns gesetzt hat, der Zuversicht, womit so viele Gewerke eine ansehnliche Summe Geldes in unsre Hände legen. Möge sich zu diesem schönen und guten Zwecke das ganze hiesige Publikum mit uns vereinigen!

Ja, meine Herren, auch Sie werden es thun. Ein jeder Ilmenauer Bürger und Unterthan kann dem aufzunehmenden Bergwerk nützen und schaden. Jede neue Anstalt ist wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohlthat forthilft, für die ein Erwachsener nicht danken würde, und so wünsche ich, daß ein Jeder die unsrige ansehen möge. Es thue ein Jeder, auch der Geringste, dasjenige, was er in seinem Kreise zu dessen Beförderung thun kann, und so wird es gewiß gut gehen. Gleich zu Anfange, jetzt, meine Herren, ist es Zeit, dem Werke aufzuhelfen, es zu schätzen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Mißverständnisse aufzuklären, widrige Leidenschaften zu unterdrücken, und dadurch zu dem gemeinen Besten mitzuwirken. Kommt dereinst der Bergbau zu einem lebendigeren Umtrieb, wird die Bewegung und Nahrung dadurch in diesen Gegenden stärker, erhebt sich Ilmenau wieder zu seinem alten Flor: so kann ein Jeder, er sei, wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu sich sagen: auch ich bin nicht müßig geblieben, auch ich habe mich dieses Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift ist, als es noch ein Kind war, liebreich angenommen; ich habe es nähren, schützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude auf die Nachkommenschaft dauern! Ja, möge uns die Nachkommenschaft für das, was wir von heute an thun werden, segnen, und die Unsrigen dieses Segens genießen!

Und nun wollen wir nicht länger verweilen, sondern uns einem Orte, auf den alle unsere Wünsche gegenwärtig gerichtet sind, nähern; vorher aber noch in dem Hause des Herrn einkehren, des Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihre Tiefen verborgen, und dem Menschen den Verstand gegeben hat, sie an das Licht des Tages hervorzubringen. Lassen Sie uns ihn bitten, daß er unserm Vorhaben beistehe, daß er uns bis in die Tiefe begleite, und daß endlich das zweideutige Metall, das öfter zum Bösen, als zum Guten angewendet wird, nur zu seiner Ehre und zum Nutzen der Menschheit gefördert werden möge!

Wenn es Ihnen gefällig ist, wollen wir gehen!

---

## Rede über den Untergang der Freiheit der alten Völker.

### Von Johannes v. Müller.

Der Stempel der Würde unsres Geschlechts, guter Menschen höchstes Gut, und der selten ganz, seltener auf lange erworbene Preis ihres edelsten Strebens, die Freiheit, in allen Verfassungsformen möglich, unmöglich allenthalben, wo Launen der Leidenschaft schrankenlos herrschen, wird hier in dem engern Sinne genommen, der die selbstständige Unabhängigkeit eines gemeinen Wesens von fremder Gewalt bezeichnet. Sie war wohl einst im Anfang der Völker. Aber Zeit und Zweck erlauben nicht hinaufzusteigen, wo aus der Vorwelt friedsamen Hütten über die Frechheit der Riesen, über den gewaltigen Jäger, die erste Klage kaum noch verständlich zu vernehmen ist! Wie könnten wir den Lauf so vieler Zeiten herab das immer neue Spiel verfolgen, das Leidenschaft, Verstand und Kraft mit schwacher Unschuld oder träger Vernachlässigung von jeher getrieben haben? Ohne zu erzählen, wie es kam, daß die natürliche Ordnung, welche aus Geschlechtern Stämme, aus diesen Völker werden läßt, durch Herrschsucht unterbrochen, mehr und mehr dem Kunstwerk großer Staaten wich, beschränken wir uns auf die Zeit, wo die ganze gebildete Welt, so weit sie damals bekannt war, mit Einschluß einiger barbarischer Völker nach zwölfhundertjähriger Ermüdung ihre unhaltbare Freiheit endlich der Willkür eines eignen Herrschers zu übergeben sich genöthigt sah.

Als Augustus Cäsar die Welt übernahm, war jene Blüthe des griechischen Jugendalters, dessen Früchte in Vortrag und Kunst wir in unsrer späten Reife als unübertreffliche Muster mit Recht verehren, längst abgestreift, vergessen die antike Hoheit des wunderbaren Morgenlandes, erblichen und erstorben die Heldenkraft der ersten freien Völker. Nichts desto weniger, welche Welt! Von der scotischen Mauer bis an und über den Euphrat, von dem Sand hinter Cyrene bis an die Sümpfe Westphalens — der Sitz in der Mitte der cultivirtesten Völker, unter dem gemäßigten Himmelsstrich, überall die lachendste Fruchtbarkeit, das Meer von England bis an die Küste von Kolchis, die schönen Länder alle, und nicht, wie wenn sie jetzt von den Türken

erobert würden, sondern im vollkommensten Bau, von den prächtigsten Städten geziert, überall Verfeinerung, Luxus, bei allen Ueberbleibseln der frühern, großen Zeit, und dabei Geist, Gelehrsamkeit, alle Stufen der Bildung in frohester Entwickelung. Diese Welt gehorchte Augustus, und gern.

Nichts wurde mehr vermieden, als der Anschein von Herrschaft. Sie wurde geübt, ja nicht genannt. Man durfte nicht wissen, daß Rom einen Herrn habe. Und wie viel erfand er, um den Unterworfenen alle müßigen Stunden mit Genüssen zu füllen und alle großen Talente mit Litteratur und Verwaltungen zu beschäftigen; wie wußte er die Werkzeuge der Macht, seine Legionen, zugleich zu ehren und fern und in Ordnung zu halten; Wohlstand aber und Frieden so zu begründen, daß man, anderer Zeiten zu gedenken, weder Muße noch Lust habe; indeß begünstigte er, daß Livius die Geschichte derselben freimüthig schrieb, auf daß Niemand glaube, er scheue sie, und sie habe sich geändert. So das Kaiserthum den Nationen einzuzaubern, war seine funfzigjährige Arbeit.

Wie aber, daß in vorigen Zeiten, wo, ich will nicht sagen, Verres raubte, wo zu der Ungerechtigkeit in Cypern Cato sich mißbrauchen ließ, und mit Wucher Brutus die Provinzen aussog, und wie, daß nachmals, bei der Tollheit, Härte und Herabwürdigung der nachfolgenden Cäsarn, beim Wanken des Throns, bei geoffenbartem Geheimniß der Schwäche, nie ein Versuch der Weltbefreiung unternommen ward? Ein Heer, bei weitem nicht zweimal so groß wie das preußische, vermochte, unter den widrigsten Umständen die Römerwelt in Gehorsam zu halten. Sollte wirklich die Stille der willkührlichen Beherrschung den Unruhen der Freiheit vorzuziehen sein?

Aber die größten Menschen aller Art hatten ihre hervorleuchtenden Eigenschaften in dem Kampfe zwischen vielen Parteien und Staaten entwickelt; Volksmenge, Reichthum, Litteratur, Künste waren nie glänzender, als während des Wetteifers der Nationen; man würde der Geschichte nicht glauben, was manche Länder waren, wenn nicht die Steine redeten, die Größe, die Pracht der Ueberbleibsel. Als alles Vorzügliche zusammengedrängt wurde in Eine Stadt, in die verdorbenste, als alle Nationen vor Einer sich beugen mußten, die selbst unterjocht war, hatte schon die nächste, etwas vollständige Geographie, Strabo, die Erödung unzähliger berühmter Städte, das Hinsterben anderer, anzumerken. Hundert Jahre verflossen, und in Trajans goldener Zeit waren in dem ganzen Peloponnesus weniger Menschen, als vorher in der einzigen Stadt Athen; zweihundert Jahre noch, da verfielen die unter August aufgeblühten Städte, lange vor den barbarischen Eroberungen, und das Reich nahm ab und wurde schwach, so daß endlich Gallien, das dem großen Dictator einen zehnjährigen Krieg und das Blut einer halben Million gekostet, unter Anführung eines kaum zwanzigjährigen Jünglings von etwa 25,000 Franken erobert und behauptet wurde. Ist das das Glück, der Flor, die Sicherheit, wofür der freie Stand selbstständiger Nationen bereitwillig hingegeben zu werden verdiente?

Hingegeben freilich war er und blieb es, aber nicht aus Hoffnung, weniger aus Gefühl bessern Seins. Es fielen die Völker und kamen nicht wieder empor, weil ihr Geist erloschen war.

Kein gemeines Wesen vermag zu bestehen ohne Tugend. Und was für eine Tugend? Ich meine das lebendige, thätige Gefühl, das jeder nicht für sich, sondern für ein gemeinsames Vaterland, und nicht für den vorbeifliegenden Augenblick dieses Lebens, sondern für das Wohl, auch der Zukunft, lebt. Hieraus fließt Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Selbstverleugnung, Todesverachtung, jede gute Eigenschaft und das wahre Glück des Lebens, Freundschaft und Liebe, Bewußtsein, Unbefangenheit. Aber als durch die asiatischen Kriege die Kenntniß vieler unbekannten Genüsse den Griechen Anlaß neuer Bedürfnisse wurde, wich die Vaterlandsliebe der marathonischen Helden, wichen die spartanischen Sitten der Habsucht. Von dem an trennte sich der Privatvortheil von dem öffentlichen Wohl; anstatt dem Vaterlande zu dienen, wurde sein Interesse den unersättlichen Begierden dienstbar gemacht, und seine Macht aus Eigennutz das Werkzeug fremder Eroberungen. Aus dieser Verderbniß kam, daß, da jeder alles an sich ziehen wollte, Herrschaft und Freiheit, für Alle unterging; es blieb der Blindheit ihrer Begierden zu lange verborgen, daß, was Jeder und was jede Stadt einbüßte, für Alle verloren war. Hierauf war die macedonische Herrschaft besonders verderblich, weil auf die bösen Künste der Volksverführung nichtswürdigere Hofcabalen folgten, und nach Alexanders Tod und bald erfolgter Ausrottung seiner schwachen Familie, die schnell eroberte Welt seinen Generalen preisgegeben blieb, deren die meisten ohne Bildung oder ohne Moralität, einem stolzen, raubsüchtigen Militär dienen mußten. In allen diesen Königen und Völkern fand Rom keine moralische Haltung; der morsche Bau durfte angerührt werden, und er fiel; Pompejus war den alten Helden nicht zu vergleichen, aber Asien hat er sobald genommen, als gesehen. Hin war, erloschen für immer, dieselbe männliche alte Tugend, ohne deren Feuer

und Licht die politische Welt so wenig blühen kann als die physische ohne die Sonne. Sie war eine edle, liberale Umfassung; nun hatten die Gemüther, wie einschrumpfend, von dem Vaterland, von dem unsterblichen Lorbeer, von dem Gedanken einer ewigen Gerechtigkeit, ihren Sinn auf augenblicklichen Genuß zurückgezogen.

Doch Reichthum, Waffen, Witz hatten sie noch; die Nordafrikaner, die Barbaren Westeuropens, viele alte Tugend und kraftvolle Mannschaft; so daß Zusammenhang und Vereinigung helfen konnte. Allein zu spät faßte der große Mithridat einen solchen Gedanken. Daher von Vielen, ohne Nutzen für die Welt, unvergleichlich gestritten wurde, und alle nach einander vereinzelt fielen.

Alle Selbstständigkeit, alle Größe der Menschen beruhet auf der Kraft, wie der Gebrauch der Kraft auf dem Willen. Wer genau weiß, was er will, und immer und nachdrucksamst es will, dem werden die Mittel nicht fehlen. Aber nicht mit voller Kraft, noch beharrlich wollten jene Völker die Behauptung ihrer Selbstständigkeit: nicht als hätten Proconsuln, nicht als hätte der Schlaf unter demselben Despotismus, ärger als der im Grabe (denn er war doch unruhig) ihnen besser gefallen, als ihr vormaliger Zustand: aber sie waren durch Täuschung leichter einzuschläfern, weil sie die Erfahrung noch nicht vor sich hatten, durch welche ihr erbärmliches Elend und ihr unwürdiger Untergang nach so vielen Jahrhunderten spätere Völker drohend warnt. Also, abgespannt und verweichlicht, ergaben sie sich.

Zwei Institute, wodurch eine öffentliche Meinung und Stimme begründet wird, Religionsvorträge und unser Litteraturwesen, fehlten der alten Welt. In Gebräuchen war der Gottesdienst, ohne Lehrvorträge, die selbst den gemeinsten Theil der Menschen immer doch etwas aus dem Rohen herausarbeiten.

Bei des Christenthums dazumal anbrechendem Licht erschien die Welt nach und nach in dreifacher Ansicht; nicht als hätte das Licht sich geändert, aber nach der Gestaltung des Körpers, auf den es fiel: die damalige Welt, wie eine in unheilbarer Verdorbenheit ihrem Untergang entgegenreifende Unordnung: nachmals, unter den Barbaren, wie eine strenger Zucht bedürftige Bildungsanstalt; endlich, in der neuern Zeit, wie eine Haushaltung von Menschen, die, dem Zuchtmeister entwachsen, je nachdem sie das Erlernte benutzen oder vergessen, der Freiheit froh sind, oder in Dienstbarkeit stürzen. Dazumal war Hoffnungslosigkeit Quelle einer vollkommenen Gleichgültigkeit; diese ist der Tod der Seele.

Gelehrte hatten jene Alten, wie wir, aber ohne jene Mittel, welche die Berührungspunkte der Schriftsteller zu dem Publikum bei uns in das Unendliche vermehrt haben. Es fehlte diese Offenkundigkeit, diese tägliche Mittheilung, durch die Eine erleuchtende Ansicht, Ein entflammendes Wort, wenn auch eines gedrückten Mannes von Genie, jetzt blitzschnell durch Europa läuft, und, wenn die Stunde gekommen ist, wie mit einem electrischen Schlag einstmals Unzählige zu rühren vermag.

Der Werth des Daseins und richtigen Tons der öffentlichen Meinung ist wohl nirgend einleuchtender als in demjenigen Lande, wo der größte König aller Zeiten, dessen Gedächtniß wir feiern, das zuversichtliche Selbstgefühl und von der Tugend seiner Nachfolger die schön bekrönte Hoffnung hatte, daß er das Emporkommen einer freien öffentlichen Meinung nicht nur nicht gehindert, sondern auf alle Art begünstigt hat, wodurch die Freiheit bei uns reeller als irgend, und Sicherheit und Kraft des Staats von dem zufälligen Spiel der Umstände in der Maße unabhängiger geworden, als der feste Wille eines glücklichen Volks jederzeit ein unberechnetes Gewicht in die politische Wagschale legen kann.

In der That, die öffentliche Meinung ist die Weltregentin, das Gesetz auch derjenigen, die sonst keins erkennen. Als aber mit dem ältern Plinius die weltumfassende Gelehrtheit und römischer Seelen herkömmlicher Ernst, und mit Cornelius Tacitus der letzte Hauch freier Wahrheit und Gerechtigkeit verflogen, wurde von den meisten Gelehrten die Pflicht ihres Berufs aus den Augen gesetzt. Furchtsame und feile Seelen wollen wir der verdienten Vergessenheit nicht entziehen; überhaupt aber wich der männliche Sinn und eigenthümliche Verstand dialektischen Spitzfindigkeiten und den Träumereien der Theurgie. Nicht mehr belebte sie jene aus eignem Gefühl ergossene, unwiderstehlich mit fortreißende Flamme; es glänzte in übertriebenen Lobreden erkünstelter Witz, und von den Kenntnissen der Vorwelt, ein geistloser Apparat; nachgeahmt, excerpirt wurde (nicht ohne Glück von einigen) das Alterthum, Eigenthümlichkeit hatte nur der samosatische Spötter, welcher mit seinen Zeitgenossen, ihren Weisen und Göttern seinen Muthwillen trieb.

So fehlte dem entnervten Körper die herstellende Nahrung. Der Mensch in seiner Trägheit beklagt das unabwendbare Schicksal; der große Mann weiß ihm in die Räder zu greifen. Ein Zeitalter, allzuschwach für Glauben an die Götter und sich selbst, staunt Roms Ueberlegenheit an; aber der Mensch ist, was er will, wozu er sich macht.

Glücklich jede spätere Zeit, welche von der vergangenen unterrichtet wird! Darum hat

Friedrich bis in seine höchsten Jahre die Lesung der Alten empfohlen; die ächte Gedächtnißfeier eines großen Mannes ist die Erinnerung dessen, was er geliebt.

---

## Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?

Akademische Antrittsrede von F. v. Schiller.

Erfreuend und ehrenvoll ist mir der Auftrag, meine h. H. H., an ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter so viele Gegenstände des Unterrichts, dem thätigen Weltmann so herrliche Muster zur Nachahmung, dem Philosophen so wichtige Aufschlüsse, und Jedem ohne Unterschied so reiche Quellen des edelsten Vergnügens eröffnet — das große weite Feld der allgemeinen Geschichte. Der Anblick so vieler vortrefflichen jungen Männer, die eine edle Wißbegierde um mich her versammelt, und in deren Mitte schon manches wirksame Genie für das kommende Zeitalter aufblüht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen, läßt mich aber auch die Strenge und Wichtigkeit derselben in ihrem ganzen Umfang empfinden. Je größer das Geschenk ist, das ich Ihnen zu übergeben habe — und was hat der Mensch dem Menschen Größeres zu geben als Wahrheit? — desto mehr muß ich Sorge tragen, daß sich der Werth desselben unter meiner Hand nicht verringere. Je lebendiger und reiner Ihr Geist in dieser glücklichsten Epoche seines Wirkens empfängt und je rascher sich Ihre jugendlichen Gefühle sich entflammen, desto mehr Aufforderung für mich, zu verhüten, daß sich dieser Enthusiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Betrug und Täuschung nicht unwürdig verschwende.

Fruchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnden Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung, begleitet sie ihn; von Allem, was er sich nahm und gab, muß sie Rechenschaft ablegen. Es ist Keiner unter Ihnen Allen, dem Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedene Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwo mit derselben; aber eine Bestimmung theilen Sie Alle auf gleiche Weise mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — sich als Menschen auszubilden — und zu dem Menschen eben redet die Geschichte.

Ehe ich es aber unternehmen kann, meine H. H., Ihre Erwartungen von diesem Gegenstande Ihres Fleißes genauer zu bestimmen, und die Verbindung anzugeben, worin derselbe mit dem eigentlichen Zweck Ihrer so verschiedenen Studien steht, wird es nicht überflüssig sein, mich über diesen Zweck Ihrer Studien selbst vorher mit Ihnen einzuverstehen. Eine vorläufige Berichtigung dieser Frage, welche mir passend und würdig genug scheint, unsere künftige akademische Verbindung zu eröffnen, wird mich in den Stand setzen, Ihre Aufmerksamkeit sogleich auf die würdigste Seite der Weltgeschichte hinzuweisen.

Anders ist der Studierplan, den sich der Brodgelehrte, anders derjenige, den der philosophische Kopf sich vorzeichnet. Jener, dem es bei seinem Fleiße einzig und allein darum zu thun ist, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile desselben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte seines Geistes in Bewegung setzt, um dadurch seinen sinnlichen Zustand zu verbessern und eine kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen, ein solcher wird beim Eintritt in seine akademische Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wissenschaften, die er Brodstudien nennt, von allen übrigen, die den Geist nur als Geist vergnügen, auf das Sorgfältigste abzusondern. Alle Zeit, die er diesen letztern widmete, würde er seinem künftigen Berufe zu entziehen glauben, und sich diesen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihn gemacht werden, und Alles gethan zu haben glauben, wenn er sich fähig gemacht hat, diese Instanz nicht zu fürchten. Hat er seinen Kursus durchlaufen, und das Ziel seiner Wünsche erreicht, so entläßt er seine Führerin — denn wozu noch weiter sie bemühen? Seine größte Angelegenheit ist jetzt, die zusammengehäuften Gedächtnißschätze zur Schau zu tragen, und ja zu verhüten, daß sie in ihrem Werthe nicht sinken. Jede Erweiterung seiner Brodwissenschaft beunruhigt ihn, weil sie ihm neue Arbeit zusendet, oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung schreckt ihn auf, denn sie zerbricht die alte Schulform, die er sich so mühsam zu eigen machte, sie setzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit seines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geschrieen, als der Haufe der Brodgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wissens mehr auf, als eben diese? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sei, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar; sie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil sie bei

dem Schulsystem, das sie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Dasein fechten. Darum kein unversöhnlicherer Feind, kein neidischerer Amtsgehülfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher, als der Brodgelehrte. Je weniger seine Kenntnisse durch sich selbst ihn belohnen, desto größere Vergeltung heischt er von Außen; für das Verdienst der Handarbeiter und das Verdienst der Geister hat er nur Einen Maßstab, die Mühe. Darum hört man Niemand über Undank mehr klagen, als den Brodgelehrten; nicht bei seinen Gedankenschätzen sucht er seinen Lohn, seinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Versorgung. Schlägt ihm dieses fehl, wer ist unglücklicher als der Brodgelehrte? Er hat umsonst gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umsonst nach Wahrheit geforscht, wenn sich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürstengunst verwandelt.

Beklagenswerther Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst, nichts Höheres will und ausrichtet, als der Taglöhner mit dem Schlechtesten! der im Reiche der vollkommensten Freiheit eine Sklavenseele mit sich herum trägt! — Noch beklagenswerther aber ist der junge Mann von Genie, dessen natürlich schöner Gang durch schädliche Lehren und Muster auf diesen traurigen Abweg verlenkt wird, der sich überreden ließ, für seinen künftigen Beruf mit dieser kümmerlichen Genauigkeit zu sammeln. Bald wird seine Berufswissenschaft als ein Stückwerk ihn anekeln; Wünsche werden in ihm aufwachen, die sie nicht zu befriedigen vermag, sein Genie wird sich gegen seine Bestimmung auflehnen. Als Bruchstück erscheint ihm jetzt Alles, was er thut, er sieht keinen Zweck seines Wirkens, und doch kann er Zwecklosigkeit nicht ertragen. Das Mühselige, das Geringfügige in seinen Berufsgeschäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Muth nicht entgegen setzen kann, der nur die helle Einsicht, nur die geahnete Vollendung begleitet. Er fühlt sich abgeschnitten, herausgerissen aus dem Zusammenhang der Dinge, weil er unterlassen hat, seine Thätigkeit an das große Ganze der Welt anzuschließen. Dem Rechtsgelehrten entleidet seine Rechtswissenschaft, sobald der Schimmer besserer Kultur ihre Blößen ihm beleuchtet, anstatt daß er jetzt streben sollte, ein neuer Schöpfer derselben zu sein, und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verbessern. Der Arzt entzweiet sich mit seinem Beruf, sobald ihm wichtige Fehlschläge die Unzuverlässigkeit seiner Systeme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den seinigen, sobald sein Glaube an die Unfehlbarkeit seines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält sich der philosophische Kopf! — Eben so sorgfältig, als der Brodgelehrte seine Wissenschaft von allen übrigen absondert, bestrebt sich jener, ihr Gebiet zu erweitern, und ihren Bund mit den übrigen wieder herzustellen — herzustellen, sage ich, denn nur der abstrahirende Verstand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wissenschaften von einander geschieden. Wo der Brodgelehrte trennt, vereinigt der philosophische Geist. Frühe hat er sich überzeugt, daß im Gebiete des Verstandes, wie in der Sinnenwelt, Alles in einander greife, und sein reger Trieb nach Uebereinstimmung kann sich nicht mit Bruchstücken begnügen. Alle seine Bestrebungen sind auf Vollendung seines Gewissens gerichtet; seine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt seiner Kunst, seiner Wissenschaften steht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überschauet. Neue Entdeckungen im Kreise seiner Thätigkeit, die den Brodgelehrten niederschlagen, entzücken den philosophischen Geist. Vielleicht füllen sie eine Lücke, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch verunstaltet hatte, oder setzen den letzten noch fehlenden Stein an sein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten sie es aber auch zertrümmern, sollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerscheinung, ein neu entdecktes Gesetz in der Körperwelt den ganzen Bau seiner Wissenschaft umstürzen: so hat er die Wahrheit immer mehr geliebt, als sein System, und gern wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und schönern vertauschen. Ja, wenn kein Streich von Außen sein Ideengebäude erschüttert, so ist er selbst, von einem ewig wirksamen Trieb nach Verbesserung gezwungen, er selbst ist der Erste, der es unbefriedigt aus einander legt, um es vollkommener wieder herzustellen. Durch immer neue und immer schönere Gedankenformen schreitet der philosophische Geist zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der Brodgelehrte in ewigem Geistesstillstande das unfruchtbare Einerlei seiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdiensts als der philosophische Kopf. Scharfsichtig und erfinderisch genug, um jede Thätigkeit zu nutzen, ist er auch billig genug, den Urheber auch der kleinsten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brodgelehrten. Jener weiß Alles, was um ihn geschieht und gedacht wird, in sein Eigenthum zu verwandeln — zwischen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinschaft aller Güter des Geistes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben. — Der Brodgelehrte verzäunet sich gegen alle seine Nachbarn, denen er neidisch Licht und Sonne mißgönnt, und bewacht mit

Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur schwach gegen die siegende Vernunft vertheidigt. Zu allem, was der Brodgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von Außen her borgen: der philosophische Geist findet in seinem Gegenstand, in seinem Fleiße selbst, Reiz und Belohnung. Wie viel begeisterter kann er sein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird sein Eifer, wie viel ausdauernder sein Muth und seine Thätigkeit sein, da bei ihm die Arbeit sich durch die Arbeit verjünget. Das Kleine selbst gewinnt Größe unter seiner schöpferischen Hand, da er dabei immer das Große im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brodgelehrte in dem Großen selbst nur das Kleine sieht. Nicht was er treibt, sondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterscheidet den philosophischen Geist. Wo er auch stehe und wirke, er steht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und so weit ihn auch das Object seines Wirkens von seinen übrigen Brüdern entferne, er ist ihnen verwandt und nahe durch einen harmonisch wirkenden Verstand; er begegnet ihnen, wo alle hellen Köpfe einander finden.

Soll ich diese Schilderung noch weiter fortführen, oder darf ich hoffen, daß es bereits bei Ihnen entschieden sei, welches von den beiden Gemälden, die ich Ihnen hier vorgehalten habe, Sie sich zum Muster nehmen wollen? Von der Wahl, die Sie zwischen beiden getroffen haben, hängt es ab, ob Ihnen das Studium der Universalgeschichte empfohlen oder erlassen werden kann. Mit dem Zweiten allein habe ich es zu thun; denn bei dem Bestreben, sich dem Ersten nützlich zu machen, möchte sich die Wissenschaft selbst allzuweit von ihrem höhern Endzweck entfernen, und einen kleinen Gewinn mit einem zu großen Opfer erkaufen.

Ueber den Gesichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Werth einer Wissenschaft zu bestimmen ist, kann ich mich dem Begriff der Universalgeschichte selbst, dem Gegenstand der heutigen Vorlesung, nähern.

Die Entdeckungen, welche unsere europäischen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küsten gemacht haben, geben uns ein eben so lehrreiches als unterhaltendes Schauspiel. Sie zeigen uns Völkerschaften, die auf den mannigfaltigsten Stufen der Bildung um uns herum gelagert sind, wie Kinder verschiedenen Alters um einen Erwachsenen herum stehen, und durch ihr Beispiel ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen, und wovon er ausgegangen ist. Eine weise Hand scheint uns diese rohen Völkerstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unserer eigenen Kultur weit genug würden fortgeschritten sein, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns selbst zu machen, und den verlornen Anfang unsers Geschlechts aus diesem Spiegel wieder herzustellen. Wie beschämend und traurig aber ist das Bild, das uns diese Völker von unserer Kindheit geben! und doch ist es nicht einmal die erste Stufe mehr, auf der wir sie erblicken. Der Mensch fing noch verächtlicher an. Wir finden jene doch schon als Völker, als politische Körper: aber der Mensch mußte sich erst durch eine außerordentliche Anstrengung zur politischen Gesellschaft erheben.

Was erzählen uns die Reisebeschreiber nun von diesen Wilden? Manche fanden sie ohne Bekanntschaft mit den unentbehrlichsten Künsten, ohne das Eisen, ohne den Pflug, einige sogar ohne den Besitz des Feuers. Manche rangen noch mit wilden Thieren um Speise und Wohnung, bei vielen hatte sich die Sprache noch kaum von thierischen Tönen zu verständlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das so einfache Band der Ehe, dort noch keine Kenntniß des Eigenthums; hier konnte die schlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung fest halten, die sich doch täglich wiederholte; sorglos sah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute schlief, weil ihm nicht einfiel, daß er morgen wieder schlafen würde. Krieg hingegen war bei allen, und das Fleisch des überwundenen Feindes nicht selten der Preis des Sieges. Andere, die, mit mehrern Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, schon eine höhere Stufe der Bildung erstiegen hatten, zeigten von Knechtschaft und Despotismus ein schauderhaftes Bild. Dort sah man einen Despoten Afrika's seine Unterthanen für einen Schluck Branntwein verhandeln: hier wurden sie auf seinem Grab abgeschlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wirft sich die fromme Einfalt vor einem lächerlichen Fetisch, und hier vor einem grausenvollen Scheusal nieder; in seinen Göttern malt sich der Mensch. So tief ihn dort Sklaverei, Dummheit und Aberglaube niederbeugen, so elend ist er hier durch das andere Extrem gesetzloser Freiheit. Immer zum Angriff und zur Vertheidigung gerüstet, von jedem Geräusch aufgescheucht, reckt der Wilde sein scheues Ohr in die Wüste; Feind heißt ihm Alles, was neu ist, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an seine Küste schleudert! Kein wirthlicher Herd wird ihm rauchen, kein süßes Gastrecht ihn erfreuen. Aber selbst da, wo sich der Mensch von einer feindseligen Einsamkeit zur Gesellschaft, von der Noth zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungeheuer zeigt er sich unsern Augen! Sein roher Geschmack sucht Fröhlichkeit in der

Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Uebertreibung; Entsetzen erweckt uns selbst seine Tugend, und das, was er seine Glückseligkeit nennt, kann uns nur Ekel oder Mitleid erregen.

So waren wir. Nicht viel besser fanden uns Cäsar und Tacitus vor achtzehnhundert Jahren.

Was sind wir jetzt? — Lassen Sie mich einen Augenblick bei dem Zeitalter still stehen, worin wir leben, bei der gegenwärtigen Gestalt der Welt, die wir bewohnen.

Der menschliche Fleiß hat sie angebaut, und den widerstrebenden Boden durch sein Beharren und seine Geschicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dürren Lande Ströme gegeben. Zonen und Jahreszeiten hat der Mensch durch einander gemengt, und die weichlichen Gewächse des Orients zu seinem rauhern Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Westindien und dem Südmeere trug, hat er Asien in Europa auferstehen lassen. Ein heiterer Himmel lacht jetzt über Germaniens Wäldern, welche die starke Menschenhand zerriß und den Sonnenstrahl aufthat, und in den Wellen des Rheins spiegeln sich Asiens Reben. An seinen Ufern erheben sich volkreiche Städte, die Genuß und Arbeit in munterm Leben durchschwärmen. Hier finden wir den Menschen in seines Erwerbes friedlichem Besitz sicher unter einer Million, ihn, dem sonst ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch seinen Eintritt in die Gesellschaft verlor, hat er wieder gewonnen durch weise Gesetze. Von dem blinden Zwang des Zufalls und der Noth hat er sich unter die sanftere Herrschaft der Verträge geflüchtet, und die Freiheit des Raubthiers hingegeben, um die edlere Freiheit des Menschen zu retten. Wohlthätig haben sich seine Sorgen getrennt, seine Thätigkeiten vertheilt. Jetzt nöthigt ihn das gebieterische Bedürfniß nicht mehr an die Pflugschar, jetzt fordert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld, Vaterland und Herd zu vertheidigen. Mit dem Arme des Landmanns füllt er seine Scheunen, mit den Waffen des Kriegers schützt er sein Gebiet. Das Gesetz wacht über sein Eigenthum — und ihm bleibt das unschätzbare Recht, sich selbst seine Pflicht auszulesen.

Wie viele Schöpfungen der Kunst, wie viele Wunder des Fleißes, welches Licht in allen Feldern des Wissens, seitdem der Mensch in der traurigen Selbstvertheidigung seine Kräfte nicht mehr unnütz verzehrt, seitdem es in seine Willkür gestellt worden, sich mit der Noth abzufinden, der er nie ganz entfliehen soll; seitdem er das kostbare Vorrecht errungen hat, über seine Fähigkeit frei zu gebieten, und dem Ruf seines Genius zu folgen! Welche rege Thätigkeit überall, seitdem die vervielfältigten Begierden dem Erfindungsgeist neue Flügel gaben, und dem Fleiß neue Räume aufthaten! — Die Schranken sind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in feindseligem Egoismus absonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht seines Jahrhunderts kann nunmehr den Geist eines neuern Galilei und Erasmus bescheinen.

Seitdem die Gesetze zu der Schwäche des Menschen herunterstiegen, kam der Mensch auch den Gesetzen entgegen. Mit ihnen ist er sanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbarischen Strafen folgen die barbarischen Verbrechen allmälig in die Vergessenheit nach. Ein großer Schritt zur Veredlung ist geschehen, daß die Gesetze tugendhaft sind, wenn auch gleich noch nicht die Menschen. Wo die Zwangspflichten von den Menschen ablassen, übernehmen ihn die Sitten. Den keine Strafe schreckt und kein Gewissen zügelt, halten jetzt die Gesetze des Anstandes und der Ehre in Schranken.

Wahr ist es, auch in unser Zeitalter haben sich noch manche barbarische Ueberreste aus den vorigen eingedrungen, Geburten des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen sollte. Aber wie viel Zweckmäßigkeit hat der Verstand des Menschen auch diesem barbarischen Nachlaß der ältern und mittlern Jahrhunderte gegeben! Wie unschädlich, ja wie nützlich hat er oft gemacht, was er umzustürzen noch nicht wagen konnte! Auf dem rohen Grunde der Lehen-Anarchie führte Deutschland das System seiner politischen und kirchlichen Freiheit auf. Das Schattenbild des römischen Imperators, das sich diesseits der Apenninen erhalten, leistet der Welt jetzt unendlich mehr Gutes, als sein schreckhaftes Urbild im alten Rom — denn es hält ein nützliches Staatssystem durch Eintracht zusammen; jenes drückte die thätigsten Kräfte der Menschheit in einer sklavischen Einförmigkeit darnieder. Selbst unsere Religion — so sehr entstellt durch die untreuen Hände, durch welche sie uns überliefert worden — wer kann in ihr den veredelnden Einfluß der bessern Philosophie verkennen? Unsere Leibnitze und Locke machten sich um das Dogma und um die Moral des Christenthums eben so verdient, als — der Pinsel eines Raphael und Correggio um die heilige Geschichte.

Endlich unsere Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunst sind sie in einander verschlungen! Wie viel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Noth als vormals durch die feierlichsten Verträge verbrüdert! Den

Frieden hütet jetzt ein ewig geharnischter Krieg, und die Selbstliebe eines Staats setzt ihn zum Wächter über den Wohlstand des andern. Die europäische Staatengesellschaft scheint in eine große Familie verwandelt. Die Hausgenossen können einander anfeinden, aber hoffentlich nicht mehr zerfleischen.

Welche entgegengesetzte Gemälde! Wer sollte in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeschrittenen Bruder des neuern Kanadiers, des alten Celten vermuthen? Alle diese Fertigkeiten, Kunsttriebe, Erfahrungen, alle diese Schöpfungen der Vernunft sind im Raume von wenigen Jahrtausenden in dem Menschen angepflanzt und entwickelt worden; alle diese Wunder der Kunst, diese Riesenwerke des Fleißes sind aus ihm herausgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte diese heraus? Welche Zustände durchwanderte der Mensch, bis er von jenem Aeußersten zu diesem Aeußersten, vom ungeselligen Höhlenbewohner — zum geistreichen Denker, zum gebildeten Weltmann hinaufstieg? — die allgemeine Weltgeschichte giebt Antwort auf diese Frage.

So unermeßlich ungleich zeigt sich uns das nämliche Volk auf dem nämlichen Landstriche, wenn wir es in verschiedenen Zeiträumen anschauen! Nicht weniger auffallend ist der Unterschied, den uns das gleichzeitige Geschlecht, aber in verschiedenen Ländern darbietet. Welche Mannigfaltigkeit in Gebräuchen, Verfassungen und Sitten! Welcher rasche Wechsel von Finsterniß und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückseligkeit und Elend, wenn wir den Menschen auch nur in dem kleinen Welttheil Europa aufsuchen! Frei an der Themse, und für diese Freiheit sein eigener Schuldner; hier unbezwingbar zwischen seinen Alpen, dort zwischen seinen Kunstflüssen und Sümpfen unüberwunden. An der Weichsel kraftlos und elend durch seine Zwietracht; jenseits der Pyrenäen durch seine Ruhe kraftlos und elend. Wohlhabend und gesegnet in Amsterdam ohne Ernte; dürftig und unglücklich an des Ebro unbenutztem Paradiese. Hier zwei entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt, und zu Nachbarn gemacht durch Bedürfniß, Kunstfleiß und politische Bande; dort die Anwohner Eines Stroms durch eine andere Liturgie unermeßlich geschieden! Was führte Spaniens Macht über den atlantischen Ocean in das Herz von Amerika, und nicht einmal über den Tajo und Guadiana hinüber? Was erhielt in Italien und Deutschland so viele Throne, und ließ in Frankreich alle, bis auf einen verschwinden? — Die Universalgeschichte löst diese Frage.

Selbst daß wir uns in diesem Augenblicke hier zusammen fanden, uns mit diesem Grade von Nationalkultur, mit dieser Sprache, diesen Sitten, diesen bürgerlichen Vortheilen, diesem Maaß von Gewissensfreiheit zusammen fanden, ist das Resultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten: die ganze Weltgeschichte würde wenigstens nöthig sein, dieses einzige Moment zu erklären; daß wir uns als Christen zusammen fanden, mußte diese Religion, durch unzählige Revolutionen vorbereitet, aus dem Judenthum hervorgehen, mußte sie den römischen Staat genau so finden, als sie ihn fand, um sich mit schnellem siegendem Lauf über die Welt zu verbreiten, und den Thron der Cäsaren endlich selbst zu besteigen. Unsere rauhen Vorfahren in den thüringischen Wäldern mußten der Uebermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben anzunehmen. Durch seine wachsenden Reichthümer, durch die Unwissenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrscher mußte der Klerus verführt und begünstigt werden, sein Ansehen zu mißbrauchen, und seine stille Gewissensmacht in ein weltliches Schwert umzuwandeln. Die Hierarchie mußte in einen Gregor und Innocenz alle ihre Greuel auf das Menschengeschlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbniß, und des geistlichen Despotismus schreiendes Skandal einen unerschrockenen Augustinermönch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben, und dem römischen Hierarchen eine Hälfte Europens zu entreißen, — wenn wir uns als protestantische Christen hier versammeln sollten. Wenn dies geschehen sollte, so mußten die Waffen unserer Fürsten Karln V. einen Religionsfrieden abnöthigen; ein Gustav Adolph mußte den Bruch dieses Friedens rächen, ein neuer allgemeiner Friede ihn auf Jahrhunderte begründen. Städte mußten sich in Italien und Deutschland erheben, dem Fleiße ihre Thore öffnen, die Ketten der Leibeigenschaft zerbrechen, unwissenden Tyrannen den Richterstab aus den Händen ringen, und durch eine kriegerische Hansa sich in Achtung setzen, wenn Gewerbe und Handel blühen, und der Ueberfluß den Künsten der Freude rufen, wenn der Staat den nützlichen Landmann ehren, und in dem wohlthätigen Mittelstande, dem Schöpfer unserer ganzen Kultur, ein dauerhaftes Glück für die Menschheit heranreifen sollte. Deutschlands Kaiser mußten sich in Jahrhunderte langen Kämpfen mit den Päpsten, mit ihren Vasallen, mit eifersüchtigen Nachbarn entkräften — Europa sich seines gefährlichen Ueberflusses in Asiens Gräbern entladen, und der trotzige Lehenadel in einem mörderischen Faustrecht, Römerzügen und heiligen Fahrten seinen Empörungsgeist ausbluten — wenn das verworrene Chaos sich sondern

und die streitenden Mächte des Staats in dem gesegneten Gleichgewichte ruhen sollten, wovon unsere jetzige Muse der Preis ist. Wenn sich unser Geist aus der Unwissenheit herausringen sollte, worin geistlicher und weltlicher Zwang ihn gefesselt hielt: so mußte der lang erstickte Keim der Gelehrsamkeit unter ihren wüthendsten Verfolgern aufs Neue hervorbrechen, und ein Al Mamun den Wissenschaften den Raub vergüten, den ein Omar an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Elend der Barbarei mußte unsere Vorfahren von den blutigen Urtheilen Gottes zu menschlichen Richterstühlen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunst zur Betrachtung der Natur zurückrufen; der Müßiggang der Mönche mußte für das Böse, das ihre Werkthätigkeit schuf, von fern einen Ersatz zubereiten, und der profane Fleiß in den Klöstern die zerrütteten Reste des Augustischen Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunst hinhalten. An griechischen und römischen Mustern mußte der niedergedrückte Geist nordischer Barbaren sich aufrichten, und die Gelehrsamkeit einen Bund mit den Musen und Grazien schließen, wann sie einen Weg zu dem Herzen finden, und den Namen einer Menschenbilderin sich verdienen sollte. — Aber hätte Griechenland wohl einen Thucydides, einen Plato, einen Aristoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius geboren, wenn diese beiden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politischen Wohlstandes emporgedrungen wären, welche sie wirklich erstiegen haben? Mit einem Wort — wenn nicht ihre ganze Geschichte vorhergegangen wäre? Wie viele Erfindungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchenrevolutionen mußten zusammentreffen, diesen neuen, noch zarten Keimen von Wissenschaft und Kunst Wachsthum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege mußten geführt, wie viele Bündnisse geknüpft, zerrissen und aufs Neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundsatze zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst zu richten, und ihre Kräfte zu einem verständigen Zwecke zu versammeln!

Selbst in den alltäglichsten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden, die ungleichartigsten Perioden der Menschheit steuern zu unserer Kultur, wie die entlegensten Welttheile zu unserem Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unsern Speisen, und der Preis, um den wir sie kaufen, viele unserer kräftigsten Heilmittel, und eben so viele neue Werkzeuge unsers Verderbens — setzen sie nicht einen Columbus voraus, der Amerika entdeckte, einen Vasco de Gama, der die Spitze von Afrika umschiffte?

Es zieht sich also eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menschengeschlechts hinauf, die wie Ursache und Wirkung in einander greifen. Ganz und vollzählig überschauen kann sie nur der unendliche Verstand; dem Menschen sind engere Grenzen gesetzt. I. Unzählig viele dieser Ereignisse haben entweder keinen menschlichen Zeugen und Beobachter gefunden, oder sie sind durch kein Zeichen fest gehalten worden. Dahin gehören alle, die dem Menschengeschlechte selbst und der Erfindung der Zeichen vorhergegangen sind. Die Quelle aller Geschichte ist Tradition und das Organ der Tradition ist die Sprache. Die ganze Epoche vor der Sprache, so folgenreich sie auch für die Welt gewesen, ist für die Weltgeschichte verloren. II. Nachdem aber auch die Sprache erfunden, und durch sie die Möglichkeit vorhanden war, geschehene Dinge auszudrücken und weiter mitzutheilen, so geschah diese Mittheilung Anfangs durch den unsichern und wandelbaren Weg der Sagen. Von Munde zu Munde pflanzte sich eine solche Begebenheit durch eine lange Folge von Geschlechtern fort, und da sie durch Media ging, die verändert werden und verändern, so mußte sie diese Veränderungen mit erleiden. Die lebendige Tradition oder die mündliche Sage ist daher eine sehr unzuverlässige Quelle für die Geschichte; daher sind alle Begebenheiten vor dem Gebrauche der Schrift für die Weltgeschichte so gut als verloren. III. Die Schrift ist aber selbst nicht unvergänglich; unzählig viele Denkmäler des Alterthums haben Zeit und Zufälle zerstört, und nur wenige Trümmer haben sich aus der Vorwelt in die Zeiten der Buchdruckerkunst gerettet. Bei Weitem der größere Theil ist mit den Aufschlüssen, die er uns geben sollte, für die Weltgeschichte verloren. IV. Unter den Wenigen endlich, welche die Zeit verschonte, ist die größere Anzahl durch die Leidenschaft, durch den Unverstand, und oft selbst durch das Genie ihrer Beschreiber verunstaltet und unkennbar gemacht. Das Mißtrauen erwacht bei dem ältesten historischen Denkmal, und es verläßt uns nicht einmal bei einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die sich heute erst, und unter Menschen, mit denen wir leben, und in der Stadt, die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören und aus ihren widersprechenden Berichten Mühe haben, die Wahrheit zu enträthseln, welchen Glauben können wir zu Nationen und Zeiten mitbringen, die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als

durch ihre Jahrtausende von uns entlegen sind? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen bisher geschehenen Abzügen zurückbleibt, ist der Stoff der Geschichte in ihrem weitesten Verstande. **Was** und **wie viel** von diesem historischen Stoff gehört nun der **Universalgeschichte**?

Aus der ganzen Summe dieser Begebenheiten hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, welche auf die **heutige** Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen, unwidersprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben. Das Verhältniß eines historischen Datums zu der **heutigen** Weltverfassung ist es also, worauf gesehen werden muß, um Materialien für die Weltgeschichte zu sammeln. Die Weltgeschichte geht also von einem Prinzip aus, das dem Anfang der Welt gerade entgegenstehet. Die wirkliche Folge der Begebenheiten steigt von dem Ursprung der Dinge zu ihrer neuesten Ordnung herab; der Universalhistoriker rückt von der neuesten Weltlage aufwärts dem Ursprung der Dinge entgegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächst vorhergegangenen in Gedanken hinaufsteigt, und unter den Begebenheiten, die das Letztere ihm darbietet, diejenigen sich merkt, welche den Aufschluß über die nächstfolgenden enthalten — wenn er diesen Gang schrittweise fortgesetzt hat bis zum Anfang, nicht der Welt, denn dahin führt ihn kein Wegweiser — bis zum Anfang der Denkmäler; dann steht es bei ihm, auf dem gemachten Weg umzukehren, und an dem Leitfaden dieser bezeichneten Facten, ungehindert und leicht, vom Anfang der Denkmäler bis zu dem neuesten Zeitalter herunter zu steigen. Dies ist die Weltgeschichte, die wir haben, und die Ihnen wird vorgetragen werden.

Weil die Weltgeschichte von dem Reichthum und der Armuth an Quellen abhängig ist, so müssen eben so viele Lücken in der Weltgeschichte entstehen, als es leere Strecken in der Ueberlieferung giebt. So gleichförmig, nothwendig und bestimmt sich die Weltveränderungen aus einander entwickeln, so unterbrochen und zufällig werden sie in der Geschichte in einander gefügt sein. Es ist daher zwischen dem Gange der **Welt** und dem Gange der **Weltgeschichte** ein merkliches Mißverhältniß sichtbar. Jene möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgeschichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird. Da es ferner leicht geschehen kann, daß der Zusammenhang einer entfernten Weltbegebenheit mit dem Zustand des laufenden Jahres früher in die Augen fällt, als die Verbindung, worin sie mit Ereignissen steht, die ihr vorhergingen oder gleichzeitig waren: so ist es ebenfalls unvermeidlich, daß Begebenheiten, die sich mit dem neuesten Zeitalter aufs Genaueste binden, in dem Zeitalter, dem sie eigentlich angehören, nicht selten **isolirt** erscheinen. Ein Factum dieser Art wäre z. B. der Ursprung des Christenthums und besonders der christlichen Sittenlehre. Die christliche Religion hat an der gegenwärtigen Gestalt der Welt einen so vielfältigen Antheil, daß ihre Erscheinung das wichtigste Factum für die Weltgeschichte wird: aber weder in der Zeit, wo sie sich zeigte, noch in dem Volke, bei dem sie aufkam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erscheinung.

So würde denn unsere Weltgeschichte nie etwas anders, als ein Aggregat von Bruchstücken werden, und nie den Namen einer Wissenschaft verdienen. Jetzt also kommt ihr der philosophische Verstand zu Hülfe, und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüths, welche Einheit Ursache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Alterthums, unter dem Zusammenfluß ähnlicher Umstände von Außen, in den neuesten Zeitläufen wiederkehren; daß also von den neuesten Erscheinungen, die im Kreise unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtlosen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu schließen, ist, wie überall, so auch in der Geschichte ein mächtiges Hülfsmittel: aber sie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt, und mit eben so viel Vorsicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.

Nicht lange kann sich der philosophische Geist bei dem Stoffe der Weltgeschichte verweilen, so wird ein neuer Trieb in ihm geschäftig werden, der nach Uebereinstimmung strebt — der ihn unwiderstehlich reizt, Alles um sich herum seiner eigenen vernünftigen Natur zu assimiliren, und jede ihm vorkommende Erscheinung zu der höchsten Wirkung, die er erkannt, zum **Gedanken** zu erheben. Je öfter also und mit je glücklicherm Erfolg er den Versuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen: desto mehr wird er geneigt, was er als **Ursache** und **Wirkung** in einander greifen sieht, als **Mittel** und Absicht zu verbinden. Eine Erscheinung nach der andern fängt an, sich dem blinden Ungefähr, der gesetzlosen Freiheit zu ent-

geschmückt in dem Pöbel aller Stände hervortritt; in so fern ist sie die ungebildete, rohe, gemeine Gemeinheit. Inwiefern sie aber das Eine und das Andere, bald unter dem Scheine dasselbe zu unterscheiden, trennt, oder in Widerspruch setzt, und bald unter dem Scheine dasselbe zu vereinigen, gleichsetzt oder vereinerleiet; in wiefern sie die feineren Eigenthümlichkeiten des Sinnlichen für das Uebersinnliche, die weniger handgreiflichen Merkmale des Aeußeren für das Innere, und untergeordnete Zwecke für den Zweck aller Zwecke annimmt; und in wiefern sie durch den erkünstelten Schein des Ungemeinen sich verschleiernd und zierend in der gelehrten und in der feinen und großen Welt sich hervorthut: in so fern ist sie die verbildete, vornehmthuende, ungemeine Gemeinheit.

Sonach besteht das Wesen der Gemeinheit überhaupt in der Denkart und Gesinnung derjenigen, welche nur dem Handgreiflichen und Sichtbaren ausschließend wirkliches Sein einräumen, und die schon vom Platon, im Theätet, unter diesem Charakter beschrieben, und mit dem Namen der Uneingeweihten, Unheiligen, Profanen, bezeichnet worden sind. Nicht nur da, wo der sogenannte gemeine Mann, erschöpft durch die dringende Sorge für den lebendigen Leib, nichts Höheres zu fühlen und zu denken vermag, als daß er sich nähren, kleiden, beherbergen, oder was in seiner Sprache dasselbe heißt, daß er leben müsse, ist das Gemeine und Profane, einheimisch. Dasselbe ist auch dort, und zwar noch tiefer eingewurzelt, anzutreffen, wo die Verfeinerung, Vervielfältigung, Verzierung, und selbst die Verschönerung der sinnlichen Bedürfnisse und Genußmittel die einzige, oder doch die hauptsächlichste, Angelegenheit ausmacht, wo die Erfindung und Vervollkommnung der Werkzeuge und Gegenstände des Genusses für die eigenthümlichste Veredlung des menschlichen Lebens gilt, und die schwelgerische Muße des Reichbegüterten das hohe Leben genannt wird.

Am tiefsten ist das Gemeine und Profane dort eingewurzelt, wo dasselbe auf das Ungemeine und Höhere die lautesten und stolzesten Ansprüche macht, wo der Feldherr und der Staatsmann in der Kenntniß und Geschicklichkeit Völker durch Feuer und Schwert zu überwältigen, und durch List und Gewalt zu beherrschen, den erhabensten Beruf eines Menschen zu finden und auszuüben glaubt, — wo der Gelehrte das besondere Fach des Wissens, welches er eben zu bedienen hat, mit Herabsetzung der übrigen für das wichtigste unter allen hält und geltend macht, — wo der Virtuose, im stolzen Genuße seiner Wirksamkeit und seiner Werke, das höchste Leben der Menschheit zu leben wähnt, und auf den Gelehrten, den Staatsmann und den Feldherrn mitleidig herabsieht, — wo der Künstler und der Kunstfreund den Tempel des Geschmacks, der nur der Vorhof zum innersten Heiligthume der Humanität ist, für dieses Heiligthum selber, Religion und Moralität für bloße Aufgaben zu unterhaltenden Compositionen, und das Wesen der Wahrheit aufs Höchste für die Seele einer Grazie ansieht, die keine andere Bestimmung habe, als die Reize eines schönen Leibes zu beleben, — wo endlich der Weltweise von Profession denjenigen Schein der Wahrheit, der eben seinem Eigendünkel am meisten schmeichelt, und durch den er am meisten zu glänzen hofft, für das Wesen der Wahrheit annimmt, durch Witz und Scharfsinn in einem blendenden Lehrgebäude verarbeitet, und zum ewigen Denkmal der Ueberlegenheit seines speculirenden Ichs über jedes Andere aufstellt.

Ueberhaupt macht Entfernung von dem Wesen der Menschheit den gemeinschaftlichen Charakter aller, noch so verschiedener, Erscheinungen der gemeinen und der vornehmen Gemeinheit aus; und wenn es dem Taglöhner, dem Landbauer, dem Handwerker, dem gemeinen Soldaten, dem Dienstboten an Zeit, Gelegenheit und Antrieb gebricht, um sich zum Gefühle und Begriffe jenes Wesens zu erheben: so bleiben hinter diesem Ziele, und zwar mehr aus Willkür als aus Noth, auch diejenigen zurück, welche sich durch äußere Umstände begünstigt, über die gemeine Menschheit erhaben dünken, und in deren Person dem Feldherrn, dem Staatsmanne, dem Gelehrten, dem Künstler, dem Weltweisen — das Wesen der Menschheit untergeordnet oder, da sich dasselbe nicht unterordnen läßt, aufgeopfert wird.

Das Wesen der Menschheit offenbart sich an den Individuen, welche für dasselbe reif geworden, und dadurch zum wahren Menschenleben erwacht sind, zunächst in demjenigen Bestreben nach Wahrheit und Recht, welchem jedes Andere, folglich auch das Bestreben nach Schönheit, Wohlthätigkeit und Gemeinnützigkeit nicht zwar aufgeopfert, aber ausdrücklich und absichtlich untergeordnet ist.

Die Wahrheit wahrhaftig erkennen, und in Kraft dieser Erkenntniß, das heißt, recht handeln, ist die erste Angelegenheit des wahren Menschen als solchen; und dieser glaubt und bekennt daher durch Denkart und Gesinnung, Wort und That: daß das Streben nach Wahrheit und Recht das Einzige sei, was in und durch sich selber und unter allen Umständen und ohne alle Ausnahme gut ist; das Einzige, was durch keinen Zufall weder gegeben noch genommen, durch

keine Freigebigkeit der Natur und des Glücks vermehrt, und durch keine Kargheit von Beiden vermindert werden kann; das Einzige, dem alle Gaben der Natur und des Glücks ihren wahren Werth verdanken, und wodurch die ganze Stufenleiter des Wünschenswerthen und Wissenswürdigen bestimmt wird; das Einzige, das den Zweck aller Zwecke, den Endzweck, ausmacht, dem Genuß und Arbeit, Besitz und Gewerb, Kunst und Wissenschaft, — wenn dieses Alles nicht gemißbraucht werden soll, — als bloßes Mittel unterworfen werden muß; das Einzige, wodurch dem Menschen das wahre Wohlbefinden zugesichert, jedes Unglück unschädlich und heilsam gemacht, und jedes Glück zur Glückseligkeit erhoben wird; das Einzige, wodurch sich der Mensch seiner Verwandtschaft mit dem denkenden Urwesen unmittelbar bewußt wird, in dem Schöpfer und Beherrscher des Weltalls seinen Vater, und in den vernünftigen Bewohnern aller Weltkörper seine Brüder erkennt; das Einzige endlich, wodurch ihm bei seiner Sterblichkeit als Bewohner dieser Erde sichere und heitere Aussicht auf ein Leben jenseits des Grabes eröffnet wird, welches für ihn schon diesseits durch die wahre, und eben darum ewige, Liebe der Wahrheit und des Rechtes angefangen hat.

Die durch dieses Glaubensbekenntniß sich aussprechende, und in der Einhelligkeit der Gefühle und der Begriffe bestehende, lebendige Ueberzeugung ist der seligmachende Glaube des reifen Menschen, das Lebenslicht und die Lebenswärme seines unsterblichen Geistes. Der Gewissenhafte findet diese Ueberzeugung im Gewissen, das heißt, in demjenigen Bewußtsein, welches vor jedem andern wahre Gewißheit hat, weil es durch die Wahrheit, die in demselben von sich selbst zeuget, unmittelbar gewiß ist. Der Stifter des Christenthums hat der Erste diese Ueberzeugung in ihrer Lauterkeit und Lebendigkeit öffentlich verkündigt, und insbesondere in den Ausspruch zusammengefaßt: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott anschauen. Die Philosophie, welche kein erkünstelter Wahn des Eigendünkels ist, maßet sich keineswegs an, diese Ueberzeugung zu begründen, die eher ist, als sie selber, und die von dem Gefühle der Wahrheit ausgeht, zu welchem der Begriff erst hinzu kommen kann. Aber es ist die eigenthümlichste Bestimmung und das erhabenste Geschäft der wahren Philosophie, die Gefühle des Uebersinnlichen gegen die Verdunklung und Mißdeutung durch Begriffe zu verwahren, den Unterschied des Glaubens des Gewissens von Aberglauben und Unglauben wissenschaftlich darzuthun, die Eintracht des Kopfes mit dem Herzen durch deutliche Erkenntniß sicher zu stellen, und sonach zwar nicht die Grundfeste, aber die Schutzwehr des Einen zu sein, das der Menschheit Noth ist.

Es versteht sich also von selbst, daß auch die Freimaurerei keineswegs im ausschließenden Besitze dieses Einen sich befinden, und daß durch dieselbe weder das Christenthum noch die Philosophie, welche über dieses Eine vollkommen einverstanden sind, entbehrlich werden können. Die dem Freimaurer eigenthümlichen Kenntnisse, können weder über den Inhalt der Ueberzeugung, durch welche das Wesen der Menschheit sich offenbart, hinausgehen, noch hinter denselben zurückbleiben; und sie können weder in einer Ansicht des Christenthums bestehen, welche der wahren Philosophie, noch in einem angeblich philosophischen Wissen, das dem wahren Christenthume widerspricht. Für den Fanatismus des Aberglaubens ist die Freimaurerei eine geheime Pflanzschule der Kunst, das Unbegreifliche zu begreifen, das Unsichtbare zu sehen, und das Unmögliche wirklich zu machen. Für den Fanatismus des Unglaubens ist sie eine geheime Pflanzschule derjenigen Aufklärung, welche den Glauben des Gewissens mit dem Aberglauben verwechselt und verwirft. Für den Indifferentismus, welchem Glaube, Aberglaube und Unglaube für Einerlei gilt, ist sie nichts weiter als eine Club-Gesellschaft, die sich von den Uebrigen durch ihr geheimnißvolles Ansehen, durch Almosengeben, und durch die ausgebreiteten Bekanntschaften, die sie veranlaßt, auszeichnet. Aber für den gesunden Verstand des gewissenhaften Mannes kann sie nichts Geringeres und nichts Höheres sein, als eine Anstalt zur Erweckung, Belebung und Fortpflanzung des Glaubens, der vom Wesen der Menschheit ausgeht und auf dasselbe zurückführt.

In dieser allein und wahrhaft ehrwürdigen Eigenschaft unterscheidet die Freimaurerei das besagte Wesen absichtlich und ausdrücklich von allen den Zufälligkeiten, durch welche dasselbe im gemeinen Leben unkenntlich und unwirksam wird. Ihre Mysterien bestehen lediglich in der äußeren Darstellung der Erhabenheit des Berufes vor Allem nach Wahrheit und Recht zu streben, folglich ein wahrer Mensch zu werden, über alle besonderen Berufsarten, welche nur unter Jenem, und durch Jenen allein, probehaltige Schätzbarkeit, inneren Werth und wahre Würde annehmen und behaupten können. Der Tempel, den sie baut, bewohnt, und bewahrt, ist der Anerkennung, dem Genusse und dem Bekenntnisse derjenigen brüderlichen Gleichheit geheiliget, welche unter allen wahren Menschen durch ihren gemeinschaftlichen Beruf stattfindet, und welche nur in dem Auge der gemeinen und vornehmen

Gemeinheit, oder was dasselbe heißt, im Urtheile der Welt, theils durch die bürgerlichen Unterschiede der Stände, theils durch die natürlichen Unterschiede der Glücksgüter, und der Fähigkeiten und Geschicklichkeiten des Kopfes aufgehoben ist.

Diese nichts weniger als gemeine Freimaurerei setzt freilich schon Männer voraus, denen das Wesen der Menschheit am Herzen liegt, Männer, deren Bewußtsein bereits zu klaren Gefühlen und richtigen Begriffen des wahren Menschenwerthes erwacht ist. — Wozu also erst eine besondere Erziehungsanstalt für diese Mündigen? Wozu ein besonderes Bündniß, wozu Zeichen und Symbole, um eine Ueberzeugung zu unterstützen, welche jeder Verbündete schon mit sich in den Bund bringen muß, und die nur aus seinem eigenen Gewissen hervorgehen kann? — Dazu, meine Brüder, auf daß diese Ueberzeugung, welche von außenher auf so mannichfaltige Art erschwert, angefochten, erschüttert wird, auch von außenher erleichtert, angeregt, festgehalten werde. — Dazu, meine Brüder, auf daß auch die Anerkennung des Wesens der Menschheit durch eine ihr angemessene Aeußerung sich absichtlich und ausdrücklich ausspreche; da es überhaupt für den Menschen kein Inneres ohne ein Aeußeres, keinen Geist ohne Buchstaben, keinen Gedanken ohne Wort giebt.

Wenn die rohe Gemeinheit nichts als das Aeußere kennt und liebt, den Geist über dem Buchstaben verliert, und mit Worten ohne Gedanken spielt; so zeichnet sich die verbildete dadurch aus, daß sie im Wahne ihres Eigendünkels auch wohl das Innere ohne das Aeußere wahrnehmen, den Geist ohne Buchstaben auffassen und festhalten, das Uebersinnliche ohne Bilder anschauen, und ohne Worte denken zu können wähnt. Darum werden dieselben Aufklärer und Aufgeklärten, welche theils die Religion überhaupt für einen Wahn des Pöbels ansahen, der durch Symbole und Ceremonien dem Aberglauben huldigt, theils aber nur eine angebliche Religion der Mündigen anerkennen, die in dem Entbehren und Verwerfen aller Symbole und Ceremonien ihr Wesen hat, — auch die Freimaurerei mit den Mißbräuchen der Freimaurer vereinerleien, und die derselben eigenthümliche symbolische Darstellungen des Wesens der Menschheit theils als Thorheiten, theils als Aergernisse verschreien. Der wahrhaft aufgeklärte Mensch hingegen versteht sich auf den Unterschied und Zusammenhang des Geistes und des Buchstabens, durch die Unterordnung des Buchstabens, als des Mittels, unter den Geist, als den Endzweck; und er weiß, daß das Uebersinnliche Wesen der Menschheit sich so wenig, als irgend ein anderer übersinnlicher Gegenstand, nicht ohne eine besondere sinnliche Bezeichnung anerkennen läßt. Je näher ihm jenes Wesen am Herzen liegt, desto lebendiger fühlt er das Bedürfniß, sich dasselbe auch durch den vernunftmäßigen Gebrauch der Einbildungskraft in zweckdienlichen Bildern zu vergegenwärtigen, und durch immer wiederkehrende Anregung von außen nicht weniger, als durch fortwährende Erneuerung im Innern, seinen Glauben und seine Liebe gegen die Verdunklung und Verkältung zu verwahren, denen beides in der sogenannten Welt unvermeidlich ausgesetzt und unterworfen ist. Indem er endlich seine Ansicht der Wahrheit, als die seinige, von der Wahrheit, als solcher, zu unterscheiden bescheiden genug ist, indem er die Täuschungen durch die Selbstliebe nicht weniger kennt und fürchtet, als er der Wahrheit glaubt und vertraut, wird es ihm zu einem dringenden Bedürfnisse, seine individuelle Denkart und Gesinnung durch Mittheilung und Theilnehmung an der Denkart und Gesinnung anderer wahrer Menschen zu veredeln, und das Licht seines Geistes und die Wärme seines Herzens durch die heller und höher auflodernde Flamme zu verstärken, die aus den vereinigten Gemüthern gleichdenkender und gleichgesinnter Freunde der Wahrheit und des Rechtes emporsteigt.

Durch dieses gemeinschaftliche Bedürfniß angetrieben, werden sich diese Geistesverwandten zu allen Zeiten einen stillen Zufluchtsort aufsuchen müssen, wo ihr Glaube und ihre Liebe ungestört, und ungescheut und vollständig sich ausspreche, und durch dieses Aussprechen sich verkläre, verdeutliche und verstärke. Am unentbehrlichsten aber wird ihnen ein solcher Zufluchtsort in einem Zeitalter werden müssen, in welchem der Egoismus, nachdem er im Schooße der sinnlichen Cultur zur vollen Reife gelangt ist, sich ausdrücklicher als je für das Wesen der Menschheit ausgiebt, — wo das Unrecht seine Uebermacht durch List und Gewalt, und die Lüge ihr Blendwerk durch Schmeichelei gegen das Glück und Verläumdung des Unglücks öffentlicher als je ausspricht, — und die Gefahr der Menschen, an der Menschheit irre zu werden, aufs höchste gestiegen scheint.

Während der beispiellosen Periode der neuesten Weltgeschichte, welche mit der französischen Revolution begonnen hat, und nur mit der europäischen sich endigen kann, sind die Denkarten und Gesinnungen, so weit sich dieselben durch die öffentlichen Meinungen und Handlungen ankündigen, zugleich mit den bisherigen Verfassungen und Verwaltungen der Staaten, mehr oder weniger vom Grunde aus erschüttert worden. Die Bande des Herkommens und der Gewohn-

heiten, durch welche die Ansichten und Leidenschaften an die vorige Ordnung der Dinge gebunden waren, sind durch die unwiderstehliche Macht der siegenden Gewalt zerrissen worden, und das dem Kriege eigenthümliche Recht des Stärkern ist eine geraume Zeit hindurch der einstweilige Bestimmungsgrund der menschlichen Schicksale und die Triebfeder geworden, welche die Gemüther durch Furcht und Hoffnung in Bewegung setzt. Dadurch und durch den gewaltsamen Tod, die Verstümmlung, die Beraubung, die Mißhandlung, die Bedrückung von Millionen, mit Einem Worte, durch die Uebel, welche vom Menschen dem Menschen zugefügt, vorzugsweise die Gräuel sind und heißen, sind nach und nach die Gefühle des Menschenwerths abgestumpft und verkältet, und die Begriffe des Menschenwerths verwirrt und verdunkelt worden. Dieser Erfolg war um so unvermeidlicher und ausgebreiteter, weil die Ereignisse, welche ihn herbeiführten, in der Zeit eintraten, da Europa den höchsten Grad seiner bisherigen Cultur erreicht hatte. Insbesondere hatte sich für die deutsche Sprachgenossenschaft während des Friedens nach dem siebenjährigen Kriege, jene Epoche der verbesserten Sprache und Literatur eingefunden, welche mit den goldenen Zeitaltern der Italiener, Franzosen und Engländer wetteiferte, und jedes derselben schon darum übertreffen mußte, weil sie sich die Erzeugnisse aller zu Nutzen machte. Daß in diesem glänzenden Zeitraume auch bei uns die Künste und Wissenschaften vielmehr als Werkzeuge der Geschicklichkeit, als der Sittlichkeit bearbeitet wurden, war um so weniger bemerklich, je mehr man diese beiden Arten der Cultur unter dem gemeinschaftlichen Namen der Aufklärung verwechselte. Daher jene übertriebene Schätzung der Beschaffenheit und des Grades der höheren Geistesbildung der Deutschen, und jene ungemessenen und vermessenen Erwartungen, welche durch die bald darauf plötzlich hereinbrechende Gewalt erschütternder Begebenheiten niedergeschlagen, der Hoffnungslosigkeit, der Verzweiflung und der gefühllosen Gleichgültigkeit Platz gemacht haben. An die Stelle des noch vor Kurzem sich so stolz ankündigenden Vertrauens theils auf die fortschreitende Veredlung der Menschheit, theils auf den besondern Beruf der deutschen Rechtlichkeit und Gründlichkeit, diese Veredlung auf eine ausgezeichnete Weise zu befördern, herrscht gegenwärtig unter den Deutschen theils die bange, jedes höhere Interesse verschlingende, Sorge für bedrohtes Leben und Eigenthum, theils das entnervende Gefühl der Ohnmacht und Wehrlosigkeit eines besiegten Vaterlandes, theils aber auch das Bestreben, aus den Zeitumständen Vortheil zu ziehen, und an der Beute, der Macht und dem Glanze der Sieger Theil zu nehmen. Während die Lenker der öffentlichen Ueberzeugung im Lehrstande immer allgemeiner und lauter dem Glücke huldigen, die Künste und Wissenschaften immer auffallender nach dem Sinne der neuen Brodherrn der Künstler und Gelehrten sich ausdrücken lernen, und selbst Religion und Moralität als Werkzeuge und Verzierungen der Gewalt auftreten müssen: greift unter allen Ständen das schlimmste und gewisseste Kennzeichen des Abfalls der menschlichen Individuen vom Wesen der Menschheit immer weiter um sich, der Indifferentismus, welcher der höchsten Stufe der Verbildung mit der untersten der Rohheit gemein ist, in dem Nichtachten des ewigen Unterschiedes zwischen Recht und Gewalt, Pflicht und Zwang, Gott und Natur, Vernunft und Sinnlichkeit besteht, und der als der populäre Indifferentismus in der Unwissenheit jenes Unterschiedes, als die speculative Indifferenzlehre der modernen Weltweisheit in der eingebildeten Anschauung des Nichtunterschiedes sein Wesen hat.

Allein so gewiß als der besagte Unterschied ewig ist, und das Wesen der Wahrheit selbst ausmacht, und so gewiß das denkende Urwesen über dem Wesen der Dinge und dem Wechsel ihrer Erscheinungen waltet: eben so gewiß ist auch der gegenwärtigen, theils wilden, theils methodischen Verwirrung aller nicht in die Sinne fallender, aber der Vernunft wesentlicher Unterschiede ein Ziel gesetzt, welches selbst durch die Größe der Verwirrung schneller herbei geführt wird. In den Gemüthern der Wenigen, deren Glaube an Wahrheit und Recht die schwere Probe dieser Zeit überstanden, und eben darum an Festigkeit, Lauterkeit und Lebendigkeit gewonnen hat, ist die sicherste Bürgschaft und die wirksamste Gewährleistung der besseren Zukunft aufbewahrt. Ungeblendet sowohl durch die finsteren Erscheinungen des Unglücks, als auch durch die glänzenden des Glücks haben diese Erprobten und Treubefundenen das Wandelbare bestimmter als je von dem Unwandelbaren unterscheiden und demselben unterordnen gelernt, und mit unerschütterlichem Vertrauen erwarten sie den Sieg der Wahrheit und des Rechtes über Täuschung und Willkür, den ihre Ueberzeugung und Rechtschaffenheit herbeiführen hilft. Bei dem so schneidend hervorgetretenen Contraste des durch Eigendünkel und Gewaltsamkeit herrschenden Egoismus haben sie sich einander in ihrer gemeinschaftlichen Denkart und Gesinnung, auch ohne sich persönlich zu kennen, bestimmter als je von den Weltleuten unterscheiden, und inniger achten und lieben gelernt. Wie könnten

sie säumen, einander aufzusuchen, und ausdrücklich den Bund für Wahrheit und Recht zu schließen, der, indem er sich jetzt mehr als je durch Wort und That äußern muß, nicht mehr blos stillschweigend unter ihnen bestehen kann, der den Anmaßungen der Selbstsucht die bescheidene und ruhige Kraft der Ueberzeugung und der Rechtschaffenheit entgegengestellt, und der selbst den Weltleuten unverdächtig bleiben muß, weil er es ihnen ausschließend überläßt, Gewalt durch Gewalt und Täuschung durch Täuschung zu bekämpfen. Im stillen Heiligthume dieses Bundes erhebt und entwickelt sich das höhere Menschenleben, welches im Gewühle und Geräusche des gemeinen Weltlebens verloren geht, eröffnet sich eine unversiegbare Quelle des Trostes und der Erheiterung für eine trostlose und dunkle Gegenwart, und sammelt sich ein unverlierbarer Schatz gereinigter Gefühle und berichtigter Begriffe, zum Behufe einer tröstlichen und heiteren Zukunft. — Mit Einem Worte, meine Brüder! Dieser Bund der Einverstandenen über Wahrheit und Recht ist, was die Freimaurerei vernünftigerweise sein kann und soll, und was dieselbe werden muß, wenn sie nicht, der rohen und verbildeten Gemeinheit überlassen, immer tiefer unter die Werkzeuge der Entartung und Verschlimmerung herabsinken, sondern zum Werkzeuge der Verbesserung und Veredlung verbessert und veredelt werden soll.

Insbesondere kann allein der beschriebene Bund den klar und deutlich gedachten Endzweck ausmachen, durch welchen sich die S. E. W. Große Provinzial Loge in Hamburg und die unter ihr vereinigten Schwester Logen von den Systemen, die entweder wirklich andere Zwecke haben, oder denen der besagte Endzweck nur dunkel und verworren vorschwebt, zu unterscheiden streben. Nur als ein Mitglied jenes Bundes weiß der Freimaurer wirklich, was er will, und will auch wirklich, was er weiß, und weiß und will nichts Geringeres und nichts Größeres, als daß er berufen sei, das Ebenbild der Gottheit im Wesen der Menschheit zu offenbaren, in diesem Sinne wahrer Mensch zu werden, und das wahre Menschwerden befördern zu helfen; so daß von ihm gelten könne, was im Evangelium des heutigen Festtages von Johannes dem Täufer geschrieben steht: „Du wirst ein Prophet des Höchsten genannt werden, denn du wirst einhergehen vor demselben, daß du seinen Weg bereitest, und die Erkenntniß des Heils gebest seinem Volke.“

So wachse dann auch unter dem Segen des höchsten Baumeisters die in diesem Geiste wiedergeborne Sehr Ehrwürdige Loge Amalia im Oriente von Weimar, werde immer stärker in diesem Geiste, und bleibe in ihrer Abgeschiedenheit nicht weniger von dem gemeinen freimaurerischen als von dem übrigen profanen Volke, bis endlich das Wesen der Menschheit aufgehört haben wird, den Weisen und Mächtigen dieser Welt ein Geheimniß zu sein.

---

## Abschiedsrede.

**Von K. A. Böttiger.**

Die furchtbare Stunde, vor welcher ich schon seit Wochen zitterte, weil ich nur zu wohl wußte, was sie mir brächte und nähme, die Stunde des Abschieds von dem, was mir außer meinem Hause das anverwandteste und theuerste hier ist, des Abschieds von meinen ältern und jüngern Freunden in dieser Schule ist da; und kaum vermag ich zwischen dem auf- und niederwogenden Meere der Empfindungen einen geordneten Vortrag zu halten. Wie hat sich die Scene geändert! Achtzehnmal hab' ich von dieser Stätte verdienten und wackern Jünglingen das letzte väterliche Lebewohl zugesprochen. Sie gingen, wohin sie Pflicht und Wissenschaft riefen. Ich blieb umringt vom muntern Kreise des gedeihenden Nachwuchses. Heute ist die Reihe an mir zu gehen. Der einzelne verliert sich in die schnell fortrauschende Woge der Zeit, und seiner wird bald nur noch im leisen Nachhall, als eines Abgeschiedenen, gedacht. Das lebendige, sich aus sich selbst erneuende Institut bleibt und sieht so einzelne Menschen, als ganze Geschlechter in sich vorüberrinnen.

Wenn der Satz wahr ist, daß nur öffentliche Wirksamkeit wahres Leben giebt, so bin ich nach dieser Stunde, womit meine unmittelbare Thätigkeit für diese Anstalt endet, für Weimar todt, und Sie, theure Anwesende, schließen jetzt einen Kreis um einen Sterbenden. Man sagt, daß bei Sterbenden, welche der Todesengel nicht mit überraschender Hast ergreift, sondern Zeit läßt, ihre Rechnung abzumachen, in diesen letzten Stunden oft alle Freuden und Leiden des Lebens dem geschärfteren Auge vorübergehen und eine klare Ansicht gewähren. So möcht' ich wohl auch in diesem entscheidenden Augenblicke mit deutlichem Selbstbewußtsein die rechte und die linke Seite meines Weimarischen Lebens überblicken. Und indem ich mein Auge darauf richte, welch' ein Anblick! Geister, fröhliche Schatten abgeschiedener, aber in meinem Gedächtniß stets fortlebender Wonnestunden drängen sich in immer stärkern und dichtern Haufen um mich her. Wie schön fiel mir mein Loos in Weimar, wie

zum letztenmal um sein Krankenlager versammelten Kinder Denksprüche unvergeßlicher Erinnerung und wirkten noch nach späten Jahren in entscheidenden Augenblicken gleichsam mit magischer Kraft. Auch die Worte des scheidenden Freundes gruben sich tief in die Tafel unsers Gedächtnisses und ihre Züge kamen nach langer Zeit, wo sie längst verloschen zu sein schienen, durch irgend eine unerwartete Bemühung, als wären sie mit einer sympathetischen Dinte geschrieben, plötzlich wieder zum Vorschein. Im Lehrer sind Vater und Freund im vielumfassendsten, ehrwürdigsten Sinne dieser so oft entweihten Wörter vereinigt. Zwar auch sie schlafen vielleicht beim Schlummerliede der Leidenschaften in der Wiege des Lebens. Aber selbst der Todenschlaf ist nicht ohne Wiedererweckung. Mein Glaube ist, daß der menschliche Geist eigentlich gar nichts von dem vergißt, was er je mit vollem Bewußtsein aufgefaßt hatte. Träume und andere Zustände tieferer Erregung würden uns dies, wenn wir nur darauf merken wollten, durch hundert Erfahrungen bestätigen. Daher eben die Pflicht, bei feierlichern Veranlassungen den Griffel für solche heilige Erinnerungsworte ja nicht zu sparen. Geliebte Jünglinge! hier sind die meinigen!

Eine dreifache Würde, ein dreifacher Adel ist der Ihrige. Verkennen Sie diesen nie, und Sie sind für Zeit und Ewigkeit geborgen. Vergessen Sie Ihre Menschenwürde, vergessen Sie Ihre Christenwürde, vergessen Sie Ihre Gelehrtenwürde nie, und die wahre Ehre wird Sie empfangen und zur wahren Glückseligkeit führen.

Sie sind Menschen und als solche im Besitze jener erhabenen Vorrechte, die der allweise Schöpfer in Ihre Natur legte. Mit einem unsterblichen Geiste, mit Besonnenheit, Vernunft und moralischer Freiheit begabt, steht der Mensch auf der obersten Sprosse jener unübersehbaren organisirten und empfindenden Wesen, denen die Gottheit diese Erde zur Wohnung anwies. Selbst in seiner äußeren Bildung und inneren Construktion vereinigen sich alle edleren Formen der Thierheit und darum ist jetzt nur eine vergleichende Anatomie die wahre Zergliederungskunst für Aerzte und Nichtärzte geworden. Wir sind auch in so fern noch immer mit dem uns unvertilgbar aufgedruckten, jedem Thiere, das unsre Kunst zähmt, jedem Element, das die neuere Chemie überwältiget und zersetzt, fühlbaren Ebenbilde der Gottheit versehn. Ja wir sind schon in dieser Rücksicht Diener und Stellvertreter des Allschaffenden auf der Erde. Welch eine unendliche Summe von Kräften und welche unendliche Vervollkommnungsfähigkeit in jeder einzelnen dieser Kräfte schlummern in unserem, zu endloser Fortdauer und ewiger stufenweisen Veredlung, die schon die Sprache der Vernunft auch ohne die heiligste Offenbarung Himmel und Seligkeit nennen würde, erschaffenen Geiste. Sie, meine theuern Jünglinge, sind nicht unbekannt mit dieser Geist- und Herzerhebenden Ansicht, die auch der Glaube der Christen durch die Aussprüche unsers großen Meisters als die allein ächte Christusmoral bestätigt, da wir uns seit mehreren Jahren wöchentlich zweimal darüber mit einander unterhalten haben. Aber auch dies liegt im Plane der höchsten Weisheit: nicht jeder einzelne Mensch soll schon in dieser ersten Vorbereitungsperiode seines Menschenthums die Stufe der Entwicklung, Veredlung und Verfeinerung ersteigen, deren die Menschennatur überhaupt und eine jede im Einzelnen fähig ist. Zu den ursprünglichen Abstufungen, die zwischen der dumpfen Beschränktheit des zum Lastthier erniedrigten, auf seine Scholle gehefteten Halbmenschen und jenen hohen Genien der Menschheit, von welchen unser beliebte Volksdichter sagt:

> es ringt sich aus der Menschheit Schooß
> Jahrhundert lang kaum einer los,

in unübersehbaren Reihen mitten inne liegen, kommt nun auch noch Gunst und Ungunst der äußeren Umstände. Selbst der Geist mit den vortrefflichsten Anlagen wird in Unthätigkeit und kaltem Stumpfsinn erstarren, wenn nicht durch Geburt, frühe Erziehung und alle die übrigen Vergünstigungen, für welche einst Plato den Göttern dankte, der göttliche Funken angefacht, die schlummernde Kraft geweckt und die geweckte und ausgebildete in einen ihr angemessenen Wirkungskreis versetzt wird. Im rohen Kiesel, den der unwissende Indianer zur Stütze seiner elenden Hütte verbraucht, erspäht der Kennerblick des Europäers einen fast unbezahlbaren Edelstein. Aber auch nach dieser Entdeckung muß ihn ein kunstverständiger Juwelier erst schleifen lassen und mit Gold einfassen, ehe er an Alexanders glorreicher Kaiserkrone, oder — an Bonapartes Säbelgriff glänzen kann. So mit den Geistesanlagen der Menschen. Ein Winkelmann bleibt Schulmeister in einem kleinen Städtchen Obersachsens, der Lothringische Hirtenjunge Duval (Du Val) wird nie kaiserlicher Bibliothekar, der Regimentspfeifer Bode nie geheimer Rath in Wort und That für seine Freunde, wenn nicht sehr begünstigende Anstöße und Erweckungen sich finden. Der Geist mit Riesenkräften und herrlichen Anlagen kann, wie dort Hamlet beim Shakespear sagt, in eine Nußschale gesperrt und dort ohnmächtig eingezwängt werden. Oder ist es noch keinem von Ihnen beim Anblick eines

ländlichen, mit hundert kleinen Kreuzen besäeten Kirchhofs beigefallen, was der englische Dichter Gray in einer trefflichen Elegie besungen hat, daß in manchem friedlichen Grabhügel unter dem schwarzbemalten Kreuze die Hülle eines Geistes modert, der voll innerer Energie ein Cäsar oder Gustav Adolph, ein Haller oder Herschel werden konnte, wenn nur die Kunst den rohen Marmor gebildet hätte, jetzt aber in seinem kleinen Dörfchen höchstens der Sprecher einer Gesandtschaft an den Amtmann, oder der erfahrenste Leser des Thüringer Boten in der Schenke geworden ist. Zwar gebührt es uns nicht, vermessene Blicke in die Anstalten Gottes in seiner unermeßlichen Geisterwelt zu thun. Aber so viel dürfen wir uns selbst uus dem Munde des weisen Meisters in Israel zum Trost sagen: in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Gewiß hat der Vater der Geister in seinem Weltenplan tausend andere Entwicklungsanstalten vorzubereiten gewußt, wo auch die hier durch ungünstige Lagen zusammengepreßten Geister alle ihre Kräfte im vollkommensten Ebenmaaße ausdehnen, wo alle Kinder, die es dem Körper oder auch blos dem Geiste nach blieben, erzogen werden sollen. Indeß bleibt es stets ein beneidenswerther Vorzug, seiner vollen Menschenwürde sich schon hier ganz bewußt und schon früh in die glückliche Lage versetzt worden zu sein, in der Körper und Geist eine gleichmäßig geordnete, zweckmäßige Ausbildung erhielten. Doch es giebt zum Glück auch noch eine andere, sehr tröstliche Ansicht, wodurch gleichsam alle Hügel geebnet und alle Thäler erhoben werden, die auf dem Oelberge und auf Golgatha.

Ja! Es giebt eine zweite Würde, die, ganz unabhängig vom größern oder kleinern Maaße der ursprünglichen Geistesanlagen, mit welchen jeder Mensch aus der Hand seines Schöpfers hervorging, und von dem Weltzusammenhang, in welchem diese Anlagen mehr oder weniger geübt und gebildet werden, eine eigene Art unsers Daseins bezeichnet, die nicht im Scheinen und Wissen, sondern im S e i n und G l a u b e n besteht, mit einem Worte, die erhabene Würde der wahren Christusreligion. Sie adelt den Bettler, wie den Fürsten, sie reiniget, sie erleuchtet, sie erhebt uns über uns selbst, und wo die umfassendsten und im Sonnenschein aller menschlichen Glorie wandelnden Geister ihrer freiwillig entbehrten, da fehlte gleichsam die Unterschrift zum Adelbrief, der uns die Pforte des Paradieses öffnen soll. Edler H e r d e r! Du erblicktest noch kurz vor Deinem Ausgange aus dem Lande der Räthsel in einem hohen Gesicht diese Würde, als Du die im Himmel ausgehangene Wage schauetest, in deren einer Wagschaale Kronen und Scepter, Schwerter und Marschallstäbe lagen, und alles, was auf Erden glänzt und Kniebeugung empfängt, auf der andern aber der bescheidene Christenkelch und das Brot der Barmherzigkeit darüber. Jene Schaale flog hoch auf und löste sich in Dunst und Dampf. Diese stieg majestätisch still herab auf die demüthige Bescheidenheit. Und eine Stimme erscholl: Mißklang löset sich auf in Wohlklang. — Diese Würde umstrahlte einst die Jünger Jesu. Arme, ungelehrte Fischer und Zöllner waren es, und sie wurden durch den Geist Jesu, der sie in alle Wahrheit führte, die ersten Wohlthäter des Menschengeschlechtes, umschlossen Völker und Geschlechter der Erde in ihrem himmlischen Netz und wurden die nimmer verstummenden Herolde einer Weltreligion, die sich nun achtzehn Jahrhunderte bewährte und in ihrer geistigen Reinheit und Vollkommenheit noch ferner bewähren wird bis an der Welt Ende. Wenn alles irdische Rüstzeug des blosen Wissens abfällt, alle schimmernden Wolkenpalläste sinnreicher Hypothesen und Systeme zusammenstürzen, bleibt uns diese himmlische Würde um so reiner und unverfälschter. Sie führt uns wahrhaftig zu Gott ein!

Doch entbehrt darum die Bestimmung des Gelehrten und die Gelehrsamkeit ihres großen Werthes nicht. Sie ist vielmehr im Dienst Gottes und der Menschen angewandt, Gott und Menschen sehr angenehm, und, wenn schon das ganze Leben des Menschen eine Schule genannt zu werden verdient, die Schule der Schule. Wohl Ihnen, theure Jünglinge, das Glück, das tausend nicht zu Theil wird, zur auserwählten und, wie einst die Perser ihre Edelsten benannten, zur heiligen Schaar zu gehören, die Gelehrsamkeit und Wissenschaft adelt, das Glück, das sich so mancher talentvolle Knabe hinter der Heerde oder in der Werkstätte ersehnt, wenn es ihm so eng wird, wie einst dem kleinen Naumann in der Glaserbude, dieß Glück ist Ihnen, Schüler und Zöglinge dieser Anstalt, allen zubereitet. Sie sind zu Jüngern der Wissenschaft und Weisheit bestimmt. Der Staat, der einst an Ihnen seine Lehrer, seine Richter, seine Aerzte, kurz seine Stützen und die wohlthätigsten Förderer des einzelnen, und so es sein kann, auch des allgemeinen Menschenwohls erwartet, heftet schon jetzt erwartungsvoll seine Augen auf Sie.

Wohlan, fühlen Sie zuvörderst ganz Ihre erhabene Menschenwürde, entehren Sie diese nie durch das, was den im Himmel geschriebenen Adelbrief des Menschen zerreißt, und ihn unter die Thiere auf dem Felde herabwürdigt, die bloß ihrem Instinct, doch aber auch diesem nach geregelten Zeiten und Naturgesetzen folgen. Schänden Sie sich nie durch Geist und Körper entner-

vende Wollüste, durch zerstörende Unmäßigkeit, durch Haschen nach Kindertand und Schmetterlingsfarben, durch Herzaustrocknende Spielsucht, durch Haß, Neid, Zorn und alles das traurige Gefolge sich selbst vergiftender Leidenschaften. Erhaben über das Kraut, das auf dem Felde wächst, und gen Himmel gerichtet ist das Antlitz des Menschen. — Aber noch ein weit höherer Adel, der zwei Welten mit einander verbindet, die Würde des Christenthums sei Ihnen da Trost, Lehre und Stärkung, wo menschliche Weisheit nicht zureicht. Das wahre Christenthum ist ein Zustand, ein Seyn, ein Wandeln im Licht, ein Fruchtbringen in Geduld, ein ewiges Fortstreben und Wachsen in Vollkommenheit. Der beißt sich die Zähne an der Schale stumpf, ohne den süßen Kern je zu schmecken, der sich nur in Formuliren und Klügeln dabei verliert. Hüten Sie sich vor diesem unseeligen Mißverstand eben so sehr, als vor dem entgegengesetzten Abgrund des selbst durch die neueste Philosophie hochbegünstigten Mysticismus, der, um recht ungestraft ein Egoist sein zu können, sich erst selbst und dann das Universum erschafft und, nachdem er alles, was seit Jahrtausenden den Menschen heilig war, unter seine Füße getreten hat, sich selbst vergöttert und beräuchert. Bewahren Sie sich vor kindischem Nachlallen und vernünftelnden Spötteleien über das, was den größten Denkern, einem Neuton, Leibnitz, Haller das ehrwürdigste war. Sie leben in Weimar, wo durch das zusammenstrahlende Licht großer Geister für solche, die ihr Auge daran noch nicht gewöhnt haben, leicht Erblindung und allerlei böse Augenkrankheiten entstehen können. Ueberhaupt ist es nicht immer auch schon in den Schluchten und Thalgründen Tag, wenn auch die Morgensonne die Gipfel der Berge vergoldet, die nicht selten ihr Rosenlicht von dem Schnee und Eisüberzug erborgen, der ihre hochragenden Häupter umstarrt. Die Weise des Christenthums ist Wärme und Bruderliebe. Wo eine Lehre zugleich erleuchtet und wärmt, die ist von Gott, deren himmlischen Ursprung erkennt man an ihren Früchten. Schämen Sie sich der Lehre Jesu und des einfältigen Glaubens nicht, dem sich von jeher die tiefsinnigsten Forscher unterwarfen. Wer ihn unter Spott und Aergerniß nicht verleugnet, dem wehet die Palme in der letzten Stunde, wo alle Täuschung aufhört, dem winket am Ziele der Kranz! — Doch indem Sie Ihre durch Christusreligion veredelte Menschenwürde früh zu fühlen und ihr gemäß zu handeln anfangen, schätzen und fühlen Sie nun auch die Würde Ihrer besondern Bestimmung zum Gelehrtenstand, die ein scharfsinniger Forscher unserer Tage die oberste Aufsicht über den wirklichen Fortgang des Menschengeschlechts im Allgemeinen, und die stete Beförderung dieses Fortgangs genannt hat. Ich habe Ihnen einmal vom Fackeltanz am Feste des Prometheus im alten Athen erzählt. Dort ging die Fackel, die der weise Prometheus am großen Weltlicht, der Sonne, zuerst zündete, aus Hand in Hand, und wer sie bis ans Ziel trug, ohne daß sie auslöschte, erhielt den Preis. Tausende trugen die helle Fackel der Wissenschaften vor Ihnen, heute, morgen wird sie in Ihre Hände gegeben und Sie sollen sie, dampflos und leuchtend, wieder Ihren Nachfolgern übergeben. Sie werden durch Ihre Bestimmung zum Gelehrtenstand die Seckelmeister des ehrwürdigsten Schatzes der Menschheit, aller großen Erfindungen, Gedanken, Frucht- und Blumenstöcke der sinnenden, singenden, denkenden Menschheit seit dem grauen Alterthum bis auf unsere Tage. Schande dem Trägen und Stumpfsinnigen, der das ihm anvertraute, heilige Pfund im Schweißtuch vergraben oder gar um Tand und Flitter hingeben wollte. Und hier ist das bloße gewissenhafte Aufbewahren noch nicht einmal genug. Wer seinen wahren Beruf fühlt, muß sich und die Wissenschaften, denen er angehört, täglich weiter bringen, er muß der Menge durch neugewonnene Ansichten, durch redlich errungene Eroberungen im Gebiete seiner Wissenschaft weit, weit voraus eilen, muß vergessen, was er gethan hat, und stets nur auf das denken, was er noch zu thun hat. Nie war die Wissenschaft länger, nie das Leben für die Wissenschaft, die in weitere und weitere Kreise sich ausdehnt, nach allen Seiten hin wächst und gleichsam polypenartig immer neue Aeste absetzt, kürzer und beengter. Aber es giebt auch jetzt der Hilfsmittel und Anreizungen weit mehr. Und Sie, theure Jünglinge, haben den Erweckungen und Aufmunterungen vor andern so viele und mannichfaltige. Sie leben in Weimar, umringt, umtönt von den berühmtesten Namen, die unsere Literatur ausspricht, und die genauer kennen zu lernen, der Fremdling aus Osten und Westen hieher wallfahrtet. Jeder Schritt ist gleichsam ein Fußtritt auf klassischem Boden. Ihnen allen sprach ein Herder von dieser Stätte mit seiner sanft eindringenden, unwiderstehlichen Beredtsamkeit noch Worte des Lebens und Geistes ins weiche, jugendliche Herz! Ein edler Urahn unsers hohen Fürstenstammes, der unvergeßliche Wilhelm Ernst, stiftete für 12 ausgezeichnete Jünglinge unter Ihnen, ohne auf Vaterland und Vermögen Rücksicht zu nehmen, nur dem Würdigsten auszutheilen, eine monatlich wiederkehrende Belohnung. Von allen Seiten umgeben Sie die mannichfaltigsten Gelegen-

nisse bewundert oder, was noch weit mehr ist, wegen seiner Rechtschaffenheit geschätzt und wegen seiner Verdienste im weiten Kreise seiner Brüder geliebt. Jedes schriftliche Zeichen Ihres Andenkens, wenn es nur nicht hohl tönt und eitles Schellengeklingel ist, wird mir auch in der Ferne eine frohe Stunde bereiten und die Sammlung vergrößern, die ich zur Erwähltesten meiner kleinen Besitzungen rechne und: Briefe dankbarer Schüler überschrieben habe. Freudig werde ich den, der mich in meinem künftigen Wohnort besucht, an meine Brust drücken und, wo ichs vermag, zu jedes Wohlfahrt auch aus der Ferne mein Scherflein gern beitragen. Allein dieß alles ist doch sehr ungewiß, ist Abdruck und Ausdruck der Sehnsucht, die in solchen Augenblicken rasch nach jeder, auch nicht haltbaren Stütze greift. Eins aber ist gewiß, der Tod, und nach dem Tode das Gericht! So kann ich also auch nur einen Ort mit Gewißheit bestimmen, wo wir uns alle einander zur innigsten Vereinigung nähern können. So wie wir gestern in der gemeinschaftlichen Abendmahlsfeier alle neben einander vor dem Altar und um das Grab des großherzigen Glaubenshelden, des Churfürsten Johann Friedrich herum standen: so lade ich Sie alle jetzt in diesem letzten feierlichen Augenblicke des Scheidens vor Gottes Thron ein und wünsche Sie dort mit mir vom Weltheilande in jene himmlischen Freuden eingeführt zu sehen, wo keine Trennung mehr ist und wo wir auch über den Zusammenhang unserer Schicksale, auch über die ewigen Wirkungen dieser heutigen Stunde noch einmal in einer ausdrucksvollen Geistersprache mit einander Betrachtungen anstellen wollen. Dort ist das Ziel der frohesten Wiedervereinigung. Auf! keiner bleibe zurück! keiner ermüde, den schönen Wettlauf bis zur Stunde, die Kronen auf der Wage hat, fortzusetzen! Dort, ja dort wollen wir einander alle wieder finden!

---

Allwissender, der du Herzen und Nieren prüfest und den Gedanken kennest, der noch nicht gedacht war, du hier Gegenwärtiger, Allgegenwärtiger, du durchschauest die Lauterkeit und Aufrichtigkeit dieser jetzt feierlich gefaßten Entschlüsse. Stärke, befestige, vollende sie in uns allen. Denn von dir kommt beides, das Wollen und das Vollbringen. Präge jede Lehre der Weisheit, deren Anfang und Ende du bist, jede Vorschrift deiner allbeglückenden Religion, die in dieser Schule während meines Hierseins vorgetragen worden ist, präge auch diesen Zuruf in die Herzen der Jünglinge. Ja seegne du, Vater aller Seegnungen, so Stadt als Land, so Fürst als Unterthan, so Meister als Jünger in diesem Pflanzgarten der Menschheit. Seegne, stärke, erhalte unsern gnädigsten Herzog, den Freund, Förderer, Beschützer und Anwald wahrer Aufklärung, die nur leuchtet und wärmt, nicht zündet und tödtet. Er ist stets ein gnädiger und huldreicher Fürst gegen mich gewesen, und hat mir noch in den letzten Tagen erfreuliche Beweise seiner Gnade gegeben. Beglücke du, Allgütiger, jeden seiner Entschlüsse und laß ihn lange die süßesten Früchte und die erquickendsten Schatten von den Bäumen im Garten der Menschheit genießen, die seine pflegende Hand pflanzte und wartete! Seegne das ganze erhabene Fürstenhaus Weimar, vor allen aber die zwei Fürstinnen, auf welche unser Weimar, Angesichts aller deutschredenden Völker, stolz ist, und ohne höfische Schmeichelreden zuerst nennt, wenn es sein Köstlichstes hererzählt. Beide sind mir stets als wahre Landesmütter und mit dem ehrwürdigsten Eifer für alles, was schön ist und wohl lautet, erschienen. Beide würdigten mich zuweilen ihres huldreichen Zutrauens, und nie sprach ich mit ihnen von darbendem Verdienst unter unsern fleißigen, aber nur selten mit Glücksgütern geseegneten Jünglingen, ohne ein Bothe des Trostes und der Hilfe sein zu können. Da sie, wie alle guten Geister, ohne Geräusch und nur im Stillen zu wirken gewohnt sind: so darf ich hier, wo es mir schwer wird zu schweigen, nicht reden. Aber es bedarf meiner ohnmächtigen Stimme nicht. Ihre Thaten stehn im Buche der Menschheit geschrieben, und du, Allwissender, blickest Seegen auf ihre Mutterherzen! — Seegne auch unsern gnädigsten Erbprinzen, dem jetzt unser aller Herzen mit freudiger Sehnsucht entgegenschlagen. Mir wurde in den letzten Tagen seines Hierseins das Glück zu Theil, das ich leicht das beneidenswertheste auf meiner vollen Glückstafel nennen möchte, mit ihm mich regelmäßig über wichtige Gegenstände unterreden zu dürfen, und rein und unverfälscht legte sich da sein vielfachgebildeter, in hoher Unschuld und Güte lieblich aufblühender Geist meinen Augen offen dar! Er ist es werth, vor andern beglückt zu sein! Drei holde Himmelsknaben bringen ihm drei Kränze und jeder schmücke bis auf späte Zeiten seine Scheitel, den Bürgerkranz mit Eichenlaub geschmückt, den von Fette und Ueberfluß des Friedens triefenden Oelkranz und den von Liebe und Hausfrieden geflochtenen Myrtenkranz. Du, Allgütiger, erhöre unsre Gelübde! — Seegne alle hohen Collegien und Räthe unsers Fürsten, die zum Besten rathen, und gieb vor allen den patriotischen Bemühungen des geistlichen Colleigiums, dem ich selbst anzugehören das Glück hatte, fröhliches und ersprießliches Gedeihen.

und hinauf an den ewigen Tafeln der Geschichte — tiefer wurzelt keine Leidenschaft in uns, als das Verlangen nach Herrschaft. Wer herrschen kann; fragt Jahrtausende, ob der nicht herrschen will? Oder tobte des unbändigen Ehrgeizes Flamme nur in Nimrod's oder in Cäsar's Seele? Sind wir Riesen in der Tugend, oder Zwerge im Laster, daß es uns an Vorsatz, oder an Kraft gebricht, auf den Trümmern alter Verfassungen zur Herrschaft über Alle zu steigen, so wie sie? — Euch, euch ruf' ich zu Zeugen auf, ihr verhängnißvollen Berge um Prag! und dich vor allen, du Feld bei Mühlberg! das den trunkenen Uebermuth der Tyrannen sah, und ihr Lustgebrüll hörte und die Worte ihres Stolzes. Wäre nicht, wie ein hoher Berg, den Gottes Feuer trifft, Moritz entflammt werden zu der großen That, den alles fürchtenden, alles wagenden Karl, ihn, in dessen Staaten aufging die Sonne und unterging, der Frankreichs Macht zerbrochen hatte, und in Deutschland die Häupter der Freiheit, die frömmsten und edelkühnsten Fürsten des Reichs, wie Missethäter gefangen hielt; diesen Karl, der mit spanischem Stolze nur sich selbst liebte, und mit welscher Arglist sich selbst kaum traute — einzuschläfern durch eine Kunst, die, zusammengehalten mit dem damaligen rohen Volksgeist in Deutschland, bis zum Wunder steigt, und durch eine Macht zu täuben, deren stärkstes Triebwerk in der Ueberraschung und in der Wetterschnelle lag, mit der sie gebraucht wird — ha! das Jahrtausende hindurch freie Deutschland, euer kühnes, herrliches, unbezwungenes Deutschland — — jetzt wär's der Knechtschaft verabscheutester Wohnsitz. Eure Fürsten, die den edlen Nacken keinem Könige beugen — sie würden ihn hinstrecken unter das Beil des Tyrannen, wenn beim Wollustmahle seine Buhlerin ihr Blut gefodert hätte. Ihr selbst — denkt ja nicht, daß der Bürger überall Bürger sei. Fürsten waren in Deutschland, da Hermann die gepriesene Schlacht der Freiheit schlug: der Geist, der wie ein Todesengel die Legionen würgte — noch lebt er unter uns, und weht stark in jedem Theile unsrer Verfassung — einer Verfassung, die das edle Charakteristische hat, daß in derselben die höchste Gewalt alles Gute wirken kann, und doch zugleich nichts Böses zu wirken vermag .... Wir haben einen Kaiser; denn wie könnte ein so unermeßliches, so zusammengesetztes Ganze ohne einen solchen Centralpunkt der Vereinigung bestehen? Aber dieser Kaiser ist kein Sultan, kein Donnergott, ausgerüstet mit Allmacht; nein, er ist an sehr bestimmte Gesetze, an einen ihm vorgezeichneten ausführlichen Regierungsplan gebunden, den er, unter dem Namen Wahl-Capitulation, beschwören muß, ehe er Kaiser wird. Weil jedoch der Raum vom Belt bis an den Bodensee, vom Rhein bis zur Oder zu groß ist, als daß Eines, auch des außerordentlichsten Menschen Blick ihn übersehen könnte — eine Wahrheit, die schon der Eroberer Karl fühlte, und eben darum sein Reich noch vor seinem Tode unter mehrere Söhne theilte, — so ist dies Ganze, in dem der Geist Eines Ursprungs, Einer Sprache, Eines Oberhaupts wacht, in sehr viele besondere Theile vereinzelt, deren jeder von seinem Fürsten, wie von einem Hausvater, umfaßt und geleitet werden kann ... Wie soll ein Monarch von Spanien, oder wie soll auch nur ein Monarch von Dänemark des seligen Bewußtseins, wie sein Volk des Trostes froh werden können, daß er, Mensch wie er ist, vermöge, das Anliegen, die Bedrückungen, die Wünsche jedes Einzelnen zu erforschen, gleichsam der erste und gemeinsame Hausvater seines Volkes zu sein? Das konnte seinen Britten kein Alfred, seinen Franzosen kein Heinrich IV., seinen Schweden kein Gustav Adolph sein; aber das können euch eure Fürsten. Aus den Tagen grauer Vorzeit, durch eine Folgenreihe edler Ahnherren, die ihr Blut verströmt haben für ihr Volk, an dies Volk mit ganzem Herzen angeheftet, kennen sie alle eure Bedürfnisse, steigen sie, bei dem mäßigen Umfang ihrer Herrschaft, ohne Stolz, ohne Vergessenheit des Einzelnen über der Sorge für's Ganze, in eure kleinsten Verhältnisse herab. Sie sind über euch; aber das Gesetz ist über alle. Mächtig genug, euch wohl zu thun, können sie nie mit Uebergewalt auf euch drücken, so lange diese Ordnung der Dinge fortdauert, in deren Erhaltung ihr Glanz und eure Sicherheit liegt.

Und was hättet ihr von der Allherrschaft eines Einzigen zu erwarten? — Wer Deutschland unterjocht hat und seine siebenhunderttausend bewaffnete Männer, der mußte manche Gefahr, manchen heißen Kampf für die Herrschaft wagen. Und nun, auf der offensten Laufbahn seiner Siege, auf der Scheitelhöhe des Glückes, sollt' er plötzlich stille stehen, wie ein genügsamer Weiser, und in's eiserne Deutschland das goldne Zeitalter zurückzaubern? Nein; wie ein hungriger Adler wird er mit wildem Flügelschlage von Land zu Land stürmen, und seines Ehrgeizes und seiner Herrschsucht keine Grenzen wissen. Da wird über Deutschlands Gauen aus allen Theilen von Europa des Krieges Feuerstrom sich wälzen; da wird nicht gesäet werden, wo der Feind steht,

noch geerntet, wo er hinzieht; da wird man Abgaben auf euch legen, wie Berge. — Zwar manchem unter euch wird der Tyrann stolzlächelnd das Gold zuwerfen, das er euren Fürsten nahm; aber wer wird euch schützen, wenn's ihm morgen lüstet, all dies Gold von euch zurückzufodern sammt dem eurigen? Und was ist Gold gegen Freiheit! — — Gold haben auch eure Juden; Gold hat auch der Thierischdumme und der Bösewicht; Gold hat, mehr als alle andern, der Erde finstrer Bauch; Gold ängstiget und drückt, und ist tausend Zufällen unterworfen: aber die Freiheit wohnt bei Gott, und kommt von Gott, und wärmt das Herz, und leuchtet dem Verstand, wie die Sonne, wann sie mild am Frühlingshimmel glänzt, und der Jüngling und der Greis ihres Strahls sich freut.

Seht in die Zeiten zurück, da die Cäsare in Rom allmächtig über die Erde herrschten.... Da waren alle Länder ausgeplündert, verödet; alle Völker in Knechtschaft und Elend hingehalten; drei Welttheile — Europa, Asien, Afrika — Eine ungeheuer große Pflanzung, worin nicht weniger als 200,000,000 Menschen für eine einzige Stadt am Tyberbach, wie Negern, unter den blutigen Geißelhieben irgend eines Zuchtmeisters, genannt Proconsul ihr qualvolles Leben hinseufzten. Und glaubet nicht, daß darum auch nur die Menschen, die in dieser Einen weltherrschenden Stadt wohnten, desto glücklicher waren. Eben die Ketten, die sie den andern Völkern anlegten: eben die Plagen, Mißhandlungen, Gefahren, die sie über den Erdkreis brachten, litten sie selbst auch. Denn da saß mitten in Rom ein einziges menschliches Ungeheuer, ein Padisha, ein Cäsar, dem die Allmacht, worin er sich fühlte, alle Sinne verrückte; der, indeß er sich allen Lastern des Thieres hingab, die Tugend, wenn sie ja noch unter dem Verderbniß allgemeiner Ueppigkeit hie und da aufzuckte, mit Feuer und Schwerdt verfolgte; der — wie überall, wo Einer Alles kann, und wie noch jetzt der Großsultan — über den, der der nächste an ihm war, mit eben der Leichtigkeit den Tod sprach, wie über irgend einen Sclaven aus Abessinien. So wurden alle Völker von den kleinen Räubern aus Rom rein ausgeplündert: diesen ließ alsdann der große Welttyrann, wenn ihm nach ihrem Golde lüstete, oder wenn ihm eine ihrer Mienen nicht ganz gefiel, oder wenn er sich einmal beim Schmause mehr als gewöhnlich vergnügen wollte, ohne weiteres den Kopf abhacken. Zuletzt traf die Reihe des Todtgestochenwerdens dann freilich ihn selbst auch; aber was nützte das? — Unmittelbar auf ihn kam ein andrer, der nicht minder ras'te; der, wie sein Vorgänger, im Leben vergöttert, und todt in die Tiber geworfen ward. So war die Universalmonarchie gleich verderblich dem, der sie übte, und denen, wider die sie geübt ward! so erdrückte Rom zugleich die Welt und sich selbst!

Dasselbe Loos würde eurer warten, wenn Deutschland unter einen Alleinherrn käme. Selbst Knechte, müßtet auch ihr dem Tyrannen euren gewaltigen deutschen Arm geben, um ihn gleiche Ketten auch andere Völker zu legen: wie aus dem Herzen, wohlthätig für den ganzen Körper, aus- und einströmt das Blut, so würde im verderblichen Laufe auch von Deutschland, wie einst von Rom aus die Knechtschaft über den Erdball kreisen.... O du ewige Macht im Himmel, die du der Freiheit Urquell bist, und die Tugend rächst an dem Laster — nie, nie müsse solche Schmach über unser Vaterland kommen! Nie, nie wieder müss' es auch nur schwindeln an der Kluft, von der es Moritz damals, und bald darauf Gustav Adolph, und mehr als ein Jahrtausend zuvor unser Hermann zurückriß!... Was dreimal beinah wirklich geschah, das könnte zum viertenmal bis zur Erfüllung gelingen. Wer fernt von uns auf ewig die Tage der Schwäche, des Schlafes, der Unkunde seiner Vortheile, und kleinlicher Privatrücksichten, und mannigfacher innerer und äußerer Zerrüttung? Laßt dann einen Mann aufstehen, kühn, planvoll, überwältigend wie Cäsar; einen Mann, dem nichts zu hoch und nichts zu niedrig ist für die Herrschaft: gebt ihm einen Staat, der beim vollen Gebrauche seiner Kräfte eine halbe Million geübter Krieger ins Feld stellen kann, und die Kaiserwürde, die ihm so viel Nachdruck im wesentlichen Einfluß und so viel Gelegenheit zu scheinbarem gewährt; laßt ihn einen Nachfolger haben von gleicher Seelenstärke und von gleichen Grundsätzen — und dann sucht, wann das rollende Rad der Zeit sich um hundert Jahre weiter fortbewegt hat, sucht noch Fürsten in Deutschland und Könige in Europa! — Dann wird sie da sein, jene Zeit, auf die sich eure Schriftsteller, die Patrioten, so hinsehnen, jene goldene Zeit, da auf der Erde nur Ein Herr ist, wie im Himmel nur Ein Gott; da Deutschland den Stolz haben wird, das furchtbare Zuchthaus des Erdballs zu sein; da wir des boshaft süßen Trostes der Knechtschaft genießen werden, daß unsere Fürsten, sie, die wir jetzt noch mit der Ehrfurcht freier Männer lieben, Knechte sind, gleich wie wir. Da wird die Lilie zerknickt werden vom Adler, und der Erbfeind der Christenheit zitternd über den Hellespontus fliehen. Ein Wink des Erdengottes —

weil's so schön und so ruhig ist, wenn man nur Einen Glauben hat, und weil im tiefen Schlafe der Despotie, wo die Seele kraftlos in sich erstirbt, oder nur in wilden Fieberträumen aufzuckt, das Vernünfteln ohnehin wenig frommt — Ein Wink eures Erdengottes wird alles thun, was jetzt, bei dem Unheil getheilter Herrschaft, eure Jesuiten aller Art umsonst mit der geheimsten Arglist bereiten .... O des großen, jubelvollen, langerseufzten Augenblicks! O der Herrlichkeit Deutschlands, für die selbst die Ewigkeit nicht Preis genug hat! Aber diese Herrlichkeit — wird nicht von Dauer sein. Nur der gewaltigste Arm, nur der drangvollste Geist kann eine Welt halten. Unter jedem Schwächern wird sie aufgelöst, und zerfällt in sich. Da kommt vielleicht einst aus Spanien ein Statthalter mit dem siegjauchzenden Kriegsheer, und zerstört unter den Ludwigen, was die Karle schufen: hie und da und dort lodert dann der alte Volksgeist aus seiner Asche, und rasselt in Flammen auf, die der feige Despot auf dem Weltthron nicht mehr niederdrücken kann. Wie sie begann, mit Krieg, und fortdauerte, unter Gewaltthat, so muß sie auch zersplittern — donnernd und tödtend weit umher, wie der Strom, wann seine Eisdecke bricht — die Universalmonarchie, deren Lob eure Schriftsteller mit so viel Begeisterung tönen.

Und diese Universalmonarchie schien uns fernher bereitet zu werden. Schon dröhnte Deutschlands Boden vom Fußtritt der Uebergewalt .... Da schwur Friedrich, der deutschen Freiheit Rächer zu sein! Schwer lagen seine Jahre, schwerer seine Thaten auf ihm; aber es schien ihm so groß, der deutschen Freiheit Rächer zu sein! Böhmens wolkenbeladene Gebirge, sie, die den Helden gesehen hatten im Mannsalter, da seine Seele, gleich einem Feuermeere, Thaten wälzte, wie Wogen, da er kühn über die Möglichkeit hinauszugreifen schien, und dem Tod trotzte auf den Triumphfeldern des Todes: wie staunten sie, als er nun, seiner Verewigung sich bewußt, so harmlos und so ruhig in den dünnen Locken des Alters daherzog vor seinem Heere, bereit zu siegen und zu sterben! Nicht an ihm lag's, daß von dem edelsten seiner Kriege die Geschichttafeln der Nachwelt so wenig enthalten werden; Gott, der seinen eisgrauen Gesalbten dem wichtigeren Werke des Friedens aufsparen wollte, Gott selbst goß aus vollen Schalen Bewunderung seiner Größe und Sehnsucht nach Frieden über seine Feinde aus. Was im vorigen Jahrhundert zu Münster und Osnabrück durch fünfjährige Arbeit der größten Staatsmänner des Welttheils mit Mühe bewirkt ward, das geschah durch Friedrich's Waffenmacht zu Teschen nach einer Unterhandlung von wenigen Wochen.

Aber zum zweitenmal dröhnte Deutschland vom Fußtritt der Uebergewalt. Fürchterlich ward an dem Staatsgebäude gerüttelt, an dem wegen seines Alters und wegen der Lenkung des Erdballs, die von ihm ausgeht, der ganze Welttheil mit eifersüchtiger Ehrfurcht hinaufsieht... Da riß sich Friedrich noch einmal empor im Gefühle seiner Kraft, und warnte so laut, daß es von den Ufern der Spree durch alle Gauen Germaniens hallte. Die Fürsten, von Zutraun und Rührung durchglüht, erkannten seinen weisheitsvollen Ruf, boten sich die eiserne Hand, und schwuren: „niemands Rechte zu verletzen, aber ihre eigenen zu schützen; niemand Gewalt zu thun, aber keine Gewalt zu dulden; der Größte den Kleinsten und der Kleinste den Größten bei dem Seinigen zu erhalten, und mit vereinter Kraft Alles zu wagen für die Freiheit." So ward der deutsche Bund.

Von jeher war's der Herrschsucht wirksamster Grundsatz, den Widerstand, dessen volle Last sie nicht trug, zu vereinzeln: was im Ganzen nicht zu erschüttern war, das fiel getheilt. So erhob sich in den Tagen der Vorzeit zu wiederholten Malen Ein ungeheures Reich, stieg nach und nach über alle übrigen empor, und verschlang zuletzt ganz ruhig eins nach dem andern. Heftet euren Blick auf den Weltstaat der Römer, von dem prokenmäßigen Weiberraube an bis auf die Zerstörung von Carthago. Eben das Rom, das Anfangs mit Mühe den Bezirk einer kleinen deutschen Grafschaft einnahm; warum gebot es zuletzt unumschränkt in allen Theilen der Erde? — Weil aus kleinlichem Interesse, und aus Mangel an Verbindung die übrigen Völker nicht in Zeiten darauf sannen, ihm den Weg zur Universalmonarchie abzugraben.

Endlich, endlich ist sie zu unserm Ohr gedrungen, die Stimme von Jahrtausenden! Seht ihr den Zusammenhang der Verbündeten, der sich von den Wogen des Baltischen Meeres wie eine eiserne Kette hinzieht bis zum starrenden Eis der Alpen, ha! und die großen Seelen, die den Zusammenhang schufen? — Eine solche Macht, wenn sie für die Gesetze kämpft, wer mag sie brechen? Eine solche Glanzschaar edler Fürsten, die lieber Tod wollen als Knechtschaft, wer mag's wagen, mit Trotz, oder mit Gleichgiltigkeit auf sie zu sehen? ... Ihr Bund ist auf Gerechtigkeit gegründet, wie auf einen Felsen. Nicht die Person, nur die Sache soll entscheiden. Wer für das Gesetz ist, für den ist der deutsche Bund. Wer wider das Gesetz ist, wider den ist der deutsche Bund. Er ist für

die Verfassung des Reichs, was für ein ehrwürdiges Gebäude aus den Zeiten der Vorväter die starken Säulen sind, womit der Enkel es unterstützt. In jedem Theile unsers vielfach zusammengesetzten Systems äußert sich sein wohlthätiger Einfluß.

Durch freiwilliges Einverständniß der ersten Glieder des Reichs erleichtert er dem Oberhaupt des Reichs die Handhabung der Gesetze, und macht es eben dadurch mächtiger, als es jemals war. Oder wollt ihr bei euren Kaisern eine größere Macht, als daß sie Alles können für das Gesetz? . . . Die Karle und Ferdinande konnten Alles, auch wider das Gesetz. Aber ihre Zeit, die Zeiten der eisernen Gewaltthat — unter den vielen herzerhebenden Bildern, die im Tempel der deutschen Geschichte glänzen, steht sie da, wie ein dräuender Nachtgeist, auf den aufgethürmten Leichnamen der Freigebornen, blutig, im Rauch zerstörter Städte, und haucht weit umher Entsetzen und Tod. — Deutschlands Kaiser sein, war schon in der ältesten Zeit kein wollüstiges Recht zu thun, was man will, und des Ganzen zu mißbrauchen zu besonderem Vortheil: Deutschlands Kaiser sein, ist ein Amt, zu dessen Annahme nur glühende Liebe zum Vaterlande bewegen sollte, ein Amt, voll Mühen und Beschwerden, wobei man unter häufigem Undank nur so weit thätig sein darf, als das mit nothwendiger Eifersucht abgemessene Verhältniß zwischen Haupt und Gliedern es gestattet. Darum traf uns meist von zweien Uebeln eins, — unsere Kaiser waren zu schwach für das Gesetz, oder zu mächtig wider dasselbe. Der deutsche Bund setzt alles in's Gleichgewicht. In seinem Zweck und in seinen Mitteln will er nichts, als Gerechtigkeit: und die muß auch der Kaiser der Deutschen wollen; denn das hat er durch feierlichen Eidschwur betheuert. Kein Haß, kein Undank wird mehr auf ihm liegen, daß er Gerechtigkeit übt: die größten und edelsten der Fürsten theilen ihn gern mit ihm. — Das kann der deutsche Bund dem Kaiser sein!

Und in den Tagen der geist- und herzschwächenden Ueppigkeit und der höchsten Spannung im Kriege und Frieden; da man so gern, durch den leisen Gifthauch der List, oder durch den Donnersturm der Gewaltthat, alte Verfassungen bricht; da das Verhältniß der Staaten unstät wogt, wie das Meer; da die Uebergewalt jetzt unter dem ehrwürdigen Namen von Menschheitsrechten, den heiligsten Verträgen zuwider, alles ausführt, was ihr behagt, dann plötzlich sich an längstverfallene Formen hängt, und Altes und Neues durcheinander mischt nach verschiedenartigem Vortheil, — was würden in solchen Tagen, ohne diese enge, durch Gerechtigkeit und durch Eintracht starke Vereinigung, eure Fürsten, und was würdet, ohne eure Fürsten, Ihr sein? — Du edles, bescheiden freies, selbstständiges Volk; du Volk, das mit wachsamem Geiste und mit starkem Arm seine und des Welttheils Sicherheit hält; das unter Fürsten steht, deren jeder sein Gebiet bis auf's Einzelne überschauen und mit der Sorge eines Vaters beglücken kann — du würdest, weit von Haus, die Waffen der Herrschsucht tragen müssen, indeß zu Hause deine ehrwürdigen Greise mißhandelt, und deine Weiber und deine Töchter geschändet würden von den Satrapen des Einzigen, der dir nichts, als den thränenwerthen Ruhm lassen würde, gehaßt und gefürchtet zu werden vom Erdkreis.

Aber Friedrich, der jedem seiner Gedanken That, und seiner Thaten jeder Unsterblichkeit gab, — Er hat gesorgt, daß nie solche Gräuel über Deutschland kommen werden. An seinem Grabhügel steht der deutsche Bund, einem Riesen gleich, an dem die Sense der Zeit splittert, kühn wie sein Arm, stark wie sein Geist, gerecht und edel wie sein Herz. Mit ihm schloß er die unabsehbare Reihe seiner Thaten. Sagt nun selbst, ihr freien Männer Deutschlands! ob er sie größer, wohlthätiger, verewigender schließen konnte? ob Er, dem der Bewunderung Thränen fließen werden, so lange das Geschlecht der Menschen fortdauert, nicht auch die heißern Thränen des Dankes verdient, so lange Deutschland durch seine Freiheit hervorragen wird unter den Völkern? — —

Heil dir, daß du vollendet hast, du Held des Jahrhunderts! — vollendet, wie Keiner! . . . . Im glanzbeströmten Schooße der Ewigkeit, zwischen Hermann und Gustav Adolph, ruhst du nun von deinem Todeskampfe, und von den Mühen deiner langjährigen Volksbeherrschung, frohlockend im Gefühle deines Ruhms. Als volle Mannskraft noch die Nerven dir spannte; als in den Schlachten deiner Siege auf Einen Wink deines Auges der Tod unwiderstehbar in die Schaaren deiner Feinde fuhr, und Tausende mit sich hinabriß; da schon standest du auf einem Thatengebirge — tief unter ihm wogte der Zeitstrom — und sahst kühn hinüber mit deinem Heldenblicke an's Gestade der fernen Ewigkeit. Doch, wie damals du, so sah'n auch Alexander einst hinüber, und Cäsar, und Gustav Adolph, und ruhiger, als sie Alle, von Thermopylä's Felsen herab Leonidas. Aber sie riß des Schicksals Arm mitten von ihrem herrlichen Laufe, aus dem drangvollen Zusammenhange ewiger Thaten hinweg: dir, dir vor Allen fiel das beneidete Loos, der größten Men-

schen Erster zu sein. In des Krieges vielveränderlichem Ungestüm Held den Feinden und deinem Volke immer noch Herrscher; im lieblichen Schooße des Friedens ganz Vater dieses Volks, nicht nach dem Maßstabe gewöhnlicher Schwäche, sondern wie's auch Gott den Menschen ist, durch Wohlthun im Großen und durch weise Strenge; in den Geschäften der hohen Politik so fein und so herzvoll, und zugleich so furchtlos und so gefürchtet, so neidlos und so beneidet; ohne auf der Schwindelhöhe des Throns, im langen Lauf einer siebenundvierzigjährigen Volksbeherrschung auch durch Eine dunklere That das Gepräge außerordentlicher Größe zu verwischen und, nicht unter den Lockungen der Wollust — die zu verachten, war das leichteste Werk deiner lichtreinen Seele — aber unter den Zaubern der Königsmacht und unter den eiskalten Schrecken des Todes, der absichtlich langsam gegen dich anzog, als hätt' ihm die Bewunderung den Gang gelähmt, oder als wollt' er deine ganze Stärke prüfen; — danoch, im nervenschwachen zitternden Alter, unter so vieler und so großer Thaten Last, bis hin an den letzten Tag, der die erhabene Seele aus dem Körper losriß, der sie nicht mehr fassen konnte, das starke Ruder des Staats fest im Heldenarm halten, als ob kein Wechsel bevorstünde .... wer — unter Allen, die bei der Nachwelt leben — wer hat's gethan, als Du? Die Eichen auf den Felsen werden sinken mit den Jahren; die Felsen selbst zerbricht einst die alte hungrige Zeit: aber Deines Namens Ruhm wird nimmer vergehen. Heil dir, daß du vollendet hast, du Erster der Helden! — vollendet, wie Keiner!

---

## Das Christenthum in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft.

Rede von C. von Weiller.

Ich sprach vor einem Jahre bei andern feierlichen Anlässen ein Wort über die große religiöse Angelegenheit unserer Zeit. Die freudige Anerkennung, welche meinen damaligen Andeutungen in den verschiedensten Kreisen wurde — von den an Bildung und Rang höchsten bis zu den in beiden Rücksichten einfachsten, übertraf meine kühnste Erwartung. Ich wußte nun bestimmt, daß ich dasjenige berührt hatte, was alle Guten unserer Tage anstreben.

Meine damaligen Erörterungen faßten ihren Gegenstand vorzüglich von der Seite, von welcher derselbe dem Leben angehört. Er ist aber von einer andern auch ein Eigenthum der Wissenschaft. Auf welches Hohe hat diese nicht gegründeten Anspruch?

Die Stelle, von der ich heute spreche, ladet zur Betrachtung der genannten Angelegenheit in letzterer Beziehung ein. Und Dank dem Genius der Zeit und des Vaterlandes, daß nun auch in diesen der Wissenschaft geweihten Hallen von göttlichen Dingen gesprochen werden kann. Wir erinnern uns noch der Zeit, in welcher Christenthum und Wissenschaft in gegenseitigem Mißtrauen einander gegenüberstanden, einer Zeit, in welcher das Christenthum für die Wissenschaft nur Verdammung zu haben schien, und die Wissenschaft für das Christenthum nur Hohn hatte. Nun ist es anders. Die Zeit hat das Heilige, wie sich dasselbe am vollkommensten im Christenthume offenbart, dem Gemüthe näher gebracht, und der deutsche Ernst hat das dem Gemüthe Nahe auch der Erkenntniß zu gewinnen angefangen. Das Christenthum, nicht mehr zu fromm für die Forschung, scheut sich auch nicht mehr vor der Wissenschaft. Die Wissenschaft nicht mehr zu vornehm für die Frömmigkeit, schämt sich nicht mehr des Christenthums.

Gerade die wissenschaftliche Beziehung des Christenthums ist aber gegenwärtig auch von ausgezeichneter Wichtigkeit. Der Zustand unserer Zeit gehört unter die eigenthümlichsten. Wann hatten sich am Menschen alle geistigen Hauptanlagen zugleich so aufgethan, wie jetzt? Einmal herrschte die Phantasie vor, unterjochend alle andern Kräfte, ein andermal das Gefühl, wieder ein andermal der Verstand oder die Thatkraft. Gegenwärtig bewegen sich alle diese Kräfte in einem, wenn gleich noch nicht harmonischen, doch schon allseitig sehr regen Leben. Das Christenthum erhält dadurch nothwendig gleichfalls eine besondere Stellung zur Gegenwart. Nur dem in seiner Ganzheit erfaßten, wie es bestimmt und fähig ist, alle Höhen unseres Lebens zu besetzen, will die Zeit huldigen. Diese Natur desselben muß also nachgewiesen werden. Die großen unermeßlichen Bedeutungen, zu deren lebendiger Ahnung der Geist nun erwacht ist, müssen bestimmt ausgesprochen, die zartesten, heiligsten Regungen, welchen das Gemüth nun offen steht, müssen lebendig bezeichnet, die höchsten überirdischen Kräfte, zu welchen sich der Wille nun zu erheben strebt, müssen deutlich genannt werden. Die Zeit will sich jetzt mehr als jemals mit allen höhern Anlagen zugleich fühlend, denkend und handelnd in dem Heiligthume bewegen. Das kann sie nur, wenn sie von der Wissenschaft unterstützt wird. Das Christenthum kann sich unserer Zeit blos unter der Bedingung bemächtigen, daß sich die Wissenschaft

— des Christenthums bemächtigt. Zwar fand sich dieses auch bisher schon oft in der Gewalt von jener, und blieb dem Leben, wofür es eigentlich vom Himmel kam, doch fremd. Aber die Wissenschaft selbst war es ebenfalls. Jetzt hat sich dieses Verhältniß geändert. Die Kluft zwischen Leben und Wissenschaft beginnt sich zu schließen. Diese sonst nur dem Kopfe entsproßen, und sich blos unter Begriffen bewegend, nähert sich, gestützt auf Ideen, jetzt auch unseren Herzen. Was daher als Lebensprincip in unsere Zeitgenossen gehörig eingehen soll, muß in dieser verwickeltern geistigen Lebensform eindringen. Man will jetzt auf allen höheren Gebieten, vorzüglich auf dem höchsten, zugleich klar fühlen und lebendig denken, um eben so bestimmt als kräftig handeln zu können.

Indem ich hier den religiösen Ahnungen und Bestrebungen unserer Zeit wissenschaftliche Richtung und Deutung zu geben suche, spreche ich wieder nicht blos aus mir, sondern aus tausend und abermal tausend gleich gestimmten Gemüthern. Ich sage nichts, was nicht allen unbefangenen christlichen Zeitgenossen auch ohne mich vorschwebte. Aber in einer bewegten Zeit kommt Alles darauf an, daß ihr klar werde, wovon sie dunkel getrieben wird. Von der Erkenntniß der bewegenden Kräfte hangt in solchem Falle die Richtung und das Heil der Bewegung ab, denn sind diese Kräfte guter Art, so ziehen sie unwiderstehlich an sich, sind sie das Gegentheil, so stoßen sie eben so unvermeidlich ab. In jedem Falle ist mit der Einsicht in das Wahre der Sieg des Guten eingeleitet. Dem erkannten Guten zu widerstehen, ist höchstens dem einzelnen Menschen, nicht dem ganzen Geschlechte, nicht einem größeren Theil desselben möglich.

Auch berühre ich hier wieder nur das Allgemeine, das über den Unterschieden in ewiger Unveränderlichkeit waltet. Ich deute wieder nur den Geist der Vereinigung an, der jetzt auf dem Gebiete der Religion eben so eigenthümlich als mächtig durch die Welt geht. Ich nenne nur diejenige Einheit, in der sich die Verschiedenheit mittelbar aussöhnen, da ihre gegenseitigen Naturen einander unmittelbar widerstehen. Ich habe also immer nur die unsichtbare Kirche im Auge, die, einst hoch über alle sichtbaren schwebend sich nun vielfältig schon segnend, auf diese herabsenkt und an Einsicht, Kraft und Zahl ihrer Mitglieder so sehr anwächst, daß ihr eine eigne Art von Sichtbarkeit zum Bedürfniß geworden, und auch wohl nicht lange mehr vorzuenthalten ist. Es wird daher hier abermals keine Rede von einer der einzelnen Meinungen sein, durch welche sich die Parteien trennen, sondern nur von jenen gemeinsamen Wahrheiten, in welchen alle einig sind. Es ist schlechthin nicht auf irgend eine specielle Polemik abgesehen, sondern lediglich auf Reinigung und Belebung jener höheren Ansichten, welche über alle Polemik erhaben sind, weil sie es über jede Einseitigkeit und Beschränkung sind.

Ich lege die kleine Gabe mit erhöhtem Gefühl auf den Altar, auf welchem das Vaterland heute eines seiner geliebtesten Feste feiert. Es ist dieselbe heilige Liebe, welche den Trieb der gegenwärtigen Feier und den Gegenstand der Untersuchung bildet, durch die wir an dieser Feier theilnehmen. Das Gemüth fühlt sich also ergriffen, es mag sich der Erörterung, oder dem Anlasse zuwenden, bei welchem sich die Erörterung ausspricht.

---

Zu dem jüdischen Lehrer Schammai kam einst ein Heide und sagte: „Lehre mich das Gesetz — in der Zeit, daß ich auf einem Fuße stehe!“ Schammai nahm einen Stock und jagte ihn fort. Der Heide ging zu Hillel, und dieser willfahrte ihm, indem er sagte: „Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue auch andern nicht. Das ist das ganze Gesetz.“

Den Heiden trieb eine richtige Ahnung, und Hillel verstand dieselbe. Alles Große ist einfach, das Größte ist das einfachste.

Darum ist das Christenthum, diese höchste aller göttlichen Anstalten, bei aller Unendlichkeit seines Wesens am kürzesten zu fassen. Sein ganzer unermeßlicher Inhalt liegt in dem Worte: „Liebe.“ Das Christenthum ist Liebe, heilige, immer und überall rege Liebe, kräftige, kein Opfer scheuende, durch keine Anstrengung, durch keinen Widerstand, selbst durch keinen Haß zu ermüdende Liebe, Liebe als Nachsicht, als Versöhnlichkeit, als Wohlthätigkeit, als Treue, als Gerechtigkeit, Liebe im Ernste des Lebens, und in dessen Heiterkeit, Liebe in allen Formen und Lagen, unendliche Liebe. Liebe ist die Quelle alles christlichen Glaubens, das Ziel aller christlichen Hoffnung, die Basis alles christlichen Seins und Thuns, ist das eigentliche Geheimniß des Christenthums. Soll ich die einzelnen Stellen anführen, die darüber in den heiligen Urkunden vorkommen? Sie finden sich von der ersten Zeile bis zu der letzten, Soll ich auf die Erläuterungen und Bestätigungen hinweisen, welche der Wandel des Heilands enthält? Sein Leben ist ein einziger unendlicher Odemzug von Liebe.

Wenn auch andere Religionsanstalten Liebe in ihren Kreis aufnehmen, so ist es nicht solche

reine, unüberwindliche, grenzenlose, solche himmlische Liebe, und dieses darum nicht, weil sie eben nur eine aufgenommene, weil sie also bloße Zugabe ist. Im Christenthum ist sie das Wesen selbst. Hier wird von ihr erst alles andere aufgenommen und veredelt. Hier ist zugleich Zweck und Mittel, Gipfel und Wurzel, Leben und Form, Alles in Allem. Wenn andere Religionsgenossen mitunter auch lieben sollen, so soll der Christ immer und überall lieben, lieben, indem er handelt, lieben, damit er wisse, lieben, um zu hoffen. Die ganze Weltgeschichte weiß uns in dieser Hinsicht keine Parallele. Das Christenthum ist nicht blos nebenher Liebe. Es ist lediglich nichts, als Liebe, nichts, als entwickelte, sich selbst ganz klare, in sich selbst gründlich erstarkte Liebe. Wo Liebe waltet, dort ist der Geist Gottes, dort ist Christenthum. Wo Liebe nicht ist, dort herrscht gemeiner, sinnlicher Geist, dort ist Christenthum nicht. Willst du wissen, ob dein Nachbar ein Christ sei, frage nicht seinen Mund, welche Formeln derselbe spreche, frage nicht sein Gedächtniß, welches Bekenntniß es auswendig gelernt habe, nicht seine Phantasie, in welche Bilder sie seine Ahnungen kleidet, nicht einmal seinen Verstand, wenigstens vor allen nicht, und nicht allein, was er denke und glaube! Frage sein Herz, ob es liebe, unermüdlich liebe! Aus dem Herzen wächst der Christ hervor, nur aus dem Herzen und einzig nur daraus kann ein rechter, ein lebendiger Christ endlich auch in den Verstand, und in die Phantasie und zuletzt in den ganzen Menschen hineinwachsen. Du magst irgendwo noch so viele fromme Worte finden, und noch so ausführliche Bekenntnisse und noch so festen, rüstigen Glauben, wenn du nicht auch Liebe findest, Liebe als die Grundlage und als das Ziel, und als die eigentliche Kraft und Bedeutung aller dieser Worte, Bekenntnisse und Ueberzeugungen, dort hast du Christenthum nicht gefunden. „Und wenn ich Glauben hätte, so daß ich Berge versetzen könnte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich weiter nichts als eine klingende Schelle.“ Kann man es stärker aussprechen, daß die Liebe das Wesen in der Wesenheit des Christen ausmache, daß sie also die erste und letzte Forderung und der Geist aller übrigen Forderungen an den Christen sei. Immer und überall soll die Frage: „Was glaubst du?“ erst nach jener: „Was liebst du?“ kommen. Neben und mit manchem Irrthum kann das Christenthum bestehen, mit Eigennutz aber, und mit Kälte und mit Haß ist dasselbe schlechterdings unvereinbar. Wie das wahre Christenthum immer nur aus einem reinen, heiligen Herzen keimt, so kann ein gemeines, selbstsüchtiges Herz nur Unchristenthum erzeugen, nur Ketzerei, nur Wahnglauben, nur Apostasie, nur Heidenthum.

Die Bedeutung der Liebe ist unendlich. Wir besitzen in ihr keinen leeren Abgrund, in welchem sich lediglich unsre Gefühle schwärmend versenken können. Es thut sich uns in ihr die Fülle eines Himmels auf, worin sich unser ganzer Geist mit seinem entwickeltsten Leben zu bewegen im Stande ist, mit seinen schönsten Ahnungen, Bildern, Begriffen und Gesinnungen.

In der Liebe kommt unser innerstes köstliches Wesen zum Selbstbewußtsein, die Kraft der freien aus eigner Fülle hervorgehenden Bewegung und des Seligseins durch Beseligung Anderer. Unsere höchste, unsere gottähnliche Natur kündigt sich uns an. Wie aber alles, was sich uns schon in den Sinneskreisen ankündigt, größer ist, denn seine Ankündigung, so auch hier, und hier noch mehr. Das Walten der Liebe muß sich unermeßlich weit selbst über unser innigstes Gefühl hinaus erstrecken. Nicht irgend ein Menschenherz, nicht alle Menschenherzen zusammen können die unermeßliche erfassen. Es muß eine in jeglicher, auch äußere Hinsicht unendliche Liebe geben, ein Herz, dessen Pulse durch das Universum schlagen, eine Lebensquelle, aus welcher der Segen durch alle Welten strömt. Die Gewißheit der Liebe im eigenen Busen entwickelt sich zur Zuversicht auf eine unendliche Liebe in und über dem Weltalle. „Die Selbstanschauung des Göttlichen in uns blüht in dem Glauben an einen Gott über uns auf.“ Wer liebt, in diesem heiligen Sinne liebt, der wird Gott inne. Denn wer so liebt, der kann nicht genug lieben; aber er fühlt, daß einer ist, der dies kann. Wie ihm sein Auge tagt, daß es unermeßlich mehr Licht giebt, als dasselbe zu fassen vermag, so bürgt ihm sein Herz dafür, daß es unendliche Liebe gebe, wenn schon Alles, was er liebend zu umfassen vermag, immer noch Gränzen hat. Er glaubt an unendliche Liebe über sich, denn er fühlt unermeßliche in sich selbst. Dieses Innewerden Gottes durch göttliches Lieben ist christlicher Glaube. „Die reines Herzens sind, werden Gott schauen.“ — „Haltet meine Gebote, dann werdet ihr inne werden, ob meine Lehre von Gott sei.“ Die Liebe im Sinne des Christenthums ist also nicht bloßes, wenn auch lebendiges, doch trübes Gefühl. Sie ist zugleich Kunde des Lebens, eben so klare als innige Kunde des höchsten Lebens, der Quelle alles Lebendigen. Diese Liebe erwärmt also nicht blos, sie erleuchtet auch. Sie ist das eigentliche Tagesgestirn, von welchem sich Klarheit und Leben über unser ganzes Dasein ergießt.

Wenn derjenige, welcher im christlichen Sinne liebt, Gott inne wird, so liebt auch derjenige desto mehr, welcher in dieser Weise Gott inne geworden ist. Wie der Funke, der aus dem Gemüthe in den Geist durchdringt, in diesem zum Lichtstrahl wird, so verwandelt sich dieser Lichtstrahl, indem er aus dem Geiste auf das Gemüth zurückwirft, hier wieder in einen Funken, in einen um so kräftiger und ausgedehnter glimmenden. Die Liebe erstarkt an ihrem eigenen Glauben. Die aus diesem sich entwickelnde Klarheit giebt ihr selbst mehr Zuversicht, mehr Muth, mehr Umfang und durch größere Sicherung ihrer Reinheit auch neue Innigkeit. Solche und so viele Liebe kann sich aber innerhalb der Gränzen bloßer Gefühle nicht halten. Sie muß in die Kreise der Gesinnungen und Thaten überströmen. Die Liebe ist ein Trieb, die heilige Liebe ein unendlicher Trieb, der nur in lebendiger Bewegung etwas von dem findet, wonach es ihn treibt. Lieben im ganzen, eigentlichen Sinne des Worts ist handeln, ist leben.

Die Liebe ist der Odem des Lebens. Wie dieses ohne jenen nicht sein kann, eben so wenig vermag auch jener ohne dieses zu sein. Liebe und Leben, beide in ihren höchsten, also eigentlichsten Bedeutungen, sind innerlich Eins und können höchstens in äußerer Hinsicht getrennt werden. Das Leben von dieser Seite kann, da es als Darstellung des Innern in die Gewalt auch fremder Mächte gegeben ist, manchmal hinter dem Triebe zurückbleiben, allein das Erreichen gehört eben nicht mehr zu seinem Wesen. Sein Eigentlichstes, das Streben, bleibt in solcher Weise nie zurück. In magnis voluisse sat est. Und gerade weil die Liebe in solcher Hinsicht mehr, als das Leben nur auszufüllen fähig und begierig ist, füllt es dasselbe nothwendig immer wirklich aus. Ein stets zum Ueberströmen reicher Fluß geht nothwendig immer voll.

Die Liebe im Sinne des Christenthums ist daher kein müßiges Getändel mit schmeichelnden Gefühlen und Wünschen. Sie ist ein lebendiges Bewegen in heiligen Gesinnungen, ein Sinnen und Trachten nach Realisirung des Angestrebten, ein Aufstehen zu wirklichen Thaten. Sie ist zu selig, als daß sie ihren Himmel in sich verschließen könnte. Sie muß sich in Segnungen über alles ihr Erreichbare ergießen. Die christliche Liebe ist unvermeidlich ein christliches Leben, ein Leben ohne Falsch und ohne Groll, ein Leben ohne Selbstsucht und Ungerechtigkeit, ein Leben ohne Lüste und ohne Gemeinheit; ein Leben in Wahrheit, und Wohlwollen und Mildthätigkeit, und Nachsicht und Versöhnlichkeit, und Großmuth und Aufopferung, ein Leben in Gewissenhaftigkeit und Edelmuth aller Art.

Die Liebe im Sinne des Christenthums ist ferner keine vorübergehende Erscheinung, welche sich in einigen schnellen Augenblicken, in irgend bestimmten Zeiträumen erschöpft. Sie ist der Geist und die Kraft des Lebens, die sich nur in einem ganzen Leben, nur in einem unbeschränkten Leben ganz fühlen und finden läßt. Dauer ist jeglicher, selbst der in Leichtsinn und Oberflächlichkeit ausgearteten, so wesentlich, daß sogar diese in den Stunden ihrer ersten Innigkeit, wo sie noch etwas von ihrer höheren Natur an sich trägt, nicht unterlassen kann, von Ewigkeiten zu sprechen, und dadurch wenigstens der Satire Stoff zu bieten. Sie könnte nicht einmal als bloßer Schein bestehen, wenn sie gar jeden, auch nur augenblicklichen Glauben an solche Dauer aufgeben müßte. Es ist der Liebe in ihr inwendigstes Leben hineingegeben, sich als bleibend zu erfassen. Lieben und Aufhören sind schlechterdings unvereinbar. In dem Augenblick, als die Liebe an ihre Vergänglichkeit glaubt, ist sie keine Liebe mehr. Die unendliche des Christenthums ist daher unzertrennlich von der Zuversicht an unendliches Bestehen. Die Gränzenlosigkeit ihrer Triebe und Kräfte ist ihre Bürgschaft für eine gränzenlose Fortdauer. Was soll sie mit ihren unermeßlichen Bedürfnissen und Anlagen in einem gemessenen Dasein? Wie sollen die Seligkeiten, für die sie gebaut ist, an sie hinan? Wo soll sie mit dem Reichthum von Beseligungen Anderer, der sie in ihrem Innern drückt und drängt, aus sich hinaus? Wohl ist der Ewigkeitsglaube der oben berührten, unbesonnenen Liebe blos ein kurzer Wahn, aber er ist es nur darum, weil auch jene Liebe selbst nur Wahn und nicht eigentliche Liebe ist. Die Liebe des Christenthums hingegen ist gerade die lebendigste Wahrheit, die tiefste, umfassendste Besinnung. Was mit ihr wesentlich zusammenhängt, kann nicht weniger wahr und gewiß sein, als sie selbst. Die christliche Liebe ist ihrer Natur zufolge nothwendig auch christliche Hoffnung, Hoffnung der Unsterblichkeit, einer heiligen seligen Unsterblichkeit. Wie sollte sie sich des Hoffens erwehren können, da sie nur Leben ist, höchstes innigstes Leben? Wie auf etwas anderes als auf Liebe hoffen, da sie in sich nichts als Liebe fühlt, um sich herum nichts als Liebe übt, über sich nichts als Liebe ahnet, Liebe sieht?

Christenthum, von seinen Hauptseiten erfaßt, ist also Glaube an einen lebendigen Gott der Liebe, ist Hoffnung auf ein gränzenloses Leben in Liebe, ist Wandel vor diesem lebendigen Gott der Liebe, und zu diesem ewigen Leben in Liebe, ist daher in jeder Rücksicht Leben in der eigent-

lichsten Bedeutung, Leben in den höchsten Ueberzeugungen, in den heiligsten Gesinnungen, in den seligsten Gefühlen. Christenthum ist höchste Gesinnung des Menschen, Besinnung auf den in ihm wohnenden Gott, klare, kräftige Besinnung im Thun wie im Wissen, ist vollständige Entwickelung der höhern Menschennatur, des ihr eingebornen Göttlichen, ihre Anlagen zur Heiligkeit und Seligkeit. Wenn man das Christenthum nennt, hat man alles Große und Herrliche genannt, das Größte und Herrlichste, was die Menschheit werden kann, die Summe ihrer höchsten Ueberzeugungen, die Kraft ihrer reinsten Tugenden, das Beseligende in ihren Seligkeiten.

Das Christenthum ist dieser Natur zufolge nicht blos — auch eine der Angelegenheiten unseres Lebens, etwa die wichtigste. Es ist der Geist, der in allen Angelegenheiten walten, der alle ergreifen, durchdringen, beherrschen soll. Es ist der Odem des Lebens, der alle Bewegungen desselben erst möglich macht, also allen voraus gehen und alle begleiten muß. Darum steht es eben einzig in der Weltgeschichte da. Alle übrigen Anstalten ergreifen vorzüglich nur eine der menschlichen Anlagen, und gestatten selbst dieser einige Pausen. Das Christenthum nimmt den ganzen Menschen, den inwendigsten, den eigentlichsten in Anspruch und läßt ihn auch nicht einen Augenblick los. Alle andern Religionen unterhandeln mit dem sinnlichen Menschen Er muß ihnen gewisse Bezirke abtreten. Die übrigen bleiben zu seiner beliebigen Verfügung. Das Christenthum giebt sich mit dem gemeinen Menschen nur in sofern ab, als sie ihn unter die Aufsicht und den Scepter des neuen königlichen stellt, den es erst selbst hervorruft. Nichtchristen mögen daher blos zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten Religion haben dürfen und können. „Der Christ hat lediglich in dem Geist und Charakter seines ganzen Wesens und Seins Religion.“ Von andern Religionen mag man hinreichend besitzen, wenn man einige Hände und ein Maul voll auffaßt. Die christliche hat nur in der ganzen unermeßlichen Menschennatur und in einem gränzenlosen Dasein Platz genug.

„Dieser unser ganzes Leben durchgreifende und gestaltende Geist des Christenthums ist dessen tiefstes Wesen, das durchaus nicht mangeln darf, wenn nicht das eigentliche Christenthum auch bei allen christlichen Formen mangeln soll.“ Dieser Geist ist die unerläßliche Bedingung, unter welcher allein die dem Christenthum eigne Heiligung und Beseligung über den Menschen ausströmt. Dieser Geist ist das unbedingt Nothwendige, das, wenn es auch ohne Verschuldung fehlt, Heiligloßigkeit und Unseligkeit zur unvermeidlichen Folge hat, was die Scholastiker schon andeuten in ihrer Unterscheidung einer necessitas medii und praecepti. Es ist aber damit jetzt so wenig als zu den Zeiten der Scholastik, schon das ganze entwickelte Christenthum, es ist blos das Allerwesentlichste desselben gemeint, das sich in allen Entwickelungen immer nur anders gestaltet, sie also alle leitet und belebt, und ihnen allen erst Bedeutung, Kraft und Werth ertheilt. Es ist das gemeint, was unter allen Formen immerwährend im Auge behalten, auf welches in allen Fällen ununterbrochen hingearbeitet werden muß, weil dadurch allein ein lebendiges, d. i. das wahre Christenthum erweckt und erhalten werden kann. Legt nicht die ganze Geschichte unserer Religion anhaltend das Zeugniß ab, daß alles Unheil, welches ihre Segensgefilde überschwemmte, aus der Vernachlässigung dieses Geistes entsprang?

In der gegenwärtigen Zeit, wo sich unser religiöses Leben wieder neu gestalten will, ist die Rücksicht auf dieses tiefste, unerläßlichste Wesen des Christenthums abermals von großer Wichtigkeit. Dies ist der Grund, warum man auch in der vorliegenden Schrift dieses Wesentlichste und nur dieses hervorzuheben sucht. Man will dadurch das Uebrige immer nicht für unbedeutend und leicht entbehrlich, sondern jenes Wesentlichste nur für das erklären, ohne welches alles Uebrige seines eigentlichen Sinnes und Werthes ermangelt. Dieser Geist hat also, wie von selbst erhellt, und hier noch ausdrücklich und wiederholt erklärt wird, schlechterdings keine feindliche Stellung und Richtung gegen irgend einige der bestehenden religiösen Einrichtungen, Gebräuche, Gewohnheiten und Lehren, es müßten sich nur wesentlich schlimme, d. i. durchaus keiner Veredlung fähige darunter finden. Dieser Geist geht schlechthin nicht auf den Tod aus, nur auf Belebung, nicht auf Zerstörung, nur auf Veredlung. Es ist eben der Geist, der in Christus auftrat, sprechend: „Ich bin nicht gekommen das Gesetz aufzulösen, sondern zu vollenden.“

Diese wiederholte Anmerkung steht lediglich darum hier, damit der bezeichnete Geist ja nicht mißverstanden werde. Man könnte ihn, besonders durch die Mißdeutungen seiner Gegner irre gemacht, leicht für entgegengesetzt dem im Kreise gewisser Verrichtungen und Lehrmeinungen schon Bestehenden, also für unvereinbar mit manchen verehrten Gebräuchen und Ansichten halten. Allein in solcher Weise sänke er selbst nur in die Reihe bloßer Verrichtungen oder Meinungen herab, und er soll doch über ihnen schweben, um sie alle zu beleuchten und zu beleben. Er ist mit allen an sich nicht heillosen Gebräu-

chen, mit allen nicht unbeschränkt irrigen Ansichten vereinbar, in ihnen Wohnung nehmend, eben im Geist als Buchstaben. Er fordert nicht, daß man irgend eine der berühmten Einrichtungen oder Behauptungen aufgebe, sondern nur, daß man sie auf ihn richte, ihm unterordne. „Es kann denselben Vorschriften wie bisher gehuldigt werden, wenn nur ihm auch und vorzüglich, und jenen blos in seiner Richtung gehuldigt wird. Es kann an dieselben Artikel geglaubt werden, wie bisher, wenn nur an ihn auch, und vorzüglich nicht an jene auf seine Kosten geglaubt wird." Seine Natur ist überhaupt nur bauend, nicht zerstörend, dogmatisch, nicht polemisch. Wer ihn für unverträglich mit irgend einer nicht absolut bösen Form hält, der hält ihn selbst für eine bloße Form. Wer in ihm die einzige in dem Sinne richtige Deutung sieht, daß neben und unter ihm weiter keine speculative Platz greifen dürfte, der setzt ihn selbst wieder zu einer blos spekulativen Meinung herab. Das ist aber eben sein Eignes, daß er mehr ist, als eine bloße Sitte, Verrichtung oder Lebensart.

Diese ausgezeichnete Stellung des Christenthums auf dem Gebiete des Lebens sichert ihm auch den ersten Rang im Reiche der Wissenschaft. Des Christenthums Beruf und Kraft geht zwar dem Vorgetragenen zufolge vor Allem und vorzugsweise auf Heiligung, und was in ihr Eins ist, auf Beseligung. Allein die Heiligkeit von ihrer andern Seite betrachtet, ist eben zugleich Wahrheit, höchste, vollendete Wahrheit. Ein Leben in reinen Gefühlen und Gesinnungen ist nothwendig auch ein Leben in richtigen Ansichten. Indem daher das Christenthum das Gemüth und den Willen ergreift und in die Richtung zum Göttlichen stellt, ergreift es zugleich den Verstand und stellt ihn in die Richtung zum Wahren, ihn über die gewöhnlichen Beschränktheiten und Gemeinheiten des Sinnlichen erhebend. Es entnebelt und stärkt den Blick, wie und weil es den Trieb veredelt und stärkt. Der Christ, der es nicht nur dem Namen nach, der es im Geiste ist, unterscheidet sich nicht weniger durch die Wahrheit seiner Lebensansichten, als durch die Heiligkeit seines Lebens. Ob er sich schon nicht immer in Worten auszudrücken vermag, in Handlungen vermag er es immer. Wie sollte er aber auch klar durch die Welt hinzusehen nicht im Stande sein, da die Gottheit und seine Bestimmung so klar in sein Auge leuchten? Wenn die Sonne am Himmel steht, so täuschen keine nächtlichen Schatten mehr, und man geht unverleitet durch Irrlichter auf den bestimmt erkannten Zweck los. Ist die richtige Ansicht der Macht, welche in der Welt waltet, und das Ziel, auf welches sich die Welt hinbewegt, nicht nothwendig auch eine richtige Ansicht dieser Welt selbst?

Diese Seite des Christenthums wird am gewöhnlichsten verkannt, ob sie ihm schon im Ganzen eben so wesentlich angehört. Die Meisten glauben, dem Christenthum gerade in Hinsicht unserer intellektuellen Entwickelungen Gleichgültigkeit, wo nicht gar Mißtrauen und Abneigung zuschreiben zu müssen. Das ausgeartete, das unchristlich gewordene, dieses strebt allerdings gegen die Bildung des Verstandes an, wie gegen jede eigentliche Bildung, denn es sieht in dem Aufgehen der Sonne den nothwendigen Untergang seiner Finsterniß. Nicht so das ächte, von dem hier allein die Rede sein darf. Dieses hat von unsern Einsichten nicht nur nichts zu fürchten, vielmehr nur zu gewinnen. Je weiter sich unsre Kenntnisse ausbreiten, je tiefer unser Verstand sich entfaltet, desto völliger thut sich auch der unermeßliche Inhalt des Christenthums kund, in desto größerer Glorie steht dasselbe vor uns da. Dieses ächte kann in seinem entwickelten Zustande gar nicht ohne ebenfalls entwickelten Verstand sein. Es ist eben nur die vollständigste, die gründlichste Besinnung selbst, — Besinnung auf die höchste Macht über die Welt, also auch auf die höchste Bestimmung und Bedeutung der Welt, Besinnung durch eben so klare als lebendige Anschauung des Uebersinnlichen im eigentlichen Busen, wozu der Verstand nicht weniger, denn das Gemüth und der Wille mitzuwirken haben.

Solches Wissen vom Höchsten und Allgemeinsten, eingeleitet, getragen und belebt in solcher Weise vom Herzen, ist aber kein bloßes Wissen, ist Weisheit. Das Christenthum ist in seinem innersten Wesen nothwendig Weisheit, gründlichste, lebendigste Weisheit. Wo finden sich die Elemente der Weisheit noch in solcher Vollständigkeit und Kraft? Wo solche Klarheit, Bestimmthiet und Wahrheit in den Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen? Wo solche Reinheit, Entschiedenheit und Richtigkeit in den Ansichten der Welt und ihren Angelegenheiten? Wo — besonders solche richtige Schätzung der verschiedenen Güter des Lebens? Wo — solche Kraft in der Bezähmung seiner Begierden nach solchen Gütern? Wo — solcher Adel der Gefühle und Gesinnungen, also solcher Trieb und Muth für alles Edle? Wo — endlich solche Leichtigkeit, solche Natürlichkeit in all diesen schönen Regungen unsers innern Wesens? Schlingt sich nicht ein eigenthümlicher Zug von höherer Besonnenheit und Macht durch das Leben des reinen Christen hin? Tritt dieser nicht wie ein Wesen aus einer höhern Welt in unsrer sinnlichen auf — mit scharfem Blick, mit fro-

hem, muthigem Herzen, eben so klar als leicht? Aus wie vielen oft ganz unscheinbaren Kreisen kommt uns seit Einführung des Christenthums solche ausgezeichnete Lebensweisheit entgegen? Wahrlich, die Geschichte des Christenthums, des eigentlichen in den Kreisen seiner Bekenner lebendigen, nicht blos des in den Inhaltsverzeichnissen seiner Lehrbücher genannten, ist eine Geschichte höherer Philosophie, die uns zwar nicht, wie die gewöhnliche philosophische Geschichte, verschiedene philosophische Ansichten und Systeme, aber desto mehrere helle, ruhige Denker und edle, kräftige Menschen, — desto mehrere Weise vorführt.

Das Christenthum begreift, von jeder Seite betrachtet, unser ganzes Sein. Wir thun ihm auch von Seiten seiner Beziehung auf unser Erkennen kein Genüge, wenn wir ihm auch nicht ungetheilt huldigen. Auch von dieser Seite nimmt es uns ganz in Anspruch, unser ganzes Erkennen, wenigstens dem Geiste nach, und unser Streben und Thun dazu. Der wahre Christ trachtet nicht nur nach immer weiterer Ausbildung seiner moralisch religiösen Einsichten, er steht auch in der Entwickelung, Berichtigung und Belebung seiner übrigen nie still. Wie sollte er in irgend einem edlern Kreise still stehen, da ihn überhaupt ein unendlicher Trieb treibt? Er strebt daher eben so ohne Ausnahme, wie ohne Unterlaß, alle seine Ueberzeugungen immer mehr auszubilden und immer tiefer ins Leben einzuführen. Er will eben so unausgesetzt und ganz Christ sein, von der Seite des Kopfes, wie des Herzens. Das Christenthum ist in jeder Hinsicht kein bloßes an Ort und Zeit gebundenes Geschäft des Lebens, sondern unser Leben selbst. In welchem Maße man daher im Christenthum fortschreitet, in demselben Maße schreitet man auch in der Klarheit und Richtigkeit der Ansicht des Lebens vor und in der Kraft über die dunkeln und wilden Gewalten desselben.

Keiner andern Anstalt gelang es mit der Weisheit so, wie dem Christenthum, und dieses deswegen, weil keine die Sache ganz und streng faßte. Alle Halbheit und Mattigkeit muß mißlingen. Das Christenthum ergreift, wie wir sehen, den Geist des Menschen auch in dieser Hinsicht von allen seinen Hauptseiten; denn es ergreift ihn in seiner Wurzel, in welcher sich eben alle seine Kräfte concentriren. Während Andere durch die Einsicht zum Leben, durch den Begriff zur Anschauung und That kommen zu können glaubten und glauben, führt das Christenthum durch das Leben zur Einsicht, durch die That zur Anschauung und zum Begriff. Andere suchten und suchen ihre Weisheit auf Philosophie zu gründen. Das Christenthum baut die Weisheit vor allem unmittelbar in den Grund unsers Wesens hinein, und wenn dann in besondern Fällen auch Philosophie werden soll, so kann sich dieselbe nun aus lebendigem Boden selbst lebendig erheben. Nur in dieser Weise gestalten sich beide vollständig und fest, die Weisheit als Grundlage, die Philosophie über der Weisheit.

Dadurch wird klar, wie das Christenthum in unmitelbare Beziehung zur *Wissenschaft überhaupt trete, in eine ausgezeichnete Beziehung. Diejenige Kraft, welche sich der Weisheit bemeistert, diese bekommt den Charakter des ganzen Wissens in ihre Gewalt.* Weisheit ist eben die höhere, festere Besinnung, ohne welche kein Wissen ein lebendiges und gründliches, also eigentliches Wissen, sondern ein bloßes zerstückeltes und zufälliges Meinen ist. Wohl ist daher das Christenthum zunächst nur dazu in die Welt gesandt, um gute, heilige Menschen zu bilden, nicht um Gelehrte. Allein gerade im Leben, besonders im höhern, also eigentlichen, womit es eben das Christenthum zu thun hat, wächst auch das Köstlichste zum Behuf der Wissenschaft. „Erhebt sich nicht aus diesem Grunde gerade dasjenige, was der Wissenschaft vorzüglich nothwendig ist, der schaffende und gestaltende Geist?" Was ist ihr mit dem Chaos der Stoffe allein gedient? Was — auch mit einem blos äußere Richtung gebenden Prinzip? mit dem lediglich trennenden Verstande? Wir kennen ja die Jahrmärkte der Empirie und die Todtengewölbe der Scholastik und Sophistik. „Nur der Geist, der über den Stoffen schwebt, und selbst dem Verstande zu seiner blos äußern Beweglichkeit auch inneres Leben ertheilt, nur dieser lebendige und belebende Sinn des Höhern macht erst eigentliche Wissenschaft möglich;" denn auch die Wissenschaft kann der Begeisterung nicht entbehren, weil sie eben erst dann Wissenschaft wird, wenn sie sich des hinter den Stoffen und ihren Gestalten waltenden Geistes bemächtigt. Aber gerade das Christenthum bringt diesen Geist reiner und lebendiger unter die Menschen, als irgend eine andere Macht. Gerade das Christenthum regt den Sinn für das Ideale in einer Tiefe an, wie wir es sonst nirgends treffen. Indem dasselbe Weisheit gründet, verschafft es der Philosophie einen festen, lebendigen Boden. Indem es aber auf solche Art die Philosophie befestigt und belebt, wirkt es zugleich auf das ganze Gebiet der Wissenschaften, welche ihre wesentliche Stellung und Kraft immer nur von jener beziehen. Deswegen zeichnen sich die Wissenschaften der christlichen Zeit, wo sie wirklich in eigner Weise und nicht als bloße Wiedererweckung des Alten erschienen, durch einen eignen Charakter höherer Besinnung aus. Vorzüglich tritt die Philosophie als die dem Chri-

stenthum zunächst stehende Wissenschaft in besonders klarer und kräftiger Besonnenheit auf. Diese ist am meisten und offenbarsten christlich, und dadurch mehr als jemals Philosophie geworden, und es hat allerdings seinen guten Grund, eine christliche Philosophie von einer heidnischen zu unterscheiden und nur jene als die eigentliche gelten zu lassen. Es waltet wirklich in beiden ein verschiedener Geist. Die christliche ist lebendige Weisheitslehre, und die atheistische, materialistische, fatalistische kann unmöglich mehr als kalte, todte und tödtende Sophisterei sein. Nur das Christenthum erhebt die Welt-weisheit zur Gottesweisheit, und nur auf diese Art wird jene wirkliche Welt-Weisheit.

„Das eigenthümliche Wunder des Christenthums besteht, wie sich nun von allen Seiten zeigt, in seiner geheimnißvollen Macht, die Gesinnung zu ergreifen und dem Göttlichen zuzuwenden. Von da aus strömt sein Segen über alle Gebiete unsers Geistes, auch über das — des Wissens. Die Gesinnung allein vermag die flüchtige Ahnung, welche im Gefühle aufblitzt, festzuhalten, daß sich ihrer das Bild und der Begriff bemächtige und sie anhaltend und ausführlich dem Bewußtsein vorhalte. Während die Einen das Göttliche mit dem gemeinen Sinn, die Andern mit dem bloßen Verstande zu erreichen vergeblich sich abmühen, indem jene immer nur ein Traumbild, diese einen Schattenriß erhaschen, weist es das Christenthum lebendig in lebendiger Gesinnung nach. Und wenn es da gleich nur als Funke erscheint, so kündet es sich als solcher doch schon in seinem eigentlichen Wesen an, und die Entwickelung der Vorstellung des Funkens zur Vorstellung des Feuermeers kann dann an der Hand der Phantasie und des Verstandes leicht fortschreiten.

Aber nicht nur seinen ersten, lebendigen Ursprung hat das Wissen, besonders des Höchsten, blos in der Gesinnung. Auch der einzige zuverlässige Schutz wird ihm nur von dieser Seite zu Theil. Man sucht diesen zwar gewöhnlich in dem Begriffe auf. Allein so ausschließend, als man meistens meint, ist er von diesem nicht zu erhalten. Bedarf der Begriff nicht selbst noch einer weitern Hülfe, eines festen Bodens, auf dem er sich aufstellen und von wo aus er seine Kräfte wirken lassen kann? Bedarf er nicht der Anschauung und dieses des Lebens, welches in dem hier gegebenen Falle nur in der Gesinnung statt hat? Ohne diesen Halt versinkt er selbst in den Abgrund seiner eignen, alsdann ganz leeren Natur, und verliert sich in eine bodenlose Grübelei. Aber auch gegen Schwärmerei ist nur in solcher lebendigen Gesinnung hinreichender Schutz zu finden, wieder nicht, wie man gewöhnlich glaubt, im bloßen Begriffe Dieser wird in solcher Verlassenheit endlich immer von dem Strome der Bildung überworfen, oder von der in der Verwirrung stets mächtigen Leidenschaft bestochen, und schweigt, oder macht selbst mit. Nur der in entschieden guter Gesinnung wurzelnde Begriff steht gleich fest gegen die Angriffe der Träumerei, wie der Grübelei. Auch dafür legt die ganze Geschichte Zeugniß ab. Wer sich in die Bezirke bloßer Beschauung oder bloßer Spekulation zurückzog und abschloß, verlor sich zuletzt in die Labyrinthe des Traumes, oder in die Steppen der Sophistik. Nur der, welcher sich in der offenen großen Richtung des Lebens erhielt, blieb auch in der Linie des Wahren, des ganzen beseligenden Wahren.

Das Christenthum ist sohin nicht nur die Feuersäule, die unser Leben durch die Wüste des Daseins führt, es ist auch der Stern, welcher der Wissenschaft, besonders der höchsten, dorthin leuchtet, wo sie den Heiland findet. So ist das Christenthum in jeglicher Art des Großen und Hohen das Erste und Höchste, auf dem Gebiete des Seins und Thuns die Kraft, auf dem des Erkennens das Licht, im Reiche des Lebens mehr als bloßes Leben das belebende Prinzip, im Reiche der Kunst und Wissenschaft der schaffende Geist. Wenn die fromme Einfalt alles Wissen aus unsern heiligen Urkunden ableiten wollte, so fehlt sie blos darin, daß sie das auch auf die rohen Stoffe bezog, was nur von dem bildenden Genius gilt. Dieser geht allerdings lediglich von diesem Heiligthum aus.

---

Still und groß, wie das Universum, größer noch und erhabener, als dasselbe, steht das Christenthum, eine zweite heiligere Schöpfung, ein zweites Universum, vor uns. Wo wir hinblicken, überall unermeßliches Leben, Leben im höchsten Sinne! Da tausend und abermal tausend unser ganzes Dasein belebende und erleuchtende Gedanken, wie eben so viel glänzende Sonnen! dort gewaltig ergreifende, aber nicht eben so auch ergreifbare Andeutungen, gleich Kometen in unzuberechnenden Bahnen; über diesen bloße dämmernde Ahnungen, als Nebelsterne in unendlichen Räumen! Ueberall Licht und Herrlichkeit, weiter als der kühnste Gedanke zu reichen im Stande ist, reicher an Beseligungen, als das unermeßliche Gefühl zu fassen vermag! Und durch diese ganze unendliche Geisterwelt ein ebenfalls gränzenlos hinziehender Glanzgürtel, der Sonnenring der Liebe, als die Geburtsstätte des Lichts, als das Band des Lebens für das ganze heilige Universum.

In dieser Majestät ergreift das Christenthum unwiderstehlich. Wer kann sich bei solcher Anschauung vor der heiligen Gewalt retten, die wie ein unermeßlicher Licht- und Feuerstrom in sein Innerstes fällt? Wem ist es möglich, nicht in die Knie zu sinken, nicht anzubeten den Ewigen, der in solcher Nähe und Klarheit vor ihm steht?

Und in dieser Majestät, in dieser unermeßlichen Hoheit zu erfassen die göttlichste der Gaben, welche der Menschheit geworden, dazu war kein Zeitalter empfänglicher, als das gegenwärtige. Keines war ja tiefer in seinem Innern aufgeregt, keines zu einem innigeren Selbstgefühl erwacht, und insbesondere keines zu solcher Stärke und Gewandtheit der übrigen Seelenkräfte hinaufgeübt. Keines war also mehr im Stande, die Deutung des Christenthums aus den heiligsten Tiefen des eignen Busens hervorzuholen. Und nur von daher kann die richtige Deutung geholt, nur aus dem reinen Gemüthe der Menschheit kann jene köstlichste Mittheilung des göttlichen Gemüths einzig recht verstanden werden. So war es Anfangs; so blieb es im Verlauf der Zeit; so ist es noch. Nur den begeisterten Jüngern, welche Christi Worte in ihrem eignen Innern vernahmen, thaten sich dieselben als himmlische Botschaft des Heils kund, „den übrigen, welche blos den von Außen kommenden Schall hörten und mit ihm eine blos äußere Bedeutung inne zu werden meinten, diesen waren sie Thorheit und Aergerniß.“ Diese Geschichte des aufblühenden Christenthums wiederholte sich in allen nachfolgenden Jahrhunderten, ist noch die Geschichte unserer Zeit, und wird die — jeder kommenden sein. Immer wird sich das Christenthum für den, der nur von Außen in dasselbe eindringen will, in ein Labyrinth unterirdischer Grüfte verwandeln, welche dem Blick nichts als verwickelte Schlangengänge und unleserliche Charaktere und dem Lebenstriebe Todtengerippe und Verwesungsschauer bieten. Nur demjenigen, welchem der Sinn des Christenthums im eignen Gemüthe erblühet, wird sich dasselbe in eigenthümlicher Glorie als ein Himmel von heiligen Wahrheiten, von göttlichen Kräften aufthun. Ja, nur demjenigen, dem sich der Christ aus dem Menschen entfaltet, ist alles am Christenthum klar und hoher Bedeutung voll, heiter aufdämmernd selbst der unendliche Sinn des Geheimnisses! Den das Christenthum erst vom Vieh zum Menschen umwandeln soll, dem bleibt es überall finster und todt. Ihm stellt sich statt des Geheimnisses nur eine Ungereimtheit dar. Nur in demjenigen, der des Himmels Grundlagen im eignen Busen erblickt, gestaltet sich Ruhe, Friede, Seligkeit. Der, welcher den Himmel blos außer sich zu finden wähnt, bleibt leer, kalt, freudenlos. Nur derjenige, dem der zündende Funke von Oben ein eignes Leben weckt, bewegt sich leicht, freudig, kräftig. Wie unbehülflich, verdrüßlich, matt schleppt sich der Andere fort, der lediglich fremder Lebenskraft harrend, der eignen vergißt! Darum war das Christenthum von jeher für alle höher Besonnene, aber auch nur für diese, das Wahrste und Gewisseste, für alle Edleren, und wieder nur für diese, das Beseligendste und Ermuthigendste; sein Unsichtbares zweifelloser als alles Sichtbare, sein Entbehren beglückender, als anderswo das Genießen, sein ganzes Uebernatürliche erst das rechte eigentliche Natürliche. Im Christenthum that sich von jeher allen Besseren erst die wahre Heimath der Geister auf.

Man lasse die Zeit das Christenthum rein in dieser Eigenthümlichkeit sehen! Man lasse sie sehen, diese eigentliche Wahrheit! Diese eigenthümliche Kraft! Diesen eigenthümlichen Himmel desselben! Wer kann die wolkenlose Sonne nicht sehen? Wer an dem reichen Born des Lebens sich nicht stärken? Wer den offenen Himmel nicht lieben? Man lehre also Christum! nicht Fagnan! nicht Suarez! nicht Carlstadt! nicht Harms! Ihn zeige man! nur Ihn! ohne Unterlaß Ihn! Vor Ihm beugt sich jeder Geist, von Ihm wird jedes Gemüth ergriffen! Ihm huldige jeder Wille. Und lediglich die reine Kenntniß der eben so milden als gewaltigen Majestät seines göttlichen Wesens bewirkt dieses Wunder. Darum, wer Christenthum will, der wolle Christum, und sonst nichts, als ihn! Was will man auch mehr! Christus aber ist nur von Innen zu haben. Er, das ist seine Klarheit und Zuversicht im Göttlichen, kann nur in unserm Geiste erstehen, sein Friede und seine Liebe nur in unserm Gemüthe, sein Muth und seine Kraft nur in unserm Willen. Dadurch unterscheidet sich eben zugleich am wesentlichsten und auffallendsten das Reich Gottes vom Reich der Sinne, daß blos dieses sich von Außen zusammenthut.

Es war eine Zeit — ich muß abermal an sie erinnern, — in welcher sich der redliche Forscher zwischen dem Christenthum und der Wissenschaft wie in einen Zauberkreis gebannt sah. Vergeblich suchte er sich nach der einen oder der andern Seite durchzuringen. Eine geheime Kraft hielt ihn überall unwiderstehlich zurück. Von jeder der beiden Mächte zugleich angezogen und abgestoßen, kämpfte er ohne Hoffnung eines glücklichen Erfolgs mit einem unsichtbaren Feinde, gegen welchen ihm endlich keine andere Waffe mehr übrig blieb, als der Ruf der Verzweiflung in den bekannten Worten des Dichters: „Herr! Nimm mir den Glauben oder den Verstand!“ —

Die Zeit ist nun klarer und besser geworden. Es hat sich eine neue Morgenröthe entzündet. Nicht nur hat die Wissenschaft aufgehört, sich des Heilandes von Nazareth zu schämen. Sie kennt nun selbst für ihre Zwecke keinen größern, als den einst, wir wissen warum, vornehm sogenannten Zimmermannssohn. Und nicht nur hat das Christenthum seine Scheu vor der Wissenschaft abgelegt, es weiß nun auch noch, daß es aus den Tiefen derselben nichts als Licht für seine eignen Tiefen gewinnen, an den Kräften der Forschung nur seine eignen Kräfte entwickeln könne. Nun reichen sich also beide in Liebe und Vertrauen die Hände, und der zuvor berührte Schrei der Trostlosigkeit verwandelt sich in den heitern Ruf der Freude: „Herr! Dank dir für den Glauben und Dank für den Verstand!" Und so geht das große prophetische Wort in Erfüllung, daß er bei uns sein will bis an der Welt Ende, bei uns sein allenthalben, in unsern Tempeln nicht nur, auch in unsern Werkstätten, in den Sälen unsrer Kunst, in unsern Schulen, in unsern der höchsten Forschung gewidmeten Akademien, in den Senaten unsrer Gesetzgebung, auf den Thronen unsrer Könige, — bei uns sein in allen Lagen und Verhältnissen unsers vielseitigen Daseins, wenn wir dem Geiste, den er gesandt, mit reinem Herzen folgen und uns von demselben in alle Wahrheit leiten lassen, strebend zu Folge der Mahnung des gelehrtesten seiner Jünger nach immerwährender Vervollkommnung im Wissen wie im Thun.

So suchen denn Wissenschaft und Christenthum in diesen Tagen des Lichts und des wiedererwachten frommen Glaubens Eins zu werden zu ihrem beiderseitigen Gedeihen, und dadurch zu desto ausgebreitetern und festern Segnungen der Menschheit, und sie werden es immer und überall mehr werden, wo Licht und Tugend von dem Throne ausgehen, wie in dem glücklichen Lande, dessen Bürger wir sind, wie unter dem innig geliebten, heute, wie immer, gefeierten Könige, in dessen hoher Seele Achtung für immer helleres Licht und Achtung für den einfachen Väterglauben den großen, ihn und uns beglückenden Bund, auf ewig geschlossen haben.

---

## Rede in der frühen Morgenstunde des Regierungsjubelfestes des Großherzogs von Weimar, Karl August, gehalten am 3. September 1825 auf dem Markte zu Weimar.

Von Röhr.

Außerordentlich und ungewöhnlich erscheint hier Alles, was das Auge sieht und das Ohr hört; außerordentlich und ungewöhnlich die Menschenmenge, welche diese Morgenstunde zusammenrief, der Ort und die Stelle, an welcher sie sich vereinigte, und das Geschäft, welchem sie gemeinschaftlich obliegt. Vom Donner des Geschützes und von feierlichen Glockentönen aus ihrem Schlummer geweckt, eilten Tausende und aber Tausende hierher, wo sonst nur das Geräusch des gemeinen menschlichen Verkehrs laut wird, um unter dem freien Gewölbe des Himmels ihre Kniee vor Gott zu beugen, ihre Hände zu ihm emporzuheben, und ihre Herzen in frommem Lobgesange vor ihm auszuschütten. — Welche Veranlassung, welche Bedeutung hat das? — —

O, ihr Alle wißt Antwort, die ich vor mir sehe! Ihr Alle rufet: Das gilt dem seltenen und außerordentlichen Tage, welcher heute durch Gottes Gnade über uns aufgegangen ist, dem Tage, welchen unser ganzes Land als den feierlichsten und glorreichsten in dem Leben des Fürsten begrüßet, der über uns gesetzt ist! — Und ihr habt Recht! —

Dafür galt dieser Tag schon unsern Vätern, und freudetrunken hießen ihn die, welche vor uns auf diesem Boden wandelten, willkommen, als er ihnen vor 68 Jahren in eben dieser Morgenstunde die entzückende Kunde brachte: dem Fürsten, welchen sie ehrten, sei ein Sohn — ein Erbe seines Thrones — eine Stütze seines Hauses und Geschlechts geboren. — Und fröhlicher noch und herzlicher begingen sie denselben, als sie an ihm, 18 Jahre später, ihrem verwaiseten Lande den zum Herrscher gegeben sahen, welcher bis dahin der Mittelpunkt ihrer Wünsche und das Ziel ihrer Hoffnungen gewesen war, und sich bereits als fürstlicher Jüngling Aller Liebe erworben, Aller Herzen gewonnen hatte.

Aber in seiner höchsten Herrlichkeit hat sich dieser Tag mit der heutigen Morgensonne für uns erneuert, für uns, die glücklicheren Nachkommen glücklicher Väter. Denn was diese von Gott erbaten, das ist geschehen, und ist ein Wunder vor unsern Augen. Der von ihnen ersehnte und gefeierte Fürst steht an ihm, getragen und geschützt von Gottes mächtiger Hand, noch immer in unserer Mitte, erfreuet sich durch ihn noch stets der blühendsten Kraft und Lebensfülle, und sieht auf die lange Reihe von Jahren, welche mit diesem Tage für ihn begann, so heiter und fröhlich zurück, als wäre in ihnen nur ein leichter Morgentraum an ihm vorübergegangen. — Und volle funfzig dieser Jahre führte er nun bereits den Scepter über uns, machte unser Land zur Stätte seines milden und gerechten Waltens, trug das Wohl desselben in seinem väterlichen Herzen, und baute das Glück seiner

Unterthanen mit ächter, erprobter und erfolgreicher Regentenweisheit.

Wer müßten wir sein, wenn wir dabei kalt und gleichgültig sein könnten, wenn wir einen Tag voll solcher Erfahrungen und Rückerinnerungen nicht auf das Feierlichste begrüßen und begehen wollten? —

Nun, Bürger dieser Stadt! ihr habt bewiesen, daß ihr die Wichtigkeit und Bedeutung desselben erkennet und daß ihr des Glückes werth seid, ihn über euch aufgegangen zu sehen. Dafür zeugen die ungeheuchelten Empfindungen der Freude, von welchen sich an ihm Jung und Alt, und Reich und Arm, und Hoch und Niedrig ergriffen fühlen, — die mancherlei Veranstaltungen, welche ihr trafet, das Entzücken und den Jubel eures Herzens laut werden zu lassen, — die Wimpel, welche von den Thürmen eurer Stadt fröhlich herabwehen, um Jedem, der sie betritt, schon von fern zu verkündigen, daß sie der Sitz der erhebendsten Feierlichkeit sei — der glänzende Schmuck, in welchem die Häuser, Straßen und Plätze derselben prangen, — vor Allem aber euer feierliches Zusammenkommen an dieser Stätte, um Gott die Ehre zu geben. Ihr wollt damit, wie es Christen geziemt, kund thun, daß ihr das Glück des heutigen Tages als ein Geschenk aus der Hand des Herrn betrachtet, von welchem uns aller Segen kommt, und daß es seine Huld und Gnade ist, welche durch edle und weise Fürsten das Heil der Völker schaffet.

Von diesem Geiste christlicher Frömmigkeit lasset euch nun auch bei allen übrigen Erweisen eurer Freude an diesem und den folgenden festlichen Tagen leiten, damit, was ihr so würdig begonnen, auch würdig vollbracht, und Gott, dessen Gnade an uns und unserm Jubelfürsten so Großes gethan hat, in Allem gepriesen werde. — Was ihr auch thut, thut es zu seiner Ehre, — im Geiste und Sinne unsers Fürsten, der seinen Jubeltag nicht durch leeren und eiteln Prunk und durch Freudenbezeugungen entwürdigt sehen will, die mit der Stunde des Genusses spurlos vorübergehen, — würdig der Stadt, die ihr bewohnt, und deren Name durch ihn in allen Landen geachtet ist, — und immer sei es euer Herz und seine geheimen Tiefen, wo sich die schönsten und herrlichsten Wirkungen dieses Jubeltages offenbaren!

---

## Anrede an den Großherzog von Weimar am 19. Jan. 1824 bei der 50jährigen Jubelfeier der Uebernahme des Rectorats der Universität Jena,

gehalten vom geh. Consistorialrath und Prof. Danz in Jena.

Durchlauchtigster Großherzog.

Für unsre Universität eines der glücklichsten und erfreulichsten, für alle anderen Universitäten aber ein höchst seltenes und fast unbekanntes Ereigniß versammelt uns in diesem Augenblicke vor dem Angesichte Ew. Königl. Hoheit. Ew. Königl. Hoheit beginnen mit dem heutigen Tage die zweite Hälfte Höchst Ihres Regierungsjahrhunderts über unsre Universität; und was bei uns noch Keinem vergönnt ward, der unserer Hochschule als Oberhaupt vorgestanden, das hat die Vorsehung, die mit hoher Weisheit die Werkzeuge der Ausführung ihres Willens wählt, Ihnen, gnädigster Fürst, zu Theil werden lassen. Indem wir aber dieser Vorsehung, die es so wohl mit uns gemeint hat, in tiefster Demuth den Dank unsrer Herzen darbringen, zählen wir nicht blos die Jahre, welche die Universität unter Ew. Königl. Hoheit Scepter so rühmlich und glücklich verlebt hat, sondern auch, und noch vielmehr, die großen und besondern Beweise leitender Weisheit, schützender Kraft und belebender Liebe, welche Höchstdieselben uns und unserm Institute in dieser Reihe von Jahren so reichlich und so fürstlich gegeben haben. Dieses Institut, dessen Stiftung und Begründung Sorge und Trost eines großmüthigen Fürsten in seinem widrigen Geschicke war, und dessen Wachsthum und Gedeihen die edlen Nachkommen desselben zu einem Schmucke ihrer Krone gemacht haben; dieses Institut verehrt jetzt, in der umfassendsten Bedeutung des Wortes, in Ew. Königl. Hoheit und Höchstdero erhabenem Stammesverwandten seinen zweiten Stifter und Begründer. Die ausgezeichnetsten Männer in allen Fächern des menschlichen Wissens haben in den letztverflossenen funfzig Jahren auf unserer Hochschule als Lehrer geglänzt; von ihr sind die kräftigsten Anregungen des wissenschaftlichen Lebens und seiner Bestrebungen ausgegangen; die unter uns gegründeten Anstalten haben Fortschritte gemacht, die man vor dem Jahrhunderte Ew. Königl. Hoheit kaum zu denken wagte; mehrere Sammlungen sind mit so reichlichen Gaben ausgestattet worden, daß viele ihrer auswärtigen Schwestern nicht mehr neben ihnen stehen können; ja selbst Entdeckungen haben Ew. Königl. Hoheit herbeigeführt und befördert, welche Jena's Namen in den Jahrbüchern der Wissenschaften nicht erlöschen lassen werden. Wohin wir unsre Au-

gen richten, begegnet uns das Bild E. K. H., als eines Freundes der Wahrheit und des Lichts, als eines Beförderers der Erkenntniß und Wissenschaft, als eines Gönners und Wohlthäters Aller, die für Licht und Erkenntniß wirksam und thätig gewesen. Lassen Sie, gnädigster Fürst, auch in der zweiten Hälfte Höchst Ihres Regierungsjahrhunderts, wie es bisher geschehen, unsrer Universität und uns freundlich Ihr Antlitz leuchten; gönnen Sie uns ferner, was wir bisher so oft und so ermunternd erfahren haben, Ihr gnädiges Wohlwollen; halten Sie ferner, was wir so sehr bedürfen, Ihre schützende, segnende Hand, Ihr wachendes und belebendes Auge über uns und unsrer Anstalt, und sein Sie, wie unser Schirm, so unser Held, und unser Freund, und unser Vater!

Und so geruhen Sie denn auch, Durchlauchtigster Großherzog, mit gewohnter Huld und Gnade, die Insignien der höchsten Regierungswürde unsrer Universität von neuem von uns anzunehmen, als einen erneuten Beweis unsrer tiefsten Verehrung und treuesten Ergebenheit; als eine sichere Vorbedeutung einer noch recht lange dauernden und immer heitern und immer glücklicher werdenden Regierungszeit; als den Anfang der Erfüllung unsrer schönsten Hoffnungen und feurigsten Wünsche; und als eine neue Empfehlung unsrer selbst und der ganzen Universität in Höchst Ihre gnädigen und wohlwollenden Gesinnungen. Gott segne Sie, theuerster, geliebtester Fürst, und erhalte Sie uns noch lange, lange!

---

## Ueber die Freiheit der Studien und die Selbstständigkeit des Lebens auf deutschen Hochschulen, nach Sinn und Geist unserer Satzungen.

Eine Inauguralrede, gehalten den 26. Nov. 1829.

Von F. W. Thiersch.

Meine hochzuverehrenden Herren!

Das Amt, welches ich dieses Jahr an unserer Hochschule bekleide, legt mir die Verpflichtung auf, nach Anordnung unserer akademischen Thätigkeit in Gegenwart Ihrer Lehrer vor Ihnen über die Satzungen zu sprechen, nach denen Ihr Leben und Studium geordnet und geführt wird. Welchen Tag aber dürften wir zu solcher Feierlichkeit geeigneter achten, als den Jahrestag ihrer Genehmigung durch unsern Monarchen, und was könnt' ich, umgeben von dieser zahlreichen und hoffnungsreichen Jugend deutscher und fremder Lande, die sich um einen schon in fernem Alterthume gegründeten Herd der Bildung versammelt hat, Ihrer Erwägung Würdigeres vorlegen, als die altüberlieferten Grundsätze des akademischen Studiums und Lebens, auf welche die Universitäten von Deutschland vor beinahe vierhundert Jahren gebaut wurden, und von denen allein sie auch jetzo noch Kraft und Dauer empfangen. Oft befehdet und fast aufgegeben in Zeiten geistiger Irrungen, als man gemeint war, die Bewegungen auf dem Gebiete des Denkens durch äußere Gewalt zu hemmen, verkannt in Zeiten, welche des freien Geistes dieser alten ehrwürdigen Stiftungen verlustig gegangen, haben sie nicht aufgehört im Stillen als die verborgene Macht des Guten zu wirken, und sind, nachdem die Ungunst winterlicher Monde vergangen und der Athem des Frühlings wieder weckend über die sonnigen Auen der Wissenschaft ergossen war, in unsern Satzungen mit ursprünglicher Kraft wieder hervorgetreten, noch jetzo, wie vor vier Jahrhunderten, mächtig genug die Geister frei durch wahre Wissenschaft, und stark durch Selbstständigkeit des Bestrebens zu machen, und die Hoffnung des Vaterlandes zu zeitigen, die wir in Ihrer Jugend vor uns erblüht sehen. Ich spreche von der Freiheit der Studien und von der Selbstständigkeit des Lebens auf deutschen Universitäten, nach Geist und Sinn unserer Satzungen.

Frei in seinen Studien ist derjenige, welcher bei Anordnung und Führung derselben nicht äußerem Zwange, sondern der inneren Neigung, nicht dem Gebote der Macht, sondern dem Rathe des Wohlwollens und der Erfahrung folgt, der ungehemmt von Schranken, mit denen Argwohn, Engherzigkeit oder Thorheit so gerne die akademische Laufbahn durchkreuzen, der Richtung folgt, die ihm der eigene Genius oder die Hand bewährter Führer zeigt, und in dem Gebiete menschlichen Forschens und Wissens, dem freiesten, weil es das geistigste wie das unbedingteste ist, sich keinem Ansehen und keiner Macht anders als durch freie Selbstbestimmung unterwirft.

Wie aber keine Freiheit eine unbedingte, sondern gleich Allem, was da ist, nur durch Begrenzung wirklich und erkennbar wird, so finden wir auch hier feste Schranken angedeutet, in denen jene Freiheit der Studien allein denkbar und haltbar erscheint. Nicht durch zufällige Ansicht oder Vorurtheil, sondern durch die innere Natur der Sache sind sie gezogen, und dienen eben so als Markscheide der geweihten Auen wie als Abwehr gegen Ungeweihte, die in ihr Heiligthum eindringen möchten. Reife der Jahre, vor deren Eintritt die Reife des Gei-

stes nur gegen die Gesetze der Natur erscheinen könnte, und Gründlichkeit der Vorbildung, ohne welche das Studium der Universität selbst in das Gebiet der Schule herabsinken müßte, sind die beiden wesentlichen Bedingungen, die auch unsere Satzungen an den Eingang in das akademische Leben gestellt haben; und, weit entfernt, ihre Schwächung zu begehren, werden wir es vielmehr als ein Heil der Universität betrachten, wenn nach dem Sinne der neuen Schulordnung der Anfang der akademischen Laufbahn in die Jahre männlicher Jugend weiter zurückgestellt und die Vorbildung, auf ihre alte Grundlage befestigt, an Sicherheit und Stärke gewinnen wird.

Alle Hoffnungen, alle Segnungen der Universität sind an diese Vorbedingungen geknüpft, und ohne sie wird jede Gewähr zum Trug und jede Verkehrung zur Thorheit werden, sei es, daß man die Rathschläge des Zwangs oder die Lehre der Freiheit dabei zu Hülfe ruft.

Was außerdem sich als eine Schranke der allen deutschen Universitäten eingebornen Freiheit der Studien darstellen könnte, die Obliegenheit, dem Studium eine seiner Ausdehnung gemäße Zahl von Jahren zu widmen; oder was vorgekehrt ist, die Ordnung und Regelmäßigkeit der Vorträge sicher zu stellen, berührt den der Freiheit Würdigen nicht, und ist allein dem Eilfertigen und Lässigen zu heilsamer Hut angeordnet. Selbst die Allgemeinheit der Verpflichtung, Vorlesungen zu hören und den besondern Wissenschaften das Studium der allgemeinen zu verbinden, trifft nicht den Verständigen, welcher hier nur ausgesprochen findet, was ihm die eigene Einsicht und Neigung gebietet, und ist allein gegen die unfreie Einseitigkeit auf dem Gebiete der Wissenschaften und gegen den Müßiggang gerichtet, der des Zukünftigen unbekümmert durch die Anmuth und Fülle der akademischen Jahre wie in einem Traume hindurch geführt wird.

Ein Einbruch der öffentlichen Macht in die altakademische Freiheit der Studien erfolgt aber in dem Augenblicke, wo geboten wird, wozu der Würdige sich nicht ohne Gebot durch inneren Trieb bewogen findet, wo der Zwang, bestimmt den widerstrebenden zu hemmen, zugleich den aufrechten Geist niederbeugt, wo dieser genöthigt wird, dem Führer zu folgen, den er mit innerem Widerstreben zurückstößt, seine Thätigkeit auf Gegenstände zu richten, die ihn zwecklos und verwirrend bedrängen, und in Unmuth, Ueberladung und Zersplitterung die Freudigkeit, den Muth und die Kraft zum Kampfe verliert, der auch hier vor die Auszeichnung gestellt ist. — Weil aber nach dem Ausspruche eines alten Dichters ein ungeziemendes Werk andere zeuget, die seinem Geschlecht gleich sind, so kann eine solche Ordnung nicht bestehen, ohne durch andere von ihr hervorgerufene Verkehrungen die Natur der Universität vollends umzukehren, und mit ihrer Selbstständigkeit, ihre Kraft und ihre Würde bloszustellen. Darum wird nach Aufhebung der freien Studien eine solche Gesetzgebung zugleich gebieten, was der Natur der Wissenschaften widerstrebt und ihren inneren Zusammenhang auflöset. Sie wird die Universität nöthigen, von der höheren, selbstständigen Forschung und freien Bewegung in die Enge der Schule herabzusteigen und, nachdem der Aufschwung des Talents gehemmt ist, der Mittelmäßigkeit Freistatt und Pflege bereiten. Durch ihre Gebote hervorgerufen, durch ihre Verkehrungen unterhalten, wird Trug und Täuschung sich in das heilige Verhältniß zwischen Mann und Jüngling mischen und mit der wissenschaftlichen Bildung des Geistes zugleich die sittliche des Charakters blosstellen. Was in diesem Sinne etwa Hemmendes und Störendes unter uns gefunden ward, das hat an diesem Tage vor zwei Jahren die gottgesegnete Hand des hochherzigen Monarchen vernichtet, als er die Satzungen, unter welchen wir leben, mit seiner königlichen Genehmigung bekleidete. Darum begrüßen wir die Wiederkehr und die Jahresfeier ihrer Genehmigung mit freudigem Gemüthe und dankbarem Herzen als die Frühlingssonne, welche den erweckenden Strahl über die Leben sprossende Flur ausbreitet, und als das Auge Gottes über der Schöpfung lacht, in welcher die Naturen, allein ihrem inneren Triebe folgend, sich in frischer Kraft und Herrlichkeit ungehemmt und unverkümmert dem Licht entgegendrängen.

Verschwunden ist die Trennung der allgemeinen und besondern Wissenschaften, und die Nöthigung aus dem, was man für Allgemein erklärt, wie aus einem Niederen und Geringeren zu dem Besonderen hinaufzusteigen: dem Studium der Philosophie, der Natur, der Geschichte, des Alterthums ist nach Zertrümmerung jener Schranken die Bahn geöffnet, sich erweckend, hebend und veredelnd über das ganze Gebiet der akademischen Thätigkeit auszubreiten. Zurückgezogen sind die fast unübersehbaren Phalangen der durch Zwang gebotenen und nur durch Zwang haltbaren Lehrvorträge, und mit ihnen entschwand die Gewähr des Zwanges durch jene Prüfungen, welche bei dem Strome der zu ihnen durch die Nöthigung getriebenen Jugend den Lehrer durch ein Uebermaß geisttödtender und seiner unwürdiger Arbeiten beugten, und selbst

gegen Willen und sittliches Gefühl der Einzelnen das Urtheil der Universität über Fleiß und Würdigkeit ihrer Bürger zu einer der grausamsten und heillosesten Täuschungen gemacht hatten, um so betrübender, weil es bestimmt war, durch falschen Schein die Leerheit und Erfolglosigkeit zu verhüllen, mit der eine solche Studienordnung nur zu oft geschlagen war. Es ehrt zwar die neue Ordnung, was durch Stiftungen oder durch die nothwendige Einrichtung in sich abgeschlossener ehrwürdiger Institute geboten wird, und auch von ihr ergeht das Gebot zum ernsthaften und anhaltenden Studium, Vorkehrungen sind auch durch sie getroffen, den Unfleiß zu hemmen, wie den Fleiß zu beleben, aber sie sind zurückgeführt auf den freien Verkehr der Jugend mit ihren Lehrern. Was ehedem als Zwang den Widerstrebenden trieb, tritt jetzo dem Jüngling als Anweisung zum Studium, als väterlicher Rath der Lehrer entgegen, und neben der großen und schönen Gelegenheit, durch das erweckliche Wort des mündlichen Vortrages den Weg zur Bildung und Wissenschaft zu finden, steht ihm nach den Satzungen nichts im Wege, wenn er glaubt, des einzelnen von dem Vortrage weniger abhängigen, oder durch den Vortrag ihm verleideten Gegenstandes durch eigenes Studium sich schneller oder sicherer bemächtigen zu können. Alle Gewähr seiner Studien ist für ihn in die Fülle und das Einladende der akademischen Mittel, in die Wirkung des Beispiels, in das Ansehen und den Rath der Lehrer, in seinen freien Entschluß, für den Staat aber nach Aufhebung jener hemmenden Vorkehrungen im Innern der Anstalt jenseits der Schranken der Universität in die Prüfung gelegt, welche vor dem Eingange in dem öffentlichen Dienst einen jeden erwartet. Achtend die innere Unabhängigkeit der Hochschule und des wissenschaftlichen Geistes gewärtig, der allein unter ihrem Schirme erstarken und über die Anstalt sich verbreiten kann, begehrt sie von demjenigen, welcher seine durch wissenschaftliches Studium gebildete Kraft dem öffentlichen Bedürfnisse und Wohle bietet, nicht daß er durch die Vorlage von Zeugnissen, in denen die Sprache ihre Bedeutung umgekehrt hatte, beweise, wen und was er gehört, sondern daß er durch sich selbst nachweise, was er ist und vermag.

Gegeben ist sofort einem Jeden die Möglichkeit, sich nach seiner Neigung in den Studien einzurichten und zu bewegen, durch Ausschließung des Widerstrebenden und Zerstreuenden für das Hauptsächliche, das Bildende die Kraft durch Beschränkung zu sammeln und das Studium durch Innigkeit zu verstärken; gereiniget ist sein Verhältniß zu dem Lehrer von jeder unreinen Zuthat; keine niedere Rücksicht drängt sich zwischen ihn und diejenigen Männer, denen er das Höchste und Lauterste seiner Bildung verdanken möchte. Unabhängig von einander und nur durch Achtung und Zuneigung verbunden, welche der Mann so leicht vom Jünglinge empfängt, der von ihm Rath und Belehrung sucht, und so gerne dem redlichen Bestreben erwiedert, wandeln sie, gebend und empfangend, die freie Bahn des Wissens und des Forschens, die allein zu den Höhen der Wissenschaft und Bildung führt, welche zu erklimmen dem Zwange, dem Argwohne und der Beschränktheit von jeher versagt blieb. Zwar sehen wir, da die Uebel langsamer sind, als die Heilmittel, des Ungefügen nicht wenig zurückgeblieben; vorzüglich sind die Gestalten der Täuschung nicht ganz gewichen. Noch zeigen sie ihr unholdes Antlitz besonders in jenen Papieren, auf denen, weil einmal durch sie das Wort seine Bedeutung verloren hat, auch jetzo noch unbedingte Vortrefflichkeit demjenigen bescheinigt wird, der sich selbst im Stillen eines ganz anderen bewußt ist. Doch von dem Heerde der Wahrhaftigkeit und Lauterkeit, welchen unsere Satzungen in dem Heiligthume der Bildung errichtet haben, werden durch den aus ihm hervorgehenden heiligen Schauer auch diese Unholde vollends scheu entfliehen, um ihren Zug gen Westen nach dem eines besseren Schicksals so würdigen, aber nun in nächtliche Trauer versenkten Sitze der Musen hinzulenken, der allen Geistern des Zwanges und des Bannes, die aus unsern entführten Räumen vertrieben worden, zum Schrecken seiner Bürger Zuflucht eröffnet und Dienst bereitet hat. Auch müssen wir die Hindernisse beklagen, welche gegen Willen und Absicht der über uns waltenden weisen und menschenfreundlichen Obhut bewirkt haben, daß wir noch heute, am zweiten Jahrestage der königlichen Genehmigung unserer Satzungen, die damals verheißene Einsetzung jener Prüfung vermissen, welche nach ihnen von nun allein als Gewährleistung eines gedeihlichen Erfolges der Studien vom Staate betrachtet werden; und ist irgend ein Wunsch billig und dringend, so ist es gewiß dieser, den wir mit vollem Vertrauen auf seine Gewährung aussprechen, daß nicht auch im dritten Jahre unsere Hoffnung getäuscht, sondern dem Gebäude der freien Studien, außer welchem in Deutschland der wahren Wissenschaft zu wohnen unmöglich ist, durch Einsetzung jener Gewähr Schluß und Halt auf den Hochschulen von Baiern gesichert werde. Nicht nur demjenigen, welcher dessen bedarf, ist sie eine Mahnung an das, was ihm zu thun obliegt, und wird dadurch heilsam auf Ordnung und Beharr-

lichkeit des Fleißes zurückwirken, sondern auch jenem, welcher ohne solche Mahnung sich und dem Staate genug thäte, wird sie zur Stärkung und Beruhigung dienen, als eine erwünschte Gelegenheit nach seinem Austritte aus unserem Verbande männiglich zu beweisen, was er geworden, und dem Vaterlande zu leisten fähig ist. Daran aber schließen wir mit vollem Vertrauen seiner Erfüllung den zweiten Wunsch, daß jene Gewähr im Geiste der Satzungen sich auf das Wesentliche und Wichtige, was auch das Schwierige und Tieferliegende ist, beschränke, und nicht durch Ausbreitung über die Grenzen eines erreichbaren Maaßes die tiefere Begründung des Wissens in Gefahr stelle. Bald gewährt, weise geordnet und verständig gehandhabt wird sie von den äußeren Gewährleistungen die stärkste, wird sie der von der öffentlichen Macht erhobene Schild sein, gegen Gefahr und Entartung die junge Ordnung zu schirmen, durch die allein unsere Hochschulen zu der Würde und der Selbstständigkeit ihrer deutschen Schwestern erhöht wurden.

An Ihnen aber ist es, theure Jünglinge, die Hoffnungen derjenigen zu erfüllen, welche die einer gebildeten Jugend inwohnende Kraft und Neigung zum Guten für die einzig denkbare innere Gewähr der akademischen Studien halten, und die Besorgnisse der Aengstlichen niederschlagen, denen vielleicht auch jetzo noch Zwang und der Stab des Treibers nöthig scheint, damit das akademische Feld mit sattsamer Betriebsamkeit geackert und bestellt werde; vor Allem aber gilt es, das königliche Vertrauen zu rechtfertigen, aus welchem allein jene Lösung aller Fesseln hervorging. „Vertrauen andere deutsche Staaten ihrer Jugend, warum soll ich nicht dasselbe thun?" Ja Er, dessen königliches Gemüth voll unvergänglicher Frische und eben darum der Jugend zugethan ist, der wohl weiß, wo der Enthusiasmus, die freie Kraft, die Huldigung und die Liebe des Guten am lautersten zu finden ist, er thut dasselbe, er vertraut auch jetzo Ihnen, wo an manchen Orten die Andern, engherzigem Rathe nachgebend, Nutzen und Vortheil von Maßregeln der Beschränkung suchen, die sich uns als unnütz und nachtheilig bewiesen haben: und schon fängt das Vertrauen, bei dem allein die menschlichen Dinge gedeihen, auch unter uns an, seine Frucht zu zeigen. Zwar fehlen auch unter uns nicht jene Beklagenswerthe, die versäumt und dem niederen Triebe folgend, oder im leichtsinnigen Dienste des Wahnes und Vorurtheils, ihrer Zukunft uneingedenk, in die Irrgänge des akademischen Lebens sich verlieren; indeß sie liegen außer dem Bereiche jeder Satzung der Hochschule, und sind den Maßregeln des Zwanges unerreichbar gewesen, wie sie es dem Rathe der Vernunft sein werden. Aber der stets wachsenden Zahl würdiger Jünglinge unter Ihnen, unserer Jugend im Ganzen sind wir das Zeugniß schuldig, daß unter ihr es mit jedem Halbjahre besser geworden ist, seitdem die Universität durch ihre Satzungen an die wahre Bestimmung deutscher Hochschulen gewiesen ward, eine Pflegerin freier Studien zu sein.

Die Vorlesungen, sowohl die, welche für die besonderen Fächer eingesetzt sind, als die gleich wichtigen, in denen Gegenstände der allgemeinen Bildung, in ihnen aber Grund und Bedingung jeder besonderen enthüllt werden, sind zahlreich und mit anhaltender Theilnahme besucht, das Bestreben der Einzelnen außer ihnen nach Rath und Anleitung des Lehrers durch eigenes Studium tiefer einzudringen, ist keine Seltenheit mehr unter Ihnen, die Neigung für die Wissenschaften, das Trachten nach einer vollen und freien Bildung ist verbreiteter als je, und von Ihren Lehrern kann jeder diejenigen schon jetzo bezeichnen, welche einst der Wissenschaft zur Stütze, dem Vaterlande zur Zierde gereichen werden. Wer wollte bei so schönen Anfängen und unter den andauernden Wirkungen desselben wohlthätigen Lichtes nicht zum Vertrauen sich erheben, daß die edlen Neigungen und Kräfte mehr und mehr die Herzen durchdringen und über die Anstalt jenen wissenschaftlichen Geist verbreiten werden, dem im Gebiete des Denkens und Forschens keine Anstrengung zu groß, kein Ziel zu hoch ist, an dessen Walten die Frucht der Bildung, die Ehre der Anstalt, die Hoffnungen des Vaterlandes geknüpft sind.

Doch unfruchtbar wäre die Bildung des Geistes, wenn sie nicht durch eine Gesinnung getragen würde, die alles, was groß, sittlich und heilig ist, warm und innig umfaßt, und in Männlichkeit und Ehrenhaftigkeit des Charakters und Lebens sich offenbart.

Wie aber die Bildung des Geistes, so kann auch die Gesinnung, der Athem und Lebenshauch, von welchem jene umflossen und genährt wird, sobald die Jahre männlicher Jugend eingetreten sind, allein da gedeihen, wo die Bewegung frei ist und auf die sittliche Kraft eben so wie dort auf die geistige vertraut wird. Darum haben schon die ältesten Ordnungen der Universitäten neben der Freiheit der Studien die Selbstständigkeit des akademischen Lebens gestellt, und unsere Satzungen folgen bei Allem was sie hierin Förderliches vorkehren, eben so dem Bedürfnisse wie dem Gebrauche dieser altehrwürdigen Anstalten. Allerdings hat die Umgestaltung der Zeiten und

Staaten hier tiefer in die Universitäten eingegriffen und sie eines großen Theiles jener bürgerlichen Berechtigungen entkleidet, mit welchen ausgestattet sie aus den Jahrhunderten großer und starker Corporationen in die späteren, dem Geiste derselben abholden Zeitalter gekommen sind; das Gebäude, seiner alterthümlichen Pracht und Ehrwürdigkeit allmälig entkleidet, ward der übrigen Bauart gemäßer und dem neuen Geschmacke zusagender eingerichtet. Dagegen aber genießt die Universität und die akademische Jugend ungeschmälert den ganzen Umfang jener Berechtigungen, welche die verfassungsmäßige Freiheit des Staates jedem Bürger gewährleistet, nicht ausgenommen die Befugniß, sich zu geselligen Vereinen in jeder Weise zu verbinden, die ihren Neigungen und Bedürfnissen gemäß und den öffentlichen Sitten nicht entgegen ist. Was aber als Schranke sich darstellt, ist auch hier die nothwendige Bedingung freier Bewegung im Leben, ist die Gewähr der Freiheit gegen ihre bittersten Feinde, den Mißbrauch und die Entartung. — Bleibt uns daneben in dem Verhältnisse der Studirenden zur öffentlichen Behörde noch Manches zu wünschen übrig, was durch die besondere Lage der akademischen Jugend geboten, und ohne Störung der Stadtordnung gewährlich ist, so dürfen wir bei dem milden und Ihnen holden Geiste, der über uns waltet, der Gewährung mit Gewißheit entgegensehen. Am meisten aber werden Sie selbst diese Gewährung herbeiführen und die bessere Gestaltung aller der Verhältnisse befördern, wenn Sie entschlossen sind, aus Ihrer Mitte selbst die Hemmungen hinwegzunehmen, welche der Entwickelung eines freien und selbstständigen akademischen Lebens entgegenstehen. Ich meine die *starren*, dem Ganzen *feindseligen Formen* der Verbindungen, und als ihre Folge die *innere Zwietracht*.

Wenn ich hiermit auf die unter den Studirenden bestehenden Gesellschaften eingehe, so werde ich zwar durch unsere Satzungen dazu aufgefordert, welche ihren Bestand unter bestimmten Gewährleistungen anerkennen und deshalb eine offene Behandlung der Sache nöthig machen; doch stoß' ich zugleich auf eine beinahe allgemein verbreitete Meinung derjenigen, welche die Angelegenheiten der Universitäten ordnen und führen, nach welcher besser sei, diesen Gegenstand, da er allen Maßregeln einer Umgestaltung oder Hebung seiner Gebrechen widerstrebe, und nachdem auch der letzte große Versuch einer allgemeinen Umbildung durch die Studirenden selbst wegen Beimischung unlauterer und der Universität fremder Bestrebungen verdächtig geworden und der öffentlichen Macht verfallen war, lieber nicht zu berühren und auf sich beruhen zu lassen. Indeß wissen wir, daß ein erfahrner und muthiger Arzt, welcher einen Zustand mehrfachen Leidens behandelt, sobald er in ihm noch lebenssprossende Kräfte genug hervordrängen sieht, denselben nicht für unheilbar erklärt und aufgiebt, und seines Beispiels wollen wir zumal in solcher Sache eingedenk bleiben. Weit entfernt also, jene Meinung zu theilen, nach welcher wir uns selbst mit Unvermögen und Rathlosigkeit behaftet erklärten, wo wir doch zu rathen und zu helfen berufen sind, halte ich es für besser, mich über den Gegenstand offen gegenüber einer Jugend zu äußern, welche schon oft die Verkündigungen ihres Unheils erfolglos gemacht, und die ich für fähig halte, das Vertrauen zu erwiedern, aber für unfähig, das Wohlwollen von sich zu stoßen. Ich darf dieses um so mehr, da es mir widerstrebt, mich denjenigen zu gesellen, welche dem engern Anschließen ähnlich gesinnter Jugendgenossen in einer meist fremden, oft unholden und feindlichen Umgebung zur Wahrung ihrer Eigenthümlichkeit und zur Sicherung der ihnen zusagenden Verhältnisse und Freuden auch da, wo durch solche Verbindungen das Heiligthum der Gesetze nicht entweiht wird, mißbilligend entgegentreten. Denn welches auch das Mißfällige und Schädliche sei, was sich im Laufe der Zeiten an jenen Verbindungen hervorgethan hat, so gehört es eben doch hauptsächlich den Verhältnissen und Umständen; sie tragen, wie alles Menschliche, die Farben der Zeit und stehen unter ihren Einflüssen; aber hinter ihm erscheint das *Wesentliche* stark genug, die Ungunst der Verhältnisse zu überwinden und sich wohlthätig zu erweisen. — Entsprungen aus demselben Geiste, der die Universitäten erzeugt und stark gemacht hat, sind jene Verbindungen, mehr die Namen als die Sache wechselnd, oft befehdet, oft entartet gleich ihnen zu uns herabgekommen. Sie hauptsächlich haben dem akademischen Leben einen selbstständigen und ehrenhaften Charakter bewahrt und den Geist der Universitäten gegenüber einer Zeit geschirmt, die allem Verbundenen und Ueberlieferten feind, mit verflachender Hand Staat und Leben aus seinen alten Formen und Gliederungen in Einzelnheiten zu zerstäuben unablässig bemüht war. Was aber ihnen als eine mißfällige Form sich angebildet hat, ihnen selbst feindselig entgegenwirkt und von jedem Unbefangenen unter Ihnen selbst als hart und abstoßend empfunden wird, ist jenes Versessensein auf Formen, die ihren Gehalt, auf Ansprüche, die ihren Grund verloren haben, jene Dienstbarkeit gegen Einzelne, welche die Selbstständigkeit Aller in Gefahr bringt und wieder jenes Ueberheben gegen die draußen Stehenden, wodurch die ganze akademische Genossen-

schaft in kleinere Massen gesprengt und in Feindseligkeit gegen einander getrieben wurde.

In demselben Maaße aber, in welchem jener große, edle und männliche Sinn ursprünglicher Verbindungen durch starre Formen und zeitraubende Gebräuche verunstaltet wurde, trübte sich auch die Lauterkeit des Urtheils über das, was als Ehre und Ehrenhaft in der altritterlichen Zeit bestanden hat, und der Zweikampf, von dem Schirme ritterlicher Tugend zur Verfechtung gleichgiltiger Begegnungen und unbegründeter Ansprüche herabgezogen, wurde zur grausamsten Ironie seiner selbst. Möge, wen nicht die Erwägung der Geringfügigkeit seiner meisten Veranlassungen, nicht der Gedanke an die Seinigen und ihn selber, nicht die unerbittliche Strenge des Gesetzes, welches zu handhaben wir berufen sind, nicht die Erinnerung an den Leidenstag, an welchem über dem blutigen Leichnam eines ihrer hoffnungsvollen Söhne das Bild unserer Hochschule sich in Trauer verhüllte, wen nicht Rath noch Warnung zur Besinnung bringt, möge diesen doch der Abscheu seines Monarchen bewegen, in dessen reiner königlichen Brust die Ehre noch ihr Heiligthum fände, wenn sie von der Erde verschwunden wäre, und welcher den Zweikampf als den Fluch unserer Zeit mit tiefem Unwillen von sich stößt. Nicht das Unerhörte, das Ungewöhnliche fordern wir von Ihnen, nicht daß Sie aufgeben die Gefühle der Ehre, der persönlichen Würde, auf welcher alles Ehrenhafte und Selbstständige wie im Staate, so im akademischen Leben beruht, sondern die Mehrung eben jenes männlichen Ernstes im Leben, in welchem die wahre Ehre geborgen liegt, die in Schonung fremder Rechte die Gewähr der eigenen sucht, und eben so bereit ist, zufälliges Unrecht auszusühnen als für das von andern geschehene die Sühne anzunehmen. Wo dieser Ernst waltet, ist er und in ihm die wahre persönliche Würde durch sich selbst geschützt, und jeder, der ihn in sich und andern nährt, erbaut und schmückt den Altar der Eintracht und der Ehre, unter deren Schirm allein die Selbstständigkeit des akademischen Lebens bestehen kann.

Wenn wir dieses nicht nur als Wunsch, sondern als Hoffnung aussprechen, so werden wir durch manche Zeichen dazu bewogen, aus denen ein jeder wahrnehmen kann, daß derselbe edlere Geist, dessen Flügelschlag wir in den Studien wahrnehmen, auch das akademische Leben zu bewegen anfängt. Denn es ist die Art des Guten wie des Bösen nicht in einer Richtung zu beharren, sondern sich nach allen Seiten hin heilsam und bildend auszubreiten; und wie wäre denkbar, daß ein junges Gemüth, einmal von der Liebe zum Großen und Edlen berührt, nicht auch aus den Verhältnissen des Lebens alles entfernen sollte, was ihm als hemmend und seiner selbst unwürdig entgegentritt? Keinem aufmerksamen Beobachter ist verborgen geblieben, daß bald nach der Verlegung der Universität in die Hauptstadt im Innern jener Vereine, die unsere Satzungen gestatten, das Bedürfniß eines mit den akademischen Zwecken zusammenstimmenden Lebens auf mannichfache Art fühlbar geworden. In Folge davon begann die Spannung zu weichen, welche zuvor den öffentlichen und innern Frieden unmöglich zu machen schien, und die Verträglichkeit gegen abweichende Ansicht und Neigung im Leben überwog den alten ausschließenden Widerwillen. Auch haben sie in ihrem Innern Frieden gegründet, Armen unter ihren Genossen sich hülfreich erwiesen, Unfleißige zur Ordnung geführt, Unwürdige aus ihrer Mitte entfernt, und es ist gut das anzuerkennen, und auf diese edlen Stoffe zur Bildung des akademischen Lebens hinzuweisen, nachdem ihnen so viel Schlimmes ist nachgesagt worden und auch so Manches zur Last fällt. Noch aber ist Vieles zu thun übrig; und was geschehen muß, kann allein von Innen herausgebildet werden. Jedes Eingreifen von Außen in die Kreise alter und fester Gewohnheiten, wo es über Rath und Vorstellung, über die Wirkung des persönlichen Vertrauens hinausgeht, ist überall mehr störend als förderlich gewesen. Desto dringender jedoch ist die Mahnung an jeden, der es ernst mit sich und der Sache meint, ihrer Weiterbildung sich nicht zu entziehen, eingedenk zu sein der Gefahren, von denen das Leben der Universität in allen seinen Eigenthümlichkeiten fortdauernd bedroht ist, und der Unmöglichkeit, daß jetzo noch in ihm Etwas Bestand und Dauer haben könne, was seinen ursprünglichen Zweck und mit ihm seine Achtungswürdigkeit verloren hat. Ein jeglicher, wer in dieser begonnenen Umbildung daran arbeitet, die Verhältnisse und das Leben auf der Universität fortdauernd zu veredeln, und mit dem Geiste der wahren Freiheit, Würde und Selbstständigkeit mehr und mehr in Uebereinstimmung zu bringen, kann einst, wenn diese flüchtigen Jahre ihm schnell vergangen sind, für seine ganze Zukunft das Bewußtsein in sich tragen, daß er in dieser für das Leben der Hochschule entscheidenden Zeit, der Bewahrung seiner Eigenthümlichkeit, der Läuterung seiner Vorzüge, daß er sich der großen und nationalen Sache der Universität förderlich bewiesen habe.

Wenn aber in den einzelnen Vereinen sich dem unbefangenen Beobachter das Dasein eines bessern Geistes allmälig enthüllt, so ist auch außer ihnen und in der Gesammtheit unserer akademischen Jugend das Gefühl, das Bedürfniß nach

einer Einigung der getrennten Theile zu einem Alle umfassenden Ganzen rege geworden. Unsere Universität sah, die erste unter ihren Schwestern, von ihrer Jugend den mit überraschendem Erfolge gekrönten Versuch, eine solche Vereinung mitten in das Leben der Hochschule hineinzustellen und auch in ihr das Gesellige mit allem, was ein junges Gemüth erheben, was Gefühl und Sinn für die wahren Vorzüge, für die Herrlichkeit dieser schönen Jahre und ihrer Bestimmung wecken kann, zu verbinden. Einladend durch den Grundsatz, daß sie sich Keinem versagt, welchen die Universität unter ihre Bürger zählt, versöhnend durch die Ansicht, daß sie keinem besondern Vereine im akademischen Leben entgegensteht, sondern von ihrer Mitwirkung zu der Vereinborung, in welcher sich jeder zugleich als Glied eines größeren Ganzen fühlt, Halt und Dauer erwartet, gefahrlos gegen das Ganze wie gegen die Einzelnen dadurch, daß sie keinen mit einer besonderen Verpflichtung belegt, oder einer übernommenen zu entsagen nöthigt, hat sie einen besseren freieren Geist auch unter den noch Zweifelnden oder Abgesonderten dadurch enthüllt, daß diese, getroffen von der Idee dem gemeinsamen Leben ein Asyl der Vereinbarung zu bereiten, jeder feindseligen Begegnung sich enthalten und den Burgfrieden geachtet haben, der an der Schwelle der akademischen Gesellschafts-Aula allen Zwist der Eintretenden niederzulegen und sich in ihren Räumen nur als Glied der freien, allgemeinen Genossenschaft zu fühlen heißt, welche, die akademische Jugend selbst darstellend, ihr Dasein vor keinem Auge zu verbergen, ihr Wirken mit keinem Schleier zu verhüllen braucht, weil es auf das Rechte, das Würdige und Ehrenhafte gerichtet ist.

Fassen wir Alles, was in den Studien und dem Leben der Universität unter dem Schirm der Freiheit und Selbstständigkeit, welche die Satzungen ihnen gewährt und gewährleistet haben, uns als einzelne Erscheinung entgegentritt, in Einem Ueberblicke zusammen, so wird auch dem Zweifelnden offenbar, daß in ihnen, wie viel auch noch zu wünschen bleibt, und unter dem Einfluß der Anordnungen, unter denen wir stehen, eine Umgestaltung aller Verhältnisse und Bestrebungen zum Besseren sich offenbart, und es ist für mich ein erhebendes Gefühl, Ihnen, meine jungen Freunde, nach bestem Wissen und Gewissen vor König und Vaterland dieses Zeugniß geben zu können. Aber nicht ermatten darf die Kraft und der Wille, welchen Sie ein jeder in seinem Kreise bewährt, nicht genügend erscheinen, was Sie gethan, nicht gesichert, was Sie erworben. Denn der Schwierigkeiten, des Kampfes und der Gefahren sind viele, mit denen Ihr Pfad umlagert ist. Schon ein Alter hat gesagt, die Knechtschaft sei leichter zu ertragen als die Freiheit, und dem Andern dienstbar sein gefahrloser als seinem eigenen Willen folgen. Denn frei ist nur, wer der Freiheit würdig ist, und dieses zu sein, das ist die Arbeit, das der Preis, des Schweißes der Edlen werth. Darum gebührt auch, die ganze Kraft des Gemüthes aufzurichten, um ihn zu gewinnen, und jedweden Kampf zu bestehen, um seine Herrlichkeit zu schirmen. Was in der menschlichen Natur Edles und Großes liegt, was den Jüngling, den Mann über sich erhebt, was Bildung zeitiget und Tugend pflegt, es ist in dem heiligen Kreis der Selbstbestimmung, der offenen Huldigung des Würdigen und jener Thaten begriffen, zu denen der göttliche Trieb freiwaltend und unwiderstehlich hinreißt und erhebt. Darum auf! jugendliche Sprossen edler deutscher Stämme, die der baierische Name vereint, zeiget vor den Genossen, welche das gemeinsame Vaterland aus freigehaltenen Anstalten, welche Helvetien aus den ehrwürdigen Burgen seiner Unabhängigkeit, welche die alte Hellas aus heiliger Flur, welche das fernste Ausland über den Ocean wie über die Steppen des starken Norden unter Euch sendet, zeiget vor Euch und der Heimath, daß der Ruf eines großsinnigen Monarchen, der das höchste Gut seines Volkes, Eure Bildung Eurem freien Entschlusse anvertraute, nicht umsonst an Eure Herzen schlug, daß sein Hauch in ihnen die Flammen edler Entschließung entzündete, stark und innig genug, Euer ganzes Trachten und Leben zu läutern, und dem Geist auf freier Bahn nach jenen Gütern vorzuleuchten, in denen alle Hoffnung, alle Ehre, alles Glück der Zukunft beschlossen ist.

---

## Rede zum Andenken Friedrich August Wolfs am 28. August 1824.

Von Varnhagen von Ense.

Sei es erlaubt, an diesem Ehrentage, der uns hier zu froher Feier versammelt hat, auch des Mannes zu gedenken, der, Goethe's Freund und Genosse, vor einem Jahre an unserer Spitze stand, und durch seine Geistesart uns heiter anregte, jetzt aber nicht nur diesem Kreise fehlt, sondern auch der Welt für immer entrissen worden.

Friedrich August Wolf starb am 8. August zu Marseille, wohin er gereist war, um einer beginnenden Krankheit zu entfliehen. Er unterlag schon im 66. Jahre seines Alters, nicht unvertraut mit dem Gedanken eines solchen nahen Ausganges, den das Feuer und die Festigkeit

seines ernsten Willens, allzu thätig nach Entscheidung seines Zustandes strebend, vielleicht beschleunigt haben.

Von den Verdiensten seiner gelehrten Laufbahn soll hier nicht die Rede sein. Was er im Felde der Alterthumsforschung geleistet hat, ist der Welt bekannt. Er ist Urheber und Vorbild einer neuen, großartigen Verhandlung dieser Wissenschaft geworden, die aus dem verjährten Staube der Schule durch ihn mit geistvoller Gründlichkeit in die freie Gemeinschaft aller Bildungskreise emporgeführt worden. Den Scharfsinn seiner Untersuchungen, den Umfang und die Tiefe seiner Kenntnisse, den Werth seiner zahlreichen und mannichfachen Schriften, vor allen seiner unsterblichen Forschungen über die homerischen Gesänge, mögen die Berufenen des Faches würdig darstellen. Auch von den großen, schwer zu überschauenden Arbeiten, der beseelten Thätigkeit und ergreifenden Wirkung, welche er als Universitätslehrer durch eine lange Reihe von Jahren ausgeübt, worin er mehr als funfzig verschiedene Lehrgänge, und deren manche in doppelt und dreifach, ja bis zu zehnmal wiederholten Vorträgen, vor einer zahlreichen, durch ihn der Weihe des klassischen Alterthums zugeführten Jugend mit stets belebter Kraft gehalten; von seinem antiken Geiste und von seinem klassischen Talent, in welchem die Welt der Griechen und Römer eine neue Stätte des Lebens und Wirkens gefunden; von seiner bildnerischen Beweglichkeit endlich, die ihm erlaubte, nach dargelegten Werken einer in römischen Formen sich aussprechenden Genialität, dann auch in deutscher Zunge mit schöpferischer Meisterschaft eigenthümlich aufgetreten: von allen diesen, wovon jedes Einzelne hinreichte, den herrlichen Ruhm eines preiswürdigen Mannes zu begründen, überlassen wir Andern zu reden.

Desto eifriger aber mögen wir hier die Züge festhalten, die den Mann selbst in seiner Persönlichkeit uns vor Augen stellen, und sein entrücktes Dasein uns noch für Augenblicke vergegenwärtigen.

Was ihn auszeichnete, war die hohe Eigenthümlichkeit seiner vollständigen, durch und durch in alle Bezüge seines Wesens gedrungenen, gleichmäßig nach allen Richtungen seines Wollens und Thuns belebten, ununterbrochenen Geistesbildung. In der Lebensäußerung dieser Eigenthümlichkeit gab es keine Lücken, keine Stillstände; er hatte sich immer selbst, er hatte sich immer ganz, und keine seiner Eigenschaften war ihm nur fragmentarisch verliehen.

Daher die große Geistesgegenwart, die große Ueberlegenheit, mit welcher er allen Begegnissen des geistigen Lebensverkehrs gegenüberstand, sie prüfend aufnahm, mit treffendem Urtheil an ihren Platz stellte, und mit geistreichen Zügen festhielt oder entließ. Daher die heitere Gelassenheit, in welcher er dem Witze, der ihm zu Zeiten entgegentrat, den Verlegenheiten, welche Zufall oder Absicht ihm zuwenden mochte, mit glücklichem Ueberbieten stets so leicht und siegreich zu entsteigen wußte.

Gedacht hatte er über Alles; die Gebiete des Lebens wie der Wissenschaften konnten einem so lebendigen Sinne nicht fremd bleiben; in dem Lichte seines Geistes erleuchtete sich auch jede zufällige Umgebung; seine Eigenschaften wirkten nach allen Seiten. Die Wendung seines Geistes war in den geringsten Dingen merkwürdig; ja bis in den kleinlichsten, durch die er bisweilen, mehr der scherzenden Nachrede doch als dem eigentlichen Tadel, Raum gab, blieb sie noch immer mit dem Reize seiner Größe behaftet.

Er war umgänglich und mittheilend; allzu reich, um zu kargen, gab er willig jeder Ansprache von seinen geistigen Schätzen, und verschmähte nicht, zu empfangen, wo er schon längst besaß. Eine neuerschlossene Ansicht, ein bedeutend leitendes Wort von ihm hat bis auf die letzte Zeit Männer und Jünglinge in seiner Umgebung mehr als manche anderweite vielfache Anstrengung gefördert.

Nie vergaß er seiner Würde; er hielt darauf in angeborner Vornehmheit; in ihr stellte er die Ehre des Gelehrten dar, wie in dem Fleiße dessen Tapferkeit. Seinen Werth kannte er, wie jeder Tüchtige aus innerer Thatsache sich als solchen fühlt und kennt. Und wie hätte er seinen Ruhm nicht kennen sollen, der ihm aus allen Ländern Europa's zurückstrahlte, aus allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst, sei es, daß ihn die berühmtesten Anstalten in ihre Mitte begehrten, sei es, daß Goethe in den Elegien verherrlichend ihn grüßt, oder Alexander von Humboldt einen kostbaren Ertrag seiner naturwissenschaftlichen Forschungen ihm zueignet! Seine Schüler, Freunde und Verehrer sind über das ganze Gebiet der Wissenschaften ausgesäet; sie hingen ihm mit einer Treue und Liebe, mit einer Begeisterung und Zuversicht an, deren Dokumente in Hunderten von Schriften öffentlich dastehen, und noch viel glänzender und reicher in den Schätzen eines Briefwechsels aufbewahrt sind, dessen Umfang und Inhalt neue Regionen seines Geistes erblicken läßt.

Sein Herz, reich an Empfindung und Antheil, entzog sich der weichen Offenheit gewöhnlicher Aeußerungen; aber nicht allen seiner Freunde blieb hinter dem Walle von Witz, launiger Schärfe und vornehmer Erscheinung, womit er es verwahrte, dessen leichte Erregbarkeit

verborgen. In schmerzlicher Wehmuth allgemein menschlicher Betrachtungen, in gerührten Thränen inniger Theilnahme konnte er durch langverschwiegene Wärme den staunenden Entdecker überraschen.

Der theure Mann, dessen Verlust wir beklagen, hatte innige Freunde, unter ihnen die Angesehensten und Größten seiner Zeit. Ein strebender und bewegender Geist, wie er, blieb auch nicht ohne Gegner. Leider wurden ihm, wie das Geschick der Welt es ja so unvermeidlich mit sich führt, auch aus Freunden solche. In den Verwickelungen, welche die Verschiedenheit der Richtungen und Ansichten, in den Reibungen und Fehden, welche das Zusammentreffen starker und eigenthümlicher Geistesarten unter den Genossen gleicher Bahnen hervorgebracht, möge jetzt Niemand das Urtheil verlangen; das Recht und Unrecht trage die Zeit hinüber zu künftigen Richterstühlen, vor denen die Sache ohne gehässige Zuthat persönlicher Leidenschaft erscheinen kann.

Der Hingeschiedene hat Allen, Freunden und Feinden, als Vermächtniß eine große, niederschlagende Aufgabe hinterlassen, die: ihn zu ersetzen!

Uns aber sei hier die Zuversicht gestattet, daß das Andenken des großen Mannes, bei der Nachricht seines frühen Hintritts, in der Würdigung edler Geister über jede Berührung hinweggehoben ist, die nicht Trauer wäre und Verehrung.

Und so lebe er denn fort und fort in unserem Gedächtniß der Mann, der endlich, vom Namen Hemeros kühn uns befreiend, uns noch stets ruft in die vollere Bahn.

---

## Kirche und Schule sind unzertrennlich!

Eine Rede, bei der Einführung des Herrn Rectors Hansen am 3. Februar 1837 gehalten.

Von F. G. F. Schläger.

Es sei uns diese Stunde gesegnet, die in unsern Kreis einen neuen Mitarbeiter zieht, welcher uns helfen will, daß unsre Jugend zur Freude der Aeltern, zur Zierde unsrer Stadt und zum Segen des theuern Vaterlandes und der Welt durch ihre Tüchtigkeit und Würdigkeit sich auszeichne und ein zufriedenes und ruhiges Leben führe. Und mit dem Wunsche, daß Sie, Herr Hansen, zu dem großen und wichtigen Werke der Jugendbildung uns eine treue Bruderhand reichen mögen, begrüßen wir Sie. Sie wollen eine Stätte einnehmen, welche der jetzige Herr Pastor Hachmeister in verschiedenen Stufen 13 Jahre mit der frohen Erfahrung ausfüllte, daß seine Arbeit nicht vergeblich war, daß unsre Knabenschule unter seiner Leitung dem Ziele, welches die Zeit den höhern Bildungs-Anstalten stellte, immer näher gebracht wurde, daß so viele Jünglinge mit den schönsten Kenntnissen geschmückt, von hier unmittelbar die vaterländische Hochschule beziehen konnten oder in die obern Klassen der Gymnasien übergingen, für welche Verdienste wir dem Abgerufenen unsern wärmsten Dank schuldig sind. Die entstandene Lücke wollen Sie nun ausfüllen; eine väterliche Sorge wollen Sie unsern Söhnen widmen; Sie wollen Ihre ganze Manneskraft daran setzen, daß bei den geringen Mitteln, welche uns zu Gebote stehen, dennoch viel und das Mögliche geleistet; daß nicht allein das, was durch eine gemeinsame Anstrengung ins Dasein kam, erhalten, sondern auch manches Gebrechen, von welchem kein menschliches Werk, also auch unser Schulwesen nicht frei bleibt, gehoben und das Ganze von Jahr zu Jahr zu höherer Vollkommenheit entwickelt werde. Ein bedeutungsvolles aber auch ein herrliches Unternehmen, eines mit Begeisterung für die heiligsten Angelegenheiten der Menschheit erfüllten und mit allen Bedingungen zur Lösung dieser schweren Aufgabe geschmückten Mannes werth! Sie gehen einem ernsten Berufe entgegen, welcher sich von Ihrem bisherigen dadurch unterscheidet, daß nicht Eine Classe Ihre Thätigkeit in Anspruch nimmt, sondern daß der Kreis, welcher Ihre Aufmerksamkeit fordert, sich von nun an um Vieles erweitert und daß Ihre Sorge, Ihre Verantwortlichkeit in dem Grade wächst, in welchem Ihre Pflichten einen größern Umfang erhalten. Sie werden bei der Ausführung Ihrer lebendigen Wünsche um so mehr Kämpfe zu bestehen haben, je größer die Bewegung ist, welche Alles, auch das Schulwesen erschütterte und je schwieriger die Stellung eines Lehrers in einer Zeit wird, wo es auch der umsichtsvollsten Treue und einer eisernen Beharrlichkeit nicht gelingen will, allen Anforderungen zu genügen und den überspannten Erwartungen, die man hegt, zu entsprechen! Wie oft werden die eifrigsten Bemühungen der Schulmänner verkannt, falsch beurtheilt und aufgenommen, rücksichtslos getadelt! Wie oft sind unberufene Hände emporgerichtet, um ohne Ueberlegung niederzureißen, was die Besonnenheit mühsam nach und nach aufbauete! Wie hat der Strom selbst Viele von denen fortgetrieben, welche ihm mit aller Macht hätten einen Damm entgegenstellen sollen. Man ist nicht allein zufrieden, durch übertriebene Forderungen an die Jünglinge ihre intensive Kraft zu vermindern

und ihren Geist zu verflachen, sondern auch durch den Druck der Materialien alles Geniale zu tödten, wovon die Literatur zum unersetzlichen Schaden Zeugniß geben wird. Ja man geht noch weiter und will, von dem Geiste der Emanzipation geblendet, die Schulen von den Kirchen trennen. Man ist der Ansicht, daß auch hier eine Ablösung eben so wohl möglich, leicht und wünschenswerth sei, wie bei materiellen Gegenständen und Lasten. So schön es auch ist, das bürgerliche Leben von allen den Banden, welche eine rohere Zeit schlang, frei zu machen, daß es sich fröhlicher entfalte: so zeigt sich's doch selbst dem Unkundigen bei einigem Nachdenken auf den ersten Blick, daß das Verhältniß. in welchem Schule und Kirche zu einander stehen, ganz anderer Art sei. Und dennoch ward selbst von scheinbar erleuchteten Männern der Wunsch laut, daß die Schulen nicht mehr länger mit der Kirche in der engen Verbindung bleiben mögten, welche bisher Beide auf's Innigste verknüpfte. Es wurde als eine Last angesehen, ja als die volle Entwickelung der Schulen hemmend betrachtet, wenn man diese nicht völlig unabhängig von der kirchlichen Aufsicht und Leitung mache. Und bereits das höhere Schulwesen ist zum Theil schon jetzt von der Kirche abgelöset. Obgleich wir uns über diese Frucht unsrer die Extreme liebenden Zeit kein Urtheil erlauben, so können wir doch unmöglich eine bange Besorgniß unterdrücken, daß diese Maßregel nicht zum Heil, sondern zum Schaden sowohl der einen und der andern, als auch der Gesammtheit führen dürfte. Wenn die Gymnasien, in welchen doch diejenigen ihre Bildung erhalten, welche als Diener der Gerechtigkeit, als Arbeiter in den Kirchen und in allen Zweigen der Verwaltung dem Vaterlande ihre Kräfte widmen sollen, wenn die Gymnasien, welche früher mit dem Kirchenwesen ganz verwachsen waren und von der Kirche Unterstützung, Geist und Schutz empfingen, während sie dieser in ihren allgemeineren Zwecken zu Hülfe kamen, wenn die höheren Bildungsanstalten, wie sie auch Namen haben mögen, undankbar die bisherigen Verhältnisse verachtend vergessen und den heidnischen Geist dem christlichen vorziehen und das eigentlich religiöse Element, was die christlichen Schulen aller Art belebend durchdringen soll, in den Hintergrund stellen: so muß man ruhig abwarten, welche Resultate eine solche Ablösung hervorbringt. Man vertraut zwar hie und da einem Theologen den Religionsunterricht an und wähnt, damit allen religiösen Bedürfnissen einer ganzen Anstalt Genüge geleistet zu haben. Aber was soll das unter so Viele! Im Königreich Preußen hat man den gethanen Mißgriff schon einzusehen angefangen und man ist bemühet, zu dem Natürlichen wieder umzulenken. —

Wir leben in einem christlichen Staate und dürfen es nie vergessen, daß im christlichen Geist und Glauben Schule und Kirche Eins sind, was Gott zusammengefügt hat und was nach unserer vollesten Ueberzeugung für die Dauer nicht von einander geschieden werden kann. Aus dem Christenthum hat sich erst nach und nach das Schulwesen zu jener Herrlichkeit erhoben, in welcher wir es sehen und in dem Grade, in welchem der höhere Sinn des Evangelii aufgefaßt und lebendig ward, nahm die Sorge für die Jugendbildung zu. Und diese möglichst innige Vereinigung schuf alle die Mittel, welche das wissenschaftliche Leben erleichtern, sammelte Bibliotheken, für welche eben so bereitwillig wie für die Schulen kirchliche Räume gewidmet wurden, gründete Stipendien für Lehrer und Schüler. Man glaube ja nicht, daß, hat man die Kirche aus den Schulen verdrängt, ruhet nicht mehr der fromme Blick auf der Jugendbildung, milde Hände bedeutende Summen zu heiligen Zwecken für arme Jünglinge darreichen werden. Und wenn es wirklich gelänge, das angefangene Werk fortzusetzen und eine förmliche Scheidewand zwischen Kirche und Schule zu stellen und dies allgemein durchzuführen: so will es nicht klar werden, wer die Unterrichtsstätte in der Nähe beaufsichtigen und dafür sorgen soll, daß das kommende Geschlecht nicht zurückbleibe. Wer da sagt, unsre Schulen sind mündig geworden — der spricht im Traume, und wer da behauptet, unsre jetzigen Lehrer bedürfen wegen ihrer höhern Bildung keiner Aufsicht, keiner Leitung, keines Spornes, der vergißt, daß sie, wie wir Alle, Menschen sind. Die Kirche hat es immer als eine heilige Pflicht angesehen, die Jugend mit zärtlicher Fürsorge zu beachten, hat ihre Diener mit allem Ernst auf die Kleinen hingewiesen, hat stets mit Freudigkeit Opfer gebracht, daß Alle, jung und Alt, in ihrem Schoße dem höheren Ziele entgegengeführt würden. Sie nimmt die Säuglinge mütterlich auf und giebt durch ihre Weihe ihnen eine Richtung für die Unendlichkeit. Sie erleuchtet mit ihrem Geiste des Friedens die lernbegierigen Seelen, daß sie die Erfüllung ihrer Pflicht als den einzigen Weg zur Seligkeit bezeichnet; sie nimmt den herangereiften Jünglingen und Jungfrauen das Gelübde ab, Gott zu fürchten, die Gesetze zu ehren, Niemandem Unrecht zu thun, sondern durch Werke der Liebe ihre und der Brüder Wohlfahrt zu fördern und die Gegenwart würdig anzuwenden, damit die Zukunft auch nach dem Grabe desto erfreulicher für sie sei; sie hört

nicht auf, unablässig ihre Kinder zu rufen und einen edlen Feuereifer in ihnen zu erwecken, ihr Gewissen unverletzt zu bewahren und dem Guten allein anzuhangen. Sie begleitet mit ihrem Trost und Segen den Pilger auf seinem letzten Wege. Es liegt am Tage, daß die Schulen in dem Bereich der Kirche sein müssen, wenn diese ihre erhabenen Zwecke mit glücklichen Erfolgen gekrönt sehen soll. Kirche und Schule sind also nur in der äußeren Erscheinung zwei Institute, aber in der Wirklichkeit sind sie Eins. Jede Schule soll eine Kirche im Kleinen sein, wo dem Herrn von den Unmündigen ein Lob zugerichtet wird, daß sie durch Kenntnisse, durch würdige Gesinnungen und Grundsätze sich und Andere beglücke. Die Kirche ist bemühet, das Aufgenommene zu vervollständigen, zu bewahren, zu befestigen. Man sei daher nicht gewissenlos gegen eine Mutter, der man sein Dasein verdankt. Man hemme nur nicht die Kirche und lasse ihr alle die Mittel, mit denen sie Jahrhunderte hindurch so Vieles wirkte und unsre Urväter und Väter zu tüchtigen Arbeitern erzog; man klage sie nicht an, daß sie nicht mehr leistete, und erwäge wohl, daß ihre Kraft durch die Stufe, auf welcher sich das bürgerliche Leben befindet, bedingt wird; man vermehre nur ihre Kraft, und ihre Diener werden wahrlich zeigen, daß sie es wissen, worauf es in den Schulen ankommt. Ermüdeten sie nicht, bei aller Verkennung, bei allen Beschränkungen, bei allen Verkehrtheiten der Jugend sich hinzugeben und auf das Eine, was Noth thut, unverrückt hinzuweisen — was wird geschehen, wenn man sie ermuntert, wenn man treu hilft? Kirche und Schule sollen nicht mit einander im Streite leben; sonst wird beides wüste. Beide sollen auch nicht neben einander gehen, als wenn sie nicht zu einander gehören, sondern Beide sollen wie Mann und Weib, wie Mutter und Kind für einander leben, die Schule für die Kirche und diese für jene. Ein heiliger Geist soll nicht allein in den Kirchen ausgegossen werden, sondern schon früh auch über die Jugend, damit er in den weiteren Räumen desto mehr geöffnete Herzen finde. Beiden wird die Kraft und das Leben genommen, will man sie trennen. Beide überwinden die Welt, bleiben sie sich ihrer natürlichen Verbindung bewußt und wetteifern sie mit einander in der treuesten Vollbringung dessen, was ihnen befohlen ist. Ich kann nur Kurzsichtigkeit und Beschränktheit, nur eine von der Zeit begünstigte Verblendung darin finden, wenn man unter Christen von einer Emanzipation der Schulen redet. Das möge in den Mauern unsrer Stadt nie der Fall sein? Wir Lehrer an Kirchen und Schulen wollen Eins sein, wir wollen uns brüderlich die Hände reichen, um unsern gemeinsamen Beruf uns zu erleichtern, der darin besteht, daß das geistige und sittliche Wohl Aller, mit welchen wir verbunden sind, immer unerschütterlicher begründet und immer weiter gefördert werde. Dazu ist die Schule, dazu die Kirche bestimmt. Und damit wir nicht lehren und selbst verwerflich werden: so wollen wir uns jene gehässigen Geister fern halten, welche das Leben und jegliches Verhältniß betrüben und verderben. Nicht der Eigennutz, nicht der Neid, nicht der falsche Ehrgeiz, nicht ein aufgeblasener Sinn, keine Leidenschaft, soll unsern Frieden, unser gegenseitiges Vertrauen stören; wir wollen nicht fragen, wer ist Vorgesetzter oder Untergebener, sondern wer unter uns ist am treuesten in seiner Pflicht, wer unter uns leuchtet am meisten durch Liebe, durch Demuth, durch einen frommen Sinn, durch Weisheit und Tüchtigkeit? Und wenn dieser würdige Lehrergeist uns belebt und aus uns wirkt, wenn ein reger Eifer uns beflügelt, um uns auszuzeichnen durch Wissen und Vollbringen, wie werden wir mit brüderlichem Wohlwollen einander zugethan sein, uns nachsichtsvoll begegnen und als Arbeiter an Einem Werke einander dienen und die große Aufgabe, die uns geworden, immer mehr lösen; wie werden wir nicht verwerflich sein vor dem, welcher uns hierher stellte, daß wir seine Kinder zum Himmel führen. Daß es dahin komme, dazu helfen auch Sie, Herr Hansen. Die vorzüglichsten Zeugnisse gehen Ihnen voran und mit den frohesten Erwartungen nehmen wir Sie unter uns auf. Sie treten mit Männern in Verbindung, welche Alle das Gute wollen und schaffen, ein Jeder auf seine Weise. Es wird ein großes Verdienst sein, wenn Sie Alle auf's Innigste zu einem Sinn, zu einem Streben verschmelzen und durch die Verbindung der einzelnen Kräfte zu Einer Gesammtkraft werden Sie Berge versetzen. Durch Ihr schönes Beispiel fesseln Sie nicht allein Ihre Kollegen, sondern auch Ihre Schüler, daß Alle Ihren Wünschen freudig entgegen kommen. Sie wirken sowohl durch den Unterricht, den Sie selbst ertheilen, als auch durch die Aufsicht über die ganze Knabenschule auf jeden Einzelnen und so verbreitet sich Ihre Thätigkeit über unsre ganze Stadt. Die Ordnung, welche Sie hier handhaben, geht in die Familien über; der Fleiß, welchen Sie hier anspornen, dringt in das häusliche Leben ein: die Zucht und Sitte, an welche Sie hier die Söhne gewöhnen, wird alle Kreise verschönern. Geliebt und geehrt werden Sie nach und nach von Tausenden und Ihres Namens Gedächtniß stirbt nicht, wenn Sie auch schon lange ruhen von Ihrer Arbeit.

Ich frage Sie nun, Herr Hansen, wollen Sie allen Verpflichtungen, welche mit dem Amte eines Rektors unsrer Knabenschule verbunden sind, mit der gewissenhaftesten Treue Genüge leisten, so sprechen Sie: Ja mit Gottes Hülfe! So weise ich Sie nun in das Amt, das Ihnen anvertrauet ist, hiermit feierlichst ein und übertrage Ihnen, Herr Rektor, alle die Rechte und Pflichten, welche das Rektorat begleiten und wünsche, daß Ihr neuer Beruf an Früchten für unsre Jugend, für unsre Stadt und an Freuden für Sie möge reich sein. Sie aber, werthe Arbeiter an unsrer Knabenschule, nehmen den neuen Rektor als Ihren nächsten Vorgesetzten und Freund liebevoll und mit Vertrauen auf. Glühend für die heilige Sache unsrer Schule kommt er Ihnen entgegen; Sie werden sorgen, daß wir Ursache haben, uns über Ihre Eintracht, über die Strenge zu freuen, mit welcher Sie Ihren Lehrerpflichten nach allen ihren Beziehungen dienen. Das edlere Geschlecht, das Sie gemeinsam schaffen, wird Ihr Ruhm und Ihr Lohn sein. Du, geliebte Jugend, siehst auf's Neue, wie man für dich sorgt, daß du geschickt und glücklich werdest. Benutze die fliehenden Jahre, daß du durch Fleiß, durch Folgsamkeit unsre Schule und dich selbst schmückest und deinen würdigen Lehrern und deinen theuern Aeltern dadurch für die treue Liebe dankest, mit welcher sie dir angehörten.

Ihnen, Herr Konrektor Schomburg, der Sie seit fast einem viertel Jahre das Rektorat mit so vieler Umsicht und Kraft geführt, und Ihnen, Herr Rose, der Sie eben so lange Ihre Kraft so wirksam unsrer Schule geschenkt und durch Ihren Beistand uns einer großen Verlegenheit entrissen haben, Ihnen Beiden fühle ich mich gedrungen, hier in dieser Stunde, wo Sie aus dem bisherigen Kreise zurücktreten, meine dankbare Anerkennung nicht zu versagen, die Ihnen gewiß auch von unserm wohllöblichen Magistrate zu Theil werden wird. Und damit wäre denn die gestörte Ordnung wieder hergestellt und wir dürfen um so mehr einer frohen Zukunft entgegen sehen, daß unser ganzes Schulwesen eine solche Gestalt und Vollkommenheit gewinnt, wo alle Beschwerden und Klagen verstummen müssen, da wir so glücklich sind, an allen unsern Anstalten Männer zu besitzen, welche mit jugendlicher Kraft, mit dem besten Willen und mit tüchtigen Kenntnissen unsre Jugend an ihre Herzen legen und nicht aufhören werden, sich selbst und ihre Zöglinge immer mehr zu vollenden.

Unser wärmster Dank werde unsrer theuern Regierung dargebracht, welche durch ihre Ober-Schulbehörde uns einen Mann zugeführt hat, dessen wir uns freuen. Dank dem wohllöblichen Magistrat, welcher auch jetzt wieder seine treue Fürsorge für der Stadt Bestes bethätigte? Dank Ihnen, dem verehrten väterlichen Vorsteher unsrer Stadt. Sie haben unsern Schulen stets die rühmlichste Aufmerksamkeit geschenkt und zeigen auch heute, daß selbst die Kränklichkeit Ihre Theilnahme an unserm Wohle nicht vermindern kann. Dank Ihnen Allen, die Sie zur Freude dieses Tages mitwirkten und uns mit der Hoffnung erfüllen, daß Sie das große Werk unsrer Schulen ferner kräftigst mit Rath und That unterstützen werden. — Dank Allen, die diese festliche Stunde mit ihrer Gegenwart hoben und verschönerten.

Du aber, Vater, der Du nun schon über 600 Jahre über diese ehrwürdigen Räume deine Sonne aufgehen ließest und Lehrer beriefest, auf daß durch sie Dein Wille kund würde Allen, welche unsre Mauern umschließen, laß Dein Licht noch lange von diesen dir geweihten Stätten ausströmen, daß auch wir, wie wir gerührt Alle segnen, welche diese Schule baueten und in ihr lehrten und lernten, auch einst den Segen der kommenden Nachwelt empfangen. Amen.

---

## Ueber wissenschaftliche Freiheit an sich und in Beziehung auf die deutschen Universitäten.

Rede bei dem Antritte des Prorektorates der Universität Jena am 5. Aug. 1826.

Von Dr. L. F. O. Baumgarten-Crusius.

Als die erhabenen Gesetzgeber eine alte, ehrwürdige Sitte erneueten, indem sie den Wechsel der Verwaltung bei unserer Anstalt mit einem öffentlichen Worte bezeichnet und begonnen wollten: da war es nicht ihre Absicht, den Redner nur sich ankündigen, und von sich, oder nur aus dem unmittelbaren Kreise seines Forschens und Wirkens sich aussprechen zu lassen. Ja, selbst dieser Ort und diese Versammlung erheben andere Ansprüche an den Redner und an sein Wort. Das Amt, welches er antritt, gehört dem Ganzen an, und er soll hier, wo er es öffentlich beginnt, und vor dieser Versammlung sich selbst in dieser seiner Bestimmung noch bewußter und klarer werden; er soll in seinem Worte die Meinung von sich rechtfertigen, daß er, wie im Wollen und Streben, so auch in seinem Denken und in seiner Berufsansicht, nicht erst jetzt das Ganze zu erwägen und zu umfassen beginne; es soll endlich an diesen Tagen auch von Zeit zu Zeit das, was uns Alle berührt, ja, worin Alle leben, zur Sprache gebracht werden.

Die Wissenschaft aber ist es, und die Liebe zu ihr, welche uns gemeinsam beseelen soll, Verehrte Versammlung: sie hat diese Hallen erbaut und geweiht, und diese Anstalt begründet, für welche wir Alle, ehrwürdige Väter und Amtsgenossen, zu leben und zu wirken berufen sind. Und hat man die Wissenschaft von jeher und mannigfach in Anstalten und Vereinen geehrt und gepflegt, von Einer Seite besonders gehört sie diesen Anstalten an: und dieses ist die Freiheit. Ich erbitte mir daher ihre Aufmerksamkeit für das, was ich hier in den allgemeinsten Umrissen, über die wissenschaftliche Freiheit an sich und in Beziehung auf die Bedeutung der Universitäten, welche sie auszuführen bestimmt waren, darlegen werde.

Wo das menschliche Leben aus der sinnlichen Rohheit, aus den Fesseln der Gewohnheit, aus todten Formen und Lehren und dem Geisteszwange, oder aus den Schrecknissen und von der Dumpfheit eines unentwickelten oder aufgedrungenen Glaubens, sich zur geistigen Regsamkeit emporgearbeitet hat; wo es also eine Wissenschaft giebt, ein Streben, sich im Denken aufzuklären und in der Erkenntniß zu erweitern und zu vollenden; da hat man sie, die man selbst in der freien Entwickelung des Geistes gewonnen hatte, fortwährend mit der Freiheit zusammengedacht. Die Weisheit der Griechen bezeichnete die Eigenthümlichkeit der Wissenschaft selbst in der Sprache des Volkes so, daß man sie des Freigebornen würdig nannte, und man meinte damit den Geist, die Lebendigkeit und die Erhabenheit derselben, wie sie dem Sklavensinne immer fremd wäre. Auch in dem äußern Leben suchte sich die Wissenschaft von Zeit zu Zeit offenere, freiere Stätten; sie bekämpfte im Sokrates die Vorurtheile der Gesellschaft und die Anmaßungen der Schulen, sie strebte in dem philosophischen Leben der folgenden Zeiten in freie Vereine hinein, außer aller Lebensbeschränkung; sie trat in solchen, neben den Schulen, mitten in dem befangenen Leben des abendländischen Mittelalters auf. Die Freiheit der Wissenschaft suchte sich endlich in jenen Anstalten zu bestimmen und festzustellen in den Universitäten: anfangs nach einem dunkleren, oder mehr äußerlichen Begriffe, allmälig zu dem höheren und dem vollen Begriffe hingewendet, während sie doch auch oft wieder theils in Mißdeutungen, theils in Rückschritte von dem, was sie schon erreicht hatte, verfiel, und nur in unserer Zeit wenigstens auf eine bestimmte Einsicht in ihre Bedeutung rechnen kann.

Es liegen drei Begriffe in dem Gedanken der wissenschaftlichen Freiheit, welche sich da, wo sie herrschen soll, und in diesen Anstalten besonders, beisammen finden sollen; und sie stellt sich zuerst als eine Freiheit des Lebens für die Wissenschaft dar.

Das äußere Leben hat neben seinen unabweisbaren Bedürfnissen auch eine Menge von Anforderungen in Beziehung auf die Einzelnen und die Gesellschaft, welchen durch Arbeit und äußerliches Werk genügt werden muß, und, um es zusammenzuhalten und zu ordnen, um es ersprießlich zu machen, bedarf es in der bürgerlichen Gesellschaft, welche eben diese Zwecke hat, einer strengen Form und Verwaltung, und oft eines heilsamen Zwanges. Aber das geistige Leben ist so zart, es ist so leicht zu stören und zu hemmen, und so schwer wieder hervorzurufen, daß man es ihm, und besonders in seiner reichsten Entwickelung, in der Wissenschaft, immer gern zugestand, sich von jenen Verhältnissen entfernter zu halten. Gewiß hat dies seine Mißbräuche gehabt, und die Trägheit, die Selbstsucht, der böse Wille hat oft die Gunst benutzt, welche der Wissenschaft geworden war; sie haben sie oft gebraucht, um sich aus dem bürgerlichen Leben herauszustellen, oder sich ihm entgegenzusetzen. Auch jene leblose, erheuchelte Vollkommenheit, welche sich aus der Gesellschaft hinweg, in Einöden verbannte, um, unberührt von dem Leben, nur für den Gedanken, die Beschauung da zu sein, indem sie mit der gemeinen Sorge Leben, Gemeinsamkeit und Menschenpflicht selbst aufgab, sie, welche im Geleite von unzähligen Irrthümern auch in die Kirche eingedrungen war: auch sie ging aus dem Mißbrauche jener zarten Achtung hervor, mit welcher die Meinung der Menschen immer dem Geiste, dem Gedanken, der Wissenschaft gehuldigt hat. Und oft suchte doch diese selbst gerade am wenigsten das, was man ihr gern einräumte: sich selbst genug, begeistert und eifrig zu handeln und zu wirken, sich und das Leben oft mißkennend, ließ sie sich oft in den Menschenverkehr und seine Sorge verketten, und an ihrer Kraft und ihren Erfolgen verringern.

Doch war es immer billig und recht, jene Ansprüche der Wissenschaft auf die Freiheit des Lebens zu beachten und zu bewahren. Möge sie sich ihren Bestrebungen und Resultaten entfernter von dem öffentlichen Leben halten, so gehören sie doch immer der Menschheit an: möge sie im näheren Zusammenhange mit ihm stehen, so bereitet sie Geist und Kraft für dasselbe, so gewährt sie Würdigkeit für alle Verhältnisse, so hat man sie als die Seele des öffentlichen Lebens zu ehren; und, wo es keine Achtung mehr vor dem Gebiete und den Regungen des Geistes giebt, da möge man es sich

nicht verbergen, daß in dem verletzten Innern immer auch die Lebenskräfte für das Aeußere getroffen und aufgelöst werden. Aber jene Freiheit ist der Wissenschaft angemessen, und wenn man sie ihr zugesteht, so achtet man die Würde des Geistes selbst, und sie bedarf eines geborgenen, freundlichen Daseins. Die Lasten also, welche dem äußern Leben aufgelegt werden in der bürgerlichen Gesellschaft; Verhältnisse, welche in das Gemeine herabziehen oder sich mit diesem berühren können, drückende und hemmende Verpflichtungen, in denen sich Sinn und Seele herabstimmen, und jene strenge Form im Leben, sie sind der Wissenschaft nicht angemessen. Wie viel weniger darf die niedere Lebenssorge, wenn sie auch durch das starke Gemüth bestanden werden kann, Sinn und Thätigkeit beschränken und trüben, wenn nicht das geistige Leben zuletzt verkümmern soll!

Und dieses erkannten alle diejenigen wohl, welche von alten Zeiten her für die Wissenschaft als ihre Begünstiger eifrig waren: als diese Anstalten für sie gegründet wurden, war es der erste Gegenstand, den man beachtete, und es ist, wenn immer auch nur das äußerlichste, doch ein wesentliches Moment der wissenschaftlichen Freiheit. Als die Ptolemäer jenen Gedanken ihres Helden zu verewigen gedachten, die Verbindung des Morgenlandes und des griechischen Lebens, zu welcher das Schwert den Weg gebahnt hatte, zu einer geistigen Verschmelzung zu machen: gaben sie den Wissenschaften, denen sie eine Stätte bei sich eröffneten, reiche Freiheit im äußeren Leben. Sie ließen ihre Bekenner und Lehrer selbstständig und in gesicherten, reichen Verhältnissen sein; sie ehrten sie und ihre Werke, und hätten sie dabei auch nicht zugleich ihren Ruhm bedacht, so haben sie doch unsterblichen Ruhm darin gefunden. Zwar hat die Ungunst jener Zeiten, ihr gesunkener, ermatteter Geist, sie das nicht erreichen lassen, was sie verlangten und hofften; die Alexandrinische Wissenschaft blieb ohne den tief erschöpfenden Sinn und ohne dasjenige Leben, welches ihr wieder hergestellt werden sollte. Aber das Streben der Könige und der Männer, und manches Verdienst für jene Zeit und die Nachwelt ist geblieben; und während die Priester in dunkeln Zügen aus ihrer uralten Weisheit diese Könige vergötterten, sprechen Werke und Erfolge der Wissenschaften mit ewiger Klarheit für ihr wahres, menschliches Verdienst. Als, ihnen vornehmlich nacheifernd, die glanzvollen arabischen Herrscher, welche Heldenruhm und Glaubenseifer selbst in das Abendland hereinführte, sich für die Wissenschaft beeiferten, gaben sie den Bekennern und den Anstalten, welche sie gründeten, vor allem Freiheit, Wohlstand und Ehre. Die christlichen Fürsten strebten ihnen nach, und selbst in der seelen- und tugendlosen byzantinischen Herrschaft traten Einzelne auf, welche es erschreckte, in der Begünstigung der Wissenschaften hinter den Glaubensfeinden zurückzubleiben: aber hier, zum Glücke für die Wissenschaft, blieb sie sich dann Jahrhunderte hindurch selbst überlassen, um später in dem Abendlande, aus dem Frieden der Klöster, wie ein Geist aus den Gräbern des Alterthums, wieder sichtbar zu werden. Aber als im elften Jahrhundert sich jene freien Schulen der Wissenschaft bildeten, indem sich um das Talent und den Ruhm Einzelner freudige Schaaren von Jünglingen versammelten, ergriffen bald viele Herrscher im Abendlande diesen Anlaß, die Wissenschaft würdig und angemessen zu stellen; und, um sie nicht nur sorglos und geachtet, sondern auch eigentlich frei in allen Beziehungen sein zu lassen, nahm sich die Kirche jener Anstalten an. Sie, welche damals noch die geweihte Stätte für das geistige Leben sein wollte, und in ihren Freistätten schon langeher, wenn auch nur im beschränkten Sinne, die Wissenschaften beschirmt und gepflegt hatte, erklärte die Universitäten für ihre Sache; sie gab ihnen und ihren Genossen die Vorrechte und die Befreiungen ihrer Diener; und haben auch andere Rücksichten eingewirkt, hat auch die Kirche dann ihr Geschenk, selbst gegen den Empfänger wie gegen die bürgerliche Ordnung gemißbraucht, dennoch war die Idee wahr und groß gedacht, welche sie aussprach. Als die Kirche die Herrschaft immer mehr verlor, und als diese endlich in einer neuen Ordnung der Dinge unterging, wollte die weltliche Macht dennoch nicht das Geschenk der Freiheit schmälern, wie sie auch sonst die Anstalten, mehr und weniger, mit der bürgerlichen Ordnung vereinigte. Es ist keine beschränkte Ansicht unsers Standes und Wirkungskreises, V. V., wenn wir behaupten, daß ein edler Sinn, das Leben und seine Verhältnisse aufzufassen, das höhere Streben, das bürgerliche Leben von einem menschlichen Standpunkte aus und für solche Zwecke anzuordnen, und selbst das Bewußtsein, daß man das Rechte und Gute wolle, seit daher sich immer in dieser Begünstigung ausgesprochen habe, in welcher man die Wissenschaften selbst zu ehren glaubte. Oft gab oder gestattete man selbst mehr, als es nothwendig war; aber in der Freiheit, dem Wohlstande, der Ehre, welche man den Anstalten und ihren Genossen einräumte, wollte man auf jede Weise, und selbst den Schein meiden, das geistige Leben zu entwürdigen und unterordnen zu wollen, und vertraute übrigens dem Geiste, welcher in ihnen herrschte, daß er sich in

allen Verhältnissen immer mäßigen und ordnen würde.

Indessen liegt die wissenschaftliche Freiheit bei weitem nicht in diesen Verhältnissen allein; sie sind nur das Aeußerlichste von jener. Die Wissenschaft selbst soll frei sein, so wie sie sich aus dem inneren Leben nur durch die Freiheit entwickelt. Und diese Freiheit ist etwas, was sie sich selbst geben soll, und wofür sie nur das ansprechen darf, daß man sie nicht hemmen und beschränken möge.

Das Denken und die Erkenntniß sollen schon in ihren Gegenständen unbeschränkt sein. Der Mensch hat seine Bestimmung eben sowohl im Gedanken wie in dem wirksamen Leben; und selbst Kraft zum Wollen und Handeln würde dürftig und beschränkt werden, wenn es für sein Denken irgendwo Schranken gäbe, oder wenn sich ihm nur die Furcht vor solcher Beschränkung aufdrängen müßte. Das Reich der Natur, die Geschichte der Menschenwelt, ihre Verschiedenheit in Anlage und Entwickelung, wie sie sich in der Sprache, in den Denkmalen ihrer Wissenschaft, ihres Glaubens, ihrer Kunst darlegt; der Zusammenhang endlich von Natur und Menschenwelt mit dem Geisterreiche und mit der stillen Welt des Geheimnisses; es muß Alles dem menschlichen Geiste aufgeschlossen sein und bleiben: denn er hat das Vermögen, er hat die Bestimmung dafür in sich, und sie kündigen sich in ihm fortwährend in dem Unbefriedigten und dem immer Regen seines geistigen Strebens an. Zwar giebt es Unbekanntes und Unerkennbares für die Wissenschaft: die Gründe der Dinge, die Quellen des Lebens, das Ewige, die Gottheit; es giebt ein geheimes Wesen im Innern des Menschen, seinen Glauben an das Unendliche; und man darf ihm nicht im Allgemeinen gewisse Grenzen bestimmen wollen für diesen Glauben, und wie viel einem Jeden auf dem Gebiete der Religion im Lichte des Ewigen erscheinen solle. Fordert man unbeschränktes Denken, so soll man dabei immer das Heiligthum des Gemüthes achten und das Göttliche ehren. Dennoch breitet sich die Anforderung der Wissenschaft überall hin aus; denn sie will Alles nur mit Ueberzeugung erwogen und geprüft annehmen, und in ihrer Einsicht soll es wenigstens mit Klarheit und Sicherheit dastehen, wo die Grenze zwischen dem Erkennbaren und dem Geheimnisse, dem Weltlichen und dem Ewigen sei; es soll die Verbindung wenigstens erkannt werden, welche zwischen diesen Reichen Statt hat, und je bescheidener außer ihren Grenzen, desto entschiedener will sie auf ihrem Gebiete sein.

Die Wissenschaft soll frei sein, auch in ihrer **Entwickelung** und in dem Interesse, von welchem sie belebt und angeregt wird. Man soll das Wesen und Leben derselben nicht aufhalten und nicht zu dämpfen suchen; und wenn es nicht schon ihrer Würde zuwider wäre, wenn es sich auch nicht selbst widerspräche, es im Allgemeinen frei gegeben, wieder zu beschränken, und Alles nicht so einer willkürlichen Bestimmung anheimfallen müßte; so wäre es sogar gefährlich, weil das geistige Leben in seiner Beschränkung immer in die Irrthümer des befangenen oder verkünstelten Denkens, oder in die Thorheiten der Schwärmerei verfällt. Man soll ihr aber auch ihr Streben, ihre Zwecke überlassen, und ihre Angelegenheiten rein erhalten: sie nicht Formen unterordnen, welche sie sich nicht selbst gegeben hat, und welche ihr fremd bleiben müssen, oder sie zu einem zufälligen äußerlichen Gebrauche zwingen, und am allerwenigsten die Idee der Wissenschaft in diesen Sklavendienst hingeben. Aber sie soll es auch nicht selbst thun; und gewöhnlich ist sie freilich nur dann herabgewürdigt worden, wenn sie schon selbst ihre Würde verloren hatte. Vornehmlich soll sie sich dann vor dem Geiste der Schulen hüten, in welchen sich immer menschliches Ansehen, stehende Formen, Verschrobenheit der Richtung, Unduldsamkeit und Erbitterung, dargelegt hat.

Und solche Freiheit suchten die würdigen Freunde der Wissenschaft immer für dieselbe; aber sie wurde ihnen nicht immer gewährt. Das Alterthum mit seinem Glanze und seinen Idealen zeigt sie uns nur selten. Da, wo nicht das ausgeartete Priesterthum geherrscht hat und man die wissenschaftliche Freiheit selbst haßte, begünstigte das Alterthum oft nur die Wissenschaft als Zierde des Lebens; aber es wollte nicht die Befreiung des Menschengeistes, es scheute das Licht der Erkenntniß, wenn es in die willkürlichen Formen, in die Nacht seiner Heiligthümer fallen sollte; es wehrte der Klarheit des Gedankens, wenn er das bürgerliche Leben zu läutern und zu erheben suchte; und, seit es eine Wissenschaft giebt, sind Märtyrer derselben, und so der verkehrten Sitte, wie dem falschen Glauben, gefallen. Nur der höhere Geist, der der Religion, ist der Gedankenfreiheit günstig und hat sie hervorgerufen, weil er das Geistige umfaßt, weil er an gleiche Menschenwürde glaubt, weil er so erhaben als menschlich ist. Darum auch erkannten jene hochherzigen arabischen Herrscher, obgleich in den Fesseln des Islam, diese Freiheit an; und, wenn sie dem Vorurtheile ihres Volkes nicht gebieten konnten, so wußten sie die Wissenschaft mit ihm auszugleichen, indem sie in ihren heiligen Schriften die Spuren tiefen und reichen Sinnes aus dem Al-

terthum benutzten, oder Forschungen und Gedanken in die anerkannten Formen kleideten. Aber die herrschende Kirche des abendländischen Mittelalters war der Freiheit nicht zugethan, wie sie von den Bekennern der Wissenschaft gefordert wurde, weil sie verdorben, weil sie nicht im Lichte, weil sie nicht mehr das Evangelium war. Sie ließ jenen Anstalten nur das Aeußerliche dieser Freiheit, indem sie dieselben getrennt von der Schule erhielt; aber sie scheute die Weisheit, ob sie gleich ihren Haß gegen sie nur in der Verurtheilung einzelner Schulen und Männer aussprach; sie legte diese Anstalten endlich in die Hände der Mönche, welche nicht mehr der Einsamkeit und der stillen Buße, sondern einem werkthätigen Dienste der Kirche lebten; sie wehrte dem, was tiefer in das Gemüth zu dringen oder die Seele zu erregen schien, verwarf die geistigen Lehren, welche sich in der Form platonischer Gedanken aussprachen, und ließ der Wissenschaft nur eine, äußerlich vereinigende, aber innerlich beschränkende Lehrform in dialektischen Formeln. Und sie schritt nun weiter gegen die Geistesfreiheit vor, als es je geschehen war, weil sie tiefergreifende Mittel hatte; sie wollte nicht nur die Rede, den Verkehr, sie wollte Gedanken, Glauben und Gewissen beschränken, und so war jene bürgerliche Freiheit, welche sie der Wissenschaft erhielt, beinahe ein unwürdiges Geschenk für den Geistesdruck, welchen sie übte. Es war die Nacht gekommen, und die Wissenschaft selbst, welche sich so frei und rege angekündigt hatte, begab sich immer williger und immer unwürdiger in den Dienst, so dieser Kirche als der Schulen. Dennoch bestand diese Forderung der Freiheit, für die Wissenschaft wie für die Kirche selbst, in den Seelen Einzelner; absichtlich dunkle Dogmen und Fragen der Schule verbargen sie, und bereiteten die Herrschaft des freien Geistes vor, und als die Wiederherstellung der Kirche die Idee der Freiheit auf dem ganzen höheren Gebiete des Lebens verkündigt hatte, wurde sie auch sogleich für die Wissenschaft, und selbst da, wo man sich den Neuerungen widersetzte, in Anspruch genommen. Aber nur spärlich kam es dazu, sie wirklich auszuführen; und die Wissenschaft selbst erlag sehr bald unter der bürgerlichen Parteiung, unter dem kirchlichen und unter dem Meinungsstreite. Die Männer, welche das Unternehmen begonnen hatten, konnten noch nicht die Mißdeutung und den Mißbrauch abwehren, ohne der Sache selbst zu nahe zu treten, und indem sie die kirchliche Herrschaft vernichteten, stellten sie eine der Formeln auf, unter welcher sich Geist und Sinn fast noch schwieriger regte und weniger entfalten konnte, weil sie das Denken selbst bestimmen wollte. Doch mit der ausgesprochenen Idee ist auch immer die Möglichkeit und die Aufforderung gegeben, sie in ihrem ganzen Umfange auszuführen, und die zufällige, oft armselige Form abzuwerfen, in welcher sie sich ursprünglich aussprach. Und so hat auch diese unsere Anstalt, wiewohl sie ursprünglich unter jener Herrschaft des Buchstabens und für dieselbe gestiftet war, sich dann allmälig immer mehr zum freien Leben der Wissenschaft erhoben, und ist, begünstigt von erleuchteten Fürsten, von langen Zeiten her selbst eine gefeierte Stätte und Zuversicht für dasselbe und für jede würdige Entwickelung von ihm geblieben.

Die wissenschaftliche Freiheit faßt aber noch einen Begriff in sich, und man kann sie nicht für vollständig dargestellt halten, wo nicht auch dieser sich entfaltet hat oder möglich geworden ist. Sie verlangt nicht nur nach einer freieren Stellung im äußerlichen Leben, sie will nicht nur in sich selbst frei sein: sie hat auch die Aufgabe, eine geistige Befreiung des Lebens durch die Wissenschaft zu sein; und diese Anstalten, denen wir angehören, V. V., sind ganz besonders dazu bestimmt, sie für die Einzelnen und für die Menschheit immer mehr und immer reifer zu gewinnen. Es ist klar, und es war an sich nie einer Mißdeutung unterworfen, worin sich diese Befreiung im Leben des Menschen darlege.

Die Wissenschaft giebt ihm den Geist, in welchem er sich nicht nur über alles Niedere und Gemeine erhebt, sondern auch die Herrschaft der Außenwelt und der Gegenwart im reinvernünftigen Dasein überwindet; sie verleiht ihm, tiefer in der Seele, die Lebendigkeit des Sinnes, welche seine Kräfte und Bestrebungen immer rege, immer bestimmt und entschieden erhält; sie hält ihm die Aufgaben und die Angelegenheiten des Lebens gegenwärtig, und giebt ihm die Begeisterung für sie, welche ihn nie in die Gewalt der Geistesherrschaft fallen läßt; aber sie legt auch hierin die Achtung vor dem Gesetze, vor der Vernunft, in ihn; denn die Freiheit steht am bestimmtesten der Willkür, und in unserem eigenen innern Leben entgegen. Ja die Wissenschaft führt zu der Weisheit, und darum vermochte das Alterthum immer nur mit Mühe, und gleichsam erzwungen, zur Unterscheidung dieser Begriffe zu gelangen. Und in diesem Sinne faßt dieses befreiete Leben auch die Anforderungen, welche für die äußerliche That und Wirksamkeit an dasselbe geschehen.

Dem, welchen der Geist, und in ihm die Wissenschaft, befreiet hat, wird es in seinem Seelenadel unmöglich sein, ein Werkzeug für das

Unedle zu sein, in welcher Gestalt es ihm auch erscheine, und wie es ihn auch, aus seinem Inneren oder von außen, zu bethören suchen möge. Er wird sich seinen ganzen Wirkungskreis geistig und sittlich rein erhalten; und hier zuerst möge sich im öffentlichen Leben der ächte Jünger der Weisheit bewähren. Aber vor ihm liegt das Leben ausgebreitet; er hat in sich den Drang, über sich den Beruf, darauf einzuwirken, und ein Jeder an seinem Theile, das Gute auch außer sich zu schaffen, dessen er sich in sich selbst bewußt ist, und auch hier soll sich die Freiheit seines Geistes darlegen.

Die Freiheit aus Geist und Wissenschaft hat auch hier immer nur das Geistige vor Augen, und um es geistig auszuführen. Den Sinn des Lebens, welcher sie selbst belebt, arbeitet und sorgt sie immerfort, und so mild als kräftig, zu verkündigen, und Menschen dafür zu gewinnen, zu bilden, zu erheben; aber sie thut es gern und von Herzen, eben weil sie Freiheit ist; sie thut es endlich immer nur in stiller, sittlicher Wirksamkeit. Und selbst berufen für das öffentliche Leben, und in jedem Verhältnisse desselben, findet diese Freiheit aus Geist immer nur Anlaß und Stoff für dieselbe Wirksamkeit. Sie bringt in alle jenen Sinn aus ihrer Seele mit, und ihre Idee des Lebens, um in allen nur Menschenwürdiges zu wollen und zu schaffen, und sie will auch ihren besondern Wirkungskreis nur zum Geistigen auf geistige Weise bilden und verklären. Jene Achtung vor dem Gesetze, welche in der Weisheit liegt, geht auch auf das äußere Leben und die Wirksamkeit in ihm über. Hier ist das Gesetz, der Ausdruck der allgemeinen Vernunft und des allgemeinen Besten; das Gegentheil, Trennung des Einzelnen von dem Ganzen und allgemeine Verwirrung, vor welchem sie sich entsetzt, in welcher sie selbst zu Grunde gehen würde. Selbst das Anerkannte, Bestehende, achtet sie, von welcher Art es immer sei, um sich mit ihrem Handeln daran anzuschließen, und um es, wenn es ihr zusteht, oder möglich ist, nur schonend, allmälig und still, zu verbessern.

Die Freiheit, die aus dem Geiste stammt, hat, in und außer ihren eigentlichen Verhältnissen, niemals umstürzend, verletzend gehandelt; denn sie steht, so der Willkür, als der rohen Kraft entgegen, und sie will ja eben keine Herrschaft unter Verwirrung und Trümmern. In sich ruhig und klar, will sie außer sich für ihre Wirksamkeit und für das Gedeihen der Menschenwelt nur vernunftgemäßes Dasein; sie will es nur durch Geist und Vernunft vorbereiten und schaffen, und sie vertraut eben der Vernunft und ihrer Macht, sie hofft auf die Menschheit, sie vertraut dem göttlichen Walten, daß es auf diesem Wege sich entwickeln, daß es aufblühen und sich vollenden werde; und mit der Vernunft das Glück der Welt; denn alles Unglück der Menschen liegt in ihrem verworrenen und verkehrten Sinne, und nur für die Weisheit giebt es eine Hoffnung.

Diese unsere Anstalten also, welche die wissenschaftliche Freiheit geschaffen hat, richteten sich von jeher auch auf diese Erfolge für das gesammte Leben. Sie wollten nicht nur die Einzelnen bilden, oder nur für die Stände und den Beruf des bürgerlichen Lebens Kenntniß und Fertigkeit verleihen: sie waren bestimmt und bemüht, auch eine Vorbereitung für das Leben im Großen, eine Schule edler Lebensansicht und Behandlung, die Grundlage der Volksveredelung, zu sein. Es lag in Zeiten und Verhältnissen, daß diese Bestimmung oft nur beschränkt aufgefaßt wurde: und wie die Kirche sie vormals gegen die bürgerliche Gesellschaft und ihre Ordnung zu mißbrauchen gesucht hat, so gab es immerfort Mißdeutungen dieser Begriffe, und die bürgerliche Gesellschaft hat bisweilen die wissenschaftliche Freiheit und ihre Sitze gefürchtet. Aber aus ihnen selbst und nach ihrem eigentlichen Wesen konnte nur der Geist der Menschheit hervorgehen, und jener Friede, welcher nicht der erzwungene, nicht der der Gräber ist, sondern der der bestimmten, geordneten Kraft und des heitern und stillen Wirkens im sittlichen Leben, voll von Freude und Segen. Und nicht mit Unrecht sind diese Anstalten, in denen die wissenschaftliche Freiheit wohnt, unserm Volke so lieb und die Zierde des deutschen Landes. Denn sie sind sein Eigenthum, und haben in ihm vor Allen noch die Andeutungen des ursprünglichen Sinnes behalten; und es ist dieses Volkes Bestimmung gerade, geistig und sittlich bedeutend zu sein, und selbst geistig zu herrschen: endlich wird es nur auf diesem Wege und in der Würde und dem Ernste der Gesinnung sich sein Glück und den Ruhm seiner Väter erhalten.

Dieses ist also unser Beruf, auf diesem geheiligten Boden stehen wir hier; und es wird mir schwer, verehrte Versammlung, von dieser Betrachtung hinweg, Ihre Aufmerksamkeit noch für einige Worte auf mich zu richten.

Ich trete heute ein Amt an dieser Universität, und zum ersten Male, an, welches ich nie gesucht haben würde, und das vielleicht selbst meiner Kraft nicht angemessen erscheinen mag. Die Pflicht, welche ich mit meinem Lehrerberufe übernommen habe, Gesetz und Ordnung, haben mir geboten, es zu übernehmen. Dennoch, und bei dieser nie verhehlten Scheu vor dem öffentlichen

Lebensgeschäfte, und selbst vor jedem Hervortreten aus dem stillen Kreise, in welchem ich vielleicht Etwas leisten mag, oder dereinst würde leisten können; dennoch übernehme ich es mit Hoffnung und (ich kann es sagen) in diesem Augenblicke mit Freudigkeit. Vielleicht ist ein redlicher Wille, eine bescheidene Thätigkeit, ein ausgleichender Sinn, schon Etwas für dieses Amt; und es hat dem guten Willen auch in ungesuchten Verhältnissen noch nie an Gunst und Gedeihen gefehlt. Aber ich stehe so wenig verlassen da, daß ich mich vielleicht selbst anklagen müßte, wenn ich in diesem Amte zweifelte oder irre ginge. Ich rechne auf Ihre Leitung, mein verehrter Vorgänger im Amte: und Sie werden sie dem Manne nicht versagen, den Sie selbst vor vierzehn Jahren als ungekannten Jüngling in diesen Kreis ehrwürdiger Männer einführten, und für welchen Sie damals die Gewähr auf sich nahmen, daß er unserer Anstalt Dienste leisten könne und werde. Ich hoffe auf Ihre Mitwirkung und freundliche Gesinnung, ehrwürdige Väter, verehrte Amtsgenossen, in allen näheren und entfernteren Verhältnissen: und ich bin überzeugt, daß Ihre Unterstützung, erbeten und freiwillig, mir immer nur förderlich sein werde. Soll ich es erst sagen, daß ich auch auf Sie rechne, geliebte Jünglinge? Ist dieses Amt eine Last, so würde sie mir unerträglich sein, so würde sie mich zu Boden drücken; wäre ich bestimmt, in ihm anders zu Ihnen zu stehen, als ich bisher gestanden habe und Sie es mit großer Liebe und vielem Vertrauen gelohnt haben, als väterlicher Freund und Vermittler. Lassen Sie es endlich uns Allen in der Seele bleiben, was wir dieser neu erblühenden Anstalt, von Tausenden gesegnet und geliebt, und in ihr unserem Volke und Lande, was wir den großmüthigen Erhaltern derselben, was wir dem theuren Fürstenherzen schuldig sind, welches sie durch stürmische Zeiten hindurch gerettet und ein ganzes reines Menschenleben lang getragen und gewahrt hat. Und, wenn diese Wünsche, diese Erwartungen mich nicht getäuscht haben werden, so werde ich mit unendlicher Freude immer dieses Anlasses gedenken, eine Pflicht ungewohnter Art zu erfüllen; und das Bild dieser Stunde, in welcher ich die Hoffnung aussprach, wird sich zu denen gesellen, welche uns als freundliche Gestalten, ermunternd und tröstend, an der Seite stehen und uns bis an die Grenze des Lebens begleiten.

---

# Anhang.

## Einige komische Reden.

### Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter.

Von J. A. Leisewitz.

Glücklich ist der, meine Herren, der Pasteten isset, und utramque rempublicam gehen läßt, wie sie geht! dem sein Schutzgeist, der bei seiner Geburt den ganzen Zweck seines Daseins übersah, nichts wünschte — als eine gesegnete Mahlzeit! Der Kitzel alles zu wissen, versagt ihm den schmausenden Morgentraum nicht; ein Floh im Strumpf ängstigt ihn mehr, als alle Zweifel über seine Bestimmung, und er verlangt von dem göttlichen Lorbeer nur wenige Blätter — um sein Rindfleisch zu würzen. Nichts erinnert ihn an seine Sterblichkeit, als wenn zu viel Knochen im Fricassee sind, und nie geräth er in tiefes Nachdenken, als wenn er mit Erstaunen ausruft: was für Geheimnisse stecken in einem Ragout.

Und was haben wir denn davon, daß uns alle Morgen der Fleiß sein Erwache! ins Ohr donnert, daß wir der Natur, Freundschaft, Liebe und uns selber entsagen, daß uns das nämliche Alter als Greise findet, kurz, was bezahlt uns das Unglück, gelehrt und berühmt zu heißen? Etwa, daß wir uns mit offnem Hemde vor einem Duodezband, oder, in einer gestickten Weste, und neben uns unser Wappen, vor einem Quartanten sehen? Daß ein reisender Uffenbach unsere krummen oder geraden Beine bemerkt? Oder daß ein Stück Silber mit unserem Brustbilde von Liebhabern zu Juden, und von Juden zu Liebhabern wandert? Oder daß wir in einer schwärmerischen Minute die Ewigkeit bei allen vier Zipfeln zu halten glauben?

Es ist noch nicht ausgemacht, meine Herren, ob Salomo sein „Alles ist eitel!" zu seinem Minister, seinem Koch, seiner Mätresse, oder vielmehr zu seinem Bibliothekar sagte. Doch er mag gesagt haben, was er will; auch das gelehrte Leben ist eitel, von der Zeit des Eseltragens in den Schulen an, bis wir in die lange Nacht kommen, wo der Schriftsteller und

sein Lichtputzer, der Schauspieler und sein Commentator ruhig neben einander schlafen.

Freilich wird alles, was unser ist, unter die Sterne versetzt. Aber haltet Ihr es einem rechtschaffenen Manne für anständig, die Sterne in ihren wohlhergebrachten Rechten zu beunruhigen, daß bald der Krebs seine Scheeren, bald die Jungfer ihren Reifrock einziehen muß, um unserem vielsylbigen Namen Platz zu machen? Die Sterne sind billiger als wir. Wann hat der Wassermann Verse gemacht, oder der Scorpion Recensionen?

Aber im Ernste, ist die Ewigkeit denn der Name Eurer Prinzessin? — Denkt Ihr denn wirklich durch Eure Strohhälmchen den Strom aufzuhalten, der Roms Staatsverfassung untergrub, in dessen trüben Strudeln Königreiche, philosophische Secten und Alexandrinische Bibliotheken wie Spreu schwimmen? — Aber möchte schwimmen, was schwimmen könnte, wenn nur nicht zuletzt die Geschichte hinten nach schwämme — oder ohne Figur zu reden, das ist eben der Henker, wenn die Welt verbrennt, so verbrennt die Universalhistorie mit.

Glaubt Ihr denn, daß Ihr das erste Menschengeschlecht seid, das diese Erde bewohnt? Andere Leibnitze haben sie erleuchtet, und andere Alexander verwüstet, bis sie Feuer, oder Wasser, oder ein ausgestorbenes Element umschuf. Nichts geschieht, was nicht geschehen ist: und nichts geschieht, was nicht geschehen wird. Neue Heinriche werden regieren, und neue Ravaillacs sie ermorden, die Fackel der Philosophie wird verlöschen, und noch unerschaffene Barbaren de universali a parte rei disputiren. — Das große All ist ein umlaufendes Rad; jede Speiche kommt zu ihrer Zeit oben. — Alles wird Staub, und ein berühmter Name in der Geschichte kommt mir vor, wie ein Thierchen in Spiritus — eine kurze Frist zwischen Tod und Verwesung!

Ein altes Sprichwort sagt: Großes Glück fordert starke Schultern. Und sollte Witz und Gelehrsamkeit keinen Schultern zu schwer sein, da jenes zu den Dingen gehört, die außer uns sind, diese aber in das innerste Wesen der Seele eindringen? Und doch prüft Niemand, wie viel sein Herz und sein Verstand tragen können. Allein beide gehen auch oft unter der Last ihrer Kenntnisse zu Grunde; sie gleichen dem alten Schlauch mit gährendem Moste. Der Schlauch zerreißt, und der Most wird verschüttet. — Auch fordert das Beste der Menschheit nicht ungeheure Gelahrtheit von uns — der natürliche Mensch ruft, unter unsern Wissenschaften, wie Socrates auf einem Jahrmarkte, aus: Gott sei Dank, wie viel ist hier, was ich nicht brauche!

Sie sehen, meine Herren, ich scherze. Allein es soll nicht gut sein, wenn man immer scherzt. — Lassen Sie uns von etwas anderm — aber ernsthaft reden; und was ist ernsthafter, als Ihre Charaktere und ihre Geschichte? wir wollen sehen, wie mir mein Ehrentempel oder Bildersaal geräth.

Melamp hat Witz; aber was gilt ihm die Tugend eines Weibes, die Ruhe eines Mannes, wenn er einen Einfall hat? Seine weichen lydischen Lieder sind Lockspeisen in die Netze des Lasters; seine Muse gleicht der Missionarin eines Bordells, und beide flistern einerlei in die Ohren des erröthenden Jünglings. Sein grüngelber Genius nährt sich von der Ehre des Nächsten, und seine Werke gleichen einem Galgenfelde, wo Pasquille, wie eine Schaar von Raben, an dem Aase guter Namen nagen. Ich will ihn gerichtlich belangen; denn auf mich hat er keine Schmähschrift gemacht, und auch ich bin ein ehrlicher Mann. Was ist ihm heilig? Er würde seinen Vater ermorden, wenn er eine satyrische Grabschrift auf ihn wüßte; und selbst der Religion spottet er — so lang es hell ist. Sein Unglauben geht mit der Sonne auf und unter; denn um Mitternacht sieht er Gespenster und den Teufel, zählt unter der Bettdecke die Krallen an seinen Klauen, und hört gar deutlich das Pfeifen der Luft, wenn er mit dem Schwanze wedelt. Ist Melamp glücklich? das Kaffeehaus wiehert, und die Assemblee zischelt: er hat einen Einfall! Ich gestehe es, meine Herren, das ist eine herrliche Belohnung; aber — verzeihen Sie — ein guter Mann zu sein, ist auch nicht übel. Allein muß man denn ein Melamp sein, wenn man ein witziger Kopf ist? — So gebt mir einen Karst und einen Pflug, und verbrennt mein Herz!

Wohl aufgeschaut! Markulf kommt! Markulf, der keinen für ein Genie hält, der nicht zweierlei Strümpfe an hat, und der den Wohlstand nicht mit Scorpionen züchtigt, der Spinnen essen würde, wenn Virgil Spinnen gegessen hätte, und das alles, damit die Markulfiana ein unterhaltendes Buch werden. Wie schlecht wählen die Menschen oft ihre Mittel! Markulf ist sonderbar, um ein Genie zu sein, und doch ist nichts gewöhnlicher, als ein gewöhnlicher Kopf, der sonderbar sein will.

Er ist vorbei — und noch lächelt Luzil in stiller Demuth, Luzil, der das moralische Wunderelixir erfand. Es heilet alle Krankheiten der Seele, Wassersucht, Brüche, Gicht, die heillose Schwindsucht, und die sogenannten galanten Krankheiten — reinigt auch die Leberflecken des Charakters; sollte jemand sogar ge-

storben sein — zwei Tropfen auf Zucker — aber Diät gehalten! Probatum est.

Aber lassen Sie uns den Staub dieser Pedanten mit einem glänzenden Auftritte vertauschen. Der seidene Sabinus liebäugelt mit jedem Pförtner, ist in jedem Vorzimmer zu Hause, und canonisirt jeden Reichen, für Braten und Bewunderung, zum Mäcen. Der Satrap sieht ihn gern, aber nicht weil Sabin ein Mann von Talenten ist. — Wir wissen es alle aus der Gelehrtengeschichte, wie es Leute giebt, die witzige Dinge sagen, um zu essen, so giebt es auch einige, die zu essen geben, um witzige Dinge zu sagen. Seine Herrlichkeit haben einen Einfall auf große Nasen — er ist ihnen lieb, denn er ist der einzige Stammhalter ihrer Einfälle — und kein Mensch in der Stadt hat eine größere Nase, als Sabin.

Meine ganze Seele ergrimmt, wenn Talente vor Reichthümern kriechen, und wenn ich die Stimme des Mäcen höre: Gebt dem Herrn einen Stuhl, ein Glas Wein und einen Schnitt Biscuit!

Drängt euch nicht zu den Königen, ihr Genien! die ihr über Königreiche und Jahrhunderte herrscht, und keinen Unterthanen habt, der es nicht sein will!

Kein Fürst erschafft Talente. Die deutsche Literatur sei Zeuge! — Da waren keine Mediceer, die die Flecken ihres Ruhms mit castalischem Wasser auswuschen; kein eitler Ludwig, der unsterbliche Dichter ergriff, um sich mit ihnen in den Tempel der Unsterblichkeit einzudrängen. Aber bei uns war der Funken des Himmels.

Die deutsche Literatur wand sich mit eigner Kraft aus ihrem Chaos hervor, und ward durch sich, was sie ist. Ohne Unterstützung schwimmt sie durch ihre weite Sphäre, wie ein Erdball — gestützt durch sich selbst, gehalten durch ihre Schwere.

Es giebt ein Geschlecht von Menschen, das nur eine Wissenschaft kennt, und diese Wissenschaft in Alles mischt. Sie glauben, das, was sie wissen, sei Salat zu jedem Braten, und wuchern in fremden Ländern, wo ihre Münze Zahlpfennig ist. Ich kenne Logiker, die Verse in alle Figuren bringen, und Aerzte, die die Gesetze mit Wachs ausspritzen. Gurdus ist ein Geograph, aber redet mit ihm eine Stunde, so ist sein Gedankensystem eine Provinz des eurigen. O hören Sie auf, guter Gurdus! Ich weiß Alles. Um Mitternacht will ich ohne Laterne den Weg von Athen nach Megara finden, und von Leipzig nach Rom — wie vom Teller in den Mund.

Oder sind wir alsdann glücklich, wenn Gehirn und Eingeweide in ewigem Kriege liegen. Wenn der Hypochonder über uns herrscht, und Wesen, Form und Farben der Dinge ärger vermischt, als der Philosoph Pontius! Wenn unser Schädel dem Gewölbe eines Tollhauses gleicht, wo jeder Gedanke ein Narr ist? Wenn der Strudel der Phantasie alle Wirklichkeit in den Abgrund stürzt, und die unterste Möglichkeit oben schwimmet? — Was für Tollheiten gehen nicht täglich durch die gelehrte Seele des Pebrill! Oft hält er einen Bücherkasten für einen Polyhistor, und einen Geldbeutel für eine Hure, die ein Schwert und eine Wage in den Händen hält, bemerkt Gänse mit Ordensbändern und einem Stern auf dem Kropfe, sieht Raben in Toga, und Hasen in Sago, hält seinen Papagei für einen Magistrum legentem, und wenn er: wacker Päpchen! ruft, so glaubt er, daß er Wolfen widerlegt.

Entblößen Sie ihre Häupter, meine Herren! der große Paphnucius kommt! Ein Mann, der das ganze Gebiet der Wissenschaften von Dan bis gen Versaba, von der Algeber bis zu den Feenmährchen durchreist ist! In der Geschichte hat er sich umgesehen, ist mit der Chymie bekannt, in der Rechtsgelahrtheit kein Fremdling, und spielt auch mit Sätzen unter den vier logikalischen Taschenspieler-Bechern — auch aus der Hyppokrene hat er getrunken, aber nur im Vorbeilaufen wie ein ägyptischer Hund aus dem Nil. — Wunderbar! aber noch wunderbarer, Paphnucius ist ein Ignorant! Ein Mann, der alle Kenntnisse halb hat, auch die, die er ganz haben sollte, gleicht er einem Stutzer, der um alle Mädchen buhlte, und den sein eignes Weib zum Hahnrei macht.

Aber Crispus ist doch wirklich, was Paphnucius sein will — ein Buch mit Händen und Füßen. Man kann sein Gehirn nicht mit einer Nadelspitze berühren, ohne eine Idee zu spießen. Aber seine Seele ist wie eine Schöpfung ohne leeren Raum, nach den Begriffen gewisser Philosophen; alles ist todt; mehr Leeres — Leben und Bewegung wird erwachen.

Soll ich einige Stufen tiefer heruntersteigen, und Ihnen Gemälde im Geschmack des Tenier und Ostade liefern?

Sehen Sie die trunkenen Magister bei einem Inauguralschmause? Sie zerschmeißen mit ihren Beweisen Systeme, und mit ihren langen Aufschlägen Gläser. Vor ihren Augen tanzen Tische und Stühle, die Monaden und die Allgemeine Bibliothek im wunderbaren Gemisch. Wenn sie nicht trinken, verbrennen sie Ketzer; denn freilich ist es bequemer, den Autor zu verbrennen, als das Buch zu widerlegen. — „Ihr Herren Confratres, der Morgenstern winkt, unsere Weiber warten, der Wein siegt — noch ein-

mal stoßen Sie an, auf's Wohl der besten Welt!"

Oder soll ich Ihnen, meine Herren, das verzerrte Gesicht eines Kunstrichters malen, der ein Buch liest, an dem er nichts zu tadeln findet? — Unnütz für ihn! denn das fehlerhafteste ist ihm das liebste. So zieht ein hochfürstlicher Kammerjäger eine Hütte mit Ratzen einem Pallast ohne Mäuse vor.

Ein Franzos — Sie wissen, meine Herren, wenn ein Franzos niest, wünscht ganz Europa: Prosit! — ein Franzos sagt an einem Orte, die politische Geschichte ist die Geschichte des menschlichen Elends, die gelehrte der menschlichen Größe.

Ich weiß nicht, und denke vielmehr, alle menschlichen Dinge unter eine philosophische Capelle gebracht, geben immer dasselbe Resultat — den Menschen.

Ueberdem hat man die gelehrte Verfassung ziemlich richtig mit einer Republik verglichen; und da sie nun, mit aller logischen Genauigkeit zu gehen, einer wohleingerichteten Anarchie gleicht, so sehe ich den Grund der Verschiedenheit beider Geschichten nicht ein.

Sie haben ihre Haller, Sertus, Klotz, Scioppius, wir unsere Cäsar, Attila, Greifenfeld und Nero; bei ihnen ist noch keine Verfassung ewig gewesen, bei uns noch kein Grundsatz: in ihrer Geschichte drängt ein Staat den andern, bei uns eine Meinung die andere; dort machen die Zerstörer die ersten Rollen — was thun unsere größten Köpfe anders, als zerstören? Etwas in der Gelehrten-Republik bauen, ist ein Verdienst, nicht weil etwas gebaut wird, sondern daß Andere etwas einzureißen haben.

Dort gründet ein großer Geist ein Reich, und eine Reihe namenloser Könige folgt; hier erschafft ein Genie ein System, und dann eine Reihe babylonischer Schriftsteller, bis muthige Köpfe jene mit ihren Spinnrocken, und diese mit ihren Compendien vertilgen. Neue Dynastien nehmen ihren Anfang, und die verdrießliche Geschichte muß denselben Weg zwei Mal gehen.

An großen Begebenheiten aus kleinen Ursachen sind wir eben so reich als sie; die kranken Augen einer Prinzessin stürzen Aegypten, die Nase des Newton, auf die ein Apfel fiel, die Monarchie des Cartesius. Unserer Cabalen darf sich kein Gewissensrath schämen, und oft würde ihnen das sonst ganz gewöhnlich eingerichtete Gewissen eines Hofmanns zu eng werden. Nur haben wir bei allem diesen den Vorzug des Lächerlichen, und das mag dem Gedanken des obgedachten Franzosen eine schiefe Wendung gegeben haben.

Unsere Kriege sind eben so weltkündig und in eben so sonderbare Glücksfälle verwebt. Hat nicht oft eine leichte Instanz den am besten bewaffneten Syllogismus von seinem Streitroß gehoben, daß er die geharnischten Beine gen Himmel kehrte? Hat nicht oft ein witziger Einfall, der vor den Fürsten einer Hypothese spielen sollte, den Pfosten derselben ergriffen und umgerissen, daß alles darin umkam, Männer, Weiber und Kinder, an die dreitausend Seelen?

Auch den schnellen Wechsel der menschlichen Dinge, auf den Tacitus oft so rührend hinweist, finden wir unter den Gelehrten. Sagt, war Gottsched, als er blühte, nicht so reich an Lobsprüchen, als Krösus an Golde? Seine literarische Schatzkammer hatte alles, was einen Solon in Erstaunen setzen kann. Da hing die Bewunderung von Deutschland, das Lächeln vornehmer Gönner, und das Nicken einsichtsvoller Damen, die Rauchfässer der Journalisten, das Jauchzen der studirenden Jugend, und selbst schon der Tadel der Narren. — Jetzt alles im Monde! Mit diesen meinen Ohren habe ich es gehört, als Gottsched auf dem Scheiterhaufen stand, und die kritische Flamme schon loderte, rief er aus: Allerseits werthgeschätzte Anwesende, vor seinem Ende ist Niemand berühmt!

---

## Rede der Ziffer 8 am jüngsten Tage des 1798. Jahres im großen Rathe der Ziffern gehalten.

(Die Nulle, wie gewöhnlich, im Präsidentenstuhl.)

### Inhalt.

Anfang: die Rednerin spricht viel von sich: wird ausgelacht: ereifert sich; Lobrede auf die Nulle; Decimalsystem; Toulonner Flotte; Berg Sinai; die Nulle wird roth; erster Tag des XIX. Jahrhunderts; Beschluß; Ende.

Durchlauchtigste Nulle,
Großgütigste Präsidentin und Stellvertreterin unser Aller,
Allerseits, nach angestammter Ungleichheit höchst zu verehrende Mitschwestern,
9, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1.

Morgen wird der Tag sein, an welchem ich in unserem geheimen chronologischen Ausschuß die Bank der Einer auf zehn Jahre verlassen, und morgen über ein Jahr (tiefer Seufzer) der, an dem ich die der Hunderte wieder besteigen werde, auf der ich nun seit ultimo Decembris 899 nicht gesessen habe. Ihr werdet mir also verstatten, theuerste Mitschwestern, daß

ich, ehe ich meine Stelle im geheimen Ausschuß der Schwester Neune übertrage, ein paar Worte zu euch rede, wozu mir einige Vorfälle während meines Sitzes auf dieser Bank Veranlassung gegeben haben, und worüber es in dem Jahre, das morgen seinen Anfang nimmt, vielleicht noch oft zur Sprache kommen möchte.

Ich finde zwar in den Annalen des chronologischen Ausschusses kein Beispiel, daß je von irgend einer Schwester bei ähnlichen Gelegenheiten öffentlich im großen Rath wäre gesprochen worden. Ja, ich erinnere mich noch sehr wohl, ob es gleich 1000 Jahre her sind, daß ich sogar am ersten Jänner 800, an dem Tage, da ich die Ehre hatte, zum ersten Mal in centgräflicher Glorie im Ausschuß zu sitzen, nicht zu euch geredet habe. Aber, geliebte Mitschwestren, tempora mutantur! Die 8, die das neunte Jahrhundert beherrschte, ist nicht mehr die, die das neunzehnte beherrschen wird; in 1000 Jahren läßt sich wohl was lernen. O, ich habe es hundert Mal bereuet, daß ich am letzten December 1789, als ich mich von der Bank der Zehner zurückzog, nicht Manches über den Fall der alten Bastille und der alten Philosophie, der sich unter meinem praesidio ereignete und mir schwer auf dem Herzen lag, gleich damals declarirt habe. Gottlob aber, es kann mir, als der sichern Erbin des Vorsitzes der Hunderte im nächsten Jahrhunderte nicht an Gelegenheit fehlen, nachzuholen, was ich versäumt habe, nämlich zu erweisen, daß Bastillen und Philosophien geboren werden und sterben, und wieder geboren werden und wieder sterben, so wie mutatis mutandis, ihre Erbauer und ihre Erfinder. (Hier Geräusch.) O! ich verstehe euch wohl. Ihr scheint es nicht zum besten zu nehmen, daß ich, als bloße Mitschwester, und weder die höchste noch die geringste unter euch, es zuerst wage, Schlüsse zu machen und von Rechenschaft zu sprechen. Schlimm genug für euch. (Gemurmel.) Doch damit ihr seht, daß ich meinen Werth kenne, und meinen Stammbaum studirt habe, so müßt ihr allerdings wissen: ich bin unter euch allen erstens die vollkommenste gerade Zahl (große Stille); bin zweitens unter euch allen der einzige wahre Würfel (spöttisches Lächeln von der Präsidentin und der Eins); bestehe drittens aus zwei gleichen Quadraten (die Präsidentin lächelt fort); bin viertens, was das Sonderbarste ist, zugleich der Würfel der Zahl, deren doppeltes Quadrat ich bin; und diese Zahl ist, fünftens, die ewige unverwerfliche Schiedsrichterin über alles Gerade und Ungerade im unermeßlichen Reiche der Zahlen von vorn und von hinten in alle Ewigkeit. (Spöttisches Amen! von Einigen; tiefe Verbeugung der Schwester Zwei.) Daher mich auch, ohne Ruhm zu melden (heimliches Gickern), die gütige Natur nach ihrer anbetungswürdigen, ewigen Weisheit im Range der arithmetischen Größe, zwischen dich, Quadrat aller guten Dinge, hochverehrliche Neune und dich hochwürdige apokalyptische Sieben, von Ewigkeit her gestellt hat. Ja, wenn ich alles dieses zusammen nehme, so fühle ich mich kühn genug, gerade heraus zu sagen, daß keine unter euch allen in Rücksicht auf Naturgabe, sich mit mir messen kann, als unsere erhabenste Präsidentin, die Nulle. (Lautes Gelächter. Sehr naiv, riefen Einige; sehr wahr, Andere; und Eine hatte sogar die Verwegenheit, ancora zu rufen. Dieses brachte die Rednerin sichtbarlich auf, und sie fuhr mit einer Heftigkeit fort:) Pfui, schämt euch! Ist das eine Aufführung für ganze Zahlen? oder befinde ich mich vielleicht unter einer Rotte nichtswerther Decimalbrüche, wovon man unendliche Reihen wegwirft, und am Ende den ganzen mächtigen Verlust mit einem paar Pünktchen oder einem et caetera ersetzt? (Große Stille, weil man wohl fühlen mochte, daß man mehr die Präsidentin, als die Achte beleidigt hatte.) Und sagt mir, was ist denn Lächerliches darin, daß ich mich neben der Nulle wichtig dünke? Kennt ihr wohl die wahrscheinlichste Grenze des menschlichen Lebens? Was für Ziffern hat denn die allgütige Natur ausersehen, diese Grenzen zu bestimmen? Habt ihr wohl von einem Buche gehört, worin es heißt: wenn's hoch kömmt, so sind's achtzig? und wie schreibt man diese Achtzig? Wie? O! es sollte mir ein Leichtes sein, euch mit drei Worten zu Jacobinern zu machen. Ich thue es aber nicht, und werde blos zeigen, daß euer Mangel an Respect gegen unsere Präsidentin sich allein auf eure Ignoranz gründete.

Erlaube mir also, erhabene Nulle, Präsidentin unseres Raths, Kreis, Kugel, Bild und Ewigkeit, Schöpferin und Erbin des Chaos, oder wie du sonst genannt sein willst, daß ich, ehe ich zum Hauptvortrage meiner Angelegenheiten komme, ein paar Augenblicke, einigen dieser Elenden zu Liebe bei deinem Verdienste verweile. Sagt, Spötterinnen, war es nicht die Nulle, die die Jahre zählte, ehe noch Zeit und Zahl waren, und dann wieder zählen wird, wenn diese nicht mehr sein werden? Fand nicht Shakespeare, der große Allfühler, selbst das Zeichen der Nulle so wichtig und so ehrwürdig, daß er sogar die Welt damit bezeichnete, und

die Schaubühne, die seine Privatwelt war? Wäre er ein Deutscher gewesen, so würde er sicherlich jetzt sein Vaterland dankbar ebenfalls damit bezeichnen. War Sie es nicht, die den großen Gedanken faßte, die 1 zur 10, 100, 1000 ꝛc. zu erheben, und dann, durch eine leichte Schwenkung, wiederum zu 0, 1; 0,01; 0, 001 ꝛc. zu erniedrigen, wie man eine Hand umwendet? Wahrlich! das Größeste, was je in der Welt, im Felde sowohl als auf dem Papier, durch Schwenkung ausgerichtet worden ist, und überdies so schwanger an Betrachtungen über Größe und Hinfälligkeit menschlicher Dinge, deren Werth oft blos von Schwenkungen einiger Nullen abhängt, daß, theuerste Mitschwestern (so nenne ich euch schwesterlich wieder, da ich Zeichen der Rührung bei euch bemerke), daß, sage ich, die Zeit meines Aufenthalts auf dieser Bank, ja, daß die ganze Zeit, die ich hier gesessen habe, zu kurz sein würde, alles zur Geburt zu bringen. So wurde die Nulle endlich Schöpferin des großen Decimalsystems, und der großen Zehnfingrigkeit, die, wenn nicht Admiral Nelson, der bekanntlich nur fünf Finger hat *), den Lauf der Thaten hemmt, sich mit ihren zehn Fingern Alles unterwerfen wird. Denn ihr müßt wissen, daß die große Nation, die ihre Freiheit mit 581 Schlachten **), wovon 580 auf der Erde, und eine über den Wolken vorgefallen ist, erkauft hat, die Ebnerin der mächtigsten Thronen, die Durchstecherin der Landenge von Suez, die Abgleicherin durch Ungleichheit, und die Käuferin des mit Geld Unerkäuflichen — daß, sage ich, diese Nation dieses Decimalsystem mit der ihr eigenen Kraft und Baarschaft an Thaten unterstützt, und mit dem Feldgeschrei: Friede dem Einmal Eins, und Krieg allen Tafeln, Sonnenuhren und Zifferblättern der ganzen Welt, von Westen nach Osten zieht. O! wie habe ich während meines Präsidiums auf der Einerbank oft gelächelt, wenn man von Bonaparte's geheimen Absichten sprach und die hauptsächlichste darunter vergaß, nämlich: den Berg Sinai zu erobern, eine Druckerei auf demselben anzulegen, und so das Decimalsystem über die ganze rechnende Welt zu verbreiten. Der Gedanke hat in der That etwas Großes. Denn erstlich ist das der Berg, auf welchem bekanntlich das erste Decimalsystem auf steinernen Tafeln gedruckt worden, das daher Gottlob! auch so ziemlich Eingang gefunden hat; zweitens beweist es eine gewisse Erkenntlichkeit der großen Nation, die allerdings jenem Berge eine Art von Satisfaction schuldig war, da bei ihr, zugleich mit der Einführung der neuen Decimalmaaße, manche Hauptartikel jenes alten Systems gleichsam abolirt worden waren. Wie ich höre, so wird mit den neuen Sinustafeln der Anfang gemacht werden, und in der großen Universalorthographie der Berg künftig seinen Namen von dieser Stiftung erhalten, wiewohl man der Schwachen wegen ihn einige Zeit blos mit Mons Sin. bezeichnen wird, das jedes Herz lesen kann, wie es will, Sinai oder Sinuum. Doch ich fühle, ich verliere mich in der Erzählung deiner Thaten und deines Werthes, große erhabene Nulle, sinnliches Bild des unabbildlichen Nichts. Wo würde ich ein Ende finden in dir, dem unerschöpflichen Thema von Tausenden. Ich ermüde. Doch erlaube mir, nur noch einige Minuten deinen bürgerlichen Verhältnissen in tiefster Verehrung zu weihen. Warst du es nicht, Citoyenne, die seit jeher deutsches Verdienst, wenn Alles fehlte, aus deinem unerschöpflichen Vorrathe belohntest, den hungrigen Dichter bald mit deinem runden Ambrosia-Zwieback labtest, bald in die leere Tasche des Lottospielers und des tief speculirenden Kaufmanns, weiß, klar und rund, tröstend hinab perltest? Warst du es nicht, die allein den Armen nicht verließ und baar übrig blieb, wenn Alexander, Tamerlan, der Kosacke Pugatscheff und der Zigeuner Gallant, oder sonst noch älteres oder neueres Gesindel, Alles, Häuser, Schiebladen und Börsen a jour gefaßt, zurückließen? (Die Präsidentin verhüllt sich und glüht schamroth durch den Schleier durch, wie der volle Mond bei einer Totalverfinsterung. Die Rednerin bemerkt es, und geht zu einem neuen Gegenstand mit einer tiefen Verbeugung über.)

Theuerste Mitschwestern, ich komme nun (indem sie sich die Augen wischt), da ein großer Theil der Zeit, die ich zu reden hatte, verstrichen ist, nach Rednerart, geschwind zur Hauptsache. Ob ich eben so geschwind darüber hingehen werde, hängt von der Zeit ab. Ihr wißt, ich rede in der Gespensterstunde. Schlägt die Glocke zwölf — weg bin ich! Ich habe sowohl aus dem Reichs- als allgemeinen literarischen Anzeiger, und noch aus einigen andern Anzeigern, und darunter sogar einigen englischen, mit Verwunderung ersehen, daß man in der Christenwelt über die Grenzlinie des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts eine Art von Streit führt, der mit dem über die Rheingrenze einige Aehnlichkeit hat;

*) Er verlor einen Arm bei Teneriffa.
**) Genius der Zeit. Juni 1798. S. 252.

nur mit dem Unterschiede, daß die eine Partei ganz auf dem rechten, die andere ganz auf dem linken Ufer besteht. An eine Mittellinie ist noch nicht gedacht worden. Das hätte auch noch gefehlt. Ich will mich erklären. Ihr wißt, morgen über ein Jahr besteige ich die Bank der Hunderte, und unsere Präsidentin ist, trotz so vieler diplomatischen Geschäfte, die sie in der Welt jetzt zu dirigiren hat, entschlossen, das Präsidium auf der Bank der Zehner, und nebenher der Einer als Filial zu übernehmen, das ist, wir werden 1800 schreiben. Morgen über zwei Jahre tritt sie die niedrigere Stelle von beiden der Eins, die mit so vielem Ruhme die allerhöchste seit 800 Jahren begleitet hat, zum Filial ab, und wir werden 1801 haben. Die Frage ist nun: wann und an welchem Tage sollen Personen, die viel auf Geburtstagsschmäuse halten, den Geburtstag des neunzehnten Jahrhunderts feiern? An dem Tage, an welchem ich auf die Bank der Hunderte trete, oder (nachdem ich diese ein Jahr besessen habe) an dem Tage, da die Eins das Geschäft der Einer übernimmt? Kürzer: am 1. Jänner 1800 oder 1801? Ihr seht deutlich, daß mich dieser Streit nothwendig sehr interessiren muß. Mein ganzes erstes Regierungsjahr mit Hunderterrang steht auf dem Spiel, und ist gerade die Strombreite, um welche gestritten wird. Keine Kleinigkeit für den, der zu Herzen nimmt, daß es hier auf die Frage ankömmt: ob jenes, mein erstes Jahr, den jämmerlichen Nachtrab eines alten Jahrhunderts machen, oder die Anführerin eines neuen sein soll, das mit verjüngter Glorie seinen Einzug in die staunende Welt nehmen wird. Bedenkt, Mitschwestern, die Anführerin des neunzehnten, also des Jahrhunderts, das vermuthlich die Zahl der Planeten verdoppeln, und die der Trabanten und der Metalle vervierfachen wird; des Jahrhunderts, worin vermuthlich die Luftschlachten der Völker sich zu den Land- und Seeschlachten wie 580 zu 1 verhalten werden, so daß die Zeitungsschreiber, von Paris bis Hamburg, sie mit hundertfüßigen Teleskopen aus dem Contor selbst bevisiren, bephantasiren und als Augenzeugen beschreiben können, und worin man die hoch vorübersausenden Helden und ihre Sänger wie Raubvögel und Lerchen aus der Luft schießen wird. O! und des Jahrhunderts, das gewiß die Ehre haben wird, die Früchte einer neuen Wissenschaft, ich meine der mit großen Geld- und Blutaufwand eröffneten, neufränkischen Experimentalpolitik, entweder einzuärnten, oder, als hienieden unreifbar, zum Dünger für etwas minder Utopisches wieder unterzupflügen. Das Herz blutet mir, wenn ich bedenke, daß wahrscheinlich mein Antrittsjahr 1800 noch an das vergangene wird abgeliefert werden müssen. Hierüber muß ich mich erklären (sieht nach der Uhr und fängt an geschwinder zu reden):

Ihr wißt aller Seits, daß im 6. Jahrhundert zu Rom ein kaum vier Fuß hoher Abt lebte, der, wo ich nicht irre, aus Scythien stammte. Er hieß Dionysius, und wegen seines geringfügigen Körpers, der kleine (exiguus). Dieser kleine Mann hatte zuerst den großen Einfall, unsere Jahre nach der Geburt Christi zu zählen, das ist, unsere jetzige Zeitrechnung zu stiften. So viel ich weiß, ist sein Geist nie gemessen worden, allein das weiß man mit vieler Zuverlässigkeit, daß er sich im Jahr der Geburt Christi wohl geirrt haben möge, praeter propter um etwa vier Jahre. Doch darauf kömmt hier nichts an. Genug, seine Zeitrechnung, wahr oder falsch, gleichviel, fand Beifall, und dieser mächtige Epochenstamm wuchs auf christlichem Boden ungestört fort, trotz der vielen kleinen Schmarotzerepochen, die sich an demselben hier und da angesetzt haben und noch immer ansetzen. Allein Jammerschade ist, daß noch sogar gestritten wird, wie eigentlich der kleine Dionysius gerechnet habe, ob er, weil Christus nicht auf den ersten Jänner geboren worden ist, sondern vorher, und die eigentliche Incarnation noch weiter in das Jahr der Geburt zurückfiel, das Jahr der Geburt und der Incarnation selbst das erste Jahr genannt habe, oder das Jahr nach diesem Geburts- und Incarnationsjahre. Diese Schwierigkeit ist so groß (denn Kleinigkeiten auf's Reine zu bringen, hat oft große Schwierigkeiten), daß ein zweiter Dionysius, der tausend Jahre nach jenem kam, kein winziger vier Fuß hoher Abbé, sondern ein derber Sechsfüßer von einem französischen Jesuiten, Namens Dionysius Petavius, der, ob er gleich im 16. Jahrhundert zu Orleans und Paris sichtbar herumwandelte, im Geist größtentheils in den alten Zeiten spukte, sie so groß fand, daß er anfangs nicht recht mit sich selbst eins darüber werden konnte; sich einmal sogar selbst widersprach, doch aber am Ende bewies, wir zählten, wenn wir Dionysisch zählen wollten, jetzt wirklich falsch, und müßten eigentlich bisher schon 1799 gezählt haben, da wir 1798 zählten. Doch dieses nur im Vorbeigehen, und zum Beweis einer Unsicherheit in diesen Rechnungen, die wenigstens dazu dienen kann, eine andere zu entschuldigen.

Ihr werdet, theuerste Mitschwestern, aller Seits gesehen haben, daß die Zweideutigkeit, von der ich so eben geredet habe, den Grenzstreit der Jahrhunderte gar nichts angeht. Genug,

wir zählen Jahre, ob scharf Dionysisch oder nicht, das ist nun gleich viel. Es wäre lächerlich, zumal ohne eine Armee von 300,000 Mann, sich jetzt noch einem so alten christlichen Gebrauche durch solche Finessen zu widersetzen und die Ordnung der Dinge zu stören. Es hieße außerdem ja, als wenn unsere Erfindungskraft so erschöpft wäre, daß wir gar nichts weiter erfinden könnten, als neue Meilen, neue Thermometerscalen und neue Schmarotzerepochen. (Hier etwas Gemurmel von Mons. Sin. und Uhrzifferblättern. Die Rednerin hört es, fährt aber ruhig fort). Mit einem Wort, wir zählen Jahre nach Tausenden, nach Hunderten u. s. w. Sobald wir aber dieses thun, so müssen wir auch offenbar, um die Hundert voll zu machen, die Hundert selbst nicht fehlen lassen. Wo nach Hunderten gezählt wird, macht die Hundert selbst den Beschluß. So wäre also das Jahr, das nun in wenigen Minuten zu Ende gehen wird, das 1798. nach Christi Geburt gewesen, folglich fehlen noch zwei, um das Hundert voll zu machen, und der Geburtstagsschmaus des neunzehnten Jahrhunderts muß gefeiert werden am 1. Jänner 1801. Also das erste Jahr, worin ich auf der Bank der Hunderte erscheine, ist wirklich (man bemerkt ein Zittern in der Stimme) der Nachtrab des vergangenen Jahrhunderts, und ich muß mich damit trösten, daß ich, in rangmäßiger Verbindung mit der Schwester Eins, die Ehre habe, das 18. Jahrhundert endlich einmal mit voller Zahl zu besiegeln, welches bisher immer mit einer 17 und Decimalbrüchen des Säculums geschehen ist. Da ich dieses mir von der Vernunft übergebene Siegel ein ganzes Jahr noch als Bürgerin des 18. Jahrhunderts führen werde: so hoffe ich auch, damit selbst die bruta, die bisher nicht begreifen konnten, warum das 18. Jahrhundert mit einer 17 bezeichnet wurde, zu überzeugen, daß wir bisher im 18. Jahrhundert gelebt haben. Der Gerechte erbarmet sich auch seines Rindviehes! Ihr erkennet nunmehr, theuerste Mitschwestern, hieraus meine Unparteilichkeit. Ja (sich ermunternd) mit Freuden lege ich die schimmernde Krone, die mir bei meiner Erhöhung gereicht wurde, in das Grab des hingestorbenen Jahrhunderts. — Indessen sollte es mich nichts weniger als betrüben, wenn die Geburtstagsschmauser auch den ersten Tag meiner Erscheinung (1. Jan. 1800), an welchem sich Millionen Hände zu einem neuen Zuge gewöhnen müssen, und sich mit kalligraphischem Wonnegefühl gewiß, wiewohl nicht ohne unzählige Schnitzer, endlich gewöhnen werden, auch ein wenig feierten. Denn so würden ja (sie lächelt in sich selbst hinein), was die Welt immer liebt, der Schmaustage, statt eines, zwei (frohes jovialisches Lächeln von allen Seiten). Ja, wo ich nicht sehr irre, so ist gerade jener neue Datumszug wohl hauptsächlich Ursache, warum über die Frage gestritten wird, und eben deswegen schon eines kleinen Präliminarschmauses, vor dem großen Definitivschmause, werth.

Indessen aber, theuerste Mitschwestern, so sehr ich auch alte, ehrwürdige Gebräuche respectire, und überzeugt bin, daß sich unser christliches Jahrhundert erst mit dem 1. Jänner 1801 anfange, so kann ich euch doch unmöglich verhehlen, daß es auch Gründe giebt, die entgegengesetzte Meinung zu vertheidigen, wiewohl ich sehr gern zugebe, daß diese Gründe eben nicht gerade die sein mögen, womit sie von ihren gewöhnlichen Anhängern vertheidigt wird.

Es ist nämlich gewiß, 1) daß unsre gegenwärtige, wahr oder fälschlich sogenannte Dionysische Epoche sich von der Beschneidung Christi und weder von seinem Geburtstage, dem 25. December, noch von dem Incarnationstage desselben anhebt, einem Tage, der hierbei so wichtig gehalten wurde, daß die Engländer bis 1752 sogar ihr Jahr von demselben zu zählen anfingen, und noch spielt dieser Tag (der 25. März, bis jetzt Ladylay, Maria Verkündigung) unter ihnen, bei Miethcontracten und dergl. seine Rolle. Also fällt weder der Geburts- noch der Incarnationstag an den Anfang unserer jetzt recipirten Epoche. Sondern beide Tage, auf die doch Alles ankömmt, fallen in das Jahr vorher, und folglich zählen wir, im strengsten Verstande, nicht Jahre nach dem Geburts- und Incarnations-Tage, sondern nach dem Geburts- und Incarnations-Jahr Christi 2) Ist wohl ganz außer allem Zweifel, daß wir nicht vergangene, sondern laufende Jahre zählen. Unser gewöhnlicher Ausdruck, anno 1, anno 1000, anno 1798 zeigt so wie der lateinische Ausdruck: anno post Christum natum primo, millesimo etc., daß man, im bürgerlichen Leben, nicht vergangene Jahre zählt, sondern laufende. Man datirt Briefe nach dem laufenden Jahre, sowie nach dem laufenden Monatstage. Bezeichnet aber jener Ausdruck blos Jahre nach dem Geburts- und Incarnationsjahre, wie soll man denn dieses Geburts- und Incarnationsjahr selbst bezeichnen? Doch wohl nicht mit dem Namen des ersten Jahres vor der Geburt und Incarnation? Dieses wäre ja eben so widersinnig, als es das erste nach derselben zu nennen. Es bleibt also nichts übrig, als, da unsere Jahrrechnung mit einem ersten Jänner anfängt, vor

welchem die Geburt und Incarnation Christi liegt und liegen muß, das ganze Jahr der Begebenheit selbst mit 0 zu bezeichnen, und dessen Anfangspunkt um ein ganzes Jahr hinter den der christlich-bürgerlichen Epoche zurück zu setzen, aber nicht ein ganzes Jahr hinter das Datum der Begebenheiten selbst, auf die es eigentlich hier ankömmt, sondern nicht einmal ein ganzes Vierteljahr hinter den Tag der Incarnation. Sobald man aber ein Jahr Christi 0 hat, das ist, ein Jahr, das man weder das erste Jahr vor dessen Geburt, noch das erste nach derselben nennen kann: so ist es wenigstens Niemandem zu verdenken, am allerwenigsten aber Jemandem, der etwa mehr mit dem Absoluten der Meßkunst, als mit dem Conventionellen bürgerlicher Beschlüsse bekannt wäre, wenn er für recht und billig hielte, unsere Jahre von jenem 0 Punkte an zu zählen, also nicht laufende, sondern verstrichene Jahre, gerade so wie der Astronom ohnehin schon seine Zeichen des Thierkreises bei den Längen der Planeten und seine Monatstage zählt, und wie wir selbst im gemeinen Leben unsere Stunden zählen. Den III Uhr 50 Min. heißt ja auch nicht 50 Min. der dritten Stunde, sondern der vierten, so wie 100 Rthlr. 6 Ggr. nicht 6 Ggr. des 100. Thalers, oder so viel als 99 Rthlr. 6 Ggr. bedeutet. Warum soll denn nun 1798 1. Jul. gerade so viel sagen, als 6 Monate des 1798. Jahres, und nicht 1798 Jahre und 6 Monate nach jenem 0, das nicht viel unrichtiger liegt, als jener Anfangspunkt, und wodurch obendrein so viele Gleichförmigkeit in die Sprache über Zeitrechnung überhaupt gebracht würde? Denn so viel ich sehe, würde dadurch die Ordnung der Tafeln nicht im mindesten gestört werden. Wenn man den Ort der Sonne für 1798 den 1. Jul. 5 Uhr berechnen will, so schrieb man aus den Tafeln den Ort für die Epoche von 1798, das ist, für den Anfang dieses Jahres nach bürgerlicher Rechnung ab, addirt dazu die Veränderung von 6 Monaten und von 5 Stunden. Aber der Anfang des 1798. Jahres, nach der gewöhnlichen Rechnung, ist ja mit dem Ende das 1798. von jenem 0 an gerechnet einerlei. Allein so gerechnet, schreiben wir jetzt, da ich rede (sieht nach der Uhr), von jenem 0 an, 1798 Jahre 11 Monate, 30 Tage, 23 Stunden, 56 Min., und heute über ein Jahr, ginge mit dem 1799. Jahr nach der gewöhnlichen Rechnung das 100. des Jahrhunderts, auf diese Weise gezählt, zu Ende. Noch merke ich an, daß es ja nicht sonderbarer wäre, wenn die Astronomen ihre Jahrhunderte anders zählten, als daß sie ihre Tage anders zählen, wie sie wirklich thun, nämlich nicht laufende, sondern vergangene und diese noch oben drein von einem andern 0 ab, als das im bürgerlichen Leben. Zum Beschluß erinnere ich noch einmal, daß ich nicht verbessern, nicht neuern, sondern blos entschuldigen wollte. (Die Neune regt sich, um von der Bank Besitz zu nehmen). Ich sehe, theuerste Schwester und Nachfolgerin, du eilst meine Stelle einzunehmen. Ich weiche. Bedenke, du hast ein wichtiges Jahr vor dir. Sorge ja für Frieden, und halte dich durchaus, während deiner Regierung, als das Quadrat aller guten Dinge und nicht (etwas in den Bart murmelnd) wie im kalten Winter. (Die Glocke schlägt 12, man hört etwas von: Viel Lärm um nichts; die 8 geht ab, und die 9 setzt sich auf die Bank. Gratulationen zum neuen Jahre von allen Seiten).

## Rede über den Dativus und Accusativus.

### Von Tieck.

Verehrteste Zuhörer!

Indem ich seit einigen Tagen von dem Vorsatz bewegt wurde, diesem theuern Hause ein Andenken meines Daseins, einen Dank, wenn auch nur kleinen, für die Gastlichkeit und Freundschaft, die ich hier genossen habe, zurück zu lassen, kam in den feierlichen Stunden der Mitternacht die Begeisterung zu meinem Lager, und in kurzem Verkehr mit der göttlichen wußte ich sogleich, was mir zu thun obliege. Wohl klagt unser Schiller mit Recht, daß die Götter von unserer Erde entwichen seien, die den Griechen Wald, Berg und Fluß belebten und verherrlichten. Besaß doch damals sogar jede Stadt, jeder Hain, jegliches Haus ein Bild der Gottheit, die dort vorzüglich verehrt wurde, und die auch darum gern verweilte. Soll ich an die Pallas der Athener erinnern, an Troja's, Thebe's Heiligthümer, an den Pan Arkadiens? Doch wir, was haben wir, was glauben wir, wenn wir auch einen Apollo oder Hermes schnitzeln? Das hat ja die Bildhauerkunst bei uns schon so tausend Mal beklagt, daß die Veneres uns so wenig bedeuten, daß wir mit diesen Amoribus nichts anzufangen wissen. So wandte man sich mehr als einmal zu vaterländischen, deutschthümlichen, volksmäßigen, isländischen Göttergebilden. Aber Freia und Thor, Odin und Wodan, Thyr und Loke, sammt Balder wollten uns eben so wenig aus der rathlosen Lage helfen, denn ihnen kam noch weniger der Glaube entgegen, und Kenner selbst meinten: ihre Attribute, ihre Fabeln, ihre

ganze Statur und Natur vertrügen sich nicht mit dem guten Geschmack. Schon oft hab' ich mich im Stillen gefragt: warum hat noch keinen Genius der Blitz der Weissagung durchdrungen, uns den Geschmack selbst bildlich darzustellen? Haben wir doch Mütterlichkeit und Kindesliebe, Gesetzgebung und Freiheit, ja Aufklärung gezeichnet und gestochen, wenn auch nur in Vignetten oder in Kalendern. Warum haut man nicht den Geist der Zeit in Marmor, oder Liberalität, Humanität, die Fortschreitung des Menschengeschlechts, die sich von selbst auch der schwachen Imagination im Bilde darbietet? Hier, vaterländische Künstler, geht ein neuer Weg, hier ist ein frischer, unberührter Steinbruch, um Originalität zu holen, die Lorbeerkränze fallen von selbst herunter. Nun möchten Sie glauben, diese Figuren, da ich mich so ereifere, sollten etwa den Geschmack, den Zeitgeist, den Zustand der Finanzen, den Amortisationsfond oder den Patriotismus darstellen; aber weit gefehlt, begeisterte Freunde, diese Einleitung ward nur vorangeschickt, um eine Bahn zu öffnen, die uns näher liegt, die uns wichtiger sein muß, und auf welcher wir den Griechen gleich kommen, ja sie wohl noch überflügeln können.

Denn das ist jenen Alten immer vorzurücken, daß sie Bild und Sache verwechselten, über ihre Verehrung der Naturkräfte war ihnen, was wir alle noch täglich bedauern, der Schöpfer selber schon verloren gegangen; aber als sie nun Stein, Holz und Erz sogar für das Wesentliche hielten, da war Hopfen und Malz an ihnen verloren. Deßhalb ist zu befürchten, die wir schon mit Begriffen Götzendienst treiben, daß wir bei plastischer Bildung dieser gefühlreichen Begriffe ganz in die Anbetung des kälbernen Apis gerathen möchten. Um also unsere Gemüther frei zu lassen, und doch der Kunst und Originalität genug zu thun, habe ich als der erste kühne Beschiffer eines unbekannten Oceans den vielleicht zu kühnen Versuch versucht, in der Gestalt dieses schlanken jungen Mannes dem schauenden körperlichen Auge den Accusativus hinzustellen, der in diesem Hause und in der ganzen Provinz mit ausgezeichneter Andacht verehrt wird. Sei er also der schützende Genius dieses Schlosses, dem schon die Herzen schlagen, der so oft angerufen, citirt und angewendet wird, in Gelegenheiten, wo andere Provinzen seinem Bruder, dem Dativ huldigen. So wie er hier gezeichnet ist, hat diesen feinen, idealischen, sanften Accusativ mein Geist geschaut, und ich bin der festen Ueberzeugung, nur in diesem Vorschreiten, in diesem leichten Gange, in dieser Gestalt und Geberde kann er in die Wirklichkeit treten. Vielleicht daß der junge Erbe dieses Hauses ihn in Zukunft in Marmor gestalten läßt, nach dieser Skizze, die aus Andacht und Begeisterung hervorgegangen ist. Des Kontrastes wegen sitzt dort sein Bruder, der gedrückte, bescheidene Dativ, erwartend, statt entgegen zu kommen, ruhend, statt in Anlauf, gedrungen, breit, stämmig, statt schlank und heiter. Frage jeder sich der theuern Anwesenden, jeder sinnige Beschauer, ob nicht so diese Gebilde schon seit undenklichen Zeiten in seinem Innern schlummerten. Wohlan denn, der Berg ist durchgehauen, der Weg nach der neuen und neuesten Kunst eröffnet! Mir nach, ihr Jünglinge, ihr Genien, beflügelte Geister, die nur darauf warteten, den Himmel der Kunst von einer neuen Seite bestürmen zu können. Wem von euch wird der Nominativ, der seltsam geheimnißvolle Genitiv erscheinen? Von dem wunderlich verrufenen Vocativus, dem frömmsten der sechs Brüder, ist eine kuriose Sage durch alle Länder im Umlauf, so daß er der unwissenden Menge schon oft zum Gelächter gedient hat. Eben so war Kassandra verspottet; so wurde des Tiresias Weisheit nur zu oft mißverstanden. Aber in manchem frommen Bilde, das die Augen in Ekstase nach oben dreht, von Carlo Dolce und ähnlichen, habe ich geglaubt, die Annäherung an meinen Vocativus, die Ahnung dieses hohen Ideals zu entdecken, wenn die Gemäldegallerieen und ihre Register die Figur auch ganz anders taufen.

Sollen denn aber blos diese Kasus in der neu aufblühenden Kunstschule gebildet werden? Diese hohen Gestalten bewachen ja nur den Eingang zur menschlichen Erkenntniß. Wer sie schon geheimnißvoll nennt, mit welcher Mystik muß er dann Indikativ und Conjunctiv, das nahe stehende Präsens, das hohe Perfectum, das verehrungswürdige Plusquamperfectum begrüßen? Ein Name, vor dem schon der Knabe sich beugt, der zum Bewußtsein erwacht. Soll ich das Futurum, das unbegreifliche Kind von diesem, das Paulo post noch nennen? Und der Infinitiv! Müßte er nicht in vielen Palästen als Schutzgott hingestellt werden, da der Große schon seit lange, der Vornehme, mit lakonischem Bestreben ihn fast einzig und allein gebraucht? Dann noch der heldenkühne Imperativ, dräuenden Blicks, zornig wie Ares, stark wie Thor, majestätisch wie Zeus. Ist erst dieses geschehen, so wage sich ein künftiger Praxiteles oder Apelles selbst an die beiden Aoristen der Griechen, um das Seltenste zu schaffen und deutlich zu machen, was dem menschlichen Geiste vielleicht möglich ist. Sie sehen aber, Verehrte, daß auch schon, wenn wir bei deutscher Mundart bleiben, der Begeisterung unendlich viel zu thun

obliegt. Hier stehen sie, die ersten Anfänge dieses glorreichen Jahrhunderts, der Nachwelt verehrungswürdig, weil sie zuerst den Propf lösten, der bis dahin den brausenden Champagner in der Flasche festhielt.

---

## F.

## Die poetische Prosa.

### 1.

Obwohl anscheinend in dem Ausdrucke ein Widerspruch liegt, da eigentlich Poesie der Prosa gerade entgegengesetzt ist, so ward diese Bezeichnung doch als allgemein gültig angenommen und beibehalten, da sie jene Gattung der Prosa bestimmt, welche in der Form den Uebergang von der Prosa zur Poesie dadurch bildet, daß die äußere prosaische Darstellung poetischen Inhalt umschließt. Während die gewöhnliche Prosa auf den Verstand, die Vernunft und das Gefühl im Allgemeinen einzuwirken hat und sich des zur Einwirkung auf die Phantasie Behilflichen nur als untergeordneten Mittels bedient, um den Einfluß auf jene Seelenkräfte zu verstärken, ist der Zweck der poetischen Prosa vor Allem auf die Phantasie zu wirken und durch diese ihren Einfluß auf die anderen Seelenkräfte auszuüben.

Vgl. Einleitung, S. 2. § 5. so wie die dort am Schlusse des Paragraphen mitgetheilten Citate.

### 2.

Die Phantasie wirkt erfindend, d. h. nach dem Wirklichen oder dem als wirklich möglich denkbaren wieder erschaffend, auf zwiefache Weise, indem sie entweder als gleichzeitig bestehend, oder als in der Zeit werdend und sich entwickelnd darstellt, d. h. schildert oder erzählt. Sie erstreckt sich daher auf alle Gattungen der Poesie und somit auch auf diejenigen, bei denen der allgemein geltende Geschmack entweder die äußere prosaische Form vorgezogen, oder doch sich derselben neben der metrischen Einkleidung bedient hat.

Zu den ersteren gehören vorzugsweise, a) der Roman, b) die Erzählung, c) die Novelle.

Zu den letzteren dagegen: a) das Mährchen, b) die Legende, c) das Trauerspiel, d) das Schauspiel, e) das Lustspiel, f) der nicht gesungene Dialog in den Opern, g) die Schilderung; das Idyll, h) die Fabel mit den ihr verwandten Gattungen.

Von dem Wesen der drei Arten ersterer Abtheilung werden wir hier eine kurze Charakteristik folgen lassen; hinsichtlich der der letzeren müssen wir aber, als den uns hier gezogenen Kreis überschreitend auf die Lehrbücher der Aesthetik und Poetik verweisen. Eine kürzere, allgemeinerem Bedürfniß wohl entsprechende Charakteristik derselben, nebst vollständigen Beispielen, findet sich in der von dem Verfasser d. W. besorgten Sammlung:

Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. Achte Auflage. Leipzig. O. Wigand 1845.

### 3.

Der Roman hat zur Aufgabe, das Leben in seinen verschiedenartigen Erscheinungen darzustellen und ihren Einfluß auf die Entwickelung des Menschengeschlechtes in den Schicksalen einzelner, in näherer oder entfernterer Berührung zu einander stehender Individuen nachzuweisen, welche der Erfindung des Dichters überhaupt, oder wenn er sie dem Vorhandenen d. h. der Geschichte oder der Wirklichkeit entlehnt, der Schilderung und Entwicklung desselben anheim gestellt sind. Dasjenige Individuum, dessen Schicksal entweder an und für sich oder durch die Ausführlichkeit, mit welcher der Dichter es behandelt, als das bedeutendste erscheint, bildet die Hauptfigur und den Mittelpunkt — oder wie man sich, jedoch nicht richtig, gewöhnlich ausdrückt, da es oft gerade das Gegentheil und mehr leidend als handelnd sein kann, den Helden des Romans, um welchen sich künstlerisch die anderen vorkommenden Individuen in ihrer Beziehung zu ihm und zu einander zu gruppiren haben. Gute Erfindung, psychologisch wahre und richtige Charakterzeichnung, gute stets dem zu behandelnden Stoffe wie der Wahrheit des Lebens angemessene stylistische Darstellung bleiben bei dem Romane daher die Hauptaufgabe für den Dichter, der, da eben der Roman als

das ganze Leben umfassend, die möglichste Freiheit in der inneren Behandlung wie in der äußeren gewährt, selbst mit feinem Geschmacke die Mittel zu wählen hat, deren er sich bedienen muß, um seiner Leistung neben möglichst vollkommener Wahrheit auch den Werth eines möglichst vollkommenen Kunstwerkes zu verleihn.

Man hat den Roman theils nach der besonderen Tendenz der einzelnen theils, nach dem Inhalte, theils endlich nach der Form in verschiedene Arten wollen zerfallen lassen; da das Wesen derselben aber immer ein gemischtes bleibt, so ist eine solche Eintheilung immer eine mißliche, wenn es auch dem einzelnen Verfasser freistehen muß, sein derartiges Werk durch ein Eigenschaftswort noch näher zu bezeichnen, wie z. B. psychologischer, historischer, humoristischer Roman u. s. w.

Vgl. Gordon de Percel (Lenglet Dufresnoy) de l'usage des Romans. Amsterd. 1734. 2 voll. in 12.
(v. Blankenburg) Versuch über den Roman. Leipzig und Liegnitz 1774. 8.
Nachträge zu Sulzer's Theorie d. sch. K. Bd. I. S. 38.
Jean Paul, Vorschule der Aesthetik, Abth. II. Progr. XII.
Bouterwek, Aesthetik Th. II. S. 219.
Solger, Aesthetik, S. 294 ff.
K. Rosenkranz, Aesthetische und philos. Mittheilungen. Magdeb. 1827. S. 1 ff.
Mundt, Kritische Wälder. Leipz. 1833. S. 131 ff.
O. L. B. Wolff, Allgemeine Geschichte des Romans. Jena 1841. S. 1—21.
J. J. Wagner, Dichterschule. Ulm 1840 §. 196—247.

### 4.

Die Erzählung unterscheidet sich dadurch von dem Roman, daß sie nicht einen ganzen Lebenskreis und das Verhältniß eines Individuums innerhalb und zu demselben darstellt, sondern nur einzelne Ereignisse von eigenthümlichem Interesse und deren dauernde Einwirkung auf den einzelnen Character, zu dem sie in besonderer Beziehung stehen, entwickelt und schildert. Sie ist meist in Prosa geschrieben, doch schließt sie die poetische Form keineswegs aus.

Vgl. über die poetische Erzählung: Wolff, Poetischer Hausschatz S. 289 ff.

### 5.

Die Novelle leitet ihren Namen aus dem Italienischen her und bedeutet ursprünglich Nichts als eine gut erzählte Neuigkeit von allgemeinem Interesse, daher eine einzelne in sich abgeschlossene Begebenheit, bestimmt und kurz aber kräftig und lebendig vorgetragen, irgend eine Lehre des Lebens versinnlichend, ohne sie mit klaren Worten auszusprechen, oder, wie bei der Fabel, sie am Schlusse nachdrücklich mit wenigen Worten hervorhebend. In Deutschland hat man jedoch nie das ursprüngliche Wesen derselben festgehalten, sondern was bei uns Novelle genannt wird, ist meist ein Mittelding zwischen ihr, Erzählung und Roman, oft dies Alles zusammen.

---

## Crescentia.

Aus dem funfzehnten Jahrhundert *).

Eraclius der keiser hatte einen Bruder, der hiß Narcissus; sin wieb hiß Elizabeth. He was ein alt man, unde hatte keinen mut das im kindere wörden: dor ümme bathen si gote üm einen erben. Si worden von gote gewert: di frowe gewan zweene süne: der eine wart geheißen Ditterich der wiße, der andere Ditterich der swarze. In irem sechsten jare starb ir vater und ir muter. Di kindere worden gezogen met großen züchten biß das si swert nemen solden. Die Romere wolden das si wieb nemen. Der köning von Affrica hatte eine tochter: di waß gar schoene und von wisem gemüte; di waß geheißen Crescencia. Di wolden di Romere geben irer eime, welchers were: das wolde der könig nicht thuen, wen einer den andern dor inne vordenken möchte. Di köre wart gegeben der jungfrowen. Si kous Ditteriche den swarzen. Dor ümme trug Ditterich der wiße zu der frowen einen heimelichen haß alle ziet. Nicht lange dornoch solde Ditterich der swarze varen ober meer in eine hervart. He nam do rat von sinen fründen wo he sin wieb liße erlich behalden adder bewarn bis he wedder heim queme. Man gab im den rat das he si sölde irem vatere unde irer muter wedder senden, das si under der hervart nicht vordroße. Crescencia antwarte irem hern Ditterich und sprach „herre, es were umbillich das du mich minem vatere wedder sendest und miner muter; och welde ich es nicht gerne thun: si möchten wenen das ich dich ungutlich gehandelt hette. Wilt du aber mich hoeren, ich gebe dir vil einen beßern rat. Du

*) S. Haupt und Hoffmann, Altdeutsche Blätter I (3000) ff.

hast einen bruder, deme du wilt bevelen din lant: bevel mich och im: ich getruwe im och so wol, das he sine zucht und ere an mir wol wölle behalden. so machst du zien ane sorge.'' Zu hant Ditterich der swarze befal sine frowe Crescenciam sinem brudere Ditteriche dem wißen uff brueder-liche truwe, das he ir met allem fliße schone vflege, und hub sich an di hervart. Nicht lange dor noch Ditterich der wiße vorgaß sines bruders truwe, und baet di frowe üm ire minne adder üm ire libe. Crescencia wart rechte umfro. Si dachte wie si sich entschuldigete und im abe-sagete, und sprach met weinenden ougen ,,herre, wi thueestdu also? jo bin ich dines bruder wieb: wilt du an mir vorgeßen diner truwe? hervarn es di Romere, so habe wir beide vorlorn unßen lieb.'' Der ungetruwe man sprach zu hant ,,ich achte din nichsnicht zu wibe: sunder das du mich vorsmatest, unde minen bruder namest, der mir unglich waß an aller hande fromekeit, das sol mir ummer leit sin; das salt du mir vorbeßern: noch dime schaden wil ich sten.'' Crescencia di dochte do gar flislich met welchen listen si ire ere gevristen und bewarn möchte. Si sprach ,,ab du wilt das ich dinen willen thu, so salt du buwen einen thorm vaste und hoch, das wir uns dor uffe mögen enthalden: wen di Romere ervarn di mere das du so ungetruwelich kein dinem brudere thueest, si steinen uns sicher-lich.'' Ditterich der wiße buwete einen torm bi der Tiberbrügke; he machte üm den torm einen vierekechten mantil von mermelsteinen: di sin um-maßen digke und lang; si sint zusamene geloetet met bli unde mit iserinen krapen; uf der vierden egke kein das süden stet ein ochse gehowen in ei-nen stein: man saget das ein groß meerochse hette di großen steine zusamene gezogen; inne-wenig dem mantele iß der torm schibelecht ge-buwet met zigele hoch und schoene; dor obene uf deme thorme sint schoene wanungen; es iß der besten törme ein der i gebuwet wart. das heist nu die Engelborg. He geviel der frowen rechte wol. Si sprach ,,herre Ditterich, du salt laßen smeden sloß so veste, das si nimant zubrechen möge: do met wol wir uns befließen, das uns do kein man gewinnen möge. du salt uns dor uf spise schigken, das wir ein jar genug haben. heiligtum salt du uns och dor uf brengen, das wir anbeten.'' Dor noch do das alles gereit waß, Ditterich vormante di frowe üm das ge-löbde. Si sprach ,,herre, du salt vor geen: ich wil dir volgen.'' Ditterich trat voran hen. Crescencia slug di thöer noch im veste zu; si be-sloß den ungetruwen man gar veste met den slü-ßelen. Ditterich baet di frowe sere das si en der not erließe: he welde ir gar thüere vorloben und swern das he ir kein laster welde me anmuten. Di frowe sprach das si es nicht thun welde; si welde en och nicht eiden: he hette dorinne wien brot spiße und alles das he dorfte genug: he muste ires herren dor inne beiten. Do di frowe alle sloß besloßen hatte, si behilt di slüßele, das si kein man vinden konde. Dis ding geschach also heimelich, das nimant wuste wo der wiße Ditterich hen komen were. In dem andern jare Ditterich der swarze begunde wedder zu kernde von der hervart. He entpout siner fro-wen das he weder quame. Crescencia frowete sich des zumale sere. Si ging heimelich zu dem torme da Ditterich der wiße, der ungetruwe man, inne gelegen hatte zwei jar. Si sprach ,,herre Ditterich, uwer bruder kummet von der hervart: ir sollet en nu mildeklich entphaen. ab imant sroite wo ir so lange sit gewest, so solt ir spre-chen das ir eins morgens an das velt ritet bei-ßen met uweren falken; do quamen heimeliche viande, die uch gevangen hatten biß hi her: nu haben si uch laßen riten.'' Ditterich dangte der frowen flislich, und baet si das si im genedig were kein sinem brudere. aber doch vorgaß he nicht siner untruwe: he dochte wi he eine große lögene von der frawen sinem brudere welde vor-brengen. Dornoch do si uff dem velde beide bruedere zusamene quamen, Ditterich der swarze flislich fragete üm sine frowe, wi si sich geheite; ab si gesunt were. Der ungetruwe man ant-warte ,,von diner frowen kan ich dir kein gutes gesagen: si hat din vorgeßen, das ich dir di rede nicht volsagen kan.'' Ditterich wart zornig uf di unschuldige frowe, unde sprach ,,liber bruder, nu si mich vorsmaet hat, du salt ir nemen den lieb, das ich si nümmer me gesehe.'' Der un-getruwe man sante balde zu der frowen, und liß si vaen und binden und werfen von der Tiber-brügken. Do flos si an dem sande jamerlich. gar schire wart si funden von einem fischere. Got der almechtige richte do öber di Ditteriche beide, si worden ußsetzig und an alle irem libe unkrefftig. In der ziet do di frowe wart gewor-fen in das waßer, ein vischer warf uß sien neeze und wolde vischen: do flos di frowe in das neeze. He zoch si zu lande. Do he di frowe an sach, he frowete sich rechte sere, und furte si heim, und beval si sinem wibe, das si ir met fliße phlegen solde. Di frowe vorhaelte sich sere. He fragete von wannen si were. si antwarte im und sprach ,,ich bin eine arme frowe.'' Alzo baet si in das he si bi im heimelich behilde: sie welde im sien undertan und dinen met fliße. Dornoch do der vischer ane vische zu hove quam, do wolde man en dor ümme slaen. he sprach ,,do ich vischen solde, do ving ich eine schoene vrowe met mime neeze: das hinderte mi di vische. Were si er-trunken, es were schade und schande und dar zu

sünde." Man hieß en des andern thages di frowe zu hove brengen. Des andern thages brachte der vischer di frowe zu hove vor di herzoginne. Si entphing si gar guetlich alzi er genoß were, und hatte si vor eine kammerfrowen ✱ irer kemenate. Si liß sie och wol kleiden: wen si erbarmete irer schönde. Do di herzoge von hove quam, he waß sere ummutes: en torfte nimant grueßen. Di herzoginne sprach „herre, wie bistdu so ummutig wederkummen von der langen herwart? du brengest uns leide mere: ich vörchte miner liben frowen vil sere." Der herre antwarte der frowen „ja ich sage dir eine mere di dir werlich leit iß. Mine herren legen in großer süche und in swerer noet: wen mag das gut gedünken? das klagen die Romere alle rechte sere."

Do sprach di herzoginne „man brochte nu eins thages eine frowe: di iß wolgezogen und von herlichem geberde. Man vant si an einem waßere: ich weiß nich ab sie imant dor in geworfen hatte." He sprach „libe frowe, laß mir di selbige frowe her brengen, das ich si sehe dürch den willen miner liben frowen: welde got das si das were." Do di frowe vor in brocht was, vorwandelt waß ir lieb an ougen und an dem antlicz, das he ir nicht erkennen konde. He glöbete das nicht, das sine frowe Crescencia noch lebete: alzo entphing he doch di genante frowe gar lieblich, unde fragte si wer si were, und von wannen si were in das waßer kummen da si der vischer gevangen hette. Di frowe sprach „herre, eſß nicht alze du meinst. Ich unde mine frünt wolden kein Rome varen: do quam es zu von unßen sünden, das von ungewittere unße schiff zubrach, und ertrunken alle di met mi waren in dem schiffe: ich genaß alleine, und quam an den sant, do mich der vischer vant." Der herre liß er do phlegen met ern und werdekeit, und baet si das si welde sines kindes phlegen, und zucht und ere lernen und thogunt. He hiß di frowe meisterinne dürch di libe sines kindes: alzo thaten alle di sinen. Di frowe waß redelich und küsch, wolgemut und milde; unde alles das man in dem have thun solde unde laßen, das stunt an irem rate. Das vorgunde ir ein boze man, des selbigen herzogen viczdom: he dochte met allem fliße wie he ir ire ere beneme: he sante ir bathen heimelich; he bout ir richtum und große ere; he baet si üm ire minne adder libe: das waß ir vil ummer: si entbout im hen wedder, es fuegete sich öbele das he sich met einer armen frowen alſo vorgaße; es were och ime große sünde das he si vorkebesen wolde: si were im zu der ee zu smälich. Do sin wille nicht ergeen mochte, do quam he eins tages do si saß met andern frowen, und schalt si jamerlich sere; he wolde si slaen und stoßen met den fueßen: das wolden doch di andern frowen nicht gestaten. Do begunde si sere zu weinen, und klagete ire not das man si in erem enelende sölde so jamerlich schelden unde schenden. Do riten ir di andern frowen das si ungeweint liße, sunder kloite es irem hern: es sölde ir wol gericht werden; si woldens och alle klagen. Si sprach si welde es nimande klagen. Hirnach eins abendes spete ging der ungetruwe man zu der kemmenate do di frowe inne slieff mit des herzogen kinde; in der selbigen nacht waß ein großer wint: in dem selbigen winde brach he uf di kemmenate, und nam das kint uß der frowen arme; he sneit im abe di kele, und leite es der frowen weder in ire arm, alzo si es selber gethaen heite. Zu hant ging der böße man davon vor des herren kemenate, he sprach „herre, ir solt uf steen und zu der mettene geen: der thagesterne schint." Der herzoge sprach „es iß noch zu frue; mine meisterinne kündiget mir wol di ziet: doch gee hen und sich ab si wache." He ging balde zu der kemenate do di frowe inne waß; he stiß di töer met dem fuße, das si zubrach; vil lute he do schreig „wol uff alle di hi sint! unße meisterinne hat ermordet unßes herren kint." Do di frowe das blut sach, si greiff nach dem kinde, das do tot waß, und sprach „owe! waß hat man mir vorwißet? ich bin doch des todes unschuldig." Der herzoge sprach do met großem leide „nu habe ich miner truwe kleine genoßen! was hast du, frowe, zu mir schult, das du min kint hast ermordet? ich habe dir geglöbet: du soldest doch durch got min haben geschoent." Si sprach „ich bin in disse not kummen ane schult. Von dir vörchte ich nicht den toet; tuch met mir was du wilt: des mag mir nimant gehelfen wen got alleine: der wert mine unschult rechen an dem schuldigen." Zuhant sprach der ungetruwe viczdom „wi thar si nu werden lut, und thar di lögene erdenken? man solde si zu rechte erthrenken." Do sprach der herzoge „wer kan sich an wibe rede kern? ab si bereit getöt were, so were doch der schade geschеen. Man sal sie laßen hen weg geen, das si uns keine andere schande mache." Do sprach der boße man „es iß wol schin das ir got noch das leben gan. si hat dich met zouberne bevangen: du wilt von ir noch großen schaden gewinnen." Do sprach der herzoge met betruebeten mute „nu thu ir waß du wilt: mine sache nim zu dier." Zu hant der ungetruwe man slug di unschuldige frowe met der fust an ihre wangen alzo sere, das ir ire orn munt und naße zubrachen; he kraczte ire ougen; he roufte si, und reis ir uß ire haer; he zoch si bi den beinen von der borg biß an das waßer, do he si ertrenken wolde; do stieß he si in des waßers grunt. Si beful gote ire sele, und flous

zwene thage an dem waßere; dor noch quam si an einen werder: do bleib si haftene. In den geschichten wart der herzoge unde sin viczdom ußsetzig unde alzo gar unkrefftig, das si nicht hörrn noch sehen noch sprechen konden. Vff dem vorgenanten werder bleib di vorgenante frowe besiczene; vor großer müedekeit und leide leite si sich neder, unde entslieff. Da quam zu ir der engel Gabriel und wagte si uff und sprach „frowe, du hast gotes hulde: he hat dir gegeben eine große gabe. Roife des krudes das unter dime höbte gewachsen iß: weme du das zu trinkene gibest, der wert gesunt von allerlei krangkeit: och muß he dor zu offenberlich bekennen alles das he gethaen: anders hilft es en nichsnicht." Zu hant roufte di frowe des krudes alzo vil, alzi es in irem boseme behalden konde. Dornoch nam si der engel Gabriel bi der hant, und furte si öber das waßer biß uf das lant, und wiste sie weder zu der borg do si von geworfen wart. Do kante si nimant uf der borg, wen si sere vorwandelt waß von dem jamere unde leide und allem betruepeniß das si öbergangen hatte. Di borglüte frageten di frowe ab si ichsicht wüste buße adder erzetie: ir herre und sin viczdom weren in drien tagen gar sere sich worden, das si ires libes keine gewalt hetten. Di frowe sprach „brenget mich an uwern hern: met gotes hülfe wil ich im raten." Do si den herren an gesach, si sprach „wilt du bekennen offenbar alle dine missetaet di du hast getaen, so wil ich dir geben einen trang von eime gekrüde: so wert din gut rat." Zuhant bekante he alle sine sunde unde och die untruwe di der edelen frowen geschehen waß, unde trang von dem krude das im di frowe gab. Do wart he balde gesunt. He bat si das si och sinem manne, dem viczdom, hülfe. Do bekante he siner missetat vil: aber waß he der edelen frowen tat bekante he nicht. Do half im och der trang nicht. Der herre sprach „bekenne alzumale was du getaen hast: alles das du kein mir hast gethaen, das si vorgeben zu dißer stunt." Do bekante he den mort des kindes sines hern und di untruwe di he der edelen frowen getaen hatte. Do wart he och gesunt. Aber der herre wunderte sich des zu male sere und sprach „was du kein mir gethaen hast, das habe ich dir vorgeben: sunder die untruwe di du an der unschuldigen frowen hast getaen, di wil ich an dir rechen." Alzo ließ he im zustoßen bein buch und rügken, und hiß en werfen in des waßers grunt alze einen stinkenden hunt. Der herzoge sagete do der frowen von sinen hern, von dem swarzen Ditteriche und von dem wißen, di zu Rome warn so unkreftig, das en nimant helfen konde. Alzo herbat he di frowe das si met zu Rome zoch. Do si iren herren aen sach, do beweinte si gar sere sin ungemach und sin leit, und sprach „herre, bekenne alle dine missetat: so gebe ich dir ein krud zu trinken: so wert din gut rat." Der herre bekante alle missetat, sunder vorsweig das he an siner frowen getaen hatte. Dar ümme wart he nicht gesunt alzo lange, biß he bekante di ungenade di he siner frowen hatte getan. Do gab si im den trang: do wart he frisch und gesunt alze he vor waß. Des froweten sich di Romere alzumale, unde lobeten gote in siner ewikeit. Der herre bat di frowe das si durch gotes wille sinem brudere och helfen welde uß der not. Si tat waß si der herre bat, und ging zu sinem brudere, und sprach das he sin sünde offenbarlich bekennen sölde. Do sprach he „ich wil das nicht thuen, adder wil eer sterben." Zuleczt muste he doch bekennen alles was he getaen hatte unde och die große untruwe di he begangen hatte bi sines bruder wibe. Do gab si im den vorgenanten trang: he wart gesunt und frisch. Do di Romere horten di große ungenade der keiserinne, do weinten si zu male sere. Zu hant sprach Crescencia „ir dorft nicht weinen: ich bins di frowe Crescencia, di ir hüte beweint." Do di Romere das vornamen, do hub sich sülche große froide, di unsprechlich groß waß. Crescencia bleib met irem hern, dem swarzen Ditterich, zwei jaer und zwene manden in züchten und in eern: dorunder schuffen si ire ding. Di herren worden beide mönche; di frowe fur in eine kluß. Alzo vorbinten alle unses hern gotes hulde. Di vorlie uns der heilige geist. Amen.

## Die fabel von den fabeln vnd den schaffen.

### Fabel von H. Steinhöwel.

Ein jünger het besonder lust mancherley fabeln zuo hören vnd bat seinen meyster das er jm ein lange sagen wölte. Do sprach der meister zuo jm, wart das zwischen vnns nit beschehe als eins mals tzwischen einem künig vnd seinem fabel sager geschach. Der iünger bat den meister jm das zesagen, do sprach der meister. Ein künig het einen meister der gar vil vnd mancherley historien sagen kund, vnd wann der künig ruowen wolt, so was sein ordnung das er ym fünff fabeln sagen solt, domit er seyn müdes gemuet vnd krefften wider holet vnd erkücket, vf ein zeit als der künig abends in sein bet gyeng, vnd den vergangen tag mit mancherley gescheffts überladen nuo müd was, das er nit schlaffen kund begeret er mer fabeln zehören dann sein gewonheyt was, der meister sagt jm drey andern aber gar kurtze, do sprach der künig. Du hast gar kurtze gesagt.

Jch wolte gern ein lange hören, dar nach ließ ich dich schlaffen. Des verfolgt jm der meister, vnd fieng an zesagen. Ein rycher pawr nam zuo jm tausent pfund pfennig, vnd zoch vff eyn iarmarckt, vnd kauffet darumb tzweitauset schaff yetlichs vmb ein halb pfundt pfennig. Do er aber die schaff von dem jarmarckt heim tryb, was der bach über den er tryben muost so ser gewachssen vom zuoflyssendem gußwasser das er weder durch den furt noch die brucken triben mocht. Do suocht er maniger ley weg wie er die schaf hinüber brecht. Zeletst fand er eyn kleines schiflin darinn er nit mer den eyns oder tzwey zemal mocht überfueren. Also fieng der pawr an die schaff über zefüren ye tzwey vnd tzwey. Mit disem entschlieff der meister also by dem künig. Der künig wecket jn byttend das er die fabel gar auß wolt sagen. Do sprach der meister. Herr das wasser ist groß, vnd ist das schiflin klein vnd die schaff one zal, laß den pawren die schaff vor all hinüber füren, so wil ich darnach sagen wie es jm mit den schaffen ergieng. Mit disen schimpffworten stillet er den künig das er begnügig was vnd vergündet dem sager zeschlaffen. Darumb lieber sun, sprach der lerer zuo dem iünger, wiltu mich fürbas bekümmern zesagen, so würd ich dir dises byspil für heben.

---

## Die fabel von des künigs schneider vnd seinem knecht.

Vntrüw vnd böse list ietzt gemeyn ist, vnd was du dir nit beschehen wilt, das thuo keim andern, des hör ein schimpffred. Ein künig het einen schneider der ieder zeit syne kleider wol kund machen, auch iedem menschen nach seynem wesen. Er het auch vil guoter knecht, die vast wol nehen kunden, vnder denen was einer Nedius geheißen, der für die andern all der best was Vff eyn zeit als der hochzeitlich tag nächenen was berüffet der künig denselben schneider, vnd sprach zuo jm. Du solt myr vnd meinen dienern vff dises fest kostliche kleider machen, vnd thuo das vnuerzogenlich, vnd darumb das keyn verziehen dar inn geschehe, ordnet er jnen einen obmeister Eumicus geheißen, der jn vff wartet, das sie endlich solten arbeiten, vnd sie mit essen vnd trincken wol versehen. Vff ein zyt als Nedius nit inheymisch was, gab Eumicus den schneideren allen warmes brot vnd honig zuo andrer speiß vnd sprach zuo jn. Jr sollen Nedio seyn teil behalten. Do sprach der meister, Nedius eße kein honig ob er auch da wer. Do Nedius komen was sprach er, Jr haben on mich gessen, vnd meynen teyll nit behalten. Do sprach Eumicus, dein meister sagt ob du wol hie gewesen werest, dannoch hettestu kein honig gessen. Nedius schweig darzuo, vnd gedacht empfiglichen wye er seinem meister möcht widergelten. Vnnd vff ein zeit do der meister nit gegenwertig was, fueget sich vnder andern reden, das Eumicus zuo Nedio sprach. Sage mir Nedie ob du ie keinen bessern schneider gesehen habst dann dein meister ist. Antwurt Nedius. Ja herr er were fast guot wann die kranckheit jn nit so ser bschweret. Do jn Eumicus fragte was kranckheit er an jm het, do sprach Nedius zuo jm. Ja herr er würt auch etwan so wütend taubsüchtig, vnd so gechlingen, wo man nit darvor were mit binden oder villicht mit ruoten schlahen, niemand möcht sicher by jm bleiben. Do sprach Eumicus, habt jr aber kein zeichen dar by jr erkennen mügent wann jn die kranckheit an wölle stoffen. Nedius antwurt, herr ja, wann er vmbsich hin vnd her sehen würt, vnd mit den füsten vff die taffel klopffen, vnd mit den füßen tröpeln vnd seinen stuol daruff er sitzet vf hebet, so kompt die taubsucht an jn. Do sprach Eumicus, so wil ich desterbas warten das nieman von jm geletzt werd. Du thuost wol daran sprach Nedius. Nit lang dar nach, als Eumicus vnd sein diener by den schnydern waren, verbarg Nedius dem meister sein schär, Vnd als er schneiden solt vnd die schär nit enfand, ward er über sich sehen vnd uff die büni klopffen mit den henden ob er die scher nit hörte, vnd seinen stuol vf heben. Do wenet Eumicus jn wolte die taubsucht ankommen, vnd schuoff als bald das man jn binden solt, vnd do er sich weret vnd schryen ward schluogen sie jn so lang vntz das sie müd wurden vnd er blöd ward. Do er sich aber wider erholet sprach er. O herr warumb hastu mich so hart lassen schlahen? Antwurt Eumicus, meister ich hab dir das zuo nutz gethon, dann Nedius hat gesagt wie du zuo etlichen zeiten taubsüchtig werdist vnd niemant vor dir sycher sey, vnd müg dir nit ee noch baß geholffen werden dann durch bynden vnd schlahen. Do sprach der meister in zorn bewegt zuo dem Nedio, sag an du schalk wa hastu das erfaren, oder von wannen oder von wem weistu das, das ich taubsüchtig würd? Nedius antwort vnd sprach Zuo den zeyten als du erfuorest das ich warm brot vnd honig nit essen mocht, do wart mir dein taubsucht kunt gethon. Diser antwurt lachten Eumicus vnd alle gesellen, vnnd merckten das er seine schuld mit gleicher müntz wolte bezalen, nach gemeinem sprich wort. Ein geuatterschafft über den zaun, die ander herwider. Darumb was du dir nit beschehen wöllest, das thuo keinem andern.

---

### Von eim wolff der ein schwein aß für ein fisch.

Fabel von Sebastian Brant.

Man sagt das ein wolff was, do er vmb seine schuld gnad oder ablaß suochet, kam zuo eynem bichtuatter, vnd erbot sich zuo rechter buoß vnd gnuogthuonung, Empfieng von dem beichtuatter sein heilsam auffgesetzte buoß, das er hinfürt sich von dem fleisch enthielte, vnnd also von schuld vnnd pein absoluiert vnd geledigt hingienge. Aber do der wolff ettwan an die buoß gedacht, vnderstund er dem gebot der kirchen gnuog zethuon. Zuoletst aber als er gar bei erlegen was vor grossem hunger, darumb das er nit wol vnd fueglich fisch mocht oder kund fahen, mit denen er sein hunger solt ersettigen vnd vertriben, do stund er von geschicht eins mals an eym staden eins bachs, vnd sahe ein fett schwein, das sich in dem wasser nach dem tranck wuosch vnd schwemmet. Gedacht der wolff das jm verbotten was von der kriechenden thieren vff dem land, vnd das vff dem feld wonet sich zuoenthalten, vnnd setzt jm für fisch zefahen. Gieng also in das wasser vnd sprach. Got grieß dich herr fisch, wie ich dich nennen soll, eintzwar ein hecht oder ein silur. Do aber das schwein sich nit ein fisch, sunder ein schwein sein vff den eyd behielt, sprach der wolff, biß jetzt ein fisch ob du schon keiner bist, so ich doch der buoß ingedenck bin, wil ich mich fürter vor fleisch hueten. Man sagt das auch also gethon hab ein bischoff in Hispanien, do der über feld gieng, vnd an einem freitag in ein herberg keret, vnd den knecht schickt fisch zekauffen, do der sahe das keyn zeuerkauffen do waren, sagt er dem herren das zwei rephuener am marckt weren, hieß er sy kauffen, vnd beid kochen, vnd zuotisch tragen. Des verwundert sich der knecht, vnd meint es were auff den sontag kaufft, vnd fragt jn ob er sy essen wolt, so doch an dem tag fleysch essen verbotten wer. Sprach der bischoff, ich wil sy für die fisch brauchen. Do das den knecht noch vester verwundert, wart jm geantwort, Weistu nit das ich ein priester bin? Was ist grösser sprach der bischoff, vß dem brot den leichnam Christi zuomachen, oder vß räphuenern fisch? Vnd macht also das creütz darüber, vnd do er in gebotten heit fisch zewerden, hat er sy für fisch gebraucht. Darumb sollen sich die alchemisten frewen, so die gestalt der ding mag verkert werden.

### Von einem fuchs der sich in die sprüwren verbarg, do er von den hunden gejagt was.

Fabel von Sebastian Brant.

Ein fuchs flohe eins mals im jagen die hund, vnd lieff zuo einem pawren der weitzen tröschet vff dem thenn, bat jn das er jn vor den hunden beschirmpte, vnd hat jm darzuo verheissen das er nymmer seinen huenern vnd kappen schaden wolt. Der pawr verwilliget dem verheissen, vnnd nam die sprüwern vnd stro, bedecket den fuchs mit der gabelen. Es kam ein jäger, vnd darnach der ander auch vnd suochten den fuchs. Die fragten aber den bawren, ob er nit hette ein fliehenden fuchs gesehenn, oder seynen weg wüste. Der sprach mit worten, der fuchs wer entlauffen durch einen heimlichen weg, aber mit den augenn vnnd winckung zeigte er an das er vnder den sprüwern verborgen lag. Dieselben sahent mer auff die wort dann auff das zeigen oder deuten, giengen also hinweg. Darnach entdeckt der bawr den fuchs, vnd sprach. Halt mir ietz das du hast zuogesagt, dann von meinen worten bistu entrunnen, do ich saget das du hinweg werest kommen. Aber der fuchs als er jm forcht, hatt durch den spalt der in dem hauffenn was, den pawren fleyssig angesehen, vnd seine that, Vnd sprach, zuo jm, Dein wort seindt guot gewesen, aber die that böß gnueg. Das ist geredt wider die, die mit worten eins, vnnd mit wercken ein anders thuon, Deren leider yetzt vil seind vff erdtrich.

---

### Wie Gurgellantula mit dermassen einer zuchtlehrung vnd Lehrzucht durch D. Lobkundum von Ehrensteig ward vnterricht, daß er kein stündlein vergebens hinricht.

Von J. Fischart.

Als Kundlob von hohen Rhumsteg die vndienstlichkeit vnnd schädliche weiß zuleben seines vndergebenen Gurgelmans erkant, ward er zu rath jhn in studirung guter Künst anders anzuweisen. Aber vbersah es jhm die ersten tag, in betrachtung, das die Natur die plötzliche änderungen wegen der gewaltsame, ohn verdrüßlichkeit nicht wol verstehet vnd außhart. Derwegen solch sein vorhaben füglicher ins werck fort zu setzen, bat er ein weisen Artzet derselbigen zeit, genant Herr Theodor Ligenkol oder Lüllenkul (vom geschlecht der Ehrwürdigen Latinzarten Herren Lilij, dessen der Priscianus vapulant Kautreckkoderisch wol gedenket) darauff bedacht

zu sein, den Gargantubald auf bessere pfad zubringen Er Culingius etwas klüger, doch nicht glückhaffter, als der Bawr, welcher ein heilige allgemeinhilfliche Purgatz, seinen verlohrenen Esel zufinden einnam, vnd denselbens als er sich zupflütteren beim Zaun niedersetzet, durch die Hurst ersahe: gieng gleich hin vnd rüstet jm ein Teuffelsbannige scharffe Purgatz von Anticiri-schem Helleborischem Nießwurtz zu, gab jhm die ein, vnd reiniget damit jhm alle verruckung, verschupffung alteration vnd verkehrte disposition vnd vnwesentlichkeit des Hirns. Wundert euch diß, es dundert noch schlägt es doch nicht. Es hat doch der Warsager Melampus (der also genant ward von dem einen schwartzen fuß: dann als jhn sein Mutter Kindsweiß inn ein Wald ließ vertragen, ward jm in der eil alles verdeckt ausserhalb eim fuß, welchen die Sonn gar schwartz brannte) derselb Schwartzfuß hat mit der schwartzen Nießwurtz, oder Daubmäl, deß Königs Proeti vnsinnigen Töchtern wider zu recht geholffen, vnnd die ein Tochter Hüpsch-näßlin damit verdienet. Hat der nicht wol genießt, so sagt jhm, Gott helff euch. Was sag ich vom schwarzen Mäl am Fuß? Carneades der Philosophus mit den langen Nägeln, hat nimmer ein Buch anfangen zu schreiben, er hat zuvor die schwartz Christierwurtz (welche die Narren Christwurtz nennen) gebraucht. Darumb haben alle Würtzler vmb Bingen vnd Mentz, auch damals, als Lingeculius für vnser Strotzgurgel das Recept macht, die Clistierwurtz auff der Ingelheimer Heyd all ergraben vnd zutragen müssen, also daß es die Venediger, denen mans hievor Ruckförbenweiß zugetragen, sehr geklagt, auch die Bingheimer Meuß, so deren gelebt, vor Leyd seither gestorben. Nun mit diesem Hirnhölenborn bracht Kundlob zu wegen, daß er alles das, welchs er zuvor vnter seinen alten Lehrmeistern eingesogen, vergaß, gleich wie etwan der Musickünstlich Meister Timotheus seinen Lehrjüngern that, die zuvor von andern Musicweisern vnterricht waren worden. Dann nicht weniger Müh ist, böse angenommene Vnart abzugewinnen, abzuziehen vnnd zu entwehnen, als von newem zu rechter Weiß anzuführen, zu gewehnen, vnnd gute Art zu entlehnen. Derhalben solches bekommlicher außzuführen, führet er jhn zu Gefärten vnnd Gesellen zu, weise Leuth, alle die er da antreffen mocht: auß welcher Beywohnung er jhnen ähnlich zu sein oder vortrefflicher zu werden, auß Eyfer entzündet, noch großmütiger ergeisteret vnnd hertzhaffter ermanet, einen begirlichen Gelust vnnd sehnliche Begird bekam auff andere Gestalt sein studieren anzurichten, vnnd sich auch wol begabt von angearteter scharpfsinne zu erweisen. Dann es jhm auch jetzund anfieng an die Bindriemen, wie dem Hercule, zu gelangen: Da jhm auff dem Wegscheid Fraw Tugend mit Buch vnd Rocken, vnd Fraw Wollust, mit Lauten vnnd eim Wein Kelch der Hurn in der Offenbarung bekamen, vnd jede auff ihren Weg ihn bereden wolt. Derwegen solchen Mut nicht vnder der Aschen erstöcket liegen zu lassen, sonder mit dem Blaßbalg strenger Anmanung vnd vnabläßlicher Vbung mehr auff zu blasen, richtet jhm Kindlob sein studium auf ein semliche Weiß an, daß er nicht eine Tagstund vnnützlich verzehret, sondern all sein Zeit in Schrifftgründung vnnd ehrlichen zur Weißheit förderlichen Künsten vnd Vbungen zubracht. Also ward alleweil Gargantua dahin gewehnet, daß er vmb vier Vhren Morgens erwachet, vnnd vnder deß er sich mit einem Helffenbeinen Strål, von gantzen Helffanten Zänen zusammen gefügt, kämmet, vnnd mit eim höltzinen Reißbürstlein das Haupt kratzet vnd rib, lase man jhm etwas auß heyliger Geschrifft, mit verständtlicher Pronunciation durch einen jungen Knaben, bürtig aus dem Land, da man (Kompt jhr grüßet, genannt Anagnostes) darauff kondt er Gott deß andächtiger anruffen: dann was der Mund annimmt zu kawen, daran hat der Magen zu dawen. Was darf man viel Bettglöcklein? seinds Püff oder Stoßgebettlin, so gibt eins jeden anligen genug Notpüff vnd Notstöß zum Gebet: derhalben behalf er sich mit d' Gebet Formular, die heut ein jeder Cantzelstand vnd Predigstulbeschreiter zusammen klittert, damit er auch wie ein Schwalbennest am Hauß, an D. Geßners Bibliotheck oder ins Suppliment zugeflickt werde: aber sie werden mir im andern theil zur Liberey noch wol bekommen, vnd wird sie kein Lumroff schützen, es sey dann ein frommul. Folgend gieng er zur heimlichen Reinigkeit, sich der natürlichen Däwungmateri zu entladen. Demnach widerholet sein Preceptor was gelesen war worden, vnd legt jhm die schwerverständlichsten Puncten auß. Kehrten alsdann wider vmb, vnd besahen Gelegenheit deß Himmels, ob er noch solcher Gestalt, wie sie jn den vorigen Abend gemerckt, geschaffen: Vnnd inn was Zeichen Sonn vnd Mon denselben Tag gang, vnd solche ohn die Nörnbergischen lebendigen Aeurlein, vnd ohn ein Vhrwerck im Mönster zu Straßburg: Allweil man diß vorhett, vnder deß war er angethan, geströlt vnnd erlabt, also daß wann er nur gebeicht hett, wer er mit dem nechsten Pergamenseligen inn den Himmel gefahren.

Hierauff repetiert vnd repliciert man die Lection deß vorigen Tages, daß er die nicht im Schulsack verliegen ließ. Da recitiert ers außwendig, goß, gründet vnnd gab vmb mehr Ver-

standts willen desselbigen etlich Exempel von fürfallenden Händeln vnnd Geschäfften, die er oder andere practicirt hetten: Das wäret etwan auff zwo oder drey Stunden, biß er sich gar außgerüst, eingenestelt, gefegt, inn die Händ gespeitzet, die Stümpff auffgebunden, außgebürstet, erstäubert vnd erblasen hett. Da kam man erst darnach auff den rechten butzen, that jhm die ordenliche Lection auf drey stunden. Nach vollendung dessen, giengen sie hinauß auff Ferripfatetisch, conferirten vnd vnterredeten sich von Innhalt der gehaltenen Lectur, vnnd fügten sich hiemit auff das grün Bruch, oder auff die Schweitzermatten, die Rheinisch Wisen, vnnd die Schwäbisch Au, da spilten sie deß Ballens, sprangen der Röck, stiessen der Böck, deß Handballens, deß vberkreyßschenckens, der Grubenkinder, deß Ruckſprungs, deß Häwschreckensprungs mit gleichen Füssen für sich, deß Jungfrauwurffs durch die Bein, der Barr, deß Wettlauffs, deß Einbeinigen Thurniers, deß Garnwind, deß Brennjagens, der fünff Sprüng der weitest, vnd anders, damit sie eben so weydlich den Leib vbten, als sie zuvor das Gemüt vnd die Seel geübt hetten. Vnd stunden solche Spiel jhnen frey, dann sie liessen davon ab, wann es jhnen gefiel: Vnd hörten gemeinlich auff, wann sie vber den gantzen Leib vor Schweiß tropfften, wie ein Badschrepffer, oder sonst ermüdet waren. Darauff trockneten, wischeten vnnd riben sie sich sehr wol, zogen frische Hembder an, newe Kleyder vber alte Filtzläuß, vnd giengen damit alle gemachlich Fuß für fuß zu Hauß, zu sehen, ob der Imbiß fertig sey. Vnter deß sie nun warteten, brachten sie beredeter, diuisirlicher, discurirlicher, auisirlicher Weiß die Zeit zu, mit Erkundigung vnd Erwegung allerley Zeitung, Discutirung etlicher Antiquiteten, Erzehlung etlicher schöner Sprüch, die sie aus der Lection behalten hatten. Welchs sie nit lang triben, da fieng sie der Happetit von Darmstatt vnd Eßlingen an zu reiten: satzten sich derwegen ordentlich zu Tisch. Zu Anfang deß Essens lase man etwan eine lustige Histori von der alten Dapfferkeit: biß er ein Trunck Weins gethan het.

Als dann, wa es jhm gefellig, fuhr man inn der Lectur fort, oder wa nicht, fiengen sie an kurtzweilig sich mit einander zu besprachen, vnd gemeiniglich zum aller ersten nach Form deß Philosophischen Meusae, oder der Plutarchischen Gastreden oder Zechkallung, von kraft, Tugend, Stärck, Eygenschafft vnd Natur alles dessen, was jhnen zu Tisch auffgetragen ward: als von Brot, Wein, Wasser, Saltz, Speiß, Fischen, Früchten, Ops, Kraut, Wurtzeln, vnd wie solch Stuck aufs gesundest vnnd nach dem Mentzischem Kochbuch zu bereyten. Mit welcher Tischweiß er in kurtzer Zeit alle die Oerter vnd Allegationen, so zu disen Sachen auß dem Plinio, Atheneo, Dioscoride, Polluce, Galeno, Porphyrio, Opiano, Polybio, Heliodoro, Aristotele, Eliano vnd anderen, so hie von etwas gedacht, angezogen vnd gefunden werden, kondt wissen, vnd ohn sondere Müh ergreiffen: Pflegten auch oft, mehrer vergwissung halben, die gemelte Bücher vber Tisch darzureichen. Dadurch er benannte Stück also fein vnd vollkommenlich inn Gedächtnuß behielt, daß damals kein Medicus, war, der halb so viel hett verstanden als er. Darnach redeten sie wider von den desselben Morgens gelesenen Lectionen. Zu letzt änderten sie jre Malzeit mit eim Catoniatconfect, oder Küttenlatwerglin, mit Korkraut vermengt: da fieng er an ein Weil seine Zän mit eim gespitzten Gribelspißlein vom Mastichbawm zu stewren, seine Händ vnd Augen mit frischem Wasser zu wäschen, vnnd endtlich mit etlichem schönen Lobwasserischen, Marotischen, Mentzerischen, Waldischen, Wisischen, ꝛc. Psalmen vnd Liedern, zu Lob Göttlicher Miltgüte gemacht, danckzusagen: Als nun diß für vber, trug man Karten auff, nit zu spielen, sondern viel hundert Geschwindigkeiten, Kurtzweil vnnd newe Fündlin zu lehren vnd zu lehrnen: welche alle auß der Rechenkunst entstunden: durch welche angeneme Weiß er Lustneigung zu derselbigen Zalkunst bekam: wie auch wol sonst viel ohn Karten, wann sie nur viel Gelts zu zahlen hetten: O rimpffen lehrt fein rechenen. Vnnd also bracht er alle Tag nach Mittag vnd Nachtimbiß die Zeit auf das kurtzweiligst zu, wie man auff Würffeln vnnd Karten erdencken mag. Auch verstig er sich in derselben Blätterkunst vnd Augenrechnung also hoch, daß er beydes inn der Theorie vnnd Practic, inn Ertürung vnd Erbrechung derselbigen vortreflich ward berühmpt. Dann Tunstal der Engelländer, welcher weitläufig davon geschrieben, selber jhm den Preiß gab vnd bekannt, daß er inn Vergleichung seiner, weniger darinn als inn Knifwendischer, Frisischer, vnnd alter Britannischer Sprach verstand. Vnnd nicht allein inn anderen Mathematischen Weißheitkundtlichkeit vnd Erfahrungskünsten nicht minder, als inn Geometry, Astronomy vnnd der Music. Dann inn dem er der Verdäwung vnnd Konkochsion seiner eingenommenen Speiß außwartet, rüsteten, vnnd zimmerten sie daneben viel tausendt lustige Instrument vnnd Geometrischer Figuren: vbten vnnd practicirten also damit die Astronomische Hauptregeln vnnd Canones: so gut als hett sie Gamnitzer, Apian, Lescher, oder sonst ein Eysenmenger von Weyl entworffen.

Nachgehends hatten sie jhren Muth Musicisch mit vier vnd fünff Stimmen zu figuriren,

auß allerley Partes, wie es Gernlachs Erben zu Nörnberg trucken möchten: Vngefährlich wie die Bayerisch Capell: oder sonst der Kälen zu lieb, die zu vben vnd zu entrostigen, ein gut Gesetzlin Bergreyen, Bremberger, Vilanellen, vnd Winnenbergische Reuterliedlin zu singen, zu gurgelen vnnd im Halß Nachtigallisch zu dichten vnnd zu vberwerffen: Vnnd solchs wann sie mutig waren, dann wann der Muth sigt, so singt man Mutsig, nicht Mutlig.

So viel die Instrument der Music betrifft, so lehrnet er auff der Lauten spielen, auff dem Spinet, der Harpffen, der Teutschen Zwerchpfeiff, dem Polnischen Sackpfeiflein, dem Braunschweiger Hermele, die sie inn die Ermel stecken, der Cithar, dem Zincken, den Posaunen: Aber die Harschhörner vnnd Alpenhörner sampt den Trommeten spareten sie zur andern Zeit, der Flöten auff neun Löchern, der Geygen, deß Hackbretts, vnd der Sackebutte. Nach dem also die Zeit angewendet, vnnd die Verdäwung vollbracht worden, purgiert er sich deß natürlichen vnd jnnerlichen Vberlastes: Füget sich folgends zu seinem fürnembsten Principalstudieren auf drey stunden, oder ferner, eins Theils sein vorgenommen Buch oder Materi außzuführen, auch dann ein Weil zu schreiben vnd die Feder zu führen, vnd die alte Römische, so man die Lombardische nennet, Schrifft recht zu arten, vnnd zu formieren. Deßgleichen auch ander Sprach-Schriften mit rechtem Schreiberischen Grund zugestalten: Da wußt er was mit dem breyten Theil, was mit Fleche der Federn zu machen, wußt das recht vnd linck Eck der Feder, jr Spitz vnd schneid, wie die Fechter auf jhren Wehrn (dann die von der Feder geben gute Fechter, vnnd schirmen mit Federklingen vnd Lemmerkengeln manchen auß dem Land) Er wußt wie die Rauten zu machen, wußt des Quadrangels Zirckels Eck, der Circulsfläche gewunden, aufgezogen, verlängt, die selberwölte, die sichtige vnd vnsichtige Puncten: das geschweyfft: das gebogen: das hol: die Schlangenliny: die Schneckenliny: die Zerstreiung der Buchstaben vnnd jhr Vergleichung, er kondt die gelegte, die gebrochene, die Currentschrift: die Versal vnnd Canon: schier wie ein Dintenflitteriger Gulden Schreiber vnnd Schlangen Zügmaler, als hett es jhn der Neff von Cölln, oder der Neudörffer vnnd Prechtel zu Nörnberg gelehrt.

Auf diß alles giengen sie auß, vnd mit jhnen der oftgedachte Kammerjung Kampfeib, sonst genannt Gymnastes, ein guter Federfechter, der vnterwiß jhnen in allen Ritterlichen Vbungen sehr Kunstfertig. Da schickten sie sich inn einen andern Bossen, verwechsselten die Kleyder, hiengen der Schulsack an ein Nagel, da schwang er sich zu Pferd da saß er auff ein vngesattelts, ein gesattelts, mit Sporen, auff ein licht Roß, ein Küriß Pferd, ein Harttraber, ein hochheber, ein Hochstampffer, ein Sanfftzeltner: ein Jungfrawdiener: ein Rennroß: da stach ers an: da mußt es traben: treischlagen; Rennen, gengen: anhalten: Passen, heben, häffiren, Zabelen, Galopen, Lufftspringen, Außpringen, auffläinen, Schweiffen, hacken, vber den graben vnd wider herüber, durchs Wasser vnnd wider dadurch setzen: Schwimmen: Klimmen: vber den Pfal: vber die Schrancken, vber Eppelins Häwwagen, Albrecht von Rosenberg hat ein Rößlein, das kan wol reuten vnd traben, rc. Eng in eim ring lincks vnd rechts vmkehren, sich Zäumen, Sperren, Prangen, Feldschreyen, Feldmütig, Forstrutig. Vnd was dergleichen geradigkeit mit Pferden zuvertreiben ist. Doch brache man nicht viel Schäfftlin, dann was soll diß Spießbrechen, diß Rumpellantzen. Es ist die gröste Narrheit die man erdencken mag, wann einer kompt vnd sagt: Ich hab im Thurnier: oder Scharmützel zehen Rennsper erbrochen. ein Schreiner könds auch thun: es ist auch ein handel für Schreiner, in der Faßnacht brechen die Fischer auch kolben Stangen im Schiffthurnier: es ist als wann einer vermeint groß Fisch mit zufangen, wann er etlich Algäwische Deller kan nach einander auff eim Finger oder an der Stirnen zerschlagen, oder zwischen jedem Finger mit eim Deller Fünff Nuß auffquetschen: Diß ist Affenwerck. Aber diß ist Rhumbwerck, mit einem Rennspieß zehen seiner Feind nider gesetzt haben. Derwegen erlasen sie dafür gute bewärte, starcke, schwere, grüne vnnd dicke Rennstang, damit rannten sie ein Thor auff, zerspilten einen Harnisch, stutzten an eim baum, zersprengeten ein ring, führten inn eim Ritt sattel vnnd Man hinweg, vnnd trenten alle Pantzer: Vnd diß alles von Fuß auff biß zur Scheitel beharnischt vnd beküritzt. Sonst so viel das Pferdgepreng, das trabschencken, das libtraben, das zaumdäntzelen: Vnd sonst solch Poppenspil zu Roß belangt, kond er, wann ers gern that, besser als ein anderer Reutersman, also das der Pferddummeler vnd Roßbereuter von Ferrar ein Aff gegen jm zurechnen war. Fürnemlich war er wol geübt, von eim Pferd auff das andere geschwind zuspringen, daß er kein Erd berürt: Vnnd solche Pferd nannt man Desultorios, Zu vnnd abspründling: O hettens die gekrönten Pfawenschwentzige helm inn Sempacherschlacht gekönt, die Vnbeschnittenen Schweitzer hetten so viel nicht erlegt: Er kondt auch auff jede seit die glän inn der faust halten, vnd fuhren, ohn stegreiff das Pferd besitzen, ohn zaum vnd Zügel das Pferd nach seim gefallen

leiten, ohn sattel alle sprüng, es stieß den kopff zwischen die Bein, oder warff die hinderste Füß nach den Rappen, außstehen, die staffelen hinauff, den Berg hinab rennen, den Schonbachischen Hirtzsprung thun, in den Meyn sprengen, die Stiffel zu Nörnberg holen. Dann solche wagstück sind kriegsstück, die inn Schlachten vnnd Streitten zu nutz kommen. Er macht ein feins schnabelschühig S. Jörge füßlein kond ein Plappart vnverruckt ein gantzen tag vnabgesessen im Stegreiff führen: Kont den abgefallenen Hut im rennen auffheben, in vollem renn, wie die Irrländer ein Pfeil auß der Erden ziehen, vn eim auf jn geschossenen Pfeil entreuten, saß sein lang, doch daz ein Haß mit auffgereckte Ohren zwische dem Sattel vnd dem Gesäß vnangestossen wer durchgeloffen, wan er sich im Stegreif stellt zu stallen: Er kondt wie ein Egyptischer Mammeluckischer Gwardiknecht eim Gaul inn vollem Lauf ein Sattel gürten, postiern viel tag ohn ein Postküssen, die Gäul zur Noth im Wagen aufrecht steack wie die Müller auf den Kärchen regieren. Auf ein andern Tag vbt er sich mit breit Beiheln, als ob er in der Mammeluckenschul in Egypten wer, mit den Streitarten, mit Bömischen Hacken, mit Wurfgewehr, mit Vngerischen Streitkolben, Fausthämmern, Harnischbrechern, Kutschen, Knotsen, Knebelspiessen, Hellebarten, die er jm alle so fertig in der Hand ließ vmbher gehn, lernet sie so kräftig ansetzen, so nutzlich anlegen, so steif halten, daß er in schimpf vnd ernst für den beste Ritter passiret. Hub den schweren Eesthändschuh hoch auf, vnd schlug jhn mit solchem Geschrey nider, daß einer vom ruff mehr als vom streich geschlagen ward: warf eysene Lantzen wie die alte Frisen: Ließ jm, wie der groß Keyser Carl, einen Kurisser auf die Hand stehn, vnd hub denselben stracks mit dem einigen Arm auf biß zu seine Achsseln, vnd stellt jhn darnach wider nider. Darnach schwang er den Reißspieß, setzt jhn gerad, setzt jhn schrancksweiß, schoß die Federspieß, meyet mit den Fochteln zu beyden Händen, focht mit den Degen, stach mit den Rapieren, durchstrich mit den Sebelen, stupft mit den Dolchen, nun im Harnisch, dann ohn Harnisch, jetzt mit Bucklen, flugs mit Tartschen, mit Schilten, mit Rondelen, mit Armgewundenen Mänteln vnd Kappe, mit Händschuhen, on Händschu. Weiter lehrnet vnser Gargantuischer Wolffditerich von seim Gimnastischen Hertzog Bechtung, wiezu Fuß einer zu Roß zu bestehen, wie mit vielen zu balge, wie mit zweien Rapiren zu schirmen, wie die Knebelspieß vnderzulauffen, die Bawrenhebel abzuweisen, die Stein zuschlingen werffen, mit dem stahel zuschiessen, zu Plättelen, Rädelen, Ritschen auff den Reutschuhen: Bogenschiessen: wettlauffen, im kalten baden, im Schnee wie S. Frantz vmbwaltzen, Schneeballengschütz, öpffelkrieg: wie die jungen König inn Franckreich sich üben: barhaubt im Winter reisen, ein starcke Kopff zumachen, damit er mit dem Arß ein Thor auffstauff, so dörfft ers nicht außheben wie Samson die Statthor zu Gaza, noch außwinden, wie Grumbach die zu Würtzburg: er bekam sonst ein guten starcke Schedel, daß er mehr dann neun Stirnschnallen mit Pantzerhändschuhen eim gehalten hett: Ja Stirnböcket mit dem Herman Leithämmelen. Ein Adler het auch ein Mörschneck auff seim Schedel, wie auff des kalen tropffen kopff entzwey geworffen. Man kont auch von jhm sagen, wie einer vom König Masinissa schreibt: kein Regen bracht jhn darzu, noch kält, daß er sein haubt je decken wölt, vnd war sein Leib so trucken, doch, als ob er all sein hitz het noch, auch neuntzig järig gieng er so sehr, daß er keins Rosses achtet mehr, vnd wan er ritt, stieg er noch ab, als ob er müd wer worden darab, Wer weiß, er möcht vielleicht drab müd sein worde, wie heut vnsere Gutschen Jungherrn, darüber Marx Fucker in seim Buch vom Gestud klaget, daß seidher man auff die Gutschen gefallen, man keine rechte Reutpferd mehr inn Teutschland ziehe. Aber es sitzt sich danoch sanfft darinnen auff den Küssen vnder eim Ledern Himmel: Es ist mir nur leid, daß man jhnen zu lieb die Gleiß oder Wagenlaist nicht reformiret es wird auch ein nötlichkeit sein, auff nächsten tag fürzubringen, auch beineben zu berathschlagen, wie man möcht die alt Troianisch weiß auff den Bigis zustreuen, wider anstellen. Vnder deß lehrt vnser Gargantobel ringen: verträhen: kämpffen: Zilschiessen: den Schafft ziehen, den Helm recht binden, den Küriß schrauben, das visier ablassen: Aber das Baderisch vnnd Bechtungisch Messerwerffe, Scharsach schiessen, ließ er S. Velten haben: Auch das Fischgarn kempffen, vnnd ölgeschmiert ringen.

Nachgehends lieff der Barr, der eyer, des Hirtzes, des Bären, des Schweins, des Hasens, des Repphuns, der Röck, des Fasanen, sprang der Geiß, sprang vber das Gälglin, kletterte auff Maximilianisch oder Teurdanckisch der Gemsin, spielt des grossen Ballens, schmiß jhn so wol mit den füssen als fäusten in die höh, rang, liff, vnd sprang, sprang, lieff vnd rang: nicht mit trey Passen ein sprung, nicht des hinckebincke Knapfuß, nicht des Bockspringens, seit vnd ruckfsprungs, noch des Böhmischen sprungs, noch auf ein Fußschupffen: dann sein Abrichter Wolhinan sagt, solche sprüng weren nichts werd, noch etwas nutz im Krieg. Sondern in eim zulauff sprang er vber ein graben, an eim Reiff=

spiß schwang er sich vber alle Pfützen flug vber ein zaun, er sprang ein wand, lieff sechs schritt ein Maur auf, vnd erstig also ein Laden vnd Fenster eines spyses hoch, also daz kein Hund sicher am Getter schlieff. Schwam in volle stram, zur seite, die zwär im kreiß, auff de rucke, ein Liechtstöcklin, mit gantzem Leib, mit halbem, allein mit den Füssen, allein mit den armen de einen Arm vber sich streckend, vn ein Buch darinnen tragend welches er vngenetzt vber den fluß bracht, seinen Mantel in den Zänen nachziehend, wie Julius Cesar inn Alexandria etwann gethan, vnnd wie die Spannier bei Mülberg vber die Elb thaten, schwamm auff Türckisch vnterm Wasser, wie die inn newen Insulen, wann sie die Spanier flihen: dorfft sich nich wie der groß Alexander in ein Glaß schrauben lassen, die Schätz des Meers zuerspähen: stig mit gewalt in ein zimlich groß Schiff, mit einer Hand das Schiff in der andern eim stecken haltend: Hielt das Schiff mit den Zänen, wie jener Griech, da jhm beide Händ abgehawen waren: stürtzt sich alsdann wider ins Wasser: den kopff vor an, spielt des Tauchentlins, holt ein Pfenning darunter, schloff vnter den Flotz, saß auff dem Flotz, schwam auff dem Dilen, bürtzelt vmb mit dem Dilen, spielt wie der Walfisch mit den Tonnen, sprang wie die Meerkälber, waltzt sich im Mur, beschmirt sich mit kat, wusch sich wider, hieng ein ploch an ein fuß, vn schwum darmit: er heit sein Brot mit schwimmen können gewinen, wie die kinder in Egypten am Nilfluß, welchen man nit ehe das Brot gibt man werffs jhnen dann inn mitteln stram, daß sie in den Nil darnach schwimen müssen, vnd es im Maul holen, wie unsere Barbehund, da mussens daz Hembd vnd den Mantel wie ein Türckischen bund vmb den Kopff winden. Vnd warlich es thut den Egyptiern von nöten, dann weil der Nil stäts nach dem Monliecht außlaufft, müssen sie wol von eim Dorff zum andern schwimmen, wie die inn Schweden auff Reyß vnnd Reutschuhen zusamen fahrn: welche, wann der weg sehr weit ist Ried vnd Mörbinsen hernach ziehen, etwann vnderwegen darauf zuruhen: diß mußt Gargantuwol alles nachthun: dann wann er oder seine Auffwarter etwas lasen oder hörten, das wacker war, so mußt mans nachmachen. Darumb Thurnirt er auch auff dem Wasser, macht blasen vn wällen hinde vnd fornen, lieff am gestad vnnd hielt den Haußraht sprang vber die Brucken ab: darnach wider über sein Schiff, welchs der Vischer da anhieng, auff das des Müllers Esel drein gieng vnd drinnen vndergieng, auff das man ein rechtfertigung drauß anfieng, dasselbige wand er herumb sties es ab: schaft es: regierets, fürets, braucht die nächst Stang für ein Steurruder, tribs geschwind, tribs lind, inn strengem ablauff des strams, wider de stram, in der mit, an den vffer, hielts im mittelen lauff auff, mit einer hand leitet ers: mit der andern schirmet er vnd trieb sein Affenspiel mit einem grossen Ruder, wurff das Netz aus, stelt den Setzbären, schoß die Fischorgere, die Tridenten, die drey zänig Elger, die Fuscingabel, stelt Reuschen, Angelt, zoge die Segel an, stig die Seilleiter den Mastbaum auff vnnd ab, gieng auff den Zehen auff dem rand, am bort, auff der spitze: wickelt vnd wackelt: justiert vnnd richtet den Meerquadrant vnnd Compaß, widerstrebet dem Wind, er ließ sich dem Wind, da band er das Nachstewrruder hoch, da nider, hie zog ers zur lincken, dort zur rechten, vnd hett also sein flechten vnd fechten.

Wann er auß dem Wasser kam, lieff er in alle Macht den Berg hinauff, bald ins Thal, flugs wider hinauf, erklettert die Bäum wie ein Katz, sprang von eim zum andern wie ein Eichhörnlin, oder wie die Ilophagi, schlug die grosse Aest herab wie ein anderer Milo, wußt die Türkisch Geschicklichkeit sich von Bergen zu lassen, soff wie die Masogetischen Teutsche seins Pferds Blut mit Milch ein auf das kalt Bad: Mit zweyen Meyländischen Schweytzerdölchlin, vnd wolgestahelten Reuterböcken, Klemmet er zum höchsten Hauß hinauf, wie ein Marder, flog darnach so hoch wider herab, mit solcher Geschicklichkeit der Glieder vnnd Gleichwagung des Leibs, daß er vom Fall, Sprung oder Fußsatz in keinen Weg beschwert, noch verruckt ward, warff breyte Kiselstein am Gestaden schlimms auffs Wasser, daß sie ob dem Wasser weiß nicht wie viel Sprüng thaten, warff vber alle Thürn, Schornstein vnnd Storckennest, ja dem Storcken auff dem Nest ein Bein entzwey, warff Stein mit der obern Fläche deß Fusses, faßt Stein zwischen die Zähen vnnd schlaudert sie, warff Stein hinder sich wie die Pilger zu Mecha, den Teuffel darmit zu steinigen: ja warff auch zum Ziel wie die Cynischen HundsPhilosophi. Warff das Englisch Beihel, schlenckert den Spieß, schlaudert die Stangen vnd schweresten Rigel, warff Leyter an vnnd stig darauf, warff Hacken an vnd zog sich hinauf, warff mit Bengelin nach der Ganß, hefftet auf Saulisch den Spieß, bartet den Sparren, schoß zum Zweck, trug den schwersten Balcken auf eim Daumen, wie deß Pompeji Guardiknecht seine Gefangene: ketschet einen Baum daß er sich darunter buckt wie Simon vnter dem Creutz, oder die Giganten, da sie Berg auf einander setzte, stieß den Stein, viel schwerer als den Turnus dem Aenea nachwurff, hätschiert mit der Hällenpart, zog darmit wer den andern von der statt reiß: wann er ein Seyl gefaßt

hatt, kondtens jhm fünff Kerles nit aus der Hand zwingen, wie des Keysers Valentiniani Vatter Gratian, so deßhalben der Seyler ward genannt: Er ließ jhm ein Ampoß auff die Brust setzen, vnd darauff hemmern, wie Firmus der Römisch Regent. Er kondt mit der Faust eim Roß die Zän einschlagen, vnd oben die Schenckel entzwey stossen, vnd mit beyden Händen ein Roßeysen von einander reissen, wie der Reißeysen Keyser Maximin, so acht schuh lang war: Ja kondt wie der groß Keyser Karl (von dem es Bischoff Turpin schreibt) vier newer Hufeysen von einander reissen (aber nicht beissen) Krümmet sich wie ein Spartiatischer Bub nit, wann man jhn schon schlug: O es gibt gut starck hart Buben, die darnach die Folter vnnd Strapeforden wol außstehn können, wie auch der Spartaner, so den gestolenen Fuchs vnter den Mantel versteckt, vnnd jhm ehe die halb Seyte wegfressen ließ, ehe er schreyen vnnd sich verrathen wolt: Er stund auch vier Stund inn nasser Kleydung, der Kälte zu gewohnen: Er verschwur offt nicht zu trincken, er schieß dan ein auffgehenckten Angster von eim Haußhohen Stangenbawm herab, wie es die Holtzflötzhändler bey jhren Holtzmärckten, oder die Wirt bey den Herbergen stehen haben. Gleich wie inn Balearischen Insuln die Mutter dem Kind ein Ziel steckt, vnnd ein Stück Brots oder Schüssel mit Muß auffs Zielholtz bindet, welches es nicht ehe essen dorfft, es würffs dann am Anstall herab, er spant von freyer sperriger Hand des Herculis Ambrost, krümmet den Türckischen Flitschbogen vber das Knie, legt die Sennen an, zog sie an, ließ ab, zielt mit der Bürstbüchsen, legt sich hinder die Doppelhacken, braucht Eßlingische Handrohr, Gasconische Musceten, Hispanische Muscatnuß, auff gäbelen, wischt vnnd bließ, bließ vnd wischt, ward einäugig, damit ers Ziel reicht, schoß mit Lumpen, mit gekawet Papir, mit Schröt, mit Speck, mit drey vnnd vier Kugeln, mit doppelem Lot, gestähelten Kugeln, mit trippeler Ladung, halb Zündpulver vnd halb Ladpulver, schoß im Ritt, im Tritt, im Lauff, im sincken, nach dem Augenmaaß, im Griff, nach deß Daumens absehen, so gewiß als schüß er nach dem besten mit einer Nörnbergischen geschraubten Büchsen, die Neuner hettens jhm auch zugesprochen, schlug bald an, zielt kurtz, bawt nicht lang, acht nicht das Aermelpopperle, truckt schnell ab, hub nicht viel ab, kondt das Geschoß wol stechen, trang den anschlag nicht zu viel, hielt recht auß, verwart das Treff sehr wol: Richtet vnnd vnterlegt das Feldgeschütz, zielet nach dem Zweckvogel, schoß vom Berg zu Thal, auß dem Thal gen Berg, für sich, zur Seyten, hindersich wie die Parthen, vnd das Thier Benasus, nach dem höltzine Zweckmann, nach dem Kopff vnnd Latz, mit dem Fewrstein, mit der Zündrut, mit den Zündrlunten, da waren kein Fähler, eitel Treffer, es wer im rechten Berg oder Versuch Rein, ohn Quadrant, ohn Sattelschlagen, kein Böltz giengen vberzwer, sie pfiffen dann: oder waren jhm verkehrt vnnd zerschossen, oder trugen zu weit auff die Seyt: man schwang jhm nimmer die Gerten, sie waren all vmbspringens vnnd auffschreibens werth: er schoß eim ein Pomeranzen vom kopf, wie Histaspes vnnd Wilhelm Dell den Apffel seim Kind, schoß eim ein Groschen zwischen den Fingern hin: Sein Geschoß war aller Ehren werth, daß mans mit Trummen vnnd Pfeiffen auffttrug. Im stechen verlohr ers nimmer, es wer dann die Senn zerstochen, verruckt oder zerbrochen: oder das Schloß hett gelassen, oder ein Wind hett jhn angeblasen, oder einer hett jhn gestossen, oder der Stul wer veritscht, oder der Fuß wer jhm geglitscht: oder der Standt war vneben: oder hett was vmb das Inbein geben: oder die Senn war zu lang: daß jhm der Schuß nidersanck: oder hett den Bogen gehengt: oder die Seul zersprengt: oder die Nuß war zu klein, oder der Poltz nicht rein, oder einer neben jhm aufffstund: oder die Nuß gieng nicht umb sehr rund: oder die Winde wer vbersprungen: Oder das Bein abgesprungen: oder hett zu viel eingeleimet: oder den Poltz nicht recht eingereumet: oder das Schloß nicht gehangen: Oder jhm zwey mal war gangen, Oder war jhm zu hart: oder der Bock zu krumm: Oder der Pfeil zu stumpff: Oder das Geschoß zu groß: Oder die Wartz jhm abschoß: oder der Treff nicht recht kam: Oder der Windenschlupff jhm entkam, Oder der Windfaden gewichen, oder die Nuß entzwey gestrichen, oder der Poltz hett sich gestrichen, oder hett das messen vergessen, oder das Reißbein gieng jhm auff (dann er besorgt sich nicht daß er sich im bart rauft) oder das Zünglin kroch vnd hieng, oder ein feuchter Lufft gieng, oder der Berg wer zu weich, daß der Poltz zu tieff hinein schleich, oder giengen die Federn ab, oder der Windfad ein Streich gab, oder die Senn erließ sich, oder vergieng jhm das Gesicht, daß er zu weit ins Windloch sticht, oder het jm zu viel herab gebrochen, oder das Gesicht verstochen. Oder bey der Büchssen hat er nicht wol gewischt, oder das Pulver hett gepflischt, oder der Schuß versagt, oder jn verwagt, oder nicht recht eingeraumt, oder der Filtz verfaumt, oder das Pulver wer zu feucht: oder daz Futtertuch zu leicht, oder der Schwamm nit brennt, oder die Sonn blennt, oder das Schloß ward verrürt, oder hett nicht vor der Kugel geschmirt, oder der Han schlug nicht ein, oder fehlet Schmer, das ist gut Wein, oder hett

den Schuß verschufft, oder hetts auf die büchsen trufft: Solche Mängel verwirreten zu Zeiten vnsern jungen Schützen, die klagt er seim Hoffmeister, der sagt jhm hinwider solcher faulen Außreden müssig zu stahn. Dann gewiß wann der Jäger kompt vnnd sagt: Wer das nit gewesen, ꝛc. so bringt er keinen Hasen: deß Nisi kondt ich nie geniessen. Vnd weiter sprach er, wie kein Künst ist bei dem Wein wol leben, vnnd eim frommen Weib nachgeben, mit einer guten Feder wol schreiben, vnnd auß gutem Flachß gut Garn treiben. Sonder bey eim schlimmen Wein auch frölich sein, vnd mit eim bösen Weib leben ohn Keib: Also ist kein Kunst mit gutem Geschoß vnd geschraubten oder gezogenen Büchssen wol schiessen, sondern auß jeder, wie seltzam sie auch sey, das schwartz zu treffen wissen. Dann was sind das für faule Schnacken, daß man sagt, man hab zu viel am backen, oder die Büchß hab gestossen, oder das Fewr hab jn erschreckt. O Glockengeck, daß dich der erst Streich nicht erschreck: Bist Häringsart, stirbst vom Plitz, oder Krebsart, stirbst vom Donnerknall: So verkriech dich auch wie die Krebs, förchst nicht, wanns tonnert, ein Thron werd vom Himmel fallen? Weißt nicht, daß schrecklich laut kecklich, vnd kecklich ist schrecklich. Die Getischen völcker, wanns donnert, schossen sie inn all Macht mit Pfeilen dargegen, dem Jupiter solchen Trotz zu wehren, seine rumpelende Steinfässer vmbzukehren, wie vnsere Kugelklemer heut mit grobem Geschütz thun: Heut haben die Leuth mehr als ein Löbenmut, ja vber Basiliscenmut, dann die Löwen förchten ein Hanengeschrey, die Basilisceen ein Geräusch vom Wisel, aber die Menschen nicht den Fewrspeienden, Pulverscheissenden vnd Salpeter furtzenden Höllenhund, vnd das praßlend Erschütteren vnd erzitterend praßlend Teufelsgeschrey. Ja sie jagen mit den Büchssen Pröllen den Teuffel noch mit seinen Heren auß der Lufft in die Höllen, ja schiessen sie bey totzend herab: Daß sie wol bei vns hie vnden bleibe müssen, auß Sorg man schieß sie wider herabe: daher kompts, daß die Leut nit mehr deß Toners, noch Erdbibens achte, ja schir de Jüngste tag gar verachte, dieweil er im Fewr soll komen. Also daz Granich recht schreibt, Hanibal mit seine Ochssen, welchen er fewr vn stro zwischen die Hörner legt, Pyrrhus mit Elephante, Alexander mit seine höltzinen Rädergängigen Thürne, Antiochus mit seinen hawende Hackenkarren, Caesar mit seinen fewrigen Bergablauffenden Fässern, wird heut die Leuth so wenig schrecken, als lieff einer mit nassen Stroschwawen gegen jhnen: dann sie führen heut nicht mehr Stätt vmb die Berg, sonder Berg vmb die Stätt, geleyten Meer darumb, ja graben Abgründ darumb: alldieweil man die Sündflut besorgt, bawet man auff die Berg: heut da man die Sündbrunst besorgt, bawet man inn die Tieffe in die Wasser, vnnd hilfft doch so viel als es mag, steigt schon kein Troianisch Roß hinein, kompt doch etwan ein Goldbeschlagener vnd Goldbeladener Esel darein, oder scheißt gulden Ketten hinein, oder schickt bestechgold inn eim Faß mit Wein. Aber das Hurrlebausisch Geschütz hat dannoch ein Weck auff in die Andacht gebracht, vnd die Leut gar Heyligenehrsam gemacht: Dann wie fallen sie nur so demütig nider, wan S. Peters oder S. Marx, oder eins andern Heyligen begevatterter Mawrbrecher inn thonender Gestalt vom Berg Sina mit jhnen das Gesatz redet, also daz mancher vor Welterstorbener Demut vergißt aufzustehn, wie die Moscowiter Legaten, die den Kopf zur Ehrerbietung wider die Erd stossen. O wie bucken sich die Königische vor dem Roschellischen Evangelio, vnd die Jngolstadische vor dem Protestantischen verbot, vnd die Tordesillische Junckern vor deß Bischoff Gweuare Zamorischen Pfaffen geweyheter Kreutzbüchß, der kondt sie Beicht hören, vnd also gefirmt bar gen Himel schicken, O wie lieffen die Mäuß vor dem Frantzösischen Geschütz auß Terowan, vn zu Quintin liessen sich die Ratten zwen Monat nit sehen, vnd starben vor Schrecken, vnnd die Hasen lieffen im Land Lützelburg auß den Hecken. Derhalben vnerschrocken, fehrt S. Johanns Kugel in dich, so bist wol vor dem Teufel gesegnet. Schreibt doch Lemnius in seiner Verborgenheit (die doch heut jeder mag lesen) die Landsknecht in Flandern vmb Tornay haben mit Pulvergestanck die Pestilentz weggeschossen: diß war ein besser Meisterstück als Hippocratis, der die Wäld deßhalben anzündet, oder eben dieses Lemnij, da er mit Gestanck gebranter Abschnidling von Leder vnnd Hörnern die Pest wolt vertreiben, als ob die Leuth die Bärmutter hätten. Ach neyn, es hilft nicht ein jeden das Lorbeerkräntzlin für den Donner, wie Keyser Tyberium. Es regnet nit wann die Bawren auf Steltzen gehn, es hat aber geregnet, vnd Claus Narr sagt, das seyn die besten Schützen die fehlen, dann sie schiessen niemand todt.

Man hieng bißweilen vnserem Durstgurgeler zu oberst eins Thurns, ein groß Camelseyl an, das biß auf die Erd reichet, an demselben haspelt er mit beyden Händen hinauf, darnach fuhr er wiederumb so gewaltig vnd gewiß herab, daß einem das Gesicht darob vergieng. Man richtet jhm einen grossen Gabelgalgen auf zwischen zwen Bäwm gesperret, an demselbigen hieng er sich mit der Händen an, vnd fuhr daran herumb vnd herwider, wie ein anderer mürber Braten herumb, daß er mit dem Fuß gar nichts berühret,

so starck war er inn den Armen: Er kondt auch auff eim Arm auff ein Stock sich stewren, daß der Leib wie eine Kauffmännische Bilantz in der Wagstund. Auch auff das er das Gebürst vnnd Gelüng exerciret, Schrye er wie tausendt Teuffel, wie die Schifleut vber Rhein, als ob er im Heckelberg säß. Ich hab jhn einmal gehört, daß er seim Schießjungen Wolbeiart von Sanct Victorsporten biß zu Montmatre ruffet, vnnd in der Schlacht wider die Hutzelbutzen, auf dem Lechfeld hort man jhn schreyen bis gen Langweit, etwas neher als das Geschütz vor Metz, welchs man vber Rhein zu Teutsch Laureto oder Lor gehört hat. Der berühmpt Stentor hett lang kein solche Stimm in der Schlacht vor Troi, noch Demosthenes, der Stein inn Mund nam vnnd am Meervfer in den Wind ruffet, als ob jhm der Halß ab wer, damit er das R außsprechen lerne. Auch seine Glieder vnnd Adern mehr zu steiffen, vnd in seiner Stärcke zu erhalten, worden jhm gemacht zwo grosse Bleihene Kugeln, grösser als die Margraff Alberecht inn Franckfort geschossen, ein jede acht tausend, siben hundert Quintalpfund wigend, welche er Alteratzen vnd Zuckauder nennt. Dieselbe nam er von der Erden inn jede Hand, hub sie in die höhe vber den Kopff, vnd hielt sie also vnverwendet drey viertheil Stund, vnnd wol noch mehr, welchs ein vnnachzuthunige Stärck ist. Spielt mit den Klingstangen, Speerbäwmen, Handspacken vnnd Sperrlingen: riß mit den aller stärckesten. Vnnd wann es zu dem Fall kam, stund er so fest auf den Füssen, daß er sich eim jeden Waghalß außbott, wa er jhn von der stett ziehe, wie vor Zeiten der Faustbeheb Milo that: Nach dessen Exempel pflegt er ein Granatapfel inn die Hand zu nemmen, vnnd schanckt jhn dem, der jhn jhm auß der Hand kondt bringen. Mit dieser Weiß gewehnet er sich, daß er nicht alleine stärcker ward, sondern mit der Stärcke auch jünger: wie König Masinissa, der durch gleiche weiß sich erjunget wie ein Adler, daß er auch neuntzigjärig einen Son erzielet; vnd kont 14 tag postlauffen.

Wann er also nuhn die zeit hat zugebracht, vnd sich getrocknet, geriben, gewischt, gefrischt, vnd die Kleyder geendet, zettelt er allgemach wider heim, nam den Weg durch etliche lustige Wisen oder andere krautbare Oerter, da hat er sein Gesprech von Feldbawlichen Sachen, von des Liebalt Meyerhoff, erfragt der Bienen Policei vnd Regiment, erwog, wie Stigelius an eim jeden fräutlin Gottes fürsehung, besichtiget vnd ersuchet etliche Bäum vnd Kräuter, die heut etwas zweifels haben, vnd hielt sie gegen der alten Bücher, die davon geschrieben, als Theophrast, Dioscorid, Marin, Plinius, Nicander, Macer vnd Galen: trugen auch der simplicien handvoll zu hauß: welcher ein junger Knab, Rhizotomus genant von Würtzburg bürtig, warten mußt mit Hackengraben, Schaufelen, Sichelen, Karstlen, Rattenkloen, Spaden, Hebzapffen, Jettawen, Grabstickeln, Eggezincken, Gerthawen, Lippen, Pickeln, Zängäblin, Gerteln, Bindmessern, Hagmessern, Häplin, Raupenhecklin vnnd anderm Gartners zeug, wol zuarborisieren, vnd zuherbieren, zupflantzen, zubeltzen, zuversetzen, zuschripffen, zujetten vnd den bäumen zuschneutzen, zubeschneiden, zupfrupffen, zuschröten. So bald sie nun heim kamen, erholten vnd sinnschröpfften sie ettlichs was zuvor gelesen war worden, alleweil man das essen zurichtet, vnd sassen damit zu Tisch. Hie solt jhr mercken, daß er sich von diser Disciplin auch vber Tisch bessert: Dann seine Mal waren nüchtern, mässig vnd sparsam, sintemal er der speiß nur genoß den widerspennigen aufflauff des Magens zustillen: aber daz Nachtmal war gemeinlich etwas flüssiger vnd weitleuffiger: vnnd also sols sein. darumb haben die Alten das Nachtessen allein für ein recht Mal gehalten, den Mittagimbiß zu acht Vhren nur für ein Morgensupp: daher kompts daß man sagt: Ein Abend ist frölicher dann vier Morgen. Was auch der Trost anderer vieler vngehöfelter vnerbeutelter vnnd schüpiger Artzet inn der Sophisten Werckstat abgerollet vnd gewalblechet im gegentheil halten vnd thaten. Vnter des man nun aß, ward die Lection zum Morgenimbiß angefangen, vnd als lang es jhnen gefellig vollzogen. Die vberige zeit ward mit guten gelehrten vnnd nutzlichen reden zugebracht. Nachdem nun der Tisch aufgehaben, vnd Gott umb seine Gaben danck gesagt gewesen, da fieng man wiederumb an Music artlich zu singen, auf gestimmten Instrumenten zuspielen, quatuor, trium, Muteten, Vilanellen, ꝛc. oder die kleine kurtzweilchen auff Karten, Würffeln vnd Brettspiel vorzunemmen: Vnd dabey blieben sie mit grossem lust vnd gutgeschirrig, vnd übten sich zuzeiten biß sich die stund zuschlaffen scheidet. Bey weilen besuchten sie gelehrte belesene Leut, wolgeschickte Versamlungen, Historicos, Poetas die einen vnsterblich machen können, entweders Jambisch oder Heroisch, Dann Carmen amat quisquis carmine digna gerit: Wer Lobswürdig kan thun vnnd beweisen, der liebet die so einen können loben vnd preisen: Oder sie besprachen Leut, welche frembde Länder gesehen hatten.

In miteler Nacht, ehe sie sich zur ruh begaben giengen sie zuvor an das lufftigste ort, welchs offen vnd frey stund, des Himmels wesen vnnd enderung zu beschawen, und da gaben sie acht auff die Planeten, Cometen, Figuren, leger,

gelegenheit, Aspect, ansehen, Oppositzen, vnd coniunctionen des Gestirns. Darauf recapitulirt, vnnd vberschlug er kurtzlich auf Pytagorische weiß mit seinem Lehrweiser alles was er die gantze Tagzeit durchgelesen, gesehen, erfahren, gehört, gethan vnnd vernommen hat. Ja er trutiniert sich auch vnd legt sein Leben vnnd wandel desselben Tags auf die Wag des Vergilischen, Vir bonus et sapiens, etc. Wann du dich legst zu süsser ruh, vnd dir wöllen gehn die augen zu, So denck zuvor ein jede nacht, Wie du den tag habst hingebracht vnd was daselbst weiter folgt.

## Carolus der Große erster Deutscher Kaiser.

### Von J. W. Zinkgref.

Wann man ihn wegen seiner großen Kriegsthaten zu sehr loben wolte, pflegt er solche alle Gott dem Herren zuzuschreiben mit diesem Spruch: „Christus regiert, Christus uberwindet, Christus triumphieret." Gestalt er auch nach uberwindung der unglaubigen Sachsen bei der auffrichtung des Stiffts Hamburg, daz nun gen Bremen versetzt, gesagt hat: „Gott hat uns den Sieg verliehen wider diese Völcker, derohalben wollen wir auch, daz sie ire alte Freiheit behalten, und nit uns sondern Gott dem Herren dienen." — Sein Insigel hatte er auff seinem Wehrknopff, und pflegte darvon, wann er etwas siegelte, also zu sagen: „Was dieses Schwert mit dem Insigel bekräfftiget, das wird es auch mit der schärpff gegen alle widerwertige vertheidigen und handhaben." — Von einem Bischoff von Mentz, der ein gulden mit Edelgesteinen versetztes Creutz machen ließe, sagt er: „Die des armen Christi Creutz also tragen und gern dem Keiser gleich sein wollen, tragen wenig sorg vor ihre Schaf." — Einem Bischoff hat er das Bistumb strack des andern tags, nach dem ers ihm geben, wieder genommen, dieweil er des Abends zuvor ein große gastung angestellt, sich beweinet und das h. Ampt darüber verschlaffen hatte; zu dem sagt er: „Bistu gleich am ersten tag so farlessig, wie würdestu dann erst sein, wann du nun im Bistumb würdest erwarmet und ruhig sein, würdestu nichts thun dann Gott erzürnen." — Einem andern Bischoff, der so gar fertig zu Pferd sprang, entzog er das Bistumb auch wider und sagte zu ihm: „Du dienest besser zu einem Soldaten als zu einem Geistlichen, ich darff deiner in Kriegen, da kan ich dich besser brauchen, da deine stärck und Mannheit von männiglich erkannt werden mag, wäre schad daß ein so dapfferer Reuter daheim verligen solte, lasse einen schwachen, der sonst ohne das zu nichts nutz ist, dieses daheim versehen." — Ein Ehrgeitziger Capellan ließe bei diesem Keiser durch dessen Gemahlin Hildegard und die Hoffdiener umb ein Bistumb, welches er gern gehabt hette, anhalten; aber der Keiser gab ihnen diese antwort; „Ich hab es schon einem armen, doch geschickten Mann, versprochen, gebüret also einem Keiser, was er zusagt daß ers auch halte und Gott dem Herren niemand aufftringe, dessen leben und sitten er nicht kennet, daß er zu einem solchen hohen ampt geschickt und tauglich genug sei."

Als er die Schul zu Paris besichtigte und die jugent examinieren halff, aber befande daß die Adelichen Kinder von den Burgers und Baurs Söhnen weit ubertroffen wurden, redet er diese also an: „Wolan, ihr Jüngling, die ihr uns gefolget habt, fahret fort, wie ihr angefangen, des fleißes lob und lohn zu erwerben, euch will ich Gelt und Gut verschaffen und für andern werth halten, auß euch will ich machen Stiffts-herren, Bischoff und Bäpst, ir solt Land und Leut regieren, und die Ehr haben zu dieser meiner rechten zu sitzen. Ihr ubrige zärtling aber (sprach er zu den jungen Edlen) die ihr also mit gezierten auffgepüfften Haaren herein ziehet, euch auff ewrer Eltern Reichthumb, Ehr und Stand verlasset, dem müßiggang und den wollüsten nachhanget, eines Römischen Keisers befelch und Majestät weder achtet noch folget, solt mir nicht gut genug sein (weil ihr die studia hindan setzt und auß anderer exempel und guten Lehren ewern verstand nit zu Lob, Tugend und Weisheit underrichten lassen wolt) daß ich mich ewer annehmen solte, und sollen diese arme geringe euch an allen Ehren vorgezogen werden, jedoch da ich solte spüren, daß ihr es den fleißigen mit der zeit werdet gleich thun, solt ihr billich, auch wegen ewers Stands, andern vorgezogen werden."

## Angerona *).

### Von Aegidius Albertinus.

Vnder andern Heydnischen Göttern wurden auch zwo Göttinnen verehrt, die eine hieß Volupia oder Wollustbarkeit: die andere hieß Angerona oder Kummernuß, diese Bildnuß stund mitten im Tempel Volupiae, und deutete mit dem Finger auff den Mund, und sagte gleichsamb: Attende tibi: merck auff dich. Hierdurch werden fürnemlich zwey Ding bedeut: Erstlich, daß der

*) Aus: Aegidii Albertini Hirnschleiffer. Cöllen, 1686.

Mund ein Häufel ist, welches einem jeden offen steht, und alle Speisen und Getranck ohne Vnterscheid noch Maß hinein lest, dardurch aber wird Leib und Seel verderbt, dann vielmehr Menschen kommen durch den Fraß umb, weder durch das Schwerd, dann der Krieg wehret nur ein, zwey oder etlich wenig Jahr, aber der Fraß wehret drey oder viermahl im Tag, bißweilen einen gantzen Tag lang, und die Nacht darzu: Der Sontag erkleckt nicht, sondern man machet auch gute (oder vielmehr böse) Montäg.

Durch den Fraß werden die güter verschwendet, das Verstandt verrückt, die Vernunfft verletzt, die Gedächtnuß verschwächt, die unordentliche Passiones erweckt, die Tugend außgetrieben, die Gesundheit verderbt, die Geylheit angezündet, ja mit einem Wort Gula est radix omnium malorum. Der Fraß ist ein Wurtzel alles übels: der Fraß hat die erste Elter außm Paradeiß getrieben, den Esau deß Reichs der erster Geburt beraubt, das Israelitische Volck zur Abgötterey geführt. Die Philistäer lebten ihn essen, trincken und frewden, sehe der Todt ist über dieselbige gefallen. Der Fraß hat schier dem Ionathae daß leben benommen, wann das Volck seinen Vatter nit abgehalten hette. Dieweil dem Teuffel was maßn außm laster deß Fraß alles übel herrhüret, nit unwissig; dahero er den Menschen durch diß mittel zum öffteren versucht. Annibal der grosser Carthaginensischer Kriegsobrister damit er die dem Wein zugethane Africanos, welche der Stadt Carthagini starck zusetzten, uberwunde; vermischte einige Fuder Wein mit safft des Schlaffmachenden Krauts Mandragorae, diese Fuder Wein stelte Annibal ins Läger, und simulierte die Flucht, worauff die Africaner daß Läger angefallen, sich des Weins bemächtiget, damit erlüstiget unnd biß zur trunckenheit dem Baccho gedienet. Da die Africaner nun im Schlaff darnider lagen, kam Annibal uberfiele unnd erschluge sie alle. Eben also streidet gegen uns die wir Soldaten Christi sind, der Höllischer Sathan, fallet an das Schloß unsers Hertzens, und damit ers uberwinden möge, reitzet er an den Menschen zum Fraß, wollusten und materialischen Wein; nit unbillich warnet dan Angerona sagent: Attende tibi, merck auff dich.

Am andern, deutet Angerona oder die Kummernuß nicht so fast auff den Mund, als auch auff die Rede, welche auß dem Mund herfür gehet: So spricht derwegen Angerona zu einem unnützen Schwetzer, Schalcksnarren unnd Affterreder: Attende tibi, merck auff dich, und halte dein Maul im Zaum; dann es stehet geschrieben: der Mensch muß Rechenschaft geben von einem jeglichen unnutzen Wort, welches auß seinem Munde gangen. Zu den geitzigen Krämern spricht Angerona: Attende tibi, halt dein Maul, liege nicht, verschwere dein Seel dem Teuffel nit umb eines schlechten Gewinns, oder eines eintzigen Hellers wegen. Zu den Geilen und Vnkeuschen spricht sie: rede nicht schambare und ärgerliche Wort in bey seyn ehrbarer Frawen unnd Jungfrawen, damit dein zung nit ein Schwerd sey, welches viel Menschen geistlicher Weiß tödtet. Zu den Hoffleuten spricht Angerona: halt dein Maul und rede wenig, und dasselb bedächtlich, dann du hast viel Coriphaeos, Protocollisten, Glossisten und Auffmercker. Zu den Gottlosen Fluchern und Schwerern spricht sie: attende tibi, hüte dich für fluchen, Schweren unnd Gottslestern, dann der Teuffel hat viel auß Gottes Verhängnuß mit Leib und Seel hinweggeführt, und im Lufft zerrissen. Zu den fürwitzigen Hasen spricht sie: hüte dich, die Ding zu erforschen und zu reden, welche dir viel zu hoch und unergründlich seynd, dann weil etliche Leut viel von den allerhöchsten Geheimnussen von der Dreyfaltigkeit und praedestination disputiren und reden wollen und mit ihrem blechenem Verstandt alles außzirkeln, ergründen, wissen und profitiren wöllen, so werdėn sie zu Narren, und fallen von einer Ketzerey und Schwermerey in die ander, gerathen auch letztlich in den Atheismum, unnd in solche Gottlosigkeiten, daß sie nicht wissen, was sie glauben, oder mit weme sie es halten sollen.

Zu den Freunden spricht sie: Attende tibi, hüte dich, das du die Geheimnuß, die dir vertrawet worden, nicht schwetzest und verrathest, dann darauß erfolgen grosse Vngelegenheiten, als Feindschafften, Mordt und Todtschläg. Zu den Predigern spricht sie: hüte dich, daß du nicht zu viel und zu wenig redest, dann durch zu viel und unbescheidentliche Reden verderbestu den Magen der zarten und subtilen Zuhörer. welche die Wahrheit nicht leyden mögen: durch zu wenig reden und stillschweigen aber erzürnestu GOTT, welcher nit will, daß die Prediger stumme Hund seyn, oder nur liebliche angenehme Ding predigen, sondern die Schwein oder Laster weidlich straffen sollen.

Zu den Priestern sagt Angerona: attende tibi, verwahre deinen Mund fleissig, dann Ezech. 44. sagt: Dasselbe Thor soll verschlossen seyn. Weil durch das Thor oder den Mund deß Priesters, wann er celebriret, GOtt in das Sacrament deß Altars hinein, und wann er prediget, hinaus gehet; so hat er gewißlich grosse Vrsach auff seinen Mund zu mercken, und ihne dermassen zu verwahren, als wäre es Gottes Mund selbst. Dann, wie jener spricht: Consecrasti os tuum Evangelio, nugis illud aperire illicitum est, assuescere sacrilegium. Wie es

sich nicht geziemet, daß deß HERRN Grab den Hunden und Schweinen offen stehe, sondern eben deßwegen mit einem Stein bedeckt ist worden, also gezimbt sich nicht weniger, daß nach der Empfahung oder Niessung deß Leibs Christi, der Mund deß Priesters leichtlich auffgethan und verunreinigt werde, sonder er bedarff einen guten Clausur, Schlosses oder Steins, der nicht leichtlich hinweg gethan kann werden: es sey ein Priester fromb oder böß, so ist doch ein Notturfft, daß ein grosser Stein deß Stillschweigens auff seinen Mund gelegt werde: damit, wofern er fromb ist, die Gnaden nibt darauß verschütt werden: Ist er aber böß, damit er andere nicht beleidige, volvite ergo saxa ingentia ad os speluncae. Ios. 10. v. 18. Aber leider bey vielen wird anjetzo erfüllt, was Oseas am 8. c. sagt: Israel ist verschlunden und under den Händen wie ein unrein Geschierr worden, Ephraim ist wie ein einsamer Waldesel.

Zu den Religiosen spricht Angerona: attende tibi: schwetze nicht, sonder sey still, dann es sagt der H. Jacob: der sich für einen Religiosen außgibt, und aber seine Zung nicht zähmet, sonder seyn Hertz verführet, dessen GOttesdienst sey umbsonst. Under andern Ursachen, warumb die weise Männer die Welt geflohen, unnd sich in die Einöden begeben, war auch diese eine, damit nemblich sie jhr Leben nit beflecken möchten mit vergeblichen Reden: Dieser Ursachen halben ermahnt der H. Geist alle Religiosen, und spricht: Rede nichts freventlichs, und und laß dein Herz nicht eilen etwas zu reden vor GOtt, dann GOtt ist im Himmel, und auff Erden, darumb laß deiner Wort wenig seyn; als wolt er sagen: Die schlechte und verächtliche Menschen dörffen vor den mächtigen Fürsten und Herren nit wol reden, und die jenigen, so da wenig wissen, pflegen vor den Gelehrten zu erstummen: Weil aber GOttes Majestät unnd Weißheit unendtlich ist, du aber ein verächtlicher Erdwurm, unnd voller Unwissenheit bist, weist auch, daß er alle deine Wort erwögt, so sihe dich wol für, was, und wie du redest, sey nit geschwind im herauß reden, sondern schweig still, so viel dir möglich ist.

Wir sehen, daß der Könige oder Fürsten Cammerdiener in ihren Zimmern oder Losamentern, wenig oder gemach und still reden. Dann die Autorität eines Königs erfordert, daß seine Diener still vor ihm seyen, aber heraussen im Saal reden sie etwas lauters, weil sie weit vom König seynd, schreyen und lachen auch bißweilen, als wären sie unsinnig.

Die Religiosen seind gleichsam Gottes Cammerherrn oder Cammerdiener, warten dem Gebett allzeit ab, wandern durch die Betrachtung allezeit vor seinem Angesicht umb, halten ein grosses Silentium oder stillschweigen, reden wenig, und führen ein exemplarisches Leben: Andere aber, welche kein solches andächtiges Leben führen, noch auch stets betten, pflegen das Silentium nicht so streng zu halten, und nit so mässiglich zu leben: Andere findt man, die leben, als würden sie von GOtt niemals gesehen noch gehört, selten erheben sie ihr Hertz unnd Gemüth gen Himmel, sonder schreyen laut, reden unordentlich und mercken nit auff jhr Maul, ꝛc. Beschließlich, spricht Angerona zum Weiblichen Geschlecht: attende tibi, merck auff dein Maul, und befleisse dich deß stillschweigens, dann du bist von Natur liderlich, unbeständig, geschwetzig, und kanst nichts geheimes bey dir behalten, Daher sagt die Schrifft Num. c. 12. Maria und Aaron haben wider ihren Bruder Moysen geredt und gemurret.

Von der Weiber Geschwätzigkeit erzehlet Plutarchus nachfolgendes artlich Exempel, als einsmals im Römischen Senat etliche Tage lang etwas wichtiges und geheimes tractirt und berathschlagt ward, und weil man interim in der Stadt underschiedlich davon redete, so understund sich eines Senatoris oder Rathsherrn Fraw ihren Herren zu fragen, was doch daß für ein wichtiger Handel wäre, von dem man so lang rathschlage? Damit nun dieser Rathsherr seines Weibes Thorheit und Fürwitz stillen möchte, so gab er jhr zur Antwort und sprach: mein Fraw, es gebührt mir gleichwol nicht auß dem Rath zu schwätzen, aber doch, weil du mich so fast bittest, und mir starck verheissest, es keinem eintzigen Menschen zu offenbaren, noch weiter zu sagen, sondern bey dir allein in geheimb zu behalten, so wil ich dirs vertrawen, und ist diß der Handel: Ein Wachtel hat man flogen sehen, die hatte einen güldenen Helm auff dem Kopff, und einen Spieß in den Klawen: derowegen berathschlagen wir uns, ob dieses etwas guts oder böß bedeute.

Sobald nun der Rathsherr auß dem Hauß in den Rath gangen war, gieng die Fraw zu ihrer Mägden eine, schlug auff die Brust, rauffte ihr Haar auß, schrye, heulte und weinte, und sprach: O mein Herr, O mein Herr, O du armes Vatterland, wie wirds uns ergehen? was für ein Unheil steht uns bevor? die Magd erschrack und fragte jhre Fraw, was doch geschehen wäre? da erzehlte und vertrawete die Fraw ihrer Magd alles was jhr Herr jhr gesagt und vertrawt hatte, aber sie verbotte jhr, sie solte bey leib niemand nichts darvon sagen: die Magd aber schwieg nit lang, sondern vertrawte es alsbald einer anderen Magd, dieselbe vertrawte es geschwind ihrem Liebhaber, der jhr ohngefehr

begegnete: dieser Gestalt kam diese Fabel in kurtzer Zeit von einem zum anderen auff den Marckt oder Platz, und zwar dermassen geschwind, daß der Rathsherr nicht so bald das Rathhauß erreicht hatte, sihe, es begegnet jhm einer und fragte jhne, ob er nichts newes gehört habe? nein, antwortet er: ich weiß nichts, weist du aber etwas, so sags mirs. Man sagt (antwortet der ander) es sey ein Wachtel über die Statt geflogen, unnd habe einen güldenen Helm auff dem Kopff, und einen Spieß in den Klawen geführt, und deßwegen werde Rath gehalten. Der Rathsherr lachte, und als er in den Rath kam, erzehlte er seinen Mit-Rathsfreunden die Fabel, und erlöste dadurch den Rath und die Statt auß der eitelen gefasten forcht. Aber zu seiner Heimkunfft stellte er sich gegen seiner Frawen sehr trawrig und betrübt, und sprach: O Weib, wir seynd verlohren, und es wird uns ubel ergehen, dann der Rath hat erfahren und innen worden, daß die Geheimnuß von der Wachtel auß unserem Hauß außkommen ist, derwegen bin ich auß der Statt geschafft worden, und muß von deiner Geschwätzigkeit wegen, im Elend umbziehen. Die Fraw erschrack, und fing an zu laugnen, aber er straffte und ermahnte sie, sie solte hinfüran besser auff ihr Maul mercken.

Weißlich hat dieser Rathsherr gehandelt, in deme er die Trew der Weiber ohne sonderbahre Gefahr bewehrt, unnd dardurch erfahren hat, daß nemblich fast alle Weiber ins gemein geschwätzig seyen, und nichts verschweigen können, dann wer hat jemaln ein stummes Weib gesehen?

---

## Aus dem Pflaster wider das Podagram *).

### Erstes wunderliches Gesicht Philanders von Sittewald.

Von J. M. Moscherosch.

Auff ein Freytag (Pfreitag von Fraw, Frey, sonst Venus). Als ich mit Freymund im Gemach deß Morgens frühe am Freytage, vnd von dem Narren Spital, vnd was mir darinnen vor Närrische Gesichter gesehen, Red mit einander hatten, kam daher durch den Hoff, ein Mann eines Ehrbaren reputirlichen Ansehens, aber in der Kleidung etwas loddeläter, als andere Leuth: seine Schuhe waren von geschmeidigem Leder, gleich einem Filtz hie vnd da zerschnitten vnd zerhackt, vnd gar leise zugeschnüret. Er gienge an einem Stecken, so vorsichtig vnd sittsam, als ob er der Steine schonen wolte: bißweilen zuckete er, vnd schrye Mord: also, daß ich nicht wuste, was jhm gebresten, vnd ob jhn jrgend die Steine beissen thäten: die Strimpffe waren weit; die Schenckel, gegen den Füßen zu, dick, oben rahn. Ein Beltzin Brustduch vorm Magen, der Kopff sahe roth vnd frisch auß: aber die Finger waren auf sechserleyart gekrümmet, vnd mit vielen Knöcheln, als die aneinanderhangende Erdäpffel gezieret. Wir stunden oben, und sahen jhm zu: wann er aber je zu Zeiten einen vngleichen Tritt thate, entwischeten jhm solche vngehewre Flüche, daß wir jhn vor einen Juden, oder Türcken, oder Commissarium hielten, den die Bawern also mit Hebeln, Butter-weich geschmissen hetten.

Derowegen, solches zu erfahren, fragten wir, wer er were? vnd auß was Vrsachen er in die Burg käme?

Ihr Herren, sprach er, Ich bin ein armer Mann, wegen der vnleidlichen Kranckheit die mir den Leib vnd Glieder so jämmerlich veriret. Was denn vor eine Kranckheit? sprach ich. Der Reichen Kranckheit, antwortete er: so, daß wir meynten, es were der Geitz, der jhn jrgend besessen hätte. Ach ja, nein, sprach er, das lose Podagram, das gramt vnd zi zi zi zi zippert mir die Glieder dermassen, daß ich möcht von Sinnen kommen. Hoho sprach Freymund: ist es nur das? dem wird allhie wohl zu rathen seyn, dann wir haben hie einen berühmbten Artzt, den Meister, welcher ein vortrefflicher Medicus vnnd Statt-Physicus ist, so vnzehlich vielen von dieser Kranckheit geholffen. Deßwegen hieß er den Krancken hinauff kommen: vns aber verlangte zu sehen, was es doch vor einen Außgang gewinnen würde.

Weil nun dergleichen Meister nicht viel zu finden, damit wir also diesem desto mehr Glauben zustellen möchten, so weisete er vns einen Zeddel von Jhm, den Er, zu Bezeugung seiner Kunst, in die Burg geschicket, der war also:

Allen Pfodagramantzischen:

viel hülff vnd gein heil vmbs Gelde feyl.

Es ist der grooooooooooooooooote Mester Kelß in der Burgk angekommen; der bringet mitsig Middel Brügel vnd Kniddel für alle Podagrammandtzische Lamentes, schnappentes, hinckenses, Leiseuntes; beltzige pedes hornibus machend duriores.

Viel hülff vnd gein heil vmbs Gelde feil.

Wer arm ist, der leide es, wer Reich ist, der leide es zweymahl.

*) Aus Philander v. Sittewald's Satyrischen Gesichten. IV. Theil.

So bald der Artzt beschicket, vnnd den schaden besichtiget: wol, wol sprach er. Vnd eben zu allem Glücke ist der Patient jetzt angenommen: dann was in 36000 Jahren sonst nit geschehen kan, das geschicht heute, nemlich der selige Aspectus ♀ in domicilio 9. ☽, so ♈ accedens est in ♌ mit einem ✱ in ♍ und wolte Gott, daß alle Podagramische auff ein Hauff beysammen weren, ich wold jhn diesen Tach sprach er, mit einem Streich helffen, sie solten nimmer Ach rupen. Ob auch schon der gemeldte lang gehoffte Aspectus nit vber uns, in vnserm Zenith, oder in laterali aliquo Signo ist; sondern recta vnter vns, in Nadir, so gar, daß ich auch auff diesem Ort, da ich stehe, mit einer Nadil richt dagegen stechen könte; so ist es doch vmb so viel zu unserm intent desto bequemer quia contraria contrariis curantur, wie dorten vnser berümbter Praeceptor, der Celsus, mein Vhräne sagt: vnd weil man mit den Füssen ubi morbi hujus naturalis sedes est, auf dem Boden gehet; also muß durch den Boden herauff, perpendiculariter, centraliter et diametraliter, die Artzney vnd Wirckung in die füsse kommen, wie der safft durch die Wurtzel in den Baum: dann sonsten, wo der Aspect vber vns in Zenith were, derselbe in dem hirn operiren würde, vnn zu besorgen seyn, dz Podagram sich allererst von den Füssen durch den leib aufwerts zu kopf hinauß ziehen möchte. Dessen der Patient, weil der Artzt so verständlich von der sach discuriren konte, trefflich zufriden; vnnd war jhm bereits halb geholffen: quum opinione etiam, quam de Medico bonam habent, aegri curantur: wer guten Glauben vnd Vertrawen zu seinem Doctor hat, dem kan auch durch einen Trunck Wasser geholffen werden, wie ich einests den Hoch erfahrnen Doctor Senheim hab erzehlen hören.

Vielmahl Wohl Edeler, aller Ehrenwürdiger, vnd Diamantsteinfester, hochwohl- vnd durch innen Gelehrter aller Welt erfahrner Herr Doctor-tor; So redete der Arme Patient den Meister an, dem ich an der Seiten stunde: vnd weil Expertus Robertus jhn vnter deß mit andern Fragen auffhielte, sprach ich zu dem Patienten heimlich in ein Ohr, Mein guter Freund, wie möcht jhr die Wort so gar vergeblich gebrauchen, jhr thut, als wolt jhr diesen Mann mit Tituln vber den Himmel erheben. Ja freylich, antwortete Er, wann ich jhn nur auff meine Seit bringen, vnd meinem heyl zum besten gewinnen kan, so sollen mich keine Titul dauren, wißt jhr nit?

Maximus in Morbis Medico promittitur Orbis. Vnd ferner sprach er: Haec mea consuetudo est? In titulis nunquam sum parcus, sive quis Reverendus appellari velit sive formidandus, sive visibilis, sive spectabilis. Domi mihi nascuntur verba. Non ea in nundinis Francofurtensibus emo. Et crede mihi, nulla re facilius impetrare possum quod volo, quam speciosissimis titulis, qui mihi instar sunt nummorum, qui enim vento pasci volunt, indigni sunt alimento alio. Weil er aber etwas hart redete, vnd ich jhn dessen erinnerte, auff daß der Medicus es nicht jrgend höret, Ey, sprach er, wann er schon ein Doctor ist, er verstehet darumb eben kein Latein. Dessen ich lachens mich nicht enthalten kunte.

Wann aber, fragte der Meister den armen Patienten, ist Euch das Podagra ersten mahls ankommen, damit ich die Chur desto besser vorzunehmen wisse. Das ist mir, sprach der Patient, zu sagen vnmöglich, vnd bin ich meiner Rechnung bey weitem nicht so gewiß, wie jene junge Fraw geweßt als sie gefragt worden, wie lang sie noch schwangern Leibs zu gehen hette? sprach: biß Montag vber vierzehen Tag, zu Nacht, gleich nach den neun Vhren, biß vmb halb zehen.

Der Meister, so mich, weil ich etwas zu viel gelachet, für einen Wälschen ansahe, vnd sich bey den umbstehenden Herren, wegen seiner Wissenschaft gern etwas Namen machen wollen, fragte mich, seiner Meynung nach auff Frantzösisch: Galeretty? Mongsiour. Herr, sprach ich bald zu jhm, jhr seyd am vnrechten, wie einmahls mein Bruder zu Pfaltzburg gewesen. Dann so jhr mich auff Frantzösisch fragen wollet quelle heure est-il? so verstehe ich es nicht, darffs auch nicht verstehen: so jhr mich aber auff Teutsch fragen wollet, Gäle Rettig? so weiß ich fürwahr in gantzem Teutschland euch keine gäle Rettig zuzuweisen.

Es war gegen acht Vhren früh, als dieses geschahe, vnd umb 9 Vhr 6 minut 2 scrup: tert: solte der Aspect seyn, also auch die Chur in instandi, auff einen schnapß, vollnzogen werden, welches dann durch ein Aderlässe geschehen mußte.

In dessen das Geschrey zu Hoff außkam, vnnd es noch ein armer Podagramischer erfahren, welcher, wiewol er zu Bett lag, vnnd nicht gehen konte, sich gleichwol dahin ließ tragen, damit er deß seligen aspects auch genieffen möchte.

Der Barbierer, neben seinem Gesellen, wurden bestellet sich mit jhren Flieten in eil fertig zu halten, welche sie, damit da nicht Mangel erscheinen mögen, auff der einen Staffel der Stiegen, dann sie war aus stein gemacht, gewetzet.

Der eine Patient stunde da, auff dem Boden, den hielten Expertus Robertus vnnd Hanß Thurnmeyer, vor dem huckte der Barbierer auff dem Boden, die Flieten richt auff die Ader haltend, die vnter dem Nagel der großen Zehe her-

für gucket. Bey dem andern Patienten stunden Freymund vnd Ich, beneben dem Barbierer Gesellen, so ebenmässig fleissige Achtung auff Herrn Celsi (dann dieses war deß Meisters Name) befehl, damit nichts versäumet würde. Wie dann dee Herr Celsus vnter dessen am Fenster stund, im Buch lasse, murmelte und prumlete, vnnd in einer Himmels-Kugel sahe vnnd außmessete, wann der Aspectus jetzt è diametro vnter deß einen Patienten Fuß wäre, daß dann der Barbierer sein Ampt verrichtete.

Von welchem murmeln vnnd brummeln ich diese Wort gehöret, vnd gar wohl verstanden.

O Nympha, Ingenium adamantinum habens,
Multipotens, animo dea valido,
Audi vota duorum supplicum.
Magna potentia, vis tua magna
O Regina opulenta podagra,
Quam Iovis horret pernix telum,
Quamque profundi fluctus pelagi
Trepidant, quam quoque trepidat, sceptra
Qui gerit infera stygius Pluton,
O gaudens nodis, lectigrada,
Cursivetans, talorum tortrix,
Calcicrematrix, malehumitanga,
Ossitremenda, genufraga, pernox
Articulos cruciandi cupida,
Curvigenuflexa, potens podagra.
Haec vota haec sacra dicta sint:
Totius Mundi gentis totius et omnis,
Humani membri Reginae praedominanti,
Cui nulla est similis, nec visa potentior ulla.
Quaeque omnem sexum, aetatem sortemque statumque
Iure suo subjugit, nec Marte evicta nec arte.
Augustae, Invictae Dominae Terraeque Marisque,
Verborum, herbarum, lapidum valide victrici.
Plumicomae, mirandiloque, mirandificaeque,
Bacchicolae, altipitae, auripatae, ossicremaeque:
Membrifragae atque sedilitenaci, costicrepaeque,
Horrilegae artitremae, thorivortae, torvacolaeque,
Viuirapae, tum pulvinaricubae, tophiatae.
Millibus è multis cui sunt spolia ampla per orbem,
Gens subjecta triumphanti monumenta perennat.

## Auff Teutsch:

O du Diamant-ringwürdiges, güldin-ketten löbliches, viel tausent Ducaten lötiges, Doctor Ehren- vnnd Seckel-Nehrendes liebes Podagram! du Poter-Noten-Knoten-mächtiges helium! Ich bitte dich hieiben, hilff jetzo diesen Dieben.

O du Königin aller Reichthumbligendbesitzender Menschen: O Du Knöchelliebende, Geleichvbende, Betthütende, Stubenwütende Fürstin: O du hart-strack-krümendes; fersenpeinendes, fußsohlen-brinnendes, zehenzwickzwackendes, leisetretendes, spitzsteinhassendes, beinmürbmachendes, kniebrechendes, lottelstrimpffhafftes, schuschnitgewellertes, durch Marckleuchtendes, Geblütgebornes Fräwle, Ich bitte dich hieiben, hülff diesen zween Dieben.

Was aber diese Beschwerung gewircket, wird der Außgang darthun. Vnterdessen der Meister den Barbierer die Ohren fleissig spitzen hiesse, mit dem zu ruffen Bald: Bald: Bald: Bald: Bald vnnd in dessen: Schlag zu: Schlag zu: sprach er: der Barbierer nicht vnbehend, vnnd traff die Ader so fix, daß jhm das Blut vnter Gesicht sprang. Das ist ein gut Zeichen, sprach Celsus, dem wird es wol bekommen.

Expertus Robertus vnnd Hanß Thurnmeyer, hielten jhn so lang biß er verbunden vnd auff einen Sessel gesetzt würde, darnach zum andern.

Celsus sahe wider am Fenster, wann der Aspect recht gegen deß andern Patienten Füssen kommen möchte, mit ebenmässiger Vermahnung an den Barbier-Gesellen, Jetzt: Jetzt: Jetzt: Jetzt: Jetzt: Schlag zu: Schlag zu: als dann auch in einem Schnapff geschehen.

Weil aber bey diesem Patienten das Podagram etwas härter angesetzt, als befahl er auch jm desto mehr Geblüts gehen zu lassen, welches dann so lang wehrete, biß der arme Mann gantz erbleichet, vnd erblasset vnnd wir dem Herrn Celso zuruffen, es würde genug seyn.

Laßt es nur laupen, sprach Er, es schadet jhm nichts, Es wird jhme sonder zweiffel wol behagen:

In dessen er aber in seinem Buch vnd der Himmels Kugel fortblätterte vnnd trähete vnnd wir jhn erinnerten: der Krancke were schwach vnnd würde sterben. Laßt es nur laupen, biß es genuge ist, er wird nicht sterpen, es ist mant ene Schwachheyt, sprach er: Weil aber der Patient die Augen verkehrete, vnnd nach dem letzten Athem schnappete, schryen wir jhm zu, Er wirde sterben. Laßt sehen: sprach Herr Celsus: vnnd als Er jhn besichtigt, Fürwahre, sagt Er, Er ist schon gestorben: warrlich, er ist Mäuse dod, tröste jhn GOTT, Ich hab mein bestes gethan. Aber gewiß die Vrsach, daß er gestorben, ist diese, dieweil der Krancke auff dem Bett gelegen, vnnd nicht auff dem Boden gestanden, wie der andere, also, daß der Aspectus seine Würckung in die Füsse nicht effectuiren mögen. Gung damit zur Thür hinauß, En guten dach meine Herren.

Wo so bald hinauß, sprach Expertus Robertus, Herr Doctor? wo habt jhr ewer Kunst gelernet? seyt jhr auch ordentlich zu diesem Titul gelanget? oder habt jhr euch, als ein Storger, dessen auß eigen angemaßtem Gewalt also vnterfangen?

Freylich, mein Herr, bin ich Doctor worden, vnnd wird mir der Hocherleuchte Doctor Brand dessen Zeugnuß geben, in dessen Schiff ich neben viel andern Geferten biß nach Paduana gefahren. Auch, sprach Er, hab ich noch Festimonia bei handen, da mir ein hochsinniger Mann, wegen erlangten Ehren-Tituls Glück gewünschet, so er herfür zoge, vnnd Expertus Robertus lase, sich vnvermercket zu der Thür hinauß machte, als ob er sich gebrannt hette: Es ist aber Festimonia

oder Glückwünschung, wie er es nennete, von Worten dieses Innhalts gewesen

Deam Edala Haira,
Doctar Keilß Zaun aihra
gemacht.

Auff deam fidale gar artig zgiga.

Eas wiea man d'raohe Mealch an Hafa inna lassat,
Ond staon laoth 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. Tgg,
As lang, hens a Raum fuin artig zieha mag,
Ond wean ear agdeabt ist, an aplump stindle fassat.
A plumpt, a plumpt, a plumpt, hens eas kaon zemma geha,
Ond wean eas buttar ist, sao schmirbt man eas auffs Braodt,
Deas ist a gstiffar schleack vaorn bitter Hungars Naoth,
Au macht man Ancka draus, onnd lath a feintle gesteha,
Hens man drauß backa kann gout Stribla, Zelta, Kiechla;
As an a glertar gspan kaon nit gluih Moastar gsuin,
Ear muoß ockarst gaun zearst a schuolarbuäble Snyn,
Ond, hens ears graoß buoch lißt, wissa das Namma buächla,
Ear muoß mit ellar macht in d schrifta inna springa,
Er muoß ockarst gaun wärle gar früe auffstaon,
Dearzuosse hens wilaspett wol gar aunkhuyat laon,
Muoß nit gaunfuoga gaun zuonkoban umbhear singa:
Ear muoß sy eaban schoan mit dear Gschrifft kunna mutza,
Ear muoß 1. 2. 3. 4. 5. 6. hens siba jahr
Stupffiran an deam ding, hens ears gaum rgucka gar,
Ond kaon mit sinar lear andara gspana nutza.
Losnet hair Doctar Keilß, awuil eas nih gaun aihra
Aß gkeackle gpffiffa häb, geabt, uihr dean gspana zaihra.

Als es aber Expertus Robertus zu Ende gebracht, vnd nach Doctor Celsus sehen wolte, so war er nicht mehr zu finden, sondern schon zur Burg hinauß.

Ist das nicht, sprach Expertus Robertus, frevel vor allen Menschen geübet, also tödten: also beschönen: also durchgehen.

Ist das nicht, sprach Hanß Thurnmeyer, ein Vrsach gesucht vom Zaun herab? wer hat sich ehe außgeredet, als ein Doctor der Artzney? O möchte es manchem Dieb also gelingen, wie wenig würden deren gehenckt werden. Was soll wol für eine Kranckheit oder Todt seyn können, dessen die Herren Medici nicht also bald angesichts wüßten eine Vhrsach herzufinden? denen man also hin glauben muß, ob man gleich anderst sihet vnd greiffet: vnd wol recht gesagt ist:

Holländer die keine Butter essen,
Flämming die Eyerspeiß vergessen,
Ein Frieß der grüne Keeß verschmacht,
Ein Dännmärcker ohne Gammelmat
Ein Bayer der nie gaß die Muß,
Schwaben die nicht liebten die Nuß:
Westphäbling die vom Speck nichts wissen,
Söster Bawern die jhr Röck nit falten,
Ein Thüring der kein Wildkraut kennt,
Ohn Wurff vnnd Spitz-Barden ein Wend,
Ein Meißner der kein Grantz gern tregt,
Ein Franck der nit gern Kanten fegt,
Ein Sachs der nit gern Bier mitsauffet,
Ein Heß der nit gern beuten lauffet,
Ein Böhm ohne Sepsybe Karva matir,
Schlesier, der nit tranck Weitzen bier,
Elsasser Bawern ohne Zwilch,
Ein Schweitzer, der nicht gern ißt Milch,
Ein Junges Kind ohn Rand vnd Grinden,
Ein Artzt der kein Außred kan finden,
Schneeweissen Mohr vnd schwartze Zähn
Auff Erden man nit bald wird sehn.

Ich förcht warlich, sprach Expertus Robertus zu dem andern Patienten, es werde diese Chur dir eben auch nit viel dienen, vnnd ist ein elend Ding, sich hoher Sachen berühmen, vnd doch im Werck nit leisten können, darumb Doctor Brand gesagt:

Wer Artzneyen sich nimmet an,
Vnd doch den Schad nit heylen kan,
Der ist kein rechter Biederman.

Sprach Freymund, es seye gerathen wie es wolle, so hat der Meister sein bestes gethan, vnd mit dem ist es genug, dann

Wann man den Artzt, warumb? will fragen,
So muß er ja was thun vnd sagen,
Damit die Krancken nit verzagen,
Noch sich selber das Hertz abnagen,
Ob man sie schon zum Grab müst tragen,
So darff es doch dern keiner klagen,
Noch den Artzt zu dem Hauß außjagen.
Viel weniger mit Fäusten schlagen,
Dann man holt jhn mit Roß vnnd Wagen.

---

## Die verliebte Selbst-Mörderin *).

Von G. P. Harsdörfer.

Die Liebes-Neigung bey der Jugend kan mit Fug blind genennet werden, indem der Verstand dardurch so geblendet und vertunckelt wird, daß ein solcher auch wieder sich selbsten zu wüten und zu rasen pfleget, daher Sirach recht ermahnet, man solle doch in allen Sachen das Ende bedencken, so werde uns solches von den Sünden abhalten. Wann man aber dollkühn durchbrechen will, so setzet man sich unbedacht in Leibs und Seelen Gefahr, wie unter andern, auch auß folgender Geschichte zu ersehen seyn wird.

2. Ein Rechtsgelährter zu Orleans hatte eine sehr schöne Tochter, Namens Margarita, welcher höffliche und holdselige Sitten über alle massen liebte ein Student, Wilhelm genannt, dessen Jugend gute Geberden und Verstand der Jungfrauen nicht entgegen waren. Einsten, als sie mit anderer Gesellschafft spatzierten, und dem Studenten zu singen auffgeleget wurde, sein Pfand in dem Gesprächspiele wieder zu lösen, hat er ein Liedlein folgendes Innhalts von dem Irrgarten, bey welchem sie waren, hören lassen.

*) Aus G. P. Harsdörfer's großem Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichte. Hamburg 1666. S. 511 ff.

1.

Meine Sinne sind verwirret,
und auff jedem Weg verirret,
mehr als dieser Labyrinth.
Ich pfleg' hin und her zu wallen,
bald zu stehen, bald zu fallen,
folgend einem blinden Kind.

2.

Ich bin Theseus welcher irret,
den der Zweiffel-Gang verwirret;
aber auß dem Labyrinth,
werd' ich durch den Faden wallen,
Ariadne zu gefallen,
den ich an den Eingang bind.

4. Nach deme nun unter diesen zweyen auß der Kundschafft Freundschafft, auß der Freundschafft Vertraulichkeit, auß der Vertraulichkeit brünstige Liebe worden, sind sie bey einer Basen der Margareta vielmals zusammen gekommen, weil ihr Vatter ein ernstlicher Mann, und die Studenten in seinem Hause nicht gerne gesehen, sondern als unverschämte Mucken von dem Honig-War verjaget. Beeder Verliebten Absehen war der H. Ehestand, und hetten lieber tausend Tod gewünschet, als sich sündlich zu vergreiffen. Auff einem Abend sange er in sein Lautenspiel folgende Verßlein.

## Sonnet oder Klingreimen.

Du bist mein treuer Zeug, O finstre Schatten Nacht!
Du weist was ich erdult' in meinem jungen Hertzen.
Du hörest meine Klag' indem ich bin erwacht,
und weist wie mich der Traum pflegt in dem Schlaff zu schertzen.
Ich spüre fort und fort der Liebe starcke Macht,
ich schau, als mich bedünckt, Cupido Flammen Kertzen.
Wann ich die schöne Somm' entschlaffend hab betracht,
so brennet mich die Glut mit angenehmen Schmertzen.
Wann kommet doch der Tag, der meine Plage heilet?
Wann kommet doch die Zeit, die meinen Sinn vergnüget?
Was mir das Liecht versagt, der Schatten Traum ertheilet,
und mit der Liebsten Bild erfreuet und betrüget.
Wann kommet doch die Stund, das Monat oder Jahr,
Daß dieser falsche Traum im Wercke werde wahr.

5. Hierdurch wurde auch anders theils die Liebes-Neigung ausgewürcket, daß diese beede je mehr und mehr entbrannten durch die Poetischen Gedichte (welche jener mit Fug der Liebe Zunder und Schwefel-Holtz genennet) gleichsam angezündet. Diese papierene Waare, ich sage die Verse, sind dem Studenten unschwer gefallen, und hat er keine Begebenheit unterlassen, solche anzubringen. Als sie auff eine Zeit miteinander spatzierten, und Margareten Rößlein angetroffen, hat er ohne vorsinnen, folgendes Innhalts gesungen.

1.

Mir behaget lieb zu kosen
diese Margariten Rosen,
aller Blumen Ruhm und Preiß.
Ich betrachte mit verlangen
ihre Farbe roth und weiß
wie der Margariten Wangen.
Dieser holden Blumen Ruch',
ist mein allerliebstes Buch.

2.

Eine Musa mir beliebet,
die mich in den Versen übet.
Was die andren mögen seyn,
laß ich in der Schule stehen,
als gemalter Göttin-Stein:
Diese pflegt mit mir zu gehen.
Sie erfreuet meinen Mut,
mit der Schönheit Heurat-Gut.

3.

Mir behaget ihre Tugend,
ihr Verstand und ihre Jugend,
ihre Stimm und roter Mund,
ihre Lippen und Geberden
weisen ihres Hertzen Grund,
dem Verliebsten auff der Erden,
doch verlang' ich nichts nicht mehr,
als was willigt Zucht und Ehr.

7. Also hat sich dieser, beeden jungen Leuten Liebe wohl angefangen, und wie wir melden wollen, sehr übel geendet. Ich sage junge Leute, dann die Jungfrau nicht über 18. der Student aber bei 20. Jahren auff sich hatte. Als sie nun fast täglich miteinander Sprache zu halten pflegten, ist bey vielen so sie gesehen, ungleicher Verdacht entstanden, daß die Base, in welcher Behausung sie zusammen gekommen, Margaritam gewarnet, sie solte zu böser Nachrede nicht Ursach geben, und gedencken, daß solche ihrem Herrn Vattern zu Ohren, und sie dardurch in grosse Ungunst kommen könte. Die Jungfrau antwortete, daß ihre Liebe zu ehlicher Verbündniß ziele, und in den Schrancke der Erbarkeit verbleibe, daß sie sich also dieses Studenten nicht zu schämen. Diese Base verwunderte sich, über diesen Schluß, und wiese sie auff ihre Eltern Einwilligen, unter welcher Gewalt sie were, und nicht leicht geschehen lassen würden, daß sie ein Frembder solte ausser Land führen rc.

8. Nachdem ihr nun die Base versprochen, mit ihrem Bruder von ihrer Verehlichung zu reden, fügte sich, daß der alte Mousson, der Margarita Vatter im verbeygehen seine Tochter in deß Studenten Armen ersihet, deßwegen er sich zwar sehr erzörnet, doch vorbey gegangen und seinen Grimm außzuschütten andre Gelegenheit erwartet. Als er nun nachgefraget, wer dieses Studenten Eltern, und erfahren daß es eine anständige Heurat für seine Tochter, hat er doch verschworen, sie jhme nicht zu lassen, weil

er ihn nicht ansprechen, und wie gebräuchlich, die Werbung bey ihme eh angebracht, als er zu ungleichen Gedancken und bösen Nachreden Ursach gegeben.

9. So bald nun Margareta nach Hause kommet, verbietet ihr Vatter, daß sie ohne Gesellschafft ihrer Mutter nicht mehr auß dem Hause gehen solte, bei Verlust seiner Gunsten, und Enterbung seiner Güter. Hierauff antwortete sie gar sehr verständig, daß ihme, als einem Vatter gebühre Gesetze fürzuschreiben, ihr als seine Tochter demselben zu gehorsamen. Der Mutter hatte er auch Befehl gethan, sie solte dieser den Zaum nicht mehr so lang lassen, daß die Freyheit der Jugend ein rechter Irrgarten, darinnen sie sich leichtlich verlieren können.

10. Was nun vorgegangen, berichtete Margareta an ihren Studenten, und sendete ihm den Brief durch ihre vertraute Magd zu, benebens Versicherung, daß sie in ihrer Liebe beständig bleiben wolte, und keinen, oder ihn zu einem Ehegatten haben. Er hingegen verschriebe sich zu ihrem leibeignen Knecht, der biß in den Tod der ihrige verbleiben würde &c. So bald sie solches verstanden, hat sie sich endlich entschlossen, lieber zu sterben, als einen andern zu freyen, und ein Denckmal zu hinterlassen, daß die Eltern der Kinder Willen nicht tyrannisiren, und ohne genugsame Ursachen, zwingen und gewältigen sollen.

11. Der Vatter hatte sie nun einem andern versprochen, deme sie nicht wiedersprechen dörffen, und wurde der Tag ihrer Trauung benennet, darauff sie sich auch gefaßt machte, und die Nacht darvor an ihren Vatter und an ihren Liebsten Briefe geschrieben, in welchen sie von ihnen mit erbärmlichen Worten Urlaub nahme, und in ihren schönsten Kleidern, als eine Braut geschmücket in dem Hoff auff- und abspatziret, und sich nach etlichen vermeintlich andächtigen Gebetlein, von dem bösen Geist so verblenden lassen, daß sie sich in den Brunnen zu stürtzen gewillet, und als sie ihre Magd von sich geschicket ein Betbuch zu holen, hat sie gesagt: Mein Liebster, weil ich mit dem Munde gewilliget, einen andern als dich zu lieben, so will ich auch mit dem Munde büssen, und dardurch mein Leben enden.

12. Nach diesen Worten wendet sie sich gegen ihres Vatters Schlaffkammer, und schrye mit lauter Stimme: Komm nun du tyrannischer Kinder-Mörder, schaue an das Opffer deiner einigen Tochter! Wann du meinen Tod bereuest, so foltu wissen, daß deine Grausamkeit dergleiche verdienet hat. Mit diesen Worten, weil sie ein Geräusch in der Kammer gehört, und ihre Magd wider kommen, hat sie sich in den Brunnen gestürtzet. Die Magd und der Vatter sind zwar fast unbekleidet zugelauffen, haben ihr zugeruffen, und sie gebetten, sie solte sich an die Brunnen Eimer halten und versprochen, alles zu thun was sie wolte, solte doch nur sich selbsten nicht vmb das Leben bringen. Sie aber hat geschryen: Mein Gott erbarm dich meiner! und so starck sich an dem Brunnen Seil gehalten, daß der Vatter und die Magd sie wiederumb herauß gezogen.

13. Weil sie sich nun zerstossen und zerfallen hatte, war zwar der Vatter widerumb ein wenig getröstet, liesse sie in ihr Kammer tragen, und verhoffte ihre Genesung; sie aber erkennte ihre Sünde die sie wider Gott, ihre Eltern und wider sich selbst begangen, begehrte deßwegen ihren Beichtvatter, der sie nach wahren Zeichen der Busse, Gottes Barmhertzigkeit versichert, und hat sie also mit anbrechendem Morgen ihren Geist auffgegeben. Der Vatter hat den hinderbliebenen Brief gelesen, und bitterlich darüber geweinet, wie auch ihre Mutter, die doch an der That nicht schuldig ware, und ihrem Mann vielmals gesagt, daß er in seinem hohen Alter noch nicht studiret, wie einer verliebten Jungfrauen umb das Hertz sey. Uber diesen Todesfall hat sich am meisten betrübet der Student, welcher auß den hinderlassenen Brieflein verstanden, daß sie wegen seiner lieber sterben, als einem andern zu theil werden wollen, darüber er folgende Grabschrifft gestellet.

14. Unter den berühmten Frauen,
hat Lucretia die Ehr:
so der reinen Keuschheit Lehr,
durch den Selbstmord lassen schauen.
Aber unter den Jungfrauen
hat die Margaris den Preiß
die beständig ohn Geheiß,
ihr den Tod selbst wollen trauen

---

## Festus redet mit Aurelius von seiner Liebe zu Frl. Even Marien, welche Begebnis hier erzählt wird *).

Von A. H. Bucholz.

Es verweilete sich gleichwol ihr Aufbruch in den dritten Tag nach ihrer Ankunfft aus Mangel guter Gesellschafft, und befand Festus sich die Zeit über mit schwermüthigen Gedancken beladen, dessen Ursach Aurelius zwar merckete, aber sich dessen nicht vernehmen ließ, daher er ihn eins-

*) Aus: Der christlichen königlichen Fürsten Herkuliskus und Herkuladisla, auch Ihrer Hochfürstl. Gesellschafft anmuthige Wunder-Geschichte. Frankfurt und Leipzig, 1713. S. 121.

mals fragte, ob er sich am Leibe oder Gemüht übel befünde. Worauf er antwortete: Du wirst, lieber Bruder, mein Anliegen sehr wol wissen, welches mich daheim zu peinigen pflegete; eben dasselbe hält annoch bey mir an, und ob ich mir zwar vorgenommen habe, es gantz aus dem Sinne zu schlagen, und es meinem Gott und Heilande heimzustellen, wie ich ihm dann solches in meinem täglichen Abend- und Morgen-Gebeht andächtig befehle, so macht mir doch die Erinnerung manchen traurigen Angst-Seufftzer, weil ich in lauter furchtsamer Hoffnung lebe, und wie Du weist, gantz keine beständige Erklärung auff mein Hertzinbrünstiges Ansuchen bisher erhalten mögen. Drücket Dich dieser Schuh noch, mein Bruder, und zwar in der so weit abgelegenen Ferne? sagte Aurelius: Du weist ja, wie es mit dieser Deiner Heimlichkeit eine Bewandnis hat, und Du Dich nicht fürchten darffst, daß einiger ander Mensch, wer der auch seyn mag, Dir diesen Deinen Schatz entziehen wird, da er sonst Willens ist, sich einigem Menschen zu ergeben. Ja, mein Bruder, sagte Festus, es ist ja wol etwas, aber wie, wann ich dessen so wenig als ein ander geniessen soll, wird mir dann solches meine Geister stillen können? Traue Deinem Gott, sagte Aurelius, und stelle es dessen Versehung anheim, dann was will oder kann Dein Tichten und Trauren helffen, wann es wider Gottes Willen seyn sollte? Hat aber derselbe es versehen, so wird er auch die Gemühter schon also lencken, daß sie seinem Willen sich ergeben.

Es betraff aber dieses Gespräch die Liebe Herren Festus oder Herkuliskus, welche er zu Frl. Even Marien, König Ladislaen Frl. Tochter trug; dieselbe war nunmehr 16 Jahr und 30 Wochen alt, und von ihrer lieben Mutter Königin Sophien zu allen Hoch-fürstlichen Tugenden auferzogen. Sie war über die Masse schön von Angesicht, zart von Leibe, und sehr klenlich von Gliedmassen, doch einer mittelmäßigen Länge, und war ihre höchste Belustigung, daß sie in der Heiligen Schrifft und andern gottseligen Büchern lase, wie sie dann nebst Frl Elisabeth, König Herkules Frl. Tochter (welche 14 Wochen älter als diese) in Griechischer und Lateinischer Sprache wohlunterrichtet war, da sie hernach zur Lust von ihren beyden Brüdern, Herkuliskus und Herkuladisla die Persische Sprache lerneten, daß sie dieselbe wohl verstehen und ziemlich reden kunten. Die beyden jungen Herren waren anfangs mehrentheils an Herkules Hofe, woselbst sie auferzogen und unterrichtet wurden. Hingegen die Fräulein zu Prag bey Königin Sophien; wiewol gar zeitig früh sich eine hohe Neigung zwischen ihnen spüren ließ, daß Herkuliskus gerne mit Frl. Even Marien, Herkuladisla aber mit Frl. Elisabeth umging. Da diese Fräulein kaum 12 Jahr alt waren, und die Eltern die festen Gedanken fasseten, es würde aus dieser kindlichen Liebe mit den Jahren eine inbrünstigere entstehen, daß sie einander heyrahten solten, welches dann ihr einiger Wunsch war in dieser Welt, da ließ Frl. Eva Maria sich stets vernehmen, wie große Beliebung sie trüge, ihr Leben in steter Jungfrauschafft zuzubringen; welches ihre liebe Eltern nicht sonderlich beantworteten, weil sie gedachten, es würden die Jahre ihr wol andere Gedanken eingeben.

Es trug sich aber einsmahls zu, wie König Herkules und Valiska, nebst den beyden jungen Herren, König Ladisla zu Prag besuchten, da Frl. Eva Maria das dreyzehnte Jahr bey nahe geendiget hatte, daß Königin Sophia in der jungen Herren Gegenwart zu Königin Valisken sagte: Hertzgeliebte Fr. Schwester, ich muß eurer Liebe meiner Tochter Gedancken zu erkennen geben, welche sie so fest auf den Stand der steten Jungfrauschafft gebauet hat, daß sie sich täglich vernehmen lässet, sie wolle nimmermehr sich in den Ehestand begeben, sondern in diesem ihrem jetzigen Stande, biß an ihres Lebens Ende verharren. Königin Valiska liebete dieses Fräulein hertzlich, und weil sie dasmahl ihr allernächst saß, umfieng sie dieselbe mit einem innigen Kusse; hernach gab sie Königin Sophien diese Antwort: Daß der Jungfern-Stand ein heiliger und Gottwolgefälliger Stand sey, daran hat ein Christ nicht zu zweifeln, maſſen der Apostel Paulus in seinem ersten Send-Brieffe an die Gläubigen zu Korinth es gnugsam sehen lässet, wie weit er den reinen Jungfern-Stand dem Ehelichen vorziehe; nicht daß er den Ehestand solte verwerffen, oder vor unrein halten, weil ja ausser allem Zweifel derselbe von unserm Gott selbst eingesetzet ist, und zwar als der Mensch noch ohne Sünde im Stande der Vollkommenheit lebete, daher dann derselbe Apostel am andern Orthe besihlet, daß die Ehe ehrlich gehalten werden solle bey allen; und wer könnte solches leugnen, nach dem uns ja bewust ist, daß Gott selbst saget: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey, ich will ihm eine Gehülffin machen, die um ihn sey. Worauf er den ersten Menschen Adam in einen tieffen Schlaff fallen ließ, aus dessen Leibe er eine Riebe nahm, und die Even darauß machete, welche er dem Adam zuführete, und sie mit einander ehelich trauete; daher ists unmöglich, daß ein Mensch sündigen solte, wann er in einen von Gott dem Herrn selbst geordneten Stand tritt, da es nur gebührlicher Weise geschieht. Ich gestehe aber gerne, daß der Jungfern-Stand in reiner Keuschheit geführet, ein heiliger und fast ein Wunder-

Stand sey: Aber diese Gabe, ohn böse ärgerliche Gedancken und Begierde seine gantze Lebens-Zeit biß ans graue Alter hinzubringen, ist wegen angebohrner Fleisches-Schwachheit sehr wenigen gegeben, daher auch unser Heiland saget: Dieses Wort fasset nicht jedermann; und eben darum räht man allezeit gerne zum Ehestand, weil man's nicht leicht bey jungen erwachsenen Leuten vermuthet, daß sie diese Gabe haben solten. Da heissets demnach, es ist besser freyen, dann Brunst leiden; es ist besser, in ehlicher Zucht und Liebe mit seinem Ehegatten leben, als im Jungfrauen Stand also verbleiben, daß die fleischlichen Anfechtungen einen Menschen reitzen, und wol gar zu stummen Sünden bewegen solten.

Betreffend aber meine Fräul. Base, so träget dieselbe den Nahmen, beydes der ersten Ehefrauen Even, unser aller Mutter, und den Nahmen einer gantz keuschen, reinen und hochgeheiligten Jungfer, nemlich der Mutter unsers Heilandes, der Marien; stehet ihr auch frey, den Ehe-Stand, oder den Jungfräulichen zu wählen, wann ihre Eltern einwilligten; aber weil sie annoch jung ist, und sich selbst nicht prüfen kan, soll sie ja nicht sagen; sie wolle im Jungfräulichen Stande bleiben; sie wolle in keine Heyraht sich einlassen, weil sie ja nicht wissen kan, ob ihr Gott nicht wol bereit einen Ehegatten ausersehen habe, dessen Willen zu widerstreben, nichts als verwegene Frechheit sein wolte. Derwegen muß sie in Stille und Gehorsam der Schickung Gottes erwarten, und derselben sich gerne unterwerffen. Zwar ich muß bekennen, daß wann mein Schatz Herkules in der Welt nicht wäre gewesen, würde ich schwerlich Lust und Liebe zum Ehestand bekommen haben, dann mein Gewissen gibt mir Zeugnis, daß ausser denselben ich die gantze Zeit meines Lebens noch keinen eintzigen Mann gesehen habe, dem ich mich, wie mich däucht, hätte können zur ehelichen Liebe und Gehorsam unterwerffen; Aber solche Gedancken habe ich nie in mein Hertz gefasset, daß ich mich hätte wollen zum Jungfräulichen Stande verlobet haben, es hätte mich dann mein Gott so hart gestraffet, daß er mir meinen Herkules vor unser Vermählung durch den frühzeitigen Tod hinweg gerissen, alsdann würde ich ausser allem Zweifel durch übermäßige Bekümmernis und Trauer abgemattet, ihm bald gefolget seyn. Das ich nun zum Ende meines Verhabens komme, so will ich meine hertzliebe Frl. Base Mütterlich gewarnet haben, ihr den ewigen Jungfern-Stand nicht gar zu tieff einzubilden, damit sie nicht vermessentlich handele, noch daher in Versuchung falle. Ja, liebte sie mich und ihre Fr. Mutter kindlich, nach rechtschaffenem Gehorsam, soll sie uns alsbald versprechen, daß vor Ausgang des sechs und zwantzigsten Jahrs ihres Alters, Sie zu solchem Stande sich nicht verloben wolle, ob derselbe sie wolle heissen ehelich werden oder nicht.

Herkuliskus hörete diese Rede seiner Fr. Mutter mit hertzlicher Vergnügung an, aber überaus hefftig erschrack er, als er diese Antwort der Fräulein hörete; Gnädigste hertzgeliebte Fr. Base, als Mutter zu ehren; ich bedancke mich in unterthänigsten kindlichen Gehorsam, vor die ertheilete Unterrichtung; und wie ich den heiligen Ehestand nimmermehr werde verachten, oder einigen Menschen davon abrathen, also zweifele ich nicht, daß die heiligen Gedancken, die bißher den jungfräulichen Stand mir so angenehm und werth gemacht haben, werden in mir erhalten werden, und mich je länger je mehr in meinem Vorsatz steiffen und bestätigen, weil ich ohn das meinen andern Namen Maria viel höher und werther, als den Namen Eva schätze, ob ich gleich sehr wohl weiß, daß ich ein schwaches und gebrechliches Kind bin, und mich der heiligen Mutter des Herrn nicht im geringsten zu vergleichen habe, welcher Stoltz auch ferne von mir ist. Damit auch meine Gn. Fr. Königin und Frau Mutter meinen Gehorsam wissen mögen, will ich das mir vorgestellete Ziel der 26 Jahre hiemit und krafft dieser kindlichen Verheissung angenommen haben, und biß dahin keine Verlobung der Jungfrauschafft vornehmen, obgleich der Vorsatz bey mir vest bleiben möchte.

Diese Rede wolte Königin Valiska beantworten, aber Herkules und Ladisla tratten zu ihnen hinein, sie fragend, ob dem Frauen-Zimmer geliebete zur Lust mit auszufahren, und der angestelleten Hirsch-Jagd zuzusehen: welches sie ihnen wol gefallen liessen, da dann die beyden Königinnen in einer kleinen Kutsche bey einander blieben, die beyden Könige zu Pferde fortgiengen, und Herkuladisla bey Frl. Elisabeth anhielt, sie möchte ihr nicht zuwider seyn lassen, ihn vor einen Reisegefährten in ihre Kutsche aufzunehmen, alsdann wolte er seine Frl. Schwester vermögen, seinen geliebten Bruder Herkuliskus zu ihr auffsteigen zu lassen; welches doch dieser gerne abgewendet hätte, wann es Ehren halben hätte geschehen können, dann sein Hertz war aller Dinge über der Fräulein Rede erschlagen, daß er fürchtete, er würde seine Schwermüthigkeit nicht können verbergen. Weil aber Frl. Elisabeth ihres Oheims Gesellschafft gerne annahm, und Herkuliskus nicht umhin kunte, deswegen selbst bey Frl. Even Marien anzuhalten, ward ihm solches auch willig gegönnet, da dann Herkuladisla mit seinem geliebten Fräulein allerhand freundliche Unterredung hielt, weil

dieselbe ihm von Hertzen gewogen war, und bereit in dieser Jugend die Liebes-Pfeile in ihrer Seele empfand, wiewol sie es dergestalt zu verbergen wuste, daß weder er selbst, noch einiger ander Mensch dessen ichtwas an ihr merckete.

Herkuliskus aber besinnete sich, was vor Gespräch er mit dem Fräulein anstellen wolte; aber sie gab ihm bald Anlaß nach seinem Willen, da sie ihn fragete, wie bald er seine Reise nebst ihrem Bruder nach Franckreich zu König Hilderich fortsetzen würde, die Ehre von ihm zu begehren, daß er sie zu Rittern schlüge; er hoffete, dieser Reise von seinen lieben Eltern zu rechter Zeit gewähret zu werden, wiewol er wenig Vergnügung daselbst antreffen würde, gelebete sonst der Zuversicht zu ihrer Liebe, dieselbe würde es ihr nicht lassen zu wider seyn, daß er nebenst seinen lieben Bruder Herkuladisla diese Frühlings-Zeit sich bey ihnen zu Prag aufhielte, und einen oder andern Monath daselbst zubrächte. Nun trug das Fräulein gegen ihn eine recht schwesterliche Zuneigung und Liebe, daher sie solches gantz gerne vernahm, und ihm zur Antwort gab: Es würde nicht allein ihr, sondern auch seiner Fräul. Schwester, Frl. Elisabeth, solches sehr angenehm seyn, als welche grosse Begierde trüge, sich mit Mannesbildern im Tantzen zu üben, welches Hof-Junckern und andern edlen Jünglingen zu thun, sie gar kein Belieben hätte, und daher Gelegenheit suchen würde, mit ihnen, als Brüdern und Oheim solches fortzusetzen; Sie aber ihres Theils achtete dieses Springens und Hüpfens gantz nicht, weil sie es vor gar zu eine irrdische Lust schätzete, und davor lieber die von seinen Eltern gemachte geistreiche Lieder spielete und sünge. Worauf er zur Antwort gab; so wird mein geliebter Bruder Herkuladisla vor mich sehr glückselig seyn, weil an meiner Frl. Schwester, deren er in Ehren ergeben ist, er solche Gesellschaft wird haben können, wie ich dann wol weiß, mit was Gedancken sein Hertz umgehet, und ich mirs doch nicht darff mercken lassen, daß ichs wisse, hoffe auch, es werde eure Liebe diese meine Worte keinen andern Menschen wissen lassen; mich wundert aber, daß meine Frl. Base der ehrliebenden Tantz-Uebung so abhold ist, ja dieselbe, wie mich dünckt, fast vor unzulässig hält.

Zwar daß sie hohes Belieben trägt, die geistlichen Lieder zu spielen und singen, ist sehr rühmlich, und gibt sie dadurch ihre Gottesfurcht an den Tag; weil wir aber Menschen sind, und unmöglich ist, daß unsere Andacht zu Gott immerzu feurig seyn könne, sondern auch zu Zeiten wir einer leiblichen Ubung und zulässigen Ergetzlichkeit bedürffen, insonderheit wann wir unsern Fürsten-Stand betrachten, alsdann wird uns wol erlaubt seyn, solche und dergleichen Ubungen fortzusetzen. Will gleichwol dieses nicht aus solchem Vorsatz geredet haben, ihr Vorbringen zu straffen, sondern bloß anzuzeigen, daß eure Liebe ohn einigen Gewissens-Anstoß wol könne solchen züchtigen Täntzen beywohnen, und darinnen sich zu Zeiten üben, weil ohn das solche Bewegungen der Gesundheit zuträglich sind, und unsere Gliedmassen in gutem Wolstand erhalten. Ich stelle aber dieses alles bey Seit, und bitte mir zu verzeihen, daß ihre mit meiner Fr. Mutter geführte Reden mich überaus bestürtzt gemacht haben, wie auch nicht weniger ihren geliebten Bruder selbst, da sie sich der ewigen Jungfrauschafft zu ergeben, und den Ehestand zu meiden sich vernehmen lässet. Nicht, meine in Ehren hertzgeliebte Frl. Base, nicht lasset solche Gedancken euer Hertz einnehmen, sondern stellet es dem Willen des Allmächtigen Gottes anheim, und erinnert euch dabey, daß wie derselbe eurer Liebe alles das mit großem Ueberflusse mitgetheilet, was an einem Fräulein vor schön gerühmt wird, also werde derselbe euch solches nicht vergebens zuwenden, sondern, daß in künfftig euer Gemahl dadurch erfreulich vergnüget werde. Will sonst nicht wiederhohlen, was meine Fr. Mutter von dem heiligen Ehestande angeführet hat, nur daß ich neulich eine Schrifft gelesen, in welcher sehr nachdencklich angezogen ward, was vor grosse Vergnügungen ein Mensch im wolgerathenen Ehestande geniesse, und wie eine elende Beschaffenheit es dagegen mit dem ehelosen Stande habe, und solches insonderheit an Seiten der Frauenbilder, die ohn das ihrer Schwachheit und Unvermögens wegen, eines Hauptes und Schutzes sehr wol bedürffen. Zwar so lange eure liebe Eltern im Leben sind, würde es ihr an Schutz und anderer Nothdurfft nicht ermangeln, aber wann dieselben ihr nach Gottes Willen dereins werden abfallen, und sie selbst dem unvermögenden Alter nahen, dann würde Sie auf diesen unverhoffeten Fall es befinden, wie eine Verstossene dieselbe sey, die keinen Ehefreund hat; Zugeschweigen, daß eine veraltete runtzlechte Jungfer auch der Kinder Spott seyn, und sich wol von ihren Mägden höhnen lassen muß.

Das Fräulein verwunderte sich dieser Rede überaus sehr, insonderheit, da sie sahe, wie ernstlich er sich dabei bezeigete. Sie wolte aber eine Kurtzweil draus machen, und gab ihm zur Antwort: Durchl. Herr Oheim; was eure Liebe von der Widerwärtigkeit anführet, welche den ledigen Weibsbildern nach ihrer Eltern Ableben zustossen könne, dessen habe ich mich gantz befreyet zu seyn eingebildet, und mich versichert gehalten, daß so lange mein hertzlieber Bruder

und eure Liebe am Leben sind, mirs an Schutz und wahren Freunden nicht mangeln könnte; Wer demnach mir den Jungfern-Stand unangenehm machen wolte, müste aus andern Gründen meinen Willen und Vorsatz bestreiten. Herkuliskus wuste nicht, was er hierauf antworten solte, weil er sahe, daß sie seine Verliebung gegen sie nicht merckete, oder doch nicht mercken wolte, wie sie dann in Wahrheit auch nicht anders meynete, als daß seine gute Zuneigung bloß wegen der nahen Anverwandtschafft entstanden wäre; endlich sagete er: Durchl. Fräulein, an ihres Bruders und meiner gäntzlichen Ergebenheit, hat eure Liebe im wenigsten nicht zu zweiffeln, und würde ich ungleich lieber und freudiger mein Blut und Leben einbüssen, als zugeben, daß ihrer Liebe einiges Leyd angethan würde, welches, gilt gleich, durch meine Krafft oder Verderben könte abgekehret werden. Wann aber ihre Liebe mit der Zeit einen geneigten Willen zum Ehestande annehmen könte und wolte, würde dieselbe keinen Menschen in der gantzen Welt, als mich, dadurch höher beseeligen, weil mir unmöglich ist, glückselig zu seyn, als lange dieselbe in solchem Vorsatze verharret, und ihrer Liebe ichs länger zu verschweigen nicht vermag, daß die Hoffnung, dermahleins ihr angenehmer Diener zu werden, der einige Aufenthalt meines Lebens ist, wie ich mir dann gäntzlich vorgesetzt habe, keiner Fräulein dieser Welt, als bloß allein ihrer Liebe mich zu ergeben; Kann nun diese meines Hertzens Beichte derselben nicht angenehm seyn, so wolte dieselbe aufs minste mir diese Gnade und Freundschafft erzeigen, daß, was ich anjetzo vorgebracht habe, in dem tieffsten ihres Hertzens verschlossen bleibe.

Durchl. Oheim, sagte sie mit einer Bestürtzung, ich hätte nicht gemeynet, daß derselbe gegen mich einen solchen Willen trüge, insonderheit, weil ich meine Kinder-Schuh noch nicht vertretten, und in der einfältigen Jugend lebe; da auch ein ander, wer der gleich seyn möchte, mir solches vortrüge, ichs nicht ohn Anzeige eines schweren Unwillens beantworten würde; Weil aber unsere nahe Anverwandtschafft nicht zugeben will, daß ich auf eure Liebe zürne, und meine Eltern, dieselbe zu ehren, mir ernstlich gebotten haben, soll ihr solches Vorbringen vergeben seyn, und, ihrem Begehren nach, verschwiegen bleiben; nur bitte ich, mein hinführo mit dergleichen Reden zu verschonen, und sich zu versichern, daß mein Vorsatz, den jungfräulichen Stand nicht zu ändern, nicht bald werde gebrochen werden; aber auch, daß mit meiner Schwesterlichen Liebe und Ergebenheit ich nimmermehr von ihm absetzen wolle. Dem guten Herkuliskus war dieses nicht anders, als ein Schwert in der Seele, hätte auch gerne es beantwortet, aber Sie naheten dem Jagd-Platze, und ritten unterschiedliche Ritter herzu, das Fräulein auf die Schaubühne zu begleiten, da dann nach geendigter glücklicher Jagd sie auf der Heimreise sich anderweit vergesellschafften, so daß Königin Valisca Frl. Even Marien, Königin Sophia Frl. Elisabeth zu sich nahmen, und daher Herkuliskus und Herkuladisla bei einander blieben.

Es hatte aber Herkuliskus nachgehends so viel Hertzens nicht, bey dem Fräulein um Liebe weiter anzuhalten, weil er hörete, daß sie aller ehelichen Verpflichtung sich zu enthalten Willens war; wiewol nachgehends, da diese beyde junge Fürsten aus Franckreich und England wieder zu Prag anlangeten, da die Fräulein etwas besser zu ihren mannbahren Jahren kommen waren, Herkuliskus das Fräulein überaus hefftig anstrengete, und ihren Bruder zu Hülffe nahm, aber dannoch keine gewierige Antwort erhalten kunte, nur daß sie bey dieser ihrer endlichen Erklärung blieb, dafern ihr Gott den Sinn zu heurathen geben würde, solte ihr Oheim Herkuliskus versichert seyn, daß kein Mensch in der Welt als er, ihr Hertz und Willen zu ehelicher Verpflichtung haben solte; mit welcher ungewissen Verheissung er sich muste abspeisen lassen, als er die morgenländische Reise anzutretten, Abscheid von ihr nahm. Auf seinen Abzug aber begunte das Fräulein allgemählich ihr Hertz und steiffen Sinn zu ändern, welches Frl. Elisabeth verursachte; dann derselben hatte ihr Bruder Herkuliskus diese seine Heimlichkeit, welche er vor seinen Eltern verschwiegen hielt, geoffenbahret, und sie inständig ersuchet, daß sie nicht allein bey der theuren, Herrn Herkuladisla gethanen Versprechung beständig verharren, sondern auch ihre Base Frl. Even Marien ihm zur ehelichen Treue gewogen zu machen, nicht ablassen möchte; Wie sie dann ihm solches vestiglich versprach, und Zeit seiner Abwesenheit sie dergestalt strengete, daß da unsere Helden vor dißmahl sich zu Susa aufhielten, sie ihr schon diese Anzeige gethan hatte, daß sie ihr Hertz je länger je mehr dem Ehestande gewogen befünde, und sie in ihrer unverständigen Jugend ihr die Gedancken hätte gemacht, als wann die Zufälle des Ehestandes ihr unerträglich seyn würden; aber so glückselig war Herkuliskus nicht, daß er solches vor Wiederkunfft in sein Vatterland eigentlich erfahren mögen; Ja, es ward ihm auch hernach noch ziemlich schwer von ihr gemacht, weil sie in diesem Stücke sehr wanckelmüthig war, und nach gethaner guten Vertröstung doch wieder zurück treten wolte, einwendend, sie dadurch ihr Gewissen verunruhen, und einen stets nagenden Wurm in ihrer Seele haben würde, so daß noch endlich ihre Eltern sie

mit Ernst vermahnen musten, und durch Anführung allerhand vermuthlichen Unglücks, so auf ihre beständige Wegerung folgen würde, sie dahin bewegeten, daß sie sich erklärte, ihrem Willen und Befehl ein Gnügen zu leisten; wovon an seinem Ort ausführlich wird zu melden seyn. Vor dißmal, als Herkuliskus oder Festus mit seinem vertraueten Freunde Aurelius zu Susa hievon redete, erklärte er sich endlich, seinem Zweifelmuth zu wehren, und Gotte zu trauen, derselbe würde es nach seinem gnädigen Willen schicken, daß er ihm vor völlige Vergnügung würde können von Hertzen dancken.

---

## Von der Einbildung oder vorgefasten eingebildeten Meinungen der Menschen.

Von J. B. Schuppe.

Ha! ha! ha! Die opinion hat viele betrogen. Das weibliche Geschlecht, das hat je und allezeit geherrschet, und herrschet noch immer, entweder durch List, oder mit Gewalt, oder doch fein heimlich. Wolt ihr und eben die Stiefel zu Nürnberg verdienen? Doch trollen sich diejenige, die da sagen Ehestand Wehestand. Denn, sagen sie, hat nicht der fromme Socrates mit der frömsten Xantippe hinter sich auß sich müssen schleppen? und ist bei dem Ehebette nicht immerdar Zanck, Sturm und Streit? aber solche Leute möchten wol ein wenig Hauptpillulen schlucken zu ihrer Gesundheit, doch wie kan doch solcher Stand unglücklich sein, darinnen eine solche Königin herrschet, die viel hurtiger und wachsamer ist als die Gänse zu Rom im Capitolio gewesen, die im Haus herumb laufft, wie ein lebendiger Bratspieß, die es vor Capital hält, wenn jemanden wider ihren Willen solte ins Haus schmecken, es müste solchem nicht anders gehen als dem Remo, der die Mauren der Stadt Rom überstiegen hatte, und muste darüber den Kopf hergeben. Eines Mannes Hertz darff sich auf sie verlassen. Ihr Liecht verleschet nit, wann sie nur Oel genug hat. Da regnets eitel Glück, daß man im Koth sitzt biß über die Ohren, da hagelts mit Reichsthaler zu, daß es Beulen gibt. Da bauet man da brauet man; summa da sitzt St. Peter auff dem Tach und wirfft Biren herab, und St. Clauß faul Aepffel wieder hinauff. Viele sitzen auf dem Rathhaus und sind große Hansen, weil sie für solche gehalten und angesehen werden. Fragstu wer sie so hoch bringe? Der erste Beförderer ist fressen und sauffen, ihr bester Lehrmeister mitmachen. Wenn darzu kombt die Gunst und der Zeit Gelegenheit, komt man alsdann bald hoch ans Bret. Es ist die verwegene Künheit glücklicher als der mühsame Fleiß gelehrter Leute. Es fragte einsmalen ein Deutscher Fürst seinen Hof-Juncker der ihme lange Zeit aber vergeblich gedienet, indeme er gleich andere seine Cameraden mit keinem Ampte versehen worden, und sprach: hör, wann wilt du einmal witzig werden? hierauff antwortete er: gnädiger Fürst und Herr, ich bedarff jetzo den Witz noch nicht, wann ich aber ein vornehm Ampt hätte, und hätte alsdann schon so viel Schifern im Kopff, daß man ein Tach mit decken könte, so würde man mich doch Ampts wegen für einen klugen Mann halten. Warum? Darum: Mundus vult decipi opinionibus; die Welt will betrogen sein, der Holländer aber, de Werlet wil beloft sin. Ich habe offt bei mir angestanden und gedacht, wer doch nützlicher sei, ein böser politicus mit guter opinion, oder ein rechtschaffener aber von böser opinion? Die Ursach zu zweiffeln ist, daß auch die Herren Geistliche durch opinionen betrogen und verführet werden; da mancher zum Pfarrampt kembt und erhoben wird, dann durch Freundschafft, dann durch Gifft und Geben, dann durch andere Ursachen, doch rühmen sie sich des göttlichen Beruffs, Gottes Bottschaffter, Außleger göttlicher Geheimnüsse, Gottes Haushalter. Was meinet ihr, solte Gott durch solche Leute seine Heerde verkauffen? solten solche nicht ehender dem Aristoteli als den Märtyrern den Himmel bauen? In dem sie die Bibel auß der Metaphysik, diese aber auß der Bibel erklären. Solten diese nicht durch opinion betrogen werden, indeme sie, damit sie was zu thun haben, die Türcken, Barbaren und andere bekehren wollen, die sie nit gesehen, auch nit sehen werden. Saget mir, liebe Zuhörer, wo ihr jemalen gelesen, daß der Teuffel vor einem elenden Syllogismo gelauffen, du seiest gleich wer du wöllest, wann du mit dem Teuffel und seinen Anhang zu thun hast, kanst du nicht anderster, als durch die Furcht Gottes gegen ihnen bestehen und sicher sein. Wann bei der zu Franckfurt jüngsthin entstandener Feuersbrunst alle Postillen verbrant waren, würden viel dafür halten, daß so viel Menschen nicht könten zu Gott bekehret werden, aber sie werden von der opinion betrogen werden. Bekant ists, worinnen das rechte Kunststück eines rechtschaffenen Predigers bestehe? nicht in großer invention oder künstlicher Abtheilung der Predigt. Das ist die beste Richtschnur aller Kunst und Geschicklichkeit, die der h. Geist, wann er fleißig angeruffen wird, dargibt. Diejenige Predigt die mehr auß der Postilla als auß rechtem Hertzen geschöpffet wird, ist nicht so warm und hitzig. Dann es nach dem Poeten heißen sollte:

In uns ist Gottes Geist, der uns weist,
der Geist und Mut regieret und uns zum Himmel führet.

Es bestehet auch nicht in prächtiger und mit Fleiß angenommener pronunciation und Außsprach. Es ist genug mit der Sprache reden die Gott giebet und formieret.

Viel schreien überlaut und ruffen auff der Cantzel
nicht anders, als wann Hans seine Grete führt zum Tantze.

So bestehet die Predigtkunst auch nit in seltzamer und vielfältiger Bewegung. Die action oder Bewegung auff der Cantzel ist die ziemenste, wann Bescheidenheit vor die abenteurliche Geberden gebraucht wird; sondern stehet vielmehr in heiligen Leben und Wandel, vergebens lehret, der fliehet, das er thun, und thut was er fliehen sol. Eine rechteiferig gemeinte Predigt, ob sie gleich gering und schlecht, bauet mehr als tausend hochkünstliche alamodische. Daß die Wolredenheit etwas hierbei außrichte, gestehen wir gerne, aber auß der Postilla nicht genommen. Die Calvinisten in Holland disputieren um Hals und Kopff, der Mensch habe seinen freien Willen auch in weltlichen Dingen verloren: werden aber von der opinion betrogen. Dieses aber ist wahr und wohl zu glauben, daß die Männer bei ihren Weibern solchen verloren haben: den die Weiber in aller Vollkommenheit besitzen und genießen, welches keiner so nur in Amsterdam gegucket in Abrede sein wird, und gefraget wer hier oder dar wohne, daß ihm nit geantwortet worden seie, Cornelius wohne da. Die heiligen Closterbrüder (wollen nicht unwillig werden, daß ich sie heilig nenne) wie betrügen sie doch die arme Leute mit so heiligen und scheinbaren opinionen und Einbildungen. Sie fliehen Ehre und Reichthumbe, haben aber nichts liebers als daß man sie damit jaget. Wer ist der nicht gerne höre, er seie bei seinen Zuhörern in großem Lob und Ansehen. In den Büchern die sie schreiben von Verachtung Hoheit, Ehr und Reichthumb untersetzen sie ihre Namen mit großem Gepräng, Pomp und Tituln. Es werden gefunden, die da meinen, sie können kein Recht finden, sie haben dann ein halb tausend Thaler in einer Sach verrecht oder ein halb dutzent Rechtsgelehrten reich gemacht, werden aber von der bösen opinion heßlich betrogen. Die besten Richter werden zu Hof in den Küchen gefunden, da wird jedem sein jus, verstehe das Frühestück wol und genau abgemessen und zugetheilet. Drei Hauptstücke sind bei der Medicin, die Wissenschafft, die Erfahrenheit und die opinion und Einbildung. Beide erste aber ohne opinion sind nichtige Dinge. Ich habe im Kriege einen vornehmen Befehlhaber gekennet der schriebe seinen Soldaten, die das Fieber hatten einen Zettel mit diesen Worten: Ein Wolffsbeltz und ein Bernhaut sind vor das Fieber und Friesen gut. Die guten Tropffen bildeten ihnen ein, dieses were ein bewehrte Arzneikunst auß des Hippocratis geheimsten Schule genommen: und wurden alleine von der Einbildung curieret. Es rühmete sich ein trefflicher aber recht versoffener Goldmacher, er könt das Trinckgold bereiten; aber, o elender Künstler, entweder betrüget dich die falsche opinion, oder ist dein gebichter Magen gantz eine Ertz- und Berggruben. Die Wundärtzte heilen offters einen Schaden mit geringen und verachteten Mitteln, fordern doch für eine so nichtige Cur einen sehr großen Lohn, unterlassen nichts, daz sie nur die Leute mit opinion betrügen. Die Philosophi oder Weltweisen halten das spitzfindige disputieren höher und besser sein als ehrbar, weißlich leben; werden aber von der närrischen opinion betrogen. Lehret uns dann die Natur nichts mehr, kann der angeborne Gemütsverstand uns nicht die Wahrheit zeigen, daz man nur immerdar zu den eitelen disputanten lauffen müste, und die um Wahrheit fragen? Clauß Narr sah eine Ziege auff der Mauer umbspatzieren und forchte sie möchte den Hals entzwei brechen, wurffe geschwind die Leiter an und wiese ihr die Sprossen herabe zu gehen, aber der Schneidergeist funde balden ein andern Weg und achtet der Leiter wenig, kame doch ohne allen Scharden davon. Die Mathematici oder Sternseher so offt sie der Erden überdrüßig, verstecken und verkriechen sie sich in das Gestirn hinein, und wollen desselben Größe, Zahl und Weite mit dem Finger und Schnur abmessen, die doch offters nicht wissen an welchem End und Ort sie leben, wann sie nicht die Erdkugel zur Hand nehmen. Sie wollen der Sonnen wo sie gehen solle den Weg zeigen. Erstlich durch den Widder, bald durch den Stir, dann durch Zwilling, letzlich durch den Krebs, und so fort. Daß aber solche durch opinion betrogen werden, schweret Stein und Bein das Mond-Männlein, der Menippus. Die Physici und Naturkündiger so offt sie von der opinion betrogen werden, nehmen ihren recurs und Zuflucht zu den verborgenen qualitäten und Eigenschafften als zu einer wohl verwahrten Festung der Unwissenheit, wie Pierius redet. Die Politici und Weltverständige bilden ihnen ein, es seie keiner zu dem Regiment geschickt genug, er wisse dann wol und genau zu disputieren, ob der Regierungsstand, da einer alleine im Regiment sitzet, vorzuziehen seie deme, wann die Vornehmst- und Verständige regieren? Ob die freie Wahl zum Regimente besser seie, als wann einer Erbnams Weise regieret und so fort? aber sie werden von der opinion betrogen. Es hat bisweilen auch der hinter den Pflug gehet et-

was gerathen, und ist der kein rechter Weltkluger, der nit auß andern Menschen Thun und Vorhaben seinen Verstand formieret. Wiewol in Weltsachen ich wenig verstehe und versieret bin, dannoch wann man mich fraget, welches meine besten Lehrmeister darinnen gewesen? Antw. Die Welt. Welches aber die Bücher? Antw. Vielerlei ingenia, mit welchen ich umgehen und converßieren müssen. Von den Logisten (die mit künstlichen Schlußreden umgehen, und geschäfftiger sind als die Mäuß in Kindelbett) ist besser wenig, als viel zu reden, die so hefftig von nichtigen Dingen disputieren, als wann des gantzen Röm. Reichs Wolfahrt daran gelegen. Ich glaube daß eher der Persianer mit dem Türcken versöhnet würde, als der Aristoteles mit Petro Ramo. Es gibt der distinctionen so viel bei ihnen als Juden zu Prag und zu Franckfurt, ja daß derer unzehlich mit dem Xerre über Meer in Griechenland marchieret sind. Doch wird solcher mühsamer Müßiggang nit getadelt, sondern hoch geachtet. Doch wolte man gerne wissen, worzu solche große Mühe und Arbeit dienete? als daß sie dem jungen Creutz und dem Alten ein Lachen machen und zurichten. Petrus Ramus als er zu Paris wolte Magister werden, brachte er ein neu ungewöhnliche Frage auff die Bahn, statuierte, daß alles was in dem Aristotele enthalten würde, erlogen were. Auß der Ursache haben die Herren Scholarchen ihn Ramum tapffer hergenommen, dadurch er verursacht worden den Aristotelem wider wacker durch die Banck zu ziehen und eine neue Logica zu machen. Wie trefflich die Metaphysici durch opinionen betrogen werden, als die mit lauter Entibus, oder wie jener saget, mit Enten umbgehen. Zu der Zeit als ich ein Knabe, war zu Giesen ein Frantzösischer Schneider, der einem studioso ein Wams machen solte, ich weiß aber nit auß was Unvorsichtigkeit er die Ermel zu kurtz geschnitten, derowegen der Schneider ein Lappetuch angesticket, und die Nath mit Seiden wol beworffen, und seltzam verriegelt hatte; als dieses die andern gesehen, meineten sie es were alamodo, und zerstückelten alle Ermel, und hefften sie wider zusammen, und staffierten es auffs beste mit Seide auß. Nicht anders gehet es mit den Schullehrern heute zu Tage, die gleichsam in der Alten die in der Barbarie gelebet, seltzam gebrauchte Lehrwörter so geschworen haben, daß sie sich darbei todtschlagen ließen, ehe sie davon wichen. Die Antiquität hat solche gleichsam geadelt, daß der heute für einen tapffern Philosaufaus gehalten und geehret wird, der mit dem Thoma de aquavino, sage ich Aquino, freie alte Phrazen an Tag geben kan. Dergleichen subtilitäten aber pflege ich den Nürnbergischen Leckkuchen zu vergleichen, welche an sich selbst gut, wann sie meßig gebrauchet, wann sie aber zu viel gessen, werden sie unangenehm.

## Aus der Afrikanischen Sofonisbe.

### Von Philipp von Zesen.

Die Winde hatten sich schon gelåget, und die wütenden Wasserwogen begunten sich auch zu bekwämen, als das gewaltige Schif, welches die Hirten auf dem hohen Meere gesähen hatten, mehr durch eine wanckelhaftigkeit des glükkes, als einige geschikligkeit des Steuermanns, nach der Afrikanischen seite zulief, und an das gefährliche ufer, da Kleomedes und Sofonisbe gleich schifbruch gelidten hatten, geschmissen ward. Diejenigen, so auf selbigem Schiffe waren, freueten sich höchlich, daß sie land sahen; und der lustige Damon, der junge Dafnis und der alte Klitofon hatten den Stein, damit sie die höle zumachen wolten, noch nicht recht vorgeschoben, als sich dise anländende aus dem schiffe begaben, damit sie sich auf dem lande, nach einem so langen ungemache wiederum erholen möchten. Aber o Gott! wie bestürtzt wurden sie, und wie betrübten sich aus mitleiden ihre gemühter, als sie so unvermutlich ein solches schauspiel soll jammer erblickten. Sie sahen (ach leider!) vier oder fünf große Schiffe, derer Mast und Segelstange mit allem gerähte auf dem Mehre gantz jämmerlich zerbröselt herüm schwommen. Hier flossen die Hühte, die Schilder, die Fahnen, als erbärmliche zeichen eines zufohr prächtigen Rüstzeuges durch einander; dort hatte der sturm die Schiffe zu tausend stükken zerschmettert, welche von den wällen bald auf, bald niderwärts getrieben worden, und solchergestalt der See ihre träubrüchigkeit und unbestand gleichsam verwiesen. In disem schifbruche (welches noch das allererbärmlichste war) stund ein schif gestrandet, dem das Wasser so viel nicht schaden konte, als das feuer, welcher dasselbige durch die gluht follend verzehrete. In währender dieser brunst, schienen die wällen, so um das Schif herum schossen, wie lauter blut und feuer, welches fürwahr ein erschröcklicher anblick war. Ja die große anzahl der Leichname, die man am ufer so erbärmlicher weise schwümmen sahe, machten das schrecken und entsätzen noch viel größer. Etliche hatten noch den Mast umarmet, andere waren halb verbrandt, und voll wunden, dergestalt, daß denenjenigen die solches anschaueten ein höftiges grauen ankam.

Diese Fremdlinge waren niemals so verwundert, als da sie einen solchen erschröcklichen

Schifbruch sahen; ja sie warden solches noch vielmehr, da sie mitten unter den Todten, die sie längst dem gestade beschaueten, ein altes Weib antraffen, welches fohr alter und ihres härten zustandes wägen so gräulich aussahe, daß sie auch den allerunerschrocknesten furcht und entsäzen einjagte. Dan ohne dis, daß die häßligkeit ihres erblaßten gesichtes, darinnen die schrunzeln mit den wunden zusammen kamen, verursachten, daß man sie fohr ein gespänst ansahe; so war auch ihr ganzer Leib so auffgeblasen, und die Haut so schwarz und so eingekrumpelt, daß man alsobald mutmaßen konte, daß ihre sothanige entstaltnis von den zwei unbarmherzigsten urwäsen härrührete, deren das eine ihr so übel von innen, das andere von außen, mitgefahren hatte. Wiewol sie nun bei der ankunft diser Leute in den lätsten zügen lag, und eben ihren geist aufgäben solte, so verursachte doch ihre anwäsenheit, daß sie den wenigen läbensgeist, der ihr noch übrig war, widerholete, und sich also zwang sie anzuräden. Das ganze folk nahete sich zu ihr, damit sie etwas von dem schifbruche, und von denen, die ersoffen waren, bericht einzögen. Da sprach sie mit sehr schwacher, und durch das auslauffende wasser gehämter stimme: Ihr Leute, von was fohr einer fölkerschaft ihr auch immermehr sein möget, entweder Griechen, oder Römer, oder von Kartago, oder von den Leuten des großen Antiochs, wan ihr irgend erfahren wärdet, daß eine königliche Fürstin von dem abwaltenden glücke solch eine sonderliche gunst entfangen hätte, daß sie dem wüten des Wassers und des Feuers, darinnen wir umkommen sein, entkommen wäre; oder wan sie vielleicht durch eine unümgängliche schickung in eure hände gerahten würde, so bitt ich euch üm derer götter willen, die euch anhär gebracht haben, daß ihr euch durch den ausbund ihrer tröstlichen schönheit wollet bewägen lassen, ihr keinen ungefallen zu erzeigen.

Als sie dise wort mit genauer noht gesprochen hatte, so schwieg sie eine gute zeit ganz stille, endlich, da sie sich noch ein wenig mehr erholet hatte, so zog sie einen sehr köstlichen Demantring von ihrem finger, und stälte sich an, als wan sie selbigen einem von ihrer geselschaft darreichen wolte: Meine freunde, sagte sie, ich bitte denselbigen, welcher der fürnähmste unter euch ist, daß er disen ring zu sich nähme, und ihn mir zu gefallen derselbigen Fürstin gäbe, von der ich schon mäldung getahn; wan es also ist, daß sie die götter bei leben erhalten haben. Hierauf hatte der Polidor, welcher ein junger mensch und eines sehr ahrtigen wäsens war, seine hand kaum ausgesträcket, den ring zu nähmen, als sie folgendergestalt fortfuhr. Wan ihr ja (sagte sie) dises Fräulein anträffen würdet, so tuht mir disen gefallen, und vermäldet ihr in meinem namen, daß ich gerne stärben wolte, wan ich ihr nur noch fohr meinem ende den namen derjenigen, von denen sie entsprossen ist, hätte sagen mögen, ferner daß ich ungläublich betrübt sei, daß ich gewust habe, daß sie eines mächtigen Königes leibliches Fräulein ist, und sie gleichwol noch immer in den gedanken bleiben lassen, daß sie nur eine schlechte jungfrau sei, welche weder ältern noch verwandten habe. Ja, was mir noch tiffer zu herzen gehet, daß ich wissen muß, daß ich ihr einig und allein und sonst keiner auf der gantzen Welt ihren königlichen stamm und gebuhrt vermälden kan. So wisset demnach... hiermit vergieng ihr die sprache, daß sie nicht ferner fortreden konte. Lätslich aber, als sie vermärkte, daß ihre augen mit einer dunkeln wolke bezogen warden, und die wenige wärme, die sich noch üm das herz herüm aufhielt, follend gar entweichen würde, so täht sie noch einen kräftigen versuch wider die tödtlichen anfechtungen: mein freund, hub sie wiederüm so schwach und so stamlend an, daß man es kaum hören konte, saget zu ihr, ich bitt euch, daß sie ihre mutter die königin Sof..... Hierüber blieb sie stükken, und man kont es ihr leichtlich ansehen, daß sie gerne mehr geredet hätte, wan sie das andänken diser Königin nicht so häftig bewäget hätte, daß sie auch, indem sie nur das ehrste wortglid ihres namens aussprächen konte, sehl und geist aufgäben mußte.

---

## Aus dem Simplicissimus.

### Des Simplicius bäuerisch Herkommen und gleichförmige Auferziehung.

Von S. Greifenson

Zwar ungeschertzt, mein Herkommen und Aufferziehung, läst sich noch wol mit eines Fürsten vergleichen, wann man nur den großen Unterscheid nicht ansehen wolte, was? Mein Knän (denn also nennet man die Vätter im Spessert) hatte einen eigenen Palast, sowol als ein andrer, so artlich, dergleichen ein jeder König. Er mag auch mächtiger, als der große Alexander selbst sein, mit eigenen Händen zu bauen nicht vermag, sondern solches in Ewigkeit wol unterwegen lassen wird; er war mit Laimen gemahlet, und an statt des unfruchtbaren Schiefers, kalten Bleies, und rothen Kupffers mit Stroh bedeckt, darauff das edle Getraid wächst, und damit er, mein Knän, nur auch mit seinem hochgeachteten und von Adam selbst herstammenden Adel und Reichthumb recht prangen möchte, ließ er die Maur

umb sein Schloß nicht mit Maursteinen, die man am Weg findet, oder an unfruchtbaren Orten aus der Erde gräbet, viel weniger mit liederlichen gebackenen Steinen, die in geringer Zeit verfertigt und gebränt werden können, (wie andere große Herren zu thun pflegen,) aufführen, sondern er nam Eichenholtz darzu, welcher nutzliche edle Baum, als worauff Bratwürste und fette Schuncken wuchsen, biß zu seinem vollständigen Alter, über 100 Jahre erfordert: Wo ist ein Potentat der ein gleiches ins Werck zu richten begehret? Seine Zimmer, Säle und Gemächer hatte er inwendig vom Rauch gantz erschwärtzen lassen, nur darum, dieweil diß die beständigste Farbe von der Welt ist, und dergleichen Gemähld biß zu seiner Perfection mehr Zeit brauchet, als ein künstlicher Mahler zu seinen trefflichen Kunststücken erheischet. Die Tapezereien, waren das zärteste Gewab auff dem gantzen Erdboden, dann diejenige machte uns solche, die sich vor Alters vermaß, mit der Minerva selbst umb die Wette zu spinnen. Seine Fenster waren keiner andern Ursach halber dem Sanct Nitglas gewidmet, als darum, dieweil er wuste, daß ein solches vom Hanff oder Flachssamen an zurechnen, biß es zu seiner vollkommen Verfertigung gelanget, weit mehrere Zeit und Arbeit kostet, als das beste und durchsichtigste Glas Muram; dann sein Stand machte ihm ein Belieben zu glauben, daß alles dasjenige, was durch viel Mühe zuwege gebracht würde, auch eben darum höchstschätzbar und desto köstlicher sei, was aber köstlich sei, das sei auch dem Adel am anständigsten und stimme mit demselben am allerbesten überein. An statt der Pagen, Laqueien und Stallknechte hatte er Schaf, Böcke und Säu, jedes fein ordentlich in seine natürliche Liberei gekleidet, welche mir auch offt auff der Weid auffgewartet, biß ich ihres Dienstes ermüdet, sie von mir gejaget und heimgetrieben. Die Rist- oder Harnisch-Kammer war mit Pflügen, Kärsten, Aexten, Hauen, Schauflen, Mist und Heugabeln genugsam und auff das beste und zierlichste versehen, mit welchen Waffen er sich täglich übete. Dann Hacken und Reuthen war seine disciplina militaris, wie bei den alten Römern zu Friedenszeiten: Ochsen anspannen, war sein Hauptmannschafftliches Commando, Mist außführen sein Fortification-Wesen, und Ackern sein Feldzug, Holtzhacken war sein tägliches exercitium corporis, wie auch das Stall-außmisten, seine Adliche Kurtzweile und Turnierspiel. Hiermit bestritte er die gantze Weltkugel, so weit er reichen konte, und jagte ihr damit alle Erndten eine reiche Beute ab. Dieses alles setze ich hindan und überhebe mich dessen gantz nicht, damit niemand Ursache habe mich mit andern meines gleichen neuen Nobilisten außzulachen, dann ich schätze mich nicht bässer, als mein Knän war, welcher diese seine Wohnung an einem sehr lustigen Ort, nemlich im Spessert (allwo die Wölffe einander gute Nacht geben) liegen hatte. Daß ich aber nichts außführliches von meines Knäns Geschlecht, Stamm und Namen vor dißmal erwähne, beschiehet umb geliebter Kürtze willen, vornemlich, weil es ohne das allhier umb keine Adeliche Stifftungen zu thun ist, da ich soll auffschwören, genug ist es wann man weiß daß ich im Spessert geboren bin.

Gleichwie nun aber meines Knäns Haußwesen in allen Stücken sehr Adelich vermerckt wird, also kan ein jeder Verständiger auch leichtlich schließen, daß meine Aufferziehung derselben gemäß und ähnlich gewesen, und wer solches darvor hält, findet sich auch betrogen, dann in meinem zehenjährigen Alter, hatte ich schon die Principia in obgemeldten meines Knäns Adelichen Exercitien begriffen, aber der Studien halber, konte ich neben dem berühmten Amplistidi noch so mit hin passieren, von welchem Suidas meldet: Daß er nicht über fünff zehlen konte. Dann mein Knän hatte vielleicht einen viel zu hohen Geist, und folgete dahero dem gewöhnlichen Gebrauch jetziger Zeit, in welcher viel vornehme Leuthe mit leben, und auch nicht viel studieren, oder wie sie es nennen, mit Schulpossen sich nicht viel zu bekümmern pflegen, weil sie ihre Leuthe haben, der Plackscheisserei abzuwarten. Sonst aber war ich auch ein trefflicher Musikus auff der Sackpfeife, mit deren ich schöne Jalemi Gesänge machen konte, auch darinnen dem vortrefflichen Orpheus nichts nach gab, also, daß wie dieser auff der Harpffe, so ich auff der Sackpfeiffe excellierte. Aber die Theologiam anbelangend, lasse ich mich nicht bereden, daß einer meines Alters damals in der gantzen Christen-Welt gewesen sei, der mir darinne hätte gleichen mögen, dann ich kante weder Gott noch Menschen, weder Himmel noch Hölle, weder Engel noch Teuffel, und wuste weder Gutes noch Böses zu unterscheiden: Dahero unschwer zu gedencken, daß ich vermittelst solcher Theologiae wie unsere erste Eltern im Paradis, recht unschuldig so hutt hin gelebet, die in ihrer Unschuld von Kranckheit, Todt und Sterben, weniger von der Aufferstehung nichts gewust. O edeles Leben! (ich möchte Eselsleben sagen) in welchem man sich auch nichts umb die Medicin bekümmert. Eben auff diesen Schlag kan man meine vortreffliche Erfahrenheit in dem Studio legum und allen andern Künsten und Wissenschaften, so viel in der Welt sein, auch verstehen. Ja ich war so perfect und vollkommen in der Unwissenheit, daß mir unmüglich war zu wissen, das ich sogar nichts wuste. Ich sage

noch einmal: O edeles Leben, das ich damals fuhrete! Aber mein Knän wolte mich solche Glückseeligkeit nicht länger genießen lassen, sondern schätzte billich zu sein, daß ich meiner Adelichen Geburt gemäß, auch Adelich thun und leben solte; derowegen fieng er an, mich zu höhern Dingen anzuziehen und mir schwerere Lectiones auffzugeben.

### Die geschicht der Coelidiane *).

Von A. Ulrich von Braunschweig.

Damit ich alles, was ich zu berichten habe, deutlich möge fürbringen, muß ich erstlich sagen, was sich vor unserer zeit begeben, und aus was Ursachen meine schwester und ich allhier erzogen worden. Unser herr vatter der Fürst Ahusath von Caphtor, des Königs der Philister herrbruder, verheuratete sich mit der Saradine, des Königs von Salem schwester, und zwar eben um die zeit, als die frömden völker, die Teutschen, unter dem König Marsius, gleich einer Wasserflut, in Asien kamen: da, wie aller welt bekant, die Philister mit ihnen in einen bund traten, und, durch meinen herr vatter, dem König von Babel ganz Syrien abnamen, und seinem rechten herrn, dem unvergleichlichen Aramenes, wieder zustelleten. Meine fraumutter hielte sich, in wärendem diesem krieg, zu Byblis in Syrien auf: alda sie bei einem wegen der sternkunst berümten Chaldeer, der sich daselbst niedergelassen, wohnete, und nach etlicher zeit die unglückliche post bekame, wie daß ihr gemal von den Assyriern gefangen worden. Hierüber geriete sie, als billig, in grosse traurigkeit: allermeist, wie ihr das gerüchte offenbarete, wiedaß der Ahusath auf keine andere weise seine freiheit wieder solte erlangen, als wann der König sein bruder Syrien verlassen würde.

Besagter Chaldeer aber tröstete sie zum bästen, und sagte ihr alles zuvor, wie es ergehen: daß nämlich der Ahusath wieder los kommen, Syrien aber dadurch verloren gehen würde. Er sezte ferner hinzu, wiedaß Saradine zwei töchter würde gebären, deren unglücklicher lebenslauf ersezen sollte, was Ahusath jezt Syrien für schaden zufügete. Doch, wo ihn seine wissenschaft nicht betriege, so könte es nicht anderst seyn, als daß eine seiner töchter endlich Syrische Königin werden würde. Diese profezeiung beachtete meine fraumutter desto mehr, weil sonst alles eintraffe, was dieser Chaldeer bis zu unser beider geburt geweissaget. Dann, ihr gemal kame wieder los, Syrien ginge darüber verloren; und wie sie nachdem in der Philister land wieder angekommen, wurde sie zweimal schwanger, und gebare erstlich mich, und ein jahr hernach die Jaelinde. Also wurde bei ihr die furcht sehr groß, diese zwei töchtere würden, des Chaldeers aussage nach, viel unglücks in der Welt erleben müssen. Deswegen, als sie sterben wolte, bate sie ihren gemal, uns beide, nach ihren tod, zu ihrem bruder dem könig Melchisedech zu senden, daß wir bei deme möchten erzogen werden: weil sie verhoffte, seine Gottesfurcht, und gute weise, kinder zu erziehen, würde uns in unserem angedrohetem unglücke zum bästen kommen.

Dieses ihr begehren erfüllte nachmals unser herr vatter, und kamen wir also hieher ins Königreich Salem, wie ich das fünfte, und Jaelinde kaum das vierte jahr erreicht hatte. Der König liebte uns, als seine eigene kinder, und liesse nichts an guter zucht ermangelen. Es ware auch zur selbigen zeit, wie jezo zu Kiriath Sepher, eine hohe schule zu Salem, (welche die haubtstadt des reiches ist, vier und zwänzig meilen von hier gelegen, und ist dieses schloß nach jener stadt genennet,) alda, fast von allen orten her, die vorneme herren ihre kinder auferziehen liessen. Unter diesen waren, Hiarbas der Prinz aus Egypten, Bileam der Prinz von Hemath, Aran ein Fürst von Seir: und diese waren die ersten, so auch zum längsten in Salem sich aufhielten. Hiarbas ware, wegen seiner sonderbaren geschicklichkeit und grossen tugend, bei jederman sehr beliebet: hingegen die beide andere, wegen ihres lasterhaften gemütes, sehr verhasset. Woraus dann abzunemen, daß nicht allemal die gute zucht glücklich wirke, wann ihr die natur nicht zu hülf kommet.

Es fügte sich aber, zu meinem unglück, daß der Prinz von Hemath bald anfangs eine zuneigung gegen mir gefasset, gleichwie ich hingegen einen sonderbaren haß wider ihn bei mir entfunde: und name dieses an beiden teilen also zu, daß jederman leichtlich vermerkete, wie wir gegeneinander gesinnt waren. Der König selber merkte solches, der diesem Prinzen, wegen seiner üblen natur, gleichfals nicht hold ware: daß also, in dieser liebe, vor ihn wenig hoffnung erschiene, indem ich, sowol als alle die meinigen, ihme nie kein gutes auge verliehen. Er liesse sich aber solches nicht abschrecken: wie er dann, in allem seinem thun, unerträglich kühn ware.

Inzwischen kame der Prinz Abimelech an unsern hof, den sein herr vatter von Babel wieder abfordern lassen: alda er von jugend auf erzogen worden, und zu geissel gedienet hatte, daß

*) Aus: Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig; die durchleuchtige Syrerinn Aramena. Nürnberg, 1669.

der Philister König sich nicht wieder in einen krieg wider den Bel Ochus einmischen solte. Er muste, auf befehl seines herr vattern, eine weile bei uns verbleiben, um den rechten Gottesdienst wieder volkömlich zu erlernen, dessen ihn die Babylonische gebräuche etwas vergessen gemacht. Dieser nun, machte sich, durch seinen hohen verstand, gute geschicklichkeit und edles gemüte, alsobald beliebe, und waren wir allerseits fro, einen so wackern vettern bei uns zu haben. In allen ritterspielen und männlichen übungen, erwiese er sich also, daß er seines gleichen bei uns nicht funde: wiewohl der Prinz Hiarbas, in etlichen dingen ihm nicht ungleich ware. Er war daneben eines so reifen urteiles, daß ihn der König, wie er recht sein gemüt erforschet, in den wichtigsten händeln mit zu raht zoge, und bei erkennung seiner so vollkommenen natur ihn dermassen liebgewann, daß er in allen briefen, die er mit dem König der Philister wechselte, diesen seinen sohn nicht genug erheben und preisen konte.

Dem König Abimelech gefiele dieses lob des Prinzen sehr wol, und schriebe er an den Melchisedech hinwieder, daß er nichts höher wünsche, als seinen sohn künftig mit einer von seinen des Melchisedech basen verheuratet zu sehen. Weil mein herr vatter solches auch sehr verlangete, als liesse er mit freuden zu, daß wir viel mit einander umgingen, und gabe ihm selbst alle gelegenheit an die hand, meine gegenwart zu haben: insonderheit, da er merkete, daß er mehr bei mir, als bei meiner schwester, kundschaft suchete. Seine angeborne ehrerbietung gegen das frauenzimmer, machte ihn anfangs ganz stumm, daß er mir seine liebe nicht entdecken dorfte: von der er doch, wie mein herr vatter genug mutmassen konte, an den König seinen herr vatter bald muste geschrieben haben, weil derselbe in allen briefen davon gedachte, und nun auch absonderlich auf mich wehlete, daß er mich gern einmal zu einer schwiegertochter haben wolte, weil ihme mein gemüt wäre gerümet worden; welches rümen wir von niemand anders, als von dem Prinzen Abimelech, geschehen zu seyn, schliessen kunten.

Auf solche weise lebten wir ein zeitlang, da uns die gesellschaft des Prinzen der Philister die angenemste von der welt war. Er hatte seiner liebe sich noch gar nichtes merken lassen: als ich ihn eines tags im garten gar tiefsinnig allein sitzen fande. Er hatte einen zedel für sich ligen, auf welchen er mit dem griffel etwas schriebe. Weil ich nun gewohnt war, frei mit ihm umzugehen, als beschliche ich ihn, und kam von hinten hinzu, ihm den zedel aus der hand nemend. Er erschrack über alle massen, ward auch ganz errötet, wie er seine Arbeit in meinen händen sahe, und entschuldigte sich, daß diese zeilen viel zu unwürdig wären, vor meine augen zu kommen: mich sehr bittend, sie ihme ungelesen wieder zu geben. Ich aber, dadurch noch begieriger gemacht, lase, und fande diese worte:

O himlisch bild, du zierde dieser erden!
jetzt da ich dich nicht seh, kan es mir leichter werden,
ohn deinen hellen glanz, dich besser zu betrachten.
Er hat bei dir geblendet mein gesicht,
daß ich, dich sehend, sahe nicht,
wie hoch du bist zu achten.

Die himmels-schön, die alle länder ehren;
der schwarzen augen licht, die lieb und furcht gebären;
der stirne schnee-gewölb; die rosen-helle wangen;
des munds rubin; die königliche brust;
das silber-haar, der winde lust,
an dir ich sehe prangen.

Der hohe geist, der diesen Bau regiret,
ist von der weißheit selbst und tugend ausgezieret;
daß auch der klügste muß vor ihm verehrend schweigen.
Ich sehe schon, wie du dich machst bekant,
wie seelig sich schätzt dieses land,
das soll dein Zepter beugen.

Ich weiß, es wird die welt mit mir gestehen,
wann sie, was ich von dir jetzt schreibe, solte sehen,
daß wir — — —

Hier hatte er wollen fortschreiben, wann er von mir nicht wäre verstöret worden. Wie ich nun hieraus, wegen der schwarzen augen und des weissen haares, ersehen, daß er mich gemeinet, ob er wol sonst allzuviel zu meinem vorteil geredet hatte, bliebe ich etwas beschämt, und sagte: Ich müste gestehen, daß er die person sehr erhoben, von der ihme diese reimen zu machen beliebet. Nicht so hoch., (antwortete er mir,) mag diese himlische person von einem sterblichen erhoben werden, daß es nicht noch viel zu wenig wäre: dann ihre würde erstrecket sich sogar über alle beredsamkeit, daß sie keine zunge oder feder gnug aussprechen kan. Mein vetter ist gar zu gut auf der seite, die er anzunemen erwehlet hat, (gab ich zur antwort) und möchte vielleicht nicht alle welt ein so vorteilhaftes urteil, als er, davon fällen.

Als er mir hierauf antworten wolte, kam der König darzu, und fragte, was wir miteinander sprachen? Ich zeigete ihm gleich Abimelechs reimen. Er, als er sie gelesen, lachete, und sagte: Abimelech müste seine arbeit zum ende machen. Wie nun der Prinz solches noch etwas in bedenken zoge, weil er vielleicht mich mit seiner gar zu öffentlichen bekentnüs zu beleidigen fürchtete, name Melchisedech ihme den griffel aus der hand, und setzete selbst diesen vers hinzu:

Daß wir, mit diesem lob, Coelidiane meinen.

Er machte den Prinzen, als er ihm den reim gezeiget, ganz errötet, also daß er fast keine gebärde zu fassen wuste. Diß gefiele dem König nicht übel, und sagte er zu ihm: Ihr dürfet, mein sohn! eure gedanken so gar nicht verhelen, weil wir solche gut heissen; und ist mir von herzen lieb, daß ich euren und eures herr vatters sinn dem meinigen so änlich finde. Und ihr, liebste tochter! (sagte er ferner, sich zu mir wendend,) werdet diesem Prinzen also begegnen, wie seine verdienste und euer glück es begehren.

Ich ward über diesen worten ja so beschämet, als Abimelech. Weil sich aber der König sonderlich mit uns erlustigen wolte, hiesse er ihn vollends disen saz aus dichten, das er dann also verrichtete:

> Dann sie ist ja der höchsten schönheit preis:
> die wahre tugend gleicher weis
> aus ihr wir sehen scheinen.

Nach verfärtigung dieser reimen stellte er das gedichte dem König wieder zu: der es mir gabe, und zugleich befahle, mit einem par zeilen darauf zu antworten. Ich, die ich seinem befehl jederzeit gehorsamet, verrichtete solches in folgendem saze:

> Ob sonst, dein scharfer sinn, kan alles völlig kennen:
> so schleust du doch von mir, viel anderst, als es ist.
> Wie komt das? soll man dich drum unverständig nennen?
> O nein! die ursach war, daß du so höflich bist.

Diese kurze antwort gefiel dem König sehr wol, und Abimelech rümete sie über die massen: wiewol er nicht gestehen wolte, daß er in seinen versen was unrechtes geurteilet. Melchisedech begehrte hierauf, wir solten uns stäts also zusammen üben, und ihme alsdann die erfundene gedichte sehen lassen: welches wir nach der zeit fleissig in acht namen. Unsere freundschaft wuchse also von tag zu tag, also daß wir so verträulich, als schwester und brüder leben mögen, mit einander umgingen. Meiner schwester erzeigete er auch grosse freundschaft: dennoch konte ich, vor ihr, in allen dingen bei ihm einen vorzug spüren. Wir gewoneten also beisammen zu seyn, daß fast nie eines ohne das andere gefunden wurde.

Weil nun diese unsere keusche liebe nicht mehr heimlich war, sondern hof-kündig wurde, als war der Prinz von Hemath, der eine weile von uns gewesen, und bei seinem herr vatter sich aufgehalten hatte, auch nicht der lezte von denen, die es erfuhren, und geriete deshalben in eine grosse eiversucht gegen den Abimelech. Weil bei ihme der hochmut so heftig als die liebe war, gedachte er keines wegs dem Prinzen der Philister zu weichen. Es konte ihm auch der Zutritt bei hof nicht verwehret werden, weil er von einem vornehmen haus war. Also hatte er freiheit genug, vielfältig um mich zu seyn, und mich mit seiner verdrieslichen liebe zu plagen: die mir nun noch viel widriger würde, als ich den unterscheid zwischen beiden Prinzen sahe, und wie so gar ungleich sie mit mir lebeten. Dann Abimelech, dessen liebe von mir und ganz Salem gebilliget wurde, ging so ehrerbietig mit mir um, daß ich fast nie das wort liebe aus seinen mund hörete: da er mich doch sonst mit den angenemsten gesprächen unterhielte, und in allen seinen handlungen seine liebe sehen lies.

Es rürete zwar dieses, daß er in seinen reden so behutsam war, grossen teils daher, weil ich mich oft gegen ihm über die unbescheidenheit Bileams beklagte: das er dann so wol zu ohren fassete, daß er sich täglich bässer in acht name, mich nicht auf solche weise zu beleidigen. Mir gefiele auch seine verhältnis, daß er mich also fürchtete, so überwol, daß ich ihm hierdurch immer gewogener wurde: dann ich dorfte frei mit ihm umgehen, und wuste alle seine gedanken, ob sie mir gleich sein mund so deutlich nicht sagete. Ich dorfte also nicht hören, was mir der wolstand zu dulten nicht erlaubete: wiewol es auch mit uns nicht viel zu bedeuten gehabt, indem es unsere eltern und verwandten gut hiessen. Bileam hingegen war so frech, mir ohne unterlas mit seinem leiden ein leiden zu machen, daß ich ihm oft sehr unhöflich begegnete: in der hoffnung, er würde desto eher von mir ablassen. Es ware aber hiemit nichtes geschaffet: er blieb bei seiner weise, sich und mich zu quälen. Und hierzu suchete er noch mehr gelegenheit, als er meiner gunst gegen den Abimelech inne werden: dem er auf allerhand weise hinterlich war, alleine bei mir zu seyn, also daß sie deswegen oft an einander geraten wären, wann ich es nicht immer verhütet hätte.

Sonderlich wäre es einsmals bald übel ausgeschlagen, als der Prinz der Philister im Schloßgarten sich bei mir befunde. Als wir einer nachtigall mit sonderbarer vergnügung zuhöreten, kame Bileam dazu, und wolte dem Abimelech, wie er ihn so stille bei mir sitzen sahe, einen hönischen stich geben, ihn schimpflich fragend: Ob man die gute geschicklichkeit eines jungen ritters daran erkennen könte, wann man dem frauenzimmer mit seinen stummen gedanken die zeit vertriebe? Es wäre wol mancher mehr damit gedienet, (antwortete Abimelech,) wann der jenige, so sie mit ungeschickten gesprächen unterhalten wolte, still schwiege, als daß er mit unnützen geplär ihre zarte ohren beunruhigte. Wie mich dann bedünkt, die Prinzessin Coelidiane wäre auch wol zu frieden, wann wir beide schwiegen,

um ihr die vergnügung nicht zu nemen, der nachtigall gesängen zuzuhören. Eines so liederlichen vogels stimme, (sagte Bileam hingegen,) wird mich niemals einige gelegenheit versäumen machen, meine Prinzessin mit gesprächen zu unterhalten. Lasset mich deswegen eure stelle vertretten, und höret ihr anderswo ungehindert eurer nachtigalle zu, so lang ihr wollet. Wann ich nicht (antwortete Abimelech, den diese reden beleidiget hatten,) der Prinzessin Coelidiane aus gebürender ehrerbietung schonete, so wolte ich weisen, wie man so höfliche reden beantworten müsse. Wann ihr aber ein so erfahrner hofmann seit, so sparet solche worte, bis wir allein sind, so sollen sie nach gebür beantwortet werden. Im übrigen seit versichert, daß ich meinen platz keinem in der welt, am wenigsten aber dem Bileam von Hemath, überlassen werde.

Ich sahe wol, daß dieses gespräch in die länge kein gut thun würde, trate deswegen dazwischen, und beschwerte mich hoch, daß der Bileam meiner gegenwart so wenig geschonet, und name den Abimelech bei der hand, sagende: Lasst uns von diesem ungestümen hinweg gehen, und einen anderen ort suchen, da wir der nachtigall gesang ungehindert zuhören mögen! Diese worte verdrossen ihn heftig: wir aber liessen ihn stehen. Doch befahrete ich mich, sie möchten hierüber nachgehends an einander kommen, sagte es demnach gleich dem König: der dann alsofort nach ihnen sandte, um ihrer personen versichert zu seyn. Wir erfuhren aber, daß sie schon aneinander gewesen, und der Bileam etliche wunden entfangen hatte. Melchisedech verwiese ihnen beiderseits diesen handel gar hoch, insonderheit dem Bileam, als er Abimelechs entschuldigung vernommen. Ihn besucheten nachgehends, weder der König, noch wir andere, als er etliche tage der kammer hüten muste: um ihme zu zeigen, wie wir uns beleidigt befänden. Dieses verdrosse den hoffärtigen Prinzen dermassen, daß er, in den Assyrischen krieg, den damals die Könige Bel Ochus und Marsius mit einander füreten, hinweg zu ziehen, ihm vorname: wiewol sich solches von einem monat zum andern verschobe. Abimelech hätte diesem krieg auch gern beigewonet, zwar aus anderem antrieb: wann er von seinem herrn vatter hätte erlaubnüs bekommen können.

Nach diesem begabe es sich, daß Abimelech mit dem Ahusath, der mit ihme von jugend auf erzogen, und der nach meinem herr vattern genennet worden, auf den berg Morija, alda die opfere zu geschehen pflägen, spaziren ginge, (wie er oft zu thun gewonet war,) zweifelsohn, sich mit ihme von unserer liebe zu besprechen. Sie waren kaum in das dicke gebüsche, das diesen berg umgiebet, gekommen, da traffen sie etliche personen an, die sich wider eine grosse anzal rauber wehreten, und so dapfer fochten, daß Abimelech stracks eine zuneigung zu diesen unbekanten frömden in ihm entfunde, und nebst dem Ahusath sich großmütig entschlosse, denselben beizuspringen. Selbige waren solcher hülfe eben zum höchsten benötiget, weil der lange streit wider so ungleiche menge sie so abgemattet, daß sie nicht mehr, ohne Abimelechs hülfe, hätten bestehen können. Also wurden durch diese dapfere Prinzen, die rauber teils erleget, teils verjaget, und dadurch die frömden errettet: welche sie sehr verwundet mit sich nach Salem namen.

Selbige wurden von den König, weil sie hohe personen waren, sehr wol entfangen: dann es waren darunter zween teutsche Fürsten, deren der fürnemste sich Cimber, der andere Tubal nennte, beide dem König von Basan nahe verwandt; und der dritte war der Fürst Eliphas von Theman, der in seiner kindheit mit dem Abimelech zu Ur erzogen worden, und also die alte kundschaft hier wieder erneurete. Aller dreier ihre geschicklichkeit, machte ihnen den ganzen hof zu freunde: und weil sie sehr verwundet, musten sie eine gute zeit zu ihrer wiedergenesung hinbringen. Abimelech und Cimber machten eine verträuliche freundschaft mit einander: weil der letztere dem ersten, wegen seines lebens rettung, so hoch verbunden, jener aber diesen ihm von sinne ganz ähnlich befande: daher sie fast nie von einander bleiben kunten. Als sie nun an ihren wunden wieder geheilet waren, hielte sie der könig noch eine zeitlang auf, der den Cimber ebenfals hoch zu lieben anfinge, und sich belustigte, von ihm die Teutsche sprache in etwas zu erlernen, in deren übung er eine sonderbare vergnügung funde. Weil nun Cimber sich entschlosse, noch etwas bei uns zu verbleiben, schickete er den Tubal hinweg in seinen geschäften.

Unser hof ware nun, durch die gegenwart dieser Fürsten, sehr erfrölicht: indem sie fast täglich etwas neues anstelleten, dem König die zeit zu vertreiben, und dem frauenzimmer sich gefällig zu machen. Unter andern fingen sie ein lustiges wagen-rennspiel an: da ich, auf befehl des Königs, den preis muste aufsetzen. Abimelech und Cimber, als sie gegen einander rennten, wolten aus höflichkeit keiner gegen dem andern einen vorteil haben, blösseten, liessen also mit fleis einander ihre schilde. Als aber Cimber merkete, daß Abimelech so wol als er keinen ernst gebrauchte, bemühte er sich beim dritten rennen, einen vorteil über seinen freund im verlieren zu erlangen: machte also, durch seine geschicklichkeit, daß, wie Abimelech seine pfeile auf des Cimbers

schild nicht anzubringen sich hütete, er dennoch etliche pfeile auf seinen schild auffinge, und also den sieg den Abimelech zuweg brachte. Der junge Prinz Hiarbas aus Egypten, rannte hierauf mit dem Eliphas, und Bileam mit dem Aran: da sie alle es sehr wol macheten, wie auch die edelleute, so nach ihnen rannten. Bileam allein, legte grossen schimpf ein: Dann, weil er in seinen ersten rennen mit dem Hiarbas ware gleich worden, muste er mit diesem Prinzen noch einmal lassen laufen: da er es dann versahe, und im werfen nicht allein den schild verlore, sondern auch gar aus den wagen fiele. Niemand in der ganzen gesellschaft enthielte sich hierüber des lachens, weil jederman ihme dieses unglück gönnete. Er muste überdas mit neid ansehen, wie ich seinem mitbuler den preis gabe: der ihn zwar lang nicht wolte annemen, mit fürwand, der Cimber hätte solchen gewonnen, indem er mit so grosser kunst verloren. Meine schwester, legte diesen streit bei, indem sie dem Cimber den zierdank zuerkante.

Ich hätte aber bald vergessen, die ursach dieses luststreites anzuführen. Der Prinz von Egypten hielte sein abzugs-fest, welchen der König von Ophir, dessen schwestersohn er war, abfordern lassen, um ihn bei seiner regierung, weil er keinen sohn hatte, zu gebrauchen: deme zu ehren Abimelech dieses rennspiel angestellet. Selbiger Prinz machte, wegen seiner annemlichkeit, den König und uns alle klagen, daß wir seine gesellschaft missen solten; und hinterliesse er eine so gute nachrede, daß noch diesen tag, von dem Hiarbas, in Salem viel geredet wird. Weil aber Bileam so unglücklich gewesen, als machete der scherzhafte Abimelech hierüber diese reimen:

Den eine nachtigall nicht bringen kunt zum schweigen,
weil bei der schönsten er sein wort viel edler hielt:
hat fug, daß er nit recht im rennen hat gezielt,
weil er so höflich ist, vor ihr sich tief zu neigen.

Diese reimen gefielen der ganzen gesellschaft, die bei mir im gemach war. Cimber vermehrte unsre hierüber habende kurzweil, indem er meiner schwester, zur danksagung wegen zuerkennung des zierdankes, diese reimen ersonnen und übergabe:

Wie komt ihr doch hierzu, den zierdank mir zu geben?
da ich, nicht lust noch zier in dieses spiel gebracht,
Der, der so zierlich fiel, hat wol mit recht gedacht,
er durfte nur allein nach dieser Ehre streben.

Diese reimen kamen gleich überall hin, und als Bileam erfuhre, daß wir also über ihn unsere possen gehabt, verdrosse es ihm so sehr, daß er, sich an dem Abimelech und Cimber meuchelmörderischer weise zu rächen, ihme aus erbosetem Gemüte fürname. Unter anderen seinen helfern, gebrauchete er sich vornemlich des Arans, der stäts sein guter freund gewesen. Mit diesem und der übrigen rotte stellete er es an, daß sie einsmals den Abimelech, Cimber und Eliphas, die sich nichts böses versahen, und im feld allein spazirten, feindlich überfielen, und, wäre es ohne derselbigen unbeschreibliche dapferkeit gewesen, sie gewiß erleget hätten. Sie beschützeten aber ihr leben dermassen, daß viele des Bileams leute auf dem platz blieben: bis ihnen aus der stadt, darinn es rüchtig worden, vom König hülfe zukame. Diese funden den Abimelech auf der erden ligen, und den dapfern Cimber über ihm stehen, der da verwehrete, daß die feinde dieses vorteils sich bedienend ihn nicht todt machen kunten. Wie sie nun endlich des Bileams haufen verjaget, wurden diese helden, alle drei sehr verwundt, in Salem gebracht. Bileam aber und Aran machten sich davon: weil sie, nach dieser verübten unthat, die ihnen so übel geraten, nicht länger daselbst bleiben dorften.

Unser kummer, den wir hierüber erlitten, ist nicht zu beschreiben: welcher auch nicht eher gelindert worden, bis wir eigentlich wusten, daß sie auser lebensgefahr wären. Sie hüteten etliche wochen des bettes: in welcher zeit meine schwester und ich sie fleissig besucheten. Ich wiche fast niemals von Abimelech, ihme alle handreichung erstattende: der sich dann immer entfärbete, so oft ich hinein kame, und mir für die gnade, (wie er es nennte,) so ich ihme mit meiner besuchung anthäte, mit den zierlichsten worten dankete. Sie wurden von allen, die von diesem ungleichen streit gehöret, sehr gerümet, wie es ihre hohe tugenden verdieneten. Abimelechs und Cimbers freundschaft ward hierzwischen immer grösser, also daß fast keiner ohne den andern seyn kunte.

Nicht lang hernach, als sie kaum wieder gesund worden, forderte der König der Philister seinen sohn wieder ab: da dann der ganze hof um seinen abschied trauerte, und konte der König denjenigen ohne betrübnis nicht hinweg ziehen sehen, den er also hoch liebete. Cimber und Eliphas namen, nicht gar lang hernach, auch ihren abschied, und ward also unser hof ganz leer, daß wir von keiner lust mehr wusten, die uns bisher ihre gegenwart verursachet. Weil Abimelech von seinem thun mir fleissige nachricht gabe, als erfuhre ich, wiedaß er dem krieg unter dem Fürsten von Edom nachzöge, der wider den statthalter in Basan die völker des Königs der Philister fürete: dann die witwe des Marsius, die Königin Salamis, bekriegte den Suevus, und wolte, als eine geborne Prinzessin aus Basan, die regirung haben. Ob nun zwar dieser kriegszug wider seines freundes des Cimbers

landsleute ergienge, so fochte er dennoch dapfer und redlich, und hielte sich so wol, daß sein gerüchte weit und breit erschallete: das dann meinem herr vatter und mir auch nicht unannemlich zu hören ware.

Lange zeit hernach kame er wieder zu uns, als er vom König in Assyrien, auf sein inständiges anhalten, verheisung erlanget hatte, daß er ihn ferner in kriegesdiensten gebrauchen wolte. Wir funden, bei dieser anderen zusammenkunft, beiderseits einander noch unverändert wieder, und schöpften eines vom andern grosse vergnügung. Er hielte sich aber dieseomal nicht lang bei uns auf, und konte ihn der König kaum zu etlichen wochen bereden: die er dann, wie er mir sagte, bloo meine gegenwart zu geniessen, bei uns zubrachte. Ich fande ihn einsmals auf dem berg Sion, der mit in der statt Salem begrieffen ist, unter einem schattichten baum schlaffen, und nicht weit von ihm eine schrift ligen, die ich dieses innhalts ablase:

Zu vieles glück ist unbequem zu tragen.
 Ich fühle wol, wie ihre huld mich drückt:
 ich bin mit der, als einem netz, bestrickt.
Ich darf mir selbst nicht, was mich quälet, klagen.
Wol dem, der sich weiß frei von solchen plagen!
 Wann sonst ein leid hat unser herz berückt,
 so wird die angst zum himmel hingeschickt:
Nun aber muß in mir mich alles nagen.
Worüber kan ich billig mich beschweren?
 Daß man mich liebt? Wie? Wil ich dann den haß?
 Nein! ihre gunst, doch nicht in übermaß:
Zu viele lieb, möcht meine treu verzehren
 Mein herz ist hin: drum hab ich nichtes mehr,
 Als daß die lieb mit freundschaft ich verehr.

Diese reimen machten mir anfangs allerhand frömde gedanken: da ich vermutete, mein Abimelech hatte sie auf sich und eine dame gemachet, die ihm ihre gunst erzeiget, deren er, um meinetwillen, mit gleicher gegengunst nicht wilfahren können. Wie ich ihn aber, als er erwacht, hierüber zur rede gestellet, erklärte er sich dergestalt: wie daß er dieses gedicht nicht selber gemachet, sondern nur am Babylonischen hofe abgeschrieben hatte, da es einer seiner guten freunde verfärtiget. Er muste es mir überlassen: da ich es nachgehends auswendig gelernet. Weil aber nun, wie gesagt, der Prinz Abimelech nach Babel eilete, als musten wir von einander scheiden: da ich ihm versprache, wie daß ich, mit meinen seufzern zu Gott für sein wolergehen, stäts bei ihm seyn wolte.

Kurz darnach, wie er hinweg war, kamen abgesandten von Hemath an, die um mich, von des Königs Jobat wegen, für den Prinzen Bileam die werbung ablegten. Wir erfuhren von ihnen, daß dieser Prinz, wie er unsern hof verlassen, nach dem Königreich Ammon gezogen wäre: alda er dem König Hanon wider die Teutschen, und lezlich wider den jungen König Marsius, zu kriege gedienet hatte, nunmehr aber sich wieder zu Hemath befände. Der König Melchisedech aber, liesse ihnen zur antwort wissen: wie daß ich bereits an den Prinzen der Philister verlobt wäre, und also des Jobats sohne nicht zu theil werden könte: der zudeme sich nicht also bei uns verhalten hätte, daß wir beliebung tragen könten, seine befreundung zu wünschen. Mit dieser abschlägigen antwort, reiseten sie wieder nach Hemath ab: und lebete ich nach deme in ziemlicher ruhe und zufriedenheit, an nichts weniger, als an das, so mir verstunde, gedenkende.

Im vergangnen jahr, begabe ich mich neben meiner schwester hieher, wie wir alle sommer zu thun pflegten, weil dieses schloß, wegen der nähe des Jordans, gar annemlich und lustreich ist: der König aber bliebe dißmal zu Jebus, weil er viele geschäfte hatte, die ihm nicht zuliessen, hieher zu kommen. Wir waren aber kaum etliche tage hier gewesen, da begabe es sich an einem abend, daß wir, als wir nahe hierbei in einem lustigen thal spaziren gingen, einen wagen mit vielen reisenden ersahen, der nicht weit von uns seinen weg fürbei name. Dieser als er gerad gegen uns über gekommen, brache entzwei, und machte also das aufhabende frauenzimmer heraus steigen: da dann eine unter ihnen, welcher alle die anderen grosse ehre erwiesen, im fallen des wagens ein bein gebrochen, worüber die anderen sich über die massen beängstigt und betrübt anstelleten. Ich, aus mitleiden bewegen, ginge neben meiner schwester und meinen leuten zu diesen frömden, beklagte ihren unfall, und bote ihnen das schloß an, daselbst einzukehren, und nach ihren entfangenen schaden sehen zu lassen. Die alte Dame, welche dieses unglück erlitten, kunte mir für schmerzen nicht viel antworten: von ihren leuten aber, wurde mein anbot willigst angenommen. Ich erfuhre von ihnen, daß es die Königin der Bactrianer wäre, welche, wieder von Hemath kommend, in ihr land reisen wolte. Diese käntnis von der mumen des Bileams, machte meine fürsorge für sie nicht verringern: weil ich damals noch nicht wuste, wie lieb ihr dieser vetter ware. Als sie auf das schloß gekommen, und nach ihrem schaden gesehen wurde, befunden die wundärzte den also, daß ein monat verliefe, ehe sie ihre reise fortsetzen kunte. In dieser zeit machete sie, wie ich nachgehends gewar wurde, einen anschlag mit dem Bileam: der heimlich in verstellter kleidung, weil er, da seine gesandten eine solche abschlägige antwort bekommen, sich von mir nicht wolte sehen lassen, zu ihr hieher kame, mich in Bactra zu entfüren. Weil mir dieses unglück bestimmet war, als muste sich alles darzu schicken. Als die

Königin Clotis fortreisen wolte, und ich ihr bis auf eine kleine Insel, die im Jordan liget, das geleit gabe: liesse ich mich durch ihr vielfaltiges bitten überreden, mit nach Pniel zu gehen, und hinterliesse ich alle meine leute auf der Insel, als gesonnen, in zweien tagen wieder bei ihnen zu seyn.

Als wir nach Pniel gekommen, gab sich Bileam mir zu erkennen, mich so sehr mit seiner gegenwart, als durch sein unvermutetes anbringen, erschreckend. Es fehlte nicht viel, ich wäre gar vor schrecken gestorben. Wiewol ich mich widersetzen wolte, so muste ich dennoch mit fortreisen: und halfen mir meine thränen nirgend zu, als bei diesem böswicht freude zu erwecken, daß er mich also in seine gewalt gebracht hatte. Die Königin wolte zwar, auf dieser verdruß-reise, mich zu frieden sprechen: Ich aber war so ungedultig über diesem betrug, daß weder sie noch Bileam ein einiges gutes wort von mir erlangeten. Nach zweien monaten kamen wir in die haubtstadt Baetra, da Oxyartes der König mich herrlich empfinge. Dieser wolte, neben den andern, mich zwingen, den Bileam zu heuraten. Mir ward fürgeschwatzet, wiedaß er, nach seinem tode, den Bileam zum erben hinterlassen wolte, weil er keine kinder hatte. Dann Merotas, der sohn von seiner einzigen tochter, die den König von Tyrus gehabt, ware zu Hebron umgekommen. Und weil der König von Tyrus, nachdem des Oxyartes tochter gestorben, sich mit der Königlichen wittib von Elam, die des Bel Ochus schwester war, wieder vermälet: als ware dieser König seinem schwiegersohn deswegen so gehässig, daß er von den beiden Prinzessinnen, die seiner tochter kinder und des Merotas schwestern waren, keine zur erbin machen wolte. Alle diese betrachtungen nun, die mir die Königin oftmals zu gemüte füren wolte, konten mich nicht bewegen, den lasterhaften Bileam zu lieben, und des tugend-vollkommenen Abimelechs zu vergessen: sondern ich widersetzte mich immerfort, daß sie wol sahen, es würde viel zeit dazu gehören, ehe ich mich gewinnen liesse.

Es kame aber bald darauf, von dem stäts anhaltenden krieg mit den Assyriern, die zeitung nach hof, daß sie über den fluß Sarangis gegangen, und ein festes schloß eingenommen hätten. Bileam ward vom König mit frischen völkern gleich abgefärtiget, und war meine freude unaussprechlich, als ich erfure, daß mein Prinz die Assyrischen völker fürete. Ich pochete öffentlich auf denselbigen, und hoffete gänzlich, durch ihn wieder erledigt zu werden. Täglich hörete ich von dieses Prinzen unvergleichlichen thaten, und war ich die einige, die sich darob freuete, da sonst sein name allen Bactrianern furcht einjagete. Abimelech siegete mit so geschwindem fortgang, daß er endlich den Oxyartes in seiner eigenen Haubtstadt belagerte. Bileam befande sich dazumal, von einen teil der Assyrischen völker, die der junge Abusath fürete, so umschlossen, daß er dem König keine hülfe senden kunte. Der Prinz ängstigte die stadt dermassen, daß sie sich endlich ergeben und den Abimelech sieghaft einlassen muste.

Ich stunde an einem fenster, als dieser vortreffliche held seinen einzug hielte. Er kennete mich gleich, und zwar um so viel leichter, weil er bereits vorher meine gewaltsame entfürung vernommen. Wie er mich demnach auf das höflichste gegrüsset, kame er, sobald er nur konte, zu mir in das Zimmer. Unser beiderseits freude ist nicht zu beschreiben: daß nämlich ich wieder frei war, und er mich erlöset hatte. Er beklagte so wol mein ausgestandenes ungemach, als er sich nun hingegen mit mir über meiner freiheit ergetzete: seine höchste vergnügung darneben bezeugend, daß er mir diesen dienst thun können, deren ewig-verbundenen diener sich nennte. Weil aber sein damaliges amt ihm nicht die zeit vergönte, ein mehrers mit mir zu reden, als brache er bald ab: damit er, nach dieser grossen eroberung, alle nötige anstalt machen möchte. Oxyartes ward zwar gefangen genommen, dennoch königlich gehalten: weil Abimelech eines viel zu edlen gemütes war, als daß er diesem König sein unglück solte vermehret haben. Derselbe aber konte diß unglück so übel vertragen, daß er, am vierten Tag nach eroberung der stadt, den geist aufgabe. Der Prinz tröstete hierauf die alte Königin, so gut es sich wolte thun lassen, und raumete ihr ein schloß ein, da sie ruhig leben, und vom krieg keine beschwerung fürchten dorfte. Nun war er ferner auf nichtes mehr bedacht, als wie er mich in sicherheit brächte. Und ob er wohl nichtes höher wünschete, als mich meinem betrübten vatter, dem König Melchisedech, selbst zu überbringen: so ware doch solches der zeit unmüglich, weil er den krieg weiter verfolgen muste.

Gleichwol begleitete er mich mit allem seinem volke bis an den Fluß Moseus, der schon ins Königreich Elam gehöret; alda er einen ganz treuherzigen abschied von mir name. Als ich ihm nochmals höchlich für meine erlösung dankete, und ihm darneben bezeugete, daß sie von keinem menschen in der welt angenemer, als von ihm, wiederfahren können: versicherte er mich, daß ihme dieses glück noch viel angenemer begegnet, und wünschete mir darneben tausend gutes, mich versichernd, daß ich in allen begebenheiten von ihm verspüren solte, wie bereitwillig er wäre, auch sein leben für mich in die

schanze zu schlagen. Damit name er meine hand, die er ganz inbrünstig küssete: welches ich dann beim abschied, unt weil ich ihm so hoch verbunden, geschehen liesse; wiewol er sich sonst dergleichen freiheit nicht anmassete. Er seufzete gar sehr, als er mich sahe auf den wagen steigen, und hinweg fahren. Weil ich schon in freundes land war, auch von den reichsstatthalters in Elam kammerherren begleitet wurde; und weil der König Melchisedech mir, von des Königs von Canaan völkern, leute entgegen gesendet: als thäte ich diese weite reise bis ins land Canaan ganz sicher, da ich von nichtes beschwerde entstande, als von dem bösen wetter, weil es noch winter ware. Man kan leichtlich sich einbilden, wie ich den König mit meiner wiederkunft erfreuet, den ich hier zu Salem wieder angetroffen: da nun das glück, mit ankunft und kentnüs der schönen Aramena, mir die freude verzweifachet.

---

Aus dem Roman: Arminius und Tusnelda.

## Die Schlacht im Teutoburger Wald.

Von D. C. von Lohenstein.

Der Feind war durch den Verlust Segesthens überaus bestürzt, Hertzog Hermann aber durch den zweifachen Sieg dieser Deutschen Amazone gleichsam beschämet, und dahero zu einem so eifrigen Gefechte angezündet, daß kein Feind seinen Sturm ausdauren konte. Caldus Cälius, welcher ihm begegnen wolte, ward von ihm mit dem Streithammer zu Boden geschlagen und darüber gefangen. Quintilius Varus, als er ihn dem Römischen Haupt-Adler so nahe kommen sahe, machte sich mit seiner Leibwache als denen äußersten Kräfften des Römischen Heers gegen ihm herfür. Dieses waren tausend mit kupffernen Schilden und schupfichten Pantzern aus dem alten Kerne der Römischen Kriegsleute ausgelesene freiwillige, welche schon ihre zwantzigjährige Dienste ausgestanden und ansehnliche Kriegs-Aemter verwaltet, auch keine Wache oder andere Arbeit mehr zu vertreten, sondern nur den Feldherrn zu beschirmen hatte, und auff ihren Schilden den Namen des Kaisers mit Golde eingeetzt führten. Diese thaten wol ihr bestes unter ihrem streitbaren Führer Cäcina; und fochten nach Gelegenheit des engen oder geraumen Orts bald mit ihrem kurtzen, bald mit dem langen Spanischen Degen, wormit die lincke, wie mit jenem die rechte Seite versehen war. Alleine die Keckesten wurden unverlängt von der Deutschen Reuterei zu Grunde gerichtet, und der Feldherr kam dem Varus so nahe, daß, obwol die Römischen Kriegsleute ihn mit ihren Schilden auffs möglichste verdeckten, er ihm einen Wurffspieß in die Schulter jagte; dem Quintilius Manlius aber in Hals einen tödtlichen Stich versetzte, und mit eigner Hand ihm den Römischen Adler ausriß. Nachdem auch inzwischen beide Römische Flügel gantz aus dem Felde geschlagen waren, drang Fürst Catumer und Sasitach mit der Reuterei auff den Varus loß. Wodurch der letzte noch stehende Rest des Römischen Heeres in öffentliche Flucht, Quintilius Varus aber in äußerste Verzweiffelung gebracht ward. Denn als er seine noch standhaltende Hand voll Volcks auff allen Seiten umringt, und nirgendshin einige Ausflucht mehr sahe, bezeugte er endlich größere Hertzhafftigkeit zu sterben als zu kämpfen, und redete die nächsten mit diesen Worten an: Lasset uns, ihr ehrlichen Römer, diesen letzten Schlag des veränderlichen Glücks behertzt ertragen, und lieber dem Tode frisch in die Augen sehen, als aus einer bevorstehenden Gefängnis noch einige Erlösung hoffen, und also eine freiwillige Entleibung einer knechtischen Dienstbarkeit fürziehen. Der stirbt desto rühmlicher, der noch einige Hoffnung zu leben übrig hat. Ich gestehe, daß uns Segesthes und die Götter unser Verderben vorher gesagt; allein wenn das Verhängnis an unser Glücks-Rad die Hand anlegt, können uns keine verträuliche Warnungen aus seiner Verfolgung entreißen, und der scharffsinnigsten Anschläge werden stumpff und verwirret. Jedoch lasse ich gerne geschehen, daß der Schluß der Götter mit meinem Versehen bekleidet, und der Zufall zu meinem Verbrechen gemacht werde. Mein Großvater Sextus Varus hat in der Pharsalischen Schlacht durch seine eigene, mein Vater Varus Quintilius in dem Philippinischen Kriege durch seines freigelassenen Hand sich lieber hingerichtet ehe sie sich der Willkür ihrer Feinde, die doch Römer waren, unterwerfen wollen. Ich wil es ihnen nachthun, ehe ich in dieser Barbarn Hände falle, und euch ein Beispiel, der Nachwelt aber das Urtheil hinterlassen: Ob ich durch meine Schuld, oder durch ein besonders Verhängnis meines Geschlechts also vergehe. Crassus hat durch seine Niederlage gegen die Parther weniger Schande eingelegt als daß er nicht, wie Publius, Censorinus und Megabachus ihm selbst das Leben verkürtzet, sondern sich in die verrätherischen Hände des Surena vertrauet, und des Mararthes Sebel die Kehle dargereichet hat. Von dem Tode mehr Worte zu machen, ist ein Stücke der Kleinmütigkeit. Wie feste ich mir zu sterben fürgesetzt, könnet ihr dahero schließen, daß ich niemanden einige Schuld beimesse. Denn sich über Men-

schen und Götter beklagen, stehet nur dem an, der länger zu leben begehret. Ein König aber soll seines Reiches, ein Knecht seines Herrn, ein Kriegsmann seines Obersten, ein Feld-Hauptmann seines Heeres Wolstand nicht überleben. Hiemit umhüllete er mit seinem Goldgestückten Purpurmantel sein Haupt, und stach seinen Degen ihm biß an den Griff ins Hertze. Also verhüllete sich auch der ermordete Pompejus und Julius, wormit niemand ihre sterbenden Ungeberden sehen möchte. Die fürnehmsten und hertzhafftesten thaten es ihrem Heerführer nach, und benahmen durch eigene Entseelungen dem Feinde die Lust und die Ehre von seinen Streichen zu fallen. Andere, welche gleich noch genugsame Kräffte zu fechten hatten, warffen ihr Gewehre weg, und reichten aus Verdruß zu leben ihre Hälse den feindlichen Schwerdtern hin. Zumal von denen neun Obersten dieser anderthalb Legionen nur noch einer, von den neuntzig Hauptleuten mehr nicht als ihrer fünff übrig waren. Die Flüchtigen worden von der Reuterei zu Boden gerennt, die liegenden von den Pferden ertreten, die stehenden wie das Vieh zerfleischt, also daß das Feld nunmehro keine Gestalt eines Kampfplatzes sondern einer Schlachtbanck fürstellte. Sesitach ward über des Varus und anderer Obersten eigner Entleibung sehr verbittert, weil er mit seiner Reuterei sie lebendig in die Hände zu bekommen ihm eingebildet hatte, und dahero sprang er selbst vom Pferde, schnitt den Kopf des Varus Leiche ab und steckte selbten nach der Deutschen und Gallier Gewonheit und den Römern desto mehr Schrecken zu machen auff eine Lantze. Das gantze Feld ward mit Todten bedecket, und die zwischen denen Hügeln dieses Forstes lauffenden Bäche von dem Blute der Erschlagenen auffgeschwellet, insonderheit an denen drei engen Furthen, wodurch das Römische Heer seine Flucht zurücke nahm. Ihr jämmerlicher Zustand aber ward dardurch vergrößert, daß Vala Numonius und seine zum ersten durchgangene Reiterei, Cäditius, welcher zwischen denen Päßen noch über zwölfftausend streitbare Männer wieder zusammen gezogen und in Ordnung bracht hatte, in Meinung mit der bald anbrechenden Nacht noch nach der Catten Festung zu entrinnen, ingleichen Britomar und Arbogast mit mehr als zehn tausend Galliern gerade auff den Hertzog Jubil traffen, welchen der Feldherr dem Feinde in den Rücken zu geben befehligt hatte. Es ist unschwer zu ermessen was denen Römern die Müdigkeit von einer so hefftigen Schlacht einem siegenden Feinde auff dem Rücken und einem frischen von fernen zu begegnen für Hindernis schaffte, ja was die Furcht, allwo des Pöfels Träume sowol als kluger Leute Gutachten gehöret werden, für seltsame Meinungen auff die Bahn brachte. Einer rieth sich durch den frischen und vielleicht nicht allzugroßen Hauffen des Hermundurischen Hertzogs durchzuschlagen, und, weil doch das zwar nähere Läger keine Sicherheit, die Festung Alison aber keinen genugsamen Raum und Lebens-Mittel schaffen könte, den Anfangs schon erkiesenen Weg gegen der Cattenburg oder gar an den Rhein fortzusetzen. Ein ander hielt diß für ein verzweiffelt Werck, und wolte, daß, nachdem Cejonius mit dem größten Theil des linken Flügels und dem einigen noch erhaltenen Adler sich wieder in das Läger gezogen hätte, man dahin folgen, sich darinnen biß auff den letzten Mann wehren, und von denen zwei Legionen, welche Lucius Asprenas nicht allzuweit von ihnen unter seinem Gebiete hatte, Hülffe erwarten solte. Wie nun die Zwietracht in Begebenheiten, welche keine langsame Rathschläge erdulden, der geradeste Weg zum Verderben ist; also wartete Hertzog Jubil die Erörterung ihres Zweiffels nicht aus, sondern bediente sich der wider die Uneinigkeit höchst vortheilhafften Geschwindigkeit. Einem flüchtigen Feind jagt auch ein rauschen es Blat Schrecken ein. Was solte nicht dieser freudige Held mit seinen streitbaren und unermüdeten Völckern gegen die, welche zum ersten ausgerissen und allhier zwischen Thür und Angel waren, ausrichten? Fürst Jubil traff selbst in Person auff den Numonius, und durchrennete ihn mit seiner Lantze; also fiel dieser verzagte Ausreißer nicht nur schimpfflicher, sondern auch eh als die welche er im Stiche gelassen hatte. Britomar ward von ihm durch einen Wurffspieß hefftig verwundet, und nachdem von einer Seiten dieser Hertzog, auff der andern das gantze obsiegende Heer mit aller Gewalt nachdrungen, muste dieser Ueberrest des Feindes in den Wohnstädten der wilden Thiere ihre Sicherheit suchen, und ein Hauffen hier, der ander dort sich in die dickesten Wälder verkriechen. Alleine auch in diesen wären sie von ihren Feinden nicht unverfolget blieben, wenn nicht die stockfinstere Nacht mit einem hefftigen Platzregen eingebrochen, und die schwartzen Wolcken das sonst volle Monden-Licht gantz verdüstert, und also dem Todschlagen nicht so wol ein Ende, als einen Anstand gemacht hätte.

Der Feldherr ließ bei dieser Begebenheit selbst Befehl und Zeichen geben, daß die Deutschen bei so gefährlicher Finsternis und schlüpfrigem Wetter ihren Feind in die morastigen Wälder nicht verfolgen, sondern mit der auffgebenden Sonnen der Römer und ihrer Gehülffen endlichen Untergang erwarten solten. Gleichwol besetzte er die Wälder um und um an denen Orten, wo er

meinte, daß irgends der dieser Wildnisse kundige Feind zu entrinnen, ihm einigen Weg suchen dörffte. Er verordnete auch, daß aus denen umliegenden Flecken dem Heere, welches nun gleichsam den gantzen Forst belägerte, ein Ueberfluß von Lebensmitteln, welche der Deutschen Kriegs-Sold sind, zuführten. Wie sehr sie nun sonst auch dem Schlaffe ergeben sind, und von der langen Schlacht ermüdet waren, so ermunterte sie doch dieser herrliche Sieg dergestalt, daß wenig oder keiner ein Auge zuthat. Denn die, welche nicht ihre eigene oder ihrer Angehörigen empfangene Wunden zu verbinden, noch die Schwachen ins Läger zu führen hatten, machten sich auff der Wahlstatt und um den Forst herum bei etlichen tausend Wach- und Freuden-Feuern mit Gesundheit-Trinken, Jauchtzen und Lobgesängen ihrer Feld-Herren und Heerführer lustig. Unter die Kriegsknechte mischten sich nun auch die Barden, sangen von dem Deutschen Herkules vielerlei Lieder, und zohen mit einem freudigen Nachklange ihm endlich doch den großmütigen Hermann für.

So vergnügt sich nun bei diesem Wolleben die Deutschen befanden; so elende gieng es denen Ueberwundenen, wider welche der Himmel nunmehro selbst sich verschworen zu haben schien. Denn den entstandenen Regen begleitete ein solch erschrecklicher Sturmwind, welcher nicht nur die Aeste und Wipfel der Bäume zerbrach, sondern auch die stärckesten Stämme mit den Wurtzeln aus der Erden riß, und sie denen ohne diß halb todtgeschlagenen auff die Hälse warff. Die aber, welche diesem Ungewitter zu entkommen vermeinten und aus dem Gehöltze hervor krochen, wurden von denen allenthalben wachsamen Deutschen wie die Hunde zerfleischet. Das gantze Gefilde erbebete von unauffhörlichem Widerschall, bald von dem Frolocken der Sieger, bald von dem Krachen der Bäume, bald von dem Angst-Geschrei der Zerschmetterten, und stellte auff einmal den seltzamen Wechsel der irdischen Dinge für, daß selten einer lachen könne, wenn nicht der andere weine. Dieses Unheil ward vermehret noch durch dieses Hertzeleid, daß größtentheils der Römer ihre Weiber und Kinder, welche sie wider die alten Kriegs-Gesetze der Römer bei sich, und die Nacht zuvor aus dem Läger mitgeführet hatten, von diesem Sturm-Winde überfallen, die Weiber offt in den Armen ihrer Ehmänner, die säugenden Kinder auff den Brüsten ihrer Mütter zerquetscht worden. Ja es brach einigen diß jämmerliche Schauspiel dergestalt ihr Hertze, daß sie, aus Erbarmnis, ihrer eigenen Kinder und Ehegatten Elend durch Mord zu verkürtzen sich entschlossen. Dieser Sturm nöthigte auch dieselben Armenier, welche auff des Zeno Befehl Ismenen gefangen hielten, sich aus der innern Wildnis herfür zu thun. Bei welcher Begebenheit sie ihren Vortheil ersah, dem einen unvermerckt das Schwerdt aus der Scheide zoh, und durch die Rippen stieß. Die drei andern fielen sie zwar hierüber so grimmig an, aber sie vertheidigte sich mit unvergleichlicher Hertzhafftigkeit. Das hierdurch errregte Geräusche zohe eine große Menge derer im Wald irrenden Römer herzu, welche die theils abgehauenen Kieffern-Aeste, theils von denen Römischen Wagen genommenen Hartzt-Fackeln anfangs zu ihrem Lichte, nunmehr aber gegen die gleichfals sich alldar versamlete Deutschen zu Schwerdtern brauchten, und weil sie sich jederseits auff etliche hundert verstärckten, in einen vollkommenen Streit mit einander geriethen. Die Verzweiffelung und das seltzame Feuer-Gefechte der Römer aber brachte die Deutschen zum weichen; wiewol die Fürstin Ismene, als eine großmütige Heldin, dem Feinde stäts die Stirne bot, und denen weichenden Deutschen verächtlich zurief: Ob sie ein Bienenschwarm wären, welche vom Rauche vertrieben würden? Ob sie nunmehr für einem entwaffneten Feinde zu lauffen für keine Schande hielten, den sie den Tag vorhero in seiner besten Rüstung geschlagen hätten? Endlich kam der Ritter Waldeck mit zwei hundert Mann seiner Wache darzu, welche den Feind nach großem Verlust wieder in Wald trieb, und diese Heldin zu großer Freude des gantzen Heeres zum Feldherrn brachte.

---

## Aus der Asiatischen Banise.

Von H. A. von Ziegler.

Blitz, donner und hagel, als die rächenden werckzeuge des gerechten himmels, zerschmettere den pracht deiner goldbedeckten thürme, und die rache der Götter verzehre alle besitzer der stadt, welche den untergang des Königlichen hauses befördert, oder nicht solchen nach äußerstem vermögen, auch mit darsetzung ihres blutes gebührend verhindert haben. Wollten die Götter! es könten meine augen zu donner-schwangern wolcken, und diese meine thränen zu grausamen sündfluten werden: Ich wollte mit tausend keulen, als ein feuerwerck rechtmäßigen zorns, nach dem hertzen des vermaledeiten bluthundes werfen, und dessen gewis nicht verfehlen: Ja, es sollte alsobald dieser tyranne, samt seinem Götter- und menschenverhaßten anhange, überschwemmet und hingerissen werden, daß nichts als ein verächtliches andencken überbliebe. Doch, ach! wie irre ich? Was rede ich? Sollte wol solche

rache ohne unterscheid und ohne einiges bedencken vollzogen werden? wo bliebe denn die überirdische Banise? um derentwillen einig und allein der himmel noch die abscheulichste straffe über Pegu zurücke hält, und welche das gütige verhängnis noch sonder zweifel, von dem gantzen Kaiserlichen stamme wird übrig, ach! wer weiß? ob nicht in der hand eines grausamen besitzers gelassen haben, um so viel mehr die geschlagenen gemüter der fast entseelten treuen unterthanen wieder aufzurichten, und zu erinnern: es sei noch ein stern vorhanden, welcher leicht wiederum zu einer sonne werden könte, wenn man ihm aus jetziger finsternis zu seinem vorigen glantze verhülfe. Auf! derowegen, Printz von Ava! erinnere dich desjenigen, womit du Banisen verpflichtet bist, und wisse, daß du die glückseelige besitzung einer so himmlischen schönheit nicht eher würdig genießen kanst, du habest dich dann durch wirkliche rache an ihren feinden sattsam um sie verdienet gemacht. Ach! aber, was schwärmest du noch weiter, unglückseeliger Printz! erinnerst du dich nicht, daß du zwar ein König vom stande doch nicht vom lande bist? Ein ohnmächtiger Printz, welcher das leben seines unbarmhertzigen vaters aller mittel beraubet hat, seine innigstgeliebteste Banise von schande und tod mächtigst zu befreien. Ich wünsche mir den tod, wenn ich bedencke, wie ich ihr in jetzigem zustande nicht mehr, als einer ihrer geringsten sclaven, zu rathen oder zu helfen vermag, und wie hingegen auch der wenigste verzug zu ihrem und meinem höchsten nachtheil gerathen kan. Jedoch, kan ich ihr nicht mit meinem leben dienen, so soll sie doch mein tod von dem tyrannen befreien. Ich will in die burg mich mitten unter die feinde wagen, ja, so bald ich mich dem Nord-Könige dermaßen genähert habe, daß ich ihn werde erreichen können, diese meine faust mit seinem mörderischen blute färben, und seinen schwartzen geist, als ein höllisches rachopfer, der brennenden finsternis zuschicken. Mit solchen verzweifelten worten ließ sich Balacin vernehmen, als ihm bei aufgehender sonne der glantz derer auf der Kaiserlichen burg mit purem golde gedeckten thürme die Augen blendete, und er von einem hügel die große und prächtige stadt Pegu übersehen konte: nachdem er die gantze nacht durch bloß allein von tausend widerwärtigen gedancken begleitet geritten, und sein ermüdetes Pferd in die weide geschlagen, sich aber selbst, um seine ruhbedürftige glieder in dem bethauten grase zu erquicken, auf seinen mantel geleget hatte. Allein, bei endigung der letzten worte ersahe er drei verwegene Bramaner, mit entblößten sebeln, aus einem strauche hervor gesprungen kommen, welche ihn so fort mit entsetzlichen geberden anschrien: und du bist der einige verräther, welchem das rechtmäßige verfahren unsers mächtigsten Kaisers misfallen, und sich, als ein sclave, in fesseln rächen will? Halt, dein Kopf soll uns tausend Pesos gelten! So fort wurde Balacin von ihnen ohne ferneres wort-wechseln überfallen, daß er kaum aufspringen, und den ins gras gelegten sebel ergreiffen konte. Weil sich aber zu allem unglücke sein riemen über das gefäße geschlungen hatte, vermochte ihn Balacin nicht auf den ersten zug zu entblößen: dahero er von dem einen bösewicht einen ziemlichen hieb in die lincke schulter bekam, daß sein himmel-blauer rock in kurtzer zeit mit blute gefärbet war. Doch der himmel, welcher diesen tapfern Printzen noch zu etwas größern aufbehalten, als daß er von so schnöder faust liederlich verderben sollte, gab gnade, daß er bald seines sebels mächtig ward, und im andern streich den thäter so ungestüm an den hals zeichnete, daß er gleich zur erden stürtzte. Hierauf ersahe der Printz sein vortheil, und sprang, um den rücken zu versichern, an einen baum: da sich denn diese schelmen über den tod ihres mitgesellen dermaßen ereiferten, daß sie gleichsam als blind und rasend einzulauffen sich bemüheten. Dahero sich auch einer den vorgehaltenen sebel des Printzen unter der lincken brust dermaßen einlief, daß er todt davon niedersanck, und den vorgesetzten streich nicht vollziehen konte. Es würde aber unsern Balacin noch ein größerer unfall betroffen haben, wenn nicht das verhängnis selbst vor ihn den streich ausgenommen hätte. Denn als er den sebel nicht so geschwinde, wie es die noth erforderte, aus dem leibe des eingelauffenen ziehen konte, versuchte der dritte durch einen grausamen hieb, den tod seiner cameraden zu rächen, und holte demnach aus allen kräften aus, dem Printzen den kopf zu spalten: welches ihm auch richtig gelungen wäre, wenn nicht ein treuer und überhangender ast den streich aufgefangen hätte. Denn als der mörder vor raserei den ast nicht bemerckte, hieb er so grimmig hinein, daß er nicht allein den sebel muste stecken lassen, sondern auch als Balacin hiedurch seinen sebel wieder zu gewinnen zeit bekam, von selben einen schweren streich in die achsel empfieng, daß er so fort, wo er nicht den andern beiden gleich werden wollte, das reißaus spielen muste: Wiewol er leicht würde einzuholen gewesen sein, wann nicht Balacin so wol wegen der fernen reise, als auch ziemlichen verwundung dermaßen ermüdet, daß er vor ohnmacht in das gras niedersanck, und sich in ziemlicher weile nicht zu entsinnen wuste, in was vor elendem zustande und gefährlichem orte er wäre. Als nun der verwundete Printz fast bei einer stunde gantz ent-

kräftiet gelegen hatte, erholete er sich endlich in etwas wiederum, und bemerckte von fernen einige redende stimmen. Dahero er sich nicht unbillig eines fernern überfalls besorgte, und deßwegen einen sichern ort, allwo er nur etliche stunden der höchst benöthigten ruhe pflegen und so dann des himmels schickung mit gedult erwarten könte, zu suchen bedacht war. In solcher entschließung bemühete er sich zu erheben. Als er sich aber kaum auf einen schenckel steuerte, fiel er vor großer schwachheit, so ihm der große verlust des geblütes verursachte, wieder dahin. Weil aber die stimmen sich näherten, versuchte er sein äußerstes, auf allen vieren diesen gefährlichen platz zu verlassen, indem er sich befürchtete, der entrissene möchte ein größeres unglück über ihn herbei führen. Derowegen kroch er voller mattigkeit und furcht bei dreihundert schritte fort, bis er an einen breiten fluß gelangte, welcher ihm hoffnung und flucht benahm. Nachdem er aber ein starckes geräusche hinter sich vernahm, entschloß er sich dem sandichten ufer anzuvertrauen: welches, ob es zwar ziemlich erhöhet war, dennoch etliche schritte breit truckenen sand unter sich zeigete, und von einigen bäumen beschattet wurde. Dannenhero er sich, so viel seine schwachheit zuließ, sanfte am ufer herunter ließ, allwo ihm das glücke eine weite höle unter den wurtzeln der bäume, die das reißende wasser unterwaschen hatte, darbot, sich derer in dieser gefahr zu bedienen. Welche angenehme gelegenheit er willigst ergriff, und sich nach vermögen eilends darein verbarg: indem er bereits einige personen auf dem hohen ufer also reden hörte: Hätten wir unser vorhaben eine stunde eher beschleuniget, wir hätten den fremden vogel auf stücken zerreißen können. Inmittelst lasset uns fleißig suchen, wer weiß, ob nicht der fund die mühe belohnet. Welchem der andere antwortete: er kann nicht ferne von hier sein, weil er gleichfalls sein theil bekam, daß er unmöglich weite sprünge wird haben machen können. Unterdessen lasset unsere entseelten cameraden dem ufer dieses flusses anbefehlen, derselbe mag sie bei anwachsenden wasser hinführen, wo ihr grab bestimmt ist. Bekommen wir aber den mörderischen verräther, so soll er ihnen ein grausames schlachtopfer werden. Hiermit stürtzten sie die zwei vom Printzen entleibte körper vom ufer auf den sand, daß sie gleich vor die höle zu liegen kamen, und giengen mit harten bedrohungen davon. Solches sahe und hörte Balacin alles an. Weil ihn aber die Wunde sehr schmertzte, und er des schlaffes sehr benöthiget war: also riß er den saum von seinem Japanischen rocke, verhüllte die wunde, so viel möglichen, daß nur das geblüt gestillet wurde, wickelte sich in den mantel, welchen er nebst dem sebel wol bedachtsam mit sich genommen hatte, und schlieff also vor höchster mattigkeit ein. In solcher ruhe verharrte er bis an späten abend, da bereits der Mond mit vollem lichte aufgegangen war, vermittelst dessen er das silber des rauschenden flusses, und zugleich die zwei leichen auf dem sande ersehen konte. Hier kan sich ein furchtsames hertze die entsetzlichsten vorstellungen einbilden, welche auch der hertzhaftigkeit selbst eine furcht einzujagen vermögen: Eines theils quälte den Printzen die wund, und zugleich der hunger, welchen er in zweien tagen durch stetes reisen und fasten erwecket hatte. Andern theils sahe er sich von der nacht, die ein schrecken an sich selbsten ist, an einem so unbekannten schrecklichen orte überfallen.

---

## Ein grosses Turnir wird gehalten, wo Herr Ballach das beste Kleinod erlanget. Es ward eine weitläuffige Rede vom Ursprung des Turnirs und andern Sachen geredet.

Von E. W Happel.

Nachdeme sie nun so eine Zeitlang mit einander geredet, ward es Zeit zur Tafel zu gehen, und musten beede Herrn Ritter, Herr Livorno und Herr Ballach, (der nun nicht mehr Herrn Livorno Hofmeister, sondern von dem Groß-Hertzog an Hof genommen ward,) an die oberste Tafel nechst dem Groß-Hertzogen, beneben den vornehmsten Hofbedienten zu Tisch sitzen, und kennet den Herrn Livorno kein Mensch, weil er sich in den 5. Jahren', seit er ausgewesen, sehr verändert, und noch darzu ein falsch Haar trug. der gantze Hof aber verwunderte sich über Herrn Ballach demüthige Sitten und Geschicklichkeit, daß ihm jederman am Hof, sonderlich aber der Groß-Hertzog sehr hold war, der war auch willens ihn mit einem Schloß und 4. Dörffern in Hetrurien zu verehren, und eine vornehme Gräfin zuzuheurathen. Unterdessen machte sich jederman auf das künfftige Fürstl. Beylager, und beym verordneten Turnir fertig, und wolte jeder das beste Kleinod erhalten, keinen auswärtigen Ritter davon tragen lassen, sie übeten sich an Hof auf der Renn-Bahn gar offt im Turniren, aber Herr Livorno und Herr Ballach nahmen sich nicht an, als ob sie etwas von Turniren wüsten, ritten derowegen niemalen mit, sondern sahen mit angenommener Verwunderung denselben zu, und kam da einer da, der andere dort, und wolten sie bereden, sie möchten sich doch auch in diesen Sachen üben das würde

ihnen ein grosses Lob seyn, aber diese antworteten, sie getraueten es mit ihnen nicht anzugehen, in Betrachtung, daß sie schon gar fertig darinn wären, und besorgten sich, man möchte sie es mit grossem Schaden lehren, dann sie wohl wüsten, und mehr gesehen hätten, wie mancher so künstlich aus dem Sattel gehoben, nnd auf den Erdboden geworffen, daß ihm wohl eine Rippe davon zersprungen: jene aber verlachten diese, sagende, man müsse solchen geringen Rauch sich nicht beissen lassen, und das schiene gar verzagt, daß man sich vor Fallen entsetzen wolte, man wüste wohl daß keiner kein Meister gebohren würde, sie hätten auch dergleichen Gefahr müssen ausstehen, aber nicht umsonst, massen sie nun so weit kommen, daß sie keinen einzigen einen Ritt zu turniren versagen wolten, hätten auch manches Kleinod davon getragen. Herr Livorno und Herr Vallach stelleten sich immer gar fremde dazu. Unterdessen spatzirten beede Ritter nebenst ihren Dienern in die Stadt, und besahen die herrliche Gebäu, prächtige Gassen und Märkte, samt den stoltzierenden Pallästen, dann man dafür hält, daß Florentz die allerzierlichste und schönste Stadt unter allen Städten nicht allein in Italien, sondern fast in der gantzen Welt sey, sie giengen aber auch des Herrn Cantzlers Herrn Joan de Livorno sein Hauß vorbey, und als sie nahe dabey, sehen sie daß er selbsten in der Thür stehet, nebenst seinem jüngsten Töchterlein, so etwa 14. Jahr hinter sich möchte geleget haben, kehrete sich derowegen Herr Livorno der Ritter eilend zu Hn. Vallach, und bat ihn, weil dieses sein Herr Vatter, er möchte Gelegenheit nehmen, und mit ihm von allerhand Sachen reden, er selber wolte aber nicht reden, weil er besorgte, die Sprach möcht ihn verrathen, er wolte aber doch bey ihm bleiben; als sie nun nahe hinzu kamen, sprach Herr Vallach und Herr Livorno dem Herrn Cantzler freundlich zu, der ihnen auch gar tief danckete, dann er hielte sie, sonderlich Herrn Vallach, vor einen vornehmen Herren, wegen seiner Schönheit, und daß er einen schwartzen Africaner hinter sich hatte hergehen, fragte derowegen nach gebetener Vergebung, wie ihnen dieser Ort gefiele, weil er sehe, daß sie fremd allhier, und die Stadt besehen, dem Herr Vallach antwortete: In Wahrheit mein Herr wisse, daß ich jederzeit dafür gehalten, mein Vatterland Neapolis hätte ihres gleichen nicht, aber ich befinde das Gegentheil, weil mir diese Stadt in vielen Sachen schöner gefällt; so sind die Herren, sagte der Cantzler, Neapolitaner, ja sagte Herr Vallach, ich zwar bin auch aus Neapolis, mein Gefehrt aber ist in Calabrien bürtig, und weil der Herr Groß-Hertzog ein allgemeines Turnir ausschreiben lassen, sind wir auch kommen demselben zu zusehen, und etwas dabey zu lernen, worauf der Cantzler sagte, es wird gewiß eine zimliche Ritterschafft zusammenkommen, massen sich schon etliche hundert die nechste Tage her allhier eingefunden, und ich hab meinem Sohn, so vor 5. Jahren in Franckreich allda zu studiren gereiset, auch beschrieben bey diesem Fürstl. Beylager und dem Turnir zu seyn, massen ich auch deßwegen ein zimliches an ihn gehengt. Herr Vallach sprach hierauf, wir möchten wünschen mit jemand bekannt zu seyn, der uns die Turnir-Gesetze und dabey gebräuchliche Sitten in etwas bekannt machete, und wenn deß Herrn Sohn kommt, werden wir Gelegenheit suchen denselben zu besprechen, und sich an ihn zu halten, um die zierliche Manier bei ihm zu erfahren. Ja, antwortete der Herr Cantzler, ich hoffe er werde sich wo nicht diesen Abend, doch morgen gewiß, laut seines Schreibens herbey machen, dann können sich die Herren seiner nach Nothdurfft gebrauchen. Hierauf nahmen sie Abschied, und giengen weiter, kamen auch zu dem Rathhause, so einem Fürstlichen Schloß sehr ähnlich, da über der Gassen-Thür folgende Wort in alter München-Schrift zu lesen waren: Heilig Rom, Edel Neapolis, schön Florentz, reich Venedig, hoffärtig Genua, groß Mayland, feist Bononien, alt Ravenna. Von dannen giengen sie weiter, und besahen ein zimlich Stück, massen die Stadt fast groß, und in einem Tage nicht wol kan durch alle Gassen besehen werden, sie kehreten wieder nach Hof, und verwunderte sich Hr. Livorno, daß ihn weder sein Vatter noch sein kleineste Schwester kennet, doch kam ihm dieses nicht so fremd vor, weil seine Schwester bey seinem Abzug nur 9 Jahr alt war, und seine Gestalt leichtlich entfallen lassen können. Als sich nun jederman auf den folgenden Tag, als an welchem das Fürstl. Beylager und Turnir solte gehalten werden, gefaßt gemachet, beredeten sich unsere beyde Ritter auch, wie sie sich zu diesem allem geschickt machen möchten, und sagte Herr Vallach, weil er Livorno ein Stadt-Kind, möchte er auch das Kleinod und dieselbe Ehr erhalten, sofern kein Erfahrner als er, das er doch nicht hoffen wolte, von der Stadt-Ritterschafft dabey seyn würde, hergegen antwortete Herr Livorno, so müste er vor den Hof stehen, und von wegen deß Groß-Hertzogen Ritterschafft den besten Preiß davon tragen, dann ich weiß, sagte er, daß ihm keiner am gantzen Hofe überlegen, ob sie sich zwar ein weit anders überreden. Als nun der folgende Tag anbrach, erschienen die Gesandten in grosser Menge, dem Fürstl. Beylager beyzuwohnen, und denen beeden jungen Gespονsten Glück zu wünschen, als nemlich Julius Rufinus Legatus Apostolicus,

ein Gesandter von Rom, Monsieur de Lion, aus Franckreich, Don Ferdinandus Tortoas, aus Hispanien, Graf Theobald, von Hanau, von wegen des Kaisers, als welcher mit dem Groß-Hertzog in grosser Freundschafft stunde, und andere unzehlich viel Gesandten mehr, und unter diesen führeten die Fürstliche Braut der Römische und Käiserliche Gesandte, und da das Beylager mit grosser Solennität verrichtet, ward sobald ein köstliches Banquet, und eine offene Tafel gehalten, da jederman, wer der auch seyn mochte, zugelassen ward, nach diesem allen wurde um 2 Uhr die Renn-Bahn eröffnet, und zum Turnir geblasen, und erschien der Groß-Hertzog samt allen Gesandten und vielem Frauenzimmer, auf einer künstlich aufgeführten Schaubühne, denen Rittern zu zusehen, nach diesem folgten auf 280 wackere und wohlgeharnischte Ritter, so sich aus fernen Orten zusammen geworffen, und turniren wolten, denen wurden etliche Leges offentlich vorgelesen, und darauf forderten je zwey und zwey zum Turnir aus, da gab es nun lustige Kurtzweil, da sahe man wie ungleiche Meister es in der Welt giebt, bald stürtzte das Pferd, bald der Mann, bald Mann und Pferd zugleich. Als nun des Groß-Hertzogen seine Hof-Bursch und Vornehmsten sich auch einfunden, und diese Ritter Herrn Livorno und Ballach in köstlichem Harnisch auf der Renn-Bahn sahen, meineten jene, diese müsten thöricht seyn, daß sie sich (wie jene glaubten,) als Unerfahrne in dieses Spiel dörfften einmengen, warneten also unsere beede Ritter, sie möchten sich vorsehen, daß sie nicht von einigen zum Kampff ausgefördert würden, und müsten sie alsdann wie Butter an der Sonnen bestehen: denen aber Herr Ballach gar bescheidentlich antwortete: Sie hätten sich ja müssen schämen, daß sie allein zu Hauß bleiben, und nicht diese Kurtzweil mit ansehen sollen, und wann sie schon von einem andern zum Speer-Rennen ausgefordert würden, so wolten sie sich schon so viel schützen, als sie könnten. Es hatte nun eine zimliche Zahl turniret, als zwey fast mit den köstlichsten Harnischen angethane Ritter herfür stachen, und waren beede mit den Spanischen Gesandten kommen, und fast von den Vornehmsten am Hof, der eine Don Lacus, ein gebohrner Graff, und in dem Spanischen Hof in grossem Ansehen, der ander Don Ernibas, mit in gleichem Stand und Ansehen, und weil sie an dem Spanischen Hof jederzeit den Vorzug im Turnir-Rennen gehabt, waren sie nur herkommen ihre Kunst sehen zu lassen, dann sie beständig meineten, es könnte ihnen keiner bastandt seyn. Diese nun stachen als hochtrabende Ritter herfür, tummelten ihre Spanische Klepper aufs zierlichste sie möchten, und war doch geringe Anmuth; sie forderten also unsere beede Ritter vor den Speer, und das um deßwegen, weil der eine von jenen Namens Lacus, zugehöret, als des Groß-Hertzogen Ritter einer mit unsern beeden Rittern ihrer Künheit halben geredt, und dieselbige gewarnet, so meineten nun diese ihre Tapfferkeit an unsern Rittern sehen zu lassen, und wolte jeder seinen Gegentheil im ersten Ritt abheben, aber es war unsern Herren ein gemachter Handel, und sehr lieb, daß sie etwas Rechtschaffenes antroffen, ritten derowegen gantz freudig herfür, und tummelten ihre Pferde mit sonderlicher Zierlichkeit, und sonderlich sahen sie alle auf Herrn Ballach mit Verwunderung, wie der seinen Klepper auf Mauritanische Lehr herum arbeitete. Als sie nun ihre Schrancken eingenommen, stunde der Spanische Gesandte von seinem Sessel auf, um seinen Rittern recht zuzusehen, und weil er sie kennete, zeigte er sie dem Groß-Hertzog, und erzehlete dabey, daß sie vor die besten Ritter in gantz Hispanien gehalten würden, der Hertzog aber kante sobald ihre Gegentheile, Herrn Livorno und Herrn Ballach, und war ihm leid, daß diese eben an die tapfferste Ritter gerathen wären, dann er besorgete sich, sie möchten abgehoben werden, stunde derowegen um diesem Kampff zuzusehen, auch vom Sessel auf, und als die andern Herrn auf der Schaubühne sahen, daß sich diese gestellet, muthmasseten sie, daß diese Ritter etwas Vornehmes, und vor andern tapffer würden seyn, sahen deßwegen mit allem Fleiß, wohin der Sieg sich wolte lencken, auch diese gantze Ritterschafft wusten wol was diese Spanischen vor einen Namen hatten in allen umligenden Ländern, und taurete sie alle da unsere Ritter von den ruhmräthigen Hispaniern solten angegriffen werden, sonderlich war es des Hertzogen Rittern sehr leid, daß sie, wie sie meineten, Schande damit an ihrem Hof bekämen. Als derowegen die beede stoltze Ritter sahen, daß jedermann fleissig acht auf diesen Ritt geben wolte, wolten sie sich überaus tapffer sehen lassen, und nahmen beyderseits ihre Schrancken ein, so daß Ballach auf Lacus, und Livorno auf Ernibas, der wol Kopffs grösser als sein Gegentheil, traffen, da nun jeder seinen Widerpart vor sich sahe, ritten sie beederseits mit Gebühr aufeinander loß, daß Herr Ballach den Lacus mit samt seinem Sattel von seinem Wallachen stieß, Ballach aber blieb unbeweglich sitzen, Ernibas aber ward von seinem Gegenpart gantz hinten an des Pferdts Glatze geschickt, daß er sich an die Mähne zu fassen und zu halten, gezwungen ward, Herr Livorno passirte ihn annoch steiff sitzend vorbey, das verdroß nun die Spanier dermassen, daß sie so von den ungeübten,

und wie sie meineten, jungen Maulaffen solten überwunden seyn, daß auch Herr Lacus ausdrücklich protestirte, als er auffstund, nicht er, sondern sein Jung wäre schuldig, daß er abgestochen, weil derselbe die Sattelgurte nicht recht verwahret, und hätte er also mit dem unfest angemachten Sattel leicht stürtzen müssen; als dieses der Groß-Hertzog und der Spanische Gesandte, nebenst allen andern vornehmen Herren angehöret, rieff der Hertzog selber von der Schaubühne herunter diesen sämtlichen Herren zu, wann sie allerseits rechtschaffene Ritter wären, solten sie noch einen Ritt miteinander wagen; das aber war ihnen allen ein gemachter Handel, und muste sich Herr Ballach einen andern Speer reichen lassen, weil der vorige an seines Gegentheils Harnisch einen Bruch bekommen, sie machten sich derowegen einer dem andern noch eines Bescheid zu thun fertig, und ehe sie noch ihre Schrancken wiederum einnahmen, rieff der Hertzog dem Cantzler, Herrn Livorno, daß er zu ihm käme, als derselbe nun bald für ihn kam, sagte er zu ihm, ob er diesen Ritt gesehen, und wie er ihm gefallen, derselbe nun sagte, wie er von andern gehöret, so wären die Abgesetzte vor die vornehmsten und tapffersten Ritter auf diesem Platz ausgeschrien worden, und hätten sich alle Ritter mit ihnen zu turniren gescheuet, weil er aber nun sehe, daß sie von diesen, die ihm noch unbekannt, überwunden, hielte er gäntzlich davor, daß es wol diesen beeden Uberwündern so leichtlich keiner würde bevor thun, und weiß auch gewislich, sprach er weiter, sie werden sich in diesem zweyten Ritt, gleich wie im ersten, gar nicht beschimpffen lassen, sondern den Sieg nochmalen davon tragen, und geschichts wie ich gesagt, wüste ich nicht, wie man, meinem geringen Verstand nach, diesen beeden die beste Kleinod solte vorenthalten; Welan sagte der Hertzog, bleibet bey uns allhier, und sehet diesem zweiten Ritt recht zu, daß ihr zeugen könnt, wie sie sich verhalten, dann sie sind mir nahe angewandt, hierauf nahme nun ein jeder seine Schrancken wie zuvor wiederum ein, und traffen die Spanischen aus lauter rachgierigem Muth, unsere Ritter aber aus grosser Tapfferkeit dermassen nochmal aufeinander, daß Herr Livorno seinen Gegenpart ohne einige Mühe zur Erden stürtzte, und in einer harten Ohnmacht liegen ließ, der dann bald von seinen Dienern abgeholet und erquicket ward. Als aber Herr Ballach auf den Lacus gerieth, traff er ihn so künstlich, daß Mann und Roß, gleich wären sie von dem Blitz getroffen, zur Erden stürtzeten, und blieb das Pferd sobald ohne Zückung eines Fusses todt, Herr Lacus aber hatte den rechten Schenckel verrenckt, auch war er im Fallen auf das Schild gestürtzt, daß ihm die lincke Seite sehr schmertzete, doch hätte er dieses alles nicht geachtet, wann ihm nur der Schimpff nicht so wehe gethan, und als er nun hinweg getragen samt dem Pferde, waren unsere Ritter mit grossem Ruhm von den andern absolvirt, begaben sich derowegen an ihren vorigen Stand, die andere Ritter aber an des Groß-Hertzogs Hofe waren auch annoch daselbst, die hatten sich nun am meisten verwundert, und da diese wieder zu ihnen sich begaben, wünscheten sie ihnen Glück zu den besten Kleinodien; der Spanische Gesandte zog ihm aber diesen Schimpff so sehr zu Hertzen, daß er mit den Zähnen knirrete, weil er nicht gehoffet, daß einer seinen Rittern bastandt seyn könte, wie er dann auch wohl wuste, daß sie in gantz Hispanien den Vorzug bisher gehabt. Der Groß-Hertzog fieng unterdessen zu seinem Cantzler an, und sagte? wie dünckel euch nun um diese Obsieger, sind sie nicht grosser Ehren werth, weil sie, wie ich hoffen will, den besten Ruhm auf diesem Turnir davon tragen: Ja, antwortete jener, daran ist nicht zu zweifeln, und möchte ich wol die Gnade haben mit diesen Rittern zu sprechen; wol sagte der Hertzog, ihr sollet wol mit ihnen zu reden kommen, ehe sie noch von dannen scheiden. Nach diesem kamen noch viel Ritter herfür, die sich auch sehen liessen, und gab noch viel wunderliche Bocks-Sprünge, unter diesen folgenden ließ sich sonderlich sehen ein Venetianer, so auf einen von den Teutschen Rittern traff, da sie sich dann beederseits im ersten Ritt so verhielten, daß man keinen vor den Uberwinder halten kunte. Sie hielten aber nochmalen einen Ritt, da traff der Venetianer den von Hohenlohe in ein Gewerb am Harnisch durch und durch, daß man den todten Cörper sobald muste zur Renn-Bahn hinaus tragen lassen, der aber von Venedig ritte wiederum an seinen Ort. Diesem folgete ein Oesterreicher und Burgundier, und ward dieser von jenem mit grosser Belustigung deß Umstands abgehoben. Nach diesen turnirten noch viel andere, aber es begab sich nichts erhebliches darinnen, biß endlich die Sonne sich neigete, und die Renn-Bahn zu verlassen sie sämtlichen anmahnete, da ließ der Groß-Hertzog durch etliche Trompeter zum Abzug blasen, und wurde der gantzen Ritterschafft angezeiget, morgenden Tag zu acht Uhren wieder zu erscheinen, und nach Beliebung sich zu üben, und weil hundert gar nicht turniret, wurden dieselben sonderlich auf Morgen wiederum eingeladen.

Alsobald begab sich jederman nach seiner Herberge, auch ward der Groß-Hertzog mit den frembden Herren Gesandten und einer zierlichen Suite Diener nach Hof begleitet, und wurde den-

selben Abend ein köstlich Mahl gehalten, da machten sich nun die Hof-Ritter zu Florentz erst recht bekannt mit den beeden Fremdlingen, doch gab sich Herr Livorno noch zur Zeit niemand zu erkennen, und wunderten sich diese, daß sie sich so frembd zum Turnir gestellet, daß jederman gemeinet, diese einfältige Schäflein wüsten nichts von solchen Sachen. Jederman nun, der ihre Thaten auf der Renn-Bahn gethan, gesehen oder davon gehöret, ehrete diese beede Ritter, und wurden von dem gantzen Hof so sehr geliebt und hoch gehalten, daß sich sonderlich Herr Vallach, als welcher gleich einem Grafen am Hof gehalten, und geehret ward, nicht darein zu schicken wuste, massen er, seit er sein Vatterland verlassen, solche Ehre noch nie gehabt, doch konte er sich leicht als einer von Jugend auf darinn erzogen, wol darein schicken, und hatte ihn sein Diener Taßnbal so lieb, daß er sich offt verlauten ließ, wann er gleich wüste ein grosser Herr in Algir zu werden, und solte auch wieder frey gelassen nach Hause ziehen, so wolt er doch lieber bey seinem Herrn bleiben, und sein Leben vor denselben zu wagen, sich vor eine sonderliche Ehre schätzen, derowegen hielte auch Vallach viel auf ihn, über das waren sie auch angräntzende Landes-Leut. Viel Ritter nun so mit denen Abgesandten ankommen waren, wurden zu Hofe gespeiset, und musten Herr Livorno und Herr Vallach dißmal mit ihnen zur Tafel gehen, da suchte nun jeder sich bekannt und zu Freunde mit diesen zu machen, ohne die stoltze Spanier, welche aus Haß und Verdruß, ja Schimpff so sie von ihnen bekommen und erlitten, sich ihrer gar nichts annehmen wolten, wornach die Unsern auch nicht groß fragten. Ueber der Tafel gab es noch viel Reden, und ward sonderlich von den Hertzogen discurrirt, wo sie ihren Ursprung her hätten, und warum dieser Hertzog zu Florentz ein Groß-Hertzog genennet würde? Worunter ein Frantzösischer Ritter Namens Claude Fauchet, und noch ein ander, Levinus Lemnius de Zelandia genannt, in der Meinung stunden, der Nam Hertzog sey ein zusammen gesetzt Wort, und hätte seinen Ursprung von dem Wörtlein Heer, das ist, ein Krieges-Heer, und Zog, gleich als hätten die Hertzogen vor Alters die Krieges-Heer ziehen, oder (besser) führen müssen, und davon sey der Name noch übrig, und in eine gewisse Würde und Stand nach und nach verwandelt. Ein ander aber Namens Besold wolte, das Wort Hertzog käme von dem alten Wort Heer her, dann er sagte Heer, wäre so viel als eine Gemeinschafft, als wie noch auß den Worten Heerberg, und Heerweg, oder eine Landstrasse zusehen, darinn und darauf jederman einkehren und wandern kunte, weil sie beede gemein, und daher, sagte er, hielte er davor, sey auch Hertzog, das ist, ein Herr der Gemeinschafft. Etliche andere aber, worunter ein Ritter Liptus, ein Römer, wolte, das Wort Hertzog hätte seinen Ursprung von den Römern, bei denen Dux oder Hertzog ein gewisses Amt gewesen, und waren die Duces bey denselben noch über die Tribunos, aber unter den Gesandten gewesen, Molineus ein Spanischer Ritter sagte, daß in Hispanien der Nam Hertzog, nicht auf die Kinder geerbet würde, wann schon ihr Vatter ein Hertzog gewesen, es sey dann, daß sie es auch bei dem Könige erlanget. Als aber die Ursach erfraget ward, warum man die Hertzoge zu Florentz Groß-Hertzoge nennete, antwortete Herr Livorno, als der wol studirt, und in gelehrten Discursen sich sehr beliebt konte machen, sagend: Die Groß-Hertzogen von Florentz wären vor diesem Grafen gewesen, der jetzige Käiser Carolus der V. hätte Alexandrum Medicäum zum Fürsten oder Hertzogen, der Pabst Pius V. aber zum Groß-Hertzogen gemacht: Wie ingleichem auch der Groß-Hertzog aus Moscau vergebens nicht Widikinezi, das ist Groß-Hertzog, so dann auch die Groß-Hertzoge von Littau, mit eben diesem vermehrten Hertzogs-Namen genennet werden, weil sie, wie jedermann weiß, an Ehr und Macht allen andern angräntzenden Hertzogen weit überlegen. Als Herr Livorno ausgeredt, und seinen Hertzog bester massen defendiret, fieng einer von den Teutschen Rittern an, so mit dem Römischen Gesandten ankommen, und sagte: Ich glaube zwar, und weiß gar wol, daß die Groß-Hertzoge denen andern gemeinen Hertzogen allezeit vorgehen, ob sie aber denen Ertzhertzogen vorgehen, befinde ich nicht bey mir, dann wann man nach dem Namen Ertz-Hertzog gehen will (als welchen die Hertzoge von Oesterreich von dem Römischen Käiser Friderich, dem Dritten, bekommen und damit begnädiget seyn:) so werden solche ohne allen Zweifel von Rechtswegen über alle, und gar über die Groß-Hertzoge gehen, dann das Wörtlein Ertz, wann es mit einem andern zusammen gesetzt, heisset es den Vornehmsten unter denselben, als ein Ertzbischoff, welcher ohne Zweifel allen gemeinen Bischöffen vorgehet. Diesem konte keiner widersprechen, doch wolte sich ein Venetianer, Namens Joseph Mattheacius, wider Herrn Livorno setzen, und den Venetianischen Hertzog dem Florentiner vorziehen, dann sagte er: Der Hertzog zu Venedig kan unter die grösseste Könige gezehlet werden, nicht allein weil er das Haupt in Venedig, als welche ein Beherrscherin vieler Provinzien und Reiche, wie auch deß gantzen Adriatischen Meers, und die von ihrem Ursprung an frey ist, und sich mit

ihren Waffen und Klugheit wol gegen die Feinde zu erhalten getrauet, sondern auch, weil selbiger Hertzog mit Königlichem Zierrath bekleidet, und weiß ich keinen andern Unterscheid zwischen ihm und den Königen, als daß seine Kinder diese Ehre nicht erben, sondern er wird von seiner Tugend erwehlet, und ich weiß auch nicht, warum er nicht allen andern Hertzogen billich solte vorgehen, in Betrachtung, daß er viel älter als alle Hertzogen, Marggraffen und Grafen, dann er ist gewesen schon vor 1100. Jahren, und wan man aus den Tituln von Macht und Ehren etwas erhalten und beybringen kan, erinnere ich mich, daß ein Venetianischer Hertzog sich also nennete: Johannes von GOttes Gnaden, Hertzog zu Venedig, Dalmatien und Croatien, Herr des vierdten, und des halben Theils des gantzen Römischen Reichs. Hierauf antwortete ein anderer von deß Groß-Hertzogen von Florentz seiner Rittern einer, genannt Rolde, und sprach: Ich habe mehrmalen gehöret, daß der Hertzog von Venedig in Pracht und seinem Aufzug zwar ein Fürst sey, auf dem Rathhauß aber nur ein Rathherr, ausserhalb der Stadt Venedig könne er von jedermann verklagt werden, in der Stadt seye er gleich einem Gefangenen, dann er dürffe ohne Verlaubnüß nicht aus der Stadt ziehen.

---

## Zweite Staats-Tortur *)

**Mademoiselle Amouretge, Mademoiselle Hardiesse, Mademoiselle Agreable, Mademoiselle Douceurge, Monsieur Allegro klagen über ihre Modimarter.**

Von F. Callenbach.

Amouretge. Pfui Teuffel Douceurge, was leyden wir der Modi zu lieb? Wir seynd ja veritable Teuffels-Martyrer. Der Welt, der Eitelkeit, der Modi, dem Staat zu lieb plagen wir uns Tag und Nacht. Meine Pariser Modi-Schuhe drücken mich, daß ich manchmal vor Schmertzen möcht überlaut ruffen. Es friert mich am Halß und an der Brust, daß ich zittere und Zähnklappere. Doch weils die Modi ist, muß ich mich also expectoriren. Wir tragen gleichsam ein weiß Pergament als ein charta pianca offenhertzig. Modi hin, Modi her, es ist sehr ungemächlich, man sage was man wolle.

Douceurge. Amouretge, du hast recht. Ich wollte, die Donners-Modi wäre, wo der Pfeffer wächst. So gehts uns auch mit unsern Raifröcken. O daß doch alle Raifröck in Schweitzer Bumphosen verwandelt würden! Der Kleider-Last ist unten zu schwehr, und oben zu leicht. Wir spreitzen uns in diesen Schantz-Körben, wie eine Krott auf der Hechel. Wir werden ja täglich ausgelacht, so offt wir in der Kirchen uns Zwerg in die Stühl müssen eindringen. Jüngst konnte ich kaum wieder heraus kommen, so breit hat sich mein Rock gemacht.

Hardiesse. Und mich irrt, mich quält mein Auffsatz im Kopff. Die mehreste Früh-Zeit geht mir drauf, biß ich alles mit meinem Spiegel collationirt hab, wirds gemeiniglich Mittag. Die Spiegel-Conferenz fängt an nach acht Uhr, offt auch später, nachdem ich den Abend zuvor mich in der Gesellschafft hab aufgehalten.

Agreable. à propos, Hardiesse, vergeß deine Red nicht. In Gesellschafften ist mein gröste Plag. Da steht Monsieur Allegro, der wird mir Zeugnus geben, wo es nöthig wäre. Ich hab die Ehr, daß er mich wohl kan leyden. Darüber piquiren und stichlen andere N N daß ich mich offt kaum mehr kan einhalten. Bald spiele ich nicht recht, bald bin ich ihnen zu Wetterleunisch, bald tantze ich zu offt, bald finden sie was in meiner Ansprach, bald irren sie meine Mouschen. Das kan ich nicht, und thue es nicht: Dann es geht über mich. Ich, sagen sie, verderbe die Compagnyen. Ich wäre zu hochmüthig, opiniastre, wisse nicht zu leben, und dergleichen Spott-Reden mehr. Auf solche Weis hat man in Gesellschafft keine Diversion, sondern Mortification, und möchte man wohl gar die Bleichsucht darüber bekommen. Bleibt man draus, ists wieder nicht recht. Da heißt es, man wisse sich nicht zu schicken unter die Leuth, man sey Holtzböckisch. Ich sag gut rund, wegen vieler Verdrießlichkeit, die man in der Welt zu leyden hat, kommen mir manchmal Nonnen-Gedancken, wiewol man einen ebenmässig auf Polster nicht setzt; so sieht man mirs auch an meinem veritablen Closter-Gesicht schon an, daß ich zu einer qualificirten Nonnen geschickt genug wäre. So bald ich aber meinen lieben Monsieur Allegro mercke, verschwinden alle Closter-Conceпten wie Rauch im Wind.

Mons. Allegro. Pardonnè moy Mademoiselle, ich bin derjenige nicht, der sie von so H. Gedancken sollte oder wollte abwendig machen. Was ihr aber beliebt von Staats-Chagrin und Verdrießlichkeiten zu melden, hat sie gantz recht. Ich hoffe auch schon so viel ausgestanden zu haben, daß ich ebenfalls meritire, ins Marter-Register gesetzt zu werden. Ich befleisse mich, jedermann nach Standes-Gebühr zu bedienen, werde wissentlich gegen niemand jemalen den Respect vergessen. Mit aller dieser Bemühung, mit all meiner Höflichkeit kan ich vieler Hertz nicht gewinnen. Sie mocquiren sich meiner, sie affrontiren mich, wo sie können. Die Fräuleins seynd

---

*) Aus Almanach. Welt- Sitten- Staat- Marter-Calender u. s w. S. 64 flg. —

ziemlich jaloux unter einander. Mach ich einer ein Reverentz, so verdriests die andere. Ruff ich diese auf zum Tantz, murrt jene. Ist dann eine oder andere, die mich gern sieht, hie und dort ein Schuß=Affection auf mich wirfft mit den Augen. Oder wann ich diese oder jene bediene mit Heimführen, gibts so gar unter uns junge Herren, die ein scheeles Aug auf mich lassen funckeln, ja wohl gar vom Leder ziehen, unter dem Vorwand, es gereiche ihm zum prejudiz, was soll ich thun? Gar abstract leben, ce n'est pas la mode. Ist auch gegen mein Naturelle. Die Natur hat mich zu keinem Eremiten gemacht. Ich liebe honette Compagny, wo treue Hertzen den Vorzug haben.

Hardiesse. Mon Dieu, Ich glaube, der Herr vexirt sich und uns. Est il possible, daß jemand sollte gefunden werden, einen so lieben obliganten Monsieur Allegro Tortur zu thun.

Amouretge. Sollte ich wissen, daß der Herr meinetwegen was müste leyden, wollte ich gern (so lieb er mir auch ist) auf alle amitié renunciren. Sein Wohlseyn ist mir lieber, als meine so empfindliche Freud ob seiner Conduite.

Allegro. Ich sehe wohl, sie mißgönnen mir die Glorie der Marter, deren sie sich doch selbst rühmen.

Douceurge. Au contraire, er solle sich deßwegen conserviren, uns in unserer unumgänglichen Marter desto länger zu consoliren

Allegro. Aber ohne Schertz, ich leide mehr, als sie sich etwan können einbilden. Ich werde manchmal tranchirt vom Kopff an biß zu den Füssen. Ich schnupp und rauche kein Toback; da begehe ich nun nach der Welt=Kinder Meinung ein grossen Modi=Fehler. Dem ist mein Perucken nicht recht, jenem der Hut, Handtätzlein, Handschuh. Ein anderer lachet über mein Kleid. Bald findet einer was an Schuhen. En fin, man contracarirt mich bald da, bald dort. Bey itziger Welt=Beschaffenheit ist nicht wohl mehr auszukommen.

Hardiesse. Hätte mir nichts weniger traumen lassen, als die Ehre zu haben, den Herrn in der Gedult=, Schuld= und Marter=Banck für ein Collegen zu erkennen. Ich war der ungezweiffelten Meinung, der Himmel hange immer bey jungen Herren voll Geigen.

Allegro. Darum sagt man, es sey nicht alles Gold, was glänzt. Auch in so jungen Jahren finden wir unsere Marter=Portion. Es ist nicht auszusprechen, was ich in Universitäten ausgestanden. Ich hatte scharffe Ordre von meinem Hrn. Vatter, der war ein strenger Mann, pur meinen Collegiis publicis und privatis abzuwarten, nicht zu debauchiren. Ich frequentirte anfänglich so gar die privatissima, die man wegen des Gewinns mehrentheils in Universitäten inventirt. Siehe, da wurde ich ordinari in die Compagny geruffen, zu Wein= Bier= Toback= Spiel= Caresse-Debauche. Blieb ich aus, so hatte ich einen Nasenstüber über den andern; Ich muste allerhand Spott=Praedicata hören, ich wäre eine Fils=Laus, ein Küssenpfenning ꝛc. Wann ich zu Zeiten gantz vertiefft war in meinem Corpore juris, überfiele mich ein Compagny. Da konnte ich kein Mittel finden, sich zu contentiren. Bald war der Wein nicht gut gnug, bald murrten sie übers Fressen. Summa, ich werde um mein Geld bald da, bald dort Modimäßig eufonirt. Mein Wechsel bliebe aus. Meine Creditores klagten beym Rectori Magnifico, der liesse mir per pedellum Universitatis ein Zahl=Termin setzen, bey Straff ad carcerem academicum geführt zu werden. Mein Hr. Vatter disputirte mir die Rechnung. Ich konnte ihm nicht genug vorlügen. Er war mir zu schlauch, alle Posten untersuchte er sehr genau, ich stunde vor ihm gantz confuß. Mein Credit war hin. Man borgte mir kein Pfeiffen Toback mehr. O wie manche Nacht lage ich ohn Schlaff; titulum de praxi acquirendi hatte ich noch nicht ausstudirt.

Douceurge. O mein lieber Allegro, das wären bittere Pilulen. Das gieng auf Studenten=Panquerot. Wie gieng es dann mit den Collegiis?

Allegro. Ach da wär nichts zu thun. Gantze Nächt ware ich manchmal gegen mein Willen auf der Debauch=Beitz. Andern Tags war ich kranck. Es schiene, ich wäre geschickt auf der Universität nur das Frauenzimmer zu bedienen, Ducaten zu schmeltzen, Gesundheit Leibs und der Seelen zu hazardiren. O wie manch schön Buch versoff und vertantzte ich, und sollte es auch die H. Bibel gewesen seyn, mit Vorgeben, als wären sie mir gestohlen worden. Jetzt schauen sie, meine hochgeehrteste Fräuleins, das sind Academische Modi=Marter, wodurch Eltern, ja gantze Familien biß zum Verderben torquirt werden.

Amour. So höre ich wohl, unser Monsieur Allegro ist ein Ertz=Martyrer. Der hat was ausgestanden. Wir alle müssen ihm dißfalls das prae lassen.

Allegro. Es hat würklich noch kein End. Ich gehe noch herum ohne accommodation. Ich bin allamodisch gereist, bin graduirt. Es ist zwar anitzo alles feyl, es mangelt aber mir an Speesen. Den Schaden hab ich, den Spott zum post scripto. O mein liebste Fräuleins, wie mancher galante homme stellt sich allert, macht sein Figur, und liegt indessen an einer peinlichen Folter, die doch äusserlich nicht in die Augen fällt. Amis je vous en pris, was ich

hier aus sonderbaren Vertrauen geredt, wird hoffentlich hier bleiben, ohne weiter zu spatziren. Es thät ja nur unsere Torten vermehren.

Agreable. Mons. Allegro, sey ohne Sorg dißfalls. Ich guarantire in aller Namen, daß alles werde secretirt bleiben. Es liegt uns allen dran. Mit dieser allerseits Versicherung machen wir diesem Marter-Discours ein End. Hat der Herr Lust, uns in die Opera zu accompagniren, wird er uns obligiren.

Hardiesse. Es ist allerdings nöthig, Monsieur; Es dient uns in etwas nach so traurig kläglichem Discours zu soulagiren

Amouretgc, Douceurge. Wir bitten ja gantz dienstlich, uns sämbtlich diese plaisir zu machen. Sollte es auch ein oder andere verdriessen, n'import.

Allegro. Sie haben mit mir zu schaffen nach ihrem Begeben; Zu befehlen, nicht zu bitten. Es ist mir ein sonderbare Ehr; Bitte mir nur aus, mich jederzeit bei deren Amitie zu erhalten. Je suis vostre Serviteur de tout mon coeur.

---

## Aus: die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten *).

Von C. L. Liscov.

Die guten Scribenten haben die Gewohnheit, daß sie allemal eine richtige und vollständige Beschreibung von derjenigen Sache geben, die sie abhandeln wollen, und aus dieser Beschreibung alsdann die Schlüsse machen, die zu ihrem Zwecke dienlich sind. Sie wissen sich recht groß mit diesem Verfahren, weil sie glauben, daß, auf solche Art, alle Zweideutigkeit am beßen vermieden werde, und ihre Schriften denjenigen Grad der Vollkommenheit erlangen, den sie haben müssen, wenn man sie loben soll.

Ich will ihnen diese angenehme Einbildung gern lassen; aber ich glaube, ihr eigen Gewissen wird ihnen sagen, daß ihre Art zu schreiben höchst mühsam sei, und sie nicht nur vieler Freiheiten beraube, sondern ihnen auch manche, zur Zeit der Anfechtung unentbehrliche Ausflucht beschneide. Meine vortrefflichen Brüder zum wenigsten haben es zu allen Zeiten für eine unerträgliche Last und schändliche Sclaverei gehalten, daß ein Scribent allemal verbunden sein sollte, seinen Lesern deutlich zu sagen, was er haben wolle; und ich hätte also, wenn ich arg wollte, völlige Freiheit, nicht zu sagen, was ich durch einen elenden Scribenten verstehe: allein weil ich besorgen muß, daß unsere Widersacher daher Anlaß nehmen möchten, meine Schrift, ihrer Gründlichkeit und Vortrefflichkeit ungeachtet, bei der Welt als ein verworrenes Gewäsch auszuschreien; so will ich mich dieses-mal meines Rechts begeben, und eine Beschreibung eines elenden Scribenten zum Grunde meiner Abhandlung legen, mit welcher alle Welt zufrieden sein wird. Ich bitte aber meine Brüder um Vergebung, daß ich dem löblichen Herkommen, welches bei uns so viel gilt, als ein Gesetz, entgegen handele. Sie können glauben, daß ich mich, bloß zu ihrem Besten, so tief herunterlasse, und ich verspreche heilig, mich in andern Fällen so zu bezeigen, als es einem elenden Scribenten von Rechts und Gewohnheits wegen gebühret. Ich schreite hierauf ohne fernere Weitläuftigkeit zur Sache selbst.

Wer unter die guten Scribenten gerechnet sein will, der muß vernünftig, ordentlich und zierlich schreiben. In dessen Schriften also weder Vernunft, noch Ordnung, noch Zierlichkeit anzutreffen ist, der ist ein elender Scribent.

Ich glaube nicht, daß jemand an dieser Beschreibung was auszusetzen haben wird; sie muß nothwendig allen meinen Lesern gefallen, und mich in ihren Augen zu einem Wunder machen, weil ich so ehrlich bin, und ungescheut bekenne, was meine Brüder bishero so mühsam haben zu verbergen gesucht. Zwar sehe ich vorher, daß unsere Verfolger über meine Aufrichtigkeit lachen, und sich einbilden werden, es sei unmöglich, nach einem so offenherzigen Bekenntniß, das geringste zur Vertheidigung der elenden Scribenten vorzubringen: allein ich bin auch versichert, daß ihnen die Lust zu lachen wohl vergehen wird, wenn ich ihnen deutlich beweisen werde, daß eben die Mängel, welche sie den elenden Scribenten vorwerfen, und welche ich nicht zu leugnen begehre, meine Brüder und mich vortrefflich und unentbehrlich machen. Dieser Beweis wird ihnen durch die Seele gehen, und ihres Spottens und Lästerns ein Ende machen. Zu dem Ende nehme ich alles, was sie uns, auch in der größten Hitze ihres Eifers, vorwerfen können, für wahr und ausgemacht an.

Ich bekenne aufrichtig, daß die elenden Scribenten ohne Vernunft schreiben. Dieses ist das schwere Gebrechen, welches uns in den Augen unserer Feinde so lächerlich und verächtlich macht. Aber eben das Geschrei, so die Verächter elender Schriften darüber erregen, daß die elenden Scribenten ihre Vernunft nicht gebrauchen, beweiset die Unbilligkeit dieser Leute. Ich bitte meine Leser, unparteiisch zu urtheilen: ob es billig sei, uns elende Scribenten um eines Fehlers willen auszuhöhnen, den wir nicht nur

*) Liscov's Schriften von K. Müchler. Berlin 1806 Thl. III. S. 21 flg.

mit unsern Feinden, sondern mit dem ganzen menschlichen Geschlechte gemein haben? Lassen sich die Menschen in ihren Handlungen wohl von der Vernunft regieren? Folgen sie nicht allemal den thörichten Begierden ihres Herzens? Sie wollen glücklich sein: sie wollen vergnügt und lange leben: sie wissen es auch gar wohl, wie sie es anfangen müssen, wenn sie diesen Zweck erlangen wollen. Aber dennoch machen sie sich vorsätzlich selbst unglücklich, verkürzen ihr Leben, und sind ihnen selbst die fruchtbarste Quelle alles Mißvergnügens, welches ihnen dasselbe sauer machet. Man kann also, ohne Verletzung der Wahrheit, sagen, daß die Menschen ihre Vernunft nicht gebrauchen. Dieses ist ein Satz, den die Thorheiten, die Eitelkeit, die Laster, und der Aberglaube, worin das menschliche Geschlecht verfallen ist, hinlänglich beweisen. Die Schriften der Geschichtschreiber, Poeten und Weltweisen sind voll von Klagen über dieses Verderben: und man hat schon lange angemerket, daß, wer recht vernünftig handeln wolle, gerade das Gegentheil von demjenigen thun müsse, was der größte Haufe vornimmt. Der Vorschlag ist gegründet; aber es haben sich doch zu allen Zeiten wenige gefunden, die Lust gehabt hätten, demselben zu folgen. Ich wundere mich darüber eben nicht; denn es wird dazu ein Eigensinn erfordert, den wenig Leute haben. Man muß sehr wunderlich sein, und eine unerträgliche Einbildung von sich selbst haben, wenn man sich der ganzen Welt entgegen setzen, und sich bereden will, man sei allein klug, und der Rest des menschlichen Geschlechts rase.

Wie kann man es also den elenden Scribenten verargen, daß sie ihre Vernunft nicht gebrauchen? Sie können es nicht thun, ohne die Ehrerbietung zu verletzen, die man dem größten Haufen schuldig ist. Ich wollte nichts sagen, wenn die Vernunft im menschlichen Leben unentbehrlich wäre: aber so sehe ich nicht, wozu sie nütze.

Es ist gar zu bekannt, daß die Weisheit, wodurch die Welt regieret wird, sehr geringe sei. Parva est sapientia, qua regitur mundus. Es kömmt alles auf die Vorsehung an. Wir sehen, daß die klügsten Anschläge oft zurück gehen, unvernünftige hingegen einen guten Fortgang haben, zum deutlichen Beweise, daß es wahr sei, was der Prediger sagt: „Daß zum Laufen nicht hilft schnell sein, zum Streit nicht hilft stark sein, zur Nahrung hilft nicht geschickt sein, zum Reichthum hilft nicht klug sein. Daß einer angenehm sei, hilft nicht, daß er ein Ding wohl könne, sondern alles liegt es an der Zeit und Glück"*) Die tägliche Erfahrung kann auch einen jeden überführen, daß auch die wichtigsten Geschäfte in der menschlichen Gesellschaft ohne Vernunft verrichtet werden können. Salomon sagt*): daß der Unverstand unter den Gewaltigen sehr gemein sei: und von ihrer vornehmsten Bedienten spricht ein heidnischer Poet:

Rarus . . ferme sensus communis in illa
Fortuna. . . . . . . . . . . . . . . **)

Diese Regel hat unstreitig ihre Ausnahme: aber so viel ist doch gewiß, daß nicht allemal die Klügsten am Ruder sitzen. Wir sind so gut, und glauben es. Ihre Gewalt, die äußerliche Pracht, und die ernsthaften und gravitätischen Geberden, wodurch sie sich ein Ansehen machen, prägen uns eine besondere Ehrerbietung ein, und verführen uns, sie für weise zu halten, weil sie groß sind; sollten wir aber diese Herren genauer kennen: so würden wir inne werden, daß ihre Klugheit an dem glücklichen Ausgange ihrer friedlichen und kriegerischen Verrichtungen den geringsten Antheil habe, und derselbe gutentheils dem Glücke zuzuschreiben sei. Es gereichet dieses den Großen dieser Welt so wenig zur Schande, daß man vielmehr daraus ihr Vertrauen auf Gott abnehmen, und es als den einzigen Beweis ihres Christenthums ansehen kann.

Können nun die Regenten in Krieg- und Friedenszeiten ihr Amt ohne Vernunft mit Ruhm führen: so können es die Gottesgelehrten noch weit füglicher thun; weil sie berufen sind, die Welt durch thörichte Predigten selig zu machen. Sie haben mit Geheimnissen zu thun, darein sich die Vernunft nicht mischen muß, und predigen einen Glauben, dem dieselbe, ohne Ausnahme, zu gehorchen verbunden ist. Die Rechtsgelehrten und Advokaten gründen sich auf willkürliche Gesetze und einen höchst unvernünftigen Schlendrian: sie brauchen also der Vernunft so wenig, als die Aerzte, die es in ihrer Kunst gemeiniglich auf eine zweifelhafte Erfahrung, und auf ein ungewisses Glück ankommen lassen, Urin besehen, Recepte verschreiben, und zufrieden sind, wenn sie ihre Patienten, canonicamente, e non tutti gli ordini***), zur Ruhe bringen. Die Weltweisen scheinen der Vernunft mehr benöthigt zu sein: allein sie haben sich, ohne Nachtheil ihrer Ehre, derselben doch allemal wenig bedienet. Cicero sagte schon zu seiner Zeit, es sei keine Thorheit zu erdenken, die nicht einer von denen Weltweisen behauptet habe†); und heu-

*) Pred. Salom. IX. 11.

*) Pred. Salom. X. 5.

**) Juvenalis Sat. VII.

***) Aristippe de Msr. de Balzae, p. 96.

†) Cicero de Divinat. Lib. II.: nescio quomodo nihil tam absurde dici potest, quod non dicatur ab aliquo Philosophorum.

tiges Tages, da wir so schöne Compendia Philosophiae haben, müßte einer ein Narr sein, wenn er ohne Noth seine Vernunft abnutzen wollte. Hat er nur so viel Gedächtniß, daß er eines dieser heilsamen Bücher auswendig lernen kann, und Mauls genug, wieder her zu beten, was er gelernet hat, so ist er geborgen.

Da man nun ohne Vernunft ganze Völker regieren, Länder erobern, Schlachten gewinnen, Seelen bekehren, Rechtshändel entscheiden, Pillen drechseln, Recepte verschreiben und ein Weltweiser sein kann: so möchte ich wohl wissen, warum es dann nicht erlaubt sein sollte, ohne Vernunft ein Buch zu schreiben? Es wäre viel, wenn die Vernunft zu einer Sache von so weniger Wichtigkeit unentbehrlich sein sollte, da man doch ohne dieselbe die größten Thaten verrichten kann. Ich glaube es nicht, und halte es für eine himmelschreiende Unbilligkeit, daß man uns elenden Scribenten eine Last auflegen will, die niemand mit einem Finger anzurühren Lust hat.

Wenn unsere Feinde es redlich mit der Vernunft meinten, so würden sie, ohne Unterschied, wider alle diejenigen eifern, welche sich durch ihre Thaten als Verächter derselben bezeigen, und nicht bloß uns arme Leute aus der unzähligen Menge dieser Verächter ausklippen, um an uns ihren Eifer auszulassen. Allein so hat alle Welt die Freiheit, die Vernunft so gering zu achten, als es ihr beliebt; nur uns will man es nicht vergönnen. Unvernünftige Thaten lässet man ungeahndet hingehen; aber eine unvernünftige Schrift zu machen, ist eine unvergebliche Missethat. Auf eine solche Schrift sind alle Pfeile der guten Scribenten gerichtet, die sich doch sonst, wie die Erfahrung lehrt, eben kein Gewissen machen, die Vernunft, für deren Ehre sie eifern, in ihrem Leben und Wandel aufs gröblichste zu verletzen. Wo dieses nicht Mücken seigen und Kameele verschlucken ist, so weiß ichs nicht.

Indessen haben wir eben nicht Ursache, uns über diese Unbilligkeit zu betrüben. Denn eben dieses widersinnige Betragen unserer Feinde muß zu unserer Rechtfertigung dienen. Sie geben einestheils dadurch zu erkennen, daß es nicht allemal nöthig sei, seine Vernunft zu gebrauchen, und können also unmöglich eine gute Ursache anführen, warum sie es von uns als eine unumgängliche Nothwendigkeit fordern: und anderntheils kann man daraus, daß sie zu Thorheiten von anderer Gattung, als die unsern, stillschweigen, und bei Gelegenheit dieselben mitmachen, deutlich abnehmen, daß ihr eigen Gewissen ihnen sage, wie schädlich es sei, der Vernunft in allen Stücken zu folgen.

Einer, der das Unglück hat, so weit zu verfallen, beraubet sich selbst alles Vergnügens, dessen ein Mensch hier auf Erden genießen kann. Denn die tiefe Einsicht, welche er, durch einen unmäßigen Gebrauch seiner Vernunft, in den wahren Werth aller irdischen Dinge bekommt, benimmt ihm gewisse Vorurtheile, ohne welche man nicht glücklich sein kann. Montaigne sagt*): Un ame garantie de prejugé, a un merveilleux avancement vers la tranquilité. Und daher sehen wir auch, daß der Pöbel, der sich begnüget, alles nur von außen anzusehen, mit dem gemeinen Laufe der Welt zufrieden ist, und die Mühseligkeiten des menschlichen Lebens, worüber die Vernünftler so herzbrechend seufzen, kaum empfindet. Zu dieser glücklichen Zufriedenheit kann ein Mensch, der einer Vernunft Gehör giebt, nicht gelangen. Die Eitelkeiten und Thorheiten der Welt müssen ihm nothwendig Verdruß und Ekel erwecken. Alle Ehre, aller Vortheil und alles Vergnügen, so die Welt geben kann, ist in seinen Augen gar zu verächtlich, als daß er darnach trachten sollte. Er spricht: die Welt vergeht mit ihrer Lust. Die ganze Ordnung der Natur ist ihm zuwider. Er tadelt dieselbe und zweifelt, ob die Natur mütterlich, oder als eine Stiefmutter mit uns gehandelt habe, parens melior homini, an tristior noverca fuerit**)? Ja seine Schwermuth und Verzweifelung steiget bisweilen so hoch, daß er behauptet, das beste sei, gar nicht geboren werden, oder doch bald wieder sterben***).

Alle diese traurigen Gedanken rühren aus dem Gebrauche der Vernunft her. Wie kann aber mit diesen Einfällen die Glückseligkeit bestehen, nach welcher alle Menschen trachten? Mich däucht, diejenigen, die ein glücklicher Mangel von Nachdenken vor solchen schwermüthigen Grillen sichert, haben nicht Ursache, Leute zu beneiden, die mit einer so verdrießlichen Weisheit begabet sind.

Ich verlange zum wenigsten nicht an ihrer Stelle zu sein, was sie auch von ihrer Glückseligkeit schwatzen. Denn das Mittel, wodurch sie glücklich werden wollen, ist im höchsten Grade lächerlich. Sie sagen, man könne nicht füglicher und eher zur Gemüthsruhe, oder zu einer beständigen Zufriedenheit gelangen, als wenn man sich bemühe, seine Begierden einzuschränken und zu dämpfen. Aber kömmt dieser Vorschlag wohl viel klüger heraus, als wenn ich einem, der Kopfschmerzen hat, rathen wollte,

*) Essais de Montaigne Liv. II. Chap. 12. p. 313.
**) Plinius Hist. Nat. Liv. VII. in procem.
***) Plinius l. c.: multi extitere, qui non nasci optimum censerent, aut quam ocyssime aboleri.

er solle sich den Kopf abhauen lassen? Und könnte man wohl besser von der Schädlichkeit der Vernunft überführt werden, als wenn man siehet, was sie für verzweifelte Lehren giebt?

Ich bitte meine Leser, sich mit mir das Elend und die Verwirrung vorzustellen, die nothwendig erfolgen würden, wenn die Begierden gedämpfet wären, und die Vernunft freie Hände hätte. Das ganze menschliche Geschlecht würde dadurch in eine Art von Schlafsucht verfallen. Ich gestehe, es unterbliebe alsdann viel Böses: allein es würde auch wenig Gutes ausgerichtet werden, weil man gar nichts thun würde. Si la raison dominoit sur la terre, sagt einer von unsern ärgsten Feinden, il ne s'y passeroit rien. On dit, que les Pilotes craignent au dernier point ses mers pacifiques, où l'on ne peut naviger, et qu'ils veulent du vent, au hazard d'avoir des tempêtes. Les passions sont chez les hommes les vents qui sont nécessaires pour mettre tout en mouvement, quoi-qu'ils causent souvent des orages*).

Der Endzweck aller menschlichen Handlungen ist Ehre, Vortheil und Lust. Wenn der Mensch ohne Ehrgeiz, Geldgeiz und Wollust wäre: so würde er stille sitzen, und die Hände in den Schooß legen. Ich begreife also nicht, wie es möglich sei, daß kluge Leute sich so große Vortheile von dem Siege der Vernunft über die Affecten versprechen können, da es doch so offenbar ist, daß ohne die Affecten nicht eine tugendhafte That verrichtet werden kann. Montaigne nennet sie mit Recht: des piqueures et sollicitations acheminans l'ame aux actions vertueuses**); und scheuet sich nicht, zu behaupten, daß eben die Unordnung, welche die Affecten in unserm Verstande anrichten, uns tugendhaft mache. Par la dislocation que les passions apportent à notre raison, nous devenons vertueux***).

Ich möchte wohl wissen, ob sich, wenn die Begierde nach Ehre und Reichthum von der Vernunft unterdrücket und gänzlich aus der Menschen Herzen ausgerottet wäre, jemand finden würde, der Lust hätte, für das Beste des Staats und der Kirche zu wachen? Ob wohl jemand so treuherzig sein würde, daß er sein Leben für sein Vaterland wagte? Ja ob wohl, welches zur Beschämung unserer Feinde das meiste thut, die guten Scribenten sich die Mühe geben würden, die Welt durch ihre herrlichen Schriften zu erbauen. Ich glaube es nicht, und bin, was die guten Scribenten insonderheit anlanget, fest versichert, daß sie, wenn die Hoffnung des Lobes sie nicht zum Schreiben reizte, Zahnstocher aus ihren Federn machen, und wir nimmer das Vergnügen haben würden, eine Zeile von ihnen zu sehen.

Und dennoch schämen diese Leute sich nicht, von uns zu verlangen, daß wir die Vernunft gebrauchen sollen, die sie selbst, so oft sie schreiben, aus den Augen setzen müssen, die alle Tugend aufhebet, allen tapfern und zum Besten des Staats und der Kirche nöthigen Unternehmungen entgegen, und gar so schädlich ist, daß man, ohne Gefahr zu irren, sagen kann, sie würde, wenn sie einmal über die Affecten die Oberhand bekommen sollte, die allergefährlichste Veränderung, so jemals in der Welt geschehen ist, verursachen, und das Unterste zu oberst kehren. Denn wenn die Menschen sich nicht mehr von ihren Affecten regieren ließen, sondern blos der Vernunft folgten: so wäre es um die Thorheiten geschehen, denen wir einzig und allein unsere Verfassungen und gute Ordnungen zu danken haben. Sobald ein jeder ungezwungen thut, was er zu thun schuldig ist, und freiwillig, wie es die Vernunft erfordert, die Regeln der Gerechtigkeit, der Ehrbarkeit und des Wohlstandes beobachtet, braucht man weder Strafe, noch Belohnung, noch Ermahnung; folglich weder Regenten noch Lehrer. Ein allgemeiner und immerwährender Gebrauch der Vernunft führt einen beständigen Frieden mit sich, und schließet allen Krieg, allen Streit und alle Uneinigkeit aus. Man braucht also weder Soldaten, noch Richter, noch Advokaten. Fällt die Begierde nach Reichthum weg, so liegt aller Handel und Wandel. Und wie viele Menschen sind nicht in der Welt, die sich bloß von der Wollust und dem thörichten Hochmuthe anderer nähren? Alle diese ehrlichen Leute würden aber an den Bettelstab kommen, wenn das menschliche Geschlecht klug werden, und der Vernunft zu folgen anfangen sollte.

Mich däucht, es erhellet hieraus deutlich, daß keine Republik bei dem Gebrauche der Vernunft bestehen könne, und daß eine gänzliche Dämpfung der Affecten und Ablegung der Thorheit den Unterschied zwischen Obrigkeit und Unterthanen aufhebe, und alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu Grunde richte. Was soll man also von solchen Leuten denken, die so sehr auf den Gebrauch der Vernunft dringen? Läßt es doch nicht anders, als wenn ihnen alle Ordnung und alle guten Verfassungen zuwider sind. Wollte man ihnen Gehör geben, und sie rathen lassen: so würden sie uns in kurzem zu vollständigen Hottentotten machen.

Ich sage dieses nicht, um unsere Feinde, die

*) Fontenelle, Dialogues des morts, p. 141.
**) Montaigne l. c. p. 431.
***) Montaigne c. l. p. 432.

guten Scribenten, in übeln Ruf zu bringen, um sie als gefährliche und dem gemeinen Wesen schädliche Leute vorzustellen. Was sie mir auch für Blöße geben: so sei es doch ferne von mir, daß ich das Unrecht, welches sie uns elenden Scribenten zufügen, auf eine so grausame Art rächen sollte. Ich bin gewiß von ihnen versichert, daß sie so böse Absichten nicht haben, und glaube, daß sie vor den entsetzlichen Folgen ihrer Lehre selbst erschrecken. Sie würden am allerwenigsten ihre Rechnung dabei finden, wenn wir uns entschließen sollten, unsre Thorheiten abzulegen, und Hottentotten zu werden. Denn die Hottentotten schreiben nicht, und lesen keine Bücher, sie mögen auch so gut geschrieben sein, als sie wollen. Und man könnte also den guten Scribenten keinen ärgern Possen thun, als wenn man, wie sie es haben wollen, die Vernunft aufs höchste triebe. Ich glaube nicht, daß sie dieses Unglück jemals erleben werden. Denn was man auch von dem menschlichen Geschlechte sagt: so habe ich doch eine viel zu gute Meinung von demselben, als daß ich glauben sollte, es werde so einfältig sein und sich entschließen, klug zu werden, und die Thorheiten abzulegen, bei denen es sich allemal so wohl befunden hat. Wenn demnach auch die Absichten der guten Scribenten noch so böse wären, so hätte man doch keine Ursache, dawider zu eifern; weil nicht zu besorgen ist, daß die Welt ihrem verführerischen Geschwätze Gehör geben werde.

Meine Widersacher können also glauben, das alles, was ich bisher wider sie geschrieben habe, nicht auf ihre Verunglimpfung ziele. Ich bin zufrieden, wenn meine Leser nur erkennen, daß die Vernunft schädlich sei. Ich habe dieses, däucht mich, klärlich erwiesen, und getraue es mir, gegen unsere Feinde zu behaupten, wenn ich auch gleich zugäbe, daß die bürgerliche Gesellschaft durch einen unmäßigen Gebrauch der Vernunft nicht aufgehoben werde. Denn es bleibt doch allemal gewiß, daß die Vernunft eine Eigenschaft ist, die einen Menschen sehr ungeschickt macht, ein Glied der bürgerlichen Gesellschaft und der wahren Kirche zu sein.

Ein Bürger muß gehorchen, und ein Christ muß glauben. Wer seiner Vernunft nachhänget, der taugt zu beiden nicht. Gens qui jugent, sagt Montaigne*), et controrollent leurs juges, ne s'y soumettant jamais deuëment. Combien et aux loix de la Religion, et aux loix politiques, se trouvent plus dociles, et aisès à mener, les esprits simples et incurieux, que ces esprits surveillans, et pedagogues des causes divines et humaines? Wie viel Böses kann also die Vernunft in dem Staate und der Kirche nicht stiften? Wer über die Befehle der Obrigkeit grübelt, und sie vor den Richterstuhl seiner Vernunft stellet, muß sie nothwendig schlecht beobachten, wenn sie ihm unvernünftig scheinen. Daher entstehet dann ein Ungehorsam und eine Widerspenstigkeit gegen die Obrigkeit, die endlich zu einer offenbaren Rebellion ausschlagen und einen ganzen Staat umkehren kann. Man kann also sagen, daß die Vernunft die einzige Quelle aller Rebellionen sei, und noch ist kein Rebelle gewesen, der nicht seinen Aufstand dadurch zu beschönigen gesucht hätte, daß die Befehle seiner Obern ungerecht und folglich unvernünftig wären.

Wer sich zu klug dünket, seinen geistlichen Führern einfältiglich und blindlings zu folgen, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes, geräth auf Irrwege, und verfällt endlich in das abscheuliche Laster der Ketzerei. Und gesetzt, er verfällt so weit nicht, so ist doch auch der geringste Widerspruch einem Geistlichen verdrießlich; denn da diese ehrwürdigen Personen von der Wahrheit ihrer Lehren, und der Aufrichtigkeit und Unschuld ihrer Absichten überzeugt sind: so muß es sie nothwendig schmerzen, wenn man sie mit vernünftigen Einwürfen ängstiget, und alles, was sie sagen, meistert. Die Vernünftler thun dieses. Wie übel würden also unsere Lehrer nicht dran sein, wenn alle ihre Zuhörer ihrer Vernunft zu vielen Willen ließen? Sie würden mit Furcht und Zittern die Kanzel betreten, und ihr Amt mit Seufzen thun; welches uns doch nicht gut ist.

Nicht allein aber die Geistlichen würden bei einem allgemeinen Gebrauche der Vernunft übel fahren; sondern es würden auch andere Professionen ihre Rechnung nicht dabei finden. Man bedenke nur z. E, ob, wenn die Menschen ihre Vernunft allemal zu Rathe zögen, die Richter und Advokaten wohl das liebe Brod haben würden? Ein jeder würde lieber einen geringen Schaden leiden, und sich mit seinem Widersacher in der Güte vertragen, als sich in einen langwierigen Prozeß einlassen, der, wie es die Erfahrung lehret, allemal zum Verderben der beiden Parteien gereichet.

Wären die Leute klug, so würden die Aerzte schmal beißen müssen.

> Si tout le monde avoit l'esprit de se conduire.
> Remede et Medicin seroit peu de saison *).

Ein Kranker würde seine Natur walten lassen, und mit Mr. de Fresny**) sprechen:

*) c. l. pag. 313. 314.

*) Je ne sai quoi, pag. 151.

**) Amusement serieux et comique, pag. 49

Quand un malade laisse tout faire à la nature, il hazarde beaucoup: quand il laisse tout faire aux medecins, il hazarde beaucoup aussi: mais hazard pour hazard, j'aimerois mieux me confier à la nature, car au moins on est sûr, qu'elle agit de bonne foi, comme elle peut, et qu'elle ne trouve pas son compte à faire durer les maladies. Diese Gedanken sind vernünftig; aber würden nicht die Aerzte, wenn alle Leute so dächten, ihren Patienten, die sie verangeschickt haben, in kurzer Zeit, vor Hunger in jene Welt folgen müssen?

---

## Aus dem Versuche eines deutschen Wörterbuches.

Von G. W. Rabener.

Da einige Gelehrte unter uns so muthig sind, und es wagen, ihrer deutschen Muttersprache sich nicht weiter zu schämen, so werde ich es verantworten können, daß ich mir vorgenommen habe, durch gegenwärtigen Versuch den Plan zu einem vollständigen deutschen Wörterbuch zu entwerfen.

Ich habe empfunden, daß viele deutsche Wörter so unbestimmt sind, daß oftmals derjenige, der sie braucht, etwas ganz anders dabei denkt, als er eigentlich denken sollte; und derjenige, der sie hört, wird, wo nicht gar betrogen, doch leicht irre gemacht.

Es will daher unumgänglich nöthig sein, daß die Gelehrten sich mit vereinten Kräften bemühen, die wahrhaften Bedeutungen der Worte fest zu stellen. Der Vortheil, den wir im gemeinen Leben davon haben werden, ist unaussprechlich. Wir werden einander besser, und mit völliger Zuverlässigkeit verstehen; alle Zweideutigkeiten werden sich verlieren, und mancher den man jetzt aus Mißbrauch einen gepriesenen Mäcenat genannt hat, wird künftig hören, daß er ein Dummkopf sei.

Ich ersuche meine Landsleute um ihren Beitrag zu diesem Wörterbuche. Für mich allein ist dies Werk viel zu groß und wichtig. Vielleicht bin ich zu offenherzig, daß ich dieses Bekenntniß von mir selbst thue. Bei denen, welche glauben, derjenige sei noch kein rechter Gelehrter, der nicht wenigstens sechs Folianten ediren könne, bei diesen werde ich mich durch meine Bescheidenheit in schlechte Hochachtung setzen. Aber es sei darum! Kömmt nur mein Wörterbuch zu Stande, so wird es sich alsdann schon zeigen, ob diese arbeitsamen Kreaturen noch ferner Gelehrte genannt werden können, ohne der Sprache Gewalt zu thun.

Von der Einrichtung dieses Wörterbuches habe ich nicht nöthig, etwas weiter zu erinnern. Aus den Proben, welche ich davon liefere, wird man meine Absicht deutlicher sehen können. Ich verlange darinnen etwas mehr, als eine grammatische Abhandlung. Meinethalben mag man es ein Real-Lexikon nennen. Ich bin es zufrieden. Glaubt man, daß ich bei einigen Artikeln zu weitläufig gewesen sei, und Sachen ausgeführt habe, welche die Absicht und die Gränzen eines Wörterbuches überschreiten, so will ich diesen Vorwurf doch lieber leiden, als etwas ausstreichen. Ich will hundert Artikel im Bayle aufweisen, wo man deutlich sieht, daß der Titel der Anmerkungen wegen da steht, und dennoch bleibt es Bayle's Wörterbuch.

Ich habe weiter nichts zu erinnern, als daß ich mein Vorhaben den Gelehrten nochmals auf's beste empfehle, damit ich dieses wichtige Werk durch ihre Beihilfe, so bald nur möglich zu Stande bringen könne.

### Compliment.

Gehört unter die nichts bedeutenden Wörter. Einem ein Compliment machen, ist eine gleichgültige Bewegung eines Theils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und Bewegung des einen Fußes; und ordentlicher Weise hat weder Verstand noch Wille einigen Antheil daran.

Ein Gegencompliment ist also eine höfliche Versicherung des Andern, daß er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabei zu denken. Aus der Krümme des Rückens kann man urtheilen, wie vornehm diejenigen sind, welche einander begegnen; und dieses ist auch beinahe der einzige Nutzen, welchen die Complimente haben. Ein Mensch ohne Geld, er mag so klug und geschickt sein, wie er will, kann sich nicht tief genug bücken, denn er ist der geringste unter allen seinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel bloß dazu erschaffen hat, daß er so lange ißt und trinkt, bis er stirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wackeln, wenn ihm jener begegnet. Gestern sah ich einen alten ehrwürdigen Bürger, welcher in seiner Jugend das Vaterland vertheidigt, bei zunehmendem Alter sich von seinem Handwerk ehrlich genährt, dem Landesherrn seit vierzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Wesen sechs Kinder wohl erzogen, und bei allen seinen Nachbarn den Ruhm eines redlichen Mannes hatte. Dieser machte einem jungen und begüterten Rathsherrn ein zwar altväterisches, doch sehr tiefes Compliment. Der junge Rathsherr beugte seinen ehrenfesten Nacken nur ein klein wenig, und

überließ seinen Bedienten die Mühe, den Hut abzunehmen. Hieraus sieht man die Verhältnisse der Complimente eines Armen gegen einen Reichen sehr deutlich. Ich aber sah bei dieser Gelegenheit noch dieses daraus, daß der junge begüterte Rathsherr ein Narr war. Dieses mag genug sein von den Complimenten, so weit sie die mechanische Stellung des Körpers betreffen.

Die Formulare sind gewöhnlich, wenn wir sprechen: „Ich bitte, dem Herrn mein Compliment zu machen;" und: „Machen Sie dem Herrn mein Compliment!" Was aber dieses eigentlich heiße, das läßt sich im Deutschen gar nicht erklären, weil es selbst im französischen Grundterte nichts bedeutet.

„Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte gehorsamst, ohne alle Complimente; wir sind ja gute Freunde!" Wenn ich dieses nach dem rechten Sprachgebrauch übersetzen sollte, so könnte es ungefähr also lauten: „Ich würde Sie für den gröbsten Menschen von der Welt halten, wenn Sie glaubten, daß wir wirklich so gute Freunde wären, daß Sie nicht nöthig hätten, mir so viele Complimente zu machen."

„Unterthäniger Diener; ganz unterthäniger Diener; unterthänigster Diener; ich verharre Euer Hochedel, gehorsamst ergebenster ꝛc.; ich verbleibe mit aller geziemenden Devotion ꝛc.; ich werde Zeitlebens nicht ermangeln, zu sein Deroselben ꝛc." Dieses sind lauter Complimente, und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Methode der heutigen Welt artig und galant sind, nichts.

Wenn dergleichen Leute solche Formeln unter ihre Briefe setzen, so denken sie dabei eben so wenig, als mein Schneider bei den Worten: Laus Deo! oder ein Kaufmann, welcher in der Zahlwoche bankrott machen will, und zum Anfange der Messe unter seine Wechsel schreibt: Leiste gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe!

## Eidschwur.

In alten Zeiten kam dieses Wort nicht oft vor, und daher geschah es auch, daß unsere ungesitteten Vorfahren, die einfältigen Deutschen, glaubten, ein Eidschwur sei etwas sehr Wichtiges. Heut zu Tage hat man dieses schon besser eingesehen, und je häufiger dieses Wort sowohl vor Gerichte, als im gemeinen Leben vorkommt, desto weniger will es sagen.

Einen Eid ablegen, ist bei Leuten, die etwas weiter denken, als der gemeine Pöbel, gemeiniglich nichts Anderes, als eine gewisse Ceremonie, da man aufrechts steht, die Finger in die Höhe reckt, den Hut unter dem Arme hält, und etwas verspricht, oder betheuert, das man nicht länger hält, als bis man den Hut wieder aufsetzt. Mit einem Worte, es ist ein Compliment, das man Gott macht. Was aber ein Compliment sei, davon siehe Compliment.

Etwas eidlich versichern, heißt an vielen Orten so viel, als eine Lüge recht wahrscheinlich machen.

Van Höken, in seinem allzeit fertigen Juristen, nennt den Eid herbam botanicam, und versichert, einem den Eid deferiren, sei nichts Anderes, als seinen klagenden Clienten die Sache muthwillig verspielen; und die Formel, sich mit einem Eide reinigen, heißt so viel als den Prozeß gewinnen: denn zu einem Reinigungseide gehört doch weiter nichts, als drei gesunde Finger, und ein Mann ohne Gewissen. Jene hätten fast alle Menschen, und dieses die wenigsten. Und wenn auch ja jemand von den Vorurtheilen der Jugend eingenommen wäre, und ein sogenanntes Gewissen hätte: so würde es doch nirgends an solchen Advocaten fehlen, welche ihn eines Bessern belehren, und für ein billiges Geld aus seinem Irrthume helfen könnten.

Gott straf mich! oder: Der Teufel zerreiße mich! ist bei Matrosen und Musketirern eine Art eines galanten Scherzes, und in Pommern lernte ich einen jungen Offizier kennen, der schwur auch so; doch schwur er niemals geringer, als wenigstens bei tausend Teufeln, weil er von altem Adel war.

Ich will nicht zu Gott kommen! Ich bin des Teufels mit Leib und Seele! ist das gewöhnliche Sprichwort eines gewissen Narren, welcher gar zu gern aussehen möchte, wie ein Freigeist. Er würde es in der That sehr übel nehmen, wenn man ihn mit andern kleinen Geistern vermengen wollte, der einen Himmel oder eine Hölle glaubte, und dennoch schwört er jeden Augenblick mit der wichtigsten Miene von der Welt, bei Gott und allen Teufeln. Mir kommt dieses eben so kräftig vor, als wenn unser Münzjude Jesus Maria! rufen wollte.

Seinen Eid brechen, will nicht viel sagen, und wird die Redensart nicht sehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man sie auch manchmal; aber eben daher kömmt es, daß sie so geschwind vergessen wird, als die Predigt selbst. In der That bedeutet es auch mehr nicht, als die Ehe brechen. Und um deswillen ist ein Ehebrecher und ein Meineidiger an verschiedenen Orten, besonders in großen Städten, so viel, als ein Mann, der zu leben weiß. Diese Bedeutung fängt auch schon an, in kleinen Orten bekannt zu werden: denn unsre Deutschen

werden alle Tage witziger, und in Kurzem werden wir es den Franzosen beinahe gleich thun.

### Ewig

ist ein Wort, welches ein Jeder nach seinem Gutbefinden, und so braucht, wie er es für seine Umstände am zuträglichsten hält. Eine ewige Treue zu schwören, wird gemeiniglich bei Neuverlobten vier Wochen vor der Hochzeit gehört; allein diese Ewigkeit dauert auch gemeiniglich nicht länger, als höchstens vier Wochen darnach, und im letztverwichenen Herbste habe ich einen jungen Ehemann gekannt, dessen ewige Treue nicht völlig vierundzwanzig Stunden gewährt hat.

Ewig lieben, ist noch vergänglicher, und eigentlich nur eine poetische Figur. Zuweilen findet man dergleichen noch unter unverheiratheten Personen, und es kommt hierbei auf das Frauenzimmer sehr viel an, wie lange eine dergleichen ewige Liebe dauern soll: denn man will Exempel wissen, daß eine solche verliebte Ewigkeit auf einmal ausgewesen sei, sobald ein Frauenzimmer aufgehört habe, unempfindlich zu sein, und angefangen, eine ewige Gegenliebe zu fühlen.

Wie es mit der Liebe ist, so ist es oftmals mit der Freundschaft auch. Ich erinnere mich, daß ich in einer Gesellschaft, wo sehr stark getrunken ward, an Einem Abende drei ewige Freundschaften überlebt habe. Wenn es hoch kommt, so hält eine dergleichen ewige Freundschaft nicht länger wider, als der Rausch, welcher Schuld daran ist: denn cessante causa, cessat effectus.

Einen ewigen Frieden schließen, ist ein Gallicismus, bedeutet in der französischen Sprache so viel, als bei uns ein Waffenstillstand, und mit einem Worte ein Friede, welcher nicht länger dauert, als man seinen Vortheil dabei sieht.

Sich verewigen, ist unter einigen Gelehrten eine gewisse Bewegung der rechten Hand, von der linken zur rechten Seite, welche ohne Zuthun der Seele und des Verstandes etwas auf weißes Papier schreibt, und es dem Drucke übergiebt. Die Schlüssel zur Ewigkeit hat also der Setzer, und die bestehen aus gewissen bleiernen Buchstaben, welche mit schwarzer Farbe bestrichen, und auf ein weißes Papier gedruckt werden.

Nach der Ewigkeit sterben (siehe Unsterblichkeit) besteht in einer gewissen Krankheit, welche nicht sowohl den Patienten selbst, als vielmehr Andern beschwerlich ist. Gemeiniglich überfällt sie junge Leute, und verliert sich bei zunehmendem Alter; doch geschieht es zuweilen, daß auch alte Männer damit behaftet sind, und alsdann ist sie nicht allein desto gefährlicher, sondern auch allen denen ganz unerträglich, welche einem solchen Patienten nicht ausweichen können. Starke und scharfe Mittel dawider sind nicht zu rathen, weil alsdann der Paroxismus nur stärker und heftiger wird, und hierinnen haben dergleichen Kranke sehr viel Aehnliches mit wahnwitzigen Personen, welchen man auch nicht widersprechen darf, ohne ihr verderbtes Gehirn noch mehr zu erhitzen. Das beste Mittel dawider soll dieses sein, wenn man, so oft sich eine dergleichen preßhafte Person in der menschlichen Gesellschaft blicken läßt, dennoch, ungeachtet des großen Geräusches, der mit dergleichen Krankheit verknüpft ist, nicht thut, als ob man sie hörte, oder sähe, oder das Geringste von ihnen wüßte; auch ihren Namen bei keiner Gelegenheit nennt, mit einem Worte, weder Gutes noch Böses von ihnen spricht. Das Recept mag nicht unrecht sein. Ueber die eigentlichen Ursachen dieser Krankheit sind die Arzneiverständigen unter einander noch sehr streitig. Einige halten sie wegen der wunderlichen Geberden, die der Kranke macht, und weil sie, wie andere epidemische Krankheiten, zu gewisser Zeit und oft wieder kommt, für eine Art der fallenden Sucht, zumal da sie angemerkt haben, daß sie dadurch gehemmt werde, wenn man den Patienten den rechten Daumen ausbricht, wie es bei der fallenden Sucht gebräuchlich ist. Andre glauben, sie komme von einer verderbten Galle her. Galen hält sie für nichts Anderes, als für einen heftigen Magenkrampf, und der selige Hr. Geheimerath Hofmann in Halle nennt sie das Autorfieber, im dritten Kapitel seiner Abhandlung von gelehrten Seuchen.

### Ehrwürdig.

Hier will ich nur von dem figürlichen Verstande dieses Wortes reden, denn was es im eigentlichen Verstande heißt, solches ist bekannt genug, und ich trage gegen alles, was im eigentlichen Verstande ehrwürdig ist, zu viel Ehrfurcht, als daß ich es wagen sollte, dessen Bedeutung in meinem Wörterbuche festzustellen. Im figürlichen Verstande also heißt ehrwürdig so viel, als schwarz, und ein ehrwürdiger Mann so viel, als ein Mann in einem schwarzen Rocke. Ich gründe diese Erklärung auf die Erfahrung. Denn unter diesen Männern in schwarzen Röcken sind viele, an denen man nicht das geringste Ehrwürdige findet, als das schwarze Kleid. Ich könnte sie mit Namen nennen, aber es ist überflüssig, denn ich weiß gewiß, sie werden sich bei Lesung dieses Artikels selber nennen, und ihren Namen durch einen Eifer verrathen, der in ihrer

Sprache Amtseifer, und in unserer Sprache das böse Gewissen heißt. Meine Leser dürfen also nur auf diejenigen schwarzen Männer Achtung geben, welche den Verfasser dieses Wörterbuches in die Ketzerrolle setzen, und sie können sich alsdann darauf verlassen, daß eben diese, und keine andern diejenigen ehrwürdigen Männer im figürlichen Verstande sind, welche ich meine, und welche man gewiß für Laien ansehen würde, wenn sie nicht schwarz gekleidet gingen.

Wenn ich also diese Erklärung des Worts ehrwürdig voraussetze, so werde ich dadurch Gelegenheit haben, meine deutsche Muttersprache merklich zu bereichern. Ein Mann in einem schwarzen Rocke, welcher den Armen aus christlichem Erbarmen Geld gegen acht, höchstens zwölf pro Cent vorstreckt, welcher einer nothleidenden Wittwe zur Erhaltung ihrer unerzogenen Kinder mitleidig beispringt, und auf ein Pfand, das zwei Mal so viel werth ist, einige Thaler leiht, unter der billigen Bedingung, daß binnen Jahresfrist das Pfand eingelöst werden, oder verfallen sein soll: dieser Mann wird künftig ein ehrwürdiger Wucherer heißen, denn ginge er nicht schwarz gekleidet, so wäre er kein ehrwürdiger, sondern ein gemeiner Wucherer, und nach den Gesetzen unsers Landes zu bestrafen. Ehrwürdige junge Herren würde man wohl in Deutschland nicht gesucht haben; aber ich kenne einen, welchen man gewiß für einen verkleideten Marquis halten sollte, so natürlich weiß er die Rolle eines jungen Herrn unter seinem schwarzen Rocke zu spielen. Ein ganz neuer Beweis, daß man tändeln, eitel thun, und lächerlich sein kann, ohne einen Stock, eine Schnupftabaksdose und Manschetten zu haben.

Ein ehrwürdiger Rausch, ist ein ganz neues Wort, aber eine sehr alte Sache, und ich will wohl wetten, daß man vielmals nicht unterscheiden sollte, welcher von beiden Berauschten der Schultheiß im Dorfe, oder Pastor loci wäre, wenn Ihro Wohlehrwürdigen nicht schwarz gingen.

Sich ein ehrwürdiges Ansehen geben, heißt bei dieser Art Leuten so viel, als eine große Unterkehle und einen steifen Nacken machen, und ein ehrwürdiges Amt bekleiden, so viel, als den Beruf haben, Fehler öffentlich zu verdammen, welche man zu Hause selbst thut und welche von Andern nicht getadelt werden dürfen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, daß ihnen der Weg zum Glücke und zum Himmel verrennt wird.

Dieses mag von den ehrwürdigen Männern im figürlichen Verstande, oder von solchen Männern genug sein, welche man ihrer ungezogenen Aufführung wegen im gemeinen Wesen nicht dulden würde, wenn sie nicht schwarze Röcke trügen. Wie wenig also diese Anmerkungen diejenigen treffen, welche wegen ihrer tugendhaften und erbaulichen Aufführung die größte Ehrfurcht und den Namen eines ehrwürdigen Mannes im eigentlichen Verstande verdienen, solches werden alle Vernünftige, aber nur die nicht einsehen, welche auf einmal lächerlich und verächtlich werden würden, wenn man ihnen ihre schwarze Kleidung und das Amt nähme, in welches sie sich geschlichen haben. Noch eine Redensart fällt mir ein: Ein ehrwürdiges Amt suchen, heißt in einigen Parochien so viel, als des gnädigen Herrn Kammermädchen heirathen.

### Gelehrt.

Das Wort gelehrt hat mit dem Worte tugendhaft beinahe ein gleiches Schicksal. Alle Leute wollen tugendhaft, Alle, die studirt haben, wollen gelehrt sein; aber, im Vertrauen zu sagen, sind es die Wenigsten. Freilich liegt dieser Fehler nicht an denen, welche sich den Titel eines Gelehrten anmaßen, sondern nur an etlichen eigensinnigen Köpfen, welche uns bereden wollen, es sei noch ein sehr großer Unterschied zwischen einem Gelehrten und zwischen einem Manne, der keine Profession oder kein Handwerk treibt, der in seiner Jugend die niedern Schulen frequentirt, auf höhern Schulen absolvirt, und endlich promovirt hat. Diese närrischen Richter vergehen sich so weit, daß sie nicht einmal alle diejenigen für Gelehrte gelten lassen, welche Bücher geschrieben haben. Was bleibt aber alsdann übrig? Sollten etwan nur diejenigen den Namen eines Gelehrten verdienen, welche sich den Wissenschaften mit ganzem Ernste widmen, die guten Schriften der Alten und Neuern mit Aufmerksamkeit lesen, die höhern Wahrheiten durch eigenes Nachdenken untersuchen, sich bemühen, ihnen noch weiter nachforschen, auf das bloße Wort ihres Lehrers nichts treuherzig glauben, von der Gründlichkeit eines jeden Satzes sich selbst überführen wollen, Sachen, die in der Welt nichts nütze sind, als höchstens eine kritische Neugierigkeit zu befriedigen, für Kleinigkeiten halten, und sich auf solche Wissenschaften legen, welche der menschlichen Gesellschaft wahren Nutzen bringen, und welche diese Wissenschaften auch wirklich zum Nutzen Anderer anzuwenden suchen? Nur diese sollen den Namen eines Gelehrten verdienen? Das ist beinahe zu viel! Wenn das gelten soll, so stehe ich nicht dafür, daß ein Gelehrten-Lexikon, welche jetzt in zwei Foliobänden kaum Platz hat, sich nicht binnen kurzer Zeit in einen mäßigen

Oktavband verwandeln wird. Es fehlt wahrlich weiter nichts, als daß man noch von einem Gelehrten fordert, daß er bescheiden, ohne Eigenliebe, und eben so tugendhaft, als philosophisch sei. Verlangt man noch dieses, was für ein kleines Häuflein wird aus unsrer großen gelehrten Welt werden? Ich wünschte mir nicht, dieses Unglück zu erleben! Viele tausend Menschen würde man auf solche Art um ihre gelehrten Titel und Aemter bringen. Und da sie außer ihrer gelehrten Miene sonst nichts verstehen, wodurch sie sich nähren könnten, wie viel Bettler, wie viel müßiges Volk würden wir ins Land kriegen! Selbst in meiner Familie würden wenigstens sechs bis acht Männer mit Weib und Kind verhungern müssen! Ich wünsche es nicht, ich sage es noch einmal. Weil man aber doch nicht alle Fälle wissen kann; so will ich gegen diese meine werthen Angehörigen immer im Voraus liebreich sein, damit ich sie nicht hernach ernähren darf; ich will meinen Lesern sagen, worinnen die Gelehrsamkeit von einigen unter ihnen besteht, wenn sich etwan Jemand finden wollte, der sie zu gebrauchen wüßte.

Den ersten Platz verdient mein Oheim, der gelehrte Herr Professor Titus Manlius Vermicularis. Es geht nunmehr in das dreiundfunfzigste Jahr, daß er mit unermüdetem Eifer, Tag und Nacht, mit Zusetzung seiner eigenen Gesundheit, bloß aus Liebe zum gemeinen Besten und der Nachwelt zur Warnung Donatschnitzer gesammelt hat, und zwar, welches wohl zu merken ist, aus den besten lateinischen Schriften der gelehrten Männer unsrer Zeit. Der ehrliche Mann sollte mich sehr dauern, wenn man seine erbaulichen Bemühungen für eine ungelehrte Arbeit ansehen wollte. Ich kann es theuer versichern, er thut dem gemeinen Wesen mit seiner Gelehrsamkeit nicht den geringsten Schaden, und ich habe unter allen seinen Schriften nicht eine einzige gesehen, worinnen etwas wider Gott und den Staat gestanden hätte. Wie würde sich mein belesener Herr Oheim wundern, wenn über diese Gründlichkeit seiner Wissenschaften ein so grausames Urtheil ergehen sollte! Er läßt sich darauf todtschlagen, daß er ein Gelehrter ist! So oft er Jemanden auf seine grammatischen Wahrheiten tractirt: so oft heißt es immer über das andere Wort: prout nos docti loquimur! Denn das ist wohl zu merken, was er redet, das klingt wie lateinisch, und mit Niemandem spricht er deutsch, als mit seiner Magd und mit seinem Hausknechte, denn diese gehören zum Pöbel. Der gute Vetter, wenn er noch lange lebt, so bin ich nicht für seinen gelehrten Ruhm Bürge. Ich denke aber, er soll bald sterben: denn das Unglück hat ihn ein lateinisches Programm zugeführt, in welchem er so viel himmelschreiende Schnitzer wider die Reinigkeit der alten römischen Sprache entdeckte, daß ihn gleich bei Lesung der ersten Seite alle Sinne vergingen. Er ermannte sich doch, und las weiter; aber den Augenblick kriegte er den Krampf in Händen und Füßen, er keuchte, und im Gesichte ward er ganz schwarz. Es ist noch wenig Hoffnung zu seiner Besserung da; wenn das Ding so fortgeht, so wird er noch an diesem ketzerischen Programma elendiglich ersticken müssen. Der gelehrte Mann!

Der hochedle, veste, rechtshochgelahrte Herr D. Valentin Vanno, ist mein Vetter, und auch ein Gelehrter, denn er ist Doctor! Das will ich zwar ihm gar nicht nachgesagt haben, daß er das Geringste von der Rechtsgelahrsamkeit versteht; aber er ist doch Doctor. Sein seliger Herr Großvater, ein Mann, der am Verstande nicht gestorben ist, war der gelehrte Doctor Pancratius Vanno. Seinen Herrn Vater habe ich noch wohl gekannt! Das war ein ganzer Mann! Er hatte eine so gelehrte Unterkehle, als zehen andre seines gleichen nicht hatten, und darum mußte er auch Doctor werden. Ihre Hochedeln, unser Herr Vanno hieß schon der kleine Doctor, als er noch in der Kappe herumlief, und es ist gut, daß er es nach der Zeit im rechten Ernste geworden ist, er würde sonst gewiß noch bis auf die heutige Stunde nichts sein. Er hat einen einzigen Sohn, einen allerliebsten Knaben! das ist der leibhafte Papa! Er ist kaum funfzehn Jahre alt, und kann schon lateinisch lesen. Dieser muß auch Doctor werden, und in Kurzem wird er es sein! Die wakkern Männer! Es steckt dieser gelehrten Familie recht im Geblüte, daß sie alle Doctor sein müssen. Und dennoch ist es mir sehr leid um sie, ob sie es in zehn Jahren noch werden wagen dürfen, sich Gelehrte zu nennen. Spricht man ihnen alsdann mit der Gelehrsamkeit auch den Doctortitel ab, so werden sie die betrübteste Figur von der Welt vorstellen! Wie sehr würde ich meinen Lesern verbunden sein, wenn sie sich alsdann dieser verunglückten Familie annehmen wollten!

Meiner Schwester Sohn, Georg Knut, ist ein so grundgelehrter Mann, daß er die alten römischen Münzen weit besser kennt, als die Batzen. Wenn ihm ein alter verschimmelter Nummus in die Hände fällt, so sieht er so lustig und freundlich aus, als Harpar kaum aussehen kann, wenn er feinsilbrige Zweidrittheile einwechselt. Nur unlängst ist er in eine sehr heftige Verbitterung mit einem andern auch so gelehrten Manne gerathen. Sie schimpften einander in Schriften dergestalt, daß die Leser ganz zweifel-

haft wurden, welcher unter beiden eigentlich der größte Narr wäre. Die ganze Mordgeschichte veranlaßte eine Gemma. Mein Vetter sagte, sie stelle die Venerem victricem vor; sein Widersacher aber behauptete, sie bedeute die Venerem armatam der Lakedämonier. Auf beiden Seiten ward die Heftigkeit zum Höchsten getrieben. Und wie unglücklich hätte nicht auch die gelehrte Welt werden können, wenn diese wichtige Wahrheit unausgemacht geblieben wäre! Venus war es gewiß; darinnen waren diese großen Männer einig; ob sie aber victrix oder armata sein sollte, das war noch ungewiß. Sie gingen in ihrem Eifer so weit, daß eine ordentliche Zerrüttung unter ihrer Familie entstand. Selbst die Weiber dieser beiden Gelehrten grüßten einander nicht mehr. Sie wußten zwar gar nicht, worauf der Streit ankam; aber dennoch schimpften sie einander so muthig, als ihre Männer kaum thun konnten. Endlich war das Ding gar zu arg. Die andern Gelehrten schlugen sich in's Mittel. Man untersuchte die Sache. Es blieb Venus victrix! Wie froh war mein Vetter; er ließ die ganzen Streitschriften zusammen drucken, und war so listig, daß er auf das Titelblatt die Worte setzen ließ:

———————Quid me galeata lacessis?
Vincere si possum nuda, quid arma tenes?

Ueber diesen Sieg ward er und seine ganze Familie so muthig, daß sogar seine Köchin allen Leuten erzählte, was ihr Herr Knut für ein gelehrter Mann ist! Aber mir ist doch nicht wohl dabei zu Muthe. Ich fürchte immer, er werde einer von den ersten sein, welchem man die Gelehrsamkeit abspricht, und ich kann es meinen Lesern beinahe nicht zumuthen, daß sie ihn künftig ernähren sollen; denn er ist über seine Antiquitäten ganz verwirrt geworden, und sieht so zerstreut im Gesichte aus, daß es recht gefährlich ist, in der Nähe mit ihm zu reden.

Johann Ulrich Matz, ist mein sehr naher Vetter; aber er schämt sich meiner, und seiner ganzen Freundschaft: Denn er behauptet, trotz allen Genealogisten, daß sein Vater ein Hurkind von dem Cardinal Mazarin gewesen sei. Wer so liebreich sein und ihn überführen will, daß er ehrlicher Geburt und sein Großvater ein guter ehrbarer Schneider gewesen, der wird sein Todfeind. Der Küster kam sehr schlimm an, als er ihm dieses aus dem Kirchenbuche beweisen wollte. Das hat ein Schelm geschrieben! rief er, und holte den Mabillon, damit er sehen sollte, daß sein Kirchenbuch nicht die geringste Beschaffenheit hätte, welche zu einem öffentlichen Documente oder Diploma erfordert würde. Gegenwärtig ist er mit den politischen Affairen außerordentlich beschäftigt. Er ist sehr französisch gesinnt; aber in Italien wird ihm doch das Haus Bourbon beinahe zu mächtig, den jenseits der Alpen hält er das Gleichgewicht. Er lacht recht in die Faust, wenn er in Gesellschaften von dem Prätendenten sprechen hört: denn das läßt er sich nicht ausreden, daß der Prätendent durch seine schlauen Anschläge bis nach Edinburg gekommen ist. Weiter aber darf er durchaus nicht, oder er macht Friede in Schlesien, denn er hat die Absicht gar nicht, den König von England ganz zu ruiniren. Mit Rußland ist er gar nicht zufrieden, und ich habe ihn seit etlichen Tagen so tiefsinnig umhergehen sehen, daß ich befürchte, es dürfte mit Nächsten eine große Meuterei wider die Czarinn auf seiner Studirstube ausbrechen. Denn das kann ich der Welt zum Troste sagen, daß sich seine politische Gelehrsamkeit nicht weiter erstreckt, als die vier Wände seiner Studirstube gehen. Bei alle dem aber spricht er doch sehr viel über Staatssachen, und schreibt sogar politische Monatsschriften; doch werden sie, dem Himmel sei Dank! nicht gedruckt. Er behält sie alle im Concepte, und sagt: dieses sei ein heimlicher Schatz, welchen er seinen Kindern sammle. Jetzt arbeitet er an einer Deduction, worinnen er die gerechten Ansprüche des Königs in Frankreich an das orientalische Kaiserthum ausführt. Er hat es dem Cardinal Tencin dedicirt, aber auch nur im Manuscripte, und nennt es in der Ueberschrift, wie leicht zu glauben ist, eine gründlich gelehrte Deduction. Sollte dieser gründlich gelehrte Mann nicht noch in diesem Jahre, wie ich doch fast hoffe, in's Tollhaus gesperrt werden, so werde ich ihn doch, wenn er künftig in Verfall seiner Gelehrsamkeit gerathen sollte, nach Frankreich zu bringen suchen, daß er alsdann in seinem vermeintem Vaterlande durch ein neues Project zur Universalmonarchie seinen Bissen Brod ehrlich verdienen kann.

Ich weiß nicht, ob ich unter die Anzahl meiner gelehrten Freunde den Herrn M. Hieronymus Stephan rechnen darf. Er hat wirklich studirt, und ich habe ihn mit meinen Augen zu Leipzig mit dem Degen gehen gesehen; sein Vater hat mir auch die Rechnung gewiesen, nach der er ihm in drei Jahren mehr als zweitausend Thaler auf der Universität zu unterhalten gekostet hat. Ja, was noch mehr ist, er steht mit seinem ganzen Tauf- und Zunamen im Verzeichniß der jetzt lebenden Gelehrten. — Man wird doch nicht etwa mehr verlangen wollen, den Titel eines Gelehrten zu behaupten? Gelernt hat er nichts, nicht das Geringste? Das kann ich die ganze Welt als ein ehrlicher Mann versichern. In Leipzig heirathete er eine junge Magd: denn

sie wollte gern einen Herrn Magister haben, und er eine Frau. Noch zur Zeit nähren sie sich ganz gut miteinander, und so lange sie noch jung ist, und gut aussieht, so lange hat es keine Noth, es mag mit dem Gelehrten im Uebrigen gehen, wie es will. Sollte sie aber alt und häßlich werden, so läge freilich die ganze Nahrung auf einmal, und ich wollte sehr bitten, daß sich meine Leser des guten Mannes annähmen. Er ist in der That noch zu gebrauchen. Zu einem Informator sollte er sich, meines Erachtens, vortrefflich schicken. Er versteht nichts; es ist wahr! Aber er wird auch die Kinder um ein Spottgeld informiren. Und da heut zu Tage die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder so beschaffen ist, daß man nicht eben darauf sieht, wie geschickt der Informator, sondern nur, wie wohlfeil er ist, so zweifle ich nicht einen Augenblick mehr an seinem guten Fortkommen. Geduld hat er auch wie ein Hahnrei, und das hat er seinem lieben Weibe zu verdanken; eine nothwendige Tugend, die ein Mensch haben muß, welcher in vornehmen Familien Kinder unterweisen will. Er ist so geduldig, man kann mir sicher glauben, so geduldig ist er, daß er sogar mit der Frau im Hause gut wird auskommen können; und wer weiß denn, wie hoch der ehrliche Mann vielleicht sein Glück treibt, wenn er sich gewöhnen kann, der Amme und der Köchin mit gebührender Ehrfurcht zu begegnen? Kurz ich mag das Ding betrachten, wie ich will, an diesem Vetter erlebe ich gewiß noch die meiste Freude, und ich habe mir schon ein gewisses Haus in unserer Stadt ausgesehen, wohin zu einem Informator kein Mensch besser schickt, als mein guter Vetter Stephan.

Dieses sind die Abbildungen einiger meiner Verwandten, und ich wollte wohl wünschen, daß sich Liebhaber zu ihren Künsten fänden. Nun kann man einen ungefähren Ueberschlag machen, wie viel unnütze Gelehrte in Deutschland sein müssen, da allein in meiner Familie, welche doch die stärkste nicht ist, so viele sind, denen der Titel eines wahrhaften Gelehrten nicht streitig gemacht werden kann.

Da ich bisher untersucht habe, was eigentlich ein Gelehrter sei; so muß ich noch ein paar Bedeutungen des Worts **gelehrt** anführen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man von Büchern das Urtheil fällen hört: **Es ist ein gelehrtes Werk!** aber die Begriffe, die ein jeder dabei hat, sind mehr unterschieden. Was der Philosoph gelehrt nennt, das kömmt dem Rechtsgelehrten pedantisch vor, und ich habe einen finstern Mathematiker gesehen, welcher in seinem Leben zum erstenmale lachte, als er hörte, daß man eine witzige Monatsschrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte. Mit einem Worte, es geht mit der Gelehrsamkeit wie mit der Religion. Ein jeder hält nur die seinige für die wahre, alle andere Religionsverwandte aber für Ketzer.

**Gelehrter Hochmuth**; dieses Wort ist von einer so weitläufigen Bedeutung, daß es eine absonderliche Abhandlung erfordert, welche wenigstens so viele Bände einnehmen dürfte, als die **europäische Fama**.

**Gelehrter Wind**; hiervon siehe mit Mehrerem die meisten Vorreden.

**Gelehrtes Frauenzimmer**, ist ein Problema.

## Die allerliebste Braut.

Von J. Möser.

Wir haben zwar in unserm Letztern versprochen, die Abbildung der allerliebsten Braut, welche dem Wittwer von allen Menschen empfohlen worden, von seiner Hand zu geben. Allein er ist so unerfahren in der feinen Sprache und der zarten Manier, worin dergleichen Abbildungen gezeichnet werden müssen; er hat so wenig Empfindung und Kenntniß von dem jetzt üblichen Schönen, und die Art, womit er das Ding angreift, ist so unbehülflich, daß wir Bedenken tragen, unsere Leser mit seiner extracuriösen Relation zu unterhalten. Die jetzigen Schönheiten sind ohnehin so fein, so zart und so geistig, sie verfliegen so leicht, und sind so changeant, daß man es fast nicht wagen kann, mit dem Pinsel oder der Feder daran zu kommen, ohne etwas davon zu zerstören. Was dem guten Manne am seltsamsten vorgekommen ist, ist dieses, daß er keine einzige gesund angetroffen hat. Alle haben sich über eine Schwäche der Nerven, und einige über Migraine und Wallungen beklagt. Zwei haben ihre Sinne dergestalt verfeinert gehabt, daß die Eine von dem Schnurren eines Rades, und die Andere von dem Geruch eines kurzen Kohls in Ohnmacht gefallen sind. Die meisten haben Französisch, und immer die Worte tant pis und tant mieux überaus zierlich gesprochen. Alles ist Empfindung an ihnen gewesen: weshalb auch keine das Herz gehabt, sich zum Säen und Pflanzen in die Märzen- und Aprilenluft zu wagen. Einstmals ist ihm eingefallen, mit ihnen von Kartoffeln mit Senf zu reden; er hat sich aber dadurch dergestalt lächerlich gemacht, daß man mit ihm eine geschlagene Stunde von nichts als dem Belisaire des Marmontel gesprochen. Die Farbe der Nachtmütze, womit Voltaire zu Ferney bisweilen auf's Theater springt, wenn der Kutscher den Orasman nicht

recht spielt, ist Keiner unbekannt gewesen. Allein kaum eine hat einen Tissot auch nur dem Namen nach gekannt, oder ihm zu sagen gewußt, wie lange ein Roggenbrei kochen müßte, ehe er gar würde. Seine Beschreibung von ihrem Anzuge ist vollends eine außerordentliche Karrikatur. Die Worte haben ihm hier schlechterdings gefehlt, und seine Absicht ist, sie, zur Warnung aller Freier, mit Anmerkungen in Kupfer stechen zu lassen. Am Ende sagt er blos, daß eine Kammerjungfer, mit einem Cacadou en colère auf dem Kopfe, ihm die Thüre gewiesen habe, nachdem er sich bei ihr erkundigt, ob ihre Jungfer im vorigen Sommer auch Kohlsamen aufgenommen habe. — Die Vollkommenheit in der Französischen Sprache muß ihm besonders anstößig gewesen sein, denn er thut auf dieselbe einen recht ernsthaften Anfall. Ist, sagt er, wenn es uns erlaubt ist, seine Gründe recht zu verdeutschen, der allermindeste Gebrauch in der Haushaltung, in Küchen und Kellern, davon zu machen? Ist irgend ein Nutzen anzugeben, welcher unsere Kinder für den Zeitverlust schadlos hält, den sie in ihrem lehrbegierigen Alter darauf verwenden müssen? Zugegeben, daß sie ihre Erkenntnisse dadurch erweitern, die Sphäre ihrer Zeitkürzungen dadurch ausdehnen und in allen Gesellschaften erscheinen können, sind darum diese Erkenntnisse nützlich? Haben wir bei einer guten Haushaltung nöthig, unsere Zeitkürzungen aus französischen Romanen zu betteln? Und ist die Kunst, in Gesellschaften erscheinen zu können, nicht die abscheulichste Verrätherin ihrer Besitzer? Wer erscheint in Gesellschaften anständiger, der redliche, fleißige, bescheidene Mann, der seinen Beruf würdig erfüllt, und sein Gutes in der Welt mit Freuden thut, oder der Unbesonnene, der nicht einsieht, daß ihm seine glänzendsten Vorzüge zum größten Verbrechen angerechnet werden? Der Mann, welcher dem Kaiser einen guten Tag wünscht, spricht freier und anständiger mit ihm, als alle unterthänigsten Bücklinge. Und wie groß sind denn die Wahrheiten, womit sie durch Hülfe der Französischen Sprache ihre Erkenntniß erweitern? Ich habe eines der gelehrtesten Mädchen, das ich sonst wohl leiden mochte, befragt: Wie viel Pfund Mehl aus einem Scheffel Roggen kämen? Wie viel Garn auf ein Stück Linnen von 60 Ellen zu Schierung und Einschlag gehörte? Und welches die beste Art sei, einen Monat lang das Gesinde gut und wohlfeil zu unterhalten? Allein, so wahr ich ehrlich bin, sie hat mir nichts als dreimal comment? geantwortet, und mich spottweise gefragt, ob ich wohl eine sauce de diable zum wilden Schweinskopf verstände, und wüßte wie man die Citronen am feinsten dazu schälen könnte.

Vermehrung unsres Vergnügens ...... das müßte erschrecklich sein, wenn sich meine Mädchen nicht mehr in einer Comödie ergötzen sollten als alle, die sich davon müde und krank gelesen hätten. Diese Lust genießen sie sehr leicht und wohlfeil und brauchen darum das Magazin der Frau Beaumont nicht zu lesen. Sie genießen ihrer besser, als diejenigen, die in der Comödie nicht lachen dürfen, als wenn ihnen von dem bel esprit du jour die Erlaubniß dazu ertheilt wird. Die ganze sogenannte schöne Erziehung ist höchstens die Frisur der gesunden Vernunft, und es ist eine lächerliche Thorheit, eher an die Frisur als an das Linnen zum Hemde zu gedenken. Wenn der Luxus den Ueberfluß zum Grunde hat, so ist er anständig, und er kann auch dem Staate nützlich sein. Allein da, wo er auf Kosten des Nothwendigen gesucht wird, wo die Seele noch Mangel an den nothdürftigsten Wahrheiten leidet, und sich dennoch mit einem ohnmächtigen Schwunge zur Tafel der höhern Weisheit erheben will; wo unsre Töchter Französisch und Englisch plaudern sollen, ohne die geringste Theorie oder Praxis von der Handlung zu haben, da ist dieser Luxus der Seelen nichts, als ein prächtiges Elend, und die Folge davon ist für die Seele eben so schrecklich, als die übermäßige Wollust für den Körper ist. Sie verzärtelt, schwächt und verwöhnt den Geist von den alten ehrlichen Tugenden, womit unsere Mütter wie in einer sammtnen Mütze umhergingen; sie bringt der Empfindung einen Ekel gegen die alltäglichen häuslichen Pflichten bei; sie verführt die Einbildung gutherziger und leichtgläubiger Kinder zu Hoffnungen, die kaum der Romanschreiber mit aller seiner Zauberei erfüllen kann, und so wie der durch den Genuß der Wollust geschwächte Gaumen mit der Zeit Liquörs und übertriebene Speise zu seiner Kitzelung haben muß, eben so muß die Seele zuletzt sich an allerhand moralisches Tollkraut, an schwärmerische und beißende Schriften halten, um sich des Ekels und der tödtenden Langenweile zu erwehren. Und der Himmel sei demjenigen gnädig, der alsdann nicht ohne Schwindel lesen, und ohne Migraine denken und verdauen kann; ja der Himmel erbarme sich des Mädchens, das sich aus Büchern und philosophischen Gründen unterhalten soll! Die Philosophie ist eine abgefeimte Kupplerin, und die beste Sittenlehre eine barmherzige Schwester; zur Zeit der Anfechtung und Trübsale hilft nichts besser, als ein Rad für die Schiene und ein: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Die schönen Wissenschaften, schließt unser Wittwer weiter, vertreten beim Frauenzimmer jetzt höchstens die Stelle der Leberreime. Sie dienen ihnen blos zur Zeitkürzung; und in

diesem Fall sei es besser, das Nützliche dem Unnützlichen vorzuziehen. Eine Französin werde mit Hülfe ihres Rollins und der Frau Beaumont keine Genies aus ihren Untergebenen ziehn. Sie sei nur eine Putzmacherin für den Geist, und alles, was sie die Mädchen lehrte, sei ein Bischen gelehrte Entoilage; und höchstens laufe alles auf einen kleinen Schleichhandel der Eigenliebe beiderlei Geschlechts hinaus, indem die weiblichen Thoren so viel lernten, als sie gebrauchten, um sich von den männlichen Narren bewundern zu lassen, und umgekehrt. Beide hätten sich ganz unbesonnen verglichen, alle Tage von einem Dutzend Kerls, von Shakspeare, Young, Voltaire, Lessing und Andern, zu sprechen. Man wäre vor 50 Jahren, ehe Talander und Menantes auf den Nachttischen erschien, glücklicher und vergnügter gewesen. Das menschliche Herz habe sich bei allen guten Büchern eher verschlimmert als verbessert, und die Treuherzigkeit, womit seine gute, selige Frau ihre Knipptasche den Armen geöffnet, wäre eine ganz andere Tugend gewesen, als das zärtliche Mitleid, womit man jetzt die Noth der Unglücklichen empfände. Er sieht es als einen Rest der ehemaligen Galanterie des Französischen Hofes unter Ludwig XIV. an, der sich aus der Garderobe auf den Trödelmarkt geschlichen hätte, daß ein Frauenzimmer viele Bücher gelesen haben müßte; gerade, als ob sie nicht zehnmal so viel Vernunft, Geschicklichkeit, Würde und Anstand aus eigner Erfahrung und von guten Leuten lernen könnte.

Endlich kommt er in das Haus, wo er seine jetzige Braut findet. Die Mutter sitzt bei ihrer Arbeit, und sagt ihm, ohne aufzustehen, er möge sich setzen, wenn er wolle. Dieser Empfang reizt ihn gleich, verführt ihn aber auch zu einer abermaligen bittern Ausschweifung über die Verneigungen und Complimente. Was ist erschrecklicher, will er ungefähr sagen, als die lächerliche Nachahmung des französischen Verneigens! Wie edel ist der Stolz einer Frau, die fest im Knie, ihren Gast mit einem freundlichen Blicke bewillkommt, gegen die beschämte Verlegenheit einer knicksenden Aeffin? Erstere ist in ihrer Art vollkommen, sie ist Original? sie ist dreist mit Anstand; sie behauptet ihre Würde gegen eine Fürstin, und sagt ihr einen großen Dank, wenn ihr diese einen guten Tag bietet. Man sieht, daß sie sich fühlt; und glücklich ist das Land, wo das Mädchen, das das beste Garn gesponnen hat, auf ihr Werk so stolz ist, als Voltaire auf sein Marquisat. Es war eine Zeit, wo die Hofdame sich räuchern ließ, wenn sie mit einer Handwerksfrau gesprochen hatte; allein diese Zeit ist nicht mehr. Jetzt verachtet man nur, und verachtet mit Recht die Thörinnen, die ihren eigenen Stand verachten, und ehret die Frau, die ihren Sitten und ihrem Stande getreu, dasjenige rechtschaffen ist, was sie sein muß. Der Minister besucht den Handwerker, aber nicht den lächerlichen Stutzer; und die ganze Welt erkennt, daß eine unüberlegte Geringschätzung der niedrigen, aber ehrlichen, arbeitsamen und bescheidenen Stände uns beinahe in die Gefahr gesetzt habe, anstatt einer guten, tüchtigen Hausehre hundert Modeprinzessinnen zu erhalten. In England verändert die größte Frau nach dem dreißigsten Jahre ihre Moden nicht mehr; sie geht damit stolz dem ganzen Hofe unter die Augen; bei uns hingegen will man auch noch im Sarge kokettiren und die Würmer in einem frisirten Todtenhemde empfangen. Bei uns soll jedes Knie, wenn es auch mit Ruhm und Ehre steif geworden ist, einen Knicks machen, und die falsche Schamhaftigkeit bettelt um Verzeihung gegen den ungelenken Rückgrath, da sie kühn ihre beiden runden Arme in die Seite setzen und ungebeugt den Muth ausdrücken könnte, womit Arbeit und Redlichkeit ihre Freunde erfüllt. Hat der Mensch denn keine Würde mehr, als in so fern er ein Affe des Hofes ist? Ist da Freiheit und Eigenthum, wo das väterliche Erbe der Mode verpfändet, der Geist ein so sclavischer Nachahmer und unser edles Selbst eine entlehnte Rolle ist?

Jedoch, wir dürfen unserm Wittwer in seiner altdeutschen Laune nicht zu weit folgen. Zu seiner Entschuldigung muß ich aber noch sagen, daß er den vornehmen Damen einiges Klapperwerk erlaubt, um einigen vornehmern Kindern die Langeweile zu vertreiben. Er bedauert sie aber von Herzen und bemerkt nicht unrecht, daß sehr viele unter ihnen heimlich seufzten und arbeiteten, und nichts mit den Affen gemein hätten, und ihre Manier copirten, ohne sich an ihre Werke wagen zu dürfen.

Endlich kommt er auf seine Braut. Wir wollen ihn hier selbst reden lassen. Meine gute Katharine, sagte er, saß hinterm Weberstuhle und webte Drell zu ihrem Brautbette. Der Weberstuhl war hübsch, und vielleicht eben so schön, als derjenige, welchen die Fürstin von Ithaka in ihrem Visitenzimmer hatte. Ich fragte sie, ob es nicht vortheilhafter wäre, außer Haus es weben zu lassen? Ich glaube wohl, war ihre Antwort; allein, wenn wir auch nichts dabei gewinnen, so sind wir doch sicher, daß unser gutes Garn vom Leineweber nicht vertauscht, nicht halb unterschlagen und verdorben wird. Ich habe, fügte die Mutter hinzu, allen meinen Töchtern das Weben gelernt. Es dient zu ihrer Veränderung; sie lernen eine gute Arbeit kennen,

und wissen bis auf einen Faden, was der Leineweber braucht. Vordem war in jedem Hause, und unser Pastor sagt, es wäre bei den Hebräern, Griechen und Römern auch so gewesen, ein Weberstuhl; und das Weben ist leichter gelernt, als das Clavierspielen. Wenn man es recht kann, so ist es auch wirklich angenehmer, und unsere Nachbarinnen können sich nicht so sehr an einem Concert ergötzen, als meine Töchter an einem neuen Muster. Was ihre Augen sehen, können ihre Hände machen, und der Nutzen davon ist merklich größer, als der verschwindende Schall eines schönen Concerts. Meiner Meinung nach, ist es gut, daß die Kinder allerhand Arbeit lernen. Die meinigen knütten alle ihre Strümpfe selbst, sie machen ihre Kanten, ihre Linnen, und weben sich bunte Zeuge von Baumwolle und allerhand Garn. Sie zeigte mir ein Bette, wozu der Umhang wie die Schnüre von ihrer Arbeit waren. Ich bewunderte die schöne Zeichnung an verschiedenen Stücken, und hörte mit Vergnügen, daß alle Mädchen auch zeichnen und malen könnten. Die Mutter machte hier wieder eine Anmerkung, die nicht uneben war. Wenn man, sagte sie, in meiner Jugend, wie das Frauenzimmer noch keine Bücher las, auf ein fürstliches, gräfliches oder adeliges Schloß kam, so wurden einem in jedem Zimmer Tapeten, Stühle, Bettgestelle und andere hübsche Meubles gezeigt, und dabei erzählt, daß dieses Stück von der Großmutter, jenes von der Großtante, und ein anderes von der Urtante höchst eigenhändig wäre gemacht worden. Man erstaunte dann über die schöne Stickerei, über den großen Fleiß, über die artigen Erfindungen, und über den Witz, womit jedes Läppchen Zeuges, was hundert Andere weggeworfen hätten, genützt und angebracht war, und ging mit dem heimlichen Wunsche nach Hause, daß man doch auch so geschickt sein möchte. Die lieben Ehemänner, welche nichts als die Jagd verstanden, waren entzückt über die vorzügliche Geschicklichkeit ihrer Weiber und Töchter, und bliesen sich von dem Lobe auf, welches diese erhielten und verdienten. Diese Umstände bewogen mich, da ich noch klein war, meine Eltern zu bitten, mich doch auch so etwas lernen zu lassen, und in einigen Jahren brachte ich es so weit, daß ich mein Brot auf zehnerlei Art hätte verdienen wollen. Und so habe ich auch meine Mädchen erzogen. Sollte ihnen Gott ein Unglück zuschicken, so sind sie gewiß im Stande, sich mit ihrer Händearbeit zu ernähren. Wenn ich ihnen das Werkzeug dazu gäbe, so sollten sie mir Uhren machen. So kunstmäßig ist ihr Gefühl durch eine beständige Uebung in allerlei Arbeit geworden. Ich bewunderte die alte Frau, die, ob sie gleich den Kopf nicht gerade und den Leib nicht so einwärts hielt, wie es der französische Tanzmeister den guten Deutschen ohne Unterschied befiehlt, meine ganze Hochachtung erhielt, und ich versprach mir von ihrer Tochter, die während dieser Rede immer fortwebte, daß sie eine eben so gute Mutter für meine Kinder sein würde. Die Mutter befahl ihr aufzustehen, und mir das letzte Stück Damast zu zeigen, was sie von ihrem eigenen Garn gewirkt hätte. Flugs war sie bei der Hand, und brachte es ihrer Mutter mit einer Zuversicht, die meines Beifalls gewiß war. Erstere zeigte mir gleich die Spitze, die ihre Tochter an der Mütze hatte, mit dem Beifügen, daß Muster und Arbeit von ihr wären. Allein, fügte sie hinzu, dergleichen Arbeit erlaube ich ihnen nur zu ihrer Veränderung in den Feierstunden; durch die Größe der Ordnung, durch ihre Fertigkeit und durch ihre Aufmerksamkeit, womit sie jedes kleine Uebel in der Geburt ersticken, gewinnen sie sich Zeit genug. Sie dürfen mir kein Wurmloch ins Holz kommen lassen, oder ich schmäle, und erlaube ihnen den ganzen Tag keine Feierstunde zu ihrer eigenen Arbeit. Ebenso halte ich es, wenn sie einen Schlüssel verlegt haben, oder ich ein Stück von ihnen auf der unrechten Stelle finde. Diejenige, welche des Tages das Hauswesen und die Küche zu besorgen hat, darf mir in den Zwischenzeiten nichts thun als spinnen, weil dieses eine Arbeit ist, wobei man ab- und zugehen kann und keinen Augenblick verliert. Mit Ordnung und Fleiß kann einer mehr beschicken, als hundert Andere, und es ist unglaublich, wie reichlich sich dies belohnt. Ich erstaune oft über die künstlichen Sachen, welche wir aus der Türkei erhalten, und gleichwohl soll dort alles von Frauensleuten gemacht werden.

Wir können das Uebrige aus der Erzählung des Wittwers weglassen, weil er mit seiner Katharine keinen Roman spielt, und an ihr eine würdige Tochter ihrer Mutter findet.

## Aus Emilia Galotti.

Von G. E. Lessing.

### Fünften Aufzugs siebenter Auftritt.

Emilia. Odoardo Galotti.

Emilia. Wie? Sie hier, mein Vater? — Und nur Sie? — Und meine Mutter? nicht hier? — Und der Graf? nicht hier! — Und Sie so unruhig, mein Vater?

Odoardo. Und du so ruhig, meine Tochter? —

Emilia. Warum nicht, mein Vater? — Entweder ist nichts verloren; oder alles. Ruhig

sein können und ruhig sein müssen: kommt es nicht auf eins?

Odoardo. Aber, was meinst du, daß der Fall ist?

Emilia. Daß alles verloren ist; — und daß wir wohl ruhig sein müssen, mein Vater.

Odoardo. Und du wärest ruhig, weil du ruhig sein mußt? — Wer bist du? Ein Mädchen? und meine Tochter? So sollte der Mann, und der Vater sich wohl vor dir schämen? — Aber laß doch hören: was nennst du, alles verloren? — daß der Graf todt ist?

Emilia. Und warum er todt ist! Warum! Ha, so ist es wahr, mein Vater? So ist sie wahr, die ganze schreckliche Geschichte, die ich in dem nassen und wilden Auge meiner Mutter las? — Wo ist meine Mutter? Wo ist sie hin, mein Vater?

Odoardo. Voraus; — wenn wir anders ihr nachkommen.

Emilia. Je eher, je besser. Denn wenn der Graf todt ist; wenn er darum todt ist — darum! Was verweilen wir noch hier? Lassen Sie uns fliehen, mein Vater.

Odoardo. Fliehen? — Was hätte es dann für Noth? — Du bist, du bleibst in den Händen deines Räubers.

Emilia. Ich bleibe in seinen Händen?

Odoardo. Und allein; ohne deine Mutter; ohne mich.

Emilia. Ich allein in seinen Händen? — Nimmermehr, mein Vater. — Oder sind Sie nicht mein Vater. — Ich allein in seinen Händen? — Gut, lassen Sie mich nur. — Ich will doch sehen, wer mich hält, — wer mich zwingt, wer der Mensch ist der einen Menschen zwingen kann.

Odoardo. Ich meine, du bist ruhig, mein Kind.

Emilia. Das bin ich. Aber was nennen Sie ruhig sein? Die Hände in den Schoß legen? leiden was man nicht sollte? dulden was was man nicht dürfte?

Odoardo. Ha! wenn du so denkst! — Laß dich umarmen, meine Tochter? — Ich hab' es immer gesagt: Das Weib wollte die Natur zu ihrem Meisterstücke machen, aber sie vergriff sich im Thone, sie nahm ihn zu fein. Sonst ist alles besser an euch als an uns. — Ha, wenn das deine Ruhe ist: so habe ich meine in ihr wiedergefunden. Laß dich umarmen, meine Tochter! — Denke nur; unter dem Vorwande einer gerichtlichen Untersuchung — o des höllischen Gaukelspiels! — reißt er dich aus unseren Armen und bringt dich zur Grimaldi.

Emilia. Reißt mich? bringt mich? — Will mich reißen, will mich bringen: will! will! — Als ob wir, wir keinen Willen hätten, mein Vater!

Odoardo. Ich ward auch so wütend daß ich schon nach diesem Dolche griff, (ihn herausziehend) um einen von beiden — beiden! — das Herz zu durchstoßen.

Emilia. Um des Himmels willen nicht, mein Vater! — Dieses Leben ist alles was die lasterhaften haben. — Mir, mein Vater, mir geben Sie diesen Dolch.

Odoardo. Kind, es ist keine Haarnadel! —

Emilia. So werde die Haarnadel zum Dolche! — Gleichviel.

Odoardo. Was? Dahin wäre es gekommen? Nicht doch, nicht doch! Besinne dich. — Auch du hast nur ein Leben zu verlieren.

Emilia. Und nur eine Unschuld!

Odoardo. Die über alle Gewalt erhaben ist. —

Emilia. Aber nicht über alle Verführung. — Gewalt! Gewalt! wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater, so jugendliches, so warmes Blut als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter, — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten. — Der Religion! Und welcher Religion! — Nichts schlimmeres zu vermeiden, sprangen tausende in die Fluten, und sind Heilige. — Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch.

Odoardo. Und wenn du ihn kenntest, diesen Dolch! —

Emilia. Und wenn ich ihn auch nicht kenne! — Ein unbekannter Freund ist auch ein Freund. — Geben Sie mir ihn, mein Vater; geben Sie mir ihn.

Odoardo. Wenn ich dir ihn nun gebe — da! (gibt ihr ihn.)

Emilia. Und da! (im Begriff sich damit zu durchstoßen, reißt der Vater ihr ihn wieder aus der Hand.)

Odoardo. Sieh, wie rasch! — Nein, das ist nicht für deine Hand.

Emilia. Es ist wahr, mit einer Haarnadel soll ich — (sie fährt mit der Hand nach dem Haare, eine zu suchen und bekommt die Rose zu fassen,) Du noch hier? — Herunter mit dir! Du gehörst nicht in das Haar einer — wie mein Vater will daß ich werden soll!

Odoardo. O, meine Tochter! —

Emilia. O, mein Vater, wenn ich Sie erriethe! — Doch nein; das wollen Sie auch nicht. Warum zauderten Sie sonst? — (in einem bittern Tone während daß sie die Rose zerpflückt.) Ehedem wohl gab es einen Vater der seine Tochter von der Schande zu retten ihr den ersten den besten Stahl in das Herz senkte — ihr zum zweitenmal das Leben gab. Aber alle solche Thaten sind von ehedem! Solcher Väter gibt es keinen mehr!

Odoardo. Doch, meine Tochter, doch! (indem er sie durchsticht) — Gott, was hab' ich gethan! (sie will sinken und er faßt sie in seine Arme.)

Emilia. Eine Rose gebrochen ehe der Sturm sie entblättert. — Lassen Sie mich sie küssen, diese väterliche Hand.

### Achter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli. Die Vorigen.

Der Prinz (im Hereintreten). Was ist das? — Ist Emilien nicht wol?

Odoardo. Sehr wol! sehr wol!

Der Prinz (indem er näher kommt). Was seh' ich — Entsetzen!

Marinelli. Weh mir!

Der Prinz. Grausamer Vater, was haben Sie gethan!

Odoardo. Eine Rose gebrochen ehe der Sturm sie entblättert. — War es nicht so, meine Tochter?

Emilia. Nicht Sie, mein Vater — Ich selbst — ich selbst —

Odoardo. Nicht du, meine Tochter; — nicht du! — Gehe mit keiner Unwahrheit aus der Welt. Nicht du, meine Tochter, dein Vater, dein unglücklicher Vater!

Emilia. Ah — mein Vater — (sie stirbt, und er legt sie sanft auf den Boden).

Odoardo. Zieh hin! — Nun da, Prinz! Gefällt sie Ihnen noch? Reizt sie noch Ihre Lüste? noch, in diesem Blute, das wider Sie um Rache schreiet? (Nach einer Pause). Aber Sie erwarten, wo das alles hinaus soll? Sie erwarten vielleicht daß ich den Stahl wider mich selbst kehren werde um meine That wie eine schale Tragödie zu beschließen? — Sie irren sich. Hier! (indem er ihm den Dolch vor die Füße wirft) Hier liegt er der blutige Zeuge meines Verbrechens. Ich gehe und liefere mich selbst in das Gefängiß. Ich gehe, und erwarte Sie als Richter. — Und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unser Aller!

Der Prinz (nach einigem Stillschweigen, unter welchem er den Körper mit Entsetzen und Verzweiflung betrachtet, zu Marinelli). Hier! heb' ihn auf! — Nun? Du bedenkst dich? — Elender! — (indem er ihm den Dolch aus der Hand reißt) Nein, dein Blut soll mit diesem Blute sich nicht mischen. — Geh, dich auf ewig zu verbergen! — Geh! sag' ich. — Gott! Gott! — Ist es zum Unglücke so mancher nicht genug daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?

---

## Aus Minna von Barnhelm.

Von G. E. Lessing.

### Zweiten Aufzugs siebenter Auftritt.

Das Fräulein von Barnhelm und hernach Franziska.

Das Fräulein. Ich habe ihn wieder! — Bin ich allein? — Ich will nicht umsonst allein sein. (Sie faltet die Hände.) Auch bin ich nicht allein! (und blickt aufwärts.) Ein einziger dankbarer Gedanke gen Himmel ist das vollkommenste Gebet! — Ich hab' ihn, ich hab' ihn! (mit ausgebreiteten Armen.) Ich bin glücklich! und fröhlich! Was kann der Schöpfer lieber sehen als ein fröhliches Geschöpf! — (Franziska kommt.) Bist du wieder da, Franziska? — Er jammert dich? Mich jammert er nicht. Unglück ist auch gut. Vielleicht daß ihm der Himmel alles nahm, um ihm in mir alles wieder zu geben!

Franziska. Er kann den Augenblick hier sein — Sie sind noch in Ihrem Negligee, gnädiges Fräulein. Wie, wenn Sie sich geschwind ankleideten?

Das Fräulein. Geh! ich bitte dich. Er wird mich von nun an öfter so, als geputzt sehen.

Franziska. O, Sie kennen sich, mein Fräulein.

Das Fräulein (nach einem kurzen Nachdenken). Wahrhaftig, Mädchen, du hast es wiederum getroffen.

Franziska. Wenn wir schön sind, sind wir ungeputzt am schönsten.

Das Fräulein. Müssen wir denn schön sein? — Aber, daß wir uns schön glauben, war vielleicht nothwendig. — Nein, wenn ich ihm, ihm nur schön bin — Franziska, wenn alle Mädchen so sind wie ich mich jetzt fühle, so sind wir — sonderbare Dinger. — Zärtlich und stolz, tugendhaft und eitel, wollüstig und fromm — Du wirst mich nicht verstehen. Ich verstehe mich wol selbst nicht. — Die Freude macht drehend, wirblicht. —

Franziska. Fassen Sie sich, mein Fräulein; ich höre ihn kommen —

Das Fräulein. Mich fassen? Ich sollte ihn ruhig empfangen?

### Achter Auftritt.

v. Tellheim. Der Wirth. Die vorigen.

v. Tellheim (tritt herein, und indem er sie erblickt, fliegt er auf sie zu). Ah! meine Minna! —

Das Fräulein (ihm entgegenfliegend). Ah! mein Tellheim! —

v. Tellheim (stutzt auf einmal, und tritt wieder zurück). Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, — das Fräulein von Barnhelm hier zu finden —

Das Fräulein. Kann Ihnen doch so gar unerwartet nicht sein? — (Indem sie ihm näher tritt, und er mehr zurückweicht.) Ich soll Ihnen verzeihen, daß ich noch Ihre Minna bin? Verzeihe Ihnen der Himmel, daß ich noch das Fräulein von Barnhelm bin!

v. Tellheim. Gnädiges Fräulein — (sieht starr auf den Boden, und zuckt die Schultern).

Das Fräulein (wird den Wirth gewahr, und winkt der Franziska). Mein Herr, —

v. Tellheim. Wenn wir uns beiderseits nicht irren —

Franziska. Je, Herr Wirth, wen bringen Sie uns da? Geschwind kommen Sie, lassen Sie uns den rechten suchen.

Der Wirth. Ist er nicht der rechte? Ei ja doch?

Franziska. Ei nicht doch! Geschwind kommen Sie; ich habe Ihrer Jungfer Tochter noch keinen guten Morgen gesagt.

Der Wirth. O! viel Ehre — (doch ohne von der Stelle zu gehen).

Franziska (faßt ihn an). Kommen Sie, wir wollen den Küchenzettel machen. — Lassen Sie sehen was wir haben werden —

Der Wirth. Sie sollen haben; fürs erste —

Franziska. Still, ja stille! Wenn das Fräulein jetzt schon weiß was sie zu Mittag speisen soll, so ist es um ihren Appetit geschehen. Kommen Sie, das müssen Sie mir allein sagen. (Führt ihn mit Gewalt ab.

### Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein.

Das Fräulein. Nun, irren wir uns noch?

v. Tellheim. Daß es der Himmel wollte! — Aber es giebt nur Eine, und Sie sind es. —

Das Fräulein. Welche Umstände! Was wir uns zu sagen haben kann jedermann hören.

v. Tellheim. Sie hier? Was suchen Sie hier, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Nichts suche ich mehr. (Mit offenen Armen auf ihn zugehend.) Alles was ich suchte habe ich gefunden.

v. Tellheim (zurückweichend). Sie suchten einen glücklichen, einen Ihrer Liebe würdigen Mann; und finden — einen elenden.

Das Fräulein. So, lieben Sie mich nicht mehr? — Und lieben eine andere?

v. Tellheim. Ah! der hat Sie nie geliebt, mein Fräulein, der eine andere nach Ihnen lieben kann.

Das Fräulein. Sie reißen nur einen Stachel aus meiner Seele. — Wenn ich Ihr Herz verloren habe: was liegt daran, ob ich mich Gleichgiltigkeit oder mächtigere Reize darum gebracht? — Sie lieben mich nicht mehr: und lieben auch keine andere? — Unglücklicher Mann, wenn Sie gar nichts lieben! —

v. Tellheim. Recht, gnädiges Fräulein; der unglückliche muß gar nichts lieben. Er verdient sein Unglück, wenn er diesen Sieg nicht über sich selbst zu erhalten weiß; wenn er es sich gefallen lassen kann, daß die welche er liebt an seinem Unglück Antheil nehmen dürfen. — Wie schwer ist dieser Sieg! — Seitdem mir Vernunft und Nothwendigkeit befehlen, Minna von Barnhelm zu vergessen: was für Mühe habe ich angewandt! Eben wollte ich anfangen zu hoffen daß diese Mühe nicht ewig vergebens sein würde; — und Sie erscheinen, mein Fräulein!

Das Fräulein. Versteh' ich Sie recht? — Halten Sie, mein Herr; lassen Sie sehen wo wir sind, ehe wir uns weiter verirren! — Wollen Sie mir die einzige Frage beantworten?

v. Tellheim. Jede, mein Fräulein —

Das Fräulein. Wollen Sie mir auch ohne Wendung, ohne Winkelzug antworten? Mit nichts als einem trockenen ja oder nein?

v. Tellheim. Ich will es, — wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können es. — Gut: ungeachtet der Mühe die Sie angewendet mich zu vergessen, — lieben Sie mich noch, Tellheim?

v. Tellheim. Mein Fräulein, diese Frage —

Das Fräulein. Sie haben versprochen mit nichts als ja oder nein zu antworten.

v. Tellheim. Und hinzugesetzt, wenn ich kann.

Das Fräulein. Sie können; Sie müssen wissen was in Ihrem Herzen vorgeht. — Lieben Sie mich noch, Tellheim? — ja oder nein?

v. Tellheim. Wenn mein Herz —

Das Fräulein. Ja oder nein!

v. Tellheim. Nun, ja!

Das Fräulein. Ja?

v. Tellheim. Ja, ja! — Allein —

Das Fräulein. Geduld! — Sie lieben mich noch: genug für mich. — In was für einen Ton bin ich mit Ihnen gefallen. Ein niedriger, melancholischer, ansteckender Ton. — Ich nehme den meinigen wieder an. — Nun, mein lieber unglücklicher, Sie lieben mich noch, und haben Ihre Minna noch, und sind unglücklich? Hören Sie doch, was Ihre Minna für ein eingebildetes, albernes Ding war, — ist. Sie ließ, sie läßt sich träumen, Ihr ganzes Glück sei sie. — Geschwind kramen Sie Ihr Unglück aus. Sie mag versuchen wie viel sie dessen aufwiegt. — Nun?

v. Tellheim. Mein Fräulein, ich bin nicht gewohnt zu klagen.

Das Fräulein. Sehr wol. Ich wüßte auch nicht, was mir an einem Soldaten nach dem Prahlen weniger gefiele als das Klagen. Aber es giebt eine gewisse kalte, nachlässige Art von seiner Tapferkeit und von seinem Unglück zu sprechen.

v. Tellheim. Die im Grunde doch auch geprahlt oder geklagt ist.

Das Fräulein. O, mein Rechthaber, so hätten Sie sich auch gar nicht unglücklich nennen sollen. — Ganz geschwiegen, oder ganz mit der Sprache heraus. — Eine Vernunft, eine Nothwendigkeit, die Ihnen mich zu vergessen befiehlt? — Ich bin eine große Liebhaberin von Vernunft, ich habe sehr viel Ehrerbietung für die Nothwendigkeit. Aber lassen Sie doch hören wie vernünftig diese Vernunft, wie nothwendig diese Nothwendigkeit ist.

v. Tellheim. Wol denn; so hören Sie, mein Fräulein. — Sie nennen mich Tellheim; der Name trifft ein. — Aber Sie meinen ich sei der Tellheim den Sie in Ihrem Vaterlande gekannt haben; der blühende Mann voller Ansprüche, voll Ruhmbegierde; der seines ganzen Körpers, seiner ganzen Seele mächtig war; vor dem die Schranken der Ehre und des Glückes eröffnet standen; der Ihres Herzens und Ihrer Hand, wenn er schon ihrer noch nicht würdig war, täglich würdiger zu werden hoffen durfte. — Dieser Tellheim bin ich eben so wenig, — als ich mein Vater bin. Beide sind gewesen. — Ich bin Tellheim der verabschiedete, der an seiner Ehre gekränkte, der Krüppel, der Bettler. — Jenem, mein Fräulein, versprachen Sie sich; wollen Sie diesem Wort halten? —

Das Fräulein. Das klingt sehr tragisch! — Doch, mein Herr, bis ich jenen wiederfinde, — in die Tellheims bin ich nun einmal vernarrt, — dieser wird mir nun schon aus der Noth helfen müssen. — Deine Hand, lieber Bettler! (indem sie ihn bei der Hand ergreift).

v. Tellheim (der die andere Hand mit dem Hute vor das Gesicht schlägt und sich von ihr abwendet). Das ist zu viel! — Wo bin ich? Lassen Sie mich, Fräulein! Ihre Güte foltert mich! — Lassen Sie mich!

Das Fräulein. Was ist Ihnen, wo wollen Sie hin?

v. Tellheim. Von Ihnen!

Das Fräulein. Von mir? (indem sie seine Hand an ihre Brust zieht) Träumer!

v. Tellheim. Die Verzweiflung wird mich todt zu Ihren Füßen werfen.

Das Fräulein. Von mir?

v. Tellheim. Von Ihnen. — Sie nie, nie wieder zu sehen — oder doch so entschlossen, so fest entschlossen, keine Niederträchtigkeit zu begehen, — Sie keine Unbesonnenheit begehen zu lassen. — Lassen Sie mich, Minna! (reißt sich los und ab.)

Das Fräulein (ihm nach). Minna Sie lassen? Tellheim! Tellheim!

## Lycas, oder die Erfindung der Gärten.

Von S. Geßner.

Jetzt schließt uns der stürmende Winter ins Zimmer, und Wirbelwinde durchwühlen den silbernen Regen der Flocken. Jetzt soll mir die Einbildungskraft den Schatz von Bildern öffnen, den sie in dem blumigen Lenz und in dem schwülen Sommer und in dem bunten Herbst sich gesammelt; aus ihnen will ich jetzt die schönsten wählen, und für dich, schöne Daphne! in Gedichte sie ordnen. So wählt ein Hirt seinem Mädchen zum Kranze nur die schönsten Blumen. O daß es dir gefalle! wenn meine Muse dir singt, wie in der Jugend der Tage ein Hirt der Gärten Kunst erfand.

Das ist der Ort, sprach Lycas, der schöne Hirt; hier unter diesem Ulmbaum ist's, wo gestern, als die Sonne wich, die schöne Chloe mir die ersten Küsse gab; hier stundst du und seufztest, als meine zitternden Arme dich umschlangen, als meine stockende Stimme meine Liebe dir sagte, und mein pochendes Herz und meine Thränen im Auge. O da, Chloe! da entsank dein Hirtenstab der zitternden Hand; da sankst du an meine bebende Brust. Lycas! so stammeltest du, o Lycas! ich liebe dich! Ihr stillen Büsche, ihr einsamen Quellen seid Zeugen, euch hab' ich meine Liebe geklagt; und ihr, ihr Blumen, ihr tranket meine Thränen wie Thau!

O Chloe! wie bin ich entzückt! Welch unaussprechliches Glück ist die Liebe! Hier dieser Ort sei der Liebe geheiligt! Ich will um die Ulme her Rosenstauden pflanzen, und die schlanke Waldwinde soll sich an ihrem Stamm hoch hinaufschlingen, mit den weißen purpurgestreiften Blumen geschmückt. Ich will hieher den ganzen Frühling sammeln; die schöne Saatrose will ich hier bei der Lilie pflanzen. Ich will auf die Wiesen und auf die Hügel gehen, und will ihnen die blumigen Pflanzen rauben; die Viole und die Nelke, und die blaue Glockenblume, und die braune Scabiose, alles, alles will ich sammeln; dann soll es seyn wie ein Hain voll Gerüche; und dann will ich um den Blumenhain her die nahe Quelle leiten, daß er zur kleinen Insel wird; und rings umher will ich einen Zaun von Dorngebüschen und von wilden Rosen pflanzen, daß die Ziegen und die Schaafe die Blumen nicht verwüsten. O dann kommet, ihr, die ihr der Liebe lebt, seufzende Turteltauben! kommt dann im Wipfel der Ulme zu klagen; und ihr, ihr Sperlinge! verfolgt euch durchs Rosengebüsch, und singt von wiegenden Aesten; und ihr, ihr bunten Schmetterlinge! haschet euch im Blumenhain, und paart euch auf wankenden Lilien.

Dann sagt der Hirt, der vorübergeht, wenn ihm die Zephire die Gerüche weit her entgegentragen: Welcher Gottheit ist dieser Ort heilig? Gehört er der Venus, oder hat ihn Diana so schön geschmückt, um müde von der Jagd hier zu schlummern?

## Palemon.

### Von S. Geßner.

Wie lieblich glänzet das Morgenroth durch die Haselstaude und die wilden Rosen am Fenster! Wie froh singet die Schwalbe auf dem Balken unter meinem Dach, und die kleine Lerche in der hohen Luft! Alles ist munter, und jede Pflanze hat sich im Thau verjünget. Auch ich, auch ich scheine verjünget; mein Stab soll mich Greis vor die Schwelle meiner Hütte führen: da will ich mich der kommenden Sonne gegenüber setzen, und über die grünen Wiesen hinsehen. O wie schön ist alles um mich her! Alles, was ich höre, sind Stimmen der Freude und des Danks. Die Vögel in der Luft und der Hirt auf dem Felde singen ihr Entzücken; auch die Heerden brüllen ihre Freude von den grasreichen Hügeln und aus dem durchwässerten Thal. O wie lang, wie lang, ihr Götter! soll ich noch eurer Gütigkeit Zeuge sein? Neunzigmal hab' ich jetzt den Wechsel der Jahreszeiten gesehn; und wann ich zurückdenke, von jetzt bis zur Stunde meiner Geburt — eine weite liebliche Aussicht, die sich am Ende, mir unübersehbar in reiner Luft verliert — o wie wallet dann mein Herz auf! Ist das Entzücken, das meine Zunge nicht stammeln kann — sind meine Freudenthränen, ihr Götter! nicht ein zu schwacher Dank? Ach! fließet, ihr Thränen! fließet die Wangen herunter! Wenn ich zurücksehe, dann ist's, als hätt' ich nur einen langen Frühling gelebt; und meine trüben Stunden waren kurze Gewitter; sie erfrischen die Felder, und beleben die Pflanzen. Nie haben schädliche Seuchen unsere Heerden gemindert; nie hat ein Unfall unsere Bäume verderbt, und bei dieser Hütte hat nie ein langwierig Unglück geruhet. Entzückt sah ich in die Zukunft hinaus, wenn meine Kinder lächelnd auf meinem Arm spielten, oder wenn meine Hand des plappernden Kindes wankenden Fußtritt leitete. Mit Freudenthränen sah ich in die Zukunft hinaus, wenn ich diese jungen Sprossen aufkeimen sah. Ich will sie vor Unfall schützen, ich will ihres Wachsthums warten, sprach ich; die Götter werden die Bemühung segnen; sie werden emporwachsen und herrliche Früchte tragen, und Bäume werden, die mein schwaches Alter in erquickenden Schatten nehmen. So sprach ich, und drückte sie an meine Brust; jetzt sind sie voll Segen emporgewachsen, und nehmen mein graues Alter in erquickenden Schatten. So wuchsen die Aepfelbäume und die Birnenbäume, und die hohen Nußbäume, die ich als Jüngling um die Hütte her gepflanzt habe, hoch empor; sie tragen die alten Aeste weit umher, und nehmen die kleine Wohnung in erquickenden Schatten. Dieß, dieß war mein heftigster Gram, o Mirta! da du an meiner bebenden Brust in meinen Armen starbest. Zwölfmal hat jetzt schon der Frühling dein Grab mit Blumen geschmückt. Aber der Tag nahet, ein froher Tag! da meine Gebeine zu den deinen werden hingelegt werden; vielleicht führt ihn die kommende Nacht herbei! O! ich seh es mit Lust, wie mein grauer Bart schneeweiß über meine Brust herunter wallet. Ja, spiele mit dem weißen Haar auf meiner Brust, du kleiner Zephir! der du mich umhüpfest; es ist es so werth, als das goldene Haar des frohen Jünglings, und die braunen Locken am Nacken des aufblühenden Mädchens. O dieser Tag soll mir ein Tag der Freude sein! Ich will meine Kinder um mich her sammeln, bis auf den kleinen stammelnden Enkel und will den Göttern opfern. Hier vor meiner Hütte sei der Altar. Ich will mein kahles Haupt umkränzen, und mein schwacher Arm soll die Leier nehmen; und dann wollen wir,

ich und meine Kinder, um den Altar her Loblieder singen. Dann will ich Blumen über meine Tafel streuen, und unter frohen Gesprächen das Opferfleisch essen.

So sprach Palemon, und hub sich zitternd an seinem Stab auf, und rief die Kinder zusammen, und hielt den Göttern ein frohes Fest.

---

## Die Erfindung des Saitenspiels und des Gesanges.

Von S. Geßner.

In der ersten Jugend der Tage, da die wenigen Bedürfnisse der Unschuld und die Natur unter den noch unverdorbenen Menschen die jungen Künste erzeugten, da lebte ein Mädchen; in denselben Tagen war keines so schön, keines war so zärtlich gebildet, die Schönheiten der Natur zu empfinden. Freudenthränen begrüßten das Morgenroth und die schöne Gegend, und Entzücken das Abendroth und den Schimmer des Monds. Damals war der Gesang noch ein regelloses Jauchzen der Freude. Sobald der frühe Hahn von der Hütte rief, daß der Morgen da sei — denn da hatten sie sich zur Freude schon gesellige Thiere mit Speise vor die Hütte gewöhnet — dann ging sie unter ihrem schützenden Dach hervor; ein Dach von Schilf und Tannenästen, an den Stämmen nahe stehender Bäume befestigt; da wohnte sie im Schatten, und über ihr, in den dichtbelaubten Aesten, die singenden Vögel. Sie ging dann hinaus, die Gegend zu sehn, wie sie im Thau glänzt, und den Gesang der Vögel im nahen Hain zu behorchen. Entzückt saß sie dann da und horchte, und suchte ihren Gesang nachzulallen. Harmonischere Töne flossen jetzt von ihren Lippen, harmonischer, als noch kein Mädchen gesungen hatte; was ihre liebliche Stimme von eines jeden Gesang nachahmen konnte, ordnete sie verschieden zusammen. Ihr kleinen frohen Sänger! (so sprach sie mit singenden Worten) Wie lieblich tönt euer Lied von hoher Bäume Wipfeln und aus dem niedern Strauch! Könnt' ich dem glänzenden Morgen so lieblich wechselnde Tön' entgegensingen! O! lehrt mich die wechselnden Töne, dann sing' ich mein sanftes Entzücken mit euch dem frühen Sonnenstrahl. So sang sie, und unvermerkt schmiegten ihre Worte sich harmonisch in süßtönendem Maas nach ihrem Gesange; voll Entzücken bemerkte sie die neue Harmonie gemessener Worte. Wie glänzt der gesangvolle Hain! so fuhr sie erstaunt fort; wie glänzt die Gegend umher im Thau! O du, der dieses alles schuf! Wie bin ich entzückt! Jetzt kann ich mit lieblichern Tönen dich loben, als meine Gespielen. So sang sie, und die Gegend behorchte entzückt die neue Harmonie, und die Vögel des Haines schwiegen und horchten.

Alle Morgen ging sie jetzt, die neue Kunst zu üben, in den Hain. Aber ein Jüngling hatte sie schon lange in dem Haine behorcht; entzückt stund er dann im deckenden Busch, und seufzt' und ging tiefer in den Hain, und sucht' ihr Lied nachzuahmen. Einstmals saß er staunend unter seinem Schilfdach, auf seinen Bogen gelehnt; denn er hatte die Kunst, den Bogen zu führen, erfunden, um die Raubvögel zu tödten, die seine Tauben ihm raubten, denen er auf dem nahen Stamm ein Haus von schlanken Weidenästen geflochten hatte. Was ist das, so sprach er, das aus meinem Busen heraufseufzt, das so bang in meinem Herzen sitzt? Zwar wechselt es ab mit Entzücken und mit Freudenthränen, wenn ich das Mädchen im Hain sehe, und seinen Gesang höre; aber wenn sie weg ist, o dann, dann sitzt Schwermuth in meinem Busen! Ach! was ist es, das aus meinem Busen heraufseufzt? Indeß spielte seine Hand mit der angespanneten Saite des Bogens, und ein lieblicher Ton ging von der Saite, und der Jüngling horchte und wiederholt' erstaunt den Ton. Dann staunt' er, und dacht', eine neue Erfindung zu entwickeln, tief nach, und dann spielt er wieder mit der angespannten Saite des Bogens, von den Gedärmen der Raubvögel geflochten. Aber jetzt sprang er auf, und fing an, Stäbe zu schneiden; zwei lange Stäbe und zwei kürzere; und die zwei kürzern befestigt' er unten und oben gegen die zwei längern Stäbe, und spannte, zwischen den zwei längern, Saiten an die kürzern fest. Izt hub seine Hand an zu spielen; und da bemerkt' er die liebliche Verschiedenheit der Töne, der schwächern und stärkern Saiten; dann band er sie wieder los, und ordnete verschiednere Saiten in eine harmonischere Reihe, und jetzt hub er an zu spielen, und voll Freude zu hüpfen.

Jetzt ging der Jüngling, so oft der Morgen kam, die neue Kunst zu üben, in den dichten Hain, und suchte zu den Liedern, die er dem Mädchen im Hain abgehorchet hatte, harmonisch begleitende Töne auf seinen Saiten. Aber man sagt, er habe lange umsonst gesucht, und viele Töne haben den Gesang nicht begleiten wollen; aber ein Gott sey im Hain ihm erschienen, und habe die Saiten der Leyer harmonisch geordnet, und seine Lieder ihm vorgespielt. Bei jedem Morgenroth sucht' er jetzt das Mädchen im Hain, und lernte neue Lieder, und ging dann an die Quelle zurück, auf seiner Leyer sie nachzuspielen.

An einem schönen Morgen saß das Mädchen

im Hain; mit Blumen bekränzt saß es da, und sang: Sey gegrüßt, liebliche Sonne! hinter dem Berg hervor; schon beglänzen deine Strahlen der Bäume Wipfel auf den hohen Hügeln, und der frohen Lerche hoch schwebendes Gefieder. Dir singen die Vögel des Hains entgegen, und — jetzt schwieg sie, und sah aufmerksam umher: Welche liebliche Stimme mischet sich in meinen Gesang? (so rief sie erstaunt) Sie begleitet jeden Ton meines Gesanges! Wo bist du? — Warum schweigest du, Lied? Singe, liebliche Stimme! Bist du ein gefiederter Bewohner dieses Hains, o so schwinge die Flügel hieher auf diesen Fichtenbaum, daß ich dich sehe und deinen Gesang höre! So sprach sie, und sah weit in den Wipfeln umher. Bist du schüchtern weggeflogen? Oder — diese Stimme hab' ich noch nie im Hain gehört — Wenn ich mich betrogen hätte? Mich täuscht doch kein Traum! ich will noch ein Lied singen: Seid willkommen, liebliche Blümchen umher! Gestern waret ihr Knospen, jetzt stehet ihr offen da; euch grüßen die lieblichen Morgenlüfte, und die sumsenden Bienchen, und der bunte Schmetterling; er flattert froh um euch her, und trinket euern Thau. So sang sie, oft unterbrochen, rund umherspähend; denn die Stimme hatte den Gesang wieder begleitet.

Jetzt stund sie schüchtern auf. Nein! ich habe mich nicht betrogen; jeden Ton hat die Stimme begleitet. So sprach sie, als der Jüngling aus dem Gebüsche hervortrat, mit Blumen bekränzt, die Leier unter dem Arm. Lächelnd nahm er des schüchternen Mädchens Hand. O du schönes Mädchen! (sprach sein sanft lächelnder Mund mit lieblicher Stimme) Kein beflügelter Bewohner des Hains hat deinen Gesang nachgesungen. Ich war es, der deinen Gesang mit diesen Saiten begleitete. Alle Morgen ging ich in den Hain, deinen Gesang zu hören: und dann ging ich einsam tief in den Hain, die Lieder auf den Saiten zu singen. Und glaube, Mädchen! mich hat's ein Gott im Hain gelehrt. — Der flüchtige Blick des Mädchens streifte oft schüchtern über den Jüngling hin, und ruhete dann auf den Saiten. O schönes Mädchen! (fuhr der Jüngling fort, indem sein Auge schmachtend sie anblickte) wie wär' ich entzückt, wenn du mir vergönntest, mit dir in den Hain zu gehen, an deiner Seite sitzend, deinem Gesang mit diesen Saiten zu folgen! Jetzt sah das Mädchen auf. Jüngling, so sprach es, froh bin ich, wenn dein Saitenspiel meine Lieder begleitet; lieblicher wird es sein als der Wiederhall! Und jetzt komm mit mir unter mein schattiges Dach; denn die Mittagssonne brennet schon. Ich will in meinem düstern Schatten süße Früchte zum Mittagmahl dir auftischen, und frische süße Milch.

Jetzt ging der Jüngling mit dem Mädchen unter das Dach; und sie lehrten die Jünglinge und die Mädchen den Gesang und das Saitenspiel. Erst lange hernach ward es von der Flöte begleitet; denn Marsyas brachte die Flöte unter die Waldgötter, die die Erfinderin Minerva im gerechten Zorn über den Spott der Göttinnen in den Sand warf. Man pflanzte da zwei Bäume auf einem hohen Hügel dem Mädchen und dem Jüngling, und die späten Enkel erzählten den Kindern in ihrem Schatten die Erfindung des Saitenspiels und des Gesanges.

---

## Mirtil. Thyrsis.

Von S. Geßner.

Mirtil hatte sich in einer kühlen nächtlichen Stunde auf einen weit umsehenden Hügel begeben; gesammelte dürre Reiser brannten vor ihm in hellen Flammen, indeß daß er, einsam ins Gras gestrecket, mit irrenden Blicken den Himmel, mit Sternen besäet, und die vom Mond beleuchtete Gegend durchlief. Aber schüchtern sah er sich jetzt um; denn es rauschte etwas im Dunkeln daher. Es war Thyrsis. Sei mir willkommen, sprach er; setze dich zum wärmenden Feuer; Wie kommst du hieher; itzt da die ganze Gegend schlummert?

Thyrsis. Sei mir gegrüßt! hätt' ich dich zu finden geglaubt, ich hätte nicht so lange gezaudert, den lodernden Flammen zu folgen, die im Dunkeln so schön ins Thal glänzen. Aber höre, Mirtil! jetzt, da des Mondes düstrer Schimmer und die einsame Nacht zu ernsten Gesängen uns locket, höre, Mirtil! ich schenke dir eine schöne Lampe, die mein künstlicher Vater aus Erde gebildet hat; eine Schlange mit Flügeln und Füssen, die den Mund weit aufsperrt, aus dem das kleine Licht brennt; den Schweif ringelt sie empor, bequem zur Handhabe. Dieß schenk' ich dir, wenn du mir die Geschichte des Daphnis und der Chloe singest.

Mirtil. Ich will dir die Geschichte des Daphnis und der Chloe singen, jetzt da die Nacht zu ernsten Gesängen lockt. Hier sind dürre Reiser; sieh du indeß, daß das wärmende Feuer nicht erlöschet.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Sanft glänzte der Mond, als Chloe am einsamen Ufer stund, sehnlich wartend; denn ein Nachen sollte den Daphnis über den Fluß brin-

gen. Lange säumt mein Geliebter, so sprach sie; die Nachtigall schwieg und horchte die zärtlichen Accente. Lange säumt er: doch — horch — ich höre ein Plätschern, wie Wellen, die wider einen Nachen schlagen. Kommst du? Ja! — doch nein! — Wollt ihr mich noch oft betrügen, ihr plätschernden Wellen? O! spottet nicht des ungeduldigen Wartens des zärtlichsten Mädchens! Wo bist du jetzt, Geliebter? Beflügelt Ungeduld nicht deine Füße? wandelst du jetzt im Hain dem Ufer zu? O daß kein Dorn die eilenden Füße verletze, und keine schleichende Schlange deine Fersen! Du keusche Göttin, Luna oder Diana! mit dem nie fehlenden Bogen, streue von deinem sanften Glanz auf seinen Weg hin! O! wenn du aus dem Nachen steigest, wie will ich dich umarmen! — Aber jetzt, gewiß jetzt, jetzt trügt ihr mich doch nicht, ihr Wellen! O! schlaget sanft den Nachen! traget ihn sorgfältig auf euerm Rücken! Ach! ihr Nymphen! wenn ihr je geliebet habet! wenn ihr je wißt, was zärtliche Erwartung ist — Ich seh' ihn, sei mir gegrüßt! — Du antwortest nicht? Götter! — Jetzt sank Chloe ohnmächtig am Ufer hin.

Klaget mir nach, ihr Felschenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Ein umgestürzter Nachen schwamm daher, der Mond beschien die klägliche Geschichte. Am Ufer lag Chloe ohnmächtig, und eine schauernde Stille herrschte umher! Aber sie erwachte wieder, ein schreckliches Erwachen! Sie saß am Ufer! bebend und sprachlos, und der Mond verbarg sich hinter den Wolken; ihre Brust bebte von Schluchzen und Seufzen. Jetzt schrie sie laut, und die Echo wiederholte der trauernden Gegend ihr Geschrei, und ein banges Winseln rauschte durch den Hain und durch die Gebüsche; sie schlug die ringelnden Hände auf die Brust, und riß die Locken vom Haupt. Ach Daphnis, Daphnis! o ihr treulosen Wellen! ihr Nymphen! ach! ich Elende! ich zaudre, ich säume, den Tod in den Wellen zu suchen, die mir die Freude meines Lebens geraubt haben? So rief sie, und sprang vom Ufer in den Fluß.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Aber die Nymphen hatten den Wellen befohlen, sorgfältig sie auf dem Rücken zu tragen. Grausame Nymphen! rief sie, ach! zögert nicht meinen Tod! ach! verschlingt mich, Wellen! Aber die Wellen verschlangen sie nicht; sie trugen sie sanft auf dem Rücken, zum Ufer eines kleinen Eilandes. Daphnis hatte mit Schwimmen sich ans Eiland gerettet. Wie zärtlich sie ihm in die Arme sank und ihr Entzücken, o das kann ich nicht singen! zärtlicher als wenn die Nachtigall ihrem Gefängniß entfliegt; ihr Gatte hätte Nächte durch im Wipfel kläglich geseufzet; sie fliegt entzückt dem schauernden Gatten zu, sie seufzen und schnäbeln und umschlagen sich mit ihren Flügeln; aber jetzt tönt ihr Entzücken in Freudenliedern die stille Nacht durch.

Klaget jetzt nicht mehr, ihr Felsenklüfte! Freude töne jetzt vom Hain zurück und vom Ufer. Und du gieb mir die Lampe; denn ich habe dir die Geschichte des Daphnis und der Chloe gesungen.

## Der Faun.

Nein für mich kein froher Tag! so rief der Faun, als er beim Morgenroth aus seinem Felsen taumelte. Seit mir die schönste Nymph' entfloh', haß ich den Schein der Sonne. Bis ich sie wieder finde, soll kein Epheukranz um meine Hörner sich winden, soll keine Blume rings um meine Höhle stehn; mein Fuß soll sie noch ehe sie blühen, zertreten; und meine Flöte soll — und diesen Krug soll er zertreten.

Sein Fuß zertrat, da kam ein andrer Faun; er hub den schweren Schlauch von seiner Schulter. Du rasest, du! rief er, und lachte; heut, an dem frohen Tag, Lyacens Fest! Schnell wind' einen Epheukranz um deine Hörner, und komm zum Fest, dem besten Tag im Jahre!

Nein, für mich kein froher Tag, so sprach der Faun, ich schwöre! bis ich sie finde, soll kein Epheukranz um meine Hörner sich winden. O schwarze Stunde, da mir die Nymph' entfloh; sie floh' bis an den Fluß der ihren Lauf jetzt hemmte. Unentschlossen stund sie da! ich bebte schon für Freude; schon glaubt' ich, das sträubende Mädchen mit starken Armen zu umfassen, als die Tritonen, o die verfluchten Räuber! sich aus dem Fluß erhoben, und die Nymph' um ihre Hüften faßten und dann, in die Hörner blasend, schnell mit ihr an das andere Ufer schwammen. Ich schwöre beim Styr! bis ich sie wieder finde, soll kein Kranz von Epheu um meine Hörner sich winden.

Und eine spröde Nymphe macht dir — so sagt der andre Faun, o ich muß lachen! — und eine spröde Nymphe macht dir so trübe Tage Mir, Faun! - mir soll die Liebe nicht eine trübe Stunde machen; nein, keine trübe Stunde! Versagt' mir diese den Kuß, dann hüpft' ich zu der andern hin. Ich schwör' es dir, Faun! meine Lippen sollen keine Nymphe mehr küssen, wenn mich Eine nur eine Stunde in ihren Armen behält, heut an dem frohen Fest; ich will

sie alle lieben, alle will ich küssen. Kränke dich nicht, Faun! du bist noch jung und schön; schön ist dein braunes Gesicht, und wild dein großes schwarzes Aug', und dein Haar kräußt sich schön um die krummen Hörner her; sie stehen aus den Locken empor, wie zwei Eichen aus dem wildesten Busch. Laß dich kränzen, Faun! hier ist das schönste Schoß, laß dich kränzen! Ich höre schon fernher ein wildes Geräusche von Thyrsusstäben, und Klapperschaalen und Flöten! Bücke dich her, das Geschrei kömmt schon nahe; schon kommen sie hinter dem Hügel hervor; laß dich kränzen! Wie stolz die Tiger den Wagen ziehn! O Lyaeus! sieh' die Faunen, die Nymphen, wie sie hüpfen! welch frohes Getöse! O Evan Evoe! — du bist bekränzt! schnell hebe den Schlauch mir auf die Schulter. O Evan Evoe!

---

## Aus C. M. Wielands Abderiten.

### Drittes Buch, fünftes und sechstes Capitel.

Die Andromeda des Euripides wird aufgeführt. Großer Sukzeß des Nomofylax, und was die Sängerin Eukolpis dazu beigetragen. Ein paar Anmerkungen über die übrigen Schauspieler, die Chöre und die Dekoration.

Das Stück, das diesen Abend gespielt wurde, war die Andromeda des Euripides; eines von den sechzig oder siebzig Werken dieses Dichters, wovon nur wenige kleine Späne und Splitter der Vernichtung entronnen sind. Die Abderiten trugen, ohne eben sehr zu wissen warum, große Ehrerbietung für den Namen Euripides und alles was diesen Namen trug. Verschiedene seiner Tragödien oder Singspiele (wie wir sie eigentlich nennen sollten) waren schon öfters aufgeführt, und allemal sehr schön gefunden worden. Die Andromeda, eines der neuesten, wurde jetzt zum erstenmal auf die Abderitische Schaubühne gebracht. Der Nomofylax hatte die Musik dazu gemacht, und, (wie er seinen Freunden ziemlich laut ins Ohr sagte) dießmal sich selbst übertroffen; das heißt, der Mann hatte sich vorgesetzt, alle seine Künste auf einmal zu zeigen, und darüber war ihm der gute Euripides unvermerkt ganz aus den Augen gekommen. Kurz, Herr Gryllus hatte sich selbst komponirt; unbekümmert, ob seine Musik den Text, oder der Text seine Musik zu Unsinn mache — welches denn gerade der Punkt war, der auch die Abderiten am wenigsten kümmerte. Genug, sie machte großen Lärm, hatte (wie seine Brüder, Vettern, Schwäger, Klienten und Hausbedienten, als sämmtliche Kenner, versicherten) sehr erhabne und rührende Stellen, und wurde mit dem lautesten entschiedensten Beifall aufgenommen. Nicht, als ob nicht sogar in Abdera noch hier und da Leute gesteckt hätten, die — weil sie vielleicht etwas dünnere Ohren auf die Welt gebracht als ihre Mitbürger, oder weil sie anderswo was bessers gehört haben mochten — einander unter vier Augen gestanden: daß der Nomofylax, mit aller seiner Anmaßung ein Orfeus zu sein, nur ein Leiermann, und das beste seiner Werke eine Rhapsodie ohne Geschmack und meistens auch ohne Sinn sei. Diese Wenigen hatten sich ehemals sogar erkühnt, etwas von dieser ihrer Heterodoxie ins Publikum erschallen zu lassen: aber sie waren jedesmal von den Verehrern der Gryllischen Muse so übel empfangen worden, daß sie, um mit heiler Haut davon zu kommen, für gut befanden, sich in Zeiten der Majorität zu submittiren; und nun waren diese Herren immer die, die bei den elendesten Stellen am ersten und lautesten klatschten.

Das Orchester that dießmal sein Aeußerstes, um sich seines Oberhauptes würdig zu zeigen. „Ich hab' ihnen aber auch alle Hände voll zu thun gegeben," sagte Gryllus, und schien sich viel darauf zu gut zu thun, daß die armen Leute schon im zweiten Akt keinen trocknen Faden mehr am Leibe hatten.

Im Vorbeigehen gesagt, das Orchester war eines von den Instituten, worin die Abderiten es mit allen Städten in der Welt aufnahmen. Das erste, was sie einem Fremden davon sagten, war: daß es hundert und zwanzig Köpfe stark sei. „Das Athenische, pflegten sie mit bedeutendem Akzent hinzu zu setzen, soll nur achtzig haben: aber freilich mit hundert und zwanzig Mann läßt sich auch was ausrichten!" — Wirklich fehlte es unter so vielen nicht an geschickten Leuten, wenigstens an solchen, aus denen ein Vorsteher, wie — in Abdera keiner war noch sein konnte, etwas hätte machen können. Aber was half das ihrem Musikwesen? Es war nun einmal im Götterrathe beschlossen, daß im Thrazischen Athen nichts an seinem Platze, nichts seinem Zweck entsprechend, nichts recht und nichts ganz sein sollte. Weil die Leute wenig für ihre Mühe hatten, so glaubte man auch nicht viel von ihnen fordern zu können; und weil man mit einem jeden zufrieden war, der sein Bestes that, (wie sie's nannten) so that Niemand sein Bestes. Die Geschickten wurden lässig, und wer noch auf halbem Wege war, verlor den Muth und zuletzt auch das Vermögen weiter zu kommen. Wofür hätten sie sich am Ende auch Mühe um Vollkommenheit geben sollen, da sie für Abderitische Ohren arbeiteten? — Freilich hatten die leidigen Fremden auch Ohren: aber sie hatten doch keine Stimme zu geben; fan=

den es euch nicht einmal der Mühe werth, oder waren zu höflich oder zu politisch, gegen den Geschmack von Abdera Sturm laufen zu wollen. Der Nomofylar, so dumm er war, merkte zwar selbst so gut wie ein andrer, daß es nicht so recht ging wie es sollte. Aber außerdem, daß er keinen Geschmack hatte, oder (welches auf Eins hinaus lief) daß ihm nichts schmeckte, was er nicht selbst gekocht hatte, und er also immer die rechten Mittel, wodurch es besser werden konnte, verfehlte — war er auch zu träge und zu ungeschmeidig, sich mit andern auf die gehörige Art abzugeben. Vielleicht mocht' ers auch am Ende wohl leiden, daß er, wenn sein Leierwerk (wie wohl zuweilen geschah) sogar den Abderiten nicht recht zu Ohren gehen wollte, die Schuld aufs Orchester schieben, und die Herren und Damen, die ihm ehrenhalber ihr Kompliment deßwegen machten, versichern konnte: daß nicht eine Note, so wie er sie gedacht und geschrieben habe, vorgetragen worden sei. Allein das war doch immer nur eine Feuerthüre für den Nothfall. Denn aus dem naserümpfenden Tone, womit er von allen andern Orchestern zu sprechen pflegte, und aus den Verdiensten, die er sich um das Abderitische beilegte, mußte man schließen, daß er so gut damit zufrieden war, als es — einem patriotischen Nomofylar von Abdera ziemte.

Wie es aber auch mit der Musik dieser Andromeda und ihrer Ausführung beschaffen sein mochte: gewiß ist, daß in langer Zeit kein Stück so allgemein gefallen hatte. Dem Sänger, der den Perseus spielte, wurde so gewaltig zugeklatscht, daß er mitten in der schönsten Scene aus dem Tone kam, und in eine Stelle aus dem Kyklops sich verirrete. Andromeda — in der Scene, wo sie, an den Felsen gefesselt, von allen ihren Freunden verlassen und dem Zorn der Nereiden Preis gegeben, angstvoll das Auftauchen des Ungeheuers erwartet — mußte ihren Monolog dreimal wiederholen. Der Nomofylar konnte seine Freude über einen so glänzenden Erfolg nicht bändigen. Er ging von Reihe zu Reihe herum, den Tribut von Lob einzusammeln, der ihm aus allen Lippen entgegen schallte; und mitten unter der Versicherung, daß ihm zu viel Ehre wiederfahre, gestand er, daß er selbst mit keinem seiner Spielwerke (wie er seine Opern mit vieler Bescheidenheit zu nennen beliebte) so zufrieden sei wie mit dieser Andromeda.

Indessen hätt' er doch, um sich selbst und den Abderiten Gerechtigkeit zu erweisen, wenigstens die Hälfte des glücklichen Erfolgs auf Rechnung der Sängerin Eukolpis setzen müssen, die zwar vorher schon im Besitz zu gefallen war, aber als Andromeda Gelegenheit fand, sich in einem so vortheilhaften Lichte zu zeigen, daß die jungen und alten Herren von Abdera sich gar nicht satt an ihr — sehen konnten. Denn da war so viel zu sehen, daß ans Hören gar nicht zu denken war. Eukolpis war eine große und wohl gedrehte Figur — zwar um ein namhaftes materieller, als man in Athen zu einer Schönheit erforderte — aber in diesem Stücke waren die Abderiten (wie in vielen andern) ausgemachte Thrazier; und ein Mädchen, aus welchem ein Bildhauer in Sicyon zwei gemacht hätte, war nach ihrem angenommenen Ebenmaß ein Wunder von einer Nymfenfigur. Da die Adromeda nur sehr dünn angezogen sein durfte, so hatte Eukolpis, die sich stark bewußt war, worin eigentlich die Kraft ihres Zaubers liege, eine Draperie von rosenfarbnem Koischem Zeug erfunden, unter welcher, ohne daß der Wohlstand sich allzu sehr beleidigt finden konnte, von den schönsten Formen, die man an ihr bewunderte, wenig oder nichts für die Zuschauer verloren ging. Nun hatte sie gut singen. Die Komposition hätte, wo möglich, noch abgeschmackter, und ihr Vortrag noch zehnmal fehlerhafter sein können; immer würde sie ihren Monolog haben wiederholen müssen, weil das immer der ehrlichste Vorwand war, sie desto länger mit lüsternen Blicken — betasten zu können. Wahrlich, beim Jupiter, ein herrliches Stück! sagte einer zum andern mit halb geschlossenen Augen; ein unvergleichliches Stück! — Aber finden Sie nicht auch, daß Eukolpis heute wie eine Göttin singt? — „O über allen Ausdruck! Es ist, beim Anubis! nicht anders, als ob Euripides das ganze Stück bloß um ihrentwillen gemacht hätte!" — der junge Herr, der dieß sagte, pflegte immer beim Anubis zu schwören, um zu zeigen, daß er in Aegypten gewesen sei.

Die Damen, wie leicht zu erachten, fanden die neue Andromeda nicht ganz so wundervoll als die Mannspersonen. — „Nicht übel! Ganz artig!" sagten sie. „Aber wie kommt's, daß die Rollen dießmal so unglücklich ausgetheilt wurden? Das Stück verlor dadurch. Man hätte die Rollen vertauschen und die Mutter der dicken Eukolpis geben sollen! Zu einer Kassiopeia hätte sie sich trefflich geschickt." — Gegen ihren Anzug, Kopfputz u. s. w. war auch viel zu erinnern. — Sie war nicht zu ihrem Vortheil aufgesetzt — der Gürtel war zu hoch, und zu stark geschürzt — und besonders fand man die Ziererei ärgerlich, immer ihren Fuß zu zeigen, auf dessen unproportionirte Kleinheit sie sich ein wenig zu viel einbilde, — sagten die Damen, die aus dem entgegengesetzten Grunde die ihrigen zu verbergen pflegten. Indessen kamen doch Frauen und Herren sämmtlich darin

überein, daß sie überaus schön singe, und daß nichts niedlicher seyn könne als die Arie, worin sie ihr Schicksal bejammerte. Eukolpis, wiewohl ihr Vortrag wenig taugte, hatte eine gute, klingende und biegsame Stimme; aber was sie eigentlich zur Lieblingssängerin der Abderiten gemacht hatte, war die Mühe, die sie sich mit ziemlichem Erfolge gegeben, den Nachtigallen gewisse Läufer und Tonfälle abzulernen, in welchen sie sich selbst und ihren Zuhörern so wohl gefiel, daß sie solche überall, zu rechter Zeit und zur Unzeit einmischte, und immer damit willkommen war. Sie mochte zu thun haben was sie wollte, zu lachen oder zu weinen, zu hoffen oder zu fürchten: immer fand sie Gelegenheit, ihre Nachtigallen anzubringen, und war immer gewiß, beklatscht zu werden, wenn sie gleich die besten Stellen damit verdorben hatte.

Von den übrigen Personen, die den Perseus als den ersten Liebhaber, den Agenor, vormaligen Liebhaber der Andromeda, den Vater, die Mutter, und einen Priester des Neptuns vorstellten, finden wir nicht viel mehr zu sagen, als daß man im Einzelnen zwar sehr viel an ihnen auszusetzen hatte, im Ganzen aber sehr wohl mit ihnen zufrieden war. Perseus war ein schön gewachsener Mensch, und hatte ein großes Talent einen — Abderitischen Pickelhäring zu machen. Der vorerwähnte Kyklops, im Satirenspiel dieses Namens, war seine Meisterrolle. Er spielt den Perseus gar schön, sagten die Abderitinnen; nur Schade, daß ihm immer der Kyklops dazwischen kommt. — Kassiopeia, ein kleines zieraffiges Ding, voll angemaßter Grazien, hatte keinen einzigen natürlichen Ton; aber sie galt alles bei der Gemahlin des zweiten Archon, hatte eine gar drollige Manier kleine Liedchen zu singen, und that ihr Bestes. — Der Priester des Neptuns brüllte einen ungeheuern Matrosenbaß; und Agenor — sang so elend als einem zweiten Liebhaber zusteht. Er sang zwar auch nicht besser, wenn er den ersten machte; aber weil er sehr gut tanzte, so hatte er eine Art von Freibrief erhalten, desto schlechter singen zu dürfen. Er tanzt sehr schön, war immer die Antwort der Abderiten, wenn jemand anmerkte, daß sein Krächzen unerträglich sei; indessen tanzte Agenor nur selten, und sang hingegen in allen Singspielen und Operetten.

Um die Schönheiten dieser Andromeda ganz zu übersehen, muß man sich noch zwei Chöre, einen von Nereiden, und einen von den Gespielinnen der Andromeda, einbilden, beide aus verkleideten Schuljungen bestehend, die sich so ungeberdig dazu anschickten, daß die Abderiten, (zu ihrem großen Troste) genug und satt zu lachen bekamen. Besonders that der Chor der Nereiden, durch die Empfindungen, die der Nomofylax dabei angebracht hatte, die schnurrigste Wirkung von der Welt. Die Nereiden erschienen mit halbem Leib aus dem Wasser hervorragend, mit falschen gelben Haaren, und mit mächtigen falschen Brüsten, die von fern recht natürlich wie — ausgestopfte Bälle und also sich selbst vollkommen gleich sahen. Die Symfonie, unter welcher diese Meerwunder herangeschwommen kamen, war eine Nachahmung des berühmten Wreckeckek Koax Koax in den Fröschen des Aristofanes; und um die Illusion vollkommener zu machen, hatte Herr Gryllus verschiedene Kuhhörner angebracht, die von Zeit zu Zeit einfielen um die auf ihren Schneckenmuscheln blasenden Tritonen nachzuahmen.

Von den Decorationen wollen wir, beliebter Kürze halben, weiter nichts sagen, als daß sie — von den Abderiten sehr schön gefunden wurden. Insonderheit bewunderte man einen Sonnenuntergang, den sie vermittelst eines mit langen Schwefelhölzern besteckten Windmühlenrades zuwege brachten; welches einen guten Effekt gethan hätte, sagten sie, wenn es nur ein wenig schneller umgetrieben worden wäre. Bei der Art, wie Perseus, mit seinen Merkurstiefeln aufs Theater angeflogen kam, wünschten die Abderitischen Kenner, daß man die Stricke, in denen er hing, luftfarbig angestrichen hätte, damit sie nicht so gar deutlich in die Augen gefallen wären.

### Sonderbares Nachspiel, das die Abderiten mit einem unbekannten Fremden spielten, und dessen höchst unvermuthete Entwicklung.

So bald das Stück geendigt war, und das betäubende Klatschen nachließ, fragte man einander, wie gewöhnlich: Nun, wie hat Ihnen das Stück gefallen? und erhielt überall die Antwort: Sehr wohl! Einer von den jungen Herren, der für einen vorzüglichen Kenner galt, richtete die große Frage auch an einen etwas bejahrten Fremden, der in einer der mittlern Reihen saß, und dem Ansehen nach kein gemeiner Mann zu sein schien. Der Fremde, der sichs vielleicht schon gemerkt hatte, was man zu Abdera auf eine solche Frage antworten mußte, war so ziemlich bald mit seinem Sehr wohl heraus: aber weil seine Miene diesen Beifall etwas verdächtig machte, und sogar seine unfreiwillige, wiewohl ganz schwache Bewegung der Achseln, womit er ihn begleitete, für ein Achsel-

zucken ausgedeutet werden konnte, so ließ ihn der junge Abderitische Herr nicht so wohlfeil durchwischen. — „Es scheint, sagte er, das Stück hat Ihnen nicht gefallen? Es passirt doch für eine der besten Piecen von Euripides!"

Das Stück mag nicht so übel sein, erwiederte der Fremde.

„So haben Sie vielleicht an der Musik etwas auszusetzen?"

An der Musik? — O was die Musik betrifft, die ist eine Musik — wie man sie nur zu Abdera hört.

„Sie sind sehr höflich! In der That, unser Nomofylax ist ein großer Mann in seiner Art."

Ganz gewiß!

„So sind Sie vermuthlich mit den Schauspielern nicht zufrieden?"

Ich bin mit der ganzen Welt zufrieden.

„Ich dächte doch, die Andromeda hätte ihre Rolle scharmant gemacht?"

O sehr scharmant!

„Sie thut einen großen Effekt: nicht wahr?"

Das werden Sie am besten wissen; ich bin dazu nicht mehr jung genug.

„Wenigstens gestehen Sie doch, daß Perseus ein großer Schauspieler ist?"

In der That, ein hübscher wohlgewachsener Mensch.

„Und die Chöre? das waren doch Chöre, die dem Meister Ehre machten! Finden Sie zum Beispiel den Einfall, wie die Nereiden eingeführt werden, nicht ungemein glücklich?"

Der Fremde schien des Abderiten satt zu sein. Ich finde, versetzte er mit einiger Ungeduld, daß die Abderiten glücklich sind, an allen diesen Dingen so viel Freude zu haben.

„Mein Herr, sagte der Gelbschnabel in einem spöttelnden Tone, gestehen Sie nur, daß das Stück die Ehre und das Glück nicht gehabt hat, Ihren Beifall zu erhalten."

Was ist Ihnen an meinem Beifall gelegen? Die Majora entscheiden.

„Da haben Sie Recht. Aber ich möchte doch um Wunders Willen hören, was Sie gegen unsere Musik oder gegen unsere Schauspieler einwenden könnten."

Könnten? sagte der Fremde etwas schnell, hielt aber gleich wieder an sich — Verzeihen Sie mir, ich mag niemand sein Vergnügen abdisputiren. Das Stück, wie es da gespielt wurde, hat zu Abdera allgemein gefallen; was wollen Sie mehr?

„Nicht so allgemein, da es Ihnen nicht gefallen hat!"

Ich bin ein Fremder —

„Fremd oder nicht, Ihre Gründe möcht' ich hören! Hi, hi, hi! Ihre Gründe, mein Herr, Ihre Gründe? Die werden doch wenigstens keine Fremde sein? Hi, hi, hi!"

Dem Fremden fing die Geduld an auszugehen. Junger Herr, sagte er, ich habe für meinen Antheil an Ihrem Schauspiel bezahlt; denn ich habe geklatscht wie ein Anderer. Lassen Sie's damit gut sein! Ich bin im Begriff wieder abzureisen. Ich habe meine Geschäfte.

Ei, ei, sagte ein anderer Abderitischer junger Mensch, der dem Gespräch zugehört hatte, Sie werden uns ja nicht schon verlassen wollen? Sie scheinen ein großer Kenner zu sein: Sie haben unsere Neugier, unsere Lehrbegierde (er sagte dieß mit einem dumm-naseweisen Hohnlächeln) gereizt; wir lassen Sie wahrlich nicht gehen, bis Sie uns gesagt haben, was Sie an dem heutigen Singspiel zu tadeln finden. Ich will nichts von den Worten sagen; ich bin kein Kenner; aber die Musik, dächt' ich, war doch unvergleichlich?

Das müßten am Ende doch wohl die Worte entscheiden, wie Sie's nennen, sagte der Fremde.

„Wie meinen Sie das? Ich denke Musik ist Musik, und man braucht nur Ohren zu haben, um zu hören was schön ist."

Ich gebe Ihnen zu, wenn sie wollen, erwiederte jener, daß schöne Stellen in der Musik sind; es mag überhaupt eine gelehrte, nach allen Regeln der Kunst zugeschnittene schulgerechte artikelmäßige Musik sein; ich habe dagegen nichts; ich sage nur, daß es keine Musik zur Andromeda des Euripides ist!

„Sie meinen, daß die Worte besser ausgedrückt sein sollten?

O die Worte sind zuweilen nur zu sehr ausgedrückt; aber im Ganzen ist der Sinn und Ton des Dichters verfehlt. Der Charakter der Personen, die Wahrheit der Leidenschaften und Empfindungen, das eigene Schickliche der Situationen — das, was die Musik sein kann und muß, um Sprache der Natur, Sprache der Leidenschaft zu sein — was sie sein muß, damit der Dichter auf ihr wie in seinem Element schwimme, und empor getragen, nicht ersäuft werde — das alles ist durchaus verfehlt — kurz das Ganze taugt nichts! — Da haben Sie meine Beichte in drei Worten!

„Das Ganze, schrieen die beiden Abderiten, das Ganze taugt nicht? Nun, das ist viel gesagt! Wir möchten wohl hören, wie Sie das beweisen wollten?"

Die Lebhaftigkeit, womit unsere beiden Verfechter ihres vaterländischen Geschmacks dem graubärtigen Fremden zusetzten, hatte bereits verschiedene andere Abderiten herbei gezogen; jedermann wurde aufmerksam auf einen Streit,

der die Ehre ihres Nazionaltheaters zu betreffen schien. Alles drängte sich hinzu: und der Fremde, wiewohl er ein langer stattlicher Mann war, fand für nöthig, sich an einen Pfeiler zurück zu ziehen, um wenigstens den Rücken frei zu behalten.

Wie ich das beweisen wollte? erwiederte er ganz gelassen: ich werde es nicht beweisen! Wenn Sie das Stück gelesen, die Aufführung gesehen, die Musik gehört haben, und können noch verlangen, daß ich Ihnen mein Urtheil davon beweisen soll: so würd' ich Zeit und Athem verlieren, wenn ich mich weiter mit Ihnen einließe.

Der Herr ist, wie ich höre, ein wenig schwer zu befriedigen, sagte ein Rathsherr, der sich ins Gespräch mischen wollte, und dem die beiden jungen Abderiten aus Respekt Platz machten. — Wir haben doch hier in Abdera auch Ohren? Man läßt zwar jedem seine Freiheit; aber gleichwohl —

Wie? was? was giebts da! schrie der kurze dicke Rathsherr, der auch herbei gewatschelt kam: hat der Herr da etwas wider das Stück einzuwenden? Das möcht' ich hören, ha, ha, ha! Eins der besten Stücke, mein Treu! die seit langem aufs Theater gekommen sind! Viel Akzion! Viel — ä! ä! — Was sage ich! Ein schön Stück! Und schöne Moral!

Meine Herren, sagte der Fremde, ich habe Geschäfte. Ich kam hierher, um ein wenig auszurasten; ich habe geklatscht, wie's der Landesgebrauch mit sich bringt, und wäre still und friedlich wieder meines Weges gegangen, wenn mich diese jungen Herren hier nicht auf die zudringlichste Art genöthigt hätten, ihnen meine Meinung zu sagen.

„Sie haben auch vollkommenes Recht dazu, erwiederte der andere Rathsherr, der im Grunde kein großer Verehrer des Nomofylax war, und aus politischen Ursachen seit einiger Zeit auf Gelegenheit lauerte, ihm mit guter Art weh zu thun. Sie sind ein Kenner der Musik, wie es scheint, und —"

Ich spreche nach meiner Ueberzeugung, sagte der Fremde.

Die Abderiten um ihn her wurden immer lauter.

Endlich kam Herr Gryllus, der von fern gehört hatte, daß die Rede von seiner Musik war, in eigner Person dazu. Er hatte eine ganz eigne Art, die Augen zusammen zu ziehen, die Nase zu rümpfen, die Achseln zu zucken, zu grinsen und zu meckern, wenn er jemand, mit dem er sich in einen Wortwechsel einließ, seine Verachtung zum voraus zu empfinden geben wollte. — So? sagte er, hat meine Komposizion nicht das Glück, dem Herrn zu gefallen? — Er ist also ein Kenner? Hä, hä, hä! — versteht ohne Zweifel die Setzkunst? Ha?" —

Es ist der Nomofylax, — sagte jemand dem Fremden ins Ohr — um ihn durch die Entdeckung des hohen Rangs des Mannes, von dessem Werke er so ungünstig geurtheilt hatte, auf einmal zu Boden zu schlagen.

Der Fremde machte dem Nomofylax sein Kompliment, wie's in Abdera Sitte war, und schwieg.

„Nun möchte ich doch hören, was der Herr gegen die Komposizion vorzubringen hätte? Für die Fehler des Orchesters geb' ich kein gut Wort; aber hundert Drachmen für einen Fehler in der Komposizion! Hä, hä, hä! Nun lassen Sie hören!"

Ich weiß nicht, was Sie Fehler nennen, sagte der Fremde; meines Bedünkens hat die ganze Musik, wovon die Rede ist, nur Einen Fehler.

„Und der ist?" grinste der Nomofylax naserümpfend. —

Daß der Sinn und Geist des Dichters durchaus verfehlt ist, antwortete der Fremde.

„So? Nichts weiter? Hä, hä, hä, hä! Ich hätte also den Dichter nicht verstanden? Und das wissen Sie? Denken Sie, daß wir hier nicht auch Griechisch verstehen? Oder haben Sie dem Poeten etwa im Kopfe gesessen? hi, hi, hi?"

Ich weiß was ich sage, versetzte der Fremde: und wenn's denn sein muß, so erbiet' ich mich, von Vers zu Vers durchs ganze Stück mein Urtheil zu Olympia vor dem ganzen Griechenlande zu beweisen.

Das möchte zu viel Umstände machen, sagte der politische Rathsherr.

„Es braucht's auch nicht, rief der Nomofylax. Morgen geht ein Schiff nach Athen; ich schreibe an den Euripides, an den Dichter selbst! schicke ihm die ganze Musik! Der Herr wird das Stück doch wohl nicht besser verstehen wollen, als der Dichter selbst? — Sie alle hier unterschreiben sich als Zeugen. — Euripides soll selbst den Ausspruch thun!"

Die Mühe können Sie sich ersparen, sagte der Fremde lächelnd; denn, um den Handel mit Einem Wort ein Ende zu machen, der Euripides, an den Sie apelliren — bin ich selbst.

Unter allen möglichen schlimmen Streichen, welche Euripides dem Nomofylax von Abdera hätte spielen können, war unstreitig der schlimmste, daß er — in dem Augenblicke, da man an ihn als einen Abwesenden appellirte — in eigner Person dastand. Aber wer konnte sich auch einen solchen Streich vermuthen? Was, zum Anubis!

hatte er in Abdera zu thun? Und gerade in dem Augenblicke, wo man lieber den Lernäischen Drachen gesehen hätte als ihn? Wär' er, wie man natürlicher Weise glauben mußte, zu Athen gewesen, wo er hin gehörte — nun so wäre alles seinen ordentlichen Weg gegangen. Der Nomofylax hätte seine Musik mit einem hübschen Brief begleitet, und seinem Namen alle seine Titel und Würden beigefügt. Das hätte doch wirken müssen! Euripides hätte eine urbane Attische Antwort gegeben; Gryllus hätte sie in ganz Abdera lesen lassen: und wer hätte ihm dann den Sieg über den Fremden streitig machen wollen? — Aber daß der Fremde, der naseweise, kritische Fremde, der ihm so frisch ins Gesicht gesagt hatte, was in Abdera niemand einem Nomofylax ins Gesicht sagen durfte, Euripides selbst war: das war einer von den Zufällen, auf die ein Mann wie er, sich nicht gefaßt gehalten hatte, und die vermögend wären, jeden andern, als — einen Abderiten zu Schanden zu machen.

Der Nomofylax wußte sich zu helfen; indessen betäubte ihn doch der erste Schlag auf einen Augenblick. Euripides! rief er und prallte drei Schritte zurück; und Euripides! riefen im nämlichen Augenblicke der politische Rathsherr, der kurze dicke Rathsherr, die beiden jungen Herren und alle Umstehende, indem sie ganz erstaunt herum guckten, als ob sie sehen wollten, aus welcher Wolke Euripides so auf einmal mitten unter sie herabgefallen sei.

Der Mensch ist nie ungeneigter zu glauben, als wenn er von einer Begebenheit überrascht wird, an die er gar nicht als eine mögliche Sache gedacht hatte. — Wie? Das sollte Euripides seyn? Der nämliche Euripides, von dem die Rede war? der die Andromeda gemacht! an den der Nomofylax zu schreiben drohte? — Wie konnte das zugehen?

Der politische Rathsherr war der erste, der sich aus dem allgemeinen Erstaunen erholte. — Ein glücklicher Zufall, wahrhaftig, rief er, beim Kastor; ein glücklicher Zufall, Herr Nomofylax! So brauchen Sie Ihre Musik nicht abschreiben zu lassen, und ersparen einen Brief.

Der Nomofylax fühlte die ganze Wichtigkeit des Moments: und wenn der ein großer Mann ist, der in einem solchen entscheidenden Augenblick auf der Stelle die einzige Partei ergreift, die ihn aus der Schwierigkeit ziehen kann; so muß man gestehen, daß Gryllus eine starke Anlage hatte, ein großer Mann zu sein. — Euripides! rief er — Wie? der Herr sollte so auf einmal Euripides geworden sein? Hä, hä, hä! Der Einfall ist gut! Aber wir lassen uns hier in Abdera nicht so leicht Schwarz auf Weiß geben. — Das wäre lustig, sagte der Fremde, wenn ich mir in Abdera das Recht an meinen Namen streitig machen lassen müßte.

„Verzeihen Sie, mein Herr, fiel der Sykofant des Thrasyllus ein, nicht das Recht an Ihren Namen, sondern das Recht, Sich für den Euripides auszugeben, auf den der Nomofylax provocirte. Sie können Euripides heißen; ob Sie aber Euripides sind, das ist eine andere Frage."

Meine Herren, sagte der Fremde, ich will alles sein was Ihnen beliebt, wenn Sie mich nur gehen lassen wollen. Ich verspreche Ihnen, mit diesem Schritte gehe ich den geradesten Weg, den ich finden werde, zu Ihrem Thore hinaus, und der Nomofylax soll mich — komponiren, wenn ich in meinem Leben wieder komme!

Nä, nä, nä, rief der Nomofylax, das geht so hurtig nicht! Der Herr hat sich für den Euripides ausgegeben, und nun, da er sieht, daß es Ernst gilt, tritt er auf die Hinterbeine — Nä! so haben wir nicht gewettet! Er soll nun beweisen, daß er Euripides ist, oder — so wahr ich Gryllus heiße —"

Erhitzen Sie sich nicht, Herr Kollege, sagte der politische Rathsherr. Ich bin zwar kein Fysiognomist: aber der Fremde sieht mir doch völlig darnach aus, daß er Euripides sein könnte; und ich wollte unmaßgeblich rathen, piano zu gehen.

„Mich wundert, fing einer von den Umstehenden an, daß man hier so viele Worte verlieren mag, da der ganze Handel in Ja und Nein entschieden sein könnte. Da, oben über dem Portal, steht ja die Büste des Euripides leibhaftig. Es braucht ja nichts weiter, als zu sehen, ob der Fremde der Büste gleich sieht."

„Bravo, bravo! schrie der kleine dicke Rathsherr; das ist doch ein Wort von einem gescheuten Manne! Ha, ha, ha! Die Büste, das ist gar keine Frage, die Büste muß den Ausspruch thun — wiewohl sie nicht reden kann, ha, ha, ha, ha, ha!"

Die umstehenden Abderiten lachten alle aus vollem Halse über den witzigen Einfall des kurzen runden Männchens, und nun lief alles, was Füße hatte, dem Portale zu. Der Fremde ergab sich mit guter Art in sein Schicksal, ließ sich von vorn und hinten betrachten, und Stück für Stück mit seiner Büste vergleichen so lange sie wollten. Aber leider! die Vergleichung konnte unmöglich zu seinem Vortheil ausfallen; denn besagte Büste sah jedem andern Menschen oder Thier ähnlicher als ihm.

„Nun, schrie der Nomofylax triumphirend, — was kann der Herr nun zu seinem Vorstand sagen?"

Ich kann etwas sagen (versetzte der Fremde, den die Komödie nach gerade zu belustigen anfing) woran von ihnen allen keiner zu denken scheint: wiewohl es eben so wahr ist, als daß Sie — Abderiten und ich Euripides bin.

„Sagen, sagen! grinste der Nomofylar; man kann freilich viel sagen wenn der Tag lang ist, hä, hä, hä? — Und was kann der Herr sagen?"

Ich sage, daß diese Büste dem Euripides ganz und gar nicht ähnlich sieht.

„Nein, mein Herr, rief der dicke Rathsherr, das müssen sie nicht sagen! Die Büste ist eine schöne Büste; sie ist von weißem Marmor wie Sie sehen, Marmor von Paros, straf' mich Jupiter! und kostet uns hundert baare Dariken Species, das können Sie mir nachsagen! — Es ist ein schönes Stück von unserm Stadtbildhauer — Ein geschickter berühmter Mann! — nennt sich Moschion — werden von ihm gehört haben? — ein berühmter Mann! — Und, wie gesagt, alle Fremden, die noch zu uns zu gekommen sind, haben die Büste bewundert! Sie ist echt, das können sie mir nachsagen! Sie sehen ja selbst, es steht mit großen goldnen Buchstaben drunter ΕΥΡΙΠΙΔΗΣ."

Meine Herren, sagte der Fremde, der alle seine angeborene Ernsthaftigkeit zusammen nehmen mußte, um nicht auszubersten: darf ich nur eine einzige Frage thun?

„Von Herzen gern," riefen die Abderiten.

Gesetzt, fuhr jener fort, es entstände zwischen mir und meiner Büste ein Streit darüber, wer mir am ähnlichsten sehe — wem wollen Sie glauben, der Büste oder mir?

„Das ist eine kuriose Frage," sagte der Abderiten einer sich hinter den Ohren kratzend. — „Eine kapziose Frage, beim Jupiter! rief ein anderer: nehmen Sie sich in Acht, was Sie antworten, hochgeachteter Herr Rathsherr!"

Ist der dicke Herr ein Rathsherr dieser berühmten Republik? — fragte der Fremde mit einer Verbeugung — so bitte ich sehr um Verzeihung! Ich gestehe, die Büste ist ein schönes glattes Werk, von schönem Parischen Marmor! und wenn sie mir nicht ähnlich sieht, so kommt es wohl blos daher, weil Ihr berühmter Stadtbildhauer die Büste schöner gemacht hat als die Natur — mich. Es ist immer ein Beweis seines guten Willens, und das verdient alle meine Dankbarkeit.

Dieses Kompliment that eine große Wirkung; denn die Abderiten hatten's gar zu gern, wenn man fein höflich mit ihnen sprach. Es muß doch wohl Euripides selber sein, murmelte einer dem andern ins Ohr; und der dicke Rathsherr selbst bemerkte, bei nochmaliger Vergleichung der Büste mit dem Fremden, daß die Bärte einander vollkommen ähnlich wären.

Zu gutem Glücke kam der Archon Onolaus und sein Neffe Onobulus dazu, der den Euripides zu Athen hundertmal gesehen und öfters gesprochen hatte. Die Freude des jungen Onobulus über eine so unverhoffte Zusammenkunft, und eine positive Bejahung, daß der Fremde wirklich der berühmte Euripides sei, hieb den Knoten auf einmal durch; die Abderiten versicherten nun einer den andern: sie hätten's ihm gleich beim ersten Blick angesehen.

Der Nomofylar, wie er sah, daß Euripides gegen seine Büste Recht behielt, machte sich seitwärts davon. — Ein verdammter Streich! brummte er zwischen den Zähnen vor sich her: wozu brauchte er aber auch so hinterm Berge zu halten? Wenn er wußte, daß er Euripides war, warum ließ er sich mir nicht präsentiren? Da hätte alles einen ganz andern Schwung genommen!

Der Archon Onolaus, der in solchen Fällen gemeiniglich die Honneurs der Stadt Abdera zu machen pflegte; lud den Dichter mit großer Höflichkeit ein, das Gastrecht bei ihm zu nehmen, und bat sich zugleich von dem politischen und dicken Rathsherrn die Ehre auf den Abend aus, welches beide mit vielem Vergnügen annahmen.

„Dacht' ich's nicht gleich? (sagte der dicke Rathsherr zu einem der Umstehenden). Der leibhaftige Euripides! Bart, Nase, Stirn, Ohrenläppchen, Augenbraunen, alles auf ein Haar! Man kann nichts gleicheres sehen! Wo doch wohl der, der Nomofylar seine Sinne hatte? Aber, — ja, ja, er mochte wohl ein Bischen zu tief — Hm! Sie verstehen mich? — Cantores amant humores — Ha, ha, ha, ha! — Basta! Desto besser, daß wir den Euripides bei uns haben! Was ich sage, ein feiner Mann, beim Jupiter; und der uns viel Spaß machen soll! Ha, ha, ha!"

---

## Die Bücher der Chronika der drei Schwestern *).

### Erstes Buch.

Ein reicher, reicher Graf vergeudete all sein Hab' und Gut. Er lebte königlich, hielt alle Tage offne Tafel; wer bei ihm einsprach, Ritter oder Knappe, dem gab er drei Tage lang ein herrliches Banket, und alle Gäste taumelten mit

*) Aus Musäus' „Volksmährchen der Deutschen."

frohem Muth von ihm hinweg. Er liebte Bretspiel und Würfel; sein Hof wimmelte von goldgelockten Edelknaben, Läufern und Hayducken, in prächtiger Livree, und seine Ställe nährten unzählige Pferde und Jagdhunde. Durch diesen Aufwand zerrannen seine Schätze. Er verpfändete eine Stadt nach der andern, verkaufte seine Juwelen und Silbergeschirr, entließ die Bedienten und erschoß die Hunde; von seinem ganzen Eigenthum blieb ihm nichts übrig, als ein altes Waldschloß, eine tugendsame Gemahlin und drei wunderschöne Töchter. In diesem Schlosse hauste er von aller Welt verlassen; die Gräfin versah mit ihren Töchtern selbst die Küche, und weil sie allerseits der Kochkunst nicht kundig waren, wußten sie nichts als Kartoffeln zu sieden. Diese frugalen Mahlzeiten behagten dem Papa so schlecht daß er grämlich und mißmuthig wurde, und in dem weiten leeren Hause lärmte und fluchte, daß die kahlen Wände seinen Unmuth widerhallten. An einem schönen Sommermorgen ergriff er aus Spleen seinen Jagdspieß, und zog zu Walde, ein Stück Wild zu fällen, um sich eine leckerhafte Mahlzeit davon bereiten zu lassen.

Von diesem Walde ging die Rede, daß es darin nicht geheuer sei; manchen Wanderer hatte es schon irre geführt, und mancher war nie daraus zurückgekehrt, weil ihn entweder böse Gnomen erdrosselt oder wilde Thiere zerrissen hatten. Der Graf glaubte nichts und fürchtete nichts von unsichtbaren Mächten; er stieg rüstig über Berg und Thal, und kroch durch Busch und Dickig, ohne eine Beute zu erhaschen. Ermüdet setzte er sich unter einen hohen Eichbaum, um mit einigen gesottenen Kartoffeln und ein wenig Salz, dem ganzen Vorrath seiner Jagdtasche, sein Mittagsmahl zu halten.

Von ungefähr hub er seine Augen auf, siehe da! ein grausam wilder Bär schritt auf ihn zu. Der arme Graf erschrack gewaltig über diesen Anblick; entfliehen konnt' er nicht, und zu einer Bärenjagd war er nicht ausgerüstet. Zur Nothwehr nahm er den Jägerspieß in die Hand, sich damit zu vertheidigen, so gut er könnte. Das Ungethüm kam nah heran; auf einmal stand's und brummte ihm vernehmlich diese Worte entgegen: Räuber, plünderst du meinen Honigbaum? Den Frevel sollst du mit dem Leben büßen! Ach bat der Graf, ach, freßt mich nicht, Herr Bär, mich lüstet nicht nach eurem Honig, ich bin ein biedrer Rittersmann. Seid ihr bei Appetit, so nehmt mit Hausmannskost vorlieb und seid mein Gast. Hierauf tischt er dem Bären alle Kartoffeln in seinem Jagdhut auf. Dieser aber verschmähte des Grafen Tafel und brummte unwillig fort: Unglücklicher, um diesen Preis löseſt du dein Leben nicht; versprich mir [illegible] große Tochter Wulfild augenblicklich zur Frau, wo nicht, so freß ich dich! In der Angst hätte der Graf dem verliebten Bären wohl alle drei Töchter zugesagt, und seine Gemahlin obendrein, wenn er sie verlangt hätte; denn Noth kennt kein Gebot. Sie soll die Eure sein, Herr Bär, sprach der Graf, der anfing sich wieder zu erholen; doch setzte er trüglich hinzu, unter dem Beding, daß ihr nach Landesbrauch die Braut löset, und selber kommt sie heimzuführen. Topp, murmelte der Bär, schlag ein, und reichte ihm die rauhe Tatze hin, in sieben Tagen lös ich sie mit einem Zentner Gold und führe mein Liebchen heim. Topp, sprach der Graf, ein Wort ein Mann! Darauf schieden sie im Frieden auseinander; der Bär trabte seiner Höhle zu, der Graf säumte nicht, aus dem furchtbaren Walde zu kommen, und gelangte bei Sternenschimmer kraftlos und ermattet in seinem Waldschloß an.

Es versteht sich, daß ein Bär, der wie ein Mensch vernünftig reden und handeln kann, niemals ein natürlicher, sondern ein bezauberter Bär ist. Das merkte der Graf wohl; darum dachte er, den zottigen Eidam durch List zu hintergehen, und sich in seiner festen Burg so zu verschanzen, daß es dem Bären unmöglich wäre, hineinzukommen, wenn er auf den bestimmten Tag die Braut abholen würde. Wenn gleich einem Zauberbären, dacht er bei sich selbst, die Gabe der Vernunft und Sprache verliehen ist, so ist er am Ende gleichwohl ein Bär, und hat übrigens alle Eigenschaften eines natürlichen Bären. Er wird also doch wohl nicht fliegen können, wie ein Vogel, oder durchs Schlüsselloch in ein verschlossenes Zimmer eingehen, wie ein Gespenst, oder durch ein Nadelöhr schlüpfen.

Den folgenden Tag berichtete er seiner Gemahlin und dem Fräulein das Abenteuer im Walde. Fräulein Wulfild fiel vor Entsetzen in Ohnmacht, als sie hörte, daß sie an einen scheußlichen Bären vermählt werden sollte, die Mutter rang und wand die Hände und jammerte laut, und die Schwestern bebten und bangten vor Wehmuth und Entsetzen. Papa aber ging hinaus, beschauete die Mauern und Graben ums Schloß her, untersuchte, ob das eiserne Thor schloß- und riegelfest sei, zog die Zugbrücke auf und verwahrte alle Zugänge wohl, stieg darauf auf die Warte, und fand da ein Kämmerlein hochgebaut unter der Zinne und wohlvermauert, darin verschloß er das Fräulein, die ihr seidenes Flachshaar zerraufte, und sich schier die himmelblauen Augen ausweinte.

Sechs Tage waren verflossen und der siebente dämmerte heran, da erhob sich vom Walde her groß Getöse, als sei das wilde Heer im An-

zug. Peitschen knallten, Posthörner schallten, Pferde trappelten, Räder rasselten. Eine prächtige Staatskarosse mit Reutern umringt, rollte übers Blachfeld daher ans Schloßthor. Alle Riegel schoben sich, das Thor rauschte auf, die Zugbrücke fiel, ein junger Prinz stieg aus der Karosse, schön wie der Tag angethan mit Sammet und Silberstück. Um seinen Hals hatte er eine goldene Kette dreimal geschlungen, in der ein Mann aufrechts stehen konnte; um seinen Hut lief eine Schnur von Perlen und Diamanten, welche die Augen verblendete, und um die Agraffe, welche die Straußfeder befestigte, wär ein Herzogthum feil gewesen. Rasch, wie Sturm und Wirbelwind, flog er die Schneckentreppe im Thurm hinauf, und einen Augenblick nachher bebte in seinem Arm die erschrockene Braut herab.

Ueber dem Getöse erwachte der Graf aus seinem Morgenschlummer, schob das Fenster im Schlafgemach auf, und als er Roß und Wagen, und Ritter und Reisige im Hofe erblickte, und seine Tochter im Arm eines fremden Mannes, der sie in den Brautwagen hob, und nun der Zug zum Schloßthor hinausging, fuhrs ihm durchs Herz, und er erhob groß Klaggeschrei: Ade, mein Töchterlein! Fahr hin, du Bärenbraut! Wulfild vernahm die Stimme ihres Vaters, ließ ihr Schweißtüchlein zum Wagen herauswehen, und gab damit das Zeichen des Abschieds.

Die Eltern waren bestürzt über den Verlust ihrer Tochter, und sahen einander stumm und staunend an. Mama traute gleichwohl ihren Augen nicht, und hielt die Entführung für Blendwerk und Teufelsspuk, ergriff ein Bund Schlüssel und lief auf die Warte und öffnete die Klause; aber sie fand weder ihre Tochter, noch etwas von ihrer Geräthschaft; doch lag auf dem Tischlein ein silberner Schlüssel, den sie zu sich nahm, und als sie von ungefähr durch die Luke blickte, sah sie in der Ferne eine Staubwolke gegen Sonnenaufgang emporwirbeln, und hörte das Getümmel und Jauchzen des Brautzugs bis zum Eingang des Waldes. Betrübt stieg sie vom Thurm herab, legte Trauerkleider an, bestreute ihr Haupt mit Asche, weinte drei Tage lang und Gemahl und Töchter halfen ihr wehklagen. Am vierten Tage verließ der Graf das Trauergemach, um frische Luft zu schöpfen, und wie er über den Hof ging, stand da eine feine dichte Kiste von Ebenholz, wohlverwahrt und schwer zu heben. Er ahnete leicht, was drinnen sei; die Gräfin gab ihm den Schlüssel, er schloß auf, und fand einen Zentner Goldes, eitel Dublonen, Eines Schlags. Erfreut über diesen Fund vergaß er all sein Herzeleid, kaufte Pferde und Falken, auch schöne Kleider für seine Gemahlin und die holden Fräulein, nahm Diener in Sold, und hob von neuem an zu prassen und zu schwelgen, bis die letzte Dublone aus dem Kasten flog. Dann machte er Schulden, und die Gläubiger kamen schaarenweis, plünderten das Schloß rein aus, und ließen ihm nichts als einen alten Falken. Die Gräfin sott mit ihren Töchtern wieder Kartoffeln, und er durchstreifte tagtäglich das Feld mit seinem Federspiel aus Verdruß und Langeweile.

Eines Tages ließ er den Falken steigen, der hob sich hoch in die Lüfte und wollte nicht auf die Hand seines Herrn zurückkehren, ob er ihn gleich lockte.

Der Graf folgte seinem Flug, so gut er konnte, über die weite Ebene. Der Vogel schwebte dem grausenvollen Walde zu, welchen zu betreten der Graf nicht mehr waghalsen wollte, und sein liebes Federspiel verloren gab. Plötzlich stieg ein rüstiger Adler über dem Walde auf und verfolgte den Falken, welcher den überlegenen Feind nicht sobald ansichtig wurde, als er pfeilgeschwind zu seinem Herrn zurückkehrte, um bei ihm Schutz zu suchen. Der Adler aber schoß aus den Lüften herab, schlug einen seiner mächtigen Fänge in des Grafen Schulter, und zerdrückte mit dem andern den getreuen Falken.

Der bestürzte Graf versuchte mit dem Speer von dem gefiederten Ungeheuer sich zu befreien, schlug und stach nach seinem Feinde. Aber der Adler ergriff den Jagdspieß, zerbrach ihn wie ein leichtes Schilfrohr, und kreischte ihm mit lauter Stimme diese Worte in die Ohren: Verwegner, warum beunruhigst du mein Luftrevier mit deinem Federspiel? Den Frevel sollst du mir mit deinem Leben büßen. Aus dieser Vogelsprache merkte der Graf bald, was für ein Abenteuer er zu bestehen habe. Er faßte Muth und sprach: Gemach, Herr Adler, gemach! Was hab ich euch gethan? Mein Falk hat seine Schuld ja abgebüßt, den laß ich euch, stillt euren Appetit. Nein, fuhr der Adler fort, mich lüstet eben heut nach Menschenfleisch, und du scheinst mir ein fetter Fraß. Pardon, Herr Adler, schrie der Graf in Todesangst, heischt was ihr wollt von mir, ich geb es euch, nur schont meines Lebens. Wohl, versetzte der mörderische Vogel, ich halte dich beim Wort; du hast zwei schöne Töchter, und ich bedarf ein Weib. Versprich mir deine Adelheid zur Frau, so laß ich dich mit Frieden ziehn, und löse sie von dir mit zwei Stufen Gold, jede einen Centner schwer. In sieben Wochen führ ich mein Liebchen heim. Hierauf schwang sich das Ungethüm hoch empor und verschwand in den Wolken.

In der Noth ist einem alles feil. Da der Vater sahe, daß der Handel mit den Töchtern so

gut von statten ging, gab er sich über ihren Verlust zufrieden. Er kam diesmal ganz wohlgemuth nach Hause, und verhehlte sorgfältig sein Abentheuer, theils den Vorwürfen, die er von der Gräfin fürchtete, auszuweichen, theils der lieben Tochter das Herz vor der Zeit nicht schwer zu machen. Zum Schein klagte er nur über den verlornen Falken, von welchem er vorgab, er habe sich verflogen. Fräulein Adelheid war eine Spinnerin, wie keine im Lande. Sie war auch eine geschickte Weberin, und schnitt eben damals ein Stück köstlicher Leinwand vom Weberstuhle, so fein wie Battist, welche sie unfern der Burg auf einem frischen Rasenplatze bleichte. Sechs Wochen und sechs Tage vergingen, ohne daß die schöne Spinnerin ihr Schicksal ahnete: obgleich der Vater, der doch etwas schwermüthig wurde, als der Termin der Heimsuchung nahete, ihr unter der Hand manchen Wink davon gab, bald einen bedenklichen Traum erzählete, bald die Wulfild wieder in Andenken brachte, die längst vergessen war. Adelheid war frohen und leichten Sinnes, wähnte, das schwere Herzblut des Vaters erzeuge hypochondrische Grillen. Sie hüpfte sorgenlos bei Anbruch des bestimmten Tages hinaus auf den Bleichrasen, und breitete ihre Leinwand aus, damit sie vom Morgenthau getränkt würde. Wie sie ihre Bleiche beschickt hatte, und nun ein wenig umherschauete, sah sie einen herrlichen Zug Ritter und Knappen herantraben. Sie hatte ihre Toilette noch nicht gemacht, darum verbarg sie sich hinter einem wilden Rosenbusch, der eben in voller Blüthe stand, und glotzte hervor, die prächtige Kavalkade zu schauen. Der schönste Ritter aus dem Haufen, ein junger schlanker Mann in offnem Helm, sprengte an den Busch, und sprach mit leichter Stimme: Ich sehe dich, ich suche dich, fein Liebchen, ach verbirg dich nicht; rasch schwing dich hinter mich aufs Roß, du schöne Adlerbraut! Adelheid wußte nicht wie ihr geschah, da sie diesen Spruch hörte; der liebliche Ritter gefiel ihr baß: aber der Beisatz, Adlerbraut, machte das Blut in ihren Adern erstarren; sie sank ins Gras, ihre Sinnen umnebelten sich, und beim Erwachen befand sie sich in den Armen des holden Ritters, auf dem Wege nach dem Walde.

Mama bereitete indeß das Frühstück, und als Adelheid dabei fehlte, schickte sie die jüngste Tochter hinaus, zu sehen, wo sie bleibe. Sie ging und kam nicht wieder. Der Mutter schwanete nichts Gutes, sie wollte sehen, warum ihre Töchter so lange weilten. Sie ging und kam nicht wieder. Papa merkte, was vorgegangen sei; das Herz schlug laut in seiner Brust; er schlich sich nach dem Rasenplatze, wo Mutter und Tochter noch immer nach der Adelheid suchten und sie ängstlich beim Namen riefen, und auch er ließ seine Stimme weidlich erschallen, wiewohl er wußte, daß alles Rufen und Umsuchen vergeblich war. Sein Weg führte ihn an dem Rosenbusche vorbei, da sah er was blinken, und wie er's genau betrachtete, warens zwei goldene Eier, jedes einen Zentner schwer. Nun konnt er nicht länger anstehn, seiner Gemahlin das Abenteuer der Tochter zu offenbaren. Schandbarer Seelenverkäufer, rief sie aus, o Vater! o Mörder! Opferst du um schändlichen Gewinnstes willen also dein Fleisch und Blut dem Moloch auf? Der Graf, sonst wenig beredtsam, vertheidigte sich jetzt aufs beste, und entschuldigte sich mit der dringenden Gefahr seines Lebens, aber die trostlose Mutter hörte nicht auf, ihm die bittersten Vorwürfe zu machen. Er wählte also das unfehlbarste Mittel allem Wortstreit ein Ende zu machen, er schwieg und ließ seine Dame reden so lange sie wollte, brachte indessen die goldnen Eier in Sicherheit, und wälzte sie gemach vor sich her; legte darauf Wohlstandshalber drei Tage lang Familientrauer an, und dachte nur darauf, wie er seine vorige Lebensart wieder beginnen wollte.

In kurzer Zeit war das Schloß wieder die Wohnung der Freude, das Elysium gefräßiger Schranzen. Ball, Turnier und prächtige Feste wechselten täglich ab. Fräulein Bertha glänzte am Hofe ihres Vaters den stattlichen Rittern in die Augen, wie der Silbermond den empfindsamen Wandlern in einer heitern Sommernacht. Sie pflegte bei den Ritterspielen den Preis auszutheilen, und tanzte jeden Abend mit dem siegenden Ritter den Vorreihen. Die Gastfreigebigkeit des Grafen und die Schönheit der Tochter zog von den entlegensten Orten die edelsten Ritter herbei. Viele buhlten um das Herz der reichen Erbin, aber unter so vielen Freiwerbern hielt die Wahl schwer, denn einer übertraf den andern immer an Adel und Wohlgestalt. Die schöne Bertha kürte und wählte so lang, bis die goldnen Eier, bei welchen der Graf die Feile nicht gespart hatte, zur Größe von Haselnüssen geschmolzen waren.

Die gräflichen Finanzen geriethen nun wieder in den vorigen Verfall, die Turniere wurden eingestellt, Ritter und Knappen verschwanden, das Schloß nahm wieder die Gestalt einer Einöde an, und die hohe Familie kehrte zu den frugalen Kartoffelmahlzeiten zurück. Der Graf durchstrich mißmuthig die Felder, wünschte ein neues Abenteuer, und fand keines, weil er den Zauberwald scheuete.

Eines Tages verfolgte er ein Volk Rebhühner so weit, daß er dem schauervollen Walde nahe kam, und ob er sich gleich nicht hinein-

wagte, so ging er doch eine Strecke an der Brahne hin, und erblickte da einen großen Fischweiher, der ihm noch nie zu Gesichte gekommen war, in dessen silberhellem Gewässer er unzählige Forellen schwimmen sah. Dieser Entdeckung freuete er sich sehr. Der Teich hatte ein unverdächtiges Ansehen; daher eilte er nach Hause, strickte sich ein Netz, und den folgenden Morgen stand er bei guter Zeit am Gestade, um solches auszuwerfen. Glücklicherweise fand er einen kleinen Nachen mit einem Ruder im Schilfe. Er sprang hinein, ruderte lustig auf dem Teich herum, warf das Netz aus, fing mit einem Zuge mehr Forellen als er tragen konnte, und ruderte vergnügt über seine Beute dem Strande zu. Ungefähr einen Steinwurf vom Gestade stand der Nachen im vollen Lauf fest und unbeweglich, als säß er auf dem Grunde. Der Graf glaubte das auch, und arbeitete aus allen Kräften, ihn wieder flott zu machen, aber vergebens. Das Wasser verrann rings umher, das Fahrzeug schien an einer Klippe zu hangen, und hob sich hoch über die Oberfläche empor. Dem unerfahrnen Fischer war dabei nicht wohl zu Muthe. Ob gleich der Nachen wie angenagelt stand, so schien sich doch von allen Seiten das Gestade zu entfernen, der Weiher dehnte sich zu einer großen See aus, die Wogen schwollen auf, die Wellen rauschten und schäumten, und mit Entsetzen ward er inne, daß ein ungeheurer Fisch ihn und seinen Nachen auf dem Rücken trug. Er ergab sich in sein Schicksal, ängstlich harrend, welchen Ausgang es nehmen würde. Plötzlich tauchte der Fisch unter, der Nachen ward wieder flott, aber einen Augenblick darauf erschien das Meerwunder über dem Wasser, sperrte seinen abscheulichen Rachen gleich der Höllenpforte auf, und aus dem finstern Schlunde schallten, wie aus einem unterirdischen Gewölbe, vernehmlich diese Worte hervor: Kühner Fischer, was beginnst du hier? Du mordest meine Unterthanen? Den Frevel sollst du mit dem Leben büßen! Der Graf war nun bereits mit dergleichen Abentheuern so bekannt worden, daß er wußte, wie er sich dabei zu benehmen hätte. Er erholte sich bald von seiner ersten Bestürzung, da er merkte, daß der Fisch doch ein vernünftig Wort mit sich reden ließ, und sprach ganz dreist: Herr Behemot, verletzt das Gastrecht nicht, vergönnt mir ein Gerichte Fisch aus eurem Weiher; sprächt ihr bei mir ein, so stünd euch Küch und Keller gleichfalls offen. So traute Freunde sind wir nicht, versetzte das Ungeheuer: kennst du noch nicht des Stärkern Recht, daß er den Schwächern frißt? Du stahlst mir meine Unterthanen, sie zu verschlingen, und ich verschlinge dich! Hier riß der grimmige Fisch den Rachen noch weiter auf, als wollte er ein Schiff mit Mann und Maus verschlingen. Ach schont, schont mein Leben, schrie der Graf, ihr seht, ich bin ein mageres Morgenbrot für euren Wallfischbauch! Der große Fisch schien sich etwas zu bedenken: wohlan, sprach er, ich weiß, du hast eine schöne Tochter, versprich mir die zum Weibe, und nimm dein Leben zum Gewinn. Als der Graf hörte, daß der Fisch aus diesem Tone zu reden anfing, verschwand ihm alle Furcht: Sie stehet zu Befehl, sprach er, ihr seid ein wackrer Eidam, dem kein biedrer Vater sein Kind versagen wird. Doch womit löset ihr die Braut nach Landes Brauch? Ich habe, erwiederte der Fisch, weder Gold noch Silber; aber im Grunde dieser See liegt ein großer Schatz von Perlenmuscheln, du darfst nur fordern. Nun, sagte der Graf, drei Himten Zahlperlen sind wohl nicht zu viel für eine schöne Braut. Sie sind dein, beschloß der Fisch, und mein die Braut, in sieben Monden führ ich mein Liebchen heim. Hierauf stürmt er lustig mit dem Schwanze, und trieb den Nachen bald an den Strand.

Der Graf brachte seine Forellen nach Hause, ließ sie sieden, und diese Cärthäusermahlzeit nebst der Gräfin und der schönen Bertha wohlschmecken. Das arme Fräulein ahnete nicht, wie theuer ihr dies Mahl zu stehen kommen würde.

Unterdessen nahm der Mond sechsmal ab und zu, und der Graf hatte sein Abentheuer beinahe vergessen; als aber der Silbermond zum siebentenmal sich zu runden begann, dachte er an die bevorstehende Katastrophe und um kein Augenzeuge davon zu sein, drückte er sich ab, und unternahm eine kleine Reise ins Land. In der schwülen Mittagsstunde, am Tage des Vollmonds, sprengte ein stattlich Geschwader Reuter ans Schloß; die Gräfin, bestürzt über so vielen fremden Besuch, wußte nicht, ob sie die Pforte öffnen sollte oder nicht. Als sich aber ein wohlbekannter Ritter anmeldete, ward ihm aufgethan. Er hatte gar oft zur Zeit des Wohlstandes und Ueberflusses in der Burg den Turnieren beigewohnt, und zu Schimpf und Ernst gestochen, auch manchen Ritterdank von der schönen Bertha Hand empfangen, und mit ihr den Vorreihen getanzt; doch seit der Glücksveränderung des Grafen, war er gleich den übrigen Rittern verschwunden. Die gute Gräfin schämte sich vor dem edlen Ritter und seinem Gefolge ihrer großen Armuth, daß sie nichts hatte, ihm aufzutischen. Er aber trat sie freundlich an, und bat nur um einen Trunk frisch Wasser aus dem kühlen Felsenbrunnen des Schlosses, wie er auch sonst zu thun gewohnt war; denn er pflegte nie Wein zu trinken, daher nennte man ihn

scherzweise nur den Wasserritter. Die schöne Bertha eilte auf Geheiß der Mutter zum Brunnen, füllte einen Henkelkrug und kredenzte dem Ritter eine krystallene Schale. Er empfing sie aus ihrer niedlichen Hand, setzte sie an den Mund, wo ihre Purpurlippen die Schale berührt hatten, und that ihr mit innigem Entzücken Bescheid. Die Gräfin befand sich indessen in großer Verlegenheit, daß sie nicht vermögend war, ihrem Gaste etwas zum Imbiß aufzutragen; endlich besann sie sich, daß im Schloßgarten eben eine saftige Wassermelone reifte. Augenblicklich drehte sie sich nach der Thür, brach die Melone ab, legte sie auf einen irdenen Teller, viel Weinlaub drunter und die schönsten wohlriechenden Blumen ringsumher, um sie dem Gaste aufzutragen. Wie sie aus dem Garten trat, war der Schloßhof leer und öde, weder Pferde noch Reisige mehr, im Zimmer war weder Ritter noch Knappe; sie rief ihre Tochter Bertha, suchte sie im ganzen Hause, und fand sie nicht. Im Vorhause aber waren drei Säcke von neuer Leinwand hingestellt, die sie in der ersten Bestürzung nicht bemerkt hatte, und die von außen anzufühlen waren, als wären sie mit Erbsen gefüllt; genauer sie zu untersuchen, ließ ihre Betrübniß nicht zu. Die gute Mutter überließ sich ganz ihrem Schmerz, und weinte laut bis an den Abend, wo ihr Gemahl heimkehrte, der sie in großem Jammer fand. Sie konnt ihm die Begebenheit des Tages nicht verhehlen, so gern sie es gethan hätte, denn sie befürchtete von ihm große Vorwürfe, daß sie einen fremden Ritter in die Burg gelassen, der die liebe Tochter entführt hätte. Aber der Graf tröstete sie liebreich und frug nach den Erbssäcken, von welchen sie ihn gesagt hatte, ging hinaus, sie zu beschauen, und öffnete einen in ihrer Gegenwart. Wie groß war das Erstaunen der betrübten Gräfin, als eitel Perlen herausrollten, so groß, wie die großen Gartenerbsen, vollkommen gerundet, fein gebohrt und von dem reinsten Wasser. Sie sahe wohl, das der Entführer ihrer Tochter jede mütterliche Zähre mit einer Zahlperle bezahlt hatte, bekam von seinem Reichthum und Stande eine große Meinung, und tröstete sich damit, daß dieser Eidam kein Ungeheuer, sondern ein stattlicher Ritter sei, welche Meinung ihr der Graf auch nicht benahm.

Nun hatten die Eltern zwar alle ihre schönen Töchter eingebüßt, aber dafür besaßen sie einen unermeßlichen Schatz. Der Graf machte bald einen Theil davon zu Gelde. Vom Morgen bis zum Abend wimmelte es von Kaufleuten und Juden im Schlosse, die um die köstlichen Zahlperlen handelten. Der Graf lösete seine Städte ein, that das Waldschloß an einen Lehnsmann aus, bezog seine vormalige Residenz, richtete den Hofstaat wieder an, und lebte nun nicht mehr als ein Verschwender, sondern als ein guter Wirth, denn er hatte nun keine Tochter mehr zu verhandeln. Das edle Paar befand sich in großer Behaglichkeit, nur die Gräfin konnte sich über den Verlust ihrer Fräulein nicht beruhigen; sie trug beständig Trauerkleider, und wurde nimmer froh. Eine Zeitlang hoffte sie, ihre Bertha mit dem reichen Perlenritter wieder zu sehen, und so oft ein Fremder bei Hofe gemeldet wurde, ahnete sie den wiederkehrenden Eidam. Der Graf vermocht es endlich nicht länger über sich, sie mit leerer Hoffnung hinzuhalten; in der traulichen Betkammer, welche so manchem Männerhaß Luft macht, eröffnete er ihr, daß dieser herrliche Eidam ein scheußlicher Fisch sei. Ach erseufzte die Gräfin, ach, ich unglückliche Mutter! Hab ich darum Kinder geboren, daß sie ein Raub grausender Ungeheuer werden sollten? Was ist alles Erdenglück, was sind alle Schätze für eine kinderlose Mutter! Liebes Weib, antwortete der Graf, beruhige dich; es ist nun einmal nicht anders; wenns von mir abhinge, sollt es dir an Kindersegen nicht gebrechen. Die Gräfin nahm diese Worte sehr zu Herzen. Sie meinte, ihr Gemahl mache ihr Vorwürfe, daß sie altere und die Unfruchtbare im Hause sei; denn er selbst war noch ein feiner rüstiger Mann. Darüber betrübte sie sich so sehr, daß sie in große Schwermuth fiel, und Freund Hein wär ihr wohl ein willkommener Gast gewesen, wenn er bei ihr eingesprochen hätte.

## Wilhelmine.

### Ein prosaisch-komisches Gedicht.

Von W. A. von Thümmel.

### Erster Gesang.

Nah an der glänzenden Residenz eines glücklichen Fürsten, nicht fern von der schiffbaren Elbe verbreiteten sich in dem anmuthigsten Thale zwanzig kleine Wohnungen fröhlicher Landleute. Junge Haselstauden und wohlriechende Birken verbauten dies Landgut in Schatten, und versüßten dem fleißigen Bauer die entkräftende Arbeit, wenn der Hundsstern wüthete; und, entblättert vom Boreas, flammte dies nutzbare Gebüsch in wohlthätigen Oefen, wenn der Winter das Thal mit Schnee füllte, und nur ein Nachbar zum andern schlich, um die langen müssigen Stunden durch schlaue Gespräche zu verkürzen, bald auf den Durchmarsch der Preußen zu schmälen, bald die bessern Besuche eines freigebigen Kobolts zu erheben, oder auch über die Polizei-

befehle der Regierung zu spotten. So lebten diese Hüttenbewohner ruhig und mit jeder Jahreszeit zufrieden.

Nur der Pastor des Dorfes allein, der gelehrte Sebaldus, hatte seit vier unglücklichen Jahren die ländliche Munterkeit verloren, die sonst auf seiner offenen Stirne gezeichnet war. Ein geheimer Kummer peinigte sein Herz. Wenn er die ganze Woche hindurch in der Einsamkeit seiner verrußten Klause getrauert hatte, dann winselte er am Sonntage der schlafenden Gemeinde unleidliche Reden vor, und selbst bei dem theuer bezahlten Leichensermon verließ ihn seine sonst männliche Stimme. Die Klügsten der Gemeinde marterten sich umsonst, die Ursache seines Leidens zu entwickeln: Was fehlt unserm Magister? fragte einer den andern: Wir lieben ihn ja, er ist der Vornehmste im Dorfe, und er wird auch nicht etwa, wie dieser oder jener — von einem hochmüthigen Junker geplagt, denn der unsere lebt, Gott sei gedankt, ferne von uns, und verpraßt seine Renten in Frankreich. So klagten die Bauern den Kummer ihres Magisters! Aber umsonst blieb ihr mitleidiges Nachforschen; der tiefsinnige Pastor verbarg seine Sorgen der Neugier, und außer Sonntags, wo sein Amt ihm gebot, schien seine Sprache verloren. Vier Jahrgänge finsterer Predigten hatt' er also geendigt; mit zitternden Händen geschrieben und auf einen Haufen gesammelt, lagen sie in einem verriegelten Schranke, oft von andächtigen Würmern besucht, die alle Buchstaben zerfraßen, und höflicher für die dankbare Nachwelt sorgten, als der betrogene Buchhändler, der so oft mit drollichten Postillen den einfältigen Freigeist belustigt. Aber die komische Muse hüpfe ängstlich über den heiligen Staub und die traurigen Scheduln des Pastors; sie beschäftige sich nur mit seinem Glücke — und erzähle den wunderbaren Traum, der ihm, bewillkommnend an der letzten Stufe des Jahres, mit dem Ende seines schwindsüchtigen Kummers schmeichelte.

In der zwölften Stunde der Nacht, damals, als sich das zwei und sechzigste blutige Jahr des achtzehnten Jahrhunderts, von wenigen Minuten loszuarbeiten suchte, um sich an die Reihe so vieler vergangener Jahrtausende zu hängen; so wie der furchtbare Nachtfalter, auf dessen Rücken die Natur einen Todtenkopf gebildet, sich mühsam aus dem Gefängnisse seiner Puppe herauswindet, seine schweren Flügel versucht, — und verschwinden würde, wenn nicht ein naturforschender Henker sein Leben verfolgte. — Der pfählt ihn mit einem glühenden Pfriemen gleich nach seiner Geburt, und setzt diesen gräulichen Vogel in die Gesellschaft der Schmetterlinge, Heuschrecken und Käfer. Da erschien Amor dem eingeschlummerten Priester, der über das Zudrängen dieses kleinen Unbekannten heftig erschrak, denn bisher hatt' er ihn nur aus dem großen Rufe seiner Verwüstungen gekannt — wie etwan den Belzebub oder den General Meyer; doch der freundliche Amor ließ ihn nicht lange in seinem ungewissen Erstaunen, schüttelte seine Köcher und sprach also zu ihm: Entschuldige den Amor, theurer Sebaldus! wenn er bisher wider deinen Willen dein Feind gewesen ist, und erschrick nicht über seine Erscheinung, die dir ein Glück verkündigt, das dir wenigstens vormals nicht gleichgültig war. Wilhelmine — bei diesem Namen durchströmte ein leuchtendes Roth die verfallenen Wangen des Pastors — und Amor fuhr lächelnd fort: Ich sehe, du erinnerst dich noch dieser lebhaften Schönen, die einst, in diesen Fluren geboren, nur von der unschuldigen Natur erzogen ward, die dir oft in der feurigen Predigt, durch einen einzigen Blick ihrer hellblauen Augen, ein langes, verhaßtes Stottern — und wenn du allein warest, manchen lauten Seufzer erregte. — Ach sie hätte dich gewiß zum Glücklichsten deines Standes erhoben, wenn nicht die Intrigue eines neidischen Hofes sie deinem Kirchspiel entführt, und unter die fürstlichen Zofen versetzt hätte. O wie traurig hast du diese Zeit ihres Hofdienstes hinschleichen lassen! Vergieb es mir, liebster Magister, daß ich hier deiner Unthätigkeit spotte! Hast du denn nie gehört und gelesen, wie oft die entschlossene und geschäftige Liebe Klöster gestürmt, Mauern erstiegen und sich nachgiebige Nonnen unterthan gemacht hat, die zu einem ewigen frommen Müßiggange verdammt waren; und du! du verzagtest, dem Hofe ein Mädchen zu entziehen, das von keiner Aebtissin bewacht, und von dem Klostergelübde weit entfernt ist, eine ewige Jungfer zu bleiben? Doch ich komme nicht her, dich mit Vorwürfen zu kränken — Das Ende deiner Leiden ist da! Wie leicht wird dir es werden in Wilhelminens tröstenden Armen, oder an ihrem wallenden Busen der vergangenen traurigen Tage zu vergessen; der Aufschub deines Verlangens — ja — er ward dir schwer zu ertragen. Doch jetzt vermehrt er dein Glück! Denn siehe! Mit munterm Gesicht erwartet dich die jüngste, feurigste Liebe! Sie würde kraftlos — schläfrig, ja wohl gar erloschen sein, wenn Wilhelminens Besitz dich schon vor vier Jahren beglückt hätte. Ermuntre dich also und höre meinen liebreichen Rath: morgen wird die reizende Wilhelmine den graubärtigen Verwalter, ihren Vater, besuchen — von keinem Höfling begleitet, wird sie des Mittags zu ihm fahren. Welch ein bedeutender Wink, den das Schicksal dir giebt? Folge ihm

— suche Wilhelminens Gesellschaft und eröffne ihr, so rührend als du vermagst, deine brennende Neigung! Sie — die gleich einem leichten Federballe von Hand in Hand geworfen, in der Höhe des Hofes flatterte — oft mit Schwindel herabfiel und wieder in die Höhe gejagt wird — sie, die jetzt mit ernsthaftem Nachdenken der Ruhe entgegen seufzt — sie — ich — schmeichle dir nicht, wird froh sein, an deiner ehrwürdigen Hand den Verläumdungen der großen Welt zu entwischen, und ehe diese Neujahrswoche verläuft, kannst du für deine treue Liebe belohnt sein. So sprach der philosophische Amor, glaubte genug gesagt zu haben, und wollte verschwinden, als ihm noch eine wichtige Erinnerung einfiel. — Mit der lächerlichen Miene eines jungen Offiziers, der zum ersten Mal einen armseligen Posten zu vertheidigen bekommt, und bei aller seiner Geschäftigkeit bald den kleinen Umstand vergessen hätte, die Parole zu geben — rief Amor: Bald hätt' ich nicht an das Wichtigste gedacht. — Wär' es auch ein Wunder? und hab' ich nicht immer meinen Kopf so voll? Merke also noch dieses, lieber Magister! Laß ja nicht die unwiederbringliche Zeit vorbeistreichen, damit nicht die Tage herannahen, wo der galante Hofmarschall seine Ptisanenkur schließt und die Schönheiten wieder aufsucht, die jetzt sein durchwässertes Herz medizinisch verachtet — Und morgen sei bedacht, dich reinlich zu waschen! Pudre deine beste Perrücke, dein schwarzer Rock soll dir nicht schaden: nur sei so dreist und munter wie ein Kammerjunker; dieser siegt auch oft in der Trauer des Hofs, nicht immer im fröhlichen Jagdkleide. Und nun verschwand Amor. — Das Rauschen seiner Flügel erweckte auf einige Augenblicke den Pastor; schwerfällig sammelte er seine Gedanken — rieb sich gähnend die Augen, und seine rohe Stimme erklang durch die Stille der Nacht: Welch ein Traum! Sollte es möglich sein, daß er wahr wäre — o so wäre kein König glücklicher als der arme Pastor Sebaldus — Doch eitle Hoffnung — die schönsten Träume betrügen! Hab' ich vier Jahre bei den eifrigsten Wünschen hinschmachten müssen — warum sollte denn jetzt die Liebe einen Elenden aufsuchen, der zu abgehärmt ist, ihren Diensten Ehre zu machen. — Doch der morgende Tag wird mir dieses Geheimniß erklären — Mit Geduld will ich seiner erwarten — Schon schlägt es zwei — Ach Wilhelmine! Angenehmer Schlaf! so murmelte der Pastor und schnarchte.

Was könnten wir besseres vornehmen, komische Muse, um nicht selber zu schlafen, als wenn wir in die vergangenen Zeiten blicken, Wilhelmine in ländlicher Unschuld betrachten und erforschen, wie des Magisters Liebe und sein Unglück entstand, dessen Ende ihm Amor in dieser merkwürdigen Nacht verkündigt hat.

Schon der sechzehnte Frühling hatte Wilhelminens Wangen mit einer höhern Röthe gemalt, ihre Augen funkelnder gemacht, und ihr Haar schwärzer gefärbt. Ihr nesseltuchenes Halstuch hob und senkte sich schon, aber keiner — ists möglich? — keiner von den hartherzigen Bauern gab Achtung darauf. Sie selbst wußte noch nicht über süße Gedanken der Liebe zu erröthen, ihr Herz klopfte in immer ruhigen Pulsen, wenn sie einsam das verdeckte Veilchen aus dem hohen Riedgrase hervorpflückte, ein wahres Bildniß ihres eigenen jungfräulichen Schicksals, oder wenn sie, an dem Ufer des rieselnden Baches sitzend, die bunte Forelle mit geschwinden Augen verfolgte, und indeß den schönern Gegenstand der Natur — ihr widerscheinendes Gesicht aus der Acht ließ. Spottet nicht ihrer Unschuld, ihr freundlichen Nymphen, die ihr so oft das mächtige Vergnügen eures eigenen Anschauens genossen habt. Denn niemand hatte noch bisher Wilhelminen gelehrt, wie reizend sie sei, und niemand, ich sag' es mit Jammer, niemand als ein frommer schüchterner Mann, der Magister, hatte selbst bis hieher den feinen Verstand gehabt, ihre Vorzüge zu bemerken, und nur von ihm allein ward sie heimlich geliebet. Mit welchem zitternden Vergnügen schlich er ihr nicht auf jedem kleinen Spaziergange nach, und hielt sich doch immer in einer ehrerbietigen Entfernung, und mit welcher süßen Betäubung unterschied er nicht ihre liebliche Stimme, wenn das andächtige Geschrei der Gemeinde durch die Sakristei in sein lauschendes Ohr drang! Schon sann die Liebe ernsthaft darauf, ihn glücklich zu machen. Aber zwei andere Leidenschaften, fast eben so mächtig als jene, stritten heftig in seiner theologischen Seele, jagten die Liebe heraus und legten den Grund zu dem grausamen Schicksale des Pastors. Der Stolz war es und die Begierde nach einem bequemlichen Leben! Denn wenn ihn auf der einen Seite seines hinfälligen Herzens, die Tochter des vornehmen Kirchenraths mit ihrer Neigung verfolgte, so bestritt es auf der andern die Ausgeberin des Präsidenten. Ihre Wahl war der gewisse Beruf zum Vorsteher der Kirche. Als Superintendent konnt' er alsdann eines langen, ruhigen Lebens genießen, von den Truthähnen seiner freigebigen Diöces und den Komplimenten gemeiner Pfarrherren gemästet. So wird oft ein Knabe geängstet, wenn ihm sein lachender Vater ein Stück kräftiges Brot und eine einzelne wohlriechende Erdbeere vorlegt. Was soll er wählen? Sein Gaum verwirft, was sein hungriger Magen verlangt, doch seine minutenlange Näscherei verachtet das

Elend des ganzen Tages — Kurz entschlossen verschluckt er die Erdbeere und übertäubt das Murren seines Magens durch erzwungene Gesänge. Eben so gewiß würde auch endlich der verliebte Magister seine kleine Wilhelmine gewählt haben, wenn nicht das feindliche Ungefähr und der hämische Neid den Unentschlossenen überrascht und vier lange Jahre seine Liebe getäuscht hätten.

Ein Spürhund der Liebe, ein leichtfertiger Page, der einst in seinem Müßiggange diese ländliche Venus erblickte, prahlte mit seiner Entdeckung, daß sein verliebtes Geschwätz durch funfzig Thüren in die Ohren des aufmerksamen Hofmarschalls erklang, der sogleich den sultanischen Entschluß faßte, mit den Reizen der holden Wilhelmine den Hofstaat zu verschönern und sie dem unsaubern Dorfe und der List eines Pagen zu entziehen. Wenn die weibliche Elster in der Mitte des Weinbergs eine volle Traube entdeckt, die von den hundert Blättern beschützt die letzte Zeit ihrer Reife erlangt hat: so erweckt oft dies prophetische Geschrei bei dem reisenden Handwerksmann ein durstiges Nachdenken — Er ersteigt den Weinberg und entzieht dem Stocke und der verjagten Schwätzerin die vortrefflichsten Beeren.

Der entschlossene Hofmarschall fuhr, von der Kabale, seiner beständigen Schutzgöttin, begleitet, in hoher Person zu Niklas, dem Verwalter, übersah mit geschwind forschenden Blicken die Schönheit des verschämten Landmädchens, und es währte nicht lange, so hatte er seine großmüthige Absicht eröffnet. „Ich will," sagte er freundlich zu dem Alten, „eure schöne Tochter in den glänzenden Posten einer fürstlichen Kammerjungfer erheben: dieß ist die Ursache meines Besuchs."

Betäubt von den höflichen Reden des vornehmen Herrn stand der alte Verwalter vor ihm, strich ungeschickt mit dem Fuß aus und fühlte ängstlich seine Verwirrung. Der feine Hofmarschall ließ ihm Zeit, Athem zu holen und versuchte indeß mit Wilhelminen zu sprechen: aber die Schöne verstummte, blinzte mit den Augen, und ihr Blödsinn zeigte ihm eine so weiße Reihe von Zähnen, wie sie ihm noch nie die vornehme Sucht zu gefallen, in dem langen Laufe seines Lebens verrieth. Die Verlegenheit der Tochter weckte zuletzt den Alten aus seiner Betäubung. Er nahm stotternd das Wort und als Vater gebot er der Schönen, sie sollte, weil einmal ihr gutes Glück es verlangte, zur Reise nach Hofe sich geschickt machen; und über den gütigen Herrn schüttelte seine schwere Zunge tausend unvollendete Wünsche und abgebrochene Danksagungen aus, und beredtere Thränen strömten von seinen bleichen Wangen herunter. Damals waren noch zwanzig Minuten genug, die Schöne in ihrem besten Putze zu kleiden; alsdann hob sie der vergoldete Herr in seinen glänzenden Wagen, setzte sich neben ihr und ließ die seidenen Vorhänge herunter. Darauf jagten sechs wiehernde Hengste durch die Reihen unzähliger Bauern, denen das starre Erstaunen die weiten Mäuler geöffnet. Und seit dieser trüben Stunde ward das welkende Herz des Pastors von keinem Strahle der Freude erwärmt, und nur in der letzten Nacht des kritischen Jahres erblickt er zum ersten Mal wieder die tröstende Hoffnung.

---

## Aus: Ugolino.

### Tragödie von W. v. Gerstenberg.

#### Vierter Aufzug.

**Ugolino.**

Bin ich endlich allein? (Er schiebt den Sargdeckel ab.) Hier war ich König! Hier war ich Freund und Vater! Hier war ich angebetet! Ich heischte mehr. Ich wollte Sklaven im Staube meines Fußtritts sehen; und so verlor ich alles, was das parteiische Verhängniß mir geben konnte. Wenn ich mir jetzt das goldne Gepränge, die Trophäen, den Stolz meiner kriegerischen Tage zurück erkaufen könnte, ach mit Entzücken gäb' ich sie alle die geprahlten Nichtswürdigkeiten, um ein dankbares Lächeln ihrer erröthenden Wangen, um einen belohnenden Blick ihrer Augen, um einen Ton ihrer Lippen, um einen Seufzer der Freude aus ihrer Brust. Ach Ugolino, du warst glücklich! Kein Sterblicher war glücklicher! Und du hättest glücklich vollenden können! Da sitzt der Stachel! Ich bin der Mörder meiner Gianetta! Wider mich hebt sich ihr bleiches Antlitz zum Himmel! Auf ihren Ugolino ruft ihr unwilliger Schatten den Richter herab! Liebenswürdiger Geist! liebenswürdig in deinem Unmuth! Ist dein Antlitz ganz ernst? Ah! dein Antlitz ist ernst! Einst hab' ich dich gesehn, meine Gianetta; liebevoll und schüchtern sankst du in meine Arme. Ruggieri Ubaldini trat heran; das Gewand des Heuchlers rauschte lauter; sein bleifarbigtes wässerichtes Angesicht tobte vom Sturm seiner Seele; er wälzte seine adrichten Augen weit hervor; Tücke und Verderben lauschten nicht mehr im Schleier der Nacht! Du aber lagst furchtsam athmend an meinem Halse. Da erhob sich mein Herz! Da erkannte Ruggieri noch einmal Gherardesca, den Mann! Da waren deine Blicke mild, wie der Morgenthau; und deine süßen Lippen, deine Nektarlippen, deine Wonnelippen (er küßt sie) nannten Pisa's

Befreier, deinen Erretter! Nun bin ich gebeugt, meine Liebe! Mein Haar ist nun grau, und mein Bart ist fürchterlich, wie eines Gefangenen. Doch der große Morgen wird ja kommen! schrecklich, dunkelroth und schwül von Gewittern wird er ja kommen! In seinem schwarzen Strahle will ich erlöschen! In seiner gebärenden Wolke soll, wie Feuer vom Himmel, mein Geist über Pisa stehn! Dann erzittre ein Elender! aber nur einer. Feuer und Rache! ist meine Gianetta gefallen! (steht tiefsinnig) Mit Gift hingerichtet haben sie meine Gianetta? Gift sogen sie aus den Worten meiner Liebe? ah! aus den Worten meiner Liebe? Einsame Erde! ich traure! Was? mit Gift hingerichtet haben sie meine Gianetta? (geht stillschweigend.) Gern möcht' ich die Stimme des Abgrundes vergessen! o daß ich sie nie gehört hätte! Ein Gebeinhaus der Verhungernden! Ein Gebeinhaus der Verhungernden! denn der Thurm ist von dieser Stunde an verflucht! Ein Gebeinhaus der Verhungernden! Ha! wie er wüthet, der Gedanke! wie er sich in mir umkehrt! Ich kann ihn nicht ausdenken! und mag nicht! O pfui! pfui! Brandmal für die Menschlichkeit! ewiges Brandmal! Ich kann mich deiner nicht erwehren; du Wohnhaus des Schreckens! nicht mehr Kerker meiner Erniedrigung! Gruft! Gruft der Gebeine Gherardesca's! Gruft meiner Auferstehung! aber erst meiner Verwesung! ah! nicht nur meiner! Fürchterlich! hier hinsinken! hier mit dem Tode ringen! einsam! von keiner freundschaftlichen Hand unterstützt! ganz einsam! mein Weib, meine Kinder rings um mich gesammelt! dennoch ganz einsam! jeder Sinn voll ihrer Verwesung! fürchterlicher als einsam! Tod, wie keiner dich starb, o du bist fürchterlich! Ich will nicht, ich will dich nicht denken! (er sieht Gaddo.) Doch zwingt mich dieser Anblick. Ach! daß ich Vater und Mensch sein muß! Steh auf, armer Gaddo! Du antwortest nicht?

Gaddo. Ich bin gelähmt.

Ugolino. Aha, war das die Ursache?

Gaddo. Hilf mir, mein Vater!

Ugolino. So!

Gaddo. Lächle, trauter Vater, und hilf deinem Gaddo!

Ugolino. So!

Gaddo. Gott segne dich!

Ugolino (hebt ihn auf seinen Schooß). Wo schmerzt es dich, mein Gaddo? Sage mir's, armes Kind!

Gaddo (ihn sehr beweglich ansehend). Du wist mich nicht Hungers sterben lassen, mein Vater!

Ugolino. Wo sitzt deine Krankheit?

Gaddo. Im Herzen, im Magen, im Kopf: ich kann's dir nicht sagen. O mich ekelt!

Ugolino. Ich habe dich nicht schreien gehört.

Gaddo. O der Hirnschädel wäre mir geborsten.

Ugolino. Deine Augen sind blau und geschwollen.

Gaddo. Sie wollen nicht weinen.

Ugolino. Gewiß, gewiß, es ist sehr bitter!

Gaddo. Liebt meine Mutter mich noch?

Ugolino. Sie liebt dich immer: wir lieben dich beide.

Gaddo. Hah! wenn dem so wäre! Es ist unglaublich.

Ugolino. Warum unglaublich, mein Gaddo! Sprich! Ich bin dein liebender Vater.

Gaddo. Sie hat mich an ihrem Busen genährt, jetzt läßt sie mich verschmachten. Doch sie kann mich verschmachten lassen, und doch lieben: denn du liebst mich, mein Vater; sagtest du nicht so?

Ugolino (küßt seine Augen). Habe Mitleid, Strafengel! o schone!

Gaddo (seufzt). Ach!

Ugolino. O nein! nein! lieber rede! daß Gott im Himmel dich höre! rede; strafe deinen Vater; girre nach deiner Mutter, Verlorner! Aermster! nur laß mich dich, süßes Kind, nie wieder seufzen hören!

Francesco (eilig). Es müssen Leute im Thurm sein: ich hörte Fußtritte.

Ugolino (bestürzt). Wie? was? (legt Gaddo hin.)

Anselmo (langsam). Du wolltest vermuthlich die Männer im Thurme sehen. Es sind dieselben, die ich vorher bat, mich und Gaddo mitzunehmen: Männer ohne Herz. Sie schlichen fort, da sie mich wahrnahmen, als fürchteten sie mich. Sie sind nicht mehr da.

Francesco. Horch! horch!

Anselmo. Auch die Oeffnung ist nicht mehr. St! St!

Francesco (erblaßt). Die Thurmthüre! Ha! (Man hört sie stark zuschlagen.)

Anselmo. Sie wird verschlossen. (Ein sehr langes und schreckenvolles Stillschweigen: worauf Anselmo seinen Bruder leise anstößt.) Du siehst den Geist an der Mauer, Francesco! Nein, sieh nicht dorthin; sieh unsern Vater. Erstarrt? Versteinert? Bleich war das Antlitz unsers Vaters; aber sieh, Francesco, jetzt ist's schrecklich. Weh mir! ihm in's rothe, in's unbewegliche Auge zu sehn, schaudert mich! Ach mein Vater! (küßt seine Hand.) Und auch du, Francesco? Du schweigst? seufzest? auch du,

Francesco? und schluchzest? Mein Vater! (küßt seine Hand noch einmal, steht auf, und erschrickt.) Auf dich wirft er einen schnell zurückgezognen Blick, und auf mich, und auf Gaddo! Blut strömt vom gewaltigen Biß seiner Lippen! Seine Gesichtsmuskeln stehn aufwärts gedrängt und starr! Mein Vater! (wirft sich ihm zu Füßen.)

Francesco. Sei ruhig, Anselmo, ich bitte dich! (er richtet ihn auf.)

Anselmo (mit Heftigkeit). Mein Vater! mein Vater! (mit den Füßen stampfend.) Mein Vater! (ängstlich schreiend.)

Francesco. Was ängstigt dich, mein Anselmo? Was schreckt dich, Lieber? ach! laß unsern Vater nichts von dieser Heftigkeit sehen! sei gelassen! sei ruhig!

Anselmo. Gut, Mann! entferne dich nur! aber schnell, schnell aus meinen Augen! wenn dein Leben dir lieb ist, Mann!

Francesco. Ich darf ihn jetzt nicht verlassen, nein. Und mein Vater! o ewige Vorsicht.

Anselmo. Ich irrte mich. Dieser da ist keiner von ihnen. (sieht sich furchtsam nach allen Seiten um.) Ach! indem er die Hände ringt.) Nun ist es gewiß. Weggeführt haben die Priestersklaven das Opfer! und die Reihe wird an mich kommen: aber desto besser.

Francesco. Gieb dich zufrieden, Anselmo! Kennst du mich nicht?

Anselmo. Dich? (mißt ihn mit den Augen.)

Francesco. Kennst du mich?

Anselmo. Ha! ha! ha! Wie sollt' ich dich nicht kennen. Du bist ja Er, der aus dem Abgrunde heraufkam. Ich sah dich aus deiner Grotte steigen: eine Grotte, wie ich mir keine wünsche, schmal und eckicht. Hatte sie keinen giftigen Einwohner, als dich?

Francesco. Er redet vom Sarge, und seine Geister scheinen sich zu sammeln. Beruhige dich, Anselmo; ich bin dein Bruder Francesco, und ich lebe.

Anselmo. Wohl dir, daß du lebst! Draußen, ach weh! drohn die Gefahren! man kann dir nicht Schuld geben, daß du ihnen nicht zeitig genug ausgewichen seist. Willkommen, Thurmspringer! Sicherheit ist die Blume des Lebens.

Francesco. Ich vergebe dir den Spott. Thurmspringer nennst du mich? Wollte Gott, ich hätte den unseligen Sprung nicht gewagt! Alles wäre gut gewesen! Keins unter euch hätte viel gehofft, noch viel gefürchtet! Wie wund muß euer Gefühl sein! Wie sehr vergrößert sich meine Uebereilung! Vergieb mir, mein Bruder! o vergieb mir! die Absicht war nicht unedel.

Gaddo (ruft). Francesco!

Anselmo. Gut! sei gerichtet nach deinen Thaten! (er geht auf und ab, bald schnell, bald langsam.)

Gaddo. Francesco!

Francesco. Was verlangt mein Gaddo?

Gaddo. Sei mein Fürsprecher, Francesco! Ich bin dir auch gut.

Francesco. Bei wem, du geliebter Gaddo? Sprich!

Gaddo. Bin ich dein geliebter Gaddo? Ich frage nicht umsonst.

Francesco. Ja! Gott weiß es!

Gaddo. Ach! Jedermann liebt mich, und ich liebe jedermann, und doch hilft mir keiner. Hilf du mir, geliebter Francesco. Vertritt mich bei Anselmo; du giltst viel bei ihm.

Francesco. Worin, Gaddo, worin soll ich dich vertreten?

Gaddo. Erst bitt' ich dich, mir eine Zechine zu leihen.

Francesco. Eine Zechine? wozu die?

Gaddo. Ich habe viele Zechinen unter meinen Sparpfennigen: sie sollen alle dein sein. Ich bitte dich nur um eine.

Francesco. Hier hast du sie, Gaddo.

Gaddo. Nimm diese Zechine, und überrede Anselmchen, daß er mir ein einziges Ei aus den vielen Nestern gebe, die er mir kurz vorher schenken wollte: sollt's auch nur so viel sein, als ein Hänflingei.

Francesco. Du sprichst mir Räthsel.

Gaddo. Ich will die Auerhähne gerne entbehren, die uns dein Sprung vom Thurme verschafft hat: jetzt brauche ich nur ein einziges Hänflingei. Thu es, Francesco, aber bitte ihn höflich, daß er dir's nicht abschlage.

Francesco. Schöne Folgen des Sprungs vom Thurm! Ich war nicht allein ein Thor, ich war auch ungehorsam: allein, o Himmel, die Strafe ist hart! Vergieb auch du mir, mein Gaddo! Und doch mit welcher Stirne kann ich's wünschen?

Gaddo. Ein Ei würde mich retten! Ein Hänflingei! Bedenke, Francesco! Kannst du mir ein Hänflingei versagen? O lieber Gott! Gieb mir die Zechine zurück: ich will Anselmo selbst bitten. Ich wollt' ihm zu Füßen fallen, wenn ich könnte: allein ich kann mich nicht regen. (Francesco giebt ihm die Zechine, und geht mit aufgehobnen Augen ab.) Anselmo! großmüthiger Anselmo! mein Bruder!

Anselmo (auffahrend). So ist's recht! Laßt die Hörner tönen am ballenden Fels!

Gaddo (sanft bittend). Anselmo! mein Bruder Anselmo!

Anselmo (rauh). Wer ruft? Hei! wer ruft denn da? wer ruft? wer ruft?

Gaddo (erschrocken). Ich wenigstens bin hier der Rufende nicht!

Anselmo. Du da auf dem Stroh, ich habe zu thun!

Gaddo (streckt die Hände aus, und legt sich seitwärts).

Anselmo. Hinweg! (er pfeift) Hinweg! in meinem Kopf sollst du mir nicht spinnen! (pfeift wieder). Hinweg, ich verbanne dich auf ewig aus meinem Kopf! (macht eine Bewegung mit der Hand) Nun, wie steht's, ihr im silbernen Gewande, unsterbliche Töchter des hohen Oceanus! haben wir das Wild? Mit diesen Nägeln will ich's zerreißen; mit diesem Gebiß will ich's zermalmen; so, so, so will ich das Wonneblut trinken! Schnaubend stürzt der Tiger vom Abhang; sie haben ihm seinen Raub entwandt! springt zischend hoch auf, wittert in den Wind, zerstiebt mit langgestreckter Klaue den Fußtritt des Schnellen im glutrothen Sand, Grimm knirscht in seinen Zähnen, Hunger sprüht heiß im Aug: umsonst, Tiger, am Bart des Jägers glänzt's! Ich will mich an diesen Abhang setzen. Durch diese Felsritze kann ich die Tigerkatzen über mir, und von dieser Höhe die Marder unter mir spähen. So will ich euch den Fang ablauschen, ihr Räuber! Meine Hühnchen nisten am Sumpf, wo der Marder mit gesenkten Ohren hinabschleicht. Weg sind sie! Stoßt in's Horn! Müßige! stoßt in's Horn! stoßt in's Horn! (singt)

> Der muntre Jagdzug schwebet
> In blauer Luft!
> Roß, Hund, und Jäger drängt sich
> Daher, dem Himmel nah!

Hab ich den Dieb? Langöhrigter! laß deine Stimme hören! (er bellt) Ho! ho! ho! Dieb, siehst du den Pudel nicht?

Gaddo. Was ist das?

Anselmo. Sei gegrüßt, Endymion. Wir haben gute Weile. Kannst du einen Wettgesang singen?

Gaddo. Ich singe wenig, Anselmo.

Anselmo. Was schadet's? Wir wollen einen Wettgesang singen.

Gaddo. Ich kann kaum reden, Anselmo! und sollte singen?

Anselmo. Singe, Träger, oder bei jenem hinabhangenden Monde! ich zerstoße dich mit dem Felsbruche!

Gaddo. Wie, Anselmo, du weißt, daß ich nicht singen kann.

Anselmo. Singe!

Gaddo. Ich singen?

Anselmo. Singe!

Gaddo. Ich, der ich weinen möchte, wenn ich könnte?

Anselmo. Singe weinend! Singe!

Gaddo. Nun dann, Anselmo, ich will singen: aber mein Hals ist roh und heißer. Schenke mir, wenn ich bitten darf, ein kleines Hänflingei, wie es dir am nächsten zur Hand ist, um meine Stimme zu bereiten.

Anselmo (bei Seite). Was gilt's, dieß ist der Marder, der mir die Eier austrinkt! Durch seine Larve hindurch erkenn' ich den tückischen Heuchler! Er ist's! bei meinem Leben! Ich will ihn ausfragen.

Gaddo. Aber schenke mir's bald, Lieber! meine Stimme ist vertrocknet.

Anselmo. Gut! gut! Du möchtest also ein Hänflingei haben?

Gaddo. Ich will's nicht läugnen.

Anselmo. Oder ein Zeisigei?

Gaddo. Ach ja!

Anselmo. Hem! wäre dir nicht mit einem Hühnerei gedient?

Gaddo. Das wäre zu viel Güte.

Anselmo. Ei ja, nimm ein Hühnerei.

Gaddo. Ich danke.

Anselmo. Es ist ein frisches Ei, eins von den besten die ich in meinem Stalle habe. He?

Gaddo. Weil es von deiner Hand kommt, will ich's nicht ausschlagen.

Anselmo. Ich dachte es. (Faßt ihn an der Kehle.) Räuber, bekenne mir, wie lange hast du diesen heillosen Frevel verübt?

Gaddo. Weh mir!

Anselmo. Wie viele Eier hast du mir ausgetrunken? Sieh, dein Leben ist in meiner Hand. Bekenne, wie viel?

Gaddo. Ah! Du wirst mich nicht umbringen, Anselmo?

Anselmo. Ich, Marder! ich! ich! umbringen, Marder! Dich Marder! gieb Acht, Marder!

Gaddo. Hülfe? Hülfe!

Francesco (springt zu und befreit Gaddo). Entsetzlich! Anselmo schlägt seinen Bruder Gaddo?

Gaddo. Ah! ah!

Francesco. Seinen kranken, gelähmten, verschmachtenden Bruder schlägt Anselmo?

Anselmo. (giebt Francesco unvermuthet einen Stoß um sich loszureißen).

Gaddo. Halt ihn! ach halt ihn!

Francesco. Eine eiserne Hand!

Gaddo. Nach mir sieht er hin. Trauter Francesco, halt ihn!

Francesco. Ein Luchs blickt nicht wilder. Der Apfel quer, flammicht der Stern. Und es ist Tücke darin. Wie kann Tücke in ein Auge kommen, wo das Herz so gut, so brüderlich gut ist? O mein Anselmo! Er schweigt hartnäckig.

Gaddo. Ich aber sollte singen!

Francesco. Unser Vater wird gleich hier sein; er muß dich nicht sehn. Ich beschwöre dich, Anselmo, laß mich dich entfernen, daß unser Vater dich jetzt nicht sehe. Es würd ihn tödten?

Gaddo. Schone seiner, Francesco. Ein Marder hat ihn wider mich aufgebracht; ich weiß selbst nicht, wie. Ah! nun schaut er schon wieder um sich.

Francesco. Er erschrickt. Es dämmert in seinem Auge. O Anselmo! wo bist du gewesen, Anselmo?

Gaddo. Das ging ihm an's Herz!

Francesco. Eine mildere Röthe umzieht seinen Blick. Seine Wangen glühn. Er schmilzt, er schmilzt wirklich. Fürchte dich nicht, mein Bruder Anselmo! Sein Auge weinet. Gottlob! da stürzt die Thräne! da stürzt die Thräne!

Anselmo. Ach Heerschaaren des Himmels! Welcher Segenvollste unter euch stellt sich zwischen mein Herz und die umspannende Kralle?

Francesco. Erbärmlicher Anblick!

Anselmo. Läuft die Natur im Kreise vor mir herum? Wohin, mein Bruder?

Francesco. Dir schwindelt, armer Anselmo. Es ist alles unbeweglich um Dich her. Unser Vater kommt. Um Gottes willen, theuerster Anselmo, mäßige dich jetzt, da unser Vater kommt!

Anselmo. Wie könnt' er kommen? Er lebt ja nicht mehr!

Ugolino (sehr freundlich). Ihr guten Kinder!

Anselmo (fällt ihm um den Hals und schluchzt).

Ugolino (ihn küssend). So lieb' ich euch! meine Kinder. Euch in dieser reizenden Vertraulichkeit beisammen sehn, ist Erquickung zum Leben! Warum stutzt mein Anselmo? betrachtet mich so aufmerksam?

Francesco. Das Vergnügen, mein Vater, dich so heiter zu finden. —

Ugolino. Wir wollen recht heiter sein, meine Kinder. Es ist eine heitre Stunde. (Er nimmt einen Stuhl und setzt sich.) Setze dich neben mich, Francesco, und du, Anselmo. Will Gaddo auf seines Vaters Schooß sitzen?

Gaddo. Ob ich will? (bewegt sich, um hinzukommen.)

Francesco (bringt ihn seinem Vater).

Ugolino. Wir haben viel fröhliche Tage gelebt, meine Söhne. Wollen wir nachrechnen? Es wird uns schwer fallen, sie alle zusammen zu rechnen.

Francesco. Das war ein schöner fröhlicher Tag, da Anselmo geboren ward. Ich erinnere mich's recht genau. Ich war damals sieben Jahre alt.

Ugolino. Ein schöner Tag; du hast Recht, Francesco. Ganz Pisa nahm daran Theil. Die Freudenfeier und die festlichen Tänze dauerten drei Tage, und darüber.

Gaddo. Da wird was rechts geschmaust worden sein, mein Vater! War ich auch dabei?

Francesco. Du warst noch nicht geboren, Gaddo.

Gaddo. Schade!

Ugolino. Wie so still, Anselmo?

Anselmo (Nachdem er ihn starr angesehn hat). So bist du's denn wirklich? Nun (blickt zum Himmel) ich danke dir!

Francesco. Anselmo wähnte, daß dir nicht wohl sei. Auch das war ein schöner Tag, mein Vater, da die Mütter, Jungfrauen und Jünglinge dir nach dem großen Siege vor die Stadt entgegen kamen.

Ugolino. Ganz recht. Ihr Zuruf im Klange der Klappererze und Trompeten machte mir warm. Aber ich wollte, daß ihr mir auch einige von euren fröhlichen Tagen herrechnetet.

Anselmo. War das nicht ein schöner und ein fröhlicher Tag, ihr Brüder, da mich Ruggieri meinem Vater nachschickte? und —

Francesco. Und da wir, auf dem goldnen Kahne, unsrer Mutter entgegen segelten, als die dankbaren Pisaner sie im Triumphe den Arno hinaufführten bis zur Villa Gherardesca!

Ugolino. Du warst auch zugegen, Gaddo: was sagst du dazu?

Gaddo. Mir wird ganz trübe vor den Augen.

Ugolino. Genug, meine Kinder! wir haben alle viel frohe Tage gelebt. Zu bedauern ist's, daß dieß Leben nicht immer fortwährt. Man ist auf der Welt so glücklich.

Gaddo (seufzend). Ach ja! das Leben ist so was süßes!

Francesco. Das dächt' ich nicht, mein Vater! Wenn man bei'm Tausch verlöre, da ließ ich's gelten. So aber gewinnt man ja in jeder Absicht.

Ugolino. Du hast's getroffen, Francesco. Das menschliche Leben ist zwar sehr glücklich; aber das höhere Leben nach dem Tode ist doch viel glücklicher: es hat keine Abwandlungen, es ist ein höheres Leben. Ach! von Vaterhuld floß das Herz unsers Schöpfers, da er Menschen schuf. Er setzte sie in einen irdischen Garten, und bereitete ihnen den Uebergang in einen Garten des Himmels.

Francesco. Mir fällt dabei das Sterbelied unsers Schutzheiligen, Sanct Stephans,

ein, wie ich's einmal von einer sehr angenehmen Stimme gehört habe.

Ugolino. Sing' es.

Francesco. (singt).

Ich soll den Lichtquell trinken
  Am himmlischen Gestad!
Ach! wo das Lied der Sterne strömt,
  Am himmlischen Gestad,
Da strömt ihr Silberstrom
  Unsterblichkeit!
Ihn soll ich schaun! Gedank!
Unauszudenkender Gedank'!
  Ach! ich verstumme dir!

Ugolino. Du hast's gut gesungen. (bei Seite) Herunter, mein Herz! So weit war's wohl gethan, Ugolino!

Anselmo (steht vom Stuhle auf). O Licht! Licht! o Salamis, heiliger Vaterlandsboden! Heerd meiner Väter! und du, ruhmvolles Athen! und du, mit mir auferzogenes Geschlecht! ihr Quellen, ihr Flüsse, ihr trojanischen Felder! euch ruf' ich! seid mir gesegnet, o ihr meine Pflegerinnen! Dieß letzte Wort ruft Ajar euch zu: das Uebrige will ich im Elysium den Schatten erzählen.

Ugolino Was sagst du?

Francesco. Er hat die Rolle des Ajar Telamonius im Augustinerkloster gespielt. Dieß ist nichts, als eine plötzliche Regung seines Herzens.

Ugolino. Gut; ich verlasse euch, meine Kinder. Der Morgen naht heran, und keins von euch hat noch den balsamischen Schlaf genossen. Schlaft nun wohl, ihr Geliebten. (Legt Gaddo wieder hin) Wenn wir uns wieder sehn, so — (geht eilig ab).

Anselmo. Schläfert dich?

Francesco. Freilich; aber ohne meines Vaters Segen will ich nicht einschlummern! O mein Schlaf wird ein herzerquickender Schlaf sein.

Anselmo. Mein Vater soll mich auch segnen. (Gehn ab).

Gaddo. Mich hat er gesegnet. Dennoch könnt' ich jetzt nicht einschlummern.

---

## Aus: der deutsche Hausvater

Von O. H. v. Gemmingen.

### Vierte Handlung.

Zimmer des Malers.

### Erster Auftritt.

(Lottchen sitzt auf einem Stuhl in trauriger Betäubung, als Anne herein kommt. Lottchen springt ihr entgegen.)

Lottchen. Hast du ihm den Brief gebracht? hast du ihn gesehen? was hat er dir mitgegeben? wird er kommen?

Anne. Gesehen? ja das hab' ich. Aber mitgegeben hat er mir nichts.

Lottchen. Nichts? Also ist es denn wahr, also hat er mich verlassen?

Anne. Nur stille, Lottchen, nur stille, sie lassen einen gar nicht zum Worte kommen. Er wird gleich selbst da sein.

Lottchen. Er wird selbst da sein? O warum hast du das mir nicht gleich anfangs gesagt? Ich soll ihn wieder sehen? soll ihn wieder haben?

Anne. Stille! ihr Vater kommt.

### Zweiter Auftritt.

(Der Maler tritt auf.)

Ich war lang aus, mein Kind, nicht wahr?

Lottchen. Ja, aber sind sie doch jetzt wieder da.

Maler. Und bringe dir freudige Nachrichten die Menge.

Lottchen. Ja wohl Freude, Freude!

Maler. Wie? weißt du es denn schon?

Lottchen. (Betroffen aus Furcht, daß sie sich möchte verrathen haben.) Mein Vater, aber ich sah es ihnen am Gesicht an.

Maler. Nun dann, so höre: für mein Gemälde habe ich das Geld bekommen, und (zu Anne, der er etwas Geld gibt) da, nehmt und besorgt die Haushaltung. (Anne nimmt das Geld, und während, daß der Maler hingeht, Hut und Stock abzulegen, sagt)

Anne. (Zu Lottchen.) Geben sie nur acht, Lottchen, mit ihrer Freude, daß er es nicht merkt.

Lottchen. Geh nur, will schon, will schon, wenn ich kann. (Anne geht.)

Maler. Und denke nur, außerdem hat mir der Fürst eine Pension gegeben, damit ich mich ruhig auf meine Kunst verwenden könne. O, danke mit mir Gott, und hilf mir für unsern besten Fürsten beten. Nun brauche ich nicht mehr um das Geld zu arbeiten, kann jetzt ganz der Kunst, und dir, meine Tochter, leben.

Lottchen. O gewiß, wir werden einst noch recht glücklich sein.

Maler. Kann man anders, wenn man sein Auskommen hat, seinem Beruf nachgehen kann und sich nichts vorzuwerfen hat? Nun noch zur Vollkommenheit meiner Freude, einen tüchtigen, arbeitsamen Schwiegersohn.

### Dritter Auftritt.

(Indem tritt Karl herein.)

Karl. Guten Tag, guten Tag, meine Lieben!

Lottchen. (Ohne ein Wort zu sagen, verneigt sich.)

Maler. Ei, sein sie mir gegrüßt, Graf: nun, gut daß sie kommen: hören sie doch, der Fürst hat mir eine Pension gegeben.

Karl. Bravo! das gleicht ihm wieder, dem Beschützer der Künste.

Maler. Wie ich jetzt malen will, Graf, wie ich jetzt ganz meiner Kunst leben will! — Raphaels Ideal — bei Gott! das ist mir noch zu wenig.

Karl. Wünschte ich doch unsern Herrn hier, der Anblick solch einer Freude, wäre reiche Belohnung seiner That, ein angenehmeres Schauspiel, als je einer ihm bereiten kann.

Maler. Wohl wahr. Aber warum hat mich der einzige Kunstliebhaber, mein einziger Kunstfreund, und Schüler acht ganze Tage allein gelassen? das war nicht recht.

Karl. Ich konnte nicht, mein Bester, die Ankunft meines Vaters —

Maler. Ist er angekommen? da wünsch' ich Glück. Nun, da wird's ja auch bald mit ihrer Heirath vor sich gehn.

Karl. (betroffen.) Was für eine Heirath?

Maler. Nun; mit der Gräfin Amaldi, die ganze Stadt ist davon voll; ihr Leute könnt ja nichts thun, ohne daß hundert Narren davon schwatzen.

Karl. (Noch mehr betroffen.) Sie irren sich, wirklich sie irren sich, ich weiß nicht wer ihnen das kann —

Maler. Ja, lieber Graf, wenn sie's nicht haben wollen, dann gewiß nicht — sein sie glücklich, mein Bester, das ist alles, was ich wünsche.

Karl. Dank, mein Lieber, Dank! Was macht aber die Kunst, was haben sie gearbeitet?

Maler. O! ich hab ihnen gar viel zu zeigen und zu sagen, warten sie nur einen Augenblick, und ich bin gleich wieder da. (Er geht in's Nebenzimmer. Wie der Maler weg ist, springt Lottchen auf Karl zu, und umarmt ihn.)

Lottchen. Karl, du bist lange ausgeblieben.

Karl. Wie ist dir, meine Liebe?

Lottchen. Wohl und wehe, wehe und wohl! und habe ich dich doch wieder, (indem sie ihm am Halse hängt) und in dir alles, was Lotten kann glücklich machen.

Karl. Beste Lotte! O wer kann ein Menschenherz haben, und da kaltherzig handeln.

Lottchen. Was sagst du?

Karl. Daß du ein Engel bist. (Sie sehen sich zärtlich an; ein langes ausdrucksvolles Stillschweigen.)

Lottchen. Karl!

Karl. Lotte?

Lottchen. Liebst du mich?

Karl. (Nimmt ihre Hand, drückt sie an sein Herz.) Fühl hier die Antwort. (Wieder Stillschweigen; sie blicken sich sehnsuchtsvoll in die Augen.)

Lottchen. Und hier —— (Sie will ihm um den Hals fallen, als sie zurückfährt, und beide nach der Thüre sehn) ich dacht' es wäre mein Vater.

Karl. Noch einen einzigen Kuß!

Lottchen. (fällt in seine Arme) Tausend —

Karl. Nur einen; aber daß er mich in die Ewigkeit mit hinüber leiten möchte.

Lottchen. Ja, so wollen wir einmal sterben; nicht? —— Aber, nun mein Lieber, dein Vater ist da; sagst du mir nichts von unsrer Verbindung, nichts freudiges?

Karl (zusammenfahrend.) Wo ist mein Vater? Ach Lotte —— sei ruhig —— ruhig —— es soll dir nichts fehlen —— ich kann dich nicht vergessen —— will — kann keine andre als dich lieben — lebe nur glücklich — ich nicht —

Lottchen. Wie! — Gott — was willst du?

Karl. Ja, mein Vater ist gekommen, aber eben deswegen nichts freudiges; man will — man will — ich soll — Unglück für mich und dich — ich muß Amaldi heirathen.

Lottchen. Gerechter Gott! und ich? — und das Kind, und das Kind, das ich unterm Herzen trage? und mein Vater? —

### Vierter Auftritt.

(Der Maler tritt herein. Darauf geht Lottchen an einen Stuhl auf die Seite, weinend; der Maler, ganz beschäftigt mit seinem Gegenstand, kommt, ohne sonst etwas zu sehen, mit Zeichnungen in der Hand heraus.)

Maler. Hier, Graf, ist etwas, das ihnen gewiß gefällt.

Karl. (in Unruhe.) Ist's doch von ihnen.

Maler. Pfui, Graf, wollen die Künstler geschmeichelt sein? setzen sie sich hier an den Tisch. (Sie setzen sich, der Maler spricht im vollkommnen Feuer seines Gefühls, Karl aber sieht sich öfters während der Zeit unruhvoll um.)

Maler. (zeigt Karl ein Gemälde. Wie gefällt ihnen dieß.

Karl. Schön — recht schön — das Gemälde giebt Schwermuth.

Maler. Auch soll es. Es ist aus unsers trefflichen Göthens Stella. Wissen sie, wie sie der Madame Sommer ihre Spaziergänge am Grabe ihres Kindes erzählt. Sehn sie hier die Thränenweiden, die auf des Kindes Grab herunter sinken, hier des kleinen Grabes Urne; im Ganzen des Mondes Dämmerung; merken

sie in der Nacht die Sterne, wie sie auf den traurigen Platz herabblinken. Und da die arme, liebekranke, verlassene Stella stehend am Grabe ihres Kindes; es ist der Augenblick, wo, nach freundlichen hoffnungahnenden Träumen, es sie auf einmal ergreift, daß sie allein ist, vergebens ihre Arme ausstreckt und im Drang und der Fülle der Liebe den Mond herunter ziehen zu wollen scheint.

Karl. Herrlich! — schön! — herrlich!

Maler. Ist mir selber lieb — doppelt lieb, weil es mein Mädchen so gern hat; ich will's ihr auch schenken, bekommt sie einmal, wie ich hoffe, einen Mann, der so was fühlen kann; da soll sie es ihm zum Brautgeschenk geben.

Karl. Treffliches — Geschenk — glücklich der —

Maler. Nun — es freut mich recht, wenn es ihnen gefällt; jetzt was anders. — Hören sie, Graf: Die Künstler des Alterthums wußten so stark auf ihre Nation zu wirken: ich denke, wir könnten das auch, stellten wir Gegenstände vor, die jeden besonders angingen. Es ist zum Beispiel ein abscheuliches Ding, ein Kindermord! ich nach meinem Gefühl, kenne nichts schrecklichers in der Natur.

Karl. (ist während dem in der ersten Bewegung vom Stuhl aufgesprungen.)

Maler. Was ist?

Karl. (indem er sich wieder setzt, um sich zu verstellen.) Ach! gewiß, der Gedanke, daß die Mutter ihr anderes Selbst, ihr mit Schmerzen getragenes, mit größeren Schmerzen erzeugtes einziges Kind selbst würgen —

Maler. Und daß unsere Gesetze daran Schuld sind, das ist schrecklich; denn sehen sie, wäre nicht Schande, Bestrafung, Verachtung das Loos so einer Unglücklichen, wär' all das nicht, vereinigten sich nicht alle diese Gedanken, stürmten sie nicht auf die geschwächten Nerven einer Gebährerin, verrückten sie nicht ihr Gehirn, welche Mutter würde ihr Kind tödten? Ha, Graf, ich möchte kein Fürst sein, der mit diesen Gesetzen das Todesurtheil einer Kindesmörderin unterschrieben, kein Diener sein, der dazu gerathen hätte. Ich sehe sie in der Zukunft, wie das Blut aller der Unglücklichen, wie's gegen unsre Gesetze um Rache schreit, und wäre ich Fürst, ich würde mir denken, daß bei dem Austritt aus diesem Leben, all die bekannten und unbekannten Mörderinnen und Ermordete mir verzweiflungsvoll entgegen kämen.

Karl. Hören sie auf mit ihrem Bilde, sehn sie, wie sie ihre Tochter beunruhigen.

Maler. Wohl ihr, daß sie gegen solche Sachen empfindsam ist, wohl ihr, daß sie's fühlt; kein glattzüngiger Bube wird sie verführen, niemand dann wird diese Einzige von meinem Herzen reißen. (Der Graf ist betäubt.) Nun, um zur Sache zu kommen; ich dächte, es würde Vortheile haben, wenn unsre Kunst solche Gegenstände darstellte. Sehen sie, Graf, ich habe hier die Skizzen gemacht; hier ist das unglückliche Mädchen, wie sie ihr einziges Kind würgt, merken sie da oben in dem Strich da die Verzweiflung, die Raserei der Mutter, fühlen sie das, Graf?

Karl. Ja, unaussprechlich.

Maler. Und nun diese zweite Zeichnung, da liegt sie nun, die Mutter, das ganze Bild des Unglücks, das todte Kind an ihre Brust gedrückt, das sie scheint nicht von sich lassen zu wollen, hier die Wache, die sie vor Gericht führen will, und dort verzweiflungsvoll der arme, alte Vater, der seine liebe, seine einzige — (Hier fällt Lottchen in Ohnmacht, der Maler und Karl springen schreckenvoll auf, rufen beide:) ach, Lottchen, Lottchen! (sie tragen sie in's Nebenzimmer, der Graf kommt gleich wieder verzweiflungsvoll heraus, und ruft:

Karl. Anne, Anne!

## Fünfter Auftritt.

(Anne kommt herein.)

Anne. Was ist, was ist?

Karl Geh hinein, sieh selbst. (Sie läuft in's Zimmer, der Graf steht starr und unbeweglich, endlich hebt er so eine Zeichnung auf, er wirft sie schreckenvoll weg, und stürzt sich zum Zimmer hinaus.)

(Der Vorhang bleibt aufgezogen, eine dumpfe, beklemmende Musik des Orchesters; man bemerkt Unruhe in des Malers Hause, Anne kommt einigemal herausgelaufen, um etwas zu holen. Hernach Ruhe. — Anne geht über eine Weile zur Hauptthüre hinaus. Dann kommt der Maler heraus, geht über das Theater in ein Nebenzimmer; nach einiger Zeit wankt Lottchen in einer Art von Betäubung heraus, gedrückt unter der Last des Schmerzes; sie sinkt auf einen Stuhl, ihr Gesicht mit beiden Händen auf einen Tisch gelegt. Sie hebt sich auf, man sieht, daß in ihr ein plötzlicher Gedanke entsteht; sie eilt in ihr Zimmer, kommt schnell mit einem Schleier heran, geht in die Thür hinein, wo der Vater hinein gegangen ist; gleich kommt sie wieder und stürzt zur Hauptthüre hinaus. Gleich folgt der Maler, wie er seine Tochter nicht mehr sieht, setzt er sich an die Staffelei und malt; das Orchester geht fort, das dann aufhört, als Anne kommt.

Anne. Wo ist denn Lottchen? ist ihr wieder besser?

Maler. Freilich, das hatte nichts zu sagen, sie hat so zarte Nerven.

Anne. Wo ist sie aber jetzt?

Maler. In der Franziskanerkirche; ich wollte doch, du gingst ihr nach.

Anne. Gleich. (Geht.)

(Man klopft an der Thür, der Maler ruft: herein!)

### Sechster Auftritt.

(Darauf kommt der Hausvater in das Zimmer.)

Hausvater. Sind sie der Maler Wermann?

Maler. Ja, mein Herr. Was steht zu ihren Diensten?

Hausvater. Ich bitte, bleiben sie bei ihrem Geschäfte.

Maler (setzt sich wieder zur Staffelei). Wenn sie es erlauben, sonst werden die Farben trocken.

Hausvater. Ich habe von ihrer Kunst gehört, und möchte gern selbst Augenzeuge sein.

Maler. Da werden sie wenig sehen; ich bin noch so weit entfernt von dem Punkte, wo ich sein möchte.

Hausvater. Das spricht für ihre Geschicklichkeit.

Maler. In der That, mein Herr, wie ich anfing zu malen, war ich entzückt über meine Arbeiten, glaubte, daß niemand mir sie theuer genug bezahlen könne. Aber jetzt sehe ich täglich mehr ein, daß ich nichts kann, daß derjenige, der Natur kennt, und sie zu genießen weiß, meine Arbeit auch für einen Heller zu theuer bezahlt.

Hausvater. Heil dem Künstler, der Bescheidenheit — —

Maler. Nicht, daß ich nicht überzeugt wäre, daß ich auch einst das werden könne, was Raphael und Rubens waren. — — — Aber wirklich, mein Herr, ihr Wesen hat mich, wider meine Gewohnheit, gesprächig gemacht; mit wem habe ich die Ehre? — — —

Hausvater. Mein Herr, ich wollte, daß sie in mir den Mann und nicht den Namen kennen lernten: übrigens bin ich Graf Wodmar.

Maler. Der Vater eines gewissen jungen Herrn, der bei mir das Zeichnen lernte, mein bester guter Freund ist?

Hausvater. Der nämliche; ist der Junge würdig, ihr Freund zu sein?

Maler. O, es ist der biederste, teutschgesinnteste Jüngling, Herr Graf, mein einziger Kunstfreund, vom wärmsten Gefühl.

Hausvater. Ich danke ihnen für dies Zeugnis, das zu warm ist, als daß es Schmeichelei sein sollte.

Maler. Schmeichelei? Wozu die? wehe dem Mann, und besonders dem Künstler, der eines andern Empfehlungsmittels bedarf, als seine Werke.

Hausvater. Wohl gesagt, ehrlicher Mann. Ueberhaupt ist es ein herrliches Wesen um euch Künstler: wie viel müssen wir uns nicht bücken, wie vieler Leute Laune und Eigensinn sind wir nicht ausgesetzt, bis man uns andere nur dazu kommen läßt, daß wir etwas thun dürfen. Ihr andre braucht einige Ellen Leinwand, und niemand kann euch hindern, die Unsterblichkeit eines Raphaels zu erwerben.

Maler. Auch wenn ich so da sitze, ich als ein andrer kleiner Schöpfer denke, daß ich einst mit meiner Kunst meinem Vaterland Ruhm erwerben kann. Herr, nichts könnte mich dann bewegen, diesen Pinsel da für die erste Krone der Welt hinzugeben.

Hausvater. Auch sind sie mit diesem Gefühl dann gewiß schätzbarer, als ein mittelmäßiger König.

Maler. Hoffe es auch.

Hausvater. Eine Gefälligkeit, die ich mir von ihnen ausbitte, kommen sie an einem dieser Tage zu mir zum Essen.

Maler. Meine Aufwartung werde ich ihnen machen, aber vom Essen entschuldigen sie mich.

Hausvater. Warum das?

Maler. Soll ich es ihnen sagen?

Hausvater. Gewiß.

Maler. Sehn sie, wenn Herren ihres Standes einen Künstler einladen, so geschieht's gewöhnlich, um Parade damit zu machen; und dann könnt ihr euch nie zu uns herunterlassen, macht es uns immer fühlen, wie viel Gnade ihr uns angethan habt. Das ist nicht aus Stolz, daß ich das sage, wahrlich nicht, sondern aus Selbstgefühl. Will übrigens nicht sagen, Herr Graf, daß sie auch so sind, glaube auch fast das Gegentheil: aber die Uebrigen in ihrem Hause, bis auf den Bedienten, der den Teller reicht.

Hausvater. Sie sollen hoffentlich mich und mein Haus besser kennen lernen.

Maler. Mit dem besten Willen, dem heilsamsten Vorsatz können Leute ihres Standes sich oft nicht durch den Schwarm von Conventionen durchschlagen. Kurz, einem Mann, wie sie sind, wünsche ich das Glück, das ich wirklich genieße.

Hausvater. Also sind sie wirklich glücklich?

Maler. Daß ich es als Künstler bin, wissen sie schon; nun Gott sei Dank, in meinem Hause bin ich es noch mehr.

Hausvater. Sie haben eine Tochter?

Maler. Ja, Herr! mein größter Reichthum.

Hausvater. Das einzige Kind?

Maler. Das einzige; ihre Geburt war meines Weibes Tod. Außer diesem Kinde habe ich keinen Verwandten mehr; ich wüßte auch nicht, wo ich mehr Liebe für Andere hernehmen sollte; sie enthält mein ganzes Wesen.

Hausvater. Wäre nur bei dem größten Glücke, Vater zu sein, nicht so viel Bittres mit unter.

Maler. Lassen sie es immer sein; Menschenleiden werden meistens trefflich belohnt.

Hausvater. Bis man so ein Mädchen für alle Gefahren der Verführung gesichert, bis man — —

Maler. Herr Graf, dafür muß sie die Liebe zu mir, gute Grundsätze, ihr Herz — —

Hausvater. Die besten Herzen sind meistens die empfindsamsten; und Empfindsamkeit und jugendliches Blut — —

Maler. Da mag sie Gott schützen, der ihr das alles gegeben hat. Neben dem, wir kennen keine elterliche Furcht, wir sind Freunde mit einander, ich wollte darauf wetten, sie würde mir ihre Liebe selbst vertrauen.

Hausvater. Mann, sie kennen sich besser auf des Menschen äußere als innere Seite; über den Punkt ist kein Mädchen — — — oder vielleicht —

Maler. Sonderbar, Herr Graf, wie wir von der Malerei auf dieses Gespräch gekommen sind.

Hausvater. Weil wir aber dabei sind, lassen sie uns fortfahren. Wenn nun z. B. ein Mann von vornehmem Stande käme, und verlangte ihre Tochter zur Ehe?

Maler. Ich würde sie ihm abschlagen. Nicht, daß ich meine Tochter nicht eines Königs würdig hielte; sondern weil Ungleichheit der Stände fast immer unglückliche Folgen hat: und Lottchen unglücklich zu wissen! Herr, würde ich dem Vornehmen sagen, wäre er vom gemeinen Schlage, euer Geld und eure Titel machen mein Mädchen nicht glücklich: und wär' der Vornehme ein guter Junge, ich würde darüber trauren, daß er so vornehm ist, aber ihm mein Mädchen nicht geben. Bei Gott, selbst ihrem Sohne gäbe ich sie nicht,- — — — nicht, daß ich mein Mädchen oder auch meinen Stand schlechter glaube —

Hausvater. Wermann?

Maler. Verstehn sie mich recht, ich erkenne den Unterschied der Stände, aber innerlichen Werth kenne ich keinen in ihnen. Denn sehen sie, wenn der Rücken sich für den Grafen beugt, so hat der Graf vor so manchem Schurken nichts voraus, dem ich das Nämliche that; aber, wenn ich als Mann, dem, welchen ich wieder für einen Mann halte, diese Hand reiche.

Hausvater. Mir gieb, mir diese Hand, ich verdiene sie. (Sie geben sich die Hände.) Und nun bei diesem Druck — — — (eine kleine Pause.) Wir sind also zween deutsche Männer?

Maler. Ich denke so.

Hausvater. Wohl dann, wie Mann zu Mann. Mein Sohn liebt ihre Tochter; zwei junge Leute; vorgebeugt der Gefahr, oder ich und sie —

Maler. Ja, Herr, wer meine Tochter entehren könnte, er sei Fürst oder Graf — —

Hausvater. Noch wird es Zeit sein — — —

Maler. Gott, welch ein schreckliches Licht, vorher bei — —

(Indem stürzt Anne in das Zimmer.)

Anne. Gott, mein Lottchen, Lottchen, sie ist nicht in der Kirche, nirgends zu finden.

Maler. Himmel und alle Heilige, sollte sie? (Er stürzt mit Anne zum Zimmer hinaus.)

Hausvater. Was ist? was ist? (auch nach.)

(Das Zimmer der Gräfin Amaldi.)

### Siebenter Auftritt.

(Amaldi heftet den Schattenriß Karls an die Tapete, indem drängt sich Lottchen zwischen einigen Bedienten herein.)

Bediente. Sie will sich nicht abweisen lassen.

Amaldi. Schon gut, laßt sie nur. (Bediente ab.)

Lottchen (fällt zu den Füßen Amaldi's). Nein, ich will mich nicht abweisen lassen, will hier liegen bleiben, bis sie mich erhören.

Amaldi (bestürzt). Was will sie?

Lottchen. O geben sie ihn wieder; geben sie ihn wieder. —

Amaldi. Wer denn? Was denn?

Lottchen. Ihn, ihn, der über alles ist, mein vor Himmel und Erde, mein.

Amaldi. Wer ist sie denn?

Lottchen. Nur ein Bürgermädchen, aber die glücklichste unter allen meines Geschlechts, wie ich ihn noch hatte; wie er noch mein war —

Amaldi. Wer sind denn ihre Eltern?

Lottchen. Mein Vater, ach Gott! mein Vater, er wird nach mir fragen; — es ist Wermann, ein Maler, herrlicher Vater, — der arme Vater.

Amaldi. Des Malers Wermann Tochter?

Lottchen. Ja, ich, der einst Karl gehörte, durch den heiligsten Schwur gehörte; sie haben mir ihn geraubt, geben sie mir ihn wieder, geben sie mir ihn wieder.

Amaldi. Bist du rasend?

Lottchen. O daß ich es wäre, daß alles

das, was ist, nur mir so schiene; o, was möchte ich nicht alles sein, um Karl nur nicht zu verlieren.

Amaldi. Warum forderst du ihn von mir?

Lottchen. Weil sie mir ihn entrissen haben. Das ist eine garstige That, einem das Leben rauben, ist wenig; aber rauben, was mehr als Leben, was alles ist — — — O, gnädige Frau, man sagt, sie wären sonst so eine erhabene Frau: ist das auch groß, einem armen, schwachen Mädchen — — —

Amaldi. Beruhige dich — — —

Lottchen. Ich mich beruhigen? ehe ich noch weiß — — — O, wenn sie je geliebt haben, — wenn sie es wissen — — — aber in ihrem Stande liebt man wohl nicht?

Amaldi. Laß mich, Mädchen — steh auf, — oder —

Lottchen. Lassen sie doch sehen, was sie für Ansprüche auf Karl haben können: ob sie was vermögen gegen seine Schwüre, die der Himmel aufnahm, gegen das Klagen einer Verlassenen, gegen das Wimmern eines Geschöpfs, das ich hier unterm Herzen trage. (Lottchen dringt noch näher auf Amaldi los, die ganz verwirrt und außer sich ist: sie reißt sich aber los, läßt Lottchen da liegen, und eilt zum Zimmer hinaus, Lottchen bleibt eine Weile betäubt liegen, dann steht sie auf; bemerkt an der Wand Karls Schattenriß, sie fährt wild auf, reißt es los.) Was machst du da? (Drückt ihn an's Herz.) Zu uns, da gehörst du her. (Sie besieht es eine Weile.) Ha! treulos, — — verlassen — — entehrt — — (küßt es, drückt es wieder an das Herz) Kann das Karl?

### Achter Auftritt.

(Der Hausvater tritt herein, ein Bedienter voran und sagt: ich will sie gleich melden. Er sieht Lottchen, die sich betäubt auf einen Stuhl wirft. Der Hausvater eilt auf sie zu.)

Was fehlt ihr?

Lottchen. Alles, mein Herr.

Hausvater (sieht seines Sohnes Schattenriß, ruft erstaunt:) Karl!

Lottchen (springt wild auf). Wo ist er, kennt ihr ihn? — o wehe euch, daß ihr ihn kennt! — — Ach, mein Herr, er wird sie verlassen.

Hausvater. Des Maler Wermanns Tochter?

Lottchen. Bin's, und bin Karl's Verlobte, und hergekommen, um ihn hier wieder zu fordern, hier hat man ihn mir geraubt.

Hausvater. Setz' dich, armes Mädchen. (Er bringt sie auf einen Stuhl.) Deine Kräfte erschöpfen sich.

Lottchen. Ach, Herr, wenn sie ihn kennen; um Gottes Barmherzigkeit willen, schaffen sie mir ihn wieder!

Hausvater. Sei nur wieder ruhig, ich verspreche dir, du sollst ihn sehen.

Lottchen. Soll ihn sehen? — gewiß? — bist du ein Engel vom Himmel gesandt?

Hausvater. Beruhige dich, ich bin gleich wieder bei dir. (Der Bediente kommt heraus, der Hausvater geht in Amaldi's Zimmer, Lottchen nimmt wieder Karl's Schattenriß, sieht es an.) Soll dich wieder sehen? (drückt es wieder an die Brust) Karl! Karl! (Sie legt es hin, und stützt sich mit dem Kopf auf den Tisch, in einiger Betäubung: der Hausvater kommt wieder heraus, er stellt sich vor sie betrachtungsvoll hin. Lottchen öffnet gleich wieder die Augen, und erblickt den Hausvater.) Haben sie ihn mitgebracht?

Hausvater. Nein, aber er soll kommen, bis dahin, nur ruhig — —

Lottchen. Warum das nicht? wenn ich Karl wiedersehen soll.

Hausvater. Glaubt sie mit Karl recht glücklich zu sein?

Lottchen. O, mein Herr, mit Karl biete ich der ganzen Welt Trotz, will diejenige sehen, die glücklicher sein soll.

Hausvater. Hat ihr Karl versprochen, sie zu heirathen?

Lottchen. Freilich hat er's, und Gott und seine heiligen Engel hörten es und freuten sich über das liebende Paar; nur Menschen können so ein Glück hindern wollen.

Hausvater. Aber wenn sie Karl liebt, weiß sie denn auch, daß sie sein Unglück macht!

Lottchen. Nimmermehr, nimmermehr. In meinen Armen hat er sich oft so selig geglaubt.

Hausvater. Um mit der Zeit nur desto unglücklicher zu sein.

Lottchen. O wenn ich das wüßte, — — ich wollte — — was wollte ich? — — ein Kloster. — —

Hausvater. Hättest du? — —

Lottchen. Aber ich kann nicht — — darf nicht — — bin ich's allein? — O es ist auch nicht so — — wenn nur sein Vater nicht wäre — —

Hausvater. Sollte der nicht mehr sein?

Lottchen. Könnte ich nur den Vater seh'n — Karl sagt, es sei so ein guter, so ein lieber Vater — — kann er doch nicht. — O nur einmal möchte ich ihn sehn, möcht' —

Hausvater (gerührt). Hier ist er.

Lottchen (fällt vor ihm zusammen). O Barmherzigkeit — o auch mein Vater — Gnade

— hör mich, hör unter meinem Herzen die Stimme seines Kindes, auch deines —

Hausvater. Gott, du wärst also — —

Neunter Auftritt.

(Indem stürzt Sophie herein.)

Mein Vater, retten sie mich!

Hausvater (reißt sich von Lottchen los). Was ist?

Sophie. Retten sie mich vom Tyrannen.

Hausvater. Was willst du hier?

Sophie. O mein Vater, ich hab' ihn besänftigen wollen — habe — aber, das bracht' ihn mehr auf, er hat mich von sich gestoßen — — und aus Furcht bin ich von ihm entflohen, bin ihnen nach.

Hausvater (mit gebrochener Stimme). Sind der Leiden bald genug! — Aber was kann ich hier, was soll ich — in einem fremden Hause? — Hast du noch deinen Wagen bei dir?

Sophie. Ja, mein Vater.

Hausvater. Nun gut, so nimm diese da mit dir.

Sophie. Wer ist's?

Hausvater. Wirst es schon erfahren. (Zu Lottchen.) Geh mit dieser — —

Lottchen. Vater — was sie wollen — was sie wollen — ganz ihnen.

Zehnter Auftritt.

(Maler, der hereinstürmt.)

Wo ist mein Lottchen, wo ist mein Mädchen?

Lottchen. Ach Vater — (fällt zusammen.)

Maler (stürzt auf sie zu). Habe ich dich wieder — liebes Lottchen, — dein Vater, — dein unglücklicher Vater — — — (Sie bleibt noch betäubt; er aber fängt an, sie fortzutragen.) Von euch soll sie weg, und wäre sie auch des Todes — — — euer Geschlecht hat die Unschuld verführt.

Hausvater (tritt zum Maler). Wo bleibt der Mann?

Maler (auf Lottchen zeigend). Hieher gesehen, und hier ist die Antwort.

Hausvater. Ruhig — ruhig — Wermann.

Maler. O, wer vermag das!

Hausvater. Meine Tochter da soll Lottchen fortführen.

Sophie. Ist das meines Bruders Lottchen?

Maler. Ihres Bruders? ha, Fluch dem Bruder!

Lottchen (die zu sich gekommen war.) Um Gottes willen, nein!

Maler (drückt sie an seine Brust). Mein Lottchen! (nun läßt er sie los) aber wohin mit ihr? (Sophie geht unterdessen zu ihr hin.)

Hausvater. In mein Haus.

Maler. Was dort thun? um sie vielleicht von da aus in's Kloster zu schleppen.

Hausvater. Kennen sie mich denn gar nicht mehr? — Nein, weil es hie nächst an ist; fort mit ihr, Sophie — — — (Sophie nimmt sie mit sich fort.)

Maler. (Ihr nach). Aus meinen Augen soll sie nicht mehr, und ich will den sehen — (ab.)

(Der Hausvater geht an die Kabinetsthür, aber die Kammerjungfer kommt heraus.)

Kammerjungfer. Meine Gräfin läßt um Verzeihung bitten, aber sie sei zu bestürzt; so bald sie sich erholt hat, will sie selbst zu ihnen kommen. (ab.)

Hausvater. Gut dann.

Elfter Auftritt.

(Herr von Dromer eiligst herein.)

Ich suchte sie.

Hausvater. So eilig? schon wieder was Neues?

Dromer. Ich wollte, ich könnte der Ueberbringer angenehmer Nachrichten sein: wer würde glücklicher sein, als ich! — —

Hausvater. O, mein Herr, zur Sache, es ist nichts, wozu ich nicht gefaßt wäre.

Dromer. Nun dann, ich habe Graf Ferdinand nicht angetroffen.

Hausvater. Wo soll er denn sein?

Dromer. Er ist in Arrest.

Hausvater (mit Heftigkeit). Eines schlechten Streichs wegen?

Dromer. Nicht doch, behüte — wie sollte —

Hausvater. Zu meiner Ruhe, geschwind sagen sie mir, warum ist er in Arrest?

Dromer. Man sagt, er habe vorige Nacht gespielt, alles verloren, und sei beträchtliche Summen schuldig geblieben.

Hausvater. Blos Leichtsinn, also — — Gott — Dank dir!

Dromer. Er soll dabei seinen Dienst versäumt haben.

Hausvater. Pfui — pfui, gut, daß sie ihn darum strafen, aber nur recht — nur recht.

Dromer. Auch sagt man, er habe beim Spiel Händel bekommen.

Hausvater. Immer die Folgen; — — nun, er mag sie als Ehrenmann ausmachen.

Dromer. Und soll wirklich gefordert worden, aber nicht gekommen, und öffentlich beschimpft sein.

Hausvater (heftig.) Oeffentlich beschimpft sein? Herr! der das sagt, sprach eine Lüge, die schwärzeste Lüge — — — Herr, ein Wodmar sein, mein Sohn sein — Wodmar und ein Feiger — das kann nicht sein.

Dromer. Behaupt' es auch; aber ein gewisser Rechrostfeld, der ihn forderte, sagte es selbst, sagte es laut.

Hausvater. Was soll ich erleben! Herr, darauf, auf diese Nachricht war ich nicht gefaßt. Wo ist der, der es zu sagen vermag? Fort mit dem Sohn, wenn es ist — — aber den, der es zu sagen vermag, wehe ihm, so lange diese Faust einen Degen halten kann. Wo ist er? (Zum Zimmer hinaus. Dromer ihm nach.)

(Der Vorhang fällt.)

---

## Traum des Galilei.

Von J. J. Engel.

Galilei, der sich um die Wissenschaften so unsterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen ruhmvollen Alter, zu Arcetri im Florentinischen. Er war bereits seines edelsten Sinnes beraubt, aber er freute sich dennoch des Frühlings: theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der duftenden Blüthen willen, theils um der lebhaftern Erinnerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

Einst, in seinem letzten Frühling, ließ er sich von Viviani, seinem jüngsten und dankbarsten Schüler, in das Feld von Arcetri führen. Er merkte, daß er sich für seine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz seinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weißt, sagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müssen. — Viviani setzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichsam in einer Wolke von Wohlgeruch saß, erinnerte er sich der heißen Sehnsucht von Freiheit, die ihn einst zu Rom, bei Annäherung des Frühlings befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen seine grausamen Verfolger ausschütten, als er schnell wieder einhielt, und sich selbst mit den Worten bestrafte: Der Geist des Copernicus möchte zürnen.

Viviani, der noch von dem Traum nichts wußte, auf den sich Galilei bezog, bat ihn um Erläuterung dieser Worte. Aber der Greis, dem der Abend zu kühl und für seine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erst zurückgeführt sein, eh' er sie gäbe.

Du weißt, fing er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schicksal in Rom war, und wie lange sich meine Befreiung verzögerte. Als ich fand, daß auch die kräftigste Fürsprache meiner Beschützer, der Medici, und selbst der Widerruf, zu dem ich mich herabließ, noch ohne Wirkung blieben, warf ich mich einst, voll feindseliger Betrachtung über mein Schicksal und voll innerer Empörung gegen die Vorsehung, auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannst, rief ich aus, wie untadelhaft ist dein Leben gewesen! Wie mühsam bist du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falschen Weisheit durchwandert, um das Licht zu suchen, das du nicht finden konntest! Wie hast du alle Kraft deiner Seele dran gesetzt, um hindurch zur Wahrheit zu brechen, und sie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! Wie karg gegen dich selbst hast du oft die Tafel geflohn, nach der dich gelüstete, und den Becher, den du ausleeren wolltest, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge zu den Arbeiten des Geistes zu werden! Wie hast du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um sie der Weisheit zu schenken! Wie oft, wenn Alles um dich her in sorgloser Ruhe lag, und den ermüdeten Leib zu neuen Wollüsten stärkte: wie oft hast du vor Frost gezittert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten, oder in trüben umwölkten Nächten beim Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen, und die Welt zu erleuchten! — Elender? Und was ist nun die Frucht deiner Arbeit? Was für Gewinn hast du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers und alle Aufklärung der Menschheit? — Daß der Gram über dein Schicksal die Säfte aus deinen Augen trocknet; daß sie dir täglich mehr absterben, diese treusten Gehülfen der Seele; daß nun bald diese Thränen, die du nicht halten kannst, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden!

So sprach ich zu mir selbst, Viviani, und dann warf ich einen Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Diese Unwürdigen, rief ich, die in geheimnißreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdiges Gewand ihre Laster hüllen, die zur schnöden Ruhe für ihre Trägheit sich menschliche Lügen zu Aussprüchen Gottes heiligten, und den Weisen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden schlagen, daß nicht sein Licht sie in ihrem wollüstigen Schlummer störe; diese Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüste und das Verderben der Welt sind: wie lachen sie, in ihren Pallästen, des Kummers! wie genießen sie, in unaufhörlichem Taumel, des Lebens! wie haben sie dem Verdienste Alles geraubt; auch das heiligste seiner Güter, die Ehre! wie stürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das sie um die Frucht seiner Acker betrügen, und sich Freudenmahle von dem Fett seiner Heerden und dem Most seiner Trauben bereiten! — Und du, Unglücklicher! der du nur

Gott und deinem Berufe lebtest; der du nie in deiner Seele eine Leidenschaft aufkommen ließest, als die reinste und heiligste, für die Wahrheit; der du, ein besserer Priester Gottes, seine Wunder im Welt-System, seine Wunder im Wurm offenbartest: mußt du jetzt auch das Einzige missen, wornach du schmachtest? das Einzige, was selbst den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben ist — Freiheit? Welches Auge wacht über die Schicksale der Menschen? Welche gerechte unparteiische Hand theilt die Güter des Lebens aus? Den Unwürdigen läßt sie Alles an sich reißen; dem Würdigen Alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einschlief; und alsbald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er stand, und betrachtete mich mit stillschweigendem Wohlgefallen, indeß mein Auge voll Verwunderung auf seiner denkenden Stirne und den silbernen Locken seines Hauptshaars ruhte. — Galilei! sagte er endlich: was du jetzt leidest, das leidest du um Wahrheiten, die ich dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freiheit gerettet. — Du bist Copernicus! rief ich, und schloß ihn, noch eh' er mir antworten konnte, in meine Arme. — O sie sind süß, Viviani, die Verwandtschaften des Bluts, die schon selbst die Natur stiftet; aber wie viel süßer noch sind Verwandtschaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als selbst die Bande der Bruderliebe, sind die Bande der Wahrheit! Mit wie seligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungskreises, der erhöheten Seelenkraft, der freien Mittheilung aller Schätze der Erkenntniß, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit hereintritt!

Siehe! sprach nach erwiederter Umarmung der Greis: ich habe diese Hülle zurückgenommen, die mich ehemals einschloß, und will dir schon jetzt seyn, was ich dir künftig seyn werde — dein Führer. Denn dort, wo der entfesselte Geist in rastloser Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort ist die Ruhe nur Tausch der Arbeit: eignes Forschen in den Tiefen der Gottheit wechselt nur mit dem Unterricht, den wir den spätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erste, der einst deine Seele in die Erkenntniß des Unendlichen leitet, bin Ich — Er führte mich bei der Hand zu einer niedergesunkenen Wolke, und wir nahmen unsern Flug in die unermeßliche Weite des Himmels. Ich sah hier den Mond, Viviani, mit seinen Anhöhen und Thälern; ich sah die Gestirne der Milchstraße, der Plejaden und des Orion; ich sah die Flecken der Sonne, und die Monden des Jupiter: Alles, was ich hienieden zuerst sah, das sah ich dort besser mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich selbst, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menschenfreund unter seinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durchgearbeitete mühevolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückseligkeit, an einer Glückseligkeit, die der nie fühlen kann, der leer an Erkenntniß in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, Viviani, auch nicht in diesem zitternden Alter, aufhören nach Wahrheit zu forschen: denn wer sie hier suchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt; aus jeder bestätigten Einsicht, aus jedem vernichteten Zweifel, aus jedem enthüllten Geheimniß, aus jedem verschwindenden Irrthum. — Siehe! ich fühlte dieß Alles in jenen Augenblicken der Wonne; aber auch nur dieß Einzige, daß ich es fühlte, ist mir geblieben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückseligkeit in dem Meere ihrer aller.

Indem ich so sah und staunte, und mich in dessen Größe verlor, der dieß Alles voll allmächtiger Weisheit schuf, und durch seine ewig wirksame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Gespräch meines Führers zu noch höheren Begriffen. — Nicht die Grenzen deiner Sinne, sagte er, sind auch die Grenzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir herüberschimmert: noch viele Tausende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im endlosen Aether; und jede Sonne, wie jede sie umkreisende Sphäre, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur ein Wesen sich glücklich fühlen konnte, da wallen Wesen! Nicht Eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo der sparsame Schöpfer nicht Leben hinschuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben; und durch diese ganze zahllose Mannigfaltigkeit von Wesen hindurch herrscht, bis zum kleinsten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung: ewige Gesetze stimmen alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten. — Zwar, was sag' ich dir das schon jetzt, Galilei? Denn diese Seligkeit faßt doch ein Geist nicht, der, noch gefesselt an einen trägen Gefährten, in seiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und sich schon zum Staube zurückgerissen fühlt, wenn er kaum anfing sich zu erheben!

Er mag sie nicht fassen, rief ich, diese Seligkeiten, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle, er

kennt sie, Copernicus, nach ihrer Natur, ihrem Wesen. Denn welche Freuden schafft nicht, schon in diesem irdischen Leben, die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, schon in diesen sterblichen Gliedern, ein Geist, wenn es nun anfängt in dieser ungewissen Dämmerung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß aufgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, voll unendlicher Schönheit! — Erinnre dich, der du selbst so tief in die Geheimnisse Gottes schautest, und den Plan seiner Schöpfung enthülltest; erinnere dich jenes Augenblicks, als der erste kühne Gedanke in dir heraufstieg, und sich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu fassen, zu bilden, zu ordnen; erinnere dich, als nun Alles in herrlicher Uebereinstimmung vollendet stand, mit wie trunkener Liebe du noch einmal das schöne Werk deiner Seele überschautest, und deine Aehnlichkeit mit dem Unendlichen fühltest, dem du nachdenken konntest! — O ja, mein Führer! Auch schon hienieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sie's nicht: warum sähn wir aus ihrem Schooße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — —

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde gesunken, und ließ sich jetzt, wie es mir däuchte, auf einen der Hügel vor Rom nieder. Die Hauptstadt der Welt lag vor uns: aber voll tiefer Verachtung streckt' ich aus meiner Höhe die Hand hin, und sprach: Sie mögen sich groß dünken, die stolzen Bewohner dieser Palläste! weil Purpur ihre Glieder umhüllt, und Gold und Silber auf ihren Tafeln das Kostbarste beut, was Europa und Indien tragen! Aber, wie der Adler auf die Raupe im Seidengespinnst, so sieht auf diese Blöden der Weise herab; denn sie sind Gefangene an ihrer Seele, die über das Blatt nicht hinaus können, an dem sie kleben: indeß der freie Weise auf seine Höhen tritt und die Welt überschaut, oder sich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott schwingt, und unter Sternen einhergeht.

Da ich so sprach, Viviani, da umwölkte sich mit feierlichem Ernst die Stirn meines Führers; sein brüderlicher Arm sank von meinen Schultern herab, und sein Auge schoß einen drohenden Blick bis ins Innerste meiner Seele. — Unwürdiger! rief er: so hast du sie schon auf Erden gefühlt, jene Freuden des Himmels? hast deinen Namen herrlich gemacht vor den Weisen der Nationen? hast sie alle erhöht, deine Seelenkräfte, daß sie bald freier und mächtiger fortwirken in Erkenntniß der Wahrheit, eine Ewigkeit durch? Und nun dich Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienst werden soll, und dein Herz sich mit Tugenden schmücket, wie dein Geist mit Erkenntniß: nun ist es ohne Spur vertilgt, das Gedächtniß des Guten, und deine Seele empöret sich wider Gott? — — Hier erwacht ich von meinem Traum, sah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängniß zurückgeworfen, und überschwemmte mit einer Fluth von Thränen mein Lager. Dann erhob ich, mitten durch die Schatten der Nacht, mein Auge, und sprach: O Gott voll Liebe! Hat das Nichts, das durch dich Etwas ward, deine Wege getadelt? Hat der Staub, dem du Seele gabst, hat er auf die Rechnung seiner Verdienste geschrieben, was Geschenke deiner Erbarmung waren? Hat der Unwürdige, den du in deinem Busen, an deinem Herzen nährtest, dem du so manchen Tropfen Seligkeit reichtest aus deinem eigenen Becher; hat er deiner Gnaden und seiner Vorzüge vergessen? — Schlage sein Auge mit Blindheit! laß ihn nie wieder die Stimme der Freundschaft hören! laß ihn grau werden im Kerker! Mit willigem Geiste soll er's tragen, dankbar gegen die Erinnerung seiner genoßnen Freuden, und selig in Erwartung der Zukunft! —

Es war meine ganze Seele, Viviani, die ich in diesem Gebete hingoß; aber nicht das Murren des Unzufriedenen, nur die willige Ergebung des Dankbaren, hatte der Gott vernommen, der mich zu so viel Seligkeit schuf! Denn siehe! ich lebe hier frei zu Arcetri, und nur heute noch hat mich mein Freund unter die Blumen des Frühlings geführt.

Er tappte nach der Hand seines Schülers, um sie dankbar zu drücken; aber Viviani ergriff die seinige, und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

---

## Die Cur-Methoden.

### Von J. J. Engel.

Der Mensch ist von Grund aus verderbt — sagte Dümmler, mein stiller Nachbar, und schlug die Augen gen Himmel. — Da ist nichts übrig, als daß er sich selbst ertödte; daß er ganz neu werde, eine ganz andere Creatur.

Und was denn für eine? — schrie Drangsturm, mein wilder Nachbar, und stemmte seine Fäuste in beide Seiten. — Der Mensch ist gut, wie er ist, nur daß er zu zahm geworden: Kopfhängen, Herr, zeigt ein mattes Herz an, und je muthiger und je unbändiger, desto gesünder!

Der stille Nachbar gab mir einen wehmüthig freundlichen Blick, und der wilde schlug mich mit der Faust auf die Schulter. Beide forderten mich auf zu entscheiden. — Der Eine, merkt

man wohl, war ein Frömmler, der sich über den Menschen härmt, daß er kein reiner Geist; der Andre, ein Kraftgenie, das in seiner Einfalt den leidenschaftlichen Menschen, dieses Ideal der Dichtkunst, für das Ideal des wirklichen Charakters ansieht, und uns nun im ganzen Ernst darnach umbilden möchte.

Sie Beide, fing ich an, halten den Menschen für krank, meine Herren, und ich denke, Sie haben Recht; aber über die Art der Krankheit und über die Methode der Cur sind Sie nicht einig, und da kann nur Einer von Ihnen Recht haben, oder auch alle Beide Unrecht. — Ihr Streit erinnert mich an eine Geschichte, die ich Ihnen erzählen könnte, wenn Sie Lust hätten mich anzuhören. — Sie waren's Beide zufrieden.

In einer Stadt also — in welcher des lieben Vaterlandes? gilt gleich — lebten einst drei vornehme Herren, alle Drei gleich schwach und gleich krank. Ob sie der Ceres oder dem Bacchus oder irgend sonst einer Gottheit zu viel geopfert hatten, oder ob auch das Gift aus dem Blute ihrer edlen Ahnen in sie übergegangen war, kann ich nicht sagen. Genug, es waren bloße Gestalten von Menschen. Herr von Schlaff sah aus, wie das Fieber; Herr von Quöch, wie die Auszehrung und Herr von Hemm, wie die Schwindsucht.

In eben dieser Stadt lebten drei vorzüglich berühmte Aerzte. Doctor Süß, Doctor Mark, Doctor Sinn. Die beiden Erstern waren nicht viel mehr als Empiriker oder Aerzte vom Hörensagen, und hatten sehr viel zu thun; der Letztere war ein Mann voller Einsicht, aber es fehlte an Praxis. Doctor Süß galt bei dem schönen Geschlecht und bei den Liebhabern der alten Leier; Doctor Mark machte sein Glück bei der Jugend und bei den Bewunderern des Neuen; Doctor Sinn ward von den Klugen gebraucht, und ging zu Fuße; die andern Beiden aber fuhren in Kutschen.

Herr von Schlaff fiel durch den Rath seiner Tanten in die Hände des Doctor Süß. Doctor Süß fand in seinem Kranken nichts, als scharf gewordene Säfte, die er versüßen, schleimichte, die er verdünnen, und überhaupt nichts als verdorbene, die er früh oder spät herausschaffen müßte. Er griff also frisch zum Werke, versüßte, verdünnte, führte ab und aus, durch alle Wege und Oeffnungen der Natur. Morgens nahm Herr von Schlaff, auf Verordnung, eine gute Portion Manna, Mittags sah man ihn bei einem Töpfchen voll Tamarindenmuß, und vor Schlafengehen nahm er Cremor mit Zucker. Sein gewöhnliches Getränke war Mandelmilch, und besonders Tisane von süßen Hölzern. Um die heilsame Ausdünstung zu befördern, lag er wohl zugedeckt zwischen Flaumbetten, und aus dem Zimmer zu kommen, war ihm bei Strafe der Apoplexie verboten. — Ein Paar Wochen vergingen, so war von dem ganzen Herrn von Schlaff nichts mehr auszuführen, als seine Seele: und auch die schickte der Doctor Süß mit den letzten Mannatränkchen gen Himmel.

Herr von Quöch, der nun auch anfing auf seine Cur zu denken, ließ sich durch dieses Beispiel warnen, und setzte sein Vertrauen auf die Methode des Doctors Mark. Doctor Mark dachte an keine Reinigung seines Kranken; er schüttelte nur den Kopf über die Schwachheit des Pulses, und verordnete Stärkungsmittel. Alle Morgen tauchte er ihn bis über den Kopf in Stahlbad: Quassia mit spanischem Weine trat an die Stelle des Thees, und roher Schinken mit einem Schnitte Pumpernickel an die Stelle des Frühstücks. Hart vor dem Essen ward ein Schluck bitterer Magen-Essenz genommen, und vor Schlafengehen verschlang Herr von Quöch noch eine derbe Portion China, nicht in Extract, sondern in Substanz. Das Lager war eine harte Matratze, mit Pferdehaaren gestopft, und das Oberbette eine ganz leichte dünne Decke, mit Baumwolle durchnäht. Auf diese Art, glaubte Doctor Mark, müßte aus seinem Kranken, so schwach er jetzt wäre, noch ein Mann wie ein Herkules werden. So etwas ward denn auch wirklich aus ihm? aber ein Herkules auf dem Oeta: denn der zu geschwächte Herr von Quöch fiel plötzlich in eine Raserei, worin er ein geladenes Pistol erhaschte und sich über dem rechten Auge eine Kugel durch den Kopf schoß. — Seine China hatt' er noch eingenommen: Emilie Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen.

Durch beide Beispiele gewitzigt, wandte sich nun Herr von Hemm an den demüthigen Fußgänger, den Doctor Sinn. Doctor Sinn sah sehr bald, wo es fehlte. Die festen Theile, sagte er, sind geschwächt, und die Säfte übel gemischt: Herr von Hemm hat nur immer genossen und nichts gethan; er hat gewisse Kräfte der Natur zu viel und andere zu wenig geübt. Ihn so auf einmal reinigen zu wollen, das hieße bei seiner Schwachheit ihn über den Haufen werfen; und ihn unmittelbar stärken wollen, das hieße bei der schlechten Beschaffenheit seiner Säfte, das Uebel noch fester binden. Ich sehe wohl, ich muß auf Beides zugleich bedacht sein, und vor Allem muß mein Kranker sich gelinde Bewegung machen, und gute Diät halten. Jenes wird nach und nach den geschwächten Fiebern ihren Ton, und dieses den verderbten Säften ihre gehörige Mischung geben. — Zum guten Glück

war Herr von Hemm seinem Arzte folgsam; er hielt die ihm vorgeschriebene Diät, machte sich die ihm empfohlene Bewegung, und so lebt er noch jetzt; nicht zwar von allen Anfällen frei, aber im Ganzen denn doch gesund und zufrieden. — —

Da sieht man Gottes Gnade! sagte der stille Nachbar; denn der mußte doch allein das Gedeihen geben. — Ja, das gab er auch, sagte der wilde; denn er gab dem Doctor Verstand in's Hirn, daß er von keiner Ertödtung und keiner neuen Creatur phantasirte. — So ging der alte Streit wieder an: der Eine behauptete, daß die Natur grundverderbt, der Andere, daß sie sehr gut sei. Jener wollte sie nichts als reiner, dieser sie nichts als stärker haben. An die Anwendung meines Geschichtchens ward nicht gedacht, und ich sah zu spät, daß es gleich vergebliche Arbeit ist, Mohren zu waschen, und Leute, die einmal Partei genommen, auf andere Gedanken zu bringen.

---

## Amintors Morgenandacht.

Von G. C. Lichtenberg.

Wie, wenn einmal die Sonne nicht wieder käme, dachte Amintor oft, wenn er in einer dunkeln Nacht erwachte, und freuete sich, wenn er endlich den Tag wieder anbrechen sah. Die tiefe Stille des frühen Morgens, die Freundin der Ueberlegung, verbunden mit dem Gefühl gestärkter Kräfte und wieder erneuerter Gesundheit, erweckte in ihm alsdann ein so mächtiges Vertrauen auf die Ordnung der Natur und den Geist, der sie lenkt, daß er sich in dem Tumult des Lebens so sicher glaubte, als stände sein Verhängniß in seiner eignen Hand. Diese Empfindung, dachte er alsdann, die du dir nicht erzwingst und nicht vorheuchelst, und die dir dieses unbeschreibliche Wohlbehagen gewährt, ist gewiß das Werk eben jenes Geistes, und sagt dir laut, daß du jetzt wenigstens richtig denkst. Auch war dieses innere Anerkennen von Ordnung nichts anders, als wieder eben diese Ordnung selbst, nur auf ihn, der sie bemerkte, fortgesetzt, und daher immer für ihn der höchste Genuß seines Geistes. O ich weiß, rief er alsdann aus, dieses mein stilles Dankgebet, das Dir alle Creatur darbringt, jedes mit seinem Gefühl und in der Sprache, nach seiner Art, wie ich in der meinigen, wird gewiß von Dir gehört, der du den Himmel lenkst: gewiß wird es Dir von allen Creaturen, zu Tausenden, dargebracht, aber mit doppeltem Genuß, von mir, dem du Kraft verliehest zu erkennen, daß ich durch dieses Dankgefühl und in diesem Dankgefühl bin, was ich sein soll. O störe nicht, sprach er dann zu sich selbst, diesen himmlischen Frieden in dir heute durch Schuld? Wie würde dir der morgende Tag anbrechen, wenn ihn diese reine Spiegelhelle deines Wesens nicht mehr in dein Inneres zurück würfe? Es wäre besser, er erschiene nie wieder, oder wenigstens für dich Unglücklichen nicht mehr. — Diese Art in Gott zu leben, wie er es nannte, die ihm von Betbrüdern, die lieber glaubten, als dachten, weil sie es so bequemer fanden, für Spinozismus ausgelegt wurde, hatte er sich so sehr eigen gemacht, daß sie für ihn unzerstörbare Beruhigung über die Zukunft, und ein nicht zu überwältigender Trost in Todesgefahr wurde. Eines Tages, als er sich nach einer seiner Morgenandachten selbst befragte, woher ihm dieses freudige Ergeben in die Führung der Welt, und dieses große Sicherheitsgefühl bei jedem Gedanken an die Zukunft komme (denn es war ihm zu fest, um blos dichterisches Aufwallen zu sein): so war es ihm entzückende Freude, zu finden, daß er es allein dem Grad von Erkenntniß der Natur zu danken habe, den er sich erworben hatte, einem Grade, von dem er behauptete, daß er jedem Menschen von den gewöhnlichsten Anlagen erreichbar wäre. Nur müsse, wie er sagt, das Studium anhaltend, ohne Zank- und Neuerungssucht und ohne alle Speculationen des Inventurienten getrieben werden. Man wird ihm leicht glauben, daß es eine entzückende Betrachtung sein muß, sich sagen zu können: meine Ruhe ist das Werk meiner eigenen Vernunft; es hat sie mir keine Exegese gegeben und keine Exegese wird sie mir rauben. O, nichts, nichts wird sie mir rauben können, als was mir meine Vernunft raubt! Daß die Betrachtung der Natur diesen Trost gewähren kann, davon ist er gewiß, denn er lebt in ihm; ob er für Alle sei, ließ er wenigstens unentschieden, und hierbei hinge, wie er sagte, vieles von der Art ab, wie die Wissenschaft getrieben und angewandt würde, eine Sache, die, wie vielleicht auch Spinozismus, wenn er unschädlich sein soll, nicht gelehrt, sondern selbst gefunden sein wolle; es sei nichts weniger als jene physico-theologische Betrachtung von Sonnen, deren uns deutlich-sichtbares Heer nach einer Art von Zählung auf 75 Millionen geschätzt wurde. Er nannte diese erhabenen Betrachtungen bloße Musik der Sphären, die anfangs den Geist wie mit einem Sturm von Entzücken fast zur Betäubung hinreiße, deren er aber endlich gewohnt werde; allein das, was davon immer bliebe, unstreitig das Beste, fände sich überall und vorzüglich in dem mit in die Reihe gehörigen Geist, der die-

ser Betrachtungen fähig sei. Es sei vielmehr eine zu anhaltendem Studio der Natur sich unvermerkt gesellende Freude über eigenes Dasein, verbunden mit nicht ängstlicher, sondern froher Neugierde (wenn dieses das rechte Wort ist), die so weit über sogenannte Curiosité erhaben sei, als hohes Gefühl für Ehre über Bauernstolz, zu erfahren mit diesen Sinnen oder mit analogen, oder Verhältnissen anderer Art, die sich von jeder Art des Dasein hoffen lassen, was nun dieses alles sei und werden wolle. Er fürchte zwar sehr, daß seine Freunde immer nur die Worte der Lehre und nicht die Lehre hören würden, hoffe aber alles, wenn er dereinst darüber sprechen würde, von eigenem Versuch. Er denke nun seit der Zeit, daß das Vergnügen, das die Betrachtung der Natur dem Kinde und dem Wilden, so wie dem Manne von aller Art von Bildung gewährt, auch den großen Zweck mit zur Absicht habe und in jeder Welt haben müsse, in welchem Zusammenhang sei: völlige Beruhigung in Absicht der Zukunft und frohes Ergeben in die Leitung der Welt; man gebe nun dieser einen Namen, welchen man wolle. Er zählte es unter die wichtigste Begebenheit seines Lebens, wenigstens für sich gefunden zu haben, daß, so wie wir natürlich leiden, wir auch natürliche von aller Tradition unabhängige Mittel haben, diese Leiden mit einer Art von Freude zu erdulden. Diese Philosophie hebe freilich den vorübergehenden Unmuth nicht auf, so wenig als den Schmerz, weil eine solche Philosophie, wenn sie möglich wäre, auch alles Vergnügen aufheben würde. Er pflegte dieses öfters seine Versöhnung mit Gott zu nennen, gegen den die Vernunft selbst mit Hoffnung auf Vergebung, vielleicht murren könnte, wenn nicht im Gange der Dinge auch der Faden eingewebt wäre, der zu jener Beruhigung ohne weitere Hülfe leiten könnte. Ueberhaupt kamen bei seinem Vortrage viele Ausdrücke vor, deren sich die Bibel bedient; er sagte dabei: es sei nicht wohl möglich, dieselbe Geschichte des menschlichen Geistes zu erzählen, ohne zuweilen auf dieselben Ausdrücke zu gerathen, und glaubte, man werde die Bibel noch besser verstehen, als man sie versteht, wenn man sich selbst mehr studiere; und um mit ihren erhabenen Lehren immer zusammen zu treffen, sei der kürzeste Weg die Erreichung ihres Zwecks einmal auf einem andern, von ihr unabhängigen zu versuchen, und Zeit und Umstände dabei in Rechnung zu bringen; Spinoza selbst, glaube er, habe es nicht so übel gemeint, als die vielen Menschen, die jetzt statt seiner meinen. — Es sei für Millionen Menschen bequemer und verständlicher vom Himmel herab zu hören: Du sollst nicht stehlen, und kein falsch Zeugniß reden, als im Himmel selbst die Stelle zu suchen, wo diese Worte wirklich mit Flammenschrift geschrieben stehen, wo sie von vielen gelesen worden sei.

---

## Schilderung einiger Gemälde.

Von J. J. Heinse *).

Ich streiche durch alle die himmlischen Gegenden ohne rechten Genuß, und nur ergreift mich noch des Wasserelements Sturm und Aufruhr, und die Luft mit ihren Gewittern und Wetterstrahlen.

Der Ort enthält einen Schatz von Gemälden, und sie, und die prächtig gepflasterten Straßen und schönen Palläste und Tempel zeigen allein noch den ehemaligen Wohlstand der Freiheit.

Für jetzt flüchtige Anzeige einiger Raphaele auf meinem Wege.

Foligno hat deren zwei, die allein werth sind, in dies Paradies zu reisen. Im Nonnenkloster delle Contezze ein Altarblatt, welches die Madonna vorstellt vom Himmel hernieder schwebend, wie sie der heilige Franciscus, Hieronymus, Johannes der Täufer, und ein Cardinal anbeten. Es ist aus des Meisters bester Zeit. Welche Gestalten, welche Charaktere! Wie ist alles so rein bis aufs Haar bestimmt! Aecht classische Arbeit.

Der Kopf der Madonna ist einer der schönsten welschen weiblichen Köpfe. Wie klar die Stirn, wie reizend das lichte Kastanienhaar nach den Ohren weggelegt, der bräunliche Schleier wie sanft und lieblich, in den holden hernieder blickenden Augen welche Güte! Wie schön die großen Augenlieder, vollen jugendlichen Wangen von Schamröthe überzogen, wie jungfräulich, wie süß der völlige Mund, das zarte Kinn, und die Nase wie edel herein! Welch ein schönes Oval, und wie reizend auf der rechten Seite herum im Schatten gehalten!

Welch eine feurige, eifrige Frömmigkeit und Wahrheit im Kopfe des Heiligen von Assisi, und welch ein schöner, knieender Act! Wie kräftig der Kopf des heiligen Hieronymus gemalt, und in welchem feierlichen Ernste von Betrachtung! Johannes ist ein ächter, wilder Eremit, der sich nicht auf bürgerliche Höflichkeiten versteht, und dreist sagt, was er denkt. Der Kardinal blos Portrait voll Bewunderung.

---

*) Aus Heinse's Ardinghello. Th. II. S. 176 fg.

Der Engel unten mit dem Täfelchen ist trefflich gemalt, nur weiß man nicht, was er soll, weil man vergessen hat, es darauf zu schreiben.

Das Colorit in den Köpfen ist täuschend abgewechselt wie die Natur thut. Die Figuren sind alle in Lebensgröße, und die Madonna noch darüber, um sie zur ersten Person zu erheben. Sie ist am lebendigsten, und wirft Glanz um sich, wie Sonne. Unten ist freies Feld und ein Flecken, wo die Heiligen sich beisammen befinden, sie anrufen und anbeten, und in Betrachtung verloren sind.

Im Dome eben hier am Ende des linken Kreuzganges ein Halbbogen, worin Madonna mit dem kleinen Christus zur linken und dem kleinen Johannes zur rechten vor sich; zwei holde nackte Bübchen in schöner Bewegung. Hinter ihr zur rechten der heilige Joseph, und zur linken der heilige Antonius, und auf beiden Seiten neben ihr zwei Jungfrauen. Alle sind in knieender Stellung, außer den Kindern. Die drei Weiber haben treffliche Gewänder. Die Kleidung von allen dreien ist roth, griechisch, wie leichte Hemden.

Die Gesichter sind voll Huld, und die Madonna hat besonders etwas Mütterlichsüßes in Auge und Mund, und blickt in stiller Entzückung nieder.

Alle sind vertieft in die Kinder, die auf einander kindlich zeigen und sich freuen. Der Kopf des heiligen Joseph ist zugleich gemalt wie vom Titian nebst dem herrlichen Ausdruck. Der heilige Antonius allein weicht sehr von den andern ab, und ist mittelmäßig durchaus, als ob er ihn nur weggejagt hätte, um fertig zu werden, Alles andere ist mit Liebe entworfen, und es herrscht die stille Raphaelische Empfindung.

Nach Rom kann man Raphael zu Perugia am besten kennen lernen. Das Meiste von ihm ist hier in der Kirche des heiligen Franziskus. Ueberhaupt will ich dir in Perugia nur drei Stücke von ihm vorzüglich empfehlen, eins aus seinem Knabenalter, eins aus seiner Jünglingszeit, und eins, das er wenige Jahre vor seinem Tode vollendete, in einem Nonnenkloster vor der Stadt, welches zum Theil alles übertrifft, was er je aus sich hervorgebracht hat; das Uebrige wirst Du leicht einmal selbst finden.

Die zwei erstern sind bei den Franziskanern; das jüngste, in der Capella degli Oddi, stellt die Himmelfahrt der Madonna vor. In der Luft empfängt sie der Heiland, ihr Sohn, mit Engeln, die Musik machen, und krönt sie; unten stehen die zwölf Apostel an ihrem offnen Sarge. In der Einfassung, die auf dem Altar ruht, sind noch drei ganz kleine Gemäldchen angebracht: der englische Gruß, die Anbetung der heiligen drei Könige und die Beschneidung. Alles ein himmlischer Inbegriff einer Menge schöner Gestalten, die in seiner Seele aufblühten.

Der Kopf der Madonna ist heilig und selig im neuen Schauen; in einigen Engelsgestalten süße Anmuth, besonders der mit der Handtrommel eine wahre Volkslust. Aber das wunderbarste sind die zwölf Apostel; welche Charaktere schon Paulus, Petrus und Johannes! Paulus hat viel von seinem Aristoteles; Johannes von dem aufblickenden Jüngling beim Bramante.

In dem ersten Gemäldchen unten erscheint der Engel der Madonna in einem korinthischen Tempel. Sie betet, und blickt erhaben vor sich hin, ohne ihn anzusehen; in einem Landschäftchen davor zeigt sich Gott der Vater, und der heilige Geist als Taube.

In der Anbetung der heiligen drei Könige sind eine Menge Figuren, worunter einige voll Ausdruck mit Erstaunen. Die Hütte in zerfallnen Ruinen, und das Landschäftchen ist kindlich angenehm und erfreulich.

Die Beschneidung ist das beste unter den kleinen. Ein ionischer Tempel; die zwei Priester mit trefflichen Köpfen voll Charakter und Ausdruck, und die Seitenfiguren gefühlt und gedacht.

Das Ganze ist freilich äußerst hart, und die Formen unausgebildet; alle Natur arbeitet bei ihm nur auf das erste Bedürfniß: Gestalt, los; aber das Wesentliche, wobei man das andere bei Anfängern übersehen soll.

Das zweite ist die Abnehmung vom Kreuze. Das Gemälde hat zehn Figuren, fünf Männer und fünf Weiber, mit dem todten Christus und der in Ohnmacht gesunkenen Mutter, die viel größer sind als im vorigen, ungefähr zwei Drittel Lebensgröße.

Es ist in zwei Gruppen geordnet; die eine macht der von zweien getragene Todte, und Joseph von Arimathias, und Magdalena, und hinten vermuthlich noch Johannes, und die andere die Mutter mit den Jungfrauen; der den Leichnam bei den Beinen hält, verbindet sie beide.

Die Hauptfiguren leuchten gleich hervor, der todte Jüngling, die schöne Magdalena voll Schmerz und die Mutter. Besonders aber ist die Gruppe der letztern das Vortrefflichste. Alle Gestalten sind voll Seele, jede lebt und empfindet dabei nach ihrem Charakter. Die Mädchen, welche die Mutter fassen, sind wie die drei griechischen Grazien; vorzüglich hat das, welches den Kopf derselben hält, eine Gestalt so tiefen, großen Gefühls und hoher Schönheit durchaus in Formen und Bekleidung, daß man sie gleich zu einer Euripidischen Polirena brauchen könnte.

Ueber die ganze Scene verbreitet sich ein sanftes Abendlicht.

Dies war seine letzte Arbeit, bevor er nach Rom kam; und man sieht darin, wie sich seine Kunst schon ihrer Vollkommenheit nähert. Sie ist das Höchste aus dieser Zeit von ihm.

Ich kann hier nicht unterlassen, ein Gemälde von Correggio anzuführen, welches dieselbe Scene vorstellt, und in der Johanniskirche zu Parma in einer Seitencapelle befindlich ist. Nach meinem Gefühl hat er alle übertroffen, und erhält den Preis, wie ein Sophokles: so streng und einfach und rührend, mit Verläugnung seiner sonstigen blühenden Farbenpracht und lächelnden Manier behandelt er die Begebenheit.

Erblaßt und ausgestreckt liegt der göttliche Jüngling da. Magdalena sitzt an seiner Seite und vergießt für sich in Wehmuth versunken heiße Thränen, wie eine untröstliche Geliebte; und der Schmerz der zärtlichen Mutter an seinem Haupte über das entsetzliche Schicksal grenzt an des Todes Bitterkeit. Ein trübes Regenlicht um sie her; alles in Lebensgröße.

Das dritte und Hauptgemälde von Raphael zu Perugia ist in dem Nonnenkloster zu Monte Luce, welches er drei Jahre vor seinem Tode vollendete. Ein Altarblatt, die Figuren völlig in Lebensgröße.

Es stellt wie das erste die Himmelfahrt und Krönung der Mutter Gottes vor; aber alle Spur von seines Lehrmeisters enger und schmaler Manier ist hier verschwunden. Die zwölf Apostel stehen um den Sarg, statt der Madonna mit Blumen, Rosen, Lilien, Nelken und Jasminen angefüllt, und blicken erstaunt auf, wo ihr Sohn sie von Wolken emporgetragen mit Engeln empfängt und krönt.

Die Mutter ist eine der frischesten weiblichen Gestalten, noch blühend wie eine Jungfrau, doch voll edlem Ernst, wie eine Matrone, und heißer wunderbarer Empfindungen der Seligkeit, im Taumel neuer Gefühle, wie vom Erwachen, alles groß an ihr und herrlich schön. Sie faltet die Hände kreuzweis an die Brust und blickt durchaus gerührt mit entzücktem Auge auf ihren Sohn. Ihr Gesicht ist nach ihm hingewandt, und man sieht ganz die rechte Seite, und vom linken Auge nur den heißen Blick; große schwarze Augen mit einem zarten Bogen Augenbraue, und dunkelblondes Haar unter dem langen grünen Schleier, der sich hinter dem rechten Ohr zurückzieht.

Christus ist feurig im Gesicht, wie ein sonnenverbrannter Kalabrier aus seinem starken Bart um die Kinnbacken, und sein ausgestreckter rechter Arm voll Kraft und Nerv, womit er ihr den Kranz aufsetzt. Der Engel mit Blumen in der rechten an ihm hat einen Kopf voll himmlischer Schönheit, sonniglich entzückt; es scheint ihm überall Glanz aus seinem Gesicht hervorzubrechen.

Die Anordnung durchaus ist reizend, und bildet das schönste Ganze. Madonna ist oben in der Mitte, Christus zu ihrer linken, an beiden ein Jüngling vom Engel bekleidet; unter diesen bei jedem ein zart nackt Bübchen, und über allen der heilige Geist in einem dichten Dufte von gelbem Himmelsglanz.

Die Auffahrt geschieht ganz gemach auf einer dunkeln dicken Wolke mit lichtem Saume, und hat nicht das leichte Schweben, wie in andern Gemälden davon; aber eben dadurch gewinnt die Handlung Natur und Majestät. Raphael hatte eine sehr reine klare Empfindung, die ihn minder fehlen ließ, als Anderer scharfer Verstand.

Je länger man den Christus betrachtet, desto mehr findet man etwas übernatürlich Göttliches, das sich nur gütig herabläßt; das Demüthige der Madonna vor ihm stimmt einen nach und nach dazu. Es ist etwas erstaunlich Mächtiges und Gebieterisches in seinem Wesen, das mehr im Ausdrucke liegt, als den Formen selbst; wunderbare Strenge und Güte mit einander vereinbart. Ich habe noch wenig neuere Kunstwerke gesehen, die den Eindruck in der Dauer immer tiefer und tiefer auf mich gemacht hätten. Je mehr man nachdenkt und fühlt und Gestalt nachgeht, desto wahrer findet man diesen Christuskopf. Ich kann von diesem Gemälde nicht wegkommen, und möchte Tage lang mit Wonne daran hangen. Hoher, göttlicher Jüngling, der Du warst, Raphael! Unsterblicher, empfange hier meine heißeste, aufrichtigste Bewunderung, und nimm gütig meinen zärtlichen Dank auf. Es gehört unter das Höchste, was die Malerei aufzuzeigen hat, diese Mutter und dieser Sohn, und die vier Engel um sie her; und ich kann mich nicht von der Herz und Sinn ergreifenden Wahrheit und Hoheit wegwenden. Die zwei Hauptfiguren sind ganz wunderbar groß gedacht, in der That Pindarische Grazie und des Thebaners Schwung der Phantasie bis in die Draperien, die mächtige Falten werfen. Welch ein Arm, Christus aufgehobener rechter mit den weiten Aermeln! Wie ganz vollkommen gezeichnet und gemalt, und welche wetterstrahlende Wirkung thut er in der ganzen Gruppirung, und wie bescheiden zeigt sich daneben das Nackte der Mutter und füllt leicht das blaue Obergewand! So kräftig hat er nichts Anderes gemalt; und nirgend anderswo sind seine Formen so vollkommen reif, stark in der Art Schönheit, die ihm eigen war.

Die Apostel unten sind schwach und matt dagegen, und nur wie verwelkend sterblich Fleisch,

des Contrastes wegen: aber durchaus vortreffliche Männergestalten, besonders Petrus und ein andrer im Vordergrunde, in Bewegung und Leben.

Mit denen in der Verklärung sind in drei Gemälden allein sechs und dreißig Apostel; und in jedem sehen sie anders aus, und keiner wie der andre; und doch scheinen die meisten trefflich zu sein und zu passen.

Die Malerei ist wie die Musik; zu denselben Worten können große Meister, kann einer allein ganz verschiedne Melodien machen, die alle doch in der Natur ihren guten Grund haben: es kömmt nur darauf an, wie man sich den Menschen denkt, der sie singt.

Nehmen wir zum Beispiel ein Lied der Liebe!

Bei denselben Worten wüthet ein Neapolitaner; und ein andrer im Gletschereise der Alpen bleibt ganz gelassen.

Außerdem lieben wenige immer übereinstark schon bei derselben Person; und es wird anders geliebt bei einer blonden und schwarzen, einer Sicilianerin von zwölf Jahren und einer nordischen Patriarchin. Und diese selbst lieben wieder anders Knaben, Jünglinge, Männer und Greise.

Dichter und Maler und Tonkünstler nehmen von allem diesen das Vollkommenste, was am Allgemeinsten wirkt; welches aber weder Rechenmeister noch Philosoph zu keinem Zeitalter bestimmt festsetzen konnten. Und dies hat die Natur sehr weislich eingerichtet; sonst würde unser Vergnügen sehr eingeschränkt sein, oder bald ein Ende haben.

Die Kuppel des Correggio zu Parma in der Johanniskirche, welche Christus Himmelfahrt vorstellt, gehört zu einer besondern Gattung der Malertaktik, und macht ein eigen Kunstwerk aus, das sich mit dem des Raphael, was malerische Wirkung betrifft, nicht vergleichen läßt, ohne diesem Unrecht zu thun.

Man erstaunt dort, wenn man in den Kreis tritt, und wurzelt am Boden fest, wie bezaubert, und sieht einen wirklichen Jüngling von übernatürlichen Gaben in ferne Höhen steigen von dienstbaren Sturmwinden emporgetragen, die liebkosend mit seinem weiten Purpurmantel spielen.

Selbst Apelles und Zeuxis und die ganze griechische Zunft würden dem Götterfluge mit entzückender Bewunderung nachschaun, und keiner das Herz haben, zu sagen: Anch' io son pittore!

---

## Novelle.

### Von J. W. von Goethe.

Ein dichter Herbstnebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Räume des fürstlichen Schloßhofes, als man schon mehr oder weniger durch den sich lichtenden Schleier die ganze Jägerei zu Pferde und zu Fuß durch einander bewegt sah. Die eiligen Beschäftigungen der nächsten ließen sich erkennen: man verlängerte, man verkürzte die Steigbügel, man reichte sich Büchse und Patrontäschchen, man schob die Dachsranzen zurecht, indeß die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuschleppen drohten. Auch hie und da geberdete ein Pferd sich muthiger, von feuriger Natur getrieben oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der selbst hier in der Halbhelle eine gewisse Eitelkeit, sich zu zeigen, nicht verleugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürsten, der, von seiner jungen Gemahlin Abschied nehmend, allzulange zauderte.

Erst vor kurzer Zeit zusammen getraut, empfanden sie schon das Glück übereinstimmender Gemüther; beide waren von thätiglebhaftem Charakter, eines nahm gern an des andern Neigungen und Bestrebungen Antheil. Des Fürsten Vater hatte noch den Zeitpunkt erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebsamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach seiner Art, erst gewinnen und dann genießen sollte.

Wie sehr dieses gelungen war, ließ sich in diesen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt sich versammelte, den man gar wohl eine Messe nennen konnte. Der Fürst hatte seine Gemahlin gestern durch das Gewimmel der aufgehäuften Waaren zu Pferde geführt und sie bemerken lassen, wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtausch treffe; er wußte sie an Ort und Stelle auf die Betriebsamkeit seines Länderkreises aufmerksam zu machen.

Wenn sich nun der Fürst fast ausschließlich in diesen Tagen mit den Seinigen über diese zudringenden Gegenstände unterhielt, auch besonders mit dem Finanzminister anhaltend arbeitete, so behielt doch auch der Landjägermeister sein Recht, auf dessen Vorstellung es unmöglich war, der Versuchung zu widerstehen, an diesen günstigen Herbsttagen eine schon verschobene Jagd zu unternehmen, sich selbst und den vielen angekommenen Fremden ein eigenes und seltenes Fest zu eröffnen.

Die Fürstin blieb ungern zurück; man hatte sich vorgenommen, weit in das Gebirg hineinzudringen, und die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend versäumte der Gemahl nicht, einen Spazierritt vorzuschlagen, den sie im Geleite Friedrich's, des fürstlichen Oheims, unternehmen sollte; auch lasse ich, sagte er, dir unsern Honorio, als Stall- und Hofjunker, der für alles sorgen wird; und im Gefolg dieser Worte gab er im Hinabsteigen einem wohlgebildeten jungen Mann die nöthigen Aufträge, verschwand sodann bald mit Gästen und Gefolge.

Die Fürstin, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupftuch nachgewinkt hatte, begab sich in die hinteren Zimmer, welche nach dem Gebirg eine freie Aussicht ließen, die um desto schöner war, als das Schloß selbst von dem Fuße herauf in einiger Höhe stand und so vor- als hinterwärts mannichfaltige bedeutende Ansichten gewährte. Sie fand das treffliche Teleskop noch in der Stellung, wo man es gestern Abend gelassen hatte, als man, über Busch, Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend, sich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die größten Licht- und Schattenmassen den deutlichsten Begriff von einem so ansehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte sich heute früh durch die annähernden Gläser recht auffallend die herbstliche Färbung jener mannichfaltigen Baumarten, die zwischen dem Gemäuer ungehindert und ungestört durch lange Jahre emporstrebten. Die schöne Dame richtete jedoch das Fernrohr etwas tiefer nach einer öden, steinigen Fläche, über welche der Jagdzug weggehen mußte; sie erharrte den Augenblick mit Geduld und betrog sich nicht: denn bei der Klarheit und Vergrößerungsfähigkeit des Instruments erkannten ihre glänzenden Augen deutlich den Fürsten und den Oberstallmeister; ja sie enthielt sich nicht, abermals mit dem Schnupftuche zu winken, als sie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermuthete als gewahr ward.

Fürst Oheim, Friedrich mit Namen, trat sodann, angemeldet, mit seinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arm trug. Liebe Cousine, sagte der alte rüstige Herr, hier legen wir die Ansichten der Stammburg vor, gezeichnet um von verschiedenen Seiten anschaulich zu machen, wie der mächtige Trutz- und Schutzbau von alten Zeiten her dem Jahr und seiner Witterung sich entgegen stemmte, und wie doch hie und da seine Gemäuer weichen, da und dort in wüste Ruinen zusammenstürzen mußten. Nun haben wir manches gethan, um diese Wildniß zugänglicher zu machen, denn mehr bedarf es nicht, um jeden Wanderer, jeden Besuchenden in Erstaunen zu setzen, zu entzücken.

Indem nun der Fürst die einzelnen Blätter deutete, sprach er weiter: Hier, wo man, den Hohlweg durch die äußern Ringmauern heraufkommend, vor die eigentliche Burg gelangt, steigt uns ein Felsen entgegen von den festesten des ganzen Gebirgs; hierauf nun steht gemauert ein Thurm, doch niemand wußte zu sagen, wo die Natur aufhört, Kunst und Handwerk aber anfangen. Ferner sieht man seitwärts Mauern angeschlossen und Zwinger terrassenmäßig herab sich erstreckend. Doch ich sage nicht recht, denn es ist eigentlich ein Wald, der diesen alten Gipfel umgibt; seit hundert und fünfzig Jahren hat keine Art hier geklungen und überall sind die mächtigsten Stämme emporgewachsen; wo ihr euch an den Mauern andrängt, stellt sich der glatte Ahorn, die rauhe Eiche, die schlanke Fichte mit Schaft und Wurzeln entgegen; um diese müssen wir uns herumschlängeln und unsere Fußpfade verständig führen. Seht nur, wie trefflich unser Meister dieß Charakteristische auf dem Papier ausgedrückt hat, wie kenntlich die verschiedenen Stamm- und Wurzelarten zwischen das Mauerwerk verflochten und die mächtigen Aeste durch die Lücken durchgeschlungen sind. Es ist eine Wildniß wie keine, ein zufällig-einziges Local, wo die alten Spuren längst verschwundener Menschenkraft mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur sich in dem ernstesten Streit erblicken lassen.

Ein anderes Blatt aber vorlegend fuhr er fort: Was sagt Ihr nun zum Schloßhofe, der, durch das Zusammenstürzen des alten Thorthurmes unzugänglich, seit undenklichen Jahren von niemanden betreten ward. Wir suchten ihm von der Seite beizukommen, haben Mauern durchbrochen, Gewölbe gesprengt und so einen bequemen aber geheimen Weg bereitet. Inwendig bedurft' es keines Aufräumens, hier findet sich ein flacher Felsgipfel von der Natur geplättet, aber doch haben mächtige Bäume hie und da zu wurzeln Glück und Gelegenheit gefunden; sie sind sachte aber entschieden aufgewachsen; nun erstrecken sich ihre Aeste bis in die Galerien hinein, auf denen der Ritter sonst auf und abschritt: ja durch Thüren durch und Fenster in die gewölbten Säle, aus denen wir sie nicht vertreiben wollen; sie sind eben Herr geworden und mögen's bleiben. Tiefe Blätterschichten wegräumend haben wir den merkwürdigsten Platz geebnet gefunden, dessen Gleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu sehen ist.

Nach allem diesen aber ist es immer noch bemerkenswerth und an Ort und Stelle zu beschauen, daß auf den Stufen, die in den Hauptthurm hinaufführen, ein Ahorn Wurzel geschlagen und sich zu einem so tüchtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Noth daran vorbei-

bringen kann, um die Zinne, der unbegrenzten Aussicht wegen, zu besteigen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten, denn dieser Baum ist es, der sich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.

Danken wir also dem wackern Künstler, der uns so löblich in verschiedenen Bildern von allem überzeugt, als wenn wir gegenwärtig wären; er hat die schönsten Stunden des Tages und der Jahreszeit dazu angewendet und sich wochenlang um diese Gegenstände herumbewegt. In dieser Ecke ist für ihn und den Wächter, den wir ihm zugegeben, eine kleine angenehme Wohnung eingerichtet. Sie sollten nicht glauben, meine Beste, welch eine schöne Aus- und Ansicht er in's Land, in Hof und Gemäuer sich dort bereitet hat. Nun aber, da alles so rein und charakteristisch umrissen ist, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit diesen Bildern unsern Gartensaal zieren, und niemand soll über unsere regelmäßigen Parterre, Lauben und schattigen Gänge seine Augen spielen lassen, der nicht wünschte, sich dort oben in dem wirklichen Anschauen des Alten und Neuen, des Starren, Unnachgiebigen, Unzerstörlichen, und des Frischen, Schmiegsamen, Unwiderstehlichen seine Betrachtungen anzustellen.

Honorio trat ein, und meldete, die Pferde seien vorgeführt; da sagte die Fürstin, zum Oheim gewendet: Reiten wir hinauf und lassen Sie mich in der Wirklichkeit sehen, was Sie mir hier im Bilde zeigten. Seit ich hier bin, hör' ich von diesem Unternehmen, und werde jetzt erst recht verlangend, mit Augen zu sehen, was mir in der Erzählung unmöglich schien und in der Nachbildung unwahrscheinlich bleibt — Noch nicht, meine Liebe, versetzte der Fürst; was Sie hier sahen, ist, was es werden kann und wird; jetzt stockt noch manches im Beginnen; die Kunst muß erst vollenden, wenn sie sich vor der Natur nicht schämen soll. — Und so reiten wir wenigstens hinaufwärts, und wär' es nur bis an den Fuß; ich habe große Lust, mich heute weit in der Welt umzusehen. — Ganz nach Ihrem Willen, versetzte der Fürst. — Lassen Sie uns aber durch die Stadt reiten, fuhr die Dame fort, über den großen Marktplatz, wo eine zahllose Menge von Buden die Gestalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es ist als wären die Bedürfnisse und Beschäftigungen sämmtlicher Familien des Landes umher, nach außen gekehrt, in diesem Mittelpunkt versammelt, an das Tageslicht gebracht worden; denn hier sieht der aufmerksame Beobachter alles was der Mensch leistet und bedarf, man bildet sich einen Augenblick ein, es sei kein Geld nöthig, jedes Geschäft könne hier durch Tausch abgethan werden; und so ist es auch im Grunde. Seitdem der Fürst gestern mir Anlaß zu diesen Uebersichten gegeben, ist es mir gar angenehm zu denken, wie hier, wo Gebirg und flaches Land aneinander grenzen, beide so deutlich aussprechen, was sie brauchen und was sie wünschen. Wie nun der Hochländer das Holz seiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eisen zu einem jeden Gebrauch zu vermannichfaltigen, so kommen jene drüben mit den vielfältigsten Waaren ihm entgegen, an denen man den Stoff kaum unterscheiden und den Zweck oft nicht erkennen mag.

Ich weiß, versetzte der Fürst, daß mein Neffe hierauf die größte Aufmerksamkeit wendet; denn gerade zu dieser Jahreszeit kommt es hauptsächlich darauf an, daß man mehr empfange als gebe; dieß zu bewirken ist am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes, so wie der kleinsten häuslichen Wirthschaft. Verzeihen Sie aber, meine Beste, ich reite niemals gern durch Markt und Messe: bei jedem Schritt ist man gehindert und aufgehalten, und dann flammt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das sich mir gleichsam in die Augen eingebrannt, als ich eine solche Güter- und Waarenbreite in Feuer aufgehen sah. Ich hatte mich kaum —

Lassen Sie uns die schönen Stunden nicht versäumen, fiel ihm die Fürstin ein, da der würdige Mann sie schon einigemal mit ausführlicher Beschreibung jenes Unheils geängstigt hatte, wie er sich nämlich, auf einer großen Reise begriffen, Abends im besten Wirthshause auf dem Markte, der eben von einer Hauptmesse wimmelte, höchst ermüdet zu Bette gelegt, und Nachts durch Geschrei und Flammen, die sich gegen seine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürstin eilte, das Lieblingspferd zu besteigen, und führte, statt zum Hinterthore bergauf, zum Vorderthore bergunter ihren widerwillig-bereiten Begleiter; denn wer wäre nicht gern an ihrer Seite geritten, wer wäre ihr nicht gern gefolgt. Und so war auch Honorio von der sonst so ersehnten Jagd willig zurückgeblieben, um ihr ausschließlich dienstbar zu sein.

Wie voraus zu sehen, durften sie auf dem Markte nur Schritt vor Schritt reiten; aber die schöne Liebenswürdige erheiterte jeden Aufenthalt durch eine geistreiche Bemerkung. Ich wiederhole, sagte sie, meine gestrige Lection, da denn doch die Nothwendigkeit unsere Geduld prüfen will. Und wirklich drängte sich die ganze Menschenmasse dergestalt an die Reitenden heran, daß sie ihren Weg nur langsam fortsetzen konnten. Das Volk schaute mit Freuden die junge Dame und auf so viel lächelnden Gesichtern zeigte sich das entschiedene Behagen, zu sehen, daß die erste

Frau im Lande auch die schönste und anmuthigste sei.

Untereinander gemischt standen Bergbewohner, die zwischen Felsen, Fichten und Föhren ihre stillen Wohnsitze hegten, Flachländer von Hügeln, Auen und Wiesen her, Gewerbsleute der kleinen Städte und was sich alles versammelt hatte. Nach einem ruhigen Ueberblick bemerkte die Fürstin ihrem Begleiter, wie alle diese, woher sie auch seien, mehr Stoff als nöthig zu ihren Kleidern genommen, mehr Tuch und Leinwand, mehr Band zum Besatz. Ist es doch als ob die Weiber nicht bauschig und die Männer nicht pausig genug sich gefallen könnten.

Wir wollen ihnen das ja lassen, versetzte der Oheim; wo auch der Mensch seinen Ueberfluß hinwendet, ihm ist wohl dabei, am wohlsten, wenn er sich damit schmückt und anputzt. Die schöne Dame winkte Beifall.

So waren sie nach und nach auf einen freien Platz gelangt, der zur Vorstadt hinführte, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kramstände ein größeres Bretergebäude in die Augen fiel, das sie kaum erblickten, als ein ohrzerreißendes Gebrülle ihnen entgegen tönte. Die Fütterungsstunde der dort zur Schau stehenden wilden Thiere schien herangekommen; der Löwe ließ seine Wald- und Wüstenstimme auf's kräftigste hören, die Pferde schauderten, und man konnte der Bemerkung nicht entgehen, wie in dem friedlichen Wesen und Wirken der gebildeten Welt der König der Einöde sich so furchtbar verkündige. Zur Bude näher gelangt durften sie die bunten kolossalen Gemälde nicht übersehen, die mit heftigen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Thiere darstellten, welche der friedliche Staatsbürger zu schauen unüberwindliche Lust empfinden sollte. Der grimmig ungeheure Tiger sprang auf einen Mohren los, im Begriff ihn zu zerreißen; ein Löwe stand ernsthaft majestätisch, als wenn er keine Beute seiner würdig vor sich sehe; andere wunderliche bunte Geschöpfe verdienten neben diesen mächtigen weniger Aufmerksamkeit.

Wir wollen, sagte die Fürstin, bei unserer Rückkehr doch absteigen und die seltenen Gäste näher betrachten. — Es ist wunderbar, versetzte der Fürst, daß der Mensch durch Schreckliches immer aufgeregt sein will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in seinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren losfahren, damit man glaube, dergleichen inwendig ebenfalls zu sehen; es ist an Mord und Todschlag noch nicht genug, an Brand und Untergang; die Bänkelsänger müssen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menschen wollen eingeschüchtert sein, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie schön und löblich es sei, frei Athem zu holen.

Was denn aber Bängliches von solchen Schreckensbildern möchte übrig geblieben sein, alles und jedes war sogleich ausgelöscht, als man, zum Thore hinausgelangt, in die heiterste Gegend eintrat. Der Weg führte zuerst am Flusse hinan, an einem zwar noch schmalen, nur leichte Kähne tragenden Wasser, das aber nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte. Dann ging es weiter durch wohlversorgte Frucht- und Lustgärten sachte hinaufwärts, und man sah sich nach und nach in der aufgethanen wohlbewohnten Gegend um, bis erst ein Busch, sodann ein Wäldchen die Gesellschaft aufnahm, und die anmuthigsten Oertlichkeiten ihren Blick begrenzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wiesenthal, erst vor kurzem zum zweitenmal gemäht, sammetähnlich anzusehen, von einer oberwärts, lebhaft auf einmal reichentspringenden Quelle gewässert, empfing sie freundlich und so zogen sie einem höheren, freieren Standpunkt entgegen, den sie, aus dem Walde sich bewegend, nach einem lebhaften Stieg, erreichten, alsdann aber vor sich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Zielpunkt ihrer Wallfahrt, als Fels- und Waldgipfel hervorragen sahen. Rückwärts aber — denn niemals gelangte man hierher ohne sich umzukehren — erblickten sie durch zufällige Lücken der hohen Bäume das fürstliche Schloß links, von der Morgensonne beleuchtet; den wohlgebauten höhern Theil der Stadt von leichten Rauchwolken gedämpft, und sofort nach der rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen, mit seinen Wiesen und Mühlen; gegenüber eine weite nahrhafte Gegend.

Nachdem sie sich an dem Anblick ersättigt, oder vielmehr, wie es uns bei dem Umblick auf so hoher Stelle zu geschehen pflegt, erst recht verlangend geworden nach einer weiteren, weniger begrenzten Aussicht, ritten sie eine steinige breite Fläche hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein grüngekrönter Gipfel entgegen stand, wenig alte Bäume tief unten um seinen Fuß; sie ritten hindurch und so fanden sie sich gerade vor der steilsten unzugänglichsten Seite. Mächtige Felsen standen von Urzeiten her, jedem Wechsel unangetastet, fest, wohlbegründet voran, und so thürmte sich's aufwärts; das dazwischen Herabgestürzte lag in mächtigen Platten und Trümmern unregelmäßig übereinander und schien dem Kühnsten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile, Jähe scheint der Jugend zuzusagen; dieß zu unternehmen, zu erstürmen, zu erobern ist jungen Gliedern ein Genuß. Die Fürstin be-

zeugte Neigung zu einem Versuch, Honorio war bei der Hand, der fürstliche Oheim, wenn schon bequemer, ließ sich's gefallen und wollte sich doch auch nicht unkräftig zeigen; die Pferde sollten am Fuß unter den Bäumen halten, und man wollte bis zu einem gewissen Punkte gelangen, wo ein vorstehender mächtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Aussicht hatte, die zwar schon in den Blick des Vogels überging, aber sich doch noch malerisch genug hintereinander schob.

Die Sonne, beinahe auf ihrer höchsten Stelle, verlieh die klarste Beleuchtung, das fürstliche Schloß mit seinen Theilen, Hauptgebäuden, Flügeln, Kuppeln und Thürmen erschien gar stattlich; die obere Stadt in ihrer völligen Ausdehnung; auch in die untere konnte man bequem hineinsehen, ja durch das Fernrohr auf dem Markte sogar die Buden unterscheiden. Honorio war immer gewohnt ein so förderliches Werkzeug überzuschnallen; man schaute den Fluß hinauf und hinab, diesseits das bergartig terrassenweis unterbrochene, jenseits das aufgleitende flache und in mäßigen Hügeln abwechselnde fruchtbare Land; Ortschaften unzählige; denn es war längst herkömmlich, über die Zahl zu streiten, wie viel man deren von hier oben gewahr werde.

Ueber die große Weite lag eine heitere Stille, wie es am Mittag zu sein pflegt, wo die Alten sagten, der Pan schlafe, und alle Natur halte den Athem an, um ihn nicht aufzuwecken.

Es ist nicht das erstemal, sagte die Fürstin, daß ich auf so hoher weitumschauender Stelle die Betrachtung mache, wie doch die klare Natur so reinlich und friedlich aussieht, und den Eindruck verleiht als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt sein könne; und wenn man denn wieder in die Menschenwohnung zurückkehrt, sie sei hoch oder niedrig, weit oder eng, so gibt's immer etwas zu kämpfen, zu streiten, zu schlichten und zurecht zu legen.

Honorio, der indessen durch das Sehrohr nach der Stadt geschaut hatte, rief: Seht hin! Seht hin! auf dem Markte fängt es an zu brennen. Sie sahen hin und bemerkten wenigen Rauch, die Flamme dämpfte der Tag. Das Feuer greift weiter um sich! rief man, immer durch die Gläser schauend; auch wurde das Unheil den guten unbewaffneten Augen der Fürstin bemerklich; von Zeit zu Zeit erkannte man eine rothe Flammengluth, der Dampf stieg empor und Fürst Oheim sprach: Laßt uns zurückkehren, das ist nicht gut, ich fürchte immer das Unglück zum zweitenmal zu erleben. Als sie, herabgekommen, den Pferden wieder zugingen, sagte die Fürstin zu dem alten Herrn: Reiten Sie hinein, eilig, aber nicht ohne den Reitknecht, lassen Sie mir Honorio, wir folgen sogleich. Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Nothwendige dieser Worte und ritt so eilig als der Boden erlaubte, den wüsten steinigen Hang hinunter.

Als die Fürstin aufsaß, sagte Honorio, reiten Ew. Durlaucht, ich bitte, langsam! in der Stadt wie auf dem Schloß sind die Feueranstalten in bester Ordnung, man wird sich durch einen so unerwartet außerordentlichen Fall nicht irre machen lassen. Hier aber ist ein böser Boden, kleine Steine und kurzes Gras, schnelles Reiten ist unsicher, ohnehin bis wir hineinkommen wird das Feuer schon nieder sein. Die Fürstin glaubte nicht daran, sie sah den Rauch sich verbreiten, sie glaubte einen aufflammenden Blitz gesehen, einen Schlag gehört zu haben und nun bewegten sich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche des trefflichen Oheims wiederholte Erzählung von dem erlebten Jahrmarkts-Brande leider nur zu tief eingesenkt hatte.

Fürchterlich wohl war jener Fall, überraschend und eindringlich genug, um zeitlebens eine Ahnung und Vorstellung wiederkehrenden Unglücks ängstlich zurückzulassen, als zur Nachtzeit auf dem großen budenreichen Marktraum ein plötzlicher Brand Laden auf Laden ergriffen hatte, ehe noch die in und an diesen leichten Hütten Schlafenden aus tiefen Träumen geschüttelt wurden; der Fürst selbst, als ein ermüdet angelangter erst eingeschlafener Fremder, an's Fenster sprang, alles fürchterlich erleuchtet sah, Flamme nach Flamme, rechts und links sich überspringend, ihm entgegen züngelte. Die Häuser des Marktes, vom Widerschein geröthet, schienen schon zu glühen, drohend sich jeden Augenblick zu entzünden und in Flammen aufzuschlagen; unten wüthete das Element unaufhaltsam, die Bretter prasselten, die Latten knackten, Leinwand flog auf und ihre düstern an den Enden flammend ausgezackten Fetzen trieben in der Höhe sich umher, als wenn die bösen Geister in ihrem Elemente um und um gestaltet sich muthwillig tanzend verzehren und da und dort aus den Gluthen wieder auftauchen wollten. Dann aber mit kreischendem Geheul rettete jeder was zur Hand lag; Diener und Knechte mit den Herren bemühten sich, von Flammen ergriffene Ballen fortzuschleppen, von dem brennenden Gestell noch einiges wegzureißen, um es in die Kiste zu packen, die sie denn doch zuletzt den eilenden Flammen zum Raube lassen mußten. Wie mancher wünschte nur einen Augenblick Stillstand dem heranprasselnden Feuer, nach der Möglichkeit einer Besinnung sich umsehend, und er war mit aller seiner Habe schon ergriffen; an der einen

Seite brannte, glühte schon, was an der andern noch in finsterer Nacht stand. Hartnäckige Charaktere, willenstarke Menschen widersetzten sich grimmig dem grimmigen Feinde und retteten manches, mit Verlust ihrer Augenbraunen und Haare. Leider nun erneuerte sich vor dem schönen Geiste der Fürstin der wüste Wirrwarr, nun schien der heitere morgendliche Gesichtskreis umnebelt, ihre Augen verdüstert, Wald und Wiese hatten einen wunderbaren bänglichen Anschein.

In das friedliche Thal einreitend, seiner labenden Kühle nicht achtend, waren sie kaum einige Schritte von der lebhaften Quelle des nahen fließenden Baches herab, als die Fürstin ganz unten im Gebüsche des Wiesenthals etwas Seltsames erblickte, das sie alsobald für den Tiger erkannte, heranspringend, wie sie ihn vor kurzem gemalt gesehen, kam er entgegen: und dieses Bild zu den furchtbaren Bildern, die sie so eben beschäftigten, machte den wundersamsten Eindruck. Flieht! gnädige Frau, rief Honorio, flieht! Sie wandte das Pferd um, dem steilen Berg zu, wo sie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Unthier entgegen, zog die Pistole und schoß, als er sich nahe genug glaubte; leider jedoch war gefehlt, der Tiger sprang seitwärts, das Pferd stutzte, das ergrimmte Thier aber verfolgte seinen Weg, aufwärts unmittelbar der Fürstin nach. Sie sprengte, was das Pferd vermochte, die steile, steinigte Strecke hinan, kaum fürchtend, daß ein zartes Geschöpf, solcher Anstrengung ungewohnt, sie nicht aushalten werde. Es übernahm sich, von der bedrängten Reiterin angeregt, stieß am kleinen Gerölle des Hanges an und wieder an, und stürzte zuletzt nach heftigem Bestreben kraftlos zu Boden. Die schöne Dame, entschlossen und gewandt, verfehlte nicht, sich stracks auf ihre Füße zu stellen, auch das Pferd richtete sich auf, aber der Tiger nahte schon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle; der ungleiche Boden, die scharfen Steine schienen seinen Antrieb zu hindern und nur daß Honorio unmittelbar hinter ihm herflog, neben ihm gemäßigt herauftritt, schien seine Kraft auf's Neue anzuspornen und zu reizen. Beide Renner erreichten zugleich den Ort, wo die Fürstin am Pferde stand; der Ritter beugte sich herab, schoß und traf mit der zweiten Pistole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es sogleich niederstürzte und ausgestreckt in seiner Länge erst recht die Macht und Furchtbarkeit sehen ließ, von der nur noch das Körperliche übrig geblieben dalag. Honorio war vom Pferde gesprungen und kniete schon auf dem Thiere, dämpfte seine letzten Bewegungen und hielt den gezogenen Hirschfänger in der rechten Hand. Der Jüngling war schön; er war herangesprengt, wie ihn die Fürstin oft im Lanzen- und Ringelspiel gesehen hatte. Eben so traf in der Reitbahn seine Kugel im Vorbeisprengen den Türkenkopf auf dem Pfahl, gerade unter dem Turban in die Stirne, eben so spießte er, flüchtig heransprengend, mit dem blanken Säbel das Mohrenhaupt vom Boden auf. In allen solchen Künsten war er gewandt und glücklich, hier kam beides zu Statten.

Gebt ihm den Rest, sagte die Fürstin, ich fürchte, er beschädigt Euch noch mit den Krallen. — Verzeiht! erwiederte der Jüngling, er ist schon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächsten Winter auf Eurem Schlitten glänzen soll. — Frevelt nicht! sagte die Fürstin; alles was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblick. — Auch ich, rief Honorio, war nicht frömmer als jetzt eben, deßhalb aber denke ich an's Freudigste, ich blicke dieses Fell nur an, wie es Euch zur Lust begleiten kann. — Es würde mich immer an diesen schrecklichen Augenblick erinnern, versetzte sie. Ist es doch, erwiederte der Jüngling mit glühender Wange, ein unschuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erschlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen werden. — Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern, und darf nicht hinzusetzen, daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürsten lebenslänglich rechnen könnt. Aber steht auf; schon ist kein Leben mehr im Thiere, bedenken wir das Weitere, vor allen Dingen steht auf! — Da ich nun einmal knie, versetzte der Jüngling, da ich mich in einer Stellung befinde, die mir auf jede andere Weise untersagt wäre, so laßt mich bitten, von der Gunst, von der Gnade, die Ihr mir zuwendet, in diesem Augenblick versichert zu werden. Ich habe schon so oft Euren hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünstigung einer weitern Reise. Wer das Glück hat, an Eurer Tafel zu sitzen, wen Ihr beehrt, Eure Gesellschaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt gesehen haben. Reisende strömen von allen Seiten her, und wenn von einer Stadt, von einem wichtigen Punkte irgend eines Welttheils gesprochen wird, ergeht an den Eurigen jedesmal die Frage, ob er daselbst gewesen sei? Niemandem traut man Verstand zu, als wer das alles gesehen hat; es ist als wenn man sich nur für andere zu unterrichten hätte.

Steht auf! wiederholte die Fürstin, ich möchte nicht gern gegen die Ueberzeugung meines Gemahls irgend etwas wünschen und bitten, allein wenn ich nicht irre, so ist die Ursache, warum er Euch bisher zurückhielt, bald gehoben. Seine Absicht war, Euch zum selbstständigen Edel-

mann herangereift zu sehen, der sich und ihm auch auswärts Ehre machte, wie bisher am Hofe, und ich dächte, Eure That wäre ein so empfehlender Reisepaß, als ein junger Mann in die Welt mitnehmen kann.

Daß anstatt einer jugendlichen Freude eine gewisse Trauer über sein Gesicht zog, hatte die Fürstin nicht Zeit zu bemerken, noch er seiner Empfindung Raum zu geben, denn hastig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau, geradezu auf die Gruppe los, die wir kennen, und kaum war Honorio sich besinnend aufgestanden, als sie sich heulend und schreiend über den Leichnam herwarf, und an dieser Handlung, so wie an einer, obgleich reinlich anständigen, doch bunten und seltsamen Kleidung sogleich errathen ließ, sie sei die Meisterin und Wärterin dieses dahin gestreckten Geschöpfes, wie denn der schwarzaugige, schwarzlockige Knabe, der eine Flöte in der Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr kniete.

Den gewaltsamen Ausbrüchen der Leidenschaft dieses unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen, stoßweise, ein Strom von Worten, wie ein Bach sich in den Absätzen von Felsen zu Felsen stürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte sich eindringlich und rührend; vergebens würde man sie in unsere Mundarten übersetzen wollen; den ungefähren Inhalt dürfen wir nicht verfehlen. Sie haben Dich ermordet, armes Thier! ermordet ohne Noth! Du warst zahm und hättest Dich gern ruhig niedergelassen und auf uns gewartet; denn Deine Fußballen schmerzten Dich, und Deine Krallen hatten keine Kraft mehr! Die heiße Sonne fehlte Dir, sie zu reifen. Du warst der Schönste Deines Gleichen; wer hat je einen königlichen Tiger so herrlich ausgestreckt im Schlafe gesehen, wie Du nun hier liegst, todt, um nicht wieder aufzustehen. Wenn Du des Morgens aufwachtest beim frühen Tagschein und den Rachen aufsperrtest, ausstreckend die rothe Zunge, so schienst du uns zu lächeln, und, wenn schon brüllend, nahmst Du doch spielend Dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes! Wie lange begleiteten wir Dich auf Deinen Fahrten, wie lange war Deine Gesellschaft uns wichtig und fruchtbar! Uns! uns, ganz eigentlich kam die Speise von den Fressern, und süße Labung von den Starken. So wird es nicht mehr sein! Wehe, wehe!

Sie hatte noch nicht ausgeklagt, als über die mittlere Höhe des Bergs am Schlosse heran Reiter heransprengten, die alsobald für das Jagdgefolge des Fürsten erkannt wurden, er selbst voran. Sie hatten, in den hinteren Gebirgen jagend, die Brandwolken aufsteigen sehen und durch Thäler und Schluchten, wie auf gewaltsam hetzender Jagd, den geraden Weg nach diesem traurigen Zeichen genommen. Ueber die steinige Blöße einhersprengend stutzten und starrten sie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die sich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem ersten Erkennen verstummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht selbst ergab, mit wenigen Worten erläutert. So stand der Fürst vor dem seltsamen unerhörten Ereigniß, einen Kreis umher von Reitern und Nacheilenden zu Fuße. Unschlüssig war man nicht, was zu thun sei; anzuordnen, auszuführen war der Fürst beschäftigt, als ein Mann sich in den Kreis drängte, groß von Gestalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zusammen Schmerz und Ueberraschung zu erkennen. Der Mann aber gefaßt, stand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürsten und sagte: Es ist nicht Klagenszeit; ach, mein Herr und mächtiger Jäger, auch der Löwe ist los, auch hier nach dem Gebirg ist er hin, aber schont ihn, habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme, wie dieß gute Thier.

Der Löwe? sagte der Fürst, hast du seine Spur? — Ja Herr! Ein Bauer dort unten, der sich ohne Noth auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links hinauf, aber ich sah den großen Trupp Menschen und Pferde vor mir, neugierig und hülfsbedürftig eilt' ich hierher. „Also, — beorderte der Fürst — muß die Jagd sich auf diese Seite ziehen; ihr ladet Eure Gewehre, geht sachte zu Werk, es ist kein Unglück, wenn ihr ihn in die tiefen Wälder treibt; aber am Ende, guter Mann, werden wir Euer Geschöpf nicht schonen können; warum waret Ihr unvorsichtig genug sie entkommen zu lassen?" — Das Feuer brach aus, versetzte jener, wir hielten uns still und gespannt, es verbreitete sich schnell, aber fern von uns, wir hatten Wasser genug zu unserer Vertheidigung, aber ein Pulverschlag flog auf und warf die Brände bis an uns heran, über uns weg; wir übereilten uns und sind nun unglückliche Leute.

Noch war der Fürst mit Anordnungen beschäftigt, aber einen Augenblick schien alles zu stocken, als oben vom alten Schloß herab eilig ein Mann heranspringend gesehen ward, den man bald für den angestellten Wächter erkannte, der die Werkstätte des Malers bewachte, indem er darin seine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufsichtigte. Er kam außer Athem springend, doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt: oben hinter der höheren Ringmauer habe sich der Löwe im Sonnenschein gelagert, am Fuße einer hun-

dertjährigen Buche und verhalte sich ganz ruhig. Aergerlich aber schloß der Mann: warum habe ich gestern meine Büchse in die Stadt getragen, um sie ausputzen zu lassen, er wäre nicht wieder aufgestanden, das Fell wäre doch mein gewesen, und ich hätte mich dessen, wie billig, zeitlebens gebrüstet.

Der Fürst, dem seine militärischen Erfahrungen auch hier zu statten kamen, da er sich wohl schon in Fällen befunden hatte, wo von mehreren Seiten unvermeidliches Uebel heran drohte, sagte hierauf: welche Bürgschaft gebt Ihr mir, daß, wenn wir Eures Löwen schonen, er nicht im Lande unter den Meinigen Verderben anrichtet?

Hier diese Frau und dieses Kind, erwiederte der Vater hastig, erbieten sich, ihn zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beschlagenen Kasten heraufschaffe, da wir ihn denn unschädlich und unbeschädigt wieder zurückbringen werden.

Der Knabe schien seine Flöte versuchen zu wollen, ein Instrument von der Art, das man sonst die sanfte, süße Flöte zu nennen pflegte; sie war kurz geschnäbelt wie die Pfeifen; wer es verstand, wußte die anmuthigsten Töne daraus hervorzulocken. Indeß hatte der Fürst den Wärtel gefragt, wie der Löwe hinaufgekommen. Dieser aber versetzte: durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten vermauert, von jeher der einzige Zugang war, und der einzige bleiben soll; zwei Fußpfade, die noch hinaufführten, haben wir dergestalt entstellt, daß Niemand als durch jenen ersten engen Anweg zu dem Zauberschlosse gelangen könne, wozu es Fürst Friedrichs Geist und Geschmack ausbilden will.

Nach einigem Nachdenken, wobei sich der Fürst nach dem Kinde umsah, das immer sanft gleichsam zu präludiren fortgefahren hatte, wendete er sich zu Honorio und sagte: Du hast heute viel geleistet, vollende das Tagwerk. Besetze den schmalen Weg, haltet Eure Büchsen bereit, aber schießt nicht eher als bis Ihr das Geschöpf nicht sonst zurückscheuchen könnt; allenfalls macht ein Feuer an, vor dem er sich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau möge für das Uebrige stehen. Eilig schickte Honorio sich an, die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte seine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Gesetz, und vielleicht eben deswegen so herzergreifend; die Umstehenden schienen wie bezaubert von der Bewegung einer liederartigen Weise, als der Vater mit verständigem Enthusiasmus zu reden anfing und fortfuhr:

Gott hat dem Fürsten Weisheit gegeben, und zugleich die Erkenntniß, daß alle Gotteswerke weise sind, jedes nach seiner Art. Seht den Felsen wie er fest steht und sich nicht rührt, der Witterung trotzt und dem Sonnenschein; uralte Bäume zieren sein Haupt, und so gekrönt schaut er weit umher; stürzt aber ein Theil herunter, so will es nicht bleiben was es war, es fällt zertrümmert in viele Stücke und bedeckt die Seite des Hanges. Aber auch da wollen sie nicht verharren, muthwillig springen sie tief hinab, der Bach nimmt sie auf, zum Flusse trägt er sie. Nicht widerstehend, nicht widerspenstig, eckig, nein, glatt und abgerundet gewinnen sie schneller ihren Weg und gelangen von Fluß zu Fluß, endlich zum Ocean, wo die Riesen in Schaaren daher ziehen und in der Tiefe die Zwerge wimmeln.

Doch wer preis't den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit? Warum seht ihr aber im Fernen umher? betrachtet hier die Biene, noch spät im Herbst sammelt sie emsig und baut sich ein Haus, winkel- und wagerecht, als Meister und Geselle; schaut die Ameise da! sie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht, sie baut sich eine Wohnung aus Grashalmen, Erdbröslein und Kiefernadeln, sie baut es in die Höhe und wölbet es zu; aber sie hat umsonst gearbeitet, denn das Pferd stampft und scharrt alles auseinander; seht hin! es zertritt ihre Balken und zerstreut ihre Planken, ungeduldig schnaubt es und kann nicht rasten; denn der Herr hat das Roß zum Gesellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, daß es den Mann dahin trage, wohin er will und die Frau wohin sie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Löwe, ernsten Schrittes durchzog er die Wüste, dort herrscht er über alles Gethier und nichts widersteht ihm. Doch der Mensch weiß ihn zu zähmen und das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wornach auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen und seinen Dienern. Denn in der Löwengrube scheute sich Daniel nicht; er blieb fest und getrost, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen frommen Gesang.

Diese mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthusiasmus gehaltene Rede begleitete das Kind hie und da mit anmuthigen Tönen; als aber der Vater geendigt hatte, fing es mit reiner Kehle, heller Stimme und geschickten Läufen zu intoniren an, worauf der Vater die Flöte ergriff, im Einklang sich hören ließ, das Kind aber sang:

Aus den Gruben, hier im Graben,
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schwebten ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?

Löw' und Löwin, hin und wieder,
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

Der Vater fuhr fort, die Strophe mit der Flöte zu begleiten, die Mutter trat hie und da als zweite Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz besonders war, daß das Kind die Zeilen der Strophe nunmehr zu anderer Ordnung durcheinanderschob, und dadurch, wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch sich selbst aufregend erhöhte.

Engel schweben auf und nieder
Uns in Tönen zu erlaben.
Welch ein himmlischer Gesang!
In den Gruben, in dem Graben
Wäre da dem Kinde bang?
Diese sanften frommen Lieder
Lassen Unglück nicht heran:
Engel schweben hin und wieder
Und so ist es schon gethan.

Hierauf mit Kraft und Erhebung begannen alle Drei:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Alles war still, hörte, horchte und nur erst als die Töne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles war wie beschwichtigt; jeder in seiner Art gerührt. Der Fürst, als wenn er erst jetzt das Unheil übersähe, das ihn vor kurzem bedroht hatte, blickte nieder auf seine Gemahlin, die, an ihn gelehnt, sich nicht versagte das gestickte Tüchlein hervorzuziehen und die Augen damit zu bedecken. Es that ihr wohl, die jugendliche Brust von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten sie belastet hatten. Eine vollkommene Stille beherrschte die Menge, man schien die Gefahren vergessen zu haben, unten den Brand und von oben das Erstehen eines bedenklich ruhenden Löwen.

Durch einen Wink, die Pferde näher herbei zu führen, brachte der Fürst zuerst wieder in die Gruppe Bewegung, dann wendete er sich zu dem Weibe und sagte: Ihr glaubt also, daß Ihr den entsprungenen Löwen, wo Ihr ihn antrefft, durch Euren Gesang, durch den Gesang dieses Kindes, mit Hülfe dieser Flötentöne beschwichtigen und ihn sodann unschädlich, so wie unbeschädigt in seinen Verschluß wieder zurückbringen könntet? Sie bejahten es, versichernd und betheuernd; der Castellan wurde ihnen als Wegweiser zugegeben. Nun entfernte der Fürst mit Wenigen sich eiligst, die Fürstin folgte langsamer mit dem übrigen Gefolge; Mutter aber und Sohn stiegen, von dem Wärtel, der sich eines Gewehrs bemächtigt hatte, steiler gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden sie die Jäger beschäftigt, dürres Reißig zu häufen, damit sie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. — Es ist nicht Noth, sagte die Frau, es wird ohne das alles in Güte geschehen.

Weiter hin, auf einem Mauerstücke sitzend, erblickten sie Honorio, seine Doppelbüchse in den Schooß gelegt, auf einem Posten als wie zu jedem Ereigniß gefaßt. Aber die Herankommenden schien er kaum zu bemerken, er saß wie in tiefen Gedanken versunken, er sah umher wie zerstreut. Die Frau sprach ihn an mit der Bitte, das Feuer nicht anzünden zu lassen, er schien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerksamkeit zu schenken; sie redete lebhaft fort und rief: „Schöner junger Mann, Du hast meinen Tiger erschlagen, ich fluche Dir nicht, schone meinen Löwen, guter junger Mann, ich segne Dich.“

Honorio schaute gerad vor sich hin, dorthin wo die Sonne auf ihrer Bahn sich zu senken begann — Du schaust nach Abend, rief die Frau, Du thust wohl daran, dort gibt's viel zu thun; eile nur, säume nicht, Du wirst überwinden. Aber zuerst überwinde Dich selbst. Hierauf schien er zu lächeln, die Frau stieg weiter, konnte sich aber nicht enthalten nach dem Zurückbleibenden nochmals umzublicken; eine röthliche Sonne überschien sein Gesicht, sie glaubte nie einen schönern Jüngling gesehen zu haben.

Wenn Euer Kind, sagte nunmehr der Wärtel, flötend und singend, wie Ihr überzeugt seid, den Löwen anlocken und beruhigen kann, so werden wir uns desselben sehr leicht bemeistern, da sich das gewaltige Thier ganz nah an die durchbrochenen Gewölbe hingelagert hat, durch die wir, da das Hauptthor verschüttet ist, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, so kann ich die Oeffnung mit leichter Mühe schließen, und der Knabe, wenn es ihm gut däucht, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke sieht, dem Thiere entschlüpfen. Wir wollen uns verbergen, aber ich werde mich so stellen, daß meine Kugel jeden Augenblick dem Kinde zu Hülfe kommen kann.

Die Umstände sind alle nicht nöthig, Gott und Kunst, Frömmigkeit und Glück müssen das Beste thun. Es sei, versetzte der Wärtel, aber ich kenne meine Pflichten. Erst führ' ich Euch durch einen beschwerlichen Stieg auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber,

den ich erwähnt habe, das Kind mag hinabsteigen, gleichsam in die Arena des Schauspiels und das besänftigte Thier dort hereinlocken. Das geschah, Wärtel und Mutter sahen versteckt von oben herab, wie das Kind die Wendeltreppen hinunter in dem klaren Hofraum sich zeigte, und in der düstern Oeffnung gegenüber verschwand, aber sogleich seinen Flötenton hören ließ, der sich nach und nach verlor und endlich verstummte. Die Pause war ahnungsvoll genug, den alten mit Gefahr bekannten Jäger beengte der seltene menschliche Fall. Er sagte sich, daß er lieber persönlich dem gefährlichen Thiere entgegen ginge; die Mutter jedoch, mit heiterem Gesicht, übergebogen horchend, ließ nicht die mindeste Unruhe bemerken.

Endlich hörte man die Flöte wieder, das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend befriedigten Augen, der Löwe hinter ihm drein, aber langsam und wie es schien mit einiger Beschwerde. Er zeigte hie und da Lust sich niederzulegen, doch der Knabe führte ihn im Halbkreise durch die wenig entblätterten, buntbelaubten Bäume, bis er sich endlich in den letzten Strahlen der Sonne, die sie durch eine Ruinenlücke hereinsandte, wie verklärt niedersetzte und sein beschwichtigendes Lied abermals begann, dessen Wiederholung wir uns auch nicht entziehen können.

Aus den Gruben, hier im Graben,
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin hin und wieder,
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan.

Indessen hatte sich der Löwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die schwere rechte Vordertatze auf den Schoos gehoben, die der Knabe fortsingend anmuthig streichelte, aber gar bald bemerkte, daß ein scharfer Dornzweig zwischen die Ballen eingestochen war. Sorgfältig zog er die verletzende Spitze hervor, nahm lächelnd sein buntseidenes Halstuch vom Nacken, und verband die gräuliche Tatze des Unthiers, so daß die Mutter sich vor Freuden mit ausgestreckten Armen zurückbog und vielleicht angewohnterweise Beifall gerufen und geklatscht hätte, wäre sie nicht durch einen derben Faustgriff des Wärtels erinnert worden, daß die Gefahr nicht vorüber sei.

Glorreich sang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tönen vorgespielt hatte:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe,
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Ist es möglich zu denken, daß man in den Zügen eines so grimmigen Geschöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Despoten des Thierreiches einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe spüren können, so geschah es hier, und wirklich sah das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger siegreicher Ueberwinder, jener zwar nicht wie der Ueberwundene, denn seine Kraft blieb in ihm verborgen, aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen Anheimgegebene. Das Kind flötete und sang so weiter, nach seiner Art die Zeilen verschränkend, und neue hinzufügend:

Und so geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rath,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne That.
So beschwören, fest zu bannen
Lieben Sohn an's zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.

---

## Scene aus Faust's Leben *).

### Von F. (Maler) Müller.

### Faust's Studierstube.

(Faust sitzt und liest aufmerksam).

Da mußt' es endlich hinkommen! Alles oder gar Nichts! Das schale Mittelding, das sich so die hintere Scene des menschlichen Lebens durchschleppt — weder Ruh noch Frieden da zu erjagen! Ein einziger Sprung, dann wär's gethan! (liest). Lieber aller Bequemlichkeit beraubt; genährt und gekleidet, so sparsam, als die strengste Philosophie es erduldet: nur die Kraft, das auszuführen, was ich nahe meinem Herzen trage; die Belebung dieser aufkeimenden Ideen, was ich mir in süßen Stunden erschaffe, und doch unter Menschenohnmacht wieder dahinsterben muß, wie ein Traum im Erwachen. Daß ich mich so hoch droben fühle und doch nicht sagen soll: Du bist Alles, was Du sein kannst! Hier, hier steckt meine Qual. Es muß noch kommen, muß! Mit wie vielen Neigungen wir in die Welt treten! Und die meisten zu was Ende? Sie liegen, von ferne erblickt, wie die Kinder der Hoffnung, kaum in's Leben gerückt;

*) S. F. Müllers Werke, Heidelberg 1811. Th. II. S. 34.

sind verklungene Instrumente, die weder begriffen, noch gebraucht werden; Schwerter, die in ihrer Scheide verrosten. Warum so grenzenlos am Gefühl das fünfsinnige Wesen! So eingeengt die Kraft des Vollbringens! Trägt oft der Abend auf goldnen Wolken meine Phantasie empor, was kann, was vermag ich nicht da! Wie bin ich der Meister in allen Künsten, wie spanne, wie fühl' ich mich hoch droben, fühl' in meinem Busen all' aufwachen die Götter, die diese Welt in ruhmvollem Loose wie Beute unter sich vertheilen. Der Maler, Dichter, Musikus, Denker, Alles, was Hyperions Strahlen lebendiger küssen und was von Prometheus Fackel sich Wärme stiehlt: möcht's auch sein und darf nicht; übermann' es ganz unter mich in der Seele und bin doch nur Kind, wenn ich körperliche Ausführung beginne; fühle den Gott in meinen Adern flammen, der unter des Menschen Muskeln zagt. Für was den Reiz ohne Stillung? O, sie müssen noch alle hervor, all' die Götter, die in mir verstummen, hervorgehen hundertzüngig, ihr Dasein in die Welt zu verkündigen. Ausblühn will ich voll in allen Ranken und Knospen! So voll! voll! Es regt sich wie Meeressturm in meiner Seele, verschlingt mich noch ganz und ganz. Wie dann? Soll ich's wagen, darnach zu tasten? Es ragt über mir und bildet sich in den Wolken ein Colossus, der das Haupt über den Mond streckt. Ich muß, muß hinan! Du Abgott, in dem sich mein Inneres spiegelt! Wie ruft's? Geschicklichkeit, Geisteskraft, Ehre, Ruhm, Wissen, Vollbringen, Gewalt, Reichthum, Alles, den Gott dieser Welt zu spielen — den Gott! Ein Löwe von Unersättlichkeit brüllt aus mir: der erste, oberste der Menschen! (wirft das Buch weg) Weg! Du verstörst mich. Mir schwindelt das Gehirn; reißest mich da nieder, wo Du mich erheben willst; machst ärmer, indem Du ferne zu reiche Hoffnungen zeigst. (Sitzt in Gedanken; man hört von außen die Juden lärmen). Was ist das?

Wagner (hereinstürzend). Um Gotteswillen!

Faust. Was für Lärm?

Wagner. Ei, draußen!

Faust. Wie? Was plagt Dich wieder, lieber Grillenfänger? Komm her, sprich zuvor. Bist Du krank, Wagner? Deine Augen voll Thränen?

Wagner. O, ich wollt', ich wär' im Himmel! diese Welt ...

Faust. Daß Dir doch immer das Leben zur Qual wird! Ich kann Dich nicht begreifen. Junge, unsre Herzen weichen beide aus ihrem engen Zirkel; aber Deines schwebt höher droben. Die Welt könnte mir alles werden, und Dir? Du findest nichts unter der Sonne, an dem Deine Liebe ganz haften möchte.

Wagner. Ach, Minchen! Minchen! Ihr wißt's nicht; Minchen ist ja mit ihrem Vater davon! Euer Vermögen, der Goldschmied, die Mosler, Alles! Die Juden draußen ... Unmöglich! Unmöglich! (Will ab; Faust faßt ihn; man hört die Juden schreien und lärmen).

Faust. Halt! Halt! Du mußt ausreden; kommst mir nicht von der Stelle los. Was ist's? Ha! Wie?

---

## Magister Knellius Stube.

(Tisch worauf Papiere, Schriften, Bücher und Briefe in Unordnung hingestreut liegen).

Knellius, Sandel (hinkend am Stock).

Knellius. Verzeihen Sie! Da bin ich wieder, Herr Sandel; den Augenblick Alles ausgemacht; ein Wort, und wie der Blitz. Die Juden haben die Vollmacht an Faust's Vermögen, Bücher, Hausrath u. s. w. Ist doch billig, daß man sich ein wenig der armen Teufel annimmt, damit sie nicht Alles verlieren. Die Menschlichkeit befiehlt das. Von hier aus kann man gerade an das Haus sehen. Wie die Juden einstürmen! Sehn Sie doch, Sandel! Das wird des Doctors Wuth ein wenig darniederlegen; so auf einmal Alles verloren und noch obendrein die Prostitution ...

Sandel. Wie das freut! ha! ha! ha! Ei, Sackerment! das Lausdintenfaß da, hätt' mir's fast über'n Leib gegossen. Ei, ei, mein Fuß! Ei! (Sitzt).

Knellius. Sieht ein wenig gelehrt, heißt das, schweinisch, unaufgeräumt bei mir aus. Nicht wahr, Herr Sandel trinken doch ein Schälchen Chocolade bei mir? Extra feine hab' ich von einer Dame zum Präsent bekommen, die soll Ihnen Ihr Podagra verjagen.

Sandel. So? Warum kann Er den Faust nicht leiden, Herr? Ei warum? Sag' Er mir, warum?

Knellius. Ist ein Narr, Herr Sandel.

Sandel. So?

Knellius. Mit dem kein ordentlicher Mensch sich vertragen kann; ein Hasenfuß, ohne Sitten, mit einem Wort, ein Genie!

Sandel. Ha! ha! ha!

Knellius. Da arbeit' ich eben an einer Disputation wider ihn; kann mich jetzt unmöglich viel mit solchen belletristischen Kleinigkeiten abgeben, bin zu sehr mit solideren Geschäften occupirt. Dann und wann so ein Augenblick,

ein Stündchen zur Erholung, zum passer le temps, nicht anders.

Sandel. O, natürlich! Der Herr hat immer zu viel zu thun! Ueberhaupt Alles wendet sich an ihn; der Herr muß immer für Andere rennen und laufen. Das frißt Zeit, ha! ha! ha! so den Minister, den Procurator spielen! Ha! ha! ha!

Knellius. Meine große Ueberraschung, Herr Sandel, die frißt Zeit weg. Dies weitläuftige Werk, worauf das ganze gelehrte Deutschland aufmerksam ist, von so weitem Umfange, wozu Riesenarme eines Halbgottes gehören und das ich mich erkühnet, allein zu unternehmen.

Sandel. Schwerenoth! Was ist denn das für ein Werk?

Knellius. Die Uebersetzungen des chaldäischen Corpus juris mit Noten und Erläuterungen verschiedener arabischer Scribenten.

Sandel. Chaldäisch versteht Er einmal nicht; wo kriegt er denn die Leute her, die übersetzen.

Knellius. Für Geld und gute Worte finden sich überall Leute, die das schon so grob oben weg zu machen wissen; muß es doch hernach erst poliren. Eigentlich ist das das Letzte, wofür ich immer sorge; erst für Pränumeranten und dann für's Privilegium.

Sandel. Herr, das Buch ist schon übersetzt heraus, hab's selbst in meiner Bibliothek. Er hat gelogen, da Er sich in den Zeitungen als der Erste annoncirt hat.

Knellius. Wie? Wie? Herr Sandel? Nu, wenn's auch schon da wär', der Erste oder der Zweite, das thut ja nichts zur Sache. Ein Jeder überzeugt sich selbst und schreit hin, so laut er es vermag! ich bin der Erste! Das Publikum mag hernach glauben, wem es will.

Sandel. Aber tausend Sackerment! Ei, mein Bein! — 's hundsföttisch, Herr, spitzbübisch.

Knellius. Ah, Possen, ha! ha! ha! ha! Possen! Herr Sandel, ein Jeder dämmert auf diesem Erdenrund sein Fleckchen, wie der Andere; ein Jeder hat so viel Recht, wie der Andere. Wer heißt die Lümmel mir alle guten Einfälle vor der Nase wegzuschnappen, die ich vielleicht in futuro auch noch haben könnte? Und wenn auch der eine Eine erfindet, der Andere cultivirt's weiter! Die Art, mit der man heut zu Tage eine Sache thut, macht Alles, Herr Sandel. Vaterlandsliebe! Menschenliebe! Liebe zur Ausbreitung der Literatur! Ein wenig wohlfeil, Vignetten; was nur in die Augen leuchtet, Säckelchen, die Einer, wenn er's nur im Geringsten mit dem Verleger versteht, hundertfältig wieder einzubringen weiß: omne tulit punctum! Geld, Herr Sandel, Geld regiert die Welt! Wer Geld hat, hat Genie und Verstand; Geld ist mein Genie und Lorbeerkranz, und wenn ich das hab', pfeif' ich auf alle Lorbeerkränze, wo sie auch herwachsen.

Sandel. Hätt' auch nicht sonderlich Ursach mehr, darnach zu haschen, ha! ha! Kam schon wüst ins Gedräng, ist schon zusammen geritten worden, daß ihm der Appetit nach Lorbeerkränzen vergehen sollt'. Magister, die Wahrheit, er hat schon wüste Püffe gekriegt.

Knellius. Ah so, ha! ha! ha!

Sandel. Nicht ah so, sondern in optima forma. Sieht er, das gefällt mir jetzt wohl an ihm, daß er die Poeterei ganz auf Seite geschmissen und sich mit was Anderm abgiebt, das ihm vielleicht besser zur Hand schlägt.

Knellius. Ich auf Seite geschmissen? Auf Seite geschmissen? Im Gegentheil! Jetzt will ich erst recht anfangen. Meine Elegieen sind in ganz Deutschland als erbärmlich ausgepfiffen worden: weiß Alles, warum, kenne die Cabalen! Aber das soll mich nicht schrecken; jetzt will ich erst hervorrücken all' den scheelsüchtigen Recensenten-Flegeln zu Trutz; hervorwischen mit zehn, zwanzig, dreißig, hundert auf einmal, hier und da und dort, daß sie nicht wissen, wie und woher. Und da will ich feuern mit den Uebrigen die ich an der Hand habe, daß sie meinen sollen, der Himam blitzt über ihnen zusammen. Nein, mein werthester Herr Sandel, da kennen Sie mich noch nicht! Wer nachgibt, hat verloren; wer zuerst aufhört, hat Unrecht in dieser Welt. Aushalten, bis auf den letzten Mann, sollt' einer auch drüber zu Kraut zerhackt werden! Das letzte Wort, das beste Wort! Gut oder schlecht, all' eins! Wenn zehn, zwanzig schrein: das ist nichts nutz, muß man vierzigmal wieder entgegen schreien: ihr versteht's Alle nicht, und dann hinter ihre eignen Sachen hergehn, wie sie auch sein, noch so groß, thut nichts! Streiten mit großen Männern macht immer Aufsehen und Lärmen, und wenn man auch zertreten wird — thut nichts! Man wird doch immer in der Polemik neben einem großen Namen genannt. Und dann bleiben ja noch so Viele übrig, mein lieber Herr Sandel, bei denen unser einer auch Recht hat, und noch Patrone, bei denen es oben drauf noch etwas einträgt.

Sandel (aufstehend). Aber am End', Magister, wenn der Patron merkt, daß hinter dem gelehrten Mann im Grunde doch ein fauler Fisch steckt, wie dann: Die Thür', Magister! Er weiß, wie das zu gehen pflegt.

Knellius. Spaß, Herr Sandel! Wenn der Fuchs Drohungen scheut, wird er sein Leb-

tag nicht fett. Die Weiber sind meine Haken, mit denen ich nach den Männern angle. Hab' ich das Weib einmal, was will der Mann? Es gehört Uebung dazu, sich durch die Welt zu schicken, und einem armen Teufel gehts oft hinderlich genug. Sottisen und Weiber-Launen mit einem lächelnden Gesicht von sich weg zu paufen und eine angenehme Pille nach der andern zu verschlucken, ohne sein Ziel darüber aus den Augen zu verlieren, dazu gehört desperate Courage; und ein Kerl, der das vermag, ist in meinen Augen kein H... — Jeder Bube kann seinem Humor nachlaufen, jeder Narr, jedes Genie; aber Leute, denen man fatal ist, an unser Gesicht zu gewöhnen, sich trotz aller Heterogeneität mit Andern in eine Gesellschaft einzupassen.... Herr Sandel, die Chocolade ist fertig, kommen Sie. Ist doch Alles in der Welt nur pro forma; pro forma, was wir leiden, wo unser Interesse implicirt ist; haben wir einmal, was wir wollen, die Leutchen gebraucht, wie wir wollen, dann lachen wir, ha! ha! ha! Attachement und Ehrfurcht blas' mir in Hobel!

(Ein altes Weib bringt Chocolade und setzt sie auf den Tisch).

Knellius (gießt ein). [Man hört einen Lärm auf der Straße.] Was ist das! Ah! Sehn Sie, Herr Sandel, Soldaten und Gerichtsdiener ziehen in Faust's Haus hinunter, wird ein schön Gebäck geben, wollen unsern Spaß haben. Sehen Sie, wie die Juden wegschleppen! Der Faust weiß nicht, was ihm noch grünt! Wenn's da nicht auslangt, Herr Sandel, kann's ihm an Kragen gehn, daß man ihn noch bei den Ohren festnimmt und eincarcerirt.

Sandel. Er ist ein Esel! Wie kann man das? Für andre Schelmen Alles hergeben und noch dazu...

Knellius. Die Gerechtigkeit, Herr Sandel! Ein altes Sprichwort: Bürgen muß man würgen, Herr Sandel. Warum hat er's gethan, damit geprahlt, ha! ha! ha! Meine Disputation freut mich nur, wie die noch vor ihrer Existenz scheitert. Er wär' wüst gekämmt worden, hab so recht all' meine Galle hinein gebracht.

Sandel. Doch auch ein unterthäniges Rauchwerk dem Mäcen? Ei, so schlag ihn das... Muß er mich just da an mein link Bein stoßen?

Knellius. Nicht bös gemeint, kommen Sie, wir wollen die Chocolade drüben im grünen Zimmer nehmen, können gemächlich sehn, was unten auf der Straße vorgeht. Lustig, ehe sie kalt wird! (nimmt das Chocoladebret).

Sandel. Hört er's! Geh er zu allen Teufeln mitsammt seiner Chocolade! Will in seine Chocolade! Er Flegel! Er Esel! (Hinkt an die Thüre, dreht sich um). Hört er's, daß er mir in der Stadt nicht sagt, hab' mit ihm Chocolade gesoffen, sonst... sonst...! (Winkt mit dem Stock, ab).

Knellius (stellt wieder nieder). Der alte Kracher, mich so zu kefelgeln! Der Henker! Hat's ihn vielleicht verdrossen, daß ich ihn der Juden wegen so allein da sitzen ließ? Will's gleich erfahren, wenn ich seiner Alten ihre runzlichten, ledernen Hände einmal küsse. Was hab' ich denn gleich bei der Hand, ihr vorzulesen? (Greift in alle Taschen.) Das war eine schöne Gelegenheit, den Faust hinter den Rippen zu kitzeln; hätte den Juden gleich auf der Stelle küssen mögen, der mir sie verschaffte. Ha! ha! ha! Gelt, Herr Doctor! Was ihn das ärgern, grämen, grimmen muß, seinen Hochmuth, der den Wolken entgegenlief, niederstreichen muß! Soll noch besser kommen. So lange der in Ingolstadt existirt, schlaf' ich nicht ruhig. Er ist mir ein Dorn in meinen Augen bei Tag und Nacht. Wenn ich's nur dahin bringen kann, daß er jetzt festgesetzt wird. Die Juden! Laß sehen, Knellius, hast ja noch Kopf und Leute an der Hand, etwas auszuführen! Gut. Will Alles anspannen. Aber Blitz! Da verspät' ich mich mit Monologiren, indessen der alte Podagrämer mir davon schleicht, in der Idee, als hätt' er mich beleidigt. Das ist keinen Teufel nutz, macht eine gewisse Lücke in der Conversation, eine gewisse Unbeholfenheit, die gar nicht zu meinen Planen zweckt; der Kerl nimmt mich dann gleich genauer auf's Korn. Chocolade hin, Chololade her! Muß den Augenblick nachlaufen und ihn mit ein paar närrischen Histörchen wieder herumbringen. Wenn man nie schreit, ist man nie troffen worden. Spaß ist kein Spaß, wenn man nicht darüber lacht; Sottise keine Sottise, wenn man sich nicht darüber ärgert. Ueberhaupt mein Principium: mit Leuten, die einem nutzen können, muß man's nicht so genau nehmen.

Schwamm (bucklich), Blaß (stollfüßig), Amsel (einäugig), Ahasverus (stammelnd).

Alle. Empfehlen uns, Herr Magister.

Knellius. Ei meine lieben, lieben, lieben Freunde, herzlich willkommen! Den Augenblick wollt' ich zu Ihnen gehen (Küßt jeden). Hab' nothwendige Sachen, zwar nicht von Wichtigkeit, aber doch so, so! Gespaß, Einfälle, wozu Sie mir vor Allen behilflich sein können.

Alle. Wir sind ihre Diener.

Knellius. Freunde, lieben, guten Freunde, ohne alle Complimente! Herr Ahasverus, Sie müssen mein Herold in einer Sache werden.

Ahasverus. Sch—sch—sch—steh, steh, zu, zu, zu, Be, Be, Befehl.

Knellius. Aber eilen müssen wir; kom-

men Sie, kommen Sie! Will Ihnen Alles unterwegs sagen. Noch einmal, von Herzen mir willkommen, meine Lieben! (Küßt jeden).

Blaß (der Stollfüßige). Hat uns nur darum lieb, weil er unter uns einem ordentlichen ganzen Kerl gleich sieht. Wie er uns zusammen gebracht, den, den und den und mich . . . . Schande, wenn wir uns so untereinander ansehen.

### Straße vor des Goldschmieds Hause.

Wagner. Eckius.

Eckius. Wie geht's, Wagner? Du trippelst wie ein verscheucht Huhn in den Straßen herum. Wie ist Dir?

Wagner. So so! Wie Du mit allem Witz nicht ausholen kannst. Mir ist wohl und nicht wohl und doch wohl. Ich wollte, Du thätest mir die Liebe und fragtest darüber nicht weiter.

Eckius. Wenn Dir meine Invitation nicht behagt, kann ich Dir nicht helfen. Wo ist denn der Doctor?

Wagner. Er zieht allein mit dem Degen unter dem Arm hin und her; scheucht Alles von sich, was ihm nahen will.

Eckius. Das ist so seine Manier, wenn ihm etwas im Hirn 'rum geht. Hat er recht gespieen, als er die Nachricht vernahm?

Wagner. Er knirschte mit den Zähnen und lachte; stieß dann ein paar saure Worte aus und ging schnell in einen misanthropischen Humor über, worin er die Welt und seine eigene Tollheit persiflirte, indem er sich eine Spielkatze der Fortuna nannte, die sich nach ihren Capricen herumhudle; einen Affen, den der Fuchs in den Korb geplaudert und indessen die Eier verzehret; einen Pfannenflicker und so weiter. Du weißt schon, wie er's treibt, wenn einmal seine Imagination rege wird.

Eckius. Hat im Grund nicht viel zu bedeuten. Er ist keine von den hohlen Tonnen, die gleich gewaltig von innen hervorhallen, wenn das Glück von außen nur im Geringsten an sie anschlägt; einer von denen, die innen voll Lieblingsideen umhergehen, ganze Jahre lang eine Idee herumtragen und sich so in ihr verweben und verhängen, ganz in ihr denken und leben, daß alles Neue, plötzlich um sie herum Entstandne, nicht so stark auf sie wirken kann; und wenn auch, doch nur momentan, weil die Seele, mit eigner Fracht überladen, unter neuer Aufnahme erliegen müßte. Tröstet euch unter einander! Was man nicht mehr hat, hat man nie gehabt, und damit aus dem Sinn!

Wagner. O wenns drauf ankäm', ich wollte Dir auch predigen und sagen, was gut ist. Aber Du weißt nicht Alles! Wenn Sagen und Thun einmal in der Welt in gleicher Uebung wären! An meinem Platz, Eckius, würdest Du vielleicht anders reden.

Eckius. Pfui! Was wär das! Siehst Du mich für eine angefleckste Lehmwand an, die der erste Sturmregen verwässert und verrüttelt? Gesunde Nerven und das Herz frei, bäumt sich's über jeden Zufall leicht hinaus. Fluchen, schelten, schreien, über eine Lumperei lärmen, das laß ich mir gelten; 'n braver Kerl kann sich wohl ärgern, auch vor Zorn und Galle oben drauf die Schwindsucht kriegen, wenn zu viel Nichtswürdigkeiten ihm über den Leib fallen und ihn drosseln. Aber das ist auch Alles; zum Wimmern wird mich nichts leicht bringen. Wein und Bier und Wasser ist mir einerlei! Wo's auf diesen Punkt ankommt . . . Bin der Jurisprudenz entritten; aber würf' mich das Glück so, daß ich morgen Matrose werden müßte, glaubst Du, ich würde um ein Haar weniger Eckius sein? Possen! Der Faust ist in diesem Punkt noch ein ganz andrer Kerl; und Du bist ein angehauener Schacht, der noch erst der Welt zeigen muß, was für Metall in ihm wächst. Bei der ganzen Pastete dauern mich die zwei Mosler, die des Goldschmieds Mädel über diese Begebenheit zu Bärenhäutern gemacht; waren keine übeln Leute!

Wagner. Du peinigst mich! Des Goldschmieds Töchter? Sie? Vielmehr haben die niederträchtigen Schufte den Vater verführt, die Mädchen zu erhalten; ganz gewiß! Ich kenn' auch seinen Eigennutz; aber so weit hätt' er's gewiß nie ohne andre Verstärkung gewagt. Und wer konnte die geben? Minchen, die tugendhafte Seele würde allein widerstanden haben, würde mit ihren Thränen sogleich den Entschluß ihres Vaters zu Boden gelegt haben, hätte sie nur im Mindesten Verrath und Betrug geahnet. Und Du vergehst nicht darüber, sie so etwas fähig zu halten? Den Engel! Wirf Feuer auf den Altar, brenn' Kirch' und Kloster nieder: Du thust verzeihlichere Sünde, als in der Gewalt so harter Beschuldigung der reinsten Unschuld.

Eckius. Bist brav, Wagner; aber wenn Dir einmal der Bart einen Zoll hinauf in die Backen gewachsen, wirst Du mehr erfahren und vermuthlich über diesen Punkt etwas anders denken gelernt haben. Mir ist die weibliche Natur eine hohe respectable Natur: hony soit qui mal y pense; aber auch eine sehr wankelhafte Natur, über die der behendeste schärfste Schütz sich verfehlt im Lieben und Geliebtwerden, Hoffen und Verlangen. Es färbt und mahlt und schildert sogleich Alles nach seinem eignen Lichte. Die

Mädchen und Buben sind gar lustige Dinger unter der Sonne. Narr, es hat mich ein wenig stutzig gemacht, wenn ich wohlbemittelte und reich beamtete Jünglinge gesehen, die Wunders hoch in der Rechnung bei ihren Lieblein zu stehen glaubten und am Ende doch nichts anders als nur die Bräme auf ihren Mänteln waren, wofür sie auch galten. Adieu, lieber Junge, hör' dort eben ein paar Degen an einander wetzen. Nu, kommst Du diesen Abend zum Essen auf meine Stube?

Wagner. Zum Nachtessen schwerlich, aber noch immer zeitig genug, ein paar Worte mit Euch zu plaudern.

Eckius. Bedenke, was ich gesagt. Ich, Herz und Kölbel reisen bald von hier nach Straßburg zurück; wenn Du dort mit unter uns leben willst, bist Du Patron. (Ab).

Wagner. Allen untereinander! Ja, wer das ganz ins Reine bringen könnte! Das Hirn fällt mir fast zum Kopf heraus. Faust! Faust! An deiner Stelle, ich wüßte nicht, was ich thät', wüßte, nicht wo es mit mir hinkäm'; und wie ich dich kenne, ich fürchte mehr für dich in dieser Lage, als alle deine übrigen Freunde wähnen. Deine armen guten Anverwandten, denen du einen Theil der reichen Erbschaft noch schuldig bist! Und nun du selbst Alles verloren, zugleich mit verloren, was ihnen gehört! Ihr Eigenthum, nicht deines! Es ist nicht zu ertragen. Wie sie sich deiner Redlichkeit freuten (zieht ein Papier heraus), mir schrieben: unser Vetter Johann, segne ihn Gott für seine Redlichkeit! Wir alle danken ihm und wollen mit Ehestem einen Vertrauten zu ihm hinauf schicken, der das, was er für unser erkennt, in aller Namen empfangen soll; es kommt uns sehr zu gut. — Die Thränen kommen mir in die Augen. Und jetzt, wenn sie's erfahren: Einer ist schon auf dem Weg hierher in ihrem Namen Alles zu empfangen und abzuholen. Mir schaudert die Haut! Was man nur sagen kann und soll! Will mit Fleiß immer hierum auf und abgehen; dort im Ochsen kehren gemeiniglich die von Sonnenwedel ein; ob ich den Abgeschickten nicht antreffe und ihn wenigstens abhalte, daß er nicht in dieser Lage dem Faust über den Hals falle. Gut schwätzen und sich mit Philosophie und Vernunft durchhelfen; aber wer in der Klemme steckt, weiß immer am besten, wie's thut.

---

## Marktplatz.

Faust (den Degen unterm Arm), Kölbel.

Faust. Immer den Buben zu spielen, mit giftiger Zunge über die Sterne zu fluchen, unter denen man geboren ward, jeder gemeine Schurke hat das zum Ausweg! Hohn und Spott ist meiner Seele Nacht und Abscheu. Aber so weit ist's auch noch nicht mit mir gekommen, daß ich dieß fürchten müßte. Es lebt etwas in mir, das über alle Erniedrigung erhaben ist.

Kölbel. Lieber Doctor!

Faust. Ich seh' es in Gedanken, und hasche darnach . . .

Kölbel. Hörst Du! Bruder Faust!

Faust. Ob ich's wage! Der große kühne Gedanke, der über mir schwebt: zu weit erhaben über kleine Köpfe! Der Athem verläßt mich in freier Luft. Ha! Bist Du da? Wie geht's, Kölbel?

Kölbel. Ohne ferneren Eingang, Bruder, noch weitläufige Condolenz über das, was zu Dir gestoßen: ich komm' hieher, Dich zum Nachtessen einzuladen. Eckius und ich, wir suchen Dich schon eine gute halbe Stunde. Beliebt's?

Faust. Dank euch! Aber haltet mir's zu Liebe, ich bin heute nicht sonderlich dazu aufgeräumt.

Kölbel. Hättest herrlichen Spaß haben können! Zwei Mädel von Straßburg sind hier angekommen; alte gute Bekanntschaft von mir, mit einem Knasterbart von Onkel, der den Argus über sie macht. Das Ding war Anfangs äußerst übel, man konnte vor dem Alten kein Wörtchen an Mann bringen; immer hatte ihn das Wetter dazwischen. Eine allein auf Seite zu kriegen, daran war nun gar nicht zu gedenken, und ob er gleich ein großer Liebhaber von Zeitungsneuigkeiten war und ich Kerlchen genug mitbracht', die sich einander fast die Lunge ablogen, den Ketzer immer aufmerksamer zu erhalten, half's doch nichts; sah er, daß ich Eine oder die Andere nur mit der Hand berührte: gleich dazwischen geschnüffelt, ei, ei, ei, was gibts denn da? Und machte dabei ein Gesicht, wie eine Papierscheere, die man auf und zu macht, indem Nase und Bart, beide gleicher Länge, einander beständig küßten, wenn er so was über's Zahnfleisch wegraffelte. Endlich half uns Herz aus; der Gaudieb verkleidete sich heut früh, legte die Kleider seiner Hausfrau, der dicken Schneiderin an, rieb seinen blauen Bart mit Röthel und Bleiweiß, daß es ein Elend war; ich mußt' ihn dort als eine Bekanntschaft von mir unter dem Namen der Frau Conrectorin dem Alten und seinen zwei jungen Bäschen vorführen, und da hättest Du den Teufel nur sehen sollen, wie er das so meisterlich in einander gemacht! O es war zum Fressen! Der Bursch ist zum größten Komödianten geboren. Kurzum, er wußte den so zu streicheln und einzunehmen, ein Spazier-

gang wurde vorgeschlagen, Herz hing sich in des Onkels Arm und zog ihn mit sich voran, ich mit den Mädel hinten drein und husch in ein Nebengäßchen hinein, eh der sich's versah! Nun sitzen sie auf meiner Stube und mein Hauswirth, der alte Podagrämer Sandel, der sich mit seinem Weib des Magister Knellins wegen brouillirt hat, hält sie für meine zwei Bäschen. Ich suchte gleich, um Dich bei dem Spaß zu haben; sind zwei muntre fidele Mädel. Komm mit! Hörst? Wie? Was? Er hört nicht auf mich? Was fehlt dem? Davon mit dem Geist! Sieht umher wie einer der im Schlaf umgeht. Was murmelt er zwischen den Lippen? Faust?

Faust (vor sich). Schande wär's, abzustehen! Gefährliches Unternehmen! Und doch Schande! Was ist's, das meine Gedanken so zusammenfaßt und immer nach dieser Aussicht hindreht, wo alle Gaben des Glücks vor meinen Füßen hingestreut da liegen? Meine Seele sträubt auf und ahnet irgend ein gefährlich Wesen umher, das sie fangen will: der Instinkt der Taube, die den Marder am Schlag spürt. Dieß Beben und Klopfen, es geht um mich herum und herum, dorthin und dorthin will's immer mit mir. Was es auch ist, ich will ihm folgen Ha diese goldnen Träume, die um mich her wandeln und sich in mein Inneres hineinspiegeln, sind zu lieblich im Anschauen, zu schmerzlich wieder zu verlassen, wenn man sie einmal gesehen. Warum zag' ich denn? Weg! Ein andermal mehr darüber. Für jetzt, was ist gleich zu thun? Hin ist hin; und ich habe auch schon den Quark von Verlust vergessen. Vielleicht wollt' es Schicksal so; sie mußten sich auf meinen Rükken vom Untergang retten, ich war der Mäkler, sie wieder mit dem Glück auszusöhnen und mir ist die Anwartschaft auf eine erhabene Stelle verliehen. Nur das Einzige, es greift mir in die Seele: was werd' ich meinen armen Verwandten jetzt geben? Ihre Hoffnungen so hintergangen; es ist zu arg! Doppelt, doppelt, mir anvertrautes Gut so unachtsam zu verschleudern! (Zieht einen Beutel unterm Mantel hervor). Mir fällt etwas ein, ja, ja! Muß erst Alles versuchen; über dem Geschwätz verliert man endlich alle Activität. Das will ich! Gewinn' ich nur so viel wieder, zum Theil die auf so lange zu befriedigen, bis ich dorthin näher komme: dann wär' ich ein Weilchen ruhig. Dieß mein ganzer Rest.

Kölbel. Nun, ich will doch sehen, wann er wieder zu sich selbst kommt. — Jetzt athmet er leichter und blickt gelassener umher. Ist er vielleicht nicht wohl? Was er mit dem Beutel in der Hand will?

Faust (vor sich) Zu wenig und zu viel in meiner jetzigen Stellung! Gut denn. Draußen vor der Stadt versammelt sich gegen das öffentliche Verbot in ödem finstern verfallnen Thurme, wo Eulen und Gespenster bei Nachtzeit herbergen, heimlich eine Gesellschaft Spieler; vermummt und masquirt schleichen zu ihnen nur Leute, die mißvergnügt mit Gott und Welt, oder junge Waghälse oder andre mit Elend Beladene, am Rande des Verderbens Schwindelnde, dort Trost und Hilfe gegen das Unglück zu suchen, das sie auf allen Wegen hetzt; die, wenn sie das Letzte hier gewagt, hernach auch mit Recht sich der Verzweiflung ganz in die Arme werfen dürfen. Diese Gesellschaft will ich heute vermehren; gewinn' ich nur so viel, meine Verwandten zu befriedigen, wohlan, so ist mir wieder eine Weile wohl. Will sehen, wie es geht; verlier' ich, immer hin! Mir bleibt am Ende doch noch mein letzt Refugium. Wie, Bruder Kölbel, noch hier? Ich dachte, du wärst schon weiter.

Kölbel. Du warst in tiefem Nachdenken begriffen, Bruder . . .

Faust. Ach ja! Es fiel mir etwas aus den vorigen Zeiten ein. Die Zukunft und die Vergangenheit sind es immer, wonach wir Menschen unsre meisten Blicke wenden; wir sehn uns oft größer in der schmeichelnden Zukunft und müssen, um wieder die richtige Proportion zu treffen, die Vergangenheit zu Hilfe nehmen, die dann den wahren Spiegel vorhält und uns weis't, was wir werden können, indem sie zeigt, was wir waren. Wie, sagtest Du mir nicht vorhin noch was Anderes?

Kölbel. Ich sprach viel, du merktest aber nicht darauf.

Faust. Bin in einem wunderlichen Humor heute. Mir ist nicht wohl; doch das wird schon wieder vergehn. Leb' wohl, Bruder! Grüß' mir deine Kameraden, ich habe nothwendig an einen Ort zu gehn. (Ab).

---

## Aus den Menschenfreuden *).

Von C. F. Sintenis.

Das wünscht' ich, daß ich so das alles, was ich heute an einem der letzten Tage des Julius, in meinem Garten während eines Gewitters empfunden und gedacht habe, mit einem Male hier hinschütten könnte. — Fürchtest du etwa, Freund, daß ich dir damit unangenehmheftige Erschütterung, gewaltiges Erbeben, und hingeworfenen Muth, verursachen würd'? Denke dis

*) Menschenfreuden; aus meinem Garten vor Z. Frankfurt und Leipzig, 1778.

nicht! Wend' auch das Blatt deshalb nicht sogleich um! Gewitterstunde ist auch feierlichwonnevolle Stunde fürs Menschenleben. Das einzige möcht' etwa dabei auszusetzen sein, daß eine schwüle, pressende Luft das Athemholen eine Zeitlang erschweret; aber ist der Regen nur erst einige Minuten lang stark gefallen, so ist's auch wieder überwunden.

Ich weis wohl, daß unter euch, meine lieben Leserinnen, und Leser, viele sein werden, welche, bei jährlicher Rechnungsabnahme des Sommers, das Aufsteigen der Gewitter unter die Defekte bringen möchten; aber könnte doch das Raisonnement eines Erdbürgers, welcher gern alle Furcht von sich, und seinen Mitbürgern, vertreiben wollte, etwas dazu beitragen, daß sie hinfort einer und der andere von euch in Rechnung passiren ließe; Ich kanns nicht sagen, ob es Menschen gebe, denen die Furcht für Gewittern natürlich sei; ich habe den Versuch nicht machen können, obs wahr sei, oder nicht; glaub' auch, daß es überhaupt viel Mühe kosten müsse, hinter Dinge zu kommen, welche natürlich sein sollen. So viel weiß ich aber mit Gewißheit und aus Erfahrung, daß die Vorstellungen, welche der Mensch von Kindheit an in Ansehung der Gewitter empfängt, bei Festsetzung seiner Denkungsart über sie das mehreste thun. Oft hab' ich Kinder von einigen Jahren gesehen, welche schon beim Anblick eines Wetterstrahls unter den Röcken ihrer Mutter Schutz suchten, und sich mit einem Geschrei darunter verbargen, als wär' Feuer im Hause. Anfangs erregt' es meine Bewunderung; allein, ich ward bald überzeugt, daß ich, wenn ich an der Kinder Stelle gewesen wäre, unter denselbigen Umständen eben so würde gehandelt haben, als sie. Die Drohungen, welche die Kinder täglich bei allen Donnerwettern empfingen, die fürchterlichen Präparationen, welche, so bald ein einziges derselben aufstieg, um sie her gemacht wurden, das Zuschrauben der Fensterladen, das sorgfältige Verschließen aller Thüren, das angstvolle Zusammenlaufen der Leute im Hause, das Zittern der Mutter, das Schreien der ältern Geschwister, das heftige Singen des Vaters, und der Nachbarn, konnten auf sie keine andere Wirkung haben, als sie in der That hatten. Ich habe einen kleinen Buben von drei Jahren, auf dessen Bewegungen ich bei jedesmaligen Aufsteigen eines Wetters die genaueste Aufmerksamkeit richte; aber er zuckt dabei nicht. Er sieht den Himmel in seiner Schwärze mit ruhigen Augen an, und, wenn es blitzt, freuet er sich herzlich, und spricht; Papa, das war schön; das war recht helles Licht. Was den Donner betrifft, so ist er mit sich selbst nicht darüber einig, wozu er ihn machen solle. Bald glaubt er, es kommt eine Kutsche gefahren, bald denkt er, es sei ein Schuß, und greift geschwind nach der Elle, und thut, als wollt' er mit schießen; bald hält ers für Trommelschlag. Ich hab' ihn von Anfang an dafür verwahrt, daß er keine falsche Vorstellung über die Sache von andern empfangen könne, und nehme ihn, so bald ich ein Gewitter am Himmel merke, zu mir. Die Ideen, welche er sich selbst davon macht, will ich, wenns Zeit sein wird, schon berichtigen. Wär' warlich ein Wink für euch alle, die ihr Menschen bildet, sie für Gewitterfurcht sorgfältig zu bewahren! So würden sie einst den Vortheil davon haben, daß ihnen der größte Theil des Sommers unruhloser, freudenvoller wäre; da sie im Gegentheil, wenn sie einmal Vorurtheile darüber eingesogen, und diese sich festgesetzt haben, oft durch die vernünftigsten Vorstellungen anderer, und durch eigene Reflexionen, ihr ganzes Leben hindurch von einer ungegründeten Bangigkeit dafür sich nicht losreißen können.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Gewitter hie und da in einzelnen Theilen der Schöpfung Schaden, und oft gar Verwüstung und Zerstörung, zubereiten, und man könnte dis für eine Apologie für die Furcht für selbigen halten; allein, es käme nur darauf an, daß man sich darauf legte, über diesen Punkt oft vernünftig mit sich selbst zu raisonniren, so würde man vielleicht auch mit ihm fertig. Die Einrichtung der Welt ist nun einmal von der Art, daß die möglichste Vollkommenheit des Ganzen da sein, und erhalten werden soll. Allein, diese Vollkommenheit des Ganzen verspricht keinesweges ähnliche Vollkommenheit jedem einzelnen Theil. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Theile bringt vielmehr ganz natürlich die Erscheinung hervor, daß die Vollkommenheit des Ganzen nicht anders fortdauern könne, als wenn hie und da einzelne Theile aufgeopfert werden. Lasset uns also annehmen, daß Gewitter, so, wie jedes andere Ding in der Welt, dort oder da Schaden und Verwüstung in einzelnen Theilen der Schöpfung anrichten, so ists doch offenbar, daß das Ganze derselben unaussprechlich dabei gewinne. Willst du's nicht glauben, Freund, so geh Tags drauf nach'm Gewitter auf dein Feld, und in deinen Garten, und sieh, wie der vorzüglichfruchtbare Regen, welcher während desselben fiel, im Pflanzenreich beinahe Wunder gethan hat. Zieh alsdenn die gereinigte, abgekühlte Luft in dich ein, und stell dir vor, daß dieser Balsam, den du jetzt einathmest, Gift über lang oder kurz für dich hätte werden können, wenns unterm Himmel nicht Bliz und Donner gäbe. Jeder leidende Theil beim Gewitter müsse also gleichsam

als ein Märtyrer fürs Ganze betrachtet werden; man müßte seine Niederlage als ein Opfer ansehen, ohne welches eine weit größere Aufopferung würde haben vor sich gehen müssen. — Es giebt Gemüther, für welche diese Betrachtung allein schon Beruhigung genug sein kann, weil sie einsehen, daß, wenn die Einrichtung der Welt durch sie nicht abgeändert werden könne, sie mit ihr zufrieden sein müssen, und daß selbige, so, wie sie einmal ist, auch weise und gut genug ist.

Aber lasst uns auch den Schaden, welchen Gewitter hie und da stiften, einmal nicht als Gewinn fürs Ganze, sondern als wirklichen Verlust für einzelne Theile, betrachten; was folgt daraus? Freund, bist du bestimmt, in einer weiten Strecke der Schöpfung um dich her beim aufziehenden Wetter der einzige Leidende zu werden: so wartet auf dich entweder Verlust deines Vermögens, oder deines Lebens selbst zugleich. Ich gestehs, aller seiner Habe binnen einer Stunde beraubt werden, besonders, wenn man Jahre lang daran gesammlet hätte, müßt' eine traurige Situation im Leben sein. Philosophische Seelen müssen aber auch dann in dem Bewußtsein noch Trost finden können, das Feuer nicht angelegt zu haben. Und sollt' es nicht in den Händen der Fürsten sein, ihre Unterthanen auch von dieser Seite zu beruhigen, wenn sie ein- für allemal festsetzten, daß, wenn einer von ihren Bürgern und Bauern durch einen Wetterstrahl abbrennte, alle seine Mitbürger in der Stadt, oder alle Bauern, welche mit ihm zu einem Amte gehören, jeder pro rata, dazu zusammentragen müßten, daß dem Unglücklichen sein verlornes Vermögen bei Heller und Pfennig ersetzt würde? Wahrscheinlicherweise würden sie sich alle dazu bereit finden lassen, weil jeden von ihnen das armmachende Schicksal treffen kann; und sollten Widriggesinnete sich dagegen setzen, so könnte ihnen angedeutet werden, die für einander sorgende Gesellschaft zu verlassen, und sich Häuser an einsamen Oertern zu bauen, damit sie, wenn sie ja abbrennten, nicht die Wohnungen ihrer Nachbarn zugleich in Feuer setzten. Träfe dich aber, Bruder, der Wetterstrahl selbst, und du fändest in seinem Schwefeldampf den Tod, was fragst du nach dem Brande, welcher dein Haus einäschert? Fürs Haus sorgt man allenfalls, so lange man darinn wohnt. Der Verlust deines Lebens scheint dir jetzt schrecklich, wenn du ihn dir denkst, nach dem Augenblick des Strahls aber schmerzt er nicht weiter. Uns allen ist die Gewißheit unsers Abgangs bekannt, nur seine Stunde kennen wir nicht. Müssen wir doch glauben, daß die, welche es einmal sein soll, dazu die schicklichste sei. Geschöpfen, welche abgehen müssen, kanns gleich viel sein, ob sie heute oder morgen gerufen werden. Dadurch, daß der Ruf schnell erschallt, gewinnen sie mehr, als sie verlieren, und vielleicht ist der Tod, im Blitz gefunden, unter allen der sanfteste. Ob sie erst anfangen, zu hinken, sich denn ganz hinlegen, Wochen lang mit Schmerzen kämpfen, sich mit dem Anblick derer, welche sie verlassen sollen, noch lange quälen, oder, ob sie mitten im schnellsten Lauf sinken, verkürzte Angst haben, und den Ihrigen aus den Augen gerissen werden? — ich halts mit dem Letztern.

Und vielleicht hätten viele durch Gewitter unglücklichgewordene ihrem Tode entgehen können, wenn sie vorsichtig genug gewesen wären. Wenn es einmal Thiere gibt, deren Gesellschaft beim Wetter uns gefährlich ist, warum entfernen wir sie nicht alsdann von uns, wenn wir unter altem Gemäuer, oder unter dem Schatten der Eiche, nicht sicher sind, warum nehmen wir zu ihnen unsere Zuflucht? warum setzen wir uns nicht lieber dem durchdringendsten Regen aus, und halten die Nässe, welche er über uns her führt, für ein Präservatif widers mögliche Unglück? — Vielleicht ists in den Händen der Menschen, die, dem Ansehen nach, furchtbarste Erscheinung in der Natur eben so unschädlich für sich zu machen, als ihre lächelndsten und entzückendsten. Beispiele haben wir davon, und ich habe das Vertrauen zu dem reifenden Geiste der Menschheit, daß er im kommenden Jahrhunderte übers Vorurtheil siegen werde. Wär' ich Fürst, oder König, so brächt' ich auf meinem Residenzschlosse, auf allen meinen Lust- und Jagdschlössern, auf allen Thürmen und Kirchen, und auf allen öffentlichen Häusern, die Ableiter zuerst an, und machte mir von der Nachahmungssucht meiner Unterthanen die Hoffnung, daß sie mir bald folgen würden. In entfernten Welttheilen ist man schon weiter in der Sache, und hat davon den erwünschtesten Erfolg. Es käme nur darauf an, daß Männer von Einsicht und Ansehen das Vorurtheil auch bei uns angriffen, mit Ernst und Muth angriffen. Ich kenne einen siebzigjährigen Prediger aufm Lande, und unterhielt mich vor einiger Zeit mit ihm über diese Wohlthat, welche man dem Menschengeschlecht erweisen könnte. „Bewahre Gott, sagt' er, Herr Konfrater, wie profan denken Sie! Wollen Sie unserm Herrgott in seinen heiligen Wegen und Gerichten hinderlich sein?“ Ich hatte Mitleiden mit der fürjetzt übelangebrachten Pietät des Alten; aber alle meine Demonstrationen würden ihn nicht auf andere Gedanken haben bringen können. Eben fiel mir ein, daß er am selbigen Tage sich hatte eine Ader öffnen lassen. „Herr Bruder, fragt' ich ihn, warum haben Sie heute so schnell

zur Ader gelassen?" Ei, mein Gott, antwortet' er, das war höchst nöthig, mein Arzt sagte mir, daß mich der Schlag auf den Fuß verfolge. Nun konnt' ich mich nicht enthalten, ihn zu fragen, warum er durch's Aderlaß Gott in seinen heiligen Wegen hinderlich geworden wäre. Er fühlt' es, was ich für eine treffende Folgerung nun auf den vorigen Gegenstand unseres Gesprächs ziehen konnte, und fing von etwas andern an zu reden. — Mit solchen Vorstellungen hab' ich mich den größten Theil meines Lebens hindurch beschäftigt, und damit ist mirs gelungen, das rasselndste Donnerwetter für mich zur Menschenfreude umzuschaffen. —

Ich lag heute noch unter meinem Birnbaum, als ich fühlte, daß die Sonne heftig zu brennen anfange. Was gilts! dacht' ich, Gewitterstunde ist nicht mehr weit. Ich stand auf, sah mich um, und erblickte in Südost einige Wetterwolken. Ich ging in eine meiner Lauben, und betrachtete den Himmel mit Aufmerksamkeit. Nach einer halben Stunde erschien schon das volle Gewitter, und ein dumpfiges Donnern verkündigte mir seine Annäherung. Die Sonne brennte immer heftiger, alle meine Pflanzen neigten ihre Häupter, und schienen nach Erquickung zu schmachten. Es war ein feierlicher Anblick, ein Anblick ganz voll Zukunft, welchen der Horizont mir reichte. Ueber mir noch der hellste, blauste Himmel, weiter hin gekräuselte, lichthelle Wolken, welche sich über einander thürmten, und ein langes Kettengebirge abbildeten, und unter selbigem ein dicker, schwarzer Schlauch, welcher ein halbes Meer in sich aufgenommen zu haben schien. Jeder Donner ward lauter, als der vorige; einige kleine Gewölke, welche den Vortrapp machten, eilten zur Sonne her, und verbargen sie. Noch war Stille, tiefe Stille in der Luft. Plötzlich erhob sich ein gewaltiger Sturm, der mit einer Staubwolke daherrauschte, und das Gewitter schwebte schon über meinem Haupt. Einige schmetternde Schläge folgten nun, und ein durchdringender Regen kam hinter ihnen her. Es war eine herzliche Freude, so zu sehen, und zu hören, wie der Regen fiel. Anfangs rauschte er stark auf den Blättern der Bäume, und der niedrigern Gewächse, weil sie von der Sonne wie gedörrt waren; bald aber wurden diese weicher und zarter, und das Geräusch verlor sich merklich. Der Donner schallte schon wieder entfernter, und von meinem Birnbaum an bis zur kleinsten Braunkohlpflanze hatte Alles neues, dauerhaftes Leben empfangen. Mitten im stärksten Platzregen sah ich bereits den äußersten Rand des Horizonts sich wieder erheitern, und ein mildes Blau umkränzte die dunkelgrauen Wolken. Das war ein herrlicher Anblick! In jeder Minute veränderte sich die Himmelsfarbe. Bald trennte sich ein Gewölk von dem andern, und bildete mitten in der Luftdämmerung einige hellweiße Flecke. Bald zogen die Wolken wieder an einander, und schienen gelb. Bald fingen sie von der Nachbarschaft der Sonne an, zu röthen; bald ließen sie hier und da schon einige blaue Räume über mir sehen. Endlich brach die Sonne in aller ihrer Pracht wieder hervor, und senkte ihren glückwünschenden Strahl auf das erquickte Land. Noch fielen einige Tropfen, und empfingen im Sonnenschein den Glanz des Krystalls. In Nordosten schwebte nun das überzogene Wetter mit feierlicher Würde. Die Sonne, welche gegen dasselbe schien, schwärzte es noch weit mehr, als vorhin, und es sah aus, wie das Vaterland der Nacht. Ueber mir war der Himmel so rein und so blau, als er den ganzen Tag über nicht gewesen war. Die Dünste waren zerstreut, die Atmosphäre war reiner, und ein sanfter Westwind schüttelte den aufgehaltnen Regen von den Zweigen der Bäume herab. Ein neues frisches Grün kleidete meinen ganzen Garten. Nun freu' ich mich schon auf den folgenden Morgen, um zu sehen, wie alles gewachsen, wie alles neu gepflanzt zu sein scheinen würde. Ich stand da, schaute mich um zwischen Himmel und Erde, und lachte beide mit einem heitern, reinen Herzen an. —

O! liebet die Natur, Brüder, und glaubt, daß man beim Bewußtsein der Tugend in allen ihren Auftritten, und solltens auch die äußerlich furchtbarsten sein, erquickende Wonne finden könne! — Ablegung der Furcht beim Gewitter, denk' ich, soll' auch einmal den Vortheil für uns haben, daß wir dem letzten unter allen Donnern noch ohne Grausen beiwohnen werden. Im Schooße der Natur bildet sich Güte des Herzens, und haben wir die, so beben wir auch im Weltgericht nicht. — —

---

## D. Junker und der Deserteur*).

Von A. G. Meißner.

Eine wahre Geschichte, nebst einer andern zur Vergleichung.

Johann Junker war ein verdienstvoller Arzt und Lehrer zu Halle. Sein Kopf hatte Gelehrsamkeit, sein Herz Gefühl; mit Beifall bekleidete er schon eine geraume Zeit den Lehrstuhl der Zergliederungskunst.

Einst wurden an ihn die Leichname von zwei Gehenkten abgeliefert. Es waren Soldaten von der dortigen Besatzung; sie hatten, wie man ihm erzählte, einen Bund mit Mehrern gemacht, von

---

*) Aus A. G. Meißner's „Skizzen" (Leipz. 1796.)

der Wache aus durchzugehn, waren ertappt und nach den Kriegsgesetzen bestraft worden. Junker ließ diese Unglücklichen, wahrscheinlich mit heimlichen Mitleiden, auf den Zergliederungssaal bringen; dort sollten sie des andern Morgens zum augenscheinlichen Unterricht gebraucht werden..

Dieser anatomische Saal stieß an Junkers Studierzimmer. Gegen Mitternacht, als der Professor noch ruhig an seinem Schreibtische saß und arbeitete, vernahm er nebenan ein großes Getöse. In der Besorgniß, daß vielleicht Katzen über seine Leichname gekommen sein dürften, sonst von jeder andern abergläubischen Vermuthung frei, stand er auf, um selbst nachzusehen, was es denn gäbe. Als er mit dem Lichte in den Saal hineintrat, staunt' er ein wenig, als er das Tuch, welches die Leichname bedecken sollte, ganz verrissen fand; staunte noch mehr, als er dasselbe aufhob, und einen dieser Körper vermißte. Die Fenster waren zu, die Thüren verschlossen; ein Diebstahl schien weder wahrscheinlich noch möglich zu sein. Junker blickte im Saal umher, und ein seiner Menschheit wohl verzeihlicher Schauder überlief ihn, als er in einem Winkel den angeblichen Leichnam ganz gebuckt und hineingeschmiegt erblickte. Unter hundert Personen wären jetzt vielleicht neun und neunzig davon gelaufen; doch Junker ging näher, und fand seine Muthmaßung gegründet. Dieser Unglückliche war wieder lebendig geworden.

Auf Junkers erstes Wort fiel er ihm demüthig zu Füßen; mit dem Zittern der Kälte sowohl als der Todesangst bat er ihn um Stillschweigen und Erbarmen; bat, ihn, der einer allzuharten Strafe wunderbar entkommen sei, nun auch dieses Leben zu fristen. Natürlich, daß dieser Anblick, dieser Ton und diese Bitte den menschenfreundlichen Gelehrten rührten; daß er seinen Gefangenen aufhob, und ihn mit Bedauern fragte: wer er denn sei, und was er eigentlich gesündigt habe? — „Er sei, war die Antwort, ein Ausländer. Im Rausche einer unvorsichtigen Minute hab' er sich anwerben lassen; habe sich zweimal vergeblich loszukaufen und endlich in einem noch unglücklichern Augenblick zu flüchten versucht. Auch dann würd' er wahrscheinlich mit Spießruthen nur bestraft worden sein; wär' er nicht, nebst noch einem Unglücksgefährten, für die Häupter eines ganzen Komplotts angesehen worden.

Daß diesem Armen geholfen werden müsse — darüber war Junkers Mitleid längst bei sich selbst einig; auch ein Ausweg fiel ihm, wiewohl etwas später, ein; er gab dem Nackenden eines seiner eigenen Kleider, und einen Mantel zum Umwerfen; befahl ihm dann eine Laterne in die Hand zu nehmen, und ihm vorzuleuchten. So kamen sie an ein Stadtthor. Der Vorwand, daß man ihn zu einem tödtlichen Kranken in der Vorstadt gerufen habe, öffnete Junkern, den man kannte, ohne Anstand die Pforte. Sein angeblicher Bedienter kam ganz natürlich auch mit. Kaum waren sie draußen, so wollte dieser Letztere nochmals das Knie seines Retters umfassen, bekam aber von Junkern nebst einem kleinen Zehrpfennig die Ermahnung, sich keinen Augenblick zu verspäten, und entfloh. Nach einem ziemlich langen Spaziergange — den das Bewußtsein einer guten Handlung kürzte — kam Dr. Junker wieder ans Thor; daß jetzt sein voriger Begleiter mangle, fiel als eine Kleinigkeit Niemandem auf; etwas schwerer, doch nicht minder glücklich, wußte Junker auch am nächsten Morgen seinen Zuhörern den Abgang eines Leichnams zu verstecken. Keinem Menschen sagt' er ein Wort von der ganzen Geschichte.

Nach zehn oder zwölf Jahren riefen Junkern einige wichtige Geschäfte nach Holland. In Amsterdam ging er unter andern auch verschiedenemal auf die Börse. Hier in diesem Gewimmel von Menschen nahte sich ihm ein Mann von mittlern Jahren; wohlgekleidet, wohlgebildet, und auch, wie Junker gleich drauf von demjenigen, der ihn hingeführt hatte, erfuhr, seinem Kredit nach einer der redlichsten und reichsten Kaufleute in ganz Holland. Aeußerst höflich nannte er sofort Junkern bei seinem Namen, kannte — was an einem Amsterdamer Kaufmann etwas Seltnes war — die Schriften des teutschen Gelehrten, und lud ihn endlich, so verbindlich als möglich war, zu einem Mittagsmahl ein.

Junker wunderte sich freilich über diese Bekanntschaft und Einladung, nahm aber die letztere an, fand eine vortreffliche Tafel, eine noch junge artige Hausfrau, einige hoffnungsvolle Knaben, und vorzüglich einen überaus freundlichen Wirth. Er befand sich unter diesen Menschen vollkommen wohl. Nach Tische ward er im ganzen Hause herumgeführt; Wohlstand, Nettigkeit und Reichthum zeigten sich überall. Endlich führt' ihn sein Wirth auch in sein Schreibkabinet, und fragte ihn, als sie sich hier beide ganz allein befanden: ob er sich seiner denn gar nicht mehr erinnere? Junker, wie sehr natürlich, verneinte es mit einiger Verwunderung.

„Nun! rief der Kaufmann, so werd' ich doch hoffentlich nie den Mann zu kennen verlernen, dem ich Lebensrettung, und also auch alles, was ich hier bin und besitze, zu verdanken habe! Entsinnen Sie sich nicht jenes Deserteurs, der einst in Ihrer Behausung vom Tode wieder erwachte: den Sie so menschenfreundlich retteten; den Sie mit Kleidung und Geld beschenkten? Der — der bin ich!“

Junker staunte nicht wenig. Dieser Glückswechsel schien ihm zu unglaublich groß. Doch sein Wirth fuhr fort ihm zu erzählen, wie er sich mühselig nach Hamburg, und auch von da — weil immer die Furcht der preußischen Gerichte hinter ihm hergegangen — bis nach Amsterdam durchgeholfen habe; wie ihn hier sein Rechnen und Schreiben, vielleicht auch seine günstige Gesichtsbildung in die Dienste eines der reichsten Kaufleute gebracht; wie er sich allmählig das Wohlwollen seines Herrn, die Kenntniß des Handels, einen einträglichen Platz in seiner Schreibstube und endlich die Liebe seiner jetzigen Gattin, der einzigen Tochter vom Hause, zu erwerben gewußt; wie diese letztere von vielen Freiwerbern gesucht, alle ausgeschlagen, und als der Vater ernstlich in sie gedrungen, sich erklärt habe: Diesen oder gar keinen Mann! Wie Jener zwar ein Weilchen sich gesträubt, doch endlich eingewilligt, ihn zum Schwiegersohn angenommen und bald darauf als seinen einzigen Erben hinterlassen habe, wo er nun ein Leben in Zufriedenheit und Ueberfluß führe, oft schon seinem Retter dafür danken wollen, und immer von einem kleinen Ueberrest der Furcht, weil die Hände der Könige so weit reichten, zurückgehalten worden sei.

Nun war allzuviel Wahrscheinlichkeit, ja sichtliche Gewißheit da, als daß Junker länger hätte zweifeln sollen. Innigst freut' er sich vielmehr über den guten Ausschlag jener That. Dankbar bot der neue Holländer alles auf, was sein Haus vermochte. So lange Junker noch in Amsterdam verzog, mußt' er hier wohnen. Als ihn Amt und Pflicht nach ein paar Tagen wieder heim riefen, drang ihm sein Wirth noch einige Geschenke von beträchtlichem Werthe auf.

* * *

Auf — ich glaube, sagen zu können — unbezweifelten Zeugnissen beruht die Wahrheit der vorstehenden Geschichte. Junker, der sie in den letztern Jahren seines Lebens mehrern von seinen Freunden erzählte, war ein Mann von unbescholtenster Redlichkeit, in seinen Worten von allem dem, was einer Erdichtung oder Prahlerei nur nahe kam, weit entfernt. — Um desto sonderbarer scheint mir die Aehnlichkeit zu sein, die, in Ansehung der Entwicklung, zwischen ihr und einer andern herrscht, die sich im vorigen Jahrhundert schon in Frankreich zugetragen haben soll und die ich der Vergleichung wegen hier beifügen will. — Auch sie trägt den Stempel der Wahrscheinlichkeit (wenigstens!) an sich; und ist zugleich ein Beispiel mehr, wie sehr sich die Begebenheiten unter verschiedenen Himmelsstrichen, Zeiten und Vordersätzen gleichen können.

Pater Raphael, Geistlicher zu C., einem kleinen Städtchen in der Normandie, ward eines Tags auf's Land gerufen, um einen Straßenräuber zum Tode zu bereiten. Es war ein Bursche von kaum zwei oder dreiundzwanzig Jahren, gar nicht übler Gesichtsbildung, verführt durch böse Gesellschaft. Er hatte alles rein herausgestanden; die Ketten waren ihm bereits, wie gewöhnlich kurz vor Hinrichtung geschieht, abgenommen worden, und da man im Gefängnisse keinen bequemen Platz hatte, so verschloß man den Geistlichen und den armen Sünder in einer kleinen Kapelle, die am Ende des Dorfes, abgesondert von den übrigen Gebäuden stand, und gewölbt nach der gewöhnlichen Art, ihr ganzes Licht durch eine Oeffnung in der Mitte erhielt.

Der Seelenarzt schritt hier sogleich zu einer ernsten Bußermahnung, machte solche so schön und rührend, als immer möglich, und fand doch, daß der arme Sünder verzweifelt wenig — drauf Acht gab. Da er der Gestalt, dem Alter und dem freimüthigen Geständniß nach, auf keinen verstockten Bösewicht gestoßen zu sein besorgte, so wunderte er sich über diese Unachtsamkeit, schrieb sie auf Rechnung eines natürlichen Leichtsinns, strafte aber auch diesen ernstlich und erinnerte ihn mit der kurzen, noch übrigen Zeit ja sparsam und gut umzugehn.

„Allerdings, erwiederte der Gefangene, „allerdings, Hochwürdiger Vater, möcht ich das gern thun. Auch sind Ihre Ermahnungen vortrefflich. Ob aber an meiner Stelle Ew. Hochwürden selbst auch auf die schönsten Gebete viel achten würden, — daran zweifl' ich doch. Denn nicht gerechnet, welche verdammt häßliche Empfindung es ist, zu wissen, daß einem in wenigen Stunden bei gesundem Leibe das Genick gebrochen werden soll, so drängt sich auch noch ein Gedanke bei mir empor, der mir durchaus den ganzen Kopf einnimmt."

So! und der ist?

„Daß ich doch noch mit einem blauen Auge davon kommen könnte, wenn Ew. Hochwürden nur Lust hätten, mir das Leben zu fristen."

Ich? Ich? — Wie meinst du das?

„Sehn Sie nicht hier die Oeffnung an der Decke?"

Nun ja! aber was weiter?

„Hoch ist sie freilich, das giebt der Augenschein. Doch wenn man gerade unter solche jenen Altar setzte, auf den Altar diesen Stuhl, — wenn auf den Stuhl Ew. Hochwürden träten, und dann endlich mir auf ihre Achsel zu steigen erlaubten, so würd' ich ganz gewiß bis zu ihr hinauf kommen."

Und wenn du dann oben wärest?

„O dann wär' ich wahrscheinlich so gut schon als geborgen! Auf dem Dache kletterte ich bis zum Gesimse; ein Sprung fünf oder sechs Ellen herab ist für einen Menschen von meiner Lage eine Kleinigkeit. Daß dort draußen jetzt Niemand Acht giebt, hoff' ich. Die Kapelle steht einzeln; ein Wald ist nicht ferne; daß ich dann laufen wollte, so weit mich meine Füße tragen, weiß ich.“

Der arme Sünder machte hier eine Pause. Der Priester, indem er sich diese abenteuerliche Leiter und den Plan des Ganzen stillschweigend überdachte, konnte sich eines unwillkührlichen Lächelns nicht enthalten, zwang sich aber sofort wieder, und entgegnete:

Vortrefflich! Und dazu sollt' ich helfen? Sollte mit meiner eignen großen Gefahr einen Straßenräuber wieder in Stand setzen, Böses zu thun? Alle Räubereien, die du künftig begingest — —

„Nein, Hochwürdiger Herr, ich beginge sicher keine mehr! Was Stehlen nach sich zieht, weiß ich nun. Zu nahe ist mir diesmal der Galgen gekommen, als daß ich ihm künftig nicht ausbeugen sollte, so viel ich nur weiß und kann. Arbeiten will ich, — will mich gewiß ehrlich, wenn gleich mühsam nähren. Helfen Sie mir nur dieses einzige Mal davon!

Noch ein paar Augenblicke ließ sich der Pater bitten; noch ein paar Schwüre ernstlicher Lebensbesserung ließ er den Gefangenen thun, und dann, im Herzen längst erweicht, that er, was jener begehrte, half den Altar herbeischieben, setzte selbst den Stuhl drauf, und diente dann geduldig zur Leiter. Freilich kostete es dem armen Sünder Mühe genug, sich empor zu heben, aber was setzt Todesangst nicht durch? Als er nun zur Oeffnung hinausgekrochen war, als der horchende Pater erst den Sprung, dann aber kein Geschrei oder Geräusch weiter vernahm, bracht' er gemächlich Altar und Sessel in die vorige Ordnung, und wartete wohl zwei Stunden lang ganz ruhig ab, wie das Ding weiter gehen werde. Endlich mochte es den Gerichtspersonen doch dünken, als ob der arme Sünder nun Zeit genug gehabt habe, sein Herz zu erleichtern. Der Büttel und der Scharfrichter erschienen, den Verbrecher abzuholen. Der Erstere klopfte an die Thüre. Der Geistliche erwiederte dies durch den Gegenruf: daß er sich schon längst nach Erlösung sehne. Verwunderungsvoll öffnete man die Kapelle; noch verwunderungsvoller sah man in ihr den Pater ganz allein sitzen. „Wo der Gefangene sei?“ war, sehr natürlich, die erste Frage.

„Dieser Gefangene,“ erwiederte der Geistliche ganz gelassen, „war entweder ein Engel oder Teufel; ein Mensch ganz gewiß nicht! Indem ich ihm nach möglichsten Kräften ins Gewissen sprach, hob er sich plötzlich empor und — fuhr zu jener Oeffnung oben heraus. Starr vor Entsetzen sah ich ihm nach. Keinen Finger zu rühren, kein lautes Wort hervorzubringen vermocht' ich. Erst als ihr anpochtet, erhielt ich die Kraft mich zu regen wieder.“

Man hätte gern vermuthet, daß des Paters Verstand gelitten habe; da aber doch zugleich der Verbrecher unwiederbringlich verschwunden war, so wußte man wirklich nicht: sollte man auf ein Wunder oder auf eine Betrügerei muthmaßen. Mehrere Landleute sammelten sich. Alles guckte hinter und unter den Altar. Nirgends ließ sich eine Spur des Verschwundnen auffinden. Der Scharfrichter, der am meisten bei diesem Vorfall einbüßte, war gleich anfangs nach den Gerichtspersonen gelaufen. Sie stellten sich ein. Der Geistliche wiederholte vor ihnen die obige Erzählung. Er fügte noch hinzu: daß ihm zwar auf keinen Fall obliege, den Hüter eines Gefangenen zu machen, daß er aber fest überzeugt wäre, dieser angebliche Verbrecher müsse schuldlos gewesen sein. Er schwur feierlich, daß der Inquisit zu jener Dachöffnung heraus gefahren wäre. Der Aberglaube der ganzen Menge rieth auf Zauberei. Der Pater gab sich keine Mühe, ihn zu widerlegen. Acht Tage lang sprach man in der ganzen Provinz davon. Länger sprach man **damals** über nichts in Frankreich.

Nach ungefähr funfzehn Jahren fiel dem Pater eine wichtige Reise nach Languedoc und gerade zur Winterszeit vor. Die Börse des geistlichen Herrn litt keinen großen Aufwand. Wenn ihn nicht hier und da gutmüthige Menschen in ihren Wagen nahmen, so ging er zu Fuße. Vorzüglich oft traf ihn dieses Loos in Guienne; und eines Tages, als er allein durch einen dichten Wald seinen Pfad fortsetzen wollte, hatt' er das Unglück vom rechten Wege abzugerathen. Fast den ganzen Nachmittag bracht' er damit zu, daß er aus dem Gehölze zu kommen suchte, und immer — tiefer hinein kam. Endlich sah er von weitem einen Mann, der einen Baum fällte, ging zu ihm, und fragte nach dem nächsten Wege auf Cahors zu.

„Da sind Sie, Hochwürdiger Herr,“ war die Antwort des Bauers, der ihn ein Weilchen aufmerksam betrachtet hatte, „gewaltig links abgewichen! Auch der nächste Fußsteig braucht fünf Stunden Zeit, und ist ohne Wegweiser kaum zu treffen. An Ihrer Stelle würd' ich für heute auf eine Herberge, und morgen erst auf eine weitre Reise denken.“

Ganz gut! Aber wo fänd' ich wohl heute Herberge in der Nähe?

„Bei mir! Ich bin der Besitzer eines kleinen Meierhofes, kaum eine Viertelstunde von hier. Wollen Sie nur noch ein Weilchen verziehen, bis dieser Baum vollends stürzt, so nehm' ich Sie mit, und Sie werden bei mir zwar kein prächtiges, doch ziemlich gutes Nachtlager finden, sollen auch morgen ein Pferd und einen Boten bis Cahors erhalten."

Das war ein trefflicher Vorschlag, den sich P. Raphael nicht zweimal thun ließ, denn er fühlte sich herzlich müde und hungrig; auch behagte ihm der freundliche Ton des Landmanns, welcher mit dem Umfällen des Baumes eilte, so viel er nur konnte, bald fertig war und sich dann auf den Weg machte. Sie kamen an einen recht artigen Meierhof; ein junges, hübsches Weib schien an der Hofthür schon auf ihren Mann zu warten, und ging ihm einige Schritte, mit einem Knaben auf dem Arm, und einem Mädchen, das hinterdrein hüpfte, entgegen. Auch den Geistlichen, der ihr als ein Gast bis morgen früh angemeldet wurde, empfing sie freundlich. Nachdem sie sich im Zimmer — das für eine Landwohnung recht sauber war — ein wenig ausgewärmt hatten, rief der Bauer sein Weib bei Seite, kam nach einigen Minuten wieder, und sprach mit einer gewissen frohen Hastigkeit: „Nein, Margarethe, ich irre mich nicht. Er ist es! Mit mir zugleich falle nieder und laß uns dankbar die Kniee meines ehemaligen Schutzengels umfassen!" — Sie thaten es. Der Pater stutzte nicht wenig. Was diesen beiden guten Leuten einfalle, war ihm unbegreiflich. Er wollte sie aufheben, wollte fragen: was sie begehrten, als sein Wirth ausrief:

„Ehrwürdiger Herr, sehen Sie mich genauer an! Vielleicht erinnert Sie doch noch irgend ein Zug an jenen Unglücklichen, der ohne Ihren Beistand längst eine Speise der Raben wäre, — den Ihre fast übermenschliche Güte rettete, und der jetzt — ach, Sie noch wieder zu sehn, Ihnen noch danken zu können, für ein Glück erkennt, das er schon zahllos wünschte, ohne je hoffen zu dürfen.

Das Erstaunen des Paters fand eine lange Weile durchaus keine Worte. Doch ruhte er nicht, bis Mann und Frau wieder aufstanden, und forschte dann weiter. Die Erzählung seines Wirths war, wenn nicht wörtlich, doch inhaltsweise, also:

„Ganz unbemerkt sei er damals, nach gewagtem Sprunge entflohen. Noch diesen Tag hab' ihn die Todesfurcht, ohne Speise und Trank, sieben Meilen weit fortgetrieben. Mit Almosen suchen hab' er sich dann immer weiter unh weiter durchgebracht. Oft sei es ihm trübselig genug gegangen, doch hab' er fest an dem Entschluß nie wieder zu stehlen gehalten. Ein paar Gelegenheiten hätten ihn gereizt, doch nicht verführt. Stets in Sorgen, doch noch irgendwo entdeckt zu werden, sei er immer tiefer gegen Mittag zugewandert, und habe einst in der Abenddämmerung an der Thüre dieses Meierhofes den Besitzer selbst um eine Gabe angesprochen. Bitter hab' es ihm dieser verwiesen, daß er, als ein so junger starker Bursche, nicht lieber das Grabscheit als den Bettelstab wähle; und da er aus Scham vorgegeben: daß er wirklich Arbeit suche, ihm bei der nahen Erndte den Platz eines Knechts im Hofe angetragen, wenn er anders Gutes thun wolle. — Dieses letztre hab' er wirklich gethan; sei auch nach der Erndte geblieben, und bald seines Herrn Günstling, aber bald darauf auch im Geheim — was freilich Entschuldigung brauche! — der Günstling der jüngsten Tochter im Hause geworden. Daß der Vater nicht gutwillig sein Mädchen einem armen, hergelaufnen Knechte geben werde, hätten zwar Beide gemuthmaßt. Doch daß an solche Muthmaßungen die Liebe sich nicht stoße, sei ja bekannt genug. Als der Vater etwas zu spät ihren Umgang entdeckt, hab' er zwar einige Tage heftig gezürnt, der Tochter vom Einsperren, ihm vom Wegjagen Manches vorgeredt, und doch endlich dem Vaterherzen und — der Nothwendigkeit nachgegeben. Kaum vier Wochen nach der Hochzeit sei seine Frau durch den Tod der ältern Schwester die einzige Erbin ihres Vaters, und ein paar Jahre darauf die wirkliche Besitzerin dieses Meierhofs geworden. Daß er dieser Frau, die freilich sein Glück gemacht, und ihn noch jetzt von Herzensgrund liebe, dies nach Möglichkeit zu vergelten suche, werde sie selbst bezeugen. Sie wisse bereits seine Geschichte; aber auch sie allein.

Ein Vater kann die Glücks- und Lebensrettung seines eignen Sohnes kaum mit größerer Freude vernehmen, als P. Raphael diese Geschichte. Er blieb zwei Tage bei diesem im Ernst glücklichen Paare. Als er am dritten Morgen fortwandern mußte, überhäuften sie ihn nochmals mit Dank und Geschenken.

---

## Aus: Otto von Wittelsbach.

Von J. M. Babo.

In des Kaisers Gemach.

Philipp, Artenberg.

Philipp (liegt auf einem Ruhebette). Das ist recht gut, daß der Arzt eine Aderlässe nöthig

fand; man wird nun gewiß glauben, daß eine plötzliche Unpäßlichkeit mir zugestoßen sei.

Artenberg. Ein plötzlich's Schrecken macht immer eine Aderläße nöthig.

Philipp. Meinst du, man hätte bemerkt, daß ich bei seinem Anblick erschrak?

Artenberg. Man sah deutlich, wie Ihr erblaßtet und zu zittern anfingt, als hätte euch ein scheußlicher Unhold am Bart gefaßt. Euer Erschrecken kitzelt seinen Stolz mehr, als eine gewonnene Schlacht. Ich bin der Mann, der mit einem Blick den Kaiser in Ohnmacht ängstigte! so sagt er nun zu sich und zu andern.

Philipp. Ha! verdammt! Ich will deinem Rathe folgen, Artenberg! und diesem Uebermuth, den meine Nachgiebigkeit mehr und mehr aufblähte, das kaiserliche Ansehen entgegen setzen. Geh, such' ihn auf! erforsche die Ursache seiner Wiederkunft, und sei klug und behutsam, wenn du mit ihm redest. — Der Truchseß Waldburg soll kommen! (Artenberg ab.) Artenberg hat Recht! Ich will nicht mehr den Trotz mit Sanftmuth und den Stolz mit Herablassung beantworten, sonst geht der Frevel immer weiter und meine Würde wird ihm zum Scherz.

Truchseß Waldburg kommt.

Philipp. Truchseß! wir wollen fortspielen. (setzen sich zum Schachbrett.) Mit mir steht's gut. Sieh' zu, Truchseß!

Truchseß. Der Zug macht mir Luft. — So!

Philipp. Ei! du Schalk! — Was sagt man von dem scherzhaften Einfall des Pfalzgrafen und von ihm selbst?

Truchseß. Allerlei.

Philipp. Unter anderm?

Truchseß. Daß er mit eurer Majestät ganz zerfallen sei.

Philipp. Und die Ursache?

Truchseß. Weiß man nicht. Seht, gnädiger Herr, wie's steht!

Philipp. Was! mit fünf Zügen so weit über mir? — Wer lärmt denn so im Vorzimmer?

Truchseß (sieht durch die Thür. Otto geht nach ihm herein). Der Pfalzgraf spielt mit den Hellebarden der Leibwächter.

Philipp, Otto, Truchseß.

Otto. Meint ihr etwa, die Hellebarden sollten mit meinem Eingeweide spielen?

Philipp. Nur zu, Truchseß, nur zu! (zieht verwirrt.)

Truchseß. Nun hab' ich gewonnen Spiel. Euer letzter Zug —

Otto (steht am Tische). Ja, ja! der Truchseß zieht seinen König daher, und der Kaiser ist schach und matt.

(er thut den Zug und wirft die Steine untereinander.)

Philipp. Was soll das?

Otto. Ihr seid schach und matt!

Philipp. Nein! es war noch zu helfen.

Otto. Unmöglich! ihr hättet denn den Truchseß mit dem Spielbrett müssen zum Fenster hinauswerfen, da hättet ihr noch recht kaiserlich gewonnen.

Philipp. Kindisch! Herr Pfalzgraf!

Otto. Ihr seid schachmatt an Leib und Seel!

Philipp. Wer rufte euch? was wollt ihr?

Otto. Wie befindet ihr euch auf die Aderläße? Wo ist euer Blut? will gleich sehen, was euch fehlt.

Philipp. Ich hab schon einen Arzt.

Otto. Das ist ein Narr. Euer Beichtvater sollt' euch am Gewissen aderlassen.

Philipp. Pfalzgraf! besinnt euch, mit wem ihr redet!

Otto. Laßt euch ein paar Worte ins geheim sagen!

Philipp. Bleib, Truchseß! es walten keine Geheimnisse ob zwischen dem Pfalzgrafen und mir. Was er zu sagen hat, mag er in deiner Gegenwart sagen, und dabei nicht vergessen, mit wem er spricht.

Otto. Kennt ihr mich denn noch? — Ho! die Majestät hat des Wittelsbachers vergessen. Ich bin so fremd, und mir ist alles so fremd, als ob ich ein Pohle wär!

Philipp. Warum sezt ihr eure Reise nicht fort?

Otto. Nach Pohlen geh' ich nicht; das kalte Land behagt meinem warmen Blute nicht. Wo ich jung ward, da will ich auch alt werden.

Philipp. So gebt mir euren Brief zurück!

Otto. Ha! euern Brief! O laßt mir ihn, den lieben Brief! ich bitte euch. Will in Bayern eine Kirch' bauen lassen: da soll er am Altar hangen, vor Gottes Angesicht, als ein Heiligthum. Laßt mir ihn!

Philipp. Gebt ihn her! ich will's.

Otto. Wollt's? da, da! (hält ihn offen hin.)

Philipp. Wer zerriß mein Siegel? das ist arglistig und hämisch!

Otto. Gott that's! Gott, Gott selbst!

Philipp. Träumer! gebt her! Eure Unbesonnenheit ist unerträglich!

Otto. O Geduld, heilige Geduld! halte

die Sehnen meines Herzens zusammen, daß sie die Wuth nicht zerreißt!

Philipp. Pfalzgraf! vergeßt euch nicht!

Otto. Wohl mir, wenn ich vergessen könnt', wer ich bin!

Philipp. Gebt mir meinen Brief!

Otto. Nein! nein! Was? ihr wollt mir den Lohn meines Blutes wiedernehmen? wer seid ihr? Ihr gebt euch für einen Mann aus; ich bin einer! die Gerechtigkeit soll uns auf ihrer Wage prüfen. — Philipp! soll der beleidigte Fürst oder der hintergangene Freund mit euch reden? Doch was ist euch Freund! der Eigennutz lehrte euch diesen Schall aussprechen; euer Herz kannte das Wesen nie. Kein Wort von der Vergangenheit! Besser, nichts edles thun, als mit dem Gethanen prahlen. Wortbrüchiger Herzog! ich fodre keinen Dank von euch, hab nie Dank gefodert; aber Schande duld' ich nicht auf mir. Beweiset mir einen Aufruhr, einen Zwist, den ich anspann; einen Verrath, eine Untreue, ein Vergehen wider das Reich oder euch, beweiset! — — beweiset! sag ich. — Nun, so schreibt mir diese drei Worte unter diesen Brief: „Ich hab gelogen."

Philipp. Wahnsinniger! so zu deinem Kaiser!

Otto. Fluch dem deutschen Manne, der seinen Kaiser nicht verehrt! aber meint ihr, ihr trügt des großen Karls Schwert, um der Fürsten heilige Ehre zu kränken? meint ihr, die Krone bedecke Schandthaten? haltet ihr den Reichsapfel für einen Talisman, der alle Menschen blind, stumm und lahm zaubert? — Philipp! schreibt, schreibt! widerruft diese Lüge! es ist besser, als wenn ich euch vor dem Reich über eine so schändliche Sache verklagen muß.

Philipp. Schweig, Rasender! Ich will ein Gericht bestellen über den Mörder Wenzels und über den Schänder der Majestät! Das letzte Wort meiner Huld zu dir, ist: Fliehe! nun nimm es mit meinen Zorn auf, Ausgearteter deines Stammes! (geht mit dem Truchseß in ein Nebengemach.)

Otto (schlägt sich wüthend auf die Brust.) Herzog Philipp! — Was wollen die Hunde mit ihrem Gebell? (er fährt mit dem Schwert um sich und stürzt in die Nebenthür.)

Heinrich von Andechs (kömmt aus dem Vorzimmer). Bruder! Wo ist er? Ich hörte ihn gewaltig schreien! (geht an die Nebenthür.) Großer Gott! Mordgeschrei! (Otto kömmt blaß, zitternd, sinnlos.) Bruder! Bruder!

Otto. Kaiser = = mörder — — (zeigt sein blutiges Schwert.)

Heinrich von Andechs. O! fort! fort! fort! (reißt ihn mit sich.)

Truchseß (innerhalb). Hülf! Hülf! Mord! (die Wächter stürzen herein, die Thür des Vorzimmers bleibt offen. Artenberg kömmt.)

Artenberg. Eilt ihm nach! eilt! eilt!

Truchseß. Den Arzt! Hülfe! Hülfe!

Artenberg. Will dem Braunschweiger geschwind den ersten Boten senden! — Verfolgt den Mörder! Eilt! eilt! (geht ab.)

Kunegunde und Beatrix (zugleich). O Gott! Gott! mein Vater! (Das Zetergeschrei nimmt zu. Alle drängen sich in das Nebengemach.)

## Aus: Ottilie.

### Ein Volksmärchen von Benedicte Naubert.

Unweit Freiburg, in einer romantisch = schönen Gegend, erhebt sich ein mittelmäßiger Berg, von dem Volke des Landes mit dem Namen benennt, den ihr an der Spitze der alten Sage stehen sehet, mit welcher ich euch, meine Theuren, in dieser Stunde der Ruhe unterhalten will.

Warum dieser kleine Auswuchs des Erdballs Ottilien = Berg genannt wird, was die Schöne, die man noch jetzt in stillen Nächten aus seinem Schooße hervorgehen sieht, über die mondbeglänzte Fläche gen Zähringen zu wallen, aus den Wohnungen des Himmels zur Erde herabstürzte, und wie sie hienieden ihren Wandel führte, das sollt ihr jetzt von mir erfahren. Seht, die Natur um uns her schickt sich an zu ihrem Winterschlafe, das Rauschen des Regens in dem falben Laube, das Heulen des Sturms an den Fenstern, und das Knistern der dürren Reiser im Kamin, erfüllt die Seele mit einem ahnenden Schauer, und bereitet sie vor zum Gehör abenteuerlicher Geschichte.

Vor Zeiten ward das ganze Elsaß von einem Fürsten beherrscht, den ich, weil die Sage seinen Namen vergessen hat, und doch jedes Ding seine Benennung haben will, Rörich nennen will. Er war ein weidlicher jovialischer Herr, freute sich seines guten Landes und seiner glücklichen Einwohner, und that Niemand Leids, als wer seiner Liebe zum Vergnügen Hindernisse in den Weg legte, oder einem seiner Lieblinge oder Lieblinginnen im Lichte stand. Seine Lieblinge waren brave Jäger und Zecher, und seine Freundinnen wohlgestaltete gefällige Mädchen, die man auf seinen Lustschlössern zu Dutzenden in leichter Nymphentracht herumschwärmen sah.

Herrn Rörich war nirgend so wohl, als in der Mitte seines kleinen Serails, und er verließ gern und oft seine Residenz nebst seinen Tugend

predigenden Räthen und seiner frommen Gemahlin, um in den Armen der lieblichen Dirnen, die ihn hier umgaukelten, es zu vergessen, daß ein Fürst noch einige andere nicht unwichtige Pflichten hat, als die Freude.

Frau Ottilie, sein Gemahl, war ehemals schön gewesen, und hatte seine Augen, da er noch ein Jüngling war, dermaßen entzückt, daß er ohne ihren Besitz zu sterben vermeinte; aber der Besitz dieses Kleinods war durch kein anderes Mittel zu erlangen, als durch die geweihte Hand des Priesters, denn Ottilie war zwar arm, war keine Fürstin, aber sie war tugendhaft.

Beide hatten, nachdem gesetzmäßige Liebe sie vor Gottes Altar verbunden hatte, zwei Jahr' ihres beiderseitigen Frühlings wie im Himmel, im Vaterland der Liebe und Eintracht verlebt; aber als diese für den flatterhaften Rörich so lange Zeit verflossen war, als Ottiliens Reize ihm gewöhnlich wurden, als frische blühende Schönheiten ihm von allen Seiten winkten, da hatten die glücklichen Tage ein Ende. Die gute Fürstin wurde vernachlässigt und würde gänzlich vergessen worden sein, wenn nicht die Liebe der Stände und des Volks, die sie besaß, ihren Gemahl noch immer in einiger Verbindung mit ihr erhalten hätte. Das Volk hoffte einen Reichserben, und die Geistlichkeit, deren Gunst Ottilie in vorzüglichem Grade erworben hatte, versicherte, daß nur ein Sohn von ihr das Land beglücken könne; Ursache genug für den Fürsten, die längst beschlossene Scheidung von einem Jahre zum andern verschieben zu müssen, und sich indessen die Zeit mit andern Schönen zu vertreiben, welche weniger eigensinnig wie die Fürstin, dem verliebten Rörich nicht zumutheten, daß er eben den Weg zu ihrem Herzen durch die Kirche nehmen sollte.

Die Ursache, warum sich die Geistlichkeit so besonders für die Fürstin interessirte, und sie so gewaltig bei ihren Rechten schützte, war ihre große Frömmigkeit, nämlich ihre Sucht, Kirchen und Klöster zu erbauen, und die Freigebigkeit, mit welcher sie die Armen, das ist diejenigen, welche das Gelübde der Armuth gethan hatten, bedachte. — Es gab noch einige Theile von Ottiliens Frömmigkeit, die uns nicht unbeträchtlich dünken; als die Wohlthätigkeit, mit welcher sie sich auch wahrer Dürftigen annahm, die Geduld, mit welcher sie die Ausschweifungen und die wachsende Härte ihres Gemahls ertrug, der Abscheu vor allen verdächtigen Tröstungsmitteln, die man ihr unter der Hand anpries; aber diese Punkte kamen nicht in Rechnung, und die Fürstin hätte immer hart gegen die Nothleidenden, ungestüm gegen ihren Beleidiger und selbst leichtsinnig und ausschweifend sein können, wenn sie nur fortgefahren hätte, Kirchen und Klöster zu bereichern, so wär' ihr eben der Schutz der Mächtigen im Lande, der Priesterherrschaft, zu Theil geworden, den sie jetzt genoß.

Es war nicht schwer, die Stütze zu erkennen, welche Ottilien hielt, nur fehlte es Rörichen an Nachsinnen, die Mittel zu erforschen, wie dieselbe zu untergraben wäre. Ein Jahr ging nach dem andern hin, und kein Versuch, die unglückliche Fürstin zu stürzen, gelang, selbst nicht der alte abgetragene Vorwand eines verbotenen Grads der Verwandtschaft; denn Ottilie war aus einem zu dunkeln Geschlecht entsprossen, als daß sie eine nahe Muhme von Rörich's Fürstenhause sein konnte; selbst nicht der bedenkliche Umstand, daß sie ihrem Gemahl nur Töchter gebar, die noch dazu im ersten Lenz des Lebens dahin starben, denn der weissagende Mund der Priester verkündigte, daß der gewünschte männliche Erbe doch endlich erscheinen würde.

Es war im zehnten Jahre des traurigen Fürstenstandes der armen Ottilie, als ein Weib endlich auf das leichte Mittel fiel, wie die Verhaßte aus dem fürstlichen Bette zu verdrängen sei. Rörich trug jetzt mit Hintansetzung aller seiner übrigen Geliebten die Bande einer gewissen Kunigunde, die ganz das Vorbild ihrer Namensschwester war, welche in spätern Zeiten Albert's fürstliches Haus verunruhte und den Vater und die Söhne entzweite. Die älteste Kunigunde war so schön, so stolz und so arglistig, als ihre späte Nachahmerin; sie strebte sich an Ottiliens Stelle zu drängen, und kannte den Weg recht gut, auf welchem dieses möglich wäre.

Ihre Habsucht entzog dem Fürsten die Mittel, seiner Gemahlin so viel zum Unterhalt zu reichen, als er bisher, um sie doch durch etwas für seine erkaltete Liebe schadlos zu halten, gethan hatte, und da die arme Fürstin ihre Beschützer, die Pfaffen, nicht mehr so reichlich bedenken konnte, als vordem, so fiel auch ein großer Theil des Ansehens hinweg, das sie bei ihnen hatte, und der Trieb, sie bei ihren Rechten zu erhalten, nahm merklich ab. Ueber dieses war Kunigunde schön, arglistig und leichtsinnig genug, einen von Ottiliens vornehmsten Vertheidigern mit Liebe zu fesseln, und ihm die Belohnung seiner Leidenschaft unter einer Bedingung zu gewähren, welche der Untergang der Fürstin war.

Rörich spürte die Wirkung von dem verborgenen Miniren seiner schlauen Geliebten, ohne die Ursache errathen zu können. Man sprach nicht mehr so eifrig für die Fürstin, tadelte die Ausschweifungen ihres Gemahls nicht mehr mit solcher Strenge, und einesmals ließ sich gar der fürstliche Beichtvater verlauten, Ottilie sei nicht

mehr jung, die Hoffnung auf einen Sohn von ihr bleibe lange außen, und sollte sie bei ihrem dießmaligen Wochenbette dieselbe wiederum täuschen, so würde für sie nichts besser sein, als das Kloster, und für gewisse Andere nichts zuträglicher, als eine neue Fürstin.

Ein solcher Wink aus dem Munde eines solchen Mannes konnte nicht ohne Wirkung sein. Man gab es noch am nämlichen Tage der Fürstin zu verstehen, sie würde wohl thun, die Residenz zu verlassen; über dieses könne ihr die Landluft bei ihren gegenwärtigen Umständen erträglich sein.

Ottilie gehorchte mit ihrer gewöhnlichen Gelassenheit, ohne ein Zeichen des Unwillens blicken zu lassen. Nur ein Zug von verachtendem Spott war in ihrer Miene, als man ihr von einer Wahl unter ihren Lustschlössern sagte. Man hatte ihre Güter nach und nach so sehr eingezogen, daß sie zur Zeit nur noch ein einziges Berghaus besaß, über welches sie einige Gewalt hatte. In den ersten Zeiten ihres Glücks fing sie an es zu bauen, aber ehe es noch fertig ward, hatte sich ihr Schicksal so geändert, daß sie es, nach seiner völligen Vollendnng bei'm ersten Eintritt Zähringen nannte, und es zum Schauplatz ihrer Thränen weihte. Tausende hatte sie hier in den vielen Jahren ihrer Leiden vergossen, und sie war froh, daß man ihr diese heilige Wohnung der Schwermuth gelassen hatte, damit sie auch ihre letzten Zähren daselbst weinen könnte.

Sie reiste nach diesem Orte, dem einzigen, den sie wählen konnte, und unter Tausenden gewählt haben würde, ohne daß man ihr vergönnte, eine einzige von ihren treuen Frauen mitzunehmen. Man sagte ihr, sie würde an dem Orte ihrer Wahl alle Bedienung finden, die sie bedürfe, und sie ließ es sich gefallen, weil ihr bekannt war, daß sich unter den Dienstleuten von Zähringen wirklich viele befanden, auf deren Treue sie sich verlassen konnte.

Ach sie wußte nicht, wie verändert sie Alles finden würde! Man hatte auf ihrem geliebten Schlosse bereits so geschaltet, als ob es seine Eigenthümerin verändert hätte. Ihre Leute waren abgeschafft, und andere an ihre Stelle gesetzt, welche sie nicht kannte. Statt der alten Castellanin, auf deren Wartung sie sich bei ihrem bevorstehenden Kindbette getröstet hatte, fand sie eine zierliche junge Dirne, welche ihr zwar mit der äußersten Höflichkeit und Ehrfurcht entgegen kam, aber zu welcher sie eben um ihrer Zierlichkeit, Jugend und gezwungene Höflichkeit willen unmöglich ein Herz fassen konnte. Ach, was würde sie erst gefühlt haben, wenn sie diejenige, welche ihr ihre Dienste mit so vieler Bereitwilligkeit anbot, gekannt hätte! Es war Kunigunde selbst, welche alle ihre Maßregeln so genommen, und sich bloß darum in diesen Posten gedrängt hatte, um derjenigen, welche sie stürzen wollte, nahe genug zu sein, damit keiner der ihr zugedachten Streiche mißlingen könnte.

Kunigunde war klug genug, einzusehen, daß Ottiliens Ansehen durch die Geburt eines Sohnes, welche doch allemal möglich war, schnell wieder empor kommen, und alle ihre Anschläge vernichten würde; ihr blieb also nichts übrig, als, es möchte auch erfolgen, was da wollte, es so einzurichten, daß man die Fürstin allemal für die Mutter einer Tochter halten müsse; und als sie eines Tages der Sache tiefer nachdachte, und es nicht für unwahrscheinlich hielt, daß Ottilie, ungeachtet der Tücke, die sie ihr zu beweisen strebte, doch endlich obsiegen, und die Stelle, von welcher sie sie zu stoßen gedachte, wieder erlangen könnte, so vermehrte sie ihre Plane noch mit dem Zusatze, daß die Fürstin unausbleiblich in dem bevorstehenden Wochenbette nebst ihrem Kinde sterben, und also auf ewig für sie unschädlich gemacht werden müsse.

Es ist unbekannt, ob Ottilie bei allem Widerwillen gegen ihre aufgedrungene Pflegerin eine Ahnung von dem ganzen Umfange ihrer Bosheit hatte, aber so viel versichert die Sage, daß sie einst, bei ihrer Rückkunft aus der von ihr erbauten Marien-Kapelle, sich in ungewöhnlicher Bewegung befunden, den ganzen Tag weder Speise noch Trank zu sich genommen habe, und des Morgens aus dem Schlosse verschwunden gewesen sei, ohne daß man je habe erfahren können, was aus ihr geworden.

Wie leicht es Kunigunden wurde, den Fürsten über den Verlust seiner Gemahlin zu trösten, und sich zu rechtfertigen, wie leicht, sich in die Stelle der Verlornen einzuschieben, dieses sind Dinge, welche nicht in unsere Geschichte gehören, da es uns obliegt, uns von der Heldin derselben nicht zu weit zu entfernen.

Die Wahrheit von der ganzen Sache, welche erst nach anderthalb hundert Jahren ganz an's Licht kam, war diese: Ottilie, eine eifrige Verehrerin der heiligen Jungfrau, welcher sie Kirchen und Kapellen zu Dutzenden gebaut hatte, versäumte keinen Tag in dem Heiligthume, das sie ihr zu Zähringen weihte, ihre Andacht zu verrichten, und ihre Hüterin Kunigunde, welche hieraus kein Arges hatte, dachte nicht daran, ihr diesen kleinen Trost zu rauben.

Eines Tages, als Ottilie besonders eifrig zur Königin des Himmels gebetet hatte, sank sie auf den Stufen des Altars in einen heiligen Schlummer, der ein Gewühl von Träumen um sie her versammelte, welche ihr ihre wahre Lage

deutlich schilderten, ihr den Namen und die Absichten ihrer Verfolgerin nannten, und ihr Alles sagten, was sie von ihr für sich und ihr Kind zu fürchten habe. — Nie haben Träume so deutlich gesprochen, nur Schade, daß sie so kurze Zeit dauerten, um ihr über das Nothwendigste, über die Mittel, dem Unglück zu entgehen, Unterricht zu geben.

Ein Geräusch von Außen verscheuchte das leichte Heer der Traumgebilde, und sie erwachte in einem Zustande, der sich nicht schrecklicher denken läßt. Welch ein Gefühl, den geöffneten Abgrund vor sich zu sehen, die Hand im Nacken zu fühlen, welche uns hinabstürzen wird, ohne hinlängliche Kraft zu besitzen, sich zu retten, ohne weit und breit einen Retter zu sehen, der das ersetzen könnte, was unsere Schwachheit nicht vermag!

Ich traue auf dich, Heiligste des Himmels, treue Warnerin! sagte Ottilie, als sie die Nacht nach der schrecklichen Entdeckung leise von ihrem Lager aufstand, das Schloß an der Thür, das sie vorsichtig mit dem Oel der nächtlichen Lampe getränkt hatte, sanft zurückzog, und die steinere Wendelstiege hinabschlich. Ich traue auf dich, du wirst die Gewarnte nicht verderben lassen, oder soll sie ja umkommen, dich wenigstens ihres verlassenen Kindes erbarmen. Flucht ist das Einzige, was ich zu meiner Rettung thun kann!

Es war in einer der kältesten Nächte des Christmonats, als die bedrängte Fürstin das Schloß verließ, das sie in glücklichen Zeiten erbaut hatte. Ein niedriges Fenster im Vorhause half ihr davon, und von da war der Weg durch den beschneiten Garten auf's Feld, durch die nur von Innen verschlossene Thür leicht zu finden. Kunigunde hatte auf Alles, nur nicht auf die mögliche Flucht ihrer Gefangenen gedacht; sie glaubte, ihre Gefahr sei ihr verborgen, und würde sie auch dieselbe gewahr, so müßte ihr Zustand es unmöglich machen, derselben zu entgehen.

Ottilie war in einer Art von Betäubung, als sie den gefährlichen Schritt wagte; wie hätte sie sonst die gewisse Gefahr für die ungewisse wählen können? Sie sah ihrer Entbindung täglich entgegen; was sollte aus ihr werden, wenn die gefürchtete Stunde sie hülflos überraschte? was sollte alsdann aus ihr werden, wenn dieselbe auch glücklich vorüberging? sie wußte keinen Zufluchtsort, hatte auf keinen gesonnen. Die Fußstapfen im tiefen Schnee mußten ihren Weg verrathen, und das Glücklichste, was ihr begegnen konnte, war, daß sie hier gefunden und in die Hände ihrer Verfolger zurück gebracht wurde.

Die unglückliche Fürstin dachte von dem Allen an nichts; ihr ganzes Wesen war nur in ein einziges unnennbares Gefühl der heftigsten Schmerzen des Körpers und der Seele zusammengedrängt. Sie strengte sich über Vermögen an, um nur noch einige Schritte weiter zu gehen, um nur einige Spannen weiter von der Feindin entfernt zu sein, vor welcher sie der Traum gewarnt hatte, aber endlich sanken ihre Kräfte, und sie blieb ohne Empfindung auf einem großen Feldsteine liegen.

Als sie wieder zu sich selbst kam, hörte sie das silberne Glöcklein auf ihrer Marien-Kapelle zur Metten läuten, denn die Christnacht war eben angebrochen, und ein heißer Seufzer zur Königin des Himmels drängte sich aus ihrem beängstigten Herzen. Doch war es ihr, als wär' ihr besser zu Muthe, als da sie hier die Besinnung verlor. Sie schlug die Augen auf, und sah an ihrer Seite auf dem Feldsteine eine schöne große Frau sitzen, deren Gestalt sie ganz erkennen konnte, ungeachtet die finstere Winternacht rund umher ihren Schleier ausgebreitet hatte. Ein mildes Licht, das aus der unbekannten Gefährtin selbst auszugehen schien, machte ihr dies Gesicht voll Majestät und sprechender Milde, machte ihr diesen Blick voll Mitleid, mit welchem ihr Auge auf ihr ruhete, sichtbar, und sie wollte schon einige Worte aussprechen, wie sie ihr das Entzücken über einen solchen Anblick in den Mund gab, als sie in den Armen der Fremden einen Gegenstand gewahr ward, der noch ganz andere Gefühle in ihr erregte, welche zu fassen ihr Herz zu enge, welche auszusprechen ihre Zunge zu schwach war.

Ein neugebornes Kind von blendender Schönheit lag auf dem rosenfarbnen Schooß der Fremden, und ward von ihrem himmelblauen Mantel liebreich gegen die schneidende Kälte geschützt. — Mit einem leisen unarticulirten Ton der Freude streckte Ottilie ihre Arme nach dem kleinen lächelnden Engel aus, den ihr die Fremde entgegen hielt, denn ihr Herz sagte ihr, wie nahe sie mit demselben verwandt sei. Es ist dein Kind! rief etwas im Innersten ihrer Seele, und ein Blick nebst einigen abgebrochenen Worten der Unbekannten bejahten es.

Ich fand euch, sagte sie auf weiteres Befragen, hier in dem hülflosesten Zustande, und stand euch bei, so gut ich konnte. Aber was soll nun aus euch und eurem Kindlein werden?

Ach! mir wird bald auf ewig geholfen sein, sagte die schwache Fürstin. Ich fühle bereits den Tod im Herzen! Ich glaube, die Freude über die Neugeborne hat es vollends gebrochen! —

Aber was soll ich mit der verlassenen Kleinen beginnen?

Sie ist nicht verlassen, wenn sie in euren

Händen ist; ihr scheint mir eine gute Frau zu sein. Fördert das Kind, das ich euch hinterlasse, zur Christenheit, und seid seine Pathe, euch und die Königin des Himmels erwähle ich zu seinen Taufzeugen.

Die Fremde lächelte ein wenig, und fragte, wie die Neugeborne heißen sollte?

Marie? erwiederte die Fürstin, nach ihrer vornehmsten Pathe, und wollt ihr ihr noch einen Namen zum Andenken ihrer unglücklichen Mutter geben, so nennt sie Ottilie.

Die Unbekannte schwieg ein wenig, thauete darauf eine Hand voll Schnee mit ihrem Hauch zu Wasser auf, sprengte sie über das Haupt des Kindes, und gab ihm seine Namen.

Wer seid ihr? fragte die Fürstin, die ihr mit Andacht und gefalteten Händen zugesehen hatte.

Ich heiße Marie!

Woher kommt ihr? und wohin geht euer Weg?

Ich komme von Oben, und wollte dort nach meinem Hause, wo die silberne Glocke tönt.

O nun kenne ich euch! rief Ottilie mit einem unaussprechlichen Blicke. Heil mir! mein Kind ist wohl berathen! — Darauf wandte sie sich auf die Seite, schloß die Augen und verschied.

Die Königin des Himmels, denn meine Leser werden wohl nicht mehr zweifeln, wer die Fremde war, ließ einige himmlische Thränen auf die Entseelte fallen, vertraute der mütterlichen Erde den Körper, und bedeckte das Grab mit dem Feldsteine, auf welchem sie neben ihr gesessen hatte. Das Kindlein aber hüllte sie in ihren Sternenmantel und nahm es mit sich hinauf in ihre ruhigen Wohnungen.

---

## Die Wirkungen der selbstsüchtigen Grundsätze *).

Von A. H. Lafontaine.

Rouelle d'Agassau, ein sehr reicher junger Edelmann, war durch den Tod seiner Eltern sehr früh unabhängig geworden. Seine Erziehung fiel in die Hände eines elenden, verächtlichen Menschen, der die Politur der Sitten und Weltklugheit für die einzigen Tugenden der Großen und Reichen hielt. Dieser führte ihn zu Paris, wo er mit seinem Zögling lebte, früh in die Welt. Der Anblick der Verbrechen aller Art, der Leichtsinn der Großen gegen die Sittlichkeit, die Schmeicheleien, die man dem liebenswürdigen und kultivirten Knaben machte, verdarben das Herz des jungen Rouelle. Seine Bekanntschaften, die er als Jüngling machte, vollendeten sein Verderben. Er nahm sehr früh das System der Pariser Welt an: „nur für sich und sein Vergnügen zu leben," und sein feiner Kopf suchte sich dies als das einzig wahre System des menschlichen Lebens zu erweisen. Rouelle war ein Philosoph auf seine Weise. Das Vergnügen ist meine Bestimmung, sagte er; Mäßigkeit verlängert den Genuß, Klugheit sichert ihn. Das war sein System, und er lebte darnach. Die Moral schien ihm eine Grille, die für den Dummkopf gemacht war. Der Schein der Tugend war ihm Alles, und man hielt ihn zu Paris für einen der tugendhaftesten Jünglinge.

Auf einer Reise nach Poitou, wo seine Güter lagen, mußte er in einem Dorfe bleiben, weil die Ergießung des Flusses die Brücke weggerissen hatte. Er ging, weil das Wirthshaus sehr elend war, auf das wohlgebaute Haus eines Pächters im Dorfe, um dort die Nacht zuzubringen. Der Pächter, ein alter, ehrwürdiger Mann, nahm ihn mit der gutherzigsten Freundlichkeit auf, und räumte ihm das schönste Zimmer des Hauses ein. Rouelle kam am Abend herab, um mit dem Pächter zu essen. Er erstaunte, da er neben dem Vater das reizendste Mädchen, das er je gesehen hatte, stehen sahe. Ihr geistvoller Blick, ihr Gespräch am Tische, überzeugten ihn sehr bald, daß das Mädchen keine gewöhnliche Erziehung gehabt hatte. Ihr Vater hatte lange in der Welt gelebt, und war, der Unruhe der Welt müde, mit dem Reste seines Vermögens hieher geflohen, um hier der Ruhe und der Erziehung seiner Tochter zu leben.

Der Anblick des Mädchens hatte Rouellens Sinnlichkeit empört. Nicht gewohnt, bei Wünschen stehen zu bleiben, suchte er einen Vorwand, ein Paar Tage in dem Hause zu bleiben, den ihm die Gastfreundschaft seines ehrwürdigen Wirthes bald gab. Er gebrauchte die Zeit, sich mit Susannens Schwächen bekannt zu machen, und er mußte sich gestehen, daß seine gewöhnlichen Netze zu schwach waren, das Herz des Mädchens fest zu halten. Er mußte abreisen, ohne einen Schritt weiter zu sein, als bei dem ersten Augenblicke, da er sie sah. Das Mädchen redete von Tugend, und redete mit so vielem Ernst davon, daß er gezwungen war, diese Tugend für mehr als eine Grimasse zu halten. Er hütete sich, seine Grundsätze zu zeigen. Er kam auf seiner Rückreise wieder. Seine Bescheidenheit gewann ihm das Vertrauen des Alten, und seine Liebenswürdigkeit Susannens Wohlwollen. Er fand bei dem Mädchen so viele Festigkeit, daß er jeden Schritt vorwärts

---

*) Aus A. Lafontaine's „Neue moralische Erzählungen." Berlin 1799. (5. Bändchen).

mit der feinsten Behutsamkeit machte. Alle seine Pariser Künste reichten bei diesem Herzen nicht aus. Er hielt alle Weiber für eitel und sinnlich, und hier sah er ein Herz, das weder Eitelkeit noch Wollust kannte. Eine Ahnung, daß solche Grundsätze möglich wären, wie er sie hatte, brachte das Mädchen zum Schaudern. Er gebrauchte alle Mittel, des Mädchens Sinnlichkeit, ihre Eitelkeit in Bewegung zu setzen. Vergebens. Die schönsten Stunden gingen verloren, die so mühsam angelegten Scenen des Alleinseins, des Vertrauens, brachten ihn nicht weiter, und mit der Mühe, die er sich gab, war seine Neigung gegen das Mädchen gewachsen. Er fühlte sich unzertrennlich fest an sie gebannt; ja, er fühlte Achtung für ihre Tugend. „Noch zwei solche Menschen," rief er sogar, von sich selbst überrascht, „und mein System ist dahin!" Das geschah nun nicht; allein seine Sinnlichkeit wurde in der That etwas Besseres, sie wurde Liebe. Er fühlte, er würde nicht unglücklich, in dem Glauben an Susannens Tugend, mit ihr, sogar hier auf dem Lande leben, und da überraschte ihn der Gedanke, den er für unmöglich gehalten hatte, der Gedanke an eine Heirath mit dem Mädchen.

Pfui! rief er sich selbst zu bei dem Gedanken. Allein er kam desto öfter wieder, jemehr die Hoffnung sank, Susannen zu verführen. Er fühlte, daß er die Liebe des Mädchens hatte, und er verzweifelte darüber fast, daß ihre Liebe kein Mittel war, ihre Phantasie zu bestricken und zu entflammen. Er that alles Mögliche, zu seinem Zwecke zu gelangen, und ein Paarmal schon hatte er Susannens Mißtrauen erregt; und das gab zu so ernsten, kraftvollen Scenen Anlaß, in denen des Mädchens Charakter, ihr Abscheu gegen die Sinnlichkeit sich so mächtig, so wahr zeigte, daß er nicht mehr wußte, was er von den Menschen, unter denen eine Susanne lebte, denken sollte. Sein Herz fing an, sich dem Systeme, das sein Kopf noch immer fest hielt, zu widersetzen. Seine Liebe, diese allmächtige Leidenschaft, riß ihn unaufhaltsam fort. Es war kein anderes Mittel glücklich zu werden, als Susannen seine Hand zu bieten. Er wußte selbst nicht, wie ihm eigentlich geschah. Er fühlte jetzt sogar einen geheimen Widerwillen, auf Kosten von Susannens Ruhe selbst glücklich zu werden. Da war doch ein Mensch, dessen Glück er achtete. Er bot in einer Empfindung, deren Ruhe er noch nie empfunden hatte, Susannen seine Hand, und da Susanne mit den Thränen des Entzückens, mit hochklopfender Brust in seine Arme sank, da fühlte er den Lohn der bessern Menschlichkeit, er fühlte Achtung für sich selbst, und er sagte, wie er allein war: „nein, bei Gott! die Tugend ist doch nicht ganz Grille!"

Susanne wurde Rouellens Weib. Auf ihre Bitten ging er mit ihr auf seine Güter. Das Glück der Ruhe, des Vertrauens, der zärtlichen Liebe, dessen er nun genoß, der Anblick der Tugenden seiner Frau, ihre Keuschheit, ihre Wohlthätigkeit, ihre Güte, ihre Demuth, rissen mächtig an seinem Systeme. Mächtige Zweifel dagegen stiegen in seiner Seele empor. Er wurde Vater eines Sohnes. Er nahm mit zitternder Freude das Kind an seine Brust und rief: „nein, bei Gott! bei dem Gefühle meines Wesens, die Tugend ist keine Grille!" — Susanne gab ihm einen zweiten Sohn. Seine Freude war gemäßigter. Er war einige Monate in Paris gewesen. Eine reizende Operntänzerin hatte seine Sinnlichkeit in Bewegung gebracht. Er kehrte nur mit halbem Herzen auf seine Güter zurück. Er reiste wieder nach Paris. Mit einer Unruhe, die er nie sonst gefühlt hatte, suchte er die Bekanntschaft der schönen Tänzerin. Ohne es zu wollen, wurde er seiner Frau untreu, und er suchte sein System wieder hervor, weil es seine Unruhe linderte. Er blieb länger in Paris. Er liebte seine Frau nicht mehr, allein er fühlte dennoch eine unbegrenzte Achtung gegen sie; und diese Achtung wurde ihm eine bittere Last, denn sie machte ihm in dem Genusse seiner Freuden geheime und beunruhigende Vorwürfe. Pah! rief er endlich: die Menschen sind sich alle gleich, auch meine Frau! Sie wollte Frau von Rouelle werden, und darum mußte sie die Rolle spielen, die sie spielte. Ihr Wunsch war Rang, Titel, Reichthum; meiner ist Vergnügen! — Sein System kam in die alten Rechte wieder, und er zwang sich, die Achtung gegen seine Frau fallen zu lassen, und blieb in Paris. Seine Frau schrieb ihm! er antwortete mit Kälte. Sie kam nach Paris, und er sagte ihr kalt: ich habe nichts dagegen, daß Sie hier leben wollen. Sie sah seine Ausschweifungen. Sie bot alle ihre Kräfte auf, das Glück der ersten Jahre wieder herzustellen. Vergebens. Die Achtuug, die er ihren Tugenden nicht versagen konnte, machte ihn noch kälter und bitterer gegen sie. Um sie dafür zu bestrafen, zeigte er ihr Grundsätze, die er nicht einmal so böse hatte.

Susanne war unglücklich, und das war ihr größtes Leiden, daß ihr Mann es ihr täglich merken ließ, wie sehr er bereue, daß er ihr seine Hand gegeben habe; wie sehr sie seinem Vergnügen im Wege war. Einen Abend kam er zu Hause. Man gab ihm einen Brief von seiner Frau. Er las ihn. „Ich verlasse Sie, mein Herr, schrieb sie ihm, und auf ewig. Sie werden in der Beilage alle die Beweise finden, die

Sie gebrauchen können, um unsere Ehe, die Sie so unglücklich machte, auch gesetzlich zu trennen. Meinen ältesten Sohn habe ich mitgenommen, den jüngsten habe ich Ihnen lassen müssen. Sollte er von seiner Krankheit wieder hergestellt werden; so beschwöre ich Sie bei Ihrem Vaterherzen, den Knaben vor Ihren Grundsätzen zu bewahren. Es giebt eine Tugend, mein Herr, und einen Rächer aller Verbrechen. Eine Summe Geldes, die ich mitgenommen habe und die Sie zu klein finden werden, weil vielleicht nicht einmal Eine Ihrer Freuden damit erkauft werden könnte, soll dazu dienen, Ihren Sohn in die Lage zu setzen, worin sein Großvater, und ich Unglückliche, so glücklich waren. Dieses Kind soll nie erfahren, zu welchen Verbrechen es seine Geburt und Ihr Vermögen berechtigten. Ich habe die Gefahren des Ranges und des Reichthums kennen gelernt: er soll sie nie kennen lernen. O, mein Herr! Sie spotten der Tugend; aber, könnten Sie mich hier an dem Bette meines jüngsten Sohnes auf den Knieen liegen sehen, hören, wie ich Sie beschwöre, des Herzens dieses Kindes zu schonen, o Sie würden wenigstens des Mutterherzens und meiner Angst nicht spotten! Leben Sie wohl!"

Rouelle las. Sein Auge verfinsterte sich doch. Sein Wunsch war erfüllt, aber zugleich war seine Brust voll Unruhe. Er liebte seinen Sohn, er schätzte Susannen doch so sehr, daß sie keine Noth leiden sollte. Er leitete seine Unruhe von seinem Edelmuthe ab, und sie war nichts, als der Vorwurf seines Gewissens. Er lachte, wie er hörte, daß zugleich mit seiner Frau ein junger Mann Paris verlassen habe, ein Mann, der Susannen geschätzt hatte. Er fand eine Beruhigung darin, seine Frau eines Verbrechens bezüchtigen zu können. Da haben wir's! rief er: die Heuchlerin! Er forschte nach dem Aufenthalte des vermeinten Entführers seiner Frau, und diese Nachforschungen bewiesen ihm, daß er seiner Frau Unrecht gethan hatte. Nun forschte er dem Aufenthalte seiner Frau nach; allein vergebens. Sie blieb verschwunden, und nach einem Jahre von ewigen Zerstreuungen war Susanne und sein Sohn vergessen.

Jetzt nun, frei von der lästigen Kette des Ehestandes, machte er einen festen Plan seines Lebens. Er machte sein Haus zum Aufenthalte aller Freuden der groben und feinern Sinnlichkeit. Er fühlte die Nothwendigkeit des Reichthums, um sich sein Glück zu sichern, und die größte Ordnung herrschte in seinem Hause. Er stürzte sich nicht in den verzehrenden Strudel der sinnlosesten Ausschweifungen. Er genoß mit Mäßigung, sogar mit Anstand. Er verhüllte den Plan seines Lebens, wie die Ausführung desselben. Er wurde das Muster der jungen Männer, die Gesellschaften liebten ihn. Er war immer heiter, immer fröhlich. Er war im allerhöchsten Grade diskret. Kein Wort, keine Anspielung, kein zweideutiges Lächeln verrieth irgend einen Triumph, den er erhalten hatte. Er war der feinste Verführer der Weiber und Mädchen, deren Schönheit seine Sinnlichkeit reizte; aber nie durften diese fürchten, daß ihr Name dabei leiden konnte, und Rouelle hatte den Triumph, daß man ihn überall einen edeln, tugendhaften Mann hieß, ob er gleich nie einen Wunsch, nie eine Begierde fühlte, die er nicht befriedigte, es mochte kosten, was es wollte.

Er war höflich, hülfreich, großmüthig, er unterstützte das Verdienst, er nahm die Miene an, als ob er nur für andere Menschen lebte; und, er lebte nur allein für sich und seinen Genuß. Diese Kunst, diese Feinheit, mit der er lebte, beschäftigte zugleich seinen Verstand. Er beging zweideutige Handlungen, um Proben mit sich und den Menschen anzustellen; er befestigte sich in seinem Systeme der Selbstsucht, des höchsten Egoismus immer mehr. Sein Geschmack bewahrte ihn schon vor groben Niederträchtigkeiten, seine listige Feinheit ersparte ihm die Verbrechen, die ein grober, roher Wollüstling an seiner Stelle begangen haben würde. Um Verbrechen zu begehen, sagte er, muß man ein niederträchtiger, ehrloser Mensch sein, und um tugendhaft zu sein, ohne seinen Vortheil im Spiel zu sehen, muß man ein grillenfängerischer Dummkopf sein! Ich bin Beides nicht. Gut, ich lebe für mein Vergnügen; das ist nur das, was ein gescheuter Mensch wollen kann. Nebenher befördere ich auch das Glück anderer Geschöpfe, freilich ohne meine Absicht. Will man das Tugend nennen; gut! es ist nichts, als eine kluge Einrichtung der Natur, die den Menschen in den Grenzen der Mäßigung gegen Andere hält, daß er das Glück und das Wohlsein Anderer beiläufig mit befördert, wenn er für sein eigenes Wohlsein arbeitet Das waren seine Grundsätze.

Und in diesen Grundsätzen erzog er seinen Sohn von der frühesten Jugend an. Er lehrte ihn alle Tugenden, welche die Gesellschaft fordert, er bildete seinen Verstand, ja, er lehrte ihn sogar entbehren; denn er selbst hatte doch einige Male die Erfahrung machen müssen, daß nicht alle seine Wünsche zu befriedigen waren. Du mußt entbehren können, mein Sohn, sagte er; die Befriedigung unserer Wünsche ist zwar Glück: allein die Befriedigung mancher Wünsche ist so gefährlich in ihren Folgen, daß der Mensch, den die Natur so beschränkt hat, auch entbehren

lernen muß, um glücklich zu sein. Die Erziehung gelang. Der junge Rouelle wurde der Stolz seines Vaters, und er hing mit großer Liebe an ihm.

Zwanzig Jahre waren nun seit der Trennung von Susannen verflossen. Rouelle war noch immer ein sehr liebenswürdiger Mann. Selbst sein Alter hatte ihn noch liebenswürdiger gemacht. Es hatte einen heitern Ernst, eine schöne Mäßigung über sein Wesen verbreitet. Wenige Sorgen hatten sein Leben getrübt, eine berechnete Mäßigkeit hatte seine Gesundheit erhalten und gestärkt. Er war ein schöner Mann von achtundvierzig Jahren. Er fand sich höchst glücklich. Eine allgemeine Achtung aller Menschen, die ihn kannten, erheiterte sein Leben. Sein Sohn fing, nach einigen jugendlichen Unbesonnenheiten, die sein Vater zu einem Schatze von seiner Lebensweisheit für ihn machte, an, dem Wege seines Vaters zum Glück zu folgen. Der Vater lebte mit ihm, wie sein älterer Freund, der nur durch seine größere Erfahrung das Ansehen über ihn erhalten hat. Der Vater drängte sich nicht in des Sohnes Vertrauen, so wenig wie er sein Vertrauen ganz vollkommen seinem Sohne schenkte. Sie lebten wie zwei Freunde, die ein langer Umgang mit einander verbunden hat. Der Sohn ehrte den Vater wie das Ideal der feinsten Klugheit, und der Vater liebte den Sohn.

Eines Tages ging der alte Rouelle durch eine kleine Gasse in Paris. Eine Thür öffnet sich. Ein Frauenzimmer, schön wie der aufgehende Morgen, tritt aus einem kleinen Hause hervor, um in die Kirche zu gehen. Die frische Gesichtsfarbe, die Unschuld in dem schönen Auge, die hohe, volle Gestalt, macht den feinen Epikuräer aufmerksam. Er läßt seinen Stock fallen, um sich zu verweilen. Er folgt ihr nun in die Kirche, von dort in den größern Lärm, bis wieder zu ihrem Hause. Er giebt seinem Bedienten den Auftrag, sich nach dem Namen des Frauenzimmers zu erkundigen, und geht, voll von den Reizen ihrer Schönheit, nach Hause.

Der Bediente, der alte Vertraute seines Herrn, brachte die ausführlichste Nachricht. Das junge, schöne Frauenzimmer war die Frau eines Malers. Die Umstände dieser Familie schienen nicht die besten zu sein; sie lebten höchst sparsam und einfach. Mann und Frau waren beide nicht aus Paris, sein Name war Marton. Er setzte noch Einiges von der Liebe der jungen Eheleute hinzu, von ihrer Einigkeit, was sein Herr mit dem Worte „Dummkopf!“ beantwortete. Die einzige Bekanntschaft der jungen Frau war eine Modehändlerin in ihrer Nachbarschaft, die dem jungen Maler seine erste Arbeit verschafft hatte, und für welche die junge Frau Stickereien verfertigte.

Die Bekanntschaft mit der Modehändlerin war bald gemacht: allein Madame Marton kam sehr selten hieher. Rouelle sah sie dennoch einmal hier, und seine Begierde wurde noch stechender. Was er von der Modehändlerin über die Familie hörte, zeigte ihm die Schwierigkeit seiner Unternehmung. Ohne die Modehändlerin in seinen Plan sehen zu lassen, bediente er sich ihrer, dem Maler Arbeit bei einem seiner Freunde zu verschaffen. Hier machte er die Bekanntschaft mit dem jungen Künstler selbst, unter einem fremden Namen. Die Arbeit war langwierig; der Maler hatte einen Saal auszumalen. Rouelle kam alle Tage dahin. Die Kunst war ihr Gespräch, und Rouelle erhielt bald das ganze Vertrauen des jungen Künstlers. Rouelle verschaffte ihm mehrere Arbeit. Seine Gespräche über Kunstgeschmack, über den Geschmack der Pariser, waren so belehrend, daß Marton sich freuete, die Bekanntschaft mit seinem Freunde gemacht zu haben. Der Maler bat ihn, ihn zu besuchen. Rouelle that es. Und nun erstaunte er, nicht mehr über die Schönheit des jungen Weibes, sondern über die hohe Zärtlichkeit, über die erhabene Unschuld der beiden Eheleute. Der junge Mann war eine Feuerseele, der seine Kunst mit Enthusiasmus, seine Frau mit flammendem Entzücken, und die Tugend mit einer erhabenen, unbeschreiblichen Innigkeit liebte. Die unschuldige Frau fühlte nichts als eine dankbare Liebe gegen ihren Mann.

Rouelle saß nun zwar an der Seite des reizenden Weibes; sie sah ihn sogar gern, sie bezeichnete ihm ihr Wohlwollen; allein er wußte hier zum erstenmale nicht, wie er es angreifen sollte, seinen Wunsch zu befriedigen. Er durfte es auch nicht von fern wagen, des Künstlers hohen Sinn für die reine Tugend mildern zu wollen. Marton begriff nicht einmal, wie es möglich sei, anders zu fühlen und zu denken, als er fühlte und dachte. Es fehlte ihnen allen Beiden an aller Welt- und Menschenkenntniß, das sah Rouelle wohl, allein des Mannes Tugend und des Weibes Liebe ersetzten ihnen diesen Mangel hinlänglich. Sie waren nirgends fest zu halten. Rouelle erfuhr von Marton die Begebenheit, die ihm seine Frau gegeben hatte.

Sehen Sie, mein Lieber, sagte er, und umschlang seine Frau mit froher Zärtlichkeit, ich war ein junger Mensch, ohne Freunde, ohne Vermögen, mein Vater war früh gestorben, meine Mutter, eine vortreffliche Frau — hier

hob er entzückt beide Hände empor — o! ihr habe ich mein hohes Glück, alles, was mich ruhig macht, zu danken. Sie lehrte mich, was alle Menschen lernen sollten, nichts als gerecht sein und unabhängig. Dazu lehrte sie mich entbehren und arbeiten. Meine Kunst trieb ich, wie die Musik, zwar als Nebensache; allein sie machen mich, bei den wenigen Bedürfnissen, die ich habe, unabhängig. Das war die Absicht meiner Mutter. Ich ging nach Lyon, um dort meine Kunst zu vervollkommnen. Ich sollte dort nur lernen, nicht arbeiten. Eine ganz kleine Summe Geldes, die mir meine Mutter gab, war hinreichend, mich einige Monate da zu erhalten. Einen Abend gehe ich vor die Stadt am Fuße hin, um eine reizende Gegend zu zeichnen. Ich werfe mich nieder. Ich zeichne. Zum Vordergrunde wählte ich eine Gruppe Bäume, in deren Schatten ein alter Mann saß. — Hier faßte die Frau, mit Thränen in den Augen, ihres Mannes Hand, und der Mann fuhr, nach einem zärtlichen Blicke, fort:

Der alte Mann schien mich nicht zu bemerken. Ich zeichne ihn, wie er die Hand an die Stirn legt, und in der kummervollsten Stellung da sitzt. Ich sehe die kummervolle Gestalt auf meinem Papiere an, und frage mich selbst: aber was mag ihm fehlen? Ist es möglich, rief eine Stimme in mir, kannst du einen Unglücklichen zeichnen, statt ihm zu helfen? Ich springe auf, ich eile zu ihm, ich frage: guter, alter Vater, Ihr scheint nicht glücklich. Er schlug das nasse Auge auf mich, und schüttelte seufzend den Kopf. Ich faßte mitleidig seine Hand, und bat ihn, mir zu sagen, was ihm sei. Ich habe eine Frau und Tochter, sagte er mit brechender Stimme, und heute, hier (er zeigte auf die stolze Stadt) keinen Bissen Brod. Guter Gott, rufe ich, und gab ihm eine Kleinigkeit, die er mit schamhaftem Erröthen annahm, und sogleich aufstand, um nach Hause zu eilen. Er war matt, ich führte ihn. Könnt Ihr nicht arbeiten? fragte ich im Gehen. Er lächelte schmerzhaft. Ich bin alt, der Arbeit ungewohnt, mein armes Weib ist seit einem Jahre krank, meine Tochter arbeitet, um — uns desto langsamer verhungern zu lassen. Ach, lieber Herr, setzte er stillstehend, und mich ansehend, hinzu: Heute nun wohl; aber morgen? über einen Monat? Er trocknete die gewaltig hervorquellenden Thränen. Ich faßte in die Tasche, ich gab dem Alten die Hälfte von dem, was ich hatte. Er nahm es mit inniger Dankbarkeit. Es ist so wenig, Vater, sagte ich, im Mitleid zerschmolzen, aber ich selbst bin arm. Er sah mich an, und wollte mir einen Theil des Geldes zurückgeben. Ich schlug es ab. Ich brachte ihn vor die Hütte, in der er wohnte. Hier nahm er meine Hand und sagte: daß ich jetzt mit frohzitterndem Herzen hier hinein trete, nicht mit der Verzweiflung des Todes, ist Ihr Werk. Er zog meine Hand an seine Brust, seine Thränen stürzten, und ich riß mich los, und flog die Gasse hinab; denn ich fühlte, ich würde ihm alles gegeben haben, was ich hatte. Ach, so engherzig konnte ich sein? Engherzig? wiederholte Rouelle lächelnd.

Ich kam zu Hause. Ich konnte das Bild des alten Mannes nicht los werden, ob ich gleich nichts mehr für ihn thun konnte. Nichts? nichts? rief ich auf einmal: kannst du nicht für ihn arbeiten? und wenigstens für ihn entbehren? Ich lief noch den Abend zu einer Modehändlerin, der ich einige Muster zu Stickereien gezeichnet hatte. Ich setzte ihr die Idee, die ich durch die Malerei eines Fächers für meine Wirthin, erhalten hatte, wie man Fächer ausmalen sollte, auseinander. Sie nahm meinen Vorschlag an. Ich fing noch den Abend an, Fächer zu malen. Ich wählte dazu Ideen aus den damals berühmtesten Romanen. Es war etwas Neues; der Absatz war groß. Ich betrachtete das Geld, das ich erhielt, wie das Eigenthum des Alten. Nach ein Paar Tagen ging ich zu ihm. Ich traf ihn an dem Strohlager seiner kranken Frau. O Gott! rief er, das ist er! Die Kranke wendete das matte Auge mit einem Strahle von Dankbarkeit auf mich. Nein, Vater, rief ich, ich war nicht arm; denn ich konnte arbeiten. Verzeiht mir! und nun gab ich ihm das Geld, das ich verdient hatte. Hier entstand ein Streit unter uns über das Geld. Keiner wollte es. Ich setzte dem Alten meinen Plan auseinander. Laßt mich, lieber Vater, sagte ich voll Bewunderung seiner Großmuth; ich betrachte mich von jetzt an als Euren Sohn. Und, sagen Sie selbst, so wendete sich der Maler an Rouelle: sollte nicht jeder Jüngling sich für den Sohn jedes unglücklichen Greises halten? Ich hatte Mühe, diese armen, guten Menschen davon zu überzeugen. Es gelang mir endlich.

Ich war sehr fleißig; ich verdiente so viel, daß ich der Kranken und dem Alten mehr Bequemlichkeit verschaffen konnte. Einen Monat war ich schon mit ihnen bekannt, da sah ich endlich auch zum erstenmale ihre Tochter, hier meine theure Frau. Er nahm sie zärtlich an seine Brust, und sie küßte ihm die Hand, als sähe sie ihn als den Wohlthäter ihrer Eltern jetzt zum ersten Male.

Es war ein Mädchen von fünfzehn Jahren, sehr wohl gebildet (die Frau erröthete) und — wollte er fortfahren. Sie unterbrach ihn: und was mein Mann verschwiegen hat, und was wir erst hinterher erfuhren, er entzog sich jeder

Freude, um uns wohlzuthun. Er darbte, damit wir Ueberfluß haben sollten. Laut weinend vor Dankbarkeit warf sich jetzt die Frau an ihres Mannes Brust.

Sehen Sie, fuhr Marton lächelnd fort, da sah ich meine Luise zum ersten Male. Ich liebte sie von dem ersten Augenblicke an. Ach, mein Herr, sie war so reizend und so gut, daß ich nicht einen Augenblick zweifelte, sie müsse eine bessere Parthie thun können, als mit mir. Ich schwieg. Die Mutter starb, dann ihr Vater. Ich drückte ihnen die Augen zu, und nun nahm ich Luisen zu mir, und behandelte sie wie meine Schwester. Ich liebte sie unendlich; aber ich schwieg. Was konnte ich ihr bieten, als mein Herz? Aber meine Leidenschaft hatte sich doch verrathen. Sie gab mir ihr Herz, dieses unschätzbare Herz, und ihre Hand, und ich war vollkommen glücklich. Ja, fuhr er feurig fort, ich habe nichts, als diese Liebe, das Herz meiner Frau; denn alles Andere gehört auch jedem Unglücklichen. Aber, diese Liebe ist auch mein Glück.

Rouelle stand hier auf. Seine Stirn war finster. Er drückte dem Maler die Hand und ging, bewegt, früher, als er zu gehen gewohnt war, und in dreien Tagen ließ er sich nicht sehen. Diese Erzählung war tief in Rouellens Herz gedrungen. Die Liebe, die keusche Liebe der Frau war das einzige Gut des edlen Malers; und, er wollte ihm dieses Glück rauben. Er wagte es kaum, jetzt diesen Gedanken zu denken. Er blieb sogar, aus einem Instinkte des Unrechts, die drei Tage weg, er gab sich Mühe, das schöne Weib zu vergessen.

Aber, rief er, da der Eindruck der Erzählung sich verwischt hatte, will ich ihn denn unglücklich machen? Kann denn nicht Er so gut glücklich bleiben, wie ich es werden kann? Wie? wenn nun die kleine, schöne Frau Sinn genug hätte, das Vorurtheil der Treue fahren zu lassen, und dafür mit mir meinen Reichthum zu theilen? Wir gewönnen doch wahrhaftig alle Drei. Ich schone des Mannes Aberglauben; was könnte man mehr verlangen?

Die Liebe Rouellens zu der reizenden Frau war durch den Umgang mit ihr die allerheftigste Leidenschaft geworden. Ohne einen Entschluß des Verbrechens zu fassen, womit der Mensch fast immer seine Verbrechen zu entschuldigen sucht, setzte er den Umgang mit der glücklichen Familie fort. Er ließ sich von seiner Leidenschaft, von den Zufällen treiben, und triumphirte über seine Tugend, weil er sich hütete, einen Plan zu machen, sie zu verderben. Und doch war er gar nicht unthätig. Er suchte die Eitelkeit, die Putzsucht der jungen Frau rege zu machen. Er schenkte ihr auf eine sehr natürliche Weise Kleinigkeiten, wodurch andere Kleinigkeiten nöthig wurden. Er suchte ihr einen Hang zu Vergnügungen beizubringen, er machte Spazierfahrten mit der Familie, er führte sie in die Schauspiele. Die junge Frau fand ein großes Behagen an diesen ihr ganz neuen Vergnügungen, und Marton liebte seine Frau zu sehr, um ihr nicht die Vergnügungen zu verschaffen, die sie so sehr liebte. So fleißig Marton auch war, so reichte sein Verdienst doch nicht hin, alles das anzuschaffen, was seine Frau gebrauchte. Auf eine für den Mann unmerkliche Weise schaffte Rouelle das Fehlende an; und so erwarb er sich um die junge Frau das erste Verdienst, die es sehr wohl merkte, wie großmüthig Rouelle war.

Je mehr die junge Frau die Vergnügungen von Paris genoß, desto fleißiger arbeitete Marton. Er konnte also hier häufig die Vergnügungen mit Luisen nicht theilen. Ohne Mißtrauen ließ er also seinen Freund, den heitern Favart, den Namen hatte sich Rouelle gegeben, seine Frau begleiten. Rouelle war also jetzt oft ganze halbe Tage mit Madame Marton allein, und nun fing er an, dem unschuldigen Weibe seine Grundsätze in sehr milden Farben mitzutheilen, die ihr Herz nicht verdarben, die sie aber doch leichtsinnig machten Er hatte zwar ihr höchstes Vertrauen, ihre Freundschaft; allein ihr Herz besaß ihr Mann, und keine Bemühung des feinen Rouelle brachte ihr schönes, treues Herz in eine leichte Unruhe.

Mit der größten Behutsamkeit ging der Verführer vorwärts. Er erlaubte sich nach und nach Scherze und Einfälle, und stieg so unmerklich damit, daß Luise glaubte, er wäre immer so gewesen. Er machte sie immer bekannter mit den Verbrechen der Welt, aber er ließ sie dieselben nie in den abschreckenden Gestalten sehen. Er selbst nahm sich erst kleine, dann größere Vertraulichkeiten mit Luisen heraus, die sie erlaubte, weil sie zu unschuldig war, und weil sie fühlte, wie sehr sie ihren Mann liebte, weil sie keine Ahnung des Verbrechens hatte, das sie begehen sollte. Die Arme ging mit unschuldiger Fröhlichkeit dem Abgrunde immer näher, der sie verschlingen sollte.

Die schwarze Stunde schlug. Rouelle war mit Luisen an einem schönen Morgen, da ihr Mann auf einem benachbarten Landsitze malte, in ein Lustgehölz bei Paris, in einer Gesellschaft von jungen heitern Personen, gefahren. Man lachte, man schwärmte den ganzen Tag. Ein Vergnügen jagte das andere. Gegen Abend fing man an zu tanzen. Luise war vor Ver-

gnügen außer sich. Gänzlich zerstreut durch die vielen Genüsse, durch die tausend Bilder der Freude, die durch ihre Seele flatterten, durch eine leichtsinnige Lustigkeit, die sie ergriffen hatte, bemerkte sie es kaum, wie muthwillig Rouelle heute war. Sie tanzte mit ihm; in dem vergessenden Rausche der Freude trank sie einige Gläser Champagner. Ihr Blut war erhitzt, ihr Kopf zerstreuet, ihre Phantasie entbrannt, das verrätherische Getränk brachte sie außer sich. Ein lautes Gelächter nach dem andern kam aus ihren Lippen. Trunken von Freude, von Tanz und von Wein, wurde sie die leichte Beute von Rouellens kühner, unverschämter Wollust. Luise wußte kaum, wo sie war, noch weniger, welch ein Verbrechen sie beging. Die schrecklichen Minuten des Verbrechens flogen wie Blitze durch ihr Leben, und jetzt, da das Verbrechen vollendet war, versank sie in eine dumpfe Sinnenlosigkeit, aus der sie weder die Liebkosungen ihres Verführers, noch die feurige Qual ihres Innern erwecken konnten. Ihr Gewissen rang noch mit dem Rausche ihrer Sinnlichkeit. Ein Sturm in ihrem Innern ließ sie noch nicht zum Nachdenken kommen. Das Einzige, was sie sagte, war, sie wollte nach Hause. Sie stürzte ängstlich in den Wagen; sie sah es kaum, daß Rouelle nachkam. Sie hing wie gefühllos in seinen Armen, gefühllos ging sie an seiner Hand in ihr Zimmer. Sie flog in ihr Schlafzimmer, sie warf sich heftig auf ihr Bett, und verhüllte ihr Gesicht in die Decke.

Rouelle wollte sie trösten. Sie sah ihn starr an, und, als ob sie ihn erst jetzt erkennte, schauderte sie zusammen. Sie rief die Magd laut. Diese kam. Ich bin krank, sagte sie mit einem tiefen Seufzer. Die Magd sah Rouellen an. Ein Schrecken, sagte Rouelle der Magd: die Pferde wurden flüchtig vor dem Wagen. Es hat nichts zu bedeuten. Luise sagte nichts dazu, und Rouelle verließ sie, unter der frohen Hoffnung, daß Luise nun das gewisse Opfer seiner Begierde bleiben würde. Am andern Morgen ging er zu Luisen in dem vollen Gefühle, daß er sie ganz in seiner Gewalt hätte, und mit dem Entschlusse, die Reste eines Aberglaubens von der Schändlichkeit ihrer Handlung aus ihrer Seele wegzuschaffen, oder sie durch die Furcht vor ihrem Manne doch an dem Verbrechen fest zu halten. Er fand Luisen bleich, höchst entstellt, in einer furchtbaren Unruhe. Sie hörte ihn nicht an; sie verhüllte sich in ihre Decke, so oft er anfing zu reden. Alle seine Vorstellungen waren unnütz, und da er einmal ihre Hand ergriff, fing Luise so laut an zu schreien, daß die Magd kam. Rouelle verlor indeß den Muth nicht, auf Luisen zu wirken, und dieser Muth stützte sich auf eine Nachricht der Magd. Luise hatte nämlich dieser erzählt, daß der Wagen umgeschlagen sei. Rouelle sah daraus, und aus der Höflichkeit, womit ihn Luise, in Gegenwart der Magd, behandelte, daß sie nicht willens sei, ihr Verbrechen zu entdecken. Das war Luise wirklich nicht; sie war entschlossen, zu schweigen. Aber, zu gleicher Zeit war in ihrem Innern ein furchtbarer, zerstörender Haß gegen Rouellen entstanden. Sie durchlief, die Nacht hindurch, die ganze Zeit ihrer Bekanntschaft mit ihm, sein Benehmen gegen sie und gegen ihren Mann, und sie fand, daß ihre Verführung der Plan des Bösewichts gewesen war. Sie liebte ihren Mann unaussprechlich; sie hielt eine Untreue gegen ihn für das entsetzlichste Verbrechen, das sie begehen konnte; sie wußte, daß ihr Mann eben so darüber dachte, und nun hatte sie den Mann, den Wohlthäter ihrer Eltern, ihren Retter, diesen edeln, treuen Mann, der sich für ihr Vergnügen jede Freude versagte, den hatte sie verrathen! Diese unsäglich schreckliche Vorstellung fiel mit aller Schärfe auf ihr Herz, und füllte ihr Wesen mit einem schwarzen, unendlichen, zerstörenden Gram, der ihr jede Hoffnung der Aussöhnung mit ihrem Manne nahm und sie als Beute einer stillen, verschlossenen Verzweiflung hingab. Haß und Liebe, Gram und Verzweiflung, Reue und Hoffnungslosigkeit, Furcht und Erinnerung des Verbrechens nagten mit unaufhörlicher Thätigkeit, mit unbeschreiblicher Gewalt an ihrem Leben. Sie fühlte sich ihres Mannes unwerth, und doch wollte sie ihm ihre Schande verschweigen, und so konnte nur der Tod sie retten.

Sie nahm die Arznei des Arztes, den man geholt hatte, nicht; sie that vielmehr vorsätzlich das Gegentheil von dem, was er befohlen hatte. Rouelle ging ab und zu. Sein Anblick erregte allemal ihren ganzen fürchterlichen Abscheu. Wenn sie ihn ansah, so geschah es mit tödtenden, haßerfüllten Blicken. Die Gegenwart der Wärterin hinderte ihn, ihr Vorstellungen zu machen, und da er dennoch einmal mit ihr allein war, ihre Hand ergriff, und anfing zu reden, so wurde ihr Zorn so heftig, daß sie ein Messer ergriff, und nach ihm stach. Er sprang erschrokken zurück; zum erstenmale stieg nun der Zweifel bei ihm auf, daß ihm hier die Früchte seines Sieges entgehen könnten. Was soll ich thun, Luise, Sie zu beruhigen? fragte er verlegen, „Paris verlassen" antwortete sie heftig. Dann faltete sie die Hände, und wiederholte noch einmal flehentlich: „Paris verlassen." Er stand finster und unentschlossen da. Die Wärterin kam wieder. Er nahm seinen Hut, und kün-

digte Luisen an, daß Geschäfte ihn zwängen, eine Reise zu machen. Er bat sie, ihn ihrem Manne zu empfehlen.

Ihr Auge blitzte bei dem theuren Namen, den er nannte, voll Grimm auf ihn; indeß sie schwieg. Er ging, und noch verließ ihn die Hoffnung nicht, daß Luisens Unruhe vorüber gehen würde. Er war sicher, sie würde ihrem Manne Alles verschweigen, und dann, wenn sie wieder ruhig wäre, wäre sie auch in seiner Gewalt. Er gab einem Bedienten den Auftrag, sich von Zeit zu Zeit heimlich nach dem Zustande der Familie zu erkundigen.

Einige Tage darauf kam Marton zurück. Vor diesem schrecklichen Augenblicke hatte Luise gezittert; auf ihn hatte sie sich mit einer Anstrengung vorbereitet, als ob dieser Augenblick über ihr Leben entscheiden würde. Wie Marton ins Zimmer trat, sein Weib sah, und mit dem lautesten Schreckensgeschrei auf ihr Bette sank, sie in seine Arme nahm, sie mit Thränen benetzte, ihr die zärtlichsten Beweise seiner unendlichen Liebe gab; so war doch dieser Auftritt zu stark für sie: sie sank mit einem Zetergeschrei in seinen Armen in Ohnmacht. Der Arzt wurde geholt, Luise kam wieder zu sich, und der Mann erfuhr aus dem Munde der Wärterin nur, daß seine Frau umgeworfen sei, und daß daher ihre Krankheit rühre. Luise bestätigte diese Erzählung nur durch Blicke und Geberden. Der Arzt gab Hoffnung, er hielt Luisens Krankheit für eine durch den Schrecken zerrüttete Phantasie. Marton wurde ruhiger, weil auch Luise selbst behauptete, daß sie sich bessere. Nach einigen Stunden, die er am Krankenbette zubrachte, wo er Luisens Hände küßte, wo er ihr auf das Allerzärtlichste liebkoste, und die Luisen beinahe vor Schmerz und Reue tödteten, fragte er auch nach Favart. Luise wurde bleich. Die Wärterin sagte, er habe vorgestern Abschied genommen, um eine Reise zu machen. Das bedauerte Marton, und fragte, ob er Luisen viel besucht habe; jedes Wort, das er zu seinem Lobe sagte, drang schmerzhaft in Luisens Herz.

Luise erklärte nun den Arzt für unnöthig. Der Arzt selbst gestand, daß Ruhe allein die Kranke herstellen könnte. Marton wurde auf die Versicherungen Luisens, daß sie sich besser fühle, von Tage zu Tage ruhiger. Er sah nicht, weil er immer gegenwärtig war, wie Luise immer bleicher, immer hagerer wurde. Je schwächer sie sich fühlte, desto heiterer wurde sie. Die Zärtlichkeit ihres Mannes, seine Liebkosungen, waren ihr das drückendste Elend, das sie zu tragen hatte. Seine Liebe vermehrte den geheimen Gram und ihre Verzweiflung. Die Gewalt, die sie sich mit jeder Minute — denn ihr Mann verließ sie höchst selten — anthun mußte, heiter zu scheinen, zerstörte noch jeden Keim des Lebens. Sie sank unmerklich dem Tode näher.

Martons Mutter kam auf die Bitte ihres Sohnes nach Paris. Marton fühlte die Nothwendigkeit, seine Frau zuweilen zu verlassen, um zu arbeiten, immer mehr, und so bedurfte er der Gesellschaft seiner Mutter für Luisen. Die Mutter merkte Luisens Gefahr, allein, sie verschwieg sie ihrem Sohn, auf das allerinnigste Bitten Luisens; und Marton hatte noch immer die Hoffnung, bald seine geliebte Luise wieder hergestellt zu sehen. In dieser Zeit begegnete er eines Tages Rouellen auf der Gasse. Lieber Favart, rief er, und flog in des bestürzten Rouellens Arme, sind Sie endlich wieder zurück? Rouelle sah an der Aufrichtigkeit, an der Natürlichkeit seiner Freundschaftsbezeugungen, daß er nichts von seinem Verbrechen wußte. Er erkundigte sich nach Luisen, und Marton antwortete ihm: sie kränkelt noch immer ein wenig; allein jetzt gibts sich doch etwas. Ich hoffe, sie bald wieder ganz hergestellt zu sehen. O sie wird sich freuen, Sie wieder zu sehen. Rouelle hatte ebenfalls die Nachricht, daß Luise sich besserte. Die Mutter und die Kranke selbst verbreiteten geflissentlich die Nachricht im Hause, wo sie wohnten. Noch immer fühlte Rouelle die heftigste Leidenschaft gegen das reizende Weib. Sie wird sich freuen, Sie wieder zu sehen, hatte Marton gesagt. Er mußte das glauben, und er versprach, Marton den dritten Tag zu besuchen. Er wollte Luisen Zeit lassen, sich mit der Vorstellung zu befreunden, ihn wieder zu sehen. Er war seiner Sache höchst gewiß: Luise hatte ihrem Manne ihre Untreue verschwiegen, ihre Unruhe darüber war vorbei. Wenn er wieder in ihre Gesellschaft kam, so mußte sie ja einsehen, daß ihr theures Geheimniß in seiner Gewalt stand. Sie mußte sich ergeben, und wie leicht war es dann nicht, Luisen zu überzeugen, daß sie eine kleine Thörin gewesen wäre, sich über die Untreue zu beunruhigen.

Das dachte Rouelle triumphirend, und sein Genius führte ihn seiner Strafe entgegen. Marton kam zu Hause; er ging fröhlich an Luisens Bett, fröhlich sagte er ihr: Uebermorgen besucht dich dein lieber Favart! Diese schreckliche Nachricht traf Luisen zu schnell. Sie sank aufschreiend hinten über auf ihr Kissen. Uebermorgen! rief sie schrecklich. Alle ihre Pulse flogen, ihre Farbe wechselte. Sie war außer sich. Marton hielt dieß für einen neuen Anfall ihrer Krankheit. Er suchte sie zu beruhigen, und sie schien ruhig zu werden. Innerlich

aber arbeitete jede Leidenschaft fort. Nein, sie wollte durchaus den Bösewicht nicht sehen. Sie suchte vergebens nach einem Mittel, diesem verhaßten schrecklichen Besuche auszuweichen. Sie legte sich nieder, als ob sie schlafen wollte; allein sie wollte nichts, als darüber nachdenken, sich von Favart zu befreien.

Sie fand kein Mittel, so sehr sie sich auch anstrengte. Ihre Angst nahm zu. Der Gedanke, ihren betrogenen Mann in den Armen seines bittersten Feindes sehen zu sollen, marterte sie, stürzte sie noch einmal in einen wilden Schmerz, der bei der Annäherung ihres Todes milder geworden war. Nein, das Einzige konnte sie nicht. Diese verschiedenen Vorstellungen, denen sie mit aller Wärme ihrer Phantasie nachhing, ließen sie ihre Schwäche nicht fühlen. Ihr Mann hatte sich gegen den Kamin gesetzt, um sie nicht zu stören. Sie sah ihn an, sie bemerkte, daß er die Augen trocknete, sie sah die heftige Bewegung von Schmerz, worein der neue Zufall ihrer Krankheit ihn versetzt hatte. Marton stand auf, sie stellte sich festschlafend, und doch lauschte sie unmerklich nach ihm hin. Er näherte sich ihrem Bette, er betrachtete sie mit trostloser Zärtlichkeit. Auf einmal kniete er an dem Bette nieder; sie hörte, wie er leise für das Leben seiner treuen, seiner tugendhaften Luise betete. Das war zu viel. Sie fühlte zum ersten Male, daß sie ihrem Manne ihr Verbrechen hätte entdecken müssen. Diese neue Vorstellung ergriff sie mit einer großen Gewalt. Marton hatte sich wieder an den Kamin gesetzt. Nein, sie wollte ihren Mann nicht länger betrügen. Sie wollte aufstehen, und sich ihm zu Füßen werfen. Die große Bewegung ihres Gemüths verbarg ihr ihre Schwäche. Sie hob sich empor, sie stieg leise aus dem Bette, sie wollte sich ihm nähern. Sie war zu schwach, sich zu halten. Sie fiel nieder und mit der Brust auf die Ecke eines Stuhls. Marton hob sie mit Angst auf, und trug sie wieder auf ihr Bett. Sie warf viel Blut aus. Sie war zu schwach zum Reden. Der Arzt kam. Er kündigte dem unglücklichen Manne ihren nahen Tod an. Das Geschrei, das Marton bei dieser Nachricht erhob, verkündigte auch Luisen ihr Todesurtheil. Sie empfing es mit Lächeln. Sie sammelte alle ihre Kräfte, sie hieß alle Menschen, außer ihren Mann, hinausgehen.

Mit matter Stimme entdeckte sie nun diesem Rouellens Verbrechen und ihre Schwäche. Marton bebte. Er nahm seine sterbende Frau in seine Arme, und versicherte ihr ihre Unschuld; er vergab ihr, und klagte sich selbst an, daß er ihre arglose Unschuld in die Hände dieses Bösewichts gelegt hatte. Er war jetzt zärtlicher als je, und diese Versöhnung mit ihrem Manne goß noch eine langentbehrte Ruhe und Heiterkeit auf die letzten Minuten von Luisens Leben. Noch einen Tag lebte sie in den Armen ihres versöhnten Mannes; einen Tag noch war sie glücklich.

Am Morgen des dritten Tages starb sie heiter und ruhig. Marton versank in Schmerz. Er saß neben dem Leichname, ohne Farbe, ohne Bewegung, ohne Thränen. Er hatte alles vergessen, selbst den Mörder seiner Luise. Er hörte nicht, was seine Mutter ihm sagte. Er hielt nur den starren Blick auf Luisens bleichem Gesichte fest. Die Mutter mußte ihn allein lassen, um Anstalten zum Begräbniß zu treffen.

Da öffnete sich die Thüre; Rouelle trat herein, Marton sah ihn, erkannte ihn, sprang auf, faßte ihn an der Brust, schrie fürchterlich: Mörder, verdammter Mörder! und riß den blassen, zitternden Verführer näher zu dem Leichname Luisens. Rouelle schrie vor Entsetzen bei dem Anblicke des Leichnams auf, und Martons Mutter stürzte bei diesem Lärmen in das Zimmer. Sie warf einen Blick auf Rouellen. Unglücklicher, rief sie ihrem Sohne zu, und umfaßte seine Hände, die Rouellen fest hielten, Unglücklicher, er ist dein Vater! Rouelle erkannte seine verstoßene Frau, sah seinen unglücklichen Sohn, seine ermordete Tochter; er bebte, er schwankte, und wimmernd sank er zu Boden.

Bleich und starr mit emporsträubenden Haaren, stand der Sohn. Das Wort „Vater" kam langsam aus den bleichen Lippen hervor. Er sah seine Mutter starr und bittend an. Die unglückliche Mutter, die weder wußte, daß ihr Sohn ihren Mann schon lange kannte, noch daß Rouelle der Mörder Luisens war, stand erstaunt und unentschlossen da. Sie umfaßte ihren Sohn, und wiederholte noch einmal: ja, das ist dein Vater! Mein Vater? fragte mit dumpfer Stimme und zusammenschaudernd der Sohn. Der da? fragte er wieder und zeigte auf Rouellen, der das bleiche Gesicht verbarg. Ja, es ist dein Vater! Aber so sag mir — fragte die Mutter ... Mein Vater, wiederholte Marton zitternd. Heiliger Gott! sagte er leise, mit dem Tone der tiefsten Wehmuth, und nun schwankte er aus dem Zimmer.

Nun wurde der Mutter ängstlich. Sie fühlte, daß hier etwas Schreckliches vorgefallen war. Sie wendete sich ängstlich an Rouellen, mit dem bittenden Tone der Furcht vor einem noch größern Unglück: „ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, mein Herr." — Sie faßte seine Hand. Rouelle sah auf, zeigte mit bebender Hand auf den Leichnam, und sagte zitternd:

„ich bin der Mörder!" Hier hörte die Mutter ihren Sohn aufschreien. Sie flog hinaus, und Rouelle blieb mit dem Leichnam allein. Ein unnennbares Entsetzen ergriff ihn. Ihm war, als richtete sich der todte Körper auf, als bräche das Gewölbe des Zimmers über ihm, als stürzte die Erde unter ihm in Trümmer. Er sprang auf, er schwankte durch die Finsterniß, die seine Augen bedeckte, durch das Gedonner, das ihn betäubte. „Erbarmt euch!" rief er, und so stürzte er die Treppe herunter in das Haus. Hier sank er nieder. Man trug ihn in den Miethswagen, der ihn gebracht hatte. Der Wagen brachte ihn nach Hause. Sein Diener, der ihm gefolgt war, schleppte ihn in sein Zimmer. Er war durchaus ohne Bewußtsein der äußern Gegenstände

Einen Monat lang hielt ihn ein heftiges Fieber auf seinem Lager. Er erhielt seine Gesundheit, nicht aber seine Heiterkeit wieder. Sein erster Gang war nach dem Hause, wo sein unglücklicher Sohn lebte. Er wollte nur seine Frau sprechen, um ihr einen Theil seines Vermögens für seinen Sohn anzubieten. Seinen unglücklichen Sohn wollte er nicht sehen. Er fühlte zu sehr, daß ihn der Name „Vater" nicht gegen die Rache, die der beleidigte Mensch nehmen konnte, schützen würde. Er fand Niemanden mehr. Mutter und Sohn hatten, den Tag nach Luisens Begräbniß, Paris verlassen, und Niemand wußte, wohin sie gegangen waren. Er forschte mit großer Anstrengung nach ihrem Aufenthalte; allein sie blieben verschwunden.

Die ersten Monate ging Rouelle wie in einem schrecklichen Traume umher. Er war für jeden Genuß wie todt. Der Gedanke, daß seine Wollust seinen Sohn unglücklich gemacht, und seine Tochter ermordet hatte, wurde bei jedem Vergnügen, das er genießen wollte, erst recht lebendig. Er trug die Rache für sein Verbrechen mit sich in seinem eigenen Herzen umher. Indeß war es doch bei ihm zu keiner Gewißheit gekommen, ob er wirklich allein an Luisens Tode Schuld sei. Daß der Gram über ihre unfreiwillige Untreue sie getödtet habe, schien ihm doch so höchst unwahrscheinlich. Er verfolgte diese Vorstellung mit allem Eifer, sein Verstand fand darin Entschuldigungsgründe; allein sein unruhiges Herz nicht. Eine unerklärbare Unruhe hatte sich seiner so ganz bemeistert, daß er auf keine Weise Herr darüber werden konnte. Er nahm tausendmal zu seinem System seine Zuflucht, um die Ruhe wieder zu finden, die er entbehrte. Hm! ist denn nicht der Eigennutz die Triebfeder der menschlichen Handlungen? Ich wollte nichts, als mein Vergnügen; ist es meine Schuld, daß das seltsame Vorurtheil einer fleckenlosen Treue die Frau tödtete? Ja, wußte ich denn, daß er mein Sohn war, und selbst, wenn ichs auch gewußt hätte — diesen Gedanken konnte er nicht fortdenken. Es war, als ob sich in seinem Innern etwas widersetzte.

So philosophirte er tausendmal; allein, er konnte diese Unruhe nicht aus seinem Gemüthe wegphilosophiren. Er fand keinen Trost in seinem System; es vermehrte vielmehr seine Unruhe noch. Sogar wenn er sich dieser Unruhe hingab, wenn er sie als eine Besserung seiner Handlung betrachtete, ja, wenn er seine Handlung zuweilen als ein Verbrechen ansah, so beruhigte ihn das alles mehr, als die Entschuldigung seiner Handlung durch sein System. Hier hoben sich die ersten Zweifel gegen seine eigenen Grundsätze. Er suchte sein System mit allem Eifer zu vertheidigen, er gab sich alle Mühe, es fest zu halten, aber sein Herz, sein Gefühl widersprach ihm. Eine innere Stimme nannte seine Handlung, die er nur unglücklich nannte, unrechtmäßig, schlecht.

So kämpfte Rouelle Jahre lang gegen sich selbst bald, und bald gegen sein System. Seine Heiterkeit aber war dahin, das Bild seines unglücklichen Sohnes stand immerwährend vor seiner Seele. Er fühlte in der Achtung, die er dem Andenken an seine Tugenden nicht versagen konnte, in dem Wunsche, ihn nicht so schmerzlich beleidigt zu haben, um sich seines edlen Sohnes freuen zu können, daß die Tugend etwas ist. Er fühlte bei dem Anblicke des Lebens seines zweiten Sohnes, daß er selbst von Andern Tugenden verlange, und, in dem Gefühle seiner Unruhe über seine Begebenheit mit Luisen, ahnete er, daß der Mensch auch von sich Tugenden fordern müsse.

Rouellens zweiter Sohn lebte vollkommen nach seines Vaters System; er lebte seinem Vergnügen. Er besaß die Achtung der Welt, er lebte mäßig, er genoß mit Anstand, er lebte mit seinem Vater auf dem freundschaftlichsten Fuße, ohne gerade Vertrauen gegen ihn zu haben. Der Sohn war gern in des Vaters Gesellschaft, weil dessen Unterredungen immer fröhlich, und sogar unterrichtend waren. Seit der unglücklichen Begebenheit mit Luisen aber war Rouelle ernst geworden. In dem Kampfe mit seinem Systeme machte er zuweilen sehr ernsthafte Bemerkungen über seines Sohnes Leben. Der Umgang, den der junge Mensch hatte, machte den Vater ängstlich. Er liebte ihn. Er fing zuweilen an, was er nie gethan hatte, den Hofmeister und den Tadler zu spielen, er forschte des jungen Menschen Gängen nach. Er war nicht mehr so mit Allem zufrieden, wie sonst, er war sogar nicht mehr so freigebig gegen

ihn. Er fühlte, daß sein Vermögen zur Hälfte seinem ältern Sohne gehörte.

Der Jüngling, der seinen Vater so verändert sah, fing an, weniger seine Gesellschaft zu suchen. Je ernster der Vater wurde, desto kälter wurde der Sohn, desto seltener sahen sie sich. Es gab v.n Seiten des Vaters Vorwürfe, und von Seiten des Sohns Entschuldigungen. Es kam zu unangenehmen Scenen, die Anfangs in den Grenzen des Anstandes blieben. Der Sohn verbarg seine Gänge, versteckte seine Plane; der aufmerksamere und besorgtere Vater entdeckte sie. Es kam zu bedeutenderen Zwistigkeiten. Der Vater forderte im Zorn Rechenschaft von seinem Sohne, und der Sohn gab sie dem Vater auf eine Weise, die ihn zum Zittern brachte.

„Ich lebe für mein Vergnügen" sagte der Sohn kalt, „und ich weiß nicht, wie Sie dazu kommen, mein Vater, daß Sie mir das jetzt zum Verbrechen machen, was Sie mich selbst lehrten. Daß Sie jetzt ernster, mürrischer werden, ist doch wahrhaftig nicht meine Schuld. Ich gestehe es zu, daß ich seit einiger Zeit Ihre Gesellschaft nicht mehr suche; die Ursache kann Ihnen, der Sie so scharf zu sehen und so billig zu urtheilen gewohnt sind, nicht entgangen sein. Ich verlange nicht von Ihnen, daß Sie meinetwegen Ihren Ton ändern sollen, der Ihnen jetzt natürlich und angenehm ist; allein, ich wüßte nicht, warum ich meinen Ton, der für mich paßt, ändern sollte? Wie oft sagten Sie, mein Vater, daß die Menschen sich darum das Leben so sauer machen, weil sie nicht verstehen, mit Anstand eine Verbindung aufzugeben, die nicht mehr natürlich ist. Mich dünkt, wir Beide sind in diesem Falle.

„Wie? Diese Kälte, diese erstarrende Kälte! Daß du mein Sohn heißest, das fällt dir also nicht ein?"

„Ich mußte einen Vater haben," antwortete lächelnd der Sohn, „wenn ich sein sollte. Das ist Alles! Wie oft haben Sie das selbst gesagt, daß diese zufälligen Verbindungen der Menschen kein Recht geben, Forderungen zu machen; daß unser Vergnügen unsere Bestimmung ist. —"

Der Vater seufzte. Er brach die Unterredung ab. Er gab sich Mühe, den vorigen Ton gegen seinen Sohn wieder zu finden; aber es wollte nicht ganz wieder die vorige Lage werden. Der Sohn sonderte sich immer mehr von dem Vater ab. Der Vater, der jetzt der Liebe seines Sohnes bei dem Gedanken, daß er seinen ältesten so unglücklich gemacht hatte, so sehr bedurfte, sah sich, durch sein System, der Liebe seines Sohns beraubt. Er ließ ihn machen, was er wollte, und, um ihn ebenfalls den Druck dieses selbstsüchtigen Systems fühlen zu lassen, schränkte er ihn nur in Absicht des Geldes ein, und er erhielt dadurch nichts als den Widerwillen des Sohns, der endlich zwischen Beiden, in Zorn vom Vater, und Kälte und Abneigung beim Sohn, ausartete.

Ach, die Tugend der Dankbarkeit, der Liebe, der Treue, die seinem Sohn fehlten, fingen an dem verlassenen Vater jetzt sehr viel zu werden. Ach, rief er jetzt oft, hätte ich meinen bessern, edlern Sohn nicht beleidigt, und fände ich ihn wieder, wie glücklich würden mich seine Tugenden machen! Da sah er ein, daß Eltern und Kindern wenigstens die Tugend nicht fehlen dürfe.

Die Begebenheiten waren in das erste Jahr der Revolution Frankreichs gefallen. Rouelle und sein Sohn waren, wie natürlich, die eifrigsten Anhänger des Hofes. Der Vater wurde sogar in Geschäften, wozu sein feiner Kopf, und seine Besonnenheit sehr paßten, gebraucht. Der Sohn lebte unbekümmert, welche Parthei siegen würde, seinem Vergnügen; er nahm nur mit guten Wünschen an dem Wohl der Royalisten Antheil. Er verließ sie, bei ihrer völligen Niederlage, mit der größten Gleichgültigkeit, und nahm nun eine so natürliche Larve des Republikaners vor, daß Niemand an dem Bürgersinn des jungen Rouelle zweifelte, so sehr man auch seinen Vater, wegen seiner ehemaligen Geschäfte für den Hof, im Verdacht des Royalismus hielt.

Unter der Schreckensregierung wurde ein Geschäftsträger Rouellens arretirt. Er hatte im Verhör gegen Rouellen ausgesagt, und seine Aussage durch schriftliche Befehle Rouellens bestätigt. Dieser erhielt noch frühzeitig Nachricht davon. Er verbarg sich bei einem Bekannten. Er ließ am Abend seinen Sohn holen. Ich bin verrathen, sagte er ihm zitternd, man sucht mich überall. Was du an Gelde und Kostbarkeiten zusammen bringen kannst, das bringe zusammen. Wir müssen Frankreich verlassen.

Der junge Rouelle betrachtete seinen Vater verlegen. Ich bedaure Ihr Unglück, mein Vater, hob er stockend an; allein die Maßregel, die Sie dagegen ergreifen, scheint mir nicht gehörig überlegt. Sie sind im Verdacht, nicht ich. Reisen Sie; wenn ich bleibe, so kann ich Ihnen vielleicht nützlicher sein, als wenn ich Ihr Unglück mit Ihnen theile. Ueberlegen Sie —

Meinst Du, man wird Deiner schonen, wenn man den Vater verfolgt?

Die Bösewichter! rief der Sohn. Doch auch das ist zu machen. Ich habe einen Freund im Wohlfahrtsausschusse. Wenn ich Sie selbst anklage, wer kann dann meinen Patriotismus in Zweifel ziehen?

Du mich anklagen, mein Sohn, Du?

Und warum nicht? Unser Vermögen wird gerettet. Stoßen Sie sich nicht an diese Kleinigkeit, an dieses Vorurtheil.

Vorurtheil? Der Sohn den Vater anklagen? — Der Vater schüttelte den Kopf. Indeß es war nicht anders. Der junge Rouelle hielt es so für das Beste. Der Vater mußte sich ergeben. Sie nahmen Abschied, und der Sohn eilte in den Wohlfahrtsausschuß.

Nach einigen Tagen (der Aufenthalt Rouellens bei seinem Freunde wurde diesem gefährlich, und das Entkommen aus Paris war noch gefahrvoller) ging Rouelle am Abend zu seinem Hause. Er war wie ein Bauer gekleidet. Er traf seinen Sohn allein. „Hier bin ich,“ sagte er, „mein Freund konnte mich nicht länger in seinem Hause behalten. Ich habe keinen Ort mehr, wo ich mich verbergen kann. Hier will ich bleiben, und mein Geschick erwarten.“

Finster runzelte der Sohn die Stirn zusammen. Hier? hier? Sie bedenken nicht, mein Vater —

Ich bedenke sehr wohl, daß es hier gefährlich ist; allein, nenne mir einen andern Ort, wo ich sicherer bin, und ich will dahin gehen.

Man wußte keinen. Aber hier hob der Sohn wieder an; wissen Sie, daß man dem den Tod gedrohet hat, der Sie verbirgt? Wissen Sie das, mein Vater?

Eben deshalb kann mich Niemand, wird mich Niemand aufnehmen.

Aber, verlangen Sie denn, sagte der Sohn empfindlich, daß ich mein Leben in diese Gefahr geben soll? Warum ich? In der That, mein Vater, Sie verlangen sehr viel, und wenn ich Sie retten könnte; — allein die Haussuchungen dauern jetzt beständig fort. Nein, bei Gott, hier sind Sie am wenigsten sicher.

Ja, bei Gott! rief der Alte auf einmal, von dieser Kälte des Sohns überwältigt, das seh' ich, Bösewicht! Hier bin ich am wenigsten sicher. Hätte der Tyrann einen Preis auf mein Leben gesetzt, du würdest — O Gott, sagte er jetzt milder, was klag' ich? Mußte er nicht so denken? Lehrte ich es ihn nicht? Er rang die Hände.

In dem Augenblicke wurde an der Thür geschellt. Ein Bedienter gab die Nachricht, daß ein Nationalgarde an der Thüre wäre, und nach dem Bürger Rouelle fragte. Vater und Sohn bebten. O fort! fort! rief der Sohn, schnell! um Gottes willen! Sie werden mich verderben. Fort! Zögern Sie nicht einen Augenblick! Leben Sie wohl.

Der Vater sah den Sohn starr und gräßlich an. Ohne eine Wort zu sagen, verließ er das Zimmer, stürzte die Treppe hinab, um sich der Nationalgarde zu überliefern. Die kalte Selbstsucht hatte des Vaters Wesen zerschmettert. Der Nationalgarde warf einen forschenden Blick auf den alten Rouelle, sagte bewegt: O das ist er! Kommen Sie, mein Herr! Ihr Leben ist in Gefahr. Sie sind hier nicht sicher. Ich will Sie retten! Rouelle hörte nicht, was der Garde sagte. Er wiederholte von Zeit zu Zeit mit der innigsten Betrübniß; Das war mein Sohn! — Ich war sein Vater! —

In einer Vorstadt öffnete der Garde die Thür einer kleinen Hütte: Hier hinein, unglücklicher Mann! sagte er, mit einer bewegten Stimme. Jetzt erst merkte Rouelle auf die äußern Gegenstände wieder. Wohin führst du mich, mein Freund? fragte er, wer bist du? Ohne zu antworten zog ihn der Mensch in die Hütte, führte ihn eine kleine Treppe hinauf, in einen heimlichen Verschlag, dessen Eingang mit Stroh verdeckt war. Durch eine Oeffnung im Dache fiel so viel Licht, daß Rouelle ein Lager sehen konnte, was für ihn bestimmt war.

Wollen Sie sich niederlegen? sagte der Garde leise: Wir haben keine Zeit zu verlieren. Morgen, mein Herr! Hier sind Sie sicher. Er setzte Rouellen auf das Lager. Er verließ den Verschlag. Er bedeckte die Thüre mit Stroh, und schlich hinunter.

Rouelle warf sich auf sein Lager, und überließ sich den allerquälendsten Betrachtungen über die Undankbarkeit seines Sohnes. Ach, er konnte es sich nicht läugnen, er selbst war durch seine Erziehung Schuld an diesem unkindlichen Betragen. Das Pochen am Hause, eine Menge Stimmen, die sich hören ließen, unterbrachen diese Betrachtungen. Man durchsuchte das Haus nach Verdächtigen. Man kam auch auf den Boden. Rouelle zitterte. Wie ich euch sage, hob eine Stimme an, hier ist Alles unverdächtig; wollte Gott, daß alle Pariser so gute Republikaner wären, als der Bürger Marton.

Rouelle hatte sich aufgerichtet, um zu horchen. Das Wort Marton schmetterte ihn, wie ein verzehrender Blitz nieder. O rächender Gott! seufzte er, und bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht. Nun wurde Alles still im Hause, auf der Gasse, nur in Rouellens Herzen nicht. Der grausamste Rachengel hielt diese Nacht sein Schwerdt über Rouellens Herzen mit zückenden Flammen hin. Sein System war nichts als eine gräßliche Lage. Die beleidigte Tugend stand in der Gestalt bald der ermordeten Luise, bald in der Gestalt seiner verstoßenen Frau vor ihm da. Sein Sohn, den er unglücklich gemacht hatte, war sein Ret-

ter. Unglücklicher Vater! und, vor dem Angesichte des beleidigten Sohnes sollte er morgen erscheinen. Er bebte vor dieser Vorstellung. Sie war ihm fürchterlicher als der Tod, der ihn verfolgte. Er sprang auf, um Luft bei dieser entsetzlichen Angst zu schöpfen. Nein, rief er, ich kann ihn nicht sehen

Mit dem ersten Strahle des Morgens fing er an, seine Thür zu öffnen. Es gelang ihm. Leise stieg er die Treppe hinunter. Er wollte das Haus verlassen, wo ihm der furchtbare Anblick seines Sohnes drohete. Er konnte die Hausthür nicht sogleich öffnen. Seine Bemühungen machten Geräusch. Er hörte Jemanden gehen. Entsetzlich! Er riß die Thür auf, und sprang auf die Gasse. In dem Augenblick sprang Jemand hinter ihm her. Es war sein Sohn. Er umfaßte den schwankenden Vater. Wohin wollen Sie, Unglücklicher? fragte Marton. Der Vater erkannte seine Stimme. Ohnmächtig sank er in seines Sohnes Arme. Nach einer Stunde kam er wieder zu sich. Er lag auf einem Bette. Sein Sohn hatte eine Hand, seine Frau die andere gefaßt.

O mein Vater! das war das erste Wort, was er hörte, was er aus den Lippen seines beleidigten Sohnes hörte. Er hob furchtsam das Auge auf ihn. Er sah Thränen in den Augen des Sohns. Die Thränen brachen sein Herz, und zugleich den Schmerz der Verzweiflung. Er schluchzte laut. O mein Vater! wiederholte der Sohn, und drückte seine Lippen auf seine Hand.

Noch konnte der Unglückliche nichts sagen. Er suchte sein Gesicht zu verbergen. Ich bitte dich, mein Sohn, geh, sagte die weinende Mutter, du bist zu bewegt. Er ging. Herr von Rouelle, hob die Mutter an. Ich Unglücklicher! unterbrach Rouelle sie, hat er mir vergeben? Darf ich ihn Sohn nennen? Es gelang seiner Frau, ihn zu beruhigen. Marton kam; und wie nun der Vater dem Sohne die Arme entgegen breitete, wie der Sohn an die väterliche Brust sank, da drang die sanftere Reue und die Tugend gewaltig in das Herz des Vaters. Er wünschte sterben zu können für seinen Sohn. Ihre Thränen mischten sich, und des Vaters Verbrechen waren vergessen.

Welche rührenden Augenblicke, da seine Frau ihm erzählte, wie unglücklich ihr Sohn durch den Tod seiner Luise geworden sei, wie er gekämpft habe, seinen Vater nicht zu hassen, wie er mitten in den Schmerzen gesonnen habe, ihn zu entschuldigen! Es war dein Sohn, Rouelle; wie konnte er dich hassen? Wir lebten nun hier in Paris von dem Reste meines Vermögens und von unserer Hände Arbeit, ärmlich, bescheiden.

— Ach, rief der Vater! die Grausamen! Warum wendetet Ihr Euch nicht an mich? Zweifelt Ihr, daß ich — ach, ich Unglücklicher, mußtet Ihr nicht an mir verzweifeln?

Nein, wir zweifelten an Deiner Hülfe nicht; wir wußten, daß die schreckliche Begebenheit Dich und Deine Grundsätze erschüttert hatte; aber dein Sohn, er wollte Dir den Anblick des Menschen ersparen, den du so unglücklich gemacht hattest. Endlich erfuhren wir durch die öffentliche Blätter Deine Gefahr, den Haß, mit dem die Tyrannen dich verfolgten. Dein Sohn zitterte für dich. Er entschloß sich, dich zu retten. Er glaubte, Du würdest in Deinem Hause, bei Deinem Sohne verborgen leben. Rouelle seufzte. Die Mutter fuhr fort. Er hielt diesen Aufenthalt nicht für sicher genug. Er überwand seine Bedenklichkeiten, sich vor Dir sehen zu lassen. Er ging einen Abend, um Dich abzuholen, und Gott sei Dank? er hatte das Glück, Dich zu retten.

Rouelle lebte ein Jahr lang in der Hütte seines Sohnes. Die Arbeit desselben ernährte ihn. Hier erst lernte Rouelle empfinden, welch ein Glück es ist, zu lieben und geliebt zu werden, daß es die höchste Wonne des Menschen ist, für Andere zu denken, zu wirken, zu entbehren, aufzuopfern! Wie glücklich fühlte er sich, wenn er einen Genuß aufopfern konnte, um seinem Sohne und seiner Frau eine Stunde Arbeit zu ersparen! Hier erst lernte er, daß die Tugend das Glück, die Bestimmung des Menschen sei, nicht der Genuß.

Endlich fiel das Ungeheuer, das Frankreich mit Blut und Leichen bedeckte, unter dem Schwerdte der Rache. Rouelle kam, auf die Versicherungen einiger bedeutender Männer, daß er sicher sein würde, wieder zum Vorschein. Sein Proceß fiel glücklich aus. Er bewies, daß er immer in Paris gewesen war, und so sollte er sein Vermögen wieder in Besitz nehmen. Sein zweiter Sohn allein war damit nicht zufrieden. Er klagte seinen Vater an, daß er wirklich emigrirt gewesen sei. O Gott, rief der unglückliche Vater, wie er die Anklage las, das sind die Folgen meiner Grundsätze. Der Sohn, dem ich wohlthat, verfolgt mich! und — der, den ich unglücklich machte, rettet mich. Er sank an den Busen seines edlen Sohnes. Der Proceß war bald entschieden. Rouelle erhielt sein Vermögen. Er sah seinen zweiten Sohn. Er gab ihm die Hälfte seines Vermögens. O Unglücklicher, sagte er, ihn an seine Brust drückend, könnte ich Dir die abscheulichen Grundsätze nehmen, die ich dir beigebracht habe, mit Freuden wollte ich arm sein!

## Zwei Idyllen.

Von F. X. Bronner.

### Die Lüge.

Erzählen soll ich dir, du lieber kleiner Heinrich? Aber wenn die Erzählung dich treffen sollte, willst du mir dann nicht böse werden? Nicht? So höre!

Der kleine Lydas, ein hübscher munterer Knabe, wie du, aber auch manchmal muthwillig und lose, wie du, hatte Morgens seinem Vater eine kleine Lüge gesagt; und das war schlimm. Da ging er Nachmittags, einen irdenen Topf in der Hand, an die Schleuße des Mühlbachs hinauf, um dort kleine Fischchen und Krebse unter den Kieselsteinen zu haschen. Sein Schwesterchen Lyde ging mit.

„Ich fürchte, Brüderchen,“ sagte das fromme Mädchen, „ich fürchte, dein Fischfang werde heute nicht glücklich sein; denn die Mutter sagt immer: Wer lügt, den fliehet das Glück, wie ein Fischchen den lauernden Hecht.“

„O du leichtgläubiges Mädchen! antwortete lächelnd der Knabe, die Mutter drohte dir nur; das sollst du gleich sehen: Denn wisse, Homilkon hat mich erst gestern eine neue Kunst gelehret, die wird mich nicht trügen!“

Da rieb er sich die beiden Hände mit Brennnesselsaft, und stieg in den Mühlbach, der lieblichrieselnd über flache Kiesel dahinschlich. Der Bach war auf beiden Seiten mit alten morschen Pfählen, und halbvermoderten Brettern befangen. Ein kleiner Damm hob sich an den Brettern empor.

Auf einen Pfahl an diesem Damme setzte der Knabe seinen mit Wasser gefüllten Topf, und begann nach Schmerlen unter die Steine zu greifen. Lyde lagerte sich an einer grünenden Rasenstätte, und schaute der Arbeit ihres Bruders zu.

„Sieh, Schwesterchen!“ sagte jetzt Lydas, und zeigte in seiner Hand eine zappelnde Schmerle hin: „sieh, wie sich heute die Fischchen unter meine Hände schmiegen! O sie entschlüpfen mir nicht; es ist, als schwimmen die Närrchen mit Fleiße mir nach, daß ich sie bequemer haschen kann: Sicher, Mädchen, sicher werd' ich dießmal einen glücklichen Fang thun.“

O warte du nur, noch hast du nicht viele,“ antwortete sittsam das Mädchen, und schwieg. Doch Lydas zog immer mehrere aus dem Wasser, und wußte sich groß damit. Lydchen staunte sehr darüber Noch mehrere, bis der Topf gefüllt war. Jetzt fing sie fast zu glauben an, dem Glücke sei eine kleine Lüge nicht sehr verhaßt.

Der Knabe wollte nun wieder aus dem Bache steigen, und versuchte, an ein morsches Breit eingeklemmt, sich auf den Damm zu schwingen. Wehe aber! da brach das faule Brett, und auch der untenvermoderte Pfahl brach, auf dem sein Schmerlentopf stand. Knabe, Topf und Schmerlen stürzten allzusammen in den Bach.

Die kleine Lyde lief ängstlich hinzu, ihrem benetzten Bruder zu helfen. „Du lieber Bruder,“ klagte sie, „warum glaubtest du mir nicht? O gewiß, nun seh' ichs; wer lüget, den fliehet das Glück weit mehr als ein Fischchen den lauernden Hecht!“ Und zog den Knaben triefend ans Land.

### Das Bächlein.

Hier, liebes kleines Bächlein im engen ruhigen Thale, von hohen Linden und Eschen beschattet! Hier an dein blumiges Bord will ich mich setzen, und froh sein! Andere mögen im leichten Kahne den majestätisch rauschenden Strom beschiffen, oder auf weitem See mit schwellendem Segel einherfahren, und sich freuen, wenn Hütten und Wälder und Hügel unter der spiegelnden Oberfläche hängen. Mir seiest du, Bächlein, Vergnügen jetzt und Lust, rein wie deine Silberfluthen, und süß, wie der frische Labetrunk, welchen du dürstenden Wanderern zollst. Hier an dein blumiges Bord will ich mich setzen, und froh sein! Der reinliche Stein da unten, mit sanftem Moose bewachsen, mag mir zum Schemel dienen. Aber sieh, fast ist es Schade, daß mein Fuß ein ganzes kleines Mooswäldchen, wie von winzigen immergrünen Fichtenbäumchen zertritt, und so manches schöne Kräutchen unter meinem Lager zerknickt wird.

Welch ein Reichthum zahlloser Schönheiten hier am fruchtbaren Gestade! Gelbe honigreiche Schlüsselblümchen, und röthliche Glöcklein, und himmelblaue Vergißmeinnicht schmücken mit lieblich abstechenden Farben das tiefe Grün der dichtstehenden üppiggenährten Gewächse; und wo die schwarze Erde sichtbar wird, da kriechen kleine künstlich gestreifte Schnecklein, oder dunkelgrünes Epheu umgürtet den leicht zerlockernden Sandboden. Kleine Mücken schwärmen über dem Wasser, und tanzen, und trinken die unendlichdünnen emporfliegenden Dünste. Die schöngezeichnete Eidere lauert begierig auf sie, und verschlingt mit schneller Zunge die näherkommende Beute, wie ein Wirbel im Strome schwimmende Rosenblättchen verschlingt.

Warum bläsest du so unbarmherzig durch das Thälchen herab, so plötzlich, spielender Windstoß? Sieh, was du für wildes Zeug gemacht hast! Bis zehen kleine, sorglostanzende Mückchen stürztest du mit einem Hauch in den Bach. Kleine Fischchen schwimmen herbei, und haschen die willkommene Mahlzeit. In Reihen

ziehen sie heran, die hungerigen Räuberchen mit röthlichen Flossen und beerschwarzen Augen. Wie sie umherschießen, und rudern! Wie lebhaft und behende! Aber ihr sollt nicht alles rauben, ihr kleinen muthwilligen Nascher! nein — Das Käferchen hier will ich retten, das, auf dem Rücken liegend, hilflos herabrinnt: O wie es zappelt, das arme Thierchen, und ängstlich die zarten Beinchen regt, daß ringsher alle kleinen Wellchen zittern! O komm, komm, kleines Würmchen, sieh das Gräschen hier, das ich dir biete! Schwinge dich dran empor, und trockne deine Flügelchen hier auf meiner warmen Hand! Du empfiengst ja auch Leben und Odem von dem, der mir Leben und Odem gab. O wie es sich wälzet, wie es sich zerarbeitet zwischen den Härchen meiner Hand! Hier auf dieß Veilchen will ich dich schütteln, kleines Käferchen! Lebe und freue dich?

Aber sieh hier! Ein Unheil aus meiner Schuld! Den Kiesel da stieß ich sorglos ins Wasser, ich Unachtsamer! Da läuft die fleißige Ameise drauf bange umher, und irret, vom Gestade abgeschnitten, und eingeschlossen wie auf einer kleinen Felseninsel, am Rande des Kiesels ängstlich dahin und dorthin, und suchet eine Furt, dem traurigen Gefängnisse zu entkommen. Entkomme denn, du ämsiges Thierchen, und werde frei; sieh da, deine Insel liegt hier im Trockenen, fliehe!

Ei, du bist kühn, sorglose Bachstelze, daß du mir so nahe am Kopfe vorüberfliegst! Sahst du etwa die langbeinigen Schnacken schweben, die dort auf trocknen Steinchen ruhen, und suchest sie dir zur Speise, so wie ich mir Fische zur Speise suche? Warum fängst du die Mücke nicht, die dort auf dem schwimmenden Laube sitzt? Wie sie stolz in kleinen Wirbeln drauf fortschiffet, und den glänzenden Federbusch kämmet, und die Bläschen anstaunt, die am Rande des leichten Fahrzeugs verpuffen! Itzt entfliegt sie, die summende Schwärmerinn, leicht, wie ein Stäubchen vom Winde getragen! Wende dich dorthin, du kleine Stolze, wo sich auf dem wankenden Grashalm die funkelndblaue Wasserlibelle wiegt, und ihre zwei große Gitteraugen, und ihre schönen Netzflügel in zitternden Wellchen besieht; dann wirst du dich schämen, wie sich die hoffärtige blasse Städterin schämt, wenn sie an meinem blühendschönen Mädchen vorübergeht.

Lieblich ist es, dich, rieselndes Bächlein, schwätzen zu hören. Reinlich wäschest du deine weißen und röthlichen und blauen Kiesel ab, und bildest kleine rauschende Wasserfälle da und dort, und wälzest feinen Sand zu niedrigen abgeebneten Haufen. Auch hier hast du ein niedliches Sandbänkchen gebildet, zum schützenden Damme einer stillen kleinen Pfütze am Ufer, die mit schielendblauen und röthlichen Farben auf ihrer ruhigen Oberfläche spielt. Flink rudert das Männchen des schwarzbraunen Wasserspinnchens auf ölichten Füßen drüber hin, seinem flüchtigen Weibchen nach, und ziehet farblose schmale Furchen durch die seifenartige Farbendecke, die zierlich auf dem stehenden Wasser liegt. Unten auf dem sandigen Grunde wurmen junge Kröten umher, wie kleine schwarze Molchen gestaltet, und verstecken sich in aufgejagten Wölkchen von Schlamme. Die zierlich gefleckte Wasserwanze kriechet auch am Boden, und gräbt sich zwischen modernde Kräutchen hinein. Wie euch da so wohl ist, ihr schwächlichen unachtbaren Geschöpfe, wie so wohl, auch eingeschränkt in die faulende Pfütze! Und ich, der ich frei durch die prächtige weite Schöpfung irren, jede lebendige Schönheit der Natur empfinden, aus jedem Gräschen unnennbares Vergnügen schöpfen kann, ich soll mißmuthig die schöne Welt durchkriechen, und den freundlich einladenden Winken der immerlächelnden Freude nicht folgen? O nein! Ich will ihr folgen, will sie sehen im hohen unersteiglichen Gebirge, fühlen in jedem sammtenen Blumenblättchen, und hören im Singvogel wie in dir, lieblichrieselnde Quelle! Nie wird kränkelnder Eckel seinen Wermuth meinen süßen Gefühlen vermischen. Er vergället nur dem seine Freuden, der eingekerkert in goldene Säle die aufsteigende Sonne, den blühenden Hain, und die bunte Wiese nicht sieht, der in gekünstelten Gärten die Natur ins Puppenkleid zwingt, und dem kein blühendes Mädchen lächelt, wie mir. O mein Mädchen ist schön, wie die Morgenröthe im Mai, aufblühend wie die junge volle Rosenknospe, und rein wie die unberührte Lilie in der Wildniß. Seit sie mir erröthend ihr warmes, weiches Händchen bot, und mit sanftem Drücken jedes meiner Nervchen beben machte; seitdem singt mir jedes Waldvögelchen schöner, jede Blüthe riecht mir angenehmer, und jedes kühle Lüftchen fächelt mich freundlicher. O Lina, meine Empfindungen sind sanft, wie dein Blick; mein Vergnügen ist rein, wie die Silberfluthen dieses Bächleins, süß wie sein frischer Labetrunk dem lechzenden Wanderer, und unendlich mannigfaltig, wie die Natur.

---

## Aus dem Schauspiel: Die Räuber.

Von Schiller.

Des vierten Acts fünfte Scene.

**Räuber Karl Moor.** Wer mir Bürge wäre? — es ist alles so finster — verworrene

Labyrinthe — kein Ausgang — kein leitendes Gestirn — wenns aus wäre mit diesem letzten Odemzug — Aus, Hunger nach Glückseligkeit? Wofür das Ideal einer unerreichten Vollkommenheit? Das Hinausschieben unvollendeter Plane? — Wenn der armselige Druck dieses armseligen Dings (die Pistole vors Gesicht haltend) den Weisen dem Thoren, den feigen dem tapfern, den edlen dem Schelmen gleich macht? — Es ist doch eine so göttliche Harmonie in der seelenlosen Natur, warum sollte dieser Mißklang in der vernünftigen sein? — Nein! nein! es ist etwas mehr, denn ich bin noch nicht glücklich gewesen. — Glaubt ihr, ich werde zittern, Geister meiner erwürgten! ich werde nicht zittern. (Heftig zitternd.) — Euer banges Sterbegewinsel, euer schwarz gewürztes Gesicht, eure fürchterlich klaffenden Wunden sind ja nur Glieder einer unzerbrechlichen Kette des Schicksals, und hängen zuletzt an meinen Feierabenden, an den Launen meiner Ammen und Hofmeister, am Temperament meines Vaters, am Blut meiner Mutter. — (Von Schauer geschüttelt.) Warum hat mein Perillus einen Ochsen aus mir gemacht, daß die Menschheit in meinem glühenden Bauche bratet? — (Er setzt die Pistole an.) Zeit und Ewigkeit — gekettet an einander durch ein einzig Moment! — Grauser Schlüssel, der das Gefängniß des Lebens hinter mir schließt und vor mir aufriegelt die Behausung der ewigen Nacht — sage mir — o sage mir — wohin — wohin wirst du mich führen? — Fremdes, nie umsegeltes Land! — Siehe, die Menschheit erschlafft unter diesem Bilde, die Spannkraft des endlichen läßt nach, und die Phantasie, der muthwillige Affe der Sinne, gaukelt unserer Leichtgläubigkeit seltsame Schatten vor — Nein! nein! Ein Mann muß nicht straucheln — Sei wie du willst, namenloses Jenseits — bleibt mir nur dieses mein Selbst getreu — Sei wie du willst, wenn ich nur mich selbst mit hinübernehme — Außendinge sind nur der Anstrich des Mannes — Ich bin mein Himmel und meine Hölle. — Wenn du mir irgend einen eingeäscherten Weltkreis allein ließest, den du aus deinen Augen verbannt hast, wo die einsame Nacht und die ewige Wüste meine Aussichten sind? — Ich würde dann die schweigende Oede mit meinen Phantasien bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muße, das verworrene Bild des allgemeinen Elends zu zergliedern. — Oder willst du mich durch immer neue Geburten und immer neue Schauplätze des Elends von Stufe zu Stufe — zur Vernichtung — führen? Kann ich nicht die Lebensfäden die mir jenseits gewoben sind so leicht zerreißen wie diesen? — Du kannst mich zu nichts machen — Diese Freiheit kannst du mir nicht nehmen. (Er ladet die Pistole. Plötzlich hält er inne.) Und soll ich vor Furcht eines qualvollen Lebens sterben? — Soll ich dem Elend den Sieg über mich einräumen? — Nein, ich wills dulden. (Er wirft die Pistole weg.) Die Qual erlahme an meinem Stolz! Ich wills vollenden! — (Es wird finsterer.)

Hermann (der durch den Wald kommt). Horch! horch! grausig heult der Kauz — zwölf schlägts drüben im Dorf — Wol, wol — das Bubenstück schläft — in dieser Wilde kein Lauscher. (Tritt an das Schloß und pocht.) Komm heraus, Jammermann, Thurmbewohner! — Deine Mahlzeit ist bereitet.

Moor (sachte zurücktretend.) Was soll das bedeuten?

Eine Stimme (aus dem Schloß). Wer pocht da? He? Bist dus, Hermann, mein Rabe?

Hermann. Bins, Hermann, dein Rabe. Steig' herauf an's Gitter und iß. (Eulen schreien.) Fürchterlich trillern deine Schlafkameraden, Alter — dir schmeckts?

Die Stimme. Hungerte mich sehr. Habe Dank, Rabensender, fürs Brot in der Wüste! — Und wie gehts meinem lieben Kinde, Hermann?

Hermann. Stille — Horch — Geräusch wie von schnarchenden! hörst du nicht was?

Stimme. Wie? Hörst du etwas?

Hermann. Den seufzenden Windlaut durch die Ritzen des Thurms — eine Nachtmusik, davon einem die Zähne klappern und die Nägel blau werden — Horch, noch einmal — Immer ist mir als hört' ich ein Schnarchen. — Du hast Gesellschaft. Alter — Hu! hu! hu!

Stimme. Siehst du etwas?

Hermann. Leb' wohl — leb' wohl — Grausig ist diese Stätte — Steig' ab ins Loch — droben dein Helfer, dein Rächer — Verfluchter Sohn! — (Will fliehen.)

Moor (mit Entsetzen hervortretend). Steh!

Hermann (schreiend). O mir!

Moor. Steh, sag' ich!

Hermann. Weh! weh! weh! Nun ist alles verrathen!

Moor. Steh! Rede! Wer bist du? was hast du hier zu thun? Rede!

Hermann. Erbarmen, o Erbarmen, gestrenger Herr! — Nur ein Wort höret an, eh' ihr mich umbringt.

Moor (indem er den Degen zieht). Was werd' ich hören?

Hermann. Wohl habt ihr mirs beim Leben verboten — ich konnte nicht anders — durfte nicht anders — im Himmel ein Gott — euer leiblicher Vater dort — mich jammerte sein — Stecht mich nieder!

Moor. Hier steckt ein Geheimniß — Heraus! Sprich! Ich will alles wissen!

Die Stimme (aus dem Schloß). Weh! weh! Bist dus, Hermann, der da redet? Mit wem redest du, Hermann?

Moor. Drunten noch jemand — Was geht hier vor? (Läuft dem Thurme zu.) Ists ein Gefangener, den die Menschen abschüttelten? — Ich will seine Ketten lösen. — Stimme! noch einmal! wo ist die Thür?

Hermann. O habt Barmherzigkeit, — Herr — dringt nicht weiter, Herr — geht aus Erbarmen vorüber! (Verrennt ihm den Weg.)

Moor. Vierfach geschlossen! Weg da — Es muß heraus — Jetzt zum erstrn Mal komm' mir zu Hilfe, Dieberei! (Er nimmt Brechinstrumente und öffnet das Gitterthor. Aus dem Grunde steigt ein Alter, ausgemergelt wie ein Gerippe.)

Der Alte. Erbarmen einem elenden! Erbarmen!

Moor (springt erschrocken zurück). Das ist meines Vaters Stimme!

D. a. Moor. Habe Dank, o Gott, Erschienen ist die Stunde der Erlösung.

Moor. Geist des alten Moors! was hat dich beunruhigt in deinem Grabe? Hast du eine Sünde in jene Welt geschleppt die dir den Eingang in die Pforten des Paradieses verrammelt? Ich will Messen lesen lassen den irrenden Geist in seine Heimat zu senden. Hast du das Gold der Wittwen und Waisen unter die Erde vergraben, das dich zu dieser mitternächtlichen Stunde heulend herumtreibt? Ich will den unterirdischen Schatz aus den Klauen des Zauberdrachen reißen, und wenn er tausend rothe Flammen auf mich speit und seine spitzen Zähne gegen meinen Degen blöckt, — oder kommst du, auf meine Fragen die Räthsel der Ewigkeit zu entfalten? Rede, rede! ich bin der Mann der bleichen Furcht nicht.

D. a. Moor. Ich bin kein Geist. Taste mich an, ich lebe, o ein elendes, erbärmliches Leben!

Moor. Was? du bist nicht begraben worden?

D. a. Moor. Ich bin begraben worden — das heißt: ein todter Hund liegt in meiner Väter Gruft; und ich — drei volle Monde schmacht' ich schon in diesem finstern unterirdischen Gewölbe, von keinem Strahle beschienen, von keinem warmen Lüftchen angeweht, von keinem Freunde besucht, wo wilde Raben krächzen und mitternächtliche Uhus heulen.

Moor. Himmel und Erde! Wer hat das gethan?

D. a. Moor. Verfluch' ihn nicht! — Das hat mein Sohn Franz gethan.

Moor. Franz? Franz? — O ewiges Chaos!

D. a. Moor. Wenn du ein Mensch bist und ein menschliches Herz hast, Erlöser, den ich nicht kenne, o so höre den Jammer eines Vaters, den ihm seine Söhne bereitet haben — drei Monde schon hab' ichs tauben Felsenwänden zugewinselt, aber ein hohler Widerhall äffte meine Klagen nur nach. Darum, wenn du ein Mensch bist und ein menschliches Herz hast —

Moor. Diese Aufforderung könnte die wilden Bestien aus ihren Löchern hervorrufen.

D. a. Moor. Ich lag eben auf dem Siechbett, hatte kaum angefangen nach einer schweren Krankheit etwas Kräfte zu sammeln, so führte man einen Mann zu mir, der vorgab, mein erstgeborner sei gestorben in der Schlacht, und mit sich brachte ein Schwert, gefärbt mit seinem Blut, und sein letztes Lebewohl, und daß ihn mein Fluch gejagt hätte in Kampf und Tod und Verzweiflung.

Moor (heftig von ihm abgewandt). Es ist offenbar!

D. a. Moor. Höre weiter! ich ward ohnmächtig bei der Botschaft. Man muß mich für todt gehalten haben, denn als ich wieder zu mir selber kam, lag ich schon in der Bahre und ins Leichentuch gewickelt wie ein todter. Ich kratzte an dem Deckel der Bahre. Er ward aufgethan. Es war finstere Nacht, mein Sohn Franz stand vor mir. — Was! rief er mit entsetzlicher Stimme, willst du denn ewig leben? — und gleich flog der Sargdeckel wieder zu. Der Donner dieser Worte hatte mich meiner Sinne beraubt; als ich wieder erwachte, fühlt' ich den Sarg erhoben und fortgeführt in einem Wagen eine halbe Stunde lang. Endlich ward er geöffnet — ich stand am Eingange dieses Gewölbes, mein Sohn vor mir, und der Mann, der mir das blutige Schwert von Karl gebracht hatte — zehnmal umfaßt' ich seine Kniee, und bat und flehte, und umfaßte sie und beschwur — das Flehen seines Vaters reichte nicht bis an sein Herz — Hinab mit dem Balg! donnerte es von seinem Munde, er hat genug gelebt, — und hinab ward ich gestoßen ohne Erbarmen, und mein Sohn Franz schloß hinter mir zu.

Moor. Es ist nicht möglich, nicht möglich! ihr müßt euch geirrt haben!

D. a. Moor. Ich kann mich geirrt haben. Höre weiter, aber zürne doch nicht! So lag ich zwanzig Stunden, und kein Mensch gedachte meiner Noth. Auch hat keines Menschen Fußtritt je diese Einöde betreten, denn die allgemeine Sage geht, daß die Gespenster meiner Väter in diesen Ruinen rasselnde Ketten schleifen und in mitternächtlicher Stunde ihr Todtenlied raunen. Endlich hörte ich die Thür wieder aufgehen; die-

ser Mann brachte mir Brot und Wasser, und entdeckte mir, wie ich zum Tode des Hungers verurtheilt gewesen, und wie er sein Leben in Gefahr setze, wenn es heraus käme, daß er mich speise. So ward ich kümmerlich erhalten diese lange Zeit, aber der unaufhörliche Frost — die faule Luft meines Unraths, — der grenzenlose Kummer — meine Kräfte wichen, mein Leib schwand; tausendmal bat ich Gott mit Thränen um den Tod, aber das Maß meiner Strafe muß noch nicht gefüllt sein — oder muß noch irgend eine Freude meiner warten, daß ich so wunderlich erhalten bin. Aber ich leide gerecht — mein Karl! mein Karl! — und er hatte noch keine grauen Haare.

Moor. Es ist genug. Auf! ihr Klötze, ihr Eisklumpen! ihr trägen, fühllosen Schläfer! auf! Will keiner erwachen? (Er thut einen Pistolenschuß über die schlafenden Räuber.)

Die Räuber (aufgejagt). He, holla! holla! was gibts da?

Moor. Hat euch die Geschichte nicht aus dem Schlummer gerüttelt? Der ewige Schlaf würde wach worden sein! Schaut her? schaut her! die Gesetze der Welt sind Würfelspiel worden, das Band der Natur ist entzwei, die alte Zwietracht ist los, der Sohn hat seinen Vater erschlagen.

Die Räuber. Was sagt der Hauptmann?

Moor. Nein, nicht erschlagen! das Wort ist Beschönigung! — der Sohn hat den Vater tausendmal gerädert, gespießt, gefoltert, geschunden, die Worte sind mir zu menschlich — worüber die Sünde roth wird, worüber der Kanibale schaudert, worauf seit Aeonen kein Teufel gekommen ist, — der Sohn hat seinen eigenen Vater — o seht her, — seht her! er ist in Ohnmacht gesunken, — in dieses Gewölbe hat der Sohn seinen Vater — Frost, Blöße, — Hunger, — Durst, — o seht doch, seht doch! — es ist mein eigener Vater, ich wills nur gestehen.

Die Räuber (springen herbei und umringen den Alten). Dein Vater? dein Vater?

Schweizer (tritt ehrerbietig näher, fällt vor ihm nieder). Vater meines Hauptmanns! Ich küsse dir die Füße! du hast über meinen Dolch zu befehlen.

Moor. Rache, Rache, Rache dir, grimmig beleidigter, entheiligter Greis! So zerreiß' ich von nun an auf ewig das brüderliche Band. (Er zerreißt sein Kleid von oben an bis unten.) So verfluch' ich jeden Tropfen brüderlichen Bluts im Antlitz des offenen Himmels! Höret mich, Mond und Gestirne! Höre mich, mitternächtlicher Himmel, der du auf die Schandthat herunterblicktest! Höre mich, dreimal schrecklicher Gott, der da oben über dem Monde waltet und rächt und verdammt über den Sternen und feuerflammt über die Nacht! Hier knie' ich — hier streck' ich empor die drei Finger in die Schauer der Nacht — hier schwör' ich, und so speie die Natur mich aus ihren Grenzen wie eine bösartige Bestie aus, wenn ich diesen Schwur verletze, schwör' ich, das Licht des Tages nicht mehr zu grüßen bis des Vater-Mörders Blut vor diesem Stein verschüttet gegen die Sonne dampft (Er steht auf.)

Die Räuber. Es ist ein Belials-Streich! Sag' einer, wir seien Schelme! Nein, bei allen Drachen! so bunt haben wirs nie gemacht.

Moor. Ja, und bei allen schrecklichen Seufzern derer, die jemals durch eure Dolche starben, derer, die meine Flamme fraß und mein fallender Thurm zermalmte, eh' soll kein Gedanke von Mord oder Raub Platz finden in eurer Brust bis euer aller Kleider von des verruchten Blute scharlachroth gezeichnet sind — Das hat euch wol niemals geträumt, daß ihr der Arm höherer Majestäten seid? Der verworrene Knäuel unseres Schicksals ist aufgelöst! Heute, heute hat eine unsichtbare Macht unser Handwerk geadelt! Betet an vor dem, der euch dies erhabene Loos gesprochen, der euch hieher geführt, der euch gewürdiget hat, die schrecklichen Engel seines finstern Gerichtes zu sein! Entblößet eure Häupter! Knieet hin in den Staub und steht geheiligt auf! (Sie knieen.)

Schweizer. Gebeut, Hauptmann! was soll wir thun?

Moor. Steh' auf, Schweizer! und rühre diese heiligen Locken an! (Er führt ihn zu seinem Vater und giebt ihm eine Locke in die Hand.) Du weißt noch wie du einstmals jenem Böhmischen Reiter den Kopf spaltetest, da er eben den Säbel über mich zuckte, und ich athemlos und erschöpft von der Arbeit in die Kniee gesunken war? dazumal verhieß ich dir eine Belohnung die königlich wäre; ich konnte diese Schuld bisher niemals bezahlen. —

Schweizer. Das schwurst du mir, es ist wahr, aber laß mich dich ewig meinen Schuldner nennen!

Moor. Nein, jetzt will ich bezahlen! Schweizer, so ist noch kein sterblicher geehrt worden, wie du! — Räche meinen Vater! (Schweizer steht auf.)

Schweizer. Großer Hauptmann! heute hast du mich zum ersten Mal stolz gemacht! — Gebeut, wo, wie, wann soll ich ihn schlagen?

Moor. Die Minuten sind geweiht, du mußt eilends gehn — Lies dir die würdigsten aus der Bande und führe sie gerade nach des Edelmanns Schloß! Zerr ihn aus dem Bette, wenn er schläft oder in den Armen der Wollust

liegt, schlepp' ihn vom Mahle weg, wenn er besoffen ist, reiß ihn vom Crucifix, wenn er betend vor ihm auf den Knieen liegt! Aber ich sage dir, ich schärf' es dir hart ein, liefr' ihn mir nicht todt! Dessen Fleisch will ich in Stücke reißen und hungrigen Geiern zur Speise geben, der ihm nur die Haut ritzt oder ein Haar krümmt! Ganz muß ich ihn haben, und wenn du ihn ganz und lebendig bringst, so sollst du eine Million zur Belohnung haben, ich will sie einem Könige mit Gefahr meines Lebens stehlen, und du sollst frei ausgehen, wie die weite Luft — Hast du mich verstanden, so eile davon!

Schweizer. Genug, Hauptmann — hier hast du meine Hand darauf: entweder du siehst zwei zurückkommen, oder gar keinen. Schweizers Würgengel, kommt! (Ab mit einem Geschwader.)

Moor. Ihr übrigen zerstreut euch im Walde — Ich bleibe.

---

## Aus dem: Spaziergang nach Syrakus.

### Von J. G. Seume.

### Neapel.

Der Morgen war frisch und schön, als wir Anxur verließen, der Wind stark und die Brandung hochstürmend, so daß ich am Strande eingenetzt war, ehe ich daran dachte. Die Wogen schlugen majestätisch an den steilen Felsen herauf. Am Eingange des Reichs hatte mein französischer Reisekamerad Zwist mit der Wache, die ihn nicht recht gern wollte passiren lassen. Meinen Paß vom Kardinal Ruffo besah man bloß, schrieb meinen Namen aus, und ich war abgefertigt. Der Franzose packte seine ganze Brieftasche aus, sprach hoch, erwähnte Suwarow, appellirte an den Minister und zwang die Wache durch etwas Impertinenz in Respekt, die von ihrer Seite auch wohl etwas über die Instruction gegangen sein mochte. In Fondi, wo wir zu Mittag aßen, trafen wir ziemlich viel Militär, unter dem mehrere Deutsche waren. Die Stadt selbst liegt, wie es der Name zeigt, in einem der angenehmsten Thäler, nicht sehr weit vom Meere. Der Weg von Terracina dahin ist abwechselnd fruchtbar und lachend, durch hohe Felsen und fruchtbare Felder. Nicht weit von Fondi sollen, glaube ich, links an den Bergen noch die Ueberreste von der Ville des Nerva zu sehen sein; ich hielt mich aber an die Orangengärten, und vergaß darüber den Kaiser, die alten Stadtmauern, den See, den heiligen Thomas und alle andere Merkwürdigkeiten. Noch einige Millien nach Itri hinaus ist die Gegend zwischen den Bergen ein wahres Paradies. Auf der Hälfte des Weges stand in einem engen Felsenpasse eine Batterie aus dem vorigen Kriege, wo die Franzosen tüchtig zurückgeworfen wurden. Sie suchten sich aber einen andern Weg über die hohen Berge, ein Einfall, von dem die Neapolitaner sich gar nichts hatten träumen lassen. Das war eine etwas zu gutmüthige Zuversicht; man thut besser zu glauben, daß die Feinde alle Gemsenjäger sind, und in einer Entfernung von sechs deutschen Meilen ist es nie unmöglich, daß sie die Nacht noch kommen werden. Die Neapolitaner sahen den Feind im Rücken, und liefen über Hals und Kopf nach Kajeta.

Itri war von den Franzosen recht mitgenommen worden. Man hatte die Kirchen verwüstet und Pferdeställe daraus gemacht. Das ist nun freilich nicht sehr human; von Religiosität nichts zu sagen. Der Ort liegt in einer Bergschlucht tief begraben. Es standen hier nur wenige Soldaten zur Polizei, deren Kommandant, ein ehemaliger östreichischer Sergeant, jetzt neapolitanischer Fähnrich war, der uns die Ehre that mit uns einige Stunden Wein zu trinken. Mein Franzose hatte keine Schuhe mehr; und ich mußte ihm also doch Schuhe machen lassen. Den Morgen darauf konnte er nicht mehr fort, weil seine Füße nicht mehr in baulichem Wesen waren, und ich wollte nicht bleiben. Er suchte mich überdieß zu überreden, ich möchte mit ihm von Kajeta aus zur See gehen, weil er den Landweg nicht aushalten würde. Das ging für mich nun nicht; denn ich wollte über den Liris hinunter nach Kapua und Kaserta. Ich gab ihm also zu dem Ausgelegten noch einen Kaiserdukaten, quittirte in Gedanken schon, übergab ihn und mich dem Himmel und wandelte allein ab. Fast hätte ich vergessen, Dir eine etwas ernsthafte Geschichte von Itri zu erzählen, nämlich ernsthaft für mich. Itri ist ein Nest; das Wirthshaus war schlecht. Unsere Wirthin war eine ziemlich alte Maritorne, die ihren Mann in der Revolution verloren und sich zur Haushaltung und den übrigen Behufen einen jungen Kerl genommen hatte. Ich legte mich oben auf einem Saale zu Bette, und mein Kamerad zechte unten noch eins mit dem Herrn Fähnrich Kommandanten, der wieder gekommen war, und kam mir sodann nach. Er war etwas über See und schlief sogleich ein; ich philosophirte noch eins topsytorvy. Da hörte ich unten einen wilden Kerl nach dem andern ankommen und sehr laut werden. Die Anzahl mochte wohl bis zehn oder zwölfe gestiegen sein. Nun vernahm ich, daß es über unsere armen Personalitäten geradezu herging und daß man über uns eine ziemlich furchtbare Nachtinquisition hielt. Sono cat-

tive gente, hieß es in einem hohen Ton einmal über das andere; und man that mehr als einmal den Vorschlag, mit uns zu verfahren nach der Neapolitaner Revolutionsweise. Mein Franzose schnarchte. Du kannst denken, daß mir nicht sonderlich lieb dabei zu Muthe ward. Man schlägt hier zum Anfang sogleich die Leute todt, und macht sodann nachher — eben weiter keinen Proceß. Die alte Dame, unsere Wirthin, nahm sich unser mit einem exemplarischen Muthe an, sprach und schrie, was sie konnte, und behauptete, daß wir ehrliche Leute wären; der Kommandant hätte unsere Pässe gesehen. Nun schien man zum Unglück dem Kommandanten selbst in der Politik gerade nicht viel Gutes zuzutrauen. Der Himmel weiß, wie es noch möchte geworden sein. Ich zog ganz stille Rock und Stiefeln an, nahm meine ganze Kontenanz und mein Bischen Italienisch zusammen, und machte Miene die Treppe hinab unter sie zu gehen. „Meine Herren, sagte ich so stark und bestimmt, als ich konnte, ich bin ein fremder Reisender; ich dächte, im Wirthshause, wo ich bezahle, dürfte ich zur Mitternacht Ruhe erwarten. Ich höre, ich bin Ihnen verdächtig; führen Sie mich vor die Behörde, wohin Sie wollen: aber machen sie die Sache mit Ernst und Ruhe und als ordentliche brave Leute ab.“ Es ward stiller; die Wirthin und Einige von ihnen baten mich, oben zu bleiben, welches ich natürlich sehr gern that; und nach und nach schlichen sie alle fort. Spaßhaft ist es nicht ganz; denn dort geht man selten ohne Flinte und Messer, und jeder ist zur Execution fertig.

Den andern Morgen wandelte ich also allein zwischen den Oelbergen nach Mola di Gaeta hinüber. Die Amme ist durch dieses Etablissement ihres Namens fast berühmter geworden, als ihr frommer Milchsohn. Warum war ich nun nicht gestern noch bis hieher gegangen? Hier fand ich ein großes, schönes, ziemlich billiges Gasthaus, wo ich bei frischen Eiern und frischen Fischen, die nicht weit von mir aus dem Meere gezogen wurden, und frischen herrlichen Früchten ein vortreffliches Frühstück hielt. Unter mir stand ein Zitronengarten in der schönsten Gluth der Früchte; und links und rechts übersah ich die Bucht von der Spitze des Vorgebirges rund herum bis hinüber nach Ischia und Procida. Es ist, in der Entfernung von einigen hundert Meilen, das köstlichste Desert, wenn wir uns durch die Erinnerung irgend eines kleinen Vorfalles mit unsern Freunden wieder in nähere Berührung setzen können. Hier auf der nämlichen Stelle hatte vor mehreren Jahren Friedrich Schulz gesessen und Fische und Früchte gegessen, und mich aufgefordert, seiner zu gedenken, wenn ich von Mola auf das klassische Land umher schauen würde. Jetzt ist er nicht mehr der Liebling seiner Freunde und der Grazien, der die Freude bei den Fittigen zu erhalten verstand und sie rund umher gab. Wo auch seine Asche ruht, ein Biederer müsse hingehen und sie segnen. Keiner seiner Schwachheiten werde gedacht; er machte durch sein Herz gut, was sein Kopf versah.

Nun ging ich vergnügt und froh die schöne magische Gegend hinauf und hinab, bis hinunter, wo der Nachricht zufolge ehemals Cicero's Formiä stand, bis an den Liris hinab. Langsam wallte ich dahin; mir däucht, ich sähe die Schatten des Redners und des Feldherrn, des Tullius und des Marius daher ziehen. Hier legte der Patriot den Kopf zur Sänfte heraus, und ließ sich von dem Hauptmann, dem er das Leben gerettet hatte, entschlossen den Lohn für seine Philippiken zahlen. Es ist mir der ehrwürdigste Moment in Cicero's Leben; der einzige vielleicht, wo er wirklich ganz rein als selbstständiger Mann gehandelt hat. Als er gegen Verres sprach, war es vielleicht Ruhmsucht von der Rednerbühne zu glänzen; Gefahr war nicht dabei; als er gegen Katilina donnerte, stand seine Existenz auf dem Spiel, und er hatte keine andere Wahl, als zu handeln oder mit zu Grunde zu gehen; als er gegen Antonius wüthete, trieben ihn wahrscheinlich Haß und Partheisucht. Im Glück prahlte er, im Unglück jammerte er: er zeigte in seinem ganzen Leben oft viel Ehrlichkeit und Wohlwollen; aber nur im Tode den Muth, der dem Manne ziemt. Sein Tod hat mich in gewisser Rücksicht mit seinem Leben ausgesöhnt so wie es Männer in der Geschichte giebt, deren Tod fast das Verdienst ihres Lebens auslöscht. Dort unten lag Minturnä; dort, stelle ich mir vor, stand das Haus, wo der Cimbrer mit dem Schwerte kam, als öffentlicher Henker den Ueberwinder seiner Nation zu tödten, und wo dieser gefangene Ueberwinder ihm mit einigen Worten Todesschrecken in die Glieder jagte. „Mensch, wagst du es, den Kajus Marius zu morden?“ Weiter hinab rechts ist die Sumpfgegend, wo nach der Flucht der erste Mann der ersten Stadt der Welt sich im Schilfe verbarg, bis er sich hinüber nach Afrika retten konnte. Ich setzte unter diesen Gedanken über den Garigliano, und merkte kaum, daß ich diesseits von einer Menge Mauleseltreiber umgeben war, die mir alle sich und ihre Thiere zum Dienst anboten. Da half kein Demonstriren, sie machten die Kleinigkeit der Forderung noch kleiner und setzten mich halb mit Gewalt auf ein lastbares Stück, schnallten meinen Reisesack in Ordnung, und so zog ich mit der liebli-

chen Karavane weiter. Ein Kalabrese hatte mich in Mola gebeten, ihm meine Gesellschaft zu erlauben, und ich konnte nichts dawider haben. Ein Junge von ungefähr dreizehn Jahren hatte sich einige Millien weiter herab angeschlossen, der in der Residenz sein Glück versuchen wollte, weil seine Stiefmutter zu Hause den Kredit ihres Namens etwas zu strenge behauptete. Beide liefen nebenher. Es wurde bald alles durchfragt, und der Junge mußte etwas weitläufig seine Geschichte erzählen. Nun fing mein alter Eseltreiber an mit wahrhaft väterlicher Wärme dem jungen Menschen die Gefahr vorzustellen, der er entgegenliefe. Er that dieses mit einer Zärtlichkeit, einer Heftigkeit und zugleich mit einer Behutsamkeit im Vortrage, die mir den alten Mann sehr werth machten. Wäre ich Sultan gewesen, ich hätte den Eseltreiber zum Mufti gemacht, und es würde gewiß gut gegangen sein. Diese schöne, bedachtsame Philanthropie wäre manchem unserer Moralisten zu wünschen. Auch schien er über die ehrenvolle Gesellschaft durch seinen Verstand und seinen heitern Ernst ein ziemliches Ansehen zu haben. Kurz vor Sessa schieden wir: ich setzte mich von dem Esel wieder auf meine Füße. Er gab dem jungen Menschen zu seinem Rathe noch etwas Geld; und ich griff natürlich über den Alten und dem Jungen auch etwas tiefer in die Tasche als gewöhnlich. Mein Kalabrese begleitete mich, ich mochte wollen oder nicht, auf die Post, als das beste Wirthshaus. Der Junge ging weiter.

Da es noch hoher Tag war, spazierte ich hinauf nach Sessa, das, wie ich höre, viel alte Merkwürdigkeiten hat, und ehemals eine Hauptstadt der Volsker war. Der Weg von der Post hinunter und in die Stadt hinauf ist angenehm genug: und die Lage des Orts ist herrlich mit den schönsten Aussichten, rechts nach Kajeta und links über die Niedrigung weg nach dem Gaurus hinüber. Als ich in der Kathedralkirche stand und einen heiligen Johannes, der enthauptet wird, betrachtete, und eben so sehr die Andacht einiger jungen ganz hübschen Weiber beherzigte, die den schönen Mann auf dem Bilde mit ihren Blicken festhielten; trat mein alter Eseltreiber, der auf der andern Seite heraufgekommen war, zu mir, mich zu begrüßen. Er hatte mich vielleicht wegen einiger Aeußerungen etwas lieb gewonnen und vermuthlich die Silberstücke gesehen, die ich dem Buben gegeben hatte: und als wir aus der Kirche traten, führte er mich in den Zirkel seiner Zunftleute, und stellte mich wohl funfzig Eseltreibern aus Sessa und der Gegend mit der freundschaftlichsten Theilnahme vor. Mir däucht, wenn die Leute hier Wahltag gehabt hätten, sie hätten mich dem Minister zum Trotz einstimmig zu ihrem Deputirten im Parlament gemacht; so sehr bezeigten sie mir alle ihr Wohlwollen: und ich kann Dir nicht läugnen, es däuchte mit völligem Rechte mir wenigstens eben so wohl, als da mich in Warschau die alte kommandirende Excellenz unter den Arm faßte, in dem Zimmer herumführte, und mir in vollem Kreise die Ausfertigung einer Depesche in's Ohr flüsterte. Aus diesem Zirkel zogen mich einige sehr artige junge Leute, die mich weiter herum begleiteten, und vorzüglich zu den Augustinern führten, die hier für ihre Bäuche den behaglichsten Ruheplatz mit der schönsten Aussicht nach allen Seiten ausgesucht hatten. Der einzige Beweis, daß die Leute doch noch etwas klassischen Geschmack haben müssen, ist, daß sie die Falerner Berge übersehen. Ihr Gebäude ist für das Gelübde der Armuth eine Blasphemie. Doch daran bin ich schon gewöhnt; man braucht eben nicht erst über den Liris zu gehen, um so ausschweifende Pracht, so unsinnige Verschwendung zu sehen. An der Ueberfahrt über den Garigliano oder Liris sieht man noch die Substruktionen einer alten Brücke, und nicht weit davon jenseits die Reste einer Wasserleitung. Der Fluß selbst, der nicht sehr breit ist, muß, trotz dem Prädikat der Stille, das ihm Horaz giebt, doch zuweilen gefährlich zu passiren sein! denn er ist ziemlich tief und jetzt im Frühling sehr schnell; und man erzählte mir, daß, als die Franzosen ungefähr zwei Stunden aufwärts mit der Reiterei durch denselben setzen wollten, ihrer viele dabei umgekommen wären. An den Ufern desselben weiden große Heerden Büffel.

Als ich wieder hinunter kam, setzte man mir auch Falerner Wein vor; für die Aechtheit will ich indessen nicht stehen. Es ist blos die klassische Neugierde ihn getrunken zu haben; denn er hat schon längst seinen alten Credit verloren. Höchst wahrscheinlich ist die Ursache der Ausartung Vernachlässigung, wie bei den meisten italienischen Weinen, die sich besser halten würden, wenn man sie besser hielte. Als wir den Morgen auswandelten, ward meinem Kalabresen entsetzlich bange; er behauptete, das folgende große Dorf bestände aus lauter Räubern und Mördern, welche die Passage von Montagne Spaccate zu ihrem Tummelplatz machten. Jeder Windstoß durch das Gesträuch erschreckte ihn; und als wir vollends einige bis auf die Zähne abgedorrte Köpfe in eisernen Käfichen an dem Felsen befestigt sahen, war er der Auflösung seines Wesens nahe, ob er gleich den Krieg als königlicher Kanonier mitgemacht hatte, und ein Kerl wie ein Bär war. Er faselte von lauter Mariolen, wie er sie nannte, die gar fürchter-

liche Leute sein sollten, und von denen er schreckliche Dinge erzählte. Als ich mir eine Beschreibung der Kerle ausbat, sagte er, man wüßte nicht, woher sie kämen und wohin sie gingen, sondern nur was sie thäten; sie plünderten und raubten und schlügen todt, wo sie könnten; gingen zu Dutzenden bewaffnet, und erschienen und verschwänden, ohne sich um etwas zu bekümmern. Nach seiner Angabe kommen sie meistens aus den Bergen von Bruzzo. Ich habe nun freilich zur Schande der Regierung gefunden, daß der Mensch ziemlich recht hat. Er pinselt mir aber die Ohren so voll, daß ich ihm sagte, er möchte mich ungehudelt lassen mit seinen erbärmlichen Litaneien; wenn ich todt geschlagen werden sollte, so wollte ich mich doch wenigstens vorher nicht weiter beunruhigen. Das kam dem Kerl sehr gottlos vor, und mir seine Klagelieder sehr albern. Er trieb mich immer vorwärts, mich nur durch die Felsenpassage zu bringen; und dankte allen Heiligen inbrünstiglich, als wir aus der Gegend heraus waren. Er segnete meinen Entschluß, als ich mich auf der Straße von einem Vetturino bereden ließ, mich einzusetzen und mich mit ihm bis nach Kapua bringen zu lassen. Als wir in Kapua ankamen, war der Gouverneur nach Kaserta gefahren, und man wollte durchaus, ich sollte seine Rückkehr erwarten, damit er meinen Paß ratificiren möchte. Endlich bestürmte ich den Capitaine du jour so viel, daß er mir den Paß ohne Vidirung zurück gab, und dem Officier an dem Thore Befehl schickte, er sollte mich gehen lassen; er selbst wollte die Ausnahme verantworten.

Nun wollte ich über Altkapua nach Kaserta gehen; dazu war aber mein Kalabrese durchaus nicht zu bringen: er meinte, das wäre der sichere Tod; da wimmelte es von Marielen. Ich gab dem Schuft einige Karlin, verstehe neapolitanische; ließ ihn sich rechts nach Aversa forttrollen, um dort am rechten Orte seine atellanischen Fabeln zu erzählen, und schlug mich links nach Altkapua. Einige ehrsame Bürger aus der Festung Neukapua, die ich einholte, und denen ich die lächerliche Furcht des Menschen, erzählte, meinten, es sei zwar etwas Gefahr, werde aber immer übertrieben, und man habe doch schon seit einigen Wochen nichts gehört. Die Herren schienen sich patriotisch ihrer vaterländischen Gegend anzunehmen. Wo ehemals Kapua war, steht jetzt, glaube ich, der Flecken Sankt Martin, ungefähr eine Stunde von der neuen Stadt, die unten am Vulturnus in einer bessern militärischen Position angelegt ist. Sankt Martin ist noch jetzt eine Lustparthie für die Bürger der neuen Stadt, so sehr behauptet der alte Platz seinen Kredit. Es steht bekanntlich noch der Rest eines alten Amphitheaters, das aus den Zeiten der Römer und also verhältnißmäßig neu ist, welches die Antiquare hinlänglich kennen, auf die ich Dich verweise. Ich ging durch die Trümmern eines Thors, welches vermuthlich das nämliche ist, durch das Hannibal seinen Ruhm hinein und nicht wieder heraus trug, ließ nach kurzer Beschauung das Theater links liegen, und pilgerte den Weg nach Caserta fort. Es stehen dort an der Straße links und rechts, nicht weit von einander, ein Paar Monumente, die vermuthlich römische Begräbnisse sind, und von denen eines wenigstens in sehr gutem Stil gearbeitet zu sein scheint.

Es wäre überflüssig, Dir eine Beschreibung des Schlosses in Kaserta anzufangen, die Du hier und da gewiß weit genauer und besser finden kannst. Der erste Anblick ist groß und wirklich imponirend. Der Garten links, die schönen Pflanzungen rechts, der prächtige Schloßplatz und die Gebäude rund umher, alles beschäftigt. Vorzüglich wird das Auge gefesselt von der Ansicht durch das große Thor, welche durch das ganze Schloß und die Gärten bis weit hinaus auf die Berge geht, über welche man die berühmte Wasserleitung herübergebracht hat. Diese schöne reiche Kunstkaskade schließt den Grund der Parthie. Man wird selten irgendwo so etwas magisches finden. Du weißt, daß auch hier die Franken etwas willkürlich gehaust haben: jetzt ist der Kronprinz und seine Sardinische Majestät hier.

Auf der Post empfing man mich, ob ich gleich ein Fußgänger war, mit vieler Artigkeit, und ich hatte bald einen Trupp Neugieriger um mich her, die mich von Adam bis Pontius Pilatus ausfragten; und alle wunderten sich, daß ich den Räubern noch nicht in die Hände gefallen wäre. Humane Theilnahme und Billigkeit zeichneten das Haus vor vielen andern aus. Ich hatte nur noch einige Stunden Zeit die Stadt zu besehen; dieß war aber zur Auffassung eines richtigen Totaleindrucks genug. Den andern Morgen, als ich abgehen wollte, arretirte mich wieder ein Vetturino an der Ecke des Marktes: Volete andare in carozza, Signore? — Ma si, si, sagte ich, se partite presto. — Questo momento; favorisca montare. Ich stieg ein und setzte mich neben einen stattlichen dicken Herrn; sogleich kamen noch zwei andere, und wir rollten zum Thore hinaus.

Dieses ist also das schöne, reiche, selige Kampanien, das man, seitdem es so bekannt ist, zum Paradiese erhoben hat, für das die römischen Soldaten ihr Kapitol vergessen wollten. Es ist wahr, der Strich zwischen Aversa, Kapua, Kaserta, Nola und Neapel, zwischen dem

Vesuv, dem Gaurus und den hohen Apenninen, oder das sogenannte Kampanerthal, ist von allem, was ich in der alten und neuen Welt bis jetzt noch gesehen habe, der schönste Platz, wo die Natur alle ihre Gaben bis zur höchsten Verschwendung ausgegossen hat. Jeder Fußtritt trieft von Segen. Du pflanzest einen Baum, und er wächst in kurzer Zeit schwelgerisch breit und hoch empor; Du hängst einen Weinstock daran und er wird stark wie ein Stamm, und seine Reben laufen weitausgreifend durch die Krone der Ulme; der Oelbaum steht mit bescheidner Schönheit an dem Abhange der schützenden Berge; die Feige schwillt üppig unter dem großen Blatte am gesegneten Aste; gegenüber glüht im sonnigen Thale die Orange, und unter dem Obstwalde wallt der Weizen, nickt die Bohne, in reicher lieblicher Mischung. Der Arbeiter erntet dreifach auf dem nämlichen Boden in Fülle Obst, Wein und Weizen; und alles ist üppige, ewig jugendliche Kraft. Unter diesen magischen Abwechselungen kamen wir in einigen Stunden in Parthenope an. Der stattliche dicke Herr, mein Nachbar, schien die Deutschen etwas in Affektion genommen zu haben, war ehemals einige Monate in Wien und Prag gewesen, wußte einige Dutzend Wörter von unserer Sprache, und war die Gefälligkeit selbst. Er war aus dem königlichen Hause, und mich wunderte deswegen seine Artigkeit etwas mehr, da Höflichkeit in der Regel bei uns nicht mit zu den ausgezeichneten Tugenden der Hausofficianten der Großen gehört. In Neapel brachte er mich in einem Wagen in das Haus eines seiner Bekannten an dem Ende des Toledo, bis ich den Herrn Heigelin aufgesucht hatte, an den meine Empfehlung von Wien lautete. Es ist wirklich sehr wohlthätig, wenn man bei dem ersten Eintritt in so einen Ort, wie Neapel ist, als Wildfremder eine so freundliche Hand zur Leitung findet, bis man sich selbst etwas orientiren kann.

---

## Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Auenthal *).

### Eine Art Idylle.

**Von Jean Paul Friedr. Richter.**

Wie war dein Leben und Streben so sanft und meerstille, du vergnügtes Schulmeisterlein Wuz! Der stille blaue Himmel eines Nachsommers ging nicht mit Gewölk, sondern mit Duft um dein Leben; deine Epochen waren das Schwanken und dein Streben war das Umlegen einer Lilie, deren blätteraufstehende Blumen aus einander flattern — und schon außer dem Grabe schliefest du sanft.

Jetzt aber, meine Freunde, müssen vor allen Dingen die Stühle um den Ofen, der Schenktisch mit dem Trinkwasser an unsre Kniee gerückt und die Vorhänge zugezogen und die Schlafmützen aufgesetzt werden und an die grand monde über die Gasse drüben und an's palais royal muß keiner von uns denken, blos weil ich die ruhige Geschichte des vergnügten Schulmeisterleins erzähle — und du, mein lieber Christian, der du eine einathmende Brust für die einzigen dephlogistisirten und stärkenden Freuden des Lebens, für die häuslichen hast, setze dich auf den Arm des Stuhls, aus dem ich heraus erzähle und lehne dich zuweilen ein wenig an mich! du machst mich gar nicht irre.

Seit der Schwedenzeit waren die Wuze Schulmeister in Auenthal, und ich glaube nicht, daß Einer vom Pfarrer oder von seiner Gemeinde verklagt wurde. Allemal acht oder neun Jahre nach der Hochzeit versahen Wuz und Sohn das Amt mit Verstand — unser Maria Wuz dozirte unter seinem Vater schon das ABC, in der er das Buchstabiren erlernte, das nichts taugt. Der Charakter unsers Wuz hatte wie der Unterricht anderer Schulleute etwas Spielendes und Kindisches, aber nicht im Kummer, sondern in der Freude.

Schon in der Kindheit war er ein wenig kindisch. Denn es giebt zweierlei Kinderspiele, kindische und ernsthafte — die ernsthaften sind Nachahmungen der Erwachsenen, das Kaufmanns-Soldatens-Handwerks-Spielen — die kindischen sind Nachäffungen der Thiere. Wuz war beim Spielen nie etwas Anderes als ein Haase, eine Turteltaube oder das Junge derselben, ein Bär, ein Pferd, oder gar der Wagen daran. Glaubt mir; ein Seraph findet auch in unsern Kollegien und Hörsälen keine Geschäfte, sondern nur Spiele und, wenn er's hoch treibt, jene zweierlei Spiele,

Indeß hatt' er auch, wie alle Philosophen, seine ernsthaftesten Geschäfte und Stunden. Setzte er nicht schon längst — ehe die brandenburgischen erwachsenen Geistlichen nur fünf Fäde von buntem Ueberzug umthaten — sich dadurch über große Vortheile weg, daß er eine blaue Schürze, die seltner der geistliche Ornat als der in ein Amt tragende Dr. Faust's Mantel guter Kandidaten ist, vormittags über sich warf und in diesem kouleurten Meßgewand der Magd seines Vaters die vielen Sünden vorhielt, die sie um Himmel und Hölle bringen konnten? — ja

*) Siehe Jean Pauls Werke. Drittes Bändchen.

er griff seinen eigenen Vater an, aber Nachmittags, denn wenn er diesem Kober's Kabinetsprediger vorlas, war's seine innige Freude, dann und wann zwei, drei Worte oder gar Zeilen aus eigenen Ideen einzuschalten und diese Interpolation mit weg zu lesen, als spräche H. Kober selbst mit seinem Vater. Ich denke, ich werfe durch diese Personalie vieles Licht auf ihn und ein Spaß, den er später auf der Kanzel trieb, da er auch Nachmittags den Kirchengängern die Postille an Pfarrers Statt vorlas, aber mit so viel hineingespielten eignen Verlagsartikeln und Fabrikaten, daß er dem Teufel Schaden that und dessen Diener rührte. „Justel, sagt' er nachher um 4 Uhr zu seiner Frau, was weißt du unten in deinem Stuhl, wie prächtig es einem oben ist, zumal unter dem Kanzelliede."

Wir können's leicht bei seinen ältern Jahren erfragen, wie er in seinen Flegeljahren war. Im December von jenen ließ er allemal das Licht eine Stunde später bringen, weil er in dieser Stunde seine Kindheit — jeden Tag nahm er einen andern — rekapitulirte. Indem der Wind seine Fenster mit Schneevorhängen verfinsterte und indem ihn aus den Ofenfugen das Feuer anblickte, so drückte er die Augen zu und ließ auf die gefrornen Wiesen den längst vermoderten Frühling niederthauen; da bauete er sich mit der Schwester in den Heuschober ein und fuhr auf dem architektonisch gewölbten Heugebirge des Wagens heim und rieth droben mit geschlossenen Augen, wo sie wohl nun fahren. In der Abendkühle, unter dem Schwalben-Scharmuziren über sich, schoß er, froh über die untere Entkleidung und das Deshabille der Beine, als schreiende Schwalbe herum und mauerte sich für sein Junges — ein hölzerner Weinachtshahn mit angepichten Federn war's — eine Koth Rotunda mit einem Schnabel von Holz und trug hernach Bettstroh und Bettfedern zum Nest. Für eine andere palingenesirende Abendstunde wurde ein prächtiger Trinitatis (ich wollt' es gäbe 365 Trinitatis) aufgehoben, wo er am Morgen im tönenden Lenz um ihn und in ihm, mit läutendem Schlüsselbund und durch's Dorf in den Garter stolzirte, sich im Thau abkühlte und das glühende Gesicht durch die tropfende Johannisbeerstaude drängte, sich mit dem hochstämmigen Grase maß und mit zwei schwachen Fingern die Rosen für den H. Senior und sein Kanzelpult abdrehte. An eben diesem Trinitatis — das war die zweite Schüssel an dem nämlichen December-Abend — quetschte er, mit dem Sonnenschein auf dem Rücken, den Orgeltasten den Choral „Allein Gott in der Höh' sei Ehr" ein oder ab (mehr kann er noch nicht) und streckte die kurzen Beine mit vergeblichen Approchen zur Parterre-Tastatur hinunter und der Vater riß für ihn die richtigen Register heraus. — Er würde die ungleichartigsten Dinge zusammenschütten, wenn er sich in den gedachten zwei Abendstunden erinnerte, was er im Kindheits-Dezember vornahm; aber er war so klug, daß er sich erst in einer dritten darauf besann, wie er sonst Abends sich auf's Zuketten der Fensterläden freuete, weil er nun ganz gesichert vor allem in der lichten Stube huckte, ob er sich gleich vor der äußern Perspektive des die Stube abspiegelnden Fensters in Acht nahm; wie er und seine Geschwister die abendliche Kocherei der Mutter ausspionirten, unterstützten und unterbrachen, und wie sie mit zugedrückten Augen und zwischen den Brustwehr-Schenkeln des Vaters auf das Blenden des kommenden Lichts sich spitzten und wie sie, in dem aus dem unabsehlichen Gewölbe des Universums herausgeschnittenen oder hineingebauten Kloset ihrer Stube so beschirmet waren, so satt, so wohl .... Und alle Jahre, so oft er diese Retourfuhre seiner Kindheit und des Wolfsmonats darin veranstaltete, vergaß und erstaunt' er — sobald das Licht angezündet wurde — daß in der Stube, die er sich wie ein Loretto-Häuschen aus dem Kindheits-Kanaan herüber holte, er ja gerade jetzt säße. — So schreibt er wenigstens selber diese Erinnerungs-hohen-Opern in seinen Rousseauischen Spaziergängen, die ich da vor mich lege, um nicht zu lügen ....

Allein ich schnüre mir den Fuß mit lauter Wurzelngeflecht und Dickicht ein, wenn ich's nicht dadurch wegreiße, daß ich einen gewissen äußerst wichtigen Umstand aus seinem männlichen Alter herausschneide und sogleich jetzt aufsetze; nachher aber soll ordentlich a priori angefangen und mit Schulmeisterlein langsam in den drei aufsteigenden Zeichen der Altersstufen hinauf und auf der andern Seite in den drei niedersteigenden wieder hinabgegangen werden — bis Wuz am Fuße der tiefsten Stufe vor uns in's Grab fällt.

Ich wollte, ich hätte dieses Gleichniß nicht genommen. So oft ich in Lavater's Fragmenten oder in Comenii orbis pictus oder an einer Wand das Blut- und Trauergerüste der sieben Lebensnationen besah — so oft ich zuschaute, wie das gemalte Geschöpf, sich verlängernd und ausstreckend, die Ameisen-Pyramide aufklettert, drei Minuten droben sich umblickt und einkriechend auf der andern Seite niederfährt und abgekürzt umkugelt auf die um diese Schädelstätte liegende Vorwelt — und so oft ich vor das athmende Rosengesicht voll Frühlinge und voll Durst, einen Himmel auszutrinken, trete und bedenke, daß nicht Jahrtausende, sondern Jahr-

zehnde dieses Gesicht in das zusammen geronnene zerknüllte Gesicht voll überlebter Hoffnungen ausgedorret haben .... aber indem ich über Andere mich betrübe, heben und senken mich die Seufzer selber, und wir wollen einander nicht so traurig machen!

Der wichtige Umstand, bei dem uns, wie man behauptet, so viel daran gelegen ist, ihn voraus zu hören, ist nämlich der, daß Wuz eine ganze Bibliothek — wie hätte der Mann sich eine kaufen können — sich eigenhändig schrieb. Sein Schreibzeug war seine Taschendruckerei; jedes neue Meßprodukt, dessen Titel das Meisterlein ansichtig wurde, war nun so gut als geschrieben oder gekauft, denn er setzte sich sogleich hin und machte das Produkt und schenkt es seiner ansehnlichen Büchersammlung, die wie die heidnischen, aus lauter Manuskripten bestand. Z. B. kaum waren die physiognomischen Fragmente von Lavater da, so ließ Wuz diesem furchtbaren Kopfe dadurch wenig voraus, daß er sein Konzeptpapier in Quarto brach und drei Wochen lang nicht vom Sessel wegging, sondern an seinem eignen Kopfe so lange zog, bis er den physiognomischen Fötus heraus hatte — (er bettete den Fötus auf's Bücherbret hin) — und bis er sich den Schweizer nachgeschrieben hatte. Diese Wuzischen Fragmente übertitelte er die Lavaterschen und merkte an, „er hätte nichts gegen die gedruckten, aber seine Hand wäre hoffentlich eben so leserlich; wenn nicht besser als irgend ein Mittel-Fraktur-Druck.“ Er war kein verdammter Nachdrucker, der das Original hinlegt nnd oft das Meiste daraus abdruckt, sondern er nahm gar keines zur Hand. Daraus sind zwei Thatsachen vortrefflich zu erklären, erstlich die, daß es manchmal mit ihm haperte und daß er z. B. im ganzen Feder'schen Traktat über Raum und Zeit von nichts handelte, als vom Schiffs-Raum und der Zeit, die man Menses nennt. Die zweite Thatsache ist seine Glaubenssache; da er einige Jahre sein Repositorium auf diese Art vollgeschrieben und durchstudiret hatte, so nahm er die Meinung an, seine Schreibbücher wären eigentlich die kanonischen Urkunden, und die gedruckten wären bloße Nachstiche seiner geschriebenen; nur das, klagt' er, könn' er — und böten die Leute ihm Balleien dafür an — nicht heraus kriegen, wienach und warum der Buchführer das Gedruckte allzeit so sehr interpolire und umsetze, daß man wahrhaftig schwören sollte, das Gedruckte und das Geschriebene hätten doppelte Verfasser, wüßte man's nicht sonst.

Es war einfältig, wenn etwa ihm zum Possen ein Autor sein Werk gründlich schrieb, nämlich in Querfolio — oder witzig, nämlich in Sedez; denn sein Mitmeister Wuz sprang den Augenblick herbei und legte seinen Bogen in die Quere hin oder krempte ihn in Sedezimo ein.

Nur ein Buch ließ er in sein Haus, den Meßkatalog; denn die besten Inventarienstücke desselben mußte der Senior am Rande mit einer schwarzen Hand bestempeln, damit er sie hurtig genug schreiben konnte, um das Ostermeß-Heu in die Banse des Repositoriums hinein zu mähen, eh' das Michaelis-Grummet herausschoß. Ich möchte seine Meisterstücke nicht schreiben. Den größten Schaden hatte der Mann davon — Obstruktion zu halben Wochen und Strangurie auf der andern Seite — wenn der Senior (sein Friedrich Nikolai) zuviel Gutes, das er zu schreiben hatte, anstrich und seine Hand durch die gemalte anspornte; und sein Sohn klagte oft, daß in manchen Jahren sein Vater vor literarischer Geburtsarbeit kaum niesen konnte, weil er auf einmal Sturm's Betrachtungen, die verbesserte Auflage, Schiller's Räuber und Kant's Kritik der reinen Vernunft, der Welt zu schenken hatte. Das geschah bei Tage; Abends mußte der gute Mann nach dem Abendessen noch gar um den Südpol rudern und konnte auf seiner Kookischen Reise kaum drei gescheute Worte zum Sohne nach Deutschland heraufreden. Denn da unser Encyklopädist nie das innere Afrika oder nur einen spanischen Maulesel-Stall betreten oder die Einwohner von beiden gesprochen hatte, so hatt' er desto mehr Zeit und Fähigkeit, von beiden und allen Ländern reichhaltige Reisebeschreibungen zu liefern, — ich meine eine solche, worauf der Statistiker, der Menschheits-Geschichtsschreiber und ich selber fußen können, — erstlich deßwegen, weil auch ardere Reisejournalisten ihre Beschreibungen ohne die Reise machen — zweitens auch, weil Reisebeschreibungen überhaupt unmöglich auf eine andere Art zu machen sind, angesehen noch kein Reisebeschreiber wirklich vor oder in dem Lande stand, das er silhouettirte; denn so viel hat auch der Dümmste noch aus Leibnitzens vorherbestimmter Harmonie im Kopfe, daß die Seelen, z. B. die Seele eines Försters, Brydone, Björnstähls, insgesammt seßhaft auf dem Isolirschemel der versteinerten Zirbeldrüse — ja nichts anders von Südindien oder Europa beschreiben können, als was jede sich davon selber erdenkt und was sie, beim gänzlichen Mangel äußerer Eindrücke, aus ihren fünf Kanker-Spinnwarzen vorspinnt und abzwirnt. Wuz zerrete sein Reisejournal auch aus niemand anders als aus sich.

Er schreibt über Alles, und wenn die gelehrte Welt sich darüber wundert, daß er fünf Wochen nach dem Abdruck der Wertherschen Leiden einen alten Flederwisch nahm und sich eine harte Spuhle auszog und stehenden Fußes

sie schrieb, die Leiden, ganz Deutschland ahmte nachher seine Leiden nach —, so wundert sich Niemand weniger über die gelehrte Welt, als ich; denn wie kann sie Rousseau's Bekenntnisse gesehen oder gelesen haben, die Wuz schrieb und die dato noch unter seinen Papieren liegen? In diesen spricht aber J. J. Rousseau oder Wuz (das ist einerlei) von sich, allein mit andern Worten: „Er würde wahrhaftig nicht so dumm sein, daß er Federn nähme und die besten Werke machte, wenn er nichts brauchte als bloß den Beutel aufzufinden und sie zu erhandeln. Allein er habe nichts darin als zwei schwarze Hemdknöpfe und einen kothigen Kreuzer. Woll' er mithin etwas Gescheutes lesen, z. B. aus der praktischen Arzneikunde und aus der Kranken-Universalhistorie, so müss' er sich an seinen triefenden Fensterstock setzen und den Bettel ersinnen. An wen wollt' er sich wenden, um den Hintergrund der Freimaurergeheimnisse auszuhorchen, an welches Dionysius-Ohr mein' er, als an seine zwei eigenen? Auf diese, an seinen eigenen Kopf angeöhrten, hör' er sehr, und indem er die Freimaurer-Reden, die er schreibe, genau durchlese und zu verstehen trachte, so merk' er zuletzt allerhand Wunderdinge und komme weit und rieche im Ganzen genommen Lunten. Da er von Chemie und Alchemie so viel wisse, wie Adam nach dem Fall, als er Alles vergessen hatte, so sei ihm ein rechter Gefallen geschehen, daß er sich den annulus Platonis geschmiedet, diesen silbernen Ring um den Blei-Saturn, diesen Gyges-Ring, der so vielerlei unsichtbar mache, Gehirne und Metalle, denn aus diesem Buche dürft' er, sollt' er's nur einmal ordentlich begreifen, frappant wissen, wo Bartel Most hole." — Jetzt wollen wir wieder in seine Kindheit zurück.

Im zehnten Jahre verpuppte er sich in einen mulattenfarbigen Alumnus und obern Quintaner der Stadt Scherau. Sein Examinator muß mein Zeuge sein, daß es keine weiße Schminke ist, die ich meinem Helden anstreiche, wenn ich's zu berichten wage, daß er nur noch ein Blatt bis zur vierten Deklination zurückzulegen hatte und daß er die ganze Geschlechts-Exception thorax caudex pulexque vor der Quinta wie ein Wecker abrollte — blos die Regel wußt' er nicht. Unter allen Nischen des Alumneums war nur eine so gescheuert und geordnet, wie die Prunkküche einer Nürnbergerin; das war seine: denn zufriedene Menschen sind die ordentlichsten. Er kaufte sich aus seinem Beutel für zwei Kreuzer Nägel und beschlug seine Zelle damit, um für alle Effecten besondere Nägel zu haben, — er schichtete seine Schreibbücher so lange, bis ihre Rücken so bleirecht auf einander lagen, wie eine preußische Fronte, und er ging beim Mondschein aus dem Bette und visirte so lange um seine Schuhe herum, bis sie parallel neben einander standen. — War alles metrisch, so rieb er die Hände, riß die Achseln über die Ohren hinauf, sprang empor, schüttelte sich fast den Kopf herab und lachte ungemein.

Eh' ich von ihm weiter beweise, daß er im Alumneum glücklich war, will ich beweisen, daß das kein Spaß war, sondern eine herkulische Arbeit. Hundert ägyptische Plagen hält man für keine, blos weil sie uns nur in der Jugend heimsuchen, wo moralische Wunden und komplizirte Frakturen so hurtig zuheilen, wie physische — grünendes Holz bricht nicht so leicht wie dürres entzwei. Alle Einrichtungen legen's dar, daß ein Alumneum seiner ältesten Bestimmung nach ein protestantisches Knaben-Kloster sein soll; aber dabei sollte man es lassen, man sollte ein solches Präservations-Zuchthaus in kein Lustschloß, ein solches Misanthropin in kein Philanthropin verwandeln wollen. Müssen nicht die glücklichen Inhaftaten einer solchen Fürstenschule die drei Klostergelübde ablegen? Erstlich das des Gehorsams, da der Schüler-Guardian und Novizenmeister seinen schwarzen Novizer das Spornrad der häufigsten, widrigsten Befehle und Mortificationen in die Seite sticht. Zweitens das der Armuth und der Enthaltsamkeit, da sie nicht Kruditäten und übrige Brocken, sondern Hunger von einem Tage zum andern aufheben und übertragen; und Karminati vermöchte ganze Invalidenhäuser mit dem Supernumerär-Magensaft der Konviktorien und Alumneen auszuheilen. Das Gelübde der Keuschheit thut sich nachher von selbst, sobald ein Mensch den ganzen Tag zu laufen und zu fasten hat und keine Bewegungen entbehrt als die peristaltischen. Zu wichtigen Aemtern muß der Staatsbürger erst gehänselt werden. Verdient denn aber blos der katholische Novize zum Mönch geprügelt, oder ein elender Ladenjunge in Bremen zum Kaufmannsdiener geräuchert, oder ein sittenloser Südamerikaner zum Kaziken durch beides und durch mehre in meinen Exzerpten stehende Qualen appretirt und sublimirt zu werden? Ist ein lutherischer Pfarrer nicht eben so wichtig und sind seiner künftigen Bestimmung nicht eben so gut solche übende Martern nöthig? Zum Glück hat er sie; vielleicht mauerte die Vorwelt die Schulpforten, deren Konklavisten insgesammt wahre Knechte der Knechte sind, blos seinetwegen auf, denn andern Fakultäten ist mit dieser Kreuzigung und Radbrechung des Fleisches und Geistes zu wenig gedient. — Daher ist auch das so oft getadelte Chor-, Gassen- und Leichensingen der Alumnen ein recht gutes Mittel, protestantische Klosterleute aus ihnen zu

ziehen — und selbst ihr schwarzer Ueberzug und die kanonische Mohren-Enveloppe des Mantels ist etwas Aehnliches von der Mönchskutte, daher schießen in Leipzig um die Thomasschüler, weil einmal die Geistlichen die Perücken-Wammen anhängen müssen, wenigstens die Herzblätter eines aufkappenden Perückchens herum, das wie ein Pultdach oder wie halbe Flügeldecken sich auf dem Kopfe umsieht. In den alten Klöstern war die Gelehrsamkeit Strafe; nur Inkulpaten mußten da lateinische Psalmen auswendig lernen oder Autores kopiren — in guten Armenschulen wird dieses Strafen nicht vernachlässigt und sparsamer Unterricht wird da stets als ein unschuldiges Mittel angeordnet, den armen Schüler damit zu züchtigen und zu mortifiziren ....

Blos dem Schulmeisterlein hatte diese Kreuzschule wenig an; den ganzen Tag freuete er sich auf oder über etwas. „Vor dem Aufstehen," sagt er, freu' ich mich auf das Frühstück, den ganzen Vormittag auf's Mittagsessen, zu Vesperzeit auf's Vesperbrod — und so hatte der Alumnus Wuz sich stets auf was zu spitzen." Trank er tief, so sagt' er: „das hat meinem Wuz geschmeckt," und strich sich den Magen. Niesete er, so sagt' er: „helf dir Gott, Wuz!" — Im fieberfrostigen Novemberwetter setzte er sich auf die Gasse mit der Vormalung des warmen Ofens und mit der närrischen Freude, daß er eine Hand um die andere unter seinen Mantel wie zu Hause steckte. War der Tag gar zu toll und windig — es giebt für uns Wichte solche Hatztage, wo die ganze Erde ein Hatzhaus ist und wo die Plagen wie spaßhaft gehende Wasserkünste uns bei jedem Schritte anspritzen und einfeuchten — so war das Meisterlein so pfiffig, daß es sich unter das Wetter hinsetzte und sich nichts darum schor; es war nicht Resignation, die das unvermeidliche Uebel aufnimmt, nicht Apathie, die das ungefühlte trägt, nicht Philosophie, die das verdiente verdauet, oder Religion, die das belohnte verwindet, sondern der Gedanke an's warme Bett war's. „Abends, dacht' er, lieg' ich auf alle Fälle, sie mögen mich den ganzen Tag zwicken und hetzen, wie sie wollen, unter meiner warmen Zudeck' und drücke die Nase ruhig an's Kopfkissen, acht Stunden lang." — Und kroch er endlich in der letzten Stunde eines solchen Passionstages unter sein Oberbett, so schüttelte er sich darin, krempte sich mit den Knieen bis an den Nabel zusammen und sagte zu sich: „Siehst du, Wuz, es ist doch vorbei."

Ein anderer Paragraph aus der Wuzischen Kunst, stets fröhlich zu sein, war sein zweiter Pfiff, stets fröhlich aufzuwachen — und um das zu können, bedient' er sich eines dritten, und hob immer vom Tage vorher etwas Angenehmes für den Morgen auf, entweder gebackne Klöse oder eben so viel äußerst gefährliche Blätter aus dem Robinson, der ihm lieber war als Homer — oder junge Vögel oder junge Pflanzen, an denen er am Morgen nachzusehen hatte, wie Nachts Federn und Blätter gewachsen.

Den dritten und vielleicht durchdachtesten Paragraphen seiner Kunst, fröhlich zu sein, arbeitete er erst aus, da er Sekundaner ward:

er wurde verliebt. —

Eine solche Ausarbeitung wäre meine Sache.... Aber da ich hier zum erstenmale in meinem Leben mich mit meiner Reiskohle an das Blumenstück gemalter Liebe mache, so muß auf der Stelle abgebrochen werden, damit fortgerissen werde Morgen um 6 Uhr mit weniger niedergebranntem Feuer. —

Wenn Venedig, Rom und Wien und die ganze Luststädtebank sich zusammenthäten und mich mit einem solchen Karneval beschenken wollten, das dem beikäme, welches mitten in der schwarzen Kantorsstube war, wo wir Kinder von 8 bis 11 Uhr forttanzten (so lange währte unsre Faschingszeit, in der wir den Appetit zur Fastnachts-Hirse versprangen); so machten sich jene Residenzstädte zwar an etwas Unmögliches und Lächerliches — aber doch an nichts so Unmögliches, als wenn sie den Alumnus Wuz den Fastnachtsmorgen mit seinen Karnevalslustbarkeiten wiedergeben wollten, da er als unterer Sekundaner auf Besuch, in der Tanz- und Schulstube seines Vaters am Morgen gegen 10 Uhr ordentlich verliebt wurde. Eine solche Faschingslustbarkeit — trautes Schulmeisterlein, wo denkst du hin? — Aber er dachte an nichts hin als zur Justina, die ich selten oder niemals wie die Auenthaler Justel nennen werde. Da der Alumnus unter dem Tanzen (wenige Gymnasiasten hätten mitgetanzt, aber Wuz war nie stolz und immer eitel) den Augenblick weg hatte, was — ihn nicht einmal eingerechnet — an der Justel wäre, daß sie ein hübsches gelenkiges Ding und schon im Briefschreiben und in der Regel de Tri, in Brüchen und die Pathin der Frau Seniorin und in einem Alter von funfzehn Jahren und nur als ein Gasttänzer seines Orts, was in solchen Fällen zu thun ist, er wurde, wie gesagt, verliebt, — schon bei'm ersten Schleifer flogs wie Fieberhitze an ihn, — unter dem Rangiren zum zweiten, wo er stillstehend die Inlage seiner rechten Hand bedachte und befühlte, stiegs unverhältnißmäßig, — er tanzte sich augenscheinlich in die Liebe und in ihre Garne hinein, — als sie noch dazu die rothen Haubenbänder aus einander fallen und sie ungemein nachlässig um den nackten Hals zurückflattern ließ, so vernahm er

die Baßgeige nicht mehr — und als sie endlich gar mit einem rothen Schnupftuch sich Kühlung vorwedelte und es hinter und vor ihm fliegen ließ, so war ihm nimmer zu helfen, und hätten die vier großen und die zwölf kleinen Propheten zum Fenster hineingepredigt. Denn einem Schnupftuch in einer weiblichen Hand erlag er stets auf der Stelle ohne weitere Gegenwehr, wie der Löwe dem gedrehten Wagenrade und der Elephant der Maus. Dorfkoketten machen sich aus dem Schnupftuch die nämliche Feldschlange und Kriegsmaschine, die sich die Stadtkoketten aus dem Fächer machen; aber die Wellen eines Tuchs sind gefälliger, als das knackende Truthahns Radschlagen der bunten Streitkolbe des Fächers.

Auf alle Fälle kann unser Wuz sich damit entschuldigen, daß seines Wissens die Oerter öffentlicher Freude das Herz für alle Empfindungen, die viel Platz bedürfen, für Aufopferungen, für Muth und auch für Liebe weiter machen; — freilich in den armen Amts- und Arbeitsstuben, auf Rathhäusern, in geheimen Cabineten liegen unsere Herzen wie auf eben so vielen Welkböden, Darröfen und runzeln ein.

Wuz trug seinen mit dem Gas der Liebe aufgefüllten und emporgetriebenen Herzballon freudig in's Alumneum zurück, ohne jemand eine Sylbe zu melden, am wenigsten der Schnupftuch-Fahnenjunkerin, nicht aus Scheu, sondern weil er nie mehr begehrte als die Gegenwart, er war nur froh, daß er selbst verliebt war und dachte an weiter nichts.....

Warum ließ der Himmel gerade in die Jugend das Lustrum der Liebe fallen? Vielleicht weil man gerade da in Alumneen, Schreibstuben und andern Gifthütten keucht, da steigt die Liebe wie aufblühendes Gesträuch an den Fenstern jener Marterkammern empor, und zeigt in schwankenden Schatten den großen Frühling von außen. Denn er und ich, mein Herr Präfektus und auch Sie, verdiente Schulmeister des Alumneums, wir wollen mit einander wetten. Sie sollen über den vergnügten Wuz ein Härenhemd ziehen (im Grunde hat er eins an) — Sie sollen ihn Irions Rad und Syfiphus Stein der Weisen und den Laufwagen Ihres Kindes bewegen lassen — Sie sollen ihn halb todt hungern oder prügeln lassen — Sie sollen einer so elenden Wette wegen (welches ich ihnen nicht zugetraut hätte), gegen ihn ganz des Teufels sein; Wuz bleibt doch Wuz und praktizirt sich immer sein Bischen verliebter Freude in's Herz, vollends in den Hundstagen! —

Seine Kanikularferien sind aber vielleicht nirgends deutlicher beschrieben als in seinen „Werther's Freuden," die seine Biographen fast nur abzuschreiben brauchen. — Er ging da Sonntags nach der Abendkirche heim nach Auenthal und hatte mit den Leuten in allen Gassen Mitleiden, daß sie da bleiben mußten. Draußen dehnte sich seine Brust mit dem aufgethaueten Himmel vor ihm aus, und halb trunken im Concertsaal aller Vögel horcht' er wollüstig bald auf die gefiederten Sopranisten, bald auf seine Phantasien. Um nur seine über die Ufer schlagenden Lebenskräfte abzuleiten, galopirte er oft eine halbe Viertelstunde lang. Da er immer kurz vor und nach Sonnenuntergang ein gewisses, wollüstiges trunknes Sehnen empfunden hatte, — die Nacht aber macht wie ein längerer Tod den Menschen erhaben und nimmt ihm die Erde, — so zaudert er mit seiner Landung in Auenthal so lang, bis die zerfließende Sonne durch die letzten Kornfelder vor dem Dorfe mit Goldfäden, die sie gerade über die Aehren zog, sein blaues Röckchen stickte und bis sein Schatten an den Berg über den Fluß wie ein Riese wandelte. Dann schwankte er, unter dem wie aus der Vergangenheit herüberklingenden Abendläuten in's Dorf hinein und war allen Menschen gut, selbst dem Präfektus. Ging er dann um seines Vaters Haus und sah am obern Kapfenster den Wiederschein des Mondes und durch ein Parterre-Fenster seine Justina, die da alle Sonntage einen ordentlichen Brief setzen lernte.... o wenn er dann in dieser paradiesischen Viertelstunde seines Lebens auf funfzig Schritte die Stube und die Briefe und das Dorf von sich hätte wegsprengen und um sich und die Briefstellerin blos ein einsames Tempe-Thal hätte ziehen können, — wenn er in diesem Thale mit seiner trunknen Seele, die unterwegs um alle Wesen ihre Arme schlug, auch an das schönste Wesen hätte fallen dürfen und er und sie und Himmel und Erde zurückgesunken und zerflossen wären vor einem flammenden Augenblicke und Fokus menschlicher Entzückung....

Indessen that er's wenigstens Nachts um eilf Uhr, und vorher ging's auch nicht schlecht. Er erzählte dem Vater, aber im Grunde Justinen, seinen Studienplan und seinen politischen Einfluß; er setzte sich dem Tadel, womit sein Vater ihre Briefe korrigirte, mit demjenigen Gewicht entgegen, das ein solcher Kunstrichter hat, und er war, da er gerade warm aus der Stadt kam, mehr als einmal mit Witz bei der Hand, — kurz unter dem Einschlafen hörte er in seiner tanzenden taumelnden Phantasie nichts als Sphärenmusik.

Freilich du, mein Wuz, kannst Werthers Freuden aufsetzen, da allemal deine äußere und deine innere Welt sich wie zwei Muschelschalen an einander löthen und dich als ihr Schalthier einfassen? aber bei uns armen Schelmen, die

wir hier am Ofen sitzen, ist die Außenwelt selten der Ripinist unsrer innern fröhlichen Stimmung, — höchstens dann, wenn an uns der ganze Stimmstock umgefallen und wir knarren und brummen oder in einer andern Metapher, wenn wir eine verstopfte Nase haben, so setzt sich ein ganzes mit Blumen überwölbtes Eden vor uns hin, und wir mögen nicht hineinriechen.

Mit jedem Besuche macht das Schulmeisterlein seiner Johanna-Therese-Charlotte-Mariana-Klarissa-Heloise-Jußtel auch ein Geschenk mit einem Pfefferkuchen und einem Potentaten; ich will über beide ganz befriedigend sein.

Die Potentaten hatt' er in seinem eignen Verlage; aber wenn die Reichshofraths-Kanzlei ihre Fürsten und Grafen aus ein wenig Dinte, Pergament und Wachs macht, so verfertigte er seine Potentaten viel kostbarer, aus Rus, Fett und hundert Farben. Im Alumneum wurde nämlich mit den Rahmen einer Menge Potentaten eingeheizet, die er sämmtlich mit gedachten Materialien so zu kopiren und zu repräsentiren wußte, als wär' er ihr Gesandter. Er überschmierte ein Quartblatt mit einem Endchen Licht und nachher mit Ofenrus — dieses legte er mit der schwarzen Seite auf ein anderes mit weißen Seiten — oben auf beide Blätter that er irgend ein fürstliches Portrait — dann nahm er eine abgebrochene Gabel und fuhr mit ihrer drückenden Spitze auf dem Gesichte und Leibe des regierenden Herren herum — — dieser Druck verdoppelte den Potentaten, der sich vom schwarzen Blatt auf's Weise überfärbte. So nahm er von allem, was unter einer europäischen Krone saß, recht kluge Kopien; allein ich habe niemals verhehlet, daß seine Okulir-Gabel die russische Kaiserin (die vorige) und eine Menge Kronprinzen dermaßen auffratzte und durchschnitt, daß sie zu nichts mehr zu brauchen waren als darzu, den Weg ihrer Rahmen zu gehen. Gleichwohl war das russische Quartblatt nur die Bruttafel und Aezwiege glorwürdiger Regenten, oder auch der Streich- oder Laichteich derselben, — ihr Streckteich aber, oder die Appreturmaschine der Potentaten war sein Farbkästchen, damit illuminirte er ganze regierende Linien und alle Muscheln kleideten einen einzigen Großfürsten an, und die Kronprinzessinnen zogen aus der nämlichen Farbenmuschel Wangenröthe und Schminke. — — Mit diesen regierenden Schönen beschenkte er die, die ihn regierte und nicht wußte, was sie mit dem historischen Bildersaal machen sollte.

Aber mit dem Pfefferkuchen wußte sie es in dem Grade, daß sie ihn aß. Ich halt' es für schwer, einer Geliebten einen Pfefferkuchen zu schenken, weil man ihn oft kurz vor der Schenkung selber verzehrt. Hatte nicht Wuz die drei Kreuzer für den ersten schon bezahlt? Hatte er nicht das braune Rektangulum schon in der Tasche? war er nicht damit schon bis eine Stunde vor Auenthal und vor dem Adjudikationstermin gereiset? ja wurde die süße Votiv-Tafel nicht alle Viertelstunde aus der Tasche gehoben, um zu sehen, ob sie noch viereckig wäre? das war eben das Unglück, denn bei diesem Beweis durch Augenschein, den er führte, brach er immer wenige und unbedeutende Mandeln aus dem Kuchen — dieses that er öfters — darauf machte er sich (statt an die Quadratur des Zirkels) an das Problem, den quadrirten Zirkel wieder rein herzustellen und biß sauber die vier rechten Winkel ab und machte ein Achteck, ein Sechszehneck, darauf war nach diesen mathematischen Elaborationen das Vieleck vor keinem Mädchen mehr zu produziren, — darauf that Wuz einen Sprung und sagte: „ach ich eff' ihn selber" und heraus war der Seufzer und hinein die geometrische Figur. — Es werden wenige schottische Meister, akademische Senate und Magistranten leben, denen nicht ein wahrer Gefallen geschähe, wenn man ihnen zu hören gäbe, durch welchen Maschinengott sich Wuz aus der Sache zog. — — durch einen zweiten Pfefferkuchen that er's, den er allemal als einen Wand- und Taschennachbar des ersten mit einsteckte. Indem er den einen aß, landete der andere ohne Läsionen an, weil er allezeit eine Doublette kaufte, damit sie als Brandmauer und Kronwache den andern beschützte. Das aber sah er in der Folge selber ein, daß er — um nicht einen Torso oder Atom nach Auenthal zu transportiren — die Kronruppen oder Pfefferkuchen von Woche zu Woche vermehren müsse.

Er wäre Primaner geworden, wäre nicht sein Vater aus unserm Planeten in einen andern oder in einen Trabanten gerückt. Daher dacht' er die Melioration seines Vaters nachzumachen und wollte von der Sekundarerbank auf den Lehrstuhl rutschen. Der Kirchenpatron, Herr von Ebern, drängte sich zwischen beide Gerüste und hielt seinen ausgedienten Koch an der Hand, um ihn in ein Amt einzusetzen, dem er gewachsen war, weil es in diesem eben so gut wie in seinem vorigen, Spanferkel todt zu peitschen und zu appretiren, aber nicht zu essen gab. Ich hab' es schon in der Revision des Schulwesens in einer Note erinnert und H. Gedike's Beifall davon getragen, daß in jedem Bauernjungen ein ausgewachsener Schulmeister stecke, der von einem Paar Kirchenjahren groß zu paraphrasiren sei, — daß nicht bloß das alte Rom Welt-Konsuls, sondern auch heutige Dörfer Schul-Konsuls vom Pfluge und aus der Furche ziehen können, — daß

man aber so gut von Leuten seines Standes hier unterrichtet, als in England gerichtet werden könne, und daß gerade der, dem jeder das meiste Scibile verdanke, ihm am ähnlichsten sei, nämlich jeder selbst, — daß wenn eine ganze Stadt (Norzia an dem apenninischen Gebirge) nur von vier ungelehrten Magistratsgliedern (li quatri illiterati) sich beherrschen lassen will, doch eine Dorfjugend von einem einzigen ungelehrten Mann werde zu regieren und zu prügeln sein — und daß man nur bedenken möchte, was ich oben im Texte sagte. Da hier die Note selber der Text ist, so will ich nur sagen, daß ich sagte, eine Dorfschule sei hinlänglich besetzt. Es ist da 1) der Gymnasiarch oder Pastor, der von Winter zu Winter den Priesterrock umhängt und das Pädagogium besucht und erschreckt; — 2) steht in der Stube das Rektorat, Konrektorat und Subrektorat, das der Schulhalter allein ausmacht; — 3) als Lehrer der untern Klassen sind darin angestellt die Schulmeisterin, der, oder keinem Menschen die Kallypädie der Töchterschule anvertraut werden kann, ihr Sohn als Terzius oder Lümmel zugleich, dem seine Eleven allerhand legiren und spendiren müssen, damit er sie nicht aufsagen lässet, und der, wenn der Regent nicht zu Hause ist, oft das Reichsvikariat des ganzen protestantischen Schulkreises auf den Achseln hat; — 4) endlich ein ganzes Raupennest Kollaboratores, nämlich Schuljungen selber, weil da, wie im hallischen Waisenhause, die Schüler der obern Klasse schon zu Lehrern der untern groß gewachsen sind. — Da man bisher aus so vielen Studirstuben heraus nach Realschulen schrie, so hörten's Gemeinden und Schulhalter, und thaten das Ihrige gern. Die Gemeinden lasen für ihre Lehrstühle lauter solche pädagogische Steiße aus, die schon auf Schneiders-Schusters-Schemeln seßhaft waren und von denen also etwas zu erwarten war — und allerdings setzen solche Männer, indem sie vor dem aufmerksamen Institute Röcke, Fischreusen und Alles machen, die Nominalschule in eine Realschule um, wo man Fabrikate kennen lernt. Der Schulmeister treibt's noch weiter und sinnt Tag und Nacht auf Real-Schulhalten; es giebt wenige Arbeiten eines erwachsenen Hausvaters oder seines Gesindes, in denen er seine Dorfstoa nicht beschäftigt und übt, und den ganzen Morgen sieht man das expedirende Seminarium hinaus und hinein jagen, Holz spalten und Wasser tragen u. s. w., so daß er außer der Realschule fast gar keine andere hält, und sich sein Bischen Brod sauer im Schweiße seines — Lyzeums verdient... Man braucht mir nicht zu sagen, daß es auch schlechte und versäumte Landschulen gäbe; genug, wenn nur die größere Zahl alle die Vorzüge wirklich aufweiset, die ich ihr jetzt zugeschrieben.

Ich mag meine Fixsternaberration mit keinem Wort entschuldigen, das eine neue wäre. Herr v. Ebern hätte seinen Koch zum Schulmeister investiret, wenn ein geschickter Nachfahrer des Kochs wäre zu haben gewesen, er war's aber nicht, und da der Gutsherr dachte, es wäre vielleicht gar eine Neuerung, wenn er die Küche und die Schule durch Ein Subject versehen ließe, — es war vielmehr die Trennung und Verdopplung der Schul- und Herrendiener eine viel größere und ältere, denn im neunten Sekulum mußte sogar der Pfarrer der Patronatskirche zugleich dem Kirchenschiffspatron als Bedienter aufwarten und satteln ꝛc. *) und beide Aemter wurden erst nachher, wie mehre, von einander abgerissen, — so behielt er den Koch und vozirte den Alumnus, der bisher so gescheidt gewesen, daß er verliebt geblieben.

Ich steuere mich ganz auf die rühmlichen Testimonien, die ich in Händen habe, und die Wuz vom Superintendenten auswirkte, weil sein Examen vielleicht eins der rigorösesten und glücklichsten war, die ich in neueren Zeiten noch gehört. Mußte nicht Wuz das griechische Vaterunser vorbeten, indeß das Examinationskollegium seine sammtnen Hosen mit einer Glasbürste auskämmte? — und hernach das lateinische Symbolum Athanasii? konnt' er nicht die Bücher der Bibel richtig und Mann für Mann vorzählen, ohne über die gemalten Blumen und Tassen auf dem Kaffeebrete seines Examinators zu stolpern? mußt' er nicht einen Betteljungen, der bloß auf einen Pfennig aufsah, herumkatechisiren, obgleich der Junge gar nicht wie sein Unterexaminator bestand, sondern wie ein wahres Stückchen Vieh? mußt' er nicht seine Fingerspitzen in fünf Töpfe warmes Wasser tunken, und den Topf aussuchen, dessen Wasser warm und kalt genug für den Kopf eines Täuflings war? und mußte er nicht zuletzt drei Gulden und sechsunddreißig Kreuzer erlegen?

Am 13. Mai ging er als Alumnus aus dem Alumneum heraus und als öffentlicher Lehrer in sein Haus hinein, und aus der zersprengten schwarzen Alumnuspuppe brach ein bunter Schmetterling von Kantor in's Freie hinaus.

Am 9. Junius stand er vor dem Auenthaler Altar und wurde kopulirt mit der Justel.

Aber der elisäische Zwischenraum zwischen dem 13. Mai und dem 9. Julius! — für keinen Sterblichen fällt ein solches goldnes Alter von acht Wochen wieder vom Himmel, bloß für das

*) Lange's geistliches Recht, S. 534.

Meisterlein funkelte der ganze niedergethauete Himmel auf gestirnten Auen der Erde, — du wiegtest im Aether dich und sahest durch die transparente Erde dich rund mit Himmel und Sonnen umzogen und hattest keine Schwere mehr; aber uns Alumnen der Natur fallen nie acht solche Wochen zu, nicht eine, kaum ein ganzer Tag, wo der Himmel über und in uns sein reines Blau mit nichts kolorirt, als mit Abend- und Morgenroth, — wo wir über das Leben wegfliegen und Alles uns hebt, wie ein freudiger Traum, — wo der unbändige stürzende Strom der Dinge uns nicht auf seinen Katarakten und Strudeln zerstößet und rüttelt und rädert, sondern auf blinkenden Wellen uns wiegt und unter hineingebognen Blumen vorüberträgt, — ein Tag, zu dem wir den Bruder vergeblich unter den verlebten suchen, und von dem wir am Ende jedes andern klagen: seit ihm war keiner wieder so.

Es wird uns allen wohlthun, wenn ich diese acht Wonnewochen oder zwei Wonnemonate weitläufig beschreibe. Sie bestanden aus lauter ähnlichen Tagen. Keine einzige Wolke zog hinter den Häusern herauf. Die ganze Nacht stand die rückende Abendröthe unten am Himmel, an welchem die untergehende Sonne allemal wie eine Rose glühend abgeblühet hatte. Um ein Uhr schlugen schon die Lerchen, und die Natur spielte und phantasirte die ganze Nacht auf der Nachtigallen-Harmonika. In seine Träume tönten die äußeren Melodien hinein, und in ihnen flog er über Blüthenbäume, denen die wahren vor seinem offnen Fenster ihren Blumenathem liehen. Der tagende Traum rückte ihn sanft wie die lispelnde Mutter das Kind, aus dem Schlaf in's Erwachen über, und er trat mit säugender Brust in den Lärm der Natur hinaus, wo die Sonne die Erde von neuem erschuf und wo beide sich zu einem brausenden Wollust-Ozean in einander ergossen. Aus dieser Morgengluth des Lebens und Freuens kehrte er in sein schwarzes Stübchen zurück und suchte die Kräfte in kleinern Freuden wieder. Er war da über Alles froh, über jedes beschienene Fenster, über die ausgefegte Stube, über das Frühstück, das mit seinen Amtsrevenüen bestritten wurde, über sieben Uhr, weil er nicht in die Sekunda mußte, über seine Mutter, die alle Morgen froh war, daß er Schulmeister war und sie nicht aus dem vertrauten Hause mußte.

Unter dem Kaffee schnitt er sich außer den Semmeln die Federn zur Messiade, die er damals, die drei letzten Gesänge ausgenommen, gar aussang. Seine größte Sorgfalt verwandte er darauf, daß er die epischen Federn falsch schnitt, entweder wie Pfähle, oder ohne Spalt, oder mit einem zweiten Extraspalt, der hinaus niesete; denn da Alles in Hexametern, und zwar in solchen, die nicht zu verstehen waren, verfasset sein sollte, so mußte der Dichter, da er's durch keine Bewegung zur geringsten Unverständlichkeit bringen konnte, — er fassete allemal den Augenblick jede Zeile und jeden pes, — aus Noth zum Einfall greifen, daß er die Hexameter ganz unleserlich schrieb, was auch gut war. Durch diese poetische Freiheit bog er dem Verstehen ungezwungen vor.

Um eilf Uhr deckte er für seine Vögel, und dann für sich und seine Mutter den Tisch mit vier Schubladen, in dem mehr war, als auf ihm. Er schnitt das Brod, und seiner Mutter die weiße Rinde vor, ob er gleich die schwarze nicht gern aß. O, meine Freunde, warum kann man im hôtel de Bavière und auf dem Römer nicht so vergnügt speisen, als am Wuzischen Ladentisch? — Sogleich nach dem Essen machte er nicht Hexameter, sondern Kochlöffel, und meine Schwester hat selber ein Dutzend von ihm. Während seine Mutter das wusch, was er schnitzte, ließen beide ihre Seelen nicht ohne Kost; sie erzählte ihm die Personalia von sich und seinem Vater vor, von deren Kenntniß ihn seine akademische Laufbahn zu entfernt gehalten — und er schlug den Operationsplan und Bauriß seiner kräftigen Haushaltung bescheiden vor ihr auf, weil er sich an dem Gedanken, ein Hausvater zu sein, gar nicht satt käuen konnte. „Ich richte mir — sagte er — mein Haushalten ganz vernünftig ein, — ich stell' mir ein Saugschweinchen ein auf die heiligen Feiertage, es fallen so viele Kartoffeln- und Rübenschalen ab, daß man's damit fett bringt, man weiß kaum wie, — und auf den Winter muß mir der Schwiegervater ein Füderchen Büschel (Reisholz) einfahren, und die Stubenthür muß total gefüttert und gepolstert werden, — denn, Mutter! unsereins hat seine pädagogischen Arbeiten im Winter, und es hält da keine Kälte aus." — Am 29. Mai war noch dazu nach diesen Gesprächen eine Kindtaufe, — es war seine erste — sie war seine erste Revenüe und ein großes Sportularium hatte er sich schon auf dem Alumneum dazu geheftet, — er besah und zählte die paar Groschen zwanzigmal, als wären sie andere, — am Taufstein stand er in ganzer Parüre, und die Zuschauer standen auf der Empor und in der herrschaftlichen Loge im Alltagsschmutz; — „es ist mein saurer Schweiß," sagt' er eine halbe Stunde nach dem Aktus, und trank vom Gelde zur ungewöhnlichen Stunde ein Nösel Bier. — Ich erwarte von seinem künftigen Biographen ein paar pragmatische Fingerzeige, warum Wuz blos ein Einnahme- und kein Ausgabebuch sich

nähte und warum er in jenem oben Thaler, Groschen, Pfennige setzte, ob er gleich nie die erstere Münzsorte unter seinen Gefällen hatte.

Nach dem Aktus und nach der Verdauung ließ er sich den Tisch hinaus unter den Weichselbaum tragen, und setzte sich nieder und bossirte noch einige unleserliche Hexameter in seiner Messiade. Sogar während er seinen Schinkenknochen als sein Souper abnagte und abfeilte, befeilte er noch einen und den andern epischen Fuß, und ich weiß recht gut, daß des Fettes wegen mancher Gesang etwas geölet aussiehet. Sobald er den Sonnenschein nicht mehr auf der Straße, sondern an den Häusern liegen sah, so gab er der Mutter die nöthigen Gelder zum Haushalten und lief in's Freie, um sich es ruhig auszumalen, wie er's künftig haben würde im Herbste, im Winter, an den drei heiligen Festen, unter den Schulkindern und unter seinen eignen.

Und doch sind das bloß Wochentage; der Sonntag aber brennt in einer Glorie, die kaum auf ein Altarblatt geht. — Ueberhaupt steht in keinen Seelen dieses Jahrhunderts ein so großer Begriff von einem Sonntage, als in denen, die die meisten Schulmeister haben; mich wunderts gar nicht, wenn sie an einem solchen Courtage nicht vermögen, bescheiden zu verbleiben. Selbst unser Wuz konnte sich's nicht verstecken, was es sagen will, unter tausend Menschen allein zu orgeln, — ein wahres Erbamt zu versehen und den geistlichen Krönungsmantel dem Senior über zu henken und sein Valet de fantaisie und Kammermohr zu sein, — über ein ganzes von der Sonne illuminirtes Chor Territorialherrschaft zu exerzieren, als amtirender Chor-Maire auf seinem Orgel-Fürstenstuhl die Poesie einer Parochie noch besser zu beherrschen, als der Pfarrer die Prosa derselben kommandirte — und nach der Predigt über das Geländer hinab völlige fürstliche Befehle sans façon mit lauter Stimme weniger zu geben, als abzulesen. . . Wahrhaftig, man sollte denken, hier oder nirgend thät' es Noth, daß ich meinem Wuz zuriefe: „bedenke, was du vor wenig Monaten warest! Ueberleg', daß nicht alle Menschen Kantores werden können, und mach' dir die vortheilhafte Ungleichheit der Stände zu Nutze, ohne sie zu mißbrauchen und ohne darum mich und meine Zuhörer am Ofen zu verachten." — — Aber nein! auf meine Ehre, das gutartige Meisterlein denkt ohnehin nicht daran, die Bauern hätten nur so gescheidt sein sollen, daß sie dem schnackischen, lächelnden, trippelnden, händereibenden Dinge in's gallenlose überzuckerte Herz hineingesehen hätten, was hätten sie da ertappt? Freude in deinen zwei Herzenskammern, Freude in deinen zwei Herzensohren. Du numerirtest bloß, gutes Ding! das ich je länger je lieber gewinne, deine künftigen Schulbuben und Schulmädchen in den Kirchenstühlen zusammen und setztest sie sämmtlich in deine Schulstube und um deine winzige Nase herum und nahmest dir vor, mit der letzten täglich Vormittags und Nachmittags einmal zu niesen und vorher zu schnupfen, bloß damit dein ganzes Institut wie besessen aufführe und zurief: Helf Gott, Herr Kantor! die Bauern hätten ferner in deinem Herzen die Freude angetroffen, die du hattest, ein Setzer von Foliozissern zu sein, die so lang sind, wie die am Zifferblatte der Thurmuhr, indem du jeden Sonntag an der schwarzen Liedertafel in öffentlichen Druck gabst, auf welcher Pagina das nächste Lied zu suchen sei — wir Autores treten mit schlechterem Zeuge im Drucke auf; — ferner die Freude, deinem Schwiegervater und deiner Braut im Singen vorzureiten, und endlich deine Hoffnung, den Bodensatz des Kommunionweins einsam auszusaufen, der fatal schmeckte. Ein höheres Wesen muß dir so herzlich gut gewesen sein wie das referirende, da es gerade in deinen achtwöchentlichen Eden-Lustrum deinen gnädigen Kirchenpatron kommuniciren hieß, denn er hatte doch so viel Einsicht, daß er an die Stelle des Kommunionweins, der Christi Trank am Kreuz nicht unglücklich nachbildete, Christi Thränen aus seinem Kerker setzte; aber welche Himmel dann nach dem Trunk des Bodensatzes in alle deine Glieder zogen . . . Wahrlich jedesmal will ich wieder in Exklamation verfallen — aber warum macht mir und vielleicht Euch dieses schulmeisterlich vergnügte Herz so viel Freude? Ach es muß daran liegen, daß wir selber sie nie so voll bekommen, weil der Gedanke der Erdeneitelkeit auf uns liegt und unsern Athem drückt und weil wir die schwarze Gottesackererde unter den Rasen- und Blumenstücken schon gesehen haben, auf denen das Meisterlein sein Leben verhüpft! —

Der gedachte Kommunionwein moussirte noch Abends in seinen Adern, und diese letzte Tageszeit eines Sabbaths hab' ich noch abzuschildern. Bloß am Sonntag durft' er mit seiner Justine spazieren gehen; vorher nahm er das Abendessen beim Schwiegervater ein, aber mit schlechtem Nutzen, schon unter dem Tischgebet wurde sein Hundshunger matt und unter den Allotriis darauf gar unsichtbar. Wenn ich's lesen könnte, so könnt' ich das ganze Konterfei dieses Abends aus seiner Messiade haben, in die er ihn ganz wie er war, im sechsten Gesang hineingeflochten, wie alle große Skribenten ihren Lebenslauf, ihre Weiber, Kinder, Aecker, Vieh in ihre opera omnia stricken. Er dachte, in der gedruckten Messiade stände der Abend auch. In seiner wird

es episch ausgeführet sein, daß die Bauern auf den Rainen wateten und den Schuß der Halme maßen und ihn über das Wasser herüber als ihren neuen wohlverordneten Kantor grüßten, — daß die Kinder auf Blättern schalmeiten und in Batzen-Flöten stießen, und daß alle Büsche und Blumen- und Blüthenkelche vollstimmig besetzte Orchester waren, aus denen Allen etwas heraussang oder sumsete oder schnurrte — und daß Alles zuletzt so feierlich wurde, als hätte die Erde selber einen Sonntag, indem die Höhen und Wälder um diesen Zauberkreis rauchten und indem die Sonne gen Mitternacht durch einen illuminirten Triumphbogen hinunter, und der Mond gegen Mittag durch einen blassen Triumphbogen heraufzog. O du Vater des Lichts! mit wie viel Farben und Strahlen und Leuchtkugeln fassest du deine bleiche Erde ein! — Die Sonne kroch jetzt ein zu einem einzigen rothen Strahle, der mit dem Wiederschein der Abendröthe auf dem Gesichte seiner Braut zusammenkam; und diese, nur mit stummen Gefühlen bekannt, sagte, daß sie in ihrer Kindheit sich oft gesehnet hätte auf den rothen Bergen der Abendröthe zu stehen und von ihnen mit der Sonne in die schönen rothgemalten Länder hinunter zu steigen, die hinter der Abendröthe lägen. Unter dem Gebetläuten seiner Mutter legt' er seinen Hut auf die Knie und sah ohne die Hände zu falten an die rothe Stelle am Himmel, wo die Sonne zuletzt gestanden, und hinunter in den ziehenden Strom, der tiefe Schatten trug; und es war ihm als läutete die Abendglocke die Welt und noch einmal seinen Vater zur Ruhe — zum ersten und letzten Male in seinem Leben stieg sein Herz über die irdische Scene hinaus — und es rief, schien ihm, etwas aus den Abendtönen herunter, er würd' jetzt vor Vergnügen sterben . . . . Heftig und verzückt umschlang er seine Braut und sagte: „Wie lieb hab' ich dich, wie ewig lieb!" Vom Flusse klang es herab wie Flötengetön und Menschengesang zog näher, außer sich drückt er sich an sie an und wollte vereinigt vergehen und glaubte, die Himmelstöne hauchten ihre beiden Seelen aus der Erde weg und duftete sie mit Thaufunken auf den Auen Edens nieder. Es sang:

O wunderschön ist Gottes Erde
Und werth, darauf vergnügt zu sein!
D'rum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freu'n.

Es war aus der Stadt eine Gondel mit einigen Flöten und singenden Jünglingen. Er und sie gingen am Ufer mit der ziehenden Gondel, und hielten ihre Hände gefaßt und Justine suchte leise nachzusingen, und der Himmel und die Entzückung gingen neben ihnen. Als die Gondel um eine Erdzunge voll Bäume herumschiffte, hielt Justine ihn sanft an, damit sie nicht nachkämen, und da das Fahrzeug dahinter verschwunden war, fiel sie ihm mit dem ersten erröthenden Kusse um den Hals . . . . O unvergeßlicher erster Junius! schreibt er. — Sie begleiteten und belauschten von weitem die schiffenden Töne; und Träume spielten um Beide, bis sie sagte: es ist spät und die Abendröthe hat sich schon weit herum gezogen, und es ist Alles im Dorfe still. Sie gingen nach Hause; er öffnete die Fenster seiner mondhellen Stube und schlich mit einem leisen Gutenacht bei seiner Mutter vorüber, die schon schlief. —

Jeden Morgen schien ihn der Gedanke wie Tageslicht an, daß er dem Hochzeittage, den achten Juni, sich um eine Nacht näher geschlafen; und am Tage lief die Freude mit ihm herum, daß er durch die paradiesischen Tage, die sich zwischen ihn und sein Hochzeitbett gestellt, noch nicht durch wäre. So hielt er wie der metaphysische Esel den Kopf zwischen beiden Heubündeln, zwischen der Gegenwart und Zukunft, aber er war kein Esel oder Scholastiker, sondern grasete und rupfte an beiden Bündeln auf einmal . . . . Wahrhaftig die Menschen sollten niemals Esel sein, weder indifferentische, noch hölzerne, noch bileamitische, und ich habe meine Gründe dazu . . . . Ich breche hier ab, weil ich noch überlegen will, ob ich seinen Hochzeittag abzeichne oder nicht. Data hab' ich übrigens dazu ganze Stöße. — —

Aber wahrhaftig, ich bin weder seinem Ehrentage beigewohnt, noch einem eigenen; ich will ihn also bestens beschreiben und mir — ich hätte sonst gar nichts — eine Lustparthie zusammen machen.

Ich weiß überhaupt keinen schicklichern Ort oder Bogen als diesen dazu, daß die Leser bedenken, was ich ausstehe die magischen Schweizergegenden, in denen ich mich lagere, — die Apollo's und Venusgestalten, denen sich mein Auge ansaugt — das erhabene Vaterland, für das ich das Leben hingebe, das es vorher geadelt hat, — das Brautbett, in das ich einsteige, Alles das ist von fremden oder eigenen Fingern blos — gemalt mit Dinte oder Druckerschwärze; und wenn nur du, du Himmlische, der ich treu bleibe, die mir treu bleibt, mit der ich in arkadischen Juliusnächten spazieren gehe, mit der ich vor der untergehenden Sonne und vor dem aufsteigenden Monde stehe und um deren willen ich alle deine Schwestern liebe, wenn nur du — wärest; aber du bist ein A l t a r b l a t t und ich finde dich nicht.

Dem Nil, dem Herkules und andern Göttern brachte man zwar auch wie mir nur nachbossirte

Mädchen dar; aber vorher bekamen sie doch reelle.

Wir müssen schon am Sonnabend in's Schul- und Hochzeithaus gucken, um die Prämissen dieses Rüsttags zum Hochzeittag ein wenig vorher wegzuheben, am Sonntag haben wir keine Zeit dazu; so ging auch die Schöpfung der Welt (nach den ältesten Theologen) darum in fünf Tagewerken und nicht in Einer Minute vor, damit die Engel das Naturbuch, wenn es allmählig aufgeblättert würde, leichter zu übersehen hätten. Am Sonnabend rennt der Bräutigam auffallend in zwei corporibus piis aus und ein, im Pfarr- und Schulhaus, um vier Sessel aus jenem in dieses zu schaffen. Er borgte diese Gestelle dem Senior ab, um den Kommodator selbst darauf zu weisen als seinen Hierarchen, und die Seniorin als Frau Pathin der Braut, und den Subpräfektus aus dem Alumneum und die Braut selbst. Ich weiß so gut als Andere, in wie weit dieser miethende Luxus des Bräutigams nicht in Schutz zu nehmen ist, allerdings papillotirten die gigantischen Miethstühle (Menschen und Sessel schrumpfen jetzt ein) ihre falschen Rindshaar-Touren an Lehne und Sitz, mit blauem Tuch, Milchstraßen von gelben Nägeln sprangen auf gelben Schnüren als Blitze herum und es blieb gewiß, daß man so weich auf den Rändern dieser Stühle auffaß, als trüge man einen Doppelsteiß, — wie gesagt, diesen Steiß-Luxus des Gläubigers und Schuldners hab' ich niemals zum Muster angepriesen; aber auf der andern Seite muß doch jeder, der in den „Schutz von Paris" hineingesehen, bekennen, daß die Verschwendung im Palais Royal und an allen Höfen offenbar eben so groß ist. Wie werd' ich vollends solche Methodisten von der strengen Observanz auf die Seite des Großvater- oder Sorgenstuhls Wuzens bringen, der mit vier hölzernen Löwentatzen die Erde ergreift, welche mit vier Querhölzern — den Sitz-Konsolen munterer Finken und Gimpel — gesponzelt sind, und dessen Haar-Chignon sich mit einer geblümten ledernen Schwarte mehr als zu prächtig besohlt, und welcher zwei hölzerne behaarte Arme, die das Alter wie menschliche, dürrer gemacht, nach einem Insaß ausstreckt? .... Dieses Fragezeichen kann manchen, weil er die langen Perioden vergessen, frappiren.

Das zinnerne Tafel-Service, das der Pädagog noch von seinem Fürstbischof holte, kann das Publikum beim Auktionsproklamator, wenn's anders versteigert wird, besser kennen lernen, als bei mir; so viel wissen die Hochzeitgäste, die Saladière, die Saucière, die Assiette zu Käse und die Senfdose war ein einziger Teller, der aber vor jeder Rolle einmal abgescheuert wurde.

Ein ganzer Nil und Alpheus schoß über jedes Stubenbrett, wovon gute Gartenerde wegzuspülen war, an jede Bettpfoste und an den Fensterstock hinan, und ließ den gewöhnlichen Bodensatz der Fluth zurück — Sand. Die Gesetze des Romans würden verlangen, daß das Schulmeisterlein sich anzöge und sich auf eine Weise unter eine wogende Zudeck von Gras und Blumen streckte, und dadurch einen Traum der Liebe nach dem andern hindurch sänk' und bräche — allein er rupfte Hühner und Enten ab, spaltete Kaffee- und Bratenholz und die Braten selbst, kredenzte am Sonnabend den Sonntag, und dekretirte und vollzog in der blauen Schürze seiner Schwiegermutter funfzig Kuchen-Reglements und sprang, den Kopf mit Papillotten gehörnt und das Haar wie einen Eichhörnchenschwanz emporgebunden, hinten und vorn überall herum, „denn ich mache nicht alle Sonntage Hochzeit," sagte er.

Nichts ist widriger als hundert Vorläufer und Vorreiter zu einer winzigen Lust zu sehen und zu hören; nichts ist aber süßer, als selber mit vorzureiten und vorzulaufen, deine Geschäftigkeit, die wir nicht bloß sehen, sondern theilen, macht nachher das Vergnügen zu einer von uns selbst gesäeten, besprengten und aufgezogenen Frucht, und obendrein befällt uns das Herzgespann des Passens nicht.

Aber, lieber Himmel, ich brauchte einen ganzen Sonnabend, um diesen nur zu rapportiren, denn ich that nur einen vorbeifliegenden Blick in die Wuzische Küche — was da zappelt! was da raucht! — Warum ist sich Mord und Hochzeit so nahe, wie die zwei Gebote, die davon reden? Warum ist nicht bloß eine fürstliche Vermählung oft für Menschen, warum ist auch eine bürgerliche für Geflügel eine Parisische Bluthochzeit?

Niemand brachte aber im Hochzeithaus diese zwei Freudentage mißvergnügter und fataler zu, als zwei Stechfinken und drei Gimpel, diese inhaftirte der reinliche und vogelfreundliche Bräutigam sämmtlich — vermittelst eines Treibjagens mit Schürzen und geworfenen Nachtmützen — und nöthigte sie, aus ihrem Tanzsalon in ein paar Drathkarthausen zu fahren und an der Wand in Mansarden springend herabzuhängen.

Wuz berichtet sowohl in seiner „Wuzischen Urgeschichte" als in seinem „Lesebuch für Kinder mittlern Alters," daß Abend um sieben Uhr, da der Schneider dem Hymen neue Hosen und Gilet und Rock anprobirte, schon Alles blank und metrisch und neugeboren war, ihn selber ausgenommen. Eine unbeschreibliche Ruhe sitzt auf jedem Stuhl und Tisch eines neugestellten brillantirten Zimmers! In einem chaotischen

denkt man, man müsse noch diesen Morgen ausziehen aus dem aufgekündigten Logement.

Ueber seine Nacht (so wie über die folgende) fliegen ich und die Sonne hinüber und wir begegnen ihm, wenn er am Sonntage, geröthet und elektrisirt vom Gedanken des heutigen Himmels, die Treppe hinaufläuft in die anlachende Hochzeitstube hinein, die wir alle gestern mit so vieler Mühe und Dinte aufgeschmückt haben, vermittelst Schönheitswassers — mouchoir de Vénus und Schminklappen (Waschlappen) — Puderkappen (Topf mit Sand) und anderem Toiletten-Schiff und Geschirr. Er war Nachts sieben Mal aufgewacht, um sich sieben Mal auf den Tag zu freuen, und zwei Stunden früher aufgestanden, um beide, Minute für Minute, aufzuessen. Es ist mir, als ich mit dem Schulmeister zur Thür hinein, vor dem die Minuten des Tages hinstehen wie Honigzellen, — er schöpft eine um die andere aus und jede Minute trägt einen weitern Honigkelch. Für eine Pension auf Lebenslang ist dennoch der Kantor nicht vermögend, sich auf der ganzen Erde ein Haus zu denken, in dem jetzt nicht Sonntag, Sonnenschein und Freude ist; nein. — Das zweite, was er unten nach der Thüre aufthat, war ein Oberfenster, um einen auf- und niederwallenden Schmetterling — einen schwimmenden Silberflitter, eine Blumenfolie und Amors Ebenbild — aus Hymens Stube fortzulassen. Dann fütterte er seine Vogelkapelle in den Bauern zum Voraus auf den lärmenden Tag, und fiedelte auf der väterlichen Geige die Schleifer zum Fenster hinaus, an denen er sich aus der Fastnacht an die Hochzeitnacht herangetanzt. Es schlägt erst fünf Uhr, mein Trauter, wir haben uns nicht zu übereilen! Wir wollen die zwei Ellen lange Halsbinde (die du dir auch, wie die Braut antanztest, indem die Mutter das andere Ende hält) und das Zopfband glatt um haben noch zwei völlige Stunden vor dem Läuten. Gern gäb' ich den Großvaterstuhl und Ofen, deren Assessor ich bin, gratis hin, wenn ich mich und meine Zuhörerschaft jetzt zu transparenten Sylphiden zu verdünnen wüßte; damit unsere ganze Brüderschaft dem zappelnden Bräutigam ohne Störung seiner stillen Freude in den Garten nachflöge, wo er für ein weibliches Herz, das weder ein diamantenes, noch ein welsches ist, auch keine Blumen, die es sind, abschneidet, sondern lebende, — wo er die blitzenden Käfer und Thautropfen aus den Blumenblättern schüttelt und gern auf den Bienenrüssel wartet, den zum letzten Mal der mütterliche Blumenbusen säugt, — wo er an seine Knaben-Sonntagsmorgen denkt und an den engen Schritt über die Beete und an das kalte Kanzelpult, dem der Senior sein Bouquet gab. Gehe nach Haus, Sohn deines Antezessors, und schaue am achten Junius dich nicht gegen Abend um, wo der stumme sechs Fuß dicke Gottesacker über manchen Freunden liegt, sondern gegen Morgen, wo du die Sonne, die Pfarrthüre und deine hineinschlüpfende Justine sehen kannst, die die Frau Pathe nett ausfrisiren und einschnüren will. Ich merk' es leicht, daß meine Zuhörer wieder in Sylphiden verflüchtigt werden wollen, um die Braut zu umflattern; aber sie sieht's nicht gern.

Endlich lag der himmelblaue Rock — die Livreefarbe der Müller und Schulmeister — mit geschwärzten Knopflöchern und die plättende Hand seiner Mutter, die alle Brüche hob, am Leibe des Schulmeisterleins und es darf nur Hut und Gesangbuch nehmen. Und jetzt — ich weiß auch, was Pracht ist, fürstliche bei fürstlichen Vermählungen, das Kanoniren, Illuminiren, Exerzieren und Frisiren dabei; aber nur mit der Wuzischen Vermählung muß man dergleichen nie zusammenstellen, sehet doch dem Mann hintennach, der den Sonnen- und Himmelsweg zu seiner Braut jetzt geht, und auf den andern Weg drüben nach dem Alumneum schaut und denkt: „wer hätt's vor vier Jahren gedacht;" ich sage, sehet ihm nach; thut es nicht auch die Auenthaler Pfarrmagd, ob sie gleich Wasser trägt, und hängt einen solchen prächtigen vollen Anzug bis auf jede Franze in ihren Gehirn- und Kleiderkammern auf? Hat er nicht eine gepuderte Nasen- und Schuhspitze? Sind nicht die rothen Thorflügel seines Schwiegervaters aufgedreht, und schreitet er nicht durch diese ein, indeß die von der Haarkräuslerin abgefertigte Verlobte durch das Hofthürchen schleicht? Und stoßen sie nicht so meublirt und überpudert auf einander, daß sie das Herz nicht haben, sich guten Morgen zu bieten? Denn haben Beide in ihrem Leben etwas Prächtigers und Vornehmeres gesehen, als sich einander heute? Ist in dieser verzeihlichen Verlegenheit nicht der lange Spahn ein Glück, den der kleine Bruder zugeschnitzt und den er der Schwester hinreckt, damit sie darum wie um einen Weinpfahl die Blumenstaude und Geruchsquaste für des Kantors Knopfloch winde und gürte? Werden neidsüchtige Damen meine Freunde bleiben, wenn ich meinen Pinsel eintunke und ihnen damit vorkolorirte die Parüre der Braut, das zitternde Gold statt der Zitternadel im Haar, die drei goldenen Medaillons auf der Brust mit den Miniaturportraits der deutschen Kaiser und tiefer die in Knöpfe zergossenen Silberbarren? . . . . ich könnt' aber den Pinsel fast Jemand an den Kopf werfen, wenn mir beifällt, mein Wuz und seine gute Braut werden mir, wenn's abgedruckt ist, von

den Koketten und anderem Teufelszeuge gar ausgelacht; glaubt ihr denn aber, ihr städtischen destillirten und tättowirten Seelenverkäuferinnen, die ihr Alles an Mannspersonen messet und liebt, ihr Herz ausgenommen, daß ich oder meine meisten Herren Leser dabei gleichgültig bleiben könnten, oder daß wir nicht alle eure gespannten Wangen, eure zuckenden Lippen, eure mit Witz und Begierde sengenden Augen und eure jedem Zufall gefügigen Taillen, mit Spaß hingeben für eine einzige Scene, wo die Liebe ihre Strahlen in dem Morgenroth des Schämens bricht, wo die unschuldige Seele sich vor jedem Aug' entkleidet, ihr eignes ausgenommen, und wo hundert innere Kämpfe das durchsichtige Angesicht beseelen, und kurz, worin mein Brautpaar agirte, da der alte lustige Kauz von Schwiegervater beider gekräuselten und weißblühenden Köpfe habhaft wurde und sie gescheut zu einem Kuß zusammen lenkte? Dein freudiges Erröthen, lieber Wuz! — und dein verschämtes, liebe Justine! —

Wer wird überhaupt diesen und dergleichen Sachen kurz vor seinen Sponsalien schärfer nachdenken und nachher delikater agiren als gegenwärtiger Biograph selbst?

Der Lärm der Kinder und Büttner auf der Gasse und der Recensenten in Leipzig hindern den Biographen, alles ausführlich herzusetzen, die prächtigen Eckenbeschläge und dreifachen Manchetten, womit der Bräutigam jede Zeile des Chorals versah — den hölzernen Engelsfittich, woran er seinen Kurhut zum Chor hinaus hing — den Namen Justine an den Pedalpfeifen — seinen Spaß und seine Lust, da sie einander vor der Kirchenagende (der goldenen Bulle und den Reichsgrundgesetzen des Eheregiments) die rechten Hände gaben, und da er mit seinem Ringfinger ihre holde Hand gleichsam hinter einem Bettschirm neckte — und den Eintritt in die Hochzeitstube, wo vielleicht die größten und vornehmsten Leute und Gerichte der Erde einander begegneten, ein Pfarrer, eine Pfarrerin, ein Subpräfektus und eine Braut. Es wird aber Beifall finden, daß ich meine Beine auseinander setze und damit über die ganze Hochzeittafel und Hochzeittrift und über den Nachmittag wegschreite, um zu hören, was sie Abends angegeben — einen und den andern Tanz giebt der Präfektus an. Es ist im Grunde schon Alles außer sich — ein Tabaks-Heerrauch und ein Suppendampfbad wogt um drei Lichter und scheidet einen vom andern durch Nebelbänke — der Violonzellist und der Violinist streichen fremdes Gedärm weniger als sie eignes füllen — auf der Fensterbrüstung guckt das ganze Auenthal als Gallerie zappelnd hinein und die Dorfjugend tanzt draußen dreißig Schritte von dem Orchester entfernt, im Ganzen recht hübsch — alte Dorf-La Bonne schreiet ihre wichtigsten Personalitäten der Seniorin vor und diese nieset und hustet die ihrigen los, jede will ihre historische Nothdurft verrichten und sieht ungern die andere auf dem Stuhle seßhaft — der Senior sieht wie ein Schoßjünger des Schoßjüngers Johannes aus, welchen die Maler mit einem Becher in der Hand abmalen, und lacht lauter, als er predigt — der Präfektus schießet als Elegant herum und ist von Niemand zu erreichen — mein Maria plätschert und fährt unter in allen vier Flüssen des Paradieses, und des Freudenmeers Wogen heben und schaukeln ihn allmächtig — bloß die eine Brautführerin (mit einer zu zarten Haut und Seele für ihren schwielenvollen Stand) hört die Freudentrommel wie von einem Echo gedämpft und wie bei einer Königsleiche mit Flor bezogen, und die stille Entzückung spannt in Gestalt eines Seufzers die einsame Brust — mein Schulmeister (er darf zweimal im Küchenstück herumstehen) tritt mit seiner Trauungshälfte unter die Hausthür, deren dessus de porte ein Schwalben-Globus ist, und schauet auf zu dem schweigenden glimmenden Himmel über ihm und denkt, jede große Sonne gucke herunter wie ein Auenthaler und zu seinem Fenster hinein.... Schiffe fröhlich über deinen verdunsteten Tropfen Zeit, du kannst es; aber wir können's nicht alle, die eine Brautführerin kann's auch nicht — ach wär' ich wie du an einem Hochzeitmorgen dem ängstlichen, den Blumen abgefangenen Schmetterling begegnet, wie du der Biene im Blüthenkelch, wie du der um sieben Uhr abgelaufenen Thurmuhr, wie du dem stummen Himmel oben und dem lauten unten, so hätt' ich ja daran denken müssen, daß nicht auf dieser stürmenden Kugel, wo die Winde sich in unsre kleinen Blumen wühlen, die Ruhestätte zu suchen sei, auf der uns ihre Düfte ruhig umfließen, oder ein Auge ohne Staub, ein Auge ohne Regentropfen, die jene Stürme an uns werfen — und wäre die blitzende Göttin der Freude so nahe an meinem Busen gestanden, so hätt' ich doch auf jene Aschenhäufchen hinüber gesehen, zu denen sie mit ihrer Umarmung, gebürtig aus der Sonne und nicht aus unsern Eiszonen, schon die armen Menschen verkalkte — und o wenn mich schon die vorige Beschreibung eines großen Vergnügens so traurig zurückließ, so müßt ich, wenn erst du, aus ungemessenen Höhen in die tiefe Erde reichende Hand! mir eines, wie eine Blume auf einer Sonne gewachsen, hernieder brächtest, auf diese Vaterhand die Tropfen der Freude fallen lassen und mich mit dem zu schwachen Auge von den Menschen wegwenden ....

Jetzt, da ich dieses sage, ist Wuzens Hochzeit längst vorbei, seine Justine ist alt und er selber auf dem Gottesacker; der Strom der Zeit hat ihn und alle diese schimmernden Tage unter vier-, fünffache Schichten Bodensatz gedrückt und begraben; — auch an uns schlägt dieser beerdigende Niederschlag immer höher auf, in drei Minuten erreicht er das Herz und überschichtet mich und euch.

In dieser Stimmung sinne mir keiner an, die vielen Freuden des Schulmeisters aus seinen Freudenmanuale mitzutheilen, besonders seine Weihnachts-, Kirchweih- und Schulfreuden — es kann vielleicht noch geschehen in einem Posthumus von Postskript; das ich nachliefere, aber heute nicht! heute ist's besser, wir sehen den vergnügten Wuz zum letztenmal lebendig und todt und gehen dann weg.

Ich hätte überhaupt — ob ich gleich dreißigmal vor seiner Hausthür vorübergegangen war — wenig vom ganzen Manne gewußt, wenn nicht am 12. Mai vorigen Jahres die alte Justine unter mir gestanden wäre und mich angeschrieen hätte: „ob ich keine Bücher machte?" — „Warum nicht, sagt' ich, dem deutschen Publiko schenk' ich deren immer." — „Wenn ich nur eine Stunde zu ihrem Alten herein kommen möchte, mit dem's so schlecht aussähe."

Der Schlag hatte dem Alten, vielleicht weil er eine Flechte, Thalers groß, am Nacken hinein geheilet, oder vor Alter die linke Seite gelähmt. Er saß im Bette an einer Lehne von Polstern und Unterrobben und hatte ein ganzes Waarenlager das ich sogleich spezifiziren werde, auf dem Deckbette vor sich. Ein Kranker thut wie ein Reisender — und was ist er anders — sogleich mit Jedem bekannt, so nahe mit dem Fuße und Auge an erhabenen Welten macht man in dieser räudigen keine Umstände mehr. Er klagte, es hätte sich seine Alte schon seit drei Tagen nach einem Bücherschreiber umschauen müssen, hätt' aber keinen ertappt außer jetzt: „er müßt' aber einen haben, der seine Bibliothek übernähme, ordnete und inventirte und der an seine Biographie, die in der ganzen Bibliothek wäre, seine letzten Stunden, falls er sie jetzt hätte, zur Komplettirung gar hinanstieße, denn seine Alte wäre keine Gelehrtin und seinen Sohn hätt' er auf drei — Wochen auf die Universität Heidelberg gelassen."

Seine Runzeln-Aussaat gab seinem runden, kleinen Gesichtchen äußerst fröhliche Lichter; jede Runzel schien ein lächelnder Mund; aber es gefiel mir und meiner Semiotik nicht, daß seine Augen blitzten, seine Augenbraunen und Munddecken so zuckten und seine Lippen so zitterten.

Ich will mein Versprechen der Spezifikation halten; auf dem Deckbette lag eine grüntaftne Kinderhaube, wovon das eine Band abgerissen war, eine mit abgerissenen Goldflitterchen überpichte Kinderpeitsche, ein Fingerring von Zinn, eine Schachtel mit Zwergbüchelchen in 12. Format, eine Wanduhr, ein beschmutztes Schreibbuch und ein Finkenkloben fingerslang. Es waren die Rudera und Spätlinge seiner verspielten Kindheit; die Kunstkammer dieser seiner griechischen Alterthümer war von jeher unter der Treppe gewesen, — denn in einem Haus, das der Blumenkübel und Treibkasten eines einzigen Stammbaumes ist, bleiben die Sachen Säkula lang in seiner Stelle ungerückt — und da es von seiner Kindheit an ein Reichsgrundgesetz bei ihm war, alle seine Spielwaaren in chronologischer Ordnung aufzuheben, und da kein Mensch das ganze Jahr unter die Treppe guckte, als er, so konnt' er noch am Rüsttage vor seinem Todestage diese Urnenkrüge eines schon gestorbenen Lebens um sich stellen und sich zurückfreuen, da er sich nicht mehr vorausfreuen konnte. Du konntest freilich, kleiner Maria, in keinen Antikentempel zu Sanssouci eintreten und darin vor dem Weltgeist der schönen Natur der Kunst niederfallen; aber du konntest doch in deine Kindheits-Antiken-Stiftshütte unter der finstern Treppe gucken, und die Strahlen der auferstehenden Kindheit spielten, wie des gemalten Jesuskindes seine im Stall, an den düstern Winkeln! O wenn größere Seelen als du, aus der ganzen Orangerie der Natur so viele süße Säfte und Düfte sögen, als du aus dem zackigen grünen Blatte, an das dich das Schicksal gehangen, so würden nicht Blätter, sondern Gärten genossen, und die bessern und doch glücklichern Seelen wunderten sich nicht mehr, daß es vergnügte Meisterlein geben kann.

Wuz sagte, und bog den Kopf gegen das Repositorium hin, „wenn ich mich an meinen ernsthaften Werken matt gelesen und korrigirt, so schau ich stundenlang diese Schnurrpfeifereien an, und das wird hoffentlich einem Bücherschreiber keine Schande sein."

Ich wüßt' aber nicht, womit der Welt mehr gedient ist, als wenn ich ihr den räsonnirenden Katalog dieser Kunststücke und Schnurrpfeifereien zuwende, den mir der Patient zuwandte. Den zinnernen Ring hatt' ihm die vierjährige Mamsell des vorigen Pastors, da sie mit einander von einem Spielkameraden ehrlich und ordentlich kopulirt wurden, als Ehepfand angesteckt, — das elende Zinn löthete ihn fester an sie, als edlere Metalle edlere Leute, und ihre Ehe brachten sie auf vier und funfzig Minuten; oft wenn er nachher als geschwärzter Alumnus sie mit nickenden Federnstandarten am dünnen Arm eines gespren-

selten Elegant spazieren gehen sah, dacht er an den Ring und an die alte Zeit. Ueberhaupt hab ich bisher mir unnütze Mühe gegeben, es zu verstecken, daß er in Alles sich verliebte, was wie eine Frau aussah; alle Fröhliche seiner Art thun dasselbe, vielleicht können sie es, weil ihre Liebe sich zwischen den beiden Extremen von Liebe aufhält und beiden abborgt, so wie der Busen der Uebergang, das Band und der Kreple der platonischen und der epikurischen Reize ist. — Da er seinem Vater die Thurmuhr aufziehen half, wie vor Zeiten die Kronprinzen mit den Vätern in die Sessionen gingen, so konnte so eine kleine Sache ihm einen Wink geben, ein lackirtes Kästchen zu durchlöchern und eine Wanduhr daraus zu schnitzen, die niemals ging; inzwischen hatte sie doch, wie mehre Staatskörper, ihre langen Gewichte und ihre eingezackten Räder, die man dem Gestelle nürnbergischer Pferde abgehoben und so zu etwas Besserem verbraucht hatte. — Die grüne Kinderhaube, mit Spitzen gerändert, das einzige Ueberbleibsel seines vorigen vierjährigen Kopfes, war seine Büste und sein Gypsabdruck vom kleinen Wuz, der jetzt zu einem großen ausgefahren war. Alltagskleider stellen das Bild eines todten Menschen weit inniger dar, als sein Portrait, — daher besah Wuz das Grün mit sehnsüchtiger Wollust und es war ihm, als schimmere aus dem Eisen des Alters eine grüne Rasenstelle der längst überschneiten Kindheit vor; „nur meinen Unterrock von Flanell sollt' ich haben, der mir allemal unter den Achseln umgebunden wurde.“ — Mir ist sowohl das erste Schreibbuch des Königs von Preußen, als das des Schulmeisters Wuz bekannt und da ich beide in Händen gehabt, so kann ich urtheilen, daß der König als Mann und das Meisterlein als Kind schlechter geschrieben: „Mutter, sagt' er zu seiner Frau, betracht' doch, wie dein Mann hier (im Schreibbuch) und wie er dort (in seinem kalligraphischen Meisterstück von einem Lehrbrief, den er an die Wand genagelt) geschrieben: ich fress' mich aber noch vor Liebe, Mutter!“ Er prahlte vor Niemand, als vor seiner Frau; und ich schätze den Vortheil so hoch, als er werth ist, den die Ehe hat, daß der Ehemann durch sie noch ein zweites Ich bekommt, vor dem er sich ohne Bedenken recht herzlich loben kann. Wahrhaftig, das deutsche Publikum sollte ein zweites Ich von uns Autoren abgeben! — Die Schachtel war ein Bücherschrank der lilliputischen Traktätchen in Fingerkalender-Format, die er in seiner Kindheit dadurch edirte, daß er einen Vers aus der Bibel abschrieb, es heftete und blos sagte: „abermals einen recht hübschen *Kober* gemacht!“ andere Autores thun das auch, aber erst wenn sie herangewachsen sind. Als er mir seine jugendliche Autorschaft referirte, bemerkt' er, als ein Kind ist man ein wahrer Narr; es stach aber doch schon damals der Autortrieb heraus, nur freilich in einer unreifen und lächerlichen Gestalt,“ und belächelte zufrieden die jetzige. — Und so ging's mit dem Finkenkloben auch; war nicht der fingerslange Finkenkloben, den er mit Bier bestrich und auf dem er die Fliegen auf den Beinen fing, der Vorläufer des armslangen Finkenkloben, *hinter* dem er im Spätherbst seine schönen Stunden zubrachte, wie auf ihm die Finken ihre häßlichsten? Das Vogelstellen will durchaus ein in sich selbst vergnügtes stilles Ding von Seele haben.

Es ist leicht begreiflich, daß seine größte Krankenlabung ein alter Kalender war, und die abscheulichen zwölf Monatskupfer desselben. In jedem Monate des Jahres machte er sich, ohne vor einem Gallerieinspektor den Hut abzunehmen oder an ein Bilderkabinet zu klopfen, mehr malerische und artistische Lust, als andere Deutsche, die abnehmen und anklopfen. Er durchwanderte nämlich die eilf Monats-Vignetten — die des Monats, worin er wanderte, ließ er weg — und phantasirte in die Holzschnittsscenen Alles hinein, was er und sie brauchten. Es mußte ihn freilich in gesunden und kranken Tagen letzen, wenn er im Jänner-Winterstock auf dem abgerupften, schwarzen Baum herumstieg und sich (mit der Phantasie) unter den an der Erde aufdrückenden Wolkenhimmel steckte, der über den Winterschlaf der Wiesen und Felder wie ein Betthimmel sich herüberkrümmte, — der ganze Junius zog sich mit seinen langen Tagen und langen Gräsern um ihn herum, wenn er seine Einbildung den Juniuslandschafts-Holzschnitt ausbrüten ließ, auf dem kleine Kreuzchen, die nichts als Vögel sein sollten, durch das graue Druckpapier flogen und auf dem der Holzschneider das fette Laubwerk zu Blätterskeletten wazerirte. Allein wer Phantasie hat, macht sich aus jedem Fetzen eine wunderthätige Reliquie, aus jedem Eselskinnbacken eine Quelle; die fünf Sinne reichen ihr nur die Kartons, nur die Grundstriche des Vergnügens oder Mißvergnügens.

Den Mai überblätterte der Patient, weil der ohnehin um das Haus draußen stand. Die Kirschblüthen, womit der Wonnemond sein grünes Haar besteckt, die Maiblümchen, die als Vorsteckrosen über seinem Busen dufteten, beroch er nicht — der Geruch war weg, aber er besah sie und hatte einige in einer Schüssel neben seinem Krankenbette.

Ich habe meine Absicht klug erreicht, mich und meine Zuhörer fünf oder sechs Seiten von der traurigen Minute wegzuführen, in der vor unser Aller Augen der Tod vor das Bett unsers

kranken Freundes tritt und langsam mit eiskalten Händen in seine warme Brust hinein dringt und das vergnügt schlagende Herz erschreckt, fängt und auf immer anhält. Aber endlich kommt die Minute und ihr Begleiter doch.

Ich blieb den ganzen Tag und sagte Abends, ich könnte Nachts wachen. Sein lebhaftes Gehirn und sein zuckendes Gesicht hatten mich fest überzeugt, in der Nacht würde der Schlag sich wiederholen; es geschah aber nicht; welches mir und dem Schulmeisterlein ein wesentlicher Gefallen war. Denn es hatte mir gesagt — auch in seinem letzten Traktätchen steht's — nichts wäre schöner und leichter, als an einem heitern Tage zu sterben, die Seele sähe durch die geschlossenen Augen die hohe Sonne noch und sie steige aus dem vertrockneten Leib in das weite blaue Lichtmeer draußen; hingegen in einer finstern brüllenden Nacht aus dem warmen Leibe zu müssen, den langen Fall in's Grab so einsam zu thun, wenn die ganze Natur selber da säße und die Augen sterbend zuhätte — das wäre ein zu harter Tod.

Um halb zwölf Uhr kamen Wuzen's zwei beste Jugendfreunde noch einmal vor sein Bette, der Schlaf und der Traum, um von ihm gleichsam Abschied zu nehmen. Oder bleibt ihr länger, und seid ihr zwei Menschenfreunde es vielleicht, die ihr den ermordeten Menschen aus den blutigen Händen des Todes holt und auf euern wiegenden Armen durch die kalten unterirdischen Höhlungen mütterlich traget in's helle Land hin, wo ihm eine neue Morgensonne und neue Morgenblumen in waches Leben hauchen?

Ich war allein in der Stube — ich hörte nichts, als den Athemzug des Kranken und den Schlag meiner Uhr, die sein kurzes Leben wegmaß, — der gelbe Vollmond hing tief und groß im Süden und bereifte mit seinem Todtenlichte die Maiblümchen des Mannes und die stockende Wanduhr und die grüne Haube des Kindes, — der leise Kirschbaum vor dem Fenster malte auf dem Grund von Mondslicht aus Schatten einen bebenden Baumschlag an die Stube, — am stillen Himmel wurde zuweilen eine fackelnde Sternschnuppe niedergeworfen und sie verging wie ein Mensch — es fiel mir bei, die nämliche Stube, die jetzt der schwarz ausgeschlagene Vorsaal des Grabes war, wurde morgen vor drei und vierzig Jahren am 13. Mai vom Kranken bezogen — und an diesem Tage gingen seine elysäischen Acht-Wochen an, — ich sah, daß der, dem damals dieser Kirschbaum Wohlgeruch und Träume gab, dort im drückenden Traume geruchlos liege und vielleicht noch heute aus dieser Stube ausziehe, und daß Alles, Alles vorüber sei und niemals wieder komme .... und in dieser Minute fing Wuz mit dem ungelähmten Arme noch etwas, als wollt' er einen entfallenden Himmel erfassen — und in dieser zitternden Minute knisterte der Monatszeiger meiner Uhr und fuhr, weil's zwölf Uhr war, vom zwölften Mai zum dreizehnten über .... Der Tod schien mir meine Uhr zu stellen, ich hörte ihn den Menschen und seine Freuden käuen, und die Welt und die Zeit schien in einem Strom von Moder sich in den Abgrund hinab zu bröckeln! ....

Ich denke an diese bebende Minute bei jedem mitternächtlichen Ueberspringen meines Monatszeigers; aber sie trete nie mehr unter die kurze Reihe meiner übrigen Minuten.

Der Sterbende — er wird kaum diesen Namen lange mehr haben — schlug zwei lodernde Augen auf und sah mich lange an, um mich zu kennen. Ihm hatte geträumt, er schwankte als ein Kind sich auf einem Lilienbrete, das unter ihm aufgewallet — dieses wäre zu einer emporgehobenen Rosenwolke zusammengeflossen, die mit ihm durch goldene Morgenröthen und über rauchende Blumenfelder weggezogen wäre, — die Sonne hätte mit einem weißen Mädchenangesicht ihn angelächelt und angeleuchtet, und wäre endlich in Gestalt eines von Strahlen umflogenen Mädchens seiner Wolke zugesunken und er hätte sich geängstigt, daß er den linken gelähmten Arm nicht um und an sie bringen können, — darüber wurd' er wach aus seinem letzten oder vielmehr vorletzten Traum, denn auf den langen Traum des Lebens sind die kleinen bunten Träume der Nacht wie Phantasieblumen gestickt und gezeichnet.

Der Lebensstrom nach seinem Kopfe wurde immer schneller und breiter, er glaubte immer wieder vergnügt zu sein; den Mond hielt er für die bewölkte Sonne; es kam ihm vor, er sei ein fliegender Taufengel, unter einem Regenbogen an eine Dotterblumen-Kette aufgehangen, in unendlichen Bogen auf- und niederwogend, von der vierjährigen Ringgeberin über Abgründe zur Sonne aufgeschaukelt.... Gegen vier Uhr Morgens konnte er uns nicht mehr sehen, obgleich die Morgenröthe schon in der Stube war, — die Augen blickten versteinert vor sich hin — eine Gesichtszuckung kam auf die andere — den Mund zog eine Entzückung immer lächelnder aus einander — Frühlings-Phantasien, die weder dieses Leben erfahren, noch jenes haben wird, spielten mit der sinkenden Seele — endlich stürzte der Todesengel den blassen Leichenschleier auf sein Angesicht und hob hinter ihm die blühende Seele mit ihren tiefsten Wurzeln aus dem körperlichen Treibkasten voll organisirter Erde .... Das Sterben ist erhaben; hinter schwarzen Vorhängen thut der einsame Tod das stille Wunder und arbeitet für die andere Welt und die Sterblichen

stehen da mit nassen, aber stumpfen Augen neben der überirdischen Scene....

„Du guter Vater, sagte seine Wittwe, wenn dir's Jemand vor drei und vierzig Jahren hätte sagen sollen, daß man dich am dreizehnten Mai, wo deine Acht-Wochen angingen, hinaustragen würde." — „Seine Acht-Wochen, sagt' ich, gehen wieder an und währen länger."

Da ich um eilf Uhr fortging, war mir die Erde gleichsam heilig und Todte schienen neben mir zu gehen; ich sah auf zum Himmel, als könnt' ich im endlosen Aether nur in Einer Richtung den Gestorbenen suchen; und da ich oben auf dem Berge, wo man nach Auenthal hineinschaut, mich noch einmal nach dem Leidenstheater umsah, und da ich unter den rauchenden Häusern bloß das Trauerhaus unbewölkt dastehen und den Todtengräber oben auf dem Gottesacker aushauen sah, und da ich das Leichenläuten seinetwegen hörte, und daran dachte, wie die Wittwe im stummen Kirchthurm mit rinnenden Augen das Seil unten reiße, so fühlt' ich unser aller Nichts, und schwur, ein so unbedeutendes Leben zu verachten, zu verdienen und zu genießen.

Wohl dir, lieber Wuz, daß ich — wenn ich nach Auenthal gehe und dein verrasetes Grab aufsuche, und mich darüber kümmere, daß die in dein Grab beerdigte Puppe des Nachtschmetterlings mit Flügeln daraus kriegt, daß dein Grab ein Lustlager bohrender Regenwürmer, rückender Schnecken, wirbelnder Ameisen und nagender Räupchen ist, indeß du tief unten allen diesen mit unverrücktem Haupte auf deinen Hobelspähnen liegst und indeß keine liebkosende Sonne durch deine Breter und deine mit Leinwand zugeleimten Augen bricht — wohl dir, daß ich dann sagen kann: „Da er noch das Leben hatte, genoß er's fröhlicher, wie wir alle."

Es ist genug, meine Freunde, — es ist zwölf Uhr, der Monatszeiger sprang auf einen neuen Tag und erinnerte uns an den doppelten Schlaf, an den Schlaf der kurzen und an den Schlaf der langen Nacht . . . .

---

## Ein Duell.

### Aus: Aurora oder die Erbschaft.

Von F. C. W. Jacobs.

Wenige Tage nach diesem Ereignisse reiste Moritz zu seinem Regimente ab, das schon im Begriff war aufzubrechen, und fand hier zu seinem größten Erstaunen eben den Lizardiere, in welchem er einen Nebenbuhler vermuthete, und der ihm nur um desto verhaßter wurde, je liebenswürdiger er war. Zu seinem Verdrusse kam er mit diesem neuen Cameraden auf dem Marsche nur selten in Berührung, und wo es etwa geschah, behandelte Lizardiere den jungen anmaßenden Osterwald mit so großer Gewandtheit und zugleich mit so großer Ueberlegenheit des Charakters, daß Moritz seinen Wunsch, Händel mit ihm zu bekommen, durchaus nicht in Erfüllung bringen konnte. In der Folge wurde Lizardiere im Hauptquartiere gebraucht, wo er nützliche Dienste that; so wie er auch überall, wo es gegen den Feind galt, Unerschrockenheit und Einsicht zeigte. Moritz stand ihm in diesen Eigenschaften nicht nach; aber sie waren mit einem Ungestüm gepaart, das zwar auf dem Schlachtfelde bisweilen zu glücklichen Erfolgen führte, im gewöhnlichen Verkehr aber eine Quelle unzähliger Verdrießlichkeiten und Händel wurde, die ihn denn, wie wir oben gesehen haben, bei seinen Obern in Miscredit brachten, und der Auszeichnung beraubten, auf die er außerdem ein so gegründetes Recht gehabt hätte.

Mit welchem Ungestüm er an dem Tage, mit dem unsere Geschichte begonnen hat, und den man den Tag der betrognen Hoffnungen nennen dürfte — das Pfarrhaus und Klotilden verließ, haben wir oben gesehn. Bei der Ruckkehr in sein Quartier war das erste, was er that, daß er seinen Diener aus dem Dienst jagte, weil er nicht zur rechten Zeit bei der Hand gewesen; das zweite, daß er fragte, ob keine Botschaft vom Hauptmann Lizardiere angekommen sei. Da die Wirthin es verneinte, rief er aus: O die Memme! Er thut wohl daran, das neue Band zu schonen. Ich würde es wohl zu treffen wissen! — Indem er aber so voreilig triumphirte, erschien ein Bote mit der Ausforderung. Diese, mit der Ruhe und dem Selbstgefühl eines tapfern und tiefbeleidigten Mannes abgefaßt, steigerte die Erbitterung des Hauptmanns, der mit der Bleifeder auf einen abgerissenen Fetzen die Worte schrieb: Mit Vergnügen angenommen. Kampfplatz, hinter dem Busch bei Unterillingen. Zeit, sechs Uhr. — Mit dieser Antwort wurde der Bote zurückgeschickt.

Am folgenden Morgen zur bestimmten Stunde fanden sich beide Gegner hinter dem Busche ein; Lizardiere von zwei Secundanten begleitet; Osterwald allein; entweder, um auch hierdurch Verachtung gegen den Feind an den Tag zu legen, oder, weil er alle seine Cameraden für Mitverschworene seines Gegners hielt. Moritz war zuerst auf dem Platze. Als Lizardiere ihn ansichtig wurde, ritt er auf ihn zu, grüßte ihn und sagte: Es thut mir leid, mit Ihnen auf diese Weise zusammen zu treffen. Es bedurfte

für mich dieser Veranlassung nicht, um Ihren Muth achten zu lernen; und ich darf annehmen, daß Sie in Beziehung auf mich in demselben Falle sind. Ich bin noch jetzt vollkommen geneigt, die erfahrene Beleidigung zu vergessen, und mir mit der Erklärung genügen zu lassen, daß Sie sich in einem unbewachten Augenblicke vergessen haben, und Ihr Unrecht gegen mich erkennen.

Moritz zog bei den letzten Worten die Augenbraunen krampfhaft zusammen, und antwortete mit leidenschaftlicher Hast: Meine Antwort hierauf ist, daß mir nichts bei diesem Handel leid thut, als daß er nicht schon früher Statt gehabt hat. Lassen Sie uns die Zeit nicht mit Reden verderben, die in meinen Gesinnungen nicht das mindeste ändern können. Ich weiß, was ich gesagt habe, und so weiß ich auch meine Worte vor dem Tribunale der Ehre zu rechtfertigen.

Nach dieser peremtorischen Erklärung zog er sein Pferd zurück; die Secundanten maßen die Entfernung, und nachdem beide ihre Plätze eingenommen, feuerten sie ohne zu zielen ihre Pistolen zu gleicher Zeit ab. Lizardiere's Kugel ging über den Kopf seines Gegners weg; aber in dem Augenblicke, wo das Feuer von Osterwalds Pistole blitzte, wankte Lizardiere nach der linken Seite, dann nach der Rechten; die Zügel entschlüpften seiner Hand, und er fiel zur Erde herab. Die Secundanten sprangen von den Pferden zu Hülfe. Auch Moritz eilte herzu. Er ist todt, riefen die Secundanten, kein Rest des Lebens mehr! — Und als Moritz, den Todten anstarrend, sagte: So war es nicht gemeint! — riefen sie ihm mit finstrer Miene zu: Ihre Gegenwart ist hier unnütz. Denken Sie auf Ihre Sicherheit. — Die Ihrige ist nicht weniger gefährdet, versetzte Moritz mit beklommener Stimme. Es ist an diesem Einen Unglück genug, und ich nehme die Folgen davon, so wie die Schuld allein auf mich. Gehn Sie. Für den Todten soll gesorgt werden.

Einige Holzhauer aus Unterillingen hatten bei der Ankunft der Offiziere ihre Arbeit verlassen, und hinter den Büschen versteckt dem Zweikampfe zugesehn. Moritz hatte sie bemerkt, als sie beim Schuß mit den Köpfen in die Höhe fuhren, und befahl ihnen jetzt, den Verwundeten auf Zweige zu legen, ihn nach dem Dorfe zu tragen, und wenn er nicht zum Leben zurückkehrte, für sein Begräbniß zu sorgen. Die Bauern, denen dieser Auftrag mehr als bedenklich schien, schickten sich an, die Flucht zu ergreifen; da er aber den einen beim Kragen ergriff, dem andern das gespannte Pistol vor's Gesicht hielt, und nachdem er sie zum Stillstand gebracht hatte, einen guten Theil seiner Baarschaft in ihre Hände ausschüttete, erlangte er die Befolgung seines Befehls, und wich nicht von der Stelle, bis er gesehen hatte, daß die Träger mit ihrer Last in dem Dorfe angelangt waren. Hierauf wendete er sein Pferd um, gab ihm die Sporen und verließ den Schauplatz seines unglücklichen Sieges mit pfeilschneller Geschwindigkeit.

---

## Landolina *).

**Von K. C. E. Grafen von Benzel-Sternau.**

Gott segne dich! sagte der arme Maler mit schwindender Stimme (der Tod nahte sichtlich, ihm jede, auch nur noch dämmernde Lebensfarbe zu löschen) — Gott segne dich, Balduin, und erhalte dir dein Gemüth. Dann hast du übergenug für diese, doch immer dürftige Erde, und viel Ausstattung voraus für jenseits! Dabei legte Apelles auszehrender Jünger die dürren Hände segnend auf den Lockenkopf des laut weinenden Knaben, und schloß die Augen zum letztenmal vor den Schätzen eines Daseins, dessen bürgerliches Elend er — sich erschöpfend — getragen, während er sein geistiges Glück — mit vollen Zügen sich begeisternd — eingesogen.

Der kleine Balduin weinte über Sampson's Leiche die Thränen verzweifelnder Liebe. Schon früher war die geliebte Mutter, zugleich des Vaters geliebte Gattin, dem ungleichen Kampf hingebender Duldung mit nimmer endendem Schicksalsdruck entrückt worden. Die edle Tochter des erlauchten Stammes der Siebenbergen hatte, von zarter und trauter Liebe gewonnen, dem nur an unsichtbaren Talenten reichen Maler die lohnende, die verdiente Hand gereicht. Da kam der zürnende Schatten des Ahnherrn, Grafen Haidolph, über die stolzen Verwandten; sie stießen mit wilden Verwünschungen das liebende Mädchen aus, das sich schon unter holden Wünschen aus der Mitte ihres Glanzes ausgeschlossen, doch gern' ihre Herzen auch als Mahlersfrau behalten hätte. Aber was die Hoffärtigen nicht hatten, das konnte sie nicht behalten: Namen und Liebe zum Namen ließ sie ihnen, indeß sie selbst die Busenwunde über den Mangel einer bessern Liebe brannte; die bessere, die innigste Liebe heilte sie an Sampson's Brust, der freundliche Genius Balduin verdreifachte ihr Leben; selig, wenn auch darbend, trug sie Noth und Entbehrung mit Gatten und Kind. Das schö-

---

*) Aus Jason: Eine Zeitschrift. Herausgegeben von dem Verfasser des goldenen Kalbes. Jahrg. 1810. Bd. 3. S. 261.

nere Wiedersehen im milden Himmelsauge schied sie von ihnen, als die Stunde vollendeter Erschöpfung schlug, und den holden Faden irdischen Bands zerriß, ohne die innige Verbindung überlebender Gemüther zu trennen.

Dem zärtlichsten Andenken, der Sehnsucht nach Wiedervereinigung, dem Sohne voll schöner Hoffnungen und der Kunst lebte der vereinsamte Sampson. Unter den Augen der Geliebten, deren Bild in seinem Herzen war, und aus dem Herzen in lebendige Farben floß, erzog er seinen Balduin: karger Lohn verkannter und doch in der eignen Fülle reicher Kunst nährte den Zögling und den Vater, dem nur eine Sorge blieb, wenn er die Gattin wiederzusehn ginge — die Sorge um den verwaisten Sohn. Ohne Mittel auf dieser Welt, sie zu befriedigen, ging er mit dem schönen Segen einer geistigern Welt.

Balduin Sampson's Thränen flossen noch bei der geliebten Leiche, aber schon hatte die innere Kraft seine Verzweiflung bekämpft. Den Segen des Vaters gabst du dem Knaben, als wär' er Mann! rief der sich Erhebende — ich fühle sein Wirken, denn ich fühle den Entschluß seiner werth zu sein — eurer würdig, geliebte, mir früh entrissene, nimmer für mich verlorne Eltern. Balduin folgt eurem Wink, euerm Pfad!

Das ärmliche Mitleid kam, ihn nach der Freistätte der dürftig versorgten Armuth abzuholen. Der vornehme Groll seiner Verwandten hatte kein Ohr für seine mögliche Klage; der edle Stolz seiner Seele keinen Laut der Klage für dieß entrückte Gehör. Aber er gelobte sich's zu vergessen, daß es Menschen gebe, auf deren Theilnahme er Anspruch habe; sich selbst die Wonne der Selbstständigkeit zu verdanken, den Segen des Vaters zu verdienen, das lag ihm heiß in der Brust, fest im Willen. So warf er sich in's geistige Leben, die Umgebung der Erde wurde ihm nichts, er vermißte es nicht mehr, daß sie ihm nichts sein mußte. Nur die Natur sprach ihn mächtig rührend und stärkend zugleich an, und das Vaterland. In ihnen wollte er sich leben.

Die Bahn der Ausbildung war zurückgelegt, das Brod der Abhängigkeit gegessen, die Wohlthat der Unterstützung verdankt, aber nicht jeder Wohlthäter von ihm geliebt, vielleicht nicht einer, außer seinem guten Lehrer, der es wirklich war, wenn die stolzen Handreicher Fortuna's nur so hießen. Lebe wohl, mein Sohn, sprach scheidend Zacharias Asthelm, und vergiß mich nicht, solltest du unglücklich sein. Bist du aber glücklich — und ich denke ahnend, du wirst es — so lohne mir, Gutes wirkend. Der Greis umarmte ihn mit jugendlicher Inbrunst, und setzte mit brechender Stimme hinzu: um deine Liebe bitt' ich dich nicht, die hab' ich schon.

Die hast du, mein zweiter Vater! rief der blühende Jüngling am Halse des ehrwürdigen Veteranen im Dienste der Musen. Ja! keine deiner frommen Ahnungen mochte dich jemals trügen; auch das innere Flüstern deines Geistes von meiner Zukunft wird erfüllt, denn sie sproßt aus der Gegenwart, die ich dir danke. Glücklich werde ich sein, sagst du, mir stets ein Apostel der Wahrheit. Ich bin es im Gefühl der Ausstattung für das Gute, in der festen Bürgschaft meiner Seele, daß ich der Ehrsucht nicht bedarf, wie ich ihrer Mittel entbehre.

Glaubst du, erwiederte der fromme Greis, mit dem Ton des mildesten Vorwurfs, daß ich auf ihren Pfaden dein Glück suchte?

Balduin schloß ihn herzlich an sich. Nein! wir mißverstanden uns nicht, denn wir können uns nicht mißverstehn. Zum Wirken des Guten beriefst du mich, wie mich der Segen des Vaters dazu beruft — da sprudelt die Quelle meines Glücks. Jede glänzende Laufbahn ist mir verschlossen, doch offen, ungehindert offen der verachtete Pfad, vor welchem nur der Achtungs-Unwerthe flieht. Bilden will ich die Bürger meines Landes; wiedergeben den Söhnen der Zeitgenossen, was der Vorfahren Stiftungen mir gaben — Unterricht! Thaten kann ich nicht schaffen für die Bewunderung der Nachwelt, aber die Heiligthümer der Vorwelt will ich aufsuchen, als ehrerbietiger Priester den Tempel geschichtlicher Wahrheit ersteigen, und in der Dämmerung gothischer Säulengänge und Hallen nach den Schätzen des Vaterlandes graben.

Sei Lehrer und Geschichtschreiber, flüsterte der Greis, sich über den ihn Stützenden beugend — sei gut und nützlich und lass' Menschen und Schicksal walten. O, der Segen des Vaters ruht über deinem Gemüthe!

Die ärmliche Ausbeute vereinzelter Lehrstunden befriedigte das genügsame Bedürfniß des glühenden Jüngers im Dienste des Wissens und Forschens. Auf jedem Schritte des gewöhnlichen Lebens, zu jedem kleinen Geschäfte des nöthigen Brodgewinns begeisterten ihn höhere Ideen und die Liebe zum Werk, das in seinem Geist reges Leben erhalten hatte, immer neues Leben entwickelte.

Ist das Blatt Ihr Eigenthum? fragte ihn Gabriel Dankwart, Rektor zu Bahnbrücken.

Balduin erröthete flüchtig, sein Auge senkte sich bescheiden, schnell aber drängte der Strahl des Entzückens über das wiedergefundene und schmerzlich vermißte Blatt, den Zeugen und das Werk seiner stillen Thätigkeit, den dankbaren

Blick wieder aufwärts zu dem überraschenden Wohlthäter.

Der gutweise Rektor hatte nur diesen Blick nöthig, um in der Seele des jungen Mannes zu lesen.

Von heute an sind Sie mein Freund, sagte er, ihm herzlich die Hand reichend, wie der Befragte die Geschichte seines kurzen und doch so thätigen Lebens erzählt hatte — mein Freund und mein Gehülfe. Die erledigte Lehrerstelle bei Elisabeths Stiftung sei Ihnen übertragen; sie nährt ihren Mann, und gewährt dem Streben des nützlichen Erziehers lohnende Beschäftigung, dem Geschichtsforscher hinlängliche Muße. Genießen Sie beider, und reifen Sie zu der Größe, die Ihrer wartet; zu der einzigen, die Ihrer werth ist — der verdienstlichen.

Sampson's Genius ergab sich dem edeln Wirkungskreise, wie sein Herz dem innigsten Dankgefühl. Rastlos in dem begonnenen Werke fortschreitend, behielt er nur die unter seiner Pflege aufblühende Jugend, und das von ihm erforschte graue Alterthum des Vaterlandes im Auge. Gabriel Dankwart war ihm Vater, Gabriel's Bruder, Gottfried, väterlicher Freund. Jede Neigung seines liebenden Herzens sammelte sich befriedigt und befriedigend in dem kleinen reichen Zirkel, welchen ein günstiges Schicksal um das tiefe, genügsame Gemüth gezogen.

Sein geliebter schriftstellerischer Erstling nahte der Vollendung; er hing mit der Zärtlichkeit eines neuen Pygmalions an der Schöpfung seines Geistes. Da schrieb ihm der langsam erlöschende Zacharias Asthelm:

„Die Uhr meines Daseins läuft ab; nur wenige Sandkörner sind zurück. Ich schließe die müden Augen gerne. Sie haben des Guten Manches gesehen, des Schlimmen Vieles hinweggescheucht, des Bösen Nichts wissentlich geduldet. Aber eh' ich sie schließe, möcht' ich sie noch einmal an dem Augenblick des geliebten Sohns meiner Wahl erfreuen. Theile, o Du theurer Balduin, die sparsam zugemessenen Minuten mit mir."

Balduin flog nach dem Städtchen — der Greis lächelte ihm freundlich dankbar; schon dunkelten die sinkenden Augen, die schwachen Lippen versagten sich den Worten der Liebe, die welke Hand lag matt in der lebenswarmen des Freundes — aber aus jedem Zug des Erlöschenden sprach wortlos und innig liebevolle Anhänglichkeit. Dein Gemüth! lallte er — des Vaters Segen! — und verschied.

Balduin trocknete die Zähren vom eignen Auge, um die Enkelin des Entschlafenen zu trösten. Sorgsam pflegend war die holde Landolina um den entschlummerten Großvater geschäftig; in den Jammer der trauernden Zärtlichkeit aufgelöst, weinte sie um den Entschlafenen. Der dreißigjährige Mann gedachte der bittern Thränen, die er einst bei der Leiche des Vaters vergossen; das zwanzigjährige Kind der kunstlosen Anmuth gewann sein Herz, indem sie von ihm lindernden Trost nahm. Zum erstenmal wurde der Forscher des Alterthums in den süßesten Geheimnissen der Natur eingeweiht. Seine theuere Handschrift rief ihn zurück nach Bahnbrücken; aber Landolinens sanfte Macht hielt ihn hier fest. Mit argloser Kindlichkeit ergaben sich zwei unerfahrne unverdorbene Herzen dem zauberischen Zug, der sie mit unwillkürlicher und unbekämpfter Gewalt vereinigte.

Ich wünsche dir Glück, mein Kind, flüsterte Landolinen's Mutter. Er liebt dich!

Erschrocken schüchterte das Mädchen in sich zusammen. Er liebt mich! rief sie.

Du darfst mir glauben — die bessere, die stille Seele spricht's aus ihm. Auch ich wurde einst so geliebt, und so wünschte die Mutter, daß auch du geliebt würdest. Dieß doppelte Gefühl leitet die Beobachterin mit dem eignen und dem mütterlichen Herzen sicher. Du bist so geliebt!

Ach Gott! seufzte das Mädchen, und verbarg sich an der Mutter Brust.

Diese lächelte. Du bist sonderbar mit Schrecken und Klagen, sagte sie. Ist Balduin Sampson nicht ein herrlicher Mann? Malen darf ich ihn nicht erst dem Aug' der erröthenden Jungfrau. Aber das, was ihrem Herzen Bedürfniß ist, und treue Erkundung mir gewährte, will und muß ich dir schildern. Klar ist seine Seele, wie sein Blick; was dieser Edles ausspricht, liegt in der Tiefe des hellen, biedern Gemüths; sanft, wie seine Sitten, sind auch seine Gefühle und Gesinnungen; reich im Guten, theilt er sich gern und ohne Zurückhaltung mit; warm hängt er an seinen Freunden — war er nicht dem Großvater ein Sohn? ist er's nicht dem wackern Paar der Dankwart?

Bei dem Namen Dankwart seufzte Landolina tief — die Mutter fühlte darin keine Verbindung, und fuhr, immer noch der sorgsam lieblichen Einfalt lächelnd, ungestört fort: Nie kam ein feindseliger Gedanke in sein reines Herz, nie Verläumdung oder bitterer Spott auf die reinen Lippen; von jeder Leidenschaft blieb das Heiligthum seiner Brust unentweiht — sein Wesen ist Liebe, und dieser Liebe erster, einziger Gegenstand bist du. —

Landolina suchte mit feuchten Augen unter Papieren — ihre Hand zitterte.

Neid kennt er so wenig, als Rachsucht; seine Freunde lohnt er durch Liebe, seinen Feinden vergiebt er mit Verzeihung Aber nur wenige

hatte er — wie könnte man auch einem Engel feind sein und bleiben? Wer ihn sieht, den gewinnt er; wer ihn kennt, der ist ihm hold. Und warm ist er seinem Gott und unserer Kirche ergeben.

Du malst den Engel, liebe Mutter, rief Landolina schluchzend, und weißt nicht — — —

Wohl werde ichs wissen, was du sagen willst, närrisches Kind! eiferte die Mutter gutmüthig aufbrausend. Ueber den Büchern liegt er zuviel, nach todten Alterthümern sucht er, und gräbt und wühlt, und beschreibt sie, und arbeitet an einem dicken Werk. Aber lasse dir nicht bange sein vor solcher Nebenbuhlerin. Aus dem Leben der Schatten führt ihn die Liebe jetzt in das wahre Leben süßer Wirklichkeiten; seine Schrift wird an den zweiten Platz zurücktreten, weil Landolina den ersten einnimmt, und laßt erst noch das dritte liebliche Wesen zu eurem Bund kommen, so muß auch den zweiten Platz die immer tiefer heruntergedrängte einräumen.

Landolina vermochte es nicht mehr zu tragen. — Lies, liebe Mutter! rief sie, ihr einen Brief in die Hand drückend, und floh aus dem Zimmer, wo die gute verwunderte Frau mit Erstaunen und Neugierde allein blieb. Sie entfaltete das räthselhafte Blatt, um die Auflösung des Räthsels zu finden.

Mit der Wärme zutraulicher Freundschaft ergoß auf diesem Blatte Brigitta Dankwart ihr Herz in Landolinens verwandtes. Sie liebte schon länger den liebenswürdigen Jüngling, welcher, ihren Vater wie seinen verehrend, die Tochter des Gönners mit den Augen des Bruders sah, und nur geschwisterliches Gefühl hatte, indeß die still Liebende Erwiederung ersehnte und an ihr verzweifelte. Das Vertrauen der Freundin hatte Landolinens Busen tief verwundet; denn es entdeckte ihr in ihr selbst die Nebenbuhlerin des Wesens, dessen Glück ihrer wohlwollenden Innigkeit näher lag, als das eigne. Aber war auch das holde Band der Schwesterseelen minder stark und unauflöslich, so trat auch dann noch die uneigennützige Liebe Landolinens zwischen ihre Wünsche und deren Erfüllung. Brigitta Dankwart vereinigte mit jeder reizenden Gabe der Natur auch die Gaben des Glücks; ihr reiches Herz sicherte Balduins innere Seligkeit, und ihr Reichthum erhob den Liebling Landolinens, die arm war, wie er, über den Drang kümmerlicher Verhältnisse. Ihr Entschluß war gefaßt, wie sie den Brief der Freundin gelesen. — Das Opfer ihrer süßesten Hoffnungen wollte sie zwei Geliebten bringen; auch der schmerzlichste Kampf vermochte diesem Plan nichts abzudringen. Aber er verlängerte sich unwillkürlich, leise schlich die immer wieder auflebende Sehnsucht zur Seite der immer wieder siegenden Hingebung; sie sah nur in der schnellen Entfernung das Mittel, den Triumph der Pflicht zu sichern, aber sie konnte das Urtheil dieser Verbannung von ihrem schönern Dasein nur tief im verschwiegnen Busen aussprechen — wie sie der Vollziehung nahte, blutete ihr Herz. — Jetzt hatte die mütterliche Enthüllung ihres Geheimnisses und Balduins stiller Gefühle den entscheidenden Augenblick herbeigeführt. Landolina gab den wichtigen Brief in die Hände, welche die Wankende auf dem Pfad der Schmerzen und der Pflicht stützend leiten sollten.

In tiefen Gedanken fand die Zurückkehrende ihre Mutter und in heißen Thränen. Diese hinwegküssend, errieth sie jene. Du giebst mir Recht, Mutter, sprach sie entschlossen, laß uns fliehen. Doch — setzte sie innig hinzu — lass' uns zugleich vollenden. Ich rette mich unverzüglich in den Schoos unserer ländlichen Zuflucht, aus der uns die Trennung vom besten der Väter hinwegführte. Du — o folge du mir erst, wenn du den Inhalt dieses Blattes und der Freundin Schicksal an das edle Herz meines Balduins gelegt. O er wird immer mein sein, wenn gleich nimmer so heißen. Entdeck' ihm alles — der Tochter seines Wohlthäters wird der Hochherzige die — beglückende Hand reichen: was Achtung und Dankbarkeit begonnen, wird die aus ihrem herrlichen Innern sich entwickelnde Liebe vollenden und lohnen. Auch er wird glücklich sein — ich bin es dann in beiden. Du giebst mir dein Wort, Mutter — nicht so? und du lösest es, wie du es gabst! Ja! ja!

Wehmüthig gab die Mutter nach, und ihr Wort. Landolina floh, ohne Balduin wieder zu sehn. In der Verborgenheit der blühenden Natur weinte sie die Opferthränen, welche auch am Altar der reinsten Tugend fließen dürfen, ohne den Glanz des Heiligthums zu trüben, und in den Augen holder Schönheit den Thautropfen der Rose im Sonnenstrahl vor dem Ungewitter gleichen.

## Aus Ernst Wagner's historischem ABC.

Affektirtes Wesen. Ist auf der lieben deutschen Erde eine sehr häufige Erscheinung, die wir alle täglich in unsern Spiegeln und sonst bemerken können. Meine erste Affektation, deren ich mich aus den Kinderjahren erinnere, und die mir jetzt abscheulich vorkommt, bestand darin, daß ich lange Zeit, — Gott weiß, warum, — behauptete, „Conrad" zu sagen, klinge bäurisch: es müsse heißen „Collrad." Dies haftete, als ich jenen Namen auch wirklich schon

buchstabirt und gelesen hatte, noch über ein ganzes Jahr lang bei mir, nämlich als boshafte Dummheit; und ich weiß, daß ich insgeheim, voll Verdruß über die einmal erkannte Wahrheit, doch noch einige „Conrad" sagende Bauernknaben mit vornehmer Miene korrigirt habe. Man kann wohl annehmen, daß alle Ziererei im Ganzen mit dem Range steigt und abnimmt, und in den allervornehmsten und gebildetsten Zirkeln darf eigentlich gar keine natürliche Willführ mehr herrschen, sondern nur die reinste, von allem wirklichen Betragen schon gänzlich befreite Affektation. Auch der deutsche Landmann ist nicht mehr ganz frei von affektirtem Wesen, wiewohl es in dieser Klasse bis jetzt viel seltner vorkommt, als unter den Handwerkern und bei der sogenannten Mantelfamilie. Es äußert sich indessen unter den Landleuten meistens blos in der Sprache, und klingt fast immer komisch, weil der Bauer — in der Meinung, gegen die Bauernsprache zu rebelliren, — sich gewöhnlich nur gegen die deutsche Sprache auflehnt. So sagte ja das bekannte zur Dame gewordne niedersächsische Bauernmädchen: „die schönste Stadt in der Welt sei und bleibe doch Wolfenbeutel." Ein Hessischer Bauer erzählte mir im Sonntagsrock: „er besitze sehr schöne Feldgäuter und besonders eine mächtig große Weise." (Feldgüter, Wiese.) Ein Thüring'scher Bauer wollte unter mehreren Herren von W. den, welcher den Beinamen der Surinam'sche oder der Surinamer hatte, nennen, und nannte ihn: „den Herrn Sauer-Einnehmer von W." Ein Fränkischer Dorfschenkwirth (übrigens freilich auch zugleich ein breitmäuliger, ungeheurer Narr) nannte mir zum vorräthigen Mittagsessen: „grüne Erweesen mit jungen Käuchen und Behütuns!" d. i. Erbsen mit Küchen (Küchlein, jungen Hühnlein) und Hütien. Doch, Ehre, dem Ehre gebührt! Seine trefflichen Behütuns! haben auch mich damals bis jenseits mancher fränkischen Berge und Thäler vor allem Hunger kräftiglich bewahrt. Uebrigens, und beiläufig angemerkt, hat der wunderliche Ausdruck jenes Wirths in mein Gedächtniß einen seltsamen Eindruck gegraben, vermöge dessen ich mir jedes einzelne Stück von jener Riesenkost, es möge mir nun als Klos oder Hüts, und nicht gerade unter der Exklamation „Behüteuns!" dargestellt werden, nicht anders denken kann, als mit einem Ausrufungszeichen dahinter; — also etwa in dieser Figur: □ !) Selbst beim Andenken an ganze Schüsseln voll stechen noch die Ausrufungsstänglein so lustig daraus hervor, wie grüne Petersilienstiele zwischen den rothgesottenen Krebsen.

Abformen. Ich habe herzlich lachen müssen, als ich zum ersten Mal einen Bildhauer über den lebendigen Kopf formen sah, wiewohl mich auch der abzukonterfeiende Patient zugleich von Herzen dauerte. Ein ähnliches Gefühl ergreift mich stets, wenn ich einen Portraitmaler seinen Kopf erst durch das Glas aufreißen sehe. Beides mag wohl sicherlich nicht das Rechte sein; denn — abgerechnet auch, daß jene schöne Aehnlichkeit, die das Gemüth frei empfängt, abspiegelt und mit schöner Willführ wiedergiebt, hierbei immer gestört, und mehrentheils durch die trotzige prosaische Regel eines höchstgemeinen natürlichen Gesetzes gänzlich vertilgt werden muß, — kann ich mich dabei auch nie des Gedankens an Dieberei erwehren; wenigstens fällt mir stets sogleich aus dem römischen Rechte das „vi, clam, vel precario" ein. Die Idee davon mag mir wohl mein Vater einst in einem ganz schlichten Verweise mitgetheilt haben. Ich hatte nämlich den Kupferstich eines Doctor Luther an der Fensterglastafel nach und nach bis auf die schwächsten Schattenlinien abgezeichnet, den er dann zu seiner Verwunderung ähnlich fand. Aber als ich ihm voll Freude meine Verfahrungsart meldete, vernichtete er den kleinen Künstler mit den Worten: „Ja, nun glaube ich dir wohl, mein Sohn! Aber das ist keine Kunst!"

Anfang eines poetischen Genusses. Wer kennt nicht jene himmlischen Vorzeichen, in welchen sich uns die Erscheinung des Schönen blitzend verkündigt? Wenn die bürgerliche Welt und die Prosa der Vielwisserei uns lange mit Fadheit umdüstert hielten, und nun auf einmal ein Ton der Kunst, wie ferne Frühlingsmelodie aus dem Lande der Freiheit, näher und näher wehend tönt! — o wie schwillt die liebende Seele zu neuem Leben auf! So ist's dem Menschen am letzten, heiligen Abend eines vieltägigen Regenwetters, das mit einem grauen Tage endlich beschließt. Gräulich und glatt dämmert noch der Abendhimmel über mir. Auf einmal krümmen sich prächtige Purpurwürmer durch's Gewölk hin, und im Abendlande schießt es weich, wie goldne Wolle, und der letzte Strahl der Sonne bricht am Horizonte wie ein Blitz hervor. Denn von dorther naht mir schon ein breiter Streif des alten Blau's, und bald ist der westliche Halbkreis bis herauf zu meinem Haupte gereinigt, und blutend fliehen die Gewölke im kreischenden Purpurgewühl nach Osten zu ihrer Nacht hinab, und ich sehe mit Gewißheit der ersten sternhellen Nacht entgegen, und sehe kein Ende der vielen künftigen schönen Tage vor mir! So ist es meiner Seele, wenn der erste Hauch eines göttlichen Gedichts mir den Himmel des

Lebens wieder erschließt! Dann horche ich, wie nach fernheranziehenden bräutlichen Gesängen hin; ich harre und zögre noch mit dem Genusse, suche geschwinde noch ein irdisches Geschäft, um es — zu beseitigen, pflege mich flüchtig mit Speise und Trank, ziehe einen bessern Rock an, wasche meine Hände, schaffe Einsamkeit und Stille um meinen Stuhl her, und — genieße dann! O Dichter! Sähest du mich da, du müßtest dich glücklich fühlen, daß eine menschliche Seele dich so voll, so warm und in so dankbarer Andacht zu lieben vermag, daß sie in so gänzlichem Selbstvergessen sich dir ergiebt!

Apostroph. Immer fällt mir bei diesem Worte das „neutrum cum apostropho" ein! Es war eine schwache Seite meines Vaters, die das Kind hier freimüthig der Welt aufdecken will, da sie nie die einzige ist, auf der ich den Herrlichen jemals betraf. Er gab mir nämlich auch in der französischen Sprache den ersten Unterricht, und lehrte mich darin drei genera kennen, das Maskulinum le, das Femininum la und — das Neutrum cum apostropho (l'enfant, l'agneau). Erst nach seinem Tode sah ich diese Unrichtigkeit ein, und finde sie noch jetzt so komisch, daß ich mich kaum des Lachens enthalten kann; wie ich auch dabei, — besonders in diesem Augenblick, — immer unruhig ans Herz greife, wegen meiner Schadenfreude; denn außerdem konnte ich seinen Kenntnissen nie Etwas anhaben, so sehr ich mich hierum bemühte und er selbst mich dazu ermunterte. Wüßte ich nur, wer ihm jene Irrlehre beigebracht hat! — denn es gab wohl nie einen redlichern Wahrheitsforscher als ihn, und auf einzelne Autoritäten hielt er nichts. Fast vermuthe ich daher, daß Obiges einmal auf dem königlichen Pädagogium in Halle, — wo mein Vater Lehrer gewesen war, — wirklich eine Zeit lang allgemein geglaubt worden sein muß. Du guter, ehrlicher Vater! Du warst ein vortrefflicher Lateiner, Grieche, Ebräer, Chaldäer, Syrer und Araber; und dabei doch ein ächter Deutscher! Aber — als Schüler des sanften und doch ernst-systematischen Baumgarten in Halle — o war es dir denn so sehr zu verübeln, daß du der barbarischen französischen Sprache auch solche hübsche drei genera zu verschaffen wünschtest, wie andere honette Sprachen sich deren rühmen? — Aber schweig endlich, du gottloser Rabensohn! — — Nein, wohl mir! Sein Geist winkt freundlich! — und horch! „Verzeihung dem Kinde, das noch mit dem verklärten Vater unter geweihten Thränen zu spielen wagt!" flüstert es mir jetzt sanft von der heiligen Asche herüber.

Castrat. Die Stimme eines solchen würde mich nur unter der einzigen Bedingung wirklich rühren oder entzücken können, wenn er verborgen sänge und mir für eine Frauensperson angegeben würde. Selbst ein Mal, bei einigen großen Chören, wo es doch überhaupt nur auf vollständigen Diskant ankam, konnte mein Gemüth sich nicht ganz von gewissen widrigen Gefühlen trennen. Auch habe ich mir nie denken können, daß ein Castrat seinem Herrn, der ihn anfertigen ließ und kennt, irgend einen ächten Kunstgenuß gewähren könne; und in der Jugend habe ich daher lange geglaubt, man verkleide dergleichen Bursche und gebe sie für seltne Frauen aus, um nur die Fremden damit zu täuschen.

Dunst. Dummheit. Ich habe mir die Dummheit stets als einen gewissen Dunst oder Nebel vorgestellt! und freilich mag auch wohl kein Dunst für den Menschengeist so tödtlich sein als der, womit die Dummheit ihn betäubt und — wenn sie nämlich ein Mal großgezogen und mit vornehmer Eitelkeit ausgestattet ist, — auf ewig umschließt. Es giebt kein Heilmittel für solche Elende; d. h. außer dem großen Gegengifte, das freilich den Kopf noch mehr als jener Dunst betäubt, — ich meine eine Kugel oder einen tüchtigen Schuß Vogeldunst. Wie schön ist es, von diesem Uebel frühe, wenn es noch keins ist, befreit zu werden! Aber wie ungern braucht man die schmerzhafte Kur! Doch ich muß ein Pröbchen von Dummheit aus meiner eignen Jugend geben! Als Knabe von 12 Jahren stand ich einst mit einem ältern, mir noch neuem Freunde sehr fröhlich im Garten seines Hauses. Wir ahmten die Musikanten auf dem Thurme nach und bliesen auf selbstgemachten Schallmeien, die wir für Zinken ausgaben, den Choral „Sollt' ich meinem Gott nicht singen" andächtiglich über die Stadtmauer hinab in's freie Feld. Nach Beendigung des ersten Verses, der mich hoch entzückte, schwieg ich stille. Mein Freund wollte, daß wir noch einen Vers bliesen, ich versicherte aber, daß ich nur den ersten könne. Er sah mich starr an, fing heftig an zu lachen und bat endlich, ich möchte nur den ersten Vers nochmals mit ihm blasen. Das geschah ohne Anstand und ich fand hier gar nichts zu lachen, wiewohl jener, noch ehe der Vers aus war, wieder hell auflachte und fort in seine Schule lief. Ich sann lange nach und hielt endlich den neuen Freund nicht etwa für boshaft und klug, nein für läppisch und dumm. Ich sprach nicht wieder mit ihm darüber, weil ich ihn sehr selten wiedergesehen habe. Die Sache beunruhigte mich nachher noch oft heimlich, und ich habe gar nichts zu meiner Entschuldigung anzuführen, als daß ich, wie mir aus andern Umständen erinnerlich ist, in der Jugend nie eine

Melodie habe singen oder pfeifen können, ohne den Text mit zu denken. Aber was geschieht mir? In meinem 39. Jahre (ich hoffe wenigstens, es war noch vor dem 40sten), lese ich in einem Tageblatt unter andern Anekdoten auch die von einem höchst dummen Manne, der in seinem Testament verordnet, „die Thürmer sollten jeden Sonntag den vierten Vers aus einem gewissen Kirchenliede ihm zu Ehren von Thurme blasen.“ Schnell erinnerte ich mich meines längst verstorbenen Freundes; wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Mein Blick suchte den Spiegel; ich war über und über roth geworden!

Erfindungen. Alle irdischen Erfindungen, — vom friedlichen Pflugeisen an bis zum bevölkerten Kriegsschiffe, dessen Kiel die Spiegelauen des Weltmeers furchet, — werden doch nach meinem Sinn von einer einzigen aufgewogen: von der Erfindung des Kusses.

Essen. Es ist oft eine sehr erfreuliche Entdeckung für mich gewesen, daß der deutsche Landmann mit dem Akte des Essens eine gewisse Heiligkeit verbindet, und ich habe das dabei zum Grunde liegende reinmenschliche Gefühl stets mit Rührung getheilt. Die uneinigsten Familien werden friedlich, sobald das Tischgebet gesprochen ist. Man beeifert sich alle Strafen und Zänkereien so weit als möglich von der Tischzeit zu entfernen. Der strengste, hartherzigste Bauer jagt seine Arbeiter wohl aus der Ruhe, aber, selbst bei der augenscheinlichsten Gefahr im Verzuge, fast nie vom Essen auf. Wer die ärmste Familie beim Essen trifft und, wie fast immer geschieht, dazu eingeladen wird, der kann auch fast immer überzeugt sein, daß er durch die Theilnahme Freude erregt. So viel dieß gesagt ist (denn es gilt selbst vom Geizigen), so wahr wird es von jedem Beobachter erfunden werden. Die Augenblicke des Eßgenusses machen diese Klasse unbeschreiblich sanft und gut; der Segen Gottes, der ein Mal angeschafft und bereitet dasteht, nimmt nun einen allgemeinen, heiligen Charakter an, er erscheint dieser unschuldsvollen Welt als geweihte Labung für sich und den hungrigen Bruder; er ist nun wieder in Gottes Eigenthum, — und wie oft habe ich die gierigsten Kinder sich das Beste versagen sehen, um es den Gästen anbieten zu dürfen. Der Grund hiervon ist noch gar nicht in der wohlthätigen Gesinnung oder in der eigentlichen Gastfreiheit zu suchen, sondern er liegt dermalen bloß in der augenblicklichen gemüthlichen Betrachtung und Ansicht des Essens. Wenn der Bauer zu einem bösen Nachbar, Advokaten, Richter oder zu einem andern Feinde im größten Zorn, in voller Wuth hinrennt, — gleich steht er betroffen, höflich und bescheiden da, sobald er seinen Gegner beim Essen findet. Ich selbst habe einst als Beamter dieß bemerkt, indem ich mehrmals die erste Wuth hitziger Partheien gegen mich sich auf ein Mal bloß dadurch entwaffnen sah, daß ich zufällig es mir so eben vortrefflich schmecken ließ. Die wörtliche Denkformel heißt dann ungefähr so: hab' ich dich endlich, du infame Kanaille? — Halt! — nun freilich — Gott gesegne dir's!“

Erbvertheilungen sind für mich höchst interessant und belustigend. Ich habe die elterliche und die meines liebsten Jugendfreundes mitgemacht, und bin gerade bei diesen beiden — da ich mich längst resignirt hatte, — der lachendste von allen Miterben gewesen, über welchen die theuren Erblasser gewiß aus ihren schönen Himmelsauen herüber recht herzlich gelacht haben mögen. Es fehlt da niemals an seligen Momenten, heimlichen Thränen und öffentlichen komischen Ereignissen. Freilich muß die Theilung unter guten, gefühlvollen Menschen vorgehen. Herrlich ist's, wenn zuweilen bei Vertheilung der Kleidungsstücke die Weiber doch hier und da wegen angeblicher Verkürzung ein wenig empfindlich werden, anfangen zu weinen, und nun von den Männern (die hier in der Regel der uneigennützigere Theil sind) gebührend ausgelacht werden. Die höchste Lust gewährt das Anfertigen der Verzeichnisse, welche die Interessenten, indem sie alles herumgeben und vorzeigen, einander selber diktiren. So erinnere ich mich aus dem Verzeichniß einer sehr gemüthlichen Erbvertheilung zweier Stücken, die ich besonders lieb gewann. Das erste hieß: „des Verstorbenen sogenannter Auerbachshof, worin allerlei Kleinigkeiten befindlich.“ Dieser letztere Ausdruck war aber erlogen; denn das liebe Kästchen enthielt Sachen von unschätzbarem Werth, und ich handelte es nachher für eine namhafte Summe an mich und netzte es oft mit geweihten Thränen. Da gab es köstliche Glasperlen, zerbrochene Ringe, Kettchen, halbe silberne Hemdknöpfe, Denksteinchen und tausend andere Kleinodien mit daran gebundenen Nachrichten über ihren Ursprung und Werth; — kurz: so oft der Verstorbene bei keinem Kaufmanne, ja bei keinem Hausgenossen und Freunde mehr Rath und Hülfe fand, schloß er nur getrost seinen Auerbachshof auf, — und niemals ist er unbefriedigt davon gegangen! Das andere war ein Haarbeutel. Wir wollten nämlich das Verzeichniß ein wenig systematisch machen, und ich behauptete, man müsse mit den Westen anfangen, weil die Weste zunächst an dem, was am Freunde das Beste gewesen sei, am Herzen liege, und weil eine der vorliegenden mir selbst sehr am Herzen lag. Allein die Andern meinten, der

Kopf müsse den Anfang machen, denn dieser sei und bleibe doch das Hauptstück vom Menschen; und so rief denn, als ich nachgegeben, Einer aus: „Ein Haarbeutel!" — „Ist alt!" seufzte ein Anderer. „Klein!" schmähte ein Dritter. „Aber doch noch gut!" lächelte der Vierte friedlich, und zeigte den armen Wurm entschuldigend dem Protokollführenden vor. So wurden denn einmüthig ins Verzeichniß die folgenden wenigen Worte gesetzt, die mich noch in diesem Augenblicke (wer kann wissen, warum?) zu sanftem, aber unverkennbar tiefem Mitleiden rühren, — damals aber fast zum Weinen bewegten; nämlich: „Nr. 1. Ein kleiner, alter, guter Haarbeutel." — Ach, wohin hat wohl der Wind dich armen Kleinen, oder deine Asche verstreut, du — Guter!

Frühlingslüfte, durchwogt von der ersten Würze der Knospen und der Jugendwärme des zarten Jahres, befruchten auch den Geist des Menschen; und nie überließ ich mich ihrem holden Spiel, ohne sie leise zu fragen: „Wo auf Erden öffnet ihr wohl heute den bräutlichen Busen des jungen Genius? Wo lockt ihr jetzt die ersten Klänge der Poesie aus einem unsterblichen Gemüthe hervor?"

Feines Betragen wird jetzt allmählich immer seltner gefunden werden, je mehr der Satz „daß dasselbe jeder Trefflichkeit und Tugend erst den rechten Werth und die leichtere Möglichkeit zum Geltendmachen und zur Ausübung giebt," von den Erziehern mißkannt und vernachlässigt wird. Man sagt den Kindern nur: „Ihr sollt gute Menschen werden, und so und so müßt ihr es anstellen." Aber kein Mensch sagt ihnen mehr: „Ihr müßt den Leuten mit eurem Gespräche nie auf den Leib rücken, oder ihnen ins Gesicht reden, damit ihr nicht einmal nüchtern, oder gar mit riechendem Athem, dasselbe thut, und euch dadurch bei Jedermann unleidlich macht." Man hält die Mädchen wohl zum Waschen und zu andern Reinlichkeiten an. Aber niemand sagt ihnen mehr, wie sorgfältig und oft man die Ecken des Mundes reinigen muß; wie leicht sich durch bloßes Reden ein Schaum am Munde erzeugt; wie unangenehm, rauh und buntschäckig oft grade der schönste Mund dadurch wird, daß man ihn zu trocken hält, oder gar braun und blau leckt u. s. w. Was hilft denn alles Sein, ja, wie wäre es möglich, wenn es sich nicht im Betragen ausdrückte? (Dabei fällt mir ein, daß ich neulich einen klugen phlegmatischen Knaben fragen hörte: „Nicht wahr, Herr Hofmeister, — wenn ich auch nicht viel weiß und kann; wenn ich nur tugendhaft bin!") Wäre meine obige Klage ungegründet, wie hätten mir denn überall in den vornehmsten Klassen so viele Erscheinungen begegnen können, die mich unangenehm daran erinnerten, ja die mich oft bei Erblickung eines schönen, durch Vernachlässigung entstellten Angesichts von Herzen die alten Gouvernanten (die dergleichen recht wohl wußten, thaten und einschärften!) statt unserer jetzigen „Lehrerinnen," (die über Jene — und wohl gar selber zwischen zwei allerliebsten „Sperlingsecken" hervorspötteln!) wieder herbeiwünschen ließen? Das Schlimmste bei allen solchen Dingen ist, daß nachher die Welt, die fremde Gesellschaft, sie zu rügen unterläßt, weil eine solche Rüge für beide Theile höchst unbequem ist und von der einen Seite meistens nicht wohl und vollständig gegeben, von der andern aber dennoch fast immer vollständig übel genommen wird. Es gehört ein eignes Talent dazu, um hier eine vertrauliche Ansinnung zu wagen, besonders gegen Frauen, die nicht ausgemacht reizend sind. Wüßte nur Jedermann das, was ihm Gott an Körper und Geist verliehen hat, auf die gemäßeste und bequemste Art zu gebrauchen, es in Ordnung und zu Rath zu halten, das Rechte damit zu machen: um wie viel angenehmer würde unser gesellschaftliches Leben sein!

Freundschaft. (S. den Art. Liebe.) Oft schien mir der Freundschaft Silberborn reiner und himmlischer zu rinnen, als der heißsprudelnde Quell der Liebe. „Denn dort, sprach ich, wagt der Mensch sein Blut, sein Leben, und ihm winkt zum Lohne fast stets ein ewiger Frieden der Seele: doch hier, — o wie oft wagt nicht selbst der Beste seine Seele für die Wonne zeitlicher Lust!" Aber wenn ich dann wieder die heiligen Abgründe der Liebe zu messen strebte, wenn ich, entzündet von der Religion, zu den Sternen aufschaute, — wo blieb da die Freundschaft?! Freundschaft ist gut, Liebe ist schön: jene vergleiche ich der Rechtlichkeit, diese der Tugend. Der Freundschaft Grenzen umgiebt die Liebe, aber die Grenze der Liebe heißt Unendlichkeit. Freundschaft ist Prosa, Liebe Poesie. Freundschaft ist eine Göttin, Liebe ein Gott; — ja die Liebe beugt sich unter kein Geschlecht; sie ist das große alleinthätige Neutrum, das All, dem alles Dasein folgt, dem kein Mund noch Griffel einen andern Namen geben soll, als — Liebe.

Fertig werden mit allem, was man treibt, ist eine große Kunst. Ich ärgre mich oft, daß die Menschen mit ihren Geschäften, Kunstwerken, Besuchen, Anstalten, Toiletten, auf ihren Spaziergängen u. s. w. nicht fertig werden können, sondern sich bei jeder Kleinigkeit aufhalten, die sie dermalen doch nicht zu erschöpfen vermögen, und der sie vielleicht ein Besseres oder Schöneres aufopfern; und dennoch

kann ich selbst sehr selten sagen: ich bin mit dieser Sache fertig. — Ein ächter Hofmann muß eigentlich stets fertig sein. — Mit unsern Entschlüssen werden wir in der Regel niemals fertig. Der Deutsche überhaupt liebt es, sich durch kleine Sachdienlichkeiten auf seinem Wege aufhalten und zerstreuen zu lassen, — und dieß ist ein Zeichen von Genialität. Der Franzose ist immer fertig, und wird es doch nie.

Gehorsam, als bloß gefordertes Gehorchen, hat mich fast immer erbittert. Der Vernunft und den ihr gemäßen Gesetzen gemäß zu handeln, ist der Mensch schuldig. Daß aber zu diesem Gehorsam die Kinder (große und kleine), so oft gezwungen werden müssen, und nicht durch Gründe Neigung zu fassen vermögen, — das ist ein Unglück für das Menschengeschlecht, ein Schicksal, welches mit aller menschlichen Bosheit und Schuld in der innigsten, beweinenswerthesten Verknüpfung steht. — Soviel ist gewiß: Kannst du deinem Kinde, dem Untergebenen, der Geliebten oder dem Freunde Gehorsam aus Neigung einflößen, so machst du jeden dieser Menschen zu deinem Diener und zugleich — glückselig.

Genius. Ich fand fast an allen fremden Orten, die ich öfters besuchte, stets einen guten und einen bösen Genius! Ich reise z. B. nach A. und ärgere mich beim Anblicke der Stadt, daß sie so schlechte Gasthöfe besitzt. Aber eben begegnet mir Herr B., der mich dort schon einmal mit großer Liebe aufnahm, und ruft mir gleich aus seinem Wagen eine freundliche Einladung auf morgen Mittag an seinen vortrefflichen Tisch zu. „Das geht ja gut!" denke ich heiter, und bin froh, daß der Wagen schon an dem hübschen Thore hält. Aber da steht der grobe, abscheuliche Soldat, mit dem ich das vorige Mal Streit bekam, gerade wieder am Schilderhäuschen: und nun ist mir die ganze Entree versalzen! — Da ich die Stadt A. verlassen will, um nach C. zu reisen, fehlt es, wegen der starken Durchmärsche, an Pferden. Ich machte einen letzten Versuch auf der Post, werde abgewiesen, fluche heimlich. Aber auf dem Rückwege begegnet mir wieder der freundliche B., der zufällig heut noch nach C. fährt und mich mitnehmen will. Wir fahren glücklich und ohne zu halten aus dem Thore. Unweit der Stadt hält der Kutscher in einem engen Wege, weil ein Schiebkärrner sich mitten in die Straße gepflanzt hat, und erst sein ganzes Holz umladet, ehe er ausweichen kann oder will. Die Pferde werden endlich ungeduldig, reißen am Wagen, es bricht gar ein Sillscheid, der Bediente wird zurückgeschickt, um ein anderes zu holen, wir gehen aus Verdruß eine Strecke zu Fuß, und indem ich vor dem Schiebkärrner vorüberschreite, (und ihm gern den Schiebkärrnergruß zuriefe, wenn ich das nicht für gottlos hielte,) sehe ich mit Schrecken, daß es abermals mein grober Soldat von neulich her ist, welcher heute Holz einfährt; und ich verbeiße meine Wuth. Aber der kleine Zufall bringt uns doch um eine ganze Stunde Zeit, und obendrein, noch ehe wir C. erreichen, in ein fürchterliches Gewitter! Nun sind wir endlich in C. und erfahren sogleich, daß dort heute Abends ein prächtiges Stabat mater aufgeführt wird, wozu aber schon gestern kein Billet mehr zu haben gewesen. Aus Verdruß will ich Besuche machen, und fange bei der Gräfin D. an, die mich hier von jeher am meisten protegirte. Im ersten Augenblicke zeigt es sich dort, daß diese eigentlich die ganze heutige Musik allein veranstaltet hat; sie ladet mich dazu ein, verschafft mir sogleich zwei Billets für mich und den guten B., und will sogar im Concerte meine Nachbarin sein. Wer ist froher als ich! Die Gräfin nimmt mich mit; aber kaum sind wir aus dem Wagen und im Saale, als meine Gönnerin zur Prinzessin von C. gerufen wird, und also mir ihre Entschuldigung macht. Ich sehe verlegen nach einem guten Platze umher; da ergreift plötzlich der unerträgliche Schwätzer F. meine Hand und nöthigt mich mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit, (die ich schon lange „mein schwarzes Schicksal von C." nannte,) den besten Platz — das heißt neben dem seinigen — einzunehmen. Während der Musik plappert er unaufhörlich. Am Schlusse komme ich glücklich von ihm los, und indem ich beim Ausgange mich erinnere, daß ich mein Abendessen zu bestellen vergaß, bringt mir ein Bedienter die Einladung zur Gräfin. Ich freue mich von Herzen auf die geistreiche Gesellschaft, in die zum Glück der unausstehliche F. nicht aufgenommen ist, und eile, dahin zu kommen. Aber auf dem Vorsaale schon dringt mir ein bekannter schnarrender Ton in die Ohren, ich öffne, und da steht und demonstrirt schon lange der gräßliche F., der sich endlich auch hier Zutritt verschafft hat, um mich überall zu verfolgen. — Und so ungefähr geht es mir denn an den meisten Orten, die ich öfters besuche. Selbst auf meinen kleinen Wanderungen zum heiligen Musenberge zeigen sich mir oft jener gute, jener schwarze Genius. Oft, wenn ich mühsam seine breite, staubige Chaussee hinanklomm, gedrängt von tausend Wandrern, beiseite gedrückt von den groben Fuhrleuten, verächtlich lorgnirt von Manchen, die auf dem großen Pferde saßen, und ermattet von Mühe und Angst, — da erschienst du mir, o ländliche Muse, in deiner anmuthigsten Gestalt und winktest dem Freunde aus zartem Myrthengebüsch, und kühltest seine

Stirne mit deinem himmlischen Kusse und führtest ihn sanft aufwärts durch ein stilles Thal, den nähern Weg. Da schaute ich fröhlich hinauf und sah mit heiliger Sehnsucht jene Höhen glänzen, wo du in ewiger Jugend und Lust mit den Seligen wohnest, und bald erblickte ich das Getümmel der weitherumziehenden Heerstraße schon tief unter mir. Aber plötzlich entschwebte mir deine göttliche Gestalt, — und ein hämischer Satyr stieß mich wieder hinüber auf den heißen Fahrweg!

Gipfel. So oft ich eine moralische oder physische Bergeshöhe schon über die Hälfte erstiegen hatte, waren mir alle Hindernisse ziemlich gleich unwichtig, und ich wußte dann fast gewiß, daß ich nun hinaufkommen würde. Vom Thale herauf ziehen wir noch gern langsam und blicken zurück, lassen uns auch allenfalls auf Eseln fortbringen; aber weiter oben wird es anders. — Wer wollte auch in der Nähe des Gipfels noch auf den mühesamen Pfad und die Klippen und Dornen, die er unter sich hat, zurückblicken? Aufwärts und edel schaut dann der sehnsüchtige Mensch. Die neuen Weltfernen will er erschauen, die bald vor dem Siegreichen sich ausbreiten werden!

---

## Zwölf Parabeln.

### Von F. A. Krummacher *).

#### 1.

#### Nathan.

Nathan, ein Prophet und weiser Lehrer zu Salem, saß unter seinen Jüngern und die Worte der Weisheit flossen wie Honig von seinen Lippen.

Da sprach einer seiner Jünger, Gamaliel: Meister, wie kommt es, daß wir so gerne deine Lehren empfangen, und alle horchen der Rede deines Mundes?

Da lächelte der bescheidene Lehrer, und sprach: Heißet mein Name nicht Geben**)? der Mensch nimmt ja gerne, wenn man nur zu geben weiß!

Wie giebst du denn? fragte Hillel, ein anderer von denen, die zu seinen Füßen saßen.

Und Nathan antwortete: Ich reiche euch den goldenen Apfel in silberner Schaale. Die Schaale empfanget ihr, — aber ihr findet den Apfel.

---

Ein andermal fragte Gamaliel den weisen Nathan und sprach: Meister, warum lehrest du uns in Gleichnissen?

Nathan antwortete und sprach: Siehe, mein Sohn, als ich ein Mann ward, vernahm ich das Wort des Herrn in meinem Herzen, daß ich ein Lehrer des Volkes würde, und der Wahrheit Zeugniß gäbe, und der Geist Gottes kam über mich. Da ließ ich meinen Bart wachsen, und kleidete mich in grob hären Tuch, und ging hinaus unter das Volk und strafte es mit harten Worten. — Aber die Menschen flohen vor mir und nahmen meine Worte nicht zu Herzen, oder sie deuteten sie auf Andere.

Da ergrimmte ich in meinem Geist und floh hinaus in die Nacht auf das Gebirge Hermon, und sprach in meinem Herzen: Wollen sie das Licht nicht, so mögen sie in Nacht und Dunkel wandeln, und in der Finsterniß verderben! — So rief ich und wandelte zürnend in der finstern Nacht.

Siehe! da kam die Dämmerung und die Morgenröthe stieg am Himmel empor, und der Thau des Morgens troff hernieder auf das Gebirge Hermon. Da entwich die Nacht, und Hermon duftete. Denn der Schimmer des Morgenroths war sanft und lieblich, und die Nebelwolken schwebten um die Gipfel der Berge und feuchteten das Erdreich. Die Menschen aber wandelten fröhlich und schauten zur Morgenröthe empor. Da stieg der Tag vom Himmel hernieder, und die Sonne kam aus den Armen des Morgenroths und bestrahlte die bethaueten Pflanzen.

Und ich stand und schauete, und es ward mir sonderlich im Herzen. Da erhob sich säuselnd der Morgenwind, und ich vernahm im Gesäusel die Stimme des Herrn, die redete zu mir und sprach: Siehe, Nathan, so sendet der Himmel dem Sohn der Erde seine köstlichste und zarteste Gabe, das süße Tageslicht! —

---

Als ich nun vom Gebirge herunterstieg — fuhr der Prophet fort — da führte mich der Geist des Herrn unter einen Granatbaum. Der Baum aber war schön und schattig, und er trug zu gleicher Zeit Blüthen und Früchte.

Und ich stand in seinem Schatten und schaute seine Blüthe an und sprach: O wie ist sie so schön und röthlich, gleich dem zarten Hauch der Unschuld auf den blühenden Wangen der Töchter Israels! —

Und als ich mich näher hinzu neigete, fand ich auch die herrliche Frucht, verborgen in dem Schatten der Blätter.

Da geschah zu mir das Wort des Herrn aus dem Granatbaum und sprach: Siehe, Nathan, so verheißet die Natur in der einfachen Blüthe

---

*) 1. Bändchen. Essen 1829.
**) Dies bezeichnet nämlich das Wort Nathan.

die köstliche Frucht und reichet sie, ihre Hand verbergend, im Schatten des Landes!

Und nun — fuhr der weise Nathan fort — kehrt' ich frohes Muthes nach Salem zurück; ich that mein rauhes Gewand von mir, salbete mein Haupt und lehrete die Wahrheit in fröhlicher Weise und in Gleichnissen.

Denn die Wahrheit ist ernst und hat wenig Freunde. Darum erscheinet sie gern in einfach-fröhlichem Gewande, menschlich unter den Menschen, ob sie möchte Freunde und Jünger gewinnen.

---

## 2.

## Sokrates und Kritias.

Sokrates, der Sohn des Sophroniskos, einer von den Weisen Griechenlands, die in der Nacht des Götzenthums nach dem Lichte sich sehnten, redete eines Tages im Kreise seiner Schüler von der allwaltenden Vorsicht der Gottheit, wie sie alles sehe und alles höre, und überall zugegen sei, und für alles sorge, und wie man dieses immer mehr empfinde und erkenne, je mehr man sie verehre.*)

Dabei bediente sich der weise Lehrer in der Rührung seines Herzens eines Bildes aus den Gesängen des unvergleichlichen Homeros, und verglich die göttliche Vorsicht mit einer Mutter, die von einem Knäblein, das im süßen Schlummer ruht, leise und ungesehen die Fliegen abwehrt. —

Unter seinen Schülern aber war auch Kritias, der Verräther, der ihn zum Tode verdammte.

Dieser lachte des Gleichnisses; denn es deucht' ihm unedel und gemein. Darum lachte er und spottete in seinem Herzen.

Sokrates aber merkte es und durchschauete ihn. Deshalb wandte er sich zu ihm und sprach: Ahnest du denn nicht, lieber Kritias, wie nahe das Menschliche in seiner einfachen Gestalt dem Göttlichen verwandt ist, und wie jenes zu diesem erheben soll?

So sprach er. Da entfernte sich Kritias mit zürnendem Herzen. Sokrates aber fuhr fort, die andern zu unterweisen.

---

Als Sokrates nachher durch Kritias Bosheit zum Tode verdammt worden war, und den Giftbecher trinken sollte, da gedachte der Tyrann von neuem der Worte und des Gleichnisses des weisen Mannes.

Und er trat zu ihm und sagte höhnend: Nun, Sokrates, werden auch jetzt die Götter dir die Fliegen abwehren?

Sokrates aber lächelte und sprach: Die Gottheit, Kritias, führet mich jetzt nach vollbrachtem Tagewerk zum Schlummer. Wie könnte ich noch der Fliegen gedenken!

*) Eigene Worte des weisen Griechen nach Xenoph. Denkw. I. 4. 18.

---

## 3.

## Der Mann auf Carmel.

In einem Dörflein am Berge Carmel lebte ein weiser Mann, dem hatte der Geist Gottes die Gabe des Trostes und der Heilung verliehen. Er ging in jegliche Wohnung, wo ein Kranker darniederlag, und heilete ihn von seinem Uebel; oder er tröstete und erquickte den Sterbenden mit holdseliger Rede, und milderte die Klagen der Weinenden. — Denn er kannte die verborgenen Kräfte heilsamer Kräuter, und die Herzen der Menschen, obwohl er erst ein Mann war näher dem Jüngling. Deshalb liebten ihn alle Menschen und baten ihn, einzukehren in ihre Wohnungen, und man nannte seinen Namen weit umher.

Aber siehe! es kam aus dem Lande Mizraim eine Seuche in das Dörflein am Berge Carmel und in die Gegend umher, und die Menschen erkrankten und viele starben. Denn die Seuche war bös. Und wo ein Kranker darniederlag, sendete man zu ihm, daß er heilen möchte und trösten, bei Tag und Nacht.

Da ermattete sein Leib, und seine Seele ward betrübt, daß die Gewalt der Seuche oft stärker war, als die Kraft seiner Kunst und der heilsamen Kräuter, und er begann zu fürchten für sein eigenes blühendes Leben.

Denn ihm fehlte die Krone der Weisheit, die Demuth, da er sich selbst und seiner Kunst, nicht aber dem Herrn vertraute.

---

Da führte ihn sein Geist hinaus auf das Gebirge Carmel, und er zweifelte in sich selber, ob er auf dem Gebirge verweilen und nicht wiederkehren, oder heilsame Kräuter und Pflanzen suchen sollte, den Siechen zum Trost und zur Labung.

So ging er hinaus und sprach in seinem Herzen: Die Natur war von Jugend auf meine Lehrerin. Sie soll auch jetzt mich unterweisen! —

Er stand vor einer Blume, die schöner in ihrer Blüthe sich erhob, denn Salomo in seiner

Herrlichkeit. Da sprach er: Sie blühet in ihrer Schönheit und jugendlichen Kraft nur sich selber, und öffnet ihren Kelch dem Strahl der Sonne und dem sanften Winde, der von Abend her über das Meer kommt. Was mag der Mensch mehr thun, als, unbekümmert um Andere, die in sich selber vollenden? —

Ich will auf Carmel bleiben und unter den Blumen blühen, bis ich am Ziele, unmerkbar und sanft, wie die Blume verwelke. —

---

Jetzt flatterte ein Schmetterling um die Blume. — Er aber schauete ihn an und sprach: Nein, du lehrest mich ein anderes. Ich will zu den Menschen zurückkehren in die glänzenden Städte, und zu den Pallästen will ich eilen, um da von meiner Weisheit die süße Frucht der Lust und Freude zu ärndten! So wie über dem herrlichen Blumenkelch der Schmetterling, so soll über meiner Kunst mein Leben sich ausbreiten!

---

So sprach er und blickte in den Blumenkelch. Siehe, da lag eine todte Biene auf dem Boden des Kelches. Zu schwer beladen mit dem zarten Blüthenstaub, hatte sie mitten in der Arbeit ihre kleine Seele ausgehaucht. —

Er sah es und betrachtete schweigend die leblose Hülle des Thierchens — und der Purpur der Schaamröthe erfüllte seine Wangen. O ich erkenne dich, rief er, Geist des Herrn in der Natur; verzeihe meinem Unmuth und meiner Thorheit! Ich folge von nun an deinen Winken, und kehre als treuer Zögling, zu dir und meinem Berufe zurück!

Darauf sammelte er die edelsten Pflanzen des Gebirges, und wandelte nun demüthig und mit heiterem Angesicht in das Dörflein und zu den Hütten der Leidenden.

---

## 4.

## Die Schäfchen.

Es war ein stiller heiterer Sommerabend. Die Mutter saß im Schlafkämmerlein neben der Wiege des holden Säuglings und sang ihn in den Schlummer.

Da kam die kleine Adelheide mit strahlenden Augen aus dem Garten in die Kammer. O liebe Mutter, rief sie, komm, draußen ist viel Schönes zu sehen!

Nun, was ist es denn? fragte die Mutter.

O, etwas sehr Schönes! erwiederte die Kleine, aber du mußt kommen und sehen! —

Das möchte ich wohl gerne, antwortete freundlich die Mutter, aber siehe! das Brüderchen muß schlafen. — Da versetzte das Mägdlein bittend: Liebe Mutter, nimm du das Brüderchen mit hinaus, daß es auch sehe und sich freue.

Da gedachte die Mutter in ihrem Herzen der kindlichen Einfalt, die des Guten nicht allein sich freuen mag, sondern jede Freude zu theilen begehrt. O, sagte sie heimlich, noch ist deine Seele dem Himmelreich nahe; wie könnte ich länger mich weigern!

---

Die Mutter stand auf und blickte in die Wiege. Das Knäblein schlummerte ruhig und fest. Darauf nahm sie die Hand des hüpfenden Mädchens und sprach: Nun soll es mich wundern, was du mir denn Schönes zeigen wirst.

Als sie nun hinaus in den Garten kamen, da hob die Kleine ihre Händchen gen Himmel und rief: Nun sieh einmal, Mütterchen, die Schäfchen am Himmel! Eine ganze Heerde! nicht wahr, wie schön und wie lieb!

Es waren aber zarte Wolkenflöckchen, gestaltet wie Lämmer, die auf grünem Anger gehen, weiß und kräuslich gebildet, und sie glänzten im Strahl des schönen vollen Mondes.

Und die Mutter des Kindes erhob ihr Antlitz und betrachtete die Wölkchen mit wehmüthiger Freude. Denn sie gedachte der kindlichen Unschuld, die das Irdische mit himmlischer Schönheit bekleidet und die Kluft nicht ahnet, welche den Himmel von der Erde trennt. So sah Adelheid in den Wölkchen des Himmels die Lämmer der Erde.

O, wohl dir! dachte die Mutter und drückte das Mägdlein an ihre Brust.

---

## 5.

## Der blühende Weinstock.

Samuel, der Richter und Hochmeister in Israel, besuchte eines Tages die Schule der Propheten zu Giboa, die er selbst gestiftet hatte, und es erfreuten ihn die Fortschritte der Prophetenschüler in mannichfaltiger Weisheit und in der Kunst des Saitenspiels und Gesanges.

Auch war unter ihnen ein Jüngling Namens Adoniah, der Sohn Milcha. Und Samuel hatte Wohlgefallen an dem Knaben. Denn er war bräunlich und schön von Angesicht, dazu der Klang seiner Stimme voll Kraft und lieblich. Aber seine Seele war voll Trotz und eiteln Wahnes, weil er es den andern zuvorthat in Wissen-

schaft und künstlichem Nachsinnen. Dazu dünkt' er sich verständiger denn sieben Weise, und geberdete sich hochmüthig gegen seine Lehrer, und seine Lippen waren voll hoher Worte und Einbildung.

Da jammerte den Richter in Israel des Knaben Adoniah, denn er liebte ihn vor andern, weil er voll Geistes war und von schöner Gestalt. Deshalb sagte Samuel: Der Geist des Herrn hat den Knaben zu einem Propheten in Israel ersehen, aber er widerstrebet und verdirbet es selber.

Und er führte den Jüngling hinaus in das Gebirge, in einen Weinberg, der da lieget gen Ramah. Und siehe, es war die Zeit, da der Weinstock blühet.

Da erhob Samuel seine Stimme und sprach: Adoniah, was siehest du? Und Adoniah sprach: Ich sehe einen Weinberg und es umwehet mich ein lieblicher Geruch der Blüthe des Weinstocks von ferne.

Da sprach Samuel: Tritt herzu und beschaue die Blüthe des Weinstocks.

Und der Jüngling trat hinzu und beschauete und sprach: Es ist ein zartes Blümlein, unansehnlich von Farbe und demüthig von Gestalt. —

Da antwortete Samuel und sprach: Und dennoch bringet er hervor eine Frucht Gottes, zu erfreuen des Menschen Herz, und seine Gestalt zu erneuen, daß sie schön werde. Adoniah, so ist das edelste Gewächs des Weinstocks zur Zeit seiner Blüthe, ehe es die köstliche Frucht bringt! — Gedenke auch du des Weinstocks in deiner blühenden Jugend! —

Und Adoniah, der Sohn Milcha, nahm alle diese Worte Samuelis zu Herzen, und ging von nun an einher mit stillem, sanftem Geiste.

Da liebten die Menschen Adoniah und sprachen: Der Geist Gottes ist über den Jüngling kommen!

Adoniah aber nahm zu an Weisheit und Anmuth, und ward ein Mann wie der Hirt von Thekoa und wie Jesajah, der Sohn Amoz, und sein Name ward gepriesen in ganz Israel.

---

## 6.

## Die Moosrose.

Der Engel, der die Blumen verpflegt und in stiller Nacht den Thau darauf träufelt, schlummerte an einem Frühlingstage im Schatten eines Rosenstrauchs.

Und als er erwachte, da sprach er mit freundlichem Antlitz! Lieblichstes meiner Kinder, ich danke dir für deinen erquickenden Wohlgeruch und für deine kühlenden Schatten. Könntest du dir noch etwas erbitten, wie gern würd' ich es dir gewähren!

So schmücke mich mit einem neuen Reize — flehete darauf der Geist des Rosenstrauchs. — Und der Blumenengel schmückte die Königin der Blumen mit einfachem Moose.

Lieblich stand sie da in bescheidenem Schmuck, die Moosrose, die schönste ihres Geschlechts.

* * *

Holde Lina, laß den Flitterputz und das flimmernde Gestein, und folge dem Winke der mütterlichen Natur.

---

## 7.

## Der Rhein.

Als im Beginn der Zeit die Natur die Berge gegründet und das Becken des Meeres ausgehöhlt hatte, trat sie aus ihrem Wolkenzelt zum Gotthard und sprach: Es geziemt sich, daß sich zu dem Großen das Gute, und zu dem Starken der ferne Wirkungskreis geselle. Du stehest fest, aber ich will dir einen Sohn geben, der deine Kraft und deinen Segen, die du aus der Höhe empfähst, in die Ferne trage!

Sie sprach es, da quoll aus dem Berge der Rhein.

---

Fröhlich nnd frei voll Kraft und Muth, wallte der junge Strom das Gebirge hinab. Spielend stürzte er sich in den Bodensee; aber der See fesselte ihn nicht. Die Wellen des See's thaten sich von einander; ungeschwächt und unverändert kam der jugendliche Strom wieder empor und setzte seine Bahn fort. Denn er war ein Sohn der Natur und auf dem Gebirge aus den Wolken geboren.

---

Nun zum Jüngling erstarkt, erkor er sich seine Bahn. Die edle Natur irret nicht in ihrer Wahl. Sie erkieset das Große und Gute. — Er grub sich selbst seinen Weg durch Felsen und Gebirge. Sie übten und mäßigten die Fülle seiner Jugendkraft. Dafür begrenzten auch Rebengebirge den Pfad des Jünglings.

---

Herrlich war seine Laufbahn. Hundert Ströme und zahllose Bäche begleiteten ihn, und vermischten ihre lieblichen Wellen mit seinen kraftvollen Fluthen. Denn das Göttliche zeucht

an sich das Edle, und das Hohe strebt sich zu vereinen mit dem Höchsten.

---

Männlich und ruhiger ward jetzt sein Gang. Stiller floß er dahin, aber nicht schwächer. Die Strenge des Winters wollte mit ewigen Fesseln ihn binden. Er zerriß sie, wie man Fäden zerreißt. — Er hatte die Kraft seiner Jugend geübt, und Felsen zerrissen. —

---

Sein Strom glich einem geglätteten Spiegel. Nicht die fröhliche Rebe, die Frucht der Gebirge, aber segenreiche Kornfelder umgaben ihn; sein Rücken trug Schiffe und Flöße. — So gebiert die stillere Kraft auch das Nützliche zum Schönen.

---

Er nahete sich nun dem Ziele seiner Laufbahn. Da theilten Menschenkunst und des Bodens Fläche den geduldigen Strom in vielfache Gewässer, die man mit andern Namen benennt.

Vater Rhein heißet er, wo man seiner Kraft und Segnungen gedenket.

---

## 8.

## Der Bach.

Ein Landmann saß eines Tages an einem Bach, der neben seiner Wiese dahinfloß, und betrachtete seine weidenden Rinder und Kälber. Aber es war ihm nicht fröhlich dabei zu Muthe. Denn er sah, daß das Gras kärglich wuchs, und nicht hinreichte, sein weidendes Vieh den halben Sommer zu ernähren.

Da trat sein Nachbar zu ihm und ward sein finsteres Aussehen gewahr, und forschte nach der Ursache seines heimlichen Grämens. Und nun begann jener von seinen Besorgnissen und dem geringen Ertrag der Wiese zu reden.

Aber der Nachbar erwiederte: Mache es, wie ich mit meiner Wiese gethan habe. Sie liegt an dem nämlichen Bach, und war ehemals karg und unfruchtbar. Da leitete ich den Bach hinein, und das Gras wuchs fett und hoch bis an die Bäuche der Rinder. —

Der Landmann freute sich des klugen Raths, und ging hinaus und begab sich an die Arbeit, und nahm Gesellen, und sie durchstachen den Bach.

Aber siehe! der Bach erfüllte die Wiese also, daß sie gleich einem See ward, und überschwemmte sie mit Sand und Kies. Da raufte der unglückliche Landmann sein Haar, und lief zu seinem Nachbar und zürnte sehr über seinen Rath.

Aber dieser sagte: Lieber, warum zürnest du mit mir über den Rath, den ich aus wohlwollendem Herzen dir ertheilt habe? Hadere vielmehr mit dir selber und mit deinem eigenen ungeduldigen Herzen. In kleinen Kanälen hättest du den fetten Bach durch deine Wiesen leiten, nicht aber mit der Gewalt seines Wassers sie überströmen sollen. Denn alsdann führt er seine Fettigkeit und des Wiesengrundes Erdreich mit sich fort, und lässet nur seinen Kies und Sand zurück. —

---

## 9.

## Salome.

Salome, die Mutter des liebevollen Johannes, stand eines Abends am See Genezareth in stiller Betrachtung. Die Sonne war untergegangen, und der Purpur der Abendröthe strahlte an der Veste des Himmels, und ein bläulicher Duft ruhete auf den Gebirgen. Salome aber blickte vor sich nieder auf die Fläche des Meeres.

Da trat Zibdai, der Vater, hinaus und sah Salome, sein Weib, und sprach: Warum stehest du so einsam und sinnend, Salome, und Thränen erfüllen deine Augen?

Da antwortete Salome! Ich beschaue den Glanz des Abendroths in dem stillen Gewässer!

Warum blickest du denn nicht lieber zu dem strahlenden Himmel empor? fragte Zibdai.

Darauf antwortete Salome und sprach: So habe ich vorher das herrliche Licht des Himmels betrachtet. Jetzt aber erscheint es mir schöner in der stillen Fluth des hellen See's. Siehe! wie fleußt er so ruhig dahin, und weiß nicht, daß des Himmels Glanz und Herrlichkeit in ihm sich spiegelt. Dabei gedacht' ich unsers geliebten Sohnes mit mütterlichem Herzen.

Ist nicht Johannes unser zärtliches Kind, still und demüthig, wie zuvor, und zugleich der Vertraute des göttlichen Mannes von Nazareth?

---

## 10.

## Das Kornfeld.

Der Sommermond hatte die Saaten des Feldes gereift. Die vollen Aehren rauschten im Winde, und der Landmann war schon hinausgegangen zu sehen, ob er die Schnitter senden müsse. Er bedachte den Platz seiner Scheuer und berechnete in sich den Gewinn, den ihm der Reichthum seines Feldes bringen solle. Denn er

war reich; aber sein Herz war ungenügsam und karg und voll irdischer Sorgen.

Da nahte sich ihm der weise Lehrer der Gemeine, und sagte: Die Erde bringet auch dieses Jahr reichlich das Brod hervor. Die Aehren sind schwer und bald werden die Schnitter reiche Garben binden!

Wohl wahr! erwiederte der Landmann, man hätte kaum ein gesegneteres Jahr erwarten mögen. Das Land wird die Aussaat vielfältig wiedergeben.

Da antwortete der edle Pfarrherr und sprach: Möchte denn auch der vernünftige Herr der Erde die todte Scholle, die er beackert, nachahmen. Sie empfängt nur des Saamens ein wenig, und erstattet ihn vielfältig. Der Mensch empfing so viel, und bringet oft so wenig. —

Diese Rede traf das Herz des kargen Ackermannes, und er fühlte sich beschämt. Denn er war karg und voll Sorgen für die kommenden Tage und nur darauf bedacht, sich Schätze zu sammeln.

Aber er verhehlte die innere Schaam und sprach zu dem Pfarrherrn: Wohl sollte jedermann thätig sein, sein Hauswesen fein zu besorgen, damit auch er einst Andere erfreuen möge. Deshalb soll der Mensch im Schweiß seines Angesichts arbeiten, daß er sich selber das Nützliche reichlich hervorbringe, so wie die wohlbeackerten Felder die Aussaat vervielfältigen. Darum versammelt auch die Natur Aehre an Aehre auf den Gefilden, und das ganze Saatfeld scheinet nur Ein Halm zu sein.

Aber der Pfarrherr sagte darauf: Wohl ist die Gestalt des Kornfeldes einfach, und es reihet sich die Aehre an die Aehre, auf daß viele versorgt werden. Aber die Zeit der Aussaat ist kurz, und das Korn wächset ohne menschliches Zuthun von selber und bringet den Halm und die Aehre, und die Tage der Aernte währen auch nur kurze Zeit. So mag denn der Mensch mit Muße sein Gefild beschauen, und die blaue Cyane und den rothglühenden Mohn und die Purpurblume betrachten, die zwischen den Halmen blühen, und die Lerche hören, die aus den Furchen zum Himmel emporschwebt. Denn nicht umsonst blühen jene und schwebet diese zwischen und über den einförmigen Halmen empor. Sie sollen den Herrn des Feldes erinnern, daß es noch etwas anderes gibt als den Staub der Furche, und die Aehre, die aus ihm emporwächst, damit er in dem Streben nach dem Nützlichen auch des Schönen und Guten gedenke, und von dem niedern Boden zu dem Höhern sich erhebe. —

Also redete der edle Pfarrherr. Aber den kargen Ackermann verdroß die Rede und er ging mit finsterer Stirn von dannen.

Denn die gute Lehre des weisen Mannes dünket dem bösen Herzen ein herber Spott, und ist ihm eine bittere Wurzel.

---

### 11.

### Das Krokodil.

In der grauen Urzeit wandelte eine Schaar Menschen aus ihren alten Wohnsitzen und zog hernieder in das Land, welches der Nil durchströmt. Sie freuten sich des herrlichen Stromes und seines lieblichen Gewässers und bauten Wohnungen an seinen Gestaden. Aber bald stieg aus seinen Fluthen das gewaltige Unthier, Krokodil genannt, und zermalmte Menschen und Thiere mit furchtbarem Gebiß. Da fleheten die Menschen mit lauter Stimme zu ihrem Gott Osiris, und baten ihn, sie von dem Ungeheuer zu befreien. Aber Osiris antwortete durch den Mund der weisen Priester und sprach: Ist es nicht genug, daß die Gottheit euch Kraft und Verstand verlieh? Wer sie um Hülfe anruft, ohne die eigene Kraft anzuwenden, fliehet vergebens!

---

Nun ergriffen sie Schwerter und Stangen, und bestürmten das Ungeheuer in seiner Schilfwohnung; sie errichteten Schutzwehren und Dämme, und vollendeten in wenig Tagen Werke, die sie vorher sich nicht zugetraut hatten. Und so wurden sie der innern verborgenen Kraft sich bewußt, welche in spätern Zeiten die gewaltigen Pyramiden und Spitzsäulen gründete, und sie erfanden manche Kunst und manches Geräthe, die sie noch nicht gekannt hatten.

Denn der Kampf mit dem Feindseligen weckt und stärket die schlummernden Kräfte des Menschen.

---

Aber noch fehlt es den Menschen an Werkzeugen, um das bepanzerte Ungeheuer in seinen Fluthen völlig zu besiegen. Sie konnten es nur auf kurze Zeit zurückdrängen, und hiemit begnügten sie sich. —

Allmählig aber verließ sie der Eifer des Widerstandes. Das Unthier wuchs und vermehrte sich, auch wurde seine Wuth je länger je furchtbarer. Da beschloß das thörichte und erschlaffende Volk, das Krokodil als Gottheit zu verehren. Man brachte freiwillig ihm fette Opfer, und das Ungeheuer ward mächtiger als je, aber das Volk versank in Stumpfsinn und Feigheit.

Endlich bricht der überspannte Bogen, und den Tyrannen erreicht die Rache. Osiris nahm sich der Verlassenen an, und ermuthigte sie durch den Muth des weisen Priesters zu neuem Kampfe. Bald erscholl das Gestade von dem Rufe der Streiter, und der Strom ward roth von dem Blute der Erschlagenen. Schon begannen die Kämpfer zu ermüden, da flehete der Priester und das bedrängte Volk Osiris um Hülfe an, und die Gottheit erhörte ihr Flehen. — Ein kleines Thier, Tezerdah*) genannt, erschien an dem Ufer des Nilstroms. Seht, rief der Priester, hier sendet Osiris euch Hülfe. — Wie! spottest du unser? rief ihm die Schaar des Volkes entgegen.

Da antwortete der Priester und sprach: Harret des Ausgangs und vertraut der höhern Macht. In ihrer Hand vermag das kleinste Mittel die größte Noth zu enden! —

---

Die Zahl der schrecklichen Nilungeheuer nahm bald sichtbarlich ab. Das Volk sah mit Bewunderung dem kleinen Thiere zu, während es in stiller Emsigkeit den Eiern und der Brut des Krokodils nachspürte. Also zerstörte es die Keime von hundert furchtbaren Niltyrannen und befreite das Land von seiner Plage, was so viel Köpfe und Hände nicht vermocht hatten.

Seht! sagte darauf der weise Priester, wollet ihr ein Uebel vernichten, so greift es im Keim und in der Wurzel an. Dann wird ein kleines Mittel leicht bewirken, was späterhin ein Heer nicht vermag.

---

## 12.

## Das erste und letzte Lächeln.

Eva, die Mutter der Lebenden, gebar mit Schmerzen ihren zweiten Sohn. Aehnlich den stummen Thieren des Feldes und ohne Zeichen menschlicher Empfindung lag der Neugeborne an ihrer Brust, und die Stimme des Weinens und seine saugenden Lippen waren die einzigen Merkmale seines schwachen Lebens.

Ach! sagte seufzend die Mutter zu dem Vater des Knaben, wohl muß ich nicht blos mit Schmerzen Kinder gebären, auch mit Schmerzen muß ich sie säugen und auferziehen. Wird mir doch in den dunkeln Nächten, die ich für ihn durchwache, kein Strahl der Freude! Cain's Blick ist düster und trübe, und er wandelt vor uns wie die Gestalt der Sünde, die wir gethan haben. Und auch aus diesem tönet nur die Stimme des Jammers, oder er ruhet ohne menschliche Weise, und seine Seele ist wie ein unentfaltetes Blatt, das im Keime verwelket. Wie glücklich sind die Thiere des Feldes und die Vögel des Himmels vor dem Menschen! Hüpfet nicht das Lamm um seine Mutter, und das junge Küchlein birgt sich unter die Flügel der Henne? Ach, die Thiere des Feldes zeihen uns unserer Sünden, wenn wir sie anschauen!

So sprach sie und nannte den Knaben Abel, das heißet der Trauernde; und sie weinete über ihn eines Monden lang. — Adam aber sprach: Weine nicht, Mutter. Der Herr wird es wohl machen und unser sich erbarmen!

---

Da erbarmte sich Jehovah der weinenden Mutter, und der Engel des Paradieses nahete unsichtbar, und berührte die Lippen des Kindes auf dem Schooß der traurenden Mutter.

Siehe! da eröffnete das Knäblein die zarten Lippen, und es ward ein Grübchen in seiner Wange, und der Glanz des ersten Lächelns schwebte auf seinem Angesicht, und seine Augen schauten die Mutter an.

Da erhob sich die Mutter mit Freudenthränen, und rief den Vater des Knaben und reichte ihm das Kind, und das Kindlein lächelte auch zu dem Vater hin, das zweitemal. —

Der Vater aber erhob seine Stimme und sprach: Der Herr sei gelobt! Er hat unser Trauern in Freude verwandelt! Er hat unser Kindlein erhöht über die Thiere des Feldes, die das Haupt zur Erde neigen, und ihr Angesicht ist ohne Gestalt und Wandel! Aber das Antlitz des Kindes ist worden wie der Blick des Boten des Herrn, und wie Even's Antlitz, wenn Freude und Dank ihr Herz erfüllt. Wohl uns, unsere Augen haben das Zeichen des Herrn gesehen, und Abel ist eine lebendige Seele. Schwebet es nicht über dem Antlitz des Kindes, wie wenn im Lenz sein Odem die Gestalt der Erde erneuet. Heilig sei uns der Tag, wo der Herr unser Kind angesehen hat, und sein Name sei ewig gepriesen! Also sagte Adam und herzte das Kindlein.

---

Aber Eva pflegte des Kindes und sprach: Ich habe das Zeichen Gottes gesehen, darum will ich sein pflegen mit Sorgfalt.

Und der Knabe nahm zu an Weisheit und Anmuth, und Adam gab ihm eine Heerde, daß er sie weidete, und die Heerde ward schön und groß, und die Lämmer liebten den Jüngling; denn Abel war freundlich und gottesfürchtig.

Cain aber zürnte in seinem Herzen und es

---

*) Gewöhnlich Ichneumon, oder Pharaonsmaus.

erhob sich in ihm der Neid und die Bosheit, daß Jehovah mit Abel war. Denn Cain's Herz war böse von Jugend auf, und der Herr war nicht mit ihm. —

---

Und am Tage seiner Geburt brachte Abel dem Herrn ein Opfer und weihete ihm von den Erstlingen seiner Heerde, und sein Herz war voll Freude und Dankes. Aber Cain ergrimmte über seinen Bruder, und seine Gebehrde verstellte sich und er schlug seinen Bruder Abel auf das Haupt, daß er zur Erde sank. Und Cain hohnlachte über den Gefallenen und verließ ihn in seinem Blute.

Da kamen der Vater und die Mutter des Jünglings und fanden den Erschlagenen, und Eva neigte sich über ihn und weinete sehr.

Abel aber erhob sein blutendes Haupt und wandte seine Augen empor zu den weinenden Eltern, und ein holdseliges Lächeln umschwebte seine Lippen und sein Antlitz. Nun neigte er wiederum sein Haupt und gab seinen Geist auf, und die Gestalt des Todten war freundlich. —

Da antwortete Eva und sprach: Ach: so war die Gestalt seines Antlitzes, als auf meinem Schooße zum ersten Mal sein Herz sich mir entfaltete! Heißet das Sterben, Adam, o dann ist der Tod des Gerechten nur die zweite Entfaltung zur schönen Blüthe eines neuen Lebens! —

Also sprach die Mutter der Lebenden, und beide weineten sehr und legten Abels Leichnam in den Schoos der Erde, und die Lämmer trauerten um ihren Hirten. Aber auf seinem Grabe blüheten die Blumen des Feldes. —

---

## Ein Ausbruch des Vesuvs.

Von F. H. A. v. Humboldt*).

Je mannigfaltiger der Bau der Vulkane, das heißt der Erhebungen ist, welche den Kanal umschließen, durch welchen die geschmolzenen Massen des innern Erdkörpers an die Oberfläche gelangen, desto wichtiger ist es, diesen Bau mittelst genauer Messungen zu ergründen. Das Interesse dieser Messungen, die in einem andern Welttheile ein besonderer Gegenstand meiner Untersuchungen gewesen sind, wird durch die Betrachtung erhöht, daß das zu messende an vielen Punkten eine veränderliche Größe ist. Die philosophische Naturkunde ist bemüht, in dem Wechsel der Erscheinungen die Gegenwart an die Vergangenheit anzureihen. Um eine periodische Wiederkehr, oder überhaupt die Gesetze fortschreitender Naturveränderungen zu ergründen, bedarf es gewisser fester Punkte, sorgfältig angestellter Beobachtungen, die an bestimmte Epochen gebunden, zu numerischen Vergleichungen dienen können. Hätte auch nur von tausend zu tausend Jahren die mittlere Temperatur des Luftkreises und der Erde in verschiedenen Breiten, oder die mittlere Höhe des Barometers an der Meeresfläche bestimmt werden können, so würden wir wissen, in welchem Verhältniß die Wärme der Klimate zu- oder abgenommen, ob die Höhe der Atmosphäre Veränderungen erlitten hat. Eben dieser Vergleichungspunkte bedarf man für die Neigung und Abweichung der Magnetnadel, wie für die Intensität der magnetisch-elektrischen Kräfte, über welche im Kreise dieser Akademie zwei treffliche Physiker, Seebeck und Erman, ein so großes Licht verbreitet haben. Wenn es ein rühmliches Geschäft gelehrter Gesellschaften ist, den kosmischen Veränderungen der Wärme, des Luftdrucks, der magnetischen Richtung und Ladung beharrlich nachzuspüren, so ist es dagegen die Pflicht des reisenden Geognosten bei Bestimmung der Unebenheiten der Erdoberfläche hauptsächlich auf die veränderliche Höhe der Vulkane Rücksicht zu nehmen. Was ich vormals in den mexikanischen Gebirgen, am Toluca, Nauhcampatepetl und Xorullo, in den Anden von Quito am Pichincha versucht, habe ich Gelegenheit gehabt, seit meiner Rückkehr nach Europa, zu verschiedenen Epochen am Vesuv zu wiederholen. Saussure hatte diesen Berg im Jahr 1773 in einer Zeit gemessen, wo beide Ränder des Craters, der nordwestliche und südöstliche, ihm gleich hoch schienen. Er fand ihre Höhe über der Meeresfläche 609 Toisen. Die Eruption von 1794 verursachte einen Absturz gegen Süden, eine Ungleichheit der Crater-Ränder, welche das ungeübteste Auge selbst in großer Entfernung unterscheidet. Wir maßen, Herr von Buch, Gay-Lussac und ich, im Jahr 1805 den Vesuv dreimal und fanden den nördlichen Rand, der der Somma gegenüber steht, la Rocca del Palo, genau wie Saussure; den südlichen Rand aber 75 Toisen niedriger als 1773. Die ganze Höhe des Vulkans hatte gegen Torre del Greco hin (nach einer Seite, gegen welche seit 30 Jahren das Feuer gleichsam vorzugsweise hinwirkt) um $\frac{1}{8}$ abgenommen. Der Aschenkegel verhält sich zur ganzen Höhe des Berges am Vesuv wie 1 zu 3, am Pichincha wie 1 zu 10, am Pic von Teneriffa wie 1 zu 22. Der Vesuv hat also verhältnißmäßig den höchsten Aschenkegel, wahrscheinlich schon darum, weil er, als ein niedriger Vulkan, am meisten durch seinen Gipfel gewirkt hat. Vor wenigen Monaten ist es mir geglückt, nicht blos meine früheren Barometer-

*) Aus dessen Ansichten der Natur. Bd. II.

Messungen am Vesuv zu wiederholen, sondern auch, bei dreimaliger Besteigung des Berges, eine vollständigere Bestimmung aller Crater-Ränder zu unternehmen. Diese Arbeit verdient vielleicht darum einiges Interesse, weil sie die Epoche großer Eruptionen von 1805 bis 1822 umfaßt, und vielleicht die einzige in allen ihren Theilen vergleichbare Messung ist, welche man bisher von irgend einem Vulkan bekannt gemacht hat. Sie beweist, daß die Ränder der Crater, nicht blos da, wo sie (wie am Pic von Teneriffa und an allen Vulkanen der Andeskette) sichtbar aus Trachyt bestehen, sondern überall ein weit beständigeres Phänomen sind, als man bisher nach flüchtig angestellten Beobachtungen geglaubt hat. Einfache Höhenwinkel aus denselben Punkten bestimmt, eignen sich zu diesen Untersuchungen noch mehr, als vollständige trigonometrische und barometrische Messungen. Nach meinen letzten Bestimmungen hat sich der nordwestliche Rand des Vesuvs seit Saussure, also seit 49 Jahren, vielleicht gar nicht, der südliche Rand, gegen Bosche Tre Case hin, welcher 1794 um 400 Fuß niedriger ward, kaum um 10 Toisen verändert.

Wenn man in öffentlichen Blättern, bei der Beschreibung großer Auswürfe, so oft der gänzlich veränderten Gestalt des Vesuvs erwähnt findet, wenn man diese Behauptungen durch die pittoresken Ansichten bewährt glaubt, welche in Neapel von dem Berge entworfen werden, so liegt die Ursache des Irrthums darin, daß man die Umrisse der Crater-Ränder mit den Umrissen der Auswurfskegel verwechselt, welche zufällig in der Mitte des Craters auf dem durch Dämpfe gehobenen Boden des Feuerschlundes sich bilden. Ein solcher Auswurfskegel, von Rapilli und Schlacken locker aufgethürmt, war in den Jahren 1816 und 1818 allmählig über dem südöstlichen Craterrand sichtbar geworden. Die Eruption vom Monat Februar 1822 hatte ihn dergestalt vergrößert, daß er selbst 100 bis 110 Fuß höher, als der nordwestliche Craterrand (die Rocca del Palo) geworden war. Dieser merkwürdige Kegel nun, den man sich in Neapel als den eigentlichen Gipfel des Vesuvs zu betrachten gewöhnt hatte, ist bei dem letzten Auswurf, in der Nacht vom 22. October, mit furchtbarem Krachen eingestürzt, so, daß der Boden des Craters, der seit 1811 ununterbrochen zugänglich war, gegenwärtig 750 Fuß tiefer liegt, als der nördliche, 200 Fuß tiefer, als der südliche Rand des Vulkans. Die veränderliche Gestalt und relative Lage der Auswurfskegel, deren Oeffnungen man ja nicht, wie so oft geschieht, mit dem Crater des Vulkans verwechseln muß, giebt dem Vesuv zu verschiedenen Epochen eine eigenthümliche Physionomie, und der Historiograph des Vulkans könnte aus dem Umriß des Berggipfels, nach dem bloßen Anblicke der Hackert'schen Landschaften im Pallaste von Portici, je nachdem die nördliche oder südliche Seite des Berges höher angedeutet ist, das Jahr errathen, in welchem der Künstler die Skizze zu seinem Gemälde entworfen hat.

Einen Tag nach dem Einsturz des 400 Fuß hohen Schlackenkegels, als bereits die kleinen, aber zahlreichen Lavaströme abgeflossen waren, in der Nacht vom 23. zum 24. October, begann der feurige Ausbruch der Asche und der Rapilli. Er dauerte ununterbrochen 12 Tage fort, doch war er in den ersten 4 Tagen am größten. Während dieser Zeit wurden die Detonationen im Innern des Vulkans so stark, daß die bloße Erschütterung der Luft (von Erdstößen hat man durchaus nichts verspürt) die Decken der Zimmer im Pallaste von Portici sprengten. In den nahe gelegenen Dörfern Resina, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata und Bosche Tre Case zeigte sich eine merkwürdige Erscheinung. Die Atmosphäre war dermaßen mit Asche erfüllt, daß die ganze Gegend, in der Mitte des Tages, mehrere Stunden lang in das tiefste Dunkel gehüllt blieb. Man ging mit Laternen in den Straßen, wie es so oft in Quito, bei den Ausbrüchen des Pichincha, geschieht. Nie war die Flucht der Einwohner allgemeiner gewesen. Man fürchtet Lavaströme weniger als einen Aschenauswurf, ein Phänomen, das in solcher Stärke hier unbekannt ist, und durch die dunkle Sage von der Zerstörungsweise von Herculanum, Pompeji und Stabiä die Einbildungskraft der Menschen mit Schreckbildern erfüllt.

Der heiße Wasserdampf, welcher während der Eruption aus dem Crater aufstieg und sich in die Atmosphäre ergoß, bildete beim Erkalten ein dickes Gewölk um die neun tausend Fuß hohe Aschen- und Feuersäule. Eine so plötzliche Condensation der Dämpfe und, wie Gay-Lussac gezeigt hat, die Bildung des Gewölkes selbst vermehrten die elektrische Spannung. Blitze fuhren schlängelnd nach allen Richtungen aus der Aschensäule umher und man unterschied deutlich den rollenden Donner von dem innern Krachen des Vulkan's. Bei keinem andern Ausbruche war das Spiel der elektrischen Schläge so auffallend gewesen.

Am Morgen des 26. Octobers verbreitete sich die sonderbare Nachricht; ein Strom siedenden Wassers ergieße sich aus dem Crater und stürze den Aschenkegel herab. Monticelli, der eifrige und gelehrte Beobachter des Vulkans, erkannte bald, daß eine optische Täuschung dies irrige Gerücht veranlaßt habe. Der vorgebliche Strom

war eine große Menge trockener Asche, die aus einer Kluft in dem obersten Rande des Craters, wie Triebsand, hervorschoß. Nachdem eine die Felder verödende Dürre dem Ausbruch des Vesuvs vorangegangen war, erregte, gegen das Ende desselben, das so eben beschriebene vulkanische Gewitter einen wolkenbruchartigen, aber lang anhaltenden Regen. Solch' eine Erscheinung charakterisirt, unter allen Zonen, das Ende einer Eruption. Da während derselben gewöhnlich der Aschenkegel in Wolken gehüllt ist und da in seiner Nähe die Regengüsse am stärksten sind, so sieht man Schlammströme von allen Seiten herabfließen. Der erschrockene Landmann hält dieselben für Wasser, die aus dem Innern des Vulkans aufsteigen und sich durch den Crater ergießen; der getäuschte Geognost glaubt in ihnen Meerwasser zu erkennen oder kothartige Erzeugnisse des Vulkans, sogenannte éruptions boueuses, oder wie die alten französischen Systematiker sagten, Producte einer feurig-wässrigen Liquefaction.

---

## Aus: Abentheuer des Johann Dietrich.

Von E. M. Arndt.

In Rambin lebte einst ein Arbeitsmann, der hieß Jacob Dietrich, ein Mann, schlecht und recht und gottesfürchtig, und der auch eine gute und gottesfürchtige Frau hatte. Die beiden Eheleute besaßen dort ein Häuschen und ein Gärtchen, und nährten sich redlich von der Arbeit ihrer Hände; denn andere Künste kannten sie nicht. Sie hatten viele liebe Kinder, von welchen das jüngste, Johann Dietrich genannt, ihnen fast das liebste war. Denn es war ein schöner, munterer Junge, aufgeweckt und quik, fleißig in der Schule und gehorsam zu Hause, und behielt alle Lehren und Geschichten sehr gut, welche die Aeltern ihm vorsagten. Auch von vielen andern Leuten lernte er, und hielt Jeden fest, der Geschichten wußte, und ließ ihn nicht eher los, als bis er sie erzählt hatte.

Johann war acht Jahre alt geworden, und lebte den Sommer bei seines Vaters Bruder, der Bauer in Rodenkirchen war, und mußte, nebst andern Knaben, Kühe hüten, die sie ins Feld gegen die neun Berge hinaustrieben, wo damals noch viel mehr Wald war, als jetzt. Da war ein alter Kuhhirt aus Rodenkirchen, Klas Starkwolt genannt, der gesellte sich oft zu den Knaben, und sie trieben die Heerden zusammen und setzten sich hin und erzählten Geschichten. Der alte Klas wußte viele, und erzählte sie sehr lebendig; er war bald Johann Dietrichs liebster Freund. Besonders aber wußte er viele Mährchen von den neun Bergen und von den Unterirdischen aus der allerfrühesten Zeit, als die Riesen im Lande untergegangen und die Kleinen in die Berge gekommen waren; und Johann hörte sie immer mit dem innigsten Wohlgefallen, und plagte den alten Mann jeden Tag um neue Geschichten, obgleich ihm dieser das Herz so in Flammen setzte, daß er des Abends spät und des Morgens früh, wenn er hier zuweilen heraus mußte, mit sausendem Haar über das Feld hinstrich, als hätte er alle Unterirdischen als Jäger hinter sich gehabt, die ihn fangen wollten. Der kleine Johann Dietrich hatte sich so vertieft und verliebt in diese Mährchen von den Unterirdischen, daß er nichts anderes sah und hörte, von nichts anderem sprach und fabelte, als von den goldenen Bechern und Kronen, gläsernen Schuhen, Taschen voll Ducaten, goldenen Ringen, diamantenen Kränzen, schneeweißen Bräuten und klingenden Hochzeiten. Wenn er nun ganz darin war, und in kindischer Freude aufjauchzte und umhersprang, dann pflegte der alte Starkwolt wohl den Kopf zu schütteln und ihm zuzurufen: „Johann! Johann! wo willst du hin! Spaten und Sense, — das sind dein Scepter und deine Krone, und deine Braut wird ein Kränzel von Rosmarin und einen bunten Rock von Drell tragen.“ Johann ließ sich das aber nicht anfechten, und träumte immer lustig fort. Und obwohl er herzlich graulich war, und in der Dunkelheit um alles in der Welt nicht über den Kirchhof gegangen wäre, hatte er sich das Leben da in dem Berge, und die Schätze und Herrlichkeiten darin doch so ausgemalt, daß ihn fast gelüstete, einmal hinabzusteigen; denn der alte Klas hatte gesagt, wie man es anfangen müsse, damit man da unten Herr werde, und nicht Diener, und damit sie einen nicht fünfzig Jahre festhalten und die Becher spülen und das Estrich kehren lassen konnten. Wer nämlich so klug und so glücklich sei, die Mütze eines Unterirdischen zu finden oder zu erhaschen, der könne sicher hinabsteigen, dem dürfen sie nichts thun, noch befehlen, sondern müssen ihm dienen, wie er wolle, und derjenige Unterirdische, dem die Mütze gehört, müsse sein Diener sein und ihm schaffen, was er wolle. Das hatte Johann sich hinter's Ohr geschrieben und seinen Theil dabei gedacht, ja er hatte wohl hinzugesetzt, so etwas unterstehe er sich wohl auch zu wagen. Die Leute glaubten ihm das aber nicht, sondern lachten ihn aus; und doch hat er es gethan, und sie haben genug geweint, als er nicht wiedergekommen ist.

Es war nun die Zeit des Johannisfestes, wo die Tage am längsten sind und die Nächte

am kürzesten, und wo die Jahreszeit am schönsten ist. Die Alten und die Kinder hatten die Festtage fröhlich gelebt und gespielt und allerlei Geschichten erzählt; da konnte Johann sich nicht länger halten, sondern den Tag nach Johannes schlich er sich heimlich weg, und als es dunkel ward, legte er sich auf den Gipfel des höchsten der neun Berge hin, wo die Unterirdischen, wie Klas ihm erzählte, ihren vornehmsten Tanzplatz hatten. Und wahrlich, er legte sich nicht ohne Angst hin, und hätte er nicht einmal da gelegen, vielleicht wäre nimmer etwas daraus geworden; denn sein Herz schlug ihm wie ein Hammer, und sein Athem ging wie ein frischer Wind. So lauschte er in Furcht und Hoffnung von zehn Uhr Abends bis zwölf Uhr Mitternacht. Und als es Zwölf schlug, sieh, da fing es an zu klingen und zu singen in den Bergen, und bald wispelte und lispelte und pfiff und säuselte es um ihn her; denn die kleinen Leute dreheten sich jetzt in Tänzen rund, und andere spielten und tummelten sich im Mondschein, und machten tausend lustige Schwänke und Possen. Ihn überlief bei diesem Gewispel und Gesäusel ein geheimer Schauder — denn sehen konnte er nichts von ihnen, da ihre Mützen, die sie tragen, sie unsichtbar machen — er aber lag ganz still, das Gesicht ins Gras gedrückt und die Augen fest zugeschlossen und leise schnarchend, als schlief er. Doch konnte er es nicht lassen, zuweilen ein wenig umherzublinzeln, damit er etwa seinen Vortheil ersehe, einen der kleinen Leute finge und ein Herr würde, denn dazu hatte er ja große Lust; aber wie ein heller Mondschein es auch war, er konnte auch nicht das Geringste von ihnen erblicken.

Und siehe, es währte nicht lange, so kamen drei der Unterirdischen daher gesprungen, wo er lag, gaben aber nicht Acht auf ihn, warfen ihre braunen Mützen in die Luft und fingen sie einander ab. Da riß der Eine dem Andern in Schalkheit die Mütze aus der Hand und warf sie weg. Und die Mütze flog dem Johann gerade auf den Kopf, und er fühlte sie, griff zu, und richtete sich sogleich auf, und ließ Schlaf Schlaf sein. Er schwang mit Freuden seine Mütze, daß das silberne Glöcklein daran klingelte, und setzte sie sich dann auf den Kopf, und — o Wunder! — in demselben Augenblicke sah er das zahllose und lustige Gewimmel der kleinen Leute, und sie waren ihm nicht mehr unsichtbar. Die drei kleinen Männer kamen listig herbei, und wollten mit Behendigkeit die Mütze wieder gewinnen, er aber hielt seine Beute fest, und sie sahen wohl, daß sie auf diese Weise nichts von ihm gewinnen würden; denn Johann war ein Riese gegen sie an Größe und Stärke, und sie reichten ihm kaum bis an's Knie. Da kam derjenige, dem die Mütze gehörte, und trat ganz demüthig vor den Finder hin, und bat flehentlich, als hänge sein Leben daran, ihm die Mütze wieder zu geben. Johann aber antwortete ihm: „Nein, du kleiner schlauer Schelm, die Mütze bekommst du nicht wieder, das ist nichts, was man für ein Butterbrod weggiebt, ich wäre schlimm daran mit euch, wenn ich nichts von euch hätte, jetzt aber habt ihr kein Recht an mir, sondern müßt mir, was ich nur will, zu Gefallen thun. Und ich will mit euch hinabfahren und sehen, wie ihr es da unten treibt, du aber sollst mein Diener sein, denn du mußt wohl. Daß weiß ich so, als ihr, denn Klas Starkwolt hat mir es alles erzählt.“ Der kleine Mensch aber geberdete sich, als ob er dieß alles nicht gehört, noch verstanden hätte, er fing seine Quälerei und Winselei und Plinselei wieder von vorn an, klagte und jammerte und heulte erbärmlich um sein verlornes Mützchen; aber als Johann ihm kurzweg sagte: „Es bleibt dabei, du bist der Diener, und will eine Fahrt mit euch machen,“ da fand er sich endlich drein, zumal da auch die Andern ihm zuredeten, daß es so sein müsse. Johann aber warf seinen schlechten Hut nun weg, und setzte sich die Mütze an seiner Stelle auf und befestigte sie wohl auf seinem Kopfe, damit sie ihm nicht abgleiten oder abfliegen könnte; denn in ihr trug er die Herrschaft.

Und er versuchte es sogleich und befahl seinem neuen Diener, ihm Speise und Trank zu bringen; denn ihn hungerte. Und der Diener lief wie der Wind davon, und in einem Hui war er wieder da, und trug Wein in Flaschen herbei, und Brod und köstliche Früchte. Und Johann aß und trank, und sah dem Spiel und den Tänzen der Kleinen zu, und es gefiel ihm sehr wohl. Und er führte sich in allen Dingen beherzt und klug auf, als wäre er ein geborner Herr gewesen.

Und als der Hahn seinen dritten Schrei gethan hatte, und die kleinen Lerchen in der Luft die ersten Wirbel anschlugen, und das junge Licht in einzelnen weißen Streifen im Osten aufdämmerte, da ging es husch, husch, husch, durch die Büsche und Blumen und Halmen fort, und die Berge klangen wieder und thaten sich auf, und die kleinen Menschen fuhren hinab, und Johann gab wohl Acht auf Alles, und fand es wirklich so, wie sie ihm erzählt hatten. Siehe, auf den Wipfeln der Berge, wo sie eben noch getanzt hatten, und wo alles eben voll Gras und Blumen stand, wie die Menschen es bei Tage sahen, hob sich, als es zum Abzuge blies, plötzlich eine glänzende, gläserne Spitze hervor;

auf diese trat, wer hinein wollte, sie öffnete sich, und er glitt sanft hinab, und sie that sich wieder hinter ihm zu; als sie aber alle hinein waren, verschwand sie, und war auch keine Spur mehr von ihr zu sehen. Die aber durch die gläserne Spitze fielen, sanken gar sanft in eine weite silberne Tonne, die sie alle aufnahm, und wohl tausend solcher Leutlein beherbergen konnte. In eine solche fiel auch Johann mit seinem Diener und mit mehreren hinab, und sie Alle schrieen, und baten ihn, daß er sie nicht treten möge, denn sie wären des Todes gewesen von seiner Last. Er aber hütete sich, und war sehr freundlich gegen sie. Es gingen aber mehrere solcher Tonnen neben einander hin immer hinauf und hinab, bis alle hinunter waren. Sie hingen an langen silbernen Ketten, die unten gezogen und gehalten wurden. — —

## Die Zusammenkunft *).

Von E. L. August. Herzog von Sachsen-Gotha.

Der blasse Mond schimmerte durch die runden Gipfel der Pinien; die Sterne der Mitternacht durchfunkelten die östlich fliehenden Gewölke; nur die lauen Winde krümmten die lieblich duftenden Myrthen, die graublätterigen Oelbäume und die mächtigen Ulmen, und der schäumende Iftaris stürzte sein hüpfendes Kalt über schwarze Klüfte, durch hohe Farrenbüschel in das stumme Thal tief hinab. Alles schwieg, die Hirten und die Heerden; selbst die wachsamen Hunde, die seufzenden Turteltauben, die Bienen in den Felsen und die geschlossenen Blumen; nur die zagende Liebe und die schwelgende Liebe wachten und glühten. —

Ja, ich muß ihn sehen! Dein Haß, o Mutter, wird uns trennen, doch bleib' ich ihm treu, flüsterte weinend Minoe, und drückte einen leisen Kuß auf die verschlossenen Wimpern der Mutter, und eine Thräne der Angst fiel auf die betagte Stirne. Minoe stieg langsam von dem niedern Lager, und hüllte sich in den lohfarbigen Regenschleier. Noch einmal blieb sie, mit sich selbst kämpfend, vor der rohrgeflochtenen Thüre stehen, und seufzte ganz leise: Ach! Mutter, könnten die Nymphen, die milden Herrscherinnen, dein Herz erweichen! — oder soll nie Alethophonens, der göttlichen Seherin, bedeutungsvolle Verheißung in Erfüllung gehn? — O gewiß, setzte sie nach einer kurzen Pause hinzu, — gewiß, sie wird in Erfüllung gehn, — und gestärktern Muthes, mit einem dreisteren Schritte trat sie über die Schwelle und entschlüpfte über die feucht bethaute Wiese durch die schützenden Hecken längs dem Walde. Cynthia lächelte der sich selbst Opfernden von ihrem ebürnen Wagen herab; unsichtbar flog der göttliche Knabe vor ihr her mit Rosenlicht und Wohlgerüchen den düstern Thalweg übergießend, und Muth erfüllte das bange Gemüth der schamhaften Hirtin, und sie lächelte unschuldig und unwissend hinauf zu den sich ehrerbietig bückenden Lorbeeren, und wähnte, es gälte ihr und nicht Eros, dem Allmächtigen. — Götter, was hebt mich, was trägt mich, was scheucht so plötzlich jede Furcht aus meinem Herzen? Und als wenn sie beschwinget wäre, folgte sie wunschschnell dem Lichte, dem Wohlgeruch und dem unwiderstehlichen Götterruf, und sank in den kühlen Schatten der Granatbäume und der Rosenbüsche, die die heilige Quelle der Nymphe umpurperten, athemlos, aber freudigträumend in das weiche Moos und die Nachtviolen; aber der erste Kuß ihres Cyparissos weckte sie schnell aus der kurzen Ohnmacht. Spröde glitt sie aus den Armen des schwarzlockigen Jünglings und verbarg ihr glühendes Gesicht in den Schatten des Heiligthums. Aber wer gab dir das Herz, Holde, Theure, bei schauriger Nachtzeit hierher zu schleichen? Minoe, wer leitete dich durch die leicht täuschenden Irrwege des Waldes? Ach, sprich; bringst du mir vielleicht das letzte schmerzliche Lebewohl? Was schweigst Du, reizendes Mädchen? Rede, wenn du mich liebst. — Laß mich besinnen; weiß ich doch selbst nicht, welche Wunderfackel mich hieher leitete. Ich wollte weinen, und kann es nicht; ich wollte Abschied nehmen, und kann es nicht; ich wollte dir die Flöte meines Vaters bringen, und habe sie vergessen. — Und ich wollte auch weinen, und kann es auch nicht; ich wollte mein letztes Urtheil hören, und zage nicht mehr; ich wagte, dir meine Leier aus Chelysschale und das Plektrum zu bringen; aber ich weiß selbst nicht, warum ich sie in der väterlichen Wohnung ließ. Gleich ist unsere Stimmung, gleich unser Vergessen, und gleich unsere Hoffnung. Aber thöricht wär' es, die süße Zeit zu verkosen. — Cyparis sprich nicht so, denn du weißt: heilig sind die Quellen in den Schatten, die uns umgeben, und unbestraft bleiben gewiß nie hier zu gewagte Gespräche. —

Aber Minoe, kein Fuß betritt den friedlichen Ort, niemand wagt sich zu dieser heiligen Quelle; und ungestört —

Cyparis, Cyparis, laß mich nicht bereuen, was ich that; beleidige nicht meine sich selbst vergessende Treue. Sage dir, daß nur ein unbegreifliches Etwas mich bereden konnte, deinem

*) Aus Kyllenion oder: Auch ich war in Arkadien. Gotha 1805.

ewigen Bitten und deinen Thränen nachzugeben. Ich entfliehe, wenn deine Heftigkeit mich länger erschreckt. —

O! Minoe, winde dich nicht so ängstlich aus meinen Armen. Ist denn ein Kuß ein so großes Verbrechen? Fühle, wie hastig mein Herz pocht, und schließe dich näher an deinen Freund. —

Ach! bei den mächtigen Nymphen! hörst du nicht das Rauschen in den Aesten? —

Beim Eros! Lieblichste, es ist der kühle Hauch der Mitternacht, der durch die Rosen flüstert und durch das Murmeln des nassen Kalts die Wellen des entfernten Sees kräuselt. Aber fühle; der Gipfelwieger kann doch die Gluth meiner Wangen nicht kühlen. —

Höre; ich bringe dir ein schweres Opfer. Erwacht meine Mutter, und sucht sie mich, und findet sie mich, so bin ich verloren. Ich weiß, daß du mich liebst; ich glaube, daß mein Hierherkommen deine männliche Gluth mit frecher Hoffnung nährt; aber, was giebt dir ein Recht, mich zu verkennen und zu beleidigen? Höre; bewache den Eingang der belaubten Quelle. Ich will zu den heiligen Bildern der Wunderthätigen dringen; ich will den Schauder überwinden. Leer sind meine Hände, aber rein; die Göttinnen werden meine Gebete hören. —

Wohlan denn, einzig Geliebte! erweiche die Beschützerinnen dieser Gründe; dann laß uns fliehen, denn leichter erbittest du den Schutz der Götter, als du den Groll der Aeltern versöhnst. Reiche mir den Kuß und noch diesen. —

Genug, Unersättlicher! — Und die tugendhafte Hirtin verschwand in der Tiefe des Heiligthums, welches kein Männerfuß berühren darf. Er segnete sie und seufzte hoffend gen Himmel, und setzte sich singend unter den gewölbten Granatbaum und die schlanken Pappeln des Eingangs:

Furchtbar ist der Nymphen Rache.
Sterbend sank der freche Späher
In die reinen keuschen Wellen;
Und die Wogen tobten lange.

Schnell erfolgt der Nymphen Strafe;
Blutend sank die blasse Hirtinn
Zu dem Fuß der Wunderbilder;
Und die Stürme klagten lange.

Ehrt das Heiligthum der Nymphen,
Und bekränzt das Mahl, den Altar;
Gießet Milch, und färbt die Wogen
Mit dem Purpur zarter Lämmer.

Lieblich ist der Nymphen Lohnen;
Segnend ist ihr mildes Herrschen.
Jungfrau'n, naht der düstern Stelle,
Singt zum Murmeln heil'ge Lieder.

Cypariß sang mit milder, aber nicht zu tiefer Stimme; denn zarte Daunen kräuselten sich noch auf seinen braunen Wangen, und der Wiederklang der nahen Hügel wiederholte dreimal in geschwächter Wiederkehr den hüpfenden Rhythmus des ländlichen Euphons. Da saß er, die Maiaporische Gestalt kaum in den kurzen Mantel gehüllt, das kräftige Haupt ungeduldig und verliebt auf die Hand stützend. Plötzlich hörte er nahes Gespräch, und schon wollte er unwillig den frevelhaften Horcher erspähen, als aus der tiefen Nacht ungeschleiert die schönste der Arkadierinnen, die goldgelockte Minoe, sanft lächelnd, aber traurig gefaßt hervortrat. Ehrerbietiger wie vorher blieb der hoffende Schäfer stehen. Die Worte fehlten ihm; und fast nahm er sie selbst für die jüngste der Göttinnen; auch hing über die gescheitelten Stirnwellen ein langblättriger Schilfkranz herab, und in ihren zarten Fingern hielt sie den dunkeln Saum ihres weichanschließenden Gewandes. Schäfer, sprach sie schon aus der Ferne, ich opferte meinen Schleier den Nymphen, breitete ihn über das Grab der frechen Neugierde, wo itzt von braunem Byssus umflattert, der Mond die Gestalt des frevelnden Wasserschöpfers und die Rosen und die Granaten erleuchtet, die ich zur Sühne ausstreuete. Dann betete ich, denn ich durfte jetzt den wunderthätigen Gebilden nahen. Dreimal beugte ich mich, die Stufen mit schaudernder Stirne berührend, nachdem ich mir mit der Fingerspitze die Haare der Stirn und die Zöpfe des Nackens gelüftet. Himmlische Stimmen tönten zwischen den vier Riesensäulen, die die Felsengrotte schließen und sie zum Tempel wandeln. Es war keine Täuschung. — Einer der Kränze, der über dem Eingange die hohe Friese zierte, und den die Jungfrauen der Weihe daselbst aufgehängt, löste sich von den flatternden Binden und senkte sich, als Zeichen der göttlichen Huld, auf meine tiefgebeugte Stirn. Cypariß, sieh' hier den theuern Lohn; ich schwur, nicht meine Mutter zu lassen; meine Armuth und meinen Jammer stumm zu ertragen; dich ewig treu zu lieben, und mich dann . . . . Aber Minoe konnte den zu gewagten Eid nicht aussprechen, denn ihre Mutter Oenone, Cyparissens Vater Nikon, traten Hand in Hand aus dem Schatten der dicht verwachsenen Pappeln. Mit einem ängstlichen Schrei barg die Schäferin ihr reizendes, blasses Gesicht an dem Busen ihres verlegenen Geliebten. Doch schnell sammelte sie sich, um wieder zu dem Heiligthum ihrer himmlischen Beschützerinnen zu fliehen. — Bleibe, bleibe, liebes Kind; die Fackel, die dich hieher geleitet, hat mich erweckt, rief die Mutter, auch sie hat mich hieher gerufen, sprach am Eingange des Heiligthums der fromme Nikon. Die Stimme der Götter hat uns versöhnet. Kommt, Kinder, ihr braucht

nicht zu fliehen; kommt, Eros selbst hat euch verbunden. Minoe und Cyparis lobten die Nymphen und dankten aus frohem Herzen Eros und ihren Aeltern; und jetzt brauchen sie nicht mehr ihr nächtliches Lager zu verlassen, um sich zu finden.

---

## Aus Walseth und Leith *).

Von H. Steffens.

Es war zwei Stunden nach Mitternacht im Juni-Monat 1742. Ein Boot mit drei kleinen Masten, von denen jeder mit einem mächtigen Segel versehen (ein Ottring), war mit acht Mann besetzt. Diese waren in kurze, meist wie Hemden verfertigte Jacken von grober Wolle gekleidet, die Beinkleider von Segeltuch, steif, und glänzend geschwärzt durch Thran, die Hüte, den Kopf eng umschließend, mit breiten Rändern aus grober zusammengekneteter Wolle, mit Häuten überzogen, glänzend und schwarz, wie jene. Die meisten waren junge rüstige Burschen, zwei ältere, mit langem, struppigem, röthlichem Barte geziert. Zwar trug ihr Aussehen das Gepräge der Rohheit ihrer Lebensweise, aber eine gewisse herbe Gutmüthigkeit war dennoch ein unverkennbar herrschender Zug.

Das unabsehbare Meer umgab das Boot, die Meeresfläche schien spiegelglatt, und die kleinen Wellen in der Nähe schaukelten es. Hier wechselte, wie die Farbe, so das Ansehen der See. Strömungen kräuselten das Wasser, unterbrachen die ruhige Fläche, und bildeten breite, dunklere Straßen, die sich in grader Richtung, meist von Norden nach Süden, erstreckten, und in derselben Richtung sich in sich bewegten. Im fernem Westen erkannte man, tief in das Meer getaucht, das Abendroth, weit in Osten zuckten einzelne Strahlen herauf, und deuteten auf die kaum unter dem Horizonte verborgene Sonne. Ein Nebelstreifen, gleich einem dunklen Balken, der das feurige Roth quer durchschnitt, bezeichnete die fernen felsigen Ufer der Heimat. Rings umher herrschte eine feierliche Stille, selten flog eilig ein Vogel durch die Luft, nur schwarze Delphine in Menge wälzten sich, und das Plätschern tönte in die Meeresstille hinein. Ein unermeßliches Heer durchsichtiger, gallertartiger Medusen, größere und kleinere, sah man den runden, scheibenförmigen Leib wechselnd ausdehnen und zusammenziehen; — man glaubte schwimmende Schwämme zu erblicken.

*) Die Familie Walseth und Leith. Breslau 1827 u. d.

Ruhig saßen die Männer auf der Mitte des Königsrandes (Kongseggen), einer großen Tiefe in der Nordsee, zwölf Meilen von Haram in Soendmoer, und blickten gespannt in den Abgrund hinein. Nur durch einzelne Töne und kurze Befehle der ältern wurde das Stillschweigen unterbrochen, wenn sie mit den mächtigen Fischschnuren, die über hundert Faden in die Tiefe reichen (Diubsaagn), einen Kabeljau anzogen und mühsam in das Boot warfen; oder wenn es ihnen gelang, eine mächtige Scholle (Qveite) zu fangen, deren fetter Rücken getrocknet einen seltenen Leckerbissen der Einwohner abgiebt; oder wenn sie jubelnd einen Haifisch fingen, dem sie die Leber ausschnitten, und dann das getödtete Thier dem Meere überließen. Bei solchen Gelegenheiten entstand eine augenblickliche allgemeine Bewegung, die einige Zeit fortdauerte. Darauf aber kehrte jeder zu seiner früheren Beschäftigung zurück, und blickte stillschweigend und aufmerksam in die Tiefe. Es wird als ein besonderes Glück betrachtet, wenn das Meer über dieser Untiefe völlig ruhig ist. Dann hangen die starken Fischschnüre senkrecht herunter, und der Fang gelingt vorzüglich. Es war jetzt der Fall, und eben deßwegen war jeder aufmerksam, emsig bemüht, den Augenblick zu benutzen dessen Vortheile sie bald zu verlieren befürchten mußten. Gewöhnlich herrscht über der Untiefe ein starker Strom, der besonders in der Mitte selten nachläßt, so, daß er eben das Zeichen ist, daß man die rechte Stelle gefunden hat. Dieser zeigte sich jetzt, und trieb die Schnur mit sich, daß diese den Grund nicht finden konnte, und die Fischer ließen nun auch das Boot in der Richtung des Stromes nach Norden treiben. Noch gelang es ihnen, einige Fische zu fangen, aber der Strom nahm so stark zu, daß sie in kurzer Zeit einige Meilen nach Norden trieben. In dieser Richtung entfernten sie sich immer mehr vom Lande, welches hier gegen Osten umbiegt.

Wir müssen aus dem Strom heraus, sagte Ola.

Ei freilich, antwortete Thorwald, und dann ausruhen.

Mit Anstrengung gelang es. Der Morgenwind war vorüber, das ganze Meer, auf dessen unermeßlicher Fläche das Boot schwamm, noch immer ruhig, die Segel zusammengerollt, die Ruder lagen unberührt in dem Boote, und die Fischer verzehrten als Frühstück getrocknete Fische, etwas alten Käse und flaches trocknes Gerstenbrot. Ihr Trank war eine Mischung von Wasser und saurer Milch.

Als wir gestern früh ausfuhren, fing Thorwald an, sah ich in dem dicken Nebel den Seedrou leibhaftig am Seehause stehen. Wir hatten eben das Boot aus der Scheune gezogen, ich

ging zurück, die Ruder zu holen; da stand er als Seemann gekleidet, in der Thüre, und war verschwunden, als ich hinkam.

Da du das erzählst, unterbrach ihn Ola, so will ich dir auch sagen, daß ich den Drouspeichel als einen Schaum in dem Boote fand, nachdem wir einige Meilen gesegelt waren. Svend sah es auch, wir wollten aber nicht, daß ihr es wissen solltet.

Gott stehe uns bei! das ist ein schlimmes Zeichen, antwortete Thorwald.

Ei nun — sagte jetzt Svend, ein schöner junger Fischer, der Drou bedeutet zwar Unglück; aber ob es uns gilt, können wir nicht wissen. Wir werden bald etwas anders zu thun haben, als unglücklichen Vorbedeutungen nachzugrübeln. Ich sage euch, in einer Stunde haben wir Südenwind, jetzt können wir die Segel nicht brauchen, der Strom treibt uns mit Gewalt gegen Norden, und das Rudern wird wenig helfen.

Die Fischer blickten ängstlich nach Süden, und mußten Svend Recht geben.

Wir werden sobald nicht nach Hause kommen, fuhr Svend fort.

Wenn wir überhaupt Soendmoer je wiedersehen, sagte Ola trübe.

Warum nicht? erwiederte Svend, verdrießlich, wie es schien, über den Kleinmuth des Alten; noch geht ja Alles wohl, das Boot ist tüchtig, es fehlt uns nicht an Speise und Trank, — wer möchte gleich die Hoffnung aufgeben?

Sie ergriffen die Ruder, und suchten völlig aus dem Strome heraus, und, so viel möglich, gegen Süden zu kommen. Während sie alle mit großer Anstrengung ruderten, die Richtung des Boot's durch den Compaß bestimmend, bewölkte sich der Himmel, die Sonne trat unter dicke Wolken, die schwarze Meeresfläche kräuselte sich immer mehr, und ein Wind blies aus Südosten. Eilig wurden die Ruder eingezogen, alle Segel aufgespannt, und sie suchten, den Wind bis auf wenige Grade durchschneidend, und so hin und her kreuzend, die Höhe, die sie erreicht hatten, zu behaupten, und zu verhindern, daß sie nicht immer weiter gegen Norden trieben. Indessen erhob sich der Wind immer stärker, die Wellen wurden mächtiger, das Meer immer unruhiger, und fortdauernd strebten die kühnen Fischer dem Winde zum Trotz ihre Richtung zu behaupten. Die Wellen spielten an dem Rande des schiefsegelnden Boots, überströmten es oft, und als der Wind sich bis zum Sturme steigerte, spritzte der wilde Schaum vorn und an dem bis auf die Wasserfläche geneigten Rande hoch empor. Das Boot war in der Mitte des tobenden Elements schwer zu erkennen. Nur die Worte — schöpft das Wasser aus — reef die Segel ein — das Ruder nach der Leeseite, (Roer i Läe) tönten zuweilen aus den Wellen hervor, und würden einem nahen Schiffe verrathen haben, daß hier ein offnes Boot in dem wüsten Oceane mit den empörten Wellen kämpfte. Gegen Mittag brach ein wüthender Sturm los. Die Wellen tobten immer furchtbarer, es bildeten sich unermeßliche, nach unten gerundete Gewölbe, deren Seitenwände in großer Höhe sich verengten. Auf dieser Schärfe brachen sich die Wellen, sie zersplitternd in schneeweißen Schaum, der hoch in die Luft spritzte, während ein Theil des Wassers von dieser Höhe, auf die geneigte Fläche, wie auf eine feste abschüssige Wand herablief. Aber die große riesenhafte Wassermasse hob sich, indem sie sank, sank, während sie sich hob, und so schien sie, betrachtete man die einzelnen Wellen, immer die nämliche Gestalt zu behalten, während der innere Grund, in furchtbarer Hast von dem Oceane gepeitscht, nach Norden gejagt wurde. Die Fischer eilten, als der Sturm sich so gewaltig erhob, die Segel, die Masten herunterzuziehen, schnell griff jeder nach seinem Ruder, nur bemüht, dem Boote eine solche Richtung zu geben, daß es die immer wachsenden Wellen durchschneiden mußte. Während von der Oberfläche der aufwärtssteigenden Wellen das Wasser neben dem Boote abwärts lief, wurde dieses selbst, von der mächtigen Woge, an welcher es schwebte, wie an einen schroffen Hügel hinauf nach der schäumenden Spitze getragen, um wieder mit Blitzesschnelle herunterzustürzen. Die Hälfte der Mannschaft ruderte ohne Unterlaß, während einer steuerte, und die Uebrigen, die Ruder in Bereitschaft, aufmerksam da saßen, um die Rudernden, wenn sie ermüdeten, abzulösen. So gespannt waren sie auf das Nächste, auf das Nothwendigste, daß die Furcht keine Gewalt über sie erhielt. Der Himmel ward immer finsterer, das Meer, die brausenden Wellen immer schwärzer, der Sturm heulte, der Regen goß in Strömen herunter, und füllte das Boot, zwei Männer mußten ununterbrochen das Wasser ausschöpfen.

Sie entdeckten einen Nordlandsfahrer, schwebend auf dem hohen Schaumgipfel einer fernen Welle, kaum erkennbar. Der große Mast trug das eine mächtige Segel aufgerieft. Aber nur einen Augenblick erblickten sie das Schiff; der nächste tauchte es zwischen die Wellen hinein, als wäre es von ihnen verschlungen. Plötzlich erschien es wieder, und jetzt sah man es von der Höhe der Welle in die gewölbte Vertiefung schwebend. Jetzt war es ihnen nah. Es flog dem Boote pfeilschnell vorüber, und sie sahen, wie das Schiffervolk das Entsetzen auf mannichfaltige Weise äußerte, als sie Fischer in einer so

gefährlichen Lage, mitten im Meere, den tobenden Wellen preisgegeben erblickten. Aber wie eine augenblickliche Erscheinung eilte ihnen das Schiff mit der Mannschaft vorüber, bald sahen sie es in der düstern Ferne wie einen dunklen Punkt auf der Schaumspitze tanzend verschwinden, und fühlten sich doppelt verlassen.

Mehre Stunden waren schon verflossen, die Mannschaft erschöpft, als gegen Abend der Sturm nachließ. Die Wellen brachen sich, einzelne Wassermassen erhoben sich kugelförmig mit schäumendem Gipfel, und von der regellosen Bewegung der Wogen ergriffen, schwankte das Boot unbestimmt in allen Richtungen. Schon war es spät geworden, noch immer mußten sie mit Anstrengung rudern, als Svend jauchzend bemerkte, daß der Wind sich in Nordwest erhob. Dieser nahm fortdauernd zu, die Wellen fingen allmälig an, eine regelmäßige Bewegung zu erhalten. Die Masten wurden aufgerichtet, die Segel ausgespannt, und das Boot flog mit dem Winde der Heimat entgegen, während die Fischer, die sich jetzt völlig ausruhen konnten, die Gefahr, der sie entgangen waren, kaum erwähnend, theils Hunger und Durst stillten, theils einschliefen.

Der Wind ist zwar gut, sagte Ola, aber wir sind noch weit vom Lande; und da der Südsturm sich gegen Abend legte, so können wir ihn gegen Mittag wieder erwarten, und so Alles verlieren, was wir gewonnen haben. Der Drou ist nicht umsonst erschienen. Ich sehe ihn noch, wie er drohend vor mir stand, und darauf verschwand.

Ich erblicke jetzt etwas Besseres, Ola, erwiederte Svend, erkennst du dort nicht die drei Schwestern? Wir haben den richtigen Cours gehalten, und gehen grade auf das Land zu.

Ola strengte sich an. Nur das geübte Auge der Fischer konnte in der großen Ferne in dem bewölkten Morgenrothe drei schwarze Punkte wahrnehmen.

Indessen dauerte der Nordwind fort, das Boot flog durch die Wellen, und die Sonne erhob sich allmälig am fernen Horizont. Die Schlafenden wurden aufgeweckt. Ruhig setzten die Fischer sich hin, entblößten die Häupter, und stimmten mit rauhen Kehlen einen geistlichen Gesang an, dessen harte Töne sich mit dem Brausen des Meeres verbanden, und in das weite Meer hineinschallten. Ola sprach darauf ein einfältiges Morgengebet, in welchem in schlichten Worten Gott für die Rettung aus drohender Gefahr gedankt und er um fernere gnädige Hülfe angefleht wurde. Die Fischer murmelten das allen wohlbekannte Gebet leise nach, und die zwar stumme, aber doch tiefe Freude über die Rettung bewegte, eben weil sie keine eignen Worte finden konnte, die rauhen Gemüther in hingebender Andacht. Der Cours ging nun immermehr gegen Süden, der Mittag war vorüber, das Land lag mit den rauhen Felsenspitzen und Inseln, die wie chaotisch unter einander geworfene, mannigfaltig zerrissene Riesenmassen sich darstellten, wenn auch fern, doch erkennbar vor ihnen.

Erkennst du, Godöe siehst du, Ola, wie der Nebel sich an den nördlichen Abhang gelagert hat? wir werden guten Wind behalten, und dießmal, mit Gottes Hilfe, nach einem guten Fange glücklich zurückkommen.

Sprich nicht so, erwiederte verdrießlich Ola, du kannst den Wind besprechen, daß er umschlägt. Bis der Fischer in dem Hafen ist, muß er fürchten, ohne furchtsam zu sein. Die Jugend wird immer tollkühner, sie will nicht mehr erkennen, wie wir ganz in der geheimen Gewalt des wüsten Meeres sind, wenn wir uns seinen Wellen mit so zerbrechlichen Fahrzeugen preisgeben. Vorzeiten sah dieß jeder ein, und nahm's zu Herzen. Wenn unsere Väter, von solcher Gefahr bedroht, dem Leben nur noch halb zugehörten, scheuten sie sich, auch die gemeinsten Dinge mit den gewöhnlichen Worten zu bezeichnen, in so ungewohnter, unsichrer Lage. Das war der alte stille Ernst; doch jetzt sieht jeder leicht darüber hinweg.

Du hast wohl nicht Unrecht, erwiederte Svend, wenn nicht oft auch eine recht trübselige Angst daraus entstünde, daß der Seemann unmännlich zittert, wenn ein zufälliges Wort die abergläubige Regel verletzt. Aber wo starrst du so hin, Thorwald?

Ich habe lange in Süden etwas Schwarzes entdeckt, mitten auf dem Meere, erwiederte dieser. Erst erschien es als ein kleiner schwarzer Punkt, der immer wieder verschwand, daß ich mich zu täuschen glaubte; aber nun bleibt es. Seht ihr es nicht?

Lange suchten sie mit den Augen nach der bezeichneten Gegend vergebens, endlich entdeckten sie es nach und nach Alle, und in der That trat es immer deutlicher hervor.

Es ist ein Wrack, rief plötzlich Svend, nachdem er aufmerksam hingesehen hatte. — Wir müssen darauf zu, vielleicht ist dort noch etwas zu retten —

Und zu verdienen, riefen Andere, Svend beistimmend.

Sie steuerten grade auf den Punkt zu. Da glaubten sie auf einmal in weiter Ferne einen Blitz von diesem Punkte ausfahren zu sehen, der Rauch wirbelte, kaum wahrnehmbar, über das Wasser empor, und bald darauf glaubten sie

nun auch einen kaum hörbaren Schuß zu vernehmen.

Ein Nothschuß, sagte Ola, und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgten sie den ihnen jetzt so wichtigen Gegenstand. Immer entschiedener wurde Svends Vermuthung bestätigt. Man war schon einig, daß es eine Brigg sein müßte, man erkannte den abgebrochenen Fockmast, den fast verschwundenen Boegspriet, und sah, wie die zerrissenen Taue um den einen kahlen Mast herumflatterten. Jetzt kam man immer näher, die Mannschaft des Schiffs hatte das Boot erkannt, alle bewegten sich lebhaft, streckten die Arme, wie um Hilfe flehend, heraus, während das Schiff den Wellen preisgegeben, unsicher hin- und herschwankte. Früher hätten sie es schon erreicht, wenn es sich nicht mit dem Winde fortbewegt hätte. Als sie näher kamen, sahen sie das Ruder zerbrochen, das Hinterkastell zerstört, und hörten das Jammergeschrei der Männer. Endlich legten sie an das Schiff an. Es war schwer, weil die unstäte Bewegung desselben ein ruhiges Anlegen nicht erlaubte. Stricke wurden von dem Schiffe in das Boot geworfen, wie es schien, von äußerst kraftlosen Armen. Svend war der Erste, der sich durch den Strick auf das Schiff hinaufschwang. Andere folgten, und Alle erschraken, als sie den Jammer erblickten, der auf diesem halbzertrümmerten Fahrzeuge herrschte. Zehn bis zwölf Menschen schwankten, Leichen ähnlich, auf dem Schiffe herum, die Augen starr und tief in den blassen, abgemagerten Gesichtern liegend. Kaum vermochten sie zu reden. Ein einziger junger Mensch schien mehr Kräfte, als die Uebrigen, behalten zu haben. Er sprach dänisch. Man erfuhr durch ihn, daß sie Grönlandfahrer, und daß ihre jetzige dringendste Noth der furchtbarste Hunger wäre. Kaum hatte Svend dieses gehört, als er eilig sich in das Boot schwang. Alles, was dort an Lebensmitteln übrig war, und eine beträchtliche Menge der gefangenen und zubereiteten Fische, wurden auf das Schiff gebracht, dann eine kleine Tonne frisches Wasser. Wie grimmige Thüre stürzten die Matrosen über die rohen Fische her. Vergebens beschwur man sie, zu warten, bis sie gekocht wären.

Da entdeckte Svend vorn im Schiffe eine hochschwangere Frau, die wie in Ohnmacht lag. Eine Todtenbläße hatte sich über das hagere Antlitz verbreitet; aber die zarte Haut, die feinen Züge bewiesen, daß sie bessere Tage erlebt hatte. Sie lag mit gefalteten Händen, die Augen geschlossen, da. Eine einfache, weiße Mütze schloß sich dicht an den Kopf an, ein weißes, breites, leinenes Band ging quer über die Stirn, und ähnliche Bänder waren unter dem Kinn zu einer großen Schleife vereinigt. Sie trug eine Jacke und einen Rock von grauem Tuch, war über Hals und Schultern geworfen, und verhüllte dicht und züchtig die Brust. Neben ihr lag ein ältlicher Mann, mit starken Gesichtszügen, wie es schien, dem Tode nah. Er trug eine runde, ungepuderte Perücke, und der braune Rock mit breiten Schößen, die Aermel mit herunterhängenden Klappen, war durch eine Reihe großer Knöpfe bis dicht unter den Hals zugeknöpft. Um dieses war ein schwarzseidenes Tuch eng geschlungen, so daß die Enden weit über den Rock herunterhingen. Svend eilte zuerst auf die Frau zu. Noch war der Branntwein im hohen Norden selten. Man führte ihn nur als Stärkungsmittel gegen die völlige Erschöpfung mit sich, und die rüstigen Fischer hatten es noch nicht nöthig gefunden, zu diesem kostbaren und seltenen Mittel zu greifen, obgleich ein Jeder ein kleines Fläschchen bei sich trug. Mit Wasser verdünnt flößte Svend der ohnmächtigen Frau einige Tropfen ein. Sie erholte sich etwas, und ihr erster Blick war nach dem Manne gewandt, der neben ihr lag. Beide ruhten auf einem Lager von Segeltuch. Auch den Mann versuchte Svend durch dieses Mittel zu stärken.

Während er hier beschäftigt war, hatten einige Fischer die Fische gekocht, diese und Gerstenbrod ward den Hinfälligen geboten. Sie genossen gierig, und schauderhaft erschien es dem guten junge Manne, als er diese feine, edle Gestalt von einem fast thierischen Heißhunger ergriffen sah. Die Frau richtete sich auf, und fühlte sich sichtbar gestärkt. Sie schien weniger, als die Uebrigen, gelitten zu haben, und bald erfuhr man, daß der Mann, der neben ihr lag, als noch einige Lebensmittel im Schiffe waren, auf jede Weise die Frau getäuscht hätte, um von den seinigen ihr einen bedeutenden Theil zu geben. Sie hatte es nur zu spät gemerkt, und daher war der Mann früher schon, als die meisten Uebrigen, von dem Hunger ergriffen worden. Es schien ihnen ein Räthsel, daß er noch lebte. So elend indeß die Mannschaft auch war, so wurden sie doch durch die frohe, unerwartete Hoffnung aufgerichtet.

Schnell hinunter in das Boot, rief Ola, und Svend setzte schon zwei Ruder in Bewegung. Das Boot zog nun das Schiff nach dem Lande zu, indem man sowohl Segel als Ruder benutzte. Svend war durch den Jammer auf dem Schiffe sichtbar erschüttert.

Mein Gott, rief er ungeduldig, wie langsam geht es!

In der That ging das Schiff sehr langsam nach der, noch neun bis zehn Meilen entfernten, Küste zu. Während die Fischer mit großer An-

strengung ruderten, und schon zweifelten, daß sie Kräfte genug haben würden, um das Schiff so weit zu schleppen, entdeckten sie in der Ferne zwei Boote. Man rief der Mannschaft zu, daß sie eine Kanone lösen sollte. Aber das Schiffstau war lang, der Wind noch immer stark, sie schienen den Ruf nicht zu verstehen. Man war genöthigt, wieder auf das Schiff zuzurudern. Svend bestieg es, er sah nur flüchtig die Frau, die erschöpft da lag, den Mann, der mit dem Tode zu ringen schien, und eilte, die drei Kanonen, die hinten standen, zu laden, und alle drei abzufeuern. Mit Vergnügen merkte er, daß die fernen Boote ihren Lauf änderten. Er eilte nun in das Boot, die beiden übrigen kamen bald heran. Einige brachten Lebensmittel, die nun für die kurze Zeit in hinreichender Menge da waren. Die Boote verbanden sich mit dem ersten, und das Schiff ging jetzt schon schneller nach dem Lande zu.

Indessen neigte sich der Tag, der Wind hörte auf, in der stillen Nacht tönten die vereinigten Ruderschläge, die Wellen brachen sich an den Seiten des Wracks, und immer eiliger suchte man das Land zu erreichen. Man glaubte auf dem Schiffe zuweilen ein Wimmern zu hören.

Auf Godöe erhob sich der hohe Berg gegen Norden. Sie näherten sich dem Ufer immer mehr, und als sie gegen Morgen in Breesund hineinruderten, erblickten sie eine große Menge Boote. Schon in der Nacht entdeckten rudernde Schiffer ein Wrack, welches am Schlepptau dem Lande zugeführt wurde. Das Gerücht verbreitete sich schnell, Boote strömten von allen Seiten zu, die Anzahl derer, die das Schiff hineinschleppten, konnte vermehrt werden, die erschöpften Fischer wechselten mit andern ab; und nach wenigen Stunden lag das Schiff bei Kalvestad, dicht unter einer steilen, drohend herunterhängenden Felsenwand fest angebunden.

Am Ufer war eine große Menge Menschen versammelt, Mehrere von der Mannschaft des Schiffes hatten sich so weit erholt, daß sie ohne Hilfe das Schiff verlassen konnten. Sie lachten, weinten, umarmten sich wechselseitig, stürzten auf das Knie, und die gewaltsamen Aeußerungen der Freude ergriffen die Zuschauer, die sie neugierig umgaben.

Unser Schiffer verließ, gefährlich krank, Grönland, erzählte einer an die sich zudrängenden Zuschauer, die sie mit Fragen bestürmten, und war schon gestorben, ehe der wüthende Sturm losbrach, der unseren großen Mast zersplitterte, auch unser Steuermann, jetzt todt, lag krank in seiner Koye, und wir Anderen wußten uns kaum zu helfen. Das Schiff trieb hin und her, das Steuerruder war, ehe wir es uns versahen, zerschmettert, und seit zehn Wochen trieben wir in dem wilden Meere herum. Einmal war ein Schiff uns nahe, wir erwarteten sicher Hilfe; aber es eilte uns, mit gutem Winde, pfeilschnell vorüber. Seit acht Tagen nahmen die Lebensmittel so ab, daß wir den Hungertod vor Augen sahen, in den drei letzten kaueten wir das Leder, und schon fingen einige an, das Schauderhafteste vorzuschlagen, als wir durch euch gerettet wurden.

Man umringte nun die Frau, Svend näherte sich, und sie erkannte den jungen Mann, der sie so freundlich unterstützt hatte. Aber sie sprach deutsch, und keiner verstand sie. Sie pflegte mit angstvoller Sorge ihren Mann, kniete neben seinem Lager hin, und betete. Jede Hilfe wurde versucht; allein sie kam zu spät. Mit einem matten Blicke nach seiner Frau, dann nach oben gewandt, mit gefalteten Händen, wie in stilles Gebet versunken, athmete er zum letztenmale. Die Frau war ohnmächtig auf das harte Lager hingestürzt. Nach einiger Zeit schlug sie die großen Augen auf, sie schien ganz in innere Betrachtung vertieft, sie blickte ruhig nach oben, und die von Schmerzen krampfhaft bewegten Züge beruhigten sich, ein klares Licht schien die hellen Augen zu erleuchten, eine wehmüthige Freude spielte um die blassen Lippen, und mit einer innerlich zitternden, bewegten, aber unendlich rührenden Stimme sang sie:

Er wird es thun, der gute, fromme Gott;
Er läßt nicht ohne Maß versuchet werden,
Er bleibet noch ein Vater in der Noth,
Sein Trost erleichtert seines Kind's Beschwerden.
Ei, höre nur, wie er so freundlich spricht:
Verzage nicht.

Und also bricht das Herz ihm gegen dich,
Er spricht: ich muß mich über dich erbarmen,
Du armes Kind hast niemand, außer mich,
Drum halt' ich dich in meinen treuen Armen;
Sei gutes Muths, die Hilf' ist dir schon nah,
Der Trost ist da.

Die Fischer hatten sich mit ihren Frauen, Söhnen, Töchtern und Mägden um die Leiche und um die trauernde Frau gestellt, und als sie zu singen anfing, waren ihnen freilich die Töne der fremden Sprache unverständlich; aber die rührende Andacht, die sich durch die Stimme und mehr noch durch die verklärten Züge aussprach, erregte eine andächtige Stille. Die Männer entblößten die Häupter, die Frauen falteten die Hände, und während des Gesanges hörte man nichts, als ein tiefes Schluchzen in der Versammlung.

Lange dauerte die feierliche Stille. Die fremde Frau hatte sich gefaßt aufgerichtet, die rührende Andacht, die alle Zuschauer zeigten,

schien das Vertrauen gestärkt zu haben, sie blickte mild um sich her, reichte, mit Thränen in den Augen, den Nächststehenden die Hände, und es war ihr, als fühlte sie sich heimathlich unter diesen wohlwollenden Menschen, die ihren Kummer theilten, obgleich sie nicht vermochte, sich ihnen verständlich zu machen. Noch einmal kniete sie, betete über der Leiche des Mannes, und sprach: du hast dich für mich und für dein Kind aufgeopfert, treu bis in den Tod.

Alle Frauen drängten sich um sie herum, jede bot ihr Hilfe, Pflege, Herberge an, und die Schiffsleute erhoben die Theilnahme durch ihre Erzählung.

Sie ist die Frau des deutschen frommen Predigers, dessen Tod sie beweint. Sie waren nach Grönland gegangen, um die Heiden zu bekehren. Die Wilden haben sie wie eine Heilige angebetet; denn allen erschien sie hilfreich, und verschmähte es nicht, lehrend und helfend in ihre niedrigen, schmutzigen Hütten einzukehren. Auf dem Schiffe war sie ein tröstender Engel, wenige Männer so muthig, wie sie, und wenn die Noth wilde Leidenschaften unter uns erregte: so war ein Wort, ein Blick von ihr hinreichend, um die Wildesten zum Stillschweigen zu bringen.

---

## Aus Prinz Zerbino *).

Von L. Tieck.

### Der Garten.

Nestor (tritt auf.)

Hab' ich in meinem Leben so was gesehen! Was das hier für eine Einrichtung ist! Kein Garten, sondern eine Wildniß. Ich glaube, wenn ich mich lange hier aufhielte, könnte ich in der That unsinnig werden. Und warum nicht? Ist es wohl andern ehrbaren Leuten aus wohlfeilern Ursachen begegnet. — Blumen, so hoch wie kleine Bäume, Lilien, die höher sind als ich, mit einem Blumenstern, den man nicht umspannen kann, große Rosen an Rosen, zwischen himmelhohen Eichen, Baumgänge, die so hoch sind, daß der Blick sie kaum erreichen kann, — und alles in solchem Ueberfluß, alles so gedrängt an einander, daß der ganze Garten wie ein einziger dichtgeflochtener Blumenkranz aussieht. Und alles brummt und singt, und hat ordentlich Einfälle! Ich möchte manchmal lachen, wenn ich nicht um meinen Verstand so sehr besorgt sein müßte.

Der Wald. Der frische Morgenwind.
Durch unsere Zweige geht,
Rührt jedes Blatt geschwind,
Wenn er so wohlgemuth durch alle Aeste weht.
Rühr' dich, o Menschenkind,
Was soll die Bangigkeit?
Wirf ab dein kleines Leid,
Komm, komm in unsern Schatten grün,
Wirf alle Sorgen hin,
Erschließ dein Herz der Freudigkeit.

Nestor. Ist das nun nicht eine ganz verfluchte Art, zu rauschen? Ich habe doch nun, so lange ich denken kann, schon manchen Wald gesehen, aber dergleichen ist mir noch nicht arrivirt.

Der Wald. Wir rühren mit Zweigen
In den Himmel hinein.
Und spüren so eigen
Den glänzenden Schein;
Mit Fingern, mit Zweigen, mit Aesten,
Durchrauscht von spielenden Westen,
Durchsungen von Vögelein,
Freun wir uns frisch bis in die Wurzeln hinein.
Wir rauschen, wir flüstern, wir wogen,
Geschirmt vom blauen Himmelsbogen,
Von freundlichen Lüften durchzogen.
Frühlingsglanz!
Frühlingsglanz!
Sei gegrüßt, sei gegrüßt von Abend zu Morgen,
Von Morgen zu Abend,
Komm, Mensch, sei frei von Sorgen
In unserm Schatten, der brüderlich labend.

Nestor. Sei frei von Sorgen! Eben Euer verdammtes Geschwätz, das beinahe an das Vernünftige grenzt, macht mir die meisten Sorgen. — Das Tollste ist, wenn sie nun alle zusammen musiciren und zwitschern; wenn es nicht um die Merkwürdigkeit wäre, so wär ich schon längst wieder weggelaufen.

Der Wald. Jeder sein eigen,
Birken, Tannen, Eichen,
Stehn wir durchsammen verwirrt,
Doch keiner den andern irrt,
Der streckt die Zweig' in die Weite,
Rührt schirmend das Gras mit der Hand,
Der steht zum Himmel gewandt,
Führt jeder ein Rauschen, sein eigen,
Und schüttelt sich frisch in den Zweigen,
Doch fließt der mannigfalt'ge Klang
In Einen brüderlichen Chorgesang.
So auch die Menschen mitsammen
Die verschieden von Einem nur stammen,
Jeder rührt sich in seinen Zweigen,
Doch alle streben zum Lichte zu steigen,
Wenn sich auch viele gegen die Erde neigen,

---

*) Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack. Jena 1799.

Sie alle Brüder sein,
Verschiedenheit ist nur Schein,
Sie rauschen verworren durch einander hinein,
Wird dem Klugen ein einziger Chorgesang sein.

Nestor. Sieh da, sieh da, predigt meiner Seel die Toleranz trotz dem Besten unter uns. Nur ein bischen konfuse, Ideen und Sprache etwas verworren; übrigens aber möchte man doch des Teufels darüber werden.

Rosen. Bist du kommen, um zu lieben,
So nimm unsre Blüthe wahr,
Wir sind röthend stets geblieben,
Prangen in dem Frühlingsjahr.
Als ein Zeichen sind die Büsche
Mit den Rosen überstreut,
Daß die Liebe sich erfrische,
Ewig jung sich stets verneut.
Wir sind Lippen, rothe Küsse,
Rother Wangen sanfte Gluth,
Wir bedeuten Liebesmuth,
Wir bezeichnen, wie so süße
Herz und Herz zusammenneigt,
Liebesgunst aus Lippen steigt.

Nestor. Ich wette, daß in dieser Rose keine Spur von ächter Moralität zu finden ist.

Rosen. Küsse sind verschönte Rosen
Der Geliebten Blüthezeit,
Und ihr süßes, süßes Kosen
Ist der Wünsche schön Geleit,
Wie die Rose Kuß bedeut't,
So bedeut' der edle Kuß
Selbst der Liebe herrlichsten Genuß.

Nestor. Ich hab's gleich gedacht, daß so etwas herauskommen würde.

Rosen. Liebe ist es, die die Röthe
Allerwege angefacht,
Liebend kommt die Morgenröthe
Roth steigt nieder jede Nacht:
Rosen sind verschämte Röthe,
Sind die Ahndung, sind der Kuß;
In Granaten steigt die Röthe
Zeigt sich in der höchsten Pracht,
Sind der Liebe vollester Genuß.

Nestor. Immer dasselbe! Immer dasselbe!

Lilien. Wende dich zu unsern weißen Sternen,
Mondschein sind sie in der Sonne,
Ahndung unbekannter Wonne,
Freud' und Leid, doch in der Ferne,
Nur Erinnerung, man hegt sie gerne.

Nestor. Das ist sehr unverständlich.

Lilien. Unser Lieben, unser Dichten,
Liebe, dichte Dämmrung nur,
Ernst und freundlich zeigen wir die Spur,
Blumenandacht,
Stille Nacht,
Wen'ge Herzen, die sich zu uns richten.

Nestor. Das glaub' ich ungeschworen. Welche seltsame Reden! Drum hab ich auch immer nicht gewußt, warum mir die Lilien so absonderlich vorgekommen sind.

Lilien. Blumenandacht,
Heitre Nacht,
Unschuld und Pracht;
Wir stehn so hoch als stille Warten,
Auf denen Sinn und Geist wohl ruht:
Geht er vorüber Rosengluth,
Ist ohne Wunsch und Glanz der fromme Muth,
Dann mögen wir wohl gerne auf ihn warten.

Nestor. Ich bin wohl ein rechter Narr, daß ich mich mit diesen Creaturen unterhalte.

Die Gebüsche. Komm! komm!
Das Blättergeräusch,
Es lockt dich,
Unser Glanz,
Unser frisches Grün;
Wir lieben dich,
Trag' uns dein Herz entgegen,
Was verschmähst du uns?
Alles kann nicht Wald sein,
Alles kann nicht Blume sein,
Muß auch Kinder geben.

Nestor. So? Eine schöne Entschuldigung. Und als Wald und Blum' wärt Ihr auch etwas Rechts.

Der Wald. Wandl' im Grünen,
Willst du die Blumen verstehn,
Mußt du erst den Wald durchgehn.
Ist dir erschienen
Der Sinn des Grünen.
Dann magst du die Blumen verstehn.

Nestor. Nun seht nur die Unverschämtheit.

Der Wald. Grün ist das erste Geheimniß
In das die Natur sich weiht,
Die erste Farbe ist grün,
Grün schmückt sich die ganze Welt,
Ein lebendiger Odem,
Ein lieblich Element,
Womit alles froh umschlossen ist.
Grüne bedeutet Lebensmuth,
Den Muth der frohen Unschuld,
Den Muth zur Poesie.
Grün sind alle Blumenknospen
Und die Blätter um die Blumen,
Dann entspringt der Farbenglanz
Aus dem mütterlichen Grün.

Die Tulipanen. Wer mag von Farben sprechen,
Wenn wir zugegen sind?
Keine andere Blum' gewinnt,
Beginnen wir zu sprechen.

Was soll Blumenandacht,
Was der Kuß bedeuten?
Wir prangen in der kühnsten Pracht,
Kein andrer wag's mit uns zu streiten,
Wir glänzen daher in vollster Macht,
Brauchen nichts anders zu bedeuten
Als daß in uns der Schein von tausend brennenden Farben lacht.
Stehn wir in Beeten zusammen,
Und geht der Wind durch uns Blumen hin,
So wanken und zucken unzählige Flammen
Und blenden, verwirren den fröhlichen Sinn.
Kühn die Blätter sich formiren,
Stellen eine Urne dar,
Gold und Roth und Blau sie zieren,
In uns aller Farben Schaar';
Noch im Verblühen mit Farben wir prangen,
Daß in voller Majestät
Die Tulpe mit ausgespreiteten Flügeln steht:
Wozu die Sehnsucht, wozu Verlangen?

Nestor. Ich merke, die Tulpe spielt den Freigeist unter den Blumen, und macht gewissermaßen Satiren auf die Lilien.

Veilchen. In der Stille
Von Blättern, den grünen,
In ferner Hülle
Wir Blumen dienen.
Wagens nicht uns aufrecht zu stellen,
Fürchten die Sonnenblicke, die hellen.
Gras unsre Geschwister;
Ueber uns Buschgeflüster;
Im einsamen Thal
Gedeihn wir zumal.

Vergißmeinnicht. Wir Blümlein
Am Bach,
Mit blauem Schein
Müssen gar kleine sein,
Locken die Augen doch nach.
Wir sehen
Uns helle
In der Welle
An Seen.
Unschuldige Kindlein
Mit süßem blauen Schein:
Möchten wir größer sein!

Feldblumen. Du gehst vorüber,
O Lieber!
Und siehst nicht,
Fühlst nicht,
Wie schön das grüne Gras,
Wie erfrischend und kühl und naß,
Und dazwischen die goldenen Sterne:
Mußt du denn stets nach der Ferne?

Vogelgesang. Wir lustigen Bürger in grüner Stadt
Rauschen und schwärmen,
Singen und Lärmen
Vom Morgen zum Abend, und stets sind wir satt.
Die Bäume mit Schatten,
Zur Wohnung bestellt,
Zur Nahrung die Matten,
Die freie, weite Welt, —
Wie uns das gefällt!
Gefällt!
O herrliche Welt!

Das Himmelblau. Sie alle umschließ' ich mit Armen linde,
Sie alle tränk' ich an meinen Brüsten
Mit Lüften,
Ich sende die kühlenden Winde,
Ich schaue tief auf sie hinunter,
Sie alle schauen hoch zu mir daher,
Alle macht mein klarer Anblick munter,
Die herrliche Bläue im unergründlichen Meer.
Wolken kommen, Wolken ziehn,
Wolken fliehn,
Treiben in meinem Gebiete hin und her;
Sind dem größeren Blick des Waldes Blätter,
Der Blumen Putz übersliegt der Glanz
Des Abend- und des Morgenroth's heraufgezogen,
Der kühn gespannte Regenbogen,
Im goldnen Abendmeer die tausend Flammenwogen,
Im furchtbaren Wetter,
Der Wolken Tanz,
Der Blitze zückender Glanz. —

Nestor. Es geht zu weit, — ich vergesse mich selbst; — immer und ewig allein zu stehen, und doch ein unaufhörliches Geschwätz anhören zu müssen, das ist zu toll. — Wer kömmt denn da? Ein Weib, dem Anscheine nach. Sie ist schön gewachsen, aber doch zu groß, gar zu groß. Das scheint hier der allgemeine Fehler.

Die Göttin (tritt herein).

Göttin. Wer bist Du!

Nestor. Ich? Aufzuwarten, ein Reisender, im gegenwärtigen Augenblick halb unsinnig, weil ich nicht weiß, ob ich verrathen oder verkauft bin.

Göttin. Gefällt es Dir so wenig im Garten der Poesie?

Nestor. Mit Eurer Erlaubniß, daß ich ein wenig zweifeln darf. Poesie? Der Garten der Poesie? Hm; Ihr wollt meinen Geschmack und gesunden Menschenverstand wohl nur ein wenig auf die Probe stellen.

Göttin. Wie das?

Nestor. Die Poesie müßte nach meinem Bedünken, nach meinen schwachen Einsichten wohl eine etwas andere Gestalt haben. Das ist ja gleichsam hier wie in einem Narrenhause.

Göttin. Ergötzen Euch denn diese Blumen nicht?

Nestor. Nein wahrhaftig nicht, denn ich sehe zu gut ein, daß es gar keine Blumen sind.

Göttin. Wie könnt Ihr diesen irr'gen Glauben hegen?

Nestor. Weil ich in meinem Leben schon gar zu viele Blumen gesehen habe. Ja wenn ich nicht die erstaunliche Erfahrung hätte, so könnte ich mir vielleicht eher eine Nase drehen lassen. Meine Eltern haben ja selbst einen Garten hinter dem Hause gehabt, und da hab' ich die Blumen selber oft gepflanzt und an die Stöcke gebunden.

Göttin. Wofür erkennt Ihr aber diese Pflanzen?

Nestor. Ich erkenne sie für Narren, denn etwas anders können sie auch wohl schwerlich sein; ehrliche Blumen sind es wenigstens nicht. Seht sie doch nur an, sie scheinen ja wahre Ungeheuer. Nein, ich muß die Ehre haben Euch zu sagen, das Wesentliche an einer Blume ist eine gewisse Kleinheit und Niedlichkeit. Und dann nicht solche übertriebene Menge; ich mag sonst wohl Blumen, und sie geben uns eine gewisse Erquickung und Ergötzlichkeit, aber das muß sich mit diesen Dingen in Schranken halten, und bei Leibe nicht so in's Excentrische gehn.

Göttin. Ihr vergeßt, daß dies die wahren Blumen sind,
Die Blüth', die in Blüthe steht; die Erde
Kennt nur den schwachen Schatten dieser Herrlichkeit.

Nestor. Nun ja, das ist die rechte Höhe, so machen es diese Idealisten immer; wenn man an ihre Hirngespinnste nicht glauben will, so wollen sie einem gar weiß machen, daß dies die rechte und wahre Art sei, wie eigentlich alles übrige in der Welt sein müsse. Und wenn ich auch alles übrige vertragen könnte, so ist mir das ewige Singen und Sprechen dieser Dinge äußerst fatal.

Göttin. Haben Euch die Blumen sonst nie angesungen?

Nestor. Ha! ha! für wen seht Ihr mich denn an? Die Blumen sollten gut angekommen sein, die sich dergleichen Ungezogenheiten unterfangen hätten.

Göttin. Was macht Ihr aber eigentlich in der Welt?

Nestor. Ich stelle einen Märtyrer vor, ich gehe für die allgemeine Wohlfahrt zu Grunde. Ich bin auf der Reise, und mein Prinz kann nicht eher seine vollständige Gesundheit erhalten, bis wir den guten Geschmack angetroffen haben.

Göttin. Was nennt Ihr den guten Geschmack?

Nestor. Ich will es Euch schon anvertrauen, weil Ihr mir ziemlich lehrbegierig scheint. Seht, der Geschmack, — als wenn ich sagen wollte, ein Gedicht, — nun müßt Ihr aber recht begreifen, denn ich strenge mich pur so an, um Euch die Sache recht klar und deutlich zu machen, — also, wenn Ihr Euch ein klassisches vollendetes Gedicht denkt, — klassisch nehmlich, was, — nun, das ergiebt sich von selbst, oder so ein Epigramm, ein Heldengedicht, eine Tragödie, worin alle Regeln observirt, niemals verwandelt —

Göttin. Ich verstehe Euch nicht; meint Ihr vielleicht überhaupt die Kunst?

Nestor. Nun ja, es wird ohngefähr so zutreffen. Wenn ihr die Classiker gelesen hättet, da würdet Ihr mich schon eher verstehn. Hätt' ich' doch nur meine Grundsätze der Kritik bei mir!

Göttin. Laßt sich den Kranken gleich hierher verfügen,
In diesem sel'gen Aufenthalte wird
Er gleich von allen Uebeln sich erlöst
Befinden, denn hier wohnt die Poesie.

Nestor. Hierher? Wahrhaftig, das fehlte ihm noch, um in die alte Raserei zurück zu verfallen. Ihr habt große Vorstellungen von Euch und Eurem Garten, ich sehe ja auch nicht einmal einen einzigen Dichter.

Göttin. Dort wandeln sie im dunkeln Gange, jetzt
Seh ich wie sie die Schritte zu uns lenken.

Die Dichter (treten herein).

Nestor. Sind das nun wirklich und in der That Dichter?

Göttin. Unnöthig scheinst du zweifelhaft zu sein.

Nestor. Man muß sich ein bischen mit dergleichen Behauptungen in Acht nehmen. Seht nur, wie sie unhöflich sind, sie bekümmern sich gar nicht um mich, und doch bin ich hier fremde.

Göttin. Sie haben Dich noch nicht bemerkt.

Nestor. Noch eins, ich werde ja in Eurem Garten gar keine Raupen gewahr, und doch ist es jetzt die Zeit.

Göttin. Kein Ungeziefer naht dem heiligen Wohnsitz.

Nestor. Nun das ist noch von allen Dingen das unnatürlichste und unwahrscheinlichste. Nein, das wird Euch nimmermehr ein einziger Mensch glauben, seht, meine liebe Frau, ein solcher Garten ist bisher noch gar nicht erhört gewesen. Da kommen die Dichter auf uns zu, nun will ich ihnen doch, mit Eurer Erlaubniß, ein wenig auf den Zahn fühlen.

Göttin. Ihr seid von seltner Munterkeit des Geistes.

Nestor. Wie heißt denn der finstre alte Murrkopf hier?

Göttin. Bescheidner sprich, es ist der große Dante.

Nestor Dante? Dante? Ach jetzt besinn' ich mich, er hat so eine Comödie, gleichsam ein Gedicht über die Hölle geschrieben.

Dante. Gleichsam ein Gedicht? Wer bist du, daß du also sprichst.

Nestor. Nu, nur nicht so böse, ich bin ein Freund von Dir und von Euch allen, denn ich liebe die Dichtkunst und bringe oft meine müßigen Stunden mit Euren Schnurrpfeifereien hin.

Dante. Schnurrpfei — wie war das Werk, das Du so eben nanntest?

Nestor. Ha ha ha! Er kennt die Schnurrpfeifereien nicht und hat selbst welche gemacht. Das bedeutet so Euer dummes Zeug, Eure lustigen Lappalien, was Ihr gemacht habt, und womit man die Zeit ganz artig vertrödeln kann.

Dante. Wer bist du, flache Unbedeutenheit,
Daß du dich dieser frechen Sprach' erkühnst?
Hat dich kein Laut aus meinem Werk getroffen?
Bist du in alter Blindheit ein Bewohner
Von Religion und Poesie verstoßen?

Nestor. Ereifert Euch nicht so, alter Mann, denn die Wahrheit zu sagen, so habe ich Euch niemals gelesen.

Dante. Und kommt daher und spricht von meinem Werk;
Die göttliche Komödie Schnurpfeiferei!
Ein schändliches, barbarisch Wort, und kaum
Der frommen Zunge abzulocken!

Nestor. Seid stille, sag' ich Euch, und laßt uns einmal ernsthaft sprechen. Seid ihr denn in der That jemals ein Dichter gewesen?

Dante. Ariost! Petrarca!

Nestor. Nun, nun, die Zeiten haben sich seitdem gewaltig geändert, damals, ja damals, — aber jetzt seid Ihr zu schwer zu lesen, und auch außerdem noch ennuyant.

Dante. Damals! was meinst du damit, Wurm?

Nestor. Ein hitziger Kopf! — Nun damals will ich nur sagen, war es erstaunlich leicht, ein Dichter zu sein, weil, wie ich gelesen habe, vor Euch in neuerer Zeit eben keine Poeten existirt hatten; darum müßt Ihr nur Euer Glück anerkennen, denn im Grunde wäre doch jeder andre damals eben so wie Ihr berühmt und bewundert worden.

Dante. Es hätte also nur an dir gelegen,
Nur an der Zeit, die dich an's Licht geworfen
In jenem früheren Jahrhundert, und
Du hättest auch wie ich die Welt erstaunt?

Nestor. Natürlich, ja was noch mehr ist, ich denke es sogar in unserm Zeitalter, wo es doch tausendmal schwerer ist, dahin zu bringen. Erst fang' ich so sachte, sachte mit Abhandlungen für Monatsschriften an, in denen ich meinen aufgeklärten Kopf entdecke und irgend einen Schwärmer oder Pietisten ganz artig und sauber in seiner Blöße darstelle, dann schreib' ich gegen Gespenster, dann einen Roman gegen Euch und alles was mir nicht in den Kopf will, dann laß' ich mir merken, daß mir im Grunde gar nichts in der Welt recht ist, bis ich am Ende immer höher, immer höher komme, anfange zu rumoriren und zu ennuyiren, was man nur leisten kann, bis mich die Leute endlich aus Langeweile für den ersten Menschen in der Welt halten. — Aber dergleichen Zeug, wie Eure sogenannte Comödie, hätte ich doch auch meiner Seele nicht in jenem aufgeklärten Zeitalter geschrieben. Hölle und Paradies! Und alles so umständlich, wie ich mir habe sagen lassen. Fi! schämt Euch, ein alter erwachsener Mann, und solche Kinderpossen in den Tag hineinzudichten.

Dante. Die Gottheit hat es mir also verliehn,
Vom milden Himmel wurde mir vergönnt,
Ein kühner Sänger mein prophetisch Lied
Zur Glorie der katholischen Religion
In reinester Begeisterung zu sprechen.

Nestor. Nu, das ist es ja eben, wovon wir reden. Die katholische Religion, das ist mir, und uns übrigen vernünftigen Leuten gerade der Stein des Anstoßes.

Dante. Was denkt's Gewürm bei diesem Ausdruck denn?

Nestor. Verflucht hitzig vor der Stirn! — Was man sich dabei denken soll, weiß bei uns jedes Kind, daher es auch ein Sprichwort, sogar bei den gemeinen Leuten geworden ist, daß wenn man etwas recht Tolles, Unvernünftiges, oder auch Langweiliges hört, man zu sagen pflegt: Ei, darüber könnte man katholisch werden.

(Dante wendet sich unwillig von ihm, und geht in den Hain zurück.)

Nestor. Die Dichter sind ein verfluchtes Volk. Nichts als Undank, wenn man sich für ihre Werke interessirt!

Ariost. Der Protestant protestirt ja gegen alles Gute, und besonders gegen die Poesie.

Nestor. Alle durch die Bank grob! Wer seid Ihr denn?

Ariost. Ich nenne mich Ludovico Ariost.

Nestor. Aha! Mit Euch bin ich schon ein wenig mehr bekannt, seid auch amüsanter wie jener Brummbär, aber verteufelt unmoralisch. Mensch, Mensch, wie habt Ihr so manches beim Durchfeilen können stehen lassen?

Ariost. Ha ha ha!

Nestor. Lacht nicht, lacht nicht, um Gotteswillen, wenn ich nicht gänzlich an Eurem Herzen verzweifeln soll. Aus Liebe zur Menschheit, aus Liebe zur Tugend, hättet Ihr manche von den argen Possen durchaus nicht niederschreiben sollen.

Ariost. Aus Liebe zu den Menschen habe ich es gethan, aber was ist die Menschheit?

Nestor. Die Menschheit, — mich wunderts, daß Ihr davon nichts wißt, — seht, das ist so die Welt en gros. Jetzt steigt übrigens die Menschheit erstaunlich, man hat sogar Erwerbschulen angelegt, man prügelt die Soldaten ein bischen weniger, man — nu, seht Ihr, das nennen wir so Menschheit.

Ariost. Darüber ließe sich vielleicht ein Lustspiel schreiben.

Nestor. Es geschieht ohne Euch genug, dazu kommt Ihr zu spät, alles für die Menschheit.

Ariost. Und sind sie sehr lustig, diese Lustspiele?

Nestor. Wo denkt Ihr denn hin? Nun ja, da sieht man Euch das rohe Zeitalter recht an, rührend ist's, zum Weinen, alles voller Prediger und Prinzen, und Bösewichter, und hoher edler Menschen.

Gozzi. Dieser wäre eine ziemlich gute Maske.

Ariost. Liest man denn meine bunten Lieder noch?

Nestor. So wie's kömmt, manche halten gar viel von Euch, im Grunde aber hat man jetzt mit seiner Veredelung so viel zu thun, daß einem zum Spaß nicht viele Zeit übrigbleibt, mich etwa und andere dergleichen Dichterfreunde abgerechnet. Wir haben nun einmal die Schwachheit.

Ariost. Närrischer, es muß jetzt eine erbärmliche Zeit auf Erden sein.

Nestor. Wie Ihr's versteht! Nein, mein Bester, das zu beurtheilen ist für Euch wohl zu hoch. Dergleichen Noth- und Hülfsbücher, dergleichen zarte vortreffliche Regenten, Taubstummen-Institute, Cabinetsordern, Lesebibliotheken, wohlthätige Journale, Pockennoth und Akazienbäume habt Ihr in Eurem Leben gewiß nicht vernommen.

Ariost. Du rasest.

Nestor. Und schöne Weiblichkeit und zuckersüße Häuslichkeit, und wahre Menschenempfindung, und Wohlwollen und Mitleiden einer mit dem andern. —

Ariost. Das scheint mir in der That nöthig.

Nestor. Unentbehrlich! Ja, Ihr solltet nur jetzt leben. Man wäre im Stande, und verböte Euch zu existiren, wo Ihr Euch nur blicken ließet.

Ariost. O Schade, daß ich nicht zur Erde zurückkehren kann.

Nestor. Uebrigens kann man jetzt Euer Gedicht noch aus andern Rücksichten entbehren, denn der größte Deutsche Poet hat so ungefähr das Beste aus Eurer Manier genommen, und in seinem herrlichen Oberon trefflich verschönert; dabei hat er auch den sogenannten Stanzen eine schöne Originalität beigebracht, indem er sie freier, unkünstlicher, liebenswürdiger entstanzt und umgestanzt hat.

Ariost. So?

Nestor. Fleißig hat man Euch nachgeahmt und verbessert. — Wie ist denn Euer Name?

Petrarca. Ich heiße Petrarca.

Nestor. Ich habe also die Ehre, ein sehr verliebtes Gemüth kennen zu lernen. Ihr werdet auch zu Zeiten übersetzt, das heißt, ein oder zwei von Euren Sonetten, denn viel von dem Zeuge ist über die Gebühr langweilig. Sagt mir nur, wie Ihr der Dinge nicht überdrüssig geworden seid?

Petrarca. Du bist ein wunderlicher Kauz. Hast du denn meine Sonette verstanden?

Nestor. Ach, lieber Gott, was ist da sonderlich zu verstehen, immer Liebe und immer wieder Liebe, dergleichen ist für mich nicht. — Ich möchte fast darauf wetten, daß Ihr der bekannte Tasso seid.

Tasso. Nicht anders.

Nestor. Ja, Ihr habt's auch gut gemeint, das kann man gar nicht läugnen. — Wer ist der freundliche Mann dort?

Tasso. Er ist der Castilianische Poet Cervantes.

Nestor. Je Possenreißer, Possenreißer, komm doch vor und sei nicht so blöde, dich mag ich erstaunlich gern leiden, denn du bist ein lustiger Geselle.

Cervantes. Was willst du von mir?

Nestor. Dein Ding, dein Don Quixote ist zum Todtlachen, aber was sollen die Novellen drinn?

Cervantes. Auch Don Quixote hat das gefragt.

Nestor. Nu, antworte drauf.

Cervantes. Was soll das ganze Buch?

Nestor. Das sag' Er nicht, mein Bester, denn erstens hat das Buch andre viel bessere ver-

anlaßt, zum Beispiel den Don Sylvio von Rosalva, also ist das schon ein gewisser beträchtlicher Nutzen, und dann ist es ja zum Todtlachen, es ist keiner unter uns, der das dumme Zeug nicht gelesen hätte, nein, sei Er nur ruhig. Schade, daß Er nicht jetzt lebt, aus Ihm hätte was werden können.

Cervantes. Bin ich, der ich in meinem Leben schon so viel Schlimmes erfuhr, nach meinem Tode so tief heruntergesunken, daß der Pöbel mich für seinen Gesellen und Bruder erkennt?

Nestor. Sei Er nicht betrübt, von ganz reputirlichen Leuten wird er gelesen, und in den Uebersetzungen läßt man seine Gedichte und dergleichen, was nicht zur Sache gehört, aus, da hat das Ding denn ein recht feines Ansehn.

Cervantes. Und die zarte Galatea kümmert keinen?

Nestor. Je das sind ja Jugendschwächen, die vergiebt man Ihm, lieber Freund.

Cervantes. Das muß ich doch meinem Freunde Shakspeare erzählen, wenn er wieder kommt.

Nestor. Also der Teufelskerl ist auch hier? Eine furiose Gesellschaft! Es giebt doch auch nicht einen einzigen klassischen und korrekten Menschen hier, an dem man sein Gemüth auf eine verständige Weise erqicken könnte. Und das soll der Garten der Poesie sein? Der Schwärmerei der Phantasterei, das will ich eher zugeben.

Göttin. Wen vermissest du?

Nestor. Da hat doch nun, nur ein schlechtes Beispiel zu geben, die deutsche Nation schon längst ihr goldenes Zeitalter der Poesie gehabt, und ich suche unter diesen Blumen und altfränkischen Dichtern vergebens einen Hagedorn, Gellert, Gesner, Kleist, Bodmer, — ich sehe keinen einzigen Deutschen.

Göttin. Die du nennst, kennen wir nicht, aber dort steht der wackere Hans Sachs.

Hans Sachs. Kennst du mein Fastnachtsspiel vom Doktor mich dem Narrenschneiden?

Göttin. Ein blumenvoller Hain ist zubereitet
Für jenen Künstler, den die Nachwelt ehrt,
Mit dessen Namen Deutschlands Kunst erwacht,
Der Euch noch viele edle Lieder singt,
Um Euch in's Herz den Glanz der Poesie
Zu strahlen, daß Ihr künftig sie versteht;
Der große Britte hofft ihn zu umarmen,
Cervantes sehnt nach ihm sich Tag wie Nacht
Und Dante dichtet einen kühnen Gruß,
Dann wandeln diese heiligen vier, die Meister
Der neuen Kunst, vereint durch dies Gefilde.

Nestor. Wer in aller Welt könnte denn das sein?

Bürger (ihm leise in's Ohr). Goethe.

Nestor. O geht mir doch mit dergleichen, ich selbst habe erst neulich Herrmann und Dorothea, der Genius der Zeit forderte das, so rezensirt, daß man ja blind sein müßte, wenn man den Verfasser noch länger für einen Dichter halten wollte.

Sophokles (tritt herein).

Sophokles. Was muß ich vom Dante hören? Ihr verschmäht es nicht, diesen Lästerer hier in diesem reinen Aufenthalte zu dulden?

Nestor. Wer ist der gewaltige Herr?

Cervantes. Es ist lustig, Sophokles, ihn sprechen zu hören.

Nestor. Ach, ist das der Grieche Sophokles? — Einen schönen guten Morgen, Ihr Gnaden.

Sophokles. Ich mag nichts mit ihm zu thun haben. Laßt einige Genien kommen, ihn fortführen, und ihn dann etwas Speise reichen.

Nestor (indem er fortgeführt wird). Ihro Gnaden sind ja ein Grieche, ich habe ja einen großen Respekt vor Ihnen, — nur sind, wie man sagt, Ihre Chöre etwas schwer, — so übel wird einem Freunde der Dichtkunst mitgespielt! —

Sophokles. Wie hatte sich dieser Barbar hier eingefangen?

Göttin. Er kam von selbst herein, war im höchsten Grade modern und gläubig.

Sophokles. Ungerecht thatet Ihr, o weise Dichter, auf seine Reden Acht zu geben, soll ich anders meine Meinung sagen.

Cervantes. Die Irdischen haben uns niemals begriffen, weshalb verwunderst du dich also? (Sie gehen ab.)

Die Blumen. Der Abend sinkt hernieder,
Die Nachtviolen wachen auf,
Und gießen in die Lüfte
Die süßen Düfte.
Wir singen leise Lieder,
Die Nachtviolen wachen auf,
Und strömen süße Düfte
Durch die Lüfte.

---

## Aus: Doge und Dogaressa *).

Von E. Th. A. Hoffmann.

Mit diesem Namen war in dem Katalog der Kunstwerke, die die Akademie der Künste zu Ber-

*) E. T. W. Hoffmann's erzählende Schriften in einer Auswahl. 7. Bdchn. Stuttgart 1831.

lin im September 1816 ausstellte, ein Bild bezeichnet, das der wackere tüchtige C. Kolbe, Mitglied der Akademie, gemalt hatte, und das mit besonderm Zauber jeden anzog, so daß der Platz davor selten leer blieb. Ein Doge in reichen prächtigen Kleidern schreitet, die eben so reich geschmückte Dogaressa an der Seite, auf einer Balustrade hervor; er ein Greis mit grauem Barte, sonderbar gemischte Züge, die bald auf Kraft, bald auf Schwäche, bald auf Stolz und Uebermuth, bald auf Gutmüthigkeit deuten, im braunrothen Gesicht; sie ein junges Weib, sehnsüchtige Trauer, träumerisches Verlangen im Blick, in der ganzen Haltung. Hinter ihnen eine ältliche Frau und ein Mann, der einen aufgespannten Sonnenschirm hält. Seitwärts an der Balustrade stößt ein junger Mensch in ein muschelförmig gewundenes Horn, und vor derselben im Meere liegt eine reich verzierte mit der venetianischen Flagge geschmückte Gondel, auf der zwei Ruderer befindlich. Im Hintergrunde breitet sich das, mit hundert und aber hundert Segeln bedeckte Meer aus, und man erblickt die Thürme und Paläste des prächtigen Venedig, das aus den Fluten emporsteigt. Links unterscheidet man San Marco, rechts mehr im Vordergrunde San Giorgio Maggiore. In dem goldenen Rahmen des Bildes sind die Worte eingeschnitzt:

Ah senza amare
Andare sul mare
Col sposo del mare
Non puo consolare.

Ah! gebricht der Liebe Leben,
Kann auf hohem Meer zu schweben
Mit dem Gatten selbst des Meeres
Doch nicht Trost dem Herzen geben.

Vor diesem Bilde entstand eines Tages ein unnützer Streit darüber, ob der Künstler durch das Bild nur ein Bild, das heißt, die durch die Verse hinlänglich angedeutete augenblickliche Situation eines alten abgelebten Mannes, der mit aller Pracht und Herrlichkeit nicht die Wünsche eines sehnsuchtsvollen Herzens zu befriedigen vermag, oder eine wirkliche geschichtliche Begebenheit habe darstellen wollen. Des Geschwätzes müde verließ einer nach dem andern den Platz, so daß zuletzt nur noch zwei, der edeln Malerkunst gar holde Freunde übrig blieben. „Ich weiß nicht, fing der eine an, wie man sich selbst allen Genuß verderben mag mit dem ewigen Deuteln und Denteln. Außerdem, daß ich ja genau zu ahnen glaube, was es mit diesem Dogen, mit dieser Dogaressa für ein Bewandtniß hat im Leben, so ergreift mich auch auf ganz besondere Weise der Schimmer des Reichthums und der Macht, der über das Ganze verbreitet ist. Sieh' diese Flagge mit dem geflügelten Löwen, wie sie der Welt gebietend in den Lüften flattert. — O herrliches Venedig!" Er fing an Turandots-Räthsel von dem adriatischen Löwen herzusagen: Dimmi, qual sia quella terribile fera etc. Kaum hatte er geendet, als eine wohltönende Männerstimme mit Kalafs-Auflösung einfiel: Tu quadrupede fera etc. Von den Freunden unbemerkt hatte sich hinter ihnen ein Mann hingestellt, von hohem edeln Ansehn, den grauen Mantel malerisch über die Schulter geworfen, das Bild mit funkelnden Augen betrachtend. — Man gerieth ins Gespräch, und der Fremde sagte, mit beinahe feierlichem Tone: Es ist ein eignes Geheimniß, daß in dem Gemüth des Künstlers oft ein Bild aufgeht, dessen Gestalten, zuvor unkennbar körperlose im leeren Luftraum treibende Nebel, eben in dem Gemüthe des Künstlers erst sich zum Leben zu formen und ihre Heimath zu finden scheinen. Und plötzlich verknüpft sich das Bild mit der Vergangenheit oder auch wohl mit der Zukunft, und stellt nun dar, was wirklich geschah oder geschehen wird. Kolbe mag vielleicht selbst noch nicht wissen, daß er auf dem Bilde dort niemanden anders darstellte als den Dogen Marino Falieri und seine Gattin Annunziata. — Der Fremde schwieg, aber beide Freunde drangen in ihn, dies Räthsel ihnen so zu lösen, wie das Räthsel vom adriatischen Löwen. Da sprach er: Habt ihr Geduld, ihr neugierigen Herrn, so will ich euch auf der Stelle mit Falieri's Geschichte die Erklärung des Bildes geben. Aber habt ihr auch Geduld? Ich werde sehr umständlich sein, denn anders mag ich nicht von Dingen reden, die mir so lebendig vor Augen stehen, als habe ich sie selbst erschaut. Das kann auch wohl der Fall sein, denn jeder Historiker, wie ich nun einmal einer bin, ist ja eine Art redendes Gespenst aus der Vorzeit.

Die Freunde traten mit dem Fremden in ein entferntes Zimmer, wo er ohne weitere Vorrede in folgender Art begann.

Vor gar langer Zeit, und irre ich nicht, so war's im Monat August des Jahres Eintausend dreihundert und vier und fünfzig, als der tapfere genuesische Feldherr, Paganino Doria geheißen, die Venetianer auf's Haupt geschlagen und ihre Stadt Parenzo erstürmt hatte. Im Golf, dicht vor Venedig, kreuzten nun seine wohlbemannten Galeeren hin und her wie hungrige Raubthiere, die in unruhiger Gier auf und niederrennen, spähend, wo die Beute am sichersten zu haschen; und Todesschrecken erfaßte Volk und Signorie. Alle Mannschaft, jeder, der nur vermochte die Arme zu rühren, griff zur Waffe oder zum Ruder. In dem Hafen von St. Nicolo sammelte man die Haufen. Schiffe, Bäume wurden ver-

senkt, Kette an Kette geschlossen, um dem Feinde den Eingang zu sperren. Während hier in wildem Getümmel die Waffen klirrten, die Lasten in das schäumende Meer niederdonnerten, sahe man auf dem Rialto die Agenten der Signorie, wie sie, den kalten Schweiß sich von der bleichen Stirn wegtrocknend, mit verstörtem Gesichte, mit heiserer Stimme Prozente über Prozente boten für baares Geld; denn auch daran mangelte es der bedrohten Republik. In dem unerforschlichen Rathschlusse der ewigen Macht lag es aber, daß gerade in dieser Zeit der höchsten Kümmerniß und Noth der bedrängten Heerde der treue Hirt entrissen werden sollte. Ganz erdrückt von der Last des Ungemachs starb der Doge Andrea Dandulo, den das Volk sein liebes Gräfchen (il caro contino) nannte, weil er immer fromm und freundlich war und niemals über den Marcusplatz schritt, ohne für jeden des Geldes oder des guten Raths Bedürftigen, für diesen Trost im Munde, für jenen Zechinen in der Tasche zu führen. Wie es denn nun geschieht, daß den vom Unglück Entmutheten jeder Schlag, sonst kaum gefühlt, doppelt schmerzlich trifft, so war denn auch das Volk, als die Glocken von San Marco in dumpfen schauerlichen Klängen den Tod des Herzogs verkündeten, ganz außer sich vor Jammer und Betrübniß. Nun sei ihre Stütze, ihre Hoffnung dahin, nun müßten sie die Nacken beugen dem genuesischen Joch, so schrieen sie laut, unerachtet, was die nöthigen kriegerischen Operationen betraf, der Verlust des Dandulo eben nicht so verderblich schien. Das gute Gräfchen lebte gern in Ruhe und Frieden, es verfolgte lieber den wunderbaren Gang der Gestirne, als die räthselhaften Verschlingungen der Staatsklugheit, es verstand sich beßer darauf, am heiligen Osterfeste die Prozession zu ordnen, als ein Kriegsheer zu führen. Nun kam es darauf an, einen Doge zu wählen, der, gleich begabt mit muthigem Feldherrnsinn und tüchtiger Staatsklugheit, das in seinen Grundfesten erschütterte Venedig rette von der bedrohlichen Gewalt des immer kühnern Feindes. Die Senatoren versammelten sich, aber da sah man nichts als trübe Gesichter, starre Blicke, zu Boden gesenkte in die Hand gestützte Häupter. Wo einen Mann finden, der jetzt mit kräftiger Hand das lose Steuer zu ergreifen und richtig zu lenken vermag? Der älteste Rath, Marino Bodoeri geheißen, erhob endlich seine Stimme. „Hier um uns, unter uns, so sprach er, werdet Ihr ihn nicht finden; aber richtet Eure Blicke nach Avignon, auf Marino Falieri, den wir hinschickten, um dem Papste Innocenz Glück zu wünschen zu seiner Erhebung, der kann jetzt was Besseres thun, der vermag es, wählen wir ihn zum Doge, allem Ungemach zu steuern. Ihr werdet einwenden, daß dieser Marino Falieri schon an die achtzig Jahre alt ist, daß Haupthaar und Bart reines Silber geworden, daß sein munteres Ansehen, sein brennendes Auge, das Glühroth auf Nase und Wangen, wie Verleumder wollen, mehr dem guten Cypernwein als innerer Kraft zuzuschreiben ist, aber achtet das nicht. Erinnert Euch, welche glänzende Tapferkeit dieser Marino Falieri als Proveditor der Flotte auf dem schwarzen Meere zeigte, bedenkt, welche Verdienste es sein mußten, die die Procuratoren von San Marco bewegen konnten, diesen Falieri mit der reichen Grafschaft Valdemarino zu belehnen?" — So strich Bodoeri Falieri's Verdienste wacker heraus, und wußte jedem Einwand im Voraus zu begegnen, bis endlich alle Stimmen sich zu Falieri's Wahl einten. Mancher sprach zwar noch viel von Falieri's aufbrausendem Zorn, von seiner Herrschsucht, seinem Eigenwillen, aber da hieß es: Eben deshalb, weil das Alles von dem Greise gewichen, wählen wir den G r e i s und nicht den Jüngling Falieri. Derlei tadelnde Stimmen verhallten nun auch vollends, als das Volk die Wahl des neuen Doge erfuhr und ausbrach in ungemessenen ausgelassenen Jubel. Weiß man nicht, daß in solch gefahrvoller Zeit, in solcher Unruhe und Spannung jeder Entschluß, ist es nur wirklich einer, wie eine Eingebung des Himmels erscheint? — So geschahe es, daß das gute Gräfchen mit aller seiner Frömmigkeit und Milde bald vergessen war, und daß jeder rief: Beim heiligen Marcus, dieser Marino hätte längst unser Doge sein sollen, und der übermüthige Doria säße uns nicht in den Rippen! — Und verkrüppelte Soldaten streckten mühsam die lahmen Arme hoch aus in die Lüfte, und schrieen: Das ist der Falieri, der den Morbassan schlug — der tapfere Heerführer, dessen siegreiche Flaggen im schwarzen Meere wehten. Und wo das Volk zusammen stand, erzählte einer von des alten Falieri Heldenthaten, und, als sei Doria schon geschlagen, erhallten die Lüfte von wildem Jubelgeschrei. Hiezu kam, daß Nicolo Pisani, der, mag der Himmel wissen warum, statt dem Doria zu begegnen mit der Flotte, ruhig nach Sardinien gesegelt war, endlich zurückkehrte. Doria verließ den Golf, und was die Annäherung der Flotte des Pisani verursachte, wurde dem furchtbaren Namen: Marino Falieri zugeschrieben. Da ergriff Volk und Signorie eine Art fanatischer Verzückung über die glückliche Wahl, und man beschloß, damit das Außerordentliche geschehe, den neuerwählten Doge wie den Himmelsboten, der Ehre, Sieg, die Fülle des Reichthums bringt, zu empfangen. Zwölf Edle, jeder

von zahlreicher glänzender Dienerschaft umgeben, hatte die Signorie bis nach Verona geschickt, wo die Gesandten der Republik dem Falieri, so wie er angekommen, nochmals seine Erhebung zum Oberhaupt des Staats feierlich ankündeten. Fünfzehn reich verzierte Staatsbarken, vom Podesta von Chioggia unter den Befehlen seines eigenen Sohnes Taddeo Giustiniani ausgerüstet, nahmen darauf in Chiozzo den Dogen mit seinem Gefolge auf, der nun wie im Triumphzuge des mächtigsten siegreichsten Monarchen nach St. Clemens ging, wo ihn der Bucentoro erwartete.

Gerade in diesem Augenblick, als nämlich Marino Falieri den Bucentoro zu besteigen im Begriff stand, und das war am dritten October Abends, da schon die Sonne zu sinken begann, lag vor den Säulen der Dogana, auf dem harten Marmorpflaster ausgestreckt, ein armer unglücklicher Mensch. Einige Lumpen gestreifter Leinwand, deren Farbe nicht mehr kenntlich, und die sonst einem Schifferkleide, wie das gemeinste Volk der Lastträger und Ruderknechte es trägt, angehört zu haben schienen, hingen um den abgemagerten Körper. Vom Hemde war nichts mehr zu sehen, als die eigne Haut des Armen, die überall durchblickte, aber so weiß und zart war, daß sie der Edelsten einer ohne Scheu und Scham hätte tragen können. So zeigte auch die Magerkeit nur desto besser das reinste Ebenmaß der wohlgebauten Glieder, und betrachtete man nun vollends die hell-kastanienbraunen Locken, die zerzaust und verworren die schönste Stirn umschatteten, die blauen, nur von trostlosem Elend verdüsterten Augen, die Adlernase, den feingeformten Mund des Unglücklichen, der höchstens zwanzig Jahre zu zählen schien, so war es gewiß, daß irgend ein feindseliges Schicksal den Fremdling von guter Geburt in die unterste Klasse des Volks geschleudert haben mußte.

Wie gesagt, vor den Säulen der Dogana lag der Jüngling und starrte, den Kopf auf den rechten Arm gestützt, mit stierem, gedankenlosen Blick ohne Regung und Bewegung hinein in das Meer. Man hätte denken sollen, das Leben sei von ihm gewichen, der Todeskampf habe ihn zur Bildsäule versteinert, hätte er nicht dann und wann tief, wie im unsäglichsten Schmerz, aufgeseufzt. Das war denn nun wohl der Schmerz des linken Arms, den er ausgestreckt hatte auf dem Pflaster, und der mit blutigen Lumpen umwickelt, schwer verwundet zu sein schien. —

Alle Arbeit ruhte, das Getöse des Gewerbes schwieg, ganz Venedig schwamm in tausend Barken und Gondeln dem hochgepriesenen Falieri entgegen. So kam es, daß auch der unglückliche junge Mensch in trostloser Hülflosigkeit seinen Schmerz verseufzte. Doch eben als sein mattes Haupt hinabsank auf das Pflaster, und er der Ohnmacht nahe schien, rief eine heisere Stimme recht kläglich mehrmals hintereinander: Antonio! — mein lieber Antonio? — Antonio erhob sich endlich mühsam mit halbem Leibe und, indem er den Kopf nach den Säulen der Dogana, hinter denen die Stimme hervorzukommen schien, hinrichtete, sprach er ganz matt und kaum vernehmbar: Wer ist's, der mich ruft? — Wer kommt, meinen Leichnam ins Meer zu werfen; denn bald werde ich hier umgekommen sein! — Da keuchelte und hüstelte sich ein kleines steinaltes Mütterchen am Stabe heran zu dem wunden Jüngling, und indem sie neben ihm hinkauert, brach sie aus in ein widriges Kichern und Lachen. „Thörigtes Kind," so lispelte dann die Alte, „willst hier umkommen, willst hier sterben, weil das goldne Glück Dir aufgeht? — Schau nur hin, schau nur hin, dort im Abend die lodernden Flammen, das sind Zechinen für Dich. — Aber Du mußt essen, lieber Antonio, essen und trinken; denn der Hunger nur ist es, der Dich zu Boden geworfen hat, hier auf dem kalten Pflaster! — Der Arm ist schon heil, schon wieder heil!" — Antonio erkannte in dem alten Mütterchen das seltsame Bettelweib, das auf den Stufen der Franciskanerkirche die Andächtigen, immer kichernd und lachend, um Almosen anzusprechen pflegte, und der er manchmal, von innerm unerklärlichem Hange getrieben, einen sauer verdienten Quattrino, den er selbst nicht übrig, hingeworfen. „Laß mich in Ruhe," sprach er, „altes wahnsinniges Weib; wohl ist es der Hunger mehr als die Wunde, der mich kraftlos und elend macht; seit drei Tagen habe ich keinen Quattrino verdient. Hinüber wollte ich nach dem Kloster und sehen, ein Paar Löffel Krankensuppe zu erhaschen, aber alle Kameraden sind fort — keiner, der mich aus Barmherzigkeit aufnimmt in die Barke, und da bin ich hier umgesunken, und werde wohl niemals wieder aufstehen." —

„Hi hi hi hi," kicherte die Alte, „warum gleich verzagen, Du bist durstig, Du bist hungrig, dafür habe ich Rath. Hier sind schöne gedörrte Fischlein, erst heute auf der Zecca eingekauft, hier ist Limoniensaft, hier ein artig weißes Brötlein, iß und trinke, mein Söhnlein! dann wollen wir nach dem wunden Arm schauen."

Die Alte hatte in der That aus dem Sack, der ihr auf dem Rücken hing und hoch hinüberragte über das gebückte Haupt, Fische, Brod und Limoniensaft hervorgeholt. So wie Antonio nur die brennenden verschrumpften Lippen genetzt hatte mit dem kühlenden Getränke, erwachte der Hunger mit doppelter Gewalt, und er verschlang gierig Fische und Brod. Die Alte

war indessen darüber her, ihm die Lumpen von dem wunden Arm abzuwickeln, und da fand es sich denn daß der Arm zwar hart zerschlagen, die Wunde aber schon in voller Heilung war. Indem nun die Alte eine Salbe, die in einem kleinen Büchschen befindlich, und die sie mit dem Hauch des Mundes erwärmte, darauf strich, fragte sie: Aber wer hat Dich denn so arg geschlagen, mein armes Söhnlein? Antonio, ganz erquickt, von neuem Lebensfeuer durchglüht, hatte sich ganz aufgerichtet, mit blitzenden Augen die geballte Rechte erhoben, rief er: Ha? — Nicolo, der Spitzbube, wollte mich lahm schlagen, weil er mich um jeden elenden Quattrino beneidet, den mir eine wohlthätige Hand zuwirft! Du weißt, Alte, daß ich mühsam mein Leben dadurch erhielt, daß ich die Lasten aus den Schiffen und Barken in das Kaufhaus der Deutschen, in den sogenannten Fontego (Du kennst es ja wohl das Gebäude), schleppen half. — So wie Antonio das Wort „Fontego" aussprach, kicherte und lachte die Alte recht abscheulich auf und plapperte immerfort: Fontego — Fontego Fontego —

„Laß Dein tolles Lachen, Alte, wenn ich erzählen soll," rief Antonio erzürnt; da wurde die Alte gleich still, und Antonio fuhr fort: „Nun hatte ich einige Quattrinos verdient, mir ein neues Wamms gekauft, sahe ganz stattlich aus, und kam in die Zahl der Gondolieres. Weil ich immer frohen Muthes war, wacker arbeitete, und manches schöne Lied wußte, verdiente ich manchen Quattrino mehr als die Andern. Aber da erwachte der Neid unter den Kameraden. Sie verschwärzten mich bei meinem Herrn, der mich fortjagte; überall wo ich ging und stand, riefen sie mir nach: „Deutscher Hund! Verfluchter Ketzer!" und vor drei Tagen, als ich bei San Sebastian eine Barke ans Land rollen half, überfielen sie mich mit Steinwürfen und Prügeln. Wacker wehrte ich mich meiner Haut; aber da traf mich der tückische Nicolo mit einem Ruderschlage, der mein Haupt streifend und den Arm schwer verletzend, mich zu Boden warf. — Nun, Du hast mich satt gemacht, Alte, und in der That fühle ich, daß Deine Salbe meinem wunden Arm auf wunderbare Weise wohlthut. Sieh nur, wie ich den Arm schon zu schwingen vermag, — nun will ich wieder tapfer rudern!" Antonio war vom Boden aufgestanden und schwang den wunden Arm kräftig hin und her; aber die Alte kicherte und lachte wieder laut auf und rief, indem sie ganz wunderlich wie in kurzen Sprüngen tänzelnd hin- und hertrippelte. Söhnlein, Söhnlein, mein Söhnlein, rudere tapfer — tapfer! — er kommt — er kommt, das Gold glüht in lichten Flammen, rudere tapfer, tapfer! — aber nur noch einmal, nur noch einmal! — dann nicht wieder!

Antonio achtete nicht auf der Alten Beginnen; denn vor ihm hatte sich das allerherrlichste Schauspiel aufgethan. Von San Clemens her schwamm der Bucentoro, den adriatischen Löwen in der flatternden Flagge, mit tönendem Ruderschlage daher, wie ein kräftigbeschwingter goldner Schwan. Umringt von tausend Barken und Gondeln schien er, sein fürstlich kühnes Haupt erhoben, zu gebieten über ein jubelndes Heer, das mit glänzenden Häuptern aufgetaucht war aus dem tiefen Meeresgrunde. Die Abendsonne warf ihre glühenden Strahlen über das Meer, über Venedig hin, so, daß Alles in lodernden Flammen stand; aber wie Antonio in Vergessenheit alles Kummers ganz entzückt hinschaute, wurde der Schein immer blutiger und blutiger. Ein dumpfes Sausen ging durch die Lüfte, und wie ein furchtbares Echo hallte es wieder aus der Tiefe des Meeres. Der Sturm kam dahergefahren auf schwarzen Wolken und hüllte Alles in dicke Finsterniß ein, während aus dem brausenden Meere höher und höher die Wellen zischende schäumende Ungeheuer emporstiegen und Alles zu verschlingen drohten. Gleich zerstäubtem Gefieder sah man Gondeln und Barken hier und dort auf dem Meere treiben. Der Bucentoro mit seinem flachen Boden unfähig, dem Sturme zu widerstehen, schwankte hin und her. Statt des fröhlichen Jubels der Zinken und Trompeten hörte man durch den Sturm das Angstgeschrei der Bedrängten.

Erstarrt schaute Antonio hin, dicht vor ihm rasselte es wie mit Ketten; er schaute hinab, ein kleiner Kahn, der an die Mauer angekettet, wurde von den Wellen geschaukelt; da fiel es wie ein Blitzstrahl in seine Seele. Er sprang in den Kahn, machte ihn frei, ergriff das Ruder, das er darin fand, und stach kühn und muthvoll hinaus in den See, geradezu auf den Bucentoro. Je näher er kam, desto deutlicher vernahm er das Hülfsgeschrei auf dem Bucentoro: „Hinan! — hinan! — rettet den Doge!" — Es ist unbekannt, daß kleine Fischerkähne im Golf, wenn er stürmt, gerade sicherer sind und besser zu handhaben, als größere Barken, und so kam es denn, daß dergleichen von allen Seiten herbeieilten, um das theure Haupt des würdigen Marino Falieri zu retten. Aber im Leben geschieht es ja immer, daß die ewige Macht nur Einem das tüchtige Gelingen einer kühnen That als sein Eigen zugetheilt hat, so daß alle Anderen sich vergebens darum bemühen. So war es diesmal der arme Antonio, dem die Rettung des neuerwählten Dogen zugedacht war, und deshalb gelang es ihm ganz allein, sich mit sei-

nem kleinen, geringen Fischerkahn glücklich hinanzuarbeiten an den Bucentoro. Der alte Marino Falieri, mit solcher Gefahr vertraut, stieg, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, rüstig heraus aus dem prächtigen, aber verrätherischen Bucentoro und hinein in den kleinen Kahn des armen Antonio, der ihn über die brausenden Wellen leicht weggleitend, wie ein Delphin, in wenigen Minuten hinüberruderte nach dem Platze des heiligen Marcus. Mit durchnäßten Kleidern, große Meerestropfen im grauen Bart, führte man den Alten in die Kirche, wo der Adel mit verbleichten Gesichtern die Ceremonieen des Einzugs beendete. Das Volk, ebenso wie die Signorie, bestürzt über die Unfälle des Einzuges, zu denen es auch rechnete, daß der Doge in der Eil und Verwirrung durch die zwei Säulen geführt worden, wo gewöhnlich Missethäter hingerichtet zu werden pflegen, verstummte mitten im Jubel, und so endete der festlich begonnene Tag traurig und düster.

An den Retter des Doge schien niemand zu denken, und Antonio selbst dachte nicht daran, sondern lag todtmüde, halb ohnmächtig vor Schmerz, den ihm die neuaufgereizte Wunde verursachte, in dem Säulengange des herzoglichen Palastes. Desto verwunderlicher war es ihm, als, da beinahe die Nacht eingebrochen, ein herzoglicher Trabant ihn bei den Schultern packte und mit den Worten: Komm, guter Freund! in den Palast und in die Zimmer des Doge hineinstieß. Der alte kam ihm freundlich entgegen und sprach, indem er auf ein Paar Beutel wies, die auf dem Tische lagen: „Du hast Dich wacker gehalten, mein guter Sohn; hier! — nimm diese dreitausend Zechinen, willst Du mehr, so fordere, aber erzeige mir den Gefallen, und laß Dich nie mehr vor meinem Angesichte sehen.“ Bei den letzten Worten blitzten Funken aus den Augen des Alten, und die Nasenspitze röthete sich höher. Antonio wußte nicht was der Alte wollte, ließ sich das auch gar nicht zu Herzen gehn, sondern lastete mit Mühe die Beutel auf, die er mit Fug und Recht verdient zu haben glaubte.

---

## Aus: Käthchen von Heilbronn *).

Von H. v. Kleist.

### Erster Act.

(Scene: Eine unterirdische Höhle mit den Insignien des Behmgerichts, von einer Lampe erleuchtet.)

### Erster Auftritt.

Graf Otto von der Flühe (als Vorsitzer), Wenzel von Nachtheim, Hans von Bärenklau (als Beisassen), mehrere Grafen, Ritter und Herren (sämmtlich vermummt), Häscher mit Fackeln u. s. w. — Theobald Friedeborn, Bürger aus Heilbronn (als Kläger), Graf Wetter vom Strahl (als Beklagter) stehen vor den Schranken.

Graf Otto (steht auf). Wir Richter des hohen heimlichen Gerichts, die wir, die irdischen Schergen Gottes, Vorläufer der geflügelten Heere, die er in seinen Wolken mustert, den Frevel suchen, da wo er, in der Höhle der Brust gleich einem Molche verkrochen, vom Arme weltlicher Gerechtigkeit nicht aufgefunden werden kann; wir rufen dich, Theobald Friedeborn, ehrsamer und vielbekannter Waffenschmidt aus Heilbronn auf, deine Klage anzubringen gegen Friedrich Graf Wetter vom Strahl; denn dort, auf den ersten Ruf der heiligen Behme von des Behmershand dreimal mit dem Griff des Gerichtsschwerts an die Thore seiner Burg, deinem Gesuch gemäß, ist er erschienen und fragt, was du willst? (er setzt sich.)

Theobald Friedeborn. Ihr hohen, heiligen und geheimnißvollen Herren! Hätte er, auf den ich klage, sich bei mir ausrüsten lassen — setzet in Silber, von Kopf bis zu Fuß, oder in schwarzen Stahl, Schienen Schnallen und Ringe von Gold — und hätte nachher, wenn ich gesprochen: Herr, bezahlt mich! geantwortet: Theobald! Was willst du? Ich bin dir nichts schuldig; oder wäre er vor die Schranken meiner Obrigkeit getreten, und hätte meine Ehre, mit der Zunge der Schlangen — oder wäre er aus dem Dunkel mitternächtlicher Wälder herausgebrochen und hätte mein Leben mit Schwert und Dolch angegriffen: so wahr mir Gott helfe! ich glaube, ich hätte nicht vor Euch geklagt. Ich erlitt in drei und funfzig Jahren, da ich lebe, so viel Unrecht, daß meiner Seele Gefühl nun gegen seinen Stachel wie gepanzert ist; und während ich Waffen schmiede für Andere, die die

*) H. von Kleist's gesammelte Schriften. Th. 2. S. 101 ff.

Mücken stechen, sag' ich selbst zum Skorpion: fort mit dir! und laß ihn fahren. Friedrich Graf Wetter vom Strahl hat mir mein Kind verführt, meine Katharine. Nehmt ihn, ihr irdischen Schergen Gottes, und überliefert ihn allen geharnischten Schaaren, die an den Pforten der Hölle stehen und ihre glutrothen Spieße schwenken: ich klage ihn schändlicher Zauberei, aller Künste der schwarzen Nacht und der Verbrüderung mit dem Satan an!

Graf Otto. Meister Theobald von Heilbronn! Erwäge wohl, was du sagst. Du bringst vor, der Graf vom Strahl, uns vielfältig und von guter Hand bekannt, habe dir dein Kind verführt. Du klagst ihn, hoff' ich, der Zauberei nicht an, weil er deines Kindes Herz von dir abwendig gemacht? Weil er ein Mädchen von rascher Einbildung mit einer Frage, wer sie sei, oder wohl gar mit dem bloßen Schein seiner rothen Wangen, unter dem Helmsturz hervorglühend, oder mit irgend einer andern Kunst des hellen Mittags, ausgeübt auf jedem Jahrmarkt, für sich gewonnen hat?

Theobald. Es ist wahr, ihr Herren, ich sah ihn nicht zur Nachtzeit, an Mooren und schilfreichen Gestaden, oder wo sonst des Menschen Fuß selten erscheint, umherwandeln und mit den Irrlichtern Verkehr treiben. Ich fand ihn nicht auf den Spitzen der Gebirge, den Zauberstab in der Hand, das unsichtbare Reich der Luft abmessen, oder in unterirdischen Höhlen, die kein Strahl erhellt, Beschwörungsformeln aus dem Staub heraufmurmeln. Ich sah den Satan und die Schaaren, deren Verbrüderten ich ihn nannte, mit Hörnern, Schwänzen und Klauen, wie zu Heilbronn über dem Altar abgebildet sind, an seiner Seite nicht. Wenn ihr mich gleichwohl reden lassen wollt, so denke ich es durch eine schlichte Erzählung dessen, was sich zugetragen, dahin zu bringen, daß ihr aufbrecht und ruft: unser sind dreizehn und der vierzehnte ist der Teufel! zu den Thüren rennt und den Wald, der diese Höhle umgiebt, auf dreihundert Schritte im Umkreis mit euren Taftmänteln und Federhüten besäet.

Gr. Otto. Nun, du alter wilder Kläger! so rede!

Theobald. Zuvörderst müßt ihr wissen, ihr Herren, daß mein Käthchen Ostern, die nun verflossen, funfzehn Jahr alt war; gesund an Leib und Seele, wie die ersten Menschen, die geboren worden sein mögen; ein Kind recht nach der Lust Gottes, das heraufging aus der Wüsten, am stillen Feierabend meines Lebens, wie ein gerader Rauch von Myrrhen und Wachholdern! Ein Wesen von zarterer, frommerer und lieberer Art müßt ihr euch nicht denken, und kämt ihr, auf Flügeln der Einbildung, zu den lieben kleinen Engeln, die mit hellen Augen aus den Wolken unter Gottes Händen und Füßen hervorgucken. Ging sie in ihrem bürgerlichen Schmuck über die Straße, den Strohhut auf, von gelbem Lack erglänzend, das schwarzsammtene Leibchen, das ihre Brust umschloß, mit feinen Silberkettlein behängt: so lief es flüsternd von allen Fenstern herab: das ist das Käthchen von Heilbronn, das Käthchen von Heilbronn, ihr Herren, als ob der Himmel von Schwaben sie erzeugt, und von seinem Kuß geschwängert, die Stadt, die unter ihm liegt, sie geboren hätte. Vettern und Basen, mit welchen die Verwandschaft seit drei Menschengeschlechtern vergessen worden war, nannten sie auf Kindtaufen und Hochzeiten ihr liebes Mühmchen, ihr liebes Bäschen; der ganze Markt, auf dem wir wohnten, erschien an ihrem Namenstage, und bedrängte sich und wetteiferte, sie zu beschenken; wer sie nur einmal gesehen und einen Gruß im Vorübergehen von ihr empfangen hatte, schloß sie acht folgende Tage lang, als ob sie ihn gebessert hätte, in sein Gebet ein. Eigenthümerin eines Landguts, das ihr der Großvater, mit Ausschluß meiner, als einem Goldkinde, dem er sich liebreich bezeigen wollte, vermacht hatte, war sie schon unabhängig von mir, eine der wohlhabendsten Bürgerinnen der Stadt. Fünf Söhne wackerer Bürger, bis in den Tod von ihrem Werthe gerührt, hatten nun schon um sie angehalten; die Ritter, die durch die Stadt zogen, weinten, daß sie kein Fräulein war; ach, und wäre sie Eins gewesen, das Morgenland wäre aufgebrochen, und hätte Perlen und Edelgesteine, von Mohren getragen, zu ihren Füßen gelegt. Aber sowohl ihre als meine Seele bewahrte der Himmel vor Stolz; und weil Gottfried Friedeborn, der junge Landmann, dessen Güter das Ihrige umgrenzen, sie zum Weibe begehrte, und sie auf meine Frage: Katharine, willst du ihn? antwortete: Vater! Dein Wille sei meiner; so sagte ich: der Herr segne euch? und weinte und jauchzte, und beschloß, Ostern, die kommen, sie nun zur Kirche zu bringen. — So war sie, ihr Herren, bevor sie mir dieser entführte.

Gr. Otto. Nun? Und wodurch entführte er sie dir? Durch welche Mittel hat er sie dir und dem Pfade, auf welchen du sie geführt hattest, wieder entrissen?

Theobald. Durch welche Mittel? — Ihr Herren, wenn ich das sagen könnte, so begriffen es diese fünf Sinne, und so ständ' ich nicht vor euch und klagte auf alle, mir unbegreifliche Greuel der Hölle. Was soll ich vorbringen, wenn ihr mich fragt, durch welche Mittel? Hat

er sie am Brunnen getroffen, wenn sie Wasser schöpfte, und gesagt: Lieb Mädel, wer bist du? hat er sich an den Pfeiler gestellt, wenn sie aus der Mette kam, und gefragt: Lieb Mädel, wo wohnst du? hat er sich, bei nächtlicher Weile, an ihr Fenster geschlichen, und indem er ihr einen Halsschmuck umgehängt, gesagt: Lieb Mädel, wo ruhst du? Ihr hochheiligen Herren, damit war sie nicht zu gewinnen! Den Judaskuß errieth unser Heiland nicht rascher, als sie solche Künste. Nicht mit Augen, seit sie geboren ward, hat sie ihn gesehen; ihren Rücken, und das Mal darauf, das sie von ihrer seligen Mutter erbte, kannte sie besser, als ihn (er weint).

Gr. Otto (nach einer Pause). Und gleichwohl, wenn er sie verführt hat, du wunderlicher Alter, so muß es wann und irgendwo geschehen sein.

Theobald. Heiligen Abend vor Pfingsten, da er auf fünf Minuten in meine Werkstatt kam, um sich, wie er sagte, eine Eisenschiene, die ihm zwischen Schulter und Brust losgegangen war, wieder zusammenheften zu lassen —

Wenzel. Was!

Hans. Am hellen Mittag?

Wenzel. Da er fünf Minuten in deine Werkstatt kam, um sich eine Brustschiene anheften zu lassen? (Pause).

Gr. Otto. Fasse dich, Alter, und erzähle den Hergang.

Theobald (indem er sich die Augen trocknet). Es mogte ungefähr eilf Uhr Morgens sein, als er mit einem Troß Reisiger vor mein Haus sprengte, rasselnd, der Erzgepanzerte, vom Pferde stieg, und in meine Werkstatt trat: das Haupt tief herab neigt' er, um mit den Reiherbüschen, die ihm vom Helm niederwankten, durch die Thür zu kommen. Meister, schau her, spricht er: dem Pfalzgrafen, der eure Wälle niederreißen will, zieh ich entgegen; die Lust ihn zu treffen sprengt mir die Schienen; nimm Eisen und Draht, ohne daß ich mich zu entkleiden brauche, und heft' sie mir wieder zusammen. Herr! sag ich: wenn euch die Brust so die Rüstung zerschmeißt, so läßt der Pfalzgraf unsere Wälle ganz; nöthige ihn auf einen Sessel in des Zimmers Mitte nieder, und: Wein! ruf ich in die Thür, und vom frischgeräucherten Schinken zum Imbiß! und setz' einen Schemel, mit Werkzeugen versehen, vor ihn, um ihm die Schiene wieder herzustellen. Und während draußen noch der Streithengst wiehert, und mit den Pferden der Knechte den Grund zerstampft, daß der Staub, als wär' ein Cherub vom Himmel niedergefahren, emporquoll: öffnet langsam, ein großes, flaches Silbergeschirr auf den Kopf tragend, auf welchem Flaschen, Gläser und der Imbiß gestellt waren, das Mädchen die Thüre und tritt ein. Nun seht, wenn mir Gott der Herr aus Wolken erschiene, so würd' ich mich ohngefähr so fassen, wie sie. Geschirr und Becher und Imbiß, da sie den Ritter erblickt, läßt sie fallen, und leichenbleich, mit Händen, wie zur Anbetung verschränkt, den Boden mit Brust und Scheiteln küssend, stürzt sie vor ihm nieder, als ob sie ein Blitz niedergeschmettert hätte! Und da ich sage: Herr meines Lebens! Was fehlt dem Kind? und sie aufhebe, schlingt sie, wie ein Taschenmesser zusammenfallend, den Arm um mich, das Antlitz flammend auf ihn gerichtet, als ob sie eine Erscheinung hätte. Der Graf vom Strahl, indem er ihre Hand nimmt, fragt: weß ist das Kind? Gesellen und Mägde strömen herbei und jammern: hilf Himmel! Was ist dem Jüngferlein widerfahren; doch da sie sich, mit einigen schüchternen Blicken auf sein Antlitz, erholt, so denk' ich, der Anfall ist wohl auch vorüber, und gehe mit Pfriemen und Nadeln an mein Geschäft. Drauf sag' ich: Wohlauf, Herr Ritter! Nun mögt ihr den Pfalzgrafen treffen; die Schiene ist eingerenkt, das Herz wird sie euch nicht mehr zersprengen. Der Graf steht auf; er schaut das Mädchen, das ihm bis an die Brusthöhle ragt, vom Wirbel zur Sohle gedankenvoll an, und beugt sich, und küßt ihr die Stirn und spricht: der Herr segne dich, und behüte dich, und schenke dir seinen Frieden, Amen! Und da wir an das Fenster treten: schmeißt sich das Mädchen, in dem Augenblicke, da er den Streithengst besteigt, dreißich Fuß hoch, mit aufgehobenen Händen, auf das Pflaster der Straße nieder; gleich einer Verlornen, die ihrer fünf Sinne beraubt ist, und bricht sich beide Lenden, ihr heiligen Herren, beide zarten Lendchen, dicht über des Knierunds elfenbeinernem Bau; und ich alter, bejammernswürdiger Narr, der mein versinkendes Leben auf sie stützen wollte, muß sie auf meinen Schultern wie zu Grabe tragen; indessen er dort, den Gott verdamme! zu Pferd, unter dem Volke, das herbeiströmt, herüberruft von hinten, was vorgefallen sei! — Hier liegt sie nun auf dem Todbett, in der Gluth des hitzigen Fiebers, sechs endlose Wochen, ohne sich zu regen. Keinen Laut bringt sie hervor; auch nicht der Wahnsinn, dieser Dietrich aller Herzen, eröffnet das ihrige, kein Mensch vermag das Geheimniß, das in ihr waltet, ihr zu entlocken. Und prüft, da sie sich ein wenig erholt hat, den Schritt, und schnürt ihr Bündel, und tritt beim Strahl der Morgensonne in die Thür: wohin? fragt sie die Magd; ,,zum Grafen Wetter vom Strahl'' antwortete sie und verschwindet.

Wenzel. Es ist nicht möglich!

Hans. Verschwindet?

Wenzel. Und läßt Alles hinter sich zurück?

Hans. Eigenthum, Heimath und den Bräutigam, dem sie verlobt war?

Wenzel. Und begehrt auch deines Segens nicht einmal?

Theobald. Verschwindet, ihr Herren — verläßt mich und Alles, woran Pflicht, Gewohnheit und Natur sie knüpften — küßt mir die Augen, die schlummernden, und verschwindet: ich wollte, sie hätte sie mir zugedrückt.

Wenzel. Beim Himmel! ein Vorfall —

Theobald. Seit jenem Tage folgt sie ihm nun, gleich einer Metze, in blinder Ergebung von Ort zu Ort; geführt am Strahl seines Angesichts, fünfdräthig, wie einem Tau, um ihre Seele gelegt; auf nackten, jedem Kiesel ausgesetzten, Füßen, das kurze Röckchen, das ihre Hüfte deckt, im Winde flatternd, nichts als den Strohhut auf, sie gegen der Sonne Stich oder den Grimm empörter Witterung zu schützen. Wohin sein Fuß im Lauf seiner Abenteuer sich wendet: durch den Dampf der Klüfte, durch die Wüste, die der Mittag versengt, durch die Nacht verwachsener Wälder; wie ein Hund, der von seines Herrn Schweiß gekostet, schreitet sie hinter ihm her; und die gewohnt war auf weichen Kissen zu ruhen, und das Knötlein spürte in des Betttuchs Faden, das ihre Hand unachtsam darin eingesponnen hatte: die liegt jetzt einer Magd gleich, in seinen Ställen, und sinkt, wenn die Nacht kömmt, ermüdet auf die Streu nieder, die seinen stolzen Rossen untergeworfen wird.

Gr. Otto. Graf Wetter vom Strahl! Ist dieß gegründet?

Der Gr. v. Strahl. Wahr ists, ihr heiligen Herren; sie geht auf der Spur, die hinter mir zurückbleibt. Wenn ich mich umsehe, erblick' ich zwei Dinge: meinen Schatten und sie.

Gr. Otto. Und wie erklärt ihr euch diesen sonderbaren Umstand?

Der Gr. v. Strahl. Ihr unbekannten Herren der Vehme! Wenn der Teufel sein Spiel mit ihr treibt, so braucht er mich dabei, wie der Affe die Pfoten der Katze; ein Schelm will ich sein, holt er den Nußkern für mich. Wollt ihr meinem Wort schlechthin, wie's die heilige Schrift vorschreibt, glauben: ja, ja, nein, nein; gut! Wo nicht, so will ich nach Worms, und den Kaiser bitten, daß er den Theobald ordinire. Hier werf' ich ihm vorläufig meinen Handschuh hin!

Gr. Otto. Ihr sollt hier Rede stehn auf unsre Frage! Womit rechtfertigt ihr, daß sie unter euerm Dache schläft? Sie, die in das Haus hingehört, wo sie geboren und erzogen ward!

Der Gr. v. Strahl. Ich war, es mögen ohngefähr zwölf Wochen sein, auf einer Reise, die mich nach Straßburg führte, ermüdet in der Mittagshitze an einer Felswand eingeschlafen — nicht im Traum gedacht' ich des Mädchens mehr, das in Heilbronn aus dem Fenster gestürzt war — da liegt sie mir, wie ich erwache, gleich einer Rose, entschlummert zu Füßen; als ob sie vom Himmel herabgeschneit wäre! Und da ich zu den Knechten, die im Grase herumliegen, sage: Ei, was der Teufel! Das ist ja das Käthchen von Heilbronn? schlägt sie die Augen auf, und bindet sich das Hütlein zusammen, das ihr schlafend vom Haupt heruntergerutscht war. Katharine! ruf ich! Mädel! Wo kömmst auch her? Auf funfzehn Meilen von Heilbronn, fernab am Gestade des Rheins? „Hab' ein Geschäft, gestrenger Herr," antwortet sie, „das mich gen Straßburg führt; schauert mich im Wald so einsam zu wandern, und schlug mich zu euch." Drauf laß ich ihr zur Erfrischung reichen, was mir Gottschalk, der Knecht, mit sich führt, und kundige mich: wie der Sturz abgelaufen? auch, was der Vater macht? und was sie in Straßburg zu erschaffen denke? Doch da sie nicht freiherzig mit der Sprache herausrückt; was auch gehts dich an, denk' ich; ding' ich ihr einen Boten, der sie durch den Wald führe, schwing mich auf den Rappen, und reite ab. Abends in der Herberg, auf der Straßburger Straß, will ich mich eben zur Ruh niederlegen: da kommt Gottschalk, der Knecht, und spricht: das Mädchen sei unten und begehre in meinen Ställen zu übernachten. Bei den Pferden? frag' ich. Ich sage: wenn's ihr weich genug ist, mich wird's nicht drücken. Und füge noch, indem ich mich im Bett wende, hinzu: magst ihr wohl eine Streu unterlegen, Gottschalk, und sorgen, daß ihr nichts widerfahre. Drauf wandert sie kommenden Tages früher aufgebrochen, als ich, wieder auf der Heerstraße, und lagert sich wieder in meinen Ställen, und lagert sich Nacht für Nacht, so wie mir der Streifzug fortschreitet, darin, als ob sie zu meinem Troß gehörte. Nun litt ich das, ihr Herren, um jenes grauen, unwirrschen Alten willen, der mich jetzt darum straft; denn der Gottschalk, in seiner Wunderlichkeit, hatte das Mädchen lieb gewonnen, und pflegte ihrer in der That als seiner Tochter; führt dich die Reise einst, dacht' ich, durch Heilbronn, so wird der Alte dirs danken. Doch da sie sich auch in Straßburg, in der erzbischöflichen Burg, wieder bei mir einfindet, und ich gleichwohl spüre, daß sie nichts im Orte geschafft: denn mir hatte sie sich ganz und gar geweiht, und wusch und flickte, als ob es sonst am Rhein nicht zu haben wäre: so trete ich eines Tages, da ich

sie auf der Stallschwelle finde, zu ihr und frage: was für ein Geschäft sie in Straßburg betreibe? „Ei," spricht sie „gestrenger Herr," und eine Röthe, daß ich denke, ihre Schürze wird angehn, flammt über ihr Antlitz empor: „was fragt ihr doch? ihr wißts ja!" — Holla! denk ich, steht es so mit dir? und sende einen Boten flugs nach Heilbronn dem Vater zu, mit folgender Meldung: das Käthchen sei bei mir; ich hütete seiner; in kurzem könnte er es vom Schlosse zu Strahl, wohin ich es zurückbringen würde, abholen.

Gr. Otto. Nun und hierauf?

Wenzel. Der Alte holte die Jungfrau nicht ab?

Der Gr. v. Strahl. Drauf da er am zwanzigsten Tage, um sie abzuholen, bei mir erscheint, und ich ihn in meiner Väter Saal führe: erschau ich mit Befremden, daß er, beim Eintritt in die Thür, die Hand in den Weihkessel steckt, und mich mit dem Wasser, das darin befindlich ist, besprengt. Ich, arglos wie ich von Natur bin, nöth'ge ihn auf einen Stuhl nieder, erzähle ihm mit Offenherzigkeit Alles, was vorgefallen, eröffne ihm auch in meiner Theilnahme die Mittel, wie er die Sache seinen Wünschen gemäß, wieder ins Geleis rücken könne, und tröste ihn und führ' ihn, um ihm das Mädchen zu übergeben, in den Stall hinunter, wo sie steht, und mir eine Waffe von Rost säubert. So wie er in die Thür tritt, und die Arme mit thränenvollen Augen öffnet, sie zu empfangen, stürzt mir das Mädchen leichenbleich zu Füßen, alle Heiligen anrufend, daß ich sie vor ihm schütze. Gleich einer Salzsäule steht er bei diesem Anblick da; und ehe ich mich noch gefaßt habe, spricht er schon, das entsetzensvolle Antlitz auf mich gerichtet: das ist der leibhaftige Satan; und schmeißt mir den Hut, den er in der Hand hält, in's Gesicht, als wollt' er ein Greuelbild verschwinden machen, und läuft, als setzte die ganze Hölle ihm nach, nach Heilbronn zurück.

Gr. Otto. Du wunderlicher Alter! Was hast du für Einbildungen?

Wenzel. Was war in dem Verfahren des Ritters, das Tadel verdient? Kann er dafür, wenn sich das Herz deines thörichten Mädchens ihm zuwendet?

Hans. Was ist in diesem ganzen Vorfall, das ihn anklagt?

Theobald. Was ihn anklagt? O du — Mensch, entsetzlicher, als Worte fassen und der Gedanke ermißt: stehst du nicht rein da, als hätten die Cherubim sich entkleidet, und ihren Glanz dir, funkelnd wie Mailicht, um die Seele gelegt! — Mußt ich vor dem Menschen nicht erbeben, der die Natur in dem reinsten Herzen, das je geschaffen ward, dergestalt umgekehrt hat, daß sie vor dem Vater, zu ihr gekommen, seiner Liebe Brust ihren Lippen zu reichen, kreideweißen Antlitzes entweicht, wie vor dem Wolfe, der sie zerreißen will? Nun denn, so walte, Hekate, Fürstin des Zaubers, moorduftige Königin der Nacht! Sproßt, ihr dämonischen Kräfte, die die menschliche Satzung sonst auszujäten bemüht war, blüht auf unter dem Athem der Herren, und schoßt zu Wäldern empor, daß die Wipfel sich zerschlagen, und die Pflanze des Himmels, die am Boden keimt, verwese; rinnt, ihr Säfte der Hölle, tröpfend aus Stämmen und Stielen gezogen, fallt wie ein Katarakt ins Land, daß der erstickende Pestqualm zu den Wolken empordampft; fließt und ergießt euch durch alle Röhren des Lebens, und schwemmt in allgemeiner Sündfluth, Unschuld und Tugend hinweg!

Gr. Otto. Hat er ihr Gift eingeflößt?

Wenzel. Meinst du, daß er ihr verzauberte Tränke gereicht?

Hans. Opiate, die des Menschen Herz, der sie genießt, mit geheimnißvoller Gewalt umstricken?

Theobald. Gift? Opiate? Ihr hohen Herren, was fragt ihr mich? Ich habe die Flaschen nicht gepfropft, von welchen er ihr an der Wand des Felsens zur Erfrischung reichte; ich stand nicht dabei, als sie in der Herberge, Nacht für Nacht, in seinen Ställen schlief. Wie soll ich wissen, ob er ihr Gift eingeflößt? Habt neun Monate Geduld; alsdann sollt ihr sehen, wie's ihrem jungen Leibe bekommen ist.

Der Gr. v. Strahl. Der alte Esel, der! Dem entgegn' ich nichts, als meinen Namen! Ruft sie herein; und wenn sie ein Wort sagt, auch nur von fern duftend, wie diese Gedanken, so nennt mich den Grafen von der stinkenden Pfütze, oder wie es sonst eurem gerechten Unwillen beliebt.

---

## Aus: Das Galgenmännlein *).

Von F. de la Motte Fouqué.

In Venezia, die weit und breit berühmte wälsche Handelsstadt, zog eines Abends ein junger Deutscher Kaufmann ein, Reichard geheißen, gar ein fröhlicher und kecker Gesell. Es gab eben zu der Zeit in Deutschen Landen mannichfache Unruhe, um des dreißigjährigen Krieges willen;

*) Aus de la Motte Fouque's Erzählungen und kleinen Romanen.

deßhalben war der junge Handelsmann, der sich gern einen lustigen Tag machte, ganz besonders damit zufrieden, daß ihn seine Geschäfte auf einige Zeit nach Wälschland riefen, wo es nicht gar so kriegerisch zuging, und wo man, wie er gehört hatte, ganz köstlichen Wein und viele der besten und wohlschmeckendsten Früchte antreffen sollte, noch der vielen wunderschönen Frauen zu geschweigen, von welchen er ein absonderlicher Liebhaber war.

Er fuhr, wie sie es dorten zu thun pflegen, in einem kleinen Schifflein, Gondel geheißen, auf den Kanälen umher, die es in Venezia statt der ordentlichen gepflasterten Straßen gibt, und hatte seine große Lust an den schönen Häusern und den noch viel schöneren Weibsgestalten, die er oftmals daraus hervorblicken sah. Als er endlich gegen ein höchst prächtiges Gebäu herankam, in dessen Fenstern wohl zwölf der alleranmuthigsten Frauenzimmer lagen, sprach der gute junge Gesell zu einem der Gondolier, die sein Schifflein ruderten: „daß Gott! wenn es mir doch einmal so wohl werden sollte, daß ich nur ein Wörtlein zu einer von jenen wunderschönen Fräulein sprechen dürfte!" „Ei," sagte der Gondolier, „ist es weiter nichts als das, so steigt nur aus und geht kecklich hinauf. Die Zeit wird Euch droben gewißlich nicht lang werden." Der junge Reichard aber sprach: „du hast wohl deine Lust daran, fremde Leute zu necken, und meinest, in mir so einen groben Gesellen zu treffen, der nach deinen thörichten Worten thäte und droben im Schlosse dann ausgelacht würde, oder wohl ausgewamst obendrein?" „Herr, lehrt mich die Sitten des Landes nicht kennen, sagte der Gondolier. „Thut nur nach meinem Rath, dafern Ihr's Euch gerne wohl sein laßt, und nehmen sie Euch nicht mit offnen, schönen Armen auf, so will ich meines Fährlohns quitt und verlustig gehn."

Das schien dem jungen Burschen des Versuchens schon werth, auch hatte der Gondolier nicht eben gelogen. Die Schaar der liebreizen Fräulein nahm den Fremden nicht allein holdselig auf, sondern es führte ihn auch die, welche er für die Schönste aus ihnen hielt, in ihr eignes Gemach, wo sie ihn mit den auserlesensten Trink- und Eßwaaren bewirthete, und auch mit manchem Kuß, ja, ihm endlich ganz und gar zu Willen ward. Er mußte mehrmalen bei sich denken: „ich bin doch fürwahr in das alleranmuthigste und wunderbarste Land gekommen, so es auf dem Erdboden gibt: zugleich aber kann ich auch dem Himmel nicht genugsamlich danken für die Anmuthigkeiten meiner Person und meines Geistes, vermittelst deren ich den fremden Damen so sehr gefalle."

Als er nun aber wieder von hinnen wollte, forderte ihm das Fräulein funfzig Dukaten ab' und weil er sich darüber verwunderte, sagte sie: „ei, junger Fant, wie vermeint Ihr doch, Euch der schönsten Courtisane aus ganz Venedig so gar umsonst erfreut zu haben? Zahlt nur immer frisch, denn wer nicht vorher bedungen hat, muß sich den Preis gefallen lassen, den man von ihm begehrt. Wollt Ihr aber künftig wiederkommen, so gehabt Euch klüger, und Ihr könnt für eine Summe, wie es euch heute gekostet hat, eine ganze Woche lang in allen Freuden leben."

Ach, wie verdrießlich es doch sein mag für Einen, der dachte, er habe eine Prinzessin erobert, wenn er nun merkt, daß es eine gar gemeine Buhlschaft war und ihm noch eine so erkleckliche Summe dabei aus dem Geldbeutel gelockt wird! Der junge Gesell aber bewies sich nicht so ergrimmt, als wohl ein Anderer meinen sollte. Es war mehr um eine Pflege seines Leibes zu thun, als um viele Preislichkeiten in seiner Historie, deshalben er sich denn nach geleisteter Zahlung in ein Weinhaus fahren ließ, um dorten wegzutrinken, was ihm noch etwa von Aerger im Kopfe herumzog.

Da nun der fröhliche Bursch auf solchen Wegen war, mochte es ihm auch nicht an gar zahlreicher und vergnügter Gesellschaft fehlen. Es ging manchen Tag fort in Saus und Braus, und zwischen lauter lustigen Gesichtern; ein einziges ausgenommen, das einem Hispanischen Hauptmanne gehörte, der zwar allen den Späßen der wilden Bande, in die der junge Reichard sich begeben hatte, beiwohnte, aber meist ohne ein Wort zu verlieren, und mit einer recht gewaltsamen Unruhe auf allen Zügen seines finstern Antlitzes. Man litt ihn dabei gern, denn er war ein Mann von Ansehn und Vermögen, der sich nichts daraus machte, die ganze Gesellschaft oft mehrere Abende hintereinander frei zu halten.

Dessen ungeachtet, und ob sich der junge Reichard gleich nicht mehr so arg beschatzen ließ, wie am Tage seiner Ankunft in Venezia, begann ihm doch endlich das Geld auszugehen, und er mußte mit großer Betrübniß daran denken, daß ein so unerhört vergnügliches Leben nun bald für ihn ans Ende kommen müsse, dafern er nicht mit seinem vielen Verlustiren zuletzt all' seines Geldes verlustig gehen wolle.

Die andern wurden seiner Trübseligkeit inne, zugleich auch der Ursache dazu, — wie sie denn dergleichen Fälle sehr häufig in ihrem Kreise erlebten, — und hatten ihren Spaß mit dem ausgebeutelten Kopfhänger, der es doch immer noch nicht lassen konnte, durch die Reste seines Seckels von dem anmuthigen Fliegengifte zu naschen.

Da nahm ihn eines Abends der Hispanier bei Seite und führte ihn mit unerwarteter Freundlichkeit in eine ziemlich öde Gegend der Stadt. Dem guten jungen Gesellen wollte schier angst dabei werden, aber er dachte zuletzt: „daß nicht mehr viel bei mir zu holen ist, weiß der Kumpan, und an meine Haut, dafern ihm drum zu thun wäre, müßte er doch immer erst die seinige setzen, welches er wohl für einen zu hohen Spielpreis halten wird.“

Der Hispanische Hauptmann aber, sich auf die Grundmauer eines alten verfallenen Gebäudes setzend, nöthigte den jungen Kaufherrn neben sich und hub folgendermaßen zu sprechen an: „es will mich fast bedünken, mein lieber, höchst jugendlicher Freund, als fehle es Euch an eben derselben Fähigkeit, welche mir über alle Maßen zur Last wird — an der Kraft nämlich, in jeder Stunde eine beliebige Summe Geldes herbeizuschaffen und so fortfahren zu können nach Belieben. Das und noch viele andere Gaben in den Kauf lasse ich Euch für ein billiges Geld ab.“

„Was kann Euch denn noch am Gelde liegen, indem Ihr die Gabe, es Euch zu verschaffen, los werden wollt?“ fragte Reichard.

„Damit hat es folgende Bewandtniß,“ entgegnete der Hauptmann. „Ich weiß nicht, ob Ihr gewisse kleine Kreaturen kennet, die man Galgenmännlein heißt. Es sind schwarze Teufelchen in Gläslein eingeschlossen. Wer ein solches besitzt, vermag von ihm zu erhalten, was er sich nur Ergötzliches im Leben wünschen mag, vorzüglich aber unermeßlich vieles Geld. Dagegen bedingt sich das Galgenmännlein die Seele seines Besitzers für seinen Herrn Luzifer aus, wofern der Besitzer stirbt, ohne sein Galgenmännlein in andere Hände überliefert zu haben. Dies darf aber nur durch Kauf geschehen, und zwar, indem man eine geringere Summe dafür empfängt, als man dafür bezahlt hat. Meines kostet mir zehn Dukaten, wollt Ihr nun neun dafür geben, so ist es Eu'r.“

Während der junge Reichard sich noch besann, sprach der Hispanier weiter: „ich könnte Jemanden damit anführen und es ihm für irgend ein anderes Gläslein und Spielwerk in die Hände schaffen, wie mich denn selbsten ein gewissenloser Handelsmann auf gleiche Weise in dessen Besitz brachte. Aber ich denke darauf, mein Gewissen nicht noch mehr zu beschweren und trage Euch den Kauf ehrlich und offenbar an. Ihr seid noch jung und lebenslustig und gewinnt wohl mannichfache Gelegenheit, Euch des Dinges zu entledigen, dafern es Euch zur Last werden sollte, wie es mir heute solches ist.“

„Lieber Herr,“ sagte Reichard dagegen, „wolltet Ihr mir's nicht für ungut nehmen, so möchte ich Euch klagen, wie oft ich in dieser Stadt Venezia bereits angeführt bin.“

„Ei, du junger, thörichter Gesell!“ rief der Hispanier zornig, „Du darfst nur an mein Fest von gestern Abend zurückdenken, um zu wissen, ob ich um Deiner lausigen Dukaten willen betrügen werde, oder nicht.“

„Wer viel gastirt, verbraucht auch viel,“ versetzte der junge Kaufmann sittig, „und nur ein Handwerk, nicht aber ein Geldseckel hat einen güldnen Boden. Wenn Ihr nun Euern letzten Dukaten gestern ausgegeben hättet, könnten Euch heute meine vorletzten neune dennoch lieb sein.“

„Entschuldige es, daß ich Dich nicht todtsteche,“ sagte der Hispanier. „Es geschieht, weil ich hoffe, Du werdest mir noch von meinem Galgenmännlein loshelfen, und dann auch, dieweil ich gesonnen bin, Pönitenz zu thun, welche auf solche Weise nur erschwert und vergrößert würde.“

„Möchten mir wohl einige Proben mit dem Dinge vergönnt sein?“ fragte der junge Kaufherr auf das vorsichtigste.

„Wie ginge das an?“ versetzte der Hauptmann. „Es bleibt ja bei Keinem und hilft auch Keinem, als der es vorhero und baar erstanden hat.“

Dem jungen Reichard ward bange; denn es sah unheimlich aus auf dem öden Platz, wo sie in der Nacht beisammen saßen, ob ihn gleich der Hauptmann versicherte, er zwinge ihn zu nichts, wegen der bevorstehenden Buße. Jedoch schwebten ihm zugleich alle Freuden vor, die ihn nach dem Besitz des Galgenmännleins umgeben würden. Er beschloß also die Hälfte seiner letzten Barrschaft daran zu wagen, vorher jedoch versuchend, ob er nicht etwas von dem hohen Preise herunter handeln könne.

„Du Narr!“ lachte der Hauptmann. „Zu Deinem Besten heischte ich die höchste Summe, und zum Besten derer, die es nach Dir kaufen, damit es nicht Einer so frühe für die allerniedrigste Münze der Welt erstehe und unwiederbringlich des Teufels sei, weil er es ja dann nicht mehr wohlfeiler verkaufen kann.“

„Ach laßt nur,“ sagte Reichard freundlich. „Ich verkaufe das wunderliche Ding wohl sobald nicht wieder. Wenn ich's also für fünf Dukaten haben könnte“ —

„Meinetwegen,“ erwiederte der Hispanier. „Du arbeitest dem schwarzen Teuflein seine Dienstzeit um die letzte, verlorene Menschenseele recht kurz.“

Damit händigte er dem jungen Gesellen gegen Bezahlung des Kaufschillings ein dünnes, gläsernes Fläschchen ein, worin Reichard beim

Sternenlichte etwas Schwarzes wild auf und niedergaukeln sah.

Er forderte gleich zur Probe in Gedanken seine gemachte Auslage verdoppelt in seine rechte Hand und fühlte die zehn Dukaten alsbald darin. Da ging er froh nach dem Wirthshause zurück, wo die andern Gesellen noch zechten, sich Alle höchlich verwundernd, wie die Beiden, welche erst eben so trübsinnig von ihnen geschieden waren, nun mit sehr heitern Angesichtern wieder hereintraten. Der Hispanier aber nahm kurzen Abschied, ohne bei dem kostbaren Freudenmahle zu bleiben, welches Reichard, ob es gleich schon spät in der Nacht war, anzurichten befahl, es dem mißtrauischen Wirthe vorausbezahlend, während durch die Kraft des Galgenmännleins ihm beide Taschen von immer neu herbeigewünschten Dukaten klingelten.

Diejenigen, welche sich selbst ein solches Galgenmännlein wünschen möchten, werden am besten beurtheilen können, welch ein Leben der lustige junge Gesell von diesem Tage an führte, es sei denn, daß sie sich dem Geize allzu unmäßig ergeben hätten. Aber auch ein vorsichtiges und frömmeres Gemüth mag leichtlich ermessen, daß es gar wild und verschwenderisch herging.

---

## Die drei Nüsse *).

Von Cl. Brentano.

### Erzählung.

Daniel Wilhelm Möller, nachmals Professor und Bibliothekar zu Altdorf, lebte im Jahr 1665 in Colmar als Hofmeister der drei Söhne des Bürgermeisters Maggi. Im October dieses Jahres hatte der Bürgermeister einen reisenden Alchimisten zu Gaste, und als nach dem Nachtische der Abendmahlzeit unter anderm Obste auch welsche Nüsse auf die Tafel gesetzt wurden, sprach die Gesellschaft mancherlei von den Eigenschaften dieser Frucht. Da aber die drei Zöglinge Möller's etwas unmäßig zu den Nüssen griffen und sie lustig nach einander aufknackten, verwieß Möller es ihnen freundlich und gab ihnen folgenden Vers aus der Schola Salernitana zu verdeutschen auf: „Unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est.“ — Da übersetzten sie: „Eine Nuß nützt, die zweite schadet, der Tod ist die dritte.“ Möller aber sagte zu ihnen, diese Uebersetzung könne unmöglich die rechte sein, da sie die dritte Nuß längst genossen und doch noch frisch und gesund seien, sie möchten sich eines Bessern besinnen. Kaum waren diese Worte gesprochen, als der Alchimist mit Bestürzung plötzlich von Tische aufsprang und sich in der ihm angewiesenen Stube verschloß, worüber alle Anwesende in nicht geringer Verwunderung waren. Der jüngste Sohn des Bürgermeisters folgte dem Fremden, um ihn auf Befehl seines Vaters zu fragen, ob ihm etwas zugestoßen sei; da er aber die Thür verschlossen fand, sah er durch das Schlüsselloch den Fremden auf den Knieen liegen und hörte unter Thränen und Händeringen mehrere Mal ihn ausrufen: „Ah, mon Dieu, mon Dieu!“

Kaum hatte der Knabe seinem Vater dies hinterbracht, als der Fremde sich von dem Diener zu einer einsamen Unterredung melden ließ. Alle entfernten sich. Da trat der Alchimist herein, fiel auf die Kniee, umfaßte die Füße des Bürgermeisters und flehte ihn unter heftigen Thränen an: er möge ihn nicht vor Gericht bringen, er möge ihn vor einem schmähligen Tod erretten.

Der Bürgermeister, heftig über seine Rede erschrocken, fürchtete, der Mensch möge den Verstand verloren haben, hob ihn von der Erde auf und bat ihn freundlich: er möge ihm sagen, wie er auf so schreckliche Reden komme. Da erwiederte der Fremde: „Herr, verstellen Sie sich nicht, Sie und der Magister Möller kennen mein Verbrechen; der Vers von den drei Nüssen beweist es: tertia mors est, die dritte ist der Tod, ja, ja, eine bleierne Kugel war es, ein Druck des Fingers und er schlug nieder. Sie haben sich verabredet, mich zu peinigen; Sie werden mich ausliefern, ich werde durch Sie unter das Schwert kommen.“

Der Bürgermeister glaubte nun die Verrücktheit des Alchimisten gewiß und suchte ihn durch freundliches Zureden zu beruhigen. Er aber ließ sich nicht beruhigen und sprach: „Wenn Sie es auch nicht wissen, so weiß es doch ihr Hofmeister gewiß, denn er sah mich durchdringend an, als er sagte: tertia mors est.“ Nun konnte der Bürgermeister nichts anders thun, als ihn bitten, ruhig zu Bette zu gehen, und ihm sein Ehrenwort zu geben, daß weder er noch Möller ihn verrathen würden, wenn irgend etwas Wahres an seinem Unglück sein sollte. Der Unglückliche aber wollte ihn nicht eher verlassen, bis Möller gerufen war, und ihm auch heilig betheuerte, daß er ihn nicht verrathen wolle; denn daß auch er nicht das Mindeste von seinem Unglück wisse, wollte er sich auf keine Weise überreden lassen.

Am folgenden Morgen entschloß sich der Unglückliche, von Colmar nach Basel zu gehen,

*) Aus: Varinka oder die rothe Schenke von Dr. Schiff, und die drei Nüsse von Klemens Brentano. Berlin, 1834.

und hat den Magister Möller um eine Empfehlung an einen Professor der Medizin. Möller schrieb ihm einen Brief an den Doktor Bauhinus und reichte ihm denselben offen, damit er keine Art von Verdacht schöpfen könne. Er verließ das Haus mit Thränen und nochmaligem Flehen, ihn nicht zu verrathen.

Im folgenden Jahre um dieselbe Zeit, etwa drei Wochen später, als der Bürgermeister mit den Seinigen wieder Nüsse aß und sie sich dabei Alle lebhaft an den unglücklichen Alchimisten erinnerten, ließ sich eine Frau bei ihm melden. Er hieß sie hereintreten; sie war eine Reisende in anständiger Tracht, sie trauerte und schien vom Kummer ganz zerstört, doch hatte sie noch Spuren von großer Schönheit. Der Bürgermeister bot ihr einen Stuhl an, stellte ihr ein Glas Wein und einige Nüsse vor; aber sie gerieth bei dem Anblick dieser Frucht in eine heftige Erschütterung, die Thränen liefen ihr die Wangen herab; „Keine Nüsse, keine Nüsse!“ sagte sie und schob den Teller zurück.

Diese ihre Weigerung, mit der Erinnerung an den Alchimisten, brachte unter den Tischgenossen eine eigene Spannung hervor. Der Bürgermeister befahl dem Diener, die Nüsse sogleich weg zu bringen, und bat die Frau, nach einer Entschuldigung, daß er ihren Abscheu vor den Nüssen nicht gekannt, um die Angabe des Geschäftes, das sie zu ihm geführt.

„Ich bin die Wittwe eines Apothekers aus Lyon,“ sagte sie; „und wünsche, mich hier in Colmar niederzulassen. Die traurigsten Schicksale nöthigen mich, meine Vaterstadt zu verlassen.“ — Der Bürgermeister fragte sie um ihre Pässe, auf daß er versichert sein könne, daß sie ihr Vaterland frei von allen gerichtlichen Ansprüchen auf sie verlassen habe. Sie übergab ihre Papiere, die in der besten Ordnung waren und in ihr den Namen der Wittwe des Apothekers Pierre du Pont, oder Petrus Pontanus gaben. Auch zeigte sie dem Bürgermeister mancherlei Atteste der medizinischen Fakultät von Montpellier, daß sie im Besitz der Fabrikationsrezepte vieler trefflicher Arzeneien sei.

Der Bürgermeister versprach ihr alle mögliche Unterstützung bei ihrer Niederlassung, und bat sie, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen, wo er ihr Empfehlungen an einige Aerzte und Apotheker der Stadt schreiben wollte. Als er nun die Frau die Treppe hinauf führte, und oben über den Flur weg, kam dieselbe bei dem Anblick eines kindischen Gemäldes in eine solche Bestürzung, daß der Bürgermeister fürchtete, sie möchte an seinem Arme ohnmächtig werden; er brachte sie schnell auf seine Stube und sie ließ sich unter bittern Thränen auf einen Stuhl nieder.

Der Bürgermeister wußte die Veranlassung ihrer Gemüthsbewegung nicht und fragte sie: was ihr fehle. Sie sagte ihm: „Mein Herr, woher kennen Sie mein Elend, wer hat das Bild an die Stubenthür geheftet, an welcher wir vorüber gingen?“ Da erinnerte sich der Bürgermeister an das Bild und sagte ihr: daß es die Spielerei seines jüngsten Sohnes sei, welcher eine Neigung habe, alle Ereignisse, die ihn näher interessirten, in solchen Malereien auf seine Art zu verewigen. Das Bild aber bestand darin, daß der Knabe, welcher das Jahr vorher den Alchimisten knieend und die Hände ringend in dieser Stube: „ah, mon Dieu, mon Dieu!“ hatte ausrufen hören, diesen in derselben Stellung, und über ihm drei Nüsse mit dem Spruche: „unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est!“ auf eine Pappe gemalt und an die Stubenthür, wo der Alchimist gewohnt, befestigt hatte.

„Wie kann Ihr Sohn das schreckliche Unglück meines Mannes wissen?“ sagte die Frau; „wie kann er wissen, was ich ewig verbergen möchte und weswegen ich mein Vaterland verlassen habe?“

„Ihres Mannes?“ erwiederte der verwunderte Bürgermeister; „ist der Chemiker Todenus ihr Mann? Ich glaubte, nach ihrem Passe, daß Sie die Wittwe des Apothekers Pierre du Pont aus Lyon seien.“

„Die bin ich,“ entgegnete die Fremde; „und der Abgebildete ist mein Mann, du Pont, mir zeigt es die Stellung, in welcher ich ihn zuletzt gesehen, mir zeigt es der fatale Spruch und die Nüsse über ihm.“

Nun erzählte ihr der Bürgermeister den ganzen Vorfall mit dem Alchimisten in seinem Hause, und fragte sie, wie er sich befinde, wenn er wirklich ihr Mann sey, der vielleicht unter fremdem Namen bei ihm gewesen wäre.

„Mein Herr,“ erwiederte die Frau; „ich sehe wohl, das Schicksal selbst will, daß meine Schmach nicht soll verborgen bleiben; ich erwarte von Ihrer Rechtschaffenheit, daß Sie mein Unglück nicht zu meinem Nachtheil bekannt machen werden. Hören Sie mich an. Mein Mann, der Apotheker Pierre du Pont, war wohlhabend, er würde reich gewesen sein, wenn er nicht durch seine Neigung zur Alchimie vieles Geld verschwendet hätte. Ich war jung und hatte das große Unglück, sehr schön zu sein. Ach, mein Herr, es giebt schier kein größeres Unglück, als dieses, weil keine Ruhe, kein Friede möglich ist, weil Alles nach Einem verlangt und verzweifelt, und man in solche Bedrängnisse und Belagerun-

gen kommt, daß man sich manchmal gar, nur um des ekelhaften Götzendienstes los zu werden, dem Verderben hingeben könnte. Eitel war ich nicht, nur unglücklich; denn ich mochte mich auch nicht absichtlich schlecht und entstellend kleiden, so wurde doch immer eine neue Mode daraus und man fand es allerliebst. Wo ich ging und stand, war ich von Verehrern umgeben, ich konnte vor Serenaden nicht schlafen, mußte einen Diener halten, die Geschenke und Liebesbriefe abzuweisen und alle Augenblicke mein Gesinde abschaffen, weil es bestochen war, mich zu verführen. Zwei Diener in der Apotheke meines Mannes vergifteten sich einander, weil ein Jeder von ihnen entdeckt hatte, daß der Andere ein Edelmann sei, der aus Leidenschaft zu mir unter fremdem Namen in unsere Dienste gegangen war. Alle Leute, die in unsrer Offizin Arznei holten, waren dadurch schon im Verdacht, liebeskrank zu sein. Ich hatte von allem diesem nichts, als Unruhe und Elend, und nur die Freude meines Mannes an meiner Gestalt hielt mich ab, mich an meiner Larve zu vergreifen und mich auf irgend eine Weise zu entstellen. Oft fragte ich ihn: ob er denn an meinem Herzen und guten Willen nicht genug habe, er möchte mir doch erlauben, mein Gesicht, das so vieles Unheil stifte, durch irgend ein beizendes Mittel zu verderben, aber er erwiederte mir immer: Schöne Amelie! ich würde verzweifeln, wenn ich dich nicht mehr ansehen könnte; ich würde der unglücklichste Mensch sein, wenn ich den ganzen Tag in meinem rußigen Laboratorium vergebens geschwitzt habe, und meine Augen Abends nicht mehr an deinem Anblick erquicken könnte. Du bist der einzige klare Punkt in meiner finstern Bestimmung, und wenn ich alle meine Hoffnung habe nach schwerem Tagewerk zum Rauchfang hinausfliegen sehen, tritt mir alle meine Hoffnung am Abend in deiner Schönheit wieder entgegen. Er liebte mich zärtlich, aber Gott segnete unsre Liebe nicht, wir hatten keine Kinder. Als ich ihm meine Trauer hierüber einst sehr lebhaft mittheilte, ward er finster und sprach: So Gott will, und mir nicht Alles mißlingt, wird uns auch diese Freude werden. An einem Abend kam er spät nach Hause, er war ungewöhnlich froh, und gestand mir, daß er heute mit einem sehr tief eingeweihten Adepten sich unterhalten habe, der einen lebhaften Antheil an ihm und mir zu nehmen scheine, und unsere Wünsche würden bald erfüllt werden. Ich verstand ihn nicht.“

„Nach Mitternacht erwachte ich durch ein Geräusch; ich sah meine Stube voll fliegender, leuchtender Johanniskäfer; ich konnte nicht begreifen, wie die Menge dieser Insekten in meine Stube gekommen sei; ich erweckte meinen Mann und fragte ihn: was das nur zu bedeuten habe? Zugleich sah ich auf meinem Nachttische ein prächtiges venetianisches Glas voll der schönsten Blumen stehen und daneben neue seidene Strümpfe, Pariser Schuhe, wohlriechende Handschuhe, Bänder und dergleichen liegen. Mir fiel ein, daß morgen mein Geburtstag sei, und ich glaubte, mein Mann habe mir diese Galanterie gemacht, wofür ich ihm herzlich dankte. Er aber versicherte mir mit den heiligsten Schwüren, daß diese Geschenke nicht von ihm herrührten, und die heftigste Eifersucht faßte zum ersten Mal in ihm Wurzel. Er drang bald auf die rührendste und dann wieder heftigste Weise in mich, ihm zu erklären, wer diese Dinge hierher gebracht; ich weinte und konnte es ihm nicht sagen. Er glaubte mir nicht, befahl mir aufzustehen und ich mußte mit ihm das ganze Haus durchsuchen, aber wir fanden Niemand. Er begehrte die Schlüssel meines Schreibepultes, er durchsuchte alle meine Papiere und Briefschaften, er entdeckte nichts. Der Tag brach an, ich verzweifelte in Thränen. Mein Mann verließ mich sehr unmuthig und begab sich nach seinem Laboratorium. Ermüdet legte ich mich wieder zu Bett und dachte unter bittern Thränen über den nächtlichen Vorfall nach; ich konnte mir auch gar nicht einbilden, wer den Handel könne angestellt haben, und verwünschte, indem ich mich selbst in dem Spiegel sah, der meinem Bett gegenüber stand, meine unglückliche Schönheit, ja, ich streckte gegen mich selbst, vor innerem Ekel, die Zunge heraus; aber leider blieb ich schön, ich mochte Gesichter schneiden wie ich wollte. Da sah ich in dem Spiegel aus einem der neuen Schuhe, die auf dem Nachttische standen, ein Papier hervorsehen. Ich griff hastig darnach und las unter heftiger Bestürzung folgendes Billet:

„Geliebte Amelie! Mein Unglück ist größer, als je; Dich mußte ich meiden bis jetzt, und nun muß ich auch das Land fliehen, in dem Du lebst; ich habe in meiner Garnison einen Offizier im Duell erstochen, der sich Deiner Begünstigung rühmte, man verfolgt mich, ich bin hier in verstellter Kleidung. Morgen ist Dein Geburtstag, ich muß Dich sehen, zum letzten Mal sehen. Heute Abend vor dem Thor findest Du mich in dem kleinen Wäldchen unter den Nußbäumen, etwa hundert Schritte vom Wege, bei der kleinen Kapelle rechts. Wenn Du mir einiges Geld zu meiner Hülfe mitbringen kannst, so wird Dir es Gott vergelten. Ich Thor habe es nicht unterlassen können, die letzten wenigen Louisd'ore meines Vermögens an das kleine Geburtstags-Geschenk zu verwenden, das Du vor

Dir siehst. Wie Du es erhalten und was ich dabei gelitten, sollst Du selbst von mir hören. Schweigen mußt Du, kommen mußt Du, oder meine Leiche wird morgen in Deine Wohnung gebracht. Dein unglücklicher Ludewig."

„Ich las diese Zeilen mit der heftigsten Trauer, ich mußte ihn sehen, denn ich liebte ihn unaussprechlich und sollte ihn auf ewig verlieren."

Hier schüttelte der Bürgermeister lächelnd den Kopf und sprach: „So haben Sie also doch, meine Dame, für einen fremden Mann Zärtlichkeit empfunden?"

Die Fremde erwiederte mit einem ruhigen Selbstgefühl: Ja, mein Herr; aber verdammen Sie mich nicht zu früh, und hören Sie meine Erzählung ruhig aus. Ich raffte den ganzen Tag Alles, was ich an Geld und Geschmeide hatte, zusammen und packte es in ein Bündel, den ich mir gegen Abend von unsrer Magd nach einem Badehause in der Gegend jenes Thores, vor welchem Ludewig mich erwarten sollte, tragen ließ. Dieser Weg hatte nichts Auffallendes, ich war ihn oft gegangen. Als wir dort angekommen waren, sendete ich meine Magd mit dem Auftrage zurück: mir um neun Uhr einen Wagen an das Badehaus zu senden, der mich nach Hause bringen solle. Sie verließ mich, ich aber ging nicht in das Badehaus, sondern begab mich mit meinem Bündelchen unter dem Arm vor das Thor nach dem Walde, wo ich erwartet wurde. Ich eilte nach dem bestimmten Orte, ich trat in die Kapelle, er flog in meine Arme, wir bedeckten uns mit Küssen, wir zerflossen in Thränen; auf den Stufen des Altares der kleinen Kapelle, die von Nußbäumen beschattet waren, saßen wir mit verschlungenen Armen und erzählten uns unter den zärtlichsten Liebkosungen unsre bisherigen Schicksale. Er verzweifelte schier, daß er mich nun nie, nie wiedersehen sollte. Der Abschied nahte; es war halb neun Uhr geworden, der bestellte Wagen erwartete mich. Ich gab ihm das Geld und die Juwelen, und er sagte zu mir: O Amelie, hätte ich nur heute Nacht vor deinem Bette mich erschossen, aber der Anblick deiner Schönheit im Schlafe entwaffnete mich. An dem Rebengeländer deines offenen Fensters bin ich in deine Stube geklettert und habe die Johanniskäfer fliegen lassen, an denen ich auf meiner ganzen Reise gesammelt, weil ich mich erinnerte, daß du sie liebtest; dann legte ich dir die neuen Schuhe und Strümpfe hin, und nahm mir die mit, welche du am Abend abgelegt hattest; dein trockner, ehrlicher Mann schien mir über seinen tollen Gedanken zu träumen: ich habe ihn gestern schon gesprochen, er begegnete mir hier im Walde botanisirend; es war schon düster, und da ich selbst Waldblumen dir zum Strauße suchte, hielt er mich für seines Gleichen und wir geriethen in ein langes alchimistisches Gespräch. Ich theilte ihm die Anweisung eines Mönches mit, der mich auf meiner letzten Reise in der Provence, als ich in einem Kloster übernachtete, lange von dem Geheimniß unterhielt, einen lebendigen Menschen auf chemischem Wege in einem Glase heraus zu destilliren. Dein guter Mann nahm Alles für baare Münze, umarmte mich herzlich und bat mich, ihn bald zu besuchen, worauf er mich verließ; ach, er wußte nicht, daß ich ihn in derselben Nacht wirklich auf halsbrechendem Wege besuchen sollte. Wie muß ich dich bedauern, daß du kinderlos und eines solchen Thoren Gattin bist?

Ich war noch unwillig auf meinen Mann wegen seiner nächtlichen Eifersucht, und sagte: ja, ich habe ihn als einen Thoren kennen gelernt. Aber da die Zeit der Trennung fast verflossen war und ich meine Arme um ihn schlang und ausrief: Lebe wohl, lieber, lieber Ludwig! Sieh, wie diese heilige Stunde des Wiedersehens verflossen ist, so geht auch bald das ganze elende Leben dahin: habe ein wenig Geduld, Alles ist bald zu Ende; da brach er drei Nüsse von einem Baume bei der Kapelle und sprach: Diese Nüsse wollen wir zum ewigem Angedenken noch zusammen essen und so oft wir Nüsse sehen, wollen wir einander gedenken. Er biß die erste Nuß auf, theilte sie mit mir und küßte mich zärtlich; ach, sagte er, da fällt mir ein alter Reim von den Nüssen ein, er fängt an: unica nux prodest, eine einzige Nuß ist nützlich, aber es ist nicht wahr, denn wir müssen bald scheiden; die folgenden Worte sind wahrer; nocet altera, die zweite schadet; ja wohl, denn wir müssen bald scheiden! Da umarmte er mich unter heftigen Thränen und theilte die dritte Nuß mit mir, und sagtee: Bei dieser sagt der Spruch wahr; o Amelie, vergiß mich nicht, bete für mich! tertia mors est, die dritte Nuß ist der Tod! — Da fiel ein Schuß, Ludwig fiel zu meinen Füßen; tertia mors est! schrie eine Stimme durch das Fenster der Kapelle; ich schrie: o Jesus, mein Bruder, mein armer Bruder Ludwig erschossen!

„Allmächtiger Gott: Ihr Bruder war es?" rief der Bürgermeister aus.

„Ja, es war mein Bruder;" erwiederte sie ernst; „und nun erwägen Sie mein Leid, da mein Mann, als der Mörder mit einer Pistole vor mich trat; er hatte noch einen Schuß in dem Gewehr, er wollte sich selbst tödten; ich aber entriß ihm die Waffe und warf sie in das Gebüsch: flieh, flieh! rief ich aus, die Gerechtigkeit verfolgt dich, du bist ein Mörder geworden. Er war in Schmerzen versteinert, er wollte nicht

von der Stelle, wir hörten Leute, die sich auf den Schuß von der Landstraße nahten, ich gab ihm das Geld und die Geschmeide, die ich meinem Bruder bestimmt hatte und stieß ihn aus der Kapelle hinaus."

„Nun ließ ich meinem Wehgeschrei vollen Lauf, und die Ankommenden, unter welchen Männer waren, die mich kannten, brachten mich, wie eine halb Wahnsinnige, nach Hause. Der Leichnam meines Bruders ward auf das Rathhaus gebracht; es begann eine gräßliche Untersuchung. Glücklicherweise fiel ich in ein hitziges Fieber und war lange genug ohne den Gebrauch meiner Sinne, um meinen Gemahl nicht eher verrathen zu können, als bis er bereits in völliger Sicherheit über der Grenze war. Kein Mensch zweifelte, daß er der Mörder sei, weil er an demselben Abend verschwunden war. Die Verläumdung fiel nun mit ihren greulichsten Zungen über mich her; — Alles, was andre Frauen von mir sagten, die mich meines Elends, meiner Schönheit wegen beneideten, alle Schandreden der Männer, welche nichts an mir ärgern konnte, als meine Tugend, will ich hier nicht wiederholen; genug, wenn ich sage, daß man mir den Beweis: der Ermordete sei mein Bruder, durch den schändlichsten Verdacht zu erschweren suchte. Alles wollte mich in den Staub treten, um über meine gehässige Tugend zu triumphiren. Dabei genoß ich der ekelhaftesten Theilnahme aller jungen Advokaten, und war im Begriff, vor Bedrängniß und Jammer wirklich den Verstand zu verlieren. Auf ein Testament meines Mannes, zu Gunsten meiner, ließ ich die Apotheke unter Administration setzen und zog mich auf mehrere Jahre in ein Kloster zurück. So verstummte endlich das Gespräch und ich beschäftigte mich während dieser Zeit mit der Zubereitung der Arzneien für die Armen, welche die Klosterfrauen verpflegten."

„Ihr Unglück rührt mich ungemein," entgegnete der Bürgermeister; „aber die Art, wie Sie von dem Betragen Ihres Bruders sprachen, machte auch mir eher den Eindruck eines Geliebten, als eines Bruders."

„O mein Herr," erwiederte die Fremde; „dies eben war eine Hauptursache meines Leides; er liebte mich mit größerer Leidenschaft, als er es sollte, und mit der kräftigsten Seele arbeitete er dieser bösen Gewalt meiner Schönheit entgegen. Er sah mich manchmal in mehreren Jahren nicht, ja er durfte mir selbst nicht mehr schreiben, nur die Noth hatte ihn bei dem letzten Vorfall zu mir getrieben, und so konnte ich ihm meinen Anblick doch nicht versagen. Mein Mann kannte ihn nicht und ich hatte ihn deshalb geheirathet, um die Leidenschaft meines Bruders entschieden zu brechen. Ach, er hat sie selbst gebrochen mit seinem Leben! Mein Mann, von seiner Eifersucht beunruhigt, hatte sein Laboratorium früh verlassen; die Magd sagte ihm, daß ich nach dem Badehause sei; es fuhr ihm der Gedanke an Verrath durch die Seele, er steckte eine doppelte Pistole zu sich und suchte mich in dem Badehause auf. Er fand mich nicht, aber hörte die Aussage der Bademeisterin: sie habe mich zum nahegelegenen Thor hinausgehen sehen. Da erinnerte er sich des Fremden, der gestern mit ihm in dem Wäldchen geredet und ihn auch nach seiner Frau gefragt habe; er erinnerte sich, daß derselbe Johanniswürmer gefangen, sein Verdacht erhielt Gewißheit; er eilte nach dem Wäldchen, nahte der Kapelle, hörte das Ende unsrer Unterredung: tertia mors est, — er beging die schreckliche That."

„O, der unglückliche, arme Mann!" rief der Bürgermeister aus; „aber wo ist er, was führt Sie hierher, konnten Sie ihm verzeihen, werden wir ihn hier wiedersehen?"

„Wir werden ihn nicht wiedersehen, ich habe ihm verziehn, Gott hat ihm verziehen!" entgegnete die Fremde; „aber Blut will Blut, er konnte sich nicht selbst verzeihen! Acht Jahre lebte er in Copenhagen an dem Hofe des Königs von Dänemark, Christian des Vierten, als Hof-Laborant; denn dieser Fürst war den geheimen Künsten sehr zugethan. Nach dem Tode desselben zog er an manchen norddeutschen Höfen herum. Er war immer unstät und von seinem Gewissen gepeinigt, und wenn er Nüsse sah und von Nüssen hörte, fiel er oft plötzlich in die heftigste Trauer. So kam er endlich zu Ihnen, und als er hier den unglücklichen Vers hörte, floh er nach Basel. Dort lebte er, bis die Nüsse wieder reiften, da ward seine Unruhe unaufhaltsam; seine Zeit war abgelaufen: re reis'te nach Lyon und lieferte sich selbst den Gerichten aus. Er hatte vor drei Wochen ein rührendes Gespräch mit mir, er war gut wie ein Kind, er bat mich um Vergebung, ach! ich hatte ihm längst vergeben. Er sagte mir, ich solle nach seiner schimpflichen Todesstrafe Frankreich verlassen und nach Colmar reisen, dort sei der Bürgermeister ein sehr redlicher Mann. Zwei Tage hierauf ward er unter unzähligem Volkszulauf, bei der Kapelle, wo der Mord geschehen, enthauptet. Er kniete nieder in dem Kreise, brach drei Nüsse desselbigen Baums, welcher meinem Bruder die Todesnuß getragen hatte, theilte sie alle drei mit mir und umarmte mich nochmals zärtlich; dann brachte man mich in die Kapelle, wo ich betend an den Altar niedersank. Er aber sprach draußen: unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est, und bei diesem letzten Worte machte

der Schwerdtstreich seinem elenden Leben ein Ende. — Dieses ist meine Geschichte, Herr Bürgermeister."

Mit diesen Worten endete die Dame ihre Erzählung, der Bürgermeister reichte ihr gerührt die Hand und sagte: „Unglückliche Frau! nehmen Sie die Versicherung, daß ich von Ihrem Unglück tief gerührt bin und das Vertrauen Ihres armen Mannes auf meine Redlichkeit auf alle Weise zu Ihrer Beruhigung wahr machen will."

Indem er dies sprach und seine Thränen unterdrückend auf ihre Hand niedersah, bemerkte er einen Siegelring an ihrem Finger, der einen lebhaften Eindruck auf ihn machte; er erkannte auf ihm ein Wappen, das ihn ungemein interessirte. Die Dame sagte ihm: es sei der Siegelring ihres Bruders. — „Und sein Familienname heißt?" fragte der Bürgermeister lebhaft. — „Piautaz;" erwiederte die Fremde; „unser Vater war ein Savoyarde und hatte einen Kram in Montpellier."

Da wurde der Bürgermeister sehr unruhig, er lief nach seinem Pulte, er holte mehrere Papiere hervor, er las, er fragte sie um das Alter ihres Bruders, und da sie zu ihm sagte: heute würde er 46 Jahre alt sein, wenn er noch lebte, sagte er mit freudigem Ungestüm: „Recht, ganz recht! heute ist er so alt, denn er lebt noch. Amelie, ich bin Dein Bruder! ich bin von der Amme Deiner Mutter gegen das Söhnlein des Mechanikus Maggi ausgewechselt worden; Dein Bruder hat Dich nicht geliebt: es war Maggi's Sohn, der Deines Buders Namen trug und eines so unglücklichen Todes starb. Wohl mir, daß ich Dich fand!"

Die gute Dame konnte sich in diese Rede gar nicht finden; aber der Bürgermeister überzeugte sie durch ein, über diesen Austausch von der Amme auf ihrem Todesbett aufgenommenes Protokoll und sie sank ihrem neugefundenen Bruder in die Arme.

Sie soll nachher dem Bürgermeister drei Jahre die Haushaltung geführt haben, und als er gestorben, in das Kloster zu St. Clara in Colmar gegangen sein, und demselben ihr ganzes Vermögen vermacht haben.

---

## Aus: Der Wunsch des Sanfu.

Von K. F. van der Velde.

(Einem persischen Mährchen nacherzählt.)

Die Morgenröthe brannte hinter den Zedern herauf, welche die dürftige Hütte des Ziegenhirten Sanfu beschatteten, und die höchsten Wipfel begannen sich schon zu vergolden. Hell erklang die Jagd des Chalifensohnes Raalkur in dem Gebirge Gabel el Areb. An einer Palme stand Gussarat, Sanfu's schöne Nichte, und horchte begierig nach dem freudigen Lärm, und ihre schwarzen Augen schienen mit ihren Strahlen die Waldnacht durchdringen zu wollen, um den königlichen Jäger zu erblicken. Da trat Kelanu, ihres Oheims Sohn, nach dem Willen der Eltern ihr künftiger Gatte, zu ihr. Hast du die Ziegen noch nicht gemolken? frug er sie verdrüßlich. Der Vater wird die Heerde bald austreiben.

Aber Gussarat sah in die Ferne und antwortete nicht.

Ungeduldig ging Kelanu noch näher zu ihr hin, und wiederholte seine Frage.

Was kümmern mich Eure Ziegen? rief Gussarat heftig. Melkt sie selbst, wenn ihr Milch haben wollt.

Das ist wieder so eine Antwort, wie ich sie von dir gewohnt bin, murrte Kelanu. Wenn ich die den Eltern brächte, so würde es dir übel ergehn, aber ich bin besser als du. Ich werde lieber die Ziegen selber melken, damit ich dir Schläge erspare.

Thu', was du willst, antwortete Gussarat kurz.

Und nicht einmal Dank, brummte Kelanu fortgehend. Wenn die schlimme Dirne nur nicht so hübsch wäre, ich hätte ihr schon lange den Handel aufgesagt; aber wenn sie sich nicht in Kurzem ganz und gar ändert, so geschieht es doch noch, denn ihr Uebermuth ist unerträglich!

Gussarat hörte nicht auf sein Schelten, sondern blieb stehn an der Palme, immer unverwandt nach der Ferne hinhorchend. Unterdeß kam der Jagdlärm näher. Plötzlich brach ein großer Tiger durch das Gebüsch, aus Pfeilwunden blutend, schäumend vor Angst und Wuth. Mit zwei gewaltigen Springen war er an der erschrockenen Gussarat vorüber. Mit furchtbarem Gebell folgte ihm die Meute der kampflustigen Hunde, Jagdtroß zu Fuß und Roß streifte vorbei und zuletzt kam auf einem schwarzen Araber ein schöner Jüngling durch hohe Miene und edle Gestalt, wie durch die Juwelen des Turbans kenntlich.

Allah erhalte den Sohn des Chalifen, unsers Herrn, rief Gussarat, und sank hocherröthend, ihre Hände über dem vollen Busen kreuzend, auf ihre Kniee.

Raalkur hielt sein schnaubend Roß an. Mir ist sehr heiß, rief er dem knieenden Mädchen freundlich zu. Bringe mir einen Becher Wasser, Kleine!

Welches Glück! jauchzte Gussarat, stürzte in die Hütte, und kehrte blitzschnell zurück mit einem Becher voll ihrer besten Ziegenmilch, die

sie dem Fürstensohne mit freudefunkelnden Augen auf das Pferd reichte.

Du giebst ja mehr, als ich dich bat, sprach Raalkur, zwischen dem Trinken dem Mädchen gnädig zulächelnd. Dafür möge Dir der Prophet dereinst einen recht guten Mann bescheren.

Verlegen senkte Gussarat die Blicke zur Erde. Der Tiger hat sich gesetzt, und leistet grimmigen Widerstand, meldete herankeuchend ein Jäger. Also drauf! rief lustig Raalkur, warf Gussarat den geleerten Becher zu, riß dem Jäger den Wurfspeer aus der Hand, und sprengte fort.

Ach! seufzte Gussarat im thörigen Wahne ihres eiteln, stolzen Herzens, den sie irrig für Liebe hielt, und drückte den Becher, den Raalkurs Lippen geweiht, an Mund und Herz.

Und du stehst noch immer auf der alten Stelle? fragte Kelanu, der mit Hamen und Ruder aus der Hütte trat. Jetzt kann ich dir aber nicht mehr helfen, denn ich muß an den Fluß, um zu fischen, und du sollst der Mutter helfen beim Käsemachen.

Das mag ein Geschäft sein für Sanfu's Weib! rief das hochmüthige Mädchen, den Kopf werfend, die Hände, die den Sohn des Chalifen bedient haben, werden sich nicht damit besudeln.

Der Sohn des Chalifen war hier? fragte Kelanu erstaunt.

Allerdings, antwortete Gussarat stolz. Wie von Mekka's heiliger Staude troffen die Worte der Huld von seinen Rubinlippen, und seine Magd hat Gnade gefunden vor seinen Augen.

Bist du bei Sinnen? fragte Kelanu ärgerlich, daß du den Gedanken erhebest bis zu dem Erben des Thrones!

Wenn sich die königliche Zeder hinabneigt zu der niedern Liane, sprach Gussarat begeistert, wie sollte sich diese nicht entflammt fühlen von heiliger Glut, und sich nicht an dem stolzen Baume hinaufranken mit liebenden Armen.

Nun ist der Narrheit genug: rief Kelanu entrüstet. Der Thronfolger ist ein schöner Jüngling und einst unser Herr, und du bist eine hochmüthige, manntolle Dirne, das ist der Schlüssel zu deinem thörichten Geschwätze. Dergleichen unsinnigen Träumereien mußt du den Abschied geben, wenn aus uns noch jemals ein Paar werden soll!

So meinst du wirklich, erwiederte Gussarat verächtlich, daß ich mich je an einen niedrigen Ziegenhirten wegwerfen werde, so plump von Gestalt als roh von Sitten?!

Sei ganz ruhig, schrie Kelanu wüthend. Vor dieser Schmach bist du sicher, dein Leben lang. Der niedrige Ziegenhirte achtet sich viel zu gut für dich. Fluch und Verderben über mich, wenn ich dir je die Hand reiche zum Ehebunde. Bei meines Vaters Bart! Ehe ich mich zwingen lasse, dich heim zu führen als mein Weib, ehe fliehe ich aus dem Hause meiner Geburt zu den räuberischen Stämmen der Wüste und nimmer soll Kelanu's Stimme mehr der Wiederhall nachrufen in dem Gebirge Gabel el Ared!

Er stürzte fort, von Gussarats Hohngelächter begleitet. Da rief in der Hütte Huadir, Sanfu's Weib, mit zornigem Tone den Namen der lässigen Nichte.

Verhaßtes Joch der Knechtschaft, sprach diese, wann wird es mir gelingen, dich abzuwerfen! schickte noch einen sehnsüchtigen Blick nach dem fern verhallenden Jagdgetöse, und ging unmuthig in die Hütte.

---

Finster kam der alte Sanfu mit seiner Ziegenheerde hinter der Hütte hervor. Er hatte den letzten Wortwechsel zwischen seinem Sohne und seiner Nichte mit angehört, und tief bekümmert trieb er seine Thiere nach der Weide am Ufer des Bergstromes. Aus den Beiden wird nimmermehr ein Paar! grollte er für sich. Die ungestüme Hitze meines Buben und der Hochmuth der Närrin, Feuer und Wasser! Zwei Elemente, die sich ewig hassen, und sich vernichten bei der erzwungenen Vereinigung! So murrend ging er immer fort hinter den Ziegen her, bis er endlich bei dem Strome anlangte, der sich dort mit donnerndem Gebrause von dem Felsen in die Tiefe stürzte, an den untern Klippen zerstäubend sich in weiße Schaummassen auflös'te, und dann noch zitternd und wogend von dem gewaltigen Falle, zwischen den hohen Stein-Ufern fortrauschte.

Die Heerde breitete sich aus auf der fetten Kräuterweide, und Sanfu setzte sich auf einen großen Stein am Ufer, starrte ärgerlich in die vorbeifließenden Gewässer und sah den Schaumhügeln zu, die, je weiter sie sich vom Falle entfernten je kleiner wurden, und endlich ganz verschwanden.

Das sind die Wünsche und Gebete der armen Sterblichen! sprach er bei sich. Je länger der Lebensstrom fließt, desto bescheidner werden sie, und versinken endlich ungehört und unerfüllt. Diese Verbindung war meine letzte Hoffnung, der einzige Wunsch, der mir übrig geblieben war von tausend vereitelten, der einzige süße Tropfen, den ich mir aufbewahrt für die Neige des herben Lebensbechers. Der Gedanke war so freundlich, so natürlich, daß mein Sohn die Tochter meines guten Bruders ehelige, daß dann die beiden Kinder, durch doppelte Bande verknüpft, die liebevollen Pfleger meines Alters

würden. Wie oft habe ich mich in den Staub gedemüthigt vor Allah, und mit Inbrunst zu ihm gefleht, um ihm endlich Gewährung abzuringen. Umsonst! Er will seinen Willen! Was kümmert ihn das Gebet eines armen Ziegenhirten, wie könnte ihn der Dank erfreuen, der aus der dürftigen Hütte des Sanfu zu ihm emporsteigen würde! Auf seinem goldnen Throne sitzend, von den Engeln des Himmels und den Völkern der Erde gefeiert, lächelt er spöttisch auf den niedern Wurm herab, der sich einbildete, auch einmal etwas wollen zu dürfen, der es wagte, Gehör zu hoffen für das liebste seiner Gebete!

Während Sanfu also mit dem Himmel richtete, wurde er einen nackten Menschenkörper gewahr, den der brausende Strom mit sich daherriß. Nachdem er mit dem Wasserfall herabgestürzt war, schwamm er auf der Wasserfläche ruhig, ohne ein Zeichen des Lebens. Sanfu, dessen Herz wohl trotzig und verzagt, aber nicht böse war, konnte das nicht sehen, ohne helfen zu wollen. Er stieg hinab in den Strom, und sich an einer Uferklippe festhaltend, streckte er seinen gekrümmten Hirtenstab nach dem heranschwimmenden Leichnam aus. Es gelang ihm, diesen zu fassen und heran zu ziehen, worauf er ihn vollends an das Ufer brachte.

Es war der Körper eines wunderschönen Frauenzimmers, mit dem Bleichgelb des Todes übergossen, mit geschlossenen Augen, und einer Miene, deren feindliche Kühnheit Sanfu zurückstieß, so vollendet schön die Formen des Gesichtes waren. Der ehrbare Sanfu warf sein Obergewand auf die reizende Leiche, und blieb rathlos bei ihr stehn, weil ihn eine geheime Scheu abhielt, ihre Wiederbelebung zu versuchen. Doch kaum hatte die Sonnenwärme und Sanfu's Gewand das Wasser von dem Körper abgetrocknet, als diesen eine sanfte Röthe überzog. Plötzlich richtete sich die schöne Gestalt auf, und öffnete die schwarzen, blühenden Augen, aus denen ein Blick auf Sanfu schoß, vor dem dieser erschrocken zurückwich, da es ihm nicht klar war, ob Dankbarkeit für die Rettung oder lächelnder Hohn daraus sprach. In dem Augenblicke breiteten sich leichte, duftige, schimmernde Flügel von ihren Schultern aus, und gleich dem Adler, der nach der Sonne fliegt, stieg die schöne Unbekannte in die Luft empor.

Mit großen Augen starrte Sanfu ihr nach. Sie flog dem Felsen des Wasserfalles zu, und umkreis'te dort die Gipfel des Gebirges, als ob sie einer Beute auflauere. Da erschien ein anderes geflügeltes Wesen in der Luft. Wüthend griff die weibliche Gestalt es an, aber nach kurzem Kampfe bezwungen, stürzte sie von neuem in den Strom, und zum zweitenmal rissen seine Fluthen sie den Wasserfall herab und Sanfu's Retterhand entgegen.

In schweigendem Erstaunen zog Sanfu den Körper abermals heraus, der, nachdem er trocken geworden, wie das erste Mal auflebte und in unsterblicher Jugendschöne, mit den leuchtenden Fittigen, vor dem Ziegenhirten stand.

Es ist vergebens, sprach das wunderbare Weib mit einem bösartigen Lächeln, es ist vergebens, gegen eine Macht zu streiten, die mir überlegen ist. Ohne deine Hülfe war ich verloren, denn meine Natur ist so beschaffen, daß, während das Tagegestirn die Erde beleuchtet, das Wasser mein Wesen aufzulösen vermag. Ich bin Geiwäraha, von dem Geschlecht der kühnen und freien Geister, die es wagen, Salomons Siegel und Muhameds Geboten nicht zu gehorchen. Meine einzige Lust ist: dem Willen des Propheten zu widerstehn. Du sahst mich so eben im Kampfe mit einem seiner Sclavengeister. Der Boshafte, der die Unvollkommenheit meiner Natur kannte, wählte absichtlich diesen Ort zum Angriff, und stürzte mich in die Fluthen, in der Hoffnung, mich zu zerstören. Ich wußte aber Jemanden in der Nähe, zu meiner Hülfe bereit, und unzufrieden mit Allah, der sein Gebet nicht erhören will. Was Er dir versagt, Sanfu, das will ich dir gewähren, sobald du nur einwilligest, denn meine Macht ist beschränkt, und ich darf den Menschen ohne ihre eigne Zustimmung weder helfen noch schaden.

O reizender Geist! erwiederte Sanfu in thörichter Freude. Du hast meine volle Einwilligung. Vereinige nur meinen Sohn Kelanu durch das Band der Ehe mit Gussarat, meiner Nichte, und ewig will ich deinen Befehlen gehorchen!

So kehre getrost in deine Hütte zurück, rief Geiwäraha mit einer Miene voll höhnischen Triumphes, denn die Erfüllung deines Wunsches hat bereits begonnen.

Und der Geist spannte seine Flügel aus und flog in die Höhe, und mit einem Gefühl aus Grauen und Reue gemischt, stürzte Sanfu auf sein Angesicht nieder.

## Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser *).

Von G. H. von Schubert.

Conrad Balding war der Sohn eines frommen Predigers, in einer kleinen Stadt in

*) Aus G. H. v. Schuberts Erzählungen. 2. Bde. Erlangen, 1841.

Hessen. Er hatte sehr frühe Vater und Mutter verloren; ein Onkel nahm den armen Waisen in sein Haus und seine Pflege. Der Knabe zeigte viele Anlage, seine Lehrer ermunterten ihn zum Studium; der Onkel, so unvermögend er selber war, stimmte in Vertrauen auf Gottes Durchhilfe in den Wunsch der Lehrer ein, und so trat Conrad, mit dem lebendigsten Eifer, den Weg der wissenschaftlichen Bildung an, welcher ganz seinem Verlangen entsprach. Die gewöhnlichen Schulstudien waren vollendet; Conrad konnte mit Ehren zur Universität entlassen werden. Auch hier wurde der bescheidne, fleißige Jüngling bald einem wohlwollenden Lehrer bekannt, der ihm sein Durchkommen auf's Möglichste erleichterte. Aber eben dieser freundliche Mann erhielt einen Ruf an eine andre Universität und folgte demselben; Conrad stand wieder allein mit seinen kaum zur täglichen Nothdurft ausreichenden Mitteln.

Und selbst diese armen Mittel sollten ihm jetzt genommen werden. Der Onkel, welcher sich und die Seinen durch einen kleinen Handel redlich, aber zugleich mühsam ernährt hatte, starb plötzlich: sein sehr geringer Nachlaß gehörte den unmündigen Kindern; für den armen Conrad war nichts geblieben, als etliche Goldstücke und alte Silbermünzen, welche der Onkel bei seinen Lebzeiten an Weihnachten und am Geburtstage seinem Neffen geschenkt, und sorgfältig, mit Hinzuschreibung von Conrads, des Eigenthümers Namen, auf das Papier, worinnen die Münzen eingewickelt waren, für diesen aufgehoben hatte. Diese ganze Erbschaft betrug an Werth nicht ganz 42 fl.; dies war Alles, was dem Jüngling zur Vollendung seiner Studien geblieben war. Die Thränen aber, die er am Sarge seines guten Oheims weinte, waren nicht Thränen der Sorge, sondern der dankbaren Liebe und kindlichen Treue gegen den theuren, väterlichen Freund. Er war sogar Willens, jene kleine Sparkasse den Kindern seines Onkels dazulassen; der Vormund derselben aber rieth ihm, er solle das Geld als eine Anleihe behalten, und wenn Gott ihm, woran ja kein Zweifel sei, einst ein Amt bescheere, das ihm sein Brod gäbe, dann könne er die kleine Summe, wenn er wolle, mit reichlichen Zinsen an die Hinterbliebenen seines Pflegevaters zurückzahlen.

Conrad kehrte an die Universität zurück. Er verdoppelte seinen Fleiß, während er zugleich seine schon vorhin sehr mäßigen Ausgaben auf die Hälfte heruntersetzte; denn er bedachte, daß die kleine, ihm von seinem sorgsamen Oheim ersparte Summe, noch das Einzige sei, das ihn zur Fortsetzung seines Studirens geblieben war. Der Herbst war schon weit vorgerückt; der Winter meldete sich an mit einzelnem Schneegestöber; der arme Conrad wagte es nicht von seinem wenigen Gelde sich Holz zu kaufen, welches in jener Universitätsstadt in ziemlich hohem Preise steht; da erbarmte sich seiner sein Wirth, ein Wirth, ein wackerer, alter Handwerksmann, den sein Geschäft, als Schmied, fast den ganzen Tag außer dem Zimmer in der Werkstätte aufhielt, indem er ihn einlud, in seiner wohldurchheizten Stube so viel zu lesen und zu schreiben, als er wolle.

Das Winterhalbjahr ging jetzt zu Ende, in welchem unser Conrad viel gearbeitet und wenig gegessen hatte, denn seine tägliche Nahrung, seit des Onkels Tode, war, außer am Sonntage, wo er gewöhnlich von seinem Hauswirth zum Mittagsessen eingeladen wurde, fast nichts anderes gewesen als Kartoffeln, Brod und Obst. Bei all' seiner Sparsamkeit sahe er sein ererbtes Geld fast schon zur Hälfte aufgegangen; sollte er jetzt einige Kleidungsstücke, vornämlich Stiefeln sich kaufen, deren er nöthig bedurfte, so blieb ihm kaum noch für die nächsten Monate das Unentbehrlichste übrig. Und seine Universitätsstudien waren noch lange nicht beendigt, er hatte noch volle anderthalb Jahre Vorlesungen zu hören. Dennoch behielt er guten Muth, denn er hatte frühe gelernt auf Gott vertrauen.

In dem kleinen Städtlein, wo er geboren war, lebte noch sein Pathe, der Lehrer an der Schule des Ortes; ein Mann, den Gott reichlich mit Kindern gesegnet, mit andren äußren Glücksgütern aber nur wenig versehen hatte. Von diesem war Conrad schon mehrmalen, durch einen Handelsmann, der die Jahrmärkte der Universitätsstadt bezog, eingeladen worden: er solle ihn doch einmal während der Ferien besuchen. Der Jüngling, dem jede Aeußerung von Liebe gegen ihn, den Verlassenen, so wohl that, beschloß jetzt der Einladung zu folgen. Ein wenig Wäsche und ein gutes Buch auf den Weg, das war Alles, was er zu tragen hatte; schon am nächsten Tage gegen Abend traf er bei seinem alten Pathen ein, der ihn mit herzlich väterlicher Liebe bei sich aufnahm.

„Warum," so fragte der alte Freund seines väterlichen Hauses eines Tages Conrad, „warum entschließen Sie sich nicht zu einer Reise nach Holland? Sie wissen, daß Ihr Großvater, obgleich er auch von Geburt ein Hesse war, in Amsterdam gewohnt hat, und ich weiß es aus Ihres seligen Vaters Munde, daß dort noch sehr wohlhabende Verwandte von Ihnen leben. Was wäre es für einen von diesen, Ihnen das Wenige zu geben, das Sie zur Vollendung Ihrer Studien noch brauchen? Uebrigens wüßte ich auch eine Gelegenheit, durch welche Sie in die-

sen Tagen mit wenig Kosten, ja vielleicht ganz umsonst, auf einem Rheinschiffe bis nach Rotterdam fahren könnten. Denn es geht ein Fahrzeug, mit Korn beladen, dahin ab, dessen Schiffer mir wohl bekannt ist.“

Der Jüngling zögerte nicht lange auf diesen Vorschlag einzugehen. Sein Pathe, der Schullehrer, fuhr ihn selber auf einem kleinen Bauernwagen bis an den Rhein, sprach dort mit dem Schiffer, versorgte den junden Reisenden mit einigen Lebensmitteln, mit einem alten Mantel und selbst mit etwas Geld und wünschte ihm mit herzlichem Händedruck Glück und Segen zu seiner Reise.

Das schwer beladene Kornschiff machte freilich keine große Tagereisen, doch ließen das schöne Frühlingswetter und der Anblick des lieblichen Rheinthales unserm Conrad die Zeit nicht lange werden, welche dieser auch noch überdies zum Lesen und zum Schreiben auf dem langsam dahin gleitenden Fahrzeuge gut benutzte. Endlich war Rotterdam erreicht, der Jüngling verabschiedete sich von dem Schiffer, welcher für die Fahrt und das Schlafen in der Kajüte durchaus keine Bezahlung annahm und zu diesen Wohlthaten auch die noch hinzufügte, daß er ihm einen Platz in einem wohlfeilen Fahrzeuge aushandelte, welches schon am nächsten Tage nach Amsterdam fuhr.

Da war nun Conrad auf einmal in der großen, fremden Stadt, wo Jeder mit sich selber und seinen Geschäften so viel zu thun hat, daß Keiner auf den armen Fremdling zu achten vermag. Einen alten Bürgersmann, der mit ihm von Rotterdam hergefahren war, und der Deutsch verstand, hatte er nach einem anständigen und nicht zu theuren Wirthshaus gefragt. Der Bürger wies ihm, beim gemeinschaftlichen Hindurchgehen durch eine der nächsten Straßen, ein Gasthaus an, das zwar nicht zu den vornehmsten der Stadt, doch auch nicht zu den geringern gehörte. Hier setzte sich der Jüngling in eine Ecke des Zimmers, ohne daß Anfangs Jemand auf ihn merkte. Endlich als er ein Nachtessen begehrte, brachte man ihm viel mehr als er gewünscht hatte und bedurfte; das Nachtlager, das man ihm anwies, war so reichlich und so bequem, wie er seit langer Zeit keines gehabt hatte; der Jüngling schlief hinter seinen, ihm ungewohnten Bettvorhängen bis tief in den lichten Morgen hinein. Er war sehr beschämt, da er merkte wie spät es sei; zu der Beschämung kam aber bald auch noch der Schrecken, als er im Wirthshaus nach der Rechnung fragte und eine solche vernahm, durch welche der Rest seines Reisegeldes, welches ohnehin auf der langwierigen Rheinfahrt durch das, was der Lebensunterhalt ihm kostete, sehr abgenommen hatte, fast ganz verzehrt wurde. In tiefen Gedanken ergriff er sein kleines Reisebündel und den Wanderstab.

Schon in Rotterdam, als noch der gutwillige Schiffer sein Rathgeber und Führer war, hatte er sich nach den noch in Amsterdam lebenden Verwandten seiner seligen Mutter erkundigt und erfahren, daß sein mütterlicher Oheim, ein älterer Stiefbruder seiner Mutter, zwar längst gestorben, daß aber sein Sohn am Leben und ein sehr vermöglicher Kaufmann sei, welcher noch überdies eine deutsche Gemahlin und fast lauter deutsche Comtoirdiener habe. Auch die Wohnung seines Verwandten hatte er sich genau bestimmen lassen. Er fragte jetzt einen müssig an der Straße stehenden Mann nach dem ihm bezeichneten Hause; dieser führte ihn durch mehrere kleine, dann aber durch eine sehr lange Straße zu dem angegebenen Orte hin, verlangte aber, zum neuen Schrecken des armen Conrad, für die Mühe des Wegzeigens, einen halben Gulden, und ließ sich auch schlechterdings nicht mit weniger abfinden.

Schüchtern trat der Jüngling in das große, reiche Haus seines Verwandten ein. Du kommst ja hier nicht nur zu nahen Vettern, sondern überdies zu deutschen Landsleuten, so sprach er sich selber Muth zu und fragte nach dem Herrn des Hauses. Man wies ihn in das Comtoir. Nachdem er hier unbeachtet einige Zeit an der Thüre stille gestanden hatte, fragte man endlich nach seinem Begehren. Er ließ sich nun zu dem Herrn der Handlung hinführen, nannte diesem seinen Namen, und erzählte mit wenig Worten das Schicksal seiner Familie. Der reiche Vetter betrachtete den Jüngling vom Kopf bis zum Fuß, schrieb dann wieder ruhig fort und fragte endlich ganz kalt: „Nun? und was ist denn Euer Begehren?“ — Der Jüngling erröthete und Thränen traten ihm in die Augen; er konnte nicht gleich Worte finden. Da sprach einer der jüngern Herrn, ein Schwager des reichen Vetters, von deutschen Bettlern und Betteleien, griff nach einigen kleinen Silberstücken und wollte sie dem Conrad reichen, dieser aber, tief bewegt, verbeugte sich und eilte zum Zimmer hinaus, während die beiden Geschäftsleute ganz kalt wieder an ihren Büchern fortschrieben.

Als er wieder allein war, ließ er seinen Thränen freien Lauf. Es war Mittag schon vorüber, und er wußte nicht, wie er mit dem wenigen, ihm noch übrigen Gelde heute sich sättigen, noch mehr aber, wie er damit ein Nachtlager, ja zuletzt die Rückreise nach Deutschland bestreiten solle? Der unerfahrene Jüngling kommt endlich auf den Gedanken, er wolle nur schnell hinauseilen aus der theuren Stadt

und irgendwo, in einem der benachbarten Dörfer, ein wohlfeileres Nachtlager suchen. In dem unübersehlichen Gewirre der Gassen, Kanäle und Häuser der Stadt, wie der Vorstadt, und in der Sorge, etwa wieder einen so theuern Wegweiser zu finden, als der am heutigen Vormittag war, hatte er nicht gefragt und deshalb sich verirrt, an einer von seinem eigenthümli: Heimwege weit abgelegnen Stelle des Strandes. Es war eben die Ebbe vorüber; die Fluth trat wieder heranwärts zum Lande. Die Krähen und Dohlen, die sich reichlich gesättigt hatten an dem Tisch des Meergrundes, den die Ebbe ihnen aufdeckte, flogen lautschreiend wieder landeinwärts. Da trocknete der arme Conrad seine Thränen: „Der die Vögel unter dem Himmel mit Futter versorget, der das Schreien der jungen Raben erhört, der wird ja auch wohl mich nicht verlassen noch versäumen; wird mir heute und morgen mein Stücklein Brod bescheeren und mich wieder heim geleiten in mein liebes Vaterland.“

Während er so am Strande hingeht, sieht er, daß die immer höher anschwellende Fluth eine Flasche herbeischwemmt, aus welcher etwas Weißes hervorschimmert. Jetzt ist sie schon ganz nahe an dem Pfahlwerk des Dammes, Conrad, an einer günstigen Stelle, wo er leichter sich ihr nähern kann, hält sie mit seinem Wanderstabe fest und ist zuletzt so glücklich, sie herauszuziehen. Er bemerkte nun, daß die Flasche ein Papier, dessen Adresse sich durch das Glas deutlich lesen lässet, in sich enthält, übrigens aber leer und an ihrer Mündung wohl verwahrt und versiegelt ist.

In gedankenloser Neugier will er sie am Boden zerschlagen und das Papier herausnehmen; da redet ihn ein vorübergehender, freundlich aussehender Mann zuerst Holländisch und als er hört, daß der junge Fremdling nur Deutsch versteht, auf Deutsch an und räth ihm, nachdem er die Adresse auf dem inliegenden Papier gelesen: er solle die Flasche uneröffnet zu dem Kaufmann bringen, an welchen die Zuschrift gerichtet war, denn auf diese Weise geben zuweilen Seeleute, wenn sie den unvermeidlichen Untergang ihres Schiffes vor sich sehen, noch eine letzte wichtige Nachricht: und ein Jeder, mit dem Seegebrauch Bekannter, sei verpflichtet, wenn er eine solche Briefflasche finde, diese dahin zu liefern, wohin die inwendige Aufschrift laute.

Nach einigem Bedenken entschließt sich Conrad, seinen seltsamen Fund an das bezeichnete Kaufmannshaus zu überliefern. Ohnehin hatte er von dem Manne erfahren, daß er hier ganz irre gegangen sei, und daß er gegen Rotterdam hin noch einmal durch einen großen Theil der Stadt zurück müsse.

Als er, nach langem Gehen, das Kaufmannshaus, das auf dem Papier benannt und dessen Lage von dem Fremden ihm genau beschrieben war, endlich gefunden hatte, war es schon Abend geworden. Er tritt mit einigem Bangen hinein. „Dort warst du bei deutsch redenden Leuten und Verwandten und man behandelte dich so verächtlich, wie wird es dir erst hier bei den ganz Fremden ergehen,“ so denkt er bei sich selber. Doch sagt er einem der Bedienten die Absicht seines Kommens. Man führt ihn sogleich in das hellerleuchtete Comtoir. Ein freundlicher, alter Herr, der Besitzer des Hauses, nimmt die Flasche in Empfang, heißt Conrad niedersitzen, und öffnet dann die Flasche. Nachdem er die Inlage gelesen, sagt er in ziemlich geläufigem Deutsch: Gott Lob, daß wir indeß neue und bessere Nachricht haben; das Schiff, welches damals, als man die Flasche in's Meer senkte, im Kanal in großer Gefahr schwebte, hat sich gerettet und liegt jetzt wohlbehalten hier vor Anker; dennoch soll Ihre Mühe nicht umsonst gewesen sein.

Mit diesen Worten nahm der alte Herr einige Goldstücke und reichte sie dem Jüngling, ling, der sie dankend empfing und ehrerbietig grüßend sich entfernen wollte, als der Kaufmann ihn zurückrief uud ihn nach seinem Namen und Vaterland fragte.

Ich heiße Conrad Balding, sagte der Jüngling, und bin aus Hessen.

Wie? fragte der alte Herr, ist Ihr Vater nicht Prediger in **?

Mein Vater war allerdings an diesem Orte Prediger, aber er starb schon vor fast 10 Jahren.

Und Ihre Mutter?

Auch sie überlebte den treuen Vater nur wenige Monate.

Der Kaufmann wischte sich eine Thräne ab, ergriff den Jüngling bei der Hand, die er ihm treuherzig schüttelte und sagte: Ich heiße Sie in meinem Hause willkommen. Ihr seliger Vater hat mich einst 6 Wochen lang, da ich als armer, kranker Soldat zu ihm kam, in seinem Hause wie einen Bruder beherbergt; seiner und Ihrer seligen Mutter treuen Pflege danke ich nächst Gott mein Leben, ja, was noch mehr ist, ich danke dem gesegneten Umgange und Einfluß Ihres Vaters noch ein andres, besseres Leben in meiner Seele, welches seitdem nicht ohne Frucht geblieben ist; ich bin durch ihn aus meinen jugendlichen Verirrungen zu mir selber und zu Gott gekommen. Später gelangte ich hierher, trat in diesem Hause, dessen Besitzer nachmals mein Schwiegervater wurde, mein jetziges Geschäft an, und Gott hat mich reichlich ge-

segnet. Jetzt aber kommen Sie mit mir zu meiner Familie.

Conrad war bald in dem Hause des edlen Holländers so einheimisch, als sei er von Kindheit an da bekannt gewesen. Die Zeit der Ferien ging aber nun zu Ende, der Jüngling dachte an die Heimreise. Wie erstaunte er so freudig, als er am Tage vor seiner Abreise auf einmal einen Koffer, gefüllt mit Kleidern und Wäsche, auf sein Zimmer, und von dem edlen Kaufmann eine Anweisung in die Hand erhielt, nach welcher ihm, auf unbestimmte Zeit, von einem Handelshause in Kassel, jedes Vierteljahr 200 holländische Gulden ausgezahlt werden sollten. Tief gerührt schied er von dem väterlichen Freunde. Es war nicht das letzte Mal, daß er diesen sahe.. Denn nachdem er in Göttingen seine Studien vollendet hatte, folgte er einer abermaligen Einladung nach Holland, und erhielt, durch eine besonders günstige Fügung dort ein Amt, in welchem er viele Jahre segensreich wirkte. Er hatte es, bald nach seiner Anstellung, wagen dürfen, um die Hand der Tochter seines Wohlthäters anzuhalten und erhielt diese. Das schöne, große Haus, das Conrad Balding in Amsterdam bewohnte, und in welchem so mancher deutsche Landsmann gastfreundliche Begegnung fand, konnte Jeden, der die Geschichte seines Besitzers kannte, an die Wahrheit des Spruches erinnern: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser." Auch den Kindern seines treuen Pflegevaters und Oheims in Hessen hatte Herr Balding das mit reichen Zinsen wieder erstattet, was ihr Vater in seiner Armuth auf ihn gewendet hatte; sie gelangten, durch die Kraft des nämlichen Segensspruches, dahin, daß jedes von ihnen zur Arbeit tüchtig wurde, sein eignes, wohlbegründetes Haus bewohnte und sein ausreichendes tägliches Brod in Frieden essen konnte.

---

## Haugwitz und Contarini *).

Von Helmina v. Chezy.

Es war bei Anbeginn des Winters 1675, als der tapfere Oberstlieutenant von Haugwitz mit siebenhundert Schlesiern in die Citadelle von Dachstein im untern Elsaß einrückte, die durch den Anmarsch der Franzosen, vom klugen und braven Marquis von Vaubrun angeführt, nahe und furchtbar bedroht war.

*) Stundenblumen. Eine Sammlung von Novellen und Erzählungen v. Helmina v. Chezy, geb. Freyin v. Klenke. Wien, 1825

1633 hatten die Schweden den Ort erstürmt, früher hatten ihn wechselsweise Straßburger und Lothringer eingenommen. 1640 hatten ihn die Schweden den Straßburgern beim Friedensschluß wieder zurück gegeben, und er stand nun wieder unter des Stiftes Obhuth. Seine frühern Mißgeschicke bewiesen, daß er schwer zu vertheidigen sey; jederzeit nur der würdigsten Obhuth anvertraut, hatte weder Klugheit noch Tapferkeit ihn vor dem Feinde schützen können. In einem Sumpf, von schlammichten Gräben umzogen, tief, öde und dumpf lag die Citadelle. — Haugwitz war es unheimlich zu Muth, als er seinen Einzug hielt; doch bald erheiterte ihn der fröhliche Bewillkommnungsgruß, womit der lebensfreudige Girolamo Contarini, so wie Frescobaldi, Clercy und Rothkirch dem neuen Commandanten entgegen eilten.

Lustig, mein schlesischer Kriegsheld! rief ihm der schöne Contarini entgegen, die trüben Sümpfe hier sollen die Gruft der Feinde unsers Herrn und Kaisers werden! Laßt sie nur anrücken, die luftigen Franzosen! Wir schicken dem stolzen Ludwig auf's Höchste Einen heim, der gut laufen kann, ihm zu verkünden, daß die Uebrigen geblieben sind.

Herr Camerad, fiel Haugwitz ein, ich meine, blinde Zuversicht ist kein guter Bundesgenosse, und der gefährlichste aller Feinde ist der, dessen wir nicht achten! Die Franzosen haben leichten Sinn, aber das Herz am rechten Flecke; der Augenblick ist ihre Gottheit; und was ist dem Soldaten ersprießlicher, als sich dem Augenblick hinzugeben?

Die Wahrheit dieser Bemerkung machte Contarini einleuchtend, er sagte ablenkend: Herr Bruder, die Franzosen sind noch nicht da; treffen sie ein, und schlagen sich gut, desto mehr Ehre für uns, wenn wir siegen; jetzt aber wollen wir auf angenehmere Feindseligkeiten bedacht sein — wir alle gehen diesen Abend nach Straßburg zu dem Hof des Herzogs von Lothringen, es wird dort getanzt; wie wär's, wenn Ihr mit kämt, edler Haugwitz?

Noch heute will ich die Festungswerke besichtigen, sagte Haugwitz, ernst, und nur unvollkommen eine Regung des Unmuths verhehlend, und setzte hinzu: Mir scheint es, daß wir die Freude nicht als Nahrung, sondern nur als Würze des Lebens betrachten dürfen, die mit Sinn und Maß angewandt sein will. Gleichwohl will ich meinen Antritt nicht damit beginnen, Freuden zu stören; der Commandant vergönnt seinen jungen Freunden den Ausflug nach Straßburg, und wünscht ihnen viel Vergnügen und schöne Tänzerinnen!

Somit neigte sich Haugwitz gegen die Officiere und zog sich rasch in seine Zimmer zurück.

Ein Stock! rief der feurige Rothkirch ihm nach. Ein Bär aus dem deutschen Norden! murmelte Frescobald; doch Contarini fiel ein: Nein, er ist ein Ehrenmann und läßt mich heute mein Mädchen sehn! Alle lachten. Sie eilten, um sich zum Feste zu schmücken, und der glühende Haß gegen französische Macht und Nation, von dem sie so viel sprachen, hinderte sie nicht, sich mit Pariser Essenzen zu besprengen, und mit niedlichen Tändeleien von Paris auszuschmücken, so, daß sie duftend und prangend in die hell erleuchteten Säle traten, wo der Herzog von Lothringen ein prachtvolles Fest gab.

Agnes, die schönste und jüngste der Hoffräulein der edlen Herzogin, war französischer Abkunft, aus altem, durch trübe Mißgeschicke gebeugtem Geschlecht, die letzte ihres berühmten Namens. Leuchtend in eben aufgeknospter Jugendfülle, schien sie ein mit überirdischem Reiz begabtes Wesen, da ihr Geist, ihre Anmuth, ihre Talente sich in ihr zu einem Ganzen vereinigten, deßgleichen jene Zeit kaum aufzuweisen hatte. Reich geschmückt mit den Geschenken der Herzogin, die ihr mütterlich vor Allen hold war, überglänzte sie alle anwesenden Damen, und nichts war der Grazie zu vergleichen, welche sie beim Tanz entfaltete. Doch sie schien nicht zu wissen, wie wunderlich sie sei, und ihre anspruchlose Bescheidenheit war der entzückendste ihrer Reize.

Wer den hochschlanken, feurigen Contarini neben Agnes in den Reihen hinschweben sah, der hielt Beide für einander geschaffen. Auch war Contarini als ein kühner, verwegner Kriegsheld berühmt, und alle Schönen blickten ihn günstig an, denn Tapferkeit ist der Schmuck des Mannes.

Auch Agnes schien dem schönen Italier Contarini den Vorzug vor allen Andern zu geben, die sich um ihre Hand bewarben. Contarini mußte sich für begünstigt halten, da er der Einzige war, den Agnes nicht zurück stieß. Sein ganzes Wesen athmete selige Trunkenheit der befriedigten Liebe. Seine Ritterlichkeit machte ihm strenge Ehrfurcht gegen die Dame seiner Gedanken zur Pflicht; je mehr er sich für ausgezeichnet von Agnes sah, je zarter und ernster benahm er sich gegen sie. Reine Frauen haben Sinn für ein solches Bezeigen, und verstehn es gar wohl; Agnes hielt deßhalb den Grafen nur höher; noch liebte sie ihn nicht, allein er gefiel ihr besser, als die Uebrigen, und sie wollte es ihm nicht verhehlen.

Contarini fand Agnes an diesem Abend trübe gestimmt, er wagte sie zu fragen, was sie beunruhige.

Meine Landsleute nahen sich dem deutschen Boden, sprach Agnes, sie werden dieß schöne Land mit Mord und Verwüstung überziehn; sie werden hier zu Grunde gehn, oder siegen, an einen milden Ausgang ist nicht zu denken. Wie nun die Loose auch fallen, so fällt mir das Meine nur zu Leid; denn hier habe ich eine zweite Heimath gefunden, und mein Herz hängt zugleich an Frankreich und seiner Waffen Ruhm. Wie sollt' ich das gute, schöne Deutschland nicht lieben? Es nahm mich Verlassene auf, es war die Wiege meiner fröhlichen Jugendtage, es gewährte mir Ruhe, Glück, Hoffnung, und alle Wonnen der Freundschaft und Herzlichkeit. Während meine Landsmänninnen in düstern Klostermauern ihre Kindheit und Jugend fern von Verwandten und Freundinnen durchseufzen, bis eine Heirath, oft eine unglückselige, ihnen die Pforten der großen Welt öffnet, habe ich hier glücklich meines Frühlings genossen, in Unschuld und Frieden, von Liebe und Freude umringt. Doch im tiefsten Innern wünsche ich meinen Landesgenossen den Sieg über die Deutschen. Ich höre oft rühmend von deutschen Frauen sagen, sie haben ein *deutsches* Herz — wie nun, wenn ich stolz darauf wäre, ein französisches Herz zu haben?

Wohl, entgegnete Contarini, doch Frankreich hat diesen Krieg ungerechterweise begonnen. — Mag es sein, unterbrach ihn Agnes mit Lebhaftigkeit, sind doch meine Landsleute außer Schuld! Sollen sie darunter leiden? O, nein! Möge ihr Heldenmuth, ihre Ausdauer, ihr Gewinn die Flecken der Unternehmung austilgen, denn zuletzt hat doch das Recht, wer das Glück hat!

Hoch glühte Agnese bei diesen Worten. Seltsames Mädchen, flüsterte Contarini. Doch, ihr selbst scheint mir heute nicht fröhlich, fiel Agnes ein. Ich bin seltsam verstimmt, sagte Contarini, weil unser neuer Commandant heut, wie ein Gespenst in meine freudige Erwartung hineingeblickt hat; Er konnte heut so glücklich sein, wie wir, und er hat es ausgeschlagen! Indeß wir hier in dem lieblichsten Kreise aus allen Hefen der Kriegsnoth und Qual unserm Leben einen reinen Tropfen Honig abgewinnen — was sag' ich, Honig? Lethe! allen Harm zu vergessen, windet sich der arme Commandant mit Fakkeln durch die engsten Schluchten des morastigen Dachsbaues und macht Berechnungen und Anschläge, die Alle so gut wie gar nichts sind! Alles Grübeln ist vergeb'ne Mühe, nichts können wir im Voraus berechnen; jedes Ereigniß, was da kommen soll, tritt unerwartet, und ganz anders, als wir es uns gedacht, vor uns hin, und des Augenblickes Eingebung ist höher, als alle Grübelei.

Das ist ja recht französisch gedacht, Girolamo, lächelte Agnes. Sie bot ihm nun freundlich die Hand und schwebte mit ihm durch die langen Reihen. Contarini blieb den Abend über ernst und bewegt, denn tief hatten Agnesens Aeußerungen ihn ergriffen, doch fühlte er sich glücklich in ihrer Nähe zu sein. Die Nacht verging flügelschnell.

Der nächste Sonntag war zu einem neuen Ball angesetzt. Denn der Herzog ließ sich's angelegen sein, dem Feinde zu zeigen, daß seine Annäherung den frohen Muth der Elsaßer nicht beuge. Agnes hatte der Herzogin erläutern müssen, warum sie so lange und angelegentlich mit Contarini gesprochen, und dabei von Haugwitz berichtet, deßhalb rief die Herzogin den Dachsteinern zu: Ihr Herren, bleibt uns am Sonntag nicht aus, und bringt dem Commandanten unsern gnädigen Gruß und Einladung zum Tanz! Wir lieben die Schlesier! Sie sind ernst und sittig, fest und treu, hochherzig, wie ihre Felsen, und klar und kräftig, wie ihre Quellen! Und wie sollte ein Haugwitz seinen edeln Landsleuten nicht an Trefflichkeit gleichen?

Wörtlich verhieß Contarini den ehrenvollen Gruß auszurichten; er schied, glühend von Hoffnungen, die Agnes sanfter Blick in ihm entzündet.

Die fröhlichen Genossen ritten scharf zu, daß sie die beschneiten Thürme der alten Citadelle noch geröthet vom Morgenschein sahen, als sie eintrafen; sie eilten sogleich zu Haugwitz.

Ernst und trübe kam ihnen der Commandant entgegen.

Eine schwere Aufgabe, rief er aus, dieß Nest zu vertheidigen! Von allen Seiten ist ihm beizukommen, und wir haben die Erfahrung, daß der Entschlossenheit und Uebermacht hier Alles gelingen muß. Weh jeder Festung, die in einer Ebene liegt, und nicht wenigstens von einer Seite mächtig geschützt wird!

Laßt doch, Commandant! jubelte Contarini. Unsre Herzen sollen die Anhöhe sein, auf deren unüberwindlichen Wällen die Feste thront! Ihr müßt die Schwierigkeiten nicht so hoch anschlagen! Der Feind hat Arbeit unterwegens, die deutschen Kriegsheere halten ihn in Masse auf, einzeln schlagen ihn die Bauern todt. Hier hält ihn die Müdigkeit, dort der Hunger fest, halb aufgerieben kommt er vor unsre Bastionen, hier wollen wir ihm zu schaffen machen! Sonntag ist wiederum ein Fest in Straßburg, wir alle sind geladen, von der gnädigen Herzogin selbst, und auch Ihr, Commandant! Ich kann Euch unmöglich die allerliebsten Sachen wieder berichten, welche mir die Herzogin an Euch aufgetragen, denn ich bin ganz eifersüchtig darauf. Wir Alle haben seit Monden mit unsern Beeiferungen nicht den zehnten Theil von der Huld erlangt, die Ihr durch ein einziges Wegbleiben. Was sagte die edle Herzogin? fragte Haugwitz gespannt. Was hilft's! entgegnete Contarini, ihr kommt nun einmal nicht! Ho, ho! rief Haugwitz, Ihr bildet Euch wohl ein, weil ich beherzt bin, hab' ich kein Herz? Diese Woche muß hier die dringendste Arbeit gethan sein, und dann geh' ich gern nach Straßburg an den Hof, und erhole mich von der Mühe an schönen Blicken, denen ich Zeit meines Lebens nicht feind gewesen!

Ihr seid vermählt, Commandant? fragte Contarini.

Wittwer bin ich, lieber Graf, und nie werd' ich meines Weibes vergessen, entgegnete Haugwitz, und sein flammendes Auge funkelte feucht. Nie werd' ich ihres gleichen wiederfinden, nirgend lebt solch' ein hohes süßes Geschöpf voll Anmuth und Klarheit, von Gluth und Schüchternheit, kindlich und heldenmüthig, wie meine Agnes — Agnes? unterbrach Contarini, hocherröthend. Kennt Ihr eine Agnes? liebt Ihr eine? forschte Haugwitz. — Ja, rief Contarini, ich kenne eine! Sie ist die Blume von Lothringens Hof, schlank und hoch, wie die Lilie, und wie das Veilchen süß; ihre dunkeln Locken, Zauberschlingen, in denen die Seele sich fängt, umweben das blühende Angesicht, des feinen zartgeaderten Halses Schnee. Ihr kleiner Fuß scheinet kaum die Erde zu berühren; ihre Hand ist eine Frühlingsblüthe; doch, wovon kann man noch sprechen, wenn man ihre Augen gesehn! kann man sich schwarze Sonnen denken? Nein! doch das sind ihre Augen. O, in dunkeln Augen wohnt das tiefste Geheimniß der Schönheit!

Ihr werdet ganz zum Dichter, lächelte Haugwitz; doch das nimmt mich nicht Wunder, denn Ihr liebt!

Die jungen Officiere wurden durch ihres Commandanten Geschäftigkeit so angeregt; daß sie Straßburg und des Balls darüber bald vergessen hätten; bis zu seiner Ankunft in Dachstein war die Sache mechanisch betrieben worden, jetzt kam Geist und Leben in die Thätigkeit der Besatzung der Citadelle, und Form und Norm in die Mithülfe der Bewohner des Städtchens. Eine unüberwindliche Schwierigkeit bot die Westseite der Citadelle dar, tiefer liegend, als die übrigen Werke, war das der Westseite zugleich von weit seichterer Fluth umspühlt; es zu erhöhen, hätte einen Zeitraum erfordert, den der nahe Anmarsch der Franzosen nicht gestatten konnte, und die Besatzung, welche hier an diesen Punct gestellt werden mußte, war so gut wie aufgeopfert.

Hätten wir hier den Niemandsfreund von

Breysach, rief ein silberlockiger Greis dem Commandanten zu, er würde uns gute Dienste leisten! — Wer war der Ehrenmann? fragte Baron Rothkirch, und woher kennst du ihn, alter Freund? — Das war, berichtete der Greis, der Bruder vom Ketterlein von Enzheim, so die Festung Breysach vor vierzig Jahren gegen den mannhaftesten Bernhard von Weimar vertheidigen half, und ich bin mit dabei gewesen. Die Stücke hättet Ihr sehen sollen, edle Herren! Solche kostbare Feldschlangen, Hagelstücke, Falkonetlein, Scharfethürnlein, Quartierschlangen und Feuermörser, deren etliche über hundert Pfund warfen, macht man jetzt nicht mehr, es war eine Lust, sie spielen zu lassen! Ueber 80,000 Mann hat dem Feind und dem Freund zusammen die Belagerung gekostet; 1,100,0000 Rthlr. sind allein auf die Belagerungswerke verwendet worden, doch nach der Eroberung wurden sie alle zerrissen, versprengt und abgeschleift. — War es nicht die entsetzliche Zeit, fragte Banner mitleidig, wo die Hungersnoth so groß gewesen? — Das wollt' ich meinen, fiel der Alte ein; und mit Gottes Hülfe könnt' es in Dachstein auch noch so weit kommen, wenn wir die schönen Stücke hätten! Eine Ratte kam einen Gulden, eine Kühhaut fünf Gulden; es sind mehr als zweitausend dergleichen Felle verspeis't worden; kein armer Hund war seines Lebens mehr sicher, und keine Katze wurde verschont; für ein dreipfündiges Brot wurden Kleinodien hergegeben. Der Kalk wurde von den Mauern gekratzt und verzehrt; acht Kinder an einem Tage verschwanden, und Niemand hat sie wiedergesehn — ja, zu Titus Belagerung von Jerusalems Zeiten sind nicht so jämmerliche Tage gesehn worden, als in meiner unglücklichen Vaterstadt 1638 vom Junius bis October!

Wie konnte ein solcher Hauptplatz nicht besser proviantirt sein, fragte Haugwitz.

Er war es über die Maßen wohl, berichtete der Alte, und nur durch allzugroße Vorsicht ist er in das Elend gekommen. Die Breysacher wußten, daß der Bernhard nicht zur Kurzweil Belagerung hielt; sie gingen allzuknapp mit dem Proviant um, und die Soldaten hatten Hunger und Langeweile. Es beredeten sich mehrere, in das Magazin einzubrechen und sich privatim zu proviantiren. Sie kamen auch glücklich hin, und tappten, sich mit Schwefelhölzern leuchtend, in den Gewölben umher; hier nahmen sie etliche Fässer wahr, von denen sie glaubten, es sei Mehl darin; sie öffneten eines derselben, es war Schießpulver; ein Funken flog hinein, das Schießpulver fing, und sprengte das ganze Magazin mit 80 Tonnen Pulver und 400 Viertel Korn in die Luft. Der Schaden war unermeßlich, vierhundert Menschen waren das Opfer, vierzig Häuser sprangen in Stücke; zwölf der unglücklichen Soldaten, welche das Magazin eröffnet, wurden durch die Explosion getödtet, zwei retteten sich, doch der Commandant, Oberst Steinach, ließ sie hinrichten. Wenn die vierzehn armen Schelme gewußt hätten, daß sie nur noch zwei Tage leben sollten, sie würden nicht so besorgt um Proviant gewesen sein. Ich habe noch selten größeres Uebel entstehn sehen, als durch übertriebene Vorsicht!

Das ist's ja, rief Contarini beifällig, was ich immer und immer sage! — Und was **mich** nicht irre macht, fiel Haugwitz ein. Jene handelten pflichtvergessen, daher kam ihre Strafe ihnen gerechterweise zu; wir, die wir unsre Pflicht erfüllen, indem wir nichts aus der Acht lassen, und keine Stunde verlieren, mögen nun siegen oder zu Grunde gehn, so geschieht es mit Ehren. Nur hungern soll mir Niemand, darin tadle ich die Breysacher, und dieß scheint mir die rechte Moral von des Alten Erzählung zu sein. Wir sind auch noch nicht umzingelt, bemerkte Frescobaldi. — Wohl! entgegnete Haugwitz, darum frisch an die Vorräthe, und neue herbeigeschafft, damit die Arbeiter gutes Muthes bleiben!

So tief schien Haugwitz in seine Geschäfte versenket, so ganz von seinem Eifer hingenommen, daß seine jungen Waffengenossen erstaunten, ihn am Sonntag recht angelegentlich mit den Zurüstungen zum Ritte nach Straßburg beschäftigt zu sehn. Aus dem Wust der Rawelinen und dem Schlamme der Casematten ging der hohe Mann schön und freudig hervor, als hätte die helle Stirn nie eine Wolke getrübt. Seine Heldengestalt leuchtete in der schönsten Reife männlicher Kraft, und mächtig gebietend und unwiderstehlich hinreißend strahlte seines Geistes Feuer aus den großen tiefblauen Augen hervor. So trat er, kriegerisch und würdevoll, mit früh erkämpften Ehrenzeichen geschmückt, in des herzoglichen Schlosses hellglänzenden Saal. Ein Flüstern ging bei seinem Eintritt durch die Versammlung, alle Blicke blieben auf der herrlichen Erscheinung haften.

Agnes hatte vor seinem Eintritt schon oft nach der Thür hingelauscht; sie gestand es sich selbst nicht, daß sie Contarini erwarte, und fühlte sich, da sie den Fremdling statt seiner kommen sah, mächtig betroffen. Bald nach ihm sah sie Contarini und dessen Freunde eintreten; die Vergleichung drängte sich ihr unwillkührlich auf, alles um ihn her wurde durch Haugwitz verdunkelt. Agnes sah seinen rasch umherirrenden Blick auf sie verweilen, und sein hochaufleuchtendes Auge schien zu sagen: Diese, oder keine

Haugwitz nahte der Herzoginn, der ihn der Kämmerling vorstellte; er bezeigte ihre dankbare Verehrung für die Huld ihrer Einladung, und die Ausdrücke gefälliger Sitte flossen, wohlklingend von dem ernsten Munde, wie wenn ein frischer Westwind, der gewaltigen Eiche Wipfel melodisch durchsäuselt.

Agnes stand innerlich bangend vor seinem Blick an ihrer hohen Pflegemutter Seite. Ihr seid mir ein theurer Gast, edler Haugwitz, sprach die Herzogin, und ich wünsche, daß es Euch hier in Straßburg behage. Möchtet Ihr hier Eures Dachsteines vergessen.

Wie wäre das möglich, Euer hochfürstliche Gnaden? entgegnete Haugwitz, da Ruhm und Ehre, Leben und Heil an jenem Platze haften, da ich dort den ersten Kranz meiner Laufbahn erringen — oder — untergehen muß — setzte er dumpf hinzu, und ein Schauder durchzuckte ihn.

Welche Ahnung, rief unwillkührlich die Herzogin, da sie ihn plötzlich erbleichen sah; auch Agnes wurde blaß. Haugwitz entging dieß nicht, und plötzlich, wie von einem Blitzstrahl durchzuckt, hocherglühend rief er aus. Ja, edle Fürstin; Ihr habt Recht, zur schönen Stunde soll man der ganzen Welt vergessen, oder wünschen, daß es die letzte Lebensstunde sei; denn was soll noch das Leben, wenn schale hinterdreinkommen? Freudig blickt man, ausgerüstet mit Erinnerung und Hoffnung den Feuerschlünden entgegen, aus welchen uns die Loose zu Glück oder Weh fallen. Der Krieg ist das trefflichste Hazardspiel, und das Einzige, das nicht verboten ist!

Und augenblicklich wandte sich Haugwitz gegen Agnes, sie um den ersten Tanz zu ersuchen; hocherröthend reichte sie ihm die Hand. Es konnte ihm nicht unbemerkt bleiben, welch ein freudiges Gemurmel durch die Menge der Zuschauer flog, als sie an des Herrlichen Seite leicht, wie ein zartbewegtes Rosenblatt durch die Reihen schwebte. Wie hochschlank Agnes auch war, mußte sie noch hoch zu ihm hinaufblicken, sein strahlendes Auge ruhte fest und innig auf ihrer Huldgestalt. Er ließ sie für den Abend nicht mehr frei; und gleichsam als risse eine unsichtbare Gewalt sie unwiderstehlich hin, blieb sie gefesselt an seiner Seite. Sie fühlte ihr Herz an seinem Blicke sich erschließen, wie die Knospe im Sonnenlichte. Schmerz und Wonne, nie geahnt, durchzuckten sie stürmisch, das ganze Leben war ihr neu, sie war, wie aus tiefem Schlaf erwacht, in eine Wunderwelt versetzt, und wußte nicht wohin mit dem Andrang von mächtigen Gefühlen in dem jungen Herzen, das bis dahin so sanft nur geschlagen. Contarini hielt sich, streng sie beobachtend, verborgen; Agnes gedachte seiner nicht mehr, als hätte sie ihn nie gekannt.

Beim Scheiden nahm Haugwitz Agnesens Hand, hielt sie in der Seinigen und sprach: Euer Name, zartes Fräulein? — Agnes — flüsterte sie und sah ihn hastig erschrecken. — Agnes! wiederholte Haugwitz. Der Name ist mir in die Seele geprägt; Leben, Liebe, Tod, Schmerz und Wonne haben ihn mit Flammenzügen in meine Brust geschrieben. Ich hatte ein Weib, sie war euch ganz ähnlich, sie hieß Agnes — auf Wiedersehn, Engelbild! — er drückte ihre Hand an die glühenden Lippen, an das hochschlagende Herz, und enteilte; träumerisch blickte sie ihm nach.

Schweigend eilten die Krieger nach Dachstein zurück durch die sternbesäete, stille Winternacht. Contarini suchte Haugwitz zu vermeiden, doch dieser lenkte geflissentlich sein Roß zu ihm heran.

Camerad, flüsterte er ihm zu, ich habe Euch nicht mit der Schönen gesehn, die ihr so feurig geschildert hattet. — Den Spott duld' ich nicht! rief Contarini ganz empört. — Versteht mich recht, fiel Haugwitz begütigend ein, ich habe beim Abschiednehmen vernommen, daß meine holdselige Tänzerinn Agnes heiße, doch der Agnesen giebt es mehr; und, wenn ich mich irgend heut nach Schönen umgesehn, hätt' ich vielleicht noch eine schönere erblicket, als diese.

Aeußerst verbindlich für sie, höhnte Contarini, es würd' ihr schmeichelhaft zu hören sein.

Ihr meint, ihre Schönheit habe mich angezogen, Contarini? Nicht doch, es war eine wunderbare, ganz vollendete Aehnlichkeit mit meiner Agnes, es war, als säh' ich sie selbst, lebendig vor mir stehn.

Die Aehnlichkeit, rief Contarini, ist nicht schwer zu erklären, Agnesens Mutter war, wie ich mich erinnere, eine Elsaßin aus dem Stamme der Hz., und Ihr habet mir gesagt, daß Eure Gattin eine Hz. gewesen.

Der Name Agnes, den sie mir nannte, als ich sie beim Scheiden fragte, durchzuckte mich, wie ein Blitz; ich erinnerte mich also gleich Eurer Schilderung einer Agnes, die Euch theuer geworden, und die unverkennbare Aehnlichkeit mit meinem verklärten Engel machte mich wünschen, daß sie nicht dieselbe sei, die Ihr gemeint, Contarini. Seht! wenn sie Euch jemals Hoffnung gegeben, so tret' ich zurück.

Wenn Ihr sanfte Blicke, holde Worte, minder strenge als gegen Andere, Hoffnungen nennt, so dürft' ich mich rühmen, daß sie mir viele gegeben, doch mehr nicht, als das, denn nie habe ich sie, wie heut', gesehn außer sich selbst gesetzt, alles vergessend, allen entfremdet, glühend, bebend, hingenommen. Ich war in Ver-

zweiflung, ich schwor Euch Untergang; doch, wenn ihr so herzlich, treulich Rechenschaft gebt, und es so ehrlich meint, wo soll ich denn hin mit meinem Groll?

Haugwitz ergriff Contarini's Hand, schüttelte sie kräftig, und rief: Ihr habt, meiner Treu, ein deutsches Herz, und ich muß Euch lieben! Laßt uns eine ritterliche Abrede schließen! Keiner von uns sage dem herrlichen Mädchen von Liebe, und strebe ein Jeder, ihrer werth zu sein. Ganz frei sei ihre Wahl dereinst, wenn die Stunde schlägt, wo man mit Ehren wieder an seine Herzensangelegenheiten denken kann! — Es sei! rief Contarini, und ein Handschlag besiegelte den Bund.

Haugwitz faßte den Entschluß, Agnes nicht fürder aufzusuchen, bis der Feind bezwungen. Näher rückte die verhängnißschwangre Wolke.

Am 14. Januar lud der Herzog den Commandant und seine Gefährten so angelegentlich zum Feste, daß es unmöglich fiel, auszuschlagen. Er wollte vor der völligen Annäherung des Feindes noch einmal fröhlich sein; ein köstliches Banquett, wozu der ganze Adel der Stadt und Umgegend geladen, sollte Zeugniß von dem frohen Muth der bedräuten Gegend ablegen. Nur allzugern gestand sich Haugwitz, er müsse erscheinen.

Schon gegen Mittag ging es nach Straßburg; Haugwitz wurde sein Platz neben Agnesen angewiesen. Kaum wagte er, mit ihr zu sprechen; doch sein Erröthen, seine sichtliche innere Bewegung, der milde Laut seiner Stimme, der von innerer Seligkeit Kunde gab, sprach mehr, als Liebesworte.

Agnes war sehr ernst; ihr Wesen schien in allen Tiefen erschüttert zu sein; sie war bleich, ihr Blick war beraubt seines himmlischen Feuers. Wie ein schönes Marmorbild saß sie unbeweglich, und ihr inneres Leid verklärte sie wunderbar.

Haugwitz konnte sich nicht enthalten, sie zu fragen, was ihr widerfahren.

Sie flüsterte ihm zu: Nur Euch möcht' ich es sagen, edler Mann. In Kurzem steht für mich Alles auf dem Spiele. Frankreichs Ruhm ist nicht minder, als Deutschlands Heil meinem Herzen theuer. Weh' den deutschen Landen, wenn Frankreich obsiegte, gräßlich werden ihre Vertheidiger den unnützen Widerstand entgelten müssen, und unheilbare Wunden werden dem Lande geschlagen werden, für welches ich gern mein Leben zum Opfer brächte. Weh' hingegen Frankreich, wenn die Deutschen siegen, denn alsdann ist sein Ruhm dahin. Wie soll ich diejenigen lieben, die Schmach über meine Heimath bringen?

Eine edle Jungfrau, entgegnete Haugwitz rasch, gehört keinem Boden eigenthümlich zu; wo sie auch sein mag, gehört sie der Tugend und der Pflicht. Der Mann muß oft furchtbar kämpfend mit Herz und Pflicht eine Wahl treffen; des Weibes mildere Bestimmung ist, sich in die Nothwendigkeit zu fügen; wer sich fügen muß, der geht nicht fehl, holde Agnes!

Was hilft jede Beschwichtigung, seufzte Agnes, wenn ich fühle, daß ich sterben muß, ja, ich muß in Gram vergehen, wenn nicht der Friede in Kurzem ohne Blut, ohne Schmach, das Entsetzliche löst, das Friedliche einigt.

Ernst und fast mißbilligend betrachtete Haugwitz die immer mehr zum Marmorbild erbleichende Agnes.

Kaum hörbar flüsterte er endlich: Und die Ergebung einer kindlich frommen Seele in den Rathschluß des Ewigen?

O, Gott! entgegnete Agnes, und ihre Lippen zuckten krampfhaft, noch vor wenigen Monden schien es mir möglich, mich zu fügen, nun nicht mehr!

Betroffen blickte Haugwitz sie an, sie war zur Purpurrose umgewandelt; ihr Auge strahlte einen Himmel von Lieb' und Schmerzen auf ihn hin. Er verstand diesen Blick, doch von nun an war es um ihn geschehen. Eben rauschten vom Singchor her, betäubend hinreißend, gewaltige Harmonieen; Haugwitz neigte sich näher zu der Stillgeliebten und flüsterte! Süße Agnes, laßt doch das Geschick walten, laßt die Welt zu Trümmern gehn, aber Herz sei dem Herzen eigen. Himmlischer Engel, sei mein, und dann laß kommen, was kommen muß!

Höher noch flammten des Mädchens Wangen, ihre Augen strahlten in Thränen, ihr Herz klopfte sichtlich ungestüm; sie wollte die Augen am Boden geheftet halten, aber sie fühlte die Gluth des Blickes, der den ihrigen suchte; sie hob die Augenlieder auf und ihr ganzes Wesen schwamm hin im feuchten Liebeblick.

Agnes, flüsterte Haugwitz, der Feind ist ganz nah, wir sehen uns heut' vielleicht zum letzten Male — ich will bis morgen in der Dämmerung hier verweilen — du kennst am Wall die kleine Kirche? Kannst du das Schloß auf eine Stunde verlassen? Erst am Altar mein Weib, dann, in ruhigern Zeiten vor der ganzen Welt. Sage mir, wer unsern Bund segnen kann, ich suche ihn auf, ich bring' ihn herbei! die Minuten sind uns zugezählt, entschließe dich, mein himmlisches Mädchen! O, wenn du mein bist, dann klügelst du nicht mehr, dein Geschick und das deiner Liebe giebst du Gott anheim, und in dir wird es Frieden..

Pater Bernhardus! flüsterte Agnes, und mit Beben wendete sie sich ab von Haugwitz. Ihm preßte ein unbekanntes Etwas die Brust zusam-

men; er vermeinte, es sei sein Glück, doch es war sein Wortbruch, die innere Stimme, die der Mensch stets belauschen sollte, sprach durch den Sturm seiner Leidenschaft hindurch, aber er verstand sie nicht. Alles um ihn her ging, wie ein verworr'ner Traum an ihm vorüber, er gedachte nur der Morgendämmerungsstunde.

Sobald Haugwitz sich unter einem schicklichen Vorwand entfernen durfte, eilte er zum Hofcaplan. Fern und einsamlich gen Osten lag das Erkerzimmer des Pater Bernhards, weit hinausschauend über das Gefild, das im Strahl der Abendsonne mit der hellgrünen Wintersaat glänzte; der schöne Jüngling war eben mit seinen Pfleglingen, den Blumen, beschäftigt, die seine Fenster umrankten; frei und fröhlich hüpften Vöglein in den Zweigen blühender Gewächse, aus deren Schimmer das hohe schwarze Kreuz mit dem weißen Marmorbilde des Erlösers so bedeutsam als mild hervorblickte.

Wohl umfieng Haugwitz der Frieden dieser Zelle mahnend und warnend, doch der heilsame Eindruck ging bald vorüber.

Er eröffnete dem Geistlichen seine Wünsche. Agnes selbst sendet Euch? fragte Bernhardus; wohl, so geschehe, was sie verlangt. Ich preis' Euch glücklich, ein solches Weib errungen zu haben.

Die Bereitwilligkeit des milden Geistlichen überraschte Haugwitz, die Nähe seines Glückes berauschte ihn. Er sandte ein Entschuldigungsschreiben zur Herzogin, worin er einer Unpäßlichkeit wegen um Urlaub bat, nicht mehr erscheinen zu dürfen, und zog sich in ein Zimmer zurück, in welches Bernhardus ihn führte.

Die Stunde schlug. Mit klopfendem Herzen, fest in seinen Mantel gehüllt, nahm Haugwitz den Weg zum Kirchlein. Eine Ampel erhellte sanft den einsamen Ort, und, ein Bild des Friedens und der Liebe, stand die Gnadenmutter am Altar.

Hier zum ersten Male seit der verhängnißvollen Stunde, wo er wie von unsichtbarer Gewalt hingezogen, Agnes im Sturm für sich gewonnen, durchzuckte ihn der Gedanke an Centarini, an sein Verbrechen strafend und zerschmetternd, ihm war zu Muth, als müßt' er aus der Kirche stürzen, und im Rheinstrom sein Wort durch seinen Tod lösen. Da schlug die dritte Stunde. An Bernhardus Hand trat verschleiert die holde Agnes, deren unverhohlene mächtige Neigung ihn in dieß Labyrinth hinabgerissen. Er stürzte zu ihren Füßen und bedeckte mit Küssen ihre bebende Hand, er hörte sie durch den Schleier leise schluchzen.

Wie kannst du noch trauern, meine Agnes, rief er ihr zu, da du dein Geschick der Liebe anheim gestellt?

Mein Freund, mein mir wunderbar geschenkter Gemahl, sprach Agnes, verzeiht, wenn ich unser Geheimniß in eine theure Hand gelegt. Ich bin nicht allein hergekommen, meine zweite Mutter hat mich zum Traualtar geleiten wollen, sie wird sogleich eintreten, um Zeugin unseres Bundes zu sein — o, mein Haugwitz, sie pries mein künftiges Glück! — Um so viel schöner diese Stunde, entgegnete Haugwitz. — Da ist sie schon, rief entzückt die junge Braut, und eilte, die Knie ihrer Wohlthäterin zu umfassen.

Hoch und mild, wie ein überirdisches Wesen, die Augen leuchtend von wehmuthsvoller Theilnahme, trat die edle Herzogin in die Kirche. Sie hauchte einen Kuß auf der knieenden Agnes Stirn, und wendete sich, die beiden Hände auf den Schultern des holden Mädchens ruhen lassend, rasch zu Haugwitz. Ich komme selbst, sprach sie, denn ohne mich wäre die Braut nicht hier erschienen: sie ist mir mit Kindestreue ergeben, keine Regung ihres lieben Herzens blieb mir je verborgen. Alles hat sie mir gesagt; und so seltsam und unbegreiflich rasch sich alles zwischen Euch gestaltet, erkenn' ich doch in Eurem Eifer zur Beschleunigung Eures Glückes, so wie in Agnes hingebender Zärtlichkeit eine höhere Fügung. Haugwitz, Ihr seid von edelm Geschlecht, und habt den angebornen Glanz Eures Namens durch Eure Thaten erhöht; Ihr seid makellos, redlich, ernst und treu. Nehmet hier mein Liebstes auf der Welt mit meinem besten Segen; sie folge Euch zum Altare, sie reiche Euch den Trauring und den Kuß der Liebe; keine Macht der Erde entreißt sie Euch mehr, deß seid Ihr gewiß; sie aber folgt ihrer Mutter zurück in die sichre Obhuth, und nach abgeschlossenem Frieden führt Haugwitz sein holdes Ehgemahl heim.

Haugwitz neigte sich tief; liebevoll und ergeben zog er die milde Hand, die ihm in dieser Stunde so liebend gab und ihn so weise beraubte, an seine Lippen.

Edle Fürstin, sprach er, ich verstehe Euch, ihr seid mir wie ein guter Engel erschienen. Ihr seid der Schutzgeist meines bessern Ichs. Mit Gott dann, süße Braut! sprach er weiter, rasch zu Agnes gewendet, und führte sie zum Altar.

Mit tiefer Rührung sprach Bernhardus den Segen, die Ringe wurden gewechselt, alles war still umher, nur ein leises Schluchzen verrieth die Gegenwart der heiß und innig bewegten Herzogin.

Nach der Trauung schloß Haugwitz seine Agnes an die Brust und gab ihr den ersten Kuß. Es war, als könnte Herz vom Herzen, Mund von Mund nicht scheiden; doch plötzlich

entriß sich Haugwitz selbst den Lilienarmen, die ihn umstrickten, führte sein süßes Weib zur Herzogin und sprach: Hier, erhabene Fürstin, ist Euer Pflegekind, bewahrt sie mir treu, betet für mich — und wie ein Blitz war er verschwunden.

Er ist mein, rief betend und dankend Agnes; die Thränen der Herzogin flossen nun unaufhaltsam dahin. Wohl dem Dasein, flüsterte sie, Agnes umfangend, dem ein Stern schöner Liebe leuchtet, wenn auch nicht lange.

---

Durch Sturm und Dämmerung war Haugwitz auf seinem Roß ganz allein nach Dachstein zurückgekehrt; nicht lange nach ihm trafen die übrigen Officiere der Besatzung ein.

Contarini's Blicke vermochte Haugwitz nicht zu ertragen, zumal da er den vormaligen so lebensfreudigen Jüngling nun bleich und düster sah. Auch konnt' er deutlich bemerken, daß Contarini ihm auswich; er selbst würde sich ihm genähert haben, wenn er sich keiner Schuld gegen ihn bewußt gewesen wäre; doch es thürmte sich eine unsichtbare Scheidewand zwischen ihm und demjenigen, welchem er sein Wort gebrochen, und er mußte sich als die Ursache der Zerstörung seines Liebesglückes betrachten. Daß Agnes Contarini geneigt gewesen, war Haugwitz bekannt, und er wußte, daß in einem schönen Herzen von der Neigung zur Liebe nur noch ein Schritt ist.

Gleichwohl war es nicht Eifersucht, nicht Argwohn, was Contarini trübte und bedrängte; es war der Anblick der leidenden Agnes, die zarte Sorge um ihre Ruhe. Er hatte sie bleich, tief erschüttert, von Gram verzehrt angetroffen; er kannte die Quelle ihres Harms, und seine Lage war ihm entsetzlich. Er sollte gegen die Landsleute seiner Geliebten in den Kampf? Oder sollte er in Schmach untergehen, fruchtlos und rettungslos?

Kein Ausweg bot Heil und Rettung dar, eine dumpfe Muthlosigkeit bemächtigte sich seiner; er haßte sein Leben und wünschte, es möchte ihn der Tod noch vor dem Kampf ereilen; denn eben so wenig vermochte er den Ruf der Ehre und Pflicht sich zu versagen, als Agnes betrüben, indem er gegen die Franzosen focht, die, das fühlte er klar, all ihre stillen Wünsche für sich hatte.

Haugwitz hingegen betrieb mit doppeltem Eifer die Maßregeln zur Sicherheit des Platzes, zur Vorsicht gegen den Feind; seine unermüdete Thätigkeit half ihm die innere Stimme übertäuben, die ihn bei Contarini's Anblick strafend mahnte; wohl nöthig war diese Eil der Geschäfte, denn Vaubrun hatte jedes Hinderniß besiegt, und rückte am 18. Januar in Eilmärschen vor der Festung an.

Da sitzen wir nun im schlammigten Sumpf, rief Rothkirch erbittert, als er die Stellung der Franzosen rings um Dachstein her von der südlichen Sternspitze des äußern Vorwerks erkannte.

An einen Ausfall ist nicht zu denken, fiel Banner ein; wir müssen uns, wenn das grobe Geschütz zu spielen anfängt, niederschießen lassen, wie die gestellten Hirsche! Welcher Höllengeist hat nur zuerst den Einfall gehabt, in dumpfigen Tiefen durch Schlammgruben die Wohnsitze der Menschen zu verpesten und zu Kerkern zu machen? Ich frage Euch, ob nicht ein ehrlicher Pistolenschuß, wobei man schnell und sicher hinüber gelangt, solchem langweiligen Abquälen bei Hunger, Durst, Kummer und Sorge vorzuziehen! So wahr der Himmel über mir, eh' ich hier Mondenlang an meinem eigenen Grimme zehrte, möcht' ich lieber hinaus, mich gegen dreißig allein stellen.

Es kann eine Zeit kommen, entgegnete Haugwitz, wo die Herren und Bewohner solcher Festen Eurer Meinung sind, wo man all die mühsam aufgehöhten Schluchten ausfüllt, die peinlich aufgeschichteten Maulwurfhügel der Basteien abträgt, und auf dem geebneten Boden lustige Gärten hinpflanzt; denn jede Zeit will ihre eigne Ruh', und es ist die Neigung des Menschen, leicht zu zerstören, was mühsam aufgerichtet. — Das soll mich gar nicht befremden, fiel Rothkirch ein, wenn einmal die gesammte Menschheit anfängt, sich nach freier Luft zu sehnen, und lieber im Kriege frisch dreinhauen will, als sich, wie der Fuchs, einbauen!

Der Langenweile bei der ganzen Sache nicht zu gedenken, setzte Banner hinzu. Komm ich an solch ein umsumpftes Nest mit Zugbrücken und Einfahrtthoren, wie die Kirchen groß, endlos und dunkel, was habe ich für Mühe, Schutz und Befragung zu überwinden! Wie lustig reitet es sich dagegen ein in eine heitre, durchsonnte, frische Stadt, wo Luft, Licht und Freude durch und durch ziehen können! die Menschen müssen ja zu Thieren werden, wo weder Mond noch Sonne sie bescheint!

Wer weiß, was Banner noch alles gesagt hätte, wenn nicht der Donner des feindlichen Geschützes ihn unterbrochen hätte. Dieser Klang wirkte auf Contarini so gewaltig, daß er mit beflügelter Hast nach seinem Posten ritt, und alles Uebrige vergessend, ihn vertheidigte, wie ein Held.

Vaubrun fand sich in der Wirkung getäuscht, die er von der Heftigkeit der ersten Attaque erwartet hatte. Seine Stücke hatten vergebens gespielt, die Kugeln waren größtentheils in die

Felder gefallen, und die doppelte Wasserumgebung von der Nordseite, allwo er den Angriff begonnen, hatte die Wirkung der Kugeln geschwächt.

Erbittert über die Nutzlosigkeit des ersten Unternehmens beschloß der französische Feldherr, Sturm zu laufen; doch die Geistesgegenwart und Entschlossenheit des tapfern Haugwitz vereitelte des Feindes Mühe; mit voller Kraft hatte er gestürmt, mit besonnener Verzweiflung ward er zurückgeschlagen, die Leichen seiner Krieger füllten die Gräben.

Gleichwohl wagte Vaubrun noch am dritten Tage einen neuen Angriff. Da zog ihm Haugwitz unerschrocken aus der Festung entgegen, und schlug die Franzosen in die Flucht. Die Besatzung feierte jubelnd ihren Sieg, der Name Haugwitz erfüllte die Lüfte, die Soldaten erglühten vor Liebe und Bewunderung für ihn; was unmöglich schien, war durch ihn wahr geworden.

Wie wird Agnes trauern und leiden, sprach Contarini, als er das Auge seines Nebenbuhlers in Siegeslust leuchten sah.

Das mein' ich nicht, entgegnete Haugwitz; ihr ganzes Herz gehört nun der deutschen Sache.

Das glaubt Ihr zu wissen? Woher wißt Ihr das? forschte Contarini. — Ich meine es nur, sagte Haugwitz, einlenkend. Deutschland ist ihre zweite Heimath; an dem Sieg unsrer Waffen hängt das Heil ihres Wohlthäters; ihr reines Herz ist mir Bürge dafür, daß diese Rücksichten ihr heilig sind; und zudem, wenn ein Mädchen auch weint, darf uns Männer das in unserer Freudigkeit der erfüllten Pflicht trüben?

Barbar! Ihr liebt sie nicht, rief Contarini erglühend.

Ja, wie meine Seele lieb' ich sie, fiel Haugwitz ein, ich würde mein Leben für ihre Rettung einsetzen; aber die Pflicht steht am höchsten, und ich begreife nicht, wie nur der leiseste Zweifel obwalten kann, wo diese gebietet. Mein Herz weiß nichts von solchen Kämpfen, wie Dichter sie schildern und zu verherrlichen streben. Stimme der Pflicht, Stimme Gottes. In der Pflicht ist das Licht; jeder Moment des Zweifels ist Frevel und Sünde.

So liebt ihr auch nichts, als die Pflicht, fiel Contarini ein.

Eben, weil ich Agnes unaussprechlich, ewig, unendlich liebe, entgegnete Haugwitz, bin ich so fest und klar in mir selbst. Wie könnt' ich durch mein Schwanken, meine Ehrvergessenheit, die Makel meines Thuns auf ihre reine Seele laden? Je schöner ich zu handeln strebe, je würdiger fühl' ich mich, sie zu lieben: denn das ist edele Mannes Art, daß er durch Strenge und Reinheit der Gesinnung sich der Ehre würdig zeigt, ein reines Frauenbild liebend im Herzen zu hegen.

Ich aber, unterbrach Contarini, halte Alles, was zarte Regungen in der Geliebten Seele verletzen kann, für eine Schmach, die man ihr und der Liebe zufügt. Ist Liebe meine Gebieterin, so muß sie allwaltend jede meiner Handlungen lenken; denn sie ist höher, als irdische Rücksichten, und legt edlere Pflichten auf, als unsere Verhältnisse uns auflegen können.

Ihr würdet also — forschte Haugwitz.

Ja! sprudelte Contarini heraus, ich würde, wenn Agnes geböte, ganz nach ihrer Stimme handeln!

Die Prüfung wird euch erspart werden! äußerte Haugwitz aufgeregt durch eine eifersüchtige Sorge, und nicht ganz ohne Hohn! doch kaum war das Wort entschlüpfet, als er es tief bereute.

Contarini legte schon die Hand an den Degen, um Rechenschaft zu fordern, doch plötzlich rief ihn der Adjudant zum Recognosciren ab. Er mußte fort; er fühlte wohl, daß dieß nicht der Moment sei, die Sache auszumachen. Sinnend streifte er auf den Wällen umher, als plötzlich ein Pfeil durch die Luft rauschte und unweit vor ihm niederfiel. Er blickte hin, an den Pfeil war ein Brief, ganz ohne Aufschrift, befestigt, er glaubte, diese Botschaft könne nur an ihn gerichtet sein, er brach den Brief und las:

„Der behutsamsten Sorge sind diese Zeilen vertraut, mein edler Freund, möge sie der Allgütige schnell und glücklich in Eure Hand gelangen lassen. Ich schreibe Euch in Eil mit zitterndem Herzen; an wen, als an Euch könnt' ich mich wenden in meiner höchsten Noth? Wisset denn, es lebt mir ein geliebter Bruder im französischen Heer, wisset, daß er mit Vaubrun vor Dachstein steht! Er lebt noch, ich habe davon gewisse Kunde; er weiß nicht, daß er mein Bruder ist, und führt den Namen d'Aimery, doch die zärtlichste Freundschaft verknüpft unsere Herzen seit der frühsten Jugend, und mein Leben hängt an dem Seinen. Er ist die Frucht einer zweiten, geheim gebliebenen Ehe meiner edeln, guten, herzlichen Mutter, ihr wehmuthvolles Bild umschwebt mich in Nächten, sie fleht mich an, ihr den Sohn zu retten, so wenigstens glaube ich ihren leidenden Blick zu verstehen. O, rettet mir ihn, wenn Eure Agnes leben soll. Mir blieb auf dem Schlosse niemals Zeit, Euch dieß zu enthüllen; auch wußt' ich nicht, daß mein Bruder bestimmt war, gegen Euch zu kämpfen? Ihr vermögt **Alles** — was Ihr für meine Wünsche thun könnt, weiß ich nicht, aber mein Herz sagt mir, daß Ihr **Alles** thun wer-

bet. Ich schreibe Euch mit voller Zuversicht der Gewährung. Tod und Leben rangen in mir einen bittern Streit, eh' ich die Feder ansetzte, nun bin ich ruhig, denn ich habe mein Wohl und Weh in die Hand der Liebe gelegt."

A. v. Hz.

Mit H. begann Agnesens Familienname; daß sie sich hiemit als Vermählte von Haugwitz bezeichne, konnte Contarini nicht wissen. Er zweifelte keinen Augenblick, daß das Billet an ihn gerichtet sei. Der Jäger, dem Agnes die Besorgung anvertraut, war in der Entfernung durch eine gewisse Aehnlichkeit in die Gestalt und durch die Gleichheit der Uniform getäuscht worden, und hatte den Brief, vermeinend Haugwitz stehe auf dem Wall, zu Contarini's Füßen hingeschnellt.

Ihn also, nicht Haugwitz liebte Agnes? Ihn hatte sie zum Retter ihres Bruders erkohren? Und ernst und feierlich bekennt sie sich zu ihrer Wahl? Trunken von schmerzlicher Wonne nahm Contarini den Boten seines vermeinten Glückes, den Pfeil, vom Boden auf, steckte ihn in seinen Busen und eilte in seine Wohnung. Gott aber, wenn er nun alles überdachte, was war es, das Agnes von ihm verlangte? Was konnte ihm frommen, als Meineid und Verrath?

Gräßlich erschienen war der Augenblick, den seine frevelhaften Worte vor einer Stunde herbeigerufen; war es doch als hätten feindliche Gewalten um ihn her gelauscht, und wollten ihn nun beim Worte fassen! Wie so anders stand es um die schnell dahin gewagte Aeußerung, und wie so anders um die That! Aber Agnes ging unter, wenn er nicht Rettung bot, sie mußte ihn ewig hassen! Was war die Festung, was die Welt gegen Agnes und ihre Liebe? Diese Vorstellung überwog und Contarini schrieb:

„Euer Leben, Chevalier, ist einem Engel theuer. Schont es, denn auch mein Leben ist fortan mit dem Eurigen verknüpft. Entzieht Euch dem neuen Angriff auf die Festung, die ich vertheidigen muß. Die Vertheidigung der Belagerten, von aller Besonnenheit der vorausgefaßten Anschläge, von aller Wuth der höchsten Verzweiflung beseelt, wird verheerend sein. O, rettet Euer Leben! Eure bisher unter dem Namen einer Freundin von Euch so innig geliebte Schwester fleht mich an, es schützen zu helfen; dieser Befehl legt mir die Pflicht auf, für Euch noch mehr zu thun, als zu sterben, wenn es sein muß — die Westseite ist die schwächste — Gott sei mit Euch!"

Durch einen treuen Boten wurden diese Zeilen schnell in d'Aimery's Hand überliefert. Er eilte bestürzt und ergriffen wie er war, Vaubrun die wichtige Nachricht zu geben, die ihm von unbekannter Hand gerathen worden. Gebieterisch und dräuend erheischte der Feldherr den Brief, d'Aimery, seine Uebereilung wohl fühlend, mußte gehorchen. Vaubrun erkannte auf der Stelle Contarini's Hand, von welcher er bereits mehrere unterschriebene Briefe aufgefangen hatte. Erfreut, einen mit einem so wichtigen Posten bekleideten feindlichen Offizier gleichsam zum Bundesgenossen zu haben, und dessen Geschick in seiner Hand zu wissen, traf nun Vaubrun seine Anstalten, die Westseite der Festung mit voller Gewalt anzugreifen. Durch einen blinden Angriff beschäftigte er nördlich mit Anbruch der Nacht der Belagerten, und ließ unterdeß den Anfall auf die Westseite für den folgenden Tag vorbereiten. — Die Besatzung, ganz mit Zurückschlagung der feindlichen Truppen beschäftigt, wurde über die eigentliche Absicht der Belagerer getäuscht, und mit dem ersten Morgenstrahl gingen urplötzlich acht halbe Karthaunen los, die eine solche Bresche schlugen, daß die Belagerten gleich, wie in offenem Felde, standen.

Mit dem höchsten Entsetzen sah Haugwitz sich und seine Mannschaft verloren. Ohne Zweifel war Verrath mit im Spiel gewesen; nur durch Kundschafter konnte Vaubrun erfahren haben, daß die übrigen Kanten stärker besetzt und an und für sich dauerhafter gebaut und besser ausgestattet waren, als die Westseite, auf welcher nach der ursprünglich angenommenen Stellung des Feindes kein Ueberfall zu befürchten gewesen. In höchster Eil berief der Commandant seine Ingenieurs und Minirer, und ließ das Stadtthor untergraben, und durch eine Menge Musketen eine gräßliche Explosion vorbereiten. Als die Franzosen das Thor geöffnet sahen, drangen sie in voller Eil hinein, da wurde die Mine angezündet, die Musketen zugleich thaten ihre Wirkung, urplötzlich stand der Boden in Flammen und der offene Schlund empfing das taumelnde Heer. d'Aimery, kenntlich an der purpurnen Feldbinde und blau angelaufener Rüstung, mit Gold ausgelegt, sank mit seinen Genossen dahin; er war bereits weit vorgedrungen gewesen, als die Gewalt der Explosion ihn erreichte. Einige Compagnien Arrieregarde der Franzosen wollten sich, da plötzlich Haugwitz ihnen den Weg durch die Gluth abschnitt, über ein festgefrornes Gewässer retten; doch das Eis brach unter ihnen, sie sanken unter und nur wenige entrannen dem Verderben, das Fluth und Gluth, wie zum Heil der Deutschen verbündet, dem Feinde bereitet.

Contarini hörte unter den Wehklagen, die bei mehreren Gefangenen laut wurden, den Namen d'Aimery schallen. Er klagte sich als sei-

nen Mörder an; hätte er auf der schmalen Bahn der Pflicht seinen Weg verfolgt, und alles dem Himmel anheimgestellt, so durfte er sich nicht als den Urheber dieser furchtbaren Ereignisse ansehn.

Muthlos war Vaubrun mit dem Rest seiner Truppen nach Molsheim gegangen; schon glaubten Dachsteins Bewohner ihrer entledigt zu sein, sie schöpften Odem, und wollten sich schon sorgloser Ruhe überlassen. Das kaiserliche Heer, zum Entsatz geschickt, konnte nicht mehr fern sein, doch Haugwitz trieb zu frischer Thätigkeit an. Mögen sie kommen oder nicht, rief er aus, möge der Feind fern bleiben, oder neue Angriffe wagen, wir wollen uns rüstig halten; und sollten wir zu Grunde gehen, so rufen wir wie Franz der Erste, als ihn Carl der Fünfte gefangen nahm: Tout est perdu, fors l'honneur!

Das Heldenfeuer des edlen Haugwitz entflammte die Gemüther, mit frischer Thatkraft regten sich Herz und Hände; selbst Contarini in seiner dumpfen Verzweiflung nahm sich vor, den Tod zu suchen, da ihm das Leben nichts mehr zu bieten hatte.

In dumpfer Erwartung, bei anhaltender Thätigkeit, vergingen zehn Tage. Alles schien ruhig; die Nachricht von der Annäherung des kaiserlichen Heeres beschwichtigte die Gemüther ganz. — Da, plötzlich, beim Anbruch des Tages am 28. Januar, während ein trüber Nebel die Landschaft verhüllte, vernahmen die Dachsteiner das Blasen der Fanfaren; mit ungeheurer Macht hat Vaubrun den Sturm begonnen, mit Aufbieten der höchsten Kraft schlug die Besatzung den Sturm zurück. Wie ein Löwe hatte Contarini gekämpft; doch es bewährte sich an ihm der Spruch, daß der Tod die am eifrigsten flieht, die ihn suchen; er blieb, und groß war sein Antheil an der Herrlichkeit des Tages.

Einen Tag widmete der französische Feldherr der Ruhe, dann wollte er einen neuen Angriff beginnen; sein ganzer Ruhm stand auf dem Spiele. Diesem Angriff entgegensehend, und mehr als je des Lebens müde, redete Contarini dem Commandanten zu, durch einen furchtbaren Ausfall den Feind zu überraschen und zu entkräften. Haugwitz hatte diesen Gedanken schon gehabt und wieder verworfen: denn die Ueberlegung rieth ihm, die erschöpften Kräfte seiner Mannschaft zum Widerstand aufzusparen, und mühsam hatte er sich, im Drang, den Feind anzufallen, bekämpft. Contarini machte seinen Entschluß wieder schwankend, und riß ihn mit siegender Beredsamkeit zur That mit fort. Anfänglich begünstigte das Glück den Ausfall; die Entschlossenheit der Schlesier brachte die Linien der Feinde zum Weichen; schon neigte sich der Sieg den Deutschen zu, schon drang Haugwitz, alles um sich her vernichtend, wie ein Wetterstrahl auf Vaubrun selbst ein, und rief ihm zu, sich zu ergeben: da traf eine Kugel sein unbehelmtes Haupt und lautlos sank er nieder auf die Leichen der Feinde. Dieser Fall beugte den Muth der tapfern Schlesier; alle Herzen fühlten sich getroffen von der Kugel, die den edlen Haugwitz in den Sand gestreckt. Seit diesem Moment nahm die Verwirrung überhand; alles stürzte in fürchterlicher Unordnung durch einander, und was dem Schwert entrann, floh, wie sinnlos, in die Citadellen zurück. Der Jubelruf der Franzosen bei des siegreichen Haugwitz Fall war das Grabgeläute des Muthes der Besatzung gewesen; entschieden war das Loos des Tages, wahrscheinlich auch das der Citadelle.

Vergebens hatte Contarini in diesem Gewühl seine Stimme erhoben, die Truppen zu sammeln, zu ordnen, zur Rache zu befeuern; sein Ruf verhallte fruchtlos; der Schmerz war zu furchtbar; das Ereigniß zu überraschend gewesen. Nun aber, als des Commandanten mühsam dahingenommener Körper mit Staub und Blut bedeckt, im Saal der Citadelle lag, als alte Krieger sein Gewand küßten, und seine tapfere Hand mit Thränen netzten, nun vernahmen die Getreuen wieder die Stimme, die sie zur Rache, zur Rettung der deutschen Ehre aufrief; der alte Muth wurde wieder rege, und an der Gruft des edlen Haugwitz wurde Contarini einmüthig zum Commandanten der Festung erwählt. Tief beschämt empfing er diese Ehre; der Glanz aller Freude und alles Ruhmes war von ihm gewichen, und er wollte nur noch leben, um sein Leben mit Ruhm aufs Neue zu wagen.

Am Morgen nach Haugwitz Leichenbestattung verlangte ein Mann, der sich für einen Mosheimer Bauer ausgab, besonders Gehör beim Commandanten; es wurde gestattet.

Graf Contarini, sagte der Unbekannte, seht in mir den für todt gehaltenen d'Aimery, den Ihr retten wolltet. Meiner Schwester dringendes Flehn hatte mich bewogen, eine unscheinbare Rüstung anzuziehen, und der die Meinige trug, war ein Lanzenknecht; sie weiß, daß ich lebe, und auch Euch wollt' ich diese Beruhigung gönnen; denn ich kann nicht von Euch denken, was alle meine Cameraden, was der Feldherr denket, daß Ihr uns mörderisch in die Falle locken wollet?

Ich? glühte Contarini hoch auf, und mein Schreiben? forschte er plötzlich — Ist in allen Händen, belehrte ihn d'Aimery; und glaubt mir, so weh es mir thut, ich konnte nicht anders, und jeden Augenblick bin ich bereit, Euch Genugthuung zu geben.

Agnesens Bruder, an dem ihr Leben und Heil geknüpft ist, d' Aimery, Euer Wort genügt mir; Euer offenes Auge verbirgt es mir, die Mittheilung des Briefes wurde Euch abgezwungen.

Und dieser Besuch bei Euch nicht minder, fiel der Chevalier ein; glaubt mir, ich bin hier, weil ich muß, und nur gezwungen richt ich meinen Auftrag aus. Commandant! verwechselt nicht Agnesens Bruder mit dem Feind, den sein Oberer an Euch gesendet! Glaubt mir, in meinen Augen seid ihr kein Verräther; doch Verrath habt Ihr geübt, und darum mußt ihr ihn wieder üben. Der Feldherr kennt Eure Handschrift, die mir völlig unbekannt war. Ihr seid verloren, wenn Ihr Euch nicht unzweideutig uns ergeben zeigt! O, Contarini, Eure Todesblässe, Euer rollendes Auge sagt mir Euren Schmerz! Möcht' ich doch lieber vor Euren Leichnam stehen, bedecket mit Wunden und Kränzen, wie Euer bewiesener Heldenmuth sie verdient, als vor dem verrathenen Verräther Contarini! Doch, es ist geschehen, Eure That spricht gegen Euch; denn wie kommt ein guter Beweggrund in Anschlag, wo Böses verübt wird! Vaubrun erheischt, Ihr sollt für uns handeln; ich hab' es Euch sagen müssen. Gott mit Euch!

Erstarrt sah Contarini dem Unbekannten nach; er stürzte auf ihn zu, ereilte ihn noch und rief: Und Agnes? — Agnes hat ein französisches Herz, entgegnete d' Aimery, entwand sich dem Verfolgenden und entwich. Auf der entsetzlichen Folter von Gewissensqualen, Hoffnungen und Zweifeln blieb Contarini zurück. Dräuend vor ihm stand das Bild der Geliebten, vergehend in trostlosem Jammer, und die Schmach der Enthüllung seiner That. Lockend winkte ihm die Hoffnung, sie durch Ergebenheit für Frankreichs Sache zu gewinnen; schmerzlich mahnte ihn die Ehre an Pflicht und Eid, und rief ihm zu, eine augenblickliche Vergehung durch fortdauernden Heldenmuth zu sühnen, und wenn auch dadurch zu Grunde zu gehen, doch sein besseres Selbst zu retten.

Noch schwankte Contarini zwischen all diesen Vorstellungen, als die Offiziere hereindrangen und forschten, was der Unbekannte berichtet? In Verwirrung durch diesen Andrang gesetzt, stammelte Contarini eine Lüge, und keiner setzte Mißtrauen in seine Worte.

Der Tag verging ziemlich still, der Feind schien sich zum Abzug zu bereiten; doch des 30. Januars Morgenhimmel war nicht durch Sonnenaufgang so hoch geröthet, sondern durch die Flamme der brennenden Stadt, die der Feind angezündet. Durch die dampfenden Straßen drang siegjubelnd das französische Heer, und pflanzte neun halbe Carthaunen dicht an die Mauern des Castells, ohne daß es die Besatzung hindern konnte.

Zwei Stimmen wurden in diesem entsetzlichen Augenblick in Contarini laut; die eine rief: Hier handle als Mann, hier stirb als Held! die andere aber, stürmisch und lockend, übertäubte den Ruf, schmeichelnd mit Hoffnung, dräuend mit dem Unwillen und dem Haß der Geliebten, wenn im verzweifelten Kampf Agnesens Bruder fiel.

Ergriffen von diesen Vorstellungen berief Contarini den Kriegsrath. Er stellte die Unmöglichkeit einer siegreichen Vertheidigung, die Pflicht vor, Menschenblut zu schonen; mächtig unterstützten ihn seine nähern Freunde, Frescobaldi, Clercy Banner und Rothkirch. Ueberdem waren die Vorräthe erschöpft, das kaiserliche Heer schien noch entfernt. Die Ergebung wurde beschlossen.

Die Besatzung, obwohl im Stillen murrend, so hohen Muth, so ausdauernde Tapferkeit und so edles Blut fruchtlos verschwendet zu sehn, fügte sich in den Willen des Commandanten. Die Friedensfahne wurde unter heißem Schmerz auf die Thürme der Citadelle gesteckt, und ein Herold zu Vaubrun gesendet, um ihm die Ergebung der Belagerten kund zu thun. So leichten Sieg hatte Vaubrun nicht erwartet. Triumphirend zog Vaubrun in die Citatelle ein, gesenkten Blickes trat ihm Contarini entgegen.

Ihr habt viel Bravour bewiesen, Commandant, lächelte ihm der französische Feldherr zweideutig und höhnisch zu, und reichte ihm gleichsam heimlich, doch so, daß es keinem entging, ein Blatt. Contarini erblaßte; es war sein Brief an d'Aimery. Schnell entwand ihn Vaubrun wieder seiner bebenden Hand, und warf ihn in die Kaminflamme. Eine Ahnung von Verrath durchzuckte die Gemüther, und strafende Blicke verkündeten sie dem gefolterten Contarini. d'Aimery ließ sich nicht sehn, und er wagte nicht nach ihm zu fragen.

Jetzt zeigte sich der Sieger im vollen Uebermuth des vom Glück endlich Begünstigten, der für langen Verzug Rache zu nehmen sinnt. Die nämlichen Schlesier, die unter Haugwitz wie die Löwen gekämpft, wurden ruhmlos entwaffnet; einzeln wurde ihnen freier Abzug gewährt; mit hohem Lösegeld mußten die Officiere ihre Freiheit erkaufen, nur Contarini und seine vier verbündeten Freunde, die für die Uebergabe gestimmt, wurden unbedingt frei gelassen.

Contarini, wie zerrissen sein Herz, wie verwirrt sein Sinn, da ihm nicht anders zu Muth war, als trüge er seine Ehre als Leichnam auf den Schultern zur Schau, kannte jetzt gleichwohl einen Gedanken, einen Wunsch allein, er wollte

Agnes sehn, für die er so überschwenglich viel gethan. Haugwitz war dahin, und ihm hatte sie, wie er vermeinte, Liebe gestanden; ihren Bruder hatte er gewarnt, der französischen Sache Dienste geleistet; Vaubrun mußte ihn schützen, ihn befördern, und ihm mußte der Lohn seines Strebens werden.

In dieser Stimmung erfuhr Contarini, daß der Herzog heut' ein Banquett in Straßburg gäbe. Er konnte hier Agnes sprechen! Sein Herz rang nach Gewißheit; selbst die gräßlichste war ihm erwünschter, als dieser Erwartung Qual.

So wahrscheinlich es Contarini und seinen Freunden dünkte, daß man in Straßburg von der schönen Uebergabe der Festung noch nichts wisse, wollten sie doch nichts dem Ohngefähr anvertrauen; eine Nachricht konnte hingelangen, der gedemüthigte Commandant durfte sich nicht im Schlosse zeigen. So beschloß er denn, sich mit seinen Gefährten vermummt unter die Zuschauer zu mischen, wie es zu jener Zeit thunlich war. Er nahm weite spanische Mäntel, Federhüte mit tiefen Krempen und Masken mit, so ritten die Freunde, da kein Augenblick zu verlieren war, durch Schneegestöber und Sturm der herannahenden Nacht nach Straßburg, wohl bewaffnet, und Lederkoller und Brustschilde unter dem Mantel tragend.

Nicht so eilig war dieser Ritt, nicht so stürmend die Pein der Erwartung, daß nicht Contarini, indem er von fern die Lichter der Stadt flammen und den hohen Münster vom Wiederschein der Fackeln leuchten sah, der Zeiten gedacht hätte, wo er mit reinem Herzen eilte, sein Mädchen zu sehen, und wie damals Alles so anders, so besser war. Was ihm nun das Glück auch noch zu bieten hatte, er fühlte es klar, diese Wonne der unschuldigen Liebe bei freiem Bewußtsein konnt' ihm nichts mehr wiederschenken, sie war unwiederbringlich dahin. Seine Wehmuth stieg mit jedem Schritt, der ihn näher an das Ziel seiner Wünsche brachte.

Im Hirsch, wo sie stets abzusteigen pflegten, kehrten die Freunde auch diesmal, doch durch die Hinterthür, ein; nur der Wirth, der ihnen zugethan war, erfuhr um ihre Ankunft. Diese war um so leichter geheim zu halten, da schon sein Hausgesinde nach dem Schlosse geeilt war, um das Fest zu sehn.

Der redliche Elsasser bewillkommte fröhlich die düstern Krieger. Meine Freude ist um so größer, sprach er treuherzig, als ich Euch berichten kann, daß vier kaiserliche curpfälzische Regimenter, vom glorreichen Herrmann von Baden angeführt, morgen den Rhein passiren, um Dachstein zu entsetzen. Wie seid Ihr nur unbemerkt aus der Citadelle entkommen, und wie können Euer Gnaden sich so wagen? — Alle wurden blaß und sahen sich höchst verlegen an. Der Wirth hielt es für unbescheiden, weiter in sie zu dringen, er sprach: Es kommt zuletzt auf die Paar Stunden nicht an; Mitternacht ist nicht weit, und gewiß waren Euer Gnaden wohl escortirt! — Wir müssen eilen! rief Contarini und die Freunde, nicht minder als er beklemmt und erschüttert, eilten mit ihm hinaus.

Befremdet sah der Wirth ihnen nach, und eilte dann, in ihrem Zimmer ein Kaminfeuer anzuzünden, und die Betten zu bereiten, da er voraussetzte, sie möchten vom Schlosse kommend eine Stunde der Ruhe und einen Morgentrunk genießen wollen.

Contarini's Herz schlug freier, als er das Schloß wieder sah; süße Erinnerungen schwebten ihm entgegen, und die Hoffnung rief ihm zu: Hier wohnt dein Glück!

Langsam zögernd in der Nähe des Schlosses hielt Contarini, Clerey und Frescobaldi an der Hand, und blieb mit ihnen auf dem freien Schloßplatze, Angesichts der erleuchteten, von den Schritten der Tänzer erbebenden Fenster stehen.

Sie wissen in Straßburg noch nichts, noch steht es in unserer Macht, uns zu retten, flüsterte Contarini, indem er Banner und Rothkirch näher herbei winkte.

Darauf sind Wir auch schon bedacht, fiel Banner ein, und es wäre ein Leichtes, wenn deine tolle Liebesgluth uns nicht zuvor noch recht geflissentlich in das Netz führen wollte! Du weißt, was unser mit Anbruch des Tages wartet; du kennst des Prinzen Herrmann von Baden unbezwinglichen Sinn. So wie er um unsere That erfährt, ist unser Urtheil schon gesprochen; er ist der großmuthvollste Feind, doch der furchtbarste Richter. Ehre ist sein Licht und sein Gesetz; er athmet nur für sie; unser Loos wird entsetzlich sein!

Freunde! rief Contarini, ich habe Euch in das Verderben hinabgerissen, mein Gut und Blut ist Euer zur Rettung. Brechen wir uns eine neue Lebensbahn! Ich bin reich, wir alle haben Jugend, Kraft und Muth, noch steht die Welt uns offen; wir flüchten zum französischen Heere — Und kämpfen gegen Deutschland? fiel Banner ein. O, nimmermehr; lieber den qualvollsten Tod erwählen! — Nein, wir haben Anspruch auf Belohnung, auf Schutz, sie müssen ihn uns gewähren; doch ohne Agnes geh' ich nicht von hier.

Du bist ein Thor, rief hastig Rothkirch; erst stell dich sicher, dann denk' an das Freien!

Also der Ungewißheit soll ich mein einziges

Glück vertrauen, entgegnete Contarini? Nein, wahrlich, ich werde mich besser berathen! Schon längst war ich im Stillen darauf bedacht, die Lage von Agnesens Zimmer und deren Umgebungen auszufunden. Sie bewohnt einige Zimmer im ersten Stockwerk, von denen ein Altan in den Garten hinab führt. Eine Nische, von Pfeilern verdeckt, ist auf dem abgelegenen Corridor ihrer Wohnung befindlich, und sie wohnt allein mit ihrer freundlichen Kammermagd, deren Gunst ich durch viele Geschenke erworben. Wir warten unten den Zuschauern verborgen, bis Agnes den Tanzsaal verläßt. Sobald wir sie in ihren Zimmern wissen, benachrichtigt ein Zeichen, das ich Lisbeth geben will, dieß schlaue Mädchen von unsrer Ankunft. Lisbeth wird an die Thür kommen; wir dringen ein, wir bemächtigen uns beider Frauen und führen sie durch den Garten in den Wald. Einer von uns eilt zurück, unsere Pferde zu holen; wir flüchten und finden in Turennes Lager Schutz und Frieden.

Gewiß doch am besten, wenn die Weiber nicht dabei wären, fiel Clercy ein; denn sie verderben Alles! Wie nun, wenn Fräulein Agnes, die Haugwitz so unverhohlen geneigt war, sich um seinen Tod härmt und von Dir nichts wissen will?

Gleichwohl wird sie mein, erwiederte Contarini dumpf. Haugwitz hat nun seine rechte Braut, die Kugel, von der kann ihn nichts mehr scheiden.

Will Agnes nicht, meinte Frescobaldi, nun, so ist nur zu wünschen, daß sie in die tiefste Ohnmacht fällt, um sich den Widerstand, uns die Mühe zu sparen.

Wenn du nicht überzeugt bist, daß sie dich liebt, fiel Rothkirch ein, so laß um des Himmels Willen ab, du machst uns alle elend!

Wenn auch ein Mädchen nicht liebt, entgegnete hastig Contarini, so wird sie durch einen solchen Sturm, durch solche Gluth geneigt und gewonnen! Laßt sie in meiner Gewalt sein, und jede schlummernde Regung für mich erwacht von Neuem! Sie muß die meinige werden, ich habe zu viel für sie gethan, um sie zu lassen.

Und du mußt mit uns, Tollkühner! rief Frescobaldi. — Ja, er muß! riefen einmüthig die Uebrigen. — Wir dürfen uns nicht zu Grunde richten lassen, und dich selbst durch deine Tollkühnheit, äußerte Carl von Clercy.

Contarini wurde todtenbleich; ein hastiges Zittern, ein gräßliches Funkeln seiner wildrollenden Augen, die Verzerrung seiner Gesichtszüge, und die krampfhafte Zuckung der Lippen entsetzte die Uebrigen, da sie beim Fackelschein wahrnahmen, was in ihm vorging. Er ballte die Faust, und wollte in sinnloser Verzweiflung seine Brust zerschlagen; Banner fiel ihm in den Arm, Alle flehten ihn an, sein zu schonen. Mitleid und Liebe bewegten nun die Gemüther der Freunde ausschließlich; sie baten ihn, sich auf ihre Treue zu verlassen und über sie zu gebieten. Nur schwer gelang es Allen, ihn zu beruhigen; zu allem Glück war der Platz menschenleer und blieb es, da sich jedermann in das Schloß zu drängen versuchte.

Nachdem Contarini von seinen Freunden Handschlag und Wort empfangen, ihm in Allem, was er vornehmen würde, getreulich Beistand zu leisten, hüllten sich die fünf Verbrüderten dichter in ihre Mäntel, drängten sich durch die Menge und gelangten in die festlich erleuchteten Gallerien, von welchen man dem Tanze zusehen konnte.

Hier schien die heitere Freude für immer ihren Sitz aufgeschlagen zu haben; junge Schönen prangten im leuchtendsten Schmucke, schwebend in Strömen von Duft und Licht und in Weihrauchwolken begeisterter Huldigungen. Süße schmelzende Töne begleiteten die Tänze; alles Liebliche, Hohe und Schöne aus Stadt und Umgebung war hier auf einen Punkt hingezaubert in den Bann der geselligen Lust. Agnes war nicht zu sehn.

Zerstreut Euch unter die Zuschauer nach verschiedenen Richtungen, flüsterte Contarini seinen Freunden zu, zieht Nachricht von Agnes ein, oder seht, wo sie sein mag; hier wart' ich Euer!

Die Freunde eilten, seinen Wunsch zu erfüllen. Kaum waren sie fort; als es ihm gereute, nicht selbst den Ausweg genommen zu haben, den er seinen Gefährten angewiesen; er stand wie auf glühendem Eisen, das Harren wurde ihm unerträglich. Auch hatte er kaum zehn Minuten lang sein Herz bezwungen, so eilte er fort. Die Masse der Zuschauer, welche glaubte, er wolle sich ganz entfernen, machte dem Davoneilenden willig Platz; und ohne in seiner Betäubung zu wissen, welchen Weg er genommen, befand er sich plötzlich in einem abgelegenen Corridor des Schloßgebäudes, das ganz einsam war. Hier blieb er, aufathmend, horchend stehn. Er vernahm nichts, als die Tritte einer fernen Schildwacht, die auf den Steingängen und in den Wölbungen wiederhallte, die nur spärlich von hängenden Lampen erhellt waren.

Ein Schauder durchzuckte Contarini, als er sich hier so einsam, so trüb umgeben aus dem Gewühl in den tönenden Schloßsälen, wie durch einen Zauberschlag versetzt sah. Sein forschendes Auge begann nach und nach die Gegenstände um ihn her zu unterscheiden, er entdeckte mit glühendem Bangen ahnungsvoller Wonne, daß er im Corridor sich befand, der dicht vor Agne-

sens Zimmer lag. Hierher also hatte ihn die dunkle Gewalt geleitet? Oder hatte ihm sein Herz den Weg zum Ziele gewiesen? Er hatte Agnes nicht beim Feste gesehen — wie, wenn Ahnung sie auf ihrem Zimmer zurückgehalten? Wie, wenn er sie fände?

Kaum hatte ihn dieser Gedanke durchzuckt, so war er auch schon an der Thür von Agnesens Vorzimmer; sie war nicht verschlossen. Contarini ging, den Odem an sich haltend, weiter; auch die Thür ihres Vorzimmers war unverschlossen, doch herrschte tiefe Stille ringsum. Ein helles Licht strömt ihm entgegen; Agnes war also daheim. Entschlossen und dennoch von unbeschreiblichem, unerklärbarem Schauer durchzuckt, trat er hinein; ein gewaltiger Lichtstrom blendete sein Auge; er sah, und blickte zweifelnd von Neuem hin, einen Sarg mit einer Purpurdecke verhangen, darauf das Wappen der von Haugwitz vereint mit dem Familienwappen Agnesens gestickt war, über beide Wappen schwebte eine Sternenkrone.

Von Todeskälte durchrieselt hob Contarini die Decke auf, da erblickte er Agnes in der Myrthenkrone, im weißen Todtengewande.

In diesem Augenblicke erhob sich der Priester, der zum Haupte der Leiche gebetet, von den Knieen. Er erschrak heftig, denn er sah Contarini's stumme Verzweiflung. Gleichwohl wußte er sich zu fassen, und fragte mit sanfter Stimme, was Contarini begehrte?

Seid Ihr es, Pater Bernhardus, fragte Contarini mit schwankender Stimme. O, sagt mir, sagt mir Alles, meine Sinne verwirren sich bei diesem entsetzlichen Anblick.

Ihr seht, Graf Contarini, entgegnete Bernhardus sanft und mitleidvoll, die entseelte Hülle der edlen Frau von Haugwitz. Der Tod ihres Gatten brach ihr das Herz.

Ihres Gatten! rief Contarini, und der würdige Bernhardus fiel ein: Ja dieß war ein seltsames und machtvolles Walten der Liebe, dunkel und verhängnißreich. Faßt Euch, Graf, nehmt Eure Verhüllung ab, und betet vereint mit mir um den Frieden ihrer Seele.

Ein gellendes Lachen unterbrach des frommen Bernhardus Rede. — Beten? rief Contarini, Frieden? und er nahte sich mit Ungestüm der im Tode noch so unaussprechlich schönen Gestalt. Er faßte ihre Hände und drückte sie an Brust und Lippen; er wollte ihren bleichen Mund berühren — Frevler! donnerte Bernhardus, zurück! Zurück von dieser unentweihten Lilie, deine Berührung ist Makel für sie! — Contarini ließ Agnes los, und sprach hohl und dumpf Lästerworte, vor denen der schaudernde Bernhardus sein Haupt verhüllte. Jetzt stürzte Contarini fort, und eilte durch die Nacht allein in sein Gasthaus zurück, hier schloß er sich ein, nahm zwei Pistolen, setzte die eine an den Mund, die zweite auf das Herz, drückte beide zugleich los, und er war dahin.

Eben schlug die Glocke vom Münster die vierte Morgenstunde und die schmetternden Trompeten des kaiserlichen Heeres, das mit fliegenden Fahnen über den Rhein kam, tönte durch die blaue Morgenluft. Heller Jubel empfing die wackern Oestreicher, die treuen Pfälzer, den ritterlichen Fürsten Herrmann von Baden; schon freute sich Alles des nahen Abzugs Baubruns, noch wußte Niemand, daß der bis dahin so kühn und ruhmvoll behauptete Platz übergeben sei, doch die entsetzliche Botschaft traf in Straßburg mit der Ankunft des Heeres zusammen.

Contarini's Freunde wurden bei des Unglücklichen Leichnam gefunden, wo sie jammernd und unentschlossen standen, als Prinz Herrmanns Trabanten dort eindrangen. Ihre Degen wurden ihnen abgenommen, und sie wurden zur Untersuchung nach Freiburg geführt.

Der Prinz von Baden wollte an Contarini's entseelter Hülle, zum Beispiel und Schrecken für Verräther, noch entehrende Strafen üben lassen; doch Alle, die ihn gekannt, baten für ihn, und das edle Herz ließ sich zur Milde für den Verirrten bewegen. Am andern Morgen in der Dämmerung trugen ihn vier Männer vor das Thor der Rheinbrücke, allwo er in aller Stille in eine Gruft versenkt wurde, ohne Ehrenzeichen, Priester noch Gebet; doch vernahmen die Anwesenden vom Münsterthurm her, der eben die vierte Stunde schlug, gleich darauf das Todtengeläut, welches die Leichenbestattung Agnesens verkündete. Dem Leichenzuge folgten die Edelfrauen und Fräulein des Lothringischen Hofes unter Thränen und Gebet, und mochte manche sanfte Seele, eingedenk, daß nun eben auch des unglücklichen Contarini irdische Hülle zurückkehrte in der Mutter Schoß, eingedenk seiner blühenden Jugendherrlichkeit, und so mancher durch ihn und seine Freudigkeit belebten Stunde und eines gräßlichen Endes hinüberblikken vom Lilien umduftenden Sarge Agnesens nach der Gruft an der Rheinbrücke, und für den Frieden seiner Seele beten.

## Zwölf Kinder- und Hausmährchen*).

Von J. Grimm.

### 1. Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich.

Es war einmal eine Königstochter, die ging hinaus in den Wald und setzte sich an einen kühlen Brunnen. Sie hatte eine goldene Kugel, die war ihr liebstes Spielwerk,. die warf sie in die Höhe und fing sie wieder in der Luft und hatte ihre Lust daran. Einmal war die Kugel gar hoch geflogen, sie hatte die Hand schon ausgestreckt und die Finger gekrümmt, um sie wieder zu fangen, da schlug sie neben vorbei auf die Erde, rollte und rollte und geradezu in das Wasser hinein.

Die Königstochter blickte ihr erschrocken nach, der Brunnen war aber so tief, daß kein Grund zu sehen war. Da fing sie an jämmerlich zu weinen und zu klagen: „ach! wenn ich meine Kugel wieder hätte, da wollt' ich alles darum geben, meine Kleider, miene Edelgesteine, meine Perlen und was es auf der Welt nur wär'." Wie sie so klagte, streckte ein Frosch seinen Kopf aus dem Wasser und sprach: „Königstochter, was jammerst du so erbärmlich?" — „Ach," sagte sie, „du garstiger Frosch, was kannst du mir helfen! meine goldne Kugel ist mir in den Brunnen gefallen." — Der Frosch sprach: „deine Perlen, deine Edelgesteine und deine Kleider, die verlang' ich nicht, aber wenn du mich zum Gesellen annehmen willst, und ich soll neben dir sitzen und von deinem goldnen Tellerlein essen und ich in deinem Bettlein schlafen und du willst mich werth und lieb haben, so will ich dir deine Kugel wiederbringen." Die Königstochter dachte, was schwätzt der einfältige Frosch wohl, der muß doch in seinem Wasser bleiben, vielleicht aber kann er mir meine Kugel holen, da will ich nur ja sagen; und sagte: „ja meinetwegen, schaff mir nur erst die goldne Kugel wieder, es soll dir alles versprochen sein." Der Frosch steckte seinen Kopf unter das Wasser und tauchte hinab, es dauerte auch nicht lange, so kam er wieder in die Höhe, hatte die Kugel im Maul und warf sie ans Land. Wie die Königstochter ihre Kugel wieder erblickte, lief sie geschwind darauf zu, hob sie auf und war so froh, sie wieder in ihrer Hand zu halten, daß sie an nichts weiter gedachte, sondern damit nach Haus eilte. Der Frosch rief ihr nach: „warte, Königstochter, und nimm mich mit, wie du versprochen hast:" aber sie hörte nicht darauf.

Am andern Tage saß die Königstochter an der Tafel, da hörte sie etwas die Marmortreppe heraufkommen, plitsch, platsch! plitsch, platsch, bald darauf klopfte es auch an der Thüre und rief: „Königstochter, jüngste, mach mir auf!" Sie lief hin und machte die Thüre auf, da war es der Frosch, an den sie nicht mehr gedacht hatte; ganz erschrocken warf sie die Thüre hastig zu und setzte sich wieder an die Tafel. Der König aber sah, daß ihr das Herz klopfte, und sagte: „warum fürchtest du dich?" — „Da draußen ist ein garstiger Frosch," sagte sie, „der hat mir meine goldene Kugel aus dem Wasser geholt, ich versprach ihm dafür, er sollte mein Geselle werden, ich glaubte aber nimmermehr, daß er aus seinem Wasser heraus könnte, nun ist er draußen vor der Thür und will herein." Indem klopfte es zum zweitenmal und rief:

„Königstochter, jüngste,
mach mir auf,
weißt du nicht was gestern
du zu mir gesagt
bei dem kühlen Brunnenwasser?
Königstochter, jüngste,
mach mir auf!"

Der König sagte: „was du versprochen hast, mußt du halten, geh und mach dem Frosch die Thüre auf. Sie gehorchte und der Frosch hüpfte herein, und ihr auf dem Fuße immer nach, bis zu ihrem Stuhl, und als sie sich wieder gesetzt hatte, da rief er; heb mich herauf auf einen Stuhl neben dich." Die Königstochter wollte nicht, aber der König befahl es ihr. Wie der Frosch oben war, sprach er: „nun schieb dein goldnes Tellerlein näher, ich will mit dir davon essen. Das mußte sie auch thun. Wie er sich satt gegessen hatte, sagte er: „nun bin ich müd' und will schlafen, bring mich hinauf in dein Kämmerlein, mach dein Bettlein zurecht, da wollen wir uns hineinlegen." Die Königstochter erschrack, wie sie das hörte, sie fürchtete sich vor dem kalten Frosch, sie getraute sich nicht ihn anzurühren und nun sollte er bei ihr in ihrem Bett liegen, sie fing an zu weinen und wollte durchaus nicht. Da ward der König zornig und befahl ihr bei seiner Ungnade, zu thun, was sie versprochen habe. Es half nichts, sie mußte thun, wie ihr Vater wollte, aber sie war bitterböse in ihrem Herzen. Sie packte den Frosch mit zwei Fingern und trug ihn hinauf in ihre Kammer, legte sich ins Bett und statt ihn neben sich zu legen, warf sie ihn bratsch! an die Wand; „da, nun wirst du mich in Ruh lassen, du garstiger Frosch!"

Aber der Frosch fiel nicht todt herunter, sondern wie er herab auf das Bett kam, da wars ein schöner junger Prinz. Der war nun ihr lie-

---

*) Aus: Jacob Ludwig Karl Grimm's „Haus- u. Kindermährchen. Berlin 1812.

der Geselle, und sie hielt ihn werth wie sie versprochen hatte, und sie schliefen vergnügt zusammen ein. Am Morgen aber kam ein prächtiger Wagen, mit acht Pferden bespannt, mit Federn geputzt und goldschimmernd, dabei war der treue Heinrich des Prinzen, der hatte sich so betrübt über die Verwandlung desselben, daß er drei eiserne Bande um sein Herz legen mußte, damit es vor Traurigkeit nicht zerspringe. Der Prinz setzte sich mit der Königstochter in den Wagen, der treue Diener aber stand hinten auf, so wollten sie in sein Reich fahren. Und wie sie ein Stück Weges gefahren waren, hörte er hinter sich ein lautes Krachen, da drehte er sich um und rief:

„Heinrich, der Wagen bricht!“ —
„Nein Herr, der Wagen nicht,
es ist ein Band von meinem Herzen,
das da lag in großen Schmerzen,
als ihr in dem Brunnen saßt,
als ihr eine Fretsche (Frosch) wast.“ (wart)

Noch einmal und noch einmal hörte es der Prinz krachen und meinte: der Wagen bräche, aber es waren nur die Bande, die vom Herzen des treuen Heinrich absprangen, weil sein Herr erlöst und glücklich war.

---

## 2. Katz und Maus in Gesellschaft.

Eine Katze und eine Maus wollten zusammen leben und Wirthschaft zusammen haben; sie sorgten auch für den Winter und kauften ein Töpfchen mit Fett, und weil sie keinen bessern und sicheren Ort wußten, stellten sie es unter den Altar in der Kirche, da sollt' es stehen, bis sie sein bedürftig wären. Einstmals aber trug die Katze Gelüsten darnach, und ging zur Maus: „hör' Mäuschen, ich bin von meiner Base zu Gevatter gebeten, sie hat ein Söhnchen geboren, weiß und braun gefleckt, das soll ich über die Taufe halten, laß mich ausgehen und halt heut allein Haus.“ — „Ja, ja,“ sagte die Maus, geh hin, und wenn du was Gutes issest, denk an mich, von dem süßen rothen Kindbetterwein tränk ich auch gern ein Tröpfchen.“ Die Katze aber ging geradewegs in die Kirche und leckte die fette Haut ab, spazierte darnach um die Stadt herum und kam erst am Abend nach Haus. „Du wirst dich recht erlustirt haben, sagte die Maus, wie hat denn das Kind geheißen? — „Hautab, antwortete die Katze.“ — „Hautab? das ist ein seltsamer Name, den hab' ich noch nicht gehört.“

Bald darnach hatte die Katze wieder ein Gelüsten, ging zur Maus und sprach: „ich bin aufs neue zu Gevatter gebeten, das Kind hat einen weißen Ring um den Leib, da kann ichs nicht abschlagen, du mußt mir den Gefallen thun und allein die Wirthschaft treiben.“ Die Maus sagte ja, die Katze aber ging hin und fraß den Fetttopf bis zur Hälfte leer. Als sie heim kam, fragte die Maus: „wie ist denn dieser Pathe getauft worden?“ — „Halbaus“ — „Halbaus? was du sagst! den Namen hab' ich gar noch nicht gehört, der steht gewiß nicht im Calender.“

Die Katze aber konnte den Fetttopf nicht vergessen: „ich bin zum drittenmal zu Gevatter gebeten, das Kind ist schwarz und hat bloß weiße Pfoten, sonst kein weißes Haar am ganzen Leib, das trifft sich alle paar Jahr nur einmal, du läßt mich doch ausgehen?“ — „Hautab, Halbaus, sagte die Maus, es sind so kuriose Namen, die machen mich so nachdenksam, doch geh nur hin.“ Die Maus hielt alles in Ordnung und räumte auf, dieweil fraß die Katze den Fetttopf rein aus und kam satt und dick erst in der Nacht wieder. „Wie heißt denn das dritte Kind?“ — „Ganzaus“ — Ganzaus! ei! ei! Das ist der allerbedenklichste Namen, sagte die Maus; Ganzaus? was soll der bedeuten? gedruckt ist er mir noch nicht vorgekommen!“ damit schüttelte sie den Kopf und legte sich schlafen.

Zum viertenmal wollte niemand die Katze zu Gevatter bitten; der Winter aber kam bald herbei. Wie nun draußen nichts mehr zu finden war, sagte die Maus zur Katze: „komm wir wollen zum Vorrath gehen, den wir in der Kirche unter dem Altar versteckt haben.“ Wie sie aber hinkamen, war alles leer. — „Ach! sagte die Maus, nun kommts an den Tag, du hast Alles gefressen, wie du zu Gevatter ausgegangen bist, erst Haut ab, dann Halb aus, dann“ — „Schweig still, sagte die Katze, oder ich freß dich, wenn du noch ein Wort sprichst“ — „Ganz aus“ hatte die arme Maus im Munde, und hatt' es kaum ausgesprochen, so sprang die Katz' auf sie zu und schluckte sie hinunter.

---

## 3. Marienkind.

Vor einem großen Walde lebte ein Holzhacker mit seiner Frau und seinem einzigen Kind, das war ein Mädchen und drei Jahr alt. Sie waren aber so arm, daß sie nicht mehr das tägliche Brod hatten und nicht wußten, was sie ihm sollten zu essen geben. Da ging der Holzhacker voller Sorgen hinaus in den Wald an seine Arbeit, und wie er da Holz hackte, stand auf einmal eine schöne große Frau vor ihm, die hatte

eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt und sprach zu ihm: „ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des Christkindleins, bring mir dein Kind, ich will es mit mir nehmen, seine Mutter sein und für es sorgen.“ Der Holzhacker gehorchte und holte sein Kind und gab es der Jungfrau Maria, die nahm es mit sich hinauf in den Himmel. Da ging es ihm wohl, es aß bloß Zuckerbrod und trank süße Milch, und seine Kleider waren von Gold und die Englein spielten mit ihm. So war es vierzehn Jahre im Himmel, da mußte die Jungfrau Maria eine große Reise machen; eh sie aber weg ging, rief sie das Mädchen und sagte: „liebes Kind, da vertrau ich dir die Schlüssel zu den dreizehn Thüren des Himmelreichs, zwölf darfst du aufschließen und betrachten, aber die dreizehnte nicht, die dieser kleine Schlüssel öffnet.“ Das Mädchen versprach ihren Befehlen zu gehorchen; wie nun die Jungfrau weg war, öffnete es jeden Tag eine Thüre, und sah die Wohnungen des Himmelreichs. In jeder saß ein Apostel und war so viel Glanz umher, daß es sein Lebtag solche Pracht und Herrlichkeit nicht gesehen. Als es die zwölf Thüren aufgeschlossen hatte, war die verbotene noch übrig; lange widerstand es seiner Neugier, endlich aber ward es davon überwältigt und öffnete auch die dreizehnte. Und wie die Thüre aufging, sah es in Feuer und Glanz die Dreieinigkeit sitzen und rührte ein klein wenig mit dem Finger an den Glanz, da ward er ganz golden, dann aber schlug es geschwind die Thüre zu und lief fort; sein Herz klopfte und wollte gar nicht wieder aufhören. Nach wenigen Tagen aber kam die Jungfrau Maria von ihrer Reise zurück und forderte die Himmelsschlüssel von dem Mädchen, und wie es sie reichte, sah sie es an und sagte: „hast du auch nicht die dreizehnte Thüre geöffnet?“ — „Nein,“ antwortete es. Da legte sie ihre Hand auf sein Herz, das klopfte und klopfte, da sah sie, daß es ihr Gebot übertreten und die Thüre aufgeschlossen hatte; hast du es gewiß nicht gethan?“ „Nein,“ sagte das Mädchen noch einmal. Da sah sie den goldenen Finger, womit es das himmlische Feuer angerührt hatte, und wußte nun gewiß, daß es schuldig war und sprach: „du hast mir nicht gehorcht und hast gelogen, du bist nicht mehr würdig im Himmel zu sein.“

Da versank das Mädchen in einen tiefen, tiefen Schlaf, und als es erwachte, war es auf der Erde und lag unter einem hohen Baum, der war rings mit dichten Gebüschen umzäunt, so daß es ganz eingeschlossen war, der Mund war ihm auch verschlossen und es konnte kein Wort reden. In dem Baum war eine Höhle, darin saß es bei Regen und Gewitter, und schlief es in der Nacht; Wurzeln und Waldbeeren waren seine Nahrung, die suchte es sich, so weit es kommen konnte. Im Herbst sammelte es Wurzeln und Blätter und trug sie in die Höhle, und wenn es dann schneite und fror, saß es darin. Seine Kleider verdarben auch und fielen ihm ab, da saß es in die Blätter ganz eingehüllt, und wenn die Sonne wieder warm schien, ging es heraus setzte sich vor den Baum, und seine langen Haare bedeckten es von allen Seiten wie ein Mantel.

Einmal, als es so im Frühjahr vor dem Baume saß, drängte sich jemand mit Gewalt durch das Gebüsch, das war aber der König, der in dem Wald gejagt und sich verirrt hatte. Er war erstaunt, daß in der Einöde ein so schönes Mädchen allein saß und fragte es: ob es mit auf sein Schloß gehen wollte. Es konnte aber nicht antworten, sondern nickte bloß ein wenig mit dem Kopf, da hob es der König auf sein Pferd und führte es mit sich heim und bald gewann er es so lieb, daß er es zu seiner Gemahlin machte. Nach Verlauf eines Jahres brachte die Königin einen schönen Prinzen zur Welt. In der Nacht erschien ihr die Jungfrau Maria und sprach: „sag' jetzt die Wahrheit, daß du die verbotene Thür aufgeschlossen hast, dann will ich dir die Sprache wiedergeben, ohne die du doch nicht recht vergnügt leben kannst, bist du aber hartnäckig und willst es nicht gestehen, so nehm' ich dein Kind mit.“ Die Königin aber blieb dabei, sie habe die verbotene Thüre nicht geöffnet. Da nahm die Jungfrau Maria das kleine Kind und verschwand damit. Am andern Morgen aber, als das Kind fort war, ging ein Gemurmel, die stumme Königin sei eine Menschenfresserin und habe ihr eigen Kind gefressen. — Nach einem Jahr gebar die Königin wieder einen Prinzen, die Jungfrau Maria trat wieder vor sie und bat sie, nun die Wahrheit zu sagen, sonst verliere sie auch das zweite Kind. Die Königin aber beharrte darauf, sie habe die verbotene Thür nicht geöffnet, und die Jungfrau nahm das Kind mit sich fort. Am Morgen, als es fehlte, sagten des Königs Räthe laut, die Königin sei eine Menschenfresserin und drangen darauf, daß sie für ihre gottlosen Thaten gerichtet werde; der König aber hieß sie stillschweigen und wollte es nicht glauben, weil er die Königin so lieb hatte. Im dritten Jahre brachte sie eine Prinzessin zur Welt, da erschien die Jungfrau wieder, nahm sie mit in den Himmel und zeigte ihr da ihre zwei ältesten Kinder, die mit der Weltkugel spielten. Darauf bat sie noch einmal, sie möchte ihren Fehler gestehen und nicht länger bei der Lüge beharren. Aber die Königin war nicht zu bewegen, und blieb bei ihrer Aussage.

Da verließ sie die Jungfrau Maria und nahm das jüngste Kind auch mit sich.

Der König konnte nun seine Räthe nicht länger zurückhalten, sie behaupteten, die Königin sei eine Menschenfresserin, das sei gewiß, und weil sie stumm war, konnte sie sich nicht vertheidigen, da ward sie verdammt, auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Wie sie nun darauf stand, angebunden war, und das Feuer rings schon zu brennen anfing, da ward ihr Herz bewegt und sie gedachte bei sich: „ach, wenn ich auch sterben müßte, wie gern wollt' ich der Jungfrau Maria vorher noch gestehen, daß ich die verbotene Thüre im Himmel aufgeschlossen habe, wie hab' ich so bös' gethan, das zu leugnen!" Und wie sie das gedachte, in dem Augenblick, da that sich der Himmel auf, und die Jungfrau kam herunter, zu ihren Seiten die beiden ältesten Kinder, auf ihrem Arm das jüngste; das Feuer aber löschte sich von selbst aus, und sie trat zur Königin und sprach: „da du die Wahrheit hast sagen wollen, ist dir deine Schuld vergeben," und reichte ihr die Kinder, öffnete ihr den Mund, daß sie von nun an sprechen konnte, und verlieh ihr Glück auf ihr Lebtag.

## 4. Gut Kegel- und Kartenspiel.

Es war einmal ein alter König, der hatte eine Tochter, die war die schönste Jungfrau auf der Welt. Da ließ er bekannt machen: „wer drei Nächte in meinem alten Schlosse wacht, soll die Prinzessin zur Gemahlin haben." Nun war ein junger Bursch, arm von Haus aus, der gedacht': ich will mein Leben daran wagen, nichts zu verlieren, viel zu gewinnen, was ist da lang zu besinnen! Also stellt' er sich vor den König und bot sich an, drei Nächte in dem Schloß zu wachen. „Du darfst Dir noch etwas ausbitten, das Du mitnimmst in das Schloß, aber von leblosen Dingen," sagte der König. — „So bitt' ich mir eine Schnitzbank mit dem Schnitzmesser aus, eine Drehbank und ein Feuer."

Das wird ihm alles in das Schloß getragen: darauf, wie es anfängt dunkel zu werden, geht er selbst hin. Anfangs ist alles still darin, er macht sich sein Feuer an, stellt die Schnitzbank mit dem Messer daneben und setzt sich auf die Drehbank. Wie es aber gegen Mitternacht geht, fängt ein Gerümpel an, erst sachte, dann stärker, bif! baf! hehe! holla ho! immer ärger, dann ists ein klein bischen still, endlich kommt ein Bein den Schornstein herunter und stellt sich gerade vor ihn hin. „Heda, ruft der Bursch, noch mehr, eins ist zu wenig!" Da geht der Lärm von frischem an, dann fällt noch ein Bein herunter und noch eins und so fort, bis es neun sind. „Nun ists genug und die sind gut zum Kegelspiel, aber die Kugeln fehlen noch, frisch!" Da tobts entsetzlich und fallen zwei Köpfe herunter. Die setzt er in die Drehbank und dreht sie rund: „daß ihr gut schüppelt!" dann macht er die Beine gleich und stellt sie wie die Kegel auf: „Heida! nun gehts lustig!"

Da kamen zwei große schwarze Katzen, gingen ums Feuer herum und schrien: „au! miau! was uns friert! was uns friert!" — „Ihr Narren, was schreit Ihr, setzt euch ans Feuer und wärmt euch." Wie die Katzen sich gewärmt hatten, sagten sie: „Cammrad! wir wollen eins in der Karte spielen." „Ja, antwortete er, aber zeigt einmal eure Pfoten her, Ihr habt so lange Nägel, die will ich Euch erst abschneiden." Damit packte er sie am Kragen und hob sie auf die Schnitzbank, da schraubte er sie fest und schmiß sie todt. Dann trug er sie hinaus und warf sie in einen kleinen Teich, dem Schloß gegenüber. Wie er die zur Ruh gebracht, und sich wieder zum Feuer setzen wollte und sich wärmen, da kamen viele schwarze Katzen und Hunde, bald aus allen Ecken und immer mehr und mehr, daß er sich nicht mehr bergen konnte, die schrien, traten ihm auf sein Feuer, zerrten es auseinander und machten es ganz aus. Da faßte er sein Schnitzmesser: „fort ihr Gesindel!" und hieb ein. Ein großer Theil lief weg, die andern schmiß er todt und trug sie auch hinaus in den Teich. Dann blies er sich das Feuer wieder an aus einem Funken und wärmte sich.

Als er sich gewärmt hatte, ward er müd' und legte sich in ein großes Bett, das in der Ecke stand. Und als er eben einschlafen wollte, fing das Bett an zu fahren und fuhr im ganzen Schloß herum. „Das geht gut so, nur besser zu!" sagte er. Da fuhr das Bett, als zögens sechs Pferde, über Schwellen und Treppen: hopp! hopp! warf es um, das unterst zu oberst und er drunter. Da schleudert' er Decken und Kissen in die Höh' und stieg heraus; „mag fahren, wer Lust hat!" legte sich zum Feuer und schlief bis es Tag war.

Am Morgen kam der König, und als er den jungen Burschen da liegen und schlafen sah, meint' er, der wäre auch todt, und sagte, es sei schade um ihn. Da erwachte der Bursch von den Worten, und wie er den König sah, stand er auf; der fragte ihn, wie es gegangen wäre in der Nacht? „Recht gut, eine wär' herum, die zwei werden auch noch herum gehn." Die andern Nächte gings ebenso, aber er wußte schon,

wie es anzugreifen war, und am vierten Tag ward ihm die schöne Königstochter gegeben.

### 5. Der Wolf und die sieben jungen Geislein.

Eine Geis hatte sieben Junge, die sie gar lieb hatte und sorgfältig vor dem Wolf hütete. Eines Tags, als sie ausgehen mußte, Futter zu holen, rief sie alle zusammen und sagte: „liebe Kinder, ich muß ausgehen und Futter holen, wahrt euch vor dem Wolf und laßt ihn nicht herein, gebt auch Acht, denn er verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Pfoten könnt ihr ihn erkennen; hütet euch, wenn er erst einmal im Haus ist, so frißt er euch alle miteinander." Darauf ging sie fort, bald aber kam der Wolf vor die Hausthüre und rief: „liebe Kinder, macht mir auf, ich bin eure Mutter und hab' euch schöne Sachen mitgebracht." Die sieben Geiserchen aber sprachen: „unsere Mutter bist du nicht, die hat eine feine liebliche Stimme, deine Stimme aber ist rauh, du bist der Wolf, wir machen dir nicht auf." Der Wolf ging fort zu einem Krämer und kaufte sich ein groß Stück Kreide, die aß er und machte seine Stimme fein damit. Darnach ging er wieder zu der sieben Geislein Hausthüre und rief mit feiner Stimme: „liebe Kinder, laßt mich ein, ich bin eure Mutter, jedes von euch soll etwas haben." Er hatte aber seine Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die sieben Geiserchen und sprachen: „unsere Mutter bist du nicht, die hat keinen schwarzen Fuß, wie du; du bist der Wolf, wir machen dir nicht auf." Der Wolf ging fort zu einem Bäcker und sprach: „Bäcker, bestreich mir meine Pfote mit frischem Teig," und als das gethan war, ging er zum Müller und sprach: „Müller, streu mir fein weißes Mehl auf meine Pfote." Der Müller sagte nein. — „Wenn du es nicht thust, so freß ich dich." Da mußte es der Müller thun.

Darauf ging der Wolf wieder vor der sieben Geiserchen Hausthüre und sagte: „liebe Kinder, laßt mich ein, ich bin eure Mutter, jedes von euch soll etwas geschenkt kriegen." Die sieben Geiserchen wollten erst die Pfote sehen, und wie sie sahen, daß sie schneeweiß war und den Wolf so fein sprechen hörten, glaubten sie, es wäre ihre Mutter und machten die Thüre auf und der Wolf kam herein. Wie sie ihn aber erkannten, versteckten sie sich geschwind, so gut es ging, das eine unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter eine große Schüssel, das siebente in die Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und verschluckte sie, außer das jüngste in der Wanduhr, das blieb am Leben.

Wie der Wolf seine Lust gebüßt, ging er fort; bald darauf kam die alte Geis nach Haus. Was für ein Jammer! der Wolf war da gewesen und hatte ihre lieben Kinder gefressen. Sie glaubte, sie wären alle todt, da sprang das jüngste aus der Wanduhr, und erzählte, wie das Unglück gekommen war.

Der Wolf aber, weil er sich vollgefressen, war auf eine grüne Wiese gegangen, hatte sich in den Sonnenschein gelegt und war in einen tiefen Schlaf gefallen. Die alte Geis dachte daran, ob sie ihre Kinder nicht noch erretten könnte, sagte darum zu dem jüngsten Geislein: „nimm Zwirn, Nadel und Scheere und folg' mir nach." Darauf ging sie hinaus und fand den Wolf schnarchend auf der Wiese liegen: „da liegt der garstige Wolf," sagte sie und betrachtete ihn von allen Seiten, nachdem er zum Vieruhrenbrot meine sechs Kindlein hinunter gefressen hat; gieb mir einmal die Scheere her: „Ach! wenn sie noch lebendig in seinem Leibe wären!" damit schnitt sie ihm den Bauch auf, und die sechs Geiserchen, die er in der Gier ganz verschluckt hatte, sprangen unversehrt heraus. Sie hieß sie gleich hingehen und große und schwere Wackersteine herbeitragen, damit füllten sie dem Wolf den Leib, nähten ihn wieder zu, liefen fort und versteckten sich hinter eine Hecke.

Als der Wolf ausgeschlafen hatte, so fühlt' er es so schwer im Leib und sprach: „es rumpelt und pumpelt mir im Leib herum! es rumpelt und pumpelt mir im Leib herum! was ist das? ich hab nur sechs Geiserchen gegessen." Er dacht, er wollt einen frischen Trunk thun, das möcht' ihm helfen, und suchte einen Brunnen, aber wie er sich darüber bückte, konnte er vor der Schwere der Steine sich nicht mehr halten, und stürzte ins Wasser. Wie das die sieben Geiserchen sahen, kamen sie herzu gelaufen, und tanzten vor Freude um den Brunnen.

### 6. Von der Nachtigall und der Blindschleiche.

Es waren einmal eine Nachtigall und eine Blindschleiche, die hatten jede nur ein Aug' und lebten zusammen in einem Haus lange Zeit in Frieden und Einigkeit. Eines Tages aber wurde die Nachtigall auf eine Hochzeit gebeten, da sprach sie zur Blindschleiche: „ich bin da auf eine Hochzeit gebeten und möchte nicht gern so mit einem Aug' hingehen, sei doch so gut und

leih mir deins dazu, ich bring dir's Morgen wieder." Und die Blindschleiche that es aus Gefälligkeit.

Aber den andern Tag, wie die Nachtigall nach Haus gekommen war, gefiel es ihr so wohl, daß sie zwei Augen im Kopfe trug und zu beiden Seiten sehen konnte, daß sie der armen Blindschleiche ihr geliehenes Aug' nicht wiedergeben wollte. Da schwur die Blindschleiche, sie wollte sich an ihr, an ihren Kindern und Kindeskindern rächen. „Geh nur, sagte die Nachtigall, und such einmal:

ich bau mein Nest auf jene Linden,
so hoch, so hoch, so hoch, so hoch,
da magst du's nimmermehr finden!

Seit der Zeit haben alle Nachtigallen zwei Augen und alle Blindschleichen keine Augen. Aber wo die Nachtigall hinbaut, da wohnt unten auch im Busch eine Blindschleiche, und sie trachtet immer hinaufzukriechen, Löcher in die Eier ihrer Feindin zu bohren oder sie auszusaufen.

### 7. Von dem gestohlenen Heller.

Es saß ein Vater mit seiner Frau und seinen Kindern, und einem guten Freund, der ihn besuchte, Mittags am Tisch. Wie sie so saßen und es zwölf Uhr schlug, da sah der Fremde die Thüre aufgehen, und es kam ein schneeweiß gekleidetes blasses Kindlein herein: es blickte sich nicht um, sprach auch nichts, sondern ging still in die Kammer neben an. Bald darauf kam es zurück, und ging eben so still wieder fort. Am zweiten und dritten Tage kam dasselbige Kind wieder; da fragte der Fremde den Vater, wem das schöne Kind gehöre, das alle Mittag in die Kammer gehe. Der Vater antwortete, er wisse nichts davon, er hab' es auch noch nicht gesehen. Am andern Tage, als es zwölf Uhr schlug und es wieder hereintrat, so zeigte es der Fremde dem Vater, der sah aber nichts, und die Mutter und die Kinder alle sahen auch nichts. Der Fremde stand auf, ging zu der Thüre, öffnete sie ein wenig und guckte hinein. Da sah er das blasse Kindlein auf der Erde sitzen und emsig mit den Fingern in den Dielenritzen graben und wühlen, wie es aber den Fremden bemerkte, verschwand es. Darauf erzählte er, was er gesehen, und beschrieb das Kindlein genau, da erkannte es die Mutter und sagte: „ach! das ist mein liebes Kind, das vor vier Wochen gestorben ist." Da brachen sie die Dielen auf und fanden zwei Heller, die hatte das Kind einmal einem armen Manne geben sollen, es hatte aber gedacht, dafür kannst du dir einen Zwieback kaufen, die Heller behalten und in die Dielenritzen versteckt, und da hatte es im Grabe keine Ruh und mußte alle Mittage kommen und die Heller suchen. Sie gaben darauf das Geld einem Armen, und nachher ist das Kindlein nicht wieder gesehen worden.

### 8. Die Hand mit dem Messer.

Es war ein kleines Mädchen, das hatte drei Brüder, die galten bei der Mutter alles, und es wurde überall zurückgesetzt, hart angefahren und mußte tagtäglich Morgens früh ausgehen, Torf zu graben auf dürrem Haidegrund, den sie zum Kochen und Brennen brauchten. Noch dazu bekam es ein altes und stumpfes Geräth, womit es die sauere Arbeit verrichten sollte.

Aber das kleine Mädchen hatte einen Liebhaber, der war ein Elfe und wohnte nahe an ihrer Mutter Haus in einem Hügel, und so oft es nun an dem Hügel vorbei kam, so streckte er seine Hand aus dem Fels, und hielt darin ein sehr scharfes Messer, das von sonderlicher Kraft war und alles durchschnitt. Mit diesem Messer schnitt sie den Torf bald heraus, ging vergnügt mit der nöthigen Ladung heim, und wenn sie am Felsen vorbei kam, klopfte sie zweimal dran, so reichte die Hand heraus und nahm das Messer in Empfang.

Als aber die Mutter merkte, wie geschwind und leicht sie immer den Torf heimbrachte, erzählte sie den Brüdern, es wüßte ihr gewiß jemand anders dabei helfen, sonst wäre es nicht möglich. Da schlichen ihr die Brüder nach und sahen, wie sie das Zaubermesser bekam, holten sie ein und drangen es ihr mit Gewalt ab. Darauf kehrten sie zurück, schlugen an den Felsen, als sie gewohnt war zu thun, und wie der gute Elf die Hand herausstreckte, schnitten sie sie ihm ab mit seinem selbeigenen Messer. Der blutende Arm zog sich zurück, und weil der Elf glaubte, seine Geliebte hätte es aus Verrath gethan, so wurde er seitdem nimmermehr gesehen.

### 9. Die zwölf Brüder.

Es war einmal ein König, der hatte zwölf Kinder, das waren lauter Buben, er wollte auch kein Mädchen haben, und sagte zur Königin: „wenn das dreizehnte Kind, das du zur Welt bringst, ein Mädchen ist, so laß ich die zwölf andern tödten, ist's aber auch ein Bube, dann sollen sie alle miteinander leben bleiben." — Die Königin gedachte es ihm auszureden. Der König wollte aber nichts weiter hören: „wenns

so ist, wie ich gesagt habe, so müssen sie sterben, lieber hau' ich ihnen selber den Kopf ab, als daß ein Mädchen darunter wäre."

Da war die Königin traurig, denn sie hatte ihre Söhne von Herzen lieb und wußte nicht, wie sie zu retten waren. Endlich ging sie zu dem jüngsten, den sie vor allen lieb hatte, offenbarte ihm, was der König beschlossen, und sagte: „allerliebstes Kind, geh du mit deinen elf Brüdern hinaus in den Wald, da bleibt und kommt nicht nach Haus, einer von euch aber halte immer Wacht auf einem Baum und sehe nach dem Thurm hier, wenn ich ein Söhnchen zur Welt bringe, will ich obenauf eine weiße Fahne stecken, ist's aber ein Töchterchen, eine rothe, und wenn ihr das seht, dann rettet euch, flieht in die weite Welt, und der liebe Gott behüt' euch. Alle Nacht will ich aufstehen und für euch beten; wenns kalt ist im Winter, daß ihr nicht friert und ein warmes Feuer vor euch brennt, und wenns heiß ist im Sommer, daß ihr in einem kühlen Wald ruht und schlaft.

So gesegnete sie die Kinder und sie gingen fort in den Wald. Oft guckten sie nach dem Thurm, und einer mußte beständig auf einer hohen Eiche sitzen und Acht haben. Bald auch wurde eine Fahne aufgesteckt, es war aber nicht die weiße, sondern die rothe Blutfahne, die ihnen den Untergang drohte. Wie die Buben sie erblickten, wurden sie alle zornig und riefen: „sollen wir eines Mädchens willen das Leben verlieren!" da schwuren sie zusammen, mitten im Wald zu bleiben, und aufzupassen; wenn sich ein Mädchen sehen ließ, wollte sie es ohne Gnade tödten.

Darauf suchten sie eine Höhle, wo der Wald am dunkelsten war, wo sie wohnten. Alle Morgen zogen eilf hinaus auf die Jagd, einer mußte aber zu Haus bleiben, kochen und den Haushalt führen. Jedes Mädchen aber, das den eilfen begegnete, war ohne Barmherzigkeit verloren; das dauerte viele Jahre.

Das Schwesterchen zu Haus aber ward groß und blieb das einzige Kind. Einmal hatte es große Wäsche, darunter waren auch zwölf Mannshemden. „Für wen sind denn diese Hemden, fragte die Prinzessin, meinem Vater sind sie doch viel zu klein," da erzählte ihr die Wäscherin, daß sie zwölf Brüder gehabt hätte, die wären heimlich fortgegangen, kein Mensch wisse wohin, weil sie der König habe wollen tödten lassen, und diesen zwölf Brüdern gehörten diese zwölf Hemden. Das Schwesterchen verwunderte sich, daß ihm niemals von seinen zwölf Brüdern etwas zu Ohren gekommen und wie es Nachmittags auf der Wiese saß und die Wäsche bleichte, da fielen ihm die Worte der Wäscherin wieder ein, und es ward nachdenksam, und endlich stieg es auf, nahm die zwölf Hemden und ging in den Wald hinein, wo seine Brüder lebten.

Das Schwesterchen kam gerade zu der Höhle, wo sie ihre Wohnung hatten. Die eilf waren auf der Jagd und nur ein einziger daheim, der kochen mußte. Wie der das Mädchen erblickte, faßte er es gleich und holte sein Schwert: „knie nieder, dein rothes Blut muß den Augenblick fließen." Das Mädchen aber bat ihn: „lieber Herr, laßt mich leben, ich will kochen und den Haushalt führen." Es war gerade der jüngste Bruder, den erbarmte die Schönheit des Mädchens und er schenkte ihr das Leben. Wie die eilfe nach Haus kamen und sich verwunderten, ein Mädchen lebendig in der Höhle zu finden, sagte er zu ihnen: „liebe Brüder, dies Mädchen ist in die Höhle gekommen, und wie ich es niederhauen wollte, da bat es so sehr um sein Leben, es wollt uns treu dienen und den Haushalt führen, daß ichs ihm geschenkt habe." Die andern gedachten, daß ihnen das vortheilhaft wäre und daß sie nun alle zwölf auf die Jagd ausgehen könnten, und warens zufrieden. Da zeigte es ihnen die zwölf Hemdlein und sagte, es wär' ihre Schwester; darüber freuten sie sich alle, und waren froh, daß sie es nicht getödtet hatten.

Das Schwesterchen übernahm nun den Haushalt, und wenn die Brüder auf der Jagd waren, sammelte es Holz und Kräuter, stellte zu am Feuer, deckte die Bettlein hübsch weiß und rein, und that alles unverdrossen und fleißig. Einmal geschah es, daß es fertig war mit aller Arbeit, da ging es in den Wald spazieren. Es kam an einen Platz, wo zwölf schöne hohe, weiße Lilien standen, und weil sie ihr sowol gefielen, brach sie alle mit einander ab. Kaum aber war das geschehen, so stand eine alte Frau vor ihr: „ach meine Tochter, sagte sie, warum hast du die zwölf Studentenblumen nicht stehen lassen! das sind deine zwölf Brüder, die sind nun alle in Raben verwandelt worden und sind verloren auf ewig." Das Schwesterchen fing an zu weinen, „ach! sagte es, giebts denn kein Mittel, sie zu erlösen?" „Nein, es ist kein Mittel auf der Welt, als ein einziges, das ist so schwer, daß du sie nicht damit befreien wirst: du mußt zwölf ganzer Jahre stumm sein; sprichst du nur ein einziges Wort, und es fehlt nur eine Stunde daran, so ist alles umsonst und deine Brüder sind in dem Augenblick todt."

Das Schwesterchen setzte sich da auf einen hohen Baum im Wald und spann und wollte zwölf Jahre stumm sitzen, um seine Brüder zu erlösen. Es geschah aber, daß der König auf einer Jagd durch den Wald ritt, und als er an

dem Baum vorbei kam, stand sein Hund still und bellte. Der König hielt nun, sah hinauf und war ganz verwundert über die Schönheit der Prinzessin. Er rief ihr zu, ob sie seine Gemahlin werden wollte. Sie schwieg aber still und nickte nur ein wenig mit dem Kopf. Da stieg der König selber hinauf und hob sie herunter, setzte sie vor sich auf sein Pferd und brachte sie heim in sein Schloß, wo die Hochzeit prächtig gehalten ward. Die Prinzessin sprach aber niemals ein Wort und der König glaubte, sie sei stumm. Doch hätten sie vergnügt mit einander gelebt, wenn nicht die Mutter des Königs gewesen wäre, die fing an, die Königin bei ihrem Sohne zu verläumden: „es ist ein gemeines Bettelmädchen, das du aus der Fremde mitgebracht hast, die hinter deinem Rücken die schändlichsten Dinge treibt.“ Weil die Königin nun sich nicht vertheidigen konnte, ließ sich der König verführen, und glaubte ihr endlich und verurtheilte sie zum Tode. Da ward ein großes Feuer angemacht im Hofe, da sollte sie verbrannt werden. Schon stand sie in den Flammen und die spielten an ihrem Kleide; da war eben die letzte Minute von den zwölf Jahren verflossen, man hörte in der Luft ein Geräusch, und es kamen zwölf Raben hergeflogen und ließen sich nieder. Wie sie die Erde berührten, waren es zwölf schöne Prinzen, die rissen das Feuer von einander und führten ihre Schwester heraus. Da sprach sie ihr erstes Wort wieder und sagte dem König alles, wie es zugegangen und sie die zwölf Brüder habe erlösen müssen; und sie waren alle vergnügt, daß es so wohl geworden war.

Was sollten sie mit der bösen Stiefmutter anfangen; sie ward in ein Faß gesteckt von siedendem Oel und von giftigen Schlangen angefüllt, und starb da eines bösen Todes.

## 10. Das Lumpengesindel.

Hähnchen sprach zum Hühnchen: „die Nüsse sind reif, da wollen wir mit einander auf den Berg gehen, und uns einmal recht satt daran essen, eh sie das Eichhorn alle wegholt.“ Ja, antwortete das Hühnchen, „komm da wollen wir uns eine Lust mit einander machen.“ Sie gingen zusammen fort, und weil es ein heller Tag war, blieben sie bis zum Abend; nun weiß ich nicht, ob sie sich so dick gegessen oder ob sie so übermüthig geworden waren, sie wollten nicht zu Fuß nach Haus gehen, und das Hähnchen mußte einen kleinen Wagen von Nußschaalen bauen. Als er fertig war, setzte sich Hühnchen hinein und sagte zum Hähnchen: „du kannst dich nur immerhin vorspannen.“ — „Nein, sagte das Hähnchen, das wäre mir recht! lieber geh ich zu Fuß nach Haus, als daß ich mich vorspannen lasse, so haben wir nicht gewettet; Kutscher will ich wohl sein und auf dem Bock sitzen, aber selbst ziehen, das thu ich nicht.“

Wie sie sich so stritten, schnatterte eine Ente daher: „ihr Diebsvolk, wer hat euch geheißen in meinen Nußberg gehen, das soll euch schlecht bekommen,“ging damit auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul, und stieg der Ente tüchtig zu Leib, endlich hackte es mit seinem Sporn so gewaltig, daß sie um Gnade bat und sich gern zur Strafe vor den Wagen spannen ließ. Hähnchen setzte sich auf den Bock und war Kutscher, und nun ging es fort, im Gallop: Ente lauf zu was du kannst! Als sie ein Stück wegs gefahren waren, begegneten sie zwei Fußgängern, einer Stecknadel und einer Nähnadel. Die riefen halt und sagten, es werde gleich stichdunkel werden, da könnten sie keinen Schritt weiter, dabei wär es so schmutzig auf der Straße, ob sie nicht ein wenig einsitzen könnten; sie seien auf der Schneiderherberge vor dem Thore gewesen, und hätten sich beim Bier verspätet. Das Hähnchen, da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, ließ sie beide einsteigen, doch mußten sie versprechen, ihm nicht auf die Füße zu treten. Spät Abends kamen sie zu einem Wirthshaus, und weil sie die Nacht nicht weiter fahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war und von einer Seite auf die andere fiel, kehrten sie ein. Der Wirth machte anfangs viel Einwendungen, sein Haus sei schon voll, gedachte auch wohl, es möchten keine vornehme Passagiere sein; endlich aber, da sie süße Reden führten, er solle das Ei haben, welches das Hühnchen unterwegs gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eins lege, so gab er nach. Nun ließen sie sich wieder frisch auftragen und lebten in Saus und Braus. Früh Morgens, als es erst dämmerte und noch alles schlief, weckte Hähnchen das Hühnchen, holte das Ei, pickte es auf und sie verzehrten es zusammen, die Schalen aber warfen sie auf den Feuerheerd. Dann gingen sie zu der Nähnadel, die noch schlief, packten sie beim Kopf und steckten sie in das Sesselkissen des Wirths, die Stecknadel aber in sein Handtuch, darauf flogen sie, mir nichts dir nichts, über die Heide davon. Die Ente, die unter freiem Himmel schlafen wollte und im Hofe geblieben war, hörte sie fortschnurren, machte sich munter und fand einen Bach, auf dem sie hinunter schwamm, und das ging geschwinder als vor dem Wagen. Ein paar Stunden darnach stieg der Wirth aus den Federn, wusch sich und wollte sich am Handtuch abtrocknen, da zerriß er sich das Gesicht mit der Steck-

nadel, dann ging er in die Küche und wollte sich eine Pfeife anstecken, wie er aber an den Heerd kam, sprangen ihm die Eierschaalen in die Augen. „Heute Morgen trifft Alles meinen Kopf," sagte er, und setzte sich ärgerlich in seinen Großvaterstuhl — auweh! da ward er noch schlimmer getroffen von der Nähnadel und nicht an den Kopf. Da ward er vollends bös' und hatte Verdacht auf die Gäste, die so spät gestern Abend gekommen waren, und wie er ging und sich nach ihnen umsah, waren sie fort. Da that er einen Schwur, kein Lumpengesindel mehr in sein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt und obendrein zum Dank Schabernack treibt.

### 11. Brüderchen und Schwesterchen.

Brüderchen nahm sein Schwesterchen an der Hand und sagte: „seit die Mutter todt ist, haben wir keine gute Stunde mehr, die Stiefmutter schlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit dem Fuß fort; sie giebt uns auch nichts zu essen, als harte Brodkrusten; dem Hündlein unter dem Tisch gehts besser, dem wirft sie doch manchmal was Gutes zu; daß Gott erbarm, wenn das unsere Mutter wüßte! Komm laß uns miteinander fortgehen." Sie gingen zusammen fort und kamen in einen großen Wald, da waren sie so traurig und so müde, daß sie sich in einen hohlen Baum setzten und da Hungers sterben wollten.

Sie schliefen zusammen ein, und wie sie am Morgen aufwachten, war die Sonne schon lange aufgestiegen und schien heiß in den hohlen Baum hinein. „Schwesterchen, sagte das Brüderchen nach einer Zeit, mich dürstet so gewaltig, wenn ich ein Brünnlein in der Nähe wüßte, ich ging hin und tränk einmal, es ist mir auch, als hörte ich eins rauschen." — „Was hilft das, antwortete das Schwesterchen, warum willst Du trinken, da wir doch Hungers sterben wollen." Brüderchen aber schwieg still und stieg heraus, und weil es das Schwesterchen immer fest mit der Hand hielt, mußte es mit heraussteigen. Die böse Stiefmutter aber war eine Hexe, und wie sie die zwei Kinder hatte fortgehen sehen, war sie ihnen nachgegangen und hatte ein klares Brünnlein in der Nähe des Baums aus dem Felsen springen lassen, das sollte durch sein Rauschen die Kinder herbeilocken und zum trinken reizen, wer aber davon trank, der ward in ein Rehkälbchen verwandelt. Brüderchen kam bald mit dem Schwesterchen zu dem Brünnlein, und als er es so glitzerig über die Steine springen sah, ward seine Lust immer größer, und er wollte davon trinken. Aber dem Schwesterchen war Angst, es meinte, das Brünnlein spräche im Rauschen und sagte: „wer mich trinkt, wird zum Rehkälbchen!" da bat es das Brüderchen, nicht von dem Wasser zu trinken. „Ich höre nichts, sagte das Brüderchen, als wie das Wasser so lieblich rauscht, laß mich nur gehen!" Damit legte es sich nieder, beugte es sich herab und trank, und wie der erste Tropfen auf seine Lippen gekommen war, da lag ein Rehkälbchen an dem Brünnlein.

Das Schwesterchen weinte und weinte, die Hexe aber war böse, daß sie es nicht auch zum Trinken hatte verführen können. Nachdem es drei Tage geweint, stand es auf und sammelte die Binsen in dem Wald, und flocht ein weiches Seil daraus. Dann band es das Rehkälbchen daran und führte es mit sich. Es suchte ihm auch eine Höhle, trug Moos und Laub hinein und machte ihm ein weiches Lager; am Morgen ging es mit ihm hinaus, wo zartes Gras war und sammelte das allerschönste, das fraß es ihm aus der Hand, und das Rehkälbchen war dann vergnügt und spielte auf den Hügeln. Abends aber, wenn Schwesterchen müde war, legte es seinen Kopf auf den Rücken des Rehkälbchens, das war sein Kissen, und so schlief es ein; und hätte das Brüderchen nur seine menschliche Gestalt gehabt, das wäre ein herrliches Leben gewesen.

So lebten sie lange Jahre in dem Wald. Auf eine Zeit jagte der König und verirrte sich darin. Da fand er das Mädchen mit dem Thierlein in dem Wald und war erstaunt über seine Schönheit. Er hob es zu sich auf sein Pferd und nahm es mit, und das Rehkälbchen lief an dem Seile nebenher. An dem königlichen Hofe ward ihm alle Ehre angethan, schöne Jungfrauen mußten es bedienen, doch war es selber schöner, als alle andern; das Rehkälbchen ließ es niemals von sich, und that ihm alles Gute an. Bald darauf starb die Königin, da ward das Schwesterchen mit dem König vermählt und lebte in allen Freuden.

Die Stiefmutter aber hatte von dem Glück gehört, das dem armen Schwesterchen begegnet; sie dachte es wäre längst im Wald von den wilden Thieren gefressen worden, aber die hatten ihm nichts gethan, und nun war es Königin im Reich. Die Hexe war so böse darüber, daß sie nur darauf dachte, wie sie ihr das Glück verderben konnte. Als im folgenden Jahr die Königin einen schönen Prinzen zur Welt gebracht hatte, und der König auf der Jagd war, trat sie in der Gestalt der Kammerfrau in die Stube, worin die Kranke lag. „Das Bad ist für euch bereitet, sagte sie, das wird euch wohlthun und stärken, kommt eh' es kalt wird." Sie führte

sie darauf in die Badestube; wie die Königin hineingetreten war, schloß sie die Thüre hinter ihr zu, drinn aber war ein Höllenfeuer angemacht, da mußte die schöne Königin ersticken. Die Hexe hatte eine rechte Tochter, der gab sie ganz die äußerliche Gestalt der Königin und legte sie an ihrer Stelle in das Bett. Der König kam am Abend heim, und wußte nicht, daß er eine falsche Frau habe. Aber in der Nacht — sah die Kinderfrau — trat die rechte Königin in die Stube, sie ging zur Wiege, nahm ihr Kind heraus, hob es an ihre Brust und gab ihm zu trinken, dann schüttelte sie ihm sein Bettchen auf, legte es wieder hinein und deckte es zu. Darauf ging sie in die Ecke, wo das Rehkälbchen schlief und streichelte ihm über den Rücken. So kam sie alle Nacht und ging wieder fort, ohne ein Wort zu sprechen.

Einmal aber trat sie wieder ein und sprach:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
nun komm ich noch zweimal und dann nimmermehr."

und that alles, wie in den andern Nächten. Die Kinderfrau weckte aber den König und sagte es ihm heimlich. Der König wachte die andere Nacht, und da sah er auch, wie die Königin kam und hörte deutlich ihre Worte:

„Was macht mein Kind? wa macht mein Reh?
nun komm' ich noch einmal und dann nimmermehr."

Aber er getraute sich nicht sie anzureden. In der andern Nacht wacht' er wieder, da sprach die Königin:

„Was macht mein Kind? was macht mein Reh?
nun komm' ich noch diesmal her und dann nimmermehr."

Da konnte sich der König nicht länger halten, sprang auf und umarmte sie, und wie er sie anrührte, ward sie wieder lebendig, frisch und roth. Die falsche Königin ward in den Wald geführt, wo die wilden Thiere sie fraßen, die böse Stiefmutter aber ward verbrannt, und wie das Feuer sie verzehrte, da verwandelte sich das Rehkälbchen, und Brüderchen und Schwesterchen waren wieder beisammen und lebten glücklich ihr Lebenlang.

## 12. Rapunzel.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten sich schon lange ein Kind gewünscht und nie eins bekommen, endlich aber ward die Frau guter Hoffnung. Diese Leute hatten in ihrem Hinterhaus ein kleines Fenster, daraus konnten sie in den Garten einer Fee sehen, der voll von Blumen und Kräutern stand, allerlei Art, keiner aber durfte es wagen, in den Garten hineinzugehen. Eines Tages stand die Frau an diesem Fenster und sah hinab, da erblickte sie wunderschöne Rapunzeln auf einem Beet, und wurde so lüstern danach, und wußte doch, daß sie keine davon bekommen konnte, daß sie ganz abfiel und elend wurde. Ihr Mann erschrak endlich und fragte nach der Ursache; „ach wenn ich keine von den Rapunzeln aus dem Garten hinter unserm Haus zu essen kriege, so muß ich sterben." Der Mann, welcher sie gar lieb hatte, dachte, es mag kosten was es will, so willst du ihr doch welche schaffen, stieg eines Abends über die hohe Mauer und stach in aller Eile eine Hand voll Rapunzeln aus, die er seiner Frau brachte. Die Frau machte sich sogleich Salat daraus, und aß sie in vollem Heißhunger auf. Sie hatten ihr aber so gut, so gut geschmeckt, daß sie den andern Tag noch dreimal soviel Lust bekam. Der Mann sah wohl, daß keine Ruh wäre, also stieg er noch einmal in den Garten, allein er erschrak gewaltig, als die Fee darin stand und ihn heftig schalt, daß er es wage, in ihren Garten zu kommen und daraus zu stehlen. Er entschuldigte sich, so gut er konnte, mit der Schwangerschaft seiner Frau, und wie gefährlich es sei, ihr dann etwas abzuschlagen, endlich sprach die Fee: „ich will mich zufrieden geben und dir selbst gestatten Rapunzeln mitzunehmen, so viel du willst, wofern du mir das Kind geben wirst, womit deine Frau jetzo geht." In der Angst sagte der Mann alles zu, und als die Frau in Wochen kam, erschien die Fee sogleich, nannte das kleine Mädchen Rapunzel und nahm es mit sich fort.

Dieses Rapunzel wurde das schönste Kind unter der Sonne, wie es aber zwölf Jahr alt war, so schloß es die Fee in einen hohen hohen Thurm, der hatte weder Thür noch Treppe, nur bloß ganz oben war ein kleines Fensterchen. Wenn nun die Fee hinein wollte, so stand sie unten und rief:

„Rapunzel, Rapunzel!
laß dein Haar herunter."

Rapunzel hatte aber prächtige Haare, fein wie gesponnen Gold, und wenn die Fee so rief, so band sie sie los, wickelte sie oben um einen Fensterhaken und dann fielen die Haare zwanzig Ellen tief hinunter und die Fee stieg daran hinauf.

Eines Tages kam ein junger Königssohn durch den Wald wo der Thurm stand, sah das schöne Rapunzel oben am Fenster stehen und hörte sie mit so süßer Stimme singen, daß er sich ganz in sie verliebte. Da aber keine Thüre im Thurm war und keine Leiter so hoch reichen konnte, so gerieth er in Verzweiflung, doch ging

er alle Tage in den Wald hin, bis er einstmals die Fee kommen sah, die sprach:

„Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter."

Darauf sah er wohl, auf welcher Leiter man in den Thurm kommen konnte. Er hatte sich aber die Worte wohl gemerkt, die man sprechen mußte, und des andern Tages, als es dunkel war, ging er an den Thurm und sprach hinauf:

„Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter!"

da ließ sie die Haare los, und wie sie unten waren, machte er sich daran fest und wurde hinaufgezogen.

Rapunzel erschrak nun anfangs, bald aber gefiel ihr der junge König so gut, daß sie mit ihm verabredete, er solle alle Tage kommen und hinaufgezogen werden. So lebten sie lustig und in Freuden eine geraume Zeit, und die Fee kam nicht dahinter, bis eines Tages das Rapunzel anfing und zu ihr sagte: „sag' sie mir doch Frau Gothel, meine Kleiderchen werden mir so eng und wollen nicht mehr passen." Ach du gottloses Kind, sprach die Fee, was muß ich von dir hören, und sie merkte gleich, wie sie betrogen wäre, und war ganz aufgebracht. Da nahm sie die schönen Haare Rapunzels, schlang sie ein paar Mal um ihre linke Hand, griff eine Scheere mit der rechten und ritsch, ritsch, waren sie abgeschnitten. Darauf verwieß sie Rapunzel in eine Wüstenei, wo es ihr sehr kümmerlich erging und sie nach Verlauf einiger Zeit Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen gebar.

Denselben Tag aber, wo sie Rapunzel verstoßen hatte, machte die Fee Abends die abgeschnittenen Haare oben am Haken fest, und als der Königssohn kam:

„Rapunzel, Rapunzel,
laß dein Haar herunter!"

so ließ sie zwar die Haare nieder, allein wie erstaunte der Prinz, als er statt seines geliebten Rapunzels die Fee oben fand. „Weißt du was, sprach die Fee, Rapunzel ist für dich Bösewicht auf immer verloren!"

Da wurde der Königssohn ganz verzweifelnd, und stürzte sich gleich den Thurm hinab, das Leben brachte er davon, aber die beiden Augen hatte er sich ausgefallen, traurig irrte er im Walde herum, aß nichts als Gras und Wurzeln, und that nichts als weinen. Einige Jahre nachher geräth er in jene Wüstenei, wo Rapunzel kümmerlich mit ihren Kindern lebte, ihre Stimme däuchte ihm so bekannt, in demselben Augenblick erkannte sie ihn auch und fällt ihm um den Hals. Zwei von ihren Thränen fallen in seine Augen, da werden sie wieder klar, und er kann damit sehen, wie sonst.

---

## Der Eßkünstler.

### Ein artistischer Versuch.

Von Börne.

Nur acht Tage wurde ich in Wien verkannt, daher ich mich glücklicher schätzen darf, als viele Andere. Nämlich der heiligen Allianz meiner Tischgenossenschaft, welche ihren Zweck, gemeinschaftlich zu verschlingen, gar nicht zu beschönigen suchte, drohte Zwietracht: denn sie konnte nicht einig darüber werden, ob ich verliebt sei, oder ein tiefsinniger Gelehrter, oder ein Narr, oder taubstumm, oder ein langweiliger und trockner Mensch. Allerdings hatte jede dieser Meinungen Gründe für sich. Ich aß wenig, sprach nichts, hörte auf keine Anrede. . . bald war ich düster, bald lachte ich laut auf, . . . ich schnitt mehrere Gesichter, mein Blick war starr auf diesen oder jenen Punkt gerichtet, und nicht selten fuhr ich mit der Hand über die Stirne, gleich unsern artigen jungen Herren, die, wenn plötzlich Frauenzimmer in die Stube treten, sich aus dem Stegreife frisiren, und ihre Locken in eine liebliche Verwirrung bringen. Aber nach einer Woche klärte sich alles auf, und meine gewöhnliche Liebenswürdigkeit, das heißt meine sehr gewöhnliche, kehrte zurück. Die Sache verhält sich wie folgt.

Mir gegenüber saß ein Mann, an dessen Rocke von unaussprechlicher Farbe eine seltene Seltenheit der Knöpfe meine Aufmerksamkeit anzog. Auf drei Quadratschuh Tuch kam nicht mehr als ein einziger Knopf — eine Bevölkerung, die zwar, wenn von den Menschen die Rede wäre, zu den großen gehörte, denn sie überträfe selbst die von Malta, die aber, da es sich von Knöpfen handelt, von einer Sparsamkeit ohne Beispiel ist. Ich schloß aus Gründen der Anthropologie, daß ein Mann von so eigenthümlicher Physiognomie ein ausgezeichneter Mensch sein müsse, und ich irrte mich nicht. Ich entdeckte bald in ihm einen höchst vortrefflichen Eßkünstler der mit seinen herrlichen Gaben auch die Tugend der Uneigennützigkeit verband, indem er acht Tage hinter einander in seiner Kunst unentgeldliche öffentliche Vorstellungen gab.

Man wird mir beistimmen, wenn ich behaupte, daß die meisten Menschen wie das Vieh essen, ohne klares Bewußtsein, ohne Ueberlegung, ohne Regel, und ohne jene Anmuth, welche nur

die verschönernde Kunst über die Natur haucht. Was ich nur immer dunkel geahnet hatte, daß das Essen etwas viel Erhabeneres bezwecke, als die Befriedigung eines bloß thierischen Triebes, wurde mir klar durch die Anschauung der Meisterschaft, welche der würdige Künstler, von dem ich reden will, vor meinen Augen entfaltete.

Andere Konzertgeber warten gewöhnlich, bis sich das Orchester gesammelt hat, und das Stimmen zu Ende ist; dann erst treten sie hervor. Unser Künstler aber verschmähte den kleinlichen Kunstgriff, durch Ueberraschung zu wirken. Im Gegentheile, er war eine halbe Stunde früher als die übrigen Gäste im Speisesaal, so daß die Kellner oft irre wurden und ihn fragten, was er befehle, denn sie glaubten, er suche ein Gabelfrühstück. Diese Einsamkeit benutzte er als ein Mann, dem seine Kunst heilig ist, und der sie nicht bloß zum schnöden Zeitvertreibe der Menge übt. Er unterwarf sein Gedeck einer höchst genauen Musterung; die Teller und das Glas wurden nachgesäubert; er untersuchte das Messer, ob es keine Scharten habe, in welchem Falle er es mit einem andern vertauschte. Am meisten aber war er auf die Elasticität des Stuhles bedacht, wohl erwägend, wie viel auf diesen Resonanzboden des Eß-Instrumentes ankäme. Darauf maß er sich mit seinen Ellenbogen einen freien Umkreis ab, indem er die Stühle auf beiden Seiten zusammenrückte, so daß man sich später wunderte, wie ein Mann, der für sechs essen mochte, doch nur für zwei Personen saß. War dieses alles geschehen und es blieb ihm noch Zeit übrig, so präludirte er, indem er sich ein Glas Wein aus den gemeinschaftlichen Beiträgen der benachbarten Flaschen sammelte, und dazu ein Milchbrot mit etwas Gurkensalat genoß. So konnte er von seinem sichern Hafen aus mit Ruhe auf den Sturm der heranwogenden Gäste schauen, und durfte sich, während die andern verwirrt ihre Plätze suchten, und hungrig der Suppe entgegen seufzten, der Früchte seiner weisen Vorsicht erfreuen.

Man kann sich nicht genug darüber wundern, wie es so viel tausend Menschen, die seit undenklichen Zeiten täglich in Gasthöfen speisen, entgehen konnte, daß der Gebrauch der Gabel einer der Gebräuche sei, welche die Wirthe aus Spitzbüberei eingeführt haben. Bei nur einiger Aufmerksamkeit hätte man entdeckt, daß jenes Werkzeug weniger geeignet ist, die Speisen zu halten, als herab und durchfallen zu lassen. Einen so hellsehenden Eßkünstler, wie den unsrigen, konnte die heuchlerische Hülfsleistung der Gabel nicht bethören, und er bediente sich ihrer nie, sondern gebrauchte bei allen Speisen den sichern und weitumfassenden Löffel, den er vor den räuberischen Händen der Kellner, die nach der Suppe alle Löffel wegräumten, dadurch sicherte, daß er Exercitien und gymnastische Uebungen mit ihm anstellte, so daß er nicht zu erhaschen war.

Die Völker germanischen Ursprungs leben alle in dem Wahne, als wären die verschiedenen Beiessen, von welchen das Rindfleisch begleitet zu werden pflegt, rothe Rüben, Gurkensalat u. s. w. nur zur Auswahl da: aber unser großer Künstler ging von dem Standpunkte aus, daß jene Beiessen Simultan-Speisen wären, und die glückliche Anwendung seines Grundsatzes zeugte von dessen Richtigkeit. Meerrettig, geröstete Kartoffeln, die gewöhnliche braune Brühe, eingemachte Bohnen, Gurkensalat, Radieschen, rothe Rüben, Rettigscheiben, Senf und Salz, brachte er sämmtlich auf seinen Teller und wußte sie durch eine weise Benutzung des Raumes dergestalt im Kreise zu ordnen, daß keines das andere berührte. Nur ein einziger Platz blieb leer, wie an Arthur's Tafelrunde, und war für das Beiessen bestimmt, welches er etwa übersehen haben und das noch kommen könnte.

Das Vorurtheil, daß die Künste in monarchischen Staaten größere Aufmunterung fänden, als in republicanischen, hat jenes andere Vorurtheil veranlaßt, daß die meisten Künstler aristokratisch gesinnt wären. Bedarf es noch eines Beweises, daß diese Ansicht falsch sei, so hat ihn unser Eßkünstler gegeben. Seine Neigung für Freiheit und Gleichheit war so heftig, daß ihn der Vorzug, welchen er Frauenzimmer genießen sah, bei Tische mit Uebergehen der Herren zuerst bedient zu werden, in die größte Wuth versetzte, und er schwatzte nicht bloß für die Freiheit gleich den deutschen Liberalen, sondern er kämpfte auch für sie, indem er jeden Kellner, der ihn überspringen wollte, um die Schüssel einer Dame zu reichen, gewaltsam am Aermel zurückhielt, und ihn Achtung der Menschenrechte lehrte. Den Kellnern selbst kam diese Freiheitsliebe unseres Künstlers am meisten zu Statten; denn da der Wirth die geringste Nachlässigkeit, welche jene sich gegen die Gäste zu Schulden kommen ließen, streng bestrafte, so arbeitete der Eßkünstler solcher Tyrannei dadurch entgegen, daß er den Kellnern unaufhörlich zurief und zuwinkte, sie sollten ihn nicht vernachlässigen und an ihn denken.

Gemüse sind die Freuden des Eßpöbels und der Wirthe: sie befriedigen das rohe Bedürfniß auf eine wohlfeile Art. Unser Künstler offenbarte seine Geringschätzung gegen dieselben hinlänglich, indem er bei keinem Gemüse lange verweilte, sondern, von einem zum andern eilend, sich unter das Gefolge, die sogenannten Beilagen, mischte, wo er, wie dieses oft der Fall ist, größere Bildung fand als bei der Herrschaft.

Einen neuen Häring, der noch sehr schüchtern war, und dem man die Verlegenheit vor so vielen Gästen zu erscheinen ansah, munterte er auf, und unterhielt sich so zutraulich mit ihm, daß dieser ein Leib und eine Seele mit ihm ward. Freilich murrten die Tischgenossen über diese Vernachlässigung des sogenannten Anstandes, aber unser Künstler lachte dazu und fragte einen österreichischen Grafen, ob nicht der älteste Häring auch einmal neu gewesen? Vorzüge adeln, nicht Jahre — setzte er hinzu.

Tutti aß zwar unser Künstler auch mit, sich von andern Künstlern unterscheidend, die hierin eine lächerlich-vornehme Zurückhaltung zu beobachten pflegen; doch wie natürlich, versparte er seine meiste Kraft auf die Solos. Wenn er nach einem Halte, in Cadenzen, wie gewöhnlich eine große Schüssel Aepfelkompott als langathmiger Triller schloß, sich ganz seiner freien Phantasie überlassen durfte, dann wurde auch der kälteste Mensch zur Bewunderung hingerissen. Wie aber die Zeit, die während des Tellerwechselns und Auf- und Abtragens der Gerichte verloren geht, benutzt werden könnte, zeigte unser Eßkünstler zur Beschämung aller Tischgenossen.

Ich weiß nicht, ob es ein passendes Gleichniß ist, wenn ich sage: Mehlspeisen sind die Adagios der Tisch-Symphonien; aber passend oder nicht, unser Künstler war hierin unerreichbar. Sobald die süße Schüssel auf der Schwelle der Saalthüre erschien, machte er ganz kleine Augen, um seine Sehkraft zu verstärken. Er hatte dieses optische Verfahren nicht aus Haller's Physiologie gelernt, sondern an mehrern europäischen Höfen, wo die Fürsten ihre Augen und Ohren bis auf eine kleine Oeffnung verschließen, oder, was in der Berechnung auf eins herauskommt, wo sie nur wenig Höflinge sehen und anhören, um deutlicher zu vernehmen, was das Volk braucht und wünscht. Er machte also solche Hofaugen. Bis die Schüssel an seine Person kam, sprach er laut und viel, um gleich Frauenzimmern während einem Donnerwetter seine Angst zu betäuben. Er lachte mit sichtbarer Anstrengung. Endlich kam sie und seine Brust war frei. Er schnitt sich ein Stück von mittlerer Größe ab, das er, ehe er es aus der Schüssel nahm, einige Male darin herumdrehte, angeblich, es von allen Seiten zu beschauen, im Grunde aber, um es recht innig mit Sauce zu durchtränken. Dann überschüttete er es völlig, und wenn beim Schöpfen der Sauce noch etwas Solides im Löffel blieb, so war das schwer zu vermeiden.

Freilich fiel ihm dann immer bei, die anwesenden Engländer möchten seine Anhänglichkeit an das Continentalsystem übel nehmen, und um diese zu täuschen, goß er so lange Sauce in den Teller, bis kein Land mehr zu sehen war. Doch gelang ihm dieses nicht immer, und mehrere Male ragte ein Berg Ararat von Mandeln und Rosinen über der Fluth empor. Während dem Essen der Mehlspeise war er nachdenkend und in sich gekehrt, und man sah ihn nicht selten schmerzhaft lächeln. War das erste Dritttheil der Pudding-Portion verzehrt, (denn er theilte seine Speise-Portionen von allen Gerichten in drei Theile ab, weil die Teller zu klein waren, die ganze Portion auf einmal zu fassen) dann ließ er sich zum zweitenmal die Schüssel reichen, was gerade nichts Besonderes war. Beim dritten Male aber gebrauchte er List, und rief dem Kellner zu, er wolle nur noch ein bischen Sauce; hatte er ihn aber herbeigelockt, dann lachte er ihn aus und griff auch zum Uebrigen.

Nur deutsche Philister sind im Stande, einen großen Mann zu bewundern, ohne ihn zu lieben. Daß große Männer auch immer gut sind, offenbarte unser Künstler in mehreren schönen Zügen. Nie schlug er eine Bitte unbedingt ab; konnte er sie nicht gewähren, so gab er wenigstens Hoffnung. Trug ihm der Kellner eine Schüssel vor, die er zurückweisen mußte, weil er zu beschäftigt war, sagte er: jetzt nicht, aber später, mein Freund! Ein rührender Zug seines sanften Herzens war folgender. Eines Mittags wurde ihm zwischen dem Braten und dem Dessert noch eine Suppe vorgesetzt, weil ihn der Kellner von hinten mit einem Gaste verwechselte, der eben erst in den Saal getreten und sich an den Tisch gesetzt hatte. Unser edler Künstler, um dem Kellner die Beschämung und die Vorwürfe des Wirths zu ersparen, hatte die Großmuth, die Suppe zu essen, als wäre sie für ihn bestimmt gewesen. In allen Dingen war er ausgezeichnet. So theilte er die Unart der meisten Gäste nicht, welche die großen Krebse auswählten und die kleinen in der Schüssel liegen ließen — er nahm die kleinen auch..... Der eingeführten lächerlichen Sitte, in eine Pastete von oben einzudringen, und so gleichsam in ein Haus durch das Dach zu steigen, trotzte er muthig. Er machte zweckmäßiger zwei Seitenöffnungen, gegen einander über. Durch die Vorderthüre steckte er den Löffel, und trieb das Wild und Geflügel nach der Hinterthüre, wo er es mit Leichtigkeit auffing..... Die Geschicklichkeit, mit welcher er einen Rebhuhnkopf trepanirte, hatte ihres Gleichen nicht..... Einen Prachthecht von seltener Größe nahm er ungetheilt vor sich, so daß der Fisch nur mit dem Leibe seinen eigenen Teller bedeckte, mit dem Kopfe aber über dem Teller seines rechten, und mit dem Schwanze über den

seines linken Nachbarn hinausreichte, welches ein imposanter Anblick war.

Man wird sich wundern zu hören, daß unser Künstler von den verschiedenen Bratensorten nur gewöhnlich viel aß, da allgemein bekannt ist, daß gerade diese Art Speisen bei wahren Kennern in großem Ansehn stehen. Aber der Meister betrat überall eine neue Bahn, und wie er selbst unnachahmlich war, so ahmte er auch niemals Andern nach. Wie gesagt, er aß die Braten als Dilettant, und benutzte die Muße, die er dadurch gewann, um sich auf das Dessert würdig vorzubereiten. Von diesem stellte er eine ganz neue Theorie auf, wodurch das bisherige System ganz über den Haufen geworfen wird. Ich werde mich bemühen, die neue Theorie unsers Künstlers in das klarste Licht zu setzen, und man wird erstaunen, daß die falsche Ansicht vom Dessert sich so viele Jahrhunderte hat behaupten können.

Joseph in Egypten, den meine Leser, wenn auch nicht aus der Bibel, doch gewiß aus Mehül's Oper kennen, war in den Jahren der Fruchtbarkeit auf die künftigen Jahre der Hungersnoth bedacht, und ließ, als ein guter Staatsverwalter, Vorrathskammern anlegen. Ich weiß nicht, ob sich unser Künstler gegen eine Frau Potiphar so streng benommen hätte, als der keusche Joseph, aber in der Nationalöconomie blieb er hinter dem Sohne der Rahel nicht zurück. Auch ihn machte der Ueberfluß bei Tische nicht sorglos, er gedachte der sieben magern Nachmittagsstunden, und traf seine Maßregeln. Ein glücklicher Umstand, der Brand von Moskau, trug viel dazu bei, ihn auf den Weg der Weisheit zu führen. Der Künstler hatte in den ewig denkwürdigen Jahren **1814** und **15** für die gute Sache gefochten, und aus dem glorreichen Freiheitskampfe die wahre Ansicht vom Dom zu Cöln, das Hep Hep, und die Sprachreinigkeit als Beute des Sieges mit in die Heimath gebracht. Er war es, der den Vorschlag gemacht, der Bundestag solle sich nicht eher versammeln, als bis der Dom zu Cöln ausgebaut wäre, um dann darin Platz zu nehmen, und jeder wahre Freund des deutschen Vaterlandes muß bedauern, daß dieser Vorschlag nicht zur Ausführung kam, und daß sich der Bundestag früher versammelte. Er war es, der die Judenverfolgungen in den Gang brachte, um Freiheit und Gleichheit einzuführen, und ihm hat man zu verdanken, daß die Sekte der Puristen sich so allgemein verbreitet hat. Er jagte alle französischen Wörter über den Rhein zurück und selbst das sanfte Dessert konnte seinem Hasse nicht entgehen; er sagte dafür Nachtisch. Nachtisch! Möchte man doch immer der ursprünglichen Bedeutung der Worte nachforschen, dann wäre es leicht, sich über die wahre Beschaffenheit aller Dinge zu verständigen! Was heißt Nachtisch? Nachtisch heißt dasjenige Essen, welches nicht bei Tische, sondern nach Tische verzehrt wird. Unser Künstler war nun nach dem zweiten Pariser Frieden gar nicht mehr zweifelhaft über das, was ihm als deutschem Mann zu thun oblag, er aß den Nachtisch nach Tische. Um aber die neue Institution um so fester zu begründen, gab er ihr eine historische Basis. Er aß daher gleich den übrigen Gästen sein Dessert noch bei Tische, war dieses aber geschehen, so häufte er seinen Teller zum zweiten Male mit Kuchen und Früchten an, und ließ dieses durch den Kellner auf sein Zimmer tragen, um es in den Nachmittagsstunden zu verspeisen.

Fehler wie Vorzüge, Laster wie Tugenden, Wahrheiten wie Irrthümer, hängen unter sich zusammen, und ziehen sich nach. Unser Künstler gab einen neuen Beweis hievon. Kaum war ihm über die wahre Bestimmung des Nachtisches ein Licht aufgegangen, so schritt er auf der Bahn der neuen Entdeckung weiter, bildete das System aus, und wandte es noch auf andere Verhältnisse des Lebens an. Daß er, sich unterscheidend von den übrigen Gästen, seine Serviette unter das Kinn fest band, konnte mich nicht überraschen, denn von einem solchen Manne ließ sich nicht anders erwarten, als daß er die alte Sitte, Weste und Beinkleider zu schonen, beibehalten werde. Daß er aber genannte Serviette, die während dem Gedränge des Essens herabfiel, zur Zeit, wenn das Dessert kam, und die andern Gäste ihre Serviette zulegten, von neuem unter das Kinn befestigte, mußte mir auffallen. Ich dachte gleich: dahinter steckt was — und es stak wirklich etwas dahinter, wie sich zeigen wird. Er spielte nämlich während der ganzen Mahlzeit, so oft es ihm seine Geschäfte erlaubten, mit der rechten Hand hinter der Serviette, zog sie aber häufig hervor, und zeigte, daß sie hohl war. Hiedurch gewöhnte er die Zuschauer an diesen Anblick, so daß sie zuletzt gar nicht mehr darauf sahen. Kam nun das Dessert, dann nahm er ein großes Stück Brod vor sich, wovon er aber nur wenige Brosamen zu der Torte aß. Er ließ das Brodstück auf dem Tischtuche artige Purzelbäume machen, dann zog er das Schnupftuch aus der Tasche, und bediente sich dessen mit vielem Geräusche. Er ahmte hierin glücklich den Taschenspielern nach, die, wenn sie einen großen Streich vorhaben, die Ohren der Zuschauer zu beschäftigen suchen. Ich paßte auf. Husch hatte er die rechte Hand mit dem Brode hinter der Serviette, und von da brachte er es unbemerkt in die Tasche, worauf er dann das Schnupftuch wieder einsteckte. Auf dieselbe Art prakticirte er einige

Birnen in die Tasche; jedoch hat man dieses letztere Stück schon von Pinetti gesehen. So wendete unser Künstler die Theorie des Nachtisches auch auf andere Lebensmittel an.

Ach, die menschliche Natur ist nie vollkommen! Die größten Männer haben ihre Schwächen und auch unser Künstler war nicht frei davon. Ich hatte gestern in einem Anfalle von übler Laune in mein Tagebuch geschrieben: „und sei eine Frau noch so kluge Wirthschafterin, sie versteht nur die Küche; der Keller ist — um mich artig und architektonisch auszudrücken — unter ihrem Verstande.“ Diese Bemerkung galt der Frau von Stael; aber treffender hätte ich sie auf unsern Eßkünstler anwenden können. Vom Weine hatte er gar keine Kenntnisse, und er trank nur wenige Gläser. Doch hielt er für diese einzige Schwäche durch seine Herzensgüte wieder schadlos, indem er, um zu verbergen, daß ihm der Wein nicht schmecke, was den Wirth hätte kränken können, den übriggelassenen zugleich mit dem Dessert auf sein Zimmer tragen ließ, wo er ihn wahrscheinlich heimlich ausschüttete.

Napoleon sagte nach seinem Rückzuge aus Rußland: „vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.“ Die Kellner, welche unsern Eßkünstler bedienten, machten diesen Schritt, und fanden dessen Kunstansichten lächerlich. Sie waren nicht allein wegen dieser ihrer Unwissenheit zu bedauern, sondern noch mehr darum, daß sie etwas lächerlich fanden und doch nicht lachen durften. Ich konnte ohne das innigste Mitleid nicht sehen, wie diese armen Menschen sich quälen mußten, um die Convulsionen ihres Gesichtes zu verbergen, und denjenigen Anstand zu beobachten, den jeder Gast von einem loyalen Kellner fordern kann.

---

## Die Scala des modernen Gesellschafts-Tones.

Von K. F. W. Sapphir.

Der Text, den wir unserer heutigen Devise zum Grunde gelegt haben, findet sich aufgezeichnet in allen Annalen der deutschen Städte und Städtchen: es ist das „ut-re-mi-fa-sol-la“ des allgemeinen Gesellschaftstons. Dieser Text zerfällt in zwei Theile: in „Nichts“ und in „Etwas.“ Ich erbitte mir Ihre freundliche Aufmerksamkeit zu dem ersten Theil meiner Devise, zu —

### Nichts.

Nichts, meine freundlichen Zuhörer, ist bei weitem keine solche Kleinigkeit, als man glaubt; nicht etwa, weil die ganze Welt aus dem Nichts entstanden, denn das Nichts, welches vor der Erschaffung der Welt da war, ist ein wahres Nichts gegen das Nichts, das mit der Welt zur Welt kam. Man könnte sagen: Im Anfange war Alles Nichts, und aus diesem Nichts entstanden mehrere Nichts, als da sind:

Die Welt und das Licht; die Menschen und die Türken; die Thiere und die Ultra's u. s. w.

Wenn das Licht z. B. mehr als ein Nichts wäre, so müßte es doch irgendwo sein, nachdem es erschaffen wurde; wo ist aber nun das Licht? Beim Lichte betrachtet ist nirgends Licht, ja man steht sich im Lichte, wenn man nur vom Lichte spricht. Das Bischen Licht, das etwa im Paradiese gewesen sein mag, war unser erstes Unglück; wäre kein Licht da gewesen, so hätte Adam Eva nicht gesehen, Eva hätte die Schlange nicht gesehen, die Schlange hätte den Apfel nicht gesehen, und wir wären Alle noch im Paradiese, also mit dem Licht ist's auch nichts; wir haben Kerzen aber keine Lichter, und auch von diesen nur so viel, als nöthig ist, um zu sehen, wie finster es ist. Sie sehen also, daß aus dem präadamitischen Nichts ein ganzes Nichtsheer herausgeschachtelt wurde, und eins von diesem Nichtsheer ist auch der Grundton oder die „Tonica“ unserer modernen Gesellschaften.

Die Tonart einer jeden Gesellschaft bedeutet ursprünglich den Klang, oder den Gehalt derselben in Beziehung des Verhältnisses der Höhe und Tiefe; wir aber sind darauf reducirt, die Grundbedeutung dieser Tonart in Rücksicht des Verhältnisses von Länge und Breite zu suchen.

Die Systeme haben von jeher die Kunst zu Grunde gerichtet. So wie man nun eine Bank ein System von Stühlen, eine Gasse ein System von Häusern, und die Frisur unserer Damen ein System von Lockungen nennen könnte, so kann man jede Gesellschaft ein System, ein Tonsystem nehmlich von einzelnen Tönen oder von einzelnen Menschen nennen.

Die bestimmte Abmessung dieser Töne aber nennen wir *bon ton* — allein es giebt zwei *bon*, die oft sich gegenseitig fliehen, das ist der „bon sens“ und der „bon ton,“ nur wo diese zwei bon zusammen sind, da findet man die Bonbon der geselligen Conditorei.

Zur geselligen Harmonie muß man eine ganze Octave in sich fassen, nämlich:

C D E F G A H

Das C: Cultur, das D: Denken, das E: Einfälle, das F: Feinheit, das G: Geschmack, das A: Anstand, und das H: Heiterkeit.

Alle diese Dinge, und wohl noch mehrere gehören dazu, um im gesellschaftlichen Gespräche,

in diesem rüstigen Zweikampfe der Ideen, in der Gesellschaft, in welcher man nicht nur durch den Strom der eigenen Rede, sondern auch durch den des Gegners gedrängt und gehoben wird, glänzen und unterhalten zu können.

Das Lesen eines Buches, des besten Buches, ist eine schleppende Geistesbewegung gegen den lebendigen Buchstaben des Gespräches. Das Gespräch läutert die Begriffe, schärft die Urtheilskraft, erzeugt eine Fülle von Gedanken, befördert den improvisatorischen Scharfsinn, regt den Witz und den Humor an, und legt die weichen Folien des anständigen Scherzes, der heitern und fröhlichen Laune um die scharfen Ecken und um die schneidenden Kanten des Lebens und des Ernstes. Eben deßhalb ist das weibliche Geschlecht im Allgemeinen weit scharfsinniger als das männliche, weil es viel spricht, weil es ohne Sprechen nicht leben kann, weil es spricht, um zu leben, und lebt um zu sprechen. — Legen wir heut zu Tage unsere geheimsten Gehörtrichter an die Thüren unserer Gesellschaftssäle und Sälchen, Zimmer und Zimmerchen, Zirkel und Zirkelchen, so ist es immer ein herausgeputztes Nichts, um welches wir, wie die Wilden um einen erschlagenen Feind, herumtanzen und herumjubeln. Da sitzt man auf der langen Bank eines Winterabends um die Riesin „Langeweile" todtzuschlagen; zuerst wird diese Riesin mit Thee gebeizt und mürbe gemacht, sodann marschiren die Damen mit Stricknadeln und die Männer mit Spielkarten und Tabackspfeifen auf sie los, aber es geht dieser Riesin, wie dem Gespenste in der Fabel, was man ihr unten abschneidet, setzt sie oben wieder an.

Das einzige Schwimmkissen, welches uns auf der Fluth der Conversation oben aufhält, ist das Theater, also wieder ein Nichts, wir sprechen also ein Nichts mit Nichts zu Nichts. Wirft einmal ein außerordentlicher Sturm der Zeit, oder ein Aufruhr der Ergebnisse irgend einen Neuigkeits-Walfisch aus dem Strom der Ereignisse an unsern öden Strand, da läuft Jung und Alt zusammen, mit Töpfen und Schüsseln, mit Kannen und Schalen, und jeder zapft am Neuigkeits-Walfisch schnell ein bischen Thran ab, und läuft damit nach Hause. Sodann Morgen, und Uebermorgen und Ueberübermorgen und einen Monat lang laden wir uns und unsere Gevatterinnen, Nachbarinnen, Basen und Vettern gegenseitig ein, und setzen uns gegenseitig denselben Thran vor, und finden ihn immer sehr schmackhaft, und alle Basen sagen: der Thran, er ist delicat. Früher hatten wir fünf Sprachwerkzeuge, wir haben aber zwei davon mit Napoleon auf St. Helena begraben, zwei davon sind über den Balkan gegangen, und sind nicht wieder zurückgekommen, und wovon wir jetzt zu reden haben, dafür ist *ein* Sprachwerkzeug auch schon ein Luxusartikel.

Wenn der ewige Friede noch lange fortdauert, so werden wir dieses eine Sprachwerkzeug auch quiesciren, und sodann dürfte für die Ehemänner wenigstens, nicht nur ein *ewiger*, sondern auch ein *zeitlicher* Friede eintreten. Das *Nichts* unserer Gesellschaften ist aber nicht etwa blos deßhalb so leer, weil es ein *Nichts* ist, sondern weil wir es noch so emsig und mit aller deutschen Beflissenheit ausädern und präpariren. Wir rädern ein und dasselbe Nichts Kopf ab und Fuß ab, zerfasern es, zupfen es zu Charpie und zermalmen es dann noch erst mit den Zähnen. Dieses Nichts geht mit dem Klingelbeutel herum, Jeder wirft seinen Silberling hinein und dankt dann dem lieben Herrgott im Stillen, daß er seiner Pflicht sich entledigt hat. Die gesellschaftliche Rede soll eine leichte, faßliche und angenehme Prosa sein, wir Deutsche können aber keine Prosa schreiben und unsere besten Dichter sind nicht im Stande eine kleine Zeitungs-Annonce fehlerfrei aufzusetzen. In England hat der *Sprecher* die *Sprache*, in Deutschland die *Sprache* den *Sprecher* in der Gewalt, deßhalb spricht in England in den Gesellschaften stets nur Einer, wir aber sprechen in Gesellschaften Viere und Sechse auf einmal, gleichsam als wollten wir eine Rede zusammenschießen, da wir einzeln zu arm sind.

In Frankreich sieht man darauf, *hübsch* zu reden und *schnell* zu denken; wir sehen darauf, recht *schwer* zu denken, und recht *langsam* zu sprechen. Darum rollt die französische Conversation wie ein rasch bespanntes Cabriolet munter vorwärts, unser Gespräch aber bewegt sich wie ein deutscher Frachtwagen langsam vorwärts, und hält alle Augenblicke hübsch stille, um sich von seiner Pein zu erholen. Wenn der Franzose in Gesellschaft geht, so legt er im Vorzimmer nicht nur seinen Mantel und seinen Hut ab, sondern er hängt auch da seinen Minister, seinen Financier, seinen Conseiller, seinen Savant, seinen homme de lettres, seinen Deputé u. s. w. an den Nagel, und tritt als bloßer Gesellschafter in die Gesellschaft. Bei uns aber giebt es keine Gesellschaft, ein Jeder bringt sein Amt und seinen Titel mit, und hängt sich dieselben als Serviette vor den Mund, daß ihm ja nur nichts Menschliches entfalle. Es giebt bei uns bloß gesellschaftliche Menschen-Repositorien, in verschiedene Fächer abgetheilt, als z. B.: ein Minister, ein Rath, ein General, ein Banquier, eine Ministerin, eine Räthin, eine Professorin, eine Generalin, eine Banquierin, es sind zusammengefügte Sorten, aber es ist keine Gesellschaft.

Der Reiche bringt seine Kisten mit, und rangirt sich nach ihrem Inhalte, als Ganzer, Halber, Drittel und Viertel=Millionär; wir haben demnach nicht nur einen Kastengeist in der Gesellschaft, sondern auch einen Kistengeist. Das Gespräch spielt also nicht, wie ein schönes Farbenspiel, leicht und frei, in und durch einander, sondern einzelne Gesprächtheile schwimmen, wie Essig und Oel neben einander, ohne sich je zu verbinden.

Dieses schroffe und vereinzelte Dastehen in Gesellschaften eben läßt uns so unbeholfen und steif; darum ist unser Conversationston schwerfällig und pedantisch, gekünstelt ohne Zierlichkeit, derb ohne Feinheit, kurz, wir sind wie Göthe's Musen in der Mark, nicht fein und manierlich, sondern derb und natürlich. Einen Beweis aber, was selbst unsere Dichter unter Conversation verstehen, können uns unsere Conversations=Stücke, mit welchen man in neuerer Zeit uns auf den Bühnen martert, liefern. Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen können diejenigen dramatischen Stücke, in welchen das gewöhnliche Leben ausgebalgt, und pfundweise, mit Bein und Knochen ausgehackt wird. Der Verfasser nimmt drei Fingerspitzen voll Natur, läßt sie in einem Maß lauwarmes Gesprächwasser aufkochen und die Tisane ist fertig. Dazu kömmt ein großes Elend, oder ein großer Jammer, am meisten aber eine große Armuth, mit zwei oder drei Criminalverbrechen belegt, wie Spinat mit Setzeiern.

Kotzebue und Iffland lassen ihre Helden stehlen, einbrechen, silberne Löffel einstecken, dem Manne entlaufen, Nachschlüssel haben u. s. w. In England würden alle diese Helden aufgeknüpft werden: unsere Dichter bestrafen sie härter, sie bringen sie auf das deutsche Theater. Das Laster wird belohnt. Die Einkleidung dieser Stücke ist alltäglich wie das Lächeln, schleppend wie ein unglücklicher Bräutigamstand und ausgedörrt wie das Gewissen eines Jesuiten. Die Personen dieser Stücke stampfen mit den Füßen, prügeln, stoßen Flüche aus, sind alles Geistes und Anstandes beraubt, und das nennen unsere Theaterdichter: Conversations=Stücke.

Es ist also nicht einmal ein allgemeines Nichts, sondern ein zerstückeltes Nichts, welches der Gegenstand unserer Gespräche ist. Aus dem großen Vorweltnichts erstand also nicht nur das allgemeine Weltnichts, sondern aus diesem allgemeinen Weltnichts entstand das zerstückte Gesellschaftsnichts, aus diesem Gesellschaftsnichts entstand das Nichts dieses ersten Theils meiner Vorlesung, und meine freundlichen und aufmerksamen Zuhörer werden wenigstens zugeben, daß ich dem Stoffe „Nichts" ganz gewachsen bin, und werden mir daher ihre gefällige Theilnahme nicht versagen, wenn ich Sie durch „Nichts" auf „Etwas" vorbereiten will.

Etwas.

Unleugbar muß es aber doch ein Etwas sein, welches uns in unsere Gesellschaften zieht, ein Etwas, welches uns an unsere Gesellschaften fesselt, es ist: Das weibliche Geschlecht. Der Gesellschaftston hat auch zweierlei Tonarten, die Dur= und die Moll=Tonart. Die Männer bilden die Dur=Tonart, die Frauen die Moll=Tonart. Die Durtonart trägt den Charakter einer großen Lebhaftigkeit, eines raschen, bestimmten, aber scharfmarkirten Gepräges; die Molltonart trägt den Ausdruck der Weichheit, des Zarten, des Elegischen und der feinen Empfindung an sich. — Die Freude wie der Schmerz, sie stören beide gleich die geistige Natur des Menschen aus ihrem ruhigen Gleichgewichte auf; die geistige Natur muß also streben, wieder Herr beider Empfindungen zu werden; dazu ist ein Austönen, ein Aussingen, ein Ausschreien oder ein Austoben derjenigen Empfindung nöthig, die dem Herzen zu übergewaltig wird. Die Empfindungen in Musik oder Gesang übertragen, geben der geistigen Natur ihre gleichschwebende Temperatur wieder. Jede Stimmung aber kündigt sich durch eigene, ihr angehörige Töne an. Wie es in der Musik ist, so ist es in der Rede, nur mit dem Unterschiede, daß die Musik auf das Nervensystem, und die Rede auf den Geist wirkt, daß die mathematische Meßbarkeit der Musik sie einschränkt, die lebendige Rede aber die Freiheit ihrer Bewegung in Zeit und Raum unbeschränkt besitzt, daß die Musik auf physischem Wege, und quantitativ operirt, während daß die Rede, das Gespräch auf physischem Wege qualitativ zu Werke geht.

Wie die Musik, so hat die Rede, der gesellschaftliche Ton, eine Dur= und eine Moll=Tonart, jene geht von dem männlichen Theile der Gesellschaft, diese von dem weiblichen aus. Die Männer kommen in die Gesellschaft nach den Mühen des Tages, erschöpft, geistig oder physisch, sie bringen nicht einmal den Willen mit, zu unterhalten, sondern sie wollen unterhalten sein, sie wollen sich erholen, sie betrachten den Abend oder die Geselligkeit wie ein Sopha, auf das sie sich hinlehnen, in nichtsthuender Bequemlichkeit. Das weibliche Geschlecht hingegen bringt alle seine Kräfte mit in die Gesellschaft, der ganze Tag ist ihm nur eine Vorschule des Abends, das gesellige Leben ist den Frauenzimmern Geschäft und Instinkt zugleich. Wir Männer bedürfen eines Impulses, eines Anstoßes,

um zu sprechen überhaupt, wir bedürfen einer Begeisterung, eines Rausches, oder einer firen Idee, um eindringend und hinreißend zu sprechen.

Die Frauen hingegen sprechen aus freier Lust, sie improvisiren, sie sagen nichts langsam, nichts ängstlich, es ist stets eine angenehme, eine gefällige Form. Selbst die geistreichsten Männer unter uns, wenn sie eine kleine Rede vom Stapel laufen lassen, suchen erst alle Sinne und Sprachwerkzeuge zusammen, man sieht ihr Gesicht schon Minuten lang früher wetterleuchten und blitzen, ehe der Donner der Rede folgt, welcher noch oft ein Wasserschlag ist; die Frauen hingegen, selbst die nur halb gebildeten, bereiten sich auf das, was sie sagen wollen, gar nicht vor, ihre Unterredung fließt wie ein Bach aus heiterer Quelle hervor, und ist der Bach auch nicht tief, so ist er doch hell, und in ihm spiegeln sich die gemüthliche Bläue des Himmels und die am Ufer blühenden Blümlein ab. Wir Männer haben den Reichthum an Ideen, allein wir besitzen denselben in großen Münzen, die wir im geselligen Leben nicht in Curs bringen können. Die Frauen aber wissen das Nadelgeld, welches sie von Wissen und Bildung haben, rouliren zu lassen, und in kleinen, klingenden und lieblichen Scheidemünzen in Umlauf zu setzen. Wir Männer vergessen uns im Gespräche sehr oft, die Frauen nie, es ist immer die feine Linie des Zarten, Schicklichen und Graziösen, auf welcher sie sich bewegen.

Wie in der physischen Natur sich der Mann durch derben Bau, durch eckige Umrisse von der Zartheit und von den runden und weichen Lineamenten des weiblichen Baues unterscheidet, so äußern sich auch im geselligen Leben die Männer mehr durch die Idee der Kraft, eckig und schroff, die Frauen hingegen mehr durch die Idee der Schönheit, in der Form rund und zart, glatt und weich. Aber in gewisser Hinsicht tritt ein umgekehrtes Verhältniß ein; im gewöhnlichen Leben ist der Mann das begeistigende, und die Frau das fortbildende Prinzip, in der Gesellschaft hingegen sind die Frauen das begeistigende Prinzip und wir Männer bilden den gegebenen Stoff fügsam fort. Es ist eine Naturerscheinung, daß der kleine Mund der Frauen gerade die größten Worte liebt: Gottheit, Engel, Himmel, Triumph, Urtheil, Verdammung, oder Vergötterung sprudeln, mir nichts, dir nichts, aus dieser kleinen Zaubergrotte hervor. Selbst in Hinsicht der Complimente zeichnet sich der richtige Takt der Frauen vor dem der Männer auffallend aus, der geistreichste Mann läßt sich durch ein fades Compliment, durch eine plumpe Schmeichelei gewinnen. Die Frauen aber verlangen ein geistreiches Compliment, eine sinnige, ungewöhnliche Schmeichelei.

Nicht nur unsere Schöngeister alle erschließen ihre Liebenswürdigkeit und ihr Schatzkästlein von Grazie, Witz und Galanterie, in den Sonnenstrahlen der weiblichen Gesellschaft, sondern auch der ernstere Beschauer des Lebens findet im geselligen Umgange der Frauen die Polirmühle feiner Sitten, und das Marimenbuch des Schicklichen. Leider, gottlob, sind die Frauen auch selbst von dem geringen gesellschaftlichen Talente der Männer überzeugt, und rücken mit Waffen gegen die Langweile in jede Gesellschaft ein. Ein halber Strumpf, ein Knäul Zwirn und fünf Nadeln machen die Besatzung aus, mit welcher sie sich defensiv gegen die zu erwartende Langeweile decken. Ich bin weit entfernt, mit Jean Paul das weibliche Geschlecht wegen seines „vernähten und verstrickten Lebens," wie er es nennt, zu tadeln; ich ehre das Strickzeug und den Nähtisch als die Reichsinsignien der häuslichen Tugend, ich liebe es, wenn das weibliche Geschlecht verstrickend strickt, Schlingen schlingt, Häckchen häckelt, Netze netzt und Stückchen stückt, aber wenn ich ein Frauenzimmer sehe, wenn es in Gesellschaft die Prosa aller Prosa: das Strickzeug aus dem Strickbeutel herauszieht, da bricht mir der helle Angstschweiß aus, da sehe ich ordentlich den ganzen Abend wie einen zähen wollenen Strumpf vor mir liegen, wie die guten Frauen an diesem sich immer länger dehnenden Abend peinlich herunterstricken, wie sie den Abend abnehmen, hie und da eine Masche fallen lassen, und am Ende den Abend fest zusammenstricken, damit er nur ja nicht wieder aufgehe.

An diesen Strumpf knüpft sich auch sogleich die nüchterne Alltäglichkeit des hausgebackenen Lebens mit an, mit sammt dem Waschzettel und dem Bügeleisen. Fast sollte man glauben, die Frauen hätten ihre Hände zu ewigem Arbeitszwang verurtheilt, entweder weil dieselbe Hand schon eine Ruhe gemordet hat, oder noch morden will. Man weiß jetzt fast gar nicht mehr, ob das Frauenzimmer den Strumpf, oder der Strumpf das Frauenzimmer mit in die Gesellschaft bringt, und die Männer erzählen sich gegenseitig: Wir waren gestern funfzehn Frauen, funfzehn Männer und funfzehn Strümpfe beisammen.

Unleugbar ist es, da durch das Stricken die Frauen so mancher Verlegenheit entgehen, sie können so Manches übersehen und überhören, was sie gern übersehen und überhört haben möchten, die fünf Nadeln sind eben so viele Ableiter von Erröthungen und Entfärbungen; die

bequeme Gelegenheit die Augen sogleich senken zu können, ist eine Gelegenheit aus einer Verlegenheit zu kommen; man kann das Gespräch mit der Masche zugleich fallen lassen, und mit der neuen Masche ein neues Gespräch aufnehmen. Wenn wir jedoch wüßten, wie viel Seufzer, Wünsche, Verlegenheiten, heiße Gebete und bittergesalzene Thränen in manchen Strumpf mit eingestrickt werden, wir würden mit ehrfurchtsvollen Augen einen solchen Strumpf, den einzigen heimlichen Vertrauten stiller Lust und stillen Wehs, betrachten. Wir Männer wissen aber mit unsern Händen gar nicht, wo aus, wir spielen mit den Uhrketten, wir schreiben mit den Fingern auf den Tisch oder auf die Knie, oder wir streichen uns das Schöpfchen, oder wir zupfen an dem Halskragen, oder wir wickeln uns den Schnurrbart um den Finger, oder wir spielen mit der Dose, oder wir wenden und drehen ein Stückchen Papier zwischen den Fingern, anstatt daß wir den Gegenstand der Conversation drehen und wenden sollen.

Um es uns aber ja nicht zu verhehlen, daß wir Langeweile haben, nehmen wir noch zwei oder drei Zeugen dazu, und spielen Karten. Denn eine Partie Whist oder l'Hombre oder Boston ist doch gar nichts anders, als ein stillschweigendes Geständniß, welches sich vier Personen gegenseitig machen, daß sie nicht wissen, was sie mit einander anfangen sollen.

Wir könnten unsere zweiundfunfzig Wochen ohne die zweiundfunfzig Karten gar nicht mehr herumbringen. Den Damen verzeihe ich es noch, denn sie finden, in der ihnen eigenen Scharfsinnigkeit, in den dreizehn Kartenblättern ein ganzes Sitten- und Lebensbüchlein; bei der Eins denken sie: einen Gegenstand muß man lieben und keinen mehr; bei der Zwei, daß es doch besser ist ein Paar zu sein; bei der Drei an die Gewalt der Grazien; bei der Vier an die weise Einrichtung der vier Temperamente; bei der Fünf an die Macht der fünf Sinne; bei der Sechs an die häuslichen Geschäfte der sechs Wochentage; bei der Sieben und Acht, daß die Männer sich in Acht nehmen keine böse Sieben zu heirathen; bei der Neun an die neun Musen, ohne welche es doch keine Grazien giebt; bei der Zehn an die sonderbare Einrichtung, daß eine Nulle durch eine hinzugefügte Einzelheit erst zu hohem Werthe kommt, diese Einzelheit aber wieder durch diese Nulle zehnmal mehr werth wird. Bei den Buben denken sie sich, was sie sich bei allen Gecken und Laffen denken: sie sind gerade gut genug, um mit ihnen zu spielen. Mit den Damen gehen sie wie mit den Damen im Leben um, machen ihnen anscheinlich die Honneurs, können sie ihnen aber bei guter Gelegenheit einen Stich versetzen oder sie tüchtig abtrumpfen, so unterlassen sie es auch nicht; bei dem König endlich zeigen sie sich als gute Royalistinnen. Wenn die Frauen zum Spieltisch eilen, so ist das reine Satyre auf die Männer, wenn aber die Männer spielen, so machen sie keine Satire auf die Frauen, sondern eine auf sich selbst. Die Frauen legen auch mit den Karten das Spiel selbst aus der Hand, die Männer hingegen, die legen blos die Karten aus der Hand, aber nicht aus dem Sinne; sie spielen in Gedanken noch nach, und oft kommt der Mann nach Hause, und glaubt in seiner Frau Coeur- oder Caro-Damen zu sehen. Doch nein, hier thue ich ihnen unrecht; wenn das wäre, so würden sie ihre Frauen zärtlicher und aufmerksamer behandeln, als es gewöhnlich der Fall ist. Denn in der Regel ziehen die Männer nur wenn sie in Gesellschaft gehen den schwarzen Galla- und Bratenrock und den rosenfarbenen Humor an; wenn sie aber zu der armen lieben Frau nach Hause kommen, da nehmen sie schnell wieder das aschgraue Sorgengesicht und die nußbraune häusliche Brumen-Schlafmütze hervor.

Sie gehen also mit Coeur- und Caro-Damen gefälliger um, als mit ihren Frauen. Ueberhaupt sind sie in der Gesellschaft schon glücklich, wenn sie durch das Spiel der Qual des Redens überhoben werden. Aber nicht nur das nicht Reden ist ein Uebel unserer Gesellschaft, sondern auch und mehr noch das nicht gut Hören, das nicht gut Zuhören nämlich. Denn die Kunst des Zuhörens ist eins der ersten Bedürfnisse einer guten Gesellschaft. Wie oft haben wir zwei Stunden lang gar nichts gesprochen, sondern bloß einem Andern zugehört, und der Andere sagte sodann: das ist ein recht scharmanter, artiger, beredter Mann.

Ein großes Uebel unserer Gesellschaften sind die Schönsprecher und die Zierwörtler, die Redecoquetten, die alle Welt anziehen, und keine Seele festhalten. Ein solcher Schönsprecher sucht in aller Stille erst das schönste Wortkleid für seine Gedanken zusammen; während des Sprechens sucht er immer noch den Flitterstaat, den er seinen Worten umhängen will, die Mühe des Redens tödtet die Kraft seiner Meinung und der Gedanke erliegt unter dem Schwall des leeren Geklingels. Noch ein größeres Uebel sind die Generalpächter der Unterhaltung, die jeden Gegenstand allein verschlingen wollen, und die Alleinherrschaft des Zirkels gewaltsam behaupten.

Diese fallen jedem Andern in die Flanken, schneiden ihm das Gesprächsterrain ab, und behaupten das Schlachtfeld ganz allein. Der na-

türliche König jeder Gesellschaft hingegen ist der Gelegenheitsmacher, das heißt, derjenige, der andern Gelegenheit giebt und macht, ihr Schäfchen auch in die Heerde der Sprecher zu treiben und die allgemeine Wiese der Unterhaltung mit abweiden zu können; ein Sensal fremder Einfälle und Worte verdient und erndtet auch am meisten Dank. Zur Geselligkeit ist Talent allein nicht hinreichend, man muß ein Gesellschaftsgenie sein. Das Genie sprudelt: es überlegt, es wählt, es sucht nicht lange, es wirft den Gedanken hin, schnell wie es ihn empfing, schleppt im Nu Worte und Einkleidungen aus aus allen vier Welttheilen, aus allen Reichen der Natur zusammen, drappirt seine Gedanken flüchtig mit denselben, und alles paßt und kleidet wohl, sieht wohl zuweilen phantastisch, aber nie bizarr aus. Zuweilen verfängt sich ein solches Genie, verwickelt sich, ja zuweilen wird es völlig besiegt, allein es ist ein Triumph in der Niederlage und er fällt wie Leonidas, sein Fall vermehrt seinen Ruhm. —

Der Satiriker, der witzige Kopf, ist die Argand'sche Lampe der Gesellschaft, er überstrahlt alles. Doch muß er bekannt sein und nicht beißend, sein Witz sei ein Schröpfkopf, der mehr kitzelt als sticht, aber nicht eine Lanzette, welche in die Ader des Nächsten fährt und eine schmerzliche Verblutung nach sich zieht. Der Witz muß leuchten aber nicht zünden, erhellen aber nicht blenden. Der Witz steige wie eine Rakete in die heitere Luft, er öffne sein Lustspiel über den Köpfen der Zuschauer, die ihr fröhliches „Ach!" ausrufen; kein Funken falle zündend herunter und die ausgebrannte Nußdüte senke erst weit von ihnen sich hernieder.

Eine ganz eigene Erscheinung in der Gesellschaft bieten uns die Verliebten dar. Ein Verliebter, und wäre er das komischste, das geistreichste Genie, ist zwar ein Gott, wenn der Gegenstand seiner Liebe mit in der Gesellschaft ist, aber eine Nulle, eine bodenlose Lyra, wenn er nicht da ist. Hier giebt es aber noch viel zu unterscheiden, ob es die wirklichen Blattern oder die Schafblattern sind, das heißt, ob es Liebende oder bloß Verliebte sind; in welcher Periode der Krankheit sie sind, ob in der Entwicklungsperiode, ob in dem Ausbruch, ob in der Krisis derselben, oder in der Reconvalescenz.

Auf jeden Fall bilden die Verliebten in der Gesellschaft einen Staat im Staate, und sind deßhalb zur Gesellschaft nicht mitzurechnen.

Ganz unerträglich aber in geselligen Zirkeln sind die Vornehmthuer, die Gespreizten, die petrifizirten Gesichter, die nie lachen, und nur selten sich hie und da ein Lächeln unter dem Fette zu Schulden kommen lassen. Diese affectiren geläuterten Geschmack, ihr Antlitz liegt wie gepreßter, falber, zweifarbiger Sammt da, und man ist versucht, sich eine Weste daraus machen zu wollen. Das sind die geselligen Holzäpfel, wenn man in die sauren Gesichter hineinbeißt, bekommt man lange Zähne. Soll ich nun noch ein Wort über die sogenannten privilegirten Gesellschafts-Spaß- und Lustigmacher sagen? Wer kennt nicht ein Heer solcher Fadriane, die einen und denselben Spaß immer von neuem vornehmen, und sich dadurch so zu sagen das Bürgerrecht in gewissen Zirkeln errungen haben? Der Eine kann funfzehn Minuten auf einem Fuße stehen; der Zweite kann mit der Stirne eine Haselnuß aufknacken; der Dritte kann durch den Schatten seiner Finger einen Hasen und einen Hund an der Wand erscheinen lassen; der Vierte kann wie eine Katze miauen, und wie ein Hund bellen; der Fünfte kann mit dem Munde sägen und hobeln; der Sechste kann sich ein brennendes Licht in den Mund stecken; der Siebente kann sich die Augenlieder wie Aermelaufschläge emporschlitzen; der Achte kann drei Eierdotter auf einmal verschlucken; der Neunte kann mit seinem Gesichte wetterleuchten, blitzen und einschlagen; der Zehnte kann mittelst Schnupftaback und einer Serviette einen Türken vorstellen; der Elfte kann mit dem Mund einen Groschen vom Boden aufheben; der Zwölfte kann einen beliebten Schauspieler nachahmen; der Dreizehnte kann seine Nase nach Gefallen heben und senken wie einen Regenschirm; der Vierzehnte kann Kartenkunststücke machen; der Funfzehnte kann aus Krebsscheeren einen Husaren zusammenstellen; der Sechszehnte kann aus Aepfelkörnern einen Maikäfer schnitzen, und so giebt es ein Heer solcher Kraftkünstler, die alle Tage in allen Gesellschaften eben dieselben Stückchen produziren.

Wenn man nun oft es mit ansieht, wie sich Gesellschaften dieselben Späße zum hundertsten Mal vormachen lassen, und immer wieder neuerdings davon erfreut sind, so muß man mit jenem französischen Derbdenker ausrufen: „Der Mensch ist ein geselliges Thier!"

Ich glaube nun, daß Sie, meine freundlichen Zuhörer, mit mir glauben, unser geselliges Etwas stehe nicht viel höher als unser geselliges Nichts. Wir kommen, um uns zu sagen, daß wir uns nichts zu sagen haben, und davon zu sprechen, daß man gar nicht weiß, wovon man sprechen soll, und wir gehen auseinander, um zu gleichen Zwecken wieder zusammen zu kommen.

Wenn Sie aber, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, heute zusammen gekommen sind, um zu hören, wie man viel spricht und

wenig sagt, so werden Sie doch beim Auseinandergehen mit Recht sagen können, daß ich mehr geleistet habe, als Sie erwarteten. Denn Sie erwarteten Etwas, ich habe aber nichts mehr geleistet.

Ich schließe hiermit meine erste Vorlesung, denn es ist nichts als gerecht, daß, wenn die Vorlesung Sie nicht fesseln konnte, daß sie selbst geschlossen werde.

Ich bin überzeugt, daß Sie dieß keinen voreiligen Schluß nennen werden.

---

## Schluß der Harzreise.

Von H. Heine*).

Die „Harzreise" ist und bleibt Fragment, und die bunten Fäden, die so hübsch hineingesponnen sind, um sich im Ganzen harmonisch zu verschlingen, werden plötzlich, wie von der Scheere der unerbittlichen Parze, abgeschnitten. Vielleicht verwebe ich sie weiter in künftigen Liedern, und was jetzt kärglich verschwiegen ist, wird alsdann vollauf gesagt. Am Ende kommt es auch auf Eins heraus, wann und wo man etwas ausgesprochen hat, wenn man es nur überhaupt einmal ausspricht. Mögen die einzelnen Werke immerhin Fragmente bleiben, wenn sie nur in ihrer Vereinigung ein Ganzes bilden. Durch solche Vereinigung mag hier und da das Mangelhafte ergänzt, das Schroffe ausgeglichen und das Allzuherbe gemildert werden. Dieses würde vielleicht schon bei den ersten Blättern der Harzreise der Fall sein, und sie könnten wohl einen minder sauern Eindruck hervorbringen, wenn man anderweitig erführe, daß der Unmuth, den ich gegen Göttingen im Allgemeinen hege, obschon er noch größer ist, als ich ihn ausgesprochen, doch lange nicht so groß ist, wie die Verehrung, die ich für einige Individuen dort empfinde. Und warum sollte ich es verschweigen, ich meine hier ganz besonders jenen viel theueren Mann, der schon in frühern Zeiten sich so freundlich meiner annahm, mir schon damals eine innige Liebe für das Studium der Geschichte einflößte, mich späterhin in dem Eifer für dasselbe bestärkte, und dadurch meinen Geist auf ruhigere Bahnen führte, meinem Lebensmuthe heilsamere Richtungen anwies, und mir überhaupt jene historischen Tröstungen bereitete, ohne welche ich die qualvollen Erscheinungen des Tages nimmermehr ertragen würde. Ich spreche von Georg Sartorius, dem großen Geschichtsforscher und Menschen, dessen Auge ein klarer Stern ist in unserer Zeit, und dessen gastliches Herz offen steht für alle fremde Leiden und Freuden, für die Besorgnisse des Bettlers und des Königs, und für die letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter. —

Ich kann nicht umhin, hier ebenfalls anzudeuten: daß der Oberharz, jener Theil des Harzes, den ich bis zum Anfang des Ilsethales beschrieben habe, bei weitem keinen so erfreulichen Anblick, wie der romantisch malerische Unterharz gewährt, und in seiner wildschroffen, tannendüstern Schönheit gar sehr mit demselben contrastirt; so wie ebenfalls die drei, von der Ilse, von der Bode und von der Selke gebildeten Thäler des Unterharzes gar anmuthig unter einander contrastiren, wenn man den Charakter jedes Thales zu personificiren weiß. Es sind drei Frauengestalten, wovon man nicht so leicht zu entscheiden vermag, welche die Schönste sei.

Von der lieben, süßen Ilse und wie süß und lieblich sie mich empfangen, habe ich schon gesagt und gesungen. Die düstere Schöne, die Bode, empfing mich nicht so gnädig, und als ich sie im schmiededunkeln Rübeland zuerst erblickte, schien sie gar mürrisch und verhüllte sich in einen silbergrauen Regenschleier: aber mit rascher Liebe warf sie ihn ab, als ich auf die Höhe der Roßtrappe gelangte, ihr Antlitz leuchtete mir entgegen in sonnigster Pracht, aus allen Zügen hauchte eine kolossale Zärtlichkeit, und aus der bezwungenen Felsenbrust drang es hervor wie Sehnsuchtseufzer und schmelzende Laute der Wehmuth. Minder zärtlich, aber fröhlicher, zeigte sich mir die schöne Selke, die schöne liebenswürdige Dame, deren edle Einfalt und heitre Ruhe alle sentimentale Familiarität entfernt hält, die aber doch durch ein halbverstecktes Lächeln ihren neckenden Sinn verräth; und diesem möchte ich es wohl zuschreiben, daß mich im Selkethal gar mancherlei kleines Ungemach heimsuchte, daß ich, indem ich über das Wasser springen wollte, just in die Mitte hineinplumpte, daß nachher, als ich das nasse Fußzeug mit Pantoffeln vertauscht hatte, einer derselben mir abhanden, oder vielmehr abfüßen kam, daß mir ein Windstoß die Mütze entführte, daß mir Waldborne die Beine zerfetzten, u. leider s. w. Doch all dieses Ungemach verzeihe ich gern der schönen Dame, denn sie ist schön. Und jetzt steht sie vor meiner Einbildung mit all ihrem stillen Liebreiz, und scheint zu sagen: wenn ich auch lache, so meine ich es doch gut mit Ihnen, und ich bitte Sie, besingen Sie mich. Die herrliche Bode tritt ebenfalls hervor in meiner Erinnerung, und ihr dunkles Auge spricht: du gleichst mir im Stolz und im Schmerze, und ich will, daß du mich liebst.

---

*) Aus: Reisebilder von H. Heine. Hamburg 1826. Bd. 1.

Auch die schöne Ilse kommt herangesprungen, zierlich und bezaubernd in Miene, Gestalt und Bewegung; sie gleicht ganz dem holden Wesen, das meine Träume beseligt, und ganz, wie Sie, schaut sie mich an, mit unwiderstehlicher Gleichgültigkeit und doch zugleich so innig, so ewig, so durchsichtig wahr — Nun, ich bin Paris, die drei Göttinnen stehen vor mir, und den Apfel gebe ich der schönen Ilse.

Es ist heute der erste Mai, wie ein Meer des Lebens ergießt sich der Frühling über die Erde, der weiße Blüthenschaum bleibt an den Bäumen hängen, ein weiter, warmer Nebelglanz verbreitet sich überall, in der Stadt blitzen freudig die Fensterscheiben der Häuser, an den Dächern bauen die Spatzen wieder ihre Nestchen, auf der Straße wandeln die Leute und wundern sich, daß die Luft so angreifend und ihnen selbst so wunderlich zu Muthe ist, die bunten Vierlanderinnen bringen Veilchensträußer, die Waisenkinder, mit ihren blauen Jäckchen und ihren lieben, unehelichen Gesichtchen, ziehen über den Jungfernstieg und freuen sich, als sollten sie heute einen Vater wiederfinden, der Bettler an der Brücke schaut so vergnügt, als hätte er das große Loos gewonnen, sogar den schwarzen, noch ungehängten Makler, der dort mit seinem spitzbübischen Manufakturwaaren-Gesicht einherläuft, bescheint die Sonne mit ihren tolerantesten Strahlen, — ich will hinauswandern vor das Thor.

Es ist der erste Mai, und ich denke deiner, du schöne Ilse — oder soll ich dich „Agnes" nennen, weil dir dieser Name am besten gefällt? — ich denke deiner, und ich möchte wieder zusehen, wie du leuchtend den Berg hinabläufst. Am liebsten aber möchte ich unten im Thale stehen und dich auffangen in meine Arme. — Es ist ein schöner Tag! Ueberall sehe ich die grüne Farbe, die Farbe der Hoffnung. Ueberall, wie holde Wunder, blühen hervor die Blumen, und auch mein Herz will wieder blühen. Dieses Herz ist auch eine Blume, eine gar wunderliche. Es ist kein bescheidenes Veilchen, keine lachende Rose, keine reine Lilie, oder sonstiges Blümchen, das mit artiger Lieblichkeit den Mädchensinn erfreut, und sich hübsch vor den hübschen Busen stecken läßt, und heute welkt und morgen wieder blüht. Dieses Herz gleicht mehr jener schweren, abentheuerlichen Blume aus den Wäldern Brasiliens, die, der Sage nach, alle hundert Jahre nur einmal blüht. Ich erinnere mich, daß ich als Knabe eine solche Blume gesehen. Wir hörten in der Nacht einen Schuß, wie von einer Pistole, und am folgenden Morgen erzählten mir die Nachbarskinder, daß es ihre „Aloe" gewesen, die mit solchem Knalle plötzlich aufgeblüht sei. Sie führten mich in ihren Garten, und da sah ich, zu meiner Verwunderung, daß das niedrige, harte Gewächs, mit den närrisch breiten, scharfgezackten Blättern, woran man sich leicht verletzen konnte, jetzt ganz in die Höhe geschossen war, und oben, wie eine goldene Krone, die herrlichste Blüthe trug. Wir Kinder konnten nicht einmal so hoch hinaufsehen, und der alte, schmunzelnde Christian, der uns lieb hatte, baute eine hölzerne Treppe um die Blume herum, und da kletterten wir hinauf, wie die Katzen, und schauten neugierig in den offenen Blumenkelch, woraus die gelben Strahlenfäden und wildfremden Düfte mit unerhörter Pracht hervordrangen.

Ja, Agnes, oft und leicht kommt dieses Herz nicht zum Blühen; so viel ich mich erinnere, hat es nur ein einziges Mal geblüht, und das mag schon lange her sein, gewiß schon hundert Jahr. Ich glaube, so herrlich auch damals seine Blüthe sich entfaltete, so mußte sie doch aus Mangel an Sonnenschein und Wärme elendiglich verkümmern, wenn sie nicht gar von einem dunkeln Wintersturme gewaltsam zerstört worden. Jetzt aber regt und drängt es sich wieder in meiner Brust, und hörst du plötzlich den Schuß — Mädchen! erschrick nicht! ich hab' mich nicht todt geschossen, sondern meine Liebe sprengt ihre Knospe und schießt empor in strahlenden Liedern, in ewigen Dithyramben, in freudigster Sangesfülle.

Ist dir aber diese hohe Liebe zu hoch, Mädchen, so mach es dir bequem, und besteige die hölzerne Treppe, und schaue von dieser hinab in mein blühendes Herz.

Es ist noch früh am Tage, die Sonne hat kaum die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, und mein Herz duftet schon so stark, daß es mir betäubend zu Kopfe steigt, daß ich nicht mehr weiß, wo die Ironie aufhört und der Himmel anfängt, daß ich die Luft mit meinen Seufzern bevölkere, und daß ich selbst wieder zerrinnen möchte in süße Atome, in die unerschaffene Gottheit; — wie soll das erst gehen, wenn es Nacht wird, und die Sterne am Himmel erscheinen, „die unglücksel'gen Sterne, die dir sagen können- -—"

Es ist der erste Mai, der lumpigste Ladenschwengel hat heute das Recht, sentimal zu werden, und dem Dichter wolltest du es verwehren?

## Zehntes Capitel.

## Aus dem Leben eines Taugenichts *).

Von J. von Eichendorff.

Das Schiff stieß an das Ufer, wir sprangen schnell ans Land und vertheilten uns nach allen Seiten im Grünen, wie Vögel, wenn das Gebauer plötzlich aufgemacht wird. Der geistliche Herr nahm eiligen Abschied und ging mit großen Schritten nach dem Schlosse zu. Die Studenten dagegen wanderten eifrig nach einem abgelegenen Gebüsch, wo sie noch geschwind ihre Mäntel ausklopften, sich in dem vorüberfließenden Bache waschen, und einer den andern rasiren wollten. Die neue Kammerjungfer endlich ging mit ihrem Kanarienvogel und ihrem Bündel unterm Arm nach dem Wirthshause unter dem Schloßberge, um bei der Frau Wirthin, die ich ihr als eine gute Person rekommandirt hatte, ein besseres Kleid anzulegen, ehe sie sich oben im Schlosse vorstellte. Mir aber leuchtete der schöne Abend recht durchs Herz, und als sie sich nun alle verlaufen hatten, bedachte ich mich nicht lange und rannte sogleich nach dem herrschaftlichen Garten hin.

Mein Zollhaus, an dem ich vorbei mußte, stand noch auf der alten Stelle, die hohen Bäume aus dem herrschaftlichen Garten rauschten noch immer darüber hin, ein Goldammer, der damals auf dem Kastanienbaume vor dem Fenster jedesmal bei Sonnenuntergang sein Abendlied gesungen hatte, sang auch wieder, als wäre seitdem gar nichts in der Welt vorgegangen. Das Fenster im Zollhause stand offen, ich lief voller Freuden hin und steckte den Kopf in die Stube hinein. Es war Niemand darin, aber die Wanduhr pickte noch immer ruhig fort, der Schreibtisch stand am Fenster, und die lange Pfeife in einem Winkel, wie damals. Ich konnte nicht widerstehen, ich sprang durch das Fenster hinein, und setzte mich an den Schreibtisch vor das große Rechenbuch hin. Da fiel der Sonnenschein durch den Kastanienbaum vor dem Fenster wieder grüngolden auf die Ziffern in dem aufgeschlagenen Buche, die Bienen summten wieder an dem offnen Fenster hin und her, der Goldammer draußen auf dem Baume sang fröhlich immerzu. — Auf einmal aber ging die Thüre aus der Stube auf, und ein alter, langer Einnehmer in meinem punktirten Schlafrock trat herein! Er blieb in der Thüre stehen, wie er mich so unversehens erblickte, nahm schnell die Brille von der Nase, und sah mich grimmig an. Ich aber erschrack nicht wenig darüber, sprang, ohne ein Wort zu sagen auf, und lief aus der Hausthür durch den kleinen Garten fort, wo ich mich noch bald mit den Füßen in dem fatalen Kartoffelkraut verwickelt hätte, das der alte Einnehmer nunmehr, wie ich sah, nach des Portiers Rath statt meiner Blumen angepflanzt hatte. Ich hörte noch, wie er vor die Thür herausfuhr und hinter mir drein schimpfte, aber ich saß schon oben auf der hohen Gartenmauer, und schaute mit klopfendem Herzen in den Schloßgarten hinein.

Da war ein Duften und Schimmern und Jubiliren von allen Vöglein; die Plätze und Gänge waren leer, aber die vergoldeten Wipfel neigten sich im Abendwinde vor mir, als wollten sie mich bewillkommnen, und seitwärts aus dem tiefen Grunde blitzte zuweilen die Donau zwischen den Bäumen nach mir herauf.

Auf einmal hörte ich in einiger Entfernung im Garten singen:

> Schweigt der Menschen laute Lust:
> Rauscht die Erde wie in Träumen,
> Wunderbar mit allen Bäumen.
> Was dem Herzen kaum bewußt,
> Alte Zeiten, linde Trauer,
> Und es schweifen leise Schauer
> Wetterleuchtend durch die Brust.

Die Stimme und das Lied klang mir so wunderlich, und doch wieder so altbekannt, als hätte ich's irgend einmal im Traume gehört. Ich dachte lange, lange nach. — „Das ist der Herr Guido!“ rief ich endlich voller Freude, und schwang mich schnell in den Garten hinunter — es war dasselbe Lied, das er an jenem Sommerabend auf dem Balkon des italienischen Wirthshauses sang, wo ich ihn zum letzten Mal gesehn hatte.

Er sang noch immer fort, ich aber sprang über Beete und Hecken dem Liede nach. Als ich nun zwischen den letzten Rosensträuchern hervortrat, blieb ich plötzlich wie verzaubert stehen. Denn auf dem grünen Platze am Schwanenteich, recht vom Abendroth beschienen, saß die schöne gnädige Frau, in einem prächtigen Kleide und einem Kranz von weißen und rothen Rosen in dem schwarzen Haar, mit niedergeschlagenen Augen auf einer Steinbank und spielte während des Liedes mit ihrer Reitgerte vor sich auf dem Rasen, gerade so wie damals auf dem Kahne, da ich ihr das Lied von der schönen Frau vorsingen mußte. Ihr gegenüber saß eine andere junge Dame, die hatte den weißen runden Nakken voll brauner Locken gegen mich gewendet, und sang zur Guitarre, während die Schwäne auf dem stillen Weiher langsam im Kreise herumschwammen. — Da hob die schöne Frau auf einmal die Augen, und schrie laut auf, da sie

*) Berlin 1826.

mich erblickte. Die andere Dame wandte sich rasch nach mir herum, daß ihr die Locken ins Gesicht flogen, und da sie mich recht ansah, brach sie in ein unmäßiges Lachen aus, sprang dann von der Bank und klatschte dreimal mit den Händchen. In demselben Augenblick kam eine große Menge kleiner Mädchen in blüthenweißen kurzen Kleidchen mit grünen und rothen Schleifen zwischen den Rosensträuchern hervorgeschlüpft, so daß ich gar nicht begreifen konnte, wo sie alle gesteckt hatten. Sie hielten eine lange Blumenguirlande in den Händen, schlossen schnell einen Kreis um mich, tanzten um mich herum und sangen dabei:

Wir bringen Dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide,
Wir führen Dich zu Lust und Tanz,
Zu neuer Hochzeitsfreude.
Schöner, grüner Jungfernkranz,
Veilchenblaue Seide.

Das war aus dem Freischützen. Von den kleinen Sängerinnen erkannte ich nun auch einige wieder, es waren Mädchen aus dem Dorfe. Ich kneipte sie in die Wangen und wäre gern aus dem Kreise entwischt, aber die kleinen schnippischen Dinger ließen mich nicht heraus. — Ich wußte gar nicht, was die Geschichte eigentlich bedeuten sollte, und stand ganz verblüfft da.

Da trat plötzlich ein junger Mann in feiner Jägerkleidung aus dem Gebüsch hervor. Ich traute meinen Augen kaum — es war der fröhliche Herr Leonhard! — Die kleinen Mädchen öffneten nun den Kreis und standen auf einmal wie verzaubert, alle unbeweglich auf einem Beinchen, während sie das andere in die Luft streckten, und dabei die Blumenguirlanden mit beiden Armen hoch über den Köpfen in die Höh' hielten. Der Herr Leonhard aber faßte die schöne gnädige Frau, die noch immer ganz still stand und nur manchmal auf mich herüber blickte, bei der Hand, führte sie bis zu mir und sagte:

„Die Liebe — darüber sind nun alle Gelehrten einig — ist eine der kuragiösesten Eigenschaften des menschlichen Herzens, die Bastionen von Rang und Stand schmettert sie mit einem Feuerblicke darnieder, die Welt ist ihr zu eng und die Ewigkeit zu kurz. Ja, sie ist eigentlich ein Poetenmantel, den jeder Phantast einmal in der kalten Welt umnimmt, um nach Arkadien auszuwandern. Und je entfernter zwei getrennte Verliebte von einander wandern, in desto anständigern Bogen bläst der Reisewind den schillernden Mantel hinter ihnen auf, desto kühner und überraschender entwickelt sich der Faltenwurf, desto länger und länger wächst der Talar den Liebenden hinten nach, so daß ein Neutraler nicht über Land gehen kann, ohne unversehens auf ein Paar solche Schleppen zu treten. O theuerster Herr Einnehmer und Bräutigam! obgleich Ihr in diesem Mantel bis an den Gestaden der Tiber dahinrauschtet, das kleine Händchen Eurer gegenwärtigen Braut hielt Euch dennoch am äußersten Ende der Schleppe fest, und wie Ihr zucktet und geigtet und rumortet, Ihr mußtet zurück in den stillen Bann ihrer schönen Augen. — Und nun dann, da es so gekommen ist, Ihr zwei lieben, lieben närrischen Leute! schlagt den seligen Mantel um Euch, daß die ganze andere Welt rings um Euch untergeht — liebt Euch wie die Kaninchen und seid glücklich!"

Der Herr Leonhard war mit seinem Sermon kaum erst fertig, so kam auch die andere junge Dame, die vorhin das Liedchen gesungen hatte, auf mich los, setzte mir schnell einen frischen Mirthenkranz auf den Kopf, und sang dazu sehr neckisch, während sie mir den Kranz in den Haaren festrückte und ihr Gesichtchen dabei dicht vor mir war:

Darum bin ich Dir gewogen,
Darum wird dein Haupt geschmückt,
Weil der Streich von Deinem Bogen
Oefters hat mein Herz entzückt.

Dann trat sie wieder ein paar Schritte zurück. — „Kennst Du die Räuber noch, die Dich damals in der Nacht vom Baume schüttelten?" sagte sie, indem sie einen Knix mir machte und mich so anmuthig und fröhlich ansah, daß mir ordentlich das Herz im Leibe lachte. Darauf ging sie, ohne meine Antwort abzuwarten, rings um mich herum. „Wahrhaftig noch ganz der Alte, ohne allen welschen Beischmack! aber nein, sieh doch nur einmal die dicken Taschen an!" rief sie plötzlich zu der schönen gnädigen Frau, „Violine, Wäsche, Barbirmesser, Reisekoffer, alles durcheinander!" Sie drehte mich dabei nach allen Seiten, und konnte sich vor Lachen gar nicht zu Gute geben. Die schöne gnädige Frau war unterdeß noch immer still, und mochte gar nicht die Augen aufschlagen vor Schaam und Verwirrung. Oft kam es mir vor, als zürnte sie heimlich über das viele Gerede und Spaßen. Endlich stürzten ihr plötzlich Thränen aus den Augen, und sie verbarg ihr Gesicht an der Brust der andern Dame. Diese sah sie erst erstaunt an, und drückte sie dann herzlich an sich.

Ich aber stand ganz verdutzt da. Denn je genauer ich die fremde Dame betrachtete, desto deutlicher erkannte ich sie, es war wahrhaftig niemand anders, als — der junge Herr Maler Guido!

Ich wußte gar nicht was ich sagen sollte,

und wollte so eben näher nachfragen, als Herr Leonhard zu ihr trat und heimlich mit ihr sprach. „Weiß er denn noch nicht?" hörte ich ihn fragen. Sie schüttelte mit dem Kopfe. Er besann sich darauf einen Augenblick. „Nein, nein," sagte er endlich, „er muß schnell alles erfahren, sonst entsteht nur neues Geplauder und Gewirre."

„Herr Einnehmer," wandte er sich nun zu mir, „wir haben jetzt nicht viel Zeit, aber thu mir den Gefallen und wundere Dich hier in aller Geschwindigkeit aus, damit Du nicht hinterher durch Fragen, Erstaunen und Kopfschütteln unter den Leuten alte Geschichten aufrührst, und neue Erdichtungen und Vermuthungen ausschüttelst." — Er zog mich bei diesen Worten tiefer in das Gebüsch hinein, während das Fräulein mit der, von der schönen gnädigen Frau weggelegten Reitgerte in der Luft focht und alle ihre Locken tief in das Gesichtchen schüttelte, durch die ich aber doch sehen konnte, daß sie bis an die Stirn roth wurde. — „Nun denn," sagte Herr Leonhard, „Fräulein Flora, die hier so eben thun will, als hörte und wüßte sie von der ganzen Geschichte nichts, hatte in aller Geschwindigkeit ihr Herzchen mit Jemandem vertauscht. Darüber kommt ein Andrer und bringt ihr mit Prologen, Trompeten und Pauken wiederum sein Herz dar und will ihr Herz dagegen. Ihr Herz ist aber schon bei Jemand, und Jemands Herz bei ihr, und der Jemand will sein Herz nicht wieder haben, und ihr Herz nicht wieder zurück geben. Alle Welt schreit — aber Du hast wohl noch keinen Roman gelesen?" — Ich verneinte es. — „Nun, so hast Du doch einen mitgespielt. Kurz: das war eine solche Confusion mit den Herzen, daß der Jemand — das heißt ich — mich zuletzt selbst ins Mittel legen mußte. Ich schwang mich bei lauer Sommernacht auf mein Roß, hob das Fräulein als Maler Guido auf das andere und so ging es fort nach Süden, um sie in einem meiner einsamen Schlösser in Italien zu verbergen, bis das Geschrei wegen der Herzen vorüber wäre. Unterwegs aber kam man uns auf die Spur, und von dem Balkon des welschen Wirthshauses, vor dem Du so vortrefflich Wache schliefst, erblickte Flora plötzlich unsere Verfolger." — „Also der bucklichte Signor?" — „War ein Spion. Wir zogen uns daher heimlich in die Wälder, und ließen Dich auf dem vorbestellten Postkurse allein fortfahren. Das täuschte unsere Verfolger, und zum Ueberfluß auch noch meine Leute auf dem Bergschlosse, welche die verkleidete Flora stündlich erwarteten, und mit mehr Diensteifer als Scharfsinn Dich für das Fräulein hielten. Selbst hier auf dem Schlosse glaubte man, daß Flora auf dem Felsen wohne, man erkundigte sich, man schrieb an sie — hast Du nicht ein Briefchen erhalten?" — Bei diesen Worten fuhr ich blitzschnell mit dem Zettel aus der Tasche. — „Also dieser Brief?" — „Ist an mich," sagte Fräulein Flora, die bisher auf unsere Rede gar nicht Acht zu geben schien, riß mir den Zettel rasch aus der Hand, überlas ihn und steckte ihn dann in den Busen. — „Und nun," sagte Herr Leonhard, „müssen wir schnell in das Schloß, da wartet schon Alles auf uns. Also zum Schluß, wie sichs von selbst versteht und einem wohlerzognen Romane gebührt: Entdeckung, Reue, Versöhnung, wir sind alle wieder lustig beisammen, und übermorgen ist Hochzeit!"

Da er noch so sprach, erhob sich plötzlich in dem Gebüsch ein rasender Spektakel von Pauken und Trommeten, Hörnern und Posaunen; Böller wurden dazwischen gelöst und Vivat gerufen, die kleinen Mädchen tanzten von neuem, und aus allen Sträuchern kam ein Kopf über dem andern hervor, als wenn sie aus der Erde wüchsen. Ich sprang in dem Geschwirre und Geschleife Ellenhoch von einer Seite zur andern, da es aber schon dunkel wurde, erkannte ich erst nach und nach alle die alten Gesichter wieder. Der alte Gärtner schlug die Pauken, die Prager Studenten musicirten mitten darunter, neben ihnen fingerte der Portier wie toll auf seinem Fagot. Wie ich den so unverhofft erblickte, lief ich sogleich auf ihn zu, und embrassirte ihn heftig. Darüber kam er ganz aus dem Concept. „Nun wahrhaftig und wenn der bis ans Ende der Welt reist, er ist und bleibt ein Narr!" rief er den Studenten zu, und blies ganz wüthend weiter.

Unterdeß war die schöne gnädige Frau vor dem Rumor heimlich entsprungen, und flog wie ein aufgescheuchtes Reh über den Rasen tiefer in den Garten hinein. Ich sah es noch zur rechten Zeit und lief ihr eiligst nach. Die Musikanten merkten in ihrem Eifer nichts davon, sie meinten nachher: wir wären schon nach dem Schlosse aufgebrochen, und die ganze Bande setzte sich nun mit Musik und großem Getümmel gleichfalls dorthin auf den Marsch.

Wir aber waren fast zu gleicher Zeit in einem Sommerhause angekommen, das am Abhange des Gartens stand, mit dem offnen Fenster nach dem weiten tiefen Thale zu. Die Sonne war schon lange untergegangen hinter den Bergen, es schimmerte nur noch wie ein röthlicher Duft über dem warmen, verschallenden Abend, aus dem die Donau immer vernehmlicher heraufrauschte, je es stiller ringsum wurde. Ich sah unverwandt die schöne Gräfin an, die ganz er-

hitzt vom Laufen dicht vor mir stand, so daß ich ordentlich hören konnte, wie ihr das Herz schlug. Ich wußte nun aber gar nicht, was ich sprechen sollte vor Respekt, da ich auf einmal so allein mit ihr war. Endlich faßte ich ein Herz, nahm ihr kleines weißes Händchen — da zog sie mich schnell an sich und fiel mir um den Hals, und ich umschlang sie fest mit beiden Armen.

Sie machte sich aber geschwind wieder los und legte sich ganz verwirrt in das Fenster, um ihre glühenden Wangen in der Abendluft abzukühlen. — „Ach,“ rief ich, „mir ist mein Herz recht zum Zerspringen, aber ich kann mir noch alles recht denken, es ist mir alles noch wie ein Traum?“ — „Mir auch,“ sagte die schöne gnädige Frau. „Als ich vergangenen Sommer,“ setzte sie nach einer Weile hinzu, „mit der Gräfin aus Rom kam, und wir das Fräulein Flora glücklich gefunden hatten, und mit zurückbrachten, von Dir aber dort und hier nichts hörten — da dacht' ich nicht, daß alles noch so kommen würde! Erst heut zu Mittag sprengte der Jokey, der gute flinke Bursch, athemlos auf den Hof und brachte die Nachricht, daß Du mit dem Postschiffe kämst.“ — Dann lachte sie still in sich hinein. „Weißt Du noch,“ sagte sie, „wie Du mich damals auf dem Balkon zum letztenmal sahst? das war grade wie heute, auch so ein stiller Abend, und Musik im Garten.“ — „Wer ist denn eigentlich gestorben?“ frug ich hastig. — „Wer denn?“ sagte die schöne Frau und sah mich erstaunt an. — „Der Herr Gemahl von Ew. Gnaden,“ erwiederte ich, „der damals mit auf dem Balkon stand.“ — Sie wurde ganz roth. „Was hast Du auch für Seltsamkeiten im Kopf!“ rief sie aus, „das war ja der Sohn von der Gräfin, der eben von Reisen zurückkam, und es traf gerade auch mein Geburtstag, da führte er mich mit auf den Balkon hinaus, damit ich auch ein Vivat bekäme. — Aber deshalb bist Du wohl damals von hier fortgelaufen?“ — „Ach Gott, freilich!“ rief ich aus, und schlug mich mit der Hand vor die Stirn. Sie aber schüttelte mit dem Köpfchen und lachte recht herzlich.

Mir war so wohl, wie sie so fröhlich und vertraulich neben mir plauderte, ich hätte bis zum Morgen zuhören mögen. Ich war so recht seelenvergnügt, und langte eine Hand voll Knackmandeln aus der Tasche, die ich noch aus Italien mitgebracht hatte. Sie nahm auch davon, und wir knackten nun und sahen zufrieden in die stille Gegend hinaus. — „Siehst Du,“ sagte sie nach einem Weilchen wieder, „das weiße Schlößchen, das da drüben im Mondschein glänzt, das hat uns der Graf geschenkt, sammt dem Garten und den Weinbergen, da werden wir wohnen. Er wußt' es schon lange, daß wir einander gut sind, und ist Dir sehr gewogen, denn hätt' er Dich nicht mitgehabt, als er das Fräulein aus der Pensions-Anstalt entführte, so wären sie beide erwischt worden, ehe sie sich vorher noch mit der Gräfin versöhnten, und alles wäre anders gekommen.“ — „Mein Gott, schönste, gnädigste Gräfin,“ rief ich aus, „ich weiß gar nicht mehr, wo mir der Kopf steht vor lauter unverhofften Neuigkeiten; also der Herr Leonhard?“ — „Ja, ja,“ fiel sie mir in die Rede, „so nannte er sich in Italien; dem gehören die Herrschaften da drüben, und er heirathet nun unsere Gräfin Tochter, die schöne Flora. — Aber was nennst Du mich denn Gräfin?“ — Ich sah sie groß an. — „Ich bin ja gar keine Gräfin,“ fuhr sie fort, „unsere gnädige Gräfin hat mich nur zu sich aufs Schloß genommen, da mich mein Onkel, der Portier, als kleines Kind und arme Waise mit hierher brachte.“

Nun wars mir doch nicht anders, als wenn mir ein Stein vom Herzen fiele! „Gott segne den Portier,“ versetzte ich ganz entzückt, „daß er unser Onkel ist! ich habe immer große Stücke auf ihn gehalten.“ — „Er meint es auch gut mit Dir,“ erwiederte sie, „wenn Du Dich nur etwas vornehmer hieltest, sagt er immer. Du mußt Dich jetzt auch eleganter kleiden“ — „O“, rief ich voller Freuden, „englischen Frack, Strohhut und Pumphosen und Sporen? und gleich nach der Trauung reisen wir fort nach Italien, nach Rom, da gehen die schönen Wasserkünste, und nehmen die Prager Studenten mit und den Portier!“ — Sie lächelte still und sah mich recht vergnügt und freundlich an, und von fern schallte immerfort die Musik herüber, und Leuchtkugeln flogen vom Schloß durch die stille Nacht über die Gärten, und die Donau rauschte dazwischen herauf — und es war alles, alles gut!

---

## Das stumme Kind auf der Grève*).

Von K. Spindler.

„Horch, wie die Glocke schwingt und klingt, die heulende Klagfrau! Ein Mensch verunglückt auf der Grève! ein Mensch geht unter in der wachsenden Fluth! — Ja, schreit es nur durch die Gasse, bindet los den einzigen Rettungskahn, treibt an die Pferde und werft die Taue aus! Dem hilft kein menschlicher Arm, den erreicht kein Ruder. Die breiten Wogen speien den Strick aus, und der klaffende Sand schnappt

*) Aus dessen: Vergißmeinnicht für 1835. Stuttgart. Erzählungen für Ebbe und Fluth.

nach den Hufen der Pferde, wenn sie nicht zeitig den Rückweg suchen. Denn der liebe Gott schwebt über den Wassern, und des Menschen Hülfe richtet nichts."

„Gafft nicht neugierig über Mauer und Brustwehr, und gedenkt lieber bei Eurer Arbeit mit stillem Gebet des Unglücklichen, den das Meer holte. Denn es ist nicht alles aus, wenn das Meer seinen Raub hinabschlingt. Ein ernsthafter Engel wacht über den Abgründen."

„Wann die See über die Grève fährt, so tauchen die Muschelthiere aus der Tiefe des Sandes, öffnen ihre rosigen Schalen, daß sie einem Schiffchen mit ausgespanntem Segel gleichen, trinken begierig das belebende Salzwasser, und sinken dann wieder hinab, vermeinend, kein Mensch wisse von ihnen."

Wann Ihr jedoch zur Zeit der Ebbe auf den Sand steigt mit Korb und Hacken, so findet euer Auge leichtlich die Löcher im Grunde, und eure behende Stachelstange bohrt die versteckten Muscheln an's Tageslicht. Also bedeckt das Meer nicht Alles mit seinen wühlenden Schaufeln, und öfters kommt wunderbar an die Sonne, was wir auf ewig versunken glauben."

„Eine solche Geschichte hat sich bei uns zur Kaiserzeit begeben, und wer sich fürchten will, der höre zu."

Alte Leute erinnern sich noch ziemlich deutlich des reichen Mathias. Am Ende seines Lebens bewohnte er das rothangestrichene Haus dessen Dachgiebel sich an den Mauergang zwischen dem Wacht- und dem Spangenthurm lehnt. Mathias war freilich nicht in dem stattlichen Hause geboren, sondern in einer Hütte hinter dem Thurme Marilland, von blutarmen Fischerleuten. Es hat niemals ärmere gegeben, und die Eltern ließen sich gewiß nicht einfallen, daß noch vornehme Leute aus ihren beiden Söhnen werden sollten. Von zwölf Kindern waren ihnen die letzten Buben geblieben. Den jüngsten derselben nahm der Herr Pfarrer als einen Chorknaben in die Kirche, und ließ ihn etwas Tüchtiges lernen, schickte ihn endlich weit weg in's Land, daß er geistlich studiren sollte.

Der ältere, der Matthias, war ein ungeschliffener Bursche, und prügelte alle seine Kameraden, als wäre er ein Prinz, und war doch der kahlste Bettler vom Berge. Nebenbei lernte er das Handwerk seines Vaters aus dem Grunde, und brachte sein kleines Fischerwesen empor, so daß er bald stehende Netze in den Bächen halten konnte.

Aber größer war der Uebermuth, als die Geschicklichkeit. Wer neben ihm fischte, hatte seine liebe Noth vor Händeln und Rauferei mit dem Matthias. Zudem war vor dem Buben nichts sicher, und wenn die Nachbarn ruhig auf dem Ohre lagen, hatte ihnen Mathias gewiß Fisch und Krebse aus dem Behälter gestohlen. Endlich verlor der Amtmann die Geduld, ließ den Mathias unter die Soldaten stecken, schickte ihn auf die Inseln.

Die Nachbarn dankten es dem Amtmann, die Eltern nicht. Der Vater vergrämte sich, daß er blind wurde, und brachte seinen Lebensrest in der Kirche an der Thüre zu, wo er den Kirchengängern aus dem Weihbrunnkessel das Weihwasser bot, und hie und da ein Almosen dafür erhielt.. Er hätte jedoch immerhin Hungers sterben können, wenn nicht sein Weib bei Tag und bei Nacht auf den Muschelfang gegangen und seine Versorgerin gewesen wäre.

Aber mit dem armen Fang ist's nicht allein gethan, und unsere Landsleute haben nicht umsonst das Sprüchwort: „Lieber will ich beim Michaelsberg Muscheln fischen, als das und jenes thun!" — Des Mathias Eltern gingen allmälig zu Grunde, bis sie endlich im Grunde lagen.

Plötzlich kam der Mathias zurück mit einer schönen Uniform, einen wollenen Bendel auf dem Kragen, auf der Brust eine feine Invalidenmedaille, in der Tasche einen schön geschriebenen Abschied. Er brachte viel Geld von den Inseln mit, ließ den Eltern ein vergoldetes Kreuz setzen, kaufte das rothe Haus, das gerade feil war, und Tisch und Bett und Spiegel. Unter dem Spiegel in Glas und Rahmen hing er seinen Abschied, an sein Bett Säbel und Uniform. Von der Stunde an war er wieder einer von den Unsrigen, und jedermann hatte an ihm Freude, weil er höflich geworden war, und ein bescheidentliches Leben führte.

Zugleich arbeitete er unermüdet, kaufte einen Antheil in den Fischereien der Bucht von Cancale, trat mit den Schiffszimmerleuten von Granville in Compagnie, und machte nebenbei manch gutes Geschäft mit den Schleichhändlern, die zwischen unserer Küste und den englischen Inseln ab- und zugingen. Endlich heirathete er eine vermögliche Metzgerstochter von St. Lô mit ansehnlicher Aussteuer.

Das war jedoch ein Geschäft, das nicht sonderlich gut ausging. Die Frau langweilte sich auf unserm Berge, und machte dem Manne manch liebesmal bitteres Drangsal. Wann er, was oft geschah, die feuchten kalten Nächte auf der Grève bei seinen Fischern zubrachte, um Platteißen und Barben zu fangen, ging's zu Hause hoch und in Freuden her, mit dem Zollbeamten und einigen Nachbarn und Weibern seines Gelichters Die besten Salmen und Schollen, wofür viel Geld gelöst worden wäre, sind den ungebetenen Gästen durch die Gurgel

geschlüpft; bis einmal Mathias die Geduld verlor, den Zoller zum Hause hinaus warf, und sein Geschmeiß hinterdrein; auch mit der Frau davon war, Niemand wußte alsogleich, wohin.

Man erfuhr es freilich am Ende. Matthias hatte sie als eine Verschwenderin in ein Kloster gesteckt, wo sie es nicht gar lange aushielt, und selig starb. Der Mann begrub sie, und kam wieder mit dem Flor auf dem Hute, und sein einzig Kind im Arme; dazumal noch ein kleines Töchterlein. Das Kind setzte er in's Haus, und damit es eine bessere Aufsicht hätte, und er seinem nächsten Verwandten etwas Gutes thäte, ließ er seinen Bruder aus Irland kommen, wohin sich derselbe vor der Revolution geflüchtet hatte.

Der geistliche Herr hieß bei Jung und Alt der Kanonikus, hatte die Gicht an Händen und Füßen, und kam wenig aus dem Hause; war jedoch die lebendige gute Stunde, ohne Falsch und Argwohn. Darum hatte die alte Marthe so viel Gewalt über ihn.

Marthe war auf dem Berge geboren, eine Base von den Brüdern Mathias, und die Tochter eines Schließers der Abtei, welche dazumal schon ein Gefängniß gewesen. Der Schließer war ein betrunkener Lümmel, der seine Gefangenen und seine Kinder wie die Hunde behandelte, und immer mit dem Ochsenziemer regierte. Marthe lernte von ihm nicht viel Gutes, und wurde unter seinen Mißhandlungen hart wie ein Felsstein. — Da sie das älteste unter den Geschwistern war, so kam manchmal, wenn der Vater seinen Rausch ausschlief, an Marthe die Reihe, den Hof aufzumachen, das Thor ihrer Abtheilung zu schließen, mit den Gefangenen zu verkehren. Die eingesperrten Verbrecher sahen das Mädchen gern, weil es sie nicht prügelte, und sanft mit ihnen redete. Aber die Sanftmuth war nur erlogen und dahinter steckte eine schmähliche Habsucht, womit sie unbarmherzig die Gefangenen ausbeutelte, und sich jedes gefällige Wort, jeden Trunk Wasser bezahlen ließ. Das trieb sie, bis sie genug beisammen hatte, um dem Vater und dem Berge zu entlaufen.

In der Fremde wurde sie eine Betschwester, ging bei ihrem Vetter als Haushälterin in Dienst, wanderte mit ihm nach Irland aus, kam mit ihm wieder heim. Alle die Ihrigen waren unterdessen gestorben, und sie hat niemals deren Gräber besucht.

Sie ist ein seltsames Weib gewesen, hat mit Niemand Freundschaft gehalten, über Alles gespottet, niemals geweint als im Zorn, niemals gelacht als vor Schadenfreude. Die Leute behaupteten entweder, sie sei eine Närrin, oder sie müsse eine Hexe sein.

Von allen Menschen in der Welt hat Marthe nur Einen gepflegt, — das war der Kanonikus — wegen der Erbschaft; nur Einen gefürchtet, — das war der alte Mathias — wegen seines Geldes und wegen seiner Derbheit; nur Eine geliebt, — das war des Mathias Tochter — wegen ihrer Schönheit. Denn sie war nicht schön wie ein Engel, aber schön wie ihre Mutter gewesen, aber leichtsinnig wie ihre Mutter, aber schwach wie ihre Mutter.

Darum hatte ihrerseits Tiennette Niemand so lieb, als ihre Gesellschafterin Marthe, weil diese das Mädchen unaufhörlich hätschelte, putzte, kämmte und frisirte, beschenkte und fütterte, spazieren führte und mit aller Kurzweil unterhielt, zu allen Zeiten lobte, und gegen alle Welt vertheidigte. Tiennette mochte thun, was sie wollte, es war recht. Mathias erfuhr nicht einen von ihren Jugendstreichen, und wenn der Kanonikus, der stets zu Hause war, über dieß und jenes die Augen aufzumachen drohte, so nahm lieber Marthe alle Schuld auf sich selber, ehe sie zugegeben hätte, daß ihrer Bellotte wehe gethan worden wäre. — Der Beiname blieb Tiennetten, denn sie nahm zu an Reiz und Leibesgestalt, wie ihr Vater an Reichthum.

Ihre Andacht war nicht groß, aber ihre Freude an weltlichen Dingen unersättlich. Bellottens Augen gingen stets hin und her, frisch und hell, wie spielende Fische, und suchten muthwillig ein Netz, sich darinnen zu fangen. Nicht lange, und sie hatten's gefunden: ein Garn von Silberfäden, gesponnen aus den Epauletten eines jungen Offiziers von den Voltigeurs.

Die kleinen niedlichen Gelbkragen waren schelmische Soldaten. Wo sie keinen Feind wegzublasen hatten, schossen sie im Spaß nach den Herzen der unvorsichtigen Dirnen, und trafen immer. Bellotte konnte davon erzählen, denn bald dachte sie an nichts in der Welt mehr, als an den Lieutenant mit dem kastanienbraunen Backenbarte und dem blassen Gesichte. Er hatte nämlich nicht die stärkste Brust, und die scharfe Luft auf dem Berge that ihm nicht wohl. Dennoch, — seit er die Mamsell Mathias kannte — stieg er wohl zwanzigmal des Tags vom Schloß herab in die Stadt, und von der Stadt hinauf zum Schlosse. Dazumal war die neue Kaserne noch nicht gebaut, und die Soldaten lagen in der Abtei.

So wie er Geschmack an unsern steilen Gassen, so fand Tiennette mit einemmale Geschmack an der Aussicht von der Plateforme der Klosterkirche, fürchtete sich nicht vor den am Wege lungernden Soldaten, und stieg unverdrossen täglich hinan, und spazierte dort täglich mit dem Lieutenant, der sie behandelte wie eine große

Dame, und ihr das ganze Schloß zeigte, von der breiten Treppe an, die zwischen den Eingangsthürmen hinanführt, bis zu dem geländerlosen Gange um das Kirchendach.

Marthe sah diese Spaziergänge nicht gerne, und sagte mehrmals: „Bellotte, das führt zu bösem Ende!“ — Wer nicht glaubte, war Bellotte, und wer immer nachgab, war Marthe, weil sie in das Kind vernarrt war. Zudem hatte sie unaufhörlich im Hause aufzupassen, damit dem Vater und dem Onkel die Schuppen nicht von den Augen fielen. Mit dem Kanonikus hatte es wenig Noth, aber Vater Mathias, der so scharf sah! der so verdrießlich war, seit er mehrere tausend Livres durch die Ungeschicklichkeit eines Sonderbandiers verlor! — Da galt es Mühe.

Ein Unglück kommt nicht allein. Eines Tags ist das Meer besonders ungeschliffen, und reißt alle Fischereien in der Bucht zusammen, daß man gar nicht mehr den Platz erkannte, wo sie gestanden. — Kurz darnach geht die Nachricht ein, daß ein Schiffbauer in Granville mit den Zunftgeldern auf und davon ist. Matthias hatte viel Geld in der Lade zu Granville, und obendrein sollte der schlechte Kerl von Ausreißer einmal sein Schwiegersohn werden.

Das schlug den Alten sehr nieder. „Du wirst sehen,“ sagte er zu dem Kanonikus, „daß ich noch aus den Tümpfeln bei Tombelene Muscheln holen muß, um mein Leben zu fristen. Mit dem Glücke ist's aus; ich gehe dem Bettelstab entgegen.“ Von dem Tage an wurde er unruhig und bekam ein Fieber, wobei er hin und her schlich ohne Rast mit unauslöschlichem Durst; denn er schlief nimmer und fürchtete sich vor dem Hungertode. Der arme Kanonikus wartete ihn mit seinen gichtbrüchigen Händen, und Marthe verließ ihn nicht. Bellotte aber spazierte mit ihrem Offizier. „Sie ist wie ihre Mutter;“ sagte der Vater gleichgültig, wenn die Rede auf sie kam, und fragte nicht mehr nach ihr.

An einem Samstag war sein Durst ganz unleidlich, und der Cider schmeckte ihm nicht mehr; so daß er nur nach Wasser verlangte. Die Cisternen waren trocken, wegen der dürren Witterung, und der Brunnen von Moidrey nicht bei der Hand. So trank der ungeduldige Mann von unserm salzigen Bergquell, und die Kolik blieb nicht einmal über Nacht aus.

Es soll ein großer Jammer gewesen sein, den Mathias zu sehen, da ihn der Tod bei den Haaren nahm. Er schwatzte in seinem Fieber nur von den weiten Inseln, von unrechtmäßig erworbenem Gelde, von Seelenmessen und einem Spital, das er errichten wolle. Lauter verwirrtes Zeug, zwischen hinein verwünschte er seine selige Frau, und seine lebende Tochter, daß dieselbe sich vor Entsetzen nicht mehr an das Krankenlager getraute. — Am Dienstag Abends war Mathias mit dem Leben fertig, und bereits am Donnerstag seine Hülle, wohin sie gehörte.

Nun ergab sich, daß Tiennette kein schlechtes Herz in der Brust trug, denn sie weinte viele Tage und Nächte hindurch, und der Lieutenant hatte gut auf seiner Plateforme warten; sie kam nicht hinauf. — Aber die Unglückliche beweinte nicht allein den Vater, sondern auch ihr eigenes Elend, welches zuerst Marthe erfuhr, und alsdann der Kanonikus. In der Stadt munkelte man nur davon, wußte aber nichts Gewisses.

Der Kanonikus soll den Lieutenant mit seiner Brudertochter heimlich getraut haben; zur Nachtzeit, in der Kapelle des heiligen Aubert; und auf dem Fleck, wo noch des Engels Fußtapfen zu sehen ist, soll der Offizier bei seiner Seligkeit sich vermessen haben, Bellottens Mann auch vor der Welt zu werden, sobald der Kaiser ihm die Erlaubniß, und eine Hauptmannsstelle gäbe.

Was an der Sache gewiß ist: der Offizier ging bald nach Mathias Tode in seine Heimath auf Urlaub und soll noch heute wiederkommen. Bellotte ließ sich nicht mehr vor den Leuten sehen, und des Mathias Haus war wie ausgestorben.

Unsere Stadt hatte viel Sorge. Entweder kreuzten die Engländer an der Küste, und bedrohten die Schiffe mit ihren Kugeln, die Ortschaften mit ihren Haubitzen und Bomben, oder sie suchten die hohe See, und dann hatten wir die fürchterlichsten Stürme. Dann zündeten die Gefangenen ein paarmal das Schloß an, und der Brand stiebte herab auf unsere Dächer; dann gab es Händel mit der neuen Garnison, die aus Holland kam, und noch immer in Feindes Land zu sein glaubte. Der Maire, ein schläfriger Mann, mußte ohne Unterlaß aufpassen, die Bürger waren stets besorgt um ihr bischen Gut und Leben; jeder Morgen brachte wieder eine frische Neuigkeit, oder einen neuen Unfall; und so merkten es nicht Maire, nicht Polizei, nicht Nachbarn, daß in des alten Mathias Hause ein Kind das Licht der Welt erblickte.

„Da haben wir's;“ sagte Marthe mit Groll und Vorwurf: „was fangen wir mit dem Buben an?“ — „Wir taufen ihn;“ sagte der gute Kanonikus, und der Junge wurde in der Stille getauft. — Die junge Mutter sagte nichts, und herzte das schwache Kind, und wollte seine Amme sein, aber das ging nicht. Zudem schaute Marthe den Säugling finster an, und meinte: „Jetzo ist der Junge noch hinfällig und stille, aber in ein paar Tagen wird's anders sein, und sein Geschrei wird uns verrathen. Wenn Du

Deinen guten Ruf liebst, Bellotte, so trenne Dich von dem Kinde; ich weiß bei Dol eine gute Freundin, die gerne die Last übernehmen, gern ein Stück Geld verdienen wird." —

Tiennette sträubte sich, aber der Augenblick war streng, und der Kanonikus stimmte der Marthe bei. So wurde endlich beschlossen, wie die Base wollte; die Mutter kleidete das Kindlein in frische Wäsche, Marthe steckte es, da es schlief, in einen Fischkorb, deckte denselben säuberlich zu, und ging behenden Schrittes mit der verbotenen Waare aus dem Thore auf die Grève, gegen Dol.

Der Abschied von dem kleinen Augustin war der Anfang von Tiennettens schwerer Krankheit, die plötzlich in der Stadt ruchbar wurde, und eines Doktors Hülfe verlangte. Der hätte freilich viel sagen können; aber er war ein Chirurgus von dem Militär, ein genauer Freund des Lieutenants, und verschwiegen wie ein Beichtvater. Tiennette verdankte ihm das Leben. Am zweiten Tage kam sie zu sich, und fragte nach der Base. Diese kehrte erst am Abend zurück, war von der Wanderung sehr angegriffen. „Der Weg ist weit," sagte sie verdrossen: „auch habe ich mich auf der Grève erkältet. Das Kind ist jedoch munter, und die gute Pauline hat es aufgenommen, wie der barmherzige Samariter den Verwundeten." — „Gib mir einen Kuß dafür;" sprach Tiennette, und erschrak gleich darauf vor den kalten Lippen der Marthe. „Prr!" sagte diese und schüttelte sich: „Ich bin wie ein Eiszapfen, muß gleich ins Bett. Morgen, Bellette, löse ich dennoch den Doktor bei Dir ab. Wir wollen keine Männer im Hause, als den guten ehrwürdigen Herrn Kanonikus." — Sie schlief richtig die ganze Nacht, und stand wieder ferngesund auf. Sie war ein Weib, wie von Eisen.

Tiennette hatte dagegen eine wachsweiche Natur. Die machte, daß sie nicht genesen konnte, und viele Wochen hinsiechte. Darüber war viel Gerede unter den Leuten, die sich erinnerten, was von Bellotten geargwohnt worden.

Marthe wurde ohne Scheu von Allen als die Helferin in der Noth bezeichnet, obgleich sie mit Zähnen und Klauen sich wehrte, und Bellottens und ihre eigene Unschuld betheuerte.

Zu jener Frist war eine kleine Schenke ganz unten in der Stadt, dicht am Thore. Man hieß dieselbe „zu den drei Freunden." Marthe kam öfters dahin als eine Gevatterin der Frau. Eines Nachmittags saßen dort ein paar Fischweiber mitten unter Soldaten und Taglöhnern, und, vom Cider berauscht, stichelten sie auf Marthe, die am Heerde plauderte. Sie erzählten von Tiennette, die ihr Kind heimlich weggeschickt habe, und Marthe sei des Kindes Trägerin gewesen, und zwar zur Zeit, da sie zwei Tage vom Berge weggeblieben. Die Zeit war gut zu errathen: Marthe war seitdem nicht vom Berge gekommen.

Die Haushälterin war nicht faul, den Schwätzerinnen das Maul zu stopfen, aber ihrer zehne redeten gleich auf einmal, und die Männer vom Berge nahmen deren Parthei. So kam es, daß Marthens Stimme erstickt wurde, um so mehr, da sie anfing, vor Grimm zu weinen, als immer wieder geschrieen wurde, sie hätte das Kind in einem Korbe weggetragen.

Da stand ein Douanier auf, der hinter der Thüre gesessen, und sagte: „Gebt einmal Ruhe mit eurem dummen Gewäsche, ihr einfältigen Leute. Die gute alte Mutter ist unschuldig wie die helle Sonne. Ich war just an selbigem Tage, der ein nebeliger war, auf dem Posten, bei den vier Salinen. He, dicke Mama, erkennt Ihr mich nicht mehr? Ihr stiegt so hastig von der Grève auf den Damm, und erschrakt so sehr, da ich unversehens aus meiner Hütte trat, daß ich meinte, Ihr trüget Contreband,. Ja, so meinte ich, und visitirte Euren Korb, nicht wahr? Der Korb war aber leer, und ich konnte, vom Nebel durchnäßt, wieder in meine Hütte schlüpfen, so ehrlich als vorher."

Die vorlauten Schreier waren jetzo sprachlos; Marthe blickte stolz in der Stube umher, zuckte mitleidig die Achseln, ließ dem wahrheitsliebenden Douanier einen frischen Trunk auf ihre Kosten reichen, und ging beruhigt nach Hause. Von Stunde an hatte das Geschwätz ein Ende.

Dafür begann die rechte Leidenszeit in der Familie Mathias. Tiennette zerfloß in Thränen, rieb sich auf vor Ungeduld. Ihr Krankenlager war des Laurentius Rost. Bald rief sie den Liebsten, der gar nichts von sich hören ließ, bald seufzte sie nach ihrem kleinen Augustin. Der Kanonikus hatte vollauf an ihr zu trösten, Marthe stets zu beschwichtigen. Der Onkel schrieb an den Offizier, an den Minister, an alle Generäle, an den Kaiser selbst; von nirgends eine Antwort. Die Haushälterin betheuerte unaufhörlich, der Knabe sei gut versorgt; Tiennette besänftigte sich kaum. Endlich wurde Marthens Kopf warm und sie sagte: „Beinahe wollte ich, der Bube sei gestorben, daß einmal die Quälerei ein Ziel hätte!" — Tiennette schrie aber hell auf, fiel schier in Gichter und Krämpfe, und schwor bei allen Engeln, sie würde elendiglich sterben, wenn sie jemals erführe, daß der kleine Augustin todt sei. „Nun, nun," antwortete immer hierauf die Alte: „ich meinte es ja nicht

so ernstlich, ich sagte ja nur so." Dann war es wieder einWeile gut.

Tiennette verließ das Bett, aber sie konnte nicht weiter gehen, als auf die breite Mauer zwischen den beiden Thürmen hinter ihrem Hause Dort setzte sie sich Tage lang hin, und schaute trostlos über die Grève nach der Küste, ob sie nicht ihr Kind sähe, oder des Kindes Vater. Wunderbarerweise überdauerte sie diesen gewaltsamen Zustand, und ihr Gesicht wurde rosenroth wie zuvor, aber ihre Füße blieben schwach, und sie hätte nicht eine Viertelstunde weit gehen können. Eine traurige Gesellschafterin für den Kanonikus, der auch nicht mehr aus der Stube konnte, so daß Marthe, die Alles schlichten und richten mußte, nicht ein einzigmal Abkommens genug fand, um die Freundin Pauline und deren Pflegling Augustin zu besuchen.

Inzwischen traf es sich, daß der Chirurgus die Garnison vertauschte, und von dem Kanonikus Abschied nahm. Der nahm Anlaß, ihm aufzutragen, daß er nach dem Lieutenant sich umschauen sollte, ihn an sein Versprechen zu mahnen. Der Doktor sagte es zu. Tiennette, die kein Geheimniß vor dem Doktor hatte, bat ihn ferner auf dem Dorfe bei Dol nach dem Kleinen zu sehen, und ihr von ihm zu schreiben. Der Doktor sagte: „Gern; wo finde ich das Kind?" — „Von der Kirche linker Hand, das siebente Haus, mit Apfelbäumen vor den Fenstern;" antwortete Marthe mürrisch, und setzte noch giftig hinzu, als der Doktor kaum hinweggegangen: „Das Soldatenvolk lügt wie gedruckt. Wo denkt der daran, seinem Kameraden in's Gewissen zu reden, und nach dem Buben zu schauen? Es hat auch der Mühe verlohnt, ihm alles auf die Nase zu binden. Der schreibt in seinem Leben nicht."

Und er schrieb dennoch einen Brief an den Kanonikus, einen zweiten an Tiennette. Marthe nahm die Briefe vom Boten, und gab dem geistlichen Herrn den seinigen. Tiennettens Brief behielt sie, weil nichts darinnen stand, was die Kranke gefreut hätte. In dem Schreiben an den Kanonikus stand auch nichts Tröstliches. Der Offizier war nach Spanien marschirt, und irgendwo vor einer Batterie geblieben.

Herr Mathias und seine Vertraute überlegten reiflich, ob sie der armen Bellotte ihr Mißgeschick darthun sollten. Endlich vereinigten sie sich in der Art, daß sie ihr nur den Abmarsch des treulosen Lieutenants mittheilten. Tiennette hatte wohl etwas Aehnliches erwartet, doch blieb ihr noch die Hoffnung, die Zeit möchte den leichtsinnigen Mann wieder zurecht bringen.

Hatte es der falsche Soldat schlecht mit ihr gemeint, so meinte es ein anderer Mann um so besser mit dem armen Mädchen. Der neue Einnehmer zu Ponterson, ein gar weitläufiger Verwandter des Kanonikus, besuchte denselben, und machte alsogleich mit seiner hübschen Cousine Bekanntschaft, gesonnen wie er war, eine Frau zu nehmen, die Schönheit und Vermögen besäße. Beides hatte Tiennette; aber es kam darauf an, ob sie den jungen Liebhaber erhören würde. Der Kanonikus sagte „Ja," weil er es wünschte; Marthe sagte „Nein," weil sie es nicht wünschte.

Eine Dirne ist der lebendige April. Siehe: kaum war der Einnehmer ein Dutzendmal zum Berge geritten, — er kam immer auf einem dicken Schimmel, — so waren Tiennettens Augen trokken, ihr Ohr offen, und sie bemühte sich, auf ihren Füßen gelenker zu scheinen, als sie es wirklich war, Das bemerkte der Kanonikus, und hatte einen langen Zwiesprach mit ihr bei verschlossener Thüre. Marthe errieth, was da verhandelt worden sein mochte, und nahm auch an einem günstigen Abend ihre Pflegetochter in's Gebet, redete hin, redete her, kam auf den Einnehmer zu sprechen, und platzte endlich heraus: „Verzeih mirs der liebe Gott, aber ich meine, Bellotte, der Mensch hat Absichten auf Dich."

„Das meine ich auch;" versetzte Tiennette kalt, und Marthe wunderte sich hoch. — „Und Du?" fragte sie ausholend. — „Ei, mir wär's nicht ungeschickt." — Marthe staunte immer mehr. „So? Du Leichtsinn!" fragte sie wieder: „Das kann Dein Ernst nicht sein Wenn das der Lieutenant erführe..." — „Hm? der Lieutenant!" antwortete Tiennette schnippisch, und rümpfte die Nase. — „Ei, nun ja, der Lieutenant!" wiederholte Marthe eifrig; „freilich der Lieutenant! ich war nie des Leckers Freundin, aber da er doch einmal mit dir getraut ist...." — „Das ist Alles vorbei, liebe Marthe;" sagte Tiennette ganz friedlich: „er ist todt; der Onkel hat mir's gesagt, und am Ende hätte die heimliche Heirath doch nichts gegolten."

Jetzo merkte erst Marthe vollständig, welch ein Uebel die Zeit, der Einnehmer und der Kanonikus angerichtet hatten, und schwieg lange in tiefen Gedanken. Dann redete sie vor sich hin: „Der arme kleine Augustin!" — Tiennette wurde aufmerksam: „Was ist's mit dem Kleinen?" — „Der kann jetzo sterben, wann er will; eine Waise sein oder einen Stiefvater haben... ich weiß nicht, was schlimmer ist." — „Wie Du auch redest! liebe ich ihn nicht von ganzer Seele? würde ich ihn nicht hundertmal lieber haben, wenn er bei mir sein könnte? Das geht aber nicht, das geht nimmermehr. Erstens schämte ich mich zu sehr, und zweitens würden wir schwer gestraft, weil wir dem Maire alles verheimlicht

haben." — „Ganz recht, und da mag nun der arme Wurm alles ausbaden;" spottete Marthe mit giftiger Bosheit: „er lebe, wenn er kann, und werde ein Taugenichts, ein Bettelbube, ein Dieb, ein ... was kümmert das die Mutter, wenn sie nur einen Mann und Kinder hat, zu denen sie sich bekennen darf!" —

Tiennette weinte, und Marthe freuete sich des Weinens. Darum stichelte sie fort, wie mit spitzigem Messer: „Was gehört einem Sündenkinde als das Elend? Thue nur, wie Dir's gefällt, Bellotte. Hast ja nie auf meinen Rath gehört. Der Lieutenant war Dir ja alles auf der Welt. Deßhalb muß sein Kind zu Grunde gehen. Oder meinst Du, es werde anders kommen? der Einnehmer werde den Großmüthigen spielen? Umgekehrt ganz und gar. Wenn er von der Historie Wind bekommt, läßt er Dich sitzen, denk' an mich, und Schande und Strafe kommen hinterdrein."

Tiennettte schluchzte immer heftiger, und warf sich der Marthe um den Hals. Jetzo schlug die Base gelindere Saiten an, indem sie sprach: „Glaub' mir, Bellotte, Du thust am besten, wenn Du für Dich bleibst. Die Männer sind alle schlecht, und Du würdest mit dem Einnehmer noch viel schlimmer fahren, als mit dem leichtfertigen Offizier. Und wer steht dafür, daß der Lieutenant nicht wieder kömmt? Schon mancher ist todt gesagt worden, und wieder zum Vorschein gekommen, da man am wenigsten daran dachte."

„Laß die Todten ruhen!" seufzte Tiennette. Die Alte verneigte sich mit einem zitternden „Amen!" worauf Mamsell Mathias versprach, den Einnehmer nicht zu begünstigen, und ledig zu bleiben, damit sie einstens für den kleinen Augustin sorgen könne. Aber Marthe müsse es möglich machen, daß die Mutter endlich ihr Kind wiedersähe, und öfters mit demselben sich vereinigen könne. Marthe gelobte, Sorge zu tragen, daß ihre Freundin Pauline einmal mit dem Buben wenigstens bis La Rive käme, wo alsdann Tiennettens Wunsch am besten erfüllt werden dürfte. Zu dem Ende wollte Marthe nächstens selber nach Dol gehen.

Sie zögerte indessen von Tag zu Tag, weil sie des Einnehmers nächsten Besuch abwarten wollte, damit Tiennette nicht sich selber überlassen bleibe, und vielleicht zerstört würde, was Marthe wieder mühsam aufgebaut hatte. Aber der Einnehmer kam nicht: seine Besuche schienen plötzlich und auf immerdar abgeschnitten. Als eines Abends der Kanonikus sagte: „Ich höre von dem Boten von Pontorson, daß der Vetter krank zu Bette liege;" athmete Marthe wieder auf, und meinte bald, es würde morgen wieder hübsch Wetter sein, und sie wolle nach Dol wandern. Was sie auch mit dem Frühsten that, versehen mit allerlei Geschenken für den kleinen Augustin, und mit ansehnlichem Kostgelde für die arme Pauline.

Mit dem Wetter hatte es Marthe getroffen, aber keineswegs mit dem Einnehmer, der, gleichsam ihr zum Trotze, in der Mittagsstunde auf seinem dicken Schimmel wieder auf dem Berge eintraf. Der Kanonikus empfing ihn mit tausend Freuden; Tiennette dagegen etwas ängstlich und scheu, machte sich bald in die Küche, weil sie in Abwesenheit der Haushälterin für den Gast Sorge zu tragen hatte. Der Einnehmer, befangen wie er selber war, gewahrte nicht des Mädchens Scheu, und antwortete ziemlich zerstreut auf die Fragen des Kanonikus, der sich nach seinem Wohlbefinden erkundigte.

„Die Sache ist," sprach der Vetter endlich mit einiger Ueberwindung, „daß ich nicht sowohl krank, als im Innersten erschüttert und gleichsam schwer ermüdet gewesen bin. Mir ist nämlich auf meiner neulichen Heimkehr etwas ganz Merkwürdiges begegnet, und noch heute weiß ich nicht, wie ich daran bin. Genug, daß ein Anderer, minder beherzt und weniger verliebt, als ich, wohl noch eine Weile Anstand genommen hätte, über Ihre Grève zu Gaste zu reiten."

Als der Kanonikus neugierig nach der Begebenheit fragte, erwiederte stets der junge Mann, daß er für jetzo nicht davon zu reden begehre, bei gelegener Zeit jedoch würde er das Ding gern auf's Tapet bringen, welches übrigens seine Besuche und das Haus seiner Verwandten nicht im Geringsten angehe. Statt dessen liege ihm etwas anderes auf dem Herzen: die Lust, seine Cousine zu heirathen, und, damit in's Klare zu kommen, halte er um das Mädchen an. — Der Kanonikus hörte in diesen Worten lauter Musik, und obgleich ihm schwer wurde, über gewisse Dinge mit der Sprache herauszugehen, so hielt er es doch im Vertrauen auf seines Vetters Bravheit für seine Pflicht, und sie plauderten insgeheim; schieden auch zufrieden aus solcher Heimlichkeit, so daß der Kanonikus bei Tisch seiner Nichte sagen konnte: „Dein wackerer Cousin weiß Alles, und es hat sich sein Herz, das Dich liebt, nicht verändert. Dein Söhnlein soll sein erstes liebstes Kind sein und seinen Namen führen. Zu Pontorson ahnt Niemand eine Sylbe von Deinem Mißgeschick und die Anerkennung Augustins deckt Alles zu. Darum sage ein fröhliches Ja, meine theure Bellotte: einen edlern Mann findest Du nie,

und ich fahre ruhig zur Grube, wenn ich Dich so wohl versorgt sehe.

Die hellen Thränen quollen aus den Augen der überraschten Tiennette, und als sie durch diese Zähren auf das ehrwürdige Antlitz ihres Onkels und das grundrechtschaffene des heimlich geliebten Vetters blickte, konnte sie nicht über sich gewinnen, Nein zu sagen, und wäre Marthe mit dem feurigen Schwerte hinter ihr gestanden. So küßten sich also die Verlobten, gaben sich die Hände, schenkten sich goldene Ringe, und setzten den Hochzeittag fest. Der Bräutigam kannte sich nicht mehr vor Vergnügen, und wollte keine Stunde säumen, heimzureiten, seiner Mutter die angenehme Botschaft zu bringen, und Haus und Hof vom Keller zum Speicher umzukehren, daß Alles zur gesetzten Frist bereit sei. Zugleich bedung er sich, daß der Kanonikus ihm schreiben möchte, wann der kleine Augustin zu La Rive ankäme, damit er nicht ermangele, den Sohn zu umarmen.

Nachdem diese Verabredungen getroffen waren, schaute der Einnehmer durch's Fenster, ob der Knecht aus dem Wirthshause bereits das Pferd gesattelt und vor die Thüre gebracht hätte. Das war geschehen; der feiste Schimmel stand zu Befehl. Aber der junge Freier wechselte die Farbe, als wenn ihm jemand das Roth von dem Gesichte wischte. „Sonderbar;" murmelte er zwischen den Zähnen: „Was mich wieder die Angst überläuft! Und dennoch muß ich fort, weil mich die Ungeduld treibt."

Die Braut und der Kanonikus sahen sich bestürzt an, und drangen in den Einnehmer, ihnen die Ursache seiner Beängstigung zu entdecken. Der schüttelte den Kopf, versuchte, sich selber auszulachen, blickte besorgt durch die Scheiben zum Himmel, der sich allmählig trübte, wie so oft in späten Nachmittagsstunden geschieht, und stotterte auf einmal: „Es wäre etwa besser, wenn ich hier über Nacht bliebe. Mir ist so wunderlich zu Muthe."

Der Kanonikus wollte so eben dem Knecht befehlen, das Pferd in den Stall zu bringen, und für den Reiter ein Nachtquartier zu bestellen, als der Vetter sich plötzlich besann, daß es einem Bräutigam nicht allzu wohl anstehe, vor der Liebsten Muthlosigkeit zu zeigen. Daher rief er schnell: „Mit dem verdammten Schwindel sollte ich nicht fertig werden? Ich bitte nur um einen Trunk rothen Weins, theure Bellotte, und dann Lebewohl. Mit einem Glase Burgunder im Kopfe fürchte ich weder den Triebsand noch die Untiefen des Couesnon." — Der Kanonikus sagte: „Das glaube ich; Ihr habt den Fluß auf Eurem Wege gar nicht zu passiren." — Tiennette, still erfreut, den Einnehmer wieder in gehöriger Fassung zu sehen, ging nach dem Weine.

Der Verlobte dachte indessen über des Kanonikus Rede nach, und antwortete zögernd darauf: „Dennoch passirte ich neulich das Wasser; es war in der That, als ob der Teufel mich irre geführt hätte; so kam ich von meiner Straße ab." — „Das war das Mondlicht; es täuscht so oft auf der Grève;" bemerkte der Kanonikus. — „Nicht doch, Herr Onkel;" — dieß sprach der Einnehmer mit Seelenangst — „es war ein Ding, ein unbegreifliches Ding . . . wenn ich es Ihnen erzählte . . . Sie würden mich vielleicht auslachen . . ." — Vielleicht;" versetzte der Onkel: „Verliebte sehen oft seltsame Dinge. Erzählt mir's aber ein andermal, werther Vetter. Bellotte ist schreckhaft, und, wenn Ihr heute durchaus den Berg verlassen wollt, so drängt die Zeit. In einem Stündchen ist die Fluth da." —„Ei, vor dem Meere fürchte ich mich nicht. Mein Pferd hat gute Beine;" antwortete der Einnehmer.

Da bei diesen Worten Tiennette mit dem Weine kam, schwiegen die Männer, tranken auf ein baldig Wiedersehen, schüttelten sich die Hände; Bellotte erlaubte ihrem Freunde noch einen Kuß, und trapp, trapp, stolperte der Schimmel mit seinem Herrn die steile Gasse hinab zum Thore.

Als sie auf die Grève kamen, rieselten feine Tropfen aus den dichter werdenden Wolken, und deßwegen nahm das Pferd einen raschen Schritt, der jedoch nicht anhielt; der Sand war schlüpfrig, hie und da klafften die gefährlichen Spalten, worunter die Tümpel und Trichter verborgen liegen. Darinnen lauert der Tod, wie in den Löchern, die trügerisch von lockern Sandballen verstopft sind, welche beben und zittern unter dem schreckhaften Fuße der unerfahrenen Menschen und Thiere, bis diese ihr eigenes Grab sich höhlen, und langsam, aber rettungslos, in das Meer sinken.

Des Einnehmers Schimmel ging behutsam. Es war leer auf der Grève. Kein Mensch durchkreuzte sie. Auf entfernten Sandstrichen stand hin und wieder ein Fischreiher, unbeweglich, nach und nach verdämmernd hinter dem Regenvorhang, der fein, aber dicht niedersank. Noch ging das Pferd in der guten Richtung nach der Küste.

Plötzlich drehte sich der Reiter im Sattel um, und horchte. Der Huf des Schimmels hatte auf dem durchweichten Sande durch seinen Druck den Laut hervorgebracht, der einem wehmüthigen Stöhnen so ähnlich klingt. Noch einmal seufzte die Grève, dann steht der Gaul mauerfest. „Vorwärts!" spricht der Bräutigam, und klopft

den Hals des Pferdes. „Soll es noch einmal werden, wie neulich? Munter, Papillon, heute ängstigt uns ja nicht das Mondlicht, und in zehn Minuten sind wir bei dem Damme.“

Indessen war der Schimmel bereits bis an die Fessel eingesunken, und nur ein rascher Druck des Reiters brachte das Thier aus diesem gefährlichen Verweilen. Doch zitterte es schon gelinde am ganzen Körper, und hob sträubend die Füße. „Witterst Du das Gespenst, Papillon? Kennst Du nicht mehr den Weg zur Küste? Ist denn hier die Stelle, wo wir damals vom Wege kamen?“ Bei diesen Worten drehte der Einnehmer wieder den Kopf, die Gegend zu erkennen. Aber in seinem Rücken sah er nur einen dichten grauen Schleier, und als er bestürzt vorwärts schaute, war auch da der wolkige Nebel, wie eine undurchdringliche Mauer. Der Kopf des Pferdes war dem Reiter nicht mehr sichtbar, und er spürte sich fortgetragen, ohne zu wissen, wohin.

„He, Papillon! alter Dragonergaul! was giebts? warum Halt?“ Das Thier schnaubte schwer. „Ich muß absteigen;“ dachte der Einnehmer; „ich muß horchen, ob wir der Küste oder dem Meere uns nähern.“ Er warf sich zu Boden, drückte das Ohr auf den Sand, und lauschte, die Hand um des Schimmels Huf geklemmt, daß er nicht von demselben käme in der Dunkelheit, die ihm nicht einmal erlaubte, auf der Grève die Strömungsspuren zu unterscheiden, welche den Abhang zum Meere durchfurchen.

Bald vernahm er ein ziemlich nahes Rauschen. „Gott sei mir gnädig;“ seufzte er: „das ist der Couesnon, das ist der Bretagnerfluß. Schon wieder hat mich der Spuck zu weit rechts geführt, und, wenn ich mich genau besinne, so sagte der Kanonikus, daß die Fluth bald in der Bucht sein würde.“ Indem er sich an dem Pferd in die Höhe richtete, fuhr er fort: „O weh, Papillon, was wird aus uns werden in dieser Verlassenheit? Wenn du nicht getreu aushältst in der Strömung des Flusses, so sind wir verloren. Denn nur die Strömung kann uns jetzo der Wegweiser zur Küste werden.“

Er tappte nach dem Steigbügel; Papillon schnaubte ängstlicher. Durch die Nebelmasse, die eben anzuschauen war wie eine weiße Pulverwolke, zitterte eine kleine Gestalt, tief am Boden, dem Reisenden nicht bis zum Knie reichend, und trotz der gewaltigen Blendung, die seine Augen verwirrte, erkannte er die Erscheinung, die ihn schon einmal erschreckte.

Wie dazumal im Mondenglanz, so heute im Nebeldunkel war es ein Kind mit eingefallenem Gesichte und hohlen Augen; mit magern Gliedern, kaum dürftig bedeckt von einem wehenden Hemdchen. Als ob es fröre in bittrer Kälte, als ob es tröffe von schaumiger Fluth, als ob es aus einem nassen Grabe emporgeworfen würde, schwankte es vor dem erschreckten Bräutigam; es schloß die Augen, als wolle es weinen, es öffnete den Mund, als wolle es schreien; dennoch blieb rings die gräßlichste Stille. Dann that es, wie das erstemal, da der Einnehmer es gesehen: es drehte sich um, schwamm durch die Luft, und lag plötzlich steif und unbeweglich vor den Füßen des jungen Mannes, der ihm, das Pferd am Zügel, unwillkührlich hatte folgen müssen.

Unter dem Gespenst schoß der Couesnon eilfertig hindurch: eilfertiger als sonst, wie immer vor der Fluth, sprudelnd gegen die Gewalt des steigenden Meeres. Wie in Verzweiflung, die Nähe der Gefahr ahnend, sprang der Reiter in den Sattel, trieb mit Sporenzwang den Schimmel in die Wellen. Das Kind schwebte wieder dicht vor dem Pferde die Strömung aufwärts. Wo der Fluß einen gefährlichen Winkel macht, schnellte sich das Gespenst um und um, und sauste kopfunter in das Wasser. Papillon machte einen Satz zur Seite, und gewann das flache Ufer, wenn schon mit einbrechenden Füßen.

Der Nebel verzog sich ein wenig. Roß und Mann faßten neuen Muth. Auch war's die höchste Zeit. „Sind wir noch im Flußbette, Papillon? Was patschest und schleuderst Du so? O weh, das ist die Fluth, die uns ereilt. Halt aus, mein Pferd, sonst ist's um uns geschehen?“

Papillon war ein ganz anderer geworden; er trabte eiligst durch die Schwemmung, durch die Rinnsale. Ein blaßgelber Punkt stach durch den Nebel: darauf zu rannte der Gaul. In wenigen Minuten hatte er die Küste erreicht, und hielt ausschnaufend vor der Laterne, welche die Zollwächter auf dem Posten St. Georges angezündet hatten. — Binnen einer Stunde war der Einnehmer daheim, trotz des fürchterlichen Regens, in den sich der Nebel auflöste. – Am andern Tag, wieder um Mittag, kam Martha von ihrer kleinen Reise zurück.

Wohlgemuth sagte sie zu Liennette: „Rathe, was der launische Zufall wieder ausheckte, um Deine Sehnsucht zu vermehren. Pauline hat den Fuß verrenkt, und wird erst in ein Paar Wochen nach La Rive wandern können. Doch sei getrost, sie läßt mich's vorher wissen, und wir erwarten sie dann in voller Bequemlichkeit, Bellotte.“

„Ach ja;“ erwiederte Liennette: „in drei Wochen mache ich Hochzeit, und Augustin kann alsdann gleich in unserm Hause zu Pontorson

bleiben." — Marthe wiederholte verdutzt: „Hochzeit? in unserm Hause zu Pontorson?"

„Freilich, liebe Marthe; ich bin Braut, ich heirathe den Einnehmer, er will meines Kindes Vater sein; alles ist schon in bester Ordnung." Marthe warf den Kopf in die Höhe, stemmte die Arme in die Seite, wollte reden, wollte schelten, und brach statt dessen in ein gellendes Lachen aus, welches aber keineswegs lustig klang, sondern das innerste Mark in Tiennettens Gebeinen zerschnitt. So lacht der Teufel, wenn ihm ein Bruder Lüderlich in der letzten Stunde desertirt.

Während also Marthe sich absonderlich aufführte und gebehrdete, während Tiennette sich entsetzte und verstummte, trat der Kanonikus herein, und hielt zwei offene Briefe in den Händen. Sein Gesicht war bleicher als das Papier der Briefe. „Was mir heute geschrieben wird!" sagte er mit stammelnder Zunge: „da ist der Doktor, der zufällig nach Dol kam, und wiederum die Pauline nicht fand, die er einmal schon vergebens gesucht, Deine Angaben seien falsch, liebe Marthe, schreibt er." — Die Base wurde blauroth auf der Stirne, und stotterte einige Worte, die Niemand verstand. —

Der Kanonikus hatte jedoch noch eine schwerere Sorge auf dem Herzen; darum achtete er für jetzt nicht auf Marthens Verwirrung, und sprach ferner: „Was der Einnehmer mittheilt, ist noch viel seltsamer. Hört einmal, ihr Weiber." Hierauf las er mit vieler Angst herunter, was dem Bräutigam begegnet war, und vornehmlich dessen letzte Worte: „Ich achte dafür, daß an jener Stelle des Couesnon irgend ein Mordstück verübt worden ist, und habe deßfalls meine Anzeige bei den Gerichten schon gemacht. Wer weiß, was an jenem Fleck sich finden dürfte. Mündlich und bald ein Mehreres."

„Süßer Heiland! was soll das bedeuten!" seufzte Tiennette mit ineinander verschränkten Händen. Marthe sagte: „Es ist so heiß draußen, wie in einer Eisgrube, und das verfluchte Geld wird ein rechtes Donnerwetter machen." Tiennette, steif wie ein Mastbaum, horchte nicht auf den Unsinn der Base, und der Kanonikus hinkte gedankenvoll herum. Plötzlich drehte er sich zu der Haushälterin, welche ihre Haube verschoben hatte, daß sie wie die Nachtmütze eines Rekruten saß, und befahl: „Geh zu dem Adjunkten, Marthe; ich lasse ihn bitten, mich so bald als möglich zu besuchen." — „Ich will trockene Strümpfe anziehen;" antwortete Marthe, und schwankte aus der Stube. Dann lief sie nach der Kammer, suchte ihr erspartes Geld zusammen, und wollte es in die Tasche stecken. Aber sie vergaß es, während sie den Mammon einwickelte, steckte an seiner Statt einen Schuh zu sich, und ging auf die Straße. Ehe sie es sich versah, stand sie oben vor dem Schloßthor, und die Schildwache rief: „Wohin? Man passirt nicht ohne Karte."

Da besann sie sich, daß der Adjunkt nicht auf dem Schlosse wohne, und ging schnell die vielen Staffeln wieder hinab. Weil der steile Weg ganz einsam war, murmelte sie vor sich hin: „Was thue ich aber bei dem Adjunkten? Was thut der Vetter mit ihm? Was geht mich die Polizei an? Es gefällt mir mit einemmale nicht mehr auf dem Berge. Weil schön Wetter ist, will ich fortgehen, und nicht einmal Abschied nehmen."

Was sie auch that, obschon die Witterung keineswegs so schön war, als sie meinte. Es stürmte heftig, auch waren die Tage der großen Fluthen vor der Thüre.

„Nach Pontorson?" fragte sie sich auf der Grève: „Nein, ich will nicht dahin; da liefe ich dem Einnehmer und seinen Gensd'armen in die Hände." — Sie wendete sich in der Richtung nach Cherrueir. — Bald fragte sie sich auf's Neue: „Verfolgen sie mich nicht?" und schaute nach dem Berge zurück. Der lag aber ganz ruhig im gelben Sonnenschein, am Fuße von aufsteigenden Duftwolken umgeben, als ob er gen Himmel schweben wolle. Von dem sturmverkündenden Sonnenglas geblendet, drehte sich Marthe nach der Grève. Die Küste, auf Duftwolken schwimmend, wie der Berg, schien vom Meere bespült. Ein Reiter auf dem Damme schien auf den Wellen zu traben. „Ein Gensd'arme! seufzte Marthe, und warf sich immer rechts in die Triebsandfelder. „Summen mir die Ohren, oder ist das die Glocke vom Berge?" sagte sie dann, stutzend. Es war jedoch die Strömung des Couesnon; sie stand an dessen Ufer, „Geschwind hinüber;" flüsterte sie ängstlich, und deutete scheu nach der Seite, wo der Fluß einen Ellenbogen macht: „Ist dort nicht der Platz?" Sie entblößte die Füße, schürzte das Kleid, watete durch das Wasser.

Es geschah, daß an jenem Tage ein Mann vom Berge von einem Botengange nach Cherrueir heimkehrte. Der Mann war erfahren und bewandert; er wußte, daß die Fluth nicht mehr lange ausbleiben würde, und lief rüstig dem Berge zu. Am Couesnon sah er ein in einem Sandtümpel versinkendes Weib, das die Hände rang, und beinahe bis an den Gürtel im Moor steckte. Der Mann half mit Christenmuth, Behendigkeit und eigner Gefahr der Versinkenden aus dem Trichter, und erkannte des Kanonikus Haushälterin. „Was macht Ihr denn zu dieser Frist auf der Grève?" sagte er verwundert:

„kommt, folgt mir geschwinde, ehe die Fluth steigt."

Worauf ihm Marthe mit stierem Auge antwortete: „Seht Ihr nicht, daß mich der Bube nicht fort läßt?" Wohin sie deutete, schaute der Mann, sah jedoch Niemand. Marthe fuhr aber fort: „Er will mich nicht lassen, ich soll bei ihm bleiben, dort, wo ich ihn versenkt habe." — „Wen, Jungfer Marthe?" — „Armer Augustin? war Dein Tod so schwer? Wo sind Deine Ueberreste, daß ich sie wegräumen kann, ehe der Adjunkt sie findet? ich darf nicht eher nach Hause." — „Marthe, Ihr seid verrückt. Kommt doch; der Wind geht frisch, und der Strom schwillt." — „Grüßt Tiennette, lieber Mann!" schluchzte Marthe, und ging im Kreise auf der wankenden Sandscholle: „ich muß den Augustin verstecken. Sie soll mir verzeihen, dann wird's auch der Bube. Das verfluchte Geld hat's gethan. Ich hätte gern Tiennette beerbt, wie den Kanonikus. Jetzt werden sie auf meinem Grabe lachen." — „Gott sei mir gnädig!" schrie der Bote, da er solch fürchterliche Rede hörte, lief von dannen und überließ die Verbrecherin ihrem Schicksal.

Der Wind ging frischer, höher schwoll der Strom von andrängender Meeresfluth. Auf die Angst vor dem Gespenste folgte die bittere Todesangst in Marthe's Seele. Jetzo begehrte sie zu fliehen, zu entrinnen, aber allenthalben stand vor ihr das blasse Kind in dem flatternden Hemdchen, zitternd vor Frost, triefend vor rieselnder Welle, öffnend den Mund zum Geschrei. Doch blieb es stumm, während sein Grab immer lauter brauste, und die See als ein graues Leichentuch sich langsam gegen die Küste aufrollte. Da war kein Pferd, das die Verzweifelnde hinweggetragen, kein Mensch, der sie im Rettungsboote aufgenommen hätte. Auf einer weiten Sandzunge hin und her rennend, bald knieend, bald rasend, schaute Marthe in den gähnenden Rachen des Todes, in die hohlen Augen des Kindergespenstes, bis endlich die Fluth die Scholle enger und enger umspülte, höher und höher heraufkam.

Da hockte sich Marthe auf den Sand, und machte die Augen zu. So nahm die Woge sie hinweg, und legte sie entweder zu dem armen Augustin auf den Grund des Guesnon, oder spülte sie mit seinen Gebeinen hinaus in die Tiefen der See. — Die Gerichte haben nichts gefunden, und die Tochter des reichen Mathias von dem Morde freigesprochen. Zwar wurde aus ihrer Heirath mit dem Einnehmer nichts, und sie ist mit dem Kanonikus fortgezogen, ohne daß man jemals von ihrem weitern Schicksal etwas gehört hätte. Der Lieutenant war jedoch nicht todt geschossen, und lebt vielleicht noch auf die heutige Stunde als ein reicher General mit Titel und Orden in Hülle und Fülle. Aber sein Sterbestündlein wollen wir nicht mit ihm theilen. Amen.

---

## Aus: Der neue Pygmalion.

Von K. Immermann.

So versenkt in die Interessen seines Herzens und seiner nächsten Umgebung, hatte unser Freund seither wenig auf den Gang der großen Welthändel geachtet, die indessen einen immer fürchterlicheren Charakter angenommen hatten. Es kam die Zeit, da man auch auf dem Boden unsers Vaterlandes die Republik gründen wollte. Eine große benachbarte Stadt machte den Anfang; Emissarien durchzogen von da aus an der Spitze bewaffneten Gesindels, das umliegende Land, die dreifarbige Cocarde auszutheilen, und den verführerischen Freiheitsbaum zu pflanzen.

Ein ungeheurer Zorn ergriff den Baron, als er von diesen Dingen Nachricht bekam. Emilie mochte bitten und beschwören, so viel sie wollte, sie konnte den Aufruhr in seiner Brust nicht dämpfen: denn die innersten Fasern seiner Natur waren durch so rohe Angriffe verletzt. Sobald das Gespräch nur nach diesem Punkte hinklang, bemeisterte sich seiner eine unbändige Wuth, welche austoben mußte und sich durch kein gutes Wort besprechen ließ. Er wollte einen Landsturm gegen die Ruhestörer bilden, im Heere des Kaisers als Freiwilliger dienen, und was noch sonst für abenteuerliche Gedanken durch seine Seele zogen.

Einst kam der phlegmatische Nachbar voller Angst auf das Schloß. Die Emissarien hatten sich in seinem Gebiet blicken lassen; er wußte nicht, was er bei so kritischen Umständen beginnen sollte, und bat den Baron um Rath. Dieser versetzte: Ich kann nicht sagen, was Sie zu thun haben; ich für meinen Theil steche Jeden nieder, der in meiner Feldmark von der neuen Freiheit predigt! Gott bewahre! rief der Nachbar, das gäbe ja Mord und Todtschlag. Es könnte wohl sein, erwiederte Werner kalt.

In diesem Augenblicke stürzte ein Bedienter herein und schrie: Gnädiger Herr, unten im Dorfe steht der Trödel-Jude Mendel mit einer ganzen Bande, und schwatzt tolles Zeug, und will sengen und brennen; Alle tragen sie dreieckige Hüte und bunte Cocarden! — Hölle und Teufel! donnerte der Baron außer sich. — Meinen Degen! — Herr Nachbar! rief der Phlegmaticus, und entfloh spornstreichs. Lieber Werner, rief Emilie, sich vergessend, und wollte

ihn festhalten. Aber er wand sich mit männlicher Stärke los, indem er nun, den Degen in der Faust, durch die Thüre hinausschritt, war es ihr, als müßte sie vor dieser Erscheinung in die Knie sinken; er kam ihr vor, wie ein gewaltiger Ritter der alten Zeit.

Unten im Dorfe fand er einen Kreis von Bauern um den Juden Mendel versammelt, der auf einem Steine stand, und die eingelernten Floskeln des Convents vortrug. Neben ihm waren acht bis zehn zerlumpte Kerls, welche Hirschfänger, Säbel und Pistolen trugen. Der Baron trennte mit starkem Arme den Kreis, und drang gezückten Degens auf den Freiheitsprediger ein. Dieser wollte sich mit einem Satze retten; aber schon hatte ihn der Baron erreicht, und hieb ihm über den Kopf, daß das Blut herabrann, und der Jude zu Boden taumelte. Er richtete sich indessen gleich wieder auf, und schrie: Schießt ihn todt! Ein Kerl von wildem Ansehn zielte, drückte ab, und schoß unsern Freund in die Schulter, so daß er stürzte. Die Bauern sprengten auseinander, machten einen entsetzlichen Lärm; Keiner wagte aber, Hand anzulegen. Die Bande, den blutenden Juden in die Mitte nehmend, zog sich langsam aus dem Dorfe zurück, feuerte links und rechts in die Häuser, und drohte unter fürchterlichen Schwüren, nächstens mit bewaffneter Macht zum Ruin des Tyrannen wiederzukehren. Die Bauern begnügten sich, ihnen von weitem zu folgen, und ihnen einige Steine nebst vielen Schimpfworten nachzusenden.

Emilie kam in Todesangst vom Schlosse herab, und fand Wernern an der Erde liegen, um welchen sich in der Verwirrung noch Niemand bekümmert hatte. Der Blutverlust hatte ihm eine Ohnmacht zugezogen; sie riß sich das Halstuch ab und verband unter heißen Thränen damit nothdürftig den bleichen Freund. Dann wurde er auf einen Tragesessel gesetzt, und in das Schloß gebracht. Als er wieder zum Bewußtsein kam, fühlte er einen warmen Athem an seiner Wange. Emilie kniete vor dem Bette, sein erster Blick fiel in den ihrigen. Wie geht es Ihnen? fragte sie sanft. Recht wohl, versetzte er, und drückte ihr freundlich die Hand, indem er die Augen abermals schloß.

Emilie übersah bald mit Besonnenheit die Lage der Sache. Die Kugel war aus der Schulter gezogen, das Schlüsselbein unverletzt befunden worden, und der Chirurgus versprach eine baldige Herstellung, wenn der Kranke die nöthige Ruhe genösse. In letzterer Beziehung hegte Emilie einige Besorgniß. Sie hatte von den Drohungen jener Rotte gehört, und wenn sie auch nicht gerade eine Wiederkehr derselben fürchtete, so konnte doch nach ihrer Meinung in so stürmischen Zeiten, hier am Orte, manches Unangenehme vorfallen, welches dem Baron vielleicht nicht zu verbergen war, und seine Herstellung hindern mußte. Sie entschloß sich daher kurz und gut, ihren Verwundeten in ein nahes, wohlgelegnes Städtchen zu bringen, in welchem sich ein sehr guter Gasthof befand. Mit der Wirthin wurde sogleich das Nöthige durch einen Boten abgemacht. Als sie dem Baron ihren Plan eröffnete, willigte dieser in Alles, was ihr gut dünkte; sie säumte daher nicht, augenblicklich den Entschluß auszuführen. Der Kranke wurde in Kissen gepackt, in einen bequemen Wagen gelegt und kam ohne große Beschwerde im Städtchen an. Im Gasthofe waren zwei kühle, freundliche Zimmer nach hinten hinaus bestens zubereitet, eins für den Baron, und dicht daneben eins für Emilien. Kaum war der Kranke beschickt, als Emilie von der Wirthin Feder, Dinte und Papier forderte, und sich niedersetzte, um zu schreiben. Der Baron fragte sie, an wen der Brief gerichtet sei? — An Ihre Fräulein Braut: Ich muß ihr doch Nachricht von Ihrem Zustande geben — antwortete das gute, von mannichfaltigen Empfindungen gepeinigte Mädchen, mit einem jener unbeschreiblichen Blicke, die man nur an den Frauen wahrnehmen kann. An wen? fragte er verwundert. An Fräulein Lucianen, erwiederte Emilie, die ihren Mißgriff einsah. Liebe Emilie, das Fräulein ist nie meine Braut gewesen; und ich habe jetzt am wenigsten Lust, um sie zu werben. Gewiß nicht? fragte sie, indem sie, von Freude glühend, aufsprang. Er verneinte es, indem er die Hand auf das Herz legte. Was brauche ich dann zu schreiben! rief das Mädchen im ganzen Gesichte Vergnügen, und hüpfte den Tag über mehr, als sie ging.

Ein starkes Wundfieber quälte den Kranken die nächsten Nächte hindurch. Die Tage waren leidlich. Emilie wich fast nicht von seinem Lager. Immer bedacht, ihm Linderung zu verschaffen, hatte sie sehr bald ihm abgemerkt, wie er am bequemsten lag, wovon er am liebsten reden hörte, was ihm Erquickung gab. Daß sie fast keinen Schlummer genoß, konnte man ihren glänzenden Augen nicht ansehn.

Eines Morgens wanderte demselben Städtchen ein humoristischer Musensohn zu, das Portefeuille unterm Arm. Es war Niemand anders als Sterzing, der wieder einen Besuch auf dem Gute des Barons machen wollte, und nach Künstler Weise unbekümmert um die Ereignisse in der Welt, von allem Vorgefallnen nicht das Mindeste wußte. Da ihm der Weg lang wurde, so sang er zum Zeitvertreib mit seiner heisern

Stimme für sich ein Lied hin, welches ihm ein jüngrer Kunstgenosse einst in das Stammbuch geschrieben hatte, und von dem einige Verse so lauteten:

Will ein König, stolz und mächtig,
Zeigen sich den Völkern prächtig,
Und ein Erdenherrgott scheinen,
Hilft ihm keiner von den Seinen:
Zu des Architekten Händen
Muß der Fürst sich flehend wenden
Baut ihm Palast, goldne Dächer,
Audienz- und Prunkgemächer,
Solches müsset ihr uns lassen:
Kunst ist Hans in allen Gassen.

Will ein braves Chor von Frommen
Gradeswegs gen Himmel kommen,
Fehlt es leider nur an Schwingen,
Die die Seelen aufwärts bringen.
Gebt ein gutes Wort dem Meister,
Der versammelt Klanges Geister,
Melodieen führen weich
Andacht auf zum Himmelreich!
Solches müsset ihr uns lassen:
Kunst ist Hans in allen Gassen.

Will ein Paar von zarten Pinseln,
Nicht mehr einsam für sich winseln,
Sondern sich getrost entdecken.
Bleibt das Wort im Munde stecken.
Doch der Maler hilft den Leuten,
Bild und Zeichnung sollen deuten
Tiefe Flammen, wunde Herzen
Verschen drunter spricht von Schmerzen.
Solches müßet ihr uns lassen:
Kunst ist Hans in allen Gassen.

Er war bei diesen Worten an das Städtchen gekommen, und bog hinein, um darin zu frühstücken. Als er in den Gasthof trat, schrie Emilie gerade von der Treppe herab. Sein scharfes Malerauge erkannte sie sogleich wieder; aber wie erstaunt war er über die Verwandlung, welche mit ihrer Gestalt vorgegangen war. In einer Art von komischen Entzücken ließ er seine Mappe fallen, kniete darauf, und rief, indem er die Arme gegen sie ausbreitete: Ave Maria! Wo ist Sanct Joseph, der Zimmermann? Sie machte große Augen, sagte: Sie sind wohl närrisch! und verschwand. Sterzing raffte sich auf, mit dem Entschlusse, die herrliche Figur in einem von seinen Gemälden anzubringen. Er ging zur Wirthin, und erfuhr von ihr, daß der Baron verwundet im Hause sei und daß die Mamsell ihn pflege. Er wollte gleich zu seinem Freunde, die Wirthin hielt ihn aber zurück, und meinte, eine Ueberraschung möchte dem Kranken gefährlich sein. Sie ging, um ihn anzumelden. Sterzing setzte sich hin, ließ sich Wein geben, und blätterte in seiner Mappe. Er hatte die Skizze von Maria und Joseph für den Baron mitgebracht, deren wir uns aus dem Anfange dieser Geschichte erinnern, und sah sie jetzt mit einem sonderbaren Vergnügen an; denn er hielt Emilien und Wernern für ein Paar, und betrachtete sich als den Gründer ihres Glückes.

Voll von diesem Glauben betrat er das Krankenzimmer, in welches er durch die Wirthin beschieden wurde. Der Baron rief ihm entgegen: Wie in aller Welt kommt Ihr hieher? So möchte ich Euch fragen, versetzte Sterzing, wenn ich es nicht schon wüßte. Wer Teufel heißt Euch Euern hochfreiherrlichen Leib ins Gefecht mit Juden und Revolutionspack tragen? Das war mit Eurer Erlaubniß, eine kleine Sottise, mein lieber Baron. — Ich hätte es eben so gemacht, wenn ich ein Mann gewesen wäre! rief Emilie mit anmuthiger Kühnheit aus. — Bravo, sagte Sterzing — das wird ein Geschlecht von Helden geben. Der Baron fürchtete von der Unkunde des Malers eine verletzende Wendung des Gesprächs; er entfernte daher Emilien durch die Bitte, ihm etwas zu holen, und sagte dann: Sie sehen mich hier als Opfer einer doppelten Revolution. Die eine geht von unten nach oben; das Volk will die Privilegien der Großen vernichten, oder an sich reißen; ich weiß nicht, was in dem dunkeln Schooße der Zeit gährt. Dieser widersetzte ich mich meines Orts, und bekam dafür eine Kugel in die Schulter. Die andre geht von oben nach unten; die Großen möchten der Freiheit des Volks genießen, Bündnisse schließen, und alle Standesbegriffe wegtilgen, so weit sie ihnen hinderlich sind. An dieser nahm ich selbst Theil, und bekam dafür einen Korb, der mir noch zu schaffen macht. Will Maria Sanct Joseph nicht haben? fragte Sterzing. Lassen Sie uns über einen so ernsten Gegenstand nicht witzeln, versetzte unser Freund. Gattinnen schenkt uns der Himmel, wenn er sie für uns fertig hat; ich vergaß das, und wollte mir selbst eine erziehn. Für diese Thorheit, und dafür, daß ich meine alte ehrwürdige Tante Jahre lang täuschte, vielleicht durch meine Täuschung Anlaß zu ihrem Tode gab, büße ich, und büße gerecht. Erwähnen Sie in Emiliens Gegenwart ja nichts von diesen Dingen; das edle Mädchen ist nur unter der Bedingung bei mir, daß hierüber ein gewissenhaftes Stillschweigen beobachtet wird. — Hm, hm, murmelte Sterzing; das ist hier ein kurioses Wesen, und ich komme vielleicht gerade zur rechten Zeit an.

Der Kranke hätte ihn nun gern entfernt; denn er war in seinem jetzigen Zustande für Sterzings Laune nicht recht empfänglich. Er schlug ihm daher vor, nach dem Schlosse zu gehn, und dort einstweilen allein sich die Zeit zu vertreiben. Aber der Maler gehörte zu den Menschen, die innerlich kalt, bisweilen einen Anlauf zur Wärme und zur Empfindung nehmen, und dann in ihrer Bizarrerie verharren, welche sie

für Vortrefflichkeit halten. Er schlug dem Baron rund ab, ihn zu verlassen. Ich wäre ein Ochs, und gehörte in ein Potterſches Viehstück — sagte er auf seine energische Weise, wenn ich jetzt von Euch ginge, mir bei Euch bene thäte, und meinen edeln hospes hier schmachten ließe. — Es war nichts mit ihm anzufangen; man mußte ihn gewähren lassen. Emilie hatte nun die doppelte Sorge, ihren Beschützer zu warten, und den unruhigen Gesellen von ihm abzuhalten, der mit seinen Späßen der Genesung eher hinderlich, als förderlich war. Es gelang ihr so ziemlich: Sterzing lief fast den ganzen Tag umher, bildete sich aber nichts desto weniger ein, daß er dem Baron die ersprießlichsten Dienste leiste, und einen unendlichen Edelmuth durch sein Verweilen zeige.

Einmal kam Emilie zu ihrem Freunde und sagte: Was mag der wunderliche Mann nur mit seinen immerwährenden Anspielungen auf Maria und Joseph wollen? Sie sind mir unleidlich; Witzworte, deren Sinn ich nicht verstehe, erschrecken mich wie Gespenster; sie sind körperlos und graunhaft, gleich diesen. — Krankheiten geben dem Menschen eine gewisse Rücksichtslosigkeit. Werner erzählte ihr so freimüthig, als sie gefragt hatte, die Geschichte der frühern Tage, und reichte ihr des Malers Skizze, mit welcher er sich eben beschäftigt hatte. Emilie schauderte fast vor der seltsamen Zeichnung zurück und versank in tiefes Nachdenken. Es kam ihr sonderbar vor, daß Menschenwille und Geschick sich unsre unbewußtesten, einsamsten Momente wählen, um uns in ferne, kaum geahnete Kreise zu ziehn. Werner, da er ihren Ernst bemerkte, fragte sie: ob er sein Ehrenwort gebrochen habe? Nein, erwiederte sie erröthend; Sie sprachen von Dingen, welche vergangen sind.

Gewiß Emilie — rief er — sie sind in jedem Sinne vergangen. Es ist Zeit, fuhr er mit schöner Herzlichkeit fort, daß ich einmal ganz meinen Busen Ihnen eröffne. Ich habe Ihnen durchaus entsagt; ich fühle im Grunde meiner Seele, daß ich Sie nicht verdiene zu besitzen. Mein innigster Wunsch ist nur, daß Sie an der Seite eines geliebten Mannes dereinst das Glück genießen mögen, dessen Sie fähig sind. Beste Emilie, lassen Sie mich etwas aussprechen, und nehmen Sie es gut auf. Schon lange bekümmerte mich die Sorge um Ihre künftige Existenz, und während meines jetzigen Siechthums ist ein Plan gereift, Sie zu sichern. Ich habe vor, Ihnen die kleine Meierei am Strome, welche Sie so lieben, als Ihr Eigenthum zuschreiben zu lassen. Versagen Sie mir den Wunsch nicht, nehmen Sie das Gehöfte aus der Hand Ihres treuen Freundes an!

O Gott! war Alles, was Emilie auf diese rechtschaffenen Worte vorbringen konnte. Ihr Herz im Busen stockte, sie schwankte in ihr Zimmer, und fiel vor dem Sopha nieder, das Gesicht in die Kissen drängend. Lange lag sie ohne deutliches Bewußtsein. Dann durchdrang ein unabweisliches Gefühl ihre Brust, und rief ihr zu: daß sie Wernern liebe, daß sie ihn schon längst geliebt habe. Zugleich aber machte seine Fassung ihr schrecklich klar, daß er genesen sei von der Leidenschaft, daß er wirklich der Hoffnung entsagt, weil ihn der Wunsch verlassen habe. Sie rief den Himmel um Erleuchtung an in ihrem dunkeln Verhängniß, und der Himmel gab ihr diese Erleuchtung. Der Entschluß wuchs in ihr empor, den edelmüthigen Mann nie zu verlassen, sondern Zeit ihres Lebens bei ihm als treue Ratherin und Beschließerin auszuharren. Diesen Vortheil haben die Frauen in solchen Lagen über uns; sie dürfen sich einem opfern, und darin eine traurigfreundliche Beruhigung finden; uns vielfach Angesprochnen ist das versagt.

Sie behauptete ihre Fassung, und ließ Niemanden gewahren, daß Welt und Zeit vor den getrübten Blicken zitterten. Ihre Kraft wurde durch die Bemühungen hervorgerufen, welche sie dem Maler entgegenzusetzen hatte, der nunmehr, geradehin gesagt, unausstehlich zu werden anfing. Er hatte mehrere hübsche Ansichten bei dem Städtchen aufgenommen, dann einige Karrikatur-Gestalten, die ihm in den Straßen entgegen gelaufen waren, gezeichnet, und war jetzt ohne Beschäftigung, daher er die größte Langeweile zu fühlen begann. In diesem Zustande kam nichts seinem Mißbehagen und seiner Unruhe gleich. Quecksilbrig durchrannte er das ganze Haus, schlug die Thüren heftig zu, stürmte jeden Augenblick unerwartet ins Krankenzimmer, überschüttete Wernern mit einer Masse von barocken Einfällen, forderte sein Urtheil über abscheuliche Zerrgestalten, die er alle Tage zu Dutzenden fabricirte, und was dergleichen Ungereimtheiten mehr waren, welche den Kranken ganz verdrießlich machten.

Emilie bat den Maler mehrmals höflich, doch nach dem Schlosse abzureisen; aber er blieb unbeweglich: denn er war so consequent in einer angefangenen Starrheit, als er inconsequent war, da, wo es Ernst galt. Um ihn zu beschäftigen, und ihn einigermaßen unschädlich zu machen, schlug ihm Emilie vor: er möchte insgeheim eine Composition machen und damit den Freund zu seiner Genesung überraschen; irgend etwas Bedeutendes, Charakteristisches müsse es sein. Sterzing ergriff diese Idee mit allem Feuer. Ich will etwas liefern, rief er aus,

was alle meine bisherigen Werke übertreffen soll. Man hat mich so oft getadelt, daß ich die Gattungen vermische; jetzt ist ein reiner, antiker, erhabner Sinn, wahrscheinlich durch die Langeweile dieses Orts in mir erweckt worden; und ich benutze diese Stimmung, welche leicht späterhin wieder verfliegen möchte, zu einer Schöpfung im großen Genre, die man nicht ohne gähnende Bewunderung und ohne bewunderndes Gähnen wird anschauen können. Ich male für unsern Baron, der auch so eine Art von Pygmalion ist, die Scene, wo dieser Künstler die Göttin bittet, die geliebte Statue für ihn zu beleben. Nun merken sie aber, wodurch ich eine Situation hervorbringe. Die Statue ist ein Bild der Venus; der Meister darf daher vor ihr im Staube liegen, und sie selbst um sie selbst anflehn. O ein herrlicher Gedanke! Ich freue mich schon darüber, was mir alles während der Arbeit noch einfallen wird. Sie, schönste Emilie, sollen mir als Modell dienen und die allerliebste, kalte Bildsäule vorstellen, was Ihnen nicht schwer fallen kann.

Emilie hatte zwar bei sich viel gegen diesen Einfall einzuwenden, weil sie dessen Unschicklichkeit fühlte; indessen wußte sie schon, daß wenn man Sterzing in seinen Planen kreuzte, er nicht leicht anderweit wieder zu fixiren war. Sie ergab sich also, indem sie hoffte, die Ueberreichung des Bildes auf irgend eine Weise verhindern zu können, und bat ihn, um ihn ganz zu isoliren, daß er doch ja recht heimlich und recht fleißig sein möge. So etwas brauchte man ihm aber nicht erst zu sagen, wenn ihn eine Composition ergriffen hatte. Er lebte und webte von nun an ganz in seinem Gedanken, lief nach Materialien und Vorrichtungen zu einem Gerüste umher, und war in den ersten zwei Tagen kaum sichtbar, so daß unser seltsames Paar sich einer wohlthuenden Einsamkeit überlassen fand. Emilie benutzte dieselbe zu einer Ausflucht nach dem Gute, indem sie Wernern unter der Obhut der freundlichen Wirthin zurückließ. Es war der schönste Herbsttag, sie konnte ihrem Pflegbefohlnen ein Körbchen der herrlichsten Obstarten und Trauben zu seiner Erquickung mit zurückbringen. Sie setzte ihm dasselbe auf sein Bett; er genoß die Früchte dankbar, und sprach: Für die Obstzucht auf ihrem Gehöfte will ich insbesondre sorgen, liebe Emilie; ich denke, Ihnen eine treffliche Baumschule anzulegen. In dem Augenblicke trat die Wirthin herein und rief froh: Es ist Friede! Sie legte die Zeitung auf den Tisch, aus welcher man ersah, daß das deutsche Republikenwesen in sein Nichts zurückgesunken war. Der Chirurgus kam, nahm den Verband ab, und erklärte Wernern für geheilt. Es war, als ob aller Segen heute Abend über ihn kommen sollte; er rief fröhlich aus: Wie sehne ich mich nach Luft und Licht, nach Bewegung und Freiheit! Wie wohl wird mir die Arbeit auf meinem Gute thun! Beste Emilie, Sie ahnen nicht, was es heißt, krank sein; man vergißt alles Andre, wenn sich der Körper übel befindet. — Ach ja, dachte Emilie traurig, er hat Alles vergessen, auch seine Liebe. Obstbäume will er mir pflanzen; er mag nur für Cypressen sorgen; an einem Grabe wird es vielleicht nicht mangeln! — Dann schalt sie diese weichlichen Gedanken, und beschloß, sich im Dulden zu bewähren. Aber ihr Busen war wie von tausend Messern zerschnitten.

Als sie am andern Morgen sich kaum erhoben und angekleidet hatte, klopfte es leise an ihre Thür. Sie öffnete; Sterzing stand davor mit Crayon und blauem Papier. St! zischelte sie ihm zu — der Baron schläft noch. St! zischelte er nach — ich will Sie mäuschenstill abzeichnen. Was sollte sie thun? Sie mußte es sich wohl gefallen lassen. Leise machte sie die Thür des Krankenzimmers auf, um gleich zu hören, wenn Werner etwas verlangte. Dann stellte sie sich auf den Stuhl, den Sterzing zum Piedestal erhoben hatte. Er löste ihre Flechten, gab ihr mit Shawls eine Art von antiker Bekleidung, und brachte sie in die Attitüde der Venus Genetrix. Sich selber setzte er gegenüber, und fing an zu zeichnen. Kaum hatte er begonnen, als unser Freund von einem langen, balsamischen Schlummer erwachte. Er lag abgewendet von der Thür, die nach Emiliens Zimmer führte, und hielt sich in der Todtenstille, welche herrschte, für ganz allein und unbelauscht. Das Fenster, zunächst seinem Bette, war aufgegangen, ein kühler Luftstrom spielte an seine Wangen, als wollte er ihm Grüße von draußen, von der schönen Natur bringen. Er sah in den blauen Himmel, in die gelbrothen Kronen der Bäume, und empfand ein unaussprechliches Wohlsein, eine Gewißheit der Genesung. In solchen Momenten macht der Mensch seinem Drange durch Worte Raum. Auch Werner war beglückt, um stumm bleiben zu können. Dank euch, ihr himmlischen Mächte, rief er aus, daß ihr mich wiederhergestellt habt. Das Leben ist so schön, daß man dafür danken muß, selbst wenn es noch so viel geraubt, noch so oft getäuscht hat! Welche süße Hoffnungen sind mir zertrümmert! dennoch lebe ich und lebe gern.

Im Nebenzimmer ging kein Wort von diesem Selbstgespräch verloren. Sterzing sah mit Schrecken, daß Emilie auf ihrem Stuhle unruhig wurde. Er fürchtete eine Störung der Session — ihm das Verhaßteste auf der Welt —

und flüsterte kaum hörbar: Ruhig geblieben, er will von Ihnen nichts; er spricht mit dem lieben Gott; man darf keinen Menschen in der Andacht stören.

Werner fuhr fort: du darfst es dir in dieser stillen Minute gestehn, daß du sie liebst, und ewig lieben wirst. Wo findest du ihres Gleichen? Aber du hast ihr entsagt, und mußt dein Gelübde halten. Du wirst es halten können, wenn du sie selber glücklich siehst.

Emilie glühte, wie eine Purpurrose. Auch Sterzing verließ der alte Spottgeist; die Sonderbarkeit dieser Situation überwältigte ihn. Er saß stumm da, und schabte mit einem verlegnen Gesichte ganz unmäßig an seiner schwarzen Kreide, bis er den Stift weggeschabt hatte.

So bete ich denn nicht — rief Werner — Gott gieb sie mir; sondern: Gott gieb sie Einem, der ihr Wesen zu erkennen im Stande ist. Entzünde in ihrer Brust, o Natur, das heilige Feuer einer unsträflichen Liebe, und vollende, indem du ihre Seele beseelst, dein schönes Werk.

Wie hätte ein armes Mädchen, dem das Feuer, von welchem die Rede war, bereits im Herzen glühte, bei so guten, dringenden Worten, wohl länger ein Bild von Stein darstellen können? Emilie warf hastig den Shawl ab, stürzte von ihrem Postament, flog in das Nebenzimmer, und warf sich, aufgelöst von gewaltiger Rührung, dem Freunde an die Brust. O Du — Himmel! war Alles, was sie schluchzend hervorbringen konnte. — Emilie! rief er außer sich — ist es möglich? liebst Du mich denn? — Wen sonst! sagte das Mädchen. Es ist ein Traum! sprach er. Es ist die Wahrheit! rief sie.

Sie holte sich einen Stuhl, setzte sich neben dem Bette nieder, faßte mit beiden Händen die seinigen, und sah ihn lange innig an. Da merkte er, daß es Wirklichkeit war, selige Wirklichkeit. Ach, wie ging das zu? fragte er.

Ich weiß es nicht; versetzte das herrliche Mädchen mit einer züchtigen Freundlichkeit. Es ist, wie es ist; laß uns nicht grübeln. Du verdienst eine Gattin, Du bedarfst eine; Du littest, Du liebtest; seit ich das wußte, litt ich, liebte ich, war ich Dein, und will Dein bleiben bis in den Tod.

Sterzing ließ sich sehen. Der Baron sagte freudig: Lieber Sterzing, hier sind zwei glückliche Menschen. Der Maler erwiederte trocken: Ich gratuliere. Bei mir habt Ihr Euch zu bedanken; ich schüttelte Euch die reife Frucht vom Baume. Es heißt mit Recht:

Solches müsset ihr uns lassen,
Kunst ist Hans in allen Gassen.

Aber ich habe mein Blatt zerrissen; denn Ihr seid ein größerer Meister, als ich. Ich zeichne die Bildsäulen; Ihr macht sie lebendig, daß sie mir vom Stuhle springen; darum sollt Ihr bis zum jüngsten Tage heißen: der neue Pygmalion.

---

## Aus: Das Bild des Kaisers *).

Von W. Hauff.

In dem Cabriolet des Eilwagens, der zweimal in der Woche von Frankfurt nach Stuttgart geht, reisten vor einigen Jahren an einem der schönsten Tage des Septembers zwei junge Männer. Der eine von ihnen war erst eine Station hinter Darmstadt eingestiegen und hatte den früheren Passagier schon beim ersten Anblick durch sein schmuckes Aeußere und den freundlichen Gruß, womit er sich neben ihn setzte, die Furcht, der Zufall möchte ihm eine unangenehme Nachbarschaft geben, völlig benommen. Der Fortgang der Reise bewies, daß er nicht unrichtig geurtheilt hatte, wenn er seinen Reisegefährten für einen wohlgezogenen, anständigen Mann hielt. Was er sprach, war, wenn nicht gerade heiter, doch offen und verständig; nicht selten sogar überraschten den Reisenden leicht hingeworfene Aeußerungen, Gedanken seines Nachbars, die von feiner Bildung, gesellschaftlicher Erfahrung und einer Belesenheit zeugten, die er denn doch hinter dem etwas groben Jagdrock und der unscheinbaren Ledermütze nicht gesucht hätte. Ueberhaupt däuchte es diesem Reisenden, er müsse, je öfter er im Süden vordrang, desto öfter und nicht ohne Beschämung dem Lande und den Bewohnern Vorurtheile abbitten, die man in der Ferne vom Hörensagen, besonders in einem Alter von vierundzwanzig Jahren, so leicht annimmt.

Wie anders war ihm dieses Land im Brandenburgischen geschildert worden! Manche Reisende hatten zwar diese Bergstraße, dieses Neckarthal gelobt, doch erschien dann ihre Beschreibung matt und klein gegen die Wunder der Schweiz, zu welcher sie auf dieser Straße geeilt waren. Ueber die Bewohner war aber in seiner Heimath nur eine Stimme. Hier, bald hinter Darmstadt, fangen die Schwaben an, erzählte man dem jungen Reisenden in Berlin mit einem mitleidigen Blick auf die Karte, mit einem noch mitleidigeren auf ihn, der diese Länder besuchen wolle. Da geht alles gesellschaftliche Leben, alle Bildung aus; ein rohes, ungesittetes Volk, das nicht einmal gutes Deutsch sprechen

*) Wilhelm Hauff's sämmtliche Schriften. 14. Bdchn. Stuttgart 1830.

kann. Und leider! nicht nur die untersten Klassen leiden an diesem Mangel, auch die bessern Stände haben einen Anstrich von eingeschränktem, ungalantem Wesen und reden so elendes Deutsch, daß sie vor Fremden, um nicht erröthen zu müssen, französisch sprechen. Das war der Reisepfennig, den man ihm nach Schwaben mitgab, und in dem jungen romantischen Kopf des jungen Brandenburgers hatten diese Sagen sich endlich während der schönen Muße, die ihm die Sandkunststraßen und die schnapsenden Postillons seines Vaterlandes gönnten, so sonderbar gestaltet, daß er sich selbst wie einer jener wohlerzogenen jungen Herren in einem Scottischen Roman erschien, die von den wehmüthigen Erinnerungen an die feinsten Zirkel, an Theater und alle Genüsse der großen Welt erfüllt, von London ausreisen, um das Hochland und seine barbarischen Bewohner zu besuchen.

Doch, als die herrliche Welt jener Berge voll Obst und Wein und jene gesegneten Thäler sich vor seinen Blicken aufthaten, als die schönen Dörfer mit ihren rothen Dächern, mit ihren reinlichen, fröhlichen Menschen seinem erstaunten Auge sich zeigten, als da und dort zwischen prachtvollen Buchenwäldern eine alte Burg und ein Schloß mit schimmernden Fenstern auftauchte, da fiel er beinahe in das andere Extrem; er strömte über von Lob und Bewunderung und bemitleidete die arme, flache Mark, ihren kahlen Sandboden, ihre mageren Tannen und ihre bleichen Bewohner, von welchen vielleicht Tausende aus dem Leben gingen, ohne nur eine jener üppigen Trauben gesehen zu haben, die hier in unendlicher Fülle durch das grüne Laub schimmerten, und ein schwacher Trost für seinen Patriotismus war, daß die Natur seine Landsleute durch höhere Einsicht, eine wohllautendere Sprache und feinere Bildung in Etwas wenigstens entschädigt habe.

Der junge Mann an seiner Seite schien übrigens, obgleich man seiner Sprache den südlichen Accent anfühlte, die Gesetze des Anstandes nicht minder gut zu verstehen als der Brandenburger; zum mindesten verrieth keine seiner Fragen Neugierde, über dessen Stand, Vaterland und Reisezweck etwas zu erfahren, er benahm sich zuvorkommend, aber würdig, schien geneigter zu antworten als zu fragen, und übernahm es, ohne sich dadurch belästigt zu fühlen, den Fremden über Namen und Geschichte der Burgen und Städte, die ihm auffielen, zu unterrichten.

So ruhig und kalt übrigens der junge Mann im Jagdkleid über diese Dinge Aufschluß gab, so waren es doch zwei Punkte, über welche er wärmer und länger sprach. Einmal, als sein Nebensitzer über die gute Gesellschaft in Schwaben einige seiner sonderbaren Begriffe preisgab, sah ihn der Grüne mit Verwunderung an, fraget ihn auch, ob er vielleicht auf einem andern Wege schon früher in Schwaben gewesen sei, und als jener es verneinte, erwiederte er:

„Ich weiß, man macht sich hin und wieder, besonders in Norddeutschland, sonderbare Begriffe von uns. Ob mit Recht, mögen Sie selbst entscheiden, wenn Sie einige Zeit in unserer Mitte verweilt haben. Doch möchte ich Ihnen rathen, zuvor etwas unbefangener die mögliche Quelle solcher Urtheile zu betrachten. Ich gebe zu, daß eine gewisse nachtheilige Ansicht über mein Vaterland seit Jahrhunderten besteht; zum mindesten sind die Schwabenstreiche nicht erst in unseren Tagen bekannt geworden. Doch scheint ein großer Theil dieser aberwitzigen Dinge aus einer gewissen Eifersucht der Volksstämme hervorzugehen, und aus der Kleinstädterei, die von jeher in unserem lieben Deutschland herrschte. In Schwaben z. B. erzählt man alle jene Sonderbarkeiten, die Andere uns aufbürden, von den Oestreichern; daß aber dieses Vorurtheil selbst in neueren Zeiten, selbst durch die Fortschritte der Kultur und das regere gesellige Leben nicht geschwächt wurde, hat zwei wichtige Gründe, die größere Schuld aber liegt nicht auf der Seite von Süddeutschland.“

„Bitte!“ rief der Brandenburgische Reisende etwas ungläubig, „ich sollte doch nicht denken —“

„Man beurtheilt unsere Sitten nach meinen Landsleuten, die man in Norddeutschland sieht. Wenn nun diese auch die vernünftigsten Menschen wären, es würden ihnen doch zwei Mängel anhängen, die sie in Ihren Augen in Nachtheil setzen. Einmal die Sprache —“

„Bitte!“ erwiederte sein Gefährte verbindlich. „Nicht alle, Sie zum Beispiel drücken sich allerliebst aus.“

„Ich drücke mich aus, wie ich denke, und so macht es ein guter Theil meiner Landsleute auch; weil wir aber die Diphthongen anders aussprechen als ihr, die Endsylben entweder nach unserer alterthümlichen Form ändern, oder im Sprechen übereilen, klingt euch unsere Sprache auffallend, hart, beinahe gemein. Die meisten Schwaben, die Sie bei sich sehen, sind junge Männer, die von der Universität kommen und die Anstalten in Norddeutschland besuchen, oder Kaufleute, die ihr Handelsweg dahin führt. Diesen Menschen legen nun Ihre Landsleute durchaus ihren eigenen Maasstab an und thun sehr Unrecht daran. In Ihrem Lande wird den äußeren Formen und dem Benehmen des Knaben und des Jünglings einige geschenkt, er wird

sehr bald in die geselligen Kreise gezogen; bei uns findet dieß vielleicht erst um acht oder zehen Jahre später statt.“

„Nun das ist es ja gerade, was ich sagte,“ entgegnete jener; „diese Formen gewinnt Keiner durch sich selbst, und dieß ist also ein Fehler Ihrer Erziehung —“

„Vorausgesetzt, daß jene Formen wirklich so trefflich, daß sie das sind, was dem zukünftigen Bürger eines Staates vor Allem als nützlich und nothwendig einzuimpfen ist.“

„Das soll es ja nicht! aber so auf dem Wege mitnehmen kann er sie doch wohl,“ meinte der Fremde.

„Wenn er sie nur so mitnimmt, verliert er sie auch gelegentlich,“ erwiederte der Schwabe. „Doch das ist nicht der Punkt, wovon wir sprechen. Ich behaupte nur, man hat in Norddeutschland Unrecht, unsere Sitten und unsere Gesellschaft nach Leuten zu beurtheilen, die der Gesellschaft eigentlich noch nicht angehört hatten, die vielleicht in die Welt geschickt wurden, um ihre Sitten abzuschleifen. Oder wollten Sie nach einigen jungen Gelehrten, die gerade aus der Studierstube zu Ihnen kamen und sich vielleicht ungeschickt in Sprache und Manieren zeigten, die Landsleute dieser Menschen beurtheilen?“

„Gewiß nicht, aber gestehen Sie selbst, man hört doch selbst von der guten Gesellschaft in Schwaben so sonderbare Gerüchte, von ihren Frauen und Mädchen.“

„Vielleicht kaum so sonderbar,“ versetzte der Jäger lächelnd, „als man bei uns von den Sitten Ihrer Damen hört; denn unsere Mädchen stellen sich die norddeutschen Damen gewiß immer mit irgend einem gelehrten Buch in der Hand vor. Die zweite Quelle des Irrthums über mein Vaterland sind aber Ihre reisenden Landsleute und die eigenthümlichen Verhältnisse unseres Familienlebens. In Norddeutschland fällt es nicht schwer, in Familienkreisen Zutritt zu bekommen, durch einen Bekannten zehn zu erwerben. In Schwaben ist das anders: man ist heiter, gesellig unter sich, der Fremde wird als etwas Fremdes angestaunt, aber eher vermieden als eingeladen, doch werden Sie für diese scheinbare Kälte immer eine Entschädigung finden. Ihre Landsleute öffnen die Thür, aber selten das Herz; meine Schwaben sind vorsichtiger, aber sie schließen sich an den, welchen sie lieb gewonnen, mit einer Herzlichkeit an, die sie bei künstlichen verfeinerten Sitten umsonst suchen.“

„Und also liegt eine zweite Quelle unserer Vorurtheile,“ fragte der Fremde „darin, daß meine Landsleute eigentlich gar nicht in Ihren Kreisen einheimisch wurden?“

„Gewiß!“ sagte der Nachbar. „Lernen Sie, wenn Ihnen das Glück wohl will, in die Kreise unserer bessern Stände zu kommen, lernen Sie uns näher kennen, lassen Sie sich nicht durch ihre eigenen Ansichten über Leben und Sitte durchaus leiten, und Sie werden ein gutes, herzliches Völkchen finden, gebildet genug, um, wenn man nur die rechte Saite anschlägt, sich mit den Gebildetsten zu messen, vernünftig genug, um die Gränzen guter Sitten fest zu halten, und das Lächerliche der Unsitte zu belächeln.“

Der Fremde aus der Mark lächelte. „Er liebt sein Land,“ dachte er, „und er vertheidigt es mit Wärme, weil er es nicht sinken lassen will oder Besseres nie gesehen hat.“ Er entschuldigte bei sich die warme Vertheidigung des Schwaben, aber dennoch konnte er es sich nicht versagen, einen kleinen Triumph über jenen zu feiern. Er machte ihn mit der Geläufigkeit der Zunge und jener Uebung, über ein Nichts schnell und vieles zu sprechen, — die man im Norden unseres Vaterlandes häufiger als im Süden treffen soll — auf andere große Vorzüge aufmerksam, welche die nördlichen Provinzen Deutschlands vor den südlichen voraushaben. Er zählte immer zwanzig Schriftsteller und Dichter seiner Heimath gegen einen im Süden, und der Schwabe konnte endlich dem Schwall seiner Beredsamkeit nur dadurch Einhalt thun, daß er, als sie um eine Ecke der Landstraße bogen, auf die erhabenen Ruinen von Heidelberg hinwies; der Fremde betrachtete sie staunend und mit Entzücken. Ihre röthlichen Steinmassen waren von der sinkenden Herbstsonne noch höher geröthet, und der Abend ließ die Bäume und Gesträuche, die in den verfallenen Mauern wachsen, im dunkelsten, wundervollsten Grün erscheinen. Durch die hohen, offenen Fensterbogen blickte der schwärzliche Wald hervor, den Gipfel des Berges umzog jener duftige Schleier, welcher allen Gegenständen so eigenen geheimnißvollen Reiz verleiht, und von oben herab spiegelten sich die röthlichen Abendwölkchen und der dunkelblaue Himmel in den Fluthen des Neckars.

„Und haben Sie solche Poesie in der Mark?“ fragte der Jäger mit gutmüthigem Lächeln.

Der Fremde schien es nicht zu hören, unverwandt hingen seine Blicke an diesem reizenden Schauspiel, er mochte fühlen, daß es sich an solchen Stellen über Poesie nicht gut streiten lasse.

Nach diesem Vorfall kehrte übrigens auf dem Gesicht des Jägers die vorige Ruhe und Unbefangenheit zurück; er stritt über keinen Gegenstand, schien sogar über manche Dinge sich behutsam auszudrücken.

Als aber das Gespräch unter den beiden Reisenden, da die hereinbrechende Nacht ihre Auf-

merksamkeit auf die Gegend hemmte, auf einige neuere Ereignisse und auf Politik kam, schien es dem jungen Mann aus der Mark, obgleich er die Züge seines Nachbars nicht mehr gut unterscheiden konnte, sein Athem gehe schneller, seine Rede werde wärmer, kurz, man habe einen Punkt der Unterredung getroffen, welcher für den Schwaben von hohem Interesse sei. Man sprach von der Gestalt und der innern Kraft Deutschlands. Mit einer gewissen Erbitterung zog jener eine Parallele zwischen Jetzt und Sonst, die nicht gerade zum Vortheil der neuern Zeit ausfiel. Der Fremde, dessen Grundsätze im Ganzen nicht mit diesen Ansichten übereinstimmen mochten, gab ihm dennoch, nicht ohne einiges Selbstgefühl, die letzten Sätze zu. Unglücklicher Weise fing er seinen Satz: „Ich bin ein Preuße" an, und reizte dadurch unwillkührlich den Unmuth des jungen Mannes noch mehr auf. Denn dieser vergaß nun jede Rücksicht der Klugheit; mit einer Beredsamkeit, die an jedem andern Orte dienlich gewesen wäre, suchte er seine Meinung durchzuführen, und Nichts war ihm zu hoch, das er nicht mit seinem eigenen Maßstab gemessen hätte. Der Preuße, der solche Leute nur vom Hörensagen und unter dem gefährlichen Namen „Köpenicker" kannte, erschrak über diese Aeußerungen. Konnte nicht der Postillon, konnte nicht ein Passagier im Bauch des Wagens diese Reden vernommen haben! Spandau, Köpenick, Jülich und alle möglichen festen Plätze schwebten vor seiner aufgeregten Phantasie, und das beste Mittel, seinen Nachbar zum Stillschweigen zu bringen, schien ihm, wenn er sich in die Ecke drückte und sich schlafend stellte.

---

## Vier Tage im Waldhause*).

### Erster Tag.

Der Frühling war diesmal länger ausgeblieben, und es kamen schon die ersten Tage des Mai, als erst der letzte Schnee schmolz und die Luft ihr sommerlich Gewand anlegte. Desto üppiger aber brach jetzt seine Gluth aus Knospen und Blüthen, desto rascher grünten die Fluren, desto zahlreicher kamen die Vögel und belebten die Waldung, und in den lauen Nächten sang bereits die Nachtigall ihre Sehnsucht nach der ersten Liebe. Es war, als hätte man den Nachtraum des Winters so eilig abgelegt, daß man gar nicht Zeit gewonnen, den Lenz durchzuleben, und wäre hineingesprungen in die ersten Wonnen der Sommerfreuden.

Der alte Förster Leupold lag hinter dem hellen, grünumbüschten Eckfenster seiner Waldhütte, krank, matt und dem Tode nahe, aber heiter und selig gestärkt durch die kräftige Seele, durch den herzinnigen Glauben, und nur zuweilen gefoltert von Schmerzen, wenn ihm der Krankheitswurm am Lebensmarke nagte.

Ihn umgaben gute Menschen: Anna, seine achtzehnjährige Tochter, das Engelhaupt mit den gescheitelten Locken, den blauen Augen, hold und schlank von Gestalt, des Waldes frische, behende Tochter, vergleichbar einer zarten und doch stolz aufgeschossenen Blume. Der siebenjährige Knabe Jakob hatte seiner Mutter das Leben gekostet; seine Geburt war ihr Tod. — Unser Förster hatte erst in seinen spätern Jahren geheirathet; jetzt war er über die sechszig Jahre hinaus, und der Tod kam, ihn abzurufen nach manchen Mühseligkeiten seines Lebens, die — das konnte sich der Redliche immer gestehen — stets seinen Leib mehr, als seine Seele angegriffen hatten. Daß er nun scheiden sollte, bevor er seine Geliebten noch versorgt wußte, daß er die Schwachen gewissermaßen allein lassen sollte; dies schmerzte ihn wohl tief und zog manche Kummerfalte über die blasse Stirn. Die Thräne, welche ihm dann in's Auge trat, mußte er zurückdrängen und innerlich ausweinen; denn leicht wollte er ja den Geliebten den baldigen Abschied machen, sie trösten, thun, als wären sie die Wanderer, die auf eine große Reise gehen und Lehre und Ermuthigung, Vertrauen und Liebe brauchen. Wohl hatte er sie auch auf eine Reise gesendet; auf die Lebensreise. — Er lief in den Hafen ein, die Kinder, welche im Lebensfrühling standen, mußten aber erst hinaus, auf das Weltmeer und da steuern viele Jahre lang, rastlos, emsig und oft mehr Stürme bestehen, als heitere Fahrten. — Es war aber noch Eins, was ihm den trüben Hinblick hellte, was ihm Hoffnung gab; er glaubte einen Steuermann gefunden zu haben für die Lebensfahrt seiner Lieben. Das war Heinrich, der wackere Jägerbursche, der dunkellockige, schöne, hochgewachsene Jüngling, mit einem Gemüthe, so treu wie die Taube, einer Redlichkeit, so fest wie ein Eichstamm. Heinrich war dem alten Förster vor drei Jahren als Gehülfe beigegeben worden. Der gnädige Graf hatte dies so angeordnet, ohne aber zu berücksichtigen, daß das karge Deputat, welches für die Familie des Alten kaum zureichte, nun durch einen vierten Mitesser, nur noch schmäler werden müsse. Die Försterei an sich war sehr unbedeutend; blos ein einziges Revier, zwar reich an Holzung, denn zwischen drei andern Herrschaften zog sich dieselbe fast eine Stunde lang hin, doch in einem schmalen, nur wenige

---

*) Novelle von G. K. Herloßsohn.

Klaftern breiten Streife, der knapp an die Nachbarreviere stieß; aber eben darum arm an Wild, denn dies hatte seine Uebergänge blos am diesseitigen Reviere, und unter zehn Schüssen traf und erlegte da gewiß nur Einer auf herrschaftlichem hiesigen Boden. —

Der brave Heinrich hatte schon in den ersten Tagen nach seinem Eintritte gemerkt, wo es dem alten Förster nicht zureichte; er hatte den seligen Frieden und die Eintracht gesehen, welche hier Kinder und Vater umschlang, und ergänzte sich damit das mangelhafte Bild seiner Jugendtage: — er machte gleich vom Anfang her keinen Anspruch auf den monatlichen Lohn, welchem ihm der biedere Greis auszahlen sollte, und wenn ihm dieser dennoch etwas aufdrang, da beschenkte er davon den kleinen Jakob und die achtzehnjährige Anna, aus deren blauen Augen ihm ja so deutlich lesbar die Engelseele entgegenstrahlte, deren Frömmigkeit und Jugend ihn gleich dergestalt hinriß, daß er fühlte, wie er ihr für ewig zu eigen bleiben müsse. — Heinrich hatte einige Hundert Thaler mitgebracht, die steckte er denn hier und dort in die kleine Wirthschaft, beschönigte damit manchen Kauf, verschaffte dem Alten manche Bequemlichkeit damit, versicherte, dies von Einem oder dem Andern seiner Bekannten eingetauscht zu haben, und wie tief auch der Alte oft voll seliger Rührung in die edle Brust des Jünglings sah, dieser stellte die Art seiner Aufopferungen noch immer so an, daß der Alte nie sagen konnte: „Heinrich! Du belügst mich, um mir Wohlthaten zu erweisen.“

Heinrich selbst hatte von seinen frühzeitig verstorbenen Eltern her ein Vermögen von zwanzig Tausend Thalern besessen. Zur Jägerei hatte ihn Neigung getrieben; das Geld aber borgte er seinem Stiefbruder, der Kaufmann und im Erbtheil viel sparsamer bedacht war, als er, der sich also ohne Heinrichs Antheil nie hätte etabliren können. Mehrere Unfälle trafen den wackern, thätigen Mann gleich im Anbeginn seines Geschäftes; ein anderes Haus zog ihn mit sich in seinen Sturz und er fallirte schon nach einem Jahre. Ehrlich ging er indeß aus der Krisis heraus; er hatte fremdes Gut nicht daran gesetzt, aber das wohl, womit er mehr wagen zu dürfen glaubte: das Erbe seines Bruders. Er war, unterstützt von einem hamburger Freund, nach England gegangen, hatte dort ein kleines Geschäft begonnen, und voll Zuversicht auf seine Thätigkeit, den Bruder auf die Zukunft vertröstet, und ihm dafür seine Redlichkeit und Liebe zu Bürgen gegeben. —

Darauf baute aber auch Heinrich fest, als auf einen Felsen, wie wir dies denn im Fortlaufe unserer Geschichte hören werden. —

So lag der alte Förster da, auf seinem reinlichen Sommerlager, halb angekleidet, wie dies seine Krankheit — ein Zehrfieber, gestattete, freundlich und sauber, ohne alle Lasten und Beschwerden, wie sie zumeist das Kranksein zu einem durchaus nicht freundlichen Bilde machen. Hätte man es den blassen, eingefallenen Wangen nicht angesehen, in dem heiter umblickenden Auge, der vollen schönen Stimme hätte man die Nähe des Todes nicht herausgeahnet. Der schöne Greis mit den Silberlocken schien vielmehr nur wie ein Ermüdeter, der rasten wollte. Pochte auch das innere Verzehren mit seinem Minutenschlage an seine Lebensuhr, er verbarg sich das, wie den Seinigen; zu einer zwar freundlichen Handlung wollte er den Abschied von ihnen machen; aber die Trennung sollte keine bittere sein, kein verzweifelnder Schmerz sollte die schöne Aussicht nach den jenseitigen Wiedersehen trüben; er wollte sein Leben verhallen lassen wie einen Glockenton, der ja wieder erklingt, wenn die ewige Hand die Auferstehungsglocke läutet, weil ja das Wiederkehren in der Menschenseele liegt, wie der Ton in der Glocke. —

Er wandte sich so sinnend auf die rechte Seite, wo durch das geöffnete Fenster die grüne Waldespracht hereinquoll und die Blüthendüfte hereinzogen und die wirren Vogelstimmen hereinschmetterten; zwischen der dichten Laube aber zeigte sich hin und wieder die Bläue des Himmels sonnig angestrahlt. Und der Greis athmete mit Herz und Brust all' die wonnige Labung in sich, und sagte wehmüthig-entzückt: „Mein Gott! deine Welt ist doch schön — und du giebst mir so einen prachtvollen Lebensabend, für die letzten Blicke den schönsten Frühlingsschein.“

Da beugte von der linken Seite her das blonde Köpfchen Anna's, die inzwischen leise, um den Vater, welchen sie schlafend meinte, nicht zu stören, hereingeschlichen war, sich über ihn, und die frommen, großen blauen Augen ruhten auf seinem Antlitz, und wehmüthig lächelnd lispelte sie aus den rosigen Lippen: „Du bist wieder bange, guter Vater! ach, laß nur die trüben Gedanken, die uns und dir Gram machen. Es ist ja der Frühling wieder da, der Alles erweckt und Allem Gesundheit bringt; auch du wirst ganz sicher genesen.“

„Wer sagt dir denn,“ antwortete der Vater lächelnd und mit Lust auf dem schönen Antlitz des Kindes verweilend — „daß ich trübe Gedanken hege, die mir Gram machen? Zu dem Gange, den ich bestimmt gehe, bin ich bereitet; und hegte ich Gram, so wär' es nur der, Euch schon verlassen zu müssen, und dies ist dann nicht die Furcht vor dem Tode, vor dem Eintritt in ein anderes Land, nicht die Beklemmung des

Abschiedes: es ist blos Schmerz der Liebe, und den fühlt ihr ja mit mir."

„Nein," rief Anna, und ihre hellen Thränen fielen auf die Wangen des Vaters, „du wirst, du darfst nicht sterben. Noch nicht! Jetzt noch nicht! Der Himmel kann nicht so grausam sein."

„Schilt mir nicht," fiel der Alte ein, „die ewige, weise Ordnung der Natur, die den Frühling verblühen läßt, um zu seiner neuen Erstehung den Saamen zu gestalten, schilt mir nicht die allgewaltig leitende Hand des großen Vaters. Und ist meine Lebensblume nicht schon abgeblüht, nicht meine Kraft schon so verzehrt, daß sie den Lebensgang nicht mehr zurück, wohl aber vorwärts thun kann, daß sie zur Ruhe gehen muß, die ihr Noth thut? — Und soll ich sie aufschieben die Trennungsstunde; was ist verbessert dadurch, wenn ich nun fünf, sechs Monden später gehen muß? Werd' ich da nicht immer siecher und matter werden? Mit dem Verglimmen der Lebensflamme wird auch die Empfänglichkeit für die Wonne des Daseins ermatten; ich werde mich nicht mehr mit Euch freuen können, ich werde dem Lahmen gleichen, der sich unter eine Schaar froher Kinder mischt, welche sich durch Wettlaufen ergötzen. Wir fühlen uns am schmerzlichsten bewegt, wenn wir da zurückbleiben müssen, wo Alle Eines thun, besonders wo es heißt: genießen und sich freuen. Und Anna! wolltest du denn mich im Herbst erst gehen sehen, wo die Hinfälligkeit der Natur an mein inneres Verwelken unfreundlich mahnt? Auch meine Phantasie wird dann matter sein, und ich werde mir keinen Frühling zaubern können in die gelben, blassen Lichter des Herbstes. Oder soll ich erst im Winter gehen, wo die Bäume nackt und kahl, der Himmel grau ist, die Krähen und Heher allein singen, wenn's draußen stürmt und schneit; ich in der engen, dunklen Stube, ohne äußeres beschäftigendes Bild, die Secunden zählen muß, nach welchen meine innere Uhr abläuft? — Das willst du gewiß nicht; du, mein gutes frommes Herz. Du forderst Unmögliches, und weil du dies nicht erringen kannst, weinest du darüber, wie ein liebes Kind. — Ich danke meinem Schöpfer, daß er mir vergönnt, jetzt zu scheiden, wo es so schön und freudig ist, wo ich aus der Erde Frühlingstraum in den himmlischen hineinspringe: denn noch bevor die Bäume ihre Blüthen abschütteln und noch so lang die Nachtigallen jubeln, werde ich gehen, und die Erde wird hinter mir bleiben, wie ein goldgewirkter Teppich, verdämmernd im Sonnenroth."

Anna weinte heftiger; sie war am Lager niedergekniet, der Vater hielt ihr die Hand unter das Kinn, und sah auf die geschlossenen Augenlider, unter denen der Thränenquell reich hervorquoll. „Sieh, Anna," fuhr er tief bewegt fort — „wer ist's nun, der sich grämt? Bin ich's? Du beklemmst deine Brust und machst mir selbst das Herz schwer; denn der Schmerz steckt an, er verdüstert seine Umgebung. — Sei nicht undankbar gegen den Himmel, indem du Unmögliches, Unnatürliches forderst."

„Väterchen!" begann nun Anna mit noch stockendem Athem und die nassen Augen von Zeit zu Zeit aufschlagend, — „ich war früher draußen im Walde, so ganz einsam an einer Stelle, wo die Eichen eine hohe Decke gewölbt haben, gleich einer Kirchwölbung — da dachte ich an dich und deinen Abschied; ich fand mich da so recht aus innerster Seele gedrungen, zu beten, für dich zu beten; ich kniete nieder und meine Seele wandte sich ganz empor zum himmlischen Vater. Ich fühlte mich so gestärkt, so beruhigt, ein Trost, wie ihn nur die Gewißheit deiner Genesung bieten kann, kam über mich, und ich bat den Himmel, der sich mir heute mehr gnädig als sonst zu zeigen schien, um ein Zeichen, das er mir geben sollte, als Zeugen für die Gewährung meiner Bitte. Und — kaum, daß ich diesen Gedanken gedacht, so schmetterte eine Nachtigall ganz nahe bei mir vom Zweige, recht selig wie eine Engelstimme, und der Vogel flog nicht fort, als ich meine Blicke nach ihm richtete. Er sah mich frei mit den blitzenden Augen an, er schmetterte noch einmal und flog dann jubilirend durch den Wald. Da aber fühlte ich mich ganz gekräftigt; denn ich wußte, du würdest noch lange, recht lange leben."

„Um doch einmal zu sterben," fiel der Vater lächelnd ein — „du böses, liebes, schwärmerisches Kind. Bestürme den Himmel nicht mit deinen Bitten, den guten Vater, der selbst giebt, nicht mit Wünschen deines Herzens. Sieh', Anna! das ist Undank: — danken sollen wir wohl dem Herrn für den Athemzug des Daseins und für den ewigen Freudenborn, der uns quillt, aber nicht mahnen, wie einen irdischen Herrn, der seinen Dienern saumselig den Lohn auszahlt! Und wissen wir denn immer, was uns frommt? Du meinst also, es wäre gut, Gott dann und wann an seine Schuldigkeit oder auf einzelne Gunstbezeugungen, die wir verdient zu haben glauben, aufmerksam zu machen?! — Und wohin dich deine Schwärmerei noch verführt hat; eine singende Nachtigall hat dir ein Engel geschienen, und der Himmel heute mehr gnädig, als sonst. — Sieh, gutes Annchen," — fuhr er noch heitrer werdend, fort, — „das Erstere könnten dir die Engel recht übel nehmen, wenn sie nicht Engel wären, und durch das Letztere

könntest du den ordinairsten irdischen Machthaber selbst schon beleidigen, wenn du ihm nämlich zutraust, daß sein wetterwendisch Gemüth dir heute gewogener sei, als morgen oder übermorgen."

Die Art, wie der Vater dieses gesprochen, brachte selbst ein frommes Lächeln um den sanften Mund der Tochter, und als er weiter bat, sie möge die Spur ihrer Thränen vertilgen, damit, wenn Heinrich und der kleine Jakob wiederkämen, diese nicht betrübt würden. „Denn so ein Abend," schloß er, „wird uns immer zu einem betrübten, düstern; der alte Frohsinn will gar nicht mehr herrschen. Und den kleinen Umstand ausgenommen, daß ich jetzt liege, wo ich sonst saß, ist ja Alles bei'm Alten geblieben." — Da küßte Anna gehorchend des Vaters Hand, erhob sich, und setzte sich an das Fenster, an welchem ein etwas erhöhter Tritt befindlich war, zu ihrer Arbeit. — Plötzlich rief es ihr zur Seite draußen: „Guck, Aennchen! Guck, Vater!" und der schöne schelmische Lockenkopf Jakobs ward sichtbar, welcher außen am Stakete hinaufgeklettert war. Er stellte einen Käfig auf das Fenstergesims und sagte: „Eine Nachtigall hab' ich dir gefangen, Vater, — die muß dir von nun an alle Morgen und Abende und besonders Nachts vorsingen, wenn du nicht schlafen kannst. Heinrich hat mich das Aufstellen und Locken gelehrt, und ich war gleich beim Erstenmale so glücklich."

„Fall' nicht herunter!" sagte Anna, und wischte mit der weißen Hand den Schweiß von der Stirne des Wildfangs. — „Komm herein, ich habe dir dein Abendbrod bereitet."

„Nein," antwortete Jakob sich zum Herabklettern anschickend, — „ich habe Heinrich versprochen, ihm bis zur großen Fichte entgegen zu kommen; er hat über der rothen Platte einen Hirsch geschossen, den er noch heute einfahren will." Hiermit war der Junge auch schon hinabgesprungen und eilte singend durch den Wald.

Der Vogel flatterte noch scheu im Käfig und blickte unstet mit den schwarzen Augen umher.

„Sieh, Anna," sagte der Vater jetzt, recht herzlich auflachend, — „das ist vielleicht dein Prophet, der E n g e l, den du gesehen hast — du E n g e l s e h e r i n."

Anna lachte auch mit, dann aber fiel sie weinerlich-komisch ein: „Nun hast du mir wieder einen neuen Namen aufgebracht — und wirst es den Andern sagen, die des Neckens kein Ende haben werden."

„Sei ruhig," tröstete der Alte, „weder Heinrich noch Jakob sollen etwas davon erfahren; denn die Quelle deiner Schwärmerei war ja so fromm und edel, daß nur i c h allein mir diesen Scherz erlauben darf."

— Anna stand jetzt auf, um das Abendbrod für die beiden Hausgenossen — Brüder, wie sie sie in Gegenwart des Vaters, nie aber in Heinrichs Beisein selbst nannte — zu bereiten. Als sie sich wieder an's Fenster setzte, war der Abend schon tiefer über die Waldpracht herniedergesunken, und des Alten Blicke verweilten jetzt mit Wonne auf dem holden Mädchen, welches da saß mit vorgebeugtem Haupte, schön und zart und doch mit dem Ausdrucke jungfräulicher Kraft angestrahlt von dem rosigen Dämmerleuchten des Waldes, umspielt von der leis' hereinschwirrenden Abendkühle, mit dem Ausdrucke von Unschuld und Frömmigkeit, Geist und Milde in dem idealen Antlitz gekleidet in den himmelblauen Hausspenzer, welcher die vollen, schwellenden Formen rund und knapp umschloß, und worüber die langen, geflochtenen Zöpfe, in welche das gescheitelte Haar auslief, wallten: — wie er die Holde so ansah, mußte er sich doch gestehen, daß das Mädchen schön, sehr schön sei. —

„Anna!" begann er endlich nach einer langen Pause.

„Ja, mein Vater!" antwortete sie, halb von der Arbeit aufblickend.

„Heinrich ist doch ein guter Mensch!" fuhr er fort.

„Gewiß, mein Vater!" entgegnete sie wie vorher.

„Er liebt uns recht herzlich," meinte der Vater wieder.

„O von ganzer Seele!" fiel die Tochter wieder ein.

„Wir lieben ihn aber auch!?"

„Alle!" —

„Ich liebe ihn wie meinen Sohn; liebst du ihn nicht wie deinen Bruder?"

„Er ist auch wahrhaftig, wie ein Bruder."

„Nicht vielleicht mehr, Anna?"

„Wie meinst du das, Väterchen?"

„Ich meine, ob du ihn nicht noch a n d e r s liebst, als deinen Bruder?"

Sie stockte eine Weile — dann sagte sie leise: „Anders? Nein, das gerade nicht. Aber ich liebe ihn recht —" Sie endigte nicht.

„Er ist aber auch ein recht schöner, liebenswürdiger Mensch," fuhr der Vater wieder fort.

„O ja!" —

„Er ist gewiß so hübsch wie du; ich meine, er als Mann, so —"

„Aber, Vater! wie bist du heut so muthwillig," unterbrach sie schamhaft — „nun, ihr werdet mich heute gewiß noch recht necken."

„Sieh, Kind," — fuhr der Alte nach einer Weile wieder fort, — „ich dachte so bei mir: Wenn ich nicht mehr bin, da braucht der Jakob doch noch einen Vater — und Bruder, und

Vater zugleich kann ihm Niemand besser sein, als Heinrich; Jakob braucht aber auch eine Mutter, und Mutter und Schwester kann ihm Niemand besser sein, als du. — Nun muß aber auch Vater und Mutter zugleich ein — Paar sein."

„Wie meinst du das, Vater?" fragte sie schnell, und erhob das Haupt und blickte ihn groß an.

„Ich meine," redete er fort, — „ich und deine selige Mutter waren ein Paar, wir hatten uns unaussprechlich lieb, lieber als alle andere Menschen. — Könntest du denn den Heinrich auch so lieb haben?" —

Sie schwieg, das Herz pochte ihr ängstlich, die Wangen glühten ihr.

„Oder wäre es dir gleichgültig," fuhr der Vater fort, „wenn ich stürbe und Heinrich zöge fort und nähme sich eine Andre zur Frau?" —

„Ach, mein Vater," rief hier Anna einfallend, und sprang wieder an sein Lager und kniete nieder und drückte seine Hand an ihre wallende Brust — „du bist heut' so gut, so lieb und so lustig — mein liebes, liebes Väterchen."

„Ich bin so," — scherzte der Vater, „wie dein Herrgott, den du dir früher gedacht; nur bin ich heute vielleicht — weniger krank wie gestern — und dein Herrgott ist nicht krank, das vergiß nicht. — Auf Heinrich wieder zu kommen: — so liebt er dich gewiß recht herzlich, recht aus seiner Seele, wie — "

Sie drückte ihre Lippen fest auf seinen Mund, er fühlte ihr Herzchen heftig schlagen an seiner Hand. —

„Ihr werdet Alle gewiß noch recht glücklich sein, — sehr glücklich; ihr seid gute fromme Kinder — ihr dürft euch nicht trennen," sagte er gerührt.

Da bellte draußen der alte Nero und der jüngere Azor fiel ein, und „Heinrich kommt!" rief Anna und sprang auf, ordnete noch einmal das Mahl am Tische, und hüpfte den Eintretenden entgegen.

Jetzt trat auch der schlanke Jüngling, seinen Jakob an der Hand, herein, und ging mit einem freundlichen „guten Abend, lieber Vater!" auf das Bett zu; Jakob aber zog ihn bei einem Arme an's Fenster, um ihm den Vogel zu zeigen; Anna hielt ihn bei der andern Hand, um ihn an den Tisch zu nöthigen. „Gleich! gleich!" sagte der Jüngling lächelnd, und herzlich gestärkt durch die Zeichen solcher Liebe — reichte aber früher dem Vater die Hand, und fragte nach seinem Befinden. —

„Gut!" antwortete der Greis — „ich fühle mich heute recht wohl und heiter."

„Da wollen wir Andern denn auch recht heiter sein," sagte Heinrich, indem er, Jakob zuerst gewahrend, den Vogel besah und lobte, dann auf Anna's wiederholte Einladung sich zu Tisch setzte und die Suppe ganz köstlich fand. — „Ich habe heut unsern Deputathirsch geschossen," fuhr er gegen den Alten fort, „es ist ein schönes Stück, das ich theurer zu verkaufen gedenke, als je eins früher."

Unter heiterm Wechselgespräche verging der Abend. So innig erfreut Anna auch war, es ängstigte sie doch immer, wenn sie dachte, der Vater könnte von Heinrichs Liebe zu sprechen anfangen, und das hätte ihr das Herz abgedrückt. Sie wollte auf ihre Kammer entfliehen, wenn der Vater in das Gespräch einginge; aber er schwieg davon gänzlich. —

---

### Aus: Die Alchymisten.

Novelle von A. v. Sternberg.

In einer jener langen finstern Gassen des alten Dresdens, die so eng sind, daß fast eine Schwalbe beim Durchflug mit der Spitze ihrer Flügel die gegenüberstehenden schwarzen Steinwände zugleich berühren muß, lebte zur Zeit des Churfürsten Christian II. zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein armer Goldschmiedmeister mit Namen Tobias Rosen. Er hatte frühzeitig geheirathet und sein junges hübsches Weib aus einer wohlhabigen Lage in das Elend und Mißgeschick hineingerissen, das ihn verfolgte, so weit er zurückdenken konnte. Jung, arbeitsam und auf seine Weise thätig in die Zukunft denkend, war seine Armuth keine selbstverschuldete; nur insofern war sie ihm zuzuschreiben, indem sich sein Sinn zu heftig von jedem Schlage des Unglücks lähmen ließ. Tobias Rosen litt an Schwermuth, und eine so erkrankte Seele ist schon ohne äußeres Mißgeschick elend; jenes Leiden war ein Erbtheil seiner Familie, es hatte seinem Vater das Leben geraubt und drohte dem Sohn mit einem ähnlichen Schicksal. Die finstersten Anfälle zeigten sich jetzt, da er, äußerlich mit Nahrungssorgen geplagt, innerlich von seinem Dämon gequält, in dem dunkeln Stübchen des Erdgeschosses saß, das bleiche Haupt in die Hand gestützt, den Blick auf die gegenüberstehende unermeßlich hohe schwarze Mauer richtend, die erst in der Abendstunde einen spärlichen Lichtschimmer empfing. Im Hause gegenüber zeigten sich nur ein paar Fensteröffnungen, doch zum Zeichen, daß Niemand, auch der Geringste und Niedrigste der Hausgenossenschaft nicht dort wohnen mochte, waren die Läden halb geschlossen und der kalte Luftzug, der in de engen Gasse

herrschte, fuhr durch die Gitterstäbe und halb zerbrochenen kleinen Fensterscheiben. Von Ferne tönte das Geräusch der lebhaften sonnenbeschienenen Gassen und Plätze herüber, Spaziergänger und Besuchende verließen um diese Zeit ihre Häuser, doch Keiner, führte ihn auch sein Weg durch die dunkle Gasse, mochte aus dem fröhlichen Sonnenschein hinaus in die kalte feuchte Schlucht treten, lieber nahm er den längsten Umweg. Und so störte denn auch Niemand die finstern Gedanken des armen Goldschmiedemeisters: er mußte endlich, da sie ihn zu erdrücken drohten, sich selber kräftig aufraffen; er that es und stand auf, um in die Kammer seines Weibes zu gehen, das, wie er wußte, eben beschäftigt war, den Sonntagsputz anzulegen, um eine Gevatterin zu besuchen, die vor dem Thor wohnte und heute ein kleines Fest in ihrem Garten feierte.

Als Tobias ins Zimmer eintrat, fand er Marien, wie sie bei trübem Lampenschimmer in Ermangelung des Sonnenlichts ihren Anzug eben zu vollenden im Begriff stand. Sie kam ihm freundlich entgegen, doch der mißmuthige tief verwundete Mann hätte bei ihrem Anblick in Thränen ausbrechen mögen. Er setzte sich hin, und indem er sie auf seine Knie zog, half er ihr einige Bänder befestigen, die sie nicht selbst zu knüpfen vermochte; seine Hand umspannte ihren Leib, ein schmerzliches Lächeln zuckte um seinen Mund, indem er sie lange aufmerksam und forschend betrachtete. Armes Kind, rief er endlich, wozu Dich putzen? Meinst Du wirklich, Du seiest noch schön? glaubst Du, die Leute werden stehen bleiben, Dir nachzusehen wie vor drei Jahren, als ich Dich aus Deines Bruders Haus führte! Kind, Du bist die Marie nicht mehr! Jene Marie war traubenschwellend, pfirsichfrisch, eine holde Kleine, jedes Männerauge süßeste Kost. Dein leichter Schritt, die Schwelle Deines Vaterhauses wie im Triumph überschreitend, Dein Lächeln, beides wußte nichts von Sorgen; jetzt aber hast Du sie kennen gelernt. Ich habe Dir, Du leichtes schönes Kind, den alten Fluch des Weibes aufgebürdet, Deinem Nacken, früher nur das Gewicht des leichten Strohhuts kennend, die drückende Last der Sorge aufgeladen. Ich, Marie, ich bin der Henker Deiner Schönheit geworden, Deine Reize habe ich langsam gemordet. O, fort mit diesem Kleide! es war Dein Brautkleid; siehst Du nicht,, wie es überall nicht mehr passen will! wo sind die süßen Reize geblieben, die hier die ängstlich klaffenden Falten ausfüllten? Das Häubchen sucht vergebens die weiche Linie der vollen Wange, um sich daran zu schmiegen, die Wange ist eingesunken und erbleicht; die Fülle des schwarzen Haars, sonst so übermüthig und widerstrebend, wo ist sie hin? Ach, Marie, sieh mich nicht so bittend und zärtlich an; ich bin der Räuber Deines Glückes, Deiner Schönheit!

Das treue Weib tröstete durch Kuß und Rede ihren Geliebten, doch er schob die ihm liebkosende Hand zurück und sprach finster: Hier in dieser Stadt, wo der Neid der Zünftler mich so bitter peinigt, hier in dieser finstern Grube, gegen die der Missethäter im ekelhaftesten Gefängniß wie in einem Palaste wohnt, hier fühle ich erst recht, wie sehr ich von allem Glücke verlassen bin. Marie, ich merke, daß der Fluch, der meinen Vater drückte, auch mich verfolgt; es geht nicht mehr, nein, bei Gott, es ist Alles aus.

Er schwieg, und Marie, die ihm nicht mehr zu widersprechen wagte, legte das letzte noch fehlende Kleidungsstück an; er sah es, sprang auf, riß es ihr wieder ab und warf es auf den Boden. Geduldig und freundlich setzte sie sich jetzt neben ihn, und beide saßen eine Weile so stillschweigend da. Ich wüßte nur ein Mittel, hub Tobias wieder an, ohne sein Weib dabei anzusehen; es käme nur darauf an, daß Du in meinen Plan willigst und nicht durch eine unpassende falsche Zärtlichkeit das Gelingen verhinderst. Es ist dieses: auf unsrer Ehe, Marie, liegt das Mißgeschick, wie auf Allem, was ich bis jetzt unternommen; erschrick nicht darüber, was ich Dir jetzt sage: laß uns wieder auseinandergehen — Du, zu Deinem Bruder, dem ich Dich wider seinen Willen entriß; ich — in die weite Welt. Bei Deinem Bruder hast Du Reichthum und lebst ohne Sorgen, Du kannst auch wohl wieder heirathen, denn einen Pfaffen, der uns scheidet, will ich schon auftreiben.

Er hatte bei dieser Rede nicht den Muth aufzusehen, und hätte er aufgeblickt, so wäre er durch Mariens Antlitz und Mienen auf das heftigste gerührt worden. Sie, die ihn so innig liebte, war jetzt von Entsetzen und Schmerz zugleich ergriffen; nach einer Weile drückte sie ihr Antlitz in die Schürze und ihre Thränen flossen. Es ist genug, rief Tobias, denke diesen Worten nach, in den ersten Augenblicken der Aufregung ist Niemand geneigt der Vernunft Gehör zu geben, wir sprechen wohl wieder davon.

Nein! rief Marie außer sich und kettete sich an den Unglücklichen; wir sprechen nie wieder hiervon. Willst Du mich denn in der That unglücklich machen? Habe ich denn während unserer Ehe über irgend ein Leiden mich beklagt? — Sie verbarg ihr Antlitz von Neuem und weinte heftig. Ihr Schmerz rührte ihn. Wenn Du nicht geklagt hast, sagte er nach einer Pause, so hattest Du doch Ursache zu klagen. Selbst das Mutterglück, Du Arme, ist Dir nicht zu Theil

geworden; hättest Du eine Tochter, sie brächte Jugend und Freude in diese finstern Mauern, ihretwillen könntest Du dann wohl den Vater lieben.

Marie hing sich mit der heißesten Zärtlichkeit an seinen Hals. Sie war wieder ganz jenes geliebte schöne Mädchen, das zuerst Neigung ihm bewiesen. Den armen Tobias überwand so viele Liebe, er blickte getrösteter auf, und nach wenigem Hin- und Herreden wurde dieses Gespräch abgebrochen. Allmählig trat wieder eine heitere Stimmung hervor, Marie trieb zum Fortgehen, und bald wanderte nun das Pärchen, nachdem die verlassene Werkstatt sorgfältig abgeschlossen worden, aus der finstern Gasse hervor dem Thore zu, wo der Strom fröhlicher geputzter Wandrer sie in ihre Mitte nahm.

Die Wittwe, die das kleine Fest gab, hatte mit Empfang ihrer Gäste so viel zu schaffen, daß der Meister mit seinem Weibe unbeachtet im Garten ein Weile herumwandeln konnte. Er setzte sich in eine entfernte Laube nieder, und sein schönes dunkles Auge weilte mit dem Ausdrucke dankbarer Zärtlichkeit, wie sie ihm die vorhergehende häusliche Scene eingeflößt, auf dem Weibe seiner Liebe, er drückte ihr stumm die Hand. Während dessen trat ein freundlicher noch junger Mann in die Laube und grüßte die beiden Leute, die er kannte und liebte. Er mochte merken, daß das Ehepaar nicht ganz fröhlich gestimmt war, und sagte darum nach einigen gleichgültigen Worten! Ich muß Euch doch, Kinder, eine lustige Geschichte erzählen, die sich jetzt kürzlich, und zwar recht als wenn sie unserm Fürsten zum Spott ausersonnen wäre, zugetragen hat. Stadt und Land spricht von nichts Anderm. Ihr wißt, Freunde, daß es zu allen Zeiten Leute gegeben hat, die sich mühten das Geheimniß, wie man Gold hervorbringen könne, auszuforschen. Der Nutzen, den die Welt von der Entdeckung, wenn sie vollkommen gelänge, haben würde, und jene Entdecker natürlich zuerst, liegt am Tage; doch es ist mit diesen Forschungen, so eifrig und vielseitig sie betrieben werden, doch zu keinem rechten Erfolg gekommen; statt dessen haben sich die Thorheit, der Unverstand, der lächerliche Dünkel und der Aberglaube, die in der menschlichen Natur liegen, bei der Gelegenheit recht glänzend ans Licht gestellt. Viele weise Männer sind zu Narren geworden, wenn nicht gar zu Spitzbuben, was freilich um vieles schlimmer ist; unsrer Zeit jedoch, scheint es, ist's aufbehalten, an Unsinn und Verkehrtheit die ergötzlichsten Beispiele aufzustellen. So hat sich nun kürzlich am Rhein eine Gesellschaft gebildet, die, wie ich mir habe erzählen lassen, die ganze Angelegenheit im spaßhaftesten Ernste nimmt. Es nennen sich diese Leute nicht geringer als Beherrscher der Welt, und im Grunde haben sie auch nicht ganz Unrecht; sie behaupten, das Geheimniß Gold zu machen, entdeckt zu haben, und wer der wunderbaren Kunst theilhaftig werden will, muß sich gefallen lassen, unter seltsamen Ceremonien in die Gesellschaft aufgenommen zu werden. Sie haben nur einen Kaiser, dazu sieben Kurfürsten, außerdem Landgrafen, Barone und einfache Edelleute; der Gebräuche sind mannigfaltige, die Hauptceremonie jedoch, und die seltsamste, bei welcher der allerwunderlichste phantastische Spaß vorfallen soll, ist die sogenannte chemische Hochzeit, die jeder Neuaufzunehmende bestehen muß. Ihr könnt denken, daß die gelehrten Herren Alchymisten, wie man sie nennt, die die Sache ernsthaft behandeln, nicht wenig über diese Scherze eifern; allein das ist, meiner Meinung nach, eben das Köstliche in der Menschennatur, daß sie im Stande ist, durch muthwilligen und lieblichen Scherz der dunkeln tiefsinnigen Beschauung, die den Menschen, der sich ihr ungetheilt überläßt, innerlich ausgräbt und ertödtet, eine kräftige Waffe entgegenzusetzen. Wem wären Geldgier, Habsucht, schnöder Geiz nicht widerwärtig, und wer fühlte nicht, daß ein Mittel, jene gehässigen Leidenschaften mit Leichtigkeit zu befriedigen, von der Zahl der Menschen mit Heißhunger gesucht würde? Tausende würden sich in diesem Hange nach dem Verborgenen jede Lebensfreude grausam zerstören, alle finstern Kammern des Elends, des Selbstbetrugs und der Verzweiflung wären aufgethan. Nun treten heilend und besänftigend der Scherz und der Muthwille auf, sie stellen die Thorheit ans Licht, so daß man über sie lacht, und siehe da, die große Menge ist geheilt, Niemand will mehr Gesundheit, Glücksgüter und heitre Laune an ein unerreichbares Wagestück setzen.

Wer sind denn diese Menschen, fragte Marie, welche sich diese Scherze erlauben?

Ich kenne sie nicht, entgegnete Leonhard, doch stelle ich mir vor, daß sie jung und sorgenlos sind; denn unsern gesetzten, bekümmerten Bürgersleuten, wie wir sie hier wandeln sehen, käme dergleichen wohl nie in den Sinn.

Ihr solltet Euch in ihre Gesellschaft aufnehmen lassen, Herr Sänger, nahm Tobias das Wort, Ihr gehöret nun ganz in ihre Mitte.

Vielleicht geschieht's auch. Es scheint ja doch, daß es mit der Anstellung hier am Hofe nichts wird, und so könnte mir leicht wieder die ganze Welt offen stehen.

Ihr seid glücklich! seufzte Tobias, indem er sein Haupt in die Hand stützte.

Auf diese Weise, fuhr der freundliche Spre-

cher fort, feierte ich in der That noch meine Hochzeit, wenngleich ziemlich spät; aber dafür ist es auch eine chemische Hochzeit, etwas viel Höheres und Wunderlicheres, als was so gewöhnlich geschieht.

Ein großer, ernst aussehender Mann hatte sich jetzt der Laube genähert; man grüßte, und er nahm mit Dank das Plätzchen ein, welches Marie ihm neben sich auf der Bank anbot. Er hatte einen Theil des Gesprächs schon vernommen, und fragte jetzt: Weiß man nichts Umständlicheres von den Einrichtungen und den Arbeiten der Gesellschaft?

Wie gesagt, rief Leonhard, sie lehren Gold machen. Da sie aber dabei das lustigste Leben von der Welt führen, immerdar auf der Wanderschaft sind, so mag es wohl mit dem Laboriren eben nicht sehr strenge genommen werden. Gewiß ist es, daß ein lustiger Student, ein reiches Muttersöhnchen, an ihrer Spitze steht, der das Ganze lenkt und ordnet. Zum Verwundern ist das Aufsehen, das sie erregen, am Rhein, in Schwaben, Franken, zum Theil auch schon bei uns hört man von ihnen sprechen, und sogar ist mir ein leiblicher Vetter genannt worden, der sich erst kürzlich mit allen Formen in die Gesellschaft hat aufnehmen lassen.

Hierher, bemerkte der Arzt Hubert, werden sie schwerlich kommen dürfen; denn wie Jedermann weiß, ist unser Kurfürst auf das ernstlichste mit den geheimen Wissenschaften beschäftigt und wird einen Scherz hierüber gewiß nicht gnädig aufnehmen.

Wer kann ihnen etwas anhaben, rief Leonhard, wenn Kaiser und Reich sie duldet, wenn sie das Volk weder gegen die Regenten noch gegen die Priester aufwiegeln? Freie Narreninnungen hat es überall gegeben. Ja, ich versichere Euch, meine Freunde, ich denke schon recht mit Lust daran, mich ihnen dahinzugeben und den Rest meiner Tage in überschwenglicher Thorheit zuzubringen. Lerne ich auch nicht die Kunst, Gold zu machen, so wird mir doch gewiß das Talent zu eigen, es auf die allerquicklichste Weise verschwinden zu machen.

Und weiß man nicht, nahm Tobias das Wort, was der gelehrte Alchymist treibt, der nun schon vier Jahre bei unserm Herrn im verschlossenen tiefsten Gewölbe des Schlosses laborirt? Der arme Mann sieht Monate lang weder Weib noch Kind, weder Sonnenlicht noch Mondenschein; doch es giebt Leute, die nicht viel besser wohnen. Er sah bei diesen Worten Marien an, und sie blickte ihm verstohlen, aber sanft und begütigend ins Auge.

Der Arme, entgegnete Leonhard, ist nun eben recht ein Beweis von Dem, was ich früher sagte. Ihn haben nun die Dämonen. Er hat die feindliche schwarze Seite, die nächtliche Tiefe der Begier erfaßt. Gefesselt sind seine Glieder Tag und Nacht an den unglückseligen Höllenherd, an dem er blasend mit hervortretenden, glühenden Augen jede Stunde steht und doch nicht die goldne Blüthe aus dem staubigen Erdenkranze der Metalle hervorzublasen vermag. Muthwillig schadenfroh verwandelt sich der Erdgeist immer neu vor ihm, streift immer glänzendere Kleider ab, schlüpft in immer wunderlichere Kittel; vergebens harrt der Elende auf den Moment, wo er endlich das goldne Kleidchen anlegen wird. So steht und bläst er jahrelang, das ekelhafte Gequicke der schmelzenden Metalle, das Stöhnen der Retorten und Kessel tönt in seine Ohren, und wie eine alte verklungene Sage erscheint ihm das Gespräch mit Menschen, das Lächeln eines schönen Weibes oder der Gesang des Priesters am Altare. Verwandelt ist er durch und durch und gleichsam metallen geworden, eine grausige Bildsäule der Begier, durch deren kalte Glieder doch noch ein dünner Lebensfaden sich zieht, der sich krampfhaft zuckt und regt. Selbst sein Schlaf ist fürchterlich verwandelt. Haben wir Träume, in denen wir mit Blumen, mit bunten Vögeln spielen, so hat der Arme schwere metallene Träume, die zernichtend auf ihn fallen. Ich will nicht von seiner unsterblichen Seele reden; kann sie wohl jemals fromme und gottselige Gedanken hegen? Genug, meine Freunde, ihr seht selbst, wie sich jedes Geheimniß der forschenden Kraft im Menschengeiste entweder zum Fluch oder zum heitern Gedeihen öffnet. Mancherlei Dinge sollen jedoch, wie es scheint, immerdar für uns verschlossen bleiben, und wo wir auf ein solches Gesetz des Verbots stoßen, sollte es uns durchaus heilig sein. Vielem selbstverschaffenen Elend wäre dann abgeholfen.

Ich begreife dergleichen nicht, rief Tobias, mich hat meine Kunst viel mit den Metallen zusammengeführt, doch so gefährliche Gedanken sind mir noch nie in den Sinn gekommen. Ich habe an ihnen wie an Blumen eine unschuldige Freude gehabt, mir sind die edlen unter ihnen lieb, weil ich sie für die reinsten Erzeugnisse der innern schaffenden Erdkraft halte, so wie die Blumen mir wunderbares in neue Form gebrachtes Wasser und Luft scheinen.

Es giebt Menschen, nahm der Arzt das Wort, die auch wirklich eine so unschuldige Liebe zu besondern Metallen fühlen, die durchaus nichts mit Geiz oder Habgier gemein hat, und die, sollte man glauben, eine gewisse Verwandtschaft zu jenen Metallen haben.

Eine Verwandtschaft zu einem Metall! rief der Meister Leonhard mit Lachen; ja, ja eine

solche Verwandtschaft würde ich mir ganz gut gefallen lassen.

Ich kannte, setzte der Arzt seine Rede fort, eine fromme engelreine Frau, die Aebtissin des Klarenklosters war, welches jetzt aufgehoben worden. Diese edle Dame liebte nichts so sehr als den Anblick schönen, glattgearbeiteten, hellglänzenden Silbers. Allezeit hatte sie auf ihrem Tischchen vor sich eine Scheibe von diesem Metalle, dazu ein Glöckchen; sie blickte wohl minutenlang die erste an und ließ dann das zweite mit anfangs leisen, immer lauter werdenden Klängen ertönen. Oft gestand sie mir, wenn ich sie an ihrem Krankenlager besuchte, daß jene Töne eine wunderbare Sprache für sie wären, die sie vollkommen verstände, sowie die silberne Scheibe ihrem Auge erquickender sei als die schönste Blume. Nie habe ich von dieser Frau vernommen, daß sie habsüchtig oder geizig gewesen, daß sie übertriebenen weltlichen Putz geliebt, was schon der fromme Stand ihr untersagte; doch mußte Alles, was sie umgab, zierlich und glänzend sein; trübe oder dunkle Schimmer beleidigten sie. Wo sie es haben konnte, an Kleidung, Wohnung oder Geräthe brachte sie Silber an, und da ließ sie auf das anmuthigste das matte Silber mit dem glänzenden, hellanspiegelnden abwechseln; zuweilen zog sie Farben mit hinzu und ergötzte sich an dem Widerspruch, den diese bildeten und der doch endlich in Harmonie zerfloß. Die edle Dame war in der That recht merkwürdig, und ich habe bei ihrem Wesen manchen Blick in die Natur geheimnißvoller Einwirkungen und Kräfte gethan.

Vielleicht, bemerkte Marie, ließe sich aus diesen Erscheinungen der Geiz erklären, die Habsucht —

Sie könnten, entgegnete Hubert, allerdings die finstern Verirrungen eines an sich unschuldigen geheimnißvollen Triebes sein.

Was mich betrifft, nahm Leonhard das Wort, so kenne ich diese zarte Verwandtschaft ganz wohl; doch hab' ich's stets nicht ganz christlich mit diesen lieben Verwandten gehalten. Hatte ich eine Anzahl Muhmen und Oheime in der Tasche, so drängte es mich, sie wieder zu verstoßen und neue jüngere Mühmchen wieder einzunehmen, die dann aber wohl ebenso schnell wieder absegeln mußten. Und in der That, ich habe eine große Sippschaft auf diese Weise zur Thür hinausgejagt. Doch, lieben Freunde, laßt uns jetzt auf meine chemische Hochzeit anstoßen.

Ein Diener hatte Wein gebracht und die Beisammensitzenden mit vollen Gläsern versehen. Als man eben anstieß und ein heiteres Gelächter ertönte, zeigte sich die freundliche Wirthin des Festes, die mit mehren Freunden auf die Laube zukam. Marie ging ihr entgegen, und die Männer begrüßten sich unter einander. Das Gespräch über die Goldmacherkunst war jetzt abgebrochen, die Gesellschaft, meistens Bürger mit ihren Familien, vertheilte sich, um das Brettspiel, die Schaukel und Rennbahn, sowie den Tanz bei dem noch hellen Abendlichte zu genießen. Musik wurde in den Garten gelassen; bei den ersten Klängen gerieth der Meister Leonhard sogleich außer sich: der Anblick der hübschen Mädchen, das warme Frühlingswetter und der Klang der Pfeifen bemächtigten sich zugleich seines feurigen Sinnes; er drängte sich an die erste frische Tänzerin, und man sah ihn bald in immer schnellern Kreisen mit seiner Beute herumfliegen, so daß die Musikanten selbst, auf einen Moment ihre Instrumente absetzend, über den ausgelassenen Springer lachen mußten. Mehre Paare folgten ihm in Sturm, und jetzt ertönte der ganze Garten von Scherz und Gelächter.

Mit Tobias war es anders, ihn vertrieb der Lärm, er stahl sich fort, indem er den Entschluß faßte, ein Geschäft noch zu besorgen, das ihn ziemlich weit hinaus vor's Thor rief. Es wohnte daselbst auf einem Landgute ein wohlhabender Mann, welcher sich nicht abgeneigt gezeigt hatte, eine ansehnliche Arbeit dem jungen Meister anzuvertrauen. Als er den halben Weg schon zurückgelegt, trat völlige Dunkelheit ein, schwarzes Gewölk bedeckte den Himmel, und ein schnell emporsteigendes Wetter trieb den Wanderer zu verdoppelter Eile. Endlich das Landhaus erreichend, fand er es verschlossen; der Besitzer hatte plötzlich verreisen müssen, und die zurückgebliebene Dienerschaft berichtete, daß er erst nach Verlauf einiger Tage wieder heimkehren werde. Tobias' Laune wurde durch diesen verfehlten Gang noch trüber gestimmt, als sie ohnedies war, er sah ein, daß er in der Nacht und bei dem schlimmsten Wetter den Rückweg antreten müsse, und verwünschte seinen Entschluß, so spät und bei so ungewissen Nachrichten sich aus der Stadt entfernt zu haben. Wie er so dastand, rauschte der Regen in Strömen nieder, dichte Finsterniß hüllte Weg und Gegend ein, kaum daß man in der Entfernung die einzelnen Wachtfeuer bemerken konnte, welche die spärlich vertheilten Posten am Wege bezeichneten. Nach einer Weile legte sich das erste Ungestüm, und er betrat die Straße; kaum war er wenige Schritte gegangen, als er ein Fuhrwerk auf sich zukommen hörte; es hielt in seiner Nähe; zwei streitende Stimmen ließen sich hören, endlich ein lautes Stöhnen und banges Hülferufen. Tobias entschloß sich, nicht um jene sich zu küm-

mern, da er doch nicht im Stande war, ihnen zu helfen; allein sein Mitgefühl erwachte lebhaft, als der Angstruf von dorther immer lauter ertönte. Der Schein der Blitze, die fast ununterbrochen leuchteten, ließen den Herantretenden ein unscheinbares Fuhrwerk bemerken, dessen Führer eben, wie es schien, es verlassen hatte; der einzelne magre Gaul, seinem Willen überlassen, scheute und drohte den Wagen, in dem, so viel Tobias sehen konnte, eine dunkle, in Tücher gehüllte Gestalt und ein Knabe Platz genommen hatten, in eine nahe Vertiefung hinabzureißen; der Knabe erhob seine Stimme, und als er glauben mochte, seine Worte seien ohne Wirkung geblieben, verließ er den Wagen und klammerte sich an Tobias' Knie, der beschäftigt war, das wildgewordne Pferd am Zügel zu halten.

Edler Herr, tönte die Stimme des Bittenden, wer Ihr auch sein mögt, erbarmt Euch eines alten Mannes, der im Sterben liegt! Gewiß, Ihr könnt nicht so grausam sein, ihn hier vor Euern Augen elend umkommen zu sehen, da es nur an Euch liegt, ihn zu retten.

Der Regen, die Stöße des Windes, und die brüllenden Donnerschläge ließen diese Worte nur theilweise an's Ohr des jungen Goldschmiedmeisters gelangen, gleichwohl war der Gedanke, einen Sterbenden vor sich zu sehen, dem aller Beistand fehle, so erschütternd für ihn, daß er sich entschloß, selber in diesem Unwetter der Hülfe bedürftig, sie den Bedrängten angedeihen zu lassen. Auf seine Frage berichtete der Knabe, daß sein im Wagen ohnmächtig liegender Vater ein reicher Kaufmann sei, der gezwungen worden, wegen Verfolgung tückischer Feinde die Flucht zu ergreifen. Diesen Bericht brachte der Knabe nur stockend hervor, in Tobias' Herzen regten sich Argwohn und Zweifel. Warum hat Euch denn Euer Diener verlassen? fragte er.

Der Elende, er fürchtete, von unsern Verfolgern mit uns eingefangen zu werden!

Und soll ich nicht dasselbe fürchten, wenn ich mich Eurer annehme?

Himmel! schrie der Knabe mit dem ergreifendsten Wehelaut, so giebt's denn kein menschliches Erbarmen mehr! Ihr seht hier einen Sterbenden vor Euch; noch wenige Minuten in diesem fürchterlichen Wetter, und er athmet nicht mehr. O Gott, sterben soll er, ohne Gnadenmittel und Tröstung! seine Seele ist auf ewig verloren!

Tobias wankte nicht länger, das Sterbegewimmer des Unglücklichen drang in sein Inneres. Was soll ich für Euch thun? rief er dem Knaben zu, indem er dessen umstrickende Arme von seinen Knien löste, ich will Euch zurück in die Stadt geleiten.

In die Stadt? um Gotteswillen nicht. Wißt Ihr nicht einen sichern Zufluchtsort in der Nähe?

Der sicherste ist in der Stadt und zwar in meiner Wohnung, entgegnete Tobias rasch; seid Ihr einmal mein Gast, so birgt Euch die Sicherheit des Grabes. Kommt, helft mir, so viel Ihr es vermögt, den Kranken auf meine Schulter laden; Ihr mögt die wenigen Habseligkeiten im Wagen mir nachtragen, und so will ich Euch, will's Gott, sicher in meine einsamen Mauern bringen.

Der Knabe zitterte. Bedenkt, edler Herr, rief er, daß die Thore schon geschlossen sind; wie wollt Ihr den Fragen der Wächter entgehen?

Laßt das meine Sorge sein; nur nicht gezögert, das Wetter tobt gewaltig. Den leeren Wagen laßt immerhin stehen. Der Knabe näherte sich jetzt dem Kranken, leise und behutsam hob er zuerst das Haupt, und Tobias sah beim Leuchten der Blitze in ein bleiches, verzerrtes Antlitz mit geschlossenen Augen. Ein Schauder ergriff ihn; dennoch bezwang er sich und half mitleidig dem Knaben, indem er nach und nach erst die Arme und dann den ganzen Leib mit Vorsicht sich auf den Rücken lud. O, ich bitte Euch, rief der kleine Begleiter, nur recht leise und sanft angefaßt; ach, thut ihm kein Leides, Ihr seht, ihm ist schon grausam mitgespielt worden; ein unvorsichtiger Druck Eurer Hand, und die zarte schwankende Lebensflamme lischt unter Euern Händen aus. Tobias erkannte durch das Gefühl den ganzen bedaurungswürdigen Zustand des Kranken; mit Entsetzen wurde er inne, daß die Glieder gebrochen und aus ihrem Gelenk gerissen niederhingen, kraft- und willenlos schwankte die ganze Gestalt bei jedem Schritt, und es überlief den rüstigen Träger eiskalter Schauder, wenn er bedachte, daß er einen vom Rade abgelösten Verbrecher auf seinem Rücken durch die Schrecken einer so wilden Nacht nach Hause trüge. Der Knabe schien diese Gedanken zu errathen, denn er benutzte jeden passenden Zeitpunkt, um sich mit zärtlichen Bitten und Liebkosungen an Tobias anzuschmiegen; er verdoppelte sogar dieses ängstliche demüthige Benehmen, je näher man jetzt der Stadt und den Wachen kam. Unvermerkt hatte er in die Tasche des Meisters einen vollen Beutel mit Geld geschoben. Nehmt es, edler Herr, rief er, sucht damit die Wache zu bestechen — ach, vielleicht haben die Heiligen in so rauher Nacht die Wachsamkeit der Söldner eingeschläfert. Gott lass' uns nur an der Flamme des äußern Wachtfeuers ungesehen vorüberkommen! Tobias war zu sehr mit sich und seinem Unternehmen beschäftigt, um den Zau-

menden zu trösten; er mußte seine ganze Klugheit und Geschicklichkeit aufbieten, um nicht so nahe dem Rettungshafen noch zu scheitern. Endlich war das äußere Pförtchen des Thorweges erreicht; der Pförtner, zum Glück ein Bekannter des Goldschmieds, öffnete, und so zogen die einsamen Wanderer mit ihrer schauerlichen Beute leichtern Muthes in die dunkeln Gassen der alten Stadt ein; nur wenige Schritte noch, und sie befanden sich vor dem bestimmten Zufluchtsort.

Im obern Stübchen saß Marie und harrte der Rückkunft ihres Gatten, sie öffnete das Fenster und herableuchtend entsetzte sie sich vor der Gruppe, die sich unten an der Hausthür zeigte. Tobias mußte sie beruhigen; er erklärte ihr in wenig Worten, was sich zwischen ihm und dem Fremden ereignet, und bat sie, unverzüglich Anstalten zu treffen, ein gutes Lager im untern Stockwerke, nahe der Werkstatt zu bereiten. Es geschah so leise und schnell wie möglich. Der Kranke, sowie sein verwüsteter Körper die bequeme Lage der Polster fühlend, zeigte zum ersten Mal wieder deutliche Spuren von Leben, Tobias und Marie wichen nicht früher von seinem Bette, als bis sie ihn in einen ruhigen Schlaf versenkt sahen, der Knabe jedoch ließ sich's nicht nehmen, die ganze Nacht zu Füßen des Lagers zuzubringen.

---

## Die Novelle *).

### Von H. Laube.

In Altenburg waren zwei Damen eingestiegen, und erst vor der Stadt hatten sie sich in die Gesichter gesehen und sich erkannt. Es schienen herzliche Freundinnen zu sein, die weit entfernt von einander gewesen waren, aber der Ausdruck ihrer Freude kam mir so dumpf gemäßigt vor, wie man die Trommeln schlägt, wenn ein Soldat begraben wird. Sie küßten sich und drückten sich die Hände; genauer schaute ich nicht hin, ich war zu sehr beschäftigt, ihre Gesichter hatte ich auch nicht gesehen. Ich saß neben ihnen auf dem hintersten Sitz, und als es ganz finster war, und sie mich gewiß fest eingeschlafen glaubten, erzählte die eine mit leise flüsternder Stimme folgende Geschichte. Vorher hatte ich auf ihr Gespräch nicht Acht gehabt, der epische Ton aber, welcher plötzlich anhub, weckte mich alsbald. Die erzählende Dame hatte eine schöne Altstimme, welche zuweilen über das Flüstern heraustrat. Sonst sprach sie Alles ohne Modulation, eintönig, und das erhöhte mir den Eindruck außerordentlich. Die Nacht und der Wagen war übrigens finster und still, ununterbrochen, aber in gleichmäßigem Tempo, regnete es draußen. Ich hörte halb wachend, halb träumend zu, doch werd' ich kaum etwas Wesentliches geändert haben, wie ich die Erzählung aus meinem Gedächtniß objectivirt hier wiederbringe.

### 1.

Draußen am Rhein in einem mäßigen Städtchen saß eine bürgerliche Familie beim Frühstück. Es war noch sehr früh, die Morgennacht sah grau zu den Fenstern herein, das Kaminfeuer brannte, und auf dem Tische standen zwei brennende Lichter. Um den Tisch herum saßen der Vater in einem warmen Schlafpelze, die Mutter mit der weißen Nachthaube, und der Sohn, ein stattlicher Bursch, zur Reise gegürtet. Ferdinand wollte in der Frühe fort, er sollte bis nach Rußland reisen. Am Kamin stand die Schwester, einen frischen Topf Warmbier kochend, denn es war kalte Frühjahrsluft draußen. Das Mädchen war hoch und schlank gewachsen, sie hatte ein großes Tuch umgeschlagen und auf dem Rücken die Zipfel zusammengebunden. Unverwandt sah sie in's Feuer hinein, und langsam glitten die Thränen ihr über die Wangen.

„Aber Mathilde" — rief der Vater, „die Kanne ist leer, und Ferdinand hat erst zwei Tassen getrunken."

Da fuhr sie erschrocken zusammen, und die weißen schönen Arme kamen aus dem Tuche heraus, und legten frisches Holz an, die Thränen fielen ins Feuer, und sie nahm sich kaum die Zeit, die Wange mit dem Tuche abzutrocknen. Das Warmbier kochte, sie brachte es auf den Tisch, schenkte dem Bruder die Tasse voll, und fuhr ihm dann mit beiden Händen über Kopf und Gesicht, und leise weinend drückte sie ihr Gesicht an seine Augen. „Und du gehst nun auch fort, Ferdinand." — —

Mehr konnte sie nicht sagen. Der Bruder schlug den Arm um sie, der Vater stellte die Pfeife weg, und ward unruhig, die Mutter weinte sehr, und trat hinzu und nahm den Sohn bei der Hand. Endlich that der Vater, als sei er verdrießlich, und schalt, daß man den Jungen nicht wenigstens in Ruhe frühstücken ließe.

Da knallte es laut im Hausflur, und Alle riefen: „der Kutscher."

Ferdinand sprang auf, küßte den Vater. Des Alten Gesicht war in stürmischer Bewegung. Er küßte die lautweinende Mutter; unter lautem Weinen band sie ihm einen Fuchsschwanz um

---

*) Aus H. Laube's „Reisenovellen." Leipzig 1834. (Bd. 1. S. 504 ff.).

den Hals, und wollte ihn nicht mehr loslassen. Sie steckte ihm noch das Taschentuch, was er auf dem Stuhle hatte liegen lassen, in die Brust hinein. Nun wollte er von der Schwester scheiden. Sie legte den Arm um seine Schultern, und bat innig: „Noch nicht!" — Die Eltern durften nicht mit vor die Thür, es sei zu kalt für sie draußen. Und draußen am Wagen, da drückte sie dem lieben Bruder noch einmal die zitternden, warmen Hände ins Gesicht, und bat ihn von Herzen, er möge ja recht glücklich leben. „Und wenn du ihn in Riga triffst, so bitte ihn, daß er treu ist."

Der Wagen rollte fort. Mathilde sah ihm mit schmerzlichem Gesicht nach, und flüchtete ihre schönen Arme unter das Tuch. Es war kalt, die Straße sah noch todt aus wie eine graue Stube, deren Decke abgetragen ist. Der Nachtwächter auf der Bank gegenüber war aufgewacht, half sich langsam am Spieß in die Höhe, lüftete seinen breiten Hut und pfiff fünf Uhr. Langsam, schauernd vor Frost und Trauer ging Mathilde ins Haus zurück. Das Kaminfeuer war ausgegangen, die Eltern saßen im Dunkeln. Sie setzte sich still in einen Winkel am Ofen, wo sie oft mit dem Bruder und dem gesessen hatte, den sie in Riga grüßen ließ. —

## 2.

Eines Abends kam Ferdinand in Riga an. Er hatte in Heidelberg seine Studien vollendet, und sollte jetzt eines reichen Banquiers Kinder erziehen. Deshalb war er hier, und schritt über die Schwelle des hell erleuchteten Hauses. Es war Theegesellschaft da, man nahm ihn vornehm freundlich auf, der Banquier machte ihn mit seiner Familie bekannt. Die Frau vom Hause hatte ein eitles aufgeblasenes Gesicht, es war viel Schönheit in den Formen, aber eine gewisse Unordnung in den Zügen, sie behandelte Ferdinand mit jenem Gemisch von Kaufmannsdünkel, Geldstolz und halbgebildeter Artigkeit. Ihr Anzug war reich, aber ohne Geschmack, die Toilette üppig und frei. Hinter ihr, zum Theil auf ihre Schulter gelehnt, stand die älteste Tochter Emilie, und sah den Ankömmling neugierig mit ihren brennenden Augen an. Das Mädchen trat eben ins Alter der Jungfrau, wie junger Reif lag ein frisches Verlangen auf den festen jugendlichen Formen, auf dem kecken Roth der Gesundheit. Sie hatte rabenschwarzes Haar und schwarze Augen, und war schon so groß wie ihre Mutter. Ferdinand sollte sie französisch und Musik lehren. Sie fiel wie Feuer in seine Augen, und er sah sie mit leuchtenden Blicken an. Die Mutter begegnete seinen Blicken und lächelte. Man fragte ihn, ob er vorlesen könne, und gab ihm Goethe's Stella.

Ferdinand las, Emilie saß neben ihm, er fühlte ihren Athem, ihre Augen auf den Buchstaben und las heiß und leidenschaftlich. Das Mädchen hörte mit großer Theilnahme zu, und nach den Akten war sie erhitzt und holte tief Athem und lächelte dem Leser dankbar in die Augen. Die Mutter applaudirte, der Papa ging langsam im Nebenzimmer auf und ab, und sprach leise mit einem Fremden über Geschäfte. Nur zuweilen blieb er in der Thüre stehen, und sah die Gruppe an, aber man konnte leicht unterscheiden, daß er auf Stella nicht höre. Zwei jüngere Brüder Emiliens waren bei Beginn der Lektüre von der Mutter entfernt worden, weil das Buch nicht passend für sie sei.

Als das Buch zu Ende war, glühte Ferdinand, und war sehr glücklich. Die Mutter trat nahe an ihn heran, lächelte zutraulich, und meinte, es sei charmant, daß er so hübsch und mit so viel Gefühl lese. „Ach ja!" setzte Emilie schnell dazu, und stand mit niederblickenden Augen sinnend neben ihm.

## 3.

Am folgenden Tage traf Ferdinand auf der Straße seinen Universitätsfreund Richard, und die Freude war groß, sie hatten miteinander studirt, und Richard war einst in den schönen Pfingstfeiertagen mit Ferdinand nach Haus gereis't, hinaus an den Rhein in jenes kleine Städtchen, wo es still und hübsch ist, und wo Mathilde vor der Thür saß, und einen bunten Studentenbeutel stickte. Im Frühlinge, da kamen die Blumen all, und auch die Liebe, und Richard hatte Mathilden geküßt, eh' die lustigen Freunde wieder von dannen zogen, es war große Freude draußen am Rhein gewesen. Später war er wieder gekommen, und war Arm in Arm mit dem Mädchen spazieren gegangen, und die Leute hatten gesagt: das ist ein schönes Paar, Vater und Mutter aber hatten sie gesegnet. —

Jetzt richtete Ferdinand Mathildens Gruß und Sorge aus, und Richard fragte zurück, wie es ihr ginge. Drauf ließ er sich von Ferdinand in das Haus des Banquiers einführen. Er spielte besser Klavier als jener, und übernahm zum Scherz und aus Freundschaft die Musikstunden für Emilien. Die Mutter war es zufrieden, denn Richard war ein sehr artiger Mann, und ein beliebter Gesellschafter in Riga; er hatte so viel Verbindliches, und war auf dem besten Wege, eine glänzende juristische Karriere zu machen. Der Banquier machte ihm sehr freundliche Verbeugungen und Ferdinand stieg im

Preise, daß er so respektable Konnexionen besäße.

In den Morgenstunden unterrichtete Ferdinand Emilien und ihre Brüder, die Mutter schlief da noch, oder machte Morgentoilette, der Vater hatte Geschäfte und ließ sich auch niemals sehn.

Ferdinand lehrte Alles so innig und eindringlich, daß Emilie die Stunden immer lieber gewann. Wenn nach Tisch die Eltern ausfuhren, blieb sie jetzt immer zu Hause, um bei den Stunden ihrer Brüder zuzuhören, und selbst noch Manches mitzulernen. Wenn die Sonne schien, ließ Ferdinand die Knaben in den Hof springen, und der Winter begann zu scheiden, die Sonne schien oft.

Da sprachen sie stille, herzliche Dinge mit einander, Ferdinand und Emilie. An einem solchen sonnigen Nachmittage war's, als er sich ein Herz faßte und sie bei der Hand nahm, und die frische, pulsirende Hand heiß und lebhaft küßte. Sie legte in Freude und Schreck zusammenschauernd die andere Hand auf die seine, und sie sahen sich endlich in die Augen, und fielen sich in die Arme. Es begann ein Küssen und Drücken, sie wußten nicht, wie ihnen vor Seligkeit geschah.

Da stieß ein Frühlingswind das Fenster auf, das nach dem Hofe ging, einer der Brüder unten rief: „Kuckuck," und sie sprangen erschreckt tiefer in die Stube.

Ferdinand sagte im Taumel seines Glückes zu Emilien, er wolle den Vater, sobald er nach Hause komme, bitten, ihm seine schöne Tochter zur Frau zu geben. Gestern habe er Briefe vom Rheine bekommen, und die Pfarrstelle in seiner Vaterstadt sei ihm angetragen. Emilie küßte ihn dafür, der Wagen fuhr vor, sie sprang in den Hof, um den Bruder von losem Geschwätz abzuhalten. Ferdinand ging hinter dem Banquier her, und bat um eine Unterredung.

### 4.

Richard war im Hofe und spielte mit den Buben. Der älteste erzählte ihm, was er heut gelernt, und wie lange er jetzt schon gespielt habe. Als Richard nach Emilien fragte, antwortete er ihm leise, sie küßte sich eben mit Herrn Ferdinand.

Darauf ging Richard eiligst zur gnädigen Frau vom Hause, und Ferdinand war kaum beim Banquier eingetreten, so erschien auch jene mit zornflammendem Gesicht, und unterbrach den Vortrag Ferdinands, welcher eben begonnen hatte. Halb zu ihm, halb zu ihrem Manne gewendet, sagte sie mit schneidenden Worten, daß der Herr Hauslehrer sich Vertraulichkeiten mit seiner Schülerin erlaube, welche sich durchaus nicht schickten.

Mühsam schob Ferdinand dazwischen, daß er eben den Vater aufgesucht habe, um Emiliens Hand zu erbitten. Da schrie die Mutter laut auf, höhnisch und schneidend, der Vater aber, welcher bis dahin nur mit halbem Auge aufgesehen hatte, sah ihn plötzlich groß an, runzelte die Stirn, und sprach mit fester Stimme: „Mein Herr, davon kann nicht die Rede sein." — —

Auf dem Korridor fand der zurückkehrende, zerschmetterte Ferdinand Emilien, die in Freude, Liebe und Angst bebend seiner harrte. Er reichte ihr die Hand, und sagte ihr mit weicher, von heftigem Schmerz bewegter Stimme, daß Alles verloren sei. Sie fiel ihm um den Hals, überschüttete ihn mit heißen Thränen und Küssen.

„Laß uns nach Deutschland fliehen!" bat sie.

„„Du willst?""

„Ich will Alles, was mich mit Dir vereinigt, ich liebe Dich sehr."

Und nun besprachen sie, wie das zu beginnen sei, denn es war nicht wahrscheinlich, daß man Ferdinand noch länger im Hause dulden werde. Thüren wurden geöffnet, sie waren nicht sicher an dem Orte, und verabredeten ein Rendezvous. Emilie wollte sich den Schlüssel zum Gartenhause verschaffen, dort würden sie, wenn Alles im Hause schliefe, das Nöthige besprechen.

Sie schieden unter Küssen, ermuthigt durch ihre Pläne.

Denselben Abend war Thé dansant im Hause. Emilie erschien geschmückt, und war ausgelassen und schön und lachte und scherzte und tanzte wild und lustig, vorzüglich mit Richard. Ferdinand stand in einem Fensterwinkel, und sah ihr mit Entzücken zu; seine Seele war mit der Liebe für das schöne, frische Mädchen und mit Besorgniß wegen der Flucht erfüllt. Er tanzte nicht. Als sich die Gesellschaft trennte, flüsterte sie ihm zwei Worte ins Ohr, und eilte auf ihr Zimmer.

### 5.

Es war eine mondhelle Nacht. Die Gartenthür knarrte, und eine verhüllte weibliche Gestalt huschte unter dem Schatten der Bäume hin. Es war Emilie. Ferdinand schlich drüben an der Gartenmauer entlang. Sie mußten vorsichtig sein, denn der Mond schien verrätherisch klar, und in des Vaters Schlafzimmer, was auf den Hof herausging, war noch Licht. Plötzlich schrie Emilie laut auf — rücksichtslos sprang Ferdinand über die Beete herbei. Sie zitterte

am ganzen Körper, und deutete auf eine dunkle Stelle des Gartens, von dort habe sie ihren Namen nennen hören. Rücksichtslos ging Ferdinand auf die Stelle los — er fand nichts. Sie gingen ins Gartenhaus, und küßten sich, und kamen in Folgendem überein: Ferdinand sollte aus dem Pavillon, der ins Freie führte, sogleich nach dem Hafen eilen, zwei Plätze auf einem Schiff bestellen, und dann an denselben Ort zurückkehren. Emilie werde ihre Habseligkeiten und Kostbarkeiten zu einem Bündel schnüren, und ihn reisefertig erwarten.

Ferdinand geleitete sie erst zurück ins Haus, nahm seinen Mantel um, steckte ein neues Testament in die Tasche, und ging. Am Hafen war's still, ein Schiffer schlief auf dem Damme. Er weckte ihn, und begann seine Unterhandlung. Der Schiffer blieb liegen, stemmte seine Arme unter, ließ ihn ausreden, stand dann auf und ruderte, ohne ein Wort gesprochen zu haben, Ferdinand hinüber an's Schiff. Der Kapitain ward gerufen, das Geschäft war bald abgemacht, um sechs Uhr wollte das Schiff in See gehn. —

Ferdinand eilte zurück, fand Emilien harrend, und trat den Weg zum Hafen mit ihr an. Sie wollte immer bemerken, daß ihnen in weiter Entfernung eine Figur gleichmäßig folge, aber Ferdinand nannte es Träumerei. Erst am Hafen schien es auch ihm, als folge ihnen Jemand, das Boot, was sie übersetzen sollte, zögerte, er ward unruhig. Drüben von den Häusern her näherte sich eine Figur. —

Aber das Boot war da — sie segelten hinüber, und bestiegen das Schiff. Beide holten tief Athem und fühlten sich in Sicherheit.

## 6.

Es war noch nicht Tag, da begann eine große Verwirrung im Hause des Banquiers. Ein Mann, in einen langen Mantel gehüllt, hatte heftig an der Hausthür geschellt, und darauf bestanden, den Herrn vom Hause augenblicklich sprechen zu müssen. Der Wagen des Banquiers rollte nach dem Polizeihause, die Polizei eilte bald darauf nach der Richtung des Hafens hin.

Der Dreimaster hob eben die Anker, in Riga schlug es sechs, als der Polizeihauptmann auf einem Boote am Schiffe ankam, und im Namen des Kaisers den Kapitain zu sprechen verlangte. Die Matrosen schrieen, die Anker würden gelichtet, es sei zu spät. „Im Namen des Kaisers" klang es verhängnißvoll in das Gewirr. Der Kapitain kam.

Bald darauf sah man Emilien und Ferdinand die kleine Schiffstreppe herauf klettern in's Boot. Richard, der in seinen langen Mantel gehüllt, auf dem Steindamme stand, führte Emilien an des Vaters Wagen, hob sie hinein, küßte ihr die Hand, und rief dem Kutscher zu, nach Haus zu fahren.

Ferdinand ward in's Gefängniß gebracht, und es begann ein Kriminalprozeß.

In den ersten Tagen hatte Emilie oft geweint; Richard war aber redlich bemüht, sie zu trösten.

Nach einiger Zeit sagte man ihr, Ferdinand sei nach Deutschland entlassen und die Sache sei aus.

## 7.

Draußen am Rhein in dem kleinen Städtchen blieben nun auch die Briefe von Ferdinand aus, denn Briefe von Richard erwartete man schon nicht mehr. Mathilde war sehr blaß geworden und noch ernsthafter als früher. Eines Tages sagte sie dem Vater, sie wolle mit der Post nach Riga reisen. Ferdinand sei gewiß krank und habe in der Fremde keine Pflege. Der Vater sagte nichts, und machte ihr das Reisegeld zurecht.

— In Riga hörte sie auf der Polizei, Ferdinand sei nach Sibirien transportirt worden. Sie weinte nicht, sondern traf Anstalten, nach Petersburg zu reisen, um dem Kaiser einen Fußfall zu thun. Als sie nach dem Hafen ging, um einen Platz auf dem Schiff zu bestellen, ging ein eleganter Mann vor ihr her, der ein deutsches Lied sang, was man bei ihr zu Hause am Rheine oft zu singen pflegte. Sie ging etwas schneller; vielleicht hatte der Mann Ferdinand gekannt. Er wendete sich um. Mathilde stand still wie eine Bildsäule, sie kannte den Mann; er hieß Richard. Er kannte aber sie nicht, und ging weiter, und trällerte sein rheinisches Lied.

## 8.

Mit vieler Mühe war sie in Petersburg zur Audienz gekommen, mit vieler Mühe hatte sie ihres Bruders Begnadigung erhalten. Jetzt fuhr sie über die weite Eisfläche Sibiriens hin, sie hatte schon viele hundert Werste zurückgelegt, das Städtchen lag vor ihr mit seinen Hütten, wo sie Ferdinand finden, ihm seine Befreiung ankündigen würde.

Man trug eine Leiche an ihrem Schlitten vorüber, und als sie in den Ort kam, erfuhr sie, daß es Ferdinands Leiche gewesen war. —

— Mathilde weinte nicht. Sie wollte zurück nach dem Rheine, um ihre alten Eltern zu pflegen. —

— In der Nähe von Riga begegnete ihr eine schöne Equipage. Der Kutscher des schönen Wagens fuhr heftig gegen einen Stein, es krachte ein Rad, die Darinsitzenden stiegen aus, der Postillon, welcher Mathilden fuhr, hielt still, um dem Kutscher behilflich zu sein.

Der Herr und die Dame, eine junge, schöne Dame, baten Mathilden, sie mitzunehmen nach der nahen Stadt. Mathilde erkannte den Herrn, und ließ ihren Schleier über das Gesicht fallen, es war Richard. Er saß ihr gegenüber und scherzte mit ihrer Nachbarin. Die Nachbarin war aber seine junge Frau, und als sie nach Riga kamen, sagte ihr der Postillon, die junge Frau wäre die Tochter eines reichen Banquiers, welche einmal mit einem jungen Deutschen hätte fortfahren wollen.

Mathilde sagte nichts, und fuhr weiter nach Deutschland hinein.

---

In diesem Augenblicke hielt der Wagen vor dem Posthause in Zwickau. Man leuchtete mit einer Laterne hinein, und ein Lichtstrahl fiel über die Erzählerin. Ich erbebte wie zum Tod erschrecken: Das waren die verstorbenen großen Augen Mathildens, auf diesen blassen edlen Zügen lag die ganze Leidensgeschichte des unglücklichen Mädchens aus jenem Städtchen draußen am Rhein. Ach, es schien mir ein erschreckliches Unglück auf diesen todtgeweinten Mienen still und stolz zu ruhen, lange, lange schon mochten es keine Thränen mehr befeuchtet und geschmeidigt haben. Ein strenger Weibesschmerz sah heraus, trocken war das Auge eines Mädchens nach solch trauriger Geschichte. Meine Nachbarin, an welche die Erzählung gerichtet worden war, bedeckte das Gesicht mit dem Taschentuche und schluchzte innig, und die erschütterte Seele drängte sich in den bebenden Körper heraus.

Bei Erzählung solches Unglücks konnte nur ruhig und thränenlos sein, wer das Unglück selbst erlebt hatte.

Keinen Augenblick zweifelte ich mehr, daß es Mathilde selbst sei. Ich hob sie aus dem Wagen, ihre Hand, ihr Arm war kalt, sogar ihr Athem, der mich berührte, schien keine Lebenswärme mehr zu haben. Es war eine hohe Gestalt. Sie vergaß mir zu danken, und reichte stumm der nach ihr kommenden weinenden Freundin die Hand. Als diese beim Heruntersteigen beide Hände bedurfte, und einen Augenblick das Tuch vom Gesicht nahm, sah ich auch ihr Gesicht — ich war versteinert von den verschiedenartigsten Eindrücken. Es war der schöne Mädchenkopf aus Altenburg, es waren die verweinten Augen, die schmerzlich verzogenen Züge meiner kleinen Heidin aus Sprottau.

Umsonst hatte ich sie gesucht, ohne es zu ahnen, hatte ich eine Poststation neben ihr selbst gesessen und mit ihrem Bilde geschwelgt, und jetzt weinte sie und war schmerzerfüllt; ich konnte sie nicht anreden, wenn es mein Leben gerettet hätte, sie gehörte dem Schmerz und Mathilden.

Mein Weg führte über Schneeberg, der Postwagen ging aber gerade fort über Plauen nach Baiern hinein. Eh' ich meine verwirrten Affekte geordnet hatte, waren die Reiseeffekten geschieden, die Mädchen fuhren von dannen, ich hatte nicht den Muth gehabt, ein Wort an sie zu richten, hinaus in die Nacht fuhr das Mädchen mit dem süßen Gesicht meiner Jugendliebe.

Ich stand schmerzlich bewegt, voll Trauer und Sehnsucht im Thorwege, und sah der Laterne des Wagens so lange nach, bis sie verschwand.

All' die süßen Liebesschauer aus der Sakristei, all' das Liebessehnen der frischen Jugend ging durch mein Herz — ich hatte ein altes Gedicht gelesen, und hätte wie damals als Knabe bitterlich weinen mögen, daß es zu Ende war.

---

## Heinrich's des Vierten von Frankreich letzte Lebensstunden.

Von F. G. Kühne *).

Es war sechs Uhr Morgens; der Tag hatte kaum das Zwielicht verdrängt, da läuteten die Ursulinerinnen mit allen Glocken. In der Straße Sainte Avoye, in welcher das neue Kloster der frommen Schwestern lag, drängte sich ein Gewühl von Tausenden, Jung und Alt, Bettler und Reiche, tobend und lachend, als ging es zu den Freuden des Schauspiels, zu einer Lustbarkeit seltner Art. Das leichtgeschürzte Volk der Gassen, ewig müßig und aus Müßigang frohen Muthes, und aus frohem Muthe zu allen Dingen, auch zu dem Ernst befähigt, der lustige Pöbel und die hungernde Armuth bildete den Vortrab und stand an den Mauern des Klosters entlang und vor dem Hauptportal der Kirche zu einem dichten Knäuel gedrängt. Eine glänzende Reihe von Equipagen mit der Auswahl der Hauptstadt wogte langsam nach und suchte vergebens nach einer Bahn durch das Gewirr der Fußgänger. Die Kutscher riefen die Querlaufenden an, die Lakeien sprangen auf und ab und über dem tausendfach zertheilten Lärm wie über

*) Aus dessen Klosternovellen. Leipzig 1838. 2 Bde.

einem Tumult der Unterwelt bebten die Kirchenglocken durch die helle Morgenluft.

Endlich öffneten sich die Flügelthüren und die Menge strömte hinein.

Das ganze Schiff der Kirche war mit reichen Teppichen und mit rothem Damast behangen. Binsenmatten bedeckten den Marmor des Fußbodens, kein Tritt eines sterblichen Fußes sollte hörbar sein. Schwarze Immortellen, die Blumen des Grabes, und weiße Rosen, die Blumen der Vermählung, waren zu Kränzen gewunden und zierten einträchtig die Gefäße auf dem Altare. Ein Begräbniß und eine Hochzeit sollten zu gleicher Zeit gefeiert werden. Die Einkleidung einer Nonne, ihr Absterben von den Freuden der Welt und ihre Vermählung mit dem Himmel.

Das Chor der Nonnen über dem Portal, dem Hochaltare gegenüber, war noch verhüllt. Die Novizen erschienen und öffneten die Läden und Fenster, und zogen die Vorhänge hinter den Gittern zurück, während die Logen der Vornehmen sich füllten und das Volk in gedrängten Schaaren den weiten Raum unten besetzte und in den Seitenhallen hinwogte. Plötzlich schwiegen die Glocken und man hörte nur das Gewirr der allgeschäftigen Menge. Die Aebtissin trat ein, in dem ganzen Schmucke ihrer Würde, in dem grauen Unterkleide, dem schwarzen Rocke mit dem ledernen Gürtel und eiserner Schnalle, den schwarzen Kirchenmantel ohne Aermel übergeworfen, mit dem Vortuche und der Kopfbinde, die alles Haar verdeckte, und dem schwarzen mit weißer Seide gefütterten Weihel. Der düstere Schleier der bräutlichen Wittwen des Herrn lag über ihr Haupt gebreitet, um die Stirn wand sich das Sternendiadem, an ihrem Halse hing das Medaillon, die heilige Jungfrau mit dem Sohne im Arm.

Nahe am Gitter ließ sich die Aebtissin nieder und rief die Nonnen ihrer Gemeinde jede einzeln beim Namen auf. Alle erschienen nach einander in Zwischenräumen, denn eine jede schleppte den Mantel weit nach, als hätte das schwarze Gewebe viel Irdisches zu verhüllen. Der Aufzug der Nonnen war dem der Aebtissin gleich, nur waren die Novizen weiß verschleiert.

Ganz zuletzt erschien eine hohe, wo nicht stolze Gestalt an der Thür des Chors, in der Tracht der Ursulinerinnen, um das Haupt noch den weißen Schleier, den sie jetzt, als des Himmels Braut und Wittwe zu gleicher Zeit, mit der Farbe des Todes vertauschen sollte. Der Beichtvater des Königs, Pater Cotton, führte sie. Er hatte dem Volke dies Schauspiel bereiten wollen, eine vornehme Weltdame dem Schooße des klösterlichen Stilllebens zu überliefern. Es schien nicht, als solle sie förmlich in den Orden treten, und sich den Observanzen der Klosterzucht unterwerfen, sie wollte nur die Weihe einer Ursulinerin empfangen und zu der Zahl der weitverbreiteten Religiosinnen gehören, die außerhalb der geheiligten Mauern lebten und mitten in der Welt den Einfluß der kirchlichen Macht bis in Kreise ausdehnten, in welche der geistliche Arm bisher nicht reichte. Man zählte schon damals in Paris einige Tausend Ursulinerinnen, die weder die Behausung noch das Habit, am wenigsten die Gelübde der congregirten Klosterfrauen theilten, vielmehr dem Familienleben und menschlicher Gesellschaft angehörig, nur im Stillen die Welt dem Geiste unterordneten. Die Gesellschaft Jesu bedurfte solcher stillen Mitglieder, um, wie sie sagten, die Weltlichkeit in ihr selbst zu reformiren; es waren die geheimen Arme, womit die Jesuiten alle Sphären des menschlichen Lebens umspannen wollten. Oft geschah die Einweihung einer solchen Religiosin ganz verschwiegen, nicht selten aber mit Schaugepränge, und hinter der glatten, frommseligen Miene des königlichen Beichtigers lag der Triumph des heutigen Tages nur mühsam versteckt.

So wie die Dame an seiner Hand erschien, begann ein neues Wogen in der dichtbedrängten Menge. Man wollte die fromme Schönheit sehen, die sich der Kirche verlobte. Man wußte noch sehr gut, wie sie mit allem Schimmer der lachenden Herrlichkeit in glänzender Carosse durch die Straßen von Paris fuhr, wie die Cavaliere an öffentlichen Festen ihr gehuldigt, man erinnerte sich der Zeit, wo sie die gefeierte Schönheit des Hofes war. Viele tausend Federn und Hüte bogen sich jetzt über den Rand der Logen hinaus, als die neue Braut vor der Aebtissin stand und auf das seidene Kissen hinkniete, um die Formen ihres Ehegelöbnisses zu vollziehen. Der gebräuchliche Frag- und Antwortwechsel begann. Die Klostermutter sprach von der göttlichen Wohlthat, dem Leben und seinen Eitelkeiten abzusterben, und auf ihre Anrede erfolgte das leise Ja der Befragten. Endlich erhob sich die Superiorin. Die fromme Katharina — so war die Neugewonnene angeredet — beugte das Antlitz bis auf den Teppich und hüllte sich in den großen schwarzen Mantel, den die Aebtissin über sie breitete. „Nun bist Du gestorben, meine Tochter, nun bist Du todt!“ sagte diese nicht ohne Rührung. Zugleich wurden die Läden der Fenster geschlossen und das ganze Chor der Nonnen war in dichte Finsterniß gehüllt und Alles bis an die Schranken, wo das Volk stand, versank in Grabesnacht. Nun begann die Orgel mit ihrer Wehklage. Ein Prälat mit den Diakonen stand am Altare und stimmte das De profundis

an. Das Leichenbegängniß war vollendet, man betete für die Gestorbene.

Als man die Augen wieder zum Chore wandte, trat die Aebtissin mit der Schwester Katharine hervor, jede eine brennende Kerze in der Hand. Sie sanken dicht am Gitter hin in traulicher Gemeinschaft, ihre bleichen Angesichter leuchteten wunderbar im Heiligenschein der weißen Flammen.

Die Messe hatte begonnen und ging dem Brauche nach bis zum Evangelium. Dann setzten sich die Priester rechts an den Altar, ein Mitglied der Gesellschaft Jesu betrat die Kanzel und hielt die bezügliche Predigt vom Absterben aus eitel Welt und Sündlichkeit.

So wie die Messe nach der Predigt schloß, verließen die Klosterfrauen das Chor; die Priester traten an das Comulgatorium und das Gewühl der frommen Schaulust wogte nach diesem Theile der Kirche. Das Comulgatorium, in der Größe einer Tabernakelthür, ist eine kleine Oeffnung in der Mauer, welche von der Kirche zum Kloster führt. Sie ist nur zugänglich, wenn die frommen Schwestern die Hostie empfangen, oder eine neue Devote eingesegnet wird. So wie jetzt der Flügel aufsprang, sah man in die kleine Kapelle, wo die Vermählung der weltlich Begrabenen mit dem himmlischen Bräutigam begann. Rings herum in dem kleinen Raume die gesammte Gemeinde der Nonnen, in dem Mittelpunkte des Kreises kniet Katharina mit gebeugtem Haupte vor dem Sakristan, der vom Altare das Jesuskind nimmt, den silbergestickten Bräutigam, den er in die Arme der Verlobten legen soll. An ihrer Rechten kniet die Superiorin, die den schwarzen Schleier hält, der mit dem weißen vertauscht wird, und den Ring des himmlischen Ehebundes und das Brautdiadem mit den tausendfarbigen Blumen und den Lilienkronen, in deren Höhlung kleine Engel mit silbernen Fähnchen nisten. Der Prälat spricht das Gebet zur Einweihung der göttlichen Verbindung, dann richtet er noch einmal an die Knieende die Frage: „Und Du bist Dir bewußt, Katharine, daß in Deinem Herzen keine weltliche Liebe mehr wohnt?" —

Draußen, dicht vor dem Fenster, das auf die Straße ging, war scharfes Pferdegestampfe laut geworden. In der Kapelle führte oben eine Gallerie an den bemalten Scheiben vorbei, die zwischen den Säulen ihren Eingang hatte. Ein selten betretener Gang leitete hinauf; man überblickte von dort die ganze kleine Halle. Auch durch diese Oeffnung konnte das Geräusch so vernehmbar von Außen durchgedrungen sein. Vor der Thür auf der Straße hielt ein Reitertrupp. König Heinrich war mit Gefolg die rue Sainte Avoye hinauf geritten und hielt am Portale. Er hatte die Nacht wieder außerhalb Paris zugebracht, mit dem frühen Morgen wollte er im Louvre sein. Der Weg führte ihn bei den Ursulinerinnen vorbei, das ganze Stadtviertel scheint ihm wie ausgestorben, kein Kopf läßt sich blicken, niemand tritt ans Fenster, wie sonst, wenn er dieses Weges kam. Auf seine Frage, woher die Stille, ward ihm schnell die Antwort. Eine dunkle Wolke des Trübsinns zog über seine helle Stirn, als er vor dem Kloster wie gebannt hielt. „Saint-Michel, laßt uns hinein schauen!" sagte er zum Adjutanten, seinem treuen Begleiter, indem er sich aus dem Sattel schwang; das übrige Gefolge hielt. Im Hauptportal war der Knäul der schaulustigen Menge so fest, daß es unmöglich schien durchzudringen. So gingen sie durch die Nebenpforte, die zur Seitenkapelle führte. Niemand kannte den König in dem schlichten Reiterkleide. Der Pförtner winkte Behutsamkeit, aber ein Wort des Adjutanten genügte, den Alten willig zu machen. Die untern Gänge waren auch hier dicht besetzt, und der Kirchendiener öffnete die geheime Treppe, die auf die Gallerie der kleinen Kapelle führte. Saint-Michel, der um das Geheimniß wußte, das den König hinzog, blieb hinter der Säule stehen, als Heinrich mit leisem Schritte bis an die Brüstung trat und auf die versammelte Schaar der Nonnen herabblickte, um noch dem letzten Acte der heiligen Ceremonie beizuwohnen.

Die Braut des Himmels lag knieend in der Mitte, das Haupt tief gebückt, die Aebtissin stand neben ihr, den Ring, den schwarzen Schleier und das Diadem in Händen. Noch einmal that der Sakristan die übliche Frage: „Und Du bist Dir bewußt, Katharine, daß in Deinem Herzen keine weltliche Liebe mehr wohnt?" Sie erhub ihr Angesicht, ein Blick gen Himmel sollte ihr die Antwort suchen: da blieb ihr Auge starr gefesselt, sie stand auf, auch die Arme hoben sich wie magnetisch ergriffen, während eine dunkle Gluth die ganze Fassung ihrer bleichen Züge vernichtete. Als sich mehrere Blicke nach der Gallerie wandten, war der König rasch zurückgetreten, und mit seinem Verschwinden endete auch für Katharine der Moment der plötzlichen Entzückung, mit einem lauten Schmerzensruf sank sie ohnmächtig zusammen. Die Aebtissin bemächtigte sich der Armen, die Nonnen erhoben weheklagend die Hände, den Novizen klopfte vor sympathetischer Bangigkeit das Herz; über der Volksmenge, die staunend auf die Scene blickte, lag eine Todtenstille.

Ganz betäubt stieg der König an Saint-Michels Seite die Treppe hinunter. Auf der letzten Stufe, unten in der Vorhalle, trat ein wilder

Mensch mit schwarzem, struppigem Haar und rothem Barth, die Hände in den Mantel gewickelt, dicht auf ihn ein; der Adjutant drängte ihn zur Seite, und der König gewann den Ausgang. Bewußtlos, oder wie in Träume versenkt stieg er in den Bügel, das müde Roß schritt mit gebeugtem Kopfe und er ließ die Zügel hängen. Am Ende der Gasse wandte er noch einmal den Blick; Kirche und Kloster und die ganze Häuserreihe alles stand noch immer wie in heiliges Schweigen gebannt. Dann spornte er das Pferd und flog im Galopp die Straßen hinunter; das Gefolge keuchte hinter ihm her.

Im Louvre fand der König eine Menge Depeschen vor, die seine ganze Willenskraft in Spannung setzten, auch einen Brief von Sully, den eine Unpäßlichkeit zwang, das Zimmer zu hüten. Der Minister klagte über eine leichte Halsentzündung; er mußte des Morgens lauwarme Bäder nehmen. „So werde ich ihn heute Abend besuchen," sagte Heinrich, „wir haben noch manches Nöthige zu besprechen, bevor ich Paris verlasse!" Des Königs Abreise war auf den nächsten Montag angesetzt. Er sandte einen Boten an Sully mit dem scherzhaften Befehle, der Herzog solle ihn in der Nachtmütze und im Schlafrock empfangen, man würde sich betrüben, ihn anders costümirt zu finden.

Mittags speiste der König mit dem Duc d'Epernon und mehreren Officieren seiner nächsten Umgebung; der nahe Aufbruch nach dem Rheine gab dringende Wichtigkeit zu lebhafter Unterhaltung. Nach dem Diner warf sich Heinrich auf's Bett, um zu schlummern; er hatte eine unruhige Nacht gehabt und war früh aufgebrochen, um bei Zeiten in Paris zu sein. Allein er fand keinen Schlaf, stand auf und ging im Zimmer unruhig um. Wie er am Fenster stehen blieb, haftete sein Blick an einer seltsamen Gestalt, die unten vor dem Schlosse ihr Wesen trieb. Er konnte das Auge nicht abwenden und verfolgte die Figur wie innerlich mit ihr beschäftigt, während in solchen Momenten ganz mäßiger Zerstreutheit der Gedanke gar nirgends Fuß faßt, am wenigsten da, wo das Auge gebannt ist. Und doch war es ihm, als hätte er dies eingemantelte Wesen bereits gesehen. Der Mann mit den schweren Stiefeln und dem tölpischen Gange schlenderte müßig auf den Trottoir hin und wieder, bald stand er an dem Pfeiler und las den Anschlag der Gerichtshöfe, bald saß er auf den Steinen, wo die Dienerschaft auf ihre Herren zu warten pflegt; er schien sehr gleichgültig und doch wie Jemand, der seines Geschäftes ganz sicher ist. Als die breite, große Gestalt des Fremden um die Ecke schwand, trat der König in den Hintergrund des Zimmers zurück, seine Gedanken waren in keiner Weise auf den Mann gerichte, der schon lange nichts anderes dachte, fühlte, wollte, als den König. Er rief nach der Wache im Nebenzimmer und fragte, welche Zeit es sei. „Vier Uhr, Sire," sagte Saint-Michel, der auf des Königs Ruf erschien. „Ew. Majestät sehen blaß, scheinen angegriffen — sollte nicht eine Promenade in frischer Luft —"

„Gut erinnert," fiel Heinrich ein, „ich bedarf der freien Bewegung, ich fühle mich beengt, laßt meine Wagen vorfahren. Auch muß ich ins Arsenal zum Grandmaitre, er ist krank, muß Bäder nehmen. — Und was die Scene von heut betrifft, Saint-Michel, — habt Ihr Euch nach der Marquise erkundigen lassen?"

„Die Marquise von Verneuil befindet sich leidlich, doch war die feierliche Handlung in der Kirche unbeendet geblieben."

„Schwärmerin, Schwärmerin!" sagte der König still für sich. Wie er schwieg, entfernte sich der Offizier.

Heinrich stand in Gedanken. „Ich that ihr Unrecht! Aber einem Weibe, das man nicht mehr liebt, ist nicht zu helfen. Es hilft ihr nichts, wenn man ihr schwört, man achte sie; sie nimmt alles für Hohn. Sie wollte Treulosigkeit mit Treulosigkeit strafen und sich mit dem Himmel verloben — guter Gott! — Sully leidet gewiß wieder an den alten Wunden, sie sind ihm wieder aufgebrochen bei der Frühlingsluft. Wunden, die er für mich erhielt. Auch ihm wehe gethan! Warum muß man gerade denen, die man liebt, am meisten wehe thun? — Dieser Rosny-Sully und seine unergründliche dauerhafte Treue! Wie oft nannte ich ihn zäh, geizig, rechthaberisch — weil er gegen meine kleinen Lebensfreuden eine runzelvolle Stirn zeigte. Nun, da ich alt bin, sehe ich nun, wie seine felsenhafte Stetigkeit die Welle meiner Launen glücklich überdauert. Er war mein Verstand, mein kluger Anwalt. Die Liebe zog mich hin und her; was hat sie mir geboten gegen die treue Ruhe seiner Freundschaft. Hinweggetäuscht habe ich die Minuten mit der Liebe und dann die Freundschaft, die hinderliche, geschmäht, wenn sie mich warnte, daß der Mensch in mir den König überbot und überragte. Einen kargen Säckelmeister, einen zähen Gewissensrath schalt ich ihn, und nun, ein ausgebrannter Vulkan meiner Wünsche, matt hinfällig, dem Zufall Preis gegeben, weil mich kein fertiger Wunsch mehr ins Leben treibt, — nun könnte ich diesen Rosny, den ich zum Herzog, zum Herrn meiner Festungen, zum Gebieter über meine Schätze machte, grenzenlos beneiden. Ich that viel für mich, Er nichts für sich, alles für Frankreich.

Bei Gott, er hat auch mich nur um Frankreichs willen geliebt. Und das war es eigentlich, warum ich ihm immer nicht ganz traute, das heißt, warum mein volles Vertrauen immer eine leise Ader des Bedenkens zwischenlief. Ja, ja, sein Herz war nicht kalt, nein, zu groß, um nur einen Menschen, und wärs ein König, zu lieben; er liebte Größeres, er liebte Frankreich. Er wird noch nach mir in Glorie dastehn. Er wird Frankreich halten und durch Frankreich Europa. — Oder wird er nicht so sein? Werden die Feinde des Lichtes, wird die Kirche und die spanische Kabale über meine dereinstige Leiche triumphirend dahinschreiten?"

Der Adjutant erschien und meldete, der Wagen stehe bereit. „Wollt Ihr mit, Saint-Michel?" fragte Heinrich mit ungewohnter Weichheit. „Ew. Majestät zu Befehl!" sagte der Offizier unterthänig.

Könige haben nie Freunde, nie rücksichtslose. Gerade in den Momenten der harmlosen Hingebung des Monarchen fallen sie in die Bedientenrolle, oder sie bemächtigen sich des Fürsten nur als eines Mittels zu großen Zwecken; für seine Person findet der Monarch nie einen Freund. Dies dachte Heinrich, als Saint-Michel auf seine Frage mit „zu Befehl" antwortete. „Bittet auch den Herzog von Epernon mit mir zu fahren," sagte er und der Offizier eilte.

Heinrich hatte den Mantel umgeworfen und drückte den Federhut in die Stirn. So stand er vor dem Spiegel und blickte noch einmal wie suchend oder wie Abschied nehmend, im Zimmer umher. „Nur die Weiber sind zur Freundschaft, zur Liebe befähigt," sagte er, ganz zerstreut, „und nur weil wir es nicht ganz würdigen, hält die Beseligung nicht aus für das ganze Leben. — Großer Gott! wie bleich sah Katharine aus!"

Er trat an den Wandschrank und schob verschiedene Fächer auf. Endlich fand er, was er suchte, ein altes Medaillon mit ihrem Bildnisse aus der Blüthe des schönsten Lebens. Er blickte lange hin, in seinem Auge schwamm eine alte Seligkeit. Hier lag noch so Manches beisammen, was einst seinen ganzen Menschen gebändigt, beherrscht, erfüllt und durchleuchtet, — eine verblaßte Schleife, dürre Blumen, die er einst als blühende von Katharinens Busen pflückte. Seine Gedanken verloren sich unter diese Träumereien verschwundener Liebesfreuden. — Es ist die Asche aus der sich die Seele Phönix immerdar wieder erhebt! So dachte, so wollte er. Und doch war es seltsam, daß in diesen Augenblicken und schon mehrere Tage hindurch kein einziger seiner Gedanken der Montmorency galt, die er die letzte Dame seines Herzens nannte. Hatte sie nicht die Macht, ältere Bilder zu verdrängen, die aus dem Grunde der Seele immer wieder aufsteigen wollten? Oder war die Kraft seiner Gefühle nicht mehr so gewaltig? Oder trat sie seit der Verlobung mit dem Prinzen Condé, wodurch sie der königlichen Familie angehörig wurde, in die Reihe der gebotenen und aufgedrungenen Erscheinungen, die für Heinrichs Gemüth keinen dauernden Reiz, keine Gültigkeit hatten? Wer kennt die geheimnißvolle Willkühr der menschlichen Seele! Soviel schien gewiß, daß jetzt, wo die Marquise aus den Schleiern der Vergangenheit wieder aufstand, kein anderes Antlitz in sein Inneres blickte. Diese Momente waren seine letzten glücklichen.

Die Officiere traten ein und Heinrich, der seine Schubfächer mit den Reliquien zusammenwarf, war ganz der heitere König, der der Welt die Kraft des immerdar siegreichen Willens zeigte.

Zwischen den beiden Thoren des Louvre stand die Equipage. Als man im lebhaften Gespräche die Treppe hinunterstieg, schlüpfte eine dunkle Gestalt im Mantel, den Hut tief eingedrückt, an den Säulen vorüber und hinter den Wagen zurück. Der König hatte etwas gesagt, ein Bonmot, einen Scherz und man war ganz Ohr, ganz Auge für ihn. Die Lakeien hielten den Schlag. Mit einem Fuße schon im Wagentritt bog sich Heinrich noch einmal zurück. „Schreiben wir nicht heute den Funfzehnten, die Iden des Mai?" fragte er den Herzog von Epernon, mit einer Art Fröhlichkeit, die gern triumphiren wollte.

„Den Vierzehnten, Sire," erwiederte dieser.

Ein langgedehntes „So?" war die Entgegnung des Königs. Man schrieb in der That Freitag den vierzehnten Mai; am Montag, als am siebzehnten, gedachte der König Paris zu verlassen. Auf die Frage: wohin? rief Heinrich: Nur fort! Meinetwegen nach dem Kirchhofe des heiligen Innocenz, dann ins Arsenal."

Der König saß auf seinem Platze, neben ihm Epernon, gegenüber der Ordonanzofficier Saint-Michel. Den Wagen hatte man zurückgeschlagen, es war schön Wetter. Einige Cavaliere und Diener folgten zu Pferde.

Auf der Straße St. Honoré bog der Kutscher in die enge Eisengewölbgasse, die allerdings an dem Gottesacker des heiligen Innocenz vorbeiführte. An die Mauern des Friedhofes lehnten einige Buden und erschwerten die Passage, und als ein heubeladener Wagen langsam durch die Querstraße fuhr, mußte die Carosse des Königs halten. Die Diener, die gefolgt waren, eilten voraus, um die Fahrt zu beschleunigen. Nur ein Einziger blieb zurück, der die Gelegenheit wahrnahm, am Sattelgurt die Schnalle zu be-

festigen. Da drängte sich die Gestalt im weiten Mantel, die schon viele Tage hindurch, in der Kirche, vor dem Louvre den König wie ein Geier umflatterte, zwischen den Buden heran, trat mit dem einen Fuße in die Speichen des Wagenrades und schlug den Mantel über den linken Arm zurück. Eben flüsterte der Monarch dem Herzog etwas ins Ohr, nach der Seite ihm zugeneigt, da traf ihn das zweischneidige Messer Ravaillac's tief zwischen den Rippen, wo das Herz sitzt. Die Begleiter blickten vorwärts nach der Passage, als der König sich aufbäumte, und mit Schrei: „ich bin verwundet!" zurücksank. Im Nu traf ihn der zweite Stoß, noch schneller, sicherer, mitten ins schöne lebendige Herz. Den dritten Stoß fing der Herzog mit seinem Mantel auf. Mit dem tiefen Seufzer: „Es ist nichts!" fuhr Heinrich noch einmal auf und sank still zurück. Hätte Ravaillac fliehen wollen und das Messer im Wagen zurück gelassen, die Buden und die Winkel der Gasse hätten ihn schnell versteckt, man wäre des Entwichenen nicht einmal ansichtig geworden, hätte nicht gewußt, wo die Hand des Mörders, ob nicht gar dicht neben dem Könige, zu suchen gewesen. Aber der Verbrecher blieb stehen, das blutige Messer in der Hand; die funkelnden Augen und die wilde Schwärmerei der thierischen Geberden frohlockten wie im Triumphe und forderten frech den Glorienschein des Märtyrerthums.

Die Begleiter waren aus dem Wagen gesprungen, als gälte es ihr eigenes Leben; der König blieb ruhig in der Ecke sitzen, die Hände mit dem Mantel über das Herz gepreßt, das nicht mehr schlug, nur noch blutete. „Es ist nichts!" hatte er gesagt und regte sich nicht. „Sire!" rief Epernon. „Heiliger Gott, er ist todt!" schrie Saint-Michel. Ein Haufen Menschen stürzte aus den Häusern, an die Fenster. Der Kutscher bebte zurück, die Zügel entfielen seiner Hand, die Pferde bäumten sich wild auf und drängten den Wagen an die Buden. Die dunkle Gewitterwolke des Schreckens entlud sich plötzlich in helle Jammertöne, eine kreischende Angst zitterte aus hundert Kehlen durch die Luft: „Dort, dort!" schrie Einer vom Gefolge und wies auf Ravaillac. Die scheußliche Gestalt des Menschen mit dem rothen Bart und dem struppigen Haar lehnte in furchtbarer Ruhe an der nahen Breterwand. Der Mantel war von seinen Schultern gesunken, das Messer, das die Hölle gewetzt, steckte in der riesigen Faust. Ein Schauder erstarrte die Gaffenden, dann stürzten zwanzig Hände über ihn her, entrissen ihm den Dolch, griffen nach seiner Kehle und knebelten ihn an allen Gliedern. Er lag am Boden unter den Fußtritten des Volkes.

Von dieser Nebenscene wandte sich das Auge bald wieder auf den Mittelpunkt der Schauderthat. Man hatte die Pferde gebändigt, den Wagen zurückgeschlagen, den Leichnam der gemordeten Majestät den Blicken der Menge entzogen, die in immer größern Massen heranwogte und von der Leidenschaft ergriffen war, den Herrscher, den Vater Frankreichs zu sehen, sei's lebendig oder todt. Der Herzog von Epernon sprang auf das Wagenrad und herrschte dem Volke zu: „Der König ist nur verwundet, eine Ohnmacht hat ihn ergriffen!" Dann gab er dem Kutscher Befehl zum Aufbruch. Es ging nur langsam, denn Schritt für Schritt, vor den Hufen der Pferde, neben, fast unter den Rädern der Carosse und hinten im dichten Gewühl drängte sich die Schaar der Ungläubigen, der Bestürzten, der Verwirrten, und bald mit gellendem Aufschrei, bald dumpf im Gemurmel der ungewissen Wuth, wälzte sich die Volksmenge wie eine Lawine, die sich um den Wagen des Königs zusammenballte, die Gasse hinunter, um den nächsten Boulevard zu gewinnen. Bei jeder Querstraße drang ein neuer Menschenstrom vor und hemmte den Zug: oft wurden die Pferde wieder scheu und bogen zurück, dann griffen hundert Arme in die Zügel, in die Wagenspeigen, in dieselben, die ein verruchter Fuß noch kurz zuvor bestiegen. Endlich spannte man die unbändigen Thiere aus, tausend Nacken boten sich für das Zugseil dar, weinend umarmte man sich und im Zorne der Liebe drängte Einer den Andern fort, um den geheiligten Leib des königlichen Herrn zu geleiten. Viele krochen unter die Axen des Wagens und schoben ihn auf ihren Schultern fort: über Manchen ging das Rad und er achtete der Wunden nicht, er pries sich glücklich und stieß nur Verwünschungen aus gegen den Räuber der Ehre Frankreichs. So hob, so trug man die Carosse langsam fort, unter dunklem Geheul und tausendstimmiger Klage, die aus allen Häusern, von allen Dächern herab, niederscholl, und von dem Gewühl in der Straße wieder aufstieg zum heitern sonnenhellen Himmel, der um die Greuel der Menschheit nicht zu wissen schien, weil er lächelte und immer lächelte.

So langte man um fünf Uhr Abends im Louvre an. Die Königin stürzte mit ihrem Gefolge der Leiche entgegen, die königlichen Kinder waren eingeschlossen; die Flügelthore des Schlosses fuhren knarrend zu und trennten den Herrscher von seinem Volke.

Im Louvre konnte es vor Niemand mehr ein Geheimniß sein, daß der König todt war; unter der Bevölkerung aber das Gerücht bloßer Verwundung festzuhalten, schien heilsam und vielleicht noch möglich. Der Herzog von Guise

und der Herzog v. Epernon warfen sich zu Pferde und sprengten durch die Haupttheile der Stadt, um den Willen des verwundeten Königs, sich ruhig zu verhalten, mit lauter Stimme kund zu thun.

Ganz Paris war in Aufstand! Die Qual der Ungewißheit wiegelte noch mehr auf, aber der Volkswuth war das bestimmte Ziel zu augenblicklicher Aeußerung genommen. Vielleicht hätte man den Louvre gestürmt, die Köpfe der Jesuiten gefordert, in dunklem Rachetriebe die nächsten Klöster in Brand gesteckt, um der Leiche des geliebten Königs eine furchtbare Fackel anzuzünden; vielleicht hätte die Königin und die ganze Partei des Clerus und der Italiener flüchten müssen. Dies Alles unterblieb! in dem Wahne, der verwundete, der sterbende König herrsche noch, fühlte sich die Furie in ihren ersten schrecklichsten Athemzügen gehemmt. Während dessen geschah Alles, um das Unglück zu organisiren, und das Volk daran zu gewöhnen, der Tod eines Königs sei geringer zu achten, als der Umsturz aller Ordnung, die Auflösung aller Bande. Die Thore der Stadt waren geschlossen. Die Regimenter traten ins Gewehr, die Garden in den Faubourgs erhielten Befehl, sich auf dem Pont-neuf, in der Straße Dauphine und in der Umgebung der Augustiner zu versammeln. Gleich in den nächsten Tagen sollten die Parlamente zusammentreten und ersucht oder gezwungen werden, die Regentschaft der Königin zu proclamiren. Die Herzöge von Guise und Epernon hatten hier die Vorhand im Spiele; alles aber geschah von Behörden, die unter Sully standen, ohne Anordnung, ohne Befehl des Ministers, von dem man wußte, er sei nach dem Könige der erste Mann des Volks. War man doch schneller zu Verhaltungsmaßregeln befähigt, rascher gefaßt, als Sully, ja fast schien man vorbereitet auf ein Unglück solcher Art, wie es jählings den Staat und den Thron getroffen. Die Hand des Verruchten war vielleicht nicht gedungen, sie war die That des isolirten frechen Wahnsinns; aber ließen die vielen Prophezeihungen, die im Lande umliefen und von denen man jetzt erst in Paris allgemein hörte, ließen die botschaftlichen Anfragen von Flandern, von Italien, von Madrid her, ob der König noch lebe, ließ das alles mit dem tagscheuen Eulengekrächze der belustigenden, unheildrohenden und vom Himmel Rache fordernden Priester nicht darauf deuten, man sei vorbereitet auf die gewaltsame That irgend eines bis zur Verworfenheit frommen Schwärmers? —

Sully hatte sich den Tag über ganz unwohl gefühlt. Vom Bade ermattet, saß er in seinem Lehnstuhle, den Hals in Tücher gehüllt; die alten Wunden schmerzten, sobald der Frühling mit seinen warmen Schauern herannahte. Er entließ den Schreiber, dem er einige Gedanken in sein Memoirenheft dictirte. Die Uhr im Arsenale schlug Fünf; der König wollte schon bei ihm sein. Da hörte er unten in der Vorhalle, wo die Wache stand, schallenden Lärm, der sich alsbald näherte. Die Diener liefen durcheinander; zwei von ihnen traten mit verhaltenem Athem ein, und meldeten den Straßentumult, der König sei verwundet. Sully wird bleich. Unangekleidet eilt er hinaus in den Saal, da stürzt Saint-Michel, der Ordonanzofficier, fast sinnlos die Stufen hinauf, ohne Hut, ohne Schärpe, das blutige Messer mit dem Hirschhorngriff in der Hand. „Ich muß es dem Herzog bringen, er glaubt es sonst nicht, daß man den König ermordet hat!" Athemlos sinkt er in seine Knie, und hält den Dolch zitternd in die Höhe. Sully steht wie gerichtet. „Heiliger Gott!" stöhnt er, „so ist Frankreich verloren, wir Alle gehn zu Grunde. Halte Deinen Zorn zurück, Herr des Himmels, nur Gerechtigkeit fordre ich, nicht Gnade!"

Saint-Michel berichtete in keuchender Hast den Vorfall am Kirchhofe des heiligen Innocenz, soweit er selbst davon Zeugniß zu geben vermochte, denn Alles war im Nu geschehen, von dem Fluche weniger Minuten ereilt und hinweggerissen.

Der Herzog ließ die Pferde satteln und warf sich in die Kleider. Seine Gattin kam weinend und bat ihn um Schonung seiner selber. Er wieß sie hart zurück und eilte die Treppe hinunter. Vor dem Arsenal fand er einen Trupp Reiter, der sich zu seiner Dienerschaft gesellte, und während der Zug den Boulevard hinunterflog, scharten sich rechts und links neue Haufen an und Sully ritt mit einem Gefolge von hundert Grafen und Herren dem Louvre zu. An der nächsten Brücke machte er Halt. Durch das Gewühl der Fußwanderer, die zu beiden Seiten neben dem Zuge der Reiter hinwogten, drängte sich ein eilfertiger Bote. „Dem Herzog Sully!" schrie er mit gellender Stimme und fiel den Pferden in die Zügel. Er überreichte dem Minister ein versiegeltes Schreiben, Sully erbrach es und las von unbekannter Hand: „Rettet, erhaltet Euch! Man mordet alle Freunde des Königs!" Der Bote war rasch im Haufen verschwunden. Sully schüttelte den Kopf und gab dem Pferde die Sporen. Aber er war nicht viel weiter gekommen, so erneuerte sich die Scene. Eine abermalige schriftliche Warnung: Geht nicht in den Louvre! hieß den Herzog mit seinen Begleitern Rath pflegen. „Nachdem man den Vater des Königreichs ermordet hat," sagte er mit der

stillen Kälte, die ihn selbst im Pulverdampf der Schlachten nie verlassen hatte, „dürfte es eine Kleinigkeit sein, auch mich zu beseitigen. Da Heinrich todt ist, muß ich für Frankreichs Wohl mich erhalten."

Während er noch in der Straße St. Antoine hielt, rückten die Garden aus der nächsten Kaserne hervor, um nach dem Louvre zu marschiren. „Ohne meinen Befehl?" sagte Sully und war zur Rückkehr entschlossen. Er fertigte einen Offizier mit dem Geheiß ab, der Königin seinen Respect zu melden, und sie um ihre Befehle zu bitten. Kaum wandte sich der Zug, um nach dem Arsenale zurückzukehren, als ein Bote von der Königin heransprengte. Die Königin lasse den Herzog ersuchen, schnell in Louvre zu erscheinen, ohne viele Begleiter, sie habe ihm Sachen von der größten Wichtigkeit mitzutheilen. Dies bestimmte ihn noch mehr, den erregten Bedenklichkeiten Gehör zu geben; er sandte den Edelmann mit der Erwiederung zurück, daß er im Arsenale und in der Bastille die weitern Befehle der Majestät erwarte.

Als er die Stufen seiner Behausung erreichte, brach seine mühsam behauptete Kraft zusammen, er glitt wie betäubt vom Pferde herab, und schleppte sich mit dem Aufwande der letzten Besinnung in sein Gemach. Dort sank er den Dienern ohnmächtig in die Arme. Man brachte ihn zu Bette, aber es war ihm nur kurze Zeit zur Ruhe gestattet. Es erschienen Boten über Boten vom Louvre, um sein Kommen zu beschleunigen; er hörte jeden an, und sandte ihn mit der wiederholten Versicherung zurück, das Arsenal und die Bastille seien in den treuesten Händen. Als seine Gattin vor ihm stand, entfernte er alle andre Umgebung und hieß sie das Zimmer verschließen, und endlich, da er sich unbelauscht fühlte vor den Augen der Welt, stürzte der verhaltene Strom von Thränen über das zuckende Antlitz des festen Mannes.

Am andern Morgen erschienen der Connetable und der Herzog von Epernon im Arsenal, um ihre Dienste anzubieten und ihm in Namen der Königin zu bitten, seinen Besuch im Louvre zu beeilen. Er glaubte nicht länger zögern zu dürfen und huldigte persönlich, sobald sein Zustand es ihm erlaubte. Aber man hatte die Hauptsachen schon ohne seinen Rath geordnet. Das Parlament war im Saale der Augustiner zusammengetreten, der Herzog von Guise und der Pater Cotton waren zugegen, und die Königin wurde proclamirt.

Es war noch am Sonnabend, am funfzehnten Mai, am Tage nach der Ermordung, als man den Körper des Königs secirte. Die schöne Gestalt, das herrliche Leben des Helden hätte nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur noch eine Reihe von dreißig Jahren bestehen können. Die Eingeweide des königlichen Leichnams wurden ohne Ceremonie nach Saint-Denis gebracht. Eine Deputation der Gesellschaft Jesu erschien vor der Regentin und bat sich das Herz des Entseelten aus, um es in ihrer Kirche zu la Flèche, die der König ihnen bauen ließ, beizusetzen. Der einbalsamirte Körper lag im Louvre auf goldgewirktem Teppich. Zwei Altäre standen zu beiden Seiten, Schaaren von Priestern hielten Wache und lasen achtzehn Tage lang Messe für die Seele des Ermordeten, die nun schon vor Gott stand, und der armseligen Sorge der Sterblichen nicht mehr anheim fiel.

---

## Einige „Moderne Lebenswirren."

Von Th. Mundt.

### Weltschöpferdrang an Kartenhäusern.

(Phantasie vom Apfelbaum herunter).

Hurrah! hurrah: ein Bildnerdrang ist durch des Menschenbrust ausgeströmt, ein Titan! In seinen Fingerspitzen zittern ihm ungeborene Welten, die geformt sein wollen, auf seiner Augenwimper ruhen schlummernde Schöpfungen, die nach Erwachen sich sehnen. Der Mensch kann nicht anders, er muß schaffen. Jede Biene, die aus des Nachbars Garten zu ihm hinübersummt, erinnert ihn daran, jedes Kind zeigt ihm in den ersten Spielen diesen ursprünglichsten Trieb seiner Natur. Das Kind baut schon Kartenhäuser, denn der Mensch soll Welten bauen.

Wie habe ich mich gefreut, wenn auch nur ein Kartenhaus mir gelang? Es stand, es stand, und war die erste Gewähr der bildenden Macht, die durch meine Finger quoll. Ich konnte jubeln, wenn ein Luftzug meine Häuser umstürzte, oder ich blies sie wohl selbst nieder, um von Neuem desto schöner aufzubauen, denn da zeigt sich erst die höchste Kraft des Schöpfers, aus der Zerstörung immer neue Welten erstehen zu lassen. Die Mutter lächelte, und ahnete nicht, was für ein Genie in ihrem Erzeugten steckte. Die gute, gute Mutter! Nun wird sie es auch nie erfahren. Als ich später statt der Kartenhäuser an Luftschlössern zu bauen anfing, hat sie mich oft genug gewarnt, meiner allzu träumerischen Natur nicht nachzugeben, sondern auf etwas Reelles, das in der Welt gilt, mich zu verlegen. Die gute, gute Mutter! Sie wird nun nie erfahren, daß ein träumerischer Sohn, der so hübsch Kartenhäuser und Luftschlösser bauen

konnte, nicht nur Etwas, das in der Welt gilt, sondern sogar auch eine eigene Welt zu erschaffen vermag. In Summa Summarum, daß er ein Genie ist. O Mutter!

Bewahre aber der Himmel den träumerischen Sohn vor Hochmuth! Doch nein, der Sohn weiß nur zu gut, was es für den Menschen heißt, Welten zu schaffen. Er hat von jeher seine besonderen demüthigen Gedanken darüber gehabt. Die Spinne, die neulich ihr schönes kunstgeregeltes Netz über mein Fenster hinspann, hat es gehört, wie sehr ich über die Vergänglichkeit der Kunst wehklagte, als meine gefühllose Wirthin sie mitsammt ihrer selbstgeschaffenen Welt wegfegte.

## Sich selbst hervorzubringen: höher kommt kein Mensch.

Mit den Träumen von einer universalen Wirksamkeit der Kunst ist es eine höchst gefährliche Sache. Unsere Deutschen Literaturtitanen des achtzehnten Jahrhunderts haben beständig an diesem Gedanken gekrankt, und hätten lieber zugegeben, daß der Himmel einstürze, als daß der heiligen Bedeutsamkeit ihrer Bücher auch nur ein Haar gekrümmt werde. Jeder Vers war für das Universum gedichtet, jede Zeile in die ewige Weltaxe eingegraben. Es ist, sage ich: gefährlich und abermals gefährlich. Man geräth da mit dem lieben Gott in's Handgemenge, wenn man ihm die Kunst als Weltschöpferin zu nahe an seinen Thron schiebt. Sich selbst hervorzubringen: darauf läuft doch am Ende alle Production, auch des Genies, nur hinaus, und indem dies das Streben wahrhaft menschlicher Bildung ist, ist es zugleich die Grenze der Kunst. In dieser Grenze liegt aber ein Trost, in ihr liegt Ruhe und Versöhnung gegen alle Anfechtungen einer der Kunst gleichgültig gesinnten Zeit. Der Genius muß dennoch schaffen, und sollte auch in der ganzen weiten Welt Niemand da sein, der ihn verstände, sollte auch kein einziger seiner Töne einem liebenden Anklang in der allgemeinen Stimmung begegnen; er muß schaffen, denn er muß sich selbst hervorbringen. So wird er zum Märtyrer der Aufgabe, die ihm gestellt ist, aber er ist dessen freudig in seinem Geist, er kann nicht anders. Er muß alle die Welten- und Menschenkeime, die in ihn gestreut sind, aus sich herausbilden und in die Erscheinung treten lassen; er muß ganze Städte bauen, ganze Geschlechter erzeugen, Lebensrichtungen ausfechten, Haß und Liebe in Flammen setzen, Leidenschaft und Tod deuten. Davon lebt und stirbt er. Dann hat er Ruhe vor sich selbst.

Ich glaube an keine ewige Dauer des Kunstwerkes. Es ist auf die Woge seiner Zeit geschrieben, es ist den Stürmen der Geschichte und der Umwälzung der Gesinnungen unterworfen. Es ist ein wandelbares Gut des Geschlechts. Nur einmal hat es in seiner schönsten Bedeutung Klang, Farbe und Leben gehabt; einmal kommt seine Stunde, wo es Klang, Farbe und Leben verlieren muß. Ich rede nicht blos von den Kunstwerken, die schon durch ihr Material dem Schicksal einer endlichen Auflösung verfallen sind. Vor der restaurirten Sixtinischen Madonna in Dresden standen mir große Thränen der Wehmuth im beschauenden Auge, und es war ein wahres Glück, daß der Hofrath Hase, mit dem ich darüber sprach, mich meiner Kunstignoranz wegen auswitzelte, weil ich mit der Restauration nicht zufrieden sein wollte, dies brachte mich durch Aerger wieder auf die Beine, sonst wär' ich vor all den geputzten Leuten in ein lautes Weinen ausgebrochen. Als ich dies Bild gesehen, wollte mich nachher fast ein kleiner Stolz beschleichen über die größere Wandellosigkeit der Poesie. Ich dachte an Homer, an Sophokles, ich dachte daran, wie sehr der Oedipus auf Kolonos Esperancens Herz gerührt, als ich ihn ihr damals vorgelesen. Aber sind denn diese Gedichte eigentlich noch etwas Anderes, als bloße historische Monumente? Als solche stehen sie, der Bewunderung und Theilnahme werth, vor uns da, aber sie können keine wahre Kunstwirkung im höchsten Grade mehr auf uns ausüben. Es spricht ein Gott aus ihnen, dessen Altäre zertrümmert liegen, es wandelt der abgeschiedene Geist eines fremden Geschlechts durch sie hin. Wir haben keine Blutsverwandtschaft mit ihnen, und man muß Blutsverwandtschaft haben mit einem Kunstwerk, das sich ganz unserer bemächtigen soll. Es ist nicht Fleisch von unserm Fleisch, nicht Geist von unserm Geist. Wir haben keine Illusion an ihnen, sie sind uns Studien geworden und Denkmäler, aber unser innerstes Kunstbedürfniß füllen sie nicht aus. Sie sind als Kunst vergangen. Gestürzte Götterbilder.

Ha, ich freue mich, daß das Kunstwerk nur seiner Zeit angehöret, nur für Menschen lebt, die sind, wie ich; an dieselbe Grenze und Bedingung gefesselt. Das gibt mir fröhlichen zuversichtlichen Muth, etwas zu schaffen. Es ist gar zu schwer und fast schaurig, dichten zu sollen für eine ganze Ewigkeit. Ich abstrahire bei meinen Büchern, die ich schreiben werde, von der Nachwelt; ich verlange nicht einmal Gottes Lohn dafür. Denn soll mich der liebe Gott noch dafür belohnen, daß ich mich hienieden schönstens damit amüsirt habe, Bücher zu schreiben und drucken zu lassen? So viele Ansprüche mache

ich nicht. Ich will blos meiner Mitwelt ins Auge sehen, wenn ich schreibe. Die Heroen unserer Literatur im vorigen Jahrhundert glaubten dem lieben Gott einen Gefallen damit zu thun, daß sie sich herabließen, für die von ihm geschaffene Welt etwas zu dichten. Dies ist vorbei. Goethe war ein schöner Statthalter Gottes auf Erden, aber das Pabstthum in der Literatur ist vorbei. Der heutigen Schriftsteller-Generation muß es das höchste Ziel sein, Pfeile des Geistes in ihre Zeit hinauszuschicken, um das Volk der Deutschen aufzuregen und aufzuschütteln. Eines Buches Geist muß in das Volk übergehen, und dann als Buch aufgehört zu leben. Es muß wirken und in der Wirkung seinen Geist ausathmen. Die Bücherleiche wird in den Literarhistorien feierlich begraben.

Ich freue mich, ich freue mich! Einem Vogel kann sein Herz nicht leichter sein, als mir, da ich nun meine Grenzen überschaue, innerhalb deren ich arbeiten will, die Grenzen der Zeit. Es bleibt Alles in der Familie, was ich schreiben werde, es ist aus der Zeit. Heisa, ich will das Nächste ergreifen, und das Weiteste daran knüpfen! Da sagen sie freilich, die Zeit sei dem Dichten nicht günstig, und allerdings wäre es eine eigenthümliche Betrachtung, das Verhältniß zwischen Politik und Kunst einmal zu beleuchten. Ich stecke indeß schon zu tief im Wirrwarr darin, um mich in diesem Augenblick ernstlich auf Auseinandersetzung dieser Frage einzulassen. Soviel weiß ich, daß die Kunst nicht nöthig hat, durch die Politik unterzugehen, da die Kunst ein zu nothwendiges National-Element der Völker ist. Ich hasse jetzt im Augenblick — ich weiß nicht, rührt es noch von meinen absolutistischen Anfällen her? — das Wort Politik, sonst möchte ich fast sagen, daß die Kunst sich durch die Politik eher nun beleben, als untergraben könne. Aber ich will mich, wie angegeben, nicht verwickeln, denn mir hängt der Himmel so voll von Geigen, daß mir der Kopf schwindelt, und ich selbst nicht mehr weiß, wo ich in Widersprüche hineingerathe, und ob ich meiner Richtung treu bleibe, oder ob ich noch eine Richtung habe? Lirumlarum, es geht mich nichts an! Was schaden Widersprüche, wenn nur dabei immer der Himmel voll Geigen hängt. Widersprüche sind die Ringe in der Kette jeder Entwickelung. Es rasselt doch, und wo es rasselt, da ist Leben. Und daß die Kunst sich vor der Politik nicht zu fürchten hat, sieht man bei den Deutschen, bei denen sich leider bisher in einem nur zu feindlichen Gegensatz zu derselben zu erhalten vermocht. Der überwiegende Kunst- und Wissenschafts-Sinn hat bei diesem Volk den politischen Sinn unterdrückt, statt sich unterdrücken lassen. Dies merkwürdige Volk hat sich lange um die sein eigenstes Herzblut berührenden politischen Dinge wenig bekümmert, und sie lieber geopfert, um in Ruhe gewisse wissenschaftlich-systematische Ideen hervorzubilden, Dramen voll Griechischer Einfachheit und Romane für ein liebendes Deutsches Herz zu schreiben, die antike Metrik in die Deutsche Poesie einzuführen, und einen Hexameter mit einer Vorschlagsylbe zu erfinden. Wird sich sein ideeller Sinn jetzt endlich einmal mit seinem politischen versöhnen und zu einem Nationalgleichgewicht durchdringen? Das ist, worauf die Patrioten jetzt lediglich hinarbeiten sollten. Das ist es, was ich will! Was geht mich mein Absolutismus von neulich an? Was habe ich nach dem fabelhaften Herrn von Zodiacus zu fragen, der durch seinen langen Aufenthalt bei uns eine specielle Malice auf dies Kleinweltwinkel an den Tag zu legen scheint? Ich weiß längst, daß es nicht geheuer mit ihm ist. Und auf meinen Absolutismus habe ich nie einen sonderlichen Werth gelegt. Ich ignorire ihn vorläufig an mir. Ich will jetzt nichts, und weiter gar nichts, als den ideellen Sinn der Deutschen mit Interessen der Zeit und Oeffentlichkeit befruchten. Darum will ich dichten und Bücher schreiben!

Es ist ein herrliches Loos, Schriftsteller zu sein! Im Leben haben sie mich oft für einen verschlossenen Gesellen gehalten, weil ich mich für zu unbedeutend achte, um von mir selbst viel Redens zu machen, und eine gewisse gesellige Frechheit der Mündlichkeit mir abgeht. Auf dem Papier bin ich aber nie verschlossen gewesen, da habe ich mich oft ausgeströmt und jede Quellader an mir fließen lassen, daß Gutes und Böses in mir Jedem deutlich werden konnte. Wie will ich nun erst als Schriftsteller Alles heraussagen nach Herzenslust, daß nichts in mir bleiben soll! Diese werden mich mehr lieben, und jene werden mich hassen, wenn ich einmal alle meine Gedanken geltend gemacht haben werde. Ich freue mich brennend auf Liebe und Haß, ich kann lieben und hassen, und in beiden eine Poesie mir herausschmecken. Ich werde einmal etwas schreiben, das mir Haß erregen soll! Die Deutschen Schriftsteller müssen sich jetzt erst verhaßt machen, um wahrhaft liebenswürdig zu sein. Sie müssen ihrer Nation, indem sie ihr Alles ins Gesicht sagen, ein Gräuel werden, um entschieden wirken zu können. Der Deutsche ist nur durch seine Schriftsteller zu retten. Wohlan also, es lebe die Oeffentlichkeit des Worts!

Nicht schwer wird es mir, mich zu entscheiden, in welcher Ferne ich dichten soll! Es sind mir vor einiger Zeit eigene Gedanken durch den Kopf gegangen, über den Beruf einer Kunst-

form: das Höchste darzustellen. Dies ist eine sehr wichtige Frage, über die ich eine gründliche Erörterung anstellen würde, wenn nicht meine ganze Aesthetik von jeher in den bekannten Worten Voltaire's enthalten gewesen wäre: „que tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux.“ Auch ist es fast unmöglich, zu entscheiden, welches denn eigentlich das Höchste in der Kunst sei, wenn man darüber untersuchen will, welche Kunstform dazu berufen, dies Höchste zur Darstellung zu bringen. Ich für mein Theil wende daher die Frage wieder auf das Zeitgemäße hin, und frage, welche poetische Kunstform am meisten in der Richtung der Zeit begründet liege? Es ist die Novelle. Das Drama ist einer kunstgerechteren Form fähig, es ist vielleicht der schönste Gipfel eines künstlerisch gefügten Organismus, der Triumph einer vollendeten Architektonik der Poesie. Aber darauf kommt es in diesem Augenblick nicht an, es kommt auf die Lebensperspectiven an, welche die Poesie vor den Augen der Zeit aufthun soll. Und dafür ist die Novelle biegsamer, weil sie unbegrenzter ist, und mit einer großen Keckheit der Darstellung in alle Gebiete des innern und äußern Lebens übergreifen kann. Das Drama ist feierlich gemessen, zu thatenmuthig und unmittelbar heraustretend für den heutigen Tag; man muß die Deutschen mit der Novelle fangen. Die Novelle nistet sich noch am meisten in Stuben und Familien ein, sitzt mit zu Tische und belauscht das Abendgespräch, und man kann da dem Herrn Papa zur guten Stunde etwas unter die Nachtmütze schieben oder dem Herrn Sohn bei gemächlicher Pfeife eine Richtung einflüstern, die vielleicht einmal für die ganze Nation Folgen haben mag. Die Novelle ist ein herrliches Aehrenfeld für die politische Allegorie, wozu sie noch viel zu wenig angebaut ist. Man muß große Lebensgebilde erträumen und sie in Novellenform den Deutschen aur's Zimmer schicken. Sie sind zu faul sich anzuziehn, und selbst hinauszugehen zum Drama; sie können im Drama nur Kotzebue vertragen, der ihnen ihre eigene Deutsche Misère jeden Abend lustig einrührte. Man kann auch auf die Deutschen nicht wirken, wenn sie in Schauspielhäusern sitzen. Sie sind da entweder nur modisch aufgelegt, denn sie fühlen sich im Zusamensein nie als eine Nation, oder es graut sie heimlich untereinander vor der Oeffentlichkeit, in der sie sich da gegenübersehen, und man darf ihnen in diesem Zustande kein erregendes Wort sagen, weil sie es gleich von wegen der offenbaren Oeffentlichkeit als gefahrbringend einsehn. Draußen vor dem Schauspielhause ist auch Gensdarmerie und Polizei aufgestellt, und behüten das Drama. Die Novelle steht sich mit der Polizei besser, und sie flüchtet sich auf die Stube, wo es keine Gensdarmerie giebt. In seiner Stube ist der Deutsche auch ein ganz anderer Mensch, da kann man mit ihm reden. Hier sitzt er still und läßt sich gern für Alles begeistern, er glaubt an die Freiheit, und schwört auf ein höheres Nationalleben. Er sieht ein, wo ihm Unrecht geschieht und Recht wiederfahren muß. Er ist ein vorzüglicher Mensch. Er schaut fast so aus, als könnte ihn die Weltgeschichte noch einmal brauchen. Er nimmt sich wirklich wie ein Mann aus, der Augen, Ohren, Mund und Nase hat. In dieser seiner glücklichen Stimmung muß ihn die Novelle zu Hause zu treffen suchen, sie muß sich in diese einschleichen oder sie anrufen in ihm. Mitten in der Trägheit der Novellenleserei, wo er recht zu faullenzen glaubt, muß sie ihm einen Floh in's Ohr setzen, und muß ihn allmälig durch Gebilde eines glückseligeren, kräftigeren, hochherzigeren Lebens überraschen, daß er vor Ungeduld und Sehnsucht ganz unbändig wird. So fasse ich die Novelle als deutsches Hausthier auf, und als solches ist sie mir jetzt die berufenste Kunstform, das Höchste darzustellen. Ich säe und ernte auf ihrem Acker meine schönsten Hoffnungen.

Auf Künstlergröße verzichte ich gern; ich und die Zeit, wir beide sind zu unruhig dazu. Nicht als ob ich Kunstwerth verachtete, sondern ich achte ihn eben zu hoch, um ihn würdig erreichen zu können. Ein Künstler muß ein Göttersohn der Ruhe sein. Die Sonne darf ihm nicht untergehn, und über seinem Schaffen leuchtet der ewige Friede. Durch die kleinsten Theile seines Gebildes waltet dieselbe Liebe, welche die größten verrherrlicht. Es gehört eine erhabene Sinnesart dazu. Wer kann sich aber jetzt in die Künstlerwerkstätte zurückziehn, und in deren geweihter Stille ruhig die Jahre hinbringen, während sich draußen unterdeß eine ganze Welt umwälzen kann. Da muß man lieber aufpassen und Schildwach stehen, um ins Gewehr treten zu können, wenn ein großes Ereigniß vorbeipassirt, oder die Zeit ruft: heraus! Alle Dichtungen werden daher heut an einer gewissen Zeitunruhe leiden, wodurch ihnen ihr heiliger Kunstfriede gebrochen wird. Vor allen auch die meinigen. Sie werden aussehn wie ein Mensch, der auf einem baierischen Postwagen von schönen Gedanken an seine Liebe überrascht wird. Er kann diese Liebesgedanken unmöglich alle rein ausdenken, während ihm der vermaledeite stößige Wagen dabei die Rippen entzwei bricht.

Der größte aller Künstler ist doch Gott! Er hat den Frieden dazu, mitten durch die Unruhe seines Weltgedichtes ewige Kunstgesetze der Ruhe innerlich hinzuleiten. In Gottes Geist

ist alle Unruhe schon von ewig her als Ruhe und Ordnung ausgeglichen gesetzt. Es ist die höchste Leistung künstlerischer Ausgleichung. Ich habe längst Gott am meisten als den Künstler angebetet. Dies ist meine Religion zu ihm, ich habe keine andere. Dies ist meine Metaphysik, durch die ich ihn erkenne und fasse, ich fasse ihn nicht anders. Als Weltkünstler, wie er die Lebensloose der Menschen und Völker gruppirt, erkenne ich ihn, und dies Erkennen ist meine Andacht. Eine bewunderungswürdige Kunstsymmetrie geht durch das Universum, vor der ich staunend mich neige. Die Frommen werden mich und meine Kunstreligion verdammen, aber ich mag auch, bei meiner Seele, nicht in ihren Himmel kommen. Die Weltschöpfung ist mir ein Kunstwerk; so kann man in der Geschichte Aesthetik studiren. Und weil Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde geschaffen, hat er in diesen kleinen Gott auch jenen großen Weltschöpferdrang gelegt, ihm zu Lust und Qual. Darum ist auch der Mensch ein Stück Künstler, weil sein Gott der unendliche Künstlergeist selber ist. Auch der Mensch muß Welten bauen! —

Und nun, du gute Mutter, auf deren Schooß ich die ersten Kartenhäuser baute, Deine Warnungen sollen doch nicht in den Wind geschlagen sein! Wenn ich einst weder Kartenhäuser, noch Luftschlösser, noch Welten mehr werde bauen können, dann will ich mich, wie Du gewünscht, auf etwas Reelles, das in der Welt gilt, legen. Es ist für einen träumerischen Sohn im immer noch Zeit, vernünftig werden. Laß mich nur noch bauen, laß mich bauen! Ich muß bauen. Trara! Trara! — —

## Der Pietist *).

Von O. Marbach.

Während meiner Studienzeit in Halle lernte ich einen jungen Mann kennen, welcher durch sein vortheilhaftes Aeußere und sein liebenswürdig gewandtes Benehmen Jedermann bei dem ersten Zusammentreffen für sich einnahm. Er war der Sohn eines bereits vor einigen Jahren gestorbenen Advocaten in Hamburg und studirte in Halle, um sich später dem einträglichen und ehrenvollen Berufe seines Vaters zu widmen. Der Vater, ein Lebemann, hatte seinem einzigen Sohne kein eben ansehnliches Vermögen hinterlassen; dasselbe, aus einigen Tausend Thalern bestehend, reichte jedoch um so mehr vollkommen zur Ausbildung des jungen Mannes für dessen späteren Beruf aus, als auch die Mutter desselben bereits aus diesem Leben geschieden war. Mein Freund, Heinrich S., lebte nun wohlgemuth und unbesorgt hin; er war in jeder Beziehung ein flotter Student. Sein von Jugend auf gebildeter Sinn hielt ihn von allen gemeinen Vergnügungen zurück, und sein frischer Lebensmuth machte ihm das kopfhängerische Wesen verhaßt, das damals eine Gesellschaft der Studirenden angenommen hatte, welche die Worte Tugend und Vaterland als Embleme führte. Seine großstädtisch noble Gesinnung, sein stets vortrefflich bestellter Wechsel, mit dem er trotz seines leichten Sinnes gar wohl hauszuhalten verstand, seine stattliche schlanke Gestalt, sein entschiedenes und doch bescheidenes Wesen, sein, ich möchte sagen, ritterlich muthiges und gewandtes Benehmen, die Vollkommenheit, mit welcher er die Waffen zu führen und sein Pferd zu produciren verstand — alles dieses hatte die natürliche Folge, daß sich ein ziemlich ansehnlicher Kreis der Studirenden an ihn anschloß und ihm nacheiferte. Es waren größtentheils junge Männer, welche einen oder mehre der Vorzüge meines Freundes theilten und, theils um Zudringliche und in ihre Gesellschaft nicht Passende von sich abzuhalten, theils um dem Vereine, in welchem sie sich glücklich fühlten, in der Studentenwelt eine Bedeutung und Anerkennung zu verschaffen, welche er verdiente, erklärten sie denselben unter dem Namen der Hanseaten für eine landsmannschaftliche Verbindung und erkannten Heinrich S. einstimmig als deren Vorsteher oder Senior an.

Ich selbst, obgleich allen Mitgliedern jener Verbindung und namentlich ihrem Vorsteher innig befreundet, trat doch nicht in dieselbe ein; denn die kurze Zeit, welche ich noch auf der Universität zuzubringen hatte, mußte ich fast ganz einem emsigen Studium widmen, um mich auf mein Examen vorzubereiten. Unter solchen Verhältnissen wurde mein Umgang mit S. seltener; denn was uns früher enger an einander geknüpft hatte, war das gemeinsame Interesse an der Philosophie gewesen. S. hatte sich namentlich der neuern Philosophie mit einer Leichtigkeit bemächtigt, welche ich an ihm bewunderte. Während ich kein Ende finden konnte in Verfolgung der Ideen, welche diese Philosophie aufregte, wußte S. den Principien derselben eine praktische Seite abzugewinnen, indem er die Theorie fallen ließ. So mußte ihm die philosophische Ueberzeugung jetzt dazu dienen, um ihm unter den Freunden ein durch Entschiedenheit imponirendes Ansehn zu geben; aber hierin schien sich auch sein Interesse an ihr aufgehoben zu haben. Ich

*) Novelle von G. O. Marbach. („Jahreszeiten. Frühling 1839." Leipzig 1839).

äußerte ihm meine Besorgniß, daß ihn die Studentenverbindung von seinen Studien abziehen würde. „Desto besser;" war seine Antwort, „die Richtung hat mir die Wissenschaft gegeben, das ist genug; die wahre Ausbildung fürs Leben gibt nur das Leben selbst." — „Dann müßte dieses auch stark genug sein uns die Richtung zu geben." — „Ja, wenn uns nicht von Anfang eine sorgfältige Erziehung zur Lüge gegen uns selbst gemacht hätte. Diese Lüge überwindet das Leben nicht, denn es wird durch dieselbe verpestet. Den Fluch, den die Verstandesbildung über uns gebracht hat, kann nichts heilen als diese selbst, sie in ihrer Vollendung als Philosophie. In der Philosophie vernichtet der Verstand sich in sich selbst, und Leben und Thatkraft sind gerettet, — wenn man nicht in die neue Thorheit verfällt, das Mittel selbst zum Zweck zu machen. Jetzt erkenne ich klar, welch ein in mir selbst in Sentimentalität, lauter verfluchtes Floskelwesen verlogner Mensch ich war, bis mir die Philosophie das Hirn purgirte — aber ich würde nur in die entgegengesetzte Krankheit verfallen, wenn ich das wohlthätige Purgirmittel zu meiner täglichen Nahrung machte." — Als ich Halle verließ, begleitete mich S. bis Leipzig, wo wir noch einige frohe Tage mit einander zubrachten und dann nach einer herzlichen Umarmung schieden. Wir hatten uns vorgenommen einen lebhaften Briefwechsel zu führen. Gleich nach der Ankunft in meinem Vaterland übernahm ich aber ein Schulamt, und die Geschäfte, welche mir dieses brachte, hielten mich ab Wort zu halten, während S., wie ich nachher erfuhr, durch Conflicte, in welche die von ihm repräsentirte Verbindung gerieth, seinerseits zu sehr in Anspruch genommen wurde, um ans Briefschreiben zu kommen.

Versprechungen, welche in der Folge nicht gehalten wurden, veranlaßten mich zwei Jahre nachher mein Vaterland zu verlassen und mich bei der Universität zu habilitiren. Ich kam bei dieser Gelegenheit wieder nach Halle und erkundigte mich sogleich angelegentlich nach meinem Freunde S. Nichts konnte ich von ihm erfahren, als daß er in Folge einer gegen die Studentenverbindungen eingeleiteten Untersuchung, als Vorsteher einer dieser Verbindungen relegirt worden sei. Ueber die Folgen, welche diese Strafe für den talentvollen Jüngling gehabt haben könnte, war ich um so ruhiger, als ich aus frühern Mittheilungen wußte, wie wenig man in der freien Stadt Hamburg auf die Strafe der Relegation Werth legte, wenn dieselbe nicht in Folge eines wirklich unsittlichen Vergehens verhängt worden war.

In Leipzig kam ich wenig aus, weil mich die Vorbereitungen zu meinem neuen Berufe vielfach beschäftigten. Eines Tages aber gehe ich zur Erholung um die Promenade, nachdenklich vor mich hinsehend, als ich meinen Namen rufen hörte; im nächsten Augenblicke lag S. in meinen Armen. Meine Freude war groß, aber eben so groß mein Schreck, als der Freund nun zurücktrat. Aus dem blühenden, lebensfrischen Jünglinge war in den zwei Jahren ein bleicher abgemagerter Mensch geworden, und sein Anzug war noch immer sauber wie sonst, aber ärmlich, abgetragen. Als er mein befremdetes und besorgliches Anschauen bemerkte, trat eine Thräne in sein Auge, und mir die Hand reichend, sagte er im schmerzlichen Tone der Stimme und indem ein zuckendes Lächeln der Verzweiflung über sein Gesicht fuhr: „Es ist mir schlimm ergangen, seit wir uns nicht gesehen!"

Auf meinem Zimmer erfuhr ich hierauf von S., daß er nach der Relegation in Halle, den verzweifelten Entschluß gefaßt hatte, als Soldat sein Glück zu versuchen. Außer der Entfernung von der Universität hatte ihn hierbei noch ein Liebesverhältniß bestimmt, welches er mit einem Mädchen von gutem Naturell, aber geringer Geistesbildung angeknüpft hatte, und das ihm um so lästiger geworden war, als ihn das Mädchen mit peinlichen Sorgen wegen der Gestaltung seiner künftigen Lebensverhältnisse ängstete. Er hatte den Rest seines Vermögens dazu verwendet, um nach Algier zu reisen, und war hier in die bekannte Fremdenlegion eingetreten. Die grausamen Strapazen, welche er auszustehen hatte, vernichteten seine Gesundheit; aber mehr noch wurde sein Geist darniedergedrückt durch die brutale Behandlung, der die Fremden von Seiten der Franzosen ausgesetzt waren. Die Franzosen mißgönnten ihm den Rang eines Unterofficiers und gingen systematisch darauf aus, ihn zu Grunde zu richten, indem sie ihn mit der schmachvollsten Willkür in Duelle verwickelten. Nur seine Gewandtheit und seine Fertigkeit der Waffen hatten ihn gerettet. Er war endlich glücklich, noch einen kleinen Ueberrest seines Vermögens als Nothpfennig in seinem Tornister verborgen zu haben, der ihm nun ins Vaterland zurück half. Vor einigen Tagen erst war er bankerot an allen Lebenshoffnungen in Leipzig angekommen.

Ich überzeugte ihn bald, das Einzige, was er unter diesen Umständen thun könne, sei, den frühern Lebensberuf wieder aufzunehmen; aber er gestand mir, daß er in Halle wegen der allzuvielen Zerstreuungen wenig für das juristische Studium habe thun konnen, und um aufs Neue eine Universität zu besuchen, fehle es ihm an Geldmitteln. Obgleich ich nun selbst nicht in

glänzenden Umständen war, so behielt ich doch den Freund bei mir und es wurde beschlossen, daß er, der von Jugend auf mit den neueren Sprachen sich angelegentlich beschäftigt hatte, durch Privatstunden, vielleicht auch durch Uebersetzungen sich einigen Verdienst verschaffen, dabei aber eifrig seinem Studium obliegen solle. Das Liebesverhältniß, welches er früher in Halle unterhalten hatte, durfte ihm keine Sorge mehr machen; denn wir erfuhren, daß sich jenes Mädchen vor Kurzem mit einem Prediger aus der Umgegend von Halle verlobt habe. Mit den Uebersetzungen ging es besser, als wir gedacht hatten; sie waren correct und gewandt und bald bekam er mehr Aufforderungen von Buchhändlern, als er anzunehmen vermochte. Zugleich gewann er auf diese Weise ein redliches Auskommen; aber ich bemerkte mit Mißfallen, daß über den Uebersetzungen das juristische Studium gänzlich versäumt wurde. Ich mußte die Bemerkung machen, daß der ernst wissenschaftliche Sinn aus meinem Freunde, der übrigens zu seiner frühern Lebensfrische und Liebenswürdigkeit zurückgekehrt, gänzlich gewichen war. Ihn fesselten nur die Aeußerlichkeiten des Lebens.

In dieser Zeit unternahmen wir zusammen eine Vergnügungsreise nach Dresden. Wir reisten mit dem Eilwagen und kamen in eine Beichaise zu sitzen, in welcher sich bereits eine verschleierte Dame niedergelassen hatte, welche unter ihrem Mantel ein Päckchen zu halten schien. Meinem Freunde wurde der Platz neben der Dame, mir der Rücksitz angewiesen. Ich machte jene aufmerksam, daß, da ich die letzte Nummer habe, noch Platz für ihr Päckchen neben mir auf dem Rücksitze bleibe, erhielt aber nur ein Kopfschütteln zur Antwort. Das Posthorn blies und wir fuhren ab. Als wir ins Freie gekommen waren, schlug die Dame den Schleier zurück und ließ ihr jugendliches und wunderschönes Gesicht sehen, in welchem mir jedoch ein beinah feindlicher Zug um die schönen Lippen mißfiel. Ich dachte bei mir, die schöne Frau müsse schon sehr trübe und ihr Gemüth bis zum Lebensüberdruß aufregende Erfahrungen gemacht haben, und die Folge bestätigte meine Vermuthung. Sie würdigte uns nur eines sehr kalten, ich möchte fast sagen, verächtlichen Blickes, und brachte dann unter ihrem Mantel das hervor, was ich für ein Päckchen gehalten hatte. Es war ein niedliches Hündchen, auf der Eilpost bekanntlich ein verbotener Artikel. Die Fremde liebkoste das artige Thier, welches in der frischen Luft ganz munter wurde, und setzte es endlich neben mich auf den Rücksitz, wo es sich lustig umschaute. Bald machte es auch mit uns Bekanntschaft, sprang auf unsern Schooß und wurde nur durch seine Gebieterin wieder auf den leeren Platz des Rücksitzes verwiesen.

Mein lebensfroher Freund suchte die Gelegenheit, welche das Hündchen bot, zu benutzen, um unsere schöne Gefährtin in ein Gespräch zu ziehen, erhielt jedoch nur kurz abstoßende und endlich gar keine Antworten. Sie legte sich zum Wagenfenster hinaus und kehrte ihm den Rücken. Ich lachte; er aber konnte seinen Aerger über die Art, mit der seine gefälligen Reden abgewiesen worden waren, kaum verbergen. Nach einer Weile mochte der Dame diese Stellung lästig geworden sein; sie zog ihren Schleier wieder vor und lehnte sich zum Schlummer in die Ecke des Wagens. Auch das Hündchen machte es sich bequem, indem es seine Schnauze auf meinen Schooß legte und schlief. Es war ein heiterer Sommermorgen, die Luft strich frisch durch unseren auf beiden Seiten offenen Wagen, und S., um seinen Aerger zu verdampfen, zündete eine Cigarre an. Nicht lange, so räusperte sich die Dame, schlug den Schleier zurück und sagte, indem eine flüchtige Röthe über ihr Gesicht zog: „Mein Herr, ich habe das Recht mir das Tabakrauchen zu verbieten.“ S. sah sie eine Weile ruhig an, warf dann gelassen die Cigarre zum Fenster hinaus und erwiederte, indem sich sein Gesicht dunkelroth färbte: „Und ich habe das Recht, Madame, mir den Hund zu verbieten; Sie werden ihn auf der nächsten Station zurücklassen!“ Auf diese Weise war nun der Krieg zwischen meinen Reisegefährten erklärt, und ich als neutrale Macht gab mir Mühe lachenden Muthes eine friedliche Uebereinkunft zu vermitteln. Vergebens! die für mich wenigstens sehr unliebenswürdige Dame schien auf unsere Galanterie zu rechnen, das wir ihr das Hündchen nicht rauben würden, wollte aber nichts desto weniger nicht erlauben, daß abwechselnd einer von uns nur so lange Tabak rauchte, als der Wind den Rauch nicht rückwärts triebe. Die Schöne war während meiner Unterhandlungen sehr lebhaft geworden, S. schwieg ärgerlich in sich brütend Endlich fragte ich die Fremde, ob ihr denn der Rauch beschwerlich falle? „Keineswegs,“ antwortete sie, „aber ich will, daß man mir die Artigkeit erweise, die man mir schuldig ist.“ Nun wurde ich ärgerlich und ernst, während mein Freund plötzlich laut auflachte und lachend wiederholte, daß in Wurzen, so hieß die nächste Station, der Hund aus dem Wagen müsse. Die Dame widersprach; S. betheuerte, während er nichts desto weniger mit dem Hündchen spielte und es scherzend bedauerte. Endlich stimmte die Fremde mildere Saiten: sie wollte erlauben, daß wir Tabak rauchten, wenn sie den Hund behalten dürfe; nun aber persiflirte sie S. mit ihren

eigenen vorher ausgesprochenen Worten, versicherte sehr galant, daß er nicht wagen könne, in Gesellschaft einer so fein gebildeten Dame an die Cigarre zu denken, daß er glücklich sei, ein Mittel gefunden zu haben, mit ihr in ein lebhaftes Gespräch zu kommen, und daß er schon darum auf Zurücklassung des niedlichen Thierchens bestehen müsse, um sie in einer Aufregung zu erhalten, welche sie so bezaubernd liebenswürdig mache. „Sie müßten," fuhr er fort, „ein Mann sein, um zu begreifen, wie überirdisch erhaben die Schönheit einer schönen Frau leuchtet, wenn ihre Wangen von Zorn glühen!" — „Mein Herr, Sie sind abscheulich, Sie sind grausam!" — „Grausam? ja, aber beim Himmel nicht gleichgültig; — so wenig wie Sie!" — „Ich verachte Sie!" — „Nein, Sie hassen mich! — gestehen Sie, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin." — „Nur um eines Hundes willen nicht," hohnlachte die Schöne. — „Die Ursache ist gleichgültig, Madame, und ich schwöre" — Das Posthorn blies, wir waren in Wurzen. S. sprang sogleich aus dem Wagen, indeß die Dame eilig ihr Hündchen haschte, es in den Mantel wickelte und sich in den Fond des Wagens zurücklehnte. Ich sah zum Wagen hinaus und bemerkte, wie mein Freund eifrig mit einem Postbedienten unterhandelte; er gab ihm Geld und flüsterte ihm noch zu: „Also ich verlasse mich darauf — in der Stadt Wien. Hier meine Adresse." S. ging hierauf in das Posthaus und jener Postbediente trat an den Wagen. Er forderte die Dame höflich aber entschieden auf, den Hund aus dem Wagen zu thun. Sie zögerte; doch in dem Augenblicke fuhr das Hündchen gegen den Fremden pelfernd unter dem Mantel hervor, als ob es die Absicht des Mannes erkannt hätte. Dieser hatte es schnell ereilt und nahm es trotz seinem Widerstreben aus dem Wagen. Unsere schöne Begleiterin fuhr leidenschaftlich auf, doch sich schnell besinnend, fragte sie ruhig: „Sind Sie hier vom Ort?" — „Ja, Madame." — „Nun so tragen Sie für das gute Thier Sorge, in einigen Tagen kehre ich zurück und will Ihnen Ihre Mühe reichlich belohnen. Wie ist ihr Name?" — „Haben Sie keine Sorge, Madame, ich stehe Ihnen für das Hündchen. Mein Name ist Bartels; Sie können mich jeden Augenblick in der Post erfragen." — Gleich darauf stieg S. wieder in den Wagen und die Reise ging fort. Die junge Frau war wie umgewandelt. Lachend empfing sie meinen Freund: „Nun Sie haben Wort gehalten; ich danke Ihnen für die Lection. Aber Sie sollen sehen, daß ich großmüthiger bin, als Sie. Meine Herren, rauchen Sie, so viel Ihnen beliebt!" Wir thaten es natürlich nicht; aber von nun an hatten wir an der jungen Dame die liebenswürdigste, freundlichste Reisegefährtin. Des Hundes wurde mit keiner Sylbe mehr gedacht.

Unaufgefordert erzählte uns die Dame ihre früheren Lebensverhältnisse. Sie hatte früh ihre Eltern verloren und war von einer älteren Schwester ihrer Mutter in Leipzig erzogen worden, welche von einer kleinen Pension lebte, die sie als Wittwe eines ehemaligen Staatsdieners bezog. Unter solchen Verhältnissen wurde es als ein großes Glück betrachtet, als sich ein sehr wohlhabender, ja reicher Mann um die Hand des eben erst zur Jungfrau heranblühenden Mädchens bewarb. Daß er nebenbei alt, geizig und ein widerwärtiger Sonderling war, wurde über seinen Reichthum von der alten Tante übersehen. Sie stellte ihrer Nichte die gänzliche Hilflosigkeit vor, wenn sie in ihr, der Pflegemutter, der letzten Stütze durch den Tod beraubt würde, sie machte ihr bemerklich, daß Männer, die erst in späteren Jahren sich vermählten, gewöhnlich die besten Ehemänner wären, weil sie durch zärtliche Güte den Reiz der Jugend zu ersetzen suchen müßten; genug sie bewog das junge unerfahrene Kind dem alten Galan die Hand vor dem Altar zu reichen. Bettina, so hieß die junge Frau, kannte in dem Alter von siebenzehn Jahren noch keine Leidenschaft als die Eitelkeit; Herr Karch, so hieß der bejahrte Freier, hatte aus Liebe seinen Geiz bewältigt und erfreute sie mit den reichsten Geschenken, und so war sie ihm herzlich dankbar und hielt diese Dankbarkeit für Liebe. Während des kurzen Brautstandes war Herr Karch so klug, seine Zärtlichkeit in sehr ehrbaren Schranken zu halten, und so kam das arme Kind erst nachdem es zu spät war, nachdem die Hochzeit mit großem Glanz vollzogen war, zum Gefühl ihres Elends. Ihr Gemahl, früher Wollhändler, jetzt Gutsbesitzer, zog mit ihr gleich nach der Hochzeit aufs Land, wurde von Tage zu Tage zärtlicher und filziger, erlaubte der jungen Frau niemals, die Grenzen des einsamen Wohngebäudes und des noch einsamern Gartens an demselben zu übertreten, und machte durch alles dieses die junge Frau, welche niemand außer ihm und kaum alle Vierteljahre einmal ihre mütterliche Wohlthäterin zu sehen bekam, grenzenlos unglücklich. Kaum ein Jahr nach ihrer Verheirathung starb die alte Tante, einsam und verlassen von jeder liebevoll pflegenden Hand und mit dem folternden Bewußtsein, das einzige Kind ihrer vorangegangenen Schwester aus Unklugheit unglücklich gemacht zu haben. Bettina's Loos war indeß einigermaßen leichter geworden durch die heftigen Gichtleiden, von denen ihr ehelicher Tyrann befallen wurde; sie ertrug jetzt seine Grillen leichter, als vorher

seine Zärtlichkeit. Der Arzt rieth den Gebrauch eines Bades während des Sommers, aber Eifersucht und Geiz hielten den Alten zurück, und im verflossenen Herbst war er gestorben.

Bettina hatte ihn bis an sein Ende treulich gepflegt; jetzt athmete sie frei auf. Ihre Tante war so klug gewesen, Herrn Karch, ehe sie seiner verliebten Leidenschaft ihre schöne Nichte zum Opfer gebracht hatte, zu vermögen, diese durch ein Testament zur alleinigen Erbin seines großen Vermögens zu ernennen; aber wie erschrak die jetzt ganz einsam in ihrer Unerfahrenheit dastehende Frau, als sich gleich auf die abgelauerte Nachricht von Karch's Tode entfernte Verwandte aus Dresden erst als Leidtragende zum Begräbniß und bald darauf als Universalerben producirten. Sie hatten schon einen Advocaten mitgebracht, welcher das Testament des Verstorbenen als ungesetzlich angriff. Die habgierigen Verwandten hatten die Beamten der Güter, ja sogar den bisherigen Sachwalter Karch's, an welchen sich die junge Wittwe in ihrer Bedrängniß gewendet, durch Geld auf ihre Seite gebracht, nisteten sich ohne weiteres auf dem Gute ein und zwangen durch die härteste Insolenz Bettina endlich ihr eigenes Haus gänzlich zu verlassen. Selbst vor Gericht zu treten scheute sich die Unglückliche; ihr Sachwalter zuckte die Achseln und that nichts, „und" fuhr Bettina fort, welcher über dieser Erzählung die Thränen in die Augen getreten waren, „so habe ich mich denn mit dem einzigen Wesen, welches mir während dieser Leidensjahre bis heute treu geblieben ist, aufgemacht, um in Dresden bei einem redlichen und geschickten Manne, welcher mir von einer Freundin meiner Tante empfohlen worden ist, Hilfe zu suchen."

S. wurde bei den letzten Worten seiner Nachbarin bluthroth, stürzte mit seinem Gesicht auf die Hand derselben und küßte sie. „Ich bin ein schändlicher Verräther," rief er, „daß ich aus Leichtsinn und Muthwillen Sie um das liebe Thierchen gebracht habe! aber — aber Sie sollen sehen, daß ich nicht so herzlos und ungezogen bin, als ich Ihnen jetzt vielleicht erscheine." — „Trösten Sie sich, mein Herr!" erwiederte Bettina lächelnd, „ich finde das gute Thier bei meiner Rückkehr wieder; es wäre mir ohnedieß in Dresden wohl nur zur Last gewesen. Ich bin Ihnen sogar Dank für die Lehre schuldig, welche Sie mir gegeben, und muß sie um Verzeihung bitten. Die stete Zurückgezogenheit, in welcher ich bisher gelebt, hat mich menschenscheu gemacht, und indem mich nun meine hilflose Lage plötzlich gezwungen hat, mich in die Welt zu begeben, habe ich den ersten Schritt in ihr recht lächerlich ungeschickt gethan. Dazu kam noch die gehässige Aufregung, in welche ich durch die mich verfolgenden schlechten Menschen gebracht worden bin. Ihr Benehmen hat mich zur Besinnung gebracht; ich werde nun auch meine Geschäfte in Dresden ruhiger und besonnener abmachen." Man konnte leicht bemerken, daß die junge Frau, fühlend wie unliebenswürdig sie sich uns beiden jungen Männern gegenüber benommen hatte, überdieß durch unsere offenherzige Laune zum Vertrauen angeregt, ihre bisherige Geschichte uns mitgetheilt, anfangs, um ihr voriges Benehmen zu entschuldigen, nachher, einmal ins Erzählen gerathen, um ihr von so lange zurückgehaltenem Jammer belastetes und doch noch so junges, daher der Mittheilung bedürftiges Herz zu erleichtern.

Als die besten Freunde kamen wir in Dresden an, und Bettina nahm auf unsere Empfehlung gleich uns in dem Gasthause zur Stadt Wien ihre Wohnung. Nachdem wir noch in der Gaststube gemeinschaftlich zu Abend gespeist, trennten wir uns; die Dame auf unsere Zusprache heitereren Muthes wegen ihrer Zukunft, und S. mit dem unter schalkhaftem Lächeln vorgebrachten Versprechen, daß er sie morgen auf eine angenehme Weise zu überraschen hoffe. Ich verstand ihn so wenig wie Bettina, und auf mein Befragen unter vier Augen verwies er mich, so wie vorher die junge Frau, auf den nächsten Morgen. S. bestellte noch bei dem Kellner, daß, wenn Morgen Jemand nach ihm frage, man denselben sogleich auf unser Zimmer bringen solle.

Wir blieben noch lange munter, denn S. konnte nicht aufhören von unserer Reisebekanntschaft zu sprechen; er bedauerte, noch nicht immatriculirter Advocat zu sein, um ihr in ihrem Rechtsstreite mit allen Kräften beistehen zu dürfen. — Als wir am nächsten Morgen bei dem Frühstück sitzen, geht die Thür auf und herein springt das Hündchen unserer Dame. Es erkannte uns sogleich und sprang wedelnd nnd bellend um uns herum. S. hatte es durch einen Boten nachbringen lassen; jetze ließ er sogleich bei Bettina um Zutritt bitten.

Als S. bald darauf ohne mich, das Hündchen im Arm, in das Zimmer der jungen Frau trat, sprang ihm diese mit einem Ausruf der Freude entgegen; sie zitterte, Thränen liefen über ihre Wangen, sie reichte S. die Hand, sie umarmte, sie küßte ihn, ausrufend: „Nein, ich habe mich nicht getäuscht, Sie sind ein guter Mensch!" S. wußte nicht wie ihm geschah; noch eh' er sich zu sammeln vermochte, trat Bettina, erschrocken vor sich selbst, zurück und bat S. Platz zu nehmen. Sie wies ihm

einen Stuhl am Fenster an und setzte sich selbst ihm gegenüber, so daß ein kleines in der Fensternische stehendes Tischchen zwischen sie zu stehen kam. Ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, unterhielt sie sich nun mit S., welcher auf diese Stimmung zwar einging, aber doch zu verwirrt war, um den Faden eines unbefangenen Gesprächs aufzunehmen. Es entstanden peinliche Pausen. Bettina fing endlich von dem Zweck ihres Aufenthaltes in Dresden zu sprechen an. Das war ein ausreichender Stoff; sie sprach lange, endlich bewegt durch ihre mißliche, hilflose Lage. Ihre Hand lag auf dem Tischchen. S. hatte ihr unausgesetzt in das schöne rührend erregte Gesicht gesehen, ohne sie zu unterbrechen; — jetzt faßte er plötzlich ihre Hand, sein Gesicht glühte. „Bettina!" rief er mit unterdrückter Stimme, „Sie bedürfen eines Freundes, nehmen sie mich als solchen an! Ich werde alles gut machen, was die Welt Schlimmes an Ihnen gethan hat; ich werde Ihnen rathend und helfend beistehen, so lange ich athme; denn, denn — Bettina, ich liebe Dich!" Mit den letzten Worten neigte er sich auf ihre Hand und drückte sie lange an seine bebenden Lippen. Sie zog die Hand nicht zurück, aber sie antwortete ihm auch nicht. Er mußte endlich das Auge in furchtsamer Erwartung zu ihr aufschlagen. Mit glühendem Angesicht saß sie da; Thränen rannen aus den niedergeschlagenen Augen. Endlich sprach sie leise vor sich hin: „Mir wird kein Freund helfen können, und was ich jetzt thue, geschieht nur im Gefühle der Pflicht gegen mich selbst. Hoffnung habe ich wenig oder gar nicht. Sagt mir doch mein eigener Sachwalter, daß das Testament ungültig sei, und wenn ich ihn für bestochen halte, so thue ich ihm vielleicht Unrecht." — „Bettina!" erwiederte S., „in diesen Worten liegt ein für mich tiefverletzender Verdacht. Ich versichere bei meiner Ehre und kann es beweisen, daß ich ein, wenn auch ungewisses, doch für mich und ein mich liebendes Weib ausreichendes Einkommen besitze. Meine Liebe ist uneigennützig, so wahr mir Gott helfe!" — „Vergib!" flüsterte Bettina noch: dann erstickten die Küsse des Geliebten ihre Stimme.

Alles, was ich hier mitgetheilt, erzählte mir S. erst nach Verlauf mehrerer Wochen in Leipzig. Für den Augenblick meldete er mir nur Freude strahlenden Auges und indem er mich mit leidenschaftlichem Ungestüm umarmte, daß Bettina seine Braut sei, dieß aber noch ein Geheimniß bleiben sollte, bis ihre Vermögensangelegenheiten entschieden wären. Wie jedoch auch die Entscheidung ausfallen möge: sie werde seine Gattin. Wo es zu spät ist zu reden, soll man schweigen; so dachte ich und unterdrückte Alles, was sich gegen diese schnell geschlossene Verbindung hätte einwenden lassen.

Wir reisten einige Tage nachher mit Bettina und dem dresdner Advocaten, welcher voll der besten Hoffnungen war, nach Leipzig zurück; das Benehmen der beiden Liebenden war ohne Rückhalt das zärtlichste. Bettina's Angelegenheiten nahmen den schnellsten glücklichsten Gang. Die zudringlichen Verwandten mußten noch in derselben Woche Haus und Hof räumen; nach Verlauf eines halben Jahres war Bettina im Besitz des ganzen großen Vermögens ihres verstorbenen Gemahls und vier Wochen darauf die Gattin meines Freundes.

S. war überglücklich; er schien das Element gefunden zu haben, in welchem allein er sich vollkommen behaglich fühlte. Mit Lust und Eifer nahm er sich der Landwirthschaft an. Auch Bettina war glücklich. Sie wollte weder reisen noch die Stadt besuchen, wenn es nicht ihres Mannes ausdrücklicher Wille wäre. Auf ihrem Gute sahen sie wenige Freunde, aber diese oft. Ich war fast jeden Sonntag draußen und wurde öfter von dem Prediger Drucker begleitet, welcher mit S. und mir in Halle studirt hatte. Derselbe war eben so gelehrt, als in seinem Wesen mild, und es ließ sich daher mit ihm sehr gut disputiren, wozu S. stets aufgelegt war. Nur wenn S. der Religion zu nahe treten wollte, wies Drucker ihn mit würdevollem Ernste zurück. Bettina war die liebenswürdigste Wirthin; jede Spur jenes Zuges, der mir bei unsrer ersten Begegnung so unangenehm auffiel, war verschwunden. Ihr Mann, mit der Literatur aller gebildeten Nationen vertraut, bot ihrem gewandten, leicht und wie mit einer Art von Instinkt jedes Gegenstandes sich bemächtigenden Geiste reiche Nahrung, und wenn sie ihn jemals mit ihrem abgelebten ersten Gatten verglich, so konnte dieses nur ihre Zärtlichkeit für den jugendlich frischen, zweiten erhöhen. Ich gestehe, daß mir nie ein so, wie man sagt, für einander geschaffenes Ehepaar vorgekommen ist wie dieses, — ja es war, als ob die Gesichtsbildungen beider, fast regelmäßig schön und daher nur in den leiseren Zügen von einander abweichend, von Woche zu Woche mehr in einander übergingen. Das Einzige, was zu einer Störung ihres ehelichen Glückes hätte Veranlassung geben können, war die Lebhaftigkeit und Erregbarkeit, welche beiden angeboren war; aber auch diese schien vielmehr den Reiz ihres Zusammenlebens noch zu erhöhen. Die Lebenserfahrungen, welche sie gemacht, hatten Bettina eine Milde des Charakters gegeben, welche sogleich jede Woge des aufwallenden Unmuthes in ihr niederschlug, sobald sie bemerkte, daß S. ihr lebhaft entgegen-

trat. Es war wunderbar, wie schnell sie sich besann, wenn sie eben noch für eine Ansicht oder Meinung aufgelodert war, sobald ihr S. dieselbe verneinte, und dieß war offenbar nicht eine Schwäche oder Klugheit, sondern die reinste Liebe, welcher gemäß sie sich bemühte, ihre ganze Anschauungs- und Denkweise der ihres Gatten conform zu machen. In einem solchen Falle ward sie plötzlich freundlich und mild, beschwichtigte S. mit einem zärtlichen Worte und grübelte dann so lange still für sich nach, bis sie voller Freude kam und ausrief: „Sieh, S., jetzt hab ichs, jetzt versteh ichs!" — und nun rechtfertigte und explicirte sie ihm seine eigene, der ihren vorher entgegenstehende Meinung oft besser, als er selbst es vielleicht vermocht hätte. War es ein Wunder, wenn S. eine solche Gattin fast vergötterte? —

„Alle Seligkeiten meiner Kindheit sind mit diesem Weibe wieder in mir aufgegangen!" sagte er oft zu mir, vor dem er gewöhnt war, sein ganzes Innere zu erschließen. „Wir leben aber auch wie die Kinder, so alt wir sind!" setzte er lächelnd hinzu. „Kannst du dir vorstellen, daß ich so läppisch bin, nicht einschlafen zu können, ohne ihre Hand in der meinen zu fühlen? Kein irdischer Genuß, keine Entzückung der Leidenschaft geht über den seligen Frieden, der über mich kommt, wenn ich in ihr liebevolles Auge mich vertiefe, oder wenn ich ihre Hand haltend im Entschlummern nichts fühle, als die Nähe dieses reinen Wesens. Ja ich glaube, selbst die höchsten Freuden des Geistes, der Seelenjubel über die Entdeckung einer ewigen Wahrheit, reichen nicht an jenen seligen Frieden."

Der Winter war vorübergegangen, ohne daß die Glücklichen ihn jemals zu lang gefunden hätten. Im Frühlinge fühlte sich Bettina gesegneten Leibes; S. theilte mir diese Nachricht mit freudetrunkenen Blicken mit. An einem schönen Frühlingsabende gingen wir drei zusammen unter den blühenden Kirschbäumen des Gartens. Bettina schien einem schwermüthigen Gedanken nachzusinnen, und als ich sie theilnehmend nach der Ursache dieser Stimmung fragte, gab sie mir erröthend eine ausweichende Antwort. S. aber nahm das Wort: „Bettina, wir brauchen vor unserm Freunde keines unserer Gefühle zu verbergen. Du weißt, Freund, welche Freude mir und meinem guten Weibe in diesem Jahre noch bevorsteht; nun quält sich und mich Bettina mit dem Gedanken, das Leben ihres Kindes werde ihr selbst den Tod bringen." Ich sprach Bettina und dem Freunde Trost zu, indem ich bemerkte, daß diese Bangigkeit körperliche Folge ihres Zustandes sei; daß sie nicht dasjenige für eine besondere Ahnung halten solle, was, so viel ich wüßte, alle Frauen in diesen Verhältnissen empfänden. Bettina hörte mir schweigend zu und vermochte nicht die Thränen zurückzuhalten. „Ach," seufzte sie, „wäre es mir doch nur noch Ein Jahr vergönnt gewesen mich meines Glückes zu freuen!" — „Nun," sprach S. lebhaft und beinahe hart, — „und wenn es sein müßte, was ich nicht glauben mag und will; willst Du dann Dir und mir noch diese letzten Monate unseres Zusammenseins verbittern durch Sorgen? so fasse doch lieber den Entschluß, keinen Augenblick ungenossen vorüberzulassen, auf den Du noch rechnen kannst." Bettina sah ihn groß an, lächelte und drückte schnell seine Hand an die Lippen, wie sie öfters that; dann ging sie von uns hinweg dem Hause zu. „Wohin Bettina?" rief S. „Ich habe noch in der Küche zu thun; kommt nur in einer halben Stunde zum Abendessen!" war ihre Antwort. S. war tiefsinnig ernst. „Es wäre gräßlich!" — sprach er vor sich hin.

Als wir nachher in den Speisesaal traten, hüpfte uns Bettina fast ausgelassen fröhlich entgegen. „Komm, liebes Männchen, laß Dich küssen!" sagte sie zu dem noch ernst Gestimmten. „Sieh, ich habe mir ein Exempel berechnet, ob es besser für Dich sei, wenn ich am Leben bleibe, oder nicht; und da ich nun gefunden, daß Du mich sehr nöthig hast, so glaube ich an den gerechten Gott, daß er uns doch nicht trennen wird!" Sie sank weinend an die Brust ihres Gatten, aber an ihrem selig lächelnden Gesicht sah man, es waren Thränen der Freude.

Gegen den Herbst mußte ich in Familienangelegenheiten eine Reise in mein Vaterland unternehmen und ich blieb länger daselbst, als ich mir anfangs vorgesetzt hatte. Ich bewarb mich um die Liebe eines Mädchens, der ich schon in frühester Jugend herzlich befreundet gewesen war, die ich als Kind verlassen hatte und nun als blühende Jungfrau wieder fand. Ich bewarb mich um ihre Liebe, erlangte sie und brachte Beatrix als meine Gattin mit nach Leipzig. Ein Brief meines Freundes, geschrieben im höchsten Jubel der Seele hatte mir zwei Tage vor meiner Hochzeit die glückliche Entbindung seiner Frau von einem Knaben gemeldet. Man kann sich denken, wie heiter aus doppelter Ursache meine Antwort war. Bei meiner Ankunft in Leipzig war meine erste Frage die, nach Bettina's und des Kindes Befinden; wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf mich die Antwort: „Das Kind lebt, aber die Mutter ist vor drei Tagen beerdigt worden."

Noch an demselben Tage fuhr ich hinaus zu S. Ich hatte mich auf ein erschütterndes, des Freundes ganze Leidenschaftlichkeit in Schmerz

aufstürmendes Wiedersehen gefaßt gemacht; ich fand ihn still, wehmüthig, ja träumerisch. Schweigend umarmten wir uns; dann wünschte er mir mit einem Lächeln, welches mein Herz durchschnitt, Glück zu meiner Verbindung, fragte mich nach meiner Frau, nach unserer früheren Bekanntschaft, nach unserer Reise, wich aber ängstlich jeder Erwähnung seines Unglückes aus. Ich durfte kein tröstendes Wort zu ihm reden und — ach ich fühlte auch, daß ich hier doch nur leere Worte sprechen konnte. Wie aber seine Gedanken unausgesetzt mit Bettina beschäftigt waren, davon zeugte die Zerstreutheit seiner Rede und ein fortwährendes Hinflattern seiner Blicke nach dem Bildnisse der Theuren, welches an der Wand ihm gegenüber hing. Nach drei Stunden schied ich; er begleitete mich nicht wie sonst zum Wagen, sondern blieb wie im Traume versunken auf seinem Lehnstuhle sitzen.

Als ich in den Vorsaal trat, traf ich Bettina's Kammermädchen. Sie hatte mich erwartet, trat nun unter heftigem Weinen an mich heran und hieß mich mit leisen Worten willkommen. „Gott sei Dank!" sagte sie, „daß Sie, Herr Professor, wieder da sind. Alle Abende bin ich in die Stadt gegangen und habe mich erkundigt, ob Sie noch nicht da wären. Sehen Sie nur das kleine Würmchen einmal an, es verkommt ganz; die Amme hat nicht Nahrung genug, aber das gewissenlose Frauenzimmer gibt es nicht zu, und der Doctor meint auch, es liege am Kinde. Mit dem gnädigen Herrn ist gar nicht zu sprechen, es ist als ob er einen nicht verstände. Ich bitte Sie um Gotteswillen Rath zu schaffen; die gute gnädige Frau hat mir das Kind auf die Seele gebunden; aber ach Gott: ich kann ja jetzt nichs thun, denn Niemand achtet auf mich." — Ich folgte dem Mädchen in das Zimmer, in welchem der Kleine dem Verlöschen nahe lag. Hier erfuhr ich nun noch Bettina's letzte Schicksale. Sie hatte schon einige Tage nach ihrer Entbindung das Bett verlassen, S. selbst und der Arzt hatten sie dazu zum Theil veranlaßt, weil sie scheinbar ganz wohl war. Es mußte wegen des kleinen Ankömmlings mancherlei in der Anordnung der Zimmer verändert werden; Bettina selbst mit einer bei ihrem Zustande fast unnatürlichen Lebhaftigkeit, leitete diese Veränderungen, erkrankte plötzlich und wurde noch an demselben Tage eine Beute des Todes.

Nach Hause zurückgekehrt, erzählte ich meiner Frau, was ich gehört und gesehen, und überlegte mit ihr, was zu thun sei. Das brave Weib war sogleich entschlossen, selbst die Sorge für das Kind meines Freundes zu übernehmen. In der Gewißheit hier eine Pflicht zu erfüllen, weil das Kind weder väterlicher noch mütterlicher Seits Verwandte hatte, hörte sie auf keine meiner Einreden, die ich, obschon im Herzen mit ihr einverstanden, hervorhob, um ihr Alles, was sie übernähme, in die Vorstellung zu rufen, damit es unerwartet ihr nicht zu schwer falle. Am andern Morgen schrieb ich an S. einen eindringlichen, ruhig ernsten Brief. Ich stellte ihm vor, welche Pflichten er für Bettina's Kind habe und wie er unter den bestehenden Verhältnissen außer Stande sei, diesen Pflichten nachzukommen. Er solle daher sammt dem Kinde zu mir nach der Stadt ziehen, wo er die nöthige Zerstreuung, sein Kind durch meine Frau die nöthige Pflege erhalten würde. Noch an demselben Tage kam der Wagen, welcher das Kind, die Amme und jenes Kammermädchen brachte, aber statt S. ein Brief, der nur die Worte enthielt: „Du hast Recht. Möge Gott Deine Freundschaft lohnen! Ich brauche — ich will keine Zerstreuung."

Am nächsten Morgen kam S., um sich nach seinem Kinde zu erkundigen. Als ich ihn zur Wiege desselben führte und ihm der Knabe schwach entgegenwimmerte, begann er laut schluchzend zu weinen und stieß einige schmerzliche Ausrufe aus, welche anzeigten, daß er jede Hoffnung auf das Leben des Kindes bereits aufgegeben habe. Ohne sich von mir zurückhalten zu lassen, eilte S. gleich darauf wieder fort. So kam er nun täglich, umarmte mich jedesmal mit großer Zärtlichkeit und einigen Worten des Dankes, aber ohne daß er je auf meine Reden und Ermahnungen in Bezug auf ihn selbst einging. Er sah mich dann wohl starr an, ließ mich halbe Stunden lang reden, aber alle meine Worte schienen wie leichte Pfeile von dem Panzer abzugleiten, mit welchem der Schmerz sein Herz überzogen hatte. Für das Kind sorgte meine Frau als Mutter; eine Amme war angenommen worden, und der kleine Karl wurde mit jedem Tage lebenskräftiger. Dagegen betrübte es mich zu bemerken, wie S. von Tage zu Tage bleicher und magerer, dabei nachläßiger in seinem Anzuge wurde. So sehr war sein ganzes Wesen verändert, daß er sich durch keine heftige Ein- und Gegenrede, die ihn sonst leidenschaftlich entflammt haben würde, aus seiner weich milden Stimmung bringen ließ. Eines Tages hoffte ich ihn endlich einmal ergriffen zu haben. Ich hatte alle Vernunftgründe der Philosophie einer heftigen Expectoration gegen ihn geltend gemacht; ich hatte ihm zum Schlusse gesagt, daß ich mit Schmerz bemerkt hätte, wie er mit dem Prediger Drucker, jenem schon erwähnten Universitätsfreunde, einen immer vertrauter werdenden Umgange pflege, während er mich von

sich abstoße; daß ich ihn warne, der Stimme jenes zwar frommen, aber auch seiner Frömmigkeit die Vernunft, das Beste und Edelste, was der Mensch besitze, zum Opfer bringenden Mannes ein zu williges Gehör zu leihen, indem er dadurch verführt würde, seinem Schmerz mit weichlicher Tändelei nachzuhängen, statt sich männlich von dem Schlage emporzuraffen, der ihn danieder geworfen habe. „Gott behüte Dich!“ — sagte S. aufstehend. Doch Du hast ein heiliges Recht auf Vertrauen, und es soll Dir zu Theil werden, selbst auf die Gefahr hin — auch Dich, auch Dich noch zu verlieren.“ Damit schied er.

Zwei Tage ließ sich S. nicht sehen, dann erhielt ich folgenden Brief:

„In der schneidenden Kälte meines durch Eure Philosophie gebildeten Verstandes ist das lebens- und liebeswarme Herz meiner Bettina erstarrt. Was ist diese Philosophie? — das mordende Gift des Egoismus! An ihm ist Bettina gestorben. Mit Deinen sogenannten Vernunftgründen, die ich in schändlicher Eitelkeit so klar aussprach, wie Du sie denkst, habe ich das Herz des besten Weibes unnatürlich emporgeschraubt, bis es schwindelnd herabstürzte und zerbrach. Dieses süße Lamm ist dem Götzen Philosophie, geopfert worden, — und was hat nun dieser Götze für einen Trost? O ich habe Dir aufmerksam zugehört, wenn Du mir den Trost der Philosophie gepredigt hast! Es ist ein erbärmlicher Trost! Oder kannst Du mir etwa beweisen, daß jenes liebe Leben, welches mir wie das Licht meiner Tage erloschen, dereinst wieder aufflammen wird in Jahrhunderten in Millionen von Jahren? — ich will ja gerne warten! — und zwar so, genau dasselbe wie es war? Verstehe mich recht: Kannst Du mir beweisen, daß meine Bettina mit diesen Augen, diesem Munde, dieser Nase, diesen Locken, mit diesem ganzen Leibe, so einzig geschaffen ihre geliebte Seele auszudrücken, daß sie so aus dem einst vom Worte des Geistes geöffnetem Grabe lebenblühend hervorgehen wird? — Du kannst es nicht; — und sprichst von Trost der Philosophie? Laß ihn doch sehen! Der Gedanke ist ewig, sagst Du, darum kann ein gedankenvolles Wesen nicht zerstört werden. Ja doch! das ist die Unsterblichkeit von $2 \times 2 = 4$. Freund — die Philosophie hat mein Weib gemordet! — darum hasse ich sie; sie hat nicht einmal einen Trost, geschweige einen Ersatz für den, in seinem heiligsten Eigenthume von ihr Verletzten, — darum verachte ich sie.“

„Aber glaube nicht, daß ich mit der Philosophie mich selbst aufgebe, daß ich der Verzweiflung zum Opfer werde. O nein, da ist Gott für! In meiner allerbittersten Stunde ist in meinem endlich von Gram und Thränen ganz erweichten Herzen eine Blume aufgegangen, die mein ganzes Innere mit himmlischem Troste durchduftet. Ein Freund Gottes und meiner Seele hat das Blümchen in mir gepflegt, und meine Thränen haben es begossen, daß es fröhlich gedeiht: — es ist die Blume des Glaubens. Dein Herz ist noch gestählt durch die Philosophie; aber Gott wird es noch zu erweichen wissen, wenn es ihm Zeit dünkt — in der Gluth des Schmerzes oder der Wonne. Der Freund wünscht Dir diese. Dann bist Du selig wie ich; denn ich weiß, daß Bettina, mein süßes Weib, lebt, wie ich lebe, wie Gott in uns beiden lebt; daß sie jetzt nur schlummert und süße Träume von unserer Liebe und von unserm Kinde träumt; daß sie einst mit unsterblichem Jubel, allein groß genug eine Ewigkeit zu füllen, mich umfängt, denn sie findet dann in mir einen, den die Gnade Gottes gerettet hat.“

Der Brief des Freundes war weit entfernt, diesen meinem Herzen zu entfremden; ich freute mich vielmehr über ihn. S. hatte niemals Philosophie und Religion vermitteln können; so lange er jene zu besitzen glaubte, hatte er diese verachtet. Vergebens hatte ich ihn öfters darauf hinzuleiten gesucht, daß die Philosophie nur in allgemeinen Gedankensätzen dieselbe Wahrheit ausspreche, welche die Religion in individuellen Gestalten warm an das Herz des Individuums lege; — er hatte mich mit der kränkenden Aeußerung zurückgewiesen: Mir als einem öffentlichen Lehrer der Philosophie möge es wohl gerathen sein, für die schwachen Seelen meiner Zuhörer eine solche Vermittlung zu erfinden; aber ich belöge mich selbst, wenn ich meinte, daß es Ernst mit derselben sei. Aus diesem Briefe schöpfte ich nun die Hoffnung, der Umgang meines Freundes mit der Religion würde ihn selbst, nachdem er erst Beruhigung seines Schmerzes erlangt hätte, zu einer tiefern Auffassung der Philosophie hinführen; er würde dann erkennen, daß er bisher nur einen oberflächlichen Schein der Philosophie für diese selbst gehalten habe und, wenn wir dann gemeinschaftlich ernsten Studien nachgingen, würde noch einmal die erste und in Wahrheit die schönste Zeit unserer Freundschaft, noch verklärt durch das Andenken an die verstorbene Freundin, zurückkehren. In diesem Sinne antwortete ich ihm, obwohl für den Augenblick mehr nur andeutend, die Beruhigung seines Gemüthes abwartend.

Ich hatte mich in meinen Hoffnungen getäuscht. Nach jenem Briefe verbat sich S. ausdrücklich jedes philosophische Gespräch. Sein Umgang mit Drucker wurde immer inniger, und

indem er den Schmerz um die verstorbene Gattin mit geheimer Wollust in seinem Innern täglich aufregte, erlangte er nie eine Beruhigung seines Herzens, welche ihn der Besonnenheit wiedergegeben hätte. Von der Verurtheilung der Philosophie, oder wie er sagte, indem er die Wissenschaft mit der dünkelhaften Meinung des Weltmenschen verwechselte, der Bindung des Verstandes unter den Glauben, fand er leicht den Uebergang dahin, daß er in alle jemals da gewesene Formen des Glaubens seinen Geist zu zwängen suchte, ohne zu bedenken, daß der fortschreitende Geist jene veralteten Formen längst durch seinen ewigen Inhalt vollkommener ausdrückende Formen ersetzt habe und noch zu ersetzen im Begriff sei.

Unter solchen Verhältnissen, nachdem mein redlichstes Bestreben ihn zur Bestimmung zu bringen gescheitert war, wunderte mich nicht, daß mir endlich S. ankündigte, er sei mit den ihm gleichgesinnten Freunden entschlossen, das Vaterland, wo ihr Glaube verläugnet und verachtet würde zu verlassen, um in Amerika eine Gemeinde zu begründen, welche freudig und ungestört Gott nach ihrer Weise anbeten könne. Ich eilte zu Drucker, den ich bisher aus einer gewissen Eifersucht um des gemeinsamen Freundes willen, gemieden hatte, und wollte ihn mit Vorwürfen über das, was, wie ich meinte, sein Werk war, überschütten. Mit Staunen vernahm ich, daß S. seit Monden auch von ihm sich zurückgezogen, ja ihn förmlich als einen solchen verdammt habe, der den Geist verleugne, der ihn erleuchte. „Der Glaube,“ sagte Drucker, „den ich als lindernden Balsam rein und lauter in sein Herz träufelte, ist ihm zum Gifte geworden; denn sein durch die Eitelkeit der Verstandesbildung verführtes Herz läßt ihn sich nicht dabei begnügen, ein Gläubiger zu sein, sondern will ihn ohne Berufung zum Märtyrer oder Propheten machen!“

Ich mußte Drucker vollkommen recht geben und fand so auch praktisch bestätigt, daß wahre Religiosität nnd wahre Philosophie, wenn auch ohne es von einander zu wissen, stets mit einander übereinstimmen. Ich überlegte nun mit Drucker, was zu thun sei. Dieser sagte: „Laß ihn und die Gleichgesinnten, welche die Bildung unserer Zeit in sich nicht zu überwinden vermögen, in Gottes Namen in das ferne Land ziehen. Ich bin überzeugt, Gott selbst hat ihnen diesen Gedanken eingegeben. Sie sollen den Ernst des Lebens kennen lernen, der ganz etwas Anderes ist als die Leidenschaften, welche in ihren Herzen wühlen, damit ihnen die Demuth zu dem Eifer komme; und den Ernst des Lebens werden sie drüben finden, im Kampfe mit einer üppigen, aber roh wilden Natur, entfernt von allen Illusionen Europas, welche ihre schwachen Herzen zur Eitelkeit aufblähten. Gott gebe ihnen Segen, und uns theile er von ihrem Eifer für das Ewige mit, so wird es fernerhin auch um uns hier in Europa besser stehen!“

Jene Verwanden in Dresden, welche schon einmal auf Bettina's Erbschaft Ansprüche gemacht, haben S.'s Entschluß, sein und seines Kindes ganzes Vermögen mit in die neue Welt zu nehmen, vereitelt. Im Falle, daß der kleine Karl sterben sollte, haben sie Ansprüche an dieses Vermögen; und durch diese Einrede sowie durch Drucker's und meine Ermahnungen haben wir S. dahin gebracht, das Kind bei mir zurückzulassen. Wir stellten ihm vor, wie er das zarte Leben des Knaben muthwillig in Gefahr brächte, wenn er ihn mitnähme. Drucker hatte gelobt für eine ächt christliche Erziehung des Kindes mit mir Sorge zu tragen; S. versprach, wenn der Knabe zehn Jahr alt sein wird, selbst nach Europa zu kommen, um ihn abzuholen. Ich hege im Stillen die Hoffnung, S. werde, zum Frieden mit sich selbst gelangt, dann selbst bei uns, bei seinem Kinde, bei dem Grabe seiner theuern Bettina in Europa bleiben.

---

## Die Tabackspfeife.

**Von B. Auerbach.**

Das ist eine ganz absonderliche Geschichte, die aber doch mit der neuern Weltgeschichte, oder was fast einerlei ist, mit der Geschichte Napoleon's, ganz genau zusammenhängt. Damals war eine außerordentliche Zeit, jeder Bauer konnte aus der Königsloge seines eigenen Hauses die ganze Weltgeschichte vorbei defiliren und agiren sehen, Könige und Kaiser spielten darin mit, und erschienen bald so, bald so angezogen; und dieses ganze großartige Schauspiel kostete den Bauer oft weiter nichts als Haus und Hof und etwa noch sein Leben. So arg ging's aber meinem Nachbar Hansjörg nicht, doch — ich will die Geschichte von vorn erzählen.

Es war im Jahr 1796. Wir in unserer mäuschenstillen Zeit, wir Kinder des unbefriedigten Friedens, können uns kaum einen Begriff von der damaligen Unruhe machen; es war als ob die Leute gar nirgends mehr fest zu Hause wärea, als ob das ganze Menschengeschlecht sich auf die Beine gemacht hätte, um einer den andern da und dorthin zu treiben. Ueber den Schwarzwald zogen bald die Oesterreicher mit ihren weißen Wämmsern, bald die Franzosen mit ihren rothen Hosen, dann wieder die Russen mit ihren langen Bärten, und zwischen drin

steckten die Baiern, Würtemberger, Hessen, in allerlei Gestalt; der Schwarzwald war das allzeit offene Thor für die Franzosen, und jetzt eben ist man endlich dran, einen Riegel vorzuschieben.

Es war also oftmals ein Marschiren, Retiriren und Vordringen, ein Schießen und Donnern, daß man nicht wußte, wo einem der Kopf stand; wirklich blieb er manchmal auch nicht stehen, sondern purzelte unversehens um. Nicht weit von Baisingen ist mitten auf dem ebenen Felde eine Anhöhe, so hoch wie ein Haus, und drunter sollen lauter todte Soldaten liegen, Franzosen und Deutsche bei einander.

Mein Nachbar Hansjörg war aber davor behütet, Soldat werden zu brauchen, obschon er ein schmucker und handfester Bursch war, der sich überall sehen lassen durfte, und er eben in das neunzehnte Jahr trat. Das kam nämlich davon. Am Tage vor des Maurers Wendel Hochzeit, der eine Frau von Empfingen hat, ritt der Hansjörg mit den Andern hinter dem Wagen drein, auf dem die Braut mit dem Hausrath auf dem blauangestrichenen Kasten neben der Kunkel und der nagelneuen Wiege saß. Der Hansjörg schoß immer am teufelmäßigsten, er that immer eine doppelte Ladung in die Pistole. Als nun der Zug bei der Leimengrube ankam, wo rechts der Weiher und links die Ziegelhütte ist, aus der das Kätherle heraussah, da schoß der Hansjörg wieder; aber fast noch ehe man den Knall hörte, hörte man den Hansjörg gotteserbärmlich schreien, die Pistole entfiel seiner Hand, er selbst wäre vom Pferde gefallen, wenn ihn sein Kamerad, der Viteli, nicht gehalten hätte. Jetzt sah man, was geschehen war: der Hansjörg hatte sich am mittlern Gelenk den Zeigefinger der rechten Hand abgeschossen; er wurde nun vom Pferde heruntergehoben, Alles sprang mitleidig hinzu, und auch das Kätherle aus der Ziegelhütte kam herbei und wurde fast ohnmächtig, als es sah, wie der Finger des Hansjörg nur noch an der Haut hing, der Hansjörg aber biß vor Schmerz die Zähne über einander und blickte starr auf das Kätherle; er wurde nun in das Haus des Zieglers gebracht. Der alte Jockel vom Scheubuß, der das Blut stillen konnte, wurde schnell herbeigerufen, ein Anderer lief nach der Stadt zu dem Grath, einem vielgeliebten Chirurgus. — Als der alte Jockel ins Zimmer trat, war Alles plötzlich still und wich vor ihm zurück, so daß alle Anwesenden zu beiden Seiten eine Fronte bildeten, durch welche er zu dem Verwundeten schritt, der hinter dem Tische auf der Bank lag. Nur das Kätherle trat vor und rief: „Um Gotteswillen Jockel, helfet dem Hansjörg;" dieser schlug die Augen auf und wendete den Kopf nach der Redenden, und als nun der Jockel vor ihm stand und leise murmelnd die Hand berührte, da hörte das Blut schon auf zu rinnen.

Das war aber diesmal nicht durch die Sympathie Jockel's geschehen, sondern durch eine andere Sympathie, nämlich durch die zwischen dem Kätherle und dem Hansjörg; denn als dieser die Worte Kätherle's hörte, fühlte er, wie ihm alles Blut nach dem Herzen drang, und dadurch hörte das Bluten des Fingers auf.

Der Grath kam und dem Hansjörg wurde nun der Finger abgenommen; er hielt sich bei dem grausamen Schmerze wie ein Held. Als er schon einige Stunden darauf im Wundfieber lag, war es ihm, als ob ein Engel zu ihm heranschwebte, und ihm Kühlung zuwehte; (er wußte es nicht, daß das Kätherle ihm die Fliegen abwehrte und dabei oft ganz nahe an seinem Gesichte auf- und abfuhr; es kann eine solche Nähe, wenn auch nicht eigentliche Berührung, einer liebenden Hand eine magische Wirkung in dem Andern hervorrufen, und diese kann sich wohl in unserm Hansjörg als eine solche Traumgestalt gebildet haben). Dann erschien dem Hansjörg im Traume wieder eine ganz verhüllte Gestalt; er konnte sich nachher nicht mehr recht erinnern, wie sie aussah, und — so sonderbar sind die Träume — die Gestalt hatte einen losen Finger im Munde und schmauchte damit Tabak, als ob es eine Pfeife wäre, so daß die blauen Wölkchen sich aus duftigen Ringen ausbreiteten.

Kätherle bemerkte, daß die geschlossenen Lippen Hansjörg's sich im Schlafe mehrfach auf und nieder bewegten; als er erwachte, war das erste, was er verlangte: seine Pfeife. Hansjörg hatte die schönste Pfeife im ganzen Dorfe und wir müssen sie näher betrachten, denn sie ist ein Hauptstück in unserer Geschichte. Es war ein ulmer Maserkopf, dessen braune Marmorirungen die wunderlichsten Figuren machten, so daß man sich allerlei hineindenken konnte; der silberne Deckel war wie ein Helm geformt, und so blank, daß man sich drein spiegeln konnte und noch den Vortheil hatte, daß man sein Gesicht doppelt und zwar zu unterst und zu oberst darin sah; auch an der untern Kante, so wie am Stiefel war der Pfeifenkopf mit Silber beschlagen, ein doppeltes silbernes Kettchen mit einem Sprungringe diente statt der Schnur und hielt das kurze Rohr mit der langen vielgelenken krummen Mundspitze.

War diese Pfeife nicht schön, und hatte Hansjörg nicht recht, daß er sie liebte wie ein Held des Alterthums seinen Schild?

Das erste, was nun Hansjörg bei dem Verluste seines Fingers ärgerte, war das, daß er

sich nun schwer mehr werde eine Pfeife stopfen können. Das Kätherle lachte und schalt ihn aus über seine Liebhaberei, aber es stopfte ihm doch eine Pfeife, holte eine Kohle und that sogar selbst ein Paar Züge; es schüttelte sich aber und machte ein Gesicht, als ob es sich furchtbar davor ekle. Dem Hansjörg hatte aber noch nie eine Pfeife so gut geschmeckt als die, welche das Kätherle vorher im Munde gehabt hatte.

Trotzdem es heißer Sommer war, durfte der Hansjörg mit seiner Wunde nicht nach Hause gebracht werden, er mußte also bei dem Ziegler bleiben; das war unserm Patienten sehr recht, und obwohl seine Eltern kamen, um ihn zu verpflegen, wußte er doch, daß schon Zeiten kommen würden, wo er mit dem Kätherle allein sein würde.

Andern Tages war des Maurer Wendel's Hochzeit, und als es zur Kirche läutete, pfiff der Hansjörg den unabänderlich wiederkehrenden Hochzeitsmarsch, der jetzt drinnen im Dorfe gespielt wurde, auf seinem Bette nach.

Nach der Kirche zog die Musik im Dorfe umher und spielte vor den Häusern, in denen die schönsten Mädchen waren, oder solche, die Schätze hatten; die Burschen und Mädchen schlossen sich dann dem Zuge an, der, je weiter er kam, sich immer mehr vergrößerte; sie kamen auch vor des Zieglers Haus. Der Viteli kam, als „Gespiele" Hansjörg's, mit seinem Schatze herauf, um statt des Verwundeten das Kätherle mit zum Tanze zu nehmen; dieses aber dankte, schützte Arbeit vor und blieb daheim. Der Hansjörg war hierüber hoch erfreut, und als sie allein waren, sagte er:

„Kätherle, gräm' Dich nicht, es giebt bald wieder eine Hochzeit und da wollen wir Zwei rechtschaffen mit einander tanzen."

„Eine Hochzeit?" fragte das Kätherle betrübt, „ich wüßt' nicht von wem?"

„Komm' mal her," sagte Hansjörg lächelnd, das Kätherle trat näher, und er fuhr fort: „Ich will Dir's nur gestehen, ich hab' mir den Finger mit Fleiß abgeschossen, damit ich kein Soldat zu werden brauch'."

Das Kätherle fuhr zurück, schrie laut auf und bedeckte sich mit der Schürze das Angesicht.

„Warum schreist Du?" fragte Hansjörg, „ist Dir's denn nicht recht? Es muß Dir recht sein, denn Du bist daran schuld."

„Jesus, Maria, Joseph! nein, gewiß nicht, ich bin daran unschuldig, o, Du lieber Heiland, was hast Du für eine Sünd' gethan, Hansjörg; Du hättest Dich ja auch todt schießen können, nein, Du bist ein wilder Mensch, mit Dir möcht' ich nicht hausen, ich hab' Angst vor Dir."

Kätherle wollte ihm entfliehen, aber Hansjörg hielt es noch mit der linken Hand fest, es stand da, riß unwillig, wendete ihm den Rücken zu und kaute an einem Ende der Schürze; der Hansjörg hätte alles in der Welt darum gegeben, wenn es ihn nur einmal angesehen hätte, aber all' sein Bitten und Flehen war umsonst, er ließ nun los und wartete eine Weile, ob es sich nicht umkehre, als es aber immer stumm und abgekehrt blieb, da sagte er mit zitternder Stimme: „Willst Du nicht so gut sein und meinen Vater holen? ich will heim."

„Nein, das darfst Du nicht, Du könntest ja den Hundskrampf kriegen, hat der Grath gesagt," erwiederte das Kätherle noch immer abgekehrt.

„Wenn Du Niemand holst, so geh' ich allein," sagte Hansjörg.

Das Kätherle kehrte sich um und sah ihn an mit thränenden Augen, aus denen alle Bitten und alle Mächte der liebenden Besorgniß hell leuchteten; Hansjörg faßte Kätherle's Hand, sie war fieberheiß, und er schaute lange in das Antlitz seines Mädchens. Es war nicht so was man eigentlich schön nennt, es war derb und kräftig; das Antlitz, so wie der ganze Kopf hatte eine fast kugelrunde Bildung, die Stirn war hochgewölbt, beinahe wie ein Halbkreis, die Augen lagen tief in der Biegung, die kleine Stumpfnase, die etwas Neckisches und Uebermüthiges aussprach, die runden vollen Wangen, Alles verrieth gesundes, frisches Leben. Hansjörg betrachtete die Hocherglühende, wie wenn sie die allerschönste gewesen wäre.

So hielten sie sich lange und sprachen kein Wort, endlich sagte Kätherle: „Soll ich Dir ein' Pfeif' stopfen?"

„Ja," sagte Hansjörg und ließ sie los.

In dem Anerbieten Kätherle's lag der beste Ausspruch der Versöhnung; das fühlten Beide, sie redeten darum kein Wort mehr von ihrem Streit.

Gegen Abend kamen viele Burschen und Mädchen mit hochglühenden Wangen und freudestrahlenden Augen, um das Kätherle zum Tanze abzuholen, es aber wollte durchaus nicht mitgehen, der Hansjörg lächelte vor sich hin; als er aber das Kätherle bat, ihm doch den Gefallen zu thun und mitzugehen, hüpfte es freudig fort und kam bald darauf schön geputzt wieder.

Nun aber war ein neuer Uebelstand. Trotz ihrer Gutmüthigkeit wollte doch keines von Allen vom Tanze weg und beim Hansjörg bleiben; da kam zu gutem Glück der alte Jockel, und für einen guten Schoppen, den man ihm vom Wirthshause schicken wollte, versprach er, wenn's nöthig wäre, die ganze Nacht dazubleiben. —

Der Hansjörg hatte sich von dem Erath seinen Finger in einem mit Spiritus gefüllten Glase aufbewahren lassen, er wollte dies dem Kätherle schenken; aber trotz seiner sonstigen Derbheit fürchtete sich das Mädchen davor wie vor einem Gespenste, es wagte kaum das Glas anzurühren, und als der Hansjörg zum ersten Male das Haus verlassen durfte, gingen sie mit einander in den Garten vor dem Hause und begruben den Finger. Hansjörg stand sinnend dabei, als das Kätherle das Loch wieder zuschaufelte. Die Sünde gegen das Vaterland, die er durch seine Selbstverstümmelung begangen hatte, kam ihm nicht in den Sinn; dagegen trat ihm der Gedanke vor die Seele, daß hier ein Theil der ihm von Gott verliehenen Lebenskraft eingescharrt werde, für die er Rechenschaft ablegen müsse. Er stand so zu sagen bei lebendigem Leibe bei seinem eigenen Begräbniß, und der Vorsatz stieg in ihm auf, alle ihm noch gebliebenen Kräfte nach Pflicht und Gewissen treulich zu üben und anzuwenden; ein Todesgedanke überschauerte ihn, und mit Wehmuth und Freude schaute er auf, sah sich lebend und neben ihm sein geliebtes Mädchen. Solche Gedanken bewegten sich halb klar in seiner Seele, und er sagte: „Kätherle, ich seh's wohl ein, ich hab' mich schwer versündigt und ich muß beichten; ich muß es bald vom Herzen haben, ich will gern jede Buße thun.“

Kätherle umarmte und küßte ihn, und er genoß im voraus die seligste Absolution, wie sie eigentlich das wahrhaft reuige Gemüth, mit festem Vorsatze ausgerüstet, schon allein für sich empfinden muß.

Sonntags darauf ging Hansjörg zur Beichte, man hat nie erfahren, welche Buße ihm auferlegt wurde.

Man sollte meinen, ein Mensch müsse einen besondern geheimen Zug nach der Stelle hin haben, wo ein Stück seines lebendigen Daseyns ruht. Wie uns das Vaterland doppelt heilig ist, weil die Gebeine unserer Lieben darin ruhen, wie uns die ganze Erde erst recht heilig wird, wenn wir bedenken, wie sich die Körper unserer Freunde und Mitmenschen mit ihrem Staube vermischen, so muß ein Mensch, von dessen eigenem unzertrennlichen Körper ein lebendiger Theil schon Erde geworden, sich von der unendlichen Macht der irdischen Heiligkeit angezogen fühlen, und sich oft nach einem Theil seiner Ruhestätte hinwenden.

Solche Gedanken, wenn auch eine dunkle Ahnung von irgend etwas davon in unserm Freunde aufstieg, konnten doch, wie natürlich bei einem Menschen, wie unser Hansjörg war, nicht lange haften. Er ging tagtäglich nach des Zieglers Haus, nicht weil ein Todtes, sondern weil ihn das Leben, d. h. die Liebe zu Kätherle, hinzog. Manchmal aber ging er auch recht betrübt von dort weg, denn das Kätherle schien es darauf angelegt zu haben, ihn zu ärgern und zu meistern. Das erste, was das Kätherle immer und immer von ihm verlangte, war: daß er das Rauchen aufgeben solle, er durfte es nie küssen, wenn er geraucht hatte, und ehe er zu ihm ging, mußte er fast immer seine liebe Pfeife verstecken; in des Zieglers Stube aber durfte er nie und nimmer rauchen, und so gern er auch dort war, machte er sich doch immer nach einer Weile wieder fort. Kätherle hatte wohl recht, wenn es ihn oft damit neckte.

Hansjörg ärgerte sich gewaltig über den Eigensinn Kätherle's, und er steifte sich immer mehr auf seine Liebhaberei; er meinte, es sei unmännlich, sich von einem Weibe etwas vorschreiben zu lassen, das Weib müsse nachgeben, dachte er, und dann muß man auch bekennen: es war ihm rein unmöglich, seine Gewohnheit aufzugeben. Er probirte es einmal während der Heuernte zwei Tage lang, aber es war ihm immer, als ob er faste, es fehlte ihm überall etwas, und er holte sich seine Pfeife wieder, und indem er sie vergnüglich zwischen den Zähnen festhielt und dabei Feuer schlug, sagte er vor sich hin: „Eh' mag das Kätherle und mit ihm alle Weibsleut' zum Teufel gehen, eh' ich das Rauchen aufgäb!“ Er schlug sich dabei auf die Finger, und die heftig schmerzende Hand schüttelnd dachte er: das ist Sündenschuld, denn das ist eigentlich doch nicht wahr.

Endlich kam der Herbst herbei, Hansjörg wurde richtig für untauglich zum Militärdienst erklärt. Noch einige andere Bauernburschen hatten ihm seine List nachgeahmt, sie hatten sich nämlich die Schaufelzähne ausgerissen, damit sie keine Patronen beißen konnten; aber die Militärcommission sah dies als absichtliche Verstümmelung an, während die des Hansjörg, ihrer Gefährlichkeit wegen, als Unglück betrachtet wurde. Die Zahnlückigen wurden zum Fuhrwesen genommen und mußten nun doch mit in den Krieg ziehen; mit einer verstümmelten Zahnreihe mußten sie die oft mageren Bissen der Kriegskost beißen, und am Ende mußten sie gar ins Gras beißen, wozu sie eigentlich gar keine Zähne mehr brauchten.

In den ersten Tagen des Octobers hielt der französische General Moreau seinen berühmten Rückzug über den Schwarzwald. Eine Abtheilung des Zuges kam auch durch Nordstetten; man hörte mehrere Tage vorher davon. Es war eine Furcht und Angst im Dorfe, daß man sich nicht zu helfen und zu rathen wußte; in allen

Kellern wurde gegraben und geschaufelt, und alles, was man von Geld und Kostbarkeiten hatte, hineingelegt. Die Mädchen brachten ihre Granatschnüre mit der daran hängenden silbernen Münze (dem sogenannten Anhänger), sie zogen ihre silbernen Ringe vom Finger und legten sie in die Grube, Alles ging schmucklos umher wie bei einer großen Trauer; das Vieh wurde bei Egelsthal in eine unwegsame Schlucht getrieben. Die Mädchen und Burschen sahen sich betrübt an, wenn man von dem herannahenden Feinde sprach; mancher Bursch faßte dann nach seinem Messergriffe, der aus der Hosentasche hervorsah.

Am übelsten waren aber die Juden dran. Wenn man dem Bauer auch Alles nimmt, seinen Acker und seinen Pflug kann man ihm doch nicht forttragen; die Juden aber hatten all ihr Vermögen in beweglicher Habe, in Geld und Waaren, sie zitterten daher doppelt und dreifach. Der jüdische Kirchenvorsteher, ein gescheiter und gewandter Mann, fand einen pfiffigen Ausweg. Er ließ ein großes Faß mit rothem Wein, der tüchtig mit Branntwein vergeistigt war, vor seinem Hause aufstellen, auf einen Tisch gefüllte Flaschen setzen, um damit die ungebetenen Gäste zu regaliren. Die List gelang, weil die Franzosen ohnedieß Eile hatten, weiter zu kommen.

Der Tag des Durchmarsches kam und ging besser vorüber, als man je gehofft hatte. Die Leute im Dorfe standen haufenweise bei einander und betrachteten die Vorüberziehenden; zuerst kam die Reiterei, dann kam ein gewaltiger Trupp Infanterie.

Hansjörg war mit seinen Kameraden Viteli und Xaver hinausgegangen nach der Ziegelhütte, er wollte für alle Fälle dort sein, damit dem Kätherle nichts geschehe; er ging mit seinen Kameraden in den Garten vor dem Hause, und über den Zaun gelehnt, schmauchte er behaglich seine Pfeife. Das Kätherle schaute zum Fenster heraus und sagte: „Wenn Du nicht rauchen willst, Hansjörg, kannst Du mit Deinen Kameraden 'raufkommen.“

„Wir sind schon gut da,“ erwiederte der Hansjörg, drei Qualme schnell nach einander ausstoßend und die Pfeife fester fassend.

Nun kam die Reiterei, Alle ritten ungeordnet einher, sie schienen kaum zusammen zu gehören, ein Jeder kümmerte sich fast nur um sich, und doch sah man's wieder, daß sie zusammenhielten. Einige warfen keck lachend und winkend dem Kätherle am Fenster Kußhändchen zu, der Hansjörg fuhr rasch mit der Hand nach seinem Seitenmesser; das Kätherle schob das Fenster zu und schaute nur noch verstohlen hinter den Scheiben hervor. Nach der Infanterie kamen Fouragewagen und die Wagen mit den Verwundeten. Das war ein erbärmlicher Anblick. Einer der Verwundeten streckte eine Hand heraus, an der auch nur vier Finger waren; das fuhr dem Hansjörg durch Mark und Bein, es war ihm plötzlich, als ob er selber da droben läge. Der Verwundete hatte nichts als ein Tuch um den Kopf gebunden und es schien ihn zu frieren, der Hansjörg sprang schnell über den Zaun, nahm die Pudelkappe vom Kopfe und setzte sie dem Armen auf, dann gab er ihm noch sein Geld mit sammt dem ledernen Beutel. Der Verwundete machte mehrere Zeichen mit dem Munde und deutete damit an, daß er gern rauchen möchte, er sah dabei den Hansjörg bittend und bettelnd an und deutete immer auf seine Pfeife, der Hansjörg aber schüttelte Nein. Das Kätherle brachte Brod und Hemden herbei und legte sie auf den Wagen des Verwundeten, die franken Krieger sahen vergnügt auf das frische Mädchen, und einige machten ein militärisches Begrüßungszeichen und welschten unter einander; sie fuhren dann immer freundlich winkend davon. Da dachte Niemand mehr, ob dieß Feinde oder Freunde wären, es waren unglückliche, hülfsbedürftige Menschen, und Jeder mußte ihnen helfen.

Ein großer Trupp Reiter beschloß den Zug. Das Kätherle stand wieder am Fenster, Hansjörg mit seinen Kameraden wieder auf ihrem Posten; da sagte der Viteli: „Guck, da kommen Marodeurs.“

Zwei zerlumpte Kerle in halber Uniform, ohne Sattel und Bügel sprengten heran; eine Strecke, ehe sie bei Hansjörg waren, hielten sie ein und sprachen etwas mit einander, man hörte den Einen lachen, sie ritten dann langsam und der Eine ganz nahe an dem Zaune hin, und ratsch! riß er dem Hansjörg die Pfeife aus dem Munde, und dann im gestreckten Galopp auf und davon; der Marodeur steckte sich die noch brennende Pfeife in den Mund und dampfte lustig wie zum Hohne.

Der Hansjörg hielt sich den Mund, es war ihm, als ob ihm alle Zähne aus dem Kiefer herausgerissen wären; das Kätherle aber lachte aus vollem Halse und rief: „So, jetzt hol' Dir Deine Pfeif'.“

„Ja, ich hol' sie,“ sagte Hansjörg und knackte vor Wuth eine Latte am Zaun zusammen, „kommt, Viteli, Xaver, wir thun unsere Gäul' 'raus und reiten nach, und wenn wir darüber zu Grund gehen, den Hallunken laß ich mein Pfeif' nicht.“

Die beiden Kameraden gingen davon und holten schnell die Pferde aus dem Stall, das Kätherle aber kam herabgesprungen, rief den

Hansjörg in den Hausgang; unwillig ging er zu ihm, denn er war bös, daß es ihn so ausgelacht hatte, das Kätherle aber faßte zitternd seine Hand und sagte: „Um Gotteswillen, Hansjörg, laß die Pfeif', guck, ich will Dir auch Alles zu Gefallen thun, folg' mir nur jetzt; willst Du Dich denn wegen so eines nichtsnutzigen Dinges umbringen lassen? Ich bitt' Dich, bleib' da."

„Ich mag nicht, mir ist's recht, wenn mir einer eine Kugel durch den Kopf schießt, was soll ich da thun? Du kannst doch nur nichts als foppen."

„Nein, nein!" rief das Kätherle und fiel ihm um den Hals, „ich laß Dich nicht gehen, Du mußt da bleiben."

Den Hansjörg durchzuckte es wunderbar, aber er fragte keck: „willst Du denn mein Weib sein?"

„Ja, ja, ich will ja!"

Die Beiden umarmten sich selig, dann rief Hansjörg: „Mein Lebtag kommt mir kein' Pfeif' mehr in den Mund, guck, mich soll ein heiligkreuz —"

„Nein, schwör' nicht, Du mußt's auch so halten können, das ist viel besser; gelt, Du bleibst jetzt aber auch da? Laß die Pfeif' beim Franzos und beim Teufel."

Unterdessen kamen die Kameraden zu Pferd, sie hatten sich mit Heugabeln bewaffnet und riefen: „Tapfer, Hansjörg, komm!"

„Ich geh' nicht mit," sagte der Hansjörg, das Kätherle im Arm haltend.

„Was kriegen wir denn, wenn wir Dein Pfeif' wiederbringen?" fragte Viteli.

„Sie ist Euer."

Die Beiden ritten wie im Sturme davon den Weg nach Empfingen, Hansjörg und Kätherle schauten ihnen nach. Dort, an der kleinen Anhöhe, wo die Lehmgrube für die Ziegelhütte ist, hatten sie die Marodeurs fast eingeholt; als diese sich aber verfolgt sahen, machten sie keck kehrtum, schwenkten ihre Säbel und der eine zielte noch mit einer Pistole. Als der Viteli und der Xaver das sahen, machten sie ebenfalls hurtig kehrtum und waren schneller wieder da, als sie dort gewesen waren. —

Von diesem Tage an that der Hansjörg keinen Zug mehr aus einer Pfeife, vier Wochen später wurde er von der Kanzel herab mit dem Kätherle verkündet. —

Eines Tages ging Hansjörg nach der Ziegelhütte, er war hinter dem Hause hergekommen, Niemand hatte ihn gesehen; da hörte er drinnen das Kätherle mit Jemanden sprechen: „Also Du kennst sie ganz genau?" fragte das Katherle.

„Warum soll ich sie nicht kennen?" erwiederte der Angeredete, Hansjörg erkannte an der Stimme das rothe Maierle, einen Handelsjuden, „ich hab' ihn ja oft genug mit ihr gesehen; er hat sie so gern gehabt, wie er Dich hat, und wenn es gegangen wär', ich glaub', er hätt' sie geheirathet."

„Weißt Du," sagte Kätherle, „ich will nur sehen, wie er die Augen sperrangelweit aufreißen wird, wenn er sie an seiner Hochzeit wiedersieht; ich kann mich also ganz gewiß darauf verlassen?"

„So gewiß soll' ich hundert tausend Gulden reich werden, sie muß da sein."

„Aber der Hansjörg darf nichts von ihr erfahren."

„Stumm wie ein Fisch!" erwiederte das rothe Maierle und ging davon.

Hansjörg kam schüchtern zu Kätherle, er schämte sich zu gestehen, daß er gehorcht habe; als sie aber traulich bei einander saßen, sagte er: „Ich will Dir's nur sagen, laß Dir nichts vorschwätzen, es ist nicht wahr; man hat mir einmal nachgesagt, ich hätt' Bekanntschaft mit der Adlerwirthsmagd, die jetzt in Rottweil dient, glaub' Du mir, es ist nicht wahr, ich bin ja damals noch in die Christenlehr' gegangen, es war nichts als Kinderei."

Das Kätherle that, als ob es ein gar großes Gewicht auf diesen Umstand lege, und der Hansjörg hatte viel zu thun, sich zu rechtfertigen. Er gab sich noch am Abend alle Mühe, das rothe Maierle auszuhorchen, aber das war „stumm wie ein Fisch."

Hansjörg hatte noch viele Rügen auszustehen und gewissermaßen durch das ganze Dorf Spitzruthen zu laufen. Das war nämlich so. Am Sonntage vor der Hochzeit ging nach alter Sitte der Hansjörg und sein „Gespiel", der Viteli, Jeder mit einem rothen Bande um den Arm und einer rothen Schleife an dem dreieckigen Hute, von Haus zu Haus im ganzen Dorfe, und der „Hochzeiter" sagte folgenden Spruch: „Ihr sollet höflich eing'lade sein zur Hauzich am Zinstig (Hochzeit am Dienstag) im Adler. Wemmers (wenn wir's) wieder verdäue (vergelten) könnet welle mer's au thoan (wollen wir's auch thun). Kommet au g'wiß. Vergesset's ét. Kommet au g'wiß." Darauf öffnete in jedem Hause die Frau die Schublade am Tisch, that Brod und Messer heraus und reichte es mit den Worten: „Schneidet au Brod." Der Hochzeiter mußte nun ein Schnitzel Brod abschneiden und dasselbe mitnehmen. Hansjörg machte das Brodschneiden mit seinen vier Fingern etwas ungeschickt, und es that ihm wehe, wenn man in vielen Häusern mit gutmüthigem Spott zu ihm sagte: „Du dürftest eigentlich nicht heira-

then, Hansjörg, denn Du kannst mit Deinem Stumpffinger doch nicht gut Brod schneiden."

Der Hansjörg war hochfroh, als diese Einladungen vorbei waren.

Mit Singen und Jubeln wurde die Hochzeit gefeiert, nur durfte dabei nicht geschossen werden, denn seit dem Unglücke oder dem Muthwillen Hansjörg's war das strenge verboten.

Am Hochzeitstische ging Alles lustig her. Gleich nach Tische ging Kätherle hinaus in die Küche, es kam aber schnell wieder und hatte die uns wohlbekannte Pfeife im Munde — man konnte wirklich nicht unterscheiden, ob es die alte oder eine aufs Pünktchen hin ähnliche sei — das Kätherle that nun mit verzerrten Mienen wieder einige Züge aus der Pfeife und reichte sie dann dem Hansjörg mit den Worten:

„Da, nimm, Du hast Dich wacker gehalten, Du kannst Dir schon was versagen; meinetwegen magst Du wohl rauchen, ich hab' kein bisle dagegen."

Hansjörg wurde feuerroth, er schüttelte aber Nein und sagte: „Was ich einmal gesagt hab', da beißt kein' Maus keinen Faden davon, mein Lebtag thu' ich keinen Zug mehr." Er stand auf und sagte wieder: „Gelt, Kätherle, aber Dich darf ich doch küssen, wenn Du geraucht hast?"

Die beiden Glücklichen lagen sich selig in den Armen. Darauf gestand Hansjörg, daß er gehorcht habe, als sich das Kätherle mit dem rothen Maierle besprach, und daß er gemeint habe, es sei von der Adlerwirthsmagd die Rede.

Man lachte herzlich über den Spaß.

Die Pfeife wurde als ewiges Andenken über dem Himmelbette des jungen Ehepaares aufgehängt, und Hansjörg deutet oft darauf hin, wenn er beweisen will, daß man sich mit festem Vorsatz und durch Liebe Alles abgewöhnen könne.

---

Zwei Worte rücken uns plötzlich weit hinaus, Hansjörg und Kätherle sind betagte Großeltern, im Kreise der Ihrigen glücklich, frisch und munter. Die Pfeife gilt als ein ehrwürdiges Familienstück bei den fünf Söhnen Hansjörg's, keiner von ihnen und von ihren Kindern hat sich bis heute das Rauchen angewöhnt.

# Inhalt.